Menſchenfreuden.

aus meinem Garten
vor Z.

Frankfurth und Leipzig
1778.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinensi.

Schau, Leſer! hier Freuden und Wonnen! Wonnen für dich, und für mich, und für all' unſre Brüder im Sterbthal! Ich, bald nicht mehr Jüngling, ſchrieb ſie – noch aber Jüngling voll Leben und Muth; voll Flamme für **Menſchengeſchlecht, Tugend und Gott.** Da waren ihrer freilich tauſendmahltauſend; aber mein Auge mocht ſie nicht alle umfaſſen. **Sonnenſtrahl in der Mittagsſtunde,** ſtarker, brennender Sonnenſtrahl, blendete mich. Ich grif zu – kanns ſelbſt nicht ſagen, wo ich hin grif, und grif nur eine Handvoll. Als ich ſie hernach betrachtete, ſiehe, he, da ſagte mir mein Herz allgewaltig: **Danks Gott! danks tauſendmahl Gott! du genieſſſt viele davon.** – Blicke auf mich her, Freund, wenn du mich kennſt, und kennſt du mich nicht, ſo denke dir einen Menſchen, der – mit dem Fröhlichen ſich freut, und mit dem Weinenden weint, blicke mir ſtarr ins Auge – ich wünſche dir ſie alle. Beſitze ſie! Behalt ſie ungeſtöhrt, ungetrübt! Genieſſe ſie alle! Beſitze, behalt, genieſſe ihrer noch tauſendmahl mehr! – Ha! iſts ſchon im Sterbthale ſo ſchön, wie wirds ſein aufs Lebens glorievoller Höh! – Mag doch ſchreiben Menſchenelend, wer will! – zerſtaukt ihm die Feder!

Gedanken! her — alle, die ihr in mir ſeid und ſchwebt — her, und zuſammen, dicht zuſammen, all' in einen Allgedanken gedrängt, und zu wem hin? — zum Allvater und Allquell!

Hier, hier ſteh' ich — ſteh in deiner ſchönen Schöpfung — unter einem deiner Bäume — ſteh' in voriährigen Blättern, denke, walle, ſchüttere dir entgegen — Vater der Sonne, und der Sonnenbluhme, und des Sonnenſtäubgens! — Ach! biſt du auch? ſchrecklicher, mich bis zum Tod hin ängſtender Zweifel! biſt du auch?

Biſt — ſagen Weiſen und Narren; biſt nicht — ſagen Narren und Weiſe; wer hat Recht?

Sagt an, ihr Weiſen unter meinen Brüdern! ſag' an, Leibniß und Baile, Locke und Voltaire, Paulus und Spinoza, und Haller und Hume, und wie ihr alle heiſſet — weitſehende, hochgeehrte, inſpirirte Männer! ſagt an, wen ſoll ich darum fragen? Frag' ich euch, oder dieſen Baum, unter welchem ich liege? frag' ich den Prieſter, oder den Donner, oder die Bluhme am Schmerlenbach? beweiſ' ich von hinten, oder von vorn?

Ich bins, ders wiſſen will; laßt mich mirs ſelbſt ſagen! Ich frage mein eigen Herz.

Brauchſt du, wünſcheſt du, verlangſt du, hoffſt du Gott? — Ja, du brauchſt, wünſchſt, verlangſt, hoffſt ihn. Nun — ſo iſt er auch.

Bringt wider den Beweis an, was ihr wollet! ſprecht, er ſei nur ein halber, ein Sechzentheil, oder gar keiner! für mich iſt er ganz. Auch hatt' ihn ſchon vor mir, lange vor mir, mancher Redlicher, und fühlte ihn ſtark. Darum iſt Aſſaph mein Freund, und es iſt mir, als hätt' ich ihn im Arm, und drückte ihn feſt an mich her. Da ſtand er, vielleicht eben ſo unter einem Baum, zweifelte lange am Daſein des Erſten unter allen, hub ſeine Zweifel empor, warf ſie nider, ſchwang ſie wieder empor, fragte allenthalben, fragte bey Natur, Erfarung, und Moſes, nach Gott, konnte ihn nicht ſo finden, wie er wollte, fragte endlich ſein Herz, und — fand ihn. **Es iſt eine Freude,** dacht' er, fühl' er, ſprach er, wenn man ſich an einen Gott hält; es iſt des Lebens ſchönſter, beſter Troſt, Gott glauben; wer ſollte ſich ihn rauben laſſen?

Ja, warlich, des Lebens beſter, ſchönſter Troſt! es iſt ein Gott — ein Gott iſt!

Wenn ich denn dich erſt wünſche, und hoffe, du meines Daſeins Urbilder und Urwirker! Gott! denn find' ich dich auch allenthalben, und alles wird denn dein Werk. Denn grünt in meinen Augen durch dich mein groſſer Birnbaum, unter dem ich hier ſtehe; denn ſingt durch dich auf ſeinem Gipfel der rothbrüſtige Hänfling — ſonderbarer Baum! auf ſeinem Gipfel ein — Hänfling, und an ſeiner Wurzel ein — Menſch; beide ſingen — ſingen von Herzensgrund; der eine Hänflings; der andere Menſchengeſang; — denn ſchwebt überm Hänfling die Frühlingswolke durch dich; denn ſtrahlt über der Frühlingswolke die Sonne durch dich. Ha! Allwaltender und Allbelebender! ich will mich recht daran gewöhnen, bei iedem Schönen und Guten, das ich ſehe, den Gedanken, an dich zu denken, ihn recht aus der Fülle meines Herzens zu denken: denn ich ſehe, daß ich ſeiner benöthigt bin. Benöthigt am Abend des Tags, und am Abend der Tage; benöthigt im Sonnenſchein, und Sturm; benöthigt, wenn das Leben raſch durch alle meine Adern ſtröhmt, und wenn's — Gallerte wird!

Dort oben, wo der Hänfling ſingt, hangt ein trockner, morſcher Aſt. Er zittert nur noch, und wartet auf den erſten Windſtos, der ihn vollends ablöſen ſoll; damit er endlich einmahl die Erde beſuche, über welcher er ein halbes Jahrhundert hindurch kühn geſchwebt hat. Wie? wenn in dieſem Augenblick ſeine Erwartung einträfe, und er ſtürzte herab, und ſtürzte auf meinen Scheitel? Zwar kann ich weggehen, weil ich dis fürchte, und fällt er denn, ſo ſchmettert mich ſein Fall nicht; aber, wohin gehe ich? wo iſt irgend mehr Sicherheit für mich? — Allenthalben in der Natur hangende morſche Baumäſte über mir, wie hier! Ach! könnte, dürfte ieder von ihnen auf mich fallen, welch ein elender Wurm wär' ich! — Du biſt, Vater, und ohne dich wird nichts auf mich herſtürzen; und ſtürzts, ſo ſtürzt der Gedanke Troſt mit herab: es ſtürze durch dich.

Schön iſt die Tugend, göttlichſchön iſt ſie. Ich würde ſie auch lieben, wenn Gott nicht wäre; wenn ich in der Schöpfung allein da ſtände, ſeinen Nahmen nicht nennte, den Gedanken an ihn nicht dächte. Was wär' ich ohne Tugend? Ich verließſe eine Zeitlang ihren Pfad, und kehrte endlich doch mit voller Scham auf ihn zurück; ſegnete den Tag, da ich ihn wiederfand, ſpräche zu ihm: du biſt Tag der Gnaden, und Tag des Heils; und würfe Verwünſchungen auf den zurück, an welchem ich aufgehört hatte, ihn zu wandeln. Wird ſie aber nicht noch tauſendmahl ſchöner, die reitzende Tugend, wenn ſie — Tugend vorm Angeſichte Gottes iſt? denn iſt ſie Nachahmung des Schönſten, Abdruck der Gottheit, und der, welcher ſie übt, Gott in ſichtbarer Geſtalt, in irrdiſcher Hülle.

Und, wenn der Quell des Lebens verſiegt, wie denn? wenn die Stimme der Freude uns nicht mehr lieblich klingt — Schmerz der Zerſtöhrung im Gliederbau wühlt — Mitternacht, langdaurende Mitternacht, um uns her wird! denn heftet noch ſeinen letzten, ſterbenden Blick auf ihn der Redliche, und findet beim Vergang Himmels und der Erden im Bleiben deſſelben noch Troſt, ſchlurft die letzte gefundene Erquickung hinter, und — ſinkt.

Ja, ia, ihn glauben und denken, dis, Brüder, dis — höchſte Menſchenfreude; aber, wer biſt du? wie denk ich dich, Gott?

Ha! wie's Blut ſchon ſtarrt, und das Herz ſchon zittert und zagt — denkt gewis an Donner und Sturm, an Erdbeben und Peſt. Schauer, Sterbeſchauer, fällt über mich her; aber ich will ihn verſcheuchen, will den Beklemmungen Luſt, holdwehende Frühlingsluft, machen.

Bebe nicht, Trauriger! Sei nicht ſo zerknirſcht und zerſchlagen, wenn du dir **Gott** denkſt! Warum blickſt du denn auf die wenigern ſchrecklichen Auftritte? warum fällt gerade dein Auge auf Blitze und Leichen? ſchaue doch hin auf des Guten gröſſere Zahl! Sagts dir nicht Anblick des Ganzen, daß des Guten mehr ſey, als des Böſen? Wuſts nicht ſchon das Volk der Knechte, wards ihm nicht geſagt

von

von oben herab, daß Strafen nur drängen bis ans vierte, und Segen ans tauſendſte, Glied? denke dir deinen Gott nach der gröſſern Zahl deſſen, was du ſiehſt und hörſt! da iſt allenthalben mehr Liebe, als Zorn; mehr Segen, als Fluch. Und im Fluche noch Segen, im Zorne noch Liebe!

Kennt ihr, Freunde, den Edlen, der Wahrheit und Zärtlichkeit aus den Lippen eines noch Edlern, als er war, einſog? habt ihr das Wort, das reitzende Wort, geleſen, durchdacht, welches er ſchrieb: Gott iſt die Liebe!? Stand auch wohl unter einem Baum oft, wenn er ſo dachte; ſang denn auch wohl ein Vogel über ihm, wenn er ſprach: Gott — die Liebe! hatt's gewis gehört von dem Manne, der ihn immer bei der Hand hielt; der in dunkler Nacht, wenn er auf einem Berg wachte, am Himmel Sterne ſuchte, und beim Anblick des erſten ausrief: Gott iſt Vater; und, wenn der Morgenſtern aufging, das erſte Taglicht ſich brach, und der erſte Sonnenſtrahl auf Zion fiel, auch wieder ſagte: Gott iſt Vater; und in tauſendfachen Nöthen noch ohne Stammlen ſprechen konnte: Gott iſt Vater . . . .

So, ſo will ich dich denken, Allherr und Allgott! — Liebe, Liebe, Liebe, biſt du! ach! ewige Liebe! Wohlthäter, Segner, Erfreuer, Glücklichmacher, biſt du! biſt in allem — nichts ohne dich — und alles mit dir gut und ſchön, und ſchön und gut. Wirſt auch mit dem verworfenſten Geſchöpf nicht immerdar hadern, nicht ewiglich zürnen! wirſt gewis beſſer noch ſein, als Menſchen, die ſich nicht gern verſöhnen, und daher denken, du müſſeſt ſein, wie ſie.

Birnbaum, ach! Birnbaum, unter dem ich hier ſtehe, und ſo denke, du biſt mein Baum des Lebens, und rund um dich her mein Paradis! Oft will ich zu dir her eilen, und durch Gedanken an Gott von dieſer Art deine Schatten zum Tempel, und deinen Stamm zum Altar, weihen; will nichts denken und dichten, nichts dichten und denken, als: Gott — die Liebe, und dabei bald gen Himmel, bald auf die Erde, blicken, mich ganz in ihn hineindenken, mich in ihm verſenken und verliehren — im Quell des Guten — im Allvater — in ewiger Liebe!!!

Einen Gott haben, und einen Freund, ſieh! wie ähnlich ſind ſich die Dinge! daß man den einen ſieht, und den andern nicht ſieht, dis iſt die Sache. Thun wird ieder zu ſeinem Theile, was er kann, und hat der eine von beiden nicht immer Kraft genung, ſo hat er doch Willen. Wollt ihr mit dem Menſchen zanken, wenn er zuweilen, euren Gedanken nach, mit mehrerer Heftigkeit zum Freund, als zu Gott, eilt? Verdenkts ihm doch nicht! Er hat ein Paar Augen; die wollen nun einmahl etwas ſehen. Laſſt ihm den Freund — er ſucht doch Gott in ihm.

Welche Menſchenſeligkeit! wenn ich dich denke, du der wahren, zärtlichen Freundſchaft holdeſtes Glück! Wie er ſo da ſteht, mein redlicher Freund, wie er ſo da ſteht, zu mir hernaht, ſeine rechte Hand auf meine linke Schulter legt, und mit der andern mich umfaſſt, mir ins Auge ſieht, und meine ganze Seele darinn ſucht, alles darinn lieſet, was ich ſagen will, was ich denke! Wie ich ihm wieder ins Auge ſehe, auch ſein ganzes Herz darinn aufgeſchloſſen finde, und alles entziffere, was er empfindet! Da hangen wir aneinander, wollen reden — wozu noch reden? haben einander ſchon alles geſagt.

Ich werde nidergeſchlagen, fange an zu ſinnen, Seufzer entwiſchen mir. Mein Freund fragt; ich antworte nicht recht; antworte ia, wenn ich nein ſagen ſoll. Nun durchſchaut er mich, und entdeckt Zerſtreuung an mir. Was iſt dir, ſpricht er, lieber Vertrauter! ſag' an, was iſt dir? warum biſt du ſo abweſend? Sieh, was thuſt du? Willſt deinen Kummer nicht freundſchaftlich mit mir theilen; willſt ihn ganz für dich behalten. Zu viel für einen Mann. Mache Luft! hier iſt eine Bruſt, die viel in ſich faſſen kann. Sie öfnet ſich dir; lege deine Leiden hinein! du kennſt meine Kräfte; weiſt, wie weit ſie reichen. Meſſe ſie mit deinen Schmerzen! Findſt du ſie zu ſchwach für dich, las den Muth nicht ſinken. Kräfte werden ſtärker durch raſchen Sinn. Dreimahl ſo viel kann ich iezt thun, als ſonſt, iezt in dieſem Augenblick; verliehre ihn nicht! Iſt dein Kummer ganz über mir, ſo kann ich dich vielleicht doch — tröſten. Denke vielleicht an eine Beruhigung, an die du nicht denkſt, nicht denken kannſt, wenn du auch wollteſt, und, wenn ich ſie dir zeige, findeſt du ſie. Und hab' ich nicht Troſt für dich, ſo hab' ich doch Thränen, ſo gut, als du; und, wenn der Leidende im Aug' eines Freundes mitleidige Thränen erblickt, weiſt du nicht, daß dadurch ſein Auge entwölkter wird?

Bruder! antwort' ich ihm denn, du bringſt mir das Herz in den Mund. Ich brauche einen Rath, einen guten feſten, überdachten Rath. Mir iſt Unglück nah; ich ſeh's, ſeh's mit ſtarkem, vollem Schritt auf mich herkommen, ſeh's in aller ſeiner Fülle, ſehe nichts, als daſſelbe. Da iſt kein Weg, der neben demſelben hinführte; nur ein einziger iſt vor mir, und der geht gerade hindurch.

Kein Weg weiter, verſezt er freudenvoll, als der? Sieh hier dicht vor deinen Augen einen ſchönen, geräumigen Fusſteig, der dich jenem entführt. Du biſt ſchwach, brauchſt einen ſtärkern Arm — da iſt er! Nun greift er nach mir her, führt mich, führt mich glücklich dem Elend vorüber — ich bin gerettet.

Ach! lieber, freundſchaftlicher Retter! Rettung für dich auch einmahl, wenn du in Noth biſt! Troſt für dich denn noch in dem Gedanken, mein Erlöſer geweſen zu ſein!

Wie wir da uns freuen, wie wir da weinen, und uns freuen! Jeder trocknet Thränen; er mir, ich ihm. Einer dankt dem andern; der eine, geholfen zu haben, der andre, geholfen zu ſein. Die Freude kommt zurück, kommt mit allen ihren ſanften Begleiterinnen. Jauchzend ſtehen wir da, blicken auf Thal und Hain, auf Himmel und Erde, und finden alles ſchön, recht ſchön.

Ich habe ein auſſerordentlich Glück gehabt, fängt er nun an; habe etwas bekommen, das ich nicht hofte, nicht hoffen konnte. Nimm Theil daran! Ich mags nicht allein haben; werde mit mir glücklich! Wonneathmend falle ich denn in ſeine Arme, wünſche ihm im Fallen ſchon tauſendmahl Glück, fühls, wie wohl ihm ſei, wie das Blut ihm walle, und das Herz ſich ſtärker emporhebe, mache ihm ſein Glück recht ſchön, zeige es ihm von neuen Seiten, ſorge mit für ſeine Dauer, für ſeine Sicherheit, helfe es irrdiſchewig und irrdiſchvollkommen bilden. Nun genieſſen wirs gemeinſchaftlich; keiner weis mehr recht, wems eigentlich zuerſt gehört habe. Es iſt dein, ſprech' ich oft; nein, es iſt dein, erwiedert er; es iſt doch dein, verſetz' ich; Streits Ende, ſagt er, Streits Ende! Es gehört keinem von uns beiden eigenthümlich, ſondern dem Allgeber; ſo lange er aber will, ſolls weder mein, noch dein, ſondern unſer, ſein. Las uns ihm danken! danken eben nicht gerade knieend, und mit gefaltnen Händen, und mit nidergeſchlagnem Aug; iſt zu viel Beterpoſitur — es machs ſo der Mann, welcher noch hofft, deſſen Herz noch zu viel ungewiſſe Wünſche verſchlieſt. Der Danker thue mehr! Ihn ſieht der Geber aller Gaben gern aufrecht ſtehen, die Augen ſchnell um ſich her drehen, mit den Händen fechten, und durch die Schöpfung tanzen: denn ſuchen ſoll er die, welche Elend und Mangel drückt. Die ſuchen, und froh machen, ſelbſt genieſſen, und genieſſen laſſen, dis iſt Dank; dis verrichtet der Mann auf Knieen, mit geflochtner Hand, und verſchloſſnem Aug', nicht ſo gut, als er. Nun führt uns der Strom der Erquickungen mit ſich dahin, wir ſingen und hüpfen durch die Natur, faſſen uns dabei an, faſſen ieden auch an, der auf unſerm Wege uns begegnet, lehren ihm Geſang und Tanz. Zulezt wird ein langer Reihen von Menſchen, die alle ſich anfaſſen, heiter um ſich her blicken, Sänger und Tänzer ſind. Das iſt denn, dünkt uns, doch ſo was recht menſchliches — gemacht haben, daß unterm Himmel ein Liedlein mehr erſchallt, und eine Angloiſe mehr getanzt wird. Iſt wenigſtens, ſchlecht gerechnet, mehr, als machen, daß binnen einer halben Stunde hundert Menſchen der linke oder rechte Fus unterm Leibe zerſchmettert, und Tauſenden der Mund geſchloſſen wird.

Wie wir denn die Leute bemitleiden, welche ſich auf Erden zanken und balgen! wie wir ſie bemitleiden, die mit einander umgehen, um ſich zu verſtellen, die Worte auf die Wage zu legen, und die Paar Stunden, welche ſie haben, mit Komplimenten hinzubringen! wie wir ſie bemitleiden, die unaufhörlich nach eingebildeten Glückſeligkeiten ſtreben, und mittlerweile die ſchönſten Freuden, welche ſie haben, ungenoſſen verwettern laſſen! wir reden mit einander im herzlichen Ton, ſagen uns alles, wägen nichts ab, verübeln einander nichts. Wie das Leben nun dahinſchleicht! wie's ſo ſanft, ſo allgemach wegſchleicht! Mai — Junius — Julius — Auguſt — weg ſind ſie, wie vier Frühlingsmorgen, die unter Sonnenſchein und Nachtigallſchlag verſtreichen! Und ſo ſolls ſein, ſo ſolls bleiben, bis — der allgemeine Trenner kommt.

Mag kommen, wenn er will, und wenn er darf! Und käm' er noch vorm längſten Tage des Lebens, und bebte denn das ſich noch heftigſträubende Herz, und zitterten denn die noch zum Guten thätigen Glieder, und eiſete denn das noch auf funfzig Jahre Wärme in ſich habende Blut! Willſt du ſchon fort? ſpräche denn mein Freund, warte noch einen Frühling ab! ſo gehen wir vielleicht zuſammen,

en, gehen zuſammen, und ſchlafen beiſammen,
lummern hin im Frieden der Natur! Ich
nn nicht länger warten, antwortet' ich ihm
nn, mus fort. Höre die Stimme, die mich
ſt, laut ruft, daß ich von hinnen ſcheiden ſoll!
chon ſehe ich das Licht nicht mehr ganz;
onnenſchein iſt mir bereits, wie ehemahls
orgendämmerung. Schon ſind deine Wor-
in meinem Zimmer geſprochen, wie unver-
hmliche, hohlklingende Töne, welche ein Aus-
der auf der Straſſe ſpricht. Tritt dicht
mich her, daß ich dich noch einmahl ganz
e, noch einmahl ganz höre!

Da trät' er zu mir her, würde nicht wei-
n, würde nicht wanken; ſetzte ſich hin an
in Scheidbette. — Welches iſt die Hand,
ſter! mit der du mir freundſchaftlich die
gen zudrücken wirſt, in die du ſo oft ſahſt,
velchen du Herz und Seele laſeſt? reich
mir her, ehe ich erkalte! Ich will ſie noch
nahl an meine Lippen drücken — will mei-
etzte Wohlthäterin an meine Lippen drücken.
reichte mir ſie denn, reichte mir bald die
e, bald die Rechte, wüſte nicht, welche von
en er zu dieſem traurigen Geſchäfte beſtim-
ſollte, reichte mir endlich die Rechte, und
he: Dieſe ſolls ſein! die wars, die du
mahls ergriffſt, als eine kleine Zwiſtigkeit un-
ns vorfiel, an der ich Schuld war, und du
Anfang zur Verſöhnung wieder machteſt.

Denn ſäh ichs noch mit gebrochnem Aug', wie ſie zitterte! ſäh' ihn, wie er nach mir griffe, und mich erſt nicht feſt faſſen könnte! und denn ſpräch' er: Sie ſoll dich noch umſchlingen, ſo lange ſie kann, die Hand, welche dich ſo oft freudig umſchlang. Soll fühlen, wie du immer kälter wirſt. — Ach! bald würd' ich ihn denn nicht mehr ſehen! bald würde das Licht in meinen Augen ſchwinden und ſterben! Wenn ich denn dem Tode mich entgegenſtreckte, mich ſo recht in die Lage eines Langeſchlafenden legte, und meinen letzten Hauch abgäbe, wie würde er denn mit Empfindung unſerer redlichgepflogenen Freundſchaft meine Augenlieder zudrücken, mich noch ſehen im Sarge, ſo lange er könnte, denn zu meinem Grabe mitgehen, die erſte Hand voll Erde auf mich werfen, und ſagen: ich möchte immer gern dabei, immer gern der Erſte, ſein, wenn die eine Ruhe bereitet ward, denn nach ſeinem Hauſe traurig zurückſchleichen, ſchlafen wollen, nicht ſchlafen können, gegen Morgen endlich einſchlummern, und einen Morgentraum von mir träumen, mit anbrechendem Tage wieder zu meinem Grabe eilen, ſich darauf hinſetzen, und denken: Hier ruhſt du — Beſter! thuſt etwas, was ich bald auch thun werde! an iedem heitern Tage, ſo lange er lebte, mich gefühlvoll beſuchen, und zuletzt in ſeiner Hütte bleiben, und unter Gedanken an mich ſeinen Tod erwarten!

Brüder! denkt ihr etwa, dis ſei nur Phantaſie? — Sprecht ihr, wo find' ich auf des Lebens Straſſe ſo einen Freund? Sehet euch um! er ſteht vielleicht ſchon dicht neben euch! Seid nur redlich, ſeid treu, ſeid offen, habet menſchliches Herz! Er wird euch auf dem Wege begegnen, ehe ihr denkt. Denn reicht ihm die Hand; nennet ihn Bruder! haltet ihn werth! thut bei ſeinen Fehlern, als — hättet ihr ſie begangen! fordert nicht zu groſſe Opfer von ihm! ſprecht oft mit ihm von Beſtimmung des Menſchen, von Wahrheit und Tugend. Heilige Bande werden euch denn zuſammenketten, und Wonnegefühle durch euch hinſtröhmen. An iedem Morgen werdet ihr euch begierig ſuchen, und, wenn ihr euch nicht antreffet, die ganze Schöpfung leer finden; wenn ihr euch aber gefunden, geſammte Schöpfungsfülle fühlen. Denn verliehren ſich vor euren Augen die Dornen und Diſteln der Erde; denn pflanzt ihr Roſengebüſche, läſſet Schesminlauben emporwachſen; ſeid wieder in Eden, und habt für ienem, der darinn herumging, ohne Zeit genung zu haben, alle Schönheiten im Aufenthalte des Friedens zu betrachten, und ſeinem Geſchlechte durch Tradition bekannt zu machen, den Vorzug, daß euch — niemand daraus vertreibe. — — — Komm, Freundſchaft, ſüſſe, holde, göttliche Freundſchaft, und belebe Menſchengeſchlecht, ſo iſt Menſchengeſchlecht glücklich!

* * *

Reizendſter, paſſendſter Stand für den Menſchen — Stand auf einer von den Höhen der Natur! Und wärs mir nicht erzählt, daß iener Edle, deſſen Andenken ſchon Jahrtauſende hindurch geſegnet wird, gern Berge beſtiegen, und von da hinauf und herunter, und herunter und hinauf geſehen, mit allumfaſſenden Blicke Gottes Schöpfungen bewundert habe; ich würd' es doch glauben. Der Mann, welcher die ſchöne Natur liebte, der Gottheit gern recht nah war, Schwung von der Erde zum Himmel lehrte, und mit ſo inniger Begierde in die Beſtimmung des Menſchen hinausſah, mus auf Erden keinen würdigern, ſeligern Aufenthalt gefunden haben, als auf ihren Anhöhen. — Ich mag ihm überhaupt inbrünſtig in allen Dingen nachahmen; darum bin ich auch eben ſo ungern, wie er, auf der platten Erde. Und da mein Vaterland, welches noch bis an dieſen Augenblick auch mein Wohnland iſt, ziemliche Bergloſigkeit hat, ſo begnüge ich mich an den kleinen Hügeln, welche hie und da in der Nähe zerſtreut umher liegen, fahre zuweilen, oder, wenn ich dis nicht kann, gehe ich ihnen vorüber, und, wie der Wind, bin ich oben, und gucke um mich her, als wäre ich von D. Mesmer kurirt und thäte ſo eben den erſten Blick in die Welt. Und geſchieht dis nicht, ſo bin ich wenigſtens in ieder Woche einmahl auf den Thürmen meiner Vaterſtadt, und an iedem Tage zweymahl an meinen Bodenfenſtern; an welchen letztern ich mich denn immer darüber ärgere, daß mir die Väter meiner Nachbarn die Vüe verbaut haben. Was ſie doch davon hatten, daß ſie Häuſer mit drei Stockwerken bauten! Wären ſie Liebhaber ſchöner Ausſichten geweſen — ha! wie wollt' ich mich über meine verweſeten Herren Kollegen freuen! Aber ich bins überzeugt, daß keiner von ihnen der Ausſicht wegen ſein Haus ſo hoch führte, und denn iſts doch immer ſo ein ſeltſam Ding, daß todte Leute iemanden noch in den Weg treten, und ihm die Vüe verderben können; ſo, wie es überhaupt poſſirlich iſt, daß niemand eine Ausſicht genieſſen kann, ohne irgend einem andern wieder die ſeinige zu verhunzen: denn, wenn der Kerl einmahl da ſteht, und auch guckt, ſo kann man doch nicht durch ihn durchgucken. Vor einiger Zeit führte mich eine Reiſe auf eine ziemliche Höhe der Erde, und, wenn mirs iezt in meinem Garten hier einfällt, daß ich oben geweſen bin, ſo klettere ich geſchwind auf meinen groſſen Birnbaum, um etwas Aehnliches wieder von den Empfindungen zu erhalten, welche ich damahls hatte. Wie ſie da um mich her lagen, die Nähen und die Fernen! wie ich mich da in meinem Sein, in meinem Menſchſein, fühlte! Hier eine Stadt, eine groſſe, gewühlvolle, töſende Stadt; dort ein Dörfgen, ein kleines, ſtilles, friedliches Dörfgen; zwiſchen ihnen weite, grünende Ebenen. Ueber dem Dorfe hin wieder eine Stadt, aller Vermuthung nach eben ſo geräuſchicht, und über der Stadt hin wieder ein Dorf, eben ſo ruhig. Wie die Felder ſo bunt, ſo allerliebſtbunt, waren! bunt durch verſchidene Erdarten, und noch bunter durch mannigfaltigen Erdenſchmuck. Da ein gelber, dort ein rother, Sandſtrich; in ihrer Mitte ſchönes ſchwarzes Land; da eine Wieſe, dort ein wüſter Fleck; da ein Saatfeld, und dort wieder ein Brachfeld. Und allenthalben Wege, Fusſteige, Fahrwege, und Landſtraſſen, die ſich durchkreuzten! Menſchen auf den Feldern, und auf den Wegen. Wie die erſten arbeiteten, und die leztern ſo ſchnell an Ort und Stelle zu kommen ſuchten! Auf der groſſen Landſtraſſe kam ein Reuter im Galop angeſprengt, war noch weit hinter dem groſſen Frachtwagen, der vor ihm her fuhr, jagte zu, hohlte den Frachtwagen ein, galopirte ihm vorüber, war in kurzem weiter vor ihm, als er zuvor hinter ihm geweſen war, und verlohr ſich zulezt aus dem Auge. Der Fuhrmann, mit ſeinen ſechs Roſſen, eilte ihm langſam nach, und ſchien ſich für die geringere Schnelligkeit, in der er reiſete, mit der gröſſeren Sicherheit zu tröſten, welche er dabei hatte, den Hals nicht zu brechen. Fusgänger gingen auch auf und nider, begegneten einander, grüſten, ſprachen ſich, verlieſſen einander wieder, gingen der eine dorthin, der andere dahin, gerade ſo, wie im

Menſchenleben, und hatten, weil ſie nach einander entgegenſchwebenden Zonen ihren Marſch richteten, in wenig Minuten eine groſſe Strecke zurückgelegt, und würden, wenn ſie ſo um den ganzen Planeten herumgehen könnten, und hübſch gerade Linie beobachten, vorausgeſetzt, daß ieder von ihnen alle zwei Tage zwölf Meilen machte, und am dritten raſtete, auch an Sonn- Feſt- Bus- und Apoſteltagen ſtill läge, ungefähr nach ſieben Vierteliahren einander wieder begegnen, und, wenn ſie iuſt zehn Jahre alt wären, da ſie ſich zum erſtenmahle begegneten, und denn ſo Zeitlebens, nach obiger vorgeſchlagener Art und Weiſe, um den Planeten, Erde, herummarſchiren wollten, ihr Leben, gut davidiſch gerechnet, einander etwa vierzig mahl begegnen, und vielleicht, wenn ſie ſich zum vierzigſten mahle begegneten, mit den Köpfen an einander fallen, und, ſtatt zum vierzigſten mahle wieder aus einander zu gehen, ein für allemahl über einander herfallen, und — liegen bleiben. — Hie und da ſtand auf den Feldern ein einzelner Baum, welchen zu Ende des vorigen Jahrhunderts ein kluggewordener Landmann nach einem verlohrnen Grenzproces gepflanzt haben mochte, und aus ſeinen dickbelaubten Zweigen ſah man ganze Vogelheere aufſteigen, welche eine kleine Tour durch die Luft über einige Morgen Acker machten, und denn wiederum auf ihn zurückfielen. Allein, von fruchtbaren Obſtbäumen, welche die Kunſt, und kleine Büſchgens, welche die Natur gepflanzt hatte, wechſelten mit einander ab, und in der Ferne groſſe Wälder, die den Horizont kränzten, und halbe Himmelbläue hatten. Heerden überall, zahlreich, und ruhend im Schatten. Vor mir ein ſtillflieſſender Bach, und hinter mir ein ſtarkrauſchender Waſſerfall. Tauſenderlei Miſchungen von Schatten und Licht, und über mir die ſtrahlende Sonne. Welch ein entzückender, hinreiſſender Anblick!

Hier, dacht' ich, hier ſteh! hier tritt auf die Zehen! hier vergis, daß du Hände und Füſſe habeſt, und werde über und über Auge! Blick allgewaltig um dich her! ſtaune alles an! verſchling alles; alles mit einem Allblick! — Wie ſie da zuſammenflos, die zahlloſe Mannigfaltigkeit, wie ſie da zuſammenflos in ſchönſte, regelmäſſigſte Einheit! Komm her, Künſtler, mahle mir ſo eine reizende, göttliche Scene, wie die hier! ſchaffe mir ſo ein Kolorit! ertheile ſo wundervoll Licht und Schatten! Komm her, gefühlvoller, geiſtiger Jüngling, es braucht nicht gemahlt zu werden; ſtelle dich neben mich, hier hangts ſchon vor uns, das ſchönſte, göttlichſte Gemählde. In iedem Augenblick ſchön, in iedem Augenblick anders. Sieh, iezt ſind iene Fusgänger, iene Wagen, iene Vögel, iene Wolken, hier — nun wieder da — nun ſchon wieder dort. Jezt iſt hier Schatten, dort Licht — nun wieder da Schatten, und hier Licht.

Ach! ſchlummert ein, alle meine Begierden und meine Wünſche, alle meine Sorgen und meine Leiden; hier, hier, iſt alles gut, alles ſchön, alles füllend und ſättigend. Ja, ich bin der Gottheit näher, bin ihr weit näher, als dort in iener Tiefe, oder da in ienem Hauſe; bin ihr unendlich weit näher.

Lachſt du? Freund! lache nicht! denk nicht, ich meine die handvoll Klaſtern, welche ich über dem Thal bin! denk nicht, daß ich die Entfernung der Gottheit, und ihre Nähe, nach Viertel- und Achtel-Meilen in die Höhe rechne! Warlich, biſt ihr im Sirius um keinen Zoll breit näher, wenn du ſo rechnen willſt. Aber, biſt du auf einer Stelle, wo recht viel Schönheit um dich her iſt, verſchlingt ſie denn dein Auge mit geizigem Blick, und kommt mit dem Blick Empfindung des Schönen in deine Seele: ſo iſt ſie dicht bei dir, die Gottheit; ſo biſt du in ihr, und ſie in dir. Empfindung des Schönen in der Natur iſt **Annäherung Gottes**; und Entzückung im Gefühl des Schönen **Einwohnung ſeiner!** — Ha! wie ich ihm ähnlich werde, wenn ich von dieſer Höhe um mich her blicke, und mit meinem Auge die unter mir liegende Welt umfaſſe, wie Er! daß mir iener ferne Wald blau ſcheint, da er doch grün iſt, daß iener Wanderer dort aufm Fusſteige mir ein Zwerg dünkt, daß ich die Tauſende von Bluhmen, welche dort in geringer Entfernung auf der Wieſe blühen, und die Tauſendmahltauſende von Mücken, welche da unten überm Waſſer ſchwärmen, nicht ſehen, nicht zählen kann — das iſts, daß ich nur Menſch bin. Er ſieht ſie alle — hat ſie alle gezählt.

Wie gros, wie unausſprechlich gros, wird mir hier der Vater der Natur! Wahrlich, wenn ich ſo unten auf der Ebene gehe, iſt er mir lange nicht ſo gros! da ſeh ich zu wenig von ſeinen Werken. Aber hier, wo vor meinen Augen eine weit zahlloſere Menge derſelben ſchwebt, da wird er mir recht liebens- recht verehrungswürdig! wenn ichs denke, daß er allenthalben, wohin ich ſehe, ſchafft und hält, und ändert und beſſert, und ſegnet und pflanzt und begieſſt! Wär' ich doch gleich auf dem höchſten ſeiner Berge! wär' ich auf einer Höhe, von der ich die halbe Erde überſehen könnte! wie noch unendlichgröſſer sollt' er mir da ſein!

Und wenn ich mich gleichſam ſo losreiſſe von der Erde, indem ich über ſie hinſehe, das, das iſt ſo recht — Menſchenſache! ſo über die Erde hinſehen, nicht auf ihr kriechen, ſondern hoch ſtehen, und über ſie hinſchauen! Könnt' ich dich von hier oben ſehen, Fleckgen Land, wo Grab für mich ſein wird, welch ein Kontraſt würde das ſein! denn zitterten mir wohl die Glieder! denn eiſete wohl ieder Blutstropfe in mir! Biſt ein offenes, allgemeines, unerſättliches, allverſchlingendes Grab, Erde! lange, weite Erde, auf die ich iezt hinſehe! biſt über und über Grab! biſt einen guten Spaden tief wohl nichts mehr, als verweſetes Leben! Nun ſeis! der Allvater wills! ſeis! ich ſehe iezt überall deine Gräber, auch übers meinige, hinweg. Ha! welch ein Menſchengedanke! übers Grab wegſehen — ſchon darum allein würd' ich euch lieben, ihr Höhen der Erde! wenn ihr auch weiter keine Freude gewährtet. — Zankt euch, Thoren unter mir, zankt euch um Eitelkeiten und Poſſen, ich hörs nicht; ſtehe hier auf Gottes Höhe, weit über all' euren Streit erhaben, und ſchaue hin in den Frieden der Natur. Ringet nach kleinen, unwürdigen, gleich wieder verſchwindenden Ergözlichkeiten, ich habe ihrer beſſere! vergeſſe aller Sorgen und aller Leiden, ſchlurfe Wolluſt ein, reine, göttliche Wolluſt am Buſen der Schöpfung! — Iſt doch in der That ein rechter Troſt, ſich mit einem mahle ſo über alles Unangenehme wegſchwingen zu können; in einer andern Sphäre zu ſein, wo man gleich anders empfindet, anders denkt. Kannſt du dich, Leidender, nur ſo weit von deinen Leiden erſt losreiſſen, daß du auf eine Höhe klettern kannſt, ſo iſt dir geholfen. Hier iſt alles wieder gut, alles recht gut! —

Sieh! wie weit mein Auge hier reicht! welche Fernen mir ſich öfnen! Sie alle hätt' ich verlohren, und nie geſchaut, wenn ich unten blieb! Wenn ich nun ins groſſe Weite hinblicke, wenn ich gewahr werde, wie dicht vor mir alles deutlich iſt, weiter hin ſchon Ungewisheiten ſind, und noch weiter hin Dämmerungen, wie ich ganz am Rande meines Blicks doch noch immer etwas ſehe — noch immer etwas — das iſt gerade ſo, als — **in Menſchenbeſtimmung hinſehen!** Wie das Herz ſich ausdehnt, wenn die langen Fernen vorm Auge liegen! So, ſo auch bei Menſchenbeſtimmung! die iſt auch lang und weit, weit und lang; hat auch unüberſehbare Fernen, und Dank dem von dieſer Höhe, welcher ſie den Menſchen öfnete! Vornan alles deutlich in Menſchenbeſtimmung, ſo, wie hier — aber einen Büchſenſchus weiter hin in derſelben, auch alles ſo ungewis, wie hier. Wälder, die die Ausſicht abkürzen, dort, wie hier! Jetzt einige Augenblicke Schatten, und denn wieder Licht, und wieder Schatten, und wieder Licht, nachdem die Wolken ſchweben, dort, wie hier! Und endlich verlohrne Ausſicht, dort, wie hier; verlohrne Ausſicht im Himmel, dort, wie hier.

O! reitzende Höhe, du Stand der Freuden und Wonnen für mich! könnt' ich bald wieder auf dir weilen! könnt' ich alle meine Tage auf dir verleben! Und fänd' ich denn auf dir Grab, ſo müſts noch ſüs ſein, eins von den höchſten Gräbern der Natur zu bewohnen! —

Laſſt, Brüder! laſſt den Quell nicht umſonſt für euch flieſſen, den euch die Gottheit mit Milde öfnete! laſſt eure Höhen nicht unbeſucht! da, da iſt ſo recht Stand für den Menſchen!

* * *

Freude! Freude! Seligkeit! Seligkeit! daß ich — Menſch bin! welch ein Gedanke! daß ich — Menſch bin! — Mögen ſie doch ſchimpfen, auf meine und ihre Natur, wie ſie wollen, die, welche ſich mit ihr nicht ausſöhnen können, oder dürfen! Mögen ſie ihr Dinge nachſagen, die nimmermehr geweſen ſind, und nimmermehr werden werden! Wenn das Demuth, geprieſene wahre Demuth des Menſchen ſein ſoll, ſo hö'rs meinetwegen die ganze Welt, daß ich — ſtolz bin. Stolz auf die Würde der menſchlichen Natur! Nur die Gottheit ſollten ſie nicht vorgeben,damit ehren zu wollen: denn Schmach der Menſchheit kann doch in Ewigkeit nicht Ehre der Gottheit werden. Siehe da, meinen Glauben, der mich tröſtet, erfreuet und beglückt, daß ich überzeugt bin, Gott anſtändig zu ehren, würdig zu preiſen, ihm einen reinen Dienſt zu leiſten, wenn ich den Menſchen recht lobe, recht viel Gutes und Schönes von ihm ſage. Der Mann hatte den rechten Ton gefunden, der da ſprach, daß Gott ſich gefreuet hätte, alles gut, alles ſehr gut, zu ſehen. Nun denn, hab' ich manchmahl gedacht, ſo mag er ſich auch wohl freuen, wenn irgend ein anderer auch alles gut, alles ſehr gut, findet, und vor allen das Meiſterſtück ſeiner Hände nicht verkennt. Und das wär denn doch wohl ſo eine rechte Menſchenfreude, — eine Gottesfreude verurſacht zu haben. Jeder könnte wenigſtens ſie immer dem Manne gönnen, der ſie nun einmahl haben will.

Wie er ſo erhaben, ſo majeſtätiſch zwiſchen Himmel und Erden daherwandelt — unter allen ſeinen Nebengeſchöpfen Schönſter und Beſter — der Menſch. Wie ſein ganzer Wuchs, ſeine ganze Stellung, den Liebling in der Schöpfung ankündigt! Offenheit im Antlitz und Bedeutung und Sinnfälle in jedem der Züge deſſelben! Seele, ganze, unverhüllte Seele im Aug! Flamme und Muth im Auge des Manns; Sehnſucht, ſchmachtende Sehnſucht, und holde, ſchmelzende Zärtlichkeit im Auge ſeines Weibs. — —

Wär' er nicht da, was wär die Erde? Gottes ſchöne, fruchtbare, liebenswürdige Erde, was wär ſie? — Wäre eine Wüſte; wäre nichts als Berg und Wald und Sumpf; wäre eine Wohnung unzähliger furchtbarer Raubthiere, welche binnen Verlauf eines halben Jahrhunderts die wildern, ſanftern Thierchen verſchlingen und ausrotten würden. Bluhmen würden aufhören zu blühen, Nachtigallen, zu ſchlagen, Sonnenſtrahlen, auf die Erde zu fallen. Aber da tritt der Menſch hervor, der verſchönernde, ausbildende, angefangenes gutes Schöpferwerk vollkommenmachende Gottesſohn! Unter ſeinen Händen werden Brunnen quillend, Waldungen durchſichtig, Wieſen blühend, Felder tragend. Gärten gehen unter ihm hervor, meilenlange Moräſte verwandeln ſich durch ihn in herrliche Weiden, Frühlingslauben wachſen mit ihm auf, ſteile Gebirge hören, ſo bald ſein Fleis will, auf, unbeſteiglich zu ſein, und alles, alles wird durch ihn ſchöner und beſſer; und träte er in ein Paradis, ſo würde ſeine Ankunft ſelbſt für daſſelbe erſt die gröſte Schönheit ſein. Ich will einen Unterſchöpfer bilden, dachte der Oberſchöpfer, einen Menſchen, der angefangenes vollende, beſchloſſenes ausführe, ſchöngeſchaffenes ſchönerhalte.

Sei willkommen in deines Gottes Schöpfungen, Erſtgebohrner der Liebe! Ohne dich wäre alles übrige ein abſichtloſes, verworrenes Gemiſch! Wozu ſo viel Mannigfaltigkeit unter den Geſchöpfen? wozu ſo viel Schönheit auf Erden, und an Himmel, wenn du nicht wärſt? Aber du kamſt, und mit dir ward alles Zweikvoll, alles ein regelmäſſiges Ganzes, deſſen vorzüglichſter Theil du; alles eine aneinanderhangende Kette, woran das Hauptglied du, ja alles eine vollkommene Summe, wovon das groſſe Eins du biſt. Nun tritt hin in den Sonnenſchein der Natur, Gottes ſchöngeſchaffener Menſch! ſchaue dich um, erkenne, ſammle, betrachte, bewundere, ſtaune und bete an, den, der vor allen war, und alles machte! Wer ſoll ſonſt ſich umſchauen, erkennen, ſammlen, betrachten, bewundern, ſtaunen und anbeten, wenn du's nicht thuſt? — Ha! wie er nun alles unter ſeinen Geſichtskreis bringt! Wie ſein Blick die blauen Fernen des Himmels miſſt, die ſich ihm überm Haupte wölken! wie er die Tieſen der Erde durchforſcht, auf deren Oberfläche ſein Fuß wandelt! Wie er die ganze Natur und ihre Geſetze ausſpäht, ſie ſchön und vollkommen findet! wie er die Eigenſchaften der Dinge, welche ihn umgeben, unterſucht, Abſicht von allen und Zweck zu ergründen trachtet! Herr von allem, und alles unter ſeine Füſſe gethan: denn er erforſcht alles, genieſſt alles. Genieſts mit Aug und Ohr und Mund und Seel. Anbetend ſteht er denn da — warum ſollt' er liegen? ich weis nicht, wer der geweſen ſein mag, der zuerſt auf den Gedanken gerieth, wenn er danken wollte, ſich hinzulegen. Wenn er lag, konnte er ia nichts ſehen; ſtehen und ſich weit umſehen, an Himmel und Erde ſich weit umſehen, alles unter die Fülle eines Blicks bringen und ſchön finden, dis iſt Anbetung, dis iſt Preis und Gottesdienſt — anbetend ſteht er da, und ſieht, wie eins für andere, alles für einander, und alles für einen, geſchaffen iſt; blickt auf ſich, als auf dieſen **Einen**, und denn nach Gott, und nennt ihn dafür Vater! allbelebenden, allerquickenden Vater!

Nun regen ſich alle ſeine Kräfte; nun wird er thätig zum Guten. Gott, in ſichtbarer Geſtalt, ſucht zu ſchaffen und zu walten, zu ordnen und zu leiten. Der Göttliche? wie's ihm ſo ſchön läſſt, wenn er ſchafft und waltet, und ordnet und leitet! Gewaltige Fortſchritte macht nun ſein Geiſt. Er umfaſſt, durchdringt täg-

lich

ſich mehr, ſteigt von Stufe zu Stufe der Wiſſenſchaft fort, wird täglich weiſer, ergänzt täglich das Stückwerk mehr. Ganz verſenkt in die Schönheiten der Natur und in ihre Ordnung und Harmonie, ſieht er nun nichts weiter, als ſie, und der Blick wirkt auf ſein Herz: Muſt auch, ſpricht er zu ſich, die Schönheit und Ordnung und Harmonie, welche du allenthalben ſiehſt, in deine Thaten und in dein Leben übertragen! Muſt auch ſo gebend, ſo mild und wohlthätig werden, wie die Natur! Nun ſtröhmen ſanfte und zärtliche Empfindungen durch ihn hin. Nun ſucht er alles zu lieben, alles zu beleben, alles zu erfreun. Liebt ſeinen Gatten, liebt ſein Kind, liebt ſeinen Freund, liebt ſein Thier, liebt ſeinen Baum. Seid alle, denkt er, mit mir Kinder eines Vaters, kommt alle aus einer Hand. Das Geſchöpf, welches mir am ähnlichſten unter euch allen iſt, will ich vorzüglich ſegnen, und iſts ein guter, ein redlicher Menſch, ſo ſoll er in meinen Augen nicht blos Weſen meiner Gattung, ſoll — Ich ſelbſt ſein. — Sieh, ſo iſt der Menſch Bach des Lebens für die ganze Natur, und Strom des Lebens für die menſchliche Geſellſchaft!

Ach! vortrefliche, göttliche Würde meiner Natur! wie freu ich mich, Menſch zu ſein! Thut nicht mehr Böſes, ihr Andersgeſinnten, und redet nicht immer und ewig von Verderben und Bosheit der menſchlichen Natur! Sprecht auch von Schönheit, von Göttlichkeit, von ſichtbarer Darſtellung Gottes im Menſchen! Gottes Menſch iſt gut, iſt ſein beſtes Geſchöpf, ſteht auf der groſſen, faſt unüberſehbaren Leiter der Weſen auf der oberſten Stufe, prangt und glänzt. Auf ihn will ich ſchauen, ſo ſchau ich auf Gott; ihn will ich lieben, ſo liebe ich Gott. Und wenn ich mich denn recht in meiner Würde fühle, wenn ich alle meine Vorzüge erblicke und ſegne, und zum Guten anwende, denn handle ich meiner Beſtimmung gemäs.

Da leben ihrer freilich viele auf Erden, die die Würde ihrer Natur nicht empfinden, die nicht ihre Vorzüge, ihre Schönheit, fühlen, und eben darum auch nicht würdig, nicht vorzüglich, nicht ſchön handeln. Aber, Weiſer, wenn du dis ſiehſt, vergis deine Logik nicht, und ſchlies nicht von einzelnen Gliedern aufs ganze Geſchlecht. Sei billig, und rechne Fehler, die Kinder begehen, nicht: ohne weitern Beweis, der Mutter zu. Fang mit der Natur keinen Proces an, wobei du ſelbſt Richter ſein willſt, um ihn deſto eher zu gewinnen, und ſie, als den unſchuldigen Theil, zu den Koſten zu verdammen. Räuber und Mörder und Vaterlandshaſſer — ſchreckliche Nahmen! aber ſo ſchuf ſie nicht die Natur. Sie ſchuf Menſchen, Weſen voll Anlage, voll Keim und voll Trieb. So ſie zu ſchaffen, wie ſie, wenn ſie dreiſſig Jahre durch gute Hände gegangen, die Anlagen bebaut, die Keime nach Ordnung entwickelt, die Triebe allein aufs Gute gerichtet ſind, gewis ſein werden, war nicht ihre Sache, nur alles im Kleinen konnte ſie liefern. Wachsthum mus folgen — Wachsthum und — **Bildung.** - Bildung, die nichts weiter iſt, als **Fortſetzung ihres angefangenen Werks.** Sag ihr ein Mittel, den Menſchen gleich an Leibe ſo gros in die Welt zu ſchicken, als er im männlichen Alter wird, und im vollen Gebrauche ſeiner Kräfte: ſo wird er auch gleich eben ſo gut aus ihren Händen kommen, als er iemahls werden kann. —

Kein Dank denen, die fürs Beſte ganzer Familien und Geſellſchaften ſorgen ſollen, wenn ſie noch ſo wenig ernſthafte, zweckmäſſige Anſtalten zu guter Erziehung des Menſchen machen! — Eſſen und Trinken, ſagt der Hottentotte, iſt keine Kunſt — —

Es war doch ein Guter, ein Edler — und noch unendlich mehr, als dis; dabey bleib' ich. Und in Anſehung des Uebrigen mag ſo viel addirt, ſubtrahirt, multiplicirt und dividirt werden, als will; das geht mich itzt nichts an — unter meinen Geſichtspunkt läufts nicht; es ſtöhrt mich nicht in meinem Zirkel. Genung, es war ein Guter, Edler, und noch unendlich mehr, als dis, und mein ganzes Herz freut ſich, wenn ich nur ſeinen Nahmen höre, und noch mehr, wenn ich von ihm leſe. Beſonders mag ich gern leſen, was Johannes von ihm erzählt.

Das hab' ich immer gedacht, wenn ſo ein Mann, wie Jeſus, einen andern finden ſollte, der alles nach Jeſusart von ihm erzählte, ſo muſts ein Johannes ſein. Der konnts uns alles ſo ſagen, wie's geſagt werden ſollte; hatte die rechten Augen und das rechte Herz dazu. —

Was mir unter andern immer recht herzlich an Jeſu gefallen hat, war dis, daß er — natürlich war; Wenig Sitte und Brauch an ihm; nichts übertriebenes, romanhaftes, alles Natur, reine unverdorbene Natur. Den eitlen Stolz verabſcheute er aus aller Macht, und daß er die Krone nicht nahm, die man ihm einsmahls reichte, war ſo etwas ſchönes, daß mans nicht genung bewundern kann. Es iſt auch ein recht ärgerlicher Anblick, einen thörichtſtolzen Geck zu ſehen, der ſich auf ein bisgen Ehre, oder Anſehen, oder Geld, oder Macht, oder ſonſt dergleichen, etwas einbildet. Es ſind Dinge, die ihm in iedem Augenblick genommen werden können, und denn ſteht er da, wie ein Pfau ohne Schwanz, und guckt auf die Beine. — Da möcht' ich ihn, Jeſum, geſehen haben, als er, da die Zwölfe, welche doch wohl ſchon klug genung hätten ſein ſollen, entweder alle, oder zum Theil, auf einige Augenblicke zu Thoren wurden, und ſich um den Rang ſtritten, auf den Einfall gerieth, und ein Kind herbeirief. Ich möchte die Bewegungen der Arme geſehen haben, welche er machte, als er nach dem Kinde grif, wie eilfertig, wie liebreich, wie umſchlingend ſie waren. Ich möchts geſehen haben, wie das Kind, als er nach ihm grif, ſich anfänglich nach Kindesart ſträubte, ſich die Augen zuhielt, und dachte: ſo, wie ich ihn nicht ſehe, ſo ſieht er mich nicht; und wie es hernach, als es die Güte fühlte, mit welcher er es an ſein Herz drückte, die Hand von den Augen nahm, ihn dreiſter anſah, und alle Furcht verlohr. Ich möchts geſehen haben, wie er es denn mitten unter die Rangſtreitenden ſtellte; wie das Kind nicht wuſte, was es da ſollte, und wieder in ſeine Arme lief, und wie er denn ſprach: dis iſt der Gröſſeſte unter euch. Er hätte ia ſelbſt in ihre Mitte treten, mit allem Recht treten, und ſagen können: ich bin der Gröſſeſte unter euch; aber denn hätten ſie den ſanften Verweis, den er ihnen geben wollte, nicht ſo gefühlt, als iezt. Ich weis gewis, ſie haben ſich in dem erſten Vierteliahre nicht wieder um den Rang geſtritten, und haben ſie das Kind iemahls wieder geſehen — wiedergekannt haben ſie's alsdenn gewis, denn ieder Geſichtszug deſſelben wird ſich ihnen eingedrückt haben; ſo ſind ſie bei ſeinem Anblick feuerroth geworden.

Andern Menſchen dienen und helfen, war auch ſeine Sache. Er thats gern, und, was man gern thut, thut man oft; ſo oft, als man kann; und, wenn mans thut, ganz. Ich kanns nicht gern haben, wenn gewiſſe Leute es ausrechnen wollen, wie oft er Menſchen gedient habe. Ich nehms ungezählt, denke mir viele

Tauſendmahltauſendmahle, und halts mit dem Johannes, welcher ſagte, daß, wenn alle ſeine Dienſtleiſtungen und menſchenfreundliche Thaten aufgeſchrieben werden ſollten, die Welt die Bücher nicht faſſen könnte. Das war doch noch ein Mann, der zu Ehren der Tugend auch eine Hiperbel machen konnte, und ſo eine wollt' ich mit ihm alle Tage machen. Hätte der Edle auf Erden tauſend Jahre gelebt, in Anſehung eines Redlichdenkenden müſſen auch die guten Handlungen in Betracht kommen, die er gern gethan haben würde, wenn er dazu Zeit genung gehabt hätte — hätte er tauſend Jahre auf Erden gelebt, ſo bin ich Bürge dafür, es ſollten Repoſitorien genung gemacht werden müſſen, die Bücher von ihm zu faſſen. Er wäre gewis keine Stunde müſſig geweſen, und von dem geſchloſſen, was er in ſo wenig Jahren gethan hat, auf das, was er in tauſend gethan haben würde, müſte eine unausſprechliche Summe herauskommen. — Halb diente er nicht, ſondern ganz. — Ich weis es ſelbſt, wie ſchwer es wird, im menſchlichen Leben andre Menſchen um Hülfe anzuſprechen, und habe wohl eher vier und zwanzig Stunden darüber hingebracht, ehe ich es thun konnte, und hatte denn doch wohl, wenn die vier und zwanzig Stunden vorüber waren, das Herz nicht dazu. Man weis nicht, ob man Menſchen findet, die Hand genung haben, zu helfen, und, wenn dis auch iſt, ob ſie Ohr genung dazu haben. Auch iſts immer eine Art von Demüthigung, einen andern anſprechen zu müſſen, der doch im Grunde nichts beſſers iſt, als wir. Daß er, der unendlich beſſer war, als alle, in dieſer Betrachtung unendlich, nun nicht lange erſt darauf wartete, bis er angeſprochen ward; daß er nicht erſt Bitten und Komplimente verlangte — dis war ein edler Zug auf ſeinem Bilde. Da kamen die Elenden herbei, wollten den Mund aufthun, und bitten, und er that ſchon, was ſie von ihm verlangten, ehe ſie baten, und denn wuſten ſie nicht, ob ſie nun die Bitte, oder den Dank, hervorbringen ſollten; und denn ſagt' er noch dazu: Sagt niemand etwas davon, ſo ſtummte ihnen das Wort im Munde. Sie konnten nicht bitten, konnten nicht danken; zu andern hätten ſie gern recht viel davon geſprochen: das wollt' er auch nicht. So ein Mann, dünkt mich, iſt doch wohl auch mehr, als der war, welcher nicht wuſte, was er thun ſollte, wenn er die ganze Erde würde bezwungen haben. Mit Reſpekt für ſeine Maieſtät — er dachte nicht ſonderlich königlich; und wär' ich der geweſen, welchen er darum befragte, ſo hätt' ich ihm geantwortet: Mein lieber Alexander! die Erde überwinden, iſt weniger Kunſt und Mühe, als ſie — glücklich machen. Und, wenn du ſie vom Morgen bis zum Abend, und vom Mittag bis zur Mitternacht, überwunden haſt, denn wähle dir nur einen von ihren Winkeln, und mache alle, die in demſelben wohnen, ruhig und zufrieden, ſo werden Ihro

Maieſtät noch immer genug daran haben, ſich das Leben hindurch damit zu beſchäftigen.

Das iſt auch etwas recht liebenswürdiges an Jeſu, daß er den Phariſäern, und ihres gleichen, bei ieder Gelegenheit den Text las. Die Kerle verdientens. Das waren ſo rechte Tagediebe und Schelme in der Schöpfung. Wenn ichs leſe, wie ſie an die Eckhäuſer, und auf den Markt, traten, und da eine Handlung verrichteten, die ieder ehrliche Mann nur in Gegenwart Gottes, und ſeiner ſelbſt, verrichtet, oder — beteten: ſo wollt' ich, daß gleich hundert Wagen angefahren kämen, und raſſelten, damit niemand ein Wort von dem hörte, was ſie da mit verdrehten Augen und verſtellter Andacht herſchrieen. Und, wenn ichs leſe, daß ſie, wenn ſie einmahl auf den heuchleriſchen Einfall kamen, zu faſten, ſich die Haare ins Geſicht hangen lieſſen, und nicht wuſchen: ſo möcht' ich gern, daß ein halb Dutzend Jungen herbeigelaufen kämen, und ihnen das Geſicht ſo voll Koth würfen, daß ſie gleich ins nächſte Haus gehen, und ſich waſchen müſten. Wenn denn ſolche Menſchen noch kommen, und andern etwas anbinden wollen: ſo mus iedem ehrlichen Manne die Galle überlaufen. Aber an Jeſu fanden ſie den, welchen ſie nicht ſuchten. Mit Gegenwart des Geiſtes konnte er ſie ſo abführen, daß ſie das Wiederkommen hätten vergeſſen mögen. Tauſendmahl hab' ichs ſchon geleſen, und tauſendmahl werd' ichs noch leſen, was er ihnen ſagte, als ſie die Sünderin zu ihm brachten, und ſie zur Steinigung reif erklärten. Ehe ihr nach Steinen greift, ſprach er, ſo greift erſt — in euren Buſen! Und der, welcher darinn nichts findet, das auch ſo einen kleinen oder groſſen Stein verdiene, welcher ihm an den Kopf geworfen würde, der hohle zuerſt aus, und werfe den erſten Stein. Und dabei ſchrieb und mahlte er Figuren in einem weg in den Sand, bückte ſich, und wollte nicht um ſich ſehen; wollts nicht ſehen, wie ſich einer nach dem andern von den Steinigern, die lieber den Grif nach Steinen, als den Grif in ihren Buſen, wagen wollten, wegſchlich. Als er aber aufhörte, zu ſchreiben, und ſich wieder in die Höhe richtete, waren ſie weg, ſamt und ſonders weg, und, was weiter paſſirte, iſt bekannt.

Im Freien war er auch gern; und auch deshalb lieb' ich ihn von ganzem Herzen. Ich mags eben ſo gern ſein, wie Er, und niemahls bin ich darinn, ohne ſeiner zu gedenken, Er fühlts recht, daß der Menſch nicht — Schnecke ſei, und, als Kenner der Menſchen, wuſt' er, daß die edelſten, ſchönſten Empfindungen unter freiem Himmel geſammlet, und die ſchönſten, edelſten Handlungen unter freiem Himmel verrichtet würden. So eine Predigt möcht' ich gehört haben, die er auf einem Berg, oder auf einem Schiff, hielt. Das muſte von Herzen und zu Herzen gehen. Ich bin auch ein Prediger, und ſage das getreu nach, was er ſagte, weil

ich

ich ſehe, daß es ſchön und gut war; aber das Stehen auf der Kanzel, das Eingeſchloſſenſein in einem gothiſchen Gebäu, mindert oft mein Feuer. Sag' ich zuweilen etwas, das ſich hören läſſt, und das gefühlt wird, ſo können meine Zuhörer verſichert ſein, daß ich mich vorher auf einen Berg, oder in ein Schiff, hin phantaſirt habe. — Auch möcht' ich dabei geweſen ſein, als die Aehren abgerupft wurden, und da er von Feldbluhmen und Vögeln ſprach. Da, da, mochte recht viel natürliche Theologie vorkommen, und von der bin ich auch Freund. Und, wenn ich ihn mir denn vorſtelle, wie er früh, früh des Morgens, ehe die Sonne aufging, ſchon auf einer von den Anhöhen in Judäa war, die Morgenröthe mit Schöpferpreis grüßte, und ſeine Augen nach Zion, oder ſonſt wohin, richtete, wo ſie wiederröthete: ſo ſchwebt mein ganzes Herz!

Kinder hatt' er auch gern um ſich, und wüſt' ich weiter nichts von ihm, als dis, ſo würde ich ſchon auf den Gedanken gerathen, daß er ein Edler, ein Redlicher, geweſen ſei. — Kinder haben ſo etwas gutes, unverdorbenes, edelfreies, biegſames, holdes, ſanftes, freundliches, von allem Stolz und Neid entferntes an ſich, daß man mit Recht glauben kann, ein Mann, der ſie gern um ſich hat, ſei eben ſo gut, ſo ſanft, ſo frei von Stolz und Neid, wie ſie.

Jeſu Leidensgeſchichte iſt eine meiner Lieblingsgeſchichten. Ich weis, daß es Leute gebe, die viel vom Lamm und Nägelmahl und Seitenhöle reden und ſingen; ich darf ſie nicht ſtören, bin ihnen vielmehr, als Brüdern, von Herzen gut. Laſſt doch ieden reden und ſingen, was er will! Im Menſchenleben kommt alles auf — Ruhe an, und findet iemand ſie irgendwo, ſo trübet ihn die Quelle nicht mit Sturm und Liebloſigkeit! Jeder hat ſeinen Geſichtspunkt, woraus er die Sache betrachtet; ich habe auch den meinigen, und rechne auf das allgemeine Geſetz der Billigkeit, daß man ihn mir nicht, durch nie überzeugende Gewalt, verrücken werde. Es gehört doch warlich viel, überaus, unausſprechlich viel, dazu, wenn man bei dem Bewuſtſein, ein Leben von mehr als tauſend Jahren zu verdienen, bald nach dem dreiſſigſten abgehen ſoll; und das auf eine ſo ſchmachvolle Art; unter den zerreiſſendſten Schmerzen; im Angeſichte und mitten unter den Flüchen ſeiner Feinde. — Und das konnt' Er. Wie er da ſo ging, der Göttliche, den Weg zum Tode, und das Kreuz nicht mehr tragen konnte! O! oft hab' ich den Simon beneidet, daß ich nicht Simon war, und ihn ablöſete! Ich hätte mich nicht lange dazu wollen nöthigen laſſen. Würde, wär' er auch nur ein unſchuldiger Menſch geweſen, herzugelaufen ſein, und geſagt haben: Lieber, unſchuldiger Märtirer der Tugend, gib mirs her, ich will dirs Kreuz tragen; trüge dir zwar lieber, tauſendmahl lieber, Palmenzweige, aber, weils nun einmahl Kreuz ſein ſoll, ſo will ich dir auch Kreutz tragen; wills tragen Meilenweit; ie weiter ichs trage, deſto ferner der Tod von dir! — Da ſchwebt' er, der Göttliche, zwiſchen Himmel und Erden, und klagte nur einmahl. Klagte doch mit Ehrerbietung und Vertrauen. Hätt' er gar nicht geklagt, ſo dächt' ich, ſeine ganze Geſchichte wäre Unwahrheit. Drauf gab er ſeiner Mutter, ſeiner verlaſſenen Mutter, einen neuen, reichen Sohn, ſprach: Johannes, du haſt wieder eine Mutter, die du oft beweinteſt, und du, Marie, wieder einen Sohn, über den iezt deine Thränen flieſſen; ſprach dem Mitgenoſſen ſeiner Leiden noch Troſt zu; betete für ſeine Mörder, und für ſich; und — neigte ſein Haupt. — O! eine rührende Geſchichte! die wars, auch in dieſer Betrachtung, werth, daß ſie aufgezeichnet, Jahrtauſende lang erhalten, und der ganzen Welt geſagt würde! Leiden, die ſchrecklichſte Angſt leiden und dulden können, und bei allen ſeinen Nöthen noch Liebe zu ſeinen Freunden und Feinden, zur Welt, und zu Gott, erweiſen, Gott im unſchuldigſten, ſchmachvollſten Tode noch Vater nennen können — dis war ein Mann, der auch ſchon deswegen Achtung verdiente, Achtung und Liebe, Liebe und Glauben! Ich will recht oft die Geſchichte ſeiner Martern leſen, die zugleich Geſchichte ſeiner Geiſtesgröſſe iſt. Iſt irgendwo eine Erzählung, die Würde der menſchlichen Natur und Aufforderung, dringende Aufforderung zur Nachahmung göttlicher Tugenden hat, ſo iſt ſie's. Wenn ich ſie denn geleſen habe, und beim Leſen mir warm ums Herz geworden iſt, ſo will ich denken: das war ein Menſchenſohn, in der That ein Menſchenſohn; hatte wohl Recht, daß er ſich am liebſten ſo nannte. Er hats gezeigt, was der unverdorbne Menſch thun könne, wenn er nach feurigen Entſchlieſſungen handelt, die Folgen oft überdachter, richtig befundener Grundſätze geweſen ſind; hats gezeigt, daß man das Lob und den Beifall und die Reichthümer der Welt nicht brauche, um gut und gros zu ſein, und daß der Tugendhafte die Tugend ihrer ſelbſt wegen liebe, und, wenn ihn dieſe Liebe einmahl ergriffen, keine Art von Opfern für ſie ſcheue. Denn, denn, ſollen iedesmahl die Vorſätze, welche mich ſeit Jahren ſchon beleben, zu meiner Beruhigung mich beleben, in mir aufs neue geſtärkt werden. Ich will auch ſo, ſollen denn meine Gedanken ſein, wie er, Natur, menſchliche Natur, in allen meinen Handlungen zeigen; will eben ſo, wie er, Menſchen zu dienen, mich beſtreben, gern und ganz, ganz und gern; will eben ſo, wie er, bei ieder Gelegenheit Heuchlern und Scheinheiligen den Text leſen; eben ſo, wie er, gern im Freien ſein, und aus den geöfneten Anblicken der Schöpfung ſanfte Empfindungen ſammlen; eben ſo, wie er, Kinder und ihren Umgang lieben; und, wenn der Tod kommt, eben ſo noch einmahl die Meinen voll Liebe anſehen, wie er, und einen ausgeſöhnten Blick auf die ganze Welt werfen, wie er, einen Laſterhaften an meiner

ner Seite noch beſſern, wie er, Gott noch einmahl mit ganzem Herzen danken, wie er, und denn das Haupt fallen laſſen, die Augen ſchließen, und das Leben abgeben, wie Er. — —

Wo ſeid ihr, meine zween Kleinen, die ich meine, von mir ſelbſt gebildete Menſchen nennen darf? —

Sie ſchlafen! — —

Immer ſchlaft! werdet ſchlafloſe Nächte noch einmahl genung im Leben haben, oft früh aufſtehen, und ſpät zu Bette gehen müſſen. Schlaft! ſtreckt eure zarten Glieder aus, und ſtärkt euch; damit ihr, wenn ihr erwacht, recht heiter und froh um mich her hüpfen mögt!

Daß ich Menſch bin, hab' ich mir immer viel gewußt, wenn ich auch nicht eigentlich weis, wie viel ich für meine Perſon dazu beigetragen haben mag; aber nicht halb ſo lieb wäre mirs, daß ich es bin, wenn ich nicht ein Paar kleine Menſchgens hätte, die mich Vater nennen. Es iſt doch einmahl ſo etwas, das den Menſchen, ich weis nicht, wie hoch, emporhebt, wenn er ein Paar andere herbeiſchaft, die an ſeiner Statt einmahl eben das wieder ſind, was er iſt. — Ja, ich ſehe ſie ſo recht darauf an, wie ſie da liegen, und ſchlafen. Ihr ſeid mein, denk' ich — mein! Ohne mich wäret ihr nicht! blühtet nicht ſo, wie Roſen! Euch will ich recht bilden. Sollt keine alte Weiber werden! ſollt keine Geſpenſter ſehn; ſollt nicht Nachbeter und Nachpfeifer von andern werden, oder Harlequins in der Schöpfung; ſollt von alberner Sitte und Mode nichts wiſſen; ſollt ſein natürlich und gut — gut und natürlich. Solls ſein beide, und — ieder in ſeiner Art. Dieſe Art will ich euch recht ablauern; will nicht einen Leiſten machen, und euch beide drüber ſchlagen, ſondern tauſend Leiſten für einen ieden von euch, und ſie euch alle anprobiren, bis ich einen darunter finde, welcher paſſt; Und, wenn ihr denn gut ſeid, und ich ſehs, ſo will ich euch an mein Herz drücken, und zu meinem Herzen ſprechen: du warſt **Menſchenherz**, weil du glaubteſt, daß **Bildung deiner Kinder** dein erſter Beruf, dein anliegendſtes Geſchäft, und allen deinen Zerſtreuungen, Vergnügungen und zeitverkürzenden Tändeleien weit vorzuziehen ſei. Und, wenn ich denn einmahl wider meinen Willen — denn ich werde nicht darum gefragt werden, — aufhören mus, in meiner Perſon natürlich und nützlich zu ſein: ſo will ich mich daran ergötzen, daß ich es noch eine Zeitlang in zween andern Menſchen fortfahren werde zu ſein.

Sie erwachen!

Kommt herbei, meine Kleinen, meine Lieben, kommt herbei in meinen väterlichen Schos! einer auf meinen linken, der andere auf meinen rechten Fus; oder wechſelsweiſe, wie ihr wollt. Ach! Menſchgens! ihr ſeid beide noch gut.

Seid keine kleine Teufel, wie mancher Langbart und Graubart, der ſchon Teufeleien in ſeinem Leben begangen hat. Seit noch unſchuldige Natur. Werdet ihr iemals böſe, ſo bin ich und eure Mutter daran nicht Schuld. Was ihr nicht ſehet und höret, werdet ihr uns nicht nachſprechen, nicht nachhandeln können. Und fielet ihr von ſelbſt darauf, ſo will ich euch unvermerkt und mit Liebe davon ableiten.

Aber warum gehorcht ihr mir nicht gern in allen Dingen? iſt euer Widerſtreben allemahl Sünde? — Ich thäte Sünde, wenn ich ſo dächte. Ich ſehe nicht ein, warum ihr nicht eben ſo rechtmäſſig auf euren Willen beſtehen könntet, als ich darauf beſtehe, daß ihr den meinigen thun mögt. Erſt mus ich euch überzeugen können, daß der meinige beſſer ſei. Das verlang' ich ia, und glaube, volles Recht dazu zu haben, wenn ich einem andern gehorchen ſoll. Es wäre doch Unbilligkeit, wenn ich euch nicht dieſelbige Freiheit zugeſtehen wollte, in deren Poſſes ich mich ſtündlich ſchütze. Könnt ich euch nun in den Stand ſetzen, daß ihr eben ſo, wie ich, übers gutſein und beſſerſein ſchon reflektiren könntet: ſo wärs ſo ein Ding. Denn überzeugte ich euch, daß mein Wille dem eurigen vorgezogen werden müſſe, und ihr gehorchtet mir; oder, welches vielleicht auch zuweilen ſich ereignen könnte, ich würde bei unſerm Deliberiren über gutſein und beſſerſein gewahr, daß euer Wille dann und wann auch immer ohne

Gefahr und vielleicht gar mit Nutzen dem meinigen vorzuziehen ſei, und verlangte nicht unaufhörlich Gehorſam von euch. — Aber ſolltet ihr nicht aus Zutrauen mir ſchon gehorchen, ohne zu wiſſen, warum? und denken, der Vater meints gut mit uns? Das wär' nun freilich ſo etwas; es klingt wenigſtens hübſch im väterlichen Ohr; läſſet ſich auch ganz artig hie und da anwenden. Allein, ich denke immer, zum Zutrauen gehöre auch ſchon Reflexion, und habe mir daher vorgenommen, vor euren zwölften Jahre nicht einmahl das von euch zu fordern. Und, wenns ihrs denn nun auch iezt ſchon haben könntet: ſo müſte ich wenigſtens den Gegenſtänden, welche euch umgeben, ein anderes Anſehen geben können, daß ſie euch nicht ſo reitzten. Ihr habt ein Meſſer in der Hand, das die Magd aufm Tiſche liegen lies, ich nehms euch, ihr ſchreiet. Schreiet nicht, ſag' ich, mit dem Meſſer ſchneidet ihr euch. Ihr gehorchtet vielleicht gern, aber — das Meſſer blinkt und glänzt. Was könnet ihr dafür, daß es glänzt und blinkt, und euch daher ſo gefällt? mein Verboth glänzt und blinkt nicht ſo; daß ihr alſo an dieſem ein Misfallen habt, wundert mich nicht. Aber ſehet, dort liegt ein Feuerſtahl, der ſchneidet nicht, und blinkt und glänzt auch; da habt ihr ihn. — Sie nehmen ihn, und ſind ſtill. — Alſo wars nur ums blinken zu thun; ungehorſam wolltet ihr nicht ſein. So will ichs immer machen. Ihr ſollt euren Willen haben, aber ich will ihn durch Verwechſelung ähnlicher Gegenſtände ſo zu lenken ſuchen, daß er euch nicht ſchade.

Wie lieblich iſt eure Unſchuld, ihr Kleinen! welche Naivetät! bekäme ſie doch nie durch Sitte und Brauch einen widrigen, verſtellenden Anſtrich! daß ihr alberne, ſteife Sitte lernen, und darunter eure Naivetät verliehren ſollt, das geht mir durch die Seele! Aber, ich will euer Peiniger nicht ſein. Will euch nicht viel mehr einſchränken, als euch die Natur eingeſchränkt hat. — Ein bisgen werdet ihr dadurch verliehren. Wenn ihr einmahl unter Menſchen kommt, werden ſie ſagen: ihr habt keine Sitte. Aber dafür gewinnt ihr auf der andern Seite tauſendmahl mehr: denn ihr habt — euch. Blickt mich an, ihr Lieben! daß ich euch recht ins Auge ſehen könne! Ja, ia, der Augapfel ſteht noch menſchlich, die Augenlieder fallen und heben ſich noch menſchlich. Da iſt noch kein verrätheriſches, falſche Liebe verkündigendes Zudrücken der Augen; noch kein ſtolzes, hoffärtiges Erheben derſelben; noch kein verachtendes, hohnſprechendes Wegdrehen derſelben. Noch flammen ſie nicht vom unmenſchlichen Zorn; noch zittert keine Thräne des Neides darinn; noch hat ſie die unerſättliche Wolluſt nicht frech gemacht. Ach! ſehet mich recht, ſehet mich lange, an, daß ich die liebenswürdige Güte der Natur ganz in ihrer Schönheit an euch erforſche! Eure Augen ſollen

len mir immer wahrdarſtellender Spiegel eures Herzens ſein! Nach nichts will ich, wenn ich eure Geſinnungen prüfen werde, ſehen, als nach euren Augen; und finde ich in der Zukunft zuweilen etwas erhebendes darinn, das mir eiteln Stolz, oder etwas niderſchlagendes, das mir vollbrachtes Laſter und Bewuſtſein deſſelben, oder etwas funkelndes, das mir empfangene Beleidigung und Trieb nach Rache ankündigt, ſo will ich ſo lange euch nachgehen, ſo lange an euch arbeiten, bis ich eure Augen wieder ſo ſanft, ſo mild, ſo freundlich und heiter ſehe, als ſie iezt ſind.

Wie ihr euch ſo herzlich freuen könnet, wenn ich euch einen Apfel oder Zwieback gebe! denkt warlich, ihr habt die ganze Welt im Zwieback und Apfel, und beiſſet an. Ach! könnt' ich mich doch auch noch ſo innig und herzlich freuen, wenn ich ſo viel Schönes und Gutes in der Natur ſehe, höre, empfinde und genieſſe! Daß ich nicht ſo das Kind mehr ſpielen, mich nicht mehr ſo von ganzem Herzen an etwas laben kann, das iſts, was ich verlohren habe, und nie wieder finde, und welches mir durch das gröſte Glück nicht erſezt werden kann! Warum denkt ihr denn den philoſophiſchen Gedanken nicht hinzu, wenn ich euch einen Apfel gebe, daß ihn euch iemand nehmen, oder, wenn ich euch ein Töpfgen gebe, daß das Töpfgen zerbrechen kann? — Wohl euch, daß ihr dis noch nicht dabei denkt! So bald man in der Welt erſt anfängt, zu denken, daß man etwas, welches man hat, verliehren könne, ſo iſt die Süſſigkeit des Genuſſes ſchon halb weg. Nun, ich will euch auch für dem Freudeſtöhrenden Gedanken zu ſichern ſuchen, ſo lange ich kann! will euch, wenn euch iemand den Apfel nimmt, gleich wieder einen andern, und, wenn das Töpfgen zerbricht, wieder ein neues, geben, und ſprechen, es ſind dieſelben; damit ihr recht lange bei dem Glauben bleibt, daß euch in der Welt nichts genommen werde, nichts zerbreche! — —

Kinder, mich dünkt, ihr ſeid heute ſchon wieder klüger, als geſtern; und morgen wieder klüger, als heute, nicht wahr? Ach! was für eine Freude iſt, zu ſehen, daß ein Kind heute weiter iſt, als geſtern, und — zu hoffen, daß es morgen wieder noch weiter ſein werde, als heute! Das geht über alles, ein Kind vor ſich haben, und der kleinen Seele Schritt für Schrit nachgehen, und Acht darauf haben, wie ſie ſich entwickelt; wie ſie heute einen neuen Gedanken wagt, ihn nur halb, und morgen noch einmahl, und ihn ganz denkt; übermorgen ihn zum Vater von zehn andern Gedanken macht, und nach acht Tagen nicht mehr weis, wie ein ganzes Gedankenſyſtem aus ihm ſich entſponnen habe. Tag für Tag will ich darauf merken, wie alle die Keime, welche in euch, meine Kleinen, verborgen waren, ſich ausbreiteten; die Fähigkeiten, welche in euch ſchlummerten, wach und thätig wurden; will alles niderſchreiben, und alle:

allemahl den Tag dabei, und, wenn ihr denn zwanzig Jahre alt ſeid, denk' ich ſo ziemlich einen Beitrag zur Entwicklungsgeſchichte des Menſchen liefern zu können; und bei iedem Progres, den ihr machtet, und den ich bemerkte, will ich eine Zahl ſchreiben, und, ſo oft ich denn tauſend habe, eines gegen tauſend halten, und die Leiter anſtaunen, die ihr in ſo kurzer Zeit erklettert habt, und mich über das herrliche Wachsthum des Menſchen freuen. Ihr ſollt mir keinen Wink umſonſt geben. Ich will euch getreu nachhelfen, damit ihr, wo nicht morgen da ſeid, wo ihr übermorgen ſein könntet, doch wenigſtens da morgen gewis ſeid, wo ihr, allem Anſcheine nach, morgen zu ſein, im Stande euch befindet. Uebereilen will ich euch nicht. — Ich ſäete früh im Jahre Bluhmenkohl, und trieb ihn unter Fenſtern; aber ich ſahs den Bluhmen an, die er brachte, daß ſie erzwungen waren; ich ſäete ſpäterhin andern im Freien, und Mutter Natur, die nun bald Grosmutter heiſſen könnte, beſchenkte mich zu gehöriger Zeit mit den ſchönſten, weiſſeſten und dichtſten Bluhmen, und, wenn ich die Bluhmen anſah, ſo wars, als wenn ſie ſagten: was unſere Grosmutter gutwillig gibt, das gibt ſie — gut und vollkommen.

Kommt, Kinder! kommt aus den engen Schranken der Stuben in ſtädtiſchen Kerkern, kommt in Gottes freie Luft! daß es Gottes freie Luft ſei, ſollt ihr zwar nicht eher hören, bis ihr es — mit Andacht hören könnet. In den erſten Jahren eures Lebens ſoll eure erſte Gebetsformel die ſein: Heute iſt ein ſchöner Tag, Papa; heute wollen wir in den Garten gehen; heute wollen wir ſingen und tanzen unterm Birnbaum; heute wollen wir die Nachtigall ſingen hören; heute wollen wir Erd- und Johannisbeeren pflücken, und dem armen Mann auch einen Hut voll zutragen, der gegen unſern Garten über wohnt. Und, wenn ich denn gewahr werde, daß ihr in der groſſen, weiten Schöpfung allmählich Jemand zu ſuchen anfangt, an welchen ihr euch haltet: denn wollen wir zuſammen feierlich an einem heitern Tage in den Sonnenſchein hintreten, und da die erſten frommen Gottesgedanken an die Sonnenſtrahlen knüpfen.

Das ſoll meine Hauptbeſchäftigung in Anſehung eurer ſein, daß ich alle meine Worte und alle meine Handlungen ſo einrichte, daß ich — euch Beiſpiel zum Guten werde! Ihr ſollt mich tugendhaft machen, und ich euch. Sie ſehens, will ich immer denken, ſie hörens und merkens, ſie redens, und thuns dir nach. Redens und thuns auf deine Rechnung. Willſt dir deine Rechnung nicht ſchwer machen, und wenn ſie auch ewig im Buche bliebe, und nicht abgelegt würde. Und, wenn ihr denn tugendhaft und gut ſeid, wie will ich euch dennoch nach Jahren mit eben ſo inniger Freude an mein Herz drücken, als heute! Wie werdet ihr mir denn danken, und euch beſtreben, eure Liebe und Treue in iedem Augenblick neu ſehen zu laſſen! Denn will ich euer Glück gründen, ſo viel ich kann; will denken, du gehſt bald ab; mache ihre Wohlfart ſo vollkommen, als möglich! Da habt ihr, will ich euch ſagen, ein halb Dutzend holde, ſanfte Mädgens; wählt unter ihnen mit Empfindung und Nachdenken; vermählt euch mit der Ausgewählten, und — freuet euch mit ihr! — Seh' ich denn Enkel, ha! welche Wonne! ſchon das zweite Glied, welches nicht da wäre, wenn ich nicht geweſen wäre! welches nicht gutgebildet würde, wenn das erſte nicht gutgebildet worden wäre!

Fort mus ich, das weis ich. Dort ſteht ſchon das Bette, auf welchem ich mich hinſtrecken, und den wichtigen Schritt zur Zerſtäubung thun werde. Aber noch Wolluſt für mich, Kinder, wenn ihr denn daſſelbe umgeben werdet. Da ſtehen ſie, will ich denken, die nun an die Stelle hintreten, welche du leer machſt. Sie verdrängen dich nicht, treten nur hin auf deine leere Stelle, und — füllen ſie aus; füllen ſie ganz aus. Denn will ich die Reihe der guten Thaten überſchauen, welche ſie noch nach mir thun werden, will ſchon freudige Empfindungen in voraus darüber haben; will ſie noch einmahl mit dem ganzen Ueberreſt meiner Kraft an mich drücken, und ſtammlen: Ich gehe ab, und ihr bleibt noch. Bleibt noch, und werdet auch abgehen. Denkt mich, nennt mich, ſegnet

mich

mich oft! Laſſet mich nicht allein an dem Ort, wo ich ruhe! Geht in iedem Jahr am Sterbtage dahin, und ſprecht daſelbſt ohne Thränen, ſprechts mit heitrer, freudiger Mine: Hier ſtaubt er, der Redliche! war gegen alle Menſchen ein Redlicher; gegen uns und unſere Mutter der Redlichſte. — —

Freilich kann ich nicht ſagen, obs allen ſo gehe, aber mir gehts ſo, daß Eintritt in ein Zimmer, wo auf allen Seiten Repoſitorien und Schränke, voll von den beſten und berühmteſten Werken des Genies, ſtehen, für mich immer — Eintritt in die Wohnungen der Unſterblichkeit geweſen iſt. Es iſt doch warlich viel, und dabei ein recht allerliebſter Gedanke, daß man in einem ſo kleinen Raum von wenigen Schritten in der Länge, und in der Breite, in Geſellſchaft der würdigſten, weiſeſten und gröſſeſten Geiſter, ſein kann, die lange vor uns aufgehört haben, zu wirken; und noch ſonderbarer iſts, daß man ſich da ſeinen Himmel machen kann, wie man will; hereinnehmen und heraustransportiren kann, wen man will. Aus allen Jahrhunderten verſammlet, umgeben ſie mich da, die Klugen der Welt, und ich kann erfaren, wie Leute vor funfzig, vor hundert und tauſend Jahren über dieſen oder ienen intereſſanten Gegenſtand des menſchlichen Geſchlechts gedacht und raiformirt haben. Was das für eine herzliche Freude iſt? die Alten hatten wahrhaftig auch Sinn und Herz; thaten, wenn ſie kochten, eben ſo alles gehörige hinan, ſchonten auch die Buttertöpfe dabei nicht; nur hatten ſie nicht die vielen ausländiſchen Gewürze, und verſtanden ſich nicht ſo gut aufs Saucemachen, wie wir; Braten und Fleiſch waren bei ihnen ſtark und fett, und vielleicht hie und da noch fetter und vollwüchſiger, als bei uns. — Und, wenn ſichs denn ergibt, daß dieſer oder iener, welcher in den Augen ſeiner Zeitgenoſſen gut und gros war, und es in den Augen ſeiner Nachkommen noch bis auf den heutigen Tag iſt, über dis oder ienes gerade eben ſo denkt, wie wir, und wir gerade ſo denken, wie er, wie weitet ſich da das Herz! Gleich iſt eine Art von Intimität zwiſchen ihm und uns da; wir freuen uns, einander näher kennen zu lernen, und Harmonie in unſern Denkungsarten anzutreffen, reichen ihm die Hand, nennen ihn Kollege, Freund, Vertrauter, Bruder. Iſt gewis eine recht menſchliche Freude, ein gutes Buch zu leſen. Wären wir mit dem Verfaſſer in einem perſönlichen Umgang, wir könnten nicht ſo viel Annehmlichkeit dabei finden. Es würde manches von ihm geſagt werden, das nicht richtig und ſtark genung gedacht, nicht voll und naif genung ausgedrückt wäre: und kein Wunder; er lies es nicht drucken; aber, was er hier hergeſetzt hat, hat er gewis recht durchgedacht, recht auszudrücken geſucht. Es iſt der Extrakt von tauſend mündlichen Unterredungen, die wir mit ihm anſtellen würden; die Quinteſſenz ſeines ganzen perſönlichen Umgangs, den wir Jahre lang mit ihm anſtellen könnten. Und denn ſich ſo in ihn hineindenken; Gedankenentſtehung und Gedankenreifung an ihm beobachten, Schritt für Schritt dem Gange nachgehen, den ſein Herz nahm, oder Blick für Blick dem Fluge nacheilen, welchen ſein Geiſt wagte; ſehen, wie der erſte Gedanke ihn wieder auf einen zweiten, dieſer ihn wieder auf einen dritten, brachte; wie bald drauf eine ganze Reihe von Gedanken in ihm da war, aber noch verworren, noch unter einander geworfen; und wie endlich die vortreflichſte Ordnung unter ihnen hervorgebracht ward, und alle zuſammen eine an einander hangende Kette wurden, welche zerfällt, ſo bald man ein einziges Glied herausnähme. Und denn, wenn man mit dieſem fertig iſt, wieder einen andern Author ergreifen, der über denſelben Gegenſtand ſchrieb; ſich wieder mit ihm eben ſo familiariſiren, und eben ſo in ihn hineindenken, wieder Schritt für Schritt mit ihm die Bahn gehen, welche er machte, ſehen, wie mehr, als ein Weg, zu demſelben Ziele führe, ſeine Differenz von dem erſtern entdecken, die Urſachen davon aufſuchen; erforſchen, ob ſie in dem Manne ſelbſt, in ſeiner eigenen Art, ſich die Sachen vorzuſtellen, oder in den Umſtänden, in welchen er ſich befand, und mit denen er rang, oder in der Natur der Sache ſelbſt lagen; denn gewahr werden, wie von ihnen einer den andern aufklärt, beſtimmt, berichtigt; denn, als der dritte Mann darüber gerathen, und einen mit dem andern aufklären, beſtimmen, berichtigen; denn bewundern, wie der groſſe Schatz von himmliſcher Weisheit, den wir Wahrheit nennen, unter das ganze Menſchengeſchlecht vertheilt iſt, und wie ieder davon etwas hat; und denn die zerſtreuten Funken des allgemeinen Lichts ſammlen, ſie auf einen Haufen bringen, und eine kleine Flamme daraus machen, welche Wolluſt für ein menſchliches Weſen! Ich liebe die perſönliche Geſellſchaft der Menſchen; aber in alle Geſellſchaften ohne Unterſchied laufen, wär meine Sache nicht. Da mögen andere immerhin allenthalben hinlaufen, ich wehrs ihnen nicht. Aber lauft nur, denk' ich. Ihr könnts nicht ändern, daß ihr auch Leute genung darunter antreffen werdet, die nicht nach eurem Geſchmack ſind, und bei denen ihr Langeweile habt; aus der Geſellſchaft könnt ihr ſie nicht werfen. Lieber eile ich hieher zu meinen verblichenen Freunden; ſie ſind alle von mir gewählt, und täuſchte ia einer von ihnen meine anfänglichen Erwartungen, ſo nehme ich ihn ſanft bei der Hand, und trage ihn hin, wo ich will. So bin ich verſichert, daß ich nichts unnützes, nichts witzloſes, nichts ſalbaderiſches, nichts alltägliches, höre. —

Und finde ich denn hier einen Weiſen, Geſchmackvollen, der überausſchöne Naturſcenen mahleriſch ſchildert, ſo ſteck' ich ihn in die Taſche, marſchir' ab, und hin in die offenen Schauplätze der Schöpfung, und ſpreche zu ihm: Freund, komm mit mir! las ſehen, ob du Auge und Ohr genung geweſen biſt, zu erblicken und zu hören, und ob du Herz genung gehabt haſt, geſehenes und gehörtes Schöne in noch ſchönere Empfindungen zu verwandeln! — Denn leſe ich ihn in der Natur, und die Natur in ihm. Ziehe Linien, und abermahl Linien zwiſchen beiden, denke das meinige noch hinzu, mache meine Noten drüber, fühle meinen Kommentar dazu, und ergänze es. Komm' ich an eine Stelle, wo der Mann recht empfand, recht mahlte: ſo leſ' ich ſie geſchwind noch einmahl. War ich erſt im Freien, da ich ſie las, ſo gehe ich nun unter einen Baum, ſie zu leſen, und denn an einen Bach, ſie wieder zu leſen, und ſo fort; wo ſie ſich denn am ſchönſten lieſet, da bleib ich, ſetze mich, oder lege mich längelang hin, und leſe ſie lange, und ſo oft, bis ich ſie rein ausgeleſen habe, ſo rein, daß nichts, als Papier, mehr davon übrig bleibt, und Lettern. Ja, ia, ſprech' ich denn zu mir ſelbſt, das war getroffen, getroffen! habs geleſen; habs empfunden! Dank dir, fühlender Mann! daß du meine Empfindungen weckteſt, ſtärkteſt! Die natürlichſchönen Empfindungen ſind in allen Menſchen dieſelben; ob ſie der eine ein Jahrtauſend eher, und der andere

dere ein Jahrtauſend ſpäter, denke, thut nichts zur Sache.

Denn trag' ich ihn wieder hin in die Reihe, aus welcher ich ihn nahm, wiſche ſorgfältig iedes Stäubgen weg, welches auf ſeinem Orte liegt, und denke: wenn auch der Mann im Staube iſt, ſolls ſein Buch doch nicht ſein. — Nun verlaſſ' ich die Verſammlung der Weiſen, und kehre wieder in die Welt zurück, wo ich den alten, immerbleibenden Unterſchied finde, daß Weiſen und Narren daſelbſt unter einander geſtreut ſind; bereite mich ſchon auf dieſen Anblick, und entſchlieſſe mich, es nicht ſo genau zu nehmen, ſondern zu denken, daß ich nicht in einer ausgeleſenen Bibliothek, ſondern in vermiſchter menſchlicher Geſellſchaft, bin. Um ein gut Theil komm' ich beſſer, weiſer, empfindungsvoller zur Welt zurück, und freue mich deſſen. — Ha! ſolche Stunden will ich mir mehr machen im Leben; will mir ihrer recht viel machen! will ſie betrachten als vorſpiegelnde Anblicke iener allgemeinen Zuſammenkunft aller Guten und Weiſen, aller Beſchauer und Verehrer der Natur, aus allen Himmelſtrichen, und aus allen Jahrhunderten — an die die Chriſten glauben! — —

Daß Menſchenleben über und über nichts als Freude und Wonne ſei, ſo, wie man die Worte nun einmahl nimmt, hab' ich nie gedacht,

dacht, auch nie denken wollen. Da ſind ihrer viele, die einen ſchweren Renzel tragen, und unter ſelbigem tiefgebückt gehen, all' Augenblicke ſtolpern, und, ehe man ſichs verſieht, hinfallen. Und keiner von allen iſt, der nicht wenigſtens ein — Renzelchen trüge. Doch wirds auch vielen nicht ſauer, den Renzel zu tragen; mit der Zeit gewöhnen ſie ſich dran, ſo dran, daß ſie zuletzt ohne Renzel nicht würden leben können. Mancher hat auch ſeinen Mann, der ihm ſelbigen tragen hilft, und ruht unterdeſſen aus. Auch trägt man den Renzel nicht immer gleich ſchwer; zuweilen fallen einige Steine wieder heraus. Auch wird er einſt ganz abgenommen werden. Und, wenns einmahl Menſchenleben ſein ſollte, durfts auch nicht ganz ohne Renzel ſein. Aber bei der Sache ſelbſt iſt doch, wenns überſtanden iſt, eine herrliche Art von Freude. Ich habe mir auch zuweilen in der Welt auf allerlei Weiſe den Fus vertreten, oder die Zähne haben mir weh gethan, oder mein Magen iſt verderbt geweſen, oder es ſtand mir iemand im Wege, der nicht erſt aus ſelbigem herausgehen wollte, oder es ſtarb mir etwas ab, wovon ich gewünſcht hätte, daß es noch länger leben, bis an den iüngſten Tag noch leben möchte, und — was dergleichen Dinge mehr ſind; aber, wenn ich nun darauf hinſehe, da es über iſt, ſo finde ich, daß — Rückblick auf überſtandne Leiden auch ſein Angenehmes habe.

Man ſtellt ſich alsdenn ſich ſelbſt und das Unglück als zween Leute vor, die beide mit einander rangen, und den Ort, wo ſie ſtanden, als den Kampfplatz: Man balgt ſich denn in Gedanken mit ſeinem Feinde herum, von dem man angegriffen ward; retirirt ſich bald, avancirt bald; ſetzt ſich aufs eifrigſte zur Gegenwehr, ſtrengt alle ſeine Kräfte an, ſchlägt mit der Fauſt, zieht den Degen, gibt Feuer, iagt den Feind in die Flucht, iagt ihn ſo weit, bis er ſich aus dem Geſichte verliehrt, und, wenn man denn daran denkt, daß er weg iſt, ſo betrachtet man ſich als Held, bekränzt ſich mit Bluhmen, zieht in Triumf auf, und ſchreit überlaut, ſo laut, daß es die ganze Welt hören möchte: Viktoria! das iſt denn doch ein angenehmer Gedanke, das Unglück zum Weichen gebracht zu haben, gröſſer geweſen zu ſein, als daſſelbige.

Ein bisgen klüger iſt man auch durchs Unglück geworden. Man hatte es vielleicht hie und da verſehen, ein Wörtgen zu viel geſprochen, etwas zu eilfertig, zu Vorurtheilvoll gehandelt, und verſiehts nun nicht leicht wieder; hatte vielleicht hie und da, wenn man um ſich her Geſtus machte, iemanden mit der Hand ins Geſicht geſtoſſen, und hohlt nun nicht mehr ſo weit aus. Auch kann man nun hie und da einen andern warnen, daß er ſich in Acht nehme, weniger rede, gewiſſer trete, und nicht ſo geſchwind handle. Beides iſt gut; ſelbſt klüger geworden ſein, und andere klüger machen können; und ſind die Koſten dazu nun auch noch ſo gros geweſen, ſo glaubt man doch, einen Gewinn erhalten zu haben, der ienen Aufwand reichlich erſetze.

Die gegenwärtige angenehme Empfindung, womit das Unglück und der Schmerz abgewechſelt haben, der beſſere Zuſtand, in den wir verſezt worden, haben auch dadurch einen Grad des Angenehmern und Beſſern mehr empfangen. Wären wir ununterbrochen glücklich geweſen, ſo nähmen wir das Ding auf die leichte Achſel, dächten, es müſte ſo ſein, fühlten das Glück nicht recht; aber nun wiſſen wir, daß es auch anders ſein könne, weil — es ſchon anders geweſen iſt, und daß es nun ſo, und nicht anders, iſt, freuen wir uns herzlich. Jeder Gedanke ans überſtandne Leiden macht das darauf gefolgte gegenwärtige Wohl doppelt ſchön. Er iſt Salz der Freude, ſagten die Alten, und ich ſeze hinzu, Pfeffer, und Ingwer, und Muſkatenbluhme.

All' Augenblicke wird doch nicht Unglück kommen — es hat ia alles im Leben ſeine Stunde. Es donnert ia nicht in ieder Stunde, ſtürmt nicht in ieder Stunde, regnet nicht in ieder Stunde. Wenns eine Weile geregnet und geſtürmt hat, kann man auch wieder auf eine Weile ſtilles und trocknes Wetter erwarten. So iſts denn auch mit dem Unglück; wenigſtens denkt man ſichs ſo. Man denkt, daß auch hier die Geſetze der Natur Geſetze fürs Menſchenleben ſein werden. Wenns denn vorüber iſt, denkt man, nun biſt du wieder auf eine Zeitlang dafür ſicher; andere habens noch vor ſich; du haſts überſtanden; und denn iſt alles wieder gut. — Es könnte aber wohl bald wiederkommen? — Nun eben darum laſſt mich das gegenwärtige Gute recht genieſſen, in aller ſeiner Fülle genieſſen, meine heitern Stunden mich recht freuen, und die Wolluſt, welche an meinen Lippen ſchwebt, mit Geſchmack und Empfindung hinterſchlurfen!

Dabei gibts denn überdis noch gar beſondere Betrachtungen über den Zuſammenhang, und über die Verwickelung der Dinge, welche man anzuſtellen hat. Wie alles ſich ſo ſonderbar fügt! wie das Unglück, ehe man ſichs verſah, da, und, ehe man ſichs verſah, wieder weg war! Ein Umſtand brachts, und ein andrer führts bei Seite. Es war, als wären allenthalben Hände noch auſſer den unſrigen mitbeſchäftigt, und doch ſah man keine. Iſt doch ein recht artiges, und dabei gutes Gemiſch — Menſchenleben; und, wenn man ſonſt ſeiner Sache gewis iſt, ein gutes Herz hat, das ſeine hübſch abwartet, und Gott und Menſchen liebet: ſo geht alles ſeinen Train fort, und geht ihn ſo, daß man endlich damit zufriden ſein kann. Wie wird der Muth ſo vortreflich durch dieſe Bemerkungen geſtärkt! nun zittert man nicht mehr ſo ſehr für Gefahren; man denkt: die vorigen Leiden kamen — aber gingen auch

— es wird öfter ſo kommen. Werden kommen, aber auch wieder gehen. Und, wenn man denn einmahl dieſen Gedanken recht feſt hält: **Leiden kommen und gehen**, ſo iſts, als — gingen ſie ſchon.

Und denn noch zuletzt die Hofnung hinzu, die die Chriſten haben, die iedem ehrlichen Kerl willkommen ſein, und von der er wünſchen mus, daß ſie erfüllt werden möge, daß — einmahl ein Zeitpunkt kommen werde, in welchem für den Menſchen alles recht gut ſein ſolle — es ſei, wenns wolle — genung, daß einmahl für den Menſchen alles recht gut ſein ſolle, welche Wonne hat man ſich alsdenn nicht noch von dem Rückblick auf überſtandne Leiden, von dem Rückblick auf alle überſtandne Leiden, zu getröſten! Ich habe manch ehrlichmahl in meinem Leben eine Reiſe zu Fus, und mit der Poſt, gemacht, die in aller Abſicht eine ſchmutzige Reiſe war; bin durch Bäche und Sümpfe gegangen und gefahren, daß mirs Waſſer über die Kniee ging, und in den Wagen kam, und der Koth mir um die Ohren herumſpritzte. Ich badete und fuhr gelaſſen hindurch. Wenn ich denn aber drüber war, und kam auf einen trocknen Fusſteig, oder Fahrweg, wo es allerliebſt zu reiſen war: ſo blieb ich ſtehen, oder rief dem Poſtillon zu: Schwager, halt einmahl! ſprang vom Wagen, ſah ſtarr auf den böſen Weg noch einmahl zurück, den wir paſſirt hatten, und ſprach laut: Ja, ia, das war gerade wie Gang durchs

Menſ

Menſchenleben! Es kommt auch manchmahl eine Strecke Bach, oder Sumpf — man mus hindurch; aber, wie ſichs ſo hübſch zurückſieht, wenn der Moraſt hinter uns, und der trockne, gebahnte Weg vor uns iſt! — Schwager, ſagt' ich einsmahls zu einem Fuhrmann, als wir eben durch einen tiefen Sumpf gefahren waren, und beinahe umgeworfen hatten, guck dich gleich um, und ſtos in dein Horn! Ja, Herr, antwortet' er, bei meiner Seel, das war ein Weg vom Schinder! Vom Schinder eben nicht, verſetzt' ich, es läſst ſich doch nun ganz ruhig auf ihn hinſehen, wenn man drüber iſt. Ja, wenn man drüber iſt, erwiederte er, aber wie wars da, als wir drinn ſteckten? — J, Mann, das iſt vergeſſen! Guck noch einmahl hin! Sieh, ſo wirds einſt ſein, wenn wir über allen Dreck weg ſind; nichts, als guten, bluhmenvollen Weg vor uns haben! — — Der Kerl klotzte mich an, und ſprach: Herr, wie meint er das? — Wenn du mich nun nicht verſtehſt, ſagt' ich, ſo fahr zu. Er fuhr zu, und ich hatte im Fahren noch immer den Kopf auf dem Rücken; ſo, wie ich verſichert bin, daß ich im künftigen Leben gewis auch oft genung den Kopf auf dem Rücken haben, und manch ehrlich mahl noch zu einem von den ſeligen Leuten ſagen werde: Hum! ha! — und die, denk' ich, ſollen mich denn beſſer verſtehen, als der Fuhrmann.

* * *

Da gehen ihrer ſo viele auf Gottes Erde herum, — und, ſo oft ich einen von ihnen ſehe, blutet mirs Herz — deren Schritte Schritte ins Verderben und in den Untergang ſind; handeln wider die Tugend, und wider ſich ſelbſt, und denken doch wohl noch dabei, wie gut ſie's mit beiden meinen. Fragt ſie, ſie haben gewis nichts wider die eine, und wider den andern; nur, daß es ihnen keiner ſagt, daß ſie — irren; daß ſich ihnen kein Redlicher darſtellt, der ſpricht: Bruder! ſteh, und bebe! ſteh wie vor den Kopf geſchlagen! du biſt aufm Todespfad! Haben lauter dunkle, unrichtige Vorſtellungen, thun ihr Unrecht aus Gewohnheit, werden verführt; verführt durch eine Menge von böſen Beiſpielen, die ihnen zur Rechten und Linken ins Auge fallen. Ach! käme ein Edler, ein Menſchenfreund, ders mit ſeinem Nächſten ſo gut meinte, als mit ſich, und ſtiftete zwiſchen ihnen und ſich eine Vertraulichkeit! da wär' eine gute Handlung zu vollbringen, ein Gewinn zu machen, eine Rettung zu ſtiften! — So dacht' ich jüngſthin, und es war ein recht ſchöner Frühlingstag, an welchem ich ſo dachte. Die liebe Sonne ſchien ſo warm und ſo mild; die Bluhmen blühten ſo ſchön unter ihren Strahlen, und meine Melonen wuchſen ſo ſchnell unter ihrer Allbelebenheit. Ich trat hin in ihren Schein, freute mich ſo ganz meines Daſeins, fühlte mich recht erweitert, recht ausgedehnt;

und, wie ich mich ſo fühlte, flog der Gedanke durch mich hin: ein guter Kerl verdient den andern; die Sonne wärmet dich ſo hübſch, könnteſt du doch auch für irgend ein Geſchöpf eine Art von Sonne werden, Licht, Leben, und Wärme, demſelben geben! und, wäre dis Geſchöpf ein Menſch, welche Wonne!

Da kam zu mir ein iunger Verführter. Ein Menſch, deſſen vortrefliche Geiſtesgaben, und gute Geſinnungen, ich eben ſo kannte, wie ſeine Ausſchweifungen: Ich liebe den Jüngling bei allen ſeinen Thorheiten; er hat ſo etwas Guts und Ehrlichs im Auge, und hinter dem Guten und Ehrlichen ſticht ſo etwas ſtarkſehendes, vielverſprechendes hervor. Oft hab ich ihn mit Mitleiden darauf angeblickt, wenn ich ſeine Fehltritte ſah, und eben ſo oft ward denn in mir der Wunſch rege: wenn du ihn doch retten könnteſt! Wie er da im Sonnenſchein mit mir ſtand, und alle meine Heiterkeit und Gutherzigkeit in mir rege ward, nahm ich ihn beim Arm, und ſezte mich mit ihm mitten in die Sonne hin, und ſagte: Sieh, wie der Tag ſo viel ſchöner iſt, als die Nacht! wie Werke des Lichts ſo viel beſſer ſein mögen, als Werke der Finſternis! des lieben Gottes Sonne meints ſo gut mit uns beiden, und wir ſolltens doch wenigſtens ieder noch beſſer mit uns meinen, als ſie. — Der Jünglich ſchaute mich an. Ganz böſe war er nicht; er hätte mich ſonſt nicht angeſchaut. Hingeriſſen aber war er worden, und es fehlte nur an einem, der ihn wieder in die Höhe brächte. Ich ſahs ihm im Aug' an, daß die Minute an ihm zu nutzen ſei, in der ich mit ihm ſprach, und daß im Sonnenſchein etwas ausgerichtet werden könne. Ich grif ihn auf ſeiner ſchwächſten Seite an, redete mit ihm unverholen, unverſteckt, ſagt' ihm alles, wie ichs meinte, ſagt's ihm in einem liebreichen, vertraulichen Ton. Der Jüngling gab mir Ohr und Herz; er hörte ſtark und lebhaft, und ſeine Seele blickte ihm aus den Augen heraus. Ich bracht' ihn zu Thränen. Die ſind gut, dacht' ich, zeugen von Gefühl; hat er dis noch, wohl ihm! Ich fuhr fort, drang immer ſtärker in ihn, ſchilderte ihm das obſchwebende Unglück mit den lebhafteſten Farben — er weinte ſtärker; nun, glaubt' ich, müſſe ich ſie ſtillen, die Thränen, da er nun ihrer genung geweint hatte. Ich zeigte ihm Ausſichten beſſerer Ruhe und reellerer Glückſeligkeit in die Zukunft, wenn er meinem Rathe folgte. Er verſprachs; verſprachs noch immer unter Thränen. Ich hielt ihm die Hand dabei feſt, legte ſie ihm bald auf ſein, bald auf mein Herz, erhub ſie denn zum Himmel, lies ſie eine Zeitlang nach demſelben hingerichtet, legte ſie ihm denn weiter aufs Herz, und er ging gerührt von mir hinweg, und wiederhohlte noch im Weggehen die theure Verſicherung, daß er den Verführern hinfort kein Ohr reichen wolle.

Nun hab' ich die Freude, daß er ein ganz umgeſchaffener Menſch iſt. Er haſſet ſeine vorigen

rigen Ausſchweifungen wirklich: denn er thut ſie nicht mehr. Er hat zwar aufgehört, zu weinen; aber ſeine Thränen ſind in That verwandelt — er iſt gebeſſert. Nun geht er mir nicht leicht vorüber. So oft er mich ſieht, läuft er an mich heran; begegnet er mir, ſo ſteht er neben mir ſtill; findet er mich in einer Geſellſchaft, ſo bin ich ſein Mann, mit dem er ſich unterhält. Jederzeit läſſet er mich in ſeinen Augen die redliche Dankbarkeit leſen, von der ſein Herz voll iſt, und es iſt immer, als wenn er ſagen wollte: Sie ſoll dauern, ſo lange ich hier daure, und daure ich länger, als du, ſo ſoll ſie dich überdauern! das nenn' ich mir denn doch eine Menſchenfreude. Jeder Fehltritt, welchen er nun nicht mehr thut, iſt ein Loch, das ich habe zuſcharren helfen; iede gute That, die er verrichtet, eine That, welche ich mit ihm zur Hälfte verrichte; ieder ruhige Augenblick, welchen ihm ſeine Tugend verſchafft, eine Stunde voll Seligkeit, die mir die meinige gibt. — Wenn nun erſt Jahre dahin ſein werden, und ich ſehe ihn ſtark und beſtändig im Guten, ſehe ihn ganz glücklich an den Händen der Tugend, welche Wolluſt wirds denn für mich ſein, an den Augenblick zurückzudenken, da ich ſein Herz gewann! So oft er wiederkommt, der Tag, an welchem ich ihn zurückbrachte, will ich ihn feiern, feiern auf derſelben Stätte, wo ich für einen meiner Brüder den Grund zu einem ganz verneuten, verbeſſerten Leben legte, feiern mit Blicken zum Himmel, und mit Dankbarkeit gegen die Sonne, die Menſchen gewinnen und edler machen hilft; und ich bins gewis, er feiere dieſen Tag, ſo oft er an mich denkt. Gott! wie viel kann doch der Menſch thun, wenn er im Stande iſt, zu machen, daß ein anderer, ſo oft er an ihn denkt, eine Art von Geburtstag feiert, und nie ohne Freude und ohne Wärme an ihn denkt!

Auch bin ich deſſen gewis, und freue mich ſchon darauf, daß, wenns einmahl dazu kommen wird, daß ich mich trenne, trenne von den Meinen, und von allen Guten der Erde, das Bild dieſes geretteten, zurückgebrachten Verführten noch dicht vor mir ſchweben, wie ein Engel vor mir ſchweben werde, der mich ſtärkt. Das in Engelgeſtalt ſchwebende Bild werde ich denn ſehen, und darüber meiner Quaalen, meiner Krämpfe, vergeſſen. —

So will ich ihrer mehrere zu retten ſuchen, will den Sonnenſchein dazu recht nutzen; und, wenns mir denn gelingt, und ich gewinne ihrer viele, ſo will ich denken, daß dis allein ſchon des Lebens werth ſei, und daß, wenn es auch weiter keine Freude für den Menſchen gäbe, als die, es doch ſchon Seligkeit ſein würde, Menſch geweſen zu ſein!

Denkt auch ſo, die ihr dieſes leſet! — Verlohren iſt das Paradis! und was weg iſt, iſt weg. Aber habt ihr nur Sonnenſchein, und könnet im Sonnenſchein einen Verführten retten,

ten, der ohne euch Beute geworden wäre, ſo habt ihr noch viel davon! — Denn, wie ihr wiſſt, iſt ia dis auch ſchon eine Paradishandlung geweſen.

So recht in ihrem einfältigen, natürlichen Gewande, ohne Schleier, Dormeuſe, Envelope, und Andrienne, die Tochter des Himmels, die ſanfte, beruhigende, Verſtand und Herz zugleich füllende Wahrheit ſchauen, das iſt auch der ſchönſten Erdenſeligkeiten eine! Wohl mir! daß mein Schickſal es mir gegönnt hat ſie ſo zu ſehen, mich ſo mit ihr bekannt zu machen, mir ſo ihre Liebe, ihr Vertrauen, zu erwerben! — Heilige Stunden bei Tage, und bei Nacht, in welchen ich ſie ſo ſah, und noch ſehen werde, was ſeid ihr doch gegen das Leben der Reichen und Könige! Gebt mir, Erdenbrüder! gebt mir all' eure geprieſenen Güter, — einen Palaſt, wo der Pracht und des Glanzes Vaterland iſt — um ihn herum reitzende Gärten und Promenaden — in ihm tauſend Goldhaufen, von welchen einer immer gröſſer iſt, als der andere, und zehntauſend ſklaviſche Diener, von denen einer immer bereitwilliger und unterthäniger iſt, als der andere — und dabei Titel, und Würden, und Ahnen, und Ordensbänder; und wehrt mir aus ſelbigem die Ausſicht in das offene, lichte Land der

Wahrheit hin: ſo eil' ich von da in meine Hütte zurück, wo, in Entfernung von aller Pracht, ich mich ſelbſt bediene, wo ein frugaler Tiſch mich beköſtigt, und keine Reichthümer ungebraucht unter zehen Schlöſſern verborgen liegen — Wahrheit aber mein Eigenthum, und Anſchaun derſelben mein Alles iſt! Friedlich leb' ich da meine Handvoll Tage hin, miſche mich in keine Kontroverſe, laſſe ieden definiren und diſtinguiren, wie er will, und beiammere armes Menſchenvolk, welchem unnütze Furcht und misverſtandenes Gutes das Leben verdüſtern.

Ach! wie ſie da liegen und knieen, und knieen und liegen, im elendſten, verworfenſten Aufzug, die Söhne und Töchter der Menſchen zu Tauſenden, an den Altären des Aberglaubens, des bemooſten Vorurtheils, und des fortgepflanzten Irthums! wagen kaum einen halben Blick zum Himmel, und ſind zerknirſcht und zerſchlagen! mögens Haupt nicht emporheben, zittern und beben!

Hier iſt ein Ding, wie eine Puppe gekleidet; buntſcheckig, über und über voll Franzen, voll Flittergold, und voll Schellen, hinten und vorn Puppe; das nennen ſie — **Sitte.** Iſt wahrlich ein recht albernes, ungeſtaltes Ding; alles verkennte, verſtellte Natur, umgekehrte Menſchenbeſtimmung. Man ſieht dem Dinge den Zwang an; es hilft zu nichts, ſchadet nur, macht Menſchen zu Gecken, führt ihre Herzen von einander, verwandelt ihren holden, freundſchaftlichen Umgang in mistrauiſches, langweiliges, eckelhaftes Beiſammenſein, ſcheucht hier eine Freude weg, und dort wieder eine weg, und bringts ja wieder eine, ſo iſts nicht der Rede werth. Ich lobe dich, Mutter Natur, und verwerfe die alberne Puppe. Dir treu ſein, heiſt, Menſchenbeſtimmung erreichen! Mag doch mit der Puppe ſpielen, ſie herzen und küſſen, wer will; ich werfe ſie weg. Sei ohne Zwang, ſei edelleicht und frei, Bruder! ſo iſt Freude für dich — ganz Freude, und Leben für dich — Fülle des Lebens!

Auch ſteht dort noch ein anderes Ding, wie Puppe gekleidet. Iſt an ſich gut, herzlich gut, aber über und über ſo verſtellt und vermummt, daß man es unter der Kappe nicht kennet — das nennen ſie *Tugend*. Die Armen! Meinen, wahre Tugend beſtehe im *Sauerausſehn, in Entfernung von Menſchen, in Verſchlus des Herzens für Freude!* — Iſt dis die groſſe, geprieſene Tugend, die Wohlthäterin des Menſchengeſchlechts: ſo werft ſie zur Welt hinaus; ſie iſt aller Glückſeligkeit Untergang. Wahre Tugend macht gut, und wer gut iſt, iſt froh. Ihr ächter Verehrer iſt gefällig und leicht, und mag, wenn Zeit dazu kommt, gern lachen und ſcherzen, und ſpricht: Ein Paar Schritte über den Ernſt hin iſt noch nicht Ausgelaſſenheit; iſt nur wahrer, menſchlicher Muth. Hab' ihn, du

Edler! ſei munter, lachend, und froh! Tauſendmahl mehr ſchöne Handlungen wirſt du verrichten, als der kalte, finſtere Schleicher. Wenn er ſich erſt noch lange beſinnt, ob ers thue, ob er Menſchen diene und helfe, und denn den einen Fus dazu aufhebt, und es wagen will: ſo biſt du ſchon fertig damit, haſt ſchon Menſchen gedienet und geholfen, genieſſeſt ſchon ſanften, hinterbleibenden Lohn menſchlicher That.

Denn haben ſie noch ein Ding — auch Puppe — und brüſten ſich wacker damit, tragen das Näschen dabei hoch, und ſtolpern wohl gewaltig überm Steinchen, das vor ihnen im Wege liegt; das nennen ſie — Gelehrſamkeit. Da laufen ſie denn hinaus über den Kreis Menſchennützlicher Wiſſenſchaft, reden und zanken über Dinge, die nicht den kleinſten Einflus auf Weisheit und Ruhe haben, bringen das bisgen Zeit, welches ſie unterm Himmel haben, und das ſo ſchon auf Flügeln der Morgenröthe ſchwebt, mit albernen Wortklaubereien, ſubtilen Diſtinktionen, Hipotheſenmachen, und Quackeln, ꝛc. — Sei mir gelobt und geſegnet, **Studium des Menſchen**! Dich nenn' ich wahre Gelehrſamkeit. Wiſſen, was der Menſch iſt, überſchauen, wozu er da iſt, ausforſchen, was ihm nutzt und ſchadet, und denn dieſe erlangten Kenntniſſe zur Beförderung ſeines eignen und ſeiner Brüder Wohls anwenden, dis heiſt mehr ſein, als Magiſter, Licentiat, und Doktor!

Zuletzt machen ſie auch wohl gar das Heiligſte und Beſte, was der Menſch hat, zur Puppe, und nennen es noch — Religion. Das iſt denn ein Gewebe von trocknen, einflusloſen Sätzen, ohne Herz und ohne Kern, — ſchallende Worte — heilige Töne — verdrehete Vorſtellungen vom oberſten Weſen. Iſt wahrlich ein zu ſchöner Nahme, Religion, als daß er ſo entheiligt zu werden verdiente! — Glaube einen Gott, Bruder! und denk' ihn dir Vater! Vater für dich, und für ieden, der deines Geſchlechts iſt! Vater fürs All! denk ihn, nenn' ihn, ſing' ihn als Vater und Herrn! Er will dein Wohl und deine Seligkeit; kennt deine Fehler, weis, was du vermagſt, verſpricht, deine Kräfte zu ſtärken, und hat Mitleiden mit dir. Vertrauen, ſanftes, kindliches, herzliches Vertrauen, ſollt du ihm opfern; brings ihm! Auf deine Gefahren und Leiden blickt er zärtlich hin, und ſein Hinblick auf ſie iſt ſchon mildernder Segen. Heilige dich und all dein Thun vor ihm! Sei tugendhaft, ſei weiſe; werde es täglich mehr; erweitere den Kreis deiner Wiſſenſchaft und Thätigkeit! Bleib dabei ſtandhaft, und frohes Muths! Las kommen, was will; es iſt alles gut: denn es kommt von ihm. Haſt du Freude, ſo genieſſe ſie ganz und mit vollem Herzen; ſo wills der Geber; darum reicht' er ſie dir. Du ſollſt die Bluhmen, welche auf deinem Wege blühen, nicht mit Füſſen zertreten; ſollſt dich zu ihnen hin neigen, ſollſt ſie pflücken, und an deinen Buſen ſtecken. Ergreift dich eine Noth im Leben, ſo ſieh ſie nicht ſtarr an; unterm Monde ändert ſich alles. Und kommſt du auf deiner Laufbahn ans Ende, ſo bilde dir die Zukunft, auf welche du weiterhin hoffſt, ſo ſchön, ſo reitzvoll, ſo paradiſiſch, als du kannſt. Menſchen ſind nicht dazu da, ſich zu ängſtigen. Laß den Eiferer toben und bannen! Laß den Nachbeter ſeufzen und ſtöhnen! Am Ende wird doch alles gut, alles recht gut ſein. — Ein Tröpfgen Wahrheit iſt mehr werth, als ganze Ströme voll Wahn. Nimms Tröpfgen, ſchlurfs hinter; es ſtärkt dich zum Guten, bringt Leben und Freude ins Herz!

Ich kanns nicht leugnen, daß mir in meinem Leben manch ehrlich mahl der Wunſch durchs Herz geſchwebt hat, auf dem Planeten, welchen wir zuſammen bewohnen, König, oder Fürſt, geworden zu ſein. Es mus eine herrliche Sache ſein, ſo eine Krone, oder ſo einen Hut, auf dem Kopf zu haben; nicht um des Huts, oder um der Krone, willen; auch nicht um tauſend anderer glänzender Vorzüge willen, die Erdenpracht und Erdenmaieſtät betreffen, und den Leuten mit dem Hut, und mit der Krone, erb- und eigenthümlich zugehören; ſondern, um — mit meinem Beiſpiel recht viel Guts ſtiften zu können. Alles andere laſſ' ich Euch, Erhabene unter meinen Brüdern, unbeneidet, und nehme hierzu das Tageslicht zum Zeugen; aber daß es, wenn Ihr ein edles Beiſpiel gebt, ein ganz anderes Ding mit Euch iſt, als wenn ich eins gebe, dis, dis, beneide ich euch oft. Ich wünſch' Euch lauter Unterthanen, die Euch eben ſo, wie ich, all' eure übrige Seligkeiten gönnen, und nur die einzige Euch beneiden!

Es ſehen den **Beiſpielgeber mit Kron' und Hut**, weil er — ſo hoch geſtellt iſt, gleich eine weit gröſſere Menge Menſchen, als Unſereinen. Man mus gemeiniglich, wenn man eine gute That verrichtet, und Zeugen dabei haben will, ſich die Leute erſt zuſammenholen; oder mus ſich ans Edeldenken gewöhnen, ſein Guts im Stillen thun, und denn genung daran haben, wenn unſer eigen Herz nur ſich deſſen bewußt iſt, und davon ſpricht. Den hochgeſtellten Beiſpielgeber ſieht man weit und breit; man guckt aus der Nähe und Ferne auf ihn hin, und eben darum, weil er ſo hoch ſteht, ſieht man ihn — ganz. Sieht ihn von Kopf bis zu den Beinen; dahingegen unſereiner, wenn er einmahl eine edle That ausübt, gewärtig ſein mus, daß die Leute, welche in gleicher Tiefe mit uns ſtehen, kaum den Kopf von uns ſehen, und wohl noch dazu erſt fragen: wem gehört der Kopf?

Und ſo, wie es ihnen nicht an **Zuſchauern** fehlt, fehlts ihnen auch nicht an — **Nachahmern**. Jeder derſelben wirds faſt. Der Weiſe denkt: du willſts auch ſo machen, wie dein Herr; und der Thor: du muſts ſo machen. Der Schnelle machts gleich auf der Stelle ſo, und der Träge probirt; probirts ſechs- oder zehnmahl, und endlich gelingt ihm auch einmahl eine edle Handlung. Das iſt denn doch ſo eine Sache, die's der Mühe werth macht, zu leben, wenn man — **Vormittags** um neun Uhr eine gute That verrichtet, und **Abends** um neun Uhr um ſich her ſchaut, und hundert eben ſo edle ausgeübte Thaten erblickt, die unter einander um den Schönheitspreis ſtreiten, und von denen keine einzige vollbracht worden ſein würde, wenn die unſrige nicht vorangegangen wäre! Der Nachahmer mag nun dabei gute Abſicht gehabt haben, oder nicht; genung, die ſchönen Thaten ſind da, ihre Folgen ſind ſegnend; und, wenn ſie das ſind, wer bekümmert ſich ums übrige? Führt unſer einer aber einmahl einen edlen Streich aus: ſo wird erſt lang und breit darüber diſputirt, obs auch einer ſei. Und, wenns denn nicht abgeleugnet werden kann, ſo diſputiren ſie wieder darüber, obs nicht etwa ihrer Ehre Eintrag thue, wenn ſie uns nachahmen. — Alſo, wie geſagt, des Beiſpielgebers wegen hab' ich oft den Wunſch lebhaft in mir empfunden, Fürſt, oder König, geworden zu ſein. Es iſt eine göttliche Sache, uns edle Beiſpiele geben, und ich habe noch keinen Redlichen gekannt, der nicht wahrhaftigmenſchliche Freude daraus geſchöpft hätte.

Schön der Gedanke iſt ſchön für den frommen Beiſpielgeber, daß er — einen ſtarken Schritt weiter gegangen iſt, als die gröſſeſten Lobredner der Tugend, welche dieſelbe mit den lebhafteſten und lieblichſten Farben mahlten, alle Menſchen zu ihrer Verehrung einluden, und denen, welche auf die geſchehene Einladung in ihre Umarmungen flöhen, einen ganzen Himmel voll Wolluſt und Lohn verſprachen. Sie waren dach nur Lehrer der Tugend durch Wort; der edle Beiſpielgeber wirds durch That. Er ſagt ſeinen Brüdern nicht nur, daß ſie tugendhaft ſein müſſen; ſagt ihnen nicht nur, wie ſie es anzufangen haben, wenn ſie es werden wollen; ſagt ihnen nicht nur, daß Schos der Tugend Schos der Glückſeligkeit und Ruhe ſei — ſondern ſtellt ihnen dis alles an ſeiner eigenen Perſon wirklich vor Augen. Sie ſehen alle die Wege und Wendungen, welche er durch alle Verführungen nimmt, ſeine Tugend zu behaupten; ſehen ihn, wie er im Ernſt alle die ſanften Belohnungen genieſſet, deren Genus der Redner nur ſchwach ſchildert. So wird er durch eine einzige edle That weit gröſſerer Lehrer der Tugend, als durch Millionen edler Worte.

Und wenn wir denn das Glück haben, daß ſich Zuſchauer bei Ausübung unſrer guten Handlungen einfinden; wenn zum Exempel iemand gegen uns über zum Fenſter heraus, oder bei uns an über die Riegelwand guckt; oder wir ſind auch nur in dem engen Raum unſeres Hauſes, und es ſehens unſere Söhne und Töchter —

welche Wolluſt für uns! Wären unſere Zuſchauer ganz böſe, ſo ſchreckten ſie wenigſtens in ſich zurück, und ſcheuten ſich, ihr Böſes hinfort öffentlich zu thun; weil ſie fürchteten, ihre Handlungen, und die unſrigen, möchten zu ſehr, und zu ihrer Schande, kontreſtiren. Und ich dächte, wenn man auch weiter nichts thäte, als daß man den Böſewicht abhielte, im Angeſicht aller Menſchen zu ſündigen, unter denen immer noch unſchuldige, unverdorbene und unverführte genung ſind, ſo hätte man ſchon viel gethan. — Wären ſie halb böſe, ſo würden ſie durch uns vielleicht wieder zur Tugend geführt, unterlieſſen ihre Laſter, arbeiteten wieder von neuem an ihrem, und ihrer Brüder, Heil. Das iſt denn doch auch Seligkeit im Leben, wenn man denken kann: ich bin Schuld daran, daß ein Menſch aufgehört hat, ſchlecht zu handeln; in der und der Stunde waren wir einander im Geſicht — er ſah mich Guts thun — thats nach. — Wären ſie weder gut noch böſe, ſondern gerade auf dem Punkt, wo ſie noch beides werden könnten; ſo, daß ſie gleichſam nur noch auf ein einziges, ſehr in die Augen fallendes Beiſpiel warteten, welches ſie determinirte: ſo würden wir ihnen durch eine Handlung, die uns vielleicht nur einen Augenblick koſtete, die Richtung geben, welche ſie ihr ganzes Leben hindurch behielten. Auf eine vortreflichere Art könnten wir doch denn wohl einen Augenblick zu einer Art von Ewigkeit machen! — Wären ſie ganz gut, hätten ſie ſchon, ehe ſie Zeugen unſerer edlen That wurden, all' ihr Vergnügen, und all' ihre Seligkeit, in der Tugend gefunden: ſo ſtärkte unſer Beiſpiel ſie denn in der Ausübung derſelben. Sie eiferten denn mit uns um die Wette, ſuchten uns zu übertreffen, und wir ſie; und ſo brächte eine ſchöne Handlung immer wieder eine noch ſchönere hervor. —

Ha! wenn wir denn denken könnten: du biſt die Urſach, daß dieſer oder iener rechtſchaffen und menſchlich handelt; ohne dich handelte er nicht alſo: ſo iſts nicht anders, als hätten wir unſer Daſein vervielfältigt. Wir thun alsdenn Guts nicht nur in unſrer eignen Perſon, ſondern auch in der Perſon anderer. Und führen ſie denn fort, edel zu handeln, welche Summe des Guten käme heraus, die wir auf Erden bewerkſtelligt hätten! Käme über kurz oder lang denn ein Menſch auf uns zu, und ſpräche: Dir hab' ichs zu danken, daß ich anfing, der Würde meiner Natur gemäs zu handeln; oder, du haſt mich im Guten geſtärkt — könnten wir einen ſchönern Lobſpruch hören? Und käms denn einmahl dahin, daß wir wegſchlichen, und wir wüſten, es blieben auf Erden noch Menſchen hinter uns, die nach unſerm Hintrit durch uns noch rechtſchaffen handelten, ſo wärs, als lebten wir immer noch fort. Bildeten dieſe alsdenn durch ihr Beiſpiel andere auch zur Tugend, und dieſe wieder andere, ging' es ſo fort von Geſchlecht zu Geſchlecht: ſo wärs, als ſtürben wir nimmer.

Und dis wär denn doch ſo eine Art von Befriedigung für den tief aus dem Menſchenherzen emporſtrebenden unſchuldigen Wunſch nach Unſterblichkeit! Iſts endlich wahr, daß unſer gegenwärtiges Beiſammenſein auf Erden nicht das lezte iſt, ſondern, daß wir uns irgendwo wiedertreffen; iſts wahr, daß dieſes künftige Wiederbeiſammenſein das iezige an Wonne und Seligkeit noch überwiegen wird — welch ein himmliſches Bild hilft denn der Gedanke davon entwerfen, daß wir auch Wiederanblick derienigen haben ſollen, deren Geſinnungen, Neigungen, und Thaten, durch uns veredelt wurden! denn ſegnen ſie uns wieder, gehen mit uns den neuen Weg, laſſen uns immer noch ihre Führer ſein, weil wir es einſt ſo gut für ſie waren, ſchauen bei iedem Genus einer Seligkeit auf uns, und verrichten iede ihrer nun flecklosen Thaten mit Wärme des Herzens für uns! Das wird doch Götterwonne ſein, wenns ſo iſt! — Ich bin manchmahl in meinem Leben in einem paradisartigen Garten geweſen, habe geſeſſen im Sonnenſchein, bei Nachtigallſchlag, und Bluhmenduft — wie ſichs da ſo himmliſch ſas! Aber, ſo bald in den Garten ein Menſch hereintrat, deſſen Wiederſchaun mir ſagte, daß ich hie oder da ſeinem Herzen eine beſſere Richtung gegeben, und durch mein Beiſpiel an ihm etwas vermocht: ſo ward der Sonnenſtrahl milder, der Nachtigallſchlag ſchmetternder, der Bluhmenduft balſamiſcher!

* * *

Zu den ſchönſten und ſeligſten Stunden deines ſchwindenden Lebens, Bruder! rechne auch die, in welchen du irgend ein gegebenes Verſprechen erfüllteſt. Jeder, welcher dir in ſelbigen ins Auge blickt, müſſe recht aus deinem Innerſten emporwallende Freude darinn leſen!

Es iſt doch, ſollt' ich denken, etwas beträchtliches für den Menſchen, wenn er auf gewiſſe Weiſe über die Zukunft diſponiren kann; wenn er ſpricht: das will ich thun, denn will ichs thun, ſo will ichs thun, und — thuts hernach wirklich, thuts denn, und ſo. Es gibt ia eine ſo auſſerordentliche Menge von Umſtänden, welche unſere getroffene Anſtalten, unſere Entwürfe und Abſichten, bald links, balds rechts, verkehren und vereiteln, daß man ſich alſo wohl etwas darauf zu Gute thun kann, wenn ſich einmahl von allen dieſen Umſtänden keiner in Bewegung ſetzt, unſere wirkenden Kräfte einzuſchränken. Wenn ich daher, einen Menſchen ſehe, der ein gegebenes Verſprechen erfüllt, ſo denk' ich ihn mir immer in einer mehr, als alltäglichen Lage. Es iſt mir, als wenn ich ihn ſähe, wie er eine Zeitlang vorher ſpräche: ich will einmahl etwas recht Groſſes wagen; ich, nicht Herr über die Gegenwart, will einmahl den Herrn über die Zukunft ſpielen. Ich nehme mir vor, entſchlieſſe mich dazu, beſteh darauf, daß ich auf die und die Art, und zu der und der

Zeit das Glück eines Menſchen befördern, weiter ausdehnen, vollkommner machen will. Denn ſeh' ich ihn, wie er dem Orte, und der Stunde, entgegengeht, wenn und wo er ſein Vorhaben ausführen will. Mit recht heldenmüthigem Schritt geht er einher, kommt dem Ort und der Stunde ſeiner edlen That näher, und ſpricht: Seht, wie ſich die Umſtände alle fügen, meine Abſicht zu befördern; wie ſie ſich mir alle unterordnen, wie die Hinderniſſe alle fliehen, rechts und links fliehen, und ich mitten durch ſie hingehe! Mein Wille wird That! der Redliche erreicht Ort und Stunde, erfüllt ſein Verſprechen, und ruft aus: Mein Wille iſt That! — — —

Auch bleiben ja ſo viele Verſprechungen und Zuſagen in der Welt unerfüllt, welche Redliche thaten, die mit Eifer und Flamme daran arbeiteten, ſie zu erfüllen. Da ſtehen ſie, wollen erfüllen, und — können nicht. Hände gebunden — Füſſe aufgehalten durch Steine, verwickelt in Netze. Zwar iſts wahr, wenn wir uns mit Ernſt vornehmen, etwas Guts zu thun, wenn wir alle unſere Kräfte dazu in Bewegung ſetzen, und mit Herzlichkeit und Treue zur Vollendung ſchreiten, und wir könnens nicht dahin bringen, daß wir unſere Zuſage leiſten, weil unerwartete Menſchen, Thiere, Steine, und andere Dinge, vor uns in den Weg treten, rennen, oder ſchon daſelbſt liegen, die wir nicht, mit aller unſerer Macht wegzuſtoſſen, vermögen, daß derjenige, welchem wir das Verſprechen thaten, undankbar ſein würde, wenn er deswegen, daß wir es, aller unſerer angewandten Mühe ungeachtet, nicht bewerkſtelligen konnten, uns für Schelme, oder Lügner, halten wollte. Will er ia zanken, ſo zank' er nicht mit uns, ſondern mit den Menſchen, Thieren, und Steinen, welche uns in den Weg traten, oder rennten, oder ſchon daſelbſt lagen. Aber es iſt doch eine geheime Wolluſt dabei, wenn man ein gegebenes Verſprechen erfüllt hat, und denn denken kann: Nun biſt du nicht in Gefahr, Schelm, oder Lügner, geſcholten zu werden. Haſt dein Wort gegeben, und — gehalten. Nun haſt du wenigſtens noch einmahl ſo viel Glauben; wirſt wenigſtens nun noch einmahl ſo viel für einen ehrlichen Mann gehalten. Der Kopf erhebt ſich dabei nun einige Zolle höher; man geht gerader einher, und ſieht allen Menſchen unerſchrockner ins Geſicht; das Herz hangt freier; man thut auf der Bahn des Lebens feſtere Tritte. Denn wir wiſſen aus Erfahrung, daß wir mit allem unſern Eifer, und mit allen unſern Bemühungen, wenn wir es auch noch ſo redlich meinen, und unſer Verſprechen gern erfüllen wollen, im Fall, daß es uns mislingt, uns doch nicht allenthalben auſſer den Verdacht ſetzen können, als hätten wir nicht unſere Kräfte genung angeſtrengt. Gemeiniglich halten ſich die Menſchen mit ihren Blicken mehr bei uns, als bei den Umſtänden, auf, die unſer Vorhaben vereitelten. Sie ſagen: er hats nicht ehrlich gemeint; hats nicht thun wollen; hat nicht alles angewendet; als ers verſprach, ſah man ihm es ſchon an den Augen an, daß ers nicht halten wollte. Und ſo ein Gedanke, wenn man ihn auch nur im Herzen eines andern fürchten müſte, betrübt ſchon den Rechtſchaffenen! So oft ich daher, ein gethanes Verſprechen zu erfüllen, in der Welt im Stande geweſen bin, hab' ich mich allemahl herzlich darüber gefreuet, daß ich denken konnte: nun biſt du auſſer Verdacht; und, wenn irgend ein anderer ſein Verſprechen mir erfüllte, war ich gleich froh, weil ich für mein eigen Herz nicht hätte gutſagen können, daß der Mann, wenn er daran behindert ward, mich nicht unſchuldiger Weiſe zum Argwohn gegen ſeine Redlichkeit, und gegen ſeinen Eifer im Wohlthun, hätte verleiten können. Es iſt doch ſchön, wenn man weis, daß ein anderer von uns gut denke; und, wenn wir auch nichts dafür könnten, ſo bald er das Gegentheil thäte, ſo iſts doch Freude für den Edeln, wenn dis nicht geſchieht. —

Wenn wir iemanden etwas verſprechen, ſo erfüllen wir ihn in dem Augenblick, da wir dis thun, mit Hofnung. Dieſe Hofnung ſchlägt er ſogleich zu der Summe von ſeinen Gütern des Lebens. Sie iſt für ihn ſo hinreiſſend und berauſchend, daß er auf die Umſtände gar nicht hinblickt, welche uns an der Erfüllung ſeiner Hofnung hindern können, und die vielleicht ſchon in Menge da ſtehen. Sie erfüllt ihn ganz; er denkt nichts, als ſie. In Gedanken hat er ſchon das, was er hoft. Er macht ſchon Anſchläge zum Genus deſſelben, ſetzt Ort und Zeit dazu feſt, vertheilts ſchon hie und da. Wenn er nun das gehofte Gute nicht erhält, ſo iſts ihm, als wäre es ihm geraubt. Er ſieht ſich nach dem Räuber um, und auf wen heftet ſich ſein erſter Blick? — Auf uns! daher ſind betrogene Hofnungen ſo niderſchlagend. Sie verurſachen ſchmerzhafte Empfindungen, welche mit denienigen viel Aehnlichkeit haben, denen ein Menſch ausgeſetzt iſt, der beraubt wird. Wenn wir nun irgend einen von unſern Brüdern dieſer unangenehmen Empfindungen überheben, wenn wir machen können, daß ſeine Hofnung nicht getäuſcht, nicht betrogen werde: ſo haben wir doch auch eine herrliche That im Leben verrichtet! Bedenken wir die vielen, unzählbaren Hofnungen im Menſchenleben, welche unerfüllt bleiben, ſo müſten wir uns recht inniglich darüber freuen können, wenn wir einmahl in der Welt das Glück gehabt hätten, zu machen, daß eine menſchliche Hofnung weniger betrogen worden iſt, und daß wir nicht für irgend ein Menſchenherz eine Freude zeigten, die, ſo bald es ſich derſelben öfnen wollte, wieder verſchwand. —

Unter drei Menſchen, denen wir ein gethanes Verſprechen erfüllen, und die uns ſo fort für ehrliche Leute halten, wird dadurch, ſchlecht gerechnet, gewiß allemahl einer auch zu einem ehrlichen Kerl gemacht. Er fängt an, zu denken: du biſt nicht betrogen; willſt nun auch andere nicht betrügen. Haſt mit einem Redlichen zu thun gehabt; alle Menſchen ſollen an dir nun auch einen Redlichen finden. Von Stund an wird er alsdenn weniger leichtſinnig in ſeinen Verſprechungen, weil er gelernt hat, daß Erfüllung derſelben ſo viel Wohlthat ſei. Verſpricht er aber etwas: ſo beſtrebt er ſich aus allen Kräften, es ins Werk zu ſetzen; iſt unermüdet, wird ſtark, wagt kleine und groſſe Aufopferungen ſeines Eigennutzes. — Das iſt ia denn doch wohl auch nichts geringes, der menſchlichen Geſellſchaft, aus der uns ſo viel Segen zuſtrömt, ein rechtſchaffenes Mitglied mehr geſchenkt zu haben! Iſt doch wohl wenigſtens klüger und edler, als ihr einen Schelm, oder Narren, mehr ins Haus geſchickt zu haben! — — —

Sieh! Freund! und du wirſts mir glauben, was ich ſage, wenn du edel denkſt — ſo iſt mir Stunde der Erfüllung eines Verſprechens allemahl Stunde des Himmels auf Erden geweſen! Und der Tag, an welchem ich ſo rechtſchaffen handeln konnte, war mir **Weihnachten** — denn du wirſt wiſſen, daß an dieſem Tage auch einmahl ein **groſſes Verſprechen** erfüllt worden iſt. — —

⁂ ⁂ ⁂

Das glaub' ich gewis, und laſſe mirs nicht ausreden, daß Menſchen weit geneigter zur Verſöhnlichkeit ſein, und nicht erſt darauf warten würden, daß vor ihnen deshalb geknieet, geweint, und Händegerungen würde, wenn ſie ie recht darüber reflektirt hätten, wie viel Menſchenwonne dabei ſei — die Hand der verſöhnlichen Liebe zuerſt zu bieten. Ich habe ſonſt auch nicht ſo, wie ich ſollte, von der Sache geurtheilt, bis ungefähr vor einiger Zeit, da ich ebenfalls mit einem Manne, welcher wenigſtens glaubte, ich hätte ihn beleidigt, und von dem ich auch ſo wenigſtens glaubte, er hätte mich beleidigt, eine liebevolle Ausſöhnung bewirkte; da ichs mir denn ernſtlich vornahm, ehe ich noch meine Rechte hinreichte, auf alles genau Acht zu haben, was bei der Geſchichte in mir, und, ſo viel ich ſehen könnte, auch in ihm vorgehen würde. Zuförderſt, ich kanns nicht leugnen, entſtand ein kleiner Kampf in mir; es war, als wäre mein Ich in zwei Ichs getheilt, von denen eins mit dem andern ränge. Die alberne Weltgrille tummelte ſich wacker in meinem Gehirnchen herum, daß der Beleidiger den Anfang zur Wiederverſöhnung machen müſſe, und das eigenſinnige Ding, welches wir Herz nennen, ohne daß wir eigentlich angeben können, was wir damit ſagen wollen, überredete mich mit Hülfe aller ſeiner Beredtſamkeit, daß Er, mein damahliger Feind, der

Beleidiger wäre. Ein Paar Menſchen, welche auf der Erde durch die verſchwendende Gütigkeit des Schickſals ſo geſetzt ſind, daß ſie glauben, weiter nichts zu thun zu haben, als ſich um andere Leute zu bekümmern, kamen überdis noch dazwiſchen, und ſprachen mir viel von Point d'Honneur vor; wie mein Point es erfordere, daß ich warten müſſe, bis mein Feind mir die Hand zuerſt reichte, wie mein Point dabei verliehren würde, wenn ich meine Hand eher nach ihm ausſtreckte, als er die ſeinige nach mir, wie alle Welt ſagen würde, ich hätte kein Point mehr, wenn ich dis thäte, und was dergleichen alberne Dinge mehr waren. Ein Seitenblick, welchen mein damahliger Feind Tages vorher, als wir uns in einer Geſellſchaft trafen, auf mich warf, und der mir freilich keine feierliche Einladung zur Verſöhnung zu ſein ſchien, hätte endlich auch beinahe alle gute Vorſätze in mir wieder erſtickt; wenn nicht zum Glück ein Umſtand dazu gekommen wäre, der mich, zu ihm hinzugehen, nöthigte.

Ich ging alſo zu ihm; und zwar in einer Morgenſtunde, bei heiterm Himmel. Wie ich die Thüre ſeines Zimmers öfnete, ſtand er ſchnell vom Stuhle auf, warf einen wilden Blick auf mich, und denn eben ſo einen Blick in alle Winkel ſeiner Stube, welcher das Anſehen hatte, als ſähe er ſich nach irgend einer Art von Vertheidigung um; weil er nicht wuſte, in welcher Abſicht ich käme. Ich avancirte auf ihn, und reichte ihm meine rechte Hand. Sie zitterte, wie zuweilen nach dem Kaffe, wenn er zu ſtark geweſen iſt. Ich ſuchte, ſie wieder ſteif zu machen, und es gelang mir. Er zog die ſeinige zurück. Ich kanns nicht leugnen, wie ich dis ſah, fing die meinige abermahls an zu zittern, und ich erblickte in meinem Innerſten, daß ſich dis zweite Zittern von dem erſtern merklich unterſchied. Vorher wars eine Folge der Furchtſamkeit geweſen; iezt wars ſo etwas von Ergrimmung über ihn. Ich konnts nicht einſehen, wie ein Menſch, der, wenn er auch nicht mein Beleidiger geweſen, doch die Beleidigung angenommen, nun nicht auch das Wiedergutmachen derſelben annehmen wolle. Doch rekolligirt' ich mich bald, und machte meine Hand durch den Gedanken wieder ſteif: du ſollſt nun einmahl heute nicht zittern. — Ich reichte ſie ihm nochmals. Mein Herz war wieder gut, und eine Thräne ſchlich ſich allgemach aus dem linken Auge dabei. Er ſahs, und trat einen Schritt zurück. Sein ganzes Anſehen war die Mine der Verlegenheit. Es ſchien, als wenn er bald auf die Bewegungsgründe blickte, welche mich, dis alles zu thun, gereizt hätten, bald die Gründe pro und kontra abwöge, welche ihm bei vorwaltender Ausſöhnung aufſtoſſen, bald die ganze Geſchichte noch in Zweifel zöge, und ſich zu überzeugen ſuchte, ob ihn ſeine Phantaſie nicht etwa täuſche. Ich lies ihm zu keinem von dieſen allen Zeit. Geben Sie her, ſprach

ich, indem ich das, was er, bei der Sache
verderben, in Begrif geweſen war, als er eine
Schritt zurücktrat, dadurch wieder gut machte
daß ich einen Schritt vorwärts trat, die Händ
ſind nun einmahl in der Welt dazu da, daß
einander ergreifen ſollen, und unſer Herz da
und kann unſern Händen nicht entgegen ſei
Geben Sie her! — Seine Mine änderte ſich
Sie ging ins weichwerdende, gerührte über
aber im Augenblick drauf fiel ſie wieder in die vor
ge Falte zurück. Ich ſah deutlich, daß ein
lebhafte Erinnerung an das Unrecht, welche
ich ihm, ſeiner Meinung nach, gethan habe
ſollte, ihn ſogleich ergriffen, und dieſen Rück
fall hervorgebracht haben mochte. Nun! fuh
ich fort, was zaudern Sie? ich bin Ihr Be
leidiger geweſen. Sie haben nicht mich, ich ha
be Sie beleidigt. Was wollen Sie mehr
darum reiche ich die erſte Hand — verdien
dieſe aber nicht auch die zwote? — der Pfei
trafs Herz. — In dem Augenblick, als ich di
ſagte, verlohr ſich das Barſche und Streng
ganz in ſeinen Blicken; es war, als wenn ihn
ſein Herz ſagte: der iſt edler, als du; und ein
hoher Grad von Scham ſtieg in ſeinen Augen
empor. Sonſt bin ich, wenn wir neben einan
der ſtehen, nur einen halben Zoll höher, als er
aber ietzt, da ich den Gedanken in ihm entſtehen
ſah, ward ich über Kopfslänge gröſſer, als er.
Das Gefühl des Wachſens war mir Belohnung
genung; ich zwang mich, es ihm nicht

merken zu laſſen; weil ich mit Recht glaubte, daß dis die ganze gute Handlung vereiteln könnte. Wie er ſo ſah, daß ich ſeine Scham nicht bemerkt haben wollte, daß ich thäte, als ſähe ich den Kampf nicht, der in ſeinem Innern vorging, ſondern meine ſanfte, beſcheidene Mine beibehielt, konnt' ichs recht ſpüren, wie die volle Menſchlichkeit in ihm wieder erwachte. Ein holder, lieblicher Glanz ſtröhmte aus ſeinen Augen, welche von neuem ihre menſchliche Stellung annahmen. Weis und roth miſchte ſich auf ſeinen Wangen. Die Naſe ward wieder an ihrer Spitze rund; die Lippen ſchloſſen ſich, und ſchienen, ſich zu neuen Freundſchaftsküſſen bereit zu machen. Die Hände ſenkten ſich, als wollten ſie ſich anſchicken, mich in recht lange Umarmungen zu ſchlieſſen. Liebe, Achtung, Vertrauen für mich drückten ſich aufs neue am ganzen Mann aus. Das war ein Anblick vom Himmel! die Gefühle der Menſchlichkeit im Geſichte eines Menſchen ſich wieder zeichnen ſehen, und denn dabei denken: ich bins, der dieſe Gefühle wieder weckt, ſie übers ganze Geſicht in ſichtbaren Ausdrücken zerſtreut! — Ich reichte ihm geſchwind noch einmahl meine rechte Hand. Er umfaſte ſie mit den beiden ſeinigen, und hielt ſie feſt. Ich legte ſogleich meine linke auch darauf, und drückte ihn von unten und oben mit einem zärtlichen Freundſchaftsdruck: da ſahen wir einander ins Geſicht, ſagten uns tauſenderlei mit den Augen, ohne ein Wort zu ſprechen, thaten, als ſähen wir uns zum erſtenmahle in der Welt, umarmten uns, ſchwuren ewiges Vergeſſen geſchehener Dinge, und richteten unter einander eine neue unzertrennliche Freundſchaft auf. Von dem Tag' an ſind wir nun wieder für einander thätig, und arbeiten einer an des andern Wohl. Wir theilen unſere groſſen und kleinen Freuden, erleichtern einander unſere groſſe und kleine Noth. Unſer Glück nicht nur, auch das Glück unſerer Freunde, das Glück aller Menſchen, denen wir dienen können, gewinnet dabei. Vorher hatten wir uns oft entgegengeſtrebt; wenigſtens das Gute, welches wir mit vereinigten Kräften würden haben leiſten können, durch unſere Trennung unmöglich gemacht. Nun ſtimmen wir wieder überein, geben einander Anſchläge zu Vollführung edler Thaten, leiſten einander Hülfe dabei. Kommt ein unſers Beiſtands Bedürftiger zu uns, ſo unterreden wir uns über die beſten Masregeln, welche wir dabei zu nehmen haben, wenn wir ſeine Wünſche erfüllen wollen. Denn bieten wir gemeinſchaftlich all' unſere Kräfte dazu auf, reichen einander die Hand dabei, und es iſt uns ſeit der Zeit nie mislungen. Eilf Perſonen weis ich, die ſolchergeſtalt bei unſerer Ausſöhnung eben ſo viel gewonnen haben, als er, und ich; die alle gewis ohnedis hülflos geblieben, oder gar noch unglücklicher gemacht worden wären: denn ich ſtehe nicht dafür, daß unſere gegenſeitige Erbitterung ſich nicht auf den dritten Mann erſtreckt haben würde, wenn wir geſehen hätten, daß wir dadurch einander unſer Entgegenſein hätten beweiſen können. Mein neuer Freund hat mich ſeit der Zeit oft beim Arm genommen, und ins Ohr mir geliſpelt: Was wir doch für Thoren waren! Solcher Freuden hätten wir uns mehrere verſchaffen können, und haben ſie uns vereitelt! Jſts nicht beſſer, wenn ſich zween Menſchen in die Erkentlichkeit eines Dritten theilen, als wenn von ihnen ieder den andern ganz um dieſelbe bringt? dabei iſt mir denn auch iedesmahl der Gedanke eingefallen, daß es unverantwortlich ſei, wenn dieienigen, welche in der menſchlichen Geſellſchaft der Kopf ſind, ſo gleichgültig dabei ſein können, wenn unter den Gliedern derſelben notoriſche Erbitterung herrſcht. Es iſt ia nicht genung, daß ſie einander das Leben verbittern; dis iſt nur der kleinſte Theil des Böſen, welches durch ihre Feindſchaft geſtiftet wird. Viele und groſſe Schönthaten werden auch dadurch vernichtet, welche ſie an andern Menſchen ausgeübt haben würden, und dadurch wird Trennung unter einzelnen Perſonen, Verluſt und Verderben für die ganze Geſellſchaft. Ach! wüſt' ich, daß meine Stimme zu euren Ohren dränge, ihr Groſſen der Erde! wüſt' ichs, bei allen Menſchenfreuden — denn, dieſe zu befördern, iſt doch euer erſtes Geſchäft, das Ihr nie verkennen, nie ungeſtraft verkennen dürft, — bei allen Menſchenfreuden wollt' ich euch anflehen, in iedem eurer Länder ein beſonderes Kollegium niderzuſetzen, welches aus lauter ſanftmüthigen, edeldenkenden, menſchenkennenden, ſtark und rührendredenden Männern beſtände, die auf alle Feindſchaften unter Bürgern und Bauern ein wachſames Auge hätten, ihren heftigen Ausbrüchen zeitig zuvorkämen, ſie vor dreimahl Sonnenuntergang beilegten, und dadurch die Summe der guten und edlen Thaten vermehrten, die von ſtreitenden Partheien ausgeübt werden könnten, und ihrer Trennung wegen unausgeübt bleiben! Im kleinſten Dörfgen müſte denn ein Mann ſein, der die erſte Inſtanz wäre, und ſo fort, wenn ſeine Bemühungen ihm mislängen, ans Friedeſtiftende Kollegium Bericht erſtattete! das wär' ſo ein herrliches Inſtitut zum Beſten der Menſchheit. — — Mein neugewonnener Freund iſt hierinn nunmehro mit mir gleicher Meinung geworden. Schlechterdings können wir beide es nicht mehr leiden, wenn wir ein Paar Leute erblicken, die mit einander in Feindſchaft leben. Sobald wir dis ſehen, ſo gehen wir mit zuſammengeſetzten Kräften darauf aus, ſie wieder zu vereinigen, und zu Freunden zu machen. Bei vielen iſts uns ſchon gelungen, und, ſo oft es uns gelang, hatten wir den Vortheil davon, daß ſie auch unſere Freunde wurden, und fühlten etwas Aehnliches wieder von dem, was wir damahls empfanden, als wir uns verſöhnten.

In meinem Leben will ich nun nicht wieder ſo ein Thor ſein, wenn Zwiſtigkeit — denn die iſt nicht immer vermeidlich — zwiſchen mir und einem andern ſich ereignen, und denken, daß es mir ſchädlich ſei, wenn ich hingehe, und die erſte Hand der Verſöhnung reiche. Der iſt ſein eigener Feind, welcher ſich hierzu nicht entſchließſen kann!

Erdbrüder! denkt ſo, wie ich! Werft all' eure Feindſchaften, euren Has und Groll, weit von euch weg, und glaubt, daß auf Erden viel Narrenspoſſe ſei! Wie oft, wenn ihr Erbſen, oder Bohnen, verleſet, ſehet ihr gleichgültig es mit an, wenn einige davon vom Tiſch auf die Erde fallen, und denket nicht daran, ſie wieder aufzuheben! Iſt die Urſache eurer Zwiſtigkeiten auch wohl immer einer Bohne, oder Erbſe, werth? — Reiſſet, wenn ihr euch zankt, eure Stubenfenſter auf, lauft ins Freie, in den Sonnenſchein, drehet euch dreimahl im Kreiſe herum, ſingt heididelдum und heididelдei, reicht einander wieder Herz und Hand, und denkt immer an den vortreflichen Ausdruck des Edlen: **weil ihr noch auf dem Wege ſeid!** — Weg; ja wahrhaftig Weg! kurzer, ungewiſſer Weg! — Iſt wohl der Mühe werth, ihn ruhig und eben zu machen! — — —

* * * * * * *

Erwachen vom Schlaf, pfleg' ich immer zu ſagen, iſt — neuer, wiederhohlter Eintritt ins menſchliche Daſein. Und wahrlich ſo iſts auch. Der Menſch kommt an ieden Morgen ſeines Lebens durch ein und daſſelbe Stufengefolge zum Bewuſtſein ſeiner ſelbſt, zur Vernunft und Ueberlegung, durch welches er in ſeinen erſten Jahren zu ſelbigen hindurchgehen muſte; er mus alle die Veränderungen durchwandern, deren eine ihn immer mehr entwickelt, als die andere, und durch welche er in Anfang ſeines Lebens geleitet ward. Nur mit dem Unterſchiede, daß am Morgen des Tags die Veränderungen ſchneller auf einander folgen, die Leiter geſchwinder von ihm erſtiegen wird, als am Morgen des Lebens. Könnten wir darauf hinlänglich Acht haben, und es bemerken, wie beim Erwachen das Bewuſtſein unſers Daſeins ſich von ſeiner erſten dunkeln Empfindung deſſelben zur ganzen endlichen Fülle hervorarbeitet; wie der erſte Gedanke in uns aufdämmert, ſich zu einem deutlichen Begrif erhebt, denn eine Reihe von andern mit ihm verwandten Begriffen rege macht, und uns zulezt nach Ueberhingang weniger Augenblicke in das ganze Siſtem unſrer Denkart wieder verſezt: ſo würden wir recht den Gang des Menſchen von ſeinem Entſtehn an durch ſtetes bald mehr bald minder merkliches Wachsthum zur Vollkommenheit, bei der er zulezt ſtehn geblieben, betrachten können; würden

den das täglich ſehen können, was im Menſchen im erſten Zeitraum ſeines Lebens vorgeht, und wovon er ſich wenig oder nichts zu beſinnen weis. Ich bin oft mit dem Vorſatz zu Bette gegangen, daß ich am folgenden Morgen alle meine Aufmerkſamkeit anſtrengen wollte, dieſe Erſcheinungen zu beobachten; aber ich fand mich iedesmahl betrogen: denn meine Aufmerkſamkeit, die ich anſtrengen wollte, war nicht eher vollkommen, als bis ich ſchon wieder im vollen Genuſſe meines Daſeins und Bewuſtſeins war. So viel hab' ich denn aber doch dadurch gelernt, daß es für einen Menſchen, dems übrigens auf Erden leidlich geht — denn es mag deren auch wohl genung geben, die ſich mit ſo viel Elend des Abends hinlegen, daß ihnen am Morgen bei der erſten neuen Empfindung ihrer Laſten das Erwachen zum Verdrus gereicht — eine unausſprechliche Seligkeit ſei, nach überhingegangenen Schlaf wieder ins volle Bewuſtſein ſeines Daſeins mit allen Genüſſen deſſelben einzutreten. Siehſt du, denkt man denn, noch einmahl den Schlaf überwunden! Noch einmahl aus dem Grabe wieder emporgekrochen! Noch hatte die Zerſtöhrung keine Macht an dir! Es war zwar auch ſo eine Art von Nichtmehrſein, aber doch nur leichter, ſtärkender Uebergang deſſelben. — So bald ich dis am Morgen gedacht hatte, ſprang ich aus meinem Bette, tanzte in meinem Zimmer herum, pfif mir eins, ſang und trallerte mir eins, ſchwenkte meine Nachtmütze hoch in die Höhe, ſchrie überlaut Viktoria und Halleluia, und dachte ſo viel Gutes und Braves durch einander durch, daß ich Thee und Kaffe darüber vergas. Es war mir, als ſtünde ich am Morgen der Auferſtehung auf meinem Grabe, und ſtampfte auf demſelben mit meinen Füſſen — ſtampfte es ſo platt und gerade, daß kein Menſch ſehen könnte, daß ein Grab da geweſen wäre.

Was das für heitere Augenblicke ſind, die erſten, welche man nach vollbrachten Schlaf hinbringt! Man iſt darinn ſo leicht und froh, wie ein unſchuldiges, nichts fürchtendes Kind, ſchlurft die Freude mit vollen Zügen hinunter, denkt an keine Sorgen, an keinen Geldmangel, an keinen Feind. — Ich bin ein derber Hipochondriſt, und, wenn du mir dis nicht glauben willſt, lieber Leſer! weil du mirs etwa in dieſen Blättern nicht anſiehſt, ſo denke, daß ich kein Narr geweſen bin, in ſolchen Augenblicken mich hinzuſetzen, und zu ſchreiben, wo ich mit meinem Spleen focht. Vor einiger Zeit war ichs noch tauſendmahl mehr; ſo, daß ich bei keinem Baum mit ſichern Herzen überging, der mir ſo viel Holz zu haben ſchien, daß ein Schnellgalgen davon gemacht werden könnte, weils mir gleich in den Kopf kam, als hing' ich ſchon dran. Im Walde bei D . ., wo's eine ungeheure Menge ſolcher Bäume noch gibt, hab' ich einmahl jämmerlichen Angſtſchweis vergoſſen, und den Poſtillion bei ſeinen Pferden und bei ſeinem Horne auf der Chaiſe knieend gebeten, daß er ſchnell hindurchfahren, und mich aus meiner augenſcheinlichen Todesgefahr erretten möchte. In den ärgſten Perioden meines Hipochonders war ich wie ein Menſch, der einen Sack voll Steine auf dem Rücken hat; ich ſucht' ihn unaufhörlich abzuwerfen, und konnte nicht. Den ganzen Tag über ſchleppt' ich mich damit, und meine einzige gute Zeit war, wenn ich erwachte. Da mochtens wohl fünf oder ſechs Minuten iedesmahl ſein, daß ich davon befreit war; aber nach zehn Minuten war ich ſchon wieder der ärgſte melancholiſche Mann von der Welt. Eins, zwey, drei, vier — ſo waren die alten Ideen wieder da; eine brachte die andere wieder zurück; iede hatte eine Reihe von Anverwandten und Geſchwiſterkindern bei ſich, und, ehe ichs mir verſah, war ich der ganze armſelige beiammernswürdige Kerl wieder, der ich Abends zuvor geweſen war.

Angenehm iſts auch, daß man, wenn man erwacht, gleichſam aus der Entfernung und Abgeſchidenheit von allen Dingen wiederum in die Geſellſchaft und ins Beiſammenſein mit allen Dingen eintritt. Man hatte auf gewiſſe Weiſe alles vergeſſen, und lernt nun alles wieder kennen; nur daß es damit geſchwinder geht, als damahls, da wir wirklich dieſe Kenntniß der Dinge auſſer uns anfangen muſten zu ſammlen. Ich habe ein Paar Kanarienvögel, zwey kleine Jungens, und eine Frau. Im erſten Augenblick, wenn ich erwacht bin, bin ich nicht nur ohne Kanarienvögel, Frau, und Kinder, ſondern ich weis auch nicht einmahl, daß es deren gibt. Unvermuthet fangen meine Kanarienvögel an, zu ſingen, meine Kinder an, zu ſchreien, und meine Frau an, darob zu eifern. Ich höre etwas, aber kann die Töne noch nicht diſtinguiren, kann ſie denen noch nicht andenken, welchen ſie gehören. Vögel, Kinder, und Frau, fahren fort zu eifern, zu ſchreien, und zu ſingen. Nun ſeparirt ſich in meinen Ohren ein Ton vom andern; das iſt meine Frau, denk ich, iens ſind meine Vögel, und dis meine Jungen. Drauf iſts, als erführ' ichs ganz neu und friſch, daß es Dinge gebe, die Vögel, Dinge, die Kinder, und Dinge, die Weiber, heiſſen, und daß von den Gattungen derſelben einige Individua mein ſind. Alsbald ſteh ich auf, nehme meine Kinder aus den Betten, füttere meine Kanarienvögel, küſſe meine Frau zum Morgenſegen, und ſo iſt alles wieder ruhig, und ich bin wieder der Ehegatte, der Vater, und der Hauswirth, welcher ich geſtern war. Das iſt etwas gar Allerliebſtes, und ich bin deshalb der Meinung geworden, daß wir dadurch, daß wir fünf und zwanzig bis dreiſſigtauſendmahl in unſerm Leben zu Bette gehen, und wieder erwachen, eben ſo viel Wohlthat empfangen, als wenn wir fünf und zwanzig bis dreiſſigtauſendmahl — neugeſchaffen würden. — —

Und die Fülle der Thätigkeit und des Beſtrebens, welche man in den erſten Morgenſtunden genieſſt, gäb' ich für alles Geld nicht hin. Die Alten waren nicht albern, wenn ſie ſagten, daß dieſe Stunden Gold bei ſich führten; ich möchts faſt noch verbeſſern, und ſagen: Perlen und Diamanten. Alle Triebe und Fähigkeiten ſetzen ſich in eine edle Bewegung; alle Saiten der Seele ſind herrlich in den Kammerton geſtimmt, und geben einen harmoniſchen Klang. Und, wenn ein alter Kerl noch ſo alt iſt, ſo wett' ich drauf, daß ihn die erſte Stunde am Morgen wieder in eine Art von Jugend verſetzen müſſe; gegen eilf Uhr Mittags wird er ſchon wieder der vorige Alte, und gegen acht Uhr Abends iſt er wieder alt bis zum Sterben hin. Alle Nerven und Muſkeln ſind am Morgen geſtärkt, und die ganze Maſchine befindet ſich wieder ſo wohl, als wenn ihre Räder noch hundert Jahre laufen ſollten. Kommt mir in den Morgenſtunden ein Menſch in den Weg, der meiner Hülfe bedarf, ich kanns nicht bergen, ich leiſte ſie ihm weit geſchwinder und beſſer, als um ein Uhr Mittags, wenn ich mich ſatt gegeſſen habe. Ich laſſe mirs weit mehr angelegen ſein; es iſt auch, als wenn ich mehr könnte; kurz, ich bin ein ganz anderer Kerl. Dabei bin ich auch des Morgens über alle Furcht weg, und nähms, wenn ich erwache, mit der ganzen Welt auf. So hab' ichs meinen Frühſtunden zu danken, daß ich mich den mehreſten unter allen menſchlichen

lichen Vorurtheilen entriſſen habe, und daß ich nun ſelten einige Anfälle von ihnen erleide; es wäre denn etwa alle vier Wochen einmahl nach der Mittagsmahlzeit, wenn meine Frau Klümpe auf den Tiſch gebracht hat.

Den Gedanken an Auferſtehung hab' ich, wie geſagt, in meinem Leben nie lebhafter und wahrer gedacht, als wenn ich aus meinem Bette aufſtand; Mir iſts alsdenn immer geweſen, als — hätt' ich das ſchon, worauf ich — hoffe. Der Unterſchied der letztern Auferſtehung vor dieſen übrigen iſt weder mehr, noch weniger, als dis: daß der Schlaf, welcher vor iener hergeht, um ein gut Theil länger dauren wird, als der gewöhnliche. Indeſſen, wenn man ſchläft, ſo fragt man nicht darnach, wie lange man ſchläft, und, wenn man denn wieder erwacht, ſo iſts gleichviel, ob man ſechs Stunden, oder ſechs tauſend Jahre geſchlafen habe. Genung, man iſt wieder da, und iſt dis, ſo bekümmert man ſich nicht darum, wie lange man nicht da geweſen ſein möge. Und die Träume? — ob wir die haben, oder nicht. Sie mögen angenehm oder fürchterlich ſein, in beiden Fällen haben ſie uns zu — Narren. Am beſten hat ſichs geſchlafen, wenn man — nicht geträumt hat.

Wollt ihr, lieben Freunde, auch ſo ein Erwachen, ſo ein heiteres, menſchliches, thätiges Erwachen an euren Morgen haben: ſo macht Tags vorher hübſch ſchon Anſtalten dazu! Bewegt euch, geht in die freie Luft, werft den Mittagsſchlaf, und den Kaffe am Mittage, wenn er euch Unheil macht, weg, füllet bei euren Abendmahlzeiten euren Magen nicht zu ſehr an, und verwandelt eure Soupes nicht in Dines, ſitzet nicht zu lange in die Nacht hinein, und nehmt von der Sonne den Wink an, die im Winter nicht ſo lange an eurem Horizonte weilt, als im Sommer, ſpielt eine Stunde vor Schlafengehen aufm Klavier, oder mit euren Freunden im Brete, trinkt ein oder zwei Glas aus — Gottes reinen Brunnen, und denn werft euch in die Arme der Ruhe! So werdet ihr, wenn ſonſt nichts Böſes dazwiſchen kommt, ſchlafen, wie auf Roſen, und, wenn ihr erwacht, in Freuden ſchwimmen, wie — die Fiſche im Waſſer.

Daß mein Vater — mein Vater war, dafür lieb' ich ihn noch, ob er gleich nicht mehr iſt. Wenn er nicht mein Vater geweſen wäre, pfleg' ich immer zu ſagen: ſo wär' ich auch ſein Sohn nicht, oder, welches einerlei iſt, ſo wär' ich nicht da. Daß er mich aber frühzeitig ans Klavier ſtellte, dis macht, daß ich ihn noch herzlicher liebe. Ich möcht' ihn noch einmahl ſehen, den Redlichen, wie er den Entſchlus dazu faſſte, möcht' ihn noch einmahl ſehen, und in ſeinem Antlitz die Ausdrücke von dem warmen Beſtreben, welches er hatte, mich froh und gut zu machen, und von dem Glauben finden, welchen er hegte, einen beträchtlichen Theil meines Gut- und Frohſeins dadurch bewirken zu können. In dem Augenblick mus er ausgeſehen haben, wie ein Engel — den Bart abgerechnet, welchen die Engel nicht haben ſollen, und den er in ziemlich männlicher Fülle trug.

Muſik! göttliche **Muſik!** biſt wahrlich eine von des Himmels ſchönſten, beſten Gaben! Mit Entzücken nenn' ich dich, und, ſo oft ich dich höre, zerflieſſt mein ganzes Herz. — Ich war einmahl ein Paar Monate hindurch Prediger aufm Lande, und lebte ſie hin in einer ſtillen, von allem Geräuſche der Welt entfernten Einſamkeit. Noch ſegn' ich ſie, und werde ſie ſegnen, ſo lange ich bin! Ihnen hab' ich einen groſſen Theil meiner Ideen, Vorſtellungen und Betrachtungen, zu danken, die mich gegenwärtig beſchäftigen, und mich täglich zu neuen Ideen und Betrachtungen leiten werden. Oft ſah' ich in ſelbigen in heitern Sommernächten zu meinem Fenſter heraus. Alle meine Nachbarn ſchliefen. Der Himmel war klar, und der Mond, und die Sterne, leuchteten ſchön. Kein Lüftgen wehte, kein Blättgen rauſchte — feierliche Stille bedeckte die Natur. Denn ſtröhmten Phantaſieen durch mich hin, und mitten unter den Phantaſieen unterbrach mich der Pferdehirt, welcher einen Büchſenſchus gegen mir über auf einem Blate, oder Rohr, pfif. Das Pfeifen ging mir durch die Seele. Es war nur ein Pfif, aber es war doch — Muſik. Oft entſchlüpfte denn meinen Augen eine Thräne, die ich nicht eher bemerkte, als, bis ſie auf meinen Lippen fiel. — Das Rührende, Hinreiſſende, Begeiſternde, Entzückende, welches der Muſik eigen iſt, dis iſt eins, warum ich ſie liebe. Hundertmahl reichen nicht, daß ich das göttliche Stück des Pergoleſi — ſein Stabat Mater, geſpielt habe; und, ſo oft ichs noch ſpiele, fallen Ströhme von den himmliſchen Empfindungen in mein Herz. Der vortrefliche Italiäner! welch ein Gotteshauch muſte ihn beleben, als er das Stück komponirte! Und der vortrefliche Deutſche! Deutſchlands Ehr und Deutſchlands Glanz! des Johannes Nachfolger! welch ein ähnlicher Gotteshauch muſt' ihn anwehen, als er ſeinen dichteriſchen Geiſt ſo unnachahmlich und unübertreflich in die Töne des Komponiſten ſtimmte! In Germanien weit und breit —

Hörts, ihr Gottes- und Menſchenfreunde! hörts!

In Germanien weit und breit ſollte kein Städtgen ſein, in welchem nicht an iedem Charfreitage wenigſtens dieſes göttliche Stück aufgeführt würde! Sollte recht Volkslied ſein! — Seine Mutter, ſeine Brüder, ſind die Treuen — ach! wenn ichs nur ſpiele, gleich bin ich mitten unter den Treuen. Engel freuten ſich der Wonne — von ganzer Seele freu' ich mich mit.

Dort rufſt du mich von der Erden laut gen Himmel — ich bin ſchon oben. Möcht' ich, wie auf Adlers Flügeln — ich fliege ſchnell mit; ſo ſchnell, daß ich den Preis davon zu tragen dächte. — Brüder! was vermag die Muſik nicht zu thun! was für eine Reihe von edlen Geſinnungen, und von groſſen Thaten, kann ſie hervorbringen, wenn ſie gehörig angewendet wird! Unſere Vorfaren verſtanden ſich darauf. Sie tändelten nicht mit komiſchen Opern und Operettgens; ſpielten aber heroiſchen Muth und göttliche Menſchlichkeit ins Herz. Ja, Wunder müſte die Muſik thun können, das glaub' ich, und werde immer mehr und mehr in meinem Glauben geſtärkt, ie öfter ich die Geſchichte von Saul und David leſe. Es ſei geweſen, was es will, das im Saul ſas; genung, David ſpielte es weg. — Da müſts möglich ſein, daß Söhne des Vaterlands, die für ihre Freiheit ſtreiten ſollen, durch die Muſik angeführt, ſo heiter und froh aufs Schlachtfeld hüpften, wie Tänzer auf den Tanzſaal hüpfen. Da müſts möglich ſein, daß Chriſten in ihren Verſammlungen durch ſie zu voller Erhebung des Herzens vorbereitet würden. Da müſts möglich ſein, daß das verſchloſſenſte Herz ſich durch ſie beim Anblick des Elenden dem Mitleid öfnete, und der funfzigiährige Widerſacher ſeinem angefeindeten Bruder die Hand reichte. Redet und demonſtrirt dem Menſchen ſo viel vor, als ihr wollt, das iſt nicht Weg zu ſeinem

Herzen; wenigſtens nur ungewiſſer, ſelten treffender Weg. Er hat Ohren, leiſe und ſcharfhörende Ohren, und die ſitzen ihm näher am Herzen, als ihr denkt. Aber durch Muſik werdet ihr bei ſelbigen mehr ausrichten, als durch Demonſtration. Wollt ihr ia demonſtriren, ſo demonſtrirt! Muſicirt aber hinter der Demonſtration, ſo könnt ihr mit dem Menſchen machen, was ihr wollt. Es hat nur wenige gegeben, die nicht gern Muſik hörten; gibts ihrer noch, ſo ſind die eure Leute, an denen ihr euch ſatt-demonſtriren könnet. — Ekſtatiſch lag ich oft an Frühlingsabenden im Graſe, wenn in einiger Entfernung von mir im Freien ein Koncert aufgeführt ward, und nie vergeſſ' ich den Tag, an welchem ſich einsmahls die muſikaliſche Beluſtigung mit dem Choral endigte: O Vater, dem kein andrer gleicht. Habe Dank, Freund Hiller! habe Dank für dieſen ſphäriſchen Geſang! der, dächt' ich, ſollt' an iedem Sonntag in ieder Kirche geſungen werden! Das wär' noch ſo ein Lied hinter dem Vaterunſer auf der Kanzel! — —

Wie viel Unordnungen, Disharmonieen und Mistöne gibts nicht im Menſchenleben! Ich dächte, dis allein wäre ſchon genung, um ſich an ein Klavier hinzuſetzen, und da Akkorde zu greifen, Signaturen und Reſolutionen zu machen; damit man einmahl völlige Harmonie und Wohlklang hörte. Wenn ich zuweilen in der Welt ſah, daß es Menſchen, die auſſerordentlich ſchlecht handelten, ſo auſſerordentlich wohl ging; wenn ich ſah, wie ſie ſelbſt ſich darüber brüſteten, von allen andern aber im Stillen verachtet wurden, und in dieſem Wohlſtande ins Grab hintaumelten; und wenn ich denn auf der andern Seite gewahr ward, wie elend und jämmerlich oft das Schickſal der beſten und verdienſtvollſten Sterblichen war, wie ſie auf Erden nicht hatten, wohin [illegible] Haupt legten, und wie die kleine Grabſtäte das erſte Eigenthum ward, welches ſie auf unſerm Planeten erhielten, da ſie doch wohl längſt Haus und Hof darauf verdient gehabt hätten: ſo floh ich ſchnell zu meinem Klavier, grif Sechſte, Quarte, Sekunde, und hielt ein. So, dacht' ich denn, ſo klang der Grif aufm Klavjere, und ſo klang er auch im Menſchenleben. Aber geſchwind reſolvirt' ich, und grif die groſſe Sechſte, hielt wieder ein, und dachte: die wird auch einmahl gegriffen, und ſo wird auch Sechſte, Quarte, Sekunde im Menſchenleben reſolvirt werden. —

Ueberdis gibts denn auch den Vortheil, daß die Harmonie in der Muſik ſich nach und nach ins Leben überſchleicht. Und hätten die ſchönen Wiſſenſchaften weiter keinen Nutzen, als den, daß ſie die Geſinnungen, den Geſchmack und die Handlungen der Menſchen verſchönerten: ſo wärs ſchon Nutzen genung; und die Muſik ſtiftet dieſen Nutzen vorzüglich. — Wenn wir öfters Akkorde greifen, ſo gewöhnen wir uns endlich daran, ſie allenthalben zu greifen.

Wir reſolviren aufm Klavier, und reſolviren denn auch im Leben. So viel weis ich, daß ich niemahls vom Klavier aufgeſtanden bin, ohne vollen Trieb zu edlen, menſchlichen Thaten zu fühlen. Grosmuth, Freundſchaft, Mitleiden, Verſöhnlichkeit, drangen iedesmahl durch meine ganze Seele. — Ueberaus bewundere ich daher den Stifter meiner Religion, — ihr wiſſt, Brüder! wen ich meine, und ihr wiſſet auch, daß ich ihn liebe — daß er bei Beſchreibung groſſer und feierlicher Begebenheiten und Auftritte auch der Muſik ihren Plaz anwies. Es ſei nun, daß er dort von einer partikularen oder univerſalen Veränderung auf Erden ſprach; genung, ſein Gegenſtand war äuſerſt wichtig — dis ſieht man ihm an, wenn er mit ſo vieler Wärme ihn abhandelt — und ihm einen Grad Wichtigkeit in der Beſchreibung mehr zu geben, redet er von Poſaunen. Dis, dächt' ich, ſollte doch wohl ein Wink ſein, den der Göttliche uns gab, die Gewalt der Muſik zu ſchäzen, und ſie, nach Masgabe der Umſtände, bald dazu anzuwenden, Menſchen mit Feuer und Flamme zu erhabenen Thaten anzufüllen, bald durch Erregung ſanfter, hinſchmelzender Empfindungen zu ſtillem Wohlthun geneigt zu machen. — —

Führt, Brüder! führt die Kleinen, die euch anvertrauet ſind, daß ihr ſie gut und froh machen ſollet, frühzeitig zu den Bezauberungen der Muſik! Stellet ſie vor allen Dingen ans Klavier — da iſt recht Stand für ſie! heiter und wonnevoll werdet ihr ihre Tage machen, wenn ſie ſich, und andern, die Freude ins Herz ſpielen werden! Werdet ſie der freien, lachenden Tugend in die Arme leiten! Werdet düſtere Melancholie und ſchwarzſüchtige Laune von ihnen wegſcheuchen, und ihrem ganzen Leben Ordnung, Schönheit, und Wohlklang, geben. Könnet ihr mehr thun, als dis? — — Laſſt denn die lezte Poſaune ſchallen, und mit ihr alle Inſtrumente der Erden, ihr gutes Bewuſtſein wohlverlebter Tage wird Akkompagnement dazu ſein! Sie werdens hören, wie Sechſte, Quarte, Sekunde — die feierlichſchütternden Töne! vielleicht denn auch noch einmahl klingen; werdens hören ohne alles Beben, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß ſie in die groſſe Sechſte reſolvirt werden werden.

Das, glaub' ich, war etwas recht Wahres, und eben darum auch recht Göttliches, geſagt, wenn es hies: es iſt nicht gut, daß der Menſch allein ſei; und ieder, welcher eine Frau hat, ſollte bei Berechnung ſeiner Freuden unterm Monde einen ſeiner erſten und ſchärfſten Blicke auf ſie richten. Sieh, Freund! es iſt die Gehülfin, die — um dich ſein ſoll. Gehülfin — zärtlichſte Theilnehmerin — treuſte Gefährtin — ſanfteſte Vermehrerin deiner Wonnen. In dem um ihn ſein liegt eine gewaltige Nachdrucksfülle, ein ganzer Katechiſmus der Moral fürs Weib, und ein ſummariſcher Extrakt von allen den Seligkeiten, welche der Mann von der Gehülfin zu erwarten hat. Sie iſt um ihn — ſchwebt vor ſeinen Augen, hangt an ſeinen Lippen, ſchlieſſt ihn in ihre Arme, belohnt ihn nach harter überſtandener Arbeit mit holdem, ſanften Lächeln, bringt ihm von ieder kleinen häuslichen glücklichen Begebenheit die erſte Nachricht, reicht ihm bei iedem Misgeſchick den erſten Troſt, hilft ihm proiektiren, und Proiekte ins Werk ſetzen, ſtreicht ihm, wenn ſie bei Nachtzeit erwacht, und ihn ſchlafen ſieht, zärtlich die Wangen, drückt ihm, wenn er zum leztenmahle einſchläft, wehmüthig die Augen zu. — O geſegnet, tauſendmahl geſegnet, müſſe dem Menſchen die Stunde ſein, in welcher er mit ſeinen Augen ſein Mädgen ſuchte, und — fand; ſie erblickte, küſſte, und ihr daurende Liebe ſchwur! Nie müſſe ihn ſeiner That reuen! in iedem künftigen Augenblick müſſe er, wenn er ſie nicht verrichtet hätte, bereit ſein, ſie noch zu verrichten, ſie mit noch ſtärkerm Eifer zu verrichten!

Der Umgang mit einem holden, ſanften Mädgen, das wir das unſrige nennen, welch ein reizender, liebenswürdiger Umgang iſt er! Iſt noch ein ganz anderes Ding, als Umgang mit einem Menſchen unſers Geſchlechts. Erweitert den Kreis unſrer Empfindungen, Vorſtellungen, Genüſſe, und unſres geſammten Daſeins. Alles iſt ſanft an einer Mädgenſeele;

in ihren Gefühlen, Geſchmack, Denkungsart, Minen, Bewegungen, Worten, und Handlungen, herrſcht überall holde, göttliche Anmuth. Steht ſie vor unſern Augen da, und ſetzt ihre Füſſe nach uns her, macht die Hände gerade, oder krumm, richtet das Antlitz in die Höhe, ſo geſchieht dis mit weit ſichtbarerer Leichtigkeit und Freiheit, als wenn dis alles ein Mann mit einer Perucke, oder Haarbeutel, thut. Lacht ſie, ſo iſts, als lächelte ſie nur. Weint ſie, ſo zerreiſſt ſie des Mannes Herz. Spricht ſie, ſo klingen ihre Worte, wie Silbertöne. Küſſt ſie uns, ſo ſchwebt ſie nur auf unſern Lippen. Setzt ſie ſich in Bereitſchaft, vor unſern Augen eine gute That zu verrichten, ſo hat ſie dabei ein gelaſſenes, ruhiges Air. — Gebet dem wildeſten, ungeſtümſten Jüngling ſo eine milde, zärtliche Gattin, ſeine Wildheit wird gebändigt, ſein rohes Weſen wird ſanfter, er wird nach und nach Mond von der Sonne, die ihr ihm zuführtet. Es freuet mich herzlich, wenn ichs leſe, — und Dank ſei dafür iedem Geſchichtſchreiber, der ſo etwas der Aufzeichnung würdig hielt — daß die ſtolzeſten, unbiegſamſten Eroberer, die mit ihren Händen Tauſende dem Tode zugeführt hatten, zuletzt in die weichern, kleinern Hände einer Erobererin fielen, an ihren Lippen Gefühle der Menſchlichkeit wieder einſogen, und zu ihren Füſſen, wie zu den Füſſen eines Altars, all' ihren Blutdurſt, all' ihre Grauſamkeit, und all' ihre Tirannei, opferten. Die Natur, denk' ich denn, hat ihre Rechte, und behauptet ſie in allen ihren Kindern. Kommts ia zuweilen, daß ſie auf eine Zeitlang ſuſpendirt, ſo bemächtigt ſie ſich hernach derſelben wieder in ihrer ganzen Fülle.

Wie ſchön werden unſere Abende, und unſere Morgen, in den Armen einer ſanften Gattin! Wenn wir nach überſtandner Tageslaſt und Tageshitze — auch wohl Tagesfroſt; für Leute, die gegen Norden wohnen, geht ſo ein Zuſatz immer an — bei einbrechender Dämmerung die ganze Welt aus unſren Augen verliehren; wenn es ſcheint, als wäre alles verſchwunden, welches wir ſonſt das Unſrige nennen; denn finden wir uns noch im Beſitz eines Guts, das uns mehr iſt, als die ganze Welt. Denn drücken wir ſie in unſere Arme, und ſprechen: Liebſte, Theuerſte, alles iſt verſchwunden, als das Licht verſchwand; aber du biſt noch da, biſt noch unſer, biſts noch ganz. Unter frohen Entzückungen ſchleicht denn die Nacht dahin, und tagt der Morgen, ſo iſt ſie unter allen unſern Gütern wieder das Erſte, das wir erblicken. Mit unſern Augen ſuchen wir ſie denn, und finden ſie, und treten an ihren Arm wieder in den Beſitz und Genus aller unſrer Freuden ein.

Trägt ſie denn über kurz oder lang uns einen Sohn der Liebe entgegen, der den Nahmen, Vater uns zuſtammlet, ſich an unſre Bruſt legt, und mit ſeinen kleinen Händen uns liebkoſet, welche Wolluſt ſtröhmt da durch die Bruſt! Du biſts, Beſte! ſagen wir denn, die uns die Freude gebahr, ein Menſchgen auf unſere Arme zu nehmen, von dem wir ſprechen können › er iſt unſer Geſchöpf. Iſt unſer Bild. Iſt dein und mein Bild. Hat Züge von dir, und von mir. Soll werden, wie ich, und du! Soll an unſerer Seite leben; ſoll unter unſern Augen wachſen und blühen! Soll aus unſerm Munde Weisheit und Tugend, aus unſern Händen Nahrung und Freude nehmen! — Steht ſie denn nach einigen Jahren neben uns, umſchlieſt ſie uns auf der einen, und der heranwachſende, alleingehende Menſch auf der andern Seite, wie fühlen wir uns da im ganzen Leben! Zwei Eigenthümer! eins ſo theuer und lieb, als das andere! Denn ſehen wir, wie die zarte Pflanze in unſern Garten unter unſrer Pflege ſich ausbreitet, und der Blüthe nähert, warten ſie fleiſſig, geben ihr Bildung und Richtung, hoffen ſehnlich auf die erſte Frucht, die ſie bringen wird, zwingen ſie ihr nicht zu früh ab, wenden gemeinſchaftlich all' unſere Kräfte an, ſie recht ſtark, recht dauernd und fruchtreich zu machen. Dankbar und Gegenliebevoll blickt uns denn der emporſtrebende Unſermenſch an, eilt bald zu mir, bald zu ihr, in den Schoos, ſchmeichelt uns, lächelt uns hold an, nennet uns Vater und Mutter, will nicht von uns weichen, nicht von uns wanken. Das nenn' ich mir Erdenglück und Erdenfreuden. Frau und Kind — Kind und Frau . . .

Weiſt wohl, Bruder! daß der Menſch nicht werth wäre, Menſch zu ſein, wenn er die Hände ſtets in den Schoos legen, und ſie nicht zur Arbeit ausſtrecken wollte. Aber glaube, denn arbeiteſt du mit zwiefacher Luſt, wenn du weiſt, du arbeiteſt für ein Weib, das dich liebt, und für ein Kind, das dein iſt. Wirthſchaftlich und heiter läuft denn deine tugendhafte Gattin in deine Arme, gratulirt dir zum vollbrachten Tagewerk im Leben, und ſpricht: Guter Mann — haſt gearbeitet. Gearbeitet für dich, und für mich, und für den Kleinen, der aus unſern Händen ſpeiſet. Sieh! du haſt erworben, ich will zu Rathe halten. Will alles ſo einrichten, daß das Erworbene reiche, daß noch übrig bleibe; übrig auf Tage des Mangels, und des ſchuldloſen Alters.

Heil dem auch noch denn, wenn er ſchon bergab geht, der an den Händen einer ihn liebenden, mit Redlichkeit und Treue belohnenden Gattin den Berg des Lebens hinunter ſteigt. Oben auf dem Berge ſtehen raſche, gutgeartete Kinder, ſehen ihnen nach, und rufen noch tauſendmahl glückliches, ſelges Wiederſehen hinter drein. Am Fuſſe des Bergs ſteht ſchon der Nachen, auf welchen ſie hinſchiffen werden ins weite, unüberſehbare Meer; aber trennen ſollen ſie ſich; ieder ſoll allein fahren. So wills das Geſchick. Wirſt du, Redlicher, zuerſt in ihn ſteigen, und vom Lande ſtoſſen, o! thu im Einſteigen noch einen Blick auf die, welche, als

Gefährtin, mit dir das Leben durchging, aufm Berge mit dir war, hinauf und hinunter mit dir wandelte. Sieh! wie ſie lieber eher einſtiege, als du! Sieh, wie ihr ſchon ieder Augenblick Ewigkeit zu werden ſcheint, welcher vorübergehen wird, ehe der Nachen zurückkommt, und ſie nach dir einnimmt. Du biſt ſchon in See — ſie ſieht dir nach, ſo weit, als das blödgewordene Auge reicht — wünſcht dir ſturmloſe Fahrt — ſieht nichts mehr vom Nachen — Tage gehen hin, daß ſie nichts ſieht — Jahre — endlich ſieht ſie wieder etwas — er iſts wieder, er kommt zurück. Frohlockend ſteigt ſie ein, und hat weiter nichts zu wünſchen, als daß der Schiffer dieſelbe Fahrt wieder nehme, welche er mit dir genommen hat. Dich wünſcht ſie, dich ſucht ſie auch noch ienſeit des Meers! —

Höret mich, verbrüderte Jünglinge! dis ſind die Freuden der Liebe. Freuden, die iede Scene des Lebens verſchönern; noch einen herrlichen Preis am Ziel' aufſtecken. Aber wiſſet, ſie werden nicht allen, die ſich Liebende nennen, zu Theil. Da leben ſo viele, ſo überaus viele, denen die ſanften Bande zu eiſernen Ketten werden, welche ſie mit Unwillen und Gram hinter ſich her ſchleppen; die die Stunde verfluchen, in der ſie ſie über ſich warfen. Unglückliche! denn ſie ſehen ihrer Leiden kein Ende, als zuletzt. Haben weiter keinen, der ein Werk der Liebe an ihnen thun, und — ſie trennen darf, als — den Tod. Sagten nur ein einziges leiſes Wort, und waren beiſammen; ſchreien tauſend hellauter Klagen, und können nicht von einander. — — Wollt ihr, junge, weibloſe Brüder, die Zahl dieſer Elenden nicht vermehren — ſeid weiſe! Blickt dem Mädgen, welches ihr lieben wollt, nicht blos auf die Wangen, oder in den Buſen, oder auf die — Mitgift, oder auf die Finger, wenn ſie am Klavier ſteht, oder auf die Füſſe, wenn ſie tanzt. Blickt ihr ins Auge, und durchs Auge ins Herz. Eine heitere, mitleidsvolle, den Nachtigallſchlag, Lerchengeſang, und Wieſenbach liebende, an allen Auſtritten der Natur ſich ergötzende, Seele ſei euch werth! Schätzet ſie höher, als die Bigotte, als die Prüde, und als die Koquette! Seid, wenn ihr euch mit ihr verbunden habt — das, was ihr ſein ſollt! Nicht Gecken im Anfang; nicht Tirannen in der Mitte; nicht Untreue am Ende. Denkt, daß des Mannes Gröſſe darinn beſtehe, daß er Zwiſtigkeiten, die vorfallen könnten, vorbeuge, und über Kleinigkeiten wegſehe, damit die gröſſern Endzwecke nicht unerfüllt bleiben. Seid liebreich und gefällig gegen ſie! Ein weibliches Herz wird leichter gewonnen durch Milde und Sanftmuth, als durch Drohung und Ungeſtüm. Habt alle den Sinn, welchen Milton ſeinem Adam gab, der ſein Weib, als — des Himmels ſchönſte, beſte Gabe, betrachtete. Mit des Himmels ſchönſter, beſter Gabe geht man ökonomiſch und ſäuberlich um. —

Man willigt in chriſtlichen Ländern nicht gern in iede Eheſcheidung; willigte man doch auch eben ſo ungern in iede Eheverbindung! Wären die Augen der Richter doch eben ſo ſcharfſehend auf dieſe, als auf iene! Iſt doch wahrlich wohl der Mühe werth, das Holz vom Feuer wegzutragen, wenns Feuer Schaden thut; und hie und da auf der Erde eine Hölle weniger zu machen! Eine glückliche Ehe bewirken, und eine unglückliche rückgängig machen helfen, iſt mehr Ehre, als ein Paar Leute von Tiſch und Bette ſcheiden, ihnen das Beſaamen verbieten, und dadurch in ihren Herzen den Saamen ewiger Zwietracht ſtreuen. —

Ha! wie mir hier wieder die Luſt ankommt, Fürſt, oder König, zu ſein! Wie viel Dank, wie viel Wonne, wollt' ich ſchaffen! Wonne meinen Unterthanen. Dank — mir!

Ich haſſe alle Bande — vom Bluhmenband' an bis zur Kette von verroſteten Eiſen, ausgenommen die, welche ich mir ſelbſt mache. Mit dieſen familiariſire ich mich nun einmahl, und darüber vergeſſ' ich, daß es Bande ſind.

Freiheit! Freiheit! — dis ſollte die allgemeine Loſung der Menſchen ſein, welche ſie ſich an iedem Geburts- und Neuiahrstage, bei iedem Trennen und Wiederſehn, bei iedem Sonnenauf- und bei jedem Sonnenuntergange zuriefen. Freiheit! Freiheit! und abermahl Freiheit! So ein allgemeiner Ruf vom ganzen Menſchengeſchlecht des Morgens um vier Uhr, wenn die Sonne aufginge, oder des Abends um acht Uhr, wenn ſie unterginge, müſte ein recht feierlicher Schall durch die Schöpfung ſein. Alle andere Geſchöpfe würden denn gleichſam horchen, keinen Geſang, kein Geſchrei, und kein Gequacke, von ſich geben, und zuletzt, wenn er vorüber wäre, einander mit einem Tempo zurufen: das war keine Stimme von uns; es war eine ganz beſondere; war — Menſchenſtimme.

Man braucht gar nicht weit zu ſuchen, wenn man ſich überzeugen will, daß Freiheit Beſtimmung des Menſchen ſei. Das erſte, was ſie alle verrichten, wenn ſie — ſich aus dem engen, höchſteingeſchränkten Anfangsaufenthalt in die weite, ſchrankenloſe Welt hervorarbeiten, iſt ſtärkſter, ſtringirendſter Beweis davon. Und ſcheinen ſie auch zuweilen, oder oft, oder immer, im Leben ſich zu widerſprechen, wenn ſie ſich ſelbſt verwickeln, tief verwickeln, ſo thun ſie dis in keiner andern Abſicht, als zuletzt durch alle ihre Verwickelungen zur Freiheit hindurchzudringen.

Das ſchadet nichts, daß die Sachen in der Welt noch nicht auf dem Fuſſe menſchlicher Freiheit ſtehen. Laſſts ſein, daß Joch und Zwang, Dienſtbarkeit und Sklaverei, hie oder da herrſchen! Haupttrieb der menſchlichen Natur hört darum nicht auf, Haupttrieb zu ſein, wenn er aufgehalten, unthätigſcheinend gemacht wird. Es braucht nur eine Reihe von gewiſſen Umſtänden, die ſich ereignen und verbinden, ſo iſt der Trieb in alle ſeiner Thätigkeit und Stärke wieder da. Der Sklavemenſch wird wieder Freimenſch, ſchüttelts Joch ab, zerreiſſt die Ketten, dominirt durch die ganze Schöpfung. Es hat wohl eher Jahrhunderte gegeben, in welchen die Menſchheit von Anno Eins an bis Neun und Neunzig ihre Rechte zu vergeben ſchien; aber, ehe man ſichs verſah, hielt ſie ſich ſchadlos, und exequirte ſie wieder in ganzer Stärke. Ich ſegne euch, Völker, denen beim Worte: Freiheit, das Herz im Leibe pocht, das Blut in den Adern wallt, und Hände und Füſſe ſich bewegen, um ſich zur Wehr zu ſetzen. Menſchenhaufen erblick' ich in euch!

Freiheit! du biſt wohl ſo ein idealiſches Ding — Hirngeſpinſte — Phantaſiekind. Da haben ſie Häuſer gebaut, Häuſer mit vielen Stockwerken; haben Gaſſen gemacht, Gaſſen, ſo eng, daß man kaum Licht und Luft darinn haben mag; haben Städte angelegt, und groſſe Mauern umhergezogen, als wären lauter Miſſethäter darinn, die nicht ins Weite gehen ſollten. Haben Vorſchriften gegeben, wie man denken, und Vorſchriften, wie man handeln ſoll. Mag ſein, wie es will! Sei tugendhaft, Bruder, las dichs nicht beunruhigen! Wenn keine Belagerung iſt, oder ſonſt dergleichen etwas, um deſſentwillen die Thore verſchloſſen werden, kannſt du, ohne dich um die Mauern zu bekümmern, ruhig unterm Schlagbaum weggehen; er iſt nicht Schlagbaum für dich. Und verſtehſt du dich auf Menſchen, ſo kannſt du denken, was du willſt. Und iſt dir dein Verſtand, und dein Herz, Statut genung, ſo werden die Geſetze mit deinem Blute ſich nicht verſiegeln können. **Freie Luft, freier Sinn, freies Thun** — ha! wie ſich bei den Gedanken die Menſchenſphäre erweitert!

Das Leben möcht' ich nicht, wenn ich immer unter einem Dache, an einem Tiſch, auf einem Fleck, ſitzen, und nichts weiter thun, als Linien ziehen, Summen machen, Noten ſchreiben, oder immer in einer leeren Geſellſchaft zwiſchen vier Pfählen ſein, vom Wetter reden, Karte ſpielen, Dame ziehen, Menſchen durchhecheln ſollte. Gleich würf' ich das Lineal weg, göſſe das Dintenfas auf die Rechnungen, machte Pauſen von hundert und funfzig Takten, oder nähme in der Geſellſchaft meinen Hut unter den Arm, ſpräche: ich empfehle mich Ihnen, meine Herren und Damen, ſpränge zur Thüre, oder zum Fenſter, hinaus, wäre weg, und hin, in Gottes freie Luft. Wie? iſt der Menſch dazu da, immer, wie der Kanarienvogel, im Bauer zu ſitzen? So hätt' ihm die Natur, welche doch alles zweckmäſſig genung einrichtete, wohl ein

Haus hinten aufm Rücken gemacht, wohin er kröche. Fragt den Landmann, wie er es macht, daß er ſtärker iſt, weniger unangenehme Empfindung von ſchlechtem Wetter hat, ſeltner den Arzt konſulirt, und, wenn er ia einmahl Ader läſſet, es darum thut, weil ihm der Wirth in der Stadt, bei dem er einkehrt, als Schwager, oder Gevatter, von einem hungrigen Bader, vorſpricht, daß er krank ausſehe; er wird euch antworten: ich baue mein Feld, weide meine Heerden, wäſſere meine Wieſen, pflanze Kohl in meinen Gärten, beſſere meine Zäune; und denn denkt hinzu: das thut der Mann alles in freier Luft. — Menſchlich hebt ſich mein Herz, wenn ichs leſe, wie das Alterthum ſeine Könige aus ihren Gärten, von ihren Feldern, und aus ihren Weinbergen, hohlte. Ein König, denk' ich denn, welcher vor ſeiner Thronbeſteigung viel in freier Luft war, wird nicht leicht auf den Einfall kommen, ſeine Unterthanen zu Sklaven zu machen. Auf der Akademie der Natur hat er ihre Geſetze ſtudirt; er hat geſehen, wie durch eine weiſe Wohlthätigkeit ihr unermesliches Reich allenthalben in einer blühenden Ordnung erhalten wird, und wird deshalb ſein wichtigſtes Geſchäft darinn finden, ſo weiſe, ſo wohlthätig in allen ſeinen Einrichtungen zu ſein, wie ſie. — Armer Städter! Der du nur ſelten aus deiner eingeſchloſſenen Wohnung kommſt, und, wenn du ia herauskommſt, etwa von einem Hauſe ins andere gehſt, oder dich durch die Stadt in einem Kaſten tragen und fahren läſſeſt, wie oft klagſt du iährlich über Kopfweh, Zahnſchmerz, und Bauchgrimmen? wie oft läſſeſt du iährlich zur Ader, oder dir Schröpfköpfe ſetzen? wie viel Purganzen, niderſchlagende Pulver, Vomitife, Kliſtiere, brauchſt du iährlich? — In Gottes freier Luft wird man ein beſſerer König, und ein geſunderer Unterthan. Ein ganz anderer Kerl iſt der Menſch unterm offenen Himmel, als in ſeinem Zimmer bei verſchloſſenen Thüren, und hinter niderhangenden Vorhängen! — —

Freie Luft, Brüder! und in freier Luft — freien Sinn! Ach! wie wird mir, wenn ich an iene Länder denke, wo der Menſch, wenn er in der Einſamkeit iſt, und einen unumſchränkten Gedanken wagt, allenthalben umherſehen mus, ob nicht iemand durch ein Fenſter, oder durchs Schlüſſelloch an der Thüre, gucke, und ihm den kühnen Gedanken im Auge zu leſen ſuche, und, wo er, wenn er öffentlich erſcheint, nie anders, als unter der vorgeſchriebenen Narrenkappe erſcheinen darf! — Ich betrachte meinen Gegenſtand, ſchaue ihn von allen Seiten an, ſchaue ihn ſtark an, frage viel darnach, was dieſer oder iener über ihn gedacht habe, oder noch denke, bekümmere mich nicht darum, was die Leute verlangen, das ich darüber denken ſoll. Denkt meinetwegen, was ihr wollt; laſſt mich aber auch denken, was ich will! Das Recht, das ihr habt, hab' ich auch. Den Mann möcht' ich um alles in der Welt nicht geſehen haben, welcher zuerſt auf den Einfall kam, ein Inquiſitions Gericht über Menſchenſinn anzuſtellen. Er mus ausgeſehen haben, wie ein Peiniger, der alle Hände voll Ketten hat, die er über ſeine Brüder werfen will; mus ausgeſehen haben, wie ein Metzger, der ſchon das geſchärfte Meſſer in der Fauſt hält, und ſich bald hie bald da unter der Heerde einen Stier, oder Schöps, ausſucht, der ihm an fettſten zu ſein dünkt. — — Hat denn nicht jeder Menſch ſeine eigenen Augen, mit welchen er auf ſeine eigene Art ſieht? Mus er nicht folglich auch ſeine eigene Vorſtellungsart haben, und kann er irgend eine andere annehmen, die ſeiner Art zu ſehen widerſpricht, ohne dadurch ein Narr, oder Heuchler, zu werden? — Es lebt ein König im deutſchen Lande, gros durch ſeine Siege, durch ſeine immerwährende Thätigkeit, und durch ſeinen tiefforſchenden Geiſt. Bewundert in der Nähe, und in der Ferne, von Zeitgenoſſen, und vom Nachkomm, wird ſein Nahme in den Geſchichtbüchern der Menſchheit glänzen: denn er war Wiederherſteller der Freiheit im Denken. Zwar hatten ſchon oft Weiſe der Welt, die im Stillen privatiſirten, Hand an die Ketten gelegt, die das Menſchengeſchlecht drückten, und hie und da einen Ring daran zu zerbrechen geſucht; aber der Erfolg ihrer Bemühungen entſprach nicht ihrer groſſen Abſicht. Ein König kam, ris ſie in Stücke, und that mehr, als ſie alle. Daß es ein König war, veredelte die That. O! wäre ſein Leben erſt zur

Hälſ-

Hälfte, auf daß er geſtifteten Segens noch groſſen, beträchtlichen Theil erblickte! daß er die Reihen der Weiſen noch ſähe, denen er die Bildung erleichtert hat! Reihen, lange, unüberſehbare Reihen der Weiſen, und — voran Friedrich. — —

Und freies Thun! ach! freies Thun! welche Menſchenſeligkeit! Dem Tugendhaften iſt kein Geſetz gegeben; braucht ihm auch keins gegeben zu werden. Er ſtrebt nach klaren, deutlichen Vorſtellungen; dieſe leiten ihn — leiten ihn immer richtig und gut. Ihnen folgen, iſt ihm — Freiheit. Segen, wohlthätigen Segen, breitet er allenthalben um ſich her, und bekümmert ſich nicht um den Paragraph, welcher im Geſetzbuch ihm dieſe Segenausbreitung zur Pflicht macht. Verſtößt er hie oder da wider eine Sitte, oder Koſtume, ſo beunruhigts ihn nicht. Er handelt leicht und frei, handelt vernünftig und gut.

Dank, Brüder! Dank unſerm Schickſal, daß es uns in ein Zeitalter verſetzte, welches von den vorhergehenden ſo vortreflich dadurch abſticht, daß es die Menſchheit wieder in den Beſitz eines der edelſten ihrer Güter zu bringen anfängt! — Eure Arbeiten, ihr Edlen und Menſchenfreunde! ſegne und belohne die eigene innere Güte derſelben! Fahrt fort in euren Bemühungen, dem Menſchengeſchlecht freie Luft, freien Sinn, und freies Thun, zu verſchaffen! —

Ich habe nichts dawider, daß Menſchenleben nun einmahl nicht länger, als ſiebzig oder achtzig Jahre, ſein ſoll, müſte mich auch darein ſchicken, wenn ich im dreiſſigſten abgehen würde; aber wiſſen möcht' ichs, wie viel und welche Progreſſen das Menſchengeſchlecht aufm Wege zur Freiheit nach einem Jahrhundert gemacht haben würde. Wiſſen möcht' ichs, wie die Anlagen bebaut würden, welche hie und da mit Eifer und Muth, zu Beglückung der Menſchheit, gemacht werden. Und, wenns denn recht gut ausfiele, und ich ſähe in der Ferne lauter Freunde und Genieſſer der Natur, ſähe, wie niemand es dem andern verdächte, wenn er gerade das Gegentheil von ihm glaubte; ſähe, wie durch eine menſchliche Erziehung die Gemüther zu deutlichen Vorſtellungen, und zu richtigen Gefühlen, gebildet, von keinem Geſetz, und von keiner Strafe, mehr ſprächen: ſo wollt' ich noch dazu auf den höchſten Berg laufen, von da herab ſo weit hingucken, als ich könnte, und mit vollem Halſe ſchreien: Ich gratulire dir, Bruder Nachkomm — —

Eben darum, weil der Menſch iede Art von Schranken haſſt, wird die Hofnung eines künftigen Lebens nach ſeinem Geſchmack ſein. — Ob ich während der Jahre, oder Jahrhunderte, oder Jahrtauſende, die von dem Augenblick an, wo ich mich grabfertig mache, bis zu demienigen verſtreichen werden, in welchem ich, ſtatt im Grabe zu liegen, aufm Grabe ſtehn werde, auf irgend eine Art fortdaure, und, was für eine dis iſt, darum hab' ich mich in meinem Leben ſo wenig bekümmert, als um die Trabanten der Venus. Die Unterſuchung über den Zuſtand der abgeſchiedenen Seelen, wie man ſich auszudrücken beliebt, iſt in meinen Augen immer eine der nutzloſeſten, unfruchtbarſten Unterſuchungen geweſen; und, als ich einsmahls einen Prediger fünf Viertelſtunden lang ſeine Gemeine damit zum Gähnen bringen hörte, dacht' ich, der Mann hätte auch etwas Geſcheuteres reden können. Meinsgefallen mags damit ſein, wie's will; etwas rechts, denk' ich nur, kanns nimmermehr ſein. Denn, wenns wahr iſt, daß der Menſch aus zween verſchiednen Theilen beſteht: ſo machen dieſe zween Theile den **ganzen** Menſchen aus. Er wird alſo auch nur ſo lange **ganz** da ſein, als die Vereinigung derſelben Statt findet, und würde ſofort, wenn eine Trennung unter den Theilen vorginge, es wäre nun, daß ieder derſelben für ſich fortdauren könnte, oder der eine zerſtäubte, und der andere fortdauerte, in beiden Fällen nur halb da ſein. Vom halben Daſein würde alsdenn wenigſtens noch weniger zu erwarten ſein, als vom ganzen. Scheints euch falſch geſchloſſen zu ſein, Brüder! ſo habt ihr den Vortheil, daß es euch nicht beunruhigen wird — ich wollt' um alles in der

Welt die Ruhe keines von euch allen geſtöhrt haben. — — Aber, daß ich einmahl, es ſei, wenns wolle, ganz wieder da ſein, in aller meiner Fülle wieder da ſein ſoll, dis iſts, wobei mir das Herz mit gewaltiger Freude klopft!

Brüder! ihr habt Liebe zum Leben — nicht wahr? Von den mehreſten unter euch glaub ichs darum, weil ihr ſie zeiget. Ich bin kein Menſchenfeind, und würde auch den noch lieben, der mir ins Geſicht ſagte, daß er das Leben haſſe. Aber fragen würd' ich ihn: Haſſeſt du das Leben — oder nur den Kummer im Leben? Prüfe dich genau, die Sache iſt wichtig. Und hätteſt du wirklich Abneigung zum Daſein, als Daſein, forſche nach, wenn durchdrang ſie zuerſt dein menſchliches Herz? wenn bemächtigte ſie ſich deſſelben ganz? Geſchahs erſte nicht etwa, als dir einige Hofnungen fehlſchlugen, einige Wünſche unerfüllt blieben? und das letzte, als du eine ganze Menge von fehlgeſchlagenen Hofnungen, von unerfüllten Wünſchen, ſahſt? Ach! wüſte ich ſie alle, die Wünſche, die dir unerfüllt blieben, die Hofnungen, die dir fehlſchlugen, und könnt' ich ſie alle erfüllen, alle wirklich machen, glaubs, du ſollſt gern mit mir weiter durchs Leben gehen, ſollteſt gern mit mir wünſchen, ewig zu ſein. — Mit rother Theilnehmung blick ich auf einen Selbſtmörder hin. Der Mann, denk' ich, welcher einen ſo wichtigen Schritt thun konnte, that ihn entweder beim Verluſt, oder beim Beſitz ſeiner Vernunft. That er ihn im erſten Fall, ſo verdient er Erbarmen. Täglich bin ich in Gefahr, auch das verliehren zu können, was er verlohr, und denn hinge es nur von Umſtänden ab, ob ich eben das thäte, was er that, oder nicht. Hätt' ich einen Freund, der mir auf allen Schritten nachginge, mich nie allein lieſſe, ſo wär' ich glücklich; den hatte er aber nicht. That er ihn im leztern Fall, ſo muſten doch Gründe, ſeinen Gedanken nach, da ſein, die ihn dahin vermochten. Wären ihm die Gründe widerlegt worden: ſo würde ich eben den Trieb zum Leben, eben die Sonne, welche ich habe, wenn mein kleiner Finger blutet, ihn zu verbinden, an ihm bemerkt haben. Es gibt doch ſo viel Freuden im Leben, es iſt ſo etwas Angenehmes dabei, Bewuſtſein ſeiner ſelbſt zu haben, es iſt ſo viel Wolluſt, thätig, zum Guten thätig zu ſein, daß man ſich mit iedem Abend des Wunſches nicht erwehren kann, den Morgen wieder zu überdauern. Und, da dieſer Wunſch aus dem Anblicke und aus dem Genus des Guten entſteht, welches aus der allgemeinen Einrichtung der Dinge uns zuſtröhmt: ſo darf ich glauben, daß er Wille des Schöpfers ſei, und daß der, welcher ihn will, auch darauf bedacht ſein werde, zu ſeiner Zeit ihn recht zu ſtillen, recht zu ſättigen. Irr' ich, ſo irr' ich aus Anbetung Gottes, und ein ſolcher Irrthum wär' ia wohl einer der verzeihlichſten; thut er doch dem Wohl keines Menſchen Eintrag. Ich halts hierinn mit Bruder Cicero. Iſts ein

Traum, ſprach er, ſo laſſt mir den Traum. Ich will weiter nichts: er mag immerhin Traum ſein; divertirt er mich doch. — Der Menſch iſt doch auch warlich zu ein gutes Geſchöpf, als daß ers ſo gleichgültig mit anſehen könnte, wenn nach einer kleinen Reihe von Jahren die Thüre hinter ſeinem Daſein zugemacht werden ſollte, ohne die Hofnung unterhalten zu dürfen, daß ſie irgend etwas, es ſei ſanfter Schöpferdruck, oder Erdbeben, wiederum einmahl öfnen werde. Er fühlt in ſich Kräfte, die länger wirken könnten, als ſie in der That wirken, hat Streben nach einer Art von Vollkommenheit, die er nicht erreicht, thut gern Guts, und thäte, wenn er Zeit dazu genung hätte, deſſen eben ſo gern noch tauſendmahl mehr. Sollte die Natur, welche in ihren Abſichten und Mitteln ſo übereinſtimmend iſt, und nach der weiſeſten Oekonomie allenthalben verfährt, im Menſchen, ihrem edelſten und beſten Geſchöpf, einen Fehler begangen, und ihm ein Maas von Kräften, von Beſtrebung und gutem Willen, verliehen haben, welches in Rückſicht auf das, was er davon verbrauchen könnte, offenbar verſchwendeter Ueberflus wäre? Ich ſchlieſſe nach Analogie, die ich ſehe, und habe ich denn wieder einen falſchen Schlus gemacht, ſo ſtreitet mit der Natur, und nicht mit mir. Ich brauche mich nicht weiter zu rechtfertigen. — Viele unter den Beſten und Redlichſten im Alterthum, im nahen und fernen Alterthum, machtens auch ſo, wie ich, ſchauten an die Oekonomie der Kräfte unterm Monde, fanden die im Menſchen ſtrittig mit den übrigen, und ſchöpften daraus Hofnungen eines künftigen Wiederſeins. Ich geſelle mich zu ihnen. Sie ſind meine Leute; ich halts mit ihnen. Ach! wie ſegn' ich dich, Chriſtenreligion! daß du dich recht eigentlich damit beſchäftigſt, dieſe aufglimmenden Hofnungen im Menſchenherzen zu Feuer und Flamme zu machen! Auch darum biſt du ſchon beſte, wünſchenswertheſte Religion! biſt Herzens Troſt und Theil! Oft bewundere ich im Stillen die auffallendſonderbare Haushaltung, welche, in Anſehung dieſer Lehre, auf der Erde geherrſcht hat. Erſt volle Unwiſſenheit und Dunkelheit derſelben; denn dämmernde Morgenröthe — denn aufbrechendes Licht — denn voller Strahl und Glanz derſelben. Seht, Brüder! ſeht, wie das Menſchengeſchlecht von Stufe zu Stufe ſeiner höchſten Glückſeligkeit näher geführt wird! Fühlt Menſchenfreude, nicht bei dämmernder Morgenröthe, ſondern bei vollem Strahl ins Leben eingetreten zu ſein! — Der Mann, welcher recht dazu gekommen war, künftiges Wiederſein zu lehren, ſprach doch ſo zuverläſſig, ſo vertraut, ſo aus innerer Fülle, ſo im Eifer fürs Menſchenheil, ſprach unter ſo vielen Beweiſen ſeiner Güte und Aufſerordentlichkeit, daß man ihm ſchlechterdings das Ohr leihen mus. O! von ganzem Herzen bin ich ſein! denke ſo, hoffe ſo, wie Er! — Freunde! wie der Umfang der

Glückſeligkeit des Menſchen ſich ausdehnt, wenn er die Lehre vom künftigen Abermahlſein mit vollem Glauben annimmt! — —

So iſt denn der Durſt nach Daſein gelöſcht, der Wunſch, verlohrnes wiederzufinden, erfüllt! So iſts ia denn doch wohl der Mühe werth, auf Erden als Menſch da geweſen zu ſein! So folge Lücke im Daſein, oder nicht; ſie folge, ſo klein oder gros, ſo gros oder klein, ſie wolle — doch würd' ſie nur Lücke ſein. Menſchenherz vergiſſt ihrer über den Glauben, ſie einmahl wieder ausgefüllt zu ſehen. — Hoch nach Leben aufſtrebendes Herz! bebe nicht! ſchlägſt nicht zum leztenmahle, wenn du aufhörſt, zu ſchlagen! wirſt wieder ſchlagen! wirſt ſchlagen, freier und ſtärker! ſchlagen, ohne Kummer, den dir iezt hie oder da ein Menſch, hie oder da ein Fehltritt, hie oder da ein körperlicher Schmerz, hie oder da der Gedanke an bevorſtehende Verweſung, macht! — —

Iſt Wiederſein — ſieh, Bruder! Entwickelung aller Knoten! — — Kannſts nicht leugnen, daß du, wenn du iezt um dich herſchauſt, Knoten erblickſt. Suchſt ſie aufzulöſen, und kannſt nicht. — Schau ienen Redlichen, wie er ſeine Pflichten gern und treu erfüllt, wie er unaufgefodert zu edeln Thaten, unbelohnt dafür, ſie mit Wärme verrichtet, wie er entblöſt von allem, was der Wahn Glückſeligkeit nennt, durchs Leben ſchleicht, ans Grab kommt, den Wanderſtab hinſetzt, und, indem er ihn aus der Hand legt, die Stimmen aller Rechtſchaffenen hört, die ihm nachrufen: er hätt' ein beſſres Schickſal verdient. Wie der Knote ſich hier ſchlingt, ſo feſt ſchlingt, daß du ihn nicht zu löſen vermagſt! Eil hin, Bruder! eil hin mit forſchendem Blick aufs Wiederſeins himmelberührende Höhen! Knote gelöſet! Knote gelöſet! Jener Redliche bleibt nicht unbelohnt; ſollte ſeiner Verdienſte ſchönſtes nur noch dadurch erwerben, daß er auf vollen Lohn derſelben ein ganzes Leben hindurch hoffen lernte, und — nicht müde würde. Er hat geſäet — geſäet über Winter. Unverlohren liegt die Saat aufm Felde, und wird, wenn die Zeit milderer Witterung herbeinaht, ergiebige Erndte bringen. — Sieh! wie durch den Gedanken am Wiederſein vollendete Ordnung und Harmonie übers Ganze kommt! kann dir irgend einer willkommner ſein? — — —

Auch wird das Herz durch ihn vortreflich im Guten geſtärkt. — Viel halt' ich nicht von den Leuten, die bei iedem Schritt, den ſie für die Sache der Tugend thun, ſtill ſtehen, um ſich herſchauen, und ieden Vorübergehenden anfragen: was wird mir dafür? Erwartet von ihnen wenig edle Thaten, und verſprecht euch nicht, daß ſie die geringſte Aufopferung wagen werden. Sind nur Miethlinge der Tugend, und meinens nicht herzlich gut mit ihr. Der iſt edel und liebewerth, dem Bewuſtſein vollbrachten Gutes ſchon groſſe Belohnung iſt! — Aber göttliche Aufmunterung zum Schönhandeln wirds ſein, wenn dem, welcher mit Eifer es treibt, noch Segen aus dunkler Ferne lächelt; wenn die Tugend ihn am Arm in eine Welt voll Herrlichkeit führt, und dabei ſpricht: du ſollſt gekrönt ſein mit ihr; wenn ſie ihm ſchon hier ins Ohr liſpelt: deines Herzens ſtiller Beifall iſt nur Anfang der Seligkeit für dich! — Wie er nun alle ſeine Augenblicke nutzt, der Redliche! wie er nun Stunden dem Spiel, und Stunden dem Schlaf, abbricht, um ſeiner ſchönen Thaten glänzende Reihe zu vergröſſern, noch glänzender zu machen! — — —

O! ſchützt, Brüder, ſchützt ihn, daß euch niemand ihn raube, den Gedanken an Wiederſein! Zu tief, zu tief, iſt er eingeflochten in Beſtimmung, in Gutſein, und in Ruhe des Menſchen!

Iſt doch warlich auch ſo eine menſchliche Wonne, wenn ihr, abtretend vom Tummelplatze, zu euren Kindern ſagen könnet: ich ſehe euch wieder; und zu eurer Gattin: ich umarme dich wieder! — — —

Der **Wein** erfreut des Menſchen Herz — Trink **Wein** deines ſchwachen Magens wegen — — wie lieb' ich die Leute, welche ſo ſprachen! die ſagten in ſechs körnichten Worten mehr, als zuweilen in ſechs ganzen Oden, die von Liebe und Wein handelten, geſagt worden iſt. Herz und Magen — gerade zwei Dinge, die uns recht wichtig ſind; das erſtere wird der Freude geöfnet, der leztere zur geſunden Konkoktion tüchtig gemacht — iſt dis, Heil dem ganzen Kerl, dem ein ſolches Herz, und ein ſolcher Magen, zugehört! Mit Achtung denk' ich an den Mann, welcher nach Kana kam, um mehr Wein, — und dadurch mehr Freude, herbeizuſchaffen. Das hab' ich wohl gehört, daß es Leute gebe, die andern den Wein zu Waſſer machen; aber es ſchadet nichts. Es gibt noch immer hie und da einen Edlen, der Waſſer zu Wein macht; und, ſo bald ich einmahl übers Evangelium am zweiten Poſtepiphenias predige, will ich die Materie abhandeln, und denienigen derb die Wahrheit ſagen, welche ihre Freude darinn ſuchen, andern den Wein zu Waſſer zu machen. — — Daß ich kein Mahumedaner bin, dafür hab' ich oft in meinem Leben herzlichen Dank gefühlt; bei iedem Glaſe Wein gefühlt, welches ich trank. Der Mann, welcher ihn verboth, konnte ſeine Urſachen haben; aber es iſt mir doch lieb, daß er ihn mir nicht verboth, und ich würde, wenn ich die Wahl hätte, allemahl lieber an denienigen glauben, der mehr Wein herbeiſchafte, als an den, welcher den, welcher ſchon da war, zu trinken unterſagte. Wenn die Natur einmahl Berge haben ſollte: ſo ſcheints doch ein recht natürlicher Gebrauch derſelben zu ſein, daß man an ihrer Mittagsſeite Wein bauet. — Nichts, was zum Munde eingeht, verunreinigt den Menſchen; dabei bleib' ich.

Was für eine ſelige Veränderung im Menſchen vorgeht, wenn er den gekochten Saft der Traube trinkt! Eine neue Schöpfung iſts, und nichts geringeres. Mit ſchneller Wirkſamkeit durchdringt der Geiſt im Wein den Geiſt im Menſchen, erſchüttert alle Nerven, ſetzt alle Triebräder des Lebens in Bewegung. Die Gehenden macht er beſſer gehen; die Stockenden bringt er wieder in Gang. In einer Fülle von Leben ſchwebt denn der Menſch, ſteht auf den Zehen in der Schöpfung, guckt weit und breit um ſich her, und es iſt, als löſeten ſich ſeine Füſſe von der Erde ab, als wüchſen ihm Flügel, und er flöge damit über Berg und Thal. Mit äuſerſter Lebhaftigkeit durchwandeln ihn nun ſeine Ideen; ſie ſchleichen nicht, wie ſonſt, ſind nicht ſo einfärbig, wie ſonſt — blitzen durch ihn hin, ſind bunt, wie der Regenbogen, ſetzen ſeine Imagination in Feuer und Flamme. Der Kreis, in welchem er ſich ſonſt mit ſeinen Betrachtungen eng herumdrehte, erweitert ſich gewaltig. Er kennt faſt keine Schranken; ergreift mit einem Gedanken den Himmel, und mit dem andern die Erde, und ballt alles, was zwiſchen Himmel und Erden vorgeht, und iſt, in eine Hand. Alltägliche Gegenſtände werden ihm neu; er ſieht ſie von bisher ungeſehenen ſehenkſt Seiten. Sie drehen ſich vor ſeinen Augen bald rechts, bald links; zeigen ihm bald das Geſicht, bald den Rücken. Nun iſt er in einer andern Welt; iſt nicht mehr Reiſender und Pilgrim, iſt ſchon Einwohner und Bürger im Vaterlande. Der Geiſt, welcher ihn durchdringt, zeigt ſich in allen ſeinen Bewegungen, Reden „und Thaten. Er bewegt ſich weit leichter und freier, tritt behaglicher, beugts Geſicht nicht zur Erden, erhebts zum Himmel, ſieht iedem, der ihm begegnet, dreiſt ins Auge; es iſt nichts viereckigtes an ihm, alles rund; es ſcheint, als ſchlüge er immer ein Rad, und drehte er ſich allenthalben im Kreiſe herum. Seine Reden ſind geſalzener, gewürzter. Witz und Laune, Scharfſinn und Gegenwart des Geiſtes, reichen ihm Einfälle, Epiſoden, Anekdoten, Definitionen, Impromptiis dar, auf die er nie gekommen wäre, hätt' er das Glas nicht ergriffen. Er ſpricht mit ganzer Theilnehmung von intereſſanten Gegenſtänden des Menſchengeſchlechts; athmet in iedem ſeiner Worte Enthuſiaſmus fürs Vaterland, Eifer für die Veredlung ſeiner Brüder, vom Oberſten bis zum Unterſten, und Unterſten bis zum Oberſten, Beſſerung des Fehlenden, Aufklärung des Unwiſſenden, Verbannung des Vorurtheils, Verachtung des Stolzes, des Neides, und des ſchändlichen Geitzes. Allen modiſchen, ſteifen Zwang legt er ab, ſpricht laut und gut, gut und laut. — Und ſeine Thaten — welch ein vortreflicher Anblick! Ueber und über iſt er Thätigkeit. Starke Vorſätze, feurige Entſchlieſſungen ergreifen ihn, reiſſen ihn mit ſich fort, laſſen ihn nicht ruhen und nicht raſten. Da iſt kein Punkt in dem ganzen menſchlichen Wirkungskreiſe, wo er ſtill ſtehen mag; er dringt immer weiter und weiter, verſucht durch ſich tauſend Geſchöpfe, ia die ganze Welt, in Bewegung zu ſetzen. Seine Thaten koſten ihm nicht viel Zeit. Nur den dritten Theil ſo viel Aufmerkſamkeit braucht er dazu, als ſonſt; es iſt, als eilten ihm die Mittel in die Hände, durch welche er ſeinen Zweck erreichen mus. Er entſchlieſt ſich, ſchaut ſich um, ſtrengt ſich an, findet Hinderniſſe, wirft ſie übern Haufen, tritt, die vollendete That in der Hand, der ganzen Welt ins Geſicht, und ſpricht: da habt ihr ſie! die Welt gewinnt dabei. Seine That iſt gut, umfaſſend und kraftvoll. Wohlwollen, Menſchenliebe, Eifer für die Sache des Unterdrückten, ſtarker Trieb, Menſchen um ſich her glücklich zu machen, leiteten ihn dabei. Er thut das wieder an andern, was der Wein an ihm thut; theilet ihnen auch Leben und Freude mit. — Und das frohe Weſen, welches an ihm ausſtröhmt! Lachende Freude blickt aus ſeinem Aug, Scherz und holde Gefälligkeit reden aus ſeinen Lippen, Zufridenheit mit ſich ſelbſt, und mit ſeinen Schickſalen, drückt ſich auf allen ſeinen Zügen aus. Weg ſind ſeine Sorgen und Grillen. Naivetät, volle Naivetät, iſt an ihm da. Er geht hin in Gottes Schöpfungen, und ihr Anblick entzückt ihn ſtärker, als ſonſt. Wie er da auf den Höhen der Erde ſteht, und die Weinſtöcke ſegnet, welche auf ſelbigen um ihn her grünen! Blühet, ſpricht er, ihr Freudebringer, ſetzet Körner an, und reifet zu Moſt und Wein! Eure Trauben verderbe kein tödtender Frühwinter, zerſchlage kein Hagel, zerſteche keine Weſpe! — Sonne, Mond, und Sterne, ſind ihm ganz andere Dinge, als ſonſt. Er wandelt durch ſie alle hindurch, ſpricht mit dem Mann im Monde, wie mit ſeinem Kollegen, zählt die Sterne in der Milchbahn, hört die beiden Bäre brummen, und ſiehts gar diſtinkt und deutlich, daß Hand, Bein, und alles übrige, was zum menſchlichen Körper gehört, und welches bei uns von Fleiſch iſt, an den Leuten im Jupiter von papier maché ſei. Es kommt ihm vor, als hörte er ſie eben ſo ſingen und pfeifen, wie die fleiſchernen Menſchen auf der Erde. Sonſt hatt' er zuweilen an der Einrichtung der Natur hie oder da etwas auszuſetzen, glaubte auch wohl im Menſchenleben zu oft Verwicklung, und zu ſelten Auflöſung, anzutreffen; aber iezt findet er alles gut, und denkt: es könnte nicht beſſer ſein; nicht beſſer ſein, als es iſt. Iſt für ſeine gute Thaten belohnt, übergenung belohnt, verlangt nicht mehr, ſieht in die Zukunft hin, ſieht, ſie wonnevoll, vergiſſt überſtandne Leiden, findet auch die gut, und ſchwebt fort mit dem Strohm der Entzückungen der Natur. — —

Sei geprieſen, tauſendmahl geprieſen, von allen Weiſen und Guten, die auf Erden dich iemahls tranken, holdes, liebenswürdiges Geſchenk des Allvaters! erquickender Saft der Traube! Sei ihnen allen ſtärkſter, ſtringirendſter Beweis, daß der, welcher dich ihnen verlieh, Geber aller guten und vollkommenen Gaben war! daß er keinen Gefallen habe an Menſchentraurigkeit und an Menſchenunruhe! daß es ihm darum zu thun ſei, auf ſeiner Erde Menſchen zu haben, die ſich ſein freuen und tröſten!

Aber ſoll, Brüder, euch Gottes gute, vollkommne Gabe nicht Gift werden: ſo thut, was ihr beim Genus aller ſeiner Wohlthaten thun müſſt — genieſſt ſie mit Weisheit und Tugend! — Euch wird ſie nicht Gift werden, ihr, die ihr vom Genuſſe deſſelben durch Armuth ausgeſchloſſen ſeid. Ach! hätten Gottes Weinberge Wein für uns alle! Ich will, ſo lange ich ihn trinken werde, bald hie bald da einen von euch bei der Hand faſſen, zu meinem Glaſe führen, und dazu ſprechen: Komm, Bruder, trink einmahl volles Bewuſtſein vom Daſein hinter! Für mich gab ihn die Natur nicht allein; gab ihn für mich, und dich. — Und, wenn ichs denn ſehen werde, wie ihm die Freude ins Herz, das Leben in alle ſeine Nerven, das Blut ins Geſicht, mit ſichtbarer Macht dringt: denn will ich auch ein Glas drauf trinken, und ſo ſoll er mir in meinem Leben nicht geſchmeckt haben, als denn. — — Du aber, der du ihn haſt, bleib Menſch, ſo oft du ihn trinkſt! Sieh dein Weib, und dein Kind, nicht mit dem Rücken an, wenn du ihn hinter — ſchlurfſt, verbringe ihnen nicht dadurch, was du zu ihrem Unterhalt, und zu ihrer Bildung, anwenden ſollteſt. Spotte beim Trinken der Tugend nicht; mache den Jüngling nicht roth, der gegen dir über ſizt, und nur ein Glas trank. Kontrahire nicht Schulden durch Wein; ſchlies in Geſellſchaft, durch ihn gereizt, deines Herzens Geheimniſſe nicht auf. Berauſche dich nicht, bis zur Betäubung hin. Dis iſt Menſchenſchimpf! Trink ihn heute ſo, daß er dir morgen wieder ſchmecke. — Glaubſt du, daß er dazu da ſei, dich zum Geck im Umgang, zum Müſſiggänger beim Bau der Menſchenwohlfart, zum verführenden Beiſpiel für andere zu machen: ſo denkſt du irrig, verwandelſt Gottes Segen in Fluch, nimmſt den Dolch, welcher dir gegeben ward, dich gegen deine Leiden zu wehren, und ſtichſt ihn dem Wohlthäter durchs Herz — ha! dem Wohlthäter durchs Herz. — —

Das weis ich wohl, daß es im Leben hie oder da einen Zeitpunkt gibt, in welchem ſich eine oder die andere Freude verliehrt, und noch einen andern, wo ſie alle verſchwinden — eigentlich zu reden, verſchwinden ſie nicht für uns, ſondern, wir für ſie — aber auch zuletzt noch, ganz zuletzt noch, bleibt dem Menſchen noch eine Quelle unausſprechlicher Wonne übrig, wenn er nur zeitig genung darauf bedacht geweſen iſt, ſie ſich zu — graben. Wohl dem Manne, welcher im höchſten Alter, wenn ſeine Augen vom vielen Sonnenglanz, in den er geblickt, ſchon blöde geworden ſind, noch im letzten Mondenſchein auf ein wohlgelebtes Leben zurückſehen, und das Andenken der mehreſten unter ſeinen Thaten ohne Scham und Reue erneuern kann! Das glaub' ich denn doch, — der raſche Jüngling verſcheuche den Gedanken noch ſo ſehr, als er wolle — ich glaubs doch — täglich ſteh' ich an Sterbebetten — warlich ein heiliger Stand für mich — und meine Erfahrung ſtärkt meinen Glauben — — daß man in den letzten Augenblicken des Lebens es gern ſehe, wenn man während ſeines zurückgelegten Daſeins kein Narr, kein Untreuer, kein Menſchenfeind, kein Verführer, geweſen iſt. Der Mann, welcher einige Grundſätze von Menſchenbeſtimmung und Menſchenwürde gehört hat, kann der Unterſuchung nicht entgehen, welche er am Ende darüber anſtellt, in wie fern er dieſen Grundſätzen treu geblieben ſei. Der Redliche ſtellt eine ſolche Unterſuchung an iedem ſeiner Abende an, und fragt ſich, wie haſt du dein Tagewerk vollbracht? ſollte er am letzten ſeiner Abende nicht eine noch weit feierlichere darüber anſtellen? — — Welch eine Tod und Grab beſiegende Heiterkeit mus denn nicht die Seele deſſen erfüllen, der volle innere Verſicherung hat, ſein Leben auf eine würdige Art hingebracht, es mit guten Thaten gezeichnet, und die Bahn, welche ihm geöfnet ward, mit Redlichkeit und Güte durchlaufen zu haben! Du haſt deine Beſtimmung erfüllt, denkt er denn, haſts Leben nicht umſonſt gehabt, biſt geweſen, was du ſein ſollteſt. Allenthalben, wohin der Menſch blickt, ſieht er doch volles Beſtreben, verliehene Kräfte zu Erreichung vorgeſchriebener Endzwecke anzuwenden. Die ganze Natur geht ihm darinn mit ihrem groſſen Beiſpiele vor. — Sollts nicht niderdrückende Schmach für ihn ſein, wenn er dis ſähe, und zu ſich ſelbſt ſagen müſte: Sieh, die Natur hat dich beſchämt; in allen ihren Theilen dich beſchämt; ſie hat vor deinen Augen täglich ihre Beſtimmung erfüllt. Du biſt unter allen Geſchöpfen das einzige, welches dieſe allgemeine Erfüllung der Beſtimmung in der Natur betrachten konnte, und biſt zugleich das einzige, welches die ſeinige nicht erfüllt hat; biſt unter allen Millionen Theilen derienige, welcher nichts zum Beſten des Ganzen beigetragen hat! — Auf Erden, Brüder! mus kein bitterer Vorwurf ſein, als der! Mehr, als Quaal des Todes, iſts, denken zu müſſen: ſollteſts das Beſte ſein in der ganzen Natur, biſt das Schlechtſte geweſen! — — —

Der Anblick der Schönheit — wie reitzend iſt er uns! Mit welch einer geheimen Wolluſt ſehen wir einem Mädgen ins Antlitz, welches

Roſe auf den Wangen, Lilie im Buſen, Unſchuld im Aug, Proportion in allen ſeinen Theilen, iſt! Zu welch einer innigen Freude erhebt ſich unſer Herz, wenn wir an einem heitern Tage die frohe Ausſicht in die offene, abwechſelnde, geſchmückte Schöpfung genieſſen! Wie entzückt ſtehen wir an einem ſtillen Sommerabend, und ſchauen über uns im wolkenloſen Raum die Pracht des geſtirnten Himmels! — Freund! wird dir am Abend deiner Tage die Rückſicht in ein gut verwendetes Leben gewährt: ſo haſt du mehr, als dis alles. Nichts übertrift an Schönheit die Harmonie des Lebens. Wenn ſich gute That an gute That anſchlieſſt, wenn die eine immer edler noch iſt, als die andere, wenn ſie alle auf das gemeinſchaftliche Ziel hinlenken, Glückſeligkeit auf Erden zu vermehren, und genieſſen zu machen — welch ein göttliches Ganzes! Und denn den Gedanken noch hinzu, der beim Anblick aller übrigen Schönheit wegfällt: ich bin dieſer Schönheit Stifter — wie hoch ſchwillt da die Freude im Buſen! — Mann am Abend des Lebens! der du mit eifrigem Beſtreben, gut und redlich zu ſein, den gröſten Theil deines Daſeins hingebracht, und ſchnell begangene Fehler ſchnell wieder gutgemacht haſt, las es ſein, daß dein Auge die Schönheiten an Erde und Himmel nicht mehr betrachten kann, — haſt doch noch Andenken, ſegenvolles Andenken ſchöner verrichteter Thaten, haſt noch Wonne vom Leben, das zurück iſt! Kannſt du ſelbſt nichts Edles mehr verrichten, ſo ſiehſt du noch andere es verrichten, denen du Führer und Lehrer warſt. Denk dir ſie, wie ſie lange nach deinem Hintrit noch Schönheit des Lebens zeigen werden, wie ſie andere wieder durch ihr Beiſpiel zu ähnlicher Schönheit bilden werden, und wie du von allem dem Urheber biſt! — — Das gibt doch dem Menſchen, ich weis nicht, welch eine göttliche Würde, wenn er die Oberfläche der Erde mit dem Bewuſtſein verlaſſen kann, die Summe ihrer Schönheiten anſehnlich vermehrt zu haben, und wenn ſie ihn zuletzt noch, als ihren Wohlthäter, in ihren Schoos aufnimmt! — —

Dem Manne, welcher das eine Leben mit Anſtand und Güte durchwandelte, wird auch die Hofnung zum zweiten unter den Händen wachſen. Sie wird ihm, wenn er das erſtere abgibt, ſo zuverläſſig ſein, als wär' er bereits im Beſitz deſſelben. Es wär doch wohl Disharmonie, wenn dem, welcher iede Gelegenheit ergrif, eine gute That zu verrichten, und mit vollem Triebe zum Guten abtritt, nicht noch mehr Gelegenheit gegeben werden ſollte, ſeinem Verlangen gemäs ſchön und edel zu handeln! Wär unter allen Disharmonieen die übelklingendſte, ſchnarrendſte! Nie, ſtammlet der ſcheidende Redliche ſeinem Freunde, der, ihm die Augen zuzudrücken, kommt, ins Ohr, nie fühlt ich den Glauben an künftiges Leben mit ſtärkerer Ueberzeugung, als ietzt, da ich auf die vollendete

Bahn zurückſehe, die ich, ſo viel ich konnte, mit Erfüllung meiner Pflicht durchlief! — —

Brüder! euch gönn' allen am Ende der Tage die Gottheit den Troſt, auf edelhingebrachtes Leben mit voller Einſtimmung des Herzens zurückſehn zu können! Wenns Licht im Auge dunkelt — wenns Geräuſche der Erde im Ohr dumpfigter tönt — wenn endliche Stille um und in euch wird, denn ſei euch der Gedanke noch Alles, daß euch keine Reue quäle, kein Vorwurf foltere, keine Scham roth mache! — Doch wiſſet, man erlange dis Gut nicht, wenn man nicht das ganze Leben hindurch nach ihm ringe! Regel ſeis euch, unzuübertretende Regel, immerdar mehr nach Vernunft, als nach Leidenſchaft, zu handeln! Kettet Reihen von edeln Thaten an einander; nutzt iede Gelegenheit, die euch aufſtößt, auf Erden Guts zu verrichten! Genieſſet die Freuden, welche euch unter dem Himmel zu Theile werden; aber ſteht mit Weisheit an dem Punkt ſtill, wo ihr Genus Misbrauch wird! Denkt immer, man müſſe ſich nicht nur freuen, wenn man ſie genieſſe; man müſſe ſich auch freuen können, ſie — genoſſen zu haben. Dieſe Freude iſt noch edler, dauert länger — dahingegen iene oft nur das Werk eines Augenblicks iſt, in welcher wir uns noch dazu wohl nicht einmahl in aller Fülle unſerer bewuſt ſind. —

Mit voller Inbrunſt des Herzens wünſcht' ich, daß mich hie und da ein tugendhafter Jüngling läſe; daß er fühlte, wie ihm das Herz dabei gewaltiger klopfte; daß ihn ſtarke Vorſätze zu edeln Thaten entflammten, und daß er einſt, wenn ers Daſein zurückgibt, die Wonne herzhaft ſchmeckte, mit welcher beim Rückblick aufs Leben noch Tugend und Unſchuld lohnen! — —

So oft ich, wenn iemand geſtorben iſt, die Leute ſagen höre, er hat funfzig, er hat ſechzig oder achtzig Jahre gelebt: ſo ſehe ich denen, welche dis behaupten, allemahl recht mit Verwunderung ins Geſicht. Iſt doch in der That faſt zu viel gewagt, von einem andern etwas ſo aufs Gerathewohl hinzuſagen, was er ſelbſt nicht einmahl mit Gewisheit uns zu berichten im Stande war. Irgendwo mus der Irthum ſtecken. Entweder man rechnet das Jahr nicht zu dreihundert fünf und ſechzig Tagen; oder man verſteht ſich nicht darauf, was Leben ſei. Leben heiſt doch wohl nimmermehr blos da ſein, in der Welt herumgehen, eſſen und trinken, ins Bette, und aus dem Bette, ſteigen. Nur der Augenblick iſt wahrhaftig gelebt worden, in welchem der Menſch in aller Fülle ſeines Bewuſtſeins gelebt hat. — Nach dieſem Masſtabe gerechnet, in was für ein Händgen voll Tage mag ein Daſein von ſiebzig, achtzig Jahren zuſammenſchrumpfen!

Blick, Bruder, auf den erſten Zeitraum, der auf Erden für dich verſtrich; kannſt du ihn Leben nennen? Warſt da, warſt gewis da; aber wie warſt du da? Nicht viel beſſer, als die Gurke, wenn ſie im Garten die erſten zwei Blätter auftreibt! Wie viel Anerinnerungen haſt du aus dieſer Epoche? iſt nicht alles dunkel, alles vergeſſen, wenn du auf ſie zurückſiehſt? Um alles in der Welt willen nenne deine erſten Jahre nicht Leben, ſo, wie eigentlich Leben verſtanden werden mus! Und denn, als du aus dem Alter der Kindheit ins Alter der Leidenſchaften übergingſt, lebteſt du auch da wirklich? handelteſt du mit vollem Bewuſtſein, nach deutlichen Vorſtellungen, oder ris dich der Strohm des Affekts mit ſich fort, ohne daß du wuſteſt, wie er dich antreiben würde? — Ueberdis muſt du, ſchlecht gerechnet, den vierten Theil deines Lebens dem Schlaf geben; muſts, oder du kämſt ganz ums Leben. Iſt Schlafleben auch wohl Leben? — hie und da ein Träumchen! Aber, was iſt Traum? ſags einmahl! Iſt ſo ein Ding ohne Kopf und Schwanz — magſts ia nicht Leben nennen. Auch plagſt du dich wohl mit Grillen, mit Entwürfen, Ausſichten, und Hofnungen, herum, die am Ende alle getäuſcht werden, und vergiſſt über ihnen, daß du da biſt. Sprich, wie viel bleibt übrig vom Leben, wovon du ſagen kannſt, daß du es wahrhaftig, daß du es ganz, daß dus in aller Fülle deines Bewuſtſeins gelebt habeſt? — —

Bei ſich ſein — ganz bei ſich ſein — welche Menſchenwonne! So weit ausgereckt in der Schöpfung da ſtehen, mit dem Kopf verſuchen, ob man an den Himmel ſtoſſen könne, mit den Füſſen auf die Erde ſtampfen, in ieder Hand ein Paar Freunde halten, die uns redlich ins Auge blicken, aller ſeiner Finger, ſeiner Zehen, ſeiner Adern und Nerven, von oben bis unten ſich bewuſt ſein, die einzelnen Gefühle derſelben in ein Allgefühl zuſammendrängen, nach Luft ſchnappen, und denn ſprechen: Hach! — aus tiefem Herzensgrunde, hach! ſieh, das iſts ſo etwa, was Leben heiſſen mag. Welch ein Gewinn, wenn man ſolcher Anblicke viel hat! Da wird iede Minute — Tag, und iede Viertelſtunde — Jahr. Man denkt in einem Augenblick ſo viel, thut ſo viel, als man ſonſt in einer Stunde nicht denkt und thut. Kommt denn der Abend, ſo hat man ſo viel ſich zu erinnern, ſo viel, als gedacht, als gethan, zu betrachten, wie man ſonſt am letzten December kaum hat, wenn man noch einmahl vom alten Jahre Abſchied nimmt. Das nenn' ich mir Daſeins Erweiterung. Wer ſich ſo auf Leben verſteht, ſo ieden Augenblick im vollen Beiſichſein anhaſcht, ihn mit einigen Gedanken, oder mit einigen Thaten, feſtbindet und aufhält, daß er nicht gleich überhinſtreichen kann, der hat die Kunſt gelernt, ſeinen kurzen Durchgang durchs Daſein zu einer Art von Ewigkeit zu machen. Sieh! Freund! da haſt du eine Quelle, wo du deinen Durſt nach

Jahrhunderten ſtillen kannſt. Tritt hin in Gottes Schöpfungen, ſammle dich aus deinem Zerſtreutſein, ruf' alle deine Gedanken zuſammen, denke denn mit angeſtrengter Kraft: iezt bin ich noch da, da mitten unter allen Weſen. Wie die Sonne ſo mild ſcheint — die Bluhme ſo balſamiſch duftet! Wie die Lerche ſingt — die Nachtigall ſchlägt — der Weſtwind ſäuſelt! Und denn unterhalt dieſe Anſtrengung, ſo lange du kannſt, brich ſie ab, fang ſie wieder an — ſo kannſt du Abend und Morgen im Leben machen, wie du willſt, kannſt Sonne und Mond am Himmel ſtill ſtehen laſſen. Die Menge deiner Gedanken, deiner Empfindungen, deiner Thaten, iſt das rechte Zeitmas; alles andere iſt Schimäre — kommt drauf an, wie der Thürmer abruft, oder der Uhrmacher die Stadtuhr ſtellt. — —

Ich kanns nicht leugnen, und, Bruder! du wirſts auch nicht leugnen, daß es im Leben hie und da Gefahren gebe, welche uns drohen; die noch dazu uns oft ſchnell überraſchen, und denn, wenn ſie uns ganz unvorbereitet finden, mit ſich fortreiſſen. Da kannſt du's recht ſehn, wie Beiſichſein, Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt, in aller Fülle für uns Segen und Lohn werde! Mit forſchender Weisheit ſehen wir denn einen groſſen Theil kommender Gefahren vorher, ehe ſie da ſind, und können uns auf ihren Empfang anſchicken; können beizeiten die Mittel treffen, ihnen aus dem Wege zu gehen. Es gibt neben

ben der groſſen, breiten Landſtraſſe im Leben, welche man gewöhnlich geht, noch zur Rechten, und zur Linken, eine Menge ſchmaler Fusſteige, auf welchen man ausweichen kann. Sie denn erſt ſuchen wollen, wenn die Gefahr da iſt, iſt oft zu ſpät. Sie rennt uns in den Weg, und wir ſind verlohren. Aber, ſehen wir die Gefahr von fern, ſo können wir ausbiegen; treten auf einen von den Fusſteigen, und ſie ſchlüpft auf der Landſtraſſe neben uns hin. Wir ſehen ſie hinſchlüpfen, und lächeln. Denken: hättſt du auf der Landſtraſſe geſtanden, und ſie wäre angeſprungen, ſo hätt' ſie dich mit fortgeriſſen. Und geſetzt, wir könnten ihr nicht ausweichen, ſo käm ſie uns doch nicht unerwartet; und thut ſie dis nicht, ſo haben wir nur halb ſo viel von ihr zu befürchten. Und käm ſie uns wirklich unerwartet, und wir ſind im vollen Bewuſtſein unſerer ſelbſt: ſo haben wir Gegenwart des Geiſtes, und haben wir die, ſo ſind wir wenigſtens nicht wehrlos. Wir faſſen aufm Kampfplatz feſten Fus, fliehen nicht ſogleich, bieten all' unſere Kräfte auf, ringen, ringen, und ſiegen. Denn gehen wir aufrechter einher, fühlen uns volle Menſchen, und werden ſtärker auf die Zukunft, in ähnlichen Fällen noch mehr dergleichen Siege zu machen. Und wärs, daß wir unterlägen, ſo werden wir uns bald damit beruhigen, daß wir denken: du haſt alles gethan — kannſt durch alle deine Bemühungen nichts abändern — es ſollte ſo ſein. —

Was hilfts, unterm Himmel noch ſo viel Freude haben, wenn man ſie halb taumelnd, halb ohne Bewuſtſein, genieſſt? Ich ſah oft Jünglinge im Leben, Jünglinge, die den gröſten Theil ihrer Jahre noch vor ſich hatten, wie ſie hintraten in den Bluhmenduft, in den Sonnenſchein, in den Anblick des heitern, lachenden Himmels, in den Wonnegeſang von Lerchen und Nachtigallen, und in die ganze feierliche Herrlichkeit der Natur; aber ich ſahs ihnen auf der Stirne, und im Aug', an, daß ſie ohn' Empfindung blieben, und daß ihr Herz allen dieſen Wonnen verſchloſſen war. Wie mir da ward, als ich dis ſah! Könnten glücklich ſein, und ſelige Stunden iezt haben, dacht ich — ſinds nicht, haben ſie nicht. — Aber gönnt dir, Bruder! dein Schickſal kleine und groſſe Freuden, und du genieſſſt ſie bei vollem Bewuſtſein, wie wirſt du denn den Werth des Lebens erſt ſchmecken! denn eilſt du hin auf eine Höhe der Natur, und der Umfang deiner Beſtimmung wird dir ſo lang und ſo weit, wie die Ausſichten ſind, welche ſich von da herab in die Ebenen öfnen; eilſt hin in ein Thal, ſezſt dich hin an einen Waldquell, ſiehſt ihn, wie er in einer kleinen Entfernung Bach wird, wie ſeine Waſſer hinflieſſen, und ſprichſt zu deinen Tagen: Flieſſet mit — flieſſet ſanft mit! Oder eilſt hin zu einem Freund, fällſt in ſeine Arme, ſchauſt in ſein Herz, und rufſt aus: Ich ſei dein, und du biſt mein!

Guts thun, edle Thaten verrichten — iſts nicht Menſchenbeſtimmung? Glaubs, nie wirſt du die mit mehr Anſtand, mit mehr Vollkommenheit, erfüllen, als wenn du ganz dein biſt, ganz dir ſelbſt angehörſt. Tauſend Gelegenheiten zum Guten wirſt du ohnedis verſäumen; hintennach wirſt du ſie ſehen, aber zu ſpät — ſie, ſind weg — kommen nicht wieder. Auch kommen ſie nicht alle von ſelbſt, dieſe Gelegenheiten; oft mus man ſie ſich machen. Glücklich wird nur der darinne ſein, welchem volles Bewuſtſein ſeiner, und des Zuſammenhangs der Dinge, obſchwebt, die ihn umgeben! — Gute Abſichten zu erreichen, mus man Mittel haben. Wenn wirſt du unter den tauſendmahltauſend Mitteln, welche zu tauſendmahltauſend Endzwecken dienen, und die alle vor deinen Augen da ſind, dieienigen am beſten ausforſchen, welche zu Erreichung deines Endzwecks beitragen mögen, und unter dieſen wieder dasienige auswählen können, welches am meiſten dazu beiträgt? Nicht wahr? alsdenn nur, wenn du Stärke genung haſt, weit um dich herzuſchaun, und das Geſchaute ſo gegen einander abzuwägen, daß du auch des Sandkorns Uebergewicht auf der einen Wagſchale ſeheſt? — Und denke ia nicht, daß du bei Vollbringung des Guten ohn Hindernis bleiben werdſt. Es wär nicht Ehre für dich, eine gute That zu vollenden, wenn nicht wenigſtens drei Dinge verſucht hätten, dich davon abzuhalten. Weiſt wohl, daß Sieg nicht Ruhm ſein könne, wenn man den Feind nicht ſieht, oder, wenn er nicht aufm Schlachtfelde ſteht! Willſt du aber beim Guten obwaltende Hinderniſſe beſiegen, ſo ſei dein, ganz dein! Aufmerkſamkeit ſchwächt die Macht des Feindes, und Gegenwehr führt ihn im Triumf auf. — — —

Freund! ich ſeh dis an, du möchtſt gern ſo bei dir ſein, oft ſo in aller Fülle bei dir ſein. Drück dir den Ausſpruch des Mannes, der immerdar raſch und feurig war, ins Herz: Sei nüchtern und wache! Selten wird in ſo wenig Worten ſo viel Kluges und Guts geſagt; glaubs mir. Es iſt mir, als wenn ich ihn ſähe, den Felſenmann, wie er um eine Tafel herumginge, an welcher ein Freſſer hinterm Kouvert einſchläft, Meſſer und Gabel fallen läſſt, und mit der Naſe auf den Teller fällt — oder ein Säufer ſo lange den Wein hinterſchüttet, bis die Zunge, welche zuvor ſchnell und ſpitz im Reden war, nicht mehr lallen mag, und wie er beiden laut zurieſe: Nüchtern müſſt ihr ſein, Brüder; mäſſig im Genuß der Speiſen und Getränke. Ungenügſamkeit iſt Weg zur Entfernung von ſich ſelbſt. — Auch iſts mir, als wenn ich ihn ſähe, wie er das Studirzimmer des unermüdeten Forſchens öfnete, ihn Tag für Tag nach Mitternacht noch wachend, und vor Morgens Anbruch ſchon wieder auſſer den Armen der Ruhe, fände, oder, wie er in das Schlafgemach des Müſſiggängers guckte, ihn auch Tag für Tag zwölf Stunden in den Federn erblickte, und beiden zuſchriee: Wachet — der eine von euch nicht zu viel, und der andere nicht zu wenig! Machts, wie die Natur, und theilet eure Zeit ein in Arbeit, und Ruhe. Sucht gröſtentheils Erholung, wenn alles ſich erholt, und denkt, daß denn, wenn zum Sonnenſtrahl noch das Geräuſch der Welt kommt, Erquickung dem Schlafe mangle. — Sei auch, Freund, ſo viel in deinen Händen iſt, mäſſig in ieder Leidenſchaft; dis iſt gerader Weg zum Bewuſtſein deiner ſelbſt. Fliehe für allen die thieriſche Wolluſt; ſie macht dich zum Thier, das am Seil tanzt. — Liebe ſtarke, deutliche Vorſtellungen. Drück dir tief ein, daß auf Erden nicht alles nach deinem Sinn gehe, auch nicht alles gehen könne; weil du nur ein Theil vom Ganzen biſt, und der Theil dem Ganzen mehr Opfer bringen mus, als das Ganze dem Theil. — Fliehe in deinen Beſchäftigungen, ſo viel, als möglich, das Einerlei. Sich zu rechter Zeit zerſtreuen iſt oft Mittel zum vollen Sammlen ſeiner. Kannſt du binnen ſechs Tagen es nicht, thu's am ſiebenten. Sieh, es iſt in ieder Woche ein Tag, welcher die Zähl Sieben hat; machs an ihm, wie der Jude. Ruhe! Sei noch geſcheuter, als er! Ruhe nicht nur, geh hin in die offene Schöpfung, und ſchau, was die Natur in den ſechs Tagen gearbeitet hat. Im Angeſicht derſelben athmeſt du Leben und Bewuſtſein ein. Verſchlieſſt ſie dir ihre Umarmung, flieh hin in die Arme eines Freunds. Rede mit ihm von Menſchenbeſtimmung, und von Geſchäften des individuellen Berufs. Das Bunte in der Geſellſchaft, das Unerwartete in den Fragen, Antworten, Einfällen, und Schnurren, welche Menſchen hervorbringen, flößt Lebensgeiſt ein, ſpannt die ſchlafgewordnen Saiten, ſtellt dich in volles Gefühle aller deiner Kräfte hin. — Thu's; kannſt warlich viel thun, bei aller deiner Eingeſchränktheit viel thun, wenn du nur willſt! — —

Daß der Morgenländer die Nacht haßt — und willſt du's nicht glauben, Freund, frage nur Herdern — daß er Bild, Simbol, und Gleichnis, wenn er ſein gröſſeſtes Elend beſchreiben will, von ihr hernimmt, hab' ich immer an ihm auszuſetzen gefunden. **Eine ſchöne Nacht**, denk' ich, iſt wenigſtens beinahe eben ſo ſchön, als ein ſchöner Tag. Nicht, als meint' ich, daß man ſie am Trink- oder Spieltiſch, oder unter ewigen Menuetten und Polonoiſen mit und ohne Maſque hinbringe. Wers will, der thu's; ich wills ihm nicht wehren. Ich bringe zuweilen ſo eine Nacht lieber mit Gloſſen hin, und freue mich, daß es Menſchengloſſen ſind. — Wenn ich eine ſchwüle Luft den Tag hindurch eingeathmet habe, und ein unaufhörlichblendender Strahl meine Augen geſchwächt

ſchwächt hat; ſo iſts doch eine vortrefliche Erholung, wenn die Nacht mich in ihre Schatten aufnimmt, eine kühlere Luft mir zuweht, und Blut und Auge erfriſcht. Es iſt mir, als pflanzte ſie mir allenthalben Bäume und Lauben, und ſchlüge mir Zelter auf, unter welchen ich meine Kräfte wieder ſammlen, und zur künftigen Tagsarbeit geſchickt machen ſollte. Ich habe der Natur in meinem Leben manch ehrlichmahl ſchon für Licht und Wärme gedankt; aber denn dank ich ihr auch für Dämmerung und Kühle. Seh' ich nur den freundlichen Mond, und hie und da ein Sternchen; weht mich nur dann und wann ein wärmender Südwind an: ſo hab' ich genung. Breitet euch aus, denk' ich denn, ihr Dunkelheiten der Nacht, und ſeid Segen und Erquickung für meine Brüder, und für mich! —

Welch ein feierlicher Anblick, wenn man den gröſſeſten Theil der lebendigen Geſchöpfe in einer ſo ruhigen, bewegungsloſen Stille ſieht, und der Mond über ſo viel Millionen hingeſtreckter, zuſammengekrochener Weſen ſchwebt! Stell dir nur vor, Freund! wie die Menſchen den Tag über unter einander laufen, Geräuſch machen und lermen; wie die Philoſophen, Advokaten, Zahnärzte, Marktſchreier, Thorſchreiber, Keſſelflicker, Kannengieſſer, und Butterweiber, demonſtriren, rabbuliren, bramarbaſiren, raiſonniren, halt, konterband, und wer kauft? ſchreien; wie die Roſſe durch einander wiehern, die Vögel durch einander ſingen — zur Nachtzeit hörſt du ſie nicht. Hie und da quackt ein Froſch, ſchnurrt eine Fledermaus, ſchreit eine Eule, wird ein Pferd auf der Wieſe laut, pfeift ein Reiſender, raſſelt eine Extrapoſt, ruft eine Schildwache: wer da? — das iſt alles. Es iſt Sabbath in der Schöpfung — der gröſte Theil der Kette klappert nicht. So hinſehen, auf die groſſe Geſellſchaft von lebendigen Weſen, die um uns her iſt, und ſie auf Federbetten, Strohſtreuen, Raſenbanken, Kanapes, Pritſchen, Baumzweigen, und auf der platten Erde, oder in hohlen Eichen, Neſtern, Felslöchern, Erdhöhlen, ohne Bewegung erblicken, und dabei denken: ſie ſchlafen; du wachſt, und — ſiehſt ſie ſchlafen, und denn den Mond über ſich haben, und bei ſich ſprechen: der ſchläft auch nicht — — das iſt doch ſo etwas, das nicht vom gemeinen, alltäglichen Schlage iſt. Oft, wenn ich in einer ſchönen Sommernacht auſſas, und daran dachte, daß alles um mich her ſchliefe, daß kein Menſch ſich um das allgemeine Wohl bekümmerte, ſondern ieder das Ding ſo ſieben oder acht Stunden laufen lieſſe, wie's laufen wollte, verfügte ich mich gleich in meinen Gedanken auf den erſten Poſten, ergrif das Ruder des Staats, welches der König, oder Fürſt, aus den Händen gelegt hatte, und ſtellte mir vor, daß alles zu Grund und zu Boden ginge, wenn ich nicht wäre.

Nun wärs wohl der Mühe werth, zu wiſſen, was die Schläfer alle träumen mögen. Die Geſchichte der Träume einer Nacht auf dem halben Erdboden, welche eine ungeheure Zahl von Folianten würde ſie anfüllen! wie viel zum Theil ſanftes, zärtliches, und zum Theil romanhaftes, burleſkes, groteſkes, und was dem Henker nicht einfiele, würde ſie enthalten! wie würde ſie tief in die Herzen der Träumer ſchauen laſſen! — Hier, ſtell ich mir vor, liegt ein hoffender, noch unerhörter Jüngling, hat ſein Mädgen im Arm, ſagt ihr alles, was er, am Tage nicht zu lallen, ſich unterſteht, gibt ihr alle die Küſſe, welche er ihr wachend gern geben möchte, und iſt in voller Erfüllung aller ſeiner Wünſche. Dort eine alte Tante, welche ſchon vierzig Winter zählt, und in keinem von allen dieſen Wintern ſich anders, als am Ofen, im Pels, und übern Feuerſtübgen, wärmen konnte, und träumt ſich zum Altar hin, wechſelt die Trauringe, und ſchreit ſo laut: Ja, daß die Magd, welche neben ihr ſchläft, darüber zuſammenſchrickt, und erwacht. Hier ein Geizhals, welcher eine zahlreiche Räuberbande ſeinen Kaſten erbrechen ſieht, um Hülfe ſchreien will, und nicht kann, weil er, geknebelt zu ſein, glaubt. Dort ein Armer, der hungrig zu Bette ging, und ſichs nun an einer wohlbeſetzten Tafel von ganzem Herzen wohl gehen läſſet. Hier ein Kranker, der zwanzig Jahre im Bette zubrachte, und dems vorkommt, als wenn er mit einem mahle aus demſelben aufſpränge, munter und geſund da ſtände. Dort ein Kandidatus Theologiä, welcher Tags vorher im Konſiſtorium examinirt ward, und nun ſchon Kragen, Mantel, Pfarre, und Frau, hat. Hier ein Stolzer, der des Elephanten Ordens Ritter wird. Dort ein Rachſüchtiger, welcher ſeinen Feind durchbohrt. Hier ein Eilfertiger, welcher ausgehen will, und, bald Rock, bald Hoſen anzuziehen, vergeſſen hat. Dort ein Furchtſamer, den ein Geſpenſt fortſchleppt. Und da ein Böſewicht, der mitten in der Hölle iſt, und zehntauſend Schock Teufel um ſich her brüllen und raſſeln hört. — Ha! welche Erſcheinung! ich denke, es iſt alles ganz ſtille — alles ganz leer; und es iſt alles ſo voll, ſo geſchäftig, als es nur ſein kann. Und denn ſtell' ich mir vor, als wären alle dieſe Träume wirkliche Geſchichten, ſo, wie ſie es in den Augen derer ſein mögen, welche ſie haben — welch ein unausſprechliches Gewirre entſteht denn um mich her! Volles Tagsgewühl mitten in der Nachtſtille. — Und denn denk' ich wieder: es iſt ja doch alles nur Traum — nur Narrenspoſſe. So bald der Träumer erwacht, findet ers nicht ſo. Ich weis es iezt ſchon beſſer, bin iezt ſchon klüger. Iſt doch auch eine Freude, ein Paar Stunden eher in der Welt klug werden, als andere Leute. — —

Was die Nacht thun kann! Sie ergreift den eilfertigſten, unermüdeſten Mann, und ſtreckt ihn längelang hin; da liegt er, und ruht, und alle ſeine Entſchlieſſungen, welche er auszuführen gedenkt, ruhen mit ihm zugleich. Sind ſie edel und gut, ſo iſts bedaurenswürdiger Schade, daß ſie eine ſechs- oder ſiebenſtündige Nacht aufhält; ſind ſie ſchändlich und Verderbenbringend, ſo möcht' eine ewige Nacht ſie vernichten! — Sie nimmt den Elenden, Sorgenvollen, bei der Hand, und ſpricht: hülle dich in meinen Schoos ein, und vergis alle deine Leiden; und zum Unſichern, Gefahrfürchtenden ſpricht ſie: decke dich mit meinen Schatten; und zum Verfolger: ſteck' das Schwerdt ein, oder du fällſt ſelbſt in daſſelbe! — Sieh da eine Pauſe von ſieben, acht ganzen Takten allenthalben, auf ieden Takt eine Stunde gerechnet; und du, Freund, der du die heitere Nachtſtille durchwachſt — ſpielſt unterdeß Solo. —

Wirſts aber nicht lange ſpielen; einer wird nach dem andern mit ſeinem Inſtrument wieder einfallen. Das iſt auch eine angenehme Betrachtung, mitten in den Stunden der Nacht auf die Schläfer hinſehen, und ſichs ſchon vorſtellen, wie ſie alle nach einander wieder erwachen; wie ſie von ihren Betten und Strohlägern, aus ihren Neſtern und Höhlen, wieder hervorgehen, und die abgebrochene Rolle fortſpielen. Iſt ſo recht eine Art von Auferſtehung; nur daß ſie nicht auf einmahl geſchieht. Der eine kommt früher, der andere ſpäter; der eine ſchleicht gähnend, der andere ſpringt erquickt hervor. Nach einigen Stunden ſind ſie all' auf dem Platz, ſuchen ſich ihre Arbeiten, ihre Zeitvertreibe und Vergnügungen, ihren Tiſch, auch wohl ihren Mann, mit dem ſie ſich balgen wollen. Sonderbarer Anblick! Sie ſchliefen — es war ſtill; ſie erwachen, und nun geht in der halben Welt das Getöſe an. — —

Aber die Natur ſchläft nicht, wenn ihre Kinder ſchlafen. Sie iſt immerdar geſchäftig, und arbeitet alsdenn recht unbelauſcht und im Verborgenen fort. Unbekümmert darum, ob ſie Zuſchauer habe, läſſt ſie wachſen, blühen, und reifen, und erſtaunt tritt der Menſch am Morgen hin, und ſchaut die Progreſſen an, welche ſie in den fruchtbaren Dämmerungen gemacht hat. Sie erholt ſich von der drückenden Hitze am Mittag, ſammlet den erquickenden Thau ein, richtet die welkgewordenen Pflanzen in die Höhe, krümmt die innern Kohlblätter, und ſchlieſſt ſie zum Kopf, treibt den Spargelſtengel durch die Oberfläche der Erde, bebrütet das Küchen unter den Flügeln der Henne, und ſtärkt jedes ihrer Geſchöpfe durch Ruhe und Schlaf! Wachender Freund in der Sommernacht, allen dieſen groſſen, heilbringenden Verrichtungen der Natur wohnſt du bei; kannſt du's ohne Wonnegefühl? —

Und denn noch über dir die majeſtätiſche Pracht des geſtirnten Himmels! Welch ein unausſprechlicher Anblick! Den Vorzug hat die Nacht für dem Tag, daß der Himmel in derſelben ſchöner iſt. Zwar vermiſſ' ich die Sonne

— und iſt die weg, ſo iſt viel weg — aber dafür ſind ſo viel allerliebſte Sternchen da, und der freundſchaftliche Nachbar der Erde, der ſtillglänzende Mond. Noch hat wohl kein Menſch gelebt, der ſehen konnte, und in deſſen Leben nicht hie oder da ein Augenblick der Betrachtung des nächtlichen Himmels geweiht war. Mittelmäſſige, alltägliche Sterbliche fanden ihn ſchön, und groſſe, mit tiefem Gefühl begabte vergaſſen über ihn der Erde. Alle die Sterne, welche ich da ſehe, ſeh ich am Tage nicht; was das Licht doch verbergen kann! Sollſt du geglaubt haben, Bruder, daß das Licht verbergen könnte? — Wie ſie da über den Himmel in ſo regelmäſſigen Entfernungen hingeſäet ſind! wie ſie ſchweben, und — ſchweben! Ha! wie ſich Aug' und Herz an Mond und Sternen weidet! Denk' ich denn, daß ſie alle Welten Gottes ſind, wie wird mir? Welten, bald kleiner, bald gröſſer, als die, von der ich ein Punkt bin. Ueber ihnen noch mehrere, die mein Auge nicht ſieht, aber ſehen würde, wenn ich im Sirius lebte. Milchſtraſſe, was biſt du? Wohl gar ein neues Weltenſyſtem in grenzenloſer Ferne! Und über die wohl noch eine Milchſtraſſe, und denn noch eine, und ſo fort an. Unermeßliches Weltenall, ich wags, dich zu denken, und — werde verſchlungen. —

So eine Nacht im Leben iſt ia wohl dann und wann eines Schlafs werth, den ich ihr opfere! Empfangt mich, heilige Schatten!

In euch denk' ich ſo viel Guts, fühle ſo viel Schöpferdaſein, faſſe ſo viel fromme Entſchlieſſungen. Der Tag, welcher euch verſcheucht, müſſe ſie alle verwandeln in Wahrheit und Leben, in Leben und Wahrheit! Und thät' er dis nicht, ſo wünſcht' ich lieber, es bliebe Nacht, und ich dächte immer mein Gutes fort, faſte immer meine frommen Entſchlieſſungen, fühlte immer Schöpferdaſein — fühlts im Angeſicht des geſtirnten Himmels! — — —

Wiſſen möcht' ichs, ob die Summe von Leben, welche über die Erde ausgegoſſen iſt, immer dieſelbe wäre, oder, ob ſie bald ab- bald zunähme? die Berechnung davon möchte allerdings unter allen Berechnungen die verwickelteſte und ſchwerſte ſein. Aber für ieden ehrlichen Kerl mus denn doch der Gedanke überaus angenehm und beruhigend ſein, wenn er zu ſeinem Theile mehr dazu beigetragen hat, dieſe Summe in Auf- als Abnahme zu bringen. —

Leben um ſich her verbreiten — wahrhaftig eine recht göttlichmenſchliche Freude!

Offenbar iſts, daß zu Erhaltung unſers Lebens überaus viel fremdes Leben erfodert werde, welches wir verſchlingen. Es iſt vielleicht kein Geſchöpf unter allen, deſſen Daſein mehr Aufwand vom Daſein ſeiner Nebengeſchöpfe macht, als der Menſch. Wenn das Seeungeheuer von fürchterlichſter Gröſſe nur in ſeinem Elemente Verwüſtungen anrichtet, ſo wüſtet er unterdes in allen Reichen der Natur herum. Es iſt mir, als ſtünde ich da mitten in der Schöpfung, und ſchlurfte allenthalben ganze Ströhme von Leben hinter; die Zahl der Würmer möcht' ich nur wiſſen, welche meine Füſſe, weil ich keine Flügel habe, und alſo gehen mus, ſchon zertreten haben. — Da der Menſch nun weis, daß ſein Daſein ſo vielen andern Geſchöpfen das Ihrige koſtet, ſo mus es eine ſeiner ſüſſeſten Pflichten ſein, eine Pflicht, die er der ganzen Natur ſchuldig iſt, und die ihn in iedem Augenblick ihrer Erfüllung zu einem Wiedererſetzer und Dankbaren macht — ſo viel Leben um ſich her zu ſchaffen, als in ſeinen Kräften iſt. Thut er dis, ſo bleibt er ſchuldlos. Er verſchlingt Leben, gibts wieder, und ſo bleibts in einem beſtändigen Kreislauf. —

Die Natur ſelbſt iſt in immerwährender Geſchäftigkeit, die Abgänge des Lebens allenthalben zu erſetzen. Wären unſere Augen ſo ſcharfſehend, ſo durchdringend, ſo würden wir, wenn wir die Miriaden Thierchens ſähen, welche an feſten Körpern, die uns nur glatt und kahl zu ſein ſcheinen, herumkriechen mögen, über die Bevölkerung der Welt erſtaunen, und vielleicht gar auf den Gedanken gerathen, daß das ganze Weltall nichts anders, als aufeinandergethürmtes Leben ſei. Ich hab' oft an Sümpfen geſeſſen unter Erlen und Birken, und mit Verwunderung geſehen, was für unzählbare Heere von Inſekten, wenn die Sonne einige Stunden lang ihre Strahlen auf ſie ausgeworfen hatte, aus ſelbigen aufſchwärmten, und wie die ganze Luft alsdenn von Leben wimmelte. — Iſt Nachahmung der Natur dem Menſchen Ehre, ſo wird er es eben ſo machen, wie ſeine Mutter, wird ihr folgſames Kind ſein, und eben ſo, wie ſie Leben ſchaffen, und Leben ausbilden.

Der Mann, welcher gern Leben verbreitet, iſt ein Verdienſtvoller Mann in der Schöpfung. Wär' ich ein Landmann, ſo wollt' ich ſo viel Pflanzen, Bäume, und Thiere, jährlich ziehen, als ich Raum und Futter für ſie hätte. Meine Wieſen, und meine Gärten, ſollten blühen, wie Eden, und mein Hof von Hühnern, Enten, Gänſen, Truthünern, Lämmern, Kälbern, und Füllen, wimmeln. — Ich kenne einen Schulmeiſter aufm Lande. Er iſt weder in der gelehrten Welt als Dichter, noch unter den Bauern als Advokat, bekannt. Ein mäſſigeinträglicher Dienſt würde ihn, und ſeine Familie, ohne irgend ein Handwerk nicht nähren können; aber er hats Handwerk quittirt, und nährt die Seinigen ſchon ſeit Jahren zum Theil von der Natur. Er baut jährlich eine auſſerordentliche Menge von Malven, Nelken, Lack, und von den vortreflichſten Aurikeln, und zieht die ſchönſten Hühner und Tauben, Gänſe und Kanarienvögel. So oft ich ihn ſehe, iſt er mir ein weit ehrwürdigerer Gegenſtand, als mancher friſirte, bordirte, und über und über betitelte und begüterte Schwelger, der unaufhörlich eine Menge von fremden Leben hinterſchluckt, und nicht daran denkt, von ſelbigem das Geringſte wieder zu erſetzen. Iſt doch gewis nichts Geringes, gemacht zu haben, daß hie oder da ein buntgeſchmücktes Aurikelbeet ſteht, wo ſonſt nichts, als ein dürrer Sandhaufe, wäre, oder, daß hie und da eine Reihe von Malven aufſtandet, wo ſonſt nur Diſteln ſtarrten; oder, daß hie oder da Truppen von Hühnern und Gänſen gehen, ſich bei iedem Korn freuen, welches ſie finden, und ein frohlockendes Geräuſch machen, wo ſonſt eine öde, klangloſe Stille herrſchte. Iſt doch eine Verſchönerung der Schöpfung — eine Bevölkerung der Welt. — Mit warmer Menſchenfreude ſteh' ich hier in meinem Garten, und ſchau um mich her. Alles meiner Hände Arbeit, wohin ich nur ſehe! Hier ein Garten im Garten; ein Platz voll Levkoien, Balſaminen, Aſter, Ritterſporen, Skabioſen, und Lupinen — ſie blühten doch gewis nicht, wenn ich nicht im vorigen Jahre den Saamen ſammlete, ihn für dem Winter ſchützte, ausſäete, und wartete. Dort eine lange Baumſchule voll Apfel- Birn- Kirſch- und Pfirſigſtämmen, alle aus den Kernen gezogen von mir ſelbſt, und nun im ſchönſten Wuchs — ſie wären doch nicht da, grünten nicht, brächten nach einigen Jahren nicht esbare, wohlſchmeckende Früchte, wenn ichs gemacht hätte, wie andere Leute, welche Aepfel, Birnen, Kirſchen, und Pfirſige, eſſen, und die Kernen wegwerfen, ohne daran zu denken, daß ſie mit iedem Kern einen Baum, und mit dem Baum ganze Körbe voll iährlicher Früchte, und mit ieder dieſer künftigen Früchte wieder Kerne, mit den Kernen wieder Bäume, und ſo fort an, wegwerfen. Da groſſe Reihen von Bluhmenkohl und Artiſchocken, Spargelſtücke und Melonenberge — wären alle nicht da, hätt' ich ſie nicht angelegt und gepflanzt. Nun iſts, wenn ich den breiten Weg hinunter und herauf gehe, als dankte mir von allen Seiten her die Natur, daß ich ſo für ihre Fruchtbarkeit, und für ihre Reitze, Sorge trage. — O Hirtenleben! Hirtenleben im goldnen Zeitalter der Erde, wovon Naturliebende Dichter noch nach Jahrtauſenden ſo viel Schönheit und Anmuth ſingen — wärſt gewis ſchönſtes, frohſtes, ſeligſtes Leben der Welt! So war der Menſch nicht nur Zuſchauer der Natur, war auch ihr Genieſſer; war nicht nur ihr Genieſſer, war auch ihr dankbarſter, reichlichſter Wohlthäter! Stand da — gewis ſichtbarer Gott in der Schöpfung! Je mehr, Brüder, ie mehr wir uns von dieſem Leben entfernten, deſto mehr verlohren wir, und die ganze Natur dabei. — — Ich hatte ſie früh, dieſe Empfindungen von edler Vorbereitung des Lebens, um mich her. Menſchenleben, dacht' ich, muſt du vor allen Dingen vermehren; nahm mir ein Weib, und habe nun zwei Menſchgens, die mir das Leben verdanken. Menſchenleben zu verbreiten, war mir nicht Genüge; auch Thierleben, glaubt' ich, müſſ' ich vermehren. Da ich in der Stadt lebe, hab' ich freilich nicht ſo viel Gelegenheit dazu, als wenn ich aufm Lande wäre; indeſſen leiſte ich, was ich leiſten kann. Ein Schock, auch wohl ein Hundert iunge Hühner müſſen iährlich durch mich ins Daſein treten, — doch ohne, daß ich ſie ausbrüte; unterleg' ich ſie ſelbſt — und, wenn ich denn hinausgehe, und auf meinem kleinen Hof das Wimmeln von Leben erblicke, wenn ich mit eigenen Händen meine Pflegbefohlne füttere, und ſie freudenvoll an mich her hüpfen, wenn ichs merke, mit welcher warnenden Stimme die Glucken ihren Küchen zu verſtehen geben, daß ſie ſich nicht zu nahe an Menſchen machen ſollen, die ihnen mit der Zeit die Kehle abſchneiden, und wie ſie, deſſen ungeachtet, in aller ihrer Unſchuld ſich mir anvertrauen: ſo überwallt mich eine recht hausväterliche Freude. Auch Pflanzenleben ſuch' ich zu vervielfältigen, ſo ſehr ich kann. Da iſt kein Fleckgen in meinem Garten, wo ich nicht grabe und ſäe. Und, wenn denn alles um mich her grünet und blüht, ſo ſeh ich mich nicht nach dem Wagen um, in welchem eine Geſellſchaft von Städtern meinem Garten vorüber rollt. Las ſie fahren, denk' ich, ſie wollen erſt dahin, wo du ſchon biſt, ſuchen die freie Natur. Thäten aber beſſer, ſie gingen, ſo führen ſie nicht ſo viel

Würmer, ſo viel Bluhmen, und Grashälmchen, entzwei! Wär' ich König, oder Fürſt, es dürfte mir nicht ſo viel Fahrens in meinem Lande ſein. Jeder, welcher führe, müſte beweiſen können, daß es die Noth erfordere; daß die Laſt, welche er fahre, zu ſchwer ſei, ſie zu tragen, die Reiſe, welche er macht, zu lang, oder ſeine Kraft zu ſchwach, zu Fus ſie machen zu können. Zum Staat, oder aus Faulheit, ſollten mir nicht ſo viel Thierchens, und ſo viel Bluhmen, die alle meine Unterthanen auch wären, von Leuten zerfahren werden, die wohl in ihrem Leben nicht daran gedacht haben, ein einziges Thierchen, oder Blühmchen, zum Daſein zu befördern. — Wenn ich gern Leben, das noch unentwickelt iſt, ausbilde, ſo mag ich noch ungerner bereits entwickeltes Leben ohne Noth verderben. Das iſt mir immer durchs Herz gegangen, daß ich nicht leben kann, ohne rings um mich her tauſendfaches Leben zu verwüſten, und vierzig Jahre, wenn ich dis nicht thun dürfte, wären mir ſo lieb, als achtzig, in denen ichs zu thun gezwungen bin. Doch geh ich ſo ökonomiſch mit fremden Leben um, als ich kann. Das iſt meine vorzüglichſte Sorge, daß mir kein Menſch in den Weg komme, der ſagen könne, daß ich ihm das Leben verbittert und vergällt habe; weil ich der Meinung bin, daß dis eben ſo ſchlimm wäre, als wenn ichs ihm nähme. Ein Huhn ſchlacht' ich nicht eher, bis es wenigſtens eine Mandel Eier gelegt hat, welche ich wieder unterlegen kann; und begegnet mir auf der Straſſe, oder aufm Felde, oder in meinem Garten, ein Wurm — Raupen und Spinnen ausgenommen, gegen die ich eine geſchworne Feindſchaft von meinem Vater ererbt habe — oder blüht zu meinen Füſſen eine Bluhme, ſo geh' ich beiden ſorgfältig aus dem Wege, daß ich ſie nicht zertrete. In Anſehung der erſtern, denk' ich, daß auf Gottes Erde für ſie, und für mich, Platz genung ſei, und die letztern, mein' ich, mögen erſt in Ruhe verblühen. — Dis alles will ich thun, ſo lange ich da bin, und das Zeichen davon, daß ich einmahl nicht mehr da bin, ſoll ſein, wenn ich aufhöre, Leben um mich her zu verbreiten. Tret' ich denn einſt ab, ſo will ich den Gedanken göttlichſchön finden, auf Erden kein Lebenverwüſter geweſen zu ſein. Es ſoll mir vorkommen im Weggehn alsdenn, als riefe die ganze Natur mir nach: Du warſt mein Wohlthäter und Freund — meintſts herzlich gut mit mir! — — Wüſt' ich nur noch, daß meine Träger einmahl ſorgfältig genung wären, wenn ſie meinen Sarg einſenkten, daß ſie aufm Grabboden keinen Wurm zerquetſchten! — — —

Wenn man einmahl nicht Fürſt ſein ſoll, ſo mag man doch wenigſtens gern Unterthan eines guten Fürſten ſein. Und iſt dis, ſo verliehrt man nicht zu viel dabei, daß man ienes nicht ſein kann; darf man aber weder das eine, noch das andere, ſein, ſo iſt der Verluſt unbeſchreiblich. Man ſieht alsdenn nicht nur ſein Glück in fremden Händen, welches immer eine Art von Riſiko iſt, ſondern man ſiehts auch in ſolchen Händen, welche ſich ſelten anders in Bewegung ſetzen werden, als um etwas daran zu zerſtören. — Drum, Bruder! lebſt du in einem Lande, deſſen Regent ein Freund und Vater aller ſeiner Unterthanen, ein Hörer auf das Flehen des Geringſten unter ihnen, ein Fürſorger in allgemeinen Unglücksfällen, ein Beſchützer der gekränkten Tugend, ein Beförderer der Wiſſenſchaften, und ieder guten Handlung, iſt: ſo zähle dis unter die Glückſeligkeiten, welche, auf Erden hoch angeſchrieben zu werden, verdienen, und preiſe dein Schickſal, daß es dis Land zu deinem Vater- oder Wohnland machte! — —

Schon der Anblick ſelbſt iſt ſchön, einen guten Regenten immerdar geſchäftig zu ſehen, Glückſeligkeit und Freude um ſeinen Thron, oder Fürſtenſtuhl, her, in der Nähe und in der Ferne, auszubreiten. Ihn zu ſehen, wie ſeine Augen ſorgfältig bis in die verborgenſten, entlegenſten Winkel ſeines Landes dringen, um ieden Unzufriednen aufzuſuchen, und ſein Herz mit Ruhe und mit Dank anzufüllen. Sieh, wie ſo vortreflich ſich ſeine Macht mit Weisheit und Güte verbindet, und ihn auf Erden recht zu einem Repräſentanten der Gottheit macht! Wie ſein Land einem Garten gleicht, der unter den Händen eines kunſtverſtändigen, unermüdeten Sturm und Wetter nicht ſcheuenden Pflegers iſt; wie allenthalben fruchtbringende Pflanzen darinn entſproſſen, und eine Erndte auf die andere folgt! Wer ſollte da nicht, als Unterthan, mit ſeinem kleinen Antheil von Kräften die Kräfte eines ſolchen Herrn zu unterſtützen, und all ſeine guten Anſtalten zu befördern, ſuchen, damit er nicht durch oftfehlgeſchlagene Hofnungen im Guten ermüdete, ſondern durch übertroffene Erwartung noch eifriger darinn gemacht würde, und ſo den ſchönen Anblick, welchen er gewährt, noch täglich mehr verſchönerte? Man ſieht ia allenthalben verwüſtende Scenen genung; ſollte man nicht die Ausſicht auf einen Schauplaß der Belebung und Beglückung feſt zu halten ſuchen? —

Aber, Freund, nicht nur Anblick des Schönen iſt da; auch voller Genus deſſelben für dich! — Dein guter Fürſt verachtet dich nicht. Er hat immer die Mine, als vergäſſe er, daß er dein Fürſt wäre, und nur daran dächte, er ſei dein Freund, und dein Vater. Nicht abſchreckend blickt er von ſeiner Höhe auf dich Thalwanderer; liebreich ſchaut er dich an, und ſein Blick trift dein Herz. Du ſiehſt, er iſt Menſch — will in deinen Augen nichts mehr ſein, als dis — will nichts in ſelbigen ſein, als ein Menſch, von dem du glauben ſollſt, daß im ganzen Lande es niemand redlicher mit dir meine, als Er. Du darfſt nicht fürchten, daß er Schmeichlern ſein Ohr reichen werde, die deine gute Sache verunſtalten. Geh gerade an ihn hin; er hört dich. Hört dich gern. Er iſt kein liebloſer

Vater, der eines ſeiner Kinder ohne Verſchuldung ausmerzt. Er wird deine Wünſche erfüllen, ſo viel in ſeinen Kräften iſt. Jeden derſelben ohn' Unterſchied kann er nicht erfüllen. Es iſt der Weisheit angemeſſener, daß ein Theil fürs Ganze, als das Ganze für den Theil, ſich aufopfere. Haſt du Verdienſte — ſei unbeſorgt, du bleibſt nicht unbelohnt. Zeige dich! Laß ihm ſehen, auf welche Art du nützlich werden kannſt! Er wird dich in die Lage verſehen, in welcher du deinen edlen Eifer befridigſt. Wird dich nicht abdrängen; wird dich nicht in eine Situation werfen, worinne du nicht Segenſtifter ſein, es nicht ſo ſein kannſt, wie du willſt: denn er weis, daß ein groſſer Theil des vollbrachten Guten auf den Beförderer deſſelben zurückfalle. — Ha! welche Aufmunterung für ieden Trieb der Menſchlichkeit, wenn der, welcher ihn hat, denken darf: dich ſchäzt deshalb nicht nur dein Mitbürger, ſondern auch dein Fürſt! er wird ihn nicht zu unterdrücken ſuchen — wird ihn bei ieder Gelegenheit ſtärken, und durch würdige Belohnung der Tugend verſüſſen! Heil dem Lande, wo man nicht gerade zehn oder zwölf Ahnen mus zählen können, um ſich den Weg zu einem erhabenen Plaze zu bahnen, auf welchem man mit Ruhm ſeine Rolle ſpiele; wo ein reicher Dummkopf dem dürftigen Weiſen nicht den Plaz verrennt, und wo herrſchſüchtige Günſtlinge und koquettirende Hofdamen nicht die Preiſe der Tugend

vertheiertheilen; ſondern, wo ieder der Geehrteſte ſein kann, ſo bald er nur der Beſte iſt! —

Kannſt auch ſicher ſein, Bruder, daß in einem ſolchen Lande der Fürſt weder deine Ruhe ſtöhre, noch ſie von deinen Mitbürgern ſtöhren laſſe. Er wird ſie nicht ſtöhren durch unfreundliche Einſchränkungen, die den Trieb zum Gewerbe, zu Künſten und Wiſſenſchaften, und zu allem, was nützlich iſt, erſticken. Wird ſie nicht ſtöhren durch übermäſſige Auflagen, durch Forderungen von Summen, die dir die Liebe zum Eigenthum rauben, und dich, den glücklich zu preiſen, zwingen, welcher binnen vier und zwanzig Stunden das Land räumen kann. Er wird nicht zerſtöhrenden Aufwand machen; wird keine Reiſen thun, um derentwillen der Nachkomm im dritten Glied noch Kopfſteuern erlegen mus, ohne ſagen zu können, daß deshalb ſeinem Grosvater, welcher zur Zeit der Reiſe lebte, der Kopf feſter geſeſſen habe. Und beunruhigen dich deine Mitbürger, klags ihm. Er wird dein Schutzgott ſein! Wird ſchon mit möglichſter Sorgfalt durch weiſe Geſetze allen Unordnungen vorzubeugen ſuchen, und ereignet ſich deſſen ungeachtet eine, und du leideſt dabei, ſo wird er dir Erſatz verſchaffen. Gütig und gerecht wird er die Strafen ſo zu beſtimmen wiſſen, daß es nicht den Anſchein empfange, als ſollte die Summe der Uebel dadurch nur vergröſſert werden. Hundertmahl wird er ein Todesurtheil in die

Hand nehmen, und wieder hinlegen, ehe ers unterzeichnet. —

Er wird nicht allein gut ſein wollen, wir ſich beſtreben, alle ſeine Unterthanen es auch z machen. Auf Schulanſtalten wird er ſein Augenmerk richten, und allen Ständen die Bi dung zu verſchaffen ſuchen, welche ſie habe müſſen. Seine Einrichtungen deshalb we den ſich von der Hauptſtadt auf iede kleine Stadt, und von da bis zu den Dörfern un Meierhöfen, erſtrecken. So werden denn ſe ne iungen Unterthanen frühzeitig Empfindungen der Tugend ſammlen, werden ihre Pflichten kennen lernen, und den Vater Wohlthät einmahl dafür mit Gehorſam, Ergebenheit un Treue, belohnen. Die Richter werden ſich nic beſtechen laſſen; und falſche Urtheile ſprechen weil ſie immer denken müſſen: Unſer Vat ſiehts; unſer Vater erfährts.

Ein ſolcher Fürſt, Bruder, wird auch kei Freudeverſcheucher für dich ſein. Er wirds ge ſehen, wie Gott, wenn du heiter und gute Muths biſt: denn er weis aus Erfahrung daß ein froher Unterthan ein beſſerer Untertha ſei, als ein trauriger. — Ach! wie beiammer ich dich, Volk, unter welchem der Regent nu der Einzige ſein will, welcher ſich luſtig macht — Nein, Freund! dein guter Fürſt wird dic zur Freude aufmuntern; wird tauſend Duk ten, welche er auf ein Feſt, an welchem ſei

Unte

Unterthanen tanzen und ſpringen, verwendet, als ein Allmoſen betrachten, welches er unter Leute austheilt, die deſſelben würdig ſind. Wird mitten im Tanz unter ſie hintreten, und entzückt den Nahmen: Vater! von allen Seiten her hören. Mit inniger Theilnehmung wird er dich deine Garben einfahren, deine Wieſen mähen ſehen, und wird dirs nicht misgönnen, wenn du eben ſo, wie er, einen Teich haſt, in welchem du angelſt, und um den Teich herum einen Garten, wo du mit deinen Freunden dich beluſtigſt. —

Unterthanenblut wird ihm heilig ſein. Er wird den Frieden lieben, und wird denken, daß hunderttauſend Menſchen, die er darüber zur Schlachtbank führen müſte, mehr werth ſind, als hundert und funfzig Meilen, welche er eroberte. Volkreichthum wird ſein ſchönſtes Gut ſein, und, ie mehr Menſchen ihn Freund und Wohlthäter nennen, deſto glücklicher wird er ſich ſchätzen. — Die Wiſſenſchaften wird er hegen und ſchützen; er wird ſie anſehen als die groſſen Lehrerinnen der Menſchenbeſtimmung, und wird die Salarien, welche er auf die Ausbreiter derſelben verwendet, als ein angelegtes Kapital betrachten, welches ihm das Milleſimum tantum einbringt.

Glückts dir denn, Bruder, daß du dir ein kleines Vermögen erwirbſt, und du haſt Kinder, deren Händen du es einſt überläſſeſt: ſo wird der Gedanke Freude für dich ſein, daß dein guter Regent nach deinem Tode ſich nicht mit ihnen darinn theilt, oder es ihnen gar ganz entzieht. Trittſt du denn eher ab, als er, ſo wirſt du noch ſterbend für ſein Leben flehen, wirſt ihn noch dem kommenden Geſchlecht zum Vater wünſchen. Eilt er aber vor dir weg, ſo wirſt du ſeinen Tod zu einem groſſen — doch nicht unerſetzlichen Verluſt anrechnen. Der Erbe, welcher nach ihm regiert, ward frühzeitig von ihm zur Liebe gegen ſeine künftigen Unterthanen angeleitet, und in der Wiſſenſchaft, glückliche Menſchen zu machen, unterrichtet. Nun tritt er hin auf die leere Stelle, und füllt ſie aus, füllt ſie ganz aus — führt fort, das zu ſein, was ſein würdiger Vater aufhören muſte zu ſein. — —

Wie ſegn' ich euch, Brüder! und wohnet ihr im abgelegenſten Winkel der Welt, denen ein Fürſt zu Theil ward, welcher ſo ſeinen Unterthanen Gott in ſichtbarer Geſtalt iſt! Ich betrachte euch, als Leute, die zwo Sonnen haben, deren eine an iedem Abend, und die andere — nie untergeht. Ihr ſeid die Glücklichen, unter denen Ruhe und Fleis, Nahrung und Wiſſenſchaft, Weisheit und Tugend, blühen! Bleibts! Bleibts lange! — Kein unerwarteter Tod raube euch den Edeln zu früh! kein innerer Gram mache ihn träge, an eurem Wohl zu arbeiten! kein Böſewicht leite von euch ſein Herz ab! — —

⁂ ⁂ ⁂

Je weniger der Menſch auſſer ſich ſelbſt zu ſuchen hat, wenn er etwas ſucht — ie mehr in ſeinem eigenen Buſen findet, deſto gröſſer iſt ſein Glück. Der Mann, welcher in der Welt gelernt hat, ſich ſelbſt genung ſein, lebt, in Anſehung ſeiner Ruhe, in einer Art von Independenz von andern, und vom Schickſal. —

Für ihn iſt nirgends volle Einſamkeit. — Kann er Menſchengeſellſchaft nicht haben, ſollt' er kein lebendiges Geſchöpf ſehen — er trägt die ganze Welt mit ſich herum. Läſſt Geſchöpfe aller Arten vor ſeinen Augen auftreten, auch Menſchen; ſtellt ſie dicht vor ſich hin, ſchaut ſie an, wie und wo er will. Nie klagt er über Langeweile. Er brauchts nicht, daß ihm ein anderer erſt etwas vorerzähle, ihn auf eine Gedankenreihe bringe; ſeine Kenntniſſe, ſein eigen Herz, beſchäftigen ihn genung. Bald erneuert er ſeine erlangten Einſichten über einen würdigen Gegenſtand, ſtellt ſie gerader, erhellt, erweitert ſie noch mehr; fährt da fort, zu denken, wo er das leztemahl ſtill ſtand. Bald ſchaut er tief in ſich ſelbſt, denkt über Daſein und Wiederſein, über Menſchenbeſtimmung und Menſchentroſt, nach, unterſucht ſeine Triebe, leitet ſie aufs Gute, ſtärkt ſie, und hat ſolchergeſtalt alle Hände voll Arbeit.

Für ihn iſt auch nirgends volle Unbelohntheit. — Wollt ihr, Freunde des Guten, erſt darauf warten, daß eure edeln Thaten die Welt nach Würde vergelte: ſo möchtet ihr oft vergeblich hoffen. Für Strafe dürft ihr nicht ſorgen, wenn ihr einen öffentlichen Fehltritt begeht; ſie iſt gleich da. Man diktirt ſie euch mit ſtrenger Mine, bringt ſie zur Ausführung, und ihr ſteht da, ohne Geld, ohne Ehre, ohne Hand, und Kopf. — Glücklich iſt der, welcher ſich gewöhnt, damit zufriden zu ſein, wenn ihm ſein Herz ſagt: du biſt gut! Er ſieht weg über Lob und Tadel; ſchauts gelaſſen mit an, wenn Prämien vertheilt werden, und denkt: ich habe mehr, denn ſie.

Ich kenn' einen Redlichen, welcher im Verborgenen ſeine Tage hinbringt, Guts thut, ohne daß Menſchen davon reden, und, ſo oft Belohnungen ausgetheilt werden, übergangen wird. Stets find' ich ihn, ſo oft ich zu ihm komme, bei aller Heiterkeit und Zufridenheit. Er iſt dabei der thätigſte Mann von der Welt, und die Sphäre ſeiner Wirkſamkeit iſt weiter, als man denkt. Er bekümmert ſich aber nicht darum, was andere über ſeine Thaten urtheilen; bewirbt ſich um keinen glänzenden Poſten im Staat, um keinen Karakter, oder ſonſt dergleichen etwas, und läſſt den Dingen unterm Monde den Lauf nehmen, welchen ſie wollen. Jüngſt, als ich zu ihm kam, und ihn in der Fülle ſeiner Fröhlichkeit fand, fragt ich ihn: Freund, auf welchem Wege biſt du zu der Glückſeligkeit gekommen, in deren Genus du iezt biſt? Verſchlies das Geheimnis nicht in deinem Buſen; theile es Wisbegierigen mit, und mache dadurch der Glücklichen mehrere um dich her!

Ich wills dir ſagen, verſezt er, und wollts gern allen ſagen, wenn ſie es nur hören wollten. Ich genos in iüngern Jahren meines Lebens die gewöhnliche Erziehung unſeres Zeitalters. Entfernung von der Natur war das Hauptprincip, nach welchem man mich bildete. Man unterrichtete mich in Kentniſſen, von denen ich nicht ſagen kann, daß ſie mir in dem ganzen Fortlauf meines Lebens auch nur den kleinſten Nuzen gewährt haben. Mein Gedächtnis ward mit einem Schwall von Worten angefüllt, welche nichts waren, als leere Töne. Ich dachte mich weiſe, und ward in den Umgang mit der Welt eingeführt. Die Menſchen, unter die ich da gerieth, waren alle ſo, wie ich; wir ſchickten uns für einander. Leere Tändeleien, ein ödes Geräuſch; dis wars, was wir, einer wie der andere, liebten. Wir fühlten unſere Mängel nicht; dünkten uns gut und klug. Mein Schickſal aber — und Dank ſei es ihm noch am Hintritt, daß es dis that! — warf mich in eine ſtillere Lage des Lebens. Von allem Geräuſch entfernt, ſah ich nun bald, daß ich, um glücklich zu ſein, einen neuen Weg betreten müſte. Ich hatte nichts um mich, als die Natur; die ſchöne, liebenswürdige Natur. Aus

ihr

ihr allein durfſt' ich ſchöpfen; aber mein Geſchmack war verwöhnt — ſie ſtillte meinen Durſt nicht. Ich brachte einige Monate unter der eckelhafteſten Langenweile, und mit Unzufridenheit mit mir ſelbſt, zu. Endlich kamen meine erſten menſchlichen Empfindungen in mich zurück. Ich entdeckte an der Natur Reitze und Bezauberungen, welchen man misgünſtig meine Augen früh verſchloſſen hatte, und denen ichs nun anſah, daß alle andere, welche man an ihre Stelle für mich geſetzt hatte, nicht zum tauſendſten Theil Erſatz geweſen wären. Ich blickte hin in die Schöpſung, und — liebte ſie. Der Aufgang der Sonnen, ein Sitz am Bach unter einem ſchattenden Baum, der Anblick eines Aehrenfelds, einer beblümten Wieſe, und des geſtirnten Himmels, wurden für mich überſchwenglich zaubernd. Drauf fing ich an, alles, was ich ſah, zu unterſuchen; zu ſehen, wie ſich in der Natur Theil an Theil ordnet, um ein vollkommenes, göttlichentworſenes Ganzes zu bilden, wie eins dem andern die Hand biethet, und wie der ſimple Urſtof, auf tauſendmahltauſendſache Weiſe abgeändert und umgemodelt, die unendlichverſchiedene Erſcheinungen von Weſen hervorbringt, welche wir ſehen. Unter allen ſchienen mir zwei Geſchöpſe beſonders meine Aufmerkſamkeit zu verdienen; dis waren — die Sonne, und — der Menſch. Eins, dünkte mir immer, gewönne dabei ſo viel, als das andere, daß es nicht allein da wäre. Der Menſch hätte keinen, der ihn wärmte, wär die Sonne nicht; und die Sonne hätte keinen, der ſich für ihre Wärme bedankte, wär der Menſch nicht. Alle andere Geſchöpfe ſtellen und ſtrecken ſich hin in ihre Strahlen, ſönnen ſich; aber keins von ihnen kommt iemahls auf den Einfall, bei ihrem Aufgang ſich zu bedanken, daß ſie wiedergekommen iſt, und bei ihrem Nidergang ſie zu bitten, daß ſie morgen bei guter Frühe ſich wieder einſtellen möge. Selten verſchlaf ichs iezt, daß ſie aufgeht. Schon eine Stunde vor ihrer Ankunft bin ich da, und ſehe mich um nach ihr. Erblick' ich denn in Oſten einen lieblichen Schein, ſtröhmt die Morgenröthe über den Himmel hin, und ſpricht gleichſam: nun iſt ſie bald da, welche mich ſendet: ſo iſts, als ſchwömm' ich in einem Meer von Wonne. Denn ſeh ich ſie darauf an, wie ſie allen gibt, immer gibt, und noch immer zu geben hat; wie ſie, wenn ſie kommt, die ganze Schöpfung in Freude, und, wenn ſie geht, alles in Trauer verſezt; wie ſie vom Adam an alles vergehen ſah, und — blieb. — — Und mit dem Menſchen werd ich, ſo lang' ich lebe, nicht fertig. Er iſt in meinen Augen auf der Erde der gröſſeſte Gegenſtand. Ich ſchaue an ſeinen Meiſterbau, ſchau an ſeinen würdigen Gang, ſchau an ſein bald blitzendes, bald ſchmachtendes Aug, ſchau an ſeine göttlichen Triebe, ſchau an ſein Guts, das er thut, gern und oft thut, wenn er früh dazu angeleitet wird, ſchau an das Verwickelte, oft Un-

erklärliche in ſeinen Schickſalen, wage
maſſungen, Hofnungen, und Wünſche, über
Beſtimmung, und freue mich, ſo oft ich dis
herzlich über den Gedanken, daß ich ihn h
kann: der, über den du reflektirſt, biſt —
So hab' ich unaufhörlich ſo viel zu thun,
ich nicht abſehe, wenn ich damit fertig we
will. So viel ſeh ich ſchon ein, Menſch
ben, ſo kurz, ſo ſchnell und Mächtevoll es
iſt, hat nicht Zeit genung für mich, den
ſchen, und die Sonne, ganz kennen zu ler
Und glückts mir denn, an eine Reihe von
chen ſeligen Augenblicken, in denen ich übe
einen oder die andere nachdenke, eine Th
knüpfen, welche menſchlich und Sonneäh
iſt: ſo glaub' ich, alles gethan zu haben, wa
thun kann, und bin auf der Stelle hinlän
dafür belohnt: denn ich bin — Menſch,
— Sonne. — —

O hört, Brüder! die Stimme des
ſen! hört ſie, findet iedes ſeiner Worte n
und lernet euch ſelbſt genung ſein! — —

Den Abraham zu ehren, ſprach iüngſth
ner meiner Freunde, mit dem ich
von den fünf Büchern Moſe's rede, we
und ich, die edle Simplicität der erſten
alter lieben, — braucht man eben kein
zu ſein. Er hatte Recht. Abraham wa

alter ehrlicher Deutſcher, ein treuherziger, Menſchen und Gott gern dienender Mann; und hätt' ich in meinem Leben nichts weiter von ihm gehört, als die einzige Anekdote, daß er, in einem Alter von mehr als hundert Jahren, zu Berſaba noch Bäume pflanzte: ſo wär' ich ihm ſchon von ganzem Herzen gut. Für ſich pflanzte er gewis die Bäume nicht allein; war doch ſchon ein Mann im letzten und ungewiſſeſten Drittheil ſeines Lebens; hatte vermuthlich alſo den Gedanken dabei: wenn einmahl nach vielen Jahren ein Pilgrim des Weges wandert, und von Durſt und Hitze ermattet, ſo mag er an den Bäumen das Wahrzeichen des Brunnen finden, an welchem du dich erquickteſt; mag ſich denn unter Schatten ſetzen, damit ihm, wenn er trinkt, die Sonne nicht ſo den Kopf ſteche, wie mir, und den Alten noch ſegnen, welcher ihm hier Waſſer und Ruhe beſorgte. Wenn ein Menſch in der Blüthe ſeiner Jahre Bäume pflanzt: ſo weis man, ohne ihn erſt zu fragen, warum? er will im Sommer den Schatten, und im Herbſt die Früchte, davon erndten. Aller Wahrſcheinlichkeit nach denkt er dis funfzig bis ſechzig Jahre hindurch zu thun; denkt wohl gar allen Schatten, und iede Frucht, welche die Bäume geben, zu genieſſen, und ſie noch abſterben zu ſehen. Wenn aber ein Greis, der ſich ſchon kraftlos fühlt, Vermehrung ſeiner Familie durch ſich zu bewirken, noch hintritt, und pflanzt: ſo mus ihm doch wenigſtens dis dabei einfallen, daß er mehr für den Nachkomm, als für ſich, pflanze; und, wenn er denn durch dieſen Einfall nicht dazu gebracht wird, daß er den Baum ungepflanzt läſſt, Hacke und Spaden wegwirft, ſondern fortpflanzt: ſo mus er ein recht menſchenfreundlicher, gefühlvoller Alter ſein. Es dünkt euch vielleicht eine Kleinigkeit, lieben Leſer! **für den Nachkomm einen Baum pflanzen**; aber denkt einmahl mit mir darüber nach! Es iſt euch gar herrliche Menſchenfreude dabei.

So viel iſt gewis, wenn unſere Vorfaren, als ſie die Wälder anſäeten und anpflanzten, oder auch nur ſchonten, aus denen wir iezt unſer Holz nehmen, dabei gedacht haben, daß ſie Menſchen nach hundert Jahren dadurch noch die ſtrengen Tage des Winters erträglicher machten: ſo wars immer ein Gedanke, der ſich hören lies, und ſie verdienen dafür unſern warmen Dank, ſo oft wir, wenns drauſſen wacker ſchneit und friert, an den wärmenden Ofen treten. Auch wärs gut, wenn iener Gedanke der Alten hie und da wieder in die Seele eines neuern Oberforſtmeiſters eindränge; da faſt die Anlage dazu gemacht zu ſein ſcheint, daß unſere Nachkommen nach hundert Jahren uns den Henker auf den Hals wünſchen ſollten, daß wir Schuld daran geweſen, daß ſie frieren müſten. Allein mit Umhauen hab' ich überhaupt nicht viel zu thun, und, wenn bei einem Dinge der erſte Vortheil, welchen

chen man davon zieht, erſt dadurch kommen ſoll, daß mans — verbrennt: ſo iſts denn freilich nun ſo, wie's iſt. —

Bruder! wenn du zu Winterszeit neben einem Baum weggehſt, ſo ſiehſt du ihn vielleicht nicht einmahl mit der Achtung an, welche er verdient. Biſt wohl gar darüber verdrüßlich, wenn er dir gerade im Wege ſteht, daß er dahin geſetzt iſt, und daß von euch beiden du derienige ſein ſollſt, der dem andern ausweiche. Schimpfſt wohl, wenn du dich aus Unvorſichtigkeit an ihn anrennſt, oder wünſcheſt ihn aus der Welt, wenn dir beim Drunterweggehn ein Klumpe Schnee von einem ſeiner Zweige herab auf die Naſe fällt. Aber, wenn zur Sommerszeit in den Mittagsſtunden dir die Sonne allgewalltig auf den Kopf brennt, und die ganze Luft Feuer iſt: denn wird ein Baum in der Natur erſt in deinen Augen eins ihrer edelſten, unentbehrlichſten Produkte. Denn ſiehſt du ein, daß, wenn du nicht in Löcher und Höhlen kriechen willſt, die Erde ohne Baum für dich ein elender Aufenthalt ſein würde. — Wär' ich ein Landmann, ſo ſetzte ich hie und da auf meinen Feldern an der Landſtraſſe eine Eiche, pflanzte ſie im ſtrengen Winter, damit beim Ausheben recht viel Erde an den Wurzeln bliebe, und ſie deſto beſſer fortwüchſe, umzäunte ſie ſorgfältig, damit weder Thiere, noch Thierähnliche Menſchen, ihr Schaden zufügen könnten, umgrübe ſie ſanft in iedem Frühiahr, und ſchüttete reichen Dünger um ſie her. Käme denn nach langen Jahren ein Wanderer in der Mittagsſtunde an ſie, ſo ſetzte er ſich in ihren Schatten, und ſammlete Erholung und Kraft zur Fortſetzung ſeiner Reiſe ein. Denks einmahl nach, Bruder! was für eine Menſchenwonne dis ſei, gemacht zu haben, daß nach funfzig, auch wohl hunderten von Jahren hie und da ein erquickender Schatten auf der Erde mehr iſt, als ſonſt! gemacht zu haben, daß alsdenn ein ermatteter, nur noch ſchleichender Wanderer in ſelbigen hinkriechen, und kühle Luft ſchnappen kann! Der Mann findet den Baum ſchön, betrachtet ihn als ſeinen Wohlthäter, ſegnet ihn noch im Weggehn, und iſt er ſonſt ein wenig Freund von Spekulation, ſo wird ihm der Gedanke an den, welcher den Baum pflanzte, bald gegenwärtig ſein, er wird die Hälfte von ſeinem Segen, den er über den Baum ſprach, wieder zurücknehmen, und ſie auf dieſen ausſchütten. Mir iſts wenigſtens ſchon ſelbſt oft ſo gegangen; obs allen ſo gehe, weis ich nicht. Biſt ſchon lange zu deinem Schatten gegangen, lieber Baumpflanzer, denkt denn wohl ein ſolcher Menſch, und verſchaffſt noch erquickenden Schatten einem Müden auf Erden, der noch nicht am Ende ſeiner Bahn iſt. Muſteſt doch warlich ein guter Sterblicher ſein; warſt werth, daß du in deinem Leben auch hie und da Schattten antraffſt, dich zu erholen! — — —

Unterm Baum ſchläft ſichs gut. Wenn die Leute, welche immer auf Kanape's und Pflaumenfedern liegen, und oft vergeblich auf ſelbigen den Schlaf erwarten, es wüßten, wie herzliche Ruhe man in Gottes freier Luft, unter einem ſchattenden, kühlenden Baum, auf dem weichen Gras, oder Moos, finde, ſie würden von ihren prächtigen Betten aufſpringen, unter eine Linde, oder unter einen Birnbaum, laufen, und ſich längelang hinſtrecken! Oft, wenn ich in meinem Garten einen Baum pflanze, ſehe ich mich ſchon nach der Stelle um, auf welcher ich mich nach zwanzig oder dreiſſig Jahren hinlegen, und ein Mittagsſchläfgen machen werde. Ich bereite geſchwind das Kopfküſſen dazu, werfe eine kleine Höhe auf, bepflanze ſie mit Gras, und ſchlafe in meinen Gedanken ſchon ſo ſanft und ſo ſüß, als nur ein König auf ſeinem Sofa unterm Thronhimmel ſchlafen mag: Und, wenn ich denn daran denke, daß nach funfzig oder ſechzig Jahren ein Nachkomm noch auf derſelben Stäte Schlaf ſuchen, und Schlaf finden werde,wo ich ihn nach zwanzig oder dreiſſig Jahren ſuchte, und fand — ha! wie ſchwellt mir da der Buſen auf! Nach funfzig oder ſechzig Jahren, wenn man längſt hart ſchläft, einem Menſchen noch — Bette machen, noch bewerkſtelligen, daß er irgendwo ſeine Sorgen und Schmerzen verſchlafe, wie ſchön das Ding iſt! Ich ſtell ihn mir vor, den Nachkomm, wie er erſt nachläſſig ausgeſtreckt da liegt, im Schlaf eine freundliche Mine macht, als wenn ihm träumte, ſeine Sorgen wären gehoben, ſeine Schmerzen geſtillt, und wie er denn erwacht, aufſteht, ſich reckt, die Augen auswiſcht, noch einmahl auf den Ort hinſieht, wo er gelegen hat, und denkt: Süs müſſe auch dein Schlaf ſein, der du den Baum pflanzteſt, ſüs, wie der meinige war! Müſſe eben ſo vorübergehend ſein, wie er! Müſſeſt eben ſo wieder aufſtehen, eben ſo wieder in den Sonnenſchein hintreten, wie ich! — —

Und wüſt' ichs, daß unter einem Baum, welchen ich pflanzte, nach einem halben Jahrhundert noch ein iunges Menſchenpaar ſich ſetzte, einander ſeine Leiden klagte, wechſelſeitig ſich umſchlunge, und wechſelſeitig Lippen zum Kus der Liebe ſuchte: ſo wollt ich gleich alle meine Roſenſtöcke und Lilien um den Baum herſetzen, wollte keine Bluhme davon abpflücken, ſondern ſie iährlich abblühen, und Blatt für Blatt davon niderfallen laſſen, damit die Erde, auf welcher ſie einmahl ſäſſen, nichts wäre, als zerſtäubte Lilien- und Roſenblätter! — Oder wüſt' ichs, daß ein edler Jüngling, und ein tugendhaftes Mädgen, ſich nach eben ſo langer Zeit unter dieſem Baum, wie von ungefähr, träfen, einander zum erſtenmahle daſelbſt ſähen, ſich kennen und ſchätzen lernten, daurende Bande knüpften, und denn die Jahre ihrer Liebe von dem Augenblick des Findens unter dem Baum an zählten — welche unausſprechliche Wonne für mich! Ich würde ſofort mit Ehrerbietung den Baum anſehen, und, ſo oft ich ihm vorüberginge, denken: Breite deine Aeſte recht ſimmetriſch aus; du ſollſt einmahl ein Paar glückliche Menſchen machen! — —

Haſt du einen guten Obſtbaum geſetzt, Bruder, ſo gibt er auch wohlſchmeckende Frucht. Wenn denn nach einer langen Reihe von Jahren, wenn unſere Früchte mit uns ſchon hingewelkt ſind, ein Enkel noch an ſeinen Zweigen ſchüttelt, oder Körbe voll Borſtorfer- und Stetineräpfel abpflückt: wird ihm nicht der Gedanke aufſtoſſen: wenn dein Vorfahr nicht für deine Obſtkammer beſorgt geweſen wäre, ſo hätteſt du nichts? Wird er nicht den erſten, beſten, welcher — keine Aepfel hat, unter den Baum rufen, ihm einen Tuch voll davon mittheilen, und ſich dabei vorſtellen, als gäb' er hiermit ſein iährliches Opfer an den Pflanzer? — Ich hab' einen Birnbaum im Garten, der, allem Anſehn nach, älter iſt, als der ſpaniſche Suceſſionskrieg. Ich möchts wiſſen, wie derienige hies, welcher ihn ſetzte. Mit Freuden wollt' ich ſeinen Nahmen meinen Kindern nennen, und ihnen für ſelbigen noch Achtung einflöſſen. Zwar ſind ſeit vielen Jahren der Wohlthätigkeit deſſelben die grünen Maden hinderlich; aber, ſo oft ich Birnen von dem Baum eſſe: ſo iſts mir nicht anders, als nähm' ich ſie aus des Mannes Händen. — Werth wärs, daß ieder Garten- und Gutsbeſitzer den Bäumen, welche er pflanzt, oder umpfropft, ein Zeichen gäbe, und die Specifikation derſelben, mit Angabe des Zeichens, wenn er ſeinen Erben den Garten, oder das Gut, hinterläſſt, ans Teſtament, oder, wenn er ſelbige veräuſert, an den Kaufkontrakt knüpfte. Ein redliches Herz kennt doch ſeinen Wohlthäter gern, und wird traurig, wenn es beim Genus irgend eines Guten ſich allenthalben umſieht, und niemanden findet, welchem es dafür danken darf.

Und haſt du ſchon, Freund, recht mit Aufmerkſamkeit unter einem Baum geſeſſen? haſt du ſchon recht auf die Empfindungen gemerkt, welche in dir ſich regen, wenn ein ſanfter Weſt in ſeinem Laube ſäuſelt? — ha! welche milde, menſchliche Empfindungen ſäuſelt er dir zu! Alles in dir voll holder, freundlicher Bewegung, wie aufm Baum! — O, könnt' ich hoffen, daß nach vielen Jahren noch ein Nachkomm unter einen meiner Bäume, die ich pflanzte, ſich ſezte, daß er da ans ſanfte Säuſeln des Weſtwinds einen Gedanken an den Herrn im Winde knüpfte; könnt' ich hoffen, daß er unter ſelbigem über ſeine Beſtimmung nachdächte, oder, durch das liebliche Fächeln des Weſts in eine angenehme Erſchütterung geſezt, den Entſchlus zu einer ſchönen That faſte, ſogleich unterm Baum hervor ſpränge, und ſie ausübte — mit welcher Andacht wollt ich den Baum ſchon iezt betrachten! wie wollt' ich ihn zu denienigen zählen, welche — zu Berſaba gepflanzt wurden!

O Brüder! pflanzt Bäume auf Erden! pflanzt ſie für euch, und für den Nachkomm! — Und dürftet ihr weiter nichts erwarten, als dis, daß zehn Jahre hernach, wenn ihr keinen Vogel mehr ſingen höret, noch ein Finkenpaar auf einem von ihnen niſtete: ſo müſte der Gedanke beim Austritt aus dem Leben noch Wonne für euch ſein, daß ihr — nach zehn Jahren einer Finke noch Plaz zum Neſt verſchaft hättet! — — —

Ich bin nun ſechs Jahr' im Amte; aber ich glaube, daß in den ſechs Jahren dem Stande, in welchem ich lebe, mehr Wahrheit unter die Augen geſagt worden ſei, als in den ſechs Jahrtauſenden zuſammengenommen, welche, nach Rechnung des Kalviſius, nun bald über die Erde weggeſtrichen ſein werden. Ob ich nun gleich der Meinung bin, daß man allmählich ſich auch wohl über einen andern Stand hermachen könne, ſo weis ichs doch mehr denn zu gut, daß der meinige noch überaus groſſer Verbeſſerung bedürfe, und laſſe mirs gefallen, wenn man, bald durch Sendſchreiben, bald durch Satiren, auch wohl durch einen Roman, zu derſelben etwas beizutragen, geſonnen iſt. Es zeigt immer noch ſehr von der Schwachheit und Vorurtheilsfülle einer Nation, wenn ſie die Fehler ihrer Geiſtlichen eben ſo ehrwürdig hält, als ihr Amt, und wenn dieſen, unter ihrem Mantel die äuſerſte Trägheit im Gutsthun, die unanſtändigſten Geſinnungen, und die abſchreckendſten Thaten, ohne Züchtigung zu verbergen, vergönnt iſt. So oft ich daher unter den Tauſendmahltauſenden meines Standes, welche durch alle Welttheile verſtreut ſind, einen Mann erblicke, welcher — das ganz iſt, was er ſein ſoll, der ſeine ganze Beſtimmung in ihrem ganzen Umfang kennt, und, derſelben aus allen Kräften genung zu thun, ſich beſtrebt: ſo weid' ich mich recht an ſeinem Antliz. —

So viel bleibt doch immer wahr, was man auch dagegen einwenden mag, daß ein Geiſtlicher, vermöge ſeiner Lage, in der er iſt, ſeines Anſehens, in welchem er ſteht, und eines groſſen Theils ſeiner Verrichtungen, in der menſchlichen Geſellſchaft ein recht wohlthätiger Mann werden könne, wenn er nur will. Ich habe mir nie etwas anderes unter einem Geiſtlichen vorgeſtellt, als einen Menſchen, welcher andere klug, gut, ruhig und froh machen hilft. Dis ſind doch denn recht menſchliche Verrichtungen; Verrichtungen, die ihm in den Augen ſeiner Mitbürger immer einigen Werth ertheilen müſſen.

Der würdige Geiſtliche iſt davon überzeugt, daß ein wichtiger Theil ſeines Berufs darinn beſtehe, alte, herrſchende, abergläubiſche Vorurtheile

theile auszurotten. Dazu glaubt er vorzüglich da zu ſein. Seine Worte haben noch bei einem groſſen Theil der Menſchen Eingang; wenn er ſich alſo nur darauf verſteht, deutlich und angenehm zu reden, ſo kann es ihm nicht fehlſchlagen, immer mehr Licht und Wahrheit unter ſeine Brüder zu verbreiten. Er würde in ſeinen Gedanken der elendeſte unter den Einwohnern des Landes ſein, wenn er denken müſte, daß er ſeinen Sold dazu bekäme, die Menſchen in der Eingeſchränktheit und Trägheit des Geiſtes erhalten zu helfen. Es müſte keine unwürdigere Beſchäftigung ſein, glaubt er, als dieſe, kein ſchändlicherer Gewinn, als der, welchen er davon hätte. Er ergreift daher mit inniger Freude iede Gelegenheit, welche ſich ihm darbiethet, ſeinen Brüdern die Augen zu öfnen. Steht er öffentlich da, ſo mus ihm bald ſein Text, bald eine mit ſelbigem verwandte Materie, bald der Ort, wo er lebt, bald die Denkungsart ſeiner Mitbürger, bald eine um ihn her, vorgefallene, allgemein bekanntgewordene Geſchichte dazu dienen, ſeinen Wirkungskreis zu erweitern. Er ſpricht gründlich und überzeugend. Bekümmert ſich nicht darum, ob hie und da gemurmelt werde: Der Menſch iſt ein Neuling; der iunge Menſch will klüger ſein, als die Alten. Er weis, die Wahrheit rechtfertige ſich an dem Verſtande und am Herzen derer, die ihn hören. Ordnung herrſcht in ſeinem Vortrag, keine ſklaviſche, monotoniſche, ewig und immer nach Subiekt und Prädikat ſchmeckende, wohl aber eine ſeelvolle, ſeine Materie umfaſſende, erſchöpfende Ordnung. Mit der Ordnung verbindet ſich Verſtändlichkeit; mit der Verſtändlichkeit Anmuth. Er deckt den Irthum auf, zeigt ſeinen Quell, ſtellt die Schädlichkeit deſſelben vor Augen, öfnet den Weg, ihm zu entgehen, und führt ſeine Zuhörer ſelbſt am Arm auf ihn hin. Nichts haſſet er dabei mehr, als den Ungeſtüm. Er dringt niemanden ſeine Meinung auf; der Irthum ſelbſt mus ſich verdächtig, und die Wahrheit liebenswürdig, machen. Machtſprüche thut er nie, und noch weniger würde er ſich ſo weit ernidrigen, den, welcher anders denkt, als er, mit Schmähungen zu beſchütten; denn er weis wohl, daß der ſchon verlohrne Sache gebe, welcher zu dieſem letzten unter allen Mitteln, ſeine Meinung zu behaupten, ſeine elende Zuflucht nimmt. Lieblingsideen greift er bei andern nicht geradezu an, ſondern er zielt auf ſie von weitem, und lenkt es ſo ein, daß der, welcher ſie hat, nach und nach ſelbſt es für beſſer halte, ſie gegen andere zu vertauſchen. — Iſt er in einem kleinen Zirkel von Menſchen, unter denen über Wahrheit und Irthum geredet wird, ſo ſpricht er vertrauter, braucht weniger Umſchweife, ſteckts Licht gleich hin, bleibt aber dabei immer der nachgebende, ſanft überredende, liebreich duldende Mann. Sieht er denn, wie hie oder da Menſchenherz freier ſchlägt, und Menſchenhaupt ſich dreiſter emporhebt, und kann dabei denken: du haſts gemacht; haſts Herz geſtärkt, das Haupt aufgerichtet: ſo glaubt er, ſeiner würdig gehandelt, und einen groſſen Theil ſeines Berufs erfüllt zu haben.

Wahrheit nicht allein, auch — Tugend ſucht der würdige Geiſtliche um ſich her zu verbreiten. Er trägt nie etwas ſeinen Zuhörern vor, was nicht einen wichtigen Einflus auf ihr Leben hat. Alles andere hält er nicht der Mühe werth, daß ſie es wiſſen ſollten. Die Zeit, denkt er, welche der Menſch hat, iſt zu kurz, die Augenblicke derſelben ſind zu ſchäzbar, als daß er ſich mit Dingen beſchäftigen ſollte, welche für ihn ohne Nuzen ſind. Jede Wahrheit, welche er vorträgt, ſtellt er ſo, daß der Zuhörer bei ſich ſelbſt denken mus: Sieh, das iſt eine Wahrheit für dich! du brauchſt ſie; kannſt ihrer im Leben nicht entbehren! In der angenehmſten, nachdruckvollſten Sprache redet er gegen ſeine Mitbürger von den Reizen und Seligkeiten der Tugend. Er ſagt ihnen, wie ein ſtilles Bewuſtſein, rechtſchaffen gehandelt zu haben, der ſchönſte Lohn für ein gutgeartetes Herz ſei; wie ein ſolches Bewuſtſein ſtark in iedem Unglück mache; wie es am Abend des Lebens noch Sonnenſtrahl übers ganze vergangene Leben verbreite, und die heiterſten, ausſichtvollſten Hofnungen auf die Zukunft ſchaffe. Dem Verführten reicht er ſeinen Arm, um ihn vom Verderben zurückzuleiten; den Tugendhaften ſtärkt er; den Böſewicht ſucht er durch Anleitungen zur Selbſtliebe zu gewinnen. Dis thut er nicht allein durch Wort, ſondern durch Wort und That zugleich. Seine Reden ſind nur Kommentare zu ſeinen Handlungen, in welchen er weit ſtärker ſpricht, als in ienen. Er würde erröthen, wenn er ſeinen Zuhörern eine Pflicht empföhle, welche ſie ihn nicht ſelbſt mit Eifer ausüben ſähen. Vor allen Dingen meidet er den Stolz. Es iſt ihm ewig unvergeslich, daß derienige, welcher ihm Vorbild und Meiſter iſt, die groſſe Regel der Weisheit an alle Lehrer der Tugend austheile: nicht herrſchen zu wollen; weil dis nie der Weg iſt, auf welchem man Menſchenherzen gewinnt. Jedem gibt er daher die Achtung, welche er verdient, und, wenn er ia fehlen ſollte, ſo würde er ihm lieber mehr, als weniger, davon geben. Auch miſcht er ſich nicht zudringlich in Angelegenheiten der Welt, die nicht in ſeine eigentliche Beſtimmung einſchlagen. Vom Geiz iſt er nicht weniger entfernt, als vom Stolz. Hie und da einen Theil ſeiner Accidentien ſchwinden zu laſſen, dünkt ihm, aus dieſem Geſichtspunkt betrachtet, das Kleinſte, welches er thun könne. Er iſt ein menſchenfreundlicher, ſanftmüthiger Mann. Sich um Menſchen verdient zu machen, damit er, wenn er ſpricht, mit deſto mehrern Eindruck ſpreche, iſt ihm eine heilige Beſchäftigung. Er ruft, wenn er einen Menſchen ſieht, welcher in Gefahr, zu ertrinken, iſt, nicht blos: helft! wirft Mantel und Rock weg, ſtreift ſich das Hemd am Arm auf, ſpringt ins Waſſer, und — leiſtet ſelbſt Hülfe. Kann er Unglücklichen nicht völlig dienen, ſo ſpricht er für ſie bei denen, die dazu Kraft genung haben; hört man ihn nicht, ſo ſchreit er ſo laut, daß es die ganze Welt vernehmen möchte. Sein Herz kennt den Neid nicht. Glückliche zu machen, und Glückliche zu ſehen, iſt ihm gleich angenehm. In Geſellſchaften der Menſchen iſt er gern; nicht, als könnt' er ohne ſie nicht leben, ſondern um deſto mehr zu wirken; nicht, um auszuſchweifen, ſondern Ausſchweifungen zu verhindern; nicht, um zu verleumden, ſondern um Verleumdeter Ehre zu retten; nicht, um Freude zu verſcheuchen, ſondern ſie mit der Tugend zu verbinden. Wird er beleidigt, ſo reicht' er allemahl zuerſt zur Verſöhnung die Hand; und geht er darauf aus, ein Paar Feinde mit einander wieder zu vereinigen, ſo dünkt ihm, dis recht ein Gang in Amtsaffairen.

An Kranken- und Sterbebetten iſt er kein altes Weib, ſondern ein geſetzter, denkender Mann. Er verſpricht nicht Dinge, welche nie verſprochen worden ſind; ſetzt das Herz eines Sterbenden nicht in Unruhe, ſondern gönnt ihm die kleine Freude, ohne ſchütternde Angſt aufzuhören, zu ſchlagen. Sein Amt verrichtet er nicht mechaniſch, ſondern mit Bewuſtſein, und gibt ſeinen alltäglichen Geſchäften ſo viel Mannigfaltigkeit und Abwechſelung, als er kann. Beſchäftigungen mit der Jugend ſind ihm willkommen, weil er weis, daß an iungen Herzen noch das meiſte auszurichten ſei. Er ſucht ſie zu bilden, leitet ſie durch gute Grundſätze, und liebreiche Theilnehmung am Menſchenwohl, auf der Stirn tragende Vorſtellungen von künftigen Ausſchweifungen ab, bewahrt ſie dadurch für nachfolgender ſchmerzhafter Reue, und bahnt ihnen den Weg zu einem ſchuldloſen Alter. Sein Herz öfnet ſich der Liebe, aber nicht der — Wolluſt. Lebt er im ledigen Stande, ſo erwirbt er ſich durch edlen Umgang die Zuneigung der beſten unter den Mädgens, macht ihnen nie falſche Hofnungen, und ſtärkt ſie in einer heitern Tugend. Iſt er Ehemann, ſo iſt er der treuſte, zärtlichſte Gatte. Iſt er Vater, ſo erzieht er ſeine Kinder ſelbſt, und vertraut ſie nicht andern Händen an, weil es Schande für ihn wäre, einem Fremden etwas thun zu laſſen, welches er doch ſelbſt thun kann; erzieht ſie ſo, daß ſie allen Kindern um ihn her zum Muſter dienen müſſen. — So verſchwinden ihm ſeine Stunden unter ſtetem Segenſtiften. Er iſt Freund und Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, und die Redlichen preiſen ihn dafür. — —

Sag, Freund, iſt nicht ein ſolcher Mann Achtung und Liebe werth? iſt ſein Anblick nicht Freude für alle ſeine Brüder? Ich will mich bemühen, ſpricht der rechtſchaffene Geiſtliche, es zu werden; es täglich mehr zu werden! —

Ach! dächten ſie alle ſo, denen ihr Rock beim Pöbel ſchon Achtung erwirbt, welch einen ehrwürdigen Stand in der Menſchheit würden ſie auch in den Augen der Weiterſehenden ausmachen! – Man braucht ia dazu eben nicht gerade Generalſuperintendent, oder Hofprediger, auch nicht einmahl Prediger in der Stadt, zu ſein. Oft kann der Mann, welcher unter zwanzig Familien lebt, die er, wohlgemerkt, alle daher auch beſſer kennt, die er beſſer überſieht, als einen groſſen Haufen, mit denen er faſt täglich ſpricht, und die ſich auf die Parabel vom Säemann, und andern dergleichen mehr, über die er predigen mus, weit vollkommener verſtehen, als die Leute am Hof, oder aufm Komtoir, mehr Nutzen ſtiften, als iene; und, wer ſich hierzu erſt durch eine übergroſſe Beſoldung auffordern laſſen will, verſpricht ſchon wenig Anlage, ſeine Beſtimmung erfüllen zu wollen. — — Kommt, Brüder im engſten Verſtande! und laſſt uns das ganz ſein, was wir ſein ſollen! Möchte der Himmel es geben, daß alle Superintendenten, Generalſuperintendenten, und Hof- und Oberhofprediger, uns mit ihrem Beiſpiel vorgingen! — —

woran es denn aber noch freilich
ſehr gebricht, auch, allem Anſcheine nach, noch lange gebrechen wird.

* * *

Freuden des Frühlings! euch nenn' ich auch volle Menſchenfreuden. — Ach! wär' er noch da, der göttliche Sänger, welcher auf deutſchem Gefild, als Krieger, den Lenz beſang! wär' er noch da, und ſänge dem Natur- und Unſchuldliebenden Jüngling Wonne ins Herz! Aber der Barde ſtimmte ſchon beim Grabe ſein göttliches Lied an; ein Lied, Kleiſts würdig, würdig zehnmahl geleſen zu werden. Leſets, ihr Freunde des Helden, und beweint den gefallnen Sänger des Frühlings! — —

Sieh! Edler! alles vor dir voll Rege und voll Leben, wenn der Lenz kommt! Sie lag da vor deinen Augen, die grenzenloſe Natur, ſchien zu raſten und zu ruhen — zu ruhen und zu raſten. Mochte in ihrem Innern zwar wohl raſch arbeiten, und die Seide zum ſtoffnen Kleide ſchon zuſammenwirken, welches ſie bald anlegen wollte; aber auf der Oberfläche war Stille und Tod. Mildere Lüfte wehten, wärmere Sonnenſtrahlen fielen aufs Land, allgemeine Thätigkeit kam von oben wieder herab. Da hub ſich die Saat — da knoſpte der Baum — da kamen die Sänger zurück aufs verlaſſene Theater — da ſproſſen Bluhmen auf — da gingen die Heerden wieder frohlockend an den Tiſch der Natur — da hüpfte das Reh freimüthiger aus dem Walde hervor. Iſt doch ein gar göttlicher Anblick, ſo ein allgemeines Leben ausgegoſſen ſehen! Iſt, als ginge abermahls aus dem öden, gewirrvollen Chaos die ſchöne Welt heraus; als ſchallte wieder ein ſchöpfriſches: Werde! als würden Paradiſe von neuem gepflanzt, und die Menſchen an Händen der Liebe in ſie eingeleitet! Welche verborgene Kraft brachte alle dieſe Erſcheinungen hervor? welche noch verborgenere Kraft erhielt iene ſeit Jahrtauſenden in unabgenommener Stärke? — —

Und, Menſch, das allgemeine Leben, welches in der Natur um dich her iſt, dringt auch in deine Bruſt. Jeder Othemzug, den du thuſt, iſt ein Trunk aus dem Strohm, welcher auf allen Seiten dich umflieſſt. Biſt du noch Jüngling, ſo fühl das Daſein noch tauſendmahl ſchöner! Fühl, wie neue Rege dich anfriſcht, und zu edlen Thaten begeiſtert! Sprich: ich im Frühling, und alles um mich her auch im Frühling. Iſt ſo ein ganz beſonderes Band, welches mich für andern an die Natur feſſelt. — Sie im Frühling, und ich im Frühling. — So ſind wir, wie Kinder, von gleichem Alter, ſpielen unter einander, theilen unſere Freuden und unſere Wonnen. — Ha! Freunde! wie oft war ich ſchon in meinem Leben Genieſſer der Seligkeit, welche der Lenz dem fühlenden Jüngling gibt! Mitten in der Lebensfülle, die um und um mich ausgegoſſen war, ſelbſt voll neuangefachten Lebens, trat ich hin in die Erquickungen der Frühlingsſonne. Gedanken ans Schöne ergriffen mich, gingen in Empfindung über, ſpornten mich an zu guten Thaten Da dacht' ich Gott weit gewiſſer — fühlte di Reitze der Tugend ſtärker — hofte die groſſe Hofnungen auf Wiederſein nachm langen Winter zuverläſſiger und froher! — —

Bruder! du biſt viel Sinn! Wird dei Aug' ergötzt, dein Ohr vergnügt, ſo kommt di Freude ins Herz. Sieh, darum iſt Frühlin ſo recht Menſchenzeit. Himmel fürs Auge Sieh, wie der Acker voll wallender Saate iſt, die, wenn der Wind über ſie hinſtreicht dir ein Bild des Oceans geben! wie die Wieſ wieder lacht, und ſich mit mannigfaltigen Blumen ſchmückt, welche in vereinigter Pracht di ſchönſten Tapezereien übertreffen! wie der Garten wieder ſeine Sträuche mit Roſen, ſein Lauben mit Schesmin, ſeine Beete mit Violen, Aurikeln, und Tulipanen, füllt! wie de Wald wieder ſein verſchidenes Grün annimmt wie die Feldthiere mit voller Wolle laufen und die Vögel mit vollem, neubunten Gefieder fliegen! wie der Menſch, in deſſen Ader noch nicht Sterbeblut ſchleicht, wieder munte und leicht an ſeine Arbeit geht! da haſt d Himmel fürs Aug'; auch Himmel fürs Oh Vollſtändiger und reichbeſetzter hörſt du da harmonievolle Koncert der Natur, als in irgen einen Theil des Jahrs. Sie kommen alle zurück aus ihren Einſamkeiten, Gebüſchen, Sümpfen, auch wohl von ihren Wanderſchaften, di

Sänger im Feld und Thal, welche die mildere Jahrzeit hindurch unſere Landsleute ſind. Mit dem erſten Lerchenton, den du hörſt, brech' in deinem Herzen die Hofnung auf; und ſchwebt über deinem Haupt ein ganzes Chor derſelben mit vollkommenem Geſang, ſo tritt hin, ſchau in die Höh, verfolge ſie mit deinem Blick, ſieh, wie ſie bald ſich ſanft hin und her ſchwingen, bald angenehm balanciren, bald dicht über dir ſind, bald ſich zu einer Lufthöhe erheben, wo ſie dein Aug kaum erreichen mag. Höre den feſtlichen Finkenſchlag, und den rothgebrüſteten Hänfling, aufm Gipfel des Baums, und den Ski unter den Vögeln, den narrenkappigten Stieglitz. Höre das Dazwiſchenſchreien des Eierſuchenden Kuckuks; auch ſein ewiges Einerlei klinge dir ſchön, denn es iſt Frühlings- und Sommergeſchrei, und hörſt du ihn lachen, ſo freue dich mit ihm. Höre den geſchmückten Pfingſtvogel, und die kleine Tagegalle, und den Virtuoſen der ſingenden Schöpfung, die Nachtigall, welche ſo gern um Menſchen iſt, in ihren Lauben ſchlägt, und ihre Jungen vor ihren Augen füttert. Und denn geh hin auf die Wieſen, höre das Gewiehere der muthigen Roſſe, das mildere Geblöcke der wolligten Schafe, das Kindergeſchrei der kleinen, unlängſtgebohrnen Lämmer, und das ſtarktönende Rindergebrüll. Geh hin auf den Meierhof, hör das Geſchnattere der Gänſe, das Entengequacke, das Geſchrei der legenden Henne, und des Eierverkündigen-

den Hahns, das Warnen der Glucke, und da
Pipen der Küchlein. Geh zur Bienenhütte
und hör das frohe Geſumſe; und zum Sump
und hör das Quacken der Fröſche und Pühlin
ge, welche den Kopf überm Waſſer zeigen, un
die Millionen Inſekten, welche am Ufer ſchwär
men. Sauge dazu den balſamiſchen Duft vo
Bluhmen und Baumblüten ein, ſo haſt d
Himmel für Naſe, für Ohr, und Aug. Früh
lingszeit recht Menſchenzeit! drum lebte au
Erden nicht leicht ein Dichter, welcher nich
wenn der Lenz kam, ſeine Leier ergrif! und nic
leicht ein Jüngling, dem in ſeinen Wonnet
gen das Herz für Liebe nicht gewaltiger ſchlu
Wenn all ſeine Sinne wie berauſcht waren
wenn Leben ihn allenthalben umflos und durc
drang, ſo ſtieg in ſeiner Bruſt die Liebe mit Mac
empor, begeiſterte ihn, gab allen ſeinen Geda
ken, Empfindungen, und Thaten, einen edle
Anſtrich, und führt' ihn in Bluhmengefild
ſein Mädgen am Arm. Denn ſchmeckt' er d
Wonne, zu ſein und zu leben, erſt recht; dan
ſchaut' er mit offenem Aug der Schöpfunge
Schönheit, und legt' am Buſen der Tugendha
tin das feierliche Glaubensbekentnis ab, da
alles gut, alles recht gut ſei. — —

Und ſchöner konnte der Vater der Nat
den Frühling nicht ſtellen, als daß er ihn dic
auf den Winter folgen lies. Daß der Uebe
gang von der rauhſten Jahrszeit zur Anmut
vollſten ſo ſchnell, ſo gedrängt iſt, gibt der le
ter

tern noch mehr Reitze, als ſie ſo ſchon hatte. Des Waldes Grün erhebt ſich durch den hinzukommenden Gedanken, daß er kurz vorher noch blätterlos und wild da ſtand. Der Felder Saat wird liebenswürdiger durch den Rückblick auf die Schneedecke, welche unlängſt noch auf ſelbigen ruhte. Der Gärten Schmuck prangt herlicher, weil man vor wenig Wochen noch nichts anders darinn ſah, als einſame Stengel vorjähriger Bluhmen, und abgefallene Blätter. Bruder! du wüſteſt nicht recht, was Frühling wäre, wenn er nicht dicht auf den Winter folgte. Verehre den, welcher beide ſo liebevoll zu ſtellen wuſte!

O Jünglinge! hört mich! in unſern Adern wallt noch gleich feuriges Blut. Das meiſte vom Leben iſt nicht viel beſſer, als Traum; ſchnell verfliegen die raſchen, thätigen Stunden, und denn eilt das träge, gefühlloſe Alter herbei. Ergreift es euch einſt, ſo wird der Anblick der verneuten Schöpfung euch nicht mehr ſo ſüs, der Nachtigallſchlag nicht mehr ſo zaubernd, ſein. Mitten im Leben ſteht ihr alsdenn da, und — fühlet den Tod! O genieſſet im Frühling des Lebens die Frühlinge der Natur! Genieſſet ſie, ſo viel ihr könnt, mit vollem Bewuſtſein eures Daſeins! Seid Freunde und Beobachter der offenen Schöpfung! bringet den gröſten Theil eurer Stunden in ihrem ſeligkeitvollen Schoſſe zu! Weilet nicht am Spieltiſch, wenn die Lerche ſingt; opfert nicht dem Taumel tobender

Städterzerſtreuungen die friedvollern Auftritte im Thal und im Hain! Nehmet ein tugendhaftes Mädgen am Arm, führet ſie hin in di Fülle des Lebens, und ſprecht mit ihr von Herrlichkeit der Erdenwelt! Liſpelt ihr ins Ohr. Schöner, als der Redner ſie uns ſchildert, ſchöner, als der Dichter ſie uns ſingt, ſchöner als Raphael ſie mahlen kann, iſt Gottes theur Erde! Sie iſt es werth, daß man ein kleine Leben auf ihr verlebe, und wir wollen dankba ſein, und ihr beim Weggehen unſere Zufridenhei mit dem Guten noch bezeigen, welches wir vo ihr empfangen haben. — Stimmet denn ein i den Geſang der Nachtigall; ſinget auch ein Liedlein von Freude und Scherz, von Lieb und Zärtlichkeit, von Unſchuld und Tugend! Und werdet ihr beim Singen erblicken, wie der unbefleckte Buſen des Mädgens aufſchwillt, wie ihr Wangen ſich röthen, und eine Thräne der menſchlichen Wolluſt dem holden Aug' entſchlüpft: ſ rufet ihr ſanft zu: Las uns tugendhaft bleiben, o Freundin! Würde unſer Herz böſe, ſo würde des Waldes Grün uns nicht mehr ſo entzücken, und das Anſchaun des entwölkten Himmel nicht mehr ſo Wonnevoll für uns ſein. Ich würde nicht mehr ſo heiter und leicht neben di ſitzen, und du würdeſt dich für allen Bluhme im Thale ſchämen. Die Tugend ſchafft uns allenthalben Frühling — läſſt uns ans verlebten Lebens letztern Winterabend noch auf wiederkommenden Lenz hoffen! — —

* * *

Mit dem Genie iſts, wie mit der Elbe, welche in meiner Nachbarſchaft flieſſt, wenn ſie — austritt. Sie thut dis, ohne daß ein Menſch dabei mitgewirkt, oder auch nur eine Kanne Waſſer in ihr Bette gegoſſen hat. Zuweilen reiſſt ſie nachm Austreten alle Dämme durch, zerſtöhrt alle Buhnen, und überwindet iedes Hindernis, welches ſie aufhalten will; am öfterſten aber läſſet ſie ſich dadurch einſchränken. So leiſt' ich euch die Gewähr dafür, und wenn ſie kein Menſch leiſten wollte, daß Genie allenthalben, wo es iſt, ſich auf irgend eine Art zeige, geſetzt auch, daß niemand dabei Hand angelegt hätte. Ich habe oft mit iungen Bauerkerlen mich unterhalten, die ohn' alle Pflege und ohn' alle Bildung aufgewachſen waren; aber aus ihren Reden, Antworten, Einfällen, und Wendungen, konnt' ichs errathen, daß hie und da mancher Jüngling hinter dem Pfluge gehe, welcher vielleicht ein groſſer Weltweiſer, oder ein ſchöner Geiſt, oder ein tiefdenkender Mechanikus, hätte werden können. Und ich bin verſichert, daß ich unter den Wilden in Kanada, wenn ich erſt mit ihrer Sprache und mit ihren Sitten bekannt genung wäre, binnen fünf Minuten dieienigen herausfinden wollte, welche kanadiſches Genie hätten. So bald Genie da iſt, bleibts nicht im Ufer; es tritt über, und zeigt ſich. Oft arbeitet es ſich mitten aus der Dunkelheit hervor, überwindet alle Hinderniſſe, ſchwingt ſich zu einer kühnen Höh, und wird alsdenn mit deſto gröſſerer Verwunderung angeſtaunt, ie weniger Pflege es gehabt hatte. Die Geſchichte des du Val iſt bekannt; vor einigen Jahren ſtand ſie, wenn ich nicht irre, in allen deutſchen Zeitungen; aber vor zehn Jahren wuſt' ich ſie ſchon — Flögel hatte ſie erzählt. Vom Homer wird geſagt, daß er ſeine Iliade als Bettler abgeſungen. Holbein bildete ſich ſelbſt, und der hochadeliche Stolz der Eltern des Michael Angelo konnte in der Seele dieſes Künſtlers die Keime des Genies nicht erſticken. Dergleichen Erſcheinungen ſind iedoch freilich den gewaltigen Austritten der Flüſſe ähnlich, welche alles mit ſich fortreiſſen, und nur ſelten ſich ereignen. Gemeiniglich zeigt ſich zwar das Genie, will ſich auch wohl emporarbeiten, wird aber durch Dürftigkeit, Aufmuntrungsmangel, Neid, und Verfolgungsgeiſt, niedergedruckt. Es kann ſich alsdenn nicht zu derienigen Höhe ſchwingen, welche es ſonſt erreicht haben würde, und ſo geht all der Segen verlohren, verlohren für die Welt, den es hätte ſtiften können. — Brüder! es ſcheint mir herrliche Wonne im Leben zu ſein, ein ſich regendes Genie zu unterſtützen, dem Keime deſſelben zur Entwickelung beförderlich zu ſein, um es zu ſeiner Reife zu bringen!

Wers thut, der hat allenthalben, wohin er ſieht, Verdienſt. Verdienſt für den Mann, welchem er aufhilft; Verdienſt für die Geſellſchaft,

ſchaft, wovon er ein Glied iſt; Verdienſt ſogar für die menſchliche Natur.

Nichts geringeres iſt derienige, welcher den Geniereichen Mann ausbilden hilft, für ſelbigen, als ſein zweeter Schöpfer. Die Anlage zum Groſſen iſt da, die Triebe, Meiſterſtücke zu liefern, regen ſich; aber die Anlage mus bebaut, die Triebe müſſen geſtärkt und entwickelt werden. Verſchüttete Anlage, erſtickte Triebe, um wie viel wären ſie beſſer, als wenn ſie nie vorhanden geweſen wären? Kommt denn aber der Wohlthäter mit ſeinen Unterſtüzungen dazu, ſo führt er den, welcher Genie hat, erſt recht ins volle Daſein ein, öfnet ihm ſeinen Wirkungskreis, ſezt ihn in den Stand, ſeine Kräfte zu fühlen, herrliche Werke damit zu vollbringen, und ſich unausſprechliche Freuden zu bereiten. Mit welcher Dankbarkeit wird der Unterſtüzte auf ſeinen Gutthäter hinblicken! Er, deſſen Seele ſich ans Schöne und Edle von Natur gefeſſelt ſieht, wird auch die ſchönſte und edelſte unter ſeinen Pflichten — die Obliegenheit, erkenntlich zu ſein — ſchön und edel genung finden, um ſie mit voller Wärme auszuüben. Er wird die Vollendung ſeiner Erfindungen, die Korrektion aller ſeiner Produkte, welche er liefert, demienigen zurechnen, von welchem er die Ausbildung empfing. Die zuſchauende Welt wird den Unterſtüzer des Genies ſelbſt für einen Mann von Genie halten; wird glauben, daß die Hand nur einem Edeln zugehören könne,

welche ſich damit beſchäftigen konnte, einem an
dern Edeln behülflich zu werden. Und wä
auch weiter kein Verdienſt im Leben, als die
eine ſtarktönende Stimme zu hören, welche un
von der Rechten oder Linken zuriefe: Du ha
mich auf die Bahn gebracht; biſt die Urſac
davon, daß ich ſo viel Gutes wirken konnte, a
ich wirken wollte: ſo wär' es ſchon Verdien
genung. Nie mus ſich der Prinz von Lothri
gen mehr, als Prinz von Lothringen, gefühlt h
ben, als damahls, da er den du Val mit ſe
nem Atlas unterm Baum fand, und ihn ins J
ſuiterkollegium zu Pont a Mouſſon ſchickte. —

Und denn der Nutzen, welchen Genieen i
der Welt ſtiften, wie vortreflichgros iſt er! A
lenthalben breiten ſie Licht um ſich her, mache
die Wahrheit gemeiner, verdrängen Vorurthe
le, liefern Meiſterſtücke von allen Arten, mache
Erfindungen, vervollkommen die menſchlich
Glückſeligkeit, und bahnen wieder andern G
nieen den Weg, auf welchem ſie einmahl glei
hervortreten, und noch einige tauſend Schrit
weiter gehen können, als ſie: denn der Man
welcher das Glück hat, auf die Schultern eine
andern zu klettern, kann weiter ſehen, als der
welchem die Schultern angehören. Er da
ſich ſeine Ausſichten nicht erſt öfnen; ſie ſin
ſchon da. Darf ſie nur verfolgen, und drehe
und wenden, wie er will. So eine Vorſtellun
der Menſchen, wie ſie zu zehn und zu zwanzi
immer einer auf den Schultern des andern ſt

hen, durch den geſammten Kreis aller Wiſſenſchaften, und durch alle Jahrhunderte, fortgeführt, dis wär ſo recht Geſchichte der Ausbildung der Menſchheit. Der Mann, welcher ein aufkeimendes Genie unterſtützt, gibt alſo der Geſellſchaft einen Edlen mehr; er ſchenkt ihr einen Wohlthäter und Segenſtifter, deſſen ſchätzbare Einflüſſe auf ſie ohne ihn in der Nonexiſtenz geblieben wären.

Die Menſchliche Natur ſelbſt gewinnt auch dabei. Die Erſcheinung eines ſich ausbildenden Genies gereicht ihr zur gröſſeſten Ehre, indem dadurch ſichtbar wird, wie viel Gutes, und in welch einem Grad ſie es zu liefern im Stande ſei, wenn ſich alle Umſtände dazu fügen. Vor unſern Augen durchwandelt alsdenn das Genie ſeinen eingeſchlagenen Pfad, heftet die Aufmerkſamkeit aller Zeitgenoſſen auf ſich, und ſammlet ſich ſchon im voraus die Bewunderung der Nachwelt, ſtrengt all ſeine Kräfte an, macht Epoche, erreicht, übertrift alles, und thut beinahe Wunder. Glaubs, Freund, es iſt Freude dabei, Genieen zu unterſtützen; die Zahl der Ehrwürdigen unter den Menſchen iſt noch immer nicht zu gros, daß man nicht gern es ſehen ſollte, wenn ſie um einen Mann vermehrt wird, und du empfängſt dafür Dank von der menſchlichen Natur. — —

Allgemeine Unterſtützung der Genieen in einem Lande — welch ein Beförderungsmittel der geſammten Glückſeligkeit deſſelben müſte ſie werden können! Aber denn müſte man auc durchgängig Anſtalten treffen, ſie aufzuſuchen Das würde in der That eine der ehrwürdigſte Geſellſchaften ſein, welche darüber die Sorg hätte, daß iedes ſich zeigende Genie aus der verborgenſten Dunkelheit hervorgezogen, und an Licht gebracht werden möchte. Von dem Dorfe an bis zur Hauptſtadt müſten alle Schul- un Lehrmeiſter quartaliter an dieſe Geſellſchaft ein gewiſſenhafte Anzeige thun, welche von ihre Subiekten ſich an Lebhaftigkeit, an Gegenwar des Geiſtes, an Gedächtnis, an Einbildungskraft, und an edlem Ehrgeiz, vor andern hervorthäten. Die Geſellſchaft, welche aus Männern von Einſicht und von Eigenſchaft, Talente zu ſchätzen, beſtünde, müſte ſie alsdenn vo ſich fordern, mit Sorgfalt prüfen, und dieienigen, an welchen ſie hervorſtechende Fähigkeiten fände, und die in offenbarem Mangel lebten, ſie auszubilden, an die Landesobrigkeit empfehlen. Dieſe müſte ſie als eben ſo viele Schätze anſehen, welche ſie in der Zukunft zu heben hätte, und ihnen den gehörigen Vorſchub thun. Man müſte ſie aus dem mühſeligen Leben, welches ſie bis ietzt zu führen gezwungen geweſen, herausheben, und ihnen ein gemächlicheres, ſorgenfreieres und froheres verſchaffen. Man müſte ſie in die Hände ſolcher Menſchen liefern, die ſelbſt Genie hätten, und die Begierde, und Gedult genung beſäſſen, aufwachſende Talente zur Reife zu bringen. Man müſte ſie in eine Lage verſetzen, in welcher ſie ihre Hauptfähigkeit vorzüglich vervollkommen könnten; müſte ihnen Lektüre verſchaffen, müſte ihnen die Bibliotheken und Kabinete öfnen, müſte ſie in die Werkſtätten der Künſtler, und in die Arbeitsſtuben der Handwerker, führen; müſte ihnen eine kluge und ſorgfältige Aufſicht geben. Genieen überſchreiten gern allenthalben die Grenze. Sklaviſche Einkerkerung drückt ſie nider, und Ueberlaſſung aller Zügel an ſie ſelbſt ſchlendert ſie ſo hoch empor, daß ſie, wenn ſie auf die Erde zurückfallen, die gehörige Stäte nicht wiederfinden. Wenn ſie denn ihre erſten Proben lieferten, müſte ſich nicht ieder Recenſent mit Ungeſtüm über ſie hermachen. Man müſte nicht aus Neid ſie beiſſend tadeln; auch nicht durch übertriebenes Lob ſie keck machen; müſte ihnen menſchenfreundlich ihre Fehler zeigen, und eine redliche Anleitung zur Verbeſſerung derſelben geben. Kämen ſie denn zur Reiſe, zeigten ſie ſich als Glieder, welche der Geſellſchaft wichtige Dienſte leiſten könnten, ſo müſte man ſie auch nicht darben laſſen; müſte ihnen nicht eine unangenehme Reue abdringen, daß ſie nicht lieber das nidrigſte Handwerk ergriffen hätten, weil ſie doch denn, durch den Eintrag deſſelben unterſtützt, würden ein Weib haben nehmen, Kinder zeugen, und beide ernähren können. Man müſte ihnen vor allen hochwohl- und wohlgebohrnen Ignoranten den Zutritt zu den wichtigſten Bedienungen im Staate öfnen; müſte ſie im Angeſicht aller Jünglinge mit Achtung und Liebe belohnen, damit dieſe ſähen, daß es der Mühe werth ſei, auf Erden Verdienſte zu ſammlen; müſte bei ihrem Abgange zeigen, daß man ſich nicht ſchäme, ihrem Sarge einen Plaz mitten unter den Särgen ſeiner Könige und Fürſten einzuräumen. —

Glaubts, Brüder, dis iſt der Weg zu Ausbildung der Genieen. — Und beträte man ihn in Germanien mit einem Eifer, welcher mit demienigen einige Aehnlichkeit hätte, der am Hofe Ludwigs des Vierzehnten herrſchte, und der in England Newtons Leiche nicht mit zwölf Kirchenvorſtehern, ſondern mit zwölf Pairs, an Ort und Stelle bringen lies: ſo würden Deutſchlands Söhne es mit dem Gallier und Britten aufnehmen! An Genieen fehlts nicht. Fehlts ia woran, ſo fehlts an Bildung und Aufmunterung. — Ich gäbe noch auf dieſe Stunde zehn Louis aus meinen eigenen Mitteln dafür, wenn ich von der Nation die Schande wegwiſchen, und machen könnte, daß Kepler, ohne den Newton vielleicht nie Newton geworden ſein würde, nicht unterwegs geſtorben wäre, als er ſich ſelbſt aufmachen muſte, —— rückſtändige Beſoldung einzufodern. — — —

Mit den Bluhmen hab' ichs in meinem ganzen Leben gehalten. Die Entfernung, in welcher der Menſch von der Bluhme, und die

Bluhme vom Menſchen, ſteht, iſt mir nie ſo gar gros vorgekommen; es iſt mir nie eingefallen, zu denken: ieder von euch beiden iſt aus einer andern Welt; du aus der animaliſchen, und ſie aus der vegetabiliſchen; vielmehr hats mir geſchienen, daß ſie in der Schöpfung ſich nahe am Menſchen befinde, und daß, wenn ſonſt Simpathie etwas iſt, der Menſch ſie beſonders gegen die Bluhme fühlen müſſe. Nicht nur bei ganzen Bluhmenverſammlungen verweil' ich gern, ſondern ofte ſteh' ich auch bei einzelnen Bluhmen ſtill, wenn ich ſie auf meinem Wege vor mir finde, betrachte ſie mit geſchwiſterlicher Theilnehmung, und ziehe ſogleich eine Parallele zwiſchen dem Menſchen und der Bluhme. **Das Parallelenziehn zwiſchen Menſchen und Bluhmen** — Brüder! merkts euch; es iſt auch viel menſchliche Freude dabei.

Viel Bluhmigtes an dem Menſchen. Ja, faſt über und über, hinten und vorn, Bluhme. Geſchichte der Bluhme Geſchichte des Menſchen. — Oft, wenn ich Bluhmen im Frühiahr ſäete, wandelte ich Tag für Tag, vom Säetag an gerechnet, zu ihnen hin, und zählte alle Stunden, ehe ſie aufgingen. Waren ſie denn da, ſo dacht' ich mir den Tag, an welchem ſie ſich zeigten, als ihren Geburtstag. Sie ſind auf der Erde zum Vorſchein gekommen, ſprach ich, wie du, haben ſich gemeldet, daß ſie im Daſein ſind. Denn reflektirt' ich über die mannigfaltigen Veränderungen, durch welche das Korn hindurchgehen müſſen, ehe es Pflanze ward, gewann die Oekonomie der Natur lieb, und dachte auch hie und da einen Gedanken übers Menſchenſäen. Ich wuſte, daß ich meinen Bluhmenſaamen ſorgfältig geſammlet, ihn von den beſten Stauden genommen, im Winter verwahrt, und denn zu rechter Jahrszeit in die Erde gelegt hatte. Ach! dacht' ich denn, daß doch mit den Menſchen ſo umgegangen würde, wie mit den Bluhmen, welche du ſäeſt! Daß doch dort, wie hier, der Saame von den beſten Stauden genommen, durch Diät für Unheil geſichert, und denn in der ſchönſten Jahrszeit des Menſchenlebens ausgeſäet würde! Was für tüchtige, ſtarkaufſtaudende, blüthevolle Menſchen müſt' er liefern! Wenn ich denn die Bluhme ſah, wie ſie aus den erſten zwei Blättern in die erſten vier überging, denn acht bekam, und denn ſechszehn, und denn aufſtaudete, ſo erinnert' ich mich ans Wachsthum des Menſchen. Iſt gerade auch ſo ein Uebergehen aus zwei Blättern in vier, und aus vieren in acht, und aus acht in ſechszehn, und ſo ein Aufſtauden, wie dort. Denn blühte die Bluhme in ſchönſter Pracht. Sieh, dacht' ich, Blüthezeit des Menſchen — die volle Jugend. Denn ſetzte ſie Taſchen voll Körner ab — ſieh's männliche Alter. Denn fing ſie an, an den Spitzen ihrer Blätter zu gelben — ſieh die Tage des Greiſes. Denn welkte ſie hin — da haſt du den Tod. Denn zerſtäubte ſie — da haſt du

Verweſung. Alles ſchnell auf einander, und alles in kurzem abgethan. — Ich wundere mich nicht, daß in den älteſten ſchriftlichen Denkmählern der Menſchen ſchon Menſch und Bluhme neben einander ſtehen. Die Aehnlichkeit iſt zu auffallend, als daß ſie nicht gleich vom erſten Menſchenpaar hätte beobachtet werden ſollen.

Zuweilen ſtand ich in meinem Leben bei einer Bluhme, welche eben in Begriff war, aufzublühn. Wie ſie ſich ſo rund und ſo voll wölbte! wie ſie eine ſo gar herrliche Blüthe verſprach! Ach! mit welcher redlichen Wärme wünſcht' ich ihr ſanften Sonnenſchein, damit ſie zu einem muntern Aufbruch käme; und denn unterm Sonnenſchein wieder einen ſanften erquickenden Regen, damit ſie deſto länger blühte! Wenn denn anhaltendes Irrwetter einfiel, und die Bluhme vorm Aufblühn verfaulte — oder brennende Hitze ſie in wenig Stunden welken lies, wie bedauert' ich ſie da! hättſt können viele Tage hindurch blühen, dacht' ich, und biſt nicht einmahl zum Aufbruch gekommen, oder, biſt nur aufgebrochen, um zu verwelken. — So ſah ich auch im Leben Jünglinge, welche die ſchönſte Blüthe verſprachen; die aber bald durch Elend und Noth ſo zurückgeſetzt wurden, daß man an ihnen auch nicht eine Bluhme zu ſehen bekam; oder die durch Ueberflus und Wohlleben ſo aufgetrieben wurden, daß ſie ſchon abgeblüht hatten, ehe man ſich deſſen verſah. — Fand ich aber eine aufblühende Bluhme, und es folgten abwechſelnd Sonnenſchein und Regen gleich ſanft, und ſie blühete lange, und weidete lange des Menſchen Aug — o wie erblickt' ich da freudenvoll das Bild eines Jünglings, welchen ſein Schickſal ſo geſetzt hatte, daß er volle Blüthe zeigen konnte, ſie lange zeigte, und Leben und Freude rund um ſich her verbreitete.

Wenn ich eine Bluhme ſehe, welche ſchön ins Auge fällt, ſo denk' ich immer, daß ich, wo ich einen Reitz finde, auch den andern finden werde. Ich geh noch an ſie hin, beuge mich auf ſie, und will ihren Balſamduft einſaugen. Aber, wie oft hab' ich die Erfahrung gemacht, daß die ſchöngeſchmückteſte Bluhme ohne allen lieblichen Geruch, oder wohl gar voll vom häslichſten, war! Meine Naſe wollte ſich weiden, und ward wohl gar — aufgeritzt. Dafür weis ich aber auch, daß mich zuweilen, wenn ich über eine Wieſe ging, der angenehmſte Duft umflos. Ich ſah mich um, und wollte meine kleinen Wohlthäterinnen aufſuchen. Gleich lief ich auf dieienigen Bluhmen zu, deren Anſehen das ſchönſte und feierlichſte war. Sie warens nicht, denen ich meinen Dank zu bringen hatte. Neben ihnen ſtanden kleine, unanſehnliche, verächtliche Pflänzgen mit noch kleinen, unanſehnlichern, verächtlichern Blüthgen. Es ſchien mir kindiſch, ſie anzuriechen. Ihr könnts doch in aller Welt nicht ſein, die ihr den Orangenduft verbreitet, dacht' ich. Ich neigte mich, wie von ungefähr, zu ihnen hin, und — ſie warens. —

Doch kenn' ich auch Bluhmen, welche mehr als einen Sinn befridigen, und Aug' und Naſe mit Annehmlichkeit füllen, und, ſo oft ich eine derſelben vor mir habe, pfleg' ich zu ſagen: du biſt Bluhme ganz. — Da gibts denn auch Menſchen genung, welche nur Menſchen fürs Auge ſind, und die, wenn ihr ihnen zu nahe kommet, euch ſtechen. Und ſo gibts auch andere wieder genung, welche ihr nicht des Anſehens würdiget, und die euch deſſen ungeachtet im Stillen genung Guts thun. Oft iſt unter einer ſchlechten Auſſenſeite ein edler Innerer Mann verborgen, und oft deckt eine Grazienmaſke Miltons Teufel. Pfui! der verführeriſchen Buhlerin! wie ſie blendet und — tödtet! Pfui! des Verfolgers unterm Orthodoxrocklor! wie er blendet und — tödtet! — Findeſt du aber Menſchen, Bruder, deren Anblick dich an ſie feſſelt, und die, wenn du ſie prüfſt, ein Herz beſitzen, welches iene Feſſeln noch ſtärker macht: ſo betrachte ſie als Zierden unſerer Natur, als vollkommene Schönheiten der Schöpfung. — Blühende Menſchentöchter, die ihr im bloſſen Vorübergehn, wie mit magiſcher Kraft, auf uns wirket, und unſerer Blicke euch ſo bemeiſtert, daß wir Tage lang, wenn wir euch längſt nicht mehr ſehen, doch nichts anders ſehen, als euch — eure Empfindungen müſſen ſo zärtlich ſein, als euer Teint, und eure Denkungsart ſo edel, als euer Gang! —

Immer ging ich gern ins Gebüſch. Wenn man eine Zeitlang im Freien geweſen iſt, und ſich weit umher ausgebreitet, und verlohren hat, und man kommt darauf in die Schatten eines Wäldgens, ſo zieht man ſich wieder in ſich ſelbſt zurück; man ſammlet ſich wieder. Der Himmel läſſt auch gar allerliebſt, wenn man ihn hie und da zwiſchen den Zweigen fleckweiſe erblickt; der Sonnenſtrahl verliehrt das Brennende; die Bäume und Sträucher ſtehen ſo artig durch einander durch; man hört ſo viel unbekannte Stimmen, welche man im Freien nicht hört. Wenn ich denn unter einer Eiche, oder Birke, mich niderſetze, und ich ſehe nicht weit von mir unter einem Haſelſtrauche eine Maibluhme, oder eine Orchis blühen, welche niemand ſucht, niemand kennt, niemand pflegt: denn denk' ich an Menſchen, welche mit den vortreflichſten Verdienſten begabt, oft im Verborgenen leben, unbekannt und unbelohnt ihre Tage hinbringen, und deſſen ungeachtet in ihrem kleinen Kreiſe doch nicht aufhören, auf eine edle Art thätig zu ſein, und wär' er auch nur ſo klein, wie der Kreis eines Haſelſtrauchs, welcher zwanzig Schuh im Umfang hat. Sie blühen und blühen — werden nicht gelobt, nicht in die Zimmer der Fürſten gebracht, und — werden doch nicht müde, zu blühen. O! ihr Groſſen und Edlen! wie lieb ich euch! wie verehr' ich in euch die ächten Freunde der Tugend, denen Bewuſtſein der Rechtſchaffenheit allein ſchon voller Lohn für ſie iſt! Ach! zöge euch eine Menſchenglück befördernde Hand aus der Dunkelheit hervor, und ſtellte euch in eine Situation, in welcher ihr eure ganze Wirkſamkeit äuſern könntet — wie viel Segen würdet ihr ſtiften! Doch nichts verlohren für euch! dem Weiſen iſts Beruhigung, ſo viel Guts gethan zu haben, als er thun konnte. Zwar wünſchte er, immer mehr thun zu können; aber, was kann er dafür, daß ihn ſein Schickſal unter einen Haſelſtrauch führte? —

Du kommſt aber auch wohl in einen Luſtgarten, Freund, und der Gärtner führt dich an einen Ort hin, wo er im vergangenen Winter ſchon mit Sorgfalt und Mühe für Bluhmen auf den folgenden Frühling ſorgte. Ich habe nichts geſpart, ſpricht er, aber ſehen Sie da die Wirkungen meines Fleiſſes! Du blickſt hin; was ſiehſt du? Leere Stellen, wo Bluhmen iezt ſein ſollten, und nichts zu ſehen iſt; hie und da ein einſames Blatt, welches nahen Vergang der zagenden Zwiebel verkündigt. — Aber hier ſehen Sie, fährt er fort, und bringt dich an einen andern Ort, hier iſt Freude! dieſe Bluhmen hab' ich nicht mehr gewartet, als iene. Was erblickſt du? Reihen der vortreflichſten Tulipanen und Hiacinthen, mit hohen Stengeln, zahlreichen Glocken, in prachtvoller Flor. — Schau Menſchenleben an! da ſind ihrer viele, an denen alle Wartung und Pflege verlohren iſt! Sind aber auch, danks dem Himmel, noch immer genung, welche den Gärtner, der ſie pflanzte, und alle die, welche, ſie zu beſehen, kommen, mit vielfacher Freude belohnen.

Las die Bluhme verblühen, Freund, was erblickſt du? Sieh einen Vorrath von Saamen an ihrer Prachtberaubten Staude aufs künftige Jahr! wie ſie die kleine Nachkommenſchaft ſo ſorgfältig verwahrt, wie ſie ſie mit Hülſen, Schalen, und Schoten, bedeckt, damit ſie nicht Schaden leide von Wind und Wetter, ſondern dem Aug' auch in ſpätern Zeiten weide, und denn noch an ihrer Statt wiederum die Zierde deiner Gärten ſei! — Lerne von der Bluhme, wie du für die Nachwelt, fürs kommende Zeitalter, ſorgen müſſeſt! Begnüge dich nicht allein daran, daß du blüheſt; überliefere der Geſellſchaft auch iungo Pflanzen, welche einmahl blühen, wenn du hingewelkt biſt! Gib ihr ſtarke, geſunde Pflanzen, damit ſie, wenn ſie aufbrechen, dir an Blüthe nicht weichen! — —

Sieh! Bruder! ſo nah ſteht dir und mir in Gottes Schöpfungen die Bluhme! kannſt die Parallele noch immer fortſetzen, wenn du willſt; kannſt dir auch bei Gelegenheit ein ganz Kompendium voll Bluhmendogmatik und Bluhmenmoral zuſammentragen. Glaubs, du und ich haben wahrhaftig viel zu thun, wenn uns die Bluhme nicht übertreffen ſoll. Las uns oft an ein ſolches herrlichausſehendes, Balſamduftendes und im Stillen blühendes Kind der Natur hintreten, es bewundern, und ſeine Mutter ſchön finden, mitten in ſeiner Bewunderung edle, ſchöne Entſchlieſſungen faſſen, und zu ihm ſagen:

gen: Sollſt nicht beſſer ſein, als ich! Du — Bluhme; ich — Menſch! Du — ganz Bluhme; ich — ganz Menſch! — —

Einer meiner Freunde lebt in einem Lande, in welchem ſeit vielen Jahren keine Todesſtrafe mehr ausgeübt worden iſt, und, ſo oft ich ihn ſpreche, erzählt er mir unter den theuerſten Verſicherungen, daß ihm der Gedanke daran ſeine Tage noch um ein gut Theil heiterer und froher mache, als ſie ohnedis ſein würden. Der Mann hat in meinen Augen Recht, und ich bin völlig mit ihm einerlei Meinung. Ich ſtehe als Prediger in einer Stadt; aber ſollte es ſich iemahls in derſelben ereignen, daß ein Verbrecher zum Tode verurtheilt würde, ſo weis ich wenigſtens ſo viel gewis, daß ich ihn nicht hinausführen werde. Meine eigene Zerſtreuung und Muthloſigkeit würde, wo nicht gröſſer, doch wenigſtens eben ſo gros ſein, als die, in welcher der Delinquent ſich befände; und denn könnts geſchehen, daß nicht der Prediger dem Armſünder, ſondern der Armſünder dem Prediger, Troſt zuſpräche; welches, zu geſchweigen, daß es der erſte Fall von der Art wäre, doch wenigſtens ganz zweckwidrig ſein, und noch ſchlimmer herauskommen würde, als wenn der Beichtvater im Beichſtuhl einmahl in eine ſolche Verlegenheit geriethe, daß das Beichtkind, ſtatt von ihm abſolvirt zu werden, ihn abſolviren ſollte. Wohl aber wollt' ich bereit ſein, für einen zum Tode verdammten Unglücklichen ein allerunterthänigſtes Promemoria für ſein Leben in den lebhafteſten, beweiſendſten und rührendſten Ausdrücken aufzuſetzen. Käme ich iemahls in die Lage, daß ich mit voller Einſtimmung meines Bewuſtſeins den Gedanken hegen könnte: **Du haſt einem Verurtheilten das Leben gerettet'**— Brüder, ich glaube, kein Tag im ganzen Daſein ſollte mir feierlicher und ehrwürdiger ſein, als der, an welchem ich dieſe Handlung vollbrächte. —

Ich habe in meinem Leben keiner Exekution beigewohnt: zur Beruhigung meines Herzens hab' ichs nicht thun mögen; aber, ſo viel kann ich mir vorſtellen, daß der Anblick derſelben unter allen Anblicken, welche ſich fürs Menſchenauge darſtellen, der gräslichſte ſein müſſe. Es iſt ſchon überhaupt kein angenehmer Stand, an einem Sterbebette zu verweilen, und wenn auch auf ſelbigem ein Menſch läge, welcher ſo alt wäre, daß er nicht mehr leben könnte, oder, der ſo viel Elend und Jammer hätte, daß er nicht mehr leben möchte, und alſo beide mit allen umſtehenden Zeugen ihrer Schwachheit und Leiden den Tod für ihre letzte, noch übrige Wohlthat halten müſten. Das Zucken der Nerven, das Werfen der Hände, das Verdrehen der Augen, das Schaudern und Zittern am ganzen Leibe, und alle die gewaltigen Aengſten, deren die letzte

Menſchenſtunde bald mehr, bald weniger hat, wie beklemmen ſie dem zuſchauenden Edeln die Bruſt! wie erſchweren ſie ihm den Odem. Hättſt du doch nie ſterben geſehn, denkt er ſeufzend, ſo erführſt du nicht eher, welche Verwüſtung in der Natur der Tod anrichte, als bis du ihn litteſt! Vielleicht führe er denn vor deinen Augen, wie ein Blitz, vorüber, und du hätteſt das Schickſal der wenigen Seligen, denen die Schnelligkeit ihres Abſchieds nicht Zeit genung läſſet, ſeine ſiebenfachen Quaalen zu empfinden! — Wie noch weit erſchütternder, beängſtigender, mus denn der Anblick ſein, einen Menſchen ſterben zu ſehen, welcher noch hätte leben können, und noch gern hätte leben wollen! Ach! Brüder! denkt die Vorſtellung einmahl recht durch: ſehen, wie einem Menſchen, der Stärke noch, und noch Trieb, und herzliches, inbrünſtiges Verlangen zu leben hat, der Kopf vor die Füſſe geworfen, oder der droſſelnde Strang um den Hals gezogen, oder mit dem ſchmetternden Rade Bein für Bein zerquetſcht wird — wie wird euch? Bei allen Menſchenfreuden — ich mag euch meine Empfindungen darüber nicht mittheilen; aber ſo viel bin ich überzeugt, daß es kein geringes Verdienſt ſein könne, ſeine Mitbürger eines ſolchen Anblicks zu überheben. —

Menſchenleben iſt doch auch die ſchönſte Art vom Leben in der ganzen Natur. Ein zu ſchönes Leben, als daß man es ſo geradezu zerſtöhren ſollte. Mit iedem Menſchentode verliehrt die

Schöpfung eins ihrer vernünftigen Glieder; ein Verluſt, der unter allen, welchen ſie leiden kann, für ſie der gröſſeſte iſt! Ein Geſchöpf wird zerſtöhrt, welches Bewuſtſein ſeiner ſelbſt und aller Dinge auſſer ſich hat; welches in der Kette der Weſen der Hauptring iſt, der die übrigen alle hält; welches Gedankenreihe an Gedankenreihe, überdachte That an überdachte That, Schöpferpreis an Schöpferpreis, knüpfen kann. Sollts auch wohl ein Verbrechen geben, welches den Ausſpruch ganz rechtfertigen, und ihn zum Ausſpruch der Menſchheit machen könne — das edelſte Leben in der Natur zu zerſtöhren? Grauſen überfällt uns, wenn wir hören, daß ein Menſch zum Mörder ward. Die That iſt ſchrecklich, welche er beging. Aber bleibt Leben des Mörders nicht immer noch Menſchenleben? Wird die Handlung, welche wir verrichten, wenn wir ihn zum Tode verurtheilen, gegen diejenige gehalten, die er verrichtete, als er auch einen Menſchen in ſeinem Herzen dazu verurtheilte, dadurch ganz vorwurflos, daß wir ſagen, ſie ſei eine Folge davon? daß wir ſie Strafe dafür nennen? — Erhaltung des Lebens eines Verbrechers würd' alſo Gewinnſtiftung für die Natur ſein. Man bewahrte die Summe vom ſchönſten Leben in ihrem Schoſſe, für einen Abgang, welcher ohnedis ſich noch nicht ereignet hätte.

Die Menſchheit ſcheint mir auch von den Todesſtrafen wenig Ehre zu haben. Ich wollts beweiſen, daß man den Grad der Menſchlichkeit, oder Unmenſchlichkeit, einer Nation aus der Menge ihrer Todesurtheile, und aus der Mannigfaltigkeit und Beſchaffenheit der Vollziehung derſelben, ſicher beſtimmen könne. Unter den Kaffern gibts einige Völkerſchaften, deren Häupter dem Miſſethäter das Urtheil ſprechen, und es auch in Perſon an ihm vollziehen; aber man darf dis auch nur hören, ſo weis man ſchon, daß man nicht weit von den Hottentotten ſei. Nach Konſtantinopel werden iährlich die abgeſebelten Menſchenköpfe zu Dutzenden geſchickt; allein, man weis auch, daß in allen Provinzen des Reichs kein Kopf zu finden ſei, der — nicht wackle. Im Innern von Südamerika, wo die Einwohner des Landes aus den Schedeln ihrer im Kriege mit benachbarten Völkern gemachten Gefangenen trinken, haben die Europäer noch bis iezt keinen Geſchmack am Reiſen gefunden. Von einer Nation, welche geſchwind in Todesſtrafen iſt, kann man, ohne zu befürchten, daß man ihr Unrecht anthue, glauben, daß ſie den Werth des Lebens noch nicht gehörig geprüft habe. — Das Höchſte, welches man Menſchen nehmen kann, iſt doch das Leben. Im Beſtrafen böſer Thaten hat man alſo ſchon den gröſſeſten Grad der Vollkommenheit erreicht; warum bleibt man denn im Belohnen edler Handlungen auf den nidrigſten Stufen derſelben ſtehen? Gereicht die Seite, von welcher ſich hier die Menſchheit zeigt, ihr zur Ehre, oder zur

Schande? Oder glaubt man etwa, daß die Menſchen für ihre guten Thaten ſich ſchon ſelbſt genung belohnen, für ihre unedlen aber nicht ans Beſtrafen ihrer ſelbſt denken? daß man alſo nicht nöthig habe, auf ienes, ſondern nur auf dieſes, bedacht zu ſein? Ganz neuerlich ſahen wir noch ein Beiſpiel in dem Schoſſe einer ſonſt erleuchteten Nation, daß ein Menſch hundert und mehr edle Thaten verrichten konnte, ohne daß man auch nur auf den Einfall geriethe, ihm einen Orden zu geben; daß er aber nur eine unedle begehen dürfe, um zum Strang verurtheilt zu werden. Ich verarge es dem Manne, welcher dis Schickſal hatte, nicht, daß er in ſeinem Leben Luſt zu einer Biſchofsmütze bewies; wenn ieder Biſchof ſeine Mütze nicht eher bekäme, als bis er ſo viel Gutes geſtiftet hätte, wie er, ich wollts ſehen, was mit allen den Mützen angefangen werden ſollte. Wahre Ehrenrettung für die Menſchheit würde alſo ſein, wenn man auch nur dazu beigetragen hätte, daß ein Todesurtheil unterm Himmel weniger vollzogen würde.

Angenehmes, menſchenfreundliches Geſchwätz! ſagte vielleicht hie und da ein ſtrenger, Gerechtigkeitsliebender Richter, deine Menſchenfreude, welche du dir träumſt, würd' eine offenbare Schadenfreude gegen den Staat ſein, welcher dabei litte. — Aber wie? wenn der Staat dabei nichts verlöhre, ſondern vielmehr gewönne? wenn ihm im Gegentheil die Hinrichtung

richtung der Verbrecher nicht nur keinen Vortheil, ſondern groſſen, betrachtungswürdigen Schaden, brächte? — Ich ſehe den Nutzen nicht ein, welchen Todesſtrafen ſtiften ſollen. Das Verderben, welches der Miſſethäter angerichtet hat, wird durch ſeinen Untergang auf keine Weiſe wieder ungeſchehen gemacht, noch vergütet. War er ein Mörder, ſo hat der Staat, ſo lange er lebt, doch nur Einbuſſe eines einzigen Bürgers; wird er getödtet, ſo verliehrt er zween. Bleibt er am Leben, ſo iſt er noch im Stande, ſein gethanes Unrecht durch edle Thaten wieder gut zu machen, und es müſte ſchlecht ſein, wenn man nicht Anſtalten ſollte treffen können, ihn dahin zu bewegen, daß er es thäte. Von dem Augenblick ſeines Todes an aber wird der Schade, welchen er angerichtet hat, unerſetzlich. — Auch wird es nie bewieſen werden können, daß Todesſtrafen die Menge der Verbrechen verringern. Der wirkliche Böſewicht ſcheuet den Tod nicht. Die Reue über ſeine unedle Thaten würd' ihm weit gröſſere Strafe ſein, und, wenn man ihn dazu brächte, ſo wäre zugleich der Vortheil da, daß man ihn — gebeſſert hätte. Oeftere Hinrichtungen müſſen überdis die Menſchen mit einem gewaltſamen Tode bekannter machen, und dadurch die Eindrücke verliehren, von welchen man rühmt, daß ſie ſie machen ſollen. Iſt auch wohl die geringſte Wahrſcheinlichkeit dazu da, daß in der Türkei, wo der Aufruhr ſofort mit dem Tode beſtraft wird, der Aufrührer weniger werden? Ich werds in meinem Leben nicht vergeſſen, und halts für eine Anekdote, welche in der Geſchichte der Menſchheit nicht unbemerkt gelaſſen werden müſte, daß an eben dem Tage, an welchem Harris um zwoer Guineen wegen zu Tiburn aufgeknüpft ward, Ihro Grosbrittanniſche Maieſtät auf öffentlicher Straſſe angefallen wurden. — Setzet den Fall, daß man, ſtatt Miſſethäter zu tödten, und aus der Geſellſchaft wegzuſchaffen, ſich dahin beſtrebte, ſie zu nützlichen, Segenſtiftenden Mitgliedern derſelben wieder umzubilden, wie viel gewönne ſie dabei! Und gäbs unter ihnen einige, die nicht freiwillig nützlich werden wollten, ſo wären ia Stadtgraben genung da, wo ſie arbeiten müſten, und ſo könnte der Staat vielleicht noch auf ein zwanzig- dreiſſigiähriges Leben eines Holzhackers mehr Rechnung machen. Die menſchliche Natur aber lieſſe uns hoffen, daß von zween Mördern allemahl einer darauf denken würde, eine zahlreiche Familie wieder anzupflanzen, und in Gefahren des Todes ſchwebende Menſchen zu retten; und daß von zween Räubern auch allemahl einer auf den Einfall kommen würde, mit möglichſtem Fleis zu arbeiten, und mit dem Gewinn ſeiner Arbeiten Nothleidende wieder zu unterſtützen. So wäre denn die Möglichkeit da, daß ſie ihr begangenes Unrecht vollkommen wieder gut machen könnten. Wer ſollte der menſchlichen Geſellſchaft nicht dieſes Glück, und dem Miſſethäter nicht die Hofnung, gönnen, einmahl mit der Ruhe abgehen zu können, ausgeübte Schande von ſeinem Leben wieder weggewiſcht zu haben? — Auch wärs der Mühe werth, zu fragen, ob man nicht in den Herzen derer, welche zu Hinrichtung der Miſſethäter gebraucht werden, die Gefühle der Menſchlichkeit erſtickte? Die Erfahrung lehrt es uns ſchon, daß man von den mehreſten derjenigen, welche in Ständen leben, wo täglich Blut der Thiere von ihrer Hand vergoſſen wird, Wohlthätigkeit und Menſchenliebe in keinem hohen Grade ſich verſprechen könne. Wenn ichs leſe, daß Prieſter und Leviten vor jenem Elenden ungerührt übergehen konnten, der in ſeinem Blute ſchwamm, ſo denk' ich immer, daß ſie mit menſchlicher Empfindung ihn angeblickt haben würden, wenn ihnen nicht Anſchaun vergoſſenen und rauchenden Bluts eine alltägliche Sache geweſen wäre.

Und aus dem Geſichtspunkte der Religion, glaubt' ich, ſollte man auch die Sache einmahl mit Ernſt betrachten. Ich weis nicht, wie die Chriſten auf den Einfall gekommen ſein mögen, die Todesſtrafen aus Iſrael in ihre ſanfte, wohlthätige Religion überzutragen. Bei Jeſu, und ſeinen Apoſteln, finde ich nichts, das ſie dazu aufgefordert haben könnte. Die Geſchichte mit der Sünderin, welche nach dem Geſetz der Steinigung würdig erkannt ward, gibt vielmehr einen gar ſtarken Wink zum Gegentheil. Auch wag' ichs nicht, zu unterſuchen, warum in Iſrael die Todesſtrafen vorgeſchrieben waren. Vielleicht brachts die Aehnlichkeit der Dinge ſo mit ſich, daß unter einem Volke, unter welchem ſich die Gerechtigkeit des Himmels nicht anders, als durch Blut, verſöhnen lies, die Gerechtigkeit der Erde auch Blut der Verſöhnung verlangen muſte. So viel weis ich aber, daß unter den Chriſten die himmliſche Gerechtigkeit nicht mehr auf ihren Blutforderungen beſtehe; ſollte die irrdiſche ſich nicht nach ihr bilden, und auch davon ablaſſen? Ich dächte, es müſte ein herrlicher Triumf fürs Chriſtenthum ſein, wenn es auch ſeine Verehrer zu mildern Geſinnungen gegen Miſſethäter bringen könnte. Ein neuer Beweis wärs wenigſtens, daß Suchen, ſelig zu machen, was verlohren iſt, recht die Abſicht deſſelben ſei. — Freund, deine Religion ſegnet dich von allen Seiten; wie dankbar würdeſt du ihr werden, wenn du ihr den Ruhm verſchaffen hülfſt, und hie und da verurtheiltes Menſchenleben retteteſt!

Doch, Brüder, laſſt beim fortdaurendem Anblick der Galgen und Räder den Muth noch nicht ſinken! Auch Menſchengeſchlecht mus von Stufe zu Stufe gehen. Schon iſts glorreicher Segen unſeres Jahrhunderts, iene ſchrecklichen Qualen abgeſchaft zu ſehen, welche oft Unglücklichen ein Geſtändnis nie begangener Verbrechen abdrangen. Menſchliche Weiſe ſprachen laut gegen ſie, und menſchliche Groſſe verwarfen ſie mit Abſchen. Ach! fahret fort zu reden für die Ehre des Menſchengeſchlechts, ihr, die ihr Zutritt an die Thronen, und Weisheit und Muth genung, beſitzt! O! daß euch denn, wenn ihr mit menſchlicher Wärme redet, die Könige hörten! daß Menſchenblut durchgängig als das edelſte Blut betrachtet, und Menſchenleben für Zerſtöhrung geſichert würde! — Bildung, edle, dauernde Bildung, iungen aufwachſenden Menſchen geben, dis iſt ſicherſter Weg, ſie für Verbrechen zu ſichern. In einem Lande, wo viel neue Blutgerüſte und Schaffotte gebaut werden, ſind gewis die Schulen und Erziehungshäuſer im baufälligen Stande. — O! pflanzt, Erhabene der Welt! pflanzt menſchliche Gärten! ſetzt kluge Wächter hinein! erſtickt in den Seelen der Jünglinge den Todſchlag im Has, den Diebſtahl im Neide! Welche Wonne für Euch, wenn die Ausſicht vom euren Sommerſchlöſſern ins umliegende Vaterland nicht mehr durch Galgen und Schedelſtäten verdüſtert würde! — —

Es war an einem ſchönen Sommertage, als mir einige meiner Freunde das Vergnügen machten, mit mir eine kleine Reiſe aufs Land zu thun. Wir wählten eins von den Dörfern des Fürſtenthums, welche an der Elbe liegen. Unſere Abſicht war nicht ſowohl dabei, den Prediger, oder Amtmann, daſelbſt, als vielmehr — die Elbe, zu beſuchen. Das Wetter war an ſelbigem Tage, wider die disiährige Gewohnheit, beſtändig. Wir giengen alſo, ohn' anzuhalten, durchs Dorf hin, kamen an den Flus, und wählten uns zum Niderlaſſen einen Ort, wo ziemlich hohes Ufer war, und ſchattigte Bäume uns nach der Sonne hin umgaben. In unſern Taſchen führten wir einen kleinen Vorrath von Lebensmitteln, welche uns alle herrlich am Waſſer ſchmeckten. Meine Freunde geriethen auf den Einfall, eine kleine Fahrt auf dem Fluſſe zu machen, und luden mich dazu ein. Ich fand den Ort aber zu ſchön, als daß ich ihn ſogleich wieder verlaſſen ſollte. Sie ſetzten ſich in einen nicht weit davon befindlichen Kahn, und ich überlies mich unterdes meinen Empfindungen.

Brüder! verſagt mir euren Glauben nicht, Worte mögens nicht ausdrücken, wie hingeriſſen ich da lag, wie ich mit ieder Elbwoge fortſchwamm! Die Höhe des Ufers machte den Blick ins Waſſer noch ſchöner, und das Einzige, welches mich, ſo oft ich hinunter ſah, beunruhigte, war dis, daß man mir geſagt hatte, daß das Waſſer ſeit einigen Stunden ſtark gewachſen ſei. Hierdurch ward der Gedanke in mir erregt, daß vielleicht, nach Vergang eines Tags, niemand mehr hier am Ufer ſitzen, der Flus austreten, und alle umliegende Felder und Wieſen überſchwemmen könnte. Da beiammert' ich ſchon den Landmann; beiammerte ſein Getraid', und ſein Heu. Ich war auſſerordentlich aufmerkſam auf die Zunahme des Waſſers, und es ſchien mir, als wenn während einer Stunde daſſelbe ſchon wieder ſtark gewachſen ſei: denn ich ſah, daß einige Sträucher, welche bei meiner Ankunft noch über ſelbigem geſtanden hatten, mit ihren unterſten Zweigen bereits darinn ſchwammen. Sonſt war alles hier ſchön und reitzend. Das Bild der Sonne ſchien ſich im Waſſer zu baden, und die Wolken, welche in der Luft waren, konnt' ich, ohnerachtet daß der Flus trübe war, in ſelbigem ziehen ſehen, wie am Horizont. Das gegenſeitige Ufer erhub ſich allmählich, und war über und über mit den wohlgewachſenſten Bäumen beſetzt. Ungefähr hundert Schritte von ſelbigem ſtand auf einer Anhöhe ein Haus, in welchem die vorüberfahrenden Schiffer ihre Zölle ablegen müſſen. Die Lage deſſelben war romantiſch, und ich hätte auf den Einfall kommen können, dem Manne, welcher ſich darinn aufhielt, die Wohnung zu beneiden, wenn ich nicht einen Seitenblick auf ſeinen Beruf geworfen hätte, der mir nicht menſchlich genung ſchien. Die Leute, dacht' ich, welche durch dieſe Gegend ſchiffen, verderben doch auf der Elbe nichts. Sie ziehen zwar Furchen im Waſſer; aber das Waſſer läuft gleich wieder über dieſelben her. Oft mögen ſie auch Angſt genung darauf haben, und denn ſollte man ihnen lieber noch Geld dazu geben, damit ſie ſich dem gefährlichen Elemente noch einmahl ausſetzten, und die Produkte einer Provinz zur andern führten. — Einige Dorfkirchenthürme erblickt' ich auch noch hie und da zwiſchen den Bäumen; aber von den

Dörfern ſelbſt konnt' ich nichts ſehen. In dem einen ward gelautet, welches ich für das Zeichen hielt, daß man einen Einwohner deſſelben zum Grabe trage. Hätt' ich die Parentation zu halten gehabt, ich hätte ſie hier an der Elbe mit vielem Pathos ablegen wollen. Zur Rechten konnt' ich den Flus eine weite Strecke hinauf mit meinen Augen verfolgen, und die Ausſichten waren hier mahleriſch; aber zur Linken machte die Elbe einen Winkel, und ein hoher Wald verſchlos die Vüe. Das Vorüberflieſſen des Waſſers machte auch einen gar tiefen Eindruck auf mich. Jetzt, dacht' ich, iſt es dicht vor dir, denn iſts zwanzig, denn hundert Schritte von dir, denn iſts dort oben, wo dein Blick anſtöſſt, denn iſts zehn, denn zwanzig Meilen von hier, denn ſtröhmts in das Meer. Siehſt es nicht wieder — iſt dahin — hin ins Unermesliche. Ach! Leben, Leben, mit allen deinen Stunden, ſieh, welch ein Bild hier von dir! Kaum ſind ſie gegenwärtig geweſen, ſo ſind ſie auch ſchon wieder vorüber, ſind hin ins grenzenloſe Meer, kommen nie zurück!

Die Oekonomie der Natur, in Anſehung des Waſſers, erregte gleichfalls meine Bewunderung. Jetzt, ſtellt' ich mir vor, ſiehſt du dieſes Waſſer in der Elbe; denn iſts im Weltmeer; denn ſteigts wieder als Nebel auf; denn ſchwebts in der Luft, als Wolke; denn fällts auf einen Berg, als Regen; denn ſtürzts den Berg herunter, als Waſſerfall; denn wirds im Thal wieder Bach; denn läufts aus dem Bache wieder in den Flus.

Willſt du, Freund, Oekonomie lernen? kannſt ſie nirgends beſſer lernen, als bei der Natur! Mit allem, was ſie hat, geht ſie ſparſam um. Nichts verſchwendet ſie; auch das Waſſer nicht. —

Nicht weniger richtete ich meine Aufmerkſamkeit, als ich ſo aufs Waſſer ſah, auf die groſſen, faſt unbeſchreiblichen Veränderungen, welche dieſes Element ſeit Jahrtauſenden für den Planeten mag hervorgebracht haben, den wir bewohnen. Wie daſſelbe bald hier eine Wieſe abſpühlt, bald dort wieder eine andere anſeßt; bald hier eine Inſel bedeckt, bald dort wieder eine andere aufſteigen läſſt; bald hier einen Welttheil nach und nach verſchlingt, bald dort wieder eine neue Welt hervorbringt! Sonderbare Veranſtaltung! Könnten Menſchen, welche vor einigen tauſend Jahren an den Geſtaden des Weltmeers lebten, oder von einer Küſte bis zur andern ſchiften, in unſern Tagen nach ihren alten Wohnungen zurückkehren, oder die Küſten wieder beſuchen, wie würden ſie erſtaunen, wenn ſie ihre Häuſer, welche damahls unweit des Waſſers waren, entweder einige Meilen tief unter der See, oder eben ſo weit rückwärts im Lande, erblickten, und die ihnen ehedem wohlbekannten Küſten ſo abgeändert fänden, daß ſie ihnen ganz fremd wären? Das Waſſer bewirkt täglich Zerſtöhrungen, und iede dieſer Zerſtöhrungen wird auf der andern Seite der Kugel wieder eine neue Schöpfung.

Mitten in dieſen ernſthaften Betrachtungen warf ich einen Blick zur Rechten hin, wo ich die weite Ausſicht auf den Flus vor mir hatte. Ich ſah, wie ganz oben auf der Mitte deſſelben ſich etwas bewegte, und nach und nach ward ich gewahr, daß es ein Kahn ſei. Wie das ſo allerliebſt lies, als der Kahn immer näher und näher kam. Begieriger konnte kein Menſch auf die Ankunft ſeines beſten Freundes warten, als ich auf das Vorüberfahren des Fahrzeugs. Ich hatte auch Recht dazu. Meine Freunde warens, welche zurückkamen, und ſo ward ich überzeugt, daß der Kahn meiner Erwartung werth geweſen ſei. Sie kamen dicht an mich heran, beſchrieben mir das Vergnügen, aufm Waſſer zu fahren, und baten mich, ob ich nicht nun etwa noch eine kleine Tour mitmachen wollte. Ich lies mich überreden, und ſtieg ein.

O eine herrliche Fahrt, die alle übrige Fahrten übertrift — die Fahrt aufm Waſſer! Welch eine ſanfte Bewegung die ganze Maſchine durchdringt! was für eine angenehme Kühlung auch in den heiſſeſten Mittagsſtunden aufm Flus iſt! das war ein groſſer Einfall für Menſchen — ſich aufs Waſſer zu wagen. Aber Jahrtauſende braucht er nicht. Der Grönländer war bald mit ſeinem Fahrzeug fertig. — Ich befand mich auf der Mitte des Fluſſes, und hatte nun den Vortheil für meinen vorigen Siz, daß ich die Ufer auf beiden Seiten betrachten konnte. In iedem Augenblick beinahe waren die Ausſichten vor mir hin wieder verändert. Hier dacht' ich noch einmahl mit aller Gedankenfülle an Menſchenleben. Menſchenleben recht ſo eine Fahrt im Kahn aufm Flus! Auf beiden Seiten auch Ufer; bald ſandige, bald beblühmte Ufer. Auch Freunde mit im Kahn im Leben, wie hier. Auch Ruder, wie hier. Auch endlich ſo eine Fahrt aus dem Flus ins Meer, wie hier. Ins weite, unüberſehbare Meer! — Ha! wie Anſtaunen der Menſchenbeſtimmung mich plözlich ergrif! Laſſe doch dir Allvater iedem ſeine Fahrt geſegnet ſein! begleite ihn einſt auch aufs Meer, und ſei ihm da noch Schirm und Schild!

Unter dieſen Wünſchen traten wir ans Land. Ich ging mit meinen Freunden nach der Stadt zurück, und warf, ſo lange ich noch hinſehen konnte, dankbare Blicke auf den Flus, der mir heute ſo viel Freude verſchaft hatte. — Unterwegs dacht' ich wieder an das Wachsthum des Waſſers, und, ſo oft ich neben einem Saatfelde in der Au, oder neben einer buntbeblühmten Wieſe, vorbeiging, beunruhigte es mich, daß vielleicht in wenig Stunden eine daherrauſchende Fluth unter Hälmen und Bluhmen eine allgemeine Zerſtöhrung anrichten könnte. Meine Furcht war, zu meinem gröſten Vergnügen, aber dismahl vergeblich. Tages drauf empfing ich die Nachricht, daß das Waſſer bereits um einige Zolle wieder gefallen ſei, und die Landleute mäheten ihr Korn, und ihr Gras, und fuhrens frohlockend in ihre Scheuren, und auf ihre Böden, ein.

⁂

Mit den Straſſenbettlern hab' ich in meinem Leben wenig Mitleiden gehabt — ein Jahr ausgenommen, in welchem die damahls wütende Theurung Deutſchlands Provinzen manch Hundert von Menſchen gekoſtet haben mag. Da dacht' ich, daß es doch noch raiſonnabel gehandelt ſei, daß die Leute bei Tage, und nicht bei Nacht, kämen, daß ſie geduldig an den Thüren ſtehen blieben, und nicht zum Fenſter herein ſtiegen. Sonſt aber iſt mein Herz nicht ſonderlich weich gegen ſie. Ich denke immer, daß derjenige nicht viel Anlage mehr zum guten Kerl habe, welcher eine Gewohnheit daraus machen kann, Straſſ' auf, und Straſſ' ab, zu gehen, und der ganzen Stadt zu zeigen, daß er ſich nicht mehr ſchäme. Daher ſetz' ich an den Tagen, an welchen ſolenne Bettelei iſt, nur ein geringes Sümmchen für ſie aus. Wer alsdenn zuerſt kommt, der fiſcht, und — fängt; wer ſich aber verſpätet, der fiſcht, und — fiſcht. Man ſtärkt die Menſchen dadurch nur in der Trägheit und im Müſſiggang, gewöhnt ſie zur Lüderlichkeit, und entzieht würdigern, verdienſtvollern Armen, die in beſcheidener Verborgenheit ſchmachten, die nöthige Unterſtützung. Man weis auch, was für Böſewichter gemeiniglich aus Kindern werden, die am Bettelſtabe erzogen ſind, und ſetzen dieſe einmahl wieder Kinder in die Welt, ſo entſteht daraus eine abſcheuliche Menſchenrace im dritten Glied. Ein

Wink für ieden geſitteten Staat, fürs Abſchaffen aller Straſſenbettelei zu ſorgen, damit er nicht nach zwanzig oder dreiſſig Jahren von Müſſiggängern, Betrügern, Räubern, und Ehebrechern, wimmle!

Ich denke, wenn man barmherzig ſein will, ſo mus man es nicht durch einzelne Pfennige, oder Dreier, gegen Hunderte werden. Man ſuche ſich lieber hie und da eine arme, tugendhafte Familie aus, und mache die recht glücklich. Ach! Brüder! eine dürftige, rechtſchaffene, arbeitſame Menſchenfamilie in ſegensvollere Umſtände verſetzen — welch eine Wolluſt fürs menſchliche Herz!

Der beſte Menſch, welcher Wohlthaten austheilt, ſiehts doch gern, wenn ſie an ein gutes Herz, und in edle Hände, kommen. Er iſt nicht damit zufriden, daß er gutthätig iſt; er will auch gern, daß ſeine Gutthätigkeit die Wirkungen hervorbringe, welche er ſich von derſelben verſpricht. Nun denke dir, Freund, eine unglückliche tugendhafte Familie, welchen Segen kannſt du in ihrem Schoſſe ſtiften! Durch dich unterſtützt, windet ſie ſich aus dem Elende empor, worinn ſie ſeufzte. Sie verſchwendet deine Wohlthaten nicht, ſondern gebraucht ſie dazu, ſich die Nothdurft des Lebens zu verſchaffen, und ſich nach und nach in den Stand zu ſetzen, dir nicht auf immer zur Laſt zu ſein. Die Stimme der Klage verſtummt in ihr; man hört das Winſeln der Kinder nicht mehr; die bleichen Geſichter bekommen wieder Farbe und Heiterkeit. Du hilfſt ihr wirklich. Nun, dis war deine redliche Abſicht; du wollteſt Menſchen beglücken, und — haſt ſie beglückt. Keine falſche Hofnung hat dich getäuſcht; deine Barmherzigkeit iſt nicht fruchtloſer Verſuch geblieben; haſt deine edle That verrichtet, und kannſt ſagen: es hat mir geglückt, ſie ganz zu verrichten. —

Tugendbeförderer biſt du auch für ſo eine rechtſchaffene Familie. — Sieh, in welch einer traurigen Situation ſie lebte! wie ſie eine edle Scham zurückhielt, öffentlich um Unterſtützung zu ſchreien! bei all' ihrer Arbeitſamkeit, mit all' ihrer Treue ſah ſie nicht, daß ſie vollen Lohn davon hatte. Wie leicht wars möglich, daß ſie der Tugend weniger ergeben ward, weil die Verzweiflung ſie zum Laſter führte! Sie konnte denken: weil Rechtſchaffenheit nicht der Weg iſt, ſich einer traurigen Armuth zu entreiſſen, ſo laſſts uns verſuchen, Böſewichter zu werden; vielleicht ſind wir glücklicher dabei! Die Mutter konnte auf den Einfall gerathen, weil es ihr nicht glückte, durch Treue ihren Mann zu ernähren, ihm mit ihrer Untreue Brodt zu verſchaffen. Der Vater konnte, durch Gram und Herzeleid bewogen, auf den abſcheulichen Entſchlus kommen, Frau und Kinder lieber zu verlaſſen, als ſie noch vor ſeinem Tode Hungers ſterben zu ſehen. Die Kinder konnten, aus unwiderſtehlicher Begierde, ſich zu ſättigen, verleitet werden, den Wirth im Hauſe, oder den Nachbar bejan, zu beſtehlen; konnten wohl gar von Eltern, welche weiter keine Rettung mehr vor ſich ſahen, in der Stadt auf den Raub ausgeſchickt werden. Von dieſen traurigen Abwegen haſt du ſie nun zurückgehalten, Freund! welche Beruhigung für dich! haſt ſie nicht nur abgehalten vom Abweg, haſt ſie auch ſo weit in die Bahn der Tugend hineingeführt, daß ſie ſie nun ſo leicht nicht wieder verliehren werden. Wir ſind unterſtützt worden, werden ſie denken, laſſt uns nun beweiſen, daß wir die Unterſtützung verdienten! Laſſt uns dem Wohlthäter die erfreuliche Ueberzeugung ſchenken, daß er ſeine Mildthätigkeit nicht an Unwürdige verſchwendet habe!

Arbeitſamkeit und Fleis werden die gerettete Familie auch bald für allen andern auszeichnen. Schon vorher waren ſie in ihr ſichtbar; aber man vertrauete ihr nicht viel Arbeiten an, weil ſie arm war. Nun hat ſie voll auf zu thun; kann auch die rohen Produkte, welche ſie etwa verarbeitet, bei beſſerer Gelegenheit um wohlfeilere Preiſe kaufen. Man darf nicht fürchten, daß der Wohlſtand, in welchem ſie nun ſich befindet, ſie träge machen werde. Sie kennt die drückenden Beſchwerden der Armuth mehr denn zu ſehr, als daß ſie ſich aufs neue, und mit eigener Schuld, derſelben ausſetzen ſollte. Laſſt uns arbeiten, wird der Vater zur Frau, und zu den Kindern, ſprechen, damit wir dem Elend auf immer entfliehn! Vorhin erleichterte es uns noch der Gedanke, daß wir es uns nicht zugezogen hatten; aber nun, wenn wir uns abermahls in daſſelbe ſtürzten, würden wirs nicht tragen können. — Welch einen Gewinn hätte der Staat, wenn man ihm ſo eine arbeitſame Familie nach der andern mehr zuführte! —

Menſchen, welche ein edles Herz haben, werden nicht leicht eine Wohlthat annehmen, ohne dabei den warmen Vorſatz zu faſſen, eben dieſelbe bei Gelegenheit wieder an den dritten Mann zu bringen. Ein Wohlthäter macht mehrere; macht die ſelbſt auf die Zukunſt wieder zu Wohlthätern für andere, welchen er es zuerſt geweſen iſt. Man hat nicht mehr Mitleiden mit Unglücklichen, als wenn man ſelbſt ſchon in ihrer Zahl geweſen iſt. Alsdenn kennt man das Elend beſſer; man weis, welch eine Bürde es für Menſchen ſei; man hat empfunden, wie willkommen dem Verlaſſenen die Hülfe ſei. Das Herz öfnet ſich freiwillig — die Hände greifen zu ohne vorhergegangene lange Berathſchlagung. —

Und denn noch die edlere Bildung hinzugedacht, welche ſofort im Schoſſe der beglückten Familie die Kinder empfangen. Sie werden nicht nur zu einem arbeitſamen Leben, ſondern auch zur Mäſſigkeit und Wirthſchaftlichkeit, angewöhnt. In den Armen der Tugend empfangen ſie würdigere Begriffe vom Menſchenſchöpfer, von ihrer Beſtimmung, und von der Welt.

Beſcheidenheit und Edelmuth füllt die Seelen der Jünglinge, und Ehrbarkeit und Schamhaftigkeit das Herz der Töchter. Die Eltern können den Talenten des Knaben nachgehen, und ihnen durch Wahl einer ihnen angemeſſenen Lebensart Ausbildung und Vollkommenheit geben; dürfen den Knaben nicht aus Noth in eine Lage werfen, zu welcher ihn die Natur nicht beſtimmt hatte. Sie erziehn am Mädgen ein künftiges Weib, welches ihren Mann glücklich macht, Kenntnis der Wirthſchaftsführung hat, und die Bande nie entheiligen wird, welche zwiſchen ihr, und ihrem Gatten, die Liebe knüpfte. So entſteht eine vortrefliche Menſchenrace, welche vielleicht bis ins fünfte, ſechſte Glied hindauert, und Segen für die ſpätere Nachwelt bleibt! —

Seht, Brüder, ſo viel Heil können wir ſtiften, wenn wir armen, tugendhaften Familien wohlthätige Unterſtüzung reichen! Ach! wiſſet ihrs, wie ſchmerzhaft bei Rechtſchaffenheit des Lebens ein kümmerliches Schickſal ſei; wiſſt ihrs, wie viel Streit, Zweifel, und Mistrauen, im Buſen des Gerechten wühle, wenn er mit dem gröſſen, erlernten, oft gehörten, und von Rednern und Dichtern tauſendmahl glänzenderwieſenen Grundſaz: daß die Tugend ihre Verehrer in beiden Welten lohne, die iammervolle, widerſprechende Erfahrung verbindet, daß ſie ihm in der erſten nicht einmahl die Gemächlichkeit gewähre, welche ſo viel Böſewichtern zu Theil wird: ſo gehet nicht vor den Wohnungen der frommen Dürſtigkeit ungerührt vorüber! Sucht die leidende Tugend mit Menſchenwärme auf, und führet an euren Händen die Freude und volles Ergeben an den Vater der Welt wieder in ihre Hütte ein! Glaubt, daß es euch Troſt ſein werde, wenn ihr beim Bewuſtſein der Redlichkeit in Noth gerathet, andern gutgeſinnten Menſchen iemahls die ihrige erleichtert zu haben, und daß Gang in ein Haus, wo Güte des Herzens, und Elend, unter einem Dache wohnen, einſt noch den Gang ins Grab verſüſſe! Gewiſſer, ſchneller, unausſprechlicher lohnt keine Tugend, als die Tugend einer ſanften Wohlthätigkeit. Welch ein Gedanke für euch, wenn ihr in den Schoos einer durch euch unterſtützten Familie eintretet, ihren Wohlſtand und ihre Fröhlichkeit betrachtet, und dabei zu euch ſelbſt ſagen könnet: Wir ſind die Urheber davon? Welch ein Anblick, wenn Vater und Mutter, ſchweigend, aber das Auge voll redender Dankbarkeit, euch denn entgegenkommen, wenn ieder von ihnen nach einer von euren Händen greift, und ſie erkenntlich drückt; wenn die gröſſern von ihren Kindern euch, Wohlthäter, nennen, und die kleinern in unſchuldiger, ungeſtöhrter Ruhe, in eurer Gegenwart, ihre frohen Spiele fortſetzen, Brodt von ihren Eltern fodern, gefodertes Brodt empfangen, und die Mutter, indem ſie es ihnen reicht, einen Seitenblick voll Rechtſchaffenheit auf euch hinwirft! Ach! unter allen Menſchenwonnen

nen wird nicht leicht dieſe von irgend einer andern an Schönheit übertroffen — gemacht zu haben, daß auf ſieben, acht Menſchengeſichtern die Freude wohne, daß ſieben, acht Menſchengeſichter nicht mehr mager, ſondern vollbackigt, nicht mehr bleich, ſondern weis und roth, ſind! Nie, nie, wird eurer vergeſſen werden! Hinter eurem Sarge her wird die gerettete Familie noch gehen, und den, welcher ihre Ruhe bewirkt, auch zu der ſeinigen begleiten! Zu eurem Grabe wird der Nachkomm im dritten Gliede noch wandern, wirds ſuchen, und finden, und zu ſeinen Kindern im feierlichen Ton ſprechen: Unter dieſem Hügel liegen Füſſe, welche in die Hütte unſerer Grosgroseltern gingen, als ſie in drückender Dürftigkeit ſchmachteten; Hände liegen hier, welche ſie aus dem Elend' hervorzogen, und dadurch zugleich den Grund zu unſerer Glückſeligkeit legten! O Brüder! wird euch einſt ſo eine Leichenbegleitung zu Theil, ſo dürfet ihr die nicht beneiden, welche Newton empfing! Und erhaltet ihr einſt, ſchon im vollen Staube, ſo einen Beſuch noch im Grabe, ſo verliehrt ihr nichts dabei, daß man euch nicht in Weſtmünſterabtei beigeſetzt hatte! —

Das wünſcht' ich, daß ich ſo das alles, was ich heute, an einem der letzten Tage des Julius, in meinem Garten während eines Gewitters empfunden und gedacht habe, mit einem mahle hier hinſchütten könnte. — Fürchteſt du etwa, Freund, daß ich dir damit unangenehmheftige Erſchütterung, gewaltiges Erbeben, und hingeworfenen Muth, verurſachen würd'? Denke dis nicht! Wend' auch das Blatt deshalb nicht ſogleich um! Gewitterſtunde iſt auch feierlichwonnevolle Stunde fürs Menſchenleben. Das einzige möcht' etwa dabei auszuſetzen ſein, daß eine ſchwüle, preſſende Luft das Athemholen eine Zeitlang erſchweret; aber iſt der Regen nur erſt einige Minuten lang ſtark gefallen, ſo iſts auch wieder überwunden.

Ich weis wohl, daß unter euch, meine lieben Leſerinnen, und Leſer, viele ſein werden, welche, bei jährlicher Rechnungsabnahme des Sommers, das Aufſteigen der Gewitter unter die Defekte bringen möchten; aber könnte doch das Raiſonnement eines Erdbürgers, welcher gern alle Furcht von ſich, und ſeinen Mitbürgern, vertreiben wollte, etwas dazu beitragen, daß ſie hinfort einer und der andere von euch in Rechnung paſſiren lieſſe! Ich kanns nicht ſagen, ob es Menſchen gebe, denen die Furcht für Gewittern natürlich ſei; ich habe den Verſuch nicht machen können; obs wahr ſei, oder nicht; glaub' auch, daß es überhaupt viel Mühe koſten müſſe, hinter Dingen zu kommen, welche natürlich ſein ſollen. So viel weis ich aber mit Gewisheit, und aus Erfahrung, daß die Vorſtellungen, welche der Menſch von Kindheit an in Anſehung der Gewitter empfängt, bei Feſtſetzung ſeiner

Denkungsart über ſie das mehreſte thun. Oft hab' ich Kinder von einigen Jahren geſehen, welche ſchon beim Anblick eines Wetterſtrahls unter den Röcken ihrer Mutter Schutz ſuchten, und ſich mit einem Geſchrei darunter verbargen, als wär' Feuer im Hauſe. Anfangs erregt' es meine Bewunderung; allein, ich ward bald überzeugt, daß ich, wenn ich an der Kinder Stelle geweſen wäre, unter denſelbigen Umſtänden eben ſo würde gehandelt haben, als ſie. Die Drohungen, welche die Kinder täglich bei allen Donnerwettern empfingen, die fürchterlichen Präparationen, welche, ſo bald ein einziges derſelben aufſtieg, um ſie her gemacht wurden, das Zuſchrauben der Fenſterladen, das ſorgfältige Verſchlieſſen aller Thüren, das angſtvolle Zuſammenlaufen der Leute im Hauſe, das Zittern der Mutter, das Schreien der ältern Geſchwiſter, das heftige Singen des Vaters, und der Nachbarn, konnten auf ſie keine andere Wirkungen haben, als ſie in der That hatten. Ich habe einen kleinen Buben von drei Jahren, auf deſſen Bewegungen ich bei iedesmahligen Aufſteigen eines Wetters die genaueſte Aufmerkſamkeit richte; aber er zuckt dabei nicht. Er ſieht den Himmel in ſeiner Schwärze mit ruhigen Augen an, und, wenn es blitzt, freuet er ſich herzlich, und ſpricht: Papa, das war ſchön; das war recht helles Licht. Was den Donner betrift, ſo iſt er mit ſich ſelbſt noch nicht darüber einig, wozu er ihn machen ſolle. Bald glaubt er, es komme eine Kutſche gefahren, bald denkt er, es ſei ein Schus, und greift geſchwind nach der Elle, und thut, als wollt' er mit ſchieſſen; bald hält ers für Trommelſchlag. Ich hab' ihn von Anfang an dafür verwahrt, daß er keine falſche Vorſtellungen über die Sache von andern empfangen könne, und nehme ihn, ſo bald ich ein Gewitter am Himmel merke, zu mir. Die Jdeen, welche er ſich ſelbſt davon macht, will ich, wenns Zeit ſein wird, ſchon berichtigen. Wär' warlich ein Wink für euch alle, die ihr Menſchen bildet, ſie für Gewitterfurcht ſorgfältig zu bewahren! So würden ſie einſt den Vortheil davon haben, daß ihnen der gröſte Theil des Sommers unruhloſer, freudenvoller wäre; da ſie im Gegentheil, wenn ſie einmahl Vorurtheile darüber eingeſogen, und dieſe ſich feſtgeſezt haben, oft durch die vernünftigſten Vorſtellungen anderer, und durch eigene Reflexionen, ihr ganzes Leben hindurch von einer ungegründeten Bangigkeit dafür ſich nicht losreiſſen können.

Es iſt nicht zu leugnen, daß die Gewitter hie und da einzelnen Theilen der Schöpfung Schaden, und oft gar Verwüſtung und Zerſtöhrung, zubereiten, und man könnte dis für eine Apologie für die Furcht für ſelbigen halten; allein, es käme nur darauf an, daß man ſich darauf legte, über dieſen Punkt oft vernünftig mit ſich ſelbſt zu raiſonniren, ſo würde man vielleicht auch mit ihm fertig. Die Einrichtung der Welt iſt nun einmahl von der Art, daß die möglichſte

Vollkommenheit des Ganzen da ſein, und erhalten werden ſoll. Allein, dieſe Vollkommenheit des Ganzen verſpricht keineswegeſ ähnliche Vollkommenheit iedem einzelnen Theil. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Theile bringt vielmehr ganz natürlich die Erſcheinung hervor, daß die Vollkommenheit des Ganzen nicht anders fortdauern könne, als wenn hie und da einzelne Theile aufgeopfert werden. Laſſet uns alſo annehmen, daß Gewitter, ſo, wie iedes andere Ding in der Welt, dort oder da Schaden und Verwüſtung in einzelnen Theilen der Schöpfung anrichten, ſo iſts doch offenbar, daß das Ganze derſelben unausſprechlich dabei gewinne. Willſt du's nicht glauben, Freund, ſo geh Tags drauf nachm Gewitter auf dein Feld, und in deinen Garten, und ſieh, wie der vorzüglichfruchtbare Regen, welcher während deſſelben fiel, im Pflanzenreich beinahe Wunder gethan hat. Zieh alsdenn die gereinigte, abgekühlte Luft in dich ein, und ſtell dir vor, daß dieſer Balſam, den du iezt einathmeſt, Gift über lang oder kurz für dich hätte werden können, wenns unterm Himmel nicht Bliz und Donner gäbe. Jeder leidende Theil beim Gewitter müſte alſo gleichſam als ein Märtirer fürs Ganze betrachtet werden; man müſte ſeine Niderlage als ein Opfer anſehen, ohne welches eine weit gröſſere Aufopferung würde haben vor ſich gehen müſſen. — Es gibt Gemüther, für welche dieſe Betrachtung allein ſchon Beruhigung genung ſein kann, weil ſie einſehen, daß, wenn die Einrichtung der Welt durch ſie nicht abgeändert werden könne, ſie mit ihr zufriden ſein müſſen, und daß ſelbige, ſo, wie ſie einmahl iſt, auch weiſe und gut genung ſei.

Aber laſſt uns auch den Schaden, welchen Gewitter hie und da ſtiften, einmahl nicht als Gewinn fürs Ganze, ſondern als wirklichen Verluſt für einzelne Theile, betrachten; was folgt daraus? Freund, biſt du beſtimmt, in einer weiten Strecke der Schöpfung um dich her beim aufziehenden Wetter der einzige Leidende zu werden: ſo wartet auf dich entweder Verluſt deines Vermögens, oder deines Lebens ſelbſt zugleich. Ich geſtehs, aller ſeiner Habe binnen einer Stunde beraubt werden, beſonders, wenn man Jahre lang daran geſammlet hätte, müſt' eine traurige Situation im Leben ſein. Philoſophiſche Seelen müſſen aber auch denn in dem Bewuſtſein noch Troſt finden können, das Feuer nicht angelegt zu haben. Und ſollt' es nicht in den Händen der Fürſten ſein, ihre Unterthanen auch von dieſer Seite zu beruhigen, wenn ſie ein- für allemahl feſtſetzten, daß, wenn einer von ihren Bürgern und Bauern durch einen Wetterſtrahl abbrennte, alle ſeine Mitbürger in der Stadt, oder alle Bauern, welche mit ihm zu einem Amte gehören, ieder pro rata, dazu zuſammentragen müſten, daß dem Unglücklichen ſein verlohrnes Vermögen bei Heller und Pfennig erſetzt würde? Wahrſcheinlicherweiſe würden ſie ſich alle dazu bereit finden laſſen, weil ieden von ihnen das armmachende Schickſal treffen kann; und ſollten Widriggeſinnete ſich dagegen ſetzen, ſo könnte ihnen angedeutet werden, die für einander ſorgende Geſellſchaft zu verlaſſen, und ſich Häuſer an einſamen Oertern zu bauen, damit ſie, wenn ſie ia abbrennten, nicht die Wohnungen ihrer Nachbarn zugleich in Feuer ſetzten. Träfe dich aber, Bruder, der Wetterſtrahl ſelbſt, und du fändeſt in ſeinem Schwefeldampf den Tod, was fragſt du nach dem Brande, welcher dein Haus einäſchert? Fürs Haus ſorgt man allenfalls, ſo lange man darinn wohnt. Der Verluſt deines Lebens ſcheint dir ietzt ſchrecklich, wenn du ihn dir denkſt, nach dem Augenblick des Strahls aber ſchmerzt er nicht weiter. Uns allen iſt die Gewisheit unſers Abgangs bekannt, nur ſeine Stunde kennen wir nicht. Müſſen wir doch glauben, daß die, welche es einmahl ſein ſoll, dazu die ſchicklichſte ſei. Geſchöpfen, welche abgehen müſſen, kanns gleich viel ſein, ob ſie heute, oder morgen, gerufen werden. Dadurch, daß der Ruf ſchnell erſchallt, gewinnen ſie mehr, als ſie verliehren, und vielleicht iſt der Tod, im Blitz gefunden, unter allen der ſanfteſte. Ob ſie erſt anfangen, zu hinken, ſich denn ganz hinlegen, Wochen lang mit Schmerzen kämpfen, ſich mit dem Anblick derer, welche ſie verlaſſen ſollen, noch lange quälen, oder, ob ſie mitten im ſchnellſten Lauf ſinken, verkürzte Angſt haben, und den Ihrigen aus den Augen geriſſen werden? — ich halts mit dem Letztern.

Und vielleicht hätten viele durch Gewitter unglücklichgewordene ihrem Tode entgehen können, wenn ſie vorſichtig genung geweſen wären. Wenn es einmahl Thiere gibt, deren Geſellſchaft beim Wetter uns gefährlich iſt, warum entfernen wir ſie nicht alsdenn von uns? wenn wir unter altem Gemäuer, oder unter dem Schatten der Eiche, nicht ſicher ſind, warum nehmen wir zu ihnen unſere Zuflucht? warum ſetzen wir uns nicht lieber dem durchdringendſten Regen aus, und halten die Näſſe, welche er über uns her führt, für ein Präſervatif widers mögliche Unglück? — Vielleicht iſts in den Händen der Menſchen, die, dem Anſehen nach, furchtbarſte Erſcheinung in der Natur eben ſo unſchädlich für ſich zu machen, als ihre lächelndſten und entzückendſten. Beiſpiele haben wir davon, und ich habe das Vertrauen zu dem reifenden Geiſte der Menſchheit, daß er im kommenden Jahrhunderte übers Vorurtheil ſiegen werde. Wär' ich Fürſt, oder König, ſo brächt' ich auf meinem Reſidenzſchloſſe, auf allen meinen Luſt- und Jagdſchlöſſern, auf allen Thürmen und Kirchen, und auf allen öffentlichen Häuſern, die Ableiter zuerſt an, und machte mir von der Nachahmungsſucht meiner Unterthanen die Hofnung, daß ſie mir bald folgen würden. In entfernten Welttheilen iſt man ſchon weiter in der Sache, und hat davon den erwünſchteſten Erfolg. Es käme nur darauf an, daß Männer von Einſicht und Anſehen das Vorurtheil auch bei uns angriffen, mit

Ernſt und Muth angriffen. Ich kenne einen ſiebzigiährigen Prediger aufm Lande, und unterhielt mich vor einiger Zeit mit ihm über dieſe Wohlthat, welche man dem Menſchengeſchlecht erweiſen könnte. „Bewahre Gott, ſagt' er, Herr Konfrater, wie profan denken Sie! Wollen ſie unſerm Herrgott in ſeinen heiligen Wegen und Gerichten hinderlich ſein?“ Ich hatte Mitleiden mit der füriezt übelangebrachten Pietät des Alten; aber alle meine Demonſtrationen würden ihn nicht auf andere Gedanken haben bringen können. Eben fiel mir ein, daß er am ſelbigen Tage ſich hatte eine Ader öfnen laſſen. „Herr Bruder, fragt' ich ihn, warum haben Sie heute ſo ſchnell zur Ader gelaſſen?“ Ei, mein Gott, antwortet' er, das war höchſt nöthig, mein Arzt ſagte mir, daß mich der Schlag auf den Fus verfolge. Nun konnt' ich mich nicht enthalten, ihn zu fragen, warum er durchs Aderlas Gott in ſeinen heiligen Wegen hinderlich geworden wäre. Er fühlt' es, was ich für eine treffende Folgerung nun auf den vorigen Gegenſtand unſeres Geſprächs ziehen konnte, und fing von etwas andern an zu reden. — Mit ſolchen Vorſtellungen hab' ich mich den gröſten Theil meines Lebens hindurch beſchäftigt, und damit iſt mirs gelungen, das raſſelndſte Donnerwetter für mich zur Menſchenfreude umzuſchaffen. —

Ich lag heute noch unter meinem Birnbaum, als ich fühlte, daß die Sonne heftig zu brennen anfange. Was gilts! dacht' ich, Ge-

witterſtunde iſt nicht mehr weit. Ich ſtand au
ſah mich um, und erblickte in Südoſt einige We
terwolken.. Ich ging in eine meiner Lauben, un
betrachtete den Himmel mit Aufmerkſamkei
Nach einer halben Stunde erſchien ſchon da
volle Gewitter, und ein dumpfiges Donner
verkündigte mir ſeine Annäherung. Die So
ne brennte immer heftiger, alle meine Pflanze
neigten ihre Häupter, und ſchienen, nach Erqui
ckung zu ſchmachten. Es war ein feierlicher A
blick, ein Anblick ganz voll Zukunft, welchen de
Horizont mir reichte. Ueber mir noch de
hellſte, blauſte Himmel, weiter hin gekräuſelte
lichthelle Wolken, welche ſich über einande
thürmten, und ein langes Kettengebirge abbil
deten, und unter ſelbigen ein dicker, ſchwarze
Schlauch, welcher, ein halbes Meer in ſich au
genommen zu haben, ſchien. Jeder Donne
ward lauter, als der vorige; einige kleine Ge
wölke, welche den Vortrup machten, eilten zu
Sonne her, und verbargen ſie. Noch war Stil
le, tiefe Stille in der Luft. Plötzlich erhub ſic
ein gewaltiger Sturm, der mit einer Staubwol
ke daherrauſchte, und das Gewitter ſchwebt
ſchon über meinem Haupt. Einige ſchmettern
de Schläge folgten nun, und ein durchdringen
der Regen kam hinter ihnen her. Es war ein
herzliche Freude, ſo zu ſehen, und zu hören, wi
der Regen fiel. Anfangs rauſchte er ſtark au
den Blättern der Bäume, und der nidrigern Ge
wächſe, weil ſie von der Sonne wie gedörrt wa

ren; bald aber wurden dieſe weicher und zarter, und das Geräuſch verlohr ſich merklich. Der Donner ſchallte ſchon wieder entfernter, und von meinem Birnbaum an bis zur kleinſten Braunkohlpflanze hatte alles neues, dauerhaftes Leben empfangen. Mitten im ſtärkſten Platzregen ſah ich bereits den äuſerſten Rand des Horizonts ſich wieder erheitern, und ein mildes Blau umkränzte die dunkelgrauen Wolken. Das war ein herrlicher Anblick! In ieder Minute veränderte ſich die Himmelsfarbe. Bald trennte ſich ein Gewölk von dem andern, und bildete mitten in der Luftdämmerung einige hellweiſſe Flecke. Bald zogen die Wolken wieder an einander, und ſchienen gelb. Bald fingen ſie von der Nachbarſchaft der Sonne an, zu rötheln; bald lieſſen ſie hier und da ſchon einige blaue Räume über mir ſehen. Endlich brach die Sonne in aller ihrer Pracht wieder hervor, und ſenkte ihren glückwünſchenden Strahl auf das erquickte Land. Noch fielen einige Tropfen, und empfingen im Sonnenſchein den Glanz des Kriſtalls. In Nordoſten ſchwebte nun das übergezogene Wetter mit feierlicher Würde. Die Sonne, welche gegen daſſelbe ſchien, ſchwärzte es noch weit mehr, als vorhin, und es ſah aus, wie das Vaterland der Nacht. Ueber mir war der Himmel ſo rein und ſo blau, als er den ganzen Tag über nicht geweſen war. Die Dünſte waren zerſtreut, die Atmoſphäre war reiner, und ein ſanfter Weſtwind ſchüttelte den aufgehaltnen

Regen von den Zweigen der Bäume, heral Ein neues, friſches Grün kleidete meinen ganzen Garten. Nun freut' ich mich ſchon auf de folgenden Morgen, um zu ſehen, wie alles g wachſen, wie alles neugepflanzt zu ſein ſcheine würde. Ich ſtand da, ſchaute mich um zwiſche Himmel und Erde, und lachte beide mit eine heitern, reinen Herzen an. —

O! liebet die Natur, Brüder, und glaub daß man beim Bewuſtſein der Tugend in alle ihren Auftritten, und ſolltens auch die äuſerlich furchtbarſten ſein, erquickende Wonne finde könne! — Ablegung der Furcht beim Gewi ter, denk' ich, ſoll' auch einmahl den Vorthe für uns haben, daß wir dem letzten unter alle Donnern noch ohne Grauſen beiwohnen we den. Im Schooſſe der Natur bildet ſich Gü des Herzens, und haben wir die, ſo beben wi auch im Weltgericht nicht. — —

Die Jahre meiner erſten Jugend trafen gerade in die Zeit des letzten deutſche Kriegs. Als ein Knabe von zehn Jahren la ich die Zeitungen mit der gröſten Attention. Ic wuſte ſo ziemlich den iedesmahligen Stand de beiderſeitigen Armeen, konnte die berühmteſten Generale beim Nahmen nennen, und hatte mi unter den Kriegführenden Mächten meinen Mann ausgeſucht, für den ich in Gedanken herzhaf herzhaft und wacker mitfocht. So oft ich von einer Bataille las, in welcher die Macht, der ich wohlwollte, den Sieg erfochten hatte, trug ich, wenn ich in die Schule ging, meine Naſe hoch empor; hatte ſie aber den Kürzern gezogen, ſo ſah ich keinen Menſchen an, und brummte, wenn mich iemand um etwas fragte, wie ein Bär. Nicht ſelten hatt' ich ſo gar mit alten Bürgern meiner Vaterſtadt Händel, welche es mit der andern Parthei hielten, und ich kanns bis dieſe Stunde nicht begreifen, wie beiahrte Leute es mit einem Buben aufnehmen, und über dergleichen Sachen im Ernſt mit ihm reden konnten. So viel weis ich aber noch, daß ich von einem von ihnen einmahl bald ein Paar derbe Ohrfeigen deshalb bekommen hätte, wenn mein ſeliger Grosvater nicht dazwiſchen gekommen wäre. Da ich nun während des Krieges erſt zum vollen Bewuſtſein meiner kam, ſo hatt' ich auch gar keine Idee vom Frieden. Ich hörte allenthalben Wünſche nach Friede, hatte auch hie und da etwas von den Seligkeiten deſſelben geleſen, und konnte mir nicht vorſtellen, was Friede ſei. Tauſendmahl hab' ich damahls blos darum gewünſcht, daß endlich einmahl Friede werden möchte, damit ich nur erführe, was er wäre. Als ich nun las, daß er zu Hubertsburg wirklich geſchloſſen ſei, ſo war ich allenthalben Aug', und allenthalben Ohr. Ich guckte ſtarr den Himmel an, und war von der Ueberraſchung ſo voll, daß ich nichts geringeres glaubte, als daß Sonne, Mond, und Stern zu Friedenszeiten noch herrlicher glänzen wür den, als im Krieg. Am Himmel aber blieb wie's geweſen war. Nun hielt ich mich a die Erde. Ich ſuchte auf derſelben lauter neu Paradiſe, ſuchte allenthalben Freude und Won ne; meinen damahligen Vorſtellungen aber nac ſchien ſich auch da wenig zum Beſſern hin ab geändert zu haben. Die Zeitungen waren in Gegentheil nicht mehr ſo amûſant für mich die Kaufleute fingen an, zu klagen, daß nich mehr ſo viel zu verdienen ſei, als im Krieg die Juden gingen lumpigter einher; ich konnt mit meinen Spielkameraden nicht mehr um ei nen Groſchen Kegel ſchieben, wie ſonſt; mei Vater klagte über anſehnlichen Verluſt, welche er durch die ſchleunige Reduktion der Ephrai miten, Dreiergroſchen, und Kupferſechſer, erlitte hatte; und die abgedankten, zum Theil lahm un krummgehauenen Soldaten kamen bettelnd vo die Thüren, und fluchten alle Teufel aus de Hölle heraus. Ha! wie da der Werth de Friedens in meinen Augen zu fallen anfing aber, Brüder, ſo bald ich lernte, über wichtig Gegenſtände der Menſchheit gehörig reflektiren ſah ich ein, daß — *Friede Menſchenheil und Menſchenſegen* ſei; und von der Zeit a ſchwebt mir ſein Bild als ein recht reizendes göttliches Bild vorm Aug.

Menſchenblut flieſſt ſanft und ſicher in ſei nen Adern fort, wenn Friede iſt — ha! welch

ei

ein Gedanke! — Iſt warlich ſo etwas geringes nicht, als hie und da gedacht wird, wenn Tauſende hingeführt, und dem Tod in den Rachen geiagt werden! Man hatte ſie ia nicht gefragt, ob ſie dazu ihre Einwilligung gäben. Wäre dis, daß ſie den Tod freiwillig geſucht hätten: ſo könnte man allenfalls ſagen, daß man ihnen nicht hätte zuwider ſein wollen. Aber, wenn ich mirs vorſtelle, wie Jünglinge und Männer zur Opferbank hingeſchleppt werden, iene aus den Armen abgelebter Eltern, und ſehnſuchtsvoller Bräute, dieſe aus dem Schos ihrer Gattinnen, ihrer Kinder, und ihres Vaterlands — wenn ich mirs vorſtelle, wie ſie ſich gewaltig dagegen ſträuben, und doch hingeſchleppt werden: ſo blutet mir's Herz! Und,wenn ſie denn nun hinkommen ins Schlachtfeld, ſo ſtehen ſie da, und ſtreiten, und wiſſen nicht, warum? Religion und Vaterland müſſet ihr vertheidigen, ſagt man ihnen; Religion und Vaterland — ſüstönende Nahmen! Man könnts ihnen aber nicht verdenken, wenn ſie einmahl die wichtige Fragen aufwürfen: ob die Religion überhaupt andere Waffen führen dürfe, als nebelvertreibende Aufheiterung, Führung des Menſchen auf ſeine Beſtimmung, Antrieb zu edeln, grosmüthigen Handlungen, abgetrocknete Thränen der Tugend, und allgemeines Menſchenglück befördernde Wohlthätigkeit? und ob das Wohl des Vaterlands nicht mit geringerm Aufwande, als die Verſchüttung des Bluts vieler Tauſende ſeiner

ner Kinder iſt, erhalten, geſichert und befördert werden könne? Wären die Streiter noch wirkliche Feinde gegen einander: ſo wärs noch etwas. Gewaltiges, erhitzendes Gefühl empfangenen oder geglaubten Unrechts, könnte man vorgeben, riſſe ſie denn ſo weit von ſich ſelbſt weg, daß Menſchenhände, welche doch nur dazu gemacht ſind, einander Wohlthaten zuzureichen, ſich mit ſiebenfachern Tod für einander füllten. Aber ſo ſehen ſie ſich auf der Erde vielleicht zum erſten mahle, kennen einer des andern Nahmen nicht, und das erſte, was ſie thun, ſoll doch ſein, daß ſie ſich die Köpfe ſpalten, oder das Herz durchbohren, oder Hände und Füſſe abhauen. Oder kennen ſie ſich, ſo ſteht wohl gar Freund gegen Freund, Bruder gegen Bruder, Sohn gegen Vater. — ach! wie eng wird mir die Bruſt, indem ich dis denke! Und denn gäbs ja wohl noch hie und da einen tapfern Kerl, der, wenns einmahl nicht anders ſein ſoll, ſich wacker wehrte, und ſein Leben theuer verkaufte; aber ſo wird ihm auch dis wohl nicht einmahl verſtattet. Wenn er mitten im Avanciren iſt, ſo ſpeien ſchon geöfnete Feuerrachen zu Dutzenden, und zu Schocken, von fern auf ihn Tod und Zerſtümmlung her. Dis, Brüder! ſchien mir immer ſo etwas recht abſchreckendwidermenſchliches zu ſein, daß man die edelſten, muthvollſten Menſchen zu Boden ſtürzt, ohne daß ſie ſich wehren können! Stellte man ſie noch Mann gegen Mann, und lieſſe ſie ſich mit einander balgen: ſo käme dem Helden doch ſeine Stärke und ſeine Entſchloſſenheit zu ſtatten. Gewiß gingen denn auch nicht ſo ungeheure Mengen von Menſchen verlohren; es würden, welches noch gräslicher iſt, nicht ſo viele Krieger zerſtümmelt, lägen nicht da aufm Schlachtfelde, und müſten über ſich bei vollem Leben wegreuten und wegfahren laſſen, müſten ſich nicht jämmerlich verbluten, und zulezt noch halblebend unter zwanzig Todten in einem geſchwindverfertigten Grabe lezte Stäte finden! — — O Friede! Friede! du biſt Menſchenbluts Schutzgott! Menſchenblut flieſſt durch dich in ſeinen Adern ungeſtört und ſanft fort, wallt für Kinder, und Eltern, und Gatten, für Freunde, und für Vaterland, ſtröhmt, Eifer und Feuer zu Rechtſchaffenheit und edler That zu!

Gottes Erde gewährt dir auch mehr Anblicke der Schönheit, Bruder! wenn heiliger Friede auf ihr ſchwebt. — Da ſiehſt du keine Zerſtöhrungen in der Natur, als die etwa, welche der Winter macht. Siehſt keine verwüſteten Fruchtfelder — es müſte denn hie oder da eins von ihnen ein ſeltener Hagelſchlag treffen, der doch nur ſtrichweiſe geht; ſiehſt die Weiden voll froher Heerden, die, wenn auch eine Seuche ſie zuweilen ergriffe, ſich bald wieder vermehren; ſiehſt nicht Meilenweit abgebrannte Dörfer, zerſtöhrte Meierhöfe, und eingeäſcherte Städte; ſiehſt nicht die Landleute in groſſen Schaaren flüchtig werden, und Häuſer und Hö-

ſe verlaſſen; ſiehſt nicht geplünderte Waare
ger! Allgemeine Sicherheit waltet. Der S
ter treibt ſeinen Handel und ſein Gewerbe,
ſein Vermögen iſt ſein, und ſeiner Kinder.
Bauer geht zu ſeinem Pflug, lockert die h
gewordene Erde, düngt ſie, wirft ſeine Sa
aus, und ſpricht in ſeinem Herzen: nach ein
Monaten werd' ich erndten. Jeder Untert
trägt mit Richtigkeit ſeine Gaben ab, und
keine Schulden machen, um ſchwere Kontri
tion herbeizuſchaffen. Sein Fürſt ſieht ihn
lockend und arbeitſam, und ſeiner Kinder Fr
wird Freude für ſein väterliches Herz! —

Und die Tugend, Freunde, ach! die Tu
— wie viel gewinnt ſie durch Frieden! M
nur die Geſetze des Landes bleiben heilig
unverletzt; Menſchenherz iſt ſich auch ſelbſt
ſetz. Jene ſanftern und zärtlichern Gefühle,
che der Adel unſerer Natur ſind, werden n
durch ſtete Anblicke der Grauſamkeit und
waltthätigkeit unterdrückt. Man kennt die
luſt nicht in ſo vieler Mannigfaltigkeit;
Jüngling wird nicht ſo allgemein vom J
ling, und das unſchuldvolle aufblühende M
gen nicht vom zügelloſen Böſewicht verfü
Eigenthumsrecht iſt heilig, und gegenſe
Treue beglückt die Geſellſchaft. Unmäſſig
im Trunk bleibt nur der Vorwurf weniger
glücklichen, welche ſchon zu weit von der B
der Erbarkeit abgewichen ſind, als daß ſ
ihr zurückkehren könnten. Der Eidſchwur

n

mehr Ehrwürdigkeit, und die fluchende Stimme tobet nicht ſo laut. Auf der Erziehung der Kinder, der künftigen Vaterlandsbürger, ruhet mehr Güte und Ordnung, mehr gute Beiſpielsfülle. Das öffentliche Verdienſt wird erkannt, und der Staat hat mehr Reichthum und Muſſe, es würdig belohnen zu können; das ſtille, im Verborgenen ſegnende wird aufgemuntert, hervorzutreten, und ähnlichen Lohn zu empfangen. Die Gerechtigkeit leiſtet auch dem Geringſten unter den Unterthanen Hülfe, und der Wohlſtand öfnet dem Bürger die Quellen der Barmherzigkeit. — —

Dich will ich ſegnen, du Beglücker des Menſchengeſchlechts, Friede! ich will dich ſegnen, ſo lange ich bin! Du biſt recht Menſchenbeſtimmung — biſt himmliſchen Urſprungs — biſt liebenswürdiges Geſchenk vom Allvater! — Heil dir, mein deutſches Vaterland! Land des Fleiſſes, und der Volkesmenge! daß Seligkeitvoller Friede iezt auf deinen Fluren wohnet! Ach! er müſſe fort über dir ſchweben; müſſe lange über dir ſchweben! Heilige, Freundſchaftsvolle Bande müſſen das Herz deines Joſephs, deiner Thereſie, und deines Friedrichs, an einander feſſeln! müſſen feſſeln die Herzen aller deiner Fürſten! Denn müſſe Jeder deutſche Vater ſeinen Kindern frühzeitig das Wort: Friede, lallen lehren — müſſe ſie lehren, die Seligkeit deſſelben kennen und ſchäzen — müſſe ſie hinführen zu den Altären der Tugend, und ſprechen: Bewahret Unſchuld und Güte, ſo wird auch — Freude in eurem Buſen ſein! — — —

Viel Friedliches hat gleich bei ſeinem erſten Anblick ein Erndtefeld. Jüngſt ging ich über ein ſolches Feld; da empfand ich **Erndtefreude — ach! Erndtefreude!**

Unausſprechlich verliehrt der Städter, wenn er in ſeiner Eingeſchloſſenheit die Erndtezeit verlebt, und nicht fleiſſig in den offenen Fluren wandert. — Mannigfaltige, durchaus angenehme Abwechſelung der Gegenſtände überraſcht uns da, theilt uns in zehn, zwanzig Theile, und zieht den einen davon dort- und den andern dahin. Bald wallen noch vor uns dickbeſtaudete Gerſten- und Haferfelder; bald liegen hinter uns ſchon unzählbare Roggenhälmer in aufgethürmten Reihen. Wie ſie da ſo ſtill liegen, die kleinen Wälder, welche vor einigen Tagen noch ſauſeten und brauſeten, — vollendetes Produkt der Natur — von Menſchenhänden abgehauen, und ihnen nun ganz überlaſſen! Dort harken einige alte Mütter; da binden muntere Mädgens Garben; hier mandelt ein männlicher Bauer auf; weiterhin hält ein Wagen, und ein Paar ſchwarzbraune Knechte laden die dicken Bunde; ganz unten ziehen ſchon vier wohlgefütterte Rappen einen andern ſchwerbelaſteten Getraidewagen nach dem Dorfe hin. Wie geſchäftig die Menſchen alle ſind! Mähen und harken, harken und binden, binden und laden, laden und fahren — mähen und harken, und binden, und laden, und fahren, und — pfeifen, und ſingen. Weidlich klatſcht der fahrende Jüngling mit ſeiner Peitſche den ſchallenden Kreuzhieb, und die ihn liebende Dirne ſchreit Juchheiſa darein. Iſt doch ein gar vortreflicher Anblick, ein ſolches Gewimmle von Menſchen zu ſehen, die alle mit Eifer arbeiten, und bei ihrer Arbeit noch frohes Muths ſind! Das ſind ſo die rechten Menſchen, welche arbeiten, und — dabei fröhlich ſind. Die Arbeit verſüſſt ihnen die Freude, und die Freude erleichtert ihnen die Arbeit. Geh hin, Städter, und lerne vom Landmann dein Tagewerk verrichten; lerns verrichten, und dabei ſcherzen und lachen! Jedes abgemähete Feld verſchafft uns eine neue Ausſicht. Vorher, wenn wir vorübergingen, ſahen wir ins Getreide; nun erblicken wir über dem leeren Acker hin Büſche, und Mühlen, und Dörfer. Es iſt uns, als ſähen wir ſie alle zum erſten mahle. Gehen wir weiter an einen Morgen, noch mit Waizen beſtaudet, ſo ſind ſie alle wieder weg. Wir kommen wieder an ein Kornfeld, wo eben gemähet wird, und ieder Hieb, welchen die Sichel thut, läſſt uns einen Zweig von ienen Bäumen, oder einen Schornſtein von ienen Häuſern, abermahls erblicken. Reitzvolles Spiel, welches die Natur noch mit ihren Kin-

dern treibt! Wohne ihm noch bei, Städ
im wenig Wochen wird es aufhören, und ſ
du denn auf derſelben Stelle, ſo wird dich
ein fortwährendes Einerlei ermüden! —

Biſt du aber aufm Erndtefeld, ſo denke a
einen redlichen, weitumfaſſenden Gedanken
die Wohlthätigkeit um dich her! Bruder!
che Empfindungen werden dir ins Herz ſt
men, wenn du den Segen, als Menſch, betr
teſt, welcher vor deinen Augen in herrlicher F
da liegt! Iſt warlich nicht anders, als ſ
du ſchon Brodt an Brodt liegen; als wär'
ganze Feld voll Tiſche, und voll Bänke, be
mit hungerſtillender Nahrung, und mit esbe
rigen Gäſten. Stell dir vor, wie herzlich es
nen ſchmecke; wie ſie bei einer frugalen M
zeit nach vollendeter Arbeit ſich erholen,
neue Kräfte zur morgenden noch vorſchwel
den ſammlen! Wohl euch, ihr Armen un
meinen Mitbürgern, deren vornehmſte, bein
einzige Nahrung Brodt iſt, die im Schooſſe
ner zahlreichen Familie ſich ſchon glücklich p
ſen, wenn ſie für ſich, für Weib und Kinder,
ſes allgemeinen Nahrungsmittels Fülle ha
— nun iſt der Theurung wieder geſteu
Neuer, erquickender Vorrath davon wieder
lenthalben da! Bald werden die trockenen K
ner, unter den arbeitſamen Händen des D
ſchers, umherſpringen; bald wird der Landma
damit ſeine Säcke füllen, und ſie den Städt
zu Markte bringen. — Ach! wüßte ich die S

ten im Felde, auf welchen Brodt wächſt, welches bald hie und da ein Gefangener in ſeinem Kerker bei Waſſer eſſen wird, mit welcher menſchlichen Theilnehmung wollt' ich auf ſie hintreten, und meine Thränen auf ſie weinen! In Gottes freier Luft, wollt' ich denken, wächſt Brodt für eingeſperrte Brüder! daß ſie doch auch die Freiheit hätten, welche die Hälmer hatten, in deren Aehren Korn für ſie war! daß ſie doch alsdenn eben ſo ſegensreich wären, als ſie! —

Das wäre meines Herzens voller Wunſch, daß ich die ganze Erndte hindurch meine Gemeine aufs Feld führen, und ihnen da predigen könnte! So im Anblick der um und um ſegnenden Natur, mitten unter dem tauſendfachen Guten, welches vom Himmel auf die Erde gefallen iſt — was für Empfindungen müſten ſich da in die Seelen der Gottesverehrer ſtröhmen laſſen! wie müſte man ſie da thätig zum Guten, duldend fürs Ungemach, aufmerkſam auf Schöpfergüte, machen können! Einen feierlichern, herzdurchdringendern Gottesdienſt müſts nicht geben auf Erden, als den! Dem Manne, welcher wohl wuſte, was im Menſchen war, und ſeine zärtlichſte Seite bald finden konnte, mochte auch dieſe Bemerkung nicht entwiſchen. Mit überwallender Liebe für ihn leſ' ichs, daß er mit ſeinen Buſenfreunden ſo gern über Saatfluren und Erndtefelder ging; daß er auch Sabbath mit ihnen daſelbſt oft feierte, und ihnen Hinblick auf den Allvater, Wohlgefallen an ſeinen Schöpfungen, Nachahmung der Natur, Glauben an die Fürſehung, und Ausſicht in eine frohe Zukunft, lehrte!

Und Erndten, Brüder, erndten iſt ſo eine recht menſchliche Verrichtung. Nutzen ſucht der Edle bei allen ſeinen Handlungen; Nutzen für ſeine Brüder, und für ſich. Wir ſäen allenthalben im Leben, und warten auf Erndte. Warten ſehnlich drauf, daß unſere guten Thaten den von uns abgezweckten, gewünſchten Erfolg haben ſollen. Der Anblick der Erndte im Feld iſt daher völlig nach unſerm Geſchmack. — Wir wiſſen die Widerwärtigkeiten, welchen oft die aufgegangene, ährentreibende, reifende Saat auf der Flur unterworfen iſt; wiſſen auch, wie oft wir bei Ausübung unſerer beſten Thaten behindert werden; ſehen wirs nun, daß der Ackermann gute, reichliche Erndte hält: ſo ſchwebt vor unſern Augen ein Bild iener Freude, welche wir haben, wenn wir von unſern edlen Handlungen allen den Segen erblicken, welchen wir uns von ihnen verſprechen. — Ward das Feld, worauf iezt Erndte iſt, vor Winter beſäet, ha! was für ein ſtarker Gedanke ergreift denn den Chriſten! haſt auch ſo, denkt er, eine Erndte über Winter zu hoffen, eine volle, reiche Erndte! — Wie ihn das Bild von Menſchenbeſtimmung, welches ihm die Natur hier vorhält, ſo ſanft anlächelt! wie er all' ſeine Blicke auf daſſelbe feſſelt, und nicht wieder von ihm loskommen kann! Guter Thaten Lohn, ach! guter Thaten ganzen Lohn —

hier und dort, und dort und hier! Jetzt Anfang — denn Vollendung! Bei der Hinſaat wohl gar Trauren — aber zur Garbenbindezeit Freud und Jubel! — Der Mann, welcher mit Rom und Korinth korreſpondirte, und ſich gut drauf verſtand, Gegenſtände in der Natur, und im gemeinen Leben, für die Religion brauchbar zu machen, mocht das Bild auch oft angeſehen, und mit herzlichem Wohlgefallen betrachtet haben. Reſultat all ſeiner Betrachtungen war und blieb: Laſſt uns ſäen im Segen, ſo werden wir erndten im Segen! —

Auch, Brüder, hab' ichs nie ſtärker empfunden, wie wahr es ſei, was einsmahls der Beſte von uns allen ſagte, als wenn ich zur Erndtezeit über Feld wandelte. Wenn ich denn ſo mitten auf einer groſſen Waizenbreite ſtand, und nirgends Ende derſelben ſah, wenn die unzählbaren Millionen Aehren um mich her wankten: ſo wars, als ſtände ich mitten unter der ganzen Menſchheit, und ſchaute den unendlichen Segen, welcher an ihr zu ſtiften — nicht zu ſtiften — nur zu ſammlen, wäre. Erndte genung, dacht' ich, Erndte genung; nur Arbeiter her! Gelegenheit genung da, Menſchengewinn zu machen; nur Edle werden erfordert, welche die Mühe dabei nicht ſcheuen — eine Mühe, die mit iedem Augenblick ſich reichlicher belohnt! Und denn erneuerte ich auf der Stelle den Vorſatz, unermüdet zu arbeiten, und allenthalben, wohin nur meine Stimme dringen möcht, andere zu gemeinſchaftlicher Arbeit mit mir zu ermuntern. — —

O Fluren voll Erndte — ſeid mir heilig! he lig, wie Tempel der Gottheit! Nie müſſ' ich au euch hinwandeln, ohn von den edelſten, hinſchme zendſten Empfindungen durchdrungen zu wer den!. Nie euch wieder verlaſſen, ohn lebha zu fühlen, daß ich — um einen Grad meh Menſch geworden ſei! — — —

Dich, Jüngling, lieb' ich, dem beim heilige Nahmen: Vaterland, das Blut ſchon gewaltiger wallt; und dich, Mann, der mit raſchem felſigten Muth am Vaterlands Wohl arbeitet und dich, Greis, der, an Kräften arm, an Wünſchen aber reich, brennendes Verlangen, daß Vaterland nach ſeinem Hintritt noch glücklich ſei am Grabe vorm Allvater ausſchüttet! O ih Edlen, wie ergreift euch alle meine Liebe, un mein Lob! Wie ſeh' ich euch vornan in der würdigſten Menſchenklaſſe, in welcher man Menſchengröſſe und Menſchenwonne fühlt! — — **Patriotiſmus! Patriotiſmus!** — Freuden quell für alle groſſe und ſchöne Seelen, in Latium nicht nur, und in Gräcien, auch in Belgien, Helvetierland, Germanien, und Amerika und an allen Orten und Enden der Erde — Vaterland glücklich ſehen, glücklich wünſchen nach Vermögen glücklich machen — — De hat kein menſchliches Herz, welcher dis alles nicht mit voller Heiterkeit verrichtet!

Gut aller Güter! Leben! ach! Leben! wie nenn' ich dich recht? — Ach! erſtes, allererſtes, allerheiligſtes, allerunverletzlichſtes Gotteseigenthum! triefendſter, reichquillendſter Schöpferſegen! Allumfaſſendſter Ausflus vom Weſen der Weſen! dich ſchätzen, dich nach Würde ſchätzen, dich menſchlich verwenden und genieſſen — dis iſt unter allen Verehrungen, Preiſungen und Anbetungen des Allvaters die würdigſte, ihm gefälligſte, und ewiger Glorieausſicht volleſte! — Kannſt du, Bruder! auf dein Vaterland hinblicken, und wär' es auch nur ein Ländgen von anderthalb Meilen, ohn' in deinem Innern laut zu ſprechen: Ach! liebes, theures Land, warſt Lebensland für mich! In deinem Schoos fing ich an, zu athmen; zu empfinden, was Lebenskraft und Lebensfülle ſei! Gabſt Leben — habe Leben, gib Leben, empfange Leben auch von mir zurück, ſo lang' ich bin! — ?

Sieh, Bruder! dein Vaterland zeigte dir nicht nur erſten unter allen Segen von fern, bracht' ihn dir auch nah; gab ihn dir nicht nur halb, gab ihn dir ganz! Tauſendmahltauſend Lebenerhaltende Wohlthaten umfloſſen dich in ſeinem Schoos! Wuchſeſt empor; hoch empor! Reifteſt zur Menſchenreife! Saheſt ſeiner Frühlinge Bluhmen; erndteteſt ſeiner Sommer und Herbſte Früchte; genoſſeſt ſeiner Winter

Ruh! — Nun ſtehſt du da, mitten unter a
len Weſen, ſchauſt ſie gebietend an, und ſprichſ
Seid all' unter meine Füſſe gethan — all' unt
meine Füſſe gethan; doch ohne mir Recht zu g
ben, das Geringſte von euch unnöthigerwei
zertreten zu dürſen. — Ach! Vaterland, V
terland, töne deinen Ohren ſüs! ſei deinem He
zen edelſtes, geliebteſtes Erdenland! Freue dic
wenn ein Fürſt darinn herrſcht, welcher für da
Heil deſſelben ſorgt! Gönn' ihm den Frieden
und ſeine Erndten, und all' ſeine Wonnen! –
Biſt von ihm erhalten worden, ſuchs wieder z
erhalten! Wend' allen deinen Fleis an, ih
das wieder zu thun, was es dir that, und es z
ſegnen von allen ſeinen Seiten! —

Fandſt auch, Bruder! im Vaterlande Men
ſchen, welche dich in ihre Arme nahmen! Trat
in Verbindungen ein, die dir dein Leben heiter
und ruhvoller machten! — Da kam ein Redl
cher, ſchon weit gröſſer, als du, auch ſchon den
Grabe wieder weit näher, als du, ſchaute dic
liebreich an, drückte dich treu an ſein Herz, un
nannte ſich — Vater; Vater von dir! Da la
ein Menſch von ſanfterm Gliederbau, von zär
licherer Empfindung, weinte, und lächelte zu
gleich, gab dir am Buſen die erſte öffentlich
Nahrung, und rief dich: Kind; mit mütterli
cher Liebe — Kind! Da liefen kleine, ſorgen
loſe Geſchöpfe, gebildet, wie du, herbei, zwa
ſchon gröſſer, als du, aber noch unvollendet, ſpiel
ten neben dir ihre frohen, kindlichen Spiele

wiegten dich, ſahen dich wiegen, waren dir Bruder und Schweſter! Da eilten Freunde, wohlmeinende Freunde, hinzu, ſchauten dich mit Blicken künftiger Vertraulichkeit an, und nahmen dich unter die Reihen derer auf, welche ihnen auf Erden die Wertheſten waren! Nun fing in deinem Herzen an, die Liebe zu erwachen. Du ſahſt ein Mädgen, ein holdes, reitzvolles Mädgen, und wünſchteſt 's, dein zu nennen. Vaterland gabs dir, und ſprach: Nimms hin — hin in deinen Arm! Machs glücklich, und werde dadurch glücklich! All dieſe Bande ſind nicht Ketten für dich; ſind ſanfte Umwindungen — Roſ' an Roſe. Laß ſie dich feſt ans Vaterland knüpfen! Reich ihm gern ihrer groſſen Segnungen Hälfte!

Geh zurück auf all' deiner Wiſſenſchaft, Tugend, und Denkungsart, Grundlagen — nahmſt ſie aus Vaterlands begüternden Händen. Vaterland lehrte — Vaterland bildete dich. Die erſten Eindrücke, welche äuſerliche Gegenſtände auf dich machten, hatten den Auſtrich ſeines Klima, ſeiner Regierungsform, und ſeiner Sitte. Auf ſeinen Fluren wardſt du empfindſam, in ſeinen Tempeln religiös, unter ſeinen Edlen tugendhaft. So oft nun dein Auge mit tiefer Wolluſt auf die Natur, und ihre Schönheiten, ſchaut, ſo oft dein Glaube dich beruhigt, und Bewuſtſein deiner Rechtſchaffenheit dich übers Misgeſchick emporhebt: ſo oft wirf einen dankbaren Seitenblick aufs Vaterland hin! Freu dich,

wenn

wenn wiſſenſchaftliche Männer in ſeinem Schoos ſind, deren Licht dem Mitbürger, dem Nachbar, und dem fernen Fremdling, ſcheint!' Freu dich, wenn du ſiehſt, wie ein würdiger Gerechter mit dem andern Arm in Arm durch ſeine Städte und Dörfer wandelt, und wie ſie beide gemeinſchaftlich ſich bemühen, allenthalben edler Thaten reichen Segen zurückzulaſſen! Führ' ſeine Jünglinge der Weisheit, und ſeine Töchter der Tugend, zu! Sei ſelbſt der Weisheit Verehrer, der Tugend Freund! —

Und hat Vaterland auch eine Ståte zum Grabe für dich, weiſt du unter allen ſeinen Fluren dieienige ſchon, auf welcher du ſtauben wirſt: ſo geh an Frühlingsmorgen und Sommerabenden zu ihr hin, ſieh Sonne und Mond auf ihr auf- und untergehn, und ſprich: Ach! Vaterland! — auch einmahl Land der lezten Ruh für mich! — wenn dein Hügel mich deckt, dein Raſen über mir grünt, und deine Erde ſich mit der meinigen vermiſcht; wenn ich kein holdſeliges Wimpern der Morgenröthe mehr ſehe, kein freundſchaftliches Winken des Abendſterns mehr; wenn gegen Geräuſch und Stille mein Ohr taub iſt, und alle meine Theilnehmung an Weltfülle und Weltgeſchäftigkeit verſchwindet; wenn meine Gattin, meine Kinder, und alle die, neben denen ich gerne im Leben gehen mocht, über mir hinwandern: denn treffe dich noch Segen auf Segen! denn wohne noch Fried' und Seligkeit in dir! Denn ſeien noch all deine Bürger Tugendfreunfreunde, und Schöpferfreunde, und deine Freunde! denn arbeiten ſie noch all mit Eifer für dich — arbeiten für dich, und für ſich! Heil vom Allvater ſtröhme denn mächtig hinzu — beförder' ihre edlen Unternehmungen — geb' ihnen allen heitern, wunſchübertreffenden Ausgang! —

Ach! und lebteſt du, Freund, dein Leben vom Vaterland fern; trennten dich von ihm lange, bahnloſe, furchtbargethürmte Gebirge, unwirthbare, brennende Sandwüſten, und Weltmeere voll Schiffbruch und Tod; wärſt du verlaſſen und einſam auf einer der unbekannteſten, von Menſchen unbeſuchteſten Inſeln, und hätteſt Nacht, wenn dein Vaterland Tag hätte: ſo müſte beim Gedanken an deine väterliche Flur dein Buſen ſich noch emporheben; müſteſt die Sonne noch dafür ſegnen, welche iezt über dir ſchwebt, daß ſie vor zwölf Stunden überm Vaterland ſchwebte, und ihm mit einem Strahl zugleich Licht und Wärme gab! Riefe dich denn der Tod — ſucht' er und fänd' er dich unter einer andern Himmelsgegend, und könntſt du ihm nicht entfliehen, und, ehe er dich träfe, dein Vaterland nicht noch einmahl von weitem ſchaun: ſo müſt' aus ieder niderfallenden Thräne ein Wunſch für ſein daurendes Heil aufſteigen, und ſchmeichelnde Hofnung auf deiner Wünſche Erfüllung dir noch Verſüſſung des Hinſcheids im fremden Lande ſein! Müſteſt noch hinſchleichen in lezter Lebenskraft ans Geſtade des Oceans, und über all ſeine Wellen nach der

Zone hinblicken, unter welcher dein Vaterland läge, und ſegnend deine Hände aufheben, und — ſinken laſſen!

Glückt's dir aber nach einer langen Reihe von Jahren, in ſeinen Schoos zurückzukehren, ha! welche unausſprechliche Freude für dich! Säheſts denn von weitem, und verdoppelteſt eilfertig all deine Schritte; beträtſt denn ſeine Grenze, und jauchzteſt! Suchteſt deine Freunde; fändeſt einige von ihnen noch lebend, beinahe unkenntlich, und drückteſt ſie ans Herz; gingeſt zu den Gräbern der Verblichenen, und ſetzteſt dich auf ſie hin, und dächteſt noch einmahl ihre Liebe in all' ihrer Kraft! Wandelteſt in das Haus, wo das Licht zum erſtenmahl dir ins Auge fiel — beſuchteſt den grünen Platz, wo du gern mit deinen Geſpielen tanzteſt — ſchauteſt den Garten mit ſtillem Nachdenken an, wo du oft in Geſellſchaft deiner Eltern, und ihrer Freunde, warſt — träteſt in den Schatten der Bäume hin, unter denen du einſt nach Aepfeln ſuchteſt — fändſt noch hie und da auf Beeten, wo du ſonſt Bluhmen pflanzteſt, eine Viole, oder Tauſendſchön — und die zarten, kleinen Eindrücke, welche dis alles ehemahls auf dich machte, kämen in dich zurück; du erneuerteſt die Reihen deiner erſten Jugendideen, und ſtändeſt da, hinſchmelzend — hinſinkend — Wonnethrän im Aug! — — —

* * *

Glaubt nicht, Freunde, daß Vaterlandsliebe euch das Umſehen auf Erden verbiethe, und euch aufs ganzen Daſeins Zeit, wie die Malve, an die Stäte binde, wo ihr hervortratet! Weiſe und edel handelt ein Jüngling, welcher, wenns ihm ſein Schickſal verſtattet, einen Theil ſeiner erſtern Jahre darauf verwendet, unterm Monde umherzureiſen, und Welt und Menſchen kennen zu lernen! Mit den edelſten Kenntniſſen bereichert, muthig, und, Gefahren des Lebens zu überwinden, abgehärtet, wird er nach vollendeter Tour ins Vaterland zurückkehren, und denn einer ſeiner nützlichſten Bürger zu ſein! — Als ein Weiſer die Erde bereiſen — hab' ich mir immer als ein würdiges, anmuthvolles Geſchäft gedacht. In früher Jugend las ich die Bemerkungen ſchon mit innerer Wolluſt, welche einige meiner Brüder bei ihren Wanderungen auf unſerm Planeten geſammlet hatten; und, ob mir mein Geſchick gleich die Freude verſagt hat, ihre Fustapfen aufzuſuchen, ſo reiſe ich doch mit iedem Edeln, von dem ich höre, daß er ſeinen Marſch antritt, in Gedanken mit, und warte begierig auf iede Entdeckung, welche er unterwegs machen wird. — In der Suite des Grafen von Falkenſtein bin ich auf ſeiner Reiſe ungeſehen von Anfang bis zu Ende geweſen. —

Das Vergnügen iſt nun einmahl unausſprechlich, Gottes ſchöne Welt zu beſchauen; ſie zu beſchauen mit all' ihren Liebenswürdigkeiten, Abänderungen, und Sonderbarkeiten. Der kleine Kreis, in welchem wir uns herumdrehen, handeln und privatiſiren, wird uns bald zu bekannt, zu alltäglich; am Ende ſehen wir über die Reize hinweg, welche er wirklich hat. Der reiſende Weltbürger aber hat gleichſam in ieder halben Stunde eine andere Erde vor ſich. Er hat die Empfindungen dabei, welche ieder Menſch haben würde, wenn er, indem er zum erſten mahle in die Welt träte, und in ſie hinguckte, gleich mit vollem Bewuſtſein in ſie hinträte und hinguckte. Bei dem gewöhnlichen Wachsthum unſerer Kräfte von Kindheit an verliehren wir dieſe Gefühle. Wir lernen einen Gegenſtand nach dem andern kennen, und das daraus entſpringende Vergnügen theilt ſich. Der Reiſende aber umfaſſt alle die tauſendfältigen neuen Gegenſtände, welche ihn in einem noch nicht beſuchten Erdraum umgeben, mit einem einzigen Allblick. — Dabei ſteigt ſeine Verwunderung von Stufe zu Stufe, wenn er ſieht, mit welcher Weisheit die Natur ihre Schätze über unſern Planeten hingeſtreut habe; wie ſie gegen den einen Diſtrikt deſſelben ſparſam, gegen einen andern mild, gegen noch einen andern verſchwenderiſch, gegen den elendeſten und verborgenſten ſeiner Winkel aber auch nicht ganz unwohlthätig geweſen; wie ſie allenthalben etwas hingeworfen, welches dem Fleck, wo es liegt, eigenthümlich, und daſelbſt gleichſam zu Hauſe iſt; wie ſie die Geſtalt und den

Anblick der Erde ſo beluſtigendmannigfaltig geformt, daß ſie bald mit weithervorragenden Höhen ſich zu erheben, bald in tiefnidrigen Thälern zu ſinken, ſcheint, bald in einer unüberſehbaren, baumloſen Fläche fortläuft, bald mit dicken Waldungen bekränzt iſt, bald mit kleinen, ſich ſchlängelnden Bächen durchſchnitten, bald von ungeheuren Fluthen überrauſcht wird. Ha! welche Wonnen müſſen bei all dieſen Anblicken dem Gefühlvollen, Gutgeſinneten, durchs Herz ſtröhmen! — So viel weis ich; wenn ich reiſete, in einem zugemachten Kaſten lies ich mich nicht fortſchleppen. Lieber wollt' ich von der Sonne mich zum Mohr brennen, vom Regen über und über nas machen, und vom Winde durch und durch wehen laſſen, als, wie ein Müſſiggänger durch die Welt fahren, der ſich nicht allenthalben ſo umſähe, wie er ſich umſehen könnte. Ich lieſſe mir einen ganz offenen Wagen machen, inwendig mit einem Sitz ringum, und mitten unter den Sitzen mit einem groſſen leeren Raum, daß ich mich bald vor- bald rückwärts ſetzen, bald aufrecht ſtehen, und allenthalben Himmel und Erde anſchauen, und mit meinen Blicken verſchlingen möchte. Wenn denn muthige Roſſe mich ſchnell dahinzögen: ſo wollt' ichs mit Entzücken ſehen, wie die Erde mit all ihren Hügeln, und Thälern, und Wäldern, und Ebenen, neben mir wegrollte; und käm ich denn in eine recht ſeligkeitvolle Landſchaft: ſo wollt' ich ſchreien: Halt! Kutſcher! las uns mit langem, tiefen

Odem all die Wonnen und Götterfreuden hinterſchlurfen, Stundenlang hinterſchlurfen, welche hier die Natur mit mehr als gewöhnlichen Reichthum ihren Kindern darreicht! — Himmliſche Gegenden gibts auf der Erde, welche hie und da ſo dornen- und diſtelvoll iſt. Ach! könnte mein Aug ſie doch noch alle ſchauen, ehe es ſich ſchlöſſe! mein Herz ihre Wonnen recht alle fühlen, eh' es ſeine Reitzbarkeit verlöhre! Mit welchem Vergnügen wollt' ich im Lande Angeln herumwandern, wo mein Freund Thomſon ehmahls lebte! Mit welchem frohen Muth wollt' ich die Gefilde um Meiſſen herum ſegnen! Wie wollt' ich luſtig und heiter Schweitzerland durchreiſen! wie wollt' ich mich meines Daſeins in der Nachbarſchaft des Rheins freuen! In den Thälern von Piement, in Walliſerland, am Zürcher- und Genferſee, auf den Gletſchern in Savoien, aufm Harz, und auf Schottlands Gebirgen — allenthalben wollt' ich die Erde ſchön finden; wollte ſie ſchön finden in ihrem ſanftbezauberndſten und romantiſchwildeſten Kleide. Wollte mit Lord Anſon, mit Banks und Solander, mit Kapitain Kingsbergen, reiſen; wollte Griechenland, Maltha, Grönland, Terra Labrador, Patagonien, Kap Horn, Kap de bonne Eſperance, das Land dieſſeits und ienſeits des Ganges, China, Japon, und Kamtſchatka, beſuchen! — Ach! wird mir irgend etwas auf meinem Todbette Kummer machen, ſo wirds dis ſein, daß ich von der Erde abgehe, ohne — all' ihre Schönheiten geſehen, betrachtet, bewundert, angeſtaunt zu haben! Ich weis nicht, wie mir wird, wenn ichs bedenke, daß mich, wenn ich den Planeten verlaſſen werde, der nun einmahl unſer Planete iſt, gleich Tags drauf wieder iemand auf denſelben in einer andern Gegend hinſetzen könnte, und ich nicht wüſte, wo ich — wäre! Ich dächte vielleicht, ich wäre im Jupiter und Saturn, und denn zupfte mich iemand beim Ermel, und ſpräche: du biſt noch immer auf derſelben Erde; und ich — ſchämte mich. — —

Wenn man das Schöne betrachtet hat, was auf der Erde die Natur ſtiftete: denn iſts auch lohnendes Geſchäft, das Gute in Augenſchein zu nehmen, welches der Menſch durch Nachſinnen, Arbeitſamkeit, und Dankbarkeit, zu demſelben hinzufügte. Eine gröſſere Fülle des Segens erhielt ſie von all' ihren Kindern nicht, als von ihm. Ach! von Provinz zu Provinz zu reiſen, und zu ſehen all' die kleinen und groſſen Städte mit ihren Ringmauern, Paläſten, Vorſtädten, und Gärten; zu ſchauen an den Häfen, auf den Märkten, und in den Fabriken, das Gewühl der Geſchäftigkeit, und der Gewinnbringenden Künſte; Kennerblicke zu richten auf Meiſterſtücke der Architektur, auf Gallerien, Naturalienkabinete, und Lebennachahmende Bildſäulen; gewahr zu werden, wie fruchtbare Ebenen ſich iezt ausbreiten, wo die Natur ſonſt undurchdringliche Waldungen gepflanzt hatte; wie Wälder ſich da erhe-

ben,

ben, wo ſie Sandberge hingeworfen; wie Erde da iſt, wo ſie Waſſer hingegoſſen, und Waſſer in ausgegrabenen Kanälen flieſſt, wo ſie Erde geſchichtet hatte — welch ein entzückendes Vergnügen müſt' das ſein! —

Und denn noch dazu das unaufhörliche Sammlen, Ausdehnen, und Vervollkommnen der Menſchenkenntnis — Brüder! — dis allein kann dem reiſenden Weltbürger ſchon eine Seligkeit über die andere verſchaffen. — Reiſet' ich, mit unermüdeter Aufmerkſamkeit würd' ich iedes groſſe und kleine Menſchengeſicht anſchaun, welches auf meinem Weg mir begegnete. In kühner Ehrfurcht wollt' ich mich an die Thronen und Fürſtenſtühle drängen, über allen Glanz des Hofs hinweg, und den Geſalbeten gerade ins Auge ſehen, und Weisheit und Menſchlichkeit darinn aufſuchen. Ich wollte zu den Weiſen ieder Nation eilen, zu den Akademiſten und Nonakademiſten unter ihnen, wollte ſie überraſchen in ihren Solitüden, und in ihren öffentlichen Verſammlungen, in ihrem Reichthum, und in ihrer Armuth, und wollte ſehen, ob ihr Geſicht eben die Mine hätte, wie ihre Schriften, ob ihre Worte der Schatten ihrer Thaten wären. Denn wollt' ich die Karaktere der Völker ſammlen; wollte auf Sitten, Wiſſenſchafteifer, Lieblingsideen, und hauptſächlichſte Thaten derſelben, mein Auge richten, und unterſuchen, in wiefern Klima, Erziehung, Regirungsform, und Religion, daran Antheil hätten. Wollte einzelne

Menſchen mit einzelnen Menſchen, Familien mit Familien, Nation mit Nation, vergleichen, Linie auf Linie ziehen, die allgemeine Uebereinſtimmung des Menſchengeſchlechts in ſeinen Hauptempfindungen bemerken, die Abweichungen der unzählbaren Glieder deſſelben in Nebendingen, nach ihren eben ſo unzählbaren Nüancen, bewundern, die bald offen da liegenden, bald tief verſteckten Quellen davon erforſchen, und die Summe von Glückſeligkeit ausrechnen, welche ich allenthalben fände. Sättigendere Vergnügungen müſts auf Erden kaum geben, als dieſe! Käm' ich denn in ein Land, wo noch niderſchlagende Vorurtheile, Trägheit, und Verfolgungsſchwindel, die Menſchen von Erforſchung der Wahrheit zurückſcheuchten, wo allgemeines Dunkel die Gefilde noch deckte, ein Tirann, ſtatt eine Hofkapelle zu beſolden, ſich am Gewinſel und Zetergeſchrei vieler Tauſende von Unterthanen ergözte, und in voller Unbelohntheit das Verdienſt noch iammerte — ha! wie froh würd' ich ſein, daß ich dis Land nicht Vaterland nennen dürfte!

Nie ſollte mich auch auf meinen Reiſen der Gedanke verlaſſen, daß das ganze Menſchenleben nichts mehr, und nichts weniger, als — Reiſe, ſei! — Und hätt' ich denn einen Theil meines Lebens in fremden Ländern zugebracht: ſo wollt' ich in mein Vaterland zurückkehren, und demſelben von ieder Stunde, welche ich ihm entzogen, Rechenſchaft ablegen. Wollte einer ſeiner brauchbarſten, ſtandhafteſten, menſchenfreundlichſten Bürger ſein. Wollte nicht den Narren ſpielen, der ſein Vaterland aus Eitelkeit nach einem weitentfernten Lande ummodelt; oder den Wollüſtling, welcher fremde Laſter mit nach Hauſe bringt; oder den Betrüger, welcher ſeine Mitbürger mit erdichteten Abentheuern ſeiner Reiſe unterhält. Wollte an Sommer- und Winterabenden in ihrer Mitten ſitzen, und ihnen geſammlete merkwürdige Anekdoten mittheilen. Wollte ihnen recht viel verſchwatzen von Schönheiten der Natur, und der Kunſt, und von Weiſen der Erde, deren Antlitz ich geſchaut hätte. Wollte ſie ſtark machen, für Vaterlandswohl Wind und Wetter nicht zu ſcheuen! — —

Sollſt du aber nur darum reiſen wollen, Freund, daß du deine Ehre, deine Tugend, deine Geſundheit, und dein Geld, in fremden Ländern abſetzteſt: ſo höre meinen Rath an, und — bleib fein zu Hauſe! Es gibt der Thoren und Elenden in iedem Winkel der Erde ſchon genung; brauchſt ihre Zahl nicht zu vermehren. Nur bei vorher ſchon geſammleten Kenntniſſen, bei tiefeingedrungenen Empfindungen der Tugend, und bei einem geſetzten Gemüth, werden deine Reiſen der Menſchheit, dem Vaterlande, und dir, zur Ehre gereichen. — —,

* * * * * * * *

Das, dächt' ich, ſollte mir noch einmahl in den triſteſten Situationen meines Lebens Troſt verſchaffen, daß ich — meine Eltern ohne das vierte Geboth geliebt habe. Sie thaten mir Guts, gingen unter allen Menſchen am öfterſten und am herzlichſten mit mir um — weiter brauchte es nichts, mich zum Abtrag aller meiner Pflichten gegen ſie zu ermuntern. Aber in dem Innerſten meines Herzens fühl' ich ſchmerzende Bewegungen darüber, daß ich ihnen meine Liebe nicht ganz ſo zu erkennen geben können, als ich wollte. Meine Mutter ward früh für mich unſichtbar. Ich kanns mir noch vorſtellen, als geſchäh es heute, daß ich ihr drei Tage vor ihrem Tode mehr als hundert Küſſe gab. Sie nahm ſie gern an, — ſo viel weis ich — gab ſie mir auch all wieder zurück; und, ſo oft ich hieran denke, möcht' ich zur Erden ſinken. Mein Vater trat ein Jahr vorher ab, ehe ich ſelbſt Brodt backen lies. Hätt' er wenigſtens nur noch ein Jahr gelebt, daß er von dem Brodte, welches ich ſelbſt backen lies, gegeſſen hätte! Daß dis nicht geſchehen iſt, darum beneide ich alle diejenigen, welche ihre Eltern im Hauſe haben, und ſie — hungern laſſen. Ach! ich wollte Vater und Mutter, wenn ich ſie hätte, in meine beſte Stube nehmen, wollte ihnen meine weichſten Stühle ausſuchen, wollte ſie in meinem Bette ſchlafen laſſen, und, wenn ich darneben auf platter Erde liegen ſollte, wollte ihnen bei Tiſch das

Fleiſch geben, und Zugemüſe eſſen; wollte ihnen drei Gläſer Wein einſchenken, ehe ich mir eins eingöſſe . . . Warum wird doch im Leben demjenigen, welcher ſich ſo herzlich darnach ſehnt, ein Vergnügen nicht immer zu Theil, das zehn andere mit Füſſen treten? — !

Wir haben bei unſern Eltern gegeſſen, ſo oft gegeſſen, und es hat uns, wenn ich nicht irre, bei ihnen herzlich wohl geſchmeckt. Wir habens geſehen, wie ſie anfangs uns auf ihren Schoos nahmen, und fütterten; wie ſie hernach uns an ihren Tiſch ſetzten, und vorſchnitten; wie ſie zuletzt, als wir ſelbſt in die Schüſſel griffen, uns den Griff erleichterten, und mit der Schüſſel auf den halben Weg entgegenkamen. Wir habens geſehen, wie ſie uns eher vorlegten, als ſich; wie ſie dafür ſorgten, daß, wenns Brodt all war, wieder ein neues Stück für uns geſchnitten würde; wie ſie behutſam die Knochen aus dem Fleiſch ſuchten, welches ſie uns gaben, und wie ſie, wenn ein Braten aufgetragen ward, nach unſerm unſchuldigen Eigenſinn ſich richteten, und uns davon abſchnitten, was wir wollten. Dis alles ſchwebt mir noch recht lebhaft aus den Jahren, meiner Kindheit her im Angedenken. Ich war ein ſchnurriger Kautz, und verlangte, ſo oft ein gebraten Huhn auf den Tiſch kam, die Leber und den Magen davon; mein älterer Bruder war eben ſo ein ſchnurriger Kautz, und forderte die Bruſt; meine beiden jüngern Brüder waren auch ein Paar ſolche ſchnurrige Käutze, und ſtrebten nach den Flügeln; meine beiden ältern Schweſtern waren gleichfalls zwo ſchnurrige Käuzinnen, und mochten gern die Keulen ſpeiſen; meine iüngere Schweſter war eine dito ſchnurrige Käuzin, und bat ſich das Rückenblut, und die fette Haut, aus, welche überm Rückgrade ſas, — ſo, daß mein Vater mit Kopf und Hals, und meine Mutter mit dem Hintertheil des Huhns, ſich befridigen muſten. Sie thatens mit Vergnügen, und freuten ſich, wenn wir wacker putzten. Nun, ſo müſte der doch kein rechtſchaffener Kerl ſein, welcher ſich nicht daran ergötzen wollt, wenn er ſeine Eltern Brodt eſſen ſäh, das er ſelbſt hätte backen laſſen! Iſt etwas ähnliches, müſt' er denken, welches du iezt ihnen thuſt, von dem, was ſie dir ehmahls thaten. Wirſts ihnen aber nie gleich thun können! Müſteſt ihnen ſonſt wenigſtens auch zwanzig Jahre lang zu eſſen geben, wie ſie dir gaben; müſts ihnen eben ſo gern, eben ſo ſorgfältig, reichen, wie ſie dir es reichten; müſteſt ihnen eben ſo die Wahl dabei laſſen, wie ſie dir ſie lieſſen! O! glücklich iſt der, welchem ſein Schickſal es gönnt, daß er ſeinen ihn liebenden Eltern, ehe ſie ſcheiden, das wenigſtens noch einmahl thun kann, was ſie ihm zu vielen tauſendmahlen thaten! — —

All' unſrer Eltern Bemühungen, all' ihre Sorgen, Bekümmerniſſe, auch wohl Aengſten, welche ſie unſertwegen übernahmen, worauf zielten ſie anders ab, als auf den gemeinſchaftlichen

Zweck — uns ſo weit zu bringen, daß wir einmahl ſelbſt Brodt backen laſſen könnten? Wenn wir denn, mochten ſie denken, einſt aufhören müſſen, unſern Tiſch für ſie zu decken, ſo — dürfen ſie doch nicht hungern. Decken ſich ihren Tiſch ſelbſt, und es wird ihnen ſcheinen, als ſähen ſie immer noch unſere Hände dabei beſchäftigt. Jeder ehrliche Kerl aber mus ſich herzlich darüber freuen, wenn er einen andern eben ſo ehrlichen Kerl eine gute Abſicht erreichen ſieht; und iſt ers ſelbſt, an welchem dieſelbe erreicht wird, ſo mus ſeine Freude doppeltgros ſein. Er mus nichts ſehnlicher, als eine Gelegenheit, wünſchen, den Heger der guten Abſicht recht augenſcheinlich davon zu überzeugen, daß es ihm gelungen ſei, dieſelbe ins Werk zu ſetzen. Nie, Brüder! nie werdet ihr eure Eltern davon, daß ſie euch zu Brodte gebracht haben, lebhafter überführen können, als wenn ihr ſie mit demienigen, welches ihr backen lieſſet, bewirthet. —

Und wollet ihr dieſe eure Freude vollkommen machen, ſo ſchauet ihnen dabei nur ins Antlitz. Unausſprechlichere Empfindungen mus es nicht geben, als dieienigen, welche Eltern ergreifen, wenn ſie an den Tiſchen ihrer Kinder ſitzen. Es ſcheint, als wenn das Auge nicht Nerven, das ganze Geſicht nicht Muſkeln genung hätte, um das, was im Herzen vorgeht, ſtark genung ausdrücken zu können. Vater und Mutter möchtens ſelbſt gern ſagen, wie ihnen wäre, wolltens ſelbſt gern vom Herzen los ſein; aber ſie vermögens nicht, und es iſt, als wenn ſie in demſelben Augenblick, wo ſie deſſen gern los wären, es auch gern wieder behalten wollten. Sanfte, wiederholte, unaufhörende Händedrücke, unzuſtillende Thränen, volles Sattſein durchs bloſſe Sitzen an ihrer Kinder Tiſch — dis ſind einige von den äuſerlichen Merkmaalen der Ergieſſung ihres Herzens. Ich habs geſehen, mit meinen eigenen Augen geſehen; aber nicht an meinem Tiſch. Eine meiner Schweſtern heurathete noch vor meines Vaters Tode. Sie hatte das Glück, ihm von dem Brodte vorzuſetzen, welches ſie ſelbſt hatte backen laſſen. Da ſas er, der gute Alte, auf einem Grosvaterſtuhl, mit einer feinen, langen, weiſſen Serviette, mit einem Paar ſilberner Meſſer und Gabeln, nahm das Brodt ſeiner Tochter hundertmahl in die Hände, aber konnte, Gott weis, in der erſten halben Stunde keinen Biſſen eſſen. Er war ein Mann, deſſen Thränen ſonſt nicht ſchnell zu flieſſen pflegten — aber hier hätte ein Kind mit ihm um die Wette weinen mögen; er hätt' es übertroffen. So viel weis ich, daß ich des Anblicks in meinem Leben nicht vergeſſe, und, um ihn mir recht lebhaft wieder zu erneuern, laſſe ich oft, wenn ich ganz allein bin, einen Tiſch mit zwei Kouverts decken, eins gegen die Thüre, und eins gegen das Fenſter, laſſe das nach der Thüre hin für meinen Vater frei, lege darauf vor von allem, was ich eſſe, ſchenke daneben ein Glas Wein

ein, und ſtell mirs denn vor, wie er, wenn er noch da wäre, gern daſelbſt ſitzen, und, ſo viel er könnte, eſſen und trinken würde. Vor kurzem paſſirts mir, daß eben iemand zu mir kam, als ich mit doppelten Kouverts einſam ſpeiſete. Es war ein zudringlicher Mann. Er glaubte, einen Spas damit zu ſpielen, wenn er den leeren Platz ausfüllete, ſetzte ſich hin, und as, und trank, was ich für meinen Vater beſtimmt hatte. Mein lieber Mann, ſagt' ich, der Stuhl iſt beſetzt; doch können wir einen andern herbeibringen. Von wem? antwortet' er. Mein Vater, verſetzt' ich, iſt alleweil bei mir zu Tiſch. Dudeldudel, fing er an, die Todten eſſen nicht mehr; verzehrte alles glücklich, was er vor ſich fand; und ſeit der Zeit fällts mir, ſo oft ich ihn ſehe, ein, daß er meinen Vater verdrängt habe. —

Gott! durch wie viel abſcheuliche Handlungen mus ein Menſch ſchon gegangen ſein, ehe er die urſchändliche That — ſeine darbenden Eltern zu verlaſſen — vollenden kann! Sollten nicht Verrückungen im Gehirn, oder Petrifikationen am Herzen, ſich erſt ereignen müſſen, ehe iemand auf den gleich albernen und gleich verabſcheuungswürdigen Gedanken gerathe, daß er ſeines Vaters, oder ſeiner Mutter, wenn ſie im nidrigern Stande leben, ſich zu ſchämen habe? — Schätze dich glücklich, Freund, wenns dir im Leben gelungen iſt, dich über die urſprüngliche Lage deiner Familie emporzuſchwingen! Es iſt dir mehr Ehre, wenn dein Vater Kirchenſchlieſſer, und du Premierminiſter biſt, als wenn er das Ruder des Staats, und du den Knippel in der Hand hätteſt, mit welchem du unter der Veſper die Mopſe und Bologneſer vom Kirchhof triebeſt. Verachteteſt du den, welcher dich ins Daſein brachte, weil er nicht ſo viel und ſo reiche Kleider hat, als du: ſo zeigteſt du der ganzen Welt, daß bei allen deinen Vorzügen der gröſte dir fehle. — Und wär' mein Vater der ärmſte unter allen Taglöhnern im Lande, und ich einer der angeſehenſten unter allen Räthen am Hofe, und mein Vater käme zu mir, zu einer Zeit, wenn meine Kollegen im gröſten Pomp bei mir ſpeiſeten — ich führte den Alten mitten unter ſie hin, und ſpräche: meine Herren! machen Sie Platz! und, wenn ſie nicht wollten, ſo nähm' ich ihnen allen die Meſſer und Gabeln, lieſſe den Greis vor ihren Augen einzig und allein eſſen, wieſe ihnen die Thüre, und ſagte: Kerls, ihr ſeid mir alle nicht den tauſendſten Theil ſo ſchätzbar, als dieſer faſrige Mann — — —

Wenn ich da läge, auf meinem Bette, unter den heftigſten Fieberanfällen, ohn' alle Hofnung der Geneſung, ſchon ganz verlaſſen von meinen Aerzten, und halb verlaſſen von meinen Freunden; wenn meine Gattin ſchon neben mir anfinge, die Thränen zu vergieſſen, mit welchen ſie ſich in ihrem Wittwenſtand hinüber weinen müſt', und meine Kinder ſchon vom nahen Vatertode, als künftige Waiſen, ſprächen, und in der Stube gegenüber bereits das Lager fertig gemacht, und die Hemden zurechte gelegt würden, wo und worinn ich nach meinem Erblaſſen ruhen ſollte, — und die Nacht bräche ein, die letzte unter allen mir zugedachten Nächten, in welcher ich meine Glieder hinſtrecken, und ſtarren ſollte — und ſie ginge ohne Tod vorüber, und der Morgen bräche wieder an — der heiterſte, erquickendſte Morgen, und mit ihm alle Hofnung, und alles Vertrauen, — und ich lebte noch, und meine Freunde kämen wieder herbei, und die Aerzte beſuchten mich wieder, ſprächen: Hum! ha! — ha! hum! befühlten meinen Puls, beſähen meine Augen, und meine Zunge, fänden Merkmaale der Beſſerung, und — meine Beſſerung erfolgte wirklich, und aus der Beſſerung käme Geneſung, und aus der Geneſung volles Wiederſein — und meine Kinder vergäſſen des Waiſen- und meine Frau des Wittwenlebens — — — wie würde mir da ſein! was für Empfindungen würden ſich in mir durch einander miſchen, und mein ganzes Weſen durchdringen! — —

Noch einmahl dem Tod' entflohn, würd' ich denken, noch einmahl dem Tod entflohn, und der Vergänglichkeit und dem Nichtſein! Schon war ich ihm nah, — zwar immer bin ich ihm nah — aber doch näher, als iemahls; dicht,

dicht an ſeiner Pfort, wo er ſteht, und ruft, und ſchreit, und Zeterſchreit; — — allein, noch bin ich da, noch da, noch ganz da; bin in meinen Gedanken weitentfernter von ihm, als iemahls. Ich ſah allbereits hinab in der Verweſung grauſende Tiefen; dachte ſchon: morgen biſt du in ihren Armen halb, und morgen über acht Tage ganz; biſt im Schoos der Allmutter — ein feſtlicher Fras für Gewürme, deren Verächter, oder wohl gar Verfolger, du iezt biſt; und bald drauf eine Hand voll Aſche, nicht mehr zu erkennen! — — Weggeſchoben, weit hinausgeſchoben, ſind nun dieſe traurige Veränderungen, durch welche ich gehen ſollt — zwar bin ich ihnen nicht entronnen — ich werd' einſt durch ſie hinſinken müſſen — aber doch noch nicht iezt! Friſt iſt da — Menſchenlebens Friſt — ach! ſchäzbarſte unter allen Friſten auf Erden! — Daß doch ieder geneſende Kranke nur ſo einen einzigen Gedanken über die Fülle, welche im Wort: Leben, liegt, dächte, und denn bei der Erinnerung, aufs neue in den Beſiz deſſelben eingetreten zu ſein, den Werth der hierdurch empfangenen Wohlthat menſchlich empfände! Es wäre dis wenigſtens mehr werth, als zehn Lieder, welche er oftmahls, ohne ſie zu verſtehen, und ohne daß zwiſchen ihnen, und ſeinem Zuſtande, wahre Verbindung iſt, herſchreit, und als alle Dankſagungen auf der Kanzel, während welcher der ermüdete Prediger nicht mehr weis, was er ſpricht, und die vor ihm gebeugte Gemeine ſich mit der Witterung, mit vorgefallenen Neuigkeiten, und mit Entwürfen zu Promenaden, Maſkeraden, und Picknïks, unterhält.

Mit dem Leben auch Freude wieder! — Ach! ihr Freuden klein und gros, welche den Menſchen auf Erden gegönnt ſind, euch hätt' ich denn ſchon verlohren gegeben, hätt' euch verlohren geben müſſen; euer Verluſt hätte mich geſchmerzt, tief geſchmerzt! Nun hätt' ich euch all wieder — genöſſ' euch wieder — ſegnet' euch wieder! Schauete wieder gen Himmel, und fände wieder Sonne, Mond, und Sterne! ſchauete wieder zur Erden, und fände wieder all' ihre Lauben, Berceaus, und Paradiſe! durchwandelte wieder den Kreis aller meiner Kenntniſſe, wagte wieder meine Kräfte, freuete mich wieder über Gedächtnis, Sprache, und Verſtand! Träte wieder ein in die Geſellſchaften der Meinen, die mich liebten! betrachtete mich wieder als einen Bürger des Vaterlands, welcher bereits in einer Art von Abweſenheit von ihm lebte, und in ſeinen Schoos zurückkehrte! drückte meine Gattin wieder an meine Bruſt, und ſpräche: las uns noch Jahre hindurch beiſammen ſein! Und meine Kinder, und liſpelt' ihnen zu: Ich will ſie fortſetzen, die Bildung, welche ich euch ſchon anfing zu geben; will ſie fortſetzen mit Fleis und Treue; und der Allvater wird ſie ſegnen, wird ſegnen mich, und euch! Verſammlete meine Freunde wieder um mich her, träte in ihre Mitte, und ſchrie überlaut: laſſt uns das Leben genieſſen! laſſts uns genieſſen, ſo lange es währt! genieſſen mit Weisheit und Unſchuld! Am Rande war ich ſchon, hatte ſchon Vorſchmack vom groſſen Unterſchiede zwiſchen Sein und Nichtſein, erwartete ſchon den lezten Gedanken, wie er durch mich hindurch ſtreichen, nur halb zur Reiſe kommen, und volles Unbewuſtwerden, Unempfindlichkeit, Erſtarrung, hinter ſich her ſchleppen würde! Sagen kann, ſagen will ichs euch, wie viel Werth ein Augenblick vom Menſchenleben habe; damit weder mir, noch euch, fernerhin ein einziger unbenuzt, ohne geſtifteten Segen, mit Menſchenwachsthum unbezeichnet, vorüberſtreiche! —

Gutes thut der Edle gern. Es iſt ihm inbrünſtige Freude, ſeine Kräfte zum Beſten der Tugend, und der Tugendhaften, zu verwenden. — Ach! müſt' ich einmahl abtreten vor der Zeit, müſt' ichs Leben abgeben, wenn noch Kraft und Muth dazu in mir wäre: ſo würd' unter allen Vorſtellungen, welche mich alsdenn haufenweis drängten, und mir kaum Zeit lieſſen, das Richtige und Wahre in ihnen zu berechnen, die die marterndſte für mich ſein, daß ich gern noch thätig, lange noch thätig zum Guten ſein wollte, und — nicht dürfte! So gehts dir denn, würd' ich denken, wie dem Baum im beſten Wuchs, und in voller Lebenskraft, der lange noch erquickenden Schatten, lange noch ſättigende Früchte, geben würd; den aber die ſchwerfällige Axt zu

Boden ſtreckt, weil er etwa gerade an einem Ort ſteht, wo der Eigenthümer einen neuen Weg anlegen will. — Ständ' ich aber wieder auf von dem Bett, auf welchem der Tod mich ſchon ergreifen wollt, fühlt' ich in all meinen Adern und Nerven wieder gewecktes, veriüngtes, geſtärktes Leben, mit welcher Wärme wollt' ich denn wieder meine ganze Kraft in Thätigkeit ſetzen, Segen allenthalben ſtiften, und ſchon geſtifteten Segen vermehren, und das in mir wallende Leben rings um mich her verbreiten! Ich wollte meine Kenntniſſe wieder an den dritten, vierten Mann bringen; wollte Menſchen durch eindringendes Beiſpiel zum Guten reitzen; wollte den Arbeitſamen noch arbeitſamer, den Traurigen froh, den Verführten weiſe machen; wollte hintreten in die Mitte der Schöpfungen, Schöpferpreis fühlen, und Schöpferpreis verkündigen, alle meine Brüder auf den Allvater hinblicken lehren, und den Ausſpruch des Alten: Im Tode gedenkt man ſein nicht — im Grabe dankt man ihm nicht mehr! mit einem langen Kommentar eigener, paſſendſter Erfahrung begleiten. — Siehts doch der Ackermann nicht gern, wenn ihn der frühe Winter überraſcht, ehe er ſein Feld gehörig beſtellt hat; wo ſollte ein Menſch ſein, der nicht, wenn er abgehen mus, den Gedanken wenigſtens gern mitnähme, alles gethan zu haben, was er thun konnte, um, wenn einmahl wieder Sommer wird, eine ergiebige Erndte hoffen zu dürfen? — —

Ach! wüſt' ichs, Brüder! daß unter euch hie oder da mich einer auf ſeinem Krankenbett läſe, weil er etwa dächte: ſieh, er ſpricht von Freude, und ich bin ihrer mehr benöthigt, als ie; las ſehen, ob er auch deren für mich habe! wie wollt' ich froh darüber ſein, wenn ich Lebenstrieb in ihm geſtärkt hätte! O! unterhalt' ihn immer, wollt ich ihm zurufen — Trieb des Lebens iſt Trieb der Gottheit! Dem Vater des Lebens kann Flehen um Leben nicht anders, als willkommen, ſein! — Und wüſt' ichs, daß er denn, wenn er aus des Todes Aengſten ſich hervorgearbeitet hätte, und in all' ſeine Verbindungen wieder einträte, ſo dächte, ſo handelte, wie er hier las — — ach! an meinen Händen ſollt' er durchs Leben gehen! durchs Daſeins Sonnenſchein und Mitternacht wollten wir wandeln, wie Bruder und Bruder! wollten uns wechſelſeitig auffordern zur Arbeit am Wohl des Vaterlands, an unſerm und unſerer Freunde Wohl! — — Würden wir denn nach Jahren abgerufen, ſo hörten wir die uns rufende Stimme, und — folgten ihr. Könnten weiter nichts thun, als ſprechen: du und ich, ich und du, ſind Opferer! bringen unſer Beſtes und Liebſtes, was wir haben, zum Altar der Natur! zwar immer noch unvollkommene Gabe; aber auch unvollkommene Gabe verabſcheut der Vollkommenheiten Vater nicht. Las ſie uns ihm bringen mit willigem Gemüth! Blickt während des Opferbringens aus unſerm Aug' am Altar noch

Dank und Hofnung: ſo wird er der Opfernden nicht vergeſſen! Wird uns denn nie wieder zu einem Altar führen, von welchem der Rückweg uns verſchloſſen iſt! — — —

Menſchenleben müſte ſowohl im Ganzen, als auch für ieden einzelnen Mann, ein weit vollkommeneres, ſeligeres Leben werden können, wenn — dis und ien's nicht wär; ſo viel lehrt der helle, klare Augenſchein; und iedermann wills ſehen, und iedermann kanns ſehen. Was aber alles zu dieſem dis und ien's gehöre, oder, mit andern Worten zu ſagen, wie viel in der Welt ganz nagelneu gemacht, oder nur abgeändert, oder gar zerſtöhrt, oder unter gewiſſen ihm gegebenen Richtungen ſo gelaſſen werden müſſe — dis kann der Hundertſte nicht ſehen, und will der Tauſendſte nicht geſehen haben. Daß man den Menſchen nicht die gehörige Bildung gibt, und doch geben könnte, dis mag bei der ganzen Sache wohl mehr, als die Hälfte, ſein. O! Segen euch, unſchäzbarer Segen euch, die ihr mit ſtarken, angeſtrengten Kräften daran arbeitet — **Menſchenbildung ausbildender zu machen**! Nennt eure Anſtalten, wie ihr wollet, — Philanthropin war freilich der beſte Nahme für ſie; ein recht würdiger, geheiligter Nahme! — Der dankbare Weltbürger ſieht ſie als Inſtitute an, Menſchenleben für den einzelnen Mann, und fürs ganze Geſchlecht weiſer, ſtärker, duldender und froher zu machen. —

Nur nützliche, im Leben wahrhaftig nützliche, Kenntniſſe ſammlet da der aufſproſſende Menſch ein. Erhoben über alle leere Töne, über alles Geklingle und Getändle, greift er nach Sachen — greift ſie ſo, daß er bald findet, daß es — der Mühe werth geweſen ſei, nach ihnen gegriffen zu haben. Er wird nicht Jahre lang aufgehalten mit Umſchweifen, welche oft die widrige Folge haben, daß ſie den Trieb zur Wiſſenſchaft ſticken, oder wenigſtens ſchwächen. Vom Vorurtheil und Aberglauben fern, lernt er die Straſſe der Wahrheit gehen, in ſo fern Menſchen ſie wandeln mögen. Man füllt ſein Gemüth nicht mit alberner Furcht an, welche er hernach mit vielen Koſten kaum wieder verbannen, oft gar nie wieder ablegen kann. Zur Rechtſchaffenheit angeführt, gewöhnt er ſich zu einem frohen Muth. In ſeinem Buſen entwickeln ſich ſtarke Gefühle für die Schönheiten der Natur, in deren Schoos der Jüngling nicht nur, und der Mann, ſondern auch der abgelebte Greis, noch Wonne am Abend des Lebens findet. Man führt ihn in den rechten Geſichtspunkt hin, aus welchem er Menſchenleben mit all' ſeinen Abwechſelungen zu betrachten hat; er lernts betrachten als ein weiſes, bewundernswürdiges Gemiſch, in welchem die Summe des Guten die Summe des Böſen unendlich überſteigt,

wenn

wenn wir fürs Gute nur offen genung ſind. Arbeitſamkeit und Thätigkeit ſieht er nicht als Laſten an, die ihn drücken, ſondern als menſchliche Beſtimmung, in deren Erfüllung er Schritt für Schritt neuen Lohn findet. Ernſthafte und zerſtreuende Beſchäftigungen wechſeln bei ſeiner Bildung für ihn ab; ſelbſt ſeine Zerſtreuungen, Vergnügungen und Spiele, empfangen ſolche Modifikation, daß ſie für ihn lehrreich werden. Dadurch bekommt er eine Idee von würdiger Eintheilung ſeiner ganzen Zeit auf Erden, und wird in der Folge des Lebens auch mitten in ſeinen Beluſtigungen nicht müſſig ſein. Er wird durch Verzärtelung nicht frühzeitig geſchwächt, übt allenthalben ſeine Kräfte, wird mit ieder Witterung des Jahrs bekannter, und geht einſt ieder Gefahr des Lebens muthig entgegen. Menſchenliebe iſt das herrſchende Princip, nach welchem er denken und handeln lernt. Sein weiches Herz öfnet ſich ihr, empfindet ihre Süſſigkeiten, und wird ſich derſelben nie wieder verſchlieſſen. Partheigeiſt, und daher entſpringende Verfolgungsſucht, bemächtigen ſich ſeiner nicht. Brüder ſeid ihr alle, ruft man ihnen zu oft zu, als daß ſie es wieder vergeſſen könnten; und nur der für dem andern vorzüglich, der ihn an Wiſſenſchaft und Edelmuth übertrift. Keiner darum ſchlechter, als der andere, weil er über ſpekulativiſche Sätze, über ſtrittige Meinungen, und ehrwürdige, noch nicht unwiderlegbarerwieſene, Hipotheſen nicht gerade eben ſo denkt, als er. — O! wie wird dem Weltbürger das Leben erſt recht zum Leben, wenn er ſo gebildet wird! Wie viel Heiterkeit mus dem Manne darüber zu Theil werden, welcher etwas dazu beigetragen hat, daß bald hie, bald da, einige Menſchen umherwandeln, welche weiſer, ſtärker, arbeitſamer, froher und duldender ſind, als — gewöhnlicher Menſchenſchlag.

Des einzelnen ſo gebildeten Jünglings Glück wird bald Seligkeit fürs ganze Geſchlecht. Er ſteht da, der weiſe Erdenſohn, unter ſeinen Mitbrüdern, und ſeine Weisheit ſpricht aus ſeinen Handlungen. Er theilet ſeine Kenntniſſe mit, kann guten Rath geben in kritiſchen Vorfällen, und gibt ihn wirklich. Seine Furchtloſigkeit, ſein edler Stolz auf inneres Bewuſtſein der Rechtſchaffenheit, ſein daher entſtehender männlicher Muth, laſſen ihn gute Entſchlieſſungen ſchneller ergreifen, und ſtandhafter ausführen. Er wird nur ſelten zurückgehalten, und wird er es, ſo empfängt ſein edles Feuer dadurch nur noch mehr Flamme. Mit geſunden Begriffen bereichert, voll Wahrheitsliebe und Toleranz, wird er bald der Erhalter der Ruh im Vaterlande. Er überzeugt ſeine Mitbürger, daß bei aller Verſchidenheit der Meinungen in Religionsſachen doch eine gemeinſchaftlichwirkende Thätigkeit fürs allgemeine Gute Platz finden könne; geht darinn mit ſeinem Beiſpiel vor, fragt nicht, wenn von Erweiſungen des Wohlwollens die Rede iſt, nach — anern, oder —

irten, oder — iken, ſondern nach — Menſchen, und findet hie und da ihn ſegnende Nachahmer. Immerdar geſchäftig, edelunermüdet, iſt er bald Auge, bald Ohr, bald Hand, und Fus, bald Zunge, ie nachdem ihm auf ſeinem Wege Stumme, oder Lahme, oder Taube, oder Blinde, aufſtoſſen. — Glücklich iſt das Land, welches aus den Händen menſchlicher Weiſen einen ſo gebildeten Bürger nach dem andern erhält! Noch glücklicher der Mann, welcher hintreten, und ſagen kann: ich half ſie dir geben! —

Der Menſch, welcher eine ſolche edle Bildung empfing, wird ſich nicht dabei beruhigen, daß er ſie erhielt; er wird ſie auch andern zu gewähren ſuchen. Das Vergnügen, das erhöhete Leben, welches er genieſſt, wird ihm zu ſchätzbar ſein, als daß er nicht, wenn er Kinder hat, wenigſtens dieſe auch in den Beſitz deſſelben einführe. Er wird vielmehr ihnen eine noch vollkommenere Bildung geben, als ihm gegeben ward. Weil nichts in ſeinen Anfängen gleich vollkommen iſt: ſo wird er noch hie und da in der Folge der Zeit einige Mängel ſeiner erhaltenen Erziehung, die er verbeſſern, und einige Lücken in derſelben, welche er ausfüllen kann, entdecken. Zur Ehre wird er ſichs anrechnen; er wird glauben, dankbar dadurch zu werden, wenn er empfangenes Gute beſſer weiter zu geben vermag. — Nach einem vorübergegangenen Geſchlechtsalter müſte die groſſe, glückliche Veränderung, welche dadurch geſtiftet würde, in einem

Lande ſchon überaus ſichtbar ſein; und nach einem Jahrhundert müſte es den würdigen Nahmen des Landes menſchlicher Seligkeit verdienen!

Kann euch, ihr Edlen und Guten, die ihr an Verbeſſerung der Menſchenbildung arbeitet, irgend ein Gedanke belohnen, und euch zum höchſten Gefühl eurer Würde erheben: ſo mus es der ſein: dazu beigetragen zu haben, daß die Summe von Glückſeligkeit auf Erden für den einzelnen Menſchen, und fürs ganze Geſchlecht, vermehrt würde! Der Segen iſt da, welchen ihr ſtiftet, — noch mehr ſtiften würdet, wenn ihr allenthalben Unterſtützungen fändet — er wird euch noch überleben, und hat ihn die Zeitkommenſchaft nicht nach ſeinem ganzen Umfang ſchätzen wollen, ſo wirds die Nachwelt thun. Höret nicht unruhig auf die Stimmen des Vorurtheils, des Aberglaubens, und des Neides — ihr könntet dadurch träge gemacht werden; wo hat irgend auf Erden ein Rechtſchaffener ein gut Werk geſtiftet, an welchem ihn nicht andere haben behindern wollen? — Ein Wunſch für euch — den die Menſchenliebe, und die Begierde, wahres Glück und wahren Genus des Lebens ausgebreitet zu ſehen, einflöſſt, — wär' der, daß es euch gelänge, eure Abſichten und Veranſtaltungen den Groſſen der Erde recht wichtig zu machen! daß es euch gelänge, ſie zu überzeugen, daß weit mehr Wonne, und auch weit mehr Maieſtät, für ſie dabei ſein würde, wenn ſie über Völker regirten, welche durchaus aus — Menſchen beſtänden! daß es euch gelänge, alsdenn durch ſie ſtark unterſtützt zu werden, und eurer Segensſtiftung einen ausgedehnten Umkreis zu geben! Ein ſo groſſes Geſchäft erfordert Kräfte, welche Privatperſonen nicht hinlänglich hergeben können, und unter allen fürſtlichen und königlichen Thaten müſte dis die fürſtlichſte und königlichſte ſein. — Ha! ſtärkender Anblick für den Redlichen, für den Menſchenfreund, und für den Patrioten! Schon blühen in Deutſchlands Fluren einige ſolcher wohlthätigen Inſtitute, in welchen die groſſe Abſicht mit glücklichem Erfolg betrieben wird, Menſchenbildung ausbildender zu machen! Schon ſieht man einige ſeiner liebenswürdigen Groſſen damit beſchäftigt, ſie zu unterſtützen, ſie ausgebreiteter, dauernder zu machen! — O! welche Götter in Menſchenkleidung und mit Menſchenantlitz! wie verehrt, wie liebt ſie der edlere Theil der Menſchheit! wie lange werden ſie im Tempel der Dankbarkeit unſeres Geſchlechts unter den Reihen der Gemählde der unſterblichſten ſeiner Wohlthäter zuerſt ſtehen! — — Seid unverdroſſen, ihr fürs Menſchenwohl Ringende und Sterbende! Scheuet keine Arbeit, keine Sorge, keine Gefahr! die That iſt zu edel, welche ihr verrichtet, der Geiſt, welcher aus ihr athmet, zu menſchlich und ſchön, als daß er und ſie, ſie und er, euch nicht für all' eure Opfer, und für all' eure Unbelohntheit, ſchadlos halten ſollten! Angefangenes gutes Werk wird zuletzt doch vollendet; mit Ehr und Ruhm vollendet! — Nur noch eine kleine Reihe von Jahren, daß die Weiſen und Frohen, die Starken, die Arbeitſamen, und Duldenden, welche ihr iezt bildet, ſich erſt unterm Menſchenhaufen ausbreiten, ſich an die Stühle der Fürſten, und zu den vorzüglichen Poſten der Kirche, aufſchwingen, Verdienſte glänzen laſſen, und Bewunderer und Verehrer ſich erwecken, eine ſtarke Stimme bekommen, und für euer Unternehmen, da, woher thätiger Beiſtand kommen kann, reden: ſo ſeid ihr am Ziel, ſehet eurer Wünſche Erfüllung, habt die wonnevolle Ausſicht in errungenes allgemeines Menſchenwohl dicht vorm Aug! Jede Stunde bis dahin ſei eurer Rechtſchaffenheit Prüfung! ſei euch Aufforderung, nicht abzulaſſen, ſondern eure Kräfte nur immer mehr anzuſtrengen, zu verdoppeln! Einſt bringt ſie Jahrhunderte voll menſchlichen, glücklich ausgeführten Entwurfs! — — —

Könnte man den Umgang der Menſchen nicht haben, ſo müſte man die Geſellſchaft der Thiere ſuchen. — Ich bin überzeugt, daß mir, wenn ich durch einen Schiffbruch, oder durch eine Hexerei, oder durch Doktor Fauſts Mantel, auf irgend ein wüſtes Eiland geworfen würde, und mich vergeblich acht und vierzig Stunden lang nach einem Menſchengeſicht umgeſehen hätte, das erſte, beſte Affen- oder Hundegeſicht willkommen ſein würde. Iſt doch ſo etwas, würd' ich denken, welches mehr verſpricht, als iener Baum, oder iener Strauch, da. Ich würde den Affen, oder Hund, ſo auf meine Seite zu bringen ſuchen, daß wir ein Paar Herzensfreunde würden — weil ich einmahl ſähe, daß man ſeine Freunde in der Welt ſo nehmen müſte, wie man ſie greift — und würde mich ſo in ihn zu ſchicken ſuchen, daß wir mit einander reden, und uns einander an den Minen und Bewegungen verſtehen könnten. Und, wär' ich auf dem Eiland eben ſo Thier- als Menſchenlos, begegnete mir weder Affe, noch Hund, noch ſonſt dergleichen iemand: ſo würde ich mich an den erſten, beſten Baum halten, den ich fände. Er wird zuweilen vom Winde bewegt, wollt' ich zu mir ſelbſt ſagen; iſt doch auch ſo eine Art vom Leben. Siehſt du während des Windes in die Luft, ſo drehen ſich die Gipfel ſeiner Zweige bald hier- bald dorthin; blickſt du bei Wind und Sonnenſchein zur Erden, ſo wandelt der Schatten ſeiner Aeſte vor- und rückwärts. Auch wächſt er an ſeinen Spitzen binnen acht Tagen wohl einen Zoll — iſt doch noch immer ſo etwas menſchenähnliches, wenn ein Ding dann und wann, oder nach und nach, vom Fleck kommt; iſt doch beſſer, als ein ſtillliegender, nackiger Stein. Und fänd' ich auf dem Eiland auch keinen Baum, keinen

Strauch: ſo würd' ich zu dem erſten, beſten Stein hinlaufen, den ich ſähe. Kannſt ihn doch wälzen, wollt' ich mir zuſeufzen; wenn du auch weiter nichts mit ihm kannſt; kannſt ihn doch wälzen! Siehſt doch, daß er etwas ſei, das nicht unmittelbar zur Erde, oder zum Himmel, gehöre! Iſt ſo ein Ding, worauf du dich wenigſtens zwiſchen Himmel und Erde hinſetzen, und dich umgucken kannſt! — Ich kanns euch nicht verhelen, Brüder! daß ich mit dieſen und dergleichen Gedanken mich durch Gottes Schöpfungen oft Stundenlang hingetragen habe. Das Reſultat meiner Betrachtungen war alsdenn allemahl dis: daß wir uns mit der Schöpfung, die rings um uns her iſt, zu wenig familiariſirten, und — daß wir unendlich viel dabei gewinnen würden, wenn wir dis thäten. —

Es würde in dieſem Fall offenbar kein Winkel der Erde für uns ſein, wo wir nicht Unterhaltung und Vergnügen fänden. Vom gröſten unſrer Nebengeſchöpfe an bis zum kleinſten, von dem uns nähſten bis zu dem von uns entfernteſten, von dem in unſern Augen ſchönſten bis zu dem — wohlgemerkt, gleichfalls in unſern Augen — häslichſten, würde iedes uns ſo viel Stof zum Denken und Reflektiren geben, daß wir bei wiederhohlten mahlen nicht damit fertig werden würden. Eine Ameiſe, eine Biene, ein Schmetterling, eine Nachtigall, eine Roſe, ein Cedonulli, eine Eiche — Gott! wenn ich alles das ſagen ſollte, was ich in meinem Leben ſchon darüber gedacht, und wie ich mich in die Ameiſen, Bienen, Roſen, Schmetterlinge, Cedonullis, Nachtigallen, und Eichen, hinein- und aus ihnen wieder herausgedacht habe: ich wette drauf, mein Verleger, deſſen Preſſe, im Vorbeigehn geſagt, nicht gern lange müſſig iſt, ſollte einen Autor an mir haben, der bis tauſend ſiebenhundert und achtzig fortſchreiben könnte, ohne — Odem zu holen. Laſſt uns nur die Beziehung aller unſerer Nebenweſen auf uns, und denn wieder auf einander, beherzigen: es iſt dabei ſo viel angenehmes, abwechſelndes, all' Augenblick neues, daß mans nicht erſchöpfen mag. Sonne, Mond, der Venusſtern, und die Milchſtraſſe, müſſen den ärmſten Teufel reich, und den kränkſten Teufel geſund machen können — und wärs auch nur auf ein Paar Minuten, während deren er ſichs einbildete, zu ſein — wenn er ſie recht angaffte. Und wenn man keins von dieſen allen ſieht, und guckt nur nach den Wolken, wie ſie kommen, und gehn, wie ſie bald einen Berg, bald ein Haus, bald einen Thurm, bald ein groſſes Rieſengeſicht mit einer Zwergnaſe, oder umgekehrt, bilden: ſo hat man zu gucken, und zu lachen, ſo viel man will — das ſind alles Freuden und Heiterkeiten, die ieder haben könnt, wie er wollt, und die unter Tauſenden kaum einer wirklich hat.

Ich wollts auch behaupten, daß wir, wenn wir ſo familiär mit der ganzen Schöpfung lebten, nicht ſo viel Unbarmherzigkeit gegen ſie begehen würden. Wenn wir bedächten, daß wir iedes Thier, auch das kleinſte, zu unſerm Freunde machen könnten, ſo müſt' uns ihre Erhaltung mehr am Herzen liegen. Wir würden nicht mit kaltem Blut in einen Ameiſenhaufen ſtöhren, wenn wir ihn anträfen, wo er ohne unſern Schaden immerhin ſein könnte. Wir würden nicht die kleinen unter den Vögeln zu Schocken wegfangen, wenn wir erwägten, daß ſie übers Jahr noch über uns ſingen, um uns her fliegen, und uns allerlei artige Schauſpiele der Natur ſehen laſſen könnten; würden lieber unſers Abendmahlzeit, die wir von ihnen bereiten wollten, in ein Paar Schnitte übers Brodt, mit Butter geſchmiert, verwandeln. Würden nicht die gelben und rothen unter unſern Tulipanen über die Wand werfen, aus der ſonderbaren Grille, weil ſie nicht bunte — wären; da wir doch, wenn wir ſie bunt haben wollten, ſie neben einander pflanzen, und alsdenn mit einem Blick in einander miſchen könnten. Würden die einfachen unter den Levkoien nicht ausreiſſen, weil ſie — nicht doppelt wären; ſondern vielmehr denken, daß wir nie eine gefüllte geſehen hätten, wenn keine einfachen uns zu Geſicht gekommen wären. Würden keinen Holunderbaum abhauen, weil er nicht um einen Schritt der Riegelwand, oder dem Zaun, näher ſteht, an welchem er ſteht. Würden keine Höhe abtragen, weil uns das Darübergehen zu inkommode iſt. — Das wär' denn doch wohl eine

Menſchen:

Menſchenwolluſt, wenn man wüſte, man hätte die Natur nicht grauſam beunruhigt, ſondern wäre durch ſorgfältige Beſchützung einer ihrer reichlichſten Wohlthäter geweſen!

Und würfe uns unſer Schickſal iemahls aus unſerer gewohnten Lage in eine andere, auf die wir uns nie vorbereitet hätten; wofür wir denn freilich nicht ſicher ſind: ſo würde uns der Vortheil zuwachſen, daß wir uns eher in unſere neue Lage ſchickten. — Ich habe einmahl einen hochgräflichen Büchſenſpänner gekannt, welcher zwanzig Jahre lang bei ſeinem Herrn auf der Reſidenz zugebracht hatte. Ich weis nicht, wodurch er es verſehen haben mochte — die Rede ging, er habe geſagt, der Herr Graf habe ihn zwar über ſeine Büchſen, aber er habe den Herrn Grafen nicht über ſeine Frau, geſetzt —. wie viel wahres oder unwahres hieran geweſen ſein möge, kann ich nicht ſagen; genung, der Büchſenſpänner fiel in Ungnade, und das Zeichen davon war, daß er aus einem Büchſenſpänner auf der Reſidenz in einen Unterläufer bei einer der Forſten in der Grafſchaft verwandelt wurde. Der Mann führte in dieſem ſeinem veränderten Zuſtande keine gröſſere Klage, als die, daß er, ſeine Frau ausgenommen, von allen den Gegenſtänden entfernt wäre, die ihm ſonſt zur Unterhaltung und Zerſtreuung gedient hätten, und daß er ſich in das ſtille Leben aufm Lande nicht ſchicken könnte. Da er ein gelernter Jäger war, ſo konnt' ich nicht anders, als ihm meine Verwunderung darüber zu erkennen geben, daß er über Entfernung von ihn unterhaltenden Dingen klagte. „Mein lieber Mann, ſagt' ich, er iſt ia ein Waldmann von Profeſſion; das Leben unter Bäumen und Gewild mus ia gerade ſo recht ſeine Lage ſein.“ Er gab mir zur Antwort, daß er ia wohl einmahl einen Tag auf die Haſenhetze ausgehen, oder einen Vormittag lang Holz anſchlagen wollte; aber, daß er ſich mit ungehetzten, freimüthig ſpielenden und ruhiggraſenden Haſen, oder mit Bäumen, ohne ſie fällen zu ſehen, unterhalten ſollte, wollte ihm nicht in den Kopf. — Ich denke, daß es vielen unter meinen Nebenmenſchen, wenn ſie in eine andere, überdis ihnen wohl gar widerſtrebende Lage verſetzt werden, nicht beſſer, oder wohl gar noch ſchlimmer, gehen möge, als dieſem Büchſenſpänner. O! daß wir uns doch früh mit der ganzen Schöpfung, ſo viel wir nur immer könnten, familiariſirten, wie weniger unwillkommen und widrig würde uns iede Veränderung unſerer Lage ſein! Allenthalben fänden wir Weſen, die wir kennten, mit denen wir vertraut wären, und deren Anblick und Umgang uns für alles Verlohrne ſchadlos hielte. — Und ſäſſen wir mit Bewuſtſein unſerer Unſchuld in dem verſchloſſenſten, abgeſonderteſten Kerker, bekämen wir kein lebendes Geſchöpf zu ſehen, würde uns unſer Brodt und Waſſer auf einem ſchmalen Bret durch ein Loch in der Mauer hereingeſchoben, und eine Maus wohnte mit uns in einem Behältnis, und wir gewöhnten ſie, von unſerm Brodte zu eſſen, und von unſerm Waſſer zu trinken — ihr Daſein, ihr Umgang, ihre Tiſchgeſellſchaft, müſten für uns Wohlthat ſein; und verlieſſe ſie durch irgend einen Zufall das Gefängnis eher, als wir: ſo müſten wir uns darüber herzlich betrüben. Den Herrn von Trenk möcht' ich über dieſe Materie ſprechen, oder ich möchte darüber etwas von ihm leſen; er müſts uns recht ſagen können, wie viel man dabei gewinne, wenn man ſich mit der ganzen Schöpfung familiariſire.

Da ich ein Prediger bin, Brüder, ſo komm' ich mit meinen Betrachtungen auch zuweilen gern zulezt auf die Religion. Wahre Religion iſt mir in meinem Leben nichts anders geweſen, als freudige Ausübung des Guten, und Zufriedenheit mit unſerm Geſchick, ſo, wie es denn nun einmahl für uns iſt. An der leztern, dächt' ich, müſts uns nie fehlen, wenn wir allenthalben in der Schöpfung Vertraute fänden — ihr Anſchaun, ihre Geſellſchaft, würd' uns der erquickendſte Troſt werden; und der erſtern würden wir bald mit Eifer nachſtreben, ſo bald es mit iener ſeine Richtigkeit hätte. Der Weg zur wahren Religion dünkt mir daher, Familiariſirung mit allem, was da iſt, zu ſein; und, daß ich nicht irre, mag euch der Weiſe lehren, der uns alles verkündigte! — Ha! wie das Herz klopft, wenn man ihn, ieden groſſen und kleinen

Gegenſtand in der Natur ſeinen Brüdern näher zu bringen, und intereſſanter zu machen, ſtreben ſieht! wenn er mit ihnen ins offene Feld, oder in den Hain, oder auf den Berg, geht, oder mit ihnen aufm Waſſer fährt, und da lauter Linien zieht; von ihnen auf die äuſerlichen Gegenſtände, und von dieſen auf ſie zurück. Mögen ihm gern alles nachthun, warum bleiben wir auf dieſer Seite hinter ihm ſo weit zurück? Wärs nicht auch Glaube an ihn, wenn wir ihm hierinn ähnlich würden? —

Für mich ſei kein Theil der Schöpfung, und wärs der kleinſte, der verachteſte, der wüſteſte, leer! Leer an Unterhaltung, an Freude, und an Troſt! Allenthalben will ich ſie ſuchen, und finden; will glauben, daß ich ihrer daſelbſt noch mehr finden werde, als ich denke! Will in die düſterſte, ſchwarzgeſtopfteſte Mitternacht hinſchauen, und ſie auch da noch finden; in dem Gedanken noch finden, daß alsdenn zwiſchen dem Zuſtande auſſer mir, und zwiſchen dem Zuſtande in mir — Kontraſt ſei! — — —

Rechtſchaffenheit und Verdienſt niderzudrücken, ihren liebenswürdigen Glanz zu verdunkeln, und die ihnen ſchon vorſchwebenden Belohnungen zu entreiſſen, läſſet ein misgönnender, laſterhafter und verdienſtloſer Sterblicher oft die Stimme der Verleumdung tönen.

Auſſer allen Stand, den Edlen zu übertreffen, oder ihm nah zu kommen, haſſet er ihn, ſchaut ihn mit ſcharfſpähenden Blick von allen Seiten an, und denkt: Unter ſo vielen Tauſenden von Handlungen, welche er ausübte, wird doch eine, und unter ſo vielen Millionen Schritten, die er that, werden doch ein Paar ſein, welche du aus einem widrigen Geſichtspunkt betrachten, und nach gehörigangebrachten Verdrehungen, Vergröſſerungen, und Verkleinerungen, ſo ſtellen kannſt, daß ſie ihm — Schande werden. Er denkts, und es gelingt ihm. Mit ſtarken Schritten eilt er in die Geſellſchaften der Welt, ſchüttet's Gift hin, und läſſet davon ſaugen, wer will. Die Gutherzigen ſchluckens hinter, und es wühlt in ihrem Innern; wühlt ſo lange, bis es in Argwohn gegen den gemishandelten Redlichen ausbricht. Sie ſehen ihn an, und denken: 's könnte doch wohl ſein! Die Boshaften freſſen's gierig hinter, ſpeiens auf der Stelle wieder aus, und es flieſſt umher — ein noch weit ſtärkeres, ſchnellwirkenderes Gift, als es vorher war. — Der Edle fühlt das Unrecht, ſo ihm wiederfährt. Fortgeſetzter Fleis im Rechtthun, grosmüthiges Umarmen, ſind die Waffen, mit welchen er ſeinem Feind entgegengeht. Er verfehlt ſeinen Zweck. Der Liebloſe fühlt den Stich, der ihm verſetzt ward, ſieht ſich noch ſtärker von ihm übertroffen, als zuvor, und verbindet nun mit ſeiner Verleumdung Hinterliſt und Grimm. Iſt wahrlich keine Menſchenfreude, im Schauſpielhauſe alsdenn aufm Parterr ſein, wenn dieſe tragiſche Scene aufgeführt wird! Wohl aber iſts, vom Parterr aufs Theater laufen, und mit einem Akt dazwiſchenkommen, welcher dem All der Zuſchauer zu Gunſten des Geſchändeten die Augen öfnet! **Eines Verleumdeten Ehre retten** — ſieh da! eine göttliche That! eine That voll Wolluſt und Ruhm! —

Biſt eine Stütze der Wahrheit, und der Tugend, Freund! ſo oft du ſie verrichteſt! Biſts an deinem eigenen Herzen, welches an der Lüge, und an der Schandhandlung, keinen Antheil nimmt. Biſts für den Unglücklichleidenden, den die Läſterung kränkt, und der ſeiner Unſchuld vollen Segen vermiſſt. Biſts für die ganze Welt; ſicherſt ſie für Betrug, und fürs thörichte Unternehmen, gehörte Schmacherdichtung weiter zu verbreiten. O! dankbar und mit beſeligendem Blick ſehen dich die beiden Göttinnen, denen du hierdurch Dienſt leiſteſt, zu ihren Altären kommen, umwinden dein Haupt mit Kränzen, und laſſen einſt auch wieder für dich rettende Stimmen ſchallen, wenn Böſewichter dich ſchmähen werden! Du wirſt ſie hören, und ſie werden deiner Tugend erquickender Lohn ſein! Stehſt du denn in der Menſchen Mitte, wirſt du verleumdet und beläſtert, ſiehſt du dich allenthalben nach Hülfe für die gute Sache um: ſo wird aus dem unüberſehbaren Haufen deiner Brüder ein Mann hervortreten,

von

von dem du's vielleicht nie erwartet hättſt, wird dich unterſtützen, wird für dich reden, und ſeine Worte werden dir ſüſſer Nachhall von den deinigen ſein, welche du ehmahls für einen Aehnlichleidenden ſprachſt! — Es werden alsdenn noch Menſchen dabei ſein, die vor Zeiten dich reden hörten, und werden ſagen: Man ſpricht für ihn, wie er für andere ſprach! laſſt uns auch, werden ſie einander zurufen, der Unterdrückten uns annehmen, damit es uns, wenn wir auch ſänken, nicht an freundſchaftlichen Händen gebreche, die uns aufrichten!

Der Verleumder flieht gern das Antlitz des Edlen, welchen er ſchmäht, und nutzt ſeine Abweſenheit. Er weis, daß ſein bloſſer Anblick ihn niderſchlagen, daß die Welt beim hervordringenden Strahl der Tugend aus des Rechtſchaffenen Aug auf ſeine Reden nicht achten würde. Oft, wenn der Gute im Stillen volles Bewuſtſein ſeiner edlen Thaten genieſſt, wenn rings um ihn her im Himmel voll Freude ſchwebt, wird ihm wohl in der Nähe ſchon eine Hölle bereitet. Er ſiehſt nicht — kann ſich gegen die Flamme nicht decken, zu welcher die Funke, aus dem Feuer werden ſoll, ſchon unter der Aſche glimmt. — Ach! biſt du denn, Bruder, in der Geſellſchaft Mitte, in welcher ein Satan auftritt, und Feuer ſchlägt: ſpring' raſch auf, blick ihn mit einem erſchütternden Blick voll edler Unmuth an, und zerſtampfe mit deinen Füſſen die Gluth, welche er anlegen will! Schön iſts, Repräſentant eines andern zu ſein, wenn ſeine Sache gut iſt! Schön iſts, ihm nachher ſagen zu können: du warſt nicht da, als Verderben wider dich gerüſtet ward; aber du verlohrſt nichts dabei, daß du abweſend warſt: Ich war da! du in mir!

Nicht ieder, wenn ihn's Unglück trift, hat Beiſichſein genung, ſich ihm ſtark entgegen zu ſtellen. Das völlig Unerwartete deſſelben ſchlägt all' ſeine Kräfte zu Boden. Er ſteht da, hätte nimmer geglaubt, daß ſichs ereignen könnte; glaubts wohl in dem Augenblick noch nicht, in welchem ſichs wirklich ereignet hat. Die Umſtehenden ſehen ſeine Beſtürzung, wähnen wohl gar, daß ſie Folge innerer Vorwürfe und eigener Verdammung ſei. Er konnte nicht antworten, ſprechen ſie, als man ihn anſchuldigte; er ſchwieg, und — bekannte, daß es wahr ſei. — Oder der verleumdete Redliche verantwortet ſich darum nicht, weil er glaubt, daß ſeine guten Thaten für ihn reden ſollen; oder Furcht für Menſchen, wozu ſein Temperament ſchon Anlage hat, hält ihn von der Selbſtvertheidigung zurück; oder eine übertriebene Beſcheidenheit treibt ihn an, einen bequemern Zeitpunkt zu erwarten, wo er ſie mit weniger Verletzung der ſtrengſten Höflichkeitsregeln ins Werk ſetzen könne. Sein Feind nutzt ieden dieſer Augenblicke, welche er verſtreichen läſſt, und gibt ſeiner Verleumdung unterdes die Ausbildung. — Ach! ſäumt nicht, Brüder! in Geſellſchaften der Welt den unvorbereiteten, edeldenkenden, furchtſamen, beſcheidnen Mann, mitten im Angeſicht aller ſeiner Schmäher, zu unterſtützen! Tretet an ihn hin, muntert ihn auf, höret, und führet das Wort für ihn! Er ſteht vor Richterſtühlen, auf welchen in einer Perſon Kläger und Richter ſitzen, von denen weder der eine etwas wider ihn anzubringen, noch der andere wider ihn zu entſcheiden, das Recht hat! Werdet ſeine Sachwalter, erſchüttert die Richterſtühle mit einer donnernden Defenſion für ihn, und macht, daß ſich Klägerreue im Aug', und Richterſcham auf den Wangen ſeines Verfolgers zeige! — Groſſer Segen euch, wenn ihr es bewirket, daß die Bosheit eines Menſchen die Beſtürzung, den Edelmuth, die Zaghaftigkeit, und die Beſcheidenheit ſeines beſſern Bruders nicht ſchändlich misbrauchen könne!

Dem Redlichen Mann wirds nicht immerdar gleichgültig ſein, um ſich her die Stimme der Läſterung zu hören. Hat er ein zärtliches Herz, ſo wird er ſich darüber beunruhigen, daß er mit all ſeiner Rechtſchaffenheit ſich auch nicht einmahl den kleinen Lohn erwerben könne, daß man allenthalben wenigſtens nicht ſchlecht von ihm denke. Seine Zufridenheit wird dabei leiden, der Genus des Lebens wird ihm dadurch verbittert werden, und ſein Körper ſelbſt wird ſich in einem Zuſtande der Unbehaglichkeit befinden. Iſt er ſchnell im Reden und Handeln, ſo kann ihn die Keckheit und Unverſchämtheit ſeines Verleumders leicht zum gefährlichſten Zorn reitzen. Ein wühlender Aerger mit ſeinen unüberſehbaren tödtenden Folgen kann ihn ergreifen; es können Wortwechſel vorfallen, welche ihm hie und da eine Phraſe abzwingen, deren Gebrauch er ſich ſonſt nie erlaubt haben würde. Der unſchuldige Fehltritt, welchen er hierdurch begeht, kann dazu gemisbraucht werden, daß man der geſchehenen Verleumdung Gewicht damit gebe, oder ſchon den Saamen neuer Läſterungen daraus zuſammenſammle. — O Bruder! biſt du unter Menſchen, wo dein abweſender Freund geſchändet wird, dulde die Schmach nicht, welche der Redliche hinterm Rücken empfängt! Schütz' ihn, rett' ihn, und freue dich, daß er dabei nicht gegenwärtig war! Haſt ſein zärtliches Herz für Unruhe geſichert, indem du machteſt, daß die feindliche Stimme verſtummte, ohn' ſein Ohr erreichen zu können! Haſt ihn im frohen Lebensgenus, in glücklicher Geſundheitsfüll, erhalten! Haſt ihn auch wohl dem grimmigen Zornaffekt entriſſen! Haſt ſeine Tugend, ſeine Gröſſe, bewahrt, daß ſie ſich nicht gezwungen befleckte! — Wirſt ſeinen vollen Dank haben, wenn er die Schönheit deiner That, die du, ohne ihn zum Zeugen davon zu machen, ausübteſt, einſt vom dritten Mann erfährt! Wirſt ſeine neugeſtärkte, ununterbrochendauernde Freundſchaft, und all ſeine Bewunderung, genieſſen! Wirſt ſeinem Herzen heilig ſein! —

Ach! daß es ſich ſo fügte, daß unter iedem kleinen und groſſen Menſchenhauſen, in deſſen Mitte ſich ein Nidrigdenkender aufmacht, und einen aus ſeinen Brüdern ſchändet, allemahl auch ein Edler emporträte, und des Unſchuldigen Sache führte! daß er dem Verleumder auf ieden Schritt nachginge, auf iedes ſeiner Worte merkte, ſeine Fustapfen auslöſchte, ſeine Stimme überſchriee; damit man nicht ſähe, wo der Menſchenfeind gewandelt, nicht hörte, was ſein Giftſpeiender Mund geſprochen hätte! Mit Scham überſchüttet, voll mislungnen Verſuchs, wagte er's denn wohl nie wieder, einen Rechtſchaffenen anzutaſten! Käme wohl gar zur vollen Reue darüber, liebte den zuvor angefeindeten Mann, ſtrebte auch nach Verdienſt, und würd' ein Edler an ſeiner Seite! —

So bald ich gewahr werde, daß die Natur ihre Präparationen zu einem Regenbogen mache, laſſ' ich alles andere ſtehn und liegen, und laufen, marſchir' aus der Geſellſchaft, aus meinen Lauben, aus meiner Bücherkammer, und würde, wenn ich gerade drauf ſtände, und dürfte, von der Kanzel laufen, und trete unter den offenen Himmel hin, und ſchau' ihn mit Andacht an. O! ein göttlicher Anblick, der liebenswürdige Halbzirkel! Iſts doch, als würde in gröſter Geſchwindigkeit von vielen tauſend

Händen dem Weltſchöpfer eine Ehrenpforte errichtet, welche von einem Ende der Halbkugel bis zum andern reichen, und unter der die halbe Schöpfung, mit all' ihrem Geſang, Geſchrei, Gequacke und Geblöcke, hindurchgehen ſollte. — Führet ein Kind, welches noch nicht an Flittergold und alberne Pracht verwöhnt iſt, in ein Wonnefeld, wenn er in der Fülle ſeines Schmucks über demſelben ragt und bogt; mit Entzücken wird es ihn anſchauen, ſeine kleinen Hände tauſendmahl ballen, und in der ganzen Welt nichts ſchöners finden, als ihn. Das Unnachahmliche ſeiner Farben, das angenehm ineinanderlaufende, ſchattirende derſelben iſt ein liebenswürdiges Schauſpiel fürs Auge. Noch ſchöner, als die Morgenröthe, wenn ſie nach Tags Anbruch vor der Göttin, deren Ankunft ſie verkündigt, her, über den Himmel ſtreicht; ſchöner, als die Wonnepracht, mit welcher die untergehende Sonne die umhergeſtreuten Wolken kränzt — ſchwebt er unter den Wolken, und kontraſtirt mit ihrer Dunkelheit und Aſchfarbe. Das halbe Rund, welches er bildet, dieſe angenehme Figur fürs Menſchenauge, gibt ſeiner Schönheit noch einige Grade mehr; wir ſtehen da, verliehren uns nicht in Ecken und Winkeln, umfaſſen ihn mit einem Allblick. —

O des angenehmen optiſchen Betrugs! Wir glauben, ſtets denſelben Bogen zu ſehen, und ſehen mit iedem Blick einen andern; ieder von uns glaubt, denſelben Bogen zu ſehen, und ieder ſieht einen andern. Der Regen fällt ſchwächer, und der ſtarke Ausdruck ſeiner himmliſchen Farben vermindert ſich. Der Regen tröpfelt nur noch, und wir ſehen nur noch einſame Striche. Der Regen hört ganz auf, und der Bogen verſchwindet; wir blicken ſtarr nach der Stäte hin, wo wir ihn fanden, ſuchen ſeinen Glanz, und — er iſt nicht mehr. —

Aber ſeht, Brüder! wie ſeine Vergänglichkeit, ſeine kurze Dauer, uns reichlich erſetzt wird! Er kam, und verkündigte nahes, bevorſtehendes Ende vom Regen. Er floh, und hinter ihm her ſtrahlt uns nun die Sonne in feſtlicher Würde. O! wüſt' ich ſie nicht, iene uralte Regenbogengeſchichte, welche Vater Noah erlebte, durch eine kleine Reihe von Beobachtungen und Bemerkungen, würd' ich bald darauf gebracht werden, dieſen glänzenden Bogen als Bogen des Friedens in der Natur nach Wind und Wetter zu betrachten! Oft, wenn es Tage lang ſtürmte, und Wochen lang regnete; wenn all meine Bäume und hohe Staudengewächſe im Garten zu Boden geworfen waren, und ich für Moraſt darinn nicht wandeln konnte, ſah ich in einer Minute mich zehnmahl nach dem Ruheverkündigenden Bogen um. Ich wünſchte weiter nichts, als ihn nur erſt zu erblicken. Ich ſah ihn endlich, und nie betrogene Hofnung ſenkte ſich in mein Herz von ihm hernider. Wie ich da frohlockte, nun bald wieder zu ſchauen der Sonne Mildevolles Antlitz, zu ſchauen des Himmels ſanfte Bläue, zu wandeln wieder im Balſamduft der Bluhmen! Sind dahin, dacht' ich, die Tage, welche dich aus deinem Garten verſcheuchten — ſind dahin, und er nimmt dich wieder in ſeinen holden Schoos auf! Kannſt wieder den ſtädtiſchen Kerker verlaſſen, — kannſt wieder ſein in Gottes freier Luft! kannſt unter deinen Birnbaum wieder hintreten, den rothgebrüſteten Hänfling auf ſeinem Gipfel ſingen hören, und unter ſeinen Geſang freudenvolle Erhebungen zum Schöpfer miſchen! — —

Das Zeichen, welches vor einer angenehmen Veränderung vorhergeht, macht ſo ſtarke Eindrücke auf uns, daß es ſich in unſern Augen bald die Ehre anmaſſet, als brächte es dieſelbe wirklich hervor. Wir wiſſen einmahl, der Strohm folge bald darauf, und betrachten es als die Quelle davon. Ich lieb ihn, den göttlichen Bogen, lieb ihn, als wär' er der angenehmen Witterung Wiederbringer. Möget wohl, denk' ich, einen menſchlichen, und daher verzeihlichen Irthum begehen, die ihr, bei eurer Religion blos durchs Auge geleitet, den Regenbogen, oder den Mond, oder die Sonne, für die Gottheit haltet, die Sonne, Mond, und Regenbogen, ſchafft! —

Nie, Freunde, nie blick ich den Friedeverkündigenden Bogen an, wenn er ſich ſo in höchſter Fülle auf den Wolken mahlt, ohne an die

Merkwürdigkeit mich zu erinnern, — ich weis nicht, mit was für innigen, herzlichen Empfindungen mich zu erinnern, — welche er in der Moſaiſchen Geſchichte erhält. Iſt doch wahrlich eine recht naife Geſchichte, die Geſchichte vom Regenbogen, ſo, wie ſie da ſteht! Iſt etwas, deſſen Wahrheit wir iährlich wenigſtens zehnmahl an unſerm eigenen Herzen verſiegeln können! Mit unausſprechlicher Freude erblickt ihn noch unſer Auge, wenn es viel Stunden lang geſtürmt und geregnet hat. Sonnenſchein iſt nah! Sonnenſchein iſt nah! denken wir; welch ein beruhigender, erquickender Gedank! — Ich kann ihn mir recht ſinnlich vorſtellen, den Altvater Noah, wie er, als er nach ienen Güſſen und Wolkenbrüchen, welche erſt kein Ende nehmen wollten, den erwünſchten, Seligkeitbringenden Bogen ſah, mit zerſchmelzenden Herzen nach ihm hingucken mocht. Wie er beim erſten Gewahrwerden deſſelben vielleicht glauben mocht, ſein Phantaſie, ſein freundſchaftlicher, heiſſer Wunſch für die Glückſeligkeit der Erde habe ihn getäuſcht. Wie er denn noch einmahl hinſah, ſeine Blicke auf ihn feſtheftete, und denn ſeine Kinder herbeirief, und noch immer Furcht- und Zweifelvoll ſtammlete: Ach! meine Lieben! ſehet ihr ihn denn auch? Und wie er denn, als ſie ſprachen: Ach, Vater! ia, Vater! wir ſehen den Regenbogen — mit ihnen ſich unter den Bogen hinwarf, betete — ſchwieg — ſprach: Nun, ſo iſt Hofnung da; Hofnung für die Erde!

de! Hofnung mitten unter allen uns umſtröhmenden Fluthen, daß unſer Fus einſt wieder auf trocknem, freien Lande wandeln werde! — Ich glaubs nicht nur, daß dieſer Regenbogentag in der Arche als ein heiliges Erdenfeſt begangen worden; ſondern ich bin auch davon überzeugt, daß er Jahrhunderte nach der Zeit, ſo oft er wiederkam, für die Familie, welche ihn nun ſchätzen gelernt hatte, ein heiliger, feierlicher Tag geweſen ſein werde. Gewis ging der Altvater, ſo oft hernach ein Regenbogen erſchien, ſchnell aus ſeiner Hütte, oder Laube, hervor — oder, als ſeine Kräfte ſchon abnahmen, ſchlich wenigſtens noch hervor — rief alle ſeine Kinder und Nachkommen zuſammen, führte ſie auf einen offenen Platz, und ſprach: Ihr, die ihr damahls ſchon lebtet, als der bunte Friedeverkündiger, nach ſo vielen traurigen, düſtern, allzerſtöhrenden Tagen, unter den Wolken ſich zeigte, erinnert euch daran — und ihr, die ihr nachher erſt gebohren wurdet, als die Erde mit Bäumen und Bluhmen ſich wieder ſchmückte, laſſets euch ſagen, wie viel Wonne er uns brachte! Ach! wie wir da umhergetrieben wurden unter brauſenden Wogen — ohn' Anblick des Himmels, und der Erde — in der wüſten Waſſerwelt! Sahen keinen Baum! ſahen keinen Stern! Nur Elend und Jammer! Nur Jammer und Verderben! Da wölbte er ſich — der feſtliche Bogen; da drang Gottestroſt und Gottesfried' in unſere Arche ein! — Ach! zittert nicht! das

Elend ſoll nicht wiederkommen! der Ewige hats geſagt — hats geſchworen bei dieſem Bogen! Erſt müſte er den Bogen wieder vernichten, ehe ſeiner Verheiſſung Ende käme! O! ſchaut ihn dankbar und freudig an, den Zeugen göttlicher Barmherzigkeit und Wahrheit! Sehet ſeinen Glanz als Wiederſchein von der unendlichen Liebe an, welche ihn uns bereitet! So oft er in den Wolken daherragt — ſo ſeis euch, als ginge die Gottheit vor euch über, die Gottheit in all' ihrer Pracht! — —

Aus dem Innerſten meines Herzens, Brüder! drängt ſich der Wunſch empor, daß auf ähnliche Weiſe alle feierlichen und liebenswürdigen Auftritte in der Natur durch die Religion noch feierlicher und liebenswürdiger gemacht werden möchten. — Nehmt ihr, die ihr mit mir die beſte Religion euern Mitbürgern verkündigt, dieſen Wink an, welchen euch das entferntere Alterthum gibt, und knüpft die Wahrheiten der Religion an die Erſcheinungen der Natur! Weg durch die Sinne iſt ſicherſter, unfehlendſter Weg zum menſchlichen Herzen. Nie könnet ihr eine Gotteswahrheit, im Leben und im Sterben nützlich, euren Brüdern gewiſſer, vorſchwebender und unverliehrerlicher machen, als wenn ihr ſie ſo ins Gewand der Natur einkleidet! Das Menſchenauge, welches die Schönheit der Natur erblickt, wird alsdenn die höhere Wahrheit zugleich erblicken, welche ihr daran feſtbandet. — Ihr kennet den Mann, welcher 's eben ſo machte, und er verfehlte, wie ihr wohl wiſſt, Menſchenherz nie. — —

Fängt iemand an, mit uns zu ſprechen, der vorher ſchwieg, und wir hatten unſere Blicke auf ſeine Füſſe gerichtet, ſo erheben wir ſie nun nach ſeinem Kopf. Klopft iemand an der Thüre, und macht ſie auf, ſo gucken wir zuförderſt nach der Naſe, welche auf der Thürſchwelle ankommt. Hat uns iemand etwas verſprochen, ſo ſehen wir ihm darauf ins Auge. Lernen wir iemanden kennen, ſo durchſchauen wir ſein ganzes Geſicht. Hat uns iemand beleidigt, ſo unterſuchen wir die Mine, welche er dazu macht. Lobet uns iemand, ſo buchſtabiren wir in ſeiner Phiſionomie, von der Stirn an bis aufs Unterkinn, welches er dazu macht. — Die, Brüder! thun wir ſo alles, ohne eigentlich ſagen zu können, warum? und ich dächte, iedes davon könnte wohl ein Wink ſein, welchen uns die Natur gäbe, das Studium des Menſchengeſichts mit mehr als gewöhnlichen Fleis zu betreiben. —

Hätten wir an dieſem oder ienem Tage weiter kein Vergnügen, als daß wir einige hundert Menſchen uns vorübergehen ſähen, welche uns alle ihr Geſicht herreichten, ſo müſſt' uns dis allein ſchon Freude genung ſein. Wär' ich Kommandeur von einer Armee von hunderttauſend

Mann, — welches ich denn freilich nicht bin; ich müſte denn auf die Fruchtbarkeit meiner beiden Knaben eine auſſerordentliche Rechnung machen, und von ihren Kindern bis ins tauſendſte Glied meiner Nachkommenſchaft hinzählen, welches mir aber leider nicht zu Geſicht kommen wird — wär' ichs aber, ſo würd' ich weiter nichts mit ihnen thun, als daß ich ein Regiment davon nach dem andern muſterte. Zu Scharmützeln, Bataillen, Blocquaden und Stürmen, ſollts nicht kommen, auch wollt' ich ſie mit dem Exerciren nicht quälen; aber vor meinen Augen vorbeimarſchiren ſollten ſie wacker. Dieſe Muſterung ſollte nicht darinn beſtehen, daß ich ihre Uniform, ihr Gewehr, ihre Patrontaſchen und Ränzel, unterſuchte, ſondern — ins Geſicht wollt' ich ihnen ſtarr und ſteif blicken. — Unter allen Mannigfaltigkeiten, denk' ich immer, ſei die Mannigfaltigkeit des Menſchengeſichts die ſonderbarſte, und zugleich unüberſehlichſte. Es iſt doch nur eine Spanne, was wir Geſicht nennen, — die altfränkiſchen, mirakulöſen Geſichter ausgenommen, welche in der Länge und Breite zuweilen einige Zolle drüber haben — und dieſe Spanne iſt Raum genung, um eine ſolche Mannigfaltigkeit hervorzubringen, daß viele Millionen verſchidener Menſchengeſichter exiſtiren können! Noch dazu gerechnet die Geſichter, welche alle ſchon unter der Erde wieder unkenntbar geworden ſind, und die Geſichterchens, welche noch erſt geformt werden ſollen.

Ja, wahrlich, das ganze Menſchengeſchlecht möcht' ich einmahl ſo beiſammen ſehen, und muſtern! Und ginge mein ganzes Leben darüber hin, und man ſetzte auf meinen Leichenſtein die Innſchrift: Untenliegender that weiter nichts, als daß er, während, daß er noch oben war, allen Menſchen ins Geſicht guckte — ich wär damit zufriden. Wers denn ſagen ſollte, worinn bei iedem Menſchengeſicht die individuelle Verſchidenheit vom andern herrührte? ob eine ſpitzere, oder gebogenere Naſe, eine kleinere, oder gröſſere Stirn, ein Paar dunkle, oder feurige Augen, weit von einander ſtehende, oder über der Naſe zuſammenſtoſſende Augenbraunen, ein hellerer, oder dunkler Bart, mehr, oder wenig ausgefüllte Wangen, eine überragende Ober- oder hervorſtehende Unterlippe, ein Grübchen bei dem einen im rechten, beim andern im linken Backen, eine Unterkehle, oder — Gott weis, was? dieſelbe bewirkte? Kein Menſchengeſicht ganz, wie das andere, und doch hie und da eins dem andern ähnlich. Brüder! ich weis nicht, welches von beiden ich mehr bewundern ſolle; dis, daß keine gänzliche Verſchidenheit, oder iens, daß keine volle Aehnlichkeit zwiſchen zweien von ihnen gefunden werd.

Schaut alsdenn auch an den verſchidenen Adel in Menſchengeſichtern! Manches ſo ſimpel und wenigverſprechend, daß mans nicht wiederſehen möcht. Und manches ſo voll Ausdruck, Feuer, Menſchenwürd', und Seele, daß man es tauſendmahl in einer Stunde anblicken würd. Hie und da auch wohl ein Geſicht, aus welchem ein Löwe, oder ein Fuchs, oder ein Hündlein, hervorguckt. Ich hab' in meinem Leben gegen Menſchen, welche ich nach der Zeit, ihres vortreflichen Karakters, ihrer Menſchenfreundſchaft, und Thätigkeit im Guten wegen, auſſerordentlich ſchätzen lernte, oft die erſte Hochachtung ihres edlen Geſichts wegen empfunden. Andern hab' ich zu entfliehen geſucht, — ich konnts nicht ſagen, warum? Bei einer widrigen Konkurrenz geſtanden ſie mir, daß ſie eben den Widerwillen gegen mich bei meinem erſten Anblick empfunden hätten. Einen meiner gegenwärtigen Freunde, welchen ich von Anfang an, da ich ihn ſah, liebte, und noch liebe, hab' ich noch ganz neuerlich darauf betrachtet, worinn doch wohl die Quelle meiner Neigung gegen ihn entſprungen ſein möchte; da ich denn fand, daß ſein Geſicht mit dem Geſichte meines verſtorbenen Vaters eine groſſe Aehnlichkeit habe.

Geſicht des Menſchen — Spiegel des Herzens; dis laſſ' ich mir nun einmahl nicht ausreden. Hat iede Leidenſchaft ihre eigenthümlichen Gebehrden, ihre gewiſſen Minen und Ausdrücke im Geſicht: ſo könnte mans auch ohne Erfahrung glauben, daß die Lieblingsneigung eines Menſchen ſchon aus ſeinem Antlitz zu erkennen ſein müſſe. Man wirds den Muſkeln anſehen können, welcher Bewegung ſie am meiſten ausgeſetzt geweſen ſind, und Runzeln, welche auf der Stirn zu vielen tauſendmahlen gemacht worden ſind, werden ſich zuletzt nie ganz wieder verliehren. Sehr oft hab' ich über Leute, die ich zum erſten mahle ſah, in meinem Herzen das Urtheil gefällt, und ſelten hab' ich mich betrogen. Betrog ich mich ia zum erſten mahle, ſo macht' ich den Fehler beim zweiten mahle gewis wieder gut. In dem Augenblick, in welchem ich zuweilen Menſchen um etwas anſprach, weil ich ſie darum anſprechen muſte, ſagte mir — ich weis nicht, wer in mir? — den ganzen Ausgang meines Geſuchs vorher. Es iſt ſo etwas im Menſchengeſicht — wer kanns nennen? Genung, der ganze Kerl iſt drinn; iſt drinn ſo lang und ſo breit, als er iſt. Und konnt' ich zuweilen aus Leuten nicht klug werden, wenn ich ſie im vollen Antlitz betrachtet hatte: ſo gewann ich ihnen das Lauer ab, und betrachtete ihr Profil; bald war ich denn mit ihnen fertig. Ich hab' zwar gehört und geleſen vom ungebeſſerten Geſichte des gebeſſerten Sokrates; allein einzelne Fälle ändern, wie ihr wiſſet, die Regel noch nicht ab. Ich will mich freuen, ſo oft ich in der Welt ſolch ein ſokratiſches Geſicht erblicke, und will es dem Manne gern auf der Stelle abbitten, über den ich aus dieſer Urſach ein falſches Urtheil — obwohl nur für mein eigen Herz — gefällt hatte. Man lache über Lavatern; ich denke aber immer, der Mann ſage uns ſo viel kluges und neues vor, daß es wohl eine ernſthaftere Beherzigung verdiente. — Wie? wenn uns die Natur ſelbſt ſolchergeſtalt Winke geben wollte, wem wir unſere Freundſchaft ganz, oder nur zum Theil, ſchenken, und gegen wen wir nur eine unſchädliche Gleichgültigkeit beobachten ſollten? Wie? wenn ſie uns Winke gäbe, zu wem wir uns mit unſern Bitten, Geſuchen, und Klagen, wenden, und nicht wenden — Wie? wenn ſie uns Winke gäbe, wem wir unſere Oekonomie, unſere Kapitale, unſere Geheimniſſe, anvertrauen, und nicht anvertrauen ſollten? Auf keiner Seite könnte ſie uns denn doch wohl einen erſprieslichern Dienſt leiſten, als auf dieſer! Sie lieſſe uns denn den Unſchuldigen bald finden, und für ihn reden. Lieſſe uns den Traurigen bald entdecken, und ihn tröſten. Lieſſe uns den Feind gewahr werden, ehe er uns verfolgen könnte. — Ich wollte drauf wetten, daß ich, wenn ich meinen Vater nicht gekannt hätte, und er unter tauſend Männern, die alle meine Väter ſein könnten, mir hingeſtellt würde, daß ich ihn herausſuchen ſollte, binnen einer Viertelſtunde, ohne an allen den Männern die Pulſe zu befühlen, ihn finden wollte. Auch müſts da, wo man ſich ſeine Könige und ſeine Fürſten wählt, von herrlichem, weitumfaſſenden Nutzen ſein, wenn man den Wahlkandidaten vor der Wahl recht feſt auf Auge, Naſe, Mund, und Wangen, guckte. —

Drum mag ichs nicht bergen, Brüder! daß ich gern hie und da das Antlitz eines Menſchen möchte geſehen haben, und noch ſehen, der in ſeinem Leben viel Edles that. Möchte, zum Exempel, gern noch ſehen den Paoli, Waſhington, — möchte geſehen haben den Hannibal, und Kato, und all die Verfechter der Freiheit in allen Jahrhunderten, und unter allen Zonen! Möchte ſehen und geſehen haben die Originalgenieen der Völker, die Beherrſcher der Erde, welche noch mehr Güte, als Macht, hatten, und all die Redlichen vom erſten Range. Möchte beſonders gern geſehen haben Jeſum — möchte, wenn ich ihn auch nicht ſehen könnt', doch wenigſtens gern ſeine Silhouette haben!

War deiner Erfindung Vater der Zufall; ſo brüſte dich nicht mit ihr. Ein Ding, woran du weiter keinen Theil haſt, als daß du, da du im Begrif warſt, darüber zu fallen, es aufnehmen muſteſt, kann auch nicht ein Quentgen Ruhm für dich abwerfen. Setzeſt du dich aber recht mit der Abſicht hin, Erfinder einer nützlichen Sache für deine Brüder zu werden, ſtrengteſt du dich an, und erreichreichteſt deinen Zweck, oder machteſt, während, daß du auf eine Erfindung ausgingſt, und ſie nicht vollbrachteſt, irgend eine andere, mit ihr verwandt: ſo ergötze dich an ihrem Bewuſtſein.

Das iſt doch ein recht menſchliches Geſchäft — erfinden. Schöner, vortreflicher, mus der Menſch ſeine erhabenen Vorzüge, welche er für der ganzen übrigen Schöpfung hat, nicht verwenden können, als hierzu. Ich ſtell' ihn mir vor, den Erfinder des Guten, wie er ſich einen groſſen Theil ſeines Lebens mit dem Gedanken hindurcharbeitet, daß hie oder da noch neues Licht anzubringen, hie oder da noch neue Erleichterung zu verſchaffen ſein möchte. Endlich nach oftwiederhohlten Betrachtungen ſetzt er ſich hin, und verſucht; verſucht ein- verſucht zehn- verſucht zwanzigmahl; läſſt ſich durch öftersmislungene Verſuche nicht abſchrecken; ſtrengt ſich deſto ſtärcker an; abſtrahirt von der ganzen Welt; ſieht nichts, hört nichts; denkt auf weiter nichts, als auf den Gegenſtand, welchen er formen will. Alle ſeine Geſichtszüge verkündigen den Erwartungsvollen Mann; all ſeine Muſkeln geben zu erkennen, daß er ſtark arbeite .... Plötzlich ſpringt er auf, und ſpricht: Ich habs gefunden; habs gefunden, was ich ſuchte; Da iſts! — Nie, nie mus er ſich in ſeinem Leben mehr in ſeiner Würde gefühlt haben, als in dieſem Augenblick, da er aufſprang. Da iſt ſchönſter, vollſter Gebrauch aller ſeiner Kräfte. — Ihr, die ihr Menſchengeſchlecht nur immer von der Seite der Nachahmer betrachtet, wollet ihr weiter nichts ſehen, als dis, ſo habt ihr nichts beſonderes zu ſehen. Sehet, was ihr allenthalben in der ganzen Schöpfung ſehen könnet. Iſt eben ſo, als trätet ihr zur Schwalbe hin, und ſähet ſie niſten; oder zur Spinne, und ſähet ſie das Netz ziehen; oder zur Biene, und ſähet ſie die Celle bauen. Bauen alle die Celle, das Netz, und das Jungenbehältnis, ſo, wie's ihre Grosgrosgrosgroseltern gebauet haben. Machen 's nicht enger, nicht weiter, nicht künſtlicher, nicht prächtiger. Aber ſehet, mitten unter den Menſchen Nachahmern ſteht auch hie und da ein Menſch Erfinder! Er thut etwas Edles, welches noch nicht gethan ward. Führt etwas Neues in die Schöpfung ein. Vermehrt die Summe des Guten. Läſſet auf der Erde einen Fustapfen zurück, woran man einmahl nach langer Zeit noch, wenn auch keine Menſchen mehr wären, noch erkennen könnte, daß einſt Menſchen auf ihr gewandelt hätten.

Deine Erfindung, Bruder! wenn ſie gut iſt, iſt auch Beitrag zur Menſchenſeligkeit. — Und beträfe ſie nur den nidrigſten Menſchenſtand, und du hätteſt dem ſchwitzenden und ſtöhnenden Arbeiter einen Kunſtgrif mehr gelehrt, oder ein Werkzeug mehr in die Hände geliefert, ſeine Arbeiten hinfort leichter zu vollbringen, ſo müſte der Gedanke dich ergötzen: Von nun an ſchwitzt er nicht mehr ſo ſtark; von nun an ſeufzt er nicht mehr ſo tief unter ſeiner Tage Laſten; von nun an verrichtet er ſeine Arbeit mit mehrerer Geſchicklichkeit, Schnelligkeit und Dauerhaftigkeit. Iſt doch auch ein Menſch; mags gern ſehen, wenn ein anderer kommet, und ihm unter die Arme greift. — War deine Erfindung für die allgemeinen Bedürfniſſe der Menſchen nützlich: wohl dir! So haſt du etwas geleiſtet, welches nicht nur hie oder da einem einzelnen Manne hilft, ſondern, das von allgemeinem Werth iſt! Zweckte ſie auf eine Bequemlichkeit des Lebens ab — auch dafür ſegne dich ſelbſt! Es iſt immer Verdienſt, zu machen, daß Menſchen beſſer wohnen, — daß Menſchen weicher ſitzen — daß ſie ſich ungezwungener kleiden. — War deine Erfindung blos zur Freude und zum Vergnügen — auch dann biſt du noch ein edler Mann. Haſt gethan, was die Natur that, welche allen ihren Einrichtungen einen Wonneanſtrich gab. Biſt in ihre Fustapfen getreten. Es iſt immer Ehre, gemacht zu haben, daß hie und da einem Menſchen ein Abend unterhaltend werde, an welchem er ſonſt über Langeweile geklagt hätte; oder, daß man einen Gang mit Freuden unter ſchattenden Bäumen gehe, den man ſonſt, unbedeckt fürm brennenden Sonnenſtrahl, mit Verdrus gegangen wäre; oder, daß das Auge, welches ſonſt auf Diſteln und Dornen geblickt hätte, nun blühende Kleewieſen und Roſenhecken ſchaue .... Haſt du mit deiner Erfindung den Kreis höherer menſchlicher Wiſſenſchaften erweitert; haſt du einen tiefern Blick, als deine Vorgänger, in die Werkſtäte der Natur gethan; biſt du der Wahrheit näher getreten, als ſie; haſt du eine Urſach gefunden, die man ſonſt nicht fand, eine Verbindung der Dinge eingeſehen, welche man ſonſt nicht einſah — tritt hin, und preiſe dich glücklich! Biſt geworden Licht! Wegzeigendes, hellglänzendes Licht! —

Schau denn noch die herrlichen, iedem Redlichen ſchätzbaren Vortheile, welche deine edle Erfindung für dich haben wird! Der Pöbel wird dich angaffen. Angaffen? angaffen der Pöbel? — Hum! die Ehre wird mehrern zu Theil. Ja, ſie wirds. Aber, wenn, während, daß der Pöbel gafft, auch der Weiſe wundert und ſtaunt: denn iſt auch Angaffen des Pöbels noch Ehre. Der Weiſe wird dich verehren und lieben. Die Geſellſchaften der Würdigen unter den Sterblichen werden dich unter ſich aufnehmen, ohne dein Antlitz geſehen zu haben. Könige werden dich in der Ferne ſchätzen; werden dich beſuchen auf ihren Reiſen, und, ihrer Kron' uneingedenk, über wichtige Gegenſtände der Menſchheit ſich mit dir unterhalten. Künftige Edle, welche, durch deine Erfindung geleitet, wiſſenſchaftliche Progreſſen machen, werden dich für ihren Lehrer halten, und mit Ehrfurcht nennen. Denn muſt du zwar abtreten; aber in deiner Erfindung lebſt du noch fort. Lebſt noch fort für Menſchen, denen wahres Verdienſt ein unzerſtöhrbares Heiligthum iſt. Nach Jahrhunderten erſchallt noch dein Nahme, und der Nahme deines Vaterlands, deines Geburts- und Sterbeorts. Ein arbeitſamer Nachkomm entwirſt denn die Geſchichte der Wiſſenſchaft, für die du Wohlthäter warſt, und gibt dir in der Reihe derer, welche ſich um ihre Erweiterung und Ausbildung verdient gemacht haben, einen der erſten Plähe. Und wird deiner nach langer Zeit vergeſſen; vertilgt ein langwieriger verheerender Krieg, ein Brand, welcher die ſchönſten Sammlungen aller Urkunden der Wiſſenſchaften verſchlingt, oder ein halbes Jahrtauſend, worinn allgemeine Trägheit, Aberglaub', und Dummheit, die Menſchen von Erwerbung höherer Kenntniſſe abhalten, dein Andenken: ſo wird nach überhingegangenem Elend ein forſchender Geiſt in ſpäter Zukunft deinen Nahmen irgendwo in einem beſtäubten Manuſkript wiederfinden; hinzutretende Edle werden Vermuthungen wagen, daß du der Urheber dieſer oder jener Erfindung im Alterthum geweſen ſein mögſt, werden darüber diſputiren, werdens unterſuchen und ausmachen, werden ſagen: Ja, er wars. —

O! daß ich ſie alle wüſte, welche auf Erden Erfinder des Schönen und Guten waren! Daß ich ſie alle wüſte, die ihre Brüder im Genus

nus des Lebens, und in der Weisheit, ſtärkten! Von dem an, welcher zum erſtenmahle das Südmeer fand, bis auf den, welcher die erſte gefüllte Viole hervorbrachte! Daß ich ſie vorzüglich alle wüſte, welche in Deutſchland Erfinder wurden, und von da aus ihren Segen über den ganzen Erdball verbreiteten! — Ach! Brüder! viel Freude müſts ſein, der Geſchichte der Bildung der menſchlichen Erfindungskraft ſo Schritt für Schritt nachſpüren zu können! Zu ſehen, wie hier oder da ein Menſch in irgend einer Kunſt oder Wiſſenſchaft A, ein anderer B, noch ein anderer C, und ſofort bis auf N, oder O, wagte — denn bis Z ſind wir noch nirgends! Gewahr zu werden, wie ſich zuweilen zween Menſchen, ohne einander zu kennen, wohl gar unter verſchiedenen Himmelsſtrichen, hinſetzten, und eine und dieſelbe nützliche Entdeckung machten; wie ſie ſich ſo auf ihrem Wege einander begegneten, und umarmten! Eine ganz beſondere Art von Verbindung und Verwandſchaft, die unter Leuten Statt findet, welche entweder einerlei Erfindung machten, oder doch in derſelben Wiſſenſchaft von einem Jahrhundert ins andere fortarbeiteten! —

Könntſt du, Freund, nicht Erfinder des Guten und Schönen ſein, wärſt nur Ausbilder, Vervollkommner deſſelben — auch dis iſt Würde für dich! Der zweete, der dritte, der zehnte Mann kann oft erſt mit der Erfindung vollen

Segen ſtiften; ihr Urheber konnte noch nicht ſo weit vordringen; er fand noch Hinderniſſe, durfte wohl noch nicht ſo viel wagen, oder es überraſchte ihn der Tod in der Mitte ſeiner Bahn. — —

Preis allen Edlen, welche ihre Kräfte in Erfindung und in Ausbildung des Guten übten! Preis ihnen von euch allen, und von mir! Preis von der Zeitgenoſſenſchaft, und von der Nachkommenſchaft! — Iſt wahrlich die höchſte Stufe, bis zu welcher die menſchliche Natur zur Gottheit hinanklimmen kann! — Bruder! wenn du gemacht haſt, daß etwas Schönes und Edles, welches noch nicht war — werde, oder, daß es, wenn es ſchon war, noch ſchöner und edler werde, — wem ähnelſt du?

Statt, daß die Alltagsleute unaufhörlich fragen: was gibts guts Neues? beſchäftigt ſich oft ein Edlerer lieber damit, daß er erfahre, was es guts Altes gegeben habe. Die **Geſchichtskunde** ergötzt den Weiſen; er ſieht ſie an, als eine Lehrerin und Wohlthäterin für ieden, welcher nach ihr ſtrebt. —

Wie der Menſch wünſcht, daß er einmahl noch ſein dürfte, wenn er abtreten mus: ſo möcht er auch gern ſchon geweſen ſein, ehe er wirklich auftrat. Er glaubt, bei ſeiner ſpätern Erſcheinung etwas verlohren zu haben, und auch die geringſte Schadloshaltung dafür mus ihm willkommen ſein. Sieh! wie begierig er daher nach der Geſchichte greift! Die Kenntnis derienigen Perſonen, welche vor ihm gelebt, und dieienigen Begebenheiten, welche ſich vor ihm ereignet haben, gibt ihm eine gewiſſe Art von Geweſenſein, ehe er in der That geweſen iſt. Zwar fühlt er, daß er vom vergangenen Guten dadurch nicht vollen Genus erhalte, wenn er die Beſchreibung davon empfängt; aber dafür tröſtet er ſich mit dem Gedanken, daß er vom vergangenem Böſen auch nichts weiter, als die Erzählung, dulde. Wenn er nun ſolchergeſtalt die Zeiten, in welchen er noch nicht lebte, dadurch gleichſam zurückruft, daß er ſich mit den Menſchen, und mit den Ereigniſſen derſelben, bekannt macht, und, wenn er auf der andern Seite grosmüthige und ſegenſtiftende Handlungen ausübt, welche ihn den ſpäteſten Nachkommen noch einmahl gegenwärtig machen; ſo kann er ſich eines überaus verlängerten Daſeins rühmen. In der Mitte ſteht alsdenn ſein wirkliches Leben — voran die Geſchichte — hinten gute That. Jene empfiehlt ſeinem Andenken das Leben, und die Handlungen

gen der Vorwelt; dieſe empfiehlt wieder ſein Leben und ſeine Handlungen dem Andenken der Nachwelt. Sein eigenes Sein iſt zwar nur in eine Reihe weniger Jahre eingeſchloſſen; aber an den erſten Augenblick deſſelben knüpfen ſich Jahrtauſende, und an die letzte Stunde deſſelben Jahrhunderte, oder, wenn's Glück gut iſt, auch wohl Jahrtauſende. — Ha! ſpricht der Weiſe, wenn er ſeiner Exiſtenz eine ſolche Zurück- und Hinausdehnung gibt, Menſchenlebens Vergänglichkeit iſt nicht ſo gar albern, und Menſchenlebens Dauer nicht ſo gar kurz, als ihr vorgebt! Leſet, was Edle thaten — handelt ſelbſt edel: ſo könnt ihr die Ewigkeit mit Gewalt an euch reiſſen!

Iſt doch auch wohl etwas ſonderbares, zu wiſſen, was vor funfzig, oder hundert, oder tauſend Jahren auf der Erde hie oder da, bald auf einer ihrer offenſten Ebenen, bald auf einem ihrer verborgenſten Winkel, vorging. Wenn man auf eine Stelle hintritt, und ſagen kann: Hier ward vor drei oder vier Sekuln ein Friede geſchloſſen; hier empfing vor funfzig Jahren ein Rechtſchaffener den Lohn ſeiner Tugend; hier behauptete vor einigen Jahrtauſenden ein tapferes, rüſtiges Volk ſeine Freiheit; hier ſas im grauen Alterthum ein Weiſer in einer ſelbſtgewählgewählten Entfernung vom Getümmel, und — dachte, dachte über Wiſſenſchaft und Kunſt, über Volkslehre und Volksglück! — ich weis nicht, was für angenehme Bewegungen im Gemüth dadurch entſtehen. Oder, wenn man einer andern Stäte ſich naht, und denkt: Hier liegen einige Tauſende neben einander unterm Erdengrün, welche zu unſerer Väter Zeiten der Tod in der Schlacht binnen einer Viertelſtunde zu Opfern machte; hier ſtand eine groſſe, begüterte, weit und breit berühmte Stadt, welche durch Erdbeben unterging; hier fiel man vor ſo und ſo viel Jahrhunderten noch vor einem ſteinernen Bilde nider, und betete an; hier wohnte in einer iezt verfallenen Burg einſt ein Tirann, für dem das Leben keiner ſeiner Brüder ſicher war; hier brach eine ſtröhmende Fluth durch, und verſchlang ganze Meilen vom feſten Lande! — wie da das Herz pocht! mit Menſchlichkeit und Mitleiden fürs Alterthum pocht! wie es für ſich, und für ſeine Zeitgenoſſen, von Glückwünſchungen überwallt! — Selten bin ich in meinem Garten, ohne daß ich mit ſeiner kleinen Geſchichte mich unterhielte. Ich denke auf einige Jahrhunderte zurück, und ſtelle mir vor, wie er damahls vielleicht noch ein wüſter Fleck war; wie ihn alsdenn ein verſuchender Mann an ſich kaufte, und zu einer Wieſe machte; wie ihn denn ein anderer umzäunte, und Bäume darauf pflanzte; wie denn ein anderer darinn anfing, zu graben; wie noch ein anderer ihn in Quartiere theilte, mit breiten Wagen durchſchnitt, die Wege mit Hecken bekränzte, den Zaun in eine Riegelwand verwandelte, und ein Gartenhaus dabei aufbauete. Und nie ſtehe ich unter meinem groſſen Birnbaum, ohn' daran mich zu erinnern, wie mein Vater oft unter demſelben mit mir ſtand, und raupte — oder bei den Spalieren, ohn' es recht lebhaft zu erneuern, wie wir an ſelbigen die Fruchtbäume und Weinſtöcke verſchnitten, wie ich ihm die Weiden reichte, und er feſtband.

Bei den Vorfällen, wovon wir ſelbſt Augenzeugen ſind, haben wir die Unbequemlichkeit zu leiden, daß wir ſie nicht ſogleich ganz über und über durchſchauen können; ſondern, daß wir immer erſt eine Zeitlang warten müſſen, wie ſie ſich entwickeln, was für Folgen ſie haben, wie ſie nicht etwa der Hauptvorfall ſelbſt, wohl aber die Vorbereitung zu demſelben ſind, und ſo weiter. Wir ſehen iedesmahl nur einen Theil davon; aber beim Leſen der Geſchichte überſchauen wir die Begebenheit in kurzer Zeit ganz. Zu einer Ereignung, welche oft Jahre brauchte, ehe ſie ſich vollendete; ſind wir nur einiger Augenblicke benöthigt, ſo wiſſen wir ſie von Anfang bis zu Ende. Wiſſen ihre Quelle; ſehen, wie ſich dieſelbe oftmahls an Orten verbirgt, wo wir ſie nicht ſuchen ſollten, und wenn wir dicht neben ihr herumgingen; wiſſen die Wege, durch welche ſie ſich flocht, und auf denen wieder andere Begebenheiten zuſtieſſen, welche ihr einen neuen Druck gaben; ſchauen die Stäte, wo ſie ſich verläuft. Das iſt denn doch ſo etwas recht füllendes, ſättigendes für den Menſchen, eine Sache, wozu ein anderer ehrlicher Kerl wohl den dritten Theil ſeines Lebens brauchte, ehe er fertig ward, ſie zu betrachten, in der Geſchwindigkeit über und über durchdrungen zu haben. — Vielleicht iſts eine von den Urſachen, warum man gern Romane lieſet, daß man binnen vier und zwanzig Stunden weis, was vier und zwanzig Jahre gebraucht haben ſoll, ehe es zu Ende gekommen.

Die Urtheile, welche über Perſonen, die mit uns zugleich leben, und über Begebenheiten, welche vor unſern Augen vorgegangen ſind, gefällt werden, ſind mehrentheils verdächtig. Bald Furcht, bald Has, bald Schmeichelei, bald zu der Zeit herrſchendes Vorurtheil, geben ihnen eine ſchiefe Richtung. Der Geſchichtſchreiber aber, welcher uns nach dem Tode ſeiner Helden, und wenn die Begebenheiten, welche er erzählt, durch andere wieder verdrängt ſind, ſeine Beſchreibung davon liefert, hat nichts mehr zu hoffen, und zu fürchten; er urtheilt unpartheiiſcher, wirft die Larve weg, ſtellt uns in den wahren Geſichtspunkt. Von einer Epoche des Aberglaubens läſſets ſich nicht eher frei reden, als bis ſie überhin iſt, weil man ſonſt in Gefahr geräth, die Welt an ſeiner Perſon mit einem Auto da Fe mehr zu regaliren. Vom Tiranren darfs die Nachwelt erſt wagen, im Tone der Wahrheit zu ſprechen.

Die Geſchichte iſt im Stande, uns zu überzeugen, daß von allem, was geſchieht, nichts mehr zum erſten mahle geſchehe, ſondern, daß alles, was ſich iezt ereignet, ſich ſchon hundertmahl, und noch drüber, ereignet habe; daß noch immer daſſelbe Theater ſei, worauf geſpielt werde; noch immer dieſelben Komödien, Tragödien, Opern, Operetten, Pantomimen; daß nur von Zeit zu Zeit andere Perſonen die Rollen nehmen, das Koſtume ſich abändere, und hie und da aufm Theater eine neue Dekoration angebracht werde. Unterſucht man nun die Präparationen, welche gemacht wurden, als ſich dieſe oder iene Begebenheit zum erſten oder zum zehnten mahle ereignete, macht man ſich mit ihnen bekannt, und findet während der Zeit ſeines Lebens irgendwo dieſelben: ſo kann man mit vieler Wahrſcheinlichkeit der Welt ankündigen, daß daſſelbe Stück nächſtens wieder aufgeführt werden werde. Dabei hat man denn auch den Vortheil, daß man hie und da eine Regel der Klugheit und der Fürſichtigkeit für ſich abſtrahiren kann, welche uns in unſerm Leben vortreflich behagen wird. Die Geſchichte des Aberglaubens iſt noch immer dieſelbe, wie ſie vor der Zeit der Reformation war. Die Proceduren der Thorheit ſind noch immer dieſelben, welche ſie vor tauſend Jahren waren. Verſchwendung, Trägheit, und Zügelloſigkeit, untergraben noch immer das Glück der Staaten, wie zu den Zeiten der Olympiaden, und der Luſtrums. Tugend und Rechtſchaffenheit bahnen noch immer den Weg zur Zufridenheit, und zu einem langen Leben, wie vor der Sündfluth.

Kannſt auch, Freund, wenn du die Geſchichte liebſt, das Vergnügen genieſſen, den Karakter einer Nation mit dem Karakter ihrer Vorfaren zuſammenzuhalten. Kannſt ſehen, wie bald eine Nation ſo ausgeartet iſt, daß man auch nicht mehr die geringſte Spuhr von dem an ihr findet, was ſie ehmals war. Kannſt denn unterſuchen, wie bald Sklaverei, bald

Wanderungen, bald Künſte und Wiſſenſchaften, dieſe Veränderung hervorgebracht haben. Kannſt aber auch ſehen, wie bald eine andere Nation noch bis iezt den Karakter behaupte, welchen ſie vor Jahrtauſenden hatte, und wie Mangel des Kommerzes mit andern Völkern, Klima und Religion denſelben aufrecht erhalten. Kannſts bewundern, wie die Weisheit von einem Lande ins andere gezogen ſei; wie das Licht bald die Finſternis, die Finſternis bald das Licht, verſchlungen habe. Kannſt dich aber auch davon überzeugen, daß Menſchenherz zu allen Zeiten eben daſſelbe Ding geweſen ſei, welches es iezt noch iſt, und daß edle Einfalt, und wonnevolle Ruhe, im Schoos der Natur das Vorrecht aller Völker in ihren erſten Anfängen waren.

Ach! mit entzückendem Vergnügen träum' ich mich zurück in ienes goldne Alter, wovon die Dichter ſangen. Ich wohne mit den Altvätern unter Zeltern, nehme mit ihnen ihre frugalen Mahlzeiten ein, pflanze mit ihnen Bäume, grabe mit ihnen Brunnen, weide mit ihnen die Heerden, beſchaue mit ihnen den nächtlichen Sternhimmel, opfere mit ihnen die Erſtlinge von allem, was ich habe, laſſe mich mit ihnen zu ihren Vätern verſammlen!

O Geſchichte! Geſchichte! dich müſſe ieder Jüngling lieben, der weiſe werden will, weiſe und gut! Müſſe immer wechſelsweiſe gehen von dir zur Natur, und von der Natur zu dir!

* * * * * *
* * *

Sei ohne Leidenſchaft! — dis zum Menſchen geſagt, iſt gerade ſo viel, als wenn man zum Vogel ſpräche: Sei Vogel ohne — Flügel! Es iſt euch ein recht ärgerlich Ding, wenn man den Menſchen ganz und gar anders machen will, als ihn die Natur in die Exiſtenz hinſchleudert. Das hab' ich ia wohl geſehen, und gebilligt, daß man einen Baum, wenn man ihn verſetzt, hie und da einen Zweig beſchneidet; aber, daß ihn ein vernünftiger Gärtner die ganze Kron' abſchneide, hab' ich nie geſehn. Ich dächte, man ſollte glauben, die Natur würde den Menſchen wohl ohne Leidenſchaft gemacht haben, wenn er ohne ſie ſein ſollte, oder, welches vielleicht noch beſſer geſagt iſt, ohne ſie ſein könnte. Kein langſameres, nidergeſchlageneres, ſich ſelbſt widerſprechenderes Geſchöpf müſts doch wohl unter der Sonnen geben, als ihn, wenn er weiter nichts, als ſein Bisgen Verſtand, haben, und ſich damit durch Böſes und Gutes hindurcharbeiten ſollte! Was er doch wohl in ſeinen erſten zehn Jahren thun würde, in welchen er auch dis noch nicht einmahl hat? Die Menge ſeiner edlen Thaten, welche er iezt, durch Leidenſchaft geſtärkt, ſchnell und gern verrichtet — ſchaut ſie doch recht darauf an — würd' er auch wohl eine einzige davon vollbringen? Für die Elenden, Nothleidenden, denen das Mitleiden, welches wir nun ſchlechterdings nicht ganz verliehren können, der einzige Troſt iſt, möcht' alsdenn Gott im Himmel allein ſorgen, und ihnen Manna und Johannisbeermus regnen laſſen. Bei vorſchwebenden Gefahren, wo ſchnelle Nothwehr erfordert wird, müſt' ſich denn ieder Menſch einen Deus ex machina herwünſchen. Aller Genus menſchlicher Freuden — die erquickende Süſſigkeit der Liebe — wo blieben er, und ſie? Nein, ihr, die ihr den Menſchen, welcher doch einmahl Fleiſch und Geiſt ſein ſoll, zu lauter Geiſt umſchaffen wollt — ich mag euer Menſch nicht ſein. Augenſcheinlich ſeh' ich, daß ich mich bei meinen Leidenſchaften iezt beſſer befinde, und daß zum Menſchenleben unterm Saturn und Jupiter Mixtur von Fleiſch und Geiſt gehöre. Und wärs nun auch noch ſo ſchön — das ganz Geiſt ſein, welches ihr uns vorhaltet — was hülfs? Ihr haltet uns etwas vor, das wir nicht ergreifen können. Macht uns lüſtern nach etwas, welches uns nie zu Theil werden kann. Nehmt uns erſt unſere Sinne! denn könnts ſein. Aber, was wären wir alsdenn? Es gibt der Holunderbäume genung — in meinem Garten ſchlagen ſie iährlich zu Hunderten auf — und der Kieſel gibts auch genung — ich laſſe ſie bei iedem Umgraben meines Gartens karrnweiſe herausfahren — und, wie geſagt, laſſet mir meine Sinne. Nähmt ihr mir nur das Auge, ſo nähmt ihr mir mein halbes Sein.

Aber, Brüder! die Natur gab dem Vogel die Flügel nicht blos, daß er flöge, ſondern, damit er deſto ſchneller von einem Ort zum andern käme, für Raubthieren und Raubmenſchen ſich ſicherte. Gewis gab ſie uns auch die Leidenſchaften, daß ſie uns nicht nur thätig überhaupt machen, ſondern unſere Thätigkeit im Guten befördern ſollten. Drum verlieh ſie uns die Kraft, Gegenſtände auſſer uns aufmerkſam zu betrachten, Reflexionen darüber zu ordnen, und uns zu deutlichen Vorſtellungen emporzuſchwingen. Nach dieſen ſollten wir zuerſt ſtreben, unſere Entſchlieſſungen darauf gründen, und denn ſollten die Leidenſchaften bei Ausführung derſelben uns ihre wohlthätigen Dienſte leiſten. Dis war das Proiekt zu unſerer Glückſeligkeit, welches ſie entwarf, und Heil dem Manne, welcher die vorgezeichnete Bahn wandelt, und nach Herrſchaft über ſeine Leidenſchaften ſtrebt!

Die Quellen unſerer Leidenſchaften ſind die Sinne. Ein überaus liebenswürdges Geſchenk vom Allvater! Sie ſinds, welche uns zum Bewuſtſein unſers Daſeins bringen — ſind die Wege, auf welchen die Freude zu uns ſtröhmt. Was unſer Auge ergötzt, unſerm Ohr ſchmeichelt, ſetzt unſer Herz in Bewegung dafür. Aber nicht volle Harmonie iſt zwiſchen den Eindrücken, welche unſere Sinne auf uns machen, und zwiſchen unſrer Glückſeligkeit. Beim Thier iſt ſie voller. Oft pflückt ein unſchuldiges Mädgen eine, dem Anſehn nach, vortrefliche Bluhme; ſie ſteckt ſie an den Buſen, und die Dornen rizen die zarte Bruſt. Oft horcht ein heiterer Jüngling auf eine ihn bezaubernde Stimme; er folgt ihr, und folgt — ans Grab. O! ſeht, ſeht den ſtarken uns gegebenen Wink, daß wir unſern Leidenſchaften nicht blindlings folgen! daß wir Erfahrungen ſammlen! daß wir immer erſt fragen: iſts gut? iſts recht? und dadurch das ergreifen lernen, was uns wahrhaftig glücklich macht, und fliehen, was unſer Elend befördert! —

In der ganzen Natur iſts ſo, daß auf den Sturm wieder Stille folgt; und ie brauſender, anhaltender der Sturm war, deſto tiefer, deſto länger die Stille. Iſt ſo aufm Weltmeer; iſt auch ſo im Menſchenherz. Es kommen Stunden, Freund! wo deine Leidenſchaften ſchweigen, wo ſie, dich verlaſſen zu haben, ſcheinen. Du hörſt alsdenn ihre Stimme nicht; muſt alsdenn, du wollſt, oder nichtwollſt, der Vernunft hervortönende Stimme hören. Ach! wird ſie denn dir angenehm, oder fürchterlich, ſein? — Wirſt gewis deiner Thaten Werth alsdenn ſchäzen! Wirſt gewis, beim Angedenken an iede von ihnen, fragen: handelt' ich edel? handelt ich menſchlich? Vortrefliche, des Menſchen recht würdigſte Fragen! Der Weiſe ſezt aber dis daran aus, daß ſie, ſtatt daß ſie eine Stunde nach der That geſchehen, einen Augenblick vor ihr hätten aufgeworfen werden ſollen. Denn haſt du die Traurigkeit zu erwarten, daß Vorwurf auf Vorwurf, Reue auf Reue, Scham auf Scham, Zurückwunſch auf Zurückwunſch, Gewiſſensbis auf Gewiſſensbis, Selbſtverdammung auf Selbſtverdammung, dich beſtürmen werden. O! ſelig iſt der, welcher nicht den Geiſt unters Fleiſch, ſondern das Fleiſch untern Geiſt, ordnet, und dafür wacht, daß die Stimme der Leidenſchaft die Stimme der Vernunft nicht überſchreie!

Willſt du lange auf der Erde wandeln, wohin dich die Natur ſetzte, Bruder! ſo glaube, daß Herrſchaft über deine Leidenſchaften ſicherſter Weg dazu ſei! Bau zwei Häuſer in demſelben Jahre, von demſelben Holz, unter der Aufſicht deſſelben Baumeiſters; ſtelle das eine auf den Gipfel des Bergs, und das andere auf ſeinen Abhang, wo die Stürme ihre Wuth nicht ſo ausüben können: wirſt das letztere noch wohnbar für Menſchen finden, wenn das erſtere ſchon, längſt von ihnen verlaſſen, Trümmerweis in den Abgrund geſtürzt iſt. — Ich ſah oft Jünglinge im Leben, welche die Wolluſt liebten, und Männer, die ſich dem Zorn überließen; mein Schickſal trennte mich von ihnen; nach einigen Jahren kam ich zurück, ſuchte ſie wieder, — fand ſie nicht mehr. —

Und was iſt langes Leben, wenn es nicht Qualfrei iſt? Leben iſt nicht mehr ganz Leben, wenn iede ſeiner Stunden Peinvoll iſt! O! vergeſſet nicht, Freunde, daß auf Beſiegung der Leidenſchaft ein harmloſes Alter folge! Habt denn noch Rückblicke in ein edelverwendetes Leben — habt noch Sinn — habt noch Feuer — habt noch Geſchmack an den Freuden des Lebens; dahingegen ein Greis, welcher ſich ſechzig Jahre lang ſeinen Leidenſchaften überlies, wenn ihm ia noch Daſein gegönnt wird, die Welt flieht, und von ihr geflohen wird, gähnend und nach Luft ſchnappend, ums Grab herum taumelt, und ſo lange taumelt, bis er mit innerm Gram hineinſinkt. —

Sollſt auch Herr ſein über alles, Bruder, was du ſiehſt. Herr durch deutliche Erkenntnis davon, und durch edlen Gebrauch deſſelben. Sollſt Herr ſein über Sonne, Mond, und Sterne, über die Erde, und über alles, was auf ihr kreucht; übers Meer, und über all' ſeine Tiefen. — Da ſtändſt du denn, Herr über alles, und — Unterthan, Sklav, Thor deiner Leidenſchaft! Einen lächerlichern, albernern Kontraſt gäbs doch wohl in der ganzen Welt nicht, als den! Hätteſt alles auſſer dir unter deine Bothmäſſigkeit gebracht, und in dir ſelbſt wäre der einige Rebell — der Schandebringer! Mache deine Herrſchaft vollkommen! Tritt hin, und ſprich: Alles unter meine Füſſe gethan! Alles meiner Einſicht und meiner Beſtimmung übergeben — auch ich ſelbſt!

Iſts ſchwer? deſto beſſer. Der Grad überwundener Schwierigkeit beſtimmt den Grad der Ehre, welche daher erfolgt. — Gewis iſts, die Leidenſchaft gewinnt der Vernunft die Vorzeit ab; lange hat ſie ihre Sermonen ſchon fürs Menſchenherz gehalten, ehe die Vernunft noch einen vollen Perioden geſprochen hat. Sinnlicher Reitz — beinahe allgemeines Beiſpiel des Menſchenhaufens, kommen dazu, und geben ihr eine Stärke, daß auch oft der Weiſeſte hie und da, nach oft errungenen Siegen, ihr noch unterliegt. Jedoch du weiſt wohl, daß hieniden nichts vollendetes ſei. Thu, ſo viel du kannſt! Sammle edle Grundſätze ein, und drück' ſie tief ins Herz, damit ſie allenthalben, wo du wandelſt, und wo die Leidenſchaft dich ergreift, dir dicht vorm Auge ſchweben! Strebe nach deutlichen Vorſtellungen! Wähle dir in der Schöpfung einen Vertrauten, deſſen Stimme du wenigſtens hörſt, wenn die Leidenſchaft deine Vernunft übertönen will! Schau nicht zu ſtarr auf einerlei Gegenſtand, und auf einerlei Seite deſſelben! Dreh' ihn, wend' ihn, ſchieb' ihn — und ſiehſt du auf allen ſeinen Seiten daſſelbe, ſo rück' ihn ganz weg, blick auf einen andern, auf einen ihm entgegengeſetzten! Biſt wahrlich

lich viel Sinn, Bruder! Empfängſt du nur neue, ſtärkere Eindrücke, welche die alten, ſchwächern auslöſchen: ſo — iſt dir geholfen. — — Ich wollte vor kurzem mit einem meiner Freunde zürnen, Gott weis, warum? Zu gutem Glück ſpielte mein iüngſter Knabe nicht weit davon mit ſeiner Puppe. Ich ſah von meinem Freund weg, und hin auf die Puppe, rekolligirte mich, und ſprach: Narrenſtreiche! — —

Von allem, was wirkliche Einrichtung der Natur iſt, glaub, Bruder! daß nichts ganz Freudenlos ſei! Irgendwo rinnt doch ein Bächlein — und weiſt wohl, daß der Wanderer, wenn ihn die Reiſe entkräftet hat, auch zum Bächlein: willkommen! ſpreche, ſich dran hinſtrecke, und ſchlurfe. — Geh mit dieſem Gedanken dem Winter entgegen, und forſche, ob nicht hie und da aus ſeinen Abſchreckungen noch ein Reiz für dich lächle!

Wahr iſts, du gehſt im Winter hinaus aufs Feld, wo du vorher wallende Saaten, duftende Bluhmen, geſchmückte Roſenſtöcke, fandſt, und die Natur liegt vor dir, wie leblos und erſtarrt, in ihrem einförmigen ſimplen Gewand. Saaten weg — Bluhmen weg — Roſen weg — auch wohl nicht einmahl eine Bahn, wo dein Fus wandle! Siehſt ein allgemeigemeines Grab; aber, Freund, doch zuweilen ein glänzendes, lichthelles Grab. An einem heitern Wintertage, wenn die Luft rein und Lebengebend iſt, wenn die Sonne in feuriger Röthe daherkommt, der Nebel verſchwunden iſt, und der Rohrreif an allen Bäumen, Stauden, und Pflanzen, Kränze flicht; hinausgehen in die Flur, das blendende Silber allenthalben anblicken; ſehen, wie die Sonne daſſelbe ſchmelzen macht, wie hie und da auf einer Höhe ein Fleckgen, ſo gros etwa, daß eine Finke, oder ein Goldammer, darauf Platz hat, rein wird, und wie nach einigen Minuten ganze Schaaren von Finken und Goldammern, die vorüberfliegen, und das nackige Fleckgen erblicken, auf daſſelbe niderfallen, und wie zehn davon auf der leeren Ståte über einander her pipen, und zwanzig andere darneben bis an den Kopf in den Schnee ſinken, wie hie und da von einem Haufen Dünger, welcher aufm Acker liegt, die einſamen Fustapfen eines Haſen zurückführen, der die vorige Nacht an ſelbigem zubrachte; hören, wie die Räder am Wagen klirren, welcher vom nah gelegenen Dorfe zur Stadt fährt, wie der gefrorne Schnee unterm Fus des Wanderers tönt, und das iunge Eis beim Sonnenſtrahl aufm Teich ſpringt — — iſt doch auch ein gar angenehmer Auſtritt, und du kannſt einen recht heitern Wintertag immer unter die ſchönſten Tage des Jahres zählen.

Unter der Schneedecke liegt ſie da, weit ausgeſtreckt, der lebendigen Allmutter! Bäume und Pflanzen haben den Blätterſchmuck, welchen ſie ihnen unlängſt verlieh, dankbar in ihren Schoos zurückgeworfen, und ſie ſammlet nun Fruchtbarkeit wieder daraus ein. Der ſtrengere Froſt vermag ſie nicht ſo tief zu durchdringen, als wenn ihr Rücken nackend und unbedeckt wär. Hie und da grünt unter der Hülle ein Gräschen, blühet auch wohl ein Blümchen fort, welches der ſpätere Herbſt hervorbrachte. Es wartet ſchon als künftiges erſtes Futter fürs iunge Lamm, und fürs unruhige Schaf im Stall. Ungeſehen erhält ſich die Winterſaat unterm Schnee, wird, wenn mildere Tage kommen, holderes, friſcheres Grün annehmen, und dem Menſchenauge Wolluſt werden. Auf den Bäumen thürmt ſich ſchon die Fruchtbringende Knoſpe; ein wohlthätiger Wind trocknet in den Mittagsſtunden, wenn der dran hangende Reif ſchmilzt, das Tröpfgen ab, damit der nächtliche Froſt ſie nicht tödte. — Sieh, ſo arbeitet ein Weiſer auch im Verborgenen oft der Natur nach! Denkſt wohl, er ſei müſſig, weil er mit ſeinen Produkten noch nicht Aufſehen macht; aber er ſammlet erſt die Materialien zum Gebäu, welches er aufführen will, macht erſt die Präparationen zum Werk, das er zu vollenden gedenkt. Bald wird er auftreten, die Früchte ſeiner Arbeit liefern, und ſein Geſchlecht rings um ſich her zur Bewunderung reizen.

Wenn die Tauſendmahltauſende von Schneeflocken durch einander fliegen, wenn der Nordwind auf deinem Dache ſie wirbelt, und an deine Fenſter ſie wirft — ha! Bruder! wie ruhig und ſorgenfrei ſitzſt du denn mit deinen Freunden im gewärmten Gemach! ſprichſt mit ihnen von intereſſanten Gegenſtänden der Menſchheit; erneuerſt das Andenken vergangener Tage; wagſt mit ihnen unterhaltende Ausſichten in die Zukunft! Im angenehmern Theil des Jahrs flohſt du in die Umarmungen der Natur, weilteſt in Gärten, und auf Wieſen, und an Bächen; ietzt ruhſt du in den Armen deiner Vertrauten, empfindeſt erſt recht, wie unſchätzbar im Leben die Seligkeit der Freundſchaft ſei. Schlieſſeſt dem Redlichen dein Herz auf, ſchauſt ins ſeinige, knüpfſt die ſchon feſten Bande zwiſchen ihm und dir noch feſter, noch enger, machſt mit ihm Entwürfe, den kommenden Lenz recht in all ſeiner Fülle zu genieſſen. — Lektüre gewährt dir nun auch das reizendſte Vergnügen. Du kannſt die zaubernde Natur ietzt nicht ſehen; ergötzſt dich aber an den Schilderungen der Weiſen, die ſie oft ſahen, und Gefühlvoll betrachteten. Sie ſtellen dir all' ihre Reize vor Augen, und es iſt, als ſähſt du ſie wirklich. — Biſt du Freund der Muſik — wie wird ſie dich zur Winterszeit erfreun! Sitzſt denn mit einem Freunde am

Klavier, ſinget und ſpielet; oder ſtehſt mit ihm am Violinpult, und Wonnetöne dringen durchs Ohr ans Herz. — Ahme den Frühling in deinem Zimmer nach. Füttere deine Finken, deine Lerchen, deine Nachtigallen, im Bauer, und zweifle nicht an ihrem dankbaren Geſang. Ruf deine Hiacinthen, deine Tulipanen, deine Roſen, zur frühzeitigen Flor; bilde einen Garten um dich her, und ſprich: Iſt doch ſo ein Etwas von Frühling, welches ich mir iezt mache; ſo eine kleine Nachäffung der Wolluſtſcenen, mit welchen die Natur ihre Kinder ſonſt nur im Maimond erfreut! —

Geh denn hin an einem wolkenloſen Wintertag, und metamorphoſire in Gedanken alles, was du ſiehſt. Sprich laut: Erde, du ſollſt nun bald wieder die weiſſe Decke abwerfen — Saat, du ſollſt dich bald emporheben — Bäume, ihr ſollet bald ſchwillende Knoſpen zeigen, und eure Aeſte mit Grün kleiden — Lerche, du ſollſt bald wieder ſingen — Leben, Allleben, ſollſt bald wieder geweckt werden! In kurzem wird, wo iezt der Wagen überm Eiſe rollt, der frohe Froſch ſein Haupt im offenen Waſſer emporheben, und Preis dem Thauwetter quaken. Im kurzen wird zwiſchen den Zweigen, wo iezt Schneebälle liegen, ein Vogel ſein Neſt bauen, und ſeine Jungen füttern. Im kurzen wird, wo iezt der hungrige Rabe ſchreit, des Frühlings ſchönſte Tochter wieder ſingen. — So denke dich mitten im Winter in den Lenz hin! Weile nicht zu lange mit deinen Blicken an der gegenwärtigen Auſſenſeite der Dinge; wirf ſie vorwärts — vorwärts in die Heilstage hin!

Nicht traurig will ich dich machen, Freund! — aber denk' auch, wenn überm Eiſe der Nordwind weht, an den November und December, die für dich kommen! Kannſt dir eben ſo deinen eigenen Winter erleichtern, als alle andere Winter der Natur. Gewöhne dich früh an den Anblick der Schöpfung, und finde ihn ſchön; damit er einſt, wenn dir weiter nichts mehr übrig bleibt, als er, dir noch Freudenvoll ſei. Findeſt du denn in den Geſellſchaften der Welt, in deinen Geſchäften, und in Ausführung deiner Entwürfe, nicht mehr Zerſtreuung und Befridigung genung: ſo wird ein Siz unter den Bluhmen im Thal am Abend deiner Tage noch Troſt für dich ſein. — Sammle ſchöne, menſchliche Empfindungen ein, ſtimme durch ſie dein Herz zur Einwilligung in edle, Segenverbreitende Thaten; ſo wirſt du, wenn du einmahl nicht ſo geſchäftig, nicht ſo ſchnell mehr ſie zu verrichten vermagſt, dich daran noch ergötzen, ſie vorhin raſch und mit menſchlicher Würd' im Leben vollbracht zu haben. — Las denn den Nordwind ſtürmen! — — Der Weiſe hört ihn ſtürmen, und —— lächelt.

Wenn es hie und da Menſchen gibt, welche uns das Leben ſauer machen: ſo gibts auch eben ſo hie und da wieder andere, die uns amüſiren. Ob ſie dis allemahl blos in Abſicht auf uns thun, oder, ob ſie dis oder ienes kleine Nebenintereſſe für ſich ſelbſt dabei haben: darnach fragen wir ſo viel eben nicht; genung, wenn die gute Wirkung da iſt, und wir amüſiret werden. Jeder thuts, ſo gut er kann; und, wenn wir denn berechtigt zu ſein glauben, dieienigen, welche uns Verdrus erwecken, weniger zu lieben, als andere: ſo müſſen wir uns auch verpflichtet ſehen, die, welche, uns zu amüſiren, bemüht ſind, mehr zu lieben, als andere. Dis ſei nun alles, wie es wolle, lieben Leſer! aber ſo viel weis ich, daß ich in meinem Leben lieber zu denienigen gezählt zu ſein wünſche, welche andern leuten Vergnügen, als zu denen, welche ihnen Noth, erweckten.

Es iſt bei allen Unbequemlichkeiten, welche ieder ehrliche Kerl hat, doch immer eine überaus bequeme liebenswürdige Sache, wenn er weis, daß er dieſen oder ienen Menſchen auf einige Augenblicke von ſeiner üblen Laune befreit, ihn ſeines Elends vergeſſen gemacht, und ſein Herz zur Freude geſtimmt hat. Iſt doch wenigſtens ein Lerchen- und Nachtigallen Verdienſt; und iedermann ſtimmte darinn überein, daß das Verdienſt der Nachtigall gröſſer ſei, als das Verdienſt der Krähe, und das Verdienſt der Lerche gröſſer, als das Verdienſt des Uhu. Jeder, welcher am Amüſement Theil nimmt, mus, wenn ihm anders von Jugend auf hübſch geſagt worden iſt: Bedanke dich, mein Kind! und wenn ihm ſein Herz bei zunehmenden Alter ſelbſt die Lehre empfohlen hat: Nimm keine Wohlthat an, ohne wenigſtens ein Auge voll Erkenntlichkeit ſehen zu laſſen, den, welcher ihm daſſelbe verſchafft hat, mit einem bedeutenden Seitenblick anſchaun, und denken: Biſt doch ein gutes, ehrliches Geſchöpf, daß du bei den vielen Einfällen und Proiekten, welche du haben konntſt, darauf fällſt, deine Mitbürger zu deſennuiren. — Konntſt ia auch darauf verfallen, ihnen alles gebrannte Herzeleid anzuthun; oder, wenn du ſie ia vergnügen wollteſt, ſo konntſt du ihnen das Vergnügen ſo hoch im Preiſe anſetzen, daß ſich die Liebhaber dazu verlöhren.

Nun gibts zwar auch deren genung, welche ihre Mitbürger unterm Mond, auf Koſten ihres Verſtandes und ihres ehrlichen Herzens, amüſiren, wie, zum Exempel, die Hofnarren, Pickelheringe, und Hanswurſte, und alle übrigen Leute, an denen ſichs hinten narrt, ringt und wurſtet, oder auch wohl nicht narrt, ringt, und wurſtet; aber um ſo viel mehr mus der, welcher ſeinen Brüdern ein Vergnügen verſchaft hat, recht menſchliche Freude dabei haben, wenn daſſelbe zugleich nützlich für ſie geworden iſt. Denn wird das Vergnügen recht edel, wenn es ſchöne Empfindungen hervorbringt, und in bereits wallenden ſchönen Empfindungen ſtärkt; wenn es hie und da einen edlen Gedanken weckt, oder zu einer guten That anreizt, welche ohnedis nicht gedacht, oder nicht ins Werk geſetzt worden wären. —

Werdets allmählich wohl merken, ehrliche, liebe Leſer! wohin dis letzte kleine Aufſätzgen zielen ſolle. — Ich hab' euch zwanzig Bogen, und drüber, voll geſchrieben, und ihr waret ſo gut, und laſet ſie. Das erſtere zu thun, hattet ihr mich nun freilich nicht aufgefordert; aber mein eigen Herz ſprach zu mir: Thu's! Meine Abſicht dabei war, wie ihr werdet geſehen haben, die gutgemeinteſte, herzlichſte von der Welt. Amüſiren wollt' ich euch — aber nicht auf Koſten eures Herzens, oder eures Kopfs: denn ich wuſte, wie theuer und werth mir mein Kopf und mein Herz wären, und glaubte, daß die eurigen es euch wenigſtens eben ſo ſein würden. — Wüſt' ichs, daß ich dieſem oder ienem von Euch einen Wonneaugenblick im Leben verſchaft hätte, den er ſonſt nicht gehabt haben würde — — Wüſt' ichs, daß ich hie oder da eine edle Empfindung geweckt, oder geſtärkt hätte — — Wüſt' ichs, daß die geringſte eurer Schönthaten auch nur um eine Sekunde durch mich beſchleunigt worden wär — — eine meiner ſeligſten Freuden ſollte dis iezt und immer ſein! — Ich werd's euch nicht ſagen dürfen, daß man einen ehrlichen Kerl, dem man's allenthalben anſieht, daß er uns heiterer und froher machen wolle, nicht eben ſo behandeln müſſe, als einen andern, welcher uns mit der Fauſt nachm Auge fährt. — Auch könnt' ich euch noch dis und iens von mir ſelbſt erzählen. Könnt' euch meinen Nahmen nennen, wenn er nicht ein ſo unbedeutender, ungehörter Nahme wäre, daß ihr bei ſeinem Wiſſen nichts gewönnet, und bei ſeinem Nichtwiſſen nichts verlöhrt. — Von meinem Birnbaum im Garten, unter welchem ich oft an Gott, und an euch, denke, mus ich euch mit Betrübnis melden, daß er — ſterben wolle. Sollt' ihm der Winter noch den lezten Streich verſetzen: ſo mögt ihr euch immer auf ein feierliches Trauerlied gefaſt machen, welches ich im Frühiahr über ſeinen Tod anſtimmen werde. Hätte denn einer oder der andere von euch einen guten poire gric, oder poire blanc Baum, und wollt' ihn mir ſchenken: ſo würd' ich ihn mit vieler Empfindung an ſeine Stelle wieder ſetzen. Doch will ich euch zuvor davon avertiren. — Auch hätt' ich ein Päckel Predigten, welche ihr, ſo Gott, und mein Verleger, wollen, leicht zu leſen bekommen könntet; unter dem Titel: Ein halb Dutzend Predigten, vom Verfaſſer der Menſchenfreuden; unter ſeinem groſſen Birnbaum koncipirt, bei Frau und Kindern memorirt, und in der Gemeine des Herrn öffentlich gehalten. — Uebrigens wünſch' ich euch allen lauter gute Nächte, und lauter drauf folgende gute Tage; und am letzten Abend die beſte Nacht — und nach Ueberhingang derſelben den beſten Tag! Freue mich auch ſchon auf dieſen Tag; weil ich hoffe, daß er für mich ſo gut ſein ſolle, als für euch! Und damit er dis werde: ſo laſſt uns kreuzbrave Erdbürger ſein! laſſt uns einander zu Willen leben — einander alles an den Augen abſehen, und einander dienen, wie und wo wir können! Es iſt Jemand — glaubts! — der euch, und mich, wieder rufen wird ..... Und hiermit ihm befohlen! —

Ihm befohlen euch — und ihm

befohlen mich! — —

Druckfehler.

Seite 6. Lin. 3. lis ſtatt liege – ſtehe.
S. 7. L. 19. ſtatt Sönen – Schönen.
S. 23. L. 30. ſtatt allein – Alleen.
S. 30. L. 9. lis – Sinnfülle.
S. 32. L. 1. lis – wölben.
S. 39. L. 4. ſind die Worte: in dieſer Betrachtung unendlich, wegzuſtreichen.
S. 48. L. 5. ſtreich nicht weg.
S. 82. L. 30. lis ſtatt: wohl – wohl nicht.
S. 117. L. 2. lis ſie ſie.
S. 132. L. 27. ſtatt rother – ächter.
S. 133. L. 12. ſtatt Sonne – Sorge.
S. 152. L. 16. ſtatt wie – wo.
S. 175. ſind aus Verſehen zwei verſchidene Aufſätze ohne Trennungszeichen zuſammengerückt.
S. 210. L. 4. lis Rüblinge.
S. 245. L. 11. lis ſtatt dir – der.
S. 262. L. 2. lis – Südweſt.
S. 272. L. 3. iſt ein Hauptfehler, und mus ſtatt Freude, geleſen werden – Friede.
S. 288. L. 12. lis – Thomſen.

Hr. Christian Friedrich Dinkauil

Noch

eine Handvoll

Menschenfreuden.

Hinten dran

meine Predigten.

KÖNIGLICHE
BIBLIOTHEK
BERLIN

Wittenberg und Zerbſt,
bey Samuel Gottfried Zimmermann,
1778

Ja, dreimahl **Ihm** befohlen Euch — und dreimahl **Ihm** befohlen mich — und all unſere Freunde — und all unſre Sterne, Nachtigallen und Bluhmen — und — die ganze Welt! Sei **Ihm** alles lieb und werth, was er ſchuf! Bethau' er, ſönn' er, ſegn' er alles! . . .

So wünſch' ich hier in meinem Garten am Frühmorgen unterm lieblichglänzenden Himmel, und mein's von ganzem Herzen damit, wie ichs ſage; und alle Sonnenſtralen und alle Leſer dabei um mich her. Hum! dacht' ich, Sonnenſtrahlen ſo mild, Leſer ſo freundſchaftlich — beide ſo **warm** für dich.. Auf! greif im Sonnenſchein noch einmahl hin nach Freuden und Wonnen! reich, was du davon faſſt, Deutſchlands edlen Töchtern und Söhnen! Sie laſen dich; fühlten - - dachten — thaten wohl dabei ſchön.

Kannſt du etwas beſſers verrichten, als — **Menſchen im Genus des Lebens, im Edelthun ſtärken?** — Ha! ſtärke ſie recht! ſchwell' ihnen den Buſen hoch auf! mach' ihnen das Herz luſtiger ſchlagen! las Sie der Tugend allfüllende Seligkeit ſchmecken! Im letzten Sonnenſtrahl — im letzten Sonnenſtrahl dafür einſt noch Milde für dich! . . .

So nimm denn deines Freunds Buch, warmer deutſcher Jüngling, und ſchlies es, wenns Frühiahr wiederkommt, in den linken, dein tugendhaftes Mädgen in den rechten Arm! Geh mit beiden in Gärten und Haine! Setz dich mit ihnen hin, wo der nahe Bach ſanft rieſelt, das Baumlaub fächelnd über dir rauſcht, die Nachtigallen ſchmelzende Wettlieder ſingen! da weile — da lis! da fühle menſchliche Wonnen deine Edle und Du! — Ach! ſäh' ich Euch denn . . . . wo wäre mein Himmel? — — Bei Euch!

Götterſitz – Götterſitz — — wenn der Nordwind Wochenlang getobt, und anhaltender, ſtarkfallender Regen die Atmoſphäre durchkühlt hat — wenn alle
en, nach Wärme ſich ſehnenden Gewächſe
ihren Spitzen ſchon gelbten; bei Tage lange
ne Sonne ſtrahlte, bei Nacht kein Mond
en, kein Sternchen blinkte — wenn der
lende Jüngling des wüſten Städtergeräu-
s ſchon ſatt und müde, von einem Morgen
andern vergeblich auf eine Stunde voll
us der Natur hofte, und die den Reitz der
nen Schöpfung liebende Schöne ſich zehn-
l ſchon, wenn die Wolken zu trennen ſich
enen, Hain und Thal zu durchirren ſchnell
og und zehnmahl beim abermahligen Ver-
en des Himmels ſich langſam wieder aus-
dete — — Götterſitz denn am erſten heitern
hlings- oder Sommertage wieder unter ei-
der ungekünſtelten Lauben der Natur, am
berbach, in friedlicherer Luſt, von füttern-

den Vögeln, von ſummenden Bienen, von bunten Schmetterlingen umflogen! Lange währt' es, ehe der himmliſche Tag kam, und ie länger er weilte, deſto ſchwerfälliger ward das Leben im Stubenkerker, und der Genus des Daſeins immer ärmer und ärmer. Nun iſt er da, und Menſchenherz freuet ſich innigſt, endlich zu haben, wornach es ſich ſehnte. So kann ſich der Höfling nicht freuen, wenn er nach tauſend fruchtloſen Verſuchen und nach zehntauſend weggeſchobenen Hinderniſſen ſich dennoch zuletzt die Vorzugsgunſt ſeines Fürſten erwirbt — So der Mann, welcher das Geld lieb hat, nicht, wenn er Jahre lang kargte und die Tonne nicht voll machen konnte, und ſie nun heute bis oben an füllt — So der Sieger nicht, wenn er eine geraume Zeit hindurch vor der feſten Feindesſtadt lag, Bomben auf Citadell und Kirchthürmer vergeblich regnen lies, und mit den hungernden Belagerten ſchon anfing zu hungern, und er endlich im Sturm die Wälle erſteigt und Mann für Mann von der Beſatzung über die blitzende Klinge ſpringen läſt — — wie ſich der fühlende Erdbürger, dem Genus der Natur über alles geht, freut, wenn er nach Wochen voll Irrwetter und Ungeſtüm am Wolkenleeren Himmel Gottes milde Sonne wieder ſieht und ſtatt Sturm und Orkan ſanfte Sommerlüfte wehen wieder hört! — —

Ha! Leſer! heute war ſo ein Tag, da ich dis ſchrieb; ſo ein erſehnter, den Menſchen verklärender Tag. Drei Wochen hatte er gewüthet, der tödtende Nordwind — gewüthet mit Regen und Hagel; hatte die Stengel meiner Bluhmen zerknickt und das Laub meiner Bäume entfärbt. Da war kein holder Morgen, kein lieblichduftender Abend. Hinter dicken, undurchdringlichen Vorhängen ſchwebte die Sonne, und brach ſie ia zuweilen auf Augenblicke durch: ſo war doch ihr Strahl ſo wäſſerigt, ſo matt; ihr ganzes Anſehen ſo bleich, ſo iammernd, als wollte ſie ſagen: Rechnets mir nicht zu, lieben Erdbewohner! ich ſchiene euch gern, wenn Nordwind nicht wär! — die Stunde der Windwende kam; aus Norden hört' er auf zu toben und wehte nun lieblicher von Süden her. — Da flogen die Wolken nicht mehr; da ſchlichen ſie nur. Eine nach der andern ſchlich vom Horizont dahin. Azurn ward der Anblick des Himmels; ſommrigt die abgekältete Luft. Ich ſahs und entris mich dem ſpätern Schlummer, und eilte zum Siz meiner Freuden, zum Garten bei Zerbſt. Mit der Sonne zugleich kam ich dahin, und kaum hatte ſie ſich etwas erhoben, ſo ſtand ich mitten in ihren Strahlen und ſönnte mich zum Erſaz für die vergangenen düſtern Tage mit unerſättlicher Begierd. Unter allen meinen Bäumen, Bluhmen und Gewächſen konnte nichts ſo ſehnlich nach ihr geſchmachtet haben, als ich. Da legt' ich beide Hände aufs Herz, blickte dankbar zu ihr auf und ſprach: Wie du doch ſo lieblich, ſo erquickend ſcheinſt, holde Sonne, der Erde unermüdeteſte Wohlthäterin, wenn du ſo lange nicht geſchienen haſt! wie man doch denn erſt recht fühlt, wieviel du Sonne biſt! Brenne mich heute braunroth — ich trage dir zu Ehren die braunrothe Farbe und ſage iedem, der mich drauf anſieht: das hat unſere liebe Wärmerin, unſere allgemeine Beleberin gethan! — —

Da kam meine Gattin, einen neuen Säugling im Arm; und mit ihr die beiden kleinen hüpfenden Buben. Die Freude lachte den holden Knaben aus den Augen und aus allen ihren Geſichtszügen. Sie umarmten den Vater und ſich unter einander im Sonnenſchein; durchſuchten im Sonnenſchein alle Erdbeerſträucher; pflückten im Sonnenſchein all übriggebliebenen Bluhmen, putzten ſich damit, zankten ſich darum, verſöhnten ſich wieder darüber — und dis alles im Sonnenſchein. Heute den ganzen Tag im Garten, ſprach ich, und ſo lagen wir alle im getrockneten Gras. Rund um uns her ein Schauplatz voll Anmuth und Seligkeit. — —

Allenthalben, wohin Sonnenſtrahlen fielen, nahm die Erde ſie frohlockend auf, ſchien davon nicht genung aufnehmen zu können, und bildete ſich dadurch zur fruchtbarſten Mutter.

lange waren die Keime des Wachsthums im Pflanzenreich zurückgehalten worden; zaudernd und zagend hatten die Gewächſe da geſtanden; viele Saamen und Körner waren durch die zu lange anhaltende kalte Näſſe ſchon verwettert. Nun drang ein allgemeines Feuer daher und fochte die ſterbende Pflanzenwelt wieder an. Jeder Keim arbeitete doppelt an ſeiner Entwickelung; auch das verbutteteſte Blümchen ſtrebte ſich zu erholen. Die nachgelegten Gurken guckten unter kleinen Erdſchollen hervor und wieſen an ihren erſten zweien zuſammengefügten Blättern die Hülſe. Die frühausgepflanzten Melonen grünten unter den Glasglocken wieder dunkler — die Bohnen rankten wieder muthiger — die an den Spitzen ſchon verſengten Balſaminen ſchöpften wieder neue Kräfte. Aus allen Sommergewächſen ragte ſchmachtend der Hauptſtiel der Sonn' entgegen und die braungewerdene Reſeda grünte tief aus dem Herzen empor. Mein ganzer Garten ſchien eine neue Schöpfung zu leiden. — — Was ſie doch kann, ſprach ich, unſere liebe Wohlthäterin, was ſie doch kann! Sie verwandelt Traurigkeit in Freude — Tod in Leben. Und das thut ſie nicht nur hier im Garten, ſondern weit und breit. Heute bringt ſie Brodt aus der Erde und ſchaft dem Vieh ſein Futter. Blicket ſie darauf an, ihr Kleinen, und ſeid warm für ſie, wie ſie gegen euch. In eurem ganzen Leben ehret und liebet ſie! Liebet und ehret ſie beſonders nach langen Regen und Stürmen! Wenn ihr euren Gedanken nach etwas recht Guts beſchreiben wollt: ſo ſprecht — Sonne. Sorgt eure Mutter für eure Geſundheit und für euer Vergnügen: ſo denkt — Mutter und Sonne. Weiſet euch euer Vater liebreich zurecht: ſo ſagt — Vater und Sonne. Erzeigt euch ein Freund eine Gefälligkeit: ſo dankt ihm mit den Worten — Wohlthäter und Sonne. Steht und ſtrecket euch ietzt und nach funfzig Jahren noch gern in ihren Strahlen. Legt euch bald auf den Rücken, bald auf den Bauch; laſſet euch ſie durch und durch wärmen. Ihr Strahl iſt immer rein — bleibt ihr nur reines Herzens, ſo wird er euch zu allen Zeiten herrlich laben und ſtärken! — —

Und die Thierwelt — die Thierwelt, wie ſie ſich allenthalben im Sonnenſchein ſo rege erwies! da tönten mit einemmahle hunderterlei Stimmen um uns her; helle und tiefe, rauhe und liebliche, ſtarke und ſchwache. Die Sonne wars, welche ſie alle in den Ton der Freude ſtimmte. — Hier ſang die Tagegall aufm Pflaumbaumsgipfel ihr einwiegendes Lied; dort weckte die Nachtigall in der Hecke ſchmetternd ieden Schlummerer auf. Hier ſchwang ſich der Waldſtieglitz nicht weit vom Neſte trillernd auf einem der höchſten Zweige; dort kakerte die Elſter auf meines Nachbars Linden. Hier rief der bunte Pfingſtvogel, dort lachte der graue Kuckuk. Auf den Bluhmen ſummten die Honigſuchenden Bienen in unzählbaren Schaaren; im Teich quackten die lange ſtummgeweſenen Fröſche wieder, machtens wie ich, und ſtreckten ihren Kopf der Sonn' entgegen; und übern Waſſer töſeten tauſendmahltauſend Mücken in hohen Kegeln. Alles wimmelte von lebendigen Geſchöpfen; von Einheimiſchen und Fremdlingen. Die Finken waren äußerſt beſchäftigt, Schnäbel voll Raupen ihren Jungen zuzutragen; auf der Erde ſpatzirten die alten Sperlinge mit den eben ausgepflogenen kleinen Dieben umher, ſpeiſeten ſie auf meine Koſten mit meinen Erbſen und lieſſen ſie mit aufgeſperrtem Halſe und hangenden Flügeln hinter ſich her flaſtern. Schmetterlinge funden ſich ſchon reichlich ein und tanzten von Kohlpflanze zu Kohlpflanze. Alle Ameiſenhaufen waren lebendig. Die Goldkäfer durchkreutzten die kleinen Wege und Millionen Inſekten flogen unter den Blättern hervor. — —

Dis alles ſahen und hörten wir und lagen dazu im Graſe, und hörtens und ſahens den ganzen Tag und konnten uns nicht ſatt daran ſehen und hören. Die Bäume gaben uns Schatten, die Erbſenbanken das Mittagsmahl, der Brunn im Hof den Trunk darauf, und unſer Herz das, was jeden Baum in ein Berceau, ein Gericht grüne Erbſen in eine fürſtliche Tafel und ein Glas friſches Brunnwaſſer in Tockaier und Kapwein verwandelt — — **Zufridenheit.** O ihr, rief ich laut aus und trat dazu, auf den Stamm eines abgehauenen Pflaumbaums, der eine Elle über der Erde ragte, und das mit ſo feierlichen Enthuſiasmus, als trät' ich auf eine Kanzel, und überſah dabei meinen Garten mit einem ſo umfaſſenden Blick, als überſäh ich die ganze Welt — ihr, die ihr heute, da nach drei Wochen wieder die Sonne ſo mild ſcheint und die ganze Natur ſich ſo inniglich darob freut, mitten in der frohlockenden Schöpfung traurig und wehmüthig da ſteht — — Gott geb' euch doch allen, was — wir haben! Geſundes Blut — gutes Gewiſſen — und Geſchmack an der Schönheit der Welt. Alle Kranken ſollen munter — alle Thoren weiſe — alle Laſterhafte gut werden — — und bis alles, wenns ſein kann, **heute noch**! Vivat! es lebe die Sonne, und ieder, der ſich gern in ihren Strahlen ſönnt! — Und darauf tranken wir alle Reihe herum einmahl friſch Waſſer. Das ſchmeckte uns — Gott weis — herzlich! — —

Der Tag blieb bis zu Ende ſchön und ein ſanfter Abend ſchlos ſich an ihn an. Die Sonne ging feſtlich unter, und es war, als hätte ſie ſagen wollen: morgen wirds noch ſchöner werden. Ich bekränzte meine Gattin und meine Kinder mit Bluhmen — wir gingen nach Hauſe — ſchlieſen alle leicht und träumten uns binnen einer Stunde wieder in den Garten hin. Da blühten die Bluhmen noch ſchöne; da ſangen die Vögel noch lieblicher; da waren wir das erſte Menſchenpaar und hatten den Vorzug noch für ſelbigen, daß wir — im Paradiſe unſere **Kinder** bei uns hatten. . . -

O bringt doch, ihr Edlen! bringt nach Sturmvollen, regnichten Wochen den erſten heitern Frühlings- oder Sommertag, welcher wiederkommt, nicht im Kerker der Stadt, nicht in engen, dumpfigen Stuben an Spieltiſch oder an der Toilette zu! Glaubt, Menſchenherz verliehrt durch langanhaltendes Irrwetter an Schönheit und Wärme! Aber ſo ein heiterer, göttlicher Tag vermag uns wieder in edlen Geſinnungen, in groſſen Entſchlüſſen zu ſtärken. Der Sonnenſtrahl fällt ins Herz — der Genus der Freude ſchaft zu Wohlthätern um. **Ein Gang zur geſchmückten Natur befördert Tugend und Glauben, wie — ein Gang zum Altar!** . . .

Am Altar ſteh' ich denn oft genung; daß ichs alſo wohl ſagen kann, was ieder, ders gut meint, daſelbſt empfinden könnte und ſollte.

Zwar iſt für mich kein Winkel der Welt eigentlich Altarleer; und ſäh' ich auch weiter nichts in ſelbigem als einen kriechenden Wurm oder eine aufblühende Bluhme. Ich raiſonnire alsdenn, ſo bald ich den Wurm ſehe, mit meinem eigenen Herzen über ſeine Beſtimmung und — halte die meinige dagegen — — denke mir dis und iens bei der Bluhme und ſchaue mich denn von Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang hin nach dem vierten Mann um, unter deſſen Händen wir übrigen drei blühen und kriechen und aufrechtgehen; und ſchnell ſteht denn vor mir der erhabenſte Altar, mit einer Platte von pariſchen Marmor, mit einem prächtigen Altarſtück von Rubens gemahlt und mit einem blauſammtnen Umhang, über und über mit handbreiten goldenen Treſſen bordirt. — — Dis iſt denn alles wahr, lieber Freund! allein wenn man denn doch an einen Tiſch oder Steinhaufen kommt, welchen **Menſchen recht in der Abſicht hinſetzten, daß er — Altar ſein ſollte:** ſo gehts einem doch durchs Herz; und tritt man denn nahe hinan: ſo iſts nicht anders, als legten ſich beide Hände von ſelbſt auf die Bruſt, und als höben ſich beide Augen ungeheiſſen zum Himmel empor. — — Bei ſo einem Manne, wie ich bin, kommt denn freilich dis noch beſonders hinzu, daß ich — **vom Altar herunter** ſegne; und das iſt denn unter allen meinen Amtsverrichtungen mir die liebſte

und

d die ich gern in jedem Augenblick tauſend-
ahl ausüben möcht. Ich ſpreche meinen
egen jedesmahl mit voller Herzlichkeit, und
nn mich meine Gemeine recht dabei anſieht,
mus es in meinem ganzen Geſicht nicht an-
rs ausſehen, als wollt' ich ſagen: Gott geb'
h allen, meine Lieben! was ihr mit Weis-
t und Redlichkeit wünſcht, und was zu
em Frieden dient! Er geb' es euch bald
mit gedrücktem, gerütteltem Maſſe! Käms
f mich an — ſeid verſichert, ihr hättet es
on! — — Aber es gibt denn doch auch
h am Altar eine Handlung, welche für uns
eine recht **groſſe, edle Menſchenhand-**
ng iſt. Voll inniger Freude verricht' ich ſie
ſt, und umarme im Herzen alle die, wel-
ich ſie mit Würde verrichten ſehe. O Brü-
! Brüder! wie feierlich heilig muſs uns dieſe
enswürdige Handlung ſein! da iſts denn
ht anders, als faſten wir uns, indem wir
gemeinſchaftlich vollbringen, einander bei
Händen, und ſprächen: Nun laſſt uns alle
erbunden, ſo brüderlich, ſo dicht neben ein-
er durchs Leben gehen, wie wir hier zum
ar gehen! Nun laſſt uns all unſerer Leiden
all unſres Haders vergeſſen! Hier, hier
Altar, neue, dauerhafte, unzertrennliche
undſchaft! Hier verſtärkten Entſchlus zum
ten! Keiner ſehe von uns in Zukunft den an-
weinen, ohne zu denken: er ging mit mir
Altar; ich will ihm ſeine Thränen trock-
nen!

nen! Keiner werde vom andern beleidigt, ohne zu ſprechen: Jch hab' es noch nicht vergeſſen, daß du in einerlei Augenblicken mit mir Vergebung von dem empfingſt, der mehr iſt, als wir beide!

Sein Angedenken — ach! Brüder! ſein Angedenken — — gros und hehr ſei uns der Heilige, von dem ich hier rede — — welche Wonne am Altar! Mögen wohl allenthalben an ihn denken, in Feld und im Hain, auf unſern Lager und mit unſern Freunden, die auch ſeine Freunde ſind; aber wenn wir denn doch das thun, was er haben wollte, daß wir es recht dazu thun ſollten, uns — ſeiner zu erinnern, welche Lebhaftigkeit und Stärke empfängt denn erſt unſer Gedanke an ihn! Jch weis es, was ich fühle, ſo oft ich das Buch in die Hand nehme, welches mein Freund, als das Schickſal wollte, daß wir uns trennten, mir reicht und dazu ſprach: Behalts und erinnre dich nach Jahren dabei noch meiner! Jch weis es, was ich fühle, ſo oft ich zu der Stäte komme, wo ich einſt meinem erſtickenden Vater durch Losreiſſung aller ſeiner Kleider Luft zu machen ſtrebte, und, als meine Bemühungen vergeblich waren, ihm mit kindlicher Wehmuth die Augen zudrückte! So etwas, und noch tauſendmahl mehr fühl ich bei de großen Gotteshandlung am Altar. Da den ich mir ihn denn — Jeſum Chriſtum — ſ

lebhaf

lebhaft und ſo würdig, als ich kann. Bilde mir in Gedanken die ſchönſte, reizendſte Menſchenfigur. Denke mir einen Mann von erhabener Geſtalt — mit offenem Geſicht — mit mildem, holden Blick — mit liebreicher, edler Stimme — mit geſetztem, männlichen Gang — mit feierlicher, natürlicher Würde in allen ſeinen Gebehrden — mit ſtets ausgereckten Armen nach Elenden und Jammernden — mit voller Thätigkeit für Schöpferehre und Brüderwohl . . . Denn erwäg' ich ſchnell von allen ſeinen Reden das ſchönſte Gottverherrlichendſte, Menſchentröſtendſte — fühle das Leben und den Geiſt darinn, wie ſie umſchaffend in mich einſtrömen — neige mein ganzes Herz auf den Weg zur Ruhe und Glückſeligkeit hin, auf den er mich weiſet — dringe mit meinen Blicken in die Zukunft voll Güter und Genüſſe ein, die er mir öfnet — laſſe die Reihen ſeiner ſanftglänzendſten Thaten vor mir übergehen — athme den Geiſt der Menſchenliebe ein, welcher aus ſelbigen hervorwebt — hör' ihn allenthalben ſegnen — ſeh' ihn ſammlen und weiden und ſuchen zu retten, was verlohren iſt . . . Nun denk' ich an ſeinen Gang zur Sterbſtäte . . . Ha! wie er ihn ſo ergeben, ſo muthvoll ging! Da frag ich mich denn, ob ich wohl auch ſo einen Gang thun könnte, wenn Gott 's verlangte . . . Da ſtell' ich mir denn vor, als wär der Tritt zum Altar ſchon der erſte Schritt auf dieſe Bahn, und gebe genau darauf Acht, wie mir dabey wird ... Mit innigſter Rührung ſchau' ich darauf an ſeine ſtille Freimüthigkeit aufm letzten Weg, ſein reſignirtes Herz, ſeine Liebe für andere noch in eigener gröſter Noth, ſeine groſſe That für ſeine Mutter, ſeine noch gröſſere für ſeine Mörder, ſeine allergröſſeſte — den ſtandhafteſten Tod für Wahrheit und Tugend, den Tod fürs **Beſte der Menſchen** .. Denn ſamml' ich mich ſchnell, denke noch einmahl feſt und ſtarr an ſeinen Tod — und die Wahrheit ſeiner Religion verſiegelt ſich an meinem Herzen, ich ſtrebe ihm nachzuahmen, allwege nachzuahmen und tiefer Friede wohnt in mir .....

Ach! Brüder! ach! Brüder, wie viel Seligkeit hat für uns, wenn wir ſie ſo verrichten, die **groſſe Altarhandlung**! ... Das iſt denn doch wohl recht **Herrnmahl** — ja wahrlich **Mahl des Herrn**! .. Würden ſie alle ſo zum Genus deſſelben geleitet — die Chriſten in unüberſehbaren Haufen — warum ſollten ſie nicht gern und mit Würde dahingehen, wo man den Tod des Edelſten feiert; wo man in frommen und ſchönen Empfindungen geſtärkt wird, mehr Schnelligkeit zu Ausübung edler Vorſätze empfängt und das Herz ſich mit unausſprechlichen Hofnungen füllt? Aber, daß ihrer ſo viele noch ſo kalt hingehen, ſo kraftlos zurückkommen, das iſts, daß ſie — **den Geiſt der groſſen Handlung nicht kennen!**

nen! Es iſt ihnen ſchon verziehen — ſie irren; aber, daß ihr noch immer ſo ruhig, ſo gleichgültig ſie irren laſſen könnt, die ihr dazu da ſeid, den Irrthum, beſonders, wenn er vom erſten Rang iſt, auszurotten, dis mus ieden Edlen quälen, ſo oft er trauriger Zeuge davon wird! Wie? wollt ihr nicht von eurer Beſtimmung ſelbſt bald eine erhabenere Idee faſſen und ganz dazu da ſein, für eurer Brüder Wohl zu ſorgen? So viel ſeht ihr doch wohl, daß die Religion noch lange nicht den Segen ſtifte, den ſie doch ſtiften könnte! Das mus euch doch einleuchten, daß ihre gröſſeſten, heiligſten Handlungen durch nidrige Begriffe, die man ſich von ihnen macht, und durch unedle Ausübung, welche von ienen die unmittelbarſte Folge iſt, noch immer herabgewürdigt werden! Fangt das groſſe Werk der Veredlung der Menſchen doch bei iungen Gemüthern an, die man euch recht in der Abſicht zuführt, daß ihr ſie zum Altar leiten ſollt! Bringt eure Stunden mit ihnen nicht unter Erneuerungen iener Fehden zu, die den Tiſch der Vereinigung wider den Willen des groſſen Stifters zur Tafel der Trennung machten! Es iſt Zeit, daß dieſe ruhen; ſie beſchimpften ihr Jahrhundert und die Köpfe, die ſie führen konnten! Wie klein handeln doch Männer, die an Worten klauben und unterdes übers Weſentliche der Religion wegſehen! Führet die iungen Chriſten recht in das Weſen der Altarhandſung ein! macht ſie mit dem Geiſte derſelben vertraut! Predigt dieſen Geiſt vor euren Gemeinen, ſo oft ihr dazu Anlas habt! Weg von der Kanzel mit Kontroverſe, mit Subtilität und mit ſinnloſen Klingklang! Redet von Jeſu auf denſelben oft und viel! Von Jeſusſinn und von Jeſusbeiſpiel! Von Jeſusthat und von Jeſustod! Führt die Chriſten in die Geſellſchaft der Jünger, ſo wie ſie am letzten Abend mit ihm verſammelt waren, Unterricht und Stärkung aus ſeinen Lippen ſogen, ihn wechſelſeitig ans Herz drückten, mit ihren Blicken ihn verſchlangen — — und habt ihr ſie in dieſen Ton geſtimmt, denn leitet ſie zum Altar! — Gott! welchen Segen kannſt du ſtiften, redlicher Geiſtlicher, wenn du ſo thuſt! — Sieh, dort umarmen ſich ſchon ein Paar Widerſacher am Altar und ſprechen: Verdammt ſei unſer Has und unſere Schadenfreude! — Dort ſtärkt ſich ſchon ein frommer Jüngling an heiliger Stäte im edlen Vorſatz und denkt: Was ich immer that, will ich nun mit verdoppeltem Eifer thun; ähnlich werden will ich ihm, recht ähnlich. — Dort geht ſchon beruhigt ein gebeſſerter Fehlender zur Welt zurück und ſtammelt: Du tratſt wider mich auf, innerer Zeuge; aber **Er**, er, der Richter, war gröſſer, als du. — Dort ſchleicht nicht mehr, dort eilt ſchon leichter und froher ein Leidender hinweg, hohlt tiefen, laſtfreien Athem und ruft laut, daß alle ſeine Freunde es hören: Am Altar lies ich meine Aengſten, meine Qualen — am Altar fühl' ich mich ſtärker und muthvoller — am Altar lernt' ich, was es heiſſe: Kraft gibt er den Müden, Stärke den Unvermögenden — Unſer Gott iſt Sonn' und Schild! — —

Denkſt du etwa, daß ſie ſich nicht auf Freude verſtehen, die Tauſende in den nidern Ständen der Menſchheit? O glaubs, da iſt kein Menſchenherz, das ſich nicht gern derſelben öfnete! Aber, daß noch immer zehn oder zwanzig hintreten, und zehn- oder zwanzigtauſend ihrer Brüder hundert Tage hinter einander trübe, düſter, kummervoll machen — dis iſt Schande unterm Himmel! Komm und umarme mich, Edler! wems ſanfte Wonne iſt, den Anblick froher Menſchen in nidern Ständen zu haben! der alsdenn gern, wenns ihnen gegönnt wird, einige Stunden mehr vom mühvollen Leben leichter und heiterer zu genieſſen, zu ihnen hineilt, in ihre Reihen ſich miſcht, mitten unter ſie tritt und ſpricht: Friede ſei mit euch! — —

Gewis, ſie haben vom Leben noch immer nicht viel — genieſſen deſſen nicht viel! Von Kindheit an empfangen ſie eine Bildung, die nichts weniger, als Anlage hierzu iſt. Noch denkt man nicht allgönnend, allliebevoll genung.

um bis auf ſie ſeine menſchliche Aufmerkſamkeit zu erſtrecken. Von Eltern, an die Schranken, in die man ſie auf allen Seiten treibt, gewöhnt, erzeugt, werden ſie wieder in eben die engen Schranken gezwungen. Jammernd ſieht ſie denn wohl der ſorgvolle Vater darauf an und ſeufzt: Strebet ia nicht, meine Kinder, nach Kentniſſen von Glückſeligkeit! faſſet nicht groſſe Wünſche und Hofnungen auf Freude! Weder die eine, noch die andere, wird euch die Welt gewähren, die ſie uns beide von ieher hart verſagte .... Da wachſen ſie denn auf unter ſteten Entfernungen von Wahrheit, von Freiheit und edlem Gefühl. Kommen ſie denn zur Welt, ſo ſcheucht man ſie allenthalben zurück. Bei unaufhörlicher Arbeit und Schweisvergieſſung gewinnen ſie für ſich und die ihrigen kümmerliches Brodt; werden gedrückt mit Abgaben und Laſten, wozu ſich leicht ehrbare Nahmen finden laſſen, die aber dieienigen, welche ſie auflegen, nicht über ſie werfen würden, wenn ſie iemahls gefühlt hätten, wie drückend ſie wären. Am Morgen gehn ſie an ihr Tagwerk — am Abend ſind ſie müde davon. Blicken den Tag über nicht zur Sonne, als wenn ſie ſie fragen: Gehſt du bald unter? unſere Kräfte ſind ſchon erſchöpft! Müſſen ſich bücken für iedermann; für Vielwiſſern und Nichtswiſſern, für Narren, Betrügern, Tirannen und Tagdieben; müſſen ſich laſſen drücken und ſtoſſen und treten, und ſollen wohl nicht einmahl das Recht noch dabei haben, das jeder Froſch hat, der wenigſtens in ähnlichen Fällen — quaken darf ... Sie wiſſens nicht beſſer, ſprechen die Unempfindlichen, die 's auf Erden tauſendmahl ſchöner haben, als ſie .... Wie? ſind ſie nicht Menſchen, wie ihr? haben ſie nicht, wie ihr, ein Herz, das ſich gern freuet und tröſtet? fühlen ſie nicht Wünſche, nicht Streben nach Glückſeligkeit, wie ihr? — — O! fürs Menſchengeſchlecht warmer Freund! ſegne den Anblick, wenns dir gegönnt wird, vom groſſen Haufen dieſer Laſtenträger in Gottes Schöpfungen einige in Stunden zu ſehen, wo ihnen etwas mehr vom Genus des Lebens zu Theil wird! Solche Stunden ſind Ehrenrettung für die Menſchheit. Grauſame Ungerechtigkeit wärs, wenn der Mann, welcher in einem Tage mehr nützliches verrichtet, als der reiche, wollüſtige Müſſiggänger vielleicht in ſeinem halben Leben vollbringt, es nicht auch zuweilen auf der Erde ſo gut haben ſollte, wie der. Ach! kleiner, unbedeutender Erſatz für all' eure langen, von uns nie geführten Beſchwerden — wie gönn' ich ihn euch, ihr meine Brüder, die ihr tiefer und ſchlechter geſtellet ſeid, als wir! Gern verlängerte ich euch die Tage eurer Freuden zu Jahren, wenn ichs vermöcht! Genieſſet ſie ganz und uneingedenk ihrer Kürze und Flüchtigkeit! Freuet euch vorher ſchon Wochen lang darauf und entſchlagt euch an ſelbigen aller

Hinſicht in die wieder drauf folgende mühvolle Zukunſt! — —

Du, der du immer unter Leuten wankſt, die ſich vornehm und gros dünken, die, wenn ſie hören, daß der Menſch zur Glückſeligkeit geſchaffen ſei, glauben, daß dis nur auf den begüterten, betitelten, bemachteten kleinern Theil des ganzen Geſchlechts anzuwenden ſei, wenn du denn lange genung unter den modiſchen, drathpuppigten Menſchen geweſen biſt, die nicht wiſſen, wie ſie den Mund hin und her ziehen ſollen, wenn ſie gegen einander ihre unnatürlichen, ſalbaderſchen, heuchleriſchen Komplimente abbeten — willſt du dir einmahl einen recht ermunternden Anblick gönnen: ſo geh unter den groſſen Haufen und ſieh die Leute in nidern Ständen drauf an, wie ſie 's machen, wenn ſie ſich freuen. Sie haben den Vorzug für denen, welche es täglich gut haben, daß ſie, wenn denn auch die Reihe des Guthabens dann und wann an ſie kommt, daſſelbe in vollem Maſſe genieſſen. Mit unſchuldiger Unmäſſigkeit nehmen ſie den Freudenkelch in die Hand und leeren ihn rein aus. Und verdenkſt du ihnen dis, glücklicherer Mann? Sie thuns ia nur ſelten; las ſie ſich, ſo oft ſie es thun können, recht ſättigen! Wers wiſſen will, was für mächtige Veränderungen die Freude aufm Menſchengeſicht, im Menſchengang und in allen Menſchenbewegungen machen könne, und wie ſie alle Triebräder an der ganzen Maſchine ſchneller umlaufen laſſe, und wie überhaupt ein Menſch ausſehe, der ſich recht inniglich freut, der blicke den Bauer, den Taglöhner drauf an, wenn ihm Genus des Vergnügens zu Theil wird! —

Auch ſiehſt du da, Freund, ungekünſtelte, natürliche, redliche Freude. Sieh, wie ſie ſich ſo biedermänniſch die Hände drücken — ſo machen es die Leute von groſſer Welt an Galatagen und bei ihren Picknikſ nicht. Schau, wie das junge Liſel ſo ſchamvoll und doch zugleich auch ſo ſehnſuchtsvoll die Augen bald aufhebt, bald niderſchlägt, wenn des Nachbars raſcher Sohn, der ihr unter allen Jünglingen der liebſte iſt, ſie anblickt oder mit ihr ſpricht. Hör die naifen Liebkoſungen und Scherze, welche beide mit einander treiben. Sieh, mit welchem Appetit bei Kindtaufen und Hochzeiten die unmodiſchen Gäſte ihre Hirſe verzehren; wie die Alten mit von ſich geſtreckten Beinen ihre Pfeifen ſo herzlich dampfen, dabei kannengieſſern und bonnotiſiren, und bauchſchütterndes Gelächter erheben; wie das junge Volk beim Kartenſpiel, wenns um einen Heller geht, ſo herzhaft mit dem Eckertaus auf den Tiſch ſchlägt, und mit dem groſſen Wenzel Trumpf fordert, oder, wenn der erſte Geigenſtrich klingt, auf den freigemachten Plaz eilt, mit dem ganzen Leib tanzt, im Tanze mit den Händen klatſcht, ſich muthig im Kreiſe dreht, Wolken von Staub macht und mit vollen Halſe dazu ſchreit. Laß dich durch den wilden Ausdruck ihrer Freude nicht abſchrecken; ſie freuen ſich eben ſo herzlich, noch herzlicher wohl, als du, im Ton der Freude differiren ſie nur. — O, wie ſeh ich euch ſo gern im Genus eurer Wonnen, ihr unſchuldigfrohen! wie verlaſſ' ich euch denn mit meinen Blicken nicht! So eine Stunde verſchaft mehr Menſchenkentnis, als zehn Bälle und Maſkeraden in illuminirten Sälen hochgethürmter Paläſte. Da lernt man die verſchiedenen Ausdrücke der Freude recht bewundern; da ſchaut man noch, wenn man ins Geſicht ſieht, auch ins Herz; da hört man noch, wenn man Menſchenſtimmen hört, Stimmen der Redlichkeit. — Verſag dir, Bruder! ſolche Augenblicke nicht! ſie gewähren recht menſchliches Vergnügen dem Menſchenbeobachter und dem Menſchenfreund ....

Ja, kennſt du den Menſchen, ſo wirſt du auch wiſſen, daß man den Anfang ſeiner Veredlung damit machen müſſe, daß man ihn in den Freudenton ſtimme. Du wirſt wiſſen, daß er, wenn er einmahl in dieſem Ton iſt, all ſeine Pflichten williger und exakter erfülle; daß er die ganze Einrichtung der Dinge um ſich her alsdenn billige und dem, welcher ſie gemacht hat, ein Herz voll Preis und Dank entgegentrage. Wie? kannſt du ſelbſt Menſch ſein, ohne es gern zu ſehen, wenn in Stunden der Freude der nidere Haufe ſich durch Annäherung an ſeine Beſtimmung mit dir zu ähnlicher Würd' erhebt? Kannſt du Menſch ſein, ohn' es gern zu ſehen, wenn er ſorgenfreier neben dir ſteht, und wie du, mit Zufridenheit und Lobgeſang ſeines Schöpfers Wohlgefallen erweckt? — O ſieh ſie recht ſtark drauf an, dieſe Tauſende, und vergewiſſere dich immer mehr von der Wahrheit, daß — **die Freude Tugend ſchaffe!** Nun horchen ſie, eben wie du, auf Lerch und Nachtigall: nun blicken ſie mit dir auf nach Sonne, Mond und Sternen, und bewundern den Urheber des Weltalls, wie er iene ſingen, dieſe leuchten lehrt; nun iſt ihnen die ganze Welt ſchön, wie dir. Nun tönt aus ihrem Munde ein innigeres, feurigeres Lied. Nun finden ſie mehr Güte und Gerechtigkeit in all ihren Schickſalen. Nun flieht aus ihrer Seele der Neid, den du ihnen ſonſt wahrlich nicht zur Sünde anrechnen magſt, wenn ſie Monathe lang warten müſſen, ehe ein Tag der Ruhe für ſie kommt, da du deren mehr als einen in ieder Woche haſt; wenn ſie beim gleicharmen Nachbar einen Groſchen borgen oder beim Wucherer das Bette verſetzen müſſen, um Brodt zu kaufen, während daß du groſſe Summen, die dich um nichts ſeliger machen, auf Rittergüter und in Banken verleihſt. Iſts denn nicht angenehm, denken zu können: Jetzt laſſen Menſchen die Misgunſt fahren, die der

Mangel natürlich erzeugt: iezt ſind ſie mit ihrem Geſchick zufriden und ſehen nicht ſcheel, wenn Gott gegen ihre Brüder noch freigebiger iſt? Nun ſchallen auch aus ihren Lippen herzliche Wünſche für den Fürſten oder König, unter dem ſie leben, und Vaterland empfängt von ihnen tauſendfache Segnungen .... Dis Gute hätten ſie alles nicht gethan, hätten ſie nicht einen Tag der Freude gehabt! ....

Ach! an Euch, ihr Glücklichern; ihr Reichern und Mächtigern, wendet ſich mein für Menſchenwohl brennendes Herz! . . . Misgönnt doch dem nidrigern Mann den frohen Muth nicht! Glaubt nicht grauſam, daß er nur dazu da ſei, des Lebens Laſten zu tragen, ohne an ſeinen Freuden Antheil nehmen zu dürfen! Denkt, daß er eben ſo Menſch ſei, wie ihr, daß er ſich eben ſo nach Ruhe und Heiterkeit ſehne, und daß ihm das Herz blute, wenn er ſich immer und ewig davon verdrängt ſieht! Ihr, ihr könnet ihn beglücken, und wenns auf Tage nur wär! Schaffet ihm dieſe Tage; habt ihr doch ein ganzes Leben der Art! Wird denn euer eigener Lebensgenus nicht dadurch erhöht, wenn frohe Genieſſer deſſelben euch umwanken? Wenn tanzt ſichs beſſer — wenn wir ſehen, daß andere um uns her auch tanzen, oder wenn ſie während unſers Tanzes auf ihren Knien liegen und mit ihren Händen die Erde zerkrazen? Wenn ſingt ſichs beſſer im Wonnetan — wenn andere mit in ſelbigen einſtimmen oder wenn ſie unterdeſſen Zeter ſchreien? Wenn ſchmeckts Eſſen beſſer — wenn unſre Brüder um uns her auch eſſen, oder wenn ſie hungern und darben? . . . O geht doch zu den Hütten der Nidrigen! Haltets euch nicht für Schande, mitten unter ihnen zu ſein, wenn ſie frölich ſind! Störet ſie nicht in ihrem Vergnügen durch affektirten Ernſt, durch hohe Mine, durch Aeuſerungen eures Widerwillens an der Kunſtloſigkeit und Natürlichkeit des Ausdrucks ihrer Freude! Lehret ſie das Leben noch mehr genieſſen! Seid ihnen behülflich dabei mit eurem Rath — mit eurem Schutz — mit euren Ueberflüſſen! Nehmet zum Lohn dafür das Bewuſtſein, menſchlich gehandelt zu haben — die Freude, welche aus ihren Augen lacht — die Segenswünſche, die von ihren Lippen euch zuſtrömen! . . . .

Ha! Bruder! im Himmel ſieht wohl einſt der nidere Mann neben dir, iſt ſo viel wie du — — ſei Menſch und dräng' ihn auf der Erde nicht weg von dir! — — —

Wers ſo weit gebracht hat, daß er das andern gönnt, was er ſelbſt hat: der iſt auch — tolerant. Der Mann, welcher dis iſt, ſei, wer er wolle, ich darf ihn nicht erſt

unterumarmen — ein Geiſt webt ſchon in uns! — Wie ſie ſich erheben, die Länder und Städte, wenn man die ganze Weltkarte vor ſich hat — wie ſie ſich erheben aus der zahlloſen Menge der übrigen — in welchen Duldung und Friedlichkeit über Religionsmeinungen herrſchende Denkart iſt! Ich verſuchts ſchon zu verſchiedenen mahlen, mir eine eigene Toleranzkarte zu entwerfen, und alle die Gegenden und alle die Oerter darauf zu bezeichnen, wo man duldet und trägt; aber, wenn ichs denn ſah, daß ganze Erdſtriche noch ohne Nahmen blieben, daß ſelbſt im deutſchen Lande die Städte noch zu zerſtreut aus einander lagen und hie und da noch groſſe, öde Leeren waren: ſo warf ich den Regalbogen wieder weg. Mag ihn dein Kind oder dein Enkel brauchen, dacht' ich; du willſt ihm ſelbigen im Nachlas aufbewahren — gewis findet er mehr angebautes Land, gewis hat er mehr zu ſchreiben, als du ....

Iſts denn nicht angenehm, denken zu können: ich laſſe iedem, was er gern hat, und was ich will, daß er mir auch vorzüglich ungeſtört laſſen ſoll? Und was iſts, das Menſchen gern haben, worauf ſie vorzüglich halten? Iſts nicht — Religion ihrer Väter? Es wundert mich nicht, daß ſie ſie ſo lieben; ſie haben ſie von Jugend auf lieben gelernt. So wie ſie das Land lieben, worinn ſie erzogen wurden; das Volk, welches ſie Mitbürger nennen; ſo lieben ſie auch den Glauben, in deſſen Schoos ſie erwuchſen. Wärs nicht unerhörte Grauſamkeit, wenn wir Menſchen zwingen wollten, ihr Vaterland zu haſſen, oder ihre Mitbürger anzufeinden? Was iſts aber anders, wenn wir ſie in die traurige Verlegenheit ſetzen, ihren Religionsgrundſätzen zu entſagen? Soll denn der etwa, welcher die gröſte Summe von Wahrheit zu beſitzen glaubt — welches doch der Andersdenkende nicht geradezu annehmen mag — ſoll er dadurch berechtigt ſein, die, welche in ſeinen Augen weniger davon haben, zu verfolgen? Gibt er denn nicht erſt den ächtſten Beweis ſeiner Rechtgläubigkeit, wenn er die übrigen duldet und trägt? Mögen ia wohl unſern Brüdern, welche anders über die Religion geſinnt ſind, unſere Gedanken mittheilen — mögen ſie ia wohl ſanft von der Richtigkeit derſelben zu überzeugen ſuchen; aber, wenn ſie ſich denn doch davon nicht überzeugen **können** — ſprich nicht, nicht **wollen**, nein bleib dabei, nicht **können**; dein eigen Herz mus dich ſo zu reden antreiben — denn Bruder, denn wärs unter deiner und meiner Würde, wenn wir ihnen unſere Meinungen aufdringen wollten. Las uns dulden, ſo ſind wir gerecht; noch iſts nicht einmahl Tugend — noch iſts nur Pflicht; wir müſſen andern laſſen, was ſie uns ſelbſt nicht nehmen ſollen.

Denn wärs aber auch wohl der Mühe werth, zu unterſuchen, was Wahrheit ſei, wo ſie ſei, und wie viel von ihr hier oder dort ſei. Das iſt Stolz, entehrender, unerträglicher Stolz, wenn man denkt, daß man die Wahrheit ganz und der Andersdenkende wenig oder nichts von ihr habe; blos darum, weil — unſer Glaube *der herrſchende* iſt! Wenn hundert Menſchen beiſammen wären, von denen neun und neunzig ſo und der hundertſte anders dächten, und die neun und neunzig wären über den einzigen Mann her, und hätten nichts weiter aufzubringen, als — *daß ihrer neun und neunzig wären* — — wo iſt ein Edler, der gern ihre Sache vertheidigte? Und noch denk' ich immer, daß dis der Punkt ſei, wo vom Intoleranten am meiſten gefehlt wird ... Ach! Brüder! vielleicht iſt die Wahrheit ein Feuer, welches übern ganzen Erdkreis brennt; nur mit dem Unterſchied, daß es hier ſchwächere, dort ſtärkere Flamme macht .... Hier reiner, ätheriſcher, dort vermiſchter, irrdiſcher glüht .....

Und was iſt Religion? Beſteht ſie in Feſthalten über gewiſſe ſpekulatiſiſche Lehren, welche nicht nah genung an den Kreis menſchlicher Glückſeligkeit gränzen — oder im Glauben an ſcholaſtiſche Terminologie und an heilige Diſtinktionen — oder in Schnitzeln an der Form und im Nagen an der Schale der

Wahrheit — oder beſteht ſie in Erfüllung der groſſen Menſchenbeſtimmung, im redlichen Abtrag all unſerer Pflichten in all unſern Lagen, im Gutſein und Rechtthun, wodurch aus allerlei Volk man Gott angenehm wird? — — — Und wenn dis iſt, iſts nicht Wonne, ieden Freund und Bruder zu nennen, ſo bald er — **den Willen unſers Vaters thut** — redlicher Mann, zärtlicher Gatte, treuer Freund, ſorgvoller Vater, gutherziger Wohlthäter, folgſamer Unterthan, fleiſſiger Mitbürger, ruhiger Nachbar iſt? —

Laſſt uns nicht ſagen: Nun wohl denn, ſo wollen wir den Andersgeſinnten nicht öffentlich verfolgen — ſo wollen wir ihm denn den Glauben ſeiner Väter nicht mit Gewalt abdringen! Nein, Brüder das iſt noch nicht Menſchentoleranz. Iſt unſer Herz nur kälter deshalb gegen ſie, weil ſie nicht unſern Glauben haben — dienen wir ihnen nicht ſo gern, nicht ſo eifrig, wie unſern Mitgenoſſen — ſchlieſſen wir ſie ſtillſchweigend von unſern ſchätzbarſten Vorrechten aus — wehren wir ihnen den freien Zutritt zu unſern Freuden — — und brüſten uns noch dabei mit Duldung gegen ſie — was thun wir denn? Spielen wir nicht den Heuchler in der Schöpfung? Spielen wir ihn nicht unterm ehrwürdigſten Mantel? — Laſſt uns doch ieden Andersglaubenden mit gleicher Liebe und Wärm' umfaſſen! Meinungen, wollen wir ſagen, Grundſätze, Lehren, Gedankenſiſteme ſollen uns nicht trennen! **Man kann über dis und iens anders in der Welt denken, und deſſen ungeachtet doch gute Nachbarſchaft halten.** Gute Nachbarſchaft beruhet darauf, daß wir — einander nichts nehmen — einander nicht behorchen — einander nicht beunruhigen — in Nothfällen einander nicht verlaſſen. Finden wir das am Nachbar, ſo ſei er Jude oder Grieche — — einen beſſern Nachbar könnten wir nicht kriegen. Gehen er und wir in Meinungen von einander ab: ſo wird eine treue Erfüllung unſerer gegenſeitigen Pflichten uns wieder vereinigen. — — Da iſts denn Wolluſt, zu ſehen, wie Brüder von allerlei Grundſätzen verträglich und friedlich bei einander wohnen, wie ſie alle bei ihrer Verſchiedenheit in religiöſen Meinungen doch einerlei Vortheile, einerlei Glück genieſſen; wie keiner über ſeinen Glauben traurig werden darf, weil er ihn des Antheils an dieſer oder iener Freude beraubt . . . Denk dies nur recht, edler Mann, wie dem Andersglaubenden zu Muthe werden mag, wenn er ſieht, daß er ſeiner Religion wegen leiden ſoll! In welche Verlegenheit iſt er geſetzt! . . . Soll er ſie haſſen? Das kann er nicht! Seufzen wird er! . . . Da ſchleicht er denn, weil er doch auch ſeinem Gott öffentlich dienen will, in dem fremden Tempel mit, und Thränen fallen ihm aus den Augen, wenn er ſeine Mitbürger mit frohem Muth ihre Feſtgeſänge anſtimmen hört! .. Oder hat er in ſeinem Tempel und von bürgerlichen Vorrechten weiter nichts, als ihn: ſo ſieht man ihn traurig in denſelben eingehen. So lange er drinnen iſt, iſt er muthig und froh; kommt er zur Kirchthür heraus, ſo geht ſein Jammer wieder an ....

Ach! ſegne dich der Allvater, Land, wo Brüder von Brüdern geduldet werden! Segne dich der Allvater, Land, wo kein rechtſchaffener Mann etwas dabei verliehrt, wenn er nicht ſo denken kann, wie ſein Nachbar! — — Ja, und warlich er ſegnet dich ſchon! Segnet dich mit Nahrung, mit Künſten und Wiſſenſchaften, mit Reichthümern und Kommerz! Segnet dich mit innerer Ruh, mit einander liebenden, einander beiſtehenden Bürgern — mit Bürgern, die, wenns zur Nothwehr kommt, mit gleichem Enthuſiasmus fürs gemeinſchaftliche Vaterland kämpfen! — —

Sprecht nicht, die ihr den herrſchenden Glauben im Lande habt, unſere Geſetze ſind dagegen, daß ieder, er glaube, was er wolle, all' unſere Vorrechte genieſſe. Wer gab die Geſetze? wenn wurden ſie gegeben? was für ein Geiſt athmet aus ihnen? .... Beantwortet erſt dieſe Fragen und denn zieht daraus menſchliche Folgen! — Sollen unmenſchliche Geſetze darum ehrwürdig ſein, weil ſie das Alterthum für ſich haben? Sollen ruhige Kindskinder das unſchuldig büſſen, was ihre friedloſen Vorväter etwa verſchuldeten? . . . Iſts mehr Ehre ein grauſames Geſetz darum zu befolgen, weil es Jahrhunderte ſchon würgt — Schande genung, daß es ſo lange würgen durfte — oder es der Menſchheit zu Ehren zu mildern, oder, wenn Milderung nicht genung iſt, es — wegzuwerfen? . . . Sieh, was that unlängſt das weiſe Volk, welches ſo feierlich ſeinen Pitt begrub, als es über die Härte nachdachte, womit es noch unproteſtantiſche Chriſtenbrüder behandelte? Ein Edler trat auf und that einen Vorſchlag zu menſchlicher Begünſtigung gegen ſie — — Achtzehntes Jahrhundert merk auf, was für einen Ausgang dieſer Vorſchlag nahm! — Er paſſirte durchs ganze Parlament und hatte keine einzige Stimme wider ſich . . . Geſetze müſſen nicht dazu da ſein, Menſchen unglücklich zu machen, die — nichts böſes thaten . . . Gebet ſie, wenn ihr wollt, wider Räuber und Mörder und Ehebrecher und Vaterlandshaſſer — aber nicht wider rechtſchaffene, arbeitſame, ruhige Familien!

Und was iſt Chriſtenthums Geiſt? . . . Iſts nicht Geiſt der Verträglichkeit, der Liebe, der Duldung! O wie verkennen wir doch den Werth der liebenswürdigſten Religion und ihren erhabenen Zweck — wie ſchänden wir ſie, wenn Intoleranz unter uns herrſchte, wenn ſi gar unter der Decke des Chriſtenthums herrſcht! **Vom Morgen — vom Abend — vom Mittag und von Mitternacht ſollen ſie kommen und — im Himmelreich zu Tiſche ſizen** .... Ach! ein Spruch für Euch, Ihr Könige und Fürſten — ja recht ein Spruch für Euch! Führt Toleranz in eure Staaten ein, ſo kommen Menſchen vom Morgen, vom Abend, vom Mittag und von Mitternacht, und ſitzen ſchon im Erdenreich bei euch zu Tiſche! bringen Reichthum und Fleis, Wiſſenſchaft und Segen von allerlei Art mit!...... O höret den Prieſter nicht, der Menſchen Euch haſſen lehren will! Sprecht zu ihm: Mann von Eiſen und Stahl! Du kannſt nicht Prieſter des lebendigen Gottes ſein, der ein Gott der Liebe und der Duldung iſt. Prieſtergeiſt mus Geiſt der Verträglichkeit und der Sanftmuth ſein! — Höret den Geſetzſtrengen Mann nicht, wenn er das Anſehen der Landsſtatuten dazu brauchen will, daß er nur citiren darf, um Menſchen zu drücken! Ruft ihm zu: Mann ohne Kopf und Herz! weiſt du nicht, daß alle Menſchen **Brüder** ſind? weiſt du nicht, daß ieder Menſch als **Menſch** ſchon **Recht zu den Freuden der Natur** hat? — und daß ieder Menſch, ſobald er **guter Bürger** iſt, **Recht zu den Freuden des Staats** hat, wovon er Bürger iſt? ..... Welche Chöre von dankenden Stimmen werden euch umtönen! umtönen bei Tag und bei Nacht durchs ganze Leben hindurch! umtönen denn noch einmahl mit verdoppelter Stärke, wenn Ihr — **Kron' und Huth ablegt!**.....

Hört ihn, Brüder, den Mann, welchen wir alle lieben! Hört ihn, wie er zu einer Zeit, da man noch — **um Berge** ſtritt, ſo göttlich ſprach: Es kommt die groſſe Periode, wo, wenn vom **Anbeten** die Rede ſein wird, **Berge kein Prärogatif nicht geben werden; ſondern, wo die wahrhaftigen Anbeter — Gott im Geiſt und in der Wahrheit anbeten werden!** So ſprach der Mann, welcher dazu gekommen war, **ausm ganzen Menſchengeſchlecht Eine Heerde zu machen!**... **Ha!** welche Menſchenſtimme!... So Bruder! ſo ſei auch dein und mein Sinn!.. Ergreif den Redlichen, er ſei, wer er woll', bei der Hand! Sprich: Nahme hin — Nahme her! Ich liebe dich, wie — **mich.** Freue dich mit mir! Las mich leiden mit dir! Genieſſe mit mir, was Natur, Geſellſchaft und Vaterland uns reichen! Sieh, wie lange wirds ſein, ſo liegen wir **ruhig** beiſammen unter **der Erde!** ſollten wir es nicht ſchon ſein im **Herumgehn auf ihr?** — Las uns dem Tode die Ehre nicht gönnen, daß er es ſei, der uns **erſt unter einander — zur Ruh gebracht habe!** — —

* * *

* * *

Aber denke nicht Bruder! daß ich dich kalt gegen deine und meine Religion machen will, wenn ich von Duldung ſprach; nein, eben recht warm für ſie wollt' ich dich dadurch machen. Wie kannſt du ſie mehr ehren, als wenn du, durch ihre Grundſätze geleitet, Liebe gegen alle Menſchen übſt? Dadurch empfiehlſt du ſie recht; dadurch zeigſt du, daß ſie göttliche Religion ſei und daß du ihre Wahrheit und Würde fühlſt ... Und dieſe fühl ganz .. ia komm, las uns ſie fühlen und einander in Werthſchätzung des Chriſtenthums ſtärken!

Sieh, was können wir mehr zu ihrem Lobe ſagen — was kann unſrer Freude darüber, daß ſie — unſere Religion iſt, einen höhern Schwung geben, als dis, daß ſie — recht Religion für Menſchen iſt? — —

Wie iammert mich des Mannes, welcher ſich ſeiner Religion ſchämen mus, weil ſie — Unſinn lehrt! — Ach! Bruder, gib mir die Hand und ſieh mir dabei recht ins Auge — — wohl uns beiden, daß uns dieſe Scham nicht drückt! der ganzen Welt wollen wirs ſagen, daß wir — Chriſten ſind; wollens ſagen mit aufgerecktem Haupt, mit lächelndem Aug, mit glatter Stirn! Von Widerſprüchen frei ſtrahlt ſie uns göttlichleuchtend an — die liebenswürdige Religion und bedarf keiner menſchlichen Unterſtützung; das, was wahrhaftig zu ihr gehört — merke dirs wohl; was ich ietzt ſage; nicht das, was nach Jahrhunderten von manchem dazu gerechnet wird — leuchtet beim erſten Aufblick hoch ein. Man hörts und — fühlt die Wahrheit davon an ſeinem eigenen Herzen. — Ich lobe iede Bemühung, welche dahin abzweckt, dem Chriſtenthum Beweiſe zu verſchaffen; ich ſehe dem Mann, welcher tief in die ältere Geſchichte zurückgeht, und aus ihr mit unermüdetem Fleis des Chriſtenthums Wahrheit berechnet, demonſtrirt und argumentirt, mit Bewunderung nach; ich hörs fromm mit an, wenn auf Wunder und Weiſſagung wiederholter Regres genommen wird; — — aber unter allen Wegen liebt' ich immer in der Welt vorzüglich die **kürzeſten**; es wäre denn, daß ich zu meinem Vergnügen den längern wählte. Aufm kurzen Weg irrt man nicht ſo leicht; man kann ihn mit einem Blick von dem Ort an, wo man ausging, bis zum Ziel, wohin man ſtrebt, umfaſſen; auch iſt er **Weg**, den iedermann gehen kann, wenn er auch nicht mehr gut zu Fuſſe wär . . . Und da iſt denn wohl unter allen Wegen, auf welchen man zur Ueberzeugung von der Wahrheit des Chriſtenthums gelangen kann, keiner kürzer, als der: daß man ſehe, lebhaft ſehe, wie alles, was daſſelbe lehrt, mit unſerm Verſtande und mit unſerm Herzen übereins einkomme. Das iſt der Beweis, dem Jahrtauſende die Kraft nicht benehmen — der noch immer täglich neu wird; der Beweis, zu deſſen Behuf man kein Chronolog, kein hochgegelehrter Interpres, kein Leſer vom Philo und Joſephus ſein darf; der Beweis, für den nicht eine Menge von Zeugen erſt abgehört werden müſſen, gegen deren Avthenticität die Gegenpart noch tauſenderlei Einwendungen hervorbringt; ſondern der nur einen Zeugen braucht, welcher **wir ſelbſt** ſind. An ihm wollen wir uns laben, Chriſtenbrüder! ihn wollen wir recht betrachten — die Hand aufs Herz — das Auge gen Himmel — und freudenvoll ausrufen: **Er iſts — er ſättigt, er füllt!** ... Sehen wir denn wie andere Beweiſe, welche in vergangenen, der Anfangsperiode des Chriſtenthums nähern Jahrhunderten noch höhern Werth haben mochten, im unſrigen Streit und Hader erregen: ſo wollen wir uns nicht darein miſchen. **Beunruhigt**, wollen wir laut rufen, **die vortrefliche Religion durch eure Fehden nicht!** Hier iſt ein Beweis voll Geiſt und Kraft; ein Beweis für alle Jahrtauſende und für Jedermann; ... **Sag**, Bruder verdient die Jeſusreligion unſere Achtung nicht, wenn wir ſehen, daß ſie uns mit der ihrigen ſo freundlich begegnet? — Was ich euch lehre, ſpricht ſie, möget ihr prüfen — prüfen an euch ſelbſt. Ich wehr euch die Prüfung nicht; ich fordere ſie von euch um mein ſelbſt willen.

Jemehr ihr prüft, deſto bewährter werdet ihr mich finden . . . .

Im Stillen bewein' ich auch Völker und Zeiten, deren Religion voll Abentheuer und Schreckbilder war. — Ihr Armen, die ihr ſie hattet, denk' ich denn, ihr wolltet euch gern zutraulich in ihren Schos werfen; aber — durch ein übertriebengeheimnisvolles Anſehen, das ſie ſich gab, ſcheuchte ſie euch von ſich zurück. Prieſter blendeten euch — betrogen euch — nutzten die ehrwürdige Larve zu allerlei Bubenſtücken, welche ſie darunter verübten. — — O Chriſtenthum! Chriſtenthum! wie lieb' ich dich dafür von ganzem Herzen, daß du Abentheuerleer, Schreckbilderlos biſt! Haſt ein offenes Anſehen — eine milde Stirn! Ehrwürdig und heilig biſt du — haſt Wahrheiten und Lehren, die voll Erhabenheit und Würde; aber mit Ceremonien, Mitternachtſchatten und Zauberdienſt biſt du nicht ausgeſtopft! Dein reiner Dienſt vor Gott dem Vater iſt der, Wittwen und Waiſen beſorgen, Guts thun in ieder Lage und ſich unbefleckt erhalten von Laſter und Greul! Freimüthig naht ſich dir dein warmer Verehrer, ſieht dich allenthalben an und — bebt nicht zurück. Das iſt denn doch menſchliche Religion, die den Menſchen an ſich zieht und nicht von ſich ſtößt! Da iſt kein Geheimnis, das Prieſter nur wiſſen dürfen; da iſt keine dunkle, verworrene, mifliſche Sprache! Jeder kann ſie haben, ganz haben; ieder iſt Prieſter! zu Menſchen redet ſie, und eben darum redet ſie auch in einem menſchlichen Ton. Ungekünſtelte Einfalt — liebenswürdige Maiſetät — dis iſt der Stempel, welchen ſie trägt. Geiſt und Kraft iſt ſie, ohne Schulterminologie, Diſtinktion und Wortpomp .... Nicht ſchwer — ſanft und leicht! Ihr Vortrag flieſt — flieſt tief ins Herz; und dem, welcher ſich ihr öfnet, wirds Herz voll davon. — — —

Schau, Bruder! den göttlichen Zweck, wohin ſie von allen Seiten arbeitet! — zu beſſern Menſchen will ſie uns machen — zu Menſchen, die ihrer Beſtimmung entgegen wandeln! Nach unſrer Veredlung ſtrebt ſie — nach unſrer Veredlung in allen Altern, Ständen und Lagen des Lebens! den redlichſten Vater — die zärtlichſte Mutter — das folgſamſte Kind — den treuſten Gatten — den mäſſigſten Jüngling — das edelſte Mädgen — die keuſcheſte Wittwe — den klügſten Haushalter — den ergebenſten Unterthan — den menſchlichſten Fürſten — den unpartheiiſchſten Richter — den ehrlichſten Arbeiter — den dauerhafteſten Freund — den uneigennützigſten Wohlthäter — den dankbarſten Empfänger — den ſchuldloſeſten Genieſſer — den grosmüthigſten Entbehrer — den ſtandhafteſten Erdulder will ſie bilden. Zu allem Guten will ſie uns thätig, unermüdet thätig machen. All unſere Pflichten lehrt ſie uns; in allen unſern Pflichten ſtärkt ſie uns. Nie hören wir, daß ſie zu viel von uns fordere; mehr von uns fordere, als wir — leiſten können — leiſten können. Empfehlungsvoll nannte ſie ſelbſt ihr Stifter ſanftes **Joch** — leichte Laſt. Nicht nimmt ſie bei ihren Forderungen an uns ſo ein Anſehen an, als thäte ſie ſie nur, um unſere Unterwürfigkeit zu ſehen und uns zu Sklaven zu machen; ſondern wir ſollen das, was ſie von uns fordert, darum thun, weil wir ohnedis nicht wahrhaftig glücklich ſein können. Alle unſere Pflichten knüpft ſie an unſer eigen **Wohl**. Wer ihre Gebothe verlezt, verlezt ſich ſelbſt. O komm Bruder! und las uns gut ſein und heilig, wie ſie will! Las uns Gott und Brüder lieben! lieben nicht mit der Zunge allein, ſondern mit der That und in der Wahrheit! In Brüdern lieben wir Gott — in Gott lieben wir uns! Flieh mit mir den Weg des Laſters — er iſt Weg zum Verderben! Flieh ihn mit mir durchs ganze Leben hin! — Mit welcher Wolluſt werden wir einſt am Ziel ſtehen und die Religion noch ſegnen, welche uns ſo mütterlich auf unſer Wohl hinwies! — —

Hat ſie uns denn gelehrt durch **Wort**: ſo lehrt ſie uns auch noch durch **That**. Das Bild des Edelſten ſtellt ſie vor unſern Augen auf, welcher nachahmungswürdig auf der Bahn uns vorging, über welche hin ſie uns leiten will. Da ſtehen wir denn vorm herrlichen Bilde, ſehens — wunderns — ſtaunens an; ſchätzens — liebens — drückens ans Herz. Werdet verklärt, ruft ſie, wenn ſie uns ſo im Enthuſiasmus vor demſelben erblickt, in dis Bild! Lernet von dem, welcher Original dazu war! Folget ihm nach! Wir hörens und lernen von ihm — lernen von ihm Tugendausübung — Tugendmittel — Tugendtroſt ....

Ruhe bedürfen wir! Ruhe! Wo iſt ein menſchliches Herz, welches nicht nach derſelben dürſtet? — Ach! mit Entzücken hör' ich den Göttlichen ſagen: bei mir ſollet ihr ſie finden! O gib mir die Ruhe, denk ich denn, gib ſie mir, das ſchönſte Kleinod unterm Himmel! ich will ſie ſchätzen, will ſie bewahren, will ihr iedem ſeligen Augenblick danken, welchen ſie mir verſchaft! — Hör nur, Freund des Chriſtenthums, die erquickenden Ruhſtimmen, welche ſanft um dich her tönen! — — Sei deiner Beſtimmung treu, ſpricht die Chriſtusreligion, erfülle gern deine Pflichten: ſo ſollſt du froh zu ihm aufblicken, ſollſt ihn Vater nennen dürfen — den Allmächtigen! Sollſt dich ſeines Beifalls — ſeiner Gnad' erfreun! Im Glück ſollſt du ſagen können: **Er gabs**; im Unglück: **Er milderts**! Wird dein Leben nicht Seligkeit, wenn es dir ſo am Arm des Schöpfers verſtreicht? ... Thuſt du einen Fehltritt — er weis das Maas deiner Kräfte! Erkenn' ihn nur bald — verbeſſer' ihn — beſtrebe dich, ihn nicht wieder zu thun! Sieh, ſo verzeiht er! Viel that er, um von dieſer Hofnung dich zu vergewiſſern — der Heiligſte ſtarb, ſie dir zu verſiegeln! . . . Bliebſt du denn im wenigen treu: ſo ſoll dir einſt noch mehr anvertraut werden. Der enge Kreis, welcher iezt deine Thätigkeit einſchränkt, ſoll der Eingang zu einem weitausgedehntern werden, in welchem du über lang oder kurz wieder wirkſam ſein wirſt! — — — O ſags, Bruder! zu ihrem Preis und freue dich darüber mit mir, daß unſere Religion — **Religion für Menſchen** ſei! . .

Zwar ward ſie oft verunſtaltet, verzerrt; ihr köſtliches Gold mit Schlacken vermiſcht. Laß dichs nicht wundern, daß dis geſchah! Denk dir die **Menge** von **Menſchenhänden**, durch welche ſie ging! Die eine Hand **nahm** — die andere **gab**. Nichts von allem, was ihr **genommen** ward, mocht ſie entbehren — wohl aber alles, was man ihr **gab**. Man gab ihr Meinungen und Säze, und Auslegungen, von denen ihr Stifter nichts gewuſt — nichts geſagt hatte. Man nahms einfältige natürliche Gewand, worinn ſie zuerſt erſchien, verwandelts in ein modiſches Staatskleid und behings oben drein noch über und über mit Flittergold. Mags doch ſein! die

Quelle iſt noch da, woraus wir ſie ſchöpfen können. Rein, lauter, unverfälſcht, ungeſchminkt und durchaus ſegnend — ſo, wie ſie aus den Händen ihres Stifters kam — las ſie uns umfaſſen! denn wird ſie uns das erwerben, was ſie ſein ſoll! denn gibt ſie uns **Leben** und **volle Genüge**!

* * *

Wer gern kleine Wanderungen macht, der mache ſie oft über Wieſen und Triften; und wenn er denn zahlreiche, **frohe Heerden** auf ſelbigen antrift: ſo ſteh er Stundenlang ſtill und ſehe mit Entzücken auf ſie hin! — Ein breiter, offener Platz, über und über grün, mit langem Gras bewachſen, mit Millionen Bluhmen von allerlei Farben und Stellungen geſchmückt, mit Graben durchſchnitten und mit kleinen Feldwaſſern durchſtrömt — iſt ſchon an ſich ein überaus reitzender Anblick; aber noch tauſendmahl ſchöner wird er, wenn der freie, grüne, bunte Anger von allerlei Völkchen von Thieren beſchritten wird, welche auf demſelben munter hüpfen und graſen. — Wie ſie ſo ſorgenlos, ſo froh allda umherwandern! wie ſie ſo geſchäftig ſich äzen! wie das Wohlleben und die Fülle in allen ihren Bewegungen ſich ſichtbar, in allen ihren Tönen ſich hörbar macht! Iſt denn doch wohl in der That etwas beruhigendes, ſie, welche gröſtentheils keine andere

Beſtimmung haben, als unſere Bedürfniſſe zulezt mit ihrem Tode zu befridigen, oder bis ans Lebensende uns und unſere Laſten zu tragen, unſere Aecker zu düngen und zu pflügen, unſer Holz, unſer Heu und unſer Getreide auf unſere Höfe zu ſchleppen — zu ſehen, wie ihnen die Natur in ihren kürzern, plagvollen Leben den Antheil an Freude auch nicht ganz verſagt hat. Wir lieben die allgemeine Mutter dafür, daß ihre Fürſorge und Zärtlichkeit über all ihre Kinder ſich erſtreckt, und daß ſie nicht nur für uns, ſondern auch für alle übrige Thiergattungen wohlthätig geweſen iſt. Gehen ſie vom Stall zur Trift, von der Trift wieder zum Stall —— ein einförmiges Leben! aber doch ſpringen ſie muthig auf'm Stall, und eilen zur Wieſe hin, um unter Gras und Bluhmen zu wandern. . . . Ich verſuchs ſie zu zählen aufm Anger; ſie ſind in ſteter Bewegung, durchkreuzen, durchſchlängeln einander. Da laufen einige durch einander, die zähle ich dreimahl mit; da ſpringen andere aus dem Haufen hervor, die zählt' ich gar nicht; ſo oft ich zähle, hab' ich eine andere Summe. — — — Der groſſe Tiſch der Natur — wie ſo überflüſſig, wie ſo ſonderbar verſchieden er beſezt iſt! Es deckt ihn kein künſtlicher Tafeldecker; es trägt um den Tiſch kein galonirter Mundſchenk die Pokale herum. Mitten durch die Wieſe flieſt ein Bach, ſtill, klar und über Kieſeln hin — — zu ihm eilen ſie und ſtillen ihren Durſt am

Becher der Natur. Sie ſpeiſen alle am groſſen Tiſch und iedes Völkchen ſucht und findet ſeine eigene Speiſe. Da nagt das ſchlanke Pferd nur an den Spitzen der Halme; da mäht das ſcharfzähnige Schaf den Ueberreſt davon bis auf die Wurzel weg; da watet das ſchwerfällige Rind über zehnerlei Gräſer weg und verſucht ſie nicht. Inſtinkt führet ſie gröſtentheils zu demienigen hin, was ihnen nützt. — — Die Völker breiten ſich zu weit aus — der Hirte pfeift und ſpricht mit ſeinem Philax, wie mit einem Menſchen. Der abgerichtete treue Gefährte umläuft das Volk und treibt es von allen Seiten wieder an einander. Nun ſchlägt das wackere Ros muthig aus; das trägere Rind ſchüttelt die ſtechenden Fliegen ab und auf dem Rücken des Schafs ſpeiſet der hungrige Staar. — Die Sonne brennt heftiger; der Hirt treibt untern wilden Koddenbaum, welcher auf der Seite des Angers ſteht. Vor einem Jahrhundert pflanzte ihn die Natur hin, und, als er aufwuchs, umzäunte ihn iährlich ieder Hirt, welcher um ihn her weidete, um ihn zum Schattengeber in ſchwülen Sommertagen für des Nachkomms lechzende Heerden aufzubewahren. Nun liegen ſie unter ſeinem kühlen Dach an einander geſchichtet, die zahlreichen Schläfer, bis der weckende Hunger ſie wieder in den Sonnenſchein treibt. Der Hirt liegt neben ihnen mit ſeinem Hunde; oder geht in der Nähe umher und ſucht Kräuter; oder ſteht an ſeinen Stab gelehnt, den Renzel aufm Rücken und ſtrickt; oder ſchaut ſich um nach Himmel und Erden, und betrachtet die mannigfaltigen Wolkengeſtalten, ſchnitzelt am künſtlichen Stock und weiſſagt morgendes Wetter. Ueber ihm ſchwebt die ſingende Lerche .. O ein unſchuldiges Leben, ſein Leben; ein Leben voll wahrhaftiger Genüſſe im ſteten Anblick der Natur! Am Werkeltagen **die Werkſtäte** für ihn unter freiem Himmel — an Sonn- und Feſttagen **die Kirche** für ihn unter ſelbigem! Geringſchätze den unbekannten Mann nicht, Freund! Er iſt einer der nützlichſten Bürger im Staat, liefert dir natürliches, nahrhaftes Getränk, ſchaft dir Kleidung und Wärme, gibt tauſend fleiſſigen Händen den rohen Stof zur einträglichen Arbeit, und beſetzt deinen Tiſch mit ſtärkenden Speiſen. Welt findeſt du nicht an ihm; aber dafür Unſchuld und treue Natur; ſein munterer, Geſundheitverkündigender Anblick hält dich für die ſiechen, ausgezehrten, leichnamsmäſſigen Wollüſtlinge und Schwelger ſchadlos, die du in groſſen Städten bei Hauſen entdeckſt. Friedlich lebt er ſeine Tage hin und wenn du von Streitigkeiten, Proceſſen, Tumulten hörſt, iſt nicht leicht ein Hirt dabei. — — —

Gott weis es, mit welchem beklommnen Herzen ich über die Triſten meines Vaterlands in den Jahren ging, in welchen die tödtende

Seuche unter Rindern und Schafen wütete! Wie ſie da ſo verlaſſen, ſo entblöſt ſtanden, die Anger! wie die Wieſen zu trauren ſchienen, daß keine volkreichen Heerden auf ihnen weideten! Einzelne Thiere ſchritten hie und da und ſchlepten den Tod ſchon mit ſich umher. Da ſank der Wohlſtand des Landmanns; da verarmten der Amtmann, der Hirt und der Bauer! Mitleidsvoll blickt' ich von den öden Triſten zum Himmel auf und dachte an den, welcher Gras läſt wachſen für das Vieh und Saat zu Nuß dem Menſchen. Tiſch gedeckt, ſprach ich, Tiſch genung — allenthalben Weide; aber Tiſch ohne Gäſte — Weide ohne Genieſſer! Eng ward mir da die Bruſt; ein Seufzer preſſte ſich heraus, der ſagen wollte: Gerechter Vater! erbarme dich auch deines Viehs! ... Zuverläſſigſter Beweis vom Wohlſtand des Landmanns iſts, wenn zahlreiche Heerden auf ſeinen Triſten gehen. Sie ſind ſein beſter Reichthum. Ohne ſie ſegnet ihn ſein Feld nicht. Seine ganze Haushaltung kommt, wenn er ſie verliehrt, zurück. Jahre gehen denn hin, eh' er ſich wieder erholt, Steuern und Quarten ſummen auf, zu den Viehmärkten ſchleicht er traurig, und beim Wucherer mus er zum Ankauf eines neuen Viehſtandes Acker und Hof verpfänden. Wie? Bruder! und der Anblick froher, zahlreicher Heerden ſollt' uns nicht ergößen, wenn wir in ihm das Bild des Wohlſtands ganzer Menſchenhaufen ſehen? groſſer und kleiner Menſchenhaufen, die ſo genung Laſten tragen, ſo genung Unglücksfällen in ihrer Haushaltung ausgeſetzt und im Kriege die erſten ſind, welche leiden müſſen? . . .

Hirtenſtab und Königszepter — ſieh, Bruder!, das ſind ſo recht auf beiden Seiten die äuſerſten Inſtrumente, welche man in Händen haben kann. Vom erſten bis zum letzten gibts einen herrlichen, beinahe unüberſehbaren Klimax. Aber warlich, wenn man ſie genauer drauf betrachtet, ſo weit ſie von einander ſtehen, ſo ein paar ähnliche Dinge ſollens doch eigentlich ſein. Mit dem einem, wie mit dem andern, ſoll — **geweidet** werden. Ach! nie ſeh ich einen Hirten, wie er mitten unter ſeiner Heerde ſeinen Stab ſchwingt, ohne zu denken: **Seid Hirten**, Ihr Herrſcher über Menſchen, und euer Zepter empfange vom Hirtenſtab die Milde! Steht mitten unter eurem Volke und ſchaut mit Sorgfalt, mit Treue und mit ſchützenden Blick auf alle Glieder deſſelben umher! Glaubt, daß ihr da ſeid für die Heerde und daß ihr die Aufſicht über dieſelbe nicht fremden Augen anvertrauen dürft! Ihr Wohlſtand der eurige — ihr Volkreichthum euer gröſter Gewinn! Ach! drücket ſie nicht — ſeid **Hirten und weidet!**

Und denn noch zuletzt einen Gedanken an den, welcher, wenn er die Verhältniſſe zwiſchen ſich und ſeinen Brüdern beſtimmen wollte, ſich Hirt, uns Heerde nannte! Dis waren ſeine Lieblingsausdrücke, die er für allen gern brauchte. Und warlich das paſſendſte Bild für ihn und für uns! Denkt nur dis einzige, daß er immer ſprach: Hirt und Heerde; beim erſten Wort auf ſich, beim letzten auf ſeine Brüder wies: ſo ſchaut ihr tief in ſeine ganze Seele ein. — Ha! wie mirs Herz klopft, wenn ich ihn ſagen höre: Ich bin ein guter Hirte; ich laſſe mein Leben für meine Schafe! — wenn er zu ſeinem Freunde ſcheidend ſpricht: Weide du nun meine Schafe! weide du nun meine Lämmer! — wenn er vom verlohrnen Schaf erzählt, wie 's der redliche Hirt ſucht, wie ers wieder findet, auf ſeine Achſeln nimmt, allen andern Hirten in der Flur zuruft: ich habe mein Schaf wieder gefunden, das verlohren war; freuet euch mit mir! und dis alsdenn ſo menſchenberuhigend anwendet! — wenn er — o Bruder! merk recht auf, was der Göttliche ſagte! — wenn er von vielen andern Schafen noch redet, die nicht aus dem eigentlichen Stall ſind und alsdenn menſchenfreundlich dabei hinzuſetzt: ich will ſie alle herzuführen und ſie ſollen eine Heerde und ein Hirt werden! — Ach! Menſchengeſchlecht! Menſchengeſchlecht! wärſt du doch ſchon eine — eine Heerde! eine einzige Heerde, übern ganzen Erdkreis zerſtreut! und Er — und Er dein allerſeitiger Hirt! Würden Wahrheit

und

und Tugend ſchon von allen Menſchen geſchätzt — geſucht und gefunden! Erhüben ſie ſich alle ſchon durch den Beſitz derſelben zu der innigen Glückſeligkeit, welcher ſie auf Erden der Einrichtung ihrer Natur noch fähig ſind! Schalte denn allenthalben der Jeſusnahme! Schall' er für allen Nahmen der Weiſen und Redlichen zuerſt und feierlichſtlaut, welche in allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsſtrichen — **Menſchengeſchlechts Segner** waren!

Lauf dem Böſewicht, wenn er eine ſchwarze That verrichten will, in den Weg, wehr' ihm, ſträube dich gegen ihn, ringe mit ihm! Mit voller Anwendung all deiner Kräfte wider ihn, ſchrei' ihn an: **du ſollſt nicht**! Gelingts dir denn, daß du ſtark genung biſt, ihm Stöhrer, Hinderer geworden zu ſein; ſagt dir ſein Auge mit blitzenden Unmuth: **ich vermags nun nicht**: ſo freue dich als Menſch gehandelt zu haben und als Menſch nun belohnt worden zu ſein!

Wer kanns leugnen — ich frage nicht, wer wollts gern leugnen; ieder Redliche wäre Mann genung hierzu — daß unter der Sonnen viel Böſes geſchieht? Wie viel, oder wie wenig Antheil ieder, ders thut, an dem, was er thut, habe, weis weder die Sonne noch wir.

Es iſt nur ein Mann, ders weis; laſſt ihm die Unterſuchung davon über und miſcht euch nicht richtermäſſig in ſie! Leute, die ſelbſt vorm Richterſtuhl ſtehen, müſſen ſich nicht keck auf denſelbigen ſchwingen wollen. — Aber wer denn Kraft genung hat, die Summe des Böſen, welches auf Erden geſchieht, auch nur um eins zu verringern — wer hintreten kann und ſagen: ich habs gemacht, ich habs gemacht, daß eine ſchwarze Menſchenthat weniger auf ihr iſt — der hat doch wenigſtens das Verdienſt der Dankbarkeit um ſie. Sie trägt ihn ſo mütterlich, nährt ihn ſo mild mit allen ihren Produkten, läſſt ihn auf ihrer Oberfläche ſo viel ſchätzbare Wonnen finden — — ach! wohl ihm, daß ers verurſachte, daß ſie nicht noch mehr mit Schande befleckt ward! Sie iſt nun um einen Grad weniger Welt des Verderbens; hat von denen, welche das, was ihre ausgearteten Kinder thun, ſo gern auf ihre Rechnung ſchreiben, einen Vorwurf weniger zu fürchten . . .

Herrlichere, genugthuendere Ehrenrettung für unſer Geſchlecht kanns denn auch nicht geben, als wenn — **ein Menſch des andern böſe That verhindert.** — Herunterſetzende Beſchimpfung iſts, ſo oft einer aus unſerer Mitten hintritt und recht nidrig, recht verworfen und aftermenſchlich handelt . . . Ach! thäte keiner von uns allen ſo! Fühlten wir all' unſere Würde! Befleckten wir alle den Ruhm unſerer Natur nicht! Tritt nun aber neben dem Böſewicht ein Edler auf, der ſchön und vortreflich handelt: ſo wird die erſte Schande dadurch halb wieder weggewiſcht; und ſieht mans ſeiner That an, daß ſie recht in der Abſicht, die ſie erreichte, geſchah — den Frevel, womit der Laſterhafte umging, zu lindern: ſo ſchwindet ſie ganz. Denn entſteht unter allen, die es ſehen, ein ſanftes Gemurmel: So fehlts denn an Edlen noch nicht, welche ruchloſe Thaten verabſcheun, das Unwürdige derſelben empfinden und ſie mit allen Kräften zurückſtoſſen — die nicht nur ſelbſt Böſes nicht thun, ſondern auch nicht zugeben können, daß es von andern geſchehe! . . . Und hörſt du, Freund, dieſes **Menſchengemurmel** — den ſanften Lohn der Tugend — und du biſts, den 's Gemurmel angeht — — — ha! denn freue dich menſchlich! dein ganzes Geſchlecht haſt du dir verbindlich gemacht! —

Der Edle, welcher Böſes, wenn es im Ausbruch iſt, grosmüthig hindert, erſtickt in der ſchwarzen That zugleich das' ganze, oft zahlloſe Heer ihrer unſeligen Folgen. — Sieh dort ienen Redlichkeitliebenden Mann! Er iſt unter allen der einzige noch, welcher, wenn ihn Narrheit und Bosheit dazu feierlich auffordern, Herz genung hat, die Wahrheit lauttönend zu ſagen. Er ſteht im Amte und hat davon ſein menſchliches Auskommen. Davon ernährt er ſich, ſeine Frau, ſeine Kinder, gibt arbeitſamen Familien Nahrung und unterſtützt noch tugendhafte Dürftige. Schon ſucht ein Unwürdiger, dens verdreußt, daß dieſer beſſer iſt, als er — der dabei verliehrt, ſo oft dieſer der Wahrheit Sache verſicht, ſich an ihm dafür zu rächen; hebt ſchon den Arm auf, welcher ihn ſtürzen, um Amt, um Anſehen und Brodt bringen ſoll. Auf! ſteife deinen Arm dagegen! wehrs ihm daß er den Rechtſchaffenen nicht unglucklich mache! Sein Unglück iſts nicht allein, das du verhinderſt .... Wer wird, wenn er erſt zum Schweigen gebracht iſt, die Sache der Wahrheit behaupten? wer ſeiner Kinder, die alsdenn in Waiſengeſtalt bei ihrer Eltern Lebzeiten in der Irre ſchon umherlaufen, ſich annehmen? wer den Arbeitern, die er als redlicher Mitbürger in Nahrung ſetzte, den Verluſt erſtatten? wer der Dürftigen, deren er ſich annahm, wohlthätiger Unterſtützer ſein? — So viel böſe Folgen wir in einer böſen Handlung, welche wir verhindern, erſticken: ſo viel edle Thaten üben wir in der einzigen, in der Verhinderung iener böſen Handlung, aus ....

Machſt du, daß der Laſterhafte die beſchloſſene böſe That nicht ins Werk ſetzen kann: ſo bekommen ſie auch ſeine Brüder um ihn her nicht zu ſehen. Und wenn du dis bewirkſt, glaubs, ſo haſt du etwas vortrefliches gethan. — Noch leben unterm Menſchenhaufen deren genung, welche der Tugend groſſen Werth und ihren Bezug auf menſchliche Glückſeligkeit kennen; die die Würde ihrer Natur empfinden und der Gröſſe ihrer Beſtimmung gemäs wandeln. Durchs Herz gehts ihnen, wenn ſie ſehen, daß iemand unweit von ihnen die Schönheit der Tugend verkennt, um ihren Lohn und um all' ihre Seligkeit ſich bringt, und die Menſchheit durch ſchwarze Thaten entehrt. Hinderſt du nun irgend eine Bosheit oder ein Bubenſtück: ſo überhebſt du ſie des empfindlichen Schmerzes, traurige Zeugen davon zu werden. — Findet nicht auch ieder ſeinen Nachahmer? Thut, was ihr wollt, über lang oder kurz werdet ihr die Erfarung machen, daß zween oder drei es euch nachthun. Hier hat die Tugend keinen Vorzug; auch 's ausgeübte Laſter findet Gemüther, die bald in ihm wetteifern. War der Thäter ein Mann, auf deſſen Freundſchaft und Liebe, auf deſſen Anſehen und Macht die Welt ihr Augenmerk richtet: ſo ahmt man ihm Haufenweis, man ahmt ihm ungeſcheut nach. — So macht denn der Mann, welcher Böſes verhindert, daß die Nachahmung deſſelben keinen feierlichen Reitz empfängt. Ein laſterhaftes Beiſpiel exiſtirt nun weniger durch ihn — — wie ſchön erhöht dieſer Gedanke den Werth ſeiner That! ..

Wird ſich der Böſewicht beſſern, wenn du ihn im Uebelthun hinderſt? ... Das verſprech' ich dir nicht! Wärs — fändeſt du durch ſanfte Belehrung oder durch ſtarke Erſchütterung den Weg zu ſeinem Herzen — wie würden alle Edlen dich dafür ſegnen! Oft aber iſts Ausgang des verhinderten Böſen, daß der Elende, welcher 's fahren laſſen muſte, nun den Verhinderer zum Ziel macht, wohin er im Verborgenen ſeine Pfeile abſchießt. Dis ſchrecke dich nicht! Vom Panzer des Redlichen prallen die Pfeile des Böſewichts ab . . . So viel wirſt du ſehen, daß der Freche, wenn du ihn mit entgegengeſetztem Arm Böſes zu thun verhinderſt, den kecken, unbändigen Muth verliehrt, welchen er bis dahin hatte. Unter allen, die ihn umgaben, war keiner, der Herz genung hatte, ſich ihm in den Weg zu ſtellen und dadurch ſeiner Rachſucht ſich auszuſetzen. Je länger er dis ſah, deſto verwegener ward er. Noch eine kleine Reihe von ſchwarzen Thaten, welche er ſo unbehindert verrichtet hätte, würde ihn zum Gegenſtand der allgemeinen Furcht ſeiner Mitbürger gemacht haben. Wunſch genung hatten ſie alle, daß ein Mann kommen möchte, welcher Unerſchrockenheit beſäſſe, ihm in den Weg zu rennen; aber **dieſer Mann** zu ſein, hatte keiner von ihnen Anlage und Kraft genung. Nun kommſt du, der von ihnen allen gewünſchte Mann! Sei willkommen in deiner Mitbürger Mitte, Grosmüthiger! Beherzter! Tritt dem Böſewicht gerade vor die Füſſe, daß er ſtill ſtehen mus, und ſieh, wie er plötzlich überraſcht zurückbebt! Deine Brüder ſehens und ſchätzen dich hoch, bewundern dich und bauen auf dich all' ihre Hofnung. Er glaubts nicht, da er lange ſchon böſe Thaten ungehindert verübt hatte, daß noch Jemand kommen und kühn ſagen könnte: Du ſollſt nicht mehr. Unerwartet hieltſt du ihm die Arme — dahin ſinkt nun ein Theil ſeiner Verwogenheit und ſeines Stolzes! — Deine Mitbürger empfangen nun auch mehr Muth. Deine That feuert ſie an; ſie machen mit dir gemeinſchaftliche Sache und ſetzen ſich von nun an, wie du, ihm und iedem andern Böſewicht entgegen. — Der Unglückliche, wider den die vereitelte böſe That gerichtet war, ſieht ſich dem Verderben entriſſen, dankt dafür Gott und — dir, und hälts nun für noch heiligere Pflicht, rechtſchaffen zu ſein, damit er der empfangenen Hülfe würdiger werde; und, ſo weit ſeine Kräfte reichen, ſich iedes Verlaſſenen anzunehmen ....

O Brüder! laſſt dis eine unſrer edelſten Beſchäftigungen ſein, der Bosheit, wo wir ſie finden, zu ſteuren! Haben wir Wiſſenſchaft, haben wir Macht und Muths genung dazu — ſeht, ſo ſind dis ſo viel Winke, welche uns die Gottheit gibt, menſchenfeindliche Anſchläge zu vernichten! Sie müſſen wir dazu anwenden! Ein edleres Ziel mögen ſie nimmer bekommen, worauf ſie ſich richten! Seid ruhig bei der Rachſucht des Boshaften! Bebt nicht zurück,

enn er zähneknirſchend euch anblöckt! Den
delmüthigen ſchützen ſeine Tugend und Gott!
eide machen ihn heldenmüthig und erheben
n weit über Verfolgung und Grimm! — —
er unſern Augen ſchwebe denn das ſtärkende
ild des Gerechten, welcher ieden menſchlich-
hlenden unter ſeinen Brüdern ſanft zurecht-
ies; der aber, wenn ihm ein Böſewicht auf-
es, ſich ihm kraftvoll entgegenſtellte, ihm
e Larve abris — ihn vor allen ſeinen Mit-
ürgern in ſeiner ganzen ſchändlichen Blöſſe
fſtellte und, wo nicht gut, doch roth mach-
!... So eine Röthe dem ſonſt ſcham-
oſen Böſewicht abgezwungen, glänze
ns lieblicher an, als die Roſen- und die
Morgenröthe!

Ich liebe die Gottsäcker alle und gehe nicht
leicht einem derſelben vorbei, ohne wenig-
ens einige Minuten lang über die Mauer oder
einwand auf ihn hinzuſchaun; unter allen aber
eb' ich den vorzüglich, wo — meine Eltern
uhn. Täglich führt mich in einiger Entfer-
ung mein Weg zum Garten neben ihn weg,
nd da ſchleich' ich denn wöchentlich wenigſtens
inmahl recht menſchlich zu ihm hin ... Heute
ar ſo ein Gottsackertag — heiter, ſonnevoll,
arm, die Thür zum groſſen Todtenplatz war
ffen; weil man eben einen neuen Miethsmann
erwar-

erwartete, welcher eins von den unterirdiſchen Zimmern beziehen ſollte, worinn ſeit funfzig Jahren ein anderer ehrlicher Mann gelegen haben mocht, der ſeine Miethe Jahr aus Jahr ein ſo lange treu und redlich an die Erde abtrug, bis ſie ſolchergeſtalt ſein ganzes Vermögen an ſich gezogen hatte. Ich ging in den heiligen Platz. Meine Hände legten ſich, ſo, wie ich eintrat, ganz natürlich über einander — mein Geſicht faltete ſich in recht feierlichen Ernſt — und über alle meine Adern und Nerven hin wallte ein ſanfter Schauer . . . Gott! welch ein Anblick — der Anblick ſo vieler Tauſende von alten und neuen Gräbern! . . . .

Laſſt euch nicht ſtören, liebe, verblichene Vorfahren und Zeitgenoſſen, in eurer Ruh! Ein friedlicher Nachkomm und Uebergebliebener kommt freundſchaftlich euch zu beſuchen, und Zeuge zu ſein, wie ſanſt ihr ſchlaft! Mag doch immer noch ein halbes Jahr oder ein halbes Jahrhundert darüber hingehen — genung, er weis, daß er einſt das ſein mus, was ihr ietzt ſchon ſeid! — — Ach! wie iſt doch alles ſo ſtill — ſo ehrwürdigſtill bei euch! Hört man doch hier weder Beil noch Hammerſchlag — weder Flöten, noch Harfenklang! — —

Die äuſerliche Stille durchdrang mich bald und wiegte alle meine Leidenſchaften ein; und ich überlies mich ganz dem Eindrucke, welche die Gräber auf mich machen würden. Da ging ich erſt queer über den groſſen Acker hin und ſetzte mich in der Mitten auf einen grünen Grabhügel und ſchaute links und rechts um mich her. Da waren Gräber an Gräber; friſche — iährige — hundertiährige. Die grünen weideten meine Augen am meiſten. Ich hatte Samen von allerlei Sommergewächſen bei mir und warf ihn umher. Warum mags doch nicht Sitte ſein, dacht' ich, die Gräber ſeiner Familie mit Bluhmen zu bepflanzen? Sie müſten hier ſchön wachſen und blühen. Haben Sonne und freie Luft. Und wenn denn die Särger eingeſenkt würden — und es würde dazu geſungen — und die Bluhmen blühten zum Geſang: ſo müſt ſichs noch einmahl ſo feierlich ſingen laſſen.

Wer mögt ihr doch alle geweſen ſein, die ihr hier liegt und ſchlummert! wer ihr doch alle geweſen ſein mögt! — Funfzig Jahre eher kam wohl der Grosvater hieher — dreiſſig Jahre drauf der Vater, und zwanzig Jahre hernach der Sohn. Als der letzte den erſten her begleitete, dachte er wohl Wunder, wie lang' er noch hin hätte, bis er nachkäme. Nun ſeid ihr alle hier — habt euch eine Zeitlang in der Welt herumgetummelt — habt laſſen andere begraben und ſeid begraben worden! Unter euch liegt auch wohl mancher Fremdling, der nicht mit dem Vorſatz zu unſerer Stadt kam, um unterwegs in ihr zu ſterben. Als er hineinfuhr, dacht' er wohl an nichts weniger, als daß ſeine erſte Reiſe wieder zum Thor heraus hieher gehen ſollte. Eure Geſchichten möcht' ich all wiſſen. Ihr habt auch wohl alle in der Welt recht gewünſcht, recht gehoft! Habt gewis auch ieder euren Theil Leiden überſtanden! Hier liegt wohl mancher Vater, der früh ſeiner Familie entriſſen ward — — ha! bei dem Gedanken pochte mirs Herz und ich ſah blitzſchnell nach dem Grabe hin, welches unter allen Gräbern in der Welt mir das liebſte iſt — — und manche Mutter, die über den Eintritt ihres Kindes ins Leben das ihrige aufgeben muſte — und mancher Jüngling, der gern noch auf der Bahn ſeines Fleiſſes fortgegangen wär — und manche Braut, die vorm Tage der Verbindung ſtarb — und mancher Wohlthäter, der unerkannt wegſchlich .... Der letzte hat nichts dabei verlohren; ſeine Werke folgen ihm nach! Auch liegt hier wohl mancher, der früher — weit früher ſich ſelbſt herſchlepte, als er gerufen ward, daß er kommen möchte! ... Der Gedanke ſchütterte mich wieder gewaltiglich — doch ſammlet' ich mich und dachte: Las ihn ruhen! er iſt nun einmahl hier! Warne aber ieden Jüngling, daß er ſich nicht — **frühes Grab** bereite! — — Auch liegt denn hier wohl mancher, der verſchloſſene Geheimniſſe im Buſen mit wegnahm; eine unſägliche Menge von Kunſt und von Wiſſenſchaft mag hier verſcharrt liegen. — Vielleicht ſchlummern hier auch Todfeinde dicht neben einander, welche im Leben ſich flohen und gern Meilenweit von einander waren. Sieh! wie der Tod ausſöhnen kann! wie er machen kann, daß Leute, die ſich vorher einander nicht einmahl die Hand geben wollten, ſich nun in ihrem Staub mit einander vermiſchen! — Das ſoll mich auf mein ganzes Leben liebevoll und verſöhnlich machen. Es iſt beſſer, man gehe, ſo lange man noch unterwegs iſt, freundſchaftlich zu einander und mache im ſtillen ſeine Sache ab und lege ſie bei; als daß man hernach, wenns an Ort und Stelle geht, wider ſeinen Willen zu einander öffentlich gebracht wird, und die Leute nur denn noch viel davon reden ....

Hie und da ragten Leichenſteine. Ich ging an ſie hin und las. An vielen war ſchon alles unleſerlich. — Ja ja, dacht' ich, die Denkmähler von Stein und Marmor taugen nicht viel. Sie dauren nicht viel länger, als die Menſchenrace dauret, mit der wir lebten — und ſo lange die dauret, werden wir doch wohl hie und da von ihr ohne Leichenſtein genannt; und wenn ſie denn aufhören von uns zu reden, fällt auch der Leichenſtein um. — Wer weiter kein Denkmahl hinterläßt, als ihn, wird bald vergeſſen. Ihr verliehrt nichts dabei, die ihr hier ohne Leichenſtein liegt. Habt ihr nur ein edles Herz gehabt, gute Thaten verrichtet; ſeid ihr Segenſtifter geweſen für die eurigen, für eure

Freunde und fürs Vaterland — glaubts, ihr werdet ſpäter vergeſſen und ihr habt mehr, als — Leichenſtein. — — So einen Leichenſtein will ich auch haben! Meine Frau, meine Kinder und meine Freunde ſollen mir, ſo lang' ich lebe, gut ſein, weil ich ſie liebe; und wenn ich todt bin, mögen Frau und Kinder hergehen und ſagen: er liebte uns; und meine Freunde auch ſo. Und denn mögens meine Kinder wieder ihren Kindern und meine Freunde wieder ihren Freunden erzählen, daß ich ſie liebte; und — ſo fort ....

Was macht ihr da? fragt' ich, als ich an ein Paar Leute kam, die nah an der Mauer gruben. — „Wir machen ein Grab." — So! ein Grab! iſt das ein Grab? macht man ſo ein Grab? — Hum! Nicht tiefer? — Es wäre beſſer; ſo bliebe man vielleicht ein Paar Jahrhunderte hindurch ungerührt, und der künftige Stubenburſche könnte eine Elle oben drauf wohnen.

Drauf ſtarrt' ich gedankenvoll ins Grab. Es ward eben fertig. Ich ſtieg hinunter und ging darinn auf und nieder. Sonderbarer Gang! ſo einen macht' ich in meinem Leben noch nicht .... ein Gang im Grabe auf und nider .... Es iſt ſo eine Behauſung, dacht' ich, in die du auch über lang oder kurz ziehen mußt — viertehalb Ellen in die Länge und drittehalb in die Breite; alleweil kommt ſo ein

Weſen hinein, wie du .... die Vorſtellung machte mich etwas warm. Es ward mir im Grabe, als wärs ſchon mein eigenes ... Ich ſtieg wieder heraus, guckte von oben hinunter — aber da ſahs noch ſchlimmer aus, als wenn man erſt — **unten iſt.** Ich nahm ohne volles Bewuſtſein meinen Huth ab und hielt ihn nit beiden Händen. Dabei hielt ich ihn ſo, daß ich nur das halbe Grab ſah — hatte mit dem Huth überhaupt viel zu ſchaffen — drehte hn rechts und links und guckte allemahl übern Huth ins Grab. — „Wahrhaftig ein kleines Behältnis zu guter Lezt für dich — für den die ganze Welt oft nicht Platz genung hatte! Der nit ſeinen Ideen in allen vier Theilen der Erde erumſchwärmte, und mit ſeiner Phantaſie ſich oohl in den Sirius hinträumte! Und da alles nit hinein? ... all deine Kentniſſe — Voräze — Wünſche? ... alles .. alles? ... Eine Art von Misvergnügen über meine Katarophe empörte ſich aus meinem Innerſten. Ich ſah mich ſchnell nach den übrigen Gräbern m und tröſtete mich damit, daß es allen deen, welche darinn lägen, um kein Haar beſſer egangen wäre. — — Es war etwas; aber ichts ganzes. — Ich blickte über mich. Da hwebte die Sonn' überm Gottsacker. Dis eruhigte mich voller. So lange die noch ſcheint, acht' ich, iſts gut. Hörte die eher auf zu heinen, als ich: ſo würde mir bang .... ber ſo ſcheint ſie denn noch fort, und ich ſeh ſie gewis über lang oder kurz einmahl wieder ....

Neben mir lag ein Knochen. Er war beim Grabmachen herausgeworfen worden, und man ſahs ihm an, daß ihn lange keine Sonne beſchienen hatte. Ich nahm ihn auf — er bröckelte ſich ſchon in der Hand .... „Wem magſt du angehört haben? — warſt du Arm- oder Beinknochen? — Brauchte dich der, welcher ihn trug, zur Faulheit oder zur Arbeit? ... „Ich faſte meine Arme und Beine drauf an, und es war, als bröckelte auch etwas darinn ... „Noch ſeid ihr ganz und feſt — mögt ihr doch einſt zerbröckeln! ich und alle Menſchen könnens euch nicht wehren! So lange ich euch aber trage, und es iſt noch Mark drinnen, will ich euch brauchen zur Geſchäftigkeit, zum Gutsthun und Segenſtiften! Zerfallet ihr denn, ſo mag der, welcher alles weis, darauf wohlthätig Acht haben, wo eure Theile bleiben! Ich kann mich denn nicht weiter damit befaſſen; und mein Troſt iſt — **er thuts gewis!** ...“

Nun kam ich unter den Gang, welcher ein langes Dach hat. Viele Leichenſteine ſtanden in der Mauer; über ihnen waren groſſe und kleine Schränke voll Kränze befeſtigt; zu ihren Füſſen lagen die Familien ſchichtweiſe in langen Reihen. Ich eilte, daß ich zu der Stäte kam, wo meine Eltern ruhn ... Da ward mir —— Gott mags wiſſen — ich weis es nicht — kanns noch weniger ſagen, wie mir ward! — Vor meinen Augen ſchwebten ihre Bilder! Das Vaterbild hell und klar — das Mutterbild, weils mir früher entſchoben ward, unkenntlicher und ſchwächer. Ich lehnte mich an die Mauer. Mein Herz ſchmolz und eine fromme kindliche Thräne fiel vom Aug' auf die Wange . . . . Für euch, ſagt' ich, für euch ſoll ſie flieſſen! Ihr wart ihrer werth — ihr Treuen! Die ihr hier ruhet Sarg an Sarg! — Ach! wüſſtet ihrs, wie ich hier ſtehe und an all eure Liebe denke, die ihr auf der Welt für mich hattet! — Säheſt du 's Vater! wie ich eben den Arm noch ietzt nach dir ausſtrecke, in dem du plötzlich verſchiedſt! — Noch fühl' ich den Händedruck, welchen du mir todkämpfend gabſt! — Ich lege meine rechte Hand auf die linke, drücke dieſe mit iener, und es iſt, als kältete die Rechte. So kältete die deinige damahls! — Der Druck hörte auf — ſie fiel herab — ward ſtarr! — Lohn' euch beiden, ihr Lieben, die ich im Tode noch ehre, Gott iede groſſe und kleine Wohlthat, welche ihr mir unzählbar erwieſet! Lohn' er ſie euch einſt mit unausſprechlichen Freuden und laſſe denn davon auch einen Theil an eurer Seite mich, meine Frau und meine Kinder genieſſen! Nun ſeid ihr ſchon eine Reihe von Jahren hier, und ich — gehe noch immer zu euch her und von euch wieder weg. Wenn ſchlägt die Stunde, in welcher ich zu euch komme und nicht wieder von euch gehe? . .

Ach! ruhet ſanft! .. Doch iammerts mich, daß ihr hier ſo unterm Dache liegt! Läget ihr aber im Freien: ſo hättet ihr Sonnenſchein aufs Grab, und ich könnte euch Malven und Balſaminen drauf pflanzen! ...

Ich nahte mich wieder der Gottsackerthür. Noch einmahl ſtand ich ſtill, überſchaute ihn mit einem Blick und ſprach: Heilige Wohnungen der Todten Gottes! lehrt mich Weisheit und Tugend! Stärket mich im Glauben an Gott und an Fürſehung! Flammet in mir Hofnungen eines künftigen Wiederſeins an! Entfernt aus meinem Herzen den Leichtſinn — den Neid — den Geiz — und den Menſchenhas! Macht mich thätig — immerdar thätig für Brüderwohl — — daß meine Hände, wenn ſie einſt ſinken, im Gutsthun ſinken — mein Auge, wenn es ſich ſchlieſt, ſich mit einer Thräne des Mitleids ſchlieſſe! ...

O Menſchenbrüder! geht oft zu den Ruhplätzen eurer Verſtorbenen — geht hin im Sonnenſchein und Lerchengeſang — und heiligt euch da Gott' und der Tugend mit mir!!!

So lang' ich denn aber noch unter den Lebendigen bin: will ich auch recht für die Meinigen leben. Sie ſollens ſehen, täglich mehr ſehen, wie viel ihnen an mir lebe. — O ihr ruhvollern, unvergälltern Freuden, welche man im Schoos ſeiner Familie genieſſt, wie ſchätz' ich euch! Mags begreifen, wer will; ich begreifs nun und immer nicht, wie Leute, wenn ſie ſichs vornehmen, ſich einmahl recht zu beluſtigen, dazu aus ihrem Hauſe und von den Ihrigen gehen müſſen! Möchten ſie doch immerhin zuweilen zur Welt und zu ihrem Geräuſch wandern! Thäten ſie es nur nicht mit einem Beſtreben und mit einer Mine, als fänden ſie einzig und allein die Freude da; als quölle in dem kleinen Zirkel ihrer Familie nicht ein unverſiegenderer, weit hellerer, ſüſſerer Bach derſelben! — —

Was geht denn wohl unter allen geſellſchaftlichen Wonnen über dieſe — die glücklich und heiter zu ſehen, mit welchen uns die Natur und die Liebe verband? Ach! ihnen ſtete Ausdrücke unſers Wohlwollens geben — ſehen, wie ſelbige von ihnen dankbar aufgenommen, liebreich wieder vergolten werden — vertraulich mit ihnen reden — unſchuldig und ſanft mit ihnen ſcherzen — ihnen guten Rath ertheilen — von ihnen umhüpft, umlagert, umſchlungen werden — welche Wolluſt für den Mann, der edel denkt!

Wir ſuchen unterm groſſen Menſchenhaufen treue, uns liebende Gemüther. Warum wollen wir ſo weit nach ihnen ausgehen und ſie nicht lieber dicht um uns her ſuchen? Finden wir ſie irgendwo: ſo finden wir ſie hier! — — Sie, mit denen wir täglich umgehen, kennen wir unter allen Menſchen zum beſten. Kennen ihre ſchwache und ſtarke Seiten — ihre Hauptwünſche und Hauptneigungen — ihre Art zu denken und zu handeln. Oefters beiſammenſein mit ihnen läſſet uns tief in ihr Herz einſchauen. Nirgends finden wir Menſchen über die wir, und die wieder über uns mit mehrerer Zuverläſſigkeit urtheilen können, als ſie. Finden wir ſie gut und treu, wie kann uns die gröſſeſte, geräuſchvolleſte Verſammlung von Fremden und Wenigerbekannten Gegenſtände darbiethen, bei denen wir ſicherer gingen, als bei ihnen? Werden ſie von unſerer Güte und Rechtſchaffenheit überzeugt — lieben ſie uns dafür: wo kann ein ſüſſerer Lohn für unſere Tugend ſein, als die Liebe derer, welche uns am nächſten ſind, am gewiſſeſten kennen? Wie? und wir wollten ihnen das Vergnügen nicht gönnen, und ihre Zuneigung in lebhaften Ausdrücken recht oft zu erkennen zu geben — und uns die Seligkeit nicht, die Ergieſſungen derſelben zu empfangen? — O, wie ſie uns ſo eilig, ſo herzlich umgeben! In Stunden der Muſſe, wenn unſer Fleis feiert, ſich rund um uns her verſammlen! Am Abend die letzten unter allen Menſchen ſind, welche von uns Abſchied nehmen; am Morgen wieder die erſten, welche ſich mit uns gemeinſchaftlich über Tag und Daſein

ſein freuen! — Hält uns der Gedanke nicht ſchadlos für all die Vergnügungen, welche wir etwa ohne ſie auſſer unſerm Hauſe genieſſen zu können glaubten? Warlich! in unſern Händen iſts, ſie uns recht ergeben zu machen! Leben wir nur gern in ihrer Geſelſchaft! Geben wir ihnen dis nur lebhaft zu erkennen! Sind wir nur liebevoll — redlich — herzlich gegen ſie zuerſt! ....

Wie viel Guts können wir denn nicht auch unter ihnen ſtiften — haben wir ſie nur erſt von unſerer Liebe überzeugt! Sie ſehen uns denn und bilden ſich nach uns. Beiſpiel reißt allenthalben; aber, wenn es ein Mann gibt, an deſſen Redlichkeit und Zuneigung für uns kein Zweifel mehr iſt, reißt es unwiderſtehlich. Sanftmuth in unſern Sitten wird auch die barſcheſten Gemüther der unſrigen nach und nach in einen mildern Ton ſtimmen. Verträglichkeit unter den Eltern wird Quelle der Harmonie unter ihren Kindern werden. Fleis und Arbeitſamkeit werden alle um uns her thätig machen. Gemeinſchaftliche Aufſicht des Herrn und der Frau über die kleine Haushaltung wird den Knecht und die Magd für Untreue bewahren .... Wollen wir wahrhaftig gern Guts ſtiften: wo kann es beſſer angebracht ſein, als in unſerm eigenen Hauſe? wo iſt es mehr Pflicht für uns, es auszuüben — wo wird es reichlichern Segen für uns bringen, als da? ..

Bedächten wir nur dis einzige, wie ungern ſollten wir uns von den unſrigen trennen — da iede Stunde, welche wir unnöthiger weis in der Entfernung von ihnen zubringen, eine entzogene Stunde des Unterrichts, der Aufmunterung und der Segenſtiftung für ſie iſt! — Darum mag ich nicht leicht eine Freude, welche die Meinen nicht mit mir genieſſen können. Statt, daß ich hie und da in ieder Woche unterthänig den Hof machen ſollte: geh ich lieber mit Frau und Kindern in meinem Garten und theile mich da redlich mit ihnen in alle die Seligkeit, welche die Natur für unverwöhnte Herzen noch reichlich hat. Meine Freunde müſſen es leiden können, daß in ihrer Geſellſchaft auch meine Kinder ſind; ſonſt ſind ſie von Stund' an meine Freunde nicht mehr. Es iſt nun einmahl meine Pflicht, für die Meinigen am meiſten zu leben, und dieſen Grundſatz darf ich nicht fahren laſſen, wenn ich anders ein guter Weltbürger bleiben will. — Gewöhnten ſich doch alle meine Nebenmenſchen an dieſe Denkungsart: ſo wär ich Bürge dafür, daß man der glücklichen Menſchenfamilien mehrere ſehen würde, als man in der That noch ſieht! Väter würden nicht ſo grauſam ſein, und das ganze Vermögen in die Taſche ſtecken, damit fortgehen, ſich an den Spiel- oder Trinktiſch ſetzen, in einem Abend es durchbringen und Frau und Kinder alsdenn Wochenlang darben laſſen können! Mütter würden ihre Haushaltung weniger vernachläſſigen, weniger zur Eitelkeit und zur Untreue in der Ehe verführt werden; würden wirthſchaftlichere Töchter, redlicheres Geſinde bilden! Geſchwiſter würden von Kindheit an mehr an einander gefeſſelt werden; würden ſich und ihre Eltern lieben lernen! — — Ach! ſchön denkt der Mann, welchem ein simples Gericht, das Frau und Kinder mit ihm in Ruhe verzehren, angenehmer und wohlſchmeckender iſt, als eine Mahlzeit von zwölf Gängen, unter wildem Geräuſch, von Weib und Kind getrennt! Der frohe, gutartige Anblick der Sinnen erſezt ihm reichlich die fehlenden Paſteten, Torten und Champagnerweine. Er ſieht ihnen in die Augen, lieſet Tugend und Freude darinn, drückt ſie an ſein Herz und ſpricht: Ihr ſeid mir die ganze Welt! — —

Warlich! und wir glaubens iezt nicht ſo — aber laſſet nur den Augenblick erſt kommen, in welchem hie oder da einer der Unſrigen von uns abgerufen wird — welche Erſchütterungen uns die Trennung koſten werde! Laſſet ſie denn abgetreten ſein, o wie gern hätten wir ſie zurück! Sprächen denn gern mit ihnen! Starrten ihnen ſehnſuchtsvoll ins Auge! Brächten gern unſere Stunden in Geſellſchaft mit ihnen zu! Nicht einſehen werden wirs denn können, wie es möglich geweſen, daß wir bei ihnen Langeweile hätten; daß uns ihr Anblick überdrüſſig werden, das Leben auſſer ihrem

Schooſſe mehr Reize empfangen konnte ..... Oft denk' ich mich, wenn ich einige Stunden früher im Garten bin, als meine Frau und und Kinder, in eine ſolche Lage hin, wo ſie alle von mir geſchieden wären. Ha! wie mirs da in der Bruſt pocht! von Minute zu Minute gewaltiger pocht! Kommen ſie denn, ſo lauf ich, meiner Sache noch immer ungewis, in ihre Arme; und überzeug' ich mich denn durch tauſend Küſſe davon, daß ſie es wirklich ſind: ſo ruf' ich freudenvoll aus: So ſeid ihr denn noch mein, ihr Lieben! noch ganz mein! Kommt — ſetzet euch um mich her — redet euch mit mir ſatt — weichet nicht von mir! — Denn erzähl' ich meiner Gattin von einer iungen Wittwe, welche nach ihrem verſtorbenen Manne noch nach Jahren ihre Arm' ausſtreckt und ſpreche: Wie wird dir dabei? Und mit meinen Kindern red' ich von Waiſen, die über den frühen Hintritt ihres Vaters ihr halbes Leben durch ſeufzten und frage ſie: Was denkt ihr dazu? Und ſuchen ſie denn einer dem andern zuvorzukommen, einer ſchneller als der andere ſich an meinen Buſen zu werfen — Himmel! wie wird mir denn? wie wird mir denn? ...

In göttlicher Gröſſe ſteht der Mann vor meinen Augen, welcher die weitläuftigſte Familie aufm Erdboden hatte, und alle Redlichen als ſeine nächſten Verwandten erkannte, wenn ich ihn in der liebenswürdigen Situation mir denke, als er da, wo er nicht mehr Sohn ſein konnte, einen andern Edeln an ſeinen Platz ſtellte; damit der Platz nicht leer, die Mutter nicht ſohnlos wäre. — — Ach! leſe die Stelle mit menſchlicher Andacht jeder, welcher Familienpflichten lernen will! Leſ' er ſie und fühl' er ſie ſchmettern durch alle Falten und Winkel ſeines Herzens bis in die verborgenſten Tiefen deſſelben hinab!

Mit aufgerecktem Haupt in der Mitte ſtehen und weit auf allen Seiten umherſchauen nach Zahlloſigkeit und Mannigfaltigkeit im groſſen Reiche des thieriſchen Lebens und anſtaunen all das Wunder- und Gnadenvolle an derſelben — dis iſt ein Geſchäft, welches der Weiſe gern verrichtet, und das ihn, ſo oft er es vollendet, mit Entzückung belohnt!

Im unausſprechlichſten Reichthum iſt das Leben um uns her ausgegoſſen, und Miriaden Beſitzer deſſelben umgeben uns. Du dächteſt vielleicht, Freund, wenn du in einen der abgeſonderteſten Winkel der Erde dich bärgeſt, du wäreſt in Einſamkeit da; aber ſieh mitten in der Einſamkeit eine Welt von lebendigen Kreaturen um dich her! Von dir unbemerkt, deinen Blicken wohl unſehbar, umſchwebt — umwimmelt dich alles. Muſt ſie warlich drauf lieb gewinnen, die milde Allgeberin Natur, daß ſie mit ihrer höchſten Gabe ſo freigebig iſt!

Und wer ſollts denken, daß aus einerlei und aus ſo wenigen Urſtoffen eine ſo unüberſehbare Mannigfaltigkeit von Weſen hervorgehen könnte? — Sieh, ein und daſſelbe Leben auf ſo tauſend- und abermahl tauſendfache Art geformt, gemodelt! Woher nahm die Natur all die Formen, in welche ſie es ſo bewunderns- würdig goß? Magſt du auch wohl irgend eine Modifikation von animaliſchen Leben, erſinnen, die — nicht ſchon exiſtirte? — Schon denkſt du wohl, du habeſt die Theilnehmer am Leben in ihren Klaſſen alle überſchaut — du ſtellſt ſie wohl in eine lange Reihe und ſprichſt: Da ſind ſie! Das ſind ſie alle! Und eine einzige Reiſe — nicht um die Welt, nein aus einem Winkel in den andern, eine einzige ſorgfältiger angeſtellte Betrachtung macht dich mit neuen, noch unbemerkten bekannt — ſtellt zwiſchen zwei, von denen du glaubteſt, ſie ſtänden dicht neben einander und es wäre kein Platz mehr zwiſchen ihnen, noch das dritte hin, welches halb das eine, halb das andere iſt.

Ach! eine bezaubernde Beſchäftigung iſts, dieſe unſere zahlloſen Mitbürger in der lebendigen Schöpfung neben einander ſtellen, ſie ordnen und in Reihen bringen! Vor unſern Augen alsdenn die vortreflichſte Kette, welche gebildet

bildet werden mag! Lang iſt ſie, Bruder! unüberſehbar lang — reicht vom Inſekt übern Schmetterling und Elephanten zum Menſchen hin — aber glaubs, liebenswürdig vollſtändig iſt ſie! Ganz überſchaun wirſt du ſie nie! Es iſt nur einer, der 's vermag! Er, der die Glieder all' an einander knüpfte, kennt ſie und ruft ſie alle bei Nahmen ... Doch aber iſts menſchliche Wonne, auch nur hie und da einen Theil von der groſſen Kette zu überſchaun — zu ſehen, wie ſich Glied an Glied drängt — wie, wenn ein einziges aus der Reihe geriſſen würde, die ganze Kette zerfiele! Vielleicht daß ſie deſto länger wird, ie älter ſie wird. Vielleicht war ſie vielen vor Jahrtauſenden nur noch kurz und aus den Hauptringen fielen von Zeit zu Zeit kleine Nebenringe. — Iſts Menſchenbeſtimmung, von der ganzen Einrichtung der Welt einſt mehr zu wiſſen, als iezt: ſo magſt du auch hoffen, einen gröſſern Theil von der Allkette der lebenden Schöpfung einmahl überſehen zu können. Je mehr du davon ſehen wirſt: deſto mehr wirſt du Menſch werden; deſto gröſſer wird dir der ſein, welcher — **die Kette in der Hand hält!** ...

Und wie 's denn ſo ſonderbar eingerichtet iſt, daß immer ein Geſchöpf um des andern willen lebt! Leben zu erhalten mus Leben verlohren gehen. **Ein einziges Morgenbrodt von der Schöpfung** verzehrt, wie viel

Ein-

Kinder mag es der Natur koſten? Jedes Thier findet ſeinen Tiſch, woran es — iſſt; aber es findet auch den wieder, worauf es — Mahlzeit wird. Ich fange vom kleinſten Wurm an und ſehe, wie er über lang oder kurz die Nahrung eines gröſſern, und dieſer wieder die Speiſe eines noch gröſſern wird. Durch einen Umweg von zehn oder zwölf Naturen gehet es zuletzt in die Natur des Menſchen über. Da denk' ich denn nun, ich ſei fertig damit, und erſtaune wie der Menſch, in deſſen Leben das Leben aller übrigen Thiere ſich gleichſam koncentrirt, wieder den Würmern am Ende einen köſtlichen Schmaus zubereiten mus. So iſts Leben allenthalben, und nirgends iſts eigenthümlich. Es iſt in ſtetem Umherfluß; flieſt ewig aus der Quelle und ewig wieder zu der Quelle ....

Zuweilen ſieht man auf der einen Seite der Thieriſchen Schöpfung gleichſam eine Art von Ueberfruchtung; in unzählbaren Schaaren hüpfen oder fliegen ſie denn daher, die verheerenden Kinder; aber gib wohl drauf Acht, ſie bereiten ſchon durch ihre Ankunft einem andern Geſchlecht, welches ihnen bald in ungewöhnlicher Menge auf den Fus folgen wird, das Futter. — Thiere, welche kleiner ſind und weniger Leben zu ihrer Erhaltung brauchen, bringt die Allmutter in weit gröſſerm Ueberflus hervor, als iene Ungeheuer, auf deren Tiſchen täglich eine kleine Welt verzehret wird. Wohlthätig ſezte ſie der Vermehrung der gröſſern Schranken, um der gänzlichen Vertilgung der geringern dadurch Sicherheit zu ſtellen. Vermehrte ſich iemahls eine ſtärkere Gattung zu gewaltig: ſo wäre dis vieleicht das Ende von zehn andern auf immer. Wächſt ſie deſſen ungeachtet zuweilen zu ſehr heran: ſo weis ſie bald durch eine wohlthätige Seuche dieſelben auf die unſchädlichere Zahl zu reduciren. — —

Freue dich nun, Freund, mit mir, daß du ſiehſt, wie mitten in dieſe dem Anſchein nach harte Veranſtaltung — **wenn der Tod des einen Geſchöpfs das Leben des andern beförbern mus** — ein Strahl der Milde und der Zärtlichkeit fällt! Von allen lebendigen Weſen iſt keins, deſſen Stand ganz ohne Wonne wär. So unbarmherzig handelte die gute Mutter nicht, daß ſie bei Vertheilung ihrer Freuden auch nur eines ihrer Kinder — auch des geringſten nicht — vergäſſe. Sie hatte ſie dabei alle vorm Aug, und gab iedem von ihnen ſein Theil davon nach Masgabe ihrer Kräfte — ihrer Dauer — und ihrer Beſtimmung. Das wäre ſo recht ein Studium für den Mann, welcher die ganze Schöpfung um ſich her lieb hat, es zu unterſuchen und zu erfahren, worinn die Glückſeligkeit iedes lebendigen Weſens beſtehe. Sonnenſchein — Freiheit — Liebe — — — würde irgend einem Geſchöpf dis alles genommen; ſo wärs wohl das ärmſte untern übrigen allen. Liebe — Liebe iſt das allergemeinſte Guth, welches der ganze, groſſe Kinderhauſe aus den Händen der Mutter empfing. Das Leben des kleinſten Thiers, welches oft nur wenig Stunden währt, iſt denn wohl ein Leben ganz voll Liebe. Es hat gelebt am Morgen, den Tag über geliebt und ſich dabei geſönnt, am Abend ſtirbts — — was will es mehr? Leben doch wohl Menſchen im Kerker, denen die Freiheit, die Liebe und der Sonnenſchein verwehrt wird — — tauſchte mit ihnen auch der Schmetterling? — Sag, Bruder, wenn du ſo die allgemeine Milde der Natur erwägſt, ſchlägt dein Herz nicht freier und zufridner? Liebſt du die ſegnende Mutter nicht noch kindlicher, als zuvor? . . .

Und denn halt gegen die Maaſſe von Freud' und Glück, welche all die übrigen Geſchöpfe erhielten, das deinige, welches ihre Hände dir reichten! — Ha! wirſt du nicht ganz Liebe — ganz Dank für ihn, der keines ſeiner Kinder vergas — deiner aber am vorzüglichſten eingedenk war? Der edelſten Freuden — der wünſchenswertheſten Glückſeligkeit biſt du für allen fähig! Ein einziger Augenblick, in welchem du dich am Bau, an der Schönheit und Vollkommenheit der Welt, deines Wohnhauſes, weideſt — ein einziger Augenblick, worinn du den Werth deines Daſeins empfindeſt — ein einziger Augenblick, wo du edler That groſſen Entſchlus faſſeſt oder vollführſt — — iſt mehr, als das Leben eines Thiers, und wenn es Jahrhunderte dauerte. Sag nun, wie viel ſolcher Augenblicke vermagſt du dir in ieder Stunde nicht zu verſchaffen? . . . So gehſt du denn als Erſter in der Schöpfung umher und rufſt allen deinen Mitgeſchöpfen zu: **ſeht auf mich!** Nicht Hochmuth iſt dis — Gefühl der Würde deiner Natur iſts; und dis iſt der Gottheit heiligſte Anbetung. Da war ein Mann in Iſrael, der ſchwang ſich auch zu ſelbigem auf. Lange hatt' er auf die ganze lebendige Schöpfung umhergeſchaut — hatte angeſchaut ihre Zahlloſigkeit und Mannigfaltigkeit; ihre Verhältniſſe gegen einander und all' ihre Theilnehmungen an Freud' und Glück. Darauf wandte er ſeinen bewundernden Blick auf ſich ſelbſt und fand, daß dem Menſchen unter allen Geſchöpfen das gröſſeſte Loos zugefallen ſei. Da rang aus ſeinem Buſen ein hohes Gefühl der Würde ſeiner Natur auf — das Gefühl ward tiefe Betrachtung — die Betrachtung frommes Gebet — das Gebet voller Schöpferpreis. **„Was iſt der Menſch, daß du dich ſeiner ſo annimmſt!“**

O wär uns doch heilig all' unſerer Mitgeſchöpfe ernſte Betrachtung! Wer würde von der Gottheit Daſein ſich ſtärker überzeugen,

— wer ſeiner Beſtimmung gemäſſer wandeln, als — wir? ....

* * *

Blicke mich freundſchaftlich an — ich mag gern Menſchen ins Angeſicht ſehen, in deren Seelen frommer Friede wohnt — du, der du mit **unedler Wolluſt dich** nicht befleckteſt! — Ach! wohl dir, daß du rein bliebſt! wohl dir! nun lohnen dich Keuſchheit und Treue!

Wie dein Herz ſo vorwurflos iſt, da kein Bewuſtſein dich quält, früh an dir ſelbſt geſündigt zu haben, oder einer für Freud' und Schmeichelei offenen Seele undankbarer Verführer geworden zu ſein! Wie würde dir nun ſein — Gott! wie würde dir ſein — wenn du deine Natur voreilend gemisbrauchſt und des männlichen Alters Kräfte, welche einſt für Tugend und Vaterland arbeiten ſollten, ſchon beim Uebergang von der Kindheit zur Jugend verſchwendet hättſt! oder, wenn du wüſteſt, daß nach Jahren noch ein Mädgen über dich weinte — ein Mädgen, anfangs nicht böſe, nur lebhaft und leicht; nun wohl in ſchwarze Gewohnheit durch dich verſunken, unrettbar verſunken, — oder doch beraubt ihrer Unſchuld, ihres Ruf und der Liebe ihrer Eltern; grauſam beraubt des holden Umgangs mit edlern Freundinnen, und der Hofnung, iemahls volles Glück des Lebens im Arm eines rechtſchaffenen Gatten zu genieſſen! — — Ach! werd' euch allen, iunge Brüder! die ihr mich leſet, im Augenblick, da ihr dis leſet, der Troſt zu Theil, daß keine weibliche Seele durch euch verführt in öffentlicher Schande nun lebe, oder in irgend einem Winkel der Welt in ſtiller Verborgenheit über euch und ihren Fehltritt das ganze Leben verſeufze!

Verſuchs, tugendhafter Freund, und du wirſts finden, daß Gottes ſchöne Welt noch einmahl ſo viel Reitze für dich hat, da du reines Herzens bliebſt! Noch iſt dein Herz nicht ſtumpf gegen die einfältigern, ungeſchminktern Schönheiten der Natur! Noch biſt du nicht zu zerſtreut, um Sonn' und Mond herzlich darauf anzublicken, wie ſie ſo liebreich über dir ſchweben! Noch iſt der reine Himmel ein Bild deiner Unſchuld und Güte! Im Sturm und im Wetter hörſt du noch keine furchtbaren Stimmen! Ins Lerchenlied ſingſt du noch frohlockend mit, und beim Schmettern der Nachtigall ſchmelzeſt du noch mit ihr in zärtliche Empfindung hin! . . . Wenn Jünglinge ausſchweifen; wenn Mädgenſeelen von unedler Leidenſchaft hingeriſſen ſind: denn haben ſie Langeweile in der offenen Natur — denn ſuchen ihre Blicke nur den Buhler und die Buhlerin auf — denn iſts ihnen eckelhaft, zu ſitzen am Bach oder unter der Laube — denn ſind ſie lieber in Winkeln, wohin man vom Tanzſaal unerkannt mit der Maſke ſchleicht und wo man im Finſtern der Würde des Menſchen vergiſt ..... Seid ſtolz, deutſche Töchter und Söhne! auf den ſtärkenden Genus der ſchönen Natur, welchen die Tugend zum Lohn euch reicht! Wandert umſchlungen über Feld und Wieſe, durch Thal und Hain, und ſprecht: Mutter Natur, deine Kinder kommen zu dir! Sie ſchämen ſich noch nicht, zu dir zu kommen — ſie fliehn dich noch nicht: denn ſie ſind noch gut, wie du! —

Ha! welch ein geſunder, gutblütiger Jüngling du biſt, keuſcher Freund! Las mich dich recht betrachten, wie auf deinen Wangen die Frühlingsroſen ſtehn — aus deinen Augen jugendliches Feuer ſtrahlt — in allen deinen Bewegungen raſche Lebensfülle iſt! daß du ſo blühſt, daß dein Anblick ſo feſſelt — dis iſts, daß du rein bliebſt und gut! — — — Reize, du Milde, du Zärtliche, du Edle — der Menſchentöchter liebenswürdigſte! — reize mit deinem ſanften, unvergifteten Zauber des gutgebliebenen Jünglings groſſe Seele! Fülle ſie an mit Bildern der Schönheit, mit menſchlicher Empfindung und mit ſeliger Harmonie! — Unfern von dir ſteht unterdeſſen die Buhlerin — Kalk an der Kirchwand! Mit Runzeln auf der Stirn — mit bläulichen Ringen um Aug und Naſe — mit einfallenden Backen — mit welkendem Arm! — Jeder edle Jüngling wendet ſich von ihr weg — ſchaut lieber nach der Roſ' und nach dir.

Raſch iſt der Feind der ausmergelnden Wolluſt; raſch und thätig. Ihn ergreifen edler Wiſſenſchafteifer — brennende Begierde nach groſſen Thaten — und erhabener Glanz auf Stafeln des Ruhms. Noch ſind ſeine Kräfte beiſammen; noch iſt er ganz ſein — nicht erſchöpft, nicht träge. In einem Augenblicke entſchlieſt er ſich ſchnell zur ſchönſten, grosmüthigſten, ſchwerſten Handlung — eine Stunde braucht er dazu, um ungeachtet aller Hinderniſſe ſie kühn und muthig zu vollenden — und Jahre voll Lob und Ehre krönen ihn drauf. — — Wenn neben ihm der Wollüſtling mitten unter ſteten Klagen über Krampf und Schwindel und über durchaus geſchwächtes Nervenſiſtem auf der halben Laufbahn ſchon ſtill ſteht, verſtumpftes Ehrgefühl zeigt und Idiot und Taugenichts bleibt: denn geht er fort von Kentnis zu Kentnis, von Würde zu Würde. Unterſuchung der Wahrheit iſt ſein Lieblingsgeſchäft; er ſcheuet nicht an langen Ketten tiefſinniger Schlüſſe Glied für Glied zurückzulegen, und ſchreitet mit ausgedehnten Betrachtungen aus einem Reiche der Schöpfung ins andere. Scharf iſt ſeine Beurtheilungskraft — ſchnellfaſſend, langhaltend ſein

Gedächtnis; und in Gefahren ſchützt ihn Gegenwart des Geiſts. — — Lang iſt ſein Leben, und ſein Abend noch heiter und freudenvoll. Iſt er denn vorlängſt ſchon ausm Alter der Leidenſchaften getreten: ſo ſieht er noch ſpät, ohne es zu verwünſchen, auf ſelbiges zurück. Nun ſtärken ihn die Kräfte, welche er in früher Jugend ſich nicht raubte. Seine Sinne verlaſſen ihn nicht untreu — ſein Verſtand ſiegt über die Schwächen zwoter menſchlicher Kindheit — und mus er denn abtreten, ſo ſcheidet er mit dem letzten edeln Gedanken, den er noch ſtark und ganz denkt, lächelnd aus ſeiner Freunde Mitte.

Wie? Bruder! Du zagſt? — Ha! ich merks, was dich quält. — — Glaubs nicht, daß deinem Herzen die Liebe verbothen ward, wenn Warnung für Wolluſt dir tönte! Nein, für Wolluſt muſteſt du gewarnt werden, damit dir die Liebe recht ſüs, recht ſelig gemacht würde! Kannſt du denn nähren Weib und Kind — — Gott! wie beklemmt mich hier der Wunſch, daß durch Erſchwerung menſchlichen Fortkommens die Ehen derer doch nicht aufgehalten, nicht verſpätet oder gar vernichtet werden möchten, welche mit redlicher Neigung ſich auf Erden nach einander ſehnen! Treffet Anſtalten, Ihr Völkerregierer! daß ieder Jüngling mit Talent und Fleis fürs Vaterland thätig werden könne! öfnet ihm die Bahn, worauf er zu wandeln verſpricht! gönnt ihm dafür Lohn und Gewinn! — Ihr ſchützt ihn dadurch für Wolluſt, macht ihn zum nützenden Bürger und gebt dem Staat volkreiche Familien, welche ſonſt halb oder ganz für ihn verlohren gegangen ſein würden! — — — Kannſt du, Tugendhafter, denn nähren Weib und Kind — findeſt du ein edles Mädgen, würdig von dir geliebt zu werden — heiligt ſie ſich dir — — o, wie wird denn deine Verbindung mit ihr um ſo viel zärtlicher, ſättigender ſein, weil ſie — die erſte iſt! Fühl nun, wie 's Herz dir mit feierlichem, ungewohntem Schlage ſchlägt, wenn du die Redliche in holder, feuriger Umarmung an daſſelbe drückſt. Dis Schlagen des Herzens iſt langbewahrter Tugend unausbleiblichſter Lohn! Ha! wie ihr denn beide nicht froſtig beiſammen ſein — euch nicht nach fremder Geſellſchaft inbrünſtig ſehnen werdet. Ohne Vorwurf und Scham ſeht ihr einander ins Auge — glücklich iſt eure Liebe; glücklich und daurend! Sind denn Jahre dahin, ſo wünſcht ihr euch nicht wieder aus einander; macht euch der Untreue gegen einander nicht ſchuldig. Kinder, muntere, geiſtvolle Kinder ſpielen denn in eurem Schoos; ihr liebet ſie, wie euch, bildet ſie gemeinſchaftlich zu ähnlicher Tugend und Freude; ſitzet einſt noch im ſpätem Herbſt, wenn 's Laub an euch ſchon gelbt und ihre Blüthe erſt voll aufbricht, als Selige unter ihnen. Sie ſahen euer Beiſpiel und lernten die Tugend lieben, wie ihr. — — Nur der wird ein froher Mann, ein glücklicher Vater, welcher ein guter, unverdorbener Jüngling blieb! — —

Hebt ſich, junger Freund! hierbei frohlockend deine Bruſt — o! glücklich biſt du! Laß die Tugend nun nicht — ſie ſegnet dich einſt! Mit lohnender Hand führt ſie dir denn eine ſanfte Theilnehmerin an allen deinen Schickſalen zu, und macht aus euch das ſeligſte Menſchenpaar! Siehſt du ſie dir ſchon entgegen eilen — die Edle, die Unbefleckte — flieh in ihre Umarmungen, ſtammle und ſprich: du noch tugendhaft — ich noch! Leſen dürfen wir noch einer in des andern Augen vergangenen Lebens ganze Geſchichte! Reitzend ſollen nun unſere kommenden Tage ſein! Liebe und Treue ſolln uns an einander feſſeln — und müſſen wir uns einſt trennen: ſo wolln wir beim Wiederwerden mit unſern erſten Blicken uns ſuchen, und die zwote Welt darum noch ſchöner finden, weil wir beiſammen in ihr ſind. Laß denn die Gottheit walten! Gewis beglückt ſie uns und alle Tugendhaſten um uns her! . . .

Wohl dir, Edler, daß du rein bliebſt! — — wohl dir! — — —

* * *

Und ſtände das Buch nicht in dem Werth, worinn es doch ſteht — und ich bekäm 's in meine Hände und läſe darinn — und kein mistrauiſcher Prieſter entriſſe es mir: ſo läſ' ich, ſo lange ich lebte, darinn und läſe es allemahl mit Fülle des Herzens! — Du kennſts, Freund! und haſt du Achtung fürs Gute und Schöne: ſo wirſt du ſie auch ihm nicht verſagen. Allenthalben darinn Wahrheit und Einfalt — Weisheit und zur Glückſeligkeit Weg! Größe im Gegenſtand — Stärke in Gedanken — Würd' im Ausdruck!

Fang an beim Moſes und hör' von ihm die Erzählungen aus der alten Welt! Welch ein edler, ungeſchminkter und doch liebenswürdiger Ton, worinn das gröſte Genie in Iſrael ſpricht! Hör ihn recht an; es redet aus ihm ein weitſehender Sterblicher — ein denkender Kopf — ein Staatskluger — ein groſſer Geſetzgeber — ein Menſchenkenner — ein unterhaltender Geſchichtſchreiber und — durchgängig ein Vater ſeines ſich erſt bildenden Volks. In der Morgenröthe ſoll man noch etwas ähnliches davon ſehen, wie er die Schöpfung erzählt; und ich danks dem Mann, welcher dieſen Gedanken uns näher brachte. — Lis genau die Schöpfung des Menſchen, wie der lange große Adam auf der Erde da lag — ſich noch nicht ſchüttelte, noch nicht regte — — und wie er denn durch Geiſt angefacht ein lebendiger Mann ward! Hier haſt du ein ſo weiſes Raiſonnement über Zeugung des Menſchen, wie's der Naturkenner nur führen mag im achtzehnten Jahrhundert! — Bemerks recht, wie ers dem Manne ſo nahe legt, ſein Weib zu lieben, da ſelbige nichts geringers iſt, als ein Theil von ſeinem Ich. Gewinn' ihn dafür lieb, daß er ſeinen Sabbath gleich auf die Schöpfung gründet und durchs Beiſpiel Gottes ehrwürdig macht. — Greif mit Entzücken nach den kunſtloſen, bezaubernden Schilderungen, die er vom Patriarchenleben macht. Wie er der Altväter Sitten ſo lauter und ſchuldlos — ihren Karakter ſo aufrichtig und Gottergeben — ihr Leben ſo glücklich und ſorgenfrei — ihre Religion ſo natürlich und auf ſo wenig Lehrpunkte koncentrirt beſchreibt! Ach! ahme, ſo viel du kannſt, in ſpäter Nachwelt den Vätern des Menſchengeſchlechts nach! Verbanne die ſteife Mode! flieh die Heuchelei und alle junge Laſter — diene dem Schöpfer mit kindlichem gläubigen Herzen — lebe im Schoos der Natur und ſei glücklich, wie ſie! — — Wie der Mann uns die wichtigſten Geſchichten ſo ohne vorhergehendes Geräuſch erzählt! Wie er, der doch auch Poet ſein konnte wenn er wollte und orientaliſche Phantaſie genung hatte, vom Wörterpomp dabei nichts weis, ſondern die Erzählung durch ihren eigenen Werth, durch Gröſſe ihres Gegenſtands ſich heben läßt! Wie er einzelne Züge vom Karakter der Perſonen, welche er aufſtellt, hie und da ungezwungen hinwirft und durch kurze Reden, die er ihnen

In den Mund legt, uns in ſie ganz einſchauen läßt! — — Sieh denn, wie er das Volk ſo zärtlich liebt, deſſen Führer er ward! Wie er, wenn ſie fehlen, für ſie betet und fleht! Welche Weisheit in ſeinen Vorſchriften und Lehren! Wie genau angepaßt ſeine Geſetze auf Klima, Zeitalter und herrſchende Volksleidenſchaft! — dabei macht er von ſich ſelbſt wenig Aufſehen und leitet all das Gute, welches durch ſeine Hände geſchieht, auf den Bundesgott zurück. — — Geh denn mit ihm hin auf die Höhe — ſieh, wie er mit Entzücken ins Land blickt, wohin Iſraels Kinder kommen ſollen. Lis Freude und Dankbarkeit dabei in ſeinen Augen, und bewunder' es zuletzt, wie ſich der Mann neben dir aufm Berge verliehrt. — — Alles ſo ſchön, ſo reitzend geſagt, daß Samariter es auch nicht ableugneten, daß es — göttlich geſagt wär.

Durchlauf ferner die übrigen Geſchichtbücher, welche dir das Volk, das jetzt neben dir ſo verachtet lebt, in ſeiner glänzendſten Gröſſe zeigen. Mit Erſtaunen wirſt du 's ſehen, was für pompvolle Begebenheiten unter ihnen ſich ereignet haben! Jede derſelben wird die Achtung für die Väter und menſchliches Mitleiden gegen die Kinder einflöſſen, die von iener Würde ſo tief herabgeſunken ſind. Warlich Bruder, lis dis alles recht mit Nachdenken; du wirſt dich durch Verachtung eines ſo groſſen Menſchenhaufens hauſens nicht wegwerfen, der ſo unglücklich genung iſt. Sollte die Gottheit ſo viel, ſo beinahe unglaublich viel an einem Volke gethan haben, um es hernach auf immer zu verlaſſen? Sollte ihre Zerſtreuung die letzte groſſe Begebenheit geweſen ſein, welche er für ſie ausführte? Sollten Jahtauſende voll Elend und Jammer, die ein ſo unzählbares Volk ausſtehen muſte, nicht endlich den wieder zum Segner für ſie machen, der nicht immerdar hadert, nicht ewiglich zürnt? Sollten Verachtung und Druck — Grauſamkeit und unzuentſchuldigende Unmenſchlichkeit — wenn ſie Chriſten an ihnen verüben, die zurückkehrende Gnade für ſie nicht gar noch beſchleunigen können? — Ach! fühlt menſchliche Wärme, meine Leſer und denkt, daß — Zerſtreutſein unter alle Völker, ohne ſelbſt Volk ſein zu dürfen, für eine Nation, die das gröſte unter allen einſt war, und die jetzt noch, wenn ſie zuſammen käme, das nombröſeſte vieleicht wär, ſchon Beugung genung ſei! Mit Schauder ſeh ich iede Preſſung drauf an, welche ſie empfängt, und ahnde nichts Guts daraus fürs Volk der Chriſten — — — die bewundernswürdigſte Mannigfaltigkeit findeſt du, Freund unter den Karakteren in Iſrael. Vortrefliche Männer glänzen in ihrer Geſchichte! Ein redlicher Samuel — ein freundſchaftlicher Jonathan — ein patriotiſcher Nehemias — ein ſchönſingender Aſſaph!

ſaph! — da findſt du auch Reihen von Königen — untermengt — ſo wie die Königsreihen zu ſein pflegen; und fällt dein Blick denn auf einen Edlen unter ihnen: ſo danke dem Vater der Welt noch für die Sonne, welche er durch ihn ſcheinen lies.

Morgenländiſch ſchön lieſet ſich die Geſchichte des Job. Verwende nicht darauf deine Zeit, daß du unterſuchſt, obs Geſchichte oder Fabel ſei, obs Moſes ſchrieb oder zu Babilon iemand; es habs geſchrieben, wer wolle — es ſei geſchrieben, wenns wolle — genung, es iſt entzückend zu leſen. Siehs dem Mann, welcher es bildete, recht an, wie er dich überzeugen wollte, daß Tugend und Rechtſchaffenheit lohnen — im gröſten Misgeſchick lohnen, und den ſtandhaften Duldenden am Ende noch mit Glückſeligkeit krönen. Herrliche Schilderungen der Gottheit und all' ihrer Eigenſchaften findſt du in dieſem Werk. Verſchlinge ſie recht und ſtimme dich in ihren Ton . . Lern aber auch, wenn der Leidende auf ſeinen erſten Lichttag flucht, lerne daraus glauben, daß auch — das ſchönſte Leben nicht ganz ohne Fleck ſei.

Hör' einen David ſingen — hör ihn ſingen himmliſche Lieder! Wenn Könige die Gottheit beſingen, denn muſt du ganz Ohr ſein. Ihr Lied klingt ſtark und weit. Da kommt, ſprich denn, ein Mann mit Kron' und Zepter, legt Zepter und Krone hin und betet an den Krongeber

geber — den Zepterreicher, vergiſt, daß er König iſt und führt all' ſeine Tauſende zum Altar der Gottheit hin! — Er war recht Betrachter der Natur geweſen; hatte den Himmel oft angeſchaut mit allen ſeinen Geſtirnen, und die Erde mit allen ihren Reizen. Wie er ſo ſchön ſpricht vom Aufgang der Sonnen — vom Baum, am Waſſer gepflanzt — von jungen Raben, die den Herrn anrufen — von Fiſchen im Meere, die den Allvater, loben ſolln! — kommt er denn auf Gott — ha! königlicher Schwung wird da ſein Lied! da ſpricht er ſo mächtig, ſo hoch, wie nur ein Sterblicher von ihm reden mag! — —

Vom Salomo lern Weisheit! — Groſſe Sprüche — Maximen fürs Leben — Motiſen zur Tugend, welche ans Herz greifen, hat der König. Auch iſts auffallend, zu hören, daß ein Mann, welcher in ſeinem Leben Reichthümer und Ruhm, Weiber und Gärten, Virtuoſen und Weine genung gehabt hatte, im Silberhaar hintritt und ſpricht: Das alles, und noch mehr, iſt eitel! Abſtrahire davon die Regel, daß derienige am beſten für die Ruhe ſeines ganzen Lebens — denn die Ruh unſerer letzten Tage mus uns beſonders am Herzen liegen — ſorge, welcher — das Gute, ſo er in ſeiner Lage findet, am Arm der Unſchuld und Mäßigkeit genieſt.

Prophetenſtimme ſei dir heilige Stimme! In einer recht männlichen, würdigen Sprache reden ſie. Reden von Patriotiſmus und edlen Feuer angeflammt. Führen die Sache der Wahrheit — der Tugend — des allgemeinen Beſtens — der Unterdrückten und — Gottes. Wenn ſie von Ausbreitung beglückender Kenntniſſe, von Vereinigung aller Menſchen zu einer Heerde, von allgemeiner Glückſeligkeit aufm Erdboden, vom neuen Himmel und von neuer Erde reden — ſag, pocht dirs Herz nicht menſchlich dabei? O lis ſie mit inniger Freude! Staune die Anſtalten an, welche die Gottheit von ieher zum Wohl des Menſchengeſchlechts machte! Such davon auf, was ſie ſchon ausführte — blick auf das, was ſie noch ausführen wird, mit deſto gröſſerer Hofnung hin! — —

Studire den Sirach, wie du deinen Mosheim, deinen Saurin, deinen Hartlei, deinen Gellert und alle die Leute ſtudirſt, welche ſchön und ſtark über Tugend und Menſchenherz ſprachen! Du wirſt, wenn du hernach auf die Reden deſſen kommſt, der mehr war, als Sirach, und auch den einen von ſeinen Nahmen hatte, finden, daß dieſer ihn oft geleſen, nicht nur geleſen — in Geiſt und Kraft verwandelt haben müſſe. Von Jeſus Sirach an bis auf Jeſus Chriſtus — dis ſei deine Linie, und ſo bemerke das analogiſche in ihren Lehren, Sentenzen und Gleichniſſen. —

Jeßt komm zur Chriſtenbibel! Ha! nun lis mit noch ſtärkerer Aufmerkſamkeit, mit noch offener Seele! deine Lieblingslektüre ſeien denn iene kleine Biographien, welche vier Männer voll ſichtbarer Redlichkeit, voll Gefühl fürs Schöne und Göttliche in menſchlichen Handlungen, voll Eifer für ihren Meiſter, von Jeſu entworfen. Stelle dich neben iede That hin, die ſie erzählen und werde Augenzeuge derſelben! Sauge iedes Wort, das ſie dem Herrn in den Mund legen ein, als flöſſe es unmittelbar für dich aus ſeinen zärtlichen Lippen! Nimm aufrichtigſt Antheil an iedem beugenden Schickſal, welches den beſten der Menſchen ſo ſchuldlos traf! Himmliſch wird ſich dein Geiſt emporheben! Du wirſts verdoppelte Leben in all deinen Adern fühlen und allewege ſo zu ſein ſtreben, wie **Er**! — Tauſendmahl las ich ſchon die Lebensbeſchreibungen des Frommen und wünſchte, daß ſie länger ſein möchten; daß keine ſeiner Thaten unaufgezeichnet, keins ſeiner Worte unbemerkt geblieben ſein möcht — — Liebſt du nicht den Ton, Bruder! worinn dieſe Leute ſchrieben? Iſt er nicht der Ton der Natur und der Wahrheit? Hat nicht ieder ſein eigenes? kennt man nicht bald unter ihnen den Mann, welcher an Weltkentnis den andern überlegen war? Und den, welcher ſelten vom Meiſter ſich entfernte? — Martere dich nicht über kleine Abweichungen in minder beträchtlichen Umſtänden, wenn du ſie an ihnen bemerkſt — — ſie ſind die Siegel für die Wahrheit der Hauptſache, worinn volle Uebereinſtimmung unter ihnen iſt. Bekümmere dich nicht um Harmonien der vier Evangeliſten; ergötze dich lieber an der ſanften Harmonie des edelſten Lebens, welches iemahls gefühlt ward, und liebe den Führer dafür, daß alle Reihen ſeiner vortreflichen Thaten groſſes Centrum **brennender Eifer für Brüderwohl** war!..

Auch wirſt du mit Vergnügen leſen die kurzen Auszüge der Geſchichte des erſten Zeitalters des Chriſtenthums. Da findſt du Jeſusſinn und Jeſusgeiſt. Da lernſt du, was Ueberzeugung von der Wahrheit thun könne; wie ſie den Gläubigen, den Heiligen, den Märtirer bilde. Aber ſehen wirſt du auch, wie ſchon nah an der Quelle von verſchiedenen das Waſſer trübe gemacht wird; wundere dich alſo nicht, wenns nach einem Jahrtauſend geſchah!

Der Apoſtel Briefe durchblättere mit forſchendem Geiſt. Lern iedem ſeine Sprache ab, worinn er über einen und denſelben Gegenſtand ſpricht; mache daraus nicht ſo viel Gegenſtände, ſo viel Glaubensartickel, als Männer ſind, die drüber ſchrieben. Nimm den Ausdruck, welcher zuförderſt für geweſene Juden gebraucht ward, nicht noch im iüdiſchen Sinn; leg' ihm den eigentlich chriſtlichen unter. — Erblicke im Paulus den Weltweiſen — im Petrus den Fels — im Jakobus den Lobredner guter

Werke — im Johannes den Mann über und über voll Liebe!' Sieh, wie ſie alle ſo emſig arbeiten — unter den gröſten Aufopferungen arbeiten — arbeiten fürs Wohl ihrer Brüder! . .

Freund des Schönen und des Guten! lis ſo deine Bibel und hab' Achtung für ſie! Brauch das Buch für iede Lage des Lebens; auch für die lezte wirſt du 's noch nuzen können! Lern daraus deine Pflichten heller kennen — redlicher üben! Lern daraus wagender hoffen — zuverſichtlicher glauben! Wünſche es dem Nachkomm im zehnten Gliede noch! Thu zu deinem Theil, was du kannſt, ihm unter deinen Zeitgenoſſen recht viele Leſer — unvoreingenommene, unabergläubiſche, nachdenkende Leſer zu verſchaffen; und ſo oft dich oder deinen Freund denn daſſelbe erleuchtet — beſſert — ſegnet: ſo oft ſieh den Himmel dankbarer drauf an, daß du — unter demſelben eine **Bibel** fandſt! — — — Hörſt du aber etwa, daß auch andere Weltvölker ſo ein Buch haben, das ihnen das iſt, was dir deine Bibel iſt; misgönne ihnen das Buch nicht — verwirfs nicht unmenſchlichſtolz! — — **Du kannſt nicht wiſſen, was auch unter andern Himmelsſtrichen zum Wohl des Menſchengeſchlechts geſchehen ſein mög . . .**

* * *

Wenn der Edle lange genung unter erkünſtelten Lauben geſeſſen, Gärten und Alleen durchwandelt hat: denn wirds ihm Herzerweiternde Abwechſelung, die wilde Natur in ihren einſamen Werkſtäten zu beſuchen. — —

Da, wo man nicht bloſſe Ausübung weniger, kleinen, menſchlichen Regeln vor ſich ſieht — wo die Natur, obgleich nicht ganz vorſchriftlos, doch uneingeſchränkter und mehr ins Groſſe und Erſtaunenswürdige gearbeitet hat, ergreifen uns bald kühnere Ideen; all' unſere Vorſtellungen erhalten mehr Schwung und unſere Phantaſie füllt ſich mit erhabenern Bildern an. — Wenn du tief in einen Wald gehſt, Freund, wohin kein Weg von menſchlichen Fuſtapfen gebahnt, dich leitet, wenn du da im Dickigt dich hinſetzſt und am hellen Mittag eine ehrwürdige Dämmerung um dich her haſt; wenn du mit deinen Augen Baum an Baum, und nirgends Walds Ende, erblickſt; wenn im Gipfel der Eichen und Tannen über dir ein heiliges Rauſchen entſteht, Kranich und Holztaube dazu girren — — ſag, unter was für ſtarken Spannungen all deiner Empfindungen ſtreckſt du dich denn ſtill darnider? .... So war ich iüngſthin in einem uralten Eichenwald, wo vor vielen Jahrhunderten ein Götzenbild geſtanden haben ſoll, zu deſſen Füſſen

Menſchen ſich neigten, opferten und beteten. Schauervoll war mir ſeine Düſternheit, mit bemooſten Zweigen ragte der deutſche Baum allenthalben den Wolken entgegen. Ich ſah bald in die Höhe, bald in die Weite; — allenthalben nichts als Wald und Grün. Ich hörte von fern den ſchnellen Auſtritt eines Thiers, als wärs der Schritt eines muthigen Roſſes! Da floh bald ein Hirſch mit maieſtätiſchem Geweih vorüber ins undurchſehbare Gehölz. Voll ward ich da von der Gröſſe der Natur und von der Gröſſe ihres Urhebers. Es wunderte mich nun nicht mehr, daß Menſchen hier einsmahls Religion übten; hier war ein Ort, wo all' ihre Sinne zum Dienſt derſelben hingeriſſen wurden. — — — Oder wärſt du in einem Gebirge, wo Fels an Fels ſich thürmte, und ſäſſeſt am Abhange des einen und ſäheſt auf den andern hinüber, und es ſtürzte vor deinen Augen ein rauſchender Waſſerfall tief ins zwiſchenliegende Thal hinab, und die Häupter der Berge bekränzte ein Fichtenwald, und aus dem Walde träten Schaaren von Rothwild heraus und brüllten, und ganz oben auf den Felſen ſprängen die Gemſen, und in den erhabenen Hölen ſchrien die Adler — — welche noch nie überſchaute Betrachtungen würden dich ergreifen und ſchwingen über Fels und Felſenſpitze! — — Oder du ſtändeſt am Geſtade des Oceans, und deine Blicke hefteten ſich auf die unendliche himmelſpiegelnde Waſſerfläche, und Geſchwader von hohen, belaſteten Schiffen durchkreußten vor deinen Augen das Meer, und ein Sturm erhübe ſich, und Berge von Fluthen thürmten ſich, und über die ganze Waſſerwelt hin wäre wüthende Woge an Woge, und die Schiffe würden zerſtreut, ſänken bald in die Tiefe hinunter, würden bald geſchleudert in die beträchtlichſte Höhe — — mit was für Feierlichkeit würdeſt du dis alles ſehen; wie würd' es ſich deiner bemächtigen, dich mit fortreiſſen! — — — Da wars, an ſolchen einſamen Aufenthalten, in ſolchen abgelegenen Werkſtäten der ſich ganz überlaſſenen Natur, wo die Dichter des Alterthums ſich bildeten; wo ſie ſich übers gewöhnliche erhuben, und ihre Einbildungskraft mit groſſen Gemählden der Schöpfung bereicherten, welche hernach in ihren unſterblichen Werken Erhabenheit und feſtlichen Schwung zurücklieſſen! . . .

Wahr iſts, die Natur ſcheint hie und da aufm Erdboden eine kleine Flur gewählt zu haben, wo ſie mit mehrern Fleiſſe arbeitete; aber betrachte ſie genau darauf, vieleicht ſcheint es nur ſo. Wär dis auch nicht, ſo könnten ſie ſich mit der Mannigfaltigkeit entſchuldigen, die in iedem groſſen Werk mehr Zierde als Fehler iſt. Doch unterſuch den Unterſchied zwiſchen einer Wildnis und zwiſchen einem Paradiſe; worinn beſteht er? Darinn, daß ſie — hier einen kleinern Platz ausgrif, wo ſie —

ihre Schönheiten mehr **auf einander** drängte, und dort einen **gröſſern**, wo ſie ſie mehr aus einander zerſtreute. — Könnten wir die ganze Erde, ſo wie einen unſrer Gärten, mit einem Blick überſchaun: ſo würden wir das dort im Groſſen finden, was wir hier im Kleinen antreffen. — Daß ſtatt deines **Fiſchteichs**, den du im Garten haſt, dort ein ungeheures **Weltmeer** brauſet — ſtatt deines **Schocks** oder **Anderthalbſchocks Bäume**, die du angepflanzt haſt, dort ein undurchdringlicher **Wald** hervorragt. — ſtatt deines **Wegs** von **Sand** dort eine unermesliche **Sandwüſte** iſt — ſtatt der **Maulwurfshaufen**, die auf deinen Beeten ſind, dort **Kettengebirge** ſich thürmen — — was iſts? — — Dis, daß — die ganze **Erde gröſſer iſt, als dein Garten — einer von ihren Winkeln nur!** —

Beſuchen wir nur oft die einſamern Werkſtäten der Natur: wir werden einen weit würdigern Begrif von unſrer Mutter erhalten, als wir gewöhnlich haben. Wir preiſen oft nur den Ort ſelig, wo wir wohnen, und bedauren im Stillen ohne Noth andere Gegenden der Erde, welche arm an Reizen, ganz verlaſſen von ihnen, uns dünken. Aber wiſſet, Brüder! Da iſt kein Winkel der Erde, welcher ganz öde von Schönheit wär! Haben wir nur einen unverwöhnten Geſchmack; bringen wir nur die Begriffe von eingefaſten Beeten mit Buchsbaum, von verſchnittenen Hecken, von rüſtigen Alleen, von Riegelwänden und Mauren, nicht als weſentliche Begriffe der Schönheit, mit zur kunſtloſern Natur! Sanft werden wir denn erſtaunen, wenn unſer gefühlvolles Herz uns ſagt, daß Gottes Erde allenthalben reizend und zaubernd ſei. Hier mehr — dort weniger; aber da oft am Wonnereichſten, wo wir am ärmſten daran ſie zu finden gedachten. Denn laſſt uns mit frommen Herzen nach der Hand greifen, welche alle die Segen ſo mannigfaltig, ſo liebevoll über die ganze Welt ausſtreute — — und ſie feſt an unſer Herz drücken! Sind wir denn recht in voller Uebung unſrer Andacht: ſo wolln wir auch alles Gute von ihr hoffen. Kann uns irgend etwas im Vertraun auf den Regierer des Ganzen kräftig ſtärken: ſo iſts dis, wenn wir — an **Oertern der Erde, die uns verlaſſen von allen Reizen dünkten, unverhofte Schönheiten** finden! — — Iſts überall ſo, denken wir denn, auf der Erde: warum ſollts auch nicht ſo kommen können im Menſchenleben auf Erden? . . .

O Erde! aller Lebendigen erſter, ſeliger Aufenthalt! wie liebt dich der Edle, wenn er dich allenthalben ſo ſchön — in deinen einſamſten, verlaſſenſten Werkſtäten oft ſo voll von Reizen findet! Von Reizen, die nur von wenigen genoſſen werden, welche es der Mühe werth halten, in deine Heiligthümer einzudringen! Was für anſtändige, erhöhete Begriffe empfängt er denn durch deinen Anblick vom oberſten Vater — vom Schöpfer des Ganzen! — Wenn mein Fus ſchon lange nicht mehr auf dir wandelt — mein Auge deine Schönheiten ſchon lange nicht mehr erblickt — mein Gebein längſt ſchon in deinem Schooſſe ſtaubt; denn ſei noch Menſchengeſchlechts fruchtbarer, Gottverherrlichender Aufenthalt! Jede Zerſtörung, welche nach allgemeinen Geſetzen auf dir vorgeht, gewähre dir irgendwo wieder neue Reize — neuen Zauber! Dich vernichte die Gottheit nie! — Doch wie ſollte die Gottheit etwas vernichten können? Iſt auch Vernichtung überall denkbar? — —

Standſt du ſchon iemahls am Bette eines Sterbenden? Warſt du ſchon all der Aengſten mitleidiger Zeuge, welche die Stunde des Hingangs bringt? — — Ach! warſt du 's — ſtandſt du ſo — und es gelang dir **über die letzten Augenblicke des Scheidenden noch Ruhe und Heiterkeit zu verbreiten** — — ſprich, welche Wonnen fühlteſt du da? . . . .

Unter allen Leidenden keiner hülfloſer, als er — **der Märtirer der Natur!** — Zwar merke dirs, nicht auf immer! — **Wenn allen Leidenden Hülfe geschieht, wird auch ihm einſt wieder geholfen werden.** Aber ſo lange er doch im Kampfe da liegt, ein rechter Verlaſſener! Ihn flieht die Welt, welche nicht gern an Oertern weilt, wo nicht beim feſtlichen Klang der Trompete die Weingläſer klirren! Nur einzelne Freunde ſchleichen noch zu ihm hin, ſehen ihn ſcheiden und — lernens von ihm! Nur ſein Weib und ſeine Kinder umgeben ihn noch und ringen die Hände! Ihn zerſtreuen nicht mehr Geſchäfte und Entwürfe! Abgeriſſen von allen Unterſuchungen, hat er weiter an nichts zu denken, als wie er die übrigen letzten Bande, welche ihn noch ans Daſein knüpfen, mit menſchlichem Anſtand fahren laſſen will! Alle Sterne ſind ſchon für ihn verloſchen; alle Bluhmen verwelkt! Denn quält ihn wohl noch eine zerrüttete Einbildungskraft und ſchreckende Bilder umflattern ihn! Denn verlaſſen ihn wohl gar noch dicht am Ziel ſein Glaub' und ſein Muth! — — Ach! kannſt du denn zu ſeinem Peinlager eilen, und in die Finſternis, welche ihn allenthalben umgibt, einen Strahl des Lichts mit menſchlichen Händen fallen laſſen: welch ein Wohlthäter für ihn wirſt du! Sieh, wie in ſeinem Antlitz bei deiner Hinkunft neue Hofnung aufglänzt! Er will dir die Hand dafür reichen; ſie entſinkt dem redlichen Vorſatz. Dank will er dir ſtammlen; die Zunge vermags nicht mehr. Aber ſein ſterbendes Auge heftet er noch auf dich; heftets ſo feſt, als wollt' er ſagen, als rief er überlaut: Nun, da mich alles verläſſt, biſt du 's, mein Einiger, der bei mir harrt! Gewis ſendet dich der Allliebende, deſſen Aug' auch noch iezt über mich offen ſteht, daß du Engel würdeſt und mich ſtärkteſt im leztten, härteſten Kampf! Ach! weile bei mir und ſtärke mich recht! Wird dir denn auch einſt der Athem kurz, der Blick blöde: ſo naht ſich dir ebenfalls ein Redlicher mit menſchlicher Wärme und begleitet dich theilnehmend bis in der Verweſungen erſte, lichtloſe Nacht! ...

Unter allen Leidenden auch keiner ehrwürdiger, als der Mann im Tod! — Ich bewundere ieden Opferer. Bewundere den Mann, welcher ſein Vermögen im Wetterſtrahl aufbrennen ſieht und ſtandhaft in die Flamme ſtarrt. Bewundere den Mann, welcher ein einträgliches Amt quittirt, um kein Heuchler zu werden. Bewundere den Mann, welcher dem Has des Mächtigern, ſich bloßſtellte, weil er mit ihm nicht Menſchenfeind werden will. Aber noch mehr bewunder' ich den, welcher muthvoll das höchſte aller Güter, ſein Leben, zum Altar bringt, und nun mit voller Reſignation auf ſeines Gottes Hand wartet, wenn ſie ſich ausſtrecken und es nehmen wird! Das Leben hingeben — den Muth behalten — — was iſts, das der Menſch höheres thun mag?

Iſts nicht gröſte Würde unſerer Natur, wenn ſie ſelbſt ihre Zerſtörung ſtandhaft erwartet? O glückts uns, etwas dazu beizutragen, daß ein Sterbender ſo ein muthvoller Märtirer werde, welch ein Verdienſt empfangen wir um unſer Geſchlecht!

Der Mann, welcher oft Sterbende erheitert, lernt dadurch allmählig ſich ſelbſt über Bahre und Gruft emporſchwingen. Mit dem Tode bekannter, wird er ihn weniger fürchten. Mit den Tröſtungen vertrauter, welche in der Stunde deſſelben noch Labſal ſind, wird er früh und emſig darauf bedacht ſein, ſie ſich zu bereiten; damit er einſt, wenn er ihrer bedarf, ſie in vollem Segen genieſſen könne. Mus er ſich denn aufs Kampfbette ſtrecken: ſo wirds ihm frohe Erinnerung ſein, vormahls gern Scheidende geſtärkt zu haben; und naht ſich ihm alsdenn ein ähnlicher Tröſter, ſo wird er im ſelbigen das Bild des geſtärkten erblicken. — —

O flieht nicht ſo, Brüder, das Bette ſcheidender Freunde! Verlaſſet den Redlichen nie — am wenigſten denn, wenn ihr — ihn röcheln hört! Mit theilnehmenden, zärtlichen Muth tretet an ihn hin und ſchüttet über die letzte Stunde des Lebens noch Troſt für ihn aus! — — Sprecht ihr, wie erheitere ich dem Scheidenden die quaalvollen Augenblicke? — O redlicher Frager, daß du ſo fragen kannſt, zeigt ſchon eine nach edler That ſtrebende, ſchöne Seele an! Beharre im groſſen Vorſatz — — Gelegenheit wird ſich dir willig dazu biethen. Sieh nur den Kämpfenden drauf an, wer er iſt!

War er ein Mann, welcher ſonſt, als er noch mitten im Kreiſe ſeiner Thätigkeit ſtand, alle ſeine Kräfte anwendete, dir nützlich zu werden: ſo wird dein bloſſer Anblick ihm nun ſchon Labſal ſein. Du brauchſt alsdenn weiter nichts zu thun, als daß du dich nur dicht an ſein Bette ſtellſt, ſo, daß er dich ganz im Auge habe; und daß du ſofort nicht von ihm wankſt. Er legte den Grund zu deinem Glück, oder bauete aufm Grunde, den ſchon ein anderer gelegt hatte, das Haus fertig. So oft er dich nun anſieht und eben ein Todesſchmerz durch ihn hinfährt: ſo oft wird er des Edelmuths, welchen er gegen dich ausübte, mit Beifall ſeines Herzens gedenken. Der Beifall wird ihm den Schmerz erleichtern .... Warſt du für ihn ehemahls edelthätig geweſen: — warlich, du wirſt ihn nun erſt recht zufriden ſtellen, wenn er gewahr wird, daß du ihn auch zuletzt nicht verläſſeſt! Er ſiehts, daß du mit deiner Liebe ihn zu erreichen ſuchſt, ſo lange du ihn damit erreichen kannſt. Er überzeugt ſich vollkommen, daß du ein freundſchaftliches Herz für ihn haſt, ohne — Gegendienſte dafür zu fordern, die er dir nicht mehr zu leiſten vermag. Wie ihm der Gedanke den Hingang verſüſſen wird, daß die Erde, auf der er gelebt hat, einen ſo vortreflichen Bürger noch habe! .... Stehen am Bette des Sterbenden Frau und Kinder; zagen und weinen ſie; zwingen ſie dem Manne aufm Lager noch eine matte, iammervolle Thräne ab: o ruf ihm redlich zu: Kann ich damit beruhigen — Abgehender! Kann ich dich damit beruhigen, ſo höre: Nie will ich beim Anblick der Wittwe vergeſſen, daß ſie deine Gattin — und beim Anblick dieſer Waiſen nie, daß ſie deine Kinder waren! Kinder und Gattin meines Freunds! Ich will ſie unterſtützen, ſo viel meine Kräfte zulaſſen. Geh ſtandhaft aus ihrer Mitte! Fülle den letzten Blick zum Himmel nicht mit Vorwürfen an! ... War der Mann im Bette in groſſe Geſchäfte verwickelt; beruhete auf einer glücklichen Vollendung derſelben, ſein guter Nahme und das geſammte Wohl der Seinen — und übereilt ihn nun in ihrer Betreibung der Tod: verſprichs ihm, daß du ſolche mit Anſtand an ſeiner Stelle beendigen wollſt und mach bei ſeinem Leben noch den erſten eifrigen Anfang damit, auf duß er ſehe, dein Vorſatz reiſe zur That ..... War er ein frommer Mann, — und das wird er ſein, ſo bald er dein Freund iſt — dachte er gern über Beſtimmung des Menſchen nach; wandelte er derſelben gemäs und übte er gern edle Thaten aus: ſo ſende nun den Frieden in ſeine Bruſt, welchen deine Religion für euch beide in unausſprechſprechlichem Reichthum hat! Oft fühlt ihn der Sterbende nicht ſtark genung und ſeufzt darüber. Unterhalt' ihn mit frohen Betrachtungen über Schöpfergüte und Schöpfertreu! Mach' ihn die Auſſichten in ſelige Zukünfte, in die ſein Auge iederzeit gern hinblickte, recht ſeligkeitvoll! Sprich: Edlen Lebens Segen — edlen Lebens ganzen Segen — — ach! finden wird ihn der Gerechte, laſſen dich und mich. — — — Lebte der Mann aufm Kampflager mit irgend einem andern in langiähriger Zwietracht; hatte er oft die Hand der Verſöhnung dem Feinde gebothen und war ſie ihm eben ſo oft zurückgeſchlagen worden; quält ihn nun der Gedanke im Tode doppelt ſtark, daß er im Weggehn ſich noch **gehaſſt** ſehen ſoll: führe den Widerſacher an ſein Bette, erweich ihm das Herz, las beide — den Liegenden und den Stehenden — ſich redliche Hände reichen, umfaſſe ſie mit der deinigen! — Glaubs, es wird dir gelingen, daß du den Sterbenden zufriden ſtellſt! .... Legt er denn bald drauf vor deinen Augen mit **heiterer Mine** den Wanderſtab hin — behält er im Hinlegen noch einige Geſichtszüge, welche deutlich zu erkennen geben, daß er ihn — **nicht ohne Troſt** hinlegte: ſo blicke belohnt hoch über dich auf — — dir lächelt der Himmel!

So ſteh' ich oft bei Jünglingen und Greiſen, und ſehe ſie ſcheiden. Inbrünſtig breite ich allen den Segen über ſie aus, welchen mein Herz, meine Religion und meine Thätigkeit für ſie haben. Erhebt ſich denn ihr Auge noch einmahl gläubig und froh, eh' es bricht — bei meinem Hinſcheid ſag' ichs dir — ich brauche den ganzen Tag über alsdenn weiter keine Freude, als die; ich habe reichlich genung an ihr — — und doch allenthalben, wohin ich ſehe, durch ſie alsdenn noch tauſendfache Wonne für mich! — —

Das mag ich auch gern; nehmlich: dabei ſein, wenn Wahrheit und Irthum, Tugend und Laſter mit einander kämpfen, und denn ſehen, wie iede erſtere von beiden das Feld behauptet!

Ich weis nicht, welch eine ſanfte Erquickung es für mich ſei, wenn ſo ein Anblick mir vorkommt. — Wahrheit hat ſo viel einleuchtendes — Tugend ſo viel Göttliches, daß man faſt glauben ſollte, daß es ſchon eine Art von Herunterſetzung für ſie ſei, wenn ſie nur irgendwo mit Irthum und Bosheit zum Kampf hervortreten ſollen. Menſchenauge und Menſchenherz — — was brauchts mehr, als dis, um beide zu ſehen und beide zu lieben! — — Doch müſſen ſie ſo oft auf den Kampfplaz. — — Ja, daß ſie kämpfen, möchte noch ſein. Muthig geht der Held in den Streit; hat er nur gerechte Sache, ſo hoft er, daß ein glücklicher Ausgang davon ihm nicht fehlen werde. Aber den edelſten Helden täuſcht oft die gerechteſte Hofnung. Noch fügt ſich nicht immer ſo die Verbindung der Umſtände, wie er es fordern könnte. — Denn ſehen, wie Wahrheit und Tugend unterliegen, wie ſie wohl gar im Triumf aufgeführt werden — — Marter für den Redlichen! — Menſchengeſchlecht blick ich aufmerkſam hierauf an. — Durch Alterthum unverletzlich gewordenes Vorurtheil — von Vätern ererbter Wahn — unbiegſames und ſtolzes Beharren auf unerwieſene Sätze — Trägheit und Mangel an Unterſuchungsgeiſt — einträglicher Betrug — blinde Eiferſucht — unmenſchliche Verfolgung, mit der man wohl gar noch der Gottheit einen Dienſt zu thun glaubt — — Ha! wie oft muſte die Wahrheit mit ihnen kämpfen und im Kampf erliegen! Auch ſchien ſie zu einfältig; man wollte lieber Blendwerk haben, weil man des Spiels von Kindheit an gewohnt war. Sie ging ihren Weg zu ruhig fort! Hatte keine andern Waffen, als innere Ueberzeugung — — konnte ſie 's aufnehmen mit Edikten und Kartaunen? . . . Und haſt du 's noch nicht geſehen, Freund, was Liſt und Bosheit — erſchlichenes Anſehen, verkapptes Verdienſt und zwingende Macht der Tugend für Leiden erweckten? Sahſt du 's noch nicht — ach wohl dir! wenn du 's nicht ſahſt — wie die Unſchuld, wenn ſie widerrechtlich angeklagt war und ſich mit edler Mine vertheidigte, deſſen ungeachtet, weil ihr Gegenpart frech genung war, ihr ins ſtille Antlitz zu ſpotten, verdammt ward? — Sahſt du 's noch nicht — wohl dir, wenn du 's nicht ſahſt — wie die Rechtſchaffenheit ſich ſchon in Bereitſchaft ſetzen wollte, ihren Verehrer zu ſegnen, und wie die Menſchenfurcht ihr blitzſchnell den Verehrer entführte, mit dem Strom fortris und unter den Haufen der Untreuen miſchte? — Sahſt du 's noch nicht — ia wohl dir, wenn du 's nicht ſahſt — wie ein Edler durch gute Thaten ſich Lohn verdiente, den Lohn ſchon in Empfang nehmen wollte, und wie ein verwegener Böſewicht herzuſprang, ihm den Lohn aus der Hand ris und unverſchämt ſchriee: er iſt mein? — Gern ſag' ich dis alles nicht; wer liebt wohl ſein Geſchlecht und ſagt ſo etwas gern? — Aber himmliſcher Freude wollt' ich dich dadurch recht empfänglich machen, die du darüber haben muſt, wenn du denn auch oft genung wieder von allen dem das Gegentheil ſchauſt! Wie? nicht innigſte Zufridenheit ſollts dir nun werden, wenn du nach ſo vielen Niederlagen der Wahrheit und Tugend ſie auch wieder göttlich triumfirend erblickſt? Wenn du den Redlichen durch lautes Reden ganze Schaaren von Heuchlern ſtumm machen — das ſtille Verdienſt mit lautem

Beifall gekrönt werden — die angeklagte Tugend freigeſprochen vom Richtſtuhl kommen ſiehſt? — Da iſt denn doch Ordnung im Weltlauf, und Harmonie! Da iſts denn doch ſo, wie 's immer ſein ſollte; wer ſieht das, was er nicht immer ſehen kann, nicht wenigſtens, ſo oft er es ſehn kann, — gern! — — —

Bedaure den Mann, welcher der Wahrheit das Auge verſchlieſt! — dem Dämmerung lieber iſt als Sonnenſchein! — Bedaure auch den, deſſen Herz die Tugend nicht liebt! — Beide ſind Sklaven. — — Auch denn wein' eine Thräne des Mitleids, welcher Wahrheit ſieht, Tugend liebt, und für Güte ſeines Augs und Herzens — leiden mus! Du ſiehſt in ihm einen Mann, welcher — edel nach Freiheit ſtrebt; dems iedoch nicht gegönnt wird, ganz frei zu leben. — — Findſt du aber auf deinem Wege irgend einen, welcher Verehrer der Wahrheit, Freund der Tugend iſt, und — mit Wahrheit und Tugend ſiegt — — dem ſieh recht ins Auge! Der iſt ein Mann, welcher Freiheit ſucht, findet und behauptet! Gott! welch ein Glücklicher er iſt! Du kennſt ihn am Ton ſeiner Rede — an all ſeiner Art zu handeln. Beide ſind ungezwungen, liebenswürdig und edel. Er drückt dich an ſein Herz. Das iſt ein ganz anderer Druck, wenn dich ſo ein völlig freier

Mann, als wenn dich ein Sklave drückt. Wollteſt du nicht gern allenthalben ſolche Glückliche ſehen? Nicht gern von allen Seiten ſolchen Druck empfangen? —

Erwäge denn auch noch den Erfolg, den groſſen Erfolg, welchen ieder Triumf der Wahrheit und Tugend hat! Warlich er iſt gröſſer, als du im erſten Augenblick denkſt! In dem Gewande, worinnen der Irthum bisher getäuſcht hatte, wird er nun nicht wieder erſcheinen dürfen; in der Maſke, worinn das Laſter ſich bis iezt verbarg, wird es ſich nun nicht wieder verbergen können. Jener mus wenigſtens ein anderes Kleid, und dieſes eine andere Larve ſuchen. — Unſer eigen Herz wird dabei unausſprechlich gewinnen. Wir werdens ſehen, wie Wahrheit und Tugend ſiegen, und dafür nach Tugend und Wahrheit nun mit verdoppelten Eifer trachten. Das Feuer, welches in uns ſchon für ſie brannte, wird dadurch zur flammendſten Gluth angefacht werden: denn wir überzeugen uns nun, daß es der Mühe noch werth ſei, für beide etwas zu wagen, und daß ſie dieienigen, welche ſie in ihren Schuz nehmen, über lang oder kurz wieder beſchüzen. Nur gar zu leicht zagt auch ſonſt wohl der Beſte, wenn er ſehen, oft ſehen mus, daß — Kopf und Herz unglücklich machen! Denn verſchlieſt er wohl die Wahrheit in ſeinem Buſen, und flieht von Menſchen weg, um ſeine Tugend im Verborgenen zu üben! Laſſt aber beide vor ſeinen Augen ſiegen: ſo ſteht er mitten unter ſeinen Brüdern — das Licht in der Hand! — — Um uns her leben auch Freunde des Wahren und Guten. Auf ſie thut dieſer Anblick dieſelbige Wirkung. So ſpornt denn wohl ein einziger Sieg der Tugend und Wahrheit den Eifer für beide unter einem ganzen Menſchenhaufen wieder an, ſetzt alles in Thätigkeit für ſie und verbreitet dadurch wahre Glückſeligkeit um ſich her. Denn gehen nicht einzelne Menſchen, ſondern Geſellſchaften, von ihnen ihrer Beſtimmung entgegen, behaupten die Würde der Menſchheit und finden dabei Ruh und Heil. Wie? und dis ſollt' ich auch nur hoffen können, ohne ſchnellern Blutslauf in allen meinen Adern zu fühlen? —

Ha! wie meine ganze Seele ihn liebt, den Edlen, welcher Muth genung hat durch Aberglauben und Thorheit ſich durchzuarbeiten und die göttliche Wahrheit ſeinen Brüdern wieder in ihrem reineſten Licht' aufzuſtellen — — und den, welcher unermüdet alle ſeine Bemühungen dahin verwendet, daß er das heilige Anſehen der Unſchuld und Herzensgüte aufrecht erhalte! Ach! von Himmel herab Segen, ſteter, ſtrömender Segen auf iede ihrer dahin abzweckenden Thaten! Sie, Bruder, ſie müſſen dir ſein heilig und gros! Frag nicht nach Jahrhun-

dert,

derk, nach Volk, wo ſie lebten —— ſie handelten menſchlicherhaben; drum ſeien ſie dir Zeitgenoſſen und Mitbürger! Thu, als wärſt du an einem Tage mit ihnen gebohren; als gehörten ſie und du zu einer Familie! Wurden ſie über den Triumf der Wahrheit und Tugend Märtirer — denn ſtaun' und ſtarre ſie recht an! Iſt opfern Ehre, wo waren heiligete Opferer als ſie? Steht künftiges Leben bevor, wer mus darinn glänzendere Kronen einſt tragen, als ſie? ... Nenns Krone oder Kranz — genung, du willſt damit ſagen, **es glänze noch etwas ienſeits des Grabs**; — und glänzt dort noch etwas, für wen mus es heller glänzen, als für ſie?

Wer iſts, der dort den flötenden **Hirten** täuſcht, und ieden ſeiner modulirenden Töne ſo vollkommen nachahmt? Iſts ein benachbarter Heerdehüter, welcher mit ihm um den Preis ſingt, oder iſts das liebende Mädgen, im langen Graſe verſteckt, welches dem holden Schäfer ſeine Gegenwart damit ankündigt und ihn, ſie zu ſuchen, auffordert? — Nein, **Echo**! der Wälder und Thäler freundſchaftliche Bewohnerin, du biſts! — Wie ich dich als Knabe ſchon liebte, allenthalben, wo ich dich fand! Stundenlang verweilt' ich denn an Oertern, wo du wohnteſt, und ſagte dir alle die Töne vor, welche ich hören wollt. Unſchuldig ſagt' ich ſie dir vor: denn ich wuſte noch nicht, wer du ſeiſt. Da bliebſt du mir denn keinen derſelben ſchuldig und wetteiferteſt an Stärke des Lauts mit mir. Raſch lief ich dir nach, weil ich glaubte, du wäreſt ein Knabe, wie ich, um dich irgendwo zu finden und mit dir zu ſpielen; und unvermerkt, wenn ich den Winkel verlohr, oder die Anhöhe umlief, welche dich ſchuſen, verlohr ich dich auch. Wie ich dich denn ſo beweglich wieder rief! — Du antworteteſt mir nicht. — — So kann kein edler Jüngling trauren, wenn er den redlichſten Freund verliehrt, wie ich da trauerte, wenn ich dich, Echo, im Hain oder im Thale verlohr! Ich hatte den Ort gemerkt, wo ich dich zuerſt gehört. Schnell eilt' ich dahin zurück — hörte dich wieder — und eine warme, kindliche Freude durchſtrömte mein Herz! — — Noch lieb' ich dich, aller Stimme bewundernswürdiger Nachhall! Am Tage hör ich dich gern, wenn du jeden Beilſchlag wiedertönſt, welcher im tiefen Buſch der Hand des Holzhauers entfährt; oder wenn das Ros auf der Wieſe wiehert und die nachbarliche Höhe zurückwiehert. Aber feierlicher noch biſt du mir in der Stille der Nacht! Da tönſt du mir lauter — da erhöht die Dämmerung und Kühle den Klang! — — Wie du oft ſo unerwartet, ſo vielfältig von uns gehört wirſt! Iſt doch ein gar artiges, liebenswürdiges Gebäu, das groſſe Haus der Welt! Seid nur brav und gutes Muths darinn, ihr Miethsleute im Hauſe, und ſinget! — ihr findet gewis irgendwo den Mann, welcher mit euch ſingt! — und will keiner mit euch ſingen, ſo wirds doch Echo thun! — — — Als ich als Knabe es ſuchte, da tändelt' ich nur mit ihm. Jezt will ich den Schöpfer und die Tugend ihm preiſen und Schöpfer- und Tugendpreis will ich von ihm zurück hören. Ach! könnten wir beide ſo laut preiſen, daß alle meine Brüder es hörten! — — Auf denn, Brüder! ich ſings und Echo ſingets mir nach:

„Gros und gut iſt unſer Gott! Von ihm herab auf uns ſtrömt immerdar Segen und Milde! Den Himmel erleuchtet — die Lüfte erwärmt — die Erde bereichert er! Menſchenvorfaren that er dis, und Menſchennachkommen wird ers noch thun! Nicht Verfolger — nicht Verdammer iſt er! Angequetſchtes Rohr zerbricht er nicht ganz; noch glimmendes Docht löſcht er nicht aus! Müden gibt er Kräfte! Kräfte den Müden und Stärke den Unvermögenden! Immerdar neue Stärke! Freude iſt ſein Dienſt! Unſchuldige — unverſtellte — dankbare Freude! Fehltritte, wann der Thäter ſie zu beſſern beginnt, verzeiht er ſchon! Traurigkeit wandelt er in Freude — Tod wieder in Leben! Lieben ſollen wir ihn in all ſeinen Werken — lieben vorzüglich im Menſchen — dem Bild!“

Auf! Brüder! ich ſings und Echo ſingets mir nach:

„Allbelebende, allſättigende Seligkeit iſt ſie dem Menſchen — die göttliche Tugend! Wirds ihm im Himmel nicht werden nur; ſolls ihm auf Erden ſchon ſein! Iſts für den Jüngling und für den Greis! Iſts dem Manne, welcher lacht, und dem, welcher weint! Hebt ſie alle übers irrdiſchen Lebens Wandelbarkeit und Elend hoch hinweg — nähert ſie der Gottheit — macht ſie zu ſchönſten, liebenswürdigſten Theilen des groſſen Weltganzen! drum heiligt euch ihr! Umarmet ſie feſt! Verlaſſet ſie nie!“

Ach! Echo! töne wieder mein Lied zu Ehren der Gottheit und Tugend! tön' es tauſendfach wieder! daß alle meine Brüder es hören — es nachſingen und — ihr ganzes Leben zu ſo einem Liede machen! — — —

Als angehender Jüngling ſas ich oft einſam im Thal und nannte laut die Nahmen der Mädgen, welche würdig waren, geliebt zu werden. Sanſt ſchallten denn die Nahmen zurück von der nachbarlichen Höh; bei iedem derſelben hub ſich mit Wonne mein Herz. — Jetzt geh ich als Mann und als Vater dahin, und rufe mit ſtarker Stimme die Nahmen meiner Freunde und Freundinnen alle, welche durchs Schickſal von mir getrennt, in weiter Entferrung leben. Tönt denn des bewährten Vertrauten Nahme zurück, mit dem ich oft Tage lang unſchuldig der Natur unvermiſchte Freuden genos, Stundenlang über das, was Menſchen wichtig iſt, ſprach — oder der Edlen, welche ich oft durch Munterkeit und liebenswürdigen Scherz ganze Jünglingshaufen unterhalten ſah und die nun weitentfernt von Vaterland und Vaterſtadt den Gatten beglückte, an deſſen Armen ſie lebt, und die würdigſte Mutter iſt. — — wie ſchwebt da vor meiner Seele ihr lebhafteſtes Bild! — Ach! hörten ſie ihren Nahmen mich rufen! Hallte ihnen Echo denſelben zurück! — —

Auch, wenn ich zuweilen über den Weltſchöpfer mit inniger Sehnſucht nachdenke — wenn ich darüber mit mir ſelbſt kämpfe, daß ich ſeine Stimme nicht höre — und Echo unterbricht irgendwo die tiefe Betrachtung: denn ergreift mich ein recht feierlicher Gedanke. *Du hörſt ihn zwar nicht*, denk ich ſofort, *den Weltenvater; aber vernimm ſeiner Stimme Wiederklang in iedem ſanftflieſſenden Bach, im ſtarkbrauſenden Waſſerfall; im hochtöſenden Donner!* Allenthalben iſts Vaterſtimme, welche ſpricht. Hier ſpricht ſie ſtark und ſchüttert noch] den grauen Böſewicht; dort redet ſie milder und ſtärkt das Herz frommer Jünglinge im Guten. Da weht um uns kein kühlender Weſt — da ſäuſelt über uns kein Laub des Pappelbaums — da ſingt im Laube kein Sänger des Walds — — wir hören ſeine Stimme; ſie ſind ſein Echo. Zu ihm rufen ſie uns all! Zu ſtarkgeſpanntern Betrachtungen über ihn, über all ſeine Gotteskraft und Vatergüte — — zum Genus aller ſeiner Segen mit dankbarem Herzen — — zu ruhiger Hofnung, zu voller Ergebung an ihn! Ach! hörten wir ihn recht mit Gefühl! wirkte dis **Gefühl** in uns allen kindliche Religion! —

Bruder! las uns nie **Echo des Böſewichts** werden! Nicht, wenn wir Böſes hörten, es nachreden; nicht, wenn wir Böſes ſahen, es nachthun! **Nur gar zu leicht hallt unſer Herz wieder!** Was iſt das meiſte von allem, was wir im ganzen Leben denken, reden und thun, als — **Nachklang der Denkungs- Red- und Handlungsart unſerer Brüder, unter denen wir aufwuchſen?** — Sehen wir aber Guts an andern, dis las uns nachthun und darinn nicht müde werden! Hören wirs, ſo las es uns nachreden! Das Gute kann nicht oft genung geſagt werden. — — Andere werden auch **wieder Echo von uns.** Ihr Herz hallt eben ſo leicht nach, als das unſrige. Dis mache uns aufmerkſam, bedächtlich, weiſe! Sieh, nirgends können wir mit Gewisheit ſagen, daß wir ganz ohne Zeugen unſerer Thaten ſind. Vieleicht ſteht hie oder da ein noch unverdorbener Jüngling, der auf uns merkt, ohne daß wir ihn ſehen; und an deſſen Herzen unſere Handlungen wiederklingen, wie unſere Stimme am Wald oder Berg. O thun wir denn Guts — und er ſiehts — und er ahmts nach — — was konnte uns ſeligers wiederfahren? Treten wir denn ab und er hallt noch wieder im edlen Ton, wenn wir längſt dahin ſind — — ſprich wie zufriden wird die Mine ſein, mit der wir dieſer Hofnung voll noch im Tod' entſchlummern!

Ach! Echo! Der Haine und Thäler treue Bewohnerin! Dis alles lehrteſt du mich! — Drum will ich dich hören, ſo lang' ich kann, und will dich lieben, ſo lang' ich dich höre! — Halle noch tauſendmahl mir und ieder guten menſchlichen Seele fromme Empfindungen zu! — — —

* * *

Kleine, holde Neugebohrne! ſegne doch der Vater der Menſchen deine Ankunft in die Welt und in deiner Eltern Arme! — — Nur einige Augenblicke las mich weilen am Bette deiner Mutter — und danken ihr für ieden Schmerz, womit ſie dich gebahr — ia danken mit ihr zugleich Gotte für ſchnellen Uebergang deſſelben! —

Ha! Gattin! Deiner Wünſche Erfüllung — ſieh deiner Wünſche angenehmſte Erfüllung! — Wie deine Mine ſich ſo ſanft, ſo mütterlich erheiterte, als du nun gewahr wardſt, daß — der Menſch zur Welt gebohren ſei! Wie ſie ſich zur ſtarken Freude erhub, als du hörteſt, daß — der gebohrne Menſch weder Misgeburt noch Krüppel ſei! Wie ſie Entzückung ward, da du vernahmſt, daß eine kleine Menſchin es ſei, die ans Tagslicht gekommen wär! . . . . Zum drittenmahl ich nun Vater durch dich! Ha! zum drittenmahl Vater! Vater nun einer weiblichen, zärtlichen Seele — einer Seele noch ſanfter, noch milder, als die Seelen ihrer ſie umſpielenden Brüder! Neue Bande feſſeln mich nun wieder an dich! Auf ieden Lebensgenus, auf iede Lebenserheiterung, die ich dir ſchaffen kann, haſt du nun noch ſtärkeres Recht! — — Auf! richte deinen Blick mit mir zur Höhe! Du weiſt, wen wir da immer ſuchten, — immer ſuchten und fanden! — Einen feſten, ſtarken, menſchlichen Blick las uns auf ihn heften! Langes Gebet ſchätzt er nicht! Blicke von uns mit vollem, gedrängten, emporſtrebenden Herzen liebt er! . . .

Nun, nun umfaſſe dich mein Arm und drücke dich an meine väterliche Bruſt — zarte Kleine! — — Wie mir war, als ich die Knaben umfaſte, da ſie mein wurden, das wuſt ich ſchon; aber noch wuſt ichs nicht, noch konnt' ichs nicht denken, wie mir ſein würde, wenn ich ein weibliches Geſchöpf umarmte, deſſen Vater ich wär! — — Kind, wie ſind doch all deine Geſichtszüge noch milder, als die deiner Brüder! Deine Augen noch lieblicher als ihre! Wie iſt deine Stimme noch weicher — dein ganzer Gliederbau noch zärtlicher! — Gott! welch ein entzückender Anblick iſt der Anblick eines kleinen menſchlichen Weibs, die erſt Tochter — denn Roſe — denn Gattin — denn Mutter werden ſoll! — — Wie fühl ich in dieſem Augenblick den groſſen Umfang neuer Pflichten, welche mit dir zugleich für mich kamen! Welch ein neues, groſſes, von mir noch nie ſo ſtarkerkanntes Geſchäft, dich an deine Mutter Hand, deiner Beſtimmung redlich entgegenzuführen! — Tief in deinem Buſen ſchlummern ſanfte Empfindungen! Wecken ſollen ſie einſt deine Mutter und ich! Dis iſt Weiberſeelen Reitz — ſchönſter, langdaurendſter Reitz — daß ſie zärtlich ſind, nicht aufbrauſend zu rauherer Leidenſchaft. Den Eindrücken der Schönheit wollen wir dich öfnen und heiligen — heiligen und öfnen im Schoos der wohlthätigen Natur! — An mir, an mir ſollſt du den ſchärfſten, unermüdeteſten Beobachter haben. Ich wills ſehen, von Tage zu Tage mit mehrerer Wolluſt ſehen, wie die kleine Mädgenſeele ſich bildet; wills bemerken, was für Impreſſionen auf dich alle äuſerlichen Gegenſtände machen. Werd' ichs denn gewahre; wie du zum erſtenmahl recht nachm Tageslicht ſchauſt — zum erſtenmahl auf Ton und Klang aufhorchſt — zum erſtenmahl die Stimme der ſäugenden Mutter für allen andern unterſcheidſt und gern hörſt — zum erſtenmahl ſanftlächelſt — zum erſtenmahl mit den Händen nach der Klapper greifſt — zum erſtenmahl vom Schoos der Mutter nach deinen Brüdern dich herabbückſt — zum erſtenmahl mit der kleinen holden Hand nach der Mutter faſſeſt, ſie liebkoſeſt und dich an ihren Buſen ſchmiegſt — zum erſtenmahl feſt auftrittſt — zum erſtenmahl von empfangenen Eindrücken abſtrahirſt — zum erſtenmahl die Lippen bewegſt, den Vater- oder Mutternahmen zu nennen, denn ihn halb — denn ihn ganz ſtammelſt — — — Gott welche Tage voll immer gröſſerer Seligkeit werden denn für mich anbrechen — anbrechen für deine Mutter und mich! — — Liebe ſollſt du lernen von Kindheit an; Liebe für deine Eltern — für deine Brüder — für unſere Freunde — für Unglückliche und für alle Menſchen um dich her! Aus unſern Händen ſollen deine Brüder die Wohlthaten nehmen, welche wir austheilen, ſollen ſie dir reichen, und du ſollſt ſie weiter geben, und deine Brüder ſollen dabei ſtehn, ſollen ſich darüber freuen und dir deren immer mehr zureichen wollen! — — Ach! dich laſſe uns doch oder, welcher dich uns gab! Er gönne dich uns nicht auf einige Tage nur — ſondern

durchs

irchs ganze Leben hindurch! — Vom Gän-
elbande los, geh denn an deiner Mutter Hän-
en zum Garten und ſchaue da mit ihr die ſchöne
Natur! Blicke denn mit deinem Vater zur
Sonn' auf, liebe mit ihm den Schimmer des
Monds und die flammende Sternenwelt! Horch
it ihm auf iede Nachtigall, welche die Hecke
n Garten beſucht! Bekränze dich iugendlich-
roh mit Bluhmen! Deine Hände ſollen ſie
flücken und du ſollſt ſie flechten und binden!
— — Denn wollen wir dich bewahren für Ei-
lkeit und Narrheit. Natürlich — leicht —
nd edel wolln wir dich bilden. Die Phanta-
in ſollſt du nicht ſpielen unter den Erdentöch-
rn; aber auch nicht die Fühlloſe — die Harte.
Den Tag über ſollſt du kleine und groſſe weib-
chen Geſchäfte verrichten und deiner Mutter
nterſtützung werden lernen. Am Abend ſollſt
u ſpielen und tanzen. Ans Klavier will ich
ch bald ſtellen mitten unter deinen Brüdern.
Geſang und Lektüre ſollſt du lieben und mit edeln
Grundſätzen will ich dich für Ausſchweifung ver-
ahren. Nicht frech werde, kleine liebe Toch-
r! nicht zügellos! bleib natürlich, gut und
elfrei! Biſt du denn einſt ſo die beſte der
öchter, das zärtlichſte unter allen aufblühen-
en Mädgen — eilſt du den Jahren entgegen,
welchen die Liebe über Menſchenherzen
errſcht: ſo will ich dich von Jünglingen nicht
egſcheuchen, die edel und gut ſind, wie du.
nter meinen und deiner Mutter Augen ſollſt

du mit ihnen umgehen. Reden will ich mit dir denn von Gattinſein und Mutterwerden. Dein iunges Geſicht mag immerhin dabei rötheln. Wohl dir, ſo lange weibliche Scham deine Wangen noch färbt! Von allen Seiten will ich dir denn beides vorſtellen. Ernſthaft will ich darüber mit dir reden und dich in den ganzen Umfang deiner künftigen Pflichten einführen, damit du beim Eintritt in dieſe wichtigſten Situationen deines Lebens ſie nicht erſt kennen zu lernen, ſondern alsbald auszuüben beſchäftigt ſein mögſt. Sagen will ich dirs — tauſendmahl ſagen, daß dein Herz, wenn du neben einem Jüngling glücklich ſein willſt, nicht getheilt ſein, ſondern ihm ganz zugehören müſſe. Sagen will ich ich dirs — tauſendmahl ſagen, daß weder Reichthum, noch blos körperlicher Reitz, noch Eintritt in glänzende Familien und in die groſſe Welt, die Frau in der Ehe beſelige. Sagen will ich dirs — tauſendmahl ſagen, daß das Leidenſchaftliche in der Liebe nur ein Werk erſter weniger Jahre ſei; daß man alsdenn an einander noch etwas mehr finden müſſe, welches die verblühte Roſen erſetze — ausgebildeten Verſtand — ein groſſes Herz — menſchliche Empfindung und gemeinſchaftliches Beſtreben, Menſchen um ſich her glücklich zu machen. — — An deiner Eltern Beiſpiel ſollſt du lernen Verträglichkeit mit dem Gatten — Sanftmuth gegen Geſinde. An ihrem Beiſpiel ſollſt du lernen Sorgfalt für

Kinder und Beſtreben nach edler Bildung derſelben. Lehren wollen wir dich, wie man wirthſchaftlich und weiſe das Hausweſen führe; wie man eine frugale Mahlzeit gern ſeinen Freunden vorſetze, aber nicht durch Eitelkeit das nicht zurückkehrende Vermögen verſchwende . . . . : Sucht dich denn ein edler Jüngling — liebſt du ihn und ſagts uns dein Auge: ſo wollen deine Mutter und ich dir die Liebe nicht wehren. Scharf beobachten, unterſuchen, genau prüfen wollen wir dich, ob deine Seele feſt hang' an ihm. Feſſelt euch denn auf beiden Seiten eine aufrichtige Zärtlichkeit; ſo wollen wir uns im voraus drauf freuen, das in euch in ſeinen erſten Anfängen nun wieder zu ſehen, was wir einſt waren. Zum Altar wollen wir mit euch gehen und da mit Fülle des Herzens zu dem Gott aufblicken, der nicht nur bei Altären, ſondern allenthalben iſt. Erflehen wollen wir euch da feierlich ununterbrochene Liebe und langes Leben. Mit unſern Erfahrungen — mit unſern Rathſchlägen — mit der kleinen Habe, die uns Gott gab, wollen wir euch unterſtützen. Wollen euch immer gern um uns haben. Wollen das erſte Kind, mit deſſen Anblick ihr uns Freudenthränen entlockt, eben ſo herzlich in unſere Arme ſchlieſſen, wie wir dich heute in ſie ſchlieſſen. Wollen denken: nun ſind wir ſchon noch einmahl ſo nah unſerm Abgang, als wir waren, da wir dich zum erſtenmahl' umfaſſen. Euer aufblühendes Glück — eure

ſich

ſich bildende Familie ſoll uns frohe Anerinnerung eigener vergangenen Tage ſein. — — Ach! iunge, neugebohrne Seele! bleib gut und rein! Bewahre dich unſer aller Vater für Verführung und Vorwurf! Sei deiner Eltern Troſt — deiner Brüder Freude — deiner Geſpielinnen liebſte Geſellſchafterin — des edelſten Jünglings einſt holdeſte, treuſte Gattin! Schon ſeh' ich dich in allen dieſen Lagen, und mich und deine Mutter nicht weit mehr vom Grabe. Gott! wie voll mir das Herz dabei wird! wie voll mir das Herz dabei wird! . . . .

Nimm, Gattin, den liebenswürdigen Säugling — ſegn' ihn, wie ich! — Kommt heitere, hüpfende Knaben, bewillkommt die eingetretene Schweſter in die Welt — umſpringet, umtanzt ſie! — Und dein Segen, o Vater! Dein Segen ruh' auf uns! Las mich leben — las leben meine Gattin und mich — leben für unſrer Kinder Wohl! . . . . Gern wollen wir einſt gehen, wenn du uns rufſt . . . . Las uns nur erſt für ſie ſorgen — ſorgen aus ganzer Füll! — — Ich kenne nun einmahl kein gröſſeres Glück, als dis — im Schooſſe der Meinen zu ſein — ganz Mann, ganz Vater zu ſein . . . .

Jetzt

* * *

Jeßt ſchon mag ich gern ſein im Schooſſe der
Meinen; aber noch eine ganz beſondere
Seligkeit ſtell' ich mir dabei vor, wenn ich es
emahls ſollte ſein können als Greis. Das
nus am ſpäten Abend des Lebens höchſte irrdi-
che Wolluſt ſein, im Silberhaar mit gu-
em Bewuſtſein in der Mitte der Seinen
u ſizen, ſie alle um ſich her zu verſamm-
en, klein und gros, ieden derſelben mit
urchdringendem Blick noch einmahl
echt drauf anzuſehen, und ſich dabei
ns alte Herz zu faſſen, und zu fühlen,
vie es verſuche zu guter Lezt wieder
echt iugendlich zu klopfen! — — Wenn
hs zuweilen leſe, wie viel Kinder und Kinds-
inder Normänner und Bergſchotten, wenn ſie
einem mehr als hundertiährigen Alter ſtar-
en, bei ihrem Tode hinterlieſſen: ſo erblick'
h dieſe glücklichen Alten, wie funfzehn oder
ranzig Kinder, hundert Kindskinder, Schwie-
erſöhne und Schwiegertöchter, wohl gar ſchon
achkommen im dritten und vierten Gliede ſich
n ſie hin drängen, wie ieder von dieſen ſie
och einmahl mit der liebkoſenden Hand zu er-
eichen ſtrebt, und wie die redlichen Greiſe
hon lächelnd dahinſcheiden, ehe ſie noch die
älfte der Hände ergrif. Wohl dir, denk' ich
enn, Bruder Normann, oder Bruder Berg-
hotte, wenn du im Leben ſchon gelernt hat-
ſt, dieſe Seligkeit recht zu ſchäßen und wenn

du ſie denn im Tode in aller Fülle genoſſeſt! — — Dis iſts auch was Patriarchenwelt in meinen Augen ſo ſchätzbar und ehrwürdig macht. Wenn ſo ein Alter aus der hohen Vorzeit da ſas — mit grauen Haupt und Bart; mit Runzeln überm ganzen Geſichte, mit tiefhohlen Augen, mit geſpitzten Kinn und Naſe; mit welken Armen und hervorgeſunkenen Knieen unter Hunderten oder Tauſenden da ſas — wenn er die Hunderte oder Tauſende darauf anſah, daß ſie — ſein Geſchlecht wären — wenn er denn anfing zu reden, bedachtſam, würdig und feierlich zu reden von Gott und von der Fürſehung und von allen den Schickſalen, welche er in ſeinem langen Leben gehabt hatte — wenn er Schilderungen machte von Ungewitter und Sturm, und von Regenbogen, die aufs Irrwetter wieder kamen; von gegrabenen und wieder zugefallenen Brunnen; von hoch aufgewachſenen und wieder abgeſtorbenen Wäldern — wenn er ſeine oft bewährten Erfahrungen mittheilte und aus der Vergangenheit die Zukunft weiſſagte und ſeine ganze, groſſe Familie alsdenn auf ſeine Stimme, wie auf eine Stimme vom Himmel, horchte — — wie muſte dem Patriarchen dabei zu Muthe werden? — — Ach! ruf ich aus, ſo oft ich mir dis denke: Würden doch in unſern Tagen nicht ſo viel Hinderniſſe frühen Ehen in den Weg gelegt! Gelänge es doch iedem Jüngling, der ein weiches, zur Liebe geſchaffenes

Herz hat, daß er in voller Blüthe ſein Mädgen umfaſſen und ſo mit ihr vereinte noch einer langen Zukunft entgegenſehen könnte! Lebten doch all meine iungen Brüder mäſſig und weiſe, daß ſie nicht, wenn ſie kaum in der Mitte des Lebens ſind, durch eigene Schuld abtreten und ganze Hauſen kleiner, unerzogener, iammernder Waiſen in den Händen einer von aller Unterſtüzung entblöſten Unglücklichin hinterlieſſen! — — —

Wenn denn ein Greis, in deſſen Seele innerer Friede wohnt, auf die Hauſen, welche um ihn her verſammlet ſind, hinſchaut: ſo kann er denken — und der Gedanke mus ihm, wenn er ein würdiger Mann iſt, Freude ſein: — Sieh, dieſe alle mein Geſchlecht! Bei meinem Leben ſchon ſo ein zahlreiches Geſchlecht! Noch weit zahlreicher nach zwanzig — beinahe unzählbar nach hundert Jahren! An der Spitze des Hauſens ich! — Seine Stifter und Vater! — **Das Eins** an der groſſen Zahl! — Der Stamm vom Baum, welcher in tauſend Aeſte ſich ausbreitet! — — —

Lebhaft kann ich mirs vorſtellen, wie denn ferner der edle Greis all die Geſichter ſeiner Kinder und Kindskinder gegen einander hält — ihre Aehnlichkeiten aufſucht — und ihre allerſeitigen Züge vereinigt in ſeinem Antliz wiederfindet; wie er ſanft lächelt, wenn hier eine gröſſere Stirn, dort eine längere Naſe, da näher an einander wachſende Augenbraunen den ganzen Unterſchied des einen Geſichts vom andern bilden; wie er es freudig bemerkt, daß durch Zwiſchenkunſt eines Schwiegerſohns aus einem andern Geſchlecht fremde Züge aneigen, unterm Haufen ſich mit den ſeinigen vermiſchen und eine dritte Gattung von Geſichtern hervorbringen; wie er die Hauptneigungen all ſeiner Nachkommen aus ihren Augen, Minen und Gebehrden erkennt und nach Masgabe derſelben iedem ſein Schickſal mit Wahrſcheinlichkeit prognoſticirt .... Ha! wie er da entzückt wird, wenn er einen Jüngling unterm Haufen erblickt mit offener Stirn, mit feurigem Aug und mit Roſ' auf den Wangen! Groſſer Thaten wirſt du fähig ſein, ſpricht er, zu glänzender Ehre wirſt du gelangen und langes Leben wird dich krönen — — bleib nur gut, beflecke dich nicht mit Weichlichkeit und Wolluſt, ſammle edle Kenntniſſe und wende ſie an zum Vaterlandswohl! — Sieht er aber im Haufen ein Mädgen, mit wildem, buhleriſchen Blick, gebauet zur Ueppigkeit, ſchon nachſtrebend derſelben — — wie er denn ſo warnend ſtammelt: Tochter, wache über dich! der Wolluſt Grab — ach! Der Wolluſt Grab — wie ſo ſchaudervoll iſts!

Glückts dem Greis, den gröſten Theil ſeiner Hinterbleibenden bei ſeinem herannahenden Abſchied von ihnen in guten Umſtänden zu ſehen;

ſen; zu ſehen den auf Stafeln der Ehre geſtiegenen Sohn — die wohl angekommene Tochter — die unter edler Bildung aufblühenden Enkel — — wie ſanft wird ihm dadurch ſeine Trennung von ihnen werden! Weiter hatte er nie etwas erfleht vom Allvater, als, daß er, wenn er einſt ſcheiden müſſe, die Seinen im Segen hinter ſich lieſſe! Wie wird er nun für ſeines Wunſches Erfüllung dankbar zur Quelle des Segens aufblicken! wie wird er ſich freuen ſeiner Tugend und Gottes! Er arbeitete für ihr aller Wohl — — wie ſchön iſts, in der letzten Stunde die zu Zeugen unſeres Todes zu machen, von deren Glück man das ganze Leben hindurch nicht nur Zeuge, ſondern auch Urheber geweſen iſt! Urheber durch Tagfleis und Nachtwache — Urheber durch Lehre und Beiſpiel! Denn kann man freudig dahin gehen, wohin die Gottheit ruft, und wo ſie lohnt! Hier eine Hand voll Körner ausgeworfen, darf man denn denken, dort eine Handvoll! Hier und da auch ſchon einige Früchte davon geſehen! Aber volle Erndte — volle Erndte davon noch in einer andern Welt! ....

Mit Redlichkeit und Würde theilt der edle matte Greis nah am Hinſcheid noch ſeine Einſichten, ſeine Rathſchläge mit. Denn hat er dadurch noch Einflus auf halbe Jahrhunderte nach ſeinem Tode: denn ſeine Kinder und

Kinds-

Kindskinder hören den guten Rath — finden ohne weitern Beweis ihn bewährt, weil ihr guter Alter ihnen ſelbigen gibt — befolgen den Rath wenn er dahin iſt — empfehlen ihn einſt wieder am Grabe ihren Hinterbleibenden noch.

Nun ſchaut mich einmahl all noch recht an, ſpricht am letzten Tage der Greis mit ſtammelnder Stimme — ihr Meinen! Du, die du mit mir gingſt, lange und tugendhaft mit mir gingſt, ihr, denen ich mit ihr Lebengeber ward — und ihr, denen es dieſe wieder gegeben haben — — ſeht mich alle recht an; mein Mund vermag nicht mehr viel und laut zu ſegnen; aber brechendes Auge ſegnet euch noch, und zuckendes Herz! Am Grabe wünſch ich euch allen noch Heil und die Gottheit gewähre dem redlichen Wünſcher den letzten Troſt, daß ſie ſeine Wünſche mit Barmherzigkeit kröne! Ich verlange von euch allen nichts weiter, als Liebe. Liebe für mich, die ihr durchs ganze Leben fortſetzet — Liebe, die ihr euren Kindern noch gegen mich einflößet — Liebe, die all' euren Nachkommen durch Tradition heilig bleibe! Redet unter einander gern von mir, und blickt, wenn ihr den Wanderer nicht mehr vor Augen habt, auf — ſeine Fuſtapfen noch! Gehet ihm nach: ſo führt euch einſt ein und derſelbe Weg in ein und daſſelbe Land mit ihm! . . .

Wenn ich dis alles mir ſo denke, Brüder! welche Erſchütterungen empfängt denn mein Herz! — — drum laſſt uns tugendhaft und edel in Angeſicht der unſrigen leben und unermüdete Segenſtifter für ſie werden! Sie ſind unter allen Menſchen die, von der Gottheit uns vorzüglichſt anvertraut! Gewährt uns denn der Himmel lange ſeinen Anblick; gewährt er uns ein kleines Jahrhundert voll Sonn- und Mondenſchein — ſchlieſt ſich denn unſer Auge im Schoos unſrer Familie — ſegnen ſie uns denn alle noch, unſre Lieben und Treuen — — — ſprich — — doch wer kanns ſprechen? — — — fühle, welcher Allgenus von Seligkeit — — — mein Gefühl überwältigt mich — — — ha! — —

Wer gibt der kleinen häuslichen Menſchengeſellſchaft das Haupt wieder, wenn es ihr entſunken iſt? Wie tröſtet die treue, ihrem Geliebten nachweinende Gattin? Wer rettet die Vater- und Mutterloſe Waiſe von Verderben, Verführung und Menſchenhas? . . .

O darum blick ich mit zufriedner Seele auf euch hin, noch unverſtümmelte, wolhabende Mitbürgerfamilien um mich her! Mitten unter euch wohn' ich gern und mag gern ſehen euren Wachsthum und euren Seegen.

Der Mann verſteht ſich noch nicht recht auf ſein Glück, dems, wenn er mit Frau und Kindern im Kreiſe ſizt, einerlei iſt, ob ſeine Nachbarn, vor deren Augen er ſo ſizt, auch im Kreiſe noch ſizen, oder ob ſie eben im Begrif ſind, einen ihrer Todten dahin zu tragen. Unſere Nebenmenſchen um uns her ſind, ſo bald wir ihnen das Verdienſt eines edlen Herzens nicht abſprechen können, eben ſo zärtlicher Geſinnungen fähig, als wir. Trennungen von den ihrigen ſind ihnen ſo ſchmerzhaft, als uns. Der Schmerz drückt ſich lebhaft auf ihrem Antlitz aus. Können wir dieſen Ausdruck leſen, ohne mit ihnen zu leiden? — Ach! könnten wir dis: ſo wären wir des Beiſammenſeins nicht mehr werth! — der Verluſt welchen ihnen ihr Todter koſtet, untergräbt wohl hier und da ihre Hofnungen, vereitelt ihre Entwürfe, und verſetzt ſie in eine äußerlich kümmerlichere Lage. Mögen wir hiervon Zeuge werden, ohne einen Theil ihres Misgeſchicks auf uns herübergebracht zu ſehen? .... Oft, wenn ich in ruhigſter Stille und im vollen Lebensgenus mit Frau und Kindern durch die Reihen meiner Mitbürger gehe, der Himmel lieblich über uns glänzt, die Erde zu unſern Füſſen mit tauſendfältigen Bluhmenſchmuck prangt, und ich meine Frau und Kinder drauf anſehe und denke:

noch haben wir einander! noch wandeln wir beiſammen, einander liebend, für einander lebend! — — — wenn ich denn mit vollem Athem die Seligkeit hinterſchlurfe, welche mir dieſer Gedanke gibt, und — — es begegnet uns eine Wittwe im Trauer, oder eine Waiſe, den Flor um Arm und Hut — — Gott! wie viel verliehr ich an meiner Heiterkeit, die ich vorher hatte! — hättet ihr, denk' ich denn, doch noch, wie wir, den Gatten, den Vater! Wandeltet ihr noch beiſammen, wie wir! Lebtet ihr noch für einander, wie wir! So gingen wir nun dicht neben einander weg und freuten uns gemeinſchaftlich unſeres Nochbeiſammenſeins! Aber nun, was wirds anders ſein, das wir von euch hören, als Klagen über den Hintritt eures Todten? Was wirds ſein, das wir in euren Augen erblicken werden, als Thränen und und Kummer darüber, daß ihr nicht mehr ſo beiſammen ſeid, wie wir? — Ach! daß dis euch quält, daß ihr nicht mehr ſo glücklich ſeid, wie wir, dis iſt, was uns den Freudengenus unſers eigenen Wohlſtands vermindert! — — Begegn' ich aber irgend einem meiner Mitbürger mit allen den Meinen, und ich ſeh ihn auch in all der Seinigen Geſellſchaft, oder finden wir einander am Morgen heiter an unſern Fenſtern: ſo ſchauen wir einander glückwünſchend drauf an, und es iſt, als ſpräch' ich zu ihm: ich habe noch Frau — und als antwortet' er: ich auch; als führ' ich fort: auch

Kinder hab' ich noch — Kinder alle — und als verſetzt er drauf: die hab ich auch noch beiſammen; als endigt' ich: ſo hab ich auch Brodt für Frau, für Kinder und mich — und als replicirt' er: an Brodte fehlte Gottlob auch weder meiner Frau, noch meinen Kindern, noch mir! — — Da ſegnen wir denn einander; da ſind wir noch glücklicher, als wären wir uns nicht begegnet, als hätten wir einander nicht aus den Fenſtern geſprochen ....

So ein Haus, Freund, worinn noch eine unzertrennte, glückliche Menſchenfamilie wohnt, iſt ein kleiner Tempel. Eine kleine Gemeine iſt darinn verſammelt, deren immerwährendes Geſchäft ſtiller, geräuſchloſer Gottesdienſt iſt. Sie arbeiten zuſammen; ſie eſſen zuſammen; ſie ſorgen für einander; ſie freuen ſich über einander. — Wie können Menſchen Gott beſſer dienen, als wenn ſie gemeinſchaftlich ihre Pflichten erfüllen und bei Erfüllung derſelben ſich allſeitig zum Genus göttlicher Segnungen auffordern? .... Fehlt aber im Hauſe der Vater: ſo iſts, als fehlte — der Prieſter. Raubt dem Vater der Tod ſeine Kinder: ſo iſts, als — gingen die Zuhörer zum Tempel hinaus. — Warlich, ich brauche auch nicht erſt beten und ſingen zu hören — — ſeh ich euch nur arbeitſam und geſchäftig für einander, meine lieben Mitbürger, ſeh ich euch nur froh unter einander im Genuſs des Guten: ſo ſeh ich ſchon Tempel an Tempel, und in iedem derſelben Gottesverehrer an Gottesverehrer! Das iſt mir denn tauſendmahl lieber, wenn ich die Tempel ſo dicht an einander ſinde, als fänd' ich in groſſen Reichen nur hie und da einen einzelnen derſelben; oder als fände ich im Tempel nur einſame Gottesdiener.

Tempel iſt ſo ein Haus- und — Zufluchtsort für Leidende zugleich! da, wo eine unverſtümmelte, wohlhabende Menſchenfamilie wohnt, öfnet ſich ſchneller die Thüre der Wittwe und der Waiſe. Schneller und wohlthätiger zugleich. Man kann noch mehr Unterſtützung daſelbſt leiſten, weil man — noch mehr Kraft beiſammen hat. Sinkt aber der Gatte, ſo wird die überbleibende Wittwe nicht mehr ſo wohlthätig ſein können; und wie mögen Waiſen bei Waiſen Beiſtand zu finden hoffen? — Einſt war ich in einer mittelmäßigen Stadt. Dreiſſig arbeitſame Familiën wohnten in derſelben, denen allen das Haupt entſunken war. Mitten unter ihnen lebte ein Kaufmann von edlem Herzen, der unter andern Manufakturen auch eine Wollmanufaktur unterhielt. Dreiſſig Wittwen und hundert Waiſen nährten ſich davon. Gott! wie die hundert und dreiſſig Menſchen tagtäglich beteten, daſs der grosmüthige Kaufmann nicht ſterben möchte! Er ſtarb — ſeine Frau zog mit ihren Kindern in ihr Vaterland zurück

— die Wollmanufaktur gieng ein —— — und wie es nun den dreiſſig Wittwen und den hundert Waiſen ergangen ſein möge, kannſt du, edler Freund, dir denken — wirſts aber nicht ohne Mitleid denken .... Sieh, darum ſchlieſſe ich iede noch unverſtümmelte, wohlhabende Mitbürgerfamilie ſonntäglich ins Kirchengebet mit ein, und glaube nicht unrecht daran zu thun, wenn ich ſie in ſelbigem dicht hinter meine Landes- und Stadtobrigkeiten ſtell! Machs auch ſo, Bruder, und geh vor ihren Wohnungen allemahl mit Entzücken vorüber! —

Wirſt du aber trauriger Zeuge davon — ach! und in einer Welt, wo alles um dich her ſtirbt, wirſt du's nur allzuoft werden — daß hie oder da eine deiner Mitbürgerfamilien verſtümmelt wird; ſo nimm dich menſchlich der Hinterlaſſenen an! Wittwen und Waiſen ſeien denn heilige Gegenſtände für dich! Gib nicht zu, ſo viel du kannſt, daß ein Menſchenfeind komme, der den Has, welchen er gegen den todten Vater oder Gatten im Verborgenen trug, nun öffentlich über ſeine Frau und Kinder hinſchütte! Verſchaffe der Wittwe Gewerbe und Nahrung! Gehe für ſie — ſprich für ſie; und, wenn Sprechen nicht hilft — donnere für ſie! Sei behülflich, die Waiſen zu bilden — ſie für Müſſiggang, Irreligioſität, und Lüderlichkeit zu verwahren! — ha! Bruder! wie wird dir —— — wenn du Kinder beiderlei Geſchlechts auf den Gaſſen deiner Stadt umherirren —— ohne allen beſtimmten Aufenthalt, ohn' Aufſicht, ohn' Anleitung zu einer menſchlichen Thätigkeit umherirren und durch öffentliches Betteln ſich läuſevoll nähren ſiehſt? Erblickſt du nicht in ihnen ſchon künftige Landſtreicher — Straſſenräuber — Mordbrenner und Kindermörderinnen? Ja, das werden ſie ſein, nach zehn oder zwölf Jahren ſein! Werden ſein eine Laſt des Staats — eine Schande der Menſchheit! Ach! kannſt du auch nur einen von ihnen der Faulheit und Ruchloſigkeit, dem Pranger und Galgen entreiſſen — kannſt du in ihm dem Vaterlande einen nützlichen Bürger mehr, dem menſchlichen Geſchlecht einen Schmachfleck weniger machen — thus! Bei deiner Frau und bei deinen Kindern fleh' ich dich, thus! — Welch ein Wohlthäter biſt du denn! —— **Wittwen und Waiſen beſuchen** —— ach! unterlas dis nicht! Du weiſt, was deine Religion für einen Werth darauf legt! ....

Auſſer den vortreflichſten Büen, welche uns auf der Erde die Berge verſchaffen, haben ſie auch noch das Verdienſt für uns, daß ſie zu ihren Füſſen die anmuthsvollſten Thäler bilden. Thäler — die Sitze der Weisheit, der Ruh, der Unſchuld und Liebe! Wo lebte iemahls ein edler Jüngling, welcher nicht gern in ihnen verweilte — nicht gern in ihnen ſtillen Betrachtungen über das, was am Menſchen gros und würdig iſt, und heiligen Empfindungen der Tugend und Zärtlichkeit ſich widmete? — Von früher Jugend an ſtieg ich gern auf die Höhen und ſchaute mich weit um. War ich denn entzückt worden durch den lang ausgedehnten Anblick der Welt: ſo wandert' ich friedlich in die untenliegende Tiefe, um da in ſtillen Ergieſſungen meiner hochaufgeſtimmten Seele zu ruhn. Denn dacht' ich mich hin in die ſchönſten Thäler der Welt, und war bald in Piemont, bald auf den Inſeln des Archipels, bald auf den glückſeligen Eilanden, die Anſon und Konſorten beſuchten! Wie mir da das Herz ſchmolz! Wie mir da das Herz ſchmolz! Wie ich da des Böſen in der Welt vergas, die Natur in ihrer Einfalt und Stille liebgewinnen lernte und groſſe Vorſätze zum Gutbleiben und Nützlichwerden faſte! — — —

Nirgends erblickſt du, edler Jüngling, die Natur fruchtbarer und ſegnender, als in ihren Thälern. Wenn auf den Höhen Gras und Bluhmen verſchmachten: denn findſt du dort noch die grünſten Wieſen, mit tauſendfältigen Farben ſchattirt. Anmuthsvoll iſts, in der Sommerſchwüle unterm Schatten der im Thal wachſenden Bäume durchs hohe Gras zu waten, den Duft der Millionen von Bluhmen

einzuathmen, das Gewild zu ſehen, wie es
aus dem Dickigt hervortritt, um begierig zu
ſſen, und die Koncerte der Vögel zu hören,
welche das Thal lieben, wie du. Naht denn
ie Zeit heran, in welcher der Landmann ſein
Heu macht: ſo ſieh mit Entzücken im Thal,
wo du ſonſt einſam ſaſſeſt, das volle Menſchen-
ewühl. Sieh einige hundert Hände beſchäf-
igt, den Reichthum zu ſammlen, welchen die
Natur wohlthätig in ihren Gründen bereitete.
Die Reihen der Mäher mit ihren langen Sen-
en, wenn ſie Schnitt für Schnitt auf einen Takt-
rich thun, bis aufs Hemde entkleidet weit
usholen, und die Sonne auf die Senſen
rahlt und die Senſen den blendenden Schim-
er zurückwerfen — — — die Haufen der
raungebrannten Bauermädgens, wenn ſie
it langen Harken unter groſſen Strohhüten
as geſtern gemähete Gras umwenden, oder das
hon längergelegene in Windhaufen bringen
nd dabei ſchuldloſe Freudengeſänge anſtim-
en — — — die herbeifahrenden leeren Wa-
en mit wiehernden Roſſen beſpannt — die Ge-
häftigkeit der Landleute um ſie her, wenn
e das Heu aufladen — die ausm Thal nach
auſe zurückfahrenden hochaufgethürmten Wa-
en mit nebenhergehenden Dorfdirnen — —
— welche freudenvolle Anblicke für dich,
reund, wenn du die Natur und deine nidri-
ern Brüder liebſt?

Ueber deinem Haupt im Thal das hohe Gewölbe des Himmels. — Sieh, wie es dir noch höher ſcheint, wenn du 's aus der Tiefe betrachteſt! Aufm Berge blick unter dich — im Thal richte deine Blicke hoch auf! Was du hier am Anblick der Erde verliehrſt, gewinnſt du wieder am Anſchaun des Himmels. Ha! wie die Sonne hier noch brennender ſtrahlt, wenn die umliegenden Höhen die aufgefangenen Strahlen zurückwerfen! Wie die Bläue des Firmaments noch heiterer glänzt, wenn die Dämmerung der Wälder im Thal dagegen abſticht! So ein Blick aus der Tiefe zur Höhe — ſag, wie wird dir dabei? Wird da dein Herz nicht gedrängt voll von ihm — von dem hohen und Erhabenen, der in der Höhe ewiglich wohnt? Fühlſt du da nicht recht inniglich ſein Mehrſein als du — ſein Hervorragen über dir? Liebſt du ihn da nicht in gröſter Fülle, wenn du daran denkſt, daß er von ſeinen Blicken voll Beifall und Milde auch einen auf dich — Wanderer im Thal — richte?

Rund um dich her Anhöhen, die das Thal einſchlieſſen. Hier ſteil, dort ſchräge. Erhebſt du dein Auge zu ihnen: ſo glitſcht es bald ſchnell herunter, wenn die Höhe iäh iſt; bald ſenkt es ſich allgemach, ſo wie ſich die Wurzel des Bergs zu deinen Füſſen verliehrt. Hier grünt das dich umgebende Gebirge; oben nur matt, halb von der Sonne verſengt, wei-

ter herunter lebhafter und Bluhmenvoller. Dort
ſiehſt du einen unbewachſenen öden Strich. Im
abgewichenen Jahr rollte daſelbſt ein lange
ſchon überhangendes Stück Land herunter und
verſchüttete die fruchtbare Wieſe. Noch ſieht
man, wie es borſt und abbrach und bei iedem
ſtarkfallenden Regen bröckeln noch kleine Klum-
pen herunter. Hie und da grünt nur erſt ein
einſamer Grashalm; Sonnenſchein, Regen
und Thau vermochtens noch nicht ganz zu über-
kleiden. Kommſt du nach einigen Jahren wie-
der hieher: ſo wirſt du von der kleinen Ver-
wüſtung der Natur nichts mehr ſehen und die
Höhe grünt, wie allenthalben, ſo auch hier.
Betrachte einmahl die manniafaltigen Erd-
ſchichten an der geborſtenen Stelle, wie ſie ſo
ſonderbar auf einander gelegt ſind. Ganz un-
ten Land, wie Glas; denn drüber eine hohe
Thonſchicht; denn weiter hinauf rother Sand;
denn wieder Lehmboden; denn wieder Kies und
gelbe wilde Erde; ganz oben ein mildes ſchwärz-
iches Land einige Schuh hoch, von der Sonne
ange durchwärmt, von Regen und geſchmolze-
nen Schnee lange gewäſſert, von den eindrin-
genden Luftſalzen lange befeuchtet. — Sieh,
wie dort von der allgemach ſich ſenkenden grü-
nen Höhe der Rehbock mit Weib und Kindern
angſam herunterſchreitet; und wie hier der
geiagte Haſe in der Angſt aus dem obenliegen-
den Felde an einen ſchrägern Abhang kommt,
mit einigen Sätzen ins Thal ſpringt, blind

bis

bis vor deine Füſſe läuft, dich denn erſt erblickt und blitzſchnell ſeitwärts über die Wieſe hin ſchlägt. Hinter ihn her ſetzt der Hund. Des Springens nicht ganz ſo gewohnt, wie iener, kommt er übern Kopf von der iähen Höhe herunter, wälzt ſich noch einigemahl im Graſe, findet eine andere Spur und verliehrt die bereits halbermächtigte Beute. Lange ſchon iſt der langöhrigte Haſe über die Wieſe in den Wald hin und horcht nun geſpitzt im Dickigt. Der unverdroſſene Hund reviert hin und her. Der Jäger pfeift und er kehrt nun einen ſanftern Abhang hinauf ins ebene Feld zurück. — — Dort ſtrömt ein kleines Feldwaſſer in einem engen Bette von der Anhöhe ins Thal. Bei ſtarken Regengüſſen iſt es zwanzigmahl gröſſer und du ſiehſt noch vom letztern Ungewitter den Abhang herunter die breite ausgewaſchene Spur. Nun fällt es in die Tiefe und flieſt hell über die breite Wieſe in den Bach hin, welcher ſie durchkreuzt. — — Hör' nicht weit davon das Geklingel der zahlreichen Schafheerde. Oben auf der Höhe ſteht der Hirt, an ſeinen Stab gelehnt, und ſchaut herunter ins Thal. Unter ihm weiden ſeine friedlichen Thiere — ein herrlicher Anblick! Wie ſie ſo ruhig, ſo durch einander ſchreitend, die ſanft abhangende grüne Höhe bald hinauf, bald heruntergraſen! Neben dem Schäfer ſteht ſein treuer Hund, ſieht ihm ſtets ins Auge und erwartet unterthänigſtgehorſamſt den erſten beordernden Wink. — —

Dieſer nidere Aufenthalt, dis liebenswürdige Thal, wie abgeſondert iſt es von der übrigen Erde, welche oberwärts liegt! Die Höhen rings herum ſchlieſſen es angenehm ein und bilden es zu einer kleinen ſtillern Welt. Freund, reizt dich der Gedanke nicht, es oft zu beſuchen — daß hieher noch nicht Thorheit und Laſter drangen? Sieh, wie Unſchuld und Redlichkeit hier noch Hand in Hand leben, wie hier noch keine Wollüſte, keine Grauſamkeiten Zerſtörungen anrichten! Wie man hier noch nichts weis von Betrug und Verleumdung! Wie es der albernen Mode noch nicht ruhmwürdig genung ſchien, zu den Bewohnern der Thäler ſich zu ernidrigen! — Ach! mit Menſchenentzückung denk ich mir euch, ihr kleinen, liebenswürdigen Geſellſchaften von meinen Brüdern, die ihr von Jahrhunderten her eure Wohnſitze in irgend einem anmuthsvollen Thal der Welt aufſchlugt! Von Vätern und Vorvätern abſtammend, die nur ſelten aus der Tiefe zur groſſen Welt kamen, täglich zwar die Höhen beſuchten, in die groſſe Welt hinſahen, aber denn mit innigem Verlangen zu ihrer Kleinern wieder zurückkehrten — lebt ihr da in glückſeliger Verborgenheit. An den geräuſchigern Luſtbarkeiten, an den tobenden Bachanalien der verwöhntern Menge, welche hoch oben über euch wohnt, nicht theilnehmend, genieſſt ihr dafür die ſtillern, reinern, ſättigendern Freuden der Natur. Die Stürme treffen euch nicht. Ihr höret ſie in der Höhe heulen und ſingt ein Wonnelied ins Geheul. Natürliche Herzensgüte, innige Zufridenheit mit dem, was das Thal freiwillig und durch euren Fleis gebaut, und eure Heerden, euch geben, verbinden eure Herzen unter einander. Unter euch weis man noch nichts von Entſtehung der Unſchuld, von Gattenuntreue, von Kindermord. Jeder liebende Jüngling darf ſein nach ihm ſchmachtendes Mädgen ohne weitausſehendes Hindernis belohnen, und richtet mit ihr bald ſeine kleine Haushaltung auf. Er führt ſie in den Zirkel ſeiner Freunde und Freundinnen ein und ſieht denn einem langen, frohen Beiſammenſein mit ihr entgegen. Kinder ſind ihm Reichthum und Segen. An ſeinen Händen wachſen ſie auf, werden wieder glücklich, wie er, drücken ihm einſt das dunkelgewordene Auge zu, wenn er lange genung in ihre Glückſeligkeit hingeſchaut hat, und begraben ihn mit zärtlicher, dankbarer Wehmuth im Thal am elterlichen Grabe. — — O ihr Seligen! ihr Seligen! von der Welt unbeneidet und ſie auch wieder nicht beneidend, genieſt ihr recht nach den Vorſchriften der guten Natur euer menſchliches Daſein mit allen ſeinen Freuden — genieſts und höret ruhig auf, es zu genieſſen, wenn die Gottheit euch ruft! — — — Ach! könnt' ich unter euch leben! könnt' ich unter euch leben! Mit meinen Händen wollt' ich die kleine Hütte bauen, wozu ihr mir freundſchaftlich den Platz anwieſet! Meine Frau und Kinder wollt' ich denn freudigſt in ſie einführen, wollte gute, ruhige, behülfliche Nachbarſchaft mit euch halten und zu den Meinigen ſagen: Hier, hier in dieſer kleinen abgeſonderten Welt, laſſt uns ſorgenfrei und ſicher die Handvoll Tage verleben, welche der Allliebende uns gönnt! Fern von Anblicken frecher Laſter laſſt uns hier die Tugend üben und von ihr gelohnt werden mit innern Frieden! Weit weg von Verfolgern und Verfolgten laſſt uns hier für einander leben, für einander geſchäftig ſein! Dem Vorurtheil entriſſen laſſt uns hier uns in die Arme der Wahrheit werfen und den Schöpfer durch Liebe unter einander ehren! Am Abend meiner Tage umringet mich denn ſegnend und ſchwört mirs, daß ihr vom Wohnſitz der Unſchuld und Tugend euch nie wieder entfernen wollet! Eine kleine Hütte, in der ihr Raum genung habt, ſo lange ihr verträglich ſeid — ein Garten rund um die Hütte, wo ihr ſäen und erndten könnt — eine kleine Heerde im Thal, wo ihr wohnt — des Waldes Grün um euch her — die Ausſicht von den Höhen in die fruchtbare Tiefe — ein milderer Himmel über euch und in ihm ein ungefürchteter Gott — — — was wollet ihr mehr?

Haſt du gefehlt, junger munterer Freund, — haben dich Schnelligkeit im Handeln, falſches Urtheil und Leidenſchaft zu Thaten verleitet, welche du bei ruhigerer, kaltblütigerer Ueberlegung ausm Leben wegwünſchen wirſt: ſo gönne deinem Herzen den Troſt, **begangnen Fehltritt wieder zu verbeſſern!** Noch drang keiner unſers Geſchlechts — — Ausnahme dem ungewöhnlichen Manne, an deſſen Leben auch ſpähende Feindsaugen nichts aufſätziges fanden! — ganz fleckſos ans Ziel! Sie waren alle Menſchen und — **kamen zuweilen vom Weg ab.** Aber kein Edler war unter ihnen, der nicht ganz Menſch zu ſein geſtrebt — **und bald wieder auf den Weg zurückzugehn geeilt hätte!** Hörſt du, lieſeſt du von einem unſerer Brüder, die ſonſt Glanz der Menſchheit waren, daß ſie auch ihre Stunde hatten, wo ſie Verdunkelung litten: las ihnen die Gerechtigkeit wiederfahren und begleite ſie mit deinen Blicken tiefer ins nachfolgende Leben. Sieh, wie ſie bald drauf noch reiner glänzten! Vergis denn ihrer Fehltritte und lerne von ihnen, die Ruhe zu bereiten! — —

Machen wirſt du 's nie können, daß Menſchen, welche deines Fehlers Zeugen waren, deſſelben ganz vergäſſen! Sie werden dich durch Vorwürfe in Aug und Rede oft genung davon überzeugen, daß ſie des Böſen an andern gern eingedenk ſind. Auch dein eigenes Herz, hätteſt du weiter keinen Zeugen gehabt, als dis, wirſt du nie in dauerhafte Vergeſſenheit deſſelben einwiegen können. Verſuchs nur nicht einmahl zu thun; es iſt dis weder Weg zu deiner moraliſchen Vervollkommung, noch wirſt du auf dem Wege dein Ziel erreichen. Jahre voll Vergeſſenheit könnten vieleicht hingehen und nach dieſen Jahren lieſſe dich der Anblick dieſes oder ienes Orts, die Zurückkunſt dieſer oder iener Idee, welche du damahls lebhaft dachteſt, als du fehlteſt, das Bild deines Fehlers in Lebensgröſſe wieder ſchaun. Denn wärſt du älter und — träger! Zur Verdammung deiner ſelbſt geſchickter, die Ruhe zu verſchaffen aber weit untüchtiger! — Sieh ein einiges, aber kräftiges Mittel, der Welt und dir ſelbſt bey ihrem und deinem eigenen Angedenken an Fehltritte, von dir begangen, unerſchrockner ins Antlitz zu blicken — daß du bei erſter Gelegenheit ſie verbeſſerſt, und, wenn die Gelegenheit nicht eilt, ſie nach dir reiſſeſt. Du zeigteſt dich einmahl von einer unedlen Seite: zeig dich nun zehnmahl von der entgegenſtehenden ſchönen! Seine wahre Seite iſt die ſchöne, werden Welt und Herz denn denken müſſen! Ich fehlte, ſprichſt du zwar noch immer mit innern, heiſſen Wunſch, nicht gefehlt zu haben; aber ich machte den Fehler wieder gut, darfſt zu hinzufügen mit menſchlicher

Würde. Als ichs erſte that, that ich, **was** — ieder that; beim leztern aber that ich, **was** — **der Edle nur thun kann.** Daß ich dis lieber that, als iens, gab ich deutlich zu erkennen, wenn ich — **dis öfter that, als iens.** —

Als du fehlteſt, handelteſt du nach dunklen, irrigen Vorſtellungen. Ununterſuchte Meinung — Stärke des Beiſpiels — bliẕſchnelle Erſcheinung des dich feſſelnden Gegenſtands, oder ſonſt etwas, reiẕten dich zur unedlen That hin. Du verſprachſt dir von derſelben ein Gut, ohne drüber menſchlich gedacht zu haben, obs **überhaupt Gut ſei und — obs dein** Gut werden dürfe. Du griffſt mit Heftigkeit darnach und — ſahſt dich getäuſcht. Weiſt du aber wohl, daß **Handeln nach deutlichen Vorſtellungen — dem Menſchen nur Ehre ſei?** — Schau, dieſe Ehre iſt dein, wenn du deinen Fehltritt verbeſſerſt; wenn du durch öftere Wiederholung des edlern Schritts zeigſt, daß dies Ernſt um ihn ſei! Nun ſehen wir dies alle an, daß du **denkſt, hell und ſtark denkſt; daß du deinen Willen darnach leiteſt und mit Abſicht und Güte handelſt.** Entſchuldigen werden dich nun alle Redlichgeſinnte unter uns. Preiſen werden wir dich und ſprechen: Er ſtrebte nach Glück, wie wir. Es bothen ſich ihm auf dem Wege zu ſelbigem verſchidene Gegenſtände an. Nicht

blinde

blindlings grif er nach einem von ihnen. Er überſah ſie alle, raiſonnirte über ſie alle. Der, welchen er wahrhaftig und edel fand, beſtimmte ſeine Wahl. Er grif nach ihm — erlangte ihn. Der Grif gelang. Er hatte ein wahres Gut erhaſcht. Als Menſch ſahn wir ihn handeln — als Menſch ſahn wir ihn belohnt.

Du und ich und alle unſere Brüder wandeln in Schranken. Das einzige womit wir über dieſelbe hin uns ausdehnen können, ſind — unſere Wünſche; aber dieſe ſinds gerade, welchen ein Weiſer die engſten Schranken ſtellt. Allenthalben ſieht man es uns denn wohl an, wer wir ſind; ziehen wir aber nur die um uns her geſetzten Schranken nicht noch näher an uns heran, ſo haben wir noch immer Platz genung darin zu wirken. Dis iſts, was der Fehlende thut. Nach dem Fehltritt iſt er uns allen noch ein weit eingeſchränkterer Mann, als vorher. Anlage und Reitz zum Fehler war da in ihm, wie in uns allen. Dieſe menſchlichen Schranken um ihn her, wie um uns alle. Durch Vernunft aber geleitet, ſollte er die fehlerhafte That, wozu er gereizt ward, verabſcheuen. Dis hoften wir von ihm; aber er thats nicht. Da zog er die Schranken noch näher an ſich hin; da verlohr er ſeiner Freiheit ſchätzbarſten Theil! — Doch ſeht ihn drauf an, wenn er ſeinen Fehltritt wieder verbeſſert! Wie er da ſeine menſchlichen Schranken erweitert! Er zerſtört die Anlage zum Fehler — verſchmähet den Reitz dazu — tritt in den vollen Beſitz ſeiner Freiheit wieder ein. O biſt du dieſer Mann, vormahls Fehlender! verbeſſerſt du ſo den gethanen falſchen Schritt — freue dich! deinen Brüdern einen der ſchönſten Anblicke der Menſchheit dargeſtellt zu haben! — —

Biſt du ein gutdenkender Jüngling: ſo wirſt du in Stunden, die du über begangene Fehltritte ruhiger nachdenkſt, nicht gleichgültig dabei ſein können, daß du deinen Brüdern um dich her dadurch eine ſtille Aufforderung gabſt, eben ſo zu fehlen, wie du. Iſt der Gedanke ſchon unangenehm, gefehlt zu haben: ſo iſts der noch weit mehr, zu anderer Fehltritten Veranlaſſer geweſen zu ſein. Es iſt noch weniger in unſerer Macht, ſie hernach wieder zu Verbeſſerung derſelben zu bringen, als uns. Ein edles Herz mag auch lieber ſelbſt leiden, als an anderer Leiden Schuld ſein. — O ſieh, wie ſtark reizt dich dieſe Vorſtellung, aufs Wiedergutmachen deiner begangenen Fehler recht mit feierlichem Ernſt zu denken! Du gabſt ein böſes Beiſpiel und verführteſt damit. Pflicht iſts nun für dich, auch wieder ein edleres hinzuſtellen und damit die Verführten auf den rechten Weg zurückzubringen. Noch weiſt du nicht, ob ein einziges gutes Beiſpiel, das du gibſt, ſo viel Kraft haben werde, als das einzige böſe, welches du gabſt. Drum muſt du die beſſere

That öfter ausüben. — Las dich eine falſche Scham nicht abhalten, wenn du öffentlich fehlteſt, auch nun öffentlich deine Beſſerung des Fehlers zu zeigen. Es iſt mehr Ehre, zu geſtehen: ich fehlte, und denn die fehlerhafte That vor aller Welt berichtigen, als — ſtolz den Irrthum nicht bekennen wollen und ihn im Angeſicht unſerer Brüder hegen, welche doch einmahl wiſſen, daß er Irthum ſei. **Er war ein Thor, und ward durch Thorheit weiſe** — eine Stimme, die lieblicher klingt, wenn wir ſie hören, als wenn geſagt wird: **Thor ward er und bliebs!** Ruf alle die, von welchen du auch nur muthmaſſen kannſt, daß ſie deinen Fehltritt ſahen oder wiſſen, zuſammen; tritt, die edlere That hoch in der Hand, in ihre Mitte und ſprich: Brüder! ihr wart Zeugen meiner fehlerhaften Handlung — werdet nun auch Zeugen meines Beſſerthuns! Leichtſinn und Leidenſchaft riſſen mich zur Thorheit hin — Vernunft und geſetzterer Muth brachten mich zur Weisheit zurück. Hat mein unweiſes Beiſpiel auf euch verführende Eindrücke gemacht — ſo öſche ein mächtigerer Eindruck des edlern Beiſpiels dieſe an euren Herzen wieder aus! Siehe, ich ſags euch, ich fehlte. Damahls, als ch euch verführeriſch ward, ſagt ichs euch nicht; o höret mich ietzt! Thorheit und Laſter machen lend und ſtürzen zuletzt in bodenloſe Abgründe es Verderbens hin. Schon naht' ich mich ihen — heil mir! ich bebte hinweg. Die Hände her — ich führ euch all mit mir im Angeſicht des Himmels, zur Weisheit und Tugend zurück! laſſt euch ergreifen und gönnt mir den Segen, welcher meine Beſſerung kröne, daß ich hinfort an keiner unedlen That, die ihr etwa ausübtet, mehr Schuldner ſei! — —

Ha! Bruder, gelingt dirs denn, durch deine Veredlung auch andere zu veredeln, im Guthandeln zu ſtärken — — welche Ruhe, welcher Friede über dich! — Ach! es müſſe dir gelingen! Es müſſe dir gelingen! Sei redlich und wirf die Hofnung nicht weg! Die Gottheit liebt den zurückkehrenden Fehlenden und ſegnet all ſein Thun!

Es iſt, als wär' es dem Menſchen ſchwerer, den Glücklichen unbeneidet, als den Unglücklichen ohne Mitleiden zu laſſen. Hier ſind wir in unſern Augen mehr, als der Mann, mit dem wir uns zu meſſen haben, dort glauben wir weniger zu ſein. Im erſten Fall wirds jedem leicht, gut zu handeln. Nur wahrhaftig ſchöner Seelen liebenswürdige Eigenſchaft iſts — vom Neid ſich zu entfernen! In ihrer Zahl laſſet uns ſein, Brüder, die ihr mich leſet!

Mögen wir gern Glückliche machen; ſo müſſen wir auch gern Glückliche ſehen, die es ohn' unſer Zuthun ſchon ſind. Können wir dis nicht: ſo ſetzen wir uns bald in den Verdacht, als wären wir auch auf iener Seite nicht edel genung; als flöſſe unſer Beſtreben, am Wohl unſrer Brüder zu arbeiten aus unreinen Quellen, aus Stolz oder Eigennutz her. Iſts uns aufrichtiger Ernſt, daß wir wünſchen, Glückſeligkeit um uns her verbreitet zu ſehen: ſo mus es uns vielmehr Freude werden, zu bemerken, wie die Verbindung der Umſtände mit uns gemeinſchaftliche Sache mache, dieſen Anblick uns zu gewähren. Finden wir ia etwas unangenehmes dabei, ſo darf es nur dis ſein: daß wir nicht auch Urheber vom Wohlſtande derer werden konnten, welche wir ohn' unſere Beihülfe glücklich erblicken. Wir müſſen dieſen Verluſt, welche unſere Thätigkeit und Gröſſe dabei erlitten zu haben ſcheint, dadurch erſetzen, daß wir ſo fort den Glücklichen noch glücklicher zu machen uns beſtreben.

Der Mann, welcher neiden kann, gibt zu erkennen, daß er mit ſeinem eigenen Herzen nicht gut ſtehe. Es iſt nur ein Gut, welches wahrhaftig beneidenswerth iſt. Dis iſt das Bewuſtſein, daß man den Platz, worauf man ſteht, ausfülle; daß man auf demſelben das ſei, was man ſein ſolle. Es kommt keinesweges darauf an, wo wir ſtehen; ſondern wie wir daſelbſt ſtehen. Mögen wir doch ſtehen, wo wir wollen — es war nicht in unſern Händen zu beſtimmen, wo wir dis wollten; zeigen wir uns nur der Welt als Leute ganz für den empfangenen Plaz! — Im Beſitz dieſes edlen, alles erſetzenden Bewuſtſeins erſcheint öffentlich der Mann ohne Neid. Ich habe das, ſpricht er, was Menſchen wahrhaftig glücklich macht. Auch wünſch ich, daß alle meine Brüder dis hätten. Wie ſelig müſte ſichs leben, wenn man unter lauter Menſchen lebte, denen ihr Herz keine Vorwürfe machte! Hierbei kann ichs gelaſſen mit anſehen, wenn das übrige andern in gröſſerer Menge, im glänzendern Grade zugeworfen ward, als mir. — Hörſt du wohl, Freund, was für eine groſſe Seele hier ſpricht?

Alles auf der Erde in Verbindung — durch Verbindung ſichtbarer Plan — vom groſſen Plan der Entwerfer — ach Brüder! — Der Entwerfer euer und mein Gott! — — Was vom groſſen ausgeſchütteten Reichthum ihr empfingt — was ich erhielt — was unſere Brüder bekamen — iſt eingewebt in dieſen Plan der Welt. Dränge nun in unſere Seele der Neid, was thäten wir damit? Im Angeſicht des Himmels und der Erde machten wir dem, der beide ſchuf, den bittern Vorwurf, daß er — einen unvollkommenen, minder guten Plan entworfen hätte. Das thäten wir denn noch überdis als Geſchöpfe, die nicht im Stande ſich befänden, den Plan, woran ſie doch meiſtern, halb oder ganz zu überſehen. Die Billigkeit, welche wir beim Entwurf irgend eines unſerer Zwergplane von allen Menſchen erwarten und fordern, daß niemand ihn tadle, welcher nicht ganz in ihn eingeſchaut hat, verſagten wir ſolchergeſtalt dem Urheber des Ganzen. Kanns Ehre uns ſein, dis auch nur wagen zu wollen? — Und was iſts am Ende, das wir am Weltplan glauben auszuſetzen zu finden? Dis — daß Gott — barmherzig war! — Wo iſt ein Edler, welchen dieſer Gedanke nicht ſchaudern macht? — — Sollte uns ia vielmehr bei iedem Ausgus der Barmherzigkeit Gottes, welchen wir ſtrömen ſehen, für Freude das Herz pochen! Sollten wir doch ſprechen: Wonne! Wonne! Da wird wieder ein Beglückter, ein Froher! Einer unſerer Brüder iſts, der 's wird! Vor unſern Augen wird ers; vor den Augen ſolcher Geſchöpfe, die aus eben der beglückenden Hand tauſend und abermahl tauſend Segnungen nahmen, — die, wenn ſie nur wollen, der höchſten unter allen Glückſeligkeiten, des Bewuſtſeins, gut zu ſein, insgeſammt theilhaftig werden können! — — O ſchön iſt der Mann, welcher beim Anblick eines Glücklichgemachten ſo denken kann! Wo iſt ein würdigerer Anbeter der Gottheit, als er? — Da iſts denn, als ſpräch' er laut: Gut iſt Gott und der Weltplan iſts auch! Wenig nur überſeh' ich davon; aber auch das, was ich ſehe, erfüllt mich mit liebevoller Ehrerbietung gegen den Entwerfer! Könnt' ich ihn ganz überſchaun, wie würde mich der Anblick entzücken! Bei iedem meiner glücklichwerdenden Brüder ſeh ich nun die Gottheit, wie ſie ihr groſſes Werk, welches ſie ausführen will, dem Ziel immer näher bringt — — wie ſie in meinen menſchlichen Hofnungen mich ſtärkt, daß ſie einſt alle ihre Geſchöpfe in den Genus der ihrer Natur anſtändigen Glückſeligkeit einführen werde! — — — —

Der unbeneidete Mann genieſt ſein Glück ganzer. Iſt er ein Unedler, ſo red' ich nicht von ihm; er graſet, wie iene dort auf der Weide. Ein Edler alſo iſt er; und iſt er dis, ſo wird er nicht über und über dabei ruhig ſein können, wenn iemand längelang vor ihm ſteht, der ihm ſeinen Wohlſtand misgönnt. Der Misgönner zerrt das Geſicht hin, er zerrts her — genung, es iſt kein Menſchengeſicht, das er zeigt. Da will denn der beneidete Mann einen Genus ſeines Glücks einerndten; das aftermenſchliche Geſicht bringt ihn auſſer Faſſung; der Augenblick des Genuſſes verſtreicht und mit ihm iſt der Genus ſelbſt auf immer verlohren. Sieht er aber vor ſich heitere, ihm glückwünſchende Menſchengeſichter: ſo tritt er auf die Zehen, ſchluckt die Freude hinter, trinkt ſie rein aus und ſpricht: Gott ſchenke euch den Becher eben ſo voll; und las euch ihn mit Wohlgeſchmack ſo ausleeren, wie mich! —

Biſt du in der That Menſch, Freund, ſo wird dirs angenehmer ſein, wenn das Gut, welches Gott einem ſeiner Kinder gönnt, ganz von demſelben genoſſen wird, als halb. Du wirſt, um dis zu bewerkſtelligen, alles beitragen helfen, und am Ende den Troſt davon haben, daß du den Faden da aufnahmſt, wo Gott ihn fallen lies, und Menſchen das genieſſen laſſeſt, was Gott ihnen gab! Schöner kannſt du doch wohl nicht handeln, als wenn du — Gott ablöſeſt. — —

Das Wohl meines Bruders, ſpricht der Redliche, iſt mein Wohl. Er ſteht mir zu nahe, ſollt ich nicht froh drüber ſein, wenn er glücklich iſt? — Ach ſeis, Rechtſchaffener! ſeis! **Von deiner Familie iſt nun ein Mann mehr verſorgt! — Unter den Kindern unſers allgemeinen Vaters iſt eins wieder mehr ausgeſtattet!** — Du darfſt weiter nicht **ängſtlich** ſorgen fürs glückliche Kind — über lang oder kurz ſorgts wohl für dich.

Bruder! bei der Würde deiner Natur — bei all deinen Beſtrebungen, Menſchen glücklich zu machen — bei der Zärtlichkeit für deinen Schöpfer und für dich — — fliehe den Neid! Wer erſt Neider iſt, der wird Räuber unter Umſtänden; und wer erſt Räuber iſt, der wird wieder Mörder unter Umſtänden. Alles, ſo wie 's ſchon geſagt ward, und wie ichs nachſage — ſonnenklar! Gönnen las uns, von ganzer Seele gönnen, was die höchſte Weisheit und Güte unſern Brüdern zutheilt. Verſchönern wollen wirs ihnen; ſo ſind wir Werkzeuge, die Gott wählt, ſein Werk zu vervollkomnen. Und das wollten wir nicht ſein? Nicht von ganzem Herzen ſein? — So müſte die Stufe auf der Leiter brechen, worauf wir ſtehn, und wir müſten keine wieder finden, auf der wir ruhten! — —

* * *

Wenn unſer drei beiſammen ſtehn, und ich in der Mitte, und mein Nachbar zur Rechten iſt im Rauſch und der zur Linken in einem Anfall von Spleen, und wir ſehen uns alle rings umher um, und der Mann im Rauſch ruft darauf aus: Eliſium! Eliſium! und der Mann im Spleen, ſchreit: Tartarus! Tartarus: ſo mag ich gern beiden auf die Schultern klopfen, erſtern ſanft, letztern etwas derber, und dazu ſprechen: Guten Nachbarn, weder das eine noch das andere! Laſſe Rauſch und Spleen überhingehen! ſchaut denn noch einmahl um euch her mit geſetztem, männlichen Blick, ſo werdet ihr zwar mit weniger hochaufbrauſendern Jubel, aber doch auch mit tiefniedergedämpften Gram die Erfahrung machen, daß — **wahre Beſchaffenheit der Welt, worinn wir leben, — Uebergewicht des Guten ſei.** — — Und wenn denn dis iſt, ſo kann jeder ehrliche Kerl mit der ganzen Einrichtung des groſſen Hauſes, worinn es ſo viel tauſendmahltauſenderlei Bewohner gibt, für die doch alle geſorgt werden muſte, ganz wohl zufrieden ſein.

Des Guten Uebergewicht zu fühlen, Brüder! blickt erſt mit mir aufs Ganze hin. Da darf ichs denn euch wohl nicht lange ſagen, daß die Begriffe von Gut und Böſe gar relatifiſche Begriffe ſind. Wolltet ihr bei Betrachtung des Ganzen immer mit eurem Ich dazwiſchenkommen, und immer bei eurem Ich ſtehen bleiben: ſo thätet ihr weiſer, ihr gäbet die Betrachtung auf. Vom Ganzen wie viel ſeid ihr? — — Sehet ihr aber dabei beſcheiden und eures Ichs uneingedenk auf die langen Reihen eurer Mitgeſchöpfe hin; ſo werdet ihr finden, daß in der ganzen Welt nichts anzutreffen ſei, welches nicht für irgend eins derſelben gut iſt. Könntet ihr aus allen den unzählbaren Veranſtaltungen, welche von der Natur getroffen worden ſind, und noch getroffen werden, eine einzige ausgreifen, welche — allgemein böſe wär: ſo bin ich der erſte Mann, welcher mit euch auf ſie ſchilt. Habt ihr aber zween Tage lang darnach geſucht: ſo bitte ich euch, verſchwendet den dritten nicht dazu; ihr ſucht umſonſt! — Das iſt denn doch ſchon etwas, wobei uns für unſere gute Mutter ganz warm ums Herz werden mus! Sie hatte der

Kinder viel. Hat ſie nun nur alles ſo eingerichtet, daß immer einige derſelben bei ieder ihrer Einrichtungen gewinnen: ſo müſſen ihr die übrigen alle ſchon dafür mit dankbar ſein. — — Sie hat aber noch mehr gethan, als dis. Alle ihre Veranſtaltungen, welche ſie getroffen hat und noch trift, ſind von der Beſchaffenheit, daß — bei ieder derſelben die Zahl ihrer Kinder, welche dabei gewinnen, gröſſer iſt, als die Anzahl derer, welche dabei verliehren. Wenn ihr beim ſchrecklichſten Gewitter einzelne Scheuern voll Getreide abbrennen ſeht: ſo vergeſſet nicht, daß in denſelben Augenblicken wieder von der Natur die Anlage zu künftiger Anfüllung vieler hunderte von Scheuern gemacht werde. Wenn ihr hört, daß der Sturmwind hier oder da ein Dach abgedeckt, oder eine morſche Hütte umgeworfen habe: ſo wiſſet ihm Dank dafür, daß er wohl den Ausbruch eines Erdbebens vernichtet hat, welcher euch ganze Städte und Provinzen gekoſtet hätte. So iſt ieder Verluſt, welchen ein einzelner Theil der Schöpfung leidet, ein Opfer, welches die Natur zur Erhaltung aller übrigen Theile, oder des Ganzen, zulaſſen mus; das ſie aber ſo ökonomiſch einrichtet, als es die Verhältniſſe der Theile gegen einander verſtatten. Fanget ihr, Freunde, bei dieſem Gedanken nicht an, das Uebergewicht des Guten in ihren Einrichtungen ſtärker zu fühlen? — — — Noch mehr. Nicht nur mehrere von ihren Kindern gewinnen

nen allemahl bei ihren Veranſtaltungen; ſondern auch den Leidenden, wird ſelbſt ihr Verluſt oft über lang oder kurz wieder Gewinn. Gewinn höherer Glückſeligkeit und Schönheit; zu denen ſie nicht gelangen konnten, wenn ihnen durch ienen Verluſt dazu nicht der Weg gebahnt ward. So fändſt du ohne völlige Entblätterung nicht künftige neue Blüthe; ſo ginge ohne Schmerz der Krüppel nicht wieder geſund umher. Indem ſo den leidenden Theilen ſelbſt durch den Verluſt wieder Gewinn zuwächſt, wird das Ganze immer vollkommener, das Uebergewicht des Guten im höchſten Grade fühlbar . . . .

Habt ihr, Brüder, ſo das Ganze überſchaut, ſo kehrt hernach zu eurem Ich zurück. So wie dort, findet ihr auch hier überwiegendes Gute. Kommt zu dieſer Betrachtung nur nicht mit falſchen Begriffen von Menſchenglück und Menſchenbeſtimmung: urtheilt nicht übereilt und glaubt, daß, um mit Zuverläſſigkeit zu entſcheiden, ob dis oder iens für euch gut oder böſe ſei, ihr weniger auf den Anfang, mehr aufs Ende ſehen müſſet. —— —— In eurer Natur ſelbſt iſt offenbar überwiegendes Gutes. Welche vortrefliche Triebe hegt ihr in eurem Buſen nach Wahrheit, nach Tugend und Menſchenliebe? Vom Dieb am Galgen nehmt freilich die Schilderung derſelben nicht, er iſt dazu nicht mehr Bild. Nehmt ſie vom unverdorbenen Jüngling, der wenig Böſes ſah, von der Natur nicht abgewöhnt ward und einen edlen Freund fand, welcher ihn leitete. Hat euer Herz ſeine Schwächen — — wozu empfinget ihr die Vernunſt? Gelangs dem Weiſen nicht ſchon oft, ſeine Leidenſchaften zu bändigen und über ſich ſelbſt zu ſiegen? — — Im Leben ſeid nur nicht undankbar und vergeſſet der glücklichen Stunden ſo bald ſie dahin ſind, um der traurigen Jahre lang eingedenk zu ſein. Gewis iſt die Summe des Guten, welches uns trift, viel größer, als die Summe des Böſen. Man braucht dazu nicht König oder Fürſt zu zu ſeyn, um ſo ſagen zu können. Ein redliches Herz darf man nur haben: ſo ſtimmt man ſich bald in dieſen Ton. Beſitzen wir dis, ſo kann kein Böſes im höchſten Grade für uns böſe werden. Immer wirds der Gedanke ſchon mildern daß es nicht Folge unſerer Verſchuldung ſei und bey dieſem Bewuſtſein kann man nie ganz elend werden. Unſere menſchlichſten angenehmſten Empfindungen werden auch oft durchs Unglück in uns erſt recht rege gemacht. Das Gewahrwerden der Achtung und des Mitleids, welche uns Redliche, die unſers Leidens Zeugen ſind, zu erkennen geben, erquickt uns zugleich. Das Unglück ſelbſt, wenns überhin iſt, ſetzt uns in den Stand, den Werth des darauf folgenden beſſern Ereigniſſes beſſer ſchätzen zu lernen. Würde nur frühzeitig in dem Buſen junger Weltbürger moraliſches Gefühl geweckt; unterhielten, ſtärkten ſie 's denn durchs ganze Leben hindurch — wie viel Böſes würde auf der Stelle unter ihren Händen in Guts ſich verwandeln!

So ſehn wir denn Brüder, allenthalben des Guten ſtarkauffallendes Uebergewicht; und wohl uns, daß wir es ſehen! Nichts vermag uns lebendiger, durchdringender von der höchſten Vollkommenheit und Liebenswürdigkeit unſers Urhebers zu überzeugen, als dis Gewahrwerden, daß in allen ſeinen Einrichtungen, die er mit der ganzen Welt und mit uns traf, mehr Gutes als Böſes ſei. Finden wir des Letztern hie und da etwas: ſo müſſen wir uns damit zufrieden ſtellen, daß es nichts allgemein böſes ſei, und daß bei der unzählbaren Mannigfaltigkeit der Theile dieſer oder iener beim Gewinn der übrigen leiden muſte. Fühlen wir denn aber allenthalben in ſeinen Werken des Guten Uebergewicht: wie zufrieden werden wir auf dem Platze ſtehen, auf den er uns ſtellte! Mit welcher Hofnung werden wir nach ihm aufblicken! Wir ergeben an ihn werden wir in iede Lage unſers Lebens eingehen, ſo bald wir nur wiſſen, daß uns unſer eigen Herz in derſelben keine Vorwürfe machen könne. — Ich glaubs nun einmahl Brüder! daß dis der ſicherſte Weg ſei, Menſchen zu wahrer Religion zu leiten, daß man ihnen das Uebergewicht des Guten in der Welt recht fühlbar mache. Hiervon ſollten unſere Schulen ſchon ertönen und all unſere Kirchwände wiederhallen! In allen Anleitungen zur Ruhe und zur Glückſeligkeit ſollte dis das ſtärkſte Kapitel — im chriſtlichen Glauben der Appendix zum erſten Artikel — und in allen Geſangbüchern das Süiet der Hälfte unſrer Lieder ſein! — — Auch wird unſer Herz dadurch vortreflich in Ausübung des Guten geſtärkt, wenn wir allenthalben das überwiegende Gute erkennen. Iſts denn nicht die Einrichtung der Welt, von der wir die Regeln zur Einrichtung unſers Lebens abſtrahiren? Woher empfangen unſere Werke Weisheit und Güte, als von dem Anblick der Ordnung und Vollkommenheit, welche wir in den Werken der Natur antreffen? Sollen wir nun ihr und ihrem Urheber nachahmen, wie werden wir denn dafür Sorge tragen, daß auch in der Reihe unſrer Handlungen Uebergewicht des Guten ſei! da mus keine menſchliche Seele ſein, in der noch nicht alle Anlage zum Guten verſchüttet iſt, für welche nicht dieſer Gedanke eins der überredendſten, zwingendſten Motiſe zur Tugend wär! —

O darum Brüder, verwendet eure Sorgſalt darauf, allenthalben — auch da, wo ihr Böſes findet, das überwiegende Gute zu ſuchen! Unvoreingenommenen, unverdorbenen Gemüthern ſtellt es ſich bald in all ſeiner Klarheit dar. — Erblickts denn euer forſchendes Auge, ſo jauchzet darüber, wie ich! Stellts hoch auf und weiſets gern allen euern Brüdern, wie ich! — Preiſet dafür der beſten Welt Vater mit mir! Macht alsdenn das Leben zur beſten Welt Abglanz mit mir! — — —

Feierlichtief dringt ins fühlende Menſchenherz der Anblick uralter Denkmähler und aller ehrwürdigen Ueberreſte grauer Vorzeit! Ha! wie man da ſo voll wird von heiligem Ernſt und von ſanftzaubernder Phantaſie! — Nur den zehnten Theil wünſch' ich mir oft von den Empfindungen, welche die Seele Niebuhrs während ſeiner Wanderungen haben muſte! den Mann kann ich mir recht vorſtellen, wie er bald hie bald da ſtand und ſtaunte, die Hände unter heiligem Schauer faltete und ſchnell in Jahrtauſende zurückgerückt ward.

Vor einiger Zeit geſchahs, daß mich eine Reiſe, die ich zu einem meiner entfernteren Freunde that, durch einen Wald führte. Ich ritt, wie ich immer zu thun pflegte, wenn ich durch Büſche reite, Schritt für Schritt; denn der Mann, welcher durch ein Gehölz galopiren kann, verſteht ſich noch nicht ganz auf den Genus der Natur. Mit den Parforceiägern iſts eine andere Sache; aber da hab' ich denn auch mehr denn tauſendmahl meinen Kindern es ſchon geſagt, daß ich — um alles in der Welt willen kein Parforceiäger ſein wollte; und wenn dis Leute ſein können, bei denen viele andere oft etwas zu ſuchen und zu bitten haben: ſo — — — —. Wie ich da ſo mit verhängtem Zügel und mit heruntergeklaptem Huth ritt, und mein Herz Thorwegsweit allen den ſanften, ſchmelzenden Eindrücken öfnete, welche von allen Seiten die ſchöne, kunſtloſe Natur auf mich machte, erblickte ich zur Rechten tief im Walde hohe, hangende Mauern, welche mir irgend ein verfallenes, uraltes Gebäu ankündigten. Es war nun keineswegs mehr die Frage bei mir, ob mein Weg bei den Mauern eigentlich vorbeiführe oder nicht — ob ich zu Abend oder zu Mitternacht ins Wirthshaus kommen würde, wo ich raſten wollte; ich hatte mein Pferd ſchon gelenkt, ohne daß ich mich deſſen deutlich bewuſt war und nach einer halben Viertelſtunde war ich an Ort und Stelle. Es war ein altes, zerſtörtes Schlos, welches ich nun vor mir ſah; vor Jahrhunderten der Wohnſitz eines edlen, ſtreitbaren deutſchen Ritters. Gewaltige Mauern, auf der einen Seite mit Wintergrün bewachſen, über und über bemooſet, oben mit langem Graſe und Ebritſchen-Bäumen begrünt, ſchwebten mir da entgegen und ſchienen augenblicklich den Einſturz zu drohn. An einigen Orten ſah ich noch die Löcher, wo Fenſter geweſen waren. Rings umher ſtarrte ein dicker Wald und nur von der einen Seite, woher ich gekommen war, waren dieſe ehrwürdigen Ueberreſte des Alterthums zu ſehen. Ich ſtieg vom Pferde, bands an eine junge Eiche und ging durch die geweſene Thüre, in die verwüſtete Burg. — Ha! Brüder! welch ein feierlicher Schauer ſchütterte mich da! Ich ſtand auf dem groſſen Steinhaufen unter mannshohen Brenneſſeln und Diſteln, und das Herz fing mir gewaltig an zu klopfen. Die Mauern ragten fürchterlich über mir und um mich her; bald fiel hier, bald dort ein Stein herab, den der letzte Sturm losgeriſſen hatte; zu meinen Füſſen wanden ſich Schlangen in Sprüngen; aus den Löchern in der Mauer flogen die Eulen hervor. — — — Nie hatte das Bild der Vergänglichkeit dichter und lebhafter vor meinen Augen geſchwebt, als hier. Vor wie vielen Jahrhunderten, dacht' ich, magſt du erbaut worden ſein, verfallne Burg? Wie hies der edle Ritter, welcher dich bauen lies? Wo ſtäuben die Hände der Maurer, welche dieſe furchtbaren Wände aufführten? Iſt denn nichts unter allen, was Menſchen ins Werk ſetzen, den Verwüſtungen ununterworfen, die die Zeit anrichtet? Bauet der Vorfahr nur, damit der ſpätere Nachkomm einfallen ſehe? Wie lange war dieſes Gebäu der Wohnſitz der edlen Ritterfamilie? Durch wie viele Veränderungen ging, ſeitdem der Grund dazu gelegt ward, die deutſche Nation?

Welche Modifikationen erlitten ſeit der Zeit in ihr Geſchmack, Religion, Volkskarakter, Wiſſenſchaften und Künſte? Wie dachte man damahls über Gaſtfreiheit, Mäſſigkeit, Tapferkeit, Vaterlandsliebe und deutſche Treu? Was für ein verheerender Krieg wars, welcher dieſe Burg zerſtörte? Fielen der letzte Beſitzer, ſeine Frau und ſeine Kinder wohl unterm mörderiſchen Schwert des eindringenden Feinds? War die letzte Menſchenſtimme, welche hier ſchallte, wohl das Gewinſel eines Neugebohrnen, den ein Unmenſch gegen die Mauer ſchleuderte — oder wars das Geſchnattere einer Räuberbande, welche nach einigen Jahrhunderten hier den Tag über Sicherheit ſuchte? — — Eine melancholiſche Stille wiegte mich nun ein. Ich ſetzte mich auf einen groſſen Stein, welcher in der Mitte des verwüſteten Platzes lag, und ſchaute aus den Trümmern zum offenen Himmel, welcher allerliebſt blau über mir ſich wölkte. So ein Anblick des Himmels aus einem zerſtörten Menſchenhauſe dringt bis ins Innerſte des Herzens! Unter dir, dacht' ich, ward gebaut und wieder nidergeriſſen! Und der, welcher in dir wohnt, ſah dis alles! Sahs und lies ſeine Sonne ſcheinen über die Leute, welche bauten, über die, welche darinn wohnten, und über die, welche es zerſtörten! Das Jahrtauſend, während deſſen dis alles geſchah, war ihm, ſo wie mir eine Abendſtunde, in der ich Kindern zuſehe, wie ſie von Karten ein groſſes

Haus aufſetzen, einigemahl drum herum gehen und mit den Händen klatſchen, und hernach es wieder zuſammenwerfen. Warlich, könnte man nicht aus ſo einem wüſten, verödeten Steinhaufen noch mit Zutrauen zu ihm aufblicken, welch ein ſchreckensvoller Aufenthalt wär er! Aber daß ich dis hier kann, verwandelt die alten morſchen Mauren in ein glänzendes Luſtſchlos! Er, er wird bleiben, wie er iſt — wird Menſchenkinder laſſen fortbauen und fortniderreiſſen — und wird ſie, ſo oft ſie das erſte thun, noch um ein gut Theil mehr lieb haben, als wenn ſie das letzte verrichten! — — Indem ich ſo weiter raiſonniren wollte, ſprangen nicht weit von mir ein Paar Marder hervor, iagten ſich, ſetzten die Mauer hinan und ſpielten auf derſelben verliebt. Ich enthielt mich auch der kleinſten Bewegung, um dieſe wilden Liebenden in ihrer Freude nicht zu ſtören. Der Gedanke, daß einſt Weſen meiner Gattung ſo vergnügt hier beiſammen gelebt hatten, als dieſe Thiere nun, beugte mich zwar ſehr; doch ſah ichs gern, daß, da nun einmahl Menſchen hier nicht mehr der Freundſchaft und der Liebe Freuden genieſſen konnten, dieſe wenigſtens von Mardern daſelbſt noch genoſſen würden. Mein Herz ward dieſen Raubthieren ſo zugethan, daß ich den Wunſch für ſie that, daß nie ein auf ihren Balg erpichter Jäger hieher kommen und ſie in ihrer Ruhe ſtören möchte. Sie ſprangen auf der andern Seite die Mauer hinunter, und ich ſtand auf. — Dreimahl umging ich noch die verwüſtete Burg und preſſte mich durchs Geſträuch hindurch. Ein Brunn, gröſtentheils verfallen, war noch auf der Hinterſeite ſichtbar; ich warf einen Stein hinunter und hörte ihn, wie er in Waſſer fiel. Nicht weit vom Brunn ſtand ein ſteinern Kreutz, worunter vielleicht ein edler Ritter begraben lag. — — Starret ungeſtört hart, ſprach ich, ihr tief im Walde verborgenenen Reſte eisgrauer Vorwelt! Gebt, da Menſchen euch verlaſſen haben, kleinen friedlichen Thiergeſellſchaften, fernerhin Raum! Kein Reiſender, wenn er euch von fern entdeckt, gehe, ohne euch zu beſuchen, vorüber! Zwiſchen euren morſchen Mauren denke er denn heilige, groſſe Gedanken — ſehe Bild, ſchütterndes Bild aller irrdiſchen Hinfälligkeit und blicke aus den Steinhaufen und Brenneſſeln zum unwandelbaren Gott mit vertraulicher Seele hinauf! — — Nun ſchrieb ich meinen Nahmen mit Kreide an einen groſſen, ſchwärzlichen Stein in der Mauer, dachte Wunder, was ich damit gethan hätte, ſchwang mich wieder auf mein Ros und ritt meinen Weg ſacht weiter. — Den ganzen Tag über ſchwebten die hangenden Mauren vor meinen Augen und in der Nacht drauf hab' ich das ganze verwüſtete Schlos im Traum neu aufgebaut.

* * *

Müſſige Hände edel beſchäftigen — dis iſt ein Verdienſt Brüder, welches im geſellſchaftlichen Leben dem Mann, welcher ſichs erwirbt, einen der ſchönſten Kränze flicht. — —

Da iſt doch unter allen Bürgern in einem Staat wohl keiner, der nicht aus dem Schoſſe der Menſchengeſellſchaft, worinn er lebt, beträchtliche Segnungen nehme. Der Eintritt des ärmſten Menſchen in die Welt ſetzt ſchon um ihn her einige andere in Thätigkeit. Er würde nicht gehen, nicht reden lernen, wenn ihm die Geſellſchaft ihren Beiſtand verſagte. Sein Brodt, welches er genieſt, erwuchs unterm Schweis des Landmanns, und iſt er auch noch ſo elend gekleidet, ſo werden immer ſechs Handwerker einige Stunden lang daran zu arbeiten haben, ſeine Blöſſe zu bedecken. — Iſts ſchon ſo mit dem zerlumpten Taglöhner, wie wirds nicht ſein mit dem vergoldeten Baron? Dieſer ſage nicht: ich lebe von meinem Gelde; ich bezahle die Geſellſchaft für alle ihre Dienſte und bin ihr keinen Gegendienſt weiter ſchuldig. Offenbar verdirbt er damit ſeine eigene Sache. Was iſt ſein Reichthum anders, als — Vermögen, im Schoſſe der Geſellſchaft geſammlet? Hatte noch dazu einer ſeiner arbeitſamern Vorfahren die Mühe des Sammlens für ihn übernommen — was kann er zu ſeiner Rechtfertigung ſagen? — — Und gewährte uns die

Geſellſchaft nichts als Ruh und Sicherheit, wärs nicht viel, das ſie uns damit reichte? — Kann ſolchergeſtalt kein Mitglied eines Staats auftreten und ſagen: der Staat iſt nicht wohlthätig für mich; ſo darf auch kein Mitglied gefunden werden, welches nicht für das Wohl des Staats auf irgend eine Weiſe wieder thätig wäre. Der Mann, welcher müſſige Hände edel beſchäftigt, verhilft der Geſellſchaft zu einer alten Schuld, die ſie an dem, welchem die Hände gehören, zu fordern hatte. —

So läſſet ſich auch keine glückliche Geſellſchaft denken, worinn nicht alle Glieder derſelben für ihr gemeinſchaftliches Wohl arbeiten. Ich ſtelle mir einen kleinen Statt von hundert Bürgern vor. Sie bauen; bauen alle an einem Hauſe. Das Haus iſt das **Gebäu ihres Wohlſtands**, welches ſie aufführen. Jeder von ihnen hat ſeine angewieſenen Tagwerke beim Bau. Verrichten ſie alle ihre Arbeiten mit Fleis und Genauigkeit: ſo wächſt der Bau unter ihren Händen zu einer liebenswürdigen Vollkommenheit. Sind aber zehen unter ihnen, die die angewieſenen Arbeiten nicht vollenden; ſo bleibt das Gebäu auf der Seite, wo ſie ſtehen, mangelhaft. Arbeiten ſie nun gerade am Grunde mit, oder ſollen ſie Säulen helfen ſetzen, Mauren ziehen — wie wenig läſſet ſich denn ſo gar vom ganzen Bau erwarten? Wer ſoll die Lücken ausfüllen, welche ſie laſſen? Sollens ihre fleiſſigern Mitbürger etwa? So wärs alſo Lohn des Arbeitſamen, daß man ihm noch mehr Arbeit auflegte! Und wenn ſie denn aus edlern Eifer für die Geſellſchaft doppelte Arbeit auch verrichten wollten, werden ſie 's können, wenn ihre eigene ſchon den ganzen Mann erfordert? Jede Bürgerhand, welche nicht arbeiten will, iſt alſo eine Hand, welche ſich dem allgemeinen Beſten unredlich entzieht, und der Mann, welcher ſie edel beſchäftigt, gibt dieſe Hand der Geſellſchaft zurück, der ſie zugehört.

Kömmt nun überdis noch dazu, daß die müſſigen Hände — leere Hände ſind, daß ſie täglich von der Geſellſchaft mit den Befridigungen nothwendigſter Bedürfniſſe angefüllt werden müſſen, welch eine unerträgliche Laſt ſind dieſelben für ſie! Man kann die Eigenthümer dieſer Hände nicht nur für das, was ſie gleich beim erſten Anblick ſind, für öffentliche Taugenichtſe, ſondern auch für Räuber halten. Sie bringen nicht nur nichts in den Schoos der Geſellſchaft zurück, ſondern ſie entwenden auch noch täglich daraus; entwendens edelgeſinnetern Unglücklichen und beſſern Abſichten, welche dadurch hätten erreicht werden können. Es wird daher immer einer der wichtigſten Gegenſtände der Policei ſein müſſen, ſchlechterdings aller öffentlichen Bettelei zu wehren, und ſolche Anſtalten zu treffen, daß jede noch ſtarke, zur Arbeit taugliche Mitbürgerſtand auf irgend eine Art ſich gemeinnützig beſchäftige, und daß ſelbſt Krüppel und Greiſe, die ohn' alle menſchliche Unterſtützung ſind, nicht Allmoſen auf den Straſſen einſammlen, damit ihr Anblick nicht den geſundern, iüngern Müſſiggänger zur Nachahmung reitze. Da, wo man von Menſchenliebe und Patriotiſmus zugleich glüht, weis man bald von den rohen Produkten, deren iedes Land immer einige hat, eins auszuwählen und durch Bearbeitung deſſelben ganze Tauſende von Händen für den Staat in eine nützliche Bewegung zu ſetzen; ſtatt, daß man es, wie es die Natur gibt, ausführt, den Gewinn der Bearbeitung deſſelben dem Nachbar überläſſet, es hernach, wenn es bearbeitet iſt, wieder mit neuen Verluſt ins Land zieht, und während, daß man dis alles nach altem Herkommen thut, im Bienenſtock des Staats eine Menge von Hummeln ernährt, welche das Honig, ſo die arbeitſamen Bienen etwa noch einſammlen, verzehren helfen. Es iſt dis um ſo viel nöthiger, weil die Erfahrung lehrt, daß da, wo öffentliches Betteln erlaubt iſt, der Müſſiggänger von Jahr zu Jahr mehrere werden. Jeder lüderliche Hauswirth braucht weiter nichts, als, daß er ſich über die Schande wegſetze: ſo beruhigt er ſich damit, daß ihn am Ende, wenn er alles durchgebracht hat, ſeine ökonomiſchern Mitbürger für ſeine Verſchwendung durch gemeinſchaftliches Almoſengeben noch belohnen müſſen. Ereignet ſichs denn, daß nach einer Reihe von wohlfeilen Jahren, wo die Bettelei um ſich ris, eine groſſe Theurung erfolgt: ſo mag ſich die Geſellſchaft ſelig preiſen, wenn nicht eine Nacht um die andere gewaltſame Einbrüche geſchehen. — Was glaubt ihr, Freunde, daß der Mann verdiene, welcher dazu beitragen hilft, daß müſſige Hände auf eine edle Art ſich beſchäftigen müſſen? — — Doch ihr könnet ihn nicht ſo belohnen, wie ihn ſein eigen Herz ſchon belohnt — durch den Gedanken belohnt, daß er — Wohlthäter ſeiner Nation geweſen ſei! — —

Die Folgen des Müſſiggangs ſind wichtiger, als man beim erſten Anblick denkt. — Es iſt doch nicht möglich, daß Menſchen lange in voller Unthätigkeit bleiben können. Wiſſen ſie ſich nicht edel zu beſchäftigen, ſo werden ſie es bald auf eine unedlere Art thun. Sie verfallen auf Thorheiten und Ausſchweifungen. Die äuſerſte Unmoralität bezeichnet bald alle ihre Handlungen. Unter alle Würde der menſchlichen Natur herabgeſunken, arten ſie zur Viehheit hin, und die Geſellſchaft mag die Fürſehung ſegnen, wenn irgend ein wohlthätiger Krieg durch gewaltſame Werbungen ſie von einem Theil dieſer Böſewichter befreit. — Irreligioſität folgt der Immoralität auf den Fus. Menſchen, welche in allen Laſtern ſich herumwälzen, mus der Glaube an das Daſein eines Gottes bald läſtig werden. Die Hofnung eines künftigen Lebens hat für ſie keinen Reitz mehr, weil ſie hören, daß man dort das erndten ſoll, was man hier ſäet. Sie werden beide alſo verwegen wegwerfen, oder ſich wenigſtens überreden, ſie weggeworfen zu haben. Da ihr eigen Herz ſich nicht mehr ſchätzt, haben ſie nun nichts mehr vor ſich, welches ihrer Zügelloſigkeit Einhalt thue. Der Ausflus flieſt alſo wieder zur Quelle, und ſo wie die Irreligioſität eine Folge ihrer Unmoralität war, ſo wird nun dieſe wieder durch iene bis zur höchſten Verabſcheuungswürdigkeit ſteigen. — Ereignen ſich allgemeine Nothfälle fürs Vaterland, ſo wird ſich daſſelbige von ſolchen müſſigen und verdorbenen Bürgern nicht den geringſten Beiſtand verſprechen können. Die Kräfte zum Guten haben in ihnen längſt ihre Elaſticität verlohren. Entnervt und ſchlaff werden ſie zur Tapferkeit, zum Muth und zu einer verzweifelten Gegenwehr ungeſchickt ſein. Die Geſellſchaft mag nicht nur von ihnen nichts Guts erwarten; ſie mag auch alles Böſe noch von ihnen fürchten. Für den ſchändlichſten Preis, der ihnen gebothen wird, werden ſie ihr die verruchteſte Untreue zum Dank für alle empfangene unverdiente Wohlthaten erweiſen und — wenn ſie Gelegenheit dazu bekommen, ſogar Verräther des Vaterlands werden .... O wie edel handelt ein Mann, welcher darauf ausgeht, müſſige Hände gut zu beſchäftigen! Er iſts, der den Saamen der Tugend, der Religion und der Vaterlandsliebe in dem Buſen aller derer zum keimen bringt, die er in eine redliche Thätigkeit ſetzt! Ihn müſſen dafür ſegnen alle Gottes- und Menſchenfreunde! Am Abend, wenn er zu ſeiner Ruh eingeht, müſſe er heiter noch ſeine Hände zuſammenlegen, in die letzte Lage zuſammenlegen, weil ihm ſein Herz ſagt, daß andere Menſchenhände nach ſeinem Hintritt noch durch ihn arbeitſam im Guten ſind! Segnen müſſe ihn ſein Vaterland und ſein Fürſt! Segnen müſſen ihn zuletzt auch alle noch, die er aus müſſigen Mitbürgern zu nützlichen Gliedern der Geſellſchaft umſchuf, wenn ſie denn zu fühlen anfangen, daß ſie — beſſere Menſchen durch ihn geworden ſind!

◆

Auf! junger Freund! las uns edelarbeitſam und raſch zum Nützlichwerden für uns und unſere Brüder ſein! Sieh — Arbeitſamkeit lohnt mit groſſen, menſchlichen Freuden.

Kräfte dazu haben wir; Kräfte dazu gaben uns die Natur und Gott! Wozu das Mark in unſern Gebeinen — wozu die Lenkſamkeit unſerer Glieder — wozu die Lebensfülle in all unſern Adern — wozu unſere höhern geiſtigen Fähigkeiten — wozu die Reitzbarkeit der Triebe unſres Herzens, als — — zu einer edlen, menſchlichen Thätigkeit? So viele Schätze aus dem Allſchatz ſeiner Barmherzigkeit gab uns doch wohl der weiſe Geber nicht, daß wir ſie — vergraben ſollten? Iſt Zuſammenhang, iſt Ordnung in allen ſeinen Veranſtaltungen: ſo muſt du glauben, daß er dir iede deiner Kräfte dazu verlieh, daß ſie wirkſam werden möchte; und dieſen Beinahmen verdienen ſie nicht, wenn ſie nicht Gutes wirken. Sag, mus dir nicht jedes Gefühl deiner Kräfte denn erſt ein recht frohes, ſeliges Gefühl werden, wenn dir dein Herz ſagt, daß du ſie ihrer Beſtimmung gemäs verwendet haſt? dis Gefühl ſtelle, wenn du die Wonnen deiner irrdiſchen Tage überſchauſt, hoch oben an! Es erweitert die Bruſt — reckts Haupt himmelempor — — und läſſet dich ſelbſt in den groſſen, langen Reihen von Kindern, die die Gottheit ſchuf, als ihr beſtes und geliebteſtes erblicken.

Wendeſt du deine Kräfte ihrer Beſtimmung gemäs an, ſo übeſt du ſie. Uebung iſt Stärkung! So lerneteſt du durch oft reden recht reden — durch viel gehen ſicher gehen; — ſo ward der Arm des Mannes, welcher damit viel um ſich grif, hub und trug, dreimahl ſtützender, als der Arm des Weichlings, dems ſchon mühſame Arbeit iſt, mit ſeinen eigenen Händen ſich anzukleiden. Erwäg, wie ſich dir die Geſchäftigkeit empfiehlt, wenn ieder vernünftige Gebrauch deiner Kräfte ein Fortſchritt auf dem von der Natur ſelbſt vorgezeichneten Wege zu ihrer Ausbildung iſt! Was that Gott, wenn er Anwendung und Vervollkommung deiner Fähigkeiten ſo genau mit einander verband? Wollt' er in dem Augenblick, da du zum erſten mahle das Band fühlteſt, dir nicht den erſten, feierlichſten Wink geben, von nun an dieſelben zu üben? — Was thäteſt du, wenn du dieſer Bemerkung, welche du ſtündlich machen kannſt, ungeachtet, ungeſchäftig und träge ſein wollteſt? Wärs nicht, als ſprächſt du laut, daß Gott und Menſchen es hörten: ich mag nicht ſtärker — ich mag nicht weiſer und vollkommener werden? — — —

Könnteſt du auch wohl eine deiner Freuden in menſchlicher Fülle genieſſen, wenn du nicht edelthätig ſein wollteſt? — Sieh, Freude ſoll nur Lohn der nützlichen Geſchäftigkeit ſein! Schämen mus ſich der Mann, welcher den Tag über nichts that, das auch nur einer Gurke werth war, wenn er am Abend ſich hinſetzen und mit ſeinen Freunden lukulliſch ſchmauſen will! Und iſt unter den Schmausgeſellen nur ein Einziger, welcher in den Frühſtunden einen Weg zu Fus zu einem Kranken über Land machte, oder in der Veſper eine wohlgeſetzte Oratiunkel hielt, oder, wenn beides ſein Amt nicht war, zwiſchen eilf und zwölf Uhr Mittags dem Nachbar an einem ſeiner Kleidungsſtücke tüchtig etwas ausbeſſerte, würd' er Ihn, wenn ſelbiger nicht mit Geſchmack zu genieſſen ſcheint, ohne Niedergeſchlagenheit anſehen können? — Ich mags Brodt nicht, wenn ichs nicht verdient habe; denn kurz und gut — es ſchmeckt nicht! Der Mann hatte Recht, welcher ſprach: wer nicht arbeitet, ſoll auch nicht eſſen; denn, wie geſagt, es ſchmeckt nicht, und wer nicht gearbeitet hat, thut beſſer, er hungert. — So iſt unter allen deinen Genüſſen, welche du haben kannſt, keiner, welcher es dir ganz, menſchlichganz wird, wenn du nicht während deſſelben ihn als Segen deiner edlen Thätigkeit betrachten kannſt. Das beſte fehlt ihm. Dein Herz ſagt dir nicht, daß er — *warhaftig* dein ſei. Haſt du aber deiner Kräfte edle, wohlthätige Anwendung bewirkt, biſt du treu geweſen im Abtrag deiner Pflichten, und wird dir denn der ſchönſten Wonnen eine zu Theil: ſo umarme ſie heiter und ſchamlos; ſprich mit edler Seele: ich war deiner werth! Las dich ſie zu neuer, nützlicher Anwendung deiner Kräfte aufmuntern, ſo liebſt du Gott, die Tugend und dich! — —

Willſt du einen recht muthvollen, unerſchrockenen Jüngling ſehen? Schau auf den arbeitſamen Jüngling — der iſts! Er hat Gefühl ſeiner Kräfte. Oft wendete er ſie ſchon edel an und ſah, daß ihm die Anwendung gelang. Nun beugte ihn nicht gleich iedes Misgeſchick, iede hervortretende Gefahr. Mit voller Kraft, wie immer, geht er ihr entgegen und arbeitet ſich durch ſie hindurch. Wie es ihm da ſo vortreflich zu ſtatten kommt, daß er durch Uebung Starkſein empfieng! Er läge unter, hätte er zuvor ein Leben in träger Ruh geführt. Nun ſiegt er. Und wird er überwunden: ſo richtet ihn das Bewuſtſein auf, alle ſeine Kräfte angewendet zu haben, und der Glaube, daß der Zuſammenhang der Dinge ſeine Rettung nicht leide.

Und iſts denn nichts, ſich Menſchen verbindlich gemacht zu haben? Iſts denn keiner Bohne oder Perle werth, zur linken Freund, zur rechten Hand Vater genannt zu werden? Hier Beförderer, dort Vollender des Guten geweſen zu ſein? — Wie ſie ihn umringen, den geſchäftigen Mann — alle die, für welche er redlichthätig ward! Wie ſie ihn ſchätzen, empfehlen und gern an ihren Freuden Theil nehmen laſſen! — Neben ihm ſteht der Müſſiggänger — verlaſſen, unverbunden mit ſeinen Brüdern, welche ihm durch nichts verpflichtet ſind, ohn' Achtung und Dank, träge Laſt der Erde. — —

Ich weis nicht, was für gar beſonders angenehme Empfindungen es ſind, die uns durchſtrömen, wenn wir irgend etwas in der Welt glücklich zu Stande gebracht haben. Wir faſſen den Entſchluß dazu — trafen all unſere Masregeln — fingen an zu arbeiten — wurden nicht müde dabei — führtens zuletzt zweckmäſſig aus. Wie wir uns ſo recht in unſerer menſchlichen Würde fühlen, wenn wir in der Betreibung eines nützlichen Geſchäfts einen Fortſchritt nach dem andern thun — wenn das Werk unſerer Hände unter unſern Händen wächſt! Als kleine Schöpfer ruhen wir denn nach vollbrachter Arbeit mit uns ſelbſt zufrieden, gewähren uns noch einmahl den ſuſſen Anblick unſrer Schöpfungen, und finden, daß ſie — gut ſind. — Wie wenig verſteht ſich doch ein Menſch auf ſeine eigne Behaglichkeit, wenn er auch nur die mäſſigſte Anſtrengung ſeiner Kräfte ſcheut und ſein Leben zu einem immerwährenden Raſttag macht!

Iſts an iedem Abend ſchon Schande, den Tag über nichts beträchtliches geleiſtet zu habe.* — welche Schmach mags am letzten unter allen ſein, auf der ganzen Reihe ſeiner Tage gröſtentheils eine öde Leere zu erblicken! denken zu müſſen: die Welt hätte wenig oder nichts dabei verlohren, wenn du niemahls ins Daſein hervorgetreten wärſt, oder gleich nach deinem Hervortritt dein Grab gefunden hättſt! — Ach! Brüder! Brüder! laſſt uns nützlicharbeitſam und edelthätig sein! Wie der träge, nachläſſige Landmann, der immer noch Zeit genung zum Säen zu haben glaubte, erſchrickt, wenn ihn ein frühzeitiger Winter überraſcht — ſo bebt der Müſſiggänger aufm Sterbbette! Ruhig aber fühlt der geſchäftige Mann das Schaudern des erſten Froſts. Du haſt dein Feld beſtellt, denkt er, las den Winter kommen! die Erndte wird nicht auſſenbleiben; eine ergiebige, reichliche Erndte! — O Brüder! iſt ein zweites Leben, hoffen wirs gern, wollen wir uns ſeine Hofnung recht anmuthig und reitzvoll machen: itzo mögen wir glauben, daß der nur mit menſchlichem Entzücken an daſſelbe denken könne, welcher im erſten Leben ein gutgeſchäftiger Mann war! **Werke folgen nach! Werke folgen nach!** Ermüde nicht, Edler! wenn du nicht vollen Lohn deiner Arbeiten von der Welt empfängſt! Es iſt immer beſſer — **noch zu fordern zu haben, als — ſchuldig zu ſein!** der ſchönſte Lohn iſt dir gewis — **dein Herz gibt ihn dir!** — Willſt du mehr? ſo — **hoffe, glaube!**

So lange ich noch konnte, macht' ich meine kleinen Reiſen gern des Sonntags; beſonders, wenn das Wetter alsdenn heiter war. Ich richtete mich ſo ein, daß mein Weg wenigſtens neben fünf, ſechs Dorfkirchen vorbeiführte. Nicht, als hätt ich die Prediger aufm Lande behorchen und kritiſiren wollen; welches, Gott weis! mir niemahls eingefallen iſt. Ich laſſe ieden gern in ſeinen Würden und denke immer, daß Gott es mit den Leuten aufm Dorf nicht ſo genau nehme, wie mit denen in der Stadt. Indeſſen ſah ichs doch gern, wenn in den Kirchen,

chen, welchen ich vorüber reiſete, eben Gottesdienſt war und geſungen ward. Ich weis nicht, meine Leſer! ob ihr die Erfahrung ſchon iemahls gemacht habt — wo nicht, ſo nehmt den erſten Sonntag dazu und verſuchts — was für entzückende Eindrücke es auf uns verurſache, wenn man im freien Felde bei heitern Himmel in einer mäßigen Entfernung, in einer Kirche ſingen hört. Ich habe in meinem Leben mir dis Vergnügen mehr' denn hundertmahl verſchaft, und wette noch aufm heutigen Tag drauf, daß ich, ſo oft ich dis that, mitten in der Kirche nicht ſo viel fromme Empfindungen gehabt haben würde, als da unterm offenen Himmel. — Sie wollen mich gewis heute behorchen, ſprach noch unlängſt einer von den Landpredigern meines Vaterlands, als er von der Mater aufs Filial ging und ich hinter ihn her ritt. Es war ein allerliebſtheiterer Sonntag, und ich antwortete ihm: Ja, das will ich auch; und zwar Sie und Ihre ganze Gemeine. Er fing ſchon an, damit ſich zu entſchuldigen, daß man aufm Lande nicht viel Zeit zum Studiren habe, und daß einem bei der vielen Arbeit und bei der Inkapacität der Zuhörer, welche man vor ſich habe, all Luſt vergehe, ordentlich zu predigen, als ich mit meinem Pferde ſeitwärts abbog und ihn mit den Worten zu beruhigen ſuchte: Gehen Sie ohne Sorgen, und laſſen Sie nur ordentlich ſingen! fein langſam und herzlich. — — Er ſchien froh darüber zu ſein, den ungebetenen Auditor zu verliehren; indeſſen mocht' er mir doch nicht völlig geglaubt haben, und es währte länger denn eine ganze Stunde, ehe, ob er gleich dicht am Dorf ſchon war, die Kirche anging. Ich lies michs nicht verdrieſſen, zu warten; mein Pferd graſete; ich ſetzte mich auf einen Stein mitten auf einer Waizenbreite und beſah einen Halm nach dem andern. Endlich ertönte vom Menſchengeſang feierlich der kleine Dorftempel. Es geſchah, warum ich gebeten hätte, und noch mehr. Man ſang andächtig langſam und — lange. Unter andern Liedern ſtimmte man auch den melodievollen Geſang an: Warum ſollt' ich mich denn grämen. Ton für Ton drange davon durch Mark und Bein. Ich erinnere mich weniger ekſtatiſchern Augenblicke, welche ich in meinem ganzen Leben gehabt habe, als dieſer. — Der Geſang erhebt ſchon an ſich das menſchliche Herz; aber noch mehr thut ers, wenn man ganze Gemeinen und zwar in einer mäſſigen Entfernung, ſingen hört. Die Ferne benimmt ihm das rauhe und ſchreiende, welches die Vereinigung mehrerer unharmoniſchen Stimmen hat. Die Erſchütterung, welche in unſerm Ohr vorgeht, iſt ſanfter und milder. — Die Leute, welche dort ſingen, dacht' ich, ſingen — Gottesdienſt. Der Gedanke machte mir den Singſang noch feierlicher und mein Herz ſtimmte ganz in ihn ein. Freudige Aherinnerung meines Schöpfers — lebhaftes Gefühl ſeiner Wohlthätigkeit — brennendes Verlangen, mich ihm recht wohlgefällig zu machen — zuverſichtliche Hofnung, daß er mich nie verlaſſen würde, wenn ich auch fehlte — — belebten mich innigſt und mit vereinigter Macht. Die vortrefliche Melodie des Hauptlieds, welches ſo mutherweckend und begeiſternd iſt, gab meiner Seele den vollen Schwung; und ich wär im Stande geweſen in den Augenblicken unerſchüttert durch Leiden und durch Tod zu gehen. — Ich ſah auf und hatte über mir den offenen blauen Himmel. O wie weit herzlicher dient ſichs doch Gott unter dem Gewölb, das er ſchuf, als unter denen, die Menſchen machten! Da fühlt mans recht, daß es wahr ſein möge, daß alle Himmel Himmel Ihn nicht faſſen können! Da hat der Gottesverehrer unmittelbares Anſchaun ſeiner Werke! Da darf er ſeine Weisheit, Macht und Güte nicht erſt aus einem Dicktum probans oder aus einer tiefſinnigen philoſophiſchen Demonſtration erhärten; ſondern die Sonne, der Horizont, der Wald und die Waizenfluren ſind ihm füllende Ueberzeugung davon. — Mitten in dieſen Anblicken ſingen hören — ſingen zu Gottes Ehre — — o wie hebt ſich da der Geſang! — — Ueber mir ſchwebten viele Lerchen und ſangen ebenfalls. Mögt auch wohl, dacht ich, mit euren Liedern der Gottheit nicht misfallen. Freude ſingt aus euch, und die iſt der rechte Geiſt des Geſangs. Mit euren Liedlein ſtiftet ihr auch manches Guts. Singet dem müden Wanderer, wenn er unterm Dornſtrauch liegt, Erquickung zu; füllet das weiche Herz des liebenden Jünglings mit ſchmelzender Zärtlichkeit an; ſchwebt überm Neſte, wo die treue Gattin brütet und divertirt ſie. — Die verſchiedenen Stimmen harmonirten gar ſchön; hier die Lerchenſtimmen, und dort die Menſchenſtimmen. Dieſe wollten ſich nicht mehr grämen und jene hatten ſich niemahls gegrämt. Wenn man auch ſo hoch oben ſchwebt, wie die Lerche, und auf Gottes geſchmückte Erde herunterſieht: ſo kann einem der Gram wohl nicht anfechten. — Es ſchien, als hört' ich eine menſchliche Stimme vernehmlicher, als die übrigen alle. Es war auch in der That ſo und ſie kam mir mit iedem Augenblick näher. Endlich blieb ſie gleich nah und ich ſchlos daraus, daß irgend ein Wanderer ſich nicht weit von mir nidergeſetzt haben müſſe, der mitſinge. Ich ſucht' ihn und fand am Wege einen ziemlichwohlgekleideten Mann, deſſen Lippen zwar ſangen, auf deſſen Geſichtszügen aber ſich deutlich ſtarker, innerlicher Kummer noch ausdrückte. Ich gewann ihm Rede an, und er erzählte mir, daß Tags vorher ſein Haus mit ſeinem ganzen Vermögen abgebrannt wäre, und daß er weiter nichts hätte, als was ich an ihm ſähe. Ich gehe, ſprach er, eben zu meinen Freunden einige Meilen von hier, denen ich mein gehabtes

Unglück klagen will. Erſt aber will ich das Lied hier mit ausſingen und mich wahrhaftig auch nicht mehr drüber grämen. — Die letzten Worte drangen mir tief ins Herz. Ich ſtärkte mich in dem Glauben, welchen ich von ieher gehabt habe, daß die Menſchen in ihren Hauptempfindungen unter einander übereinkommen, und daß auf iede offene, unverderbte Seele wahrhaftigſchöne Gegenſtände ähnlichſtarke und beruhigende Eindrücke machen .— Das Lied war bald zu Ende. Der Mann hatte mich ganz mit ſich fortgeriſſen; ich ſang die letzten Verſe laut mit. — — Das Lied war beſchloſſen. Es erfolgte eine Stille im Tempel. Ich urtheilte daraus, daß der Prediger nun auf der Kanzel ſei. Mein Geſellſchafter ging ſeinen Weg weiter und ich gab ihm den Wunſch mit auf die Reiſe, daß ihm vor ſeinem Tode nun weiter kein Unglück treffen möchte. Nach wenigen Minuten ward wieder geſungen; und nach einer großen Viertelſtunde abermahls. Letzteres war Herr Gott, dich loben wir; dis war ein Zeichen, daß der Prediger die Kanzel wieder verlaſſen habe. Das war ein noch feierlicherer Geſang, als der erſtere. Ja wohl, dacht' ich, loben ihn alle ſeine Werke. Berg und Thal und Hain und Feld. Wohl dem Menſchen, welcher ihn mit ganzen Herzen lobt! dieſer Menſch willſt du ſein! Alle ſeine Einrichtungen ſollen dir heilig und gut dünken; auch die letzte ſolls noch, wenn er dich — wegwinkt!

winkt! — — Mit hochgeſtimmten Empfindungen beſtieg ich wieder mein Ros, und ritt noch einigen Kirchen vorüber, kam aber allenthalben ſchon zu ſpät. Als ich nach Hauſe zurückkam, ging eben der lezte Gottesdienſt an. Ich ging ſchnell in die Kirche und ſang nun recht aus Fülle des Herzens mit meinen Mitbürgern. So, dacht' ich, hättſt du iezt nicht geſungen, hättſt du nicht erſt im Felde ſingen gehört; und dabei war ich all' Augenblicke wieder auf der Waizenbreite, wo ferne Menſchen- und nähe Lerchenſtimmen mein Herz ſo ſanft bezaubert hatten.

* * *

Lieblich und ſchön wärs — die Gottheit loben, ſprach der hochpreiſende Mann in Iſrael, und ieder Edle ſprech' ihm dis inniglich nach!

Iſt euch, Brüder! der Glaube werth, daß ein Weſen ſei, von dem wir übrigen alle Ausflüſſe ſind: ſo mus es euch auch am Herzen liegen, dis Weſen in euren eigenen und in eurer Brüder Augen recht gros und ehrwürdig zu machen. Je gröſſer euch und ihnen Gott iſt, deſto mehr gewinnt ihr zuſammen dabei. Mit weit williger Seele werdet ihr den Winken folgen, welche er euch zur Glückſeligkeit gibt, wenn ihr euch recht erhabene Begriffe von ihm bildet. In glücklicherer Ruh werdet ihr iedes eurer Schickſale billigen, das ihr aus ſeinen Händen nehmt. Muthvoller werdet ihr an ſeinem ſtarken Arm durch Gefahren hindurchgehen. Mit feſterer Ergebung an ihn werdet ihr im ganzen Daſein auf ihn hoffen. — — Drum ſind mirs geſegnete Augenblicke im Leben, in welchen ich mir und meinen Brüdern die würdigſten, erhabenſten Vorſtellungen vom Vater der Menſchen mache! Mit heiliger Bewunderung ſchau' ich gern an alle ſeine Werke, abſtrahire davon die Vollkommenheit und Schönheit des höchſten Urhebers, dehne dieſelbe ſo weit aus, als meine eingeſchränkte Kraft reicht, und wenn denn mein Herz recht voll von ihr wird — — Ha! wie werd' ich geſtärkt im Glauben an ihn! —

Himmliſche Wolluſt für jede unverdorbene Menſchenſeele iſt der Schönheit reizendes Gefühl! Wir mögen ſie finden am Himmel oder auf Erden, ſo ſehen wir ſie gern. Sehen ſie gern an aufgehender Sonne — an aufblühender Roſe — an aufkeimender edlen Menſchenthat! Sanfte Gröſſe, edle Vollkommenheit, ſüſſe Harmonie bezaubern uns; bezaubern uns denn ſo gar, wenn ſie auch nur Geſchöpfe unſrer Phantaſie ſind. Wie? Freund! entzückt dich ſchon die Schönheit auf nidern Stufen — wie wird ſie dich denn nicht begeiſtern, wenn du ſie auf der Höchſten dir denkſt! wenn du alle einzelnen Züge derſelben, welche du zerſtreut um dich her erblickſt, zuſammenträgſt, ſie von allen irrdiſchen Flecken und Schlacken ſäuberſt und das göttliche Urbild aller Ordnung, Vortreflichkeit und Harmonie vor deinen Augen aufſtellſt! — Ach! ſtell' es recht hoch auf! ſchau' es recht ſehnſuchtsvoll an! dis Bild iſt dein Gott! Streng' alle deine Thätigkeit an, dich ganz in ihn hinein zu denken — dich in ihm zu verliehren! Reinerer, höherer Freuden biſt du nicht empfänglich, als bei der Wonnebetrachtung des höchſten Guts! Sie wird dich ſättigen und füllen — wird alle deine menſchlichen, heiſſen Verlangen nach Gröſſe und Reiz befridigen — wird dich in heilige Ekſtaſe, deiner künftigen Seligkeit Vorſchmack, verſetzen! So thaten alle Weiſen und Guten, und ſo oft ſie dis thaten, ſagte ihnen ihr eigen Herz: unſern Gott loben iſt lieblich und ſchön! — —

Daß du ſo innern Sinn für Schönheit haſt, dis iſt dein höchſter menſchlicher Vorzug. Unter allen deinen nahen und fernen Mitwandlern in der Schöpfung grenzenloſen Raum mag ſich keiner zu ihm erheben, als du! Für dich allein ſind die Welt und ihr Urheber gros und ſchön! Sag, biſt du 's nicht deiner Würde ſchuldig, dis Gefühl des Schönen zu nähren, zu ſtärken, und es auf ieden daſſelbe reizenden Gegenſtand zu heften? Biſt du nicht dir ſelbſt es ſchuldig, es vorzüglich auf Gott zu richten? — Warlich, wenn du dich gern in Betrachtung deines Schöpfers weideſt — wenn du gern alle ſeine Vollkommenheit anſchauſt — wenn dein Herz gedrängtvoll davon wird und dein Mund in lautes, feierliches Gotteslob überflieſt: denn zeigſt du dich erſt recht in all deines Schönheitsgefühls Gröſſe! Nie trat ein Menſch auf und pries den Vater der Geiſter, daß nicht ein Theil dieſes Preiſes auf ihn zurückgefallen wär! Man iſt ſelbſt ſchön, wenn man die Schönheit zu ſchäzen weis, und wenn man Gott lobt, verklärt man ſich in ſein Bild! —

Wirſt du dem Schöpfer nicht gefälliger werden, wenn du gern ſeine Gröſſe anſtaunſt, dich gern an ſeiner Schönheit entzückſt? — Er, der dir die Anlage, das Schöne, wo du es finden würdeſt, zu ſchäzen, gab, ſollt er dich nicht lieben, wenn er dich dieſe Anlage ausbilden, veredeln, und all deiner guten Triebe Ruhepunkt in ſich ſelbſt erblickt? — — Mit ſchöpferiſcher Gnade wird er auf dich ſchaun, wie du dich unter allen ſeinen Kindern am innigſten ihm näherſt! — Nimm denn dieſe ſanfte Ueberzeugung von ſeinem Schaun mit Gnade auf dich, halt ſie menſchlichfeſt und ſprich: Du meiner irrdiſchen Tage ſüſſeſter Troſt! — — — —

Auf denn! ſtimme deine Seele in den Lobton! Schau an alles, was Gott ſchuf, was er rings um dich her ſo meiſterhaft ſchuf! Find' alles herrlich und gros — den aber, welcher Herrlichkeit und Gröſſe geben konnte ſeinen Werken, noch gröſſer, noch herrlicher, als ſie! Sprich: vom Fels, den er thürmte, nehm' ich ein Bild ſeiner Erhabenheit, und vom Stern, den er noch hoch oben überm Fels ſtellte! Luft iſt Vorſtellung ſeiner Allgegenwart; Licht iſt ſeiner Heiligkeit Abglanz! Die Lebensmenge, welche allenthalben ſich verbreitet, verkündigt unendliche Macht. In den Geſetzen der Natur ſchwebt göttliche Weisheit. Fühle ich Frühlingslüfte, ſo fühl' ich ſchöpfriſche Milde. — Las denn die Reihen der Geſchöpfe vor deinem innern Auge vorübergehen! Sieh an iedes ſeinen Stand, ſeinen Nachbar und ihre Verbindung unter einander und mit den übrigen allen! Dring' ein, ſo viel du kannſt in den groſſen Plan der Schöpfungen! Erforſche Abſicht und Mittel! Immer unausſprechlicher mit deinen Worten — immer unerreichbarer mit deinen Gedanken wird er dir werden — des Weltalls Vater, dein und mein Gott! — — Unter allen, was Gott ſchuf, ſollſt du nichts näher kennen, als — dich ſelbſt. Bliebſt du dir fremd — welch eine Schande! wie wollteſt du ſie weglöſchen können? Aber kennteſt du dich auch einzig und allein, und ſonſt in der ganzen Welt nichts, wie lobewerth würde dir dein Schöpfer ſchon ſein! Dein vortreflicher Bau — ſieh dich drauf an, edler Freund; hat das Laſter mit ſeinen traurigen Folgen nur noch nicht Zerſtörungen darinn angerichtet — deine, alles was Kunſt iſt, übertreffende Organiſation — die in dir ſchwebenden Anlagen, ſichtbarer Gott zu werden — das Prärogatif der Macht, welche du über einen groſſen Theil der übrigen Schöpfung ausübſt — dein Wachsthum vom Kinde zum Mann — dein Aufſteigen von der erſten thieriſchen Bewegung durch alle Stufen von Gefühl und Bewuſtſein bis zur vernünftigen Betrachtung der Welt und zur Entdeckung der beruhigendſten Wahrheit — dein Leben mit allen ſeinen Schickſalen, Abwechſelungen, Sonderbarkeiten, Verwirrungen und Auflöſungen — — — — ha! Lob Gottes — dich gewaltig fortreiſſendes Lob Gottes fülle deine ganze Seele an! Brauchteſt du, um den Schöpfer zu preiſen, von der ganzen Welt etwas weiter zu kennen, als dich? — So tritt denn hin zwiſchen Himmel und Erde, und fühle aus dem Innerſten deines Herzens emporwallende Ueberzeugung von der Gröſſe und Schönheit der Gottheit! Werde recht durchdrungen — menſchlich durchdrungen davon! Achte nicht dafür, daß du wider die Delikateſſe der groſſen Welt handelſt, wenn du das, was du fühlſt, auch öffentlich zu erkennen gibſt. Du wirſt Menſchen finden, die dich gern hören, wenn du den Schöpfer preiſeſt!

feſt! O ergreif iede Gelegenheit, ſein Lob, laut tönen zu laſſen, und erwecke dadurch zum Lobe auch deine Brüder! Fülle ihre Herzen mit dem Andenken der groſſen Thaten Gottes, ihre Lippen mit Pſalmen und Liedern darüber an! Schön iſts, wenn du ſingſt und ſpielſt dem Herrn in deinem Herzen — noch ſchöner iſts, wenn du ihm dienſt mit Seel und Leib. Denn beide ſind ſein! Mit Wohlgefallen hört er auf ein einzelnes Menſchenlied — noch wohlgefälliger iſts ihm, wenn von tauſend Lippen ſein Lob ertönt! — Folge iedem Wink, den er dir zur Glückſeligkeit gibt — bilde iede deiner Anlagen zum Guten aus, die du von ihm empfingſt, — ſei zufriden mit deinem Geſchick — erwarte lauter Segen von ihm — bleib Menſch — — ſo lobſt du ihn ganz! Zu höhern Lobe geſchickt wirſt du einſt in höherer Beſtimmung ſein! Drum gewöhne dich hier ſchon zum Liede, damit du, wenn dich denn noch ſeligere Menſchenchöre aufnehmen, deſto feierlicher mitſingen mögſt! — —

Wem das Schickſal geboth, aus dem Zirkel ſeiner ehmaligen Freunde zu gehn, unter einen fernen Menſchenhaufen ſich zu miſchen und da neue Redliche auszuforſchen, in deren Armen er lebte — und wems denn nach Jahren wieder verſtattet, auf lang oder kurz, zu den erſtern zurückzukehren: der eile unaufhaltſam, um die Wonnen zu ſchmecken, welche da ſeiner warten! Seligkeit iſts — in **die Mitte alter, bewährter Vertrauten nach langen Trennungen hinzutreten** — mit ihnen wieder ein Herz und eine Seele zu ſein! Und wärs auch nur auf Stunden, wo ſollt' ein Gefühlvoller Mann ſein, der die Stunden nicht gierig erhaſchte?

Ich denke mich jetzt von allen meinen Freunden hinweg — auf lange Reihen von Jahren hinweg; denke mich hin in die Entfernungen von ihnen, in welchen ihr liebenswürdiges Bild in Stunden der Ruhe und der Einſamkeit lebhaft vor meinen Augen ſchwebt; denke mich denn in die Augenblicke hin, in welchen ein unverhofter Vorfall mich auf eine Zeitlang wieder mit ihnen vereinigt; da iſts mir nun, als träte ich mitten unter ſie und ſpräche: So ſollts denn auf der alten Erde doch ſein, daß ich euch noch einmahl ſähe! So ſollts denn nicht geſchehen, daß ich von allen Menſchen mich trennte, ohne einige der Beſten unter ihnen, welche ich frühzeitig fand, vorher wieder an mein Herz gedrückt zu haben! Schon hatt' ich die Hofnungen dazu aufgegeben — hatte ſie müſſen aufgeben, weil ein groſſer Theil meines Lebens verſtrich, ohne daß ich ihrer Erfüllung auch einen ſchwachen Schimmer nur ſah! Nun überraſcht ſie mich wonnevoll! Ich ſtehe unter euch und ſegn' euch alle. Zwar verlies mich euer Angedenken in gröſter Entfernung nie; aber doch ſegnet ſichs nicht herzlicher, als — wenn man die Hand übern Mann hält, den der Seegen treffen ſoll. Unter lauter Ergieſſungen der Treue und Zärtlichkeit laſſt uns nun die Stunden hinbringen, welche das Schickſal unſerer Freundſchaft gönnt! Verſchlingen laſſt uns einander mit unſern Blicken — ausſchütten laſſt uns ein Menſchenherz ins andere! Eine Hand umſchlinge die andere — ein Buſen dränge ſich an den andern — aus iedem Auge blitze Flamme und Glut! — —

Seid ihr noch alle da? fragt der Redliche, wenn er in den Kreis alter Freunde zurücktritt und ſchaut dabei forſchend auf allen Seiten umher. — Hie und da fehlt ſchon iemand. — Wo iſt der Fehlende? was macht er? — — Er iſt ſchon von uns gegangen, antworten ſie ihm, und wird nicht wieder kommen! Wir ſahen ihn fortgehen und liebten einander bei ſeinem Scheiden noch! — — — Hatte er lange Qual, ehe er ſtarb? gedachte er meiner im Tode noch einmahl? — — — Ach mit inniger Fülle ſprach er von dir in der Sterbſtunde! Sanft und ſchnell rief ihn der Vater der Menſchen! Einen Abend lang kämpft' er nur! doch ſo kurz der Kampf war: ſo nannte er doch dreimahl deinen Nahmen und ſprach: Seine Hand möcht' ich nur noch einmahl ergreifen — auf ſeine Lippen möcht' ich noch einmahl die meinigen heſten können! ——— Dem Redlichen entſchlüpft hier eine freundſchaftliche Zähre! — Er ſieht ſich nach der andern Seite um und findet im kleinen Haufen einige holde Unbekannte. Wer ſind dieſe? fragt er. — — Es ſind einige Edle, welche, ſeitdem du dich von uns trennteſt, ſich zu uns geſellten. Aehnliche menſchliche Geſinnungen führten ſie zu uns; ſie ſind werth, auch von dir geliebt zu werden. — — Eure Freunde ſind meine Freunde! Umarmt mich zum erſtenmahle, neue Brüder! Seid meiner Liebe und Zärtlichkeit heilig! — —

Die Reihen von Jahren haben das äußerliche Anſehen der alten Vertrauten geändert. Mit Bewunderung bemerkt dis der zurückkehrende Freund. Hier findet er einen Mann ſtark unterſetzt, welchen er hager verlies. Dort einen andern, deſſen Stirne ehemals glatt war, mit vielen Runzeln auf derſelben. Da noch einen andern, welcher dem Grabe ſchon entgegenſinkt. Ein ſonſt heiteres Geſichte hat die Mine der Traurigkeit angenommen, und der Schmerz hat ſich auf jedem Zuge deſſelben tief eingedrückt. Ein anderes, welches ſonſt trübe ausſah, lächelt voll innerer Zufriedenheit. Kaum hätt' ich euch wiedergekannt, ſpricht der Redliche und fühlt dabei, daß Vorfälle, welche ſich während ſeiner Trennung von ſeinen Freunden für ſie ereignet haben, ſtarken Antheil an dieſen Geſichtsveränderungen gehabt haben mögen.

Drauf gehen davon die wechſelſeitigen Erzählungen an. — Wie aufm Antlitz des Redlichen ſtiller, feierlicher Ernſt ſich ausdrückt, wenn ein Unglücklichgeweſener unter ſeinen Freunden die Geſchichte ſeiner Leiden anhebt! Wie dieſer Ernſt bei Schilderung der vorſchwebenden Gefahr in zärtliche Beſorgnis für ihn übergeht! Die Gefahr nähert ſich — man ſieht ihm die Begierde an, ſeinen Freund zu retten. Die Gefahr iſt unvermeidlich— Nidergeſchlagenheit blickt aus ſeinen Augen. Sein Freund wird unglücklich — Nidergeſchlagenheit wird ſanftes Mitleiden. Das Unglück erſteigt einen hohen Grad — Mitleiden wird wehmuthsvoller Jammer! — der edle Hörer läſſt ſein Haupt nach ſeinem Freund hinſinken — legt die Hände über einander und ſeufzt. — Las mich weiter erzählen, ſpricht dieſer; ſo bliebs nicht lange. — Der Redliche hört dis und reſpirirt wieder freier. — „Ein unvermutheter Vorfall kam dazwiſchen“ — — — Wie das geſenkte Haupt ſich emporrichtet, um aufzuſchaun, als käm der Vorfall vom Himmel! — „Ich glaub' es nicht; aber“ — — Ha! wie die Hofnung im Antlitz des Redlichen ſo ſtill aufglänzt! — der redende Freund ſpricht nun vom geminderten Unglück. — Eine heitere Ruhe deckt die Stirne des Hörers und entrunzelt ſie wieder. — — Das

Unglück weicht immer mehr und mehr. — Die Ruhe wird ſichtbarer. — Es weicht ganz. — Zufriedenheit lächelt. — Aus dem Unglück wird wieder neues Glück. — — Mitfreude dringt aus dem Herzen des Redlichen ins Auge. — Das Glück ſteigt. — Mitfreude wird Mitwonne. — Es wird vollkommen. — Jauchzend ſpringt der Rechtſchaffene an ſeinen Freund hin und umarmet ihn unter tauſend Glückwünſchungen. — — —

Wir haben nun alle erzählt, ſprechen die alten Vertrauten, und ſind begierig, auch deines in der Entfernung von uns geführten Lebens Vorfälle zu hören. Willig tritt der gerührte Redner drauf hin und theilt ihnen ſeine kleine Geſchichte mit. Wie ſie da ſo aufmerkſam um ihn her ſtehen — immer näher an ihn kommen — Hände erheben und Hände wieder ſinken laſſen! Leitet er ſie denn auf irgend einen Umſtand, bei deſſen Einrichtung, Abänderung und Ueberwindung er die Fürſehung vorzüglich preiſet — ſchaut er dabei nach ſeines Herzens edlen Brauch zum Himmel: ſo folgen ihm dahin all' ihre Blicke. Dreimahl heften ſie ſie feſt an ſelbigen; denn kehren ſie damit auf ihren Freund zurück und ſehen ihn mit geſtärkter Liebe wieder an. Laſſet uns, ſpricht er, den in Zufriedenheit ſegnen, welcher all' unſere Begebenheiten ſtellte, und der uns dieſe Augenblicke gönnt, um uns einander zu ſagen, daß er ſie väterlich ſtellte! —

Als der Edle ehemahls von ſeinen Freunden ſich trennte, verlies er ſie mitten im Betrieb vieler wichtigen Geſchäfte, die ſie vor ſeinen Augen angefangen hatten. Wisbegierig forſcht er nun darnach, welch einen Ausgang dieſelben gehabt haben und freuet ſich, wenn er von glücklicher Vollendung hört. — Auch erſchienen damahls verſchiedene groſſe Begebenheiten um ſie her; man konnte aber noch nicht einſehen, wohin ſie führen würden. Jetzt erſtaunt er über ihre unerwartete Entwickelung, welche man ihm erzählt; über die Wendungen, welche ſie nahmen, und über die Einflüſſe, die ſie hatten. — So traten auch damahls auf dem Schauplatz ſeines Vater- oder Wohnlands, als er ihn verlaſſen muſte, verſchiedene neue Akteurs auf, welche intereſſante Rollen zu ſpielen ſchienen. Es iſt ihm angenehm zu hören, daß ſie ſie mit Anſtand und mit glücklichem Erfolg für die Geſellſchaft geſpielt. — Nah am Kreiſe ihrer Vertraulichkeit hatten vor Zeiten noch viel andere Menſchen gelebt, mit denen ſie zuweilen Umgang pflogen. Wie iſts dieſem — fragt der Zurückkehrende, wie iſts jenem gegangen? wie gehts ihnen noch? Innigſt erfreuts ihn, wenn er nun erfährt, daß ſie ſich alle in einer Lage befinden, worinn ſie auf Erden ihr Schickſal zu ſegnen dringendere Urſache haben. — —

Mit Vergnügen bemerkt auch der Edle, wie ſeine Freunde während ſeiner Abweſenheit an nützlichen Kenntniſſen reicher geworden ſind; wie ſie dieſe oder jene Einſicht berichtigt, dis oder jenes Vorurtheil abgelegt haben. Er forſcht der Geſchichte dieſer Veränderungen nach und findet einen neuen Bewegungsgrund zur Achtung gegen die Lieblinge ſeines Herzens, wenn er gewahr wird, daß ſelbige die Folgen langer, mühſamer, redlichangeſtellter Unterſuchungen geweſen ſind. Sie machen an ihm ähnliche Entdeckungen und ſchätzen ihn noch höher als vorhin. —

Nun gehen die ſanfteſten, herzlichſten Erinnerungen an die vergangenen, alten, freundſchaftlichverlebten Tage an. Tief gehen ſie alle mit ihren Blicken in die Vorzeit zurück und ſuchen den Tag und die Begebenheit auf, welche den Grund ihrer Verbindungen legten, der eine findet ihn ſchon in der frühſten Jugend; ein anderer beim edlen Betrieb irgend eines gemeinnützigen Geſchäfts. Denn beſinnen ſie ſich drauf, bei welcher Gelegenheit ihre erſte Bekantſchaft in wärmern Umgang, und denn in innige Vertraulichkeit überging. Wohl ihnen, daß kein ſtrafender Vorwurf ſie überraſcht, wenn ſie ſo in die Entſtehungsart ihrer Freundſchaft zurückdenken! Wohl ihnen, daß gemeinſchaftliche Wolluſt ſie nicht verband — gemeinſchaftlicher Menſchenhas ihre Verbindungen nicht enger zuſammenzog! Schamabdringend würde ſonſt das Angedenken an verlebte

lebte Tage für ſie ſein! Niderſchlagend für einander ihr gegenſeitiger Anblick! Nun aber klopfen ſie ſich redlich die Schultern und ſprechen: O ihr Lieben! wie ſüs iſts uns, einander daran zu erinnern, wie und wenn wir Freunde wurden! Nicht ſchlüpfriger Leichtſinn — nicht raſcher Vorſaß zu unedler That führte uns einander in die Arme! Redlichkeit knüpfte unſer Band — Patriotiſmus zogs näher zuſammen — Dienſtleiſtungen, welche wir Unglücklichen erwieſen, machtens unzertrennlich feſt! Möchten alle Jünglinge bei ihren Freundſchaften unſerm Beiſpiel folgen! Möchten ſie glauben, daß man nur bei Unſchuld und Güte des Herzens, bei Eifer für Wahrheit und Vaterland den Grund zu wünſchenswürdigen Verbindungen legen könne! So würden nie Augenblicke im Leben für ſie kommen, wo ſie ſich derienigen zu ſchämen hätten, in welchen ſie zum erſten- oder zehnten mahl ſich ſahen! Nach Jahren voll Trennung würden ſie eilen, einander wiederzuſehen — würden, wenn das Schickſal ſie hierzu begünſtigte, ſich eben ſo feurig, eben ſo friedevoll noch umarmen, als wir! — — Mit Entzückung erinnern ſich nun die verſammleten Edlen an iedes Schickſal, welches ſie gemeinſchaftlich duldeten — an iede Gefahr, welche ſie zuſammen überſtanden — an iede Arbeit, welche ſie mit vereinigten Kräften vollbrachten — an iedes Vergnügen, welches ſie, einer in des andern Umarmungen, genoſſen;

und ſo oft ſie an irgend eins dieſer letztern denken, ſo denken ſie ſo warm, ſo herzhaft daran, daß ſie wieder die Hälfte von der Freude genieſſen, welche ihnen ſelbiges in der Stunde ſeiner Erſcheinung gewährte. — — —

Ha! ruft mitten unter dieſen frohen und ſchuldloſen Anerinnerungen ein Edler von ihnen aus — dieſe Stunde, Brüder, dieſe Stunde, in der wir uns wieder beiſammenfinden, ſo heiter, ſo vorwurfslos, ſo warm beiſammenfinden, was für ein Bild von iener, welche alle redliche und ſchöne Seelen, die auf Erden ſich kannten und liebten, die ſich trennten, ungern trennten, wieder vereinigen wird! — Ja, ſie iſts, antwortet der zurückgekehrte Freund für die übrigen alle, warlich, ſie iſts! Nichts geringers fühlt ich bei meinem Wiedereintritt unter euch als — künftigen Wiederſeins groſſen Vorſchmack! So werden ſie ſich alle wiederfinden, welche hier Weisheit und Tugend verband! Werden ſich alle gern noch erinnern, wie wir, an vergangenen Lebens kleine, anmuthsvolle Geſchichten! Werden feiern, glorievoll feiern ihrer Freundſchaften erſten ſchuldloſen Augenblick! Wär der Augenblick nicht geweſen, werden ſie ſprechen, wär er nicht ſo rein und edel geweſen — ſo verlöhre iezt Eliſium für uns . . . .

* * *

Ich habe zuweilen Gelegenheit, bei einem meiner Freunde eine vortrefliche Sammlung von Naturalien zu ſehen. Vieleicht hat mein Hang zur Natur überhaupt ſchon Antheil daran, daß ich ſie gern ſehe, denn ich kanns nun einmahl nicht bergen, daß unſere gute Mutter in meinen Augen mehr Werth habe, als in hundert andern, und daß ichs dem Erziehungsgenius unſers Jahrhunderts nicht verzeihe, daß er ſich gröſtentheils noch nicht emſig genung damit befaſſet, iungen Menſchengemüthern inbrünſtige Liebe zu ihr und kindliches Wohlgefallen an allen ihren Werken einzuflöſſen. So lange, denk' ich immer, man ſich mehr damit beſchäftigt, menſchliche Herzen, welche gebildet werden ſollen, **von der Natur ab**, als zu ihr zu leiten: ſo lange laſſt uns im Ganzen kein merklich verbeſſertes Geſchlecht hoffen! Ihr wundert euch über Abartung und Unnatürlichkeit in vieler Menſchen Handlungen; wundert euch nicht darüber! Bis dahin, daß die herrſchende Leitungsmethode iunger Gemüther aufhören wird die herrſchende zu ſein, müſſe es euch vielmehr wundern, daß ihr nicht Ausartung und Widernatürlichkeit noch in einem weit ſtärkern Grade in des erwachſenen Menſchen Thaten antrefft. — Doch iſts noch mehr, als mein allgemeiner Hang zur Natur, daß ich meines Freunds Naturalienkabinet gern ſehe.

Es iſt in der That gleich etwas recht ſonderbares und reitzendes, in einem und demſelben Zimmer rund um ſich her Produkte der Natur aus allen Himmelsſtrichen zu erblicken und mitten unter einer Menge von erſchaffenen Dingen zu ſtehen, von denen das eine in dieſem, das andere in einem andern Winkel der Erde zu Hauſ' iſt. Von Rechtswegen ſollte man ſich dazu aufn Globus ſetzen, links und rechts umherſchaun, und thun, als wäre die ganze Welt im Zimmer. — Du freueſt dich, Bruder, wenn du in der Provinz, wo du wohnſt, die kleine, eingeſchränkte Mannigfaltigkeit von Dingen, welche ſie eigenthümlich hervorbringt, überſchauſt — — zu welch einem Grad mus deine Freude nun ſteigen, wenn du hier eine noch weit gröſſere Menge von Fremdlingen aus allen Theilen der Welt erblickſt! Neuer ſind ſie dir, als deine Landsleute, welche du täglich ſiehſt; ſchon der Reitz der Neuheit muſte auf dein menſchliches Herz wirken können. Aber dazu kommt noch, daß du nicht ein tauſend Meilen nach dem andern erſt reiſen darfſt, um zu ſehen, was die Natur dort verſchidenes hervorgebracht habe, ſondern, daß du ganz ruhig aufm Globus ſitzen, und das, ohne einen Schritt zu thun, betrachten kannſt, was du nach gethaner Reiſe dort erſt zu Geſicht bekommen hätteſt. Bedenke dieſen Punkt recht; es iſt, als dehnte ſich der Umfang unſrer Exiſtenz aus und als erhielten wir einen gewiſſen Antheil an Allgegenwart auf dieſem Erdenrund, wenn wir nah an einander etwas aus Aſien und etwas aus Amerika erblicken.

Um Achtung genung gegen die Natur zu bekommen und würdig von ihr urtheilen zu können, ſagt man, daß man reiſen müſſe. Und warlich, ich bin des Sinnes auch. Man kann nicht Gelegenheiten genung ergreifen, um ſeiner Meinung von ihr mehr Gröſſe zu ertheilen. Es iſt hier nicht um die Natur allein zu thun, ſondern auch um ihren Urheber; und da wiſſen wir denn, daß wir, ie mehr Bewundernswürdigkeit wir am Werke ausfindig machen, eine deſto gröſſere Idee vom Meiſter faſſen. Verſtattet es uns nun unſere äuſerliche Lage in der Welt nicht, daß wir uns einige hundert oder tauſend Meilen weit aus ihr entfernen können: wie ſchadloshaltend dafür mus es uns ſein, hie oder da eine Sammlung eines Theils von Sonderbarkeiten und Merkwürdigkeiten anzutreffen, welche die freigebige, abwechſelnde Natur in andern Erdgegenden verſtreuet hat! Welch eine unausſprechliche Mannigfaltigkeit in ihren Produkten! Wie viel hervorſtechende Ordnung, Simmetrie, Proportion und Schönheit im Bau derſelben! Mit Entzücken weile ich oft bei meines Freunds Konchilien und ſtaune an alle die leeren Häuſer, vom kleinſten bis zum gröſten. Welch ein allerliebſtes Gebäu oft das unbeträchtlichſcheinendſte unter ihnen, wenn es unters Glas kommt! Was für blendende Farben drauf! Wie viel genaue Regelmäſſigkeit in der Stellung der Punkte auf ſelbigem! ſo meiſterhaft arbeitete die Natur auch in der Waſſerwelt; arbeitete da faſt blos für ſich ſelbſt! Wie wenig von ihren Werken kommt von da aus der Tiefe ans Licht! Wie viel geht dem Auge des Liebhabers davon auf immer verlohren! Groſſe Meere, die noch nur ſelten befahren werden, wie viel unſchätzbare Schönheiten dieſer Art mögen ſie in ihrem ungeheuren Bette verbergen! Da ſiehſt du, Freund! daß der, welcher wahrhaftig die Schönheit liebt, ſie auch in ſolche Werke überträgt, die ohn' alle Betrachtung bleiben. Er trägt ſie in ſelbige über für ſich ſelbſt. — — Von den Konchilien geh, wenn du willſt, zu den Mineralien. Sieh, aus dem Waſſerſchos kommen nicht nur ſchätzbare Dinge; auch der Erdſchos iſt voll davon. Wie bewundernswürdig ſich die Erze bauen! Wie der rohe Stein ſo unedel läſſt, der unter der ſchleifenden Menſchenhand ſeinen feſtlichen Schimmer erhält! — — Gewis iſts, daß nur ein kleiner Theil von allen Schönheiten der Natur unſerm Auge ſichtbar iſt! Drum ſieh mit Bewunderung ihre aufgeſammleten Kinder an! Tritt mit heiligen Empfindungen der Gröſſe des Urhebers alle Dinge unter ſie hin, und ſo eine Stunde im Naturalienkabinet zugebracht erhebe dein Herz immer höher zu ihm, überzeuge dich immer mehr von ſeinem Daſein, von ſeiner

Weisheit und Macht, und laſſe dich in ihm die Urquelle aller Vollkommenheit, den Gegenſtand deiner edelſten Triebe finden! — — —

Aber wiſſen muſt du, welches eines ieden Fremdlings, den du da ſiehſt, Vaterland ſei. Denn magſt du dich hin phantaſiren an den Strand des Meers und die unbegränzten Fluthen überſchauen. Magſt aufs Kettengebirge klettern und da überm Haupte veränderten Sternenſtand erblicken. Magſt hintreten unter eine neue Pflanzenwelt; magſt ſehen andere Wälder, und andere Thiere darinn, und andere Menſchen, welche ſie iagen, wild, wie ſie. Magſt es bewundern, wie die Natur, welche allenthalben andere Geſchöpfe aufzeigt, doch allenthalben — Menſchen aufzeige; wie dein Geſchlecht ſich unter alle Himmelsſtriche fuge; wie der, welcher die Perlen fiſcht, ein Menſch ſei, und der, welcher dem Sägefiſch ſeine Säge abnimmt, auch ein Menſch, und der, welcher auf den Alpen Ammonshörner ſucht, auch ein Menſch, und der, welcher vom Hekla Lava mitbringt, auch ein Menſch; wie daſſelbe Menſchengeſchlecht, welches aufm ganzen Erdboden iſt, nach Beſchaffenheit ſeines Landes und Klimas worinn es lebt, die ſonderbarſten, auffallendſten Modifikationen leide — Modifikationen in Farbe, in Geſtalt, in Gröſſe, in Lebensart, Sitten, Meinungen, Temperament, Karakter, Religion. Haſt du denn Lektüre, und kannſt dir gleich beim Anblick einer fremden Naturalie die Gegend, die Bäume, die Pflanzen, die Thiere, die Menſchen denken, ſo wie ſie da ſind, wo jene einheimiſch iſt — was für angenehme Eindrücke wird dis auf dich machen! — — — Mein Freund hat unter ſeiner ſchönen Sammlung einige Seltenheiten vom Vorgebirge der guten Hofnung. So oft ich ſie anſehe, betracht' ich ſie ſo ſtarr und ſo lange, bis ich mitten unter den Kaffern bin. Da ſehe ich denn die braunen Kerle, wie ſie an ihren Bergen herumlaufen, wo ſie den edelſten Wein auf Erden bauen; oder wie ſie zu irgend einer feſtlichen Zuſammenkunft ſich bis zum Abſcheu ſtinkend machen; oder wie ihre Richter das Urtheil ſprechen und es auf der Stelle ſelbſt vollſtrecken. — — So, Bruder, magſt du, wenn du die Kenntniſſe der Erde und ihrer Völker verſchaffſt, in einem Naturalienkabinet dir das menſchliche Vergnügen bereiten; denn nicht leichter kannſt du dich in irgend eine andere Weltgegend hindenken, als wenn vor deinen Augen ein Produckt derſelben liegt. — Drum finde den Aufenthalt bei ſolchen Sammlungen ſchön und deiner würdig! Du genieſſeſt hier Freuden, welche dein Herz nicht verderben — Freuden, die daſſelbe veredeln, die es für die Schönheit der Natur täglich mehr öfnen und ihrem anbetenswürdigen Urheber heiligen! — — Ich wünſche dem Daſein meines Freunds noch Jahre, damit er ſein Kabinet noch immer mehr bereichere und verſchönere; daß er ſelbſt eins der edelſten Vergnügungen, welche daſſelbe dem Menſchen gewährt, noch lange genieſſe und alle Liebhaber der Natur und Gottes daran Theil nehmen laſſe. Kein Erdbürger von Kopf und Herz müſſe durch ſeine Stadt reiſen, ohne ſeiner ſchätzbaren Sammlung eine Stunde voll Bewunderung zu gönnen, und dem Manne beim Abſchiednehmen dafür Dank zu wiſſen, daß er einen Theil ſeines Vermögens ſo edel dahin verwandte, ſie zuſammenzubringen! Ich gedenke in ſeinem Kabinet noch manchmal viele tauſend Meilen zu Waſſer und zu Lande zu reiſen, Berge auf ihren Gipfeln und in ihren Eingeweiden zu beklettern, und aus der Tiefe ſowohl als von der Höhe Blicke voll heiligen Staunens zum Schöpfer zu richten. — — —

* * *

Brennt tief dir im Buſen edler Menſchenliebe heilige Flamme: ſo wird das Anſchaun eines Gebeſſerten unter deinen Brüdern, welcher vormahls fehlte, für dich voll ſeligen Vergnügens ſein. Du wirſt dich gern wieder nach ihm hin wenden, dein Auge an ihm weiden und mit deinen Blicken ihn durch all ſeiner künftigen Thaten ſchönere Reihen begleiten. Doch, Mann mit Menſchengefühl und Wärme, noch mehr wirſt du thun, als dis. Auch des

Beſſergewordenen Fehler wirſt du vergeſſen! — —

Sieh, dis iſt recht Weg zu wahrer Menſchengröſſe, daß man — ſeiner eigenen falſchen Tritte nie, der Fauxpás unſerer Brüder aber ſchnell uneingedenk werde. — Im erſtern Fall wird uns die ſtete Erinnerung unſerer Fehler mächtig vom Wiederbegehn derſelben und von Begehung ähnlicher abhalten. Die traurigen Folgen, welche ſie hatten, werden uns lebhaft vorm Auge ſchweben; wir werden die Würde unſerer Natur nicht leicht weiter ſo herab, und unſere Ruh und äußerliche Glückſeeligkeit ſo aufs Spiel ſetzen. — Im letztern werden wir gegen uns ſelbſt und gegen unſere Nebenmenſchen ein feierliches Zeugnis davon ablegen, daß wir nicht ſchadenfroh der Verſchlimmerung unſerer Brüder zuſahen, das Haupt nicht unmenſchlich über ſie emporreckten, nicht um ſo mehr an unſerer Gröſſe zu gewinnen glaubten, ie mehr ſie von den ihrigen verlöhren. Ein wahrhaftig menſchliches Herz wird ſich darinn abdrücken, wenn wir, ſo bald ſie ihre Fehler eifrig verbeſſern, uns bereitwillig zeigen, ſo gegen ſie zu thun, als hätten ſie ſie nie begangen. Wir werden zu erkennen geben, daß wir in der Welt nicht allein glücklich ſein, ſondern ſie gern neben uns ſo zufrieden ſehen wollen, als uns ſelbſt.

Der arme Fehlende, wenn er ſich von einer beſſern Seite wieder gezeigt hat, und gewahr wird, daß du ſeiner unedlen Handlungen brüderlich vergiſſeſt, was glaubſt du, daß er thun werde? — Ach! unter allen Menſchen, wird er dich zuerſt zu umarmen wieder wagen! Von den übrigen zurückgeſcheucht durch Vorwürfe im Aug, durch ſpröden Kaltſinn in allen ihren Minen, wird er dich für den einigen Mann halten, an den er zutraulich wieder hinan treten darf. Innigſt wird er dich lieben — ſein Herz wird er gegen dich ohne Zurückhaltung öffnen — gewonnen wird er dir ſein auf deine ganze Lebenszeit. — — Wie? was fühlſt du dabei, wenn dein wieder edelgewordener Bruder unter Tauſenden dich auswählt, und ſich dir zuverſichtsvoll naht? Wenn du ihn — den gebeſſerten Mann — in deine Arme ſchlieſſeſt — — er redlich dich anblickt — nicht reden kann und doch in allen ſeinen Minen laut genung dich alſo anredet: Grauſam ſtöſſt mich die ganze Welt von ſich! Ein einziger Fehltritt, den ich beging, konnte mir ihren Has erwecken; aber zehn gute Handlungen vermögen ſie nicht wieder mit mir auszuſöhnen! Du allein haſt Güte des Herzens genung, mir deine Freundſchaft wieder zu ſchenken. Lis nun in meinen Augen, wie hoch ich den Werth dieſes Geſchenks ſchätze! Las dich die Zukunft lehren, wie ich mich deſſen würdig zu machen beſtreben werde! ſo oft ich Gott dafür danke, daß er mir verzieh, ſo oft will ich ihn auch ſegnen, daß ich einen Menſchen fand, der ganz ſein Bild war und meines Fehlers vergas, wie Er! — — ha! Bruder! wenn du dieſe Sprache in ſeinem Auge lieſeſt, denn fühle ſtark, wie ſchön es ſei, menſchlich zu denken! — — —

Wärſt du nicht, Edeldenkender! fände dich der Beſſergewordene Fehlende nicht, ſtöſſe ihn die ganze Welt von ſich, was würde geſchehn? Eine Zeitlang führe er vielleicht in der Beſſerung fort, und machte Verſuch auf Verſuch, zu ſehen, obs nicht möglich ſei, daß Menſchen, die ihn verlieſſen, als er ſchlecht handelte, ihn wieder aufnähmen, wenn ſie ſeine edlern Thaten erblickten. Täuſchte ihn denn aber ſeine Hoſnung, muſt' er ſie aufgeben: ſo kehrte er wohl zu ſeinen Fehltritten zurück, beginge ſie öfter als jemahls und noch in höhrem Grade, als vorhin, und dächte: kann mir die Tugend auch nicht einmahl den kleinen armſeligen Lohn verſchaffen, daß Menſchen meiner Fehler vergeſſen: ſo ſei nun tugendhaft, wer will! bin ich verdammt zum Has — — was verliehr' ich dabei, wenn ich Böſewicht werde? So will ichs denn nun auch recht ſein! Rächen will ich mich für die Härte, die ich von allen Seiten empfange! Erſt beging ich Fehler, wodurch ich nur mir ſchadete; nun will ich Verbrechen begehen, welche um mich her Elend und Verwüſtung anrichten! Verführen will ich, wo ich weis und kann! und wenn mich denn zuletzt ei-

ne Laſter ins Verderben ſtürzen: ſo will ich
ſchreien, daß all die Menſchenfeinde, die ich an-
traf, es hören, und daß ihnen das Geſchrei
bis ins Innerſte des Herzens gelle: daran ſeid
ihr ſchuld, ihr Unmenſchen! So wolltet ihr
mich ſehen — ſonſt hättet ihr mir eure Verſöh-
nung nicht verſagt! Bauet nun Galgen oder
Rad — — der Miſſethäter, welcher dran lei-
den ſoll, iſt Werk eurer Hand — — Ach!
Bruder! Bruder! glaube, ſo ſprachen ſchon
viele Unglückliche, welche ſich vergeblich beſſer-
ten! Man hörte nicht auf ſie — man fuhr fort,
unmenſchlich ſie anzufeinden — und ſie liefen
nun eilends den Weg zum ſchändlichſten Ab-
grund hin. — Erbarmſt du dich aber des ge-
beſſerten Fehlenden, ſo wie ſich dein Schöpfer
gewis ſeiner erbarmt; überzeugſt du ihn ſicht-
ar, daß du ſeines Unrechts vergiſſeſt: ſo be-
vahrſt du ihn für künftigen Ausſchweifungen
nd ſtärkſt ihn menſchlich im Guten. Da ſieht
r denn, daß es Mühe werth ſei, daß man ſich
uf Erden beſſere und daß die Tugend auch den,
velchen ſie verlies, ſo bald er in ihre Arme zu-
ückkehrt, wieder ſegne. Er fährt fort, edel
u handeln, und hoft, daß mehrere guten Tha-
en einſt alle Menſchen noch ſo mit ihm wieder
erſöhnen werden, wie dich, den erſten menſch-
chſten Mann. — Wer biſt du, wenn du
lauben kannſt, gemacht zu haben, daß ein
Menſch neben dir ſo hoffe? — — Ach! Him-
el und Erde freuen ſich dein!

Soll aber der Gebeſſerte zutrauensvoll gegen dich werden; ſoll er anfangen zu glauben, du habeſt ſeiner Fehler vergeſſen: ſo entſchwebe deinen Lippen kein Vorwurf mehr gegen ihn! Haſt du Menſchenkenntnis geſammlet: ſo wirſt du überhaupt dich überzeugen, daß man ſich des Vorwerfens im Leben mit gutem Fug überheben könne. Iſt der Mann, auf den unſere Vorwürfe gerichtet ſind, ein unwürdiger: ſo wirſt du ihn mit tauſend derſelben nicht beſſern: Zum Zorn, zur Rachſucht, zur Tücke wirſt du ihn reitzen. Dem Redlichen aber, welcher nach begangenem Fehltritt wieder auf den rechten Pfad einlenkt, ſollſt du keinen Vorwurf mehr machen. Er ſelbſt hat ſich deren ſchon genung gemacht. Wolltſt du ihm vollends das Herz zerreiſſen? — Und durch ſeine Beſſerung hat er dich entwafnet. Als er fehlte, ward er Gegenſtand deiner Vorwürfe: im Augenblick, da er den Fehler verbeſſerte, hörte er wieder auf, es zu ſein. Du darfſt ihm alſo keinen derſelben mehr machen — willſt du nicht ungerecht gegen ihn ſein. —— Dein Mund mache ſie ihm nicht nur nicht; oft ſind dis die wenigſten, welche ein Fehlender hört, —— dein ſich wegwendender Blick, dein ſteifes Air, deine ſich rümpfende Naſe, deine zuckenden Achſeln ſollen ſie auch ihm nicht machen. Nicht ſtolz — nicht grauſam — nicht unfreundſchaftlich ſollſt du gegen ihn ſein. Sollſt ihn nicht fliehen — ihm nicht in den Weg rennen, wenn er irgendwo wo eine Wohlthat erhalten will. Sollſt ihn entſchuldigen, und an Orten, wo man ſeiner Fehler laut gedenkt, ſeine beſſern Handlungen, womit er iene wieder vermiſchte, noch lauter preiſen. Sollſt ihn wieder einführen in die Geſellſchaften der Tugendhaften und ſprechen: Hier iſt ein Zurückgekommener, ein Gebeſſerter! Weihet ihm eure Liebe wieder, euren Umgang und eure Werthſchätzungen! Sollſt ihm das Leben verſüſſen und neue Gelegenheiten zum Mehrgutesthun, zum Nochbeſſerwerden verſchaffen. —

So, Bruder, handle! — Entzückt ſieh auf den ſich beſſernden Fehlenden hin und ſprich: komm, Wiederedelgewordener! und las dich recht von mir anſchaun! ha! wie ſo ſchön, wie ſo liebenswürdig du nun ausſiehſt! Biſt wieder ganz Menſch! biſt voll Würde und Natur! Las meine Hand die deinige ergreifen! Las uns einander Brüder nennen! Geh mit mir Arm in Arm durchs Leben und nimm an allen meinen Lebensgenüſſen, an allen meinen Freuden Theil! Genies ſo den Segen deiner Beſſerung ganz; ſtärke dich täglich mehr dadurch im Guten — blicke zum Himmel und ruf aus, rufs mit gefühlvollem, dankbarem Herzen: Seine Gnade wars, ſeine Gnade wars, die in mir iſt! — — Freundſchaftlichglückwünſchend will ich denn neben dir ſtehen, dir die Schultern klopfen und ſprechen: Ach! Heil dir!

Heil dir! daß Schöpfergnade an dir nicht vergeblich war! — — —

Vor einigen Jahren wars, als ich bei einem Beſuch, welchen ich einem meiner Freunde aufm Lande machte, erfuhr, daß ſeine Knechte nicht lange vorher beim Sandgraben einige Urnen gefunden hätten. Man war nicht darauf bedacht geweſen, ſie aufzubewahren; ich machte mir alſo das Vergnügen und lies von einigen Kerlen an dem Ort, wo ſie geſtanden, weiter nachgraben. Wir fanden nur noch eine einzige; aber auch dieſe ſchien mir reichlicher Lohn für unſere allerſeitige Mühe zu ſein. Sie war noch unverſehrt und halb voll Aſche. Ich ſetzte mich auf der Stelle neben ſie hin, lies die Leute nach Hauſe gehen und betrachtete meine Urne ſtarr. — — —

Wie viele Jahrhunderte haſt du da geſtanden, dacht' ich, ungeſtört geſtanden! Niemand wuſte dich — niemand ſuchte dich — ein Ungefähr wars, welches zu deiner Entdeckung Gelegenheit gab. Hätteſt ſonſt noch Jahrhunderte geſtanden und wärſt in der Erdtiefe eines alten Vormenſchen abſonderndes friedliches Behältnis geblieben! — Heilige Ueberreſte eines vormahls vernünftigen, thätigen Weſens — mit was für einem Ehrfurchtforderndem Schauer erfüllt mich euer Anblick! — Menſchenaſche iſt dis — Menſchenaſche ausm vorigen Jahrtauſend! Wie ganz anders ſieht doch Aſche aus, wenn man dabei denkt: dis ſind die durchs Feuer gegangenen Beſtandtheile eines Geſchöpfs, welches ſo lebte, ſo empfand, ſo ſich bewegte, ſo dachte, ſo genos, wie ich. Ehmals ein meiſterhafter Menſchenbau; eine Maſchine mit hunderttauſend Rädern, aufs künſtlichſte zuſammengeſetzt, zum Erſtaunen wirkſam. Nun — — — einige Hände voll Erde — nichts von allem dem mehr an ſich, woran man erkennen könnte, was ſie geweſen wär — nicht wieder zuſammen zu ſammlen, wenn ſie vom Winde auf die Flur umher geſtreut würde! — — Wie noch ſonderbarer wird uns die Menſchenaſche, wenn ſie in einer Urne liegt und man hinzudenkt: dis iſt nebſt einigen Knochen, die dem Feuer widerſtanden, der ganze Ueberreſt eines Vorfaren aus hochentferntere Vergangenheit. Vor vielen Jahrhunderten ging dieſer alte Vormann eben ſo auf dieſem Felde herum, wie ich — ſah Sonne, Mond und Sterne, wie ich — pflückte Bluhmen und vergos Arbeitsſchweis wechſelsweiſe, wie ich. Lange, lange iſts ſchon, daß er dis that, und daß er es nicht mehr that! Die wohlthätige Urne hat ſeine Aſche zuſammengehalten; ſonſt wäre ſie ſchon Jahrhunderte lang auf die Aecker umhergeworfen, trüge Gras, Bluhmen und Gerſte, wie's übrige Land. — — Meine

Ehrfurcht gegen dieſe Aſche ſtieg von Augenblick zu Augenblick höher, ie lebhafter ich mir den Gedanken machte, daß ſie um ein Jahrtauſend eher das geweſen wäre, was ich iezt erſt ſei. Ich befühlte mich an Kopf und Händen und dachte meines eigenen Ichs wegen recht ernſthaft auch auf ein Jahrtauſend hinaus.

Nun ergriffen mich allgemeinere Betrachtungen über den Menſchen. — Es iſt doch warlich viel, dacht' ich, daß eine ſolche Handvoll Knochen und ſo ein Paar Hände voll Aſche ein kleines Jahrhundert hindurch ſo viel Thäthigkeit beweiſen können! Aber darinn ſollten wir nun auch, ſo-lange wir uns bewegen können, unſern Ruhm ſuchen, daß wir uns unermüdet bewegten, recht fürs Beſte der Menſchen bewegten. So müſts keine Aſche in der Welt geben, welche ehrwürdiger wäre, als die unſrige einſt! — Fein friedlich ſollte uns auch der Gedanke während unſers ganzen Lebens und Umgangs mit unſern Hausgenoſſen, Nachbarn, Mitbürgern, Freunden und Feinden machen, wenn wir erwägten, daß nach funfzig oder hundert Sonnenwenden unſer ganzes Ich auch in ſo eine Urne hineingehe. — — Unmöglich, dacht' ich noch, kanns mit dem Menſchen bei der Aſche bleiben. Gewis mag man ſie nicht heilig genung aufbewahren! So lange thätig geweſen ſein — im Guten und Schönen thätig; gelernt haben — ausgeübt haben

ben — wieder anderer Lehrer geworden ſein — — und dis alles unermüdet — — — und denn Aſche? Aſche zu guter lezt — ganz zur lezt? — — Nichts wieder weiter? Gar nichts wieder mehr? — — Urne! welch ein trauriger, niderſchlagender, mich ganz zu Boden ſtürzender Anblick wärſt du für mich! — — Ach nein! hebet Menſchenaſche heilig auf — hebet ſie heilig auf! Menſchenhofnung wagt mehr zu hoffen, als dis!!!

Als ich ſo die Urne anſah und dachte: da liegt ein ganzer Menſch drinnen; du kannſt ihn mit weniger Beſchwerde hintragen, wohin du willſt; kannſt ihn am Tage, wenn du recht über dich und deine Beſtimmung nachdenken willſt, vor dich auf den Tiſch, und Abends, wenn du ſchlafen gehſt, neben dein Bette ſtellen — — da wandelte mich der Wunſch an, daß ich alle Vorfahren meines Geſchlechts, meine Eltern und meine Freunde, welche mich verlieſſen, in ſolchen Urnen haben möchte. Alle die Urnen umkränzte ich denn, ſo lange das Jahr Bluhmen gäbe, mit den ſchönſten, die mein Garten hätte, und die Vaterurne zeichnete ich mit der Mutterurne von allen übrigen durch ein Bluhmenband von meinen Roſeaumalven aus. Wenns denn Abends ſtockfinſter würde und ein ſchwacher Mondſchimmer fiele durchs Fenſter in mein Zimmer, und alle Menſchen um mich her ſchliefen dicht und feſt: denn nähme ich die Urnen alle, worinn meine Eltern und meine Freunde wären, und ſtellte ſie vor mich hin auf den Tiſch, betrachtete ſie recht ſtarr, thäte ſofort mein Licht aus, legte mich ins Gardinenbette, ſchlöſſe meine Augen, dächte mir die Bilder meiner Eltern und meiner Freunde ſo lebhaft, als ich könnte, und — — vor meinen Augen ſollten ſie denn ſtehen in Lebensgröſſe — Vater, Mutter und ieder verblichene Freund! denn wollt' ich meine Hände nach ihnen ausſtrecken, und alles das wieder empfinden, was ich einſt — o Stunden der Seligkeit, wo ſeid ihr hin? — — von ihnen ſanft umarmt empfand! — —

Ich nahm meinen alten Wenden, oder wers geweſen ſein mag, untern Arm, that recht herzlich vertraut mit ihm und kam ins Dorf zurück. Mein Freund, welches der Prediger in ſelbigem iſt, fragte mich ſcherzend, ob ich den Schatz gehoben hätte. Ich antwortete ihm, daß man es ſo geradehin nicht entſcheiden könne, ob der Alte ein wiſſenſchaftlicher und ein guter Mann geweſen ſei; in welchem Fall denn ſeine Aſche immer ihren Werth habe. Wir wurden darüber einig, daß es dieſem Urnenmanne nicht wieder ſo gehen ſoll, als denen, welche vor einigen Wochen gefunden worden; weil ichs für Unrecht halte, irgend iemanden, den man in ſeiner Ruh geſtört hat, nicht wieder zur Ruh zu bringen. Das Dorf war vor Zeiten ein Ritterſitz. Noch liegen in einem Gewölbe der daſigen Kirche die letzten adelichen Familien der Gutsbeſitzer. Mein Freund hatte die Schlüſſel zum Gewölbe. Ich that den Vorſchlag, daß wir den ehrlichen Alten in ſelbigem einſetzen wollten, weil ſich hoffentlich, da er nicht viel Raum wegnähme, noch ein Plätzgen unter den Hochwohlgebohrnen Herren für ihn finden würde. Der Prediger ging voran; ich, die Urne im Arm, ihm nach. Bei Oefnung des Gewölbes fiel uns ein zinnerner Sarg in die Augen. Ich nahm den alten Wenden, ſetzte ihn ſanft drauf, und wünſchte, einſt dabei zu ſein, wenn ers nicht genung würde bewundern können, wie er hieher gekommen ſei.

Meine Phantaſie hat mir in meinem Leben viel zu ſchaffen gemacht; doch mus ichs ihr zum Ruhm nachſagen, daß ich ohne ſie oft um ein gut Theil unzufriedner, einſamer, verzagter, unzärtlicher, auch wohl hie und da hartherziger, Summaſummarum — freudenloſer geweſen ſein würde, als ich in der That geweſen bin; und ich werd' einſt, wenn Bruder Tod an dem letzten Bilde, welches ſie vor meinen Augen aufſtellt, ſchon hin und her wackelt, daß ers wegſchieben will, noch dem Geber aller Gaben dafür herzlichſten Dank abſtatten, daß er ſie mir lebhafter, als gewöhnlich, gab. Mag ſie mir doch manche Thräne abgelockt haben, die ich ſonſt nicht geweint hätte — — mag ſie doch hie und da eine falſche Vorſtellung auf einige Augenblicke in mir unterhalten, oder auf eben ſo lange Zeit eine Ueberſpannung meiner Empfindungen hervorgebracht haben — — genung, des Guten, welches ſie für mich ſtiftete, war immer dreimahl mehr! Können euch, Brüder Jünglinge, in denen ſie eben ſo rege iſt, die Erfahrungen von ihren Segenſtiftungen, welche ich in meinem kleinen Leben zu ſammlen Gelegenheit hatte, nützlich werden: ſo höret mich alſo reden!

Ich hatte von ieher die würdigſten Begriffe von Glückſeligkeit, zu welcher das Leben in Geſellſchaft unſer Geſchlecht erhübe. Ich glaubte, daß der, welcher uns zuerſt in ſie eingeführt hatte, kein anderer, als — Gott ſelbſt, geweſen ſein könn', und daß ieder, welcher unſere geſelligen Triebe zu ſtärken bemüht wäre, der Gottheit ſich dadurch merklich nähere. Mit dieſer Idee angefüllt, deren Richtigkeit ihr hoffentlich nicht ableugnen werdet, ſchaute ich mich denn allenthalben in der Geſellſchaft um, und ſuchte, ob ich die Menſchen alle darinn ſo glücklich fände, als ich glaubte, daß ſie ſein könnten. Wie mir da ward — ach! wie mir da ward, wenn der Anblick ſo ungenugthuend meinen Wünſchen entſprach! Ich dachte: den Unmuth, welcher dich überwältigen will, ſollſt du zerſtreuen! Da entwarf ich mir denn das reizende Bild einer Geſellſchaft, worinn alle Glieder derſelben wahrhaftig glückſelig wären. Ich fing an vom Vorſteher derſelben, vom erhabenen Manne, auf deſſen Haupte Krone oder Huth feſtlicher ſtrahlt, und bildete mir in ihm den edelſten, wohlwollendſten, zärtlichbeſorgteſten Vater ſeines Volks. Ich dachte mir ihn, wie er allenthalben Auge iſt, um zu ſehen, wo eins ſeiner Kinder leide; wie er keinem derſelben den Zutritt zu ſich verwehrt, es wäre denn, daß das Kind ein Schmeichler oder ein Verleumder ſei; wie er die Freiheit ſeiner Unterthanen nicht Sklavènmachend beſchränkt; wie er nicht auf neue Wörter ſinnt, um noch nicht geweſenen, einzuführenden Abgaben, damit ſcheinbare Nahmen zu geben; wie er das Verdienſt aufmunternd belohnt, das Verbrechen menſchlich ſtraft, Künſte und Wiſſenſchaften blühend macht, und von den Ergieſſungen des frohen Muths auch des geringſten unter ſeinem Volke gern theilnehmender, Freudevermehrender Zeuge wird. Denn dacht' ich mir die Leute, welche zunächſt um den erſten Mann in der Geſellſchaft her ſind und für ſeine Kinder, weils ihrer ſo viele ſind, die er nicht alle überſehen kann, ſorgen helfen ſollen, als Menſchenfreunde und Patrioten; dachte ſie mir, wie ſie alle Hütten durchkriechen, um zu ſehen, ob nicht irgendwo ein ſchauvoller Unglücklicher im Ver-

borge-

borgenen leide, nicht irgendwo das beſcheidene Verdienſt unbelohnt umherſchleiche, und einſchätzbares Beiſpiel geſellſchaftlicher Tugenden, von der groſſen Welt entfernt, aufgeſtellt werde; dachte ſie mir, wie ſie denn alle ihre Entdeckungen dem Fürſten mittheilen, ihn dadurch in den Stand ſetzen, ſeine Wohlthätigkeit bis zum Hirten zu erſtrecken, und der Gnade, welcher er ſie würdigt, ſich bedienen, ſeine Macht für ieden Redlichen in Thätigkeit zu ſetzen. Auch dacht ich mir denn die Richter auf ihren Stühlen weiſe, mäſſig, gerecht; dachte ſie mir, wie ſie mit tiefforſchendem Blick durchs Auge ins Herz des Schuldigen ſpähen, durch Ungeſtüm ihre Würde nicht entehren, der Verrätherei gegen dürftige Unterdrückte ſich nicht ſchuldig machen und durch voreilige Machtſprüche den Feigherzigen, welcher doch gute Sache hat, nicht zu Boden ſchlagen. Und Prieſter, welche auf der Kanzel rührende Unterrichter, am Altar warme Segner, beim Krankenbett holde Tröſter, im Umgang offene Geſellſchafter, in der Einſamkeit unermüdete Wahrheitsforſcher, in öffentlicher Noth feurige Ermunterer, beim Anblick der Irrenden liebreiche Zurechtweiſer, im ganzen Leben nachahmungswürdige Muſter ihrer Brüder ſind. Und Kaufleute, wie ſie aus einer Provinz in die andere ungehindert Handel und Wandel treiben; und Künſtler, wie ſie durch Ertrag ihrer Kunſt gereizt auf neue Erfindungen ſinnen; und Handwerker, wie ſie unaufhörlich zu arbeiten finden; und Bauren, wie ſie alle ihre Tage für ſich und für ihr Feld haben; und redliche Armen, wie zu ihrem nothdürftigen Unterhalt öffentliche Anſtalten errichtet werden; und Waiſen, wie um iede derſelben drei wohlhabende Menſchenfreunde wetteifern, ihr Vater zu ſein. Und alle Stände, wie ſie einander die Hand bieten, zum gemeinſchaftlichen Wohl beitragen und den ganzen Menſchenhaufen, welcher beiſammen lebt, zu einer Familie machen, die unter der Direktion des beſten Vaters kein ganz unglückliches Kind aufzuweiſen hat. — — So mahlte mir meine Phantaſie das Bild einer beglückten Geſellſchaft, und ich dachte mich ſchnell in ſie hinein; fing auf meiner Stelle gleich eifrig an, meinen Plaz ganz auszufüllen und bin überzeugt, daß, wenn ihr lieben Freunde auch ſo phantaſirt, und alsdenn ieder in ſeiner Lage es eben ſo macht, dis idealiſche Bild bald in Lebensgröſſe, vor unſern Augen da ſtehen werde. —

Ich kann euch auch von Zeiten erzählen, in welchen ich in gröſter Einſamkeit gelebt habe. Abgeſchieden von allen Menſchen bracht' ich meine Tage in einem Wäldgen hin, und Gott über mir und die Nachtigallen um mich her waren meine ganze Geſellſchaft. Aber glaubt ia nicht, daß ich da Langeweile hatte. Die Natur both mir nicht nur von allen Seiten her die unterhaltendſten Gegenſtände dar, ſondern meine Phantaſie ſchuf auch bald den Hain, wo ich war, und die Flur, die den Hain umgab, zu arkadiſchen Gefülden um. Eine ſchlanke Birke, an die ich mich lehnte, war das Mädgen, das ich liebte; die Heerde, welche ienſeits des Buſches graſete, ward mein; eine Haſelruthe macht' ich zum Schäferſtab und blies auf einem Pappelblatt und ſchaute friedlich auf zum Himmel. — Auch glaubt nicht, daß ich da Einſamkeit hatte. Mit unerſättlicher Begier ergrif ich ieden Gedanken, welcher mich näher an Gott leitete, und war oft ſo dicht an ihm, daß ich ihn vor meinen Augen übergehen ſah! Wenn mich denn alle ſeine Werke bezaubert hatten, ſo trat ich auf eine Höhe und ſtellte in Gedanken das ganze Menſchengeſchlecht um mich her, und hielt ſo feierliche Anreden an daſſelbe von Schöpfergröſſe, von Weltſchönheit und Menſchenbeſtimmung, daß keiner von meinen Brüdern ungerührt hinwegging. Oder ich verſammlete unter einer ſchattenreichen Eiche alle meine Freunde, trat in ihre Mitte, drückte ihnen freundſchaftlich die Hände, wünſchte ihnen Glück zum Daſein und Daſeinsgenus, zu Frau und Kindern, Gut und Geld, und noch mehr zu Wahrheit und Redlichkeit, und forderte ſie auf zur Vertraulichkeit und Zärtlichkeit, zum Weisheitdurſt und zum Abtrag aller ihrer Pflichten.

Wenn ich noch heute mit Gott zuſammenrechnen wollte, wie viel gute und wie viel böſe

Tage ich unter ſeiner ſchönen Sonne gehabt hätte: ſo weis ich zum voraus, daß der erſtern mehr geweſen ſind. Ich ſags zu ſeinem Preiſe und bin gern mit allen zufriden, wie ers macht. Zuweilen traf mich iedoch auch ein Misgeſchick. Es wunderte mich nicht; ich grif dabei gemeiniglich mit der rechten Hand vor die Stirne und dachte: es wird auch wohl zu irgend etwas gut ſein. Nie aber weis ich, daß ich meine Faſſung darinn ganz verlohren hätte! Waren nur die erſten Augenblicke vorüber, ſo ward meine Phantaſie für mich Wohlthäterin. Ich wuſte aus meiner und alle Menſchen Erfahrung, daß ſich alles im Leben abändere. Nun dacht' ich mich urſchnell in die beſſere Lage hin, in welche ich über kurz oder lang wieder eingehen würde. Ich mahlte ſie mir ſo angenehm und ſo reizend, als ich konnte; war geſund und raſch, ſcherzte mit meinen Freunden, weidete mich am heitern Firmament, am Bluhmenſchmuck und Baumgrün, hatte Frau und Kinder, Brodt für uns und für hundert Armen und Ausgabegeld, ſo viel ich brauchte. Da wuchs mir der Muth. Da verlohr mein Unglück den gröſten Theil ſeines Drucks. Ich trugs leichter, und wie 's überhin war, ſah ich mich noch einmahl darnach um und fühlte, wie 's eine groſſe Gnade Gottes ſei, wenn man in der Welt ein bisgen ſchwärmen könne.

Schiens mir zuweilen, als würd' ich gegen meine Freunde etwas kalt; hatten ſie etwa dis oder iens gethan, wie denn ieder Menſch manchmahl dis und ienes thut, welches nicht recht überdacht war,: ſo wärmte mich meine Phantaſie wieder ganz für ſie. Ich ſtellte mir die Augenblicke vor, in welchen wir einſt von einander getrennt werden würden. Wars Mittags um zwölf Uhr, ſo dacht' ich: nun um ein Uhr ſeid ihr geſchieden. Denn kann keiner den andern mehr mit ſeiner Liebe erreichen, und ieder möchte denn wohl den andern damit alsdenn von ganzer Seele erreichen. — Sogleich wars, als hört' ich eins ſchlagen. Nun iſt der letzte Augenblick, rief ich mir zu; ergreif ihn! — Da gehörte mein ganzes Herz ihnen wieder zu; da that ich ihnen alles, was ich ihnen nur an den Augen anſehen konnte; da lebte ich über und über für ſie.

Wenn ich von Leidenden gehört habe, ſo iſts meine Phantaſie geweſen, welche mich für ſie am thätigſten gemacht hat. Vor meine Augen hin hab' ich ſie denn geſtellt, wie ſie weinen und ſchluchzen; ich habs geſehen, wie ſie den Angſtſchweis abtrocknen, habs gehört, wie ſie ſeufzen; habe ihre Hände erblickt, wie ſie ſie allenthalben hin nach Hülfe ausſtrecken, wie ſie ſie winden und ringen; habe ſie mir vorgeſtellt in Ohnmachten, Verzuckungen, Todesnöthen; habe dazu gedacht: Du biſt der einzige Mann, welcher helfen mus, helfen mus. Zögerſt du auch nur hinzuſpringen, ſo ſind ſie verlohren. Nach einer Minute verlohren, und wenn du denn auch noch ſo gern wollteſt, könnteſt du ihnen nicht helfen. — — Da wars, als riſſe mich ein Strom zu ihnen hin! Ich eilte und leiſtete ihnen die Hülfe, die ich konnte, und ſchriee im Hülfeleiſten immer um mich her, daß doch ieder kommen und mithelfen ſollte. — — —

Brüder! drum iſts meine Phantaſie, welcher ich einen groſſen Theil derer Freuden verdanke, die ich unter dem Himmel genos, und der ich noch täglich deren genung verdanke! Sagt, wo iſt ein ergiebigerer, unerſchöpflicherer Quell von Wonnen für uns, als in ihr? Sie ſchaft die alte Welt, in der wir leben, nach unſern Wünſchen um, und hat noch eine ganz neue für ſich, in die ſie uns rückt. — Täuſcht ſie uns zuweilen, was ſchadets? Auch die Täuſchung hätte ihr Angenehmes. — Und mögen wir doch, auf daß ſie uns nicht zu Gecken mache, mit unſerer Vernunft neben ihr her ſchlentern! — — — —

Mit Heroiſmus tritt der groſſe Unglückliche auf ſeiner Leiden offenen Kampfplatz hin und ſtreitet, wie Männer ſtreiten, welche im Angeſicht ihrer Väter und Weiber für Freiheit und Vaterland fechten. Um ihn her alle ſeine

Brüder mit offenem Mund, ihn anwundernd, anſtaunend in heiligem Schweigen. Er durch ihre Gegenwart noch mehr geſtärkt; zu immer neuer Gröſſe ſich erhebend, mit noch immer mehr Heldentapferkeit kämpfend. Ha! ſei willkommen, groſſe menſchliche Seele, mitten unter uns! zeig dich uns in erhabenſter Würde und wecke in unſerm Buſen edle Kühnheit, Geiſtesgegenwart, Standhaftigkeit und unzuerſchütternden Muth! — —

Was iſts, Brüder, das ihr ſehet, wenn ihr auf Menſchen von gewöhnlichem Schlage hinblickt zur Zeit, da ſie leiden? — Ach! Unglückliche ſehet ihr, welche durch verzagten Muth ihr Elend noch unträglicher machen! Menſchen, die die Augen voll Thränen, den Mund voll bitterer Klagen haben; deren Hände aber las ſind zum Streit! Es mag wohl ſein, daß eine lange Reihe von groſſen Widerwärtigkeiten ſie niderſchlug; aber die Unthätigkeit, in der wir ſie finden, dünkt uns nicht menſchlich genung. Wir bemitleiden ihr Unglück, wünſchens von ihnen weg, legen Hand an es abzuwälzen, und es verdreuſt uns auf ſie, daß ſie in ihrer eigenen Sache gar nichts mit thun wollen. Wir fordern ſie auf; aber iede unſerer Aufforderungen ſcheint nur noch mehr ſie niderzuſchlagen. Schlummern denn in euch alle eure Kräfte? ſprechen wir; ſeid ihr denn ſo ganz aufgelöſet, daß ſich auch nicht eine Muſkel mehr anſtrengen will zur Gegenwehr? — Da rinnen die Thränen noch ſchneller; da tönen die Klagen noch lauter! — Erliegen würden wir unterm Anblick des ewigen Einerlei, der allgemeinen Unthätigkeit, heftete ſich nicht unſer Auge nun unterm groſſen Menſchenhauſen auf einen ſtarkmüthigen Mann, der mit Geiſtesgröſſe widers Unglück kämpft. Da iſt denn doch einmahl ein Menſch von mehr als gewöhnlichem Schlage; ein neuer, nur ſeltenerſcheinender Gegenſtand, welcher Würdigkeit, lang' angeſchaut zu werden, ankündigt. Noch betrachten wir ihn nicht genau; ſein Anblick überraſchte uns angenehm; wir hatten die Hofnung ſchon aufgegeben, iemahls einen Leidenden ohne Thrän' und ohne Klage zu ſehen.

Nun, da die erſten hinreiſſenden Eindrücke, welche er auf uns machte, vorüber ſind, heften wir forſchendere Blicke auf ihn. — Da ſehen wir denn an ihm einen Mann in voller Anſtrengung all ſeiner Kräfte. Einen Mann, welcher mitten im Tumult aller ihm widrigen äuſerlichen Umſtände in geſetzter Faſſung bleibt; der ſich kühn nach der Seite hinwendet, von welcher die Anfälle her kommen; der nicht zurückweicht, ſondern mit feſtem Tritt ieden derſelben auffängt; der unerſchrocken alle die Waffen überſchaut, welche in ſeinen Händen zur Gegenwehr ſind; der ſchnell dieienige davon ergreift, welche im gegenwärtigen Fall die brauchbarſte iſt; der nach drei mislungenen Verſuchen, ſich zu retten, nicht verzagt wird; der unermüdet ſich wehrt, und der, wenn er auch fallen müſte, doch den Ruhm zu erkämpfen ſtrebt, als Held aufm Kampfplaz gefallen zu ſein. — Das iſt ein groſſer, ein erhabener Menſch. Er macht den redlichſten Gebrauch von allen ſeinen Kräften; den muſt' er davon machen. Dazu verlieh ſie ihm die Natur. Er handelt ſo, wie alle Edlen verlangen können, daß er handeln ſollte; mehr, als er wirklich thut, vermocht' er nicht zu thun. Vollkommen mit ihm zufriden, bewundern wir ihn als einen Sterblichen vom erſten Range, und er wird auf der Stelle würdiger Menſchengröſſe vortreflicher Lehrer für uns. — —

Groſſe Triebfedern müſſen es ſein, denken wir denn auch bald, welche einen Mann in eine ſo Heldenmüthige Bewegung ſezen können. — Da überzeugen wir uns denn, daß er ein unſträflicher Mann ſein müſſe; ein Mann durchaus ſich des Guten bewuſt. Sein Herz mus es ihm ſagen, laut und ſtark ſagen, daß ſein Unglück nicht Folge ſeiner Thaten ſei. Denn nur Unſchuld und ſeliges Gewisſein, daß man rechtſchaffen gehandelt habe, vermögen uns langdaurenden Muth zu verleihen. Wer als Verbrecher leidet, leidet nicht ſo mit entwölktem Aug. Er befürchtet Vorwürfe von auſſen; fühlt ſie ſchon von innen, und fürchtet ſeiner

Gegenwehr unglücklichen Ausgang. Die Furcht benimmt ihm die Kraft — er ſteht da in all ſeiner Blöſſe. — — O wie uns da der Mann als **leidender Gerechter** nun noch einmahl ſo gros wird, als vorher, da wir ihn nur als muthvollen Kämpfer betrachteten! — Weiter fangen wir auch an, zu glauben, daß der Gerechte, welcher ſo muthvoll leidet, groſſe Begriffe über den Zuſammenhang der Dinge und über den Plan des Ganzen eingeſogen haben müſſe. Daß er ſeine Kräfte ſo redlich anſtrengt und in ſeinen Anſtrengungen nicht ermüdet, dis mus von der Hofnung mit herrühren, welche er feſthält, daß das Maas ſeiner Kräfte, welche er empfing, mit dem Maas des Elends übereinkommen werde, das auf ſeine Schultern gelegt wird. Eins, wie das andere iſt in ſeinen Augen eingeflochten ins Ganze. Der, welcher alles flocht, iſt ihm ein Weſen, welches ſich allenthalben mit Weisheit und Milde geoffenbart hat. Dis ſtärkt ihn. O liebt ihr, Brüder, den Mann nicht, welcher ein ſo **Gott verherrlichender Kämpfer**, iſt? — — Es iſt möglich, daß er bei aller ſeiner Anſtrengung dennoch unterliege. Er ſelbſt, der groſſe Leidende, ſollt' er nicht dieſe Möglichkeit fühlen? Sah er nicht ſchon im Leben Beiſpiele der Art? — Wie? und doch ſchlägt dieſer Gedanke ſeinen Muth nicht zu Boden? Was iſts nun noch, das ihn aufrechthalten kann? — Dis iſts, daß er denkt, es habe ſo und nicht anders,

anders, ſein müſſen! Dis iſts, daß er glaubt, ſein guter Gott hätt' es gern abgeändert, wenn der geſammte Weltplan es verſtattet hätte; daß aber ſein guter Gott auch einſt gegen ihn gut und gerecht ſein werde! Nun öfnen ſich vor ſeinen Augen der groſſen Zukunft unüberſehbare Flächen. In ieder Hand hat er, wie Gott, eine Welt, und legt ſie beide an einander. Was die linke Hand nicht gibt, ſpricht er, wird die rechte geben — geben Licht und Schadloshaltung und Gewinn! — — Ha! ſeht, nun wird der groſſe Kämpfende Märtirer; Märtirer, welcher ſich nicht ganz vergeſſen glaubt — dem die Kron aus ferner Welt entgegenſtrahlt! — — —

Staune, iunger Freund, den Edlen an, wenn du ihn mit Heroiſmus leiden ſiehſt! Staune ihn recht an und — lerne von ihm! Noch lange Laufbahn vor deinen Füſſen! noch lange Laufbahn! Du weiſt nicht, was für Schickſale dich auf ihn treffen können, und wozu die Gottheit dich erkohren habe. Sorge, daß du, wenn eine ähnliche Lage die beſtimmte wär, nicht ganz unvorbereitet in ſie eingehen mögſt! Bewahre Unſchuld und Tugend! Halt auf Bewuſtſein des Guten, als auf des irrdiſchen Lebens ſchätzbarſtes Guth! Durch dis geſtärkt magſt du Held und Märtirer werden! Erhalte deine Kräfte; ſtärke ſie, damit du einſt, wenn dich Unglück trift, nicht entnervt ihm entgegenſchleichen dürfſt! Sammle groſſe, würdige Begriffe vom Urheber der Weſen und von allen ſeinen Einrichtungen! Ueberzeuge dich von zwoter Welt gewiſſer Zukunft und unterhalt dich oft mit Hinblicken in ſie! — Ergreift dich denn über lang oder kurz groſſes Erdeyelend, ſo kämpfe wacker und Mann! Zeige Standhaftigkeit; zeige Gegenwart des Geiſtes und felſenfeſten Muth! Steh! Fliehe nicht! Bebe nicht! Mit ſeligem Wohlgefallen blickt auf dich die Gottheit herab und ruft: Kein ſchönerer Anblick für mich auf Erden — kein ſchönerer Anblick, als du! Auf! gewähr' ihr den Anblick — behaupte deiner Natur glorreiche Würde — reize zu Wunder und Staunen all deine Brüder um dich her! — — —

Wer ſich deſſen mit Gewisheit bewuſt iſt, daß er von Zeit zu Zeit an menſchlicher Vollkommenheit wachſe, der iſt ein Seliger, und alle Welt nenn' ihn ſo! — Ich ſeh' ihn, den zunehmenden Mann, am Abend vorm groſſen Menſchenſpiegel ſtehend, und mit Wohlgefallen ſich darinn erblickend, wie er den Tag über von irgend einer Wahrheit ſich lebhafter überzeugt, oder irgend einer herrſchenden Leidenſchaft mehr die Gewalt benommen, oder die Reihe ſeiner edlen Thaten mit einer vermehrt hat. Er ſteht recht gerade vorm Spiegel und betrachtet ſich zufriden von oben bis unten; geht wieder von dannen und denkt lächelnd: wenn ich morgen um dieſe Zeit wieder hieher komme, werd' ich mich noch lieber ſehen. — —

Wenn wir einen Gegenſtand oft anzuſchaun genöthigt ſind, ſo mögen wir es gern haben, daß wir ihn beim iedesmahligen Anblick verändert finden. Von der Veränderung ſelbſt, welche an ihm vorgegangen iſt, wünſchen wir, daß ſie ihm mehr Reize gegeben haben mög. Mit Entzücken ſehn wir ihn denn darauf an, wie er von einer Zeit zur andern vollkommener wird. — Sind wir nun dieſer Gegenſtand ſelbſt, finden wir das ſtete Wachsthum an Schönheit und Vortreflichkeit an uns: mit welchem verdoppelten Vergnügen wird uns ſein Anblick erfüllen! Wir ſinds, die wir dieſen Anblick genieſſen; wir ſinds auch, die wir ihn gewähren. — Können wir thätiger ſein, mit Würde thätiger ſein, als ſo?

Menſchen müſſen, ſo lange ſie bei vollem Gebrauch ihrer Kräfte ſind, nirgends ſich ſelbſt ein Ziel aufſtecken, ſich dabei hinſetzen und denn die Hände in den Schos legen. Und vergingen im Leben nur acht Tage, daß wir nicht angeben könnten, wo wir in ſelbigen hie oder da eine Lücke in unſern Kenntniſſen angefüllt, oder eine Blöſſe am Herzen zugedeckt hätten, — wie läſtig müſten uns die acht Tage werden!

den! Und wenn wir iemahls das groſſe Werk der Berechnung unſerer Zeit anfingen, wohin ſollten wir ſie ſchreiben?

Jſts in unſerer Macht, immer vollkommener zu werden, wie unnatürlich handelten wir gegen uns ſelbſt, wenn wir uns mehrerer Schönheit berauben wollten? Wie unerkentlich gegen unſern barmherzigen Urheber, welcher zu unſerer Ausbildung auf alle Weiſe beförderlich ward, wenn wir dieſelbige in ihren vielfältigen Keimen erſtickten?

Sollen wir im zweiten Sein da auf unſere Laufbahn wieder ausgehen, wo wir bei Abgabe des erſtern ſtill ſtanden: wer wird nicht gern jezt ſchon auf derſelben fortſchreiten, ſo weit er kann, um denn einmahl für Tauſenden, die träger waren, einen beträchtlichen Vorſprung zu haben? — — Sieh, ſo iſt der Mann, welcher unaufhörlich weiſer und beſſer wird, mit Recht ein Seliger! Er iſt im erſten Leben ſchon auf den Stellen, wo andere, vieleicht nach Vergang von Jahrtauſenden, im zweiten erſt ſeyn werden. — —

Drum Bruder! ſteh nirgends ſtill, bis dir er das Ziel ſteckt, welcher auch die Bahn dir inſt öfnete!

Sammle für allen von Tage zu Tage mehr die nützliche Kenntniſſe ein! Widme gern deine

Stunden der Menſchenwiſſenſchaft! Belauſche andere und noch mehr belauſche dich ſelbſt! Unterſuche das, was du glaubſt und berichtige, ſo viel als möglich, deine Zweifel! Es iſt nicht gut, ſo lange das Herz hin und her wankt, und du haſt weder Ruhe noch Glück dabei. Wahrheiten, welche du brauchſt und ohne die du nicht leben möchteſt, befeſtige unaufhörlich mit ſtärkerer Beweiskraft! denke eifrig über die Beſtimmung des Menſchen nach; über den Werth ſeiner Genüſſe und über ſeine Hofnungen! Betrachte mit heiligem Ernſt die Schöpfung um dich her! Verweile bei groſſen und kleinen Gegenſtänden in der Natur! Unterſuch' ihre Beſchaffenheiten, ihre Verhältniſſe gegen dich! denen, von welchen du ſiehſt, ſie ſeien dir am nächſten, ſie nützen dir und andern viel, weihe deine langdaurendſten Betrachtungen! Halt Menſchenleben deiner Beherzigung werth; ſuch ſeinen Zuſammenhang, ſeine Verwickelungen und ſeine Auflöſungen! —

Betreib denn nach Masgabe deiner Kenntniſſe die Veredlung deines Herzens mit Eifer! decke eine Blöſſe daran nach der andern zu! rotte eine weniger edle Gewohnheit nach der andern aus! Kämpfe mit deinen Leidenſchaften! Werde Held im Gefecht mit ſelbigen und Sieger! Entwurzele den liebloſen Neid — wirf den thörichten Stolz weg, verdamme die mörderiſche Rachſucht — verſchlies dich dem unmenſchmenſchlichen Geiz! Zwinge alle deine Neigungen unter den groſſen Grundſatz: Je mehr Menſchengefühl in meinem Buſen pocht, ein deſto edler Mann bin ich! Lern die Vorfälle deines Lebens immer mehr von der rechten Seite betrachten! Werde muthvoller in Gefahren — zufridner mit deinen Schickſalen — vertrauensvoller auf den dich leitenden Gott! Sei heilig unter den Menſchen — ſeis auch, wenn du einſam und dir die ganze Welt biſt!

Vermehre mit gleicher Inbrunſt die Reihen deiner guten Thaten für deine Brüder! Sprich: Segen mus ich ſtiften — Segen, ſo viel ich kann! Theile allenthalben, wo du Menſchen findſt, die auf dich hören, deine nützlichen Kenntniſſe aus! Bilde ſie zu guten Leuten — zu würdigen Künſtlern — zu wiſſenſchaftlichen Männern! Greif das herrſchende Vorurtheil nicht im Sturm an — der Sturm möchte dich fortſchleudern und du beſſerteſt nichts! Setz ihm ſanft die einleuchtende Wahrheit entgegen! Las deine Mitbürger den beſſern Werth derſelben an ihrem eigenen Herzen allmählich fühlen; vieleicht erlebeſt du denn einen Zeitpunkt, wo ſie mit dir übers Vorurtheil lachen! Sei freundſchaftlich, ſei vertraulich, ſei zärtlich! Erzeige Dienſtleiſtungen unaufgefordert, ungewinnſüchtig! Unterſtütze den Schwachen! Werde Auge, Zunge, Hand und Fus, je nachdem du Blinde oder Stumme, oder Krüppel antrifft! Stelle das Beiſpiel deiner Rechtſchaffenheit hoch auf! Beſſere damit den Fehlenden — jage den Böſewicht zurück — beſtärke den Edelmüthigen im Guten! — — —

Sagt dir denn dein Herz in Stunden des einſamen, ernſthaften Nachdenkens über dich ſelbſt, daß du täglich weiſer und beſſer werdeſt — ſiehſt du dich im Menſchenſpiegel an jedem Abend in gröſſerer Vollkommenheit: ſo trift freudig hin mitten in die ganze Natur! Empfange von der Sonne die Wärme — vom Baum den Schatten — vom Winde die Kühle — von der Lerche den Geſang — vom Veilchen den Duft! Auf Bluhmenduft, Weſterfriſchung, Lerchengeſang, Baumſchatten, Sonnenſchein hat unter allen Geſchöpfen, welche daran Theil nehmen, keiner mehr Recht, als du! — Ha! all dieſe Wonnen der Natur mit den Geſinnungen eines künftigen Seligen genieſſen — — was iſts, das ihr dagegen an Glückſeligkeit aufbringen könnet, ihr, die ihr träge mitten auf der Laufbahn euch das Ziel ſteckt? Ach! empfändet ihr doch nur einmahl die menſchliche Freude, am Menſchenadel unaufhörlich zu wachſen — wie würdet ihr angereißt werden zu redlicher Thätigkeit! Wie würdet ihr fliehen in die Umarmungen der Weisheit und Tugend! ..... O ſäh' ich euch ſchon eilfertig aufm Wege dahin! —

* * *

Reizend iſts, Menſchen zu ſehen, welche täglich an Vollkommenheit wachſen, Vorzüge erwerben, Verdienſte ſammlen; noch reitzender iſts den Mann mitten in erworbenen Vorzügen, mitten in geſammleten Verdienſten erblicken, wie er edle Beſcheidenheit gegen ſeine Brüder ausübt! — der gewinnt unſer Herz nicht für ſich, welcher, wenn er auch noch ſo dienſtvoll iſt, eine eitelſtolze Mine annimmt und die Backen aufbläſet. Wir ſchätzen ſeine Verdienſte und werden zurück von ihm geſcheucht; denn es iſt uns empfindlich, bei ieder Gelegenheit zu ſehen, wie ers uns fühlen laſſen will, daß er hervorrage. Schade um ihn, ſeufzen wir, daß ein ſo glänzendes Weltlicht ſo unangenehme Verdunkelungen leidet! Schade um ihn, um die Geſellſchaft und um die Tugend! — Sprecht nicht menſchenfeindlich: der Mann, welcher ſtolz ſein kann, hat keine Verdienſte! Menſchen haben all ihre ſchwache Seite. Leute von wahrem Werth — von ausgebreiteten, nützlichen Kenntniſſen, an edlen Thaten reich, mögen oft der Verſuchung nicht entgehen, ſich zu brüſten. Vielleicht, daß man es ihnen zu oft ſagte, daß ſie gros wären! Vielleicht, daß ſie dis, wenn ſie es von vielen hörten, daran gewöhnte, von allen es hören zu wollen! Vielleicht, daß ſie dadurch verleitet, anfingen, es endlich ſich ſelbſt im ſtillen und denn der Welt öffentlich zu ſagen! —

— Aber wenn wir denn einmahl einem beſcheidenen Verdienſtvollen begegnen, ſo ruht unſer Auge recht an ihm.

Einen ſtärkern Beweis von ſeiner innern Gröſſe vermocht er uns nicht zu geben, als durch ſeine Beſcheidenheit. Da er erhabenen Geiſt hat, bedarf er der erhabenen Mine nicht. Er würde ſich herabſetzen, wollt' er eitelſtolz ſein. Kleinen, unverdienſtvollen Seelen überläſſt ers, daß ſie den innern leeren Raum mit äußerlichem Pomp auszufüllen verſuchen mögen. Für ſie, ſpricht er, iſt Hochmuth, Aufgeblaſenheit und trabendes Weſen die einzige Zuflucht, wohin ſie ſich mit ihrer Blöſſe verbergen können, um den leichtgläubigen, auf der Oberfläche ſtillſchwebenden Theil ihrer Mitbürger zu bethören. Man laſſe ihnen das Puppenſpiel!

Wir ſind nun vollkommen überzeugt, daß der beſcheidene Verdienſtvolle ſein Gutes, das er that, um des Guten ſelbſt willen that. Geſchmeichelt will er nicht ſein — Lohn reiſſt er nicht an ſich; warum hat er anders Verdienſte geſammlet, als weil ers der Würde ſeiner Natur gemäs fand? Er fühlte Fähigkeit. Die Fähigkeit muſt du menſchlich anwenden, dacht' er; dis iſt deine erſte Pflicht!

Seine Beſcheidenheit wird in unſern Augen feierliches Zeugnis ſeiner Achtung für die

Verdienſte ſeiner Brüder. Er betrachtet dieſe als Leute, die auch zum Beſten der Geſellſchaft beitragen. Daraus ſehen wir, daß er ſeine Verdienſte auch in dieſer Abſicht geſammlet habe. Nutzen wollt' er damit ſtiften. Den hat er geſtiftet. Nun hat er, was er wollte; damit iſt er belohnt. —— So wird er in unſern Augen der würdigſte Gegenſtand unſrer Bewunderung und Liebe! So ſetzt er ſeiner Vollkommenheit durch Beſcheidenheit im Beſitz derſelben die Krone auf! So empfängt er dadurch, daß er durch ſeine Verdienſte nicht thörichtſtolz wird, ein neues Verdienſt; ia, das gröſte unter allen!

Hier, Freunde! habt ihr das Bild des beſcheidenen Verdienſtvollen! Betrachtets ſtarr, verſchlingets mit euren Blicken — es iſt ein edles, reizendes Menſchenbild ....

Schon beim alltäglichen Menſchenanblick, im alltäglichen Umgang mit ſeinen Brüdern zeichnet er ſich durch Milde und Menſchenfreundlichkeit aus. Allenthalben, wohin ſein Blick fällt, fällt er mit Leutſeligkeit hin. Er verlangt nicht, daß er allemahl die erſte Höflichkeitsbezeigung empfange. Wer den andern zuerſt ſieht, und ihn kennt, ſpricht er, der neigt ſich zuerſt. Er ſteht iedem Rede, der mit ihm reden will; dem geringſten wie dem höchſten: denn beide ſind Menſchen, und ein Menſch, pflegt er zu ſagen, mus dem andern

Rede ſtehen. Er ſchleppt nicht Leute, wenn ſie mit ihm reden, mit entblöſten Haupte hinter ſich her. Komm heran, ruft er, geh neben mir, die Welt iſt hier breit genung für uns beide. Er verargts dem Redenden nicht, wenn er ſeine Worte nicht abwägt. Langen Umſchweifen, Benevolenzkaptationen iſt er feind. Seine Antwort iſt zur Sache, aufrichtig, genungthuend. —

In abgeſonderten geſellſchaftlichen Zuſammenkünften zeigt er ſeine Vortreflichkeit in einem noch glänzendern Licht. Da tritt er keineswegs mit einer Mine ein, die ſagen will: Stehet auf! Macht Platz! der König in der Geſellſchaft kommt! Er verabſcheut die närriſche Mode, den ſklaviſchen Zwang, die ſinnloſe Ceremonie. Er will nicht, daß alle Anweſende ihre Geſpräche, wenn er kommt, abbrechen, ein heiliges Stillſchweigen beobachten und warten ſollen, bis er ſie fragt. Er leidet, daß ieder ſpreche und korrigirt nicht unaufhörlich. Er will eben nicht den Ton angeben und entſcheidet nicht grosſprecheriſch; am wenigſten überſchreit er andere. Niemahl lenkt er das Geſpräch auf ſich, von keinem Gegenſtande in der Welt redet er weniger, als von ſich ſelbſt. Lenken es andere, um ſich ihm gefällig zu machen, auf ihn; fangen ſie an von ſeinen Verdienſten zu reden: ſo erſucht er ſie, kurz und gedrängt zu ſein, und die Sache nicht zu übertreiben,

treiben, damit ſie ihn nicht in Aengſtlichkeit verſetzen.

Unter ſeinen vertrauteſten Freunden vergiſſet er ganz, daß er Vorzüge beſitze. Er weis, daß der Geiſt des Prädominirens mit dem Geiſte der Familiarität ſich nicht vertrage, und daß erſterer den letztern, ſo bald es nur hervorwebt, verſcheuche. Unter den herzlichſten Ergieſſungen ſeiner Liebe ſitzt er unter ihnen, und freuet ſich gemeinſchaftlich mit ihnen ſeines Daſeyns, gibt ihnen guten Rath, erzählt ihnen ſeine ſonderbaren Schickſale, und läſſet ſie Theil nehmen an ſeinen Freuden. — Liebenswürdig iſt er gegen alte Bekannte. War er vor einer Reihe von Jahren mit Leuten genau verbunden, wurde er hernach von ihnen geſchieden, hatte er Gelegenheit während ſeiner Trennung mehr Verdienſte zu ſammlen, als ſie, ward er dafür mit öffentlichen Belohnungen gekrönt, findet er ſie nun nach Verlauf langer Zeit wieder: ſo handelt er nicht nach Abgeſchmacktheit der Thoren, welche ihre alten Freunde, die nun nicht ſo glänzen, wie ſie, nicht mehr kennen, wohl gar nicht einmahl ſich beſinnen wollen, daß ſie ſie iemahls geſehen; Mit Freuden läuft er in ihre Arme und überzeugt ſie, daß ſie ihm noch ſo werth ſind, als ſonſt. Sie fühlen ſeine Umſchlieſſungen, welche das gewöhnliche Betragen der Welt ſie nicht erwarten lies, und werden dadurch mehr in ihrer

rer Hochachtung gegen ihn geſtärkt, als nähm' er die ſtolzeſte Mine an.

Bei gemeinſchaftlichen Berathſchlagungen fürs gemeine Beſte enthält er ſich aller Machtſprüche. Er bildet ſich nicht ein, daß er allein die Sache überdacht habe und überſehe; ſondern trauet iedem andern die Fähigkeit dazu zu. Jeder darf ſeine Meinung ſagen, er prävenirt die übrigen nicht ehrſüchtig mit der ſeinigen, noch weniger bringt er ſelbige andern auf. Die Meinung des andern iſt darum in ſeinen Augen nicht ſchlechter, weil ſie die Meinung eines andern iſt; und ſeine Meinung darum nicht beſſer weil ſie die ſeinige iſt. Er unterſucht nach Gründen, die aus der Beſchaffenheit der Sache hergenommen ſind. Merkt er, daß man aus übertriebener Achtung für ihn zurückhalte: ſo ſpricht er ernſthaftangenehm: Nein, Freunde, die gute Sache müſſe unter meinem Anſehen nicht leiden! Ich bin hier nicht mehr, als ieder andere. Jeder hat hier Recht, ſeine Meinung dreiſt und laut zu ſagen: laſſt uns wägen! die, welche das Uebergewicht hat, iſt die beſte. Sie gehöre an, wem ſie wolle — ſie werde befolgt!

In Erſuchfällen zeigt er ſich ganz als Menſch. Er hat keine Mine der Unbehülflichkeit, welche ieden Bittenden zurückſcheucht. Sein holdes, herablaſſendes Weſen lockt vielmehr alle an ihn, und es iſt, als ſpräch er ſtets, Ich möchte gern allen Menſchen dienen. Kommt her, ihr die ihr glaubt, daß ich euch dienen könne! Er läſſt nicht lange Zeiten hingehen, die er zur Berathſchlagung mit ſich ſelbſt verlangt, ob er den geäuſſerten Wunſch befridige. Schnell handelt er dabei, und mus er abſchlägige Antwort geben: ſo gibt er ſie in einem Ton, daß der, welcher den Abſchlag empfängt, gar vernehmlich hört, daß er ſelbigen nicht gern gebe. Dient er: ſo will er nicht, daß derienige, welcher den Dienſt erhält, ihn dreimahl höher ſchäzen ſolle, weil er ihn von einem Mann von Verdienſten empfängt. Er haſſt das Geräuſch dabei, redet nicht von groſſen, nie zu vergeltenden Aufopferungen, ſondern macht, wenn er eine gute Menſchenſeele vor ſich hat, ſeine Wohlthat gering, um ihr den Schmerz zu verſüſſen, welchen ieder Redliche doch empfindet, wenn er ein Weſen, das doch im Grunde eben das, was er, iſt, anſprechen mus, daß ſelbiges ſein Gott werde. Hat er denn den Dienſt erwieſen, ſo vergiſſt er deſſelben. Er muthet dem Geholfenen nicht zu, daß ſelbiger von nun an ſtets in einer ſklaviſchen Demüthigung ſich gegen ihn zeigen ſolle. Auch verlangt er nicht, daß er hingehe und es in alle Welt ausbreite, daß ihm gedient worden ſei. Ich habe das Gute gethan, ſpricht er, und damit iſts gut. Mein Herz weis es, und — ſo wiſſens Leute genung.

Den Anblick fremder Verdienſte hat er gern. Er erſchrickt nicht, wenn er neben ſich auch einen edlen Mann erblickt. Er glaubt nichts dadurch zu verliehren, wenn um ihn her Verdienſte geſammlet werden. Er freuet ſich vielmehr darüber, und wünſcht, daß alle ſeine Brüder auf Sammlung derſelben ausgehen möchten. Jedes Menſchenverdienſt iſt in ſeinen Augen ein Beitrag zum allgemeinen Beſten. Dis möcht' er gern recht vollkommen ſehen; dahin arbeitet er ſelbſt. Er nimmt das beſcheidene Verdienſt, welches im Verborgenen lebt, und führt es hin ins volle Tagslicht, damit alle Menſchen es ſehen. Er muntert den furchtſamen Redlichen auf, widmet ihm ſeine Freundſchaft, nennt ihn Bruder. Findet er iemanden, welcher mehr Verdienſte noch hat, als er, ſo ſteht er gern, neben ihm zur linken Hand. Sind die Verdienſte anderer geringer, als die ſeinigen: ſo glaubt er, daß dieſe ihm an Redlichkeit und menſchlicher Thätigkeit nichts nachgeben; daß der ganze Unterſchied zwiſchen ihnen und ſich auf einer vorzüglichen äuſerlichen Lage beruhe, worinn er ſich befindet, und daß iene, in eine ähnlichgünſtige Situation verſetzt, eben ſo viel und ſo gröſſe Verdienſte geſammlet haben würden, als er. Erſcheinen die Verdienſte ſeiner Brüder ihm von anderer Gattung als die ſeinigen, deswegen ſind ſie ihm nicht unwürdiger. Jeder Menſch iſt gut, ſpricht er, ſobald er ſeine Fähigkeiten zum Beſten der Geſellſchaft verwendet. Alle können wir nicht einerlei Nutzen ſtiften. Iſts nur Nutzen, den ich ſehe: ſo liebe ich den Stifter; er hat gethan, was er thun konnte. — Iſt der beſcheidene Verdienſtvolle ein Held, der mit Wunden aus dem Streit fürs Vaterland zurückkam: ſo verachtet er deswegen den Gelehrten nicht, welcher während des Kriegs in guter Ruh in ſeiner Celle ſas, für die Erweiterung menſchlicher Kenntniſſe arbeitete und ſein Blut nicht vergos. Iſt er ein Kaufmann, der einen weit ausgebreiteten Handel hat: ſo geringſchätzt er den Profeſſioniſten nicht, welcher ihm tüchtige Arbeit für baares Geld in die Hände liefert. Iſt er ein Künſtler, der in Werken der Kunſt mit den gröſten Meiſtern um den Preis ſtreitet: ſo ſieht er nicht mit ekeln Blick auf den geſchäftigen Landmann hin, welcher unter Druck und Schweis unermüdet ſein Feld baut, mit nothdürftiger Lebenserhaltung zufriden iſt und ſein Getraide Woche für Woche auf die Märkte der Städter führt. — —

Werden Belohnungen ausgetheilt, ſo reiſſt er ſie nicht an ſich. Er will nicht alles haben; weil er weit von der ſchmeichelnden Thorheit entfernt iſt, zu denken, daß er nur belohnenswerth ſei. Er will lieber einen verdienten Lohn fahren laſſen, als einem andern einen nur halbverdienten rauben. Er refüſirt wohl den Lohn, wenn ihn nur einer bekommen kann, und doch auſſer ihm noch iemand da ſteht, welcher durch Empfang derſelbigen mächtig in Ausübung des Guten geſtärkt werden kann. Empfängt er denn aber den Preis ſeiner Kenntniße und edlen Thaten: ſo brüſtet er ſich nicht damit. Er nimmt ihn, mit freudigem Bewuſtſein, daß er deſſelben würdig ſei, als ein Denkmahl der Dankbarkeit und der Werthſchätzung aus den Händen ſeiner Mitbürger und wird dadurch aufgemuntert, noch immer mehr Segen zu ſtiften. Er redet alsdenn für andere, daß man ſie auch belohne. Er empfiehlt die Achtung fürs Verdienſt in der Strohhütte, wie die fürs Verdienſt im marmornen Palaſt. Er trägt dazu bei, daß der Fleis allenthalben angefeuert werde. Er bahnt einem Manne, welcher ſich lange, ohne die Erfüllung ſeiner Wünſche zu ſehen, zu einem Amte vorbereitet hat, den Weg zu ſelbigem. Er läſſet die, welche anfangen edelmüthig zu werden, an ſeinem erhaltenen Lohn Theil nehmen, ruft ſie zuſammen, tritt mitten unter ſie und ſpricht: So lohnen Tugend und Gott! ach! arbeitet auch für Gott und für die Tugend! ſo lohnen euch auch ſo Tugend und Gott!

Ein Menſch, welcher nur mittelmäſſige Verdienſte hat, darf hoffen, daß er nicht ſo ſehr den ſpähenden Blicken ſeiner Mitbürger ausgeſetzt ſein werde. Man findet an ihn gleich noch etwas unvollkommenes und ſucht nicht weiter. Anders iſts mit dem Manne von wahrhaftiggroſſen Verdienſten. An ihm ſpähen alle, die nur ſpähen kennen; ſpähen Tag und Nacht an ihm. Man will nun einmahl Fehler an ihm wiſſen; weil man keinen ganz Vollkommenen neben ſich dulden mag, um nicht zu ſehr zu kontraſtiren. Der beſcheidene Verdienſtvolle beträgt ſich vortreflich bei empfangenen Korrektionen. Sie kommen ihm nicht unerwartet. Er kennt die Welt und ſich. Von iener weis er, daß ſie gern tadelt, und von ſich denkt er, daß er auch nicht ganz ohne Fehler ſei. Er verſagt den Zurechtweiſungen ſeiner Brüder das Ohr nicht. Er höret ſie alle. Findet er ſie würdig; gibt ſie ihm ein Mann von edlem Herzen und im edlen Ton: ſo bedient er ſich ihrer gern zu ſeiner Verbeſſerung und weis dem dafür Dank, welcher ſie ihm gab. Gibt ſie ihm aber ein Menſch, der ſich nicht auf die Sache, die ſie betreffen, verſteht; leuchtets hervor, daß die Quellen derſelben Neid und Tücken ſind; iſt der Ton grob, worinn man ſie ihm ans Ohr bringt: ſo geht er ſeinen Weg ruhig fort und iſt nur darauf bedacht, noch immer mehr den Kreis ſeiner Verdienſte zu erweitern. Er ſammlet Kenntnis auf Kenntnis — ſtiftet Segen auf Segen. Jetzt rettet er die verführte Unſchuld — denn nimmt er einen verfolgten Rechtſchaffenen in menſchlichen Schutz — denn dient er ſeinen Freunden, der Geſellſchaft, dem Vaterterlande .... Und dis alles thut er unaufgefordert — unrauſchend — unbelohnt ..... Er hat Lohn genung — ſein Herz lohnt ihn .... Wenn ich das Gute nur gethan habe, ſpricht er, wenns nur in der Welt da iſt — —

Sagt, Brüder! iſts nicht ein Edler — ein Liebenswürdiger, welcher ſo handeln kann? — — Ach! würdet ihr alle verklärt in ſein reizendes Bild? — — —

Ein alter Mann, welcher funfzig Jahre aus ſeinem Vaterlande abweſend geweſen war und vor ſeinem Tode noch einmahl Trieb fühlte, es zu ſehen, ſchlug in meiner Gegenwart in die Hände und rief recht affektvoll aus: Gott! wie hat ſich alles ſo verändert! Neue Menſchen — neue Sitten — neue Häuſer — — — Es war ein alter, grämiſcher Mann. Er ſchien weder mit den Häuſern, noch mit den Sitten, noch mit den Menſchen zufriden zu ſein, hatte keine bleibende Stäte und war Tags drauf ſchon wieder fort. Viele von ſeinen neuen Mitbürgern nahmen den Streich ſehr übel auf, und ich hatte alle Mühe, ihnen begreiflich zu machen, daß der Mann keinen ſo heftigen Eindrücken, welche alle die während ſeiner Abweſenheit vorgegangenen Veränderungen nun mit einem mahle auf ihn machten, würde ausgeſetzt geweſen ſein, wenn nach und nach iede einzelne derſelben, ſo wie ſie gekommen, vor ſeinen Augen ſich zugetragen hätte; daß er zufriden damit geweſen ſein würde, wenn er von den alten Häuſern, welche er nicht mehr fand, in iedem Jahre nur ein halb Dutzend hätte einreiſſen geſehn, und daß er an dem Kopfſchmuck der gegenwärtigen Damen ſich würde gewöhnt haben, wie wir, wenn er ihn eben ſo wie wir während einiger Olimpiaden von den Häubgen a la David bis zu den Aufſätzen a la Goliath hätte wachſend erblickt. — — Doch machte die ſonderbare Aufführung des Alten den Eindruck auf mich, daß ich anfing zu wünſchen, daß ich nach tauſend Jahren einmahl wieder unter die Himmelsgegend kommen möchte, wo ich ietzt lebe. Da müſts wohl eine recht veränderte Welt ſein, dachte ich. Alles nehmlich, was man ſo zur Welt rechnet — Menſchen, Sitten, Meinungen, Häuſer, Gärten, Wieſen, Flüſſe, Wiſſenſchaften, Streitigkeiten, Suchten und tauſend andere Dinge mehr. — Ich hatte den Wunſch kaum gethan, ſo ſtellt' ich ihn unter tauſend andere hin, die ich auch manchmahl gehegt habe, wie zum Exempel, daß man ſich nicht mehr um Religionsmeinungen zankte, daß kein früher Froſt einfiele, der mir meine Melonen verdürbe, und ſo weiter — — die alle auch nicht erfüllt werden; und faſte auf der Stelle den Vorſatz, von nun an mir das Vergnügen zu gönnen, ſorgfältiger

Beobachter aller wichtigen Veränderungen zu werden, welche weit und breit um mich her vorgehen. So, dacht' ich, genieſſeſt du täglich etwas von dem Anblick, welchen du haben würdeſt, wenn du einmahl nach langer Zeit in die Gegend zurückkämſt, wo du lebſt.

Da ſchau' ich nun aufmerkſam auf iede bemerkenswerthe Veränderung, welche, ſo weit mein Geſichtkreis, ſich ereignet.

Mit innigſten Vergnügen ſeh ich die Knaben, welche ich als Säuglinge kannte, zu Jünglingen, und die Jünglinge, welche ich als Knaben kannte, zu Männern aufwachſen. Neugebohrne drück' ich an mein Herz, und ſo ſeh' ich in dieſen zuſammen das künftige Geſchlecht — die Welt nach mir. Ich ſtehe nachdenkend, wenn ich gewahr werde, wie ſich einer nach dem andern von den Greiſen, vor deren Augen ich einſt aufwuchs, vom Schauplatz verliehrt. Wieder einer dahin, denk ich, und ſegn' ihm nach; die Zahl derſelben wird immer kleiner. Männer, die ich noch in voller Munterkeit kannte, ſeh' ich, wie ſie ſchlaff werden und Silberhaar bekommen, und es iſt mir, als neigten ſie ſich zuweilen, wenn die Sonne recht warm ſcheint, ſchon erdwärts. Fremdlinge, wenn ſie ſich unter die Zahl meiner Mitbürger geſellen, begrüſſ' ich freundſchaftlich, und denen, welche von hier in ein anderes Land ziehen, ſehe ich lange nach. So geht kein Tag hin, an welchem ich nicht einige Veränderungen des Menſchengeſchlechts entdecke und ihr Anblick macht auf mich recht feierlichen Eindruck.

Die Sitten betracht' ich genau, wie ſie ſich abändern, Ich ſehs mit Verwunderung, wie meine Zeitgenoſſen über dieſen und jenen Punkt, worüber unſere Vorfahren noch weidlich hielten, anfangen leichter zu denken. Das Herz hüpft mir, wenn ich bemerke, daß die ſteife Ceremonie, der ſklaviſche Zwang, das ſinnloſe Wortgeräuſch aus der Mode kommt; doch wünſch' ich, daß die alte deutſche Redlichkeit fein beibehalten werde. Es entzückt mich, wenn derer, welche die Natur in ihrer Schönheit gern beſuchen, täglich mehr werden, als derer, welche an Toiletten und Spieltiſchen ſitzen, oder mit der Maſke herumlaufen. Auch freu' ich mich, wenn man nicht mehr zuſammenkommt, um — ſich den Magen zu verderben, ſondern einander denſelben geſund zu laſſen und dafür Kopf und Herz zu laben. Daß die Reifröcke den Weg der Alongenperucken gegangen ſind, und daß man ſich überhaupt natürlicher zu kleiden anfängt, iſt mir herzlich lieb, und daß jeder ehrliche Kerl zum andern, wenn dieſer auch dreimahl mehr iſt, es mag gut oder ſchlimm Wetter ſein, in Stiefeln kommen darf, dank ich den letzten zehn Jahren, und, wenn ich noch zweimahl ſo lange lebe, wie ich gelebt habe, hoff' ich auch zu ſehen, daß man, um ſeine Betrübnis über einen mit uns verbundengeweſenen Todten zu bezeugen, nicht mehr mit dem Rock oder Huth trauren werde.

Meinungen haben viel Einflus aufs menſchliche Empfindungsſiſtem; darum dürfen mir ihre Veränderungen nicht entwiſchen. Die abergläubiſchen Vorurtheile ſeh ich mit Inbrunſt meines Herzens immer mehr entfliehen, und wenn ich in eine Hütte komme, wo man nicht mehr glaubt, daß in der erſten Mainacht der Brocke frequenter iſt, als in der letzten Decembernacht: ſo ſetz ich mich gern auf den Schemel, den ich darinn finde und heiſſe die geſunde Vernunft willkommen. Als ich einen Mann, welcher ſich in der äußerſten Melancholie erſchoſſen hatte, unter andern ehrlichen Leuten, die am hitzigen Fieber geſtorben waren, begraben werden ſah, ſchlief ich die Nacht drauf ruhig, und ſchüttelte beim Erwachen den Kopf über die Epoche, worinn man noch die Pietiſten auſſerhalb des Gottesackers an der Kirchhofsmauer begrub. — Auf theologiſche Meinungen, weil ſie in mein Fach ſchlagen, bin ich unter allen am aufmerkſamſten. Da mags ichs denn nicht bergen, welch ein heitere Ruhe mich umſchlieſt, wenn ich ſehe, wie von Tage zu Tage mehr Berichtigung erfolgt, und wie bald hie bald da ein denkender Kopf, dazu beiträgt. Daß man den nicht mehr verbrennt, welcher nicht ſo meinen will, wie wir, dafür ſegne ich mit allen Redlichen mein Jahrhundert! Luſtig iſts, zu ſehen, wie eine Kontroverſe nach der andern einſchläft und wie man anfängt zu glauben, daß man damit weder Geſundheit noch Ruhe erlange und daß das, was wahrhaftig den Menſchen glücklich macht, — auſſer allem Streit ſei. — — — — Wenn man denn gewahr wird, daß Fehden, welche noch im jüngſtverwichenen Menſchenalter alles, was Kopf und Bein von Theologen hatte, in Bewegung ſetzten, höchſtens nur noch in den Bibliotheken, von Grosvätern ererbt, ſich aufbewahren, um da in Folianten und Quartanten unter unangetaſteten Beſtäubungen zu ruhn: ſo ſchöpft man menſchlich freiern Athem. —

Von den Veränderungen, welche ſich an der Erde ſelbſt und auf ihrer Oberfläche zutragen, bin ich ein wisbegieriger Zeuge. Ich hör' es mit Rührung, wenn tiefliegende Felder, auf welchen man vor zwanzig Jahren noch den fettſten Waizen baute, durch wütende Winde, die von den umliegenden Höhen herabtoben, ſo zugeſändet werden, daß man nach zehn Jahren kaum noch Heidekorn darauf wird gewinnen können. Durch ein Fichtenwäldgen, welches während meines bewußtſeinvollen Daſeins angeſäet ward, geh ich mit vieler Empfindung hindurch, freue mich darüber, daß ich ſchon nicht mehr überwegſehen kann, und denke in die Tage hin, in welchen die Nachkommen Brenn- und Bauholz darinn fällen werden. Zu iedem neuangelegten Garten wünſch' ich der Erde Glück. Tage, an welchen Land zu anzubauenden Dörfern, ausgemeſſen wird, ſind in meinen Augen ſolenne Feiertage für die menſchliche Geſellſchaft. Ein ausgetrockneter Sumpf, wenn er Wieſe wird, hat für mich ſchönere Bluhmen, als alle andre Wieſen. Hör' ich, daß ein Flus ſein altes Bette verlaſſen und einen andern Lauf genommen habe; ſo wollt' ich gleich zwanzig Meilen darnach reiſen, um im verlaſſenen Behälter herumzuwandern und mit Erſtaunen zu ſehen, wie Wälle und Dämme der Waſſergewalt weichen muſten. —

Ha! wie ſich mein Herz hoch hebt beim Fortſchritte nützlicher Wiſſenſchaften, deſſen Anblicker ich von Tage zu Tage mehr werde! — Geiſt der Wahrheitforſchung, daß du immer allgemeiner wirſt, und deine wohlthätigen Einflüſſe auf Freiheit und Ruhe der Menſchen verbreiteſt, dis iſts, wofür alle Gutgeſinnete die Hände himmelwärts falten! Ach! werde allbelebender, allbeſeligender Geiſt — erfülle, durchdringe alle menſchliche Herzen und führe den vollen Gottestag über den ganzen Erdkreis auf! — daß beſſere Erziehungsanſtalten immer mehr um ſich greifen, daß man mit Eifer und glücklichen Erfolg daran arbeitet, dem Menſchen eine edlere, freiere, zweckmäſſigere Bildung zu geben — wo iſt ein Menſchenfreund, der darüber nicht mit mir jauchze? — daß man aus dem Schatze der menſchlichen Kenntniſſe eine unächte, werthloſe Perle nach der andern wegwirft und den Umfang derſelben auf das reducirt, was wahrhaftig im Leben Nutzen ſchafft — Brüder! welcher Beitrag zum Wohl der Welt! — daß Menſchlichkeit und edles Gefühl die Buſen der Weltbürger mehr zu erwärmen beginnt, daß hie und da ein Menſchenfreund im Menſchenton von Werthſchätzung aller ſeiner Brüder lauter ſpricht und daß ihm die Höhergeſtellten, wenn er ſo ſpricht, williger hören — O Aufbruch, Aufbruch der lieblichen Morgenröthe vom großen, glanzvollen Tage allgemeiner Glückſeligkeit des Menſchengeſchlechts! ! ! Wär er ſchon da, der Gottverherrlichende Tag! wandelten ſie alle ſchon unterm lieblichen Himmel im Schatten ihrer Eichen und Linden und Cedern und Akazien und Kokosbäume — Gottes zahlloſe Kinder — Arm in Arm! Wüſten ſie von keinem Unterſchiede unter ſich mehr, welcher — ihre Herzen trennte! Nennten ſie ſich Brüder! Liebten ſie ſich, Brüder! — — —

Mit heiligen Erwartungen ſeh ich denn auch noch den groſſen Auflöſungen zu, welchen bald hier bald da die verflochtenſten Verwickelungen der Dinge um mich her ſich entgegenwinden. Der Knoten ſpringt denn wohl da auseinander, wo ich und meine Brüder es am wenigſten glaubten. Auch bilden ſich ſchon wieder neue Verwindungen der Umſtände, deren Auseinanderwickelung der Nachkomm erſt ſchauen wird. Da hab ich denn mehr geſehen, als meine Vorfahren ſahen. Sie wünſchten die Entwickelung dieſer oder iener ſonderbaren Verwirrung zu ſehen und es ward ihnen zu lange; ſie muſten abtreten! Da werden denn wieder meine Kinder mehr ſehen, als ich. Ich möchte gern auch noch ſehen; aber ich werde auch müſſen abtreten! Abtreten, ohn' es geſehen zu haben! — Brüder! wie der Wunſch abermahls in mir aufſteigt, nach tauſend Jahren einmahl in meine Himmelsgegend wieder zurückkommen zu können! Zu ſehen die neuen Menſchen und die neuen Sitten, die neuen Gärten und die neuen Flusbetten! Zu hören die neuen Meinungen! Zu bewundern die Fortſchritte, welche die Wiſſenſchaften, die Wahrheit und Menſchlichkeit machten! Zu beſtaunen des heiligen Plans der Gottheit in Leitung des Menſchengeſchlechts gröſſern Theil! — — betrachte, Freund, von allen dieſen, was in deine Lebenszeit fällt, mit menſchlichem Beobachtungsgeiſt, und nimm hiermit Vorwillen; denn mehr iſt dir nicht zugelaſſen. . . . .

* * *

Der Mann verſtand ſich recht auf Chriſtusreligion, der da ſprach: **Betet ohn' Unterlas!** Es iſt mir, als wenn ich ihn hörte, wie er ſich weitläufig darüber erklärte, daß es nicht genung damit ſei, daß wir zu gewiſſen Zeiten die Handlung des Gebets übten, ſondern daß wir ununterbrochen ein Herz beſitzen ſollten, in welchem die edlen Geſinnungen, welche die Seele des Gebets ausmachen, herrſchend wären. Ach! habt alle ein ſolches Herz, Mitbrüder im weiten Reiche der Menſchheit! bei ihm gelangt ihr zur Gottgefälligkeit, zur Ruh und zur Geiſtesſtärke!

Hegt für allen Dingen einen feſten Glauben an einer Abhängigkeit und an die Abhängigkeit aller Dinge von Gott! Geht mit der Ueberzeugung durchs ganze Leben, daß ihr durch ihn da ſeid, und daß ihr durch ihn das ſeid, was ihr ſeid; daß eure Kräfte ein Ausflus ſeiner Allkraft ſind, und daß ſie ſich in euch regen, ſo lange er will! Ueberredet euch, daß es mit allen andern Weſen dieſelbe Beſchaffenheit habe, als mit euch! daß im ganzen Weltſiſtem keine Begebenheit ſich zutrage ohne ihn und daß es mit eurem Leben eben ſo ſei! Dis bringe euch dahin, daß ihr euch recht als ſeine Geſchöpfe fühlt! zufriden mit dem Augenblick, in welchem er euch aufſtellte — zufrieden mit dem, wo er euch wieder abruft, nehmt willig an, was er zwiſchen beiden euch zutheilt! Es ſchein' euch gut oder böſe — nehmts! Der Schöpfer gibts. Ihm widerſtreben wollen, dünk' euch höchſte Verirrung der Vernunft zu ſein. Ihr brauchtet doch Kräfte dazu, wer ſollt ſie euch reichen? — Er?

Blickt, ſo oft ihr zu ihm aufblickt, mit Gefühl eures Abſtands zu ihm auf! Er — des Weltalls Schöpfer! und ihr? — — Ach! wie viel kennt ihr denn wohl ſchön vom groſſen Weltall? vom Ganzen, das durch ihn ſo iſt, wie es iſt? Ginget ihr auch ſchon durch ſeine Himmel und wandertet ihr dort hoch oben von Welt zu Welt? Standet ihr ſchon auf der höchſten davon, die ihr iezt in Mitternachtſtunden in Funkengröſſe erblickt und ſaht wieder über euch andere Tauſende von Welten? Wiſſet ihr auch wohl ſchon den zehnten Theil von allem dem, was er auf eurer Erde that? — O denkt: Unzählbare Welten! Von dieſen die Welt, Erde, vieleicht nur eine Welt vom mittlern Rang! Sie, die Erde, doch ſo ſchön, ſo ſeligkeitvoll! Auf ihr ſo unzählbarmancherlei Geſchöpfe! Menſchengeſchlecht von ihnen allen nur ein Geſchlecht! dis Menſchengeſchlecht wieder ſo unzählbar — ich davon nur ein einzelner Menſch! — Gott — mein Herr — des ganzen Menſchengeſchlechts Herr — aller meiner irrdiſchen Nebengeſchöpfe Herr — der Erde Herr —. des ganzen unbegränzten Weltraums

Herr! — — — Fromme Anbetung ſeiner Maieſtät walte über euch, ſo oft ihr ſo denkt! — —

Aber den unermeslichen Abſtand zwiſchen Gott und euch füllt ſeine Liebe aus. Eine weiſe Güte iſts, welche die Hände regirt, die überſchwenglich thun können. Dis ſchütze euch für ihn entehrender Furcht und heilige euch in Vertrauen und Ergebung an ihn! Denket ihn euch, wie er unter den Tauſenden von Welten auch ſeine Erde ſegnet, ſie fruchtbar, grün und blumenvoll macht — wie er unter ſeinen Millionen Geſchöpfen auf derſelbigen auch auf ieden von euch mit Milde blickt! Je gröſſer ihr euch denn ſein Schöpfungsall vorſtellt, deſto mehr mus eure Zuverſicht auf ihn wachſen. Sehet ihn, wie er den ganzen Plan aller Ereigniſſe auf unſrer Erdenwelt aufs vollkommenſte webte; wie er einen Weltplan an den andern ſo meiſterhaft anknüpfte, daß ſie zuſammen das höchſtliebenswürdigſte, ihm aber nur allein überſehbare Ganze bilden; wie er die Beſtimmungen aller ſeiner zahlloſen Geſchöpfe darinn ſo herrlich verwand, daß er am Ende gegen iedes einzelne derſelben gut und gerecht iſt. Dieſer Ueberzeugungen voll zittert für keiner Gefahr! Erliegt nicht ſchwermüthig unterm Unglück und werft eure Hofnungen nie weg! Eines ſtarken, weitſehenden, weiſen Freunds Hand leitet euch — wohin kann der Weg anders gehen, als zur Vollendung eures Heils? Kennt ihr den Weg noch nicht recht? was ſchadets? Seid ihr einſt am wünſchenswertheſten Ziel: ſo werdet ihr mit deſto dankbarerer Bewunderung rückwärts ihn überſchauen! Noch tauſend Wege werdet ihr herzlich mit ihm gern machen, ohne zu fragen: wohin führſt du uns, Holder! —

So vertrauensvoll könnt ihr denn nur ſein, wenn ihr — redlich ſeid. Der mag hoffen, daß er in der Lage, wohin er geſetzt iſt, zum Glück aufſteigen werde, welcher dieſelbe auszufüllen ſtrebt! Der darf den Glauben wagen, in der Gefahr nicht umzukommen, welcher ſich nicht vorwitzig und undankbar in ſie ſtürzt und bedachtſam durch ſie ſich durchzuwinden ſuchet. Drum ſeid weiſe und unterſucht vorher, eh ihr etwas unternehmet, wohin der Ausgang führe! Seid nicht unthätig, als erwartetet ihr Wunder, wozu euch die ganze Oekonomie des Weltvaters nicht berechtigt! Erfüllt nur Pflichten achtſam und ſtreng; ſeid raſch und wacker in Beſorgung eures eigenen Wohls; verunſtaltet das Leben nicht mit ſchwer wieder auszuwiſchenden Flecken: ſo iſt der Segen in den groſſen Weltplan ſchon mit eingeflochten, welcher eure redlichen Bemühungen krönen wird. Aus der Verbindung der Umſtände quillt er hervor; ihr ſeht ihn und freuet euch ſein. —

Auch Trieb, feuriger Trieb, der Gottheit nachzuahmen, beſeel' euch! — Nie könnet ihr ihres Beifalls und ihrer Segnungen euch ſicherer getröſten, als wenn ihr in ihren Wegen wandelt und da geht, wo ſie geht. Ihr hoffet von ihr nach begangenen Fehltritten Verzeihung — — vergeſſet nicht, was der Gröſſeſte unter uns ſprach! Umarmet ihr zuerſt gern den Feind — wie? ſollte ſich denn die Gottheit von euch übertreffen laſſen? Ihr wünſchet Stärkung im Guten, ach! verſagt ſie auch euren zurückkehrenden Brüdern nicht! Ihr ſehnet euch nach Rettungen, nach Beruhigungen und Erquickungen, ſeid zu allen dieſen, wenn Anblicke der Leidenden euch dazu auffordern, ſo bereitwillig, wie der, von dem ihr iene erwartet! Ein Herz voll warmer Menſchenliebe ſchlage in euch! Eine Stunde der Seligkeit ſeis euch, worinn ihr eine Handlung des Wohlwollens, der Treue, des Mitleidens, der Barmherzigkeit und der Grosmuth ausgeübt habt!

Dis heiſt Beten ohn Unterlas! Dis heiſt, ohne Hände zu halten, ohne Knieen zu beugen, ohne laut zu reden, doch das ganze Leben zum Gebet machen! So ein Beter werde, iunger Freund! Haſt noch eine ſchöne, lange Strecke vom Leben vor dir — kannſt noch recht viel beten und brauchſt dazu weder Formel, noch Tempel, noch Glockenſchlag. Fülle deine Bruſt mit frommen Empfindungen — deine Tage mit edlen Thaten an! Unterhalte groſſe Vorſtellungen von der Gottheit beim Anblick aller ihrer Werke! — — Verſammlen ſich denn an feierlichen Tagen deine Brüder um dich her, um öffentlich in Tempeln und vor Altären zu beten: ſo entziehe dich der Theilnehmung an der ehrwürdigen Handlung nicht! Unter ihnen allen, und wenns Tauſende wären, wird keiner ſein, welcher ſie ſo würdig, ſo freudig verrichtet, als du!

Am erſten, feierlichen Tage ihrer ehelichen Verbindungen ſollſt du gern bei deinen Freunden ſein! Sollſts machen, wie ſie; ſollſt dich freuen und frölich ſein! Sollſt ihnen langes, jammerloſes Beiſammenſein wünſchen; aus Fülle des Herzens wünſchen! Sollſt der kleinen neuen häuslichen Welt, die ſich nun wieder in der groſſen zu bilden anfängt, weitern Umfang und ſtark rinnende Freudenquellen vom Gotte der Liebe erflehn! — Wie ſie denn dich ſo gern in ihren Reihen ſehen werden, die neuen Verbundenen! Wie ſie dich zum Zeugen aller ihrer übrigen Wonnetage machen werden, ſo wie zum Zeugen des erſten Glaubs, ſie gehen in eine Lage ein, worin auch beugende Vorfälle, die ſie gemeinſchaftlich unter ſich theilen müſſen, ihnen obſchweben; ſuch' ihnen gleich die erſten heitern Stunden ſo fühlend, ſo erhabend zu machen, |als möglich!

So ſitz' ich unter ſtarken Spannungen aller meiner Vorſtellungen und Empfindungen jedesmahl am Hochzeittiſch meiner Freunde. Ich wähle meinen Platz ſo, daß ich das ſich verbindende Paar ſtets im Geſicht habe. Mein Hunger und Durſt ſind denn bald geſtillt; und wenn meine Nachbarn um mich her Stundenlang ſelten von ihren Tellern aufblicken: ſo ſchau' ich die Brautleute an. Da halt ich denn im Herzen einen langen, feierlichen Sermon an ſie, während deſſen ich oft über ſie weg zu dem aufblicke, unter deſſen waltenden Aufſicht Menſchen ihre Hochzeitfeſte und ihre Leichenbegängniſſe celebriren. —

Liebe, neue Verbundene! ſprech ich in mir ſelbſt, ſo habt ihr denn eurer Wünſche Ziel! ach! eurer tugendhaften Wünſche ſanftes Ziel! Beiſammen wolltet ihr ſein! Umſchlungen und Bruſt an Bruſt wolltet ihr durchs Lebens noch lang euch ſcheinenden Ueberreſt gehn! Ach! wiſſet ihr auch wohl, daß in den Reihen eurer künftigen Tage ein mitternächtlich ſchwarzgezeichneter aufſchwebe, ders Gegentheil von dem thun wird, was der heutige that? O! daß ihn die Gottheit doch weit hinausſtelle! daß ſie ſeinen Anbruch nach einem halben Jahrhundert erſt folgen laſſe! Langes, langes Beiſammenſein euch, ihr Lieben! daß an mehr als zehntauſend Abenden eure Auge einander unter allen Menſchen zuletzt ſehe, und an mehr als zehntauſend Morgen einander unter allen Menſchen zuerſt wiederfinde! daß ihr beim Einſchlafen und beim Wiederwachen an allen dieſen Morgen und an allen dieſen Abenden einander herzlich umarmt! — Lang ſei euer Beiſammenſein, und Jammerlos! Geb' euch die ſegnende Gottheit der glücklichen Tage viel, der traurigen wenig! Laſſe ſie euch die erſtern mit vollem Bewuſtſein genieſſen! Streue ſie die letztern nur dazu drunter, um euch iener ihre Reize noch mehr zu erhöhen! Ach! glaubts, ihr Lieben! und eigene Erfarung wird euch einſt lehren — nicht immer Sonnenſchein werdet ihr haben; nicht immer werdet ihr euch ſpiegeln ins Himmels blauen, lieblichen Antlitz! Es werden Tage kommen, wo 's irrwettert, und wo nur ſelten ein Strahl fällt! Tage, wo aus Norden der Wind hoch her heult — wo der Schesmin an euren Sommerlauben welkt und die hohe Linde entblättert hinter am Garten trauret! Viel habt ihr gewonnen bei ihrer Ankunft, wenn ihr vorher ſchon glaubtet, daß ſie kommen möchten! Noch milder werden ſie euch werden, ſo ihr euch des Guten bewuſt bleibt! — Ach! verbindet euch recht! Liebe — zärtliche, daurende Liebe walle in euren Herzen für einander; mache euch einander von Tage zu Tage mehr theuer und werth, und vereinige euch zu einem einigen Ich, in welchem ieder von euch lebe!

Eure

Euer Auge weide ſich an euren äuſerlichen Reizen; aber die Geiſtesſchönheit, welche eurer innerer Sinn an einander empfindet, ſei die Baſe, worauf eure Liebe ruhe! Stärket einer den andern in edlen Trieben — unterſtüzet euch in Proiettirung und in Vollendung würdiger Handlungen! Werdet ihr aus einem ſo unverſiegenden Quell eure Neigung für einander ſchöpfen: ſo werden Reihen von Jahren euch weder kalt, noch gleichgültig werden laſſen. Entblütet und entblättert werdet ihr noch immer genung an euch finden, welches den einen in des andern Augen ſchäzbar mache. Unentbehrlich werdet ihr einander ſein; am ſpäten Abend noch mehr, als am vollen Mittag. Ihr werdet kein gröſſeres Unglück kennen, als Trennung, und mit inbrünſtigen, heiſſen Wünſchen werdet ihrs von der Gottheit zu erflehen ſuchen, daß ſie, wenn ſie euch einſt ruft, in einerlei Stunde rufe. Ha! wie werdet ihr denn in Tagen der Traurigkeit einer in des andern Armen ſüſſeſten Troſt finden! wie werdet ihr denn erſt recht erkennen, wie viel Lohn eine reine, eine ungekränkte Liebe für edle Seelen habe! —— Ach! blühet, meine Lieben! blühet und tragt Frucht! Unter euren Augen und an euren Händen wachſe eine tugendhafte, friedliche, ſelige Menſchenfamilie auf! Sehet ſie erſt um euch her ſpielen und denn um euch her arbeiten und Segen ſtiften! Stehet in ihrer Mitte als Rathgeber, als Aufmunterer, als Retter und Beglücker!

Scheidet denn einſt von ihnen mit dem Bewuſtſein, unterm Himmel viel Guts gethan und noch mehr Guts genoſſen zu haben, und vernehmet in den letzten Tönen noch feierliche Nachrufungen ihres zärtlichſten Danks! Am Tage eures Hinſcheids hört man euch denn noch den heutigen ſegnen! Segnen als den erſten unter den langen Reihen von Ruh- und Wonnevollen Tagen, welche euch gemeinſchaftlich zu genieſſen, der Gott der Liebe gab! — —

So ergieſſt ſich mein Herz am Hochzeittiſch meiner Freunde und kaum vermag ich den Thränen zu wehren, welche Freude und Zärtlichkeit für ſie weinen wollen. — — Bin ich denn gar der Mann, welcher die Trauung verrichtet, ſo flieſſen mit iedem Worte, das ich ſpreche, Ströme des Segens aus meinem Munde für ſie. Freundſchaftlich eil' ich über die Ankündigungen vom Leiden hinweg, welche nach Herkommen und Brauch den Neuverbundenen vorgeleſen werden; aber dreimahl möcht' ich recht mit feierlicher Andacht ihnen die Verheiſſungen ans Herz legen, die auf iene folgen. Auf die Worte: **ſeid fruchtbar und mehret euch**, lege ich einen feſtlichen Accent; und da iſt mirs denn, als liefen Kinder und Kindeskinder in groſſen Haufen ſchon beim Brautpaar und am Altar herum. Ich weis einmahl, wie unſchätzbar mir meine Kinder ſind, wie ſie mich der menſchlichſten Freuden täglich theilhaftig machen, und wie ſeit ihrer Exiſtenz viele Salten meines Herzens in die allgemeine Harmonie aller übrigen, an der ich unaufhörlich arbeite, ſo ſanft einklingen, welche vorher keinen Ton von ſich gaben; ich glaube daher, daß man Leuten, die man kopulirt, nichts ſeligeres wünſchen könne. Denn iſt aber auch noch vom Unterthanmachen der Erde, vom Herrſchen über die Fiſche im Meer und über die Vögel unterm Himmel und über alles, das auf Erden kriecht, die Rede. Da weis ich denn nun wohl, daß wir zuſammen, Kopulant und Kopulanden, vor keinen Nordamerikaniſchen Altar ſtehen, wo ſich die Worte noch in ihrem eigentlichen Sinn nehmen lieſſen, und wo man Hofnung haben kann, wenn man aus der Kirche kommt, hie und da noch zu graben und zu fiſchen und zu fangen, wie man will, ſondern daß wir auf deutſchen Grund und Boden ſtehen, wo iede Spanne Land und ieder Karpen und iedes Rephuhn ſchon ſeinen gewiſſen Herrn hat. Indeſſen helfe ich mir dabei, ſo gut ich kann. Ich wünſche dem Brautpaar ſo viel Geld, damit ſie ſich mit der Zeit einen Garten kaufen, einen Fiſchteich darinn anlegen und irgendwo die Jagd pachten können. Und ſollte ſich dis nicht zu ihren Gunſten ereignen: ſo mögen ſich Braut und Bräutigam daran begnügen laſſen, daß ſie *durch menſchliches Anſchaun, durch menſchliche Betrachtung und Empfindung*, noch immer die edelſte Art von Herrſchaft über die ganze Natur ausüben können. Von der Sonne werden ſie, ſo gut wie der Kaiſer von Japon, nehmen Schein und Wärme — die Nachtigall ſchlägt für ſie ſo lieblich, wie für Könige und Fürſten — Auf der Wieſe, worüber doch, ſobald ein Fusſteig ſie durchkreuzt, ieder ehrliche Kerl gehen darf, ohne daß ſie ſein ſein mus, riechts oft noch ſchöner, als am Hiacinthenbeet; was ſie übrigens zur Leibes Nahrung und Nothdurft brauchen, werden ihnen ihre Hände reichen, ſobald ſie damit arbeiten wollen — — und haben ſie denn dabei ein Herz, welches ſich ſelbſt keinen Vorwurf machen darf, ſo können ſie immer mit der Herrſchaft, welche ſie ſolchergeſtalt über die Erde und über alles, was auf Erden kriecht, behaupten, zufrieden ſein. — — *Wer ein Weib findet, der findet etwas guts,* — — dieſe Worte ſprech' ich recht laut und herzhaft. Ich bekümmere mich weiter um keinen Beweis davon. Ich habe ihn — und was den Bräutigam betrift, der vor mir ſteht, ſo ſtell ich mir vor, daß er — ſeine Braut nicht würde geſucht haben, wenn er nicht gedacht hätte, daß er etwas Guts finden wolle. — Was die Leute anbelangt, welche einander heirathen, ohne die Idee zu haben, daß ſie einer *in des andern Beſitz* etwas Guts finden wollen — — die wollt' ich lieber gleich auseinanderbringen, als — kopuliren.

* * *

Für Sonne und Mond hab ich von Kindheit an die gröſte Hochachtung gefühlt. Ich hab' immer geglaubt, daß ich Gott mit allen meinen Brüdern nicht genung verdanken könne, daß ſie da ſind; und noch ietzt, wenn ich die eine am Tage und den andern bei Nacht ſehe, thu' ich von Herzen gern auf tauſend andere Vergnügungen Verzicht, welche die Leute um mich her haben. Licht iſt überhaupt etwas Herzerhebendes und begeiſterndes; und wär' ich ein Mann, dem die Bank in Holland mehr Verbindlichkeit ſchuldig wäre, als er ihr: ſo müſten ſtatt meines eigenen Talchlichts in meinem Zimmer an ieden Abend hundert Wachslichter brennen. Ich bin manchmal in meinem Leben zu Abend in ſolchen Zimmern geweſen, und da wars mir denn nicht anders, als wären ſo viel Seelen in mir, als Lichter brannten.

Heute war **Vollmond**. Ich wuſts und ging etwas früher, eh' er aufging, vors Thor, um ihn kommen zu ſehen. Ich ſetzte in meinen Gedanken den Ort am Himmel feſt, wo ich ſeinen erſten Schein ſehen würde; aber ich irrte etwa um eine Elle nach meinem Augenmas. Mögen ihrer wohl hunderttauſend ſein, wenn ſie oben gemeſſen würden! — Sobald das erſte Licht heraufglänzte, änderte ich meinen Stand und poſtirte mich ſo, daß er zwiſchen zween dicken Lindenbäumen heraufgehen muſte. Nun ſtarrt' ich feſt und unbeweglich nach dem Schein hin. Wie er von Augenblick zu Augenblick heller und heller ward! Nun mus er kommen, dacht' ich. Da trat der oberſte Theil der Kugel in den Horizont ein. Ein anmuthsvoller Anblick! So, wie, wenn dem Hoffenden die erſte gewiſſe Ueberzeugung von der Erfüllung ſeiner Hofnungen zu Theil wird, derſelbe ſich weit ausdehnt; ſo zog ich jetzt langen, langen Odem nach mir. Ich berichtigte meine Stellung nochmals ſo, daß er recht in der Mitte beide Linden herauf wandern muſte. Ob er wandere, oder ob die Erde mit mir wandere, dis war grade das, woran ich am wenigſten dachte. Nun war er halb herauf. Da dacht' ich, dein Antipode ſieht ihn nun jetzt juſt ſo halb im Untergang, wie du im Aufgang. Das iſt ſo recht die freundſchaftlichſte Theilung für Erdbürger. Schnell ſucht ich in Gedanken aufm Globus herum und fand meinen Mann. Gieb die Hand her, ſagt' ich; ſo weit wir von einander leben, ſo können wir nicht näher an einander kommen, als jetzt. Sprich du zum Mond: Lebe wohl! und ich ſage: Willkommen! drauf ſah ich die ganze Kugel in feſtlicher Pracht. Es war, als ſtünde ich aufm Erdball. Nach einigen Augenblicken ſah ich ſie ſchon ſchwebend. Nun gieng ſie herauf zwiſchen den Linden in verdoppelter Größe. Sie hatte kaum Raum genung zwiſchen beiden;

bald war ſie in ihren Zweigen. Da verlies ich meinen Plaz und ſchaute den Vollmond im Freien an. Heiter und hellglänzend wandelt' er immer höher und höher am Firmamente herauf. Holder, freundſchaftlicher Nachbar unſerer Mutter Erde, ſagt' ich, was du doch ſein magſt! was du doch ſein magſt! — Sei, was du willſt, gewis biſt du auch ein Schauplaz der Weisheit und Güte deines Urhebers! Gewis biſt du eben ſo wenig ſeines Lobes leer, wie unſere Mutter! Dein und mein Schöpfer wird mir liebenswürdiger und gröſſer, wenn ich denke, daß du auch ſo eine Art von ſechs Tagewerken aufzuweiſen haben mögſt, wie die Erde! Ich glaubs und bete ihn deſto kindlicher an. — Der Himmel war ziemlich heiter. Hier und da ſchwebte noch ein kleiner Nachtrab vom Regenwetter, welches wir eine Zeitlang gehabt hatten. So oft der Mond hinter ein ſolches Gewölk kam, hatt' ich einen neuen, vergnügenden Anblick. Die dünnern Wolken zogen nur einen Flor über ihn weg; die dickern verbargen ihn ganz. Denn ſchwärzte ſich das ſtärkere Gewölk mitternächtlich; an den Seiten ſtrahlte das Licht mild herauf, und tauſenderlei Zerflieſſungen deſſelben in Schatten brachten ein liebliches Farbengemiſch hervor. Unterm Monde weg flohen denn die Dünſtungen und er ſchwebte wieder da in all ſeiner feſtlichen Pracht. —

Ich ſah ihn drauf an, was für Nachbarſchaft er eigentlich mit uns halten möchte. Toaldo hätte mir groſſe Begriffe in dieſer Hinſicht von ihm beigebracht. Wie viel wahres oder unwahres der Mann da in Padua von ihm geſagt haben möge, konnt' ich nicht beſtimmen; auch lag mir nichts daran, zu wiſſen, ob er an ſchnellen Todesfällen, welche dieſen oder ienen wegraffen, Antheil habe; genung, ſo viel fand ich iezt durch Erfahrung, daß der Vollmond die ganze Witterung umſchuf. Wir hatten acht Tage lang windiges und regnigtes Wetter gehabt, und nun bekamen wir mit ſeinem Eintritt einen heitern Himmel. In meinen Augen iſt dis eine der gröſten Wohlthaten für uns arme Erdbürger und darum blickt ich mit warmer Dankbarkeit dafür zu ihm auf. Er war auch in der That noch lange nicht in meinem Zenith, als keine Wolke am Firmamente mehr zu ſehen war. Die Luft ward ruhig und ich verſprach mir zu morgen einen herrlichen Tag.

Was für eine ſanfte Stille doch das ganze Herz des Menſchen beherrſcht, wenn man ſo im Mondenſchein mitten in der offenen Schöpfung ſteht! Jeder Gedanke empfängt einen feierlichern Anſtrich, ieder gute Vorſäz rege ſich mit verdoppelter Kraft. Ich durchdachte hier, im Vollmond meine Religion. Meine ganze Glaubens- und Sittenlehre ſchwebte vor mir. Der Glaube an die Schönheit der Welt, an das Daſein und die Herrlichkeit ihres Urhebers, an ſeine väterliche Fürſorge, an ſeine unerſchöpfliche Barmherzigkeit und an ſeine noch unerfüllten, tief ins Herz des Menſchen eingegoſſenen Verheiſſungen ſtärkte ſich mächtiglich in mir. Stille des Herzens, Harmonie unter ſeinen Trieben, ſchuldloſes Bewuſtſein, ſimpathetiſches Gefühl ſchienen mir hier noch gröſſere Güther, als iemahls. Ich ſchlos mich ganz den Reizen der nächtlichen Natur, der Tugend und der Freundſchaft auf. Alle, die meine Seele liebt, wandelten neben mir im Thau, blickten mit mir zum Vollmond auf und umarmten mich zärtlich.

Nun hatt' ich die Stimmung, mit welcher man am würdigſten auf Gräber hinſehen kann. Ich war nicht weit vom Gottesacker. Ich ging vollends an ihn hin, trat auf einen Stein und guckte über die Mauer. — Der Mond ſchwebte über ihm und die Bäume an den Seiten, die Leichenſteine und die Kreuze warfen all ihre Schatten zwiſchen die Gräber hin. Heilige Erbebungen ſchütterten mich da. Ich ſah ſie alle, meine Bekannten; von denen ich wuſte, daß ſie hier begraben wären, wie ſie aus ihren Grabſtäten hervorkamen, auf mich zu ſchweben und in ihre Geſellſchaft mich aufzunehmen bereit waren. Zu früh noch um einige Jahre oder um einige Tage, ſprach ich, ladet ihr mich zur immerwährenden Wohnung auf euren Platz ein! Wenigſtens hoff' ich dis. Laſſet mich immer noch über die Mauer zu euch herſehen — ich möchte gern noch Guts ſtiften, und die Meinigen, welche durch meinen Tod leiden werden, des gröſſern Theils ihrer Thränen überheben! Auch möcht ich gern noch ſchauen der ſchönen Schöpfungen entzückenden Anblick und noch feuriger glauben und lieben lernen den groſſen Werkmeiſter! Sind dieſe Abſichten erreicht: ſo will ich die Wohnung unter euch nicht verſchmähen! Ich will hier gern im Vollmondsſchein neben euch liegen, und über mir, wie über euch mögen lieblich wiſpern die einſamen Pappeln an der Mauer umher! — Jedoch alles, wie's ſein ſoll!

Von der Kirchhofswand ging ich an ein kleines Waſſer, welches unfern von ſelbiger flieſt. Von weitem rauſchte der Fall deſſelben durch eine Arche her; der Mond ſpiegelte ſich darinn ſchön und voll; lange Reihen von umpflanzten Weidenbäumen warfen einen Theil von ihrem ſchwachen Schatten hinein, und an den Seiten umher quackten die wachſamen Fröſche. Ich ſah bald gen Himmel, bald ins Waſſer, und der Anblick des Vollmondes entzückte mich hier, wie dort. — Mitternacht war nun ſchon vorüber. Ich eilte nach meiner Hütte zurück, fand in der Stadt weiter kein Licht mehr, als das, welches der Mond gab, und wünſcht' ihm noch viele Jahrtauſende für die Erhebungen meines Herzens, die mir ſein Anſchaun heute gewährt hatte. — —

Haſt du dich ſchön und menſchlich gebildet, iunger Freund, ſo behaupte deine Würde auch in groſſen dich verſuchenden Fällen! **Feſtigkeit im edlen Karakter** — dis iſts, wornach du ſtreben muſt! Sieh, hier haſt du den Unterſchied zwiſchen groſſen und kleinen Seelen, daß dieſe ſchnell aus dem Gleiſe weichen, ſobald ſie ſtark gereizt werden, iene aber ihrem Handlungsſiſtem getreu bleiben und ſich durch nichts erſchüttern laſſen, es geſchehe auch zur Rechten oder Linken, was da wolle. Das heiſt: ſich losreiſſen vom Strom, und eine Art von Unabhängigkeit gewinnen von der Gewalt allzuheftiger äußerlicher Eindrücke. Dem Manne, welcher dis kann, ſieht man bei ieder ſeiner Handlungen ſeine innere Gröſſe an und ruft ihm das Lob hoch nach, daß er ſich immerdar gleich bleibe. — —

Innere Empfindung, täglicher Anblick, menſchlicher Bedürfniſſe und das Vergnügen, welches aus dem Bewuſtſein, gedient zu haben, entſpringt, haben dich behülflich gemacht. Du glaubſt nun an iedem Abend mehr wahrhaftig menſchliches Daſein zu genieſſen, wenn dir dein Herz ſagt, daß du es den Tag über geweſen ſeiſt. — Wiſſe es aber auch denn zu ſein, wenn man dir den Dienſt, welchen du leiſteſt, nicht verdankt! Las dich dadurch nicht abſchrecken, dem dritten Unglücklichen Beiſtand zu leiſten, wenn zween vorhergehende, denen du ihn ſchon leiſteteſt, dir nachher den Rücken zuwandten! Nie wirſt du die Welt um dich her mehr überzeugen, daß du im Schönhandeln deine Pflich findeſt, als wenn du ſo thuſt. —

Du kannſts nicht dulden, wenn iemande Unrecht geſchieht. Dein Herz empört ſich dagegen; du ſuchſts zu verhindern, wenns noch nicht ausgeübt iſt, und ſtrebſt es wieder gut zu machen, wenn du nach Vollbringung deſſelbe erſt, dazu kommſt. Der groſſe Grundſatz al gemeiner Gerechtigkeitsliebe treibt dich an, ſ zu handeln. — Duld' es auch nicht, daß deinem Feinde Unrecht geſchehe! der Druck, welchen dein Widerſacher unverſchuldet empfinde ſoll, werde dir darum nicht billiger, weil er dic unlängſt drückte! Schütz' ihn, wie du ieden andern ſchützeſt; vergis im Augenblick, da er leidet, des Augenblicks, worinn er dich einſt Le den machte! —

Edel fliehſt du den kriechenden Eigennutz. Du ſiehſt ihn für den Zerſtörer der menſchlichſten Triebe, für den gefährlichſten unter allen Feinden, welche die Geſellſchaft zu fürchten hat, an. Durch verſchiedene kleine Gewinne, die du grosmüthig fahren liesſeſt, durch allerlei kleine Opfer, die du ſogar brachteſt, zeigteſt du dich von dieſer ſchönen Seite. — Laß dich nun auch nicht zum Gegentheil reizen, wenn dir ein Gewinn von beträchtlicher Gröſſe vorſchwebt! Werde nicht Feind der Wahrheit, nicht Verfolger der Tugend, und müſſeſt du drüber den ſchönſten Theil deines äußerlichen Glücks einbüſſen! Sollteſt du bauen können auf Lebenszeit dein Glück auf Koſten deines Gewiſſens; ſollteſt du es retten können auf immer auf den Trümmern der zerſtörten Glückſeligkeit deines Bruders? — verdamme den Gedanken! —

Man ſah dich Wahrheiten glauben, die unmittelbar ans Wohl des Menſchen gränzen und ohne die du nicht leben mochtſt; man hörte dich in Geſellſchaft derer, welche eben ſo ſie glaubten, wie du, mit Feuer und mit Fülle des Herzens über ſie reden. — Werde nun nicht gleichgültig gegen ſie, wenn andere um dich her derſelben ſpotten! Stimme nicht aus Menſchenfurcht und aus Modeſucht in den ſpottenden Ton! Erlaube dir auch nicht einmahl den ungewiſſenhaften Ausweg, im Herzen ſie behalten,

und

und äußerlich die Mine annehmen wollen, als hätteſt du ſie fahren gelaſſen! Bekenne dich öffentlich zu ihnen fort! Vertheidige ſie! Setz dich dem Strom entgegen! Biete all dein Feuer auf, welches dir deine Wißenſchaft und dein redliches Herz geben! —

Mit lächelnder Zufriedenheit billigſt du der Fürſehung Wege, durch welche du geleitet wirſt. „Weisheit und Güte, ſprichſt du, ſinds, die mich führen. Ich darf nichts thun, als unter redlicher Mitwirkung aller meiner Kräfte ihnen folgen.“ Auch ermunterſt du wohl den Leidenden zu ähnlicher Hingabe an Gott. — Ach! ſei auch zufriden in den kummervollſten Misgeſchick! Wirf den Muth nicht weg, wenn deine Wünſche unerfüllt bleiben! Füll dich nicht mit Zweifeln und mit undankbaren Vorwürfen an, wenn du den Ausgang einer Begebenheit nicht alsbald überſiehſt! —

Du biſt nachgebend, duldend, herablaſſend, Stolz iſt dir Kinderſpiel und du läſſeſts den Thoren, die damit tändeln wollen. Du nimmſt Zurechtweiſungen an und gibſt ſie andern i ſanftem Ton. Das Bewuſtſein, daß du ſ gut, wie ieder andere, auch deine Stunde haben könnſt, worinn du irrſt, lehret dich dis. — Werde denn auch nicht ungeſtüm und barſch, wenn dich ein groſſes Glück hoch über andere hin erhebt! halt dich nun nicht für berechtigt, den, welcher weniger iſt, als du, zu verachten! Beſtehe nicht unbiegſam auf deine Meinung, weil ſie die Meinung eines Mannes vom erſten Range iſt! denke nicht, daß du mit beſſern Gewiſſen, als ſonſt, Vorwürfe machen dürfſt, weil ſie dir der, welchem du ſie machſt, nicht erwiedern darf! —

Deine Freunde haben an dir einen warmen Vertrauten. Du biſt ihnen im Glück Verſchönerer, im Unglück Erleichterer. In deinem Umgang finden ſie einen beträchtlichen Theil der Freuden ihres Lebens. — Bleib ihnen auch mit Wärme zugethan, wenn ſie ſich von dir trennen! Ziehen ſie in ein fernes Land: ſo beſorge im Vaterlande ihre Angelegenheiten, wie vorhin! Entrückt ſie dir der Tod: ſo las dich ihr Angedenken durchs ganze Leben begleiten! Arbeite noch für ſie, rede noch für ſie, wenn gleich der Mann ſchon fehlt, welcher dich dafür umarme! Sei der Verlaſſenen Familie nun das, was du ihrem Haupte warſt! —

Durch edle Grundſätze gebildet, haſt du dich in die Arme der Mäſſigkeit und der Enthaltſamkeit geworfen. Dein einſameres, in wenigerm Geräuſch hingebrachtes Leben blieb rein und unbefleckt. — Bewahre nun auch deine Tugend, wenn dich das Schickſal in die groſſe

Welt

Welt einführt! lerne aus den zerſtreuendſten Ergötzlichkeiten dich zu reiſſen, ſo bald ſie Gift für dich werden und denke nicht, daß tauſend laſterhafte Beiſpiele um dich her dich beim Begehn falſcher Tritte ſchuldlos machen können! Tugend iſt nur denn Tugend, wenn ſie auch in Verſuchungen nicht wankt. Der nur hat Ehre von ihr, welcher Böſes zu begehen Gelegenheit hatte, Gelegenheit unter Decken, und es doch nicht beging! Nicht der, welcher es darum nicht ausgeübt hat, weil er es auszuüben nicht Anlas und Muſſe genung hatte! —

Zu dieſer Feſtigkeit im edlen Karakter, junger Freund, wirſt du denn nur gelangen, wenn du dich von der Richtigkeit deiner Grundſätze, nach welchen du handelſt, recht lebendig überzeugſt; dis iſts, warum ſo viele ihrem Siſtem oft ungetreu werden, daß daſſelbe nicht ihr eigenes Siſtem iſt; daß ſie es nicht ſcharf durchdacht, ſondern durch Lehre und durch gutherzige Nachahmung ſolcher Perſonen nur angenommen haben, die ihnen werth waren! drum erwäge die Würde deiner Natur und die Heiligkeit deiner Pflichten, und entwirf darnach den Plan, welchen du zu befolgen haſt! Sieh ieden Grundſatz, der in ſelbigen eingeflochten iſt, als unverletzlich an; weil du ihm nicht ungetreu werden kannſt, ohne deiner ſelbſt unwerth zu handeln und das unſchätzbare Bewuſtſein deiner eigenen Rechtſchaffenheit zu zerſtören. Erhalte dieſe Grundſätze, die gegenwärtig durch eine weiſe Bindung an Gegenſtände, welche du täglich vor Augen haſt, und verwandle ſie in Empfindung. Erwarte, daß Vorfälle kommen können, die dich wanken machen wollen. Nimm iede Gelegenheit in Acht, dieſe an andern kennen zu lernen und wafne dich gegen ſie. Merke dir deine eigene ſchwache Seite ab, und baue an Befeſtigung derſelben am meiſten. — Sieh auch an iene groſſen, ehrwürdigen Menſchen, die bei allen Verſuchungen ihres Edelmuths dennoch denſelben unbeweglich behaupteten, welch eine Zierde unſers Geſchlechts ſie ſind! Kannſt du wohl ohne Bewunderung einen Mann betrachten, welcher ſo durchdrungen von der Menſchlichkeit und Schönheit ſeiner ſtark durchdachten und denn mit Eifer angenommenen Grundſätze iſt, daß ihn auch die frappanteſte Reizung nicht dahin bringen kann, daß er ihnen entgegenhandle? Was eine Menſchenſeele doch vermag, wenn ſie ganz Menſchenſeele iſt! Wie ſie Herrſchaft über ſich und um ſich her ausübt, und ſich in derſelben durch die ganze Welt nicht ſtören läſſet! Welch ein tiefer, ſeliger Friede mag in ihr wohnen! Wie mag ſie mit Wohlgefallen an ſich ſelbſt denken und alle ihre Thaten überſchaun! Wenn du nun ſo einen Mann ſiehſt und das edle Bewuſtſein ſeiner ſelbſt in ſeinen Augen lieſeſt: ſo wirſt du den

Gedanken in dir erwecken: Ha! ich will auch ein ſolcher ſein! — Genieſſe denn die Seligkeit, welche dir aus iedesmahliger Behauptung deines edlen Karakters zuflieſſen wird, mit voller Aufmerkſamkeit. Gib genau darauf Acht, was für eine ſanfte, himmliſche Seligkeit ſie ſei. Erinnere dich oft daran, und denke, daß dieſelbe bei iedem künftigen Genuſſe noch erhöheter, noch füllender werden werde. Wie wirſt du denn darnach ſtreben, ſie dir bei ieder Gelegenheit zu verſchaffen! Wie wirſt du dich freuen, wenn die Gelegenheit da iſt und dich in aller deiner Gröſſe zeigen! — Alsdenn ſehen dir alle deine Brüder nach, ſo lange ſie können; bewundern dich, lieben dich, halten deine Tugend für unzubezweifelnd, ſtellen dich ſich ſelbſt als das nachahmungswürdigſte Muſter vor, und ſchauen in dir den groſſen Mann. — — — Wünſcht du nicht in ihren Augen dis zu ſein? Stets zu ſein? — —

* * *

Wenn meiner Jahre Reihen dahin ſind, wenn die merkwürdigſte, feierlichſte unter allen meinen Stunden ſchlägt: denn hoff' ichs vom Allbarmherzigen, daß auch dieſe nicht ganz freudenlos für mich ſein werde. Sollte denn, wenn im ganzen Leben für Troſt und Aufrichtung geſorgt worden wär, des Ends deſſelben vergeſſen worden ſein, wo ich doch der Erquickung mehr, als ie, bedürftig ſein werde? Vielmehr mus ich zur Ehre meines Schöpfers glauben, daß, wenn mein Herz ſonſt gut geblieben iſt, ſolch eine Einrichtung getroffen ſein werde, daß ich nie mehr Beruhigung genieſſen werde, als denn; damit ich ganz zufriden mit ihm abtreten könne. Müſt' ich am Ziel noch mit Klage über ihn von hinnen gehen, was hülf' es mir, daß mein ganzes Leben vorher ohne Klage geweſen wär? Der letzte Eindruck, welchen ſeine Veranſtaltungen auf mich machten, wäre denn gerade der niderſchlagendſte. Ihn empfänd' ich beim Weggehn — er ſchwebte noch in mir beim Wiederkommen — — Nein, der Gott, an den ich glaube, iſt zu weiſe und zu gut; ich darf dis nicht fürchten. — Zwar weis ich nicht, ob er mich ſchnell rufen werde, oder langſam. Iſts erſte, ſo iſts deſto beſſer; ſo geh' ich von der letzten Freude, die ich ohne nahe Todeserwartung ganz genos, noch entzückt, dahin, und auf meinen Angeſicht lacht unverändert denn eine Mine der Heiterkeit. Iſts letztere, Brüder, ſo hört, wie ich mich ietzt ſchon an Bluhmenvollen Frühlingstagen in meinen Lauben, und in ſtillen, geſtirnten Winternächten in meiner häuslichen Celle in dieſe Lage hineindenke. — — —

Daß der Tod an ſich unvermeidlich iſt, war mir von Kindheit an ein Gedanke, der mir viel zu ſchaffen machte. Ganz im Anfang hatt' ich immer noch die Hofnung, daß ich der Erſte unter allen ſein würde, welcher nie ſtürbe, und wenn ich denn recht luſtig und gefühlvoll umherſprang: ſo wars, als wenn mich dis in meiner Meinung ſtärkte. Einigermaſſen hatt' ich Recht: denn ſo lange man noch umherſpringt, ſtirbt man nicht; aber daß ich hofte, immer ſo ſpringen zu können, dis war der Irthum, den ich beging. Es kam eine Zeit, wo viele Kinder um mich her ſtarben; ich blieb. Dis beſtärkte mich noch mehr in meinem Glauben. Ich ward darauf auch krank, ſtarb aber wieder nicht; nun konnte mirs kein Menſch ausreden, daß ich unſterblich wär. — Seit den Jahren aber, daß ich über die allgemeine Vergänglichkeit der Erdbewohner mehr nachdenken lernte, — lies ich die Kindshofnung von ſelbſt fahren und glaube nun noch in dieſem Augenblick, daß ich ſo gut ſterben werde, wie mein Vater und Grosvater geſtorben ſind. Auch hab' ichs ſo weit gebracht, daß mir der Tod nicht mehr fürchterlich iſt. Daß wir auf der Leiter der Schöpfung ſo hoch ſtehen, dis machts gewis gröſtentheils, daß wir uns nicht gern mit dem Gedanken an den Tod vertragen. Es dünkt uns unerklärlich und demüthigend, daß Leute, die erſt ſo hoch geſtanden haben, eben ſo einmahl in die Tiefe herabfallen ſollen, in welche die übrigen Weſen, die doch ſo weit unter ihnen ſtanden, fallen müſſen. Aber ich ſehe denn wohl ein, daß die vier Elemente, aus denen ich zuſammengeſetzt bin, eben ſo viel Recht haben, iedes von mir endlich das ſeinige zurückzufordern, wie ſie es von allen andern Kreaturen auf Gottes Erdboden fordern. Ich mus mich immer noch glücklich ſchätzen, daß ſie dis in Anſehung meiner ſpäter thun, als in Anſehung der mehreſten andern Geſchöpfe, und daß ich, ſo lange ſie mir Stundung geben, ein weit edleres Daſein genieſſe, als die ganze übrige Natur. Auch hab' ich aus Erfahrung gelernt, wie ſüs der Schlaf nach vollendeter Arbeit ſei; gewis wirds mir nicht unſanft thun, wenn ich einmahl nach allen meinen Arbeiten einen rechten Hauptſchlaf mache. — Alſo über den Tod ſelbſt bin ich mit mir fertig; und was ſeine Stunde betrift — — da könnt' ich nun freilich dis und iens einzuwenden zu haben glauben; beſonders, wenn ich an Frau und Kinder denke. Kein ehrlicher Mann würde mir dis verüblen; auch Recenſenten nicht; und was Gott anbelangt, von dem weis ich, daß er mich noch billiger behandlen werde, als dieſe. Indeſſen, ſeid alle ohne Sorgen, meine Brüder; mein Gott, ſo wie ich ihn mir denke, iſt mir zu gros und zu gut, als daß ich nicht mich mit Leib und Seele auf Zeit und Ewigkeit ſeinen Händen übergeben ſollte. Mag er doch die Sonne für mich auslöſchen, wenn er will — mein Zufridenſein mit ihm ſoll ſich noch an den letzten Strahl derſelben heften, welcher ſich auf meinen Augen bricht! So lange ich nützlich ſein ſoll, wird er mich aufm Schauplatz laſſen; und ſoll ichs nicht mehr ſein, ſo wird der Plan des Ganzen ſo entworfen ſein, daß ſich wieder andere Hände finden, welche das Gute thun, das ich gern noch gethan hätte. Ich habe ihm meinen Rath nicht dazu gegeben, wenn er mich herrufen ſollte; er wird deſſelbigen auch nicht bedürfen, um die Stunde zu finden, in welcher er mich wieder wegrufen ſoll. Ich glaubs nun einmahl, und von dem Glauben ſoll mich nichts ſcheiden — ſeine Stunde die ſeligſte Stunde! — Ha Stunde des Tods! heilige, feierliche Stunde — — an welchem Tage der Welt du auch für mich ſchlägſt — ſieh, ſo will ich mich mit angeſtrengter Menſchen- und Chriſtenkraft den Erſchütterungen entgegenſtellen, welche du etwa auf mich machen möchteſt! — Nicht die Allmacht allein iſts, will ich ſprechen, die etwa nur würgen will — nein, die allmächtige Liebe iſt, welche mich ſanft wegwinkt! — — Dis, dis ſoll der Gedanke ſein, der feſt vor mir ſchwebe — den mir weder Krampf, noch Verzuckung, noch Todeskampf entrücke! — Denn will ich nicht die Jahre berechnen, welche ich lebte, ob ſie Greiſesalter ſind — lang, überlang war mein Leben: denn es war voll von Betrachtungen, von Empfindungen und von allen menſchlichen Lebensgenüſſen. — An Schöpferwohlthaten, die ich von der Erde, ſo lang' ich auf ihr herumging, aufnahm, will ich mich mit frommer Entzückung erinnern. Vor meinen Augen ſollen ſie noch einmahl übergehen, die ſchönſten meiner gehabten Freuden! Hoch ſoll ſich mein Herz darüber erheben, daß ich ſie genos! noch höher, daß ich ſie — ſchuldlos genos! — daß Gottes Erde ſchön ſei, will ich noch ſterbend bekennen; daß ſie für den Tugendhaften, für den Menſchenfreund noch immer Paradis ſei, will ich allen Umſtehenden ſagen. Himmliſcher Erbarmungen gewis, will ich ieden Fehler, den ich beging, als eine Anreizung zur beſſern That betrachten, welche ich auf ihn folgen lies. Wenn ich denn denke, daß Er verzeiht — Er, der Welten Schöpfer, und auch mein Schöpfer — wenn ich dis mit feſter Ueberzeugung denke: ſo will ich mit zufridener Seele auf das Gute zurückſehen, welches ich vor ſeinen Augen ſtiftete. Sanfter Troſt ſolls mir ſein, meine Pflichten, welche aus meiner Lage mir zufloſſen, erfüllt zu haben, und auf allen Seiten thätig geweſen zu ſein! Mitten unter dieſen frohen Anerinnerungen, die mich muthvoll machen, will ich denn alle meine noch übrigen Geiſteskräfte ſammlen und um Auferſtehung beten.

Sehnlicher, feierlicher ſoll unter allen meinen Gebetern keins geweſen ſein, als dis! Ach! am Rande meines Daſeins, wo ich fühle, was es heiſſe, Leben abgeben, will ich erſt den Werth der Hofnung recht empfinden, es einmahl wieder zu erhalten! — Erſtes Leben nun dahin, will ich ſprechen, Vater und Gott! dahin mit allen ſeinen Wonnen! In voller Bereitſchaft ſiehſt du mich, es abzugeben. Sieh, ach ſieh, dein treues Geſchöpf, wie es auf dein Geheis zum Altar herkommt, die Hand mit der Gabe ſchon ausſtreckt und den Augenblick mit Ergebung an dich erwartet, in welchem du ſie annehmen wirſt! Ich habe nichts mehr dagegen; will nichts mehr dagegen haben. Hier iſts! hier iſts wieder, was du verliehſt! Aber, Heiligſter und Beſter! daß du mich Leben, mich Leben ſchmecken und ſchätzen lehrteſt, dadurch regteſt du in mir ein unzuunterdrückendes Verlangen, mehr da zu ſein! Ach! ſtille das Verlangen — ſtill' es mit künftigem Wiederſein! Las mich nicht ewig Staub ſein! Vergis meiner nicht, wenn Jahrtauſende ſchon vorüber ſind, und wecke den dich liebenden Schläfer wieder! Las ihm wieder angedeihen Leben und Licht und Kraft und Freude! Sei ihm wieder Schöpfer und Erhalter, wie vorhin und ſieh ſeinen noch unermüdetern Eifer im Guten, wie vorhin! Im letzten Augenblick des gegenwärtigen heiligt er ſich dir ſchon auf ſein künftiges Leben — —

ach! gibs ihm einſt Vater, gibs ihm! Er dürſtet darnach — dürſtet zu leben und zu preiſen dich, den Unwandelbaren und Unbegreiflichen, vor dem er ſich in Demuth beugt und auf den er im Glauben hoft — zu ſchauen noch gröſſere Werke deiner Hände und ſich an ihrem Anſchaun zu ſättigen! Las ihn nicht — du unerſchöpfliche Liebe! las ihn nicht — — du ſegneſt ihn denn! — — —

Nein, er läſſt mich nicht, ihr Meinen! läſſt weder mich noch euch, ſtamml' ich denn und rufe ſie an mein Löſungsbett, die ich liebte und die mich wieder liebten! Ringet mich alle um, ſag ich, und ſchauet dem Scheidenden noch einmahl recht ins Auge! Ha! ſehet, wie ſeine ganze Seele darinn ſich ausdrückt, die euch auf Erden noch über alles liebt! — Euer Vater, dein Gatte, euer Freund — der Müde — ſinkt! Ihr mögt ihn nicht halten — und die ganze Welt hält ihn nicht mehr! Eine Stimme, die er hoch ehrt, rief: Lege deinen Wanderſtab hin! Was konnt' er anders antworten, als: Da liegt er ſchon! Laſſt ihn nun fallen — er fällt in väterliche Hände! Weinet — eure Thränen ſind ihm noch werth — aber weinet nicht zu lang' um ſeinen Fall! Wär' er doch gern noch in eurer Mitte geblieben — flehete er doch mit euch oft darum — wollt' ihm doch die Gottheit, weiſer als er und ihr, den Wunſch nicht gewähren! — Einſt wiederſehn — ach! einſt wiederſehn und denn nicht wiedertrennen! — Ja, nicht wiedertrennen! — — Haltet euch nun an Menſchen, auf deren Antlitz ihr ihm ähnliche Züge, in deren Augen ihr eine ihm ähnliche Seele findet — und, daß ihr die findet, haltet euch an den, der uns alle geſtaltete, wie wir ſein ſollten! Liebt ihn — die Tugend — eure Brüder! Seid glücklich — ſeids lange — ſegnet nach Jahren noch den Scheidenden, und — wenns Zeit iſt, kommt nach!

Da ſtreck' ich mich denn hin in die Lage, worinn ich bleiben will, und warte auf den letzten Sonnenblick. Er kommt, und nun — lebt wohl Sonne, Mond und Sterne, und ſcheint fort, ſo lange Gott will — grünt fort, ihr Bluhmen, ihr Bäume, ihr Saaten — ſingt fort ihr Lerchen, ihr Hänflinge, ihr Nachtigallen — ſo lange Gott will! Ich hab' alles gehört und geſehen — hab' alles gern geſehen und gern gehört — — bin da geweſen — danks Gott noch tauſendmahl und — — —

Ende der zwoten Handvoll
und
möchte wohl keine weiter gegriffen werden.

Predigten

nicht im alltäglichen Ton.

gehalten in der

Trinitatiskirche zu Zerbſt

vom Prediger Sintenis.

I. Die erſten Empfindungen des auferſtandenen guten Menſchen; über Marc. 16. vers 5. 6.

II. Die elende Flucht des Laſterhaften für Menſchen und Sonne; über 1 Kor. 4. Vers 5.

III. Die Einflüße des öftern Anblicks der Natur auf Unſchuld und Güte des Herzens; über Luc. 2. Vers 8. 9. 10. 11.

IV. Von der Fortſetzung der Verbindungen mit unſern Freunden nach ihrem Hinſcheid von uns; über Joh. 20. Vers 1 — 10.

V. Ueber den Geiſt der Gaſtfreiheit, für unſer Klima und Jahrhundert; über Ebr. 13. Vers 2.

VI. Laute Winke zur weiſen Benutzung unſrer Tage in der Eitelkeit derſelben; über 's menſchliche Leben.

I.

Die
erſten Empfindungen
des
auferſtandenen guten Menſchen.

Eine Oſterpredigt.

Traurender! warum zagſt du ſo — und denkſt mit ſo tiefen Gedanken des Todes ſchütternde Schreckungen durch? ſtehſt ſo zerknirſcht und zerſchlagen am Grabe und ringſt die Hände? ringſt ſie, als ſchwebte der Vernichter um dich? — — Sieh! wie ſich die Natur veriüngt! wie das Gras wieder grünt! die Bluhme wieder treibt! der Baum wieder knoſpt! — Der Tod der Natur iſt über — — Faſſe dich, Menſch, wenn du dis ſiehſt! — Was der Bluhm' im Thal wiederfährt, ſoll auch dir wiederfahren! ſollſt, wenn der Tod vorüber iſt, wieder leben! leben — ein empfindendes, denkendes, von Gott geliebtes Weſen! — —

Wie? was hört' ich? ich dem Tode noch unterworfener, ihm noch entgegenkämpfender! War dis Täuſchung meines eigenen Herzens; oder wars Stimme der Wahrheit? Wer lies den Strahl des Lichts in des Todes ſchwärzliche, ſchauervolle Dämmerungen herab? Wars Gott oder meine Phantaſie?

Du warſts, Vater! — Ewige Liebe! du warſts! — —

Ach! Schöpfer aller Dinge! auch aller Dinge groſſer, anbetenswürdiger Wiederherſteller! was werd' ich denken, was werden meine erſten Empfindungen ſein, wenn ich einſt, durch deinen mächtigen Ruf geweckt, von des Todes langen, traumloſen Schlaf' aufſtehen, in mein geweſenes Grab hinblicken und zu mir ſagen werde: **Siehe da die Stäte, wo man mich hinlegte!** — — —

Wer wälzt den Stein von des Grabes Thür? — Es iſt als hörten wir ſie reden, Freunde! die freundſchaftlichdankbaren, die zärtlichtraurigen. Aufm Weg zum Grabe ihres Freundes warn ſie. Noch kam kein Gedanke an ſeine Auferſtehung in ihre Seele. Einen ſtärkern Jünger wünſchten ſie vieleicht herbei, welcher den Stein rollte. — Jezt kamen ſie dem Grabe näher. Stein ſchon gerollt — Grab ſchon offen Noch kam kein Gedanke an Auferſtehung in ihre Seele. Ein Jünger, dachten ſie wohl, ging uns vor, weilt noch im Grabe und beſchäftigt ſich mit dem Erblaſten. — Nun blickten ſie furchtſam in die Höle. Sie war Jüngerleer; aber auch — Jeſusleer. Noch kam kein Gedanke an Auferſtehung in ihre Seele. Er iſt weggetragen — mochten ſie einander zuſtammeln wollen. — Plötzlich ſahen ſie die Geſtalt eines freundlichen Unbekannten. Ein Jünger wars nicht, ſie bebten zurück. „Bebet nicht, ſprach der holde Fremdling, vom Vaterland fern; Bebet nicht! Ihr ſucht den Lebendigen unter Todten. Er iſt auferſtanden — auferſtanden iſt er. Seht da die Stäte, wo man ihn hinlegte — die leere Stäte!“ Jetzt ſtieg der erſte ſchwache Gedanke an die Auferſtehung des Freunds in ihrer Seele empor.

Was mochten ſie empfinden, die Edlen, die Treuen, als ſie von ſeinem neuem Leben hörten und auf die Stäte hinſahen, wo man ihn hingelegt hatte? Sanfte Beſtürzung — aufwallende Freude — Hofnungniderſchlagende Furcht — Furchtüberwältigende Hofnung — Glauben — Zweifel — entnervtes Leben — verdoppeltes Leben — — — oder Miſchung, dunkle, verworrene Miſchung von allen dieſen? — — —

Als ich ſo darüber nachdachte, Brüder! was dieſe Freundinnen Jeſu bei ſeiner leeren Grabſtäte empfunden haben möchten; als ich mich in ihre Lage verſetzte und mit ihnen zugleich ſo zu empfinden anfing: da, da nahm mein Herz urplötzlich eine mich noch weit ſtärker intereſſirende Wendung. Ich dachte mir im Geiſt jenen glorievollen Augenblick, in welchem die Gottheit zum zweitenmahle ihr allbelebendes:

beydes: **Werde!** ſprechen wird, „Da, wars, als ſäh ich die ganze Erde in Getümmel, und Menſchenkörper an Menſchenkörper aus derſelben aufſteigen. Die Erde, Gottes Land, war allenthalben noch voller von Menſchen, von ſich emporrichtenden Menſchen, als ein Feld zur Erndtezeit voll Schnitter iſt. Sie wanden ſich vom Staube los, ſchüttelten die Verweſungen ab und fühlten ſich leichter. — Da, da ward mir, als hätt' ich auch ſchon zweites, beſſeres Leben. Da blickt' ich auf mein geweſenes Grab hin. Da ſprach ich mit empfindungsvollen, zerſchmolzenen Herzen: **Siehe hier die Stäte, wo man dich hinlegte!**

Ich werde die Seligkeit, welche ich dabei genos, noch einmahl genieſſen, wenn ich das, was ich empfand, in menſchlicher Sprache entwickele — werde ſie noch weit ſtärker genieſſen, wenn ich auf den Geſichtern meiner Zuhörer Stimmungen in meinen Ton leſe. — **Der auferſtandene gute Menſch ſoll empfinden — ſoll empfindungsvoll zu ſich ſelbſt reden!** — —

Durchſchlieſſt du iemahls, Freund, eine Sommernacht in einem Thal oder im Hain? erwachteſt du da nach einer erquickenden Ruh' und ohne daß dich ein Traumbild geſchreckt hatte, am heitern Morgen wieder? — Sieh! da hatteſt du Auferſtehungsbild! die Luft um dich her ſtärkend — die Sonne im Aufgang —

der Himmel dich anlächelnd — Bluhmen allenthalben in friſch-aufbrechender Blüthe — die ganze thieriſche Schöpfung in Bewegung. Als du erwachteſt, drangen die Eindrücke, welche alle dieſe Gegenſtände durch deine Sinne auf dich wirkten, vereinigt auf dich hin. Du dachteſt ſie alle durch einander; unterſchiedſt nichts. Aber die erſten Augenblicke ſtrichen vorbei, und du warſt wieder iedes Gegenſtands beſonders und deiner ſelbſt für allen in ganzer Fülle bewuſt. Eine herzliche Freude über dein volles Wiederdaſein überſtrömte dich. — Ha! wie der fromme Auferſtandne mit Wonne übers neue Leben am geweſenen Grabe ſtehen, hineinblicken und denken wird: Siehe da, die Stäte, wo man mich hinlegte! Schon bin ich wieder, ganz wieder. Gott! wie iſt mir? Was iſt das, was ich zu mir ſelbſt ſage? War ich denn nicht ganz da? Und wie lange iſts, daß er mich übermannte — der Tod — und daß ſein letzter Schmerz allgewaltig durch mich hinfuhr? Nein, nein, ich wars nicht; auch weis ich nicht, ob ich eine halbe Stunde oder ein ganz Jahrtauſend über es nicht war. Im Tode wird die Zeit nicht lang. Aber nun — — Ach! Freude! Freude! Sieg! Sieg! in Freude und Sieg zur Rechten und Linken! Sieg über Bahre, Grab, Verweſung und Staub! Welche Vorzüge hat das Leben fürm Tod! Wie Mitternacht, bangſchwarze Mitternacht und Sonnenſchein im Julius in der Mittagsſtunde — ſo iſt Tod und Leben. All meine Empfindungen ſind wieder wach; alles iſt in mir veriüngt, neu, ſchwebend. Wie ich in meinem erſten Leben einsmahls in eine tödtliche Krankheit verfiel, von allem um mich her nichts wuſte, nichts hörte und ſah, und wie ich denn den erſten menſchlichen Tag wieder hatte, als ich genos — — ſo, ſo — — ia, ia, das iſt etwas — doch nein, es iſt nichts dagegen — ich mag den Vergleich nicht fortſetzen. Unausſprechlich iſts, vom Tode überwunden worden ſein und denn — den Tod wieder überwinden!

Nun iſt die Freude übers Wiederſein auf dem Punkt, wo ſie warmer, wärmſter Dank dafür zu werden anfängt. Siehe da, fährt der auferſtandene Heilige, am Grabe ſtehend, gerührt hineinblickend, fort, die Stäte, wo man mich hinlegte! Die Stäte, wo ich ewig gelegen hätte, wär Gott nicht mein Erwecker geworden! Freunde legten, ſenkten mich in ſie ein, gingen im Mondſchein von mir weg — du aber, Allgegenwärtiger! Allliebender! warſt, bliebſt bei mir in Mondvollen und Mondleeren Nächten, walteteſt über mich, brachteſt mich wieder an die Sonne! Du ſprachſt — mein Staub ſammlete ſich wieder, mein ganzes Ich ward wieder. Hier am Grabe, wo ich ruhte, wo das Saamkorn den Winter über lag und im Frühling wieder ausſproſte, heilige ich mich dir, mein erſter und mein zwoter Schöpfer! Ein Daſein vom ganzen oder halben Jahrhundert, worinn mein erſtes Leben nach Erdenrechnung ſich einſchlos, ſollte mir Vorſchmack der Beſtimmung ſein, wozu du mich ſchufſt und wiederſchufſt! Nun, in der Stunde der zwoten Geburt lern' ich die Stunde der erſten recht ſchätzen! Sonſt betet' ich nur um Auferſtehung; jetzt preiſ' ich dich für ſie! Herr! aller Weſen Vater! ich bin dein! War es ſchon vormahls — aber nun bin ichs noch tauſendmahl mehr — bin ganz, bin ewig dein! — —

Sollte der fromme Auferſtandene von ſeinem Grabe weggehen können, ohne noch einen erkenntlichen Blick in daſſelbe dafür zu werfen, daß es ſo lange ſeine Behauſung war? — Siehe da die Stäte, wird er denken, wo man mich hinlegte! Ach! liebe Erde! liebes mütterliches Land! Hier, hier, in einem deiner Winkel — hier unter einem deiner Hügel lag ich, ſchlummert' ich. Unbewuſt der Stürme, welche über mir tobten, unbekannt mit den Donnern, welche über mir krachten, unbekümmert um die Feindſchaften der Menſchen, um ihre Kriege und um ihre Peſten — ruht' ich in dir ſanft, ſanft im ſtillen Frieden Gottes! der matte Wanderer, welcher den Stab noch nicht weggeſetzt hatte, wie ich, ſas denn wohl unweit von mir und ſtöhnte — zween Schnitter weilten wohl auf der Stäte, wo ich lag, ohne zu wiſſen,

wiſſen; daß unter ihnen ein uraltes Grab ſei, ſchärften ihre Sicheln und ſprachen von Miswachs und theurer Zeit — vierſpännige Wagen mit Feuereimern und Feuerſpritzen jagten über mich wohl weg ins leidende Dorf — ich ſtäubt' in dir im ſtillen fort. O kleines, liebes, wohlthätiges Behältnis meines zur Auferſtehung reifenden Staubs! Ehedem von mir gefürchtetes, nun von mir geliebtes Grab! Dich bepflanze die Hand deſſen, welcher die Frühlinge bringt, mit Roſen und Schasmin! Sie ſchaffe um dich her einen anmuthsvollen Hain, führe Nachtigallen zu tauſenden in ſelbigen und laſſe die Chöre der Lerchen darüber ſchweben! die Erde mit allen ihren Gräbern werde ein Garten Gottes, — werde verneutes Paradis, wohin die Seligen kommen und ihre vorige Wohnung beſchauen! kehr' ich einſt in ihre Gefilde zurück, ſo laſſe ſie mich Gott tauſendfachſchöner wieder finden! Sie ſei denn Welt ohne Leich' und Grab! Welt ohne Jammer und Thräne! unter allen ihren Städtern will ich denn zu dir am liebſten gehen, bei dir am längſten weilen, wo ich ſchlummerte, wo ich ruhte. — —

Ruhte? wovon? — Ach! Freunde! mit dem Gedanken an gehabte Ruh im Grabe wird ſich feſt ein anderer verbinden an die überſtandenen Leiden, welche der Ruh vorhergingen und denen der Tod wohlthätiges Ende machte. Siehe da die Stäte, wird der auferſtandene Edle denſenken, wo man mich hinlegte — nach überhingegangenen Kämpfen, nach überrungenem Tod. Ich war Reiſender — Reiſender im Sterbthal, und trug meine Laſten. Ich litte, zagte. Wollte oft nicht leiden, muſte doch leiden; wollte übers Elend nicht zagen — die Natur behauptete ihr Recht. Ich ſcheute den Tod, wollte mich ihm aus den Armen winden, muſte in ſie ſinken. Ermattet, entkräftet ſank ich hin, ſtreckte mich in die Ruhe und verſchlief im Grabe alle meine Noth. Begraſter, wiederniedergeſunkener Hügel, als du friſch über mir gehöhet wardſt, hörten alle meine Mühſeligkeiten auf! Meine Freunde, welche mir überblieben, litten noch — hatten noch zu leiden, hatten noch zu ſterben; ich litte nicht mehr, hatte den Tod ſchon hinter mir. Aber auch überſtandnes Böſes, wovon ich hier ruhte, war nicht ohn' allen Segen für mich. Es war Anerinnerung der Hinfälligkeit des Lebens — Würze des Guten, das ich genos — Richtung meiner Blicke auf höhere, wahrere Glückſeligkeit und Erregung ſchmachtender Hofnungen auf eine leidenfreie groſſe Zukunft. — —

Da iſt die Stäte, wohin man mich legte — verfluchen würd' ich nun die Stunde meines Wiederaufſteigens aus derſelben, hätte man mich nicht als einen tugendhaften, als einen mit Gott verſöhnten hingelegt. Ha!

in meinem erſten Leben fühlt' ich den Werth der Tugend ſchon, und wohl mir, daß ich ihn fühlte! Ich ſah, wie ſie Frieden im Gewiſſen, wie ſie Freundſchaft der Redlichen, Beifall der Gottheit und Würde und Ruhe noch für den Tod erwarb. Ihr dacht' ich, will ich mich widmen; widmen, und wär' auch kein Leben ienſeit des Grabs! und wär' auch kein Gott, welcher ihr noch anderweit ſelige Freuden bereitete! Nun aber fühl' ich ihren Werth erſt ganz. — Wie ſie dort ſtehen an ihren Gräbern die Ungerechten, die Menſchenfeinde, die Unverſöhnlichen, die Unmäſſigen — wie ſie zitternd ſtehen und vom Grabe gern ewig nicht weichen, auf ewig gern wieder hinein ſich wälzen möchten! wie ſie ihr erſtes Leben und den erſten Augenblick des zweiten verdammen, die Hände über den Kopf zuſammenſchlagen und heulend ſchreien: Berg und Hügel — Hügel und Berg, fallt über uns und ſchaft uns Decke vor den Augen des Weltrichters! — — Wie? wenn er nicht immerdar haderte, nicht ewiglich zürnte? — — Aber doch müſſen ſie iezt mit Herzensangſt vor ſeinem Richterſtuhl — ich geh' in Frieden hin. Und hätte die Tugend weiter keinen Lohn voraus, als dieſen friedenvollen Hingang zum Gericht, ſo war der allein es ſchon werth, daß ich mein ganzes Leben hindurch meine Leidenſchaften zu überwinden ſtrebte! — —

Und nun — nun noch einen Hinblick vom geweſenen Grabe in die Herrlichkeit der neuen Welt. Wie der die ganze Seele des frommen Auferſtandenen füllt! Siehe da die Stäte, denkt er, wo man mich hinlegte und woraus ich jezt ins Land des Friedens übergehe! O wie glänzt dort alles ſo ſchön, ſo göttlich! da tönt keine Klage, da jammert kein Siechling, da röchelt kein Sterbender! die Thräne verſiegt — Schmerz und Seufzen iſt weg. Herrlichkeit, Herrlichkeit iſt alles! nun werd' ich noch höherer Offenbarungen gewürdigt! Nun ſeh' ich den, der lieben konnte bis zum Tode, ja zum Tod' am Kreuz! — Empfanget mich, ſelige Gefilde — Gefilde meiner groſſen Beſtimmung! öfnet mir Quellen unausſprechlicher, undenkbarer, noch nie empfundener Freuden! In euch — in euch werde angefangenes gutes Schöpferwerk an mir vollendet! — —

So viel, Freunde! von den erſten Empfindungen des auferſtandenen guten Menſchen! Wars nur Lallen, bloſſes, ſchwaches Lallen: ſo iſt doch auch Lallen über Angelegenheiten der Ewigkeit für ein edles, menſchliches Herz ſüs!

Aber ſollen einſt dieſe Empfindungen ſich in uns entwickeln, wenn wir als Auferſtandene am geweſenen Grabe ſtehen und zu uns ſagen werden: Siehe da, die Stäte, wo man uns hinlegte! ſo müſſen wir iezt ſchon, auf Auferſtehung noch hoffend, uns ſchon oft in Gedanken ans künftige Grab verſezen und uns dabei mit innigſter Rührung zurufen: Siehe da die Stäte, wo man uns hinlegen wird.

Gewis iſt uns allen das erſte Ziel! Der Anblick des Menſchengeſchlechts iſt ein ſtetes Zu- und Abgehen. Wir mögen auf der Erde keinen Schritt thun, daß wir mit Zuverläſſigkeit denken könnten: Hier iſt noch keine Stäte, wo man einen von unſern Brüdern hinlegte! Irgendwo wird auch ſo eine Stäte für uns ſein. Dis laſſet uns denken! oft denken! Wie wird denn aller zauberiſche Reiz des Laſters verſchwinden! Wie werden wir denn die Tugend über alles lieb gewinnen! die Tugend, welche uns bis ins Grab begleitet — überm Grabe hin uns wieder in ihre ſegnenden Arme ſchlieſt und uns denn Ewigkeiten durch nicht verläſſt! Wir werden ihr unſer ganzes Herz öfnen;

werden keine anderen Freuden kennen, als die, welche ſie reicht; werden in dem Gedanken, daß die Gottheit uns hold ſei, ſchon den Vorſchmack künftiger Herrlichkeiten finden. Bricht denn einſt der Tag an, wo vom Angeſicht des Allmächtigen wieder ein Geiſt weht, welcher allenthalben Odem macht — mit welcher Wolluſt werden wir am verlaſſenen Grabe ſtehen! „Ich bin wieder, werden wir zu uns ſelbſt ſagen, bin wieder ganz da. Verſchwunden iſt die Nacht — ich ſchaue wieder Tagfülle. Jubelgeſang dafür dem Wiederbringer — meinem Gott, dem Wiederbringer! Auch Dank dir, auch Dank dir, mein ſtilles Grab! In dir vergas ich meine Leiden. Der Tugend Werth vergas ich nicht. Sie führte mich ins Paradis. Schon fühl ich anbrechende Seligkeit. Bin ohne Sünde, ohne Todesfurcht. Gott mein Alles. — — Wie iſt mir? was bin ich? — Menſch bin ich noch! aber mehr als ehemal'ger Menſch! Neue Empfindungen ſchweben durch mich hin — neue Gedankenreihen ketten ſich in mir an einander — neue Wonnen durchſtröhmen mich. Ich verlaſſe nun die Stäte, wo man mich hinlegte, und gehe zu derjenigen über, welche Jeſus Chriſtus in ſeines Vaters Hauſe mir bereitet hat. Ich höre die Lobgeſänge der Seligen! ich höre ſi und ſtimme in ſie ein — ſtimme in ſie ein. — Ja, ewig Lob — Preis — Dank — Hallelujah — dem, der da iſt — der da war — der da ſein wird — — —“

Noch, Brüder, weilen wir diſſeit de Grabs! — Laſſt uns wachen und beten! — Laſſt uns Glauben und gut Gewiſſen bewahren — — Schon winkt der Tod! — Schon öfnet ſich das Grab! — — Seid immerdar bereit! — Seid immerdar bereit! — — Seh da die Stäte, wo man uns hinlegen wird! — — — hinlegen — — — hinlegen — — —

II.

Die
elende Flucht des Laſterhaften
für — Menſchen und Sonne.

Eine Predigt,
jungen Leuten beſonders gewidmet.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

Im Verborgenen iſt alles offenbar! Um Mitternacht iſt Sonnenſchein! — O flieh nicht, Sterblicher, flieh nicht in Einſamkeit und Finſternis! — wahrlich, elende, nichtige Decken! —— Allenthalben, wohin du flöhſt, wären doch die Hauptperſonen für dich da — Gott und du. Brauchen 's mehr zu wiſſen, als die, was du thuſt, um deiner Thaten Segen zu vollenden, oder deiner Thaten Fluch? — Warum denkſt du nur darauf, aus der Mitte deiner Brüder dich zu entfernen? ſiehſt du etwa in ihnen dich und Gott? — Ach! ia, ſähſt du ſie doch in ihnen! ſähſt du doch in ihnen Gott und dich! — Aber auch Menſchen wirſt du, wenn du Böſes thuſt, nie ganz entfliehen. In den Folgen des Laſters verräth ſich zulezt der ganzen Welt die böſe That! — Du ſeiſt, wo du ſeiſt, ſei Achtungvoll für dich ſelbſt! Fühl' Ehrfurcht für den Weltenſchöpfer! — Seine Gegenwart hat alles beſezt. Wohin du kommſt, da iſt er ſchon. Auf dich ſchaut ſein Auge — ſein Aug' auf dich — ia, Schöpferauge ſchaut auf dich! — Ha! bebe zurück von Schmach und Greuel, damit ſeine Hand, welche dich umſchwebt, dich als Vaterhand ſegnen könn'! ....

Meine Brüder, es iſt ein reizender Triumf für die Tugend, daß Menſchen, welche mit ihr in Feindſchaft leben, das Antliz der Sonne und ihrer Mitbürger ſcheuen. Den Vorſaz zur unedlen That im Herzen, ſchleichen ſie aus dem Licht des Tags und aus der Geſellſchaft der Menſchen hinweg, und finden Einſamkeit und Dunkelheit ſchöner. Die Tugend hingegen hat den erhabenen Vorzug, daß man ſie allenthalben und vor allen Menſchen ungeſcheut verrichten kann. —

Warum verbirgt ſich der Laſterhafte ſo gern? warum tritt er nicht ins volle Tagslicht und in die Gegenwart aller ſeiner Brüder hin, und übt ſeine unedlen Handlungen aus? — — Er will die äuſerlichen Segnungen der Tugend genieſſen. — Die Tugend, weis er, ſichre Ehre, Freiheit und Leben. Glänzende Gewinne! der Sklave des Laſters kennet den Werth dieſer Güter; ihrer möcht' er nicht gern entbehren. In ſeinem Buſen wallt eben der Trieb nach Daſein und Fortdauer, welcher den Edlen belebt. Er will eben ſo, wie ſeine beſſern Brüder, das Haupt emporhebend einhergehen; will eben ſo, wie ſie, auf Achtung und Liebe der Menſchen nicht Verzicht thun. — So oft er alſo mit einer unedlen That von Licht und Menſchen entweicht: ſo iſts, als ſpräch' er laut, ſo laut, daß alle Tugendhaften es hören könnten: Tugend, die ich übertrete! Gottſeligkeit, welch' ich entweihe! Du biſt doch Menſchenheil und Menſchenſegen! biſt das ſchönſte unter allen irdiſchen Kleinoden! Ich habe nicht Güte des Herzens — nicht Achtung für Gott genung, deine heiligen Gebothe zu erfüllen, und doch find' ich dich als Segenſtifterin; doch möcht' ich gern von dem Guten, welches du für Menſchen haſt, die dich lieben, ſo viel genieſſen, als möglich. Deinen Forderungen widerſtrebt mein Herz; aber an dem Lohn, welchen du deinen Treuen dafür gewährſt, wenn ſie ſelbigen Genüge thun, will ich Theil nehmen ..... Was brauchts mehr, um dis thun zu können, als daß ich Licht und Menſchen fliehe? — Beſitz ich denn nicht innern Frieden, ſo hab' ich doch äuſerlichen! Verliehr' ich die Achtung meines eigenen Herzens, ſo behaupt' ich doch durch Betrug die Achtung der Welt! Bin ich gleich Sklav meiner Lüſte! ſo hört man mich doch nicht mit Ketten raſſeln! Darf ich nicht himmliſches Leben hoffen, ſo erhalt ich mir doch für Henkershand das irrdiſche! .... So nehmet mich denn auf lichtloſe Schatten! nehmet mich auf, Menſchenleere Einſamkeiten! In euch, in euch will ich meine Leidenſchaften ſättigen; in euch will ich thun, was man vor Menſchen und Sonne nicht thun darf. Und hab' ichs denn vollbracht, ſo will ich zu Menſchen und Sonne zurückkehren, und mich ſtellen, als hätt' ichs nicht vollbracht." — Es gelingt dem Sünder; es gelingt ihm. Er erfährt, daß die Tugend ſegne, und wenn man auch nur ihre Mine annimmt. Er geht unter Menſchen und Lichtſtrahlen wieder umher, nimmt an den Freuden ſeiner Brüder Theil, raſſelt nicht mit Ketten, fällt nicht unter Henkershand. Ha! ſpricht er, Triumf! Triumf! ...

Wie? ich ſprach von Triumf der Tugend? und hier iſt Triumf des Laſters? — Ach! nur ſcheinbarer, nur eitler Triumf! — Frohlockt nicht über ihn, ihr, die ihr dem Laſter frohnt! Euch alle erſchüttere die Stimme der Wahrheit: **Es wird ans Licht kommen, was im Finſtern verborgen iſt! Stumme Sünde wird reden! Böſer Herzensrath wird offenbar werden!** Offenbar durch Folter des Herzens! offenbar durch, Weltrichteraug! offenbar durch natürliche, auffallendſichtbare Folge böſer That! — Ach! daß ich recht durchdringend jetzt über alle dieſe Punkte reden könnte! daß ich damit noch Greiſe erſchütterte, welche im Laſter grau wurden! daß ich jeden Jüngling dadurch vom Verderben rettete, der ſchon auf dem Wege zu demſelben iſt!!!

Wenn nur kein Menſchenauge drauf hingeſchaut kein Lichtſtrahl ſich drauf gebrochen hat, denn geht der Sünder von der Stäte ſeiner böſen That hinweg und frolockt über Verborgenheit. Nun iſt alles wieder gut, denkt er, alles wieder ganz gut. Alles vergeſſen; alles wie ungeſchehn. Menſchen- und Sonnenantliß hat nichts davon geſchaut. Die ganze Schöpfung weis nichts davon.’ — ’ Ach! könnt’ ich euch alle ergreifen, zahlloſe Unglückliche, wenn ihr in die Einſamkeit flieht, um ſchwarze Thaten zu verüben! — Es iſt mir, als ſäh’ ich euch, wie ihr aus dem Geräuſch der Welt, in einen Winkel der Erde geht — als hört’ ich euch mit halb auf den Boden tretenden Fus dahin ſchleichen — als würd’ ich gewahr, wie ihr euch auf dem ganzen Weg dahin links und rechts, vor- und rückwärts umſehet, mit verſtohlnem Blick umſehet, ob auch irgendwo ein Freund, ein Nachbar, ein Wanderer, ein Fremdling bemerke, — als entdeckt ich von weiten, wenn ihr ſchon auf der Stäte des Fluchs ſeid, an euch ein verdachtvolles Weſen; als drehtet ihr denn noch einmahl den Kopf allenthalben umher und horchtet, ob irgendwo Menſchenſtimme oder Menſchentritt ſchalle; als ſprächet ihr denn zu euch ſelbſt: „Nein, nein, es iſt alles ſtill, alles verlaſſen, alles leer. Nun iſt Augenblick zur That. Vollende ſie ſchnell; reiß den Augenblick an dich — würge ihn!“ Könnt ich euch alle ergreifen, Unglückliche, wenn ihr mit ſolchen Vorſätzen in die Einſamkeit flieht! Mit Wärme — mit ſchmachtender Sehnſucht nach eurem Heil wollt’ ich meine Arme um euch her ſchlieſſen, wollt’ euch an meine Bruſt drücken, wollt’ euch flehen, ermahnen, erwecken, bewegen, erſchüttern, ſchrecken, und wenns ſein müſte, zittern machen wie

für

für urplötzlichen Blitzen. — Wie? wollt' ich euch zurufen, wenn ihr ſchon einen Fus im Winkel des Greuels hättet, wie? Menſchenleere wärs, die ihr da ſuchtet und fändet — ich frage euch noch einmahl, Menſchenleere wärs? — — Vielleicht braucht ihr zur Ausübung eures Laſters einen Mitgenoſſen und ihr fliehet mit ihm zugleich zur Stäte des Frevels? Wie? und ihr bildetet euch ein, ihr flöhet in eine Menſchenloſe Einſamkeit und nähmet doch einen Menſchen mit in ſie? Unerklärbarer Widerſpruch! Menſchen entfliehen wollen und, um dis zu thun — an eines Menſchen Arm entfliehen! — — Ja, ſprecht ihr, wir, die wir zuſammen forteilen, ſind ein Herz und eine Seele. Ach! was bildet ihr euch denn ein, daß der Menſch ſei? Glaubt ihr, daß dis euch immer genung ſein werde? — die Bande, welche das Laſter knüpft, ſind nicht von anhaltender Dauer. Nie erlaubt man ſich die Untreue leichter, als gegen Perſonen, mit denen man geſündigt hat. — Ueber lang oder kurz können unerwartete Vorfälle, die euch treffen, machen, daß der Anblick derer, welche an euren Ausſchweifungen Theil nehmen, der niderſchlagendſte Vorwurf für euch wird. Denn habt ihr Menſchen entfliehen wollen, und ſehet nun den marternden Zeugen eurer ſchwarzen That ſtets vor euch. — Sie ſelbſt gehen wohl in ſich, fühlen ihr Verbrechen, ſtrafen euch mit ihren Blicken, verdammen euch mit Verwünſchungen. Ihr höret denn wohl von ihrem nahen Hinſcheid; müſſet wohl zu ihrem Lager kommen, auf welchem ſie ſich dem Tod' entgegenſtrecken .... Wie? wie wird euch? Seid ihr Menſchen entflohn? Habt ihr Einſamkeit im Laſter gehabt? Ach! ſchaut den jammernden Zeugen davon aufm Qualbett, wie er Händeringt — Gewiſſensbis, lautes Bekenntnis der gemeinſchaftlichen That im Aug — wie er euch anſtarrt! Tauſend Menſchen, wenn ſie blos Zeugen eurer Frevelthat geweſen wären, könnten euch nun nicht ſo ſchrecken, als der Anblick dieſes einzigen, welchen ihr zum Mitgenoſſen bei derſelben wähltet! — — Warlich, fürchterlich iſts, unter den Lebendigen einen Mann um ſich her wanken zu ſehen, bei deſſen Gewahrwerden uns das Herz ſagt, daß er der einzige ſei, welcher unſere Sünde wiſſe; aber tauſendmahl fürchterlicher iſts, über ein Grab hingehen, drüber hingehen, wenn der Mond ſcheint, die Sterne funkeln, der Wind übers Grab heult, der Eichenwald rauſcht — und denken: Hier liegt der einige Zeuge meiner Schandthat, der Theilnehmer an derſelben, der Verführte ...... Doch, ihr tröſtet euch vielleicht damit, daß ihr das Laſter allein, daß ihr es an euch ſelbſt verrichtet. Hier iſt denn doch Menſchenleere, denkt ihr wohl .... Ach! Unglücklicher, wer du auch ſeiſt, ich haſſe dich nicht — aber höre mich einmahl. Wenn du dein Laſter von allen Menſchen entfernt ausübſt,

übſt, ſag, biſt du denn an dem Ort, wo du es ausübſt, nicht ſelbſt da? Sprich, biſt du denn dir nicht ſelbſt Menſch genung? Biſt du nicht gerade unter allen Menſchen derienige, welcher dir der nächſte, der wichtigſte iſt? Iſts nicht ſchlimmer für dich, wenn dein eigen Herz dir ſagt, daß du Böſes thatſt, als wenn die ganze Welt davon ſchweigt? Iſt nicht, wenn alle Menſchen ſagen, du ſeiſt Sünder, dein höchſter Troſt der, wenn du zu dir ſelbſt im holden Ton ſprechen kannſt: ich bin gut? . . . Ach! Brüder! Brüder! der Menſch iſt ſich warlich mehr, als wir denken! Er iſt ſich mehr, als die ganze Welt! Allenthalben, wohin er geht, da iſt auch er. Das Bewuſtſein ſeiner Laſter folgt ihm auf den Fus. Mögen doch Jahre hingehen unter gefundenen, an ſich geriſſenen Zerſtreuungen — das Herz des Menſchen behauptet ſein Recht. Es ſcheint, als lies es ſich eine Zeitlang aus dem Beſitz deſſelben treiben; aber über lang oder kurz handhabt es daſſelbe wieder mit dreifacher Strenge. . . . Einſamkeit! Einſamkeit! Du Abgeſchiedenheit von Welt und Brüdern! Du ſtille Entfernung von Menſchenſtimme und von Menſchentritt! ach! ſei uns heilig! ſei uns heilig! Und wären wir ganz allein — wir ſind da, wollen wir denken. Unſer Herz erfährt, was wir thun und vergiſts nicht wieder. Es kann uns ſeligmachen und verdammen. Wohl uns, wenn wir immerdar mit Achtung für uns ſelbſt handeln! Von Vorwürfen fern — voll innern Friedens werden wir denn die Segnungen der Tugend im ſtillen genieſſen und uns beſſer dabei befinden, als hätten wir den erſchlichenen Beifall einer halben Welt. — —

Für Menſchen flieht der Laſterhafte, für Menſchen und — Sonne. Der ſanfte Strahl der Morgenröthe, das volle Licht des Tags, das göttliche, allerheiternde Geſtirn iſt ihm unerträglich. Ich weis nicht, ob er denkt, ieder Lichtſtrahl habe Augen und ſehe ihn und verrathe ihn; oder ob das Reine, Wohlthätige im Licht eine Art von Beſchämung für ihn bei ſeinen unreinen Verderbenſtiftenden Handlungen ſei, und ob er den Kontraſt zwiſchen beiden nicht dulden könne — ob ihm etwa ſeine ſchwarze That nicht mehr ſo ſchwarz ſcheine, wenn alles um ihn her auch — ſchwarz iſt. Genung, er ſucht die Schatten. Dunkelheit, Mitternachtdüſter iſt ihm angenehm; er iſt vertraut mit ihnen. — — Ach! ihr, die ihr der Sonne ausweicht, dem Taglicht entflieht — hin in Dämmerungen, in undurchdringliche Fernen flieht, könnt' euch mein Auge erblicken, wenn der lezte Lichtſtrahl ſich noch auf euch bricht, könnt' euch meine Stimme denn noch in den Tag zurückrufen, mein Arm euch in den Sonnenſchein wieder leiten — wie wollt' ich euch brüderlich die Thorheit eurer Flucht für Tag und Sonne zeigen! — Wie? iſt denn der

Tag durch ſich ſelbſt Tag? Sonne durch ſich ſelbſt Sonne? Iſts der Tag, welcher Licht gibt? die Sonne, welche glänzt? — O ſehet doch im Tage mehr als — Tag! ſehet doch in der Sonne den Schöpfer der Sonne! — Tag des Herrn iſts, welcher euch umgibt; Sonne Gottes iſts, die über euch glänzt! Aber Gott iſt nicht nur im Tag, nicht nur in der Sonne — allenthalben iſt er. Und wo er iſt, da macht ſeine Gegenwart Tag und Sonne. Licht iſt ſein Kleid, das er an hat. Finſternis iſt vor ihm nicht Finſternis. Alle Decken fallen vor ihm nider. Er durchdringt Erdentiefen und Menſchentiefen. — — kann dich der Gedanke nicht ſchüttern: ich bin der Sonne entflohn, der Sonne — dem Kinde, aber nicht — dem Vater des Lichts! Seid ihr nun noch irgendwo in Dunkelheit, in Nacht? — Sieh Bruder! ſei, wo du willſt, allenthalben in vollem Taglicht biſt du vor ſeinen Augen! — Glaubſt du nun einen Gott, ſo mus die Betrachtung, daß, du begeheſt deine Sünden, wo du wolleſt, dein Schöpfer ſie ſehe, ſchmetternden Eindruck auf dich machen. Dein Schöpfer, welcher dich rief — dich wieder abrufen, dich aufs neue zurückrufen wird! dein Schöpfer, der nach dem erſten, zweeten und dritten Ruf alle deine Schickſale beſtimmt! Dein Schöpfer, deſſen Beifall dich zum Seligen, deſſen Misfallen dich zum Verdammten macht! dein Schöpfer, welcher dich vor Gericht bringen wird .... Ha! vor Gericht!

richt! .... Sieh die Richterſtühle gethürmt — — hör die Richterſtimme ſchallen.... Himmel und Erde vergehn — bleiben nicht ſo, wie ſie ſind; er aber bleibt; bleibt, wie er iſt. Und du ſollſt ihn nicht Vater nennen dürfen? — nicht Vater? — — —

Was verborgen iſt, wird offenbar. — Offenbar ſogar über lang oder kurz vor Sonn' und vor aller Welt. — Wir dachten wohl, das Laſter in Einſamkeit und Finſternis werde nur entdeckt vom Vollbringer deſſelben, oder höchſtens vom Theilnehmer an ſelbigen, und vom Sonnenſchöpfer — nein, im Sonnenantlitz ſelbſt, vor aller Menſchen Augen entblößt es ſich — entblößt ſich durch ſeine natürlichen traurigen Folgen. — — Ach! ich ſah oft Jünglinge im Leben, weiche, leicht zu erſchütternde, ieder Freude offene Jünglinge; ſie flohen eine Zeitlang Menſchen und Sonne — flohen ſie Jahre lang .... ich ſahs — bebte ihrer Zukunft entgegen — konnte ſie nicht ergreifen, erhaſchen .... Das Herz brach mir .... was im finſtern verborgen iſt, dacht' ich mit tiefer Wehmuth, kommt ans Licht .... ia, warlich, es kam ans Licht .... In allen ihren Geſichtszügen, in ihrem ganzen Weſen drückte ſich ihr Laſter aus. Ihre Augen wurden trübe — die Stirn runzelte ſich — die Roſen ihrer Wangen verblühten — ihre Munterkeit verlohr ſich — ausgemergelt war all' ihre Jugendkraft — Greiſe wurden ſie in der Mitte des Lebens — ſanken wohl hin weit noch vom Ziel .... ach! ſanken hin weit noch vom Ziel .... O höret mich, iunge Gemüther! bei der Ruhe und Wonne eures Lebens — hört mich! Flieht die Sünden der Einſamkeit und der Dunkelheit! Glaubt, daß von ihnen die Rückkehr zur Tugend am ſchwerſten ſei .... denn, ſeid ihr erſt in ſie verwickelt, wer iſts, der euch aus ſelbigen retten ſoll? ..... Eltern! laſſet euch dis Regel der Erziehung eurer Kinder ſein: Seid ihnen in der Abgeſchiedenheit Geſellſchaft — in der Finſterniß Sonne! .....

Freunde! Freunde! leſet ihr wohl iemahls recht die Lebensgeſchichte unſers Herrn? — Jeſus, der reine, der unbeſcholtene, der unbefleckte Jeſus, war dis euch immer in Tag- und Menſchenferne. — Von allen ſeinen Freunden abgeſondert — lange noch vor Tags Anbruch

— lag er unter Wolken und Bäumen, und ſammlete in religiöſen Erhebungen die Stärkungen ſeiner Tugend ein ... Ihm, ihm müſſen wir nachfolgen! ... Iſts wahr, iſts wahr, daß Menſchen ſich einſt ſollen wieder ſehen — daß ſie ſich mit ihren Blicken ſollen ſuchen und finden — welche Schmach würd' es denn für uns ſein, wenn wir unter Reinen und Seligen umhergehen, Haupt ſinken laſſen, Augen niederſchlagen und dadurch im erſten Leben verborgen gebliebene Sünden im zweiten noch entdecken ſollten! .... Nun, ſo ſei denn in der Welt für uns nirgends volle Einſamkeit — nirgends volle Nacht! Allenthalben, wollen wir denken, Gottes Tempel, allenthalben Gottes Altar! Sollten wir ſeinen Tempel entweihen — ſeine heiligen Altäre zu Schandaltären der Wolluſt, des Meuchelmords, des Vaterlands- und Mitbürgerhaſſes umſchaffen? ... Nein, wir wollen die Geſellſchaften der Menſchen zwar zuweilen verlaſſen; aber ſie ſo verlaſſen, daß wir unſere Tugend und Unſchuld wieder in ſie zurückbringen. Wir wollen in die Arme der Nacht fallen; aber der Tag ſoll uns bei ſeinem Anbruch wieder in unſerer Reinigkeit und Güte finden .... Denn wollen wir Menſchen ins Angeſicht ſchauen und in ihren Augen das Lob leſen: ihr ſeid keine Ruchloſe worden. — Denn wollen wir die Sonne darauf anblicken und mit einem ruhigen Herzen ihr zurufen: Dein reiner Strahl fällt nicht auf Unreine, nicht auf Befleckte. — Wir gut, wie du — mild, wie du — wohlthätig, wie du — du und wir, wir und du, Kinder eines Vaters — — des Sonnenvaters — — des Menſchenvaters — — —

III.

Die Einflüſſe
des öftern Anblicks der Natur
auf
Unſchuld und Güte des Herzens.

Eine Weinachtspredigt.

Hirten — Hirten in Bethlehems Gefilden — — einſame, prachtloſe, unverdorbene, natürlich gute, der Freude offene Leute — — — ſo ſeid ihr denn die auserkohrnen unter allen Menſchen, welche die erſte Nachricht vom neugebohrnen Gottesſohn erhalten! Nicht in der Hauptſtadt Iſraels, an einem ihrer Eckhäuſer, wo Phariſäer gern ſtanden und beteten — nicht im Sinedrium — nicht im Tempelheiligſten tritt der auſſerordentliche Bothe auf und verkündigt Meſſiasankunſt ... Das freie Feld ſucht er und im ſelbigen ſtille, friedfertige Sterbliche, welche ſelten aus ihrer Flur kamen ....

Nie Freunde, nie leſe ich dieſen Umſtand, ohne die Gottheit für ihn zu ſegnen. Nun hinweg, denk' ich denn, mit allem eiteln Tand von Würden, Ahnen, Mod' und groſſer Welt! Hier empfängt denn der Menſch von Gott ſelbſt einmahl einen recht verſtändlichen Wink, über das, was ihn wahrhaftig ſchätzbar und vorzugswürdig macht, mit Eifer nachzudenken. —

Woher mochts denn wohl kommen, daß dieſe geräuſchloſe, unbekannte, in den Augen der Höflinge und der vornehmern Städter ſo unbedeutende Hüter ihrer Heerden von der gröſten

ſten Begebenheit in ganz Iſrael die erſte Wiſſenſchaft zu empfangen gewürdigt wurden? — — Sie waren vielleicht bei der Geburtsſtätte Jeſu die nächſten Menſchen? — Kann ſein! Sie waren vielleicht Eigenthümer der Hóle, worinn der Meſſias gebohren ward? — Kann auch ſein! Sie weideten vielleicht in derſelben Flur, wo Vater David ſeine Heerden trieb, waren wohl ſpäte Abkömmlinge ſeines Hirtenſtamms? — Kann auch ſein! . . . Aber dis alles ſcheint mir nicht genung. An den Leuten ſelbſt mus etwas geweſen ſein, welches mehr war, als iens alles — und das ſie der Ehre, den Meſſias zuerſt gebohren zu wiſſen, ganz beſonders empfänglich machte.

Hirten, welche unter einem überaus freundlichen Himmel weideten, den gröſten Theil des Jahrs hindurch im freien lebten, ſelten zur Welt kamen, wenig oder nichts von den verderbten Sitten ihrer Zeitgenoſſen ſahen; alte Einfalt in ihren Meinungen, ruhige Stille in ihren Handlungen beibehielten, immer die ſchöne Natur vor ſich hatten und in ſie blickten, vom Berg ins Thal, aus dem Thal wieder auf den Berg hüteten, den Tag über den Sonnenglanz, die Nacht hindurch Mondſchein und Sternſchimmer über ſich hatten, Gott allenthalben in ſeinen Werken fanden — was für edle, unverdorbene Menſchen muſten ſie ſein! Bei einer ſolchen Güte des Herzens — was für tiefe Eindrücke muſten die Nähe von Bethlehem, der Gedanke daß aus den Gefilden, deſſelben Chriſtus, der Herr kommen ſollte, und die Anerinnerung an die Familie Davids, welche ehedem auf ihrer Flur geweidet hatte, auf ſie machen! — Sie, ſie waren gerade die Leute, an welche die erſte Nachricht vom gebohrnen Meſſias mit Würde kommen konnte. Ihr an die unſchuldigen Freuden der Natur gewöhntes Herz ſtimmte ſich am leichtſten für die Freuden der Religion. Ihre Einfalt und Prachtloſigkeit lies ſie an der Armuth und Nidrigkeit des Meſſias keinen Anſtos finden. Ihr tiefes Gefühl der Liebe Gottes, welches ſie mitten unter ſeinen Werken einſogen, machte ſie einer herzlichen Dankbarkeit gegen ihn am fähigſten. Ihre zweifelloſe Seele, die ſich nicht mit ſpitzfündigen Unterſuchungen beſchäftigte, gab ihnen volle Anlage zum Glauben. Unter allen Iſraeliten waren ſie wohl dieienigen, welche noch die ſtärkſten Hofnungen auf die Erfüllung iener alten Weiſſagung unterhielten, deren Andenken ihre väterliche Flur täglich erneuerte. — — — Und wären ſie tauſendmahl die nächſten Menſchen bei der Geburtsſtätte Jeſu geweſen — wären ſie tauſendmahl Eigenthümer der Höle geweſen, worinn der Meſſias gebohren ward — hätten ſie tauſendmahl auf der Flur geweidet, wo Vater David trieb — — ohn' Unſchuld und Güte des Herzens würden ſie des Vorzugs nicht theilhaftig geworden ſein, deſſen ſie ſich nun für ihrem ganzen Volk zu rühmen hatten! . . . . . So bahnen Unſchuld und Güte des Herzens den Weg zu groſſen Auszeichnungen der Gottheit . . . . ſo führen ſie Menſchen in den Schos unausſprechlicher Glückſeligkeit ein . . . . Und wo erlangt, unterhält, befördert, vervollkommet man ſie? . . .

Schön iſts fürs Herz des Menſchen, oft zu den offenen Schauplätzen der Natur wandern; auf Bergen, in Thälern, in Hainen, auf Wieſ' und Erndtefeld weilen und Hirtenleben allda feiern!

Im Menſchenumgang und im Menſchengeräuſch können wir uns des Anblicks böſer Beiſpiele nicht erwehren; können den Eindrücken nicht allemahl genung zuvorkommen, welche dieſelben auf uns machen. Bald begegnet uns ein Träger, welcher ſeiner Beſtimmung vergeſſen zu haben ſcheint; bald ein ausgezehrter Wollüſtling, der unſern Widerwillen gegen ſich rege macht; bald ein Verführer der Unſchuld, welcher doch auch Menſchengeſicht noch hat; bald ein Verfolger unter heiligen Larven, der uns zum Zähnknirſchen bringt. — — Nicht erzähl' ich dis darum, als ſollten wir Menſchen fliehn. Wer wollte Menſch ſein und nicht ſeine Brüder aufſuchen und in ihrer Geſellſchaft gern Tage lang verweilen? — Aber wenn denn iene Anblicke des Böſen uns in Menſchengeräuſch betrübt, erſchüttert, wohl gar hie und da gereizt haben, o welch ein Gewinn für unſre Tugend iſts alsdenn am Arm eines tugendhaften Bruders in die Stille der Natur zu eilen, da die Eindrücke des Laſters durch die ſanften Eindrücke der Güte und Milde, welche allenthalben um uns her iſt, wieder auszulöſchen und — des Böſen in der Welt zu vergeſſen; dort begegnet uns kein Opfer der Wolluſt — kein Raub eines falſchen Religionseifers — kein verlaſſener Unglücklicher — keine gedrückte Waiſe! Hören wir ja Mordgeſchrei — ſo hören wirs doch nur aus dem Rachen eines Thiers. Dabei beruhigen wir uns leichter und denken den Gedanken bald hinzu, daß der Menſch das Thier übertreffen müſſe. — — Und hätte der Anblick der Natur weiter keinen Segen für uns, als dieſen, daß wir in ſeinen Stunden kein Böſes ſähen, wie müſte die Sorge für unſere Tugend uns antreiben, denſelben recht oft zu genieſſen! — —

Die Natur zeigt uns aber auch auf der andern Seite vortrefliche Schönheiten. — Wohin unſer Auge nur ſchaut, am Himmel und auf der Erde, erblicken wir tauſend und abermahl tauſend Gegenſtände der Bewunderung. Wo iſt die Zunge, welche ſie alle ihrer eignen Gröſſe gemäs ausſprechen — die Feder, welche ſie alle mit Anſtand beſchreiben — der Pinſel, welcher ſie, ohne den gröſten Theil ihrer Reize verlohren gehen zu laſſen, mahlen mag?

... Freunde! der königliche Aufgang der alles belebenden Sonne — was für ein maieſtätiſcher Anblick iſt er! haben wir ihm auch iemals recht, mit Enthuſiasmus beigewohnt? — Es iſt ſonderbar, daß oft Menſchen, welche das Schöne in den Künſten mit Meiſteraugen beurtheilen wollen, noch keine ihrer Frühſtunden dazu anwendeten, einen der reizendſten Auftritte in der Natur zu betrachten! Wie? ſie wollen wiſſen, was ſchön iſt, und — haben unſers Gottes Sonne noch nicht aufgehn geſehn? — — Und ich ſollts ihnen hier wohl beſchreiben, wie ſchön dis anzuſehen ſei? — — Nein, nein, entreiſſet euch immer einmahl euren wollüſtigen Betten, ihr Trägen, ihr Unempfindlichen! gehet ſelbſt hin, wenn die Morgenröthe winkt und ſeht das vollkommenſte unter allen Sinnbildern der Gottheit, wie es ſo göttlich an unſerm Horizont aufſchwebt! Und iſt euch die achte oder zehnte Stunde des Schlafs ſo lieb, daß ihr ſie nicht dazu auforfern mögt — nun ſo denkt, welch eine Schande es euch ſei, ein halbes Jahrhundert hindurch oder noch länger auf der Erde geweſen zu ſein, und das glänzendſte unter allen Geſtirnen nie eher angeblickt zu haben, als wenn es ſchon halb oder ganz über eurem Haupte ſchwebte! — Vieleicht, wenn die Sonne nicht öfter im Leben aufginge, als ſie ſich im Leben total verfinſtert, liefen die Menſchen auch ſcharweis zu ihr hin und betrachteten ſie neugieriger drauf. — So viel weis ich, hätten wir bis ietzt nichts von ihr gewuſt und ſie käme heute zum erſten mahle und wir ſähen ſie kommen — wir würden denken, die Gottheit ſelbſt käme. — — — Mit voller Empfindung mochten ſie die Hirten bei Bethlehem am Morgen nach Jeſu Geburt drauf anſehen, als ſie an den Anblick der Sonnenankunft den Gedanken an die Ankunft des Meſſias knüpften. — — — Die Ausſicht von einer Anhöhe in eine umherliegende, weitausgedehnte Landſchaft — wo hier ein langes Saatenfeld wallt, dort eine Reihe von Aeckern in der Brache liegen; Hier eine Wieſe von kreuzenden Bächen durchſchnitten wird, dort ein Dorf ſich allgemach hinſtreckt; hier volkreiche Heerden weiden, dort ein Haufe brauner Landleute geſchäftig iſt, und die geſammte Ausſicht von einem blaudämmernden fernen Walde begränzt wird — — ha! welch ein feierlicher Anblick iſt ſie auch im Schoos der Natur!.. Ich weis nicht,, die ganze Sphäre des Menſchen erweitert ſich, der Menſch wird — mehr Menſch, wenn er ſo ſteht... Jeſus Chriſtus nutzte ſo die Höhen um Jeruſalem. Da war er oft vor Tagesanbruch auf einer derſelben und betete dem Fürſten des Lichts entgegen. Eine Sonne wartete auf die andere. Denn ſah er ihr himmliſches Bild — ſah, wie ſie ſich am Horizont erhub — ſah, wie ſie ihre erſten Strahlen auf Zion warf und wie ein angenehmer Duft dabei aus dem Thal aufſtieg — ſah, wie ſie ſich näherte, wie der Tag voller ward und der Duft verſchwand. Da lag ſie da vor ſeinen Augen, Jeruſalem, Judäens Hauptſtadt, in all' ihrer Pracht und all' ihrer Glorie! Rund um ſie her die herrlichſte Landſchaft! Ebenen, Berge, Thäler, Wälder, Flüſſe ...... Da ſchmolz ſein Herz über die Schönheit der Welt — — da dacht' er Gedanken noch ſchöner, als ſie! — So iſts gewis, Freunde! daß der Anblick der Schönheiten in der Natur gar vortreflich auf uns wirke. Sie laſſen in uns etwas ähnliches zurück, und ie öfter wir ſie betrachten, deſto ſchöner wird unſere Seele. Sanfte, milde Geſinnungen, welche die Grundlage aller unſerer Tugenden ſind, werden durch ſie in uns erweckt; unſere Handlungen empfangen von ihnen ihren Anſtrich. Wir fühlen uns leicht, munter, froh, und — ſo ſind wir recht zum Guten geſchickt. — Möchte uns auſſer iener Hirtengeſchichte hier die Geſchichte des ganzen Menſchengeſchlechts einen anffallenden Wink geben! Wo iſt es anders, als unter jenen glücklichen Himmelsſtrichen, unter welchen die Natur ihre Schönheiten zuſammendrängt und man den gröſten Theil des Jahrs hindurch eine paradiſiſche Schöpfung ſieht — wo man die mildeſten, feinſten, gefühlvollſten Menſchen antrift? Und wo iſt es anders, daß man die rauheſten unſerer Gattung findet, als da, wo die Natur in einer rauhen Tracht erſcheint? ...

Der Gedanke an Gott, ſo nah er uns auch allenthalben ſein könnte, entfernt ſich iedoch nur gar zu leicht von uns im Umgang mit der Welt und im Umtrieb unſrer Geſchäfte. Wir ſehen daſelbſt gröſtentheils nichts vor uns, als die Werke unſerer Hände und die Hände anderer Menſchen. Aber beim Anblick der Natur durchdringt die Erinnerung an Gott urplötzlich unſere ganze Seele. Wir bemerken unzählbare Werke alsdenn um uns her, welche weder wir, noch andere Menſchen bereiteten; deren Menge, Verſchiedenheit, Stufengefolge, Ordnung, Regelmäſſigkeit, Vollkommenheit und Abſichtfülle aber uns bald dahinbringen, daß wir ſie unmöglich für Kinder eines Ungefährs, oder für bloſſe nothwendige Folgen gewiſſer Verbindungen gewiſſer Umſtände, ſondern für Werke eines verſtändigen, weiſen, groſſen, ia all' unſere Denkkräfte überſteigenden Weſens halten müſſen ... Seht, da iſt der Gedanke an Gott gebildet! Da ſchwebt er vor uns, dicht vor uns; ſo dicht, daß wir ihn denken müſſen. Da geht die Gottheit gleichſam vor unſern Augen vorüber und läſſet auf unſern Angeſichtern Strahlen ihrer Maieſtät zurück. Ja, da kommt ſie gleichſam in unſer Herz und heiligt es zum Tempel, worinn ſie Wohnung macht. .... Ein Blick, zum Exempel, Freunde! ein Blick zum Himmel, zum prächtig geſtirnten Himmel, in einem offenen Feld', in heiterer Mitternacht, wenn Gottes groſſe und kleine

Welten in flammender Unzählbarkeit ſichtbar ſind, wenn mitten aus der anſcheinenden Regelloſigkeit, womit ſie im unüberſehbaren Raum über und durch einander ſchweben, eine untrügliche Ueberzeugung in uns aufſteigt, daß in ihren allerſeitigen Stellungen und Verhältniſſen gegen einander die erhabenſte, bewunderns- würdigſte Ordnung herrſche — wenn der holde Nachbar der Erde, der ſtille Mond, der Zeuge ſo vieler Leiden und Thränen, welche nie zur Wiſſenſchaft der Menſchen kommen, ſein ſanftes Licht verbreitet, tauſendfältige Schattengeſtalten bildet und eine neue Schöpfung um uns her dadurch zu wirken ſcheint, die mit der Welt, welche in unſerer Einbildung befindlich iſt, volle Aehnlichkeit hat — wenn alles über und neben uns ruhig iſt, kein wildes Geräuſch uns zerſtreut, kein innerer Gram uns quält — — welch ein herzerhebender Blick iſt er! — Ach! Schöpfer! wie innigſt denken wir denn an dich! wir wallen dir unſere Wünſche entgegen und all' unſere Verlangen und all' unſere Hofnungen: . . . denn, denn werden wir ganz Religion! denn entſchlieſſen wir uns zum Guten; zur Redlichkeit und zur Treue vor Gott und unſern Brüdern! denn ſtreben wir die Ordnung am Himmel in unſere Handlungen überzutragen! denn ſtehen wir da — der Gottheit heilige Nachahmer! — —

Leute, welche oft die Natur ſehen, haben auch den Vortheil davon, daß ihr Herz die alberne Eitelkeit, Weichlichkeit und Pracht, den kindiſchen Zwang und die ſüchtige Mode, weniger ſchätzen lernt. Die Natur weis bei all' ihrer Schönheit von dieſem allen nichts. Sie bezaubert in ungeſchminkter Einfalt und entzückt durch eine edle und liebenswürdige Freiheit. Zuweilen kommen ungerufene Menſchen herbei und wollen ſie unter gewiſſe ſelbſtausgedachte Regeln binden und ſie in eine andere Form nach ihrem Geſchmack umgieſſen; aber denn ſtellt ſie einen misbehaglichen, niderſchlagenden Anblick vor und ſucht auf allen Seiten zu ihrer urſprünglichen Güte wieder zurückzukehren. O wohl dem Manne, welcher ſie darauf anſieht! Wohl ihm! der ganze Ton ſeiner Handlungen, ſeiner Reden und ſeiner Geſinnungen wird ſich nach ihr umſtimmen. Er wird das Vorurtheil ablegen — nicht ſklaviſcher Nachahmer anderer ſein — wird die kurze Friſt, welche er unterm Himmel hat, nicht mit Beobachtung derer Gebräuche hinbringen — wird im Umgang mit Menſchen unverſtellter und aufrichtiger ſein — wird alle ſeine Pflichten williger und beſſer erfüllen. — Wer viel im Freien iſt, wird nicht leicht Sklav. Sklav, weder des eigenſinnigen Glücks, noch des Götzens Mode, noch der Denkungsart Mächtigerer, als er iſt, noch der Wuth ſeiner eigenen Leidenſchaften. Er wird natürlich, und — ſo iſt er gut. — —

In den Geſellſchaften der Welt, im Umtrieb unſerer Geſchäfte vergeſſen wir oft beinahe unſerer ſelbſt. Wir denken nicht über unſere Beſtimmung nach, fragen uns nicht ſo eindringend, wer wir ſind, vergewiſſern uns nicht ſo unſerer höchſten menſchlichen Hofnungen. Im Schoos der Natur kommen wir wieder ganz zu uns. Alle Gegenſtände um uns her haben da gleichſam eine genauere Beziehung auf uns. Wir ſehen da allenthalben geſchehn, was uns geſchieht. Aufſproſſen, wachſen, blühen, fruchten, reifen, abnehmen, hinfallen, aufgelöſt werden — dis ſind beim Anblick der Erde die immerwährenden Erſcheinungen, welche ſich auf ihrer Oberfläche im ganzen Pflanzenreich zutragen. Wir ſtehen neben einer aufſchlieſſenden Bluhme und träumen uns in die Jahre unſrer Kindheit zurück. Wir ſehen ſie in aller Fülle beſtaubet, greifen uns ans Herz und denken in männlichen Jahren: das biſt du. Wir ſehen, wie ſie ſich zur Erde neigt, entblättert, entſtängelt, Staub wird, greifen uns wieder ans Herz und denken: ſo wirſt du auch bald ſein! — — Da iſt kein Nerve, welcher nicht zuckt — kein Blutstropfe, der nicht ſtärker wallt! — Gott! wie viel vermag ſo eine einzige Stunde auf unſer Herz, in welcher wir ſolchergeſtalt ganz unſer ſind, ganz uns mit uns ſelbſt beſchäftigen! So gerieth oft der zerſtreuteſte Menſch wider ſeinen Willen in eine einſame Flur, faſte da auf der

Stelle ſich ſelbſt wieder, erhaſchte, ſchütterte ſich ſelbſt wieder, entwarf einen ganz neuen Plan fürs Leben, befolgte ihn in der ganzen Fortdauer deſſelben und ſegnete den wohlthätigen Gang zur erweckenden Natur am Hinſcheid noch! — — —

Selbſt den tragiſchſten Scenen in der Natur werden wir nicht ohne groſſen Erfolg für unſer Herz beiwohnen können. — Freunde! wir leben ietzt in der Trauerzeit eines groſſen Theils der Schöpfung. Entblöſt von ihren Reizen zeigt uns die Erde Gräber an Gräber, worinn ihre voriährigen Schönheiten ruhen. — Aber, ſeht ſie recht darauf an, ſelbſt das Trauerkleid ſteht ihr gut .... Und denn den Gedanken hinzugedacht: Hier, wo ietzt eine allgemeine Entlaubtheit, Kraftloſigkeit und Todtenſtille herrſcht, wird bald wieder ein Geiſt der allumfaſſenden Thätigkeit, des allbefeuchtenden Lebens weben ... wenn der Frühling zurückkommt, Gottes Frühling mit iungem Grün, mit allen ſeinen Blättern, Blüthen und Bluhmen! — Wer findet dieſen Anblick nicht lehrreich, tröſtend und ſchön? Wer ſteht von uns noch diſſeits der Verweſungen und ſchaut alsdenn nicht über ſie weg mit klopfender Sehnſucht, mit geſtärkten Glauben, ins Land des neuen Lebens hin? — — Hier, hier verſchwindet denn alle unedle Geſinnung, aller Has, aller Neid, alle Schadenfreude; und menſchli-

chere,

chere, würdigere Denkungsarten, ſtille Zufriedenheit, Menſchenliebe, Wunſch nach Brüderwohl und warme Theilnehmung an ſelbigen nehmen die Stellen derſelben ein. — Der ganze Menſch wird gut — wirds im Schoos der Natur! — — —

O Freunde! könnt' ich uns alle am Tage, dem Gedächtnis der Geburt deſſen geweiht, welcher ein vertrauter Freund der Natur war, der gern ſeine Stunden in ihrem Schoos zubrachte, der einen groſſen Theil ſeiner Religionsvorträge unter freien Himmel hielt und alle ſeine Brüder zu einer innigen Betrachtung der Schönheiten der Schöpfung aufforderte — könnt' ich uns dahin bewegen, öfters an den reizenden, Tugendbefördernden Anblicken der Natur Theil zu nehmen und Genieſſer derſelben zu werden! Nicht nur in Bethlehems Gefilden kann man Unſchuld und Güte — man kann ſie auch in allen Gefilden der Welt, in allen Thälern, in allen Hainen, in allen Gärten der Erde einſaugen! Ach! genöſſen wir die Natur recht, welche Linderungen für unſere gröſſeſten Widerwärtigkeiten könnten wir uns auch dadurch verſchaffen! Wie würde uns der Anblick der frohen, lachenden Schöpfung unausſprechlich erquicken und der Hälfte unſres Elends uns vergeſſen machen .... Dank, Dank ſei der ewigen Güte, welche die menſchlichen Glücksgüter ſonſt ſo ungleich austheilte, daß ſie ihre ſchönſten irrdiſchen

ſchen Seligkeiten ſo ſtellte, daß alle ihre Kinder daran Theil nehmen können! Behalte doch der Reiche ſein Guth unbeneidet — trage der Miniſter Stern und Ordensband — tummele ſich der Geräuſchliebende Geſellſchafter in allen ſeinen masloſen Ergötzlichkeiten herum .... Brüder! Brüder! hier ſind Freuden, zu denen uns allen der Zutritt verſtattet iſt — und gerade die edelſten, ſättigendſten, menſchlichſten Freuden! — Gott führte die erſten Menſchen in Eden ein — ach! möchten doch alle, welchen auch das Einführungsgeſchäfte iunger Weltbürger aufgetragen iſt, möchten ſie ſie — wie Gott — in den Schoos der Natur einführen! Möchten ſie ihnen von Kindheit an Geſchmack für die Schönheit der Welt einflöſſen, ſie zu herzlichen Genieſſern derſelben bilden und dadurch der Unſchuld und Tugend in die Arme leiten! .... O! ihr offenen Schauplätze der Schöpfung! heilige Werkſtäten der Natur! Wohnungen der Herrlichkeit des unſichtbaren Gottes! nehmet uns, nehmet uns oft in euren ſanften Schoos ein! Bildet uns zur Güte des Herzens! zur Religion und zur Ewigkeit! — In euch, in euch wollen wir Gottes Himmel mit ſeiner Sonne, mit ſeinem Monde und mit allen ſeinen Sternen — Gottes Erde mit alle ihren zahlloſen Schönheiten und Wonnen bewundern! Wollen, wenn die mildere Jahrszeit kommt, alle dieſe Seligkeiten hinterſchlurſen, hinterſchlurfen mit einem hinſchmelzende Herzen! — Es kommt doch einſt eine Zeit — und wer weis, wie nah ſie uns iſt? — wo di Anblicke der Natur uns verſagt werden — wo unſer Auge ihre Reize nicht mehr anſtaun nicht mehr verſchlingt — wo Sonn' un Mond nicht mehr für uns ſcheinen — wo all Sterne Gottes für uns verdunkeln — wo Himmel und Erde für uns vergehen — — ach Himmel und Erd für uns vergehen! — — —

IV.

Von der
Fortſetzung der Verbindungen
mit unſern Freunden
nach ihrem Hinſcheid von uns.

Noch eine Predigt zu Oſtern.

Sie kommen und gehen! — der eine ſucht den andern — der eine findet den andern — der eine verliehrt den andern wieder. — Iſt ihr Herz gut und edel, ſo freuen ſie ſich in der Stunde der Verbindung und umarmen ſich herzlich; ſeufzen aber über den Augenblick der Trennung — blieben gern länger, blieben gern ewig beiſammen — lieben einander noch von einander geſchieden, nach Reihen von Jahren noch — vergeſſen einer des andern nie — ſegnen einer des andern Andenken — reden einer von des andern Guten — ſchauen auf den Tag des Wiederbeiſammenſein hin und tröſten ſich innigſt damit. — — Die Armen! was können ſie weiter thun, als dis? — —

Ja, ſo iſts, Brüder! ſo iſts. Nichts unter der Sonnen iſt von immerwährendem Beſtand. Auch die ſanfteſten, uneigennützigſten, heiligſten Verbindungen der Menſchen nicht! — Ach! wie wir oft ſtreben und ſtreben, einer des andern Umgang, Freundſchaft und Vertraulichkeit zu genieſſen! Wir haben nicht genung an denienigen Perſonen, in deren

Umarmungen wir uns ſchon bei unſerm Hervortritt in die Welt befanden und mit denen uns die Natur, ohne uns um unſere Einwilligung zu befragen, eigenmächtig verband. Wir wiſſen nun einmahl, daß der Weg durchs Leben hie und da Sorgen- und Beſchwerdevoll ſei; wir denken ihn uns zu erleichtern, wenn wir ihn an den Händen mehrerer uns wohlwollender, an allen unſern Schickſalen aufrichtig theilnehmender Menſchen durchwandern. Wir hören denn wohl von Edelmuth, von der Redlichkeit und Dienſtfertigkeit eines Mannes, ohne ihn iemahls geſehen zu haben, und denken: mit ihm, mit ihm müſt ſichs gut durchs Leben gehen. Wir ſehen denn wohl auf eine unerwartete Weiſe einen Menſchen, ohne iemahls vorher etwas von ihm gehört zu haben, und ſein bloſſer Anblick, ſeine Mine feſſelt uns an ihn. Knüpfte er doch Bande mit uns! denken wir denn; würd' er doch Freund! — Es gelingt uns. Er wird Freund, knüpft Bande mit uns. Natur und Freundſchaft haben uns nun Menſchen in die Arme geführt, welche uns den Gang durchs Leben erheitern; die unſer Glück vollkommner machen, unſere Misgeſchicke erleichtern, aus Gefahren uns retten, im Gutsthun uns unterſtützen. — Gott! wie wir uns da ſelig preiſen! da laſſen wir denn gern den Begüterten ſeinen Reichthum, dem Richter das Schwerdt, dem König das Zepter; ſind ohne Zepter, ohne Schwerdt, bei mäſſiger Befridigung unſerer Bedürfniſſe glücklich. Da ſpricht der Gatte zum Gatten, der Vater zum Kinde, das Kind zum Vater, der Freund zum Freunde, der Beglückte zum Wohlthäter: Du biſt mir die ganze Welt. — —

Wir gutherzigen! — — ach! wir Gutherzigen — — — da genieſſen wir denn ſorgenlos und ſicher uns dünkend der gegenwärtigen Freude und — denken an den Augenblick nicht hinaus, welcher ſie uns rauben wird! — O, und was ſoll ich ſagen? Wohl dem Menſchen, wohl ihm, der mitten in aller Fülle der Seligkeit edler Freundſchaft des Augenblicks vergeſſen kann! Er wird die Seligkeit ganz genieſſen. — Wir denken denn, es ſolle ewig ſo währen, und — ſchon iſt er da, der Trenner; ſtört die Freuden, zerreiſſt die Bande. — — Was iſt? was geſchieht? — was geſchieht, was iſt? — Indem wir ſo ſchreien, iſt der Gatte ſchon aus dem Arm ſeiner ihn liebenden Gattin geriſſen: der Vater ſchon ſeiner unerzogenen Familie geraubt; das Hofnungsvolle Kind ſchon aufm Schoos ſeiner Mutter entſchlaſen; die Hand des Freunds kältend dem Freunde ſchon entſunken. — — Da liegt er da, vor unſern Augen, der redliche Todte! mit geſchloſſenem Aug, mit blaſſen Wangen, mit gebläuten Lippen; ſtarr, fühllos, unthätig für uns — war uns die ganze Welt noch vor wenig Tagen und — was iſt er uns nun? — —

Wir ſehen uns erſchrocken nach der Seite um, von welcher der Streich kam; wir ſuchen unſern Mann, mit dem wir hadern wollen und — finden keinen. Zwar iſt iemand da, mit dem wir deshalb reden könnten; aber derſelbe hat uns zu viel Guts erzeigt, als daß wir das Böſe nun nicht auch aus ſeinen Händen nehmen ſollten. Bei ruhigerer Ueberlegung ſehen wir denn ein, daß uns nichts anders geſchehen ſei, als was der ganzen Natur geſchieht, und daß uns vom Anfang unſrer Verbindungen an nichts mehr verſprochen ward, als was uns nun wahrhaftig geleiſtet iſt. — Auch kommts denn darauf an, ob wir ein edles Herz beſitzen: ſo mus ſelbſt der Tod nicht im Stande ſein, die Bande, welche uns an unſere Freunde feſſelten, ganz zu zertrennen. —

Wie? ſollte dis nicht etwa blos Phantaſie ſein? Sollte alsdenn, wenn unſere Verbundenen das Band ſchon fahren laſſen muſten, noch auf unſrer Seite eine Art von Fortſetzung unſerer Verbindung mit ihnen Statt finden können? — — Mag es doch ſein, daß hie und da mich iemand heute einer ſüſſen Schwärmerei anſchuldige! Ich werde mich dafür nicht zu rächen ſuchen, daß ich etwa fragen ſollte: warſt du von ieher ein ſo harter Mann, daß du über menſchliche Empfindungen ſpotten konntſt? oder ſchätzteſt du nie einen Freund recht, daß du nun vieleicht nicht wiſſeſt, was du an ihm verlohrſt?

oder war dir wohl gar der nahe Anblick deiner Verbundenen Vorwurf, Beſchämung, Quaal, daß du nun ihre Entfernungen ſegneſt, ſtatt die Fortdauer ihrer Anweſenheit zu wünſchen? — Nein, ihr weichergeſchaffenen, gefühlvollern Seelen ſollet mich durch eure Theilnehmung an meinen Geſinnungen, von der ich, ehe ich aus eurer Mitte heute gehe, noch auf euren Geſichtern die ausdrückenſten Spuren zu ſehen gedenke, dafür ſchadlos halten. Euch, euch brauch' ichs nicht zu ſagen, daß der Menſch nicht blos Auge ſei, daß in ſeinem Buſen auch ein Herz ſchlage, welches den Gegenſtand, der dem Auge verſchwindet, aufs neue erhaſchen, ihn zum ſeinigen machen und ſich ganz mit ihm beſchäftigen könne.

Die Auferſtehungsgeſchichte Jeſu, welche, als Erzählung betrachtet, überhaupt ungemein unterhaltend und angenehm iſt, empfängt durch die Beſchäftigungen einiger Jünger und Jüngerinnen, welche darinn vorkommen und denen man die Begierde, von ihrem abgeſchiedenen Freund nicht ganz getrennt zu ſein, auf allen Seiten anſieht, noch insbeſondere einen neuen Werth. Ihr edles Beiſpiel müſſe auf uns alle den ſtärkſten Eindruck machen! — — Die Gottheit flöſſe uns Liebe nicht nur für unſere Lebendigen, ſondern auch für unſere Todten ein! — — —

Ich ſehe nun einmahl iede menſchliche Verſammlung als einen Haufen von Leuten an, welche gröſtentheils es ſchon ſahen und dulden muſten, daß aus dem kleinem oder gröſſern Zirkel ihrer Freunde und Verbundenen bald hie bald da iemand über die Seite ſchlich. Und ſind ia einige Leute darunter, welche dis noch nicht ſahen; noch nicht duldeten: was iſt der Unterſchied zwiſchen ihnen und uns? Der: Wir ſahens und duldetens ſchon; ſie werdens bald ſehen, bald dulden müſſen. Täglich ſchweben wir neuen Trennungen entgegen, oder wir müſten all unſere Verbindungen ſelbſt mit einem mahle zerreiſſen; und was thäten wir denn? — Todesarbeit! — Alſo iſts beſte, daß wir auf unſerm Wege mit unſern Freunden ſo lange und ſo ruhig fortſchlendern, als wir können. Entſinkt uns aber denn bald zur Rechten, bald zur Linken, eine Freundshand, — — — ach! Brüder! glaubt nicht, daß ich uns traurig machen will; nein, dazu trat ich am groſſen Chriſtenfeſt nicht auf; in der Ausübung einer der ſanfteſten und zärtlichſten Pflichten wollt' ich uns nur zu ſtärken ſuchen — — ſcheidet ſich hie oder da einer von unſern Verbundenen von uns: ſo iſt es uns doch freigelaſſen, auf folgende Weiſe unſere Bindungen mit ihm einigermaßen fortzuſetzen.

Als unſer verſtorbener Freund noch bei uns war, mit uns lebte, da ſahen wir ihn; ſahen ſeine uns werthe Perſon, ſahen ſeine bekümmerte Liebe für uns, ſahen ſeinen ganzen Karakter in ſeinen Handlungen. — Dem Aug' iſt er nun entriſſen; aber können wir uns nun nicht ſein Bild wieder vorſtellen? können wir nicht dieſen Vorſtellungen auf verſchiedene Weiſe die äuſſerſte Lebhaftigkeit geben? — Seht! das iſt inneres Auge! Inneres ſehen! — — In Stunden der Einſamkeit mögen wir feierlich an ihn denken; in Stunden des geſellſchaftlichen Lebens mit Wärme von ihm reden. Denken und reden von allen ſeinen Geſichtszügen; von der Mine, welche er machte in frohen, und von der, welche er zog in traurigen Tagen; von den Stirnfalten, welche ſich zeigten, wenn er fürchtete, und wieder verſchwanden, wenn er hofte. Denken und reden von der Rechtſchaffenheit ſeines Herzens gegen alle Menſchen; wie er den glücklichern Mann nicht beneidete, dem Elendern eine Seele voll Mitleid entgegentrug, mit ſeinem Schickſal ſtets zufrieden war, den Stolz floh, die Niderträchtigkeit verabſcheute, zwiſchen Geitz und Verſchwendung in der Mitte ſtand, nicht ſchnell verſprach, aber Blitzſchnell gethanes Verſprechen erfüllte. Denken und reden von der Liebenswürdigkeit ſeines Umgangs, daß er gerade und ungezwungen war, ſich gegen denjenigen, deſſen Seele mit der ſeinigen verwandt war, bald öfnete, die mürriſche Laune in Geſellſchaften ablegte, mehr, als Verleumdungen, zu reden wuſte, ſanft, gefällig und einnehmend ſprach, unſchuldig ſcherzte, kein Narr war oder ſeufzte, wenn iemand lachte, durch Worte kein Böſewicht ward, und dem Heuchler, beim erſten Schritt die Kappe abris. Denken und reden von ſeinen Bemühungen, für uns wohlthätig zu werden, von den Freuden, welche wir an ſeiner Seite genoſſen, von den Warnungen, Ermahnungen, Zurückleitungen, Beruhigungen, die wir aus ſeinen Händen nahmen. — — — Verſtehen wir uns recht darauf, dieſen Vorſtellungen einen beträchtlichen Grad von Lebhaftigkeit zu geben: ſo werden wir dadurch unſern Freund gleichſam wieder lebendig uns darſtellen können. Bei dem Andenken an ſeine Reden werden wir ihn hören — bei dem Andenken an ſeine Art ſich zu beſchäftigen werden wir ihn handeln ſehen — bei dem Andenken an ſeine Geſelligkeit, Sanftmuth und Dienſtbefliſſenheit werden wir ihn in unſere Arme ſchlieſſen. — — Ich liebe die Jüngerinnen, in deren Andenken Jeſus Chriſtus nach ſeinem Hinſcheid ſo feierlich, ſo göttlich ſchwebte. Jahre lang hatten ſie ihn gekannt und geſchätzt; bei ſeinem Kreuze hatten ſie geſtanden und in ſeinen Tod geweint; als er begraben ward, hatten ſie drauf gemerkt, wohin man ihn legte. — — Ich ſegne dich, Morgenland, wo man noch ſeine Todten für ſchneller Zerſtörung ſchützte, damit man nach Reihen von Jahren wieder hingehen, ohne Scheu hingehen und der Vorſtellung derſelben neues Leben geben konnte! — Die Jüngerinnen dachten auch ſo. Eine lange Reihe Stunden vermocht ihre Religion, ſie in Ausübung ihrer freundſchaftlichen Bemühungen zu ſtören; nie war ihnen ein Sabbat länger geworden, als der. Aber noch ſchwebte die Sonne nicht am Morgenhimmel; kaum röthelte der iunge Tag — — ſo waren ſie am Grabe. Auf dem Wege dahin war ihr Freund der Gegenſtand all' ihrer Unterredungen und all' ihrer redlichen Beſorgniſſe. — — — Wie? zu ſeinem Grabe kamen ſie? — — Ach! Freunde! wie leſe ich dis, ohne den emporſtrebenden Wunſch in mir zu fühlen, daß wir doch nicht die Gräber unſerer redlichen Verſtorbenen ſo verlaſſen, daß wir ſie mehr zur Belebung ihres Angedenkens nützen möchten! Leben wir in der Nachbarſchaft derſelben, führt uns unſer Spatzirgang wohl oft neben ihnen vorbei — warum vollenden wir nicht den Weg zu ihnen? warum gehen wir nicht dicht an ſie hin? — Brüder! Brüder! haben wir auch ſchon am Grabhügel eines unſerer Freunde verweilt? haben wir ſchon iemahls mit feſtem, ſtarrem Blick auf ihn hingeſchaut? — — Thaten wir dis, wie ward uns dabei? ... Wie ward uns, als wir über der Stäte ſtanden und dachten: Ja, dis iſt der begraſete Hügel, dis iſt er, unter welchem er ſchlummert, der Redliche, mit dem wir eine Strecke durchs Leben gingen, gern ganz hindurch den Weg gemacht hätten! ? — — Wärs nicht, als ſtänd' er da vor uns, der edle Todte; als ſähen wir ihn vom Kopf bis zu Füſſen? — — So ging oft ein warmer Jüngling zum Grabe ſeines ſtaubenden Vaters, dachte ſich ihn da lebhaft und ſtark, dacht' ihn ſich da, wie er einſt lächelte, wenn er ihn in ſeine Arme ſchlos, ſo bald er ihn Guts thun ſah, wie er die Stirn beſorglich faltete, wenn er ihn in Gefahr erblickte, wie er ernſthafte Milde in allen ſeinen Geſichtszügen zeigte, wenn er ihn für Ausſchweifungen warnte — und dieſer Gang ward ihm Stärkung in all ſeinen Tugenden! — — Da gingen die Jünger wieder zuſammen, ſagt der Evangeliſt, als ſie vom Grabe zurückeilten. Ein vortreflicher Wink, den uns der Mann gibt, weiter über ihr Zuſammengehn nachzudenken! Wohin mochten ſie wohl gehen? — — da ſtell' ich ſie mir denn vor, wie ſie in ihre Behauſungen zurückkamen, an Orten zurückkamen, wo ihr Freund oft mit ihnen geweſen war. Mit heiligem Andenken an ihn ſchauten ſie denn auf Stäten hin, wo ſie ihn hatten mit Herzlichkeit in ihre Arme geſchloſſen, wo er mit Anſtand und Würde über die wichtigſten Angelegenheiten des Menſchen mit ihnen geredet hatte und wo er Wohlthäter für Unglückliche von allen Gattungen geworden war. — O! wie könnten wir alle ſolche Erinnerungsſtäten für die Belebung der Vorſtellungen unſerer abgeſchidenen Freunde nutzen! — — Ein Garten,

ten, ein Hain, ein Zimmer, ſelbſt Tempel und Altar, wo wir oft mit ihnen waren — Gott! wie müſſen ſie uns ihr Bild in all ſeiner Fülle vorhalten! — Ihr, die ihr in den Häuſern wohnt, wo eure Eltern einſt wohnten, wie müſſen dieſe vor euren Augen ſchweben, wenn ihr auf merkwürdige Stellen in ſelbigen hinblickt, wo ſie euch liebreich unterrichteten, redlich warnten, in eurer Krankheit euch verpflegten, euch aus Gefahren retteten, vor euren Augen Guts thaten, ein Paar Feinde verſöhnten, einem unglücklichen Mann, welcher in äuſerſter Noth um Unterſtützung ſie anflehete, Erhörung ſeiner Bitte gewährten! — Was müſſet ihr empfinden, wenn ihr auf den Ort hinſeht, von welchem ihr wiſſt, daß ſie euch da zum erſten mahle umarmten! wie müſſet ihr, wenn ihr auf die Stäte hintretet, wo ſie zum letzten mahle dis thaten und verſchieden, an ſie noch einmahl hinſchmelzen und denken: da, da, ia, hier, hier litt' er, hier rang, hier kämpfte er, der beſte Vater, hier ſank er ... ſank ... ſank aus meinem Arm ins Todes Arm ... — Auch beneid' ich den Mann, welcher die Bildniſſe ſeiner verſtorbenen Freunde in einem ſeiner Zimmer der Reihe nach aufſtellen kann. Da iſt mirs denn, als ſäh' ich ihn, wie er in einſamen, ſeinen Verblichenen gewidmeten Stunden in daſſelbe hinſchleicht, die Thüre hinter ſich verſchlieſt, von einem Bilde zum andern geht, iedes Urbild davon feierlich in ſeine Seele zurückruft! — Ich wüßte nicht, wie eine der edelſten Künſte der Menſchheit uns mehr Segen ſtiften könnte, als ſo! — — Aber habt ihr auch, Brüder! die Bildniſſe eurer Verſtorbenen nicht — habt ihr an deren Stelle nur edle Thaten von ihnen, deren ſegensreiche Folgen noch fortdauren: ſo habt ihr mehr, als dis. Da ſeht ihr denn nicht blos Abris ihrer Figur; da ſeht ihr warlich noch etwas weit ſchätzbarers. Denkt euch den Augenblick, in welchem ihr ihre Thaten in ihren Folgen erblickt, an den, worinn ſie dieſe Thaten ſelbſt unternahmen, vollendeten, ſo ſind ſie noch um euch. Seht die Menſchen, welche ſie glücklich machten, darauf an, ſo ſehet ihr ſie. — Hier, hier kann ich mirs recht lebhaft vorſtellen, was der Anblick des Lazarus, deſſen Erſtaunenerregende Geſchichte noch neu war, auf die Seelen der Jünger und Jüngerinnen Jeſu für einen Eindruck gemacht haben möge. Gewis wars, ſo oft er vor ihnen überging, als ginge Jeſus ſelbſt vor ihren Augen vorbei. —

Wir pflegen gemeiniglich einen Theil der Denkungsart dererienigen anzunehmen, mit welchen wir in Verbindungen ſtehen. Es geſchieht dis allmählich und von uns ſelbſt unbemerkt. Der öftere Anblick ihrer Geſinnungen in ihren Handlungen macht uns mit ſelbigen bekannt; der Nachahmungstrieb richtet ſich auf ſie als auf einen Gegenſtand, welcher ihn am wiederhohlteſten reizt, und die Freundſchaft, welche uns an die Perſon feſſelt, ſchmeichelt auch bald ihre Lieblingsideen, ihre Wünſche, ihre ganze Sinn- und Handlungsart bei uns ein. Zugleich wiſſen wir, daß dis der ſicherſte Weg zum Herzen eines andern ſei, wenn man — das ſeinige in den Ton deſſelben ſtimmt. So wirkt ein Freund auf den andern; ieder nimmt von dem gegenüberſtehenden Manne etwas an und zuletzt flieſſen ihre Karaktere auf beiden Seiten in einander. —— — O Freunde! auf was für eine vortrefliche Weiſe kann uns dieſe Betrachtung bei der Fortſetzung unſerer Verbindungen mit unſern hingeſchiedenen Freunden nützlich werden! — Laſſet es ſein, daß der Anblick ihrer Perſon uns entzogen iſt — ihr Beiſpiel ſchwebt noch vor unſern Augen. Nachahmung deſſelben wird eine überaus edle Gattung von Verbindung unter uns fortſetzen. Wenn wir denn in der Fülle irrdiſcher Seligkeiten, ſo, wie unſer Freund, einen mitleidigen Blick auf Leidende um uns her werfen; ſo, wie er in groſſen Gefahren den Muth nicht ſinken laſſen; den raſchen Beleidiger zum bereuenden Nachdenken bringen, ſo, wie er: ſo iſts eben ſo, als ſtänd' er noch in unſrer Mitten; als ſähen wir noch auf ihn, als lernten wir noch von ihm. Denn iſts recht ſein Geiſt, welcher um uns webt! — Nie zeichneten ſich hinterlaſſene Freunde von dieſer Seite mehr aus, als die, von welchen Jeſus ſchied. Warlich, er war bei ihnen; war bei ihnen, bis ſie ſelbſt aus den Reihen ihrer Geſellen geriſſen wurden! Sie ſtimmten ſich ganz in ſeinen Ton, in ſeine Denkungs- und Handlungsart, nahmen ſeinen Geiſt an und ſchauten unaufhörlich nach ihm auf; nach ihm, der ihnen ein Beiſpiel gegeben hatte, zu thun, wie er einſt that! — —

Auch geht kein Redlicher von hinnen, daß er alles das Gute, was er ins Werk ſetzen wollte, wirklich vollendet hätte. Der Edle iſt unermüdet, er hat immer etwas ſchönes unter Händen. Der Tod treffe ihn, wenn er will; er trift ihn mitten im Gutsthun, mitten im Segenſtiften; macht, daß er angefangenes gutes Werk hie und da unvollendet zurücklaſſen muß. Wir waren dabei, als er es anfing, bothen ihm wohl die Hand dabei — ſahen, wie er wider ſeinen Willen davon ablaſſen muſte; o vortrefliche Fortſetzung unſerer Verbindungen mit unſern hingeſchiedenen Freunden, wenn wir nun auf ihre Stelle hintreten, dieſelben ganz ausfüllen und ihr angefangenes gutes Werk vollenden. Sie fingens an — wir vollführens; iſts nicht alsdenn, als wären ſie noch da? Erſt arbeiteten wir mit ihnen zur Hälfte daran; nun betreiben wir auch ihre Hälfte; iſts nicht, als lebten ſie wirklich fort? als handelten ſie noch immer? — — Unſer verblichener Freund unterſtützte mit uns zugleich eine arbeitſame, arme

Familie; nun ruht die Unterſtützung blos auf unſern Händen. — Unſer verblichener Freund hatte mit uns zugleich die Aufſicht über einen flüchtigen, vielverſprechenden Jüngling; nun bewahren, nun bilden wir ihn allein. — Unſer verblichener Freund beſorgte mit uns zugleich die Errichtung eines wohlthätigen Inſtituts; nun beſorgen wirs ganz; für uns und ihn. — Hier, hier iſt der Standort, von welchem man die Beſchäftigungen der hinterlaſſenen Freunde Jeſu, ihre Verbindungen mit ihm fortzuſetzen, in ihrem heiterſten Licht überſehen kann! Wie ſie ſein angefangenes göttlichgroſſes Werk nach ſeinem Hinſcheid ſo ſorgfältig, ſo treu vollendeten! Wie ſie an Ausbreitung ſeiner Religion und ſeines Reichs ſo unermüdet, ſo gemeinſchaftlich arbeiteten! Wie ſie deshalb allen irdiſchen Vortheilen entſagten — mit ihm kämpften — mit ihm bluteten und ſtarben! — —

Wir trennten uns ja ſchon im Leben oft auf eine Zeitlang von unſern Freunden. Ihre Geſchäfte — tauſend unerwartete Vorfälle rieſen ſie wohl von uns. Nach Monathen, nach Jahren ſahen wir ſie erſt wieder. Hatten wir denn aber während ihrer Abweſenheit unſere Verbindungen mit ihnen aufgegeben? — Nein, wir ſetzten dieſelben vielmehr durch freundſchaftliche, Sehnſuchtsvolle Hinblicke auf ihre Wiederkunft zu uns nach vollendeten Geſchäften und auf drauf folgendes freudenvolles Wiederbei-

ſam-

ſammenſein mit ihnen noch eifriger fort, als jemahls. — — — — Ach! Chriſten! Chriſten! welch ein Gedanke hebt ſich hierbei aus unſern Innerſten empor! — Was wird denn die letzte Trennung unſerer Freunde anders ſein, als eben ſo eine Gattung von Trennung, wie ſie ſchon oft im Leben vorher ausüben muſten? — damahls ſchieden ſie von uns und vereinigten ſich wieder mit uns ... Oefnet uns denn unſere Religion nicht Ausſichten, liebenswürdige Ausſichten in ein künftiges Wiederbeiſammenſein nach unſern letzten Trennungen? ... Ach! mit Entzücken denk' ich mir ſchon den Augenblick, in welchem der Gatte dem Gatten, das Kind dem Vater, der Freund dem Freunde, der Beglückte dem Wohlthäter wieder in die Arme geführt werden wird! — — Glückwünſchten, ſegneten, drückten ſie einander ſchon herzlich nach kurzen irrdiſchen Trennungen — was werden ſie thun nach Ueberhingang der letzten längen! — — dis wollen wir uns vorſtellen, recht lebhaft vorſtellen, ſo wirds ſein, als wären wir ſchon mit unſern abgeſchiedenen Freunden wieder vereinigt; als ſchwebten wir ſchon wieder einer an des andern Lippen. — — Hatten gleich die hinterlaſſenen Freunde Jeſu darinn einen beträchtlichen Vorzug für uns, daß ſie ihren Abgeſchiedenen nach wenig Tagen wiederſehen: ſo wiſſen wir doch, daß uns allen in Anſehung unſerer verblichenen Verbundenen etwas ähnliches bevorſtehe! — — —

So iſts denn alſo in unſerer Macht, unſere Verbindungen mit unſern Freunden nach ihrem Hintritt noch auf eine überaus ſanfte Weiſe fortzuſetzen. — Daß wir doch nun nicht mehr von letzter Pflicht und von letzter Ehre ſprächen, wenn wir am Tage ihrer Beerdigung zu ihrer Grabſtäte mitgehen! — —

Aber Freunde! ach Freunde! eine wichtige Betrachtung noch! — Alles dis fällt weg, alles dis fällt weg, wenn — die Verbindungen, in welchen wir mit unſern Freunden auf Erden ſtanden, nicht tugendhaft waren .... Wenn uns das Laſter, wenn uns die Sünde mit ihnen verknüpfte — Gott! was ſoll ich ſagen? — was ſoll ich denen ſagen, welche dis trift? ... Unglückliche, die ihr am Arm der Wolluſt, der Ruchloſigkeit und des Menſchenhaſſes eure Bande knüpftet, ſehnet ihr euch wohl nach Fortſetzung eurer Verbindungen, wenn einer von dem andern ſcheidet? — — War euch euer Anblick nicht zuletzt ſchon ſteter Vorwurf? fortwährende Quaal? Flohet ihr euch nicht ſchon, ehe euch noch der Tod trennte? Dankt der hinterbleibende Theil von euch ihm nicht dafür, daß er den Gegenſtand ſeiner Gewiſſensbiſſe aus ſeinen Augen gänzlich entfernte? — Und ich ſoll euch dazu beförderlich ſein, daß ihr ihn euch nach ſeinem Verſchwinden noch lebhaft vorſtellt? — ich ſoll euch aufmuntern, ſeinem Beiſpiel zu folgen? — ich ſoll euch auf Vollendung eurer angefangenen gemeinſchaftlichen Thaten hinweiſen? — ich ſoll euch mit eurer künftigen Wiedervereinigung beruhigen? . . . . Ach! Vorempfindung der Hölle mus euch das Andenken an ihn ſein; und — ſiebenfaches Dulden der Hölle die Furcht ihn einſt wiederzufinden. . . . Ja, mit Grauſen und Entſetzen denk' ich mir die künftige Wiederzuſammenkunft zweener Menſchen, welche hier auf Erden Verbrechen und Schandthat verband! — Gott! wie ſie einer vom andern wegſehen, ſich wegwenden, ſich zu verbergen ſuchen werden! — Verfluchtes, verdammtes — verdammtes, verfluchtes Wiederbeiſammenſein, werden ſie ſchreien. Wer hats gewünſcht? wer hats erfleht? — — Weltenweit, weltenweit lieber aus einander geſchleudert wären wir — auseinander geſchleudert in den Abgrund des öden, weſenleeren Nichts! . . . . . O Tugend! göttliche Tugend! du Eigenthum Jeſu Chriſti und aller derer, welche an ihn glauben! dir öfne ſich unſer ganzes Herz! an deinen Händen, an deinen Händen wollen wir durch's Leben gehen — gehen in Einſamkeit und Menſchengeſellſchaft! . . . Ja, Brüder! wollen wir die Verbindungen mit unſern abgeſchiedenen Freunden ſanft fortſetzen: ſo laſſet uns unſere Bande mit ihnen am Arm der Tugend, der Redlichkeit, der Menſchenliebe uub der Eintracht knüpfen! Unſchuldiger Genus unſers Daſeins, Schöpferpreis und zuſammengeſetzte Wohlthätigkeit gegen alle

Menſchen um uns her ſei der Stempel unſerer Freundſchaften! Kleine Schwächen und Fehltritte müſſen unſere Herzen iezt ſchon nicht trennen! Anhaltender Groll müſſe noch weniger unter uns Platz greifen! Wir müſſen als Menſchen, aus dem Schoos einer Familie entſproſſen, unter einem Dache gebohren, in Augenblicken der Liebe verbunden, nicht widernatürlich einander das Leben verbittern; nicht unſere Bande zu Ketten machen, die uns drücken; ſondern durch Einmüthigkeit, freundliches Nachſehen, grosmüthiges Verzeihen und unabgeforderte Dienleiſtungen uns die kurze Reiſe, welche wir zuſammen machen, ſo erleichtern, ſo verſüßen, als wir können. Müſſen auch bei vorfallenden Entfernungen von einander keine That ausüben, welche wir nicht, wenn wir beiſammen ſind, ausgeübt haben würden. — — — Ruft denn das Schickſal einſt den einen von uns von hinnen: ſo wird der hinterbliebene Theil ſich gern noch mit dem abgeſchiedenen beſchäftigen. Mit freundſchaftlicher Empfindung werden wir denn zum Grabe unſerer redlichen Todten gehen; hingehen, wenn die Sonne überm Leichacker ſchwebt, voller Tag iſt und alle Lerchen dazu ſingen; hingehen um Mitternacht, beim Mondenſchein und Sternſchimmer, wenn die Tagſcheue Eule ſchreit, ieder nahe Baum ſchwermutherregend rauſcht und der kühle Weſtwind über die Gräber weht. Werden auf Stäten, wo wir oft mit unſern Freun-

den

den waren, die uns durch dis oder jens merkwürdig wurden, mit ſtarrem Andenken an ſie hintreten, und es wird ſein, als träten zwo Perſonen hin —— —— unſer Freund, und wir. Dankbar werden wir ihrem Beiſpiel folgen. Begierig ihre unvollendeten guten Handlungen vollenden. Entzückt und ſchmachtend auf unſere Wiedervereinigung mit ihnen hindenken. . . . Ha! wie ſchüttert mich der Gedanke ſo erquickend, daß ich ſie wiederfinden werde, mit denen Natur und Freundſchaft mich verband; von denen mich nichts trennen konnte — der Tod doch trennte! .. laſſet mich reden! laſſet mich reden! mein Herz iſt ſo voll, daß ich ihm Luft machen mus . . . Beim Sterbbette, beim Sarge, beim Grabe meines Freunds ſteh' ich und denke: Schlummre nur, lieber, beſter, Freund! einer von den Edlen, von den Treuen, die ich kannte und werth hielt! Schlummre nur deinen ſanften, erquickenden Schlaf auf deines Tages Laſten! Schlummre ihn, ſo lange dein und mein Schöpfer will! Bald überfällt auch mich ein ähnlicher Schlaf und ſchlieſt mein umherſchauendes — nach Gott und Menſchen umherſchauendes Auge! denn mögen Jahrhunderte und Jahrtauſende vergehen —— —— Nachtwache ſind ſie der Gottheit! —— —— der Gottheit? hör', ſie ruft! ruft durch alle Himmel und durch alle Erden ihr zweites ſchöpferiſches Werde — rufts ſo laut, daß alle Schläfer erwachen! Ja, ſie erwachen — erwachen! Heben

ben ihre Häupter empor, ſteigen aus ihren Gruften, ſchütteln die Verweſung ab, ſehen ſich nach Gott, nach der Sonne und nach ihren Freunden um. Mit meinen Blicken ſuch' ich denn auch dich, du Redlicher! der mir vorging, dem ich folgte! Suche dich und finde dich! Ha! wie werd' ich dir entgegeneilen, dich an mein freundſchaftliches Herz drücken! Ohne Scham, ohne Reue, ohne Vorwurf blick' ich dir denn ins Aug' und ruf' in Entzückungen aus: Willkommen wieder, lieber, holder Erblaſter! ſeliger Freund! willkommen wieder im neuen Leben! Nun ſeh ich dich wieder — nun hab' ich dich wieder — nun beſitz ich dich wieder. Nichts trennt uns weiter, nichts ſtöhrt uns weiter. Ueberſtanden, überrungen haben wir nun all' unſere Scheidungen und all' unſere Leiden! Gehen nun von Freude zu Freude, von Wonne zu Wonne, von Seligkeit zu Seligkeit fort. — Rund um uns ewiger Lenz, ewiger Maimond, ewiges Paradis! — Sieh, wie ſo ſchön Gottes neue Welt iſt! — wie ſeine Sonne wieder ſo mild über uns ſchwebt, ſeine Luft uns wieder ſo ſanft anweht! — Wie ſie all daher kommen, Gottes Redliche und Fromme, die ſeine Erde trug, die wir kannten und wieder kennen, nicht kannten und kennen lernen! — — Wie wir an erſtes Leben dankbar zurückdenken, zweites Leben in ſeligſter Fülle genieſſen — genieſſen, was kein Auge ſah, kein Ohr hörte, kein menſchliches Herz empfand — ach! kein menſchliches Herz empfand, kein Ohr hörte, kein Auge ſah ......

Wie? Freunde! wie iſt mir? dämmert ſie ſchon herauf die Morgenröthe ſeliger Wiedervereinigung? — Strahlt ſie uns ſchon entgegen, die Herrlichkeit der neuen Welt? ———

Noch Brüder, noch ſind wir beiſammen — noch ſchweben wir unſern Trennungen entgegen... Ach! ſchöpferiſche — ach! zerſtöhrende — ach! wiederbringende Liebe! mach' uns allen unſere künftigen Scheidungen leicht und führ' uns einſt mit Entzücken einander wieder in die Arme!!!

V.

Ueber
den Geiſt der Gaſtfreiheit
für
unſer Klima und Jahrhundert.

Eine Predigt,

nicht blos an Gaſtwirthe.

Meine Freunde, die Unſchuld der Sitten, welche iene erſtern Alter der Welt auszeichnete, gab ihnen auch den Ton einer edlen Gaſtfreiheit. Man kann die Schriften des Moſes nicht ohne inniges Vergnügen leſen, wenn man den bewirthbaren Geiſt iener Väter des Alterthums, welcher aus ſelbigen allenthalben hervorweht, einathmet. — — Was für eine liebenswürdige, Menſchengefühlweckende Geſchichte iſts, die uns dieſer Schriftſteller in dem Leben des Abraham mit ſo vieler angenehmen Umſtändlichkeit zu erzählen wuſte — als der Altvater die drei Männer, welche ihm zu Hebron, im Hain Mamre erſchienen, bewirthete! In der That, ſie iſt eine der ſchäzbarſten Ueberreſte von den Urkunden der ältern Zeiten! Sie verſezt uns, wenn wir ſie genau betrachten, recht in die Einfalt und Naivetät der Patriarchenwelt zurück, und mus in iedem edlen menſchlichen Gemüth den Wunſch erregen, daß wir doch durch Eitelkeit und Mode von der Schuldloſigkeit und Wärme iener vor uns in ſo langer Entfernung gewandelten Väter nicht ſo gar weit zurückgekommen ſein möchten. — — Recht ſinnlich kann ich mirs vorſtellen, wie der Altvater, nachdem er ſeine Hütte in einem der anmuthsvollſten Haine der

Welt aufgeſchlagen, eines Tags, da die Sonnenhitze am drückendſten war, im Eingang einer kleinen wandernden Behauſung ſaß und unterm Schatten der Bäume, welche die Natur daſelbſt gepflanzt hatte und deren regloſen Anblick all erkünſtelten Lauben unſerer Gärten übertreffen mochte, friſchere Lüfte einhauchte und die Wonne des Jahrs empfand. Rund um ihn her Wald — hie und da vielleicht zwiſchen Bäumen hin eine kleine perſpektiviſche Ausſicht in himmliſche Gefilde — über ihm ein wolkenloſes Firmament — überall Menſchenleere. Gewis ſas er da, in tiefen Betrachtungen übern Weltſchöpfer und über all ſeine Herrlichkeit und Güte, und dachte an nichtsweniger, als daran, daß ihn der Anblick einiger unbekannten Vorüberreiſenden in ſelbigen unterbrechen ſollte. Plötzlich, als er ſeine Augen aufhub, ſah er drei fremde menſchliche Geſtalten. Sie ſtanden ſtill, ihm gerade gegenüber, und ſchienen von der Schwüle des Tags und von einer weiten Reiſe, ermattet, einiger Erfriſchungen zu bedürfen. — Ha! der Edle! er wartete nicht, bis ſie ſich bittend in ſeine Hütte drängten. Gaſtfrei ging er ihnen entgegen; ging nicht — Lief — lief, bewillkommte ſie freundſchaftlich und bat ſie, daß ſie ihn und ſeine Hütte nicht vorüber gehen möchten: Strecket euch, ſprach er, liebe, matte Wanderer, in den erfriſchenden Schatten dieſes Baums! ich will euch einige Erquickungen beſorgen. Das kühlſte Waſſer, welches mein neugegrabener Brunn gibt, das zarteſte fetteſte Kalb, das meine Heerde hat, die ſchmackhafteſte Milch und alles, was meine kleine Haushaltung vermag, will ich euch reichen. Einen Biſſen Brodts will ich euch erſt geben; damit mögt ihr euer Herz laben. Darnach will ich euch nicht weiter aufhalten. — Freunde! können Unſchuld, Redlichkeit und Liebe zu Weſen unſerer Gattung ſich edler, ſanfter und herzlicher ausdrücken, als dieſer Ton der Rede des Patriarchen iſt? — Der Fromme eilte in ſeine Hütte und rief die Geſellſchafterin ſeines Lebens herbei. Er ſetzte ſie in häusliche Thätigkeit; und es iſt mir, als wenn ich ihn ſähe, wie er ſelbſt über und über voll Leben und Geſchäftigkeit iſt. Die kurze und doch dabei ſo umſtändliche Anrede an Sarah — die Theilung der Zubereitung des Mahls mit dem dritten, mit dem Knaben — das Eilen und Laufen, deſſen unaufhörlich in der kleinen Geſchichte ſo merkwürdig Erwähnung geſchicht — — dis alles läſſet mich ſo recht in den bewirthbaren Geiſt dieſer an Einfalt und Natur gewöhnten Familie einſchauen. — Abraham bereitet ſeinen Gäſten das Mahl unterm Baum. — O himmliſches Mahl! Du mäſſiges Leben der ältern Zeiten — bei ungekünſtelter Koſt — bei heiterm, frohen Muth — beim offenen Anblick der Natur — — wie übertrafſt du die zwangvollen, verſchwenderiſchen, eingekerkerten Schmauſereien der neuern Welt, bei denen man zwar mehr Kunſt und Aufwand in mannigfaltigen, zuſammengeſetzten, halbvergiftenden Gerichten und Leckerbiſſen; aber — weniger wahre, unverſtellte Aufrichtigkeit, weniger Vertraulichkeit und Freude findet! — Unterm Baum ward gegeſſen." Der bewirthende Patriarch ſah nur eſſen. — Er hatte genung an der Freude, dreien Wanderern Erquickung verſchaft zu haben. — Sie machten ſich wieder auf den Weg; er ging, um ſeine ſchöne Handlung ganz zu entbinden, mit ihnen und zeigte ihnen den Weg noch. — — — . — Hier fängt die Erzählung an traurig zu werden — wir wollen abbrechen. — —

Dieſer Geiſt der Gaſtfreiheit erhielt ſich im Morgenlande. Milde Natur weckte ihn immer aufs neue und der Mangel an öffentlichen Wirthshäuſern auf den Landſtraſſen ſtärkte ihn. Die Apoſtel Jeſu und ihre Nachfolger fanden in den Verfolgungen, welche über die Chriſten ergingen, einen neuen mächtigen Antrieb, ihn in voller Lebhaftigkeit zu erhalten. Herberget gerne! riefen ſie; Herberget gerne! — — — Wie? und wir kältern Abendländer wollen ihn ganz verhauchen laſſen? Wir wollen glauben, die Tugend der Hoſpitalität ſei für uns eine ganz überflüſſige, unerforderliche Pflicht? — Was thun wir damit? halten wir nicht die Natur dadurch von einer ihrer mildeſten Erweiſungen zurück? Machen wir nicht, daß unſer Leben um ein gut Theil Seligkeitloſer werde, als das Leben eines Abraham wär? So thaten unſere Väter nicht, die den Ruhm deutſcher Gaſtfreiheit hinterlieſſen! — — — . „Wir haben Gaſthof an Gaſthof — — wir leben nicht in Zeiten der Verfolgung.“ — — — Wie! wer ſpricht ſo? — Iſt dis etwa die Stimme eines Menſchen, welcher darum eine Tugend von ſich wegſchieben will, weil er einigen ſcheinbaren Vorwand findet, ſich ihr zu entziehen? — Nein, meine Brüder! der edle Geiſt der Gaſtfreiheit müſſe nicht unter uns ganz verdunſten! Alles, was Klima und Jahrhunderte uns etwa dazu an Vorſchub geben könnten, kann doch nur dazu dienen, daß wir ihm eine nach Masgabe derſelben veränderte Richtung geben. — Dis, dis laſſet uns recht beherzigen! — Gaſtfrei zu ſein vergeſſet nicht; man kann noch immer, ohne daß man es weis, zuweilen Engel beherbergen. — — — —

Der Wanderer im Morgenlande wär' ohne Gaſtfreiheit oft verlohren. Tauſendmahl, wenn ich die Geſchichte der neuern Reiſenden leſe, denk' ich an die drei Männer beim Abraham zurück. — Brüder! warlich, es kann Fälle geben, in denen wir in den bewohntern Abendländern, in der letzten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts des Chriſtenthums, die Tugend der Gaſtfreiheit noch auf eine eben ſo weſentliche Weiſe auszuüben haben. — Man braucht eben nicht im Morgenlande zu ſein, um — irre zu reiſen; man kann es in allen Ländern der

Welt. — Ach! Freunde! ein Reiſender, es ſei bei Tage oder bei Nacht, wenn er den rechten Weg nicht mehr weis, iſt mir einer der heiligſten Gegenſtände. Der arme Irrende! wie er ſich ſo begierig, ſo ängſtlich allenthalben nach Menſchen umſchaut! nur nach einem einzigen Menſchen umſchaut, welcher der Landſchaft, worinn er iſt, kundig ſei! Sieht er ihn von ferne, wie er ihn da erruft, mit angeſtrengter Stimme erruft und in ihm den Erlöſer erwartet! Sieht er ihn nicht, wie er da zagt! — Wie er beim matten Mondſchimmer auf jede Stimme horcht! wie ihm da das Hahnengeſchrei ſo lieblich klingt — das Hundegebell ſo feſtmäſſig iſt! — Wie er ſo jammervoll im finſtern Walde hin und her wankt — den erſten Dorfkirchenthurm ſegnet — das Feuer der Holzhauer im Dickigt ſo ſtarr anſchaut, wie der Seefahrer das Licht aufm Wachthurm! — Wie? und es kann Menſchen geben, welche darinn ihre Freude finden, irrende Reiſende muthwillig auf einen noch falſchern Weg zu führen? Ach! vergebe euch, die ihr ſie begeht, Gott die ſchreckliche Sünde! Strafe er euch einſt nicht dafür, daß ihr auch auf euren Irrwegen verlaſſen werdet. — Brüder fänd' ich in der Nachbarſchaft meines Orts bei Tag' oder bei Nacht einen irrenden Reiſenden, welcher mich um den rechten Weg fragte .... komm erſt in meine Hütte, wollt' ich ſagen, lieber Unbekannter, Mann mit Menſchengeſicht, daß mir

ithalben, wo ich es finde, heilig iſt; nimm
verlieb mit dem, was meine kleine Haus-
ung zu deiner Erquickung hat; weile bei
, is bei mir, ruhe bei mir — und denn
t' ich ihn hinführen an meinem Arm auf
Weg, den er ſuchte, und wollt' ihn beim
chiednehmen als ein Weſen an mein Herz
ken, welches ich einſt, wenn wir auſſer aller
uhe, zu irren ſein werden, mit Wonnege-
über meine ausgeübte gute Handlung wie-
hauen würde! Ich wüſte, ich hätte den
el beherbergt. Sein iedesmaliger Anblick
mir ſo reizend ſein, als der Anblick eines
els. — — Auch braucht man nicht gera-
n Morgenlande zu ſein, um auf einer Reiſe
ück zu nehmen; man kann es in iedem
kel der Erde finden. Dis, Brüder! dis
euch geſagt ſein, laſſet keinen Reiſenden,
unterwegs Schaden gelitten hat, wenn
hn ſehet, ohn' alle Hülfe! Gehet nicht ihm
ver! Beuget nicht abwärts von ihm! Len-
on weitem ſchon gerade, queer über Wie-
Saatfelder und Graben auf ihn zu! Ihr
er einzige Mann, auf deſſen Beiſtand er
n kann! laſſet ihr ihn vergeblich darauf
n — kommt es ihm durch eure Unbehülf-
it — wird er nur auch unglücklicher durch
s er ſo ſchon iſt — Was thut ihr? Gott!
thut ihr? — Denket doch, was euch täg-
om Vater der Liebe widerfährt! wollt ihr
aus Dankbarkeit gar nicht etwas ähnliches

verrichten? — — O! wie ich mich des Prieſters ſchäme, welcher den Mann, der unter die Mörder gefallen war, unempfindlich in ſeinem Blute liegen laſſen konnte! Gäbe doch Gott, daß kein Prieſter ſich fortan ſo einer ſchwarzen That ſchuldig machte! — Edler Samariter du biſt mein Liebling! Was du thatſt, wollt ich alle Stunden auch gern thun! wollte gern wie du, wenn ich ritte, von meinem Thier abſteigen, des Blutenden mich erbärmen, Oel und Wein auf ſeine Wunden gieſſen, ihn auf mein Thier ſetzen, Tagereiſeweit neben ihm hergehen und für ſeine ganze Heilung ſorgen. — — Engel ſollte mir der gerettete Unglückliche ſein! Engel, ſo oft ich an ihn dächte — im letzten Blutkampf — in jeder Krankheit — — in jedem körperlichen Schmerz . . .

Gaſtfrei zu ſein vergeſſet nicht! — Eine vortrefliche Ausübung dieſer Tugend iſts auch, wenn wir den Aufenthalt eines Fremden oder Reiſenden an unſerm Ort bequemer und heiterer zu machen ſuchen. — Oft können wir dis ohne den geringſten Aufwand thun und ſtiften Menſchen damit den weſentlichſten Nutzen. Wenn ein geſchickter Künſtler, ein redlicher Handwerker von irgend einem andern Ort an den unſrigen käme — wenn ein Menſch, welcher von der Feder Profeſſion macht, ein Studirender, der nach tauſend vergeblichangewendeten Bemühungen nur einen mäſſigen Lohn ſeines Fleiſſes noch immer nicht erhaſchen kann, in unſere Bekantſchaft geriethe — und wir wären ihnen dabei behülflich, gewiſſe Verbindungen mit Häuſern und Perſonen einzugehen, die ihnen in der Folge ein menſchliches Auskommen verſchaffen können — — wie würden ſie es uns in ihrem ganzen übrigen Leben verdanken! wie würden ſie unſern Nahmen noch ihren Kindern einſt mit Freuden nennen und ſprechen: der war der erſte, welcher mich, als ich als Fremdling hieher kam, aufnahm, mir Addreſſe verſchafte, mich in Familien einführte und glücklich machte! — — Wenn ein begüterter Fremdling ſich eine Zeitlang an unſerm Ort aufhielte, einen Theil ſeines Vermögens unter unſern Mitbürgern verzehrte, und wir verſchaften ihm unterhaltende Geſellſchaft, allerlei angenehme Zerſtreuungen, abwechſelnde Anblicke und Genüſſe der Merkwürdigkeiten und Vergnügungen unſers Orts, und vermehrten dadurch ſeine Zufridenheit, machten, daß er ſeinen Aufwand unter uns nicht bereuete — — gewis, dis würde eine Gaſtfreiheit ſein, welcher iede edler Reiſende zu ſchätzen weis! — — Wenn ein auswärtiger Freund, mit dem wir vor einer langen Reihe von Jahren einſt Umgang hatten, nach der Zeit unſern Wohnort durchreiſete, wie viel Vergnügen würd' es uns und ihm verſchaffen, wenn wir ihn freundſchaftlich in unſer Haus führten! Ein Nachtlager, eine frugale Mahlzeit, ein anderer kleiner

Aufwand, den wir zu ſeinem Vergnügen machten — wie reichlich würd' er uns bezahlt werden durch Anerinnerungen an vergangene Geſchichten, durch Theilnehmung an ſeinen unterdes erworbenen Kentniſſen, und durch den zärtlichſten Abſchied, den er von uns nähme! Ich kanns nicht begreifen, wie zuweilen Leute, welche doch ſonſt auf andern Seiten verſchwenderiſch ſind, auf dieſer ſo äuſerſt karg ſein, ſich und ihre Familien beſchimpfen, den Werth der alten Freundſchaft nicht mehr empfinden, und jeden Biſſen Brodt, den ſie nun nicht zweifach beim Genieſſer wieder zu [illegible] Hofnung haben, dreimahl, ehe ſie ihn reichen, in den Händen umdrehen können. — — Nein, ſo gern ich in der Welt einen Engel einmahl beherbergen möchte; ſo gern beherberg' ich auch den edlen Freund meiner Jugend, den Mann, den ich vor Jahren bei kindlichen Spielen, beim Unterricht, bei Geſchäften kennen und ſchätzen lernte. —

Eben ſo, meine Brüder, find' ich darinn viel Geiſt der Gaſtfreiheit, wenn wir gern den kleinen Zirkel unſrer redlichen Bekannten um uns haben; gern unſre Familie um uns her verſammlen. Der Mann, welcher nicht zu andern kommt, damit andere nicht wieder zu ihm kommen mögen — der Mann, welcher Beſuch und Gegenbeſuch an den Fingern mit einander berechnet — der Mann, welcher ſich nicht davon überzeugen kann, daß der Genuß ſeiner geſammten Glückſeligkeit dadurch erhöht werde, wenn er ſeine tugendhaften Freunde daran Theil nehmen läſſt, bringt ſich dadurch ſelbſt um eine der ſchätzbarſten Freuden ſeines Lebens. Nicht, Brüder, daß ich hier ienem verſchwenderiſchen Aufwande bei unſern Zuſammenkünften, ienen geräuſchvollen, tobenden Vergnügungen, ohne welche gewiſſe Menſchen, wenn ſie beiſammen ſind, nicht leben können, iener Spielſucht und ienen unmoraliſchen Geſprächen und Handlungen, welche oft der Ton ganzer Menſchenmengen ſind, das Wort reden wollte! Dis alles ſind Dinge, welche den wahren Geiſt der Gaſtfreiheit verſcheuchen. Freundſchaftliche, edle Bewirthung unſerer Freunde iſt die; wenn wir ſie gern bei uns ſehen, gern zu uns rufen; wenn wir die ſchönen Anblicke der Natur empfindungsvoll mit ihnen genieſſen; mit willigem Herzen, ohne an Wiedervergeltung zu denken, ihnen das reichen, was unſere Haushaltung vermag; bei unſern Tiſchen ſie nicht zu trunkenen Gecken machen, auch ſelbſt kein ſolcher werden; den beiſſenden Spott, die unedle Verleumdung Abweſender fliehen; der holden, tugendhaften Freude uns öfnen; die ſteife Ceremonie aus unſerer Mitte verbannen; ohne froſtige Zurückhaltung unſere Herzen gegen einander ergieſſen und würdige Geſpräche über groſſe und kleine Gegenſtände der Menſchheit unterhalten. Gott! wie mus ſich der Mann freuen, aus deſſen Hauſe am Abend ſo eine Geſellſchaft ſieht, welche einen Theil ihres Tags zuſammen heiter und edel zubrachte, wenn er den Gedanken recht durchdenkt, daß er — der Wirth derſelben geweſen ſei! — — das wünſcht' ich, daß ich beſonders Greiſe, welche, ſchon nah am Ziel, noch das Glück genieſſen, auf eine zahlreiche Familie hinzublicken, recht in dieſen Ton ſtimmen könnte! — Wo ſollten ſie denn die letzten Abendſtunden des Lebens lieber hinzubringen ſuchen, als im Schooſſe der ihrigen? Was ſollte ſie mehr dicht am Hintritt noch entzücken können, als der Anblick eines kleinen oder groſſen Menſchenhaufens, an deſſen Spitze ſie ſo lange ſtanden, und der ihnen ſein Daſein mit allen Freuden deſſelben zu danken hat? O verſammlet ſie gern um euch her, Väter und Mütter! verſammlet ſie gern um euch her, eure Kinder und Kindskinder! Sehet an ihnen allen das, was ihr einſt wart! Drücket den Säugling an euer bald nicht mehr ſchlagendes Herz und ſprecht: Gott laſſe dich wachſen und blühen und edle Früchte bringen! Rufet den Jüngling in eure zitternden Arme und warnet ihn für Irreligion, Wolluſt und Menſchenhas! Stiftet das letzte Gute, das ihr noch ſtiften könnt und theilet ihnen allen eure langen Erfahrungen mit! Gebt ihnen am Grabe noch ein edles Beiſpiel und erſtickt durch Wohlthätigkeit gegen ſie den Wunſch nach eurem Tode! Macht ihr Glück, vollkommen und gönnet euch ſelbſt die Freude, ihren Dank dafür noch zu hören! — — Nie, Brüder, nie wird uns allen der Genus des Lebens ſanfter und reizender, als im Schooſſe der unſrigen! Sie müſſen uns die Engel in Menſchengeſtalt ſein, welche die Natur und die Liebe in unſre Hütten führten! ....

Mit himmliſchen Vergnügen leſe ich einen Propheten drauf, wenn ich an die Worte komme: Brich dem Hungrigen dein Brodt, und die, ſo im Elend ſind, führ ins Haus! — — Warlich! Brüder, da hält ein Mann im ältern Iſrael ſchon eine Vorleſung über den Geiſt der Gaſifreiheit für unſere Tage — ja für alle Zeitalter und für alle Länder der Welt! — O, wie viel Unglückliche, wie viel Verlaſſene wanken allenthelben neben uns auf der Erde herum — verlaſſen von Kopf und von Herz, von Welt und vom Schickſal! Sie unterſtützen; den unwiſſenden, einſichtloſen mit unſern Kentniſſen — den verzagten mit unſerm Muth — den verführten mit unſrer Tugend — den ohnmächtigen mit unſerm Arm — den Stummen mit unſerer Sprache — den darbenden mit unſerm Ueberflus — den entblößten mit unſerm Kleidervorrath — — dis, dis, Brüder! iſt mehr Gaſtfreiheit! dadurch mögen wir nicht nur Engel beherbergen, ſondern ſogar die Ehre haben, unſere Gäſte zu Engeln umzuſchaffen. — — Ueber lang oder kurz triſt uns denn auch wohl ein Unglück, und der unterſtützte Mann wird wieder unſer Unterſtützer — da habt ihr denn den Engel! Oder wir treten einſt früh vom Schauplatz ab, und der Mann, dem wir dienten, dient dankbar unſern Hinterlaſſenen — auch da ſteht der Engel! Oder er wird wieder Engel für andere Unglückliche um ihn her. Er empfing Wohlthaten; da er ihren Werth kennen gelernt hat, wird er auch gern dergleichen, wenn er einſt kann, vertheilen. Und bewirkten wir durch unſere Unterſtützungen weiter nichts, als dies, daß wir in der Seele eines Menſchen dadurch den Vorſatz erweckten: wenn ich auch einmahl in ſo einer Lage bin und Menſchen dienen kann: ſo will ichs eben ſo, eben ſo gern, eben ſo ſchnell, eben ſo ganz thun! — Brüder! ſo hätten wir dieſer Menſchenſeele ſchon den erſten Schwung zum Engel gegeben! . . .

Ach! herberget gerne! herberget gerne! — habt ihr nur Trieb genung in der Schöpfung den Wirth zu ſpielen, ich ſteh euch dafür, daß ihr unter euren Gäſten, deren noch immer genung finden werdet, welche — Anlage zum Engel haben. — Mit iedem derſelben — mit iedem derſelben kommt Segen in unſre Hütte! denn die Gottheit lohnt die Unſchuld und Menſchlichkeit nicht nur im Hain Mamre — ſie lohnt ſie auch in allen Hainen, auf allen Hügeln und in allen Thälern der Welt . . . .

VI. laute

VI.

Laute Winke
zur weiſen Benutzung unſrer Tage
in
der Eitelkeit derſelben.

Eine Predigt zu Neujahr.

Schon ſchwebte die Nacht mit ihren ſchwarzen Schatten dahin — ſchon dämmerte der iunge Morgen — ſchon ward er voller Gottestag — — ia, erſter Gottestag im neuen Jahr .... Brüder! ach Brüder! noch lebende, noch Gott und Freunde und Vaterland liebende Brüder! wie ward euch, als ſein aufgehendes Licht euch umflos? als ihr in ſeinem Schoos den erſten Gedanken an Gott, an euch, an Brüder und Brüderfluren dachtet? ... Gewis ſtand ieder Redliche heute am Morgen mit mir, ſah gen Himmel und denn zur Erden und denn wieder zum Himmel, durchdrang denſelben mit ſeinen Blicken und ſprach zu ſich ſelbſt voll Bewunderung und Anbetung: Himmel werden verwandelt wie ein Kleid — Himmel werden verwandelt wie ein Kleid; aber Er, er bleibt, wie er iſt. — Gewis ſtand heute am Morgen ieder Redliche mit mir, fühlte des Daſeins unſchätzbaren Werth, hohlte tiefen, langen Freudenathem und dachte: ich noch da — ich noch da; nach ſo vielen Abrufungen, ſungen, welche der Tod auf allen Seiten verrichtete, noch da; mitten unter tauſend Wohlthaten, Segnungen, Seligkeiten noch da. — Gewis ſtand heute am Morgen jeder Redliche mit mir und blickte auf Eltern, auf Gatten, auf Kinder, auf Freunde hin, ſuchte ſie, fand ſie, freuete ſich ſie noch zu finden und ſegnete ſie. — Gewis ſtand ieder Redliche heute am Morgen mit mir, dachte tief und ſtarr an Vaterland und an Vaterlandswohl, erhub Aug' und Hand, lies Hand und Auge wieder ſinken, ſeufzte ſtill, aber dem Vater der Geiſter hörbar und laut: Ruhe in dir — mein mütterlich Gefilde — Ruhe in dir und Segen Gottes in dir! von Gott gegebener, von Mitbürgern dankbarangenommener, milder, reicher Segen! — Gewis ſtand ieder Redliche heute am Morgen mit mir und ſtellte ernſthafte, heilige Betrachtungen über Menſchenleben und all ſeine Schickſale an. O ihr Tage des Menſchen auf der Erde und unter dem Himmel! vergängliche, kurze, ſchnelle, ungewiſſe, unwiederbringliche Tage! — iſt doch gar eine beſondere Beſchaffenheit mit euch! Hinfälligkeit, Hinfälligkeit iſts, was wir gleich an euch ſehen, und es iſt gar nichts beſtändiges mit euch. Der Morgen bricht an, und auf den Morgen folgt wieder ein Abend, wie in der Natur. — Der Tag zwiſchen beiden nur kurz; überaus kurz; viel zu kurz für all' unſere Wünſche! Man nimmt den Wanderſtab in die Hand — lernt daran gehen — legt ihn eine Zeitlang weg — geht allein — nimmt ihn bald wieder in die Hand. Der Stab wird angeknickt — wir lehnen uns an ihn hin — er bricht, und Stab und Träger ſinken mit einander hin. Jünglinge und Greiſe laufen und hinken durch einander her. Der Greis ſtammelt erfahrungsvoll zum Jüngling: vor kurzem war ich auch noch ſo raſch, wie du; und der Jüngling, wenn er Weisheit liebt, antwortet ihm: nach wenig Tagen werd' ich ſo träge ſein, wie du. Der ganze Unterſchied zwiſchen beiden iſt der: der eine von ihnen iſt heute das, was der andere geſtern war, und der andere ward das heute ſchon, was der eine morgen ſein wird. — Ich will meiner wenigen Tage jeden zu einem Jahrhundert machen, denkt der Menſch. Ja, verſuchs nur Gutherziger! verſuchs nur! Glatt und kugelrund ſchlüpfen ſie dir dennoch aus den Händen. Du glaubſt, ſie kommen erſt und ſie ſind ſchon dahin. Du denkſt hierüber nach, und allbereits iſt wieder einer derſelben hin. Mit Flügeln der Morgenröthe eilen ſie weg, und es iſt, als wärſt du von geſtern her. — Der Menſch ſteht und berechnet ſeine vergänglichen, kurzen, ſchnellen Tage — iſt etwa in

der

der Mitte derſelben und denkt: Nun hab' ich noch halben Weg vor mir. Arbeit und Sparſamkeit haben mich zu Wohlſtand gebracht — nun will ich die übrige Zeit noch zum Genuß deſſelben verwenden. Gott! wie er ſo ängſtlich rechnet! rechnet, daß ihm vor der Stirn der Schweis ausbricht! daß du dich nur nicht in der Rechnung betrügſt, Freund! Sag, rechneſt, zählſt du Jahre, oder — Stunden? ..... Sieh, ungewis iſt aller Menſchen Leben!.. Ich ſah oft Jünglinge im Leben, raſche, vollkräftige Jünglinge, — Roſe auf den Wangen — Feuer und Flamme im Aug — Muth in allen ihren Tritten. Hand in Hand ging ich mit ihnen über die Erdfläche hin. Es war eine Wonne mit ihnen hinzuwandeln und ſich auf allen Seiten nach den Schönheiten der Natur und nach edlen Handlungen guter Menſchen umzuſehen. Ich ſchaute nur einmahl etwas länger von ihnen weg als ſonſt — da verlohr ſich ihre Hand aus der meinigen; ſchnell wandte ich mich zu ihnen zurück — ſie waren ſchon nicht mehr. Ein Ziel iſt aufgeſteckt — Barmherzigkeit und Liebe habens aufgeſteckt. Aber wo ſtehts Ziel? wohin hats der, welcher uns ſchuf, geſetzt? Ach! ſeh's allenthalben!

Geh nicht zu ſicher, zu ſchnell — es ſteht vielleicht ſchon dicht vor dir — du rennſt an! — Und wenn er denn das Leben ſo betrachtet hat, der Menſch, ſo ſchlägt er noch einmahl in die Hände und ruft aus: Und, was ſeh' ich noch? was ſeh ich noch? die vergänglichen, kurzen, ſchnellen, ungewiſſen Tage ſind auch unwiederderbringlich — ia ewig unwiederbringlich ſind ſie! Menſchenleben hat nur ein Jahr — nur einen Frühling — nur einen Sommer. Naht der Winter herbei, ſo blühſt du nicht wieder. Haſt du voll geblüht — reichlich angeſetzt — Haſt du viel Früchte in den Schoos der Geſellſchaft hingeſchüttet — wohl dir! Nimm den Gedanken mit ins Grab und ſchlummere ſanft mit ihm hin! . . .

Freunde! habt ihr das alles recht durchdacht, was ich iezt übers Menſchenleben ſprach? . . . Habt ihrs durchdacht; ſagt, mus nicht das Reſultat davon für uns alle dis ſein? : Wenns Leben ſo vergänglich, ſo kurz, ſo ſchnell, ſo ungewis, ſo unwiederbringlich iſt: ſo — müſſen wir das, was wir nun eigentlich noch vom Leben haben, ſo weiſe, aus allen Kräften ſo weiſe benutzen, wie wir können. — Ich mache mirs zur Pflicht, dieſen Gedanken recht lebhaft in uns zu unterhalten. Brüder! es iſt der erſte Tag im Jahr. Am Neuiahrstage ſollte man von nichts, als vom Menſchenleben predigen und — der Text ſollte dazu allemahl der Menſch ſein.

Auf denn! Auf Andacht! Auf Gebet zu Gott! die Eitelkeit unſerer Tage gebe uns laute Winke zu einer weiſen Benutzung derſelben! ....

Eitelkeit iſt ſo recht die Beſchaffenheit unſrer Tage; denn da iſt Vergänglichkeit, da iſt Kürze, da iſt Schnelligkeit — da iſt Ungewisheit — da iſt Unwiederbringlichkeit. — — Der menſchliche Stolz möchte ſich zwar gern dieſer Gedanken erwehren; aber die Sache iſt nun einmahl nicht anders — warum ſollten wir ihre Beſchaffenheit uns ſelbſt verheelen wollen? Vieleicht, wenn wir recht ſtark darüber nachdächten, fänden wir wohl gar, daß viel Weisheit bei der gegenwärtigen Einrichtung unſers Zuſtands ſei. Ich für mein Theil bebe nicht zurück, wenn mir ein Freund zuruft: Es geht dir wie der Bluhme, du fällſt hin, wie ſie; beideiner Tage, wenns hoch kömmt, werden etwa eine gute Handvoll; ſie ſchwinden ſchnell; Du haſt auf morgen nicht ganze Sicherheit; und wenns Leben dahin iſt, vermogſt du nicht einen Augenblick davon zurückzurufen. — Las es ſein, antwortet' ich, Beſter! wenns nun einmahl ſo iſt, ſo las uns damit Vorwillen nehmen! Du und ich werden beide nichts dran ändern können. Auch wärs thöricht, wenn wir von unſerer hinfälligen, kurzen, ſchnellen, ungewiſſen, unwiederbringlichen Zeit nur einen Augenblick zu unnützen Speculationen darüber anwenden wollten. Die Eitelkeit unſres Lebens recht zu benutzen — dis ſolls ſein, welches wir daraus abſtrahiren.

Sieh, den erſten Wink dazu giebt uns die Vergänglichkeit des Lebens. — So oft wir ſprechen: geſtern, heute, morgen — iſts ſo gut, als ſetzten wir ein Bild unſrer Vergänglichkeit recht vor unſre Augen hin. Alles, was uns von verfloſſenen Tagen übrig bleibt, iſt — Andenken derſelben. Dis wirds alſo ſein, wofür wir ſorgen müſſen, wenn wir die Eitelkeit unſers Lebens von der Seite ſeiner Hinfälligkeit nutzen wollen. — Andenken aber

ruht

ruht nicht auf alltäglichen, allgemeinen, allgewöhnlichen Dingen. Da gehts dem Mann, welcher lebte, wie dem Mann, welcher reiſet. Das lebhafte Andenken eines Wegs, welchen wir einemahls wandelten, beruht darauf, daß wir auf demſelben viel merkwürdiges, wichtiges ausübten. Bei iedem dieſer Geſchäfte, wenn wir uns an ſie erinnern, erinnern wir uns denn auch zugleich an die Gegend, wo wir es ausübten. Dadurch wird das Andenken an die Reiſe ſelbſt lebhafter. Thaten wir nichts dergleichen auf dem Wege, ſo wiſſen wir hernach nichts weiter davon, als — daß wir ihn zurückgelegt haben. — Ein hoher Grad von Thätigkeit müſte alſo das Leben überaus Andenkenvoll machen können. Bei der Anerinnerung unſrer Handlungen hätten wir denn die vergangenen Tage gleichſam wieder vor uns; unterſcheiden noch einmahl Jahre, Tage, Stunden. Fraget nur die trägen, die unwirkſamen, die immerſchlafenden unter den Menſchen, was ihnen vom zurückgelegten Theil ihres Lebens übrig ſei; ſie zucken die Achſeln und ſeufzen: Nichts. — Aber warlich, denn kann es uns auch nicht gleichgültig ſein, was für eine Gattung von Andenken wir von unſern hinfälligen Tagen übrig behalten. Ach! da mögen ihrer viele auf Erden leben, denen das Andenken verfloſſener Stunden Laſt iſt; die da wünſchen, daß ſie daſſelbe auf ewig wegtilgen könnten! Was glaubet ihr wohl, welche Stunden ich meine? — Stunden unſerer Kindheit etwa? O, die laſſt immer da geweſen ſeyn! man weis es nun einmahl, daß man, ehe man greſſer Menſch wird, erſt kleiner Menſch ſein müſſe. — Stunden unſrer Widerwärtigkeiten etwa? — Auch die laſſt immer da geweſen ſein! Hatten wir ſie nur nicht ſelbſt verſchuldet, ſo mögen wir immer ohne Scham und Reue an ſie denken. Gewis haben wir ihnen einen Theil unſrer Weisheit zu danken. — Die Stunden der Thorheit mein' ich. Stunden, in welchen der Menſch wider ſein inneres Gefühl, wider ſeine Ueberzeugung, wider die Stimme der Vernunft und der Religion handelte. Stunden, worinn er ſchwarze Thaten ausübte; einen Unglücklichen mit Füſſen trat — einen Freund betrog — am Beleidiger ſich rächte .... O Brüder! Brüder! laſſt uns unſere Tage mit edeln, menſchlichen Thaten zeichnen — ſo benutzen wir weiſe ihre Hinfälligkeit; ſo bleibt uns holdes, ſanftes Andenken derſelben übrig! Warme

Gottes- und Menſchenliebe beſeele uns! Mache uns thätig, unermüdetthätig für die Verehrung des Weltſchöpfers und für die Glückſeligkeit unſrer Brüder! Am Grabe noch ſchwebt denn das ganze Leben vor uns im Bilde unſrer ſchönen Handlungen. In groſſen Reihen gehen ſie denn vor unſern Augen vorüber und wir leben im Hinſcheid noch einmahl vom Anfang bis ans Ende. . . .

Wie? das hinfällige Leben iſt auch — kurz? So habt ihr hierinn einen neuen Wink zur weiſen Benützung eurer eitlen Tage! — — Wir ſehen nun einmahl, daß wir ſchlecht daran ſind, wenn wir die Länge unſeres Lebens nach Jahren berechnen wollen. Laſſt uns eine andere Rechnungsart wählen! Nach Genüſſen wollen wir rechnen. — Lebet, wenn ihr lebet — ganz! Mit begierigem Umherſchaun auf alle Schönheiten der Welt — mit vollem Gefühl eures Daſeins — mit unermüdeter Schöpfung aus jedem lautern, reinen Quell der Freude! dränget Genus an Genus! Tretet zwiſchen Himmel und Erde hin, dreht euch wonnevoll in der Natur im Kreiſe herum, blickt nach Sonne, Mond und Sternen, horche auf Lerchengeſang und Nachtigallſchlag, dehnet euch bei jeder langen, bezaubernden Ausſicht weit aus, ſchlurft in Hainen, in Thälern, in Gärten, auf Erndtefeldern die Seligkeiten begierig hinter, welche ein Gott der Liebe allenthalben daſelbſt für euch flieſſen läſſet! — Eilet in die Umarmungen der Tugendhaften und Redlichen, theilet mit ihnen euer Glück und eure Freuden, erhöhet den Werth derſelben durch Freundſchaft und Vertraulichkeit, ſchüttet eure Seelen gegen einander in holden, liebreichen Geſprächen aus, arbeitet gemeinſchaftlich einer an des andern Wohl. — Heiligt euch der göttlichen Religion, unterhaltet ſanften Umgang mit ihr, erfreuet euch an der Uebereinſtimmung ihrer Lehren mit eurem eigenen guten Herzen, ſchätzet die Freuden, welche ſie ſchon gibt und noch verſpricht, nahet euch an ihren Arm dem Vater der Weſen, füllet euch durch ſie geſtärkt mit Hofnung und Glauben! — — So unter gedrängten Genüſſen hingebracht wird das kürzeſte Leben lang! — Ein Jahrhundert vom Leben, ungenoſſen — ich mags nicht; ich lobe mir den, welcher ſeine Jahre, es mögen ihrer ſo wenig ſein, als wollen, unter unſchuldigfrohen Empfindungen hinbrachte, mit vollem Bewuſtſein hinbrachte, ieden Augenblick haſchte, ihn in Beſitz der ganzen Welt verwandelte, und bei allem, was um und neben ihn vorging, ſanft lächelte! Und ſtürb' er als Jüngling — er hat länger gelebt, als oft der älteſte Greis...

Schnell ſind überdis unſers hinfälligen, kurzen Tage, und dis iſt ein abermahliger lauter Wink zu einer weiſen Benutzung der Eitelkeit unſers Lebens. — — Brüder! ſind unſere Tage ſchnell, ſchlüpfen ſie uns unter den Händen dahin: ſo laſſt ſie uns ſo feſthalten — laſſt ſie uns ſo binden, wie wir können! — Wie halt' ich die flüchtigen Tage einigermaſſen feſt, ſprichſt du? wie bind' ich ſie? — Theile ieden deiner Tage in viel Theile; gib iedem von dieſen eine recht menſchliche Beſtimmung. In dem einen geh fort auf der Laufbahn deiner Kentniſſe; in den andern theile ſie wieder deinen Brüdern mit. Jetzt berathſchlage weislich, und denn führe männlich aus. Jetzt mach' einen Verſuch — denn wiederhol' ihn — denn verbeſſer' ihn. Je mehr du ſo deine ſchnellen Tage theilſt, deſto mehr bindeſt du ſie; die mannigfaltigen Beſtimmungen, welche du ihren Theilen gibſt, machen, daß du ieden derſelben mit vollem Bewuſtſein lebſt. Unterſuchs, warum deine Nächte, in welchen ein geſunder Schlaf dich hinwiegt, dir ſo ſchnell am Morgen verſtrichen dünken: ſo wirſt du finden, daß Mangel eines deutlichen Bewuſtſeins ihnen die Schnelligkeit gebe. Könntſt du 's iemahls ſo weit bringen, daß du iedes deiner Augenblicke durch menſchliche Beſtimmung derſelben recht bewuſt würdeſt: ſo müſte kein Menſch langſamer gelebt haben, als du . . . .

*

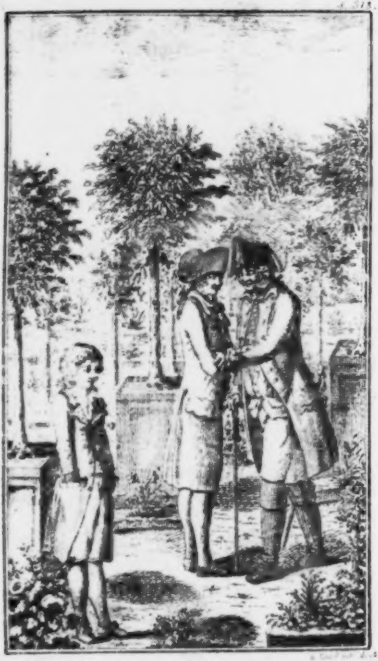
Ungewisheit! Ungewisheit! auch du geſellſt dich noch zur Vergänglichkeit, Kürze und Flüchtigkeit unſrer Tage? — Ach! Brüder! Brüder! wie uns die Eitelkeit derſelben immer ſtärker zu ihrer weiſen Benutzung winkt! — Wie ſo wenig handeln wir doch unſerer Lage gemäs, wenn wir uns mit weitausſehenden Proiekten befaſſen! Iſts denn nicht unſerm Zuſtande weit angemeſſener, daß wir einen kleinen Genus, wenn wir ihn würklich haben können, einem gröſſern vorziehen, welcher durch die Zukunft, die uns ſo ungewis iſt, noch in tauſend Zweifeln ſchwebt? Dinge, zu denen zwanzig, dreiſſig Jahre erfordert werden, wenn ſie vernünftig und gut ins Werk geſetzt werden ſollen, müſſet ihr, die ihr ſchon funfzig, ſechzig Jahre habt, nicht einmahl mehr anfangen. Ihr habt wenig Wahrſcheinlichkeit für euch, daß ihr Zeit genung haben werdet, ſie auszuführen; und noch weniger wahrſcheinlich iſts, daß, wenn ihr abgehen müſſet, gleich iemand auf eure Stelle hintreten werde, der ſie eben ſo gut, eben ſo eifrig zu Ende bringen werde, als ihr ſie angefangen habt. — Glaube ihr aber, Freunde, irgend eine auſſerordentliche Aufforderung in eurer ganzen Lage zu einer groſſen, weit ausgedehnten, mehr als ein Menſchenalter umfaſſenden Unternehmung zu finden, und habt ihr Edelmuth genung euch mit ihr zu befaſſen — wohlan! ſo faſſet ſie an zum Beſten des Menſchengeſchlechts! Seid ihr wirklich dazu aufgefordert: ſo ſetzet euch über alle Ungewisheit des Lebens hinweg, und glaube, daß der Zuſammenhang der Dinge ſo eingerichtet ſein werde, daß auf eure Stelle, wenn ihr ſie verlaſſen müſſet, Menſchen wieder hintreten werden, welche die Gottheit nach euch zu Werkzeugen macht, angefangenes gutes Werk zu vollenden. — Sonſt, in gemeinen Vorfällen mache ſichs der Menſch zur Regel; ich nehme lieber etwas für nichts; halt's mit der Gegenwart und laſſe die Zukunſt — Zukunſt ſein. Ruhiger, genügſamer Genus des Gegenwärtigen iſt auch ſicherſte Zubereitung zu anderweitigen Genüſſen des Zukünftigen. — — Auch, wenn du Guts thun willſt, Freund, ſuchs heute zu thun; morgen willſt du 's thun? — Morgen möchte der Thäter nicht mehr ſein! . . . .

Und nun, noch die Unerſetzlichkeit, Unwiederbringlichkeit unſrer vergänglichen, kurzen, ſchnellen, ungewiſſen Tage . . . Ha! Brüder! iſts nicht, als redete uns das eitle Leben hier ſelbſt an? als rief' es uns zu: Benutzet, benutzet meine Eitelkeit weiſe? . . . . Wie? und es kann noch Menſchen geben, die ihre Tage verſchwenden? — — ihre unwiederbringlichen Tage? — — Ach! da ſtehen ſie denn als frühe Greiſe — rufen die Kindheit, die Jugend, das männliche Alter zurück — rufen ſie mit Thränen zurück — — aber dahin ſind ſie! ſind dahin — ewig dahin — kommen nicht wieder! Bewahre dich, redlicher Jüngling! bewahre dich für ſo einem traurigen Stand' am Grabe durch Nachdenken, Ernſt, Mäſſigkeit und geſetzten Geiſt! Fliehe in allen Gütern des Lebens den Misbrauch! Sei Menſch — dich, deine Ruhe, deine Glückſeligkeit, deinen Gott liebender Menſch! Erfülle deine Beſtimmung; ſo quälen dich einſt Zurückwünſchungen nicht! ... Aber weg denn auch auf der andern Seite mit dem bangen Gram! Auch die unſchuldigen Freuden unſrer eitlen Tage ſind, wenn wir ſie ungeſchmeckt vorbeiſtreichen laſſen, unwiederbringlich — ewig verlohren für uns! Laſſt uns Gutes thun — iede Gelegenheit Gutes zu thun, die auch unwiederbringlich iſt, ergreiffen, und darinn nicht müde werden! Laſſt uns dabei alle groſſen und kleinen Freuden, welche uns unſer Schöpfer gönnt, mit einem frohen, dankbaren, reinen Herzen genieſſen! So können wir mit dem Glauben durchs Leben gehen, daß eine Fürſehung ſei, ohne deren Willen kein Haar vom Menſchenhaupt falle .... ach! merkts recht, Brüder! merkts recht — der, der aus des Vaters Schooſſe kam, ſagte uns dis; ſagte uns dis, daß wir es allen unſern Freunden am Neuiahrstage und an iedem andern Tage wieder ſagen ſollten .... So fülle denn unſer Herz die Zufridenheit, die Freude und die ſanfteſte Entzückung! Iſts Herz ſelbſt dabei gut: ſo haben wir unſre Beſtimmung erfüllt! ...

So ſei denn das Leben ſo eitel, als es will! der Weiſe härmt ſich nicht darüber, und denkt: Ich habe die Einrichtung nicht gemacht; auch hab' ich ſie nicht zu verantworten. So viel ſeh' ich, ſo viel glaub' ich, ſie ſei immer noch gut genung für uns alle. Mir iſts Pflicht, die Einrichtung, wie ſie nun einmahl da iſt, recht zu benutzen. Meine Pflicht iſt hier offenbar an mein Glück geknüpft; wär' ich noch Menſch, wenn ich ſie nicht erfüllen wollte? . . .

Mit ſolchen Geſinnungen, Brüder! mit ſolchen Geſinnungen dem neuen Jahr der Welt entgegen! So wirds Jahr der Freude für den Fürſten und fürs Vaterland! . . . . Ja ihm, ihm, Friedrich Auguſt, Unterthanenliebe! Unterthanenſegen ihm! Unterthanengebet ihm! . . !. Und du o Vaterland! — Vaterland, deſſen Nahme mir heilig ſein ſoll, ſo lang' ich bin! — Vaterland — mein Vaterland — wie ſüs iſt doch der Nahme! tauſendmahl möcht' ich ihn nennen — Vaterland! . . . VATERLAND! . . . . ſei Land der Ruhe! ſei Land des Segens! ſei Land Gottes! Töne du nicht von lauten und dumpfigen Klagen! — Werde bewohnt von Schöpferfreunden, Tugendgendfreunden, Menſchenfreunden! — Nähre und erfreue deine Lebenden — verſchlies die Gebeine deiner Sterbenden in deinem mütterlichen Schoos! … Las ſie da ruhen — — ruhen von all' ihrer Arbeit — von aller ihrer Tage Laſten! ….

Schlüslich iſt zu dieſer Predigt anzumerken, daß man da, wo man zu Hauſ' iſt, auf der Kanzel ein weitläuftigeres Neuiahr wünſcht, als wenn mans, ſo wie Allweil geſchieht, drucken läſſt. — — Ich wünſche unter meinem groſſen Birnbaum — und wenn der nun, wie denn die Axt ſchon dran gelegt iſt, abgehauen und ins Feuer geworfen ſein wird, an meinen Melonenbeeten alsdenn — tagtäglich dem ganzen menſchlichen Geſchlecht viel Fried' und Geſundheit; beſonders denn, wenn einmahl das groſſe Neuiahr kommen wird.



Adolf. Gewiß weiß er nun, daß er einſt Fürſt werde?
Rothe. Nein, er weiß bloß, daß er ein Unſterblicher ſei.

Theodor;

oder

über die

Bildung der Fürſtenſöhne zu Fürſten.

von M—.

Erſter Theil

Preussische Staatsbibliothek Berlin

Mit Königl. Preuß. Allergnädigſten Freiheit.

Berlin, 1786.
Bei Arnold Wever.

Gräflich
Stolbergische
Bibliothek
zu
Wernigerode

Wgde 1069

G
Na
D
te
he
er
W
da
te
lei
de
W

Vorerinnerung.

Erwarte in dieſem Buche keine künſt-
che Verwickelungen, lieber Leſer!
der Verfaſſer iſt ein ganz unverwickel-
r, gerader Mann. Er ſah um ſich
r viel Unheil, wie du, und fand die
rſte Quelle davon ſo richtig, wie du.
ährend, daß die Ideenaſſociation
bel mit ihm ihr Weſen trieb, beglei-
e er in Gedanken ein Fürſtenknäb-
in — oder wenn du lieber willſt,
n Erbprinz Theodor — von der
iege an bis zum Fürſtenſtuhl; und

das, was ſeiner Meinung nach unterwegs an ſelbigem gethan und mit ſelbigem geſprochen werden müſſte, ſteht in dieſem Buche geſchrieben. Nebenbei findeſt du auch noch manch erkleckliches Raiſonnement. Ueberall aber iſt viel **brennbare Materie** darin; weshalb du wohl thun wirſt, es nicht zu nahe am Kamin zu leſen. Mit den übrigen Elementen verträgt es ſich.

Adolf.

Erſter Theil.

Adolf — einer der edelſten Fürſten, welche ſein Jahrhundert aufzuweiſen hatte, ſchuf ſein Land, das er als Wildnis vorgefunden, zum Paradieſe um. Da er in Schlachten nicht geglänzt hatte, gab ihm die Geſchichte zwar nicht die Beinahmen des Tapfern, des Kühnen, des Unerſchrocknen; aber dafür reichte ihm ſein Volk den Zunahmen des Guten, des Menſchlichen, und liebte und ſegnete ihn. Ehrenſäulen von Marmor und Erz ragten für ihn weder auf ſeinen Marktplätzen noch auf ſeinen Landſtraſſen, — denn er wollte ſie nicht, weil der Flor ſeines Landes, das Werk ſeiner Hände, ihm Ehrenmahls genug war; aber er wußte, daß, wo einer ſeiner Unterthanen knieete und betete, auch ſeiner gegen den Weltſchöpfer im Segen gedacht werde. Ein einziger Kummer war es, der ihm eine Reihe von Jahren hindurch oft den Genus ſeiner Freuden verbitterte. Ulrike, ſeine trefliche Gattin, lebte lange mit ihm, ohne die Wünſche des Landes zu erfüllen.

Da ging Adolf oft einſam unter den Berceaus und Lauben ſeiner Luſtgärten umher und beſeufzte die Zukünfte ſeines Volks. Alle ſeine wohlthätigen Veranſtaltungen ſah er nur bis an ſeinen Tod hindauern; weil er keinen Nachfolger hinterlieſſe, dem er ſeinen Geiſt einhauchen könnte. Vielmehr ſtand dem Lande alsdann die zerſplitterndſte Theilung bevor. So lies er lieber manche Laſt auf den Schultern ſeiner Unterthanen liegen, die er ihnen gern abgenommen hätte; damit ſie einſt über ſeinen Tod, wenn ihnen ſelbige alsdann verdoppelt vielleicht wiederaufgelegt würde, nicht in Verzweifelung gerathen möchten.

Endlich ward ſein und ſeines Volks ſehnlichſtes Verlangen erfüllt. Ulrike freuete ſich, Mutter zu werden und ward es auf eine für das Land erwünſchteſte Weiſe. Adolf war eben auf einem ſeiner Bergſchlöſſer, labete ſich an den herrlichen Ausſichten, die er hatte, und verband damit die ſüſſen Ahndungen des nun vielleicht bald befeſtigten Heils ſeines Volks in ſpäten Zukünften; als ihm ein Kourier die Nachricht brachte, daß ihm ein Prinz geboren ſei.

„O du, rief er knieend aus, der du die Schickſale der Völker regierſt und leiteſt, du haſt die

Wünſche vieler Tauſende erhört, an deren Spitze ich durch deine Gnade ſtehe und wünſchte, wie ſie. Gott — meiner Väter Gott! wie ſegne ich dieſen Tag, der mich ſo unausſprechlich im Gutesthun ſtärkt, da ich nun ſehe, daß ich lange fortdaurendes Gutes thun kann! Siehe, ich will den Sohn, den du mir gabſt, erziehen zum guten Menſchen. Er ſoll, wenn du mich von der Erde nimmſt, nicht ſchlafen auf dem Fürſtenſtuhl; auch ſoll er nicht ſein Tirann und Blutigel, ſondern Vater ſeines Volks. Gieb ihm einſt Weisheit und Tugend, und ſtärke mich, daß keins meiner Beiſpiele ihn verderbe!“

Adolf eilte, daß er zu Ulriken käme. Ulrike breitete, als ſie ihn ſah, ihre Arme nach ihm aus. Der kleine Theodor lag neben ihr. Adolf küßte ihn und ſie. **Er werde, wie ſein Vater** — rief Ulrike. **Er werde** — erwiederte Adolf unter Freudenthränen — **noch weit beſſer**, als ich!

Ulriken trieb ihr eigenes Herz an, unnatürlichhandelnden Müttern in den höhern Ständen ihres Landes, und vorzüglich in der Reſidenz, eins der edelſten Beiſpiele zu geben. Sie ward ganz Mutter und reichte ihrem **Kinde** die erſte Nahrung aus ſich ſelbſt. Adolf lernte jetzt ſeine Gattin erſt vollkommen ſchätzen, und freute ſich nicht wenig, als er eine Unterredung von weitem zuhörte, welche ſie darüber mit einer ihrer Kammerfrauen hielt.

„Ihro Hoheit werden die traurigſten Erfahrungen davon machen, ſprach dieſe endlich, als die herbeigebrachte Amme unverrichteter Sachen wieder fortgehen mußte — was für widrige Einflüſſe Ihr Vorhaben auf Ihre Schönheit haben wird. Es iſt dis überall nur Pflicht für die Weiber in den niedrigſten Ständen; und Fürſtinnen ſollten vor allen den Vorzug haben, ſolcher unendlichen Unbequemlichkeiten überhoben zu ſein.“

Thörin! Thörin! erwiederte Ulrike ernſthaft, die Natur hat uns Weibern Pflichten aufgelegt, die wir, wenn uns nicht Unvermögen davon abhält, erfüllen müſſen, wir mögen Hirtinnen oder Hoheiten ſein. Schön bin ich nur alsdann, wenn ich als Mutter ganz Mutter bin. Mein Sohn ſoll mich einſt in ganzem Verſtande und vollem mit Recht Mutter nennen. Ich will die Freuden, welche mir die Natur gönnet, nicht undankbar an ein fremdes Weib verſchenken, das ſie nicht zu ſchätzen weis. —

So trank Theodor die Milch ſeiner Mutter; ſo ſchlief Theodor am Buſen ſeiner Mutter ein; ſo war das erſte halbe Jahr kaum verfloſſen, als Theodor ſchon ſeine Mutter dankend dafür anlächelte.

[illegible] „Iſt dis nichts? ſprach Ulrike einsmals, da dis geſchah, in Gegenwart aller ihrer Hofdamen, ſehet einmal her! Wen gilt dieſer liebevolle Blick, dis holdſelige Lächeln? Iſts nicht mich? Weſſen Bild drückt ſich hierdurch dem Knaben zum erſten, zum ſanfteſten, zum ſtärkſten, zum geliebteſten ein? Iſts nicht das meinige? Bald wird er ſich an mich ſchmiegen, bald, wenn ich ihn nicht habe, ſich an mich her neigen, und, wenn ich ihn dann nehme, ſeine Arme um mich breiten, mir ſchmeicheln und mich küſſen — Und dis, dis alles ſollte einem fremden Weibe widerfahren? Und ich ſollte dabei ſtehen, und Zeugin davon ſein, wenn es ihr widerführe, und zu mir ſagen — ſieh, die hat es lieber, als dich! Nein, nein, der rechtmäſſigern Anſprüche auf ſolche Vorzüge und Freuden begiebt ſich Ulrike nicht. Mich ſoll er kennen an allem, mich ſoll er lieben vor allen. Wer erſetzte mir dieſen Verluſt? All' eure groſſe Welt und all das Geräuſche der Höfe — all' eure Bälle und Maſkeraden erſetzen mir ihn nicht."

Seit der Zeit fingen die Miniſterfrauen und die Frauen der Hof- und Staatsmänner wieder an, die erſten Pflichten der Mütter zu erfüllen; — weil Ulrike ſie erfüllte. Und ſobald es hies, daß dis am Hofe jetzt die neuſte Mode ſei, folgten auch alle adeliche Damen, alle reiche

Kaufmannsfrauen und überhaupt all die Frauen hierinn nach, welche ſich ſorgfältig nach den neuen Moden am Hofe zu richten pflegen. Man ernährte nun ſeine neugebohrnen Kinder aus eben dem Grunde wieder ſelbſt, aus welchem man gewiſſe Friſuren, Hauben, Ermeln und Reifröcke trug.

Jetzt habe ich nur die erſten Pflichten gegen dich erfüllt, redete einſt Ulrike den koſenden Knaben unter tauſend Küſſen an; aber ich will noch mehr für dich thun. Und ſo blieb **Theodor** auch in den erſten Jahren ſeines Lebens ganz unter der Erziehung ſeiner Mutter. Adolf ſorgte dafür, daß **keine alberne Weiber** um ihn wären. Aus Ulrikens Händen ging er in die Hände der erſten Kammerfrau, welche eine ſehr aufgeklärte und vernünftige Dame war. Aus den Händen der Kammerfrau ging er in die Hände einer Wärterin, die zwar nur von mittlerm Stande, aber von allen Vorurtheilen der Kinderſtuben frei war. Und hatte er dieſe Tour ſo herunter gemacht, ſo machte er ſie eben ſo hinauf wieder zurück. Die Wärterin durfte nichts, als das Nothwendige, ſprechen; die Kammerfrau ſprach mehr; Ulrike das meiſte. Stehen und gehen mochten ihn ſeine Verpflegerinnen lehren, wie ſie wollten, und wie es ihnen am bequemſten war; dagegen hatte Adolf nichts.

Aber für reden= thun= genieſſen= und leidenlehren waren Vorſchriften gemacht, die er mit Ulriken gemeinſchaftlich verabredet hatte, und die unverbrüchlich befolgt werden ſollten. Die Summe dieſer Vorſchriften war, den Knaben nichts Böſes ſehen und hören zu laſſen, ihn an Leib und Seele geſund zu erhalten, vor erheblichem Schaden ihn zu bewahren, auf ſeine kleinen Unfälle aber nicht zu achten, ihn viel an die freie Luft zu bringen und noch mehr ſich bewegen zu laſſen, ihn reines Deutſch und richtige Ausſprache zu lehren, jedem Aberglauben und Vorurtheil den Zugang zu ihm zu verſperren, ihm zwar als die einzige Hofnung des Landes zu ſchätzen, aber keine Komplimente mit ihm zu machen, noch weniger ihm von ſeiner vornehmen Geburt und Beſtimmung etwas vorzuſchwatzen, ſondern ihn ſchlechtweg Theodor zu rufen. Eine von beiden war allemahl gewiß bei ihm, entweder Ulrike oder die Kammerfrau; welche auch bald jeden, der ſonſt etwa noch ſie umwankte, darüber unterrichteten, wie er ſich in Gegenwart des Prinzen zu benehmen habe. Allerdings gehörte eine Mutter dazu, wie Ulrike war, um eine ſolche erſte Erziehung auch nur zur Hälfte möglich zu machen. Adolf ſchätzte ſie deswegen auch unausſprechlich. Er ſah, daß er den größern Theil ſeiner Endzwecke für Theodorn erreiche, war zufrieden damit, hofte das noch fehlendgebliebene bald zu ergänzen und — eilte deshalb, ihn in **männliche** Hände zu bringen.

So ſtill und geräuſchlos auch dieſe ungewöhnlichere Erziehungsart des Prinzen in ſeinen erſten ſechs Jahren betrieben ward: ſo kam ſie doch zur Wiſſenſchaft des Hofes und der Welt. Der natürliche Erfolg hiervon war, daß es keinen Miniſter und keinen Kammerjunker gab, der ſich nun nicht in das pädagogiſche Fach geworfen und auch über einen Plan zur Erziehung des Prinzen gebrütet hätte. Je nachdem die Herren alt oder jung waren, deutſch oder franzöſiſch dachten, das Wohl des Vaterlandes oder ihr eigenes Privatintereſſe nur dabei zum Augenmerk hatten, fielen auch ihre Plane aus, und jeder ſuchte den ſeinigen an **den rechten Mann**, den Fürſten, zu bringen. Eine geraume Zeit über waren alle Romanen, Gedichtſammlungen, witzige Schriften und Reiſebeſchreibungen gleichſam verbannet. Jedermann, der leſen konnte, las nichts als Erziehungsſchriften, und trug ſeine Excerpten daraus als eigenverfertigte Waare nach Hofe zu Markt. Bei jeder Konferenz, bei jeder Kour, bei jedem Diner und Souper leitete ſich das Geſpräch bald auf Betrachtungen über die beſte Art, die Fürſtenſöhne zu erziehen. Fürſt Adolf gab nicht ſelten ſelbſt den Ton dazu an; da denn ihrer zehen alsbald ihre Stimmen zu erheben bereit waren, über deren Wiederſprüche er oft lächeln muſte. Für den wahren Pädagogen war es eine der luſtigſten Unterhaltungen, den Diſputirübungen beſonders, welche bei der Tafel, wenn die Lebensgeiſter der Hofkavaliere in eine etwas mehr als gewöhnliche Bewegung gerathen waren, über dieſen Gegenſtand angeſtellt wurden, beizuwohnen. Jeder begleitete den Fürſtenſohn, welchen ſeine Fantaſie erzog, von der Wiege an bis zum Fürſtenſtuhl, und ſetzte ihn dann als den liebens- Preis- Ehr- und anbetenswürdigſten, den jemals die Erde getragen hätte, auf ſelbigem nieder. Nicht weniger ſuchte auch jeder, der ſchon einige Einflüſſe am Hofe hatte, und mit der Zeit deren noch mehr zu haben wünſchte, einen ſeiner Söhne oder Verwandten, oder ſonſt eine ſeiner Kreaturen zum Lehrer, Hofmeiſter und Oberhofmeiſter oder auch nur zum Geſellſchafter des Prinzen anzubringen.

Adolf war ein weiſer Mann. Er hatte ſelbſt über die Erziehung ſeines Sohns auf das tiefſte nachgedacht, und nicht ſowohl aus Büchern, als vielmehr aus den Erfahrungen ſeines eigenen Fürſtenlebens die richtigſten Grundſäze für ſelbige geſchöpft. Als er nun lange genug leutſelig und gutmüthig dem Geſchwäz ſeines Hofes über dieſen groſſen Gegenſtand zugehört hatte, verſammlete er ſeine geſamte vornehmere Dienerſchaft und redete ſie alſo an:

„Ich weis die Wohlthat zu ſchäzen, Meſſieurs, welche mir das Herkommen dieſes Landes giebt, daß **mein Sohn darum, weil er mein Sohn iſt, nach meinem Tode mein Nachfolger in der Regierung wird**; aber ich will ſie auch zu verdienen ſuchen. Frei geſteh' ich es Ihnen, daß meiner Einſicht nach den Völkern bei Einführung der Gewohnheit, **die Thronen und Stühle ihrer Fürſten erblich zu machen**, nicht genug vorgeſehen worden iſt. Ich bin ſelbſt Fürſt und kann alſo, wenn ich dis ſage, nicht in den Verdacht kommen, als taſtete ich die nun feſtgegründeten Gerechtſame der Fürſtenhäuſer an. Ich weis, wie lieb es mir iſt, daß mein Sohn nach mir regieren werde, und würde eher auf jeden andern Lohn Verzicht thun, als auf dieſen; ich weis aber auch, daß es Zeiten gab, wo dieſe Gerechtſame noch nicht waren, und ſpreche alſo jezt als Philoſoph und Weltbürger über die Sache, um mich dadurch ſelbſt für meine nunmehrige höchſte Pflicht, für die

edelſte

delſte Bildung meines Sohnes, recht warm zu machen. Vorher hatten es die Völker in ihrer Macht, nur die Weiſeſten, die Tapferſten, die Beſten aus ihrer Mitte auf ihren Fürſtenſtühlen zu ſehen; jetzt aber müſſen ſie mit jedem vorlieb nehmen, wie er nun ſo iſt, ſobald ihm ſeine Geburt das Recht giebt, Platz darauf zu faſſen. Ich denke, dieſer einzige Satz ſage ſchon erſtaunlich viel. Was in aller Welt würde man ſprechen, wenn jemand die Demonſtration davon führte, daß es ſich immer ſo treffen müſſe, daß der Edelſte und Beſte unter der ganzen folgenden Generation eines Volks allemahl von dem jetztregierenden Herrn gezeugt werde? Wäre dis nicht eben ſo, als wenn jemand demonſtriren wollte, daß der Sohn des geſchickteſten Uhrmachers, Mahlers oder Bildhauers nach dem Tode ſeines Vaters allemahl wieder der beſte Bildhauer, Mahler oder Uhrmacher ſein müſte? Und wie, wenn es nun Urſachen gäbe, welche es zuweilen ſogar unmöglich machten, daß der Sohn eines Fürſten wieder Fürſt zu werden verdiente? Wie, wenn es Erbprinzen gäbe, die, ſo zu ſagen, nichts weiter wären, als — die letzten Kraftüberreſte ausgemergelter Väter? Wie wenig Geiſt, Mannheit und Thätigkeit könnte ſich eine Nation von dieſen verſprechen! Und wenn dis auch nicht der Fall wäre, wie viel gehöret dazu, Menſchen begreiflich zu machen, daß ſie das erſt noch werden oder auch nur zu verdienen zu ſein ſuchen müſſen, was ſie durch die Geburt ſchon ſind! Hier ſind zwei Gedanken, deren einer, wie der andere, in der Seele eines Erbprinzen der herrſchende werden kann — — — ſo, wie dein Vater die Augen ſchließt, biſt du Fürſt, du magſt übrigens ſein, wie du willſt — oder — du mußt nun ſo weiſe und ſo gut zu werden ſuchen, daß dein Vaterland, wenn dein Vater mit Tode abgeht, dich zu ſeinem Fürſten wünſchen würde, wenn du auch durch die Geburt kein Recht zur Nachfolge hätteſt ... Geſetzt nun, daß alle Erbprinzen gutherzig den letztern Gedanken aus ſich ſelbſt ſchöpften und ihm Gehör gäben; unterdrückt man nicht oft ſelbigen in ihnen wohl gar auf alle mögliche Weiſe? Giebt man ihnen nicht oft die allerunzweckmäſſigſte Erziehung? Ich weis, wie ich erzogen werden bin — als ein künftiger Fürſt warlich nicht — und darum kann ich hiervon ſprechen. Verweichlicht man ſie nicht oft am meiſten, ſie, die einſt die thätigſten und ausdauerendſten ſein ſollen? Hält man ſie nicht oft von aller Aufklärung zurück, um einſt während ihrer künftigen Regierung deſto beſſer in trübem Waſſer fiſchen zu können? Studirt man nicht oft ihre

Lieb=

Lieblingsleidenſchaften, und ernährt dieſelben recht vorſätzlich, um dadurch ihre Gunſt ſich zu verſichern? Flöſſet man ihnen nicht oft den Regentendünkel ſchon in zarter Jugend ein, und macht ſie dadurch träge, ſich andere Vorzüge mehr zu erwerben, als die, die ihnen ihr Stand ſchon giebt? Umgeben ſie nicht oft von Kindesgebeinen an Schmeichler aller Art, die ihre gröbſten Fehler belächeln und ihre fadeſten Einfälle für Witz und Gedankenſchönheit erklären? Gewöhnet man ſie nicht oft, wenn ſie kaum lallen können, ſchon zu befehlen? Nennet man nicht oft den drei- und zweijährigen Fürſtenknaben ſchon **Ihro Durchlaucht, Ihro Hoheit, gnädigſter Herr**? Was für Eindrücke mus dis auf einen **Knaben** machen, wenn man ihn ſchon **gnädiger Herr** nennt! Wäre es Wunder, wenn dadurch ſein geſamtes Gehirn verwäſſerte, ſeine ganze Seele verſchroben würde, und er, wenn er einſt zur Regierung käme, als **der allerungnädigſte Herr** erſchiene? Hätte man es doch nicht beſſer haben wollen! Armes, geplagtes Volk, nun könnteſt du die Strafen der Sünden derer tragen, welche deinen Fürſten in ſeiner Jugend umgaben und verderbten! — — Aber, wie geſagt, mein Volk ſoll in der kommenden Generation nichts dadurch verliehren, daß es meinen Vorfahren die Gerechtſame zugeſtanden hat, die Herrſchaft über ſelbiges ihren Nachkommen zum Erbe zu hinterlaſſen. Mein Sohn Theodor ſoll nicht nur nach mir Fürſt ſein, wenn Gott, der Herr aller Herren, vor dem ich mich in Demuth beuge, ihm das Leben friſtet; ſondern er ſoll auch nach mir regieren, ſelbſt regieren, weiſe und wohlthätig regieren. Ich weis, wie viel hierzu gehöre. Ich ſchäme mich, ſo oft ich hieran denke, vieler meines Standes, wenn ich die Geſchichte durchblättere. Doch, was iſts? Die Schuld lag gröſſentheils gewis nicht an ihnen ſelbſt, ſondern an denjenigen, die für ihre Erziehung zu ſorgen hatten. Wird doch der Bauer kein guter Bauer, wenn er nicht gehörig dazu erzogen wird; wie kann ein Fürſt ein wahrer Fürſt werden, wenn er nicht dazu gebildet wird? Es giebt ja überall keine angebohrne Ideen; am wenigſten giebt es angebohrne Fürſtenideen. Theodor — du Freude meines Lebens — du ſollſt einſt werden weder Schlafmütze, noch Trunkenbold, noch Zügellos, noch Starrkopf, noch Frömmling, noch Gottesleugner, noch Weichling, noch Tirann. Werden ſollſt du Vater deines Volks. Und damit du dis werdeſt, ſollſt du von nun an unter meinen eigenen Augen erzogen werden. Ich will ſagen, was du ſehen und hören, womit du dich beſchäftigen, zerſtreuen und vergnügen, was du lernen und thun ſollſt. — Meſſieurs, ich habe eine geraume Zeit hindurch ihren Unterredungen, Urtheilen und Rathgebungen über die **Erziehung** der Fürſtenſöhne zu Fürſten zugehört; weil ich über dieſen wichtigen Gegenſtand wohl eine ganze **Welt** hätte mögen ſprechen hören. Das Gute habe ich benutzt; das Schlechte gebe ich an die Behörden zurück. **Von nun an hören alle Geſpräche darüber auf.** Ich habe meinen eigenen Plan gemacht, nach welchem Theodor Punkt für Punkt erzogen werden ſoll. Er beſtehet kürzlich darin — daß **Theodor einer der geſundeſten, ſtärkſten, thätigſten, männlichſten, weiſeſten, edelſten und liebevolleſten Menſchen werden ſolle, die dieſe Nation aufzuweiſen hat.** Hierdurch einzig und allein hoffe ich mein Volk dafür zu entſchädigen, daß ich **auf gut Glück** im Beſitz der Gerechtſame bin, ſchon jetzt auf meinen **ſechsjährigen Knaben** hinzuweiſen und zu ſprechen. — **ſehet da, das iſt euer künftiger Fürſt!** Dieſen Plan ſagen Sie allen meinen Unterthanen. Verſichern Sie ſich ſelbſt von der Unbeweglichkeit deſſelben auf das feſteſte. Aber — **die Ausführung des Plans** überlaſſen Sie ganz mir!"

Die ſämtlichen Kavaliere und Räthe ſahen einander nach der Reihe herum an, als Adolf ſo geredet hatte, und wußten nicht, ob jemand, und wer, und was er antworten ſollte. Sie hatten ganz andere Kontenta ſeiner Rede erwartet. Einige hatten an dieſem Tage ein groſſes Avancement unter der Dienerſchaft gehoft; andere hatten im mindeſten nicht daran gezweifelt, daß ſie jetzt feierlich für die Aufſeher und Oberaufſeher, für die Hofmeiſter und Oberhofmeiſter, für die Edukationsdirektoren und Oberedukationsdirektoren des Prinzen erklärt werden würden. Jeder von allen hatte ſich geſchmeichelt, daß ſeine Erziehungsprincipien von dem Fürſten mit Beifall gekrönt und nun bei Theodors Bildung zum Grunde gelegt werden würden. Von allem dieſen aber — geſchah nichts. Adolf kündigte einen eigenen Plan an; — es war von keinem Oberaufſeher, Oberhofmeiſter und Oberedukationsdirektor die Rede; — jeder von den anweſenden Dienern blieb, was er geweſen war, ehe er heute nach Hofe ging. Eine allgemeine Stille voll Verlegenheit und Engbrüſtigkeit herrſchte im ganzen Kourſaal. Endlich trat der Hofrath Rothe, ein junger, aufgeklärter, wakkerer Mann, der während der Rede ſeines Herrn oft mit dem Kopf genickt hatte, um einige Schritte hervor und ſprach:

„Jeder Vater hat das Recht, ſein Kind zu erziehen, wie er es am beſten findet; wie vielmehr, o Fürſt, haben Sie es! Ach daß alle Groſſen der Welt Ihrem Beiſpiele folgten und ſo viel Antheil an der Bildung ihrer Söhne nähmen, welche nach ihnen die Völker beherrſchen ſollen! Und was müſſen wir nicht von der Bildung eines Prinzen erwarten, wozu ein Vater den Plan machte, für den der Anblick ſeines ganzen Landes Zeuge iſt, daß er die Wiſſenſchaft verſtehe und ausübe, ſeine Unterthanen glücklich zu machen! Ihro Durchlaucht haben in Ihrer Anrede an uns Wahrheiten geſagt, welche bis jetzt Fürſten nur laut ſagen, wir übrigen aber nur denken durften. Wie muß das Herz rechtſchaffener Diener einem Herren entgegenſchlagen, der mit ſolcher Unpartheilichkeit über Angelegenheiten ſeines eigenen Standes ſpricht? Beharren Sie, gnädigſter Herr, auf dem Wege, welchen Sie zur Erziehung Ihres Prinzen eingegangen ſind. Er iſt der richtige, und die Gottheit wird Sie auf ſelbigem ſegnen. Jahre und Kräfte, das groſſe Werk zu vollenden, wollen wir Ihnen vom Himmel erflehen. O welche Wonne, welche Seligkeiten ſtehen nun auch der ſpäten Zukunft meines Vaterlandes bevor! Wie wird die Nachwelt in ſeinem Schoſſe ſich unter Theodor eben ſo geſegnet preiſen, wie ihre Väter einſt ſich unter Adolf prieſen!"

Der Fürſt reichte Rothen die Hand und gab der ganzen Verſammlung ein Zeichen, daß ſie nun wieder aus einander gehen könnte. Rothe mußte da bleiben. Als die übrigen ſich entfernt hatten, diktirte ihm Adolf ſelbſt folgendes Reſkript, welches ſogleich an alle Kollegien des Landes erging, und noch an demſelben Tage allen höhern und niedern Dienern und Bedienten des Hofes, von dem Regierungspräſidenten an bis zum jüngſten Küchenjungen, der geſtern erſt die Schürze bekommen hatte, publicirt ward:

„Ich befehle hiermit allen und jeden, die ſich zu meiner Dienerſchaft und zu meinem Hofe rechnen, auf das ernſtlichſte, daß ſich niemand unterſtehe, meinen **Sohn Theodor**, der heute in ſein ſiebentes Jahr getreten iſt, Ihro Durchlaucht oder gnädigſter Herr zu nennen. Er iſt noch kein gnädiger Herr, ſondern blos ein gutherziger, unverdorbener Knabe. Auch iſt er noch keine Durchlaucht, ſondern nur der Sohn einer Durchlaucht. So einen Knaben nennt der Deutſche — **Prinz**; und ſo ſoll man meinen Theodor auch nennen. Auch iſt es mein ernſtlichſter Wille, daß ſichs niemand einfallen laſſen ſolle, ihm vorzuſchwatzen, daß er einmahl ein groſſer, vornehmer Herr werden, uber Land und Leute zu befehlen haben und thun können werde, wie er wolle, und was dergleichen mehr iſt, als wodurch ſolchen Knaben nur zu früh ein Nagel in den Kopf geſetzt wird, daß ſie wohl wunder denken, was ſie ſchon ſind. Wenn es Zeit ſein wird, ihm dergleichen zu ſagen, will ich es ihm wohl ſelbſt ſagen; und zwar auf ſo eine Art, daß ihm kein Nagel darüber in den Kopf fahren ſoll. Wer dieſe meine Befehle übertritt, der verliehrt auf der Stelle ſeinen Dienſt, oder, wenn er dergleichen nicht hat, doch ſofort allen Zutritt am Hofe. Wornach ſich zu achten!

Adolf.“

Der Inhalt dieſes Reſkripts ward auch mit veränderten Worten noch an demſelben Tage der ganzen Nation bei Trommelſchlag bekannt gemacht.

Unter den erſten Räthen des Fürſten befand ſich der Geheimerath Zenodorf; ein Greis, deſſen Exiſtenz am Hofe ſich noch in der vorvorigen Regierung verlohr, und der dem fürſtlichen Hauſe viel wichtige Dienſte geleiſtet hatte. Beſonders hatte er viele Streitigkeiten mit den Nachbaren abgethan und verſchiedene beträchtliche Anſprüche ſeiner Fürſten geltend gemacht. Den größten Theil ſeines Lebens hatte er in den Archiven zugebracht, und man konnte ihn noch in ſeinen hohen Jahren als ein lebendiges Archiv des Hauſes betrachten. Adolf konnte bei ihm nachfragen über Angelegenheiten des Hofes und des Landes, wie er wollte, und es mogte eine Gerechtſame des erſtern oder ein Statut des letztern betreffen, ſo wußte ihm Zensdorf auf der Stelle darüber Beſcheid zu geben. Der alte Mann hatte eine ſo ausgebreitete, eiſenfeſte Memorie, daß er mehrentheus Jahr und Tag, wenn etwas auseinandergeſetzt, berichtigt oder verordnet worden war, pünktlich angeben und ſogar die Pagina im Buch, worauf er ſich berief, aus dem Kopf hernennen konnte. Adolf ſchätzte ihn deshalb hoch, und Zensdorf war einer von denen, welche zu allen Zeiten unangemeldet bei ihm Vortritt haben konnten. Der brauchbare Greis hatte aber eine gewiſſe unangenehme Seite, welche man bei Männern ſeiner Art ſehr häufig anzutreffen pflegt; nehmlich — er war der **unbiegſamſte Vertheidiger und Eiferer für jedes alte Herkommen, es mogte gehören, zu welcher Klaſſe es wollte.** Vermuthlich hatte ſeine Seele dieſe Stimmung dadurch erhalten, daß er ſich faſt immer damit hatte beſchäftigen müſſen, alte Gerechtſame ſeiner Fürſten aus den Urkunden der Vorwelt aufzuſuchen, darzuthun und geltend zu machen. Adolf überſah dieſe an ihm oft äußerſt läſtige Seite der übrigen nützlichen wegen, die er an Ihm fand, klopfte ihm bei Gelegenheiten, wenn er ſie zu eifrig zeigte, die Schultern, und pflegte wohl dazu zu ſagen — — — laſſen Sie es gut ſein, lieber Greis; es betrift ja keinen von den alten Anſprüchen meines Hauſes. . .

Zenodorf war bei der Verſammlung des Hofes und bei der Rede des Fürſten nicht gegenwärtig geweſen, ſondern kam eben erſt, als der Inhalt eines Reſkripts bei Trommelſchlag publicirt ward, von einer Grenzbeſichtigung zurück. Er lies den Wagen mitten auf dem Markt halten, um zu hören, was da abgeleſen werde, und, als er es vernommen, ſtieg er auf der Stelle aus und ging zum Fürſten.

„Gnädigſter Herr, ich habe alleweil gehört, daß ich Höchſtdero Herrn Erbprinz nicht Ihro Durchlaucht nennen ſoll. Der alte Zenodorf nennt ihn aber doch ſo. Da nun hierauf die Kaſſation geſetzt iſt; ſo will ich lieber gleich unterthänigſt um meine Dimiſſion bitten, damit ich nicht kaſſirt werde.“

Adolf. Die kann ich Ihnen nicht geben; denn mein Haus verlöhre zu viel dabei. Ich habe ja das Geſetz gegeben; ſo kann ich auch eine Ausnahme davon machen und ſagen — mein alter Geheimerath Zenodorf ſoll der einzige ſein, der meinen ſiebenjährigen Knaben Ihro Durchlaucht nennen darf. Aber guter Greis, wie wird das klingen, wenn Sie, nachdem ich einmahl etwas für thöricht erklärt habe, das Privilegium erhalten, die Thorheit allein zu begehen? Und thöricht iſts ja doch — überlegen Sie es nur recht — ein Menſchenkind, das noch nichts weis und noch nichts geleiſtet hat, ſchon ſo zu betiteln. Wer ſpricht denn wohl zum Knaben meines Generalſuperintendenten, Ihro Magnificenz, oder wer hat zu Ihrem Knaben geſagt Ihro Excellenz? Würden Sie und der Generalſuperintendent nicht beide ſich den Unterleib für lachen haben halten müſſen, wenn Sie dis gehört hätten?

Zenodorf. Vergeben Sie, gnädigſter Herr, es iſt keine Thorheit, ſondern vielmehr eine lobenswürdige alte Sitte, daß man auch die Fürſtenkinder Ihro Durchlaucht nennet.

Adolf. Nun, alt iſt ſie wohl nicht. Das wiſſen Sie ſo gut, als ich. Vielmehr gehört ſie zu den Uebertreibungen neuerer Zeiten. Und überhaupt, lieber Geheimerath, die Sache betrift ja keine der alten Anſprüche und Gerechtſame meines Hauſes...

Zenodorf. (hitzig.) Ja wohl betrift ſie dieſe. Das wollte ich eben vorhin damit ſagen, daß die Sitte ihren guten Grund hätte.

Adolf. (lächelnd.) Nun, den möchte ich doch in der That hören.

Zeno-

Zensdorf. Es iſt die Pflicht eines Volks, daß es den Fürſten auch in ſeinen Kindern ehre.

Adolf. Das heißt nichts anders als — man ſoll meinen Sohn meintwegen ehren. Das iſt aber falſch. Ein jeder Menſch muß ſein ſelbſt wegen geehrt werden. Theodor aber hat noch nichts an ſich, weshalb er geehrt werden ſollte. Er iſt mein Sohn — das iſt wahr; aber hat er hierzu etwas beigetragen? Haben Sie denn verlangt, daß man Ihre Söhne, als ſie noch ſolche Knaben waren, Ihretwegen ehren, und was noch mehr iſt, eben ſo hoch ehren ſollte, als Sie? Sie waren damahls Hofrath; wurden denn Ihre Knaben deshalb etwa die kleinen Hofräthe genannt? — Erwägen Sie doch, wie ich vielmehr dadurch entehrt würde, wenn mein Volk zwiſchen mir und meinem ſiebenjährigen Kinde keinen Unterſchied machte, ſondern einen wie den andern Ihro Durchlaucht rieſe...

Zensdorf. (der anfängt den Kopf zu ſchütteln:) Es iſt ja aber doch der Erbprinz — der künftige Regent. Das Volk muß ſich gleich vom Anfang an dazu gewöhnen, gegen den Herrn Reſpekt zu faſſen, der einſt über daſſelbe herrſchen ſoll.

Adolf. (gleichfalls den Kopf ſchüttelnd.) Das wäre fein! Kann ich dis auch wohl meinem Volke zumuthen, ohne mich der Zumuthung zu ſchämen? Wenn hat man denn Achtung für einen Gelehrten — wenn er noch ſelbſt in die Schule geht, oder wenn er andere ſchon wieder vollkommen unterrichten kann? Wenn ſchätzt man den Künſtler und Profeßioniſten — wenn er noch nicht einmahl aus der Lehre iſt, oder wenn er Meiſterſtücke liefert? Kein Menſch nennt den Sekundaner Herr Magiſter, und kein Menſch den Lehrburſchen Meiſter. Das dürfte nur erſt geſchehen; ſo würde es in dem Gelehrten- Künſtler- und Profeßioniſtenſtand bald ſauber ausſehen. Wie müßte ich Theodors wegen in Sorgen ſein, wenn man jetzt ſchon den Reſpekt gegen ihn haben ſollte, den er einſt nur als regierender Fürſt verlangen kann? Nein, er bilde ſich zuvor aus und werde dadurch des Reſpekts erſt würdig, der ihm einmahl zu Theile werden ſoll. Und hierfür ſtehe ich! Er ſoll ſo erzogen werden, daß er einſt, wenn er zur Regierung gelangt, durch Weisheit und Tugend den Reſpekt aller ſeiner Unterthanen habe. Alsdann mögen ſie ihn mit Recht Ihro Durchlaucht nennen; aber jetzt ſoll man mir dem Knaben nicht etwa den Kopf zu verrücken ſuchen. — — A propos, Herr Geheimerath, wann war das, daß die Sache wegen der

Grenzſtreitigkeit zwiſchen uns und dem Hofe zu L.. zur Richtigkeit kam, und wo finde ich den Vergleich?

Zensdorf. (der den Kopf noch mehr ſchüttelt.) Gnädigſter Herr, das war — das war Anno 1740, am 13. Februar, da der exceſſive Froſt war, morgens um 9 Uhr, auf dem Schloſſe Ulrikenburg. Der Vergleich ſteht — ſteht — ſteht in den neuſten Grenzbeziehungsakten, Tom. 4. fol. 69 und 70.

Adolf. Ich möchte den Vergleich wohl ſehen.

Zensdorf. (der abgeht.) Ich werde ihn Ihro Durchlaucht noch heute zu überſchicken die Ehre haben.

Adolf. (als Zensdorf weg iſt, vor ſich ſelbſt.) Das ſoll gut werden! Mit dem Alten ſoll ich wohl noch meine tauſend Noth haben, wenn er jetzt ſchon dagegen eifert, daß Theodor nicht Ihro Durchlaucht heißen ſoll. Das kann aber alles nichts helfen; er mag reden, was er will.

Ganz das Gegenſtück zum Geheimenrath Zensdorf war der Hofrath Rothe; — ein junger philoſophiſcher Kopf, der ſich auf einer Galeere zu befinden glaubte, wenn er einmahl im geheimen Archiv alle zu einander gehörige Urkunden zuſammenſuchen oder eine Deduktion von einer Quartſeite daraus verfertigen ſollte. Die Stärke, welche bei Zensdorfen die untren Seelen lenkräfte hatten, beſaßen bei ihm die obern. Er hegte einen unwiderſtehlichen Verdacht auf der Stelle gegen alles, ſobald er hörte, daß es alt ſei; doch lies er Gerechtigkeit wiederfahren, wenn er nach angeſtellter Unterſuchung fand, daß das Alte gut ſei. Nur mußte niemand begehren, daß er etwas **blos darum** billigen und loben ſollte, **weil es alt ſei**; noch viel weniger durfte man ihm zumuthen, daß er ſogar Ehrfurcht gegen etwas **blos darum** bezeigen ſollte, **weil es uralt ſei**. Wahrſcheinlicher Weiſe rührte dis davon her, weil er auf Univerſitäten wider die Gewohnheit der Juriſten wacker Philoſophie ſtudirt hatte, und weil philoſophiſche Schriften noch bis auf dieſen Augenblick ſeine Lieblingslektüre waren. Adolf hatte ihn auf ſeine Koſten ſtudiren laſſen, weil er der älteſte von eilf Kindern eines Vaters war, der mehr von einer Gnadenzulage des Fürſten, als von ſeinem Dienſt, leben mußte, und weil er ihm ausdrücklich von allen ſeinen Lehrern als ein überaus fähiger Kopf empfohlen worden war. Nachher hatte Rothe auf fürſtliche Koſten einige Jahre ſich auf Reiſen gemacht und ſeinen philoſophiſchen Geiſt durch Beobachtungen der Länder, Völker, Fürſten, Geſetze und Sitten noch mehr ausgebildet. Als er nun wieder nach Hauſe kam, und in den Landeskollegien mit arbeiten ſollte, ſties ſich ſein erleuchteter Kopf täglich gegen Geſetze, Einrichtungen und Herkommen, die er mit der geſunden Vernunft nicht vereinigen konnte. Er hatte deshalb tägliche Ueberläufe mit den ältern Räthen, die ihm dann wohl noch obendrein ſeine Jugend vorwarfen, und klagte dem Fürſten ſeine Noth. . Adolf ſah ein, daß der junge Mann wohl oft Recht haben mögte, erlöſte ihn vom Kollegienmechanismus, und machte ihn zu ſeinem geheimen Expedienten. Da war er denn faſt unaufhörlich bei ſeinem weiſen Fürſten, der nun erſt Gelegenheit hatte, ſeine herrlichen Geiſtesgaben und Kenntniſſe vollkommen kennen zu lernen. Rothe arbeitete ſchnell und gut. Alles, was er entwarf, war präcis und deutlich; und es war ihm gleich leicht, ob er den Aufſatz deutſch, lateiniſch, franzöſiſch, engliſch oder italiäniſch anfertigen ſollte.

So, wie Theodor gebohren war, fiel Adolfs erſter Blick auf Rothen, daß dieſer einſt ſein Erzieher werden ſollte; und jetzt, da der Prinz nun wirklich in die Hände eines ſolchen überzugehen, im Begrif war, blieb Adolfs letzter Blick deshalb an Rothen hangen. „Setzen Sie ſich, ſprach der Fürſt Tags darauf, als er die ganze Dienerſchaft verſammlet gehabt hatte, zu ihm, und ſchreiben Sie den letzten Brief für mich. Als Rothe damit fertig war, fuhr Adolf alſo fort:

„Von nun an verſetze ich Sie auf einen andern Poſten. Er iſt zwar nicht an äußerlicher Ehre der wichtigſte, aber er iſt es an innerm Gehalt, und Sie können auf ſelbigem dieſem Staate mehr Nutzen ſtiften, als alle meine Miniſter und Räthe zuſammen. Sie ſollen meinen Sohn erziehen helfen. Ihr moraliſcher Karackter, Ihre Sprach- und Sachkenntniſſe, Ihre männliche Lebhaftigkeit geben Ihnen die Eigenſchaften hierzu. Denken Sie nicht, daß Sie noch viel andere dabei zur Seite haben ſollen, nur ein einziger Mithelfer wird es ſein, und der — bin ich. Ich weis es, daß ich Ihnen viel auftrage; ich weis aber auch, daß Sie ein Mann ſind, der viel leiſten kann. Wir wollen alle und jede Masregeln beſprechen, die Theodors wegen genommen werden ſollen. Mein Plan iſt zwar gemacht, und ich habe ihn ſo oft überlegt und überſonnen, daß ich ihn ſchier auswendig weis; allein ich werde mich nicht ſchämen, ihn hier oder da abzuändern, ſobald ich ihn irgendwo bei der Ausführung entweder unthunlich oder doch unzweckmäßig finde. Alle Ihre Bedenken und Zweifel gegen die Einrichtungen, welche ich treffe, ſagen Sie mir jederzeit frei heraus. Ich kann Widerſpruch ertragen; ich kann nachgeben, ſobald man mich überzeugt, daß ich Unrecht habe. Ich habe hiervon ſchon öffentliche Beweiſe gegeben, und dadurch weiter keinen Vorwurf mir zugezogen, als den — daß ich auch ein Menſch ſei. Hätte ich dis nicht gethan; wäre ich auf meinen Kopf beſtanden, wenn ich offenbar unrecht hatte: ſo hätte ich den Vorwurf verdient, daß ich kein guter Menſch ſei. Dieſer wäre nur Schande geweſen; nicht jener. Wie vielmehr werde ich Einwürfe und Gegenſätze in einer Angelegenheit ertragen, die die wichtigſte für meine kleine und groſſe Familie, oder für mein Haus und für mein **Volk** iſt! Lohnen werde ich Sie für Ihre Arbeit, wie ſichs gehört. Mißdeuten Sie dieſen Ausdruck nicht, er ſoll ein Gegenſatz gegen die empfindſamklingende, im Grunde aber nur Geitzbedeckende Sprache ſein, in welcher man Männern Ihrer Art ſehr ſchmeichelnd ſagt, daß nur ihr eignes Herz ſie belohnen könne, — um ihnen mit einigem Anſtande einen Lumpengehalt auswerfen zu dürfen. Sie treten mithin von heute an in den Genus desjenigen Gehalts, den meine Geheimenräthe haben, und behalten ihn auf Lebenszeit. Iſt Theodor dann erzogen; regiert er einſt an meinem Platz: ſo ſollen Sie nichts weiter dafür thun, als — daß Sie ſein vertrauteſter Freund bleiben. Welche Beſtimmung für Sie, in die Sie nun treten! Fühlen Sie ſie ganz in aller ihrer Wichtigkeit. Aber auch welcher Segen für Sie, wenn Sie ſie erfüllen und aus meinem Theodor einen Mann bilden, der einſt ſo vielen Tauſenden Schutz, Troſt und Beiſtand werde! Laſſen Sie uns vorzüglich dafür ſorgen, daß keins von jenen Laſtern, mit welchen die Höfe ſo oft angeſteckt ſind, in ſeine Seele einſchleiche. Er iſt ſehr lebhaft, aber er iſt auch ſehr biegſam. Er hat das Feuer ſeines Vaters und das Herz ſeiner Mutter" — —

Das hat er — unterbrach Adolfen Ulrike, die jezt ins Zimmer trat und Theodorn an der Hand hatte — das hat er; und zwar das eine, wie das andere. Hier bringe ich ihn und übergebe ihn Ihren Händen, mein lieber Rothe. Einem edlen Manne hat man nicht nöthig viel zu ſagen. So viel alſo nur: — mein Sohn iſt noch geſund und ſo gut, wie er war, als ich ihn zur Welt brachte. Nun ſorgen Sie, daß er fernerhin weder an Leib noch Seele verderbe.

Theodor lies ſeine Mutter los, eilte an Rothen hin, von dem ſie ihm den Tag über viel erzählt hatte, zog ihn nach ſich herunter und umarmte ihn.

Adolf. Das iſt dein nunmehriger Lehrer, Erzieher und Freund, mein Sohn.

Theodor. (freudig.) Ach ja, ich weis es ſchon. Und darum küſſe ich ihn eben.

Adolf. Liebe ihn, wie du deine Eltern liebeſt, und folge ihm in allen, wie du uns folgeſt. Ich habe zu viel zu thun; ſonſt wollte ich dich allein ſelbſt unterrichten und dich immer bei mir haben. Wir wollen aber doch nicht weit von einander ſein; und er wird dich auch nichts als Nützliches und Gutes lehren. Wenn du ihm recht zuhöreſt und folgeſt, wirſt du ein kluger und guter Menſch werden; und dann, dann werden wir und alle Menſchen dich erſt recht lieb haben.

Theodor. (hüpfend.) Ich will gewis recht folgen und auch recht fleißig lernen.

Hofrath Rothe. (der jezt in einer der ſonderbarſten und angenehmſten Betäubungen ſeines Lebens geweſen war.) Durchlauchtigſter Fürſt, verzeihen Sie die Verlegenheit, in der Sie mich erblicken — — ich bin überraſcht, überſtrömt auf allen Seiten von zu viel Gnade und Zutrauen — mein Herz ſucht den Ausdruck ſeiner Empfindungen vergeblich — — — ſelten empfing wohl ein Erzieher ſeinen Zögling unmittelbar aus ſolchen Händen — — noch nie drang wohl ſo ein Zögling auf ſeinen Erzieher ſo zu. Gern und freudig übernehm' ich das groſſe mir aufgetragene Geſchäft, um es zu betreiben, ſo viel in meinen Kräften iſt. Mein Geiſt und mein Herz ſoll daran arbeiten, grosmüthiger Fürſt. . Nie ſoll es Sie gereuen, meine edelſte Fürſtin, daß Ihr Prinz von Ihrer Hand ſich losmachte und nach der meinigen grif. . . Und Sie, lieber Prinz — hören Sie mich; ich will ganz für Sie leben. Ich will Ihnen nach und nach alles mittheilen, was ich weis und was Ihnen nützlich iſt. Ich will Ihnen guten Rath geben, will Sie vor Gefahren ſchützen, will Sie die ſchönſten Freuden des Lebens kennen lehren — — — Lieben Sie mich nur! Sein Sie aufmerkſam, zutraulich gegen mich, herzlich, nachdenkend, folgeleiſtend — — —

Theodor kletterte an Rothen unter Freudenthränen hinan und ſchwebte an ſeinem Halſe. Adolf gab ein Zeichen. Ulrike ging darauf voran und lies ein Zimmer neben Adolfs Zimmer öfnen, welches ſie von nun an Theodorn und ſeinem Hofmeiſter zur Wohnung anwies. Ein einziger Bedienter ſtand da, der ſich bei Rothen zur immerwährenden Aufwartung meldete. Adolf ſelbſt hatte ihn unter allen ſeinen Hoflakeien dazu ausgeſucht. Schmidt war ein Menſch von mittlerem Alter, vernünftig, geſetzt, ſorgfältig, treu, unerſchrocken und von ſtarken Leibeskräften. Sein Gehalt war ihm von Stund an verdreifacht worden, und der Fürſt ſelbſt hatte ihm auch ſeine Inſtruktion gegeben. Vermöge derſelben ſollte er den Prinz nicht verweichlichen, ſondern nur vor Schaden bewahren helfen, um ihn ſein, ſo oft er gerufen würde, und alle die Geſchäfte verrichten, welche ihm Hofrath Rothe auftrüge. Rothe war von dieſem Tage an nicht weni-

weniger noch immer oft mit dem Fürſten allein; da denn der Gegenſtand ihrer Unterredungen kein anderer war, als Theodor. Auch war Adolf oft bei Rothen, und wohnte den Ausübungen und Anwendungen ſeiner eignen gegebenen Erziehungsvorſchriften bei.

Theodor war das Kleinod ſeiner Eltern und die einzige Hofnung des Landes. Man konnte ihn mit einer Blume oder Pflanze von ausnehmendem Werth vergleichen, die im ganzen Garten in ihrer Art nur **einmahl** da iſt, und die der Gärtner deshalb mit ausnehmender Sorgfalt zu erhalten ſucht. Wie aber ein **erfahrener** Gärtner ein ſo einziges ſchätzbares Gewächs, an deſſen Erhaltung ihm ſo viel gelegen iſt, weder übertreibt noch verzärtelt: ſo ordnete auch Adolf **eine ſehr vollkommene Aufſicht über ihn — ohne alle Verweichlichung an. Dauerhafte Geſundheit und Stärke, bei der Theodor Gefahren und Leiden nicht achten mögte,** waren die erſten Zwecke, auf deren Erreichung fortgearbeitet werden ſollte.

„Ich weiß nicht, wie mir werde, ſprach Adolf gleich am erſten Tage noch zu Rothen, wenn ich mir erſt einen **verweichlichten** und **durch Verweichlichung entnervten Menſchen** denke und **hernach** hinzudenke, **daß er ein regie-**

render Herr ſei. Das iſt freilich eine Grille, daß der Fürſt **allemahl Kopfslänger** ſein müſſe, **als die ganze Nation.** Den Romanſchreibern und Heldengedichtmachern verurſacht dis zwar weiter keinen Aufwand; in der Natur aber iſt dieſer Umſtand um keinen Preis immer zu erkaufen. Im Grunde betrachtet, liegt hierauf auch gar nicht das Gewicht, welches man ſich oft träumet; denn die **Gröſſe** der Seele iſt nach nichts weniger abzumeſſen, als — **nach** der Größe **ihres Körper.** Aber das iſt keine Grille, daß **derjenige, welcher an** der Spitze eines **Volks** ſtehen und in **einem Reihen von vielen tauſend Männern der Erſte** ſein ſoll, **auch ein ganzer Mann** ſein müſſe. Findet man es denn wohl bei den Thieren, welche entweder immer oder doch auf einige Zeit in Geſellſchaft leben, daß ſie **einen ihrer Entkräfteten** zum **Vorſteher** oder auch nur zum **Zuganführer** haben — oder haben ſie nicht jederzeit dazu **einen ihrer Stärkſten, Raſcheſten und Vollkräftigſten?** Iſt denn die Beſtimmung **eines** Fürſten, ein geſchäftloſer Mann zu ſein, oder liegt nicht vielmehr auf ihm eine **ganze Laſt** der allergröſſeſten und **wichtigſten** Geſchäfte? Nun, wie kann er denn **arbeiten**, wenn er ein unkräftiger Mann iſt? Wie kann er **einer** der **unermüdeteſten** Arbeiter ſein, **wenn er** nicht einer der **allerkräftigſten** Männer iſt? **Er muß** ein Menſch ſein, der Gefahren nicht ſcheuet, dem es nicht darum zu thun iſt, ob er einmahl eine Nacht durchſchlafe oder durchwache, der im September nicht ſchon in den Pelz kriecht, und der eine gute Doſis Nebel hinterſchlucken kann, ohne Tages drauf über Rhevmatiſmus zu ächzen Ein Mann muß er ſein, der ſich nicht allenthalben, wo er nöthig iſt, auf der Sänfte tragen läſſet, der, wenn Feuer, Ueberſchwemmung, oder ſonſt gros Unglück im Lande entſteht, es ſei ſpät oder früh am Tage und im Jahre, gleich bei der Hand iſt und Rettung anordnet, und der gröſtentheils bei gutem Muth und bei froher Laune ſich befindet, damit er den bittenden oder klagenden Unterthan nicht von ſich ſcheuche und bis zur Verzweiflung bringe, ſondern immer aufgelegt ſei, ihn anzuhören, und ihm Gerechtigkeit, Billigkeit und Barmherzigkeit angedeihen zu laſſen, Wie kann er aber ſo ein Menſch ſein, wenn ſein Körper von der Beſchaffenheit iſt, daß jede Anſtrengung ſeiner Kräfte ihn ſogleich heftig erſchüttert oder gar zu Boden wirft; — wenn er an Gemächlichkeit von Jugend auf ſo verwöhnt iſt, daß ihn die geringſte Stöhrung derſelben alsbald ganz und gar aus dem Gleiſe bringt; — und wenn er ſich den ſinnlichen Vergnügensgenüſſen einmahl ſo ergeben hat, daß ihn jede kleine Aufopferung derſelben, welche das Wohl des Staats oder auch nur das Heil eines einzelnen Bürgers von ihm fordert, auf das äuſſerſte mismüthig, unwillig und verdroſſen macht? Ach, unüberſehbar gros iſt das Elend eines Landes, deſſen Regent ein durch Verweichlichung entnervter Mann iſt! Die Nation hat von ihm ſelbſt wenig oder nichts ſich zu getröſten. Sie und Er — alle beide ſind ſie in den Händen ſeiner Miniſter und Räthe. Dieſe ſind Fürſt; nicht Er. Er trägt nur den Nahmen des Fürſten — ſie tragen die fürſtliche Macht. Er unterſchreibt nur — ſie beſchlieſſen, machen ab, legen ihm vor die Feder, was er unterſchreiben ſoll. Weil er ſeine Gemächlichkeit hierdurch gepflegt ſieht, ſo hat er nichts dagegen. Aber was geſchieht — was muß geſchehen? Schurken und Schelme drängen ſich nun bald zunächſt an ihn und — leiten ihn am Gängelbande. Ehrliche, rechtſchaffene Männer verderben es mit ihm; weil ſie täglich Verſuche machen, ihn in pflichtmäſſige Thätigkeit zu ſetzen. Sie werden bald durch jene auf die Seite geſchoben, oder begeben ſich freiwillig in patriotiſche Einſamkeiten; während daß die Schurken ſich des Ruders immer mehr bemächtigen, den Herrn immer mehr einſchläfern und einwiegen, ihm alles centnerſchwer vorſtellen, damit er ja niemals auf den Einfall komme, ſelbſt Hand mitanzulegen, oder auch ſelbſt nur unterſuchen zu wollen, ihm nur immer neue Zerſtreuungen und Vergnügungen verſchaffen, ihn im Taumel ſo hinhalten, daß er nie zu ſich ſelbſt und zum Gefühl ſeiner Würde recht zurückkomme, ihm wohl gar eine Abneigung gegen ſeine Unterthanen einflößen, damit niemand unmittelbaren Zutritt zu ihm erhalte, unterdeſſen immer mehr ſchalten, wie ſie wollen, eine zehntauſend Thaler nach den andern zuſammenſtehlen und erpreſſen, und, wie die Blutigel, am Geäder des Landes ſaugen... Wie geht es denn auf einem Pachthofe her, wo der Amtmann nur immer entweder im Großvaterſtuhl, oder am Spieltiſche ſitzt, oder beſtändig auf Gaſtereien umherſchwärmt? Nicht wahr, die Verwalter, Ausgeberinnen, Bierbrauer, Schäfer und Knechte ſcharren jeder auf ſeinem Kuchen; die Knechte ſchlagen einen Theil des Futterkorns, und der Brauer die Hälfte Malz unter, der Schäfer läſſet ſo viel Schafe an den Pocken ſterben, wie er will, die Ausgeberin berechnet ſo viel Buttertöpfe zur häuslichen Konſumtion, als ſie will, und die Verwalter verkaufen Waitzen, Gerſte, Hafer und Rübſamen, wofür ſie wollen, und Verwalter und Ausgeberinnen und Schäfer und Knechte und Bierbrauer verrathen keiner den andern, ſondern ſtecken alle zuſammen unter einer Decke? Nun, eben ſo geht es im Groſſen in einem Lande her, deſſen Fürſt wie jener Amtmann handelt. Hier wirft nun der geſunde Menſchenverſtand die Frage auf — wozu iſt er aber Fürſt, wenn er nicht Fürſt ſein will? Glaubt er das Recht zu haben, Fürſt nun einmahl bleiben zu müſſen, ſeine Unterthanen mögen wollen, oder nicht: ſo müßte ihm doch ſein eigenes menſchliches Gefühl auch ſagen, daß ſeine Unterthanen noch weit mehr Recht haben, von ihm zu fordern, daß er auch wirklich den Fürſten mache. Kann er dis nicht: ſo gebe er ſich nicht weiter dafür aus, ſondern mache ſeinen Stuhl leer; damit ein anderer ſich darauf ſetze, der es kann. Es wäre ja doch ein unerhörter Unſinn, zu glauben, daß ſeine jetztlebende Nation in ihren Vor- Vor- Vorfahren ſich ſollte anheiſchig gemacht haben, einſt nach vielen Jahrhunderten einen Menſchen für ihren Fürſten zu erkennen, der dis nun einmahl nicht ſein kann! .. Denkt man nun noch den Umſtand hinzu, daß ſo ein verweichlichter und entnervter Fürſt der Mann werde, der auch ſogar ſeinen Nachfolger zeugt — als wozu er dennoch oft noch Nerve genug hat — ſo wird warlich das Elend grenzenlos, das ſo ein einziger zur Regierung unfähiger Menſch über ein ganzes Volk verbreitet. Alſo wird es auch durch ſeinen Tod nicht einmahl für daſſelbe beſſer, ſondern vielmehr noch ſchlimmer!

Was kann, was darf man ſich denn wohl von der Nachkommenſchaft eines Vaters verſprechen, der ſelbſt ſchon entnervt und verbuttet war? Muß ſie nicht noch weit entnervter, verbutteter werden, als er? Warlich, ich halte es für die letzte Barmherzigkeit, welche Gott dem Volke deſſelben wiederfahren laſſen kann — für wahre Direktion des oberſten Direktors halte ichs, wenn ſo ein Menſch von Fürſten ohne Erben bleibt. Wenn es möglich wäre, daß ſeine Unterthanen darüber ſeufzen könnten, daß er kinderlos bliebe: ſo würde dis zwar ein Beweis ihrer Gutherzigkeit, aber auch zugleich ein Beweis ihres unrechtverſtandenen Patriotismus ſein! denn im Grunde betrachtet, mußten ſie an dem Tage alle ſchon faſten, an welchem ihnen ein Prinz gebohren würde, um ſich dadurch auf die Faſtenwochen und Faſtenjahre vorzubereiten, welche ſie einſt unter ſeiner Regierung haben würden. — — Darum ſoll jetzt vor allen Dingen dafür geſorgt werden, daß Theodor, der von einem geſunden Vater gezeugt iſt, und der, wie ſein Anſehen zu erkennen giebt, von der Natur die Anwartſchaft auf eine lange und heitere Dauer erhalten hat, einſt ein recht feſter und ſtarker Mann werde. Ich will keinen Kannibalen und Irokeſen aus ihm machen; ein rüſtiger, vollkräftiger Deutſcher aber ſoll er werden, der nicht blos Hülfe, Hülfe! ſchreit, wenn er einen Unglücklichen in Lebensgefahr ſiehet, ſondern der auch, wenn auf der Stelle geholfen werden muß, denſelben mit ſeinen eigenen Händen angreifen und auf ſeinen eigenen Schultern aus Feuer und Waſſer tragen kann. Ich will keinen Bauer und Handlanger aus ihm machen; aber ein Fürſt ſoll er werden, der in ſeiner Art eben ſo wacker und unverdroſſen arbeitet, wie Bauern und Handlanger auf die ihrige. Niemand ſoll ihm einſt die glänzenden Vergnügungen ſeines höhern Standes misgönnen, weil er ihn auch die ſchwerern Pflichten deſſelben mit Treue und Eifer ausüben ſiehet. Hierzu iſt nun hauptſächlich nothwendig, daß er von allem, was auch nur an **Verweichlichung und Verzärtelung** grenzt, zurückgehalten werde. Ich kenne die weibiſchen Erziehungen, welche noch manchen Prinzen gegeben werden. Ich habe die Ehre, recht erzweibiſch erzogen worden zu ſein; aber darum empört ſich auch mein ganzes Herz dagegen. Ich ward nicht erzogen zu einem **Manne**, der einſt **allenthalben vor dem Riß** ſtehen ſoll, ſondern zu einer **Puppe**, die man in dem **Glasſchrank** ſtellt, oder höchſtens zu einem **Wundergeſchöpfchen**, das ſich dann und wann, wenn der **Himmel** recht klar und die **Luft** recht warm iſt, dem **Volke** für Geld ſehen laſſen mag. Da ward denn mein kleines dermahliges gar unbedeutendes Ich, das gnädigſte Herrchen, auf das pünktlichſte aufgewartet und bedient. Drei, vier, auch wohl ſechs, damit das halbe Dutzend voll werde, ſtanden Morgens und Abends um daſſelbe her, die es an- und auskleideten. Nach nichts durfte es weit greifen; nach nichts ſich bücken; alles ward ihm in die Hände gereicht. War das Wetter nicht ausnehmend ſchön: ſo ward es in die Zimmer geſperret oder in einem großen Kaſten ausgefahren. Ging es ja aus, ſo ward es von Kopf bis zu Füſſen wohl eingepackt, eingehüllt und eingemummt, damit kein Lüftchen es anwehe und ihm Verkältung verurſache. Forderte er etwas zu eſſen: ſo ward es reichlich mit Mandeltorte, Biskuit und Konfituren geſättigt, damit es ſich fein frühzeitig den Magen verſchleimen mögte — — und ſo weiter — ja zum Henker und ſo weiter — — — (hier gerieth der edle Fürſt wider ſeine Gewohnheit in Hitze, ſtampfte heftig auf und warf den Hut, daß er hinter den Ofen flog) Wenn ich daran denke ſo drehen ſich meine Gedärme noch dreimahl wurmförmiger, als der Schöpfer ſie gedrehet wiſſen wollte.... Ja, mit Zähneknirſchen ſehe ich darauf zurück... Gott weiß es, ob ſie Brei im Herzen, oder Heckerling in den Köpfen hatten, die mich ſo erzogen. . . Kurz, ich trage die Mahlzeichen davon noch an meinem Leibe, und darum ſoll ſchlechterdings mit Theodorn von allem das Gegentheil geſchehen.“

Dieſer Inſtruktion zufolge wurden gleich am erſten Abend dem Prinz zwar die leichten Nachtkleider gebracht; aber Rothe munterte ihn auf, ſich ſelbſt auszuziehen, und Schmidt mußte ihm nur dabei, als ſollte er es ihn lehren, zur Hand gehen.

Rothe. Alles, was der Menſch an ſich ſelbſt thun kann, das iſt ihm Schande, wenn er es ſich von einem andern thun läſſet. Kleine Kinder, Kranke und alte Leute müſſen von andern an- und ausgezogen werden. Das iſt ein Zeichen eines **Erwachſenen**, wenn man ſich ſelbſt behelfen kann. Je eher Sie Schmidts gar nicht mehr benöthigt ſind, deſto eher werden Sie auch unter die Leute gezählt, Prinz, die keine Kinder mehr ſind.

Theodor. Geſtern haben mich drei Jungfern ausgezogen. . .

Rothe. Geſtern wurden Sie auch noch unter die kleinen Kinder gerechnet. Von heute an nicht mehr.

Theodor. Mein Papa läßt ſich aber auch Schuh und Strümpfe aus- und anziehen. . .

Rothe. Sehen Sie auch einmahl den dikken Bauch an, den Ihr Vater hat, mein Prinz. Wenn Sie erſt ſo einen dicken Bauch haben, dann können Sie ſich nicht bücken, und dann muß Ihnen auch ein anderer Schuh und Strümpfe ausziehen. Jetzt aber können Sie ſich ſelbſt bükken. Wie ſollte es denn Ihr Vater machen? Seine Arme reichen ihn nicht über den Bauch weg. Das iſt aber ſchlimm genug, wenns uns ſo geht; denn da muß man immer warten, bis erſt jemand komme. Sie aber können ſich Schuh und Strümpfe ausziehen, wenn Sie wollen.

Theodor. Aber hören Sie einmahl — auch die Kleider läßt ſich mein Papa aus- und anziehen — — —

Rothe. Nicht immer, lieber Prinz. Ich weiß auch, daß er ſich ſelbſt ankleidet. Aber freilich es wird ihm ſauer. Wie geſagt, Ihr Vater iſt ſtark und dick; ſolche Leute können ſich nicht ſo vollkommen bewegen, wie wir.

Theodor. Ach, aber hören Sie doch — meine Mama iſt ja nicht dick und ſtark, und läßt ſich doch immer aus- und ankleiden. . .

Rothe. I lieber Prinz, Ihre Mutter iſt ja ein Frauenzimmer. Sind Sie denn ein Frauenzimmer? — Sehen Sie einmahl, wir Mannsperſonen müſſen allemahl eher bei der Hand ſein, wenn irgendwo zu handeln, zu rathen und zu helfen iſt; denn wir ſind die Stärkern. Mithin müſſen auch unſere Kleider, Schuh und Strümpfe blos **unter unſerer Gewalt** ſtehen; damit wir gleich fertig ſein können. Und wenn dis auch nicht wäre, ſo wollte ich mich doch nimmermehr **meines Rechts** begeben, mich ſelbſt an- und auszukleiden. Ich mache mir ja dabei alles leiſer und ſanfter, als es andere mir machen würden. Ziehe ich mich ſelbſt aus: ſo reiſſe ich mich nicht, zerre mich nicht, komme nicht aus meinem Gleichgewicht, purzele nicht um. Ziehe ich mich ſelbſt an: ſo drücke ich mich nicht, ſteche mich nicht mit den Nadeln, binde, ſchnalle mich nicht zu feſt, u. ſ. w. Das macht — **ich fühle dis alles gleich, weil ich es an mir ſelbſt thue.** Ließſe ich mir es von einem andern thun — der ſollte mich wohl ziehen und zerren, binden und kneipen, und könnte nicht einmahl etwas dafür; denn er fühlte es nicht, ſondern müßte es erſt aus meinen Zuckungen merken, und dann hätte ich den Schmerz ſchon weg.

Theodor. Das iſt auch wahr! Heute morgen hatten ſie mir den rechten Schuh ſo feſt geſchnallt, daß ich kaum gehen konnte.

Rothe. Da haben Sie es! Laſſen Sie ſich von keinem andern wieder die Schuhe zu ſchnallen, bis Sie erſt ſo einen dicken Bauch haben, wie Ihr Vater hat.

Theodor fing an, ſich ſelbſt aus- und anzuziehen, und bedurfte täglich weniger, daß man ihn dabei helfe. Je beſſer er es lernte, deſto mehr lobte ihn Rothe dafür. Nach acht Tagen konnte er es ganz allein und wußte ſich nicht wenig damit.

Nun ſind Sie kein Kind mehr — ſprach Rothe, als ſich der Prinz zum erſtenmahle ohne alle Beihülfe angekleidet hatte.

Theodors Ehrgeitz ward dadurch ſo erregt, daß er von nun an auch nicht mehr leiden wollte, **daß Schmidt ihm die Kleider hohlte oder wegtrüge.**

Der Prinz. (indem er zum Fürſten hinüber ſpringt.) Beſter Vater — **heute habe ich mich ganz allein angezogen.**

Adolf. Das iſt brav. Je gröſſer man wird, deſto weniger muß man auch andern Leuten Arbeit und Mühe machen. Sie haben doch wohl genug mit uns zu thun gehabt, ſo lange wir klein waren. Wenn ich es nur könnte — **es ſollte keine Hand an meinen Leib kommen, als meine eigne.**

Theodors ganzer An- und Aufzug war nichts mehr und nichts weniger, als — **befriedigtes Kleidungsbedürfnis mit Simplicität und**

Anſtändigkeit. Barfus zu gehen ward er nicht geübt, weil er in ſeinem ganzen Leben nicht barfus zu gehen nöthig haben, ſondern Schuh und Strümpfe immer würde bezahlen können. Ueber dieſe und andere pädagogiſche Harlekinaden war der weiſe Adolf weg, und würde ſie am allerwenigſten an ſeinem einzigen Prinz haben probiren laſſen. Ich will meinen Sohn ſtark machen, pflegte er in dergleichen Fällen zu ſagen, aber mit offenbarem Riſiko nicht. Allein Handſchuhe trug Theodor nicht; weil er zwar mit den Füſſen, aber nicht mit den Händen die kalte Erde berührte, und, was die Luft betrift, die Hände derſelben bald gewohnt werden. Eben ſo ging der Prinz auch jederzeit, ſobald er zu Hauſe oder doch nicht unterwegs war, mit bloſſem Kopf. Er gewöhnte ſich daran ſo leicht, daß ihm faſt nichts läſtiger war, als — der Hut. Oft vergaß er, ihn mitzunehmen, und, ſo wie er in einen Garten kam, hing der Hut am erſten, beſten Roſenſtock. Am Halſe ging Theodor ſtets blos; er mogte zu Hauſe oder nicht zu Hauſe, es mogte Sommer oder Winter ſein. Im Sommer fing er an, ſo zu gehen, und als der Winter kam, war er daran gewöhnt. Weit entfernt, daß der Prinz hiervon hätte Beſchwerlichkeiten haben ſollen, hörte man vielmehr gar nicht mehr von Bruſtkrankheiten, denen er ſonſt häufig unterworfen geweſen war. Das

Haar trug Theodor weder künſtlichgekräuſelt, noch gepudert; ſondern es floß ihm in natürlichen blonden Locken um den Hals und über die Stirn. Wuchs es zu lang, ſo ward es verſchnitten. Adolf war von allem künſtlichen Haarputz kein Freund; am wenigſten aber konnte er ihn an Kindern leiden, als an welchen er ſo offenbare Eitelkeit der Eltern für unverzeihlich hielt. An Theodors Leib kam weder im Sommer Seide, noch im Winter Pelz. Ein Kollet, worunter weiter kein Latz war, und drüber ein kurzer Reitrock war ſeine beſtändige Tracht. Die Jahreszeiten machten darinn keinen Unterſchied weiter, als daß in den gelindern Halbtuch, und in den ſtrengern Ganztuch dazu genommen ward. Gold und Silber ihn auf dem Kleide tragen zu laſſen, verſtattete Adolf durchaus nicht; denn — er ſelbſt trug dergleichen gewöhnlich nicht. War die Witterung zu ſtrenge, ſo legte Theodor noch einen langen Ueberrock an.

In dieſem ſimpeln Aufzuge erſchien der Prinz gleich am erſten Morgen, nachdem er Rothen übergeben worden war. Er befand ſich dabei ſehr luſtig und leicht. Der alte Geheimerath Zensdorf hatte eben die Thür zum Zimmer des Fürſten in der Hand, als Theodor von ſeiner Mutter zurückkam, der er ſich — ſo umgeſchaffen — hatte zeigen müſſen.

Zenodorf. (der ihn überall beſieht und befühlt, und darauf zurückprallt.) Ei ei ei — ei ei ei ei!!!

Adolf. (der ſein Zimmer öfnet.) Guten Morgen, lieber Geheimerath. Schon ſo früh wieder auf dem Platz? Alter unermüdeter Mann, kommen Sie doch näher.

Zenodorf. (der aus Betäubung alle ſeine Komplimente vergißt.) Ei ei ei — ei ei!

Adolf. (lächelnd.) Nun, was denn ei ei ei, ei ei?

Zenodorf. (ſehr ernſthaft.) Was ſeh' ich da, gnädigſter Herr? Was ſoll aus unſerm Erbprinz werden? Hilf Gott — hilf barmherziger Vater im Himmel — die einzige Hofnung des Landes —— und die ſoll ſo hingeopfert werden! ? !

Adof. (liebreich.) Wie denn hingeopfert, guter Greis?

Zenodorf. Mein Gott, der Herr muß ſich in den Tod erkälten. Kein Moltumbruſttuch — keine Halskrauſe — keine Mütze — und überall am Leibe ſo leicht und ſo dünn und ſo kurz angezogen.... Und wie er mit den Haaren geht! O Jemineh, o Jemineh! Und überhaupt der ganze Aufzug... Verzeihen Ihro Durchlaucht, wenn ichs nicht gewußt hätte, daß er es wäre, ich hätte ihn nimmermehr für einen Erbprinzen angeſehen.

Adolf. Wofür denn? — Das iſt für ſo einen Knaben der allerſchicklichſte Aufzug. Das iſt die Tracht der Natur, und dieſe allein iſt ſtandesmäſſig. Mit jungen Leuten, wie Theodor, muß ſchlechterdings keine Pracht und Eitelkeit getrieben werden; **und — wenn ihr Vater der Kaiſer wäre.** Aller Firlefanz, Schnickſchnack und Kikelkakel iſt an ihnen gerade am unrechteſten Orte angebracht. Man bringt ihnen dadurch einen närriſchen Dünkel bei, macht ſie unnatürlich, läppiſch und auf ihre ganze Lebenszeit zu Gecken. Kinder befinden ſich auch gar nicht wohl dabei, wenn man ſie ſo herausputzt und herausſchniegelt. Sie lieben die Freiheit. Sehen Sie nur, wie Theodor heute ſo luſtig und guter Dinge und noch einmahl ſo leicht auf den Beinen iſt, als ſonſt. Und iſt denn nicht ſein Haar von Natur ſo ſchön und ſo blond, daß es keines Friſeurs und keines Puders bedarf? Iſt es nicht ſtark genug, daß es ſeinem Kopf eine hinlängliche Decke ſei?

Zenodorf. Gnädigſter Herr, ich erinnere mich jetzt an die Zeiten Ihrer Jugend. Wie Sie ſo ganz anders gingen, als Sie ſo alt waren — wie Ihr höchſtſeliger Herr Vater in Gott ruhenden Andenkens darauf hielt, daß Sie beſtändig ſtandesmäſſig erſcheinen mußten — — und wie das ſo recht prinzlich und fürſtlich lies. . .

Adolf. Ei, allerliebſt lies es; ich kann mich deſſen auch noch beſinnen. Nicht wahr — ich trug eine ſchöne hohe Friſur, wohlbekleiſtert, wohlbepudert und lieblichparfümirt, einen groſſen, groſſen Haarbeutel, der das Genick fein rückwärts hielt, ein ſchönes Stutzerkleid mit ſchönen ſteifen Schöſſen und ſchönen groſſen Aufſchlägen, eine Weſte mit Gold ſchön beſetzt, ſchöne weiſſe ſeidene Strümpfchen, ſchöne weiſſe glaſirte Handſchuh, einen ſchönen Staatsdegen an der Seite, einen ſchönen Stock mit einem ſchönen goldenen Knopf in der rechten Hand, ein Narrenhütchen, das ich nimmermehr als Hut gebrauchen konnte, unter dem linken Arm, und — wer mich noch nicht ſah, der konnte mich doch ſchon riechen. . . Ah, das waren herrliche Sachen! Es freut ſich meine ganze Seele noch, ſo oft ich daran denke. Wiſſen Sie, wie ich mir jezt vorkomme, wenn ich mich mir ſo wieder vorſtelle? Gerade ſo, wie ein ausgepuzter Rieſe aus Liliput oder wie ein ausſtaffirter Zwerg aus Deutſchland — wie ein franzöſiſcher Petit-Petitmaiter oder wie ein Petitmaiter unter das Verkleinerungsglas geſchoben — wie eine Drathpuppe, wie ein kleiner Hanswurſt, den man aufs Theater ſtellt, um die Groſſen, welche ſich eben ſo kleiden und tragen, wie er, damit zu preſiſtiren. Mein Sohn iſt ein gebohrner Deutſcher; ich will keinen franzöſirenden Geck aus ihm haben. Die Zeiten ändern ſich. Sonſt ſuchte man eine Ehre darin, Ausländern nachzuäffen; jetzt fühlen wir uns wieder in unſerer Nationalwürde und ſind wieder Deutſche.

Zenodorf. (nachdem er viel vor ſich ſelbſt gemurmelt.) Ich bin auch ein alter deutſcher Mann, und darum vergeben Ihro Durchlaucht, daß ich ſo ganz deutſch rede. Nichts geringeres, als die Geſundheit oder gar das Leben des jungen Herrn wird bei der neumodiſchen Tracht aufs Spiel geſetzt. Er muß ja ſchwächlich werden. Theils geht er ganz blos; theils kann man die übrige Kleidung für nichts rechnen. Erwägen Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht doch, wie Höchſtdero Höchſtſelige Eltern Höchſtdieſelben ſo ſorgfältig zu verwahren ſuchten, daß Sie auch kein Lüftchen anwehen konnte.

Adolf. Sie reden ja doch nicht ganz deutſch mit mir. Sprechen Sie doch — Ihre ſeligen Eltern Sie ſo ſorgfältig zu verwahren ſuchten. So ſpricht der Deutſche. „Wie Höchſtdero Höchſtſelige Eltern Höchſtdieſelben“ wie das klingt! Iſt es nicht, als holperten und ſtolperten Sie an mich her? Ich habe Ihnen das ſchon oft geſagt; — Sie machen mir in der That dadurch Ohrenzwang...

Zenodorf. (ſich beugend.) Ich bin nun einmahl noch ſo von der alten Welt; — halten Ihro Durchlaucht mir das zu Gnaden; — ich bin ſo ein alter gerader Mann.

Adolf. Das iſts eben, was ich ſage, und darum kleiden Sie ſolche Ungeradheiten und ceremoniöſe Umſchweife am wenigſten. Und von Ihrer alten Welt ſchweigen Sie vollends ſtill, die ſprach weder par Dieſelben, noch par Höchſtdieſelben, ſondern par Ew. mit uns, das wiſſen Sie ja beſſer, als ich. Doch, wieder zur Sache. — Ich weiß es recht gut, daß ich in meiner Jugend ſo ſorfältig verwahrt oder vielmehr eingepackt und eingemummt worden bin; aber daher kommts denn nun auch, daß ich mich noch bis auf dieſe Stunde recht ſorgfältig verwahren muß. Iſt denn das nun aber eine Wohlthat für einen Menſchen, wenn man es ihm zum Bedürfnis macht, ſich Zeit ſeines Lebens recht ſorgfältig verwahren zu müſſen? Ich bin von Natur ein geſunder Mann; aber ich würde noch weit ſtärker ſein, als ich bin, wenn man es ſich nicht zur Pflicht gemacht hätte, mich als einen Fürſtenſohn in meiner Jugend zu verzärteln. Nun muß ich mich oft recht wider die Natur einpacken und einhüllen, und habe Ungemächlichkeiten davon, die ich aber nunmehro dulden muß, wenn ich mir nicht noch weit grössere zuziehen will. Ich wollte z. E. viel tauſend Thaler darum geben, wenn ich nicht gewöhnt wäre, unter meinen an ſich ſchon warm genug haltenden Kleidern noch ein dickes Bruſttuch zu tragen. Da ich ſtark bin, ſo muß ich im Sommer mich faſt matt darunter ſchwitzen; und wag' ich es, daſſelbe wegzulegen, ſo überfällt mich die hartnäckigſte Kolik. Von allen ſolchen Hiſtorien ſoll Theodor einſt nichts wiſſen. Härter gewöhnt, als ich, ſoll er weniger zu leiden haben, als ich, und ſoll auch ſogar die unvermeidlichen Leiden der Natur noch leichter ertragen, als ich. Habe ich mich alsdann nicht weit verdienter um ihn gemacht — wird er mir nicht in männlichen Jahren weit mehr Dank dafür wiſſen, als wenn ich ihn verweichlicht hätte?

Zenodorf. Es iſt ja aber nicht nöthig, Durlauchtigſter Fürſt, daß der Prinz ſo abgehärtet werde. **Er wird ja einmahl regierender Herr** und kann alſo ſeine Bequemlichkeit haben, wie er will.

Adolf. So! alſo hätten nach Ihrem Siſtem die regierenden Herren das Privilegium, weichlich zu ſein? Nach meinem Siſtem haben Sie es nicht. Nach dieſem müſſen die regierenden Herren ſtark und Herren ſein, die **Kräfte**

haben.

haben. Und damit ſie dieſe bekommen, müſſen ſie hart gewöhnt werden. Verſtehen Sie mich recht — hart gegen ſich, meine ich, weich aber gegen ihre Unterthanen. Auch meine ich nicht hart, wie der Bauer abgehärtet wird; — Sie ſehen, daß ich Theodorn nicht barfus gehen laſſe — ſondern hart in ſo fern, daß er nicht zehn und abermahl zehn Empfindungen, denen der Menſch nun einmahl nicht ausweichen kann, blos darum für unangenehme oder gar für unerträgliche Empfindungen halte, weil er ſie für ſolche zu halten von Kindheit an überredet ward. Dis wird Wohlthat ſein für ihn und — für ſein Volk. Wenn dann irgend einmahl etwas von Wichtigkeit im Lande oder auch nur auſſer der Burg vorfällt, wobei der Fürſt von rechtswegen ſelbſt zugegen ſein muß, wobei ihn aber ſeine Räthe nicht gern haben mögten, und die Witterung iſt etwa nicht vollkommen ſchön: ſo wird er ſich dadurch nicht zurückweiſen und misbrauchen laſſen, daß man zu ihm ſpreche — — die Sonne brennt gewaltig, Ihro Durch- werden unausſprechliche Hitze auszuſtehen haben — oder — der Fusboden iſt ſehr feucht, Ihro Durchlaucht könnten ſich erkälten; ſondern er wird ein Fürſt ſein, der immer bei der Hand iſt. Und mein lieber Geheimerath, nur mit ſolchen Fürſten iſt den Völkern gerathen.

Zensdorf. Gnädigſter Herr, ich müßte der alte Zensdorf nicht ſein, wenn ich das nicht vortreflich fände. (etwas brummender) Aber ich meine z. E. daß es nicht nöthig ſei, daß ſich der Prinz Schuhe und Strümpfe ſelbſt an- und ausziehe, weil er einen Bedienten hat und immer Bediente haben wird, deren Schuldigkeit es iſt, dis an ihm zu verrichten.

Adolf. Wiſſen Sie das auch ſchon? Er fängt es ja erſt ſeit geſtern an zu lernen?

Zensdorf. O die ganze Stadt iſt ſchon davon voll, und es wird ſehr darüber geredet.

Adolf. Das mögen ſie! — Lieber Geheimerath, nach meinem Willen müßte ſich der Prinz lange ſchon an- und ausziehen können. Alles habe ich ſeither nicht durchſetzen können; ich war jedoch froh, daß ich ſo viel durchſetzen konnte, als ich durchgeſetzt habe, und ſah über das fehlende weg. Nun aber ſoll auch noch dis durchgeſetzt und Theodor pünktlich ſo erzogen werden, wie ich den Plan dazu entworfen habe. Ueberhaupt, guter Greis, müſſen Sie ſich die Sache nur nicht ſo gar fürchterlich vorſtellen. Theodor putzt ſich ja die Schuhe nicht ſelbſt, ſondern er zieht ſie ſich nur ſelbſt an und aus. Dazu hat er nichts weiter zu thun nöthig, als — daß er ſich bücke. Und dis kann er, kann es beſſer noch, als wir beide, ja beſſer noch als

Schmidt, deſſen Rückgrad, wenn es auch gleich nur ein **Lakeienrückgrad** iſt, ſchon weit ſteifer und unbiegſamer iſt, als der ſeinige. Wer wollte denn ſo einen Knaben ſo verwöhnen, daß ihm auch ſogar das Bücken als etwas läſtiges vorkommen ſollte? Bückt er ſich denn nicht wohl ſonſt tauſendmahl des Tags **ohne Noth**, aus **Kurzweil** und bei ſeinen **Spielereien**? Warum wird ihm denn das Bücken da nicht ſauer? Oder ſollte ſich Schmidt alsdann auch immer an ſeiner Statt bücken, wenn er etwas fallen läſſet oder gar aus Scherz hinwirft? Das wäre ſo der nächſte Weg, ihn fein frühzeitig die **Bedientenquälerei** zu lehren, von der ich ein auſſerordentlicher Liebhaber bin. Nun, und alſo wäre es ja ſonderbar, wenn einem Prinz das Bücken **alsdann** nur Schande ſein ſollte, wenn er es **nützlicher Weiſe verrichtete**. Nein, nein, lieber Geheimerath, laſſen Sie das gut ſein. Es iſt gar nicht übel, **daß die Prinzen ſich bücken lernen**. So wiſſen ſie hernach, **wie das Bücken thue**, und verlangen einſt als regierende Herren nicht, daß der Unterthan vor ihnen im Staube kriechen ſolle. Theodor hat — **Hände**. Er brauche ſie Morgens und Abends zum An- und Auskleiden, wie er ſie Mittags und Abends bei Tiſche recht gut zu gebrauchen weiß. Oder iſts ihm etwa auch Schande, de, mit eigener Hand nach Eſſen und Trinken zu greifen, und ſoll ihm Schmidt etwa auch lebenslangs die Suppe zulöffeln, und die Biſſen ſchneiden und in den Mund ſtecken?

Zensdorf. (der über die unerwartete Folgerung ſeine übrigen Argumente verliehrt.) Kurz und gut — Ihro Durchlaucht, es iſt wider den Reſpekt, daß ſich der Prinz ſelbſt an- und ausſchuhet. Weiter kann ich nichts mehr ſagen. Und ich bin ein alter Mann, dem Sie dis nicht ungnädig nehmen werden.

Adolf. Mit Ihrem Reſpekt! ich habe'es Ihnen ſchon geſagt, für Theodorn ſoll noch niemand Reſpekt haben. Daran lag es bei allen Fürſten, die ſchlechte Fürſten wurden, daß man zu früh Reſpekt für ſie gehabt hatte. Und nun Punktum!!! — — Denken Sie übrigens ja nicht etwa, daß ich durch alle meine getroffenen Anſtalten eine Art von Menage bei Theodors Erziehung machen wolle! Was Schmidt bekommt, dafür könnte ich dem Prinz noch einen Jäger und Heiducken halten; aber es iſt mir nicht darum zu thun, daß, ſobald Theodor pfeift, ihrer drei tanzen, die hernach wieder ihre Wege gehen, ſondern, daß immer ein geſetzter, rechtſchaffener Menſch um ihn ſei, der, ohne zu thun, als wäre er ihm zur Aufwartung gegeben, ihm die reelleſte Bedienung und Aufwartung leiſte, nehmlich die, daß er mit Leib und Seele dafür ſtehe, daß der Prinz keinen Schaden nehme. Und — für das Salar, das Hofrath Rothe bekommt, könnte ich Theodorn allenfalls einen kleinen Hofſtaat halten.

Zensdorf. (der jetzt hoch aufgehorcht hatte.) Der Hofmeiſter Ihro Durchlaucht bekam nicht mehr als hundert und funfzig Thaler und freie Station.

Adolf. Das weiß ich. Ich weiß aber auch, daß ein Geheimerrath damals nicht mehr als dreihundert Thaler hatte und freie Tafel, und daß ein Paar Kaſtraten am Hofe gehalten wurden, deren jeder tauſend Dukaten bekam, und einige Violiniſten und Violonſchelliſten, die ſich hundert Luisdore ſtanden, während daß die übrige nützlichere Dienerſchaft darben mußte. Ich habe aber, wie Sie wiſſen, beim Antritt meiner Regierung die Pfeifer und das Getümmel ausgetrieben, und meine Räthe dafür ſo geſetzt, daß ſie leben können. Nur alsdann kann ich von meinen Dienern fordern, daß ſie mir wacker, und ganz dienen, wenn ich ſie zureichend beſolde. Dieſen Satz auch auf den Hofmeiſter meines Sohnes anzuwenden, habe ich mir beſonders zur Pflicht angerechnet. Es iſt mir nicht unbekannt, daß ſo ein Mann an manchem Hofe noch mit zweihundert Thalern hinlaufen muß, während daß ein müſſiggehender Hofmarſchall die Thaler zu tauſenden einſtreicht; aber — dafür ſind es denn auch ſolche Hofmeiſter, und dafür bilden ſie denn auch ſolche Fürſten. Ein geſchickter Erzieher eines Erbprinzen iſt ein Mann den der Staat nie genug belohnen kann, und iſt mir lieber, als zehn Hofmarſchälle, die alle Tage abkommen können, ohne daß das Land das geringſte dabei verliehrt.

Zenodorf. (deſſen Geſicht ſich ſehr aufgeklärt hat.) Ihro Durchlaucht haben wahrhaftig recht. — Da aber der Geſchäfte für den Hofrath Rothe allerdings zu viel werden mögten, wenn der Prinz erſt noch mehr heranwächſt: ſo biete ich Höchſtdenenſelben in tiefſter Unterthänigkeit meinen jüngſten Sohn alsdann zum Mitgehülfen deſſelben an. Er iſt in den ſchönen Wiſſenſchaften ſehr ſtark. . . .

Adolf. (der die lüderliche Lebensart deſſelben kennt.) Ja, das habe ich leider gehört! Ich denke, daß es für meinen Sohn an Rothen genug ſein werde. Sein Mitgehülfe bin ich. — — Ach, Herr Geheimerrath, hören Sie doch, ſagen Sie mir doch, wie war es denn mit dem Waſſerzoll bei Neudorf, den uns der Hof zu M. . ſeit undenklichen Jahren immer wieder ſtreitig machte? Iſt die Sache nicht unter der Regierung meines Vaters ausgeglichen worden, und wie?

Zenodorf. (der die Perucke verſchiedentlich hin und her ſchiebt.) Ja, warten Ihro Durlaucht nur ein klein wenig; ich werde mich beſinnen. Ja — ſo — ja — Anno 1727 am Siebenſchläfertage geſchah es, und zwar auf dem Zollhauſe zu Neudorf. Von hieſiger Seite war ich dazu kommittirt und der damalige Regierungsrath von Kröbel, der Anno 1729 Regierungspräſident ward und Anno 1733 ſtarb. Von der M.. Seite waren dabei der Kammerdirektor Mark — oder von Mark — das kann ich doch nicht eigentlich beſtimmen, Ihro Durchlaucht, da verläßt mich doch mein Gedächtnis — hum! hum! hum! — — J, daß dich doch gleich — — —

Adolf. (ſeriös.) Es iſt nichts daran gelegen, ob Ihr Gedächtnis dergleichen Läppereien behalte, oder nicht. Können Sie ſich aber darauf beſinnen, ob er etwas gelernt hatte?

Zenodorf. O — das war ein ganzer Kammeraliſt... Ja, einen Ungeſchickten hätten uns die M..er wohl nicht geſchickt...

Adolf. Nun, denn iſts ſchon genug. Dis iſt Sache für die Welt; — jenes gehört in den Guckkaſten. Fahren Sie nun fort.

Zenodorf Alſo von jener Seite waren dabei der Kammerdirektor Mark, oder von Mark, — darunter will ich, wie geſagt, die Wahl haben — und der Finanzrath Trautmann, der am folgenden Neujahrstage in Ungnade fiel. Auf dem Zollhauſe ward Mittag gehalten. Wir gaben das Eſſen, und jene den Wein. Die von M.. führten einige Flaſchenfutter herrlichen Johannisberger bei ſich. Wir reichten dreierlei Wildpret, worunter auch Faſanen waren, und dreierlei Fiſche, worunter auch Forellen ſich befanden. (wiſcht ſich den Mund ab) Die Sache ward nach Tiſche ſo abgemittelt, daß der hieſige Hof die Zollgerechtigkeit zwar verlohr, aber die Zollfreiheit für ſich fortbehauptete.

Adolf. Den Johannisberger haben alſo meine armen Unterthanen bezahlt... Das war theurer Wein!

Zenodorf. (nachdem er heftig ſich geräuſpert hat.) Das darüber gehaltene Protokoll liegt bei der Kammer und iſt in den vierten Band des groſſen Zoll- und Geleitebuchs eingeheftet, hinter Pag. 29.

Adolf. Ich hätte gern bald eine Abſchrift davon.

Zenodorf. Sogleich, Ihro Durchlaucht.

Theodor ſchlief Sommer und Winter unter einer ſimplen Matratze, und nie länger, als ſieben Stunden. Um zehn Uhr ward zu Bette gegangen, und um fünf Uhr wieder aufgeſtanden,

den; die Jahreszeit und die Witterung mogten ſein, wie ſie wollten. Waren die Tage recht ſchön: ſo weckte ihn Rothe früher, um ihn die Reitze des Morgens ſchätzen und genieſſen zu lehren. Adolf hatte vorzüglich hierauf gedrungen und dabei hinzugeſetzt: „Jung gewöhnt, alt gethan! Man kann ſich ſo gewöhnen, daß man zehn, zwölf Stunden ſchlafen muß; aber auch ſo, daß man an ſechs Stunden genug hat. Zuviel Schlaf iſt für den Geiſt eben ſo ſchädlich, als zuviel Speiſe und **Trank** es für den Körper iſt. Der Fürſt muß unter allen Menſchen am wenigſten dem Schlaf ſehr ergeben ſein; denn unter allen **Bewachern des Wohls ſeines Volks** ſoll er der **Erſte** ſein. Was er ſchläft, muß er zu rechter Zeit ſchlafen. Der Abend und Morgen der **Natur** müſſen auch Abend und Morgen für ihn ſein. Es iſt Verkehrtheit — tief in die Nacht hinein ſitzen und genieſſen, und dann tief in den Tag hinein liegen und ſchnarchen; es thue es der Kaufmann oder der Fürſt. Des Tages ſchönſter und ſegenvolleſter Theil iſt der **Morgen**. Wann iſt die Natur reitzender, als in ſeinen Kühlungen? Wann denkt und arbeitet es ſich beſſer, als in ſeinen goldenen Stunden? Theodor ſoll ein enthuſiaſtiſcher Freund der Natur werden; ſo wird er ein **milder Fürſt** werden. Er ſoll in edler Thätigkeit ſeine Beſtimmung finden; ſo wird er ein **nützlicher Fürſt** werden. Das ſpäte und lange Schlafen iſt nichts, als Folge der gewöhnlichen Abendſchmauſereien, die das ſchädlichſte für die Geſundheit ſind, was der Luxus je eingeführt hat, und iſt, wenn es an den Höfen Sitte wird, eine der ergiebigſten Quellen der heilloſeſten Unordnungen in den Staats- und Regierungsgeſchäften. Wenn der Fürſt um zehn Uhr erſt aufſteht: ſo ſtehen die Räthe höchſtens halbzehn Uhr auf, und dann — gehab dich wohl, liebes Vaterland!.. Wie muß ſich im Leibe des Bürgers das Herz umkehren, wenn er, nachdem er ſchon ſechs Stunden gearbeitet hat, den Fürſten und die Räthe erſt die Nachtmützen weglegen ſiehet, die doch alle weit herrlicher zu eſſen und zu trinken haben, als er!“

Gefahren werden ſah man Theodorn nie; es müßte denn eine weite Tour geweſen ſein, welche er etwa in Geſellſchaft ſeiner Eltern machte. Gehen aber ſah man ihn tagtäglich, die Witterung mogte auch ſein, wie ſie wollte. War der Morgen ſchön, ſo ging es früh fort. Vorher genoß alsdann Theodor nichts, als ein Glas friſches Waſſer. Die Wanderungen geſchahen nach den benachbarten Luſtſchlöſſern und Landhäuſern. Anfangs machte Rothe mit ihm nur Touren von Viertelſtunden, dann von halben Stunden; endlich wurden Meilen daraus. Kam man an Ort und Stelle, ſo ward gefrühſtückt. Theodor genoß alsdann Milch und Obſt, oder verzehrte auch wohl ein Warmbier, oder aß auch blos ein Stück ländlichen kräftigen Brods, woran er überaus viel Geſchmack fand. Unterwegs boten ſich immer Gegenſtände genug dar, welche dem Zögling zu tauſend Fragen und dem Hofmeiſter zu tauſend Antworten Gelegenheit gaben; ſo daß ſie ſich unvermerkt hin und her ſchwatzten. Rothe bediente ſich dieſer Anläſſe, die Aufmerkſamkeit des Prinzen zu üben.

Mittags um zwölf Uhr ward geſpeiſt. Schlechterdings ſollte Theodor weder jetzt noch in Zukunft ſobald an öffentlicher Tafel erſcheinen. „Ich mag es anfangen, wie ich will, ſprach Adolf, als er auf dieſen Punkt kam, ſo kann ich es doch nicht verhindern, daß zuweilen viel franzöſiſcher und deutſcher Nonſenſe da geſprochen werde. Stumm ſein will niemand; jeder will ſich hören laſſen, und was das ſchlimmſte iſt, auch hervorſtechen. In den Köpfen iſt nicht immer viel Hervorſtechendes; mithin müſſen Afterwitz, Rademelumseinfälle und Equivoken oft die Stelle deſſelben vertreten. Sind vollends Fremde bei der Tafel: ſo kann ich der Sache noch weniger ſteuren. Dieſe muß ich nehmen, wie ſie kommen, und mich, wenn ſie ſich unerträglich machen, damit beruhigen, daß ſie nicht meine täglichen

Koſtgänger, ſondern nur meine Gäſte ſind. Theodorn aber gebe ich da nicht Preis. Butter und Honig mög' er eſſen, bis er lerne Böſes und Gutes unterſcheiden!" Mehrentheils aß alſo Theodor mit Rothen allein; zuweilen aber auch in Geſellſchaft ſeiner Eltern. Adolf war überhaupt ein geſchworner Feind aller Schwelgerei, und hatte den übermäßigen Luxus, welcher an der Tafel ſeines Vaters geherrſcht, ungemein eingeſchränkt. Man ſpeiſte bei ihm zwar gut; man ſah aber auch, daß es nicht darauf angelegt ſei, daß die Gäſte ſich den Magen verderben ſollten. Es mogten Fremde bei Tafel ſein oder nicht, mehr, als ſechs Schüſſeln, wurden niemals aufgetragen. Den Unterſchied machten im erſtern Fall nur edlere Weine, die zwar alle auf ſeinen Bergen wuchſen, deren aber hundertjährige und drüber in ſeinen Kellern anzutreffen waren. Wer ſich in ſelbigen jemals bei der Tafel übernahm, der hatte es auf immer mit ihm verdorben. Von ihm ſelbſt aber wuſſte man kein Beiſpiel, daß er es je gethan habe. Noch weit mehr ward Theodors Tiſch ein Tiſch der Mäßigkeit. Adolf richtete ihn nach folgenden Grundſätzen ein — — der Prinz ſoll ſich ſatt eſſen, ohne ſich zu überladen, — es iſt nicht ſowohl die Menge, als die Mannigfaltigkeit der Speiſen, wodurch ſich ein Menſch zu ſchaden pflegt, weil dadurch nicht nur Gährungen im Magen entſtehen, ſondern weil auch dadurch die ſchon wirklich geſtillte Eßbegierde immer wieder aufs neue gereitzt wird, ſo, daß man allemal zu viel iſſet, wenn man zu vielerlei iſſet, — es iſt nicht die Hauptſache, daß die Speiſe den Gaumen vorzüglich kützele, ſondern daß ſie dem Magen verdaulich und nahrhaft ſei, — das, was um uns her wächſt und erzeugt wird, iſt für uns das geſundeſte, — viel warme Flüſſigkeiten erſchlaffen den Magen. Dieſen Grundſätzen zufolge waren alle Suppen ohne Unterſchied von Theodors Tiſche verbannt. Mehr, als zwei Gerichte, wurden ihm niemals aufgetragen. Hiezu wählte man nahrhafte Speiſen; Speiſen, die im Lande erzeugt waren, ſich zu einander ſchickten, ſimpel und blos mit innländiſchen Gewürzen zubereitet waren. Ein leichtes Gebackenes, öfter aber ein bloſſes Butterbrod, machte den Beſchluß. Obſt ward bei Tiſche ihm nicht vorgeſetzt; zum Frühſtück aber und zum Veſper konnte er davon eſſen, ſo viel er wollte, und es ward dafür geſorgt, das es ihm jahraus jahrein daran nicht gebräche. Des Prinzen gewöhnlicher Trank war reines, friſches Quellwaſſer, worunter ihm bei Tiſche alter vaterländiſcher Wein geſchüttet ward. Von Thee und

Kaffe wuſſte er nichts. Dann und wann trank er einige Taſſen nahrhafter Chokolade.

In den Nachmittagsſtunden ward wieder gewandert. Ueberhaupt ſas der Prinz wenig, und der gröſte Theil ſeines Lebens war noch nichts, als Bewegung. Auch zu ſeinen Spielen, wenn er nicht ausgehen konnte, wurden nur ſolche gewählt, mit denen dergleichen viel verbunden war; Kartenhäuſer baute er nicht; auch ſpielte er nicht mit bleiernen Soldaten. Ein Kegelſpiel, ein klein Billiard, eine Schaukel, ein Paar Hüte über einander gelegt, über die er ſprang, das Ballenſpiel u. a. d. amüſirten ihn ſehr. Noch war, wenn er einen Spielkameraden brauchte, ſolcher Schmidt oder auch der Hofmeiſter ſelbſt.

Um ſieben Uhr ward Abendbrod gegeſſen, aber nie warm. Adolf ſelbſt pflegte Abends gewöhnlich nicht warm zu eſſen; weil er, ſo oft er dis ja einmal thun muſſte, ſich dadurch um die wahre und erquickende Ruhe des Schlafs brachte. Theodor trank nicht nur kalt Waſſer, ſondern wuſch ſich auch mit kaltem Waſſer, und zwar ohne allen weitern Zuſatz. Dis muſſte er täglich recht oft thun. Rothe beſchrieb ihm das Wohlthätige davon, und foderte ihn oft auf, recht achtſam darauf zu merken, wie er ſich gleich darnach geſtärkter fühlen müſſe. Der Prinz überzeugte ſich davon und wuſſte ſich nun faſt keine gröſſere Güte zu thun, als wenn er ſich recht eiskalt waſchen konnte. Oft führte ihn Rothe auch an einen ſichern Bach und ließ ihn ſich darinn baden. Dis ward bald ein Feſt für ihn, und nie ſprang er freudiger an ſeinen Hofmeiſter hin, als wenn er merkte, daß der Weg zum Badebach gehe. Den Mangel dieſes Vergnügens im Winter erſetzte ihm Rothe durch das Schrittſchuhlaufen auf ſicherm Eiſe, welches er bald dergeſtalt lernte, daß er mit ſeinem Hofmeiſter um die Wette lief.

Die neue und ungewöhnliche Erziehungsart des Prinzen machte nicht nur in der Reſidenz, ſondern auch im ganzen Lande viel Aufſehens. Viele wuſſten nicht recht, ob ſie den gröſten Theil der Schuld davon dem Fürſten, oder dem Hofmeiſter beilegen ſollten. Im Allgemeinen aber war man deshalb ſehr für das Leben des Prinzen beſorgt. Gegen Adolf ſelbſt durfte ſich nun einmal niemand etwas darüber merken laſſen, weil er es auf das nachdrücklichſte verboten hatte; deſto mehr ward aber hinter ſeinem Rücken davon geredet. Der arme Hofrath Rothe, der ſo ſchon ein Gegenſtand allgemeiner Misgunſt war, muſſte alsdann am meiſten herhalten. Man ſchalt und ſchimpfte auf die ganze Erziehung, meinte im Grunde damit den Fürſten, wagte nicht immer, dieſen zu nennen, wollte doch ſeinen Mann haben, auf den man zugleich ſchelte und ſchimpfe, und nannte alſo jenen. Bei dem bloſſen Reden und Urtheilen darüber in Geſellſchaften blieb es nicht. Es lieſſen ſich auch einige Geiſtlichen einfallen, auf den Kanzeln dawider zu eifern, und ſchilderten die neumodiſchen Prinzenverwahrloſer als leichtſinnige Schwindelgeiſter, die eine der unverzeihlichſten Sünden begingen und über die das ganze Land Ach und Weh ſchreien müſſte. Auch erſchienen ſatiriſche Schriften, in welchen, bald plumper, bald feiner, Theodors Aſteredukation durchgezogen, Hofrath Rothe jämmerlich mitgenommen und ſelbſt des Fürſten nicht geſchont ward. Adolf hörte davon, nahm ſich aber nicht einmal die Mühe, eine dieſer Scharteken zu leſen. Noch weniger ſchränkte er die von ihm einmal verſtattete Preſsfreiheit ein. Und am allerwenigſten ſetzte er Preiſe für diejenigen aus, welche die unberufenen Schriftſteller nahmhaft machen würden. Der alte Geheimerath Zensdorf kam einsmals ganz auſſer Athem zu ihm, und zeigte ihm eins dieſer ſaubern Produkte, worin Rothe geradezu zum Pranger verdammt ward und unter andern die Fragen aufgeworfen wurden, ob ein Fürſt ſeinen einzigen Prinz völlig nach uneingeſchränkter Willkühr erziehen könne; ob er nicht verbunden ſei, ſich mit ſeinen erfahrenſten Räthen darüber zu beſprechen; und ob das Land nicht, wenn es offenbar ſähe, daß der einzige Erbe ſo Preis gegeben würde, nachdrückliche Vorſtellungen dem Fürſten darüber zu machen berechtigt ſei?

Zenodorf. Da ſehen Ihro Durchlaucht, daß ich nicht allein ſo denke. Alle Leute denken ſo. Vox populi, vox Dei! Was Sie ſich nun alles gefallen laſſen müſſen! Nein, ſo etwas iſt in der Geſchichte dieſes Landes noch nicht erhört, daß man ſich in Schriften ſogar an die Handlungen des Fürſten vergriffen hätte.

Adolf. (lächelnd.) Das letzte iſt meine Sache. Wenn ich es leide, was kümmert es Sie? Ich habe auch bereits in allen Buchläden ſagen laſſen, daß man dieſe und andere ähnliche Schriften ohne alle Beſorgnis frei und öffentlich verkaufen könne. Uebrigens hat mir niemand vorzuſchreiben, wie ich Theodorn erziehen ſoll; **Ich — ich bin ſein Vater.**

Ulriken war von ihren Hofdamen auch allerlei vorerzählt worden; ja man hatte ſogar die Unbeſonnenheit begangen, ihr eines jener unreiſen ſchriftſtelleriſchen Produkte vorzulegen. Ob ſie nun gleich mit ihrem Gemahl ſehr ſimpathiſirte, ſo ſchien ſie doch in Verlegenheit darüber zu gerathen. Sie wollte mit aller Vorſichtigkeit ihn von dem, was im Publikum vorgehe, benachrichtigen, ward aber auf der Stelle überzeugt, daß er ſchon alles und noch mehr wiſſe, als ſie. Eine ſehr liebevolle und männliche Unterredung, welche Adolf darüber mit ihr anſtellte, beruhigte ſie dergeſtalt wieder, daß ſie allen ihren Hofdamen und Hofjungfern auf das ſchärfſte verbot, ihr jemals wieder ähnliche Poſſen zu bringen.

Adolf rief Rothen zu ſich. „Vermuthlich werden Sie es auch ſchon wiſſen; man redet, predigt und ſchreibt gegen uns beide. Es kommt mir dis alles gar nicht unerwartet, denn ich kenne die Macht der Vorurtheile. Ich weiß aber auch, daß **ruhiges Fortgehen ſeines Weges und ſtandhaftes Beharren im angefangenen Guten** die ſicherſten Mittel ſind, ſie zu Boden zu werfen. **Mich** kümmern alle die Poſſen nicht, und Sie ſollen ſelbige auch nicht kümmern, denn ich ſchütze Sie. Nichts, als der glückliche Erfolg unſres Plans, ſoll uns vertheidigen. Wenn man ſehen wird, daß Theodor eine immer blühendere Roſe werde, ſo wird man von ſelbſt aufhören, ſich unſinnig gegen uns zu ereifern. Ich denke es in kurzem zu erleben, daß viele Eltern mir nachahmen werden; und wenn dann dis geſchieht, ſo will ich mich nie eines Beiſpiels mehr freuen, als deſſen, das ich durch die Erziehung meines Sohnes gab. Und nun unter uns beiden kein Wort weiter über alle die Poſſen! — — Ich habe Ihnen letzthin geſagt, wie unſre erſte Sorge die ſein müſſe, daß Theodor ein recht geſunder, ſtarker Mann werde, und daß er deshalb vor aller Verweichlichung bewahrt werden ſolle. Ich bin auch mit der ganzen Einrichtung, wie ſie in dieſer Hinſicht von Ihnen getroffen worden iſt, zufrieden. Jetzt nun erkläre ich Ihnen meinen Willen, daß er eben ſo wenig verzogen, als verweichlicht werden ſolle. Leider geſchieht bei den gewöhnlichen Erziehungen der Kinder in vornehmern Ständen oft beides; aber ienes iſt alsdann noch ärger als dieſes, und man könnte das Verzogenwerden die Verweichlichung der Seele nennen. Denken Sie ſich einmal einen ſehr angeſehenen Menſchen, der ohne Kräfte iſt und deſſen ungeachtet doch immer auf ſeinem Kopf beſteht — — Dis iſt das Bild eines zugleich verweichlichten und verzogenen Fürſten. Wenn ſo ein Menſch, der nun einmal ſchwach iſt, wenigſtens ſeine Schwachheit nur noch fühlt, und die, welche arbeiten können und wollen, arbeiten läſſet: ſo iſts doch noch erträglich; wenn er aber ſeinen Eigenſinn für Stärke hält, die Arbeitenden ſtöhrt, von keinen Remonſtrationen wiſſen will und weder hört, noch ſieht: ſo iſts um Alles gethan; ſo geſchieht nichts; die Arbeitenden werden träge und laſſen endlich alles gehen, wie es gehen will. Das halte ich für das unglückſeligſte, traurig-heimgeſuchteſte Land, deſſen Regent ein ſchwacher Herr nicht nur, ſondern auch noch dazu ein Starrkopf wäre. Dis würde aber blos davon hergekommen ſein, daß man ihm als Prinz von Kindesgebeinen an allen Willen gelaſſen, daß man ihm nichts verſagt, daß er ſchon befehlen dürfen, ehe er einmal recht reden können, und daß er ſchon mit dem Stock drohen dürfen, ehe er ihn einmal zu regieren vermogt; daß niemand ihm, wenn er augenſcheinlich unrecht gehabt, zu widerſprechen ſich unterſtanden, aus Furcht, der unbärtige gnädigſte Herr mögte es ihm einſt, wenn er zur Regierung käme, gedenken, und daß es die gnädigſten Eltern ungnädig genommen, wenn ihm jemand über einen offenbaren Leichtſinn, über eine wirkliche Ungezogenzogenheit oder gar Bosheit, wie ſichs gehört, eine Ermahnung reichen wollen. Mein Theodor ſoll weder Weichling, noch weniger Weichling und Starrkopf zugleich ſein. Stark ſoll er werden, und dennoch mit ſeiner Stärke keinen Trutz ausüben. Und da er der iſt, der nach meinem Tode einmal Fürſt wird: ſo ſoll gleich frühzeitig an ihm hiegegen gebaut werden. Bebend würde ich einſt mein Haupt niederlegen — Stunde der Verzweiflung würde die Stunde meines Todes werden, wenn mir meine Abſicht fehlſchlüge! Verſtehen Sie mich recht. Ich will nicht, daß Sie es vergeſſen ſollen, daß Theodor einſt Fürſt werde; aber er ſoll noch nichts davon wiſſen. Sie ſollen ſich vielmehr unaufhörlich daran erinnern; aber die Vorſtellung davon ſoll ganz entgegengeſetzte Eindrücke auf Sie machen, als die gewöhnlichen ſind. Ueber jeden Leichtſinn, über jede Unart, über jede Aufbrauſung, über jede Unbiegſamkeit, die er äuſſert, ſollen Sie darum mehr in Aufmerkſamkeit gerathen, weil ſie ein künftiger Fürſt äuſſert. Der Menſchen, der unglücklichen Opfer würden zu viel ſein, die einſt dadurch litten, wenn ſeine Seele es zur Fertigkeit und Gewohnheit in denſelbigen brächte. Sie müſſen um ſo aufmerkſamer auf dis alles

n ihm ſein, je lebhaftern und feurigern Tempe-
aments er von Natur iſt. Er iſt gutherzig;
ber — er bedarf der Richtung dabei. Die
weckmäßigſten Mittel hierzu darf ich Ihnen
icht erſt ſagen; Ihr Kopf und Ihr Herz wer-
en ſie Ihnen, ohne Härte zu gebrauchen, ſelbſt
n die Hand geben. Lebhaftigkeit und Heiter-
eit ſollen an ihm nicht unterdrückt werden.
Was blos Ausdruck jugendlicher Freude iſt, das
aſſen Sie ihm. Von übertriebenen Einſchrän-
ungen bin ich kein Freund. Je lebhafter das
Temperament iſt, dem dergleichen wiederfahren,
eſto ärger ſchweift es hernach aus, wenn es
iber lang oder kurz ſeine volle Freiheit empfängt,
ie es doch einmal empfangen muß. Wenn ſie
ber ſehen, daß er flatterhaft wird: dann halten
Sie ihn und ſuchen ihn zu fixiren. Wenn er ei-
en Uebereilungsfehler drei- viermal wieder-
olt: dann bauen Sie vor, daß dieſer nicht
abituell werde. Wenn er in Zorn geräth:
ann ſuchen Sie ihn ſo zu ſtellen, daß ihm
ein eigener Zorn verächtlich werde. Wenn er
hne vernünftige Urſach auf ſeinen Kopf be-
teht: dann thun Sie ihm ſchlechterdings nicht
en Willen. Wenn er wirklich ſchlecht handelt:
ann behandeln Sie ihn auch als einen Men-
chen, der ſchlecht handelt. Laſſen Sie es ihn

lebhaft fühlen, daß er ſo gehandelt habe; damit er frühzeitig lerne, daß es keinem Menſchen, er ſei auch, wer er ſei, für frei ausgehe, ſo zu handeln. Brechen Sie ihm ein Vergnügen ab, das er gern genieſſt; verſagen Sie ihm ein Spiel, einen Spaziergang; zeigen Sie ihm, daß Sie ihn weniger ſchätzen, als ſonſt. Loben Sie ihn nie mehr, als er verdient. Leiden Sie auch nicht, daß ihm irgend ein anderer eine leere Schmeichelei ſagen dürfe. Das iſt ein Hauptfehler bei Erziehung eines künftigen Fürſten, wenn man ihm von Jugend auf lauter ſchönes und ſüßes ſchwätzelt; wenn man alles, was er kaum mittelmäßig geliefert hat, für vollkommen und herrlich, und, was wirklich ſchlecht von ihm vollbracht wird, dennoch als gut lobpreiſet. Wie wenig Mühe wird ſich ein Menſch geben, im Ernſt etwas vollkommenes zu leiſten, wenn alles, er mag auch thun, was er will, gleich für vollkommen ausgegeben wird! Da ſtehen und ſummen dann die Lobſegner, die Preisflüſterer, die Himmelerheber ſo eines noch unausgebildeten Prinzen — allerſeits Schurken, ſo lang ſie ſind — um ihn her, laſſen ihn gar nicht zur wahren Erkenntniß ſeiner ſelbſt kommen, werfen ihm die Augen voll Sand, ſuchen ſich nur recht feſt bei ihm einzuniſten und lachen im Stillen ob ſeiner Leichtgläubigkeit. Sie verwöhnen ihn dadurch ſo, daß er hernach, wenn er Regent wird, jeden Rechtſchaffenen, der ehrlich mit ihm ſpricht, für einen Grobian hält, daß er Gegenvorſtellungen, die ihm gemacht werden, für Eingriffe in ſeine Hoheit, und widerholte Gegenvorſtellungen für Verbrechen der beleidigten Majeſtät erklärt. Verſichert, daß ſie, wenn ſie ſolchergeſtalt fortfahren, ſeinen Stolz und ſeiner Eitelkeit zu ſchmeicheln, alles durchſetzen, ſchalten und walten können, wie ſie wollen, laſſen ſie ſich alsdann auch Mishandlungen von ihm gefallen, fröhnen dadurch ſeiner Eitelkeit noch mehr, niſten ſich in ſeiner Gnade und Huld noch feſter ein und — halten ſich für die Mishandlungen, welche ſie von ihm erdulden, durch noch weit abſcheulichere ſchadlos, die ſie hernach wieder an ihren Untergebenen ausüben. Theodor ſoll gleich von Anfang an keine Menſchenrace mehr verachten und verabſcheuen lernen, als die verdammte Race der Schmeichler. Er ſoll ſich für äuſſerſt beſchimpft halten, ſobald man etwas an ihm lobet, das nicht lobenswerth iſt, und ſoll nur Menſchen ſchätzen, die ihm die Wahrheit ſagen. Erklären ſie ihm das recht oft, wie es keinen gröbern und plumpern Menſchen gegen uns gebe, als — den Schmeichler; weil dieſer uns gleichſam ins Geſicht ſagt — ich halte dich für ſo verſtandesſchwach, für ſo albern und unwiſſend, daß du unter allen Gegenſtänden auch ſogar den nicht einmal kenneſt, der dir der nächſte iſt, nehmlich — dich ſelbſt; man kann dir von einem ganz andern Menſchen vorſchwatzen, als du biſt, und dir weis machen, du wäreſt ſelbiger, und du glaubſt auch wirklich ein Anderer zu ſein, als du biſt. Kurz, jeder Schmeichler macht, ehe er zu ſchmeicheln anfängt, 'allemal ſtillſchweigens einerlei Introitus, und das iſt der — ich erkläre dich für unerträglich dumm, und darum ſage ich dir nun, was folget. Wie wird Theodorn dis allein ſchon vor Fürſtenthorheiten bewahren, wenn das zahlloſe Heer jener Liebediener und Schmeichler keinen Zutritt zu ihm findet; wenn jeder, der mit ihm Gemeinſchaft haben will, erſt ein Rechtſchaffner ſein muß, und wenn er den Mann als Freund umarmet, der ihm mit beſcheidener Freimüthigkeit ſagt, worin er geirrt oder gefehlt habe! Gewöhnen Sie ihn zum Nachgeben; lehren Sie ihn Widerſpruch ertragen. Das iſt ein Unglück von völlig unüberſehbarer Gröſſe für ein Land, wenn ſein Fürſt nicht hört, nicht Rath annimmt; wenn er ſich völlig untrüglich dünkt; wenn er glaubt, daß er ſchlechterdings nicht irren könne, und wenn er, falls er einſieht, daß er wirklich geirrt habe, es unter ſeiner Würde hält, durch Abänderung ſeiner Meinungen, Vorſätze und Plane, und durch Wiedergutmachung des begangenen Irthums ſolches öffentlich zu bekennen. Da ſtehen dann die einſichtvollern Miniſter um ihn her, ſehen den Herrn nach offenbar falſchen Grundſätzen handeln, dürfen es nicht merken laſſen, daß ſie dis ſehen, und müſſen wohl gar wider ihre Ueberzeugung ihm dabei unterſtützen und mitarbeiten. Da geſchieht ein Unrecht, eine Gewaltthätigkeit nach der andern an einzelnen Perſonen und Familien. Da werden die unzweckmäſſigſten, verkehrteſten, verderbenſtiftendſten Anſtalten für das ganze Land getroffen. Da wird zugefahren ohne vorhergegangene Unterſuchung. Da wird der Unſchuldige für ſchuldig, der Schuldige für unſchuldig erklärt. Da wird erſt geſtraft, und hernach dem Geſtraften der Proces gemacht; und iſt die Unmenſchlichkeit, die an ihm begangen werden ſoll, zu abſcheulich, legen Regierungspräſident, Amtsrath und Scharfrichter lieber ihre Aemter nieder, als daß ſie ſich zu derſelben hergeben ſollten: ſo finden ſich bald drei andere Subjekte dafür, die ſie ins Werk ſetzen und ſich dadurch den Weg zu den drei erledigten Aemtern bahnen. Da ſteigen die Seufzer, da ſtrömen die Thränen des Volks über den, der ſein Beſchützer und Rather ſein ſollte, gen Himmel. — — Iſt denn aber ein Fürſt nicht Menſch, wie andere? Hat ihn die Natur etwa aus anderm Stoff gebildet, als die übrigen? Iſt er nicht eben den Unvollkommenheiten, eben den Einſchränkungen des Verſtandes unterworfen, als dieſe? Kann er nicht ſo gut irren und fehlen, als ſie? Und, wenn er dann nun einmal gefehlt und geirrt hat, muß er ſichs nicht eben ſo zur Pflicht machen, von ſeinem Irthum zurückzukommen, ſeinen Fehler wieder gutzumachen, als ſie? Muß er als Erſter nicht auch zuerſt dis thun? Er hat gefehlt; — gut, es iſt geſchehen; wir haben nun daran erkannt, daß er ein Menſch ſei; aber — er geſtehe nun auch den Fehler ein, er verbeſſere ihn, damit er uns überzeuge, daß er ein guter Menſch ſei; er geſtehe ihn zuerſt ein, verbeſſere ihn unter allen am ſchnellſten, damit wir ihn für einen der beſten Menſchen erkennen. Wäre es denn nicht mehr als ſonderbar, wenn er denken wollte, daß ſeine Unterthanen, die doch Augen haben und ſehen können, nur alsdann keine Augen haben oder nicht ſehen, wenn er handelt? Oder, wenn er dis nicht denkt, verlangt er etwa, daß bei **Beurtheilung der Fürſtenhandlungen** die allgemeinen Grundſätze von Recht und Unrecht, von Billigkeit und Unbilligkeit, von Weisheit und Narrheit nicht anwendbar ſein ſollen? Gott! wenn doch die Fürſten erſt insgeſammt nicht mehr in ihren Hüten und Kronen, ſondern in der **edlen Menſchheit**, die in ihrem **Buſen wohnt**, ihre **wahre Hoheit und Würde** fänden! Darum, ſo wie Theodor fehlt, zeigen Sie ihm auf der Stelle den Fehler und halten ihn zur Verbeſſerung deſſelben an, und ſo, wie er falſch urtheilt, widerſprechen Sie ihm und machen ihn geneigt, die richtigere Meinung anzunehmen. Laſſen Sie ihn recht die Seelengüte fühlen, welche ein Menſch hat, der, ſobald er einſieht, daß er unrecht habe, nachgibt. Die Biegſamkeit des Herzens wird eben ſo, wie die Biegſamkeit unſerer Gliedmaſſen, durch frühe Uebung und Gewöhnung dazu einzig und allein befördert. Ganz vorzüglich dulden Sie an ihm keine Rache, keine Wuth und Grauſamkeit. Bei ſeiner natürlichen Gutherzigkeit dürfte er zwar kaum iemals derſelben fähig ſein; aber es wäre doch möglich, daß ihn ſein Feuer etwa einmal dazu hinriſſe. Wachen Sie von dieſer Seite unaufhörlich über ihn. Es iſt ſchrecklich, wenn ein **Fürſt** dieſen Leidenſchaften ergeben iſt; denn je ſtärker der Rachſüchtige und der Grauſame iſt: deſto mehr Unheil richtet er an. **Ein grauſamer Fürſt wäre das wahre Bild zu jenen Würgeengeln**, deren in alten Zeiten Erwähnung geſchieht, wenn die neuern Exegeten ſolche nicht ſchon anders erklärt hätten. **Gott, der Allmächtige**, iſt ja die **Liebe**! Wäre er dis nicht, ſo müßte das ganze menſchliche Geſchlecht vor ihm zittern. So ſei auch der Fürſt die **Liebe**, damit ſein **Volk** nicht vor ihm zittern müſſe. Nicht einmal **Mishandlungen der Thiere** verſtatten Sie Theodorn, wenn er ſich dergleichen einfallen laſſen ſollte. Auch die ſonſt gutmüthigſten Kinder ſind oft dazu geneigt; theils, weil ſie dadurch doch wenigſtens eine Art von Herrſchaft und Uebergewalt ausüben können, welche ihnen über ihresgleichen noch nicht verſtattet wird; theils weil die gequälten Thiere zuweilen Stimmen von ſich geben und Bewegungen machen, die, an und vor ſich betrachtet, ins komiſche fallen. **Prinzen** ſollen unter allen Kindern am wenigſten dieſe Freiheit haben, weil ſie ſonſt, wenn ſie einſt zur Regierung kommen, den Uebergang von Thieren zu Menſchen nur gar zu leicht finden. Sie ſind ein durchſehender Mann, und werden die Seiten bald entdecken, auf welchen mein Theodor zu Ausſchweifungen am geneigteſten werden könnte. Auf dieſen halten Sie ihn beſonders in Zügel, und rüſten Sie ihn dagegen mit deutlichen Vorſtellungen des Verſtandes, damit er auf allen Seiten gleich ſtark werde. Sie werden nun verſtehen, was ich unter **Verziehung** meine, die bei Theodorn ſchlechterdings nicht Statt finden ſoll, und werden nun das übrige, was noch dazu gehört, leicht hinzuſetzen können. Erziehen Sie Ihrem Vaterlande einen künftigen Fürſten, der ſtark an **Leib und Seele** ſei! — Zum eigentlichen förmlichen Unterricht dürfte es noch zu früh mit ihm ſein. Inzwiſchen werden Sie doch Gelegenheit genug haben, ihm beiläufig allerlei nützliche Vorerkenntniſſe beizubringen Machen Sie ihn beſonders auf Ihren kleinen Wanderungen mit allen Gegenſtänden bekannt, die ihm zunächſt umgeben. Uebungen in Aufmerkſamkeit ſind jetzt noch das wichtigſte, was für ſeinen Verſtand geſchehen kann. Die Bildung ſeines Herzens aber laſſen Sie ſich nun täglich noch angelegener werden. Seither iſt er nur von Anblikken des Böſen abgehalten worden und hat nichts, als gute Beiſpiele geſehen. Dis war auch bis jetzt moraliſchen Unterrichts genug für ihn. Nun aber muß mehr geſchehen. Nun erwecken Sie bei jeder Gelegenheit ſein moraliſches Gefühl recht abſichtlich. Zergliedern Sie ihm die Schönheiten jeder guten Handlung, die vor ſeinen Augen ausgeübt wird, und reitzen Sie dadurch in ihm den Nachahmungstrieb noch mehr. Sieht er Böſes; hört er dergleichen: ſo laſſen Sie ihn ſogleich das Ungerechte und Schändliche darin recht deutlich erblicken und fühlen; damit er frühen, dauerhaften Abſcheu dagegen einſauge. Unterhalten Sie ihn oft mit muntern und angenehmen, mit lehrreichen und rührenden Erzählungen edler Handlungen aus der Zeitgenoſſenſchaft und der Vorwelt. Machen Sie ihn mit den herrlichſten Menſchen bekannt, die leben und gelebt haben, und ſetzen ihm beſonders diejenigen Züge recht aus einander, derentwegen man dieſe Menſchen hauptſächlich herrlich fand. Auf **Liebe, Güte, Gefälligkeit** und **Wohlwollen** gegen alle Menſchen, auf **Achtung, Werthſchätzung** und **Verehrung** guter und weiſer Menſchen blos ſuchen Sie ſein ganzes Herz zu ſtimmen. Vorurtheile, denk' ich wenigſtens, ſoll er noch nicht in ſich aufgenommen haben; doch kann ich freilich hiefür nicht ſo ganz

ziehen.

ſtehen. So, wie er mit dergleichen hervortreten oder noch bekannt werden ſollte, laſſen Sie ihn gleich das Unvernünftige und Alberne darin erblicken; damit er ſie hernach hören und ſehen könne, ohne daß ſie weiter einigen Eindruck auf ihn machen, als daß ſie ihm immer verächtlicher werden. **Religion — in dem gewöhnlichen Sinn des Worts** — bleibt vor der Hand noch ganz weg. Wenn ich glauben werde, daß Zeit dazu ſei, will ich Ihnen meine Gedanken über **diejenige Religion mittheilen**, welche einſt **Theodors Religion** ſein ſoll.

Prinz Theodor gehörte zu den Kindern, gegen welche die Natur eine ſehr freigebige Mutter war. Man ſah ihn und — hatte ihn auch ſchon lieb. Er hatte eine ſchöne ſchlanke ebenmäſſige Figur und ſtand auf dem herrlichſten Wuchs. Ein Paar groſſe blaue Augen kündigten Milde und Güte an, und das Feuer, welches in ihnen glänzte, verſprach edle Lebhaftigkeit. Eine hohe, gewölbte Stirn gab ihm ein freies, offenes Anſehen, und das ganze Geſicht hatte viel Ausdruck zukünftiger Würde. Seine muntre Farbe bewies ſeine Geſundheit; ein ſtarker Gliederbau wackere Anlagen zur Kör=

verkraft. Sein Haar war blond und floß natürlich um ihn her. Er trug ſich gut und frei, und zeigte mit jedem Tritt ſein heiteres Temperament. Sein Herz beſas hohe Reitzbarkeit. Die erſten Eindrücke, welche ein Gegenſtand auf ihn machte, überwältigten ihn leicht. Dabei war er aber ſehr gutmüthig, theilnehmend, wohlwollend und herzlich. Fehlte er, ſo fehlte er aus Lebhaftigkeit; er beſann ſich aber eben ſo ſchnell und ſuchte alsdann ſein Vergehen wieder gut zu machen. Die Geiſteskräfte, welche an ihm hervorblickten, waren von mehr als gemeiner Art, und es war kein Zweifel, daß er, wenn ſie gehörig in ihm entwickelt und ausgebildet würden, ein ſehr weiſer und einſichtsvoller Mann werden müſſe. Er begrif ſehr leicht, war aufmerkſam und wisbegierig, und Rothe hatte oft nicht wenig damit zu ſchaffen, ihm auf alle ſeine tauſend Fragen die richtigſten Antworten zu geben. Ward er gefragt und gab man ihm zu erkennen, daß er richtig geantwortet habe: ſo war ihm dis eine herzliche Freude.

Mit Recht war er deshalb der Gegenſtand der Liebe der ganzen Nation. So bald es hieß, daß hier oder da der Prinz gegangen komme, drängten ſich die Bürger zu Haufen herbei, und alles lief an die Fenſter, um ihn zu ſehen; obgleich allerdings viele darunter waren, die die Neugier nur herbeilockte, um zu ſehen, wie die neumodiſche Erziehung bei ihm anſchlage, und ob er dadurch munterer oder blåſſer, magerer oder dicker, grôſſer oder kleiner werde. Adolf, der hievon bald Nachricht bekam, befahl recht ausdrücklich, daß Rothe mit dem Prinz wôchentlich zum allerwenigſten zweimal durch die ganze Stadt gehen ſollte; damit der hôhere und niedere Pôbel ſich von dem Ungrunde ſeiner Befürchtungon zu überzeugen Gelegenheit hâtte. Den kleinen Theodor frapirte dis zuweilen, wenn ſo zwanzig, dreiſſig Månner auf ihn zugelaufen kamen, ihn auf allen Seiten begaſten und wohl gar überall betaſteten und befühlten. Man ſuchte ihn aber jederzeit durch die Antwort darüber zu befriedigen, daß **ihm die Leute alle ſo gut wåren.**

Theodor. (als er einsmals wiederum dieſe Antwort bekommen hatte.) **Warum** ſind ſie mir denn ſo gut? Ich kenne ſie ja nicht einmal; geſchweige dann, daß ich ihnen ſchon etwas zu Gefallen gethan håtte. Wenn ich dis nur kônnte, ich wollte ihnen allen wohl recht viel zu Gefallen thun.

Rothe. Vielleicht können Sie dis einmal, Prinz; und eben darum, weil Sie ſo ausſehen, als mögten Sie dis gern, ſo hat man Sie auch ſchon lieb. Sie haben einen Vater, den die Menſchen ſo lieben und ſchätzen; und da verläſſt ſich jeder darauf, daß Sie um ſo viel mehr auch einſt ein guter-Menſch ſein werden. Darum kommen die Leute ſo gelaufen, und ſehen Sie immer ſo an; um wiſſen zu wollen, ob ſie ſich in ihrer Hofnung betrügen werden, oder nicht. Werden Sie immer beſcheidener, liebreicher und freundlicher; ſo wird man Sie, wenn Sie einmal gros ſind, eben ſo lieben, wie man Ihren Vater liebt.

Rothe ging in Anſehung der geſammten angefangenen Erziehung des Prinzen ſeinen Gang fort; unbekümmert darüber, ob man ſie lobe oder tadle, ihr ſegne oder fluche, für ſie ſchreibe oder wider ſie ſchreibe. Das immer blühender werdende Anſehen ſeines Zöglings ſprach für die Güte ſeiner Bildungsart, und gab Adolfen Gelegenheit, eine der weiſeſten Handlungen ſeines Lebens auszuüben. Es erſchien nehmlich noch zu guter letzt ein ganz famöſes gedrucktes Paſquil auf den Fürſten ſelbſt, worin die ganze Edukation des Prinzen nicht nur auf das beiſ-

ſendfendſte durchgezogen, ſondern Adolf auch geradezu Theodors Todſchläger genannt und die ganze Nation zur Empörung gegen ihn deshalb aufgefordert ward.

Zenodorf. (das Paſquil in der Hand, zitternd und bebend.) Da — da — da — (fällt auf einen Lehnſtuhl nieder.)

Adolf. (erſchrocken.) Was iſt denn? Gott! was iſt denn? — (nimmt ihm die Broſchüre aus der Hand und beſinnt ſich.) Iſt es etwas wieder gegen mich?

Zenodorf. (unter beſtändigem Kopfſchütteln und Fußſtampfen.) Leſen Ihro Durchlaucht nur! O pfui — o pfui — Das hoffte ich nicht zu erleben! Ach, wären doch meine alten Knochen längſt ſchon zur Ruh! (fängt bitterlich an zu weinen.)

Adolf. (nachdem er im Paſquill geblättert und die heftigſten unterſtrichenen Stellen geleſen hat, ſehr ernſthaft.) Rekolligiren Sie ſich, würdiger Greis! Es iſt wahr — dieſe Scharteke iſt grob und arg; aber mein Entſchluß iſt auch ſchon gefaßt, und dieſem zufolge will ich mit Ihnen darauf wetten, daß ſie die letzte in ihrer Art ſein werde.

Zensdorf. (der wieder ruhiger wird, nachdem er den Fürſten auf den rechten Fleck gebracht zu haben glaubt.) Nicht wahr — nun werden Ihro Durchlaucht andere Erziehungsmasregeln treffen?

Adolf. (geſezt.) Nein, das wird Fürſt Adolf nicht. Welch ein Triumf für den Schurken, er ſei, wer er wolle, wenn ich dis thäte! Und den ſollten wir ihm ſo geben? Was denken Sie denn?

Zensdorf. Nun, ſo werden Ihro Durchlaucht doch endlich einmal an dieſem gottloſen Paſquil ein Exempel ſtatuiren?

Adolf. (raſch.) Ja, das werde ich!

Zensdorf. (heiterer.) Dieſes teufliſche Libell, dieſe unerhörte Majeſtätsſchänderei, muß durch Henkershand verbrannt und die zügelloſe Preſſfreiheit muß mit Gewalt eingeſchränkt werden, und auf den Kopf des Majeſtätsverbrechers müſſen wenigſtens zehntauſend Thaler geſezt werden . . .

Adolf. (lächelnd.) Nicht zehn Pfenninge — — Das Geld können wir beſſer brauchen.

Zensdorf. (wieder verlegener.) Aber doch das übrige, was ich ſagte?

Adolf. (ernſthafter.) **Nichts von allem dem!**

Zensdorf. (wieder auſſer ſich.) Nichts? Was denn?

Adolf. (ruhig.) Laſſen Sie mich machen!

Zensdorf. (unwillig.) Alſo, das Paſquil ſoll nicht verbrannt werden?

Adolf. Ich wüſſte nicht, wozu.

Zensdorf. (noch unwilliger.) Nun, ſo haben wir in acht Tagen wieder eins, und nach noch acht Tagen noch eins, und ſo wollte ich lieber, daß ich — —

Adolf. (noch ruhiger.) Laſſen Sie mich machen! (Zensdorf will fort. Adolf hält ihn auf.) Lieber Greis, nur einige Augenblicke kaltblütiger Ueberdenkung gewidmet! Hören Sie mich an — ich bin ja Ihr Fürſt . . . (Zensdorf bleibt ſtehen.) Erſtlich den **Verbrennungspunkt** . . . Ich wollte, daß alle Fürſten und fürſtliche Regierungen, denen ſo etwas wiederfährt, wie mir jetzt, ſich ſo ſicher dabei wüſſten, als ich, und alsdann auch ſo handelten, als ich. Aber freilich — ſicher muß man ſich wiſſen; ſo kann man ſchreiben laſſen, was geſchrieben werden will, und unverbrannt laſſen, was geſchrieben iſt. Sagen Sie mir nur, ob ein Fürſt oder eine

Regierung ſich nicht im Ernſt wegwerfen, wenn ſie zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht nehmen, Schriften, in denen ſie angegriffen werden, verbrennen zu laſſen? Iſt denn nichts mehr da, was ihre Ehre retten kann? Muß der Henker der werden, der ſie rettet? — Glauben Sie mir, Geheimerrath, **das Erſte, was als geſchriebenes oder gedrucktes in der Welt** verbrannt ward, war — WAHRHEIT. Man konnte ſich nicht dagegen verantworten; ſo war nichts übrig, als durch Verbrennung es über die Seite zu ſchaffen zu ſuchen. War dis aber nicht wirkliche Thorheit? Verfehlte man nicht offenbar dadurch ſeines Zwecks? **Ein Exemplar verbrannte man, damit die übrigen deſto begieriger geleſen würden** . . . Wahrlich, man machte ja dadurch das Publikum erſt recht aufmerkſam auf das verbrannte Libell; man machte, daß ſogar diejenigen, welche nicht einmal leſen konnten, es ſich nun vorleſen lieſſen. Und geſetzt, man hätte die vorhandenen Exemplare alle ſamt und ſonders verbrannt, ward denn dadurch der **Inhalt des Libells in den Seelen derer, die es geleſen** hatten, auch unverbrannt? Nein, der Henker ſoll nicht der ſein, deſſen ich nöthig habe, um mich zu rechtfertigen! **Wahrheit** muß nicht verbrannt werden, und — Lüge vergeht ohne Feuer. Wenn ich das Paſquil verbrennen lieſſe, wäre dis nicht faſt eben ſo, als wenn ich mich getroffen fühlte? Rathen Sie das Verbrennungsmittel allen Fürſten und Regierungen, die ſich nicht ſicher wiſſen. Dieſe pflegen ſich auch ſeiner bald zu bedienen. Ich bedaure aber jeden meines Standes, der dazu greift! Man betrachtet ihn als einen Ueberführten, der dazu greifen muß.

Zenodorf. Aber, gnädigſter Fürſt, ſoll denn ſo eine ſchändliche Handlung gar nicht geſtraft werden?. Wo keine Strafe iſt, da iſt ja keine Furcht . . .

Adolf. Wenn ich ſie nun auch nicht ſtrafte — muß denn alles geſtraft werden? Die Sünde iſt ja wider mich begangen; könnte ich ſie denn alſo auch nicht ungeſtraft verzeihen?

Zenodorf. Nehmen mir Ihro Durchlaucht das nicht ungnädig — Ihre höchſte Perſon maß unverletzlich ſein. Das iſt eine Gerechtſame, auf die Sie nicht einmal Verzicht thun können — Die Nation hat Ihnen dieſe gegeben, und die Feſtigkeit aller Fürſtenſtühle und Thronen beruht darauf . . .

Adolf. Sachte, ſachte, lieber Greis! Einer meiner Pflichten kann und darf ich mich nicht begeben, das weiß ich wohl; aber einer meiner Gerechtſamen und Privilegien — — das wüſſte ich nicht. Aber doch, ich will ja auch die meſchante Handlung ſtrafen, und zwar nicht ſowohl ſie, als vielmehr **den Thäter.**

Zenodorf. Den wiſſen Sie ja nicht.

Adolf. Das brauchts auch nicht.

Zenodorf. Hum! Den Thäter ſtrafen und — den Thäter nicht wiſſen — hum! Wie, womit, wodurch wollen Sie ihn denn ſtrafen?

Adolf. (großmüthig.) **Mit Verachtung!** — Das iſt ſeine gerechte Strafe, daß ich ihn, da ich ihn nicht weiß, auch nicht einmal wiſſen mag — mir nicht die geringſte Mühe geben will, ihn zu erfahren.

Zenodorf. (wie ſchadenfroh.) Ei, das wird ihm gerade recht ſein.

Adolf. Nein, das glauben Sie nicht. Das wird er freilich wollen, daß er verborgen bleibe; das wird ihn aber verdrieſſen, daß ich ihn nicht einmal zu entdecken ſuchen will. Für das erſte wird er wohl geſorgt haben, das können Sie doch wohl denken. Er glaubte aber, daß nun erſtaunendes Aufſehen, Geräuſch und Nachfrage gehalten, und wohl gar eine Menge Unſchuldiger in Verdacht genommen werden ſollten. Da wollte er denn in ſeiner Verborgenheit ſitzen und grinzen. Wie wird ihn das ärgern, wenn ihm dis fehlſchlägt und wenn man ihn überzeugt, daß ſeine ſchändliche Seele das gar nicht habe ins Werk ſetzen können, was ſie ins Werk ſetzen wollte? Glauben Sie doch, daß er feſt und ſteif darauf gerechnet habe, daß ſein Paſquil verbrannt werden ſollte. Da wollte er denn wohl mitten unter den Zuſchauern ſein und ſich darüber freuen, daß er ein Mann ſei, der eine öffentliche Exekution kommandiren, Henker und Büttel in Bewegung ſetzen und mitten im Staat rufen könnte — ſchlagt an! gebt Feuer! Es gibt ſolche Gemüther, die an ſolchen erregten Volksaufläufen ihre heimliche Freude haben können. Aber — ſeine Hofnung ſoll ihm fehlſchlagen. Er ſoll auch nicht einmal die allerkleinſte unter ſeinen erwarteten Teufelsfreuden haben, nehmlich die — daß ich zu erkennen gebe, als hätte ich mich über ihn geärgert.

Zensdorf. (dem die Perucke von allem Schütteln queer über das rechte Ohr hängt.) Ich weiß nicht, wie die Welt jetzt wird. Alles anders — alles anders, als ſonſt. (ſchlägt ſich vor die Bruſt.) Alter, es iſt Zeit, daß du ſtirbſt! (tritt näher an den Fürſten.) Das muß ich Jhro Durchlaucht noch ſagen — ſeit ewigen Zeiten werden bis auf den heutigen Tag ſolche infame Schriften durch Henkershand verbrannt.

Adolf. (mehr als lächelnd.) Und — die Folge davon? — — dieſe, daß bis auf den heutigen Tag ſolche Schriften dennoch immer zum Vorſchein kamen. Man erwies ihnen alſo vermuthlich zu viel Ehre. Man thue, als achte man nicht darauf; oder, wenn man ja darauf achtet, ſo laſſe man ſie noch einmal unter öffentlicher Autorität auf Schreibpapier auflegen; ſo werden die Preſſen bald etwas klügeres liefern.

Zenodorf. (der Adolfen angreift.) Um Gottes willen — wo denken Jhro Durchlaucht hin?

Adolf. (der ihm einen Kus gibt.) Ja, ja, lieber Alter; alles anders, alles anders als ſonſt; aber deswegen brauchen Sie nicht zu ſterben . . . Jch gedachte nun alleweil auch der Preſſen — —

Zenodorf. (der ihm ins Wort fällt.) Ach ja, das iſt äuſſerſt nöthig, Jhro Durchlaucht, daß die nun bis ins Abſcheuliche getriebene Preſſfreiheit auf das allerſtärkſte eingeſchränkt werde.

Adolf. (gelaſſen.) Auch die ſoll bleiben, wie ſie iſt.

Zensdorf. Ihro Hochfürſtliche Durchlaucht — gnädigſter Fürſt — Fürſt und Herr — Herr und Vater — — ich bitte — —

Adolf. Lieber Geheimerrath — guter Greis — wackerer Zensdorf — ich bitte — — hören Sie einmal auch noch hierüber etwas zu . . . In meinem Lande ſoll jeder ſchreiben und leſen können, was er will. Ich rechne dabei nicht auf **Papiermacher** und **Buchdrucker** blos, daß dieſe dabei gewinnen; ich rechne auf **Volksfreiheit**, die dadurch geſichert, und auf **Gleichgewicht unter den Ständen**, das dadurch einigermaſſen erhalten wird. Das Volk muß ſehen, daß niemands geſchont werden dürfe, ſobald er ſchlecht iſt, er heiſſe, wie er wolle. Wenn keine Preſſfreiheit wäre: ſo würden die Vornehmen und die Reichen allen ihren Leidenſchaften ungezüchtigt den Zügel ſchieſſen laſſen können. Jene misbrauchten ihre Gewalt, ihre Macht, ihr Anſehen; welcher Schwächere dürfte es mit ihnen aufnehmen? Dieſe bezahlten alle ihre Ausſchweifungen mit baarem Gelde und behielten allenthalben recht; welcher Aermere könnte es mit ihnen aufnehmen? Verfolgungsſucht, Unterdrückungsgeiſt, Blutſaugerei, Tirannei und Deſpotiſmus auf der einen Seite — knechtiſche Furcht, Sklaverei, Hunger und Jammer auf der andern Seite nähmen Ueberhand. **Dieſen Uebeln bauet die Preſſfreiheit am gewiſſeſten vor.** So hat denn der Allervornehmſte und Allerreichſte, den alle Richterſtühle der Welt nicht in Furcht ſetzen, doch wenigſtens einen Richterſtuhl, den er fürchten muß. Dis iſt — der Richterſtuhl des Publikums. Vor dieſem muß er ſich ſtellen, wie der Niedrigſte und wie der Aermſte, muß ſich unterſuchen, richten, und wenn er es verdient, auch verdammen laſſen. Das Verdammungsurtheil kann ihm zwar ſeine Macht und ſein Geld nicht nehmen, denn es beſteht nur in öffentlicher **Verachtung**, der er Preis gegeben wird; aber auch dieſe iſt ihm ſchrecklich genung, denn er verliehrt zu viel bei ihr, und kommt auch wohl durch ſie in Gefahr, endlich in Unterſuchungen zu gerathen, die ihn um ſeine Macht und um ſein Geld bringen. So kommt manche Schelmerei an den Tag, die ohne Preſſfreiheit ewig verborgen geblieben wäre, und — was noch weit mehr iſt, ſo werden tauſend

Schelmereien nicht begangen, die, wenn die Furcht vor ſelbiger nicht wäre, ohne Scham und Scheu begangen ſein würden. Wie können Sie ſo gegen die Preſſfreiheit ſein, lieber Zensdorf? ich begreiſe das gar nicht.

Zensdorf. Aber, Ihro Durchlaucht halten mir zu hohen Gnaden — die Autoren ſchreiben ja, was ſie wollen — — Ja, wenn ſie nur ſchrieben, was ſie ſollen, dann wäre es höchſtrathſam, daß man ihnen uneingeſchränkte Freiheit gäbe.

Adolf. (der die rechte Hand auf ſein Zwe[illegible] legt.) Lieber Herzensalter, was ſchwatzen [illegible] durch einander? Nur ſchreiben, was [illegible] ſoll, dazu uneingeſchränkte Freihe[illegible] haben — uneingeſchränkte Freiheit haben, zu ſchreiben, was man ſoll — — ſo etwas habe ich in meinem Leben nicht gehört. Entweder — nichts ſchreiben dürfen, als was man ſoll, oder — uneingeſchränkte Freiheit haben, zu ſchreiben, was man will — — in dieſen beiden Sätzen nur iſt Sinn. Letzterer ſoll in meinem Lande gelten; erſterer iſt der Satz eines Beelzebubs, und würde die Menſchen aufs neue unter die Gewalt des Teufels bringen, aus der ſie hin

Berlin

und her kaum herausgeſchlüpft ſind. Wenn weiter nichts geſchrieben werden ſoll, als was geſchrieben werden ſoll — hören Sie einmal, wie das klingt — ſo brauchen wir weiter nichts mehr, als — Buchdrucker; denn alles dis iſt ſchon geſchrieben und darf nur immer wieder abgedruckt werden; aber was nicht geſchrieben werden ſoll, das muß nun erſt noch geſchrieben werden. Und da ſein Sie doch mehr Patriot, lieber Geheimerrath, und ſorgen Sie beſſer für die Nachwelt, als daß Sie ihr die Preſſfreiheit wieder entziehen wollen. Ich bin ja ſelbſt Fürſt, und ſollte es, wenn ich eigennützig dächte, am wenigſten ſagen; aber es iſt doch ſonnenklare Wahrheit, daß die Menſchheit alle die wichtigern Schritte, durch welche ſie in den leztern Zeiten aus Deſpotismus und Sklaverei hervorgetreten iſt, einzig und allein der Preſſfreiheit zu danken habe. Und — was hier vom Fürſtendeſpotiſmus gilt, das gilt noch mehr vom Pfaffendeſpotiſmus. Und iſt dieſer nicht noch weit ärger, als jener? Unter jenem leiden nur Beutel, Haut und Knochen; aber unter dieſem leidet auch ſogar die Vernunft . . . durch jenen werden die Menſchen nur gemauleſelt, aber durch dieſen werden ſie ganz geeſelt. . . .

Doch hiervon können Sie wohl vollends gar nichts hören?

Zensdorf. (dem die Perücke nun gar abfällt.) Die Ehrfurcht gebietet mir zu ſchweigen. — O — o — ich bitte unterthänigſt um Vergebung . . .

Adolf. (den Achtung überall erfüllt, indem er Zensdorfs ſchneeweiſſes Haar ſo ſieht.) Rechtſchaffener Greis, ſo ſilberfarben ward Ihr Haupt im Dienſt meines Hauſes!!!

Zensdorf. (nachdem er ſich die Perucke wieder aufgeſetzt hat.) Ja, mein Fürſt! Als ich in Fürſt Georgens Dienſte trat, war mein Hauptbaar rabenſchwarz. Ein Halbjahrhundert hat es ausgebleicht.

Adolf. (der einen ſehr pretiöſen diamantnen Ring vom Finger zieht.) Tragen Sie dieſen Ring bis an Ihr Ende; — er iſt aus Fürſt Georgens Nachlaß.

Zensdorf. (ſich tief beugend.) Das will ich auch. Wenn die Preſſfreiheit aber nur nicht oft ſo ſehr gemisbraucht würde — grosmüthigſter Fürſt!

Adolf. Das laſſen Sie doch! Wo iſt denn etwas, das nicht oft gemisbraucht würde? Das Uebel, welches aus der Preſſfreiheit nebenbei entſpringt, iſt zu klein gegen das überſchwengliche Gute, das ſie unmittelbar ſtiftet. Das Publikum iſt unter allen Richtern oft der einzige gerechte. Es unterſcheidet bald gedruckte Lügen von gedruckter Wahrheit; denn — es hat die darin berührten Thatſachen vor ſich und kann ſie unterſuchen. Findet es ſie falſch angegeben: ſo fällt die öffentliche Verachtung auf den Lügner zurück; und ſo empfängt er Strafe genug. Das Schwert, das er gegen einen Unſchuldigen zog, wird dasjenige, womit er ſich ſelbſt durchbohrt... Nein, lieber Geheimerrath, ich mache in Anſehung der Preſſfreiheit auch nicht die geringſte Veränderung. Es muß irgend ein Mittel ſein, wodurch man dem, der ungeſtraft ein öffentlicher Schurke iſt, auch öffentlich ins Geſicht ſagen kann, daß er ein Schurke ſei, ohne von ſeiner Macht und von ſeinem Reichthum etwas zu fürchten zu haben. Die Preſſfreiheit iſt noch die einzige Geiſſel, welche den vornehmen Böſewicht in Schranken hält. Und — wenn ſie gegen einen ſchlechten Fürſten gebraucht wird: ſo iſt dis der allerwohlthätigſte Gebrauch, der von ihr gemacht werden kann.

Zensdorf. (ſehr gemäſſigt.) Aber erlauben Ihro Durchlaucht noch dieſes einzige — Sonſt war die Preſſfreiheit hier ſehr eingeſchränkt. Alles, was gedruckt ward, muſſte die ſchärfſte Cenſur paſſiren und — — —

Adolf. Und — die Folge davon war — — **daß nicht viel Kluges gedruckt ward.**

Der alte Zensdorf beſah ſeinen Ring und — ging fort. Das Paſquill blieb alſo unkonfiſcirt und unverbrannt. Ja, Adolf befahl, daß es ſogleich noch einmal wörtlich abgedruckt würde, und ließ auf der innern Seite des Titelblatts die Worte mit groſſen Lettern ſetzen: **Wer Arges thut, der haſſet das Licht, daß ſeine Werke nicht geſtraft werden; wer aber Gutes thut, der kommt an das Licht, damit ſeine Werke offenbar werden, denn — ſie ſind in Gott gethan; — Adolf.„** Unter dem Titel ſtand — **zweite, ungeänderte Auflage;** ad mandatum Sereniſſimi ſpecialiſſimum. Dis machte einen unausſprechlichen Eindruck auf die ganze Nation, und von der Zeit an hörte man nicht wieder von einer Zeile, die gegen die Erziehung des Prinzen zum Vorſchein käme. Die anfängliche allgemeine Neugierde auf das, was der Fürſt des famöſen Paſquills wegen thun würde, verwandelte ſich nun in einen allgemeinen Abſcheu gegen den Verfaſſer deſſelben. Jeder beeiferte ſich, dieſen zu entdecken. Man entdeckte ihn wirklich und wollte ihn dem Fürſten nennen. Adolf verlangte nicht, ihn zu wiſſen. Tags drauf kam die Nachricht, daß der Hofprediger unſichtbar geworden ſei. „Das hätte ich doch nicht gedacht, verſetzte Adolf, als er dis hörte und die Erklärung davon erhielt, daß ein ſchwarzer Mantel ſo viel Bosheit verhüllen könnte. Geſtern noch hat mir der Schurke über die Erziehungsart des Prinzen ſeinen größten Beifall zu erkennen gegeben.“ — — Zur Auflöſung dieſes Räthſels diente die Entdeckung, welche man aus einigen nach der Zeit noch an den geweſenen Hofprediger eingehenden Briefen machte, daß er ein verkappter Jeſuit geweſen ſei.

Theodor hatte auf ſeinen kleinen Wanderungen, welche er täglich mit Rothen machte, die Natur ſchon ſehr lieb gewonnen, und Rothe beſtrebte ſich, dieſe ſeine Liebe gegen ſie bis zum Enthuſiasmus für ſie aufzuſtimmen. Viel ſchöne, feierliche Auftritte in der Natur, viel ſanfte, entzückende Anblicke derſelben benutzte er dazu.

Einige der feierlichſten und entzückendſten von ſelbigen aber ließ er wohlbedächtig zurück, um einſt von ihnen einen auſſerordentlichen Gebrauch zu machen; wozu ſie dem Prinz alsdann noch neu ſein müßten. Bald waren ſie in Gärten, bald in Feldern; bald in freien Ebenen, bald in ſchattenreichen Waldungen; bald in tiefen Thälern, bald auf Höhen, die die weitausgedehnteſte Ausſicht reichten. Mehrentheils waren die Landhäuſer und Luſtſchlöſſer des Fürſten in Gegenden angelegt, wo es die herrlichſten Proſpekte gab. Da ſtanden ſie denn oft ſtundenlang auf dem einen oder andern derſelben, und Rothe gab genau auf die Eindrücke acht, welche hier auf ſeinen Zögling gemacht wurden. Theodors ganze Seele pflegte ſich alsdann in ſeinen Augen zu zeigen. Inbrünſtig ſtellte er ſich hin und ſchien die ganze weite Natur in ſich aufnehmen zu wollen. Rothe bot ihm dann wohl ein Spiel oder ſonſt eine jugendliche Zerſtreuung an; aber der Prinz ſchlug alles aus und ſetzte wohl hinzu: „hier frage ich viel nach Spiel und Zeitvertreib — hier iſt Zeitvertreibs genug — hier mögte ich wohl immer ſein.“ Es fehlte nicht an den ſchönſten Sehröhren auf den Landhäuſern, und da ſprang Theodor für Freuden, wenn er durch ſelbige irgendwo noch ein Dorf oder noch einen Thurm erblickte, die er noch nicht bemerkt zu haben glaubte. Rothe ſprach dann, wenn ſich der Prinz über die herrlichen Ausſichten der Natur in dieſen Landſchaften auf das höchſte freute, keineswegs etwa zu ihm — *dis iſt alles Ihre, Prinz* — oder — *dis wird einmal alles Ihre*; ſondern er unterhielt ihn oft mit Vorſtellungen folgender Art dabei:

„Die Wieſen, die Gärten, die Felder, die Büſche, die Häuſer, welche wir da ſehen, ſind freilich alle ſchon vertheilt, und haben alle ſchon ihren Herrn. Mancher hat viel, mancher hat wenig davon. Aber die eigentliche Schönheit der Natur, der mannigfaltige Anblick aller dieſer Gefilde und über ihm der groſſe gewölbte Himmel gehören allen Menſchen zu. Der Hirt, welcher dort auf der Höhe weidet, hat daran alleweil ſo viel Antheil, wie wir hier, und wie Ihr Vater auf ſeinem Schloſſe da. Für uns alle iſt die Natur da, und es kommt bei den Freuden, welche ſie uns gibt, nicht darauf an, daß wir vornehmer und reicher ſind, um mehr davon zu genieſſen; ſo wie etwa bei den Schmauſereien, Tänzen und Luſtbarkeiten in der Stadt; ſondern — *je beſſer ein Menſch iſt, deſto ſchöner iſt die Natur für ihn*, er mag übrigens reich oder arm, vornehm oder gering ſein. Wer nicht Güte des Herzens hat, für den iſt auch das geringſte Feldblümchen nicht gewachſen. Er verdient einen ſo ſchönen Anblick nicht, wie wir hier haben. Er muß, ſo oft er ihn auch hat, ſich immer ſelbſt dabei ſagen — alles iſt gut und ſchön um mich her, nur ich bin ſchlecht. Wer vollends ein Menſchenfeind iſt und andern nicht gern Gutes thut: der muß ſchamroth werden, ſo oft er die Natur betrachtet. Dieſer muß ſich alsdann zurufen — Sieh, wie die Natur ſo gütig für dich iſt und dir ſo viel Freuden ſchenken will! Biſt du auch wohl einer derſelben werth, da du keinem Menſchen Freude ſchaffſt und Freude gönneſt? Erſt geh hin und ſegne Menſchen, diene und hilf, und dann komme wieder und laß dich ſegnen — du Undankbarer! Sehen Sie, Prinz, je beſſer Sie alſo werden, je milder und liebevoller gegen andere: deſto mehr gehört alles das Ihnen, was Sie hier ſehen — Erde und Himmel — und alles, was dran und drauf iſt. Der beſte Menſch iſt der allerreichſte; denn ihm gehört der Anblick der geſammten Natur, und alle Freuden, die ſie hat, ſind ſein. Und das ſonderbarſte iſt, daß jeder Menſch ſo reich werden kann, ohne daß andere dadurch verlöhren; wie es etwa mit den übrigen Reichthümern iſt, da, was der eine im Kaſten hat, der andere nicht in ſeinem Kaſten haben kann. Wenn hier tauſend gute Menſchen ſtänden: ſo könnten ſie alle gleichviel ſehen und gleichviel Freude dabei empfinden; ohne daß einer dem andern etwas wegſähe oder wegempfände, oder daß die Natur ſelbſt, die ſie alle heute ſo ſegnete, ſättigte, labte und erquickte, auf morgen dadurch ärmer würde.“

Wenn Rothe ſo geſprochen hatte, ſchien ein edler Eifer Theodors ſich ganz zu bemächtigen. Wie in einer Art von Scham ſah er dann bald ſeinen Hofmeiſter, bald die Natur, bald jenen wieder an; doch ſammlete er ſich auf der Stelle immer wieder, und blickte entweder ſtill-freimüthig, wie ein Menſch, der vor ſich in geheim wackere Vorſätze gefaßt hat, um ſich her, oder ſprach auch wohl recht beherzt dazu — ich will recht gut werden, und andern auch gern recht viel Gutes thun, wenn ich nur erſt kann; und wenn dann dis erſt iſt: ſo will ich hier auch erſt recht vergnügt ſein, und thun, als wenn das ganze Land mein wäre, das ich hier ſehe.

Gewis war dieſe Angewöhnung zur Empfindung des Schönen in der Natur einer der weiſeſten Grundſätze, nach welchen die Erziehung der Fürſtenſöhne zu Fürſten betrieben werden mag. Hierdurch werden ſie gleich frühzeitig ſo an die Natur gefeſſelt, daß weder der Hof, noch das Geräuſch der Welt den Hang zu ihr jemals wieder unterdrücken können. Und glückſelig iſt ein Land, deſſen Fürſt ein **warmer Freund der Natur** iſt! Die Simpathie mit ihr wird ihn vor der Sucht nach erkünſtelter Pracht verwahren, die nur gar zu leicht durch den übertriebenen Aufwand, den ſie verurſacht, die Kammern der Fürſten ausleert und ihre Einkünfte überſteigt. Er wird ſein Land nicht in Schulden ſetzen, zu deren Wiederbezahlung nach ſeinem Tode Kopfſteuern ausgeſchrieben, Zölle und Acciſen erhöhet und ungerechte Kontributionen erpreſſt werden müſſen. Sein Geſchmack an der Natur wird durch die ganze Einrichtung ſeines Hofes herrſchen. Eine edle Simplicität wird ſein Schloß bauen, ſeine Zimmer meubliren, ſeine Garderobe anlegen, ſeine Feſtins und Luſtbarkeiten reguliren. In allen Anſtalten, die er für ſein Land trift, wird er der Natur nachahmen; in allen Geſetzen, die er gibt, wird der Geiſt der Natur den Ton angeben. Er wird natürlich denken, natürlich reden, natürlich handeln. Er wird die natürliche Gleichheit der Menſchen nicht überſehen, ſich nicht ſtolz über ſich ſelbſt erheben, ſondern ſich als einen Vater betrachten, deſſen Kinder ſeine Unterthanen insgeſamt ſind. Er wird auch die unterſten Stände der Menſchheit ſchätzen, und beſonders den zahlreichſten unter allen, den Bauernſtand, werth halten und befördern, weil dieſer zunächſt an die Natur grenzt, im Schoſſe derſelben unaufhörlich lebt, und am meiſten dazu beiträgt, ſeine Gefilde fruchtbar und den Anblick derſelben für ihn reitzend zu machen. Er wird keinem ſeiner Unterthanen den Zutritt zu ſich verſagen, ſie oft ſelbſt in ihren Hütten aufſuchen, und auf jedem Beſuch, den er bei der Natur ablegt, wenigſtens einige derſelben unterwegs ſprechen. Er wird ſein Land ſelbſt kennen, viele Bedürfniſſe deſſelben ſelbſt entdecken und ihnen abhelfen. Er wird keine harten Strafen ausüben laſſen und kein Wohlgefallen an grauſamen Vergnügungen finden. Er wird ſich nicht zum Tirannen über ſeine Hirſche und Haſen aufwerfen: er wird aber auch ſeine Bauern nicht von Hirſchen und Haſen tiranniſiren laſſen. Er wird der Nation wieder mehr Gerechtſame der Natur auf allen Seiten zugeſtehen, und manch unſinniges Edikt ſeiner Vorfahren aufheben, wodurch ſeine Unterthanen aus dem Stande der natürlichen Freiheit in den Stand der Sklaverei verſetzt wurden. In den Amtsſtuben, in den Landesgerichten, im geheimen Kabinet wird er alle Sachen wieder einen natürlichern Gang nehmen laſſen. Bei ſeinen Aufenthalten im Schoße der Natur wird er öfter zu ſich ſelbſt kommen, ſeine Handlungen prüfen, ſeine Würde und Beſtimmung fühlen und neuen Eifer zu redlicher Betreibung ſeiner Pflichten ſammlen. Er wird weder Atheiſt noch Pietiſt, ſondern ein reiner und wahrer Verehrer der Gottheit ſein, unter deren Werken er ſo gern iſt. Er wird ein Freund der Ordnung, er wird mäſſig, weiſe und gut ſein. Die ſegnende Natur wird ihn auch zu Segnungen ohne Unterlas auffordern. Mit Seelenruhe wird er hören, mit Güte antworten, mit Milde entſcheiden. Man wird kein Beiſpiel aufweiſen können, daß er ungerecht, hart oder unbarmherzig verfahren ſei. Er wird das wahre Verdienſt ſchätzen und belohnen, die verfolgte Unſchuld in Schutz nehmen, dem Nothleidenden beiſtehen und Leben und Freude allenthalben um ſich her verbreiten. Er wird die Reichthümer, welche ihm ſein Volk ſammlen muß, nicht auſſer Landes ſchicken, um koſtbare Kunſtwerke dafür aufzukaufen, auch wird er ſie nicht zu ungeheuren Summen in ſeine Schatzkammern einmauern;

ſondern er wird in den ſchönſten Gegenden ſeines Landes eine neue Anlage nach der andern machen, wodurch viel hundert Arbeiterhände jahraus jahrein beſchäftigt werden. Bald hier, bald da werden Landhäuſer in die Höhe ſteigen, junge Gärten aufblühen, Wüſteneien urbar gemacht, Sümpfe ausgetrocknet und Kanäle gezogen wernen. Selbſt ſeine Landſtraſſen werden ſich verſchönern, und die Reiſenden, wenn ſie durch ſein Gebiet wandern, werden in einem Paradieſe zu wandern glauben. — — Man nehme ein Land, wo von dieſem allen das Gegentheil geſchieht, und gehe zur Quelle davon zurück; ſo wird man dieſe oft einzig und allein darin finden, daß **ſein Fürſt keinen Sinn für die Schönheit und die Freuden der Natur hat.** Dieſen hat er aber darum nicht, weil man ihn von Kindheit an von der Natur entfernte, ſie ihm verleidete, ihm ihre Vergnügungen als gemein, einfältig und unter ſeinem Stande ſchilderte, ihn an Flitterpracht, Getöſe und Gewühl gewöhnte, ihn frühzeitig zum Parforcejäger, zum Akteur, zum Exerciermeiſter, zum erſten Tänzer oder gar zum erſten Trinker im Lande machte. Was Wunder, wenn er dann mehr auf dem Theater und Redoutenſaal, als in ſeinen Gärten, Hainen und Fluren iſt, oder wenn er, zum falls er ja dann und wann durch ſein Land reitet oder fährt, jeden Buſch nur darauf anſieht, ob gute Hetze in ihm ſei, und jede Ebene, ob ſie zum Lager oder Schlachtfelde tauge? . .

Fürſt Adolf war zwar nicht zur Liebe für die Natur erzogen worden, aber er war als Mann und Regent hernach aus innerm Herzensantrieb zu ihr zurückgekehrt. Sorgfältiger Beobachter ſeiner ſelbſt, hatte er bemerkt, was für veredelnde Einflüſſe dis auf ſeinen Karakter gehabt habe, und er behauptete ſchlechterdings, daß er von der Zeit an ein beſſerer Fürſt geworden ſei. Darum wollte er, daß Theodor noch mehr vor ihm voraus haben und von Jugend auf die Natur lieb gewinnen mögte. Er hatte auſſer ſeinen vielen Landhäuſern auch einige Einſiedeleien in dicken Waldungen an den Ufern der Ströme angelegt. Sie lagen weit ab von den Landſtraſſen und machten einen ſehr feierlichen Eindruck auf die Seele, wenn man ſie unerwartet erblickte. Eine heilige Stille herrſchte in den Dämmerungen der Haine um ſie her, und man ſah es ihrer erhabenen Simplicität gleich an und las es in den kurzen Inſchriften, welche ſie an den Eingängen führten, daß ſie ein edler Fürſt zu den Plätzen beſtimmt habe, wo er ſich, entfernt von allem ſtörenden Geräuſche der Welt, mit ſich ſelbſt unterhalten, über ſeine Pflichten nachdenken und ſich in der höhern Weisheit üben wollte. Inwendig ſtanden die Büſten der weiſeſten und beſten Fürſten und Völkerbeherrſcher alter und neuer Zeiten. Auch fand man in jeder derſelben eine kleine ausgeſuchte Bibliothek und einen Schreibeſchrank. Hier war Adolf, ſo lange es die Jahrszeit verſtattete, oft, und niemand durfte ihn daſelbſt aufſuchen. „Die übrige Zeit meines **Lebens**, pflegte er zu ſagen, ſoll ganz meinem **Volke** zugehören; die Stunden aber, welche ich hier verlebe, ſollen *mein* ſein. Doch ſollen meine Unterthanen über dieſen Zeitverluſt für ſie nicht Urſach zu klagen haben; denn dieſen Stunden haben ſie es zu verdanken, daß ich in den übrigen Stunden thätiger für ſie bin, als mancher meines gleichen.“ Adolf hatte zwar keine beſtimmten und bekannten Tage, an welchen er dieſe ſeine heiligen Einſiedeleien beſuchte; man konnte es aber allemal wiſſen, wenn er da geweſen war; denn — an jedem ſolchen Tage übte er hernach einige ganz vorzüglich ſchöne Handlungen aus.

Eine dieſer Einſiedeleien, und zwar die nächſte an der Reſidenz, räumte der Fürſt Theodorn

dorn ein, und Rothe muſſte ihn wöchentlich einigemal dahin führen. Sie ſtand in Verbindung mit einem der ſchönſten Landhäuſer des Fürſten, bei welchem ein weit und breit berühmter Engliſcher Garten von ſehr groſſem Umfange ſich befand; ihr Zuſammenhang mit ſelbigem war aber ſehr unbemerkbar. Ein ſchmaler Fußſteig führte von daher in ewigen Krümmungen durch einen dicken Pappelwald zu ihr, und ſie ſelbſt lag unter hohen Platanen ganz verſteckt. Auch konnte man von dort aus zu Waſſer nach ihr kommen; und ſo ſah man Adolfen oft, wenn er eine Zeitlang im zauberiſchen Garten gewankt und ſeine Seele zu hohen Empfindungen geſtimmt hatte, einſam den Kahn beſteigen und nach ihr hinrudern.

Adolf. (zu Rothen, als er an Theodorn die Einſiedelei abtritt.) Es iſt meine liebſte und beſte unter allen, die ich habe; aber eben darum ſoll er ſie von nun an beſuchen. Dort ſoll es ſein, wo die Wohlfart meines Volks nicht nur gegründet ward, ſondern wo ſie auch dauerhaft befeſtiget werde. Dort ſoll die Menſchheit an Theodorn ſich vollkommen ausbilden und immer wieder neue Stärkungen erhalten. Machen Sie ihm dieſen Ort recht heilig und ehrwürdig. Ketten Sie an den Anblick deſſelben und an den

Aufenthalt daſelbſt für den Prinz viel wichtige Ideen, und beſonders die Ideen, welche ein Fürſt bedarf, um guter Fürſt zu ſein; damit ſelbige, ſo oft er an dieſen Ort kommt, recht feierlich in ihm erneuret werden, und die vorige Lebhaftigkeit, wenn ſie etwa Vergang genommen hätte, allemal wieder erhalten. Machen Sie ihm aber auch den Ort zu ſeinem Lieblingsaufenthalt, damit er ihn einſt nach Jahren noch oft beſuche und die Erneurung jener Ideen oft erhalte. Dort ſollen Sie ihm die erhabenſten Tugendlehren geben, die feierlichſten Gelübde, denſelbigen getreu zu bleiben, von ihm ſich geben laſſen, und an den Wänden den Tag anſchreiben, an welchem er ſie Ihnen gab. Dort ſollen Sie ihm die wichtigſten Aufſchlüſſe über die Beſtimmung des Menſchen reichen, und ihn in den Dämmerungen des heiligen Hains mit ſeiner Unſterblichkeit vertraut machen. Dort ſollen Sie ihn die Stäte finden laſſen, wo er einſt am liebſten ſein frommes Gebet verrichte. Dort ſollen Sie jeden ſeiner Geburtstage mit ihm feiern. Dort ſollen Sie am Tage meines Todes mit ihm ſein. Dort ſollen Sie, ſo oft dieſer Tag wiederkommt, mit ihm ſein. Dort ſollen Sie noch in den ſpäteſten Zeiten, wenn er etwa träge in Erfüllung ſeiner Beſtimmung würde, ihn an die Tugend, die Sie ihn lehrten, an das Beiſpiel ſeines Vaters, an die Herzensgüte, die er als Knabe blicken ließ, und an die theuren Zuſagen, welche er Ihnen als Jüngling that, zurückerinnern. O Rothe, Rothe, benutzen Sie dieſe Winke, die ich Ihnen gebe, recht; ſo kann es nicht fehlen, daß dieſe Einſiedelei für ihn auf ſeine ganze Lebenszeit Tempel und Altar werde; daß ſie der Ort werde, wo ſeine Tugend und Ruhe, wo das Heil der ganzen Nation auf immer geſichert wird!„

Rothe ſchafte die Büſten der Fürſten und Volksherrſcher aus der Einſiedelei heraus und ſtellte an ihrer Statt nach und nach Gemählde überaus guter Menſchen aus den mittlern und niedrigen Ständen hin, welche ſich durch eine beſondre Tugend auszeichneten. Die Tugenden derſelben waren keine von den geräuſchvollen und glänzenden, wie etwa die Heldentugenden und die Tugenden der Miniſter; ſondern es waren die ſtillern Tugenden des einſamen, des häuslichen und bürgerlichen Lebens, welche jeder Menſch beſitzen ſoll, er ſei Taglöhner oder König. Die Perſonen, welche dieſe Tugenden an ſich trugen, wählte er insgeſamt aus dem Schoſſe des Vaterlandes; damit der Prinz ſeine Nation ſchätzen lernte, das Edle und Schöne nicht blos im Auslande ſuchte, und überzeugt würde, daß ihre Beiſpiele auch wahrhaftig Beiſpiele für ihn wären. So viel, als möglich, wählte er dazu noch lebende Menſchen; um ihm Achtung gegen die gegenwärtige Generation ſeines Volks beizubringen, und ihm den Gedanken wichtig zu machen, daß er, wenn er nicht ſo gut würde, wie ſie, täglich noch von Menſchen übertreffen würde, die vor ſeinen Augen lebten und mit denen ſein Volk ihn meſſen könnte.

Als der Prinz zum erſtenmal mit ihm in die Einſiedelei kam, fand er das erſte Portrait; und ſo oft er wieder hin kam, fand er wieder ein neues auſſer dem vorigen. Dis war ein herrliches Mittel, dem Prinz jede nothwendige Tugend des Lebens, ohne welche der Menſch ſchlechterdings nicht Menſch genug iſt, auf eine recht einleuchtende, anſchauliche und zugleich ſehr unterhaltende und anziehende Weiſe beizubringen und ausübenswerth zu machen. Zuförderſt ward dann geſagt, **wer** der Mann ſei, deſſen Bild da hing; alsdann erzählte Rothe mannigfaltige Züge aus dem Leben deſſelben, welche die Tugend, die durch ihn gleichſam perſonificirt ward, aufſtellten; hernach breitete ſich Rothe über die Nothwendigkeit, Nützlichkeit und Liebenswürdigkeit dieſer Tugend aus. So lernte der Prinz Moral, ohne daß ihm dazu geſagt ward, daß er **Moral** lerne; und, was noch mehr iſt, ſo lernte er ſogleich die **wahre**, nehmlich — die **ausübende** Moral.

Zum Exempel — — Als ſie zum erſtenmal in die Einſiedelei traten, hing das Portrait eines Bauers da, der für einen der fleiſſigſten und arbeitſamſten im ganzen Lande gehalten ward. Adolf beſuchte dieſen Mann, der zugleich einer der geſcheuteſten in ſeiner Art war, zuweilen ſelbſt, und hatte ihn zur Aufmunterung des ganzen Bauernſtandes mahlen laſſen. Das Originalgemählde war in der Kirche ſeines Dorfs nahe am Altar aufgeſtellt worden; wo ihm ein altes Heiligenbild, das einen unnützen Müſſiggänger aus dem neunten Jahrhundert vorſtellte, hatte Platz machen müſſen. Der Pfarrer des Dorfs hatte zwar dagegen proteſtirt; auf Adolfs Fragen aber — ob ihm der Heilige jemals eine Garbe **Waitzen** verzehntet habe, und ob ihm irgend ein Bauer im ganzen Dorf jährlich ſo viel Zehend gebe, wie **Raſch**, hatte er den Heiligen heruntergenommen, und den wackern Raſch dafür hingeſtellt.

Theodor. (als er das Portrait erblickt.) Wer iſt das?

Rothe. Es iſt der Bauer Raſch aus Reinsdorf, der noch lebt.

Theodor. (noch neugieriger, als vorher.) Ein Bauer? Werden denn die Bauern auch abgemahlt?

Rothe. Oft zwar nicht, Prinz. Das macht, die Leute haben kein Geld dazu übrig, ſich mahlen zu laſſen. Wenn ſie es nicht umſonſt haben können, oder ein anderer ſie nicht für ſein Geld mahlen läſſt, ſo bleiben ſie freilich wohl unabgemahlt. Dieſen Bauer hat Ihr Vater mahlen laſſen.

Theodor. (ganz auſſer ſich für Neugierde.) Mein Vater? — Warum denn das? Es iſt ja nur ein Bauer — und die ſollen ja ſo dumm und ſo grob ſein . . .

Rothe. (der ſehr erſchrickt.) Wer hat Ihnen das geſagt, Prinz?

Theodor. I, Fräulein Saynips ſagte immer zur Jungfer Sophie, wenn ſie mich anzog und etwa dabei zerrte — — geh doch, du biſt ja ſo dumm und ſo grob, wie ein Bauer.

Rothe. Hat ſich ſchon ein Bauer dumm und grob gegen Sie aufgeführt, mein Prinz?

Theodor. Nein, mein Tage nicht. Aber es muß doch wahr ſein; — Fräulein Schnips würde es doch ſonſt nicht ſagen können.

Rothe. Das folgt noch nicht daraus. Fräulein Schnips wird das auch ſo gehört haben und ſprichts nun ſo nach. Aber das ſollte ſie nicht thun. Sie kennt gewis die Bauern ſo wenig, wie ſie, Prinz, ſie kennen; denn die Bauern kommen an den Hof nicht, und Fräulein Schnips kommt aufs Dorf nicht. Ueber Leute aber, die man nicht kennt, ſoll man auch nicht urtheilen, und am wenigſten ſo ſchlecht. Fräulein Schnips hätte immer verdient, daß man nun, wenn man Jemanden dumm und grob beſchreiben wollte, ſpräche — **du biſt ſo dumm und ſo grob, wie Fräulein Schnips.**

Theodor. (der über den Ernſt, worin Rothe ſo ſpricht, zuſammenfährt.) Da haben Sie meine Hand; ich will es nicht wieder nachſagen. Aber ſind denn die Bauern nicht dumm und nicht grob? O ſagen Sie mir das doch, lieber Hofrath . . .

Rothe. Prinz, können das wohl dumme Leute ſein, die z. E. aus ſo einem Brachfelde, als das iſt, worüber wir heute gegangen ſind, und wo Sie den ſchönen Stein fanden, ein Feld machen, welches übers Jahr die herrlichſte und geſegneteſte Erndte trägt? Können das wohl dumme Leute ſein, die die grünen Halme, welche ich Ihnen letzthin zeigte, ſo zuzubereiten wiſſen, daß Garn daraus geſponnen werden kann, wovon wir Hemden tragen? — Ich glaube noch, daß Fräulein Schnips nicht einmal weiß, wie der Flachs ausſieht, wenn er noch im Felde ſteht. — — Und, was die Grobheit der Bauren betrift, ſo ſagen Sie mir doch, ſind dieſe Leute nicht immer ſo höflich und freundlich gegen Sie, wenn ſie uns im Felde begegnen? Grüſſen ſie uns nicht oft eher, als wir ſie grüſſen? Fuhren ſie uns nicht letzthin gar aus dem Wege?

Theodor. Ach ja, das iſt auch wahr! O ſein Sie doch ja wieder gut; ich will auch nimmermehr wieder glauben, daß die Bauren dumm und grob wären.

Nothe. Hören Sie mir einmal recht zu, lieber Prinz. Ich will es Ihnen ſagen, woher es kommt, daß man die Bauren dumm und grob nennt. Sie ſind keine Künſtler, keine Gelehrte, leſen keine Zeitungen, und auch nicht ſolche Bücher, wie Fräulein Schnips lieſt. Das ſchadet aber nichts. Wir können nicht alle Künſtler und Gelehrte ſein, müſſen nicht alle in Zeitungen und Büchern gerade leſen. Es muß auch Menſchen geben, die uns Getraide bauen, Holz anfahren, und Butter und Käſe zu Markte bringen. Und dieſe ſind weit nöthiger, als alle Künſtler und Gelehrte. Ja dis ſind die allerunentbehrlichſten Menſchen. Was fingen wir denn wohl an, wenn wir noch ſo viel Uhren, Treſſenhüte, Kanapees und Sofas und — kein Brod hätten!

Theodor. Ach, da müſſten wir alle verhungern.

Rothe. Sehen Sie! Darum muß man die Bauren recht werth halten. Die armen Leute müſſen ſichs ſo ſauer genug werden laſſen und ſich auf ihren Feldern ſteif arbeiten. Das wäre ein ſchöner Dank, wenn wir ſie dafür, daß ſie nicht, wie Fräulein Schnips, die Hände in den Schos legen, ſondern uns die allernothwendigſten Lebensmittel, und noch dazu durch die beſchwerlichſte Arbeit, erziehen, dumm nennen wollten. Fräulein Schnips ſchwizt nur manchmal, und zwar beim Spatzirengehn; die Bauern aber vergieſſen tagtäglich Schweiß, und zwar Arbeitsſchweiß. — Die Hauptſache iſt dis — Kein Menſch iſt ganz klug, und kein Menſch iſt ganz dumm. Der eine verſteht dis, der andere verſteht jenes. Niemand aber iſt darum dumm, weil er nicht gerade dis oder jenes verſteht. Jeder iſt in ſeiner Art klug, ſobald er das recht kann, wofür er ſich ausgibt. Fräulein Schnips kann ſticken, Kopfzeuger ſtecken, Manchetten ausnehen, Kleider friſiren, Franzöſiſch ſprechen; das kann der Bauer freilich alles nicht. Aber dafür kann der Bauer pflügen, ſäen, mähen, dreſchen; und dis alles kann wieder Fräulein Schnips nicht. Sobald ein Bauer das recht kann, was ein Bauer verſtehen muß, iſt er ein kluger Bauer. Ich verſichre Sie auch, Prinz, es gibt unter den Bauern ſo liſtige Leute, wie es nur in der Stadt geben kann. — Grob aber nennt man ſie, wenn man ſie ſo nennet, nur darum, weil ſie keine Komplimente machen, als wozu ihr Rückgrad, ihr Genick, ihr Hals und alles, was ſich beugen ſoll, durch die viele harte Arbeit zu ſteif geworden iſt; weil ſie ſich nicht aufs Heucheln und Schmeicheln verſtehn, alles ſo gerade heraus ſagen, wie es ihnen ums Herz iſt, ſich nicht um den Ausdruck bekümmern und oft ſtatt Sie — Er ſagen. Das können nun viel Leute nicht leiden; aber es iſt albern, wenn jemand darüber murrt. Der Menſch muß mir ja doch weit lieber ſein, der mir die Wahrheit ſagt, als ein anderer, der mich belügt und betrügt, und hinterher noch darüber auslacht. Was helfen mir denn die Lobeserhebungen, deren ich nicht werth bin, und die tiefen Bücklinge, welche ich mit meinem Schaden bezahlen muß? Mit dem Bauer weiß ich gleich, wie ich daran bin, und er, wie ich das weiß, kann ich mich darnach richten. Und wenn mich der Bauer Er nennt, ſo iſt das keine Grobheit. Er ſpricht dadurch natürlich und wahr. Bin ich denn mehr, als ein Menſch? Das iſt im Grunde eine übertriebene Höflichkeit, daß wir jemanden Sie nennen. Sie ſind ihrer zwei wenigſtens. Zu einem kann man nicht mit Recht ſagen Sie. Es mag immerhin ſo gut ſein, daß man es thut, weil es einmal ſo gebräuchlich iſt; allein man darf den Bauer darum nicht grob nennen, weil er natürlich ſpricht, und jeden einzelnen Menſchen nur als einzeln zählt und mithin Er nennt. — Man muß auch von dem Bauer nicht ſo viel fordern, wie von andern Leuten. Wenn wir gebohren werden, ſind wir alle einander gleich. Da iſt zwiſchen einem Bauerkinde und zwiſchein einem Prinz kein Unterſcheid. Unſere Verſchiedenheit kommt erſt von der verſchiedenen Erziehung her, die wir erhalten. Wenn ein Kind von Bären erzogen wird, wird es wie ein Bär. Nun ſollten Sie aber einmal ſehen, wie ſchlecht noch die Erziehung der meiſten armen Bauerkinder ſei. Und wenn Sie denn das geſehen hätten; ſo würden Sie ſich darüber verwundern, daß die Bauern noch ſo klug und ſo höflich ſind, wie ſie ſind. Ich bin dieſen Leuten herzlich gut und werde Ihnen noch oft von ſelbigen erzählen. Beſonders aber ſchätz' ich den Bauer Raſch, wie ich nur einen Menſchen ſchätzen kann, und Ihr Vater konnte keinen beſſern dazu wählen, wenn er einen Bauer mahlen laſſen wollte, als ihn.

Theodor. Warum denn das, lieber Hofrath? Iſt er denn ſo groß, oder ſieht er etwa ſo hübſch aus? Die Hofmarſchallin ſagt immer, wenn ſie einen groſſen oder hübſchen Mann ſieht — **der iſt zum abmahlen** . . .

Rothe. Das glaub' ich Ihnen wohl, daß die Hofmarſchallin ſo ſpreche; Ihr Vater aber denkt nicht ſo. Der läſſt ſolcher Dinge wegen die Leute nicht abmahlen. Wen er ſoll abmahlen laſſen, der muß **wirkliche Verdienſte** haben; oder es muß viel beſonderes, und das zugleich gut iſt, an ihm ſein, welches er ſich ſelbſt erworben hat. Groß ſein iſt zwar beſſer, als klein ſein, und hübſch ausſehen beſſer, als garſtig ausſehen; aber der gröſſte Rieſe hat doch keine Ehre davon, daß er kein Zwerg iſt — denn er hat nicht gemacht, daß er ein Rieſe ward; und der allerhübſchſte Menſch hat eben ſo keine Ehre davon, daß er kein Fratzengeſicht iſt — denn er hat dazu nichts beigetragen, daß er ſo wohl gebildet iſt. Der Bauer Raſch iſt darum abgemahlt worden, weil er ein auſſerordentlich fleiſſiger Mann iſt. Soll ich Ihnen etwas hievon erzählen?

Theodor. Ach ja, ach ja, lieber Hofrath, das thun Sie doch; — und recht viel.

Rothe. Bauer Raſch iſt jetzt in ſeiner Art ein ziemlich wohlhabender Mann. Er hat Haus und Hof, Acker und Vieh; aber alles, alles, was er hat, hat er durch ſeiner Hände Arbeit. Seine Eltern waren arme Taglöhnerleute und konnten ihm keinen Thaler mitgeben. Im achten Jahre muſſte er ſchon aus ihrem Hauſe und hütete das Vieh. Da ward ihm ſchon bei dem bloſſen Gehen und Stehen im Felde die Zeit zu lang, und er ſtrickte jährlich über hundert Paar Strümpfe. Das Geld dafür ſammlete er ſich, und zwar ſelbſt. Vom kleinern Vieh kam er zum gröſſern. Endlich ward er Knecht. Was er da angrif, grif er allemal ganz an. Er war unermüdet in ſeinem Thun und arbeitete für zwei Mann. Zwanzig Jahre war er da bei einem und eben demſelben Herrn, und empfing mehr

Lohn, als irgend ein Knecht. Dis alles legte er auch gröſſtentheils zurück und — kaufte ſich hernach ein ziemliches Bauerngut. Da ſein Geld nicht zureichte, ſchoß ihm ſein dankbarer Herr das übrige vor. Alſo auch die Wohlthat des Darlehns hatte er erarbeitet. Da arbeitete nun Raſch noch raſcher. Alles gelang ihm auch; weil er es recht anzugreifen wuſte und unermüdet betrieb. Er zahlte eine funfzig Thaler Schuld nach der andern wieder ab, ward ganz damit fertig, baute ſein Haus aus, machte ſeine Wirthſchaft vollkommen, nahm ſeine alten Eltern zu ſich, verpflegte ſie, empfing ihren Dank, begrub ſie und arbeitete immer fort. Nun iſt er ein Mann, der Geld im Kaſten hat. Sein Viehſtand iſt beträchtlich. Seine Aecker ſind auſſerordentlich im Stande. Sein Haus iſt ringsherum feſt und nett, wie ein Kiſtchen. Die meiſten Bienen im Lande hat er. Wenn kein Bauer mehr Heu und Stroh im Frühjahr hat, hat er es noch. Da mags aber auch ſtürmen oder blitzen, regnen oder ſchneien, Tag oder Nacht ſein, getanzt werden in der Schenke oder nicht; — wenn nothwendig zu thun iſt, iſt Raſch bei der Hand und kehrt ſich an nichts. Und dabei iſt er als ein Mann, der nun bald achtzig Jahr alt iſt, noch ſo geſund und munter, wie andere von funfzig manchmal kaum, und hat ein ſo zufriedenes, freundliches Geſicht, daß man ihn gleich lieb haben muß, wie man ihn nur ſiehet.

Theodor. Ach ich mögte ihn doch gar zu gern einmal ſelbſt ſehen!

Rothe. Auf dem Rückwege noch ſoll dis geſchehen, Prinz. — Sehen Sie, ſo **lohnen Arbeitſamkeit und Fleiß!** Alles, was nur wünſchenswerth iſt, jedes Gut des Lebens wird dem Manne zu Theil, der ſich in ſeinem Amte, in ſeinem Beruf und Stande immer auf eine nützliche Weiſe beſchäftigt. **Wer lange leben will, wie Raſch, muß wacker arbeiten, wie er. Wer geſund und vergnügt ſein will, muß die Hände nicht in den Schoos legen.** Nur der kann vergnügt ſein, der da weiß, daß er nützlich ſei. Arbeit iſt das beſte Mittel **wider die Langeweile.** Für den Müſſiggänger ſind die Tage alle zu lang, für den Fleiſſigen ſind ſie zu kurz. Auf Arbeit ſchmeckt jede Freude beſſer. Arbeit macht ſtark; ſo ſtark, daß man mäſſige Uebel nicht einmal achtet. Arbeit und Fleiß geben Brod und Ehre. Jeder liebt den fleiſſigen Mann — jeder bewirbt ſich um ſeine Freundſchaft — ein ganzes Volk ſegnet ihn — von ſeinem eigenen Herzen, von allen, die ihm angevon allen, denen er Gutes erzeigt, empfängt er den wärmſten Dank. Darum ſind Thätigkeit, Arbeitſamkeit und Fleiß die erſten Pflichten für jeden Menſchen. Wir haben Kräfte, überaus viel Kräfte. Wozu empfingen wir ſie anders, als — ſie anzuwenden? Die Anwendung unſerer Kräfte zum Guten iſt aber eben Fleiß und Arbeit. Und wenn jemand noch ſo reich wäre: ſo darf er doch nicht müſſig gehen; denn er hat alsdann noch weiter nichts, als Geld. Geld allein aber macht ihn nicht glücklich. Wenn er glücklich ſein will, muß er auch geſund ſein, werthgeſchäzt werden und wahre Freunde haben. Dieſe bekommt er nicht, jenes iſt und wird er nicht, wenn er träge, faul und ein unnüzer Menſch iſt. Ein Müſſiggänger iſt in der menſchlichen Geſellſchaft eben das, was unter den Bienen die Raub- und Heerbienen ſind. Dieſe verzehren den Honig, welchen die beſſern Bienen, die Arbeitbienen, eingeſammlet haben. Wer ſo geſinnt iſt, daß er ſich jede Freude, die er genieſſen kann, ſchämt, wenn er ſie nicht verdient hat: der nur iſt ein guter Menſch. Die Arbeiten und Beſchäftigungen ſind unausſprechlich verſchieden; aber jeder hat ſeine eigenen. Durch mancherlei Umſtände in der Welt werden ihm dieſe beſtimmt, und man nennet dis den Beruf des Menſchen. Wer dieſen ſeinen Beruf erfüllt; wer die Geſchäfte, welche ihm ſelbiger auflegt, redlich und ſorgfältig betreibt: der iſt ein wackerer, arbeitſamer Menſch. Hätte jemand gar keine Geſchäfte, ſo müſſte er ſich noch Geſchäfte machen. Er müſſte andern helfen und dienen; — o und da hätte er vollauf zu thun. Wer gar nichts thun will, der iſt nicht beſſer, als eine Kohlſtaude, die auf immer auf einer Stelle bleibt, und weiter nichts thut, als daß ſie in die Höhe wächſt. Darum, lieber Prinz, ſuchen Sie einſt Ihre gröſſte Ehre darin, daß Sie nicht müſſig gehen, ſondern immer arbeiten, immer etwas gutes verrichten, wodurch Sie ſich und andern nützlich werden. Wenn Sie erſt groß ſind, dann denken Sie ſtets an den Bauer Raſch, und vergeſſen Sie nie, daß er das erſte Portrait war, das wir hier aufſtellten und betrachteten.

Theodor. Ach wenn ich nur erſt arbeiten könnte! Was werde ich denn aber einmal für Arbeit haben? Wiſſen Sie denn nicht, was ich zu thun kriegen werde?

Rothe. Das wird ſich finden, Prinz. Ich glaube, daß ſie einmal recht viel zu thun kriegen werden. Haben Sie nur Geduld.

Theodor. Aber ich wollte, daß ich auch jetzt ſchon arbeiten könnte.

Rothe. Jetzt ſind Sie noch nicht groß und ſtark genug. Indeſſen müſſen Sie auch jetzt ſchon nicht müſſig ſein. Was Sie ſchon thun können, das müſſen Sie auch ſchon thun. Darum habe ich auch von ihnen verlangt, daß Sie ſich nun nicht mehr von andern bedienen laſſen, ſondern alles ja ſich ſelbſt verrichten ſollen, weil Sie dis nun können. Ihre übrige Arbeit beſteht jetzt darin, daß Sie recht aufmerken, wenn ich Ihnen etwas ſage, daß Sie dis alles zu behalten ſuchen, daß Sie mich recht viel fragen und mir recht herzlich folgen. Wenn Sie dis alles thun, ſo ſind Sie jetzt ſchon in Ihrer Art fleiſſig und arbeitſam. Bald kommt die Zeit, wo Sie recht viel lernen müſſen; hernach noch mehr; alsdann noch mehr. Endlich werden Sie von allem, was Sie gelernt haben, Anwendung und Gebrauch machen müſſen. Thun Sie nur immer das, was Ihre Jahre und Ihre Umſtände von Ihnen jederzeit fordern werden. Wie ſchön wird das ſein! Dann werden Sie immer für einen der fleiſſigſten Menſchen gehalten werden, und einſt der Glückliche ſein, wozu Sie Ihr Vater gern machen will.

Theodor. Ich will gewiß immer recht fleiſſig ſein, lieber Hofrath; machen Sie nur, daß ich bald recht viel lerne.

Bei dieſer Zuſage legte der Prinz freiwillig ſeine beiden Hände in Rothens Hand, und wiederholte ſie, als er hernach bei dem Bauer Raſch war. Dieſen konnte er nicht genug betrachten, und er horchte auf jedes Wort, das der muntere Greis ſprach. Es war immer, als wollte er es ihm abbitten, daß er die Bauren für dumm und grob gehalten habe. Raſch muſſte ihn zu ſeinen Bienen führen. Da erzählte Rothe Theodorn recht viel von dieſen Thieren ſowohl überhaupt, als auch von ihrer Arbeitſamkeit. Ja, hub Raſch an, es gibt auch faule Schelme unter ihnen — und ſchlug eine Biene nahe am Korbe todt. Dis war eine von den Heerbienen. Sehen Sie, ſprach Rothe, indem er ſie dem Prinz zeigte, das iſt das Bild eines Menſchen, der ein Müſſiggänger iſt. Theodor empfing von Raſch einen recht bidermänniſchen Händedruck beim Abſchiede, und verſprach, ihn öfter zu beſuchen. Das thue er nur, mein Sohn — antwortete Raſch, ſein Papa kommt och manchmal her.

Rothe ſtattete dem Fürſten von dem ganzen Vorgange des erſten Tag's in der Einſiedelei umſtändlichen Bericht ab. Adolf war mit ſeiner geſammten Einrichtung, Theodorn auf ſo eine natürliche und anziehende Weiſe Moral zu lehren, ſehr zufrieden, und ſetzte hinzu:

„Es freut mich doch, daß ich die lebendige Moral in meinem Lande habe. So viel ich mich erinnere, ſoll es nicht leicht einem Kapitel in der Moral an einem ſchon exiſtirenden Portrait eines meiner Unterthanen fehlen; und, wo ja noch irgend eines mangelte, wollen wir es bald herbei ſchaffen können. O wie ſelig fühle ich mich in dieſen Augenblicken, daß wir gemahlte gute Menſchen nicht erſt aus Rom oder Athen, auch nicht aus Paris oder London kommen laſſen müſſen, ſondern ſie im Vaterlande, und zwar unter der lebenden Generation antreffen! Hundert gute Menſchen, die unter meiner Regierung mehr leben, ſind mir lieber, als hundert Meilen Erdreichs, die während deſſelben zu meinem Lande mehr acquirirt worden wären . . . Edle Unterthanen ſind der größte Fürſtenſchatz . . . darum werde ich auch nie aufhören, allen unnützen Aufwand zu vermeiden, und alles, was ich aufbringen kann, auf die

Ausbildung der Nation zu verwenden. Hier iſts wahrlich, wo man von dem Samen, den man ausſtreuet, noch hundertfältige Frucht erwarten kann. — — Ich danke Ihnen, daß Sie meinen Sohn gleich zuförderſt auf die Idee von Fleiß, Arbeitſamkeit und Thätigkeit geleitet haben, und bitte Sie, dieſelbe bei jeder Gelegenheit in ihm zu erneuren. Sie ſollte wahrlich die erſte bei dem moraliſchen Unterricht aller Menſchen ſein. Es iſt ſchon ein Widerſpruch — ein unthätiger Menſch; aber ein noch weit gröſſerer Widerſpruch iſts — ein unthätiger Fürſt. Durch Müſſiggang erſchlaffen alle Kräfte des Menſchen, und doch ſollte niemand mehr Kräfte haben, als ein Fürſt. Gott, welche Menge von Arbeiten und Geſchäften liegen auf dem Rücken deſſelben! Die Gerechtigkeit, welche er jedem Unterthan wiederfahren laſſen, ſchützen und wiederſchaffen ſoll, und deren Beſchirmung ſeine erſte Pflicht ſein muß, iſt allein ſchon im Stande, ihn in beſtändiger Beſchäftigung zu erhalten. Tauſendmal für einmal wird in einem Lande gegen ſie geſündigt, das einen ſorgloſen Fürſten hat, oder einen ſolchen, der ſich bloß ſeinen Vergnügungen überläſſt. Die Erbarmung, deren Gegenſtände ihn auf allen Seiten umgeben, macht ihm nicht weniger zu

ſchaf-

ſchaffen, wenn nicht unaufhörlich Seufzer über ihn aufſteigen oder ſelbſt von den Ausübungen ſeiner Güte die gröſſten Misbräuche gemacht werden ſollen. Wie wenig Zeit bleibt ihm, wenn er auch nur auf dieſen beiden Seiten genug thun will, übrig, auf weiſe und gemeinnützige Anſtalten zu denken, die in ſeinem Lande getroffen werden müſſen, ſein Volk ſelbſt kennen zu lernen, ſtets richtige Ueberſicht ſeiner eigenen Finanzen zu haben und die auswärtigen Angelegenheiten zu beſorgen — welches doch alles Geſchäfte von gröſſter Wichtigkeit ſind! Es würde in der That unmöglich ſein, daß es Leute geben könnte, die uns dieſer oder jener glänzenden Vorzüge wegen beneideten, wenn ſie nur einen flüchtigen Blick auf die Laſten werfen wollten, die uns drücken. Es iſt kein Hut ſchwerer auf dem Kopf, als — der Fürſtenhut. Man kann ihn nicht unter den Arm nehmen. Neben ſich her und vor ſich her und hinter ſich her kann man ihn zwar tragen laſſen; aber — das muß wenigſtens nicht eher geſchehen, als bis man uns begräbt. Willſt du den Hut haben, rufe ich mir an jeden Morgen zu — ſo trag' ihn auch ſelbſt. Es iſt wahr, wir haben Leute genug, die uns helfen, und müſſen ſie haben, weil an vielen Orten zu gleicher Zeit gearbeitet werden muß, und uns ſowohl die **Allmacht** als die **Allgegenwart** mangelt; allein ſelbſt dieſe Erleichterung unſerer Geſchäfte verurſacht uns, wenn wir anders unſere Pflichten erfüllt ſehen wollen, wieder ein neues Geſchäft, das vielleicht das ſchwerſte und verwickeltſte unter allen Fürſtengeſchäften iſt — **alle unſere Diener in beſtändiger Obacht zu haben, und genau darauf zu ſehen, daß jeder von ihnen das, was ihm aufgetragen iſt, gut und gewiſſenhaft verrichte.** Wie viel dis auf ſich habe, weiß ich recht gut zu ſagen, und ich habe tauſendmal gewünſcht, **lieber einer von meinen hundert Arbeitern zu ſein, als über ſie alle hundert die Inſpektion zu führen.** Wenn ich bei meinen Bauen einen Mauermeiſter anſehe, der ein Paar hundert Geſellen dabei in Arbeit ſtehen hat und beſtändig bei ihnen zu- und abgeht: ſo erblicke ich in ihm allemal **mein Bild.** Der Bau, an dem ich **als Meiſter angeſtellt bin, iſt — das Heil meines Volks.** Iſt dieſer nicht weit wichtiger, als der Bau aller meiner Schlöſſer? So muß ich auch jedem meiner bei mir in Arbeit ſtehenden Geſellen ſein Tagewerk anweiſen, und immer dabei zum rechten ſehen, daß ſie es auch gehörig vollenden. Ich halte mich an den Mauermeiſter und nicht an den Geſellen, wenn dieſer etwas verſieht oder verdirbt. Warum haſt du, ſprech ich zu ihm, ſo einen Dummkopf oder Schurken in der Arbeit? Eben ſo hat auch mein Volk das Recht, ſich an mich zu halten, wenn einer meiner Räthe ohne Kopf oder ungerecht und gewiſſenlos handelt, und es darf mir auch eben ſo zurufen — warum haſt du ſo einen Ignoranten oder Schuft im Dienſt? Wenn ich nun gar ſehe, daß der Mauermeiſter bei aller Inſpection, die er über ſeine vielen Geſellen führt, auch hie und da ſelbſt noch Hand mit anlegt, die künſtlichſten Arbeiten ſelbſt verrichtet, und die übrigen den Geſellen vormacht, wie ſie ſie nachmachen ſollen: muß da nicht der Trieb in mir entſtehen, auch in den wichtigſten Angelegenheiten des Landes mit meinen Räthen zugleich zu arbeiten? Weit entfernt, daß Arbeit einen Fürſten beſchimpft; Arbeitsunluſt beſchimpft ihn. Was würde ich zu meinem Mauermeiſter ſagen, wenn er mit keinem Fuß nach dem Bau käme, worüber ich ihn doch angeſtellt habe, oder wenn er, geſetzt auch daß er dort wäre, den ganzen Tag über hinter der Hecke im Garten läge und ſchnarchte, oder Taback ſchmauchte, oder eine Brannteweinsflaſche nach der andern ausleerte, unbekümmert darüber, ſeine Geſellen mögten arbeiten und das Taglohn verdienen oder nicht, mögten die Arbeit vollkommen liefern oder verpfuſchen? Wäre nicht das geringſte, das geſchehen würde, dis — daß ich ihn vom ganzen Bau weggehen hieſſe, und einen andern Meiſter anſtellte? Nun, dieſen Mauermeiſter ſollte ich ſtrafen können, und ich ſollte eben ſo handeln können, wie er, ohne mich auch eben ſo ſtrafbar zu fühlen? — Freilich, manchen Räthern und Dienern mag wohl mit einem unthätigen Fürſten mehr gedient ſein, als mit einem thätigen. Dieſe mögen ſich wohl beſſer dabei befinden, wenn ſie einen Herrn haben, der ſich um nichts bekümmert und der ſein ganzes Fürſtenamt in Unterſchreibung ſeines verzogenen Namens ſetzt, als wenn ſie einen ſolchen haben, der über alles Rede und Antwort von ihnen fordert, der ſelbſt ſieht und hört, der jede Intrige entdeckt, und der nicht eher ſeinen Namen unterſchreibe, bis er die Sache, die im Reſkript enthalten iſt, unterſucht und ſich von ihrer Rechtmäſſigkeit überzeugt hat. Aber dieſe ſind es auch nicht, welche gefragt werden müſſen, was für einen Fürſten ſie am liebſten haben mögten. Die Nation frage man! Ueber dieſer ihr Haar und Haut, Gut und Blut geht es her; — dieſe muß gefragt werden, und — dieſe greift zuverläſſig nach dem Fürſten von der leztern Art. Das Volk hat unausſprechliche Liebe und Achtung für ſeinen Fürſten. Es läßt ſich alles gefallen, wenn es nur ſieht, daß der Fürſt es ſelbſt ſei, der es will; wenn es nur vor ihn kommen kann, wie es will; und wenn die Antworten und Entſcheidungen auf ſeine Vorſtellungen und Fragen auch nicht nach ſeinen Wünſchen ausfallen: ſo iſt es doch mit jenen zufrieden, ſobald ſie nur des Fürſten eigene Sentenzen ſind. Ich habe den Fall unzählig oft gehabt, und mich dadurch von dem unbegrenzten Vertrauen überzeugt, welches ein Fürſt mit leichter Mühe bei ſeinen Unterthanen gewinnen kann. Und für ſolchen Lohn ſollte ich nicht gern arbeiten wollen? Ob ich gleich ſelbſt Fürſt bin, ſo laſſe ich doch nicht gern etwas auf die Völker kommen. Wo Disharmonieen, Streitigkeiten, Klagen und Proceſſe zwiſchen Fürſt und Unterthanen ſind: da liegt nur allzu oft gewiß die Schuld davon nicht an dieſen. Und ſo ein Fall ſollte von Rechtswegen auch nicht einmal eintreten. Die Fürſten ſollten es nie vergeſſen, wie viel ſie ihren Unterthanen dafür ſchuldig ſind, daß dieſe ihnen zugeſtanden haben, das Regiment über ſie ihren Söhnen gleichſam ſchon mit anzuzeugen; als welches in meinen Augen immer ein Beiſpiel von allerhöchſter menſchlicher Dankbarkeit bleiben wird. Mein Herz blutet, ſo oft ich einen Blick auf Länder thue, wo unpatriotiſche Räthe und Diener alles in allem ſind, und wo der Fürſt, ſtatt das Steuerruder zu führen, in der Kajüte iſt, und das Schiff ſegeln läßt, wohin es will. Was geſchieht? Ein jeder von den Räthen will nun den Oberſteuermann machen; der eine will nach Oſten, der andere nach Weſten hin ſegeln; am Ende geräth das Schiff auf den Strand oder ſcheitert gar an einer Klippe. Daher wird in ſolchen Ländern einzig geſorgt, daß es dem Fürſten nie an den Summen gebreche, welche er zu ſeinem Aufwande, und wenn dieſer noch ſo groß wäre, bedarf; — das zweckmäſſigſte Mittel, welches unpatriotiſche Räthe nur ergreifen können, um ihn in ſeiner Unthätigkeit ſo hinzuhalten. Auf welche Weiſe die Gelder aber herbeigeſchaft werden, ob die gemeinnützigſten, nothwendigſten Anſtalten dabei verfallen, ob die Abgaben auf das übermäſſigſte überſpannt und Handel und Wandel dadurch zerſtört werden, ob Wittwen und Waiſen darüber ſchreien, ob den Unterthanen die letzten Blutstropfen aus den Adern geſogen werden, und ob das ganze Land darüber zu Grunde und zu Boden gehe — — dis kümmert ſolche Herren nicht. So lange ſie leben, dürfte es allenfalls vorhalten; wie es den Nachkommen geben werde, interreſſirt ſie nicht. Jeder von ihnen hat ſeine eigene Kammer, wie der Fürſt, die er eben ſo reichlich verſorgt. Sollte der Bankerott ja während ſeiner Dienſtjahre noch ausbrechen: ſo kann er leben, ohne weiter auf Beſoldung warten zu müſſen. Nein, was man ſein will, das muß man ganz ſein. Die Regierung iſt einer groſſen Maſchine gleich, die aus hundert Rädern beſteht. Die geringern Räder an derſelben müſſen durch die wichtigern, dieſe durch die noch wichtigern in Bewegung geſetzt werden. Das Haupttriebrad muß der Fürſt ſelbſt ſein, der die ganze Maſchine bewegt. Darum heiſſen wir Regenten. Und wenn ich an kein künftiges Leben hofte, kein höheres Gericht über mir anerkennete und keinen Gott glaubte: ſo würde ich doch hierüber ſo denken und handeln, wie ich jetzt darüber denke und handle. Ich würde mir vorſtellen, als wenn die Nation, an deren Spitze ich ſtehe, mich täglich vor ihren Richterſtuhl forderte und mich alſo anredete: „Du ſtehſt auf der Höhe unter uns; ſo laß dich auch betrachten und unterſuchen. Wer am höchſten ſteht, der fällt ja auch am meiſten in die Augen. Wohlan — wer biſt du? Biſt du der, für den wir dich halten, den wir in dir ſuchten und wünſchten; oder täuſcheſt du uns, unſere Erwartungen und Wünſche? Leg Rechenſchaft ab — du biſt unſer Haushalter! Verbirg dich nicht vor uns — du biſt unſer Vater! Erfüllſt du das Vertrauen, das wir n dich ſetzen: ſo empfang Lob, Preis, Dank nd Verehrung von uns, wie ſie auſſer Gott nur in Weſen von uns empfangen kann. Täuſcheſt u uns aber, ſo zerreiſſeſt du unſere Herzen, und wingſt uns, ſo oft wir beten — erlöſe uns von allem Uebel — zuerſt an dich zu denken.“ nd wenn ich auch wüſſte, daß es wohl dafür liebe, daß das Volk mir dis laut ſagen dürfe — — es iſt ſchlimm genug für die Menſch- chkeit, daß dis ſo iſt; ein Fürſt, der nicht ſich ſelbſt Ehrgefühl hat, kann alſo thun, ie er will — — ſo würde ich es mir ſelbſt gen. Ich würde mich vor den Richterſtuhl eines eigenen Herzens fordern und zu mir rechen: „Siehe, dein Volk hat ſo viel Ver- auen auf dich; ſei dankbar und ſuche es täg- h mehr zu verdienen. Du haſt vom Schickſal ſo viel erhabene Vorzüge auf Erden empfangen; ſo greif auch die gröſſern Geſchäfte an, welche damit verbunden ſind. Jene ehren dich dann nur erſt, wenn du dieſe zweckmäſſig betreibſt. Du muſſt nicht blos nehmen und haben; du muſſt auch geben. Du muſſt nicht blos genieſſen wollen, ſondern auch andern Genüſſe bereiten. Prange nicht nur mit äuſſerlichen Ehrenzeichen; weiſe auch Vorzüge des Geiſtes und Herzens auf. Der Stern, der dir auf den Rock geſtickt iſt, iſt nicht viel beſſer, als ein Stern von Goldpapier, mit dem die Kinder ſpielen, und der Orden, den du trägſt, iſt lange nicht ſo viel werth, als das Band von Hepatika und Krokus, womit in den erſten Tagen des Lenzen das liebende Mädchen ſeinen treuen Jüngling umwindet, — — wenn du nicht ganz für deine Unterthanen lebſt, ein Weiſer und ein Edler biſt!!!" Es iſt die Hauptſache, daß ein Fürſt arbeitſam ſei; daß er Luſt zu arbeiten habe und auch arbeiten könne. Er muß nie zufriedener mit ſich ſelbſt ſein, nie heiterer bei Tafel ſcherzen, nie ruhiger ſchlafen, als — wenn er vorher recht wacker gearbeitet hat. Alles blickt auf ihn; alles formt ſich nach ihm. Iſt er unermüdet thätig, ſo ſind es ſeine Miniſter auf der Stelle aus mehr, denn einer Urſache, auch. Dieſen ahmen die übrigen Räthe gleichfalls aus mehr, denn einer Urſache, alsbald nach. Dem Beiſpiel der Räthe folgt die ganze Dienerſchaft. Die Richter ſehen dis kaum; ſo arbeiten ſie nicht minder. Die Beamten hören dis kaum; ſo ſind ſie ebenfalls thätiger. Vom Richter lernt der Bürger den Fleis; vom Beamten der Bauer. So ſchaft ein arbeitſamer Fürſt nach und nach allgemeine Rege und Betriebſamkeit im ganzen Lande! Glückſelig ſein Staat — glückſelig Er! Er darf nur Mine machen, daß er ſich um alles bekümmere; ſo gehn alle öffentliche Geſchäfte gleich einen ordentlichern Gang. Jeder iſt ſogleich auf ſeiner Hut, und die hundert kleinen Deſpoten, welche er vielleicht ſonſt ſalariren würde, verwandeln ſich wieder in Mitbürger ſeiner Unterthanen. Kein Richter wird es wagen, partheiiſch zu ſententiiren; weil er befürchten muß, daß ſein Fürſt auf erhobene Beſchwerde dagegen die Sentenz unterſuche. Kein Rath wird eine Bittſchrift unterſchlagen oder einen falſchen Rapport davon machen; weil erforderlichen Falls jeder Supplikant ſeinen Herrn perſönlich antreten kann. Wie viel tauſend Sünden werden dadurch weniger begangen werden, die ſonſt alle auf ſeine Rechnung kämen! Wie heiter kann er einſt ſeine Regierung in die Hände ſeines Nachfolgers geben, und dem Richterſtuhl entgegen gehn, wo auch über ihn ſententiirt werden, und wo auch er nur empfangen wird, was ſeine Thaten werth waren!“

Rothe verbeugte ſich, als der Fürſt ſo ſprach, ſtill und im Affekt der liebevollſten Hochachtung für ihn. Sein ganzes Herz ſchlug für Adolf.

„Auch das haben Sie gut gemacht, fuhr der Fürſt fort, daß Sie zum Bilde des Arbeitſamen, zum erſten Bilde, das für Theodorn aufgeſtellt ward, einen Bauer nehmen. Wer Fleiß und Arbeitſamkeit im höchſten Grade ſehen will: der muß ſie auch wahrhaftig in dieſem Stande der Menſchheit ſuchen, und Theodor wird dadurch frühzeitig den Bauernſtand werther, als gewöhnlich, halten lernen. Fahren Sie fort, mit ihm über ſelbigen ſo zu ſprechen, wie Sie mit ihm geſprochen haben, und unterhalten Sie ihn oft mit der hohen Unentbehrlichkeit und daher entſtehenden wahren einfältigen Würde deſſelben. Nur gar zu ſehr fehlt es in vielen Staaten noch an Anerkennung derſelben.

Der Geiſt der Verachtung ſeiner herrſcht daſelbſt in den Geſelſchaften, in den Kramlåden, in den Gerichtsſtuben und in den Kabinetten, und doch iſt dieſer Stand die Baſis aller der übrigen, und Kaufleute, Gelehrte, Amtsråthe und Fürſten ſind verlohren, wenn ſie ihn nicht håtten. Es liegt den Fürſten ob, ihm ſeine natürliche Ehre wiederzugeben. Man erkennet hieran den weiſen und den guten Fürſten. Nicht glücklicher aber können ſie dis bewirken, als wenn der Bauer eben ſo freien Zutritt zu ihnen hat, als der Edelmann, und wenn ſie ſelbſt zuweilen in ſeine Hütte eingehen. Die Beharrlichkeit der Bauern von Generation zu Generation in ihren unaufhörlichen Arbeiten bei ſo wenig ihnen übriggelaſſenen Freudengenüſſen und oft unter dem Druck der gröſſeſten åuſſerlich noch hinzukommenden Beſchwerungen hat mich oft in ein ſüſſes Erſtaunen geſetzt. Sehen Sie nur das Leben dieſer Leute an; iſt es wohl etwas anders, als ein ſteter Plag jahrein jahraus? Und haben ſie, wenn das Jahr um iſt, auch wohl viel mehr davon gehabt, als daß ſie ſich und den ihrigen mit den einfachſten Nahrungsmitteln den Hunger ſtillen konnten? Für wen geſchieht der gröſſte Theil ihrer Arbeiten? Geſchieht er nicht für die Fürſten? Erwågen Sie einmal alle die Abga-

ben

den an Gelde, die der Bauer reichen, alle die Pächte an Getraide, die er erſchütten, alle die Dienſte, die er und ſein Vieh noch obendrein thun muß — iſt nicht gerade der unterſte, ſo ſchon am elendeſten lebendſte Stand der Menſchheit derjenige, auf welchem die meiſten Laſten des Staats ruhen? Tragen die Kapitaliſten in den Städten, die groſſen Handelshäuſer, welche von den verarbeiteten Produkten, die der Landmann roh herbeiſchaft, ihren Reichthum erwerben, die Gelehrten, welche in den einträglichſten Bedienungen ſtehen, die Künſtler, welche blos für den allerentbehrlichſten Luxus arbeiten und ſich am allertheuerſten bezahlen laſſen, nicht unendlich weniger zur Erhaltung des Staats bei, als er? Und genieſſen jene bei den geringern Beiträgen hiezu nicht unendlich mehr ſinnliche Vergnügungen, als er? Ergötzen Sie ſich nicht täglich, ſtatt daß die Ergötzung an den Bauer etwa jährlich ein paarmal kommt? Geräth man auch wohl oft auf den Einfall, ſtatt der koſtbaren Bälle und Maſkeraden dem arbeitſamſten Theile der Nation ein frugales ländliches Feſt auszurichten? Und nun, wenn man dis alles erwogen hat — einen Blick auf die Erſättlichkeit und Zufriedenheit dieſer Menſchenart bei allen ihren ſparſamen Freudengenüſſen

genüſſen und faſt zahlloſen Bedrückungen! Iſt es möglich, ſolche zu erblicken, ohne ſie dafür hochzuſchätzen und innigſt lieb zu gewinnen? Als Erbprinz noch hatte ich ſchon hierüber meine herzlichſte Freude; und, ſobald ich zur Regierung kam, warf ich das unmenſchliche Princip weg, das noch in vielen Staaten als Maxime der weiſeſten Politik gehegt wird, — daß der Bauer ſo kurz, als möglich, gehalten, und immer in einem der Sklaverei ähnlichem Zuſtande ſich befinden müſſe, wenn er gut thun ſolle. Von einigen Auflagen, wozu die Verſchwendung der neuern Zeiten erſt die lateiniſchen Nahmen erſonnen hatte, befreite ich ſie ganz wieder. Andere erleichterte ich ihnen, ſo viel als möglich. Ich machte, daß ein gröſſerer Theil ihrer Zeit wieder ihre Zeit ward. Ich hob die gewaltſamen Sperrungen auf, ſchafte die Monopolien meiner Vorgänger ab, ließ den Landmann wieder bauen, was er wollte, ward ihm zu beſſern Märkten behülflich, wo er ſeine Produkte vortheilhafter abſetzen konnte, ordnete jährlich einige ländliche Freudentage an, und werde, ſo lange ich lebe, nicht aufhören, alles zu thun, was zur Aufhelfung und zum Troſte dieſes allerzahlreichſten und allernützlichſten Standes der Menſchheit gereichen kann. Der

Bauer gibt mir am meiſten; ſo will ich auch gegen ihn am dankbarſten ſein. Ich habe auch geſehen, daß dieſe Art Leute es zu ſchätzen weiß, wenn man menſchlicher gegen ſie iſt. Ich glaube, ſie trügen mich zeitlebens der Reihe nach auf den Händen, wenn ich auf den Einfall käme, nicht mehr auf meinen eigenen Füſſen gehen zu wollen, und ſie ſtürzten ſich für mich alle in Feuer und Waſſer, wenn ſie mich in Lebensgefahr erblickten. Sie ſind augenſcheinlich wohlhabender geworden, ſeitdem ich ihr Fürſt bin; und dis iſt mir lieber, als wenn alle Zeitungen davon voll wären, daß meine Schatzkammern hätten vergröſſert werden müſſen, um die vorräthigen Tonnen, Kiſten und Säcke zu faſſen, daß ich die koſtbarſten Juwelen, Bibliotheken, Kunſt- und Naturalienkabinette aus allen Welttheilen zuſammengekauft, oder daß ich neue Graf- und Herrſchaften an mich gebracht hätte. Ich ſelbſt bin durch den Wohlſtand meiner Bauren wohlhabender geworden; denn der Fall iſt äuſſerſt ſelten, daß einer von ihnen die gemäſſigtern Abgaben ſchuldig bliebe; es wäre denn, daß ihn ein groſſes Unglück beträfe, da ich mich denn gern mit ihm in ſein Unglück theile. Darum wünſche ich inbrünſtig, daß Theodor einſt eben ſo gegen ſeine Bauern denke, wie ich, damit ſie nie wieder in die vorige Sklaverei zurückſinken und mein Tod ihnen nicht unzuſtillende Thränen auspreſſe. Er war es ja, durch deſſen Geburt ich erſt recht vollkommenen Muth empfing, dieſe arbeitſame und duldende Menſchenklaſſe zu beglücken; ſo müſſe meine Hofnung auf ihn kein ſüſſer Traum, und all das Gute, das ich für ſie gewirkt habe, kein bloſſer Schatten geweſen ſein, der einſt mit meinem Körper zugleich wieder verſchwinde. — Liebt Theodor einſt ſeine Bauern, ſo wird er auch ſein Vaterland lieben. Und dieſe **Vaterlandsliebe** ſollen Sie auch ganz auſſerordentlich in ihm anzufachen ſuchen. Die Fürſten ermangeln insgeſamt nicht, dieſe Liebe von ihren Unterthanen zu fordern, und das von Rechtswegen; aber leider mag wohl mancher von ihnen **unter Vaterland** nichts weiter verſtehen, als — **ſich ſelbſt.** Der Unterthan ſoll für ihn hergeben, was er hat; er ſoll über keine neue Auflage, und wenn ſie noch ſo unerhört, noch ſo unerträglich wäre, murren, ſobald ſie ſeine Leidenſchaften verlangen; er ſoll alles, alles ſich gefallen laſſen. Dis nennt man denn **Patriotiſmus**, und läſſt ihn wohl ſo in Schulen und Kirchen dem Volke als die erſte Pflicht einprägen. Aller warum wählt ein ſolcher Fürſt nicht lieber den kürzern Weg, Patriotriotiſmus zu lehren, und — übt ihn ſelbſt aus? Er weiß ja, daß ſein Beiſpiel beinahe Wunder thue. So darf er ja nur zu erkennen geben, daß er nirgends lieber, als unter ſeinem Volke ſei; daß er im Stande ſei, in unglücklichen Jahren ſich eher einzuſchränken, als dem Unterthan all ſein Habe und Gut in unerſchwinglichen Steuern und Pächten abzunehmen; daß er alles, was das Land ihm reicht, wieder zum Beſten des Landes verwende; und daß er Leben, Wohlſtand, Friede und Freude allenthalben um ſich her zu verbreiten ſuche; — ſo wird ſein groſſer oder kleiner Staat alsbald von Patriotiſmus wimmeln. Ein Fürſt muß ſich von keinem ſeiner Unterthanen an Vaterlandsliebe übertreffen laſſen. Der unterſte Grad derſelben für Theodorn ſoll der ſein, daß ſein Land einſt ſein Lieblingsaufenthalt werde. Er ſoll als Prinz zwar in auswärtige Länder reiſen, damit er die Welt kennen lerne; aber ſobald er regierender Fürſt wird, ſoll das Reiſen ohne dringende Noth aufhören, und er ſoll zu Hauſe bleiben. Da hat er Unterhaltung genug. Will er reiſen, ſo kann er im Lande umherreiſen. Da wird er genug zu ſehen und zu hören haben. Dadurch wird er alle ſeine Diener kennen lernen, den Aufwand, den er macht, gemeinnütziger machen, und noch tauſend Bemerkungen ſammlen, die ihn hernach in den Stand ſetzen, zweckmäſſiger für ſein Land zu projektiren und über die Projekte ſeiner Räthe richtiger zu urtheilen. Der Reiſetrieb könnte an ihm leicht ein Fehler werden, der ins Groſſe ginge. Wenn ſeine Einkünfte auch hinreichend wären, denſelben zu befriedigen: ſo entzöge er doch das Geld ſeinem Volke. Wie viel Gutes könnte er im Lande dadurch ſtiften! Und wenn er auch weiter nichts thäte, als daß er das Geld im Lande ausgäbe: ſo käme es doch daſelbſt in Umlauf, beförderte Leben und Betriebſamkeit und ſchafte eben durch den Umlauf auſſer der Münze wieder neues Geld. Wenn er denn aber vollends durch Reiſen ſein Land verſchuldete, hilf Himmel, wie handelte er dann! Auswärts theilte er dann wohl an den Höfen groſſe Geſchenke unter Diener aus, die ihm nie den geringſten Dienſt geleiſtet; während daß ſeine eigenen Diener, die für ihn ſich todt arbeiten müſſen, zu Hauſe mit ihren Familien Noth litten. Theodor ſoll den Gedanken immer vor Augen haben, daß er nirgends mehr geehrt werden könne, als von ſeinem eigenen Volk. Er ſoll den Unterſchied recht fühlen lernen, der zwiſchen der Achtung, welche er auswärts erſt mit vielem Gelde erkaufen müſſte, und zwiſchen derjenigen ſtatt findet, die ihm ſeine Unterthanen unentgeldlich und aus gutem Herzen reichen. So, wie ich zur Regierung kam, ſprach ich zu mir ſelbſt — „**Nun laß ab vom Reiſen; nun bleib zu Hauſe.** Deinem Volke iſt nicht damit gedient, daß du mehr in Podolien und Volhynien biſt, als unter ihm ſelbſt. **Den Leuten, die dich reich machen, wende auch dein Geld wieder zu.** Wenn du nicht zu Hauſe biſt, kannſt du auch nicht ſelbſt regieren. Deine Nation verlangt aber mit Recht von dir, daß du regieren ſollſt. Die Zeit kann dir nicht zu lang werden, wenn du deine Pflichten erfüllen willſt. Und würde ſie dir zu lang: ſo wandere im Lande umher von Stadt zu Stadt, von Flecken zu Flecken, von Dorf zu Dorf. Vermögteſt du es ſo weit zu bringen, daß du alle Familien deines Landes kenneteſt: ſo wäre dir dis mehr Ehre, als wenn du alle Alterthümer Griechenlands und Roms nach der Reihe zu beſchreiben wüſſteſt. Willſt du ſchöne Proſpekte haben — mache dein Volk glücklich, und dann blicke auf daſſelbe. **Der Anblick eines glücklichen Landes iſt für einen Fürſten der reizendſte Proſpekt.** Willſt du Ruinen ſehen — **in deinem eigenen Lande**

gibt

gibts ihrer noch genug; du brauchſt darum nicht nach Italien zu reiſen. Baue dieſe wieder auf, ſo gehen ſie noch über die Römiſchen." — O lieber Rothe, lieber Rothe, flößen Sie ja heilige, feurige Vaterlandsliebe meinem Theodor ein; damit er nirgends lieber ſei, als da, wo er gebohren iſt, und wo ihm ſo viel Guts geſchah!"

In Theodors Einſiedelei fand nun ein Edler des Vaterlandes nach dem andern ſeinen Platz. Von der Sache ſelbſt ward weiter kein Geräuſch gemacht. Schmidt trug das jedesmalige neue Portrait hin und ſtellte es auf, und Theodor fand es. Dem Prinz klopfte das Herz allemal für Neugierde, wenn es hieß, daß es zur Einſiedelei gehen ſollte, und oft fragte er ſich ſelbſt unterwegs laut — ach, welchen guten Menſchen werde ich doch heute dort wieder antreffen!

Bei einem der nächſten Hingänge hing daſelbſt das Portrait des Patrioten. Ehrwürdigkeit und Menſchenliebe drückten ſich auf ſelbigem ſo ſichtbar aus, daß jeder, der es erblickte, bewundernd vor ihm ſtillſtehen mußte.

Theodor. (der ſchnell auf das Gemählde zuläuft.) Ach, was für ein lieber Mann! Wer iſt denn das wieder?

Rothe. Das iſt der Kaufmann Brand — ein Mann, der für ſein Vaterland und für ſeine Mitbürger überaus viel gethan und gelitten hat. Er lebt noch, iſt aber jetzt ſtockblind.

Theodor. Ach der arme Mann! Hat den mein Vater auch mahlen laſſen?

Rothe. Nein.

Theodor. O es iſt auch wohl wahr; der Mann wird ſelbſt Geld genug haben, daß er ſich hat können mahlen laſſen.

Rothe. Er hätte ſich freilich wohl vieltauſendmal abmahlen laſſen können; ſo viel Geld hat er gehabt; aber —

Theodor. (hitzig.) Hat er es denn nicht noch?

Rothe. Gedulden Sie ſich, Prinz; Sie ſollen alles hören. Aber — wollte ich ſagen, ein verſtorbener Mahler hat ihn umſonſt gemahlt; und das zu einem Gebrauch, den Brand gar nicht erwartet hatte.

Theodor. Thun denn das die Mahler auch, daß ſie Leute umſonſt abmahlen?

Rothe. Zuweilen, o ja. Es müſſen aber ſehr geſchätzte und geliebte Leute ſein. Von dieſem Gemählde hat der Mahler hernach einen Kupferſtich verfertigen laſſen, den er wohl tauſendmal verkauft hat; und ſo hat ihm dis Gemählde mehr eingebracht, als viel andre, für die er ſich bezahlen ließ.

Theodor. Ja das iſt etwas anders. Aber kauften denn die Leute den Kupferſtich ſo gern?

Rothe. In der Reſidenz iſt kein wohlhabendes Bürgerhaus, wo er nicht entweder über einer Thüre oder unter dem Spiegel hange. Auch iſt er häufig auſſerhalb Landes gekauft worden.

Theodor. Wie ging denn das zu?

Rothe. Eben darum, Prinz, das will ich Ihnen nun erzählen. Brand war ein ſehr kluger und rühriger Kaufmann, hatte viel Glück dabei und erwarb ſich dadurch das gröſſte Vermögen in der ganzen Stadt. Da machte er es denn nun nicht ſo, wie andere es machen, die, wenn ſie auch noch ſo viel haben, nur immer noch mehr zuſammenſcharren, in Kiſten und Kaſten verſchlieſſen, es oft zählen und damit klimpern. Auch that er nicht ſo, wie wiederum

Reiche wohl oft thun, die einen übermäſſigen Aufwand machen, praſſen und ſchwelgen, ſondern er lebte ſo mäſſig fort, wie er immer gelebt hätte, und — **that andern viel Gutes.** Sein Haus ward bald eine allgemeine Freiſtäte, wohin alle Nothleidenden ihre Zuflucht nahmen. Brand half auf der Stelle, und wenn er ſah, daß ſeine Hülfe gut angewendet war, ſetzte er ſie oft lange fort. Wenn er hörte, daß irgendwo eine Familie litte, die ſich ſchämte, ihn anzuſprechen: ſo unterſtützte er ſie ungebeten und brachte ſeine Wohlthaten oft ſo im Stillen durch den vierten Mann an ſie, daß ſie es wohl nie erfuhren, wer ihr Wohlthäter ſei. Nicht einmal Dank wollte der edle Mann dafür haben. Der beſſte Dank war ihm allemal der, wenn es die Armen recht gut anwendeten. In ſchlechten Zeiten, oder wenn ſich junge Leute beſetzten, die nichts in der Hand hatten, that er oft Vorſchüſſe; und wenn er denn ſah, daß ſich die Leute damit halfen, forderte er ſie nur ſelten zurück. Als nun einmals das Getraide ſehr wohlfeil war, ſchüttete er viel hundert Wiſpel auf ſeinem Boden auf. Schlechte Menſchen ſagten ihm nach, daß er damit viel Geld verdienen wollte; aber er belehrte ſie bald eines beſſern. Es erfolgte eine groſſe Miserndte weit und breit, und auf dieſe eine ſchwere Theurung. Dreimal ſo hoch ſtand das Getraide ſchon im Preiſe, und die Mäkler in der Stadt fingen an, grauſamen Wucher zu treiben. Als nun Brand ſah, daß die Noth gros ward, öfnete er ſeine Kornböden und verließ all ſein Getraide nach und nach an die Armen für denſelben Preis, für den er es eingekauft hatte. Dadurch ſetzte er den Wucherern Grenzen, daß ſie die Leute nicht plündern konnten, und rettete vielen hundert Menſchen das Leben, die ſonſt alle hätten Hungers ſterben müſſen.

Theodor. Ach das iſt ja vortreflich geweſen. Da ward er auch eben wohl abgemahlt?

Rothe. Nein, da noch nicht. Aber Sie haben recht, verdient hätt' er es da ſchon gehabt. Der Einfall, den Brand gehabt und glücklich ausgeführt hatte, den ärmſten unter ſeinen Mitbürgern einmal und auf eine Zeitlang zu helfen, brachte ihn auf einen andern, und zwar auf den, ihnen wo möglich, auf immer zu helfen.

Theodor. Aber da hat er ja erſtaunend viel Korn und Brod kaufen müſſen, wenn er ſo viel Leute immer hat ernähren wollen? Ich dächte, wenn einer auch noch ſo viel Geld hätte, das könnte er doch nicht.

Rothe. Prinz, man braucht den Leuten nicht gerade Brod zu reichen, wenn man ſie ernähren will; man kann ihnen auch Arbeit reichen. **Wer einem andern Mittel und Gelegenheit ſchaft, Brod zu verdienen, der ſchaft ihm auch Brod.**

Theodor. Ja ſo; nun verſteh' ichs.

Rothe. Brand ſah, daß es einem groſſen Theile ſeiner ärmern Mitbürger oft an Arbeit fehle, und errichtete die groſſe Tuchmacherei in der Reſidenz, welche noch bis auf dieſen Tag die ſtärkſte im Lande und jezt unter dem Namen der Meierſchen bekannt iſt. Durch dieſe Anſtalt wurden an tauſend menſchliche Hände jahraus jahrein beſchäftigt, und der geſammten Armuth in der ganzen Stadt war dadurch ein Ende gemacht. Das war weit mehr werth, als die Getreidewohlthat, die er vorher erwieſen hatte.

Theodor. Und da ward er gemahlt; nicht wahr?

Rothe. Da auch noch nicht. Einige Jahre darauf ward Krieg. Das ganze Land ward dadurch ſehr mitgenommen, und die kleinen feindlichen umherſtreifenden Haufen plünderten bald hie, bald da die Städte und Dörfer aus. Endlich drangen die Feinde auch in die Reſidenz ein und wollten plündern. Brand machte ſich auf, und bot dem General, der über ſie zu befehlen hatte, grosmüthig eine ſtarke Summe Geldes aus ſeinen eigenen Mitteln an, wenn er die Stadt verſchonen wollte. Der General nahm dieſe und zog damit ab. So rettete Brand durch einen groſſen Theil ſeines eigenen Vermögens das Vermögen aller ſeiner Mitbürger.

Theodor. (der Brands Portrait mit innigſter Liebe anblickt.) Ach ſchön — ach ſchön! Nun, und da ward er doch gemahlt?

Rothe. Ja, da ging der Mahler zu ihm und bat ihn, daß er ihm dafür, daß er ihn auch vor der Plünderung geſichert habe, erlauben mögte, daß er ihn für ſich ſelbſt abmahlen dürfe. Er ſagte ihm aber nicht, was er mit dem Portrait alles machen wollte. Als Brand darauf nach einiger Zeit einmal in ſeine Tuchmacherei kam, fand er ſein Portrait in der groſſen Spinnſtube über der Thüre, wohin es der Mahler ſelbſt geſtellt hatte.

Theodor. Recht ſo, recht ſo!

Rothe. Brand ward dadurch auf das angenehmſte gerührt und ſprach — Nun, weil du hier hängſt, ſo mags drum ſein. Dis iſt daſſelbe Gemählde, und ich habe es mit ſeiner Bewilligung nun hieher ſtellen dürfen.

Theodor. O der gute, liebe Mann, wie er mich ſo herzlichfreundlich anſieht!

Rothe. Ja, ſo pflegte er ſonſt alle Menſchen anzublicken, wie er noch ſehen konnte. Nun, da er dis nicht mehr kann, ſei die Reihe an uns, daß wir ihn ſo herzlichfreundlich anblicken. Sie werden dis gewiß thun, Prinz, wenn Sie nun das weitere von ihm hören. — Es währte nicht lange, ſo kamen abermals die Feinde in die Reſidenz, und forderten von der Bürgerſchaft eine ganz unerſchwingliche Summe Geldes; widrigenfalls Plünderung geſchehen ſollte. Brands ganzes Vermögen machte nicht den dritten Theil ſo viel aus, als gefordert ward.

Theodor. (betreten.) Aber konnte denn mein Vater nicht helfen?

Rothe. Das war vor Ihres Vaters Zeit noch, liebſter Prinz. Der hätte gewiß geholfen; Sie haben recht. Der damalige Fürſt war lieber nicht zu Hauſe. — Zum Glück für die

Stadt eilten viele Regimenter unſerer Freunde herbei; worauf die Feinde die Plünderung aufgeben und ſich über Hals und Kopf davon machen mußten. Den guten Brand aber, von dem ſie gehört hatten, daß er der reichſte Mann in der Stadt ſei, ſchleppten ſie als Geiſſel gebunden mit ſich fort.

Theodor. (innigſtbewegt.) Ach, der arme Mann!

Rothe. Frau und Kinder ſchrieen ihm nach; aber das half nicht. Seine Arbeitsleute, die vielen Armen, denen er ſo viel Gutes gethan hatte, wollten ihn mit Gewalt retten; allein er ſelbſt bat ſie ruhig zu ſein, damit kein Blutbad entſtände. Die Hände auf den Rücken gebunden, führte ihn ein Huſar neben ſeinem Pferde her, ſo lange als das Pferd laufen wollte; und wenn Brand aus Müdigkeit hinfiel: ſo ſchlug der Huſar ſo lange auf ihn zu, bis er wieder aufkroch.

Theodor. (dem die Thränen über die Wangen rollen.) Ach! Ach! (hitzig) Aber konnte er ſich denn nicht wehren?

Rothe. Wehren Sie ſich einmal, Prinz, wenn Ihnen die Hände auf den Rücken gebunden ſind. Und was würde ihm all ſein Wehren geholfen haben? Genug, Brand war weg; Brand kam nicht wieder; niemand wuſſte zu ſagen, wo Brand Ende genommen hätte. Was nun folgt, hat er ſelbſt hernach erſt erzählt. Man brachte ihn ganz zu Schanden gemacht ins feindliche Lager, und gab ihn dafür an, daß er die Feinde verrathen hätte, und daß dieſe auch gewiß, wenn die vielen Regimenter vom Gegentheil um einen halben Tag früher eingetroffen wären, alle zu Gefangenen gemacht ſein würden. Brandten ſollte der Kopf abgeſchlagen werden — —

Theodor. (ganz auſſer ſich.) O hören Sie auf — ich bitte Sie, hören Sie auf!

Rothe. Brand behielt ſeinen Kopf. Weil er ganz getroſt antwortete — **Immerhin; ſo ſterbe ich für mein Vaterland!** — ſo ſprach der erſte General, **warte, Burſche,** dich wollen wir beſſer kriegen, und ſchickte ihn tief in ſein Land hinein auf eine Feſtung, wo er lange Jahre bei Waſſer und Brod unter der Erde ſaß. Unterdeſſen währte der Krieg fort. Endlich ward die Reſidenz doch geplündert und einige der beſten Häuſer wurden in Brand geſteckt. Brands Haus und ſeine Tuchmacherei waren auch hierunter, und ſeine Familie begab ſich nackend und

blos

los zu ihren Freunden. Es ward Friede, und Brand ſas noch immer in ſeinem Kerker. Da ward er blind und das Ungeziefer zehrte ihn faſt auf. Endlich —

Theodor. (ängſtlich.) Aber konnte ihm denn mein Vater nicht helfen?

Rothe. (der ihn umarmt.) O mein lieber Prinz! — Endlich bekam Ihr Vater, der nun ſchon Fürſt war, einige dunkle Nachrichten davon und ſchickte den Geheimenrath Zensdorf ausdrücklich dazu an den W... Hof, um den guten Brand, wenn er es wäre, zu erlöſen. Zensdorf bekam die Erlaubniß, alle Kerker der Feſtung zu durchgehen, und reiſete dahin ab. Lange aber ſuchte er ihn vergeblich. Endlich kam er an ein Behältniß, daß der Korporal, der ihn herumführte, nicht einmal öfnen wollte; weil darin, wie er ſagte, nichts, als ein alter blinder Kerl läge, den ſie alle Tage zu begraben hoften, der aber ſo ein zähes Leben, wie eine Katze, hätte. Weil ich ſie alle geſehen habe, verſetzte Zensdorf, ſo will ich auch den ſehen; und zog, als er hinein kam und den ganz erbärmlichen Anblick fand, ſeinen Geldbeutel.

Theodor. (hofnungsvoll.) Ach das war doch wohl der gute Brand? Das war er doch wohl?

Rothe. Da habt Ihr einen Thaler, armer Alter, ſprach Zensdorf, thut Euch damit noch etwas zu gut, ehe Ihr ſterbet. „Ach, wie kommen Sie hieher, lieber Herr Zensdorf — ſeufzte der Blinde. Zensdorf erſchrack. Kaum konnte er die Worte ſtammlen — wie kennt Ihr mich denn, unglücklicher Greis? Ich bin ja Brand, ächzte der Elende. Freilich werden Sie mich nicht erkennen, wenn Sie gleich noch ſehen können. Ich kann zwar nicht mehr ſehen, aber ich kenne Sie doch noch an der Stimme . . .

Prinz Theodor ſchluchzte hier ſo heftig, daß Rothe abbrechen muſſte.

Rothe. (nach einer Weile.) Zensdorf bat hierauf den Korporal, daß er gleich den Officier, der die Wache hatte, rufen mögte, und wich und wankte nicht von ihm. Allmählig erkannte er ihn wieder. Der Officier kam, und nachdem Zensdorf mit ihm geſprochen hatte, ward Brand von ſeinen Ketten losgemacht, und Zensdorf führte ihn unter ſeinem Arm aus dem Kerker in die freie Luft. Da fiel Brand um, weil er ſo lange nicht an die Luft gekommen war, und ward wie todt. Endlich erholte er ſich wieder. Zensdorf erhielt ſeine gänzliche Befreiung und brachte ihn zurück in ſein Vaterland.

Bei dieſen Worten hörte der Prinz auf, zu ſchluchzen, und ward wieder heiter.

Rothe. So, wie Brand wieder auf hieſigen Grund und Boden kam, rief er aus — Nun will ich gern ſterben; ſo werde ich doch in meinem Vaterlande begraben; und nur dis hatte ich mir noch gewünſcht. Brand hat aber in ſeinem Vaterlande noch leben ſollen, und lebt bis auf'den heutigen Tag in der Stadt, für die er ſo viel gethan und gelitten hat. Kaum ward es bekannt, daß er wieder da ſei, ſo eilte alles herzu, um ihn zu ſehen. Tauſendmaltauſend Thränen floſſen um ihn her. Leute, die er ſonſt unterſtützt hatte, boten ihm nun Unterſtützung an; aber er bedurfte derſelben nicht. Ihr Vater hatte ſchon ſeine Familie verſorgt, und gab nun auch ihm einen Gnadengehalt, wovon er auf die letzten Tage ſeines Lebens recht gemächlich leben kann.

Theodor. Das muſſte mein Vater auch thun; das hatte Brand verdient. Der gute, rechtſchaffene Mann — wie viel hat er leiden müſſen!

Rothe. Lieber Prinz — und nun ſollten Sie den Mann einmal hören, wie ſo heiter und zufrieden er von allen dieſen ſeinen ausgeſtandenen Leiden ſpricht. Man ſollte, wenn man ihn ſieht, denken, daß er noch all das Vermögen hätte, das er gehabt hat; ja, daß er noch mehr habe, als zuvor. Dis macht aber, daß ihm ſein Herz ſagt, daß er die erſte Pflicht des Bürgers, die **Liebe** für das **Vaterland**, überſchwenglich erfüllt habe.

Theodor. (ſehr bittend.) Zu dem Manne müſſen wir einmal gehen.

Rothe. Ja, das wollen wir auch. Aber ehe wir hingehen, geloben Sie es ſich auf das heiligſte an, das Land vor allen Ländern der Welt zu lieben, in welchem Sie gebohren ſind; denn wer nicht ſo für ſein Vaterland geſinnt ſein kann, wie Brand: der muß es nicht wagen wollen, ihn zu ſehn; oder er würde aus Scham vor dem ehrwürdigen Greiſe niederſinken müſſen, der für ſein Vaterland die ganze Welt hingeben konnte. — Prinz, es gibt ein **Paar Menſchen**, die Sie vor allen Menſchen lieben müſſen; welche ſind dis?

Theodor. (ſchnell.) **Meine Eltern.** — Aber Ihnen, lieber Hofrath, bin ich doch auch ſo herzlich gut.

Rothe. Ich danke Ihnen dafür. Bleiben Sie es mir, ſo lange ich lebe. Dieſe Ihre Eltern müſſen Sie darum vor allen Menſchen lieben, weil ſie unter allen Menſchen die ſind, denen Sie Ihr Leben zu danken haben. Sie ſind **von dieſen beiden gebohren.** Nun muſſte es aber aber auch ein Land geben, wo Sie gebohren würden. **Welches** unter allen Ländern müſſen Sie alſo auch vor allen andern lieben?

Theodor. (ſehr geſchwind.) **Das, worin ich gebohren ward.**

Rothe. Sehen Sie, das iſt dis Land und dis heiſſt **Ihr Vaterland.** Unter den **Menſchen** ſtehen **Ihre Eltern** für Sie obenan, und unter den **Ländern Ihr Vaterland.** Ein Menſch, der ſein Vaterland nicht achtet, dem es darin nicht anſteht, der ihm nicht hilft, wenn es leidet, und der nicht für daſſelbe arbeitet, iſt **wie ein undankbares Kind,** das ſeine Eltern verachtet, das nicht gern bei ihnen iſt, das ihnen nicht gern wieder zur Hand geht, und das ſie hülf- und troſtlos läſſt, wenn ſie ſchwach werden. Es iſt auch nicht genug, daß Sie ein Land haben muſſten, wo Sie gebohren würden; Sie muſſten auch, ſobald Sie gebohren waren, Nahrungsmittel haben. Und alles das, was Sie bis jetzt gegeſſen und getrunken haben, hat Ihnen Ihr Vaterland gereicht. Alle Freuden und gnügungen, die Sie genoſſen haben, haben Sie aus dem Schoſſe deſſelben genommen. Alle Wartung, Pflege und Bedienung, die Sie bekamen, gab Ihnen Ihr Vaterland durch Menſchen, die auch ſeine Bürger ſind, und die es auch ernährt. Prinz, Sie können es gar nicht überrechnen, was Sie Ihrem Vaterlande ſchon ſchuldig ſind. Und wie viel brauchen Sie noch, ehe Sie völlig erwachſen! Alles das muß Ihnen Ihr Vaterland auch geben. Und wenn Sie einſt erwachſen ſind, ſo wird es noch mehr Segen und Freude für Sie haben, als Sie jetzt ſich vorſtellen können. So müſſen Sie auch ſo denken, wie Brand dachte. Jetzt nehmen Sie blos noch vom Vaterlande; jetzt gewinnen Sie es recht dafür lieb. Sehen Sie alle ſeine Felder und Menſchen immer mit dem Gedanken an — — ihr ſeid ſo gut und ſo hold gegen mich, ehe ich euch das geringſte Gute erwies; wenn ich nur erſt kann: ſo will ich recht dankbar dafür und eben ſo gut und ſo hold wieder gegen euch ſein. Wenn alsdann die Jahre für Sie kommen, wo Sie wiedergeben können: ſo nehmen Sie nicht blos vom Vaterlande, ſondern geben Sie auch reichlich an daſſelbe.

Theodor. O lieber Rothe, wenn ich nur erſt könnte, ich wollte ja gern geben. Aber was ſoll ich denn geben, ſagen Sie mir es doch!

Rothe. Sie werden es einſt können; geben genug werden Sie können Ihrem Vaterlande. Jetzt beſtimmen Sie ſich nur dazu, daß Sie es thun wollen, ſobald Sie es thun können. **Geben** müſſen Sie einſt Ihrem Vaterlande **Ihre Gegenwart**; das heiſſt, Sie müſſen blos für daſſelbe leben und am liebſten da ſein, wo Sie gebohren ſind. Sie gehören hiedurch Ihrem Vaterlande zu und dürfen ſich nicht von ihm trennen. Es gibt Länder genug, in denen es angenehmer zu leben iſt, als hier; aber kein Land hat ſo viel an Ihnen gethan, als dis Land. Dis iſt die Seite, von der Sie es immerdar zuerſt betrachten müſſen; nicht aber die Seite der **Wärme**, des **ſchönen Wetters**, der **edlern Früchte** und der **reitzenden Ausſichten**. Sollten Sie vollends in die Lage kommen, daß Sie **lebenslang** von Ihrem Vaterlande noch weit mehr Nutzen hätten, als viel andere Menſchen: ſo müſſen Sie auch noch viel lieber in ſelbigem ſein und leben, als dieſe. Man lebt auch nirgends geſunder, als im Vaterlande. Die Luft deſſelben behagt uns am beſten, weil wir ſie von Kindesgebeinen an eingeathmet haben. Die Nahrungsmittel deſſelben bekommen uns beſſer, weil unſere Magen an ſie gewöhnt ſind. Die Sitten deſſelben kleiden uns am beſten, weil wir ſie zuerſt angenommen haben. Geben müſſen Sie einſt Ihrem Vaterlande Ihre Kräfte wieder, weil Sie ſie im Vaterlande geſammlet haben. Geben müſſen Sie ihm Ihre Kenntniſſe wieder — das heiſſt, Sie müſſen dem Vaterlande damit nützlich werden, weil Sie ſie in ſeinem Schoſſe erlernt haben. Geben müſſen Sie ihm Ihr Vermögen wieder, wenn Sie dergleichen einſt beſitzen, weil Sie es von ihm bekommen haben. Geben müſſen Sie ihm Ihr Anſehn wieder, wenn Sie einſt Anſehn haben — das heiſſt, Sie müſſen es zu ſeinem Beſten verwenden, weil es das Vaterland iſt, das Ihnen ſolches gegeben haben wird. So ſollen Sie alles, was Sie einſt ſind und haben, Ihrem Vaterlande wieder zuwenden, zu Gute kommen laſſen; blos darum, weil Sie dis alles durch das Vaterland ſein und haben werden. Betrachten Sie einen Baum, wie dankbar er gegen den Boden iſt, aus welchem er wächſet, grünet und blühet. Wirft er nicht ſeinen Schatten auf denſelben? Läſſt er nicht ſeine Früchte auf ihn fallen? Schüttet er nicht endlich ſogar das Laub wieder auf ihn ab, und nährt und düngt ihn damit wieder? Nun iſts zwar wahr, der Baum iſt an ſein Vaterland angewachſen; wir ſind es nicht. Allein der Baum weiß auch nichts davon, wie viel Gutes ihm ſein Boden erzeugt. Wir aber haben Vernunft und wiſſen dis; ſo müſſen wir noch feſter an unſer Vaterland angewachſen ſein, als der Baum. Soll er uns beſchämen? Sollen uns die Thiere beſchämen? Auch unter den Vögeln gibt es deren, welche hier zu Lande gebohren werden und im Herbſt weiter ziehen; aber wenn das Frühjahr wieder kommt, beſuchen ſie dankbar ihr Vaterland wieder, begrüſſen es freundlich und fühlen ſich daſelbſt glücklicher, als irgendanderswo. O Prinz, Prinz, wir Menſchen müſſen nicht ſchlechter, ſondern noch beſſer ſein, als Pflanzen und Thiere . . ſonſt müſſen wir blutroth werden, o oft wir bei einem Birnbaum oder bei einer Eiche vorübergehen, und — ſo oft uns ein Storch über den Kopf wegfliegt.

Theodor. Lieber Rothe, ich danke Ihnen doch gar zu ſehr für alles das, was Sie mir da ſagen. So jung ich bin, ſo verſtehe ich es doch, und es iſt alles ſo wahr, wie die Sonne am

Himmel ſteht. Das will ich alles nimmermehr vergeſſen. Fi, ich wollte doch in meinem Leben nicht ſchlechter ſein, wie ein Storch . . .

Rothe. Prinz, ich werde Sie oft hieran erinnern. Geben Sie mir die Hand drauf.

Theodor ſchlug mit beiden Händen ein. — Nachmittags ward zu dem **blinden Brand** gegangen. Der Prinz war zu dem Anblick dieſes ehrwürdigen Greiſes vorbereitet, und nahete ſich ihm mit einer recht naiſen Ehrfurcht. Rothe ſprach mit Brand erſt verſchiedenes heimlich, und darauf ward die Unterredung allgemein. Brand kam, ſo alt er war, in wahren Enthuſiasmus für ſein Vaterland, und man ſah es Theodorn an, wie ihm der Buſen dabei ſchwoll. Im Weggehen ſprach er zu Rothen — „Des alten blinden Mannes, und deſſen, was er mir geſagt hat, will ich in meinem Leben nicht vergeſſen. **Es war immer, als ſähe er mich** dabei an . . .

Es war um ſo nothwendiger, daß Theodor von Jugend auf **Land und Leute** lieb gewönne; weil man in der neuern Geſchichte ſeines Hauſes drei Regenten auf einander fand, die ihre Seligkeit weder an ihrem Lande noch an ihren Leuten gefunden hatten. Adolf war ſeit achtzig Jahren der erſte wieder, der nicht nur immer da war, wohin er gehörte, ſondern der auch mit Leib und Seele da war. Fürſt Karl, ſein Vater, hatte einen groſſen Theil ſeiner Regierungsjahre verreiſet, und die übrigen zwar im Lande zugebracht, aber ohne im geringſten ſich um das Wohl des Landes zu bekümmern. Er hatte ſeinen Hof in der letztern Zeit an der äuſſerſten Grenze auf einem Luſtſchloſſe aufgeſchlagen, wo er einen groſſen Aufwand trieb, und ſchlechterdings weder durch eine Volksangelegenheit noch durch einen ihn antretenden Unterthan in ſeinen Luſtbarkeiten geſtört ſein wollte. Fürſt George, Adolfs Grosvater, hatte ſein Vergnügen darin geſucht, einen gröſſern Monarchen zu dienen und ſich der Vorrechte ſeiner Geburt und ſeines Standes zu begeben. Fürſt Hans, Adolfs Grosgrosvater, war im dreiſſigſten Jahre aus ſeinem Lande gegangen, hatte dito dreiſſig Jahre in einem Winkel von Andaluſien verlebt und war hernach als einbalſamirtes Kadaver wieder in ſein Land zurückgebracht worden.

Die Nachwehen von dieſer Denkungsart dreier Fürſten auf einander fühlte die Nation noch, und Adolf war mit aller ſeiner Wirthſchaftlichkeit und Milde bis jetzt nicht im Stande geweſen, dieſelben ganz zu vernichten. Das Blut des faſt gänzlich ausgezapften Körpers ſeines Staats wollte ſich noch nicht zu der Fülle wieder anſammlen, in welcher es einſt in ſelbigem gefloſſen und gewallt hatte. Manches Geäder deſſelben war wie getrocknet und wie ganz zuſammengedorrt, und aller Drang, welchen Adolf dem Blute gab, vermogte dieſem den Gang dadurch noch nicht allenthalben wieder zu öfnen. Die unermesliche Summe, welche in einer ſo langen Reihe von Jahren aus dem Lande gegangen war, konnte kaum in der folgenden Generation erſt ganz wieder erſetzt werden. Um ſo ſchlechterdings nöthiger war es, daß Theodor in die Fußſtapfen ſeines Vaters, und nicht in die ſeiner Vorfahren träte.

Wer das Land durchreiſte und betrachtete, dem ward es ſchwer zu begreifen, wie überall auch nur ein Fürſt auf den Einfall kommen könnte, ſich vor ihm ekeln zu laſſen; aber unauflösliches Räthſel mußte es ihm ſein und bleiben, wie mehrere Fürſten hinter einander dieſen Einfall hätten haben und ausführen können. Das Land war nicht übergros, aber fruchtbar, und hatte alles, was ein Land nur in den ſüdlichen Gegenden Deutſchlands aufzuweiſen hat. Beſonders war für den Fürſten darin geſorgt. Dieſer hatte ſehr beträchtliche Einkünfte, ſchöne Landgüter, trefliche Schlöſſer, anmuthige Gärten, fruchtbare Weinberge, reiche Waldungen, Flüſſe, Seen und Teiche. Jede Jahrszeit hatte mannigfaltige Vergnügungen für ihn. Das Volk, das er beherrſchte, war eins der gutmüthigſten, duldendſten, arbeitſamſten, biegſamſten; das ſeine Glückſeligkeit darin fand, ſeinen Fürſten um ſich zu haben. Wenn er alſo nur den geringſten Sinn und die mindeſte Empfänglichkeit für menſchliche Glückſeligkeit hatte: ſo muſſte er einer der glücklichſten Fürſten ſein können.

Um die unerklärliche Erſcheinung, daß drei Fürſten nach einander Abneigung gegen ein ſolches Land hatten hegen können, erklärbar zu machen, enthielten die ungedruckten Annalen deſſelben folgende Anekdoten. Fürſt Karl war lange in der Gewalt ſeiner Kammerdiener geweſen, die ihr Konto beſſer dabei gefunden hatten, mit ihrem Herrn zu reiſen und unterwegs die Kaſſe zu führen, als zu Hauſe mit ihrem Kammerdienergehalt zufrieden zu ſein. Die Familien derſelben exiſtirten auch noch und waren in ſehr wohlhabenden Umſtänden. Fürſt

Georgen hatte der militäriſche Geiſt hingeriſſen. Er hätte immer zu Hauſe einige Regimenter halten können; aber dis war ihm zu wenig. Armeen — Armeen muß ich vor mir ſehen, war ſein Wahlſpruch geweſen, und dadurch war eine Armee Dukaten nach der andern aus dem Lande marſchirt, ohne je wieder nach Hauſe zu kommen. Fürſt Hans war gar ein Grillenfänger geweſen, hatte ſich die Idee in den Kopf geſetzt, daß ſeine Unterthanen ihm nach dem Leben ſtänden, ließ ſich dieſe Schimäre lieber von ſchlechten Ausländern, die er antraf, noch mehr ein- als von gutgeſinnten Patrioten ausreden, und drohete oft, daß er noch einmal aus dem Lande reiſen wollte, wenn man ihn als Leiche dahinbrächte.

Die Güte des Landes, deren Anblick jedem Menſchen ſogleich ins Auge fiel, erleichterte Rothen das Geſchäft ungemein, Theodorn von Jugend auf ſein Vaterland lieb und werth zu machen. Jede Gelegenheit benutzte er auch dazu, und der Prinz fing an, recht innig am Lande ſeiner Väter zu hangen, ohne daß er noch einen Begrif davon hatte, daß es einſt ſein Land werden würde. Rothe freute ſich ungemein auf den Tag, an dem er ihm dis ſagen würde, und hofte ſeinen Patriotiſmus alsdann zu einer Höhe

n ſtimmen, von der ihn Kammerdiener, Sol-
aten und Spleen nie wieder herunterſtimmen
ollten.

So verging nicht leicht ein Vor- oder Nach-
ittag, an welchem nicht über die drei Kapitel
— **Natur** — **Vaterland** — **Bauernwerth**
viſchen beiden auf ihren Spatziergängen bald
ngere, bald kürzere Unterredungen gehalten
urden. Einſt, als ſie neben einer Breite vor-
bergingen, wo viel Bauern pflügten und eine
enge Krähen und Raben den pflügenden Bau-
en auf den Fuß nachfolgten, bezeigte Theodor
ine Verwunderung darüber, daß dieſe Thiere
er ſo dreiſt wären und ſich ſo nahe an Men-
hen hielten; da ſie doch, wenn ſie ſonſt einen
äger nur von weitem erblickten, ſchon davon
ögen. Rothe ging darauf näher mit ihm an
e Pflüger und ließ ihn ſehen, wie die Krähen
d Raben ganze Neſter voll junger Feldmäuſe,
elche herausgeflügt wurden, mit größtem Ap-
tit verzehrten. Daraus erklärte er ihm die
reundſchaft, welche die Bauern gegen die Krä-
n bewieſen, und aus dieſer Bauerntoleranz
gen die Krähen das Zutrauen, welches die
ähen wieder gegen die Bauern an den Tag
ten. Hier hatte er die ſchönſte Gelegenheit, den
inz auf das Zuſammenhangende und Ret-

tenmäſſige in der ganzen Schöpfung aufmerkſam zu machen.

„Vor einigen Jahren, ſprach er, wimmelten alle Felder hier zu Lande von Mäuſen, und bei Menſchengedenken hatte man dieſe Art von Thieren nicht in ſo überſchwenglichem Ueberfluß geſehen. So, wie die Saat aufging, waren die Mäuſe über ſie her, und dem Landmanne ward angſt und bange. Es war nichts geringers zu befürchten, als daß ſie die ganze künftige Erndte den Menſchen vor den Augen weg verzehren würden. Man machte allerlei Verſuche, dieſe Thiere zu zerſtören; aber umſonſt. Ihr Vater ſetzte einen groſſen Preis darauf, wer ein untrügliches Mittel dazu ausfindig machen würde; niemand aber konnte dergleichen ausfindig machen. Endlich kamen groſſe Schaaren von viel tauſendmaltauſend Krähen von einer ganz fremden Art gezogen, die vermuthlich aus Mangel an Nahrung ihr Vaterland verlaſſen hatten. Binnen acht Tagen waren alle Mäuſe weg. Und ſo, wie die Mäuſe verzehrt waren, zogen auch die Krähen wieder weg, um anderwärts ihre Aeſung zu ſuchen. Da hatte die Natur den Preis verdient, welchen Ihr Vater auf Vertilgung der Staatsverderber geſetzt hatte; und ich dachte bei mir ſelbſt, daß darum ſo viel Mäuſe damals hier hätten ſein müſſen, weil zu derſelben Zeit ſo viel hungrige Krähen ihren Zug durch unſer Land nehmen würden, die ſonſt alle hätten umkommen müſſen.“

Theodor horchte bei dieſem Gedanken ſehr auf. Rothe fuhr fort:

„Das iſt ein Grundſatz, den Sie ſich recht tief einprägen und auf alles anwenden müſſen, Prinz, daß in der ganzen Natur nichts umſonſt da ſei. Kein Baum, keine Pflanze, keine Blume, kein Grashalm, auch das kleinſte Moos auf den Dächern nicht, iſt umſonſt da. Jedes derſelben dient zur Erhaltung irgend einer Art von Thieren. Und unter den Thieren iſt wieder keins umſonſt da. Das allerkleinſte Würmchen iſt in der Welt eben ſo unentbehrlich, als das allergröſſte Thier. Es dient zur Erhaltung eines andern etwas gröſſern; dieſes wieder zur Erhaltung eines andern noch etwas gröſſern, und ſo immer weiter. Wenn Sie eine Kette ſehen, die aus viel tauſend Ringen beſteht, deren einer immer gröſſer, als der andere, und in den andern eingehängt iſt: ſo ſehen Sie ein Bild der Natur. Auch hier iſt immer eins für das andere da; nichts iſt entbehrlich, überflüſſig. Dis muß uns lehren, über die geſammte Einrichrichtung der Welt um uns her mit Ehrerbietung urtheilen, und nichts, auch das allerkleinſte nicht, das wir ſehen, mit Verachtung anzublicken. Dieſen wahren, richtigen Gedanken, den wir durch und durch auf die Welt anzuwenden haben, müſſen wir eben ſo auf die menſchliche Geſellſchaft anwenden. So unendlich verſchieden die Menſchen an Sinnen, Verſtand, Kräften, Glück und Anſehen ſind — von dem allerelendeſten an bis zu Königen und Kaiſern: ſo iſt doch auch von ihnen keiner umſonſt da. Alſo muß man auch keinen Menſchen für überflüſſig halten oder gar vernichten, und wenn er noch ſo niedrig wäre. Er arbeitet in die Hände eines andern, dieſer wieder in die Hände eines andern, und ſo fort. Und wenn es auch Menſchen gibt, die nicht arbeiten können, ſondern von Allmoſen leben müſſen: ſo ſind auch dieſe nicht überflüſſig, nicht umſonſt da; denn es muß auch Menſchen geben, an welchen die andern ihr gutes Herz beweiſen und ſich in liebevollen Geſinnungen üben können. Alle durften wir nicht einerlei ſein; weil wir einander brauchen und nöthig haben ſollten. Brauchen und nöthig haben aber ſollten wir einander, um in Geſellſchaft zu leben. Die Noth ſollte uns zu einander treiben. Und in Geſellſchaft ſollten wir

darum

arum leben, weil wir ſonſt keine weiſe und gute
Renſchen werden konnten. Alle konnten wir
ber auch wirklich nicht einmal einerlei ſein;
nn, betrachten Sie ſich nur einmal von Kopf
s zu Fuß, was Sie alles blos zu Ihrer Klei-
ung brauchen. Wenn jeder Menſch das ſein
llte, was der andre iſt: ſo müſſte ſich auch je-
r alles das ſelbſt machen können, was er braucht.
as iſt aber unmöglich. Alles kann ein Menſch
cht lernen. Wenn der eine aber dis verſteht,
r andere jenes, der eine dis macht, der andere
es, noch ein anderer etwas anders: ſo tau-
en ſie unter einander, und ſo haben wir alles,
as wir brauchen. Daher gibt es denn nun ſo
eierlei Stände und Lebensarten in der menſch-
hen Geſellſchaft. Es gibt geringe, noch ge-
gere, allergeringſte; mittlere, hohe, höhere,
erhöchſte Stände; aber alle ſind ſie nothwen-
g und keiner von ihnen iſt überflüſſig. Nur
r iſt ein weiſer und ein guter Menſch, der kei-
m **Stand**, oder die **Leute, welche** in ihm
en, verachtet. Prinz, ich muß Ihnen ſagen,
ß auf dieſer Seite von vielen Menſchen noch
gefehlt werde. So, wie ſie kleine und ge-
ge **Würmer** verachten, darum, weil dieſe
in und gering ſind: ſo verachten ſie auch nie-
ge und geringe **Menſchen**, blos darum, weil

ſie

ſie in niedrigen und geringen Ständen leben. Aber das thun Sie ja niemals. Jeder Menſch hat ſeinen Werth und ſeinen Nutzen; und er mag leben in welchem Stande er will, ſobald er ſeinen Stand ausfüllt, und das iſt, verſteht und thut, was er in ſelbigem ſein, verſtehen und thun ſoll, ſo müſſen wir ihn wahrhaftig ſchätzen. Die vornehmern Leute ſind recht undankbar, wenn ſie die geringern verachten. Was fingen ſie denn wohl in der Welt an, wenn ſie dieſe nicht hätten? Wenn die Reichen, die ſo gern in Kutſchen fahren, keine Rademacher, Stellmacher und Schmiede hätten: müßten ſie ſich nicht das Kutſchenfahren vergehen laſſen? Oder, wenn ſie dieſe zwar hätten, aber es fehlte ihnen am Ende an dem Kutſcher; müßten ſie die Pferde nicht ſelbſt füttern und ſtriegeln, den Wagen nicht ſelbſt ſchmieren, und, wenn ſie fahren wollten, ſich auf den Bock ſetzen? Wenn die Kaufleute, die mit Tuch, mit Leinwand, mit Spitzen u. ſ. w. handeln und dadurch wohlhabend werden, keine Tuchmacher hätten, keine Armen, die das Garn ſpönnen und bleichten, keine Leinweber, die Leinwand daraus machten, keine Mädchen, die die Spitzen verfertigten, müßten ſie nicht aufhören zu handeln? Wenn der Tuchmacher keine Wollſpinner hätte, könnte er Tuch machen? Wenn der Wollſpinner keine Hirten hätte, die Schafe hielten und hüteten, könnte er Wolle ſpinnen? Wenn wir keine Maurer und Zimmerleute hätten, müſſten wir nicht unter freiem Himmel wohnen? Wenn wir keine Handlanger und Taglöhner hätten, müſſten wir nicht unſere eigene Taglöhner ſein? Z. E. wir hätten keine Holzhacker; ſo müſſten wir entweder im Winter frieren, oder uns das Holz ſelbſt klein machen. Oder wir hätten keine Mägde; ſo müſſten wir uns alles ſelbſt kochen und nach Tiſche die Teller ſelbſt wieder abſpülen. Oder wir hätten keine Waſchweiber; ſo müſſten wir ſelbſt ans Waſchfaß treten und uns die Hemden reinigen. Nehmen Sie noch die wichtige Sache — Brod. Brod brauchen wir alle, wir mögen ſein, wer wir wollen. Der letzte Menſch, durch deſſen Hände es gehen muß, ehe wir es genieſſen können, iſt der Becker. Der Becker könnte kein Brod backen, wenn kein Müller wäre. Der Müller könnte nicht mahlen, wenn der Bauer kein Getraide baute. Lieber Prinz, aus dieſer Betrachtung lernen Sie, daß, je geringer und niedriger die Stände ſind, und die Menſchen, die in ſelbigen leben, deſto nützlicher, nöthiger und unentbehrlicher ſie ſind. Ohne geringere Stände gäbe es keine mittlere, ohne mittlere keine höhere. Die allerunterſten Stände und Menſchen ſind alſo der Grund der ganzen menſchlichen Geſellſchaft. Sie ſind die eigentliche Kraft der übrigen, der Kern der Völker. Wenn ſie nun aber dis ſind: ſo muß man es ihnen auch nicht ableugnen, daß ſie es ſind, ſondern man muß es ihnen vielmehr dankbar zu erkennen geben, daß man ſie dafür halte. Das heiſſt: je mehr, je vornehmer man iſt, oder ſich zu ſein dünkt, als ſie: deſto gutmüthiger, beſcheidener, höflicher und liebreicher muß man auch gegen ſie ſein; denn je mehr man iſt, als ſie, deſto mehr Nutzen hat man auch von ihnen. Dieſe armen, geringen und niedrigen Menſchen haben ſo nicht viel Freude in der Welt. Wenn ſie ſich nun obendrein noch für alle ihre Arbeitſamkeit, Rechtſchaffenheit und Treue ſollen geringgeſchätzt oder verachtet ſehen: ſo iſts ein Wunder, daß ſie nicht viele von den vornehmen lange ſchon beim Schopf gefaſſt, aus dem Lande hinausgejagt und dazu geſchrieen haben — — Müſſiggänger, Taugenichtſe, Tagediebe, was bildet ihr euch ein? Iſts nicht genug, daß wir den Honig einſammlen müſſen und ihr ihn ausheeret? Wollt ihr uns obendrein noch mishandeln? Sehet, wie es die Arbeitbienen mit den Raubbienen machen: ſo machen wir es mit euch. **Fort mit euch aus dem Korbe!** Wollt ihr nun je wieder Honig lecken: ſo lernt erſt, wie beſchwerlich es ſei, ihn aus den Blüten zu ſaugen und meilenweither einzutragen. Wollt ihr Genus haben, ſo vergieſſet erſt Arbeitsſchweiß, wie wir . . . . Prinz, was man thun kann, den Leuten in den niedrigen Ständen behülflich, dienſtfertig und wohlthätig zu ſein, das muß man thun. Gewohnt, mit wenig zufrieden zu ſein, verlangen ſie auch nicht einmal von uns viel, und haben oft daran ſchon genug, wenn ſie ſehen, daß wir es gut mit ihnen meinen, daß wir ihnen unſern Beifall, unſer Zutrauen ſchenken, und mit ihnen ſo reden, als wären ſie unſers gleichen. Wenn wir z. E. einen Arbeitsmann gebraucht haben, und wir loben ihn hernach auſſer dem Lohne noch, den wir ihm reichen, für ſeinen Fleis: ſo fühlt er ſich ſo glücklich, als wenn er noch ſo vornehm wäre. Oder wenn jemand ſehr beſchwerliche Handdienſte für uns verrichtet hat, und wir geben ihm auſſer ſeinem bedungenen Verdienſt noch ein kleines Trinkgeld: ſo ſpringt und tanzt er wohl für Freude. Wahrlich, es koſtet uns oft nur eine Kleinigkeit, um in die Herzen unſerer arbeitſamſten Mitbürger Freude und Frohlocken auszugieſſen. Wären wir nicht Unmenſchen, wenn wir für ſie, die ſo gut Menſchen, wie wir, ſind, nicht einen geringen Aufwand machen wollten? Beſonders verdient der Bauernſtand, daß wir ihn ſchätzen. Und wer ihm nun gar noch Erleichterung und Lebenstroſt verſchaffen kann: der muß nicht eher ruhen, bis er es gethan hat. Prinz, zehnmal habe ich ſchon hierüber mit Ihnen geredet, und hundertmal werde ich noch mit Ihnen davon reden. Dieſer Stand iſt zwar in der menſchlichen Geſellſchaft einer der unterſten, aber gerade auch der, der **den allen übrigen das Leben gibt.** Wir ſehen dis, wenn wir es auch nicht durch Nachdenken begreifen wollten, durch die Erfahrung. Sobald es eine wahre Miserndte gibt, wird auf der Stelle über ſchlechte Zeiten geklagt. Der Bauer gewinnt alsdann kaum ſo viel Getraide, als er für ſeine Haushaltung und zur Saat nöthig hat, und darf an kein Verkaufen denken. Da er nun nichts verkaufen kann, fehlts ihm am baaren Gelde. Folglich richtet er ſich ſehr genau ein, und kauft nicht nur den Handwerkern in ſelbigem Jahre wenig oder nichts ab, ſondern iſt auch nicht im Stande, die alten Rechnungen an ſie zu bezahlen. Wenn aber der Handwerker nichts zu verarbeiten hat, ſo behalten die Kaufleute auch ihre Waare. Auch kaufen dieſen weder Bauern noch Bürger ſelbſt etwas ab, weil jene kein baar Geld und dieſe keinen Verdienſt haben. Alles Gewerbe, aller Handel und Wandel ſtockt. Nun verliert der Fürſt nicht nur an Acciſe, ſondern Bauern und Bürger bleiben auch einen Theil ihrer übrigen Abgaben ſchuldig. So iſts immer der Bauer, und auf allen Seiten der Bauer, der gute und ſchlechte Zeiten macht. Fragen Sie einmal gelegentlich Ihren Vater, welchen unter ſeinen Unterthanen er am meiſten zu danken habe; ſo wird er antworten — **dem Landmanne, den Bauern!** Wenn dieſe ihre Abgaben nicht an ihn entrichten könnten: ſo würde es ſchlecht um ſeinen Beutel ſtehen. Wenn er auch allenfalls leben könnte: ſo würde er doch ſeine Diener nicht bezahlen können. Dann müſſten dieſe borgen, Schulden machen, Kaufleute und Bürger betrügen. Er ſelbſt würde die Rechnungen nicht bezahlen können, welche die Handwerker, die für ſeinen Hof arbeiten, vierteljährig einreichen. Und, wenn dieſe kein Geld von ihm bekämen: ſo könnten ſie wieder ihre Schulden nicht bezahlen und keine neue Waare anſchaffen. An Baue dürfte Ihr Vater gar nicht denken; und ſo hätten auch einige hundert Maurer und Zimmerleute, und noch einmal ſo viel Handlanger und Taglöhner nichts zu verdienen. Und wenn dieſe nichts zu verdienen hätten, ſo müſſten ſie betteln gehn. Wer ſollte ihnen aber etwas geben? Die Bauren hätten nichts; die Bürger hätten nichts; die Hofbedienten hätten nichts; — Ihr Vater ſelbſt hätte nichts. — Lieber Prinz, ſo kommt alſo alles darauf an, daß wir Bauern haben, und daß die Bauern wohlhabend ſind. Sind dieſe arm, ſo ſind wir alle arm. Und hätten wir vollends gar keine, ſo müſſten wir heute noch Bauern werden. Dieſe guten Leute aber ſind da, in gröſſerer Menge da, als irgend ein anderer Stand, arbeiten tagein tagaus, jahraus jahrein; und das von Jugend auf bis in das ſpätſte Alter. Und wenn ſie nun das ganze Jahr hindurch gearbeitet haben: ſo haben ſie auſſer dem, daß ſie ſich ſatt gegeſſen und getrunken und ihre Gaben entrichtet haben, etwa ſo viel davon übrig, daß ſie Haus, Scheuren, Stalle, Wände und Zäune im Stande halten können. Wer von ihnen ſich höchſtens alle drei Jahre einen neuen Rock von dem gröbſten Tuch machen laſſen kann, der weiß ſich ſchon viel. Und dabei ſind dieſe gutherzigen, ſich todtarbeitenden Menſchen ſo genügſam und zufrieden, daß ſie, wenn ſie Speck und Klump, oder gar nur Kaſe und Brod gegeſſen haben, pfeifen und ſingen

gen können; ſtatt daß die vornehmen Leute oft, wenn ſie Geſottenes und Gebratenes, Paſtete und Torte hintergeſchlungen haben, über Magendrücken und Bauchgrimmen klagen, und ſo ein Geſicht nach Tiſche machen, als wenn ſie nicht ſatt zu eſſen gehabt hätten. Tage, die recht ausdrücklich zum Vergnügen beſtimmt ſind, haben ſie nur ſelten. Daher kommts denn auch, daß ſie, wenn ſie einmal ſo einen haben, ihn von ganzem Herzen genieſſen. Da iſt denn alles an ihnen in Bewegung. Sie ſtampfen mit den Füſſen, klatſchen mit den Händen, ſchreien aus vollem Halſe und wiſſen nicht, wodurch ſie ihre Freude genug an den Tag legen ſollen. So oft man dis ſieht und hört, muß man ſo denken: — *an dieſe armen Leute kommt die Freude gewiß nicht oft; darum freuen ſie ſich ſo mit Leib und Seele, mit Händen und Füſſen.* — Das iſt ein glücklicher Menſch, der den Bauern dann und wann ſo einen vergnügten Tag mehr verſchaffen kann. Ich wollte, daß ich recht viel Geld hätte; ſo ſollten ſie wenigſtens in jedem Vierteljahre ſo einen Tag haben.

Theodor. Das wollte ich auch; und dann ſollten ſie alle ſechs Wochen einen haben.

Rothe. Und wäre ich vollends ein Fürſt: ſo müßten dieſe guten Leute alle vierzehn Tage ſo einen Tag ſich ſelbſt machen können.

Theodor Ja, ſo thäte ich auch.

Rothe. Bleiben Sie bei dieſem Vorſatz, mein lieber Prinz.

Zwei Jahre waren ſolchergeſtalt verſtrichen, und Theodor hatte nach Verlauf derſelben nicht nur die Moral für alle Menſchen im Kopf und im Herzen, ſondern kannte auch ſchon viel Gegenſtände um ſich her. Leſen und ſchreiben aber konnte er noch nicht. Adolf hatte beſonders über dieſen noch immer fortdaurenden Mangel unterdeſſen manche bald ernſthafte, bald luſtige Unterhaltung mit dem alten Zensdorf gepflogen. Zensdof rückte ihm unaufhörlich vor, daß ſeine höchſtſelige Frau Mutter in Abweſenheit ihres Herrn Gemahls mütterlich darauf bedacht geweſen, daß er im dritten Jahre ſchon beten, im vierten fertig leſen und im ſechſten gar zierlich ſchreiben gekonnt hätte. Die Summe alles deſſen, was Adolf ihm in größter Langmuth und Geduld wenigſtens zu zehn verſchiedenen malen darauf antwortete, war immer bis — — „Beten habe ich im dritten Jahre noch nicht gekonnt; das iſt nicht wahr; gepappelt habe ich nur. Geleſen habe ich im vierten Jahre, das iſt wahr: aber von da an bis ins neunte Jahr faſt nichts, als dummes Zeug, und ohne einmal zu verſtehen, was ich las. Geſchrieben habe ich im ſechſten Jahre, das iſt auch wahr; aber nur nicht zierlich — dazu war meine Hand noch nicht feſt genug; gekritzelt habe ich; und ob ich das im ſechſten Jahre gethan hätte oder nicht; dadurch bin ich damals um nichts klüger und um nichts glücklicher geworden.“ Wenn Zensdorf dis dreimal gehört hatte, ſo fing er dreimal wieder davon an, und je länger es ward, daß ihn Adolf zur Geduld verwies, deſto höher ſtieg ſeine Erwartung der Dinge, die da kommen ſollten.

Als nun Rothe Theodors Wis= und Lernbegierde immer gröſſer werden ſah, nahm er das Leſen mit ihm vor. Er ſchlug dazu ſeinen eignen Weg ein, der für den Prinz weit leichter und angenehmer war, als der gewöhnliche. Er lehrte es ihn eher durch das Ohr, als durch das Auge. Während des Spatzierengehens ſprach er ihm erſt ganz kurze Sätze vor, die der Prinz richtig nachſprechen muſſte, und ſo, daß jedes einzelne Wort von dem andern getrennt erklang. Als dis eine Zeitlang geſchehen war, ſprach er ihm einzelne Wörter buchſtabirend vor, die Theodor eben ſo buchſtabirend nachſprechen muſſte, ſo daß jede Silbe von der andern gehörig unterſchieden ward. Oft redete er den ganzen Weg über mit ihm nicht anders, als buchſtabirend. Nach ſechs Wochen konnte der Prinz vollkommen buchſtabiren und leſen, ohne noch die Figur eines Buchſtaben zu kennen. Er zeigte ſich dabei ganz unzuermüdend, und wenn dieſe Art von Leſeſchule auch noch ſo lange dauerte: ſo verging ihm die Luſt doch nicht, weil er dabei nicht ſitzen durfte, keinen Schulzwang empfand, in der freien Luſt war, und die Gegenſtände mehrentheils allemal vor ſeinen Augen ſah, worüber ihm Rothe vorſprach und vorbuchſtabirte. Nun lehrte ihn Rothe die Figuren der Buchſtaben kennen; damit er eben ſo durch das Auge leſen mögte, wie er ſeither es durch das Ohr gelernt hatte. Binnen drei Tagen kannte er alle Buchſtabenfiguren, und hatte nun weiter nichts zu thun, als daß er das, was er ohne dieſe Zeichen ſchon konnte, auf dieſe Zeichen anwendete. Rothens Stelle vertrat nun ein Buch. Der Prinz buchſtabirte nun den im Buch erblickten Buchſtabenfiguren, deren Töne er wuſſte, eben ſo nach, wie er vorher den ihm von Rothen vorgeſprochenen Buchſtabentönen nachbuchſtabirt hatte, ohne ihre Figuren zu wiſſen. Noch ehe ein Vierteljahr verging, konnte er nicht nur fertig im Buche leſen, ſondern übertraf auch im wahren und guten Leſen die meiſten Erwachſenen. Er ſang nicht, wenn er las, ſtolperte und polterte nicht, ſondern los ſprechend, drückte er den jedesmaligen Affekt durch den Ton ſeiner Stimme gehörig aus und ſetzte den Accent allemal richtig auf die Wörter, die ihn hatten. Jedes Buch aber, worin er leſen ſollte, wählte ihm Rothe ſelbſt. Er hatte Mühe dergleichen zu finden, die durch und durch Lektüre für ſeinen Zögling werden könnten; doch half er ſich damit, daß er alles das herausſchnitt, was ihm nicht anſtand. Hieher gehörten vorzüglich alle religiöſe Betrachtungen und Gebete, womit die Schriftſteller für Kinder in der damaligen Zeit ihre Bücher auszuſchmücken noch für Gewiſſenspflicht hielten. Vom Leſen brachte Rothe Theodorn zum Schreiben; vom Schreiben zum Rechnen. Der Prinz entſprach ganz der Erwartung, welche er von ihm gehabt hatte. Alles ward ihm leicht, und um ſo leichter, je weniger man geeilt hatte, ihn dazu anzuleiten. Er begrif ſehr ſchnell, bezeigte immer mehr Begierde zu lernen, je mehr er lernte, war nie heiterer und luſtiger, als wenn er recht viel gelernt hatte, und rechnete oft Abends noch im Bette laut vor ſich nach, was alles neues den Tag über wieder in ſeinen Kopf gekommen ſei.

Fürſt Adolf freute ſich väterlich über die ſo gut gelingende Bildung ſeines Sohnes, wozu er ſelbſt den Plan entworfen hatte, und ſah mit Entzücken den Tagen entgegen, in welchen ſie einſt ganz vollendet ſein würde. Sein Publikum, welches anfangs gegen die neue Erziehungsmethode ſo viel geredet, geeifert und geſchrieben hatte, gab ihm nun dafür die höchſte Genugthuung, und es geſchah ganz das, was er ſich vorher verſprochen hatte. In allen Familien von Stande führte man nun die neue Edukation ein. Jeder Hofbediente, jeder Kaufmann wollte ſeine Kinder ſchlechterdings ſo erzogen haben, wie der Erbprinz erzogen würde. Man ſah nun keine hochfriſirte, keine bepelzte, eingepackte und vermummte, keine mit Treſſen beſetzte kleine Stutzer mehr. Die Knaben gingen alle natürlich, ſimpelgekleidet, mit Haaren ohne Locke und Puder, und mit bloſſem Halſe. Auch leſen muſſten ſie nun alle ſo lernen, wie Theodor es gelernt hatte. Die Nachahmung ward ſogar nicht ſelten übertrieben. Die Spatziergänge

wintwimmelten von Kindern, und ihre Hofmeiſter, Erzieher und Lehrer buchſtabirten ſie ſo laut zum Thore heraus und herein, daß die Bürger oft darüber an die Fenſter gelaufen kamen und den Ausrufer zu hören glaubten. Adolf unterhielt ſich eines Abends lächelnd mit Rothen darüber, und ſprach, als eben jemand anklopfte — ſo bin ich beſſer gerechtfertigt, als wenn ich damals die Scharteken und Paſquille durch Henkershand hätte verbrennen laſſen . . .

Zenodorf — (indem Rothe, der ihn kommen ſieht, durch eine Seitenthüre davon ſchleicht.) Unterthänigen guten Abend, Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht.

Adolf. Guten Abend, mein lieber Geheimerrath; was bringen Sie denn noch ſo ſpät? Nun ſollten Sie ſchon fein ſchlafen.

Zenodorf. (ängſtlich.) Das kann ich nicht. Wer könnte da wohl ſchlafen? Ich alter Mann gehe auf der Grube, und muß jede Nacht für meine letzte halten. So darf ich, wenn ich ſo etwas auf meinem Herzen habe, mich nicht damit erſt noch zu Bette legen, weil ich es morgen vielleicht nicht mehr ausſchütten könnte.

Adolf. Nun, und was denn? Alles — nur kein Unglück!

Zensdorf. (in wahrer Gemüthsbewegung.) Ach mehr denn zu gros Unglück, was ich alles heute wieder erfahren habe!

Adolf. O ich bitte Sie, ſagen Sie doch nur heraus . . .

Zensdorf. Ach! ach! was fängt der Hofrath Rothe alles mit unſerm Erbprinz an!

Adolf. (die Unterlippe ganz gelaſſen nach der Oberlippe heraufſchiebend.) Das iſts alſo wieder? Nun, nun! Alles, was er mit ihm anfängt, das fängt er auf mein Geheis ſo mit ihm an.

Zensdorf. (religiös.) Ihro Durchlaucht können unmöglich alles wiſſen; ſonſt würden Sie es nicht zugeben. Nun wird es himmelſchreiend. Wohl mir, daß ich bald zu meinen Vätern gehe! Aber die armen Nachkommen! die armen Nachkommen! Wie werden Gottes Gerichte das arme unſchuldige Land treffen!

Adolf. (der ihm die Schultern klopft.) Wie denn ſo, lieber Greis?

Zensdorf. (dem die Thränen in die Augen ſtehen.) O Gott! der Prinz wird ja ein Freigeiſt, ein Religionsſpötter, ein Atheiſt . . . .

Adolf. (ernſthaft.) Nicht doch, guter Alter!

Zensdorf. (affektvoll.) Ja doch, Ihro Durchlaucht. Er lernt ja buchſtabiren und leſen ohne Buch und —

Adolf. (der plötzlich umgeſtimmt wird, daß er faſt lachen mögte.) Und darin beſteht die Freigeiſterei?

Zensdorf. Darin nun wohl nicht; — ich werde hernach noch weit mehr ſagen. Indeſſen iſt es doch ganz erſchrecklich, daß das Alte alles ſoll abgeſchaft werden. Auch ſogar beim Buchſtabiren- und Leſenlernen ſoll neue Mode ſein. So viel hundert Jahre lang hat man in Büchern dis gelernt, und nun — ohne Buch. Blos, damit auch hierin etwas beſonderes ſein ſoll. Wir habens auch im Buch gelernt, und können doch auch leſen.

Adolf. Laſſen Sie das doch gut ſein. Genug, Theodor kann nun leſen. Ob er es auf dieſe oder jene Weiſe gelernt habe, gilt ja gleich. Wenn es denn nun aber auch nur Buchſtabiren und Leſen betrift, und die neue Mode dis zu lernen iſt für die Kinder leichter und beſſer, als die alte: iſts denn nicht auch der Mühe werth, die neue Mode darin zu ergreifen? Ja, ſollte man nicht beſonders darauf zu denken haben, Kindern die erſte Lernarbeit zu er-

erleichtern, damit ſie nicht gleich anfangs vor allem Lernen einen Ekel bekämen? Theodor hat leichter und beſſer leſen gelernt. Leichter — er hat kein Vierteljahr damit zugebracht, hat nicht dabei ſitzen dürfen, hat gar keinen Schul- und Stundenzwang dabei erlitten, iſt nicht heruntergehunzt worden u. ſ. w. Beſſer — denn er hat den meſchanten Singeton nicht, wenn er lieſet, und ſetzt den Accent immer richtig dahin, wohin ihn die Natur gelegt hat. Auf die gewöhnliche Weiſe wäre er vielleicht noch im Buchſtabiren, und könnte übers Jahr kaum leſen, und läſe dann doch nur ſchlecht.

Zensdorf. Die Hauptſache iſt nur dis dabei, Ihro Durchlaucht, — Himmelsweg, Katechiſmus und Evangelienbuch werden über die Seite geworfen . . . Sie werden ſich wohl erinnern, daß Sie im Himmelsweg und Katechiſmus buchſtabiren und im Evangelium leſen gelernt haben. Ach und dis iſt nur gar zu herrlich! Dadurch werden die Kinder von Jugend auf zur Religion geführt, und werden, wenn ſie kaum die Mutterbruſt verlohren haben, ſchon wieder mit der lautern Milch des Evangelii getränkt.

Adolf. Lieber Geheimerrath; Sie meinen es gewiß gut, das weiß ich; darum will ich auch ernſthaft mit Ihnen über dieſen Gegenſtand ſprechen. An Himmelsweg und Katechismus verliert mein Sohn überall nichts. Ich laſſe ihn zum guten Menſchen bilden; ſo — denk' ich — ſoll er den Weg zum Himmel wohl allein finden. Was den Katechismus betrift, ſo iſt der hieſige noch ein erzdummer Katechismus. Ich habe oft genug befohlen, daß meine Geiſtlichen einen andern machen ſollen; aber thun ſie es denn? Wenn der Generalſuperintendent nicht bald Anſtalt dazu macht, ſo will ich ſelbſt einen verfertigen; das ſagen Sie ihm. Und was das heilige Evangelienbuch anlangt: ſo halte ich dis zu hoch in Ehren, als daß Theodor darin hätte buchſtabiren und leſen lernen ſollen. Würde ich denn nicht meine Landesordnung für herabgewürdigt erklären, wenn die Schulmeiſter auf den Einfall kämen, die Jungen blos das Silbenausſprechen durch ſelbige zu lehren? Und das Buch, worin die Lebensordnung der Chriſten in allen Landen und das eigene vollkommene Leben Jeſu beſchrieben wird, ſoll zum Buche dienen, worin der Knabe leſen lernt? — Sehen Sie einmal, das haben unſere guten Alten doch wirklich nicht bedacht.

Zenodorf. Gewiß hatten ſie dis bedacht, und eben darum dis Buch zum Leſenlernen gewählt, damit die Kinder das Leſen darin von früher Jugend an lieb gewinnen mögten.

Adolf. Aber lieber Mann, ſind Sie ſchon in den Schulen geweſen? Haben Sie geſehen, wie es zugeht, wenn die Kinder leſen lernen? Zum äuſſerſten Ueberdruß, zur Langenweile, wird ihnen das ganze Leſeweſen gemacht; und weil ſie nun im Evangelienbuch leſen lernen: ſo wird ihnen auch das Evangelienbuch zugleich überdrüſſig und langweilig. Die vielen Verweiſe und Mishandlungen, welche ſie vom Schulmeiſter der Fehler wegen im Leſen bekommen, bringen ſie nicht nur gegen das Leſen und gegen den Schulmeiſter, ſondern auch gegen das Evangelienbuch auf, und ich wette darauf, daß ſie, wenn ſie aus der Schule nach Hauſe kommen, das Evangelienbuch ſo weit wegwerfen, als es fliegen will; denn ſie rechnen alle die Schuld des Verdruſſes, den Sie in der Schule gehabt haben, auf die ſchweren Wörter, welche darin ſtehen. Sie denken, lieber Mann, es ſei der beſte Weg, die Leute zu fleiſſigen und eifrigen Bibelleſern zu machen, daß ſie gleich in der Bibel die Silben zuſammenſetzen lernen; ich aber bin feſt überzeugt, daß dis der Weg ſei, auf dem man ihnen zeitlebens das Bibelleſen verleidet.

Zenodorf. Aber erlauben Ihro Durchlaucht, dis hätten Sie doch nicht zu befürchten gehabt, da Sie den Erbprinz nicht in die öffentliche Schule ſchicken, ſondern ihm einen beſondern Hofmeiſter halten.

Adolf. Auch hierauf will ich Ihnen dienen, lieber Geheimerrath. So würde wenigſtens, wenn ich meinen Theodor im Evangelienbuch oder in der Bibel hätte leſen lernen laſſen, das Bibelleſen ihm Schlendrian geworden ſein. Etwas altes würde ihm die Bibel geworden ſein, das er in der Jugend nicht verſtanden hätte, und auch im Alter nicht verſtehen gelernt hätte, weil ihn alsdann nichts angetrieben haben würde, das zu leſen, was er ſchon tauſendmal geleſen und woran er ſich nicht erbaut hätte. Das ſoll ihm aber die Bibel nicht werden. Er ſoll vielmehr einſt, wenn er ganz zu Verſtande gekommen iſt, ſie mit Aufmerkſamkeit leſen, und alles das in ihr herrlich und ſchön finden, **was wirklich herrlich und ſchön in ihr iſt.**

Zenodorf. (verlegen.) Glauben denn Ihro Durchlaucht nicht, daß in der Bibel alles herrlich und ſchön ſei?

Adolf. (feſt.) Nein; es ſtehen auch ſchlechte und ſogar ſchmutzige Geſchichten in ihr. Die muß ein Menſch wenigſtens nicht eher leſen, bis er in ſeiner Tugend feſt iſt. Darum kann ich es mit der geſunden Vernunft gar nicht zuſammenreimen, wie die Alten auf der einen Seite die Kinder die ganze Bibel Kapitel für Kapitel ohne Ausnahme haben leſen laſſen, und auf der andern Seite es für Verwegenheit hielten, mit ihnen von Hurererei, Onanie und dergl. oder auch wohl nur vom Unterſchied beiderlei Geſchlechter, von Liebe und Zeugung zu reden, da doch in der Bibel alles voll hievon iſt und die Kinder dis alles in ihr leſen. — Und was wirklich herrlich und ſchön in der Bibel iſt, wie beſonders das Leben Jeſu oder das Evangelienbuch, das muß ein Menſch nicht eher leſen, bis er vollen Verſtand dazu hat. Wenn er es dann zum erſtenmal lieſet, ſo macht es auch vollkommenen Eindruck auf ihn. **Werfet die Perlen nicht vor die Säue** — haben Sie das wohl geleſen, lieber Greis?

Zensdorf. Höchſtdieſelben werden doch die Kinder nicht unter die Säue rechnen?

Adolf. (der über den alten Thoren ſchier böſe wird.) Stoſſen Sie ſich doch nicht an das

Wort

Matt — Säue bedeutet hier alle diejenigen, welche den Perlenwerth nicht zu ſchätzen wiſſen.

Zenodorf. Ich habe von Höchſtdenenſelben Selbſt doch aber auch oft das Sprichwort anführen hören — junggewohnt, altgethan. Wenn die Leute alſo in höhern Jahren einmal gern und fleiſſig in der Bibel leſen ſollen, ſo müſſen ſie auch von Jugend auf dazu angehalten werden.

Adolf. Das Sprichwort iſt richtig. Man kann ja aber einen Menſchen nicht eher an etwas gewöhnen, bis er die Kräfte dazu hat. Zum Bibelleſen wird viel Verſtand erfordert. Auch müſſen ſchon viel vorbereitende Ideen in die Seele des Leſers gebracht ſein, welche richtig und deutlich zu faſſen abermals viel Verſtand erfordert wird. Sobald ich an Theodorn ſo viel Verſtand bemerke, ſoll er auch gleich in der Bibel leſen. Alsdann ſoll der Grundſatz auch hierbei gelten — junggewohnt, altgethan.

Zenodorf. Ach und ich habe mir ſagen laſſen, daß der Hofrath Rothe ſogar aus jedem Buche, worin der Erbprinz lieſet, jedes Blatt ausſchneide, worauf ein Gebet oder auch ſonſt nur etwas aus der Religion ſteht.

Adolf. Daran thut er recht.

Zensdorf. (mit vieler Ehrwürdigkeit.) Aber um Gottes willen, Jhro Durchlaucht, ſoll denn der junge Herr nicht beten lernen? Ein Fürſt und — kein Beter?

Adolf. (tröſtend.) O er ſoll ein wackerer Beter werden! Er ſoll einſt als Fürſt einer der eifrigſten Beter im Lande ſein. Er ſoll ſich als Regent nicht ſchämen, an feierlichen Tagen mitten unter ſeinem Volk im Tempel zu knieen.

Zensdorf. Wenn ſoll er denn aber anfangen, dis zu thun?

Adolf. (geſetzt.) Sobald er kann.

Zensdorf. Wenn iſt denn das?

Adolf. (noch geſetzter.) Das weiß ich nicht. Das wird ſich zeigen. Vielleicht bald, vielleicht auch nicht bald; je nachdem wir ſehen werden, daß die Entwickelungen ſeiner höhern Seelenkräfte ſchneller oder langſamer von ſtatten gehen.

Zensdorf. (die Augen gen Himmel.) O wie ſo ganz anders dachten unſere gottſeligen Vorfahren, die uns Gott darbrachten, ſobald wir lallen konnten, damit wir ihm die Erſtlinge unſerer Lippen opfern mögten!

Adolf. Ja, die dachten freilich anders darüber, als ich. Indeſſen folgt daraus noch nicht, daß ſie recht gedacht haben und ich unrecht denke.

Zensdorf. (ſeufzend.) Ach, da waren auch noch gute Zeiten.

Adolf. Nun, nun, Herr Geheimerrath, was die guten Zeiten betrift, die waren denn eben nicht ſonderlich. Ich glaube nicht, daß meine Unterthanen ſich die Tage zurückwünſchten, welche ſie unter den Fürſten Karl, George und Hans gehabt haben. Das waren ja wohl die gottſeligen Vorfahren . . . Die mogten auch wohl recht früh in der Bibel geleſen und gebetet haben, und — zogen doch alles Geld hernach zum Lande hinaus. Jetzt ſind die Zeiten offenbar beſſer; denn es zirkulirt wieder Geld im Lande; und unter Theodor ſollen ſie erſt recht gut werden.

Zensdorf. (die Achſeln zuckend.) Das gebe Gott!

Adolf. Zweifeln Sie nicht hieran, guter Greis. Mein Sohn wird einſt an ſeinem Lande hangen. Und wenn dis die Fürſten thun, alsdann iſt gewis im Lande gute Zeit. Dis iſt das Gebet, das ſie am frühſten lernen

nen müſſen — — Herr, lehre mich thun nach deinem Wohlgefallen und — am Lande hangen!

Zenedorf. Ach ein betendes Kind iſt doch ſo ein ſchöner, frommer Anblick.

Adolf. Für mich nicht; denn ich ſehe noch keine Handlung der Seele dabei. Ich glaube, ſo ein Kind habe viel Aehnlichkeit mit einer Singeuhr. So, an nichts, als an Aeuſſerlichkeit, gewöhnt, — denn weiter iſt doch das ganze frühe Beten nichts — bleiben die Kinder hernach, wenn ſie erwachſen ſind, auch bloß bei dem Aeuſſerlichen ſtehen, und aller Segen des Gebets iſt für ſie lebenslang verlohren. — Ueberhaupt, lieber Geheimerrath, laſſen Sie uns von etwas anderm ſprechen; in dieſen meinen Grundſätzen bin ich nun einmal unbeweglich, weil ich gewiß weiß, daß ſie richtig ſind. Ich wollte Sie letzthin ſchon wegen der Brücke fragen, die von unſern Nachbarn bei L . . neugebaut werden ſoll, ob ſichs nach den alten Verträgen wirklich ſo verhalte, daß meine Kammer auſſer den hundert Bäumen dazu auch noch täglich funfzig Arbeiter geben müſſe, wie der dortige Hof es jetzt begehrt?

Zensdorf. (ziemlich gleichgültig.) Hundert Bäume — ja, Ihro Durchlaucht, aber nur fünf und zwanzig Arbeiter täglich. So ſtehts in dem Vertrage von 1700. Es gilt aber nur von einem ganz neuen Brückenbau, und dafür ſind die hieſigen Unterthanen frei von allem Brückgelde. Anno 1730 iſt dieſem Vertrage gemäs von unſerer Seite zum zweitenmal gehandelt worden; Anno 1741 zum drittenmal. Jetzt iſts das viertemal. Die Herren Nachbarn nähmen wohl gern ſtatt fünfundzwanzig fünfundſiebenzig Arbeiter; aber das wäre auch eine neue Mode . . . Die muß nicht ſtatuirt werden. (fällt wieder in den vorigen Ton über.) Auch hör' ich mit Entſetzen, daß der Prinz noch gar keinen Unterricht in der Religion empfange.

Adolf. Wie iſt es mit den Arbeitern, die wir ſtellen müſſen? Bekommen ſie ihren Lohn ganz von uns, oder iſt ein gewiſſes ausgeworfen, das uns die Kammer in L . . dafür gutthut?

Zensdorf. Sie kriegen gar nichts, ſondern die fünf nächſten Dörfer müſſen täglich jedes fünf Mann zum Zwangdienſt ſtellen, ſo lange der Bau währt. — **Ein Prinz von acht Jahren** und **noch ohne Religion** — das iſt in der Geſchichte dieſes Landes unerhört.

Adolf. Das iſt unrecht; das ſoll nicht länger ſo ſein. Wenn die fünfundzwanzig Arbeiter einmal geſtellt werden müſſen, ſo ſoll ſie meine Kammer auch, wie Taglöhner gewöhnlich, bezahlen. Alsdann gilt es gleich, ob ſie aus dieſen fünf Dörfern oder aus andern fünf Dörfern gebürtig ſind.

Zenodorf. Die Leute wiſſen es einmal nicht beſſer. Warum wollen Ihro Durchlaucht Ihrer Kammer eine neue Ausgabe machen? Der Hofrath Rothe kann es bei Gott und bei dem ganzen Lande nicht verantworten, daß er — —

Adolf. Kurz, meine Kammer bezahlt, und das verantwort' ich; und was der Hofrath Rothe thut, verantwort' ich auch. Was verſtehen Sie denn unter Religion?

Zenodorf. Ich verſtehe darunter den chriſtlichen Glauben, wie er in unſrer Kirche gelehret wird.

Adolf. Davon weiß Theodor allerdings noch kein Wort und hat auch noch nichts davon wiſſen ſollen. Nicht einmal von Gott hat bis jetzt mit ihm geredet werden dürfen.

Zenodorf, (ganz auſſer ſich.) Nun, da haben wir es! Ich habe es nicht glauben wollen. Ach, gnädigſter Herr, nehmen Sie mir altem

Man-

Nimme es nicht ungnädig — Was ſoll aus unſerm jungen Herrn werden? Das wird ein Freygeiſt, das ſehe ich nun ſchon. Wenn er nun erwachſen ſeyn wird und kommt an auswärtige Höfe: ſo wiſſen Sie es ja, wie es da von Religionsſpötterie wimmle. Iſt er dann nicht durch frühe Gottesfurcht davor geſichert worden; ſo haben wir den Atheiſten. Und wie der Fürſt, danach ſo die Unterthanen. Was wird das für ein Zuſtand werden! Wie werden die ſchrecklichſten Strafgerichte Gottes über das Land ergehen; denn, wenn ein Volk Gott verläſſet, ſo wird es von Gott wieder verlaſſen.

Hr. Adolf. (in Unmuth vor ſich.) O du alter Kannengieſſer! (ſich beſinnend.) Hören Sie doch nur. Theodor ſoll einer der vernünftigſten, unerſchütterlichſten Gottesverehrer werden; aber er ſoll nicht mit der Naſe auf Gott geſtoſſen werden — das heiſſt — man ſoll ihm nicht die Seite im gedruckten Katechiſmus, wo der erſte Artikel ſteht, ſo lange vorhalten, bis er die Worte auswendig gelernt hat und nachpapele: Ich glaube an Gott den Vater u. ſ. w. ſondern — er ſoll den erſten Artickel ſich ſelbſt machen und die Worte aus ſeiner Seele heraus leſen, ich glaube an Gott den Vater. . . .

Jetzt habe ich ihn beſtändig noch mit dem Anblick der Natur und mit Betrachtungen über die Natur unterhalten laſſen, und ſo ſeh' ich ſchon dem Tage entgegen, an dem [illegible] kommen und mir ſagen wird, daß Theodor Gott ſelbſt gefunden habe. Iſt denn das nicht weit vernünftiger, als wenn wir immer ſtänden und ihm vorpredigten — es iſt ein Gott — glaube an Gott? Wenn er Gott ſelbſt gefunden haben wird, wird ihm Gott deſto lieber ſein. Sein Gott, den er ſelbſt findet, wird dann auch gewiß der wahre Gott und nicht der Halbmenſchhalbgott oder der dreifache Gott ſein, wie er im Katechiſmus ſteht.

Zensdorf. (ängſtlich) Alſo ſoll er nicht den Gott ſeiner Väter einſt anbeten?

Adolf. O ja doch; und nicht nur den Gott ſeiner Väter, ſondern auch den Gott ſeiner Grosgrosgrosväter und den Gott aller Menſchen.

Zensdorf. Aber doch den Glauben ſeiner Väter ſoll er nicht haben?

Adolf. Er ſoll ihn ſchätzen, wie den Glauben aller Menſchen. Ueberhaupt ſoll er allen Glauben dulden; denn — wenn Gott in ſeinem groſſen Reiche ihn dulden kann: ſo muß es Theodor einſt in ſeinem kleinen Lande noch weit mehr können. Er ſelbſt aber ſoll dem Glauben der Weiſen aller Völker zugethan ſein.

Zenodorf. (mistrauiſch.) Was iſt denn das für ein neumodiſcher Glaube?

Adolf. (etwas nachdrücklich.) Das iſt der erſte, urälteſte Glaube, der auch aus drei Artikeln beſteht: erſtlich daß ein unſichtbarer Weltſchöpfer ſei, der weiſe, gut und gnädig iſt — zweitens, daß jeder Menſch an Weisheit, Unſträflichkeit und Liebe ihm ähnlich werden ſolle, und — drittens, daß Fürſten hierin ihm die allerähnlichſten ſein müſſen.

Zenodorf. Ach du lieber Herr Jeſus, das ſoll alſo der ganze Glaube des künftigen Regenten dieſes Landes ſein, und von dir ſoll er nichts wiſſen!

Adolf. O ja, er ſoll auch einſt von dieſem genug wiſſen, und ſoll ihn mehr ehren, als andere; aber freilich wird er andere Begriffe von ihm haben.

Zenodorf. O ihr in Gott ruhenden chriſtfürſtlichen Vorfahren — wie war euch euer Jeſus ſo alles in allem! wie lebtet und ſtarbet ihr allein auf ſein Verdienſt!

Adolf.

Adolf. Meine Vorfahren in Ehren — ihre Testamente liegen noch da. In dieſen bezeugen ſie allerdings feierlich, daß ſie einzig und allein auf Jeſu Verdienſt geſtorben ſind. Dazu ſah es denn nun aber auch ſo in ihrem Lande aus . . . Theodor ſoll auf ſein eigenes Verdienſt nur ſelig zu ſterben hoffen; und — ſo wird er ſeines Volks Vater ſein und ſeine Pflichten erfüllen. Herr Geheimerrath, uns Fürſten ſollte es am allerwenigſten geſagt werden, daß man auf fremdes Verdienſt ſelig ſterben könne. Auf Erden wird uns ja ſo alle Freude ſo wohlfeil geboten; wenn wir nun auch den Himmel ſo umſonſt und um nichts zu erhalten hoffen dürfen — ich bitte Sie, wo will das hinaus? Daß dem gemeinen Manne der Himmel umſonſt geboten werde, dawider habe ich nichts; dieſer hat hier ſchon für allen ſeinen Plag nicht viel; aber — wir Fürſten müſſen ihn verdienen.

Fendorf. Gnädigſter Herr, ich alter Mann fühle das am beſten — — alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid.

Adolf. Sagen Sie mir einmal, käme mein Rentmeiſter wohl damit durch, wenn er,

falls

alls ſeine Rechnungen falſch befunden würden, ſpräche — alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid? Oder käme Ihr Lakei amit durch, wenn Sie von Ihrem Tockeier eine Bouteille forderten, den er Ihnen aus dem Keller bringen laſſen, daß er, ſtatt Tockeier zu bringen, Ihnen Franzwein brächte, und dazu ſagte — alle unſere Gerechtigkeit iſt wie ein unflätig Kleid? Laſſt uns unſere Schuldigkeit rechtſchaffen thun — ſprech' ich — und das können wir auch, wenn wir nur wollen; ſo iſt unſre Gerechtigkeit ein reines, ſauberes Kleid, ein Kleid des Heils. Gott will ja nur haben, daß wir gut ſeyn ſollen; nicht aber, daß wir uns ſchlechter machen ſollen, als wir ſind. Wer zu ängſtlich nach fremden Verdienſt greift, der iſt ſich ſelbſt des Guten nicht bewuſſt. Sie aber ſind ja ſo ein alter, verdienter Mann.

Zendorf. (nach dreimaligem Huſten, freundlicher.) Ich fürchte nur, der Erbprinz werde Gott von ſelbſt nicht finden; denn das menſchliche Herz iſt zu verderbt und fragt nicht nach Gott. Am allerwenigſten wird er von ſelbſt die Begriffe von Gottes Weisheit, Heiligkeit und Liebe finden.

Adolf. J nun, was er nicht von ſelbſt findet, darauf wollen wir ihm helfen; jedoch zu rechter Zeit erſt. Aber ſagen Sie mir doch, woher ſind denn die erſten Begriffe von Gottes Weisheit, Heiligkeit, Güte und Liebe gekommen? Oder wer hat gar den erſten Menſchen geſagt, daß ein Gott ſei?

Zenodorf. Ei, das hat Gott ihnen alles ſelbſt geſagt.

Adolf. Nun, das mein' ich auch. Und ſo ſagte Gott auch noch allen ſelbſt — nehmlich — durch den Anblick ſeiner Werke.

Zenodorf. Ich bitte unterthänig um Vergebung, Ihro Durchlaucht; ich wollte damit ſo viel ſagen, Gott habe ſelbſt — ſo, wie wir beide hier mit einander ſprechen — es dem Menſchen zuerſt geſagt, daß er da ſei, daß er weiſe, heilig und gütig ſei.

Adolf. Können Sie das im Ernſt glauben? — Lieber Greis, wir ſind beide keine Theologen und ſollten alſo lieber gar nicht von ſolchen Dingen reden. — Aber wir können daraus ſehen, wie weit man im geſunden Menſchenverſtande zurückbleibe, wenn man als Juriſt weiter nichts thut, als daß man ſein Jus ſtudirt.

Hier brummte der alte Zensdorf ſehr in den Bart.

Adolf. Sie müſſen das nicht übel nehmen. Sie wiſſen ja, daß ich Sie ſchätze. Aber was würden Sie z. B. von einem Uhrmacher ſagen, der eine Uhr gemacht hätte, die ſehr richtig ginge, und der den Leuten, die ſie alle Tage ſehr akkurat ſchlagen hörten, nun noch erſt laut dazu ſagen wollte, daß er ein geſchickter und ganzer Uhrmacher ſei? Würden Sie nicht ſagen, daß er ſich wegwerfe, weil die Uhr das ſchon ſage; oder daß er ein ſehr eigenliebiger Mann ſei, und ſich gern ſelbſt lobe? Und wenn vollends das Daſein des Uhrmachers beſtritten, ſo wäre es ja doch zum Lachen, wenn der Uhrmacher, um daſſelbe zu beweiſen und zu lehren, erſt neben die Uhr ſich ſtellen, den rechten Zeigefinger auf die Uhr, den linken auf ſich legen und dazu ſagen müſſte — Hier ſeht ihr, daß es einen Uhrmacher giebt! Dies kann man ja nicht an ihm ſehen, ſondern man ſieht es an der Uhr. Wären die Leute ſo dumm, daß ſie die Uhr nicht für eine Uhr hielten; ſo würden ſie ihn noch weit weniger für einen Uhrmacher halten. — — Ich glaube zwar, daß diejenigen es recht gut gemeint haben mögen, welche unmittelbare göttliche Offenbahrungen ſowohl über das Daſeyn, als über die Eigenſchaften Gottes annahmen; aber — ſie haben den lieben Gott ſehr tief dadurch fallen laſſen, ſeine Werke herabgeſetzt und offenbar wider den geſunden Menſchenverſtand philoſophirt. Das müſſte ein Erzpinſel von Menſchen ſein, der es Gott eher auf ſein **Wort**, als auf ſeine **Werke** glaubte, daß er da ſei, und daß er weiſe, heilig und gütig ſei. Und das müſſten auch erzelende Werke ſein, neben die Gott erſt hintreten und ſprechen müſſte: Dieſe ſollen euch beweiſen, daß ich bin und was ich bin.

Zensdorf. Ihro Durchlaucht haben gewiß den gottloſen Voltaire geleſen?

Adolf. Haben Sie ihn geleſen?

Zensdorf. Dafür hätte mich Gott bewahren ſollen!

Adolf Nun, wie können Sie ihn denn gottlos nennen, wenn Sie ihn nicht einmal geleſen haben? Ich habe viel geleſen — am meiſten aber in der **Natur**. Wir brauchen nichts, als dieſe. Dieſe ſagt uns alles. Die **Naturreligion** war die erſte, und iſt auch die einzige. Alle übrigen Religionslehrer, Religionsſtifter und Religionsſchmiede haben ſie zu Grunde gelegt, und dann noch eigene Gedanken hinzugethan, die manchmal ſehr gut waren, wären, weil ſie zum heiliggewordenen Vorurtheil, zum Klima, zum Jahrhundert, zu den Sitten, zur menſchlichen Sinnlichkeit u. ſ. w. paſsten. Und in der Religion, wo die Naturreligion nicht Grundlage iſt, iſt auch nie viel geſunder Menſchenverſtand.

Zenodorf. Ach Gott, ach Gott, wär' ich doch zu Hauſe geblieben!

Adolf. Ja, lieber Geheimerrath, Sie hätten wohl gethan. Ein alter Mann, wie ſie, müſſte nun ſchon ein paar Stunden geſchlafen haben. Thun Sie das nie wieder.

Zenodorf. Schade um meinen Schlaf in dieſer Nacht! Ich werde nun doch bald Ruhe genug haben. Aber — ſo hätte ich doch nicht auf meine letzten Stunden die ſchreckliche Erfahrung gemacht, daß mein Fürſt ein Freigeiſt ſei. (fällt nieder.) Nun iſts heraus geſagt — nun machen Sie mit mir, was Sie wollen — zum Tode bin ich reif.

Adolf. (erſchrocken und ihn aufhebend.) Lieber Greis, machen Sie doch nicht ſolche Dinge! Ich ehre und liebe Sie. Und alles das, was wir hier zuſammen abgehandelt haben, ſoll mich weder in meiner Achtung noch in meiner Liebe gegen ſie ſtören. Lieb' ich denn nicht mein

Volk? bin ich denn nicht ganz Vater deſſelben?

Zensdorf. (ſchluchzend.) Ja, ach ja — das ſind Sie — das thun Sie — aber —

Adolf. Nun ſo laſſen Sie mir auch Gerechtigkeit wiederfahren, und ſeufzen am Grabe nicht über mich. Theodor bekommt wirklich jetzt ſchon viel Religionsunterricht — das heiſſt — man lehret ihn ſeine Pflichten kennen und gern ausüben. Der Glaube an Gott ſoll ihm hernach der ſtärkſte Beweggrund dazu werden; aber er ſollte auch einmal ein wackerer Fürſt ſein, wenn gleich kein Gott im Himmel wäre. Sind Sie hiermit nicht zufrieden?

Der alte Zensdorf blieb die Antwort ſchuldig und fieng an zu taumeln. Adolf ließ ihn ſich erſt etwas wieder erholen und brachte ihn hernach ſelbſt in ſeinem Wagen nach Hauſe.

Von da an wurden die Diſputationen zwiſchen dem Fürſten und ſeinem alten Rath über den ſtreitigen Gegenſtand zwar ſeltener; aber Zensdorf ſetzte ſich einen gewiſſen Termin, bis an welchen er dem unchriſtlichen Greuel bei Erziehung des Prinzen noch zuſehen wollte. Als derſelbe da war und er noch von keinem Religiunterricht hörte, hielt er bei dem Fürſten um die Entlaſſung aus dem Dienſt an. Auf der andern Seite ſah ihn Adolf dieſen Schritt höchſt ungern thun, auf der andern deſto lieber. Wie müſſte ich thun, wenn ihm der Tod die Dimiſſion gäbe —, ſprach er endlich und gab ſie ihm nebſt einer beträchtlichen Penſion unter der Bedingung, daß er, ſo lange es ſeine Kräfte verſtatteten, ſich bereitwillig finden laſſen ſollte, Auskünfte über Landesangelegenheiten zu reichen, die etwa in Streit kämen, und von denen niemand vollkommnere Kenntniſſe habe, als er. Zensdorf verſprach dies und zog auf ſein Gut.

Gerade um dieſelbe Zeit kam eine alte apanagirte Prinzeſſin, Theodors Grostante, auf den Einfall, ihre Apanage in der Reſidenz zu verzehren. Im Teſtament, welches Fürſt George gemacht hatte, war ihr nicht nur jährlich eine ſehr anſehnliche Summe von den Revenüen des Landes zugeſtanden, ſondern ihr auch ausdrücklich freigelaſſen worden, ſelbige zu verzehren, wo ſie wollte. Adolf hatte jederzeit auch in dieſer ihr gegebenen unnatürlichen Erlaubniß einen ſtarken Beweis von dem Nonpatriotiſmus ſeines Grosvaters gefunden, und ſich allemal darüber geärgert, wenn er eine neue an ſie abgegangene Remiſe in den Kammerrechnungen erblickte.

blickte. Kurz nach dem Antritt ſeiner Regierung hatte er ſie erſucht, ſich patriotiſch der ihr zugeſtandenen Freiheit ſelbſt zu begeben und ihre Apanage im Vaterlande zu verzehren; ſie hatte es ihm aber abgeſchlagen. Um ſo willkommener war ſie ihm nun, da ſie auf freiem Antrieb ins Vaterland zurückkam. Wenn ſie auch gleich von den funfzigtauſend Gulden, welche ſie jährlich erhielt, nur die Hälfte aufgehen ließ: ſo gaben doch fünfundzwanzigtauſend Gulden, jährlich mehr im Umlauf, der Reſidenz noch mehr Leben. Die übrigen Gelder hatte ſie geſammelt und dadurch ein ſtarkes Kapital zuſammengebracht. Kaum ſah ſie den liebenswürdigen Prinz Theodor, ſo beſtimmte ſie ihn in einer Unterredung mit Adolf zu ihrem künftigen Univerſalerben.

Dies war nun zwar alles herrlich und gut; aber — Prinzeſſin Anne war eine Erzpietiſtin. Von Jugend auf war ſie dies nicht geweſen; vielmehr war ihre brauſende Lebhaftigkeit in frühern Jahren noch landkundig. Auch trug man ſich mit allerlei Ritter- und Mordgeſchichten von ihr, durch die ſie es ausdrücklich geworden ſein ſollte. Wahr oder nicht wahr — genug, dies war wahr, daß ſie jetzt gar de- und wehmüthig den Kopf hängen ließ. Eſſen und Trinken [illegible] ſchmeckte und bekam ihr in ihrem ſiebenzigſten Jahre noch treflich; dergeſtalt, daß ſie täglich drei gute Mahlzeiten hielt und das Frühſtück mit einem Mittagsbrod viel Aehnlichkeit hatte. Die übrige Zeit des Tages füllte ſie andächtig mit Singen, Beten und Leſen aſcetiſcher Bücher aus. Vormittags hielt ſie eine ſolenne Betſtunde, und Nachmittags eine dito. Bei derſelben muſſte ihr ganzer kleiner Hofſtaat von der Hofdame an bis auf den Reitknecht gegenwärtig ſein; und zwar ſchwarz. Sie hielt ſich ſeit zehn Jahren einen eignen Kaplan, dem es vielleicht nirgends in der Welt ſo geglückt haben würde, als bei ihr; weil er nirgends in der Welt ſeine theologiſche Unwiſſenheit ſo ſichtbarer Weiſe mit dem Mantel der Schwärmerei hätte bedecken können, als bei ihr. Ein kleines Zimmer war allemal, wo ſie ſich aufhielt, zur Kapelle eingerichtet. Bald hielt ſie ſelbſt, bald der Kaplan die Betſtunde. Jeder von ihren Leuten hatte ſein eigenes mit ſchwarzem Tuch beſchlagenes Betbänkchen, worauf er während der Erbauungsſtunde knieen muſſte, und ſein eigenes Krucifix, das vor ihm ſtand. Sie ſelbſt ſas, wenn ſie vorlas, vor einem Tiſch, worauf auch ein groſſes ſilbernes Krucifix ſtand und ein Todtenkopf lag, den ſie während des Leſens in der linken Hand hielt. Mit der rechten Hand beſorgte ſie das Umblättern im Buche und das Hin- und Herſchieben der Brille, dabei war ſie gleichfalls ſchwarz angezogen; und ſobald das Beten anging, knieete ſie gleichfalls auf ein ſchwarzes Bänkchen nieder, das ſich von den übrigen dadurch auszeichnete, daß es ſtatt mit Tuch mit Sammet beſchlagen, ſehr weich gepolſtert und mit breiten goldenen Treſſen beſetzt war. Ein ähnliches Bänkchen ſtand in jedem ihrer übrigen Zimmer, weil es ihr, ſie mogte ſein, wo ſie wollte, oft einfiel zu beten. Von dieſen Bänkchen war das eine grün, das andere roth, das dritte blau beſchlagen, je nachdem die Tapeten und Stuhlkappen des Zimmers waren, wo es ſtand. Gleicherweiſe befand ſich auch in jedem ihrer Zimmer ein Krucifix unter dem Spiegel, ein Chriſtuskopf inwendig am Bette, und ein Chriſtusgemählde über der Thür; damit ſie allenthalben, wo ſie ginge, ſtände und läge, auſſer Stand geſetzt würde, des Heilandes zu vergeſſen. Ihr geſammter Hofſtaat ſchien wenigſtens auf denſelben Ton geſtimmt zu ſein. Die Bejahrtern unter ſelbigem mogten es auch wohl wirklich ſein; die Jungen ſtellten ſich ſo. Dieſe, da ſie von ihr gute Legate, wie die übrigen, verſprochen bekommen hatten, ſuchten alles hervor, um ſich bis an ihren Tod in ihrer Gunſt zu erhalten. Jeder betete, ſeufzte und ſang, wo er ging und ſtand. Jeder ſchlug, wenn er beobachtet zu werden glaubte, die Augen mehr nieder, als daß er ſie erhub, ſchien immer wie in ſich gekehrt und geſenkt, und breitete oft, wenn beſonders Prinzeſſin Anne in der Nähe war, beide Arme ſchnell aus, als wenn er etwas haſchen wollte. Hatte ſie dann dies geſehen, fragte ſie — ei, wornach greifſt du denn ſchon wieder, mein Sohn oder meine Tochter? — ſo war die Antwort — ach, nach dem lieben Heilande, der mir erſchien! Da ſie eine beſondere Heiligkeit darin ſetzte, ſo viel, als möglich, in bibliſchen Formeln zu reden und bei jeder Gelegenheit bibliſche Sprüche zu citiren, ſie mogten übrigens paſſen oder nicht, und es mogte Gottesverehrung daraus entſtehen, oder Gotteslaͤſterung: ſo ahmten ihr auch hierinnen alle ihre Leute nach. Die Schüſſelwäſcherin, wenn ſie in der Küche am Spülfaß ſtand, betete — Waſche mich rein von meiner Ungerechtigkeit, daß ich rein werde, waſche mich daß ich ſchneeweis werde. Der Koch, wenn er zwei oder drei Töpfe ans Feuer geſetzt hatte, ſprach dazu — Wo zwei oder drei in meinem Nahmen verſammlet ſind, da bin ich mitten unter ihnen. Die

Kutſcher in den Ställen, wenn ſie die Pferde aufzäumten, ſchrieen dazu — Seid nicht wie Roß und Mäuler, denen man Zaum und Gebiß anlegt, wenn ſie nicht zu mir wollen. Die Kehrmädchen, wenn ſie die Zimmer auskehrten, ſangen dazu. — Bekehre du mich Herr, ſo werd' ich wohl bekehret.

Fürſt Adolf, als er ihr mit Theodorn zum erſtenmale die Viſite machte, empfand viel Achtung für ſie. Ihr hohes Alter, ihr frommes Weſen flöſſten ihm dieſelbe ein. Sie gewann den Prinz auf der Stelle unausſprechlich lieb, und machte Adolfen ſofort ihre gute Abſicht für ſelbigen bekannt. Die erſte Unterredung mit ihr fiel nur kurz aus; weshalb ihr nur einige Seufzer und ein paar Akkommodationen bibliſcher Stellen entfuhren, und Adolf Ulriken eine ziemlich vortheilhafte Beſchreibung von ihr machte. Bei der zweiten, die etwas länger ausfiel, ward ſeine gute Meinung von ihr ſchon ziemlich umgeſtimmt. Im Vorzimmer, wo er, ehe er eintrat, eine der alten Hofdame, die ihn kommen geſehen hatte, das Lied anfangen hörte — Komm, komm, o Himmelstaube — verwunderte er ſich ſchon heftig und war eben im Begrif, ſeine Taute zu fragen, ob eine ihrer Hofdamen zuweilen Anfälle von Manie habe, weil ſie ihn für eine Taube angeſehen; als er bei Oefnung des Zimmers die Prinzeſſin Anne auf ihren Betbänkchen knieend vor dem Spiegel fand, die ſich auch durch ihn nicht ſtören ließ, ſondern erſt vollends ausbetete. Als ſie mit dem Beten fertig war, unterhielt ſie ſich mit ihm eine halbe Stunde lang vom tauſendjährigen Reich. Adolf ging kopfſchüttelnd von dannen. Als er ihr die dritte Viſite machte, waren eben ihre Meublen angekommen, und er fand alle die Chriſtuskreutze, Chriſtusköpfe und Chriſtusgemählde. Das ganze Geſpräch, welches ſie mit ihm hielt, war nonſenſikaliſche Salbaderei, und ſo oft ſie im Auf- und Niedergehen das Krucifix oder das Chriſtusgemählde anſah, faltete ſie brautmäſſig nahmens der ganzen chriſtlichen Kirche ihre Hände. Da hatte der weiſe Adolf genug und befahl Rothen, den Prinz, ſo oft ſie ihn rufen laſſen würde, ſo viel als möglich ganz von ihr zurückzuhalten, oder wenn dies nicht angehe, ihn doch jederzeit ſelbſt zu ihr zu begleiten. **Den alten Zenodorf ſind wir los,** ſetzte er hinzu, **und Prinzeſſin Anne haben wir dafür wieder.**

Adolf hatte richtig geahndet. Theodor ward faſt an jedem Morgen zur Grostante gerufen. Rothe hielt ab, ſo lang er konnte, und ſuchte alle mögliche Entſchuldigungen hervor. Endlich bekam der Fürſt von ihr ein Billet, worin ſie ſich des Ausdrucks bediente, daß ſie gar nicht wiſſe, was das heiſſe, daß man den jungen Herrn gar nicht zu ihr kommen laſſen wolle. Nun, gehn Sie einmal hin mit ihm, ſprach der Fürſt zu Rothen, aber weichen und wanken ſie ihm nicht von der Seite. Uebrigens werden Sie ſich mit der alten Betſchweſter wohl ohne meine Vorſchrift zu benehmen wiſſen. Im Fall, daß etwas vorfiele — ſie ſpricht gut Italiäniſch.

Als Prinzeſſin Anne den Prinz alſo wieder rufen ließ, gab Rothe dem Kammerdiener die Antwort zurück, daß er der gnädigſten Erlaubnis gemäs den Prinz bringen werde. Als ſie dies hörte, daß der Hofmeiſter mitkommen werde, fuhr ſie heftig auf. „Den will ich nicht. Was will der Bürgerliche bei mir? — Doch — er kann ihn bringen; aber drauſſen ſoll er bleiben, wenn der Prinz hereingeht, drauſſen ſind die Hunde. Er ſtehe vor der Thür und klopfe an, und niemand höre ſeine Stimme. Daß ihr es wiſſt! Hört ihrs? Selig ſeid ihr, ſo ihr ſolches thut.„

Als Rothe ins Palais kam, ſprach der Kammerdiener, der eben unten war, überlaut —

Ein Kind iſt uns gebohren, ein Sohn iſt uns gegeben. Auf der Treppe ſtand ein Kehrmädchen und hub an zu ſingen — Ein Kindelein ſo löbelich iſt uns gebohren heut. In der Antichambre fuhr eine alte Hofdame auf Theodorn mit den Worten zu — Und du Kindlein wirſt ein Prophet des Höchſten genannt werden, und Gott der Herr wird dir den Stuhl deines Vaters Adolf geben. Rothe unterbrach dieſe und bat ſie, dem Prinz nur Entree zu verſchaffen. In dem Augenblick öfnete Prinzeſſin Anne ſchon das Zimmer und ſprach zu Theodorn — Komm herein, du Geſegneter des Herrn; warum bleibſt du drauſſen ſtehen? Und als Rothe dem Geſegneten des Herrn folgen wollte, klemmte ſie ſeine Naſe ſchier zwiſchen der Thüre. Rothe aber ging bald darauf geradeswegs doch hinein und deklarirte, daß er Befehl von ſeinem Herrn habe, dem Prinz, er mögte ſein, wo er wollte, nie von der Seite zu wanken. Prinzeſſin Anne verzog den Mund noch um einige Runzeln mehr, als er hatte, nöthigte den Prinz neben ſich aufs Sofa und ließ den Hofrath an der Thüre ſtehen. Mitten im Zimmer vor dem Spiegel ſtand eben ein rothbeſchlagenes Betbänkchen.

Theodor. (nach verſchiedenen Antworten, ganz im naiven Ton.) Was iſt denn das für ein rothes Bänkchen, gnädigſte Grostante?

Anne. Darauf pfleg' ich meine Andacht zu verrichten. Nahet euch zu mir, ſo nahe ich mich zu euch.

Theodor. (der hiervon kein Wort verſteht und das Krucifix unter dem Spiegel erblikt.) Und was iſt denn das da?

Anne. (ſehr devot.) Das iſt unſer lieber Herr Jeſus Chriſtus. Er hat ſich ſelbſt gegeben für uns alle zur Erlöſung.

Theodor. (der auch dies nicht verſteht und die Porträts an den Wänden betrachtet.) Und was ſind denn das da für Leute?

Anne. Das ſind lauter Heilige, die in der Welt weiter nichts gethan, als gebetet haben. Und dadurch ward das Himmelreich ihr. Betet ohne Unterlas.

Theodor. (darauf.) Haben ſie denn nicht auch gearbeitet?

Anne. Ach das war viel zu eitel und zu weltlich für dieſe heiligen Leute. Sie gingen aus der Welt und rührten kein Unreines an. Trachtet am erſten nach dem Reiche Gottes!

Theodor. Aber da habe ich den Bauer Raſch auch ſo abgemalt, der immerfort arbeitet, und der ſieht weit hübſcher aus.

Rothe hatte ſich bis jetzt noch immer ruhig verhalten, weil er bemerkte, daß der Prinz auf ie Antworten der alten Grostante eben nicht chte.

Anne. Ei ſi doch, Kind! — Beten Sie denn nicht fleiſſig, lieber Prinz?

Bei dieſen Worten trat Rothe um einige Schritte näher.

Theodor. (ganz unbefangen.) Was meinen Sie?

Rothe. (auf Italiäniſch.) Ihro Durchlaucht verzeihen — der Prinz — —

Anne. (hitzig dazwiſchenfahrend, auf Deutſch.) So! wenn ich ſeine Antwort haben will, werde ch ihn wohl fragen. (zu Theodorn.) Liebes Kind, ch meine, ob Sie auch fleiſſig beten?

Theodor. Das weiß ich gar nicht, wie ich das machen ſollte. (zu Rothen.) Wie macht man denn das, lieber Hofrath?

Anne. (ſchnell.) Bring' er einmal das Bänkchen her, ich will's dem Prinz zeigen.

Rothe. (auf Italiäniſch.) Ihro Durchlaucht cheinen nicht zu wiſſen, wer ich bin; ſonſt — —

Anne. (Deutſch.) St! St! ich weiß das recht gut. Gotte zu Ehren kann man wohl ein Bänkchen holen. (macht ſich auf, das Bänkchen ſelbſt zu holen.) Je höher du biſt, je mehr dich demüthige!

Rothe. (auf Italiäniſch.) Ich verbitte von nun an alle Antworten auf Deutſch. Der Fürſt, mein Herr, würde es äuſſerſt ungnädig nehmen, wenn Sie mit dem Prinz hier Betſtunde hielten. Der Prinz ſoll ſo etwas nicht. Ich habe die gemeſſenſten Vorſchriften und müſſte ihn auf der Stelle von hier wegführen, wenn dergleichen geſchähe.

Anne. (die plötzlich röther wird, als ſie in zwanzig Jahren geworden ſein mochte.) So! Hum! (auf Italiäniſch.) Mein Gott, kann denn der Prinz noch nicht beten? (zum Prinz.) Wie alt ſind ſie denn, lieber Prinz?

Theodor. Ich werde heute über acht Tage zehn Jahre.

Anne. Zehn Jahr erſt? Welch ein Wuchs ſchon! Das wird einmal ein ſchöner Mann werden. (zu Rothen, auf Italiäniſch.) Das iſt ja aber ſchrecklich; zehn Jahr und — noch nicht beten können? (blickt gen Himmel.) Die jungen Raben, die den Herrn anrufen — — (auffahrend) Was iſt denn das für eine Zucht?

Rothe. (Italiäniſch.) Die vorgeſchriebene Zucht meines Fürſtens und Herrn. Der Prinz hat erſt ſollen Verſtand kriegen, ehe er beten lernt, damit er recht andächtig beten lerne.

Anne. (Deutſch.) Ach das iſt auch die Hauptſache, daß man recht andächtig bete. Des Gerechten Gebet vermag viel, wenn es ernſtlich iſt. (faltet die Hände und verdreht die Augen.)

Rothe. (der dem Prinz ein Zeichen gibt, ſich zu beurlauben.) Ich meine **die Andacht, daß man verſtehe und an das denke, was man** betet.

Anne. (als Theodor ihr die Hand küſſt.) Ich werde Ihnen etwas nachſchicken, Prinz; — etwas recht ſchönes, noch von deinem höchſtſeligen Grosgrosvater her. Der Herr ſegne dich und der Herr behüte dich! Der Herr behüte deinen Ausgang und Eingang, von nun an bis in Ewigkeit!

Rothe empfahl ſich durch eine ſtumme Verbeugung.

Als ſie in die Antichambre zurücktraten, ſang die alte Hofdame — „Wie ſchön leucht't uns der Morgenſtern voll Gnad und Wahrheit vor dem Herrn, die ſüſſe Wurzel Jeſſe!“ Auf dem Saal fiel eine Kammerjungfer ein — Ei meine Perle, du werthe Kron, mein Herz heiſſt dich ein Lilium. Unten im Hauſe fuhr ein Garderobemädchen fort — Nach dir iſt mir gratioſa coeli roſa krank, und glimmet mein Herz durch Liebe verwundet. An der Thüre ſchloß eine andere alte Hofdame — Amen, amen, komm bald wieder, du ſchöne Freudenkrone; bleib nicht lange. Deiner wart ich mit Verlangen.

Rothe hörte alles geduldig an und dachte beim letzten Singſang, du ſollſt lange warten, ehe die ſchöne Freudenkrone wiederkommt! Kaum war er mit Theodorn wieder zu Hauſe, ſo ſchickte Prinzeſſin Anne zwei ziemlich groſſe ſchwere Kiſten. In der einen waren Gebets- und Erbauungsbücher, und in der andern eine Kompagnie bleierner Soldaten, von einer halben Elle hoch, mit denen Fürſt George, ihr Vater, in ſeiner Jugend geſpielt hatte. In einer Kiſte lag ein Zettel mit den Worten — zum geiſtlichen Vergnügen; in dieſer ein Zettel mit der Aufſchrift — zum leiblichen Vergnügen. Rothe guckte in beide Kiſten hinein und ließ ſie von Schmidt einſtweilig auf die Seite ſetzen. Das Endurtheil, welches Adolf bei der erſten Unterredung mit ihm über die Kiſten fällte, war dis, daß die mit den Büchern ins Feuer geworfen, und die mit den bleiernen Männerchen zum Andenken Fürſts George und der Prinzeſſin

Anne in den Antikenſaal zur Verwahrung gebracht würde.

„Ich halte der alten Thörin das alles zu gute, fügte er hinzu, aber ich wollte in dieſen Augenblicken, daß ſie geblieben wäre, wo ſie war. Von nun an ſoll Theodor ohne meine auſſerordentliche Erlaubnis nicht wieder zu ihr. Geben Sie ein- für allemal an Schmidt den Beſcheid, daß er, wenn nach dem Prinz gefragt wird, gleich aus ſich zur Antwort reiche, der Prinz ſei nicht zu Hauſe. Die Alte ſoll mir meine Erziehung nicht verderben. Der Einfall iſt gut von ihr, meinen Sohn im zehnten Jahr mit den Büchern ſchon zu verſorgen, welche ſie wohl im funfzigſten erſt zur Hand genommen haben mag. Sie hat ihn vielleicht vor mancherlei Dingen verwahren wollen, die ihr jetzt aus der Zeit her, ehe ſie die Bücher zu leſen anfing, noch ſchwer auf dem Herzen liegen. Wir wollen wohl beſſere Verwahrungsmittel davor für ihn finden. Aber der Einfall iſt luſtig, daß ſie ihm nebſt der Kompagnie Gebetbücher auch eine Kompagnie bleierner Soldaten ſchickt. Es iſt doch ſonderbar, daß auch die alten Damen es noch an jungen Männern gern ſehen, wenn ſie martialiſch ſind. Ich weiß es recht gut, daß Fürſt George in ſeiner Kindheit mit bleiernen Soldaten geſpielt habe; aber ich wollte, daß er nun und nimmermehr damit geſpielt hätte. Jeder bleierne Soldat in jener Kiſte hat gewiß das Land hundert rüſtige Bauersſöhne gekoſtet, die er mit Gewalt genommen, und zur Armee, die ihn gar nichts anging, geſchleppt hat. Schlechterdings ſoll Theodor weder jetzt mit bleiernen Soldaten, noch wenn er gröſſer wird, mit Knaben aus der Stadt Soldat ſpielen. Ich weiß es, wie dis leztere Spiel auch hie und da für die Prinzen Mode iſt. Ich erinnere mich, auf meinen Reiſen an einem Hofe geweſen zu ſein, wo der Erbprinz eine Kompagnie von hundert und funfzig Mann der Art hatte, die alle aus zehn- und zwölfjährigen Knaben aus den beſten Familien der Reſidenz beſtanden, Uniform trugen, Ober- und Untergewehre hatten. Die Söhne der Hofbedienten, der Kaufleute, der Räthe, ja ſogar der Geiſtlichen waren darunter. Des Superintendentens Sohn war Flügelmann. Alle dieſe Buben wurden auf Poſſen und Fratzen dadurch verleitet, verſäumten die Schule, verlehren die Luſt, etwas rechtſchaffenes zu lernen, und ſind gewiß hernach über die Hälfte wirkliche Muſketenträger geworden. Ich will durchaus nicht, daß mein Sohn eine Neigung zum Militair bekomme;

me; durch ſolch Spielen aber müſſte er ſie bekommen. Er wird nicht der Beherrſcher eines groſſen Reichs, ſondern nur einer Provinz. Als ſolcher kann er einſt ſelbſt keine Armee halten. Was würde alſo anders daraus entſtehen, wenn ſeines Grosgrosvaters Geiſt in ihn führe, als das, was dieſer that? Das ſoll er aber nicht. Er wird einſt kein apanagirter Prinz, der aus Mangel an beſtimmten Geſchäften dieſen Schritt thun müſſte, oder der, weil er etwa am vaterländiſchen Hofe nicht wohl gelitten wäre, und ſich von Hofmarſchällen und Kammerjunkern Geſichter ſchneiden laſſen müſſte, die Fremde zu ſuchen nöthig hätte, in der er mehr geſchätzt würde. Er wird ein regierender Fürſt, und als ſolcher iſt er alsdann zu Hauſe, was jeder König und Kaiſer in ſeinem Lande iſt, und braucht ſich nicht den Geſetzen der Subordination zu unterwerfen, wie jeder Lieutenant Dorfjunker, der, um nicht zu verhungern, dienen muß. Doch, dis mögte noch ſein; aber wer ſtände dafür, daß Theodor alsdann nicht georgiſirte? Und da ſtehen mir denn nun gleich die Haare zu Berge, wenn ich auch nur denke, daß dis möglich ſein könnte; denn Fürſt George hat es arg gemacht. Der gröſte Theil der Schulden, den ich bei dem Antritt meiner Regierung in ſo ungeheurer Menge fand, rührte von ſeinem auswärtigen Dienſt her. Nicht nur das Geld, auch die Menſchen zog er aus dem Lande; und zwar den ſchönſten, beſten, kraftvollſten Theil der Nation. Das Regiment ſollte nicht nur immer vollzählig ſein, ſondern es ſollte auch aus lauter auserleſener Mannſchaft beſtehen. Von Zeit zu Zeit wurden da die Söhne des Vaterlandes ausgehoben, welche auf dem beſten Wuchs ſtanden; und, weil die Ermangelung des Luxus im Bauernſtande gerade auch noch die robuſteſten Jünglinge zeugt: ſo traf ihn, deſſen man am meiſten ſchonen ſollte, die Rekrutenhebung am meiſten. Wenn denn der Landmann ſeine Söhne ſo weit heran hatte, daß er ſich von ihnen Erleichterung in ſeinen Arbeiten verſprach: ſo muſſte er ſehen, wie ſie ihm aus den Armen geriſſen und in ein fremdes Land geſchleppt wurden, das nicht den geringſten Anſpruch auf ſie zu machen hatte. An die Stelle derſelben kamen von Zeit zu Zeit Invaliden, Krüppel und Taugenichtſe zurück, die entweder nicht mehr arbeiten konnten oder nicht mehr arbeiten wollten. Mit ihnen kamen wilde Sitten, Schwelgerei, Spiel- und Raubſucht ins Land. Zuweilen fiel es Fürſt Georgen auch wohl ein, dem Monarchen, welchem er diente, zu ſeinem Leibregiment zwei oder drei Dutzend der auserleſenſten jungen Männer zu ſtellen. Es ward zugegriffen, und man nahm der Nation die ſchönſten Jünglinge, auf die ſie ſtolz ſein konnte. Einſt kam ſein Regiment im Kriege zur Aktion, und dieſer eine Tag koſtete dem Vaterlande ſechshundert ſeiner üſtigſten Kinder, deren Stellen in gröſter Geſchwindigkeit wieder erſetzt werden muſten. Da geſchah eine der gewaltſamſten Werbungen, und dreimal ſo viel, als gegriffen werden muſten, entwichen noch aus dem Lande, ohne ſich jemals wieder herein wagen zu dürfen. Man hat eine für dies Land faſt unglaubliche Summe von jungen Männern berechnet, welche Fürſt George während ſeines Dienſtes fortgeſchleppt und fortgeſcheucht haben ſoll. Der Mangel an ſelbigen ward damals endlich auch ſo gros, daß man die Weiber antraf, wie ſie auf dem Felde pflügten und die Wagen zur Stadt fuhren. — Sehen Sie, lieber Rothe, darum bin ich ſo ganz nd gar dawider, daß Theodor Neigung zum Militärleben bekomme, weil die Geſchichte dieſes Landes ein gar zu trauriges Beiſpiel davon ufzuweiſen hat. Und das iſt bei weitem noch icht alles, was man von Fürſt Georgen deshalb zu ſagen hätte. Haben Sie ſchon einen Kommandeur vor ſeinem Regiment geſehen?

hen? Warlich, da kann man lernen, was Deſpotiſmus heiſſe, und wer in dem Augenblick die Philoſophen von menſchlicher Freiheit reden hörte, der müſſte glauben, die Philoſophen wären alle betrunken. Nun kam zwar Fürſt George jährlich nur einmal ins Land; aber — wenn er kam, dann zitterte und bebte auch alles: ſo deſpotiſch erſchien er. Er ſah sein Land für ein abgeſtochenes Lager, die Einwohner für ſein Korps, und die an den Grenzen wohnenden für die äuſſerſten Feldpoſten an. Seine Befehle waren die Parole, welche er ertheilte. Parition und Subordination waren die zwei Wörter, welche täglich tauſendmal aus ſeinem Munde erklangen. Alles traktirte er auf militäriſchem Fuß. Hinter jeder Anſtalt ſtand der Profos. Die Unterthanen wurden wie die Muſketiere behandelt; die Räthe wie die Feldwebel. Gegenvorſtellungen der leztern wurden für Verletzung des Dienſtes, vereinigte Klagen der erſtern für Komplot erklärt. Dieſer militäriſche Geiſt iſt nun recht der Antigeiſt von dem, der einen Fürſten beleben ſoll. Nicht den Feldmarſchall, nicht den General en Chef ſoll der Fürſt für ſein Volk machen, ſondern den Vater, den Freund, den Erbarmer. Nicht als Korporale, Sergeanten, Feldwebel

und Wachtmeiſter ſoll er ſeine Räthe betrach-
en, ſondern als Rathgeber, Theilnehmer
und Helfer. O wie wird mir, wenn ich auch
ur daran denke, daß Theodor auch ſo handeln
önnte! Und wenn ich vollends das letzte noch
rwäge, was mein Grosvater that, ſo beben alle
neine Glieder, und ich zittere vor der Vorſtel-
ung, daß ſein Kindeskindeskind, wenn es ſei-
en Geiſt bekäme, ihm auch ſo nachthun könnte.
Er verhandelte nehmlich noch acht Wochen vor
einem Tode einen Theil ſeiner Bauerſöhne an
ine meiſtbietende auswärtige Macht. Ja,
othe, ja, das hat er gethan — — — (hier
nk der Fürſt in einen Lehnſtuhl.) — — Ja, das
at mein Grosvater gethan — aber — ſo
ll mein Theodor, ſein Urenkel, einſt nicht thun!
immel! wie wird mir! Iſt es auch möglich,
aß ein Fürſt glauben könne, über das Leben
nd Daſein ſeiner Unterthanen ein Eigen-
humsrecht zu beſitzen? Haben die Völker
h nicht darum Regenten gewählt und ſich ihnen
nterworfen, um dieſe ihre erſten Güter in
icherheit zu ſtellen? Wie entſetzlich werden
re Erwartungen getäuſcht, wenn der Fürſt der
ann unter ihnen wird, vor dem ſelbige am
nſicherſten ſind! Es iſt eine ſehr kahle Ent-
uldigung für den Unterthanenhandel und

Landeskinderdebit, daß die daraus gelöſten Summen angewendet würden, das Land damit auſſer Schulden zu ſetzen. Und wenn ſelbſt Fürſt George mir dis zu ſeiner Entſchuldigung geſagt hätte, ſo würd' ich ihm geantwortet haben: „Lieber Grosvater, wer hat denn die Schulden gemacht? Deine Unterthanen doch wohl nicht . . . Und dennoch ſollen dieſe ſie mit ihrer Freiheit und mit ihren Perſonen bezahlen? Rühren die Schulden aus Kriegszeiten und von allgemeinem Unglück her: ſo machſt du eine heilloſe Repartition, wenn, um ſie zu bezahlen, ein Theil des Volks Alles und ſich ſelbſt hergeben ſoll, damit die übrigen gar nichts geben dürfen. Haſt du aber oder haben deine Väter die Schulden gemacht: ſo denke auf gerechtere Mittel, ſie zu bezahlen. Verkaufe deine Domainen. Dieſe ſind dein; das Leben aber und die Exiſtenz iſt nicht dein. Nur, wenn der Unterthan dieſe verwirkt hat, oder wenn die Nothwehr für das Vaterland es erheiſcht, darfſt du ihm zur Hingabe derſelben auffordern. Oder willſt du deine Domainen nicht verkaufen: ſo ſchlag deine Waldungen nieder. Dein Holz kannſt du fällen; deine Hirſche kannſt du erlegen laſſen; aber deine Menſchen, Grosvater, darfſt du nicht wie

Bäume fällen, und deine Unterthanen nicht wie jagdbares Wildpret erlegen laſſen wollen. Und ſind dir auch deine Waldungen zu lieb: ſo halte nur weislich und rathſam Haus. Dis iſt das zweckmäſſigſte Mittel, dein verſchuldetes Land auſſer Schulden zu ſetzen, und die Anwendung davon wird deinem Herzen Ehre machen." — Gott! unter welchen Verwünſchungen mögen verkaufte Menſchen aus ihrem Vaterlande gehen, die man wie Schlachtvieh aus ſelbigem wegtreibt! Wie mögen ſie in fernen Gegenden über den unnatürlichen Vater noch gen Himmel ſchreien, der ſeine Kinder verſilberte! — — O Rothe — Rothe — Rothe — weil es alſo mein Grosvater ſo gar arg gemacht hat: ſo ſag' ich Ihnen — wehe Ihnen und dreimal wehe Ihnen, wenn Sie zugeben, daß Theodor ſich der Neigung deſſelben ergebe!

Prinzeſſin Anne war ſo gnädig, Tags darauf dem Prinz auch noch ein Dutzend kleiner meſſingerner Kanonen zu ſchicken, aus welchen Fürſt George in ſeiner Jugend fleiſſig geſchoſſen hatte. Adolf ließ ſie dahin bringen, wo die bleiernen Soldaten waren, und ſagte bei dieſer Gelegenheit ſeiner Tante ſowohl über Theodors ganze

Erziehungsart, als auch über ſie ſelbſt und über Fürſt Georgen Grosvater ſeine Meinung ziemlich unverholen. Die Aufwartungen, welche ihr der Prinz ferner machen ſollte, wurden nun einſtweilig auf ſo lange abgebrochen, bis er ſo weit gekommen ſein würde, daß keine Art von menſchlicher Thorheit, Gaukelei und Narrheit, die er ſähe oder hörte, weiter einigen Eindruck auf ihn machte, als den — daß er ſie für Thorheit, Gaukelei und Narrheit auf der Stelle erklärte. Rothe ging von der Zeit an in der Ausbildung ſeines edlen Zöglings noch weit freier, froher, raſcher und glücklicher fort.

Allgemeine Menſchenliebe ward auſſer der Vaterlands- Mitbürger- und Bauernliebe nun die Stimmung, auf der Theodors Seele ganz vorzüglich ſtehen ſollte. Den Kinderfreunden und Kinderbeobachtern iſt es Axiom, daß die Keime derſelben in die Seele des Menſchen nicht erſt hineingepflanzt werden dürfen. Die Natur hat dieſe Arbeit ſelbſt übernommen und glücklicher ausgeführt, als alle Pädagogen zuſammen ſie ausführen würden. Die Keime des Wohlwollens und der Theilnehmung ſproſſen und zeigen ſich ſehr früh an jedem menſchlichen Herzen. Unglücklicher Weiſe wartet und pflegt man ſie nur nicht immer genug, ſondern läſſt ſie oft verbutten, und erſtickt ſie wohl gar durch zeitiggegebene Beiſpiele von Menſchenhaß, Härte und Grauſamkeit. Rothe beobachtete nach dieſem Grundſatz den Prinz, und fand nicht nur gleich anfangs in ihm das natürliche Gutwollen gegen Menſchen, ſondern erblickte es auch an ihm in einem ſehr hohen und ausgezeichneten Grade. Theodor war ein ſehr weichmüthiger Knabe. So lebhaft und feurig er auch war: ſo ſchien er doch auf der Stelle zu ſchmelzen, wenn er menſchliches Leiden ſah. Dieſe Entdeckung machte ſeinem Erzieher das Bildungsgeſchäft an ihm zum ſeligſten Geſchäfte ſeines Lebens; denn in Rothens Augen gab es keinen ſchrecklichern Kontraſt, als — Fürſt ſein und Menſchenfeind zugleich ſein.

Man braucht auch in der That nicht dreimal vierundzwanzig Stunden in der bürgerlichen Geſellſchaft zugebracht zu haben, um ganz Rothens Meinung zu werden. Ein **Reicher**, der unbarmherzig iſt — ein **Vorgeſetzter**, der hart iſt — ein **Sachwalter**, der nur auf ſeinen Nutzen ſieht — ein **Amtsverweſer**, der grauſam iſt — ein **Richter**, der kein menſchliches Gefühl hat — — was für Elend und Bedrückung ſtiftet jeder von ihnen an dem Orte, wo er lebt! Ein Fürſt iſt in ſeinem ganzen

Lande dis alles zuſammen und noch weit mehr. Was für ſchreckliches Verderben muß er anrichten, wenn er unbarmherziger Reicher, harter Vorgeſetzter, eigennütziger Sachwalter, grauſamer Staatsverweſer und gefühlloſer oberſter Richter zugleich iſt! Ein menſchenfeindlicher Fürſt iſt das fürchterlichſte unter allen Weſen auf dem Erdboden. Er hat nicht nur Kraft und Nachdruck, ſeinen Menſchenhaß ſo weit zu treiben, als er will; er hat auch täglich und ſtündlich Gelegenheit dazu, ihn im Kleinen und im Groſſen auszuüben. Bei jeder Bittſchrift, die ihm einer ſeiner Unterthanen überreicht, kann er dis. Er darf ſie nur zurückwerfen, oder hinlegen und ungeleſen laſſen, oder den Supplikanten Jahre lang auf Reſolution warten laſſen, oder ihm endlich eine Antwort ertheilen, die ihm das Herz durchbohrt und obendrauf noch einige Thaler Ausfertigungskoſten verurſacht. Er kann es ferner durch Verſagung der Gerechtigkeit, wenn zwiſchen ihm und ſeinen Unterthanen Streitſache entſteht. Da darf er nur vergeſſen, daß er ſelbſt ſtreitende Parthei mit iſt, und den Richter in ſeiner eigenen Sache machen; wer wird anders den Proceß gewinnen, als Er? Er kann es ferner durch Uebertreibung der Auflagen. Es gebricht

bricht ihm etwa an den Summen, welche dazu erfordert werden, unnöthigen Aufwand zu beſtreiten; ſo darf er nur ſeine Räthe zuſammenberufen und ihnen befehlen, Fabers **Lexikon** mitzubringen. In dem groſſen Folianten wird ſich doch irgend ein **Wort** vorfinden laſſen, womit die neue Abgabe zu benennen ſei. Er kann es ferner durch unnatürliche Einſchränkungen im Handel und Wandel. Da darf es ihm nur einfallen, daß dis oder jenes, was das Land ſo reichlich hervorbringt, daß es ſeine Einwohner nicht aufzehren mögen, ferner nicht über die Grenze gefahren werden dürfe; ſo liegen der halbe Bürgerſtand und der ganze Bauernſtand vieleicht auf der Stelle danieder. Er kann es ferner durch Verſagung der Lebens- und Freudensgenüſſe gegen ſeine Unterthanen. Da darf er ihnen nur dieſes oder jenes unſchuldige Vergnügen verbieten oder erſchweren, den Geiſt der knechtiſchen Furcht ſo unter ſie ausgieſſen, daß ſie es kaum wagen an die Fenſter zu treten, wenn er vorübergeht, geſchweige dann ihn in ſeinem eigenen Hauſe aufzuſuchen, und ſie überall ſo beengen, daß ſie wenig freies weiter übrig haben, als die Luft, die ſie einathmen. Er kann es ferner bei allgemeinen ſowohl, als bei einzelnen Unglücksfällen. Da darf er nur thun, als ignorirte er ſie. In welcher traurigen Lage iſt ſein Volk alsdann, wenn es kein Brod hat und ſein Fürſt nicht für Zufuhre deſſelben ſorgt; wenn die Heerden deſſelben dahinfallen und ihm kein Vorſchuß geſchieht, andere anzuſchaffen; wenn die Aecker beſtellt werden ſollen und kein Saatgetraide vorhanden iſt; wenn ganze Dörfer niederbrennen und keine Säule in allen Waldungen für die Abgebrannten unentgeldlich da ſteht! Er kann es ferner bei Beſtrafungen, wenn er da blos nach dem Buchſtaben des Geſetzes verfährt; wenn ihm gar das Geſetz noch nicht ſtrenge genug iſt; wenn er nicht unterſcheidet zwiſchen Irrenden und Sündern, zwiſchen Verführten und Boshaften, zwiſchen anſcheinenden und wirklichen Verbrechern — — welch ein Feld für ihn, worauf ſeine Menſchenfeindſchaft, Härte und Grauſamkeit allein ſchon mehr Tummelplatz finden, als ſie Zeit ſeines Lebens ausfüllen können!

Nach Rothens Meinung geſchah es aber auch wohl, daß ein Fürſt, der menſchenfeindliche Geſinnungen äuſſere, ſelbige erſt während ſeiner Regierung von denen einſauge, welche ihn zunächſt umgeben. „Entweder, dachte Rothe, flöſſen ſie ihm ſeine Räthe, oder ſeine Lieblinge, oder auch wohl gar ſeine Lakeien ein. Schlechtgeſinnte Räthe können unter einem nachſehenden, liebevollen, barmherzigen Herrn nicht ſo, wie ſie wollen, die kleinen Deſpoten machen, und können auch nicht ſo für ihre Finanzen ſorgen, wie ſie wünſchen. Mithin ſuchen ſie allmählig ſeine weichern Seiten abzuhärten, ſeine feinern Gefühle abzuſchleifen und ihn zum Tirannen umzubilden. Sie ſchildern ihm die Unterthanen als Leute, die nimmer genug haben, und die bei dem kleinſten eintretenden Unglücksfall ihre Augen gleich auf den Fürſten richten, daß er den Schaden tragen ſoll; die nur immer auf Remis an ihren Pächten und Steuern raffiniren, bei jeder Gelegenheit noch dazu auf Acciſe- und Zolldefraudation ausgehen und überall den Grundſatz in Ausübung bringen, daß einen groſſen Herrn zu betrügen keine Sünde ſei. Einzelne Reiche in der Stadt und einzelne wohlhabende Familien auf dem Lande nennen ſie dem Herrn oft und ſtellen ſie als Bilder und Beiſpiele von dem Wohlſtande aller Bürger und der ganzen Nation hin; damit er ſtets in ſüſſen Träumen von der Glückſeligkeit ſeines Volks ſchwebe und die Nachrichten anderer Rechtſchaffenen, daß Nahrloſigkeit, Geldmangel und Elend unter ſelbigem ſei, für Erdichtung oder doch für Uebertreibung halte. Iſt irgendwo ein kleines Familienfeſt: genieſſt ein Theil der Unterthanen auch nur das mäſſigſte, wohlfeilſte Vergnügen einmal gemeinſchaftlich: ſo referiren ſie ihm das auf der Stelle und ſuppeditiren ihm dabei die Idee, daß die Leute hiezu wohl Geld hätten, aber nicht die herrſchaftlichen Gaben zu entrichten. Alle ihre Rathgebungen, Propoſitionen, Deliberationen und Plane koncentriren ſich in dem heilloſen Princip, daß dem Unterthan der Zügel ſo kurz, als möglich, gehalten werden müſſe, damit er aus Furcht, auch ſogar an den erſten Bedürfniſſen des Lebens Mangel zu leiden, in beſtändiger Arbeit und Betriebſamkeit erhalten werde. Hat ein Fürſt vollends Lieblinge, die über ſein Herz Gewalt haben und dabei Menſchenfeinde ſind: ſo ermangeln dieſe nicht, ihm unaufhörlich vorzureden, daß ſeine Bürger und Bauern ihn bei allen ihren Bitten und Vorſtellungen belügen und betrügen; damit er endlich des Belogen- und Betrogenwerdens überdrüſſig niemand mehr höre, alles ihren Händen anvertraue und ſie ſchalten laſſe, wie ſie wollen. Oder ſie ſuchen ihn zur Unmäſſigkeit aller Art zu verleiten, und dadurch anfangs erſt umherſchweifend, dann untheilnehmend, dann thränenfliehend, zuletzt gar thränenſpottend und grauſam zu machen.

Iſt er gar in den Händen niederträchtiger Lakeien; dürfen dieſe beim An- und Auskleiden ihres Herrn reden, was ſie wollen; haben ſie die Freiheit, jede Stadt- und Landneuigkeit, ſie ſei wahr oder nicht wahr, ihm noch ganz warm zu erzählen; traut er ihren Erzählungen, Meinungen und Urtheilen: ſo läſſt er ſich zu Mishandlungen einzelner Perſonen und ganzer Familien verleiten, die ſonſt nicht in ſeine Seele gekommen wären. Nur bei ſolchen Fürſten, in deren **Herzen die Menſchenliebe in einem ſehr vollkommenen Grade ausgebildet ward,** wird es ſchlechtdenkenden Räthen, gottloſen Lieblingen und niederträchtigen Lakeien unmöglich, dergleichen Menſchenfeindsmetamorphoſen zu bewirken."

So dachte Rothe, und darum ließ er ſichs äuſſerſt angelegen ſein, die herrlichen Keime dieſes Triebes der Menſchenliebe in Theodors Seele ſo zu entwickeln und zu ſtärken, daß ſie in ihm, er komme in Hände, in welche er wolle, nie wieder unterdrückt werden könnten. Wenn er ihn dann einſt auch **Menſchenkenntniß** lehren und mit den Eigenſchaften bekannt gemacht haben würde, die ſeine **Miniſter, Räthe, Lieblinge, Kammerdiener und Lakeien** haben müſſten: ſo hofte er das Land während ſeiner künftigen

Regierung vor Bedrückungen, Unterjochungen und Fürſtengrauſamkeiten geſichert zu haben. Er führte nun den Prinz oft in die Hoſpitäler, Lazarethe, Armenhäuſer und übrigen Verpflegungsanſtalten, und ließ ihn da ſich mit eigenen Augen von jener Gröſſe des menſchlichen Elendes frühzeitig überzeugen, welche die Günſtlinge des Schickſals in ihrem ewigen Tranſitus von Freude zu Freude, und in den ununterbrochenen Genüſſen ihres allgenugſamen Ueberfluſſes oft kaum denkbar finden. Der gröſſte Theil dieſer Verſorgungsanſtalten war unter Fürſt Adolf erſt entſtanden. Da erzählte dann Rothe, wenn er in einer von dieſen war, Theodorn, wie elend ſonſt die in ihr befindlichen Unglücklichen daran geweſen wären, und ließ ihn ſehen, wie ſie's nun ſo gut hätten. Auch unterhielt er ſich in Gegenwart des Prinzen wohl mit dem einen oder dem andern von ſelbigen und ließ dieſen ſeinen vorigen Jammer ſelbſt ſchildern. Wenn dieſe Menſchen denn unter Freudenthränen auf die jetzige wohlthätige Veränderung ihres Zuſtandes kamen, und Adolfs Namen mit einer Dankbarkeit nannten, die kaum ihres gleichen hatte: ſo blickte er Theodorn feſt an und ſprach wohl im Weggehen zu ihm — **was für einen wackern Vater haben Sie!**

Adolf hatte es Rothen ausdrücklich zur Pflicht
gemacht, in dergleichen Anſtalten und Häuſer
etzt mit dem Prinz oft zu gehen. „Es wäre
unmöglich, hatte er bei dieſer Gelegenheit zu
hm geſprochen, daß mancher meines Standes
o handeln könnte, wie er handelt, wenn er
über das menſchliche Elend richtige und
vollſtändige Begriffe hätte. Wäre dis —
und er könnte doch ſo handeln, wie er handelt —
o wäre er nicht werth, auf einem Schemel
ohne Lehne zu ſitzen, geſchweige dann unterm
Baldachin. Aber es kann nicht ſein — in
einem Buſen iſt ja doch auch ein Herz,
**urch welches das Blut ein- und
uswallen muß.** Er kennt alſo die Gröſſe
nenſchlicher Leiden nicht. Das iſt ja der Fall
ft ſchon bei reichen und vornehmen Privatper-
onen; wie weit leichter und eher muß es der
Fall bei einem Fürſten ſein können! Betrach-
en Sie uns doch nur ganz in unſerer Lage. Von
Lindesgebeinen an genieſſen wir den höchſten
Ueberfluß und alles erdenkliche Wohlleben.
Bann tritt denn wohl der Umſtand für uns ein,
aß wir über Hunger und Durſt zu klagen Ur-
ache hätten, daß wir keine Kleider, keine Bet-
en, keine warme Stube hätten, über Mangel
n Geld und an Aufwartung ſeufzen müßten?

fällt es uns ja gar nicht ein, daß es Menſchen geben könne, die ohne Pflege ſind, keinen baaren Sou haben, frieren müſſen, auf faulem Stroh nackend ſind und nichts zu eſſen und zu trinken haben. Krank werden wir zuweilen, und vielleicht öfter als der Bettler, das iſt wahr; aber was iſts? doch wahrhaftig wohl nicht von Hunger und Durſt, von Froſt, von Unreinlichkeit und Blöſſe! Vielleicht mag es wohl oft daher kommen, daß wir zu gut eſſen und trinken, zu warm uns halten und decken, zu weich liegen und ſitzen, zu ſehr uns pflegen und bedienen laſſen. Und, wenn uns denn nun einmal eine Krankheit überfällt, ſo ſind gleich zehn Bediente für einen um uns her, und Aerzte und Wundärzte laufen gegen einander, und eine halbe Apotheke in Schachteln, Büchſen und Gläſern wird um uns her gepflanzt, und der Küchenzettel wird eingerichtet, wie wir es befehlen. Da fällt es uns dann wieder nicht ein, zu denken, daß es Menſchen geben könne, die auf ihren Siechbetten von einer ganzen Welt verlaſſen liegen, keinen Arzt, keinen Freund ſehen, kein Loth Magneſia bezahlen können und nach einigen Löffeln Waſſerſuppe ſchmachten . . . An uns ſelbſt lernen wir alſo den wahren Umfang menſchlicher Leiden gar nicht kennen. Die wenigſten davon

treffen

reffen uns wirklich, und die, welche uns ja tref-
en, werden uns von allen Seiten ſo erleichtert,
aß wir ſie nicht recht fühlen. Denen, welche
ins von Kindheit an umgeben, geht es auch
icht ſchlimm. Wenigſtens ſind ſie immer gut
ekleidet; haben bei uns vollauf zu eſſen und zu
rinken, können ſich ihre Stube ſo warm machen,
ls ſie wollen, und ſind auch einmal für allemal
azu abgerichtet, beſtändig ein freundliches Ge-
cht zu machen, es mag ihnen übrigens wohl
ehen, oder nicht. Wird einer von ihnen alt,
hwach oder krank: ſo muß er ſich entfernen;
ir ſehen ihn nicht weiter und ein anderer nimmt
inen Platz ein. So geht es denn nun, bis wir
r Regierung kommen. Wir ſehen beim An-
itt derſelben die Welt für ein Eliſium an, und
alten alle ihre Einwohner für ſolche Selige, wie
ir ſind. Nun bekommen wir Klagen zu hören
id Bittſchriften zu leſen. Nun fangen uns die
agen über den Zuſtand der Menſchheit erſt an,
fzugehen: nun erhalten wir erſt einige Begriffe
n ihren Leiden. Aber was iſt auch dis wieder
gen das Ganze des menſchlichen Elends, das
rklich exiſtirt? Von tauſend Klagen bekom-
en wir höchſtens eine zu hören; von hundert,
uns ihre Noth ſchreiben wollen, kann der
nte kaum ſchreiben, und von denen, die nicht

ſchreiben können, wieder kaum der zehnte den bezahlen, der ihn für ihn ſchreiben ſoll. Es gehört oft viel dazu, ehe er es wagt, uns es perſönlich zu klagen. Will er auch ja das leztere thun: ſo wird er wohl gottloſer Weiſe von uns zurückgehalten, abgewieſen, abgeſchreckt, ohne daß wir einmal wiſſen, was in der Antichambre vorgeht, oder was gar unten ſchon an der Wache geſchieht. Und, macht er eine Supplik, ſo iſts noch eine groſſe Frage, ob wir ſie jemals zu ſehen bekommen. Erfahren wir ja ſeine Leiden und laſſen ſie unterſuchen, ſo wird uns wohl referirt, daß er uns belogen habe; oder helfen wir ihm ja, ſo wird unſre Wohlthat wohl von denen unterſchlagen, die ſie ihm überbringen ſollen. Bei Gott im Himmel, lieber Rothe, wenn wir uns nicht ſelbſt auf die Beine machen: ſo bleiben wir immer und ewig in Unbekanntſchaft mit der wahren Gröſſe des menſchlichen Elends. In die Hütten der Unglücklichen ſelbſt müſſen wir gehen, und da Armuth, Noth und Jammer kennen lernen, deren Namen uns in dem in Atlas eingebundenen Diktionnair unſers eignen Lebens fehlen. In die Häuſer müſſen wir gehen, welche der Staat dieſen Verlaſſenen zur letzten Aufnahme beſtimmt hat, und da nicht nur das menſchliche Elend ſelbſt, ſondern auch die Menge derer kennen lernen, welche mit ihm zu kämpfen haben. Da, da, und nirgends anders wird ein Fürſt jammerklug und Menſchenfreund. Da, da — nicht auf meinem Reſidenzſchloß, nicht auf meinen Luſtſchlöſſern, nicht durch meine Kollegia, ſondern in den bemooſten Hütten des unterſten Volks, in den Lazarethen, Armen- Kranken- und Tollhäuſern ward ich's. Wenn man ſich auch daſelbſt etwas ekelt, erbebt und zurückprallt, das ſchadet nichts, das thut vielmehr einem Fürſten recht gut. Wer ein braver Fürſt ſein will, geht mit mir!

Der Prinz bekam jetzt auf Rothens Vorſchlag wöchentliches Taſchengeld, das er zu ſeinem Vergnügen anwenden konnte, wie er wollte. Rothe ſtellte ihn auf die Probe. Er ließ ſich von Schmidt eine der zahlreichſten dürftigſten Familien in der Stadt nennen, und führte eines Tags Theodorn, als dieſer mit vielem Wohlgeſchmack gegeſſen hatte, gleich nach Tiſche in die Hütte derſelben. Gleich beim Eintritt in dieſe ſchien ſich das in ihr wohnende Elend anzukündigen. Queer durch die Hausflur war ein Strick gezogen, auf welchem die gewaſchenen Hemden der ganzen Familie hingen, die alle zerriſſen waren. Eine lange hölzerne Bank und ein langer offener leerer Brodſchrank, füllten den übrigen Platz aus. Ein Kind öfnete die Stube, die eben kaum gros genug war, die in ihr wohnenden Menſchen zu beherbergen. Als ſie in ſelbige eingingen, fanden ſie eine Familie von zehn Perſonen, Mann, Frau und acht Kinder, die alle einen Tiſch umgaben, auf dem ein Brod und ein Teller mit weichem Käſe befindlich waren. Der Mann hatte ſich mit dem Kopf auf dem Tiſch gelegt; die Mutter theilte das Brod an die Kinder aus, und die Kinder, welche alle bleich ausſahen, ſchienen wie heishungrig die Brodſchnitte zu verſchlingen.

Rothe. Und ihr eſſet heute ſo ſpät, guten Leute?

Taglöhner Müller. (der in die Höhe blickt, und dann den Kopf wieder auf den Tiſch legt.) Haben wir doch nicht eher was gehabt!

Rothe. (der über das verfallene Geſicht des Taglöhners erſchrickt.) Wie denn ſo, lieber Mann?

Taglöhner Müller. Ja, wie ſo! (brummt auf den Tiſch.) Reiche Leute haben gut reden —

Frau des Taglöhners. (weinend.) Lieber Herr, ich will Ihnen alles ſagen —

Müller. (von der Seite und ärgerlich.) Frau ſo ſchweig doch; — es hilft dir ja doch nichts.

Rothe. Guter Mann, ich verarge ihm nicht, was er da ſpricht; vieleicht hat er Urſache dazu. Diesmal aber laſſ' er ſeine Frau nur ihre Leiden klagen.

Müllerin. Es iſt heute unſer erſtes Eſſen. Unſer Brod ward geſtern all. Da haben die Würmer heute geſchrieen, und ich hätte für Gram und Herzeleid vergehen mögen, daß ich ihnen nichts geben konnte. Zu zehn Beckern bin ich wohl gelaufen, aber es wollte uns niemand ein Brod borgen. Endlich iſt der kleine hübſche Junge da, der Ihnen die Thüre aufmachte, zu unſerm Gevatter Schulze gegangen, der ſeine Pathe iſt. Dieſer hat ihm das Brod gegeben und — dazu geſagt, daß er nicht wiederkommen ſolle. Wenn das nun wieder all iſt, ſo weiß ich in meinem Leibe weiter nicht Rath.

Alle acht Kinder nach einander. Mutter, Brod! Mutter, Brod! Mutter, mir auch! Mutter, mir auch noch ein bischen Brod!

Mutter. (die das übrige Brod in acht Theile theilt.) Da habt ihr alles. Gott ſegne es euch, daß ihr ſatt werdet!

Rothe. (ſehr liebreich und Vertrauenerregend.) Lieber Mann, richt' er ſich doch auf und ſeh' er mich einmal an. Ich mein' es ja gut mit ihm.

Müllerin. Ach nehmen Sie es ihm ja nicht übel — der arme Mann iſt ſo herzlich krank.

Theodor. (der Müllern die Schultern klopft.) Richt' er ſich doch auf, armer Mann.

Rothe. (während daß Müller den Kopf auf den Elnbogen ſtützt.) Wie viel verdient er denn täglich?

Müller. Wenn ich geſund bin, verdiene ich täglich ſechs Groſchen. Da muß ich denn aber ſchon noch zwei Stunden nach Feierabend arbeiten. Und meine Frau verdient drei Groſchen, und die Kinder zuſammen auch ſo viel. Das eſſen wir täglich in Brod wieder auf; denn wir haben weiter nichts. Aus der Hand in den Mund. Doch, wenn ich nur geſund bin, ſo geht es wohl. Wenn wir wir auch gleich weiter nichts haben, als Brod, ſo werden wir doch ſatt und ſind dabei zufrieden. So, wie ich aber einen Tag nicht arbeiten kann, iſt auch die Noth da. Und nun bin ich ſchon acht Tage krank, und kann erſt nicht wieder werden, und verdiene nichts. So weiß der liebe Gott, was wir anfangen ſollen. Kein Becker will mir borgen. Sie ſagen alle, es wäre ſo gut, wie geſchenkt,

ſchenkt, was ſie mir borgten, und ich könnte es doch mein Tage nicht wieder bezahlen. Wir hatten ein Thälerchen uns kärglich erſpart zu Winterholz. Das iſt nun auch zum Becker getragen, und nun iſt alles — alles rein all. (legt die Hand vor die Augen.)

Theodor. (ſehr traurig.) Was fehlt ihm denn, lieber Mann? wovon iſt er denn krank?

Müller. Ich muß mich überarbeitet haben. Sonſt wüſſt' ich nicht. Und es müſſte ja wohl ſchon wieder gehen, aber — die Kräfte fehlen. Unſer einer kann ſich nichts zu gute thun.

Rothe. Thut ihm denn der Mann nichts zu gute, in deſſen Arbeit er krank ward?

Müller. (bitter.) Jo, jo; er ſagte, ich ſollte nach Hauſe gehen, bis ich wieder geſund wäre, und nahm einen andern an.

Rothe. Was hat er denn nun die Tage über gegeſſen?

Müller. (der ſich die Thränen abwiſcht.) Das liebe Brod will nicht einmal hinter. Mich hat ſeit drei Tagen ſchon nach einer Suppe gelechzt. Doch, ich will gern hungern; wenn die armen Würmer nur hätten . . .

Theodor. (der in die Taſche greift und an Müllern hinſpringt.) Da, lieber Mann, hat er meinen ganzen Beutel. Da kauf er ſich Brod und Suppe. Ich habe doch wohl zu eſſen. (Rothen anblickend.) Ach wie froh bin ich, daß ich Geld habe!

Müller. (ſich wegwendend.) Ach, wie käme ich dazu? (legt den Beutel wieder hin.) Nein, das wäre zu viel.

Rothe. (während daß er Theodorn umarmt.) Nehm' er es nur hin, guter Freund.

Müller. Ei wer iſt denn der liebe Muſje, der mir ſo viel ſchenkt?

Rothe. Darnach frag' er nicht. Es iſt eben ſo gut, wenn er ihn nicht kennet.

Rothe winkte der Mutter und ging mit ihr zur Thüre hinaus. Nach einer Weile kam er allein zurück und fand Theodorn, wie alle acht Kinder um ihn her hingen. Die Kinder weinten alle vor Freude und Theodor ſchluchzte mit. Müller wollte auch auf, um dem Prinz ſeinen Dank zu bezeigen.

Rothe. Das laſſe er! Bleib' er ſitzen. Wer gutes thut, muß keinen Dank dafür verlangen. Die Freude, geholfen zu haben, iſt ihm ſchon Lohns genung.

Müller. (der ſchlechterdings auf will und nicht kann.) J das wäre ja was abſcheuliches — ich ſollte mich nicht bedanken?

Theodor. (der ſich von den acht Kindern loswindet und an ihn hineilt.) Da hat er meine Hand. Sei er nur wieder vergnügt und wein' er nicht mehr.

Müller. (der ihm die Backen ſtreicht.) Ach welch ein lieber Sohn! Wenn ich nur wüſſte, wer er wäre?

Rothe. St!

Müller. Ja lieber Herr, das iſt ein recht Elend, acht Kinder und kein Brod. . . . ſonſt mache ich mir nichts daraus, daß ich arm bin. Wenn ich aber krank bin, dann geht mirs recht nahe. Das iſt eben, was ich den reichen Leuten beneide; ihre Treſſenhüte nicht, ihre ſammtnen Kleider nicht, ihre unbändigen groſſen Häuſer nicht, ihre Kutſche und Pferde nicht, ſondern — daß ſie, wenn ſie auch krank ſind, und nichts verdienen können, doch für ſich und für ihre Kinder was zu eſſen haben. Aber ſo bald, wie unſereiner liegt, iſt auch der Brodſchrank leer.

Rothe. Er hat recht, lieber Mann. Das bedenken die Reichen oft nicht. An Ueberfluß und Wohlleben gewöhnt, wiſſen ſie nicht, wie die Armuth thue. Und, wenn ſie der geringſte Schmerz anficht, ſo ſchreien ſie wohl ärger als der Arme, wenn er äuſſerſt krank iſt; da ſie doch

erwä-

erwägen ſollten, daß ſie es ſelbſt in kranken Tagen beſſer haben, als der Arme in ſeinen geſunden Tagen. Laſſe er ſich aber ſein Elend in ſeiner Rechtſchaffenheit nicht ſtören. Er ſieht nun, wie Beiſtand und Troſt für den Leidenden oft ganz unerwartet kommen.

Bald darauf trat die Frau des Taglöhners mit einem ganzen Arm voll Eſſen herein. Rothe hatte ihr dazu gegeben, daß ſie es aus dem Gaſthof holen können. Es beſtand aus einer kräftigen Suppe für ihren Mann und aus einem reichlichen Gericht Fleiſch, Zugemüſe und Brod für ſie und ihre acht Kinder. Sie gab zuerſt die Suppe ihrem Manne, der ſich haſtig darüber machte, und dem die Freudenthränen immer über die Wangen herab und in den Suppennapf rollten. Darauf reichte ſie allen ihren Kindern nach der Reihe, die mit unausſprechlicher Begierde darüber herfielen. Nun erfolgte eine tiefe Stille. Die zehn hungrigen Menſchen waren beſchäftigt, ſich zu ſättigen, und ihre Wohlthäter labten ſich an ihrem Anblick noch mehr, als jene an den Speiſen. Theodor ſtand wie eine Mauer, verzog keine Mine, ſah mit unverwandtem Blick nach dem Tiſch, und hatte die Lippen feſt zuſammen gezogen, während daß ihm die Augen wäſſericht wurden.

Müller. (nach einer langen Totalpauſe.) Ach, wie herzlich das ſchmeckt! Wie ich ſo ſtark darnach werde! Ja, wenn ich ſo eine Suppe ehegeſtern ſchon gehabt hätte, ſo könnt' ich heute wohl ſchon wieder arbeiten..

Theodor fing heftig an zu ſchluchzen.

Ein Kind. Mutter, nun bin ich ſatt.

Noch ein Kind. Ach Mutter, ſo ſatt bin ich lange nicht geweſen.

Theodor weinte überlaut und fiel Rothen in die Arme.

Rothe. (der ihn herzlich küſst.) Schauen Sie, welche Freude, welche Seligkeit wir uns bereitet haben! **Zehn hungrige Menſchen, denen wir den Tiſch decken, eſſen ſehen** — iſt dis nicht unendlich mehr Vergnügen, als — **ſelbſt mit funfzig andern an einer Tafel ſitzen, die unter allen den Schüſſeln, die aufgetragen werden,** brechen mögte? — **Wer andern gutes thun kann und thut, der iſt der glückſeligſte Menſch.**

Müller. (herzlich vergnügt.) Das hätte ich nicht gedacht, daß es uns heute ſo wohl gehen ſollte. **Was doch ein Menſch an den andern thun kann!** Nun das vergelte Ihnen tauſendfach der —

Rothe. (der ihm einfällt.) Gebe er mir einmal den Beutel her. Wir wollen doch ſehen, wie viel dieſer gute junge Menſch ihm geſchenkt habe. (nachdem er gezählt hat.) Sieht er wohl, da hat er zu drei Scheffeln Roggen; und da zu einer Klafter Holz; und das übrige brauch' er zu ſeiner Erquickung.

Müller. (die Hände einmal über das andere zuſammenſchlagend und ganz gerade ſitzend.) Ja, Mutter, ja, ſo wollen wir es auch machen! Da haſt du zu Roggen. Lauf morgen auf den Markt und kaufe drei Scheffel dafür ein. Und das Geld zu Holz heb auf, bis ich einmal erſt ſelbſt in den Buſch kann. Und für das übrige koche mir täglich eine Suppe, und auch einen Mehlbrei oder Vorkoſt, ſo lange es reicht. Ich werde nun ſchon bald wieder auf die Beine kommen. Und dann will ich recht wieder arbeiten, und wir wollen noch beſſer wirthſchaften, als zuvor. So oft wir an die Wohlthat denken, welche uns heute wiederfahren iſt, ſoll es immer ſein, als riefe uns jemand laut zu — ihr müſſet nun noch beſſere Menſchen ſein, als ſonſt!

Müllers Frau. Ja, lieber Vater, ſo wollen wir auch thun, und wollens in Ewigkeit nicht vergeſſen, was uns heute begegnet iſt.

Und wollen unſre Kinder auch noch mehr zur Arbeit anhalten, und ich will nimmermehr wieder ſo verzweifeln.

Rothe. (der Anſtalt zum Weggehen macht.) Dabei bleibt insgeſamt; ſo wird es euch nie wieder an Troſt und Unterſtützung gebrechen.

Alsbald rannten alle acht Kinder herzu; die Mutter geſellte ſich zu ihnen, und der Vater war nach ſeiner Suppe ſo ſtark geworden, daß er auch aufſtehen und herzukriechen konnte. Alle ſchloſſen hier um Rothen und Theodorn einen Kreis, und reichten Hände über Hände, und Dank über Dank.

Rothe. (der Theodorn ergreift und ſich und ihn von ſelbigen loswindet.) Nun lebt wohl!

Theodor. (herzlich.) Lebt recht wohl!

Müller. (während daß er mit ſeiner ganzen Familie hinterher will.) Ach wenn ich doch nur wüſste, wer die lieben Herren wären.

Rothe. (ſie zurückhaltend.) Thut mir die Liebe und bleibet alle hier in der Stube. — —

Rothe. (führte den Prinz geradeswegs zum Thore hinaus in die offene Natur.) Keiner von beiden ſprach ein Wort weiter in der Stadt. Theodor ging wie ganz in ſich ſelbſt gekehrt. Vor ſeinen Augen ſchwebte das Bild des vorgefundenen höchſten menſchlichen Elends, dergleichen

chen er noch nie geſehen hatte. Dann und wann regte ſich der Gedanke in ihm, daß er daſſelbe verringern geholfen. Alsdann ſchöpfte er allemal langen, tiefen Athem.

Theodor. (endlich, als ſie mitten im Felde ſind.) O wie ſchön iſt heute alles hier! Nun, ſo ſchön hab' ichs doch in meinem Leben hier noch nicht gefunden.

Rothe. Woher mag das kommen, lieber Prinz?

Theodor. Ich weiß es ſelbſt nicht. Es muß doch heute hier ſchöner ſein, als es jemals geweſen iſt. Wie könnt' ichs denn ſonſt ſchöner finden?

Rothe. Nein Prinz, die Urſache davon liegt in Ihnen. Sie finden es heute nur ſchöner. Es war geſtern, es war ehegeſtern eben ſo ſchön hier, wie heute; für Sie iſt es heute nur ſchöner.

Theodor. (ganz unbefangen.) Das wüßt' ich doch nicht! Wie ſollte das zugehn?

Rothe. Das will ich Ihnen ſagen. Sie haben alleweile eine der ſchönſten Handlungen, eine Handlung der Menſchenliebe, ausgeübt. Handlungen dieſer Art geben an ſich ſchon unſerm Herzen die allerſanfteſte Stimmung. Dazu kommt dann die hohe Freude, daß man durch ſie recht und brav gethan habe. Hierdurch wird die ſanftgeſtimmte Seele etwas geſchwungen, und in dieſem ſanften Schwunge nimmt man an der Natur den allerſeligſten Theil und Genuß, und die ganze Welt wird alsdann ſchöner um uns her, als jemals. Mir ſelbſt iſt jetzt gerade ſo wie Ihnen, zu Muthe. Aber weder mir, noch Ihnen, würde ſo zu Muthe ſein, wenn wir nicht beim Taglöhner Müller geweſen wären. **Wer einen recht vergnügten Spaziergang machen will, der muß auf dem Hinwege erſt durch eine Hütte des Elends gehen.** Jetzt iſts uns nun, als ſchiene uns die Sonne liebreicher an; als wäre die Luft milder; als mahlten ſich die Ausſichten vor uns hin ſchöner; als dufteten die Blumen ſtärker; als ſängen und ſchlügen Nachtigallen und Lerchen herrlicher. Aber dis kommt uns alles nur ſo vor, weil wir für Müllern und ſeine Familie ſo liebreich und ſo mild geweſen ſind, wie die Sonne und die Luft jetzt gegen uns, und weil wir zehn Menſchen mehr geworden ſind, als Lerche und Nachtigall uns jetzt werden. Ein Menſchenfeind, der jetzt hier herumginge, hörte vieleicht Lerchen und Nachtigallen weder ſingen noch ſchlagen; er blickte vor allen Sorgen, die ihm ſein Geiz, ſein Neid und ſeine Rache machten,

ten, wohl nicht weiter hin, als blos vor ſich unter die Naſe; es fröre ihn wohl gar hier mitten im Sonnenſchein. Ueberhaupt erhält jedes erlaubte und unſchuldige Vergnügen durch ausgeübte Güte und Wohlthätigkeit noch weit mehr Werth und Reitz für uns; und wer irgend eine Freude recht genieſſen will, der muß kurz vorher andern erſt Freude machen.

Theodor. Ach lieber Hofrath, heute habe ich mich erſt recht darüber gefreut, daß mir mein Vater Wochengeld giebt. Es iſt mir ſchon immer vorher lieb geweſen; aber ſo lieb noch nicht. Und noch mehr hab' ich mich darüber gefreut, daß ich noch ſo viel beiſammen hatte. Nun können ſich doch die armen Leute auf eine Zeitlang Brod und Holz kaufen. Wir beide haben ja Brod und Holz. Ach, und das iſt das beſte dabei, daß die Leute nicht einmal wiſſen, wer es ihnen gegeben hat.

Rothe. Nun, das werden ſie denn wohl erfahren; denn wahrhaftigdankbare Gemüther laſſen nicht eher nach, bis ſie ihren Wohlthäter ausgekundſchaftet haben.

Theodor. (hitzig.) Wer ſollte es ihnen denn ſagen, da wir es ihnen nicht geſagt haben, wer wir ſind?

Rothe. Prinz, die Leute, welche uns haben ein- und ausgehen geſehen. Wir beide ſind ja wohl bekannt. Wir gehen ja ſo oft durch die Stadt.

Theodor. (traurig.) Das wäre ja nicht hübſch.

Rothe. Das laſſen Sie nur gut ſein. — Aber können Sie ſich das alles wohl noch recht vorſtellen, was Sie da geſehen haben?

Theodor. (ängſtlich.) Ach ja, ach ja, lieber Hofrath. Wenn ich daran denke, ſo wird mir noch immer, als ginge das Feld mit mir umher.

Rothe. Können Sie ſich den unglücklichen blutarmen Vater von acht Kindern noch vorſtellen, wie er da im tiefſten Gram den Kopf auf den Tiſch gelegt hatte und die Hände drauf, — und die Mutter, wie ſie den Ueberreſt von Brod vertheilte — und alle die Kinder, wie ſie über Hunger ſchrieen — und die Stube, wie ſo überaus klein und eng und ängſtlich ſie war?

Theodor. (der an Rothen hinſpringt, und ihm den Mund zuhalten will.) Ich bitte Sie um alles, lieber Hofrath, nun ſchweigen Sie ſtill. Mein Herz im Leibe kehrt ſich um.

Rothe. Das haben nun eben viel Reiche und Vornehme nie geſehen. Und darum wollen ſie es auch nicht glauben, wenn man es ihnen ſagt. Aber ſelbſt muß man in die Hütten der Armen gehen, wenn man ſich einen wahren und vollkommnen Begrif vom menſchlichen Elende machen will. Mancher Menſchen Armuth und Noth geht über alle Beſchreibung. Ich glaube, daß daher die Reichen und Vornehmen oft ſo unbarmherzig ſind, weil ſie den Jammer nicht in ſeiner eigenen Wohnung beſuchen. Es wäre unmöglich, daß ſie nicht zum Mitleid gegen ihn bewegt werden ſollten, wenn ſie ihn da ſähen, wo er zu Hauſe iſt. Mancher ſchlechte Menſch und Geizhals mag auch wohl vorſätzlich ſich des Hingangs zu ihm enthalten, weil er ſich ſonſt der Barmherzigkeit, **die ihn Geld koſten würde**, nicht erwehren könnte. Gewiß, Prinz, es iſt dis das ſicherſte Mittel, unſre Gefühle für die leidende Menſchheit zu ſtärken und immer lebhaft zu erhalten, **daß wir die Elendeſten der Menſchen zuweilen in ihren Jammerhütten und auf ihren Quallagern beſuchen.** Das Verlangen, nur immer etwas Angenehmes zu ſehen, muß uns davon nicht abhalten. Wer ſich nur immer freuen will, das iſt kein guter Menſch. Noch weniger muß uns vor ſolchen Anblicken ekeln. **Nichts, was Menſchen und menſchliche**

Schickſale betrift, darf unſern Ekel erregen. Wir haben von ſolchen Gängen in die Hütten der Armen und Elenden auch allemal viel Nutzen für unſer Herz. Da, wo die Noth wohnt, lernen wir unſere beſſern Schickſale erſt ſchätzen. Da ſchämen wir uns jeder Regung von Unzufriedenheit und Ungenügſamkeit, die uns zuweilen ergreift. Und wenn wir dann ſehen, daß die Elenden bei allem ihren Elende doch gute Menſchen ſind: ſo fühlen wir die Verbindlichkeit erſt recht, welche wir auf uns haben, in unſern beſſern Umſtänden dis um ſo mehr zu ſein. O wie erſtaunen wir da oft, wenn wir die ſchönſten und ſchwerſten Tugenden, Gelaſſenheit, Geduld, Standhaftigkeit, Muth und Beharrlichkeit von Leuten ausgeübt werden ſehen und lernen, die vor der Welt die verachteſten ſind! Wer ſelbſt in die Hütten des Elenden geht, hat auch den Vortheil davon, daß er ſeine Wohlthaten nur an Leute reicht, die derſelben wahrhaftig bedürftig ſind. Bei dem Austheilen durch den dritten, vierten Mann wird er oft betrogen; Denn es gibt auch Menſchen, die ſich arm ſtellen, um Wohlthaten zu erſchleichen, von denen ſie hernach ohne Scham und Scheu nur ſchwelgen wollen. Iſt er aber in der Elendshütte ſelbſt: ſo kann er ſich von der Dürftigkeit, die darin wohnt, mit eignen Augen überzeugen. Er kann ſogar den Grad derſelben abmeſſen, und beſtimmen, wie groſſe und was für Hülfsleiſtungen er ihnen zu reichen habe. Ja, er kann auch über den Werth der Elenden urtheilen; und der gute Wohlthäter gibt doch vorzüglich gern ſeine Wohlthaten an gute Menſchen. Und fährt er fort, die Unglücklichen, welche er unterſtützt, zu beſuchen: ſo kann es nicht fehlen, daß ſie von ſeinen Wohlthaten auch den redlichſten Gebrauch machen werden; weil ſie immer erwarten müſſen, daß er Rede und Antwort deshalb von ihnen fordern werde. Ja, es gibt Menſchen, welche Wohlthaten, die wir durch ſie andern ertheilen wollen, an ſich behalten, den Unglücklichen entwenden, oder ſich doch wider unſern Willen darin mit ſelbigen theilen, oder ſich wenigſtens von ihnen unmenſchlich dafür bezahlen laſſen, daß ſie ſie ihnen überbringen müſſen. Von dieſen haben wir nichts zu befürchten, ſobald wir ſelbſt die Unglücklichen aufſuchen. Da können wir ihnen entweder ſelbſt geben, was wir ihnen geben wollen, oder doch Nachfrage bei ihnen halten, ob ſie alles richtig empfangen haben. Die Ueberbringer ſelbſt wagen es nicht, dergleichen ſcheuslichſte unter allen Diebereien zu begehen, ſobald ſie auch nur fürchten müßten, daß wir über lang oder kurz mit den Empfängern ſprechen mögten. Darum, lieber Prinz, unterlaſſen Sie, ſo lange Sie leben, ſolche Gänge zu armen und unglücklichen Menſchen nie. Je reicher und vornehmer man in der Welt iſt: deſto mehr iſt man dergleichen Gänge ſeinem eigenen Herzen ſchuldig; denn Reichſein und Vornehmſein macht nur gar zu leicht zum ſchlechten Menſchen. Und fänden wir es ja ekelhaft, den Anblick höchſter menſchlicher Noth ſelbſt zu ſehen — o wie leicht iſt es uns doch, denſelben in den reitzendſten und entzückendſten umzuſchaffen! Unſre bloſſe Gegenwart verwandelt ſo eine Hütte des Jammers, wenn wir als Wohlthäter in ihr erſcheinen, in ein Haus der Glückſeligkeit. Freude und Troſt führen wir an unſern Händen in ſie ein, und kaum ſind wir darin, ſo verſtummen die Klagen und die Thränen verſiegen. Erinnern Sie ſich wohl noch daran, wie der arme, kranke Müller nach ſeiner Suppe ſo ſtark ward — wie ſeine Frau zu weinen aufhörte und uns ſo freundlich anlachte — wie alle die acht Kinder ſo heiter und froh waren, als ſie ſich ſatt gegeſſen hatten — und wie die ganze Familie eben darum, weil ſie vorher gar nichts gehabt hatte, ſich nun, als ſie die wenigen Thaler beſas, wie im Beſitz des gröſſten Ueberfluſſes fühlte? War das nicht das reitzendſte Vergnügen für uns? Haben Sie jemals ſchon ſo ſelige Augenblicke genoſſen, als die in Müllers Hauſe? So kann ein Menſch dem andern unausſprechlichen Troſt gewähren, und ſo hat der ſelbſt die gröſte Freude daran, wer andern Freude macht! Und Sie ſollten ſich dieſe ſanfte und innige Freude nicht öfter verſchaffen, nicht ſo oft, als Sie können?

Theodor. Ach ich danke Ihnen auch recht herzlich dafür, lieber Hofrath, daß Sie mir dieſe Freude verſchaft haben. Ich will von nun an auch all mein Wochengeld ſammlen und nichts mehr davon ausgeben. Und ſobald ich wieder viel beiſammen habe — — Doch nein, das ſag' ich nicht, was ich thun will. — —

Rothe. Was wollen Sie dann thun, mein Prinz?

Theodor. (ſeufzend.) Nein, nein, das ſag' ich nicht. Sie werdens ſchon ſehen! (ſpielt an ſeinen Hemdenknöpfen.) Die armen Leute!

Rothe. (der ſchon errathen hat und den Prinz feſt an ſich drückt.) O Sie lieber — lieber Prinz! Wie werd' ich Ihnen doch täglich herzlichgüter! Bleiben Sie bei dieſen guten Geſinnungen; ſo werden Ihre Eltern und alle Menſchen Sie lieben. — Prinz, die Menſchenliebe, die Bereitwillig=

ligkeit, Unglücklichen aller Art Troſt und Bei-
nd zu werden, iſt uns allen die heiligſte Pflicht.
rch ſie wird ein Menſch erſt wahrhaftig
enſch. Unter den Thieren finden wir es ſchon
ſig, daß von denen, die zu einerlei Art ge-
ren, eins dem andern hilft. Wie vielmehr
ſſen wir Menſchen, die wir Vernunft ha-
, einer dem andern helfen! Wir gehören
h alle zu einerlei Art. Die Vernunft ſetzt
ſogar in den Stand, noch weit mehr Mittel,
nder zu helfen und zu dienen, ausfindig zu
chen, als die armen Thiere haben, einander
elfen und zu dienen. Die ſchönſte Anwen-
g unſerer Vernunft iſt alſo eine recht
tige Menſchenliebe. Der allernützlichſte
enſch iſt der gröſſeſte Weiſe. Liebe und
hlwollen für andere ſind recht die Mitgabe,
he der Menſch empfängt, wenn er gebohren
d. Prinz, merken Sie einmal genau auf
, was ich jetzt ſagte. Wir pflanzen die Men-
nliebe nicht erſt in uns ein. Tief aus uns
ſt, aus unſerm Herzen, aus unſerm eigenen
ſen entſpringt ſie. Dis beweiſen alle Kinder,
denen wir ſie ſchon erblicken. Wenn ſich her-
dieſe Menſchenliebe in uns regt: ſo ſind
es nicht, die ſie in Regung ſetzen. Der
nſch, auf den ſie fällt, erregt ſie. Wir

können, wenn wir nur auf uns acht haben, täglich hievon die Erfahrung machen. Ich habe Sie genau beobachtet, als wir vorhin in Müllers Stube waren. Ich ſah Sie, wie ſie Müllern erſt die Schultern ſo herzlich klopften. Wie ging denn das zu?

Theodor. Das weiß ich ſelbſt nicht einmal mehr, daß ich das gethan habe.

Rothe. Sehn Sie? — Alſo haben Sie gewiß nicht bei ſich erſt gedacht — nun will ich hingehen und Müllern die Schultern klopfen . . . Dis war aber ein Zeichen, daß Sie Theil an ſeinen Leiden nahmen. Folglich haben Sie Theil an ſeinen Leiden genommen, ohne ſich erſt lange darauf zu beſinnen und ſich dazu zu bewegen. Sie ſahen ihn, wie er da lag und ſtöhnte. Dis war genug, und ſo klopften Sie ihm liebreich die Schultern. Als Sie hernach ſo traurig wurden, ſprachen Sie da vorher zu ſich ſelbſt — nun werde traurig, Theodor?

Theodor. Ach nein! Wie der arme Mann erzählte, daß er für alle ſeine acht Kinder keinen Biſſen Brod mehr im Hauſe habe, und auch kein Geld mehr, Brod zu kaufen, da war es nicht anders, als wenn mir jemand das Herz aus dem Leibe reiſſen wollte. Und — der Geldbeutel

ward

ard mir ſo ſchwer in der Taſche, daß ich
n ſchlechterdings herausziehen muſſte . . .
Rothe. Sehn Sie wieder? — Wiſſen Sie
er auch noch, daß Sie heftig geſchluchzt ha-
n, daß Sie überlaut zu weinen anfingen und
einend mir in die Arme fielen? Wiſſen Sie
ch noch, wann Sie dis alles thaten?

Theodor. Ja wohl, das weiß ich alles
ch. Ich weiß auch noch recht gut, wenn es
ſchah. Als die Kinder, die vorher alle nach
nander geſchrieen hatten, **Mutter, Brod** —
utter, Brod —, nun alle nach einander
fen, **Mutter, nun bin ich ſatt** — **Mut-**
, nun bin ich recht ſatt: da war es nicht
ders, als würde mir der Hals zugezogen, und
Augen lieſen mir über, und ich weiß nicht,
e ich mit einem male ſo über Sie herfiel.

Rothe. Sehn Sie abermals? — Sie
chten alſo nicht erſt bei ſich, **nun will ich**
luchzen, und ſchluchzten alsdann. Sie
rachen nicht erſt zu Ihren Augen, **nun ver-**
eſſet Thränen, und weinten alsdann. Auch
chten Sie nicht erſt bei ſich, **nun wär' es**
ohl gut, wenn du in Rothens Arme fie-
t, und fielen alsdann an mich her. Sondern
die ganz ſonderbare Empfindung von ver-
ſchter Wehmuth und Freude über den Anblick

der acht armen Kinder, die erſt ſo über Hunger geſchrieen hatten und nun ſo herzlich ſatt waren, zwang Ihnen erſt das Schluchzen und dann die Thränen ab, und erſchütterte Sie ſo, daß Sie nach einem Ruheplatz verlangten, den Sie da, wo Sie ihn vorher ſchon öfter geſucht, nehmlich — an meinem Herzen fanden. — Prinz, dis alles zergliedre ich Ihnen darum ſo, damit Sie recht einſehen ſollen, daß die Menſchenliebe, das Theilnehmen an fremden Schickſalen, das Beſtreben, andern zu helfen und zu dienen, uns natürlich ſei. Wir ſollen uns der Menſchenliebe nicht enthalten können; ſo ſind wir durch und durch eingerichtet. Dieſe unſre Einrichtung muß uns nun aber auch einen deutlichen Wink darüber geben, daß wir zur Menſchenliebe wirklich beſtimmt ſind. Das iſt, was ich vorhin ſagte — der Menſch wird durch Menſchenliebe erſt wahrhaftig Menſch. — Menſch — das heiſſt — ein Weſen, das lieb hat und wohl will, nützlich wird, hilft und dient, und ſegnet, wo es weiß und kann. Je mehr jemand dis thut und gern thut, deſto mehr iſt er Menſch. Alle Wiſſenſchaft und Klugheit gereicht dem Menſchen nicht zur Ehre, wenn er mit ihr nicht andern aushilft, Wegweiſer, Rath-

geber und Retter wird. Alle ſeine Beredſam-
keit iſt nichts werth, wenn er damit nicht Für-
ſprecher der Unſchuldigen und Unterdrückten
wird. Alle ſeine Stärke verdient nicht, daß
man von ihr ſpreche, wenn er nicht mit ihr die
Schwachen unterſtützt. Sein Reichthum iſt ihm
Schande, wenn er nicht Wohlthäter wird. Sei-
ne Schönheit iſt nichts, als Tünch und Kleiſter,
venn er ein liebloſes Herz im Buſen trägt.
**Nur der Menſchenfreund iſt ein ſchöner
Menſch.** Alle Würde, Vortreflichkeit und
Herrlichkeit des Menſchen beſteht in der Men-
chenliebe. Ich kann Ihnen das noch auf eine
ndre Weiſe darthun, wenn Sie zuhören wollen.

Theodor. O ja, lieber Hofrath, ſagen Sie
ir doch noch recht viel davon.

Rothe. Denjenigen nennt man nur einen
uten, einen treflichen und herrlichen Menſchen,
r alle ſeine Pflichten gegen andre erfüllt; der
E. für die Ernährung der Seinigen fleiſſig ar-
itet, im Umgang höflich und beſcheiden, im
andel und Verkehr treu und redlich iſt, der je-
m das ſeinige gönnt, glimpflich über andere
theilt, der Verleumdung widerſpricht, der Ab-
ſende vertritt, der im Zank nachgibt, ſeinen
nen Zorn im Zaum hält, andre zu beſänf-

tigen ſucht, der an ſeinem ärgſten Feinde keine Rache nimmt, der ſogar für andere leiden kann u. ſ. w. Alles dis ſind ſehr ſchöne Eigenſchaften und Tugenden eines Menſchen, und machen die eigentliche Vortreflichkeit des Menſchen aus. Sie beruhen aber alle darauf, daß wir Menſchenliebe haben und andern auch wohlwollen. Sobald dis unſer Sinn iſt, werden wir auch gegen andere beſcheiden, höflich, treu, redlich, günſtig, nachgebend, ſanftmüthig-urtheilend, verſöhnlich, duldend und grosmüthig ſein; weil dis alles nur verſchiedene Erweiſungen einer und derſelben Menſchenliebe ſind, und weil ſich das Gegentheil von dieſem allen mit dem Wohlwollen gegen andere nicht verträgt. Darum bleibt es ewig wahr — ein Menſch wird durch Menſchenliebe erſt ein wahrer Menſch; oder alles, was an ihm ſchön und gut und gros iſt, und was ihn ehr- und liebenswürdig macht, wird durch die Menſchenliebe an ihm erſt ausgebildet. Nun hören Sie, lieber Prinz; wie die Menſchenliebe nun ſchon jedem Menſchen die heiligſte Pflicht iſt: ſo muß ſich jeder auch in der Maſſe noch mehr zu ihr verpflichtet halten, je mehr er in der menſchlichen Geſellſchaft vorſtellt, iſt, hat, beſitzt und genieſſt. Wer mehr vorſtellt, iſt und beſitzt, als andere, der hat auch mehr Kräfte, als andere. Je mehr Kräfte er aber hat: deſto mehr muß er auch helfen und dienen. Wozu hätte er ſie denn ſonſt? Soll er ſie blos für ſich gebrauchen? Für ſich hat er zu viel daran. Was ſoll er mit den überflüſſigen thun? Soll er ſie gar nicht gebrauchen? Das wäre widerſinnig. Soll er ſie andern zum Schaden gebrauchen? Das wäre abſcheulich. Mithin ſollen die reichſten, vornehmſten, angeſehenſten und mächtigſten Menſchen auch die gröſten Menſchenfreunde ſein. Um ſie her leben ſo äuſſerſtviel arme, geringe, ſchwache und hülfsbedürftige Menſchen. Alle dieſe ſind gleichſam an ſie gewieſen. Wenn ſie dis nicht glauben, nicht denken, nicht fühlen: ſo ſind ſie nicht werth, daß ſie ſo reich, ſo vornehm und ſo mächtig ſind. Lieber Prinz, es wäre möglich, daß Sie auch einmal in der Welt mehr vorſtellen, ſein und haben würden, als viel andre. Wenn dis der Fall würde, o ſo übertreffen Sie auch einſt an Menſchenliebe dieſe alle, und ermüden Sie nie, Menſchen zu helfen und zu dienen, wie Sie können.

Theodor. (der Rothen mit beiden Armen umſchlingt.) O lieber, beſter Hofrath, das ſollen Sie einmal ſehen, wie ich den armen Leuten helfen will, wenn ich nur erſt recht viel dazu habe und kann.

Rothe. (unter himmliſchen Ahndungen glückſeliger Zukünfte für ſein Vaterland.) Guter Sohn des beſten Vaters — halten Sie Wort!

Theodor. (ſchnell.) Da ſind zwei Hände und ein Herz. Hätte ich zwei Herzen, wie zwei Hände, ſo ſollten ſie beide für die Menſchen ſchlagen.

Rothe. Ein guter Menſch hat an einem Herzen genug. Im ſelbigem iſt Raum für alle ſeine Brüder. — Prinz, werden Sie Ihrem Vater ähnlich! Dieſer iſt der erſte Menſch im Lande; aber er iſt auch der erſte Menſchenfreund im Lande.

Theodor. (zaghaft und bedenklich.) Ja, mein Vater iſt auch ein Fürſt . . . Der mag wohl recht viel haben, daß er alſo auch recht viel helfen kann. Wenn ich auch ein Fürſt würde, ja dann — — (wird über und über roth.) Aber Schmidts Sohn iſt ja auch kein Lakei wieder, ſondern ein Profeſſor geworden.

Hier gerieth Rothe wirklich in Verlegenheit. Er fand in dem letzten Gedanken viel Adel der jungen Seele Theodors. Hierdurch ſehr bewegt, hätte er ihm ſchier ohne deutlichen Vorſatz ſeine künftige Beſtimmung entdeckt. Zum Glück traten ſie jetzt in eine lange Allee ein.

Rothe. (der ſchnell dieſen Umſtand benutzt.) Ha, Prinz, welch eine perſpektifiſche Vüe!

Fürſt Adolf ward Abends über die Erzählung, welche ihm Rothe von dieſer ganzen Begebenheit machte, innigſt gerührt. Theodorn ward nicht nur auf der Stelle ſein Wochengeld verdoppelt; ſondern der Vorgang hatte auch noch einen weit wichtigern Erfolg. Als Rothe wohlbedächtig und mit ſtarkem Accent die Worte des Taglöhners Müller referirt hatte — **Es müſſte ja wohl ſchon wieder gehen, aber — die Kräfte fehlen — Unſer einer kann ſich nichts zu gute thün** — — hatte Adolf eine heftige Bewegung mit dem Kopf gemacht, und jetzt, nachdem er ſeine Freude über Theodors Handlung genugſam bezeigt hatte, ſprach er:

„Die Worte des Taglöhners — **unſer einer kann ſich nichts zu gute thun** — ſind mir durchs Herz gegangen, und der Menſch hat mir eine wichtige Lücke erblicken laſſen, welche bei allem meinen Gutmeinen dennoch in den öffentlichen wohlthätigen Anſtalten für meine Reſidenzſtädter noch befindlich iſt und die nun ausgefüllt werden ſoll. Wenn ich das alles zuſammen erwäge — erſtlich, daß, ſobald ſo ein armer Taglöhner nicht arbeiten kann, ſeine Kinder hungern müſſen, und daß hier acht Kinder gehungert haben, darum, weil ein einziger Mann, ihr Vater, nicht arbeiten konnte; ſodann, daß Müller vielleicht ſchon ſeit einigen Tagen hätte wieder arbeiten können, wenn er ſich einige Erquickung hätte verſchaffen mögen; und endlich, daß er wohl nach acht, vierzehn Tagen noch nicht wieder hätte auf Arbeit gehen können, wenn Sie und mein Sohn ihm nicht etwas zu Erquickungen gereicht hätten: ſo iſt es ja eine ganz falſche Wendung, welche die öffentliche Barmherzigkeit, es mag ſie der Staat und das Armenweſen oder es mögen ſie einzelne Mitbürger ausüben, nimmt, **wenn man blos den Kindern ſolcher armen Leute während der Krankheit ihrer Väter Brod reicht, unbekümmert darum, dieſe mögen ſo lange krank ſein, als ſie wollen.** Man ſoll jenen allerdings Brod reichen; aber wär' es denn nicht weit vernünftiger, **daß man gleich in den erſten Tagen, wenn ſie es bekommen, ſeine Barmherzigkeit auch auf den kranken Vater richtete und hauptſächlich dahin ſähe, dieſen, ſo bald als möglich, wiederherzuſtellen und zur Arbeit wieder geſchickt zu machen?** So, wie er wieder auf den Beinen iſt, hat man ja nicht nöthig, ſeinen

Kin-

ern weiter Brod zu geben, ſondern er gibt
nen. Fürwahr ich begreiſe nicht, wie wir
auf dieſen ſo in die Augen fallenden Gedan-
nicht eher gekommen ſind. Ich ſetze z. E.
fall — — Es wird ein ſolcher armer Va-
ieler Kinder krank; er hat eine gute Natur,
es iſt kein Zweifel, daß ihn dieſe allein end-
wiederherſtellen werde. **Das währt aber**
Wochen . . . In dieſen vier Wochen gibt
ſeinen Kindern Brod . . . Wäre man ihm
t zu Hülfe gekommen: ſo hätte ſeine Krank-
vielleicht nur acht Tage gewährt, und man
die übrigen drei Wochen Brod an die
er ſparen können. Nimmermehr konnte
ürſorge für ſeine baldige Geneſung ſo
koſten, als die drei Wochen Brod für
Kinder koſten müſſen. Mithin handelte
durch jene ſogar **barmherzigoekonomi-**
. Und wenn das auch nicht wäre; wenn
baldigere Wiederherſtellung auch ebenſoviel
and machte, als die drei Wochen länger
für ſeine Kinder: ſollen wir denn **die**
erzen, Leiden und ſchlafloſen Nächte
ll das Jammergefühl von Mattigkeit
Entkräftung nicht mit in Beſchlag brin-
welche ſo ein armer Vater, der ſich
ichts erquicken kann, um zwei, drei

Wochen länger empfindet? Verdienen dieſe nicht, daß man, wenn man ihn ſelbiger überheben kann, eben ſo viel Aufwand auf ſie mache? Muß denn ſchlechterdings jede öffentliche Barmherzigkeit durch Qualen bezahlt werden? Muß ſchlechterdings ein Vater das Brod, das man ſeinen Kindern reicht, erſt mit ſeinen Thränen begieſſen? Wahrlich, das iſt doch wohl die edelſte Barmherzigkeit, durch welche man bei einerlei Unkoſten nicht nur hilft, ſondern auch um acht bis vierzehn Tage Schmerzen verkürzt! Dazu kommt denn wohl noch, daß ſo ein armer Vater, wenn er ſich kaum wieder etwas fühlt, wieder zur Arbeit fortſchleicht! Da er ſich nun aber durch nichts hat ſtärken und erquicken können: ſo dauret die Arbeit etwa einige Tage, und er fällt wieder in ſeine Krankheit ein, und hat ſeine Schmerzen wieder, und ſeinen Kindern muß wieder Brod gereicht werden, wenn ſie nicht verhungern ſollen. Durch das Recidif wird er nun wohl tödtlich krank oder ſtirbt gar, und ſo hat der Staat ſeinen Kindern Jahre lang und wohl gar Reihen von Jahren hindurch Brod zu reichen. Das iſt denn nun alſo eine treſliche Oekonomie geweſen! Und die hat denn nun dem Staat ein herrliches Denkmal ſeiner Menſchen-

ebe geſeʒt! — Nein, **man erhalte den**
Kindern die Eltern, man bemühe ſich be-
onders die kranken Väter wieder herzu-
ellen und zu ſtärken — — das iſt geſcheu-
r und redlicher zugleich gedacht. Nicht wahr,
othe, ich habe recht? Und mich dünkt, Sie
ben das alles in Müllers Hauſe eben ſo ge-
hlt, und legten vorhin auf ſeine Worte — **un-**
einer kann ſich nichts zu gute thun —
ht ganz unvorſätzlich den Accent?

Rothe. (beſcheiden.) Ich geſteh' Ihnen,
elſter Fürſt, daß Sie mir jetzt ganz aus der
eele geſprochen haben.

Adolf. Das hab' ich bemerkt. Und daß
mir auch ganz aus der Seele ſprach, werden
e eben ſowohl bemerkt haben. — Hier, in
iner Reſidenz, gibt es in der That mancher-
wohlthätige und menſchenfreundliche Anſtal-
. Ich will mir damit keine Lobrede halten,
n ich dis ſage; weil ich etwa der bin, der
erſt eingerichtet hat. Schlecht genug zwar,
meine Vorfahren nicht ſchon dafür ſorgten,
daß Fürſt Karl mehr auf ſeine Muſikanten,
Fürſt George mehr auf ſeine Grenadier
t, als auf ſeine Bürger, und daß Fürſt
ns weder an ſeine Muſikanten, noch an ſeine
nadier, noch an ſeine Bürger dachte: ich

habe gethan, was ſie hätten thun ſollen, und habe dis um ſo mehr thun müſſen, weil ſie es nicht gethan hatten; — kurz, ich habe nichts weiter gethan, als was meine Schuldigkeit war. Aber das ſeh' ich denn nun wohl, daß hier noch etwas wichtiges fehle. Ich habe Anſtalten getroffen, daß keine Bettelei ſein dürfe; ich habe Anſtalten getroffen, daß verlaſſene Waiſen erzogen werden; ich habe Anſtalten getroffen, daß arme Wittwe ihren Unterhalt bekommen, ich habe dafür geſorgt, daß leidende Fremdlinge, die man hier findet, einen Zufluchtsort haben; ich habe geſorgt, daß unglückliche abgelebte Alte in Frieden ſterben können; ich habe ein allgemeines Lazareth errichtet, wo verlaſſene Kranke Wartung und Pflege haben; aber — dafür hab' ich noch nicht geſorgt, daß **arme kranke Handwerksleute und Taglöhner, die in ihren Häuſern liegen und zwar Wartung genug, aber kein Quentchen Rhabarber und keinen Löffel Brühenſuppe haben, Rhabarber und Brühenſuppen erhalten können.** Von nun an aber ſollen ſie beides haben können. Das heiſſt nicht — ſie **ſollen ins Lazareth gebracht werden**; denn das wäre unnöthig. Die Wartung und Pflege, welche da der Staat für ſie bezahlen müßte, lei-

ihnen die Ihrigen unentgeldlich, und — ge-
s beſſer. Sondern — es ſoll morgen bei
ommelſchlag bekannt gemacht und an allen
entlichen Orten angeſchlagen werden, daß
, **wer Rhabarber und Bouillon braucht,**
d nicht bezahlen kann, ſich bei meinen
färzten und Geiſtlichen zu melden habe.
r Ort, wo das Rhabarber und was dem an-
gig, zu haben ſein wird, ſoll meine **Hofapo-**
ke ſein. Bouillon ſoll meine Küche liefern.
nnte dieſe es in der Länge der Zeit nicht be-
iten, ſo ſollen **die zwölf Edelfrauen, wel-**
im Stift St. Vincent wohnen, und ob-
in in der Welt Gottes nichts zu thun
en, die Suppen kochen. Daß meine
ſlichen es gern ſehen werden, wenn ſie
uillon aſſigniren können, glaub' ich ohne wei-
s. Beſondere Gänge macht ihnen dis nicht,
ie ohnehin zu den Kranken kommen müſſen,
ald ſie gerufen werden. Meine Hofärzte
, die zu mir ſelten gerufen werden, kön-
für die tauſend Thaler, welche ſie bekom-
, auch ſchon etwas thun. Betrug, denk'
ſoll dabei nicht leicht vorfallen können;
wenn meine Hofräthe und Geiſtliche, die
ie Hütten der Elenden ſelbſt kommen, ſonſt
wollen: ſo müſſen ſie bald ſehen können,

wer Rhabarber und Bouillon bezahlen könne oder nicht. Und ſo ſoll es mich unendlich freuen, wenn der erſte Holzhacker, der ſonſt vier Wochen geſiecht hätte, nach acht Tagen ſchon wieder mit Holzaxt und Sagebock auf der Schulter vor meinem Schloſſe vorüber auf die Arbeit geht. Dis alles ſpreche ich nicht nur, lieber Rothe, ſondern — es ſoll auch geſchehen.

Rothe verbeugte ſich ſtumm.

Adolf. (eifrig.) Sie ſagen ja kein Wort darauf, Rothe? Sie denken doch wohl nicht, daß ichs wie Fürſt George mache, der ein Hoſpital für ſeine Invaliden zu bauen befahl, und nach zehn Jahren, da noch an keinen Stein dazu gedacht war, erſt wieder nachfragte, ob es gebaut wäre, als wobei es dann auch ſein Bewenden hatte?

Rothe. O mein Fürſt — ich ſchweige aus Ehrfurcht für Ihr Herz, das auch an den Leiden Ihrer geringſten Unterthanen ſo viel Antheil nimmt.

Adolf. Machen Sie mich nicht ſtolz, lieber Rothe. Das iſt meine Schuldigkeit. Dazu leb' ich; dazu bin ich Fürſt. Thun andere meines Standes nicht ſo, wie ich, ſo folgt daraus noch lange nicht, daß ich etwas vorzüglizügliches thue. Ich mögte einſt gern ſo ruhig ſterben, wie ein Vater ſtirbt, der ſeinen Kindern das geweſen iſt, was er ihnen ſein ſollte.

Tags darauf ward wirklich die neue Verordnung bekannt gemacht, und, was noch mehr iſt, vom Tage der Bekanntmachung an ward ſie auch pünktlich befolgt. Ja, ſie ward nicht nur vier Wochen lang befolgt, ſondern immer; denn Adolf war ſehr dafür, daß das, was er einmal befohlen hatte, auch wirklich geſchähe. Sein Wahlſpruch war — wenig Befehle, aber alle recht weiſe und gut gegeben und unverbrüchlich befolgt. Wer in ſein Land kam, der durfte nicht erſt an die öffentlichen Oerter gehen, wo die Landesverordnungen angeſchlagen wurden, oder Advokaten und Richter fragen, um zu erfahren, was verordnet ſei; ſondern er durfte nur auf das ſehen, was im Lande wirklich geſchah.

Theodor war ſchon klug genug, um den Werth der Belohnung ſeiner guten Handlung durch das vermehrte Wochengeld zu fühlen, und machte gleich auf der Stelle wieder den edelſten Gebrauch davon. Er führte nun aus, was er auf dem letzten Spatziergange ſich vorgenommen und Rothen nicht hatte ſagen wollen. Rothe ertappte ihn zu verſchiedenen malen, wie er mit Schmidt auf dem Saal allein ſtand und flüſterte. Sobald der Prinz ihn erblickte, brach er das Geſpräch ab. Auch entdeckte Rothe einige Verlegenheit an ihm, deren Urſache er zu errathen glaubte, weil er den jetzigen Kaſſenbeſtand des Prinzen wuſſte.

Rothe. (der Schmidt auf die Seite ruft.) Was hat der Prinz vor? Was ziſcht ihr beide immer ſo zuſammen? Sag' er mirs.

Schmidt. (verlegen.) Herr Hofrath, ich darf es nicht ſagen. Der Prinz hat mirs ſcharf verboten.

Rothe. Das hat nichts auf ſich. Er darf vor mir kein Geheimniß haben, ſobald etwas den Prinz angeht. Wenn ich ihm befehle, etwas vor dem Prinz geheim zu halten: ſo muß er dis freilich thun; aber nicht umgekehrt.

Schmidt. (ſehr bewegt.) Aber Sie müſſen ſich auch nichts merken laſſen . . .

Rothe. Verſteht ſich!

Schmidt. (noch bewegter.) Der gute, liebe Prinz! — Er will Müllern, ſeiner Frau und allen ſeinen acht Kindern jedem ein paar neue Hemden ſchenken, und meine Frau hat müſſen den Ueberſchlag machen, wie viel Leinwand dazu gehöre. Da will nun die Kaſſe nicht zureichen. Es fehlt nicht nur am Macherlohn, ſondern es mangelt auch noch ein Gulden zu Leinwand. Gemacht ſagt er, woll' er ſie doch wohl kriegen; aber der Gulden geht ihm im Kopfe herum.

Rothe. Gott, welch ein wackrer junger Menſch! — Schmidt, da hat er den fehlenden Gulden. Sag' er, daß er ihn ſo lange auslegen wolle, bis der Prinz ihn wiedergeben könne. Wie die Hemden aber umſonſt gemacht werden ſollen, darüber verlangt mich nach Auskunft. Der Prinz muß doch irgend einen Plan dazu im Kopf haben. Sollt' er etwa auf ſeine Frau Rückſicht nehmen, ſo will ich das Macherlohn bezahlen.

Schmidt. Davon hat er nichts merken laſſen.

Niemand war froher als Theodor, da ihm Schmidt den fehlenden Gulden als Vorſchuß anbot. Ich will dir zwei dafür wieder geben, ſprach er. Die Leinwand ward nun gekauft Theodor verbot an Schmidt nochmals auf das eifrigſte, Rothen irgend ein Wort von allem zu ſagen, ſchlich ſich zu ſeiner Mutter und ließ die Leinwand nachbringen.

Theodor. (zu Ulriken.) Liebe Mama, ich habe eine Bitte zu Ihnen; aber Sie müſſen ja dem Hofrath nichts davon ſagen. Ich habe da für die armen Leute, wo wir letzthin geweſen ſind, Leinwand zu Hemden gekauft. Ach die Leute ſind doch gar zu arm! Vater, Mutter und acht Kinder — und hatten kein Brod — und die Hemden hingen im Hauſe ganz zerriſſen und zerlappt. Zu Brod habe ich ihnen gegeben. Da wäre nun auch Leinwand zu Hemden; aber ich habe kein Geld mehr zu Macherlohn. So wollte ich Sie bitten, daß Sie doch die Hemden zuſchnitten und ſie von den Jungfern nähen lieſſen . . .

Ulrike. (über Theodors Gutmüthigkeit äuſſerſt gerührt.) Lieber, guter Sohn — Herzens Theodor, wie haſt du denn die armen Leute kennen gelernt?

Theodor. Liebe, gute Mutter, der Hofrath hat mich zu ihnen geführt. Woher der ſie kenne, weiß ich nicht. Ach und wie ich da ſo froh war, daß ich nun Wochengeld bekomme, das kann ich Ihnen gar nicht ſagen. Und nun hat mir der Vater noch zugelegt. Sonſt hätt' ich die Leinwand noch nicht kaufen können.

Hier fing Theodor an, eine Beſchreibung von dem Elende zu machen, worin er dieſe unglückliche Familie gefunden hatte, und mahlte den ganzen Vorgang ſo lebhaft und natürlich ab, daß Ulrike faſt dabei zu ſein glaubte.

Ulrike. (bis zu Thränen gerührt.) Mein lieber Sohn, fahre fort, ſo zu denken und zu handeln; ſo wirſt du die Freude meines Lebens und der Troſt meines Alters werden. Sei nur zufrieden. Ich will die Hemden zuſchneiden und die Jungfern ſollen ſie nähen.

Jubelnd ſchlüpfte nun Theodor aus den Armen ſeiner Mutter. Schmidt ward gerufen, um die Gröſſe aller der acht Kinder ungefähr anzugeben. Ulrike ſchnitt die Leinwand zu; und als ſie ihr Verlangen äuſſerte, daß ihre Jungfern die Hemden nähen mögten, wurden auch all' ihre Hofdamen empfindſam und erboten ſich zu helfen. Sämmtliche Hoffrauenzimmer, von der erſten Hofdame an bis zum letzten Garderobemädchen ſaſſen nun und nähten nach Herzensluſt. Rothe, als er den durchgeſetzten Plan des Prinzen erfuhr, die Hemden umſonſt genäht zu bekommen, lachte überlaut. Ulrikens herablaſſende Thätigkeit zwang ihm Ehrfurcht für ſie ab; wenn er ſich aber alle die Hoffrauenzimmer eimnal auf ein paar Tage mit der Nähnadel beſchäftigt dachte: ſo hätte er Theodorn eben ſo lange dafür auf dem Arm tragen mögen. So, wie ein Hemde nach dem andern fertig war, kam Theodor herbeigeſchlichen, ſteckte es ſich unter den Rock und trug es in ſeinen Schrank, bis er alle zwanzig bei einander hatte. Eben, als er das letzte über die Seite brachte, öfnete jemand die Thür.

Rothe. (der voran hereinkommt.) Da haben Sie ihn, wie ich Ihnen vorher geſagt habe.

Eine Stimme hinter Rothen. (noch mitten in der Thür.) J ganz gehorſamer Diener, ganz gehorſamer Diener, Monſieur Prinz, wollt' ich ſagen — Ihro —

Rothe. (ſich ſchnell umwendend und leiſe.) Denk' er doch an das, was ich ihm drauſſen geſagt habe. Er ſpricht blos — Prinz — und damit iſts gut.

Theodor. (der erſt nicht weiß, wer ihn anredet, und hernach, als er die redende Figur erblickt, blutroth wird.) Ach nein — das iſt nichts. Nein, — nun iſts nichts. Nun hat er mich doch erkannt. Nun iſt die beſte Freude verdorben.

Taglöhner Müller. O ich erfuhr es am demſelben Tag noch, wer Sie geweſen wären. Ein Nachbar kam nach dem andern und ſagte mirs. Vorher hatte mich keiner wohnen gewuſt, aber nun kamen ſie alle. Ich wäre auch gleich zu Ihnen gekommen; aber die Beine wollten noch nicht recht wieder fort. Morgen will ich in die Kirche gehen; und übermorgen wieder an die Arbeit. Und ſo dacht' ich müſſte mein erſter Gang heute noch zu dem lieben Prinz ſein, der ſo viel an uns gethan hat. Ich hätte bald alle meine acht Kinder auch mitgebracht; aber meine Frau wär mir zuwider und ſagte, das ſchicke ſich nicht, und ich ſollte nur erſt zuſehen, daß ich allein aufs Schloß käme; unten ſtände eine Schildwache, und die lieſſe ſo einen armen Schlucker, wie ich wäre, nicht durch, und was ſie ſo weiter ſchnackte. Aber ich zog getroſt meinen braunen Pfingſtrock an und ging herauf. Wohin — he wohin — rief die Schildwache mir zu. Da bebten mir alle meine Knochen und ich dachte ſchon, meine Frau hätte recht. Indem kam Herr Schmidt und — ſo kam ich mit herauf.

Theodor. (ernſthaft.) O darum nicht! Das hätt' ich ſehen wollen, daß ihn die Schildwache nicht herauflaſſen wollen! Er denkt wohl, weil er ein armer Mann iſt? O er iſt mir ſo lieb, wie ein andrer Menſch. Aber das iſt mir nicht lieb, daß er nun weiß, wer wir geweſen ſind.

Müller. I du liebe Zeit! Die Freude können Sie einem armen Manne wohl gönnen, daß er nun weiß, wer ihm gutes gethan habe, und daß er alſo nun kommen und ſich recht herzlich bedanken könne?

Theodor. Er ſoll ſich aber nicht bedanken —

Müller. J nun, ſo will ichs auch nicht weiter thun. Seyn Sie doch nur nicht böſe! So oft wir aber von dem Brode eſſen, das Sie uns gekauft haben, ſprechen wir auch von Ihnen, und ich wünſche, daß Ihnen jede ihrer Mahlzeiten, die Sie noch in hundert Jahren halten, ſo gut ſchmecken möge, wie uns das Brod ſchmeckt. Ich habe auch alle Tage eine ſchöne Suppe eſſen können, und, wenn noch ein paar Löffel davon übrig waren, goß meine Frau wieder Waſſer zu, und ſchnitt Brod hinein, und dann aſſen all' unſre Kinder noch davon, und es ſchmeckte ihnen noch eben ſo gut, wie es mir geſchmeckt hatte. Ach das iſt wohl eine rechte Freude, wenn man ſo viel Kinder hat, und ſie können ſich alle ſatt eſſen, und wenn dann, ſo wie ſie ſatt ſind, eins nach dem andern einſchläft, und dann wieder eins nach dem andern aufwacht und ſie alle ſo munter ſind, wie die Aale, und herumſpringen, wie die kleinen Ziegen . . .

Hier kam Müller ſo in das Schwatzen hinein, daß der Prinz darüber allen ſeinen Unmuth vergaß. Rothe muſſte Müllern ein Zeichen geben, daß er nun wieder nach Hauſe gehen könnte; worauf der Prinz ihm nachrief — ich beſuche ihn bald einmal wieder. . . .

Müller. (im Weggehen.) Morgen iſt Sonntag. Da bin ich zu Hauſe. In der Woche gehts an Schwitzen auf der Arbeit.

Rothe. (als Müller weg war.) Das konnte ich mir doch wohl denken, daß wir Müllern nächſter Tage bei uns haben würden. Wir müſſen ihm das nicht übel nehmen, lieber Prinz. Das iſt ein Zeichen ſeines guten Herzens. Wie ich ihn ſah, da überzeugt' ich mich aufs neue davon, daß die Dankbarkeit zu den natürlichen Trieben des menſchlichen Herzens gehöre, die ſich nicht zurück halten laſſen, und daß man dieſe natürlichguten Triebe bei den Leuten in den unterſten Ständen zuerſt antreffe. Wenn ich ihn hätte zurückweiſen wollen, ſo würde er gedacht haben, daß wir ihn verachteten. Dadurch würden wir ihn unglücklicher gemacht haben, als wir ihn durch unſre Wohlthat letzthin glücklich machten. Er ſcheint überhaupt ein recht treuherziger, braver Menſch zu ſein, der es wohl verdient, daß man ihn unterſtütze.

Haben Sie wohl geſehen, wie er heute wirklich heiter und luſtig war? Das macht — er hat auf einige Wochen Brod im Hauſe und — iſt wieder geſund. Wenn ſo ein armer Mann dis beides hat: ſo fühlt er ſich glücklicher, als die reichſten und vornehmſten Leute es ſein können. Müller iſt recht das lebendige Bild froher Genügſamkeit. Wir brauchen dis nicht mahlen zu laſſen, wenn wir es ſehen wollen; wir dürfen nur Müllern anſehn.

Der Prinz ſchien nun über die geſchehene Entdeckung wieder beruhigt. Rothe hatte bemerkt, daß ſelbiger die Augen niedergeſchlagen, als er zu ihm geſagt, daß Müller es verdiene, daß man ihn unterſtütze; vermuthlich, um ſich der Hemden wegen nicht zu verrathen, weil Rothe ihm oft zu ſagen pflegte, daß er den Leuten alles aus den Augen leſen könnte, was ſie vorhätten. Tags darauf ſchlug der Prinz einen abermaligen Beſuch bei der Müllerſchen Familie vor. Rothe willigte darin und that, als wiſſe er von allem nicht. Müller ſas vor der Thür, als ſeine Gäſte ankamen, kam ihnen entgegen und führte ſie mit den Worten in ſeine Hütte — nun ſeh' ich doch, daß Sie nicht böſe auf mich ſind, daß ich geſtern auf dem Schloß geweſen bin. Die Kinder thaten anfangs ſcheu gegen den Prinz; als Rothe ihnen aber zugeredet hatte, waren ſie bald alle wieder um ihn her, und ein allgemeines Frohlocken erfüllte die ganze Stube. Alsbald trat Schmidt in ſeinem groſſen Regenmantel herein.

Rothe. (ſich verſtellend.) Was will Er, Schmidt?

Schmidt. (mit affektirter Einfalt.) J da bring' ich was. (wirft den Mantel ab und ſetzt einen Hebekorb voll Hemden auf den Tiſch.)

Rothe. (Theodorn bedeutend anſehend.) Von wem iſt das?

Theodor. (händeklatſchend.) Ha ha ha ha! (an Rothen hinſpringend.) Lieber Hofrath, Sie werden doch darüber nicht böſe werden? (an den Tiſch zurückſpringend.) Seht hier lieben armen Leute! Eure Hemden hingen letzt im Hauſe und waren ſo zerriſſen. Und mein Vater hat mir mein Wochengeld verdoppelt. Da dacht' ich gleich, daß ich jedem von euch Leinwand zu einem paar Hemden kaufen wollte. Und meine Mama hat die Leinwand zugeſchnitten, und alle Fräuleins und Jungfern haben nähen geholfen. Das hättet ihr einmal ſehen ſollen; ach, das ließ doch gar zu hübſch!

Nun fing der Prinz an auszupacken und theilte die Hemdem ſelbſt Reiheherum aus.

Auch jedes Kind empfing aus ſeinen Händen die ihm gehörigen. Müller und ſeine Frau erſtaunten und frohlockten. Noch mehr aber erſtaunte der Prinz, als er unter dem letzten Hemde im Hebekorb eine goldene Uhr fand, an der ein Zettel mit den Worten hing — — Dieſe Uhr ſollſt du nicht zum Lohn, ſondern zum Andenken der erſten wohlthätigen Handlungen deines Lebens von deiner Mutter haben; Lohnen für ausgeübtes Gutes kann keine goldene Uhr, wohl aber das freudige Bewußtſein, ſie ausgeübt zu haben.

Rothe ward wirklich durch dieſen letztern Vorgang ſelbſt überraſcht. Inzwiſchen ſammlete er ſich doch ſchnell und gab genau auf das Betragen des Prinzen dabei Acht. Theodor grif eher nach dem Zettel, als nach der Uhr; und als er jenen geleſen hatte, quoll ihm aus jedem Aug' eine Thräne hervor, die Rothe mit Entzücken abküßte. Er beſah' zwar die Uhr, ſteckte ſie aber ohne ſie aufzumachen ein. Nun umringten ihn Müllers Kinder wieder; jedes ſeine Hemden auf dem Arm. Alle griffen ſie ihm nach den Händen; ſo daß ſeine Hände immer aus einer Hand in die andre gingen, bald vor ihn, bald hinter ihn gezogen wurden.

Müller. (der ganz treuherzig herzutritt und ihm auch die Hand reicht.) Wenn ich und meine Frau uns nicht bedanken dürfen, ſo dürfens die armen lieben Kinder doch wohl . . .

Hatten die Kinder ihr naifes Dankweſen noch nicht genug getrieben, ſo trieben ſie es nun erſt recht. Wie, wenn Kinder in vornehmen Häuſern die ſchönſten Staatskleider empfangen haben, ſo freuten und ſegneten ſich dieſe hier. Theodor küſſte ſie der Reihe nach; wobei die Mutter immer einmal über das andre ausrief — ach, was für ein lieber junger gnädiger Herr! was für ein lieber junger gnädiger Herr! Rothe unterſagte ihr dis durch Winken und Kopfſchütteln; der Prinz war aber zu beſchäftigt mit den Kindern, als daß er auf die Mutter gehört hätte. Unter den ſeligſten Freudengenüſſen eines wohlthätigen Herzens trennte er ſich von dieſer armen Familie, und verſprach, nie ihrer zu vergeſſen.

Das war ein Feſt wieder — ſagte er vor Thür zu Rothen. Solche arme Kinder können ſich ſo freuen, wenn ſie ein Paar neue Hemden kriegen, und ich habe ſo viel neue Hemden und habe mich noch niemals darüber gefreut. Wenn ich nun alles andre auch ſo bedenke, was ich habe: ſo mag ich wohl ſchon recht viel glücklicher ſein, als viel tauſend andre Kinder.

Rothe. Gewis, Prinz. Und dis blos darum, weil Sie einen Vater haben, der Ihnen alles das ſchaffen kann, was Sie haben: denn Sie ſelbſt haben noch nichts erworben.

Theodor. (naif und edel.) Noch nicht ein Hemde, geſchweige zwei. Ich wüſſte ja nicht, wodurch.

Rothe. (recht ſtark dazu dem Prinz in die Augen blickend.) Und wenn Sie ſtatt auf dem Schloſſe in Müllers Hauſe da gebohren wären: ſo hätten Sie heute ein Paar von den neuen Hemden geſchenkt bekommen, und wenn eins von Müllers Kindern ſtatt in jener Hütte auf dem Schlos gebohren wäre; ſo hätte dis Kind Ihnen heute die Hemden geſchenkt.

Theodor. (ſehr brav.) Ach ja wohl, lieber Hofrath. Das will ich auch, ſo lange ich lebe, bedenken. Und wenn ich nur erſt gros bin und recht viel habe: ſo will ich den Leuten ſo viel gutes thun, daß ſie mir 's alle gönnen ſollen, daß ich auf dem Schloſſe gebohren bin.

Rothe bezeigte nun Theodorn ſeinen ganzen Beifall über die heutige ausgeübte ſchöne Handlung. Zu Hauſe erſt beſah der Prinz die goldene Uhr recht und freute ſich recht darüber.

Rothe. (als der Prinz ſeine Freude über die Uhr ſo ganz bezeigt.) Es iſt dis allerdings an ſich ein Stück von groſſem Werth, lieber Prinz; aber für Sie iſt es noch ein ſehr entbehrliches Ding. Haben wir nicht die groſſe Schlosuhr hier gerade über dem Kopf? Schlagen nicht dort auf den Kirchthürmen noch viel andre groſſe Stadtuhren? Hören Sie nicht jede Viertelſtunde Ihnen zehnmal durch dieſe verkündigt werden? Eigentlich ſind Taſchenuhren nur dem nothwendig, der keine öffentliche Uhr ſchlagen hört, und doch immer wiſſen muß, wie er in der Zeit lebe; oder dem, der ſo viel beſtimmte Geſchäfte hat, die alle nach einander pünktlich abgewartet werden müſſen, daß er ſtets auf die Minute wiſſen können muß, wie hoch es an der Zeit ſei. In keinem dieſer beiden Fälle aber ſind Sie, Prinz; und die wenigſten von denen, welche Taſchenuhren tragen, ſind in ſelbigen. Es iſt eine von den ärgſten Verſchwendungen unſers Zeitalters, daß jezt faſt jederman ſeine Uhr trägt. Sogar die Kinder in vornehmen Häuſern müſſen ſchon ihre Uhr führen. Wenn man nun dem kleinen Knaben die Uhrkette aus der Taſche hangen ſieht, ſo iſts, als ſpräche er — ich habe ſo mancherlei und ſo äuſſerſtwichtige Geſchäfte, die alle von mir auf die Minute betrieben werden müſſen. Klingt das nicht poſſirlich, da jederman weiß, daß der Knabe noch gar keine ſolche Geſchäfte habe? Es mag eine ungeheure Geldſumme ausmachen, wenn man nur alle die unnöthigen Uhren in Berechnung bringen wollte, welche hier in der Reſidenz getragen werden. Wenn all dies Geld in der Stadt lieber im Umlauf wäre, wie weit glücklicher würde die Bürgerſchaft ſein! Jede Uhr, die getragen wird, iſt ein todtes Kapital, oder ein Kapital, das keine Intereſſen gibt. Ja — noch mehr, ſie iſt ſogar als ein Kapital zu betrachten, das man andern ſchuldig iſt. Ehe man es vermuthet, iſt etwas an ihr zu beſſern, und die Koſten dafür muß man als die Intereſſen anſehen, die man jährlich davon abzutragen hat. Wenn man denn aber ja eine Uhr tragen will: ſo ſind die goldenen Gehäuſe um ſelbige ein noch weit leererer Aufwand. Nicht das Gold, worin die Uhr liegt, nicht der Brillantenſchmuck, womit ſie beſetzt iſt, geht und zeigt die Zeit an, ſondern das Werk, das inwendig iſt und in allen Taſchenuhren von Stahl iſt, macht die eigentliche Uhr aus. Dis erhält ſich aber in Gehäuſen von jedem andern Metall eben ſo gut, und man könnte alſo doch eine Uhr haben, und den Werth des Goldes und der Diamanten zu weit edlern Zwecken anwenden.

Theodor gerieth über dieſe Demonſtration in groſſe Verlegenheit. Rothe konnt' es ihm anſehen, wie der Werth der goldenen Uhr in ſeinen Augen jetzt plötzlich ſank, und es würde ihn nur wenig Worte gekoſtet haben, ſo hätte der Prinz die ganze Uhr verkauft und Suppen und Hemden dafür an arme Leute ausgetheilt.

Rothe. Ich ſage Ihnen dis aber nicht, mein Prinz, um Ihnen die Uhr zu verleiden. Ich will Ihnen dadurch nur den richtigern Geſichtspunkt öfnen, aus dem Sie ſie jederzeit betrachten ſollen. Sie ſollen ſich über die Uhr nicht blos als Uhr, und noch weniger als goldene Uhr freuen; ſondern Sie ſollen ſich über ſie freuen als über einen Beweis des auſſerordentlichſten Wohlgefallens, welches Ihre vortrefliche Mutter an einer guten Handlung gehabt hat, die Sie ſchon als ein noch ſo junger Menſch verrichtet haben... Ihre Mutter hätte Ihnen hundert andre Geſchenke machen können, die Ihnen ebendeswegen und ebenſo hätten lieb ſein müſſen, wenn ſie auch den Werth nicht gehabt hätten. Von dieſer Seite ſollen Sie die Uhr immer betrachten. Und darum erſt legen Sie einen recht groſſen Werth auf ſelbige, und geben Sie ſie nie weg, vertauſchen ſie auch nie gegen eine noch zehnmal ſchönere, ſondern tragen Sie ſie bei ſich, ſo lange Sie leben. Ketten Sie den Gedanken Ihrer in früher Jugend ſchon ausgeübten Menſchenliebe recht feſt an den Anblick derſelben; damit Sie, wenn Sie einſt erwachſen ſind, ſo oft Sie ſie in die Hände nehmen, ſich durch ſie angetrieben fühlen, noch edelmüthiger zu ſein, als Sie ſchon in Ihren erſten Jünglingsjahren waren. Wär' es möglich, daß Sie ſich alsdann einer Liebloſigkeit oder gar einer Härte gegen Menſchen ſchuldig machen konnten: ſo müſſe Sie das erſte darauf folgende Wiederaufziehen dieſer Uhr auch zur Sanftmuth und Milde zurückbringen.

Theodor. (wieder vergnügt.) Beſter Hofrath, nun ſoll mir die Uhr erſt recht lieb und werth ſein.

Rothe. Denken Sie, daß es Ihre Mutter mit Ihnen gemacht habe, wie es die Mütter alle mit ihren Kindern zu machen pflegen, wenn dieſe ihnen das erſte Stück Arbeit, zu der ſie erzogen werden ſollen, bringen. Ihre ganze Arbeit wird einſt in der Welt nichts, als weiſe Menſchenliebe ſein. So hat Ihre Mutter Sie alſo auch für Ihr erſtes Stück dieſer Art von Arbeit beſchenkt. In Zukunft werden Sie zwar keine goldene Uhren mehr für Ausübungen der Menſchenliebe bekommen; aber mehr als **Gold und Brillanten — innigſte Zufriedenheit mit ſich ſelbſt** — wird Ihnen Ihr eigenes Herz dafür reichen. Das Bewuſtſein, ſchön gehandelt zu haben, iſt die ſchönſte goldene Uhr — iſt das Ordensband, das **um den Menſchen ſelbſt** hängt, und der Stern, der **an dem Menſchen ſelbſt** blitzt; die übrigen Ordensbänder hängen nur um die **Kleider**, und die übrigen Sterne ſind nur in den **Rock** geſtickt.

Theodor. (eilfertig.) Ich will nun hingehen und mich bei der Mama für die Uhr bedanken. Ich will ſie aber auch bitten, mir, wenn ich nun einmal wieder eine gute Handlung ausübte, nichts wieder dafür zu ſchenken.

Adolf hatte einen der vergnügteſten Abende ſeines Lebens, als er die ganze Hemdengeſchichte erfuhr. „Für den Einfall, ſprach er unter andern lächelnd, die Hemden von meiner Gemahlin zuſchneiden und von den Jungfern nähen zu laſſen, hätte Theodor allein ſchon eine goldene Uhr verdient. Ich denke, daß er ihnen wohl öfter etwas zu ſchneiden und zu nähen bringen ſoll. Es freut mich um ſo viel mehr, weil er dadurch bewieſen hat, daß er von der hochgerühmten Etikette noch nichts wiſſe. Und dabei erhalten Sie ihn.“

Der Prinz bekam nun von Zeit zu Zeit immer mehr Geld unter die Hände. Es wurden ihm manche kleine Revenüen angewieſen. Auch benutzte Ulrike jeden Freudentag ihres Hauſes, um ihm an ſelbigem nicht unbeträchtliche Summen zu menſchenfreundlichen Handlungen zu überreichen. Theodor hatte bald eine ganze Liſte von armen Familien, denen er im Stillen gutes that. Das Geld, welches er empfing, war von ſeinem Herzen mehrentheils ſchon lange vorher aſſignirt. Vor allen aber war und blieb die Müllerſche Familie diejenige, welcher er am meiſten gutes that. Brodmangel entſtand in ſelbiger nie wieder, und ihre Söhne nahm er alle in Beſchlag, um einen nach dem andern eine Profeſſion lernen zu laſſen, welche ſie wollten.

Geiſt und Herz des Prinzen hielten bei dem Ausbildungsgeſchäft, das Rothe ſo ganz einfach und kunſtlos an ihm betrieb, gleichſam einen Schritt. An ſich ſchon natürlich gut, ward er in derſelben Maſſe noch beſſer, in welcher er von

Zeit zu Zeit klüger ward. Jede neuerlangte Kenntnis, wenn ſie nur den geringſten Bezug auf menſchliches Thun und Laſſen hatte, offenbarte und ſpiegelte ſich auch alsbald in ſeinen Handlungen. Wer da wiſſen wollte, was der Prinz an jedem Tage Neues gelernt und begriffen habe: der durfte nur genau auf ihn merken, wie er ſich Tags darauf betrug. So gingen alle ſeine Kenntniſſe auf der Stelle in Kraft und Leben an ihm über. Naturkunde, Geographie und Hiſtorie wurden jetzt die Gegenſtände, womit ihn Rothe hauptſächlich unterhielt. Der Prinz fand an ſelbigen überaus viel Vergnügen, und that darin, ohne daß es ihm ſauer ward, herrliche Fortſchritte. Rothe machte es damit jederzeit ebenſo, wie mit dem Leſenlehren. Unterwegs, wenn ſie ſpazieren gingen, erzählte er ihm bald etwas aus der einen, bald etwas aus der andern dieſer Wiſſenſchaften, und beobachtete dabei blos die Regel, daß er vom Leichten zum Schweren, vom Allgemeinen zum Beſondern, vom Nahen zum Entfernten fortging. Uebrigens band er ſich bei dem Vortrage der Sachen nicht ängſtlich an ſiſtematiſche Ordnung, daß er ſie etwa gerade ſo in der Reihe an ihn brächte, wie ſie in den Anleitungsbüchern, die er zum Grunde legte, auf einander folgten; ſondern, wie ſich die Gelegenheit darbot, reichte er ſie ihm, hatte aber immer eine vollkommene Ueberſicht alles deſſen ſowohl, was der Prinz nun ſchon wuſſte, als auch deſſen, was er noch zu erlernen hatte. Dieſe erzählende Art, alles beizubringen, war für den Prinz ausnehmendunterhaltend, ermüdete ihn nie, und ſetzte ſeinen Lehrer in den Stand, ſich nicht nur ſehr deutlich gegen ihn zu machen, ſondern auch ſeinen Vortrag durch und durch mit geſundem Raiſonnement, ſeinen Reflexionen und herrlichen moraliſchen Folgerungen zu durchweben. Kamen ſie dann nach Hauſe, ſo ließ ihn Rothe das noch einmal im Buche leſen, was er ihm mündlich mitgetheilt hatte; daß es ſich ihm nun, da er ohnehin ein herrliches Gedächtnis hatte, um ſo unauslöſchlicher eindrückte. Hatten ſie unterwegs von irgend einem Thier, oder einer Pflanze geredet: ſo zeigte ſie ihm Rothe zu Hauſe hernach im Kupfer. War die Rede von einer Stadt, von einem Flus, von einer Inſel geweſen: ſo muſſte ſie Theodor nun auf der Landkarte ſuchen. Unterwegs hatte Rothe dem Prinz erzählt; zu Hauſe muſſte der Prinz Rothen wiedererzählen; und wo er ja ſtockte, da wuſſte ihm Rothe bald durch Angabe irgend eines Umſtandes wiedereinzuhelfen. So bildete ſich der Prinz zu einem

nem Jüngling, der durch ſeine ſchönen Kenntniſſe ſchon die Freude aller derer erregte, welche mit ihm ſprachen. Franzöſich reden hatte er ſchon in ſeiner Kindheit bei Ulriken nebenzu gelernt. Rothe vervollkommnete ihn nun in dieſer Sprache, und führte ihn auch zum Engliſchen und Italiäniſchen an. Nie lehrte er ihn aber bloſſe trockene Sprachkenntniſſe, ſondern er verband jederzeit damit Sachkenntniſſe; ſo daß der Prinz jene gleichſam nur beiläufig bei dieſen empfing. Bald hatte er ein Deutſches, bald ein Franzöſiſches Leſebuch u. ſ. w. bei der Hand. Rothe ließ ihn die Sprachregeln weder vorher auswendig lernen, noch ließ er ihn ganz ohne Kenntnis derſelben; ſondern er zeigte ihm eine nach der andern bei der Lektüre ſelbſt, damit ſie ſich gleich im Beiſpiel deſto lebhafter ihm eindrücken mögten. Dieſe ganze Art, den Prinz zu unterrichten, beſonders die Methode, durch Erzählung ihm die nützlichſten Kenntniſſe beizubringen, war gewiß die allernatürlichſte, bequemſte und vollkommenſte; aber ſie erforderte auch einen Lehrer, der die Kenntniſſe alle ſelbſt im Kopf hat, und ſie nicht allemal erſt aus Büchern ſchöpfen muß. Sie würde bei Erziehung aller jungen Leute von Stande die brauchbarſte ſein; auch würde ſie längſt ſchon die allgemein-angewendete ſein, wenn jeder Hofmeiſter und Erzieher ſo viel gelernt hätte, wie Rothe, und wenn nicht jeder Ignorant, der weiter kein Fortkommen weiß, gleichſam wie aus Verzweiflung ſich zum Erzieher aufzuwerfen pflegte . . .

An dem Tage, an welchem der Prinz zwölf Jahre alt ward, hielt Adolf eine mehr als ſechsſtundenlange Unterredung mit Rothen. Es war befohlen, daß während derſelben niemand zum Fürſten eingelaſſen werden ſollte, und wenns auch der alte Zensdorf oder gar Prinzeſſin Anne wäre. Theodor feierte unterdeſſen ſeinen Geburtstag bei Ulriken. Alle, die davon hörten, daß der Fürſt heute wider alle Gewohnheit ſo ganz unzugänglich ſei, ahndeten, daß etwas ſehr wichtiges obwalten müſſe.

„Ich bemerke, ſprach Adolf an dieſem Tage auch zu Rothen, an Theodorn nun viel Verſtandesrege, und daß ſeine Empfindungen und Aeuſſerungen über wahrhaftigwürdige Gegenſtände auch der innern Würde derſelben angemeſſen ſind. Nun ſoll geſchehen, was der alte Zensdorf ſchon ſo lange gewünſcht hat. **Wir wollen Theodorn in die Arme der Religion führen.** Ich rede hier blos nach dem allgemeinen Sprachgebrauch; im Grunde haben wir ihn ſchon ſeit ſeinem ſechſten Jahre in der Religion unterrichtet. Er hat nehmlich ſeine Pflichten als Menſch kennen gelernt, und ſoll nun blos noch die ſtärkſten Motifen erhalten, ſie auszuüben. Sie ſollen es auch ſein, der ihn dieſe Religion lehrt. Ich kenne Ihre Grundſätze darüber, die die meinigen ſind, und will Ihnen noch ausführlich ſagen, wie ich verlange, daß Sie den Religionsunterricht einrichten ſollen. Siſteme, Kompendien, Glaubensbekenntniſſe — allerſeits über die Seite! Alles, was blos philoſophiſcher und theologiſcher Wuſt und Schlendrian iſt — weg damit! Theodor ſoll einer der aufgeklärteſten und helldenkendſten Köpfe ſeines Vaterlandes und ſeines Jahrhunderts werden. Er ſoll nichts glauben, als was wahr iſt; und wenn er ſolchergeſtalt auch nur den zweiunddreiſſigſten Theil von dem glaubt, was gemeinhin geglaubt wird: ſo iſt ein Loth reiner Wahrheit mehr werth, als ein Pfund Vorurtheile, Irthümer und Hipotheſen. Was er denn aber glaubt, ſoll er recht glauben; ſo wird er daran, um gut und froh zu ſein, auf Lebenszeit genug haben. Da Sie ſich jedoch vielleicht bei Uebernehmung dieſes Geſchäfts vor den Pfaffen unter meinen Geiſtlichen fürchten

ten mögten: ſo leiſt' ich Ihnen die Gewähr, daß nicht nur das ganze vereinigte Heer derſelben Ihnen kein Haar krümmen, ſondern daß auch Theodor nie in die Hände eines Geiſtlichen kommen ſoll. Ich ſehe nicht ein, warum es gerade ein Geiſtlicher ſein müſſte, der ihn geſunden Menſchenverſtand lehren ſoll."

„Ich bin ein warmer Verehrer der Religion, und ſo ſoll dis auch Theodor werden. Ein Fürſt ohne Religion — ich mag nicht ſagen, was ich dabei denke. Meine orthodoxeſten und zeterſchreiendſten Pfaffen können nicht ſo viel ſchlimmes darüber denken, als ich. Aber ich verſtehe unter Religion die ſimple, heilige Naturreligion, die die erſte auf dem Erdboden war und auch die lezte bleiben wird, und der alle Weiſen der Welt in allen Zeitaltern und unter allen Himmelsſtrichen zugethan waren. Dieſe iſt die einzige Religion. Bei allen andern Religionen liegt ſie zum Grunde und iſt blos in der einen mit menſchlichen Zuſätzen mehr vermiſcht und durch äuſſerliche Gebräuche und Ceremonien mehr verhüllt und unkenntlich gemacht, als in der andern. Je deutlicher ſie aus irgend einem Religionsſiſtem hervorſchimmert, deſto mehr Beifall fand auch dies zu allen Zeiten; weil die Lehren der Naturturreligion jedem geſunden Menſchenverſtande ſich ſofort aufdringen. Ohne Zweifel muß man auch hierin die Urſache von der ſchnellen Ausbreitung des Chriſtenthums ſuchen. Man muß nehmlich dem Chriſtenthum den Vorzug zugeſtehn, daß die Naturreligion durch daſſelbe weit ſtärker hervorleuchte, als durch irgend ein andres jemals herrſchendgeweſenes Religionsſiſtem. Verſtehen Sie mich aber wohl; ich rede hier blos von dem urſprünglichen Chriſtenthum; denn wenn das Chriſtenthum, wie es jetzt gemeiniglich den groſſen Haufen gelehrt wird, erſt ausgebreitet werden ſollte: ſo dürfte es ſchwerlich ſein Glück auf dem Erdboden machen. So enthält es offenbar Sätze, gegen die ſich der menſchliche Verſtand ſträubt. Solche hat aber auch der weiſe und liebenswürdige Jeſus nie ſelbſt vorgetragen. Dieſer ſuchte die ſimplen Lehren der Naturreligion — die Lehren Abrahams, Noahs und Henochs — aus dem Wuſt und Schutt der Religion ſeiner Väter wieder heraus, und trug ſie begreiflich und einleuchtend in der wahren Volksſprache vor; wie konnt' es daher anders kommen, als daß ihm der geſunde Menſchenverſtand allenthalben die Hand reichte? Ich glaube kaum, daß irgendiemals und irgendwo ein wahrer Weiſer auf dem Erdboden geweſen ſei, der die eigentlichen Lehrſätze Jeſu nicht annahm, glaubte und ausübte, und in ihnen einzig und allein das Weſen aller Religion fand. Gewis war er ſelbſt hievon lebendig überzeugt und wollte dis auch damit ſagen, wenn er ſprach, daß viel kommen würden vom Morgen und vom Abend, von Mittag und von Mitternacht u. ſ. w. Kurz, die Weiſen hatten alle nur eine Religion — Dieſe war die Religion Abrahams und die Religion Noahs, und iſt das urſprüngliche Chriſtenthum — und ſchöpften ſie alle aus einem Buch, aus der groſſen, groſſen Bibel, die allenthalben, ſie mogten wohnen, wo ſie wollten, und mogten hinſehen, wohin ſie wollten, vor ihren Augen weitaufgeſchlagen da lag. Ich glaube das Chriſtenthum nicht höher ehren zu können, als wenn ich die wahre Naturreligion in ihm erblicke und ſage, daß es dazu beſtimmt geweſen ſei, den Glauben der einzelnen Weiſen unter allen Völkern zu einem herrſchenden Religionsſiſtem für alle Völker zu machen.“

„Weder mein Volk noch meine Prieſter kennen meinen eigentlichen Glauben. Sie ſehen mich in ihren Tempeln und ſehen mich ihre heiligen öffentlichen Ceremonien beobachten. Ich halte aus Gewiſſenstrieb alles das in Ehren, was dem groſſen Haufen noch Stütze ſeiner Rechtſchaffenheit iſt, und weiß mehr denn zu gut, daß ſich die Aufklärung des Volks nicht übereilen laſſe. Ich habe inzwiſchen dennoch für dieſe während meiner Regierung viel geleiſtet, und mehr, als ich ſelbſt zu leiſten hofte. Ich fand ein Land, daß durch und durch von einem Geiſt ſcheinheiliger Frömmelei durchweht war. Der alte Zensdorf iſt nur halb das Bild von dem, was alle Männer damals waren, und — die Weiber waren ſo ziemlich lauter Prinzeſſinnen Annen. Einige Geiſtliche hatten, wie gewöhnlich, den Ton dazu angegeben. Bald geſchah es, daß niemand weiter ein prieſterliches Amt bekam, als wer ein Kopfhänger war. Wer es da gewagt hätte, eine blos moraliſche Predigt zu halten, wäre abgeſetzt worden. Alle Kanzeln ertönten von nichts als von dem natürlichen Verderben des Menſchen, von dem Unwerth menſchlicher Tugend, von Entſagung alles eignen Verdienſtes, von bloſſer Ergreifung des Verdienſtes Chriſti, von den wunderbaren Bekehrungen des Sünders durch den heiligen Geiſt u. ſ. w. Geſunde Vernunft und edle Selbſtthätigkeit wurden immer ſeltener, je länger das Unweſen ſo fortdauerte. Mein Vater — Gott verzeih' es ihm! — der vorher darüber immer geſpottet hatte, trat ganz zuletzt ſelbſt dazu. Die Nachwelt aber wird den Gang, welchen ſeine Seele dabei genommen, einſt gewis laut gerade ſo beſchreiben, wie ich mir ihn jetzt im ſtillen ſchon ſehr richtig denke. Dieſes andächtelnde Unweſen nun hat ſich jetzt gröſtentheils hier verlohren; und ſo muß es meinem Theodor einſt gelingen, in der Aufklärung der Nation noch weit ſtärkere Fortſchritte zu thun. Ich hatte die gröſte Schwierigkeit dabei zu überwinden; denn man hat bei der Aufklärung keinen ärgern Widerſacher, als — die Frömmelei. Das ganze Weſen hat ſo eine heilige Mine, und die, welche es unterſtützen, vermummen ſich ſo unter dem **Rocklor der Ehre Gottes**, daß man gleich Gefahr läuft, für einen Religionsſpötter und Gottesverächter ausgeſchrieen zu werden, ſo bald man nur anfängt, es aufzuräumen.„

„Bei jeder Gelegenheit ſuchen Sie daher Theodorn Frömmelei und Pietiſterei recht in ihrer verächtlichen Blöſſe darzuſtellen. Ich hoffe zwar, daß der Religionsunterricht, welchen er empfangen ſoll, ihn allein ſchon vor ſelbiger werde verwahren können müſſen: aber es iſt Ihnen

wie mir bekannt, daß dieſer fanatiſche Geiſt
tten in unſerm aufgeklärtſeinſollenden Jahr-
ndert hier und da wieder ſein Haupt empor
e. Es wäre von der ganzen Menſchheit zu
ammern, wenn es ihm gelingen ſollte, das
t wieder auszulöſchen, welches wahre Philo-
hie, Studium des Menſchen, Exegeſe des
en Teſtaments und — Preßfreiheit, ver-
den mit unermüdetem Eifer nach Wahrheit
mit Duldergeiſt, der endlich über alle Ver-
erungen ſiegte, ſeit dreiſſig Jahren angezün-
haben und das eben jetzt erſt im ſchönſten
sbruch iſt. Wer die Geſchichte ſtudirt hat,
für nichts Bürge. Was die Weiſen ein
hrhundert hindurch erbauten, hat der
natiſmus oft in einem Jahre wieder zer-
rt. Auſſer der Peſt kenn' ich nichts, das ſo
ſteckend wäre, als er. Mir iſt dis auch
ſerſt erklärbar. Was das Volk betrift, ſo
bekannt, daß ſolches einen auſſerordentlichen
ng zur Sinnlichkeit habe. Dieſem iſt der
natiſmus aber weit willkommner, als die
e Vernunft, die ihm nichts vorſchwärmt
die Fantaſie nicht mit Bildern amüſirt.
h überhebt das frömmelnde Weſen der Mühe
enken; und jeder weiß, wie viel Ungemäch-
keit der groſſe Hauſe dabei finde, wenn er

denken ſoll. Es bedarf warlich nur einiger beredten Schwärmer, ſo iſt das Volk bald hingeriſſen. Und, was die Höfe anlangt — wiſſen Sie nicht, Freund, daß der Hof binnen acht Tagen wird, was der Fürſt iſt? Gelingt es dem Schwärmer nur, dieſen für ſich eingenommen zu machen, der Höflinge wegen darf er gar nicht bange ſein. Was ſollen alsdann die wenigen Weiſen und Denker thun? Im Flus ſind ſie nun einmal. So ſchwimmen ſie zwar eine Zeitlang gegen den Strom, ſehen aber bald ein, daß ſie dadurch den Strom nicht aufhalten mögen, und ſuchen irgendwo eine kleine Bai oder Bucht am Ufer, wo ſie fluthfrei ſind. Wie es aber zugehe, daß auch Fürſten zuweilen ſich zur Frömmelei, Andächtelei und Pietiſterei neigen und daß Schwärmer ſie an ſich ziehen, darüber will ich Ihnen jetzt meine Gedanken ſagen.“

„Von dem Fall will ich gar nicht einmal reden, daß ein Fürſt ſchon dazu erzogen werden könne. Wenn dis iſt, ſo iſt die Sache wenigſtens eben ſo natürlich, als es iſt, daß ein Fürſt ſchon zum Soldaten oder Jäger erzogen werden könne. Und wenn dann unter ſeinen künftigen Räthen noch ein Weiſer iſt: ſo muß dieſer es durchzuſetzen ſuchen, daß der Herr,

ie er die Regierung antritt, noch bei guter
eit auf Reiſen gehe. Dis iſt das einzige Mit-
l vielleicht, ihn noch umzuſtimmen, und da-
rch die geſunde Vernunft in ſeinem Lande zu
tten. Ich denke mir aber auſſer dieſem Fall
h drei andere. Ein Fürſt iſt eben ſo ein
enſch, wie andre. Einzelne Meinungen
d ganze Siſteme bahnen ſich eben die Wege
ſeiner Seele, welche ſie ſich zu andern
enſchlichen Seelen bahnen und gelangen auf
en denſelbigen in ſie. Der Weg, auf welchem
chwärmerei und Andächtelei in andere menſch-
he Seelen gelangen, iſt **Mangel an Licht,**
ngeübtheit im Denken und Unluſt zum
enken. Ein unaufgeklärter Fürſt, ein Fürſt
r nicht denkt, kann alſo eben ſo leicht von
chwärmern und Fanatikern hingeriſſen wer-
n, wie jeder andere unaufgeklärte und nicht-
nkende Menſch. Und kein Wunder, wenn
der Fanatiker an ihn macht. Dabei iſt ja
it mehr Ehre und Geſchrei für ihn, wenn
Fürſt ſein Proſelit wird, als wenn es tau-
d andre werden; und er weiß ja ohnehin
ch, daß ſobald es dieſer nur iſt, tauſend an-
e es auch bald ſind. Den zweiten Fall, daß
Fürſt Andächtler werden könne, denk' ich
r alsdann und zwar als ſehr natürlich, wenn

er

er in jüngern Jahren den Freigeiſt *ohne Gründe* gemacht hat. Er ward alſo nicht dazu erzogen; man brachte ihm vielmehr die gewöhnlichen Religionsideen bei. Durch Umgang und Lektüre bewogen warf er hernach dieſe weg und ſammlete ganz entgegengeſetzte, die er aber keinesweges zur *Ueberzeugung*, ſondern nur zur *Lebhaftigkeit* brachte. So lange ſein männliches Feuer dauerte, erhielten ſich dieſe in ihrer Lebhaftigkeit fort. Nun wird er älter. An die Stelle der abgehenden Lebhaftigkeit ſeiner freien Ideen ſollten nun die Gründe derſelben treten und den ganz alten gewöhnlichen Ideen die Spitze bieten. Gründe aber hat er nicht. So erwachen nun in ihm die erſten gewöhnlichen Religionsideen wieder. Da entſteht in ſeiner Seele Kampf und Streit; und das Final davon? *Niederlage der Vernunft!* Er wirft ſich vor, zu wenig geglaubt zu haben und — glaubt nun zu viel, um wieder gut zu machen, und kehrt nicht nur gänzlich zu den erſten Ideen zurück, ſondern übertreibt dieſe ſogar und — *wird Andächtler.* Lieber Rathe, diß iſt ſo ein Beitrag zur Erklärung der Bekehrungsgeſchichte manches verſtorbenen Fürſten, von deſſen Freigeiſterei erſt, und hernach von ſeiner Rechtgläubigkeit in der Geſchic-

hte ſo viel Geſchrei war. Doch, hier dürfte
wohl noch ein andrer Beitrag dazu ſein.
kann für einen Menſchen, der ſich in der
end allen möglichen Ausſchweifungen über=
in höhern Jahren willkommner ſein, als
ndächtelei? Iſt dieſe nicht das ſanfteſte
ebette, worauf ſich die erſchöpfte Wol=
noch ausſtrecken mag? Alſo — dritter
— — „

„Ich verabſcheue die Andächtelei und Fröm=
i aus den Innerſten meiner Seele, weil ſie
öchſte Immoralität mit ſich führt. Bei
lben kann man erſt die gröſſere Hälfte des
as in allen Laſtern zugebracht haben und ſich
ach mit ihr tröſten. Das iſt aber ſchänd=
und kehrt die ganze Natur des Menſchen um.
der kann ſich tröſten, der in der zweiten
ern Hälfte des Lebens auf ausgeübte
end in der erſten gröſſern zurück ſehen
, und man muß dem Menſchen alle Hof=
benehmen, ohne lebenslange Rechtſchaf=
it im Alter und im Tode ruhig werden zu
en. Das iſt mein Grundſatz und nur
dieſem kommt man in den Himmel.
ſt mit der Andächtelei verträgt ſich aber
noch jedes Laſter. Bei dem de= und weh=
igen Gefühl ſeines Verderbens ſchreibt

man alle die heftigſten Ausbrüche ſeiner Leidenſchaften auf dieß Verderben, und denkt nicht an ſeine wahre Beſſerung. Man macht die Auſſenſeite heilig und läſſt das Innere voll Greuel; gerade ſo, wie es die machten, welche die Schüſſeln ſo oft ſcheuerten und mit getünchten Gräbern verglichen wurden. Von Menſchenliebe, die allein ein reiner und unbefleckter Gottesdienſt iſt, wiſſen die Frömmler auch nicht viel. Man lebt, wie man will, genieſſt jede Wolluſt, wie man will, und wirft ſich hernach dem lieben Heilande in die Arme und betet und ſingt dazu; ſo iſt alles wieder abgethan. Was mich aber am meiſten wider alle Andächtelei und Pietiſterei aufbringt, iſt dis: — daß ſie den Menſchen träge macht. Unter allen Seelenkräften ſpannt ſie nur die Einbildungskraft hinauf, die übrigen alle aber herunter. — Da iſt lauter Gnade, lauter fremdes Verdienſt, lauter unmittelbare Einwürkung. Bei alle der Gnade nun läſſt der Menſch ſeine eigene Natur unbenutzt; bei allem fremden Verdienſt bekümmert er ſich um kein Selbſtverdienſt und lebt unnütz für die Welt; bei alle der unmittelbaren Einwirkung denkt er nicht daran, auf ſich ſelbſt zu wirken und an ſich ſelbſt zu arbeiten. Der ganze Menſch, wie geſagt, erſchlaft — bis auf ſeine Fantaſie. Das iſt aber wider alle Beſtimmung der Menſchen. Dieſe iſt einzig und allein edle **Selbſtthätigkeit**. Dazu müſſen beſtändig alle ſeine Kräfte angeſtrengt werden; denn hierdurch allein bildet er ſich aus; hierdurch allein wird ſein **Leben Segen**. Immer muß man ihm zurufen — **rühre dich, arbeite, leiſte — verlaß dich nicht auf fremdes Verdienſt, es geht dir ſonſt wie der Krähe mit fremden Federn — nur was Du ſäeſt, wirſt Du erndten — deine Werke, DEINE Werke folgen dir** nach . . . „

„Darum wehren Sie, wehren Sie, daß Theodor als Fürſt jemals Andächtler werde! Von einem Fürſten wird verlangt, daß er unermüdet thätig ſei, ſich um alles im Lande bekümmre, allenthalben die Hand mit im Spiel habe, Kameral- und Finanzlektüre treibe, und die groſſe Wiſſenſchaft, ſein Volk glücklich zu machen, immer mehr von Grundaus ſtudiere; nicht aber — daß er in alle Betſtunden gehe, über Andachts- und Erbauungsbüchern und goldnen Herzenskäſtlein ſitze und dazu die Hände, welche das Ruder führen ſollen, in den Schos lege. Dis letztere iſt ein Leben, daß ſich keineswegs für regierende Herrn, ſondern für Madam Hanna gottſeligen Andenkens ſchickt. Wenn die Unterthanen eines ſolchen irregeführten Fürſten dächten, wie ich: ſo müßten ſie ſich aufmachen, und die Schurken und Mammelucken, welche ihren Herrn ſo einſchläfern und einſingen, zum Lande hinausjagen, — und wenn ſie auch die Tonſur trügen. Sie ſind die Böſewichter, welche ihnen den Vater rauben und ſein Herz von ihnen abwendig machen . . . „

„Meine eigentliche Religion iſt folgende — glaube ein oberſtes Weſen als Schöpfer und Regierer der Welt — verehre daſſelbe durch Weisheit und Tugend — lebe unſträflich und thue um dich her ſo viel Gutes, als du kannſt, auf daß du auch jenſeits des Grabes noch glücklich ſein mögeſt. . . . Dis ſoll denn nun auch einzig und allein Theodors Religion werden. Sagen Sie ihm vor der Hand nichts von Judenthum, Chriſtenthum, Türkenthum u. ſ. w. „

„Führen Sie ihn jetzt gleich zur Erkenntniß des ewiggroſſen Weſens, in welchem wir den unſichtbaren Schöpfer des Weltalls anbeten. Laſſen Sie ihn das Daſein deſſelben aus der Regelmäſſigkeit der Natur abſtrahiren, und wählen ſen Sie zur erſten freiwilligen Erweckung der Idee von Gott in ihm einen Gegenſtand oder **ein** Ereignis der Natur wobei viel Beobachtungen von Ordnung, die ins Unermesliche geht, ſich zuſammendrängen. Beleben, erwärmen, durchdringen Sie ihn nach und nach ſo mit dem Gedanken an Gott, daß er Gott allenthalben ſehe und allenthalben höre. Fragt er, **wer Gott** ſei: ſo antworten Sie ihm — **er iſt das Weſen der Weſen, die Kraft der Kräfte, der Vater von allem, Alles in allem, das Leben, das Licht.** Bringen Sie ihm von dieſem Gott die erhabenſten und **tröſtlichſten** Begriffe zugleich bei. Erfüllen Sie gleich anfangs ſeine junge Seele mit der reinſten Hochachtung und mit der kindlichſten Liebe gegen ihn. Nichts furchtbares, nichts ſchreckenerregendes miſche ſich in ſeinen Glauben an Gott. Gott werde und bleibe in ſeinen Augen ein **weiſer und guter Vater, der** ſeine Seligkeit und ſeine überſchwenglichen **Freuden gern mit allen ſeinen Kindern** theilt. Lehren Sie ihn die anbetenswürdige **Weisheit** dieſes Urweſens recht kennen. Weiſen Sie ihn bei allen Einrichtungen im Groſſen und im Kleinen auf dem Erdboden nach ihr hin. Wandeln Sie zuweilen mit ihm in jenen unendlichen

lichen Räumen, in den Gefilden des Himmels, und weihen Sie ihn da, durch Betrachtung jener zahlloſen Sonnen und Welten, erſt recht in die Geheimniſſe der göttlichen Weisheit ein. Bei allem aber, was Gott ſchuf und ordnete, ſei immer ſein erſter und letzter Blick auf das **Wohlthätige** darinn gerichtet. Alle jene aus dem Judenthum herſtammende Begriffe von Beleidigung, Zorn und Rache Gottes, von Genugthuung und Verſöhnung, über die wir uns ſo oft geärgert haben, fallen natürlicherweiſe weg. Denn ſie ſetzen Gott nicht nur unter die Gottheit, ſondern ſogar unter die beſſere Menſchheit herab. Kein guter Menſch geht einmal ſo mit ſeinen Thieren und noch weniger mit andern Menſchen um, wie Gott nach ſelbigen mit uns handeln ſoll. Machen Sie es Theodorn zur Pflicht, in der Erkenntnis Gottes ſein ganzes Leben hindurch zu wachſen. Sagen Sie ihm, daß alle gute und edle Kenntniſſe des Menſchen ſich in dieſer koncentriren, und daß der Menſch recht eigentlich zu ihr geſchaffen ſei. Die **Verehrung** Gottes werde ſein ſeligſtes Geſchäft; aber eine Verehrung, wie jener Vortrefliche ſie empfahl — im Geiſte und in der **Wahrheit**. Laſſen Sie ihn recht das Sinnloſe in jener Verirrung des menſchlichen Verſtandes fühlen, den oberſten Geiſt durch leere Aeuſſerlichkeiten und bloſſe Ceremonieen verehren zu wollen. Seine ganze Seele, durch Gottes Weisheit und Güte entzückt, ſtrebe nach Aehnlichkeit mit Gott, und ahme ihm bei allen ihren Geſinnungen, Vorſätzen und Handlungen in ſeiner Weisheit und Güte nach. Dis ſei die Gottesverehrung, welche er lerne, der er lebenslang ergeben ſei und durch die er ſich auf jene Welt bereite. Lehren Sie ihn, daß nur ein einziger Weg für den Menſchen da ſei, Gott wohlgefällig zu werden; — nehmlich die Anwendung unſrer Kräfte zum Guten oder eine treue Erfüllung aller unſrer Pflichten. Richten ſie zwiſchen ihm und der Tugend einen felſenfeſten, ewigen Bund auf. Zeigen Sie ihm, wie jede Abweichung von derſelben den Menſchen unglücklich mache, und wie hernach nur eine ſchnelle Rückkehr zu ihr wieder im Stande ſei, ihn zu retten. Schlechterdings lerne er glauben, daß der Menſch ſein eignes wahres Heil ſich ſelbſt ſchaffen, aus ſich ſelbſt nehmen und ſich ſelbſt zu danken haben müſſe; damit er unaufhörlich an der Veredlung ſeines Herzens arbeite, ſich nicht auf fremdes Verdienſt verlaſſe, ſondern eignes Verdienſt erlange, und ſich nicht hinter einem andern Herrlichen verbergen müſſe, wenn Gottes Blick auf ihn fällt, ſondern ſelbſt ein herrlicher Menſch werde.„

„Bei Beobachtung ſolcher Rechtſchaffenheit auf allen Seiten führen Sie ihn alsdann durch den Glauben an die göttliche Fürſehung zur Ruhe. Dis werde ein rechter Hauptartikel in ſeiner Religion, daß das oberſte Weſen nicht etwa blos die Exiſtenz der Welt bewirkt und ſie hernach ſich ſelbſt überlaſſen habe; wie ein andrer Baumeiſter, der, wenn er das Gebäude aufgeführt hat, es ſtehen läſſt und davon geht; ſondern daß Gott auch ewig in die Welt fortwirke und unaufhörlich in ſie einflieſſe, daß ohne ihn, nicht das geringſte geſchehe und daß ſeine Direktion alles zu dem Ziele der höchſten Vollkommenheit leite, deren dieſe Welt fähig iſt. Dieſer Gedanke iſt mir zu allen Zeiten ganz unausſprechlich ſanft und beruhigend geweſen, und ich gäbe ihn für die ganze Welt nicht hin. Theodor lerne ihn eben ſo ſchätzen und ſegnen. Abſtrahiren Sie ihm denſelben zuförderſt aus der immerfortdauernden Ordnung der Natur. Die überaus meiſterhafte Oekonomie derſelben, die nicht nur einſt da war, ſondern auch ſo viel Jahrtauſende hindurch fortgeführt

führt worden iſt und doch nur auf ſo einfachen Grundſätzen beruhet, werde ihm Bürge für die Wahrheit deſſelben. Machen Sie ihn beſonders auf ſolche Ereigniſſe in der Natur aufmerkſam, die offenbare Anomalien von der Regel ſind, und die doch am **Ende** ſogar die Regel befeſtigen und die zerrüttete Ordnung wiederherſtellen. Verbinden Sie mit der Natur die Geſchichte der **Völker**, dieſe unzuverweiſende und unzuverkennende Zeugin der göttlichen Regierung, und laſſen Sie ihn auf jedem ihrer wichtigern Standörter einen Ruhepunkt ſuchen, wo er den Glauben von dem allwaltenden Gott recht in Ueberzeugung und Empfindung verwandle. So erkenne und fühle mein Theodor auch als **Fürſt** einſt ſeine Abhängigkeit von **Gott**, und trage als **Regent** eines **Volks** ſein Schickſal in die Hände des oberſten **Regierers** der **Welt**. Das werden gewiſſenhafte, gerechte und leutſelige Fürſten, in denen ſolche Gefühle und Geſinnungen gleich von den Jünglingsjahren an leben und weben. Dieſe gehen denn auch mit ihren ins Groſſe einſchlagenden Unternehmungen bedächtlich und leiſe zu Werke, haben den Dünkel nicht, durch ihre eingeſchränkte Macht Dinge, die nun einmal nicht geſchehen ſollen, dennoch durchſetzen zu wollen und machen nie im vergeblichen Kampf gegen die Schickung ihrer Unterthanen Gut und Blut zu Schlachtopfern. Zum Grauſen für die arme ſo ſchon genug geplagte Menſchheit fehlte es nie an ſolchen übermüthigen Herrſchern, die ſich einbildeten, daß ihnen nichts unmöglich ſei, daß ſie den Lauf der Dinge abändern könnten, und daß ſie nur ſprechen dürften, damit alles geſchehe, und nur gebieten, auf daß alles da ſtehe. Aber ihr Hochmuth ward von jeher gar jämmerlich zu Schanden und ſie machten ſich ſelbſt zum Spott der Völker. Theodor, ſo oft er etwas unternehmen will, ſoll zwei Fragen an ſich thun. Erſtlich — ob es überall gut und löblich und mit Gottes Abſichten und Beſtimmungen für die Menſchheit übereinſtimmend ſei. Und dann — ob auch jetzt Zeit dazu ſei, es glücklich auszuführen. Iſt das letztere nicht: ſo ſoll er davon ablaſſen und glauben, daß die Fürſehung einen andern Zeitpunkt dazu erkohren habe, im welchem es gewis bewerkſtelligt werden wird. Immer ſoll er bedenken, daß er nur eins von den ſtärkern Werkzeugen ſei, durch welche der oberſte Regierer ſeine Abſichten ins Werk ſetzen will, und daß es, ſobald dieſer das Komm wieder Menſchenkind zu ihm ſpricht, um alle ſeine Hoheit, Macht und Gewalt gethan ſei."

"Bei feierlichen Anläſſen ſoll er ſich nicht ſchämen, mitten unter ſeinem Volk zu knieen und gegen das oberſte Weſen ſeine innigſte Devotion durch eben die Zeichen an den Tag zu legen, durch welche die Natur ſie durchgängig ausdrückt. Wenn er einſt ebenſo wie ſeine Bürger, Bauern, Taglöhner und Hirten ſogar zu Staub vor Gott werden müßte: ſo wird es nicht wider ſeine Hoheit ſein, ſich ſchon vorher ebenſo, wie ſeine Bürger, Bauren, Taglöhner und Hirten, vor Gott bis in den Staub zu demüthigen. Ich ſtelle nichts auf Aeuſſerlichkeiten; das hab' ich denn aber doch aus Erfahrung geſehen, daß das Beiſpiel eines ſich ſo öffentlich vor Gott demüthigenden Fürſten ganz unbeſchreibliche Eindrücke auf ſein Volk mache."

"Ich erinnre mich eines ſolchen Vorfalls, als ich einmal von einer ſehr ſchweren Krankheit geneſen war, in der meine Aerzte mich ſchon völlig verlohren gegeben hatten. Ich hatte dermalen einen ſehr wackern Hofprediger, der ganz aus dem Innerſten ſeines Herzens in das Innerſte der Herzen ſprechen konnte. Dieſen erſucht' ich, daß er, wenn er mich zum erſtenmal wieder im Tempel erblickte, mir die Pflichten öffentlich vorhalten mögte, welche ein wiedergeneſener Fürſt Gott und ſeinem Volk ſchuldig iſt. Der Mann that dis auf eine überaus vortrefliche und männliche Weiſe. Durch eine ganz unerwartete Wendung, die er am Ende ſeiner Predigt nahm, forderte er erſt die ganze Gemeine zur frommen Freude darüber auf, daß ſie ihren Fürſten wieder in ihrer Verſammlung ſähen, der ihnen ſo viel Gutes erzeigt habe und nun noch mehr Gutes erzeigen würde und die Ehre davon Gott allein überlieſſe. Sodann führte er mich betend ein, und ließ da mich ſelbſt mir alle die Pflichten ſagen, die ich nun als ein wider alle Erwartung vom Siechbette wiederaufgeſtandener Fürſt auf mich hätte. Er ſprach mir ganz aus der Seele, und riß meine Empfindungen ſo hin, daß ich, ohne mich deſſen deutlich bewuſſt zu ſein, während des Gebets auf meine Kniee fiel und meine Arme gen Himmel ausſtreckte. Kaum hatt' ich dis gethan, ſo lag die ganze Gemeine ebenſo, wie ich. Wahrlich, einen feierlichern Anblick hatte ich nie gehabt. Die Stille, welche dabei im Tempel war, die hohe Andacht vor Gott, welche ſich auf allen Geſichtern zeichnete, kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Heilige Schauer des Lebens und des

Todes ſchienen von mir auf meine Bürger hinzuſchweben, und von meinen Bürgern wieder auf mich zurückzuſchweben. Hernach betete der wackere Geiſtliche noch ein Gebet voll Geiſt und Salbung ſtatt des wäſſerichten Kirchengebets aus dem Herzen für mich und ſein Vaterland. Alle, wie wir da lagen, blieben wir liegen. Er betete lange; aber er hätte noch zehnmal länger beten mögen, ſo würde die ganze Gemeine des Betens nicht müde geworden ſein. Eine ſo edle, ſo anhaltende Erhebung aller Herzen zu Gott muſſte kaum in irgend einem Tempel ſchon ein Beiſpiel gehabt haben. So lange das Gebet währte, waren alle Blicke gen Himmel gerichtet, und ſo, wie das Gebet aufhörte, fielen alle Blicke auf mich und blieben an mir hangen. Seliger als Fürſt hab' ich mich nie gefühlt, denn in jenen Augenblicken. Da war mir, als göſſen Himmel und Erde Segen, Friede und Freude über mich aus. Ich war wie begeiſtert, und blieb noch eine Zeitlang in der Lage, als der Geiſtliche ſchon von der Kanzel ging; aber — wenn doch irgend ein Menſch aus der ganzen Gemeine ſich eher von der Erde erhoben hätte, als ich!

„Noch ein ähnlicher Vorfall fällt mir ein. Nach dem letzten Kriege, der ſo unſägliche

Drangſale für dies Land mit ſich führte, verordnete ich ein auſſerordentliches Friedensdankfeſt. Ich ließ, weil ich die Kraft gedankenreicher und melodiöſer Geſänge auf das menſchliche Herz kenne, ein vortrefliches und ſeelenerhebendes Lied auf den Gegenſtand des Tages verfertigen und viel tauſend Exemplare davon austheilen. Es ward zum Beſchluß des Gottesdienſtes **ohne Trompeten und Pauken** geſungen. Alle unſre Seelen waren durch den rührenden Vortrag des ebenerwähnten Geiſtlichen ſchon in die ſtärkſte Bewegung geſetzt. Nun kam der herrliche Geſang dazu. Beim zweiten Verſe ſchon konnt' ich mich der Thränen nicht mehr enthalten. Beim dritten ſanken meine Füſſe unter mir hin. — Sagen Sie nicht, lieber Rothe, daß ich auch Anlage zur Schwärmerei hätte. Nein! Aber **hohes Gefühl** für menſchliche **Glückſeligkeit** hab' ich; dankbares **Gefühl** für die Güte **Gottes** hab' ich. Dieſe beiden vereinigt ſchufen an jenem Tage die erhabenſte Andacht in mir, deren meine Seele nur fähig iſt. Meine Bürger ſahen mich kaum ſo, ſo ahmten ſie mir alle nach. Und nun konnte man recht hören, wie die Andacht von Augenblick zu Augenblick ſtieg. Langſamer, ausgedrückter, feierlicher, drang- und ſeelenvoller habe hab' ich in meinem ganzen Leben nicht ſingen hören."

„Genug, ich habe mich feſt davon überzeugt, daß unter allen guten Beiſpielen, die ein Fürſt geben kann, keins ſo ſtark auf ſein Volk wirkt, als — das Beiſpiel ſeiner **Demüthigung vor Gott.** Dis kommt davon her, daß man mit der Idee von uns ſo äuſſerſt überſpannte Begriffe verbindet. Betrachtete man den Fürſten mit blos natürlichen Augen; hielte man ihn nur für das, was er iſt, nehmlich — für den erſten Bürger im Staat, dem die übrigen alle die geſetzgebende und richtende Gewalt übertragen haben: was wär' es alsdann mehr, wenn man den erſten Bürger mit den übrigen Bürgern knieen ſähe? Aber — ſeitdem man uns GOETTER DER ERDE nannte, muſſte es allerdings den Leuten ſelt- und wunderſam vorkommen, wenn ſie einmal auch einen Gott AUF DEN KNIEEN fanden. Wir Götter werden hungrig, wenn der Mittag kommt, wie unſer niedrigſter Unterthan; werden müde gegen Abend, wie die Taglöhner; runzeln ein, wenn wir alt werden, wie die Bauern; müſſen unſer Schloß räumen, wenn uns der Tod ruft, wie der Bettler ſeine Hütte.

O welch eine Götterſchaft, deren Final die Verweſung iſt! Wer weiſe iſt, thut auf ſie Verzicht, ſobald ihm der erſte Zahn wehthut. Dennoch war ſie im Stande, manchem meinesgleichen das Gehirn zu umnebeln, und ihn, ſo oft er vor dem Spiegel ſtand, einen groſſen Strahlenſchweif um ſein Götterhaupt — den künftigen Todtenkopf — ſehen zu laſſen. Fürſt Hans, mein Grosgrosvater, muſſte einen dergleichen äuſſerſtgroſſen Strahlenſchweif — — ſo ungefähr, wie der Apoſtel Johannes im Evangelienbuche auf dem Holzſchnitt hat, von dem es hieß, dieſer Jünger ſtirbt nicht, — — um ſich her zu erblicken pflegen; denn ſein Kammerdiener fiel darüber in Ungnade bei ihm, daß er mit ihm vom Tode geſprochen hatte, und er hielt es für reſpektwidrig, daß mit einem groſſen Herrn darüber geſprochen würde. Rothe, Rothe, was die Leute doch manchmal für Thoren werden können! — —“

„Ueberhaupt machen Sie meinen Theodor zu einem recht eifrigen Verehrer des Gebets. Ohne beſtimmte Betſtunde und ohne bepolſtertes Betbänkchen, wie Prinzeſſin Anne hat und hält, lerne er fleiſſig in ſeinem Kämmerlein einſam und im verborgenen beten. Dis ſein Kämmerlein werde vorzüglich jene liebe Einſiedelei im Walde, in die der Vater auch ſieht. Ich kenne die Schwächen des menſchlichen Herzens und weiß kein beſſeres Korroborans für ſie, als — das Gebet. Fürſten ſind auch Menſchen und haben dieſelben Herzensſchwächen. Dennoch ſollen ſie aber an Herzensſtärke andre übertreffen. Wer ſollte alſo das Gebet inniger lieben, eifriger treiben, als ſie? Sehr oft hab' ich meine Betrachtungen darüber gehabt, daß, ſo unendlichverſchieden die Religionsbegriffe der Weltvölker waren, dennoch bei ihnen allen das Gebet von jeher in Anſehen ſtand. In den übrigen heiligen Feierlichkeiten und Solennitäten wichen ſie von einander ab; in dieſer aber kamen ſie alle überein. In der That ein evidenter Beweis, daß jeder geſunde Menſchenverſtand die Kraft des Gebets anerkenne! Wunderkräfte im eigentlichen Verſtande ſtatuire ich überhaupt nicht; am wenigſten beim Gebet, wo man die groſſen Wirkungen, welche es auf die Seele hat, auf das allernatürlichſte erklären kann. Aber viel, viel vermag das Gebet des Gerechten, wenn es **ernſtlich** iſt, auf **den Gerechten ſelbſt**. Iſt ein bloſſer Gedanke an den Weltſchöpfer ſchon im Stande, die

Seele, welche er ergreift, zu heiligen: wie vielmehr eine feierliche, fortgeſetzte Sammlung, Erhebung und Richtung der ganzen Seele auf ihn! Ich habe es während meiner Regierung beſonders alsdann gebraucht, ſo oft ich etwas für die Wohlfarth meines Volks unternehmen wollte, das ins Groſſe ging; und da kann ich denn das Zeugnis für ſelbiges ablegen, daß es unter allen Seelenkorroborätiſen das probateſte ſei. Ich bekam dadurch jederzeit einen Grad von Attention und von Religionsſtärke, den ich vorher nicht gehabt hatte.“

„Ich eile zu dem Ende des Religionsunterrichts, den Theodor empfangen ſoll. Tragen Sie ihm nun auch bald die erhabene Lehre von der menſchlichen Seele und von ihrer Unſterblichkeit vor. Dis iſt diejenige, welche er auf das innigſte glauben ſoll; denn ſie allein macht den Menſchen erſt ganz gut und groß. In der Natur um uns her hab' ich keinen Beweis von der letztern gefunden. Weder die in jedem Lenz wiederauflebende Pflanzenwelt, noch der Schmetterling thun dem wahren Philoſophen in dieſer Hinſicht genug. Die Eiche, welche tauſend neue Lenze verlebt hat, verdorrt endlich doch, und der Schmetterling ſtirbt auch. Recht genau den letztern mit uns verglichen iſt der Raupenſtand nicht einmal ein Bild dieſes, und der Schmetterlingsſtand jenes Lebens; ſondern jener iſt nur ein Bild unſrer Jugend in dieſem Leben, und dieſer nur ein Bild unſers männlichen Alters in dieſem Leben. Es wundert mich, wie irgend ein philoſophiſcher Kopf, der auch nur das A B C der Naturkunde wuſſte, dieſe wahre Parallele habe überſehen können. **Wer aber von der Natur auch nicht einmal die Buttervögel kennt, der ſollte aus ihr auch nicht argumentiren wollen.** Inzwiſchen kommt es mir auch faſt ungereimt vor, **von der Natur um uns her zu verlangen,** daß ſie einen Beweis für die Unſterblichkeit unſrer Geiſter reichen ſoll. Iſt dieſe denn nicht durch und durch **Körperwelt?** Alſo für **den Untergang** unſers **Körpers** mag ſie wohl Millionen Beweiſe haben; aber für **die Fortdauer** unſers Geiſtes kann ſie auch nicht einen einzigen haben. Wie kann man denn Dinge mit einander vergleichen und ihre Eigenſchaften aus einander beweiſen wollen, die einander ſo äuſſerſtunähnlich ſind, als — Geiſt und **Körper?** Eher wollte ich Ihnen den Rath geben, bei Beweiſung der Lehre von Unſterblichkeit der menſchlichen Seele für Theodorn zur **Geſchichte** Ihre Zuflucht zu nehmen, als zur

Natur. Ich meine nicht, daß Sie ihm von wiederauferſtandenen Menſchen vorerzählen ſollen; dis wäre mehr ein Beweis für die Sterblichkeit als für die Unſterblichkeit der menſchlichen Seele. Aber darin liegt doch wirklich etwas, daß die Weltgeſchichte uns ſagt, daß die Völker durchgehends, früher oder ſpäter, dunkler oder klärer auf den Glauben an einen künftigen Zuſtand des Menſchen nach dem Tode gekommen ſind. Was ſie ſich dabei gedacht, unter was für Bildern ſie ſich ihn vorgeſtellt haben, daran liegt nichts. Die Verſchiedenheiten hierin ſchuf blos ihr verſchiedener Grad von Verſtandeskultur, ihr Nationalkarakter, ihre Regierungsform, ihre Lebensart, ihr Klima. Aber — daß ſie doch alle etwas darüber gedacht, geglaubt und geahndet, daß jedes ſein eigenes Bild dazu hat — — hierin liegt, deucht mich, viel. Erwägt man nehmlich, daß viele von dieſen Völkern gar kein Kommerz mit einander getrieben, gar keinen Zuſammenhang unter ſich gehabt, ja ſogar einander nicht einmal gekannt haben: ſo haben ſie auch einander die Idee von Zukunft der Menſchheit nicht mittheilen können, ſondern jedes derſelben muß ſie ſelbſt gefunden haben. Eine ſolche Idee nun aber, auf die man unter allen

Himmelsſtrichen und in allen Zeitaltern aus ſich kommt, gehört in meinen Augen recht im eigentlichen Verſtande unter die von Gott geoffenbarten und unter die unzubezweifelndſten; denn jeder kommt darum auf ſie, weil ſie ihm ſo nahe liegt, und jedem liegt ſie blos darum ſo nahe, weil er ſie nicht verfehlen ſoll. Kurz, der Menſch muß ſich ſelbſt der einzige Beweis der Unſterblichkeit ſeines Geiſtes ſein, und daher muß es gekommen ſein, daß alle Weiſe, die den Menſchen beobachteten, an Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes glaubten. Und auf dieſem Wege führen Sie auch meinen Sohn zum Glauben an die Zukünfte jenſeits des Grabes. Lehren Sie ihn erſtlich den wahren Werth aller Dinge, die den Menſchen umgeben, kennen; lehren Sie ihn hernach den wahren Werth des Menſchen ſelbſt kennen. Zeigen Sie ihm, wie die ganze übrige Schöpfung auf der Erde ſich im Menſchen gleichſam koncentrire, und wie es offenbar ſei, daß alles andre um ihn her nur Mittel, er aber der Zweck von allem ſei. Beweiſen Sie ihm dis nicht nur daraus, daß er alles andre in Genus für ſich verwandle, ſondern vorzüglich daraus, daß er alles andre beobachte, unterſuche und erkenne; daß er der einzige ſei, dem die Ordnung Ordnung und die Schönheit Schönheit iſt, und der ſich durch das Gefühl derſelben zur Empfindung Gottes erhebe. Laſſen Sie ihn alsdann ſehen, wie der Menſch, der Zweck aller Erdenſchöpfungen Gottes, ſo unausſprechliche Anlagen zur Vollkommenheit habe, die ewiger Ausbildung fähig ſind. Setzen Sie hinzu, daß die wahre Weisheit zwar Mittel aufgebe und ſie gegen andere vertauſche, daß ſie aber nie den Zweck fahren laſſe; daß es mithin wohl mit der Weisheit Gottes übereinkomme, den Menſchen aus Welt in Welt zu leiten, und ihn, wenn er eher ſchon durch Beobachtung der Erde ſeinen Geiſt zur Erkentnis der Schönheit und Ordnung eingeweiht hat, irgendwohin anders zu führen, wo er noch höhere Ordnung und Schönheit kennen lerne; aber daß es ganz und gar nicht mit der Weisheit Gottes zu vereinigen ſei, das Daſein eines Weſens, das noch ſo unendlich vervollkommnet werden kann, durch den Tod abzubrechen und ſolchergeſtalt ganz abſichtlos den Anfang ſeiner Ausbildung unternommen zu haben. Auf dieſem Wege wird Theodor am ſicherſten zum Glauben an ſeine Zukunft gelangen; und wenn ihn einmal dieſe Art der Demonſtration deſſelben recht durchdrungen hat: ſo wird ihm hernach jeder neue Wachsthum in Erkentnis des Wahren und in Ausübung des Guten ein neuer Beweis der Unſterblichkeit ſeines Geiſtes werden. Unmittelbar aber an den Glauben des künftigen Lebens ketten Sie für ihn den Gedanken, daß er dort nur in der Maſſe glücklich ſein werde, in welcher er hier weiſe und gut zu werden ſich beſtrebt hat. Hierdurch werde ihm jener Glaube erſt recht wohlthätig; hierdurch fühle er ſich am ſtärkſten angetrieben, einer der edelſten Fürſten zu werden. Lebenslang ſei ihm unter allen Vorſtellungen dieſe die deutlichſte und öfterſte — daß **gute Fürſten** in jener Welt noch geſchätzt ſein und an den Seligkeiten derſelben den den gröſten Antheil haben werden, daß aber **ſchlechte Fürſten** in ihr die Verachtung der ganzen Menſchheit tragen und elender einſt daran ſein werden, als es der Nachtwächter ſein wird, **der hier doch wenigſtens die Stunden richtig** abrief . . ."

„Dis, lieber Rothe, iſt das zwar kurze, aber doch vollſtändige Religionsſiſtem, welchem mein Theodor lebenslang zugethan ſein ſoll. Es iſt das Siſtem der Naturreligion. Dis lehren Sie ihn; hierin ſetzen Sie ihn feſt; alles andre laſſen Sie weg. Denn — es macht nur intoletolerant. Wenn er daſſelbe recht inbrünſtig umarmt hat, dann — nur dann erſt erzählen Sie ihm, daß es von Zeit zu Zeit Weiſe gegeben habe, die die ſimpeln Lehren der Naturreligion auf mancherlei Art vorgetragen, und bald in dieſes bald in jenes Gewand eingehüllt haben; je nachdem ſie es dem Geiſte ihrer Nation und ihres Jahrhunderts angemeſſen zu ſein glaubten. Erzählen Sie ihm aber auch alsdann, daß ſich oft Schwärmer unter dieſe Weiſen gemiſcht, die an der kleinen Anzahl der Naturlehren nicht genug gehabt, ſondern ſelbige durch ihre fruchtbare Fantaſie zehnfach vermehrt haben. Ja, erzählen Sie ihm, daß ſogar Betrüger aufgeſtanden ſind, die ſich für auſſerordentlich erleuchtet ausgegeben, die Leichtgläubigkeit des menſchlichen Geſchlechts gemisbraucht und ihre ſelbſterſonnenen Fabeln und Irthümer der Welt für ihnen von Gott geoffenbarte Wahrheit verkauft haben. Setzen Sie alsdann für ihn hinzu, daß es dem wahren Weiſen eigen ſei, kein Religionsſiſtem, und wenn es das allerkleinlichſte wäre, zu verſpotten, weil eine groſſe Anzahl Menſchen einmal gewohnt iſt, ihre Tugend und Ruhe darauf zu bauen; daß der Weiſe aber auch ſich im Beſitz des Vorrechts zu behaupten wiſſe, bei aller Achtung gegen dem herrſchenden Glauben ſeines Volks ſich dennoch durch ſelbigen nicht binden zu laſſen, ſondern ſein eignes Religionsſiſtem für ſich zu haben, das er ſich ſelbſt erbaut hat und worüber er ſich ſelbſt auch nur Rechenſchaft gibt.“

„Wenn Sie ihm dann dis alles geſagt haben; ſo machen Sie ihm mit Jeſus bekannt. Beweiſen Sie ihm aus den eignen Reden deſſelben, daß ſein Religionsſiſtem kein andres, als das wahre Siſtem der Naturreligion geweſen ſei, und daß er das eigenthümliche Verdienſt um die Menſchheit gehabt habe, die ſimpeln Lehren derſelben wieder zu enthüllen und zuerſt in der wahren Volkoſprache vorzutragen. Da es aber nicht fehlen kann, daß Theodor mit der Zeit durch Umgang, Kirchengehen und Lektüre ganz andre Begriffe vom Chriſtenthum erfahre, als dieſe ſind: ſo lehren Sie ihn gleich anfangs das urſprüngliche Chriſtenthum von dem ſpätern unterſcheiden. Dis iſt in der That das einzige Mittel, ſowohl auf der einen Seite die Ehre Jeſu zu retten, die ſonſt unrettbar iſt, als auch auf der andern ſich ſelbſt aus allem dem Glaubens- und Gewiſſenswirwar zu ziehen, in welchem man ſonſt entweder auf geſunde Vernunft Verzicht thun muß, oder in Gefahr gerathen würde, ein Spötter des Chriſtenthums zu werden. Führen Sie ihn zu dieſem Behuf zuweilen in die Kirchengeſchichte und laſſen ihn da recht Ort und Jahr finden, wenn und wo dieſe oder jene plane und ſimple Lehre des Chriſtenthums durch Diſputirgeiſt und Kontroversſucht ſo verwickelt und ſo mit Friſur und Falbuln eingefaßt worden iſt, daß man ſie faſt nicht wiederkennt; — oder wo und wann dieſe oder jene Lehre, die das Chriſtenthum erſt gar nicht hatte, widerrechtlich in daſſelbe aufgenommen worden iſt; — oder wann und wo dieſer oder jene Nebenartikel der chriſtlichen Religion zu einem ihrer Hauptartikel erhoben worden iſt u. ſ. w. Lehren Sie Theodorn dabei auch ein- für allemal den wahren Unterſchied zwiſchen den ſogenannten Rechtgläubigen unter den Kirchenvätern und den ſogenannten Ketzern unter ſelbigen kennen; welcher nehmlich darin beſteht, daß jene allemal die dummſten und dieſe allemal die klügſten unter ihnen waren. Ueber den erhabenen und menſchenfreundlichen Karakter Jeſu, über ſein ſchönes Leben, über ſeine beiſpielloſe Leidens- und Todesgröſſe ſagen Sie ihm recht viel. Dis iſt es eigentlich, was den Weiſen an ihm intereſſiren ſoll. Ueber alles andre, welches gemeinhin an Jeſus angeſtaunt wird, während daß man eines überſieht, wiſſen Sie meinen Glauben, und dieſem zufolge reden Sie mit Theodorn; aber nur — wie gelegentlich, und ſo, daß es ſeine Aufmerkſamkeit nicht überſpanne.„

„Und nun, Rothe, mache ich es Ihnen zur heiligſten Pflicht und beſchwöre Sie bei dem allgegenwärtigen Gott, pflanzen Sie jene Lehren der Naturreligion meinem Sohne recht tief ein; bringen Sie ihn zum Glauben an dieſelbigen wie zum Glauben an ſein eignes Daſein; machen Sie ſie ſeinem Herzen theurer und werther, als die ganze Welt; verwandeln Sie, daß ich ſo ſage, das Gefühl derſelben in das Gefühl ſeiner ſelbſt, damit ſie ihm, wo er geht und ſteht, vor Augen ſchweben. O Rothe, Rothe, meine Stimme iſt nur eine Stimme, die Ihnen dis jetzt zuruft; aber ſie repräſentirt die Stimme vieler Tauſende. Mein ganzes Volk fordert Sie in dieſen Augenblicken durch mich auf, gewiſſenhaft und unermüdet bei dieſem wichtigſten Theil Ihres Erziehungsgeſchäfts zu Werke zu gehn. Bilden Sie dieſem Lande einen künftigen Fürſten, der an Gott, Tugend und Ewigkeit glaubt, und den dieſer Glaube, wie ſein eigenes Leben, durchdringt: ſo machen

Sie ſich um die ganze künftige Generation verdient, und ſo wird Theodor, wenn ich es nicht mehr ſein kann, nach mir ſein, was ich ihm von Gott erflehe, nehmlich — **Vater ſeines Volks.** Noch hoff' ich zu leben und hoffe die Erziehung Theodors vollendet zu ſehen. Werd' ich ihn dann weiſe und gut erblicken; werd' ich abgehend meinen Fürſtenſtuhl einem Menſchen an ihm einräumen, **der vor Gott wandelt,** der an den unſichtbaren Urſchöpfer recht inbrünſtig glaubt und **ebendarum fromm** iſt: — ſo ſoll mein letzter Blick noch auf Sie gerichtet ſein und meine Augen ſollen ſich an Ihnen brechen . . . „

Hier erfolgte eine herrliche Scene. Alles, was Adolf noch hatte ſagen wollen, quoll nur in Thränen aus ſeinen Augen hervor. Er hatte dieſe feſt und ſehnſuchtvoll auf Rothen geheftet und breitete die Arme nach ihm hin. Rothe war ebenfalls innigſt gerührt, vermogte nichts zu antworten und trat ihm blos mit gefalteten Händen näher. Adolf zog ihn vollends an ſich, umarmte ihn und ſtammelte dazu — — lieber Gehülfe an meinem gröſſeſten Geſchäft, thun Sie alſo!

und Rothe präparirte ſich auf die Mittheilung der Religionsideen an Theodorn, wie ſich nur ein Profeſſor der ſpekulatiſchen Philoſophie auf ſeine ſchwerſten Vorleſungen präpariren mag. Er fand nicht nur die Stille des Landlebens für dies Geſchäft an ſich günſtiger, ſondern es ſchien ihm auch ausgemacht, daß Naturreligion am beſteſten im Schoſſe der Natur gelehrt werde, weil für jede Lehre derſelben der Beweis daſelbſt gleich in der Nähe ſei. Er begab ſich deshalb mit dem Prinz auf einige Zeit nach einem der ſchönſten Landhäuſer ſeines Vaters. Dis war dasjenige, welches den groſſen vortreflichen Engliſchen Garten hatte und von dem Theodors Einſiedelei nicht weit entfernt war. Von ſeinem Altan herab hatte man eine der herrlichſten Auen im ganzen Lande, und in ſeiner Nachbarſchaft ſtrömte ein ſtarker Flus. Theodor, an die Natur gewöhnt, befand ſich hier weit beſſer, als auf dem Reſidenzſchloſſe ſeines Vaters und würde hier nur allzugern ſeinen immerwährenden Aufenthalt gehabt haben. Er war zwar jetzt nicht zum erſtenmale hier; doch hatte er den ganzen Garten noch nie durchwandelt. So war er nun ſchon gleich des Morgens in ſelbigem, und hatte, ſo oft er zurückkam, Rothen von neuen Parthien zu erzählen, die er gefunden habe, und deren eine in ſeinen Augen immer ſchöner war, als die andre.

Rothe, der den Prinz unaufhörlich mit ſchönen Naturſcenen zu unterhalten pflegte, hatte doch einige derſelben, die den Geiſt des Menſchen mit den erhabenſten Empfindungen beleben, ſorgfältig geſpart und ihn noch nicht zu ſelbigen zugelaſſen; damit ſie einſt, wenn er ſich ihres erſten Anblicks für ihn zu der beſtimmten groſſen Abſicht bediente, deſto feierlichere Eindrücke auf ihn machen mögten. Eben wählte er noch hin und her unter dieſen, um eine zu greifen, bei der ſich die Gottheit gleich in einer recht erhabenen Gröſſe zeigte; als er von ungefähr in ſeinem Kalender blätterte, und in den nächſten Mitternachtſtunden eine totale Mondſinſterniß angezeigt fand. Hier entſchloß er ſich auf der Stelle, dieſe Erſcheinung zur Einweihung Theodors in den Glauben an die Gottheit zu benutzen. Die Natur ſchien dies edle Geſchäft recht ausdrücklich begünſtigen zu wollen; denn ſie bereitete einen der heiterſten Sommerabende, der die freieſte Beobachtung des Himmels noch mit den ſchönſten irrdiſchen Reizzen begleitete.

Rothe. (Abends um neun Uhr auf dem Altan.) Prinz, hätten Sie wohl Luſt, hier einmal

mal eine Nacht mit mir zuzubringen, ohne zu ſchlafen?

Theodor. O ja, lieber Hofrath, ja. Dieſe — dieſe. Heute wollen wir aufbleiben und hier bleiben. Der Abend iſt ja ſo herrlich.

Rothe. Das iſt er auch; aber er wirds erſt noch recht werden. Wenn Sie mir verſprechen, daß Sie nicht ſchlafen wollen: ſo ſollen Sie auch heute etwas zu ſehen bekommen, das Sie in Ihrem Leben noch nicht geſehen haben.

Theodor. Was denn? Was denn?

Rothe. Ja vorher ſag' ich es Ihnen nicht. Sie werdens wohl ſelbſt bemerken, wenn es angeht.

Theodor. (traurig.) Nun das ſoll mich doch wundern. Ach ſehen Sie einmal, ſehen Sie einmal da! Iſt's das etwa?

Eben ging der Vollmond prächtig auf. An einem ganz freien Theile des Randes des Horizonts ragte er hervor, ſchien zu hüpfen, und ſtand mit einemmale wie heraufgewalzt dreimal größer dem Auge ſcheinend da. Eine heilige Stille herrſchte in der ganzen Natur dazu umher.

Theodor. (freudig.) Ach welch ein lieber, ſchöner Anblick! Aber ich habe ihn ja doch ſchon oft in meinem Leben geſehen.

Rothe. Das iſts auch nicht, was ich meine. In drei Stunden wollen wir ihn wieder anſehen. Sie ſollten wohl nicht glauben, Prinz, was dieſem ſo ſchönglänzenden Monde heute bevorſtehe?

Theodor. Das mögte ich doch wiſſen. Sie machen mich auch recht begierig darnach. Und das erſt nach drei Stunden?

Rothe. (der nach der Uhr ſieht.) Ja, nach drei Stunden und zwanzig Minuten.

Theodor. Und das wiſſen Sie ſo aufs Haar? (ſieht auch nach ſeiner Uhr.) Nun, die Zeit will ich mir doch recht merken. (nach einer langen Pauſe.) Aber, lieber Hofrath, wie iſt denn das ſo mit dem Mond? Ich habe Sie ſchon oft wollen fragen. Bald iſt er voll, bald halb, und doch immer derſelbe Mond; bald iſt er gar nicht da.

Hier freute ſich Rothe ſehr, daß Theodor ſelbſt die Einleitung zu der vorhabenden wichtigen Unterhaltung machte. Prinz, ſprach er, Sie haben ſo oft ſchon den geſtirnten Himmel angeſehen und ihn ſo unausſprechlich ſchön gefunden; aber von nun an ſollen Sie ihn noch weit ſchöner finden und ihn nun nie wieder anblicken, ohne der erhabenſten Empfindungen, deren ein Menſch nur fähig iſt, dabei theilhaftig zu werden. Gros iſt die Erde, die wir bewohnen; aber wenn wir auch noch hundertmal mehr von ihr, als wir von dieſem Altan ſehen, wirklich auf einmal überſchauen könnten, was wäre dis gegen einen einzigen Blick zum Himmel, mit dem wir ſo unzählich viel Sterne auf einmal umfaſſen? dort oben, dort oben iſt noch unendlich mehr zu ſehen, zu erforſchen, zu bewundern und anzuſtaunen, als hierunten.

Theodor horchte hier ſehr auf. Rothe fuhr fort und erzählte ihm auf eine für ihn faslıche Weiſe zuförderſt, was er ſich unter Himmel und Sternen zu denken habe. Alsdann ſprach er von der Gröſſe der leztern, von ihrer wahrſcheinlichen Beſtimmung und von ihrer unzählbaren Menge. Er ließ ihn vielfältige Verſuche mit den beſten Sehröhren machen, durch welche er noch mehr Sterne erblickte, als er ſo mit unbewäfneten Augen ſah. Hieraus machte er ihm begreiflich, daß er, wenn er noch beſſere Tuben hätte, noch mehr höhere Sterne ſehen würde, und daß er, wenn er oben in dem lezten Stern, den er jezt ſähe, ſtände, wieder ſo einen geſtirnten Himmel über ſich haben würde, wie jezt.

Da ſtand Theodor wie auſſer ſich ſelbſt entrückt. Er ließ die Arme hangen, hatte den Mund offen, machte ſeine groſſen Augen noch einmal ſo gros und ſchien Mangel an Reſpiration zu haben. Endlich drängte er die Frage hervor — So gehts wohl noch immer weiter hinauf ſo fort?

Rothe. Immer weiter hinauf noch ſo fort.

Theodor. Und wohl gar ins Unendliche ſo fort?

Rothe. Ins Unendliche ſo fort.

Theodor. (ſtaunend.) Ah! — — Wie iſt mir doch zu Muthe! — Mir wird, als ſchwände ich ganz ein und würde wie das kleinſte Würmchen. (abgebrochen.) Wenn ich doch nur wüſste — —

Rothe. (die Freude in den Augen.) Was mögten Sie denn gern wiſſen?

Theodor. (der wie aus Schaam einen Ausweg ſucht.) Aber die Sonne iſt doch wohl das gröſſeſte unter allen Geſtirnen, die wir ſehen?

Rothe. (den Kopf aus mehr denn einer Urſache ſchüttelnd.) Sie fragen mich das nicht, Prinz, was Sie mich erſt fragen wollten.

Theodor. (treuherzig.) Warten Sie doch nur! Ich will Sie es ſchon noch fragen. Ich weiß nur noch nicht recht, wie ich die Frage angebe

gebe. Jetzt antworten Sie mir doch nur wegen der Sonne.

Rothe nahm jetzt ſeinen verlohrnen Faden wieder auf und fing an, dem Prinz von unſerm Sonnenſiſtem ſeinen Verſtandeskräften angemeſſene Begriffe beizubringen. Theodor horchte hier noch mehr auf, als vorhin, erſchrack über die ihm beſchriebene Gröſſe der Sonne und ließ es ſich an den Augen abſehn, daß jetzt neues Licht in ſeiner Seele aufgehe. Es ſchlug zehn, es ſchlug eilf Uhr; — der Prinz war noch immer gleich aufmerkſam. Tauſend Fragen, tauſend Antworten, tauſendfaches Erſtaunen. Begrif er etwas nicht gleich ganz: ſo muſſte es ihm Rothe nochmals, und ſo lange vordemonſtriren, bis er es verſtand. Nun erſt konnte ihm Rothe Sonnenauf- und untergang erklären; nun erſt, erzählt' er ihm, woher Viertel- und Vollmond kämen. Der Prinz ward auſſerordentlich vergnügt und rief einmal über das andre aus — nun, ſo viel hab' ich doch in meinem Leben an einem Abend noch nicht gelernt, als heute!

Der Vollmond war nun herrlich heraufgeſtiegen. Es ſchlug halb zwölf Uhr. Der Prinz ſah ihn jetzt unbeweglich an, ohne etwas zu ſprechen, und — fing an zu gähnen. Rothe ließ ihn ſich auf eine daſelbſt befindliche Ruhebank ſetzen, und machte ſich einen Bewerb herunter zu gehen. Als er nach einer halben Viertelſtunde zurückkam, lag Theodor auf der Ruhebank lang ausgeſtreckt und — ſchnarchte. Man konnte es an ſeiner Lage ſehen, daß er, das Geſicht noch nach dem Monde gerichtet, eingeſchlafen war; vermuthlich um ihn nicht zu verlieren, weil derſelbe ſeinen immer kleiner werdenden Augen auch immer kleiner geworden ſein mogte. Der Mond hatte dismal aber wirklich Schlafkörner ausgeſtreut und ihn eingewiegt. Rothe lachte und ließ ihn ſchlafen. Es war ihm gerade recht, daß der Prinz jetzt ſchlief, und er freute ſich im voraus darauf, daß ſelbiger ſo lange ſchlafen mögte, bis der Mond total verfinſtert wäre. Die Verfinſterung hub an; — Theodor ſchlief fort. Die Verfinſterung ward total; — Theodor ſchlief noch.

Rothe. (der nun an ihn hingeht und ihn ſchüttelt.) Prinz, Prinz, Sie ſchlafen ja doch? Geſchwind wachen Sie auf!

Theodor. (der ſchnell aufſpringt.) Ich ſchlafe nicht. Ich hatte mich nur ſo etwas hingelegt. Und da ſchien mir der Mond ſo in die Augen. (ſich die Augen auswiſchend, als wenn die Urſache der Dunkelheit in dieſen noch läge.) Wo iſt der Mond? wo iſt aber der Mond?

Rothe. (hinweiſend.) Da iſt er.

Theodor. (erſchrocken.) Und das wäre der Mond? Ach, wie ſieht der aus? was iſt ihm angegangen? was iſt das?

Rothe. Er hat tiefe Trauer angelegt — der arme Mond, der vorhin ſo ſchön war. Und daran iſt unſre Erde ſchuld.

Der Prinz ſah ſich immer nach allenthalben hin betreten um. Der ganze Anblick des Himmels hatte ſich, während daß er geſchlafen, verändert, und es war jetzt, als wenn nichts, als heilige Schauer vom Himmel herab auf die beobachtende Seele fielen. Dicke Finſterniß deckte die ganze Erde, ſchwebte in der Luft und ſchwärzte das Firmament. Der Anblick der Sterne aber war jetzt überaus ſchön. Wie ein groſſer ausgeſpannter ſchwarzer Teppich war der Himmel überall mit ſelbigen beſäet. Viel tauſend und aber tauſend, die vorher gar nicht zu ſehen geweſen waren, leuchteten jetzt, und die übrigen ſchon ſichtbar geweſenen funkelten wie in verdoppelter Gröſſe und mit verdoppeltem Glanz.

Theodor. Ach nun beſinn' ich mich, eben ſo, wie das jetzt ausſieht, hat mein Vater ein Ge-

Gemählde, das in ſeiner Bibliothek hängt; und ich habe immer nicht gewuſſt, was das bedeuten ſollte. (nach Unterbrechung —) Es war mir erſt, als wenn ich darüber erſchräke, aber es iſt doch nun auch wirklich ein recht vortreflicher Anblick. — Wie ſo heilig ſtill alles um mich her iſt! Wie ſo niedrig und flach und wie doch auch ſo erhoben alles um mir iſt. — Und die Sterne, — wie viel, wie gros! — Sagen Sie mir doch nur, lieber Hofrath, wie ſich das alles ſo verändert habe?

Rothe. Was die Sterne betrift, ſo ſtellen Sie ſich vor, als ſähen Sie Abends in ſehr weiter Entfernung eine Illumination, bei der ſehr viel kleine Lämpchen, viel groſſe Lichter und ein recht ſehr groſſes Licht brännten. So lange das letztere brennt, ſehen Sie die erſtern gar nicht; aber ſo wie jenes erliſcht, kommen dieſe alle zum Vorſchein, und die übrigen Lichter laſſen auch gröſſer, als vorher. Eben ſo iſts jetzt am Himmel, da der Mond kein Licht hat. Es wird aber nicht gar lange währen, ſo wird er allmählich wieder erleuchtet werden.

Theodor. (der den Mond anblickt.) Mich dünkt, der eine äuſſerſte Rand werde ſchon wieder weiſlicht. — O erzählen Sie doch weiter, wie das ſo zugehe.

Hierauf machte ihm Rothe die ganze Geſchichte der Mond- und Sonnenfinſterniſſe recht ſinnlich deutlich.

Theodor. (äuſſerſt froh.) Ach nun verſteh' ich doch alles — nun verſteh' ich doch alles. Aber eins noch — lieber Hofrath — —

Rothe. Und was denn noch?

Theodor. Sagen Sie mir nur — (ſieht nach ſeiner Uhr und freut ſich.) Ja, es hat doch wirklich zugetroffen — ſagen Sie mir nur, wie Sie dieſe Mondfinſterniß haben vorher wiſſen und ſo genau vorher wiſſen können?

Rothe. Prinz, das wird von unſern Aſtronomen ſchon lange vorher ausgerechnet, und ſo pünktlich ausgerechnet, daß es, wenn ſonſt die Uhren richtig gehen, auf die Minute trift.

Theodor. (ſehr im Affekt.) Das iſt ja etwas ganz erſtaunendes!

Rothe. Ja wohl iſts das. Und es zeugt auf der einen Seite von der erhabenen Gröſſe des menſchlichen Verſtandes, der nicht nur die Erde, ſondern auch den Himmel auszumeſſen gelernt hat; aber es zeugt auch auf der andern Seite von der unendlicherhabenern Gröſſe der Weisheit und Ordnung, welche in den Lauf der Geſtirne am Himmel herrſcht. Ach Prinz, hier erliegt der menſchliche Verſtand unter den unausſprechlichen Entdeckungen, welche er in jenen Höhen ohne alles Ende machen kann und wird . . . Und hier hören Sie mir nun einmal recht aufmerkſam zu.

Nun vollendete Rothe ſeinen vorhin abgebrochnen Vortrag über unſer Sonnenſiſtem, beſchrieb dem Prinz ſo deutlich, als möglich, die Umwälzungen der Planeten um die Sonne, machte ihn äuſſerſt aufmerkſam auf die bewundernswürdigſte Regelmäſſigkeit darin, und ſchloß damit, daß dis alles ſeit undenklichen Zeiten in unverrückter Ordnung ſo gedauert habe und noch undenkliche Zeiten hindurch in gleicher Ordnung ſo fortdauern werde.

Hier ward die Seele des edlen Jünglings auf das höchſte geſpannt. Der Strom ſeiner Empfindungen riß ihn fort. Er fiel ſeinem Lehrer in die Arme und ſtammlete recht vertrauensvoll. Sagen Sie mir doch nur, lieber Hofrath — — ach ich weiß doch gar nicht, wie ich recht fragen ſoll — —

Rothe. (herzlich und den bevorſtehenden Augenblick mehr, als ſein ganzes Leben ſegnend.) Nur her mit der Frage, liebſter, beſter Prinz, ſie komme heraus, wie ſie wolle.

Theodor. (ſeinen Kopf an Rothens Bruſt gelehnt.) Sagen Sie mir doch — ja — woher

Das alles ſo iſt und wie das alles ſo beſteht und fortdauert . . . (drückt Rothen noch feſter an ſich.) Aber werden Sie ja nicht böſe auf mich, daß ich dieſe Frage thue. Ich habe ſie ſchon tauſendmal an mich gethan. Das mag aber wohl kein Menſch ſagen können, antwortete ich mir immer.

Rothe. (der mit beiden Armen den Prinz aufs innigſte umſchlieſſt.) Lieber, lieber Prinz, — von dieſen Augenblick an nun erſt recht glücklich und ſelig! Ja, ich will es Ihnen ſagen. In dieſer Lage, wie Sie an meinem Herzen liegen, will ich es Ihnen ſagen. Bleiben Sie ſo an mir liegen und fühlen Sie, wie Ihnen mein Herz dabei ſtärker, als je, entgegenklopft. — Es iſt ein ewiggroſſes, unſichtbares Weſen, durch welches alles, was Sie da ſehen, entſtand und beſteht. Mit einer Ehrfurcht und mit einer Frömmigkeit, der nichts gleicht, ſpreche ich zum erſtenmale den Namen deſſelben vor Ihnen aus — Allvater, Allmächtiger, Allweiſer, Allguter, Schöpfer aller Dinge, der immer da war und immer ſein wird — GOTT . . . In der Sonne iſt er: im Mond iſt er; in jedem der Millionen Sterne iſt er; hier auf der Erde iſt er. Und allenthalben, wo er iſt, da ſchaft er, da wirkt er, da ſegnet er. Er iſt nicht nur in jeder von ſeinen tauſendmaltauſend Welten; er iſt auch bei jedem der millionenmalmillionen Geſchöpfe in jeder derſelben. Auch bei uns iſt er hier in dieſer Mitternachtſtunde und der Gedanke an ihn ſenkt Licht und Freude in unſer Herz. Daß wir jetzt ſeinen Himmel betrachten können, daß wir uns dabei ſo glücklich fühlen, ja unſer Gedanke ſelbſt an ihn jetzt iſt ſeine Kraft. Daß wir uns bewegen, daß unſre Lungen ſich zuſammenziehen, und wieder ausdehnen, daß unſer Blut in den Adern umläuft, alles, alles wirkt er in uns.

Rothe konnte es recht fühlen, wie Theodors Buſen ſich jetzt weit ausdehnte und gegen den ſeinigen preſſte. Ach Gott — ach Gott — hörte er ihn ſeufzen und fuhr fort:

Auf der Erde iſt ſchon alles voll von Beweiſen für Gott, aber wer recht innig an Gott glauben lernen will, der muß zum geſtirnten Himmel aufblicken. Wenn ſchon ſo viel Verſtand dazu gehört, Sonn- und Mondfinſterniſſe auszurechnen und den Lauf der Planeten zu meſſen, welch ein unendlicher Verſtand muß das ſein, der den Planeten ihren Lauf anwies und die Regeln beſtimmte, nach welchen dieſe ungeheuren Körper in den bewundernswürdigſten

ſten Verhältniſſen gegen einander ſich um ihre Sonne wälzen und nie aus ihrem Gleiſe treten! Und ſo erſtaunend viel dis nun zwar ſchon an ſich iſt, ſo erſtaunend wenig iſt es doch gegen das Ganze, wovon wir noch zu reden haben. (Bei dieſen Worten wendete Rothe den Prinz von ſich wieder ab, und mit dem Geſicht gen Himmel.) Nun ſehen Sie einmal — dieſes unſer Planetenſiſtem iſt ja nicht der ganze Sternhimmel. Jeder von jenen zahlloſen Fixſternen, die Sie da noch erblicken, iſt wieder ſo eine Sonne, die wieder ihr eigenes Siſtem macht und ebenſo Planeten um ſich hat, die ſie erleuchtet, wie die unſrige. Und über dieſen Sonnen noch ſo viel Sonnen. Und über dieſen wieder noch ſo viel. Und alle dieſe Sonnenſiſteme ſo in der vollkommenſten Ordnung gegen einander abgemeſſen und nach uns ganz unerforſchlichen Regeln ebenſo mit einander zum groſſen Weltganzen und Weltall verbunden, wie in unſern einzelnen Sonnenſiſtem die Planeten gegen einander geſtellt und mit einander verbunden ſind . . . Ach Prinz, Prinz, was ſagen Sie? Nun, nun erſt machen Sie ſich einen recht würdigen Begrif von Gott : . . Nun öfne ſich ihm Ihr ganzes Herz!

Rothe hatte dis kaum geſagt, als er durch den unerwartetesten Auftritt bis zum Hinſchmelzen

zen gerührt ward. Prinz Theodor — als wenn er ſchon wer weiß wie oft gebetet hätte — fiel auf ſeine Knie und ſprach laut: O du groſſer, groſſer Gott — nun kenne ich dich und bin darüber ſo froh! Biſt du es, der uns alles giebt — ach biſt du es? O du lieber, lieber Gott, wie habe ich dich dafür ſo lieb! Ach du haſt ja ſo viel Verſtand — gib mir doch auch immer mehr Verſtand, daß ich ein recht guter Menſch werde!

Rothe hätte in Freudenthränen zerflieſſen mögen. So dunkel es war, ſo erblickte er doch die hohe Andacht des edlen gefühlvollen Jünglings. Es war, als ſpiegelten ſich die Sterne in ſeinen Augen; ſo glänzten dieſe. Die höchſte Simpathie zog ihn neben Theodorn nieder.

„O Vater, betete er dem Prinz nach, weiſer und guter Vater — du Vater aller deiner Sonnen am Himmel und aller deiner Würmer auf Erden — dir heiligte ſich jezt feierlich zum erſtenmale ein guter Jüngling, welchen dein Daſein ſchon oft wie eine geheime Ahndung umſchwebt haben mag. Gib ihm Weisheit, die du ſo gern gibſt, und laß ihn dieſe Mitternacht nie vergeſſen. **Mitten in der Finſterniß der Natur ging ihm das Licht des Glaubens an dich auf.** Gott, Gott, erfülle ihn recht mit dieſem Glauben und laß ihn dich allenthalben finden. Leite ihn zu immer rechtſchaffenern und edlern Geſinnungen und ſegne ihn mit recht hohen Kräften zur Ausübung des Guten!

Prinz, Prinz, ſprach er darauf fort, während daß er Theodoren knieend an ſein Herz drückte, das heiſſt beten. Sie haben gebetet ohne daß Sie Unterricht darüber empfangen haben. So natürlich iſt die Handlung des Gebets, daß man ſie nicht von andern erſt lernen darf. Ach thun Sie das oft, ſo werden Sie ein recht guter Menſch werden. Und nun haben Sie den Gott, den Sie erkannt haben, vor Augen. Wir wollen noch recht viel von ihm reden. Jetzt thun Sie ihm hier das Gelübde der Tugend. Ach, dieſe Augenblicke ſind zu feierlich, als daß wir ſie unbenutzt für Ihr Herz auf Ihre ganze Lebenszeit vorbeilaſſen ſollten! — Prinz, vor allen Sternen — vor allen Sonnen Gottes — reden Sie — reden Sie — —

Theodor. (der beide Arme gen Himmel ſtreckt.) Gott, bei deinen Sternen — bei meinem Vater und bei meiner Mutter — ich will tugendhaft ſein.

Dem holden Jüngling zitterten alle Glieder. Er war wie freudig und auch wie erſchrocken, und ſprang mit den Worten auf: lieber Hofrath, ich muß mich ſetzen. Mir iſt, als würd' ich hoch in die Höhe gezogen, und auch, als ſollt' ich da tief hinunter fallen. Rothe ſetzte ſich zu ihm. Unterdeſſen ſchien der Mond ſchon wieder zur Hälfte, ohne daß einer von beiden darauf Acht gab.

Rothe. (der Theodorn in die Augen ſieht.) Was machen Sie, mein Prinz?

Theodor. (freundlich.) Jetzt wird mir wieder anders. (Rothen küſſend.) Ach wie danke ich Ihnen ſo viel tauſendmal dafür, daß Sie mich in dieſer Nacht mit Gott bekannt gemacht haben! Nun iſt mir doch die ganze Welt noch einmal ſo lieb und ſo ſchön. Es war mir ſeither immer, als wenn mir noch etwas fehlte. Und es hat mir wirklich auch recht viel gefehlt. Nun, nun habe ich alles, und bin ſo ruhig und zufrieden, als ich in meinem Leben nicht geweſen bin.

Rothe. Guter Prinz! erhalten Sie nun doch den Gedanken an Ihren Schöpfer auch immer ſich gegenwärtig. Ketten Sie ihn an den Anblick jedes Schönen in der Natur; ketten Sie ihn recht unzertrennlich an den Anblick des geſtirnten Himmels, aus dem Sie ihn zuerſt geſchöpft haben, und feiern Sie bei jeder künftigen

gen Finſterniß an Sonne und Mond das Feſt Ihrer erſten Gottesverehrung mit recht frommer Andacht.

Theodor. (nachdem er noch eine Weile ganz vor ſich hin geſeſſen hatte.) Ach ſehen Sie einmal da, wie hell und ſchön der Mond wieder geworden iſt.

Rothe. Ja auch. So hatte uns der Gedanke an des Mondſchöpfer des Mondes vergeſſen gemacht! — Laſſen Sie uns nun die Verfinſterung bis zu ihrem Ende noch betrachten.

Von den kleinſten Sternen verſchwand nun wieder einer nach dem andern. Die übrigen jederzeit ſichtbaren erſchienen wieder in ihrer blos gewöhnlichen Gröſſe. Der Mond trat ganz aus ſeinem Schatten hervor und prangte wieder in ſeinem völligen Glanze. Freude und Troſt ſchien mit ſeiner Lichtfülle für die ganze Natur wieder zurückzukehren. Im tiefen Morgen leuchtete ſchon ein ſchwacher Schein herauf.

Rothe. Sehen Sie da einen neuen bevorſtehenden ſchönen Aufzug vom groſſen Schauſpiel der Natur! Da ſind ſchon die allererſten Vorboten vom Anbruch des Tages. Doch von dieſem Akt wollen wir zu einer andern Zeit einmal Zuſchauer ſein, und jeƷt die Ruhe ſuchen,

wel-

welcher jedes lebende Geſchöpf zu ſeiner Erhaltung bedarf.

Freudig nahm Theodor von Vollmond und allen Sternen Abſchied und ſprach noch im Heruntergehen vom Altan — das war eine Nacht!

Am Morgen, als Rothe erwachte, ſah' er von weitem den Prinz, wie er im Bette aufgerichtet ſas, die Hände bald erhub, bald über einander legte und dabei ſtarr gen Himmel blickte. „Er betet„ dachte er bei ſich ſelbſt und ließ ihn ungeſtört. Als der Prinz aufſtand, gab er ſelbſt zu einer Unterhaltung über die Schönheit des Morgengebets Anlas.

Rothe. Zu allen Arbeiten und Anſtrengungen unſrer Gedanken ſind wir nie geſchickter, als — in den erſten Morgenſtunden. Unſre ganze innre Kraft, welche durch das Wohlbehagen des Körpers nach einem guten Schlaf ihre gehörige Spannung wieder erhalten hat, iſt alsdann noch beiſammen. Wir ſind durch neue Gegenſtände des Tags und der Welt noch nicht zerſtreut, und hangen an den erſten ſich uns darbietenden Ideen weit feſter, als hernach an allen übrigen, von denen ſchon immer eine die andre wieder verdrängt. Wie ſo ſchön muß uns das Gebet gelingen, wenn Gott unter allen Ideen des Tags die erſte iſt, welche ſich uns darbietet! Wir werden uns nicht nur auf der Stelle auf dieſe Idee heften, ſondern uns auch dadurch den Ton auf den ganzen Tag geben; denn es iſt aus Erfahrung bekannt, daß diejenige Idee, welche an einem Tage die erſte in uns ward und uns mit fortriß, hernach allen übrigen Ideen, die ſich den ganzen Tag über uns darbieten, ihren Anſtrich mittheile, auf ſie Einflüſſe habe und eine Art von Regiment über ſie ausübe. So theilt uns eine frohe Morgenſtunde auf den ganzen Tag eine frohe Stimmung, und eine traurige Morgenſtunde ebenſo auf den ganzen Tag eine traurige Stimmung mit. Ach, wie ſchön muß es alſo für uns ſein, wenn Gott die erſte Idee am Morgen wird, die uns feſt ergreift und innigſt beſchäftigt! Dadurch werden wir auf den ganzen Tag eine fromme und edle Stimmung erhalten. Wir werden nichts Böſes ausüben, an der blendenden und tőſenden Eitelkeit kein Wohlgefallen finden, die ſtillern Freuden der Natur, der Freundſchaft und des Wohlthuns ſuchen, und allen unſern Pflichten ein Genüge thun. Und ſo alltäglich uns auch der Schlaf iſt, ſo iſt doch jedes Wiedererwachen von ſelbigem für uns ein ganz ſonderbares Gefühl.

fühl. Man darf nur auf ſich ſelbſt dabei Acht haben. Es iſt uns gerade ſo, als kämen wir in die Welt, in der wir doch ſchon lange waren, und in der wir Abends vorher uns auch ſchlafen legten, erſt an, würden mit allen Gegenſtänden, die uns umgeben, erſt bekannt, — nur daß dies Bekanntwerden mit ihnen gar äuſſerſt ſchnell hintereinander vor ſich geht — und träten erſt in das Daſein ein. Würden wir aber nicht, wenn wir gleich mit vernünftigen Bewuſtſein geboren worden wären, unſern Urheber bei unſerm Eintritt in die Welt recht feierlich dafür angebetet haben? Nun, ſo wollen wir dis wenigſtens jetzt, nachdem wir zum vernünftigen Bewuſtſein gelangt ſind, an jedem Morgen thun, als da uns etwas ähnliches von unſerm erſten Eintritt in die Welt wiederfährt.

Theodors erſtes Gefühl an jedem Morgen ward nun das Gebet, und er beſchloß, dieſer frommen Gewohnheit ſein ganzes Leben hindurch treu zu bleiben. Die nächſten darauf folgenden Tage über unterhielt ſich Rothe noch mit ihm über das Daſein und über die Bewunderungswürdigkeit Gottes.

„Wir wollen, ſprach er einſt, nun vom Groſſen zum Kleinen heruntergehen und die Gottheit in der Einrichtung, die für jeden

Wurm auf Erden getroffen iſt, ebenſo unleugbar wiederfinden und ebenſo anbetenswürdig erblicken, als wir ſie in der unüberſehbaren Einrichtung des unermeslichen Weltalls fanden und erblickten. Es iſt, als ob unſre ſchwache Vernunft, wenn ſie ſich in jenen grenzenloſen Räumen voll heiligen Erſtaunens verlohren hatte, ſich nach Betrachtungen dieſer Art ſehnte, um in dem höhren Grade von Begreiflichkeit derſelben ſich wieder zu ſammlen und auszuruhen.

Hier nun zog Rothe das Merkwürdigſte und Unterhaltendſte aus der Naturkunde des Erdbodens zuſammen und trug es Theodorn vor. Er grif dabei zuförderſt nach dem, was nahe um ſie her war und wovon er ihn mit eignen Augen überzeugen konnte. Hernach verſetzte er ſich mit ihm in die Nachbarſchaften; dann in die Fremde; dann in die entfernteſten Gegenden der Erde und benutzte hierzu die beſten neueſten Reiſebeſchreibungen. Er durchwandelte mit ihm alle Reiche der Natur, machte ihn allenthalben auf Mannigfaltigkeit, Kettengefolge und Uebereinſtimmung von allen Seiten zu einem einzigen gemeinſchaftlichen Plan aufmerkſam „und hielt ſich beſonders mit ihm im Thierreiche auf. So Gottes Daſein, Weisheit und Güte dem gefühlvollen Jüngling anſchaulichſt gemacht, durchdrangen ſie ſeine ganze Seele und bildeten ihn von Augenblick zu Augenblick mehr zu einem ihrer würdigſten Gläubiger und Verehrer. Rethe erzählte ihm dabei, wie viel Zeit es gebraucht, ehe der menſchliche Verſtand alle dieſe Entdeckungen gemacht, und wie lange es gewährt, ehe die Menſchheit ſich von den gröbern Vorſtellungen über Gott zu den edlern aufgeſchwungen hätte. Er ſchilderte ihm den Zuſtand vieler Weltvölker, welche noch bis auf dieſen Tag jenen ergeben wären, und ließ ihn das höchſte Glück des menſchlichen Herzens und die höchſte Ehre des menſchlichen Verſtandes in dem Beſitz des letztern fühlen. Fürſt Adolf beſuchte ſie, während daß ſie auf dem Landhauſe waren, häufig, und es ſchien, als wenn er in ſeiner Reſidenz unterdeſſen gar kein Bleibens hätte.

Theodor. (als Adolf zum erſtenmal nach der Mondfinſternis kam.) Ach lieber Vater, lieber, beſter Vater, was iſt unterdeſſen alles in mir vorgegangen, daß ich Sie nicht geſehen habe!

Adolf. Was denn, mein lieber Sohn? O erzähl mir doch!

Theodor. Ich habe den Ewigen anbeten gelernt — Ihren und meinen Gott. Ach, welche Freude, welch Entzücken, was für ganz unausſprechliche und noch nie gehabte Empfindungen habe ich da genoſſen! Das kann ich Ihnen doch gar nicht ſagen, wie mir da geweſen iſt. Bald, als wenn jetzt finſtre Nacht um mich würde und in mir ſelbſt eine Stimme ſpräche, — was willſt du, du Wurm in der Welt, du Stäubchen gegen das Ganze? ſinke, falle nieder, bleib liegen; — bald wieder, als umgäbe mich plötzlich ein Schein von viel tauſend Lichtern, und als ergriffe mich jemand bei der Hand und ſpräche freundlich zu mir — richte dich auf, ſchaue in die Höhe und ſei frohen Muths. — — Und von der Zeit nun an, daß ich Gott weiß, bin ich wie geſtärkter. Ich lerne nun noch lieber, als ſonſt, und wollte nun um alles in der Welt Willen noch weit weniger etwas Böſes thun oder ſchlecht ſein, als ſonſt. Und die ganze Welt iſt mir ſeitdem lieber, und alles, alles gefällt mir in ihr beſſer, weil ich nun weiß, daß der liebe Gott es ſei, der alles ſo ſchön gemacht hat. So weiß ich doch nun, wem ich für alles Gute zu danken habe, und dieſer Dank macht mir jede Freude noch weit ſchöner.

Adolf. (der ihn auf das zärtlichſte umarmt.) O mein Theodor! — Sieh, auf dieſe Tage hab' ich mich gefreuet ſeit Jahren ſchon. Nun ſind ſie da; wohl uns! Ich habe dich mit Vorſatz erſt ſo heranwachſen und Vernunftgebrauch erlangen laſſen, damit die erſten Eindrücke, welche Gott auf dein Herz machte, gleich recht edel und vollkommen wirkſam ſein ſollten. Welche herzliche Zufriedenheit empfinde ich darüber, daß ich mich weder in meinem Plan noch in dir getäuſcht habe! Nun wachſe, wie du an Gröſſe und Kraft wächſeſt, auch in der Erkenntnis deines Schöpfers fort. Laß dieſe Erkenntnis, je vollkommener ſie wird, auch deſto ſtärker auf alle deine Geſinnungen wirken und deſto ſichtbarer aus allem deinen Thun hervorleuchten. Ich, dein Vater, bin nicht immer bei dir, und werde einſt ganz von dir ſcheiden, wenn meine Stunde ſchlägt; er aber, der Allvater, iſt immer bei dir, und wird allenthalben noch bei dir ſein, wenn ich nicht mehr bin. Ehre ihn durch Weisheit und Tugend! Sei rechtſchaffen in allen künftigen Tagen deines Lebens; ſo wird dich Gott nicht nur, ſondern auch ſein Wohlgefallen an dir immerdar begleiten. Auch meines Lebens Troſt iſt Er, und ſoll es ſein, ſo lang' ich bin. Ich bin zwar der Fürſt dieſes Landes; aber vor Gott bin ich doch nur Staub, wie mein geringſter Unterthan. Ich freue mich, ſo oft ich ſehe, daß mein Volk mich ehrt und

liebt;

Liebe; doch nur alsdann, wenn ich mich mit dieſem Bewuſtſein vor Gott liebe- und ehrfurchtsvoll beuge, fühl' ich mich erſt recht glücklich. Bleib immer ſo geſinnt, wie ich, und wie du auch jezt biſt!

Theodor. O lieber Vater, ſo lange ich lebe, ſoll Gott mein liebſter Gedanke ſein; und wenn dis iſt, wie könnte ich ein ſchlechter Menſch werden? Ich ſah vorher ſchon ein, daß ich rechtſchaffen ſein müſſte; wie vielmehr will ichs nun ſein, da ich an Gott glaube!

Der Prinz erzählte ſeinem Vater noch viel von den ſchönen Erkenntniſſen, welche ihn Rothe in der unvergeslichſten aller Nächte und auch hernach noch beigebracht hatte. Adolf freute ſich nicht ſowohl über ſein Gedächtnis, als über die vortreflichen Empfindungen, welche das Erlernte in ihm gewirkt hatte, und die er beim Erzählen faſt ununterbrochen zu erkennen gab.

Adolf. (zu Rothen hernach allein.) Es iſt alſo erwieſen wahr, daß durch den zu frühen Unterricht über Gott, die erſte, ſtärkſte Kraft der Religion auf das menſchliche Herz verlohren geht. Da ſollten ſie doch nun einmal hier ſein, diejenigen Verfechter des alten Schlendrians, und alle ihre Zöglinge, die ſie auf die gewöhnliche Weiſe gebildet haben, gegen meinen Theovor aufſtellen, und forſchen, ob in irgend einem derſelben der Enthuſiaſmus für Gott walle, welcher in ihm lebt und webt. Gott ward jenen ſchon etwas Altes, ehe ſie einmal eines vernünftigen Begrifs fähig waren. Wie ſie nun gewöhnt wurden, gleich anfangs ohne Vernunft an Gott zu denken: ſo denken ſie auch hernach ſo fort. So durchdringt ihren Verſtand nie das wahre Licht von Gott, und mithin auch ihr Herz nie die wahre Wärme gegen Gott. — Ermüden Sie nicht, beſter Rothe, in der ſo herrlich gelingenden Ausbildung der Seele des künftigen Fürſten dieſes Landes; und da er ſich als ein ſo vernünftiger, guter Jüngling zeigt: ſo überlaſſ' ich es Ihnen nun auch, ihm, wie Sie es für gut finden, dieſe ſeine künftige Beſtimmung bekannt zu machen.

Rothe. Ich denke, daß die Stunde, in welcher ich den Religionsunterricht an ihm vollende, dazu die geſchickteſte ſein werde.

Nun folgte in der Religion Theodors die Lehre von der Providenz.

Rothe ſprach erſt viel mit dem Prinz über die Weiſe guter Hausväter, die ihre Oeconomie nicht nur nach den weiſeſten Regeln der Wirthſchaftsführung einrichteten, ſondern auch hernach durch immerwährende Aufſicht den beſtmöglichſten Fortgang derſelben bewirkten. Auch ſprach er mit ihm von weiſen und guten Fürſten, die ihrem Staat nicht nur die vollkommenſte Verfaſſung zu geben ſuchten, ſondern die ſich auch der Regierung und zwar der Selbſtregierung deſſelben nicht begäben. Er bewies ihm, daß beide durch das letztere nicht nur unweit mehr noch thäten, als durch das erſtere; ſondern daß ihnen ſolches auch noch weit mehr zur Freude gereichen müſſte. Hierauf brachte er ihm die würdigſten Begriffe von der ſchon verſtrichenen Dauer der Welt bei, die denn freilich über die gewöhnlichen geringfügigen ſechstauſendjährigen himmelhoch erhaben waren. Er unterhielt ihn mit den gröſſern Revolutionen, welche die Erde erlitten hat, ſetzte hinzu, daß es vermuthlich mit allen den übrigen Himmelskörpern dieſelbe Bewandnis habe, und ließ ihn in dieſen Revolutionen ſelbſt das erhabenſte Mittel entdecken, wodurch jeder einzelne Weltkörper ſowohl als auch das Weltganze erhalten würden. Hier ſtaunte Theodor hoch und hehr. Mitten durch natürlichentſtehende Verwirrungen in der phiſiſchen Welt ſah er ebenſo natürlich die vollkommenſte Ordnung in ihr wiederhergeſtellt werden.

den. Scheinbare Ruinen wurden ihm die Grundlagen gröſſerer Anſtalten und Werke. Da bereitete ſich ſein eignes Herz zur Annahme des groſſen Gedankens, der in allen Religionen den ihm gebührenden Platz behauptet hat — daß, wenn man ſchon mit ſeinen Betrachtungen über die Entſtehung der Welt nicht zu Licht und Ruhe gelangen könne, ohne zu einem unendlichen Urweſen ſeine Zuflucht zu nehmen, deſſen Werk ſie ſei, man noch weit weniger über die Fortdauer der Welt mit ſeinen Gedanken fertig werden möge, ohne die immerwährende Direktion dieſes Weſens über ſie zu glauben.

Mit dieſem groſſen Grundſatz unterhielt Roſche ſeinen Zögling verſchiedene Tage hintereinander. Er vermied in ſeinen Betrachtungen das ſpekulatiſiſche, verwies ihn nur immer auf die ſonderbarſten Ereigniſſe in der Natur ſelbſt, und ſuchte ihm die ganze Lehre von der Providenz ſo praktiſch ſchätzbar zu machen, als möglich.

So oft ich darüber nachdenke, daß die Welt von dem, der ſie ſchuf, auch regiert werde, ſprach er an einem ſchwülen Nachmittage, da ſie unter einer Jeſminlaube ſaſſen, aus der man die Ausſicht über den Flus hin hatte. — ſo oft fallen mir auch der gute Hausvater und der weiſe Fürſt ein. Jener ließ ſich nun um alles in der Welt willen nicht die Regierung ſeines Hausweſens nehmen, und dieſer nicht die Regierung ſeines Staats. Dieſe Regierung macht beiden erſt recht die gröſte Freude. Wenn ſie dann ſehen, wie ihr Werk ſo herrlich von ſtatten geht; wenn jede neue Erfahrung hievon ihnen die Richtigkeit ihrer Principen, welche ſie dabei zum Grunde legen, noch anſchaulicher macht; wenn ſie Zeugen davon ſind, wie ihre Anſtalten durch ihre innere Güte mit der Länge der Zeit noch immer vollkommner werden: o was für eine reine und überſchwengliche Glückſeligkeit müſſen ſie hieraus ſchöpfen! Und dieſe ſollten ſie nicht genieſſen wollen? Machte es ihrem Herzen Ehre, wenn ihr Hang, ihre Zuneigung gegen ihr Haus und gegen ihren Staat etwa nur vorübergehend geweſen wären, ſo daß ſie beide in der erſten Aufwallung derſelben geſtiftet hätten, und mit einem Enthuſiasmus darüber hergerathen wären, der ſich nach der Zeit verlohren hätte? Müſſen ſie nicht ſtets ſich noch ſo zu bezeigen ſuchen, daß man es ihnen anſehe, daß ſie ihr Haus und ihren Staat noch jezt ſo einrichten würden, wie ſie ihn eingerichket haben, wenn ſie ihn noch nicht ſo eingerichtet hätten? Und können ſie dis deutlicher beweiſen, als dadurch, daß ſie in die Forterhaltung derſelben, ſo, wie dieſe ſind, noch immer unaufhörlich einflieſſen? Nur hiedurch können ſie darthun, daß ſie von der Vortreflichkeit ihrer getroffnen Einrichtungen noch immer ſo überzeugt ſind, als ſie damals waren, da ſie ſie trafen. Je mehr ſie dis ſind, deſto mehr werden ſie auch die Dauer derſelben wünſchen. In der Maſſe nun, in welcher ihr Haus und ihr Staat weitläuftiger ſind, ſind auch Irrungen und Unordnungen in ſelbigen mit der Zeit unvermeidlich. Sie ſehen dieſe zwar vorher; aber um ſie ganz unmöglich zu machen, hätten ſie Haus und Staat ungeſtiftet laſſen müſſen. So ſorgten ſie zwar ſchon auch für die künftige Wiedergutmachung und Wiederherſtellung dieſer Unordnungen, konnten doch aber die Mittel dazu nicht eher in Thätigkeit ſetzen, bis die Unordnungen wirklich da waren. Mithin behielten ſie ſich die immerwährende Aufſicht darüber vor, und konnten ſich derſelben nicht begeben, ohne Haus und Staat aufs Spiel zu ſetzen. — Das groſſe Haus, das Gott baute, der groſſe Staat, den Gott einrichtete, iſt — die Welt. So wird ſich Gott noch weit weniger von ſeiner Welt trennen, als der Hausvater von ſeiner Wirthſchaft und der Fürſt von ſeinem Staat; er, der unendlichmehr Ordnung in ſeine Einrichtungen verwebte, als dieſe in die ihrigen, und der an der Ordnung noch unausſprechlichmehr Wohlgefallen und Freude hat, als ſie; er, der in dem groſſen unendlichen Weltall den Abdruck ſeiner eignen unendlichen Majeſtät findet und der in keinem Augenblick von uns als unthätig gedacht werden darf. Ja, was noch mehr iſt, Gott wird nicht nur, er kann auch nie ſich von ſeiner Welt trennen. Ich will Ihnen dis auf zweierlei Art begreiflich zu machen ſuchen. Nehmen Sie einen Baumeiſter, der ein groſſes Gebäude aufführt. Wenn dieſer das Gebäude ganz fertig hat, ſo läſſt er es ſtehen und — geht davon. Warum? weil es ganz fertig iſt, und er nichts, gar nichts mehr dabei zu thun hat. So iſts aber mit dem oberſten Baumeiſter nicht beſchaffen. Dieſer kann nie, daß ich ſo ſage, von ſeiner Welt gehn. Warum? weil er nie, nie mit ihr ganz fertig wird. Wer ſich vorſtellen wollte, daß die Welt, ſo wie ſie jetzt da iſt, das Werk einiger Augenblicke oder Tage bei Gott geweſen ſei: der würde für ſeinen Verſtand eben kein ſonderliches Zeugnis dadurch ablegen. Durch allmähliche

Ausbildung, Entwickelung und Vervollkommnung iſt ſie ſo weit gediehen, wie ſie jetzt iſt, und iſt noch lange — lange nicht ganz ausgebildet, entwickelt und vollkommen. Unter jenen Sternwelten am Himmel mag es noch unzählige geben, die in ihrer Ausbildung noch lange nicht ſo weit gekommen ſind, wie unſre Erde, und vielleicht nach Millionen Jahren erſt bewohnbar ſind. Selbſt unſre Erde iſt noch nicht völlig ausgebildet. So, wie ſie viel Jahrtauſende lang ſchon da war, ehe irgend eine ihrer Höhen aus dem ſie umgebenden Waſſer hervorragen konnte, die hernach zuerſt bewohnt ward: ſo kommen noch immer von Zeit zu Zeit mehr Länder auf ihr aus dem Waſſer zum Vorſchein, die nach Reihen von Jahrhunderten erſt wieder bewohnbar werden. Wie könnte man ſo eine Erde ſchon fertig und ſo eine Welt ſchon fertig nennen? Wie könnte ſich aber Gott von ihr trennen, ehe ſie fertig wäre? Und wäre auch Gott wirklich mit dem ganzen Weltall fertig — was ſollte er denn nun thun? Ruhen etwa? O welch ein niedriger Begrif von einem unendlichen Verſtande! Wie iſt es möglich, daß ein Augenblick gedacht werden möge, in welchem dieſer nicht thätig wäre? Wenn nun Gott aber nicht unthätig ſein kann, was ſoll er thun, wenn das ganze Weltall fertig iſt? Noch ein Weltall ſchaffen? Mehr als ein Weltall kanns nicht geben; ſo wenig als es mehr, als einen Gott gibt. Mithin muſſte er alſo, wenn das Weltall fertig wäre, nun durch Regierung deſſelben thätig ſein, und kann ſich alſo auf keine Weiſe von ſeiner Welt trennen. Aber, mein beſter Prinz, es iſt noch eine andre Vorſtellung hievon übrig. Gott kann ſich von der Welt nicht trennen, weil er **über alle unſre Vorſtellungen innigſt** mit ihr verbunden iſt. Hier iſt nicht nur eine Lücke in unſerer Sprache, daß es uns an Worten fehlt, ſondern auch eine Lücke in unſern Begriffen. — Lieber Prinz, die Natur des höchſten Weſens ſelbſt iſt uns unerforſchlich. Wir können das Weltall nicht einmal unter unſre Begriffe bringen; geſchweige denn den Baumeiſter des Weltalls. So, wie Gott allein nur den ganzen Umfang ſeiner Werke kennt, kennt er auch ſich ſelbſt allein nur vollkommen. Haben wir aber weder von dem Weltall, noch von Gott einen deutlichen Begrif: ſo werden wir noch weniger ergründen, wie Gott mit dem Weltall verbunden ſei. Ich ſuche, wie geſagt, in dem ganzen Reiche der Einbildungskraft nach einem Bilde dazu, und in dem geſammten Gebiet hier der menſchlichen Sprache nach Ausdrücken dazu, ich ſinde aber weder jenes, noch dieſe, weil es an einem deutlichen Begrif gebricht, den ſie einkleiden und darſtellen ſollen. Alles, worauf ich immer hiebei zurückkomme, und worauf ich mich ewig als auf dem Mittelpunkt dieſer Lehre drehe und wende, iſt dis, daß alles, alles, was da iſt, ebenſo in jedem folgenden Augenblick durch Gott fortdaure, fortbeſtehe, oder noch ſei, wie es in dem erſten Augenblick ſeines Daſeins durch Gott ward. Alle die Naturkräfte, welche wir unaufhörlich im Groſſen und im Kleinen, im Ganzen und in den Theilen, an und auſſer uns wirkſam ſehen, ſind nichts anders als — irgend ein immerwährender Ausflus der Gottheit. Seine Macht hat immer Vorrath und Ueberflus an ſelbigen; ſeine Güte gibt ſie gern her, und ſeine Weisheit beſtimmt ihr Maas und ihre Vertheilung. Hier, Prinz, müſſen wir nun aber auch unſern Stab hinſetzen und nicht weiter in unſern Erforſchungen gehen wollen; ſonſt gerathen wir in die Irrgärten der Vernunft, aus denen ſchwer herauszufinden iſt. — Die Abſicht, in welcher Gott Schöpfer ward und Fortſchöpfer oder Erhalter iſt, beſteht darin, daß die Welt die höchſte Glückſeligkeit habe, die für ſie möglich iſt. Jedes einzelne Geſchöpf nimmt daran ſo viel Antheil, als er daran nehmen kann, wenn die ganze Welt zuſammen ſo glückſelig ſein ſoll, als möglich iſt. Dis iſt ein ſehr wichtiger Saz; den müſſen wir als ausgemachte Wahrheit annehmen; denn den Beweis dafür kann nur Gott, der Allwiſſende, führen. Glauben wir an ſeine Weisheit und Güte, ſo müſſen wir auch dieſen Saz glauben. Ereignet ſich irgendwo etwas, das wir Unordnung in der Schöpfung nennen: ſo ſcheint uns dis nur Unordnung zu ſein. Es gehört gewis ebenſo zur Erhaltung des Ganzen als das, das wir Ordnung nennen, und iſt wirklich ebenſo Ordnung, als das. Haben wir nur eine kleine Geduld, ſo erſcheint es uns auch in der That bald ſo. Das, was wir für Zerſtörung hielten, ſtellt ſich uns alsdann als neue Anlage dar, die ſich zu unſrer Verwunderung wieder ausbildet. Wir bemerkten die neue Anlage nur nicht eher, als bis ſie ſchon ziemlich wieder vorgerückt war. Nichts in der ganzen Natur wird völlig vernichtet; alles wird nur oft aufgelöſet, um wieder unter einer andern Geſtalt zu erſcheinen. Die nachfolgende Erſcheinung deſſelben hat allemal ihren Grund in der vorhergehenden. So werden die Veränderungen der Welt ins Unendliche fortgehen;

und ſo wird es Gott auch immer ſein, der ſie bewirkt. — Durch dieſen Glauben, daß alles durch Gott beſtehe und daß Gott die Welt regiere, bleibt jedoch ſeinen vernünftigen Geſchöpfen ihre Freiheit unbenommen. Groſſen, grundſtürzenden Unternehmungen iſt ohnehin keins derſelben gewachſen. Alle vernünftige Geſchöpfe zuſammen ſind nicht im Stande, Veränderungen oder gar Zerrüttungen im Ganzen und im Weltall hervorzubringen. Allein freilich können ſie auf der Stelle, wo ſie in der Schöpfung ſtehen, Unordnungen anrichten, Thorheiten und Tollheiten unternehmen. Wie noch weit bewundernswürdiger muß uns aber hiedurch die göttliche Regierung werden, wenn ſie alles deſſen ungeachtet ihre Abſichten erreicht, dieſe Verkehrungen ihres Plans mitten in ihren Plan aufnimmt, und ſo erhabene und weiſe Masregeln trift, daß das, was eigentlich wider ſie gearbeitet heiſſen ſollte, als für ſie gearbeitet erſcheint, und das, was ihre Anſtalten hindern ſollte, dieſelben ſogar befördern helfen muß!

In dieſem Augenblick blitzte es. Rothe brach hier ab und freute ſich über den glücklichen Zufall, durch welchen die Natur vielleicht zu dem wichtigſten Theile des Textes, den er dem Prinz vorgeleſen, jetzt den Kommentar liefern würde.

Wäh=

Während daſs ſie in der Laube geſeſſen, hatte ſich ſeitwärts in Südweſten ein ſtarkes Gewitter zuſammengezogen. Kaum beobachtete es Rothe einige Minuten lang, ſo ward er gewahr, daſs es völlig heraufkommen würde. Nun ward ſeine Freude vollkommen. Noch war der Himmel über ihnen heiter; noch regte ſich keine Luft, noch drückte die Schwüle unausſprechlich. Grauſend aber ſchwebte weiter unten am Horizont der ſchwarze Schlauch, und eine Blitzſchlange nach der andern fiel aus ihm herab. Der Prinz wuſste zwar von keiner Gewitterſcheue, war doch aber noch nie Zeuge von einem ganz herauf ziehenden Wetter geweſen. Rothe ſuchte deshalb ſchnell die noch übrigen Augenblicke zu nutzen, um ihn zu einem der feierlichſten, aber auch zugleich mit ſinnlichen Schreckungen begleitetſten Auftritte in der Natur vorzubereiten, und ihn ganz in die Stimmung zu verſetzen, in welcher er ihn dabei zu ſeiner vorwaltenden Befeſtigung im Glauben an Gottes weiſe Regierung zu haben wünſchte. Er erinnerte ihn ſogleich an alles das, was er ihm ſchon über die Entſtehung der Gewitter, über Blitz und Donner bei andern Gelegenheiten mitgetheilt hatte, und machte ihm dis jetzt um ſo anſchaulichdeutlicher, je mehr der Anblick des aufziehenden Wetters ihn erwarten lieſs, daß es eins der allerſchwerſten ſein dürfte, welche ſeit vielen Jahren in dieſe Gegend getroffen. Sie ſtanden dazu am Ufer des Fluſſes, wo ſie den ganzen ſüdlichen und weſtlichen Himmel überſehen konnten.

Theodor. (der bald rechts, bald links ins Waſſer blickt.) Ach ſehen Sie doch, wie ſonderbar das alles läßt — —

Zur Rechten ſpiegelte ſich die noch in voller Majeſtät ſtrahlende Sonne in den Fluten, und die Bewegung der kleinen Wellen daſelbſt verurſachte einen Anblick, als wenn immer viel tauſend Millionen Feuerfunken aus dem Waſſer ſprüheten, die hernach weithin noch mit dem Strom fortzogen. Ein faſt verblendender Anblick fürs Auge! Zur Linken mahlten ſich die ſchweren ſchwarzen Wetterwolken im Flus, und verfinſterten ihn ebenſo, wie über ihm den Himmel. Der Kontraſt zwiſchen beiden Anblicken war hinreiſſend. Dort Flamme, hier Finſternis — dort ekſtatiſche Erhebung der Seele, hier Niederdrückung und Erfüllung derſelben mit Schwermuth und Graus.

Theodor. (der plötzlich gen Himmel blickt) Ach, wie das donnert! Hören Sie einmal — hören Sie einmal!

Rothe. (ſehr gelaſſen.) Ja, es iſt ein ſchweres Gewitter. Es kann auch nicht anders ſein, da wir ſeit vierzehn Tagen ſo ſtarke Hitze, und heute beſonders eine recht drückende und beklemmende Schwüle haben. Es kommt grade herauf, wie es ſcheint. Und ſollte ſich ein Sturm erheben, ſo wird es ſchnell da ſein. Der ganze Vorgang wird ſehr erſchütternd, aber doch majeſtätiſch ſchön werden.

Theodor. Das wird wohl wieder ſo werden, wie im vorigen Jahre, da wir zuſammen bei dem braven Raſch waren?

Rothe. Das wird nichts dagegen ſein. Es wird blitzen, als wenn ſich der ganze Himmel aufthäte, und wird Donnerſchläge geben, daß die Erde unter unſern Füſſen drehnt, und wird regnen, als wenn das Waſſer mit Zobern herabgeſchüttet würde.

Theodor. (etwas verlegen.) Bleiben wir denn alsdann hier ſtehen?

Rothe. (lächelnd.) Das mögten uns Wind und Regen wohl verbieten, Prinz. Aber noch hats nicht Noth. Haben wir doch, wenn es uns überraſchte, zum nächſten Gartenhauſe da nicht weit. Daſelbſt wollen wir es ganz ruhig mitanſehen. — — Sehen Sie nur, wie die anhaltende groſſe Hitze das Erdreich überall ausgedörrt hat, ſo daß nichts mehr wachſen kann. Sehn Sie, wie die Pflanzen neben uns alle ſo welk ſind und kein Blatt mehr emporhalten können; wie die niedrigern Geſträuche die Zweige hangen laſſen, und wie die gröſſern Bäume ſogar leiden und einen Theil ihrer ſchönen Früchte ababwerfen. Sehen Sie jenſeits des Fluſſes die Wieſen, wie ſie verſengt ſind und wie die Rinder da lechzen und keuchen. Sehn Sie hier am Ufer das Heer von Fiſchen, wie ihnen das freie Waſſer ſogar zu matt wird und wie ſie Schutz unter dem Schatten der hohen Pappeln ſuchen. Um den gröſten Theil der Pflanzenwelt wäre es geſchehen, wenn die häufige Schwüle noch um einige Tage anhielte. Die Thiere würden zum Theil verſchmachten. Ja für uns Menſchen ſelbſt könnte Elend und Verderben entſtehen. Können wir auch wohl noch vollkommen athmen? Iſts nicht, als athmeten wir Feuer und Glut ein? Woher ſoll der ſo nöthige Regen kommen? Wodurch ſollen die dämpfenden Dünſte wegkommen? Was ſoll der Luft die nun unentbehrliche Kühlung verſchaffen? Die einzige Art, dis ſobald, als möglich, zu bewirken, iſt — ein Gewitter. Nun erwägen Sie einmal, wie der weiſe Regierer des Ganzen alles ſo wohlthätig einzurichten weiß, daß den Bedürfniſſen

ſen der Natur *gerade zu rechter Zeit* abgeholfen werde. Wir bedürfen eines Gewitters, deſſen Blitze die Schwefeldünſte ausleeren, deſſen Stürme die Luft abkühlen, und deſſen Regen die lechzende geborſtene Erde tränken. Wir bedürfen deſſelben in höchſter Maſſe; und — *da iſt es* ... Müſſen wir ihn nicht in voraus ſchon dafür loben und preiſen?

Theodor. (wieder zutraulicher.) Ach ja, das wollen wir auch.

Rothe. Drücken Sie ſich einmal den geſammten Anblick der ſchmachtenden Natur ſo ganz ein, wie Sie ihn jetzt vor ſich haben. Merken Sie ſichs einmal, wie Ihnen ſelbſt jetzt ſo beklommen und ängſtlich iſt. Hernach, wenn das Wetter über iſt, wollen wir wieder hieher gehen, und dann ſollen Sie ſehen und fühlen, wie wohl Gott Allem und uns gethan habe. Freilich wird es gewaltig raſſeln und rollen, brauſen und ſauſen, platſchen und dröſchen; aber das muß ſo ſein. Der Donner iſt, wie Sie ſchon wiſſen, nichts weiter, als — der *gehörte* Blitz. Je näher uns alſo der Blitz iſt, deſto ſchmetternder Donner. Und iſt er uns ganz nahe, ſo ſehen und hören wir ihn zugleich. Wenn dann zwei Sinne auf einmal heftig betäubt werden;

den: ſo iſts ſogar möglich, daß man aus dem Gleichgewicht des Körpers komme, ſinke und falle. Dis alles iſt natürlich ſo. Und Sturm ohne Brauſen läſſt ſich auch nicht denken. Und ſtarker Regen ohne Platſchern auch nicht. Mithin wiſſen wir ſchon, was wir vor uns haben. Und ſo können wir uns auch darauf geſchickt machen. Wir wiſſen aber auch, was es iſt. Es iſt lauter Güte Gottes, die da ſo raſſeln und rollen und brauſen wird. Es ſteht ein Kampf der Elemente bevor, der ſich in Triumf und Frohlocken für die ganze Natur endigen wird. Der blos ſinnliche und unausgebildete Menſch läuft zu Winkel, bis das Gewitter vorüber iſt. Derjenige aber, welcher oft über die wahre Beſchaffenheit ſolcher Auftritte nachgedacht hat und ſich des Guten bewuſſt iſt, beraubt ſich des Vergnügens nicht, dem Schöpfer auch alsdann zuzuſehen, wenn er ſeine furchtbarfeierlichen Anſtalten, durch die er oft ſo viel von der Natur rettet und ſegnet, ausführt, und deshalb Himmel und Erde bewegt.

Theodor. (herzhaft.) O lieber Hofrath, ich will alles recht dreiſt mitanſehen und mitanhören.

Jetzt erhub ſich urſchnell ein Sturm. Wie, wenn zehn Wagen auf Steindämmen von wei-

[illegible] daherrollen, ſo hörte man ihn ſchon in der Ferne brauſen. Schon flogen die erſten Wetterwolken vorüber; ſchon verbarg ſich die Sonne. Die Hirten trieben ihre Heerden zuſammen; die Taubehvölker eilten freiwillig ihren Dörfern zu; alle Vögel ſuchten Schutz im Dickigt. Nun ergrif der Sturm auch die Gegend umher.

Rothe. Geſchwind, Prinz, ſehn Sie noch einmal hier ſich um.

Der Himmel überall bezogen — die Luft voll Staubwirbel — der Flus heftige Wellen ſchlagend — alle Bäume, als ſollten ſie niedergeriſſen werden — Blitz auf Blitz — Schlag auf Schlag — Platzregen und Orkan — die ganze Natur überall in der ſchrecklichſten Erſchütterung — — —. Schnell waren Rothe und der Prinz im Gartenhauſe, wo ſie gefahrfrei den Bodenſatz der allgemeinen Gährung abwarten konnten.

Es ward eins der fürchterlichſten Gewitter, welche je auf dem flachen Lande gehört worden ſind. Der Sturm dabei war einer der wütendſten, und der Regengus faſt undurchſichtlich. Bei aller Heftigkeit des Windes ſchienen die Wolken doch wie dicht über den Gipfeln der Bäume weg zu ſchweben, und die daher entſtehende Dämmerung war dem ſchon eingebrochenen Abend gleich.

Der Prinz blieb immer noch beherzt, und Rothe ſuchte ihn durch mannigfaltige Geſpräche zu zerſtreuen. Bald ließ er ihn auf die Schlängelungen des Blitzes genau Acht haben und dann bemerken, wie das Donnergeräuſch geradeſo ſich richte und ſchlängle. Bald machte er ihn auf die Wohlthätigkeit des ſchrecklichen Sturms aufmerkſam, der vielleicht einen zu befürchtenden Wolkenbruch verhindre und die gefährlichſten elektriſchen Wolken ſchnell vorübertreibe. Bald erzählte er ihm vom künſtlichen Nachmachen der Gewitter. Bald war die Rede von den Blitzableitern u. ſ. w.

Nun war das Gewitter völlig herauf und Blitze und Schläge folgten faſt ununterbrochen nahe auf einander. Theodorn fing das Herz an heftiger zu klopfen.

Rothe. (der ihn anſieht.) Sein Sie ruhig, Prinz! Jetzt iſt zwar Gefahr, aber ſie wird nach einigen Minuten vorüber ſein. Der Blitz und wir ſind unter der Leitung eines Gottes.

In demſelben Augenblick fiel einer der entſetzlichſten Blitze, der alles in Flammen zu ſetzen ſchien, und ein jämmerlichkrachender Donner begleitete ihn. Es war unmöglich, daß alle philoſophiſche Demonſtrationen über Natur

Zug und Segen des Gewitters einen ſtehenden menſchlichen Körper dabei im Gleichgewicht erhalten konnten. Rothe und der Prinz prallten weit auseinander.

Rothe. (als er ſeine Beſinnungskraft wieder beiſammen hat, von einem Stuhle aufſtehend, auf den er ohne ſein Wiſſen geſunken war.) Gott iſt die Liebe!

Theodor. (gegen ihn über an einer Wand knieend und die Augen voll Thränen.) Gott — iſt — die Liebe!

Rothe richtete den Prinz auf, trat mit ihm an die Thür und rief aus: o ſehen Sie einmal dort — —

Der Blitzableiter, welcher am groſſen Landhauſe angebracht war, war noch überall wie glühend und leuchtete ſtark, und oben auf ihm zeigte ſich eine groſſe Feuerkugel. Nach einigen Sekunden war das ganze Schauſpiel erloſchen.

Rothe. Nun wird alle Gefahr vorüber ſein. Wahrſcheinlich hat der Ableiter jetzt auf einmal die ſtärkſte Macht des Gewitters ausgeleert. Daher der ganz entſetzliche Schlag und die Drehnung, als wenn uns dieſes Gebäude über den Kopf zuſammenfallen ſollte.

Die Bemerkung war richtig. Es erfolgte eine lange Blitzpauſe. Nachher blitzte es zwar noch, aber nur ſchwach, und die Donner hatten nichts grauenerregendes mehr. Der Orkan legte ſich. Der Regen ward ſanfter, und tief unten in Südweſten hellte es ſchon wieder etwas.

Rothe. Das iſt ein groſſes Glück, daß Ihr Vater jenen Ableiter hat anlegen laſſen. Gewis hat heute die ganze Gegend in vielen Meilen umher demſelben viel zu danken. Das Gewitter war äuſſerſt ſchwer und würde noch manches Dorf in Schrecken geſetzt haben. Nun ſind Menſchen, Vieh und Häuſer geſichert. Nun werden weder einzelne Familien noch ganze Gemeinen in Armuth gerathen. Sehen Sie, ſo hat der Urheber der Natur nicht nur ſogar in die fürchterlichſten Naturbegebenheiten, die nun einmal unvermeidlich waren, mehr Segen als Gefahr gelegt, ſondern er hat auch dem menſchlichen Verſtande das Vermögen verliehen, ſelbſt die Gefahren, welche damit natürlich verbunden ſein muſſten, zu mindern und abzuwenden. Gewitter ohne künſtliche Ableiter ſtiften für das Ganze dennoch unausſprechlichen Nutzen, wenn auch einzelne Theile dabei leiden; aber Gewitter bei und mit ſolchen Ableitern verſchonen auch der einzelnen Theile. Fänden ſie nun dieſe künſtlichen Ableiter nicht: ſo würden ſie Heerden, Scheuern, Häuſer und Kirchen zu Ableitern für ſich machen. Welch eine edle und erhabne Anwendung des menſchlichen Verſtandes iſt es doch, der armen leidenden Menſchheit ſo bei den ſchrecklichſten Naturereigniſſen zu Hülfe zu kommen, dieſe ganz und gar in Segen für ſie zu verwandeln und ſo die Weisheit und Güte Gottes bei ſelbigen völlig ins reine und lichte zu ſtellen!

Unter dieſen und ähnlichen Reflexionen, welche Rothe anbrachte, verzog ſich das Gewitter ganz. Blitze ſah man gar nicht mehr. Donner töſeten nur ganz ſchwach noch im Nordoſten. Der Regen hörte auf. Die Luft ward ſtill. Der Himmel heiterte ſich immer mehr und mehr, und im ſüdlichen Rande des Horizonts waren die Wetterwolken durch einen hellen weiſſen Saum von dem reinſten Blau, das auf ſie folgte, wie künſtlich abgetheilt.

Rothe. Prinz, nun wollen wir wieder ans Ufer treten. Es wird binnen einer Stunde noch ein neües ganz unausſprechliches Schauſpiel der Natur geben.

Kaum waren ſie wieder im Freien, als Theodor ſchon ausrief — — ach, wie wohl iſt mir nun hier! wie hat ſich die Luft ſo ſchön abgekühlt, und wie ſieht alles wieder ſo friſch aus!

Rothe. Sagt' ich's Ihnen nicht? (indem ſie auf ihren vorigen Stand am Ufer kamen.) Und nun, Prinz, erinnern Sie ſich einmal recht daran, wie Ihnen vor anderthalb Stunden hier noch ſo bange und ſo ängſtlich war, und rufen den ganzen Anblick der ſchmachtenden Natur, wie Sie ihn damals hier hatten, in Ihr Gedächtnis zurück. Fühlen Sie nicht, daß eine groſſe drückende Laſt von Ihnen genommen ſei? Können Sie nicht wieder vollkommen athmen? Stärkt die Luft, welche Sie jetzt einziehen, nicht in der Maſſe alle Ihre Kräfte wieder, in welcher die vorige ſelbige herabſpannte? Sind Sie nicht weit heitrer und froher? Ihr Blut, Ihr Nervenſiſtem, Ihre ganze Maſchine iſt wieder in Ordnung. Dis alles haben Sie einer Naturbegebenheit zu danken, die ſo viel ſinnliches Schrecken und Entſetzen zu erregen vermogte! Und nun ſchauen Sie um ſich her. Wie iſt alles ſo erquickt in der ganzen Pflanzenwelt! Da iſt kein hangendes Laub an groſſen und kleinen Gewächſen mehr, kein kraftlosſinkendes Zweig mehr an den Sträuchern. Mit ihren Blättern hatten ſie ſchon während des Regens viel ſtärkende Feuchtigkeit eingeſchlurft, und nun ſaugen und pumpen ſie auch mit ihren tauſendfältigen Wurzelfaſern den neuen Nahrungsſaft aus der getränkten Erde und treiben ihn bis in ihre äuſſerſten Gipfel. Ein friſcheres Grün kleidet ſie insgeſamt; und auch jede andre Farbe der Natur iſt lebhafter geworden. Betrachten Sie dort drüben die Wieſen, wie fruchtbar ſie wieder laſſen, und wie die Heerden ſo muthig und luſtig auf ihnen wieder umherſpringen. Weg ſind die Fiſche, welche wir vorhin in ſo groſſer Anzahl hier im Schatten der Pappeln erblickten; ſie ergötzen ſich wieder im freien Flus. Hören Sie, hören Sie die unzähligen Vögel von allerlei Arten, von welchen vorhin kein einziger hier ſang. Riechen Sie den ſtarken balſamiſchen Duſt, den alle Blumen im Garten um ſich verbreiten. Von jenen Wieſen herüber duften ſogar der Feldkümmel und Timian aromatiſch uns entgegen. Und — nun nach vier und zwanzig Stünden — dann ſollen Sie erſt einmal den neuen Wachsthum im ganzen Pflanzenreiche ſehen. Einige Tage — ſo werden alle die kleinen Zerſtörungen, welche der Sturm gemacht hat, wieder überwachſen und erſetzt ſein. Selbſt die Ausſicht, welche wir jetzt hier haben, iſt länger und deutlicher; denn keine Dünſte, kein Staub verdicken die Luſt mehr. Und dort unten das ſanfte Himmelblau wieder — — wie weit reiner, ſapphirner iſt es jetzt, als wir es ſeit einigen Tagen ſahen! Ach wie ſo herrlich und ſchön ſieht es ſich jetzt hier auf Gottes Erde! Wie entzückt ſich der freiathmende Menſch wieder an der allenthalben mit neuem Leben erfüllten Natur! Und dis iſt dieſelbe Natur, der während des ſchrecklichen Wetters ein allgemeiner Untergang zu drohen ſchien . . . So wird anſcheinendes Böſes unter den Händen der Gottheit in wahres Gutes verwandelt! So müſſen ſogar die gröſſeſten Erſchütterungen, gewaltſamſten Verkehrungen und ſturzdrohendſten Unordnungen die eigentliche Wiederherſtellung der vollkommnen Ordnung und Harmonie in der Natur bewirken! Warlich Prinz, dieſen Gedanken fühlt man nach einem eben weggezogenen Gewitter in einer ganz auſſerordentlichen Deutlichkeit. Und ſo iſt es nun mit allen Erſchütterungen, Unordnungen und Kämpfen der Natur; ſie endigen ſich insgeſamt in Sieg, Ordnung und Feſtigkeit für ſie. O Prinz, Prinz, dis ſtärkt recht inbrünſtig im Glauben an die göttliche Fürſehung und Regierung der Welt. Und die Natur ſoll uns eben aufmerkſam machen, zu unterſuchen, ob es nicht um Handlungen und Schickſale der Menſchen eben die Bewandnis habe, wie mit ihr. Doch hiervon hernach. Die Natur hat nun wieder eine groſſe Arbeit vollbracht und wir wollen ihrem Schöpfer dafür das Triumpflied ſingen. Aber nur in den wenigſten Fällen arbeitet ſie mit ſolchem Geräuſch. Am häufigſten wirkt ſie im Stillen und vollendet da oft noch weit gröſſere Werke, als dieſes. Solche bleiben eben dieſerhalb dem groſſen Haufen verborgen, der da nichts von Bedeutung ahndet, wo er kein Getöſe dazu hört. Nur der bemerkt und beobachtet ſelbige, welcher die Natur in ihren geheimſten Werkſtätten belauſcht, und beobachtet ſie um ſo beſſer, je weniger er durch ſinnliches Geräuſch dabei geſtört wird. Indeſſen wollen wir die Natur auch für ihre geräuſchvollen Arbeiten danken; weil ſonſt der gröſſte Theil der Menſchen gar nicht auf ſie achten oder wohl gar Gottesverleugnung ausüben würde. Ebendarum nun aber, weil der groſſe Haufe ſo ſinnlich iſt, iſt er auch ſo abergläubiſch und fürchtet ſich vor dem geräuſchvollern Vorgängen in der Natur ſo ſehr. Die Weiſen fliehen jedoch auch dieſe alberne Denkart, weil ſie wiſſen, daß viel tauſend Vorgänge in der Natur, die ganz ſtill geſchehen, das Auge nicht blenden und das Ohr nicht täuben, oft gefahrvoller für uns ſind, als jene. Wenn die Luft z. E. voll faulender Dünſte iſt, welche die Men-

ſchen,

ſchen, die in ihr leben, in ſich ziehen müſſen: ſo werden oft Tauſende von tödlichen Krankheiten ergriffen oder gar hingeriſſen, ohne daß es dazu blizt und donnert.

Als Rothe noch ſo ſprach, ward der Vorhang zu dem herrlichen Nachſpiel der Natur aufgezogen, das er dem Prinz geweiſſagt hatte. Die Sonne kam wieder hervor und ſchien gar majeſtätiſchſchön. Unzähliche Miriaden Regentropfen, die noch auf dem Graſe und auf den Blättern hingen, glänzten nun allenthalben dem Auge entgegen, und die ganze gefiederte Welt führte ein feierliches Tutti im groſſen Koncertſaal der Natur auf. Doch dis war noch das geringſte. Der höchſtmöglichſte Kontraſt bildete ſich nun am Himmel vor ihnen und am Himmel hinter ihnen.

Rothe. Blicken Sie einmal recht aufmerkſam in die Höhe hier vor uns . . .

Da war ein völligreiner, azurner, ſpiegelblauer Horizont, und an ihm die göttliche Sonne. Ein Anblick, der das volle Bild des Lebens, der Freude und der Seligkeit war.

Rothe. Nun wenden Sie ſich um und ſehen dorthin hoch . . .

Da war der Himmel nichts, als Nacht. Die Sonne ſchien nun ebenſo heftig wieder gegen das weggezogene Gewitter, als ſie vor einigen Stunden demſelben, da es aufzog, entgegengeſchienen hatte. Ganz dunkelſchwarz fiel es ins Auge — — ein öder, düſtrer Anblick, das Bild des Jammers, der Zerſtörungen und des Todes.

Rothe. Und nun ſehen Sie hier recht die verſinnlichte Lehre von der göttlichen Weltregierung, und den in wirkliches Anſchauen verwandelten Satz, daß Verwirrung Ordnung erzeugen und Traurigkeit zur Freude führen müſſe. Dort noch Verwirrung — hier ſchon Ordnung: dort noch Traurigkeit — hier ſchon Freude. Vor kurzem war auch hier noch Verwirrung und Traurigkeit, und im kurzen wird auch dort Ordnung und Freude ſein. Tief drücke ſich Ihnen dieſer Anblick ein! Iſt irgend eine Anwendung unſrer Sinnlichkeit edel und ſchön: ſo iſt es dieſe, wenn wir uns die Wahrheiten unſers Glaubens durch ſie recht fühlbar machen.

Rothe richtete es ſo ein, daß der Prinz jetzt das Geſicht einige Zeit nach Weſten gewendet hielt; und als er nun bemerkte, daß Zeit dazu ſei, rief er aus — nun Prinz wollen wir auch einmal wieder nach Oſten hinblicken; und das recht unverwandt.

Theodor. (mit beiden Händen hinaufweiſend.) Ach — ach —

Von Augenblick zu Augenblick bildete ſich nun ein überaus herrlicher Regenbogen in Oſten mehr aus, und nach einigen Minuten ſtand er in vollkommenſter Schöne da. Je dunkler die Wolken waren, deſto lebhafter drückten ſich alle ſeine himmliſchen Farben aus. Entzücken mußte den warmen Naturfreund bei ſeinem Anblick ergreifen. Und auch das Herz, welches ſonſt fühllos gegen alle Freuden der Natur iſt, konnte nicht ungerührt dabei bleiben.

Rothe. Das iſt das Signal, das der Schöpfer den vielen Tauſenden giebt, welche in dieſen Gegenden zerſtreut umherwohnen, daß ſie einmal Alle zuſammen und zugleicher Zeit die Augen, die ſonſt nur erdwärts gerichtet ſind, zum Himmel erheben ſollen. Und gewis erreicht er ſeine Abſicht gröſſtentheils; denn wer könnte ſo einer Aufforderung zum Blick gen Himmel widerſtehn? Gewis ſchauen die mehrſten davon jetzt ebenſo empor, wie wir; und wenn ſie nur einigermaſſen gute Menſchen ſind! ſo wandelt ſie, wie uns, ein Gedanke an Gott an, der ſie ihm heiligt. So ſind denn dis Augenblicke, in welchen die Natur viel tauſend menſchliche

Herzen mit den erhabenſten Religionsgefühlen erwärmt, Augenblicke, in welchen ſtille Gottesverehrung die Beſchäftigung ganzer Nationen wird! — Welche Farben! Wo iſt ein Künſtler, der dergleichen bereiten mag? Welch Farbengemiſch! welche Schattirung! Wo iſt ein Mahler, der ſo ein begeiſterndes Kolorit erſchaffen kann? Welch ein Bogen! Sind doch wahre Poſſen gegen ihn alle Triumpfsbögen, und heller klarer Schnickſchnack alle Ehrenpforten, durch welche die Könige der Erde in ihre Reſidenz einziehen! Aber auch nur dir, du König der Könige, du Herr und Vater des ganzen Weltalls, nur dir kommt ſo ein Bogen zu, ſo gros und ſo pompös! Dir bauet ihn deine Natur! Sie baut ihn dir, weil du ihr Fruchtbarkeit wieder geſchenkt, den Kampf der Elemente für ſie in Sieg und Glorie verwandelt, und Friede und Freude ihr wieder bereitet haſt. Und — wir, deine Menſchen, ſollten unter dem Bogen wandeln können, ohne dir ein Denkmal in unſerm Herzen zu ſetzen, das dir noch weit wohlgefälliger iſt, als er? Für wen ſind denn die groſſen Segnungen geſchehen, deren Empfang dir jezt die Natur ſo feierlich bezeugt? Wer nimmt mehr Antheil an ihnen, als wir? O ſo werde denn das innigſte Gefühl deiner uns jetzt erzeugten Liebe, geſtärkter Glaube an deine Fürſehung und Regierung, und neubelebter, neuerwärmter Eifer im Guten dadurch das Denkmal, das wir dir jetzt ſetzen, der Ehrenbogen, den wir dir unter dem groſſen Jubelbogen der Natur erbauen!

Aus den Augen des Prinzen leuchteten die erhabenſten Religionsgefühle hervor, die jetzt ſeiner ganzen Seele ſich bemächtigten. Mit Inbrunſt ſah er Rothen an, daß dieſer doch noch lange ſo fortſprechen mögte.

Rothe. Es iſt unmöglich, daß man, wenn man ein Freund der Natur iſt, nicht auch ein ſehr warmer Verehrer der Gottheit ſein ſollte. Welche Auftritte hat ſie! Wie mannigfaltig ſind dieſe, und wie leitet immer einer davon noch gerader, als der andre, zu ihrem Urheber hin! So Prinz, ſo entſtand auf dem ganzen Erdboden und unter allen Weltvölkern die Religion. Auch die roheſten Menſchen muſſten in den glänzendſten Auftritten der Natur die Idee ihres Schöpfers finden. Die Ausgebildetern fanden ſie hernach auch in den ſtillern Arbeiten derſelben. Und die reine, aufgeklärte Vernunft findet Gott nun allenthalben.

Hier=

Hierauf erklärte Rothe Theodorn die ganze gegenwärtige Lufterſcheinung ſehr deutlich. Darüber verſchwand allmälig der ſchöne Bogen wieder; und als das ganze Schauſpiel der Natur beendigt war, machte er mit ihm noch einen Spatziergang über die Felder, wo ſie dem weggezogenen Wetter noch lange nachſehen konnten.

Der Abend, welcher dieſen ſo merkwürdigen Tag ſchloß, war ein überaus milder Sommerabend. Rothe führte den wißbegierigen Prinz in eine herrlichduftende Laube von Geisblat und ſetzte ſeine Unterhaltungen mit ihm über die Lehre von der Providenz fort.

„Die Begebenheiten des Menſchengeſchlechts, die Schickſale der Völker ſind ein ganz beſondrer Gegenſtand der Regierung Gottes. Hier iſt es nun zwar, wo die Menſchen mit ihren Handlungen groſſe und wichtige Einflüſſe haben, — auf die Natur, auf die Welt im Groſſen und im Ganzen können ſie, wie geſagt, nichts ſchaffen; aber die göttliche Direktion befolgt auch hier dieſelben Grundſätze. Ihr Plan iſt die höchſtmöglichſte Glückſeligkeit der Menſchheit und die dagegen ſtreitendſten Handlungen der Menſchen und die widrigſten hieraus entſtehenden Vorfälle müſſen ſich in dieſen Plan einfugen und über kurz oder lang ſogar zur Beförderung deſſelben beitragen. Sein Sie hierbei einmal recht aufmerkſam, Prinz. Wollte Gott ſeinen Plan, die **Menſchlichkeit möglichſtglücklich** zu machen, den er als das weiſeſte und gütigſte Weſen treffen muſſte, wirklich auch ausführen: ſo muſſte er die Menſchen entweder auſſer allen Stand ſetzen, irgend etwas zu thun und zu unternehmen, das dieſem Plan entgegen wäre; oder er muſſte ſich vorbehalten, alle ihre noch ſo zweckwidrigen Thaten und Unternehmungen ſo zu leiten, daß ſie am Ende doch ſeinen Plan befördern hülfen. Jenes konnte er nicht thun, weil die Menſchen freie und ſelbſtthätige Weſen ſein ſollten; folglich geſchah das letztre. Dieſes richtet er nun aber dergeſtalt ins Werk, daß **Umſtände, die Menſchen nicht in ihrer Gewalt haben, oder die ſie wenigſtens nicht vorherſahen und auf die ſie alſo ihre Maßregeln nicht nehmen konnten, dazwiſchen treten, und ſolchen Handlungen, die für menſchliche Wohlfart im groſſen gefährlich und zerſtöreriſch werden würden, entweder Schranken ſetzen oder doch ganz entgegengeſetzte Folgen** beigeſellen müſſen. So wird auf der einen Seite die menſchliche Freiheit nicht aufgehoben; ſo iſt aber auch von der andern dafür geſorgt, daß ihr abſcheulichſter

Misbrauch den Plan der ewigen Weisheit und Güte nicht zu Grunde richten könne. Hier z. E. wütet ein landverderblicher Krieg, und das Leben vieler Tauſende ſteht abermals in Gefahr, nach einigen Tagen vielleicht ſchon verſchüttet zu werden; blos darum, weil zwei Herrſcher ſich mit einander nicht ausſöhnen wollen. Wider alle Erwartung aber iſt an dem Tage da Schlacht gehalten worden wäre, ſchon Waffenſtillſtand; weil der eine von den gekrönten Unverſöhnlichen unterdeſſen ſeine Krone und ſein Haupt — niederlegt und ſein Nachfolger in der Regierung menſchlicher denkt. Dort treibt ein Herrſcher ſeine Gewaltthätigkeiten in einen unterjochten Lande auf das äuſſerſte. Seine Abſicht dabei iſt, die Einwohner deſſelben ſo weit zu bringen, daß ſie ſchon vor ihm zittern und beben ſollen, wenn er in Zukunft nur einen Machtſpruch unter ſie ſendet. Aber eben durch ſeine aufs äuſſerſte getriebenen Mishandlungen wird endlich der männliche Muth dieſer Bürger wieder rege. Ein Geiſt der Freiheit fängt an, ſie zu beſeelen. Sie wiegeln ſich gegen ihn auf, werfen das Sklavenjoch ab und verſetzen ſich wieder in den Beſitz der erſten Gerechtſame der Menſchheit. Ebenſo gab es zu allen Zeiten Leute, welche ſich wohl dabei zu befinden glaubten, daß ſie allgemeine Unwiſſenheit und Dummheit unter ihren Mitbürgern erhielten und erzwängen. Je einfältiger dieſe waren, deſto mehr konnten ſie ſie betrügen, am Seile hinter ſich her ziehen, auskleiden und plündern, wie ſie wollten. So, wie ſie es aber bis auf den höchſten Punkt getrieben hatten und darüber unter ſich jauchzten und triumphirten, traten Männer von Kopf und Herz, die das Unweſen nun nicht länger mit anſehen konnten, auf, zogen ihren Mitbürgern die Binde vor den Augen weg und verſchaften ihnen wieder den Gebrauch ihrer eignen Vernunft. Daher pflegt man im Sprüchwort zu ſagen, daß eine Sache erſt recht recht ſchlimm werden müſſe, wenn ſie wieder recht gut werden ſolle. Gott, der die Sache der Menſchheit führt, weiß jedes Verderben, das ihr bereitet wird, zu ihrem Beſten zu lenken. Hier muß ein verheerender Krieg dazu dienen, daß die Ruhe vieler Nationen auf Jahrhunderte durch ihn geſichert werde und daß die Wiſſenſchaften Völker erleuchten, die vorher noch in Rohheit und Wildheit lebten. Dort wird ein arbeitſames, erfinderiſches Häuflein von Menſchen ſeines Glaubens wegen ſo lange gedrückt und verfolgt, bis es auswandern muß. Ein menſchenfreundlicher Fürſt nimmt es in ſeine

Staaten auf und macht dadurch in kurzem ſein ganzes Land voll der blühendſten Fabriken und Manufakturen, die allen ſeinen Armen Arbeit und Brod geben. — Prinz, um ſich recht hiervon zu überzeugen, wie die göttliche Regierung alles Böſe, das Menſchen anſpinnen und anrichten, für die arme leidende Menſchheit zum Guten lenke, muß man die Geſchichte zur Hand nehmen. Dieſe, dieſe beſtärkt uns durch alle unſre Jahrbücher im Glauben an eine höhere Providenz erſt recht.

Jetzt nun machte es Rothe ſich zur Pflicht, Theodorn einige Dutzend der allerfrapanteſten Beiſpiele dieſer Art aus der ältern und neuern Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu erzählen. So oft er alsdann auf den ganz unerwarteten Ausgang kam, den die wichtigſten Ereigniſſe der Welt gehabt, oder ſo oft er auf die Wendung hinwies, die ſie, wie von ungefähr, genommen hatten, rief er aus — hier iſt Gott! Der wackere Prinz hörte mit einer Aufmerkſamkeit und Freude zu, die beide ſeinem Herzen Ehre machten, und ſein Glaube an Gott, als den oberſten Regierer der Welt, ward dadurch ganz unerſchütterlich befeſtigt.

Rothe. Wie es nun um die Menſchheit im Ganzen ſteht: ſo iſt es auch ſogar um jeden einzelnen Menſchen beſchaffen. Und hier, mein Prinz, folgt nun warlich das allerintereſſanteſte Stück des Glaubens an die göttliche Regierung für das menſchliche Herz. Auch wir ſind nicht ganz uns ſelbſt überlaſſen; auch wir ſind kein Ball, womit die Umſtände ſpielen können, wie ſie wollen; auch alle unſre Schickſale leitet Gott. Sein Plan an uns iſt auch kein andrer, als — uns möglichſtglücklich zu machen, und er führt auch dieſen Plan troz alles Widerſtandes aus. Ueber Unglück und Böſes, daß uns ohne unſre Schuld begegnet, dürfen wir am wenigſten beſorgt ſein. Ohne ſeinen Willen kann uns nichts, auch das geringſte nicht begegnen. Ein frommer und menſchenfreundlicher Weiſer, mit dem ich Sie bald näher bekannt machen werde, trug dieſen tröſtenden Gedanken einſt mit den Worten vor — daß ohne Gottes Willen kein Haar von unſerm Haupte falle. Eben dieſer Weiſe beſtand auch darauf — daß jede Traurigkeit des Menſchen über lang oder kurz in Freude verwandelt werde. Man kann ſich hiervon auch recht lebendig überzeugen, ſobald man nur recht aufmerkſam den Gang ſeines eignen Lebens beobachtet. Lieber Prinz, Sie ſind noch jung und haben ſeither hierauf nicht gemerkt;

aber von heute an machen Sie ein recht frommes Geſchäft daraus, auf alles, was Ihnen, wie ohne Ihr Zuthun begegnet, recht genau Acht zu haben. Sie werden einen unverkennbaren Zuſammenhang unter allen Ihren Schickſalen antreffen. Sie werden aber auch ſehen, daß der Menſch viel zu wenig ſei, als daß er allein dabei handle. Sie werden finden, daß nicht das Zehnte von allem, das Sie unternehmen, ſo gehe, wie Sie wollten, und werden wieder nach einiger Zeit finden, daß es dennoch ſo, **wie es wider Ihren Willen ging**, gerade am beſten ging. Vieles, was Sie wünſchen, werden Sie nicht erhalten. Vieles, worauf Sie nicht dachten, wird Ihnen zu Theil werden. Vieles, daß Sie wohl gar verabſcheuten, werden Sie empfangen und — annehmen müſſen. Handeln Sie jederzeit nach Ihren beſten Einſichten und Ueberzeugungen! **Dis iſt der Antheil, den ein vernünftiges Geſchöpf, ſo verborgen ihm auch die Zukunft iſt, an der Bildung ſeines Zuſtandes und ſeiner Schickſale nehmen muß.** Seit Sie aber ganz unbeſorgt, wenn Sie alsdann irgend ein Misgeſchick trift. Ertragen Sie es als ein Weiſer und als ein Gläubiger an Gottes Fürſehung. Der Erfolg wird Sie jederzeit lehren, daß es Beförderung und Beitrag zu Ihrer wahren Glückſeligkeit geweſen ſei. Wenn wir uns noch ſo einen ſchönen und lieblichen Ort wählen, an den wir zu reiſen gedenken: ſo iſt es ja doch nicht möglich, daß wir auch durchgehends einen ſchönen und lieblichen Weg dahin haben. Wir müſſen uns vielmehr unterwege oft bald tiefen Sand, bald ſteile Berge, bald enge Wege, bald ſumpfigte Gegenden gefallen laſſen. Sollten wir dieſe nicht paſſiren, ſo müſſten wir die Hofnung aufgeben, an den geliebten Ort zu kommen. Denken Sie, daß es auch ſo mit uns um die Reiſe unſers Lebens ſtehe, und nur am Ende werden wir es vollkommen überſehen können, wie gut uns Gott geführt habe. Ja, ich muß Ihnen noch mehr ſagen. Auch Unglück, daß wir uns ſelbſt zuziehen, ſteht unter der weiſen und gnädigen Regierung Gottes. In dem Augenblick, da wir fehlen und irren, ſtreiten wir zwar gegen den Plan Gottes, uns glücklich zu machen. Aber ſelbſt unſre Verirrungen werden ſich an Gottes Plan anſchlieſſen müſſen, und Gott wird dennoch ſein Werk an uns herrlich hinausfühführen. Wäre dis nicht ſo, ſo ſtände es bei den gegenwärtigen Schwächen unſres Verſtandes und Herzens gar jämmerlich um uns. Als-

dann mögten wir fragen und einen Preis auf die Beantwortung der Frage ſetzen — **wo der Sterbliche anzutreffen wäre, der ſich Hofnung auf Glückſeligkeit machen dürfe?** Ein Reiſender, der unterwegs irre geht und durch einen des Weges kundigen Menſchenfreund, der ihm begegnet, wieder zurechtgeführt wird, kommt zwar ſpäter — weil er auf Irregehen einige Zeit zugebracht hat — aber doch endlich auch an den Ort ſeiner Beſtimmung. So auch **wir.** Durch die Leiden, welche wir uns mit unſern Fehlern zuziehen, wird uns Gott zur deutlichern Erkenntnis unſrer Pflichten führen; wir werden durch ſie zum vollkommnern Gebrauch unſrer Vernunft gelangen und an unſrer Verbeſſerung arbeiten. Dieſer Gedanke gehört allerdings zu denjenigen, welche am heiligſten gehalten werden müſſen; aber man kann ihn auch unter die zählen, welche für den Gutdenkenden, **der einmal gefehlt hat,** die ſtärkſten Antriebe ſind, ſich darüber zufrieden zu ſtellen, **weil er durch Verbeſſerung ſeines Herzens auch zugleich Verbeſſerung ſeiner Schickſale bewirkt.** Was kann den Menſchen, der ſich nun einmal ſelbſt geſchadet hat und dieſen Schaden fühlt, mehr ermuntern, als die Vorſtellung — **wenn du dich durch**

den erlittnen Schaden recht klug machen läſſeſt: ſo betrachte ihn als den Preis, für den du vielleicht zehnmal gröſſern Schaden, den du dir ſonſt wohl noch angerichtet hätteſt, von dir abwendeteſt! — — Und nun, mein Prinz, fühlen Sie einmal das Tröſtende, das mit Leben und Freude erfüllende, das gen Himmel ziehende in einem ſolchen Glauben an die göttliche Fürſehung recht innigſt . . . Er, der die Naturbegebenheiten des ganzen Erdbodens ordnet — er, der das ganze Sonnenſiſtem, wozu unſre Erde gehört, in unverrückter Ordnung erhält — er, der noch viel tauſendmaltauſend andre ſolcher Sonnenſiſteme hat und jedes derſelben mit Weisheit und Güte beherrſcht — er, der alle dieſe Sonnenſiſteme zuſammen zu einem einzigen Ganzen verband und dieſes unüberſehbare Weltall regiert — — dieſer Unendliche macht auf der Erde, die gegen das geſammte Weltall nur ein Punkt iſt, mich, einen einzelnen meines zahlloſen Geſchlechts, das gegen die Erde wieder nur ein Punkt iſt, und gegen das ich wieder nur ein Punkt bin, zum Gegenſtande ſeiner zärtlichen Fürſorge! — — Ach Prinz, auch ich erliege unter dieſer Vorſtellung.

lung. **Gott verherrlicht ſich durch die Regierung meines Lebens wie durch die Regierung des Weltalls** . . . Wie ſollte ich nun nicht recht herzlich auf ihn vertrauen? Wie könnte es mir nun in den widrigſten Schickſalen meines Lebens an Troſt gebrechen? Wie dürfte ich nun aber auch wohl leichtſinnig in Erfüllung meiner Pflichten und träge in Anwendung meiner Kräfte zum Guten ſein, da es hierauf ankommt, ob Gottes weiſe und gnädige Regierung mich früh oder ſpät erſt glücklich machen ſolle? Prinz — machen Sie es ſich nun zur Pflicht, Ihr ganzes Leben noch mit weit wichtigern Augen anzuſehen. Arbeiten Sie durch Weisheit und Tugend auf das möglichſte an Vollendung des Plans Gottes über daſſelbe — an Ihre Beglückung. Unternehmen Sie nie etwas, das von Belang iſt, bis Sie durch wiederholte Ueberlegungen gefunden haben, daß es gut und nützlich ſei. Sein Sie alsdann eifrig in Betreibung deſſelben und wenden Sie alle Ihre Kräfte dazu an. Wenn Sie aber ſehen, daß Sie es nicht durchſetzen können: ſo laſſen Sie davon ab. Suchen Sie es nicht zu erzwingen und denken Sie lieber — es ſoll nicht ſein. Demüthigen Sie ſich, und wenn Sie auch noch ſo vornehm würden, unter Gott. Dis iſt die höchſte Würde des Menſchen. Laſſen Sie im Unglück nie den Muth ſinken. Wir ſind alle wie bei Gott in der Schule. Unglück iſt eins der würkſamſten Mittel, wodurch Gott unſre Erziehung, Ausbildung, Entwickelung, Beſſerung und Vervollkommung ſchaft. Vermeiden Sie Fehltritte. Begehen Sie aber dergleichen: ſo verzagen Sie darum nicht. Auch hierin ſind wir wie die Kinder, die noch fallen und durch Fallen gehen lernen müſſen. Bei Rechtſchaffenheit auf allen Seiten übergeben Sie getroſt alle Ihre Schickſale dem groſſen Regierer der Welten, und trauen Sie ihm zu, daß er unſer kleines unbedeutendes Leben ebenſo weiſe ordnen und leiten werde, wie das groſſe grenzenloſe Weltall durch ihn geordnet ward und beſteht . . .

Rothe hatte unter dieſen Ermahnungen den ſtärkſten Accent auf die Worte gelegt — demüthigen Sie ſich, wenn Sie auch noch ſo vornehm würden, unter Gott. Theodorn drangen dieſe Worte an ſich ſchon durch Mark und Bein; um ſo viel mehr hatte er mit dem auf ſie gelegten ſtarken Accent ſeines Lehrers ſimpathiſirt. Wie Rothe alſo zu reden aufhörte, fiel er mit einer frommen und liebenswürdigen Naiſität ein — ich Wurm! ach ich Wurm, und nicht einmal ſo viel gegen Ihn — ich ſollte

noch

mich nicht demüthigen vor Ihm, dem die ganze Welt gehört? Wozu hätt' ich denn meinen Verſtand, wenn ich ſeine Gröſſe nicht erkennen wollte? und wie könnte ich dieſe erkennen, ohne meine Niedrigkeit zu empfinden? und wie könnte ich dieſe empfinden, ohne vor ihm niederzuſinken? (fällt nieder) Seine Sonnen knieeten gewis auch alle vor ihm nieder, wenn ſie könnten. Ich kann es, und darum will ichs thun. Und wenn ich auch nicht immer ſo knieen kann, ſo will ich doch immer und lebenslang ſo geſinnt ſein, wie ein Menſch geſinnt ſein muß, der vor Gott hinknieet. Ich will gut ſein — will gut ſein; will leiden können — leiden; und meines Lebens Troſt und beſte Zuverſicht ſoll Gott ſein.

Rothe. (innigſtgerührt und ihn nach ſich heraufziehend.) Halten Sie feſt und unverbrüchlich an dieſen Geſinnungen; ſo werden Sie Ruhe des Herzens, Beifall der Gottheit und viel irrdiſche Glückſeligkeit genieſſen.

Als Rothe dis geſagt hatte, ſchnitt er Theodors Nahmen und den heutigen Tag in die Rinde einer bei der Laube ſtehenden Birke ein.

Theodors Seele war nun einmal in der religiöſeſten Stimmung und faſt in beſtändigen Schwebungen himmelan. Auch folgten die Tage noch immer ſchön auf einander. Rothe ſäumte deshalb nicht, beide Vortheile zu benutzen, und den Prinz für die ſo einfache als herzerhebende Naturreligion noch immer wärmer zu machen.

Der Abendhimmel des Gewittertags weisſagte einen folgenden herrlichen Morgen. Man legte ſich früher, als gewöhnlich, ſchlafen. Noch vor Anbruch des Tags weckte Rothe den Prinz und ſprach: Ich hab' Ihnen die Freude verſprochen, daß wir einmal Licht und Morgenroth, Tag und Sonnenaufgang werden ſehen ſollten; — haben Sie heute Luſt? — Die Natur ladet uns durch Klarheit und Reine ihres nächtlichen Spähimmels dazu ein . . . Schnell war der Prinz aus dem Bette, und ehe noch eine halbe Viertelſtunde verging, waren ſie ſchon auf dem Altan, wo ſie vor kurzem die Mondfinſternis beobachtet hatten. Noch war wirklich Nacht. Der Mond fehlte dismal; die Sterne aber flimmerten allenthalben.

Rothe. Das Schauſpiel, welches uns jetzt bevorſteht, iſt gewis der allerentzückendſten und allerheiligſten eins, welche die Natur dem

Menſchen vorſtellt. Auſſer den Reiſenden aber ſind Hirten und Bauren vieleicht die einzigen, welche ihm oft beiwohnen. Die Stådter nehmen nur wenig Antheil daran, und unter den ſogenannten vornehmen Leuten gibt es viele, die es in ihrem Leben nicht geſehen haben. Kønnen Sie ſich ſo etwas vorſtellen, Prinz? Aber die Trågen kønnen ihren Daunenbetten nicht entſagen und ſind durch Ueberflus und Wohlleben ſo verweichlicht, daß ſie Kolik und Erbrechen befürchten, wenn ſie einmal nicht zehn Stunden ſchliefen oder ſich vor dem ſpåten Morgen in die freie Luft wagten. So verſchnarchen ſie lieber die ſanfteſten Herrlichkeiten der Natur, und ſtehen dann da, wenn wir zu ihnen von den Schønheiten derſelben ſprechen, und machen ein ſo gleichgültiges Geſicht dazu, als wenn wir mit ihnen Portugieſiſch ſpråchen. Ich hab' Ihnen mit Fleis dies Schauſpiel der Natur ſeither noch vorenthalten, mein Prinz. Gewiß werden Sie aber, wenn Sie's heute geſehen haben, ſolches øfter zu ſehen wünſchen, und ich geb' Ihnen den Rath, dem Verlangen Ihrer Seele künftig recht oft darin zu folgen, weil Sie dadurch ganz auſſerordentlich in den ſanfteſten Geſinnungen und in der wahren Gottesverehrung werden geſtårkt werden. — — Holla! ſchau'n Sie auf — — —

Theodor. Ja ja, ich ſeh' es, ich ſeh' es.

Rothe. Was denn? Wo denn?

Theodor. (nach Oſten zeigend.) Da unten iſts, als wenn manchmal ein ganz ſchwacher Lichtſchein herauffühte; aber er iſt gleich wieder weg. — Da wars wieder ſo. — Da wieder.

Rothe. Recht! Nach dieſem Orte hin wollen wir alſo unſre Blicke gerichtet halten. Das ſind die erſten Funken des Lichts, die aus der Finſternis ſprühen. Sie haben aber noch nicht Kraft genug, ſich lange als ſolche zu zeigen.

Theodor. (nach einer kleinen Weile.) Jetzt kommt der Schein ſchon ſchneller hinter einander wieder.

Rothe. Noch wenig Augenblicke; ſo werden ſeine Wiederholungen ſo ſchnell auf einander folgen, daß ſie in einander flieſſen und einen fortdauernden Schein hervorbringen. Die, welche weiter gegen Morgen wohnen, haben dieſen Schein ſchon. Und die, welche weiter gegen Abend wohnen, ſehn noch gar nichts.

Rothe erinnerte jetzt den Prinz wieder an das hauptſächlichſte von dem, was er ihm über Sonne und Erde geſagt hatte, und berechnete ihm, wie tief die Sonne noch unter unſerm Horizont ſtehe, wenn dieſer erſte Lichtſchein hervorbräche; wie tief, wenn der Tag anbreche, und wie tief, wenn die Morgenröthe komme.

Theodor. (freudig.) Ach nun hält ſich der Schein — nun bleibt er; ſehn Sie doch.

Rothe. Ja, aber ſehn Sie auch wohl ſeine zitternde Bewegung? Er kann noch nicht recht feſt ſtehen. Es gibt alſo immer noch kleine Lükken in ihm, kleine Zwiſchenräume ohne Licht.

Theodor. Aber nun, nun ſteht er feſt. O ſehn Sie einmal, das läſſt nun, wie ein feiner weiſſer Saum, der unten am Himmel angemacht wäre.

Rothe. Nun ſcheidet ſich das Licht von der Finſternis für uns. Nun bekommt das Licht über die Finſternis Uebergewalt und wird ſie zuſehends ausüben.

Von Augenblick zu Augenblick verbreitete und erhellte ſich der ſtehende Schein, und bald erfüllte er ſchon tiefunten den ganzen Oſt.

Rothe. Prinz, dis heiſſt nun — der Tag bricht an. Der Tag — das eigentliche Leben des Menſchen — die Zeit ſeiner edelſten Geſchäftigkeit — der grundvollſte Theil ſeines Daſeins. Wie würdig muß der ihn verleben, der ihn oft ſo werden ſieht! Iſt es nicht, als rief' er uns zu — nun macht euch fertig, an euer Tagewerk zu gehen; nun ſchickt euch an, die Herrlichkeit des Schöpfers in ſeinen Werken zu bewundern; nun gehet aus, eure leidenden Brüder aufzuſuchen; wozu gäb' ich euch ſonſt mein Licht?

Der immer weiter herauf ſich ergieſſende Schein ward nun unten ſchon lichthell, floß hernach heraufwärts in hellblas und noch weiter herauf in lichtgrau über. Bald ward er, wo er lichthell geweſen war, gelblicht, dann hochgelb, dann röthelnd; und in derſelben Maſſe ſtiegen nun die übrigen Abwechslungen immer weiter herauf, ſo daß das Lichtgrau ſchon an den Zenith herfloß.

Rothe. Prinz, das iſt die Morgendämmerung. Sehn Sie, wie die Schatten mit dem Lichte kämpfen und ihm weichen müſſen. Sehn Sie, wie es in der Maſſe, als ſich das Licht uns nähert, über uns düſterer zu werden anfängt.

Theodor. Ach — da ſingt eine Lerche! Das iſt ja erſtaunendfrüh.

Rothe. Sie ſtand unter allen ihren Schweſtern zuerſt auf, und iſt das gegen ſelbige, was wir heute gegen viel andere auch frühaufſtehende Menſchen ſind, und iſt das gegen andre Vögel, was wir heute gegen die Hofkavaliere und Hofdamen ſind. Aber ſie wird nicht lange ohne Schweſtern ſein. — Hören Sie wohl? Dort ſingt ſchon noch eine — da wieder noch eine. Sie liegen alle im Getraide und lauſchen nur noch. So, wie die erſte den Ton angibt, wirbeln auch die übrigen in die Höhe. Dieſe Art Art Vögel iſt, wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, die allerfleiſſigſte im Singen. Immer die erſte und immer die letzte; und macht beſonders um dieſe Tagszeit ſo viel Eindruck auf Seelen, die noch unverdorben ſind. Die Alten pflegten zu ſagen, daß ſie dem Schöpfer ihr Morgenlied ſinge. Das war denn nun aber wohl nichts geſagt; denn dem Schöpfer ein Morgenlied zu ſingen, dazu gehört Verſtand, und den haben die Lerchen nicht. Den jungen Morgen begrüſſt ſie. Das erſte Licht hatte ſie geweckt. Die Luft war weder ſtürmiſch, noch kalt: darum flog ſie in die Höhe. Droben fand ſie es ſo hold und ſo mild; da wird ihr denn nun ſo wohl und darum ſingt ſie ſo ſchön.

Rechts und Links ſchnurrten nun immer mehr Lerchen aus den Feldern auf, und ſo, wie ſie die Höhe des Altans erreichten, fingen ſie an zu ſingen. Einige fingen ihr Lied grade über Theodors Kopf an; dem Prinz machte dies viel

Vergnügen, und bald war die ganze Luft voll Lerchengeſangs.

Rothe. Welche ſchmelzende Harmonie! Wie rührt ſie in dieſen Zwielichten des Morgens das Herz weit mehr, als in dem vollen Glanz des Mittags. Es iſt unmöglich, daß der vernünftigempfindende Menſch nicht noch mehr thun ſollte, als die Vögel des Himmels, welche ſich nach ihrer Art ſo herzlich jetzt freuen. — — — Allheiliger, der du noch reiner biſt, als das Licht, das jetzt von dir ausgeht, und noch wohlthätiger, als die Sonne, ohne die unſer Erdball eine für Menſchen unbewohnbare Wüſte ſein würde — empfange jetzt von uns, die du zu vernünftigen Weſen ſchufeſt, die wärmſten Gefühle deines Daſeins und deiner Liebe! O du Vater der Welten, wie ſegneſt du jetzt wieder alle deine Kinder auf Erden! Nun freuen ſie ſich bald alle wieder ihres Daſeins und laben ſich alle wieder an deinen Gütern, die du in ſo groſſem Ueberfluß, und wie jedes derſelben ihrer bedurfte, um ſie her ausſchütteteſt. Ach mache dieſen Tag zu einem recht ſeligen Tage für unſer Vaterland und für ſeinen guten Fürſten! Laß heute in dieſen Gefilden das menſchliche Elend noch geringer werden, als es geſtern war, und erwecke jeden, der hiezu beitragen kann, zu edler

Thätigkeit! Vergröſſere auch an dieſem Tage durch das Anſchauen deiner Werke die Summe deiner Erkenntnis in dieſem Lande, und den Eifer, dir ähnlich zu werden, in den Seelen ſeiner Bewohner. Mache auch uns heute zu weiſern und beſſern Menſchen. Laß uns unſre Kräfte heute recht wacker anwenden, und gib, daß, wenn der Abend mit ſeinen Schatten wieder herbeikommt und die Dämmerungen uns wieder ſo umgeben, wie jetzt, dir das ganze Werk unſers Tages recht wohlgefalle!

Unterdeſſen hatte ſich die Morgendämmerung bereits in Morgenröthe verwandelt und die Gegenſtände lieſſen ſich auf der Erde ſchon von einander unterſcheiden. Jetzt erſt bemerkte man, daß einzelne leichte Gewölke umherſchwebten, die ſich aus den aufſteigenden Dünſten, welche die geſtern äuſſerſtdurchnäſſete Erde von ſich gab, erzeugten. Rothe entdeckte ſie gern, weil ſie zur Verſchönerung des ganzen Schauſpiels viel beitragen muſſten. Die untern derſelben wurden ſchon mit blaſſen Roſen beſtreut, die immer herrlicher aufblühten. Allmählig wurden auch die weiter heraufſchwebenden roſenbekränzt, und endlich war der ganze Morgenhimmel ein lachendes Roſengefilde. Viel andre himmliſche Farben miſchten ſich ſchon darunter, und der ganze Anblick ward zuſehends prächtiger.

Rothe. O Prinz, Prinz, nun recht viel Empfänglichkeit dazu her, und alle dieſe Empfänglichkeit zuſammengedrängt! Die Freude kommt — die Freude! Sie kommt in einer ganz überſchwenglichen Fülle. Vom Himmel herab ſtrömt ſie in uns und der Gott der Freude gibt ſie uns. — — O du ſchöne, liebe, holde Morgenröthe, du Verkündigerin der nahen Sonne, wie ziehſt, wie feſſelſt du das Auge des Menſchen und ſein Herz an dich! So, als wenn Gott, der Schöpfer ſelbſt, daher kommen ſollte, machſt du am Himmel die Anſtalten dazu. O du vollkommenſtes **Bild aller unſrer jetzigen Erkenntniſſe und des geſammten Zuſtandes unſrer Glückſeligkeit, wie ſimpathiſirt der Menſch** mit dir! Du ſagſt ihm zwar recht deutlich, was er jetzt nur ſei; aber du lehrſt ihn auch hoffen, daß es bald beſſer um ihn ſtehen werde; **denn — auf dich folgt Sonnenaufgang.** — — Ja, ja, Prinz, und wenn wir noch ſo weiſe, noch ſo gut, noch ſo glücklich jetzt zu werden uns bemühen: ſo iſt es doch nur bloſſe **Morgenröthe** erſt von unſrer Weisheit, Güte und Glückſeligkeit. Nichts ausgebildetes, nichts vollendetes, nichts ganzes. Aber ſehn Sie, ſo wie es Gott in der Natur nicht bei der Morgenröthe läſſt: ſo wird er es auch an uns nicht dabei laſſen. Woher kommt denn dieſe Morgenröthe am Himmel? Daher, weil die Sonne nun nahe dahinter iſt. Hier auf uns her kann ſie noch nicht ſcheinen; jene Gewölke aber ſcheint ſie ſchon an, die ſo unweit höher ſchweben, als wir. Ständen wir ſo hoch, als dieſe: ſo ſähen wir die Sonne ſchon und ſie ſchiene uns ſchon an. Dennoch iſt die Morgenröthe auch für uns ſchon ein untrüglicher Beweis, daß die Sonne bald für uns aufgehen werde. **Ebenſo wird auch die Morgenröthe unſrer Erkenntnis, Tugend und Glückſeligkeit einſt in Sonnenaufgang für uns verwandelt werden; und eben dieſe Morgenröthe unſres Zuſtandes ſei uns auch ein untrüglicher Beweis vom baldigen Sonnenaufgange für unſern Zuſtand; denn — ſollte uns Gott die Sonne blos von weitem ankündigen, ohne ſie für uns aufgehen zu laſſen?**

Theodor. (dem man die geſpannteſte Attention anſieht.) Lieber Hofrath, ich verſteh' Sie nicht.

Rothe. Mein Prinz, wenn dieſes **Leben aus ſein wird, dann geht für uns ein andres**

an.

an. Dis meinte ich; und dieſe groſſe Wahrheit, auf der faſt alle menſchliche Tugend und aller menſchliche Troſt beruht, will ich Ihrem Herzen recht theuer und werth machen.

Theodor. (der mit weit aus einander gebreiteten Armen da ſteht.) Ach was ſagen Sie? was ſagen Sie?

Rothe. Dieſes künftige Leben wird in Anſehung unſrer Erkenntnis, Rechtſchaffenheit und Zufriedenheit gegen das gegenwärtige ebenſo vollkommener ſein, als der Tag bei Sonnenaufgang gegen den Tag bei der Morgenröthe jetzt vollkommener iſt. Jetzt merken Sie nur dieſen Gedanken; hernach wollen wir mehr darüber ſprechen. Ich wollte in dieſen Augenblicken nur durch die Natur in Ihnen bloſſe Ahndungen eines künftigen und vollkommenern Zuſtandes erwecken. Faſſen Sie das Bild dazu recht, in das ich ſie einkleidete; Sie haben es jetzt vor Augen. Es iſt die Morgenröthe. Ich ſage — aus der Nacht iſt jetzt Tag geworden. Aber es iſt noch nicht der volle Tag. Es iſt nur erſt der Tag im Morgenroth. Dis Morgenroth entſteht von der nahen Sonne, und wäre nimmermehr, wenn keine Sonne dahinter wäre. Aber eben darum, weil dis ſich nun ſo verhält, ſo wird und muß auch Sonnenaufgang und bald Sonnenaufgang erfolgen, weil die Morgenröthe wirklich da iſt. Nun, ſo ſtehen Sie nie wieder im Morgenroth, ohne zu denken — dieſe Morgenröthe iſt Anlage und Anfang zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit des Tages. Auch in mir iſt Anlage und Anfang zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit. Hier wird und kann nichts ganzes daraus werden. Gott aber handelt nach einerlei Geſetzen, kann ſich nie widerſprechen, und kann nichts, das er anlegte und anfing, unvollendet laſſen. So wird er auch irgendwo meine Anlagen und Anfänge zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit ausbilden und vollenden. Auch für mich wird vollkommener Tag werden. Auch für mich wird Morgenröthe ſich in Sonnenaufgang verwandeln. Und wie ich in der Morgenröthe der Natur einen untrüglichen Beweis des darauf folgenden Sonnenaufgangs finde: ſo finde ich auch in meinen jetzigen Anlagen zur Vollkommenheit und Glückſeligkeit einen untrüglichen Beweis ihrer einſtigen Ausbildung, und in meinem jetzigen Leben den untrüglichen Beweis für das künftige.

Theodor. (ſehr begierig.) O allerbeſter Hofrath, ich bitte Sie, erklären Sie mir das doch recht; — wir ſterben ja alle.

Rothe. Hernach, Prinz. Jetzt laſſen Sie uns den herrlichen Ausgang des groſſen Schauſpiels der Natur nicht verſäumen und unſre Augen wieder himmelwärts richten. Blicke dieſer Art bereiten uns am ſchönſten zu Betrachtungen unſrer höhern Zukünfte vor.

Noch dauerte die Pracht der Morgenröthe fort, welche unterdeſſen ganz überſchwenglichherrlich geworden war. Purpur ſtreifte ſchon die weiter nach Oſten hin ſchwebenden Wölkchen, und die ganz unterſten faſſte bereits ein Goldſaum auf der Sonnenſeite ein.

Rothe. O ſehen Sie einmal das unnachahmliche Purpur dort — da das herrliche Himmelblau — da das Schwefelgelb — dort das Wieſengrün — da das blendende Weis — dort das matte Aſchgrau — — wie das alles gegen einander abſticht, eins das andre hebt! — Gott, welch eine Farbengruppe, wozu keine menſchliche Hand die Farben rieb und die Striche zog! Und da das glänzende Gold, — wie es die Augen ſchier blendet, und alle Vergoldungen, die die gröſſten Künſtler in dieſer Art verfertigen, ſo weit hinter ſich zurückläſſt! — Nun wird es bald erſcheinen, das groſſe Geſtirn des Tags, die Lebengeberin, die Freudegeberin, die Geberin aller Blumen und Früchte, die unſre Gärten ſchmückt, wie ſie den Himmel jetzt ſchmückt, und die Trauben am Weinſtock mahlt, wie ſie die Gewölke mit Purpur jetzt übermahlt. Alle Schläuche der aufgezogenen Dünſte machen ihr ſchon Platz. Es wird einen reinen, herrlichen Sonnenaufgang geben. Sehen Sie dort den flammenden Feuerbogen ſchon. Unter ihm wird ſie heraufragen. Sehen Sie da an der unterſten Wolke die vielen brennenden Lämpchen und Kerzchen. In ihnen ſpiegelt ſie ſchon die glorreichen Strahlen. Und wie nun alles auf der Erde ſchon wieder ſeine Farbe empfängt, wie es geſtern ſie hatte! Aus dem einförmigen Dunkel, worin die Nacht alles verhüllt hatte, und wo eins ausſah, wie das andre, und alles wie eins, iſt die ganze Erdenſchöpfung nun wieder hervorgetreten und lächelt uns in allen ihren mannigfaltigen Reitzen wieder an. O was du alles vermagſt, du benachbarteſte unter allen Sonnen Gottes! Heil und Glorie dir, du Segnerin der Erde; — doch nicht dir, ſondern dem, der der Erde ſo weiſe ihre Bahn um dich her zeichnete, daß dū ſie grade ſo in dem einzigen wohlthätigſten Verhältnis, in der einzigen wohlthätigſten Maſſe erleuchten und erwärmen konnteſt! Steig herauf unter dem Jubel aller Geſchöpfe und verkündige uns ſeine Ehre — verkündige uns noch lauter ſeine Liebe!

Theodor. Ach — ach, da kommt ſie — da iſt ſie . . .

Rothe. Nein, Prinz, das iſt ſie noch nicht. Das iſt eine Art von **Vorſonne.** Wenn die Luft voll Dünſte iſt, wie heute: ſo pflegt ſich, wenn die Sonne mehr am Rande des Horizonts iſt, auf demſelben ſo ein ſchwaches Bild von ihr zu zeigen. Aber nun wird ſie auch gleich da ſein. Nun laſſen Sie uns recht feierlich ſie erwarten.

Alles ſchien jetzt zu ſchweigen und ſchweigend zu harren. Rothe ſchwieg — der Prinz ſchwieg — die Lerchen ſchwiegen. Ein ſanfter Wind erhub ſich, ſäuſelte ein wenig und begab ſich wieder zur Ruhe.

Da zitterte die Vorſonne — da ſchwankte ſie ſtärker — da ſchien ſie ſich erheben zu wollen und — verſchwand.

Da wars, als bildeten ſich dicht auf dem Rande des Horizonts in einem kleinen Halbzirkel einige Sterne — da wars, als würden der Sterne immer mehr — da wars, als flöſſen die Sterne in einander — — da kam ſie, die göttliche Sonne!

Theodor. (ganz auſſer ſich vor Freude.) Hofrath — Hofrath — da kommt ſie . . .

Rothe. Ja, das iſt ſie. — Nun, mein Lieber, Arm in Arm, (ſchlingt den Prinz um ſich.) und Blick in Blick, und Gedanke in Gedanke! Wenn irgend ein Anblick in der Natur iſt, der uns die Gottheit verſinnlichen kann, ſo iſt es — die aufgehende Sonne.

Theodor faſſte ſich an Rothen recht feſt an, legte ſeine Linke in die Rechte deſſelben und ſah ſtarr nach der Sonne.

Schon ward der feurige Halbzirkel gröſſer. Schon ſah man die kleinere Oberhälfte der glänzenden Kugel. Die noch übrigen Dünſte kamen dem Auge zu ſtatten. Auch machten ſie bis jetzt die Sonne noch ſtrahlenlos.

Rothe. Wie ſo mild ſie heute aufgeht! Sie läſſ't uns ihr Antlitz ſehen, ohne uns zu blenden. Recht das volle Bild ihres Urhebers, **wie er ſich uns jetzt in ſeinen Werken zeigt!**

Webend und wogend erhub ſich die Sonne immer höher und höher, bis ſie, wie durch Allmacht hervorgerückt, völlig auf dem Rande des Horizonts da ſtand. Ihre letzten Emporhebungen waren ſchnell, überraſchend, überwältigend. Noch hatte ſie keinen Strahl. Noch konnte man gerade in ſie hinſehen. Nun ſangen wieder alle Lerchen, und tauſend andre Vögel ſtimmten in ihr Lied ein. Rothens Angeſicht glänzte vom hohen Widerſchein — Theodors Angeſicht glänzte.

Rothe. (der Theodorn mit beiden Händen umfaſſt.) Lieber Prinz, jetzt ſind wir wie erleichtert — wie verklärt — —

Theodor. (der ihn hold anſieht und dann gen Himmel blickt.) Ach Gott, wie viel Freude giebſt du dem Menſchen! Wie ſieht ſich mein Auge an deiner Natur nicht ſatt! Wer bin ich? Wie iſt mir? Als wäre ich gar nicht hier unten — als wäre ich irgendwo dort oben — — ſo iſt mir!

Rothe. Denken Sie das jetzt nun recht noch einmal, was ich Ihnen vorhin über Morgenröthe und Sonnenaufgang und — über uns ſagte. —

Nun hatte ſich die Sonne vom Rande des Horizonts losgewunden und ſchwebte frei. Die Dünſte verlohren ſich; ſie fing an zu ſtrahlen.

Rothe. Da ſehen Sie nun, Prinz, das ſchönſte vollkommenſte Sinnbild des groſſen Weltſchöpfers, das wir haben; das Sinnbild ſeiner Erhabenheit, Allgegenwart, Kraft und

Güte! Ich weiß nichts, und der Verſtand aller Menſchen findet nichts, womit Gott mehr zu vergleichen wäre, wenn er daher wandeln könnte, als — die Sonne, wie ſie jetzt da ſo iſt . . . darum haben viel tauſendmaltauſend Menſchen ſie für Gott ſelbſt gehalten und angebetet, und halten und beten ſie noch dafür an. Ein Verſtand, der ſich von der ſinnlichen Welt nicht erheben kann, ein Menſch, der einmal glaubt, daß er ſeinen Gott ſehen müſſe, weil er ſeine Freunde und Wohlthäter ſieht und ſie ſo gern ſieht, verdient die gröſſeſte Verzeihung wenn er glaubt, die Sonne ſei Gott ſelbſt. Er ſelbſt, der Weltenſchöpfer, wird dieſen Irrenden dafür lieben, daß ſelbiger wenigſtens ein ſo majeſtätiſches Bild für Ihn hielt. Wahr iſt es, daß auf unſrer Erde keine Frucht, keine Bluhme, kein Grashalm gedeihen, daß ſie völlig unwirthbar und unbewohnbar für uns ſein würde, wenn die Sonne ſie nicht mit ihren erwärmenden Strahlen träfe. Dis lehrte der Augenſchein auch den roheſten Wilden. Nun ſchloß er ſo — ohne Sonne nichts, mit Sonne alles — folglich habe ich alles der Sonne zu danken, folglich iſt die Sonne Gott. Daß es noch Millionen ſolcher Sonnen gebe, davon wuſſte er gar nichts. Wohl aber wuſſte er, daß, wenn ſein Freund ihm etwas gebe, dieſer der Geber ſelbſt ſei. Es fiel ihm dabei nicht ein, ſich zu erinnern, daß er von ſeinen Freunden auch oft etwas durch die dritte Hand bekomme. So vermiſchte er das Mittel mit der Urſache, und hielt das, wodurch dem Erdboden die Fruchtbarkeit gegeben wird, für den, der ſie ihm durch daſſelbe gibt. Wir finden, daß der menſchliche Verſtand, ſo lange er noch in ſeiner Kindheit iſt, durchgängig ſo handle, und immer, wenn er erklären ſoll, ſo erkläre. Wir aber, die wir durch die Aufklärungen der Vernunft richtiger ſchlieſſen und uns von dem höchſten Weſen edlere Begriffe zu machen gelernt haben, ſuchen die höhere wirkende Urſache der Dinge auf und ſetzen ſie unendlich weit über die bloſſen Mittelurſachen weg. Wir verehren einen unſichtbaren Schöpfer des Weltalls, deſſen Werk die Sonne ebenſo nur iſt, wie es die Erde iſt, und wie es die Menſchheit iſt, die die Erde bewohnt. Wir ſteigen von den Geſchöpfen zu ihrem Urheber auf und rufen der Sonne entgegen — der uns bildete, bildete auch dich. Du biſts nicht, die uns wärmt und erfreut; du biſts nur, durch die Er uns wärmt und erfreut; — — Indeſſen, Prinz, laſſen Sie uns mit jenen Sonnenverehrern doch

einiger=

einigermaſſen gemeinſchaftliche Sache machen und in ihrem Glauben nur um einen Schritt weiter zurückſtehen bleiben. Die Bewunderung der wohlthätigſten Einflüſſe der Sonne verleitete ſie auf die Idee, in ihr die Gottheit ſelbſt zu finden. Uns ſoll eben dieſe Bewundrung ergreifen und ſo lange wir das wohlthätige Sonnenlicht genieſſen, feſthalten; aber ſie ſoll uns nur dazu leiten, daß wir in der Sonne blos **das ſchönſte Sinnbild der Gottheit** erblicken. Und an dieſem Bilde bleiben Sie, mein beſter Prinz, ſo lange Sie leben, bei allen ihren Vorſtellungen, Gedanken und Betrachtungen über Gott unbeweglich hangen. Wie ſie da ſo mild und ſo ſanft herſtrahlt, die aufgegangene Sonne! Iſt ſie nicht lauter Güte, Segen, Wohlthun, Liebe? So, ſo iſt Gott, ihr Schöpfer, das oberſte Weſen, nichts als Güte, Segen, Liebe! Ganz das, unendlich mehr, als das, was der **Vater** für ſein Haus iſt — ganz das, unendlich mehr als das, was die Sonne für die Erde iſt, iſt Gott für uns. Wenn uns bei dem Gedanken an ſeine Gröſſe und Vollkommenheit ein Schauer überfällt: ſo ſollen wir ihn durch den Nebengedanken mildern, daß Gott ſeine geſammte Gröſſe und Vollkommenheit nur zu unſrer Beglückung und Beſeligung gebrauche.

So ſüß, ſo willkommen nun dieſe Vorſtellung dem menſchlichen Herzen iſt: ſo war ſie doch bei weitem nicht die erſte und urſprüngliche, welche ſich die Menſchen von Gott machten. Sobald man einen Gott glaubt und die ganze Welt für ſein Werk anſieht, iſt der erſte Eindruck, welchen der Anblick ſeiner Werke auf das Herz macht, ein erſchütterndes Gefühl ſeiner Macht; ein Gefühl, das durch Sturmwetter, Platzregen, Donner und Erdbeben noch unweit ſchreckender gemacht wird. Dieſe Allmacht Gottes fällt geradezu in die Augen; darum muſſte ſie den erſten Eindruck machen. Bei dieſem bloſſen Gefühl der Allmacht Gottes blieben nun die Menſchen anfangs lange ſtehen. Bloſſes Gefühl einer unbegrenzten Macht kann aber nothwendig nichts andres, als — Furcht vor dem, der ſie beſitzt, erwecken. Daher unter allen alten Weltvölkern nichts, als furchtbare Vorſtellungen von Gott; nichts, als erſchütternde Benennungen, womit ſie ihn in ihren Sprachen bezeichneten; nichts, als knechtiſche, ſklaviſche Verehrung, die ſie ihm leiſteten. Das iſt nun aber ganz wider die Abſicht, derentwegen ſich Gott uns in ſeinen Werken offenbarte; ganz wider die Wirkungen, welche der Glaube an ihn auf uns hervorbringen ſoll. Dieſer Glaube ſoll uns gut machen, ohne unſern Muth niederzuſchlagen; er ſoll uns muthvoll machen, ohne uns den Gefahren des Leichtſinns auszuſetzen. Seitdem man aber anfing, mehr zu thun, als blos zu ſehen und zu hören; ſeitdem man die Natur ſtudirte, entdeckte man in ihr auſſer der Macht Gottes auch ſeine Weisheit und Güte. Die Gefühle derſelben tröſteten und labten das menſchliche Herz wieder in der Maſſe, in welcher das Gefühl der bloſſen Macht Gottes es erſchüttert und zaghaft gemacht hatte. Endlich ward man durch Beobachten und Nachdenken darüber einig, daß auch ſogar die fruchtbarſten Naturbegebenheiten für die Erhaltung des Ganzen ebenſo nothwendig, als ſegenvoll wären. Nun verſchwand die knechtiſche Furcht vor Gott, und machte der kindlichſten Zuverſicht auf ihn Platz. Die Benennungen Gottes, die Verehrungen Gottes — alles änderte ſich hiernach ab und kündigte die geſchehene groſſe Veränderung in den Begriffen von ihm an. Aus dem Donnergott ward nun ein Vater der Menſchen, und ſtatt leerer Gebräuche und heiliger Feierlichkeiten, womit man ihm ſonſt wie einem ſtrengen König den Hof gemacht hatte, ward ſtille, fromme Tugend ausgeübt, die den Menſchen

ſchen Gotte ähnlich macht und daher auch nur allein ihm den Beifall deſſelben verſchaffen kann. Blos den Aufklärungen der Vernunft, die durch das Nachdenken der Weiſen und durch die herrlichen Fortſchritte, die man in der Naturkunde that, bewirkt wurden, haben wir dis zu danken. Glauben Sie jedoch nicht, Prinz, daß dieſes mildere, vernünftigere Religionsſiſtem, oder dieſe ſanftere, weiſere Denkart über Gott und Gottesverehrung wenigſtens nur unter unſern Zeitgenoſſen die herrſchenden ſein müſſen. Der groſſe Hauſe iſt auch jezt noch nicht viel weiter, als er zu allen Zeiten war. Auſſerdem, daß ſeine Lehrer viel Schuld daran haben, die oft ſelbſt kein Licht in ſich tragen und daher auch kein Licht mittheilen können, liegt die Urſache davon immer noch da, wo ſie zu allen Zeiten lag. Die Menſchen ſehen und hören zwar faſt alle; aber die wenigſten lieben das Nachdenken über das, was ſie ſehen und hören. Gottes **Macht** fällt in die Sinne, und man ſieht ſie mit dem äuſſern Auge. Gottes **Weisheit** und **Güte** aber werden nur durch das innere Auge, durch **den Verſtand** entdeckt. Die wenigen, welche ihren Verſtand ausbilden, werden alſo auch nur von den Gefühlen ſeiner Weisheit und Güte ſanft erwärmt; die übrigen alle, die nur ſinnlich ſind, werden blos von den Gefühlen ſeiner Allmacht erſchüttert. Daher kleben denn nun natürlicher Weiſe auch die mehreſten Menſchen noch an jenen furchtbaren Vorſtellungen von Gott und geben dis auch bei jeder Gelegenheit zu erkennen. Wenn Sie erſt mehr Anlas haben werden, die Menſchen zu beobachten, ſo werden Sie dis völlig wahr finden. Z. E. wenn etwas geſchieht, daß der groſſe Haufe nicht gleich einſehen kann: ſo hält er es für ein Wunder, für eine übernatürliche Wirkung Gottes, der gleichſam plötzlich dazwiſchenfährt; da doch alles in der Welt ganz natürlich zugeht. Oder wenn irgendwo ein Unglück ſich ereignet, ſo ſchreit der groſſe Haufe gleich, daß Gott geſtraft habe; u. ſ. w. Immer haben die einfältigen, unausgebildeten Menſchen den Kopf und den Mund voll von Zorn Gottes, von Rache Gottes und von Grimm Gottes; da er doch das ſanfteſte, wohlwollendſte Weſen und die Liebe ſelbſt iſt. Laſſen Sie ſich durch dis alles nie irre machen. Haben Sie Mitleid mit dem unaufgeklärten Haufen, der elend genug daran iſt, weil er ſich durch ſolche irrige Vorſtellungen um den ſchönſten Theil ſeiner Ruhe und Lebensgenüſſe bringt. Erblicken Sie aber für Ihre Perſon Gott in allen Verhälthältniſſen und Lagen Ihres Lebens nie anders, als in dem holden Vaterbilde. Liebe war es, die Gott zum Schöpfer machte; Liebe iſt es, womit er die ganze Welt regiert; Liebe iſt es, womit er auch alle unſre Schickſale leitet. Zu ſo groſſer Glückſeligkeit, als wir fähig ſind, hat er uns beſtimmt. Er wird auch jeden Menſchen zu derſelben bringen, der Menſch mag wollen oder nicht. Aber freilich wird er jeden in der Maſſe eher zu ihr bringen, in der er glücklich ſein will. Mit welch einer unendlichen Menge ſeiner Wohlthaten überſchüttet er uns jezt ſchon! Wie voll davon iſt die Natur für uns! Wie voll das geſellſchaftliche Leben! Unſre ganze Erhaltung iſt eine an einander hangende, ununterbrochene Ausübung ſeiner Liebe gegen uns. Und wir ſollten jemals über ihn zweifeln, jemals ſeinetwegen in Mistrauen gerathen, jemals durch den Gedanken an ihn auch nur zur Traurigkeit gereizt werden? Mein Prinz, Gott hat uns Menſchen groſſe Kräfte und Vorzüge gegeben. Mit unſerm Verſtande können wir das, was nützlich und gut iſt, erkennen, und unſer Wille neigt ſich auf der Stelle zu dem recht deutlich erkannten Guten hin. Das ſind herrliche Anlagen zur Tugend und zur ſittlichen Vollkommenheit in uns, deſſen ungeachtet aber fehlen

len und irren wir doch nur allzuoft. In unſrer Natur ſelbſt und in unſerm ganzen gegenwärtigen Zuſtande liegen die Urſachen mit hiervon. Wir ſind und bleiben nicht nur **eingeſchränkte Weſen**; wir ſind auch **Weſen, die ſich nur allmählich ausbilden.** Unſre körperliche Kraft und Stärke entwickelt ſich nach und nach, und unſre höhere Verſtandeskraft auch nur nach und nach. Jene aber bildet ſich weit eher aus, als dieſe. Das Gefühl unſrer ſelbſt geht in uns lange vorher, vor den Gefühlen von Recht und Unrecht. Wir verabſcheuen den Schmerz und lieben das Wohlbefinden lange vorher, ehe wir wiſſen, was gut und böſe iſt. So ſind alle unſre Triebe ſchon lange in uns rege, wenn unſer Verſtand, der noch nicht entwickelt iſt, ſie noch nicht regieren kann. Wie kann es da anders geſchehen, als daß wir unſre Triebe oft dahin richten, wohin wir ſie nicht richten ſollten. Je öfter wir dis thun, deſto fertiger werden wir darin; und bald geht dieſe Fertigkeit in Gewohnheit über, die leicht ſo ſtark wird, daß die Vernunft hernach in aller ihrer Reife ſie nicht wieder auszurotten vermag. Dis iſt die natürliche, urſprüngliche Quelle unſrer meiſten Fehler, daß unſer **Wille** ſich weit eher regte, ehe unſer **Verſtand** ſich regte. Wir

haben

haben hernach, wenn wir zu Verſtande kommen, lebenslang daran zu thun, die böſen Fertigkeiten, welche wir im Anfang unſers Lebens und in der Zeit, da wir noch ohne Verſtand waren, ſchon erwarben, wieder zu entkräften und abzulegen. Sie waren die erſten, welche Beſitz von unſerm Herzen nahmen und ihm die erſte Richtung gaben, die hernach gleichſam in ſelbiges verwuchs. Auch giebt es ſo viel Scheingüter, welche uns durch ihr gefälliges Weſen ſelbſt alsdann oft noch täuſchen, wenn wir ſchon in vollem Gebrauch unſrer Vernunft ſind. Aus dem Antrieb, uns glücklich zu machen, greifen wir nach ihnen und — werden hernach gewahr, daß wir dennoch falſch gegriffen haben. Daher kommt es, daß auch die Weiſeſten fehlen. Sie werden durch ihre Sinnlichkeit fortgeriſſen, welche ihren Verſtandesvorſtellungen die Deutlichkeit und Kraft benimmt. Unſer Temperament ermangelt nicht, ſeinen Beitrag zu unſrer Unvollkommenheit zu leiſten und uns zu gewiſſen Arten von Fehlern noch geneigter zu machen, als zu andern. Die Macht der Beiſpiele vollendet endlich die ganze ſo erklärbare Geſchichte unſrer Mängel. Stellen Sie ſich vor, daß der, der uns ſchuf, unſern ganzen Zuſtand kenne. Stellen Sie ſich vor, daß er mit dieſem, weil ſolcher nun einmal nicht anders ſein kann, Mitleiden habe. Gott kann nicht Vollkommenheit im eigentlichen Verſtande von uns fordern, und fordert ſie auch nicht von uns, weil er ſonſt etwas fordern würde, das über unſre Kräfte ginge. Seine Forderungen, die er an uns macht, müſſen den Kräften gemäs ſein, die er uns gab, und müſſen mit der Einrichtung übereinkommen, welche er mit uns traf. **Aufrichtiges, immerwährendes, thätiges Streben nach Vollkommenheit, ſtetes Wachsthum im Guten** — dieſe ſind in unſrer Macht; dieſe fordert Gott von uns. Suchen Sie nun, mein Prinz, da Sie zu deutlichen Vorſtellungen gelangt ſind, ſo vorſichtig zu leben und zu handeln, als möglich. Wenn Sie denn aber Fehltritte begehen, ſo zittern Sie nicht vor Zorn und Rache Gottes. **Gott iſt ſolcher Leidenſchaften nicht fähig, die auch ſchon an uns Menſchen wahre Unvollkommenheiten ſind.** Er kann von uns gar nicht beleidigt werden. Beleidigung entſteht aus einem uns zugefügten Verluſt. Wie wären wir aber im Stande, Gott einen Verluſt zuzufügen? Denken Sie nur hierüber recht nach. **Uns** fügen wir Verluſt zu, wenn wir unrecht thun, **uns** beleidigen wir; **uns** machen wir

unglück=

unglücklich dadurch. Mit uns haben wir es alſo abzumachen; uns haben wir zu verſöhnen; bei uns haben wir um Vergebung zu bitten; uns haben wir Vergütung zu leiſten. Darum ſollen wir aber, ſobald wir unſre begangnen Fehltritte entdecken, auf Verbeſſerung derſelben bedacht ſein; damit wir die üblen Folgen, welche ſie für uns haben, entweder wieder aufheben oder doch verringern. Gott bleibt gegen uns auch alsdann Vater, wenn wir Unrecht thun. Jeder menſchliche Vater verlangt von ſeinem Kinde nichts, als Beſſerung. Und auch dieſe verlangt er nicht ſeinetwegen, ſondern des Kindes wegen, und aus Liebe zum Kinde, weil er es gern glücklich ſehen will. Um dieſe Beſſerung zu bewirken, verbindet ein weiſer und guter Vater mit den Fehlern ſeines Kindes oft oft unangenehme Empfindungen für daſſelbe; damit es ſich durch dieſe von der Wiederholung und Fortſetzung jener abhalten laſſe. Er ſtraft es, nicht um ſich am Strafen zu ergötzen, oder ſich in einer Art von Uebergröſſe und Uebergewicht über das Kind zu zeigen, ſondern — um es zu beſſern. So verbindet auch Gott mit unſerm falſchen, ſchlechten und böſen Handlungen unangenehme Folgen, und hat dabei blos die Abſicht, welche die Väter haben. Nur in dieſem milden Sinn darf man ſagen, daß Gott ſtrafe. Sind unſre Vergehungen gering und ſetzen wir ſie nicht fort: ſo verlieren ſich ihre traurigen Folgen wieder; ſind ſie aber von groſſer Erheblichkeit: ſo dauren ſie oft lange nach erfolgter Beſſerung fort, oder endigen ſich wohl gar nie wieder gänzlich. In jedem Fall ſollen wir in ſelbigen Gottes weiſe Vatergüte erkennen, die uns durch ſie vor gröſſerm Unglück oder gar vor gänzlichem Verderben ſichern und durch äuſſerliche Verluſte unſre innere Glückſeligkeit retten will. Preiſen ſollen wir Gott dafür, wenn wir für unſre Vergehungen leiden und die wohlthätigen Einflüſſe recht dankbar erkennen, welche dis auf unſer Herz hat. — Schon darum alſo, weil unſre Tugend ſo unvollkommen iſt, iſt auch unſer Glück ſo unvollkommen; aber es gibt auch auſſer den von uns ſelbſt verſchuldeten Leiden viel andere Leiden der Natur, des Schickſals und des geſelligen Lebens, denen wir unterworfen ſind. **Die Summe des menſchlichen Elends iſt unermeslich gros.** Jeder Stand hat auſſer dem allgemeinen ſein eignes Elend noch, und mancher Menſch muß mehr leiden als zehn andre. Prinz, Ihr Vater iſt ein Fürſt; aber er iſt auch ſchon zu verſchiednenmalen recht tödtlich krank geweſen. Die Verleumdung hat vielleicht im ganzen Lande keinen Menſchen mehr zum Gegenſtande ſich gemacht als ihn. Und wenn er auch keine Sorgen der Nahrung und vollauf Kleider hat: ſo mags ihm doch oft Unruhe genug machen, wie er die Brod- und Kleiderloſen unter ſeinen armen Unterthanen alle ſättigen und bekleiden will. Seinen Wünſchen, ſeinen Hofnungen, ſeinen Entwürfen geht es nicht beſſer, als den Wünſchen, Hofnungen und Entwürfen andrer Menſchen, wovon immer eins ums andre fehlſchlägt. Ja, tauſendfache Sorgen, Beſchwerden und Laſten drücken ihn unaufhörlich, von denen andre Menſchen, die nicht regieren, nichts wiſſen. Aber auch bei unſern unverſchuldeten Leiden, welche uns unſer Beruf, unſer Stand, unſre Natur, unſer Schickſal und unſre Nebenmenſchen machen, bleibt Gott Vater gegen uns. Lange hat man den Werth ſolcher Leiden überſehen, ſie aus falſchen Geſichtspunkten betrachtet und Gottes weiſe Güte in ihnen verkannt. Endlich haben Beobachtungen und Erfahrungen über den Menſchen einſtimmig gelehrt, daß ſie der wichtigſte und bewundernswürdigſte Theil der Zucht Gottes an uns ſind, durch welche er uns ausbildet, uns weiſe und gut und erſt zu wahren Menſchen macht.

Weisheit, Thätigkeit und ein frommer edler Sinn machen unſre eigentliche menſchliche Würde aus. Dieſe an uns zu entwickeln und in immer höhern Graden zu erlangen, — dazu leben wir dis gegenwärtige Leben, und dis iſt unſre Beſtimmung für daſſelbe. In ununterbrochnen Genüſſen der Freude bekümmert ſich der Menſch wenig um Erweiterung ſeiner Kenntniſſe; alle ſeine Kräfte erſchlaffen in ſelbigen und ſeine geſammte Thätigkeit ſtockt.. Warum ſoll er ſich bemühen, wornach ſoll er ſtreben, wenn er alles ſchon hat und immer ſo hat? Nur abwechſelnde Entbehrungen ſeiner ſchätzbarſten Freuden und unerwarteteintretende Verluſte ſeiner theureſten Güter ſetzen ihn wieder in Rege und Bewegung, und geben allen ſeinen höhern Vermögen wieder Spannkraft. Sehen Sie nur die glücklichſten Menſchen an, ob ſie nicht mehrentheils auch die trägſten ſind. Zwar könnten wir alsdann, wenn wir auch für uns ſelbſt nicht thätig zu ſein nöthig hätten, es doch für andre werden; und ſo bedürft' es dann keiner Leiden für uns ſelbſt, um uns erſt in Thätigkeit zu verſetzen. Aber ſo müſte doch Mitleid in uns ſein, und woher ſollen wir dis nehmen, wenn wir nicht auch ſelbſt zu leiden hätten? Wenn uns alſo ein Unglück begegnet: ſo müſſen wir es ſo betrachten, als ſollte das Feuer unſrer Betriebſamkeit, das eben im Begrif war, zu verlöſchen, dadurch von Neuem angefacht und wieder zu Glut und Flamme gebracht werden. Was für einen Werth erhalten hierdurch ſchon unſre Widerwärtigkeiten! Thätigkeit, Selbſtthätigkeit iſt ja der eigentliche Karakter vernünftiger Weſen. Mithin bildet Gott durch Leiden auf dieſer Seite ſchon unſre wahre Menſchheit erſt aus. Noch beträchtlicher iſt der Schatz von Weisheit, den wir durch Unglück erwerben. Uns ſelbſt lernen wir dadurch erſt recht kennen. Wir entdecken dadurch in uns Anlagen, Fähigkeiten und Kräfte, die uns ſonſt auf immer verborgen geblieben wären. Dieſe fangen wir nun an zu gebrauchen und durch den Gebrauch auszubilden. Wir entdecken aber auch Unvollkommenheiten, Mängel und Lücken an uns, die ſonſt ewig unſern Blicken entwiſcht wären. Dieſe ſuchen wir alsdann zu ergänzen und auszufüllen. Mit unſrer Stärke und mit unſrer Schwäche werden wir im Leiden erſt ganz vertraut. Mithin lernen wir dadurch jene erſt recht nutzen und dieſer zu Hülfe kommen. Ebenſo lernen wir auch durch Unglück die Welt auſſer uns erſt recht kennen. Nur durch dieſes werden uns unſre Verhältniſſe zu den äuſſerlichen Gegenſtänden erſt vollkommen ſichtbar. Wir erfahren die Eigenſchaften der Dinge und ihre Beziehungen auf uns deutlicher. Aus dieſen Erfahrungen leiten wir hernach die herrlichſten Klugheitsregeln für unſer künftiges Betragen ab. Wir werden vorſichtiger, bedachtſamer, überlegender. Unſer Nachdenken empfängt eine hohe Uebung, durch die unſre Beurtheilungskraft richtiger wird. Wir lernen die Scheingüter von den rechten Gütern unterſcheiden. Die Vergänglichkeit und Ungewißheit aller äuſſerlichen Glückſeligkeit lehrt uns dauerhaftes Heil aufſuchen. Wir fangen an, die Quelle unſrer wahren Ruhe in uns ſelbſt zu finden, je öfter wir beim Suchen derſelben auſſer uns getäuſcht worden ſind. Wir laſſen nach, durch unnütze Vermehrung unſrer Bedürfniſſe die Selbſtſchöpfer unſrer Leiden zu werden, und wünſchen gemäſſigter, um nicht ſo oft unſre Wünſche getäuſcht zu ſehen. Wir legen unſre Plane ſorgfältiger an und bauen dennoch nicht auf ihre Zuverläſſigkeit, wenn ſie uns auch noch ſo vollkommen, noch ſo untrüglich ſchienen. Zuletzt gelangen wir zu der höchſten Weisheit des Lebens, zu einer lebendigen und uns immer gegenwärtigen Erkenntnis einer höhern Fürſehung und Regierung aller unſrer Schickſale, und zu dem allerklügſten Entſchlus, bei treuer Erfüllung unſrer Pflichten uns ganz dem Urheber unſers Daſeins zu überlaſſen. Hierin iſt warlich nichts ſo im Stande uns zu befeſtigen, und zu ſtärken, als die Erfahrungen, womit wir im Unglück geſegnet werden, daß Unterſtützung und Troſt theils von Seiten herkommen, wo wir ſie uns nie bereiteten und von woher wir nicht erwarteten, theils grade alsdann uns zu Theil werden, wenn wir ihrer am höchſten bedürfen; daß die traurigſten Ausſichten oft durch einen plötzlich dazwiſchentretenden Umſtand ſich erheitern, und daß der Ausgang des bangſten Kummers oft eine weit ſeligere Zufriedenheit werde, als die war, in der wir uns vor demſelben befanden. Und dis gehört nun ſchon zu dem frommen und edlen Sinn, von welchem Gott wollte, daß wir ihn in dieſem Leben erlangen möchten. Recht lebendig und innig wollte er uns davon überzeugen, daß er der oberſte Regierer ſei; daß wir ganz von ihm abhingen; daß das geſammte Gefühl unſrer Kräfte und das daher entſtehende Selbſtvertrauen nicht die wahren Stützen unſrer Ruhe wären, und daß ſtille Ergebung an ihn bei Pflicht und Fleis die feinſte Verehrung ſei, die wir ihm leiſten könnten. Zwar hätten wir um uns her ſchon Beweiſe

weiſe der göttlichen Regierung genug: aber nur gar zu leicht pflegen wir dieſe zu überſehen. Beweiſe davon aber an uns ſelbſt müſſen wir ſehen, und da iſt denn der Beweis durch Leiden derjenige, welcher uns gradezu ins Auge fällt. Die unangenehmen Empfindungen der Leiden wecken uns nehmlich, erregen unſre Aufmerkſamkeit und machen die mancherlei unerwartete Güte Gottes, welche uns in ſelbigen wiederfährt, deſto eindruckvoller auf uns. Ebenſo könnten wir auch allerdings im blühendſten Wohlſtande ſchon unſre Abhängigkeit von Gott erkennen, wenn der Menſch nicht die üble Gewohnheit hätte, ſein Glück ſich ſelbſt ganz allein zuzuſchreiben und Gottes nie eher zu vergeſſen, als wenn es ihm wohlgeht. Nur alsdann erſt, wenn ihm die allerſicherſte Hofnung fehlſchlägt, und wenn ein für unzerſtörbar von ihm gehaltner Freudengenuß ihm geraubt wird, kommt er erſt wieder zum Andenken an ſeine Verbindlichkeit zurück, einem höhern Weſen zu huldigen. Da fühlt' er wieder ſein erſtes und höchſtes Bedürfnis; das Bedürfnis, einen unſichtbaren Führer ſeines Lebens zu glauben und ihm über alles zu vertrauen. Nichts beugt den thörichten Stolz mehr, als Unglück. Auch das wildeſte Gemüth wird durch langanhalhaltende Leiden endlich gebändigt. In ſolchen Fällen leuchtet die Zucht, welche Gott an dem menſchlichen Herzen durch Kummer und Noth betreibt, zu ſehr in die Augen, als daß man ſie verkennen könnte, und über lang oder kurz muß jeder Menſch Gotte die Ehre geben, ihm für ſein gröſtes Unglück noch dazu danken. Menſchenfeinde werden durch erlittene Verfolgungen ſanftmüthiger, Hartherzige durch körperlichen Schmerz weich für fremde Leiden. Wer nun vollends ſchon ein guter Menſch iſt, der wird durch ſein Elend noch beſſer. Sein Sinn wird immer mehr der Sinn eines Kindes, den Gott ſo ſehr an uns liebt. Er wird immer zufriedner, geduldiger, ſtandhafter, vertraulicher auf Gott. Dieſe Tugenden aber ſind es eben, welche dem menſchlichen Herzen erſt wahre Schönheit geben, und es iſt unmöglich, ſich dieſelben zu erwerben, als durch Leiden. O Prinz, dis alles merken Sie ſich recht, damit Sie Gotte nie in ſeinen weiſeſten und liebevollſten Führungen widerſtreben. Immer iſt und bleibt er gegen uns **Vater**. So oft Sie einſt eine Widerwärtigkeit trift, rufen Sie ſich ſelbſt zu — Jetzt will dir der Vater wieder eine Gelegenheit geben, Tugend zu zeigen, wenn du ſie haſt; jetzt will er dir die Gnade erweiſen, dich in ſelbiger noch mehr zu ſtärken und auszubilden; danke ihm, preiſe ihn, daß er ſo gütig gegen dich iſt; vereitle ſeine Abſichten nicht; erfülle ſie und werde als frommer Dulder einer von den Gegenſtänden ſeines höchſten Wohlgefallens auf Erden! — — Noch eine Betrachtung laſſen Sie mich hier beifügen, Prinz, die von ſehr wichtigem Belang iſt. Es gibt zuweilen Unglücksfälle, die eine groſſe Menge Menſchen auf einmal, ja wohl ganze Länder und Völker treffen. Man nennt ſie gemeinhin **Landplagen**; welches ſchon ein unſchicklicher Ausdruck iſt. Die grobe Unwiſſenheit nennt ſie noch unſchicklicher **göttliche Strafgerichte**. Am ſchicklichſten nennt man ſie **allgemeine Widerwärtigkeiten**. Es hat ſehr lange gewährt, ehe die Menſchen zu geſunden und richtigen Begriffen über dieſe gelangt ſind, und noch denkt der gröſſere Haufe darüber äuſſerſt falſch. Das **Vaterbild** verſchwindet dabei ganz aus ſeinen Augen, und Gott erſcheint ihm in ſelbigen nur als ein ergrimmter Rächer des Böſen, welches das Volk, das ſie treffen, ausgeübt habe. Gott iſt und bleibt aber auch bei ſolchen allgemeinen Unglücksfällen Vater. Man könnte mit der Sache gleich fertig ſein, wenn man ſagte, daß Elend, welches ganze Mengen und Völker trift, ebenſo für dieſe im Ganzen götliche Zucht ſei, wie Leiden, die einzelnen Menſchen begegnen, es für dieſe ſind. Wir wollen aber tiefer in die Sache eingehen. Man muß bei allgemeinen Unglücksfällen wohl unterſcheiden zwiſchen denen, welche unmittelbare Veranſtaltungen der Natur ſind, und zwiſchen ſolchen, die offenbar durch Menſchen, und zwar oft durch höchſtens zwei, drei Menſchen nur verurſacht werden. Faſt durchgängig aber miſcht man beide Arten noch untereinander und nennt dabei nur immer geradezu Gott. Welch eine Ungerechtigkeit begeht man aber gegen Gott, wenn man alsdann, da es offenbar iſt, daß Menſchen ganze Völker unglücklich machen, ihn deshalb nicht mehr als den ſanften liebevollen Vater erkennen will! Iſt es nicht genug, daß ſeine weiſe Regierung dieſen unglückbereitenden Menſchen Grenzen ſetzt, die ſie wenigſtens nicht überſchreiten können? So iſt z. E. der Krieg eine von den allergefürchteteſten ſogenannten Landplagen. Er iſt auch in der That ein ſchreckliches Uebel. Aber hat die friedliche Natur auch wohl mit ihm zu ſchaffen? Iſt ſie die Urſache deſſelben? Iſt dis nicht vielmehr ein Fürſt, der einen andern Fürſten beneidet, der keine Ruhe halten kann und das Blut ſeiner Unterthanen nicht zu ſchätzen weiß? Dieſer, dieſer hat aufgehört, Vater zu ſein, und verdient nicht mehr, Vater genannt zu werden; Gott aber nicht. — Nehmen Sie ferner z. E. Theurung. Wahrlich ein furchtbares Uebel, weil es oft Hungersnoth und Verderben nach ſich zieht. Aber wer iſt denn Schuld, wenn Theurung in einem Lande entſteht? Iſt es die Natur? Es könnte ſcheinen, als wäre ſie's, weil ſie etwa eine oder mehrere ſchlechte Erndten hinter einander gibt; aber ſie iſt's doch nicht. Hat ſich denn die Natur anheiſchig gemacht, jahrausjahrein überflüſſige Erndten in einem Lande zu geben? Oder hat ſie nur überhaupt verſprochen, ihre Kinder zu ernähren, und ihnen in jeder Reihe von Jahren im Durchſchnitt ſo viel Brod zu erzeugen, als ſie während derſelben nöthig haben? Es kommen überflüſſige Erndten; es kommen unzureichende Erndten. Wir müſſen gerecht gegen die Natur ſein und eins ins andre rechnen. Sammlet, ruft ſie uns zu, in reichen Jahren den Ueberflus, welchen ich in euren Schos ſchütte; leget dieſen in armen Jahren zu der unzureichenden Ausbeute eurer Aecker; ſo werdet ihr jahrausjahrein genug haben, ohne daß ich euch grade in jedem Jahre gleichviel reichen müſſe. Ein weiſer Fürſt, der dieſen Zuruf der Natur für beſonders an ſich gerichtet hält, und darnach ſeine Maßregeln nimmt, iſt allein im Stande, zu verhindern, daß es in ſeinem Lande jemals zu einer wirklichen Theurung kommen könne. Durch gute Magazine, durch Verſchlieſſung und Oeffnung, Füllung und Leerung derſelben zu rechter Zeit vermag er auch über den Brodpreis ſeines **Volks** zu herrſchen, wie er will. So etwas, wie die Theurung, das alſo ſogar ein einziger Menſch verhindern kann, ſo bald er will, darf am allerwenigſten ein Strafgericht Gottes genannt werden. Das wäre ja eine ſonderbare Sache, **wenn Gott ſich's einmal im Ernſt vorgenommen hätte**, ein **Volk** zu **ſtrafen**, daß — **der Fürſt dieſes Volk's es ihm verwehren könnte!** Gott ſpräche alſo denn wohl gleichſam zu dieſem Volke — **wartet, ich will euch hungern laſſen, daß ihr Ach und Weh ſchreien ſollt** — und der Fürſt antwortete dann gleichſam — **daraus ſoll nichts werden, geſtrenger Herrgott, denn ich habe dir einen Queerſtrich gemacht; — meine Magazine ſind voll . . .** Auf ſolche Widerſprüche und Lächerlichkeiten geräth man, wenn man ſich falſche Begriffe von allgemeinen Unglücksfällen macht. Und — wenn Theurung wirklich da iſt, wer leidet dann am meiſten durch ſie? Sind das nicht die Armen? Die Reichen fühlen ſie ja nicht einmal, und doch ſind es dieſe, welche durch ihre Schwelgereien und Ueppigkeiten das Strafgericht nur verdient hätten, wenn es eins ſein ſollte. Die Armen, welche mithin nur geſtraft würden, wären alſo grade der unſchuldigere Theil des Volks. Das wäre eine ſehr unvollkommene Gerechtigkeit Gottes, die Gerichte ausübte, wobei ſie ſchlechterdings den rechten Mann verfehlen müſſte und wahre Grauſamkeit triebe! Nehmen Sie ferner z. E. nahrloſe Zeiten. Gewiß da, wo hierüber geſeufzt wird, iſt auch gros Elend. Aber iſt die Natur Schuld an ſelbigen? Fehlt es den Bürgern an den rohen Naturprodukten, um ſie verarbeiten zu können, oder fehlt es ihnen am Abſatz der verarbeiteten Produkte der Natur? Letztres iſt der Fall. Woher entſteht aber dieſer? Antwort — aus Mangel cirkulirenden Geldes. Und woher dieſer Mangel wieder? Antwort — daher, daß der Fürſt eines ſolchen nahrloſen Landes entweder ſeine Einkünfte alle einſchichtet, ſo, daß zuletzt faſt alles baare Geld in ſeiner Kaſſe iſt; oder daß er groſſe Summen auſſer Landes verſchickt; oder daß er ſein Geld zwar im Lande ausgibt, aber es nicht gemeinnützig ausgibt, ſondern höchſtens da-

mit

mit einige Lieblinge bereichert, die, wenn ſie geſättigt ſind, damit fortgehen. Ich frage Sie, Prinz, wer hat in einem ſolchen Lande aufgehört, **Vater zu ſein — Gott** oder der **Fürſt?** Ach in einem Lande, deſſen Fürſt ein weiſer Menſchenfreund iſt, wird es nur wenig allgemeines Elend geben können. Das übrigbleibende ſind alsdann jene **unmittelbaren Veranſtaltungen der Natur**, unter welche ſich die Menſchheit beugen muß. Aber auch in dieſen iſt und bleibt Gott **Vater**. Wir müſſen ſolche Unglücksfälle, die ganze Mengen Menſchen, ganze Völker und Länder betreffen, als **nothwendige Uebel** anſehen, die von der Einrichtung der Welt, ſo möglichſtvollkommen dieſe auch iſt, unzertrennlich ſind. **Sie ſind nicht die eigentlichen Abſichten Gottes; ſie miſchen ſich aber ganz natürlich ein, wenn Gott ſeine Abſichten erreichen will.** Wollte Gott ſie nicht zulaſſen, ſo müſſte er auch ſeine Abſichten aufgeben. Die **Peſt** z. E. iſt gewis das Schrecklichſte, was die Menſchheit kennt. Aber ſie iſt nicht Abſicht Gottes, ſondern ſie äuſſert ſich nur zuweilen nebenzu, wenn Gott eine ſeiner erhabenſten Abſichten erreichen wollte. Dieſe war — daß die **Erde, die ganze Erde auf allen Seiten bewohnbar ſein ſollte.** Zu dieſer Abſicht muſſte ſich die Erde nicht nur grade in der Laufbahn um die Sonne drehen, in welcher ſie ſich jetzt um ſie drehet; ſondern ſie muſſte auch grade die Geſtalt haben, welche ſie jetzt hat. Hieraus aber muſſte natürlich folgen, daß auf gewiſſe Erdſtriche die Sonnenſtrahlen ſenkrecht fielen. Hieraus muſſte wieder folgen, daß in dieſen Erdſtrichen die Hitze ausnehmendgros wäre. Hieraus muſſte wieder folgen, daß in dieſen äuſſerſtheiſſen Ländern zuweilen die Luft angeſteckt würde und Peſtilenz entſtände, welche ſich hernach durch menſchliche Unvorſichtigkeit bis in die entfernteſten Länder verbreiten kann. Ebenſo iſts mit dem **Erdbeben** beſchaffen, deſſen Natur ich Ihnen ſchon erklärt habe. Man muß einem ſolchen ſelbſt beigewohnt haben, wenn man ſeine ganze Schrecklichkeit fühlen will. Aber es iſt auch nicht Abſicht Gottes, ſondern es entſteht wiederum nur nebenzu aus der innern Einrichtung der Erde, die doch ſo überaus vollkommen iſt, und muß, ſo zerſtöreriſch es für die Erde zu ſein ſcheint, doch ſogar zur Erhaltung derſelben dienen. Daß übrigens weder Peſt noch Erdbeben ein **Strafgericht Gottes** genannt werden dürfe, ergibt ſich daraus, **weil Kinder ſo gut, als Erwachſene, durch jene hingeraft und durch dieſes verſchüttet werden.** Geſetzt

nun

nun auch, daß die Erwachſenen die Peſt und das Erdbeben verbrochen hätten; ſo wäre es ja doch etwas fürchterliches, wenn Gott ihrentwegen auch die armen unſchuldigen Kinder mitverderben wollte, welche noch nichts ſtrafbares begangen haben. **Bei einem bloſſen unvermeidlichen Unglück** mögen Kinder allemal mitleiden müſſen; aber bei einem ausdrücklichen Strafgericht kann Gott auch nicht einen einzigen Unſchuldigen mitſtrafen, wenn er nicht ein ungerechtes, grauſames Weſen werden will. Dis thut er aber auch nicht, weil es ſowohl wider ſeine Weisheit, als wider ſeine Güte, ſein würde. Alſo, Prinz, — in allen Lagen und Vorfallenheiten des Lebens ſei dis Ihr erſter und letzter Gedanke — **Gott iſt Vater!**

Prinz Theodor hatte Rothen während dieſer langen Unterhaltung mit keinem Auge verlaſſen. Zuweilen hatte er die Bruſt gehoben, wie ein Menſch, der Fragen thun oder Einwürfe machen will. Viel neues, und nichts als erwünſchtes hatte er vernommen. Seine ganze darüber erfreute Seele ſchwebte in ſeinen Augen und er rief aus: O mein lieber, beſter Hofrath, Sie haben mir ſchon ſo viel Beruhigung mitgetheilt, aber ſolche Beruhigung noch nie, als heute. Manchmal, ich geſteh' es, hätt' ich Sie gern unterbrochen.

chen. Es fielen mir allerlei Fragen ein. Ich habe ſie mir aber alle gemerkt und will ſie zu einer andern Zeit an Sie thun. Heute haben Sie ſich doch wohl müde genug an mir geredet.

Rothe. Noch kommt die Sonne nicht, Prinz, und wir haben nichts zu verſäumen. Die Fragen könnten Ihnen auch wieder entfallen. Wir wollen uns ſetzen. -

Theodor brachte hierauf ſeine Fragen und Einwendungen nach der Reihe an; und ob ſie zwar nicht alle von Erheblichkeit waren: ſo gaben doch verſchiedene derſelben Rothen Gelegenheit, ſeine herrlichen Anlagen zum Scharfſinn und Tiefdenken noch mehr zu entdecken. Die Unterredung dauerte lange; und ſo kam der Mittag heran, ohne daß es Theodorn eingefallen wäre, frühſtücken zu wollen.

Rothe. Wir waren heute eher da, als die Sonne, und nun iſt ſie ſchon grade über uns. Kommen Sie — der Vater ruft uns zu Tiſche.

Nach Tiſche war Fürſt Adolf wieder da. Wo jetzt Rothe ging und ſtand, da ging und ſtand auch der Prinz. Sonſt wandelte er oft im Garten und am Flus allein umher; heute aber verließ er ſeinen Lehrer auf keinen Augenblick. Rothe merkte es ihm ſehr deutlich an, daß er etwas auf dem Herzen habe. Eben waren ſie bei dem Blitzableiter, als der Fürſt kam. Adolf vernahm mit Vergnügen die glücklichen Wirkungen, welche derſelbe gehabt hatte, und unterhielt ſich lange darüber mit Rothen. Als dis geſchehn war, nahm der Fürſt ſeinen Sohn am Arm und ging im Garten mit ihm auf und nieder. Theodor ſchien weit mehr zu ſprechen, als ſein Vater, und aus der Herzlichkeit, welche aus allen ſeinen Bewegungen dabei hervorblickte, konnte man ſchlieſſen, daß die Rede von den ſchönen und herzerhebenden Kenntniſſen ſei, die er geſtern und heute erlangt hatte. Rothe machte ſich unterdeſſen bei einem Blumentheater zu thun, bemerkte aber, daß der Fürſt einmal, als der Prinz recht in ihn hinein redete und ihn dazu mit beiden Händen umſchlug, plötzlich ſtill ſtand, ſich den Huth aus dem Geſichte ſchob und dann nach ihm hinblickte.

Adolf. (im Weggehen zu Rothen.) Ich will nur wieder Platz machen. Theodor hat heute noch ein gros Anliegen an Sie. Aber das iſt wahr, **das Bild von der Morgenröthe und vom Sonnenaufgang** haben Sie treflich gewählt; ich bin nicht darauf gefallen. Vollenden Sie, vollenden Sie, mein Theureſter, was Sie an der Seele meines Kindes ſchon ſo herrlich weit gebracht haben. Wie wird Ulrike ihn unter Freudenthränen an ſich ziehn, wenn er wieder zu ihr kommt.

Kaum war der Fürſt weg, ſo war Theodor wieder bei Rothen, und wich und wankte nicht von ihm.

Rothe. Prinz, der Nachmittag iſt ſo ſchön; wir wollen eine Waſſerfart halten.

Theodor. Ach nein, lieber Hofrath, ach nein.

Rothe. Warum denn nicht? Es machte Ihnen ja letzthin ſo viel Vergnügen, als wir da ſo gefahrlos in der Gondel umherſchwommen. Und heute iſt das Wetter ſo ſtill.

Theodor. (der Rothen einmal übers andre küſſt.) Heute nicht. Heute müſſen Sie mir von dem künftigen Leben noch recht viel ſagen, wie Sie mir verſprochen haben; ich laſſe Sie nicht los.

Rothe. Nun ja, ich verſpreche Ihnen dis auch. Und darum wollen wir den Flus hinunter fahren bis an die hohen Platanen. Da wollen wir ans Land ſteigen und uns einen Platz dazu ſuchen, der Ihnen nicht fremd ſein wird.

Nun war niemand zur Waſſerfart bereiter, als Theodor. Eilends holte er ſelbſt die Gärtnerburſche, welche ſchon einmal die Ruderer gemacht hatten, herbei, und man beſtieg die kleine Gondel. Die Fahrt ging mit dem Strom. Schnell und ſanft gleitete der geſchmückte Nachen mit den Wellen dahin. Auf beiden Seiten ſchienen die Ufer ebenſo neben ihnen wegzugleiten und die Ausſichten veränderten ſich unaufhörlich. Der ganze Vorgang war überaus geſchickt, die Seele des Prinzen zur bevorſtehenden Unterhaltung vorzubereiten, und es bedurfte nur eines elektriſchen Schlages noch, ſo muſſte ſie ganz in Stimmung dazu ſein.

Rothe. Wir machen alleweil in der That die beſte Einleitung zu unſerm vorhabenden Geſpräch. Dieſe unſre Waſſerfahrt jetzt iſt recht das Bild unſers gegenwärtigen Lebens. Die Fahrt ſelbſt iſt das Leben; der Strom, mit dem wir fortgleiten, iſt die Zeit, mit der wir dahin ſchlüpfen. Wir beide und unſre Begleiter ſind die Geſellſchaft, in der wir uns befinden. Die letztern ſtellen unſre Nebenmenſchen vor, welche uns das Fortkommen erleichtern, Dienſte leiſten und für unſre Bequemlichkeit und Vergnügung arbeiten. Die Ufer auf beiden Seiten, welche unſern Augen ſtets neue Anblicke darreichen, bilden die immerwährende Veränderung unſers gegenwärtigen Zuſtandes ab. Vor uns hin ſind noch Auſſichten zu einer langen Fahrt. So denken wir auch im Leben oft noch auf viele Jahre, aber ſchnell wird dann wohl die Auſſicht abgebrochen und — **wir müſſen aus- und ans Land ſteigen, wie jetzt** . . . .

Rothe ließ links herüberrudern und man ſtieg unter den hohen Platanen an Land. Prinz Theodor ward hier auf das angenehmſte überraſcht. Rothe führte ihn auf einem ſchmalen Fusſteig durch halbnatürliche und halb erkünſtelte Waldungen eine Zeitlang fort. Je weiter man kam, deſto dicker ward auf beiden Seiten das Gehölz. Theodor wuſſte nicht, wo er wäre.

Theodor. (aus einem hohen Tannendickigt hervortretend, freudigerſchrocken.) Ach, wo ſind wir denn?

In dieſem Augenblick erkannte er ſeine holde Einſiedelei, welche dicht vor ihnen lag.

Theodor. Ha, biſt du es? — Nun, deſto ſchöner! Das hätt' ich nicht vermuthet. (ſieht ſich noch einmal nach den Tannen um.) Auf dieſem Wege war ich noch nicht hieher gegangen.

Rothe. Prinz, dorthin liegt die Reſidenz — da das Landhaus, woher wir jetzt kommen. Ich wollte Ihnen die Freude, ſich hier wiederzufinden, recht unerwartet machen. Da, wo ich Sie mit den Beiſpielen der edelſten Tugengenden bekannt machte, will ich Ihnen auch **den ſtärkſten unter allen Antrieben, denſelben ähnlich zu werden,** reichen. — (als ſie in die Einſiedelei eingetreten waren.) Nun, mein lieber Prinz, das Schönſte und Beſte, wovon jemals ein Menſch mit dem andern ſprechen mag! Nun das, was der Tugend die höchſte Stärkung darreicht und im Unglück der gröſſeſte Troſt iſt; was überall erſt recht das Herz erweitert und uns erſt mit dem freudigſten Dank über unſer Daſein gegen den Urheber deſſelben erfüllt! **Auf dis Leben folgt noch ein andres, ein vollkommneres.** Denken Sie jetzt recht wieder an **Morgenröthe** und **Sonnenaufgang** zurück.

Theodor. (freudig und bedenklich.) Aber, lieber Hofrath, — wie ich ſchon geſagt habe, wir ſterben ja alle, und dann ſcharrt man uns in die Erde, und ſo ſind wir weg? So müſſten wir ja das zweite Leben, wie die Regenwürmer in der Erde leben? Oder wir müſſten wieder aufſtehen. Aber das thut ja keiner. Nicht wahr, alle die Leute, die jetzt leben und die wir ſehen, leben zum erſtenmal noch?

Rothe. Sicher, Prinz!

Theodor. Nun, ſo iſt alſo unter allen keiner, der das zweite Leben vor unſern Augen ſchon lebte. Und da unten in der Erde kann ja auch

un=

unmöglich jemand leben; denn die Leichen verweſen ja alle. Auch ſpricht man von den Leuten, wenn ſie ſchon wer weiß wie lange begraben ſind, immer noch als von Todten . . .

Rothe. So ſpricht man freilich, aber es wird ſich heute zeigen, daß dis nicht recht geſprochen ſei; oder man müſſte, wenn von einem Todten die Rede iſt, einen ganz andern Begrif damit verbinden, als wenn von todten Thieren geſprochen wird; und ſo wäre es beſſer, man machte auch lieber gleich ein andres Wort dazu. Ein todtes Thier — das heiſſt ein Thier, das aufgehört hat, zu leben; aber ein todter Menſch — das heiſſt ein Menſch, der aus dem erſten Leben ins zweite übergegangen iſt. Dis zweite Leben wird nicht in der Erde gelebt. Was da begraben liegt, braucht auch nicht wieder aufzuſtehn, um das zweite Leben erſt möglich zu machen. Es mag immerhin verweſen, denn es iſt nicht der Menſch.

Theodor. (ſehr verlegen.) Was wär' es denn? — Letzthin ſtarb der Hofmarſchall — einige Tage hernach begruben ſie ihn bei Fackeln; ich hab' ihn auch hernach nicht wieder geſehen: haben ſie denn da nicht den Hofmarſchall begraben?

Rothe. Den **Hofmarſchall** ſelbſt **nicht**, ſondern — **des Hofmarſchalls Leiche**.

Der **Prinz** ſtutzte hier **Rothen** an und konnte nicht begreifen, wie derſelbe zwiſchen den beiden Ausdrücken einen Unterſchied fände.

Rothe. Hören Sie mir einmal recht zu, Prinz; ſo werden Sie bald ſehen, daß man allerdings des Hofmarſchalls Leiche begraben habe, den **Hofmarſchall** ſelbſt aber nun und nimmermehr begraben könne. — Wenn wir ſprechen — **mein Haus** — ſind **wir** das **Haus**?

Theodor. (lächelnd.) Warum nicht gar! Wir gehen ja herein und heraus. Das Haus gehört **uns** nur zu.

Rothe. Gut! Merken Sie dis wohl. Wenn wir ferner ſprechen — **mein Kleid** — ſind **wir** das Kleid?

Theodor. (noch mehr lächelnd.) Ich dachte! (wie beſchämt.) Aber was fragen Sie mich denn auch? Mein Kleid hangt ja Abends im Schrank. Es gehört mir auch nur zu.

Rothe. Werden Sie nicht ungeduldig. Ich muſſte dieſe Fragen erſt thun. Nun frag' ich aber weiter; wenn wir ſprechen — **mein Fus** — ſind **wir** der Fus?

Hier ward Theodor verlegen und blieb die Antwort ſchuldig.

Rothe. Oder gehört uns der Fus auch nur zu?

Theodor. (ſtotternd.) Ja — nein — ohne Fus — —

Rothe. Ohne Füſſe kann man freilich nicht gehen. Ich habe aber Soldaten gekannt, denen im Krieg beide Füſſe abgeſchoſſen wurden und die noch Jahre lang ſichtbarlich fortlebten. Menſchen ohne Füſſe waren ſie nun freilich. — Kurz, Sie ſehen, der Fus könne abgelegt werden, wie das Kleid. Wenn man ſpricht, mein rechter Fus — iſt denn das der rechte Fus, der dis ſpricht?

Theodor. (verwundernd.) Freilich wohl nicht!

Rothe. Alſo gehört er mir nur zu. Nun geh' ich aber noch weiter. Wenn ich ſage — mein Auge — bin ich das?

Theodor. Auf die Weiſe freilich auch nicht; aber —

Rothe. Ohne Auge kann man nicht ſehen, wollen Sie ſagen. Aber es hat Leute gegeben, denen die Augen ausgeſtochen wurden und doch noch lange vor anderer Augen lebten. Menſchen ohne Augen waren ſie freilich dadurch geworden. — Nun geh' ich aber noch weiter.

Wenn ich ſage — **mein Herz** — **meine Lunge** — **mein Gehirn** — — bin ich das?

Theodor. (zuverſichtlich.) Das muß ſein; denn ohne dis alles könnten Sie freilich ja nicht leben.

Rothe. Sagen Sie das noch einmal — **wer** könnte nicht leben?

Theodor. Sie.

Rothe. Nun, da **unterſcheiden** Sie ja ſelbſt zwiſchen Etwas, das Sie an mir Sie nennen, und zwiſchen **meiner Lunge**, meinem Herzen und Gehirn . . . **Wer** — was iſt denn das Sie . . Ich kann Ihnen alles vom Fus bis zum Kopf herrechnen, was ich habe, und das man zuſammen **Körper** nennt, und immer unterſcheiden Sie an mir von dieſem allen noch ein Sie, das nicht nur zum Fus und zum Kopf beſonders, ſondern auch zum ganzen Körper ſpricht — du biſt mein. Dis Sie iſt eigentlich der **Menſch**. Dis iſt das Ich, das jetzt zu Ihnen ſpricht; alles andre iſt ſein, und gehört ihm nur zu, auch Zunge und Lippen, durch die ich jetzt ſpreche. Dis Ich ſtirbt nicht und wird nicht begraben, wenn der ganze Körper begraben wird.

Theodor. Ich kann mich darin doch gar nicht finden.

Rothe. Geduld, Prinz! Ich wollte Ihnen nur auf die allerſimpelſte Weiſe zeigen, daß das, was begraben wird, der Leib des Menſchen, nicht der Menſch ſelbſt ſei. Ich ſpreche — mein Haus — mein Kleid; dis beides bin ich nicht. So ſpreche ich auch — mein Leib — und kann dis auch nicht ſein. An dieſen kann ich alles, bis auf den letzten Blutstropfen, bis auf die geringſte Nervenfaſer von einander unterſcheiden und mein nennen und als mein denken. Wer iſt denn nun der, dem dis alles zugehört? Iſts ein einzelner Theil des Körpers oder iſts der ganze Körper? Ein einzelner Theil kanns nicht ſein; weil jeder Theil des Körpers mein genannt wird. Der ganze Körper kanns auch nicht ſein; weil der ganze Körper aus lauter einzelnen Theilen beſteht, die alle mein genannt werden. Nun weſſen iſt er denn? Wem gehört alles an ihm zu? Mir! — Wem? — MIR! Nun, alſo iſt das Ich völlig von meinem Körper unterſchieden; ebenſo verſchieden, wie der Beſitzer vom Eigenthum. Ich gehe aus meinem Hauſe, und bleibe, was ich bin. Ich gehe aus dieſem meinen Kleide, und bleibe, was ich bin. Ich werde aus dieſem meinen Leibe gehen, und bleiben, was ich bin.

Theodor. Ich verſteh' das noch nicht recht. Sein Sie doch ja ſo gut und machen mir die Sache noch deutlicher.

Rothe. Der Hofmarſchall ward alſo nicht begraben, ſondern ſein **Körper**, der alsdann, da kein Odem mehr in ihm war, Leiche genannt ward. Prinz, nehmen Sie all' Ihr Nachdenken zuſammen. Wenn wir vor einem groſſen Spiegel ſtehen, in dem wir, wie wir zu ſagen pflegen, uns in Lebensgröſſe ſehen: ſo ſehn wir da blos unſre künftige **Leiche — den äuſſerlichen Menſchen von uns.** Dieſer äuſſerliche Menſch ſieht ſich da nicht ſelbſt, ſondern wird geſehen **von dem innern Menſchen**, der vermittelſt **des Auges das Bild ſeiner äuſſerlichen Geſtalt, ſeines Körpers**, da aufgreift, und — noch in ſich ſelbſt feſthält und ohne Auge fortſieht, wenn er auch nicht mehr in den Spiegel blickt. Dieſer innere Menſch iſt das Ich, der eigentliche Menſch, der durch den Körper, der ihn umgibt, von ſeinem Schöpfer mit der übrigen Körperwelt um ihn her blos in Verbindung geſetzt ward; denn durch den Körper und durch die Sinne deſſelben gelangt er einzig und allein zur Empfindung der ihn umgebenden Körperwelt. Geben Sie recht genau auf ſich Acht, wenn Sie etwas ſehen, oder hören, oder fühlen. Die äuſſerlichen Gegenſtände machen alsdann einen unwiderſtehlichen Eindruck auf die Nerven, welche, wie ich Ihnen ſchon beſchrieben habe, durch den ganzen Körper vertheilt ſind, vom Gehirn ausgehen und bis in die Fingerſpitzen reichen. Dieſe Eindrücke pflanzen ſich mit einer unausſprechlichen Geſchwindigkeit, die noch über die Geſchwindigkeit des Blitzes geht, bis in das Gehirn fort, wo die Nerven ihren Urſprung haben. Bis hieher iſt alles **körperliche Handlung.** Aber nun das **Bewuſſtwerden** dieſer von auſſen empfangnen Eindrücke, die innere **Empfindung,** die **Vorſtellung,** die **Idee davon** — dis iſt **nicht mehr körperliche,** hier wirkt eine **andre, höhere Kraft.** Dieſe heiſſt **Seele, Geiſt,** und iſt der **eigentliche Menſch, das Ich.** Dieſe Seele empfängt durch die Nerven die Eindrücke von auſſenher, unterſcheidet ſich dadurch genau von der Welt auſſer ihr, gelangt dadurch zur Erkenntnis der äuſſerlichen Gegenſtände, lernt dieſe immer richtiger kennen, erneuert dieſe erlangten Kenntniſſe hernach in ſich ſelbſt, ohne äuſſerliche Eindrücke dazu weiter erſt empfangen zu müſſen, vergleicht dieſe Kenntniſſe mit einander, reihet ſie an einander und bringt es dadurch oft zu einer erſtaunenswürdigen Weisheit. Aus dieſen Erkenntniſſen entſtehen in der Seele Verlangen, Begierden. Aus dieſen Begierden Entſchlieſſungen. Aus dieſen Entſchlieſſungen wirkliche Selbſtthätigkeit. Sie wirkt nun auf die Gegenſtände auſſer ſich ſo wieder zurück, wie dieſe auf ſie gewirkt hatten. Die äuſſerlichen Eindrücke, welche ihr die Nerven zugeführt hatten, brachten ſie zur Empfindung der Welt auſſer ihr. Nun will ſie und ſogleich wird ſie durch eben dieſe Nerven wieder auf die Welt auſſer ihr thätig. In beiden Fällen, ſowohl beim **Empfinden**, als beim **Wirken**, läſſt ſich dreierlei genau von einander unterſcheiden. Erſtlich, **das, was empfunden und worauf gewirkt wird**, nehmlich die **Welt auſſer uns**; — ſodann **das, wodurch empfunden und gewirkt wird**, der **Körper**; — endlich **das, was empfindet und wirkt**, die **Seele**. So wenig die Welt, die wir empfinden und auf die wir wirken, wir ſelbſt iſt: ebenſo wenig iſt der Körper, durch den wir ſie empfinden und auf ſie wirken, wir ſelbſt. Sehen Sie, dis iſt ein ſehr faslicher Beweis vom Daſein der Seele. Verbinden Sie damit einen Blick auf das Vermögen des Menſchen, ſich an das, was er geſehn hat, genau wieder zu erinnern; ſo muß es Ihnen ſonnenklar werden, daß unſer Körper nicht wir ſei. Nach vielen Jahren noch können wir uns einen Gegenſtand, den wir heute ſorgfältig betrachten, wenn und wo wir wollen, deutlich wieder vorſtellen, ohne daß er dabei vor unſern Augen ſchweben, ja, ohne daß er einmal noch irgendwo exiſtiren dürfe. Wäre der Körper wir: ſo müßte bei jeder neuen Vorſtellung, die wir uns von einem äuſſerlichen Gegenſtande machen, dieſer äuſſerliche Gegenſtand auch von neuem auf unſre Nerven wirken und dadurch die Vorſtellung hervorbringen. Dis iſt aber offenbar nicht wahr. Gelte, Sie können ſich den Hofmarſchall in dieſem Augenblick noch vorſtellen?

Theodor. (raſch.) O ſo leibhaſtig, als wenn er hier ſtände!

Rothe. Und doch iſt er ſo gewiß nicht hier, wie wir jetzt hier ſind. Nun, alſo ſchwebt in Ihnen das Bild des Hofmarſchalls. Und ſo ſchweben in uns Millionenmalmillionen Bilder von äuſſerlichen Gegenſtänden, die wir einſt empfanden und nicht mehr empfinden. Wohlan, wo mögen dieſe Bilder eigentlich ſchweben? Im Körper — im Gehirn etwa? Diejenigen, welche dis zu behaupten verſuchten, waren nie im Stande, dis auch nur wahrſcheinlich zu machen. Die uneingeſchränkte Freiheit, welche wir haben, dieſe Bilder hervorzuziehn und zu erneuern, wenn und wo wir wollen, ſtreitet auch offenbar wider alle Geſetze der Bewegung; als wovon ich Ihnen in der Folge noch vollkommnere Begriffe mittheilen werde. Es bleibt uns alſo nichts weiter übrig, als das Daſein einer urſprünglichen und vom Körper verſchiedenen Kraft in unſerm Körper uns zu denken, welche die Vorſtellungen von äuſſerlichen Gegenſtänden durch die Sinne zwar empfängt, aber ſie hernach ohne Hülfe der Sinne wieder erneuren kann. Dis mag nun entweder nur eine Kraft der Seele, oder die Seele ſelbſt ſein; — ſo iſt doch dadurch entſchieden, daß der Körper nicht wir ſei. Der Körper iſt weiter nichts, als — **unſer Empfindungs- und Wirkungswerkzeug.** Er iſt das, wodurch wir mit dieſer irrdiſchen Welt zuſammenhangen. Ohne ihn wäre dieſe Welt für uns ſo gut, als — nicht da. Er macht, daß ſie auf uns wirke; und daß wir auf ſie zurückwirken. Denken Sie ſich auf einen Augenblick die Welt auſſer uns und uns ſelbſt ohne Körper: ſo ſind beides zwei Dinge, zwiſchen denen gar keine Gemeinſchaft ſtatt hat und ſtatt haben kann. Nun denken Sie ſich aber unſern Körper dazu, ſo iſt zwiſchen der Welt und uns der unausſprechlichſte Zuſammenhang und Verkehr. Denken Sie ſich einen Blindgebohrnen — für ihn iſt die halbe Welt verlohren. Denken Sie ſich dieſen Blindgebohrnen auch taubgebohren, ſo iſt für ihn der vierte Theil der Welt nur da. Denken Sie ſich einen Menſchen ohne alles Gefühl — — für dieſen iſt nichts da. Wenn alſo unſer Körper einmal zerſtört wird und untergeht: ſo hört allerdings zwar unſer Zuſammenhang mit dieſer Welt dadurch auf, und auf ewig auf; aber das folgt nicht daraus, daß wir aufhören. Dieſe Welt kann blos alsdann auf uns nicht mehr wirken, und wir können auf ſie nicht mehr zurückwirken. Denken Sie ſich einen Menſchen in dunkler Nacht. Dieſer ſieht nichts von allem dem, was alsdann um ihn her vorgeht, und kann ſich alſo auch nichts davon vorſtellen. Aber — hört deswegen ſeine Vorſtellungskraft ſelbſt auf? Denken Sie ſich einen Menſchen, der von ſeinem Wirkungsplatze entfernt wird. Er wirkt nun in der That nicht. Aber — iſt dadurch ſein Wirkungsvermögen zerſtört? Nein, der Fall iſt nur dieſer — bei jenem kann ſich ſeine Vorſtellungskraft und bei dieſem ſein Wirkungsvermögen nicht äuſſern. — — Die Beſtimmung eines Geiſtes iſt die Erkenntnis des oberſten Geiſtes. In dieſer kann er zwar ewig wachſen und fortgehen, weil Gott unendlich iſt; aber er muß auch erſt in ihr anfangen. Er würde die mittlern, die höhern Erkenntniſſe Gottes einſt nicht begreifen können, wenn er nicht die erſten Vorerkenntniſſe zum Grunde gelegt hätte. Nun, mein Prinz, dieſe erſten Vorerkenntniſſe Gottes ſollen wir in dieſem Leben, in dieſer Welt lernen. Gottes Macht, Weisheit und Güte offenbaren ſich für einen Geiſt, der eben erſt entſtanden iſt, am angemeſſenſten, am begreiflichſten in der KÖRPERWELT. In der Körperwelt ſollen wir daher anfangen uns zu bilden, weil dieſe die Anfänge von der Majeſtät Gottes in ſich enthält. Sollten wir aber hier die erſten Vorerkenntniſſe Gottes aus Gottes unterſten Werken ableiten lernen: ſo mußten wir ſo einen Körper haben, wie jetzt, durch deſſen Sinne wir auch zu den Wahrnehmungen dieſer Werke Gottes gelangen könnten. Darum ſind wir alſo jetzt mit dieſem Leibe angethan. Alle unſre gegenwärtigen Gotteserkenntniſſe haben wir ihm zu danken; und wenn er uns auch zu manchen

chen Zeiten viel Leiden macht: ſo werden wir ihn doch in jeder Scene unſers künftigen Daſeins noch ſegnen. Ueberaus meiſterhaft iſt ſein Bau und ſeine Einrichtung, ob er gleich am Ende der Verweſung Raub wird; und noch iſt es keinem Weiſen gelungen, deutlich und einleuchtend zu ſagen, wie wir mit unſerm Körper, die Seele mit dem Leibe, der innere Menſch mit dem äuſſerlichen eigentlich verbunden ſind. Wohl uns, wenn wir unſern Aufenthalt in ihm recht benutzen, und durch ſinnliche Wahrnehmungen hier auf Erden den Grund zur Gotteserkenntnis legen und das A B C derſelben lernen! Haben wir dis einſt gethan, ſo iſt er uns weiter nichts nütze; ſo können wir ſeiner entbehren. Er falle — er verweſe; — unſre Verbindung mit dieſer Welt, in der wir durch ihn ſtanden, hört zwar alsdann auf, aber wir hören nicht auf, ſondern wachſen alsdann in unſern Gotteserkenntniſſen ohne ihn fort, empfangen höhern Unterricht in ſelbigen, als der ſinnliche war, der jedoch der erſte ſein muſſte, und ſehnen uns gewis nie wieder in den irrdiſchen Leib zurück.

Theodor. (ſehr heiter.) Aber Hofrath, was wird denn das für ein höherer Unterricht ſein, wenn wir nicht mehr ſehen und hören können? Oder können wir das etwa dann noch?

Rothe, Gewis nicht; weil wir weder Augen noch Ohren in dem künftigen Zuſtande haben werden. Genug, daß uns die Vorſtellungskraft bleibt, welche durch Augen und Ohren hier ausgebildet ward. Prinz, von Zuſtänden, in denen wir noch nicht geweſen ſind, iſt es nicht möglich, uns deutliche Begriffe zu machen; beſonders, wenn dieſe Zuſtände ganz und gar von dem gegenwärtigen abweichen. Gewis iſt's, unſre Vorſtellungskraft ward durch die Sinne erſt ausgebildet; darum muß der Menſch ſo lange erſt ſehen und hören, oder darum vergingen ſo viel Jahre für uns, ehe unſre Vernunft einige Stärke erhielt. Gewis iſt's aber auch, daß, wenn die Vernunft durch die Sinne einmal in uns erſt recht ausgebildet iſt, ſie ſich hernach ohne Sinne mit ſich ſelbſt beſchäftigen und weiter forthelfen kann. So ſitzen in dieſem Leben ſchon viel Weiſe und meditiren über die Wahrheit, ohne auf die Welt auſſer ſich weiter zu ſehen und zu hören, und machen nun im Reiche der Wahrheit blos durch ſich ſelbſt die erſtaunenswürdigſten Entdeckungen. Sie ſollten einmal einen recht tiefdenkenden und angeſtrengten Mathematiker ſehen. — — Der lebt und webt in ſeinen Meditationen und iſt ſchon wie auſſer dieſer Welt und wie auſſer dem Leibe. Wer ſich auch erſt recht in die Wahrheit hineingedacht hat, der ſchätzt dieſes geiſtige Vergnügen faſt einzig und allein. Ich habe Leute dieſer Art jederzeit mit einem unnennbaren Entzücken betrachtet, weil ſie mir einen herrlichen Beweis davon gaben, daß der Menſch ſeine wahre Seligkeit nicht in dieſer Welt, mit der ihn der Körper verbindet, ſondern in ſich ſelbſt finde, und daß er daher durch die Trennung von derſelben einſt nicht unglücklich, ſondern gar noch glücklicher werden werde.

Theodor. O beſter Hofrath, hören Sie doch ja noch nicht auf. Ich bin immer noch ſo zweifelhaft, ob es dem Menſchen nicht am Ende doch auch ſo gehe, wie es allen übrigen Dingen auf Erden geht . . .

Rothe. Prinz, es wäre etwa der einzige Gedanke noch übrig, daß die Allmacht Gottes ſich es vorbehalten habe, uns, wenn unſer Körper durch ſeine eigne Natur untergeht, mit ihm zugleich zu vernichten. In dieſem Fall könnte man ſagen, daß überhaupt auch das

Daſein und die Fortdauer eines Geiſtes von der Willkühr Gottes abhange, und daß auch jeder geſchaffne Geiſt mit dem Maaß von Daſein zufrieden ſein müſſe, das ihm der oberſte Geiſt, ſein Schöpfer, beſtimmt habe. Allein wir dürfen in Gott nichts theilen: das heiſſt, wir dürfen keine ſeiner Eigenſchaften einzeln betrachten. Der Allmächtige iſt eben der, der auch der Allweiſe und der Allgütige iſt. Gottes Weisheit und Güte ſtellen uns Bürgſchaft dafür, daß ſeine Allmacht, ſtatt ein Weſen, das längerer Dauer fähig iſt, mit ſeinem Körper zugleich willkührlich zu zerſtören, es vielmehr mit ſelbiger begnadigen werde. Wir wollen dieſem Beweiſe bis zu ſeiner innerſten beruhigendſten Ueberzeugungskraft nachgehen. — Ich denke mir jetzt die Erde auf einige Augenblicke ohne Menſchen. Da enthält dieſelbe denn nun freilich eine überaus groſſe Mannigfaltigkeit von Geſchöpfen und Bewohnern. Ich frage — wozu dieſe? Man antwortet mir — Gott wollte, daß ſo viel Leben auf der Erde wäre, als möglich, und daß ſo viel Geſchöpfe, als möglich, die Daſeinsſeligkeit genieſſen ſollten. Ich finde in dieſer Antwort viel Vortrefliches. Ich finde, daß ſie dem höchſten Verſtande Gottes ſo wie ſeiner unendlichen Güte, Ehre macht. Unüberſehbare Millionen von Weſen theilen alſo auf der Erde unter ſich Daſein, Leben, Freude — das iſt ſchön! das iſt ſchön. Aber nun — keins von allen dieſen Weſen kennt weder ſeine eignen Eigenſchaften, noch die Eigenſchaften des andern. Dennoch iſt unter ihnen allen das bewundernswürdigſte Verhältnis gegen einander. Wer von ihnen bemerkt dis? Und dennoch macht dieſes ihr Verhältnis gegen einander der Weisheit Gottes noch unendlich mehr Ehre, als ihr bloſſes Daſein. Sie machen alle ein Ganzes aus, worinn die höchſte Ordnung und Harmonie herrſcht. Wer von ihnen erkennt dieſe? Rund um alle dieſe Geſchöpfe her iſt ſo unendlich viel Schönheit verbreitet. Wer von ihnen hat Gefühl für dieſe? Die ganze Oekonomie der Natur iſt ſo unausſprechlichvollkommen eingerichtet. Wer von ihnen beobachtet auch nur das geringſte davon? Ueber ihnen, in den grenzenloſen Räumen der Himmel iſt noch tauſendmaltauſend mehr bewundernswürdige Oekonomie, Ordnung, Harmonie, Schönheit. Wer von ihnen blickt auch nur hinauf? — — Sehen Sie da, Prinz, nichts als unerklärbare Sonderbarkeiten und unauflösliche Räthſel, wenn wir uns auf einige Augenblicke die Erde ohne Menſchen denken. Wir ſehen zwar einen untern Zweck Gottes bei ihr, nehmlich — die **möglichſtvervielfältigte Daſeins- und Lebensſumme;** aber unſre Vernunft ſagt uns, daß dieſes nicht der Hauptzweck der Erdenſchöpfungen ſein könne, ſondern daß es noch einen höhern Zweck geben müſſe, dem jener nur untergeordnet ſei. Nun ſetzen Sie in Gedanken Menſchen auf die Erde — ſo iſt auf der Stelle der höhere Zweck **Gottes** bei der ganzen Erdenſchöpfung da. Der Menſch iſt's, der alles erkennt; alles übrige, was da iſt, wird nur erkannt, und zwar nur von ihm. Er findet die Eigenſchaften der Dinge. Er erblickt ihre Verhältniſſe gegen einander. Er entdeckt die Ordnung darin. Er bewundert die Harmonie dabei. Er wird entzückt durch die Schönheit der Erde. Er blickt ſtaunend gen Himmel. Er ſteigt von den Geſchöpfen zum Schöpfer auf, erkennt ihn, ſeegnet ihn, betet ihn an. Nun iſt ein Hauptzweck Gottes bei der ganzen Erdenſchöpfung ſichtbar; nun iſt alles erklärt, beantwortet. In jeder Welt muß es eine Gattung von Geſchöpfen, die denken und betrachten können — Geiſter — geben, die unter ihren übrigen Bewohnern an der Spitze ſtehen. Dieſe ſind der Hauptzweck derſelben. Auf der Erdenwelt iſt dis der Menſch. Dieſer iſt alſo der Hauptzweck der Erdenwelt. Was meinen Sie aber wohl, kann die höchſte Weisheit jemals ihren Hauptzweck fahren laſſen? Kann Gott eine Gattung von Geiſtern zerſtören, vernichten, für die er erſt eine ganze Welt erbaute und ſo wundervoll einrichtete, daß ſie dadurch zur Erkenntnis ſeiner Majeſtät gelangen ſollten? Was wäre es alsdann, daß ſie ihn erkannt hätten? So, wie ſie dahin wären, wäre ihre erlangte Erkenntnis Gottes ein Nichts. Alſo um nichts willen hätte Gott eine Welt erbaut? Welch ein undenkbarer Widerſpruch in Gott! Welch eine abſcheuliche Blaſphemie der höchſten Weisheit! Nein, nur alsdann iſt die Weisheit Gottes gerechtfertigt, wenn Geiſter, die ihn erkannt haben, fortfahren ihn zu erkennen und in dieſer Erkenntnis immer wachſen. Dann iſt eine Abſicht da, warum ſie ihn erkannt haben; nehmlich die, um ihn noch immer mehr erkennen zu lernen. O Prinz, Prinz, ſo verbürgt uns ſchon die Weisheit Gottes unſre Fortdauer beim Verfall dieſes Leibes! Und nun denken Sie hinzu — — daß dieſe Geiſter wirklich der Abſicht Gottes entſprachen haben; daß wir Menſchen es uns haben angelegen ſein laſſen, unſre Vorſtellungskraft auszubilden, die bewundernswürdige Oekonomie der Natur zu ſtudiren und ihren groſſen Urheber in ihr kennen zu lernen; daß wir im Nachdenken und in Selbſtthätigkeit unſre Glückſeligkeit gefunden haben — — wäre alle Grauſamkeit, die die ausgearteſten Menſchen jemals an andern ihresgleichen ausübten, nicht eine Kleinigkeit gegen die unbarmherzigſte Grauſamkeit, die Gott ausübte, wenn er uns nach dieſem allen beim Untergang unſers Körpers vernichtete? Das wär es dann alſo, wozu wir nachgedacht hätten, um ein Ungeheuer über uns kennen zu lernen, das ſeinesgleichen nicht hätte? Das wärs, wozu wir gewirkt hätten, um am Ende die Folgen unſrer Wirkſamkeit unnatürlich abgeriſſen zu ſehen? Das wärs, wozu wir an Gottes Altären geknieet hätten, um zuletzt zum Lohn unſrer treuen Anbetung als Opfer von ihm gewürgt zu werden? Das wärs, wozu wir Glückſeligkeit genoſſen hätten, um nach höhern Seligkeiten lüſtern zu werden, und endlich noch den letzten

Zähne

Zähneknirſch gegen Gott zu thun — darüber gegen ihn zu thun, daß er uns arme, gutherzige, leichtgläubige Geſchöpfe ſo jämmerlich betrogen hätte? — — O Theodor, Theodor, ſo wahr der Allmächtige auch ein Allweiſer und Allguter iſt, ſo wahr muß auch für uns Menſchen noch ein Leben nach dem Tode ſein! — Der Menſch hat es auch um die Erde gar nicht ſo ſchlecht und arg gemacht, daß es ſeinen Schöpfer reuen könnte, ihn an die Spitze einer Welt geſtellt zu haben, und daß es heiſſen möge, er habe ſeine Daſeinsfortdauer an ihr verwirkt. Er iſt vielmehr der, welcher die Schöpfungen Gottes auf ihr fortſetzte und von Jahr zu Jahr noch mehr vervollkommnet. Ein ödes, unwirthbares Land, eine ungeheure groſſe Wüſtenei würde die Erde ſein, wenn in allen den verſtrichnen Jahrtauſenden ſeine Hände ſie nicht bearbeitet hätten. Alle Gärten, alle Wieſen, alle Felder hat er angelegt. Den gröſten Theil ihrer Schönheiten hat ſie ihm zu danken. Die Berge hat er zwar nicht zuſammengetragen, auf denen uns die Ausſichten der Natur ſo entzücken; aber mit Weinſtöcken hat er ſie doch bepflanzt und was würden wir denn von den Bergen herabſehen, wenn er in den Gründen nicht baute, ackerte, pflügte, ausrodete und austrocknete? Würden wir etwas mehr ſehen, als ein groſſes überall verwachſenes Gefilde, das unter Waſſer ſtände, und höchſtens, hie und da einige leere Sandſtriche, wo gar nichts wüchſe? — Setzen Sie den Fall, daß jezt noch irgendwo die Menſchen aufhörten, einen Strich von Aeckern zu bebauen; ſo würden daſelbſt alsbald allerlei Arten von Gehölz aufſchlagen. In hundert Jahren — wie würde es da ausſehen? Wie in funfhundert? Wie in tauſend? Und nun denken Sie ſich den ganzen Erdboden ſo, daß in allen den vergangnen Jahrtauſenden keine menſchliche Hand ſich auf ihm geregt hätte. Alle die herrlichen Anblicke der mannigfaltigſten Abwechſelungen, welche jetzt ſeine Schönheit ausmachen, wären alſo gleich dahin; ſein ganzer Proſpekt wäre ein ödes abſchreckendes Einerlei. Doch das wäre das geringſte noch. Alle die edlern Pflanzenarten und Früchte, welche nur im Freien gedeihen, fänden alſo auch auf ihm keinen Platz. Die höhern Holzarten erſtickten, verdrängten ſie. Alle die Thierarten, welche von jenen ſich ernähren, wären folglich auch nicht da; ja, es wäre die Frage, ob auch für die mehreſten Thierarten nur Fortkommens auf dem Erdboden ſein dürfte. Die Regen fielen von Zeit zu Zeit in dieſe Dickungen; kein Sonnenſtrahl könnte den durchnäſſten Erdboden treffen; kein Wind könnte die Wohlthat der Austrocknung an ihm ausüben; die Dünſte müſſten ſich alſo ſchrecklich häufen, müſſten ſich erſt in kleine Teiche, dann in gröſſere Betten ſammlen. Endlich würde der ganze Erdboden ein undurchwadlicher Moraſt. Die Stürme ſtürzten von Zeit zu Zeit die ältern abgeſtorbenen Bäume um. Während, daß dieſe verrotteten, wüchſen wieder andre dazwiſchen auf, und ſo würde die ganze Oberfläche der Erde ein Hackgemack, wo endlich kein Thier mehr ſich durchwinden, trocknen Fus faſſen und Aeſung finden könnte. Nur auf den Gipfeln der Berge würden einige Thierarten leben können, und die ganze übrige Erde würde eine Kröten- und Waſſerſpinnenwelt ſein. Aber unter **den Händen des Menſchen** ward die Erde **ein Garten Gottes.** Er machte Platz auf ihr; er ſchuf freie Luft; er lud die Sonnenſtrahlen herab; er machte urbar; er pflanzte; er verwandelte den ſtinkenden Sumpfboden in einen trocknen, geſunden Aufenthalt, und ſegnete dadurch auch die geſammte übrige Thierwelt. Noch wird von Jahrhundert zu Jahrhundert die Erde durch ihn ſchöner, fruchtbarer, geſegneter, paradiſiradiſiſcher. O ſo hat er denn ſeine Daſeinsfortdauer an ihn nicht verwirkt! ſo hat er ſich des Vorzugs würdig gemacht, an die Spitze der Erdenſchöpfungen geſtellt worden zu ſein! So hat er gegen die erſte ihm anvertraute Welt dergeſtalt gehandelt, daß er aus ihrem Schoſſe nicht in den Schos des öden Nichts, ſondern in den Schos beſſerer Welten überzugehen verdient zu haben hoffen darf!

Theodor. (ſehr zutraulich) Ach wie hebt ſich bei dieſen Betrachtungen mein Herz im Buſen! Wie glaub' ich nun ſo feſt an ein künftiges Leben! Wie wird nun aber auch alles erſt recht hell um mich her! Wie halt' ich's nun erſt recht für mein allernöthigſtes Beſtreben, zu ſuchen, weiſe und gut zu werden!

Rothe. Mein Prinz, ich freue mich, daß Ihr eignes Herz mir zuvorkommt und ſogleich die richtige Anwendung von dieſer groſſen Lehre macht! Wenn wir auch weiter nichts, als dis jetzige Leben, zur Ausſicht in unſer Daſein hätten: ſo müſſten wir doch vor allen Dingen nach Weisheit und Tugend ſtreben, weil ein vernünftiges Geſchöpf nur in deutlichen Begriffen und in Thätigkeit, die dieſen Begriffen gemäs iſt, ſich glücklich fühlen kann. Die Empfindungen aller unſrer übrigen irrdiſchen Glückſeligkeiten, ſo angenehm ſie auch in den Augenblicken des Genuſſes für uns ſind, befriedigen uns doch nicht ganz und ſättigen uns noch weniger dauerhaft. An dem Licht unſrer Erkenntnis aber labt ſich der Geiſt unaufhörlich; und kommt das Bewuſtſein hinzu, daß **wir in dieſem Lichte wandeln,** oder daß wir ſo thun, wie wir erkennen, daß wir thun müſſen: ſo iſt unſre Freude vollkommen. Iſt unſer Verſtand aufgeklärt, iſt unſer Wille gut — o mein Prinz, dann gibt es keinen Verluſt, den wir nicht leicht verſchmerzen ſollten. Ein erſtaunender Beweis, daß der Geiſt ſeiner Selbſtwürde fühle, und daß er, ſo innig er auch durch den Körper mit dieſer Welt verbunden iſt, doch keine wahre Abhängigkeit von ihr anerkenne. **Er hat ſeine eigenthümlichen Güter, die ihm nicht geraubt werden können.** Aber wenn nun jenſeits dieſes Lebens noch ein andres für uns iſt, wenn der Geiſt den Untergang ſeines Körpers überdauert, — — o wie noch weit heiliger muß uns dann das Streben nach Weisheit und Tugend werden! Sind dis dann nicht die einzigen Güter des Geiſtes? Nimmt er nicht an allen übrigen Erdengütern nur **durch den Körper** Theil? Wie? wenn nun der Körper hingeſunken ſein wird, wenn er an den übrigen Gütern ohne ihn keinen Theil mehr nehmen kann, in was für einer fürchterlichen Lage würde er ſich alsdann ohne **Weisheit und Tugend** befinden! Woran ſollte er ſich halten? womit ſich beſchäftigen? wodurch ſich vergnügen? Ich kann mir keinen elendern Zuſtand denken, als der iſt, in welchem ſich ein **unaufgeklärtgebliebener oder gar böſegewordener Geiſt** befinden muß, ſobald ſeine **Verbindung mit der ſinnlichen Welt** ein Ende nimmt. So lange er noch in dieſer war, hatte er auf allen Seiten Zeitvertreib, Spielwerk, Zerſtreuung. Er fühlte in dieſer Lage weder ſeine Verſtandesſchwäche noch ſeine Herzensblöſſe. Statt nachzudenken, genoß er; und wenn ihn einmal ſein Gewiſſenstrieb anwandelte: ſo unterdrückte er ihn durch ſinnlichen Taumel. Nun aber empfängt er von auſſenher keine Glückſeligkeit mehr; ſondern ſeine ganze Glückſeligkeit ſoll **aus der innern Beſchauung ſeiner Vollkommenheit** beſtehen. Da hat er nun auf der einen Seite keine Erkenntniſſe, die ſich ihm jetzt darſtellen ſollen und auf denen er fortbauen könne; ja, er hat nicht einmal geübte Vorſtellungskraft und mithin auch nicht einmal Empfänglichkeit zur Erkenntnis. Die erſten Begriffe von Wahrheit, welche er von den ſinnlichen Gegenſtänden abziehen ſollen, hat er vernachläſſigt und kann ſie weiter nicht nachholen, weil er in die ſinnliche Welt nicht zurückkehren kann. Auf der andern Seite muß er nun ſeine ſchlechte moraliſche Beſchaffenheit betrachten, er mag wollen oder nicht, und muß ſich mit dem Andenken an ſeine ausgeübten ſchlechten Handlungen unaufhörlich quälen, weil es ihm nicht mehr frei ſteht, ſeine Zuflucht zu dem gewöhnlichen Behelf zu nehmen, ſich nehmlich zu zerſtreuen, die Blicke von ſich ſelbſt wegzurichten und ſich von ſich ſelbſt zu entfernen. Nicht einmal Hang zum Guten empfindet er, weil ſein ganzer Sinn nun einmal eine veraltete und verwachſene Richtung zum Böſen angenommen hat. Sehen Sie, Prinz, dieſe unausſprechliche Armuth des Geiſtes und die ununterbrochne innre Empfindung dieſer Blöſſe und Dürftigkeit wird das Elend derer in jenem Leben ausmachen, welche das gegenwärtige ſchlecht angewendet haben. Ach welch eine feierliche Aufforderung für uns, von dem jetzigen Leben den edelſten Gebrauch zu machen! Wir legen in demſelben nicht nur den Grund zu unſerm künftigen Daſein ſelbſt, ſondern auch den Grund zur Beſchaffenheit unſres Zuſtandes in unſerm künftigen Daſein. Ein künftiges Leben erwartet jeden; aber Glückſeligkeit in ſelbigem, ein künftiges höheres, beſſeres Leben erwartet nur den, der hier nach geiſtiger Vollkommenheit geſtrebt hat. Jeden Tag, welchen wir jetzt nicht hierzu anwenden, werden wir dort vermiſſen. Er wird Abgang an unſrer Glückſeligkeit ſein. Und das ganze jetzige Leben vollends hierzu nicht angewendet, würden wir nie wieder nachholen können. Wir würden wenigſtens um ein ganzes Leben an Glückſeligkeit zurückbleiben, und ewig würden wir die allen bemerkbare Schmach an uns tragen, daß wir hier umſonſt gelebt hätten. O mein Prinz, ich habe Sie oft aufgefordert, täglich weiſer und beſſer zu werden! aber nun — nun bei dem Glauben an ein künftiges Leben — ſein Sie recht äuſſerſteifrig, recht unermüdeteifrig darin! Bereichern Sie Ihren Verſtand immer mehr mit Kenntniſſen. Denken Sie nach; thun Sie in der Welt nichts lieber, als dis; und machen Sie dadurch Ihre Kenntniſſe und Einſichten noch immer richtiger und deutlicher. Schauen Sie um ſich her und lernen Sie von der phiſiſchen Welt, von der Natur, immer mehr wiſſen. Jede neue Kenntnis eines Geſchöpfs, jede neue Einſicht in ſeine Beſchaffenheit und Beſtimmung, und in ſeinen Zuſammenhang mit dem Ganzen, jeder neue Blick in die bewundernswürdige Einrichtung und Oekonomie der Natur iſt — **eine Vermehrung der Gotteserkenntnis**, in welche ſich alle edle und nützliche menſchliche Kenntniſſe und Wiſſenſchaften endlich koncentriren. Und wenn auch viele dieſer Kenntniſſe in Ihren Augen nicht geradezu und unmittelbar zu Ihrer Weisheit und Vollkommenheit beizutragen ſcheinen: ſo tragen ſie doch mittelbar dazu bei, **indem Sie Ihren Verſtand im Nachdenken, und ſeine Vorſtellungs- und Beurtheilungskräfte üben.** Bleiben Sie nie bei der **blosergötzlichen** Seite dieſer ſinnlichen Welt ſtehen. Dis iſt keineswegs die **Hauptſeite** für uns. **Nachdenken** ſollen wir **über die ſinnlichen Gegenſtände**. Sinnlichreizende Eindrücke ſollten ſie darum nur auf uns machen, daß ſie **uns an ſich zögen**; weil ſie ſonſt vielleicht unſrer Aufmerkſamkeit entwiſchen könnten. Gleich müſſen wir aber fragen, **warum** ſollten ſie uns ſo an ſich ziehen? Alsdann öfnet ſich erſt das rechte Feld, das Feld der Vernunft für uns, wo unſer eigentlicher Platz iſt, wohin wir zu Hauſe gehören und wo wir des Wanderns nicht müde werden dürfen. Laſſen Sie uns nie die ſinnlichen Freuden anders be-

betrachten, als daß ſie nur die Anlockungen, Aufmunterungen und Stärkungen des noch ſchwachen Geiſtes zum Nachdenken über die Gegenſtände, welche ſelbige mit ſich führen, ſein ſollten. Wir wurden nicht in dieſe ſinnliche Welt geſetzt, um uns an ihr zu berauſchen und uns mitten unter den Körpern zu verlieren, ſondern — um durch Hülfe unſrer Sinne von ihr die erſten Begriffe über Ordnung, Schönheit, Vollkommenheit, Wahrheit und Tugend, oder — über Gott — abzuziehen. Genieſſen Sie alſo immerhin die angenehmen ſinnlichen Eindrücke der Körperwelt; aber unterlaſſen Sie nicht beim Genuſſe derſelben noch weit mehr Nahrung für Ihren denkenden Geiſt aus ihr zu ſchöpfen. Dieſe iſt der Kern, jene ſind nur die Schalen davon. Ziehen Sie dann Ihre Blicke von der Welt auſſer ſich oft auf ſich ſelbſt zurück. Denken Sie recht über alle Ihre Kräfte und Fähigkeiten und über die groſſe Beſtimmung derſelben nach. Dringen Sie immer tiefer in den Endzweck Ihres Daſeins ein, der nichts anders, als Ausbildung Ihres Verſtandes und Herzens oder lebendige Erkenntnis Gottes, das heiſſt Erkenntnis und Nachahmung Gottes iſt. Vergegenwärtigen ſich dieſen Endzweck Ihres Daſeins ſo, daß er Ihnen immerdar vor Augen ſchwebe. Ich führe Sie nun zu der höhern Wiſſenſchaft des Menſchen. Folgen Sie mir dabei mit eben dem Fleis, mit welchem Sie mir ſeither bei Mittheilung aller Vorerkenntniſſe gefolgt ſind. In die **Gefilde der Wahrheit** leite ich Sie; damit Sie aus ſelbigen den **Weg** in das **Land der Tugend** finden mögen. Sie ſollen nichts für wahr annehmen, als was Sie dafür erkennen. Aber die erkannte Wahrheit darf nicht müſſig und todt ſein. Sie muß übergehen in Geſinnung und Handlung. Die **Weisheit** hat ihren **Grund** in **Kenntnis** der **Menſchen**, und hat zum **Endzweck** die **Vervollkommnung** der **Menſchen**. So müſſen Sie immer das erkannte Wahre darauf betrachten, **wie Sie es auch wollen und ausüben, oder wie es Ihnen wenigſtens ein Beweggrund mehr zum Wollen und Ausüben des Guten werde.** Je mehr Sie die Welt, den Urheber derſelben, ſich ſelbſt, Ihre Kräfte und Beſtimmung kennen: deſto deutlicher werden Ihnen alle Ihre Pflichten einleuchten, die bloſſe Folgen unſrer Verhältniſſe ſind; und deſto inniger werden Sie ſich angetrieben fühlen, ſelbigen ein immer vollkommneres Genüge zu leiſten. Leben und weben Sie immerdar in Ausübung ihrer Pflichten: ſo werden Sie nicht nur Ihre Beſtimmung für die Welt erfüllen und einer der nützlichſten Menſchen werden; ſondern Ihr ganzes Herz wird dadurch auch eine Richtung zum Guten erhalten, die bald Ihnen eigenthümlich und mit der Zeit unzerrüttbar werden wird. Sie werden eine Menge edler Handlungen vollbringen, die Ihnen nicht nur die reinſten Freuden gewähren, ſondern deren Andenken und Segen Sie auch noch in jene Welt begleiten. O Prinz — **gutes thun und nicht müde werden** — dis werde das Motto Ihres Lebens! Vielleicht, daß Sie das Schickſal in eine Lage verſetzt, in der Sie einſt recht viel Gutes thun können. Wohin Ihre Kräfte nur reichen, nützlich zu werden und menſchlichen Leiden abzuhelfen, dahin wirken ſie auch mit ſelbigen. Alles Gute, das Sie **thun können**, halten Sie auch für **Pflicht, wirklich zu thun.** Wenn Sie ſo denken und handeln werden, ſo dürfen Sie nicht weiter auf beſondre Verehrungsarten Gottes ſinnen. Dis iſt die reinſte Verehrung des ober- Weſens — nach Erkenntnis der Weisheit und Güte deſſelben allenthalben zu ſtreben, und an Weisheit und Güte allenthalben ihm ähnlich zu werden. Unausſprechlichviel Glückſeligkeit wird dadurch Ihr jetziges Leben ſchon für Sie haben, weil Sie nie ohne Wohlgefallen an ſich denken, ſich betrachten und ihre wahre Beſchaffenheit erblicken werden. Aber auch der Tod wird dieſe Glückſeligkeit Ihnen nicht rauben können. Ihr Geiſt geht alsdann aufgeklärt und edel in jene Welt über. Sie verliehren im Tode nur die Güter, welche Sie weiter nicht gebrauchen können. Sie thun Verzicht auf die geſammte ſinnliche Welt, in deren Verbindung Ihr Körper Sie ſetzte; aber — ohne arm dadurch zu werden. Das, wodurch Ihr Geiſt nur glücklich war, haben Sie in Sicherheit. Sie haben Ihre Vorſtellungskraft geübt, Fertigkeit der Vernunft erlangt und Erkenntnis erworben. Sie haben Ihren Willen feſt auf das Gute gerichtet, Fertigkeit im Guten ſich verſchaft und durch ausgeübte edle Handlungen auf Ihre Zukünfte Segen verbreitet. Der Endzweck Ihres erſten Daſeins ward von Ihnen erreicht; wie ſelig muß alsdann das zweite für Sie ſein! Wir werden Sie dort mit Ihrer geübten Vernunft ſo ſchnelle und groſſe Fortſchritte in den höhern Erkenntniſſen thun! Wie werden Sie da mit Ihrer erlangten Fertigkeit in guten Geſinnungen vor vielen andern raſcher zur Vollendung reifen! Und wie werden Sie dann an dem innern Auſchauen Ihrer immer wachſenden Vollkommenheit die höchſte Glückſeligkeit genieſſen, deren ein endliches Weſen nur fähig iſt! — Prinz, nicht wahr, bei einem ſolchen Glauben fühlt man erſt recht, wie es der Mühe werth ſei, weiſe und gut zu werden; wenn alle unſre Beſtrebungen darnach im Tode nicht vergebliche Arbeit werden, ſondern wenn es ſich alsdann erſt recht ausweiſet, wie nützlich ſie uns waren, wie ſie ihren Segen noch auf ein kommendes neues Daſein für uns verbreiten und Vorarbeit für unſre Glückſeligkeit in ſelbigem geweſen ſind?

Prinz Theodor ſank bei dieſen Worten an Rothen hin, und that weiter nichts, als daß er ihn immer feſter umfaſſte.

Rothe. Aber nun Prinz, von nun an ſind wir erſt recht Vertraute. So lange ich um Sie ſein werde, maſſe ich mir das Recht an, Sie, ſo oft es nöthig iſt, an jenes Leben recht ausdrücklich zu erinnern. Ich werde dis nicht immer mit vielen **Worten** thun; ſondern, ſo oft ich mit der Hand gen Himmel weiſe, wiſſen Sie nun, was ich damit ſagen will. Wenn Sie im Nachdenken ermüden, und — ich zeige nach oben hin, ſo ſammlen Sie aufs neue alle Ihre Aufmerkſamkeit. Und ſehe ich Sie, wie Sie eine offenbarunmoraliſche Handlung thun wollen: ſo würde ich beide Hände gen Himmel erheben, und dann — dann erſchüttre dieſer Anblick Ihr ganzes Herz!

Theodor. (ſehr eifrig.) O das ſollen Sie nicht nöthig haben! Ich will mich ſchon ſelbſt daran erinnern. (noch eifriger.) Ach ja, lieber Hofrath, ach ja, das thun Sie doch ja, wenn ich mich vergeſſen ſollte . . . Sie ſollen immer das Recht haben, mir alles zu ſagen, was ich mir nicht ſelbſt ſage, und ich will Ihnen allemal recht herzlich dafür danken, wenn Sie mich von etwas abhalten, das nicht recht wäre.

Rothe. Prinz, es iſt zweierlei — Gott beſtimmte nach dieſem Leben noch ein anderes für uns — und — Gott gab uns hier ſchon die Wiſſenſchaft davon, daß er uns dazu beſtimmt habe. Unausſprechliche Wohlthat würde es ſchon für uns geweſen ſein, wenn er auch jenes nur gethan hätte; und das erſte nach Untergang dieſes Körpers uns zu Theil gewordne Bewuſtſein unſrer Fortdauer deſſen ungeachtet würde uns mit unnennbaren Wonnen überraſcht und uns mit einer Liebe, Dankbarkeit und Anbetung gegen den Schöpfer erfüllt haben, wie wir ſie noch nie empfunden hätten. Aber ich kann mich der Vorſtellung nicht erwehren, wie alsdann immer tauſend Seelen gegen eine Gotte darüber einen Vorwurf würden gemacht haben, daß er ihnen von ihrer Fortdauer im Tode auch gar keinen Wink, gar keine Ahndung gegeben. Ich denke ſie mir, wie ſie geſeufzt haben würden — — ja, hätten wir dis auch nur nur vermuthen können, wie würden wir unſer erſtes Daſein ganz anders angewendet und nach Weisheit und Tugend geſtrebt haben! . . Wie würden wir die ſinnliche Welt nicht blos als ein Spiel für unſre Sinne gehalten haben, wenn wir gewuſſt hätten, daß unſre Vernunft ſich an ihr zuförderſt üben ſollte, um zu höhern Erkenntniſſen geſchickt zu werden . . . Wie würden wir mit weit mehr Vorſichtigkeit gehandelt haben, wenn uns geſagt worden wäre, daß unſre Handlungen ewige Folgen hätten! . . . Darum Prinz, beſtimmte Gott uns alle nicht nur zu höhern Zukünften, ſondern legte auch uns allen die Ahndungen davon äuſſerſt nahe. Es iſt kein Volk in der Welt geweſen, daß ſich auch nur aus der roheſten Barbarei hervorgearbeitet hatte, welches nicht die Hofnung auf ſie in ſeinen Glauben aufgenommen hätte. In der Hofnung ſelbſt kamen ſie alle überein, in den Vorſtellungen darüber aber wichen ſie von einander ab, weil ihre Verſtandesaufklärung, ihre Sitten, ihre Lieblingsfreuden, ihre bürgerliche Verfaſſung und ihr Klima, die alle auf die Religionsmeinungen der Menſchen unbeſchreibliche Einflüſſe haben, äuſſerſt verſchieden waren. Selbſt für wirklich weiſe und gute Menſchen war es nöthig, daß Gott, der ſie zu einem künftigen Leben beſtimmt hatte, ihnen auch die Barmherzigkeit erzeigte und ſie hier ſchon davon benachrichtigte. Sie ſchwebten ohnedis in ſo viel Zweifeln und Bekümmerniſſen, von denen ſie ſich auch durch die aufrichtigſte Anwendung ihres Verſtandes nicht befreien konnten. Sie ſahen im ganzen Menſchen nichts, als Widerſprüche, und in ſeinen Schickſalen viel Unauflöslichkeiten, und wurden dadurch um die ſchönſten Genüſſe des Lebens gebracht. Nun aber — die **Hofnung eines zweiten Lebens im Auge** — wird ihnen alles deutlicher, erklärbarer, holder; und wo ſie jetzt noch nicht Licht, noch nicht Harmonie genug erblicken können, da beruhigen ſie ſich mit der freudigen Erwartung einer beſſern Welt, welche dis Licht, dieſe Harmonie in ganzer Fülle ihnen vorhalten wird. Da ſtehen denn nun die Weiſen und Guten in langen Reihen, denken und forſchen, und theilen einander die erforſchte

Wahrheit mit; und wenn ſie dann über irgend einen Gegenſtand von ausgezeichneter Wichtigkeit für den Menſchen weder einig noch ruhig werden können: ſo tritt einer aus ihnen hervor und weiſet mit ſeiner Rechten nach oben hin — und — ſo wiegt ſie alsbald frommes, gläubiges Harren in Seelenſtille ein.

Hierauf breitete ſich Rothe noch weitläuftig über alle die bekannten Data aus, welche die Geſchichte davon hat, daß der Glaube an einen künftigen Zuſtand der Glaube der Menſchheit zu allen Zeiten geweſen ſei, ſobald nur einige Verſtandeskultur erſt unter ihnen Platz gegriffen hatte. Er machte ihm beſonders die wichtigern und merkwürdigern Vorſtellungen bekannt, welche ſich die Völker auf Anleitung ihrer Weiſen von der Beſchaffenheit der Zukunft gemacht, und ließ ihn den Grund davon allemal in ihren übrigen Meinungen und Verfaſſungen finden. Er wandelte mit ihm bald gegen Morgen, bald gegen Abend, ſtieg mit ihm bis in das entfernteſte Alterthum hinauf, begab ſich allmählich mit ihm wieder herunter, blieb mit ihm lange bei den Urſprüngen des Chriſtenthums ſtehen, führte ihn hernach abermals dahin zurück, brach da ab und ſprach — Nun iſt uns noch eine wichtige Unterhaltung über die Religion übrig. Es ſoll auf Sie ankommen, wenn wir ſie halten wollen. Alsdann mögen Sie ſelbſt auf dieſem gelegten Grunde unſrer ſchätzbarſten Erkenntniſſe fortbauen — fortbauen bis in Ewigkeit.

Der Prinz hätte gern auf der Stelle gleich dieſe letzte noch übrige Unterredung gepflogen; Rothe aber erwiederte ihm, daß er für heute Materie genug zu weiterm Nachdenken bekommen habe. Noch lieber, noch heiliger, ſetzte er hinzu, ſei Ihnen von nun an dieſe Ihre holde, fromme Einſiedelei, da Sie zum Glauben an die Ewigkeit in ihr eingeweiht worden ſind! Gehn Sie nach Jahren noch zuweilen recht ausdrücklich dazu in ſie ein, um ſich in dieſem erhabenſten Glauben zu ſtärken. Die Stille der Natur hier, das heilige Dunkel des Waldes umher ſind auſſerordentlich der Seele begünſtigend, wenn ſie über ihre groſſe Beſtimmung jenſeits dieſer Welt nachdenken will.

Der Prinz ſchrieb den heutigen Tag in der Einſiedelei an, und darunter die Worte: **Dis war der Tag, an welchem ich an mein künftiges Leben glauben lernte!** Man begab ſich wieder auf einem andern durch hundert Krümmungen führenden Fusſteig an den Flus. Die Rückfahrt ging ſtroman, und alſo langſamer. Die Ufer auf beiden Seiten zogen ſich nur allmählig vorbei, und man hatte mehr Zeit, die abwechſelnden Gegenſtände auf ſelbigen zu beobachten.

Rothe. Indem wir jetzt ſo langſam fahren und alles um uns her genauer betrachten, ſind wir das Bild eines Weiſen, der bedachtſam lebt. Gewöhnliche, bloßſinnliche Menſchen gleiten ſchnell mit dem Strom dahin, heften unterwegs auf nichts eine feſte Aufmerkſamkeit, und haben am Ende wenig mehr, als einen langen Traum, gehabt. Der Weiſe fährt gleichſam ſtroman. Er verſteht die Kunſt, die Augenblicke feſtzuhalten, die Stunden zu verlängern und aus einem Tage ein Jahr voll Daſeins zu machen; weil er an einem Tage oft mehr denkt und wirkt, als der bloßſinnliche Menſch in einem ganzen Jahre. Je deutlicher wir uns unſers Daſeins in den auf einander folgenden Minuten bewuſſt werden: deſto länger dünkt uns auch das Leben. Nun gibt es aber kein deutlicheres Bewuſſtſein unſers Daſeins, als — einen recht hellgedachten Gedanken, und kein ſtärkeres Gefühl unſers Daſeins, als — Anwendung unſrer Kräfte, ausgeübte Wirkſamkeit, Handlung, That. Denken — thun — heiſſt leben. Viel denken — viel thun — heiſſt

Lange leben. So ſei auch Ihr Leben, Prinz, immerdar ſo viel, als möglich, **Leben nicht ſtromab, ſondern ſtromauf!** Fixiren Sie recht Ihre Blicke auf die Gegenſtände auſſer Ihnen; beobachten Sie ſie genau; denken Sie darüber ſcharf nach; abſtrahiren Sie davon immer mehr Kenntniſſe; handeln Sie dieſen Kenntniſſen gemäs; handeln, wirken Sie, ſo viel Sie können: ſo leben Sie nicht nur in der That, ſondern leben auch für die **Ewigkeit.**

Als ſie ans Land ſtiegen, trennte ſich Theodor wider ſeine jetzige Gewohnheit von Rothen und ging den ganzen Abend allein im Garten umher. Rothe beobachtete ihn oft von weitem und erblickte ihn ganz in der Geſtalt eines Menſchen, der über alles das, was er ſeit einiger Zeit gelernt hat, ſehr eifrig nachdenkt.

In dieſer Stimmung blieb der Prinz bis an den folgenden Morgen. In dieſer Stimmung traf ihn Fürſt Adolf noch, der kurz vor Mittag ſchon wieder eintraf. Als Theodor, welcher eben auf einem freien Platz im Garten umherwandelte, der mit allen Bluhmen des Sommers geſchmückt war und auf dem einzelne Pomeranzenbäume ſtanden, ſeinen Vater mit Rothen auf ſich zu kommen ſah, verband ſich mit der Mine des ernſten Nachdenkens, die er noch hatte, die Mine der Heiterkeit, wodurch ſein ganzes Anſehen eine gewiſſe Feierlichkeit erhielt, die ihm eine Art von noch nie gehabter Würde gab. Dieſe dauerte ſowohl in den erſten Umarmungen, als auch in den Anfangsgeſprächen fort.

Adolf. (der dis bemerkt hat, auf der Seite zu Rothen.) Gewis weiß er nun, daß er einſt Fürſt werde?

Rothe. (in einer Art von Verlegenheit.) Nein; er weis blos erſt, daß er ein Unſterblicher ſei,

Adolf. (wie beſchämt.) Es iſt ja wahr; das hätte ich auch wiſſen können, wenn ich an ſeine geſtrige Unterredung mit mir gedacht hätte.

Hier erfolgte eine Pauſe zwiſchen Adolf und Rothe. Der eine ſchien über ſeine Frage, der andre über ſeine Antwort nachzudenken.

Adolf. (nach einer langen Weile Rothen ganz auf die Seite ziehend.) Meine Frage geſchah bei Gott nicht aus Eitelkeit. Ich bin nur ganz auſſerordentlich neugierig auf die Eindrücke, welche jene Nachricht zum erſtenmale auf ihn machen werde.

Rothe. (ſehr beſcheiden.) Edelſter Fürſt, ich habe Sie auch wahrlich nicht misverſtanden. Ich hoffe, daß meine Antwort, die natürlich ſo — —

Adolf. (der Rothen den Mund zuhält.) Schweigen Sie! Ich fühle alles. Sie haben durch Ihre Antwort unausſprechlichviel bei mir gewonnen.

Rothe. Ich hoffe wenigſtens, daß der Prinz ſeine wahre künftige Fürſtenwürde, die Gröſſe ſeiner künftigen Fürſtenpflichten, erſt dadurch recht zu ſchätzen wiſſen werde, daß er weiß, daß er unſterblich ſei, und daß er ſich über ſeine geführte Regierung noch in einer andern Welt werde Rede und Antwort geben müſſen . . .

Adolf. (feierlich.) Stark geſprochen, aber auch richtig und wahr! Dort hat unſer Fürſtenweſen ein Ende; aber — aber, wenn wir hier fürſtlichen Unfug getrieben haben: ſo werden wir dort tauſendmal wünſchen, daß wir lieber Unterthanen geweſen ſein mögten . . . . (lächelnd im Fortgehen.) Aber hüten Sie ſich ja, daß Sie nicht einmal meinem Fürſt Nachbar ſo antworten, wie mir, wenn wir bei ihm ſind. Dieſer hat es, wie ich höre, vor einigen Tagen noch weiter getrieben, als mein unvergeßlicher Grosvater, der mit ſeinem Kammerdiener des Todes wegen ſo umſprung, und hat ſeinen Hofpredigern bei Kaſſation unterſagt, wenn er in der Kirche iſt, wieder von Tod und Sterben zu predigen.

Rothe zuckte die Achſeln. Während daß Fürſt Adolf mit Theodorn im Garten umherging, ſchlich er ſich an ſeinen Schreibeſchrank und ſetzte ein Gebet auf, welches hier und da für die Unterthanen ein ſehr nützliches Einſchiebſel in das allgemeine Kirchengebet, wenn für den regierenden Herrn gebetet wird, ſein würde. — —

„Lieber himmliſcher Vater, unſer theuerſter Landesvater iſt auch ein Menſch, wie wir, und könnte es daher manchmal vergeſſen; uns aber iſt ſehr daran gelegen, daß er es nie vergeſſe; darum erinnere du ihn ſelbſt durch deinen heiligen Geiſt oft an Tod und Sterben. Sag ihm oft ſelbſt, daß es ihm zulezt um kein Haar beſſer gehe, als uns, ſeinen Unterthanen, und daß an ſeinem Schedel, den jetzt Inſignien zieren, einmal ebenſo Inſekten nagen werden, wie an dem unſrigen. Sag ihm aber auch, daß er, wenn er gleich alsdann nicht mehr Fürſt ſein wird, dennoch fortleben und den Lohn empfangen werde, deſſen ſeine Fürſtenthaten werth ſind. So wird er über uns gewis weiſe und gütig regieren, uns hören, wenn wir klagen, uns beiſtehen, wenn wir leiden, uns nicht mit unerſchwinglichen Abgaben drücken, und uns und unſre Söhne einſt nicht ohne Noth aufs Schlachtfeld führen, ſondern uns überall ſo behandeln, wie du, lieber himmliſcher Vater, willſt, daß er uns behandeln ſoll. Wir möchten gar zu gern, daß wir ihn nicht blos hier, und zwar aus Furcht nur, ehren müßten, weil er uns in die Vogtei bringen laſſen kann, ſondern, daß wir ihn auch dort noch einmal aus freiem Herzensantrieb ehren und lieben könnten, wo er uns nichts mehr zu befehlen haben wird. Darum erhöre uns um deiner Liebe willen.“

Als Rothe hernach auch wieder in den Garten kam, verabſchiedete ſich der Fürſt und ging noch einmal in Theodors Zimmer, wo Rothe ſeinen Schreibeſchrank offen gelaſſen hatte.

Prinz Theodor nahm ſeinen wackern Lehrer bei der Hand, führte ihn auf einen ſchattenreichen Sitz in einem ſchönen Akazienrunde und ſprach zu ihm: „Ich habe den göttlichen Wahrheiten und Lehren, welche Sie mir ſeither mitgetheilt haben, ſeit geſtern recht nachgedacht, und ſie alle vor mir in ein ſchönes an einander hangendes Ganzes geſtellt. Dis ſoll nun immerdar vor meiner Seele ſchweben, mein Glaube bleiben, ſo lange ich lebe, und auch in allen meinen Handlungen ſichtbar ſein. Was haben Sie mir nun aber noch dazu zu ſagen, woran ich Sie erinnern ſollte? O ich bitte Sie, ſagen Sie mir dis gleich jetzt und vollenden Sie dadurch Ihren Religionsunterricht an meinem Herzen!“

Rothe. Ueber die Religion ſelbſt, mein Prinz, wären wir fertig; aber über die Religionsgeſchichte iſt uns noch eine wichtige Betrachtung übrig. Alles das, was ich Ihnen über die Religion geſagt habe, glaubt jetzt jeder wahre Weiſe; allein Sie müſſen ſich nicht vorſtellen, daß dieſes obgleich kurze, aber doch vollſtändige Siſtem zu allen Zeiten ſo, und gleich von Anfang ſo bei einander war. Hätte dis ſein ſollen: ſo hätte ſchlechterdings Gott ſelbſt daſſelbe dem menſchlichen Geſchlecht gleich ſo, wie es da iſt, in ſeinem ganzen Umfange mittheilen müſſen. Ich will nicht einmal unterſuchen, ob dis überall an ſich möglich geweſen ſein würde; ſondern ich bemerke nur dis, daß dieſe Art, die Menſchen zur Religion zu bringen, mit der Art, wie Gott auf allen übrigen Seiten das menſchliche Geſchlecht geführt hat, ſtreite. Nirgends iſt ein Beiſpiel davon da, daß Gott die Menſchen auf irgend einer Seite ihres Zuſtandes ſogleich und durch unmittelbare **Dazwiſchenkunft** jemals in **Vollkommenheit** verſetzt habe. Auf allen Seiten hat ſich das Menſchengeſchlecht vielmehr tief aus dem Staube zu der Höhe herausarbeiten müſſen, auf der es jetzt ſteht. Alle unſre übrigen Wiſſenſchaften **waren einmal weit unvollkommener, als jetzt.** So war es auch einſt die Wiſſenſchaft der Religion. Alle unſre übrigen Wiſſenſchaften waren einmal gar nicht da. So war auch einmal die Religion noch gar nicht da. Sie iſt ebenſowohl **ein Werk der menſchlichen Vernunft**, wie es alle übrigen Wiſſenſchaften und Künſte ſind. Der Schöpfer gab den Menſchen die Anlagen zur Vernunft, breitete um ſie her die Natur, wie ein groſſes Buch, aus, und rief ihnen gleichſam zu — **nun leſet darin! ſo werdet ihr ſelbſt nach und nach die Wahrheiten finden, welche eure ſchätzbarſte Erkenntnis ſind . . .** Die Menſchen haben ſie auch darin gefunden, und es iſt nur eine einzige Religion auf dem ganzen Erdboden, — die **Naturreligion**, welche aus den Betrachtungen der Welt auſſer uns und unſrer ſelbſt abſtrahirt ward. Wie jetzt keinem einzigen Menſchen Religionsbegriffe angebohren ſind, ſo waren ſie auch den erſten Menſchen weder angeſchaffen noch auf unmittelbare Weiſe geoffenbahret worden. Aber freilich muſſten die Menſchen in dem groſſen **Buche lange** leſen, ehe ſie zu recht reinen und aufgeklärten Religionsbegriffen gelangten. Eine dunkle Idee von Gott war die erſte, auf die ſie bald geriethen, und ſobald gerathen muſſten, als ſie die **Verbindung** zwiſchen **Urſache und Wirkung** allenthalben entdeckten. Der Begriff der Allmacht dieſes Gottes ward hernach der, den ſie zunächſt fanden. Daß Gott aber weiſe ſei, lernten ſie viel ſpäter erſt einſehen; und daß Gott in allen, allen ſeinen Einrichtungen Vater ſei, ſehr ſpät; u. ſ. w. In der Maſſe, in welcher ſie ihren Verſtand baueten und ausbildeten, klärte ſich auch ihre Religion auf. Die Wiſſenſchaft derſelben hielt mit den übrigen Wiſſenſchaften gleichen Schritt. Beſonders war es die Wiſſenſchaft der höhern Naturkunde, bei der man nicht blos die Oberfläche der Dinge beſchaut, ſondern in ihr Inneres eindringt, — und die Wiſſenſchaft des Menſchen ſelbſt, bei welchen man ſeine Kräfte unterſucht und aus dieſen ſeine wahre Beſtimmung erräth; durch die die Religion ihre wahre Aufklärung erſt erhielt. Die Ausbildung dieſer beiden Wiſſenſchaften war aber allein ſchon eine **Arbeit für Jahrtauſende.** Der Weg der Erfahrung und der Beobachtung war der einzige, auf welchem man zu ihr gelangen konnte. Aber wie viel tauſend und aber tauſend Erfahrungen und Beobachtungen wurden erfordert, ehe man aus ihnen Schlüſſe machen konnte! Wie oft ſchloß man dennoch falſch, und wie viel tauſend neue Beobachtungen und Erfahrungen wurden alsdenn wieder erfordert, dieſe falſchen Schlüſſe zu berichtigen! Schreiben konnte man noch nicht; Bücherdrucken noch weit weniger. So ſtarben die Weiſen, welche beobachtet hatten, dahin, und mit ihnen wieder ihre Beobachtungen. Einige derſelben brachten ihre Erfahrungen durch mündliche Ueberlieferung vor ihrem Tode noch an Jüngere. So entſtanden Schulen der Weisheit, und dieſen hat die Religion beinahe alles zu danken. Aber welch eine Reihe von Jahrhunderten gehörte dazu, ehe dis alles ſo weit kam! Die reine, aufgeklärte Naturreligion, wie wir ſie jetzt haben, iſt ein Werk, woran millionenfache menſchliche Vernunft hat arbeiten müſſen, ehe es vollendet ward Es iſt aber auch gewis unter allen ihren Werken dasjenige, welches der Menſchheit die gröſte Ehre bringt. — Dieſe Naturreligion, mein Prinz, iſt nun zwar, wie ich geſagt habe, die einzige; aber ſie iſt auf dem Erdboden unter unzähligverſchiedenen

Geſtalten da. In jeder dieſer verſchiedenen Geſtalten gibt man ihr auch einen andern Nahmen. Darum werden Sie in Zukunft von ſehr vielen Religionen hören; aber das ſchadet nichts. In dieſen noch ſo verſchiedenen Religionen liegt ſie dennoch durchgängig zum Grunde. Ich denke Ihnen jetzt über die Verſchiedenheit der Religion in den verſchiedenen Ländern und Zeitaltern der Erde recht viel begreifliches und lichtgebendes ſagen zu können. Jede Nation hat zu allen Zeiten ihre Religionsbegriffe ihren **Weiſen** zu danken gehabt. Dieſe ſelbſt aber waren nicht gleicherleuchtet. Der eine von ihnen hatte vollſtändigere, der andre unvollſtändigere Kenntniſſe der Naturreligion. Ein Satz derſelben alſo, der ihm fehlte, fehlte auch natürlicherweiſe der **Religion**, die er gründete. Der eine von ihnen hatte deutliche, der andre dunkle, der eine richtige, der andre falſche, der eine reine, der andre vermiſchte Begriffe von den Sätzen der Naturreligion. Mithin wurden nach dieſer Masgabe hernach auch dieſe Sätze von ihnen in der Religion, die er lehrte, deutlich oder dunkel, richtig oder falſch, rein oder vermiſcht beſtimmt. Daher allein ſchon eine unausſprechliche Verſchiedenheit unter den Religionsſiſtemen der Völker, in denen allen zwar die Naturreligion zum Grunde liegt, die aber auch alle die Mahlzeichen ihrer Stifter an ſich tragen. Bei manchen Völkern ward es zum Landesgeſetz gemacht, nichts an der einmal feſtgeſetzten Religion abzuändern. Dieſe blieben denn da ſtehen, wo ihre Vorfahren und Vorvorfahren geſtanden hatten. Bei andern war es den folgenden Weiſen erlaubt, die Unrichtigkeiten, Dunkelheiten und Unvollkommenheiten in der Religion, welche ihre Vorgänger gelaſſen hatten, zu berichtigen, aufzuklären und zu ergänzen. Daher von Zeit zu Zeit die fortdauernden Veränderungen der Religion bei einer und derſelben Nation. Die Weiſen aber, welche die Religionen ſtifteten, waren nicht nur verſchieden, ſondern die **Völker waren es auch**, für die ſie ſie ſtifteten. Wollten jene Glück mit ihrer Religion machen: ſo muſſten ſie ſich nach dieſer ihrer Verſchiedenheit richten. Dis hatte einen ganz unausſprechlichen Einflus nicht blos auf das, **was** ſie nur lehren durften, ſondern auch auf die Art, **wie** ſie es nun vortragen muſſten. Niemals fanden ſie ein Volk ſo aufgeklärt, daß ſie ihm die Wahrheit in ihrer eigenen natürlichen Geſtalt und nackend mittheilen konnten. Immer muſſten ſie ſie unter Bildern vortragen, und die Art der Einkleidung ſo wählen,

len, daß ſie mit der geſamten übrigen Vorſtellungsart ihres Volks übereinſtimmte. Dieſe mannigfaltige Einkleidung einer und derſelben Wahrheiten und Lehren würde faſt einzig und allein ſchon die ſonderbare Erſcheinung von der ungeheuren Menge der Religionsſiſteme auf dem Erdboden erklären. Man glaubt, wenn man dieſe lieſet, hunderterlei Wahrheit zu leſen; gibt man ſich aber die Mühe, ſie zu entkleiden und alle die hundert Bilder wegzunehmen: ſo findet man doch nur eine und dieſelbe Wahrheit der Naturreligion, die durch das eine Bild bald mehr, durch das andre bald weniger hervorblickt. Immer mußten die Weiſen dahin ſehen, daß der Gedankengang, welchen ſie bei dem Vortrage der Wahrheit wählten, derjenige wäre, an den ihr Volk ſich gewöhnt hatte. Man kann dis ſehr deutlich aus dem Vortrage der Lehre von Gott und von ſeiner Regierung in den Religionen der Völker ſchon erkennen. Die Perſon, welche der Fürſt eines Volks ſpielt, iſt in dem Glauben dieſes Volks auch allemal die Vorſtellung, welche ſich daſſelbe von Gott macht. Die Regierungsform in einem Lande iſt auch jederzeit das Bild dazu, wie man daſelbſt über die Regierung Gottes denkt. Sklaviſchgehaltene Unterthanen ſchweben auch in knechtiſcher Furcht vor Gott. Barbariſche Juſtizpflege in einem Lande iſt allemal mit den abſcheulichſten Vorſtellungen von göttlichen Strafgerichten verbunden. Wo aber ein milder Regent herrſcht, der von keinen Todesſtrafen, von keiner Tortur etwas wiſſen mag, der an Unwiſſenden, wenn ſie fehlen, keine Rache ausübt, der die Strafen menſchenfreundlich mildert, und ſie oft, ſobald die Beſſerung ohne ſie bewirkt werden kann, ganz erläſſt: da findet man auch bald die richtigere Vorſtellung von Gott, wie dieſer dem Fehlenden verzeihe, ohne erſt Blut zu ſehen oder für ſeine Gnade ſich erſt bezahlen zu laſſen, und wie er, wenn er ſtraft, blos ſtrafe, um zu beſſern. Die Lehre der Naturreligion, von der hier die Rede iſt, iſt immer nur eine, nehmlich die — Gott regiert. Wird nun aber gefragt — wie regiert er — ſo wird die Vorſtellung hierüber von der Art abgeleitet, wie jeder Fürſt von den verſchiedenen Nationen ſeine Nation regiert. Ebenſo kann man auch erkennen, was die Verſchiedenheit der Völker und ihrer Vorſtellungsarten auf ihre Religion für Einflüſſe habe, wenn man die mannigfaltigen Bilder betrachtet, unter welchen die Glückſeligkeit des künftigen Zuſtandes vorgetragen wird. Die Weiſen wollten lehren, daß jenſeits des Grabes noch ein weit vollkommenerer Zuſtand dem Menſchen bevorſtehe. Sobald ſie **wahre Weiſe** waren, muſſten ſie einſehen, daß für einen Geiſt, der ſeinen Körper verlohren hat, die höhere künftige Glückſeligkeit blos in richtigerer Erkenntnis und in unbehindeterer Selbſtthätigkeit zu ſetzen ſei. Hätten ſie dis ſo einfach und nackend gelehrt: ſo würde der gröſſere Hauſe der Menſchen, dem es mehr um Genieſſen, als um Denken und Wirken zu thun iſt, wenig dadurch bewegt worden ſein. Mithin muſſten ſie die Wahrheit — **es ſteht ein glückſeligerer Zuſtand nach dem Tode bevor** — unter Bildern von ſolchen Dingen vorſtellen, in welchen ihre Völker einmal ihre Glückſeligkeit ſetzten. Was ihr Volk hier auf Erden ſchätzte und liebte, das lieſſen ſie **ſelbiges in jener Welt doppelt und dreifach beſſer finden.** Daher gibt es in vielen Religionen äuſſerſtſinnlichgrobe Vorſtellungen von der künftigen Glückſeligkeit, weil die Völker, denen ſie gereicht wurden, alle ihre Glückſeligkeit in den ſinnlichgröbſten Vergnügungen fanden. Da wird nach dem Glauben mancher Völker nicht nur im Himmel wacker getanzt und geſungen und muſicirt werden; ſondern es wird daſelbſt auch ſo tapfer geſchmauſet und gezecht werden, daß ſich die lieben Seligen einander unter den Tiſchen werden. Und da man dis ohne Körper nicht thun kann, der Körper aber, wie jeder weiſſ, vermodert und verweſet: ſo muſſte man auch den Körper wieder auferſtehen, wieder hergeſtellt werden laſſen. Dieſe Beiſpiele, mein Prinz, können Sie überzeugen, wie die Weiſen bei Lehrung der Naturreligion von jeher auf ihrer Huth ſein muſſten, um bei Vorſtellung der Wahrheit nicht der Vorſtellungsart überhaupt zu widerſprechen, welche einmal unter ihrem Volke herrſchend war. Sie muſſten ſich oft ſogar nach den herrſchenden Vorurtheilen ihres Volks bequemen, und dieſe in dem Volksglauben ſtehen laſſen. Oft muſſten ſie wohl gar ſich ſo ſtellen, als huldigten ſie gewiſſen abergläubiſchen Meinungen, denen ſie doch das Garaus zu machen recht eigentlich ausgingen. So hat es einen Weiſen gegeben, von dem ich Ihnen hernach mehr ſagen werde, der unter ſeinem Volke den Aberglauben an höhere böſe Geiſter, die man Teufel nannte, ganz unbändigherrſchend fand und ſichs recht eigentlich zur Sache gemacht hatte, denſelben auszurotten. Aber er durfte es noch nicht wagen, ſeinem Volke geradezu zu ſagen — es gibt keinen Teufel — wie wir jetzt frank und frei ſagen; ſondern er muſſte ſich damit begnügen, daß er lehrte und darthat, daß auch dieſe Teufel unter der Obergewalt Gottes ſtänden und ohne ſeinen Willen den Menſchen nicht ſchaden könnten. Und ſo hatte er zum menſchlichen Verſtande das Zutrauen, daß er jenen Satz nach und nach wohl ſelbſt finden werde, ſobald ihm dieſer nur erſt gereicht wäre. — Bis hieher hab' ich Ihnen von den Weiſen erzählt, die Religion ſtifteten und lehrten. Nun fehlte es aber auch nicht an Schwärmern, die ſich zu Religionsſtiftern und Religionslehrern aufwarfen. Dieſe hatten zwar einige Begriffe von Naturreligion aufgefangen; aber ſie verfolgten ſie nicht. Sie ſtudirten die Religion nicht in der Natur, ſondern in ihrer Fantaſie. Da kam denn oft ein Miſchmaſch von Sinn und Unſinn, von Vernunft und Unvernunft heraus, daß man kaum noch einige Spuren der Naturlehren darin entdecken konnte. Dieſe Thoren hielten ſich für beſonders erleuchtet und begeiſtert, bildeten ſich ein, daß ſie mit Gott und Geiſtern Umgang hätten und in Träumen und Geſichtern unmittelbare Belehrungen empfingen, und theilten dieſe Belehrungen, welche eigentlich nichts, als Spiele ihrer verrückten Einbildungskraft waren, den Völkern mit. Viele von ihnen mögen es wohl ſogar recht gut damit gemeint haben; aber ſie haben unſägliches Unheil dadurch geſtiftet. Da ein groſſer Theil der Menſchen lieber fantaſirt, als denkt, und an den bunten Spielen der Einbildungskraft mehr Unterhaltung, als an reiner Vernunft findet: ſo erhielten dieſe Schwärmer oft groſſen Zulauf und Beifall; und nur dem zunehmenden Anbau der Vernunft haben wir es zu danken, daß ſich in unſern Zeiten die Sache zur Ehre der Menſchheit merklich geändert hat. Indeſſen ſind von ihren Träumereien doch viele in die aufgeklärteſten Religionsſiſteme übergeſchlichen, und die Weiſen der Völker dürften noch viele Jahrhunderte hindurch damit zu ſchaffen haben, ehe ſie ſie alle auf die Seite räumen werden. Manche derſelben haben ein ſo heiliges und verjährtes Anſehn erhalten, daß es jetzt kaum noch gewagt werden dürfte, ſie laut für Träumereien zu erklären. Die Weiſen machen deshalb über dergleichen ganz den Weiſen, und — flüſtern ſichs einander nur ins Ohr, daß es Träumereien ſind; während daß das Volk noch ſteif und feſt an ihnen hangt und in ihnen ſeine Ruhe und ſeine Seligkeit findet. Dis betraf die Schwärmer. — Nun muß ich Sie noch eine recht verabſcheuungswürdige Art von Religionsſtiftern, Religionslehrern, oder vielmehr Religionsverderbern kennen lehren, die man mit dem Nahmen **wirklicher Täuſcher und Betrüger von Rechtswegen** belegt. Dieſe fanden ihren Vortheil dabei, das Volk nie zu richtigen Einſichten über die Naturreligion kommen zu laſſen, ſondern in Dummheit und Aberglauben vorſätzlich zu erhalten. Da verfälſchten ſie denn die reinen Naturlehren, erſonnen ſelbſt neue, die ihnen Anſehen, Gewalt und Gelderwerb verſchaften, und ſchufen eine Menge von heiligen Aeuſſerlichkeiten, Gebräuchen und Gaukeleien, unter denen ſich der geſunde Menſchenverſtand der Völker ganz verlohr. Nun, da ſie die Völker erſt abergläubiſch und furchtſam gemacht und ſie ſchier der Vernunft beraubt hatten, konnten ſie mit ihnen machen, was ſie wollten, tiranniſirten über ihr Habe und Gut, über ihre Ruhe und Zufriedenheit, ja ſogar über ihr Leben, und lachten darüber, daß es ſo viel Thoren gebe, die ihnen alle aufs Wort glaubten. Manche derſelben gaben ſich ſogar auch für begeiſtert und von Gott geſandt aus, und täuſchten vermöge ihrer beſſern Kenntniſſe der Kräfte der Natur den groſſen Haufen mit erdichteten Wundern. In dieſer entſetzlichen Lage ſind noch viel Weltvölker. Ihre Fürſten wären allerdings die Einzigen, welche der ganzen Teufelei ein Ende machen könnten; aber entweder erzieht man dieſe ſelbſt nicht zu aufgeklärtern Einſichten, als ihre Völker haben, oder ſie würden ſich in Lebensgefahr wagen, wenn ſie die Volkstäuſchungen zerſtören wollten, oder ſie theilen ſich wohl gar mit ihren Prieſtern in den reinen Gewinn des öffentlich-unterſtützten Aberglaubens und Volksbetrugs. Im letztern Fall lieben ſie ihre Prieſter dafür und privilegiren ſie recht feierlich dazu, das Volk dumm und furchtſam zu machen, um deſto allunumſchränkter über ſie herrſchen zu können. Bei vielen Religionsſiſtemen iſt es nicht das Intereſſe der Völker, ſondern das Intereſſe der Fürſten und Prieſter, welches ſie ſchuf und herrſchend erhält. Selbſt in mancher aufgeklärten Religion gibt es noch viel ſolchen Prieſtertrug. Man würde in ſelbiger auf der Stelle dis und jenes abändern, abſchaffen, anders lehren und thun, wenn man nicht ſähe, daß man dadurch offenbar ſeinen Pfaffenſtolz kränkte, oder Sporteln und Accidenzien einbüſſte. — — Nehmen Sie nun das alles zuſammen, was ich ich Ihnen jetzt von den Weiſen, Schwärmern und Betrügern unter den Stiftern und Lehrern der Religionen erzählt habe; ſo werden Sie es höchſtbegreiflich finden, wie im Grunde nur eine einzige Religion, die Naturreligion, ſei, und wie dennoch ſo unzählichviel Religionsſiſteme auf dem Erdboden gefunden werden können. In dieſen allen liegt die Naturreligion zum Grunde; und je mehr ſelbige durch ein Religionsſiſtem hervorſchimmert: deſto ehr- und liebenswürdiger iſt daſſelbe. Dasjenige Religionsſiſtem, welches in dieſen Gegenden des Erdbodens herrſchend iſt, heiſſt das chriſtliche — das Chriſtenthum. Der Stifter und Lehrer deſſelben war Jeſus Chriſtus, ein ſehr merkwürdiger Menſch, der vor ſiebenzehn Jahrhunderten gelebt hat. Man hat noch verſchiedene Lebensbeſchreibungen von ihm, die uns auſſerordentlich auf ihn aufmerkſam machen, und worin groſſe Sammlungen von dem, was er geſprochen haben ſoll, enthalten ſind. Ich beſitze ſie, und es wird Ihnen nicht nur viel Freuden der Theilnehmung, ſondern auch viel Erhebung des Herzens gewähren, dieſelben zu leſen.

Theodor. (im vollen Affekt.) Ach dis Buch geben Sie mir doch ja! Dieſer Mann hat wohl recht viel Gutes geſtiftet?

Rothe. Auſſerordentlichviel! Er hat das entſchiedenſte Verdienſt um die Aufklärung des menſchlichen Geſchlechts; aber es iſt ihm auch gegangen, wie es allen ſeinesgleichen geht. Er hat von den Feinden der Aufklärung unausſprechlich zu leiden gehabt, kurz gelebt und we-

[illegible] eigentliche Erdenfreude genoſſen. Doch zu ſeinem Glück hatte er ſich gleich anfangs ſo geſetzt, daß er auf die irrdiſchen Freuden gutwillig Verzicht that. In der beſſern Welt wird er dafür überſchwenglichviel Freude haben. — Nach allem dem, was wir von ihm wiſſen, daß er geſagt haben ſoll, hat er den groſſen Vorzug vor allen andern Weiſen, die ſeine Vorgänger waren, daß er ſie an Gemeinnützigkeit übertraf, und daß er die Lehren der Natur, welche dieſe unter dunkeln Bildern dem Volke reichten, und nur ihren Vertrauten nach Art der Geheimniſſe entkleideten und entzifferten, frei und öffentlich allen ſeinen Zeitgenoſſen ohne Bild und Hülle vortrug. Er hatte ſie freilich auch von den Weiſen gelernt und hernach in der Natur ſelbſt weiter ſtudirt; aber er machte es nicht ſo damit, wie dieſe, daß er ſie an ſich hielt, ſondern er theilte ſie allen und jedem mit, und hierdurch empfing er mehr Werth und mehr Verdienſt um die Aufklärung als ſie ſich insgeſammt erworben hatten. Sein Religionsſiſtem war ebenſo auf Naturreligion erbauet, wie alle übrige; aber durch kein Religionsſiſtem, das jemals herrſchend geworden iſt, blickt die Naturreligion ſo hell und lauter hindurch, als durch das ſeinige; dis iſt der ſicherſte Beweis, daß er weder Schwärmer noch Betrüger war, und dis iſt auch zugleich der wahre Vorzug des Chriſtenthums vor allen andern Religionsſyſtemen des Erbodens. Ich werde die übrigen Tage, welche wir hier noch auf dem Landhauſe zubringen, dazu anwenden, dis Ihnen recht deutlich zu beweiſen. Sie müſſen das chriſtliche Religionsſyſtem näher kennen lernen, als alle die übrigen, weil es dasjenige iſt, wozu Sie ſich in Zukunft äuſſerlich bekennen ſollen; denn Landesverfaſſung und Landesreligion hangen zu genau an einander, als daß man der letztern ſeine Achtung verſagen dürfte. Ich geſteh' auch frei, daß ich, wenn ich unter allen herrſchenden Religionsſyſtemen mir eins ausſuchen ſollte, zu dem ich mich bekennte, auf den heutigen Tag noch nach dem chriſtlichen griffe; blos darum, weil in keinem andern ſo viel Naturreligion iſt, als in dieſem. Inzwiſchen bleiben Sie lebenslang im Herzen der reinen Naturreligion zugethan. Wer dis iſt, der iſt auch gewis nicht nur ein Chriſt, ſondern auch der erſten Chriſten einer. Dieſe Art, ſich wegen der Religion zu ſetzen, iſt keineswegs Heuchelei oder gar Betrug; ſie iſt vielmehr diejenige, welche alle wahre und gutgeſinnte Weiſe wählten, um die Pflicht ihrer eignen höchſtmöglichſten Aufklärung mit der Pflicht der Schonung des unter ihrem Volke herrſchenden Religionsſiſtems zu verbinden. Ich will Ihnen auch vorläufig noch verſchiednes hieher gehöriges ſagen, worauf wir in Zukunft oft zurückkommen werden. Erſtlich hat Jeſus Chriſtus, der Stifter des Chriſtenthums, nie geſagt, daß er eine wirklichneue Religion lehre, und nie befohlen, daß man ſeinem Religionsſiſtem einen beſondern und neuen Nahmen geben ſolle. Seine Religion war nur in ſo fern neu, als ſie gegen die, welche er unter ſeinem Volke fand, ganz auſſerordentlich abſtach. Im Grunde war ſie aber die allerälteſte, welche vor derjenigen, die ſein Volk hatte, wie ſelbſt die alten Urkunden deſſelben beſagen, lange ſchon geglaubt worden war. Er wuſſte mehr, denn zu gut, daß es nur eine Religion gebe; — die Naturreligion. Dieſe fand er in der Religion ſeines Volks äuſſerſt verunſtaltet; ſo warf er das weg, was ſie verunſtaltete, ſtellte ſie wieder her und kürzte das Religionsſiſtem ſeines Volks, das ungeheuergros angewachſen war, auf die wenigen einfältigen Lehren derſelben zurück; — **dis war es, was er that** ... Bei jeder Gelegenheit wies er auf die Natur, als auf die Quelle, hin, aus der er ſeine Lehren

ren ſchöpft, erwies und bewies alles aus ihr, und verlangte ausdrücklich, daß die Menſchen nach Anleitung der Natur über das, was er ſagte, weiter nachdenken und der Natur nicht ſeinetwegen, ſondern ihm der Natur wegen glauben ſollten. Hieraus folgt, daß wir uns blos an die Naturreligion zu halten haben — daß dis eben die war, woran ſich Jeſus hielt und der er zugethan war — und daß der, wer ſich an ſie hält, eben das glaubt, was Jeſus geglaubt und gelehret hat. Zweitens befand ſich auch Jeſus nicht in der Lage, daß er die Naturreligion ganz ſo rein und einfach, wie er ſie ſelbſt gewis nur glaubte, lehren konnte. Die allgemeine Urſache hiervon war die, daß er das Volk lehrte. Das Volk, der gröſſere, ungebildetere Haufe oder Theil einer Nation, hat an der ſimpeln Naturreligion nie genug. Auch verſteht und verträgt er die Lehren derſelben ohne Bilder nicht. Auch muß man ſich, wenn man ſie ihm vorträgt, in ſeine Sprache ſtimmen. Daher wird es nie auf dem Erdboden ein Volksregionsſiſtem geben können, daß weder mehr noch weniger, als pure, ſimple, unvermiſchte Naturreligion wäre. Das Chriſtenthum, oder der Unterricht Jeſu über die Religion konnte dis alſo auch nicht ſein, weil es Volksreligion ſein ſollte. Hierdurch wird nun aber dem ausgebildetern Menſchen die Freiheit nicht benommen, die Zuſätze zur Naturreligion und die Vorſtellungen derſelben, deren er nicht bedarf, und die auch gar nicht ſeinetwegen, ſondern des Volks wegen gemacht ſind, aus dem in ſeinem Lande eingeführten Religionsſiſtem für ſich wegzulaſſen und daſſelbe für ſich auf die urſprüngliche reine Naturreligion zurückzubringen. Eine beſondre Urſache aber noch, warum Jeſus die Naturreligion nicht ganz ſo rein und ſimpel, wie er ſie gewis ſelbſt nur glaubte, lehren konnte, war dis, daß ſeine ganze Nation, nicht nur der gemeine Haufe derſelben, ſondern die ganze Nation dazu äuſſerſt ungeſchickt war. Sie war ſeither einem Religionsſiſtem ergeben geweſen, welches unter allen Religionsſiſtemen der Erde ſich am allerweiteſten von der Naturreligion entfernt hatte. Die ausführlichern Beweiſe hiervon ſollen Sie hernach von mir hören. Ihre ganze Gottesverehrung z. E. beſtand in lauter äuſſerlichen, weſenloſen Handlungen, die ſie nach ſehr pünktlichen Vorſchriften verrichteten. Iſt dis nicht aber recht das Gegentheil von der Gottesverehrung, die uns die Naturreligion vorſchreibt? Nun entſteht die groſſe Frage, ob dieſe Nation den Sprung von dem allerunnatürlichſten Religionsſiſtem zur ganz reinen Naturreligion würde ertragen haben . . . Unmöglich, Prinz! Hätte Jeſus alſo dieſen wagen wollen, ſo würde er gar nichts an ihr ausgerichtet haben. Sie war gar nicht vorbereitet dazu. Die damaligen Juden waren im ganzen genommen dumm und ſklaviſch. Zu viel Licht hätte ſie geblendet; zu viel Freiheit im Denken auf einmal hätte ſie ausgelaſſen gemacht. Auch waren ſie an ihren alten Aberglauben, wobei ihre Prieſter, wie allenthalben, wacker ihre Rechnung fanden, zu ſehr gewöhnt, als daß ſie ihm einmal Dank dafür gewuſſt haben würden. Jeſus leiſtete alſo an dem, was er noch für ſie leiſtete, warlich noch unglaublichviel; es iſt aber kein Zweifel, daß er, wenn er in unſern Tagen und unter uns lebte, wo Philoſophie und Naturkunde die Köpfe aufgeklärt haben, noch weit mehr geleiſtet und die Naturreligion in noch weit höherer Reinigkeit gelehrt haben würde. Auch muß man von ſeinem geſammten Vortrage der Naturreligion die morgenländiſchen Abdrücke abrechnen, in denen er ebenfalls nicht gelehrt haben würde, wenn er in unſrer Erdgegend gelehrt hätte. Nun aber, wenn Jeſus beim Vortrage der Naturreligion nach ſeiner Nation ſich richten müſſen, was ſollte uns behindern, das blos für ſeine Nation gehörige darinn als nicht für uns gehörig zu betrachten, und von der eigentlichen Naturreligion darin abzuſondern, die morgenländiſchen bildlichen Vorſtellungen in abendländiſche deutliche zu verwandeln und überall die Naturreligion ſo zu glauben, wie er ſie ſelbſt geglaubt hat? Iſt dis nicht vielmehr Pflicht für uns? Müſſen wir nicht auf dem Wege der Aufklärung, den er einſchlug, ſo weit fortzugehen ſuchen, als möglich? Müſſen wir uns nicht freuen, wenn wir noch mehr Licht vertragen können, als ſeine Nation vertragen konnte? — Endlich, ſo iſt es auch für jeden, der ein Weiſer ſein will, darum nöthig, ſich zwar äuſſerlich zu dem in ſeinem Lande herrſchenden Chriſtenthum zu bekennen, im Herzen aber der reinen Naturreligion anzuhangen, weil das Chriſtenthum jetzt das gar nicht mehr iſt, was es war, da es Jeſus lehrte. Sie werden erſchrecken, wenn ich Ihnen in Zukunft beweiſen werde, daß man jetzt ganze Lehren für Chriſtenthum ausgibt, an die Jeſus mit keinem Worte gedacht hat, und daß man faſt alle ſeine Lehren, die er wirklich gelehrt hat, jetzt ſo vorträgt, daß ſie ſeine

Lehren gar nicht mehr ſind. Mithin bleibt dem, der ſich nicht will vorſätzlich hinter das Licht führen laſſen, nichts weiter übrig, als ſich für ſein Theil einzig und allein an die reine Naturreligion zu halten, weil er dabei am ſicherſten geht, und übrigens gegen die in ſeinem Lande herrſchende Art von Chriſtenthum äuſſerlich Achtung zu bezeigen. — Mein Prinz, das Wort Chriſtenthum war urſprünglich ein Wort, das nur eine Bedeutung hatte; nehmlich das Religionsſiſtem Jeſu. Jetzt aber iſt's ein Wort, das überaus viel verſchiedne Religionsſiſteme andeutet, deren jedes für das wahre Religionsſiſtem Jeſu ausgegeben wird. Die Chriſten theilen ſich nicht nur in viel groſſe Partheien und Sekten, ſondern jede dieſer gröſſern Partheien theilt ſich wieder in noch viel mehr kleinere, und am Ende glauben vieleicht nicht zwei Lehrer des Chriſtenthums in allen Stücken einerlei. So ſteht die Sache des Chriſtenthums, und warlich auf keinem kläglichern Fuſſe könnte ſie ſtehen. Da ſtreiten ſie ſich denn nun über das Chriſtenthum und ſind in ihren Gedanken doch alle die rechten Chriſten. Jeſus hatte ihnen überhaupt alles Zanken verboten, und ſie zanken ſich ſogar über ihn . . . Man könnte mit den Streitſchriften über das Chriſtenthum dieſen Garten austäfeln, ſo gros er iſt. Der Kluge macht mit keiner der verſchiednen Partheien gemeinſchaftliche Sache, ſondern hält ſich an das, was Naturreligion im Chriſtenthum iſt. **Ueber dieſes iſt nie Streit entſtanden.** Es iſt gewis kein Religionsſiſtem in der Welt, das ſo ungeheuer viel Verfälſchungen erlitten hat, als — das chriſtliche. Das Unglück war dis — — **ſein Stifter war kaum todt, ſo fing man an ſeine Weisheit** daran zu zeigen. Man machte Jagd auf Spitzfindigkeiten, warf unnütze Fragen auf, die nicht zur Sache gehörten, und flickte ſeine eignen Meinungen, die man aus ſeinem vorigen Religionsſiſtem noch mitbrachte, hinein. Darüber ging der Lerm nun an. Einige ſeiner Freunde hatten den Juden, die Chriſten wurden, das Chriſtenthum durch Anwendung jüdiſcher Vorſtellungen begreiflich zu machen geſucht; dieſe Vorſtellungen erklärte man hernach buchſtäblich. Diejenigen, welche aus den philoſophiſchen Schulen der Heiden zum Chriſtenthum übergingen, ſuchten ihre gelehrte Schulſprache darauf anzuwenden. Man bemühte ſich aus dem Chriſtenthum ein künſtliches Lehrgebäude zu machen, und nun ward der Lerm vollkommen. Man verließ die Hauptſachen und ſtritt ſich über Nebendinge. Jeder wollte Recht haben. Man hielt groſſe Kirchenverſammlungen, um zu entſcheiden, was geglaubt werden ſollte. Die klugen chriſtlichen Lehrer wurden auf ſelbigen verketzert, und die dummen, welche jederzeit am beſten ſchreien können, trugen den Sieg davon. Mancher verſtand die Sprache nicht, in der das Grundbuch der Chriſten geſchrieben war, und konnte es nur in einer fehlerhaften Ueberſetzung leſen. Dieſe verleitete ihn, Lehren auszuhecken, welche nimmermehr zum Chriſtenthum gehört hatten. Da wurden denn Glaubensbekenntniſſe verfertigt, und wer ſie nicht annahm, ward verfolgt. Ganz abſcheulich haben die Chriſten ſelbſt gegen ſich untereinander gewüthet. Endlich kamen Stolz, Herſch- und Habſucht der Prieſter hinzu und machten aus dem ſchönen, unſchuldigen Chriſtenthum eine recht verabſcheuungswürdige Religion. Da traten einige Reſchtſchaffene auf und verſuchten, das Gold des Chriſtenthums wieder von ſeinen Schlacken zu reinigen und die urſprüngliche chriſtliche Lehre wiederherzuſtellen. Aber theils hielten ſie ſelbſt wieder von den Schlacken noch manches für Gold; theils konnten ſie ſich nicht darüber vereinigen, was eigentlich beibehalbehalten werden müſſe; und ſo entſtanden durch ſie ſelbſt, troß ihrer gutgemeinten Bemühungen, neue Trennungen unter den Chriſten, die noch bis auf dieſen Tag fortdauren. Das Volk ſelbſt, welches zu den verſchiedenen Partheien gehört, weiß eigentlich nichts von dem, worüber die Partheien ſtreitig ſind. Die Fehde iſt blos Sache der Prieſter. Die klugen und gutgeſinnten unter dieſen begeben ſich zwar des Streitens jezt ſelbſt beſcheidentlich; aber der dummen und blinden Eiferer iſt bei weitem unter ihnen noch die gröſſere Zahl. Dieſe ſind eine ganz fämöſe Menſchenrace, und man hat ſich wohl vor ihnen in Acht zu nehmen. Im Grunde wiſſen ſie ſelbſt nicht, was ſie wollen; ſie ſchreien und toben aber, wenn man nicht ihrer Meinung iſt, als wenn die Stadt im Brand ſtände. Das luſtigſte iſt, ihre Siſteme zu leſen, welche ſie über das Chriſtenthum ſchreiben. Da iſt erſtlich ſo viel Gewäſche darin, das nicht den geringſten Nutzen hat; und wenn zweitens ihrer zehn von einer und eben derſelben Parthei Siſteme ſchreiben, ſo iſt keins davon mit dem andern völlig übereinſtimmend. Unwiſſenheit, Faulheit, Stolz und Schlendrian verblenden ſie, und ſie können nichts weniger leiden, als — die **Vernunft**, weil ihnen dieſe bei jeder Gelegenheit widerſpricht. Das beſte iſt, man laſſe ſie reden, ſchreien und ſchreiben, was ſie wollen, und hält ſich im Stillen an die Naturreligion, bei der man keines Prieſters bedarf. Dieſe wird bleiben, ſo lange die Erde bleibt, und wird auch die einzige ſichre Grundfeſte ſein, auf der ſich das Chriſtenthum noch lange erhalten kann. Durch die immer mehr ſich verbreitende Ausbildung der Vernunft ſcheint man endlich dem Zeitpunkt nahe gekommen zu ſein, wo man die hunderttauſend Zuſätze der hunderttauſend ſpätern Lehrer des Chriſtenthums von der urſprünglichen Chriſtusreligion, die im Grunde nichts anders als — ſeinen Zeitalter und ſeiner Nation gemäs von Jeſu vorgetragne Naturreligion war, nach einander wieder abſondern und ſie wieder zu ihrer erſten Einfalt und Lauterkeit zurückbringen wird, in der ſie die Achtung und Liebe der Welt verdiente. Dieſer glückſelige Zeitpunkt, welchem der Haufe der blinden Eiferer noch immer weiter hinauszuſetzen ſucht, der aber dennoch endlich erſcheinen muß, wird dem Chriſtenthum die Würde wiedergeben, welche es ſeither in den Augen der Weiſen verlohren hatte. Jeſus hatte z. E. ausdrücklich die Meinung, welche unter ſeiner Nation herrſchend war, daß, wer von Gott geliebt ſein wollte, ein Jude ſein müßte, beſtritten und gelehrt, daß jeder gute Menſch, der Gott nach der Natur erkenne und anbete, ein Gegenſtand des göttlichen Wohlgefallens ſei. Dieſe Lehre verwandelte man in ſpätern Zeiten in den Glauben, daß nur die Chriſten von Gott geliebt würden, und daß man in keiner andern Religion ſelig werden könne, als in der ihrigen. Jeſus hatte ferner z. E. die Meinung bekämpft, daß man, wenn man gefehlt habe, Gotte erſt Opfer bringen und Thiere erſt tödten müſſe, wie die ältern Juden thaten, um von ihm Vergebung zu erlangen, und hatte blos gelehrt, daß man ſich nur aufrichtig beſſern müſſe. Die ſpätern Lehrer der Chriſten kehrten dis um, machtens noch ärger, wie die Juden, die dem lieben Gott doch nur Thiere geſchlachtet hatten, und ſagten, daß Jeſus ſelbſt ſogar habe geſchlachtet werden müſſen, um Gott mit uns auszuſöhnen. Jeſus hatte ferner z. E. ausdrücklich gelehrt, daß die Kinder unſchuldig wären, und daß die Alten wieder ſo werden müßten, wie dieſe, wenn ſie Gotte gefallen wollten. Ganz das Gegentheil hiervon lehrte man in ſpätern Zeiten und behauptete, daß die Kinder, ſo, wie ſie gebohren würden, ſchon Böſewichter wären

ren. Wie war es anders möglich, als daß ſich gegen ſolche Sätze die geſunde menſchliche Vernunft und das gute menſchliche Herz empören muſſte? Jedoch war dis alles nicht im Stande, jemals in den Augen der Weiſen die Achtung zu vermindern, welche ſie Jeſu ſelbſt ſchuldig waren. Was kann ein Erleuchter der Menſchen dafür, wenn man nach Jahrhunderten ſeine Lehrſätze verunſtaltet, unrichtig erklärt und noch unrichtiger aus ihnen folgert? Immer unterſchied man daher zwiſchen dem urſprünglichen und zwiſchen dem ſpätern Chriſtenthum, und hatte für jenes in derſelben Maſſe Hochachtung, in welcher man dieſes gar nicht für Chriſtenthum erkannte. Und ſo werde, ſei und bleibe auch Ihnen, Prinz, dieſer Weiſe und Menſchenfreund, Jeſus, jederzeit ein Liebens- und Verehrungswürdiger! Sie ſollen alles leſen, was er geſagt, gethan und gelitten haben ſoll, und dann wird Ihnen Ihr eignes Herz das Zeugnis für ihn abdrängen, daß ſein Karakter der ausgebildetſte, ſein Leben das ſchönſte Ganze, ſein Schickſal ein redender Beweis des künftigen Lebens, und ſeine Lehre ſo reine Naturreligion geweſen ſei, wie ſie jemals dem groſſen Haufen vorgetragen zu werden gewagt werden durfte. Ein Menſch, der nach den Grundſätzen und Beiſpielen dieſes Naturweiſen lebt, kann nicht anders als ein Liebling der Gottheit ſein, weil er ſich dadurch zur Vollkommenheit der Menſchheit aufſchwingt; und eine ganze, wie er, geſinnte und lebende Geſellſchaft von Menſchen müſſte ein Bild von der Geſellſchaft der Vollendeten in jenem Leben, und ihre Glückſeligkeit wahrer Vorgenus der künftigen Seligkeit derſelben ſein. Dieſe Seiten an Jeſu werden es ſein, auf die ich ſie immer aufmerkſam machen werde. Es gibt dann auch noch andre an ihm, mit welchen ſich der unnachdenkendere Haufe jederzeit mehr beſchäftigt und faſt geblendet hat. Das, was von dieſen eigentlich zu halten ſei und was Jeſus ſelbſt davon gehalten habe, will ich Ihnen gelegentlich beim Leſen ſeines Lebens mittheilen. Es iſt unleugbar, daß er allerlei Eignes, Ausgezeichnetes und Auffallendſonderbares an ſich gehabt; es iſt aber auch wahrſcheinlich, daß manches Sonderbares an ihm von der Fantaſie ſeiner Freunde noch vergröſſert worden ſei, und daß die überſpannten Sagen davon hernach in ſeine Lebensbeſchreibung, als ganz ſo, übergegangen ſind. Der Nachdenkende in unſern Tagen verweilt bei dergleichen Sonderbarkeiten weniger, als bei den Schönheiten der Lehre und des Lebens Jeſu. Er weiß auch, daß jedem groſſen und nichtalltäglichen Manne etwas dem ähnliches nachgeſagt werde, und daß beſonders das höhere Alterthum ſeinen Weiſen dergleichen viel nachzuſagen pflege. Sein Herz bedarf deſſen nicht, um ſich erſt dadurch zur Achtung für Jeſum bewegen zu laſſen; ſondern er liebt, ehrt und ſegnet Jeſum ſchon darum zureichend, weil derſelbe die Naturreligion vollſtändiger, reiner und populärer vorgetragen hat, als ſie je ein Volkslehrer vortrug. — Noch muß ich Ihnen einen ganz entſchiedenen Vorzug Jeſu vor allen andern Religionsſtiftern vorläufig bekannt machen, nehmlich den — **daß er gar keine äuſſerlichen Gebräuche oder Cerimonien, gar keinen äuſſerlichen Gottesdienſt verordnete.** Hieraus kann man augenſcheinlich ſehen, daß er einzig und allein der Naturreligion zugethan war, die, von aufgeklärter Vernunft geleitet, hievon nie etwas weiß. Alle die jetzt im Chriſtenthum befindlichen Aeuſſerlichkeiten, deren manche chriſtliche Religionsparthei eine ganz ungeheure Zahl hat, ſind Erfindungen ſpäterer Zeiten, und zwar gröſtentheils Erfindungen des Aberglaubens, der groben Sinnlichkeit, der Dummheit und des Prieſterbetrugs. Auf das **Gebet** drang er allerdings bei jeder Gelegenheit; aber das iſt kein äuſſerlicher Gebrauch; das war in ſeinen Augen die höchſte Andacht, die Richtung der ganzen Seele auf Gott, wobei Händefalten, Kniebeugen, Himmelblicke und Sprechen ſelbſt nur zufällig und willkührlich ſind, und gar keine Aeuſſerlichkeit nothwendig iſt. Nur von zwei jetzt durchgängig unter den Chriſten üblichen Cerimonien kann man ſagen, daß Jeſus den Ton dazu angegeben habe; ob man gleich in ſpätern Zeiten auch hierüber die Vorſtellungen unendlich übertrieben hat. Er ließ nehmlich alle die taufen, welche ſich zu ſeiner Lehre bekannten; aber das war damals ſo üblich, daß die Leute, welche von einer Lehrart zur andern übergingen, durch die Taufe zum Uebergange eingeweiht wurden. Allein niemals hat er auch nur eine Silbe davon geſagt, daß dieſe Taufe geheime Kraft habe; auch kann man, aus dem wenigſtens nicht, was er ſelbſt darüber verordnet hat, nie beweiſen, daß immer fortgetauft werden ſoll, wenn auch der Grosgrosvater ſchon ein Chriſt geweſen wäre, oder daß man gar Kinder taufen ſoll; weil es natürlich iſt, daß eigentlich niemand ohne ſeinen Willen getauft werden ſollte und daß ein Kind vom Chriſtenthum noch gar nichts weiß, wenn man es ſchon darauf tauft. Und kurz vor ſeinem Tode, als er zum leztenmal mit ſeinen Vertrauten zu Abend aß, ſuchte er ihnen ſein Andenken noch recht unvergeßlich zu machen. Dis konnte er nun nicht beſſer, als — wenn er es genau an eine ihrer Handlungen knüpfte, die ſie tagtäglich verrichten mußten. Alſo verband er ſein Andenken mit Eſſen und Trinken, ſagte ihnen, daß er aus Menſchenliebe ſterbe, dabei zerbrochen werden und ſich verbluten werde, und bat ſie, nie wieder Brod zu brechen und blutfarbnen Wein, der bei ihm zu Lande der Tiſchwein war, zu trinken — oder mit andern Worten — keine Mahlzeit jemals zu halten, — ohne an ihn und an ſeine Liebe zu denken. Daraus hat man in ſpätern Zeiten eine ganz auſſerordentlichgeheimnisvolle Handlung gemacht, ſie von den Mahlzeiten weg und in die Kirchen geführt und manche bis zur Unvernunft getriebene Vorſtellung damit verknüpft; da es doch ſonnenklar iſt, daß er damit nichts weiter ſeinen Freunden habe ſagen wollen, als — eſſet und trinket nie, ohne an mich zu denken; und da es auch ebenſo hiſtoriſch erwieſen iſt, daß die erſten Chriſten nichts weiter dabei gedacht haben. Dieſe Handlung, Prinz, werden Sie auch zuweilen begehen müſſen, und vieleicht bald zum erſtenmal.

mal. Man kann dabei viel gute Gedanken haben, welche ich Ihnen zu ſeiner Zeit mittheilen will. — — Alles übrige, das Chriſtenthum noch betreffende, wollen wir nun in dieſen Tagen verſprochnermaſſen nachholen. Ich ſchlieſſe unſre heutige Unterhaltung mit der wichtigen Folgerung, daß, **wenn es um die Religion und ihre Geſchichte ſo ſteht, wie ich Ihnen gezeigt habe, wir gegen alle die verſchiedenen mehr oder weniger herrſchenden Religionsſiſteme des Erdbodens tolerant ſein müſſen.** Sie ſind im Grunde alle insgeſamt nichts, als die einzige allgemeine **Naturreligion**, welche in ihnen bald reiner, bald vermiſchter, bald mit mehr, bald mit weniger Zuſatz vorgetragen wird, und bald heller, bald dunkler durch ſie hervorſchimmert. Die **Weiſen** haben unter allen Nationen einerlei Glauben, und überlaſſen die Verſchiedenheiten der im Lande eingeführten Religionsſiſteme den Prieſtern, welche ſie fortpflanzen. Das Volk ſelbſt nimmt daran auch kaum einigen Antheil; es wäre denn, daß ſeine Prieſter es aufhetzten. Es begegne Ihnen alſo in Zukunft auf dem groſſen Erdboden ein Menſch, wer da wolle, und man nenne ihn nach einer Religionsparthei, nach welcher man wolle; — ſo betrachten Sie ihn als einen Verehrer deſſelben Gottes, und als einen Gleichunſterblichen, wie Sie. Er ſei in Ihren Augen Ihr Verwandter, Ihr Bruder, Gegenſtand Ihrer Liebe und Dienſtfertigkeit; — er gehe übrigens in einen Tempel, in welchen er wolle, und beobachte heilige Gebräuche, welche er wolle! Nie laſſen Sie ſich in Fehden über Glaubensunterſchiede ein; nie beunruhigen Sie einen Menſchen in ſeinem Gottesdienſt und in allem, was er dazu rechnet. Was jedem heilig iſt, das laſſen Sie ihm auch heilig und erwecken ihm nicht einmal Mistrauen darüber. Wir gehen alle aus einem Punkt aus, aus dem Glauben an ein höheres Weſen, und ſo verſchiedene Wege wir auch hernach nehmen, werden wir doch alle wieder an einem Ziel zuſammentreffen, nehmlich in gereinigter, erhöheter Erkenntnis deſſelben. Glückſelig ſind wir alsdann hier ſchon vor andern, wenn unſere Erkenntnis Gottes hier ſchon reiner und erhabener iſt, als die ihrige! Laſſen Sie uns dieſe unſere Glückſeligkeit im Stillen unter fortdauerndem Forſchen nach Wahrheit und unter Preis des Ewigen genieſſen, ohne andern Menſchen dadurch Schmerzen zu verurſachen!

Die Wisbegierde des Prinzen hatte heute überaus viel und überaus ſtarke Nahrung bekommen. Auch ſimpathiſirte ſein wohlwollendes Herz ganz mit Rothens letztern Zuſätzen über die Toleranz. Was Wunder alſo, daß er jezt an ſeinen Lehrer hinſank und ihm noch in jenem Leben den wärmſten Dank dafür verſprach?

„Mein beſter Hofrath, wie ſo glücklich mag ich nun vor tauſendtauſend Menſchen ſein, daß ich gleich zu Anfang ſolche reine, edle Begriffe von der Religion bekommen habe, die mein Verſtand ſo vollkommen billigt und in deren Glauben mein Herz ſich ſo wohl befindet! Der Naturreligion ſei ich nun geheiligt! Nichts ſoll mich von ihr trennen — nichts in ihr irre machen. Aber wie will ich nun auch in ihr fortgehen und in meiner Gotteserkenntnis zu wachſen ſuchen, bis das beſſere Leben für mich angeht! Wenn ich denn dort an Weisheit und Tugend noch weit vollkommener werde, als ich hier jemals werden kann: ſo will ich Sie noch ewig dafür lieben und ſegnen, daß Sie es waren, der mich zu beiden hier anleitete und den Grund dazu in mir legte. . . . So ſind Sie denn der Urheber meiner wahren Glückſeligkeit — — o mein beſter Freund! So ſind mein **Vater**, meine **Mutter** und Sie die drei Menſchen, welche mir mehr, als die ganze **Welt**, geworden ſind! . . .“

Rothe. (ſehr gerührt) O Prinz, Prinz — jetzt fühle ich erſt die groſſe Würde derjenigen Beſtimmung ganz, welche mir Ihr Vater durch Ihre Erziehung anwies! Ich hoffe viel, unausſprechlichviel von Ihnen. Der Ewige, den wir anbeten, wird mir den hohen Lohn gewähren, daß Sie meine Hofnungen noch übertreffen. Ich freue mich, wie ich mich über mein Daſein freue, daß ich Ihr Erzieher geworden bin. Sie müſſen auch einer der weiſeſten und edelſten Menſchen werden. An dem Tage, wenn wir dieſen ſen Landſitz wieder verlaſſen, will ich Ihnen ſagen, warum?

Rothe hielt ſich mit Theodorn noch zwei ganze Wochen daſelbſt auf, während daß Fürſt Adolf einen Tag um den andern ſie beſuchte und ſie jederzeit noch heiterer verließ. In dieſer Zeit füllte Rothe alle die Lücken aus, welche er vorhin noch in ſeinem Unterricht über das Chriſtenthum gelaſſen hatte. Er bewies ihm nun ausführlicher, daß das Chriſtenthum in ſeinem Innern weder mehr noch weniger, als die urſprüngliche Naturreligion ſei, machte ihn mit dem Stifter deſſelben genauer bekannt, verglich den eigenen Vortrag deſſelben mit dem Vortrage der jetzigen Zeiten, zeigte ihm in der Kirchengeſchichte den Urſprung und die Entſtehungsart der wichtigern

Abweichungen von dem erſtern, ſprach mit ihm über die Reformation des Chriſtenthums, die ehemals angefangen worden und hernach wieder liegen geblieben wäre, ſchilderte ihm die gegenwärtige Lage des Chriſtenthums im Deutſchen Reiche, lehrte ihn die verſchiedenen Lehrbegriffe der in demſelben öffentlich geduldeten und nicht geduldeten chriſtlichen Sekten kennen, und ſetzte ihn dadurch in den Stand, künftighin jede derſelben reden, predigen, eifern und kontrovertiren zu hören, ohne daran Theil zu nehmen und ohne dadurch in ſeinem Glauben an die reine Naturreligion ſich irre machen zu laſſen. Theodorn gingen nun erſt recht die Augen auf. Die Eindrücke, welche dis alles auf ihn machte, beſtanden darin, daß er anfangs über die zahlloſen, mehrentheils unnützen und unbeträchtlichen Misverſtändniſſe der Chriſten und über die daher entſtandenen ins Groſſe gehenden Trennungen erſtaunte, hernach aber zu einer vollkommenen Gleichgültigkeit gegen alle und jede derſelben ſich hinneigte, bei welcher er nun auch auf ſein ganzes Leben ſtehen blieb.

Rothe. (am letzten Abend.) Morgen wollen wir zurück nach der Reſidenz.

Theodor. Sie wollten mir ja erſt noch ſagen, warum ich einer der weiſeſten und beſten Menſchen werden müſste.

Rothe. Das ſoll morgen auch noch geſchehen.

Theodorn war von dem Augenblick an die äuſſerſte Erwartung anzuſehen. Die ganze Nacht über ſchlief er wenig, und ſo oft Rothe wach war, hörte er ihn im Bette ſich von einer Seite auf die andre werfen. Mit Anbruch des Tags ſah er ihn recht inbrünſtig ſein Morgengebet verrichten. Als dis geſchehn war, kleidete ſich der Prinz ſchnell an und ſah zum Fenſter hinaus.

Theodor. Kommen Sie doch, Hofrath; die Sonne kommt ſonſt eher, als Sie.

Rothe. (der thut, als wenn er erſt erwachte, und ſchnell aufſteht.) Das ſoll ſie nicht, Prinz; hier bin ich.

Der Prinz drang in Rothen mehr, als jemals, die Morgenpromenade mit ihm im Garten zu machen.

Auf dem Altan konnte ſich der Prinz nicht länger halten. „Nun, lieber, beſter Hofrath, was wollten Sie mir ſagen? Alle Menſchen ſollen ja ſuchen weiſe und gut zu werden; warum ſoll ich beſonders einer der weiſeſten und beſten zu werden ſuchen? O ich bitte Sie, ſagen Sie mir es; ich habe die ganze Nacht darüber nicht ſchlafen können.

Rothe. (der nach der aufgehenden Sonne hinweiſt.) Da ſehen Sie das Bild, unter welchen die ganze Nation, die in dieſen Gefilden hier unten wohnt, Sie jetzt betrachtet . . .

Theodor. (erſchrocken.) Mich?

Rothe. (mit Würde und Feierlichkeit.) Ja, Sie! — Ihren Vater betrachtet die Nation unter dem Bilde der Mittagsſonne, die ſchon mehr nach Weſten, als Oſten hin ſchwebt. Sie aber unter dem Bilde der aufgehenden Sonne.

Theodor. (noch erſtaunter.) Ach erklären Sie mir das!

Rothe. Prinz, ja; aber ſtimmen Sie dazu Ihre Seele in einen ſo frommen, heiligen Ernſt, als ſtellten wir jetzt eine der feierlichſten Religionsbetrachtungen, eine Betrachtung über Gott und Ewigkeit an. (ſanft und würdig.) Mein mir ſo unausſprechlichlieber, ewigtheurer Prinz, Sie ſollten nach meinem Plane eigentlich alsdann erſt, wenn Sie funfzehn Jahr alt wären, die bevorſtehende und gröſſeſte Entdeckung Ihres Lebens machen; aber weil Sie ſchon ſo ein vernünftiger und guter Menſch ſind; ſo ſoll das der Lohn Ihres frühen und frommen Strebens nach Weisheit und Tugend ſein, daß Sie ſie jetzt ſchon machen. Die Sonne iſt der Fürſt des Lichts; der König des Tages; — alles, alles iſt ſie den Gefilden der Natur, wenn ſie hoch am Mittagshimmel daher prangt, und Leben, Wärme, Fruchtbarkeit und Freude um ſich her verbreitet. Ebenſo hält ein Volk, wenn es einen weiſen und guten Fürſten hat, denſelben für die Sonne am Himmel ſeines Staats; weil ein weiſer und guter Regent ſeinem Volke auch alles iſt und Leben und Freude über ſelbiges verbreitet. Jetzt iſt in dieſem Lande Ihr Vater Fürſt; nach ſeinem Tode einſt werden Sie es ſein . . . Das weiß dis Volk ſchon; darum ſagte ich, daß es Sie unter dem Bilde der aufgehenden Sonne betrachte, und darum ſagte ich noch vorher, daß Sie einer der weiſeſten und beſten Menſchen werden müſſten.

Theodor. (über und über mit Feuer begoſſen.) Ich — Fürſt? Ich — nach meines Vaters Tode einmal Fürſt? Ich? — beſter Hofrath, warum denn ich?

Rothe. Darum — **weil Ihr Vater Fürſt iſt** . . .

Theodor. (mit niedergeſchlagenen Augen.) **Ach, iſt denn das auch eine Urſache?**

Rothe. (auf den dis erſtaunende Eindrücke macht.) O Prinz — (breitet die Arme um Theodorn.) o mein beſter Prinz — — —

Theodor. (der ſich noch gar nicht wieder beſinnen kann.) Sagen Sie mir nur, wie ich darum ſoll Fürſt werden, **weil mein Vater Fürſt iſt** . . . **Folgt denn hieraus, daß ich mich auch dazu ſchicke?** Des Präſidenten **Freedorf** Sohn ward ja, wie ſein Vater ſtarb, auch nicht wieder Präſident? Ja, des Hofmahlers Schubert Sohn ward ja nicht einmal wieder Hofmahler? **Erbt denn der Fürſtenſtand nur vor andern fort?** Und wie kann er denn forterben? Sie haben mir ja geſagt, ein Fürſt müſſte einer der weiſeſten und beſten im Lande ſein . . . können denn **Weisheit und Tugend forterben?** Man müſſte ja doch wenigſtens abwarten, ob ich auch ſo ein weiſer und guter Menſch würde, wie mein Vater iſt . . .

Rothe. Hier zu Lande iſt es nun einmal ſo. **Weisheit und Tugend erben freilich nicht fort, aber der Fürſtenhut erbt fort.**

Theodor. (theilnehmend.) Da mag ja wohl der Fürſtenhut manchmal an Köpfe kommen, die — — — — o ihr armen Völker!

Rothe. (die Achſeln zuckend.) Kann wohl ſein! — (küſſt Theodorn.) Wenn Sie wüſſten, Prinz, wie noch ſo unausſprechlichlieber ich Sie in dieſem Augenblick gewonnen habe!!!

Theodor. (der hierauf gar nicht hört.) Sagen Sie mir nur — alſo wäre ich ein *gebohrner Fürſt*?

Rothe. (geſetzt.) Nicht anders!

Theodor. (unwillig.) O fi! — Hofrath, was haben Sie mir von den angebohrnen Vorzügen geſagt! — O fi! — da habe ich alſo einſt ſchöne Ehre davon, daß ich Fürſt werde!

Rothe. (gutherzig.) Das laſſen Sie gut ſein, lieber Prinz; das iſt nun einmal ſo. Freilich wenn Sie einſt nichts weiter an ſich aufzuweiſen hätten, warum Sie Fürſt würden, als — **Ihre Geburt**: ſo hätten Sie keine Ehre davon; **aber werden Sie nur einer der weiſeſten und beſten Menſchen**; ſo werden Sie, wenn Sie einſt die Regierung antreten, als gebohrner Fürſt um ſo mehr Ehre davon haben, wenn **Ihr Volk ſprechen wird** — *wir hätten ihn nicht beſſer wählen können*, und

wenn wir auch im ganzen Lande das Ausſuchen gehabt hätten. Wie ſchön klingt das für einen Vater, wenn ſeine Kinder, die auch den Mann als Vater annehmen mußten, welchen ihnen die Natur dazu gab, ihm das Zeugnis geben, daß ſie ſich unter allen Menſchen, wenn ſie noch die Wahl hätten, keinen andern zum Vater ausſuchen würden, als ihn!

Theodor. (in liebenswürdigſter Beſcheidenheit.) Ich bin ja noch ſo jung; machen Sie doch nicht ſolche Vergleiche mit mir . . .

Rothe. Ich rede davon, was Sie in vielen Jahren ſein werden. — — Und nun ſammlen Sie einmal wieder alle Ihre Aufmerkſamkeit; ich will Ihnen etwas von der Entſtehung der **Fürſten überhaupt** und von Entſtehung der **gebohrnen Fürſten beſonders** ſagen. — — Fürſten entſtanden, als die Menſchen in größern Geſellſchaften bei einander zu leben anfingen. Vorher, als die Menſchen nur familienweiſe noch beiſammen wohnten, war der Vater in jeder Familie das natürliche Haupt. Dieſer befahl, ordnete, richtete ein, änderte ab, ſchlichtete Streit und ſetzte durch ſein Anſehen alles durch. Als nun aber mehrere Familien beiſammen zu leben anfingen, bedurften ſie auſſer jedem Familienhaupte auch noch ein allgemeines bürgerliches Haupt. Denn nun waren nicht nur in jeder Familie beſonders, ſondern auch für alle Familien zuſammen gewiſſe Einrichtungen zu treffen; und nun entſtanden nicht nur zwiſchen Glied und Glied einer und derſelben Familie Streitigkeiten, ſondern auch unter den verſchiedenen Familien. Wer ſollte dieſe gemeinſchaftlichen Einrichtungen machen? Wer dieſe gemeinſchaftlichen Streitigkeiten ſchlichten? Jedes einzelne Familienhaupt hatte dazu ſo viel Recht, als das andre. Eine Zeitlang mozten ſie ſich vieleicht noch durch gemeinſchaftlichgepflogene Berathſchlagungen vereinigen; in der Maſſe aber, wie ſich die bei einander wohnenden Familien vermehrten, ward dis unmöglich. Je mehr Häupter, deſto mehr Meinungen; je mehr Meinungen, deſto ſchwerer ein gemeinſamer Rathſchlus. In plötzlich eintretenden Nothfällen, wo gleich nach gewiſſen feſten Masregeln gemeinſchaftlich ohne Zeitverluſt gehandelt werden muſſte, ward die Schwierigkeit deſto dringender. Ueberhaupt läſſt ſich in gröſſern Geſellſchaften keine Ordnung ohne Direktion denken. Da nun entſtanden die Fürſten. So, wie ſeither die Glieder einer Familie ſich nur unter ihrem gemeinſchaftlichen Haupt, dem Va-

Vater, vereinigt hatten, — ebenſo muſſten ſich nun die verſchiedenen Häupter der Familien unter einem gemeinſchaftlichen Oberhaupt vereinigen. Dis ward der Fürſt. Was dieſer befahl, ward von den übrigen befolgt; dadurch entſtand Ordnung in den Staaten. Wie er den Streit entſchied, ſo war es allen recht; dadurch entſtand Ruhe. Nun ſind nur zwei Fälle denkbar. Entweder derjenige, welcher Oberhaupt, Vorſteher, Direktor oder Fürſt einer gröſſern Geſellſchaft ward, machte ſich ſelbſt dazu, oder er ward von den übrigen Familienhäuptern dazu gemacht. Ein dritter Fall würde freilich der ſein, anzunehmen, daß Gott die erſten Fürſten gemacht hätte; aber wie ich Ihnen ſchon geſagt habe, Gott thut nichts unmittelbar, und Erzählungen ſolcher Vorgänge gehören zu den frommen Erzählungen des Alterthums. Jetzt iſt ein dritter Fall da, — daß nehmlich die Fürſten in vielen Ländern gebohren werden; wo aber dieſer Fall nicht iſt, da macht Gott auch heut zu Tage die Fürſten nicht, ſondern ſie machen ſich entweder ſelbſt dazu, oder werden dazu gemacht. Und ſo iſts zu allen Zeiten geweſen. Ich weiß es, daß man oft die Entſtehung des Fürſtenſtandes für eine unmittelbare göttliche Eingebung ausgebe; aber wahrlich, wenn die ſten ſonſt kein Anſehen hätten, als das, welches ſie hiedurch erſt erlangen ſollten: ſo müſſte ich ſie bedauren. Und wenn vollends heut zu Tage ein gebohrner Fürſt noch auf ſeine göttliche Einſetzung zum Fürſten provociren könnte: ſo würd' er wenigſtens wider allen Sprachgebrauch und höchſt uneigentlich reden. Das jüdiſche Volk hatte in ſeinen alten Urkunden eine Erzählung, daß ſelbiges, nachdem es lange unter der Regierung Gottes ſelbſt geſtanden, einen menſchlichen König verlangt habe, damit es ihn ſehen könnte, und daß Gott ſelbſt ihm den erſten gegeben habe. Dieſer ſoll nun zwar eines Kopfs länger geweſen ſein, als das ganze Volk, aber ſo lang er war, ſo ein ſchlechter Patron war er; und ſo ſollte man denken, der gute, weiſe Gott hätte einem ſo groſſen Volke wohl einen beſſern König gegeben. Ueberhaupt mögen ſich ja die Fürſten, wenn ſie die göttliche Einſetzung ihres Standes darthun wollen, wenigſtens auf dieſe Hiſtorie nicht berufen. Leſen Sie nur einmal, wie die ganze Königswahl den Juden wiederathen wird, und wie ſo recht handgreiflich da ſteht, daß ſie ſich durch einen König eine Ruthe bänden . . .

Hier zog Rothe das alte Teſtament aus der Taſche, und ließ den Prinz das achte Kapitel aus dem erſten Buche Samuels ſtückweiſe leſen. Vom eilften Vers an las er ihm ſelbſt laut vor, und als er an die Worte im ſiebenzehnten kam — ihr werdet eures Königs Knechte ſein — rief er aus: wie iſt es möglich, daß ein Fürſt dieſes Kapitel in der Bibel geleſen haben und von Saul her die göttliche Einſetzung ſeines Standes noch zu beweiſen Luſt haben könne?

Theodor. (ſeufzend.) Die armen Juden! So hatten ſie ſich ja erſt recht ins Elend geſtürzt, da ſie ſich retten wollten . . .

Rothe. Hören Sie nur! (Jetzt las er dem Prinz 1. Kön. 12, 14. ſehr vernehmlich vor.) Dennoch bin ich von ganzem Herzen der Meinung, daß dis nur von ſolchen ſchlechten Fürſten, wie Saul und Rehabeam waren, gelte. — Mithin müſſen wir zu den beiden Sätzen zurück — entweder die erſten Fürſten hab'n ſich ſelbſt dazu gemacht, oder ſie ſind von der Geſellſchaft, zu der ſie gehörten, dazu gemacht worden. Im erſtern Fall müßten ſie ſich durch ihre Stärke, Tapferkeit und Klugheit zu Oberhäuptern aufgeworfen haben; und ſo ſieht man dennoch, daß glänzende Eigenſchaften und Vorzüge dazu gehört hätten, wenn jemand hätte Fürſt werden wollen. Indeſſen iſt dieſer Fall nicht denkbar. Jetzt kann ein Fürſt wohl ein fremdes Land unterjochen, weil er groſſe ſtehende Armeen hat, die alle, wie mit einer Hand, für ihn ſtreiten, wenn er an ihrer Spitze ſteht; aber wie wollte damals ein einzelnes Familienhaupt ſich durch Gewalt zum Oberhaupt aller der übrigen machen können, da die übrigen Familien zuſammen weit ſtärker waren, als ſeine einzige? Wollte man ſagen, er hätte unter dieſen Anhang, und die mehrſten davon auf ſeiner Seite gehabt: ſo wäre dis ebenſoviel geſagt, als daß ihn dieſe wirklich zum Fürſten über ſich gemacht hätten, worauf die übrigen ſich hätten unterwerfen müſſen. Mithin bleibt immer nur der einzige Fall übrig, daß die erſten Fürſten gemacht worden ſind. Dis iſt auch der allernatürlichſte. Der ewigen Streitigkeiten müde, wurden die Familienhäupter unter ſich einig, alle zuſammen den Antheil an oberſter Gewalt, den ſich ſeither jeder von ihnen angemaſſt hatte, einem Einzigen zu übertragen, deſſen Einrichtungen und Verordnungen in gewiſſen ihm geſetzten Grenzen die übrigen gutheiſſen und deſſen Aus- und Urtheilsſprüchen die übrigen ſich unterwerfen ſollten. **Die Obergewalt eines Fürſten iſt ihm alſo von ſeinem Volke ſelbſt übertragen worden, und iſt auf den heutigen Tag noch nichts anders,**

ders, als eine Kompoſition, ein zuſammengeſetztes Ganzes aus den tauſend einzelnen Antheilen, welche die tauſend Familienhäuſer im Lande von gott- und rechtswegen daran haben und deren ſie ſich gutwillig und aus Liebe zu ihrer eignen Ruhe und Sicherheit begeben. Die öftere Beherzigung dieſer ſonnenklaren Wahrheit macht die Fürſten zu **Edeln** und zu **Vätern**; daß ſtolze, undankbare Wegſehen darüber aber macht ſie zu Tirannen und Skorpionen — wie dort geſchrieben ſteht... Nun fragt ſichs — wenn die geſammten Familienhäupter unter ſich ein gemeinſchaftliches Oberhaupt, einen Vorſteher der ganzen Geſellſchaft, einen Fürſten wählten: welchen mögten ſie wohl dazu nehmen? Blindzu haben ſie gewiß nicht gegriffen; dis iſt wider die Natur der Sache. Nur auf den, der ſich unter ihnen durch Tapferkeit, Muth und Entſchloſſenheit auszeichnete, der die klügſten Rathſchlüſſe gab, der ſeinem eignen Hausweſen am beſten vorſtand, und der die edelſten Handlungen verrichtete, konnte die freie Wahl fallen. In der Maſſe, in welcher ſich die Menſchheit mehr veredelte, aufgeklärter und geſitteter ward, that man nach und nach auf das Erfordernis der körperlichen Stärke und Tapferkeit Verzicht.

Muth und Entſchloſſenheit waren bei der Weisheit anzutreffen; edle Handlungen waren Kinder der Güte. Alſo war der Wahlſpruch bei Fürſtenwahlen bald dieſer — der Weiſeſte, der Beſte iſt Fürſt! Vielleicht, daß anfangs die Regierung wechſelte, und in dem einen Jahre dieſer, im andern jener Weiſe und Gute Fürſt war. Vielleicht, daß ſie auch einem ohne Wechſel überlaſſen ward; aber gewis war in dieſem Fall die Bedingung dabei — es wäre denn, daß er unweiſe und ſchlecht würde. Hatten ſich die übrigen in ihm betrogen, oder betrog er ſie nun: ſo nahmen ſie ihm ebenſonatürlich ſein Fürſtenamt wieder ab, wie ſie es ihm gegeben hatten, und trugen es einem andern auf, der es mehr verdiente. So entſtanden die Fürſten, mein Prinz. Die Nothwendigkeit erſchuf ſie, und Weisheit und Tugend machten den Kandidaten zur Fürſtenwürde. Jedes Volk, indem es ſich einen Fürſten wählte, redete den künftigen Fürſten gleichſam alſo an: Wir glauben nun einmal, daß wir ein gemeinſchaftliches Oberhaupt haben müſſen; und weil wir dich unter uns für den Weiſeſten und Beſten erkennen: ſo ſollſt du die Ehre haben, unſer Oberhaupt zu ſein; — doch nur ſolange, ge, **als du dich bei uns in dem guten Kredit erhältſt, in dem du jetzt ſtehſt** . . . Was iſt natürlicher, als zu glauben, daß ſich die Völker die Freiheit vorbehielten, ihre Fürſten über wichtigere, das gemeine Weſen betreffende Handlungen derſelben zur Verantwortung zu ziehen? Was aber auch natürlicher, als zu glauben, daß ſie ſolchergeſtalt nicht nur trefliche Fürſten **wählten**, ſondern auch trefliche Fürſten **behielten**? Einzelne Bürgerſtimmen vermogten zwar nicht über dieſe zu entſcheiden; denn wo hätte je ein Fürſt gelebt, der es allen Unterthanen zu Danke machen können? Aber die Stimme der Nation entſchied; auf dieſe muſſten ſie hören; gegen dieſe muſſten ſie ſich rechtfertigen. So war die Fürſtenwürde eine Würde, welcher nicht nur jeder, der ſie empfing, werth ſein; ſondern die er auch, wenn er ſie ſchon lange bekleidete, täglich von neuem zu verdienen ſuchen muſſte. Da ſah man die Grenzen gezeichnet, welche die Vorrechte des Fürſten von den Gerechtſamen des Bürgers ſchieden; ſo, daß die einen ſo heilig und unverletzlich waren, als die andern, und daß weder jene noch dieſe überſchritten werden durften, ohne daß der Ueberſchreiter dadurch ſtraffällig würde; und da —

da, mein Prinz, blühete der Völker Heil, und der Menſchheit Sache ſtand auf einem ſchönen Fus. Aber wie haben ſich in ſpätern Zeiten die Umſtände verändert! Wie ſind die Vorherſagungen des alten Politikers, welche ich Ihnen vorhin aus den jüdiſchen Urkunden vorlas, unter den Völkern ſo häufig bis auf den Buchſtaben in Erfüllung gegangen! Glauben Sie nicht, daß ich die **Edlen** in irgend einem Stande der Welt verkenne; am wenigſten überſeh' ich ſie in dem erſten Stande. Sucht ſie mein Herz aus innerm Antrieb irgendwo begierig auf; — ſchätzt, liebt, ſegnet es ſie, weidet und entzückt es ſich recht an ihnen: ſo geſchieht es beim Fürſtenſtande. Es gibt noch **Edle** genug unter den Fürſten, denen man es laut ſagen darf, daß ſie es den Völkern zu danken haben, daß ſie das ſind, was ſie ſind, und daß alle ihre glänzenden Vorzüge nichts, als gutwillige, treuherzige Schenkungen ſind, welche ihre Unterthanen an ſie vermachten; — Fürſten, die es fühlen, daß einige ihrer unerſättlichen Vorfahren das Gebiet dieſer Schenkungen durch eigenmächtige Anmaſſungen unſäglich erweitert haben, und die daher oft im Gebrauch der letztern nachlaſſen; — Fürſten, deren Regiment dem Weſen eines Hausvaters ähnlich ſieht; — Fürſten, die ihren Unterthanen über jedes ihrer wichtigern Regierungsgeſchäfte Rechenſchaft ſchuldig zu ſein glauben; — Fürſten, die ſich durch gegründete Vorſtellungen zurechtweiſen laſſen, und wenn ſie einmal geirrt haben, mehr Ehre darin ſuchen, ihren Irthum zu geſtehen, um ihn zu verbeſſern, als überwieſen davon dennoch in ihm zu beharren; — Fürſten, die jede Klage ihrer Unterthanen hören; — Fürſten, die ſogar gegen ſich ſelbſt klagen laſſen und — was noch mehr iſt — ſich Unrecht ſprechen laſſen, wenn ſie Unrecht haben. Solche Fürſten gibt es noch. Ich genieſſe die Freude, einige derſelben zu kennen, und ihr Nahme iſt mir heilig. **Ihr eigner Vater, Prinz, iſt ein ſolcher.** Er hat glänzende Beiſpiele hievon gegeben; Beiſpiele, für die ihn die ſpäteſte Nachwelt noch lieben wird, und durch die er ſich den Weg in den Tempel der ſchönen Unſterblichkeit gebahnt hat. Ich ſage — der ſchönen; denn es gibt auch einen Tempel der ſchändlichen Unſterblichkeit, der leider von Statüen und Büſten ſchon ganz angefüllt iſt, während daß in jenem noch immer viel leerer Platz blieb. Bis jetzt, mein Prinz, haben Sie Ihren Vater blos als **Vater** und als **Muſter der Väter** geſchätzt und geliebt; nun ſollen Sie ihn auch als Für-

und als Muſter der Fürſten ſchätzen und lieben lernen. Er hat z. E. während ſeiner Regierung viel drückende Abgaben aufgehoben, von denen er gradezu bekannt machte, daß die Härte ſeiner Vorfahren ſie erſonnen habe, weil ihre Verſchwendungen ſie nothwendig gemacht hätten. Er hat mehr denn einmal den Zuſtand ſeiner Finanzen öffentlich drucken laſſen; damit jeder Unterthan ſähe, wie ſtark ſeine jährlichen Revenüen wären und wie er ſie anwende. Er hat bei ſeiner eignen Kammer gegen ſich klagen laſſen. Es ward den Bauern befohlen, daß ſie es thun muſſten; und damit dieſe nicht etwa dächten, daß ihnen nur Sand damit in die Augen geſtreut werde, durfte ſeine Kammer nicht entſcheiden, ſondern muſſte die Sachen nach auswärtigem Urtheil verſchicken. Ja, als er einmal in einem dieſer Fälle glaubte, daß eine gewiſſe Juriſtenfakultät dem Deſpotiſmus ein Kompliment gemacht und ihm blos darum das Recht zuerkannt habe, weil er Fürſt ſei, verwarf er ihr Urtheil und ließ von ſeinen eignen Geheimenräthen ſeinen Bauern Recht ſprechen. Das iſt etwas gewöhnliches, daß er nach reifen Ueberlegungen mit ſeinen Miniſtern gehabte Vorſätze ändert; und das iſt etwas Alltägliches, daß jeder Unterthan vor ihn ſelbſt kommen kann, wie und wenn er will. Sehen Sie, das iſt ein Fürſt, und ſo müſſen Fürſten ſein. O mögten ſie alle ſo ſein! Von den verſtorbenen Fürſten gibt die Geſchichte die beſte Auskunft, welche kein Blat vor den Mund zu nehmen pflegt; von den noch lebenden ſagt es der Anblick ihrer **Länder und Völker**, wer ſie ſind. Wenn Sie nun wacker Geſchichte ſtudiren werden: ſo werden Sie bald ſehen, wie es um die verſtorbenen Fürſten ſtehe. Wir werden aber auch reiſen; und dann — dann, Prinz, ſollen Sie mit eignen Augen ſehen, was es um die noch lebenden für eine Bewandnis habe. Das **Gegenbild Ihres Vaters** ſind ſolche Fürſten, die es ganz und gar zu vergeſſen ſcheinen, was ſie ſein ſollen und wer ſie dazu gemacht habe; und die es für ein Majeſtätsverbrechen halten würden, wenn man ihnen ſagte, daß ſie an ſich um nichts mehr ſind, als andre Menſchen, und daß ſie das mehr, was ſie nun ſind, ihren Unterthanen zu danken haben. Dieſe ſpotten über die Entſtehungsart ihrer Würde, wie ich ſie beſchrieben habe, als über eine **Volksſchimäre**, und leiten ihren Urſprung lieber von Saul her; aber — daher kommts denn auch, daß ſie leibhaftige Saule ſind. Sagte ihnen ein Unterthan, daß ſie ſchuldig wären, ihrem Volke von der Verwaltung ihrer Regierungsgeſchäfte Rechenſchaft zu geben: ſo lieſſen ſie ihm wohl den Kopf vor die Füſſe legen. Statt **Väter** zu ſein, ſind ſie Tirannen, erſcheinen nicht unter dem Bilde der Sonne, ſondern unter dem Bilde des **Skorpions**, und ſtatt ihre Räthe zu hören, wenn dieſe Rath geben, befehlen ſie willkührlich und machen ihre Räthe nur zu den Vollſtreckern ihrer unabänderlichen Ordren und zu den erſten Vögten im Lande. Sie verſchwenden, der eine ſo, der andre anders, preſſen, um dis ausführen zu können, den Unterthanen durch neue Auflagen den Schweis aus der Haut, das Blut aus den Adern, das Mark aus den Gebeinen und die Lebensgeiſter aus den Nerven, und ſchreiben dabei getroſt über jedes deshalb ergehende Reſkript — **Von Gottes Gnaden wir Hans, Kaſpar, Balthaſar**; und ſollten vielmehr ſchreiben — **Zum Fluch der Welt wir Balthaſar, Kaſpar, Hans** ꝛc. — Ah! wie empört ſich die Menſchheit gegen ſie! Wahrlich, Prinz, es iſt ein entſetzlicher Gedanke, und ich kenne keinen ſo entſetzlichen weiter, als der iſt — **Tauſende**, oder gar **Zehentauſende**, oder gar **HUNDERTTAUSENDE** durch einen Einzigen leiden zu ſehen... Davon iſt hier die Rede nicht, daß der Bürger

z. E. das Holz, das Gott im benachbarten Walde für ihn wachſen läſſt, weil er ſonſt im Winter umkommen würde, ſeinem Fürſten erſt abkaufen muß; auch davon nicht, daß der Krautgärtner den Haſen, welcher ſich in ſeinem Kohl gros und fett friſſt, wenn er ihn hernach verzehren will, ſeinem Fürſten erſt bezahlen muß; auch davon nicht, daß der Bauer die Eicheln, welche auf ſeinen Acker gewachſen ſind, ſeinem Fürſten erſt abpachten muß! u. ſ. f. Das ſind alles Kleinigkeiten. — Aber das iſt ſchrecklich, und das denken Sie ſich einmal recht — wenn ein Fürſt mit ſeinen Unterthanen ſchaltet und waltet wie er will, und ſein Volk wie einen Haufen Zug- und Laſtvieh betrachtet, die er umhertreiben und quälen kann, wie es ihm einfällt — wenn darüber das eine Geſchlecht hinſtirbt, das andre ſeines Daſeins bewuſſt wird — wenn jenes ſterbend noch und dieſes lebenslang über ihn ſchreiet, und wenn die Söhne wie die Väter, und die Enkel wie die Grosväter ſeufzen: wir könnten alle, alle glücklich ſein, wenn ein *einziger Mann es wollte — der Mann, dem es Schuldigkeit war, uns glücklich zu machen* . . . Bei dem allmächtigen Gott, da ſchaudert die Haut. Es iſt wahrlich nicht genug, daß man ſagt, ein ſolcher Fürſt werde die einmal ſchwer zu verantworten haben. Das glaube ich ſelbſt; — aber was iſt den armen leidenden Unterthanen damit geholfen, jezt damit geholfen? Jezt ſollte man ihn darüber zur Verantwortung fordern, — hiermit wäre ſeinem Volke geholfen. Aber — da liegt der Fehler . . . Das Fürſtenweſen iſt ja doch auch ein Amt. Jeder, wer ein Amt hat, iſt dem gemeinen Weſen Rechenſchaft davon ſchuldig; denn das Wohl des Volks beruht auf redliche Abwartung ſeiner öffentlichen Aemter. Je wichtiger das Amt iſt, deſto gröſſern Schaden ſtiftet die ſchlechte Verwaltung deſſelben. Ein Fürſt iſt alſo vor allen andern dem gemeinen Weſen Rede und Antwort ſchuldig. So war es ſonſt. Hatte da ein Volk einen ſchlechten Fürſten — das heiſſt, hatte es ſich in der Wahl ſeines Fürſten geirrt, oder verſchlimmerte er ſich während ſeiner Regierung; ſo hieß es — wir wollen dich nicht mehr. Aber wo iſt jezt in dieſem Welttheil ein Volk, das ſo ſprechen darf? Und was für grauſenerregendes Blutvergieſſen würde es koſten, wenn irgendwo ein Volk ſo ſpräche! Weg iſt alſo der Grundſaz — wer Fürſt bleiben will, muß ſuchen der Weiſeſte und Beſte zu bleiben. Ja, weg iſt auch ſogar der Grundſaz, ſah — **wer Fürſt werden will, muß ſuchen vorher ſich als den Weiſeſten und Beſten zu zeigen.** Die Fürſten werden jetzt *gebohren*. Ueber dieſen Punkt, Prinz, müſſen Sie Ihren Vater einmal ſprechen hören. Er iſt ja doch auch ſelbſt Fürſt; aber wahrlich man mögte vor ſeinem vortreflichen Herzen auf die Kniee fallen, wenn er hierüber zu reden anfängt. Sie ſelbſt haben mir vorhin ſchon hinlänglich zu erkennen gegeben, daß Sie die Wahrheit alles deſſen fühlen, was er darüber ſagt, ohne ihn noch darüber einmal reden gehört zu haben. Gewis hat es die Menſchheit gut damit gemeint, als die Fürſtenwürde erblich ward. Was hilft aber hiebei das Gutmeinen? Gutmeinen iſt nicht immer rechtmeinen, und noch weniger immer klugmeinen. Ja, gut hat es die Menſchheit allerdings gemeint mit der Nachwelt der *Fürſten*, aber nicht mit der Nachwelt der *Völker*. Nun ſind aber die Völker nicht der Fürſten wegen da, ſondern die Fürſten der Völker wegen. Mit dieſen alſo hätte es vorzüglichgut gemeint werden ſollen. Da ſitzt und ſeufzt nun ein Volk, wenn es auch einen guten Fürſten hat, furchtſamerwartend — — ach, wenn nur der Sohn auch ſo wird! Müßte ſein Nachfolger nicht gerade ſein Sohn ſein, ſo könnten wir unbekümmerter leben . . . Und hat es gar einen ſchlechten Fürſten, was muß es nicht von ſeinem Sohne fürchten, der nun obendrein noch ſchlecht erzogen wird und das Beiſpiel ſeines Vaters täglich vor Augen hat! Daß die Fürſtenwürde erblich ward — — allenthalben iſt ſie es nicht, und die Völker, unter welchen ſie es nicht iſt, kann man unter diejenigen rechnen, denen die Augen früher aufgingen — erkläre ich mir ganz natürlich ſo. — — Während der Regierung ſchlechter Fürſten ward ſie es gewis nicht; dafür wollte ich mit Leib und Seele ſtehen. Unter einem ſehr weiſen und edlen Fürſten aber konnten beſonders zwei Vorſtellungsarten ſein Volk leicht dazu geneigt machen. „Welch ein wackrer, braver Mann iſt unſer Fürſt — dachte da etwa ein ſolches Volk. Daß er dis ward, dafür haben wir ihn belohnt, indem wir ihn zu unſerm Fürſten machten. Wie belohnen wir ihn aber dafür, daß er es blieb? Dadurch — daß er auch unſer Fürſt bleibt? Dis iſt zu wenig. Er thut uns gutes nach ſeinem Tode noch in den herrlichen Anſtalten, welche er getroffen hat; ſo müſſen wir ihm auch nach ſeinem Tode noch dafür lohnen. Wie können wir dis aber? — Siehe, er hat einen Sohn. Was wir dieſem thun, wird er als ſich ſelbſt gethan betrachten. Wir wollen ihm alſo das Recht zugeſtehn, ſeinen Sohn für ſeinen Nachfolger zu erklären." Oder ein ſolches Volk dachte auch wohl ſo: „Unſer Fürſt iſt ſo ein lieber Fürſt. Sollte ſein Sohn nicht ſeine Geſinnungen haben? Das Fürſtenweſen verſteht keiner beſſer, als der Fürſt. Wer kann es andre beſſer lehren, als er? Wen wird er es lieber lehren, als ſeinen Sohn? Wie können wir ſicherer gehen, als wenn wir ihm ſagen, du ſollſt in deinem Sohn deinen Nachfolger erblicken? Wie wird er alsdann machen, daß ſein Sohn nach ſeinem Tode ſeinen Plaz ganz ausfülle, und daß wir ihn, den Vater, kaum vermiſſen! Der Vater hat ſo nüzliche Anſtalten für uns getroffen; von wem können wir wohl erwarten, daß er dieſe eifriger fortſezen werde, als von ſeinem Sohn? Und wollte er dis auch nicht aus Liebe für uns thun, ſo wird er es doch aus Achtung für ſeinen Vater thun; — er wird ja den Vater nicht fallen laſſen . . ." Ein Paar Gedankengänge, die anfangs zwar richtig zu ſein ſcheinen, durch die ſich aber die Völker hernach in der wirklichen Erfahrung oft gar jämmerlich getäuſcht gefunden haben! Der Dank, welchen auf der einen Seite die Völker ihren guten Fürſten dadurch brachten, daß ſie ſeine Würde auf ſeine Familie erben lieſſen, war offenbar zu gros und zu gewagt; und derjenige, welchem dieſer Dank zuerſt gebracht ward, hätte ihn gar nicht einmal annehmen, ſondern den Bringern zurufen ſollen: „Ihr meinet es gut; aber übertreibet es nicht damit! Alles hat ſein Maas; auch der Dank gegen Fürſten muß es haben. Ihr vergebet der Nachwelt ein Recht, worüber ihr gar nicht zu diſponiren habt. Wollt ihr meinen Sohn zu meinem Nachfolger haben: ſo wartet erſt, bis ich todt bin, und — unterſuchet alsdann, ob er der ſei, der er ſein ſoll. *Kein Vater kann ganz für ſeinen Sohn ſtehen*; — übereilet euch nicht. Wie könnte euch ſo ein *Wag* immer glücken? Hernach aber wird ein *Muß* daraus werden; und wie wollt ihr euch dann helfen?“ — — Das Zutrauen, welches die Völker auf der andern Seite zu den Söhnen ihrer Fürſten hatten, iſt ihnen auch oft jämmerlich fehlgeſchlagen; wenn ſie ſehen muſſten, daß die Söhne hernach grade das Gegentheil von dem thaten, was die Väter gethan hatten, und daß ſie wohl den Antritt ihrer Regierung recht bemerklich dadurch zu machen ſuchten, daß ſie die Werke, welche die Väter aufgeführt hatten, wieder zerſtörten . . . So, wie die Sache nun liegt, müſſen die Völker die Fürſten nehmen, wie ſie ihnen gebohren werden. Das haben die Vorfahren angerichtet. Stirbt der männliche Stamm ihrer Fürſten aus: ſo müſſen ſie es ſich gefallen laſſen, daß ſie als Erbe an andre Fürſten kommen, die ſie gar nichts angehen, und die nicht einmal zu ihrer Nation gehören. Eine gröſſere Demüthigung, dünkt mich, konnte den Völkern nicht wiederfahren, als dieſe. Ja wohl gar zertheilt und zerſtückt wird alsdann ein Land, dem die Natur doch das unabzuleugnende Recht gegeben hatte, ſich ſeines eigenen Fürſten zu freuen. O wehe, wehe der Vorwelt, daß ſie ſo an den Urenkeln gehandelt hat! Und wenn jenes auch nicht der Fall würde, bedenken Sie nur dieſen einzigen Satz — Sonſt muſſte man ſchlechterdings der Weiſeſte und Beſte im Volke ſein, wenn man Fürſt deſſelben werden wollte — jetzt aber kann man der Unwiſſendſte und Schlechteſte im ganzen Volk ſein, und wird doch Fürſt, ſobald der

Vater es nur iſt und man entweder ſein einziger Sohn oder unter ſeinen Söhnen der erſte wäre. — — Nun denken Sie ſich den Fall hinzu — — er iſt ja doch möglich, ſehr leicht möglich — — daß einem Erbprinz von Kindesgebeinen an vorgeſchwatzt werde, daß er auch ein regierender Herr werde — — denken Sie ſich, daß ihm darüber der Stolz in den Kopf, in den Bauch und allenthalben hin fahre — — denken Sie ſich, daß er nun nichts lernen zu dürfen glaube, weil er doch einmal Fürſt werden müſſe — — denken Sie ſich, daß er auf die Meinung gerathe, ſeinen Leidenſchaften deſto ungebundener den Zügel laſſen zu dürfen, weil er dis werde — — denken Sie ſich, daß er, wenn er zur Regierung kommt, ohne eigne Wiſſenſchaft ſei und alles ſeinen Räthen überlaſſen müſſe, die hernach thun können, wie Sie wollen — — denken Sie ſich, daß er alsdann, wenn er Regent iſt und von ſeinen Laſtern geredet wird, ſich mit ſeinen Hauptwachen, Vogteien und Zuchthäuſern tröſte, die für die Raiſonneurs in Bereitſchaft ſtehen — — — — Prinz, wie wird Ihnen dabei zu Muthe ???

Theodor. (niedergeſchlagen.) O ich wollte, daß ich nimmermehr ein gebohrner Fürſt wäre . . .

Nothe,

Rothe. Nicht ſo, mein Prinz! Erwägen Sie einmal, wie viel Sie einſt dadurch werden Gutes ſtiften können, daß Sie dis ſind! Erwägen Sie, wie Sie ſelbſt durch Beglückung ſo vieler andern der glückſeligſte Menſch nun werden können! Preiſen Sie alſo die Gottheit für Ihre Beſtimmung, welche Ihnen Ihre Geburt ſchon gab.

Theodor. Aber ich hätte ja doch auch wohl einmal Fürſt werden können, wenn ich recht ſehr weiſe und recht ſehr gut geworden wäre? Und ſo wäre es ja doch ſchlechterdings beſſer geweſen.

Rothe. Prinz, dis iſt nun einmal hier zu Lande der Weg nicht mehr, auf dem man Fürſt werden kann. Hier muß man ſchon dazu gebohren ſein. Und da Sie dis ſind, ſo freuen Sie ſich deſſen. Thun Sie aber, als wären Sie nicht dazu gebohren. Stellen Sie ſich immer vor, als müſſten Sie ſich durch Erlangung recht hoher Weisheit und Tugend erſt noch den Weg zur Fürſtenwürde bahnen. So haben Sie nicht nur davon, daß Sie Ihre künftige Beſtimmung in der menſchlichen Geſellſchaft ſchon vorherwiſſen, den Vortheil, daß Sie ſich deſto würdiger auf ſelbige vorbereiten können; ſondern Ihr Vaterland wird Sie auch einſt ebenſogern

zum

zum Fürſten annehmen, als wenn es Sie aus allen ſeinen Bürgern ſelbſt dazu erwählt hätte. Dann werden Sie einſt, als Fürſt den Vorzug vor vielen andern Ihresgleichen haben, daß Sie Fürſt aus beiden Urſachen ſind, und daß nicht nur Ihre Geburt Ihnen dazu die Gerechtſame, ſondern Ihr eigener innerer Werth Ihnen noch weit gültigere gab. O mein Prinz, welch eine Laufbahn, die Ihnen das Schickſal öfnet! Wahrlich, es iſt die erhabenſte Beſtimmung auf dem Erdboden, der Vorſteher eines ganzen Volks zu ſein! O daß Sie in dieſen Augenblicken von der Würde derſelben recht durchdrungen werden mögten! Nicht nur herzugehen vor Zwanzigtauſenden oder Hunderttauſenden, oder in der Mitte unter ihnen zu ſtehen — nicht nur Erſter von ihnen allen genannt, gerufen, gegrüſſt zu werden — — ſondern auch bei jeder Handlung des Lebens ſich zuzurufen: „ſieh, dieſe alle ſehen auf dich und machens, wie du,“ — bei jeder öffentlichen Noth ſie ſich gleichſam anreden zu hören: „konnteſt du ihr nicht vorbeugen? ſo tritt nun wenigſtens herzu und hilf ſie erträglich machen“ — bei jedem Urtheil, das geſprochen wird, in ſich ſelbſt denken: „wenn unrecht geurtheilt wird, ſo kommt die Schuld davon auf dich" — bei jeder Anſtalt, die für den Staat getroffen wird, die ſchicklichſten Mittel zu wählen — jedem Unſchuldigen Stütze zu ſein — jedes einzelne Verdienſt nach Würden zu ſchätzen — auf jedes ſchlechten Unterthanen Beſſerung bedacht zu ſein — zu ſtrafen, ohne grauſam zu werden — zu verzeihen, ohne die Rechte des Dritten zu verletzen — **wirklich und ganz** der **Erſte** im Lande und allen den zwanzigtauſend und hunderttauſend gerechter Regent, guter Vater zu ſein — — — o Prinz, Prinz, welch ein unausſprechlichvielumfaſſender Beruf! — **Wann** kann ein Fürſt glauben, demſelben **völlig** genug gethan zu haben! Aber — ihn auch nach allen ſeinen Kräften und auf das möglichſte erfüllen — — welch ein glorreiches Leben, welch ein menſchliches Daſein, das ſeinesgleichen weiter nicht hat! Prinz, hiezu ſind Sie berufen. Abſtrahiren Sie jetzt von Ihrer Jugend. Sie ſind noch nicht Fürſt; aber Sie werden es einſt **werden**. **O verdienen Sie** es erſt zu werden! Bei der Weisheit und bei dem Edelmuth Ihres Vaters — bei jeder ſchönen, göttlichen Handlung, die er ausübte — — verdienen Sie es, **ſeinen Hut einſt aufzuſetzen, wenn er ihn von ſich legt!** So werden Sie dieſem Lande werden, was die

Sonne der Erde iſt. Ich habe Ihnen geſagt, daß die Sonne für uns das ſchönſte Bild Gottes ſei — — halten Sie es nicht für Unterthanenſchmeichelei, wenn ein Fürſt auch mit der Sonne verglichen wird. Ein Fürſt *ſoll* Gottes Bild an ſich tragen, und ein *guter* Fürſt *iſt nach der Sonne* das ſchönſte Bild Gottes, oder das *zweite* Bild Gottes auf Erden . . .

Theodor. (in der liebenswürdigſten Seelenſtimmung.) Wie mir ſei, das kann ich gar nicht ſagen. Ich wag' es kaum, davon zu reden, daß ich einmal Fürſt werden ſoll . . . Ich bin ja noch ſo ein junger, ganz verdienſtloſer Menſch . . .

Rothe. (ihm die Hand reichend.) Von tauſend andern Menſchen weiß oft keiner ſeine Beſtimmung vorher. Sie aber wiſſen die Ihrige. Freilich haben Sie noch keine Verdienſte, und würden ſich ſelbſt beſchimpfen, wenn Sie ſich auf Ihre Beſtimmung etwas einbilden wollten. Des Sklaven Kind iſt ein *gebohrner Sklav* — des Fürſten einziger oder erſter Sohn ein *gebohrner Fürſt* . . . Dis iſt der wahre Geſichtspunkt, aus dem wir alles, was ſich von der Gebürt herſchreibt, betrachten ſollen. Aber deſto beſſer, daß Sie, wenn Sie jetzt noch kein Verdienſt haben, doch ſchon Ihre groſſe Beſtimmung wiſſen; ſo werden Sie ſich nun recht viel Verdienſte zu erwerben ſuchen. Ein Verdienſt haben Sie aber doch ſchon, liebſter Prinz; das müſſen Sie auch nicht verkennen. Was man hat, das darf man ſich anmaſſen. Dis iſt Ihr gutes Herz — — —

Theodor. (eifrig.) Ja mein Herz — beſter Hofrath, was mein Herz betrift — — (ſchlägt ſich vors Herz) dis Herz iſt gut! Darin iſt Raum für zehnmal mehr Menſchen, als mein Vater im ganzen Lande hat. Wenns damit ausgerichtet wäre, ſo wollte ich heute ſchon Fürſt werden können. Ich wollte dem Nackenden meinen Rock geben und in bloſſen Armen gehen, und wollte nicht eher eſſen, bis die Hungrigen alle ſatt wären; — das können Sie mir glauben.

Rothe. (der ihm beide Hände reicht.) Und eben dis gute Herz iſt die Grundlage zu einem braven Fürſten. Nun müſſen Sie Ihren Verſtand recht aufklären, damit Ihr Herz an ihm einen weiſen und ſichern Führer habe. — Bei allem meinen ſeitherigen Unterricht nahm ich zwar Rückſicht auf Ihre künftige Beſtimmung; aber ich muſſte ihn doch immer als für einen Menſchen einrichten, der zwar Fürſt werden ſoll, aber noch nichts davon weiß. Von nun an kann ich grade zu Werke gehen und über alles, wovon wir reden, im unmittelbaren Bezug auf Ihre künftige Fürſtenwürde ſprechen. — — Jetzt, Prinz, ſtehen wir alſo am groſſen Scheidewege Ihrer Erziehung. Fahren Sie fort, ſo lehrbegierig und wacker als Jüngling zu ſein, wie Sie ſeither als Knabe waren; ſo werden Sie einſt als Mann die Hofnungen der Nation erfüllen.

Theodor. (recht zuverſichtlich auf ſich ſelbſt.) Sie ſollen es ſehen — ja, Sie ſollen es ſehen, daß ich nun um ſo mehr erſt recht weiſe und gut zu werden ſuchen will . . . (umarmt Rothen lange.)

Rothe. Unſre Geſchäfte ſind nun hier vollbracht. Wir wollen zurück zur Reſidenz. Gehen Sie noch einmal im Garten umher. Ich und Schmidt wollen unterdeſſen einpacken. Adieu, ihr ſchönen Gefilde hier umher — — Adieu, Ihr Höhen und Thäler, ihr Wälder und Wieſen! Segne Sie, o Morgenſonne — — ſegne ſie, o Vater der Sonne!

Rothe ſchwenkte ſeinen Hut dreimal, als ſie vom Altan gingen; Theodor aber drückte den ſeinigen tief in die Augen, um ſeine Thränen zu verbergen. Er durchging nochmals einen groſſen Theil des Gartens und verweilte dankbar an allen den Orten, wo Rothe mit ihm über die erhabenſten Gegenſtände der Religion ſich unterhalten hatte. Als Rothe ihn zur Abreiſe rief, ſprach er — dieſer Garten ſoll für mich der liebſte Garten im ganzen Lande und in der ganzen Welt bleiben, und da oben auf dem Altan wollen wir nach vielen Jahren noch allemal an dieſem Tage und zu eben dieſer Stunde wieder ſein.

Ende des erſten Theils.

Theodor;

oder

über die

Bildung der Fürſtenſöhne zu Fürſten.

von M—.

Zweiter Theil.

Mit Königl. Preuß. Allergnädigſten Freiheit.

Berlin, 1786.
Bei Arnold Wever.

Preußische Staatsbibliothek Berlin

Gräflich
Stolbergiſche
Bibliothek
in
Wernigerode.

Wgde 1069

Adolf und Ulrike in ihrer Lieblingslaube.

Ulrike.

Mit einer ganz unausſprechlichen Sehnſucht erwarte ich ihn.

Adolf. Wenn Sie auch ſehen werden den ernſthaftholden Blick des Jünglings, und die feierlichgewordene Milde in allen ſeinen Geſichtszügen, und die natürlichfromme Würde in ſeinem ganzen Weſen — o meine Theüreſte, wie werden Sie ſich nun noch weit mehr freuen, daß Sie ſeine Mutter ſind! — Ganz erſtaunende Eindrücke — Eindrücke, wie ich ſie mir kaum denken konnte, hat die Religion auf ihn gemacht. O Gott, wie viel biſt du deinen vernünftigen Geſchöpfen! Wie rührt im Innerſten, wie durchdringt, wie heiligt durch und durch der Glaube an dich und an unſre ewige Beſtimmung ein noch natürlichgutes, unverdorbenes Herz! — Wie beneide ich meinen Theodor! Ach hätte ich doch auch ſo, wie er, ganz ſo, wie er, meinen erſten Unterricht in der Religion empfangen! —

Wir haben ja auch fromme, ſelige Gefühle unſers Daſeins und Gottes Daſeins, Beſte, Schätzbarſte; aber zu ſolcher Naifetät, Simplicität und ſtillentzückender Erhabenheit können wir ſie nicht bringen, wie die iſt, auf der die ſeinigen ſtehen. Wie ich Ihnen ſagte, ich fühlte mich ſchwach gegen ihn, wenn er mich ſo ganz mit der Stärke ſeiner Empfindungen im Garten dort überſtrömte.

Ulrike. (an ihren Gemahl hinſinkend.) O wohl ihm und ewig wohl ihm deshalb! In Ihren Armen an ihn zu denken, wie er ſo einſt Gott nicht nur verehren ſondern Gotte auch nachahmen wird, wie er zum Heil Ihrer Unterthanen, zur Freude ſeiner Eltern und zum Segen für ſich ſelbſt leben wird — — welche vollkommnere, reinere Glückſeligkeit könnte ich genieſſen! Ach wohl doch ihm, daß er einen Vater hatte, der ſich auf Erziehung ſo verſtand!

Adolf. (In der herzlichſten Umarmung.) Holde, Liebe, empfangen Sie einmal jetzt einen recht feierlichen Dank dafür von mir, daß Sie in meine Erziehung gleich von Anfang ſo viel Vertrauen ſetzten, und ſich von der gewöhnlichen Art, wie Mütter handeln, entfernten.

Ulrike. O mein Beſter, Sie ſind Fürſt; Sie muſſten es wiſſen, wie ein Fürſt, der wahrhaftig Fürſt ſein ſoll, erzogen werden müſſe. Theodor iſt zwar mein Sohn; aber ich habe ihn ja nicht für mein Haus, ſondern für dieſes Land zur Welt gebracht. Es iſt mit mir nicht ſo, wie mit andern Müttern. Aber dafür muß ich auch darauf rechnen, daß ich Mutter eines künftigen Regenten bin. Fahren Sie fort, Ihren Nachfolger nach Ihren vortreflichen Grundſätzen zu erziehen und ihn ganz ſo zu bilden, wie er einſt ſein muß, wenn es ihm nicht lebenslang zum Vorwurf gereichen ſoll, einen ſolchen Vorgänger gehabt zu haben. Ich will im Stillen darüber frohlocken und die Zukünfte ſeines Vaterlandes ſegnen.

Adolf. Nun dann! Jetzt ſteht er im dreizehnten Jahre — — wie werden Sie ſich an ihm entzücken, wenn Sie ihn im dreiundzwanzigſten ſehen werden! Ach Liebe, Herrliche, welche Himmelwonnengenüſſe ſtehen uns bevor, wenn wir über dieſe Zeit ſchon hinausdenken! Der Allbarmherzige erhalte uns nur bis dahin beiſammen und ſegne auch ihn mit Kraft und Dauer!

Ulrike. Ach, das wäre ſchrecklich, wenn wir früher uns trennen müßten! Ich weiß nicht, oft iſt mir ſo, als ahndete mich dis — — —

Adolf. (ſehr traurig.) O meine Theuerſte, machen Sie mein Herz nicht blutend. Das wird Gott nicht wollen. Er wird uns gemeinſchaftlich den Lohn der edlen Erziehung unſers Sohnes — **Theodors Anblick im männlichen Alter** — genieſſen laſſen.

Ulrike. (tröſtend.) Beunruhigen Sie ſich nicht; — Sie wiſſen, daß ich nur für Sie lebe. — O wie glücklich wird dis Land einſt noch ſein, wenn wir beide auch nicht mehr ſind!

Adolf. Ja, das war es, was ich auf der Stelle bei mir beſchlos und wozu ich mein eignes Herz zum Zeugen nahm, ſobald Sie mich mit Theodorn erfreuten, ihn auf das zweckmäſſigſte und edelſte zu erziehen. Jeder Vater hat die heilige Pflicht auf ſich, für die würdigſte Bildung ſeiner Söhne zu ſorgen; aber unter allen Vätern hat ſie keiner ſo unausſprechlich auf ſich, als — ein **Fürſtvater**. Andre Väter erziehen an ihren Söhnen dem Vaterlande nur künftige Bürger; und wenn dieſe alsdann ſich auch nicht grade für dieſen oder jenen Stand des bürgerlichen Lebens ſchicken: ſo ſchicken ſie ſich doch für irgend einen andern deſſelben; und da am Ende jeder Stand beſetzt ſein muß: ſo kann es den Vätern bei der mäſſigſten Erziehung kaum fehlſchlagen, auf irgend eine Art dem Vaterlande an ihren Söhnen nützliche Bürger zu liefern. Sie können ſie beſtimmen zu einer Lebensart, zu welcher ſie wollen, und können die Beſtimmung wieder ändern, wie ſie wollen. Ja, mislingt die Erziehung überall, ſo laufen in jedem Stande, der in einem Staat aus mehrern Gliedern beſteht, einige Unvollkommene und Pfuſcher unbeſchadet das Ganze mit durch und machen keinen weiter unglücklich, als ſich ſelbſt. Ein Fürſtvater aber erziehet in ſeinem Sohne dem Vaterlande den künftigen Fürſten. Der Stand, in welchem dieſer einſt leben ſoll, iſt ihm nicht nur von Anfang an feſtbeſtimmt, ſo, daß hernach, wenn er ſich nicht für ſelbigen ſchicken ſollte, kein Herausſtritt und Uebergang in einen andern mehr denkbar iſt; ſondern es gibt auch in jedem Staate nur einen Mann dieſes Standes. Iſt derſelbe alſo ein Unvollkommener: ſo ſind keine andre ſeinesgleichen da, unter welchen er mit durchliefe. Und obendrauf iſt er nun gerade der Mann, von welchem das Heil aller übrigen Stände abhangt. In jedem andern Stande kann man alſo die Pfuſcher überſehen und ertragen — nur nicht im Fürſtenſtande. Ein unausgebildeter Fürſt macht auſſer ſich ſelbſt noch Tauſende unglücklich und ſchadet dem Ganzen. Es iſt entſetzlich, zu denken, wie hernach zwei, drei Volksgenerationen auf das jämmerlichſte leiden; blos darum, weil die Erziehung eines Fürſten, der nun vierzig, funfzig Jahre wegregiert, ſo unvollkommen, ſo unvollendet gelaſſen ward. Wäre dis die Vergeltung dafür, daß die Völker es ihren Regenten verſtatteten, ihre Thronen und Stühle auf ihre Nachkommen erblich zu machen? O Gott, ſo hätte ja das ganze menſchliche Geſchlecht in ſeinem Schoſſe keine unerkenntlichere, undankbarere Mitglieder aufzuweiſen, als — ſeine Fürſten! Nein, meine Theuerſte, auf keines Menſchen Erziehung muß ſo viel Sorgfalt, Treue und Gewiſſenhaftigkeit verwendet werden, als auf die Erziehung eines zum Fürſten beſtimmten Fürſtenſohnes. Nur hiedurch können die Völker vor der ſchrecklichſten Reue darüber geſichert werden, daß ſie die Fürſtenwürde erblich werden lieſſen. Verfluchen, verwünſchen müſten ſie ſonſt ihre Vorfahren deshalb! Und wenn es irgend einem Vater irgend eines Standes anzurathen iſt, ſelbſt Hand mit an die Bildung ſeines Sohnes zu legen und ihn unter ſeinen eigenen Augen erziehen zu laſſen: ſo iſt dis einem Fürſtvater zu rathen. Lehrer, Höflinge, Kammerdiener, Pagen, Lakeien und Schildwachen tragen ſonſt allerſeits das Ihrige dazu bei, um zu verhindern, daß aus der Erziehung des Erbprinzen etwas Ganzes werde; und ſtatt einer ſind immer zehn bei der Hand, die ihn verweichlichen, verziehen, verſchrauben, verſchieben und verderben. So, wie ich daher an dem für mich ſo ſeligen Tage der Geburt meines Theodor zur Stadt kam, und über den Markt ritt, und meine Bürger mich ſo freundlich grüßten, und ich meinen Hut dazu ſchwenkte, ſprach ich im Herzen zu ihnen — „Wartet nur, nach zwanzig Jahren, ſo Gott will und wir alle noch leben, ſollt ihr mich wohl noch freundlicher grüſſen. Jetzt ſeid ihr blos erſt von der Furcht befreiet, daß nach meinem Tode das Land zerſplittert würde; aber alsdann ſollt ihr erſt recht von ganzem Herzen darüber froh ſein, daß es zuſammen blieb. Jetzt freuet ihr euch nur darüber, daß euch heute euer künftiger Herr gebohren ward; aber dann ſollt ihr darüber jauchzen, daß euch heute euer künftiger Vater gebohren worden iſt. Da habt ihr mein Wort darauf — er ſoll ein wackerer Fürſt werden, und — ich ſelbſt will ihn dazu machen.„ Bei dieſen Vorſätzen ſchwur ich auf freiem Markt gen Himmel, und ſterbend will ich mich noch dafür ſegnen, daß ich den Schwur nicht brach. Wenn ich dann in meinen letzten Stunden ihn an mein

Bette rufen und zu ihm ſprechen werde — da haſt du nun das Reich, das dir bereitet ward *von Anbegin*, da haſt du die Fürſtenwürde, zu der dich *deine Geburt* ſchon beſtimmte — erfülle nun die Hofnungen deines Vaters und deines Volks — bleib Weiſer und Edler — ſei beides auf das gemeinnützigſte für alle deine Tauſende und für alle deine Einzelnen — in jener Welt noch will ich dich darüber zur Rede ſtellen, ob du es wareſt und bliebſt — — — und wenn ich dann in ſeinen Augen ſein ganzes Herz leſen werde und er für Wehmuth nur die Worte ſtammlen kann — *Vater, auf freudige Rechenſchaft vor Gott und vor dir*, ich bins, ich bleib's — — — o wie ſo unbekümmert über die Zukünfte meines Volks, wie ſo ſanft und ſo ſelig will ich dann in jene Welt hinüberſchlummern, alle meine Fürſtenpflichten erfüllt zu haben glauben, in dem leichten Händedruck, womit er meine Augen ſchlieſſen wird, ein Bild jener Herzlichkeit fühlen, womit er ſeine Hände nach ſeinen Unterthanen ausbreiten wird, und mich getroſt vor den Weltrichter ſtellen, der auch über mich das Urtheil ſpricht! — Ach Theodor, Theodor, wie viel biſt du deinem Vater! Nur du, nur du kannſt machen, daß er ruhig ſterben möge . . .

Ulrike. (in der höchſten Miſchung von Wehmuth und Freude.) Ach, da kommt er — —

Rothe war gleich bei der Ankunft auf ſein Zimmer gegangen. Theodorn aber trieb ſein Herz auf der Stelle zu ſeiner Mutter, die er ſo lange nicht geſehn hatte. Als er ſie unter ihren Kammerfrauen nicht fand, ſuchte er ſie bei ſeinem Vater; und als er beide nicht fand, ſondern erfuhr, daß ſie im Garten wären, begab er ſich auf das eiligſte dahin. Sobald er ſie erblickte, klopfte ihm das Herz gewaltiger im hohen Buſen. Es ward ihm, als könnte er nicht mehr ſo ſchnell gehen, und doch war ihm auch, als zöge ihn ſeine Mutter mit beiden Armen nach ſich hin. Milder Jünglingsernſt, erfüllte Sohnesſehnſucht und fromme, feierliche Heiterkeit drückten ſich auf ſeinen Geſicht aus. Er ſank, ohne zu reden, in Ulrikens Arme — —

Ulrike. (unter Freudenthränen.) Wieder da, mein Theodor? Sei willkommen an deiner Mutter Bruſt, wo du oft ſo ſüs geruhet haſt! — O Lieber, wie liebe ich dich!

Die unausſprechlichſten Empfindungen durchdrangen jetzt Mutter und Sohn. Eine lange Stille erfolgte. Adolf, der edle Zuſchauer dieſer ſchönen Scene der menſchlichen Natur, ſimpathiſirte warm. Er ſtand auf — ſchlos lange

Mutter und Sohn zugleich in ſeine Arme — ſetzte ſich wieder und ſchwieg, wie Sie.

Theodor. (weinerlich und lächelnd.) Ach meine Mutter — meine liebe Mutter — meine allerbeſte Mutter — —

Ulrike. Lieber, ſetze dich zwiſchen uns — ſei dem einen von uns ſo nahe, als dem andern! — Du haſt wohl viel Freude unterdes da auf dem Landhauſe gehabt? Die Tage waren recht dazu gemacht . . .

Theodor. (feurig.) Ach Mutter, welch ein Garten, welch ein herrlicher Garten! Ich meine den Garten an ſich nicht blos. Er iſt recht ſchön, ja wunderſchön iſt er, das iſt wahr; aber — für mich, für mich ward es erſt ein recht herrlicher Garten. Und da oben auf dem Altan — — ach mein ganzes Herz rückt und dehnt ſich und wird mir noch dreimal ſo gros und ſo weit, wenn ich mich auf ihn wieder zurückdenke. (legt ſeine beiden Hände wieder in Ulrikens Hand.) Nun, edelſte Mutter, weiß ich erſt etwas — nun weiß ich, wer ich bin . . . Ich bin ein zur Erkenntnis und Verehrung des unſichtbaren Gottes, ein zur Tugend und Rechtſchaffenheit beſtimmtes unſterbliches Weſen . . . (ſieht ſeinen Vater an und läſſt den Ton ſinken.) Ja, ich weiß noch mehr, was ich bin . . .

Ulrike. O mein Sohn, welche Tage haſt du gehabt! Wie wünſche ich dir ſo herzlich Glück dazu!

Theodor. Ja Mutter, das waren die ſeligſten Tage meines Lebens, und ſollen mir auch die ſeligſten, die unvergeslichſten bleiben, ſo lange ich lebe... Mit welchen Blicken ſehe ich nun die Erde an! Mit welchen Blicken blicke ich gen Himmel! Ach, ein einziger Augenblick iſt nun mehr werth, als mein ganzes voriges Leben... Mein Daſein, meine Kraft, meine Freude — alles, alles gibt er mir, der Allvater. Ich bin nur ein Punkt gegen ſeine Schöpfung auf Erden, und ſeine ganze Schöpfung auf Erden iſt wieder nur ein Punkt gegen ſeine geſammte Weltſchöpfungen. Und doch regiert und leitet er alle meine Schickſale ſo väterlich, wie er die Schickſale der ganzen Welt regiert. Bin ich rechtſchaffen: ſo liebet er mich. Fehle ich und beſſere ich mich: ſo liebet er mich wieder. Ewig will er mich lieben, wenn ich immer beſſer werde, und wenn dieſer mein Leib lange ſchon verſtäubet iſt, wird er mich doch noch ſegnen und immer glückſeliger machen... Welch ein Glaube! Den hat mich Rothe, der brave Rothe gelehrt. Immer, immer, wohin ich nur ſehe und höre, da iſt mir nun, als ſähe und hörte ich

Gott, und als riefe mir jemand zu — nun werde ja von Stunde zu Stunde noch immer weiſer und beſſer!

Ulrike. Mein beſter Theodor — davon ſollſt du mir hier in dieſer Laube noch recht viel erzählen. Denke, wie ich mich ſo herzlich darüber freue, daß dieſe heiligen Lehren ſo ſtarke, edle Eindrücke auf dein Gemüth gemacht haben. Aber laß dieſe Eindrücke ja keine blos vorübergehenden ſein, ſondern arbeite recht daran, daß ſie in dir bleibend werden; damit nichts in der Welt und keine Freude der Welt, ſie möge Namen haben, welchen ſie wolle, ſie in dir wieder verlöſche. Und dann, dann denke, wie ich mich erſt ganz herzlich und aus dem Innerſten meiner Seele darüber freuen werde.

Theodor. (mit edler Wärme.) O meine beſte Mutter, dafür ſorgen Sie nicht. Ihr Theodor weiß nun von keiner gröſſern Seligkeit, als die ihm ſein Glaube gibt. Wie meine Vernunft mir ſagt, ſo will nun auch mein Herz. Und dabei ſoll es bleiben. Ich will noch immer mehr in meinen erlangten Kenntniſſen wachſen, und ſo, wie ich darin zunehme, will ich auch an Herzensgüte und Rechtſchaffenheit des Lebens zunehmen. Alles, was ich lerne und thue, lerne und thue ich ja für eine Ewigkeit.

Ulrike. (liebreich.) O dann, dann — die Freude meines Lebens, werden Gott und Menſchen dich erſt recht lieben. Dann wirſt du ſein, was dein Vater iſt; — o ſieh ihn an, und umarme ihn und werde, wie er!

Theodor. (ſeinen Vater in die Arme ſinkend.) Ach herzensbeſter Vater — ach mein Vater — was hat mir Rothe noch geſagt!

Adolf. (der ſich verſtellen will und nicht kann.) Was denn, lieber Sohn?

Theodor. (mit zitternder Stimme.) Ach er hat mir geſagt — ich würde einmal Fürſt, wenn Sie ſtürben . . .

Adolf. (geſetzt.) Ja, das wirſt du. Ich hab' es ihm aufgetragen, daß er dir es nun ſagen möge. Seither haſt du es noch nicht wiſſen ſollen. Hat er dir denn noch mehr darüber geſagt, als diß blos?

Theodor. O liebſter Vater, er hat mir recht ſehr viel darüber geſagt, und ich werde es alles nimmermehr vergeſſen. Ich will es Ihnen recht ausführlich erzählen.

Adolf. Ich weiß es ſchon, was er dir ſagen müſſen. Aber was dachteſt du denn dabei, als er dir ſagte, daß du einmal Fürſt werden würdeſt?

Theodor. Ach beſter Vater, ich erſchrack — ich ſchämte mich und ſchäme mich noch, und weiß gar nicht, was ich dazu ſagen ſoll. So ein junger *Menſch*, wie ich, und — ſchon beſtimmt zum Fürſten — ohne einmal abzuwarten, ob ich weiſe oder nicht weiſe, gut oder ſchlecht werden mögte . . . Ich habe das Rothen erwiedert, aber er meinte, es wäre nun einmal ſo. Erſt ſagte er mir, ein Fürſt müſſe der Weiſeſte und Beſte im ganzen Lande ſein, und hernach ſagte er wieder, ich wäre ein gebohrner Fürſt. Das iſt ja der unerhörteſte Widerſpruch . . .

Ulrike. (ihn ſanft umfaſſend.) O du lieber, guter Sohn!

Adolf. Ich freue mich, Theodor, daß du ſo über die Sache gleich zuerſt denkſt. Ich weiß auch gewiß, daß Rothe dir alles darüber geſagt haben werde, was darüber zu ſagen iſt; aber höre nun auch deinen *Vater* darüber an. Du mußt ein- für allemal glauben, daß über dieſe Sache nie genug mit dir geſprochen werden könne; und wenn weder Rothe, noch ich, mit dir einſt weiter davon reden, mußt du doch immer noch mit dir ſelbſt davon reden. — Ja, Fürſt wirſt du einſt, wenn ich ſterbe; ein gebohrner Fürſt biſt du, blos darum, weil du mein Sohn biſt. Erwäge einmal, iſt dis nicht erſtaunendviel, iſt es nicht faſt etwas unbegreifliches? Wenn einer von den Profeſſoren auf meiner Univerſität von mir verlangte, daß ich ſeinen Sohn blos darum, weil er ſein Sohn wäre, für einen gebohrnen Profeſſor erklären ſollte — oder wenn mein Leibmedikus begehrte, daß ich ſeinen Sohn blos darum, weil ſein Vater Leibmedikus wäre, für meinen künftigen gebohrnen Leibmedikus erkennen ſollte — — was würde ich dazu ſagen? Ja, würde ich nicht ſogar meinem Hofſchneider, wenn er darum, weil er Hofſchneider iſt, prätendirte, daß ſein ebengebohrnes Söhnlein ein gebohrner Hofſchneider ſein müſſe, antworten, daß er warten ſolle, ob der Knabe auch eine tüchtige Naht näh'en lernte? In keinem andern Metier, in keiner andern Kunſt und Wiſſenſchaft in der Welt gilt das Recht der Geburt. Das Fürſtenmetier iſt aber das gröſſeſte; die Kunſt, zu regieren, die Wiſſenſchaft, ein ganzes Volk glücklich zu machen, iſt die höchſte: und — dennoch gilt das Recht der Geburt in dieſem und nur in dieſem allein . . . Was meinſt du hierzu?

Theodor. (treuherzig.) Beſter Vater, wie geſagt, ich begreife es nicht. **Mein Verſtand** ſteht ſtill, ſo oft ich nur daran denke.

Adolf. So gehts dir alſo grade, wie mir. **Mein** Verſtand ſteht auch ſtill, wenn ich hieran denke, und — **jedem rechtſchaffenen Fürſten muß der Verſtand** ſtille ſtehn, ſo oft es daran denkt. Sieh, da kannſt du ſehen, was für ein gut- und treuherziges Geſchlecht die Menſchen ſind! Denn entweder haben ſie es ſelbſt aufgebracht, daß die Fürſtenwürde vom Vater auf den Sohn forterbte, oder ſie haben es ſich aufbringen laſſen. Keins von beiden aber konnte geſchehn, wenn ſie es nicht wollten. Erwäge alſo zuförderſt, daß du gar nichts dazu beigetragen habeſt, **daß du jetzt Erbprinz biſt, und einſt regierender Fürſt wirſt.** Als meine Frau, deine Mutter, niederkam und ein Kind zur Welt brachte, muſſte es entweder ein Knäblein oder ein Mägdlein ſein; denn ein drittes gibts nicht. Es war aber ein Knäblein, und — das warſt du. Nun ward aber faſt in derſelben Stunde Schmidten auch ein Knäblein gebohren. Hatteſt du es auch wohl vorher beſtellen können, ob du in meinem Hauſe oder in Schmidts Hauſe gebohren werden wollteſt? Konnten wir beide, Schmidt und ich, wenn wir ſonſt einig darüber waren, dich und ſein Kind nicht noch umtauſchen, als du ſchon gebohren wareſt? Sieh, ſo wärſt du jetzt in Schmidts Hauſe, und wüſſteſt von nichts, und es träumte dich nicht, daß du Fürſt werden ſollteſt, und Schmidts Sohn wäre jetzt in meinem Hauſe, und es träumte ihn nicht nur, ſondern es wäre auch wahr, daß er einſt Fürſt würde . . .

Theodor. Ach ſo etwas ſagte mir ſchon der Hofrath damals, als wir beim Taglöhner Müller geweſen waren, und ich habe heute wohl tauſendmal daran zurückgedacht.

Adolf. Dis bewahre dich vor dem Erbprinzenſtolz, mein Sohn! **Du biſt zum Erbprinzwerden gekommen, du weiſſt nicht, wie.** In deinem ganzen Leben bilde dir nichts darauf ein. Es gibt keine armſeligere Ehre, als — die uns angebohren iſt. Drükkende Schande wird ſie ſogar für uns, wenn wir ſie hernach nicht zu behaupten wiſſen. Das Behaupten beſteht aber keineswegs darin, daß wir blos die Vorrechte uns ſtrenge und pünktlich zueignen, welche ſie uns gibt, ſondern darin, daß wir ſie verdienen und ihrer werth ſind. Das wirſt du freilich ſehen, daß die

Leute alle überaus höflich und freundlich gegen dich ſind; aber dabei mußt du immer denken, daß ſie dich hiedurch noch nicht dafür belohnen, **daß du ſchon gut biſt, ſondern erſt aufmuntern, daß du gut werden mögeſt.** Nicht nur meine **Lakeien** ziehen den Hut zuerſt vor dir ab — und es gibt doch wahrlich unter ihnen manchen eisgranen Alten, der mich noch weit kleiner gekannt hat, als du jetzt biſt, und der meinem Hauſe viel wackere Dienſte geleiſtet hat; ſondern auch meine **Räthe und Miniſter** thun es. Denke einmal, wie dir dabei zu Muthe werden müſſe, wenn ſo ein Mann Achtung gegen dich bezeigt, dem du die gröſſeſte Achtung ſchuldig biſt, und der ſo viel Verdienſte beſitzt, während daß du noch gar kein Verdienſt aufzuweiſen haſt. Das muß dir doch wohl gleich einfallen, daß dieſe Achtung nicht gegen dich und deine **Perſon blos** geäuſſert werde. Wie könnte ein **Menſch von dreizehn Jahren** auch nur ſo einen **Gedanken auf einen Augenblick** hegen? Alſo — man achtet nicht eigentlich dich, ſondern **den Erbprinz in dir.** Dis biſt du aber, wie geſagt, ohne im geringſten daran Theil zu haben, daß du es biſt. Dis überlege ja, lieber Theodor, ſo oft dir von nun an von irgend einem Menſchen äuſſerliche Ehre widerfährt.

Seither haſt du die Erweiſungen derſelben von andern gewis ſo hingenommen, ohne etwas dabei zu denken, und bliebſt dabei natürlich, gutmüthig, beſcheiden und brav. Von nun an ſei ja auf deiner Huth, daß ſie eben keine andre Eindrücke auf dich machen. Die Leute werden dich darüber recht in Betrachtung nehmen. Sie haben ſeither alle gewuſſt, daß es dir noch unbekannt ſei, wer du eigentlich ſeiſt, und daß dir ohne meinen ausdrücklichen Befehl niemand es kund machen dürfe. Da haben ſie denn alſo deine Treuherzigkeit, Beſcheidenheit und Natürlichkeit für weiter nichts, als für die nothwendige Folge hievon, erklärt, und immer noch darauf gewartet, wie du dich gegen ſie machen werdeſt, wenn du erſt deine künftige Beſtimmung erfahren hätteſt. Nun wird es ihnen auch bekannt werden, daß du ſie erfahren habeſt, und nun werden ſie auch die zufälligſte, unabſichtlichſte Sprödigkeit, welche du etwa äuſſerteſt, dir für Stolz und Dünkel auslegen. Bleib alſo ja ferner nicht nur ebenſo natürlich und beſcheiden, wie ſonſt, damit es mich nicht reue, dir die Entdeckung deines Standes ſchon gemacht zu haben; ſondern nimm dir es ſogar vor, noch beſcheidener und gutmüthiger zu ſein, als zuvor. Auch gegen den geringſten Menſchen, und wenn es nur eine Schildwache wäre, ſei mild, gut und brav. Dann ſollſt du erſt einmal ſehen, was dis für Eindrücke auf die Leute machen werde. Seither ſchrieben ſie alle Milde und Güte an dir blos auf die Rechnung deiner Unwiſſenheit; alsdann aber werden ſie ſie deinem Verſtande und Herzen ganz zueignen. Lieber Sohn, dir ſelbſt traue ich es zwar nicht zu, daß du deshalb, weil du dich nun als Erbprinz kenneſt, **thöricht** denken und handeln werdeſt; allein es gibt unter den Leuten immer einige Narren, Schmeichler und Schurken, die darauf ausgehen könnten, dich zu ſolcher Thorheit, welche recht im eigentlichen Verſtande die **Erbprinzenthorheit** heiſſt, verleiten zu wollen. Vor dieſen nimm ja deinen Verſtand und dein Herz in Acht. Mancher von ihnen könnte es wohl gut damit meinen und bückte ſich vor dir aus altem Herkommen ſchon bis auf die Erde, oder ſagte dir übertriebene Lobeserhebungen und prieſe wohl gar offenbare Fehler an dir blos darum, **weil es vielleicht anderwärts ſo Sitte iſt.** Da muſſt du zu **klug** ſein, als daß du ſo etwas annähmeſt. Andre aber hätten auch wohl blos gewinnſüchtige, offenbarſchlechte und niederträchtige Abſichten dabei, und hielten dis für den Weg, auf welchem ſie deine Gunſt ſich vor andern bereiten wollten.

Da muſſt du zu rechtſchaffen ſein, als daß du ſie im geringſten nur in dem Glauben ſtärken ſollteſt, daß ſie ihre ſchändliche Abſicht erreichen würden. Allen denen, welche ſich am tiefſten vor dir bücken, traue am wenigſten; ſie ſind entweder dumm oder ſchlecht Ein wahrhaftig-edler Menſch verrichtet ſeine äuſſerlichen Ehrenbezeigungen für andre dennoch mit eigenem Anſtand. Er wird nicht ſelbſt niederträchtig, indem er andre achtet. Und wer dich wahrhaftig lobt, lobt dich gewis nie ins Geſicht; das merke dir und laß es jeden, der dir eine fade Schmeichelei ſagt, auf der Stelle fühlen, daß dich ſelbige verdrieſſe. Ich habe es zwar ſcharf verboten, daß dir niemand Benennungen geben ſolle, die dir nicht zukommen — Prinz ſoll man dich nennen, das heiſſt, Sohn unſers Fürſten; wenn es aber doch geſchähe und es nennte dich jemand z. E. Ihro Durchlaucht: ſo antworte ihm — das bin ich noch nicht, das iſt mein Vater nur. Oder ginge gar jemand ſo weit, daß er dich gnädigſter Herr nennte: ſo ſprich — das werde ich nicht einmal, das iſt mein Vater nicht einmal, das iſt Gott nur.

Theodor. Ei beſter Vater, ſo wird mich ja noch niemand nennen; das wäre ja lächerlich.

Adolf. Das wäre längſt ſchon geſchehen, mein Sohn, wenn ich nicht öffentlich zuvorgekommen wäre. Du kannſt nicht glauben, wie ſich auch die Deutſchen, dis ehemals ſo bidere Volk, von ihrer urſprünglichen Geradheit und Natürlichkeit im Ausdruck ſo weit entfernt haben. Nicht nur übertrieben überhaupt, ſondern auch recht unleidlichübertrieben ſind ihre Titulaturen. Es kleidet ſie nicht einmal, wenn ſie ſo ausgelaſſen höflich ſein wollen, und ſie kommen dabei gleich mit ſo ſchwerfälligen, holprigten und vierundzwanzigſilbigen Anreden angezogen, daß man ihnen ins Geſicht lachen mögte. — Lieber Sohn, es iſt in jedem Stande, in jeder Lage des Lebens ſchön, ſich **über das Gewöhnliche zu erheben und auszuzeichnen**; in deinem Stande aber, in deiner Lage iſt es vorzüglichſchön. Mehrentheils, **wenn jemand weiß, daß er einmal viel werde und noch dazu werden müſſe**, thut er, **als wäre er es ſchon**. — Dis iſt das **gewöhnliche**. Verbinde du die Kenntnis deſſen, **was du einſt werden wirſt**, mit dem Gefühl, **daß du jezt noch nichts biſt**; — dis wird dich **auszeichnen**.

Habe aber deſſen ungeachtet deine Beſtimmung unaufhörlich vor Augen! Ach mein lieber Theodor, dis iſt das hauptſächlichſte, was ich dir zu ſagen habe. Denke ja nicht ſo — ich bin nun einmal ein gebohrner Erbprinz und muß einſt Fürſt werden; dis Volk muß mich, wenn mein Vater die Augen ſchlieſſt, für ſeinen Regenten erkennen, ich mag ſein, wer ich will, und wie ich will, und darf nicht einmal reden. Sieh, dis iſt doch der allernichtswürdigſte Ton, auf den eine Erbprinzenſeele geſtimmt ſein kann! Dagegen empört ſich jedes von allen den tauſendmaltauſend menſchlichen Gefühlen, welche der Schöpfer in unſern Buſen goß. Bei Gott, ich fürchte nicht, daß du auf eine ſolche Denkart verfallen könnteſt; aber laß mich dir es einmal ſagen — — Theodor, wenn dis möglich wäre —. **Theodor, wenn es möglich wäre . . .** die bloſſe Möglichkeit macht mich zittern . . . wie würde ich das Vorrecht verwünſchen, welches ein Fürſt dieſes Landes hat, in ſeinem Sohne ſeinen Nachfolger zu erblicken, — ein Vorrecht, worüber ich mich ſo unſchuldigherzlich freuen zu dürfen glaubte, weil ich gewis wuſſte, daß ich meinem Sohne kein böſes Beiſpiel gäbe und recht wacker für ſeine Erziehung ſorgte! Wie wäre jede meiner Hofnungen vereitelt, jede meiner Freuden zerſtört und aller Troſt meines Lebens weg! (mit gefaltenen und erhobenen Händen) Theodor! könnteſt du in mein Herz ſehen — alles wühlt und bebt in mir! So wäreſt du, mit dem ich zum zweitenmal zu leben anfing, der, der mir den Dolch in die Bruſt ſtöſſe und deſſen bloſſer Anblick mich zu Boden würfe! Theodor — rede, antworte, ſprich nur ein Paar Worte, aber ſprich ſie aus der Fülle deiner Seelen — — Gott Zeuge — deine Mutter Zeugin — ich Zeuge — — —

Theodor. (der auf ſeine Kniee fällt und die Hände in ſeines Vaters Schoſſe ringt.) **Vater — Mutter — GOTT** — — an jedem Morgen ſoll es mein erſter, und an jedem Abend mein letzter Gedanke ſein, daß ich einmal Fürſt werde! Aber ich will nicht denken — du biſt **dazu gebohren** — ſondern — **du muſſt es zu verdienen ſuchen.** — Lieben Eltern, (breitet ſeine Arme nach Vater und Mutter aus.) halten Sie mich bei meinem Wort — (ſpringt auf und ſtreckt ſich gen Himmel aus.) Du aber — allheiliger Geiſt der Geiſter — liebe mich nicht, ſegne mich nicht, mache mir den bloſſen Gedanken an dich fürchterlich, wenn ich wortbrüchig werde!

Ulrike. (die aufſteht und ihn an ſich drückt.) Gottes Segen über dich, o Theodor, — und deiner Mutter Segen!

Adolf. Setzet euch wieder, ihr Lieben! — Theodor, denke an dieſe Küſſe, die dir deine Mutter ſegnend gab! (umarmt ihn auch weinend) Und an dieſe Vaterthränen, welche auf dein Antlitz floſſen . . . (nach einigen Minuten, die unter heftigſter Bewegung Theodors verſtrichen.) Sieh, wie brav, wie übertriebenbrav die Völker gehandelt haben, daß ſie ihre Fürſtenſöhne gleich bei der Geburt für ihre künftigen Fürſten erklärten! Wahrlich, hiedurch haben ſie der Menſchheit ganzes Wohl aufs Spiel geſetzt. All das Unheil, das ſie ſo häufig drückt, rührt von dieſem einzigen Schritt her, den ſie in der herzlichſten Gutmeinenheit thaten. *Ohne redliche Dankbarkeit ihrer Fürſten dafür, iſt nun die Menſchheit verlohren.* Nur auf dem einzigen Wege iſt ſie zu retten, wenn der Fürſt denkt — *ich will nun meinen Sohn auch auf das edelſte erziehen* — und wenn der Prinz denkt — *ich will nun auch einer der edelſten Menſchen werden.* Theodor, laß uns beide ſo denken! Vorausgeſetzt, daß Väter und Söhne im Fürſtenſtande ſo denken, haben die Völker wohl daran gethan, ihn erblich zu machen. Dis

Zutrauen hatten ſie zu uns. Sie glaubten, ihre höchſte Dankbarkeit müſſe uns auch den höchſten Eifer einflöſſen, ſie noch immer mehr zu verdienen. Laß wenigſtens unſer Volk ſich nicht getäuſcht ſehen! Ich kann dir hiezu noch den allerſtärkſten Beweggrund aus der **Geſchichte unſerer eigenen Familie** nicht länger vorenthalten. Dis arbeitſame, treue und gutherzige Volk, das ich jetzt regiere und du einſt regieren wirſt, iſt faſt ſeit einem Jahrhundert von ſeinen Fürſten, die immer als Väter und Söhne einander ablöſeten, gar jämmerlich getäuſcht worden. **Es waren zwar unſre Väter, aber — wir haben wenig Ehre von ihnen.** Vom Urgrosvater an bis auf meinen Vater — keiner hat ſeine **Pflicht gethan.** Das kannſt du wohl glauben, daß ich zitternd ſo ſpreche, von meinem eigenen Vater ſo ſpreche; aber hier iſts um **Wahrheit** und **Volksglückſeligkeit** zu thun, und — **dieſe gehen noch über den Vater.** O weh, wenn ich daran denke! **Geaderlaſſt — geſchröpft — geblutigelt haben ſie dis arme unſchuldige Land!** Das war denn ein **Jahrhundert hindurch** der ſchöne Dank dafür, daß ſelbiges die Fürſtenwürde ihrer Familie zum Eigenthum auf Erben und Erbnehmern gegeben hatte! In Thränen ſchwimmend fand ich es — — in Thränen, die meine Väter wie Quellwaſſer aus ſeinen Eingeweiden herausgewäſſerkunſtet hatten . . . (hier ſtand Ulrike auf und ging in einen bedeckten Gang.) Wahrlich ein hundertjähriger Krieg hätte das Land kaum elender machen können, als ſie es gemacht hatten! Sieh, ſo müſſen wir wieder gutmachen, was unſre Vorfahren verſchuldet haben. Ich habe angefangen und du mußt fortfahren. Vier Fürſten auf einander, *in denen ſich ihr Volk betrog* — ſo müſſen wenigſtens auch einmal wieder zwei auf einander folgen, *die daſſelbe nicht täuſchen* . . . Hat die Nation das Erbrecht ihrer Fürſtenwürde ſonſt verflucht, ſo ſegne ſie es in uns wieder! Sie thue, als hätte ſie bei mir den letzten Verſuch damit gemacht und es nun bei dir aufs neue beſtätigt. Der Tag deiner Geburt ſei dieſer Beſtätigungstag geweſen; — mache, daß ſie ihn bejauchze, ſo lange ein Mann von ihr lebt. Strebe nach recht erleuchteten Kenntniſſen und nach ganz ausgezeichnet-vortreflichen Geſinnungen. *Fürſtenweisheit werde das Recht deiner Geburt zum Fürſtenſtuhl, und Fürſtentugend der Fürſtenhut, den du einſt trageſt!* Laß dir weder Stuhl noch Hut einſt geben, ſondern gib ſie dir ſelbſt. **In dir** habe die Anwartſchaft zum Regiment — **aus dir** beweiſe deine Anſprüche darauf — **durch dich** ſetze dich einſt in den Beſitz deſſelben. Thue immer, als würden am Tage meines Todes alle rüſtige und kräftige Männer in einer langen Reihe geſtellt, und als würde dann nur derjenige aus ihnen hervorgerufen, welcher an Kopf und Herz die übrigen alle überträfe. Erwäge, wie viel dazu gehöre, **der zu ſein, der aus Tauſenden hervorgerufen werde,** und erwirb dir das, was er haben muß, **wenn die Stimme der rufenden Nation** für ihn ertönen ſoll. Ich habe das Schickſal gehabt, daß ich mich ſelbſt zum Fürſten bilden mußte. Die Vorſtellung von der Erhabenheit meiner Beſtimmung ergrif mich mächtiglich. Ich hörte — ich las — ich dachte — ich betete. Es iſt mir gelungen, ein Gegenſtand der Liebe meines Volks geworden zu ſein und unter ſeinen Segenswünſchen zu leben; es wird mir gelingen, unter den Segensthränen deſſelben zu ſterben. Sieh, welchen Vorzug haſt du vor mir! **Du wirſt von Jugend auf zum Fürſten gebildet.** Ich mußte beides ſelbſt thun — **den Grund dazu an mir legen und darauf bauen.** An dir legt deine Erziehung dazu den Grund — was kannſt du werden,

den, wenn du darauf baueſt! Was muſſt du werden, da du alle deine Bemühungen gleich auf das Fortbauen verwenden kannſt! Sieh, ſo kannſt du offenbar noch beſſer werden, als ich; und ſo muſſt du auch ſchlechterdings noch beſſer werden, als ich.

Theodor. (der vor ſeinen Vater hintritt und die Arme ſinken läſſt.) Ach machen Sie mich nicht ſo äuſſerſt verlegen — (wird hochroth.)

Adolf. Ja Theodor, warum ſollte ich dir das nicht ſagen? Bei groſſen und wichtigen Beſtimmungen des Lebens hängt die wackere Erfüllung deſſelben mit einer edlen und zweckmäſſigen Erziehung zu ihnen ſehr genau zuſammen. Wohl dir, daß dir die letztere zu Theil wird! Alles, alles ſollſt du hören, was du als Fürſt einſt wiſſen muſſt; alles ſollſt du in Ausübung ſehen, was du als Fürſt einſt thun muſſt. Jeder Menſch hat ſeine Beſtimmung und kann nicht ruhig und glücklich ſein, wenn er ſie nicht redlich erfüllt. Deine Beſtimmung iſt eine der gröſſeſten und glänzendſten; aber der Unſeligſten einer würdeſt du werden, wenn du ſie nicht erfüllteſt Je gröſſer der Beruf, deſto ſchwerer die Rechenſchaft davon. Es gibt Fürſten, welche hierüber ſpotten, aber — ſie brandmarken ſich ſelbſt durch dieſen Spott. Es iſt wahr, man fordert ſie über die Verwaltung ihres Amts vor keinem Richterſtuhl der *Welt* zur Verantwortung; dieſe Sitte iſt leider abgekommen; — aber muß es denn auch grade die *Welt* ſein, die uns nur zur Verantwortung fordert? O Theodor, du kennſt die Macht deines eignen Herzens noch nicht; — das Herz des *Menſchen* iſt ſich mehr, als die ganze *Welt*. *Mir* ſelbſt bin ich Rechenſchaft darüber ſchuldig, was für ein Fürſt ich bin. Ich lege ſie mir ſelbſt gern ab; aber ich würde ſie mir auch ablegen müſſen, ich mögte wollen oder nicht. *Vor meinem Unterthanen* könnte ich entweichen, mich verbergen und verſchlieſſen; aber wie entwiche ich, wie verbärge und verſchlöſſe ich mich *vor meinem eigenen Herzen*? Sieh, dieſes Herz fordert mich an jedem Abend vor ſeinen ſtrengen Richterſtuhl und ſtellt mich zur Rede darüber, wie ich den Tag über geweſen bin. Freudenloſer, dürſtiger, blöſſer, verachteter, als mein allerelendeſter Unterthan wäre ich, wenn es mich verdammte! Habe du auch Achtung gegen dein Herz, und ſei, um gut zu ſein, keines andern Richterſtuhls benöthigt, als des ſeinigen. Und wenn dich auch einſt dein Volk, ſobald du Fürſt biſt, nicht abſetzen kann, du mögeſt ein Fürſt ſein, was du für einer wollſt; wenn aber dein Gewiſſen dich deiner Handlungen wegen des Fürſtenſtuhls für unwürdig erklärte: ſo würde dies ſchmach- und ſchandvoller für dich ſein, als wenn dich DIE GANZE NATION abſetzte . . . Und, Theodor — jenſeits des Grabes — — ach Theodor, jenſeits des Grabes, wo jeder empfangen wird, was ſeine Thaten werth waren — welche Richterſtühle ſtehen uns da bevor! Eben darum, weil wir hier nicht gerichtet werden konnten, werden wir dort gerichtet werden müſſen. Andre Menſchen ſchadeten ſich etwa ſelbſt nur und ſtraften ſich alſo auch ſelbſt dadurch; oder ſie ſchadeten einigen andern und wurden von uns dafür geſtraft. So haben ſie größtentheils ſchon empfangen, was ihre Thaten werth waren. Wir aber, wenn wir ſchlecht ſind, ſchaden Tauſenden, und es iſt unter ihnen allen niemand, der uns dafür züchtigt; wie müßten wir beben vor dem Uebergange in jener Welt, wo wir alles erſt noch zu empfangen hätten, was unſre Frevelthaten werth wären! — Theodor, wenn jemals dein eignes Herz nicht Kraft genug auf dich hat, vom Böſen dich abzuhalten: ſo denke an den Empfang deſſen, was deine Thaten werth ſind, da, wo wir ohne Hut erſcheinen ... Hier ſtehen wir auf der oberſten Stufe der Leiter der Geſellſchaft; dort aber werden wir, wenn wir gewiſſenlos regiert haben, nicht einmal auf der unterſten ſtehen, ſondern von der ganzen Leiter abgeſtoſſen werden, weil wir auch das bloſſe Daſein in der Geſellſchaft verwirkt haben . . . Unter allen Unſeligen in jener Welt müſſen die ſchlechten Fürſten die unſeligſten ſein; — denn ſie thaten hier das meiſte Böſe, und — blieben noch dazu ungeſtraft. Für den Unterthan, der hier ſeinen Mitbürger mordet, gibt es noch häufig einen Rabenſtein — — und — kein Rabenſtein, KEIN RABENSTEIN für den, der hier Tauſenden, wenn er ſie auch nicht mordete, doch das Leben ſo verleidete, daß ſie es ſich lieber ſelbſt nehmen mögten? Glaube du, unendlich mehr Qual, als der Tod auf dem Rabenſtein, wird das Leben ſchon an ſich und das bloſſe Gefühl von ſeiner Fortexiſtenz dem Fürſten werden, der als Unmenſch in jene Welt hinüberlandet . . .

Die Eindrücke, welche dieſe ſtarken Aeuſſerungen Adolfs auf Theodorn machten, waren mit nichten die gewöhnlichern. Man ſah ihm zwar allerdings empfundene Erſchütterungen an; aber mitten aus ſelbigen blickten **edles Selbſtgefühl** und **hoher Selbſttroſt** hervor, und ſeine ganze Mine ſprach gleichſam — **Vater, ſolcher Vorſtellungen bedarf ich nicht einmal.** „Meiner Unſterblichkeit gewis, hub er getroſt und freudig an, werde ich um ſo redlicher alle meine Pflichten erfüllen. In meinen Knabenjahren bereitete ich mir durch Rechtſchaffenheit ein frohes Jünglingsalter, — durch die Rechtſchaffenheit, welche ich nun als Jüngling ausüben will, werde ich mir ein glückliches Mannesalter verſchaffen — — und ſo, ebenſo bereite ich mir durch das ganze jetzige rechtſchaffenangewendete Leben eine ſelige Ewigkeit. Die Beſchaffenheit des künftigen Zuſtandes hat immer ihren Grund in dem vorhergegangenen. Aber, mein würdigſter Vater, und wenn auch kein Leben nach dem Tode wäre — ja, wenn auch ſogar kein Gott wäre, dennoch würde ich mich der Rechtſchaffenheit in jeder Lage meines Lebens auf das heiligſte befleiſſigen.“

Adolf. (der ihn haſtig an ſich zieht und an ſeine Bruſt drückt.) Brav und herrlich! So, mein lieber Sohn, ſo bleib geſinnet. Nun hat dein Vater genug und — dankt dir ſeine Ruhe.

Jetzt kam Ulrike zurück und brachte Rothen mit. Sie war ihm unter einem Berceau begegnet und hatte ihm daſelbſt ihren mütterlichen Dank auf das edelmüthigſte bezeigt. Rothe muſſte von ihr eine goldene Doſe mit Adolfs Bildnis und mit zweihundert Louisd'orn annehmen. Die Geſellſchaft theilte ſich nun. Ulrike brachte mit Theodorn den übrigen Morgen im Garten zu, während daß ſich Fürſt Adolf mit Rothen auf ſeinem Zimmer lange unterredete.

Adolf hatte ſeit vierzehn Tagen einen beſondern Kabinetsprediger. Dis war in den Augen ſeines Hofes ſowohl, als auch ſeines geſamten Volks eine ganz unerwartete Erſcheinung. Es fehlte ihm weder an Predigern noch Hofpredigern; auch war er ſonſt kein Freund von Verbergungen vor ſeinen Unterthanen. Niemand konnte deshalb ergründen, was er dabei für Abſicht habe. Die ſeitherigen Hofprediger hingen darüber die Naſen, und beſonders hing der alte

Generalſuperintendent, welcher den Karakter eines Oberhofpredigers hatte, ſeine Naſe am längſten. Bald nach Theodors Zurückkehr zur Reſidenz aber klärte ſich die Sache auf. Man ſah den Kabinetsprediger häufig in Geſellſchaft Riethens und des Erbprinzen, und plötzlich war die ganze Reſidenz davon voll, daß Theodor öffentlich kommunicirt habe. Fürſt Adolf führte nehmlich an einem Feſttage ſeinen Sohn ſelbſt in eine der Stadtkirchen, zu welcher ſich die ſtärkſte Gemeine hielt. Auf der Kanzel trat der neue Kabinetsprediger ganz unvermuthet auf und hielt eine ſehr vernünftige Rede über das Abendmahl. Als hernach die Abendmahlshandlung gehalten ward, miſchten ſich Fürſt und Erbprinz mitten unter das fromme Volk und umwandelten mit ſelbigem den Altar. Das Volk ſelbſt jauchzte darüber, daß es ſeinen künftigen Regenten am Altare geſehen und pries ſeinen Vater dafür noch dreimal ſeliger, als zuvor. Der Klerus aber fand ſich durch die ganze Art, wie die Sache eingeleitet worden, ſehr zurückgeſetzt und beleidigt. Kein Menſch wiſſe, hieß es, was für einen Glauben der Erbprinz eigentlich habe, ob er ein Idealiſt oder Materialiſt, ein Deiſt oder Atheiſt, ein Unitarier oder Trinitarier, ein Chriſt oder Nichtchriſt, ein Rechtgläubiger oder Ketzer ſei; niemand habe ihn präparirt, niemand examinirt; in der Beichte ſei er auch nicht geweſen; nun habe man ihn endlich zum erſtenmal im Tempel geſehen, und auch da hätte ein neumodiſcher Schwätzer die alten rechtſchaffenen Geiſtlichen, die es mit dem Herrn Jeſus noch ehrlich meinten, von der Kanzel verdrängen müſſen; Gott wiſſe, ob der Prinz je wieder in einen öffentlichen Tempel kommen werde, und überhaupt ſcheine es bei der ganzen Sache nur darauf angeſehen geweſen zu ſein, den Unterthanen blauen Dunſt damit zu machen. Adolf ließ hierauf auf mannigfaltige Weiſe bekannt machen, daß der Prinz vor ſeinen eigenen Eltern ſein Glaubensbekenntnis abgelegt habe, von dem Kabinetsprediger examinirt und für tüchtig befunden worden, und hernach bei dieſem auch zur Beichte geweſen ſei. Und als deſſen ungeachtet der Generalſuperintendent es noch für eine ſeiner letzten Gewiſſenspflichten am Rande ſeines Lebens hielt, den Fürſten ſelbſt über den ſo verſchrieenen Vorgang zur Rede zu ſtellen: ſo reichte ihm Adolf ſtatt des vertragenen Erbprinzenbeichtgeldes eine Aſſignation an ſeine Kammer auf hundert Dukaten jährlicher Zulage; worauf dieſer alte wackere Geiſtliche ſich nicht nur vollkommen beruhigte, ſondern auch einen Hirtenbrief an ſämtliche Pfarrer ſeiner Diöceſe ergehen ließ, worin er ſie von aller ihrer unzeitigen Furcht befreite und ihnen die Verſicherung gab, daß der Erbprinz ein Rechtgläubiger ſei. Uebrigens ward die Vorherſagung der erboſten Prieſter, daß Theodor nicht wieder in die Kirche kommen werde, von dem weiſen Adolf aus Liebe und Schonung für das Volk vereitelt. Er erklärte ſich über dieſen Gegenſtand an Rothen alſo:

„Seither ſollte Theodor noch in keine Kirche gehen, damit er nicht etwa irrige Religionsbegriffe zuerſt bekäme. Nun aber, da er die richtigen hat und ſich eigen gemacht hat, mag er in Kirchen gehen, in welche er will, mag jede Sekte beſuchen, die hier geduldet wird, und mag Juden, Heiden und Türken über die Religion reden hören. So leicht wird ſich nun an ſeine Seele nichts anhangen, was nicht an ihr hangen ſoll; und würde ja irgendwo ein Zweifel in ihm erregt: ſo wird er nicht ermangeln, ſolchen Ihnen mitzutheilen. Ich bin ſehr dafür, daß ein Fürſt den öffentlichen Gottesverehrungen ſeines Volks beiwohne. Er ſelbſt mag in ſeinem Herzen glauben, was er will; ſo handelt er doch weder weiſe noch gut, wenn er ſich von ſelbigen entfernet. Glaubt er an Gott:

wie ſollte es ſeiner eignen Seele nicht wohlthun, denſelben in Geſellſchaft ſeiner Unterthanen anzubeten? Geſetzt auch, daß man ſich in dem Tempel, wo er iſt, andre Vorſtellungen von Gott mache, als er; es iſt ja doch derſelbe Gott, und er kann ihn mitten im Volk unter ſeinen eigenen Vorſtellungen anbeten. Glaubt er nicht an Gott: ſo muß ihm doch wahrlich daran gelegen ſein, daß ſeine Unterthanen an denſelben glauben. In der geſamten Weltgeſchichte iſt mir noch kein ganzes atheiſtiſches Volk bekannt, und ich mögte wenigſtens nicht der Fürſt davon ſein. Das iſt nun ſo erwieſen, als daß zwei mal drei ſechs iſt, daß meine Unterthanen, wenn ſie erſt Gottes entbehren könnten, meiner noch weit mehr entbehren zu können glauben dürften. Muß aber dem Fürſten ſehr daran gelegen ſein, daß ſeine Unterthanen Gottesverehrer ſind, wie kann er ſie beſſer dazu machen, als — durch ſein Beiſpiel? Wahrlich, wenn ich auch Atheiſt wäre, ich verſündigte mich doch an meinem Volke dadurch nicht, daß ich aus ſeinen Tempeln bliebe! Kannſt du, würde ich mir an jedem Sonntagsmorgen zurufen, auch ohne Gott weiſe, rechtſchaffen und froh ſein: ſo können es deine Tauſende doch vielleicht nicht — oder vielmehr von jedem Hundert neun und neunzig *gewis nicht*. Und du ſollteſt ihnen den Grund ihrer Weisheit untergraben, die Stütze ihrer Tugend entreiſſen und die Quelle ihrer Zufriedenheit verſchütten? Ach, daß dis die Fürſten bedächten, welche man *in zehn Jahren in keinem Tempel, aber wohl wöchentlich zwei- dreimal im Komödienhauſe und auf dem Redoutenſaal* ſieht! Hiezu kommt, daß in unſern Landes- und Staatsverfaſſungen der Unterricht, der in den Kirchen gegeben wird, doch in der That noch der *einzige* iſt, den das Volk im *eigentlichen Verſtande* empfängt. Iſt er gröſtentheils noch dürftig und mager: ſo iſt er doch noch der einzige — etwas iſt beſſer als nichts — und wer iſt Schuld daran, daß er nicht wenigſtens jährlich beſſer wird? Sagen Sie mir nur einen andern Ort, wo der groſſe Haufe feierlich an ſeine Pflichten erinnert und zur Erfüllung derſelben aufgemuntert werde. Was ſollte denn aus ihm werden, wenn er auch dieſen nicht mehr hätte? Was hilft es aber, daß er ihn hat und haben kann, wenn er ihn nicht achtet? Achten aber wird er ihn nie gewiſſer, als — wenn auch ſein Fürſt demſelhen beywohnt. — Das hätten Sie wohl kaum geglaubt, lieber Rothe — ich bin ein recht eifriger Vertheidiger des geiſtlichen Standes. Verſtehen Sie mich wohl — der Geiſtlichen nicht, wie ſie ſo mehrentheils ſind nehmlich, ſondern ihres Standes. Ich glaube, daß man dieſes Standes in gewiſſen Staatsverfaſſungen entbehren könne, ſo wie auch des meinigen; aber in unſern Staatsverfaſſungen unmöglich. Es iſt nichts da, das ihn erſetzte. Vielmehr habe ich einen recht hohen Begrif von der Würde, Brauchbarkeit und Gemeinnützigkeit deſſelben unter uns. Alles Gute, das an den Seelen des Volks bewirkt werden ſoll, müſſte durch meine Geiſtlichen bewirkt werden können; denn — ſie ſind die einzigen, welche an das Volk reden, zu ſelbigem reden können, was ſie wollen, und dabei durch Beihülfe der Religion ein ſo groſſes Präjudiz des Anſehens für ſich haben. Dis iſt mein Begrif über die Würde ihres Standes. Was ich daran gearbeitet habe, meine Geiſtlichen zu dieſer eigentlichen Würde ihres Standes zu erheben, iſt unausſprechlich. Sie ſind auch beſſer, wie vor dreiſſig Jahren, aber lange ſind ſie das noch nicht, was ſie ſein ſollten. Hie und da habe ich ſchon recht wackere Männer unter ihnen, und ich will auch nicht ſterben, ohne die Hälfte dergleichen wenigſtens unter ihnen zu haben. Theodor wird vieleicht lauter ſolche einſt haben. Der alte Generalſuperintendent iſt mir vorzüglich dabei noch immer im Wege. Ich habe ihn ſchon mit einem recht anſehnlichen Gehalt jubiliren wollen, aber der alte Hannas will nicht daran. Vieleicht jubilirt ihn Gott bald. Seinen klügern Nachfolger habe ich ſchon, und alsdann ſoll es haarſcharf über die weitere Reform meiner Geiſtlichen hergehen, und es ſoll mir kein Schuft mehr von Kandidaten, der ein Ignorant oder ein Polterer iſt, in eine Pfarre ziehen, oder ich will — —

Ein Kammerdiener. (der ins Zimmer tritt.) Durchlaucht, der alte Geheimerath Zensdorf wird Ihnen aufwarten. Er ſitzt drauſſen und kann keine Luft kriegen.

Adolf. (während daß Rothe davonſchleicht.) An dem hats noch gefehlt!

Adolf. (gleich wieder weichmüthig und an Zensdorf tretend.) Was machen Sie? Was iſt Ihnen?

Zensdorf. (keuchend.) Die Treppen, die Treppen! -- aber nun geht es ſchon wieder. (geht mit dem Fürſten ins Zimmer und macht den Mund weit auf, während daß er ſich auf ſeinen Stock ſtützt.)

Adolf. Nicht ein Wort eher, bis Sie ſich geſetzt haben.

Zensdorf. (der Platz nimmt.) Wenn ich auch nicht die Durchlauchtige Prinzeſſin Anne heute beſucht hätte: ſo hätte ich doch hereilen gemuſſt. Ich hatte zu Hauſe weder Ruhe noch Raſt. —

Adolf. Das thut mir weh. Ich hätte Ihnen ja können meine Hofärzte ſchicken.

Zensdorf. (eifrig.) O dieſer bedarf ich nicht! Sie könnten mir auch alle nicht helfen; denn ich bin aus Alter ſchwach und es iſt mir nichts weiter übrig, als zu ſterben. So mögte ich denn noch gern erfahren, was der gnädige Erbprinz nun für einen Glauben hätte. Wie ich höre, hat er ſchon kommunicirt.

Adolf. Er hat denſelbigen Glauben, welchen Jeſus gehabt hat.

Zensdorf. (wie irre gemacht.) Wie? den Glauben, welchen Jeſus gehabt hat? Alſo nicht den Glauben an Jeſum?

Adolf. Wie Sie wollen; den Glauben an Jeſum oder den Glauben Jeſu . . .

Zensdorf. (mit belehrender Mine.) Ei vergeben Höchſtdieſelben gnädigſt, das kann ja unmöglich einerlei ſein. So hätte ja Jeſus an ſich ſelbſt geglaubt.

Adolf. Auch das! Jeſus muſſte doch wohl eher an ſich ſelbſt glauben, ehe er verlangen konnte, daß andre an ihn glauben ſollten.

Zenodorf. Das iſt mir altem Manne zu ſubtil.

Adolf. Gar nicht; es iſt vielmehr äuſſerſt in die Augen fallend. Ehe ich fordre, daß ein andrer das, was ich ihm ſage, für Wahrheit halten ſoll, muß ich ſelbſt überzeugt ſein, daß es Wahrheit ſei. Jeſus behauptete gegen andre, daß er die einzigwahre Religion lehre; ſo muſſte er ſie erſt in dem Innerſten ſeiner eignen Seele auch für einzigwahr halten. Es wäre ja ſchrecklich, zu denken, daß er eine andre Religion geglaubt und eine andre gelehrt habe.

Zenodorf. Ei erlauben Ihro Durchlaucht gnädigſt, von dieſer Art vom Glauben rede ich nicht.

Adolf. Das iſt aber der rechte Glaube an Jeſum — zu glauben, daß er die einzigwahre Religion gelehrt habe, die er ſelbſt für die einzigwahre hielt. Alsdann glaubt man an Jeſum und glaubt auch wie Jeſus.

Zenodorf. Ich meine den Glauben an Jeſum, daß er alles für uns gethan und gelitten habe und für uns geſterben ſei.

Adolf. Auch den hat mein Sohn. Wer für die Wahrheit leidet, leidet auch für meinen Sohn, und wer für die Sache der Menſchheit ſtirbt, ſtirbt auch für meines Sohnes Sache.

Zensdorf. Nun aber, auf ſolche Weiſe kann ja Jeſus unmöglich an ſich ſelbſt geglaubt haben, und ſo iſt es alſo ſehr verſchieden — glauben, wie Jeſus, und glauben an Jeſum.

Adolf. Warum denn nicht? Wenn wir glauben ſollen, daß Jeſus für uns gearbeitet und gelitten habe: ſo muß er es doch auch wohl ſelbſt geglaubt haben, daß er für uns arbeite und leide?

Zensdorf. Das wohl; aber ich meine ſo — alsdann käme es heraus, daß Jeſus auch für ſich alles gethan und gelitten habe.

Adolf. Auch das. Allerdings verhält es ſich ſo.

Zensdorf. (im gröſten Eifer.) Um Gottes willen Ihro Durchlaucht, Jeſus war kein Sünder, ſondern der Heiland der Sünder.

Adolf. Nun, um ſo mehr hat er zuförderſt alles für ſich ſelbſt gethan und gelitten; oder deſto mehr Ehre und Segen muß er in dieſer und in jener Welt von ſeinem Thun und Leiden haben. Den gröſten Segen

gen von ſchönen Handlungen und grosmüthigen Leiden für andre hat allemal der Thäter und der Dulder ſelbſt. Das muß ja ſo ſein. Das bloſſe Bewuſſtſein, ich leide für ſie, gibt mir ja eine weit höhere Glückſeligkeit, als alle die, denen ich nütze und für die ich leide, durch mein Thun und Leiden erhalten können. Welche Glückſeligkeit iſt denn reiner — mir wird genützt oder ich nütze — ich werde glücklich gemacht oder ich mache glücklich? Alſo, den erſten, höchſten Segen von allem ſeinen Thun und Leiden bekam Jeſus ſelbſt. Das ſteht auch in der Bibel und muſſte auch darin ſtehen. Er erniedrigte ſich ſelbſt und ward gehorſam bis zum Tode, ja zum Tode am Kreutz. — Nun hören Sie, was folgt — darum — alſo darum hat ihn auch Gott erhöhet u. ſ. w.

Zensdorf. (konfus.) Aber gebüſſt hat er doch nicht für ſich ſelbſt?

Adolf. Bewahre Gott — daran iſt gar nicht zu denken.

Zensdorf. Aber für andre hat er doch gebüſſt?

Adolf. Freilich hat er büſſen müſſen, was der Aberglaube, die Faulheit, der Hang zur groben Sinnlichkeit und die Bosheit verſchuldet hatten. Die Menſchen hätten ſchon viel weiter ſein können, wenn ſie und ihre Führer, die Prieſter, gewollt hätten. Aber ſo muß ein erleuchteter Weiſer ſich von ſeinen Zeitgenoſſen verkennen und verſchreien laſſen, ihre Blindheit büſſen und ein Opfer derſelben werden. Und ſo muß ein ausgezeichneter Rechtſchaffener ſich von Schlechtdenkenden verfolgen und unterdrücken laſſen, ihre Misgunſt, Rachſucht und Schadenfreude büſſen und für ſie bluten, wie ein Lamm auf der Schlachtbank.

Zensdorf. (in deſſen Siſtem dis alles nicht paſſt.) Meine Seelenkräfte ſind zwar zu ſchwach, dis alles umſtändlich zu beantworten; ich höre denn aber doch wohl, was ich höre. Das iſt das neumodiſche Chriſtenthum, wogegen Ihr treuer Seelſorger, der Generalſuperintendent, der auch ſo ein alter ehrlicher Mann iſt, wie ich, ſeit Jahren ſchon ſo eifert. Er ſeufzt, wie ich, über die Religion des künftigen Regenten.

Adolf. Seit wann haben Sie ihn zum leztenmale geſprochen?

Zensdorf. Es wird acht Tage ſein; da war er bei mir und übernachtete.

Adolf. Nun, wenn Sie ihn nun wieder ſprechen werden, wird er nicht mehr darüber ſeufzen.

Zensdorf. Wie ſo, Ihro Durchlaucht?

Adolf. Weil er vor kurzem bei mir geweſen iſt, und ich ihn vom Gegentheil vollkommen überzeugt habe. Ich kann mit Recht ſagen — er hat den Glauben in die Hand bekommen, daß der Prinz ein Rechtgläubiger ſei.

Zensdorf. Darüber erſtaune ich und würde es ſehr in Zweifel ziehen, wenn Ihro Durchlaucht es nicht verſicherten.

Adolf. Ja ja, wie ich ſage. Fragen Sie ihn nur bei erſter Gelegenheit ſelbſt und — berufen Sich dabei auf mich. — Ich muß geſtehen, der alte wackere Mann hat dadurch viel bei mir gewonnen, daß er in ſeinem hohen Alter doch noch ſo lenkſam iſt. Aber bei der wahren Gelehrſamkeit und bei dem ächten Eifer für die Ehre Gottes wird man diß mehrentheils finden, daß die Leute lenkſam ſind.

Zensdorf. (auf dem Fauteil hin und her rückend.) Hum, darüber kann ich gar nicht fertig werden. Vor acht Tagen ſagte er mir noch ganz unverhohlen und völlig überzeugt, der Prinz werde ein purer Naturaliſt — und nun glaubte er grade das Gegentheil?

Adolf. Nun, das geht ja doch ſehr natürlich zu. Damals hatte er meine Gründe noch nicht gefühlt.

Zensdorf. Ihro Hochfürſtl. Durchlaucht, der Erbprinz wäre alſo würklich ein Chriſt?

Adolf. Ein rechter ächter Chriſt iſt er.

Zensdorf. Aber gnädigſter Herr, er hat ja doch kein Glaubensbekentnis öffentlich abgelegt, wie Höchſtdieſelben gethan haben?

Adolf. Das ſchadet nicht; das ſoll er in Zukunft erſt noch ablegen.

Zensdorf. Vergeben Ihro Durchlaucht, er hat ja aber nun ſchon kommunicirt. Dis hätte ja nachher geſchehen ſollen.

Adolf. Ich wüſſte nicht, warum; iſt er doch eher getauft worden, ehe er noch ein Wort von allem wuſſte, worauf er getauft werde. — Sehen Sie, lieber Geheimerrath, ich weiß zwar recht gut, daß man mich erſt ein ſehr feierliches Glaubensbekentnis ablegen laſſen, ehe ich kommunicirt habe; allein ich bin hierüber ganz andrer Meinung geworden, nachdem ich mich mit dem Lauf der Welt näher bekannt gemacht habe. Ich habe drei öffentlichen Glaubensbekentniſſen, die Erbprinzen ablegten, ſelbſt beigewohnt. Sie ſagten ſie ohne Anſtos her und deklamirten ſehr gut; und ganze Bürgerſchaften hätten in Freudenthränen dabei zerflieſſen mögen. Als dieſe Herren aber hernach Fürſten wurden, ſtand in ihrer Regierung kein Wort von dem ganzen abgelegten Glaubensbekenntnis: Was war denn nun der ganze feierliche Aktus für ihre Völker geweſen? Dieſe hatten alſo das Glaubensbekenntnis ihrer Fürſten einsmals gehört; es wäre ihnen aber mehr damit gedient, wenn ſie es nun ſähen. Meinen Gedanken nach kann ein Erdprinz ſein Glaubensbekentnis nicht eher auf eine für ſein Volk überzeugende Weiſe ablegen, als — bis er zur Regierung kommt. Da, da *ſehen* die *Unterthanen ſeinen wahren und eigentlichen Glauben in ſeinen Werken.* So mag denn alſo für meinen Theodor die öffentliche Ablegung ſeines Glaubensbekentniſſes auch ſo lange verſchoben bleiben, bis er nach meinem Tode das Regiment antritt. Dann ſoll er es aber nicht blos auf eine Stunde, ſondern lebenslang ablegen, und dann ſoll mein Volk einmal ſehen, nicht hören, ſondern *ſehen*, wie ſo herrlich er beſtehen werde.

Zensdorf. Das iſt ſehr ſchön; das gebe Gott! Es hätte ja aber beides geſchehen können; das Volk hätte ſein Glaubensbekentnis erſt hören und dann ſehen können.

Adolf. Ich ſehe nicht ein, wozu das genützt hätte. Dazu höchſtens — daß meine Unterthanen erfahren hätten, daß der Prinz gut auswendiglernen könne. Und das können ſie ja doch wohl ſo einem lebhaften jungen Menſchen zutrauen, daß er einen einen halben Bogen werde auswendiglernen können . . . Ueberhaupt bin ich gar nicht für das Reden, ſondern für das Thun. Vom Hören haben die Unterthanen nichts, und wenn ihr Fürſt ihnen noch ſo viel verſpricht und ſich dazu vermiſſt und verſchwört; vom Sehen aber haben ſie viel, wenn er weiſe und gütig, und täglich immer weiſer und gütiger regiert.

Zenodorf. Höchſtdero Unterthanen mögten nur gern auch jetzt ſchon das Glaubensbekentnis ihres künftigen Regenten wiſſen.

Adolf. Ei, ſie müſſen ſich auch gedulden können. Müſſen ſie ſich doch gedulden, zu wiſſen, wie er einſt regieren werde? Uebrigens haben ſie ihn an einem ihrer Altäre geſehen, und werden ihn künftig fleiſſig in allen ihren Tempeln ſehen.

Zenodorf. (ſehr holdſelig.) Alſo wird der Durchlauchtigſte Erbprinz doch in die Kirche gehen?

Adolf. Die Frage müſſte ich Ihnen bald übel nehmen, guter Greis. Was denken Sie? Glauben Sie etwa, daß ich dieſe Häuſer zu einer Art von Zwingern baue, in die man nur das Volk zuſammentreibt?

Zensdorf. Vergeben Höchſtdieſelben! Aber in alle Tempel ſoll der Erbprinz gehen?

Adolf. Ja, in alle. Es ſoll auch nicht eine einzige Parthei und Sekte, die ich dulde, ſein, mit welcher er nicht zuweilen Gott anbete.

Zensdorf. Aber gnädigſter Herr, da könnte er leicht Irrlehren aufnehmen . . .

Adolf. Darüber ſein Sie unbeſorgt. Es ſoll gewis nichts an ihm haften, was dem Glauben, den er nun hat, entgegen iſt. Aber — alles hören und geglaubt werden laſſen ſoll er können. Sogar in den Judentempel ſoll er jährlich einigemal gehen.

Zensdorf, (ſeinen Stock in die andre Hand nehmend.) Ach Ihro Durchlaucht, das wäre zu viel Ehre für dieſes ungläubige Volk, wenn der künftige chriſtliche Fürſt ihrem von Gott ſelbſt verworfenen Gottesdienſt beiwohnte.

Adolf. Sagen Sie mir doch — beten denn dieſe Ungläubigen nicht für ihn? Warum laſſen wir ſie denn öffentlich beten für ihn und für mich, wenn Gott ihr Gebet ein- für allemal verworfen hätte? Geben ſie denn nicht ihr Schutzgeld dafür, daß ſie öffentlich den Gott ihrer Väter, der auch unſer Gott iſt, verehren dürfen? Alſo dazu wären ſie gut genug? Nein, **den Tempel, welchen ein Fürſt erlaubt, muß er ſich auch nicht ſchämen zu beſuchen.**

Zenodorf. Ich bin auch immer dagegen geweſen, daß Juden hier ſich niederlieſſen.

Adolf. Ich nicht. Ich habe ſo gedacht — **Gott gönnet ihnen die Sonne; ſo muſſt du ihnen die Erde gönnen.** Raubthiere ſind ſie nun einmal nicht; daß etwa dieſer Schluß nicht anwendbar auf ſie wäre. — Lieber Alter, dadurch wird erſt wahre Treue und vereinigte Rechtſchaffenheit ſämtlicher Unterthanen, ſo verſchieden auch ihre Religionen ſind, gegen ihren Fürſten, und herzliche Liebe, Eintracht und Menſchenfreundlichkeit unter ihnen ſelbſt gegen einander bewirkt, wenn eine Glaubensparthei wie die andre den Fürſten in ihrem Tempel ſieht und zuweilen mit ihm betet. Unter allen Mitteln, **auch den groſſen Haufen tolerant zu machen**, ſticht dis beſonders hervor.

Zenodorf. Nun, ſo wird doch der gnädigſte Erbprinz gewis in der Kirche ſeiner Religion am öfterſten gehen.

Adolf. (ſich vergeſſend.) Ja, Lieber, in welche ſollte er da wohl am öfterſten gehen? Theodors Religion wird in allen hieſigen Tempeln gelehrt.

Zensdorf. (der zuſammenfährt.) Ich denke, der Erbprinz ſei ein Chriſt, und zwar von unſrer Parthei? Nun da! Ach Gott, ach Gott!

Adolf. (der ſich nun lieber nicht ſo vergeſſen hätte.) Guter Greis, eine Frage — Merken Sie mir denn gar nicht an, daß ich wünſchte, daß Sie über dieſe Art von Gegenſtänden nie wieder mit mir ſprächen?

Zensdorf. (aufſtehend.) Nun, es ſoll nun auch wahrlich das letzte mal geweſen ſein! — Ihr alter treuer Diener thut aber auch noch eine Frage — wer hat denn den Erbprinz in der Religion unterrichtet?

Adolf. Der Hofrath Rothe.

Zensdorf. (laut.) Der Hofrath Rothe? J das iſt ja kein Geiſtlicher?

Adolf. Das iſt auch nicht nöthig. Beſchämt er doch in Anſehung ſeiner Religionskenntniſſe viele meiner Geiſtlichen.

Zensdorf. Der Hofrath Rothe?

Adolf. (ſehr vernehmlich.) Ja, der Hofrath Rothe!

Zensdorf. (nach der Thüre ſich wendend.) Nun, ſo ſage ich nichts. — Und bei wem hat denn der gnädigſte Erbprinz gebeichtet?

Adolf. (ohne völlige Attention.) Bei dem Hofrath Rothe.

Zensdorf. (überlaut.) Bei dem Hofrath Rothe — gebeichtet bei dem Hofrath Rothe? Hat denn der auch einen Beichtſtuhl? Barmherziger Gott, was höre ich alles!

Adolf. Ich verſprach mich und wollte ſagen — bei meinem Kabinetsprediger. Ich will es Ihnen aber grade heraus ſagen — Theodor hat gar nicht eigentlich gebeichtet, und ich bin überhaupt willens das ganze Beichtweſen abzuſchaffen.

Zensdorf. (wankend.) Das wollen Ihro Durchlaucht thun? Ach, ich alter Mann habe über ſechzig Jahre gebeichtet und ſoll nun nicht mehr beichten — —

Adolf. Ich will es Ihnen ja nicht wehren und will es keinem wehren. Aber ich denke, es ſollen ſo wunderviel nicht ſein, die darauf beſtehen.

Zensdorf. (die Hände gen Himmel.) Herr Jeſus, deine Beichte ſoll abgeſchaft werden; nun wirds an dein Abendmahl auch wohl kommen — nimm doch meinen Geiſt auf!

Adolf. (verdrüslich.) Was ſagen Sie damit? Schämen Sie ſich! Wo hat Jeſus die Beichte befohlen? Der Aberglaube hat ſie aufgebracht — die Gewinnſucht erhält ſie. Sie hat nur ein einziges Argument für ſich — das Beichtgeld . . .

Hier ſtolperte der alte Zeusdorf fort. In der Thür beſann er ſich noch, drehte ſich um, machte eine ſtumme Verbeugung, ſtolperte weiter und ließ ſich gradeswegs zum Generalſuperintendenten fahren.

Adolf. (zu Rothen hernach.) Nun habe ich den Alten böſe gemacht und es iſt mir ſchon wieder leid. Unſre Sachen waren ſo gut eingelenkt und ich hatte mich gedrehet und gewunden, und wir wären gewis gut aus einander gekommen. Mit einemmale vergaß ich mich und machte durch ein Paar Worte alles wieder ſchlimm. Hernach ward er albern, und ich hitzig. Inzwiſchen wäre ich auch nicht im Stande, jemals weiter ſeine Salbaderei anzuhören. Und ſo iſt's von dieſer Seite ebenſo gut, wenn er nie wieder zu mir kommt. Da fällt mir aber ein, daß er ſagte, er käme von der Prinzeſſin Anne. Was mag er doch bei dieſer machen?

Rothe. Er ſoll ſeit einiger Zeit faſt täglich bei ihr ſein.

Adolf. Der alte Zehsdorf?

Rothe. Ja, ich weiß es zuverläßig.

Adolf. Was macht er aber bei ihr?

Rothe. Die Prinzeſſin hat ihn zum Proſeliten angeworben.

Adolf. (ſchlägt die Hände zuſammen.) Nun, das iſt ja zum Lachen! Das iſt auch wahrhaftig das Beſte für ihn, daß er mit der alten Tante fleiſſig Betſtunde hält. Das kann man ihm laſſen. Hm! über das Aennchen!

Rothe. Die Proſelitenmacherei ſoll aber, wie ich höre, noch weiter gehen . . .

Adolf. (lächelnd.) Sie ſcherzen doch?

Rothe. Gewiß nicht; es ſollen noch viel andre aus der Stadt zum geiſtlichen Klub bei der Prinzeſſin ſich halten.

Adolf. (ernſthaft.) Das wäre arg.

Rothe. Man hat mir ſogar ſagen wollen, daß verſchiedne Geiſtliche dabei geſehen worden.

Adolf. (heftig.) Nun, einen ärgern Streich könnte mir die alte Fee nicht ſpielen, als wenn ſie mir hier noch ſolchen Unfug anfinge!

Alles, was Rothe dem Fürſten referirt hatte, war mehr denn zu wahr. Die Prinzeſſin Anne, welche der weiſe und tolerante Adolf nicht nur in ihrem Betſtundenweſen, ſondern auch in ihrem ganzen übrigen Weſen ungeſtört, ja ſogar unbeobachtet gelaſſen hatte, kam, ſobald ſie durch ihre Kundſchafter von den Religionsgrundſätzen, welche der regierende Herr hege und der Erbprinz annehmen ſollte, vollſtändiger benachrichtigt worden war, auf einen ganz ſonderbaren Einfall. Sie fand nehmlich eine auſſerordentliche Schickung Gottes darin, daß ſie grade um dieſe Zeit im Lande ſein müſſe, und betrachtete ſich als das Rüſtzeug, welches Gott auserwählt habe, dem Naturaliſmus und der Freigeiſterei, welchen nun recht feierlich Thüre und Thor geöfnet werden ſollten, ſich mit aller Macht entgegen zu ſtellen. Ihre Lebensgeiſter wurden hiedurch noch einmal ſo in Rege geſetzt, daß ſie dieſen Einfall ihrem Kaplan mittheilte, der ihn auf der Stelle für eine göttliche Eingebung erklärte. „Man findet dis mehrentheils, ſetzte ſelbiger hinzu, daß Gott dergleichen Anſtalten trift, um die reine, ſeligmachende Lehre nicht verdrängen zu laſſen. Auf der einen Seite machen Menſchen Anſtalten hiezu, und auf der andern müſſen Menſchen Gegenanſtalten machen. So kam grade um die Zeit, als die gottloſen Socinianer, welche das vollgültige Verdienſt Chriſti leugnen, ſich auszubreiten anfingen, das

Herrhutiſche Völklein erſt recht empor, das einzig und allein in Jeſu Wunden und Seitenhöle ſeine Seligkeit ſucht. Dieſes iſt recht eigentlich dazu von Gott geſendet, um den verruchten Socinianern Einhalt zu thun, Grenzen zu zeichnen und an Gottes ſtatt zuzurufen — bis hieher ſollt ihr kommen, und nicht weiter. Da nun Höchſtdieſelben, als eine ſo religiöſe und fromme Dame, grade auch um dieſe Zeit hier im Lande ſind, zu welcher die Freigeiſterei recht unter öffentlichem Schutz allhier um ſich greifen ſoll: ſo iſt kein Zweifel, daß Gott Ihro Durchlaucht dazu auserkohren habe, dis nach allen Ihren Kräften zu verhindern. Und da vollends Höchſtdieſelben ſelbſt auf dieſen Gedanken gerathen ſind: ſo iſt mehr denn zu ausgemacht, daß irgend ein Engel, den Gott ausdrücklich an Sie abgeſchickt, Ihnen denſelben im Traum unter den Fus gegeben und offenbaret habe. Der regierende Fürſt eines Landes neigt ſich zum Unglauben, läſſt ſeinen Erbprinz dazu erziehen und bringt ihn dadurch zuverläſſig auch unter ſein Volk — — und — eine Prinzeſſin aus demſelben Fürſtlichen Hauſe empfängt von Gott den Beruf, ſich mit ihrer Frömmigkeit und Rechtgläubigkeit im Stillen dagegen zu ſetzen — — erwägen Ihro Durchlaucht einmal, welch ein heiliger Beruf dis ſei! Und niemand kann dis auch beſſer bewirken, als Sie. Höchſtdieſelben dürfen nur erlauben, daß jedermann in unſre geiſtlichen Stunden und Andachtübungen kommen möge, wer da wolle. So ſollen Sie einmal ſehen, was für ein Zulauf ſein werde. Ich ſelbſt habe ſchon von manchem Bürger gehört, daß er gern dabei wäre, und die Kutſcher haben mir das nehmliche geſagt. Auch gibt es hier einige unter den Geiſtlichen, die ſehr für die gottſeligen Zuſammenkünfte nach unſrer Art ſind. Ließen ſich's Ihro Durchlaucht vollends etwas koſten — (ringt die Hände.) Höchſtdieſelben haben ſich's ja wohl eher Gotte zu Ehren etwas koſten laſſen — ſo könnte es nicht fehlen, daß wir bald bei Hunderten beiſammen ſein wollten."

Dieſem zufolge ging nun die gottſelige Werbung an. Ein öffentliches Schild auszuhangen wagte man nicht; der Kaplan aber nahm es auf ſich, die Sache mit Enthuſiasmus im Stillen zu betreiben. Er wendete ſich zuförderſt an die Nachbarn nebenan, gegenüber und hintenheraus, denen das alltägliche Singen zu Ohren kam, und lud ſie in die andächtigen Zuſammenkünfte ein. Hernach machte er ſich an die Handwerker, welche für die Prinzeſſin arbeiteten, ſeten, und an die Krämer, die ihr die Waaren lieferten. Unter alle dieſe Leute verſchenkte er eine groſſe Menge von ſchwärmeriſchen Büchern, welche dazu hinreichend waren, ihnen den Grad von Verſtandesverrückung zu geben, deſſen ſie bedurften. Bald ward es zum Geſetz gemacht, daß, wer für die Prinzeſſin arbeiten wollte, auch ihre Erbauungsſtunden beſuchen müſſe. Man bezahlte dafür dieſe Leute wacker; und diejenigen Kaufleute, welche zum geiſtlichen Klub kamen, empfingen ihre Rechnungen über Waarenlieferungen ohne allen Abzug bezahlt, ſie mogten Preiſe ſetzen, welche ſie wollten. Wo der Kaplan von einer armen Familie hörte, da beredete er die Prinzeſſin Anne, daß ſie die Kinder derſelben kleiden lieſſe; und die Bedingung dabei war allemal, daß die Eltern ihren Privatandachten beiwohnen muſſten. Ebenſo, wo jemand krank war, der nichts an ſich wenden konnte, ward ihm auf Koſten der Prinzeſſin Arzt, Chirurgus und Apotheker gehalten; wogegen er ſich nach erlangter Wiedergeneſung verbindlich machen muſſte, zum heiligen Konventikel zu kommen. Auch beträchtliche Almoſen an baarem Gelde und ſogar Vorſchüſſe wurden denjenigen gereicht, welche ſich zu Proſeliten angaben. Bei ſo anſehnlichem Handgelde konnte es nicht fehlen, daß die Heiligenwerbung gut von ſtatten ging. Die kleine Auserwähltenzahl wuchs ſchnell zu einigen Kompagnien an, und es fehlte dem Kaplan nun blos noch an einigen Helfershelfern, um das Bataillon vollzählig zu machen. Auch dieſe fand er an einigen Geiſtlichen der Reſidenz, welche lange ſchon mit dem heiligen Unſinn, den ſie predigten, den Beifall ihrer vernünftigern Mitbürger verfehlt hätten. Dieſe ſchlugen ſich theils aus Schwärmerei, theils aus Beutelſchneiderei zu ihm, und löſeten ihn ſogar in ſeinen heiligen Amtsgeſchäften zuweilen ab. Jeder derſelben brachte einige Fleiſcher, Pfefferkuchenbecker, Schuſter und Schneider aus ſeiner Parthei mit zur Gemeine der Heiligen. Bald ward das Verſammlungszimmer zu klein, und Prinzeſſin Anne ließ es nun noch zweimal ſo viel erweitern. Da hielt dann nun bald ſie ſelbſt, bald ihr Kaplan, bald einer der Stadtgeiſtlichen den ſeraſiſchen Vortrag. Zuweilen machte auch wohl ein Schuſter oder Becker den Seraf, ſobald er zu erkennen gab, daß er ſich inſpirirt fühle. Es war faſt unglaublich, wie dieſe Art von Schwärmerei und geiſtlicher Narrheit um ſich grif. Das Fleckfieber, wenn es in die Reſidenz gedrungen wäre, hätte in ſo kurzer Zeit nicht ärger überhand nehmen können. Binnen vier Wochen gab es keine Gaſſe und kein Gäßchen daſelbſt, wo nicht Frömmler wohnten. So, wie die Glocke der Erbauungsſtunden ſchlug, ſah man ſie bald einzeln, bald familienweiſe nach dem Palais der Prinzeſſin Anne ziehen; da dann alle häuslichen Arbeiten und alle bürgerlichen Berufsgeſchäfte derſelben liegen blieben. Die Geiſtlichen ſowohl, als die übrigen Honoratioren wurden oft von der gottſeligen Anne zur Tafel gezogen, wo es ihnen ſamt und ſonders noch beſſer zu behagen ſchien, als im Andachtſaal. Endlich hörte der alte Zensdorf hievon und hielt es auf der Stelle für einen Antrieb des heiligen Geiſtes, mit der alten Prinzeſſin gemeinſchaftliche Sache zu machen. Er erzählte ihr die ſchrecklichen Entdeckungen, welche er ſchon in vorigen Zeiten bei häufigen Unterredungen mit dem Fürſten über ſeine eigne und Theodors künftige Religion gemacht habe, weiſſagte dem ganzen Lande die fürchterlichſten Strafgerichte Gottes, welche daſſelbe deßhalb nothwendiger Weiſe treffen müßten, und ſetzte hinzu, daß alle chriſtliche Lots jetzt noch zur höchſten Zeit ſich vereinigen müßten, durch ihr anhaltendes Gebet das neue Sodom zu erretten. Nun ſtieg der pietiſtiſche Enthuſiasmus der Prinzeſſin auf das höchſte.

Sie beſchloß, das Bataillon des Frommen wenigſtens zu einem Regiment zu vermehren, ernannte ſich ſelbſt zum General darüber und den alten Zensdorf zum Oberſten, der es kommandiren ſollte. Die ganze ſchwärmende Geſellſchaft empfing von ihr den Nahmen der Fünfwundenleute. Die Mutterloge und Hauptverſammlung derſelben ſollte nach, wie vor, in dem Palais der Prinzeſſin ſelbſt bleiben, und hieß die Loge zu den heiligen fünf Wunden Jeſu. Auſſer derſelben ſollten auch noch zwölf Tochterlogen und Unterkonventikeln in den Häuſern der vornehmſten Mitglieder geſtiftet werden, von denen die eine zum Blute Jeſu, die andre zu den Nägelmahlen Jeſu, und noch eine andre zur Seitenhöhle Jeſu benannt ward, u. ſ. w. Der alte Zensdorf war in ſeiner Anwerbung unermüdetthätig und über ſeine eigne Erwartung glücklich. Er hatte noch immer viel Anhang unter den Räthen und Hofbedienten von ſeinem Alter und machte auch verſchiedene von dieſen zu Proſeliten. So ſtand die Sache der Heiligen; ſo war alles in der vollkommenſten Gährung, und ſo wimmelte die Reſidenz ſchon von Fünfwundenbrüdern und Fünfwundenſchweſtern, als Fürſt Adolf erſt davon Nachricht erhielt.

Schmidt fand nehmlich, als er von dem Landhauſe mit dem Erbprinz zurückkam, ſeine Frau ganz und gar verändert. Das ſonſt ſo heitre, redſelige Weib ging wie vor den Kopf geſchlagen, ſprach wenig, ſeufzte viel und ließ in ihrer Wirthſchaft alles buntüber gehen. Lief er gegen Mittag oder in den Nachmittagsſtunden im Vorbeigeſchicktwerden etwa an ſein Haus mit heran: ſo traf er ſie nicht. Kam er am ſpäten Abend zu ihr zurück: ſo ſas ſie noch über den Büchern. Forderte er weiſſe Wäſche, ſo hatte ſie keine fertig; beklagte er ſich, daß die Stube ſo unreinlich ausſehe, ſo erwiederte ſie ihm, daß ſie dazu keine Zeit habe und daß den Reinen alles rein ſei. Schmidt war ein gutmüthiger Menſch. Er hielt ſeine Frau anfangs für krank; hernach glaubte er gar, daß ſie von Sinnen kommen könne und ward darüber ſehr traurig. Rothe, dem er ſeine Leiden klagte, gab ihm Urlaub auf einen ganzen Tag zu Hauſe zu bleiben. So, wie es des Morgens neun Uhr ward, nahm ſeine Frau einige Bücher unter den Arm und ging fort. Schmidt fragte ſie, wohin ſie gehe; **ich gehe zu Gott**, antwortete ſie ihm und ließ ſich nicht halten. Nun glaubte er gar, ſie wolle ſich erſäufen. Er ſchlich ihr von weitem nach und ſah ſie in das Palais der Prin zeſſin durch eine Hinterthüre eingehen. Kurz, ſeine Frau war während ſeiner Abweſenheit von der Stadt eine Fünfwundenſchweſter geworden, und einer ſeiner Nachbarn entdeckte ihm die ganze Geſchichte. Mittags kam ſie wieder nach Hauſe und querlte ihm ſtatt der ganzen Mahlzeit in aller Eil eine Suppe zuſammen, die er nicht eſſen konnte. Er ſtellte ſie liebreich darüber zur Rede; worauf ſie auffahrend erwiederte: Wenn du nicht ſo ein eitler Weltmenſch wäreſt, ſo würdeſt du dich ſättigen mit dem Brod des Lebens und deinen Durſt ſtillen an den heiligen fünf Wunden Jeſu . . . „Was willſt du denn von mir, gute Frau, verſetzte er ſanftmüthig; ich bin ja ein ehrlicher Mann und laſſe mir's für dich und deine Kinder ſauer werden; und du haſt gute Zeit bei mir, und die Herrſchaft iſt mit mir zufrieden. Findeſt du aber etwas Böſes an mir, ſo ſag mir's doch; damit ich es ablegen und mich beſſern könne.“ Da fiel ſie ihm weinend um den Hals und geſtand ihm, daß es ihr ein ganz unausſprechliches Leiden verurſache, wenn ſie bedenke, daß ſie erleuchtet und bekehrt ſei, im Stande der Gnaden ſtehe und eine Erbin des ewigen Lebens ſei; er aber in ſeinen Sünden ſo hingehe und einmal ewig verdammt und verlohren ſein werde. So ſag mir doch nur meine Sünden, erwiederte er ihr. „Ach, verſetzte ſie, da kannſt du recht ſehen, was für ein Unbekehrter du noch biſt, weil du nicht einmal weiſſt, wie gros deine Sünden ſind. Sieh, von dem Haupte an bis zu den Fußſohlen iſt nichts geſundes an dir; lauter Striemen und Eiterbeulen, die dir deine Sünden ſchlagen. Nur durch ſeine Wunden muſſt du heil werden. In ſeine Seitenhöhle muſſt du dich retten, wie das Täublein in die Felslöcher ſich rettet, wenn der Reiher nach ihm ſtöſſt. Durch ſein Blut muſſt du rein werden von allen deinen Sünden. Du muſſt von deiner Ichheit ganz zur Nichtichheit gelangen, dir ganz ableben und abſterben, nur eine Raupe, eine Made, eine Milbe in deinen Augen ſein und nur Chriſtum liebhaben.“ Schmidt ließ ſie lange ſo fortſchwatzen und machte ſie recht treuherzig. Da kam denn alles zum Vorſchein, was er nur zu wiſſen verlangte. Sie erzählte ihm, daß ſie ſich ewig der Stunde freue, in welcher ſie durch ihren lieben Herrn Beichtvater unter die Zahl der Auserwählten und Kinder Gottes aufgenommen worden ſei; daß ihr, als ſie zum erſtenmal zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gekommen, nicht anders zu Muthe geworden ſei, als wenn ſie in das Paradies und in den dritten Himmel verſetzt würde; daß ſie aber ſeit einiger

Zeit wieder ſehr unruhig ſei, ſchwere Träume habe und zu nichts in ihrem Hauſe Luſt empfinde, und daß ihr lieber Herr Beichtvater, als ſie ihm dis anvertrauet, darauf erwiedert habe, daß dis daher komme, weil ihr Mann noch ſo in ſeinen Sünden fortlebe, und daß ſie nicht eher werde wieder ruhig werden, bis ſie auch ihn bekehrt habe. Hierauf drückte ſie ihren Mann an ihr Herz und flehte ihn bei ſeiner ewigen Seligkeit, daß er ſich doch auch bekehren, in die Geſellſchaft der Kinder Gottes treten und mit ihr zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gehen mögte. — Schmidt ließ ſich noch allerlei erzählen, was in den heiligen fünf Wunden vorgehe, verſprach ihr, die Sache in Ueberlegung zu ziehen, bat ſie, ſich bis dahin zu beruhigen und erzählte gleich Tags darauf die ganze Geſchichte an Rothen; der anfangs ſeinem Fürſten nur einige Winke davon gab, bald hernach aber alles ausführlich berichtete.

Adolf war ein ſehr toleranter Fürſt. Seinetwegen konnte jeder glauben, was er wollte, ohne daß er deshalb ein Arg auf ihn hätte. Gleich vom Antritt ſeiner Regierung an hatte er jeder Sekte, wenn ſie ihm ſonſt nur gute Bürger zuführte, freie Religionsübung in ſeinem Lande verſtattet. Der Segen, den er dadurch geſtiftet, war in die Augen fallend und groß. Profeſſioniſten und Künſtler, Fabrikanten und Manufakturiſten aller Art begaben ſich von Zeit zu Zeit in ſeinen Staat, brachten ihre Wiſſenſchaften und Reichthümer dahin mit, baueten ſich daſelbſt an und verſetzten das Land in einen immer blühendern Flor. Tauſendmal pflegte er deshalb zu ſagen, daß kein ſichereres Mittel ſei, einen verarmten Staat binnen zwanzig Jahren wieder zu Wohlſtande zu bringen, als — **allgemeine Toleranz**; weil der Menſch kein gröſſeres **Gut** kenne, als ſeinen **Glauben**, und keine gröſſere **Glückſeligkeit**, als öffentliche **Ruhe und Sicherheit** bei ſelbigem, und weil dieſe letztere noch in ſo **wenig Ländern** für alle und jede zu haben ſei. So tolerant aber der weiſe Adolf auf allen übrigen Seiten war: ſo intolerant war er gegen offenbare und ſinnloſe **Schwärmerei**. „Was ſoll ich mit unklugen Menſchen in meinem Lande, pflegte er zu ſagen, wenn er auf dieſes Kapitel kam. Sollen ſie mir etwa meine geſcheuten Unterthanen auch ungeſcheut machen? Schwärmer ſind träge und faul; wenn ſie nur beten und ſingen, denken ſie; dadurch geſchieht aber nichts; wer mein Bürger ſein will, muß arbeitſam und fleiſſig ſein.“ Er fuhr deshalb heftig auf, als er den pietiſtiſchen Unfug, welchen ſeine gottſelige Tante trieb, ſo in ſeinem ganzen Umfange vernahm.

„Das hätte ich ſollen ahnden, ſprach er, als ich die Andächtelei der alten Sibille erblickte. Ich dachte aber bei mir ſelbſt, laß ſie vor ſich gaukeln und haſeliren, wie ſie will; verzehrt ſie doch Geld in deiner Reſidenz und befördert dadurch Nahrung und Gewerbe deiner Bürger. Und ſo hätte ſie meinetwegen ſechs Kaplane beſolden und täglich ſechsundzwanzig Bet- Erbauungs- und Andachtübungen halten mögen. Aber daß ihre Gaukeleien hier um ſich greifen ſollten, das hätte ich nicht gedacht. Ich habe ſo viel Jahre lang daran gearbeitet, daß ich dieſem verdammten Unweſen ein Ende machte, und — die ſoll mir es in ſechs oder acht Wochen wieder in vollen Schwung bringen? So wahr ich Fürſt bin — **das Neſt ſoll zerſtört werden!** **Nahrung** hat ſie ſollen unter meine Bürger verbreiren, aber nicht **Narrheit**. Die ſoll mir nicht einem Theile meiner Unterthanen die Köpfe verrücken, und wenn ſie darüber erzböſe würde und wieder zum Lande hinausginge. Welch eine wahre Seuche dis andächtelnde Weſen ſei, ſieht man nun abermals aus dem unbegreiflichen Zulauf, den dieſe alte Schwärmerin hat. Und wie daſſelbe eine Seele, die es ergreift, herabſpanne und zu allem Guten träge mache, beweiſet Schmidts Frau, die ſonſt ein ſo wackeres, arbeitſames und häusliches Weib geweſen iſt. Fürwahr, ich muß dafür ſorgen, daß meinen Bürgern die Weiber nicht verdorben werden. Auf dieſe hat das alberne Weſen noch mehr Einflüſſe, als auf die Männer, weil ihre Geſchäfte gröſtentheils nicht an die Stunde gebunden, ſondern ihrer Willkühr überlaſſen ſind. Statt, daß ſie das Haus reinigen und die Küche und Kinder beſorgen ſollen, laufen ſie dann in die Erweckungsſtunden; und ſtatt, daß ſie den Spinnrocken, oder den Strickſtrumpf in die Hand nehmen, oder waſchen und flicken ſollen, ſitzen ſie über den andächtigen Büchern. Dadurch wird aber wahrhaftig das Haus nicht rein, die ſchwarze Wäſche nicht weis und des Mannes Latz, den er auf der Arbeit zerriſſen hat, nicht wieder ganz. Ich glaube noch, daß das wohl ein recht überdachter und künſtlichangelegter Plan habe ſein ſollen, daß man ſich mit der Proſelitenwerbung an Schmidts Frau gemacht hat. Daß es durch ſie auf ihren Mann gemünzt ſei, iſt nun ſchon erwieſen. Aber ob man nicht dumm genug geweſen ſei, zu glauben, daß durch dieſen hernach wieder auf Theodorn etwas bewirkt werden

den könnte — dafür wette ich nichts. (fängt an herzlich zu lachen.) Rothe, wenn das ſo wäre? Wahrlich, man kann ſich die Einfälle nicht albern genug denken, die in die Seele einer alten Betſchweſter kommen können. (wird wieder ernſthaft.) Schmidt ſoll nun morgenden Tages gleich mit zu den heiligen fünf Wunden Jeſu gehen, damit ich alle und jede erfahre, welche da beiſammen ſind, und auch von allem, was ſie da eigentlich vornehmen, vollkommene Wiſſenſchaft erlange. Alsdann werde ich die derbeſten Maasregeln nehmen, daß die ganze Proſelitenmacherei ein Ende mit Schrecken nehme."

Ehren Schmidt nahm alſo Tags darauf ganz treuherzig ſein Weiblein, das man ſchon gefangen geführt hatte, bei der Hand und wanderte mit ihr zu den heiligen fünf Wunden. Die ſelbſt betrogene Frau empfand unterwegs wohl recht herzliche Freude darüber, daß nun wieder einmal ein unglaubiger Mann durch ſein gläubiges Weib ſelig werde. Nicht weniger freuten ſich alle verſammlete Fünfwundenleute darüber, als ſie ihn mit ſeiner Frau in den Erbauungsſaal angetreten kommen ſahen. Prinzeſſin Anne machte vor allen den längſten Hals, ziſchte dem alten Zensdorf etwas ins Ohr und hatte darauf die ſchweſterliche Herablaſſung, die

Frau Schmidt dafür zu embraſſiren und ihr zur Bekehrung ihres Mannes von Herzen Glück zu wünſchen. Schmidt war genau inſtruirt, ja alle mögliche Kontenance zu halten; damit die Abſicht ſeiner Gegenwart in dem Auserwählten-chor nicht zu früh errathen werde. Er war nicht im Stande, die Menge Menſchen zu überzählen, welche er vorfand. Das konnte er aber beim erſten Blick berechnen, daß **wenigſtens dreiviertel derſelben Weiber wären.** Adolf hatte dis gleich vorhergeſagt und auch wohl hinzugeſetzt, daß **die ganze Auserwähltenſchaar aus lauter Weibern beſtehe.** Der alte Geheimerath Zensdorf war als Heiligenobriſt allein dadurch ausgezeichnet, daß er dicht neben der Prinzeß Generalin ſaß. Alle übrigen ſaſſen ohne Unterſchied des Standes und Geſchlechts durch einander her. Schmidt zählte ſechs Geiſtliche aus der Stadt, welche darunter waren. Alle erſchienen ſie in ihrem Ornat. Neben dem einen von ſelbigen ſaß ein Schornſteinfeger, auch in ſeinem Ornat. Verſchiedene fürſtliche Räthe und Bediente waren gleichfalls da. Nicht wenig ſtutzte aber Schmidt, als er auf einer der Hinterbanken auch **eine von Ulrikens Hofdamen** erblickte, die über ſeinen Anblick noch mehr, als er über den ihrigen, zu ſtutzen ſchien.

Sie ſuchte ſich ſorgfältig vor ihm zu verbergen; er überzeugte ſich aber unſtreitig davon, daß ſie es ſei. Uebrigens befanden ſich Leute aus allen Ständen daſelbſt; ſogar waren einige Bauerweiber aus dem Dorfe da, wo der alte Zensdorf ſein Gut hatte. Luſtig war es, zu ſehen, wie auch verſchiedene Peruckenmacher, ihre Puderbeutel unter dem Arm, und einige Barbierer, den Scheerbeutel auf dem Schos, da ſaſſen. Der alten Matronen waren weit mehr, als der jüngern; und von den ſämtlichen Fiſch- Kraut- und Butterweibern der Stadt fehlte auch nicht eine einzige. Kurz vorher, ehe die Erbauung anhub, wurden Schmidten die dabei gewöhnlichen Geſang- Gebet- und Andachtbücher überreicht und geſchenkt, und Prinzeſſin Anne ſchrieb in jedem derſelben ihren Nahmen auf das erſte Blat und Zensdorf den ſeinigen auf das hinterſte Blat. — —

Einige Lieder, die von Blut und Wunden, Seitenhöhle und Nägelmahlen wimmelten, in denen aber übrigens nicht der geringſte geſunde Menſchenverſtand war, machten den Anfang der gottſeligen Unterhaltung. Der alte Zensdorf machte dabei den Kantor, und zwiſchen jedem Liede ward knieend und ſtill gebetet. Die Prinzeſſin Anne gab zum Anheben und Aufhören mit Beten durch ihr eignes Niederfallen und Wiederaufſtehen das Signal. Sie ſelbſt las alsdann zuförderſt etwas aus Jakob Böhmen vor; worauf wieder geſungen ward. Hernach trat der alte Zensdorf hin und las an einem Pult eine eigene Ausarbeitung her; die dismal von der wunderbaren Direktion Gottes handelte, daß grade zu einem Zeitpunkt, wo der Same des Unglaubens recht unter öffentlicher Autorität ausgeſtreut werde, das Häuflein der Auserwählten ſo einträchtig bei einander ſein müſſe. Am Ende derſelben ermunterte er die **Kinder Gottes, ihre Beilage ja zu bewahren bis ans Ende**; und wenn ſie auch darüber ſollten leiden müſſen. Hierauf folgte abermals ein Singſang. Sodann kniete ein Stadtgeiſtlicher hin und betete ein Gebet aus dem Herzen, worin er Gott über die ſo unausſprechlichſchnelle Vermehrung ſeiner wahren Kirche in dieſem ihm geweihten Saale pries, ihm die nunmehrige Zahl der Glieder derſelben herrechnete und die kühne Bitte in voller Zuverſicht an ihn that, daß er das Herz des Erbprinzen ſo regieren mögte, daß derſelbe endlich dennoch, aller liſtigen Anläufe des Teufels an ihn ungeachtet, zu ihnen ſich geſellte. Nun war eine Stille, und man wartete, ob nicht dieſem oder jenem der Geiſt etwas eingeben werde, das er noch mittheilen müſſe. Darauf erhub ſich ein Schuſter und redete eine halbe Viertelſtunde in den Tag hinein, ohne daß Schmidt eigentlich erfahren konnte, was er wollte. Nach dieſem fühlte ſich ein Fiſchweib und ſodann ein Butterweib begeiſtert und ſchüttete ſich aus. Jene raſete über die Wiedergeburt und dieſe über den bevorſtehenden jüngſten Tag. Zuletzt ward nochmals geſungen und knieend gebetet. Als Prinzeſſin Anne ſich erhub, machte ſie noch bekannt, daß nach einigen Tagen die erſte Tochterloge zum Blute Jeſu in dem Hauſe der Frau Wulf, einer Krämerin, eröfnet und von ihr ſelbſt eingeweiht werden ſolle; da ſie denn hoffe, daß die übrigen eilf auch binnen vier Wochen zu Stande gebracht ſein ſollten. Beim Auseinandergehen brachte ein Kammerdiener Schmidten die Erlaubnis, der Prinzeſſin Anne ſogleich aufzuwarten.

Schmidt, der die Inſtruktion hatte, alles zu thun, that auch dis. Die Prinzeſſin empfing ihn mit einer ganz auſſerordentlichen Leutſeligkeit, beſchenkte ihn reichlich, beſeufzte den Unglauben des regierenden Herrn und machte es ihm ganz auſſerordentlich zur Pflicht, alles zu thun, was in ſeinen Kräften ſei, um den Erbprinz, wenn er mit ihm allein wäre, auf andre Ge-

Gedanken zu bringen. Schmidt gedachte ſich dadurch aus der Sache zu ziehen, daß er ihr erwiderte, wie es ein- für allemal bei ihm die Einrichtung ſei, daß er nicht eher reden dürfe, bis er gefragt werde, und auch nicht mehr, als worüber er befragt werde. „O, verſetzte ſie, das wirſt du ſchon zu machen wiſſen. Jenen Befehl haben dir Menſchen nur gegeben; dieſen gibt dir Gott durch mich. Du muſſt Gotte mehr gehorchen, als den Menſchen. Fürchte dich nicht vor Menſchen; Menſchen können dir nur den Leib tödten. Gott aber kann dir Leib und Seele verderben bis in die unterſte Hölle. Und das geſchieht dir nun auch, wenn du des Herrn Willen weiſſt und nicht thuſt. Dein Leib und Seele fahren in die unterſte Hölle, wenn du nicht den Prinz zu bekehren ſuchſt. Thuſt du dis aber, ſo wird dein Lohn gros ſein, und du wirſt ein Kind des Allerhöchſten ſein. Denke nicht, lieber Schmidt, daß du nur ein armer Lakei ſeiſt. Sieh, das Verachtete vor der Welt hat Gott erwählt. Seine Kraft wird in die Schwachen mächtig ſein. Gott macht es immer ſo, daß er die gröſten Handlungen durch geringe Leute bewirkt; damit man recht ſehen möge, daß er es ſei, der ſie bewirkt. Denke an die Apoſtel, welche ſo viel Fürſten und Könige belehrt haben;

baren ſie nicht Leute aus den niedrigſten Stän-
en? Alſo habe guten Muth! Es hat ſchon
nancher Lakei mit groſſen Herren machen
önnen, wie er gewollt hat, und — dabei
var Gott immer mit im Spiel. Ich ver-
preche dir nach meinem Tode auch ein anſehn-
ches Legat. Geh nun nach Hauſe und bete
en ganzen Tag; denn mit Gebet muſſt du die
roſſe Sache anfangen. Und dann komm mor-
en wieder und ſag mir, wie dir nach dem Be-
n ſei. Alsdann will ich dir mancherlei Ein-
hläge geben, wie du die Sache anzufangen
abeſt. Ich will unterdeſſen auch beten ohne
nterlas, damit mir der Geiſt dazu Weisheit
henke"

Schmidt war froh, daß er von ihr kam. Es
ar ihm bei dem Gerede ſo angſt und ſo brüh-
arm geworden, daß ihm der Schweis vor der
tirn ſtand. Prinzeſſin Anne hatte dis bemerkt
d daraus geſchloſſen, daß Gott ihr Gnade
zu gegeben, ſein Herz zu bewegen, weil der
eiſt bei ihm allbereits auf den Schweis ge-
eben. — Schmidt ging, ſtatt nach Hauſe,
ch Hofe, meldete ſich und muſſte dem Fürſten
Rothens Gegenwart ſogleich alles ausführlich
ählen. Adolf erſtaunte, und erſtaunte immer
hr, je länger er zuhörte. Bei der Menge

der Frömmlinge fing ſein Erſtaunen an; bei Nennung der vornehmern unter ſelbigen wuchs es; bei den Sticheleien auf ihn in Zensdorfs Abhandlung und bei dem Gebet des Geiſtlichen des Erbprinzen wegen wuchs es noch mehr; bei Erwähnung der Hofdame ward es übergros; und bei dem referirten unſinnigen Auftrage der alten Prinzeſſin an Schmidt ſprang es beinahe über. — —

Adolf. (zu Schmidt.) Nun, es iſt gut; ich danke euch für eure Treue gegen mich. (zu Rothen hernach, als Schmidt fort war, auf die Erde ſtampfend.) Blutige Naſen ſoll es eher nach einigen Tagen geben, als eine Loge zum Blute Jeſu! — — Rothe, was ſagen Sie nun? Kann man ſich auch wohl etwas ſo toll vorſtellen, wie es wirklich oft geſchieht? Wahrlich, es hat mich zum Theil geahndet, und ich habe es Ihnen vorhergeſagt; aber eine ſo entſetzliche Unbeſonnenheit und Dummdreiſtigkeit gegen einen meiner Lakeien hätte ich der alten Betſchweſter doch nicht zugetrauet. Und der alte Zensdorf — — — das iſt die Rache für die Unterredung! Was für ein alter, braver, wackerer Diener er mir war! Hilf Himmel, was für ein Satan iſt doch der blinde Religionseifer, wenn er den Leuten in die Köpfe fährt! Ich glaube, dieſer

Mann, der ſich ſonſt für meine Ehre aufgeopfert hätte, könnte ſich jetzt für die misverſtandene Ehre Gottes gegen mich vergehen . . . Und der betende Geiſtliche — — — im Ernſt, der Menſch muß verrückt ſein. Und das Hofdämchen — — — ha, wie ſoll das heute noch ſpringen! Sehen Sie nun wohl auch die Anlage durch, welche durch dieſes gemacht worden ſein mag? Rothe, mir fällt hier etwas ſchwer auf's Herz — Sie ſind mein beſter Freund, ich will es Ihnen vertrauen. Meine Gemahlin kommt mir ſeit kurzem ſtiller vor, als ſonſt. Ich habe kein Arg darauf gehabt, aber nun fällt mir's auf. Ich habe ſie ſeit einigen Tagen immer leſend gefunden und nicht darauf geachtet; nun iſt mir auch dis mit einem male verdächtig. Wenn das ſo der Plan wäre, durch Schmidt den Prinz, und durch die Hofdame ſeine Mutter mir zu verführen! Und wahr und wahrhaftig er iſt's! Je toller, kann man wohl hier ſagen, deſto wahrer. Leute von der Art glauben alles; Leute von der Art wagen alles. Eben darum, weil ſie alles glauben, iſt ihnen oder vielmehr in ihren Augen, auch alles möglich. Sie gehen einmal von der Ueberzeugung aus, daß ſie zur **Ehre Gottes** handeln, und ſo mag es Edelmuth oder Frevel ſein, was ſie vorhaben, ſo heften ſie ſich feſt daran. Unglücklicher Weiſe greifen ſie noch obendrein zum Gebet, bringen dadurch ihr Blut in heftigere Wallung, gehen nun blindzu auf Vollbringung aus und — vollbringen wirklich durch ihren Enthuſiasmus oft Dinge, von denen ſich ein ſtillgeſetzter und ruhigdenkender Mann nichts hätte träumen laſſen. — — (wie vor ſich.) Ulrike, du biſt ein vortreſliches Weib, — ja bei Gott das biſt du! Aber du biſt auch weichmüthig, empfindſam, warm, wie die edlern Weiber alle ſind. Deine Religioſität kenne ich; allein deine **Einbildungskraft** kenne ich auch. Wenn es möglich wäre! Wenn es möglich wäre! (wieder an Röthen ſich wendend.) Hofrath, Bidermann — das wäre ein Druck an meinem Leben! Das hielte ich nicht aus. Verruchter, verdammter hätten die Andächtler, welche ich für ſo dumm hielt, ihre Sachen nicht anfangen können. (wieder vor ſich.) Doch, ich kenne ja auch die Macht, welche ich über ſie habe, und die mir ihr edles Herz ſelbſt ſo freiwillig zugeſtanden hat. Hat ſie mir nicht geſtern unter der Laube davon noch Beweiſe genug gegeben? Wenn alſo auch wirklich in ihrer Seele etwas wäre, das ſie vor mir verborgen hielte: ſo wird es mir doch nicht ſchwer fallen, ſie dahin zu bringen, daß ſie es mir entdecke; und wenn auch wirklich ſchon irgend eine von jenen ſchwärmeriſchen Ideen ihr wichtig geworden wäre: ſo wird es mir ebenſo wenig ſchwer werden, dieſelbe wieder zu entkräften und durch die reine Vernunft in ihrer vollen Unrichtigkeit darzuſtellen. Aber welch ein Glück, daß ich noch ſo ganz zu Anfang gleich dazwiſchen kommen kann! — — Rothe, aber es iſt doch erſtaunendviel, daß ſolcher offenbarer Unſinn in ſo kurzer Zeit ſo um ſich greifen kann und in meinem Lande noch gleich ſo viel Liebhaber findet. Iſt das die Nation, zu deren Aufklärung ich zwanzig Jahre hindurch ſo viel that? Ich dachte, wie weit ich damit gekommen wäre; wie weit bin ich denn eigentlich nun? O wie mich das verdrieſſt und ſchmerzt! Wahrlich, es iſt Wahrheit — *die Menſchen lieben die Finſternis mehr, als das Licht.* Aber was iſt's — *meine Prieſter ſind Schuld daran.* Sie ſollen eigentlich die Aufklärer ſein; aber ſie wiederſetzen ſich lieber jeder Aufklärung, die vorwaltet. Was mich das ärgert, Rothe, was mich das nun ärgert, daß ich vor zwanzig Jahren nicht gedacht habe, wie heute! Ich bin zu ſäuberlich mit den Knaben umgegangen. Es kommt aus dem zu leiſe gehen bei der Sache fürwahr nichts heraus. Aber nun ſoll mir auch Gott helfen, daß ſie anders werden, und ich will kurz Federleſen mit ihnen machen. Der alte Pabſt ſoll mir nicht länger dabei zuwider ſein, oder es iſt der erſte, der ſich empfiehlt. — Was zu thun mit der ganzen Pietiſterei? Ernſt muß gebraucht werden, das ſehe ich. Und was ich thun will, muß bald geſchehn. Ich will darüber kurz mit mir ſelbſt zu Werke gehn. Laſſen Sie mich allein.“

Adolf war kaum eine halbe Stunde allein geweſen, als ihm plötzlich der Tod des Generalſuperintendenten gemeldet ward. Zensdorf hatte eigentlich denſelben beſchleunigt. Dieſer hatte den alten Mann durch ſeine Erzählung von bevorſtehender Abſchaffung der Ohrenbeichte, die er ihm ſpornſtreichs gemacht, gleich beim Eintritt zu ihm ſo heftig alterirt, daß ſelbiger auf der Stelle den Schwindel bekommen hatte. Nachher hatte er ihn durch Mittheilung ſeines ganzen gehabten Geſprächs mit dem Fürſten wieder in eine ſeinen Jahren ganz ungewöhnliche Nähe gebracht; daß alſo der alte Mann von einer äuſſerſten Erſchütterung zur andern, von einer gänzlichen Herabſpannung zu einer ihm unerträglichen Hinaufſpannung aller ſeiner Seelenkräfte, und zwar nicht ſchrittweiſe fortgeſchlichen, ſondern ſprungweiſe

weiſe übergeſchnellt worden war. In dieſer letztern Situation ward er von Zensdorf ſitzen gelaſſen, rief ſeinen Famulus, diktirte ihm eine Vertheidigung der Ohrenbeichte, ſtrengte ſich dabei viel Stunden hinter einander über ſeine Kräfte an, erſchöpfte ſich und — ſchlief ein, ohne wieder aufzuwachen. In der ganzen Stadt verbreitete ſich ſogleich mit der Nachricht von ſeinem Tode auch eine Erzählung dieſer Umſtände; die aber allerdings, wie alle Erzählungen, verſchieden cirkulirte; ſo, daß einige behaupteten, der Generalſuperintendent ſei an der Ohrenbeichte geſtorben, und andre wieder, er ſei am Beichtgelde geſtorben. Adolf, als er hörte, daß er todt ſei, ſprach: Es war ein alter Mann — Gott habe ihn ſelig!

Hatte der Fürſt in der halben Stunde vorher ſeinen Plan ſchon halb entworfen gehabt, ſo war er nun auf der Stelle ganz damit fertig. Der Kabinetsprediger ward ſogleich gerufen, und Adolf ernannte ihn zum neuen Generalſuperintendenten. Dieſer Mann gehörte zu den Edelſten ſeines Ordens und machte ſeinem Stande wahre Ehre. Er war nicht nur ein ſehr edeldenkender Mann, ein vortreflicher Moraliſt in Lehre und — Leben; ſondern er hatte auch die ausgebreiteteſte theologiſche Lektüre, und — was noch mehr war — hatte auf derſelben ſein eigenes freies Forſchen und Nachdenken erbauet. Dis war freilich nur das Einzige, was ihn von vielen andern übrigens auch recht gelehrten und braven Generalſuperintendenten unterſchied; aber es machte ihn dennoch zu einem ganz unendlich von ihnen verſchiedenen Mann. Er hatte alles geleſen, geprüft, benutzt; allein man konnte mit Recht von ihm ſagen, daß ſeine ganze eigentliche Religion ſeineigen, ſelbſtgedacht, ſelbſtgebaut, ſelbſtvollendet war. Unter allen Gedanken, welche dazu gehörten, war kein einziger, der etwa ſo blos unter den übrigen mitdurchliefe. Alle, ſo viel ihrer waren, hatte er ſie wenigſtens tauſendmal eingeſchmelzt und ſo lange davon geſchmelzt und geſchieden, bis das pure, lautere Gold davon übrig geblieben war. Einige noch ganz beſondre Eigenſchaften machten ihn zu einem der ausgezeichneteſten Geiſtlichen ſeines Zeitalters. Er verband nehmlich mit der Wahrheitsliebe die Beſcheidenheit, mit der Freiheit im Denken die Behutſamkeit im Reden, mit dem unauslöſchlichen Has gegen Aberglauben und Vorurtheil die Schonung des Volks, und mit ächter Religioſität den Hof. Es gewährte ein ſehr reines menſchliches Vergnügen, wenn man ſich mit ihm über einen Gegen-

ſtand

des Glaubens und der Theologie unterredete. Jenen pflegte er den Kern der Theologie und dieſe die Schale des Glaubens zu nennen. So, wie er darüber zu reden anfing, war es nicht anders, als ginge für die, welche ihn hörten, ein Licht um ſie her auf; aber es war kein urplötzlich daherblitzender, blendender Lichtſtrom, ſondern ein ſanfter, angenehmer Lichtſtrahl, der funkenmäſſig aufſprühte und allgemach flammigter ward, dem Auge aber bis ans Ende erträglich blieb. Und ſo, wie er aufhörte zu reden, war es, als wenn alle ſeine Zuhörer ſagen wollten — nun iſt's Tag! Er war ein Ausländer, hatte mit Rothen zugleich ſtudirt und war von dieſem an Adolf empfohlen worden. Adolf wuſſte gleich nach der erſten Entrevüe, wen er an ihm habe, und deſignirte ihn auf der Stelle im Herzen zum Nachfolger des alten Generalſuperintendenten. Der Mann war jetzt ſo beſcheiden, daß er die Stelle nicht annehmen wollte; Adolf aber drang in ihn, daß er ſie annehmen muſſte und unterredete ſich mit ihm über die vorhabenden Reformen über vier Stunden. Keinen zu ihm ſich beſſer ſchickenden Sachverſtändigen hätte er dabei finden können, als ihn. Er goß keineswegs ſein Oel noch in Adolfs Feuer, ſondern wuſſte daſſelbe durch ſeine reine Vernunft und durch ſchnelle Ueberſicht der geſamten Folgen jedes wichtigen Schritts in mäſſiger Glut zu halten, und zu verhindern, daß es hohe verzehrende Flamme ſchlüge. In Anſehung des ſo um ſich greifenden Pietiſmus aber fand Adolfs ganzer ſtarker Plan ſeinen Beifall. Thauwaſſer, ſprach er, das ſich allmählich auf dem Erdboden ſammelt, läſſt man ſich ſelbſt einziehen, oder leitet es ſacht ab; aber — einem wilden daherbrauſenden Strom muß man Damm und Wall und alle Art von Gewalt entgegenſtellen, ehe er das ganze Land erſäuft.

Adolf. (zu Rothen, weit ruhiger, als vorher.) Nun hab' ich den gefunden, den ich ſuchte. Nun ſoll's vorwärts gehen. — Rothe, es iſt ganz unendlich viel daran gelegen, wenn Aufklärung in einem Lande Platz finden und ſich verbreiten ſoll, daß der erſte Geiſtliche in ſelbigem ein ſelbſtdenkender Kopf ſei. So hat er nicht nur nichts dagegen, wenn der Fürſt auf nützliche Reformen fällt, ſondern er fühlt die Nothwendigkeit derſelben noch eher, als der Fürſt, und bringt dieſen auf ſie. Er, der die Sache freilich beſſer verſtehen muß, entwirft alsdann die Plane dazu, und ſo werden die Plane vollkommener, ausführbarer, zweckerreichender. Die Geiſtlichkeit, deren Vorgeſetzter er einmal iſt, ſchmiegt ſich dann beſſer unter die klügern Neuerungen, und wird durch ſein Anſehn und durch ſein Beiſpiel doppelt aufgefordert, auch ihrerſeits zur Beförderung derſelben alles beizutragen; dahingegen ſie ſich Mann für Mann dagegenſtellen, und das Volk zuſammenpoltern, wenn ihr Ephorus ein Mann iſt, der mit ihnen zugleich für jedes alte kirchliche Herkommen eifert. Unter dieſem darf ſich nicht einmal ein ſubordinirter Geiſtlicher es merken laſſen, wenn er ja klüger dächte, als er. Gleich ſind ſonſt in der ephoriſchen Seele Neid, Eiferſucht und Verfolgungsgeiſt rege, die ſich unter dem Mantel des Eifers für die Reinigkeit der Lehre verbergen, wie der Scharfrichter, ehe er zu köpfen beginnt. Ein aufgeklärter erſter Geiſtlicher hingegen ſchämt ſich ſeiner unaufgeklärten Mitbrüder und Mitarbeiter am Wort, und benutzt jede Gelegenheit, ſein Licht auch ihnen mitzutheilen und dadurch noch allgemeinwohlthätiger zu machen. Wenn dann die Geiſtlichen eines Landes ſammt und ſonders, oder doch gröſtentheils auf der Kanzel etwas kluges reden: ſo hört das Volk etwas kluges und wird dadurch auch klüger. Sie bereiten alsdann das Volk unvermerkt zu nützlichen Reformen vor, und erleichtern dem Fürſten, der aufklären will, ſeine Arbeit unausſprechlich; da im Gegentheil ſie es dem Fürſten platterdings unmöglich machen, irgend eine derſelben wunſchmäſſig durchzuſetzen. Und dis beruht denn alles nur auf dem einzigen Umſtande, ob der erſte Geiſtliche ein Selbſtdenker oder Nachbeter, ein Mann mit oder ohne Kopf iſt. Sehen Sie ringsum uns alle Länder an; wie der Superintendent in ſelbigen: ſo das Siſtem, ſo die Religion, ſo die Liturgie, ſo die Schulen. Mit den alten Ephoren, Inſpektoren und Superintendenten iſt ſelten etwas anzufangen. Als ſie ſtudirten, da war noch keine Aufklärung in der Religion. Sie haben alſo all das alte Weſen ſo gelernt, wie es damals gelehrt ward, und haben's hernach eine lange Reihe von Jahren hindurch ebenſo wieder gelehrt, wie ſie es gelernt hatten. Nun glauben ſie es ihrer eignen Ehre ſchuldig zu ſein, dabei beharren und es im Anſehen der Wahrheit erhalten zu müſſen. Was in aller Welt wäre das für eine Demüthigung für eine Hochwürdige Magnificenz von ſechzig oder ſiebenzig Jahren, wenn ſie hintreten und eingeſtehen ſollte, daß das, was ſie ein Drittel- oder Halbjahrhundert hindurch mit ſo vieler Zuverſicht und mit ſo ſichtbarer Erbauung dem Volke vorgetragen, unbeſtimmt,

ſtimmt, unerwieſen, überall falſch und unnütz geweſen ſei? Iſt dis auch wohl eine Zumuthung, welche man ſo infalliblen Männern thun ſollte? Ein alter Hauptpaſtor und Superintendent, der nun bald ſeine Schuhe und Strümpfe auf ewig weglegen wird, ſoll von jungen Leuten noch etwas lernen, die noch in den Kinderſchuhen liefen, als er ſchon lange im Amte war; ſoll von ihnen ſich eines beſſern überzeugen laſſen und zu ihnen ſagen, ihr habt Recht, ihr verſteht euch beſſer auf die Religion, als ich? Scherz bei Seite, lieber Rothe; man weiß es ja, wie es durchgängig ſchwer hält, daß die Alten von ihren einmal angenommenen und ſo lange gehegten Meinungen, Moden, Denk- und Vorſtellungsarten abgehen ſollen; und am allerſchwerſten hält dis bei den mehrſten alten Theologen. Ihre alten Moden und Meinungen hangen einmal alle zu feſt zuſammen; wenn ein Artikel ihres Siſtems wankt, wanken immer fünf, ſechs andre mit. Mithin ſind ſie auch wider die allergeringſte Veränderung und Reform. Die vorbereitenden Ideen fehlen ihnen auch; ihre ganze Seele müſſte gleichſam einen neuen Gang einſchlagen und ganz von vornan wieder anfangen zu denken. Wie kann man dis von ihnen verlangen? oder vielmehr, wie kann man von Leuten verlangen, daß ſie auf ihre alte Tage noch anfangen ſollen, zu denken, die noch nie gedacht haben? Denn wahrhaftig, die Alten haben doch gröſtentheils nicht gedacht, ſondern nur nachgeſprochen. Das Denken war ja ſchier Sünde bei ihnen; das arme Dienſtmädchen, die Vernunft, durfte ja nicht ein Wörtchen dagegen mukſen, was die gnädige Frau, der Glaube, einmal befohlen haben ſollte. Die Alten dachten nach — das heiſſt, ſie dachten ebenſo wieder, und nach, was ihre Väter ihnen vorgedacht hatten; das wahre Nachdenken aber iſt dis, daß man unterſucht, ob die Väter recht gedacht hatten, wie ſie dachten. Ein gewiſſes heiliges Vorurtheil war allerdings ſchon allein im Stande, dis edlere Nachdenken zu verdrängen und zu unterdrücken. Ich glaube in der That, daß es menſchliche Seelen gibt, die jeden Zweifel, jede bloſſe weitere Nachfrage, ob das auch ſo wahr ſei, was man ſie von Kindheit an zu glauben gelehrt hat, für unerlaubt und ſündlich halten. Man hörte z. E. daß man ſich auf die Bibel beriefe — und ſo legte man ſich gleich die Hand auf den Mund. Niemand ſetzte dem Anſehen der Bibel ſelbſt die Schranken, welche ſelbiges doch einmal haben muß, weil alles ſeine

Schranken hat; ja man prüfte nicht einmal, ob man ſich auch mit Recht auf die Bibel beriefe und ob das darin wirklich befindlich ſei, was man in ihr zu finden glaube. Trägheit und Faulheit hinderten aber das edlere Nachdenken gewis noch weit mehr, als es durch jenes heilige Vorurtheil gehindert ward, hinter welchem man ſich oft nur verbarg. Und dis iſt noch der gewöhnliche Fall. Mit jenem Nachdenken oder blos Ebenſodenken, wie andre gedacht haben, iſt man gleich fertig und hat weiter keine Beſchwerde davon; das edlere Nachdenken aber, das wahre Nachdenken iſt eine ſaure Arbeit, erfordert viel Anſtrengung des Geiſtes, und läſſt wenig Zeit übrig zu Gaſtereien, Picknicks und Kränzchen. Das behagt denn nun den wenigſten Geiſtlichen, und noch weniger ihren Ephoren. Dieſe halten allzuoft ihre überſtandenen Schul- und Univerſitätsjahre nur für diejenigen, in welchen es ihnen Pflicht war, zu ſtudiren, und betrachten ihre Amtsjahre als die, in welchen ſie blos genieſſen und die Früchte ihrer erlangten Studien beſtens einſammlen und gemächlichſt verzehren ſollen. Thue ich ihnen unrecht, ſo will ich's ihnen öffentlich abbitten; aber betrachten Sie ſie nur einmal der Reihe nach . . . Aus Faulheit ſind ſie oft blos gegen alle Reformen in der Religion; ſie denken, ſie mögten ſich den Kopf dabei zerbrechen; ſie wollen nicht arbeiten, und doch ſind ſie allerdings die, welche dabei am meiſten arbeiten müſſten; ſo laſſen ſie lieber alles ſein bei dem Alten. Dennoch begehen ſie den Widerſpruch und behaupten auf der andern Seite ihr Recht, allein uns reformiren zu dürfen. Wenn auch unter den ſubordinirten Geiſtlichen hier und da noch ein rühriger Mann iſt, der die Mängel der Kirche durchſieht und nur den gröbſten und auffallendſten ganz ſo vor ſich und ohne alles Geräuſch abhelfen will: ſo ſoll er für ſeinen beſſern Verſtand und Willen einen Wiſcher verdient haben; weil er in die Gerechtſame des Superintendenten und der Konſiſtorien einen reſpektwidrigen Eingrif gethan. Er ſoll warten, bis dieſe unter öffentlicher Autorität die Reformen ſelbſt treffen; und doch fällt es ihnen nie ein, Hand daran zu legen. Der Rothe, läſſt ſich etwas ärgers von ephoral- und Konſiſtorialdeſpotismus denken? Hierüber habe ich mich mit dem alten Pabſt, Gott habe ihn ſelig! mehr als zehnmal überworfen. Ich konnte ihn nicht dahin bringen, daß auch nur die Liturgie würdiger, für unſer Zeitalter ſchicklicher, dem Geiſte des Chriſtenthums angemeſſener und deutſcher eingerichtet

richtet würde. Es ſollte immer geſchehn und geſchah nicht. Deſſen ungeachtet las er einigen jungen Geiſtlichen, die die Unſchicklichkeiten, Unchriſtlichkeiten und Undeutſchheiten in den gewöhnlichen Formularen der Agende fühlten und milderten, über jedes ausgelaſſene oder abgeänderte Wort im Konſiſtorium den Leviten, und der ewige Mediusterminus, aus dem er den Leviten las, war der, daß kein ſubordinirter Geiſtlicher dergleichen Auslaſſungen und Abänderungen eigenmächtig unternehmen dürfe. Nicht einmal die ganz erbärmlichen eingeführten Kollekten, deren Verfaſſer doch ſelbſt öffentlich bekennen, daß ſie nur für die einfältigen Pfarrer gemacht wären, durften gegen klügere vertauſcht werden. Das komme ihm nur zu, behauptete er, andre Kollekten zu machen, und — doch machte er keine andre. In dem Kirchengebet präſentirte er dem Weltſchöpfer, vor dem ich, meine Gemahlin und mein Sohn drei Johanniswürmer unter den übrigen nicht leuchtenden Würmern ſind, alles meines Gegenredens ungeachtet drei Durchlauchtigkeiten. Mancher kluge und fromme Geiſtliche, der ſich beſſer auf's Gebet verſtand, ließ dies fade Cerimoniel weg; aber die Wiſchereien und Konſiſtorialnaſen darüber hatten nicht eher ein Ende, bis ich mit eigner Hand das dreifache Durchlaucht ausſtrich. Ich bin ſehr für Subordination; ſie iſt die wahre Stütze der Ordnung in allen Ständen. Aber ſie kann nicht Statt finden, wenn die Vorgeſetzten nicht auch auf ihrer Seite ihre Inſpektion gehörig verrichten. Dieſer ihr erſter, weſentlicher Beſtandtheil iſt aber dis, daß man ſolche Verfügungen von Zeit zu Zeit treffe, daß die Subordinirten nicht gezwungen werden, gegen die Subordination zu handeln. Wo keine ſolche vollkommene Inſpektion iſt, da kann man auch keine vollkommene Subordination fordern. Allerdings ſollte kein untergeordneter Geiſtlicher eigenmächtig Abänderungen und Reformen treffen; ſondern das Konſiſtorium ſollte dis nur thun. Aber wenn nun das Konſiſtorium dieſes nicht thut und auch die allernothwendigſten Abänderungen nicht macht, wie ſoll ſich der aufgeklärtere, edlere ſubordinirte Geiſtliche verhalten? Soll er bei allem ſeinen Gefühl, daß er Unſinn ſpricht, bei allen Erfahrungen, daß dadurch die Religion in den Augen vieler Menſchen nicht nur weniger ehrwürdig, ſondern ſogar lächerlich werde, dennoch aus Subordination blos fortfahren, den Unſinn zu ſprechen und die Religion dadurch noch immer kraftloſer, verſpotteter und lächerlicher zu machen? Die Aufklärung hat einmal um ſich gegriffen; es iſt unmöglich, daß der Geiſtliche verlangen könne, daß man während ſeiner Amtshandlungen auf dieſe Verzicht thun und ſich in die Unwiſſenheit und Barbarei des vergangenen Zeitalters, in welchem Agende und Formulare fabricirt wurden, zurückſtimmen ſoll. Mithin muß er entweder ſeine Amtshandlungen dem Geiſte unſerer aufgeklärten Zeiten gemäs einrichten, oder er muß ſich's gefallen laſſen, daß, wenn er tauft, trauet u. ſ. w., die Leute dabei ſtehen und Geſichter ſchneiden, die Naſen rümpfen, die Köpfe ſchütteln, die Achſeln zucken, ſpötteln, lächeln u. ſ. w. Da werden nun ſeine heilige Amtshandlungen wahrhaftige Gaukelei, und da ſtiftet die Religion einen ſaubern Segen. Muß ihn alſo ſein Gewiſſen nicht zwingen, Abänderungen zu machen, wo ſie ſchlechterdings nothwendig ſind und die Konſiſtorien ſie nicht machen? — Woher aber die Saumſeligkeit, die Ungeneigtheit der Konſiſtorien, Reformen zu bewirken? — Abgerechnet den Fall, daß Fürſt und Konſiſtorium nicht einerlei Religion ſind — liegt nicht die Schuld davon allein an den erſten Geiſtlichen, welche Mitglieder der Konſiſtorien ſind, und deren

ren Meinung die weltlichen Mitglieder derſelben in Religionsſachen nur beizupflichten pflegen? Sind jene nun unbiegſame Anhänger des alten, blos darum, weil es alt iſt, wie kann man von dieſen erwarten, daß ſie nicht um ſo mehr ihnen beiſtimmen werden, da ſie als Juriſten überhaupt ſchon gewohnt ſind, alte Vorſchriften, Verordnungen und Geſetze für unverletzlich zu halten und in ihrem Fache ſo ſelten Neuerungen und Verbeſſerungen eintreten ſehen! Durchgängig werden Sie finden, daß die mehrſten Juriſten an ſich ſchon in Religionsſachen auf der Seite der **alten Orthodoxen** ſind! Zu der Urſache davon, welche ich eben angegeben habe, kommt auch dis noch, daß die wenigſten von ihnen ſich den Kopf durch philoſophiſche Studien erhellen. Sie lernen und treiben ihren juriſtiſchen **Schlendrian** und halten dieſen für wundervollkommen und unverbeſſerlich; und ſo ſind ſie auch ſehr dafür, daß es in Religionsſachen bei dem **theologiſchen Schlendrian** bleibe. Wäre der erſte Geiſtliche ein aufgeklärter Mann: ſo könnte er ihnen die Köpfe zurechtſetzen; aber da liegt der Fehler — und darum iſt an keine wichtigere Schritte in Religionsverbeſſerungen in einem Lande ſo lange zu denken, als jenes nicht der Fall iſt. — Ich will ja ſehr gern zugeben,

ben, daß mancher alte Oberſtgeiſtliche ſich gegen alle Veränderungen aus einer wirklichen Art von Ueberzeugung auflehne, die er durch Routüne erlangt hat. Nachdem er nehmlich nun ein halbes Jahrhundert hindurch ſo gedacht, geglaubt und gelehrt hat, wie er denkt, glaubt und lehrt; ſo kommt es ihm völlig ſo vor, als wenn dis alles ſo wahr, und allein nur wahr und recht wäre, und er erblickt jeden auf dem Wege zum ewigen Verderben, der nun anders denken, glauben und lehren will, als er. Dieſer Glaube aus Routüne macht ihn alsdann zu einem Eiferer aus Gewiſſenhaftigkeit gegen alle Reformen. Er iſt im Stande, ſich deshalb Glück zu wünſchen, daß er auch die geringſte Reform verhindern kann, und betrachtet ſich mit einer recht lebendigen Ueberzeugung für die ſtärkſte Stütze, auf welcher die chriſtliche in ſeinem Lande ruhet. Aber was iſt alle Gewiſſenhaftigkeit nütze, wenn man bei ihr ein Thor iſt? Wird das Gute einmal verhindert, ſo mag es aus Stolz, oder aus Faulheit, oder aus Glaubensroutüne verhindert werden — genug es iſt verhindert, es iſt verlohren für ein ganzes Volk und für eine ganze Generation . . . Ich will nicht weiter unterſuchen, aus welcher von dieſen drei Urſachen vorzüglich mein alter Generalſuperintendent jeder kirchlichen Reform entgegen war. Es kann ſein, daß er auch gedacht hat, daß er die Hauptſtütze der Kirche in dieſem Lande ſei, und daß dieſe bei ſeinem Tode knacken werde; ich habe aber keinen Knack gehört. Niemand kann ihm herzlicher die ewige Ruhe gönnen, als ich."

Noch an demſelben Tage bekam die Hofdame, welche eine Fünfwundenſchweſter war, den Abſchied. Ihre Entlaſſung geſchah ohne alles Geräuſch, und folgte unmittelbar auf eine lange geheime Unterredung Adolfs mit Ulriken. Von dem Inhalt der letztern ward nichts weiter bekannt, als daß der Fürſt ſelbſt aus dem Zimmer ſeiner Gemahlin einen Arm voll Bücher nach dem ſeinigen herübergetragen und ihr eine Reiſe ins Bad in Geſellſchaft Theodors und Rothens vorgeſchlagen habe, die ſie auch Tags drauf ſogleich antrat.

Kaum war Ulrike zum Thore hinaus, ſo nahmen Adolfs Proceduren gegen den peſtmäſſig um ſich greifenden Pietiſmus den Anfang. Der Frau Wulf ward zuförderſt bei tauſend Thaler Strafe unterſagt, die neue Loge zum Blute Jeſu in ihrem Hauſe errichten zu laſſen. Hierauf muſſte der erſte Geheimerath zur Prinzeſſin Anne gehen und ihr bekannt machen, daß der regierende Landesherr zwar nie etwas dagegen habe, ob ſie in ihrem Palais mit ihren Leuten täglich drei oder dreiundzwanzig Betſtunden halte; daß er aber mit äuſſerſtem Unwillen vernommen, wie ſie einen groſſen Theil ſeiner Bürgerſchaft aus allen Ständen und ſogar viele von ſeiner Dienerſchaft dabei an ſich gezogen und daß dies ſchlechterdings hiemit ein Ende haben ſolle; daß er ihr alſo die Wahl laſſe, ob ſie ſelbſt ihr Haus allen denen, welche nicht in daſſelbe gehörten, während der Erbauungsſtunden verſchlieſſen wolle, oder ob er auf jede erforderliche Art die Leute davon abhalten laſſen müſſe. Prinzeſſin Anne, als ſie dieſe widrige Zeitung vernahm, ward von allen Furien der Bigotterie und der Schwärmerei ergriffen. Sie tobte heftig und ſagte unter andern, daß ſie ſo etwas in ihrem Leben nicht gehört habe, daß man die Leute in den Uebungen der Religion und der Gottſeligkeit ſtören wolle; daß der Fürſt froh ſein ſolle, daß ſich bei dem immer mehr Ueberhand nehmenden Unglauben noch ein ſo zahlreicher Haufe von ächten Chriſten auf dem alleinwahren Grunde erbaue, von welchem Jeſus Chriſtus der Eckſtein ſei, und daß ſie es ſich zum gröſten Gewiſſen machen müſſe, irgend einen Menſchen, er ſei wer er wolle, von ihren Verſammlungen abzuhalten.

halten. Sie lieſſe, ſetzte ſie hinzu, dem Fürſten ſagen, er ſolle bedenken, was er thue, und dem heiligen Geiſt nicht widerſtreben; denn wer ihm widerſtrebte, würde über ſich ein ſchweres Urtheil empfangen. Der Geheimerath verſuchte alles mögliche, um ſie dahin zu bringen, ſich in Zeit und Umſtände zu ſchicken; ſie ward aber noch ungeſtümer und entließ ihn mit den Worten — ſeither kamen die Frommen nur zur Hinterthür herein, nun ſollen alle Thüren und Thorwege für ſie offen ſein. Es war, als lächelte Adolf, da er dieſe Antwort in Extenſo vernahm; man ſah es ihm aber an, daß ſein Lächeln Ausdruck des innigſten Unwillens ſei, den er darüber empfand. Der Geheimerath muſſte nochmals zu ihr gehen und ihr deklariren, daß er ſchlechterdings bei der Alternative, die er ihr geſtellt, beharre, und daß ſie oder er der ganzen Hiſtorie ein Ende machen müſſe; weshalb er ſie bitten laſſe, für ihre Ehre zu ſorgen und das erſtere zu wählen. Kaum aber, daß ſie den Abgeſchickten wieder vor ſich ließ. Daraus wird nichts, erwiederte ſie; der Fürſt denkt wohl, er wolle wie Darius, das Beten verbieten, aber — alle Daniele kehren ſich nicht daran; ich laſſe ihm ſagen, er ſoll fleiſſig den zweiten Pſalm leſen und die erſten fünf Verſe auswendig lernen. Der Geheimerath unterſtand ſich kaum, dieſe Antwort zurückzubringen. Gut, erwiederte der Fürſt und ſchloß ſich mit dem geweſenen Kabinetsprediger in ſeinem Zimmer ein. Nach einigen Tagen hörte man folgendes gedrucktes Patent von allen Kanzeln verleſen werden und las es an allen öffentlichen Oertern der Reſidenz.

„Adolf, jetztregierender Fürſt dieſes Landes — allen ſeinen getreuen Unterthanen Liebe und Segen zuvor!

Daß ich es mit allen meinen Bürgern und Bauern gut meine, darüber kann ich mich vor Gott, vor meinem Volke ſelbſt und vor der ganzen Welt auf meine Handlungen berufen. Aus eben dieſem Grunde hatte ich es mir gleich vom Antritt meiner Regierung an zur Pflicht gemacht, allgemeine Toleranz in Religionsſachen auszuüben, und keinem, er ſei auch, wer er ſei, in Glauben und Glaubensübung hinderlich zu werden. Ein Grundſatz, den ich bis auf dieſen Tag befolgt habe und auch immer befolgen werde; weil ſeine Anwendung von den wohlthätigſten Folgen für mein Land geweſen iſt. Seit kurzem aber heben Pietiſmus, Frömmelei und Schwärmerei in meiner Reſidenz ihr Haupt wieder emvor. Nun weiß ich aus den vorigen Zeiten, wie dieſe fanatiſchen Ströme die Nation mit Aberglauben, Dummheit und Trägheit einſt überſchwemmt haben, und bin daher feſt entſchloſſen, wenn vernünftige Vorſtellungen nichts helfen, mit voller landesherrlicher Gewalt mich ihnen entgegenzuſetzen. Das Unheil, welches ſie ſtiften, iſt zu groß, als daß ich dazu ſchweigen könnte. Ich will gute, arbeitſame Unterthanen haben, und ſo muß ich auch aufgeklärte Unterthanen haben. Dumme, abergläubige, bigotte Menſchen ſind ſchlechte, unmoraliſche Menſchen. — Ich gebe allen meinen Unterthanen zu bedenken, daß ſie religiös ſein ſollen; daß aber das wahre Weſen der Religion nicht darin beſtehe, daß man blos ſinge und bete, den Kopf hangen laſſe und unter überſpannten Vorſtellungen des menſchlichen Elends alle menſchliche Heiterkeit verliehre und dadurch um nichts deſſer werde; ſondern darin — daß man aus Achtung für Gott alle ſeine Pflichten treu erfülle, dadurch täglich ein beſſerer Menſch werde und andern immer mehr Segen ſtifte; daß man thätig ſei zum Guten und darin nicht müde werde, Wittwen und Waiſen beſuche und ſich von der Welt unbebeſleckt behalte. Dies iſt das beſte Singen und Beten; wer ſo betet und ſingt, der ſingt und betet **noch weit mehr**, **als die heiligen Fünfwundenleute**, denn — er ſingt und betet **ohne Unterlas**. Zum übrigen Singen und Beten hat jeder in ſeinem eignen Hauſe Platz genug, und zum öffentlichen Beten und Singen ſind die Kirchen da, in welchen man vernünftige Erbauung und Erbauung **mit Ordnung** findet, die aber durch ſolche Winkelzuſammenkünfte den Leuten nur verleidet werden. — Ich gebe ferner allen meinen Unterthanen zu überlegen, daß an dem ganzen Weſen, welches Pietiſmus, Frömmelei und Schwärmerei treiben, weder etwas **wahres**, noch etwas **gutes**, und alſo überall **nichts geſundes** ſei. Jeder vernünftige Menſch ſollte ſich doch ſchämen, ſich durch ſolchen geiſtlichen Unſinn den Kopf verrücken zu laſſen. Hat uns denn Gott darum unſern geſunden Menſchenverſtand gegeben, daß wir ihn unter den Tiſch werfen ſollen? Hat er uns dazu die Religion gegeben, daß ſie uns verwirrt machen ſoll? Nur deutliche Begriffe, richtige Beſtimmungen und praktiſche Anwendung der Glaubenswahrheiten ſind des Menſchen würdig. Aber was empfängt man an deren ſtatt in der Loge zu den heiligen fünf

Wunden Jeſu? Nichts als Blümeleien und Spielereien mit Gott und dem Heilande, nichts als einen Schwall von heiligen an ſich unbedeutenden Worten, die den Verſtand leer laſſen, die Fantaſie aber um ſo mehr mit ihren Bildern erhitzen. Die ganze chriſtliche Religion, wie ſie da geglaubt wird, iſt eine kindiſche Gaukelei. Statt in die Wunden und Seitenhöle Jeſu zu kriechen, wo gar kein Platz für ſo viel Leute iſt, — oder man müſſte ſich den Leib Jeſu ſo groß und breit vorſtellen, wie die Paulskirche in London, — gebe ich meinen Bürgern den Rath, lieber wohlbedächtig die Lebens- und Leidensgeſchichte Jeſu zu leſen, und ihm hernach in Thun und Leiden recht ähnlich zu werden — — dis iſt das rechte Einkriechen in Wunden und Seitenhöle Jeſu, das Einverleibtwerden in Jeſum, das Anziehen Jeſu, wie die Apoſtel weit ſchicklicher ſich ausdrücken, die ſich doch gewiß beſſer auf die Sache verſtanden, als alle die heiligen Fünfwundeler zuſammen. Ich habe alle die Bücher ſelbſt durchgeblättert, welcher ſich dieſe bei ihren Erbauungen bedienen; aber es iſt doch auch nicht ein vernünftiges Buch darunter, ſondern lauter gedruckte fanatiſche Nonſenſe. So wenig wahres an dem ganzen

Fünfwundenweſen, wie es da getrieben wird: ſo wenig gutes. Auch nicht der geringſte Schritt zur Verbeſſerung des Herzens wird dabei gethan. Die Fünfwundenleute fühlen ſich ſchlecht — um ſchlecht zu bleiben: Sie tröſten ſich mit fremder Tugend, ſtatt daß ſie ſelbſt tugendhaft werden ſollten. Wird aber auch in aller Welt nur eine einzige böſe Leidenſchaft dadurch in uns ausgerottet, wenn ein anderer alle ſeine Leidenſchaften beherrſcht? Dieſe Fünfwundelei iſt alſo ein wahres **Faulbette, worauf grade die gottloſeſten Menſchen am weichſten liegen.** Dabei kann man müſſiggehen, Leute betrügen, freſſen, ſaufen und — — und getröſtet ſich hernach des Tröpfleins kleine, das auch die ganze Welt kann reine, ja gar aus Teufels Rachen frei, los, und ledig machen, Und dies iſt auch oft die ganze Sache bei der Frömmelei. Sie iſt bei vielen nur Heuchelei und Scheinheiligkeit. Entweder man hat locker gelebt und will nun allen Heiligen die Füſſe küſſen, wie dis der Fall auch wohl bei mancher gottſeligen alten Dame iſt; oder man lebt noch locker und will dis mit dem Mantel der Bigotterie bedecken. Und das allerböſeſte, was das ganze fanatiſche Weſen ſtiftet, iſt dis, daß die Leute dabei endlich gar ſtolz werden, ſich wirklich heilig und weit beſſer dünken, als andre, und im Himmel einmal obenan zu ſitzen hoffen; da ſie doch weit ſchlechter ſind, als andre, und einmal im Himmel an der Thüre ſtehen werden, weil ſie nur **fromm empfindelt und geandächtelt**, aber **nicht fromm gedacht und gethan haben**. — — Ich gebe endlich allen meinen Unterthanen zu beherzigen, daß es ihnen doch wohl daran gelegen ſein müſſe, in der Welt vorwärts kommen und im bürgerlichen und häuslichen Wohlſtande leben zu wollen. Daran iſt nun aber bei dem andächtelnden und pietiſtiſchen Unweſen gar nicht zu denken. Nicht nur wird der dritte Theil des Tags in den Erbauungsſtunden ſelbſt zugebracht, ſondern die Leute werden durch dieſe auch auf die übrigen zwei Drittheile träge, laß und faul gemacht. Alle Kräfte werden herabgeſpannt — alle Luſt zur Handthierung vergeht. Keiner meiner Bürger ſollte es auch ohne mein Widerrathen zugeben, daß ſeine Frau eine Fünfwundenſchweſter wäre, denn ſeine ganze Oekonomie geht von Stundan den Krebsgang. Eine Fünfwundenſchweſter zur Frau haben, oder eine Kaffeſchweſter zur Frau haben, iſt einerlei. Beide laufen tagtäglich aus dem Hauſe, bringen täglich viele Stunden von ihrer

Wirthſchaft entfernt zu, und thun auch nichts, wenn ſie zu Hauſe ſind. Was hilft es dem Manne, wenn er ſich's noch ſo ſauer werden läſſt, noch ſo viel arbeitet und erwirbt, wenn er eine Frau hat, die ſich um ſein Hausweſen wenig oder gar nichts bekümmert, das Erworbene nicht zu rathe hält und alles buntüber gehen läſſt? Wie kann dies aber anders ſein, wenn ſie vom Hauſe ſo viel abweſend iſt, oder, falls ſie auch zu Hauſe iſt, in Jakob Böhmen lieſet? Wer ſoll ihm unterdes die Küche beſorgen? Wer über Knechte, Mägde und Arbeitsleute, wenn dergleichen im Hauſe ſind, die Aufſicht führen? Wer ſeine und ſeiner Kinder Kleidung und Wäſche berathen? Wer über Reinlichkeit im ganzen Hauſe wachen? Wer die Kinderaufſicht und Kinderzucht betreiben? Wer, wenn weiblicher Verkehr und Handel, Kauf und Verkauf ſtatt findet, hiezu Hand anlegen? Wer die ganze innere Wirthſchaft machen? Ich fürchte mit Recht, daß mancher meiner Bürger die traurigen Folgen von der Fünfwundenſchaft ſeines Weibes ſchon allenthalben in ſeinem Hauſe erblicken werde; und wenn dis auch nicht wäre, ſo würde er ſie noch erblicken. Darum ſollen ſich alle und jede wohlmeinend von mir rathen laſſen, ihre Weiber aus Liebe zu ihren eignen Kindern und zur Wohlfart ihres eignen Hauſes von der Frömmlergeſellſchaft und Gauklerverſammlung abzuhalten. Wäre es nun gar, daß mancher Mann ſamt ſeiner Frau zugleich nach derſelben hinliefe: ſo ſollen doch meine Bürger um Gottes willen überlegen, was daraus werden ſoll, wenn die Weiber das Erworbene nicht mehr zu Rathe halten und die Männer auch die Arbeit und den Erwerb verſäumen. Kann das Ende ſolcher Andächtelei und Schwärmerei etwas anders für die meiſten alsdann ſein, als der Bettelſtab? Müſſen nicht alle und jede, wer ſie auch ſind und wie viel ſie auch haben mögen, dadurch zurückkommen? Und wenn es ſchon für ein **Weib** Schande iſt, **albern zu ſein**: iſt es nicht dreifache Schande für einen **Mann**? Wer ein Mann iſt, ſollte ſich doch bluthroth ſchämen, ſich den Kopf voll Fratzen ſetzen zu laſſen und heilige Grimaſſen zu ſchneiden. **Fürchte Gott, thue Recht, ſcheue Niemand — bete und — arbeite — —** ſo denken **Männer**, und nur ſolche Männer erkenne ich für meine Bürger. Die haben Brod und Segen, Glauben und Verſtand, Mark im Gehirn und Mark in den Nerven und Knochen, und können Feuer löſchen, wenn's brennt, und Frau und Kinder aus den Flammen tragen, und Dämme bauen, wenn

Waſſersnoth entſteht, und den Teufel austreiben, wo er ſich ſehen läſſt. — — Ich habe noch das Vertrauen zu meinen Unterthanen, daß ſie dieſen meinen väterlichen Vorſtellungen Gehör geben und ſich nun ſelbſt zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes und aus Achtung für die wahre Religion von der Fünfwundenverſammlung zurückziehen werden. Allen und jeden aber, die ſich hiedurch nicht dazu bewegen laſſen wollen, verbiete ich als Fürſt hiemit fürs erſte nachdrücklichſt, ſelbige fernerhin zu beſuchen, und hoffe auch noch von dieſen, daß ſie es an dem bloſſen Verbot genug werden ſein laſſen; widrigenfalls ich mit gröſter Schärfe ſie zu behandeln und ihre Kopfkrankheit durch die ſtrengſten Mittel kuriren zu laſſen mich gezwungen ſehen würde. Die Prinzeſſin Anne Durchlaucht mag mit ihren Leuten ſo viel Andächtelei treiben, als ſie will — das ſteht ihr frei; aber meinen Leuten und meinen Bürgern ſoll ſie mir nicht die Köpfe verrücken. Gegeben ꝛc. ꝛc."

Die Publikation dieſes Patents machte viel Eindruck. Alle Diener des Fürſten, welche ſeither dem Annenklub beigewohnt hatten, zogen ſich von ihm zurück und die ganze Heiligengeſellſchaft ward um die Hälfte geſprengt. Prinzeſſin weinte darüber bitterlich, und der alte Zensdorf weinte in ihre Thränen mit. Das Regiment der Frommen ſah nun einem Feldregiment ähnlich, das aus der Bataille zurückkommt, bei der es in hitziger Aktion geweſen iſt. An öffentliche Rekrutirung war nun nicht zu denken. Man ward alſo darüber einig, ganz im Stillen zu werben und noch mehr Handgeld zu geben. Hiebei bewies ſich beſonders die vom Hofe entfernte Hofdame geſchäftig, die Anne auf der Stelle in ihre Dienſte aufgenommen hatte, weil ſie dieſelbe als eine Märtirerin betrachtete. Dieſe ging den ganzen Tag umher, durchſtrich beſonders die kleinen Winkelgaſſen und kroch in den elendeſten Hütten herum, wo ſie für Brod, Kleidungsſtücke, Betten, Hausgeräth und baare Münze viel Bekehrungen ſtiftete. Die Leute in den unterſten Ständen wußten, daß ihnen Adolf nichts nehmen könne; Anne aber gab ihnen; folglich fanden ſie kein Bedenken, das fürſtliche Verbot zu übertreten. Adolf erfuhr dies alles bei guter Zeit. Er freute ſich über die Eindrücke, welche ſein erſtes Patent gemacht hatte und ließ ſogleich ein zweites ganz kurzes darauf erfolgen, worin jedermann bei Karrenſtrafe unterſagt ward, der Fünfwundlergeſellſchaft im Palais der Prinzeſſin ferner beizuwohnen. Bei Erſcheinung desſelben zitterte und bebte alles, und die Prinzeſſin Anne und ihr Kaplan entſchloſſen ſich zu einem dreitägigen Gebet; worauf ihnen der Geiſt eingab, daß ſie ſich in die Zeit zu ſchicken und die Heiligenzuſammenkünfte in der Nacht anzuſtellen hätten. Dies geſchah und gab noch zu mehrerm Unfug Anlaß. Man hörte bald von Nachtſchwärmereien, Lüderlichkeiten und Diebereien. Adolf hatte hierauf nur noch gewartet. Er ſtellte nun Wachen an allen Eingängen des Palais der Prinzeſſin, welche den ſtrengſten Befehl hatten, jeden, der in daſſelbe eingehen wolle, ſcharf zu examiniren und keinen einzulaſſen, als ver in ſelbiges gehöre. Da war plötzlich der ganzen Fünfwundelei ein Ende gemacht. Die Prinzeſſin ward über das ihr wiederfahrne Malraitement ſo aufgebracht, daß ſie auf der Stelle inpackte und die Reſidenz verließ. Sie zog — u dem alten Zensdorf auf ſein Gut; und als ldolf dis vernahm, ſprach er herzlichlachend — das hat ſie gut gemacht; es iſt beſſer, daß ie ſelbſt ging, als daß ich ſie gehen heiſſen auſſte; den alten Zensdorf ſollte ſie ſich nur och antrauen laſſen.

Als Ulrike aus dem Bade zurückkam, hätte man des ganzen Heiligenfünfwundenweſens in der Reſidenz faſt ſchon vergeſſen. Man bemerkte an ihr, daß ſie Rothen jetzt noch höher ſchätze, als zuvor; woraus viele ſchlieſſen wollten, daß ſelbiger auf Adolfs Befehl unterdeſſen viel mit ihr über die Sache geredet haben müſſe. Sie hatte wieder alle ihre vorige ſanfte Heiterkeit und lebte mit ihrem Gemahl in der glücklichſten Harmonie. Adolf pries ſein Schickſal und erſchrack oft noch im Stillen darüber, wenn er an all das Unheil dachte, welches die Fünfwundlergeſellſchaft für ihn hätte bewirken können. Ein Theil ſeiner Zeit ward nun dem Aufklärungsgeſchäft ſeines Volks gewidmet, das er mit gröſtem Eifer zu betreiben anfing. Täglich war der neue Generalſuperintendent bei ihm und arbeitete mit ihm ſtundenlang in dieſer groſſen Sache. Alles ward wohl und reiflich überlegt und durchdacht. Man ſah und hörte nichts davon in der erſten Zeit; aber dafür wurden die gröſſeſten Zubereitungen im Stillen zu den weſentlichſten Reformen gemacht. Die Geiſtlichen, welche die Grundſätze ihres neuen Ephorus kannten, verwunderten ſich darüber, daß alles ſo beim alten bleibe, und wurden dadurch in Unbeſorgtheit für die Zukünfte eingewiegt. Es ging ihnen aber, wie den Leuten auf dem Meere, die ſich der vorwaltenden **Windſtille** freuen, ohne den Sturm zu ahnden, der dadurch zubereitet wird. Adolf handelte **wie die Natur**, die erſt unbemerkt alle Vorkehrungen trift und im Verborgenen ſo lange ſchaft und veranſtaltet, bis die Stunde kommt, in welcher ihre Veranſtaltungen fertig und zum Ausbruch reif ſind; da denn die unbeobachtenden Menſchen, welche nur glauben, daß da gearbeitet werde, **wo Geräuſch** iſt, über den Anblick des Geſchehenen und Vollbrachten erſtaunen und einfältiglich ausrufen — — **wie hat das alles ſo plötzlich vor ſich gehen können!** Dieſe denken nehmlich, daß das alles, was die Natur thut, in dem Augenblick erſt angefangen, bereitet, fortgeſetzt und vollendet worden ſei, in welchem ſie es zu Geſicht bekamen. — —

Rothe hatte gleich nach ſeiner Zurückkunft eine auſſerordentliche Ueberraſchung. Fürſt Adolf hielt alle leſenswürdige Zeitungen, Wochenſchriften und Journale mit, und die Niederlage derſelben war in einem beſondern Kabinet, wozu jeder von beiden den Schlüſſel hatte. Als Rothe zum erſtenmal wieder in ſelbiges eintrat, fand er auf dem gewöhnlichen Leſetiſch den neueſten Band von einem gewiſſen Journal einſam liegen,

gen, auf welches viel regierende Herren ſubſkribirt hatten. So, wie er es aufſchlug, erblickte er gleich vornan ſeine Volksſeufzer um das Andenken der Fürſten an ihren Tod, welche er vor einiger Zeit auf dem Landhauſe, wo er mit Theodorn war, niedergeſchrieben hatte, unter der Ueberſchrift — **heilſames Einſchiebſel in die allgemeinen Kirchengebete chriſtlicher Staaten.** Er erſchrack darüber heftig, ſuchte unter ſeinen Papieren ſein Manuſkript, woran er nicht wieder gedacht hatte, ſuchte es vergeblich, erinnerte ſich an die damaligen Umſtände, entdeckte den ganzen Zuſammenhang des Abdrucks und — empfand für ſeinen Fürſten noch mehr Hochachtung, als vorher.

Die Wanderungen nach Theodors Einſiedelei geſchahen nun wieder häufig. Die eine Seitenwand derſelben war angefüllt mit den Bildniſſen guter Menſchen; nun kam die Reihe an die Bildniſſe guter Fürſten, welche eins nach dem andern gegenüber aufgeſtellt wurden. Der Prinz kannte die allgemeinen Tugenden, welche jeder Menſch ausüben ſoll; jetzt ſollte er auch die Tugenden kennen lernen, die Fürſten beſonders auszuüben haben, und für ſie warm werden. Da fiel es nun Rothen gar nicht ein, die Bildniſſe der bloſſen Eroberer und Vergröſſerer ihres

Landes etwa vornan zu ſtellen; nach ſeinen Gedanken gehörten dieſe nicht nur nicht vornan, ſondern auch gar nicht hieher. „Der wahre Ruhm eines Fürſten, pflegte er zu ſagen, beſteht nicht darin, daß er nur immer mehr Land und Leute an ſich bringe, ſondern darin, daß er das Land und die Leute glücklich mache, welche ſein ſind. Es iſt eine ſchreckliche Zumuthung für ſein eigentliches Erbland, daß es ſich darum auf's Spiel ſetzen ſoll, damit in ſeinem Beſitzungsregiſter einſt eine Provinz, auf die er keine Gerechtſame hatte, mehr ſtehe, und eine noch ſchrecklichere Zumuthung für ſeine Unterthanen, daß ſich darum Zwanzigtauſende und Dreiſſigtauſende von ihnen ſollen todtſchieſſen laſſen, damit er Herr über zwanzig- oder dreiſſigtauſend fremde Leute werde, die ihren Herrn auch ſchon haben." Und wenn Theodor der Sohn des gröſſeſten Monarchen der Welt geweſen wäre: ſo würde Rothe ihn vor dem Eroberungsgeiſt zu verwahren geſucht haben. Dieſer iſt es, der die Völker in Elend und Verderben ſtürzt. Sie haben nicht nur nichts davon, ob ihr Regent auſſer ihnen noch mehr Völkerſchaften ſich unterjoche; ſondern ſie ſind es auch, die dieſe erkaufen und bezahlen, **mit ihrem Gut und Blut** erkaufen und bezahlen müſſen. Verheerende Kriege, die der Fürſt vergiſſt, ſobald ſie geendigt ſind, der Unterthan aber lange Reihen von Jahren hindurch noch fühlt, Vernachläſſigung der innern Angelegenheiten des Landes, Zurückſetzung aller gemeinnützigen Anſtalten und Reformen, die einiges Geld koſten, militäriſche Juſtizpflege, unerträgliche Abgaben, um die groſſe Armeen zu unterhalten, und tauſend andre Uebel mehr ſind nur gar zu oft die traurigen Folgen der Eroberungsſucht der Groſſen. — Noch weniger ſtellte Rothe die Bildniſſe ſolcher Fürſten hin, die **groſſe Jäger** geweſen waren, oder ſich **durch Bau prächtiger Schauſpielhäuſer berühmt gemacht** hatten, oder **im Pferderennen** es allen zuvorgethan hatten, oder die erſten **Violiniſten** im Lande geweſen waren, oder **wunderſchön gemahlt und gedrechſelt** hatten. Alles dies ſind **Entbehrlichkeiten** an Fürſten. Ein Fürſt mag immerhin zuweilen auf die Jagd und ins Schauſpiel gehen, Muſik lieben, reuten, mahlen und drechſeln; aber — **ſteckenpferdiſch** muß ihm nichts von dieſen allen jemals werden. **Sein Steckenpferd muß das Wohl ſeines Volks ſein, worauf er unaufhörlich reutet.**

Theodor. (als er zum erſtenmale wieder in die Einſiedelei kommt und ein einſames Bildnis auf der andern Seitenwand erblickt.) Ach, das iſt ja mein Vater — —

Rothe. Ja wohl iſt er das. Mit ihm wollen wir den Anfang machen, das groſſe Kapitel von Fürſtentugend, Fürſtenſchönheit und Fürſtenvollkommenheit nun abzuhandeln. Dort gegenüber ſtehen die Edeln unter den Menſchen, und gehören in den erſten Theil Ihrer Erziehung. Hieher ſollen nun die Edeln unter den Fürſten kommen. Freuen Sie ſich, Ihren Vater auf dieſer Wand zuerſt zu finden. Es iſt Adolf, der Menſchliche . . . Man könnte ihn als das Bild aller Fürſtentugenden aufſtellen; doch hier ſoll er vorzüglich als Bild der erſten unter ihnen ſtillreitzend prangen.

Theodor. Er iſt vortreflich getroffen. (Freudenthränen in den Augen.) O du guter, liebevoller Vater!

Rothe. Er iſt getroffen, und die Unterſchrift iſt auch getroffen. Menſchlichkeit — ſteht unter ihm; wahrlich die fürſtliche Menſchlichkeit könnte nicht vollkommener ausgedrückt und gezeichnet werden, als — durch ſein Bildnis. Sehen Sie einmal, wie der Fürſt an ihm ſchlechterdings nicht zu verkennen iſt — die hohe Stirn — der edle Blick — das wahre Gefühl innerer und äuſſerer Würde im ganzen Geſicht — die feierliche Stellung der Augenbraunen — der karakteriſtiſche Majeſtätszug über ſelbigen — —; ſehen Sie aber auch, wie ſich der Fürſt an ihm im Menſchen wie zu verliehren ſcheint — das milde Feuer in den Augen — die ſtille Heiterkeit auf den Wangen — die ſchönen Sanftmuthzüge zu beiden Seiten nach der Oberlippe herunter — die Simpathie auf jeder Muſkel — —.

Hier ſchloß Rothe eine Erzählung von den ſchönſten neuſten Handlungen der Menſchlichkeit Adolfs an, wies bei jeder derſelben nach ihm hin, als ſollte ſie Theodor in dem Geſicht ſeines Vaters noch einmal wiederfinden, und fuhr hernach, als ſie ſich niedergeſetzt hatten, alſo fort:

„Das iſt die Tugend aller Tugenden an einem Fürſten — die **Menſchlichkeit**! Ein Fürſt muß nicht denken, daß er, indem er zur Regierung kommt, die Menſchheit ablege, und — ein höheres Weſen werde. Sobald er dies denkt, hält er auch die menſchlichen Gefühle für zu niedrig für ſich, und ſo iſt's um ſeine Unterthanen geſchehen. Auf der Stelle hören alsdann die Familienverhältniſſe zwiſchen ihm und dieſen auf, welche die Grundlage der Glückſeligkeit der leztern ſind. Er macht nun nicht mehr den Bruder gegen ſie, der er nun ſein ſollte. Er ſchwebt vielmehr in ſeinen Gedanken wie in den Wolken über ihnen, und läſſt ihnen die Sonne aufgehen, wie er will, und läſſt regnen über ſie, wie er will. So verhält ſich's aber nicht mit ihm. Er wandelt mit ſeinen Füſſen noch ebenſo auf der Erde, wie ſie, und Gott iſt's, dem er Sonnenſchein und Regen ſo gut zu danken hat, als ſie. Sein Weſen und ſeine Natur werden durch ſeine Fürſtenwürde nicht verändert. **Er iſt und bleibt ein Menſch nach, wie vor.** Dies kann er gleich daran ſehen, weil er noch, wie vorher, iſſt und trinkt, noch, wie vorher, müde wird und einſchläft, und noch, wie vorher, zuweilen den Schnupfen hat. Götter und — Schnupfen paſſen nicht zuſammen. Das iſt alſo nicht wahr, daß ein Fürſt ein höheres Weſen werde; das iſt aber wahr, daß er an der Menſchen Spize trete. Daraus folgt aber keineswegs, daß er die Menſchheit ablege, ſondern vielmehr, daß er ſie erſt recht anziehen müſſe; keineswegs, daß er aufhöre, Menſch zu ſein, ſondern daß er an Menſchſein die übrigen übertreſſe. Er darf alſo nicht denken, daß es ſich

nicht

nicht anders für ihn ſchicke, als Donnerworte zu reden; daß er, wenn er ſeinen Arm über ſein Volk ausbreitet, ihn nur in der Bewegung eines Drohenden ausſtrecken müſſe; daß jede ſeiner Anordnungen durch einen Machtſpruch geſchehen müſſe; daß er blos Gerechtigkeit und nicht auch Billigkeit auszuüben habe, und daß nur Strenge, Sauerausſehen, Steifſinn, Zufahren und Unerbittlichkeit ihn kleiden, Milde aber, Freundkeit, Herablaſſung, Sinnesänderung, ruhige Unterſuchung, Theilnehmung, weichherzige Zärtlichkeit und ſelbſtthätige Hülfsleiſtung unter ſeinem Stande ſind. Dieſe kleiden ihn vielmehr gar herrlich, und unter allen Menſchen ihn am herrlichſten. Ein Fürſt muß aber nicht nur ſich als Menſch fühlen, ſondern er muß auch ſeine Unterthanen für Menſchen halten. Auch in dem geringſten derſelben muß er einen Menſchen erblicken. Bei allem, was den Unterthan betrift, muß er immer zuerſt auf den Menſchen an ihm ſehen. Bittet der Unterthan etwas: ſo muß er gleich denken — es iſt ein Menſch; ein Menſch darf den andern anſprechen, darf jede Bitte an ihn thun. Bittet der Unterthan zu viel; kann er ihm die Bitte nicht gewähren: ſo muß er zu ſich ſelbſt ſprechen — es iſt ein Menſch; wenn man einem Menſchen eine Bitte verſagt, muß man es nicht mit ihm machen, wie mit der Dogge, die wir von uns ſtoſſen, wenn ſie uns anbellt. Hat der Unterthan Verdienſte, es ſein auch, welche ſie ſein: ſo muß des Fürſten erſter Gedanke ſein — es iſt ein Menſch; er hat Gerechtigkeitsgefühl, er hat Ehrgefühl; ich muß ſeinen Werth anerkennen, ich muß ihn ſchätzen; ich muß ihn belohnen. Begeht der Unterthan einen Fehltritt: ſo denke der Fürſt — es iſt ein Menſch; es gehört unter die allgemeinen Leiden der menſchlichen Natur, daß ſie fehle, es gehört aber auch unter ihre allgemeinen Hofnungen und Vorzüge, daß ſie ſich beſſern könne; ich muß den Irrenden nicht in den Abgrund ſtürzen, nach dem er hinirrete, ich muß ihn auf den rechten Weg zurückbringen laſſen; es iſt der Mühe werth, die Rettung eines Menſchen zu ſuchen; es iſt nicht unwahrſcheinlich, noch weniger unmöglich, daß ſie bewirkt werden könne. Seufzt der Unterthan unter zu ſchweren öffentlichen Laſten: ſo ſage der Fürſt zu ſich ſelbſt — es iſt ein Menſch; man ſoll dem Laſtthier nicht mehr auflegen, als es tragen kann, wie viel weniger ihm! Es iſt nicht genug, daß ich etwa der nicht bin, der ihm die unerträgliche Laſt aufgelegt hat und daß meine Vorfahren dis thaten; ich kann ja der werden, der ſie ihm leichter macht, und ſo muß ich der auch werden. Sucht der Unterthan Schutz: ſo denke der Fürſt — es iſt ein Menſch; er gehört nicht unter die Geſchöpfe, auf welche man vor meinen Augen frank und frei Jagd machen darf; er flüchtet in meinen Schos — ein Menſch zum andern — der Unterthan zu ſeinem Fürſten — — er finde bei mir Sicherheit. Leidet der Unterthan Mangel und Hunger: ſo ſpreche der Fürſt — es iſt ein Menſch; er hat Gerechtſame auf das Brod der Erde, wie ich; kann er ſelbſt kein Brod erwerben, ſo reichet es ihm von meinem Ueberflus. Und würde der Unterthan Selbſtmörder: ſo rufe der Fürſt aus — es iſt ein Menſch; mishandelt ihn nicht. — — Dis, Prinz, iſt die Menſchlichkeit eines Fürſten, daß er an ſich ſelbſt *nie mehr* ſehe, als einen Menſchen, und an allen ſeinen Unterthanen *nie weniger*, als Menſchen. Das Gefühl ſeiner eigenen Menſchheit ſtimmen ſein Herz zum Wohlwollen, zur Milde, zur Sanftmuth, zur Theilnehmung; und die lebendige Ueberzeugung von der Menſchheit aller ſeiner Unterthanen, der zuverſichtlichſte Glaube, daß ſie alle mit ihm zu einer Natur, zu einer Art gehören, mache ſie insgeſamt zu Gegenſtänden ſeines Wohlwollens, ſeiner Milde, Sanftmuth und Theilnehmung. Ein Fürſt hat freilich manche Vorzüge, die andre Menſchen nie erlangen können; aber was ſind dies für Vorzüge? Sind es nicht blos äuſſerliche? Empfängt er durch ſie auch eine einzige Seelenkraft mehr, als ſeine Unterthanen haben? Und hat er ſie nicht ſeinen Unterthanen zu danken? Aber dies iſt's eben, was die Fürſten ſo oft vergeſſen. Daher, daher erblicken ſie nicht allein an ſich alsdann Halbgötter, ſondern an ihren Unterthanen auch nur Halbmenſchen. Aber der Fürſt iſt weder ein Halbgott, noch ſind ſeine Unterthanen Halbmenſchen. Menſchen ſind er und ſie; er ſoll ſeinen Vorzug vor ihnen darin ſetzen, daß er der Weiſeſte und Beſte unter ihnen ſei. Iſt er aber dies: ſo wird er gewis auch die höchſte Menſchlichkeit zeigen. Dies iſt's, was man ſo ſehr an dem Fürſten ſchätzt, was ihm alle Seelen gewinnt und im Tempel der Unſterblichkeit einen der erſten Plätze verſchaft. Den Gelehrten bewundert man an ihm; den Helden ſtaunt man an ihm an; aber den Menſchen liebt man an ihm. Findet man dieſen an ihm, ſo hat es weiter nichts auf ſich, wenn man jene an ihm vermiſſt. Iſt er aber Gelehrter und Held blos, ſo ſeufzt man, daß er nicht auch **Menſch** ſei. Iſt er Gelehrter, Held und Menſch zugleich: ſo iſt's und bleibt's doch immer ſein höchſter Ruhm, daß er **Menſch** iſt. Sehen Sie einmal, Prinz, wie leicht es den Fürſten werde, geehrt, geliebt und geſegnet zu werden! **Nur Menſchen, Menſchen** dürfen ſie ſein. Und hier erinnern Sie ſich nun an das wieder, was ich Ihnen einſt ſagte, daß die Anlagen hiezu oder die Anlagen zur Menſchlichkeit und Menſchenliebe von der Natur ſelbſt in jeder Menſchenſeele ſchon gemacht ſind. Wie unausſprechlich leicht muß es Ihnen alſo werden, einſt der Gegenſtand der Liebe und Segnungen dieſer Nation zu werden! Bauen Sie nur auf dieſen natürlichen Anlagen Ihres Herzens fort, und laſſen ſich durch menſchenfeindliche Rathgeber und Einblaſer, die ihren Gewinn dabei ſuchen, die **Menſchheit der Unterthanen** in den Augen der Fürſten herabzuſetzen, darin einſt nicht aufhalten. Man ſollte kaum glauben, daß es ſo viel Aufſehens, Lobens und Preiſens machen könne, wenn ein Fürſt ſich als **Menſch** zeigt. Iſt denn dis nicht das Allernatürlichſte? Sollte es denn alſo nicht auch das Alltäglichſte ſein? Und wenn es dis iſt, wie kann es noch Aufſehen machen? Wenn man nun aber ſieht, daß es dies doch wirklich zuweilen ſo ganz auſſerordentlich mache; ja, wenn man ſogar ſieht, hört und erfährt, daß menſchliche Handlungen, die nur ganz mäſſig ſind, und die, wenn ſie Unterthanen ausüben, an ihnen kaum bemerkt werden, ſobald ſie mancher Fürſt begeht, aufs höchſte bewundert, in allen Geſelſchaften beſchwazt, von Dichtern beſungen, in Zeitungen ausgepoſaunt und von den Geſchichtſchreibern noch der Nachwelt als wunder was erzählt werden — — wie ſoll man dies erklären, und wie erklären Sie es, mein Prinz?

Theodor. (ſehr treuherzig.) Das kann man nicht anders erklären, als nachtheilig.

Rothe. Nachtheilig? — Für wen?

Theodor. Entweder für ſeine Unterthanen, oder für ihn. Für jene, wenn ſie ihn nicht genug beobachten und alſo bei ſeiner tauſendſten menſchlichen Handlung erſt aufmerken und thun, als wenn es ſeine erſte ſei. Für ihn aber, wenn etwa menſchliche Handlungen nicht oft an ihn kommen . . .

Rothe. Prinz, glauben Sie gewis, daß aller Unterthanen Augen unaufhörlich auf ihren Fürſten gerichtet ſind — —

Theodor. (hitzig und unwillig.) Wie? was jedes Menſchen Schuldigkeit zu thun iſt, das thäte mancher Fürſt nur ſelten? Was ſeinen Unterthanen alltäglich ſein ſoll, das wäre an ihm nur dann und wann etwas auſſerordentliches? Und doch ſoll er der Beſte unter ihnen ſein? O Rothe — ſo jung ich noch bin, ſo ſchäme ich mich doch in die Seele eines ſolchen regierenden Herren. Nein, wenn ich einmal Fürſt werde, ſo verſteht ſich ja das von ſelbſt, daß ich menſchlich handeln und immer ſo handeln muß, darum ſchon, weil ich ein Menſch bin. Und wenn mir einer einmal ein Gedicht darüber machte, daß ich menſchlich gehandelt hätte: ſo würde ich das für Spott über mich aufnehmen. Alltägliche Handlungen ſind ja wahrhaftig des Beſungenwerdens nicht werth. Der Dichter müſſte alſo meine menſchliche Handlung unter meine ungewöhnlichen zählen; und das wäre ja rechte Erzſchande für mich. Läſe ich vollends in den Zeitungen von einer meiner menſchlichen Handlungen: ſo würde ich das ebenſo betrachten, als wenn man der ganzen Welt hätte ſagen wollen, daß ſolche Handlungen ſelten an mich kämen, oder daß es gar meine allererſte ſei. Das kann ich doch gar nicht begreifen, wie ein Fürſt das leiden könne, daß ſeine menſchlichen Handlungen zu Hauſe beſungen werden dürfen, oder gar in öffentliche Zeitungen kommen.

Rothe. Von Ihrem Vater werden Sie auch dergleichen nicht leicht in den Zeitungen leſen; und dem erſten Dichter, der ihn im Lande dafür beſang, ward bei Ueberreichung des Lobgedichts zur Antwort, daß ihm diesmal verziehen ſein ſolle, weil er aus Unkunde der Denkungsart ſeines Herrn über dergleichen Dinge gefehlt habe; daß aber von nun an auf jeden Vers, den man auf den Fürſten mache, funfzig Thaler Strafe geſetzt ſein ſollten.

Theodor. (recht im Jubel.) Das war herrlich — das war herrlich! Die Dichter mögen die Werke Gottes beſingen, die kein Menſch nachthun kann — daran iſt etwas zu ſingen, und — dabei können ſie zeigen, ob ſie ſingen gelernt haben; — — aber anfangen einen groſſen, langen Geſang zu ſingen und dabei hoch ausholen, daß jeder denkt, es werde wer weiß wunder was an den Tag kommen, und — dann endlich ſagen, daß ein Fürſt menſchlich gehandelt habe, oder ſo, wie es jedes Menſchen Schuldigkeit zu handeln iſt — — lieber Rothe, dabei fällt mir

Fabel von Berg und Maus ein, die Sie mir erzählt haben.

Rothe. Bravo, bravo, mein Prinz! Bleiben Sie ja lebenslang ſo geſinnet. — Wenn ein Fürſt eine recht groſſe, ausbündigſchöne Handlung verrichtet: ſo habe ich nichts dagegen, daß ſie dann und wann in die öffentlichen Zeitungen und Journale komme. Das iſt ein gutes ſchlafvertreibendes Mittel für ſolche Fürſten, die an der Lethargie laboriren. Dieſe, wenn ſie dergleichen leſen, müſſen dabei denken, daß alle ihre Unterthanen ſie nun fragen, warum ſie nicht auch ſo thun. Wenn es aber gleich in drei, vier Zeitungen zu leſen iſt, daß hier oder da ein Fürſt einer armen Wittwe eine Penſion ausgeſetzt habe: ſo kommt mir das eben ſo vor, als wenn man in die Zeitungen es ſetzen wollte, daß der Hofrath Rothe einige Hausarmen an ſich habe, denen er wöchentlich ein gewiſſes Almoſen reicht. Dies Almoſen iſt, nach meinem Vermögen gerechnet, offenbar noch mehr, als jene Penſion, die ein Fürſt gibt, nach ſeinem Vermögen gerechnet. Und wenn vollends in den Zeitungen ſteht, daß ein Fürſt einer dürftigen Familie ein- für allemal etwa gelegentlich vier oder fünf Louisd'ors geſchenkt habe, — wiſſen Sie, was mir dabei einfällt? Können Sie gut rathen, Prinz? Rathen Sie einmal —

Theodor. (promt.) Daß Schmidt mehr thue, wenn er einem Armen einen Kreuzer gibt, und daß dis alſo noch eher in die Zeitungen kommen ſollte — —

Rothe. (mit beiden Armen um Theodorn her.) Bei Gott im Himmel, Prinz — Sie haben mir den Einfall aus der Seele und die Worte aus dem Munde genommen. Wie würde die vernünftige Welt aber darüber lachen, wenn ſie in den Zeitungen von Schmidts weggeſchenktem Kreuzer läſe!!!

Dies für Prinzen und künftige Fürſten ſo lehrreiche Geſpräch ward hernach auf der Promenade noch weiter fortgeſetzt und Rothe war mit jeder Aeuſſerung Theoders dabei vollkommen zufrieden. Zu einer andern Zeit, als ſie zur Einſiedelei kamen, hing nicht weit von Adolf, dem Menſchlichen, Karl, der Bürgerfreund. Dies war ein noch lebender benachbarter Fürſt, gegen den die Liebe ſeiner Unterthanen bis zum Enthuſiasmus und ihre Ehrfurcht beinahe bis zur Anbetung ſtieg. Theodor kannte ihn ſchon von Perſon und horchte um ſo neugieriger auf all das Gute, welches Rothe jetzt von ihm zu erzählen wußte. Rothe hatte ihm Tags vorher eben von dem Bauernwerth nochmals viel geſagt und ihn beſonders darauf aufmerkſam gemacht, wie ein Fürſt den Plackereien der Amtleute Einhalt thun und Grenzen ſetzen müſſe; ſo fuhr er nun gleichſam in der geſtrigen Unterredung fort:

„Was von den Amtleuten auf dem Lande gilt, das gilt auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. In jedem Stande, der nur einiges Anſehen, nur einige Macht und Gewalt hat, wird, wie ich Ihnen geſagt habe, leicht nach Deſpotiſmus geſtrebt. Nicht ſelten geſchieht dies auch von den Unterobrigkeiten in den Städten. Verſagte Juſtiz, Gefälligkeiten gegen Vettern und Muhmen auf Koſten derer, die nicht Vettern und Muhmen ſind, pflichtloſe Verwaltung öffentlicher Einkünfte, verweigerte Rechnungsablegung davon, willkührliche Auflagen und Gelderpreſſungen, partheiiſche und unproportionirte Hebung derſelben, vernachläſſigte Policei, Verweitläuftigung kurzabzumachender Sachen zu Gunſten der Sportelkaſſe, gänzliche Zurückſetzung der gemeinnützigſten Stadtangelegenheiten, ſobald ſie kein Geld einbringen und aus Amtspflicht blos betrieben werden müſſen, eigennützige Austheilung der Stipendien- Legaten- und Armengelder, muthwillige Beibehaltung und Vergröſſerung vorwaltender Verwirrungen, um während derſelben deſto beſſer im Trüben zu fiſchen, grobe Behandlung derer, die um Berichtigung derſelben patriotiſch ſollicitiren, und — hundert andre gros- und kleinſtädtiſche Tiranneien mehr ſind es alsdann, über die der Bürger ſeufzt. Da muß ein Fürſt ſich ganz als Fürſt fühlen und ſolchen kleinen Deſpoten den Daum auf's Auge halten. Er ſchütze immerhin ſeine Unterobrigkeiten bei ihren Gerechtſamen; aber er höre auch den Bürger, wenn er über ſie Klage führt. Er weiſe ihn nicht mit dem kahlen Befehl ab — daß er ein Rebell ſei, ſondern unterſuche ſeine Sache. Hat der Bürger Recht: ſo iſt der Fürſt dazu da, ihm als die letzte Landesinſtanz dazu zu verhelfen. Hat er Unrecht: ſo empfängt der Fürſt eine Gelegenheit mehr, das Anſehen ſeiner unrechtmäſſigbeſchuldigten Unterobrigkeit noch feſter zu ſtellen. Es muß ihm ja doch wahrhaftig ſelbſt darum zu thun ſein, zu wiſſen, ob dieſe Hirten ſind, die die Schafe nur ſcheren, oder auch weiden. Wahr iſt's, es gibt unter den Bürgern immer ſolche, die unruhige Köpfe ſind und am Ende wohl gar den Fürſten bei einer noch höhern Inſtanz verklagen, wenn ſie können, wie ſie ihre Unterrichter bei ihm verklagen; aber dieſe ſind leicht zu erkennen. Doch, wenn der Bürger klagt, der als ein guter und rechtſchaffener Mann bekannt iſt; wenn mehrere dergleichen klagen, oder wenn gar eine ganze Bürgerſchaft Beſchwerde führt: alsdann mache ſich der Fürſt im vollen Fürſteneifer auf, unterſuche genau, ſpreche ſtrenges Recht und beuge dem hochdaherfahrenden Unterobrigkeitsdeſpotiſmus das Haupt. Dies iſt ſeiner erhabenſten Beſtimmungen eine, in ſeinem Lande den Plackereien aller Art, die noch dazu wie in ſeinem Nahmen und unter ſeinem öffentlichen Schutz ausgeübt werden, ein Ende zu machen. Dazu iſt er recht eigentlich da, und nirgends kann er ſich mehr in wahrer Majeſtät zeigen, als hierbei, wenn er ſo thut. Seine erſte Pflicht gegen den Bürger iſt es, des Bürgers Gerechtſame gegen Gewaltſamkeiten und Plackereien in Schutz zu nehmen. Denn der Bürger hat in dieſem Fall weiter keinen, an den er ſich wenden möge, als ihn. Aber freilich, um dies zu thun und mit Nachdruck zu thun, muß der Fürſt mitten unter ſeinen Bürgern wohnen und jedem ſeiner Bürger erreichbar ſein. Hiebei erkennt man recht den Bürgerfreund an ihm. Der Fürſt ſchlage ſeine Wohnung nicht in einem abgelegenen Winkel ſeines Landes, nicht auf einem ſeiner einſamen Luſt- oder Jagdſchlöſſer, noch weniger gar auſſerhalb Landes auf; ſondern er reſidire in der gröſſeſten der Städte ſeines Landes. Er habe immerhin ſolche Schlöſſer und Einſamkeiten und verlebe daſelbſt einzelne Tage und Wochen; aber den gröſſeſten Theil ſeiner Zeit bringe er da zu, wo die zahlreichſte Geſellſchaft ſeines **Volks** beiſammen iſt. Dies bringt ſchon die Natur der Sache ſo mit ſich. Als Fürſt iſt er der Vorſteher und Direktor ſeines Volks und aller Angelegenheiten deſſelben; folglich iſt der natürlichſte Platz, wohin er gehört, der, **wo die ſtärkſte Volksmenge bei einander wohnt.** Da iſt er gleichſam recht im Schoſſe und in der **Mitte ſeines Volks.** Da fallen am häufigſten Sachen von Erheblichkeit vor; da durchkreutzen ſich die mehrſten Privatnutzen; da kollidiren am öfterſten Privatintereſſe der Bürger und allgemeines Staatsintereſſe; da iſt alſo ſeine Gegenwart am nöthigſten. Auch kann es die wichtigſte und anſehnlichſte Stadt ſeines Landes mit Recht verlangen, daß er durch ſeinen Aufenthalt daſelbſt ihren **Glanz** gleichſam vollende. Er hat von ihr am meiſten; ſo muß ſie auch wieder von ihm das meiſte haben. Er mache alſo den gröſten Theil ſeines Aufwandes in ihr, und befördere beſonders da Leben, Thätigkeit, Erwerb und Wohlſtand, wo der ſtärkſte Zuſammenflus von Menſchen im ganzen Lande iſt. Stolz auf ſeinen Beſitz wird die zahlreichſte unter allen ſeinen Bürgerſchaften unter ſeinen Augen noch wackerer arbeiten und immer blühender werden; dahingegen, wenn er ſich von ihr entfernte, ſie ſich als *verwaiſet* anſehen und allen Muth fallen laſſen würde. Er ſei nicht nur in ihrer Mitte; er ſei auch gern daſelbſt. Er wohne nicht nur unter ihnen; ſeine *Wohnung ſtehe ihnen auch offen*. Unverſchloſſen, unverborgen müſſe er wenigſtens an jedem Tage einige Stunden haben, in *welchen jeder Bürger freien Zutritt zu ihm finden könne*. Der Bürger kennt keinen gröſſern Lohn für ſeine Treue, als dieſen; ſo wie er keine empfindlichere Demüthigung und Strafe kennt, als wenn ihm ſelbiger verſagt iſt. Auch bringt dies wiederum die Natur der Sache ſo mit ſich. *Kinder müſſen vor den Vater kommen können — ein Kind muß ſich äuſſerſt vergangen haben, wenn es der Vater nicht vor Augen leiden will.* Prinz, es iſt nicht auszuſprechen, was für Nutzen und Segen das bringe, wenn jeder *Bürger vor ſeinen Fürſten kommen kann, wie er will*. Es iſt nicht anders, als wenn ein allgemeiner Geiſt der Rechtſchaffenheit, Ordnung, Betriebſamkeit und Fröhlichkeit über die ganze Bürgerſchaft, und ein allgemeiner Geiſt der Amtstreue, Gewiſſenhaftigkeit und Pünktlichkeit über die ganze Dienerſchaft ausgegoſſen würde. Der Fürſt zeige ſich ſeinen Bürgern nicht nur auf ſeinem Schloſſe, er zeige ſich ihnen auch auf freiem Markt. Es iſt ein ſonderbarer Gedanke, wenn ein Fürſt glaubt, daß er, um ganz in ſeinem Anſehen ſich zu erhalten, ſich ſelten machen müſſe. Dieſer Gedanke kann nur in die Seele eines ſolchen Fürſten kommen, der nicht kindlichen Reſpekt ſondern ſklaviſche Furcht von ſeinen Bürgern fordert. Verliehrt denn ein Vater dabei, wenn er viel unter ſeinen Kindern iſt? Gewinnen ſie ihn dadurch nicht erſt recht lieb? Sind wir denn zufrieden damit, wenn die Sonne etwa monatlich nur einmal aus den Wolken hervorkommt und uns unmittelbar anſcheint? Entheiliget ſie ſich dadurch, wenn ſie tagtäglich ſich uns in ihrem ſegnenden Glanze zeigt? Wie kann ein Fürſt, der Sohn der Sonne, glauben, daß er ſich dadurch entweihe und profanire, wenn er oft vor ſeinen Bürgern erſcheint? Nein, er wanke vielmehr häufig unter ihnen und mache dadurch ſeinen Anblick ihnen weniger furchtbar, mild und vertraulich. Er laſſe ſie viele von ſeinen Handlungen mitten in ihrer Vollbringung ſehen, damit ſie auf den Glauben kommen, daß er kein Geheimnis vor ihnen haben wolle, und damit ſie den edeln Gang ſeiner Seele und ſein ganzes Gedankenſiſtem recht kennen lernen. So leiſten ſie gewis jedem ſeiner Befehle williger Folge und billigen auf der Stelle jede ſeiner Veranſtaltungen mehr, wenn ſie auch den ganzen Plan derſelben nicht überſähen, **weil ſie wiſſen, wie er es meint**, und weil ſie ein- für allemal ein vollkommnes Zutrauen zu ihm haben. Er ſei, wenn er ſich ihnen zeigt, beſcheiden, leutſelig, herablaſſend; er gewinne zuweilen dem niedrigſten Bürger Rede an; er habe nicht immer gros Gefolge bei ſich, noch weniger eine Wache, als wenn er in einer feindlichen Stadt umherginge; — **ſo wird jeder Bürger, der ihm begegnet, ſeine Wache ſein.** Er beſuche den Künſtler, den Fabrikanten, den Meiſter unter den Meiſtern aller Art; dies wird eine Aufmunterung für ſie ſein, die ihresgleichen nicht hat. Er miſche ſich zuweilen recht in den Zirkel ſeiner Bürger; ſeine bloſſe Gegenwart wird ihnen ſtatt aller Sittengeſetze dienen. Er nehme zuweilen an ihren öffentlichen Vergnügungen Theil, der Bürger wird glauben, daß dieſe hiedurch

durch geadelt werden. Er trete zuweilen ganz unerwartet mitten in die Leichenbegleitung eines ſehr rechtſchaffenen Bürgers ein und halte dadurch bürgerlicher Tugend die unvergeslichſte Lobrede. Ueberall gebe er deutlich zu erkennen, daß ein braver Bürger ſein in ſeinen Augen mehr werth ſei, als — weiter nichts, denn ein gebohrner Edelmann und Baron zu ſein : . . Der Fürſt ſei nicht nur oft und gern unter ſeinen Bürgern, er befördere auch auf jede Weiſe ihren Wohlſtand. Dies iſt die rechte Gegenwart des Fürſten unter ſeinen Bürgern, wenn er ihnen bei jeder Gelegenheit Unterſtützer wird. O mein Prinz, der Werth des Bürgers iſt gros. Von dieſem Gedanken müſſen Sie ausgehen, wenn Sie einſt als Fürſt Bürgerfreund ſein und den Wohlſtand des Bürgers zu befördern ſich recht angetrieben fühlen wollen. Der Bürger iſt der Mann, welcher dem Bauer die rohen Produkte, die dieſer gewinnt und erzeugt, abkauft und ſie verarbeitet. Der Bürger iſt der Mann, bei dem der Bauer ſein Getraide, ſeine Butter und Käſe, ſein gros und klein Vieh, das er aufzieht, verſilbert. Was wäre der Bauer mit allem ſeinen Fleiß, wenn es keinen Markt für ihn in der Stadt gäbe? Wer kauft ihm aber da das meiſte ab? Wer macht die ſtärkſte Konſumtion? Iſt's nicht die Bürgerſchaft? Der Bauer ſchaft die erſten Bedürfniſſe des Lebens; der Bürger bereitet auch einen groſſen Theil derſelben und ſchaft noch überdies alle Bequemlichkeiten und Vergnügen des Lebens. Wie nothwendig, wie unerkennbarnützlich, wie ſchätzenswerth alſo auch ſind unſre Handwerker! Betrachten Sie ſich vom Kopf bis zum Fuß; alles, was Sie an ſich tragen, hat der Bürger gemacht. Unſre Künſtler, ein groſſer Theil unſrer Gelehrten, alle treue und gute Bediente der Fürſten, viele ihrer höhern Diener ſogar ſind die Söhne der Bürger. Die erſten Tugenden des geſellſchaftlichen Lebens ſind in dem Bürgerſtande noch anzutreffen, wenn man ſie oft in den höhern Ständen vergebens ſucht. Er iſt arbeitſam, ohne roh zu ſein, und hat einige Aufklärung, ohne dabei unmoraliſch zu ſein. Er trägt nach dem Bauernſtande das meiſte zu den Einkünften der Fürſten bei, und alle Acciſen in den Städten bezahlt er. Er iſt der zahlreichſte Stand daſelbſt und konſumirt alſo auch das meiſte. Er iſt noch mehr für das Vaterländiſche und kauft von ſeinem Mitbürger; wenn die Vornehmern wohl Thoren genug ſind, alles Einheimiſche zu verſchmähen und ihr Geld für fremde Leckereien, Eitelkeiten und Moden auſſer Landes zu ſchicken. Ihm muß alſo der Fürſt auch ganz Beförderer, ganz Unterſtützer ſein. Dies geſchieht aber keineswegs blos dadurch, daß er, wenn Feuers- oder Waſſersnoth iſt, ſelbſt zugegen ſei und anordne; ſchön und herrlich iſt es, wenn er dies thut; aber es giebt der Nöthen und Leiden des Bürgers mehr, als die, welche die Elemente ihm anrichten. Auch geſchieht es nicht blos dadurch, daß er ſeinen Bürgern ein öffentliches Vogelſchieſſen erlaube: dies iſt ganz gut; das wahre, reelle Vergnügen des Bürgers aber iſt ſein **häuslicher Wohlſtand.** Dieſen, dieſen befördre der Fürſt; ſtatt ihn über die Verwahrloſung deſſelben nur durch fröhliche Kleinigkeiten, durch Aufzüge mit Klingklang und unmännliche Spielereien zu betäuben. Er ſorge dafür, daß es ſeinen Bürgern nicht an Arbeit und Erwerb fehle; er ſorge aber auch dafür, daß ſie von ihrer Arbeit gut und gemächlich leben können. Er befördere Handel und Verkehr aller Art, und erlaube und begünſtige Heraus- und Hereinhandel, wie er auch Nahmen habe, **ſobald er durch die Hände ſeiner Bürger betrieben wird.** Er ſelbſt bleibe Fürſt, **und werde nie Kauf- und Handelsmann, Fabrikant und Manufakturiſt;**

am allerwenigſten werde er Monopoliſt, oder wolle ausſchlieſſenden Handel und Alleinhandel mit dieſem oder jenen Waarenartikel treiben. Was würde er ſagen, wenn ſeine Bürger ihn um einen ſeiner Kammergefälle bringen wollten? Nun, eben dies ſagen ſie ihm, wenn er ihnen einen ihrer Nahrungszweige zerknickt. Dies ſind ihre Kammergefälle; — was du nicht willſt, das dir die Leute thun ſollen, das thue ihnen auch nicht, kann man da im allereigentlichſten Verſtande ſagen. Wenn das genug iſt, die Sache zu rechtfertigen, daß ein Fürſt blos den Ausſpruch thue — ich will, daß dies oder jenes im Lande blos auf meine Koſten erbauet werde, und daß niemand weiter ſich unterſtehe, es zu bauen — — ich will, daß hiemit oder damit blos auf meine Rechnung gehandelt werde und daß niemand ſich weiter unterſtehe, damit zu handeln: nun, ſo kann die Reihe damit auch endlich an Möhren und Kartuffeln kommen; der Fürſt kann auch allein Stärke und Grütze laſſen ausmachen; und — ſo müſſen ſeine Bürger insgeſamt den Renzel auf den Rücken nehmen und durchs Thor zum Lande hinauswandern; oder, wenn dies nicht iſt, ſo hat er an ihnen verarmte Taglöhner und Sklaven, die keine einzige ihrer Abgaben an ihn abtragen können. Aber wer hat ihm denn die Gerechtſame gegeben, welche er hat? Sind es nicht die Unterthanen geweſen? Iſt es auch wohl vernünftig, zu glauben, daß ſie ihm mehrere gegeben haben werden, als ſie entbehren konnten? Und wie iſt es von ſeiner Seite gehandelt, wenn er die ihm von ſelbigen gutwillig eingeräumten Gerechtſame nun blos aus Uebergewalt und Deſpotiſmus erweitert? Nein, der Fürſt laſſe ſeine Bauern bauen, was ſie wollen, und laſſe ſeine Bürger handeln, womit ſie wollen; ſo ſind ſeine Bauern glücklich, ſeine Bürger noch glücklicher, und **Er — der Glücklichſte** unter ihnen allen. Gäbe der Fürſt aber blos auf der einen Seite ſeinen Bürgern die Freiheit, Handel, Gewerbe und Verkehr zu treiben, wie ſie wollten, und — belaſtete er ſie auf der andern Seite dafür wieder mit unerſchwinglichen Auflagen und Abgaben: ſo nähme er ihnen mit der einen Hand wieder, was er ihnen mit der andern reichte, und ſeine ganze Staatseinrichtung hätte keine Wirklichkeit von Bürgerwohlfahrt aufzuweiſen, ſondern wäre nur ein politiſches Schattenſpiel an der Wand, ein bloſſer Glückſeligkeitsguckkaſten, in welchen die Bürger hineinſähen um — wenn ſie hernach wieder heraus und in die wirkliche Welt blickten, die Köpfe zu schütteln. Der Fürſt erleichtere vielmehr dem Bürger ſeine Abgaben, ſo viel er kann. Je mehr Gewinn derſelbe von ſeinen Arbeiten und Geſchäften für ſich hat: deſto eifriger betreibt er ſie; und fühlt er ſich alsdann wohlhabend: ſo bezahlt er die mäſſigen Abgaben gern und auf den Tag. Er betrachtet ſie als das Schutzgeld, welches er dafür abreicht, daß er im Lande ſo viel Nahrung hat; als den **Zehend von dem Segen, womit Gott ſeine Arbeit krönt.** Der Fürſt thue Fabrikanten und Manufakturiſten unter ſeinen Bürgern Vorſchüſſe, ſobald er ſieht, daß ſie ſich auf die Sache verſtehen und daß ihre Plane nützlich für ſein Volk ſind. Er ſei verſichert, daß er ſeine Kapitalien **nirgends ſicherer und landesväterlicher unterbringen** könne, als ſo. Er helfe ganzen ſinkenden Nahrungsſtänden unter ſeinen Bürgern auf; er unterſtütze einzelne rechtſchaffene leidende Bürgerfamilien, und ſehe jeden **Bürger** als einen von denjenigen unter ſeinen Söhnen an, der beſonders an ihn **gewieſen iſt**; ſtatt daß der **Bauer**, ſobald er arbeitſam iſt, ſich nur an die **Natur** halten darf. — — So einen Fürſten, mein Prinz, tragen die **Bürger** auf den Händen fort, ſobald er ſagt, daß er auf ſeinen Füſſen nicht mehr von Stelle zu Stelle kommen könne, und — er darf ſich weder Portechaiſen= noch Sänftenträger halten. Alle ſeine Bürger tragen ihn.“

Theodor. (in hohem Enthuſiaſmus für Bürger und Bürgerwohl.) Selig iſt der, den, wenn er ſich auch nicht ſo tragen läſſt, doch tauſend Hände ſo zu tragen immer bereit ſind! — O Gott, wie glücklich kann ein Fürſt ſein!

Rothe. Ja Prinz, ganz unausſprechlich glücklich; — — nicht durch Geld und Gut, nicht durch Schlöſſer und Gärten, nicht durch Bälle, Maſkeraden, Koncerte, Schauſpiele, Schlittenfahrten und Feuerwerke, nicht dadurch, daß eine ganze Hauptwache für ihn ins Gewehr tritt — — ſondern dadurch, daß jeder Bürger, der ihm begegnet, im Herzen zu ihm ſpreche — willkommen, VATER, dich ſegne Gott — — und daß jeder Bürger, der ihn von weitem erblickt, zu Frau und Kindern ſage — dort geht unſer VATER, ihn ſegne Gott!

Theodor. (ſchluchzend.) Ach, wie ruchlos wäre ich, wenn ich mich nicht bemühen wollte, daß man mich auch einſt nah und fern ſo grüſſte!

Die Edlen der Fürſten mehrten ſich von Zeit zu Zeit in Theodors Einſiedelei. Bald hingen auch daſelbſt Wilhelm, der Selbſtſeher — Anton, der Landeskundige — Ferdinand, der Geſetzverbeſſerer — Guſtaf, der Volksaufklärer — Rudolf, der Tolerante — Ludwig, der Wiſſenſchaftbeförderer — Friedrich, der . . . Ueber jeden derſelben ward auf die gewöhnliche Weiſe ein lehrreiches Kapitel aus der Regentenmoral, aus dem Buche für Fürſten und Könige, abgehandelt. Als Theodor die erſten Blicke auf Friedrich, ohne ihn noch zu kennen, gethan, rief er aus — auf dieſem Geſicht iſt ein ganz eigener Zug — —

Rothe. Sie haben Recht, Prinz. Es iſt ſo ganz die Mine eines wackern und begüterten Mannes, der viel Arbeiter in ſeinem Hauſe hat, immer ab und zu bei ihnen geht, und ſie, ſo oft er kommt, fragt — nun, es geht doch noch alles ordentlich — ihr ſeid doch noch alle mit mir zufrieden — — ihr leidet doch wohl keine Noth und arbeitet gern bei mir?

Theodor. Wahrlich, Hofrath, leibhaftig ſo ſieht er aus. Aber thut er denn auch ſo?

Da ſchrieb Rothe die Worte unter das Bild — Friedrich, der Dienerſchätzer. Nun verſtand ihn Theodor erſt ganz und erkundigte ſich genau darnach, wie der edle Friedrich dieſen Beinahmen bekommen habe.

Rothe. (nach vielen andern erzählten Thatſachen.) Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich, wenn er einem ſeiner erſten Räthe begegnete und mit ihm ſprach, nicht nur den Hut vor ihm zog, wenn er an ihn kam, ſondern auch auf freiem Markt den Hut ſo lange vor ihm auf der Seite in ſeiner Rechten hielt, als er mit ihm ſprach. — Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich an einem groſſen Kourtage, als alle ſeine höhern Diener um ihn her im Kreiſe ſtanden und er ſelbſt ſtand, einen achtzigjährigen verdienten Greiſe unter ſelbigen einen Stuhl reichte und nicht eher nachließ, bis ſelbiger ſich allein ſetzte. — Mit meinen Augen habe ich es geſehen, wie Friedrich, wenn er mit einem ſeiner Geheimenräthe, dem Ankleiden und Gehen beſchwerlicher ward, als ihm, auſſer den beſtimmten Konferenztagen nothwendig zu ſprechen hatte, zu ihm ging. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich die Rechtſchaffenſten unter ſeinen Dienern, wenn ſie krank waren, an ihren Betten beſucht, und, wenn ſie ſtarben, ihren Wittwen den erſten Troſt ſelbſt zugeſprochen habe. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich einſt bei einem ſehr wackern Miniſter, der in Todesgefahr war und ſchlechterdings keine Arzenei nehmen wollte, ſich drei Tage hinter einander allemal auf die vorgeſchriebenen Stunden einfand, die verordnete Medicin ihm ſelbſt als ſein Fürſt reichte und ihn dadurch rettete. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich keinen ſeiner Diener Noth leiden läſſt, ſondern jedem derſelben ſo viel gibt, daß er ſtandesmäſſig leben kann. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß Friedrich oft die Gehalte ſeiner Diener vermehrt, in der Maſſe, wie ſich ihre Familien vermehren, ſobald ſie kein eigenes ſtarkes Vermögen haben. — Mit Zuverläſſigkeit weiß ich's, daß er viele ſeiner frühgeſtorbenen Diener, welche er in ihrem Leben noch nicht genug hatte belohnen können, in ihrem Tode noch belohnte und ſich ſelbſt ihrer Söhne und Töchter annahm . . .

Theodor. (freudig.) Ach das iſt ein braver Fürſt — das iſt ein braver Fürſt!

Rothe. Mein Prinz, des *Fürſten* Arbeiter ſind *ſeine Diener*. So thue er gegen ſie auch wie jener wackere und begüterte Privatmann, der bei ſeinen Arbeitern immer ab

zu geht, und frage auch ſie oft — nun,
geht doch noch alles ordentlich — ihr
doch noch alle mit mir zufrieden — —
leidet doch wohl keine Noth und arbei-
gern bei mir? — — Die erſtere Frage iſt
em Staat ſchuldig, deſſen Arbeiter ſeine Die-
eigentlich ſind; die übrigen aber iſt er den
nern ſelbſt ſchuldig. Mit Recht fordert ein
ſt von ſeinen Dienern Arbeitseifer und Ar-
streue. Das Wohl des Staats beruhet
uf, daß jeder Diener ſeinen Poſten ausfülle
alle mit ſelbigem verbundenen Geſchäfte ge-
g und gewiſſenhaft betreibe. Jede Lücke,
der Diener in Verwaltung ſeines Dienſtes
, iſt eine Lücke im Volksheil; jede Untreue,
r begeht, iſt Untreue gegen die Nation. Den
en, den leichtſinnigen, den gewiſſenlosſchei-
en Diener fordre der Fürſt zur ſtrengſten
antwortung; er ſuche ihn zu beſſern; er ent-
ihn, wenn er nicht zu beſſern iſt, aus dem
nſt, damit ſich alle ſeine Mitdiener an ſei-
durch Faulheit und Treuloſigkeit verdienten
kſale ſpiegeln. Unaufſicht des Fürſten über
Diener, Ueberſehen und Stillſchweigen zu
offenbaren Vergehungen, Hinhangenlaſſen
Rechnungsabnahmen, wenn ſie dergleichen
n, Unausgemachtlaſſen des öffentlichen

Verdachts gegen ſie, würden den Ton zu allgemeiner Pflichtvergeſſenheit unter der ganzen Dienerſchaft angeben. Da ſtelle denn nun aber auch vor allen Dingen der Fürſt keinen Diener auf irgend einem Platz oder Poſten an, zu dem er ſich nicht ſchickt und dem er nicht gewachſen iſt. Sonſt fällt die Schuld der Nichtausfüllung des Poſtens, der Vernachläſſigung, Verwahrloſung und Wederganznochhalbbetreibung der mit ſelbigem verbundenen Pflichten und Geſchäfte nicht auf ſeinen Diener, ſondern — auf ihn. Und wie will er ihn alsdann mit Recht darüber zur Rede ſtellen können? Es iſt hier wahrlich nicht genug, daß man ſage — wer einen Dienſt annimmt, muß über die Verwaltung deſſelben auch allein zur Rede ſtehen — warum hat er ihn angenommen? — — Kann denn irgend ein Diener ohne Befehl ſeines Fürſten ſeinen Dienſt antreten? Der Fürſt aber muß ſeine Dienſte kennen; er muß wiſſen, was für einen Mann jeder derſelben erfordert und nun den rechten Mann zu jedem derſelben ausſuchen. Und wenn ſich zehn Subjekte zu einem Dienſt auch melden, und keiner von ihnen iſt geſchickt dazu: ſo muß der Fürſt keinen von ihnen dazu nehmen, ob ſie ſich auch gleich alle zehen dazu meldeten. Aber wie? wenn nun gar ein Fürſt nach ſeinen bloſſen Einfällen alle die Dienſte beſetzt? wenn er Diener wider ihre eigene Neigung und Ueberzeugung auf ihre Poſten hinſtellt? wenn er Diener aus einem Diinſt, zu dem ſie ſich ſchickten, in einen andern überführt, zu dem ſie ſich nicht ſchicken, blos darum, weil ihm dies ſo beliebt? wenn er Menſchen, die ihm Privatdienſte leiſteten, durch öffentliche einträgliche Staatsämter bezahlt, wozu ſie nicht die geringſte Eigenſchaft haben? wenn er denkt — ſobald ich will, es ſolle jemand dies oder das ſein, muß auch jeder alles ſein können?

Theodor. (hitzigunterbrechend.) Das kann ja nicht ſein; das wäre ja — — —

Rothe. (mit aufgehabenen Händen.) St! — — Prinz, es gibt ein altes Sprichwort; das heiſſt — wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verſtand dazu. Ein altes, wahres Wort! Davon bin ich ſo gewiß, als von meinem Daſein, überzeugt, daß der liebe, weiſe Gott keinen ein Amt gebe, ohne ihm auch den Verſtand dazu zu geben; ja ich glaube noch mehr; ich glaube auch, daß er ihm den Verſtand dazu noch eher gebe, als das Amt. Dies Sprichwort mag auch mancher

Fürſt gehört haben, legt es aber nicht ſo aus, wie ich, und verläſſt ſich doch darauf. Entweder er denkt, daß, wenn er jemanden ein Amt gebe, Gott es ſelbigem durch ihn gebe, und ſo überläſſt er es nun dem lieben Gott, demſelben auch den Verſtand dazu zu geben; oder er glaubt, was Gott thun könne, könne er auch thun, und glaubt im ganzen Ernſt, Leuten nicht nur Aemter und Dienſte, ſondern auch Verſtand dazu reichen zu können.

Theodor. Ha — ha — ha — ha!

Rothe. Ja, anders kann ich mir es nicht erklären. Letzteres verdient wirklich ein ha — ha — ha — ha! und beim erſtern ſollte ein ſolcher Fürſt denken, daß Gott, wenn er ein Amt gibt, nicht das Amt zuerſt, ſondern den Verſtand dazu, gebe. Da würde es ihm denn bald begreiflich werden, daß in allen den Fällen, wo er, der Fürſt, Leuten ein Amt gibt, wozu ſie noch keinen Verſtand haben, er es ſei, der es ihnen gebe, und nicht der liebe Gott, und daß er ſich nun alſo in Anſehung des Verſtandgebens auch auf Gott nicht zu verlaſſen habe. — Jedoch, nun wieder zu unſerer Sache! — Sobald nun aber ein Fürſt, der ſeine Dienſte weiſe beſetzt, arbeitſame, eifrige und treue

Die=

Diener hat: ſo halte er ſie auch werth und ſchätze ſie nach Würden. Wer wäre er, wenn er ſie nicht hätte? Hülfen ihm alle ſeine noch ſo gutgemeinten Abſichten, ſeine Ueberlegungen, Entſchlieſſungen, Plane, Verordnungen und Einrichtungen etwas, wenn ſeine Diener ihm nicht dazu die Hand böten? Sind ſie es nicht, durch die er an hundert Orten zugleich arbeitet und wirkt? Müſſen ſie ihm nicht alle ihre Kräfte leihen und ſich für ihn aufopfern? Verdienen ſie ihm nicht den anſehnlichen Sold, welchen ihm der Staat reicht, und wovon er nur einen geringen Theil wieder an ſie zurückgibt? Iſt's nicht immer ſein Haus, dem ſie dienen, ſein Volk, für das ſie arbeiten? Erleichtern ſie ihm nicht durch ihre unermüdete Thätigkeit, durch ihre Treue und Gewiſſenhaftigkeit in Verwaltung ihrer öffentlichen Aemter und Geſchäfte die Verantwortung, welche er vor Gott und der Welt von ſeiner ganzen Regierung abzulegen hat? Wird nicht all das Gute, das ſie ſtiften, ihm zugeſchrieben? Hat er nicht den Ruhm und die Ehre davon? Wahrlich, ein Undankbarer vom erſten Range iſt er, wenn er dies alles nicht achtet, ſondern ſeine Diener wie Hausthiere betrachtet, die für das bloſſe Futter, das ſie bekommen, ſich ſtumpf arbeiten müſſen, denen man zulezt, wenn ſie nicht mehr zur Arbeit taugen, um das unnütze Futter zu erſparen, den Gnadenſchlag gibt, und an deren Statt man nun blos wieder andere junge und ſtarke anſchirrt, um jene weiter nicht zu vermiſſen! — Ein ſolcher Fürſt verdient nicht, daß er rechtſchaffene Diener habe; er wird ſie aber auch nicht leicht bekommen, und es geſchieht ihm gerade recht, wenn er auf allen Seiten hintergangen, gemißbraucht und betrogen wird. Nur iſt es zu bedauern, daß den gröſſeſten Schaden nicht ſowohl er, ſondern vielmehr ſein unglückliches Volk hat. — Nein, der Fürſt mache ſich dieſer Herrenſünden gegen ſeine wackern Diener nicht ſchuldig. Er gebe ihnen vor allen Dingen zureichende Gehalte. „Er nehme dabei Rückſicht auf ihre Arbeiten, auf ihre Familien, auf ihren Stand und auf ihre übrigen Welt- und Hauslagen. Wer treu und froh arbeiten ſoll, muß von ſeiner Arbeit nicht nur leben, ſondern auch gemächlich leben können; — der Miſſethäter im Kerker lebt auch, und zwar bei Waſſer und Brod. Ein Fürſt, der von hieraus einen Schluß auf das Lebenkönnen ſeiner Diener macht, ſollte ſich wenigſtens nie an eine Tafel ſetzen, wo zehn und zwölf Gerichte aufgetragen werden. Es iſt ſehr an einem Fürſten zu loben, wenn er ein guter Wirth iſt; aber er fange die Oekonomie nicht bei Salarirung ſeiner Diener an, noch weniger oekonomiſire er an ihnen nur, um auf andern Seiten den unnützeſten, unverantwortlichſten Aufwand zu machen. Ihre Beſoldung muß in dem Verzeichnis ſeiner Ausgaben nicht der letzte Artikel ſein, ſondern der erſte — weil ſie ihm alle ſeine Landesrevenüen, die er jahraus jahrein zieht, jahraus jahrein verdienen müſſen. Durch anſtändige Beſoldung der nöthigen Dienerſchaft ſind noch nie die Finanzen eines Fürſten in Verfall gerathen; wohl aber hat das Darben derſelben ſchon oft genug Unheil für Fürſten und Völker geſtiftet. Es iſt der falſcheſte unter allen oekonomiſchen Grundſätzen, die in die Seele eines Fürſten kommen können, ſeine Diener ſchlecht zu ſetzen. Wer ſchlecht ſitzt, arbeitet auch ſchlecht. Wird er darüber zur Rede geſtellt: ſo antwortet er mit Recht — **wie der Lohn, ſo die Arbeit.** Hat der ſchlechtſalarirte Diener Gelegenheit, ſich an ſeinen Mitbürgern zu bereichern: ſo glaubt er, ſein karger Fürſt habe ihm hiezu eine ſtille Vollmacht gegeben. Er ſportulirt nun über die Gebühr, läſſt ſich beſtechen, ſchweigt, wo er reden ſoll, brandſchatzt und plündert im Stillen, weil in ſeinem und ſeiner Kinder Magen mehr Säure iſt, als ſein Salar abſorbirt. Hat er Gelegenheit, an fürſtliche Kaſſen zu kommen? ſo trägt er kein Bedenken, anfangs erſt nur ſo viel noch herauszunehmen, als ihm ſein Fürſt von Gott und Rechtswegen geben ſollte; und hat er dies eine Zeitlang gethan, ſo nimmt er bald noch mehr heraus, als ihm gebührt. Was will ein Fürſt hernach zu allem dieſen ſagen, wenn ihm ſein eignes Herz den Vorwurf machen muß, daß er ſeine Diener zu ſolchem Unfug zwinge? Will er ſie nun gar noch dafür ſtrafen! ſo iſt's, als lieſſe er ſie darum nur ſündigen, um ſtrafen zu können, und die Welt ſtellt ihn in die Reihe der Unmenſchen. Nur alsdann, wenn er ſeine Diener gehörig ſoldet, kann er von ihnen die gewiſſenhafteſte Betreibung ihres Amts und Treue gegen ſich und ſein Volk fordern. Findet er ſie dann auf faulen Pferden: ſo ſtrafe er ſie, und die Welt wird ihm den Beinahmen des Gerechten geben. Dieſe menſchenfreundliche Fürſorge für die Saläre der Diener wird beſonders in unſern Zeiten immer nöthiger, mein Prinz, und dürfte vielleicht im kurzen einer der wichtigſten Gegenſtände für die Fürſten werden. Die mehrſten Beſoldungen rühren noch aus Zeiten her, in welchen die Preiſe aller Sachen kaum halb ſo hoch waren, als jetzt. Dieſe ſteigen und ſteigen immer mehr; jene bleiben, wie ſie ſind. Geht dies ſo fort, wie iſt es möglich, daß Menſchen ſich noch nach öffentlichen Aemtern und Dienſten ſehnen ſollen? Sehen ſie nicht im Voraus ſchon, daß ſie dabei darben müſſen? Wovon ſonſt eine ganze Familie leben konnte, lebt jetzt kaum Mann und Frau. Wovon ſollen die Kinder ernährt und erzogen werden? Wollen die Fürſten, daß ihre Diener die einzigen ſein ſollen, die Schulden machen müſſen? Oder wollen ſie, daß ſie ehelos bleiben ſollen? Leider geſchieht dies ſchon häufig! O wenn Sie einſt Fürſt werden, nehmen Sie hierauf von Zeit zu Zeit Rückſicht; laſſen Sie keinen Menſchen, der Ihnen dient, auch den geringſten nicht, unſchuldig ſein Leben unter Nahrungsſorgen verſeufzen. Die Fürſten ſchlagen auf ihr Holz auf — die Bauern auf ihre Produkte — die Handwerker auf ihre Arbeit — — worauf ſoll der arme Diener aufſchlagen? — Sein Fürſt übe Barmherzigkeit an ihm aus! — Ein ganz neues Beſoldungsreglement für alle Diener des Staats und des Volks iſt nun bald eins der erſten Bedürfniſſe für die Welt. Und wenn ich es machen ſollte, würde ich alle Sporteln und Accidenzien, ſie mögten Nahmen haben, wie ſie wollten, ausſtreichen. Und dennoch wollte ich Bürge dafür ſein, daß die noch einmal ſo ſtarke Beſoldung der nützlichen Diener dem Fürſten keinen gröſſern Aufwand machen ſollte. Sie dürften nur die unnützen Diener abſchaffen und aus ihren Beſoldungen Zulagen für jene machen. Es gibt noch mancherlei unnütze Leute und Kreaturen an den Höfen, lieber Prinz, und — was das ärgſte iſt — — dieſe haben oft den gröſſeſten Gehalt . . . Doch hievon ein andermal . . . Der Fürſt gebe aber ſeinen Dienern nicht bloß zureichend Brod, ſondern — er verbittere ihnen auch das Brod nicht, daß er ihnen reicht. Er ſei liebreich gegen alle ſeine Unterthanen, am liebreichſten aber gegen ſeine Diener. Es iſt kein Brod ſo ſehr Jammerbrod, als das Dienerbrod, wenn es immer zitternd gekäuet werden muß. Ein Fürſt kann es leicht hierhin bringen; aber er hat weder Ehre, noch Freude, noch Segen davon. Jeder Diener ſei ſeines Brods gewiß, ſo lange er ſeinen Dienſt treu verwaltet. Seine Abſetzung hange nicht von der Willkühr des Fürſten, oder von der Kabale ſeiner Feinde, ſondern — von ihm ſelbſt, von ſeinem Herzen und Betragen ab. Dis, Prinz, gibt **wackere Diener**; und nur mit ſolchen kann den Fürſten und Völkern wahrhaftig gedient ſein. Oft ſteht ein Rechtſchaffener am Hofe einigen Schurken am Hofe im Wege; da ermangeln die **Hofſchurken** dann nicht, den **Hofrechtſchaffenen** anzufeinden, zu verläumden, zu verfolgen und zu verdrängen. Ein guter Fürſt aber ſieht bald die Kabale durch und thut ihnen den Willen nicht. Das beſte Mittel iſt — **jeder Diener werde gehört**. . . Muß der Unterthan mit ſeiner Verantwortung vor ſeinen Fürſten kommen können, wie vielmehr der **Diener**! Kein Fürſt ſoll gegen ſeinen **Diener zufahren**. Thut er dies: ſo handelt er nicht nur wider die erſten Rechte der Menſchlichkeit, welche bei allen Völkern auch den andern **Theil** zu hören gebieten; ſondern er bricht auch ſein Wort, das er jedem Diener, als er antrat, entweder ſchriftlich oder doch ſtillſchweigends gab, **ihn jederzeit hören zu wollen**. Was ſollen **Bürger und Bauern** von ihrem Fürſten ſich getröſten, wenn er ſeine **Diener** nicht einmal hört? Wenn der Ackermann zwei Knechte hat und den einen von ihnen blos darum gleich aus dem Dienſt jagt, weil ihn der andere angeklatſcht hat, was ſprechen ſeine Nachbarn dazu? Nun, wenn ein Fürſt ſeinen Rath ſchaſſirt, blos darum, weil ihn andere Räthe verklatſcht haben, was ſoll die ganze Nation davon ſprechen? Der Diener bebe nicht ſklaviſch vor ſeinem Herrn, ſondern liebe ihn mit zärtlicher Ehrfurcht. Er erſchrecke nicht, wenn er ihn gegangen kommen ſieht, ſondern er freue ſich, ihn wieder zu ſehen. Gutmüthig, beſcheiden, höflich behandle ihn der Fürſt; und je höher der Diener iſt, deſto beſcheidener und höflicher behandle er ihn. Schändet er ſie ſelbſt, wie kann er erwarten, daß ſein Volk ſie ehre? So ſinkt alsdann alle Subordination und Ordnung in den Ständen, und er, der den Tirannen gegen ſeine Diener macht, ſchaft dieſe wieder zu Untertirannen gegen ihre Untergebene um. Aus ſeinen Augen gemishandelt weggehend, rächen ſie ſich nun dafür durch Mishandlungen an andere, die wieder ſo gegen ſie ſchweigen müſſen, wie ſie gegen ihn. Zum Schimpfen und Schlagen eines Dieners würdige ſich nie der Fürſt herab; — o daß die Fürſten doch einmal glauben wollten, daß es, wenn ſie dies thun, nicht anders ausſehe, als — wenn ſie in dem Augenblick *den Hut verlöhren*!!! Der Fürſt widerſtehe dem Jachzorn überall, am meiſten aber gegen ſeine Diener.

Er kann es nie wieder gut machen, wenn er ſeine Diener öffentlich mishandelt. Es iſt ſchlechterdings beim Civil nicht, wie beim Militär, wo man den Soldaten erſt unehrlich machen und dann die Fahne wieder über ihn ſchwenken kann. — — Einen recht groſſen Beweis kann ein Fürſt auch dadurch davon geben, daß er ſeine Diener ſchätze, mein Prinz, wenn er nicht ohne ſie und immer allein handelt. Vorſchriften muß er ſich von ihnen nicht machen laſſen; aber — ſeine Räthe in wichtigen Dingen zu Rathe ziehen — — dies iſt fürſtlich. Der Titel ſelbſt, den ſie haben, bringt es ja ſchon ſo mit ſich; — wozu ſind ſie denn Räthe, wenn ſie nicht Rath geben dürfen? Dieſe Art von Dienern koſtet ja viel Geld; ſollen ſie blos Ja ſagen, oder die Befehle nur vollſtrecken — — ſolche Jaſager und Befehlsvollſtrecker könnte ein Fürſt um viel wohlfeileres haben. Die eigentlichwiſſenſchaftlichen Studien, die ausgebreitetern Landeskenntniſſe, die Geſchäftsroutüne, welche die Räthe haben, ſetzen den Fürſten auch oft erſt in den Stand, ſeinen Planen und vorhabenden Einrichtungen die wahre Vollkommenheit zu geben. Wie oft geht es ſonſt den Fürſten ſo, daß ſie gegebene Befehle zurücknehmen, getroffene Veranſtaltungen wieder

der abändern müſſen, blos darum, weil ſie ihre Räthe nicht vorher fragten, ob ſie praktikabel wären? Wahrlich, ein Fürſt beſchimpft ſich nicht dadurch, daß er über eine Sache mit Sachverſtändigen erſt ſpricht; ſondern dadurch, daß er in Ermangelung deſſen eine Sache verkehrt anfängt und hernach wieder aufgeben muß. Und wie lieb muß ihn nicht ſein Volk dafür haben, wenn es hört, daß ihm des Landes Wohl ſo wichtig iſt, daß er in Angelegenheiten deſſelben von Erheblichkeit nicht blos mit ſich ſelbſt, ſondern auch mit ſeinen Räthen zu Rathe gehe, und auch als Fürſt die Volkswahrheit zugeſtehe, daß — *zehen oder zwölf Augen mehr ſehen, als zwei* — wenn auch gleich dieſe zwei Augen *ein Paar Fürſtenaugen* ſind! Mißlingt hernach irgend eine Anſtalt; ſo iſt die Nation nicht nur dabei ruhiger, ſondern der Fürſt ſelbſt auch kann es ſein, weil er ſie mit den Erſten der Nation überdacht und überlegt hat. Sind aber die Rathgeber ſelbſt nicht unter ſich einig: ſo ſchlage ſich der Fürſt zu der Parthei, die nicht ſowohl die mehrſten *Stimmen*, als vielmehr die mehrſten *Gründe* für ſich hat; denn oft haben drei Stimmen kaum *einen Grund*, dahingegen *eine* Stimme zuweilen *alle*

Gründe hat. Jeder Menſch hat ſein Fach, in welchem er am beſten bewandert iſt: es iſt rathſam, daß ein Fürſt bei jedem wichtigen Vorhaben auch mit denjenigen unter ſeinen Dienern darüber ſpreche, in deren Fach es vorzüglich einſchlägt; ſie mögen übrigens zu einer der obern, oder mittlern, oder untern Dienerklaſſen gehören. Jedem Diener müſſe es freiſtehen, entdeckte wahre Mängel an vorwaltenden Anſtalten mit Beſcheidenheit ſeinem Fürſten zu zeigen; und wenn er auch nichts weiter, als der lezte unter allen Vollziehern und Bewerkſtelligern derſelben wäre. Es kann ja ſein, daß dieſe Mängel von der Art ſind, daß ſie nicht eher bemerkt werden, als während der Vollziehung, oder daß ſie gar der lezte der Vollzieher erſt bemerken könne. Nun, ſo müſſe ihn, und wenn er der unterſten Diener einer wäre, ſein Fürſt noch dafür ſchätzen, daß er ihm noch zu rechter Zeit die Augen öfnet; er müſſe ihn als den Mann betrachten, der ſeine Ehre, da ſie ſchon auf's Spiel geſezt war, noch rettet, und dafür öffentlich loben und lohnen. Dies, Prinz, erregt einen rechten Enthuſiaſmus von Dienſteifer, wenn jeder Diener erfährt, daß ſeine Vorſtellungen Gehör finden und Eindruck machen, ſobald ſie die geſunde Vernunft für ſich haben; dieſe geſunde Vernunft möge übrigens aus dem Gehirn eines Präſidenten oder eines Subalternen kommen. Unter den Dienern ſelbſt, ſo verſchieden ſie auch an Amt und Würden ſein mögen, wird hiedurch zugleich eine gegenſeitige **Werthſchätzung** bewirkt, die bey den höhern die Sucht über die niedern zu deſpotiſiren einſchränkt und in den Seelen der niedern ein edles Selbſtgefühl erweckt und die Flamme des Patriotiſmus unterhält. Ein Fürſt, der einen ſeiner niedrigern Diener dafür noch aushunzen könnte, daß er ihn zurechtweiſen will, und der in ſolchen Fällen nur immer die Sprache gegen ihn führte — **man ſolle nicht naſeweis ſein, ſondern blos thun, was geheiſſen würde**, wäre ſeiner nicht werth ..... So viel, als möglich, ſuche der Fürſt den wackern Diener, wenn er ihn einmal hat, davon abzuhalten, daß er aus dem Dienſt des Vaterlandes in auswärtige Dienſte gehe. Das Vaterland verliert zu viel an ihm; es wird zwar nie an Subjekten fehlen, die ſich zu ſeinem Dienſt wieder melden; ob ſie ſich aber dazu ſchicken, das iſt die Frage, und wie lange es währen wird, ehe ſie den Dienſt wieder ſo ausfüllen, wie er, dies iſt eine noch wichtigere Frage. Wollte der Diener, das Kind des Vaterlandes, aus Mangel in fremde Dienſte ſie gehen, die ihn ſorgenloſer nährten: ſo hat der Fürſt ja auf der Stelle das Mittel in der Hand, ihn zurückzubehalten. Er entſchädige ihn und ſetze ihn ſelbſt beſſer; ſo wird derſelbe das beſſere Brod lieber im Vaterlande eſſen, als auswärts. Sehnte ſich der Diener aus Ueberdrus ſeines für ſeine Kräfte zu engen Wirkungskreiſes im Vaterlande aus dem Schoſſe deſſelben weg; hat er wirklich höhere Wirkungskraft: ſo weiſe ihm der Fürſt einen weitern Wirkungskreis an; ſo wird derſelbe das gröſſere Gute, das er ſtiften kann, lieber für ſein Vaterland, als für ein fremdes Land, ſtiften. Wäre Eitelkeit die Triebfeder, welche den Diener in ein fremdes Land reizte, wo ihm etwa glänzendere Konditionen angeboten würden: ſo errege der Fürſt in ſeiner Seele auf alle Weiſe den Patriotiſmus und mache ihm die Hofnung, mit der Zeit auch das zu Hauſe zu finden, was er in der Fremde ſucht. Dies alles halte der Fürſt nicht unter ſeiner Würde; er betrachte einen ſolchen Diener, der auswärts geſucht wird, nicht als einen Diener, der ihm den Stuhl vor ſein Korpsdelogis ſezt, ſondern ſchätze ſich's zur Ehre, daß ſeine Leute auch auswärts geſchäzt und geſucht werden; dieſen Gedanken halte er feſt und behandle den auf der Flucht ſtehenden Diener darnach; ſo wird es ihm gelingen, jeden brauchbaren Mann im Dienſt dem Vaterlande zu erhalten . . . Alle Wittwen und Waiſen im Lande ſind an den Fürſten, als an ihre letzte Inſtanz, von Gott gewieſen; wie noch weit mehr arme Dienerwittwen und dürftige Dienerwaiſen! Mein liebſter Prinz, dies iſt ein recht wichtiges Kapitel für die Fürſten, welche den Ruf der Dankbarkeit, den Beinahmen der Dienſtſchätzer erlangen wollen. Wenn der Kaufmann ſtirbt, kann die Frau den Handel fortſetzen; wenn der Handwerker ſtirbt, kann die Wittwe ſich Geſellen halten und die Profeſſion forttreiben; wenn der Bauer ſtirbt: ſo ſterben doch ſeine Aecker, Wieſen und Heerden nicht mit; aber — wenn der Diener ſtirbt: ſo ſtirbt für ſeine Familie alles zugleich mit. Wovon ſollen ſeine Wittwe und Waiſen nun leben? Seither lebten ſie vom Gehalt des Mannes und des Vaters — mit dem Tode deſſelben hört er auf — — was nun? Denken Sie ſich einen Reichen, der ein Kapital von zehntauſend Thalern hat, und einen Fürſtendiener, der einen jährlichen Gehalt von fünfhundert Thalern hat. Der eine hat, ſo lange beide leben, allerdings ſo viel Kapital, als der andre; aber bei ihrem Tode iſt ein groſſer Unterſchied zwiſchen beiden. Die Familie des erſtern verliert den Vater, aber — behält das Kapital. Die Familie des letztern verliert den Vater und das Kapital zugleich. **Ihr Kapital von zehntauſend Thalern war des Vaters Dienſt.** Es iſt bald geſagt, aber mehrentheils unmöglich auszuüben, daß die Diener bei Zeiten für ihre Familien ſorgen, ſparen, zurücklegen und ſammlen ſollen. Wo ſind denn **die Dienſte, bei welchen viel zurückgelegt und geſammlet werden kann?** Sollen denn auch die Fürſten- und Volksdiener, **die gemeinnützigſten unter allen Bürgern des Staats**, unter allen Bürgern diejenigen gerade und die einzigen ſein, **welche nur immer an Tod und Sterben denken und auf jeden Lebensgenuß Verzicht thun müſſen?** Dies ſollen ſie thun und — **dennoch dabei unverdroſſen und bis an ihren Tod arbeiten?** Der Knecht auf dem Pachthofe hätte alſo ſeine Freudentage, und — der Rath am Fürſtenhofe ſollte **nichts, als ein ganzes Leben voll Plag haben?** Und wie? wenn nun der Diener gar in der Mitte ſeines Lebens ſtirbt — ſoll er da auch ſchon etwa ſo viel haben zurücklegen und ſammlen können, daß Frau und Kinder davon leben mögen? Wie? wenn er ſich im Dienſt des Fürſten gar ſo früh zu Tode gearbeitet hat —

ſoll er da ſterbend noch den Einfall verdammen, daß er in Fürſtendienſte trat, und wünſchen, daß er lieber ein Bierbrauer, Schuſter oder Schneider geworden wäre, damit er länger bei Frau und Kindern geblieben wäre, oder nun doch ſeine Wittwe das Handwerk und das Brauweſen fortſetzen könnte? Gott, wie lohnen die Fürſten mit Undank, wenn ſie des Dieners, ſobald er begraben iſt, vergeſſen; wenn ſie darum, weil er nun nicht mehr arbeitet, auch nicht weiter daran denken, daß er gearbeitet habe, und zwar ſo redlich und ſo brav, und wenn ſie ſeine Wittwe und Waiſen in Dürftigkeit und Elend hülflos jammern und ſchmachten laſſen! Nein, jeder wackere Diener, der nichts hat vor ſich bringen können, müſſe ſterbend noch den letzten Troſt darin finden, daß ſein Fürſt nun an ſeine Stelle trete und der Vater ſeiner hinterlaſſenen armen Familie werde! Der Fürſt beruhige ſich ja nicht mit dem bloſſen Gedanken — ich habe ihn nicht todt geärgert . . . Das wäre ja vollends ſchrecklich, wenn ein Fürſt ſeine Diener auch noch todt ärgerte . . . So müßte man, wenn der Tod des Dieners in Kupfer geſtochen werden ſollte, den Diener mahlen, wie er auf dem Boden liegt und in ſeinem Blute ſchwimmt, und wie ſein Fürſt neben ihm ſteht, den blutigen Dolch noch in der Hand, und wie Wittwe und Waiſen des Dieners im Hintergrunde ſtehen und die Hände wider ihren Fürſten gen Himmel über den Kopf zuſammenſchlagen. Vieleicht, wenn es einen Fürſten gäbe, der ſo handeln könnte, daß ein ſolcher Kupferſtich, wenn er öffentlich zum Beſten der unglücklichen Familie ſeines Dieners verkauft würde, noch das einzige Mittel wäre, ihn menſchlicher zu machen. Wenn der Fürſt weiter nichts denken kann, als, daß er ſeinen Diener nicht todtgeärgert habe: ſo iſt dies noch keine Beruhigung für ihn. So hat er alſo weiter nichts gethan, als — nur kein Unrecht an ihm ausgeübt. Iſt das Beruhigung genug, nur kein Unrecht ausgeübt zu haben — oder kann man ſich alsdann nur erſt beruhigen, wenn man auch vortreflich handelt? Das iſt ſchon ein edler Fürſt, der ſeinen treuen graugewordenen Diener nicht mehr, wie den vollkräftigen Mann zur Arbeit anſtrengt oder auch nur auffordert, und der ihn auf ſeine alten Tage darum, weil er gar nichts mehr arbeiten kann, dennoch nicht Noth leiden läſſt; aber das iſt ein noch edlerer Fürſt, der auch den Wittwen ſeiner wackern Diener eine verhältnismäſſige Penſion ausſſetzt, und für eine gute und ſtandesmäſſige Erziehung der dürftigen Waiſen derſelben väterlich Sorge trägt. Hungernde rechtſchaffene Dienerwittwen, herumirrende verlaſſene Dienerwaiſen ſind die gröſte Schande, welche ein Fürſt ſich ſelbſt anthun kann. Alle ſeine guten Unterthanen ſchütteln die Köpfe darüber, und alle durchreiſende gute Fremde weiſen mit Fingern erſt auf ſie und dann auf ihn. Die gewöhnliche Entſchuldigung, daß der Staat dergleichen Ausgaben nicht ertrage, gilt weder vor dem Richterſtuhl der Menſchlichkeit noch vor dem Richterſtuhl der wahren Oekonomie. Dieſe zeigt ihre Kunſt nicht an den erſten und nothwendigſten Bedürfniſſen, welche ſie vielmehr vollkommen befriedigt, ſondern an unnützen, überflüſſigen Verſchwendungen, die ſie allerſeits einſtellt. O mein Prinz, Beiſpiele von ſolcher Art, wenn ein Fürſt auch noch für die Familie eines wackern Dieners ſorgt, machen auf ſeine ganze noch lebende Dienerſchaft erſtaunende Eindrücke. Der Gedanke — dein Fürſt ſchätzt dich im Leben und im Tode und legt dieſe Schätzung durch Thatbeweiſe an den Tag — ſtimmt die Seele eines an ſich ſchon redlichen Dieners zu noch weit ſtärkerm Dienſteifer, zum höchſten Enthuſiasmus für den

Fürſten, zum unüberwindlichſten Patriotiſmus und zu Aufopferungen aller Art für allgemeines Wohl. Ein Diener iſt auch ein Menſch, und es muß dem Fürſten ſehr daran gelegen ſein, daß er dies ſei. Als Menſch ſind ihm die Familienbande ſüs und die Sorgen für ſeine Familie heilig. Manchen recht erhabenen, hochaufgeſpannten Dienſteifer unterdrücken dieſe. Wenn nun aber der Fürſt dazwiſchentritt und ſpricht — **Auch dieſe deine Sorgen ſollen meine Sorgen ſein** — — ſo geht der Diener für ſeinen Fürſten und für ſein Vaterland in Feuer und Waſſer — — —. Stirbt er den Märtirertod im Dienſt — — **dort lebt der Vater, ſpricht er, der für meine Kinder ſorgt,** und weiſet mit der Rechten aus Flammen und Fluten noch nach dem Reſidenzſchlos hin. — — — Prinz, die Fürſten beklagen ſich zuweilen, daß ſie ſo **wenig treue Diener finden** — — — welche Klage! **wer führt ſie? gegen wen wird ſie geführt? wer ſoll der Richter ſein?**

Theodor. (brav.) J, das wollte ich wohl ſein können. Ich würde ſo ausſprechen — **lernet treue Diener ſchätzen; ſo werdet ihr auch treue Diener haben** . . . Das kommt mir ebenſo vor, als wenn ein Amtmann ſeine Leute ſchlecht halten und ſich hernach darüber beſchweſchweren wollte, daß er keine gute Dienſtboten bekommen könne. (wie erſchrocken.) Ach das war wohl ein falſcher Vergleich; ich wollte ſagen, es wäre geradeſo, als wenn jemand ſeine Freunde nicht zu ſchätzen wüſſte, und hernach über Mangel an wahren Freunden klagen wollte.

Bei dieſen Worten trat Fürſt Adolf ganz unerwartet zur Einſiedelei herein. Es war dies das erſtemal, daß er Rothen und den Prinz hier aufſuchte oder antraf. Er ſah ſehr heiter aus und ſprach: **Alleweil bin ich wieder Vater von ſieben Kindern mehr geworden.** Da iſt mir vor einigen Tagen einer meiner wackerſten Diener, der Amtsrath B. in D.. geſtorben und hat ein ganz Haus voll Kinder ohne Mutter und Vermögen hinterlaſſen. Ich komme eben von da zurück und habe all die ſieben Kinder ſchon voraus nach der Stadt fahren laſſen, wo ſie auf meine Koſten erzogen werden ſollen. Rothe, ich kann Ihnen nicht beſchreiben, was das für ein trauriger Anblick war. Die Kinder ſahen alle aus, wie die Schatten, und, was mir das Herz faſt zerriß — ſo, wie ich in die Stube trat, fing ein Knabe von ihnen, dem ich Pathe bin, und der etwa ſechs Jahre alt iſt, ſobald er mich ſah, die übrigen an zu tröſten. „**Nun ſeid zufrieden,** rief er aus, **da kommt mein**

Herr Pathe, unſer Fürſt." . . . Gutes Kind, erwiederte ich — du haſt recht . . . (wiſcht ſich die Thränen ab.) Ich habe für ſie geſorgt, wie es meine Schuldigkeit war — ja, wie es meine Schuldigkeit war . . . Wie viel wollte ich darum geben, wenn ich das Leben ihres braven Vaters wiedererkaufen könnte! . . Was der Mann mag gelitten haben, ehe er ſtarb, wenn er ſo ſeine ſieben unmündige Kinder um ſein Bette her in Thränen ſchwimmend ſah! . . . Hätte ihn doch Gott einen vertrauensvollen Gedanken auf mich eingeflößt! . . Hätte er ihn doch in die Zukunft des heutigen Tages ſehen laſſen! . . . Nur Ruhe, nur Ruhe im Tode hätte ich ihm gewünſcht . . .

Rothe. (zu Theodorn, während daß Adolf das Portrait Friedrichs, des Dienerſchätzers in's Auge faſſt und ſtumm betrachtet.) O Prinz, welch ein rührender Schlus unſerer heutigen Unterredung! Laſſen Sie ihn Ihr ganzes Herz in Bewegung ſetzen. — —

Adolf wendete ſich um, fragte nach der Materie, über die heute geſprochen worden ſei, und ging mit Theodorn auf eine Zeit buſchein. Rothe nahm Friedrich, den Dienerſchätzer, und ſtellte ihn dicht neben Adolf, den Menſchlichen, hin. Als er hernach den Fürſten wiederfand, hörte er ihn noch ganz vernehmlich die Worte zum Prinz ſprechen — ſie ſind weder fürſtliches Zugvieh, noch ſind ſie unſere Sklaven — brave, wackere Menſchen ſind ſie, ohne die wir uns todtarbeiten müſſten und doch — mit nichts zu Stande kämen. Unſere Augen ſind ſie, durch die wir ſehen — unſere Ohren, durch die wir hören — unſere Lippen, durch die wir reden — unſere Hände, durch die wir wirken — — himmelſchreiender Undank iſt's, wenn wir ſie nicht ſchätzen — — —

Prinz Theodor erſchien nun zuweilen an der fürſtlichen Tafel. Als er zum erſtenmal daſelbſt Platz nahm, geſchah es ohne alles Geräuſch, und niemand von den Anweſenden durfte thun, als wenn er ihn zum erſtenmale allda bemerkte. Der Prinz war beſcheiden und dreuſt, antwortete, fragte und unterhielt ſich viel mit einem bürgerlichen Rath, der freie Tafel am Hofe hatte und Rothen zuweilen beſuchte. Nie aber war er bei Tafel, als wenn der Fürſt wuſſte, daß lauter Leute an derſelben ſäſſen, die er ſprechen hören könnte. Rothe begleitete ihn alsdann jederzeit und fand ſeinen Platz neben ihm.

Fürſt Adolf gab zu erkennen, daß er nun einige Geſellſchafter für ſeinen Sohn wünſche, die von ſeinen Jahren und Jünglinge von Kopf und Herz wären. Kaum verbreitete ſich hievon das Gerücht, ſo ernannte jeder von den Vornehmern des Hofes und der Stadt ſeine Söhne auch ſchon im Herzen dazu, und es fehlte ihnen blos nur noch an dem kleinen unbedeutenden Umſtande, — daß Adolf die Ernennung genehmige. Man ſah dabei nur immer auf die Jahre der jungen Leute und vergaß der andern Eigenſchaft, welche von ihnen gefordert ward, daß ſie auch klug und gut ſein müſſten. Viele ſtanden in der Meinung, daß die Mängel hieran durch die äuſſerlichen Vorzüge der Väter erſetzt würden, und ein Jüngling von Kopf und Herz oder ein Jüngling von Stande waren in ihrer Sprache gleichbedeutende Redarten. In Adolfs Sprache aber waren dies ſehr verſchiedene Ausdrücke. Er kannte die noch immer herrſchenden Fehler in der Erziehung vieler ſogenannten jungen Herren von Stande, ſo wie er die gangbarſten Jugendſünden ſeines Zeitalters wuſſte, und empfand keine Neigung dazu, ſeinen wißbegierigen, wakkern und unſchuldigen Sohn durch vornehme Buben, die in Müſſiggang, Wildheit und erfrüheter Wollüſtigkeit ihre Ehre fanden, verpeſten zu laſſen. Er gab an einem dazu beſtimmten Morgen dem geſammten Adel ſeines Hofs, ſowohl als auch ſeiner Reſidenz die Erlaubnis, ihre Söhne, ihm zu produciren, und muſterte ſie. Bei dieſer Gelegenheit ſetzte er die verſchiedenen Begriffe — **ein junger Herr von Stande** und **ein junger Herr von Kopf und Herz** — ſo deutlich aus einander, daß es viele unter den gegenwärtigen Vätern ſchon zu gereuen anfing, ihre Söhne heraufgeführt zu haben. „Es iſt ein recht Unglück, ſprach er unter andern, daß man in den ſogenannten vornehmen Häuſern den Knaben noch oft ſo frühzeitig ſagt, **wie vornehm oder wie reich ſie gebohren ſind.** Ein vernünftiger Mann weiß, daß **dies nicht die wahre Gröſſe des Menſchen ſei**; aber — Knaben können den Unterſchied zwiſchen wahrer und falſcher Gröſſe noch nicht faſſen. Wenn ihnen nun von ihren äuſſerlichen angeerbten Vorzügen ſchon vorgeſchwatzt wird: ſo gewinnen ſie natürlicher Weiſe gleich von Anfang an die falſche Gröſſe lieb, halten ſie für die wahre und ſuchen hernach lebenslang wohl ihre Ehre in ihr. Unter zehn Knaben, denen ſo vorgeſchwatzt wird, ſind gewiß allemal neun, auf die dies die verderblichſten Eindrücke macht. Ihrer künftigen Reichthümer eingedenk, glauben ſie nun nicht nöthig zu haben, etwas rechtſchaffenes zu lernen. Auf ihren vornehmen Stand trotzend, werden ſie leidenſchaftlich, ausgelaſſen, wild und zügellos. Ihr ganzes Verdienſt iſt höchſtens, daß ſie Franzöſiſch plappern können. Auf den guten Seiten ſtehen ſie alsdann den Leuten ihres Alters in den unterſten Ständen oft nach; auf den ſchlechten aber übertreffen ſie oft Erwachſene und Alte. Sie ſind z. E. dummdreuſter, als dieſe, ſprechen immer zuerſt, ſcherzen über eigene Thorheiten, loben ſich ſelbſt und haben ſchon mehr Erfahrung von den Mannigfaltigkeiten der Wolluſt. Das ſind mir ſchöne junge Herren von Stande. Mich täuſchen ſie aber nicht. Ich will es jedem Jüngling im Geſicht anſehen, ob er brav oder ein Bube iſt . . ."

Adolf entließ die ganze Verſammlung, ohne ſich zu beſtimmen. Viele von den jungen Leuten hätte er gleich aus dem Saal treiben laſſen mögen; ſo übel empfohlen ſie ſich ihm beim erſten Anblick. Einige waren darunter geweſen, die ſeinen Beifall erhielten und deren Nahmen er ſich merkte. An einem andern Morgen ließ er ſich auch die Söhne ſeiner Räthe und Diener vorſtellen. Rothe fand ihn nachher zufriedener, als das erſtemal. Noch an einem andern Morgen wurden ihm viel Jünglinge aus guten Bürgerhäuſern vorgeführt, unter welchen ein groſſer Theil ſeinen völligen Beifall erhielt. Manche von ihnen hatten ein doppeltes herrliches Atteſtat bei ſich; eins von ihren Lehrern und das andere in ihrem Geſicht. Die Durchſicht der Lehreratteſtate leitete den Fürſten auf eine Idee, welche ſeiner zu treffenden Auswahl unter den künftigen Geſellſchaftern ſeines Sohnes die wahre Vollkommenheit gab. Er ließ nehmlich die aufgeklärteſten und beſten Lehrer an allen ſeinen Erziehungsanſtalten in der Reſidenz zuſammenkommen und befahl ihnen, auf ihr Gewiſſen ihm Jünglinge, die unter ihrer Aufſicht ſtanden, zu dieſem Behuf in Vorſchlag zu bringen. Die Bedingungen dabei waren, daß ſie jeden, den ſie vorſchlügen, genau kenneten, und ihn als einen lehrbegierigen, fähigen, gutgeſitteten und noch unverdorbenen Jüngling kenneten. Dieſe Männer führten durchgängig traurige Klagen darüber, daß die Erziehung in den Häuſern im Ganzen noch ſo wenig tauge, und daß die Eltern mit der Bildung, welche ſie ihren Söhnen gäben, den Unterricht und der Bildung, die dieſe von ihren Lehrern empfingen, noch ſo häufig gerade entgegenarbeiteten. Beſonders ſetzten ſie hinzu, müſſten ſie es beklagen, daß dies in den vornehmern Häuſern am häufigſten geſchehe. Die Mücken, ſprach einer von ihnen mit gerechter Bitterkeit, welche ihnen zu Hauſe täglich um die Köpfe ſummen — ich meine die Geburts- Standes- und Vermögensmücken ſtechen ſie ſo gefährlich, daß ich, wenn ſie zu mir in die Lehrſtunden kommen, faſt weiter nichts zu thun habe, als die aufgeblaſenen Geſchwülſte an ihnen zu kuriren . . .“ Das iſt arg, erwiederte Fürſt Adolf; jedoch, da ich nun überzeugt werde, daß es mit den ſogenannten jungen Herren von Stande häufig wirklich noch ſo ſtehe, wie ich gedacht habe: ſo erkläre ich hiemit nochmals, daß mir ſchlechterdings nichts daran gelegen ſei, ob die Geſellſchafter meines Sohnes ſogenannte junge Herren von Stande ſind, oder nicht. Den Mann von Stande machte in meinen Augen nie der Titel, oder das Wapen, oder der Geſchlechtsnahme, oder der Treſſenrock, oder die Geldbörſe, oder der Lakei hinter ihm, oder die Equipage — ſondern — *mehr, als alltägliche Kentnis, ein edler moraliſcher Karakter, und eigenes, ſelbſterworbenes, gemeinnütziges Verdienſt.* Noch weit weniger alſo macht in meinen Augen den jungen Herrn von Stande der gnädige Herr Papa von, in, aus und zu, die reiche Taute, die hohe Friſur und das Stutzerweſen — ſondern — der fähige Kopf, die Wisbegierde, der Fleis, der edle Ehrgeitz, die Unſchuld des Herzens und ein geſittetes Betragen. Bringen Sie mir Jünglinge mit dieſen Eigenſchaften, ſo mögen ſie zu Hauſe ſein, wo ſie wollen; für junge Herren von Stande denke ich ſie bald dadurch zu erklären, daß ich ſie unter allen ihres Alters zu Geſellſchaftern des Erbprinzen auswähle. Vieleicht, daß dieß Eindrücke auf viele der ſogenannten Herren von Stande macht, und daß ſie, wenn ſie ſehen, daß von ihren Söhnen nicht viele zu dieſer Ehre gelangen, ſich angetrieben fühlen, auf edlere und würdigere Erziehung in ihren Häuſern zu denken; und — ſo habe ich alsdann ein Verdienſt um die Nation mehr erlangt."

Dieſer Inſtruktion zufolge fanden ſich in der ganzen groſſen Reſidenz neun Jünglinge von Theodors Jahren zuſammen, die von ihren Lehrern ſowohl, als von ſeinem Vater für würdig erklärt wurden, mit ihm Umgang zu haben. Unter ſelbigen waren ein Edelmann und zwei Rathsſöhne; die übrigen ſieben ſtammten alle aus guten Bürgerhäuſern her. Adolf ward in ſeinem Glauben an die Phiſiognomik nicht wenig beſtätigt, als er ſie alle neun mit Vergnügen wieder erkannte, wie ſie unter den ihm bereits vorgeſtellten Jünglingen geweſen wären und ſeine Aufmerkſamkeit beſonders an ſich gezogen hätten. Unter den Höflingen ſowohl, als unter den ſogenannten vornehmen Leuten in der ganzen Reſidenz entſtand darüber viel Unzufriedenheit und Gemurmel, **daß der Fürſt Stand und Geburt ſo wenig ſchätze, und daß der Erbprinz von Jugend auf faſt mit nichts, als mit Pöbel, umgeben ſei.** Adolf ließ ſich aber hierdurch nicht irre machen, ſondern erklärte bei jeder Gelegenheit laut, daß der vornehme Pöbel der eigentliche Pöbel ſei, und daß er ſein Haupt nicht niederlegen wolle, ohne in dieſem noch den ganz eingeſchrumpften und eingetrockneten Trieb nach Verdienſt wieder anzufeuchten und zum Sproſſen zu bringen. Theodor und ſeine Geſellſchafter trugen von nun an Uniform. Kein Jüngling in der ganzen Reſidenz durfte ſelbige ohne auſſerordentliche Erlaubnis zu tragen verſuchen. Dieſe Erlaubnis aber bekamen nur ſolche Jünglinge, welche von ihren Lehrern unzubezweifelnde Atteſtate von der Vortreflichkeit ihres Kopfs und Herzens aufzuweiſen hatten. Sobald ſie dieſe hatten, ward ihnen die Uniform verſtattet; und ſobald ſie die Uniform trugen, durften ſie den Erbprinz beſuchen. Es war kaum zu glauben, was für herrliche Einflüſſe dieſe anſcheinende Kleinigkeit auf die Väter und Söhne in allen Ständen, und beſonders in den höhern, hatte. Die ſtrengſten Geſetze, die reichſten Prämien und Stipendien hätten den Fleis, die Rechtſchaffenheit und Sittſamkeit unter den jungen Leuten nicht ſo allgemein befördern können. Zu dem edeln Ehrgeitz, der hiedurch angefacht ward, kam auch noch die ſichere Vermuthung, welche die Väter hegen muſſten, daß der Fürſt einſt die Jünglinge, welche Theodors Geſellſchafter geweſen wären, vor allen andern verſorgen würde. Und was muſſten dieſe nicht hoffen können, wenn der Prinz ſelbſt einſt zur Regierung käme? Mithin glaubte jeder Vater das Glück ſeines Sohnes feſtgegründet zu ſehen, ſobald er ihn in der Uniform erblickte. Wer eine recht ausgeſuchte, vortrefliche Geſellſchaft von jungen Leuten bei einander ſehen und einmal recht menſchlichfroh ſein wollte, muſſte zu Theodorn kommen, wenn er ſeine jungen Freunde bei ſich hatte. In ihrem Zirkel ward kein jugendlicher Frevel ausgeübt und kein jugendlicher Unſinn geſprochen. Un-

Unſchuldige Heiterkeit, liebenswürdige Natürlichkeit, wetteiferndes Beſtreben, einander Kenntniſſe mitzutheilen und an Kenntniſſen Theil zu nehmen, und freiwilliger Anſtand waren der Geiſt, der ſie beſeelte. Adolf hatte es ein- für allemal erlaubt, daß ſie unter Rothens Aufſicht nach ſeinen Landhäuſern und Luſtſchlöſſern zuſammen wandern konnten, wie ſie wollten. Zuweilen begleiteten ſie denn wohl die angeſehenſten Lehrer der daſigen Erziehungsanſtalten, und ſo wurden die Wanderungen ſo lehrreich, als vergnügend für ſie. Auch erlaubte es Adolf, daß Theodor oft mit ſeinen Geſellſchaftern zuſammenſpeiſete. Da formirten ſie dann eine eigene Tafel, bei der der Prinz den Wirth machte und — ſein Vater ſogar zuweilen einer von den Gäſten war. So oft dies letztere geſchah, war Adolf nach Tiſche weit heiterer, als zuweilen, wenn er in Geſellſchaft der vornehmſten Fremden an ſeiner eigenen Tafel geſpeiſet und — Langeweile und Ueberdrus zum Deſert gehabt hatte.

Den erſten Schmaus gab der Prinz ſeinen Freunden am Geburtstage ſeiner Mutter, und bei dieſer Gelegenheit hatte einer von den Lehrern eines daſigen Erziehungsinſtituts den Einfall, daß der Prinz nebſt ſeiner Geſellſchaft eine Komödie auf dem fürſtlichen Theater aufführen mögte. Adolf und Ulrike ſollten ſeiner Meinung nach nicht nur diesmal dadurch auf eine angenehme Weiſe überraſcht werden, ſondern er wollte auch den Vorſchlag thun, daß hernach dergleichen öfter geſchähe, weil dies eine trefliche Uebung für junge Leute in Dreuſtigkeit, Anſtand und guter Deklamation ſowohl, als auch in Uebernehmung verſchiedener Rollen des Lebens ſei. Rothe widerſprach auf der Stelle dem Ueberraſchungsplan, der dabei zum Grunde lag, und hielt es überhaupt für rathſam, über die ganze Sache bei dem Fürſten erſt anzufragen, weil er einestheils wuſſte, daß Adolf kein groſſer Freund vom Schauſpiel ſei, und anderntheils nicht wuſſte, was derſelbe über die Geiſtes- und Herzensübungen durch daſſelbe für junge Leute ſowohl überall, als für einen Erbprinz beſonders denke. Denn das Geſpräch war zwiſchen dem Fürſten und ihm noch nie auf dieſen Gegenſtand gekommen. Als er nun den Fürſten darüber ſprach, verbot ſelbiger dieſe Geiſtes- und Herzensübung für ſeinen Prinz nicht nur für diesmal, ſondern auch auf immer, und ſetzte ſehr nachdrücklich hinzu:

„Was das für Schwindeleien ſind! Was werden die Leute doch noch alles angeben? — Aber der Mann wird mich für einen Pedanten halten, daß ich ſo etwas nicht leiden will — und ich halte ihn für einen Pedanten, daß er ſo etwas vorſchlägt. Doch, wir können ja einer den andern halten, wofür wir wollen, ohne daß jemand dabei leide. Kurz, ich will dergleichen nicht haben. — Rothe, das Theater iſt da, wie Sie wiſſen — warum ſollte ich es den jungen Leuten nicht aufſchlieſſen laſſen, wenn ich es für gut hielte? Junge Leute mögen immerhin Komödie ſpielen, ſobald ſie ſich dem Theater widmen und Schauſpieler von Profeſſion werden ſollen. Da bin ich ſelbſt der Meinung, daß ſie nicht früh genug zu agiren anfangen können, wenn ſie einmal gute Akteurs werden ſollen. Aber lieber, beſter Rothe, wozu denn theatraliſche Uebungen für Jünglinge, die einſt Amt und Beruf im Staat haben oder zu den Geſchäften des Lebens beſtimmt werden ſollen? Etwa zur Geiſtes- und Herzensübung für ſie — wie unſer Rektor ſpricht? Ob der gute Mann auch wohl ſelbſt über die Sache nachgedacht haben mag, oder ob er dies etwa auch nur ſo nachſpricht, wie ſo vieles in der Welt blos nachgeſprochen wird! Man ſpricht, und vieleicht ſpricht unſer Rektor auch ſo, junge Leute würden durch ſolche Uebungen dreuſt, bekämen einen guten Anſtand und lernten dadurch, ſich auf dem groſſen Welttheater einſt gut produciren, würden vollkommener im Deklamiren, und geſchickter, mancherlei Rollen des Lebens zu übernehmen . . . Was die Dreuſtigkeit betrift: ſo darf man nur junge Leute von Jugendauf nicht intimidiren, nicht einſperren oder gar grauſam behandeln, nicht ſchulfüchſiſch und pedantiſch ſie erziehen; ſo werden ſie gewis von ſelbſt dreuſt genug ſein. Es iſt ja recht ſonderbar, daß man erſt den Geiſt des Jünglings durch unnatürliche Zucht niederſchlägt und ihn hernach durch unnatürliche Mittel wieder emporheben will. Jene unnatürliche Sklavenzucht aus Häuſern und Schulen weg, antworte ich; ſo braucht ihr dieſer unnatürlichen Mittel nicht. Ueber den Punkt des Anſtandes bin ich mit unſerm Rektor noch weniger einig. Der Anſtand eines Jünglings muß der natürliche ſein; auf dem Theater aber lernt er dieſen nicht; denn er thut da, als wäre er, was er doch wirklich nicht iſt, und ſpielt im eigentlichen Verſtande die Rolle nur, die ihm da gegeben wird. Und Deklamirenlernen? — o man ſtelle nur fleiſſige laute Leſeübungen mit jungen Leuten an, die noch ſo ſehr in Häuſern und Schulen hintenangeſetzt werden; man lerne nur ſelbſt erſt richtig leſen, leſe ihnen alsdann richtig vor und laſſe ſie richtig nachleſen — — ſo bin ich feſt verſichert, daß ſie alle beſſer deklamiren lernen werden, als durch ſo ſeltene Theaterübungen; denn täglich werden ſie doch wohl nicht das Theater beſteigen ſollen? Das fehlte auch nur noch, daß dies in Vorſchlag gebracht würde; ſo würde ihnen vollends alle Zeit zerſplittert und alle Luſt zu ernſthaften Studien benommen werden. Hätte der ehrliche Rektor jemals ſolche Theaterübungen mit ſeinen Schülern wirklich angeſtellt: ſo würde er haben bemerken müſſen, was für ein groſſer Zeitverluſt ſie für junge Leute ſind. Statt ihre Stunden ihren Studien zu widmen, wenden ſie ſie auf das Memoriren ihrer Rollen an; ſtatt die nützlichen wiſſenſchaftlichen Bücher zu ergreifen, ſitzen ſie, ſobald ſie nach Hauſe kommen, und haben das Komödienbuch in der Hand und tragen es allenthalben mit ſich herum. Sind ſie in der Schule: ſo denken ſie an das Theater, ſtatt an die Lektionen zu denken; kommen ſie zuſammen: ſo iſt die Rede von nichts, als von der nächſten Komödie, ſtatt daß ſie ſich über ihre erlangten Kentniſſe beſprechen ſollten. Nur alle vierzehn Tage ſo eine theatraliſche Uebung für

Schüler — ſo leiſte ich die Gewähr dafür, daß ſie allerſeits nichts lernen. Wenn die eine Komödie aufgeführt iſt, wird die andre ſchon wieder eingelernt, und wenn ſie eingelernt iſt, wird ſie probirt, und wenn ſie probirt iſt, aufgeführt, und wenn ſie aufgeführt iſt, wieder eine andere eingelernt u. ſ. f. Nur gar zu bald wird das Komödienſpiel bei jungen Leuten zum Penchant. Da leſen ſie alsdann weiter nichts gern, als Komödien und — verliehren die Luſt zu den ernſthaftern Studien. Dieſe erfordern Nachdenken, Fleis, Anſtrengung, Sitzefleiſch, und kontraſtiren zu ſehr mit dem Theaterweſen. Sind hernach ihre Lehrer mit ihnen unzufrieden: ſo tröſten ſie ſich dafür mit dem Beifall des Parterre; und das Lob der Eltern und Freunde — du haſt heute deine Rolle recht ſchön geſpielt — ſetzt ſie über die Leere in ihren Köpfen und über den Tadel der Vernünftigen deshalb weg. Dies iſt doch alles wahr, lieber Rothe, und kein Menſch, der den Verſuch damit gemacht hat, kann es ableugnen. Spricht man endlich, der Jüngling lerne auf dem Theater ſich in mancherlei Rollen des Lebens ſchicken: ſo mögte ich zuförderſt doch wohl fragen — wie viele von den Rollen, die der Jüngling *da auf dem Theater ſpielt*, einmal *wirklich* in der Welt an ihn kommen werden? Wozu ſoll er aber Rollen, die einſt gar nicht an ihn kommen werden, gar nicht an ihn kommen können, ſpielen lernen? Sollte man die Zeit, welche hiezu ohne allen Nutzen verſplittert wird, und die doch ſo unwiederbringlichkoſtbar iſt, nicht lieber dazu anwenden, ihn zu den Rollen recht vollkommengeſchickt zu machen, die einſt die ſeinigen ſein werden? Welches iſt aber der rechte Weg hiezu — der Weg vorübergehender Situationen und der Erregung des Affekts auf dem Theater, oder der Weg der ſtillen, ruhigen, überzeugenden Belehrung des Verſtandts durch einen deutlichen Unterricht? Jeder Menſchenkenner, dem es wahrhaftig darum zu thun iſt, Menſchen gut zu machen, wird den letztern einſchlagen. Und dann Rothe — das gibt ja doch wohl jedermann zu, daß die Leute das, was ſie auf dem Theater vorſtellen, nicht wirklich ſind, ſondern nur recht ſehr zu ſein zu ſcheinen ſich bemühen. Da entſteht alſo die groſſe Frage, ob es mit der wahren Pädagogik übereinſtimme, daß man jungen Leuten ſelbſt Anleitung gebe, ſich darin zu üben, zu ſcheinen zu ſein, was ſie doch nicht ſind. Ich erinnere mich nicht, hierüber etwas befriedigendes geleſen zu haben. Ich denke, dieſe moraliſche Unvollkommenheit lerne ſich doch wohl in der Welt, und ſo habe man gar nicht nöthig, jungen Leuten darin ausdrücklichen Unterricht zu geben. Man nennt das Theater eine Uebung des Herzens für junge Leute. Es giebt aber verſchiedene Uebungen des Herzens. Die Uebung in edlen Empfindungen hat die Natur offenbar nicht nur weit vollkommener, ſondern auch weit reiner; in ihren Schoos führe man die Jugend. Diejenige Uebung des Herzens aber, wodurch man ſich in den Ton jeder Leidenſchaft ſtimmen lernt, iſt ſie auch wohl für unſere Jünglinge anzurathen? Vielleicht, daß man auch beweiſen könnte, daß junge Leute, ſtatt durch das Theater ſich in alle Rollen des Lebens ſchicken zu lernen, vielmehr dadurch ungeſchickt gemacht würden, ſich hernach in irgend eine Rolle in der Welt recht zu ſchicken. Heute haben ſie dieſe Rolle, ſtudiren ſie recht ein, denken ſich, um ihre Sache gut zu machen, auf dem Theater recht hinein; nach einiger Zeit haben ſie wieder eine andere Rolle; ein andermal wieder eine andere; und — ſo bekommen ſie nie Feſtigkeit im Karakter. Dieſe Unfeſtigkeit im Karakter iſt denn aber wahrlich das unleidlichſte Weſen im gemeinen Leben, und iſt vorzüglich unausſtehlich an Männern, die in öffentlichen Aemtern ſtehen. — Rothe, nachdem Sie nun meine Gedanken über das Komödienaufführen junger Leute näher kennen, werden Sie ſich's vorſtellen, wie mir bei dem Vorſchlag ward, daß *der Erbprinz Komödien aufführen helfen ſollte.* Fehlt's dieſem an Dreuſtigkeit? Fehlt's ihm an Anſtand? Deklamirt er nicht richtig? Dreuſter, als er iſt, ſoll er nicht werden; und daß ſein Anſtand immer ſo bleibe, wie er iſt, das gebe Gott — das iſt der Anſtand der Natur und der Unſchuld. Herzensübungen hat er genug ſchon in den ſchönen Gefilden ſeines künftigen Landes, in ſeiner Einſiedelei, in den Unterredungen mit ſeinen künftigen Unterthanen, in Ihrem Umgang, lieber Rothe, und in ſolchen Hütten, wie Taglöhner Müllers Hütte war und andere mehr. Das ſind die rechten Herzensübungen für einen Erbprinz; — *dabei ſoll er ſich ſeine Fürſtenrolle, die er einſt zu ſpielen hat, ſehr brav einlernen — ſo brav, daß er, wenn er die Bühne beſteigt, keines Soufleur bedürfe . . .* Das ſtände mir an, daß der Erbprinz mit dem Komödienbuch umherliefe oder in den Lauben ſäße, und da ſeine härteſte Noth memorirte. Wir wollen ihm nun wohl andere

Dinge zu lernen geben, die ſich zu ſeiner Rolle beſſer ſchicken. Er hat ſeine Rolle, die er einſt ſpielen ſoll, bereits — er weiß ſie ſchon — — ſo mag er ſich in dieſer zur Hauptprobe, die er vor mir ſelbſt zu ſeiner Zeit halten ſoll, einzig und allein nur vorbereiten. Ihm iſt die Uebung am wenigſten nöthig, ſich in mancherlei Rollen des Lebens ſchicken zu lernen. Seine Rolle, die ihm beſtimmt iſt, und die er ſchon weiß, kann ihm niemand nehmen; auch kann der Fall nicht eintreten, daß er ſie mit einer andern vertauſche; ſondern er behält ſie lebenslang, und — ſo, wie nach Endigung derſelben der Vorhang einſt für ihn niederfällt, bekommt ihn ſein Parterre nicht wieder zu ſehen. Wozu alſo die Mancherleirollenübung — wozu die ganze Theaterbeſchäftigung für ihn? Zum Vergnügen etwa? Es iſt genug, daß ein Vergnügen ſchon während des Genuſſes Zeit koſtet; wenn nun gar die Zubereitungen dazu noch zehnmal mehr Zeit koſten: ſo wird der Aufwand an Zeit, den es verurſacht, für junge Leute offenbar zu gros und — unverantwortlich. Das dünkt mich ein richtiges Princip in der ächten Pädagogik zu ſein, an jungen Leuten dem Hange zu ſolchen Vergnügungen zu widerſtehen, zu deren Vorbereitung ſie ſogar ſchon viel Zeit verwenden müſſen. Und überhaupt könnte es leicht geſchehen, daß Theodor durch ſolche frühe eigene Theaterübungen eine Leidenſchaft für's Theater bekäme, die ihn einſt als Regent nicht wieder verlieſſe; wofür ihn Gott bewahre! Rothe, ich habe nichts dagegen, daß der Prinz in Zukunft guten Schauſpielen beiwohne und auch als Fürſt noch in ſie gehe; aber ſchlechterdings ſoll er kein paſſionirter Liebhaber davon werden. Ich kenne die traurigen und oft gar ſchrecklichen Folgen, welche dies nur gar zu leicht für die Länder hat; beſonders, wenn es nur mäſſige Länder ſind, von deren Einkünften dem Fürſten überall nicht viel zur Verſchwendung übrig bleibt. Da bauet der Fürſt dann wohl prächtige Schauſpielhäuſer, während daß andere öffentliche Gebäude Wüſteneien ähnlich da ſtehen, und die Schulen Lehrern und Schülern auf die Köpfe fallen mögten. Da werden Akteurs und Aktricen übermäſſig beſoldet, während daß die arbeitſamſten Diener des Staats kaum hinreichend Brod haben. Da werden Kaſtraten und Sängerinnen, Virtuoſen und Balletttänzer, Theaterdirektors und Plaiſirmeiſter von fernen Landen her verſchrieben, gegen glänzende Bedingungen engagirt und mit gröſter

Die

Diſtinktion behandelt; unterdes daß die würdigſten Leute in den Winkeln ſtehen müſſen, als wenn ſie das fünfte Rad am Wagen wären, und ihre Gage oft ſechs, acht, zwölf Monate lang bei der Kammer in Rückſtand bleibt. Da muß es an den ſüperbeſten Dekorationen nicht fehlen, das Geld dazu komme her, woher es wolle, und wenn es vom Hofjuden auch zu zehn Procent gegen Verpfändung einer zur Wiederbezahlung ausdrücklich neuaufgelegten Akciſe aufgenommen werden ſollte; zur **Landes- und Volksdekoration** aber iſt kein Geld da, und wenn irgend gros Unglück einem Theile der Unterthanen widerfährt, ſo heiſſt es, daß die fürſtliche Kaſſe dermalen keinen Beitrag zur Wiederaufhelfung derſelben geſtatte. Da gelingt es wohl einer fremden Theaterprinzeſſin, die Donna ihres Fürſten zu werden, ſeine rechtſchaffene Gemahlin ihm zu verleiden, Staatskabalen anzuſpinnen, Staatsintrigen zu ſpielen und jeden ihrer Plane, ſo landverderblich ſie auch ſein mögen, an ſeinem Herzen durchzuſetzen. Da liegen die Regierungsgeſchäfte, und die wichtigſten Landesangelegenheiten hangen hin, oder die Räthe und Diener können machen, was ſie wollen. Niemand hat Aufſicht über ſie; niemand ſtellt ſie zur Rede. Der an das Theater gefeſſelte

Fürſt bekümmert ſich nicht um die Dinge, welche in ſeiner wirklichen Welt geſchehen. Ob die Landesrollen gehörig beſetzt ſind, oder gut ausgeführt werden, davon iſt die Frage nicht; wenn nur die Rollen im Hamlet oder im König Lear richtig beſetzt ſind und ſüffiſant ausgeführt werden. Erwacht ja der Fürſt einmal und thut irgend wohin Nachfrage: ſo giebt man ihm ein ſchönes neues Originalluſtſpiel in die Hände, worüber er des weitern Nachfragens wieder vergiſſt. Kommen ihm die Klaggeſchreie und Jammerlieder des Volks einmal zu Ohren: ſo werden ſie durch eine Bravourarie, in der Mamſell M. oder Mamſell S. ſich ſelbſt übertrift, bald wieder weggeſungen. O wehe, o wehe dem armen Lande, welchem es ſo gehet! Nein — Theodor finde einſt ſein Theater unter ſeinem Volk. Da ſorge er, daß alle Rollen vollkommen beſetzt ſein mögen — da ſpiele er ſelbſt die Hauptrolle und ſpiele ſie meiſterhaft, und — ſein Parterre, die ganze Nation, applaudire ihm. Da ſei er ſelbſt oft bei der Hauptprobe ſeiner Räthe in ſeinen Kollegien gegenwärtig und — ſtreiche jede anſtöſſige Stelle im Stück. Sein Volk, wenn es ihn öffentlich ſehen will, müſſe ihn nicht im

Schauſpielhauſe erſt ſuchen müſſen; es ſehe ihn auf ſeinen Märkten, in ſeinen Tempeln, und — allenthalben, *wo Hülfe noth iſt.* Statt auf Theaterdekorationen übermäſſigen Aufwand zu machen, *dekorire er ſein Volk.* Statt in den Ruf zu ſtehen, daß er die beſten Schauſpieler und Sänger habe, ſei er weit und breit darüber berühmt, *daß er die weiſeſten Räthe habe und daß wahre gemeinnützige Verdienſte von keinem höher geſchätzt und belohnt werden, als von ihm.* Statt, daß es heiſſe, wer ein vollkommenes Deutſches Theater ſehen will, der reiſe zu Fürſt Theodor, müſſe es heiſſen, *wer einen guteingerichteten Staat und ein recht wackeres und frohes Volk ſehen will, der reiſe in Theodors Land*…. So ſoll es ſein — Rothe, ſo ſoll es ſein! Alles, alles, was Theodor einſt an Aufwand machen kann, das wende er für das Heil ſeines Landes auf. Nicht für das Theater ſind wir Fürſten da, ſondern — *für unſer Volk.*"

Rothens Geiſt neigte ſich vor dem Fürſten, als er ſo geſprochen hatte, noch tiefer, als ſein Körper. Ulrikens Geburtstag ward alſo ohne

Komödie begangen, und nie ward wieder an dergleichen Geiſtes- und Herzensübungen für den Erbprinz gedacht.

Fürſt Adolf wuſſte ſeinen Sohn, den künftigen Fürſten, mit edlern Arbeiten, als mit Auswendiglernen der Komödien, zu beſchäftigen. Theodors Kentniſſe vermehrten ſich herrlich mit den Jahren; mit ſeinen Kentniſſen vermehrten ſich ſein Fleis und ſein Eifer. Jeder Unterricht, der ſeither an ihm angefangen war, ward fortgeſetzt, und viel neuer kam noch hinzu. Einige der beſten Lehrer an den daſigen öffentlichen Erziehungsinſtituten nahmen nun an der Belehrung des Prinzen Theil. Rothe war klug und rechtſchaffen genug, um ſich für keinen Polihiſtor auszugeben, und Adolf dachte zu fürſtlichbrav, als daß er ihn mit Arbeit überlaſten ſollte. Sein Fürſt ließ ihm die Wahl, welchen Unterricht er ferner ſelbſt fortſetzen, welchen er gegen einen andern nun auch nöthigen vertauſchen und welchen er blos zu ſeiner Erleichterung ohne Tauſch gänzlich abgeben wollte. Da behielt Rothe den Unterricht in den fremden Sprachen, in der Fürſtenmoral und in der Geſchichte bei, und verband damit die Unterweiſung in den philoſophiſchen

Stu-

Studien, inſofern ſie nun Vorbereitung des Prinzen zur Akademie werden ſollten. Die Naturgeſchichte gab er an einen ſehr würdigen Mann ab, der auch auswärts ſeiner ſeltenen Naturkentniſſe wegen bei allen Sachverſtändigen in groſſem Anſehen ſtand. In der Geographie war der Prinz bereits ſo weit vorgeſchritten, daß er keines Lehrers in ihr mehr bedurfte. Ein anderer Lehrer unterwies ihn in der Statiſtik und in den Anfangsgründen der Kameralwiſſenſchaften. Noch ein anderer gab ihm wöchentlich einige Stunden in den Alterthümern und in der Heraldik. An der letztern fand der Prinz auch nicht den geringſten Geſchmack. Weit lieber ſah er ſeinen Zeichenmeiſter kommen, als den Antiquitäten- und Wapenmann. Tanzen lernte er gern; reuten aber lernte er lieber, und das Klavier noch lieber. Dies Inſtrument war es, welches er allen andern vorzog und wozu er von Kindheit an groſſe Luſt bezeigt hatte. Sein Lehrer darin lobte ihn ſeiner muſikaliſchen Anlagen wegen ſehr und pflegte es oft zu bedauern, daß ſelbige, und vorzüglich ſein muſikaliſches Gehör, nicht an ein anderes geringeres Menſchenkind gekommen wären, welches davon einſt wirklich Metier und dadurch ſein Glück in der Welt machen würde. Ulriken war dies ſehr angenehm;

denn ſie war ſelbſt eine groſſe Freundin des Klaviers; und Adolf rechnete das Vergnügen am Klavier unter diejenigen, **welche keinen Fürſten verderben.**

„Das iſt mir lieber, ſprach er, als er von Theodors mit Fähigkeit begleitetem Hang zum Klavier hörte, als wenn ich hörte, daß er ein **wilder Reuter,** oder ein **ſtarker Jagdluſtiger** wäre. Das Klavier iſt und bleibt das ſchönſte Inſtrument und hat die vollkommenſte Harmonie. Das wäre mir freilich nicht gelegen, wenn er über die Muſik jetzt ſeine nothwendigern Kenntniſſe und einſt als Fürſt ſeine Regierungsgeſchäfte vernachläſſigte — doch das wird er auch gewis nicht thun; aber das iſt mir gerade ſo recht, daß er in Stunden der Zerſtreuung und Erholung durch Vergnügen, die jeder Menſch haben muß, **wenn ihm die Natur durch rauhe Jahrszeit und Irrwetter den Zutritt zu ſich verſagt,** an deſſen Statt ſeinen **Gang zum Klavier nehme.** Eins der ſchönſten Vergnügen, welches man an die Stelle des Naturgenuſſes ſetzen mag, iſt gewis das Klavier. Nicht die Erheiterung blos als **Erheiterung** meine ich, welche die Seele an ſelbigem empfängt, ſondern — **das Milde und Sanfte,** welches dieſer Art von Seelenerheiterung eigen iſt. Man wird dadurch froh und — bleibt zugleich ein edler Menſch. Die herrliche Harmonie des Klaviers giebt dem ganzen Geiſt eine recht harmoniſche Stimmung, und kann nicht anders, als auch Harmonie des Lebens wirken. Ich mögte wohl ſchon einmal das verſchiedene Benehmen zweier Fürſten gegen einen bittenden Unterthan dicht neben einander ſehen, von welchen dem einen der Supplikant ſeine Supplik überreicht, wenn er von der Parforcejagd zurückkommt, und dem andern, wenn er vom Klavier aufſteht. Jenem gellen noch immer hus — hus und hau — hau in den Ohren; dieſer aber hört noch immer die ſchönen Ackorde, welche er grif, und — ſo greift er gewis nun noch den lezten allerſchönſten Ackord — oder — er gewährt dem Unterthan die Bitte ... O ſolche Vergnügen, Rothe, liebe immerhin mein Sohn — der künftige Fürſt!"

Wenn der Prinz auf die Reutbahn ging, ging Rothe mit. Ebenſo begleitete er ihn auch, wenn derſelbe mit dem Bereuter ausritt. Er kannte einmal ſeine Lebhaftigkeit und wollte ihn alſo wenigſtens in der erſten Zeit nicht, wenn er zu

Pferde wäre, ſich ſelbſt oder dem Bereuter blos anvertrauen. Es ereignete ſich aber, daß Rothe auf einige Tage krank ward. Der Prinz, als er deshalb von der Reutbahn bleiben müſſen, bat ihn endlich ſehr, daß er ihn doch mögte allein dahin gehen laſſen. Nach vielen Bitten erlaubte er es ihm und — bereuete es bald. Kurz, es ward dem Fürſten hinterbracht, daß der Prinz mit dem Bereuter im Felde in die Wette geritten, daß das Pferd durchgegangen, daß er eine Meile von der Stadt geſtürzt und hernach ohne Pferd und ohne Hut zum Thore hineingekommen ſei. Den Bauern, welche das Pferd aufgefangen und zum Stall zurückgebracht hatten, war zwar von dem Bereuter Stillſchweigen befohlen worden; auch machte Theodor dieſen Vorgang zum erſten Geheimnis vor Rothen; allein Adolf erfuhr noch vor Abend alles und ſprach mit dem Prinz ſehr nachdrücklich darüber, der die Schuld auf's Pferd ſchob, nie wieder ſo ſcharf zu reuten verſprach und ſeinen Vater nur um alles bat, Rothen nichts davon wiſſen zu laſſen, damit er nicht noch kränker würde. Adolf ſchlug ihm dies ab, weil Rothe alles wiſſen müſſe, und brachte den ganzen Vorgang dieſem auf eine gute Art bei. Die Schuld aber davon ſchob er nicht, wie der Prinz, auf das Pferd, ſondern auf den Bereureuter, der ihn weder ſo ein wildes Pferd hätte beſteigen laſſen, noch ſo ſcharf mit ihm reuten ſollen, ließ dieſen kommen und ſagte ihm in Theodors Beiſein folgendes Wort zu ſeiner Zeit:

„Ich habe Ihn für einen vernünftigen Mann gehalten, aber bald bringt er mich auf die Gedanken, daß ich mich in Ihm geirrt habe. Weiß Er, wer dieſer junge Menſch iſt, den ich zu ihm auf die Manege ſchicke? Nicht aus Stolz frage ich Ihn dies, ſondern um Ihn den Werth deſſelben mehr ſchätzen zu lehren und das Unbeſonnene Seiner begangenen Handlung fühlen zu laſſen. **Es iſt die einzige Hofnung meines Volks, Seiner Mitbürger und Seines Vaterlandes** . . . Es iſt nicht recht, wenn Er irgend eines Jünglings Leben, den Ihm ein Vater zuſchickt, ſo auf's Spiel ſetzt; aber was hat Er gedacht, das Leben eines **Erbprinzen** einem unvernünftigen Thiere ſo Preis zu geben? Reuten ſoll Er die jungen Leute lehren, aber nicht jagen und halsbrechen. Könnte Er, wenn das Unglück vollkommen geworden wäre, mit aller ſeiner Reue darüber und mit ſeinem Leben daſſelbe wieder erſetzen? Sehe Er doch einmal dieſen Jüngling an, wie geſund, munter, ganz und proportionirt er iſt. Iſt ſelbiger darum ſo ſorgfältig bewahrt worden, daß er, wenn ich auch nur das geringſte Unglück annehme, welches leicht hätte geſchehen können, unter ſeinen Händen zum Krüppel werde? Er hat vermuthlich gedacht, daß Er ſich da recht ſehen laſſen wolle, wenn der Prinz mit Ihm Wette reuten könne; ich wollte es Ihm aber wohl beſſer ſagen, was Er habe ſehen laſſen. Sage Er ſich's in dieſem Augenblick ſelbſt! Daß ein Fürſt gut und geſchickt zu Pferde ſitze, lobe ich; aber Kourier wird der Prinz nie reuten, und Wetterennen ſoll er auch nicht mitmachen. Dazu iſt ſein Leben zu ſchätzbar, und es iſt unverantwortlich, wenn dies je ein Fürſt thut. Das Pferd hat keinen Verſtand und kehrt ſich viel daran, wenn es gemisbraucht wird, ob ein Erbprinz auf dem Sattel ſitze oder nicht; Er, der Bereuter, muß Verſtand haben und bedenken, daß ein Erbprinz darauf ſitze. Er wird doch wohl ſeine Pferde kennen? Wenn das Pferd wild iſt, warum läſſt er es den Prinz beſteigen? Habt ihr es aber wild gemacht, deſto ſchlechter! Ich kann überhaupt die Mishandlungen der Thiere nicht leiden und ärgre mich, ſo oft ich den geringſten Menſchen unbändig reuten ſehe. Das gemishandelte Thier rächt ſich grauſam an ſeinem Quäler, ſobald es Herr über ihn werden kann. Auch von dieſer Seite verdrieſſt mich Seine Unbeſonnenheit. Er hat den Prinz zuerſt Thierquälerei gelehrt, von der er nie etwas gewuſſt hat und an der kein künftiger Fürſt Vergnügen finden muß. Und wie läſſt denn das, wenn der Erbprinz da ſo wild herumtobt? Erklärt nicht jedermann einen Menſchen, der wild reutet, für einen Unbeſonnenen, für einen Leichtſinnigen und für einen Wagehals? Das iſt alſo fein, wenn die Nation dieſe niedlichen Qualitäten an ſeinem künftigen Fürſten erblickt! Kann man auch von einem Menſchen, der ſein eigenes Leben ſo leichtſinnig auf's Spiel ſetzt, erwarten, daß er fremdes Leben hochſchätzen werde? Das iſt alſo ein ſchöner Troſt für ein Volk, wenn es in ſeinem künftigen Fürſten einen Wagehals erkennt. Und wie ich höre, ſeid ihr ſchon zum Thore hinausgeſprengt — — iſt das auch wohl für einen Erbprinz anſtändig? Schäme Er ſich, daß Er meinen Sohn vor meinen Bürgern ſo tief hat herunterſinken laſſen. Er hat verdient, daß ich ihn ſtrafe."

Da fiel Theodor ſeinem Vater um den Hals und that eine flehentliche Fürbitte. Adolf ließ ſich erweichen, verzieh dem Bereuter und entließ ihn unter der Bedrohung, daß er, ſo, wie dergleichen wieder geſchähe, auf der Stelle ſeinen Dienſt verliehren ſollte. Zu Theodorn aber ſprach er hernach noch: „Kränke mich nie wieder ſo, mein Sohn, und beſchimpfe dich nie wieder ſo vor deinen Mitbürgern. Was mögen die Leute gedacht haben, wenn ſie dich erſt ſo zum Thore hinausſprengen und dann ohne Pferd und Hut wiederhereinkommen geſehen haben! Und das alles **wie unter meinen** Augen und an dem Ort, wo ich zu derſelben Zeit gegenwärtig geweſen bin! Merke dir meine väterliche Warnung und — **reute in deinem ganzen Leben vernünftig und vorſichtig.** Ein Fürſt hat ſchlechterdings keine Ehre davon, daß es heiſſe — **er iſt der erſte REUTER im Lande.** Dies iſt eine Ehre, die er allenfalls ſeinem Bereuter überlaſſe. Die Nation verlangt an ihm keinen Bereuter zu haben, ſondern einen weiſen und guten Fürſten. Du haſt auch gar nicht nöthig, ein Pferd anzuſtrengen; denn du wirſt immer Pferde haben, die an ſich ſelbſt gut laufen. Alle wilde Reuter verunglücken endlich doch einmal, und das letzte Pferd, das ſie dann beſtiegen haben, nimmt an ihnen ſchreckliche Rache für die Grauſamkeiten, die ſie an allen übrigen Pferden vorher ausübten. Die Menſchen ſind unzählbar, welche durch Pferdemishandlungen ſchon um's Leben kamen; entweder auf der Stelle durch die abſcheulichſten Todesarten, oder doch durch Zerrüttung ihrer Geſundheit beim Sturz, die ſie hernach nie wiederherſtellen konnten Auch mancher Fürſt, der ein wilder Reuter war, hat ſeine Unbeſonnenheit und Waghaftigkeit ſchon theuer bezahlen müſſen. Laß dich deine Lebhaftigkeit nicht verleiten, die Zahl derſelben zu vermehren. Denke, wie ſtark und geſund dich die Natur gebaut hat — wie du die einzige Freude deiner Mutter, der Segen deines Vaters und die ganze Hofnung der Nation biſt. Du kannſt lange leben, wenn du willſt, und kannſt ein glücklicher Greis werden, wenn du willſt. Theodor, Theodor, thue mir ſo etwas nie wieder!“

Theodor verſprach unter tauſend Thränen und — hielt Wort. Nie ſah man ihn von dem Tage an wieder wild reuten, und alle ſeine Mitbürger hatten ihn dafür lieb. — Unter allen neuen Wiſſenſchaften, welche der Prinz jetzt trieb, war keine, die ihn ganz ſo an ſich gezogen hätte, als das Naturrecht, welches ihn Rothe recht wie aus ſeinem eigenen Herzen lehrte. Fürſt Adolf bezeigte darüber ungemeine Freude und ſprach einmal gelegentlich zu Rothen: „Jede andere Nachricht von der Wiſſenſchaftsbegierde meines Sohnes könnte mir ſo viel väterliches Vergnügen nicht erwecken, als dieſe. Wie es um die **Religion** auf dem Erdboden ſteht: ſo ſteht es auch um das **Recht** daſelbſt. Tauſenderlei Religionen, und doch nur eine, — die **Naturreligion**; und tauſenderlei Rechte, und doch nur eins — das **Recht der Natur**. Sind alle Religionen nichts anders, als **verſchiedene Modifikationen der einzigen urſprünglichen Naturreligion**: ſo ſind auch alle Rechtsverfaſſungen nichts anders, als **verſchiedene Modifikationen des einzigen urſprünglichen Naturrechts**. Alle die Umſtände, welche dazu beitragen, die Naturreligion in einem Lande anders zu modificiren, als in dem andern, tragen auch dazu bei, und zwar noch weit mehr dazu bei, das Recht daſelbſt anders zu modificiren. Man kann mit Wahrheit ſagen, daß das Recht noch ein weit traurigeres Schickſal gehabt habe, als die Religion. Die Natur hat ſich es müſſen gefallen laſſen, auf allen Seiten von den Menſchen verſchraubt zu werden; arg haben ſie es mit ihr gemacht **in der Religion**; aber — gar arg haben ſie es mit ihr gemacht **im Recht**. Unverantwortlichere Verſchraubungen, Verdrehungen, Verzerrungen, ja gar Verdrängungen laſſen ſich nicht denken, als hierin an ihr gewagt und durchgeſetzt worden ſind. In ganzen Geſetzbüchern der **Nationen** kann man oft kaum noch einige Zeilen des eigentlichen urſprünglichen Naturrechts zuſammenſtoppeln. Oft enthalten ſie in ganzen Kapiteln ſchnurgerade das Gegentheil davon. Aber ſo, wie dasjenige Religionsſiſtem das preiswürdigſte iſt, aus welchem die Naturreligion noch am reinſten und vollkommenſten hervorleuchtet: ſo iſt auch diejenige Geſetzgebung und Landesordnung die vortreflichſte, in welcher ſich das Naturrecht am reinſten und vollkommenſten abdrückt. Es gab allerdings Urſachen, die es unmöglich machten, die ſimple, pure Naturreligion zur Volksreligion zu machen; und ſo gab es auch Urſachen, die es verhinderten, das ſimple, pure Naturgeſetzbuch zum Volks- und Staatsgeſetzbuch zu machen. Aber die Täuſcher, die Betrüger, die Volks- und Menſchenfeinde haben im Recht noch ſchlimmer gehauſet, als in der Religion; und, was das ärgſte iſt, — die ſchlimmſten Naturreligionsverderber ſind auch die ſchlimmſten Naturrechtsverderber geweſen und — haben bei der letzten Verderbung ſo viel Schutz gefunden, als bei der erſten, und das aus einerlei Urſachen. — — Das hätte ich erwarten ſollen, daß Theodorn das Recht der Natur vorzüglich behagen würde. Ein

Menſch, der allenthalben in den Gang der Natur eingeleitet und in den Ton der Natur geſtimmt worden iſt, der in der Natur das reinſte Vergnügen und in der Natur die wahrſte Religion ſucht, ſucht auch gewis in der Natur das einzige menſchliche Recht. Wird es ihm nun vollends ungeſucht dargeboten: ſo kann es nicht anders ſein, als daß er gleich mit beiden Armen darnach greife. O wie ſchön iſt es, wenn die **Erbprinzen wacker Naturrecht ſtudiren, und wenn ſie es vorher ſchon recht aus dem Fundament verſtehen, ehe ſie in der Regalienkunde unterrichtet werden!** So lernen ſie die Gerechtſame ſchätzen und für unverletzlich halten. Wenn ſie dann zur Regalienkunde geführt werden: ſo bringen ſie ein erhöhetes natürliches Gefühl zu ihr mit, welches ſich bald grosmüthig gegen jede derſelben empört, **die gewaltſame Beeinträchtigung und Beengung der heiligen Sache der Menſchheit, der Bauer- und Bürgerfreiheit iſt.** Man wird ſie dann einſt, wenn ſie zur Regierung kommen, nie als Fürſten finden, die noch durch **Vermehrung ihrer Regalien auf Volksdrückung ausgehen,** ſondern als ſolche Fürſten, **die dem armen Unterthan das ſo ſchon auf ihm liegende Joch zu erleichtern ſuchen und** ſogar den drückendem Theil ihrer Regalien, ſo lange Obſervanz ſie auch für ſich haben mögen, unausgeübt laſſen; denn der groſſe Gedanke, der fürſtlichſte unter allen Fürſtengedanken, hat ſie einmal innigſt durchdrungen — daß die Rechte der Menſchheit nie verjähren können . . . Rothe, wenden Sie ja Ihren äuſſerſten Fleis an, Theodorn im Naturrecht auf das vollkommenſte zu unterrichten und ihn dadurch für die Sache der Menſchheit recht enthuſiaſtiſchwarm zu machen. Ei, wie wird er dann einſt ſtutzen, wenn er in die eingeführten Rechte blickt! Ich kann mir ihn ſchon vorſtellen, wie er alsdann über jede Seite derſelben den Kopf ſchütteln und ſich innigſt gegen viele unſerer Geſetze empören wird. Rothe, ich weiß das alles recht gut, was hiegegen eingewendet zu werden pflegt. Ich weiß recht gut, daß Umſtände die Sache ändern, daß nach manchen bürgerlichen Verhältniſſen manches natürliche Geſetz ſich modificiren müſſe u. ſ. w. Aber das weiß ich auch ebenſogut, daß viele unſerer Geſetze dem natürlichen Recht näher gebracht werden könnten, ohne daß bürgerliche Einrichtung und Staatenverfaſſung dabei litte. Und da ich hiebei ſchon manchen wichtigen Schritt in meinem Lande gethan habe: ſo muß es mich jawohl unendlich freuen, einen Nachfolger in der Regierung hoffen zu können, der einſt da fortgeht, wo ich noch ſtehen bleiben muſste, der immer mehr von dem alten kanoniſchen und gothiſchen Schutt in den Rechten auf die Seite räumt, ſein Landesgeſetz immer deutſcher, chriſtlicher und menſchlicher macht, und menſchliche Freiheit und menſchliche Wohlfahrt immer mehr erweitert. Wenn er dann auch manches altfränkiſche, den rauhen Geiſt ſeines Zeitalters noch athmende Geſetz einſtweilig im Geſetzbuch noch ſtehen laſſen muß: ſo iſt's ihm als Fürſten doch frei, in einzelnen vorkommenden Fällen davon zu diſpenſiren. Hangt er alsdann am Recht der Natur, wie wird ſein Herz ihn von dieſer Freiheit oft edlen Gebrauch machen laſſen! Wie wird er ſich nicht daran kehren, wenn die Herren mit den groſſen Perücken dazu ſauer ausſehen und ſich ungeberdig darüber ſtellen, daß er die Geſetze durchlöchert! Ein Fürſt durchlöchere immerhin die alten, unmenſchlichen, für ſein Zeitalter nicht mehr paſſenden Geſetze; je mehr der Löcher werden, die er in ſie macht: deſto eher kommen ſie zur Ehre der Menſchlichkeit ganz über die Seite. Sind auch die Landesgeſetze noch ſo weit entfernt vom natürlichen Recht und iſt die Seele des Landesfürſten nur recht voll vom natürlichem Recht: ſo iſt der Menſchheit in einem ſolchen Lande ſchon überſchwenglich geholfen. Heil meinem Theodor! Heil meinem Volke! **Das iſt der rechte Weg, für die Völker zu ſorgen, daß man ihre Fürſten für das Naturrecht inbrünſtig warm mache** . . ."

Mit eben dem Eifer, mit welchem Fürſt Adolf für den Lehrunterricht ſeines Sohnes ſorgte, ſorgte er nun auch für die **Lektüre** deſſelben. Theodor las gern und las wirklich. Rothe hatte ihn immer darin geübt, das, was er geleſen hatte, ihm wiedererzählen und zwar im Zuſammenhange wiedererzählen zu können. Geſchichte laß er vorzüglich gern; und wenn er darin auf eine recht vortrefliche menſchliche Handlung ſtieß: ſo kam er oft wie außer Athem, das Buch in der Hand; bald zu Rothen, bald zu Adolf, bald zu Ulriken gelaufen und rief aus — hören Sie einmal — o da hören Sie einmal — — **wie göttlich doch Menſchen handeln können!** Gerieth er aber auf eine recht ſchrecklichunmenſchliche Handlung; ſo warf er wohl das Buch weg und ſprach unmuthsvoll vor ſich — das hätten ſie lieber nicht aufſchreiben ſollen — **o über den**

Löwen mit Menſchengeſicht — o über den Bär mit Menſchentatzen — o über den Wolf mit Menſchengebis! Die Erzählungen von Kriegen und Schlachten in der Geſchichte pflegte er zu überſchlagen und ſagte oft deshalb zu Rothen — das ſollte doch nicht ſein, daß Menſchen Menſchen todtſchöſſen, und daß ihre Fürſten dazu gebt Feuer riefen ... Reiſebeſchreibungen las der Prinz auch ſehr gern. Die Karaktere der Nationen, ihre Sitten und Gebräuche, ihre Fähigkeiten und Kulturgrade, und überhaupt die Verſchiedenheiten der Menſchheit unter verſchiedenen Umſtänden gewährten ihm ausnehmendviel Unterhaltung. Rothe traf ihn oft an, wie er manche ſolcher Reiſebeſchreibungen zum drittenmale las. Gedichte las er auch gern; aber ſie mußten vorzüglich ſein. Ueberhaupt hatte er ſeinen guten Geſchmack bis jetzt durch die Wahl ſeiner Lektüre ſehr bewieſen. Rothe hatte darüber ſtets die Oberaufſicht gehabt und bekam die Oberaufſicht dazu von Adolf jetzt auf's neue. Des Prinzen Lektüre ward nun beſonders mit philoſophiſchen Schriften vermehrt. Rothe gab ihm nach und nach die beſten unter den neuern Weltweiſen Deutſchlands und des Auslandes in die Hände.

Theodor gewann die Weiſen Brittanniens unausſprechlichlieb. Unter allen Arbeiten der Philoſophen gefielen ihm vorzüglich ihre Unterſuchungen, Beobachtungen und Reflexionen über den Menſchen. Der Menſch war es, den er am eifrigſten ſtudirte; den er am liebſten allenthalben ſuchte und am liebſten allenthalben fand. Eine herrliche Anlage zu einem künftigen guten Fürſten! Eine Anlage, worauf ſich der wahre Geiſt der Geſetzgebung gründet und auf der die Fürſten die Vollkommenheit aller ihrer Anſtalten für das gemeine Beſte erbauen müſſen! Der Hofbuchladen ward nun einer von denjenigen Oertern, wo man Theodorn in Geſellſchaft ſeines Führers am häufigſten antraf. In den Journalen fand Rothe die Anzeige jeder neuen nützlichen Schrift ſo früh, als möglich, und ſein eigener Geiſt war ſtark genug, bei eigener Prüfung jedes recenſirten Buchs zu beſtimmen, ob das darüber gefällte öffentliche Urtheil der Wahrheit gemäs ſei oder nicht. Beim Leſen ſelbſt war er dem Prinz immer zur Hand, erklärte ihm dunkle Stellen, machte ihn auf jeden neuen Aufſchlus, der irgendwo gereicht ward, aufmerkſam, und unterhielt ſich hernach über das geleſene oft ſtundenlang mit ihm. Eine ſo eingerichtete und fortgeſetzte Lektüre war für Theodorn von ganz ungemeinem Nutzen. Seine Kentniſſe erweiterten ſich nicht nur dadurch ſchneller und mehr, als wenn er dreimal ſo viel mündlichen Unterricht empfangen hätte, als er wirklich empfing; ſeine Ideen über alles wurden dadurch nicht nur immer beſtimmter, richtiger und deutlicher; ſein Gefühl des wahren Schönen entwickelte und vervollkommte ſich nicht nur dadurch in einem immer höhern Grade; ſondern er lernte ſich auch über alles, was er wuſſte, ſehr gut ausdrücken und bekam bald, ohne ängſtliche Anleitung, noch tauſend und aber tauſend Regeln dazu empfangen zu haben, einen ſehr ausgebildeten Stil. Rothe ließ es auch nicht an Uebungen deſſelben durch eigene kleine Ausarbeitungen und Aufſätze des Prinzen fehlen, wozu er allemal ſolche Materien wählte, über die derſelbe eben viel geleſen hatte. Alle dieſe litterariſchen Beſchäftigungen durften jedoch Theodorn nicht vor fernern Naturgenüſſen abhalten, die einmal in ſeine Seelenfreuden eingewebt waren und unter dieſen lebenslang für ihn einen der erſten Plätze behaupten ſollten. So erwuchs der Prinz unter den Augen ſeines Vaters und ſeiner Nation vollkräftig, geſund, heiter, wiſſenſchaftlich und wacker, feſſelte alle Herzen ſeiner Mitbürger an ſich und ward ein Gegenſtand der

Bewunderung jedes edlen Fremden, der Adolfs Hof beſuchte.

An dem Tage, an welchem Theodor funfzehn Jahr alt ward, war groſſe Kour angeſagt. Der geſammte Adel, alle Miniſter und Räthe und die geſammten Kollegien verſammleten ſich in dem gewöhnlichen Saal. Fürſt Adolf trat, als ſie bei einander waren, herein, und ihm folgte Ulrike, die von ihrem Sohn geführt ward. „Hier zeige ich Ihnen, ſprach der Fürſt, zum erſtenmale öffentlich die Freude meines Lebens, den Troſt meines Alters, den **Erbprinz Theodor**. Lieben Sie ihn; er iſt es werth. Und nun ſei dieſer ganze Tag der Heiterkeit auf allen Seiten gewidmet, und wir verleben ihn alle, wie wir hier ſind, vergnügt bei einander. Die Zufriedenheit, welche heute unter uns herrſche, ſei ein Bild der Zufriedenheit, welche einſt, wenn mein lieber Sohn regieren wird, im ganzen Lande herrſche. Aber — **allen Ceremoniengalimathias** auf die Seite!"

Alles war Auge, und alle Augen waren nur ein Auge, und dies Allauge war unverwandt auf Theodorn geheftet. Man unterhielt ſich in dieſem Saal einige Stunden lang, während welcher der Prinz immer aus einer Hand in die andere ging. Jedermann bewunderte den ſchönen, faſtmännlichen, natürlichfreien und natürlichedlen Anſtand des Prinzen, dem ſeine blonden Haare natürlich um den Nacken floſſen und der jedem, den er anſah, mit ſeinen groſſen blauen Augen Friede und Freude zu verkündigen ſchien. Noch mehr bewunderte man aber ſeine Dreuſtigkeit, mit der er wie ſchon zum tauſendſtenmale unter der ganzen Hofſtadt und Dienerſchaft ſich hier betrug, die ſchöne Beſcheidenheit, welche mit ihr verbunden war, und die vorzüglichſten Geiſtesfähigkeiten, welche er bei jeder Unterredung blicken ließ. Adolf, der die mehrſte Zeit über an einem Fenſter ſtand und mit Röschen ſprach, ward nun in den Augen ſeines ganzen Hofs und aller ſeiner Diener erſt der verehrungswürdigſte unter allen Fürſten, welche jemals in dieſem Lande regiert hatten, und man wuſſte nicht, ob man an ihm den weiſen Regenten oder den erfahrnen Vater am höchſten ſchätzen ſollte.

Mittags ward an einer Tafel von hundert und funfzig Kouverts geſpeiſet. Theodor ſaß bei ſeiner Mutter. Er war nun ſo weit, daß er allenfalls alles hören konnte, und ſein Vater hatte ſo viel Zutrauen zu ihm, daß er ihn nun ohne Furcht unter Tauſende hingeſtellt hätte; denn Rothe hatte auf Adolfs ausdrücklichen Befehl einige geheime Unterredungen in dieſen Tagen über die intereſſanteſten Materien für Jünglinge mit ihm halten müſſen. Es iſt beſſer, war des weiſen Adolfs Grundſatz, Gefahren, die einmal für junge Leute unvermeidlich ſind, ihnen vorher bekannt zu machen und ſie das rechte Benehmen dabei zu lehren, als — ſie auf's Gerathewohl durch Erfahrung damit bekannt werden zu laſſen und ſie ſich dann darin auf das ſchlechteſte benehmen zu ſehen. Adolf, der ſonſt kein Freund von Pracht und Fürſtenluxus war, bewirthete heute ſeine Gäſte auf das herrlichſte und war überaus geſprächig und heiter an der Tafel. Die älteſten Weine wurden aufgetragen, und der Fürſt ſelbſt brachte die einzige Geſundheit aus, welche reiheherum getrunken ward — der Erbprinz heute und nach zehn Jahren!!! Adolf dachte ſich viel bei dieſer Geſundheit, wovon ſein Hof heute noch nichts ahndete. Theodor ſas bei der Geſundheit am unbefangenſten, weil er weder wuſſte, was ſein Vater, noch was das Schickſal heute nach zehn Jahren mit ihm vorhaben werde. Er war ſehr mäſſig und doch naifheiter bei der Tafel, ſprach zwar viel mit, beſchäftigte ſich aber doch noch mehr mit ſtiller Recenſirung vieler von den Herren und Damen, welche von der Geſellſchaft waren. Zuweilen ſchien er bei ganzen Geſprächen wie abweſend, oder ſah während derſelben Rothen unverrückt an, der alles in ſeinen Augen las, was in ſeiner Seele vorging. Ein allgemeiner Freudengeiſt herrſchte unter den Gäſten und über einige derſelben goß ſich dieſer Geiſt zuletzt in ziemlich reicher Maſſe aus. Der Prinz konnte dieſe nicht genug betrachten; und, wenn ſie ſich dann mit einem ſcherzhaften Einfall an ihn wendeten, der ſich mehr dem Afterwitz als dem wahren Witz näherte: ſo lächelte er zwar anfangs, verzog aber bald den Mund wieder und ſchlüpfte mit ſeinen Blicken von ihnen weg und abermals nach Rothen hin.

Nach aufgehobener Tafel fand man in einem andern Saal Spieltiſche geſetzt. Theodor ging an ihnen allen herum, ſah bald hier, bald da zu und war eben im Begrif, ſeinen Vater, der auch nicht ſpielte, wieder aufzuſuchen, als ihm eine der erſten Damen eine Partie Whiſt antrug.

Theodor. (ohne ſich lange zu beſinnen.) Vergeben Sie — wenn ich Ihnen mit einer Partie Diſkur dienen kann — von Herzen gern; ſpielen aber kann ich noch nicht.

Die Dame nahm ihre angebotene Whiſtpartie betreten zurück und ſprach mit ihm. Das Geſpräch ſchloß ſich aber bald; worauf ſie einen Kavalier engagirte, und der Fürſt auf der andern Seite in's Spielzimmer trat.

Die Whiſtdame. (am Whiſttiſch.) Es iſt doch erſtaunend, der Prinz kann noch nicht Whiſt ſpielen . . .

Adolf. (der eben vorbeigeht und dies hört.) Beruhigen Sie ſich nur, meine liebe Gräfin, es iſt noch nichts damit verſäumt.

Theodor hatte unterdeſſen Rothen wieder aufgefunden und war mit ihm in ein Nebenzimmer gegangen.

Rothe. Nun, mein lieber Prinz, wir haben uns wohl beide recht viel einander zu erzählen? Sie haben mich ja bei der Tafel oft ſo angeſehen . . .

Theodor. (in beſcheidener Verlegenheit.) Hum — ich hatte nur manchmal ſo meine Gedanken.

Rothe. Worüber denn? Sagen Sie mir es doch.

Theodor. Erſtlich über den Hofmarſchall und noch über einen, der nicht weit von ihm ſas, — ich kenne ihn wohl, aber ich kann mich auf ſeinen Nahmen nicht beſinnen; er hatte ſo einen dicken Bauch und ſo eine ſtarke Unterkehle — —

Rothe. Ich weiß nun ſchon — es iſt ein Edelmann vom Lande — ſie nennen ihn Pappguſtel.

Theodor. Nun ja — — hilf Himmel, was haben die beiden Leute in ſich geſchlagen! Ich dächte, wir hätten doch wohl zwölferlei Eſſen gehabt; aber ſie aſſen von dem letzten noch ſo viel, als von dem erſten, und ſprachen dabei kein Wort, und der Hofmarſchall rückte wohl viermal mit ſeinem Stuhl weiter rückwärts, weil ſein Bauch immer wieder an den Tiſch anſtieß. Da dachte ich bei mir, ob er auch wohl etwa zwölf Magen habe, oder ob ſein Magen zwölfmal ſo gros ſei, wie andre Magen, und wünſchte ſelbigen zu ſehen. Wenn er nur einen Magen hat: ſo muß derſelbe ſo gros ſein, wie der groſſe Braueimer, womit das Waſſer aus dem Brunn am Markt gezogen wird.

Rothe. Gewis und wahrhaftig, Prinz, hat er nur einen Magen; aber er hat ihn durch ſeine Freßſucht übernatürlich ausgedehnt und ſtopft ihn jedesmal ſo voll, daß ſolcher berſten mögte. Aber dadurch iſt er denn nun auch ein ganz unbrauchbarer Mann, thut in der Welt weiter nichts, als daß er iſſt, und ſitzt nun ſchon zu Hauſe im Lehnſtuhl und kann ſich weder rühren noch regen. Der und ſeinesgleichen, die ſo eine ganze Speiſekammer zu ſich nehmen, ſind eine der verächtlichſten Menſchenarten.

Theodor. Pfui, ich wüſſte nicht, wie ich ſo unerſättlich ſein könnte. Hernach — haben Sie wohl den Kammerherrn und die beiden Kammerjunker, und die fremden Officiere, die immer ſo witzig gegen mich ſein wollten, und noch viel andere betrachtet? — — Was die Menſchen getrunken haben! Ach, das iſt ja ganz entſetzlich, wie ſie das nur noch ſo vertragen konnten. Aber ſie glühten auch recht, und ſahen ſo unbeſcheiden, ſo frech und ſo wild aus, daß ich ihnen die Augen nicht mehr gönnen mogte. O pfui, lieber Rothe, wie mögen dieſe Menſchen vollends wirthſchaften, wenn ſie ſo unter ſich blos zuſammen ſind. Das ſind ja recht häsliche Leute. Bei der Tafel heute mogten ſie ſich wohl vor meinen Eltern noch etwas ſcheuen.

Rothe. Gewis, Prinz; und Ihr Vater war heute ſehr lange zuſehend, ehe er Aufbruch machte. Das that er, weil dieſes Feſt Ihnen zu Ehren gegeben wird. — O ich habe den Kammerherrn und den Kammerjunker anderwärts wohl ſchon beſſer geſehen, wie ſie auf keinem Beine ſtehen konnten und nichts als Zügelloſigkeiten ſprachen. Aber ſie laſſen nun heute auch nicht eher nach, bis ſie eben ſo weit kommen. Sehen Sie wohl noch einen von ihnen hier? Nun ſind ſie alle hinunter zum Weinſchenken, und da geht's erſt recht buntüber. Aber das ſind erznichtswürdige Schurken, und wenn ſie gleich Kammerjunker und Kammerherren ſind. Durch die Uebung haben ſie freilich mehr vertragen gelernt, als wir; aber den Vorzug mögen ſie vor uns behalten. Saufen iſt ein ſchändliches Laſter, und doch ſuchen dieſe Leute recht eine Ehre darin. Da können Sie ſehen, Prinz, wie es noch um den Begrif von **Ehre** in den Köpfen vieler vornehmen Herren ſtehe. Dieſe Menſchen leben auch faſt wie in einem beſtändigen Taumel, und, um ſeinen Abſcheu gegen ihr Laſter vollkommen zu machen, muß man ſie des Morgens drauf ſehen, wenn ſie von dem verſchlafenen Rauſch erſt aufgeſtanden ſind. Ihr Vater ſchickte mich einmal ſo des Morgens zu dieſem Kammerherrn; — ich entſetzte mich vor ihm. Ein wilder Mann war gegen ihn noch ein ſchöner Mann — recht verworfen und verrucht — wie ein verſiegter Miſſethäter im unterirrdiſchen Kerker ſah er aus.

Theodor. Ba — ba — — Pfui über die Menſchen — und das wollen Kavaliere ſein? — Und dann, lieber Rothe, habe ich mich erſtaunend darüber verwundert, daß viele von den vornehmen Herren ſo wenig kluges zu reden wiſſen. Es waren ihrer da, o ja, es waren ihrer genug da, die ſehr gut ſprachen; aber dieſe ſprachen gerade am wenigſten. Allein die, welche nichts kluges ſprachen, ſprachen am meiſten. Gott, was für Nonſenſe zum Vorſchein kamen! Und wie ſich die Leute mit den albernſten Läppereien ſo unterhalten konnten! Meine Ohren thaten mir weh; ich dächte, Zunge und Kinnbacken hätten ihnen noch weit mehr weh thun müſſen.

Rothe. Ja, mein lieber Prinz, daran müſſen Sie ſich gewöhnen; da hilft nichts für bei Hofe. Eine der erſten Pflichten des Hoflebens iſt — **Zurückhaltung der Galle bei Anhörung des Tafelwitzes, des Tafelgalimathias und der Tafelnonſenſe.** In den Köpfen iſt bei den vornehmſten Leuten zuweilen die vornehmſte Leere. Sehr vornehm fühlen dieſe ſich aber doch einmal; folglich müſſen ſie auch ſehr viel reden. Uebel nehmen Sie ſich als vornehme Leute nichts, dreuſt ſind ſie als ſehr vornehme

Leute; mithin bonmotiſiren, antiphiloſophiren und radottiren ſie durch einander her.

Theodor. Das iſt ja aber unausſtehlich. Und dann hätte ich bald lachen müſſen, wie manchmal ein Unwiſſender über den andern kam. Da hatten ein Paar von den Kavalieren z. E. einen geographiſchen Diſpüt über Rhodeisland, und jeder wollte den andern belehren, und wußte doch wahrhaftig keiner von beiden recht, wo er es eigentlich ſuchen ſollte. Der eine fand es unter den Antillen und der andere unter den Bermuden.

Rothe. Das gehört eben dazu, wenn man nichts weiß, daß man ſich die Mine gebe, als wenn man alles wiſſe, und daß man von allen Dingen mitrede.

Theodor. Und dann — machten auch manche von den Herren recht erzläppiſchen Spas mit den bei ihnen oder gegenüber ſitzenden Damen; — ja Rothe, das ſah doch manchmal gar zu albern aus.

Rothe. Prinz, das heiſſt Galanterie, und darin ſuchen viele ihre vorzüglichſte Eigenſchaft. Aber das iſt brav, daß Ihnen dies misfällt. Die wahre Galanterie iſt eine herrliche Tugend aus den Ritterzeiten, von der ich Ihnen nächſtens mehr ſagen will. Dieſe Aftergalanterie terle aber iſt unter der Würde eines Mannes. Es iſt die ſogenannte Haſenfüſſigkeit, welche auf Deutſchem Boden, wo die Rittertugenden gewachſen ſind, nicht zu Hauſe, ſondern von jenſeits des Rheins her gekommen iſt. Glauben Sie auch zuverläſſig — jedes kluge und edle Frauenzimmer iſt ihr feind und ſieht den Haſenfus mit verächtlichen Blicken an. Wenn wir Deutſche uns doch mit ſolchen Dingen nicht abgäben; ſie kleiden uns gar nicht einmal. Ein Franzöſiſcher Haſenfus ſieht doch wenigſtens lächerlich aus und verurſacht durch ſeinen Anblick eine ſanfte Erſchütterung des Zwergfells; aber ein Deutſcher Haſenfus ſieht ärgerlich aus und erregt Erſchütterung der Galle in den Magen.

Fürſt Adolf. (der dazu tritt) Ihr ſeid ja hier beide ſo eifrig an einander; was habt ihr denn vor?

Rothe. (lächelnd.) Eine Tafelrecenſion.

Theodor. Beſter Vater, wir ſprachen noch von allerlei, was heute bei der Tafel geſprochen ward.

Adolf. Ja, mein Sohn, du muſſt die Menſchen nehmen, wie ſie ſind. Du wirſt in deinem Leben oft noch weit mehr Nonſenſe an den Tafeln hören, als heute; darauf mache dich gefaſſt. Heute iſt ſo ein Freudenfeſt; da iſt dir zu Ehren manches geſchehen.

Theodor. Ich danke Ihnen auch ſo herzlich, daß Sie dieſen Tag zu einem ſolchen Freudentage gemacht haben. (fällt dem Vater um den Hals.)

Adolf. Du biſt nun herangewachſen, und ich muß dich nun in alle die Lagen ſelbſt führen, in welche du einſt kommſt. Zuweilen ſo ein Tag — den muß ein Fürſt leben können; aber freilich, ſollten alle Fürſtentage ſo ſein: ſo wäre das Hof- und Fürſtenleben eine wahre Marter. Dafür behüte dich Gott! **Da geht's buntüber im Lande, wo es tagtäglich am Hofe** ſo zugeht. Heute aber ſei vergnügt; heute ſollſt du noch tanzen.

Theodor. Ach beſter Vater, das muß ich Ihnen doch erzählen — — die Gräfin B. bot mir eine Partie Whiſt an, und ich offerirte ihr dagegen eine Partie Diſkur.

Adolf. Das haſt du gut gemacht. (lacht) Nun, und da?

Theodor. I nun, ſie muſſte die Parthie wohl annehmen. Wir ſpielten ein paarmal herum, und da waren wir fertig. Ich ſpielte zwar immer noch fleiſſig aus; aber ſie hatte am Ende nichts mehr zu bedienen.

Adolf. (heiter.) Mein Sohn, du haſt ja ſchon rechte Spielterminologie. — (ernſthaft.) Das glaube du nicht, lieber Theodor, daß ich dir das Kartenſpiel wehren will; du magſt es in Zukunft allewohl lernen. Man geräth zuweilen unter Leute, beſonders an den Höfen, mit denen weiter keine Unterhaltung Statt findet, als durch die Karten. Ich ſpiele auch; aber nicht eher, als — bis ich muß. Dieſer Fall tritt aber nie zu Hauſe, ſondern nur, wenn ich an fremden Höfen bin, für mich ein. Hier habe ich immer unter meinen täglichen Tiſchgäſten und bei kleinen vorfallenden Feten unter meinen Räthen **einige Männer, mit denen ich mich menſchlicher unterhalten kann, als durch Kartenſpiel mit ihnen.** Ich habe dich dies und jenes gewöhnliche und ſogenannte Vergnügen ſeither nur darum noch nicht genieſſen laſſen, **damit du keine Neigung dazu bekommen ſollteſt.** Die Wahl unſerer Vergnügungen während des ganzen Lebens hernach hangt ſehr von denjenigen ab, an **welche wir in den erſten funfzehn Jahren gewöhnt wurden.** Dieſe lieben wir hernach auf immer, und die Seele findet an andern nur höchſtens alsdann Geſchmack, wenn dieſe jenen ähnlich ſind. So wenig ein Menſch, wie du anjetzt noch biſt, der

noch

ch nicht Karte ſpielen kann, begreifen mag,
e Leute daran ſo viel Vergnügen finden kön-
n: ſo wahr iſt's doch, daß das Kartenſpiel
r gar zu leicht eine wirkliche Leidenſchaft wer-
n könne. Das iſt denn nun aber eine recht
edrige Leidenſchaft — die Spielſucht. Ein
enſch, dem das Kartenſpiel ſo zum täg-
hen Bedürfnis wird, wie eſſen und trin-
n, kommt mir immer wie ein Menſch vor,
r nie zu Verſtande gelangt, ſondern ein
ind bleibt. Der erſte Anblick einer Geſell-
haft, die an einem Tiſche ſitzt und ſich an bunt-
ſcheckten Blättchen beluſtigt, muß ſchlechter-
ngs auf jeden vernünftigen Menſchen den Ein-
ruck machen, daß er ihn für kindiſch erklärt.
ären ſie nun Kinder: ſo fände man zwiſchen
hrem Alter und zwiſchen ihrem Vergnügen
ebereinſtimmung und hätte nichts dagegen.
enn man nun aber Erwachſene — Män-
ner — Männer in öffentlichen Aemtern
ſt ſo antrift — — wie kann ſich das für ſie
chicken? Der Unterſchied zwiſchen dem Ver-
gnügen eines Mannes und dem Vergnügen
ines Kindes muß der ſein, daß jenes irgend
inen moraliſchen Nutzen für die Welt oder
och für ihn habe. Solche Vergnügungen
alſo, die keins von beiden haben, müſſen an ei-

nen **Mann** höchſtens nur ſelten kommen. Und zu dieſen gehört vorzüglich das **Kartenſpiel**, welches auch nicht den geringſten moraliſchen Nutzen, ſondern vielmehr leicht moraliſches Verderben ſtiftet; indem es die unedelſten Leidenſchaften, Müſſiggang, Gewinnſucht, Neid und Bitterkeit nährt. Du ſollſt einmal am allerwenigſten ſelbigem ergeben ſein; denn du wirſt Fürſt, und für keinen Menſchen ſchickt ſich's weniger, als für einen Fürſten, ein **Erzkartenſpieler** zu ſein. Denke nur gleich daran, was ich dir geſagt habe, daß die Erwachſenen, wenn ſie Karte ſpielen, wie **Kinder** ausſehen. Ein Fürſt alſo, der ein Kartenſpieler im eigentlichen Verſtande wäre, ſähe aus, **wie das erſte groſſe Kind im Lande**. So ſoll er aber nicht ausſehen; ſondern — **wie der erſte Mann im Lande** — er ſoll ja der Weiſeſte und Beſte ſein. Seine Vergnügungen müſſen noch weit mehr moraliſchen Nutzen für andere ſtiften, als die Vergnügen der übrigen Menſchen; denn — er **hat den höchſten Beruf und die höchſte Kraft, gemeinnützig zu ſein**. Haben Männer in öffentlichen Aemtern ſchon wenig Zeit zum Kartenſpiel; muß man die Stunden, welche ſie darauf verwenden, für ſolche erklären, die für das gemeine **Weſen** verlohren gehen, und

die

Stunden, welche ſie, ſtatt daß ſie in ſelbigen
rklich ihre Geſchäfte betreiben ſollten, am
pieltiſch zubringen, für ſolche, die ſie dem
meinen Weſen gar rauben: wie noch weit
niger Zeit muß ein Mann zum Kartenſpiel
ben, der das höchſte öffentliche Amt bekleidet
der Fürſt! Welch ein Raub gegen das ge-
ine Weſen muß ſeine tägliche Zeitzerſplitte-
ng ſein, wenn er gar ſpielſüchtig iſt! Das
iß denn einen ſehr trägen Gang der öffentli-
n Geſchäfte geben, wenn er alle Nachmittage
d alle Abende verſpielt. Das muß ihn des
orgens noch höchſt unaufgelegt zu ernſthaften
berlegungen machen, wenn er ſich bis in die
acht hinein in den kleinlichſten Zerſtreuungen
rlohren hat. Das muß dem Unterthan, der
ſprechen will, durch die Seele gehen, wenn
n geſagt wird, daß er jetzt nicht Audienz ha-
n könne, weil Jhro Durchlaucht am Lom-
rtiſch ſäſſen. Das muß die ganze Nation
gen ihn empören, wenn er des Morgens hülf-
en Verunglückten die geſuchte Unterſtützung
ſchlägt und des Abends dreimal ſo viel im
rao verliehrt. Um alles in der Welt, Theo-
r, werde kein Spieler! Ein Fürſt muß die
nſchlichſten Vergnügungen wählen, um ſeine
enſchlichen Gefühle noch immer mehr zu erhö-

hen und zu verfeinern. Ein Fürſt muß ſeine Seelenkräfte nicht erſchlaffen und zerſtreuen, ſondern immer bei einander haben und aktif ſein. Ein Fürſt muß ſeine Zeit, die ſo koſtbar iſt, nicht zerſplittern, ſondern auf das edelſte anwenden. Ein Fürſt muß ſeine Landeseinkünfte nicht verſpielen, ſondern ſie gemeinnützig und wohlthätig dem Lande wieder zuflieſſen laſſen. Wenn nun gar ſeine Diener ihren Gehalt darum nicht richtig bekämen, weil er ſo ſtark ſpielte, oder wenn Bürger und Bauern am Ende gar ſeine Spielſchulden bezahlen müßten — wie erſchrecklich handelte er vollends! —— Theodor, wenn du die Summen bei einander ſehen ſollteſt, welche mancher Fürſt ſchon verſpielt hat, beſonders, wenn er unter falſche Spieler und Gauner gerieth: ſo würde dein Herz darüber erzittern. Wie mögen Kinder über ihren Vater ſeufzen, der einen Tag und alle Tage in's Wirthshaus läuft und den Verdienſt ſeiner Arbeit in Deutſch Solo verſpielt, während daß ſie zerriſſen und zerlappt gehen oder gar nicht im Brod ſich zu Hauſe ſatt eſſen können! Wie noch weit himmelanſteigender müſſen die Seufzer eines Volks ſein, deſſen Fürſt nicht nur an ſeinem Hofe und an andern Höfen, ſondern auch in den Luſtlagern und auf den Meſſen ſeine Dukaten zu Tauſenden auf den

Ta-

otiſch hinſchüttet, und ſie oft Menſchen zu-
, die ihn erſt darum wiſſentlich betrügen
hernach noch wiſſentlicher darüber verſpot-
während daß im Lande alle gemeinnützige
lten, die ſeine Kammer unterhalten muß,
llen, die Verdienſte unbelohnt bleiben,
rung und Gewerbe faſt untergehen, Abga-
und Steuern durch unerbittliche Execution
trieben werden, die Lakeien zerlappt gehen,
erwittwen faſt umkommen und Dienerwai-
wie die jungen Mäuſe, deren Alten in der
falle hangen, umherpipen! — — Nun
inmal wieder hinüber, lieber Theodor, und
achte die ſpielenden Herren und Damen et-
genauer.

Im Spielzimmer war man unterdeſſen ſehr
tivität gerathen. Alle Tiſche waren beſetzt
ziemliche Summen waren ſchon verſpielt
gewonnen. Hazardſpiele liebte der Fürſt
al nicht, inzwiſchen machte die Höhe des
tzes, um den man ſpielte, die übrigen
le faſt durchgehends zu Hazardſpielen; und
ich Adolf hierüber bei jeder Gelegenheit
ſein Mißfallen zu erkennen gab: ſo ſchien
ch, als wenn man dem heutigen Tage durch
ngewöhnlichhohes Spiel noch einen feier-
Glanz mehr zu geben gedacht hätte. Theo-

vor bekam dadurch wenigſtens Gelegenheit, die unmoraliſchen Seiten des Kartenſpiels gröſtentheils auf einmal zu überſehen. Hier fand er einen Tiſch, an welchem kein Wort weiter geſprochen ward, als was das Spiel erforderte, und wo keine Bewegung weiter gemacht ward, als nach Karten und Geld hin. Dort fand er einen andern, wo ein Paar über das vorige Spiel ſo heftig, wie über eine Landesangelegenheit diſputirten und in der Hitze einander Bitterkeiten ſagten. Da fand er noch einen andern Tiſch, wo Unzufriedenheit auf allen Seiten herrſchte. Dort noch einen andern, wo ſich jemand mit ſeinem blöden Geſicht entſchuldigte, wenn er auf Farbeverleugnen oder Falſchabſtechen ertappt ward. Da noch einen andern, wo allen Spielern der Mund offen ſtand, die Augen aus dem Kopf quollen, die Wangen ſich einzogen und die Hände zitterten. Dort noch einen andern, wo dem einen, der in Verluſt war, der Schweis vor der Stirn ſtand, und der andere, welcher ſeinen Aerger über ſeinen Verluſt verbergen wollte, ganz unnatürlich lächelte. Da noch einen andern Tiſch, wo der Gewinner links und rechts ſchadenfroh und unerſättlich um ſich her blickte, ſo oft die Verliehrer von neuem ihre Börſen zogen. Dort noch einen andern, wo der eine Verliehrer ſich bei dem Schickſal unaufhörlich beſchwerte, daß er heute auch nicht ein einziges Spiel machen könne, und der andere darüber ſich ärgerte, daß er nur lauter verführeriſche Karte bekomme. Nur drei Tiſche fand Theodor unter allen, an welchen mit wirklichem Vergnügen geſpielt zu werden ſchien; und als er die Urſache davon unterſuchte, bemerkte er, daß man daſelbſt nur um einen mäſſigen Einſatz ſpiele. Als er darauf zu ſeinem Vater zurückkam, ſprach er — Sie haben wohl recht; ich mag lieber gar nicht einmal Karte ſpielen lernen.

Abends war Ball, wobei der Prinz ſich beſſer befand; nicht ſowohl des Tanzes wegen blos, als vielmehr des Damenzirkels wegen, indem er ſich dabei wie in einer neuen Welt erblickte. Rothe hatte auf einen ſolchen Zeitpunkt recht gewartet, um ihn ganz kennen zu lernen, und belauſchte ihn jetzt von fern unaufhörlich. Theodor machte ſich aber ganz ſo, wie er ſich ihn vorgeſtellt hatte. Ohne ſchüchtern zu ſein, war er edelbeſcheiden, und ohne keck oder frech zu ſein, war er natürlichlebhaft. Er drängte ſich nicht an, kehrte ſich aber auch nicht an Stand und Würde, ſondern ſuchte ſich ſeine Damen, wie ſie ihm am beſten gefielen, und ſchien es kaum zu be-

bemerken, daß alle weibliche Augen im Tanzſaal ſich auf ihn hefteten, ihn durchſpäheten und nicht ſelten in eine ſehr ſtrenge Muſterung nahmen. Den ſteifen Damen ging er ſamt und ſonders aus dem Wege; den kokettirenden ſtand er kaum eine Minute Rede. Er tanzte nichts, als Engliſch, und da ſah man, daß er blos mit zwei jungen Frauenzimmern tanzte, die er immer eine um die andere aufforderte. Es fiel dies um ſo mehr auf, weil die eine davon eine Braut und die andere nur eine Bürgerliche war; denn Adolf machte unter ſeinen Räthen ſchlechterdings keinen Unterſchied, ſie mogten von Adel oder nicht von Adel ſein, und wenn die Frauen und Töchter der erſtern bei ihm tanzten, tanzten auch die Frauen und Töchter der letztern bei ihm. Ulrike that nicht, als wenn ſie auf Theodorn Acht hätte; weil Adolf ſie gebeten, ihn in dem ungewohnten Zirkel ſich ganz nach ſeinem Willen und natürlich machen zu laſſen. Als der Prinz zwei Stunden lang ſeinen Wechſeltanz getrieben hatte, verſchwand er aus dem Tanzſaal. Seine beiden Damen wurden gleichfalls vermiſſt. Als Rothe ihm bald darauf nachging, fand er ihn in einem Nebenzimmer, wie er zwiſchen beiden ſas und ſich ſehr warm mit ihnen unterhielt. Sobald er Rothen erblickte, ſprach er — o hier iſt's doch gar zu hübſch — hier iſt's beſſer, wie drüben im Tanzſaal und heute an der Tafel! „Wollen Sie nicht mehr tanzen, Prinz?“ fragte Rothe. Ach, wir ſind ſo müde; erwiederte er, wir haben ja zwei ganze Stunden getanzt, und nun haben wir uns ſo viel zu erzählen, denn — **wir haben uns** ja noch nie geſprochen . . .

Adolf. (der ab und zugeht, als er den Prinz in dieſer Situation geſehen, zu Rothen.) Was meinen Sie? **Er hat keinen üblen Geſchmack.**

Die beiden Frauenzimmer waren von Theodors Alter, von ſehr gutem Wuchs und Anſehen, und von vortreflichem Karakter. Das Fräulein war mit einem der Hofkavaliere verlobt, der auch ein ſehr edler junger Mann war. Die Bürgerliche war die Tochter des Regierungsraths Herzog, den Fürſt Adolf ausnehmend ſchätzte. Beide hatten viel Ungezwungenes und Natürliches in ihrem ganzen Aufzug und Betragen, und Mamſell Herzog faſt noch mehr, als Fräulein Schönleben. Jedes Wort, das ſie mit dem Prinz und der Prinz mit ihnen wechſelte, athmete Simpathie unter ihnen, und kaum hatten ſie eine halbe Viertelſtunde ſich unterhalten, ſo waren ſie ſchon ſo vertraut, als wenn ſie ſich heute zum hundertſten male ſprächen. Theodor muſterte alle Freuden des Lebens mit ihnen, lobte den Engliſchen Tanz zwar, aber gab ſeinem Klavier den Vorzug, ſchalt auf's Kartenſpiel und pries die Natur vor allen vortreflich. „Und die Freundſchaft?" ſetzte die naife Herzog hinzu. Ja wohl, erwiederte Theodor, und drückte ihr ſanft die Hand. Jetzt fiel es ihm erſt ein, beide zu fragen, wer ſie wären. Die eine ſagte es ihm darauf ebenſo ehrlich, daß ſie eine Bürgerliche ſei, als ihm die andere es ſagte, daß ſie eine Braut ſei.

Theodor. (zur Herzog.) Sind Sie auch eine Braut?

M. Herzog. Ach nein!

Theodor. Nun, das iſt gut; ich dachte ſchon, es gäbe hier lauter Bräute. (zur Schönleben) Wer iſt denn Ihr Bräutigam?

F. Schönleben. Es iſt der Forſtmeiſter L. Er iſt drüben im Tanzſaal.

Schnell ſprang Theodor fort und holte den Herrn von L. herbei, deſſen Augen hiedurch wieder ihre natürliche Gröſſe bekamen. Nachdem das Geſpräch eine Zeitlang unter ihnen gemeinſchaftlich geweſen war, theilte es ſich. Lautersdorf ſprach mit der Schönleben und Theodor mit der Herzog. Nach einer kleinen

Weile legte Lautersdorf die Hand ſeiner Braut in die ſeinigen. Der Prinz ſah dies und nahm ſich auch eine von den Händen der Herzog. Bald darauf gab Lautersdorf der Schönleben einen Kus, und Theodor küſſte die Herzog gleichfalls. Nach dieſem erſten Kus ward ſein ganzes Geſicht wie mit Zuckerroſen beſtreut. Als Rothe dies ſah, machte er ſich auf dem Weg zum Fürſten und erzählte ihm, was vorgehe.

Rothe. Der Lautersdorf iſt an allem Schuld; — was der ihm da vormacht, macht er nach.

Adolf. (lächelnd.) Ruhig doch! Was haben Sie denn für Noth? — Glauben Sie denn, daß Theodor es erſt von andern werde lernen müſſen, ein edles Mädchen zu küſſen? Ich wette darauf, er gibt den übrigen allen keinen Kus, wie ſie da im Saal ſind, und wenn Lautersdorf ſeine Braut vor ſeinen Augen noch ſo viel küſſt. Das iſt ja denn doch wohl recht brav, daß er den Lautersdorf ſelbſt dahin geholt hat? Und hätte die andere auch geſagt, daß ſie eine Braut und daß der Bräutigam hier ſei: ſo iſt's gewiß, er hätte dieſen auch geholt. Sehen Sie doch die unſchuldige, unverſtellte Naturgüte hierin . . . Aber wahr iſt's, es iſt doch mit allem dem ſonderbar um die Verſchiedenheit der

Geſchlechter und um die Eindrücke des einen auf das andere.

Rothe. Ich wollte, daß die Herzog auch eine Braut geweſen wäre.

Adolf. Nun, nun, was nicht iſt, kann noch werden; ſein Sie unbeſorgt — — die findet gewiß ihren Mann. — Nach einer Weile können Sie ihm ſagen, daß ich nach ihm gefragt hätte. Und dann geben Sie auf ihn Acht, wie er handelt; ich wette — er kommt auf der Stelle.

Als Rothe ſeinen vorigen Beobachterplatz wieder einnahm, fand er die ſchöne Naturſcene noch vollkommener. Lautersdorf war mit ſeiner Braut in den Tanzſaal gegangen, und — Theodor hatte die Herzog mit ſeinem Arm umſchlungen. Vermuthlich hatte Lautersdorf kurz vorher, ehe er wegging, die Schönleben auch ſo umſchlungen gehalten. Das Geſpräch, welches ſie beide führten, war ohne alle Pauſe. Rothe war eben im Begrif, es zu unterbrechen, als Lautersdorf ſeine Braut zum Prinz zurückbrachte und die Herzog zu einer Polonoiſe aufforderte. Theodor ſprach mit der Schönleben ſo herzlich wieder, wie mit der Herzog. Nach einer Weile brachte Lautersdorf auch die Herzog wieder zurück, die ihren Platz wieder neben dem Prinz einnahm. Rothe hatte hierauf gewartet, um ſeine Probe ganz zu machen. Er ging bald darauf an Theodorn hin und ſagte ihm, daß ſein Vater nach ihm gefragt habe. Der Prinz ſtand ſogleich auf, eilte zu Adolf und ward von dieſem ganz auſſerordentlich überraſcht.

Fürſt Adolf ſchenkte ſeinem Sohne zum Beſchlus der Freuden dieſes Tages das Landhaus nebſt dem ſchönen Engliſchen Garten, wo er ſeinen Religionsunterricht empfangen hatte, und das nächſt dabeigelegene Dorf. Auch ſetzte er ihm von nun an wöchentlich hundert Thaler aus, womit er machen könne, was er wolle. Theodor freuete ſich, wie er ſich noch nie gefreuet hatte, hing lange dafür am Halſe ſeines Vaters und ſeiner Mutter, und — eilte eher zur Herzog, um ihr dies zu erzählen, als zu Rothen. Da er ſie nicht da wiederfand, wo er ſie verlaſſen hatte, ſuchte er ſie im ganzen Tanzſaal.

Rothe. (der ihm hier begegnet.) Suchen Sie mich, Prinz?

Theodor. Nein — ich ſuche die liebe Herzog — —

Rothe. Die iſt eben mit ihrem Vater ſchon nach Hauſe gefahren.

Theodor. (unwillig.) O das iſt ſchade — ich wollte ihr noch etwas ſagen. Nun habe ich ihr nicht einmal eine gute Nacht gewünſcht.

Darauf erzählte er Rothen das empfangene Geburtstagsgeſchenk, hatte weder Luſt, noch zu tanzen, noch länger bei der Geſellſchaft zu bleiben, ſondern verfügte ſich, nach Beurlaubung von ſeinen Eltern, die es ebenſo machten, auf ſein Zimmer und ging zu Bette; während daß der Ball noch faſt bis an den Morgen dauerte.

Theodor. (am folgenden Morgen zu Rothen.) Wir wollen doch nächſtens einmal den Regierungsrath Herzog beſuchen.

Rothe. (der groſſe Augen macht.) Wie kommen Sie denn hierauf, Prinz? Haben Sie denn Bekanntſchaft mit dieſem Manne?

Theodor. Nein, mit ihm nicht; aber doch mit ſeiner Tochter. Dieſer habe ich's verſprochen, daß ich ſie bald einmal beſuchen will. Sie hat ſo ein ſchönes Klavier und ſo einen ſchönen Garten, ſagt ſie, und ſo eine liebe Abendlaube darin, die ſie ſelbſt angelegt hat.

Rothe. Wenn Sie es ihr verſprochen haben, wollen wir einmal hingehen; aber dann gehen wir ja nicht zum Regierungsrath, ſondern zu ſeiner Tochter?

Theodor. Das iſt einerlei; ich kenne ihn zwar nicht, aber ich habe ihn doch ſchon lieb. Das muß gewis ein guter Mann ſein, der ſo eine gute Tochter hat. Heute — dächte ich, wenn Sie wollen ...

Rothe. Heute, mein Prinz, nehmen wir Poſſes vom Landhauſe und vom Garten, und ſprechen die Leute im Dorf, welches Ihnen Ihr Vater geſchenkt hat.

Theodor. Ach das iſt auch wohl wahr.

Schmidt. (der hereintritt.) Prinz, Sie ſollen gleich zum Fürſten kommen.

Adolf. (zu Theodorn.) Wie haſt du dir denn nun geſtern in allem dem Weſen gefallen?

Theodor. Recht ſehr gut, beſter Vater. Es ſah alles ſo geſchmückt und ſo feſtlich aus, wohin man nur blickte, und die Geſellſchaft war ſo vergnügt. Abends aber gefiel mir es am allerbeſten.

Adolf. Du haſt nun einmal meinen ganzen Hof und meine geſammte Dienerſchaft mit ihren Familien bei einander geſehen. Ich habe dich zwar mit vielen wackern Männern ſprechen geſehen; haſt du aber im eigentlichen Verſtande geſtern neue Bekanntſchaften gemacht?

Theodor. O ja — beſonders eine, die mir ganz unausſprechlichlieb iſt, mit der lieben Herzog. Es iſt das erſte Mädchen, mit der ich in meinem Leben ſo viel geſprochen habe; — ſagen Sie mir doch, mein Vater, gibt es denn ſolcher Mädchen viele?

Adolf. Ganz beſtimmt kann ich dir hierauf nicht antworten, Theodor. Die Herzog, nach ihrem Aeuſſerlichen zu urtheilen, ſcheint allerdings Vorzüge vor Tauſenden ihres Geſchlechts zu haben. Ihre Mutter iſt früh geſtorben; aber ihr Vater, der einer meiner wackerſten Räthe iſt, erziehet ſie, als ſein einziges Kind, auf das edelſte. Lieber Sohn, es kommt bei den Töchtern, wie bei den Söhnen, alles auf die Erziehung an. Das ſteife, gezwungene Weſen, und das eitle, kindiſche Weſen, welches du geſtern häufig im Tanzſaal an den Frauenzimmern bemerkt haben wirſt —

Theodor. (ſchnellunterbrechend.) Ach ja — das war mir recht zum Ekel — —

Adolf. iſt ebenſo Folge der empfangenen Erziehung, als das natürlichgute, unſchuldigfrohe und ſanftmittheilende Weſen, das die Herzog an ſich hat. Indeſſen glaube, du wirſt viel edle weibliche Seelen kennen lernen. Da, wo alberne Mütter die weibliche Natur in den

Töchtern nicht verſtellt haben, oder wo unſer
Geſchlecht ſie nicht verderbt hat, zeichnet ſich das
weibliche Geſchlecht gewis vor dem unſrigen zu
einem Vortheil aus. Der Umgang mit ſolchen
unverderbten Seelen wird dir künftighin ſanft
und ſüs ſein, und dir eine Freudenquelle des
Menſchenlebens mehr öfnen, aus der du bisher
och nicht geſchöpft haſt. Nur bleib gegen ſie
ederzeit beſcheiden, gut und brav. Gott hat
nausſprechliche Reitze für uns in den Umgang
mit natürlichguten und ſanftempfindenden Wei-
erſeelen gelegt; aber nur dem tugendhaften und
einen Jüngling werden ſie zu Theil. Ungeſit-
te, zügelloſe und freche Jünglinge werden von
llen wackern Mädchen geflohen. Nur ebenſo
ngeſittete und freche Mädchen dulden dieſe, und
ann wird ihr Umgang auf beiden Seiten für
nander noch mehr, als Verderben und Pe-
ilenz.

Theodor. Ach das wüſſte ich doch nicht,
ie es möglich wäre, daß man gegen ein ſo lie-
es Mädchen unbeſcheiden werden könnte.

Adolf. Ich traue dir es auch nicht zu; aber
arum ſchätze auch nur jederzeit ſolche Mädchen,
e ſo unbefangen, ſchuldlos, naif und ohne alle
rätenſion ſind, wie die Herzog. Ein Freund
nn den andern verderben, aber Freund und

Freundin verderben einander noch weit leichter. Manches herzlichgute Mädchen ward durch einen wilden Jüngling, und mancher wackere Jüngling durch ein ſchlechtes Mädchen ſchlecht.

Theodor. Davon hat mir Rothe auch letzthin viel geſagt; aber ich kann es gar nicht begreifen, wie ein Geſchlecht darauf ausgehen könne, das andere ſchlecht zu machen. Wenn man die verſchiedenen Eigenſchaften und Vorzüge eines jeden von ihnen in Erwägung zieht: ſo leuchtet es ja recht in die Augen, daß die **Natur ſie durch beiderſeitigen Umgang und durch Mittheilung an einander vielmehr erſt recht vollkommengut habe machen wollen.**

Adolf. Ja, ſo ſollte es ſein; ſo iſt es auch unter guten Leuten beiderlei Geſchlechts. Aber o mein Theodor, du kennſt die Welt noch nicht. Es gibt auch freche und lüderliche Weibsſeelen in Menge; man findet ſie am häufigſten in der ſogenannten groſſen Welt, und an den Höfen ſpielen ſie oft die glänzendſten Rollen. Rothen habe ich es nun aufgetragen, dir von Zeit zu Zeit über dieſen Punkt mehr zu ſagen; denn dein Unterricht muß deinem Alter und deinen ſich ausbildenden Kräften immer angemeſſener werden. Drücke dir das Bild der Herzog recht feſt ein — — mit allen ſolchen weiblichen Geſchöpfen, an denen du es wiederfindeſt, kannſt du ſicher Umgang haben und darfſt alsdann nur eine einfache Aufmerkſamkeit ausüben, nehmlich auf dich allein, daß du nicht unbeſcheiden werdeſt.

Theodor. Das verſpreche ich Ihnen auf das heiligſte, mein Vater. Das wüſſte ich gar nicht, wie es möglich wäre, wie ich gegen eine Freundin unbeſcheiden werden könnte; ich würde mir es ja nicht einmal verzeihen, wenn ich es gegen einen Freund würde.

Adolf. So biſt du brav — ſo bleib! — Den geſtrigen Tag, lieber Theodor, habe ich dir eigentlich darum gemacht, damit du das ganze Weſen des Hofleben kennen lernen ſollteſt. Nun weiſſt du, wie es ausſehe, wenn mehr, als nöthig iſt, gegeſſen und getrunken wird, wenn man an vielen Tiſchen ſpielt, wenn in langen, langen Reihen bis in die Nacht hinein getanzt wird, wenn ſich hundert und mehr Menſchen durch einander durchwirren und ſich erſtaunendviel höfliches, artiges und ſüſſes ſagen, wenn ſich die witzigen Herren an Einfällen, und die unnatürlichen Damen an Affektation einander zu übertreffen ſuchen, und wenn in einem und demſelben Saal viel Unterhaltung da zu ſein ſcheint,

und

und wenig wirklich da iſt. Ich hätte noch manchen ſogenannten Glanz dem ganzen Feſtin mehr geben können. So hätte ich z. E. den Ball in Maſke geben können; allein ich ſehe nicht ein, wozu das nöthig iſt, da ohnehin ſchon der gröſte Theil der Herren und Damen maſkirt erſcheint. Oder ich hätte auch können ein Feuerwerk abbrennen laſſen, wobei zehn- oder zwanzigtauſend Thaler in die Luft geflogen wären; dies Geld aber können wir edler anwenden, wenn es etwa einmal in einem harten Winter meinen armen Bürgern an Feurung gebricht. So ein Tag, wie der geſtrige war, dann und wann mag ein Fürſt wohl machen, und muß ihn zuweilen machen. Jeder Hausvater ſieht ja wohl zuweilen ſeine Leute im Hauſe und ſeine Arbeiter einmal alle beiſammen und richtet ihnen eine Mahlzeit und einen Tanz aus. Wenn wir Fürſten nun unſern Leuten ſo eine Mahlzeit und Tanzerei einmal ausrichten: ſo erwarten ſie hergebrachter maſſen, daß ſie es bei uns ſo finden werden, wie es geſtern bei mir war. Jeder Bürger bekommt ja auch zuweilen auswärtigen Beſuch und traktirt alsdann ſeine fremden Gäſte ſtattlich. Wenn wir Fürſten nun auch zuweilen Beſuch von andern unſersgleichen bekommen: ſo traktiren wir ſie auch nach der Art, wie es an den Höfen Sitte iſt, und thun dabei nicht mehr, als der Bürger thut, wenn er ſeine fremden Gäſte nach Bürgerart bewirthet. Aber — denke dir nun einmal ſo ein ganzes Leben, wo es einen Tag und alle Tage, oder doch einen Tag um den andern, oder auch nur allemal um den vierten Tag ſo herginge, wie geſtern — — —

Theodor. (die Hände erhebend.) Ach bewahre uns Gott — da käme man ja wohl kaum jemals recht zu ſich — — und was hätte man denn am Ende davon? Ich dächte wahrhaftig, daß man nichts in der Welt eher überdrüſſig werden müſſte, als ſo etwas. Es iſt ja doch offenbar alles zu viel; und zu viel verekelt man ſich ja am erſten. Und lieber Vater — wenn Sie es nicht übel nehmen, — ſo ſchön auch alles geſtern war, ſo habe ich doch das Schönſte vermiſſt — ich meine das Vertrauliche und Herzliche. Es waren gewiß der Leute zu viel; vor allzugroſſer Menge konnten ſie nicht recht an einander kommen. Alles, was geſprochen ward, war ſo weit hergeholt und ſo entfernt von den Menſchen überhaupt und beſonders von denen ſelbſt, die es zu einander ſprachen. Es kam mir auch ſo vor, als meinten ſie es nicht ſo gegen einander, wie ſie thaten. Denn es war alles wie ein Ton, und auf einem Ton können doch unmöglich ſo viel Menſchen gegen ſo viel Menſchen geſtimmt ſein. Manche ſagten ſich auch ganz erſchreckliche Höflichkeiten und lobten an einander wie um die Wette wahrhaftige Läppereien, die des Redens gar nicht werth waren, und ſchwommen in ihrem Gnadenweſen und Unterthänigendienerweſen gegen einander faſt fort. Wenn ja einmal irgendwo ein Schimmer von Vertraulichkeit und Herzlichkeit hervorleuchtete; ſo war es nicht, wo ihrer zehen oder zwanzig, ſondern wo nur zwei oder höchſtens drei beiſammen ſtanden, die dann in ihrem kleinen Zirkel in einem Winkel friſche Luft zu ſuchen ſchienen; und da dachte ich allemal bei mir ſelbſt, daß dieſe zwei oder drei, um ſo herzlich zu ſein, eben nicht gerade in dem groſſen mit Menſchen angefüllten Saal hätten ſein müſſen, und — *daß ſie wohl gar an jedem andern Ort noch herzlicher gegen einander geweſen ſein würden.* Meine vergnügteſte Zeit wenigſtens war geſtern die, als ich da im Seitenzimmer nur ein Paar von der ganzen Geſellſchaft bei mir hatte. Ich glaube aber gewis, daß wir, wenn wir in einer Laube beiſammen geſeſſen hätten, noch vergnügter geweſen ſein würden.

Adolf. Mein Sohn, das iſt in groſſen Geſellſchaften, ſo lange man nicht durch Muſik, Spiel oder Tanz vereinigt wird, der gewöhnliche Fall, daß ſich jeder in dem groſſen unüberſehbaren Zirkel, wo man vor Menſchen nicht an Menſchen kommen kann, einen kleinen Zirkel um ſich her zeichnet, in welchen er nur einige wenige hineinzieht, mit denen er gern ſpricht; daß alſo in mancher einzigen Geſellſchaft oft funfzig und mehr Geſellſchaften eigentlich bei einander ſind. So werden groſſe Geſellſchaftsſäle ein wahres Bild der Welt und der ganzen menſchlichen Geſellſchaft überhaupt. Leben wir nicht alle wie auf einem groſſen, groſſen Saal bei einander? Iſt das Leben auf ſelbigem nicht ein wahres Feſtin, das uns der oberſte Regent und Vater ausrichtet? Sucht nicht jeder auf dem Weltſaal in der unzählbaren Menſchenmenge ſich ſeine kleine Geſellſchaft zuſammen, die er ſeine Freunde nennt und mit denen er ſich am liebſten unterhält? Gehen die übrigen alle nicht ebenſo nur gleichſam zuweilen uns vorüber und bleiben gröſtentheils von uns ungeſprochen, wie da geſtern in meinem Schlosſaal? Wer ſich auf dies kleine Zirkelmachen in groſſen Zirkeln nicht verſteht: der findet in den allergröſſeſten Geſellſchaften — die allergröſſeſte Leere. Und ſind lauter wüſte Menſchen bei einander: ſo hat der denkende Kopf, und wenn ihre Anzahl noch ſo gros iſt und er ſich noch ſo gut auf's Zirkelmachen verſteht, allemal dies traurige Schickſal. Theodor, das iſt wahr, was ich dir jetzt ſagte; aber das iſt auch wahr, daß ſich mit dem denkenden Kopf zuweilen ein Stolz vereinigt, ſo, daß uns die Menſchen nie gut genug ſind, und wenn ſie auch nach unſerer Zeichnung geſtochen würden; daß nicht ſowohl ihr Unwerth, als vielmehr unſere Laune uns von ihnen abhält, und daß wir darum unter Menſchen nur einſam ſind, weil wir uns ihnen nicht mittheilen wollen. Dies muß nicht ſein; wir verſchlimmern dadurch unſer Herz, bringen eine ganze Welt gegen uns auf und verleiden uns ſelbſt alles geſellſchaftliche Leben. Man muß ſich bei Zeiten daran gewöhnen, die Menſchen zu nehmen, wie ſie ſind, und lieber an ihrer Veredlung zu arbeiten, als ſich darum, weil ſie nicht ſo ſind, wie wir ſie haben wollen, von ihnen ganz zu entfernen, und ſie ſtehen zu laſſen, wodurch ſie ja immer alsdann ſo bleiben müſſen, wie ſie ſind, und uns nie etwas zu Danke thun oder zu

Danke reden lernen. Wem ſchadeten wir denn hierdurch am meiſten? Nicht wahr — uns ſelbſt? Theodor, dies habe ich nun ſchon gar oft in der Welt ſo gefunden, daß die weiſeſten Menſchen, die denkendſten Köpfe aus Unaufgelegtheit ſich herunter zu laſſen, alle Geſellſchaft fliehen. Handeln ſie dadurch auch wohl pflichtlich? Iſt es die Beſtimmung des Lichts — für ſich zu brennen, oder zu leuchten? Kann es alſo auch wohl mit der Beſtimmung des Weiſen und des Denkers vereinigt werden, ſich von der Welt abzuſperren, oder iſt ſelbiger nicht recht eigentlich auch zum Leuchten da, und in die Welt hervorzugehen? Sollte er ſich für die kleine Unbehaglichkeit, welche er darüber empfindet, daß die Menſchen noch immer nicht auf dem guten Ton ſtehen, nicht durch die groſſe Freude darüber, daß er beitragen kann, ſie auf denſelben mehr zu ſtimmen, auf das reichſte entſchädigt erblicken? Gutes nicht thun, das man doch thun kann, heiſſt — Böſes thun. Damit verknüpfte Ungemächlichkeit darf uns nicht davon abhalten; denn wo iſt irgend eine Arbeit ohne Ungemächlichkeit? Eine Arbeit des denkenden Kopfs iſt, andere denken zu lehren; ſeine Ungemächlichkeit dabei alſo iſt ihr Anblick, ſo lange ſie noch nicht denken können . . .

Theodor. Aber wenn der denkende Kopf nun keine Menſchen vor ſich findet, die denken lernen wollen?

Adolf. Damit entſchuldigt er ſich freilich gern; aber — ſo wenig er lauter ſolche Menſchen vor ſich findet, die denken lernen wollen: ſo wenig findet er auch lauter ſolche vor ſich, die nicht denken lernen wollen. Wer alle durch die Bank in die letztere Klaſſe bringt, begeht böſen Leumund gegen die Menſchheit. Wer ſich nur mittheilen will, findet immer wenigſtens einige, die ſich ihm öfnen. — Was du aber ſonſt noch über geſtern von dem nichtſomeinen, wie man geſprochen, von den weithergeholten Geſprächsingredienzien, von dem Vielreden über Kleinigkeiten und von unnatürlichen Lobeserhebungen und Höflichkeitsbezeigungen ſpracheſt, darin haſt du ganz recht. Doch wiſſe, lieber Theodor, dies iſt — Hofton. Ganz habe ich ihn nicht abſchaffen können. Wenn ich's auch an meinen Hofleuten hätte dahinbringen können: ſo hätten mir die kommenden Fremden doch von Zeit zu Zeit die Sache wieder verderbt. Aber abgeändert habe ich ihn um vieles. O vor zehn Jahren noch hätteſt du einmal das Weſen ſo ſehen und hören ſollen — da würdeſt du es gar nicht zum Ausſtehen gefunden haben. Und wenn du in Zukunft auswärtige Höfe beſuchen wirſt: ſo wirſt du den Ton, welcher an meinem Hofe herrſcht, noch golden gegen den Ton an manchem andern Hofe finden. Wahr iſt's, dieſer ſogenannte Hofton iſt ein widernatürlicher Ton. Er iſt aus Misverſtehung der feinern Sitten entſtanden, welche von Rechtswegen an Fürſtenhöfen zu Hauſe ſein ſollen. Ich konnte es erwarten, daß an einem jungen Menſchen, wie dir, der gleichſam aus dem Schoſſe der Natur plötzlich auf den Schauplatz des Luxus verſetzt ward, äuſſerſtauffallend und widrig vorkommen muſſte. Man kann dieſen Hofton auf zweierlei Art auslegen. Die Leute, welche da einander Schmeicheleien, Lobeserhebungen, Süſſigkeiten u. ſ. w. ſagen können, ohne daß ihr Herz den Ausdrücken gemäs empfindet, oder es ſo meint, oder gar einmal das geringſte davon weiß, thun dies entweder aus wirklicher Falſchheit, und recht mit dem Verſatz, einander dadurch wechſelsweiſe zu hintergehen und zu betrügen; oder ſie thun es aus einer bloſſen Gewohnheit, und ohne daß ſie ſich dadurch einander ſchaden wollen.

len. Zur Ehre der Menſchheit muß man gleich zum voraus vermuthen, daß der letztere Fall der häufigere ſein werde; und dein Vater kann auch aus Erfahrung hinzuſetzen, daß dieſe Vermuthung richtig ſei. Wie es Menſchen giebt, welche ſtatt ſich mit Ja und Nein zu behelfen, allemal unnöthig ſchwören, und Menſchen, die ſtatt an Ach und O genug zu haben, allemal gleich fluchen: ebenſo kann es ja auch wohl Leute geben, die die Ausdrücke ihrer Verbindlichkeit gegen andere, ihres Danks, ihrer Wünſche, ihres Beifalls und ihrer Höflichkeit in eben der Maſſe zu übertreiben pflegen; die z. E. alles, was andere Menſchen blos gut und recht nennen, göttlich und bezaubernd nennen, oder für eine Priſe Schnupftoback ebenſo unendlichverbunden ſich erklären, als wenn ihnen ein Dienſt von gröſter Erheblichkeit geleiſtet worden wäre. Von dieſer Seite betrachtet, iſt alsdann der ſogenannte Hofton nur ein Afterton der feinern Sitten, und ich öfne dir dieſe ſeine Seite zuerſt, um dich einigermaſſen mit ihm auszuſöhnen. Wer auf dieſe Art in ſelbigem ſpricht und handelt: der thut es oft, ohne es einmal mehr zu wiſſen, oder hat wenigſtens gleich wieder vergeſſen, was er darin ſprach und that. Die Leute, welche ihn gegen einander führen, ſehen dann

ilich ſo aus, als wenn ſie ſich einander
n beſten hätten und geckten; ſie denken
aber nichts dabei und fügen ſich übrigens
durch kein Herzeleid zu. Kommt ein Dritter
ter ſie, der ein gerader Mann iſt und alles
ich für baar Geld annimmt, was ſie ihm ſa=
: ſo wird er freilich gewaltig getäuſcht; allein
muß doch auch bald hören können, daß die
uſik, welche ſie ihm aufführen, nicht im
rchenton, ſondern im Kammerton ſtehe.
ige Bürger, wenn ſie einen Menſchen in die=
Ton bloſſer Uebertreibung ſprechen hören oder
ndeln ſehen, ſind bald darüber fertig und ſpre=
n — es iſt ein Hofmann . . . Wenn dieſes
theil aber heiſſen ſoll — es iſt ein falſcher
ann, alsdann empört ſich das ganze menſch=
e Herz dagegen. In dieſem Fall iſt der Hof=
der unwürdigſte, auf den ſich eine menſch=
e Seele ſtimmen mag. Lieber Sohn, leider
ben Menſchen genug an den Höfen auf dieſem
tloſen Ton. Dieſe ſind denn im Stande,
ander zu herzen und zu küſſen, wenn ſie auch
unauslöſchlichſten Groll gegen einander im
ſen tragen, und thun gerade alsdann am
glichſten, wenn ſie recht auf Sturz, Tod und
rderben ausgehen. Sie ſind die Peſt der
fe und auch die Peſt des bürgerlichen Lebens.

Denke dir einmal einen Mann im öffentlichen Amte, der auf dieſem Hoſton ſtehet, was für Unheil er anrichten müſſe! Denke ihn dir mit Macht und Gewalt in den Händen, welch ein furchtbares Ungeheuer iſt er! Denke ihn dir bei ſeinen Zuſagen, bei ſeinen Repliken an den ſich an ihn wendenden Bürger, bei Pakten und Akkorden, welche er ſchlieſſt, bei Empfang des Zutrauens, das Bittende und Leidende auf ihn ſetzen, wenn ſie ſeiner Gleisnerei Glauben geben und ſich und alle ihre Plane ihm ganz entdecken, oder wenn er die Gabe hat, ſie auszufragen! Dieſen Hoſton verabſcheue, ſo lange du lebeſt; jenem aber, der blos Gewohnheit und Afterton der feinern Kultur iſt, ſieh nach. Gewöhne dich nicht an ihn; bleib du ſelbſt auf deinem beſſern Ton, dem Ton der Natur, ſtehen; aber ſieh ihm nach. Er iſt nicht böſe gemeint; und wer einmal in ihm erzogen worden iſt, dem iſt er ebenſo natürlich geworden, wie dir der Ton der Natur, zu dem du erzogen wardſt. Glaube übrigens — ein Fürſt kann viel dabei thun, ihn immer näher an dieſen zurückzuſtimmen. So, wie ſein Hof merkt, daß er kein Freund davon ſei, ſtimmt er ſeinen Ton bald um eine Tertie herunter. Läſſt ſich der Fürſt es vollends angelegen ſein, bei der Tafel fleiſſig den Ueberſetzer zu machen und die ſchwülſtigen, bombaſtiſchen, Franzöſiſchen Phraſen, die links und rechts um ihn her ertönen, in Deutſche und natürliche überzutragen: ſo iſt kein Zweifel, daß ſich Sprache und Benehmen ſeiner Hofleute der Sprache und dem Benehmen des feinern aber zugleich freundſchaftlichen Umganges immer mehr nähern müſſen. Ich habe dir auch hierin vorgearbeitet; — überhaupt, Theodor, lerne dein Glück ſchätzen, daß du auf allen Seiten ſo viel vorgearbeitet findeſt; du mußt noch mehr leiſten, als ich, denn aus dieſer Urſache kannſt du einſt mehr leiſten, als ich; ich wollte bauen und — fand keine Materialien; da verging mir viel Zeit über das Baumaterialienanſchaffen; du findeſt ein volles Magazin davon und haſt einſt alſo nichts zu thun, als — nur zu bauen und zuſammenzuſetzen; — wirſt du in der Stimmung unſers Hofes ſo fortgehen, wie ich anfing: ſo kann es dir gelingen, daß du einſt mit deiner ganzen Hofſtatt an deiner Tafel, wie ein wohlhabender Privatmann mit ſeinen Freunden und Bekannten, ſitzeſt . . . Den Hofverſchwendungen und Hofſchwelgereien bleib geſchworner Feind, ſo lange du lebeſt. Solche Tage, wie der geſtrige, müſſen in dem Leben eines Fürſten nicht die gewöhnlichen, ſondern die auſſerordentlichen ſein. Es giebt einen **Bürgerluxus**, einen **Kaufmannsluxus**, einen **Dienerluxus**, gegen den ſich die Fürſten empören; aber es giebt auch einen **Fürſtenluxus**, gegen den ſich die Unterthanen noch weit mehr zu empören Urſache haben. Was dem einen Stande Luxus iſt, das iſt es freilich dem andern nicht; der Begrif des Luxus iſt ſehr relativiſch; ſo iſt der Luxus der niedrigern Stände oft kaum mit **Wohlſtand befriedigtes Bedürfnis des höhern. Aber das iſt Luxus für jeden Stand, wenn der Feſttage mehr werden, als Einkünfte und Geſchäfte erlauben.** Denn Feſttag iſt Feſttag und koſtet nach **Proportion** den Unterthan ſo viel, wie den Fürſten, und den Fürſten nicht weniger, als den Unterthan, — **weil jeder von ihnen den Feſttag nach ſeiner Art begeht.** Nicht meine ich hiemit, daß ein Fürſt karg ſein und unter ſeinem Stande leben, oder gar ſeine höchſte Glückſeligkeit nur im Beſitz groſſer geſammleter baarer Geldſummen ſuchen ſolle. Ein geiziger Regent iſt ſeinen Unterthanen noch mehr Geiſſel, als ein **verſchwenderiſcher** Regent; denn er liebt die unmäſſigen Auflagen nicht ebenſo, wie dieſer, ſondern dieſer bringt doch durch ſeine Verſchwendung wenigſtens einen Theil des Erpreſſten wieder an ſeine Unterthanen. Nein, der Fürſt mache ſtandesmäſſigen Aufwand; dadurch befördert er Nahrung, Gewerbe und Leben unter ſeinen Unterthanen; er überſchreite dabei aber nie die Grenzen, welche ihm ſeine rechtmäſſigen Revenüen ſetzen, und mache ſeinen Aufwand auch auf die gemeinnützigſte **Weiſe** und mit **Patriotiſmus**. Unter dieſen drei Bedingungen laſſe er es ſich und ſeinem **Hofe** wohlgehen; ſo geht's dadurch auch gewis ſeinem **Volke** wohl. Unpatriotiſcher Aufwand iſt der, wenn ihn die Sucht nach fremden Produkten, Waaren, Weinen, Koſtbarkeiten, Seltenheiten und Meiſterſtücken anwandelt; wodurch groſſe Summen aus dem Lande geſchickt werden und wobei der Unterthan nichts gewinnt. Ungemeinnütziger Aufwand iſt, wenn das aufgewendete Geld zwar im Lande bleibt, wenn es aber nur in die Hände einiger wenigen kommt; als wodurch das Land weiter nichts gewinnt, als daß nur zehen oder zwanzig reiche Partikuliers mehr in ſelbigem werden. Je weitläuftiger, je ausgebreiteter die Zirkulation des ausgegebenen Fürſtengeldes iſt: deſto edler iſt daſſelbe aufgewendet. Wenn die unterſten und volkreichſten Stände bei dem Aufwande des Fürſten am meiſten gewinnen: dann iſt ſein Aufwand wahrer Segen für die Nation. Hieher gehört z. E. der Aufwand durch Bauen, es mögen Brücken, oder Dämme, oder Wälle, oder Straſſen, oder Sümpfe, oder Haiden, oder Häuſer, oder Schlöſſer ſein, die er bauet: ſo werden dadurch ſeine Taglöhner und ein groſſer Theil ſeiner Handwerker beſchäftigt. Denke nicht, daß das Bauen dadurch löblich werde, weil dein Vater gern bauet; ſondern denke, daß dein Vater darum gern baue, weil es löblich iſt und eine der ausgebreiteteſten Zirkulationen des Geldes befördert. Aber freilich iſt es die Hauptſache bei allem Aufwande des Fürſten, daß ſelbiger ſeine rechtmäſſigen Revenüen nicht überſteige. Wenn über dieſen oder jenen unnöthigern Aufwandartikel die nothwendigſten Ausgaben unzubeſtreitend werden; wenn das Land über den Aufwand verſchuldet; oder wenn gar Kopfſteuern und verdoppelte Acciſen zum Behuf deſſelben aufgelegt werden müſſen: wie kann ſich ein ſolcher Fürſt jemals ſeinem Volke zeigen, ohne — ſich die Augen zuzuhalten! Dies ſoll er aber nicht thun müſſen, wenn er öffentlich erſcheint, ſondern — er ſoll jedem Manne aus ſeiner Nation frei und frank unter die Augen treten können, weil er als Fürſt der Beſte ſein oder das beſte Gewiſſen haben ſoll. Aus dieſen dir geöfneten Geſichtspunkten beurtheile nun das, was ich dir vorhin ſagte, daß ein Tag, wie der geſtrige, in dem Leben eines Fürſten nicht zu den gewöhnlichen gehören müſſe. Hoffetenluxus iſt an jedem Hofe der Welt unpatriotiſcher, ungemeinnütziger und unproportionirter Aufwand. Das Ausland liefert am meiſten dazu und der Unterthan hat nur die Ehre, daß dies von ſeinem Schweiſſe bezahlt werde. Die unterſten, volkreichſten Stände werden dadurch nicht in Thätigkeit und Nahrung geſetzt. Und — man muß dabei auf neue Volksauflagen ſinnen, weil die alten nicht hinreichend ſind, ihn zu beſtreiten. Zuletzt denke dir denn zu dieſem allen noch die Einflüſſe hinzu, welche es auf den Karakter des Fürſten haben muß, wenn ſolche Tage, wie der geſtrige, ſeine gewöhnlichen werden . . . Du ſagteſt vorhin aus dir ſelbſt, daß man dabei gar nicht zu ſich kommen müſſe; und daran haſt du recht. So ein Leben iſt einem immerwährenden Taumel gleich. Nun denke dir aber einmal einen Fürſten, der ſelten oder gar nicht zu ſich ſelbſt käme oder immer im Taumel wäre! Gott, wie mag es da in ihm und um ihn her ausſehen! Mein Theodor, unter allen Menſchen muß niemand öfter zu ſich ſelbſt kommen, als — ein Fürſt. Er hat die höchſten Pflichten, den höchſten Beruf, die höchſte Verantwortung. Wer muß ſich öfter fragen, als er, ob er ſeine Pflichten thue, ſeinen Beruf erfülle und zur Rechenſchaft vor Gott und der Welt freudigbereit ſei? O Heil dem Lande, deſſen Fürſt an jedem Abend, ſtatt den Abendſegen zu leſen, eine Prüfung ſeiner ſelbſt anſtellt! Nie, lieber Sohn, ergib dich dem Fetenluxus der Höfe. Dadurch wird ein Fürſt pflichtvergeſſen und — arbeitſcheu. Ja, ſogar ſchwach zur Arbeit wird er; denn übermäſſiges Vergnügen entnervt. Sein Herz, das keine Freuden mehr kennt, als die ſchwelgeriſchen und rauſchenden, verſchließſt ſich der ſtillern, edlern Freuden der Fürſorge für ſein Volk, des Mitleids, der Barmherzigkeit und der Menſchlichkeit. Ganz unbekannt werdend mit den Leiden der Menſchheit, ſpielt er in derſelben Maſſe den Grauſamen gegen andere, in welcher er den Gütigen, den Milden und Allesverſtattenden gegen ſich ſelbſt macht. Theodor, genieß menſchliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Menſch; genieß fürſtliche Ergötzlichkeiten und bleib dabei Fürſt. Ein Fürſt, der ſich den Hofluxus

luxus überläſſt, bauet nichts, als Gräber; — Gräber für jede ſeiner Tugenden — Gräber für jede Wohlfahrt ſeines Volks . . .

Theodors ganzer Geſchmack war an ſich ſchon nicht für die Menge ſolcher Tage, wie der geſtrige geweſen war. Die Verſicherungen, welche er jetzt ſeinem Vater gab, nie in ſelbigen ſeine Glückſeligkeit zu ſuchen, kamen ihm daher recht aus dem Herzen. „Sehen, hören, ſprach er, will ich, wenn ich einſt an fremde Höfe komme, alles, damit ich recht erfahre, wie es in der Welt zugeht; aber auf meine Geſinnungen, auf meinen Karakter und auf die Wahl meiner Freuden ſoll es nie den geringſten Einfluß haben.“

Adolf. Ich habe auch wahrlich dies Zutrauen zu dir. Schön iſt's, wenn ein Deutſcher Fürſtenhof die Schule ächter Deutſcher Sitten und ächter Deutſcher Tugend für die Nation iſt! Schön iſt's, wenn ein Fürſt nicht nur durch Geſetze, ſondern auch durch Beiſpiele ſein Volk in jeder Rechtſchaffenheit des Lebens unterrichtet! Von keiner moraliſchen Vorſchrift, die er den Unterthanen giebt, halte er ſich für diſpenſirt, ſondern er ſei vielmehr allemal der Erſte, welcher ſie befolgt. Hierdurch wird er allen ſeinen

Moralgeſetzen weit mehr Unverletzlichkeit geben, als wenn er die härteſten Strafen auf ihre Uebertretung ſetzte. Unſer Fürſt thut's — dies iſt alsdann das Geſetz aller Geſetze, die Stimme der Nation; und ſo bedarf es keines Beweggrunds weiter, ebenſo zu thun. O wie glücklich iſt das Volk, das jede Tugend, die es ausüben ſoll, von ſeinem Fürſten lernt! — Aber o wehe, wehe dem Staat, wo der Unterthan, wenn er darüber zur Rede geſtellt wird, warum er nicht ſo thue, wie im Geſetz geſchrieben ſteht, erwiedern kann — thut doch der Fürſt nicht ſo! Wer ſoll ihn nun ſtrafen? Der Fürſt? Ein Schuldiger den andern? Und wenn dieſer es auch im Stande wäre, zu thun, wen ſtraft er? Straft er nicht ſich ſelbſt? — Nimmermehr glaube, mein Theodor, daß den Fürſten die Geſetze nicht binden und daß er über ſie erhaben ſei. Er giebt ja nicht die Geſetze, ſondern der Staat giebt ſie durch ihn. Wenn ſie aber der Staat giebt, ſo giebt er ſie dem Fürſten zuerſt; denn dieſer iſt der erſte Mann, der erſte Bürger im Staat. Das wäre ein weltuntergangbefördernder Gedanke, daß der Fürſt auf der einen Seite Gewalt hätte, Geſetze zu geben und die Uebertreter derſelben zu ſtrafen, und auf der andern das Privilegium, allein wider ſie zu handeln und ungeſtraft wider ſie zu handeln. So wäre ja die ganze Tugend nichts, als — Bürgerzwang; ſo gäbe es keinen weſentlichen Begrif derſelben, ſondern man müſſte, wenn der Ausſpruch über eine Handlung gethan werden ſollte, ob ſie recht oder unrecht ſei, allemal erſt fragen, ob ſie der Fürſt oder der Unterthan begangen hätte. Da ſtände die Moral auf ſchönen Füſſen! O Theodor, es fehlt nicht an Staaten, wo es ſo um die Moral ſteht; aber da ſteht es auch fürchterlich um menſchliche Glückſeligkeit. Da iſt der Unterthan weder ſeiner Habe, noch ſeiner Ehre, weder ſeiner Freiheit, noch ſeines Lebens, weder ſeines Kindes, noch ſeines Weibes ſicher; da ſind die Geſetze nur dem Mantel gleich, unter dem das Scharfrichterſchwerdt verborgen wird; da — —

Jetzt kam Ulrike herein und brachte ihrem Gemahl die Nachricht, daß der alte Zensdorf todt ſei. Adolf ward um ſo mehr hierdurch alterirt, weil er noch vor einigen Tagen erſt ein langes afterapoſtoliſches Sendſchreiben von ihm über alle die Neuerungen erhalten hatte, welche jetzt im Religionsſache zur Reife gediehen und wirklich durchgeſetzt worden waren. „Nun thut's mir doch faſt leid, ſprach er, daß ich nicht noch einmal mit ihm geredet. Er war immer einer meiner älteſten und wackerſten Diener, und hat meinem Hauſe groſſen Nutzen geſtiftet. Ich hätte es faſt denken ſollen, daß ſein Tod nahe ſei; denn ſeinem langen Schreiben an mich waren fürchterliche Weiſſagungen von nahebevorſtehenden Erdfällen und Erdbeben beigefügt. Solche Propheten pflegen ſich gröſtentheils vor dem Termin, wenn ihre Weiſſagungen geſchehen ſollen, aus dem Staube zu machen. Sie thun auch klug daran; denn auf jeden Fall retten ſie ſich dadurch, — entweder vor dem Unglück ſelbſt, wenn es erfolgt, das ſie alsdann nicht mehr wegraffen kann, wenn ſie nicht mehr da ſind; oder, wenn das Unglück auſſenbleibt, vor der Verſpottung der Welt, die ſonſt von rechtswegen ihr Lohn wird.“

Theodor. Ich will nun mit Röthen nach meinem Dorfe gehen und alle die Leute da kennen lernen.

Adolf. Das thu, und zeige nun an dieſen Leuten der ganzen Nation, was ſie einſt von dir zu erwarten haben werde, wenn ſie ſo dein ſein wird, wie jene es jetzt ſind.

In Adolfs Lande hatte nun die Religion größtentheils diejenige Geſtalt gewonnen, welche er ihr längſt gewünſcht. Dem wackern neuen Generalſuperintendent hatte er es zu danken, daß ſeine Reformen insgeſammt nicht nur ohne Widerſetzlichkeit von Seiten des Volks, ſondern auch ſogar ohne alles Geräuſch bewirkt worden waren. Diejenigen Geiſtlichen, welche dem Pietiſmus anhingen, waren einſtweilig und bis zu anderweitigem Gebrauch auf Penſion geſetzt worden. Den Eid, welchen ſonſt die Religionslehrer bei dem Antritt ihres Amts auf gewiſſe alte Glaubensvorſchriften ablegen mußten, hatte der weiſe Adolf aufgehoben und ſeinen Klerus allein an das neue Teſtament gewieſen, dem gemäs gelehrt werden ſollte. Kontroverspredigten und Predigten über ſpekulatiſiſche Materien waren gänzlich unterſagt worden, und man hörte jetzt in den Tempeln nichts, als chriſtliche Moral und Vorträge über ſolche Glaubenswahrheiten, die Einflus auf das Leben hatten und die Seelen zur Ausübung der Moral geneigt machten. Alle vorgefundene Kandidaten mußten, ehe ſie befördert wurden, erſt noch zwei Kollegien bei dem Generalſuperintendent hören; eins über das reine, urſprüngliche Chriſtenthum, und das andere über den zweckmäſſigſten

ſten Vortrag deſſelben beim Volksunterricht. Bei dieſer Einrichtung ſollte es auch in Anſehung aller künftigen Kandidaten bleiben. Wer in Zukunft ein geiſtliches Amt im Lande bekleiden wollte, durfte weder auf einer auswärtigen Schule oder auf einer auswärtigen Akademie ſtudirt haben. Auf der Landesakademie befanden ſich die aufgeklärteſten Lehrer der Theologie, und in den Schulen des Landes waren die vernünftigſten Religionsbücher eingeführt; damit der Unterricht durchgehends gleichförmig wäre und der künftige Geiſtliche gleich von Jugend auf nichts, als geſunde Begriffe über die Religion einſammlete; ſtatt, daß er ſonſt, wenn er die Univerſität bezog, es daſelbſt ſeine erſte Arbeit ſein laſſen müßte, das auf der Schule gelernte wieder zu verlernen. Die Liturgie war durchgehends verbeſſert und ſowohl dem Geiſt des Chriſtenthums, als dem Geiſt des Zeitalters angemeſſener eingerichtet worden. Jede kirchliche Handlung erſchien nun in der ihr gebührenden heiligen Simplicität, Würde und Feierlichkeit. Die alte Agende war ganz auf die Seite gelegt; viele Formulare waren der jedesmaligen Einrichtung der Geiſtlichen ſelbſt überlaſſen; ſtatt des Kirchengebets beteten die Prediger allemal ein Gebet aus dem Herzen, das an ihre gehaltene Predigt ſich beſſer anſchloß und auf Zeit und Umſtände jederzeit mehr paſſte. Die Beichte war in eine bloſſe Vorbereitung verwandelt worden und das Abendmahl ward ſeltener gehalten; damit die Verſammlungen der Chriſten am Altare jederzeit recht zahlreich wären und die ganze Handlung für ſie deſto feierlicher würde. Jede Abkündigung war von der Kanzel verbannt und man las ſie dafür an den Kirchthüren oder an andern öffentlichen Orten, je nachdem ſie ſich hierhin oder dorthin beſſer ſchickten. Klingeleien hörte man in den Tempeln auch nicht mehr — vom Kommunionglöckchen an bis zum Glöckchen am Klingebeutel. Für keine Amtshandlung durften die Gemeinen ihre Seelſorger mehr beſonders bezahlen; wodurch ſowohl den Spöttereien der Unvernünftigen als auch dem Brod- und Accidenzienneide der Geiſtlichen ein Ende gemacht war. Ein neues Geſangbuch machte die öffentlichen Gottesverehrungen erbaulicher; ein neuer Katechiſmus unterrichtete Volk und Jugend auſſer den Tempeln. Oeffentliche Leichen und Begrabungen in den Kirchen waren gänzlich unterſagt; Leichenſteine durften nicht mehr geſetzt werden und alle äuſſerliche Trauer über die Todten war abgeſtellt. Wochenpredigten und Betſtunden hatte

Adolf eingezogen und an deren ſtatt katechetiſche Uebungen veranſtaltet. Die Zeit der Präparation der Erſtlinge oder Katechumenen war um noch einmal ſo viel verlängert worden. Die Engel waren, wie die Krucifixe, von den Taufſteinen, von den Altären und von den Orgeln genommen, und aller Mahler- und Bildhaueraberglaube und dito Unſinn war aus den Kirchen auf die Kirchböden gebracht. Das Unnatürliche und Mönchiſche in Tracht und Aufzug der Geiſtlichen im Tempel und bei andern Amtshandlungen war abgeſchaft und ihnen ausdrücklich angedeutet worden, im gemeinen Leben übrigens nicht beſonders affektiren und durch ihren Ornat ſich nicht etwa ehrwürdiger machen zu wollen, als andere Bürger.

Die Ruhe und Volkszufriedenheit, unter welcher alle dieſe Reformen in's Werk geſetzt worden waren, hatte den edlen Adolf in dem Glauben, den er immer gehegt, noch mehr beſtärkt, daß der groſſe Hauſe an ſich ſo abgeneigt gegen Religionsneuerungen nicht ſei, als man ihn ſchildere, ſondern, daß er da, wo er ſich ſo zeigt, durch ſeine Prieſter erſt dazu verleitet werde. Freilich, wenn die Volkslehrer, deren Anſehen bei dem Volke noch immer gros genug iſt, auf ſogenannten heiligen

ſtäten die vernunftmäſſigſten Reformen ver-
hreien, dagegen poltern und ihre Sache immer
drehen, daß ſie nicht wie ihre Sache, ſondern
ie Sache der **Ehre Gottes** ausſieht: ſo ſind
ald Hunderte und Tauſende von Bürgern aus
n unaufgeklärtern Ständen auf ihrer Seite
d ſetzen ſich gegen die vorwaltenden Reformen;
er nicht deswegen, **weil ſie ihnen verdäch-**
g ſind, ſondern weil ſie ihnen ihre Prieſter
rdächtig machen, nicht, weil ſie es ein-
hen, daß ſelbige ſchädlich ſind, ſondern
eil ſie hören, daß ſelbige ſchädlich ſein
llen. Geiſtliche dieſer Art ſind Fürſten be-
gt, unter die Störer der öſſentlichen Ruhe
d unter wirkliche Volksaufwiegeler zu zählen
d ſie als Männer zu behandeln, die unter der
ürde ihres Standes thun; denn **die Be-**
mmung des geiſtlichen Standes iſt die
fklärung des Volks; wie pflichtwidrig
ndelt alſo nicht ein Geiſtlicher, **wenn er ſich**
gar Volksaufklärungen, die der Fürſt
ranſtaltet, widerſetzt! Adolfen konnte
s nicht begegnen; denn die berüchtigten
hwärmer und Polterer hatte er vorher kan-
os gemacht, und die übrige Geiſtlichkeit hielt
für rathſamer, ihn bei ſeinem groſſen Geſchäft
unterſtützen, als ihm dabei entgegen zu ſein.

Aber auch hierdurch ward er abermals von der Richtigkeit eines andern jederzeit gehegten Gedankens überzeugt, daß nehmlich faſt alles darauf ankomme, daß der erſte Geiſtliche im Lande ein aufgeklärter Kopf ſei. Sein neuer Generalſuperintendent hatte ſich bei dem ihm untergeordneten Klerus bald in Anſehen zu ſetzen gewuſſt. Er hatte ſeinen Mitbrüdern Beweiſe ſeiner ausgebreiteten Religionseinſichten, ſeines edeln moraliſchen Karakters, ſeiner Thätigkeit für ſie, wenn er Gelegenheit hatte, ihnen nützlich zu werden, ſeiner Entſchloſſenheit und ſeines Muths gegeben. Er hatte häufige Zuſammenkünfte mit ihnen gehabt, die Aufklärung des Volks ſtets zum Gegenſtande ſeiner Unterredungen mit ihnen gemacht und eine Leſegeſellſchaft unter ihnen aufgerichtet, in welcher beſonders ſolche Schriften, in denen von gemachten Verbeſſerungen in Religion, Kirche und Liturgie Nachricht gegeben ward, oder Vorſchläge dazu gethan wurden, zirkulirten. Hierdurch gewöhnten ſie ſich nicht nur an dergleichen Ideen, ſondern einige von ihnen fingen auch an, ſelbſt darüber nachzudenken. Kamen ſie denn bei ihm zuſammen: ſo ſtachen dieſe in der Geſellſchaft hervor und reitzten dadurch wieder andere zu gleichem Nachdenken. Der wackere Superintendent wuſste nehmlich recht gut, daß es vielen Gliedern ſeines Standes noch immer nur an Lektüre fehle; woher es denn komme, daß ihnen jede erſcheinende Reform, wenn ſie auch noch von ſo geringer Erheblichkeit wäre, ſo ſehr Böhmiſchdorf ſei. Er hatte die Probe deshalb mit den daſigen Geiſtlichen ſelbſt gemacht. Unter den Landgeiſtlichen hatte er die mehrſten als Männer gefunden, die mit ihrer Lektüre gerade in dem Jahre Stillſtand gemacht, in welchem ſie ihre Pfarren bezogen und ſich mit der Oekonomie zu beſchäftigen angefangen hatten. Dieſe ſtanden mithin nothwendig noch auf allen Seiten in dem Ton, in welchem man damals in der Welt und in der Kirche geſtanden, hatten ihr Zeitalter laſſen vorwärts gehen und waren zurückgeblieben. Sie wuſſten im Ganzen zwar, daß viel Gährung in der Religion jetzt ſei, und daß mancherlei Neuerungen hier und da gemacht würden, begnügten ſich aber daran, in ſelbigen blos die Weiſſagungen vom Antichriſt und von den Spöttern, die in den letzten Tagen kommen würden, erfüllt zu ſehen und — deshalb, wie es denn Rechtens war, zu ſeufzen. Selbſt unter den Geiſtlichen in der Reſidenz traf er viele an, die auch die wichtigſten theologiſchen Schriften, welche in der neueſten Zeit ſo viel Licht über Bibel, Religion, Glaube und Dogmatik verbreitet hatten, nie mit Augen geſehen hatten, ſondern kaum den Nahmen nach kannten. Als die Leſegeſellſchaft eine Zeitlang gedauert hatte, fingen die Sachen an ſich auf einen beſſern Fus zu ſtellen. Die Köpfe wurden lichter, die Herzen biegſamer, der Ton milder. Der weiſe Ephorus, von dem man gleich anfangs alle mögliche Neuerungen erwartet hatte, hielt noch immer an ſich. Endlich nach langem Leſen und Wiederleſen einerlei ſonnenklarer Wahrheiten fingen verſchiedene von den Geiſtlichen ſelbſt an, ſich nach dieſer und jener Reform zu ſehnen. Einige derſelben urgirten beſonders das Argument, daß, was an ſo vielen andern Orten ſchon glücklich abgeändert und verbeſſert ſei, doch hier auch wohl müſſe abgeändert werden können, wenn man nur wollte, und gaben ihrem Vorgeſetzten nicht undeutlich zu erkennen: daß ſie dieſe Abänderungen durch ihn gleich anfangs vermuthet hätten. Nun glaubte der Generalſuperintendent, daß der Zeitpunkt da ſei, in welchem vorgeſchritten werden könnte. Er ſtellte jetzt einige feierliche Zuſammenkünfte mit ihnen an, in welchen er faſt allein das Wort führte und ſehr männlich und bider Nothwendigkeit und Segen der Volksaufklärung, und über die Pflicht eines Geiſtlichen, dieſelbe ganz beſonders befördern zu helfen, ſprach. Bei dieſen Gelegenheiten muſſten ſie ihm ihre wichtigſten Erfahrungen mittheilen, für die er ihnen ſehr Dank wuſſte und die er auf das beſte benutzte. Er nannte ſie dabei immer Männer, die länger im Amte wären, als er; wodurch ſie ſich ſehr geſchmeichelt fühlten und ein immer uneingeſchränkteres Zutrauen in ihn ſetzen lernten. Sein ganzes Benehmen gegen ſie war zu gleicher Zeit überaus beſcheiden, freundſchaftlich und liebevoll; ohne daß er ſich dadurch die Achtung vergab, welche ſie ihm ſchuldig waren. Fürſt Adolf bekam von dieſem allen fleiſſig Nachricht und lernte dadurch ſeinen erſten Geiſtlichen noch immer mehr ſchätzen. Dafür ward geſorgt, daß bei jeder vorwaltenden Reform kein Geiſtlicher an ſeinen Einkünften verlöhre; weil dieſe Männer nichts verliehren konnten, wenn ſie mit ihren Familien leben ſollten, und weil der Generalſuperintendent überhaupt bei jeder Gelegenheit dem Fürſten das Princip vorhielt, daß niemand etwas, das er einmal gehabt, ſo lange er lebe, verliehren müſſe. Wo alſo den Gemeinen eine Erleichterung geſchah, darunter ſollten nicht die Geiſtlichen leiden, ſondern — der Fürſt. Adolf fand dies ſehr billig und bekannte geradezu, daß er auch derjenige Mann ſei, der am erſten leiden könne. Hierdurch allein ward mancher ſehr weſentlichen vorwaltenden Reform der Weg herrlich gebahnt; weil das Volk ſie der Erleichterung wegen gut fand, die ihnen durch ſelbige widerfuhr, und — die Geiſtlichen um ſo weniger etwas gegen ſie einzuwenden hatten, weil ſie nun nichts durch ſie verlohren und noch obendrein manche Arbeit fernerhin weniger haben ſollten, die, beim Lichte betrachtet, ſo nie einigen Nutzen gehabt hatte, ſondern nur des für ſie fallenden Accidenz wegen, das einmal ein Parsſalarii geweſen, noch immer gethan worden war. So, wie nun eine Reform nach der andern reif war und in's Werk geſetzt werden ſollte, that der weltkluge Ephorus immer, als wenn er ſie erſt mit dem Klerus überlegte. Alles war jederzeit ſchon abgemacht, beſchloſſen und dicht am Punkt der Ausführung; aber das geiſtliche Miniſterium hatte erſt die Ehre, es mit ſeinem Beifall zu krönen, welchen der Generalſuperintendent durch ſein Anſehen, ſeine Vorſtellungen und ſein weiſes Benehmen allemal bald zu bewirken wuſſte. Dies machte den herrlichen Eindruck auf die Geiſtlichen, daß ſie bei jeder Reform, die publicirt ward, äuſſerſtthätig waren,

ren, ſie zu befördern, beliebt zu machen und durchzuſetzen; weil ſie ſie als ihren Einfall und als ihre eigene Sache betrachteten. Kamen ſie in Geſellſchaften der Bürger: ſo prieſen ſie ihnen die neuen Einrichtungen, das neue Geſangbuch, den neuen Katechiſmus u. ſ. w. aus allen Prädikamenten an. Betraten ſie die Kanzel, um auf Befehl dieſe oder jene zu einer Reform vorbereitende Predigt zu halten: ſo predigten ſie recht aus der Fülle ihrer Seelen für dieſelbe. Hatte eins ihrer Pfarrkinder einen Gewiſſensſkrupel über die eine oder die andere Neuerung: ſo zogen ſie ihm denſelben ſo leicht aus dem Herzen, wie den Splitter aus der Hand. War ja hier oder da noch ein Geiſtlicher, nach deſſen Geſchmack die Reformen nicht waren: ſo ſchmiegte er ſich unter die Mehrheit der Stimmen, weil er nun wohl ſah, daß ſein Widerſpruch nichts fruchte, und machte, wenn er an das Schickſal der pietiſtiſchen und polternden Amtsbrüder dachte, den Fuchs beim Löwengaſtmahl. Das Volk, da es ſah, daß ſeine Prieſter nichts gegen die Neuerungen hatten, hatte noch weniger etwas dagegen, und, ſobald es hörte, daß ſeine Prieſter ſie empfohlen, liebte es ſie ſogar. Manche ſchwere Accidenzienlaſt war ihm ohnedies von den Schultern genommen. Frei brachte man ſeine Kinder zur Taufe, frei begrub man ſeine Todten, frei führte man die Braut zur Trau, frei ging man zum Abendmahl. So war gar nicht daran zu denken, daß ein Volksaufſtand über die Neuerungen ſich ereignen ſollte. Vielmehr war er nie zuverläſſiger nun zu erwarten, als wenn es jemals wieder zum Alten kommen und — dabei Taufen, Trauungen und Begräbniſſe nach, wie vor, wieder bezahlt werden ſollten.

Adolf. (als der Prinz mit Rothen nach ſeinem Dorfe wanderte und der Generalſuperintendent ihn beſuchte.) Doktor — Doktor — Sie ſind mir ein ganzer Mann. Sie haben die Sache beim rechten Ende angegriffen; ohne Sie hätte ich nichts geſchaft. Aber freilich muſſten Sie Ihren Stand und ſeine Leute noch beſſer kennen, als ich. So viel und alles ſo glücklich durchgeſetzt, und das in ſo kurzer Zeit! Wer hätte das gedacht? Auch nicht ein neu Taufformular — auch nicht den Teufel ganz heraus, geſchweige denn den Pharao heraus — ja nicht einmal eine neue Kollekte am Leſepult konnte ich kriegen, ſo lange der Graubart lebte! Und nun? (umarmt den würdigen Geiſtlichen.) O Sie Rechtſchaffener! So viel kommt darauf an, daß ein Fürſt einen vernünftigen, aufgeklärten und wackern Superintendenten habe — und der ganzen Welt will ich es ſagen, daß Sie dies ſind . . . Wenn ich das ſo noch bedenke — jenen Alten rührte der Schlag, als er hörte, daß die Ohrenbeichte abkommen ſollte — hilf doch Himmel, hilf Gott des Himmels und der Erden, was es für Leute, ja was es für Superintendenten giebt! Was denken Sie denn ſelbſt nun zu allem dem, was Sie bewirkt haben — ſagen Sie mir's doch.

Generalſup. Durchlaucht, ich freue mich, das Werkzeug geweſen zu ſein, durch welches Sie unter Leitung der göttlichen Fürſehung ſo viel Gutes ſtiſteten.

Adolf. O Sie Beſcheidener! (fällt ihm lange in die Arme.)

Generalſup. (nach einigen Pauſen.) Ja es iſt ſchrecklich, wie es noch in ſo vielen Ländern in der Religion ausſieht. Ein Geiſtlicher, der die Würde ſeiner Beſtimmung wahrhaftig fühlt, muß keine höhere Seligkeit kennen, als die — aufklären zu helfen.

Adolf. Aber was ſagen Sie nun zu Ihrem Stande? — Hier hat er nun ſich gefügt, weil es von allen Seiten darnach angefangen ward; aber iſt er nicht anderwärts noch häufig faſt jeder ſo nützlichen Religions= Glaubens= und Kirchenreform entgegen?

Generalſup. (die Achſeln zuckend.) Freilich wohl! Wie könnte ich anders reden? Aber — (edelfreimüthig) erlauben Sie, mein Fürſt, der Ihrige — — —

Adolf. (hitzig.) Schweigen Sie! Schweigen Sie! — Doch — reden Sie fort.

Generalſ. Nein, ich meine nur, wenn doch ein Fürſt will, und es ſonſt darnach angefangen wird: ſo ſieht man ja nun wohl, daß die Sache gehen müſſe. Aber freilich — wenn ſich ein Fürſt vor ſeinen Pfaffen fürchtet, oder, wenn er ſich von ihnen einſchwatzen läſſt, daß ſein Fürſtenheil darauf beruhe, daß das Volk dumm bleibe: ſo iſt nichts zu hoffen. Das letztere iſt aber logiſchfalſch, pſichologiſchfalſch, moraliſchfalſch, hiſtoriſchfalſch und — falſch von allen Seiten und durch und durch. Je aufgeklärtere Unterthanen, deſto beſſere Unterthanen. Ein kluger Schneider iſt beſſer, als zehn dumme Schneider; ein kluger Bierbrauer beſſer, als zehn dumme Bierbrauer; ein kluger Soldat beſſer, als zehn dumme Soldaten; ein kluger Landmann beſſer, als ein ganzes dummes Dorf ꝛc. Aufgeklärte Unterthanen ſind wahre Fürſtenverehrer;

aber freilich — ſolche Pfaffenanbeter ſind ſie nicht, wie die unaufgeklärten Leute. Doch, dies ſollen ſie auch nicht ſein. Aber hier iſt eben der wichtige Punkt, woran ſich das ganze Aufklärungsweſen in vielen Ländern ſtößt . . .

Dieſe Unterredung ward noch lange fortgeſetzt, und der Generalſuperintendent blieb den ganzen Tag bei ſeinem Fürſten. An dieſem Tage wurden noch verſchiedene Verordnungen, den geiſtlichen Stand betreffend, entworfen; z. E. daß ſchlechterdings von nun an nicht mehr jeder, wer da wollte, Theologie ſtudiren dürfe, ſondern nur diejenigen, welche dazu geſchickt befunden würden; daß aus den unterſten Ständen durchaus niemand ein Geiſtlicher werden ſollte; daß die Kandidaten weit ſchärfer, als ſonſt, und öfter, als einmal, examinirt werden ſollten; daß alle drei Jahre ſämtliche Prediger ſich bei ihrem Ephorus zu einem Kolloquium wieder einſtellen ſollten, damit man ſähe, ob ſie fortſtudirten; daß alle Prediger reiheherum vor dem Fürſten predigen ſollten, u. ſ. w.

Während dieſer Berathſchlagungen hatte Adolf in ſeinem Zimmer einen ſehr angenehmen Auftritt. Einige Deputirte aus dem Dorfe des Prinzen kamen, um ihren neuen Herrn zu gratuliren; den ſie aber nicht mehr antrafen. Als

Adolf hievon hörte, gefiel ihm dieſer Bauereinfall ſo herzlich, daß er ſie ſogleich vor ſich ließ. Die Leute hatten nichts auswendig gelernt, ſondern ſchütteten ihre Freude über den Vorgang mit ihnen ganz aus ihrem eigenen Herzen und ſo natürlichbrav aus, daß der Fürſt den Werth ſehr lebhaft fühlte, welchen ſie auf ſeinen Sohn ſetzten. Sie erzählten, daß die ganze Gemeine hereingewollt hätte, und daß man endlich, da man nicht hätte darüber übereinkommen können, wer die Ehre haben ſollte, abgedeputirt zu werden, das Loos geworfen habe; da das Glück denn ſie getroffen hätte, die Abgedeputirten zu ſein. Sie hätten auch ein klein Präſent für ihn, ſetzten ſie hinzu, das ſie aber nicht hätten mitbringen können; er ſollte es aber bekommen, wenn er ſie zum erſtenmale beſuchte.

Adolf. Nun ſo eilet, daß ihr nach Hauſe kommt; er wird vermuthlich ſchon bei euch ſein.

Der eine Bauer. J dat wäre! Hum!

Der andere Bauer. (zu dieſem.) Sieh mal, Gevatter Barms, da ſchwatzen die andern alſo doch eher mit em, wie wir Abgedeputirte! Hum!

Adolf. Ja, ſo geht's manchmal den Deputirten. Nun — ſäumt nur nicht weiter!

Der erſte Bauer. (wieder zum andern.) Nu, ſo komm mans. Dat Loſen war mieh gliek nich recht. Jk ſette och in köne Lodderie.

Als der Fürſt noch über die Abgedeputirten herzlich lachte, kam einer von den Bauern noch einmal ſchnell zurück und bat ihn aus eigenem Einfall, daß er doch erlauben mögte, daß das Dorf nach des Erbprinzen Nahmen genennet würde. „Ha, ha, verſetzte der Fürſt, eure Geſandſchaft ſoll doch nicht umſonſt geweſen ſein" — nahm einen groſſen Regalbogen und ſchrieb mit Kanzeleiſchrift die Worte darauf: „Das Dorf Reinsdorf ſoll von nun an Theodorsdorf heiſſen — Adolf." Nachher fiel es erſt den Fürſten noch auf, daß Bauer Raſch nicht das Geſandtenrecht ſich angemaſſet habe.

Theodor ritte mit Rothen, als ſie nach Reinsdorf kamen, geradeswegs in Raſchens Hof ein. Er freute ſich ungemein, den Bauer nun in ſeinem Dorfe zu haben, deſſen Bild in ſeiner Einſiedelei hing, und an dem er den Bauernwerth zuerſt ſchätzen gelernt hatte. Seiner Meinung nach wuſſte noch keiner im ganzen Dorf etwas von dem, was vorgehe; und ſo ſollte Raſch der erſte ſein, der es erführe und zwar von ihm ſelbſt erführe.

er aber in's Haus trat, ſtand — ein groſſer zugemachter Sarg da. Der Prinz erſchrack heftig und konnte noch nicht einmal fragen, wer der Todte ſei, der da liege, als die ganze Familie des Rechtſchaffenen ihn ſchon weinend umgab und der älteſte Sohn ausrief — — ach, da liegt er, den Sie ſuchen; wir wollen ihn eben begraben. Theodor ließ den Sarg öfnen, und in dem Augenblick ſtrömten ihm die Thränen von beiden Wangen. Raſch lag da mit ſeiner ganzen Mine fröhlicher Betriebſamkeit, die er im Leben gehabt hatte, und war das vollkommene Bild eines Mannes, der nach vollbrachter Arbeit überaus ſanft ruhet. Er drückte ihm die Hände, klopfte ihm die Backen, ſetzte ſich neben ihm und ſah ihn lange ſtumm an. Die ganze Familie ſtand ebenſo ſtumm umher; auch kamen Bauern auf Bauern herbei und blieben ebenſo ſtumm. Einer nach dem andern, wie er hereintrat und den Prinz ſo ſah, blieb unbewegt ſtehen. Eine tiefe, melankoliſche Stille herrſchte im Bauerhauſe. Rethe ſtand in einiger Entfernung und entzückte ſich am Anblick ſeines ſo menſchlichen Zöglings.

Theodor. (endlich.) Ach, hätteſt du das doch noch erlebt, guter Alter!

Der ältere Raſch. Ja wohl, ja wohl; das hätte ihm eine rechte Freude ſein ſollen. — Er ſprach ſo immer ſo viel von Ihnen.

Theodor. (der nur auf das letztere gehört hat.) Sprach er nicht etwa auch im Tode noch von mir?

Raſch. Dazu hatte er gar keine Zeit.

Theodor. Wie ſo? Wie ſtarb er denn?

Hier ward nun dem Prinz die Todesart des wackern alten Landmannes erzählt, die den Neid der Städter, der Höflinge und der Fürſten verdient, und die gleichſam der letzte und herrlichſte Lohn noch geweſen war, womit Gott und die Natur menſchliche Arbeitſamkeit und menſchliche Treue in Abwartung der Berufsgeſchäfte des Lebens an ihm gekrönt hatten. Raſch hatte ſich bis an ſein Ende geſund und heiter befunden, hatte alle ſeine Sinne und ſeinen Verſtand bis auf den letzten Augenblick behalten und — war mitten in ſeinen Geſchäften geſtorben. Sein Sohn ſollte nach der Stadt fahren und lud verſchiedenes Getraide auf den Wagen, während daß er die Pferde aus dem Stall zog und anſchirrte. Wie er damit fertig war, ſprach er — das iſt ja ſchnurrig, der ganze Hof geht mit mir herum, und die Pferde tanzen, und alles tanzt — ſetzte ſich auf eine Raſenbank am Hauſe, ſtammlete freundlich — ich ſterbe, und — ſtarb. Nicht die geringſte Todesangſt hatte er empfunden; nicht ein Muſkel im Geſicht hatte ſich dabei verzogen; und die freundliche Mine hatte er ſo in's Sarg mitgenommen, wie er ſie bei den Worten — ich ſterbe — gemacht.

Der junge Raſch. (als er dies erzählt, recht ergeben und ruhig.) Ein hohes Alter hat er erreicht; viel Gutes hat ihm Gott gethan; da er einmal nun hat ſterben müſſen: ſo iſt Gott nicht genug dafür zu danken, daß er ihn ſo ſanft aufgelöſet hat. Wie ſein Leben war, ſo war ſein Tod — ſtill und heiter.

Die Wittwe. Ach ja, wir ſind auch alle mit Gott zufrieden. Wir weinen nur darum noch, weil wir ihn ſo lieb hatten.

Theodor. (im Aufſtehen.) Rothe, wie wird Ihnen bei dieſem allen?

Rothe. O herrlich, mein beſter Prinz, wird mir dabei zu Muthe. So lohnen Unſchuld der Sitten, Arbeitſamkeit und Treue im Leben und im Tode, und ſo tröſten ſie ſogar unſere Hinterlaſſenen!

Theodor. (zu Raſchens Familie.) O ihr guten Seelen — bleibet ſo geſinnet; ſeid immer, wie euer Vater war, und vergeſſet ihn nie!

Die ganze Familie. Ach vergeſſen — ja vergeſſen — o wie könnten wir dich vergeſſen? (fallen alle über den Todten her.)

Theodor. (hin und her wankend.) Leute, nun bitte ich euch, höret auf . . .

Rothe. (der hinzuſpringt.) Prinz, was iſt Ihnen?

Theodor. Es iſt ſchon wieder über; mir ward ſo weh um's Herz. (legt noch einmal beide Hände dem Todten auf die Stirn.) Ich gehe mit zu deinem Grabe.

Der Prinz ging in den Hof, um friſche Luft zu ſchöpfen. Rothe folgte ihm. Nach und nach kamen auch die Bauern in den Hof Einer derſelben faſſte ſich endlich das Herz und ging an ihn hin und ſprach: Sei Er doch nur gut, lieber junger Herre; 's gibt ja noch mehr ſolche prawe Leute in unſerm Dorf.

Theodor. (zu ſich kommend.) Iſt das wahr, Freund?

Bauer. (ſehr zuverſichtlich.) Jo Herre — da is mein Gevatter Schmid, un Gevatter Schröter, un Gevatter Rieſeler — die geben den ollen ſeligen Raſch niſcht nach. Un ik (ſchlägt ſich vor die Bruſt) ik arbete och troß drei Mann.

Theodor. Das iſt brav. Glaubet ihr denn wohl, daß mir viel daran gelegen ſei, daß es hier mehr ſolche wackere Leute gebe, wie Raſch war?

Bauer. (ſeinen Gedanken nach recht witzig.) Hm! Stelle ſich doch nur nich, als wenn's nich ſo wäre, was die Stadtleute ſagen.

Jetzt verſammlete ſich die ganze Dorfgemeine zur Beerdigung im Hofe, und als man ſah, daß der Prinz ſich ſo leutſelig mit dem einen Bauer unterhielt, kamen die übrigen alle um ihn her und machten ihre Scharrfüſſe vor ihm. Da erfuhr er dann nicht nur, daß es ihnen ſchon bekannt ſei, daß ſein Vater ihn zu ihrem Herrn gemacht, ſondern daß ſie auch ein Paar Deputirte an ihn nach der Reſidenz geſchickt hätten. Für den letztern Einfall gewann er ſie alle gleich ſehr lieb und unterhielt ſich mit ihnen, bis man Anſtalt machte, den ehrlichen Raſch zur Ruhe zu bringen. Sie erzählten ihm, daß ſie alle, wie ſie hier wären, zu ihm herein gewollt hätten; daß man endlich einig geworden wäre, nur ein Paar an ihn abzuſchicken; daß man darum geloſet hätte und daß die beiden, welche das Loos getroffen, von den übrigen allen beneidet worden wären. „Und nun, ſetzte einer lachend hinzu, ſind ſie doch in den April gegangen,

gen, und wir haben Ihn eher zu ſprechen bekommen, als jene.“

Theodor. (ernſthaft.) In den April ſind ſie gewis nicht gegangen; denn wenn ſie auch mich nicht geſprochen haben: ſo haben ſie doch zuverläſſig meinen Vater geſprochen.

Eben, als die Leiche aus dem Hauſe in den Hof gebracht ward, kamen die beiden Deputirten zurück und drängten ſich an den Prinz vor. Der eine von ihnen hielt, ſobald er eintrat, den groſſen Realbogen hoch in der Hand und gab ihn Theodorn.

Theodor. (als er geleſen, heiter.) Sagt' ich's euch nicht, daß ſie meinen Vater geſprochen haben würden? Da höret einmal — (lieſet ihnen des Fürſten Worte vor.) Hebet dieſen Bogen zum ewigen Andenken eurer Geſandſchaft auf.

Die ganze Gemeine frohlockte über die Ehre, welche ihrem Dorf wiederführe. Mitten unter den Jubelnden ſtand — die Leiche.

Theodor. (als er bemerkt, daß einige anweſende alte Mütterchen einen Anſtos daran finden, daß neben einer Leiche ſo gejubelt werde.) Das ſchadet nichts, Leute, daß ihr jetzt hier ſo froh ſeid. Naſch ſteht recht dabei ſo unter uns, wie er ſtehen würde, wenn er noch lebte und dieſer Bogen auf ſeinen Hof gebracht würde. Gewis jubelte er alsdann, wie ihr.

Als der Leichenzug fortging, trat Theodor mitten in's Gefolge und zwar zwiſchen die beiden Deputirten ein. Die Bauern wußten alle nicht, wie ihnen zu Muthe ward. So etwas hatten ſie in ihrem Leben nicht gehört, daß ein Erbprinz bei einem Bauer zur Leiche gehe. Die Stille, durch welche ſich dieſer Stand bei ſeinen Gräbern vor andern auszuzeichnen pflegt, empfing dadurch noch einen hohen Grad von Feierlichkeit und Andacht mehr. Raſch ward auf dem Kirchhofe noch einmal aufgedeckt. Theodor nahm einen Levkoienſtraus von ſeinem Hut und gab ihn ſelbigen in die Hände. „Du warſt ein wackerer Mann, ſprach er dazu, und bandſt mir manchen Straus. Nimm hier den letzten von mir. Dich ſegne Gott in jener Welt noch mehr, wie er dich hier geſegnet hat.“ Das könnt ihr glauben, fuhr er darauf gegen die Gemeine fort, — wäre er nicht ſo ein wackerer Mann geweſen: ſo wäre ich nicht hinter ſeine Leiche her gegangen. Nicht darum, weil er etwa alsdann nur ein ſchlechter Bauer geweſen wäre, ſondern darum, weil ich bei keinem Schurken, und wenn er noch ſo vornehm wäre;

wäre, zur Leiche gehe. Ich habe es nicht gewuſſt, daß er todt ſei, und noch weniger, daß er heute begraben werde; aber nun freut's mich recht, daß ich heute hieher gekommen bin. Mein Vater hat ihn mahlen laſſen und ich wohne ſeiner Beerdigung bei; ſo haben wir beide euch gezeigt, daß wir ihn ſchätzten. Ahmet ihm alle nach und — ſenket ihn nun ein!

Sobald Grab und Hügel fertig waren, ließ der Prinz Männer und Weiber, jung und alt, wie ſie da waren, in einen Kreis um ſich her treten und redete ſie alſo an: „Ich ritte heute in der Abſicht hieher, um euch alle ſo zuſammenkommen zu laſſen, wie ihr hier ſtehet. Das könnt ihr mir alſo wohl glauben, daß es mich rühre, daß Raſch es eigentlich iſt, der euch hier ſo zu meiner Anrede an euch verſammlet hat, und daß ich euch bei einem Grabe ſo beiſammen finde. Wo ſchickte es ſich wohl beſſer, daß ich euch zuſammenkommen lieſſe, als hier, wo ihr endlich einmal alle beiſammenkommt? Ich bin noch ein junger Menſch; aber zuletzt geht's mir doch ſo, wie es Raſchen hier gegangen iſt. Ach wohl mir, wenn ich dann auch ſo von meiner Arbeit ruhe, wie er! Leute, wenn wir erſt ſo iegen, wie Raſch, dann iſt's einerlei, ob wir Fürſtenleute oder Bauersleute geweſen ſind.

Die Hauptſache iſt alsdann, daß wir gute Leute geweſen ſind. Nur gute Menſchen ſind in jener Welt glücklich. Darum laſſt uns alle dies ſein! Mein Beruf iſt freilich einmal gröſſer, als der eurige; aber darüber beneidet mich ja nicht; ich habe auch dadurch weit gröſſere Verantwortung auf mich, als ihr. So könnt ihr alle einmal weit eher ruhig ſterben, als ich. Indeſſen habe ich von dem wackern Raſch arbeiten gelernt, und will, wenn ich einmal Fürſt werde, ſein Bild in mein Zimmer ſtellen; damit ich, ſo oft ich ihm vorübergehe, mich frage, ob ich auch in meiner Art ſo brav bin, wie er. Mein Vater hat mich zu eurem Herrn gemacht, damit ich an euch vor ſeinen Augen in meinen jungen Jahren ſchon die Probe davon geben ſollte, wie ich es einmal mit dem ganzen Lande machen werde, wenn ich Fürſt darin bin. Mithin könnt ihr wohl in voraus hoffen, daß ihr es bei mir gut haben werdet. Was in meinen Kräften iſt und womit ich euch helfen kann, damit will ich euch helfen. Aber wenn ihr mir das auch nicht verdanktet — das wäre ſchrecklich. Ihr ſollt es mir aber blos dadurch verdanken, daß ihr recht fromme, arbeitſame, mäſſige und wirthſchaftliche Landleute ſeid. O ſo bitte ich euch herzlich auf eurem Kirchhofe und bei Raſchens Grabe, ſeid dies auch und werdet's immer mehr! Und wenn ich dann einmal lange ſchon Fürſt bin, ſollt ihr mir doch das liebſte Dorf im ganzen Lande bleiben."

Naife Rührung, wackere Gutherzigkeit und verwunderungsvolle Liebe gegen einen noch ſo jungen und ſo altklug und brav redenden Prinz drückten ſich auf allen Geſichtern aus. Es erfolgte eine Stille; worauf einer von den beiden Deputirten mit bäuerlicher Beſcheidenheit Theodorn zu wiſſen that, daß die ganze Gemeine ſich vereinigt hätte, ihn zu beſchenken.

Theodor. (betreten.) Beſchenken? — Beſchenket mich mit eurer Liebe. Alles andere gibt mir mein Vater mehr, als ich brauche.

Deputirter. Hum! Das kann ihm der Vater doch nich geben, denn es gehört unſere.

Theodor. (neugierig.) Nun, was wäre denn das, was ihr mir ſchenken wolltet?

Der Aelteſte aus dem Dorf. Herr Prinz, es iſt eine Wieſe, die wir in's gemein haben; ſie liegt dicht an ſeinem Garten da, den ihm der Vater auch geſchenkt hat. Wenn er die dazunimmt, ſo wird der Garten oben ſo breit, wie unten. Gar zu gern mögten wir Ihm die Wieſe doch zum Andenken geben.

Theodor. (gerührt.) Ja — ich nehme ſie an. Sie ſei mein, weil ihr mir ſo gern ein Andenken geben wollet; obgleich der Garten ſchon gros genug iſt. Ich ſehe, daß ihr es ſo gut damit meinet. Ich danke euch dafür und freue mich, daß ihr ſie mir an Raſchens Grabe geſchenkt habt.

Die Bauern waren insgeſamt innigſt vergnügt darüber, daß der Prinz ihr Präſent angenommen habe und wuſſten ſich nicht wenig damit. Theodor ging ſelbigen Tags noch Haus bei Haus im Dorfe herum und erwarb ſich dadurch die Liebe dieſer unverdorbenen Landleute noch mehr. Hernach ritte er nach ſeinem Landhauſe, wo er mit Rothen bis gegen Abend blieb. Er nahm den Weg dahin über die ihm geſchenkte Wieſe, wo er ſogleich den Platz bezeichnete, auf welchem ein öffentliches Denkmal der treuherzigen Freigebigkeit dieſer Bauern für Enkel und Urenkel aufgeſtellt werden ſollte.

Die erſten vierzehn Tage über lebte und webte Theodor faſt blos in der Idee ſeines Dorfs und der Beglückung ſeiner Bauern daſelbſt. Jeden Nachmittag brachte er in Theodorsdorf zu und lernte nicht nur die ſämtlichen Einwohner bis auf das kleinſte Kind, ſondern auch die ganze Beſchaffenheit der Umſtände eines jeden kennen. Zu Hauſe ward oekonomiſche Lektüre jetzt eine ſeiner Hauptbeſchäftigungen; und wenn er dann über die wichtigſten Gegenſtände der ländlichen Haushaltung mit ſeinen Bauern ſprach: ſo quollen ihnen vor allem Erſtaunen über die Wirthſchaftskenntniſſe eines jungen Menſchen, der bei Hofe doch nichts davon hörte und ſähe, die Augen oft aus dem Kopf. Täglich nahm er ein Paar ſeiner Einſaſſen in's Examen, erkundigte ſich nach dem Werth ihrer Güter und nach allem Zubehör derſelben, ging in ihrem ganzen Hauſe und Hofe umher, ließ ſich ihre Vorräthe und alle ihr Vieh zeigen, beſah ihre Aecker und ihre Wieſen, und erforſchte ihren ganzen Vermögenszuſtand. Gleich bei dem erſten legte er ein Zeugnis davon ab, daß er es ſehr gut mit ihnen meine, wenn er ſie ſo nach allem befragte. Dieſem war eben ein unentbehrliches Pferd gefallen, und der Mann war nicht im Stande, ſich gleich wieder ein anderes an deſſen Stelle zu kaufen. Theodor ſchenkte ihm ſo viel Geld, als dazu nöthig war. Das Gerücht davon bewegte bald alle übrigen Bauern zur treuherzigſten Entdeckung ihrer geſamten Lagen. Fand er irgendwo die Umſtände ſchlecht: ſo forſchte er genau nach den Urſachen davon. Entſprangen dieſe aus zu ſchweren Gaben, die auf den Gütern hafteten, ſo mäſſigte er ſelbige. Rührten ſie von unverſchuldeten Unglücksfällen her: ſo tröſtete und ſegnete er die Dulder. Lagen ſie aber in Trägheit, übler Haushaltung und offenbarer Lüderlichkeit: ſo ermahnte er dringend zur Rechtſchaffenheit und traf Anſtalten, den ſchlechten Wirth oder die böſe Wirthin zu beſſern. Rothe, wenn er dabei war und den Prinz ſo die Sprache eines geſetzten und bejahrten Mannes führen hörte, konnte zuweilen ſelbſt ſeine Verwunderung darüber nicht bergen. Er trat alsdann wohl dazu und führte den Schlechtwirthſchaftenden zu Gemüthe, daß ſie ſich doch ſchämen ſollten, daß ein ſo junger Prinz ihnen dergleichen Vorhalt thun müſſe, da ſie lange genug auf den Höfen ſchon geſeſſen hätten, um ſich dies alles ſelbſt zu ſagen und wenigſtens durch Schaden klug zu werden. Hierdurch bekamen Theodors Vorſtellungen noch mehr Eindrang. Fürſt Adolf ſtrich auf Fürbitte ſeines Sohnes alle alten Reſte dieſer Leute; und als der Prinz ihnen dies Evangelium predigte, ſchloß er mit dem Verſprechen, daß er nicht eher ruhen wollte, bis ſie insgeſamt ſchuldenfrei wären, und mit der Drohung, daß er, falls alsdann wieder jemand durch ſich ſelbſt in ſchlechte Umſtände geriethe, ſelbigen für einen Menſchen anſehen und auch ſo behandeln werde, der nicht zu beſſern ſei. Zugleich that er ihnen den Vorſchlag, daß ſie auf jede mögliche Verbeſſerung ihrer Güter ſinnen mögten; da er dann nicht ermangeln wollte, ihnen, ſo viel als in ſeinen Kräften wäre, dabei beförderlich zu ſein.

Adolf. (zu Rothen, als er dies alles vernahm.) Er macht ſich brav und ganz ſo, wie ich es wünſchte. Gott gebe ihm ſeinen Segen dazu! Jeder einzelne Kopf ſeines Dorfs, deſſen Herr er jetzt iſt, ſtellt ein ganzes Tauſend Köpfe vor, deren Herr er einſt werden wird. So zeigt er nun im Kleinen, was er einmal im Groſſen leiſten wird. So fängt er an einzelnen Menſchen an zu lernen, wie man es machen müſſe, wenn man ganze Mengen Menſchen beglücken will. Dies war meine Abſicht, als ich ihm das Dorf ſchenkte. Es iſt ſehr heilſam, daß die Praxis frühzeitig mit der Theorie verbunden werde. So wird der Unterricht weit anſchaulicher und reitzbarer, und manches Princip, wovon viel Aufhebens gemacht wird, wird bei Zeiten auf die Seite geworfen, weil es ohne Nutzen iſt. Was man auch einſt im Groſſen gut und vollkommen liefern will, muß man im Kleinen erſt verſuchen. Sind dieſe Sätze irgendwo Wahrheit, ſo ſind ſie es in der Fürſtenwiſſenſchaft, in der Wiſſenſchaft, die Völker zu beglücken. Da iſt es wahrlich nöthig, daß ein Prinz bald anfange, für andere zu ſorgen, wenn er in dieſer Fürſorge einſt ſeinen wichtigſten Beruf finden ſoll. Da muß er frühzeitig Geſchmack an der Freude, Glückliche zu machen, finden; wenn er einſt dieſe Freude allein allen andern Freuden der Welt vorziehen ſoll. Kommt er ohne dergleichen **Vorbereitung** urplötzlich zur Regierung: ſo iſt ihm hernach alles ungewohnte Arbeit und fremdes Vergnügen, wofür ſein Herz weder Wärme noch Empfänglichkeit hat.

Sobald der erſte Tag wieder kam, an welchem Theodor nicht nach ſeinem Dorfe ritt, forderte er Rothen auf, mit ihm den Regierungsrath Herzog zu beſuchen. Rothe, der ſich in ſeiner Erwartung, daß der Prinz nun nicht wieder daran denken werde, getäuſcht ſah, wollte ihm dennoch nicht entgegen ſein. Als ſie alſo Nachmittags zum Regierungsrath kamen, fanden ſie ſeine Tochter nicht zu Hauſe. Theodors erſte Frage war nach ihr. Der Vater entſchuldigte ſich darüber, daß ſie ausgegangen ſei. Theodor fragte, wohin, und machte ſchon Anſtalt, ſie herbeizuholen. Mamſell Herzog erſchien alſo nach einer halben Viertelſtunde, und ſo wie ſie der Prinz ſah, eilte er ihr entgegen. Mit einer Herzlichkeit, die man für die Folge eines vieljährigen Umgangs mit ihr gehalten haben würde, empfing er ſie. „Ich dachte, verſetzte ſie, Sie hätten es vergeſſen, daß Sie mir verſprochen, mich zu beſuchen.“ O nein, erwiederte er, ich wäre gewis gleich Tags darauf gekommen; aber mein Vater hatte mir ein Dorf geſchenkt, und da habe ich ſo viel zu thun gehabt. Die erſte Unterhaltung zwiſchen beiden erfolgte nun am Klavier und währte faſt zwei Stunden. Die Herzog ſpielte vortreflich und ſang auch überaus gut dazu. Theodor ſtand da, wie nach Eliſium gezaubert und zerſchmolz in den himmliſchen Harmonieen. Er hatte nun noch einige Vollkommenheiten mehr an ihr entdeckt und fand ihren Werth unſchätzbar. Sie erſuchte ihn, ſie am Klavier abzulöſen und begleitete ſein Spiel mit ihrem Geſang. Einige der ſanfteſten Arien, die ſie vorzüglich gut ſang, wählte ſie dazu aus, und ihr ganzer Geiſt ſchien in den Prinz einzudringen. Man ſah und hörte es jedem Druck und jeder Bebung, die er auf dem ſilbertönenden Inſtrument machte, an, daß er mit hoher Empfindung ſpielte. Der Regierungsrath und Rothe ſtanden unterdeſſen an einem Fenſter und waren in ein ernſthaftes Geſpräch tief verwickelt. Theodor ſank zuletzt an das edle Mädchen hin und umſchloß ſie mit ſeinen Armen. Bald darauf fragte er nach der ſchönen Abendlaube, und ſo ging der Weg nach dem Garten. Ihre beiden Beobachter, die von ihnen wie vergeſſen waren, folgten ihnen und trafen ſie ſchon in vollem, herzlichſten Geſpräch unter den mit vielfältigem Grün und blühenden Staudengewächſen bezogenen Bögen an. Hier währte die Unterhaltung noch länger, als am Klavier, und ward von Viertelſtunde zu Viertelſtunde vertrauter. Theodor erzählte ihr alles, was er in dieſen Tagen auf ſeinem Dorf betrieben; von der Beerdigung Raſchens an bis auf die Unterſuchung des letzten Bauerhofs. Die Herzog blickte ihm dabei unſchuldvoll unverwendet in die Augen, und reichte ihm die Hand, ſo oft er auf eine ausgeübte oder noch vorhabende gute Handlung kam. Der Abend ward immer ſchöner, und ſo lenkte ſich das Geſpräch von den Freuden der Wohlthätigkeit zu den Freuden der Natur. Von dieſen ging man zu den Reitzen über, welche das Gefühl des Schönen und Edlen überhaupt und blieb bei den noch weit höhern Reitzen ſtehen, die daſſelbe durch Simpathie zwiſchen Seele und Seele empfängt. Hier ergrif beide ein ſanfter Enthuſiasmus und machte ſie der ganzen Welt vergeſſen. Sie lehnten ſich an einander, umſchloſſen ſich, ſahen ſich ſchweigend an und klopften, Buſen an Buſen, einander ihre Empfindungen entgegen. Rothen fing das Herz an noch heftiger zu klopfen. Er eilte an ſie hin und forderte den Prinz zum Abſchiednehmen auf, weil der Fürſt nach ihnen geſchickt hatte. Theodor ſah nach ſeiner Uhr, wunderte ſich, daß es ſchon ſo hoch ſei, gab der Herzog den Abſchiedskus und verſprach, ſie nächſtens wieder zu beſuchen.

Rothe, der ſeiner Meinung nach ſchon zweckmäſſige Vorkehrungen getroffen zu haben glaubte, hielt es nicht für rathſam, vor der Hand über den ganzen Vorgang mit dem Prinz weiter zu ſprechen. Als Theodor nach einigen Tagen auf einen abermaligen Beſuch der Herzog drang, bekam er die Nachricht, daß ſie auf eine Zeitlang zu einer auswärtigen Verwandtin gereiſet ſei. Er erſchrack darüber heftig und verlangte durchaus zu wiſſen, wie der Ort heiſſe. Rothe nannte ihm eine Stadt, die dreiſſig Meilen entfernt war. Da ward er wie untröſtlich und nennte es eine Grauſamkeit, daß er ſo um ſeine erſte Freundin kommen müſſe, die er in der Welt kennen gelernt habe. Rothe tröſtete ihn damit, daß ſie nach einiger Zeit wiederkomme und daß ſie längſt ſchon einmal dieſe Reiſe, welche ihr in Zukunft ſehr vortheilhaft ſein könne, habe thun ſollen. Er beobachtete darauf den Prinz ſorgfältig, und, als er ihn ſtiller, als ſonſt, fand, fing er ſehr ernſtlich an, auf ſeine Zerſtreuung zu denken. Die Erfahrung, welche er davon gemacht, daß ſelbiger ſich auf ſeinem Dorfe vierzehn Tage lang unter Menſchen gleichſam verliehren können, leitete ihn auf die Idee, dieſes Mittel an ihm abermals, und zwar auf längere Zeit, zu verſuchen. Er äuſſerte gegen den Fürſten den ſchon längſt gehegten Wunſch des Prinzen, dieſen und jenen entfernten Ort im Lande, wo er noch nicht geweſen, zu beſuchen, und Adolf erwiederte:

„Mein Plan war eigentlich, daß dies im Herbſt geſchehen ſollte; aber Sie haben auch Recht — es iſt beſſer, daß er es noch in der geſchmückten Jahrszeit thue. Ich will, daß Theodor nicht nur einzelne fernere Gegenden, ſondern das ganze Land durchreiſe. So, wie er einſt von Akademieen kommt, ſollen Sie ſich mit ihm in das Ausland auf den Weg begeben. Alsdann iſt keine Zeit dazu, daß er ſein Vaterland ganz ſehe. Ich halte es aber für äuſſerſtunverantwortlich, daß ein junger Fürſt jenes eher thue, als dieſes; und ich denke, daß ich hierin auffal-

lend=

ſindrichtig urtheile. Erſtlich muß er ſich doch gleich betrachten wie jeder andere Sohn vom Hauſe. Welcher Sohn geht auch wohl aus ſeines Vaters Hauſe in die Fremde, ohne ſich in jenem recht umgeſehen zu haben? Wo kann aber auch wohl ein Land in der Welt ſein, das Theodors erſten Blicke ſo ganz und allumfaſſend auf ſich ziehen müſſe, als ſein Vaterland? Wie? er ſollte reiſen wollen, um ſchöne Gegenden zu ſehen, und hätte diejenigen noch nicht einmal insgeſamt beſchaut, die ſein eigenes Land ihm darbietet? Er ſollte Menſchen in der Fremde kennen lernen wollen, und kennete ſeine eigenen künftigen Unterthanen noch nicht? Er ſollte wiſſen wollen, was auswärts Sitte und Landesart wäre, und wüſſte noch nicht einmal, was zu Hauſe überall Art und Sitte iſt? Wie verkehrt wäre dies angefangen! Ginge nicht der gröſte Nutzen ſeiner Reiſen hernach dadurch verlohren? Dieſer beſteht ja darin, daß er das Auswärtige gegen das Einheimiſche halte, und das Beſſere, was er in der Fremde erfährt, hernach auf ſein Land anwendbar zu machen ſuche. Wie kann er aber jenen Vergleich anſtellen, wenn es ihm am Masſtabe dazu fehlt? Und wie viel wirklichbeſſeres muß ihm auswärts entwiſchen, wenn er glaubt, daß dies zu Hauſe ebenſo ſei, und, wenn ihn der Kontraſt zwiſchen beiden auf jenes nicht aufmerkſam macht! Ich will, daß er einſt auf ſeinen Reiſen nicht blos die Höfe ſehe, ſondern ſeine meiſte Zeit bei den Miniſtern, Staatsmännern, Kameraliſten und gemeinnützigen Gelehrten aller Art zubringe. Da muß er wahrlich mehr, als blos ſuperficielle Kenntniſſe ſeines Landes haben, wenn er in ihrem Examen eine gute Cenſur erhalten und überhaupt von ihren Umgang Nutzen ziehen will. Was hülfe es ihm, wenn er noch ſo viel ſich mit ihnen über Verbeſſerungen unterhielte, die Anſtalten und Dinge beträfen, welche hier zu Lande weder da ſind, noch bewirkt werden können? Käme er dann wieder nach Hauſe und lernte ſein Land kennen: ſo ſähe er erſt ein, worauf er während ſeiner Reiſe hätte Acht haben ſollen und würfe den gröſten Theil ſeiner auswärts erlangten Kenntniſſe als unnütz wieder auf die Seite. Selbſt auf Akademieen ſchon wird es von groſſem Nutzen für ihn ſein, wenn er die Landesgegenſtände weiß und ſtets vor Augen hat, über die er am meiſten und nie genug nachdenken, hören und fragen kann. Auch iſt mir daran gelegen, daß die ganze Nation ihren Erbprinz kennen lerne. Er ſoll einſt der Gegenſtand ihrer Liebe und Achtung ſein; — o wie ſchön iſt es,

wenn ſie ihn frühzeitig lieben und ſchätzen lernt!
Noch gelang es ihm, jedem ſeiner Mitbürger zu
gefallen, der ihn erblickte; ſo zeige er ſich auch
den übrigen und werde ihr Wohlgefallen! Mein
Volk ſoll einſt nicht fremd gegen ihn thun, ſon-
dern das höchſte Zutrauen zu ihm haben; ſo ge-
wöhne er ſie jetzt ſchon durch ſeine Beſcheiden-
eit, Leutſeligkeit und Freundlichkeit hierzu.
Dieſe trage er mit ſich hin durch das ganze Land
is an jede Grenze. Er komme eher zu ihnen,
ls ſie zu ihm, lade ſie dadurch auf die Zukunft
ſich freundſchaftlich ein und reiche ihnen ſchon
n voraus den Muth, deſſen der Unterthan ge-
en ſeinen Fürſten noch ſo ſehr bedarf. Darum
iſen Sie mit ihm je eher je lieber, wohin und
ie Sie wollen, und lehren ihn Land und Leute
nnen; doch ſo, daß meine Unterthanen nicht
e geringſte Beſchwerde davon haben.“

Der ſonſt ſo lebhafte und gern um ſich ſchau-
de Prinz konnte ſich erſt nicht zu dieſer Reiſe
Lande umher beſtimmen. Rothe mußte es
o durch den Fürſten ſelbſt durchſetzen; der ihn
n auch durch einzige Aeuſſerung, daß der
rſchlag ſein Wille ſei, dazu vermogte. Es
rd beſchloſſen, die Reiſe zu Pferde zu machen;
l man dadurch ungebundener an Landſtraſſen
h jeder auſſichtreichen Höhe hinbeugen, Wal-

dungen und Ufer beſſer benutzen und überhaupt das Ganze rundumher mit ſeinen Blicken vollkommener umfaſſen könnte. Das Gefolge beſtand aus Schmidt und einem Reutknecht, die gleichfalls zu Pferde waren und die Mantelſäcke mit ſich führten. Auf fürſtlichen Landhäuſern ward übernachtet, und wo dergleichen nicht waren, auf den Amt- und Pachthöfen; zuweilen auch in den Städten; zuweilen auch in reinlichen Bauerhäuſern. Allenthalben, wohin man kam, ward für baares Geld gelebt. Rothe führte den Prinz gleich zuförderſt queer durch das Land bis an die äuſſerſte Grenze; wo er ihn nicht nur durch unbekannte Gefilde, ſondern auch durch ganz neue Arten von Gegenſtänden zur Theilnehmung an der Welt auſſer ſich, zur Geiſtesrege und Heiterkeit allmählich wieder zurückzuſtimmen ſuchte. Hier befanden ſich an den Ufern eines groſſen ſchifbaren Fluſſes ſehr anſehnliche Waarenniederlagen, wo beſtändig von den vorüberfahrenden Schiffen aus- und eingeladen ward und eine groſſe Volksmenge aus vielerlei Nationen bei einander war. Von dergleichen Anblicken hatte Theodor noch keinen anſchaulichen Begrif; alles, was er davon wuſſte, wuſſte er nur durch Rothens Erzählung und aus Büchern. Wie in eine neue Welt verſetzt

ſetzt befand er ſich deshalb hier. Die auſſerordentliche Thätigkeit an dieſen Ufern, welche das höchſte Bild menſchlichen Fleiſſes und menſchlicher Betriebſamkeit reichte, vielerlei Arten von Arbeit und Anſtrengung menſchlicher Kräfte, wovon er noch nie Zeuge geweſen war, das groſſe Gewimmel der Menſchen durch einander, das Abſegeln der Fahrzeuge, das Ankommen anderer derſelben, die immer neuen Geſichter, die er ſah, die verſchiedenen Sprachen, die er hörte, und in denen er ſich zum Theil mit den Fremden unterhalten konnte, ſpannten ſeine Aufmerkſamkeit, zogen ihn von den vorigen Gegenſtänden ab und unterhielten ihn über alle Erwartung noch, welche Rothe ſelbſt hiervon gehabt hatte. Als man hier einige Tage verweilt hatte, ging der Ritt weiter nach dem vorzüglichſten Bergwerk im Lande. Hier kam der Prinz in eine Welt, die noch neuer für ihn war, als die vorige. Rothe ſtieg mit ihm in die Hölen der Erde und ſetzte ſeinen Geiſt in Erſtaunen. Hatte er bisher die Natur nur auf der Oberfläche der Erde gros und herrlich gefunden: ſo fand er ſie nun noch gröſſer und ſchauerlicherhabener in den Eingeweiden derſelben. Hier in ihren verborgenſten und geheimſten Werkſtäten ſtieg ſein Begrif von der Majeſtät ihres Urhebers bis zum

Grade des Unausſprechlichen hinauf. Aber auch der Menſch ward ihm hier noch ehrwürdiger, als jemals. Er wuſſte nicht, ob er an ſelbigem den Erfindungsgeiſt, oder die Unverdroſſenheit, oder den männlichen Muth am meiſten bewundern ſollte. Aus den Tiefen des Bergs ſtieg man alsdann zu ſeinem erhabenſten Gipfel empor. Hier ward Theodor, der enthuſiaſtiſche Freund der Natur, durch eine Ausſicht überraſcht, wie er ſie in ſeinem ganzen Leben noch nicht gehabt hatte. Er ſtand da, wie mit Paradiesgefühlen überſtrömt, breitete beide Arme weit aus, als wenn er die ganze Büe an ſein Herz drücken wollte, und ſprach — bei allem, was iſt, das iſt das ſchönſte, was ich ſah! O Gott, o Gott, wie ſchön iſt deine Welt! Wäre doch die liebe Herzog hier — wie ſollte ſie ſo ſelig mit mir ſein! — — Rothen ſelbſt überraſchte und füllte der trefliche Proſpekt dermaſſen, daß er von dem, was der Prinz jezt ſprach, nichts vernahm. Auf jeder Seite hatte man eine Ueberſicht von mehr, als zwölf Meilen, welche alle Mannigfaltigkeiten dem Auge darbot, womit die Natur und der menſchliche Fleis die Erde nur ſchmücken können. Groſſe und kleine Flüſſe, Städte und Dörfer, Waldungen und Plainen, Höhen und Thäler, Aecker und Wieſen,

ſen, maleriſch in einander gemiſcht — ein weites, unüberſehbares Erdengefilde, immer ſchöner und wunderſchöner, je länger man es betrachtete — — und dabei wie über alles eitle Geräuſch und über alle Leiden der Welt erhöhet — freiathmend und ganz unbeklommen, ganz ſich ausdehnend und wie im Himmel ſich verliehrend — welch ein Anblick, welch ein Stand! „Wahrlich, ſprach Rothe vor ſich, wir kriechen zu viel da unten im Thale herum — es iſt nicht recht, daß wir das thun! Hieher, hieher, auf die Berge und auf ihre Gipfel! Da vergißt man des Böſen in der Welt; da hebt ſich die Bruſt noch inniger nach Gott.“ Unterdeſſen hatte der Prinz ſeine letzten Worte wiederholt.

Rothe. (der ihn reden hört und dadurch aus ſeinen Begeiſterungen zurückkommt.) Was ſprachen Sie, Prinz?

Theodor. (ſeufzend.) Ich ſprach — ach, wäre doch die liebe Herzog hier, wie ſelig ſollte ſie mit mir ſein!

Rothe. (erſchrocken wie ein Arzt, der durch ein vermeintes Heilmittel ſeinem Patienten ein Recidif verurſacht hat.) Daran denken Sie doch jetzt nicht, mein Prinz — —

Theodor. (im Affekt.) O ja, lieber Hofrath, hier denkt ſich's eben am ſüſſeſten und herzerhebendſten an eine ſchöne Freundin. Ich habe in meinem Leben noch nicht ſo lebhaft und entzükkend an die Herzog gedacht, als hier.

Rothe. (noch verlegener.) Sie werden ſie ja wiederſehen.

Theodor. (Thränen in den Augen.) O ja, das hoffe ich auch; und dann wollen wir einmal beide hieher auf dieſen Berg.

Rothe. (den Prinz wendend.) Iſt die Ausſicht hier ſchöner, oder dort, Prinz?

Theodor. (ſich wieder umwendend.) Hier!

Rothe. (wieder heiterer.) Das iſt wacker, Prinz, dort ſehen Sie auch nur fremdes Land — hier aber liegt Ihr Vaterland, das Land, deſſen Fürſt Sie einſt werden. Nirgendshin müſſen Sie lieber ſehen, als in dies Land.

Theodor. Gewis, mein Beſter, ſprach ich aus dieſem Grundſatz; aber mir fiel auch zugleich ein, daß über dieſe Gegend hin die Stadt liege, in der jetzt die liebe Herzog iſt. Dort, dort, noch weit hinter jenem hohen Thurm und hinter den kleinen Spitzen da wohnt ſie.

Röthe. (noch verlegener und nicht gleich wiſſend, was er nun zwiſchenwenden ſolle.) Iſt's nicht wahr, Prinz, wenn ſo Natur und

Menſchen mit vereinigten Kräften arbeiten, wie in dieſen Fluren: ſo ſchaffen ſie Paradieſe?

Theodor. O lieber Rothe, ich lerne die Menſchen immer mehr ſchätzen — dort am Flus, wo ſie ſo arbeiteten — da unten in der Erde, wo ſie auch ſo arbeiteten — und hier in dieſer ganzen Ausſicht, wo alles vom menſchlichen Fleis zeuget. Aber freilich hat hier, wie allenthalben, die Natur ihnen auch recht vorgearbeitet.

Rothe. Sehen Sie nur, wie beide hier, wohin man nur blickt, gleichthätig ſind; — hier ein Berg und Weinſtöcke drauf; dort ein Flus und Schiffe darauf; da ein Wald und ein zur Wieſe umgeſchaffener Sumpf dabei; da eine ſchöne Plaine und Thurmſpitzen darauf — — —

Theodor. Ja, und — aus jedem Walde kommt die Herzog heraus, und — neben jedem Thurm ſteht die Herzog — — —

Rothe eilte jetzt, daß er mit Theodorn vom Berg herabkäme. Er wünſchte tauſendmal, daß er nicht mit ihm hinaufgeſtiegen ſein mögte. Jetzt hatte er ſich völlig davon überzeugt, daß ſchöne Ausſichten und das Bild der Herzog ein Paar feſtverknüpfte Ideen in der Seele deſſelben wären. Er führte den Prinz ſchnell an Oerter, wo nichts als menſchlicher Fleis und menſchliche Geſchicklichkeit zu ſehen war. Eine

Glashütte und ein Kupferhammer, welche ſich in der Nähe befanden, waren das erſte, was ſie ſogleich beſuchten. Der Eigenthümer des letztern, als er erfuhr, daß der Erbprinz bei ihm ſei, hatte das erſte Anliegen auf ſeiner Reiſe an ihn und bat ihn um eine Fürſprache bei ſeinem Vater. Theodor erkundigte ſich nach allen Umſtänden des Geſuchs genau, ſchrieb ſie auf und — kam bei dieſer Gelegenheit auf den Einfall, ein Reiſejournal zu halten; worüber Rothe ſehr zufrieden ward, weil er es als einen Beweis anſah, daß der Prinz wieder durch andere Gegenſtände beſchäftigt werde, welche das Bild der Herzog aus ihm verdrängten. Theodor ward mit jedem Tage wieder um ſich her ſehender, aufmerkſamer, wisbegieriger, beobachtender und thätiger. Man ritte keinem Städtchen, keinem Flecken und nicht leicht einem Dorf vorüber, ohne darin einzukehren und ſich umzuſehen. Wo etwas ſehenswerthes war, das ward in Augenſchein genommen. Kein fürſtlicher Diener an den Orten, wohin man kam, kein Beamter oder Pachter verſäumte die Gelegenheit, dem künftigen Fürſten ſich darzuſtellen. Oft ließ der Prinz die Gemeinen zuſammenrufen, um ſich ihnen zu zeigen; oft kamen ſie von ſelbſt und drängten ſich an ihn herbei. Immer war ſeine erſte Frage, wie es ihnen gehe; da er dann aus den Antworten ſeinen Vater erſt recht ſchätzen lernte, für den Preis und Segen allenthalben ertönten. War er in einer Stadt: ſo erkundigte er ſich nach dem Gewerbe der Bürger und nach den Hauptzweigen ihres Nahrungsſtandes. War er auf einem Dorfe: ſo befragte er ſich nach den Produkten, welche man daſelbſt am meiſten baue, nach Baumzucht, Viehzucht und Bienenzucht. Es war unausſprechlich, wie er allenthalben die Liebe und das Zutrauen der Unterthanen ſich erwarb. Jedes Städtchen, jedes Dorf wollte ihm eine Ehre anthun; aber er nahm auch nicht das geringſte davon an. „Wenn ihr etwas zu bitten habt, ſprach er an jedem Ort: ſo ſaget mir es nur; ich erzähle alles meinem Vater wieder.“ Da fehlte es denn auch nicht an Suppliken, welche Bürger und Bauern ihm nachbrachten, und er nahm ſie alle freudig zu ſich. Einſt, als er dieſe Troſtesworte auf einem Dorfe ſprach, trat eine eisgraue blinde Frau an ihn hin und wollte ihn doch wenigſtens anfühlen, weil ſie ihn nicht anſehen konnte.

Frau. (indem ſie ſeine Hände anfaſſt.) Ach wat dat für ſchmucke Patſchgen ſind!

Theodor. (lächelnd.) Ja freilich ſind ſie noch weich, Mutter; aber das macht, daß ſie noch nicht viel gearbeitet haben; ſie werden ſchon noch härter werden.

Frau. Ach jo nich, lieber Herre, — Fürſtenhände mütten wöch blieben . . . Au weh, au weh, wenn Fürſtenhände hart werden!

Theodor. (ernſthaft.) Das iſt auch wahr; — Mutter, wie alt ſeid ihr denn?

Frau. (mit gefaltenen Händen und weinend.) Ach — hundert Jare bin ik olt.

Theodor. (ihr die Schultern klopfend.) Nun, das iſt viel! So ſegne euch Gott!

Frau. (überlaut weinend.) Ach, dat kann der liebe Gott mich jo nich mehr.

Theodor. (religiös.) O ja, das kann er wohl noch, wenn er euch ein ſanftes Ende beſchert, und euch bis dahin euren Verſtand erhält und Brod gibt.

Frau. (herzlich.) Dat will ich och nur noch. Dat is mine enzige Bitte. Aber an Jhn, lieber Herre, hädde ich och noch ene Bidde. Wird hä denn och ſo en guder Fürſt werden, wie ſin Papa?

Theodor. (gerührt.) Jo, jo, Mutter, ik werde ebenſo —

Frau. (recht ſeelenfroh.) J hă kann ſo och plattdůtſch? Ach ſo muſſt wohl wahr ſin, wat hă da verſpricht. Gebe noch mal ſin ſchmuckes Patſchen druf! — Ach vor diſem war hier ſchlimme Zeit!

Theodor reichte ihr beide Hände und konnte ſich der Thränen nicht enthalten.

Frau. Na, hört ihr's wohl, junge Lüte? Erinnert ihn mal dran, wenn ik lange dot bin. Un denke hă recht oft dran, lieber Herre, wat hă der ollen hundertjährigen Fru verſprach.

Der Prinz ſchrieb dieſes ſeltſame Geſpräch wörtlich in ſein Tagebuch auf und konnte nicht aufhören, mit Rothen ſich über die alte blinde ehrliche Frau zu unterhalten. Rothe ergrif dieſe Gelegenheit und ſprach zu ihm: „Lernen Sie daraus immer mehr einſehen, wie viel die Nation von Ihnen erwartet. Die einzige Hofnung, der einzige Troſt derſelben ſind Sie. Die Worte des alten Mütterchens — vor dieſem war hier ſchlimme Zeit — drangen mir durch Mark und Bein. Prinz, das ging auf ihren Grosvater und Grosgrosvater, die die Alte noch gekannt und deren harte Hände ſie einſt gefühlt hatte. Das waren wahrlich nicht Blumen, ſondern Neſſeln, die auf ihre Gruſt geſtreuet wurden! Das war wahrlich nicht Weihrauchduft, den ſie ihnen räucherte, ſondern Duft eines kältenden Herbſtnebels, der die Weide vergiftet! Was hilft es ihnen nun, daß ſie dort in kupfernen Särgen im ehrwürdigen Erbbegräbnis liegen? Die Alte hat ihnen die Inſchrift darauf gefertigt — ſie machten vor dieſem hier die ſchlechte Zeit. So dachte ihnen in's Geſicht und ſo ſprach hinter ihrem Rücken bei ihrem Leben ihr ganzes Volk; ſo ruft ihnen dieſe Frau noch laut nach; und ſo wird ihnen einſt jeder Unterthan in jener Welt noch entgegenrufen. O wie weit edler und ſanfter wird einſt Ihr Vater ruhen, wenn die Innſchrift ſeines Sarges ſein wird — **Adolf, der Gutezeitmacher im Lande**, und wenn dieſe Inſchrift tief in die Herzen aller ſeiner Unterthanen, ihrer Kinder und Enkel noch eingedrückt ſein wird! Dies, mein Prinz, iſt der erhabenſte Nachruhm für einen Fürſten, **der Gutezeitmacher für ſein Volk** geweſen zu ſein; ein Nachruhm, der nach vielen Jahrhunderten ihm noch ſanft und lieblich tönt, wenn die Menſchenquäler, die Böſezeitmacher, unter den Fürſten von einer gutherzigen Nachwelt ſchon vergeſſen ſind und das Andenken der Helden und Eroberer nichts, als kaltblütiges Geräuſch mehr erweckt! O ſchlieſſen Sie ſich ja an Ihren Vater an; er ſchafte gute Zeit im Lande, ſchaffen einſt noch beſſere. Hören Sie in der treuherzigen Rede der alten Mutter die Stimme der ganzen Nation! Glauben Sie, daß jeder Ihrer Mitbürger, der patriotiſch denkt, Sie ebenſo ermuntert und ermahnet, wie dieſe, ſo oft er Sie jetzt anblickt. Es muß Ihnen doch eine unausſprechliche Freude gewähren, wenn Sie ſehen, wie Sie jetzt allenthalben, wohin wir nur kommen, ſchon ſo willkommen ſind; wie ſich die Menſchen an Sie drängen, mit ihren Blicken Sie durchſpähen und über jede liebevolle Aeuſſerung, welche Sie gegen ſie thun, ſo äuſſerſtvergnügt und getröſtet ſcheinen. Das macht — Ihr ganzer Anblick, wenn man Sie jetzt ſiehet, flößt herzliches Zutrauen ein. Ach reichen Sie ja lebenslang dieſen holden, vertrauenerweckenden Anblick! Nur Vorſchmack, kleiner anfänglicher Vorſchmack von der gänzlichen ihnigſten Anhänglichkeit und Ergebenheit Ihres Volks gegen Sie dereinſt werden alsdann die Beweiſe von Liebe, Werthſchätzung und Verehrung geweſen ſein, welche Sie jetzt auf dieſer Reiſe allenthalben einerndten! Prinz, das Schickſal hat Sie gewis zu einem der glücklichſten Fürſten beſtimmt; o werden Sie es! Aber ihre Mitwirkſamkeit iſt dabei eingewebt — ach wirken Sie aus allen Kräften dazu mit!"

Der edle Prinz hing ſchon feſt an Rothen, ehe dieſer noch aufhörte zu reden. „Die Gottheit, ſprach er, ſtärke mich! Ich will einſt, wenn ich ſterbe, in kein Erbbegräbnis; mitten unter meinen Mitbürgern will ich liegen. Meines Lebens gröſte Freude ſoll es ſein, immer unter ihnen zu wanken; ſo will ich auch unter ihnen noch ruhen. Auch mag ich weder kupfernen Sarg, noch goldene Inſchrift daran. Meine Inſkription werde die, daß die ſpäteſte Nachwelt mich noch nenne **Theodor, den Beſſerezeitenmacher!** Die Gottheit ſtärke mich!"

Die vaterländiſche Reiſe währte volle ſechs Wochen. Der Prinz ſammlete auf ſelbiger ſchon die vortreflichſten Vorkenntniſſe ſeines Volks und des Zuſtandes ihrer Glückſeligkeit. Auch entdeckte er ſchon manche noch zu bewirkende Verbeſſerung im Lande, merkte dieſe genau in ſeinem Tagebuch an und ſammlete überhaupt viel Punkte, über die er ſich von Sachkundigen überall und beſonders einſt auf ſeinen auswärtigen Reiſen unterrichten zu laſſen beſchloß. Mit den Segenswünſchen der ganzen Nation überſchüttet, kam er in die Reſidenz zurück. Er behändigte ſeinem Vater das geführte Reiſejournal, in welchem dieſer eine unerwartete angenehme Lektüre für ſich fand. Der denkende und thätige Geiſt des Prinzen und ſein vortreflicher Karakter blickten aus jeder Seite deſſelben hervor, und Adolf freute ſich ſehr, daß ſein Einfall, Theodorn jetzt ſchon eine Reiſe im ganzen Lande umher machen zu laſſen, ſo glückliche Wirkungen gehabt hatte. Die Suppliken, welche ihm der Prinz überreichte, wurden von ihm überaus gern angenommen und ſorgfältig in Erwägung gezogen. So viel in ſeinen Kräften war und ſo viel es die Umſtände verſtatteten, ward den Bittenden ihr Anſuchen wo nicht ganz, doch zum Theil gewilliget; und in den hernach deshalb ausgefertigten Reſkripten befand ſich durchgängig die Klauſel mit groſſen Buchſtaben — auf Fürſprache meines Sohnes **Theodor.** Dies machte auf die ganze Nation die ſtärkſten Eindrücke. Man erblickte in dem jungen Erbprinz nun ſchon ganz den künftigen **Vater,** der auch in ſeiner Jugend ſchon ſegne, und wünſchte durchgehends, daß er jährlich ſo eine Reiſe im Lande umher machen mögte. Theodor ſetzte nun ſeine Studien mit verdoppeltem Fleis wieder fort und keine Idee ſchien ihn weiter dabei zu zerſtreuen. Er war wieder munter und heiter und ſchien die Herzog vergeſſen zu haben. Wenigſtens ſprach er nicht mehr von ihr. Um ſo betretener ward Rothe, als er mit ihm zum erſtenmale wieder zur Einſiedelei kam, wohin der Prinz zuweilen ganz allein hingegangen war, und daſelbſt gerade gegen den Eingang über an der Wand, wo noch nichts weiter hing, die Sillhouette der Herzog fand.

Rothe. (beſtürzt.) Was iſt das? Wie kommt dieſe Silhouette hieher?

Theodor. (ganz freimüthig.) Ich habe ſie ſelbſt da aufgeſtellt.

Rothe. Wie ſind Sie zu der Silhouette gekommen?

Theodor. Die Herzog hat ſie mir gegeben, als wir da in ihrer Laube ſaſſen. Und da ich ſie jezt ſelbſt nicht ſehen kann: ſo iſt mir es doch lieb, daß ich wenigſtens ihre Silhouette habe. (geht an dieſe hin.) Nicht wahr, ſie iſt recht getroffen? Sehen Sie einmal, wie viel Gutes, Sanftes, Schönes, Liebes, Herrliches ſie im ganzen Profil hat . . .

Rothe. Das iſt gar nicht zu leugnen. (ſieht ſehr übelgelaunt aus.)

Theodor. O das war auch recht kalt, lieber Hofrath. — Und das iſt alles? O ich dachte, Sie ſollten mich noch mehr Gutes und Herrliches darin ſehen machen, als ich ſchon darin finde. (ſieht Rothen lange an.) Sie ſind doch wohl nicht böſe darüber, daß die Silhouette hier hangt?

Rothe. (der ſich zu verſtellen ſucht.) Keinesweges.

Theodor. Ach wie abgebrochen, wie kalt war das wieder! — Können Sie denn gar nicht Theil nehmen, wenn ich mich freue?

Rothe. (der den Prinz küſſt.) Ja doch, beſter Prinz!

Theodor. O wie ich mich immer ſo freue, ſo oft ich hier ein neues Portrait finde, daß Sie haben aufſtellen laſſen! Und Sie können ſich nicht freuen, da Sie die erſte Silhouette finden, welche ich hier aufgeſtellt habe? Sehen Sie — auf jener Seite ſchweben die edlen Menſchen — auf dieſer die edlen Fürſten — und hier, hier in der Mitte ſollen die edlen Mädchen ſchweben. Ich werde ſchon noch mehrere kennen lernen, ſorgen Sie nichts; und ſo, wie ich eine nach der andern kennen lerne, ſoll eine Silhouette nach der andern hier zu hangen kommen. Mein Vater hat ja auch nichts dagegen, daß ich mit guten, edlen Frauenzimmern umgehe; er ſagt vielmehr, daß dies ſehr nützlich für mich werden könne, wenn ich nur rechtſchaffen und brav dabei bleibe. Und dafür ſorgen Sie doch ja nicht — ich bitte Sie. Sobald ich das Fräulein wieder ſpreche — ſie wird nun wohl ſchon Hochzeit gehabt haben — ſoll ſie mir auch ihre Silhouette geben.

Rothe hatte jetzt den Prinz genau beobachtet. Er fand ihn ruhiger bei ſeinem Geſpräch über die ſchöne Herzog und fing an, ſich ſelbſt zu überreden, daß ſeine Beſorgniſſe wohl zu übertrieben geweſen ſein mögten. Bald darauf verbreitete ſich das Gerücht, daß die Herzog da, wo ſie ſich aufgehalten, geheurathet hätte.

Theodor. (als er dies auch hört, ſchnell zu Rothen kommend.) Ach, wiſſen Sie etwas Neues — die liebe Herzog ſoll geheurathet haben.

Rothe. (als wenn er von nichts wiſſe.) Das iſt wohl möglich —

Theodor. (wie ängſtlich.) Wenn ſie nur einen braven Mann bekommen hat!

Rothe. Daran zweifeln Sie nicht; ihre Familie würde die Heurath ſonſt wohl nicht zugegeben haben.

Theodor. (wie beruhigt.) I nun, ſo habe ich doch ihre Silhouette, wenn ich ſie nicht habe.

Rothe ward ſeelenfroh und hatte noch ſelbigen Tages eine lange geheime Unterredung mit dem Regierungsrath Herzog.

Bald nachher ging die Jagd im Lande auf. Dem Prinz geſchah oft von den Chefs der Jägerei der Antrag, ob er dies Vergnügen nicht auch genieſſen wollte. Er bezeigte dazu zwar keinen ſonderlichen Hang, ſchien aber auch nicht abgeneigt, dann und wann die kleinen Feld- und Buſchſtreifereien mitzumachen. Rothe hatte darüber eine Unterredung mit dem Fürſten, der unter andern ſich alſo erklärte:

„Dawider habe ich gar nichts, daß Theodor Wildpret erlegen lerne. Wir glauben ja wenigſtens nun einmal, daß es für uns da ſei; und wenn wir auch den Beweis dafür nur aus unſern Zähnen hernehmen ſollten. Wenn aber der Prinz Rebhüner, Haſen- und Rehbraten iſſet, ſo ſehe ich nicht ein, warum er nicht Hühner, Haſen und Rehböcke auch ſchieſſen ſollte. Schande kann es ihm auch nicht ſein; denn da die Jagd einmal zu den Gerechtſamen der Fürſten gehört: ſo finden wir auch, daß ſie von jeher ſelbige unter ihre Herbſtvergnügungen gerechnet haben. Ich bin in jüngern Jahren, da ich noch gut marſchiren konnte, wenn die Jagd offen war, auch mit zu Felde gezogen. Ein Fürſt iſt ſo gut Menſch, wie andere, und bedarf auch zuweilen einer Zerſtreuung und Erholung. Dieſe findet er hier beſſer, als am Spieltiſch. Die ſtarke Bewegung, welche mit der Jagd verbunden iſt, die freie, offene Natur, in der ſie gehalten wird, die Kenntniſſe der Felder, Waldungen und auch wohl der Unterthanen, welche er unterwegs einſammelt, machen dies Vergnügen zu einem anmuthigen und auch nicht ganz unnützen Vergnügen für ihn. Im Ernſt, Rothe, ich glaube, die Jagd gehöre unter die männlichern Vergnügungen. Sie ſtärkt die körperlichen Kräfte und übt den Muth. Das Todtmachen als Todtmachen meine ich freilich nicht; aber das Thier, das gegeſſen werden ſoll; muß doch erſt ſterben, ehe es gegeſſen werden kann. Es erlegen im Lauf oder im Flug erweckt ein gewiſſes lebhaftes Gefühl vom menſchlichen Uebergewicht über die übrige thieriſche Schöpfung. Iſt es vollends ein Raubthier: ſo werden durch die Jagd auf daſſelbe andere nützlichere Thierarten geſichert und dem Menſchen aufgeſpart. Theodor iſt nun auch alt und groß genug, daß er mit Gewehr umgehen könne, ohne ſich Schaden zu thun. Alſo gehen Sie immerhin zuweilen mit ihm auf die Jagd. Nur gewöhnen Sie ihn recht daran, vorſichtig zu ſein. Erinnern Sie ihn oft an den unglücklichen Ritt; bei ſeiner Lebhaftigkeit hat er zwieſache Urſache, ſolche Erinnerungen zu bekommen. Er kann gottlob gut ſehen; alſo machen Sie es ihm zur

Pflicht, von ſeinen Augen auch Gebrauch zu machen, und niemals auf einen Gegenſtand zu halten, der der Entfernung, oder der Dämmerung oder dazwiſchenbefindlicher Hinderniſſe wegen nicht genau von ihm erkannt werden kann. Ein Fürſt hat ſich ebenſo ein ewiges Gewiſſen daraus zu machen, als ein Förſter, wenn der getroffene Gegenſtand fällt, und er hernach, ſtatt ein erlegtes **Wild** aufzuheben, einen erlegten **Menſchen** findet, oder wenn er auch nur denſelben verſtümmelt, verkrüppelt oder elend gemacht hat. Auch iſt's beſſer, daß ihm mancher Haſe entwiſche — es gibt ja mehr **Haſen** — als, daß er ſchußgierig, wild und blind um ſich er feuere und ſeine Geſellſchafter oder Vor- bergehende verletze. Machen Sie ihm dieſe Vorſichtigkeit beſonders auf dem **Anſtande** und eim **Treiben** wichtig, wobei ſchon ſo unzäh- chviel Unglück geſchehen iſt. Auch ſich ſelbſt iſt ſie dabei ſchuldig. Die Nation muß zittern, enn ſie hört, daß ihrem Fürſten oder Erbprinz rum, weil er beim Treiben auſſer der Ordnung mherlief, die **Schrotkörner um den Kopf** eflogen ſind; oder daß ihm darum, weil er m Anſtande ging, **eine Kugel durch den** t gefahren ſei. Und dann — Rothe, ſorgen e hauptſächlich, daß das Jagdvergnügen ihm nicht Leidenſchaft werde. So ſehr ich's ihm gönnen will, daß er zuweilen ſich mit der Jagd zerſtreue und ergötze: ſo würde ich's ihm doch nimmermehr verzeihen, wenn er paſſionirter Jäger würde. Ich weiß, wie weit dies gehen könne und was es für Folgen habe. Dazu hat nun aber erſtlich ein Fürſt gar nicht die Zeit. Solche Männer, die die Jagd wie Beruf betreiben, heiſſen Jäger und Förſter. Dieſe hat der Fürſt und die Nation gibt ihm Geld dazu, ſie ſich zu halten; keineswegs aber will ſie in ihm den erſten Jäger oder Schützen im Lande erblicken; ebenſowenig als den erſten Reuter. Jene haben weiter nichts zu thun; er aber hat die gröſſeſten und wichtigſten Geſchäfte im ganzen Staat. Dieſe ſind ſein Beruf; wie kann er ihn erfüllen, wenn er die Jagd wie ſeinen Beruf betreibt? Wenn er denn zu ganzen Monaten ſich auf der Hirſchjagd oder auf der Reiherbeitze befindet, auf ſeinen Jagdſchlöſſern übernachtet und am Tage in den Wäldern umherirrt: iſt er unterdeſſen nicht wie für ſein Volk verlohren? Oder wenn ihn die Jagd gar faſt immer beſchäftigt und ſeinem Volke unzugänglich und gleichſam unſichtbar macht: iſt es alsdann nicht ebenſo, als lebte er ganz auſſer ſeinem Lande? Wer leitet unterdeſſen den Gang der öffentlichen

Geſchäfte? Wer ſpricht das letzte Recht? Wer hört die Klagen der Unterthanen? Derjenige wenigſtens nicht, dem es eigentlicher Beruf, dem es Endzweck ſeiner Würde und ſeines Daſeins iſt, es zu thun! Geht denn das aber ſo an, daß man ſeinen Beruf an andere abtreten könne, wenn ein Dritter dabei in Gefahr geräth, und wenn dies gegen das Paktum iſt, welches man ſtillſchweigends mit ihm eingegangen iſt? Oder iſt es etwa ſo weit gekommen, daß nur die Nation, wenn ſie in ſolchen Fällen den dritten Mann vorſtellt, nicht reden darf? Nun, ſo wird ſie doch ſeufzen dürfen! O Rothe, Rothe, daß doch die Volksſeufzer allen meinesgleichen erſt recht heilig und ſchauernd würden! So würden die Gerechtſame der Menſchheit nirgends mehr ſo verkannt und ſo mit Füſſen getreten werden; und ſo würden die erſten unter allen Kontrakten und Verträgen — die Kontrakte zwiſchen Fürſten und Völkern — auch allenthalben die unverletzlichſten ſein. — Wir ſind auch beide darüber einig, Rothe, daß das, was ein Menſch wie ſeinen Beruf treibt, auf ſeinen Karakter Einflüſſe habe und ihn bilden helfe. Man ſieht es ja an ganzen Nationen. Wie auffallend unterſcheidet ſich ein Volk, das von der Jagd lebt, von einem an-

andern, das vom Handel oder Ackerbau lebt. Und ebenſo iſt es mit einzelnen Menſchen. Dadurch will ich keineswegs irgend einen Stand oder Beruf des Lebens herabſetzen; — wir bedürfen ihrer aller; aber das iſt denn doch ausgemacht, daß z. E. der Jäger ſich nicht in's Komtoir, und der Soldat ſich nicht an den Pflug ſchicke. Jeder Beruf macht ſeinen eigenen Karakter. Eine ganze Menge von Umſtänden und Handlungen die mit jenem verbunden ſind, geringſcheinende Kleinigkeiten dabei, die aber oft wiederholt werden, bilden dieſen allmählich. Nun iſt aber der Karakter eines Regenten von dem Karakter eines Jägers unausſprechlich unterſchieden. Dieſer iſt offenbar ein heftiger Karakter; jener ein ſanfter. Ich begreife nicht, wie beide wohl zu vereinigen ſein mögten. Manche Qualität, die an dem Jäger Erfordernis iſt, iſt an dem Fürſten — Fehler. Im Karakter des Fürſten liegen Stätigkeit, Geiſtesanſtrengung, Ueberlegungsſtille, ſorgfältiges Prüfen und Wiederprüfen gefaſſter Anſchläge, ehe man zu ihrer Ausführung ſchreitet, öffentliche Langſamkeit bei wichtigen Veranſtaltungen und ein hoher Grad von Uebung im anhaltenden Nachdenken über Gegenſtände, die blos Gegenſtände der reinen Vernunft oder des fühlenden Herzens ſind.

Wie iſt es möglich, daß man ſich dieſe Eigenſchaften auf der Jagd erwerben könne, bei der man ſchlechterdings manches ſanftere Gefühl verleugnen muß, die eigentlich Zerſtreuung und Entfernung von Meditation ſein ſoll, und bei der nicht das Nachdenken, ſondern Zufall größtentheils das Glück, und Unſtätigkeit, Raſchheit, Kühnheit und die Fertigkeit, vom ſchnellen Entſchlus urplötzlich zur ſchnellſten That überzuſpringen, den Mann macht? Auch ſind die Gegenſtände des Jägers und des Fürſten zu ſehr verſchieden. Jene ſind **Wildpret**, dieſe **Menſchen**. Auf der Jagd beſchäftigt man ſich mit Verderbung und Tödtung; auf dem Fürſtenſtuhle aber mit Erhaltung, Beglückung und Segnung. Ja, meinen Gedanken nach iſt es nicht einmal rathſam, daß ein Fürſt gegen irgend eine Art von Leben, es ſei, welche es wolle, allzugleichgültig werde, oder irgend eine Art von Blut, was für eine es auch ſei, mit Wohlgefallen vergoſſen werden ſehe; denn — **Leben und Blut** ſind allenthalben zu ſehr in ſeiner Gewalt, als daß nicht jede wirkliche Unempfindlichkeit gegen ſelbige an ihm ſchauererregend werden ſollte. Doch dies alles, lieber Rothe, iſt nur dagegen geſagt, daß ein Fürſt paſſionirter Jäger werde. Manches Vergnügen kann ein Fürſt täglich genieſſen, ohne daß ſein Karakter dadurch in Gefahr gerathe; andere aber darf er nur zuweilen genieſſen, wenn dies nicht geſchehen ſoll, und — unter dieſe gehört das Jagen. — — Wenn die Jagdluſt bei einem Fürſten zur Leidenſchaft wird: ſo verurſacht ſie auch oft ebenſo groſſen und ebenſo unnützen Aufwand, als irgend eine andere ſeiner Leidenſchaften. Ich habe Regenten gekannt, die auf Rüſtkammern und Hundeſtälle ſoviel aufgehen lieſſen, wie andere auf ihre Keller, Reutbahnen und Harems. Ich habe Jagdfeten beigewohnt, die mehr koſteten, als die glänzendſten Hoffeten. — Dann und wann eine Feſtlichkeit im Walde — dagegen habe ich ſo wenig etwas, als gegen eine Feſtlichkeit im Schloſsſaal dann und wann. Leidenſchaft aber begnügt ſich nicht an dann und wann. Sie begehrt oft wiederholte Genüſſe, und — ſo wirkt ſie Verſchwendung. Da iſt's dann aber einerlei, ob ein Fürſt ſo oder ſo verſchwende. Ein Fürſt ſoll gar nicht verſchwenden. Hat denn z. E. ein Volk davon Troſt, daß ſein Fürſt auf der einen Seite keine unnütze Menſchen hält, wenn er dafür auf der andern deſtomehr noch unnützere Hunde hält? Hat es davon Troſt, daß man bei Hofe ſehr oekonomiſch dinirt und ſoupire, wenn dafür im Waldlager hernach ſchwelgeriſcher Aufwand iſt? Das Volk iſt's, welches über lang oder kurz die Verſchwendung ſeines Fürſten bezahlen muß; mithin hat es Urſache zu ſeufzen, es erblicke ihn in dieſer Verſchwendergeſtalt, oder in jener. Ob es die Laſten, welche es hernach zu tragen hat, der Goldmacher wegen, oder der Taſchenſpieler wegen, oder der Kaſtraten wegen, oder der Maitreſſen wegen, oder der Waldhörner wegen zu tragen habe, gilt ihm gleich; genug — es ſind Laſten und Laſten, die es nicht tragen ſollte. — — Und dann noch zuletzt einen überaus wichtigen Gedanken über dieſen Gegenſtand. Man hat bemerkt, daß in der Maſſe, in welcher Hirſche und Schweine in den Augen eines Fürſten am Werth ſteigen, die Bauern am Werth fallen. Es geht dies ſehr natürlich zu. Hirſche und Schweine ſtehen in den Waldungen, und die Bauern grenzen mit ihren Aeckern und Wieſen an die Waldungen. Folglich iſt die Kolliſion zwiſchen beiden unaufhörlich. Gegen beide zugleich kann ein Fürſt ſchlechterdings nicht billig und gütig ſein. Schont er die Bauern, wie es ſein müßte: ſo kann er Hirſche und Schweine nicht ſchonen. Dieſe ſchont er aber, ſobald er jagdleidenſchaftlich iſt. Wenn er nicht immer ganze Heerden derſelben bei einander hätte, wie könnte er denn, ſo wie es ihm heute einfällt, morgen eine recht illüſtre Jagd anſtellen? Nun iſt aber jede Schonung, die er ſeinen Hirſchen und Schweinen angedeihen läſſt, ein Druck, den er gegen ſeine Bauern ausübt. Wo die Hirſche das Getraide abfreſſen, kann der Bauer hernach keine Erndte halten, und wo die Schweine die Saat umwühlen, auch nicht. Was würde der Fürſt dazu ſagen, wenn der Bauer ſein eigenes Vieh, ſeine Pferde, Ochſen, Schafe und Schweine auf die Aecker triebe und ſie das Getraide auf dem Stiele abfreſſen lieſſe, wie ſie wollten? Würde er nicht ſchon blos darum dieſer Raſerei Einhalt thun, weil er ſonſt befürchten müſſte, daß ihm der Bauer hernach weder Pächte, noch Gaben werde abtragen können? Und ſeine Schweine, ſein Vieh ſoll dem armen Bauer die Erndte verderben dürfen, und der Bauer ſoll hernach doch Pächte und Gaben entrichten müſſen? Die Pferde vom benachbarten Dorfe darf der Bauer pfänden, wenn er ſie auf ſeinen Haferbreiten findet; aber die Hirſche ſoll er da äſen laſſen, wie ſie wollen? Der Hirt wird geſtraft, wenn er in der Nacht ein Kleefeld abhütet, und der

Förſter ſoll Recht daran thun, wenn er die Bauern darüber mißhandelt, daß ſie dem ohne Hirten herumirrenden und verwüſtenden Wildpret ſich mit allem ihren menſchlichen Uebergewicht entgegenſetzen? O das iſt oft eine Plage, welche der arme Landmann unter ſeine härteſten zählt, wenn das Wild ſich übermäſſig vermehrt und bei ſeinem Herrn mehr Huld und Schuz findet, als er. Bedient er ſich ſeiner menſchlichen Gerechtſame und ſtreckt den privilegirten Getraideverwüſter, wenn er aus dem Dickigt hervorbricht, zu Boden: ſo kommt er auf den Bau, und wenn er auch nicht auf eine Keule deſſelben weiter Anſpruch machen will. Alſo muß er vor ſeinen Augen ſeine Erndte ihm geraubt werden ſehen; denn was hilft ihm all ſein Wehren und Kehren? Erſtlich, welche Verſäumnis für ihn und welche harte Zumuthung, daß er Tag und Nacht auf ſeinen Feldern liegen, und vor Thieren, die blos einer Leidenſchaft ſeines Fürſten wegen in ſo zahlreicher Menge da ſind, die Früchte ſeines ſauern Schweiſſes und die Segen des Himmels bewachen ſoll? Die Räuber werden aber auch bald des Anblicks der Menſchen, die ihnen weiter nichts thun dürfen, als daß ſie ſie in die Flucht jagen, gewohnt, werden dreuſt, brechen, ſo wie ſie an dem einen Ort vertrieben ſind, am andern wieder ein, und täuſchen und ermüden endlich die Wachſamkeit ganzer Gemeinen. Welch Rothe, überhäuftes Wild und Bauern können nicht bei einander beſtehen. Sobald aber Menſchen und Thiere in Kolliſion kommen, müſſen dieſe den Kürzern ziehen. Dies iſt das Privilegium, welches Gott den Menſchen gegeben hat — wie kann ein Fürſt glauben, daß er ein entgegengeſetztes zu Gunſten der Thiere ausfertigen dürfe? Wenigſtens kann dies nie ſo rechtskräftig werden, als jenes.“

Hier kam der Prinz ſelbſt von ohngefähr zur Unterredung. Adolf wiederholte auf der Stelle das wichtigſte von dem, was er gegen Rothen geſprochen, und fuhr fort:

„David ſang einmal auf der Githith — Alles haſt du unter ſeine Füſſe gethan; Schafe und Ochſen allzumal, dazu auch die wilden Thiere. Das hat mir vor den Ohren geklungen von dem erſten Tage meiner Regierung an, und es war mir immer dabei zu Muthe, als wenn meine Bauern es wären, die ſo ſängen, und als wenn ich die Githith dazu ſpielte. Der Verfaſſer des Briefs an die Hebräer deutet dieſe Worte auf den Meſſias. Mein Deutungsargument ſind die vorhergehenden Worte des David — Was iſt der Menſch, daß du ſein ſo gedenkeſt, und das Menſchenkind, daß du dich ſein ſo annimmſt? Der Bauer, ſchlieſſe ich nun, iſt ebenſo Menſch und ebenſo Menſchenkind, wie die Fürſten; folglich hat Gott die wilden Thiere auch unter ſeine Füſſe, und nicht ihn unter ihre Füſſe gethan . . . Geht man auf den Urſprung der Jagd zurück: ſo war er offenbar der, daß ſich die Menſchen vor den Thieren in Sicherheit zu ſetzen ſuchten. Nun kam es darauf an, ob ſie dies könnten. Sie konnten es aber wirklich; nicht durch ihre Ueberlegenheit an körperlichen Kräften, nicht durch die ſtarke Fauſt oder durch ſchnelle Füſſe, ſondern durch ihre Vernunft. Sie erſonnen die Schleuder, den Bogen, die Kugelbüchſe, und — nun war auch das Gewild unter ihre Füſſe gethan. Gott und die Natur haben alſo allen Menſchen, auch den Bauern, durch die Vernunft die Gerechtſame gegeben, ſich vor den Thieren in Sicherheit zu ſetzen. Dieſe ſind unverletzlich. Ein Fürſt kann ſie ſeinen Unterthanen ſo wenig nehmen, als er ihnen die Vernunft nehmen kann. In einzelnen Fällen urgiren die Fürſten ja auch ſelbſt noch dies Argument. Wenn z. E. ein Wolf ſich in unſern Gegenden blicken läßt: ſo werden alle

Bauern gegen ihn aufgeboten. — Sollte aber der Bauer nur das Recht haben, ſich gegen diejenigen wilden Thiere zu wehren, vor welchen ſeine Rinder und ſeine Schafe in Unſicherheit ſind? Sind ihm ſeine Erndten nicht ebenſo wichtig, als ſeine Heerden? Iſt es genug, daß der Wolf nur ſeine Rinder nicht zerreiſſen ſoll, oder muß er nicht auch ſeine unzerriſſenen Kinder in Brod ſattmachen und kummerlos erziehen können? — Der Bauer muß alſo das Thier, welches ihm ſein Getraide wegfriſſt oder verdirbt, ebenſo behandeln dürfen, wie ein anderes, das ihm ſeine Schafe und Rinder friſſt. Sobald Wild, das ihm auf irgend eine Art ſchädlich iſt, überhand nimmt, müſſen die Jäger unermüdet zu Buſch und zu Felde ziehen; und können dieſe es nicht zwingen: ſo tritt jeder Bauer von Natur- und Rechtswegen in ſeine uralten Menſchengerechtſame ein und — macht den Jäger. Iſt's nicht genug, daß er es blos erlegen und nicht auch genieſſen dürfe? Behalten wir Fürſten nicht noch immer den wichtigſten Theil des Davidiſchen Menſchentextes für uns? Muß ſich der Bauer nicht blos an der buchſtäblichen Erklärung deſſelben begnügen? — Ja, ſo iſt's, Rothe; wenn er auch die wilden Thiere unter ſeine Füſſe thun darf: ſo darf er ja weder ihre Haut in ſeinen Beutel, noch ihr Fleiſch in ſeinen Magen thun. Nun wahrhaftig, beſſer könnte denn doch jener Text für uns nicht erklärt werden! Der Meſſias ſchieſſt weder Wildpret, noch macht er ſich ihr Fleiſch oder Fell zu nutze; ſo mögen die Bauern allewohl ſchieſſen — iſt doch Fell und Fleiſch unſer! So ſind alſo die Meſſiasvorrechte unter uns Fürſten und Bauern ſehr zu unſern Gunſten vertheilt . . . Das ſage ich dir, Theodor, viel glückliche Hirſche und Eber wirſt du einſt, wenn du zur Regierung gelangſt, im Lande nicht finden; aber — deſto mehr glückliche Bauern. Dieſer kannſt du nie genug haben; jener aber bedarfſt du nicht mehr, als zum Jagdvergnügen und zur Konſumtion. Und ſo viel ſind in meinen Wäldern noch da; mehr aber auch gewis nicht. Ich habe dieſe unnützen Getraidediebe, Feld- und Wieſenverheerer tapfer laſſen in die Flucht treiben. Das war ein Klagen und ein Seufzen, wie ich das Regiment bekam, das ſeines gleichen nicht hatte. Die Förſter beſtanden darauf, daß ſich die Bauern ungerechter Weiſe ſo beſchwerten und daß nur wenig Wild im Lande ſei. Da machte ich mich ſelbſt auf den Weg, die Sache zu unterſuchen, und fand, daß die Bauern Recht hatten. Zu dreiſſig, zu ſechzig ſah ich die Hirſche des Abends aus den Waldungen hervortreten und da erndten, wo der fleiſſige Landmann geſäet hatte. Da gab ich allgemeine Erlaubnis, daß jeder Bauer Wildpret, das er auf ſeinem Felde anträfe und das ihm Schaden thäte, ſchieſſen dürfte und einliefern ſollte. Von der Zeit an hörte dieſe Art von Bauernklagen auf. Vorher war das Wild geſchont worden; nun ſahen ſich die Bauern geſchont; das war menſchlicher. Ich legte darauf den groſſen Thiergarten an; dabei haben ſie mir geholfen und helfen noch, ſo oft ich ſie und ſo viel ich ihrer verlange; denn ſie betrachten ihn als recht ausdrücklich zu ihrem Beſten angelegt. In ſelbigem iſt immer Wild genug; alles übrige iſt vogelfrei. Hierbei ſoll es nun auch nach meinem Tode bleiben; das befehle ich dir recht ausdrücklich, Theodor."

Der natürlichgute Prinz konnte kaum begreifen, wie ſein Vater es für nöthig gefunden, über einen Gegenſtand, der ſich gleichſam ſelbſt beſtimme und entſcheide, mit ihm ſich ſo weitläufig zu unterhalten. Er erwiederte auf der Stelle: „O beſter Vater, Menſchenintereſſe und Fleiſch- und Schweineintereſſe — was für ein unausſprechlicher Abſtand zwiſchen beiden! Wenn beide zuſammentreffen, es mag ſein, wo es will: ſo müſſen die Thiere den Menſchen nachſtehen. Ich kenne zwar das Vergnügen der Jagd noch nicht, um über den Werth deſſelben zu urtheilen; aber das ſtelle ich mir doch gleich im voraus vor, daß das Herumirren in Feld und Wald dabei das Beſte ſei. Das Todtmachen der Thiere kann ja eben an ſich keine ſo angenehme Sache ſein. Es iſt zwar wahr, der Haſe muß erſt geſchoſſen werden, ehe ich ihn eſſen kann; aber ich eſſe ja auch Kalbesbraten und Gänſebraten; muß ich denn deswegen auch Kälber und Gänſe ſchlachten lernen?“

Von nun an ging Theodor zuweilen mit auf die Jagd, und Rothe begleitete ihn. Anfangs fehlte er alles, wornach er ſchoß, und lachte herzlich darüber. Habe ich doch darauf gehalten, ſprach er denn wohl; ſo muß ich mir vorſtellen, als hätte ich's getroffen und als läge es da. Der erſte Treffer, welcher ihm gelang, traf einen Haſen. Der Prinz ſchoß ihn blos lahm. Als er dies bemerkte und hernach ſah, wie ſelbiger noch eine Zeitlang bei den Hunden auf die Hetze und dann auf die Folter gerieth, ehe einer von ihnen ihn brachte, warf er die Flinte weg und wollte nicht wieder ſchieſſen. Einer von den Jägern erblickte einen andern Haſen im Lager, gab ihm ſchnell ſein Gewehr und machte ihm wieder Muth. Der Prinz feuerte und erlegte das Thier auf der Stelle. Nach und nach lernte er ſchieſſen und — ſah es lieber, wenn er traf, als wenn er nicht traf; aber ein ſehr groſſes Vergnügen ward ihm die Jagd nie, ſondern er fand ſeiner Meinung nach ſein Vorausurtheil durch die Erfahrung beſtätigt, daß das Umherirren in Feld und Wald und der Genus mancher ſchönen Ausſicht und manches ſchönen Schattenſitzes das Angenehmſte dabei ſei. Fürſt Adolf war überaus hiemit zufrieden und weiſſagte ſeinen Bauern nun noch um ſo gewiſſer glückliche Zukünfte. „Ich habe es Ihnen vorhergeſagt, ſprach er zu Rothen, daß der Prinz nicht ſehr für die Jagd ſein werde. Es freut mich, wenn ſolche meiner Ahndungen eintreffen. Sein Gefühl iſt ſchon zu ausgebildet und zu verfeinert. Hätten wir ihn aber vor ſechs Jahren laſſen mit zu Buſche ziehen: ſo könnte es vielleicht anders abgelaufen ſein. Darum gibt es gewiſſe Vergnügungen, welche ein Prinz nicht eher genieſſen muß, bis ſein moraliſches Gefühl und ſein Geſchmack gebildet und feſt ſind.“

Es ereignete ſich, daß in einem der nächſten Fürſtenthümer eine Parforcejagd gehalten ward.

Adolf und Theodor wurden dazu eingeladen. Rothe glaubte nichts weniger, als daß der Fürſt die Einladung annehmen werde. „Ja, verſetzte dieſer aber, wir wollen hin; alle drei wollen wir hin. Theodor ſoll alles ſehen. Zuvor aber will ich mit ihm davon in ihrer Gegenwart ſprechen und ihn ſo ſtimmen, daß der Anblick der Parforcejagd ſelbſt hernach meinem Geſpräch den ſtärkſten Nachdruck geben ſolle.“

Adolf. (zu Theodorn.) Mein Sohn, Herr Nachbar **Erich** hat uns zur Parforcejagd auf übermorgen eingeladen. Da ſollſt du ſehen, wie einige Hirſche, die man ſchon weiß, wo ſie ſtehen, und die man mit dem erſten Büchſenſchuß erlegen könnte, erſt halbe Tage lang durch Felder, Büſche, Sümpfe und Flüſſe herumgejagt, gotteserbärmlich gequält und bei lebendigem Leibe gekocht werden, um während ihrer Quaal eine Augenweide für **Menſchen**, für Fürſten und Unterthanen, und nach ihrer Quaal ein öffentlicher **Schmaus** für Hunde zu ſein.

Theodor. (unwillig.) O allerliebſter Vater, das mag ich nicht ſehen. Ich habe ohne, daß ich's verſtand, einmal einen Haſen ſo auf eine halbe Viertelſtunde Quaal gemacht — es geht mir noch durch die Seele, wenn ich daran denke, wie das ausſah. Und das ſollte ich an einem noch gröſſern Thiere einen halben Tag lang ſehen? o pfui — nein, ich kann's, ich mag's nicht ſehen.

Adolf. Ja mein Sohn, du muſſt es ſehen, um dir einen deutlichen Begrif davon machen zu lernen. Gewis wirſt du kein Vergnügen daran finden, das traue ich dir zu: aber der Anblick ſelbſt wird noch weit ſtärkere Eindrücke auf dich machen, als alles, was ich dir jetzt darüber und dawider ſagen will. Und hierum iſt es mir eben zu thun. (hier beſchrieb der Fürſt Theodorn die ganze Parforceſeligkeit von Anfang bis zu Ende und fuhr alsdann fort.) Nun frage dich einmal, wie es möglich iſt, daß ein Fürſt hieran Vergnügen finden könne; ein Menſch, der viel tauſend andere Menſchen an Herzensgüte, an liebevollen und wohlthätigen Geſinnungen, an Barmherzigkeit und Groſmuth übertreffen ſoll... Theodor, ſieh, wir Menſchen tödten die Thiere; wir erwürgen, erſchlagen, erſtechen, erſchieſſen ſie. Unſer ganzes Argument, das wir dazu aufführen können, iſt — das Recht des Stärkern. Aus dieſem Grunde hälten wir uns für berechtigt, ſie auf die Seite zu räumen, um uns entweder vor ihnen, wenn ſie uns ſchädlich ſind, in Sicherheit zu ſetzen, oder um uns mit ihrem Fleiſch zu ſättigen und mit ihrem Fell zu kleiden! **Müſſen wir nicht hieran genug haben?** Müſſen wir nicht damit zufrieden ſein, daß ſie nicht uns erwürgen, erſchlagen, erſtechen und erſchieſſen, ſondern wir ſie? — Sie ſcheinen alſo da zu ſein, um im Nothfall für uns zu ſterben; aber wie in aller Welt wollen wir den Beweis darüber führen, daß es uns auch erlaubt ſei, *ſie vorher noch zu quälen*, ehe ſie für uns ſterben, und ſie ſolchergeſtalt *zehnfach* oder *gar hundertfach zu tödten*? Das erſte, was der Habicht thut, iſt, daß er die Taube, welcher er bedarf, erdrückt, ſobald er ſie in ſeiner Gewalt hat. Das erſte, was der **Wolf** thut, iſt, daß er das Lamm, welches ſeinen Hunger ſtillen ſoll, erwürgt. So handeln unvernünftige Thiere, wenn ſie jagen, und — **Menſchen** können ein Thier, das für ſie ſterben ſoll, erſt Stunden und Tage lang quälen, ehe ſie ihm den Gnadenſtich oder Gnadenſchlag geben? **Menſchen** können die zum Zeitvertreib thun? Darum etwa, weil ſie nicht ſo, wie den Wolf, der Heißhunger plagt, um ihren Raub gleich zu verzehren? Oder darum, weil ſie auf ihrer Jagd ſicherer ſind, als er? Oder darum, weil ihnen Gott Vernunft gegeben hat, durch die ſie nun den geringſten Thieren tauſenderlei Quaalen erſinnen können? Oder gar darum, weil ihnen der Anblick des ängſtlichen Beſtrebens eines Thieres nach Rettung, ſeine künſtliche Flucht, ſein allmähliches Ermatten und all ſein übriger Jammer ein ſinnlichſchönes Vergnügen gewährt? O das iſt unter der **Menſchheit**, ja ſogar unter der **Wolfsheit** und **Habichtheit — ſich an Quaal, und wenn es auch nur ein Thier betrift, ergötzen zu können!** Mein Theodor, erbebe in deinem ganzen Leben vor jedem Menſchen, den du ſo thun ſiehſt. Solch einen Menſchen mögte ich nicht einmal zum **Nachbar** haben, geſchweige zum **Freund**. Sein Karakter muß ſchlechterdings rauh, hart und wild ſein; was hätte ich alſo alles von ihm zu fürchten, wenn ich ihm zunächſt wohnte oder gar in ſeinen Armen läge? Wäre er vollends mein **Vorgeſetzter** — o hilf Himmel! Dann könnte ich mich auch nicht gegen ihn wehren, wie das Thier, das er zu ſeinem Vergnügen quält; dann müſſte ich auch ſo mit der Flucht mich vor ihm zu retten ſuchen, wie dies; dann ſetzte er mir auch ſo ſchadenfroh nach, wie dieſem. Der Uebergang von **Thierquälerei** zu **Menſchenquälerei** iſt natürlich. Jede Leidenſchaft ſucht immer weiter vorzuſchreiten. Am allerleichteſten aber iſt dieſer ſchreckliche Uebergang bei Vorgeſetzten, bei Leuten von Anſehen und Macht. Dieſe finden, wenn ſie erſt auf Menſchenquälerei ausgehen, ihre Gegenſtände gleich vor ſich an ihren armen Untergebenen. Nun denke dir einen Fürſten, einen Menſchen, der ein ganzes Volk als ſeine Untergebenen betrachtet, wie furchtbar muß er ſein, wenn er als Thierquäler ſeinen Unterthanen bekannt iſt! Sieh, Theodor, darum rüſten ſich gleich alle meine Haare auf dem Kopf und ſtehen zu Berg, ſobald ich von einem Fürſten höre, daß er ein Freund der Parforcejagd iſt. Dieſe iſt ja nicht einmal ein menſchliches Vergnügen; ſo darf ſie noch weit weniger ein fürſtliches ſein. Freilich iſt's nur ein Hirſch, der gequält wird, und zwiſchen einem Fürſten und einem Hirſch iſt ein groſſer Abſtand; aber — wohlgemerkt, der Hirſch iſt ſich eben das in ſeiner Haut, was ſich Sr. Durchlaucht in der ihrigen ſind. Ein einziger Blick, den ein Fürſt auf der Parforcejagd gen Himmel thäte, müſſte ihn den Abſcheu fühlen laſſen, welchen Gott, der Herr Herr Zebaoth, an ſeiner unnatürlichen Beluſtigung hätte. Wehe dem Lande, deſſen Regent ein paſſionirter Jäger iſt; aber dreimal- und tauſendmal mehr wehe dem Lande, deſſen Fürſt gar ein paſſionirter **Parforcejäger** iſt! Die erſten Eigenſchaften eines Fürſten, Milde, Sanftmuth, Erbarmen ſucht es gewis an ihm vergeblich. Aufbrauſen, Jachzorn, Nachſetzen, Blutgier verweben ſich zu feſt in ſeinen Karakter, als daß er hernach bei dem Gegenſtande derſelben allemal erſt fragen ſollte, ob es ein **Hirſch** oder — ein **Menſch** ſei. Iſt die Jagd vollends fehlgeſchlagen: ſo nahe ſich ihm ſelbigen Tages ja kein Unterthan mit unangenehmen Vortrag. Der Fürſt hat das Geweih noch vor Augen, das ihm entwiſcht iſt, und ſetzt es in Gedanken dem Unterthan auf den Kopf ... Wie es den Supplikanten bei ſolchen Fürſten gehe, ſtelle ich mir ſo vor. Wer um Brod bittet, bekommt einen Stein, und wer um einen Fiſch bittet, eine Schlange. Wenn es ſo den Supplikanten gehet, wie mag es vollends den Delinquenten gehen? So ein Fürſt unterſchreibt ein Todesurtheil mit kaltem Blut. (ſich an Rothen wendend.) Rothe, ich habe eine eigene Bemerkung gemacht — die Fürſten, welche paſſionirte Parforcejäger ſind, laſſen auch **von unten auf rädern** und **mit Zangen zwicken.** Das hat ſo eine Aehnlichkeit mit der Hetze eines Thiers, ehe es erlegt wird. Hätten ſie menſchliches Gefühl: ſo könnten ſie dies unmöglich thun; allein jenes haben ſie eben auf der Parforcejagd verlohren. (zu Theodorn wieder.) Ich ſtelle mir immer die Bauern eines ſolchen Fürſten vor, wie ſie, wenn ſie ihn von fern Parforcejagen hören, zu einander unter Händeringen ſprechen — *das walte Gott! ach das walte Gott! das wird uns wieder gut gehen* … Theodor, bei deiner und bei meiner Todesſtunde, wenn du jemals im Stande wäreſt — — —

Theodor. (der ihn im gröſten Affekt unterbricht.) Allerliebſter, allerbeſter Vater, ich bitte Sie — mein ganzes Herz empört ſich dagegen. Sie machen mich ja recht niedergeſchlagen, wenn Sie denken, daß ich nicht einmal ſo gut, als ein *Habicht* und als ein *Wolf* handeln könnte.

Adolf. Und dann — du ſollſt nur einmal das unſinnige Reuten ſehen, das auf ſo einer Jagd getrieben wird. Das läſſt nicht anders, als wenn ſie alle mit Gewalt die Hälſe brechen wollten. Es kommt dies auch wohl davon her. Und da iſt's denn ſchön, wenn ein Fürſt ſeine eigenen Leute ſo aufopfert, oder auch nur Gelegenheit dazu gibt, daß Zuſchauer verunglücken. Sieht man ihn denn vollends ſelbſt ſo auf Leben und Tod jagen: ſo iſt's nicht anders, als wenn ſein Leben auch in unſern Augen den Werth verlöhre, welchen es in den ſeinigen verlohren zu haben ſcheint. O über die Fürſten, wie ſie ſich entehren und herabſetzen, wenn ſie gar Parforcejäger von Profeſſion werden! Das iſt eine ſchreckliche Vereinigung von Beſtimmungen, **der erſte Menſch und der erſte Parforcejäger im Lande zugleich** zu ſein. — Wenn wir nun übermorgen zum Nachbar Erich kommen, ſollſt du einmal alle die unnöthigen Leute bei einander ſehen, welche er der Parforcejagd wegen halten muß. Wenn er das Geld, welches dieſe koſten, nähme und damit ſeine nützlichen und unentbehrlichen Diener beſſer ſetzte, als ſie jetzt des unnützen Aufwands wegen ſtehen: ſo handelte er klüger und beſſer. Jene Leute haben einen recht eigenen Ton und eine gar ſonderbare Terminologie. Was **Hundeſubordination** heiſſt, wirſt du da recht kennen lernen. Der Anblick dieſer unnöthigen **Hundeheerden** wird dich noch mehr frapiren. Du kannſt glauben, daß in ihnen ein gros Kapital ſtecke. Und das ſchändlichſte iſt — **ſie werden bewirthet, wie Menſchen.** Schäme dich in Nachbar Erichs Seele, wenn du erſt auf der Jagd einige **Hunderte wohlgemäſteter Hunde und** hernach in ſeiner Reſidenz ebenſoviel Bettler ſehen wirſt, die den Fremden faſt das Kleid vom Leibe ziehen.

Theodor. (recht aufgebracht.) Beſter Vater, laſſen Sie mich zu Hauſe.

Adolf. Nein, mein Sohn, wir reiſen hin. Es ſteht bei dir, wie lange du da bleiben willſt. Aber gieb du einſt als Fürſt das **Brod, die Brühen** und all das **Eingeweide und Fleiſch**, welches Nachbar Erich **ſeinen Hunden** gibt, **deinen Armen!!!**

Der Fürſt ward darauf von einer heftigen Kolik überfallen; weßhalb er von der Parforcejagd zurückbleiben muſſte. Theodor glaubte, daß dieſer unangenehme Vorfall auch ihn aus der Sache ziehen werde; er muſſte aber auf ſeines Vaters Befehl mit Rothen die Reiſe dennoch machen. Herr Nachbar Erich empfing ihn ſehr ritterlichwacker und verſprach ihm heute ein Vergnügen, dergleichen er in ſeinem Leben noch nicht gehabt haben würde. „Ihre Pferde, ſetzte er hinzu, taugen dazu nicht, denn es wird haarſcharf geritten,“ und ließ ſeine Parforcepferde vorführen. Rothe erwiederte, daß ſein Herr ausdrücklich befohlen, daß der Prinz die

Jagd nicht zu Pferde, ſondern zu Wagen mitmachen ſolle. Hierüber entſtand ein langer Wortwechſel und Erich wiederholte wohl zehnmal, daß die Hauptſache dies ſei, daß man dem Hirſch ſtets folgen müſſe; daß man dies zu Wagen nicht könne; daß ſeine Reutpferde über Hekken, Zäune und Graben wegſetzten; daß ſie ſchwimmen könnten u. ſ. w. Als aber Rothe ſchlechterdings ſich erklärte, daß er von der Ordre nicht abgehen dürfe, ließ Fürſt Erich unmuthvoll eine Jagdchaiſe vorfahren, in welche er ſich mit ihnen einſetzte. Theodor erſchrack über die Menge Hunde, welche er vorfand. Erich unterhielt ihn lange mit ihren Nahmen, Geburtsörtern und Heldenthaten und wies ihm beſonders einige, die er, wie er ſich ausdrückte, über alles hochſchätze. „Sie ſind alle abgemahlt, ſetzte er hinzu, und Sie ſollen ſie heute, wenn wir auf's Jagdſchlos kommen, in meinem Speiſeſaal finden. Da will ich Ihnen auch noch einige unſchätzbare Thiere zeigen, die in ihrem Beruf ſtarben; worunter vorzüglich Löwenmuth und Nimmerraſt waren, denen ich öffentliche Monumente auf der Stelle, wo ſie ihren Geiſt aufgaben, ſetzen laſſen und an die ich nicht ohne Wehmuth denken kann.“ Theodor horchte bei den Worten abgemahlt —

öf=

öffentliche Monumente — und nicht ohne Wehmuth denken ſehr auf, blickte Fürſt Erich an und bemerkte, daß ihm die Thränen übers Geſicht floſſen. Er lenkte das Geſpräch auf zwei vortrefliche verſtorbene Räthe Erichs, den geheimen Rath Buſch und den Präſident Auer, die er einſt an ſeines Vaters Tafel kennen gelernt hatte. Erich ſprach ganz gleichgültig über ſie, nannte ihm ihre Nachfolger und — fand den Tranſitus von den Herren von Buſch und von Auer auf Löwenmuth und Nimmerraſt in dem Mediusterminus **treue Diener** ſehr natürlich wieder. Theodor erſchrack über den Ton, auf welchem Fürſt Erichs Seele ſtand; noch mehr aber erſchrack er über den Ton, in welchem die Damen dieſes Landes ſtehen mußten, deren eine unzählige Menge der Parforcejagd beiwohnten und unter welchen ſogar die Hofdamen, die Prinzeſſinnen und die Fürſtin ſelbſt befindlich waren. Sobald der Hirſch angenommen war, nahm das allgewaltige Reuten ſeinen Anfang. Theodor erinnerte ſich ſchaudernd an ſeinen ehemaligen Sturz und eiferte dawider gegen Erich, der herzlich dazu lachte und ſagte, daß es ſchon noch beſſer werden werde. Bald ſtürzte hier, bald da einer von den Zuſchauern; worüber der Prinz allemal zuſammenfuhr; doch gingen die Stürze noch glücklich ab. Bald waren ſie auf Plainen, bald im Walde. So oft der Wagen einen Umweg nehmen muſſte, brummte der alte Herr Erich nicht wenig. Sein ganzes Geſicht ward nur eine Jammerfalte, wenn ſich die Mette aus ſeinen Augen und Ohren verlohr. So, wie er ſie aber von fern wieder hörte, glühete er vor Freude und rief aus — ah, welch ein Ohrenſchmaus, welch eine himmliſche Muſik! Und ſo oft er den Hirſch auf der ängſtlichſten Flucht wieder erblickte, ſchriee er und ſchlug ſich vor die Bruſt dazu — o welch ein fürſtliches Vergnügen! Theodorn ward dabei bald gelb, bald blau vor den Augen, und er wünſchte ſich tauſendmal in ſeinen ſchönen Garten zurück, um friedlich daſelbſt zu wandern und ſich fürſtlicher und menſchlicher zu vergnügen. Plötzlich rief der Fürſt darauf im Walde — halt! Theodor war voll Erwartung, was hier werden ſollte. „Sehen Sie nichts, Prinz? ſprach er. Ach, da ruht mein braver Löwenmuth!“ Darauf ſtieg er aus und ging an eine Steinſäule hin, auf welcher Löwenmuth in Stein ausgehauen lag. Theodor muſſte ihn begleiten, und ſah ihn, wie er Löwenmuth gar herzlich klopfte und wie ihm dabei die Thränen über das Geſicht rollten. „So oft ich hieher komme, ſprach er weiter, wird mir ganz warm um's Herz — das weiß Gott. Tauſend Thaler gäbe ich darum, wenn ich ihn wieder hätte. Ja, das war ein Thier! Aber, wie man ſagt, — das Unglück kommt immer zum erſten an das Beſte." Theodor wuſſte kaum, wie er ſich benehmen ſollte. Endlich drang er die Worte hervor — es iſt ja doch nur ein Hund ... Der alte Erich machte ihm hierauf ein finſteres Geſicht und die Fahrt ging weiter vorwärts. Als man einige Stunden ſo umhergetobt hatte, ſtürzte ein Piqueur und brach den Arm. „Schurke — ſchriee Erich, als er dies ſah, nimm dich ein andermal in Acht." Bald darauf kam ein Page herbeigeſprengt und verkündigte, daß ein anderer Piqueur den Hals gebrochen hätte. „Schurken, Schurken, verſetzte Erich, rechte Schurken — nun, nun, er iſt ſelig geſtorben, denn er iſt in ſeinem Beruf geſtorben. Bringt ihn nach Hauſe und begrabt ihn." Nach vier Stunden ward wie Halte gemacht. Man ſah den gejagten Hirſch in einer mäſſigen Entfernung, wie er da ſtand und das Erbarmen der ganzen Natur erweckte. Theodor ſprach — nun könnte man ihn ja recht gut ſchieſſen ... „Geſchoſſen wird er gar nicht, erwiederte Erich, und überhaupt iſt's noch zu früh. Er muß ſich jetzt nur etwas erholen. Dann geht die Jagd von neuem an, bis er ganz ermattet zu Boden ſtürzt.“ Theodor zitterte. Zu ſeinem Glück wendete ſich der Hirſch nun nach einem Dickigt. Erich, für Begierde zu folgen brennend, ſtieg aus dem Wagen und ſetzte ſich zu Pferde. Der Prinz ſah ſeinen Reutknecht mit den Pferden kommen und beſtand darauf, daß er nach Hauſe wollte. Rothe ſuchte ihn dadurch zurückzuhalten, daß er ihm vorſtellte, daß Fürſt Erich dies ſehr übel nehmen werde und daß er doch dies einzigemal nur aushalten mögte. Wenn Sie nicht mitreuten, ſo reute ich allein, erwiederte der Prinz unmuthsvoll, ſtieg aus dem Wagen, ſetzte ſich auf ſein Pferd und ritt queerfeldein. Rothe eilte ihm nach, und man kam erſt nach einem dreiſtündigen Ritt auf die Grenze. Hier ward auf einem Vorwerk ſehr frugal zu Mittag gegeſſen; wobei der Prinz wie in ſich gekehrt zu ſein ſchien und ſein Stillſchweigen nur ſelten durch die Klage unterbrach, daß ihm das Getobe und Gelärme noch immer vor Ohren, und die Hunde, die Piqueurs, der Hirſch und Fürſt Erich noch immer vor Augen wären. Hernach ging der Ritt über Theodorsdorf nach dem Landhauſe.

Theodor. (in den labirinthiſchen Krümmungen eines Cedernwäldchens mit Rothen wandernd.)

dernd.) O wie iſt mir's hier in meinem Garten ſo tauſendmal beſſer, als dort auf der Hirſchhetze! Sagen Sie mir nur, Hofrath, giebt's viel ſolcher Fürſten, wie Fürſt Erich?

Rothe. Nein, Prinz.

Theodor. Nun, ſonſt wäre es auch fürchterlich Das iſt ja kein Fürſt — ein Thierquäler iſt es. Mein Vater hat wohl recht, wenn er von den häßlichen Einflüſſen ſo viel ſpricht, welche die Parforcejagd auf den Karakter eines Fürſten hat. Haben Sie wohl gehört, wie dem alten Erich ſeine Hunde das Liebſte waren; wie er von ſeinen rechtſchaffenſten Räthen ſo gleichgültig ſprach, und wie er noch darauf ſchimpfte, daß ein Piqueur den Hals geſtürzt habe? — Aber wie iſt es möglich, daß ein Fürſt an einem ſo unmenſchlichen, unnatürlichen Schauſpiel ſo viel Vergnügen finden könne?

Rothe. Beſter Prinz, den Fürſten zu R.. iſt es ſeit Jahrhunderten wie angebohren und angeerbt, daß ſie ſich nirgends glückſeliger fühlen, als auf der Parforcejagd. Es iſt dies aber auch gar kein Wunder. Jung gewohnt — alt gethan. Erich z. E. iſt als ein Prinz von ſechs Jahren ſchon wacker mit zur Parforcejagd gefahren und dadurch gegen alle ſanftere und edlere

lere Freuden fühllos geworden. So ward er erzogen; ſo ward ſein Vater erzogen; ſo erzieht er ſeine Kinder wieder. Daher findet man in der Geſchichte ſeines Landes wenigſtens zehen Fürſten auf einander, von denen weiter nichts zu ſagen geweſen iſt, als daß ſie in Kriegszeiten unnöthiger Weiſe mit zu Felde gezogen und in Friedenszeiten Hirſche und Bauern tapfer gequält haben. Das iſt nun einmal da ſo eingeriſſen, daß ſchwerlich bei Menſchengedenken an eine Veränderung des fürſtlichen Geſchmacks zu denken ſein mögte.

Theodor. Die arme Nation!

Röthe. Ja wohl, die arme Nation! Erſtlich iſt es ſchrecklich, was für ein Ton am ganzen Hofe, in der Reſidenz und überhaupt faſt im geſamten Lande herrſcht. Wildheit, Rohheit, Ungeſchliffenheit und Unbändigkeit ſind daſelbſt nicht nur Volkskarakter, ſondern man ſucht auch recht ſeine Ehre darin. Nun können Sie leicht erachten, wie es in einer ſolchen Nation um die Tugend ſtehe. Der gemeine Mann flucht, ſchwört, ſäuft, rauft ſich und lebt thieriſch; der Vornehmere ſpielt, ſaufet, ſcherzet grob, reutet mit auf Parforcejagd und ſpottet über Anſtand, Sitte, Seelenſtille, Naturfreuden und Theilnehmung. Ferner ſieht es um öffentliche Anſtalten daſelbſt ſehr kläglich aus. Stutereien findet man zwar daſelbſt in Menge, und Hengſte faſt aus allen Weltgegenden, deren mancher an tauſend Thaler koſtet; Fabriken und Manufakturen aber ſucht man vergeblich. Die Hundezucht iſt da vielleicht weiter getrieben, als irgendwo; aber auf die Erziehung der Menſchen zu nützlichen Bürgern wird gar nicht gedacht. Ein Piqueur ſteht ſich beſſer, wie ein Rath. Die alten unbrauchbaren Hunde werden in einem beſondern groſſen Hauſe todtgefüttert: die alten armen Taglöhner aber und Hirten verhungern, ſobald ſie nicht mehr betteln können, in ihren Hütten. Die Juſtiz wird, wie die Parforcejagd, betrieben. Wer nicht gleich das Verbrechen bekennen will, kommt auf die Tortur, und wer heute geſtohlen hat, hängt übermorgen ſchon am Galgen. Bei Proceſſen wird ohne Unterſuchung durchgefahren. Bürger und Bauern laſſen es daher auch nicht leicht zu ſelbigen kommen, ſondern üben das Fauſtrecht. Fürſt Erich geht ihnen mit gutem Beiſpiel darin vor, und es vergeht kein Tag, an dem er nicht mit eigner hoher Hand blaue Rücken macht.

Theodor. O hören Sie auf — ich mag von dem Hirſchquäler gar nichts weiter hören; (Jetzt traten ſie wieder in's Freie hervor.) Ach —

da geht ja mein Vater . . . Wie ſo hold, wie ſo himmliſchmild und gut ſieht der gegen Erich aus!

Mit dieſen Worten eilte der Prinz auf ſeinen Vater zu, der ſich jetzt nach überſtandenen Schmerzen in der Sonnenwärme des ſchönen Herbſtstags erquickte und ſehr in Verwunderung gerieth, als er ihn hier erblickte. Theodor klagte ſeinem Vater aus der Fülle ſeines Herzens und mit aufgehabenen Händen alle die Noth, welche er heute ausgeſtanden, und betheuerte, daß es ihm, Fürſt Erich möge noch ſo böſe darüber werden, nicht möglich geweſen ſei, der unmenſchlichen Beluſtigung weiter beizuwohnen. „Was iſt das für ein Fürſt, ſetzte er hinzu, und wie können ſich Fürſten an ſolchen Unbarmherzigkeiten ergötzen! Nie, beſter Vater, mag ich dergleichen unwürdigen Schauſpielen wieder beiwohnen. Gewiß handeln die Wilden in Kanada, die Eſkimos und die Kamtſchadalen nicht ſo, wie die feinen Europäer und Deutſchen da in R . . !“

Fürſt Adolf freuete ſich unausſprechlich, daß er ſeinen Endzweck ſo ganz erreicht hatte und ſprach hernach zu Rothen: „Das hat Theodor brav gemacht! Nun — das iſt doch ganz mein Sohn. Der alte Erich, denke ich, ſoll uns nun wohl nicht wieder zur Parforcejagd einladen.“

Theo=

Theodor konnte des fürſtlichen Hirſchquälers gar nicht wieder vergeſſen und ſprach mit ſeinem Vater auf dem ganzen Rückweg nach Hauſe noch von ihm. Einige Tage darauf kam Erichs Leibpage an und erkundigte ſich nach dem Befinden des Prinzen, deſſen unerwartete Entfernung man ihm durch plötzlich demſelben zugeſtoſſene Krankheit zu erklären geſucht hatte. Bald darauf erſchien Fürſt Erich ſelbſt und legte an Adolfs Hofe einen Gegenbeſuch ab. Ulrike, welche ihn darauf kannte, wie er ſich zu produciren pflegte, machte, ſobald er ankam, die Kranke; während daß Adolf ſeinen Gaſt auf alle Weiſe zu vergnügen ſuchte, der aber den hieſigen Hof ſowohl, als alle Anſtalten, die er hörte und ſah, gar nicht nach ſeinem Geſchmack fand. Der Hauptfehler, welchen er durchgängig in Adolfs Einrichtungen entdeckte, war der — **daß man in dieſem Lande zu viel auf die Menſchen halte und anwende.** Den Hundeſtall, das wichtigſte Inſtitut eines Staats, traf er ganz im Verfall an und fällte das Urtheil darüber, daß ihn jeder Edelmann beſſer habe. Die Pferdeſtälle, als die zweite weſentliche Anſtalt eines Fürſten, fand er zwar mehr in Ordnung, aber doch nicht fürſtlich genug. Auf der Stuterei ſtand ihm kein einziger Hengſt an; und als ihm

Adolf zu erkennen gab, daß er ſeine Wechſel nöthiger anzuwenden habe, als ſie jährlich nach England zu ſchicken, erkundigte er ſich nach dem Gehalt ſeiner Geheimenräthe und verſetzte: „Geben Ihro Liebden dieſen von nun an ſtatt tauſend Dukaten tauſend Thaler jährlich, und laſſen ſich für den Ueberſchus jahraus jahrein einige kapitale Beſcheeler von den Britten zukommen. So mache ich's." Der Thiergarten war der einzige Ort, wo Erich ſich wohlbefand; als er aber den Endzweck deſſelben vernahm, mißbilligte er es ſehr, daß Adolf gegen ſeine Bauern ſo nachſichtig ſei. „Das ſtände mir an, ſprach er, daß ich mir durch die Bauern Geſetze vorſchreiben lieſſe, wie ich es mit meinem Wild halten ſollte. Das gehört nun zu den natürlichen Auflagen des Bauern, daß er ſeines Fürſten Hirſche mitfüttern muß. Wäre dies nicht: ſo müſſte er vielleicht mehr reines Getraide an Pächten jährlich erſchütten; damit muß er ſich tröſten. Iſt ja in meinem Lande zuweilen der Fall, daß das Wild ſehr viel verwüſtet hat: ſo taxiren meine Förſter den Schaden, die gehörig deshalb von mir inſtruirt ſind. Die Kleinigkeit, welche meine Kammer den Bauern alsdann ja vergüten müßte, zieht ſie ihnen von den alten Pachtreſten ab, ohne die bei mir kein Landmann iſt. Ob ich dieſe auf ſolche Art ſtreiche, oder ob ich ſie ihnen am Ende doch erlaſſen müßte, weil ſie ſie nicht erſchütten können, macht weiter keinen Unterſchied für mich. Der Bauer glaubt dann aber doch, daß er Erſatz bekommen habe.“ Fürſt Adolf fand dieſe Fürſten- und Kammerpolitik äuſſerſt elend und erſchrack über den Zuſtand, in welchem Erichs Bauern ſein müßten. Er demonſtrirte ſeinem Gaſt, daß die alten Pachtreſte des Landmanns bei ihm unſtreitig die Folgen von den Feldverheerungen wären, welche das Wild daſelbſt jahraus jahrein anrichte, und wiederlegte ſeinen ſeltſamen Gedanken von der natürlichen Schuldigkeit der Bauern, des Fürſten Hirſche zu füttern, mit den vorhinangeführten Worten des David, die er ihm ſehr deutlich interpretirte. Fürſt Erich hörte dieſe Worte jetzt in ſeinem Leben zum erſtenmal und fuhr verdrüßlich darüber auf: „Was? das hätte David geſagt, und das hätte er auch ſo gemeint? David, der doch ſelbſt ein Fürſt war? Der hätte nicht beſſer auf ſeine Wildbahn gehalten? Ihro Liebden können gewis glauben, daß er unter dem Menſchen und Menſchenkinde, dem Gott auch das Wild unter ſeine Füſſe gethan haben ſoll, keine andere Chriſtenſeele verſtanden habe, als — ſich ſelbſt.“ Adolf muſſte hier herzlich über die Kombination der beiden Ideen — David und Chriſtenſeele lachen und gab ſeinen Gaſt im Thiergarten, wo er ſich ſo wohl befand, ein reichliches Mittagsmahl. Erich zeigte ſich bei ſelbigem noch von einer andern nicht minder rühmlichen Seite, oder mit andern Worten, er fuhr hernach wackerberauſcht nach ſeiner Heimat zurück.

Adolf. (als der unangenehme Gaſt abgereiſet war, zu Theodorn.) Das that er ſonſt nicht, mein Sohn, was du zuletzt an ihm geſehen haſt; das muß er ſich ſeit kurzem erſt angewöhnt haben. Ach Theodor, iſt irgend eine Tugend, die ein Fürſt vor allen Menſchen auszuüben hat, ſo iſt's — die **Nüchternheit.** Trinke du immer Wein, ſo lange du lebeſt; du biſt dabei erzogen, und in der Maſſe und auf die Art, wie du ihn jetzt genieſſeſt, da du nichts als Waſſer auſſer ihm trinkſt, iſt er gewis ein heilſames Getränk für dich. Trinke den edelſten, den beſten, den älteſten, welchen unſere eigenen Berge in dieſem Jahrhundert uns geliefert haben; du haſt ihn und kannſt ihn immer haben. Aber lieber Sohn —

Theodor. (traurig.) O mein edelſter Vater, hiervon ſagen Sie mir doch weiter nichts. —

ich ſage mir das übrige gewis alles ſelbſt. Es iſt gar nicht möglich, daß —

Adolf. Theodor ja, für jetzt glaube ich's dir, daß es nicht möglich ſei; aber ſieh, du ſollſt nun bald von mir gehen; zuerſt auf einige Akademien und hernach auf Reiſen an auswärtige Höfe. Glaube mir, ich kenne die Welt und weiß, wie oft ſchon die wackerſten Jünglinge, wenn ſie aus der Einſamkeit ihres elterlichen Hauſes mitten in ſie hervorgingen, durch böſe Beiſpiele in ihr verderbt worden ſind. Höre du alſo immer deinen Vater über alles zu dir ſprechen und drücke jedes ſeiner Worte tief in dein Herz ein. Kein Menſch, er ſei auch, wer er ſei, ſoll Vergnügen daran finden oder ſich gar daran gewöhnen, ſich in ſtarken und hitzigen Getränken zu berauſchen; weil während des Rauſches die Herrſchaft über uns ſelbſt verlohren geht und die Vernunft taumelt; und weil Gewohnheit ſich zu berauſchen nach und nach ſogar die Vernunft ganz verrückt und alle Seelenkräfte des Menſchen abſtumpft. Die wahre, eigentliche Menſchheit geht alſo durch dieſes Laſter verlohren. Und ſo iſt es ja doch ſchrecklich, wenn irgend ein Menſch etwas, das ihm die Natur zu ſeiner Stärkung und Erquickung gab, recht zu ſeiner Entkräftung und Zerſtörung anwendet. Am wenigſten aber ſoll ein Fürſt ein Trinker ſein. Theodor, ich könnte dir abſcheuliche Beiſpiele hiervon aus der Geſchichte naher und ferner Länder erzählen. Es hat Regenten gegeben, die niemals recht nüchtern wurden, — höre einmal, wie das klingt — **Regenten, die niemals recht nüchtern wurden**: Regenten, die man wohl vorſätzlich in einem immerwährenden Taumel erhielt, damit ſie ſich um nichts bekümmerten, zu allem Ja ſagten und alles unterſchrieben; Regenten, **die ihren Nahmen unter Todesurtheile kritzelten und dabei in dem Wahn ſtanden, daß es Begnadigungsdekrete wären**, . . Wie kann ein Volk gegen ſeinen Fürſten wieder Ehrfurcht hegen, wenn es ihn jemals trunken geſehen hat? Freilich, die äuſſerlichen Zeichen des Reſpekts darf es ihm nicht verſagen; aber iſt es denn an dieſen genug? Muß er es dem Unterthan nicht gleich anſehen können, wie es mit ſeinem Reſpekt gegen ihn gemeint ſei, und müſſen ſich ſeine Wangen nicht röthen, wenn er in den Augen des Bürgers, der von weitem ſchon ſein Haupt vor ihm entblöſſte und ſtillſtand, je näher er ihm kommt, deſto deutlicher die Frage lieſet — biſt du heute auch nüchtern? Und wenn der Unterthan auch nie ein Zeuge von den Berauſchungen ſeines

Fürſten würde, ſondern wenn man ſich im Lande es nur leiſe in's Ohr flüſterte, daß der Fürſt ſelbige im Stillen triebe: wie müſſte ihm zu Muthe werden, ſo oft ihm, wenn er ſeinen Herrn und Vater ſprechen will, zur Antwort würde, daß **dieſer jetzt nicht zugänglich ſei?** Würde er nicht die nächſte Urſache zu der jedesmaligen Unzugänglichkeit deſſelben in einem vorhergegangenen Rauſche ſuchen? Und müſſte ihn nun nicht die Vorſtellung faſt zu Boden werfen, daß nicht **Geſchäftedrang**, ſondern **Wein** es ſei, der den **Vater** auſſer Stand ſetze, das **Kind** zu hören? Dies iſt eine wichtige Urſache, lieber Theodor, warum ein Fürſt kein Trinker ſein ſoll, weil er ſich dadurch von ſeinen Unterthanen entfernt. Nun nimm an, daß nur zwei Fälle möglich ſind — daß er ſich entweder mit Staats- Regiments- und Volksſachen befaſſe, oder nicht. Man weiß in der That nicht, welches von beiden man wünſchen ſolle. Befaſſt er ſich nicht damit: ſo richtet er zwar keine Unordnung an, oder mit andern Worten, **er thut kein Böſes, weil er gar nichts thut** — ſo ungefähr, wie die Todten —; aber wozu iſt er denn nun weiter da, wenn er **nicht regieren**, ſondern **trinken** will? So können ſeine Räthe, Beamten und Diener nicht nur thun, wie ſie wollen, ſondern — ſie haben auch gar keine Verantwortung darüber zu befürchten. Dies iſt, dünkt mich, der ſchrecklichſte Fall für ein Land. Nirgends ſind treuloſe Miniſter, Räthe und Diener ſicherer, als unter einem dem Trunk ergebenen Fürſten. Wenn ein Fürſt Jahre lang reiſet und aus ſeinem Lande abweſend iſt: ſo müſſen ſeine Diener doch immer daran denken, daß er einmal wieder zurückkomme und Rechenſchaft von ihnen darüber fordere, wie ſie in ſeiner Abweſenheit gehandelt, rechtgeſprochen und gewirthſchaftet haben. Ebenſo auch, wenn ein Fürſt blos einem gewiſſen Vergnügen ſich einmal ſo ganz und gar ergibt, daß er von nichts weiter wiſſen will; nach erfolgter Sättigung fragt er vielleicht wieder nach allem. Oder auch ebenſo, wenn er einen Anfall von Spleen hat und ſich einſchlieſſt; ſo, wie es um ſeine Pfortader wieder beſſer ſteht, öfnet er ſein Zimmer und läſſt die Unterthanen wieder herein. Aber — unter einem Fürſten, der ſich einmal an Völlerei gewöhnt, haben ſeine treuloſen Räthe und Diener nie dergleichen zu befürchten. Dieſer iſt wie auf Lebenszeit eingeſchloſſen, wie auf Lebenszeit verreiſet. Er iſt verreiſet von ſich ſelbſt und hat nicht mehr Seele genug, ſie zur Rede zu ſtellen oder ihre Intrigen durchzuſehen. Iſt nur Harmonie un-

ter

ket ihnen ſelbſt und ſorgen ſie dafür, daß ſeine Keller immer voll ſind: ſo können ſie über die Kammerrevenüen diſponiren, die Dienſter vergeben, diſpenſiren und inhibiren, ſportuliren und tiranniſiren, wie ſie wollen. So lange er lebt, ſind ſie allerſeits in Salvo. Die Völlerei iſt ein Laſter, von dem ich noch kein Beiſpiel weiß, daß es ſich jemand, der es ſich wirklich angewöhnt hatte, wirklich wieder abgewöhnt habe. Die Folge davon würde der Tod ſein. Ein wirklicher Erztrinker kommt endlich gar ſo weit, daß er erſt trinken muß, ehe er denken kann, und alsdann trinkt er wieder ſo lange, bis ihm das Denken abermals vergeht. Und geſetzt auch, ein ſolcher Fürſt Trinker würde wider alles Verhoffen einmal ganz nüchtern und fragte nach dieſer oder jener Landesangelegenheit: ſo dürfen ſeine Räthe nur ſich recht geſchäftig bezeigen, alle dazu gehörigen Akten erſt zuſammenzuſuchen. Unterdeſſen wird ihm tapfer zugetrunken und — ſo hat er Nachfrage, Akten und Unterſuchung wieder vergeſſen. So geht's her, wenn ein Fürſt, der ein Zecher iſt, ſich mit der Regierung nicht befaßt. Befaßt er ſich aber damit: ſo geht's oft noch weit ärger her. Eine allgemeine Verwirrung in Staats- und Landesangelenheiten iſt das erſte, was daraus erfolgt. Ordre und Kontreordre binnen vierundzwanzig Stunden in einer und derſelben Sache wird eine der gewöhnlichſten Erſcheinungen. Entweder er giebt im trunkenen Muth einen Befehl, den er Morgens darauf nicht mehr weiß, oder der Befehl, welchen er des Morgens gab, wird ihm am Abend wieder leid. Schlechtgeſinnte Räthe nehmen alsdann die Vorwürfe, welche er ihnen macht, als wenn ſie gefehlt hätten, mit abgehärteten Gefühlen hin und benutzen dafür die Stunden ſeines Rauſches, um alles das durchzuſetzen, was ſie wünſchen. Iſt es einmal durchgeſetzt: ſo muß er es dabei bewenden laſſen. Fallen unterweilen, wie unvermeidlich iſt, Lächerlichkeiten vor: ſo lachen ſie darüber hinter ſeinem Rücken mit, preiſen ihn aber über ſeine Weisheit, die ſich nicht ſchämt, ihre eigenen Befehle zurückzunehmen oder ihnen entgegenzuhandeln, in's Geſicht, und haben dabei gute Zeit. Der bidere Miniſter, der wackere Rath, der gewiſſenhafte Diener aber ſind elend dran. Kaum, daß ſie es wagen dürfen, eine mündliche Reſolution oder Ordre von ihm anzunehmen; weil er oft nicht weiß, was er ſpricht, und ſich alſo auch hernach nicht wieder daran erinnert, daß er es geſprochen habe: ſo leugnet er es ihnen ab, ohne ein böſes Herz dabei zu haben, und beſchuldiget ſie, daß ſie eigenmächtig gehandelt haben. Wollen ſie ſich darüber rechtfertigen, ſo müſſen ſie ihn an ſeinen Räuſch erinnern. Ja, gibt er ihnen auch ſchriftliche Ordre, ſo müſſen ſie, wenn ſie ihn nicht in den Augen der Nation zu tief fallen laſſen wollen, ſelbige wenigſtens einige Tage erſt liegen laſſen; weil ſie den Fall täglich erleben, daß ſie bald darauf wieder ſchriftliche Kontreordre erhalten. Geſchieht dies nun etwa einmal nicht: ſo bekommen ſie von ihm Vorwürfe darüber, daß ſie ſaumſelig in Publikation und Vollſtreckung ſeiner höchſten Willensmeinung ſind. Er glaubte, daß alles ſchon vollbracht ſei, und — ſie haben noch nicht angefangen. Von ſelbſt werden ſie auſſer den Morgenſtunden ſich ihm zwar nicht nahen; wie aber, wenn er ſie Nachmittags oder Abends rufen läſſt und ihnen mit ſtammlender Zunge Unſinn befiehlt? Wenn die Sache Aufſchub leidet; ſo werden ſie freilich ſchweigen und ihre nothwendigen Gegenvorſtellungen zum künftigen Morgen verſparen. Wenn dies nun aber nicht iſt, was wird der Erfolg ihrer Remonſtrationen ſein? Dies, daß er noch urplötzlicher auf ſeinen Kopf beſteht! Wie kann er bei der aufbrauſenden Wallung, in der ſein Blut iſt, auch nur Seelenruhe genug haben, ſie anzuhören? Wie kann er noch weniger bei den Verdünſtungen und Umnebelungen ſeines Gehirns Urtheilskraft genug beſitzen, Gründe gegen Gründe abzuwiegen? Er mishandelt ſeine wackern Diener für ihre Gegenvorſtellungen wohl noch obendrein und verſcheucht dadurch einen nach dem andern von ihnen; während daß Schurken ſich nach ihren Plätzen drängen, die ihn hernach ohne alles Ehrgefühl zu Volksgeſpötte machen, und während daß die wenigen Rechtſchaffenen, welche ihm dienen müſſen, zaghaft, verdroſſen und müde werden, und endlich alles buntüber gehen laſſen. Da ſind lauter Uebereilungen der Sachen, lauter Ueberlegungen nach vollbrachter That erſt, lauter büntgeſcheckte Vereinbarungen hernach zwiſchen offenbaren Fehlern und ſcheinbaren Verbeſſerungen. An genaue Unterſuchung, an männliche Verabredung, an wirkliche Planentwerfung, an Rückſichten dabei auf Zeit, Ort und Umſtände iſt nicht zu denken. Leidet dabei blos die Nation, ſo wird weiter nicht darauf geachtet. Werden aber benachbarte und auswärtige Höfe dadurch beleidigt: ſo iſt der Fürſt gnädig genug, die Schuld davon auf ſeine Miniſter zu ſchieben und zu verſprechen, ſie namentlich dafür zur gebührenden Strafe zu ziehen. Oft iſt auch die natürliche Folge davon, wenn ein

Fürſt Trinker ſelbſtregieren und bei allem mitwirken will, daß — gar nichts geſchieht. Seine Räthe ſollen hier nichts thun; er ſelbſt iſt nicht im Stande, etwas zu thun. So erfolgt völliger Stillſtand in den Geſchäften und jede noch ſo wichtige Landesangelegenheit hanget hin. Die Kollegia bringen alle Sachen bis zum Bericht, der auch in beſter Form an ihn eingeſendet wird, aber nie wieder an ſie zurückkommt. Sehen ſie ſich gezwungen, irgend etwas wenigſtens dem Scheine nach abzumachen und zu Ende zu bringen: ſo müſſen ſie es doch mit dem Anhang thun — es wäre denn, daß unſer gnädigſter Landesherr es anders beſchlöſſe. Wehe da dem Leidenden, der um die Unterſtützungen des Staats flehet! Wehe dem Uebervortheilten, der Gerechtigkeit vom Staate fordert! Wehe dem Angeſchuldigten, der in gerichtliche Unterſuchung geräth! Wehe dem Falſchkondemnirten, der um nochmalige Reviſion ſeines Proceſſes bittet! Alle ſterben ſie darüber hin, ehe ihnen die Gnade oder auch nur das Recht zu Theile wird, die ſie ſuchen. Hat ein ſolcher Fürſt noch obendrauf ein lebhaftes Temperament, ſo iſt er in den Stunden ſeines Rauſches den Unterthanen ſo furchtbar, wie ein jachzorniger Fürſt. Er verſtattet ebenſowenig rechtliches Gehör, wie dieſer, leidet ebenſo keinen Widerſpruch und fährt allenthalben ebenſo zu und durch, wie dieſer. Morgens drauf, wenn der Rauſch vorüber iſt, geht's ihm zwar ebenſo, wie dieſem, wenn der Zorn vorüber iſt; — das Gethane iſt ihm leid. Aber was hilft dies dem Unterthan? Das Gethane iſt — geſchehen, und wer dabei litt, hat gelitten. Kann dieſem noch Erſatz dafür geſchehen: ſo iſt dies zwar etwas, aber bei weitem nicht genug. Es iſt Grauſamkeit, einen Unſchuldigen auch nur auf vierundzwanzig Stunden in eine ſchreckliche Unruhe zu verſetzen. Kann ihm aber auch nicht einmal mehr Erſatz geleiſtet werden, was denn? Sind Böſewichter die Nächſten um einen ſolchen Fürſten: ſo legen ſie es recht abſichtlich darauf an, ſeine Rauſchſtunden gegen jeden zu benutzen, der ihnen im Wege iſt, und bewirken wohl in ſelbigen Kaſſationen, Remotionen, Landesverweiſungen und Todesurtheile. Alles, wovon ſie wünſchen, daß es übel aufgenommen, abgeſchlagen werden oder einen ſchlechten Ausgang gewinnen möge, tragen ſie ihm gerade in ſolchen Zeitpunkten und von der unangenehmſten Seite vor und ſind im voraus verſichert, daß ſie ihre Abſicht erreichen. So läßt er ſich von ihnen zum oberſten Werkzeug ihrer Bosheiten und Tücke machen, — er, der dazu da iſt, jede Bosheit und jede Tücke, über welcher ein Menſchenfeind in ſeinem Lande brütet, noch vor dem Auskommen zu zerſtören; und ſo ſchaffen ſie ihm, wie ſie wollen, bald zum Tirannen gegen andere, bald zum beiſpielloſeſten Wohlthäter gegen ſich um. Haben ſie nur erſt ſein **Wort** dazu — die Vorkehrungen ſind eventualiter ſchon alle getroffen — **wie er alſo nur ſpricht, geſchieht es.** In einem ſolchen Lande ſind die gröſſeſten Unmenſchlichkeiten nicht ſelten und den Unterthanen iſt nichts freigelaſſen, als gen Himmel zu ſchreien. O guter Theodor, dein Herz blute, ſo oft du von ſo einem Landes- und Volkszuſtande höreſt! Liebe die Nüchternheit; ſie iſt die Stütze aller Menſchen- und Fürſtentugenden; dahingegen Völlerei die Quelle der gröbeſten Menſchen- und Fürſtenlaſter iſt. Ein Fürſt ſoll ein ſehr wachſamer Menſch ſein. Nichts, was im Lande von Wichtigkeit iſt, ſoll ſeinen Blicken entwiſchen; und wenn dieſe auch nicht immer von ſelbſt darauf fallen: ſo ſollen ſie doch ſtets geſchickt ſein, ſich darauf richten zu laſſen. Nur der **Nüchterne** aber iſt wachſam; nur er ſchauet immer umher und ſieht alles, was er ſieht, richtig. Ein Fürſt ſoll ferner ein ſehr thätiger Mann ſein. Er ſoll nicht arbeiten, wenn er Zeit und Kraft dazu hat, ſondern er ſoll Zeit und Kraft haben, ſobald zu arbeiten iſt. Unverdroſſen, unermüdet ſoll er ſein und ſeine gröſſeſte Freude an glücklich vollbrachten Werken finden. Nur der Nüchterne aber iſt thätig; nur ſeine Kräfte ertragen den Grad von Spannung und Anſtrengung, welcher zu eifriger Geſchäftigkeit erfordert wird. Das Leben des Trinkers iſt ein ſteter Taumel. Schlaff und ſchwach fliehet er die ernſthaftern Geſchäfte, oder vollendet ſie nur dürftig und mangelhaft. Ein Fürſt ſoll endlich auch ein ſcharfdenkender Mann ſein. Er ſoll gern und lange überlegen, Zuſammenhang und Folgen genau überſehen, Gründe gegen Gründe ſorgfältig abwägen, ſich durch Schein und Dunſt nicht blenden, durch Intrige und Kabale nicht hinreiſſen laſſen und überall eine ſehr richtige Urtheilskraft beſitzen. Nur der Nüchterne aber beſitzt ſolche ſtarke und fertige Denkkräfte. Nur ſein Geiſt iſt frei genug, ſich ganz auf einen Gegenſtand zu heften, feſt und lange an ihm zu hangen, ihn von allen Seiten zu betrachten und durch und durch auszuſpähen. Nur ſein Geiſt ſchlieſſt richtig und iſt im Stande, ganze Reihen von Schlüſſen an einander zu ketten, die Lücken in ſelbigen zu ergänzen und in den anhaltendſten Meditationen nicht zu ermüden. Willſt du alſo einſt Fürſt ſein, Theodor, ſo ſchwöre der Nüchternheit ewige Treue; Völlerei und Unmäſſigkeit im Genuß hitziger und berauſchender Getränke würdigen den Menſchen zum Thier herab. **Ein Trunkener auf dem Thron oder Fürſtenſtuhl** — hilf Gott, welch ein empörender Anblick! Leidet's der Fürſt auch wohl an ſeinem Diener, daß dieſer ein Trunkenbold ſei? Warum leidet er es aber nicht an ihm? Iſt's nicht darum, weil dieſer ſein Amt nicht gehörig verwalten kann? Und die Nation ſoll es leiden, daß der, welcher in ihr das Amt aller Aemter, das höchſte, wichtigſte, heiligſte Amt im ganzen Staat bekleidet, ein ſolcher ſei? Wie? iſt nicht im Geſetzbuch das Laſter der Völlerei dem Unterthan verboten? Und der Fürſt ſoll es im Angeſicht ſeines ganzen Volks allein ausüben dürfen? Durch's Geſetz ſoll er ein Laſter verbieten, das die Grundlage aller Immoralität iſt, und durch Beiſpiel ſoll er es lehren? O Theodor, bei der Ehre der Menſchheit und bei der Würde deiner Beſtimmung, verachte Höfe, an welchen gezecht wird — —"

Hier kam Ulrike dazu, und als ſie hörte, wovon die Rede ſei, ſchlang ſie ihre mütterlichen Arme um den Prinz und ſprach — O ſo thut mein Theodor gewis nie. Ach gewis nie — wiederholte der Prinz und ſchien ſich vor ſeiner

Mutter zu ſchämen, daß ſein Vater über ein ſo häßliches Laſter mit ihm ſo viel geſprochen habe. Als der Fürſt darauf abwärts ging, ſagte Theodor leiſe zu Ulriken — daran war der ſäuiſche Erich Schuld . . .

Theodor, auf der Abneige ſeines ſiebenzehnten Jahres ſtehend, machte ſich auf Befehl ſeines Vaters fertig, die Akademie zu beziehen. Nur der Gedanke, daß er jetzt einem Manne gleich ſei, der ſich auf den Weg begebe, groſſe Schätze in Empfang zu nehmen und ſie hernach in ſein Vaterland mit zurückzubringen, ſöhnte ſowohl Ulriken als auch die Nation mit ſeiner bevorſtehenden Entfernung von ihnen aus. Es war unausſprechlich, wie das ganze Volk ihn ſchätzte und ſeinetwegen beſorgt war, und wie es keinen heiligern und liebenswürdigern Gegenſtand kannte, als — ſeinen Erbprinz. Ihn nie aus den Händen, noch weniger aus den Augen zu laſſen, würde die allgemeine Stimme des Landes geweſen ſein; wenn nicht das Meiſterſtück von Prinzenerziehung, welches Fürſt Adolf ſchon an ihm der Welt geliefert hatte, eine vollkommene Ergebung an ſeine noch übrigen Plane zur Ausbildung ſeines Sohnes in den Gemüthern bewirkt hätte. Theodor wankte jetzt vorſätzlich noch mehr, als je, unter der gröſſeſten Volksmenge umher und alles drängte ſich an ihn, um ſich über ihn zu freuen. Seine Figur war ſchon vollkommen und von einer recht edlen Gröſſe, und ſein Anblick ſo männlich, wie er oft im fünfundzwanzigſten Jahre kaum zu ſeyn pflegt. Kraft und Stärke kündigten ſich in allen ſeinen Muskeln an; Feuer und Liebe leuchteten aus jedem ſeiner Blicke, und noch ganz reine, ganz unverdorbene und ungemisbrauchte Natur gab ihm in allen ſeinen Weſen die Elaſticität, an deren Mangel man die Jünglinge dieſes Jahrhunderts erkennt. Seine liebenswürdige Simplicität hielt jedes Auge feſt, das ſich einmal auf ihn gerichtet hatte. Ohne alle Pracht im Aufzug kleidete er ſich nur ſo, daß der ſchöne Umriß und der ſimmetriſche Bau ſeines Körpers vollkommen ſichtbar blieben. Sein Anſtand war der Anſtand eines freien Mannes; ſeine Mine die Mine eines theilnehmenden Freundes. Sein innerer und äuſſerer Menſch waren immer in Harmonie. Wie ſein Herz empfand, ſo zog und faltete ſich ſein Geſicht, und wie er dachte, ſo ſprach er. Nichts drückte er aus, was nicht in ihm war, und alles drückte er ſo aus, wie es in ihm war. Er hatte nur einen Maßſtab, wornach er ſich bewegte, ſprach, handelte und ſich betrug, und maß darnach, ohne einmal zu bemerken, daß er meſſe; — nehmlich den Maßſtab der jedesmaligen Natur der Sachen. Hierdurch ſprach er allemal mit dem richtigen Accent und legte ihn dahin, wo er liegen muſſte; hierdurch wurden ſeine Geſten ſeinem Affekte ganz entſprechend, und wer ihn nicht reden hören konnte, der ſah ihn reden. Er ging leicht und heiter, wie er war, ohne Seitenſprünge und Kontrepas zu machen, und trug ſich gerade und hoch, ohne ſich zu brüſten. Jedem ſah er dreuſt in die Augen und grif ihm bald nach der Hand, wenn dieſer ihn ebenſo dreuſt anſehen konnte. Im Beſchreiben, im Erzählen, im Loben, in Höflichkeits- und Freundſchaftsbezeigungen outrirte er durchaus nicht, und ſobald er den geringſten Franzöſiſchen Galimathias hörte oder ſah, wendete er ſich von dem Manne weg, der ihn mit ſelbigem beköſten wolle. Lernte man ihn näher kennen: ſo war es ſeine Wärme für die Sache der Menſchheit, welche ihn unſchätzbar machte. Er vergaß ſogleich alles andere, ſobald die Rede von menſchlichen Gerechtſamen und von menſchlichen Leiden war. Die Worte — Ungerechtigkeit, Unterdrückung — klangen in ſeinen Ohren wie Straſſenraub, Mordbrennerei und Meuchelmord. Jedes Streben unterjochter Menſchen nach Freiheit und Lebensgenuß, wovon er hörte oder las, hob ſeinen Buſen, erhöhete die Flamme ſeiner Augen und begoß ſein Geſicht wie Morgenroth, wie beim Aufgang der Sonne. Auch im Huron und Irokeſen erblickte er noch ſeinen Bruder Menſch; im Verbrecher ſogar entdeckte er noch die Züge des fehlenden Menſchen. Den guten Menſchen ſchätzte und liebte er auf gleiche Weiſe, er mogte ihn finden im Purpurmantel oder im Bauerkittel. Sobald er ſah, daß jemand ſeinen Beruf wahrhaftig erfülle, neigte ſich ſein Herz an ihn hin. Er ehrte nicht den Stand im Menſchen, ſondern den Menſchen im Stande. Aeuſſerlicher Glanz machte nicht den geringſten Eindruck auf ihn, und angebornen Vorzügen räumte er weiter kein Recht ein, als das Recht, beſſer bei ihnen eſſen und trinken zu können, welches er nun einmal unter die verjährten zählen muſte. Sehr oft trug es ſich zu, daß er zwar geſchwätzige übrigens aber leere und werthloſe Höflinge, wenn er während der Unterhaltung mit ihnen nützliche Bürger erblickte, ſtehen ließ und an dieſe hinging. Mit jedem ſprach er; gegen jeden war er beſcheiden, höflich und liebevoll. Daß jemand, der mit ihm rede, hinter ihm ginge, konnte er nicht leiden, und einem jungen Rath, dem er eines Tags begegnete, wie dieſer einen eisgrauen alten Bauer mit bloſſem Kopf durch eine ganze Straſſe hinter ſich her ſchwindeln und ſeufzen ließ, gab er auf der Stelle darüber einen öffentlichen Verweis, den er mit den Worten ſchloß — Vater, ſetzt euren Hut auf, ihr ſeid kein Sklave! Kam er an den Markttagen auf den Markt, ſo lieſſen die Bauern wohl Wagen und Pferde ſtehen und ſtellten ſich in Reihen, oder ſchloſſen einen Kreis um ihn, bis er ſich wieder entfernte. Viele von ihnen kannte er. Dieſe redete er alsdann an und erkundigte ſich nach ihren Schickſalen. Wohlthaten, die dieſen Leuten erzeigt worden wären, würden ihnen ſo lieb nicht geweſen ſein, als dies, und ſie ſprachen oft auf der ganzen Heimreiſe noch davon. Die Amtleute, Pachter und Gerichtshalter wurden dadurch genöthigt, ſich in einen ganz andern Ton zu ſtimmen, wenn ſie nicht bei jeder Barſchheit und Härte, die ſie gegen die Bauern ſprachen, den Vorwurf von dieſen hören wollten — ſo groß will hä ſin, un der gnädigſte Erbprinz iſt'o nich enmahl? Theodors Gutthätigkeit, Großmuth und Barmherzigkeit waren im ganzen Lande bekannt. Taglöhner Müller war der erſte geweſen, gegen den er ſie ausgeübt, und ſo oft er ihn ſah, fiel es ihm ein, daß er an dieſem die

Freuden der Menſchenliebe kennen gelernt. Jetzt aber muſſte er oft erſt nach ſeiner Schreibtafel ſehen, wenn er aller Gegenſtände ſeines Wohlwollens und ſeiner Erbarmungen eingedenk werden wollte. Der Fall war gar nicht ſelten, daß die ihm angewieſenen Einkünfte zu ſelbigen nicht hinreichten. Adolf aſſignirte ihm dann auſſerordentliche Summen bei ſeiner Kammer; weil es im Grunde einerlei war, ob er ſie in ſeinem oder in des Erbprinzen Nahmen unter die Nation ausſpende. Wo auf der Stelle geholfen werden muſſte, da half Theodor, ohne weitere Nachfrage über Verdienſt und Nichtverdienſt zu halten; wo aber von Fortſetzung und von langer Fortſetzung ſeiner Wohlthaten die Rede war, da hielt er dieſe Nachfrage ſehr ſorgfältig und ſetzte fort oder brach ab, nachdem er die Umſtände fand. Seinen Bauern in Theodorsdorf hielt er das Wort, welches er einſt Rothen darauf gegeben, daß er, wenn er nur könnte, den arbeitſamen und ermüdeten Landleuten manchen frölichen und feſtlichen Tag machen wollte. In jedem Monat hatten ſie jetzt wenigſtens einen dergleichen, der ſie weder in ihren Geſchäften ſtörte, noch wild machte, noch etwas koſtete. Je heiterer und zufriedener ſie alsdann waren, deſto mehr freuete er ſich darüber; wer von ihnen ſich oder ſchlecht betrug, durfte wenigſtens das nächſtemal am Jubelgelag nicht wieder Antheil nehmen. Zuweilen verbreitete er auch ſeine Wohlmeinenheit und Gutthätigkeit über das ganze Land. Freilich konnte er noch nichts Weſentliches damit leiſten; aber man ſah doch in den Werken der Gegenwart die Anlagen ſeines Herzens für die Zukunft. So ſchenkte er oft neue Sämereien, neue Werkzeuge, die der Landmann braucht, und neue Zucht von Thieren, deren ſie nicht entbehren konnten, an alle Gemeinen, um Verſuche damit anzuſtellen. Das letzte, welches er von der Art im ebeneingetretenen Frühjahre that, war, daß er jedem Bauer durch das ganze Land einen ſchönen Fruchtbaum ſchenkte, den ſie vor ihren Häuſern pflanzen müſſten. Seines Vaters Baumſchulen hatten dergleichen in größeſter Menge, und die wackern Landleute verſtanden ihn, was er mit dieſem Einfall meine. Nach Jahren wollte er einſt bald hier bald da unter dem Schatten dieſer Bäume ſitzen, ihre Bitten hören und ſo wohlthätig für ſie ſein, wie jene Schattengeber in der Mittagshitze für ihn. Den Vorſtehern der Gemeine befahl er ausdrücklich, dieſe Bäume recht in Acht zu nehmen, weil ſie ſein Bild jetzt ſowohl wären, als es auch in Zukunft ſein ſollten. Sie und ich, ſetzte er hinzu, werden euch einſt zu gleicher Zeit Schatten und Früchte reichlich geben. Man ſchrieb in den Gemeinebüchern den Tag dieſer unvergeslichen Pflanzung als einen ſehr feierlichen Tag auf, und viel Bauern würden eher ihren ganzen Obſtgarten verlohren haben, als dieſe einzelnen Bäume. Mit dieſem herzlichen Wohlwollen gegen Menſchen verband Theodor eine ungeheuchelte Frömmigkeit. Einer der erſten Menſchen im Lande war er auch gewis einer der reinſten und wärmſten Gottesverehrer daſelbſt. Sein Verſtand war mit den erhabenſten Begriffen von der Gröſſe und Majeſtät des Weltſchöpfers angefüllt, und ſein Herz war unaufhörlich von lebendigem Gefühl der Allgegenwart deſſelben durchdrungen. Mit Demuth betete er ihn oft im öffentlichen Tempel an, mit Inbrunſt noch öfter im Tempel ſeiner Einſamkeit. Doch fand er die Religion ſelbſt nicht im bloſſen Beten, ſondern betrachtete dieſes, wie alle andere religiöſen Feierlichkeiten, nur als ein Mittel, Religion in ihm zu wirken. Die Religion ſelbſt ſetzte er in der Nachahmung Gottes und übte ſich in dieſer unermüdet. Sein Geiſt war reich an den edelſten und nützlichſten Kenntniſſen aller Art. Zum Fürſten beſtimmt, ſtudirte er ſo brav, als wenn er einſt im Gelehrtenſtande ſein Brod erwerden müſſte. Adolf ſelbſt hatte ihn oft geprüft und war auch oft zugegen geweſen, wenn ſeine Lehrer ſich mit ihm unterhielten. Nun in den letzten Zeiten ſeines Aufenthalts in der Reſidenz ſtellte er eine recht feierliche Prüfung deſſelben an. Er ließ von ſeiner eigenen Univerſität die geſchickteſten Profeſſoren an ſeinen Hof kommen und ſtellte ihnen ſeinen Sohn ſelbſt zum Examen. Alle ſeine Miniſter und Räthe waren dabei gegenwärtig. Der Prinz bekam hierbei die allerherrlichſte Gelegenheit, ſich erſt eine recht allgemeine Hochachtung zu erwerben. Er beſtand in einer dreiſtündigen Prüfung ungemein vortreflich und empfing darauf, wie jeder andere angehende Student, die Inſkription aus den Händen des gegenwärtigen Prorektors. Adolfs Plan war dieſer, daß Theodor zuförderſt zwei Jahre auf ſeiner eigenen Akademie zubringen ſollte. Dieſe befand ſich zwar nicht im Lande ſelbſt, aber doch in einer entfernten Grafſchaft, die ihm ebenfalls gehörte. Hernach ſollte der Prinz noch zwei Jahre auf eine der berühmteſten auswärtigen Univerſitäten gehen. Alsdann ſollte er reiſen; und zwar erſt zwei Jahre lang an die Deutſchen Höfe und dann noch zwei Jahre in's Ausland. Die letzten Tage wurden von ihm mit ſeinen Eltern auf ſeinem Landhauſe zugebracht; welches er nebſt Garten und Dorf während ſeiner Abweſenheit an Ulriken übergab. Man bemerkte, daß der Fürſt in dieſer Zeit oft ſtundenlange ſehr ernſthafte Unterredungen mit Rothen pflog. In einer derſelben ſprach er zu dieſem:

„So weit wären wir nun mit ihm, Rothe; aber — das gefährlichſte kommt erſt noch. Und das ſchlimmſte iſt, ich kann nicht einmal dabei mitwirken. Seither arbeiteten wir zuſammen; nun müſſen Sie allein arbeiten. Nun muß ich mich ganz auf Sie verlaſſen; nun haben Sie alle Verantwortung darüber auf ſich, daß das ſo weit gebrachte Werk an ihm glücklich vollendet werde. Rothe, Sie wiſſen es ſo gut, als ich, wie ſo oft ſchon die Welt das Grab für die Tugend unſerer wackerſten und edelſten Jünglinge ward. Mit den herrlichſten Grundſätzen, mit Eifer und Wärme für Unſchuld und Rechtſchaffenheit zogen dieſe wohl aus der Heimat in die Fremde, und kamen hernach mit dem verderbteſten Herzen, mit Spott über ihre eigene gefallene Tugend und ohne alle Grundſätze wieder in's Vaterland zurück. So groß mein Zutrauen iſt, das ich zu Theodorn habe: ſo zittere ich dennoch oft, wenn ich hieran denke. Sie ſind in Zukunft der einzige Bekannte um ihn; der ganze übrige Zirkel, in den er tritt, ſind ihm fremde Leute, die er nicht gleich zu beurtheilen weiß und die er erſt ausſtudiren muß. Er iſt geſellig und hält ſich gern an Menſchen. Mit offenbarſchlechten Menſchen wird er zwar gewis nie Gemeinſchaft machen; aber wie, wenn ihn Böſewichter unter der Maſſe der Tugend täuſchten und an ſich zögen? Ach Rothe, da ſein Sie ihm ja immer zur Seite und ſehen Sie für ihn, wenn er ſich blenden lieſſe. Sie wiſſen beſonders, wie er ſich auf der Stelle gern anſchlieſſen mag, wenn er Simpathie findet. Dieſer einzige Umſtand kann ihm allein ſchon äuſſerſtgefährlich werden. Ein unedler Freund oder eine laſterhafte Freundin, die den Gang ſeiner Seele entdeckten, ſich mit ſeinen Lieblingsideen, die er ſo bald an den Tag zu geben pflegt, familiariſirten und ſich auch für dieſe gleichenthuſiaſtiſchwarm ſtellten, würden hinreichend ſein, ihn völlig unglücklich zu machen. Leiten Sie ihn unaufhörlich bei der Wahl ſeiner Geſellſchafter und ziehen Sie ihn von jedem zurück, der Ihnen im geringſten verdächtig wird. Ihm ſind alle Häuſer offen, wohin er kommt; führen Sie ihn gleich in die edelſten und beſten ein, damit er, wenn ihn nach Menſchen verlangt, nicht auf's Gerathewohl zugreife. Sprechen Sie über alle und jede Gegenſtände nun mit ihm gerade heraus, ohne ſie zu mildern und dadurch den Eindruck zu ſchwächen, welchen ſie auf ihn machen ſollen; die Zeit dazu iſt da. Er muß nun alles wiſſen, alles verſtehen; damit nicht unglückliche Unwiſſenheit den Fall ſeiner Tugend bereite. Rothe, gut, wie die Natur, ſchuldlos, wie der junge Tag, geht er aus meinen Armen; bei allen Stimmen Ihres Gewiſſens, bei jedem Glückſeligkeitsgenuß, den dieſe und jene Welt für Sie haben ſoll — bringen Sie mir ihn einſt ſo gut und ſo ſchuldlos wieder zurück. Sie können dies leiſten; ſo müſſen Sie es auch leiſten. Denken Sie einmal, wie viel ich Ihnen anvertraue! Meinen gröſten Schatz, mein edelſtes Kleinod, den ganzen Troſt meines Alters und meines Todes gebe ich Ihnen in Verwahrung. Sorgen Sie für ſein Leben, wie für ſeine Tugend, und für ſeine Tugend, wie für ſein Leben. Eins iſt ſo heilig, als das andere. Beide ſind die einzige Grundlage glückſeliger Zukünfte für ein ganzes Volk. Unausſprechlichviel können Sie verlohren gehen laſſen, aber auch unausſprechlichviel können Sie erhalten und retten. Segen und Fluch können Sie für dies Land ſtiften, wie es kein Menſch weiter ſtiften kann. Winden Sie ſich den ſchönſten der Kränze, den Patriotenkranz; verdienen Sie Fürſten- und Volksdank in höchſter Maſſe, liefern Sie nun noch das Meiſterſtück aller Ihrer Arbeiten an meinem Sohne durch Bewahrung ſeiner Unſchuld und Rechtſchaffenheit in der Fremde. Sie dienen einem Fürſten, aber Sie ſollen auch einſt für Ihre Dienſte fürſtlich belohnt werden.“

Bei dieſen Worten legte Rothe ſeine rechte Hand ſchnell auf ſein Herz, als wenn er ſagen wollte — da ſoll mein Lohn ſein ... Fürſt Adolf verſtand ihn kaum, ſo zog er ihn auch ſchon an ſich und drückte ihn weinend lange an ſeine Bruſt. Am allerletzten Tage führte der Vater den Sohn noch einmal ſelbſt in ſeine Einſiedelei und redete ihn daſelbſt unter vier Augen alſo an:

„Hier war es, Theodor, wo du den Unterricht über alle Pflichten und Tugenden des Menſchen empfingſt; hier höre nun auch das letzte noch davon, was dein Vater ſelbſt dir zu ſagen hat. Zwar hat Rothe auf meinen Befehl ſchon mannigfaltig über den Gegenſtand, den ich meine, ſeit einiger Zeit mit dir ſprechen müſſen; aber ich kann nicht umhin, auch als Vater darüber mit dir zu reden. Ich weiß wohl, daß Väter ſonſt gegen ihre Söhne aus einer falſchverſtandenen Beſcheidenheit davon ſchweigen; doch dies iſt wider meine Grundſätze. —

Des Lebens ſüſſeſte und ſanfteſte Glückſeligkeit iſt — die Liebe. Auch für dich wird ſie einſt, nach deinem Temperament zu urtheilen, unnennbare Wonnen haben. Wiſſe aber, daß dieſe ſanfte Freudengeberin oft Tod- und Verderbenſtifterin werde, wenn ſie in das Laſter ausartet, das man die umherſchweifende, unerſättliche Wolluſt nennet. Wollteſt du dich auch nur als Menſch betrachten: ſo müßteſt du dir ſchon das heilige Gelübde thun, dieſe zu fliehen, ſo lange du lebeſt. Kein Laſter zerſtört ſo den ganzen Menſchen, als dies. Die Wolluſt entnervt und verzehrt alle ſeine körperlichen Kräfte; ſie bereitet ihm ein frühes und ein ſchändliches Grab, vergiftet ihn durch und durch, und ziehet ihm ganz abſcheuliche Krankheiten zu. Sie macht aber auch den Menſchen weichlich und zu groſſen Geſchäften des Lebens unaufgelegt; ſie ſchwächt alle Fähigkeiten ſeines Geiſtes und beraubet ihn oft gar der Vernunft; ſie verwüſtet alle Güte, allen Adel ſeines Herzens, benimmt ihm den Geſchmack an den edlern Freuden des Lebens, macht ihn hinterliſtig, untreu, rachſüchtig, grauſam, irreligiös und gottlos. Je früher er ſich ihr ergibt, in deſto furchtbarern Graden richtet ſie alle dieſe Verwüſtungen an ihm an. Wenn ein junger Menſch, wie du, ſolche Lüderlichkeiten treibt, ſo wächſt er nicht nur nicht vollkommen aus, ſondern er zerſtört auch den ſchönen Umris ſeiner Geſtalt und alles Ebenmas ſeines Körpers; er untergräbt auf Lebenszeit ſeine Geſundheit, bereitet ſich ein äuſſerſtmühſeliges Alter, gelangt nie zu einer recht vollkommenen Vernunft, bringt ſich um alle Gegenwart des Geiſtes, um alles edlere Feuer bei ſeinem Thun und um richtige Urtheilskraft, und macht ſich unfähig, einſt eine glückliche und zufriedene Ehe zu führen. Ach, mein Theodor, ich muß dir es ſagen, daß dieſe erfrüheten Wollüſte recht eigentlich zu den Sünden dieſes Jahrhunderts gehören. Daher ſo viel jetzt umherwankende verbuttete Menſchengeſtalten, an denen weder Proportion noch Simmetrie iſt; daher ſo viel Schwächlinge, ſo viel Greiſe von dreiſſig und vierzig Jahren, ſo viel junge Sterbende; daher ſo viel Dummköpfe und Nichtsnützer, ſo viel Freudeunempfängliche, Hipochondriſten und Selbſtmörder; daher ſo viel Eheloſe und noch mehr unglückliche Verheurathete; daher ſo viel elende Kinder, die nur in die Welt kommen, um die Mahlzeichen ihrer Väter an der Stirn zu tragen und ein Grab in ihr zu finden. Ach ſollte ich dir alles erzählen, was ich von dieſer Art menſchlicher Ausſchweifungen unſers Zeitalters ſagen könnte: ſo würde dein unſchuldiges Herz erbeben. Wohl dir, daß du noch nichts davon weiſſeſt! Aber du magſt nun in Zukunft auch noch ſo viel davon hören und ſehen: ſo laß dich durch ſchlechte Menſchen nicht dazu verführen. Sieh recht oft an deine liebe, holde Geſtalt, deinen vollkommenen Bau, deine blühende Geſundheit und deine männliche Kraftfülle, und ſuche dir aus Liebe für dich ſelbſt und aus Achtung für Gott und die Tugend dies alles immer zu bewahren. Daß dein Vater kein Wollüſtling war, daß du bis jetzt vor aller Wolluſt bewahrt wurdeſt — daher, Theodor, daher dieſe Vorzüge, welche dich vor Tauſenden deines Geſchlechts und deines Alters ſo auszeichnen. Bleib rein und keuſch in der Fremde und auf deinen Reiſen, wo es ſo unzählichviel Gelegenheiten zu Ausſchweifungen gibt. Kommſt du dann in's Vaterland zurück, ſo wähle dir die edelſte unter allen Töchtern der Menſchen und ſei verſichert, ſie reicht dir ihre Hand und du findeſt in ihren Armen eine Seligkeit, wie ſie dir die ganze Welt nicht geben mag. Kein Menſch ſoll dir dabei Vorſchriften machen; verlaß dich auf mich. Du ſelbſt ſollſt dir dein Weib wählen. O wie wirſt du dann dich dafür ſegnen, daß du ein tugendhafter Jüngling bliebſt! — — Erwägeſt du aber vollends, daß du nicht nur Menſch biſt, ſondern auch Fürſt werden ſolleſt: o Theodor, um wie viel mehr muſſt du aller Wolluſt dein Herz verſchlieſſen! Denke doch, ein Fürſt ſoll ja ein ſehr weiſer, guter und thätiger Menſch ſein. Wie kann er dies ſein, wenn er ein Wollüſtling iſt? Die Wolluſt macht ja dumm, träge und ſchlecht. Ich ſagte dir vorhin, daß die frühern Wollüſte ein Laſter unſerer Zeiten wären. Glaube ja nicht, daß ich damit die heutigen Hirten, Bauern und Taglöhner meinte. Es iſt eine Schande für die vornehmern Stände, daß ſie es eigentlich ſind, die jener Vorwurf am meiſten trift. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß ſchon ein Schüler aus dem Bürgerſtande den andern gewiſſe Lüderlichkeiten lehret, die der Menſch allein begehen kann. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß der Edelknabe, wenn er ſchon ein Mädchen verführt, wohl den Beifall ſeines gnädigen Vaters dafür empfängt. Erſchrecke, wenn ich dir ſage, daß man, wenn ein Prinz von deinen Jahren ſchon in allen Wollüſten geübt erſcheint, blos die kleine Anmerkung, ohne weiter darauf zu achten, dabei mache, daß er ein junger Herr von vielem Feuer ſei ... So weit ſind wir geſunken — ſo ſind die Begriffe von Galanterie und ritterlicher Tugend entartet! Sonſt war es Rittertugend, daß der Jüngling nahe am Mannesalter das verführte Mädchen in Schutz nahm und rettete; jetzt iſt's oft Rittertugend, daß der Jüngling noch nahe am Knabenalter das ruhig dahinhüpfende Mädchen erhaſche und ihre Unſchuld verderbe. Freudig, als hätten ſie edle Thaten verrichtet, erzählt einer dem andern die ihm gelungenen Verführungen, ſpottet über Unbeflecktheit und Tugend, und iſt ſtolz auf die Zahl ſeiner ſchändlichen Siege. Das iſt ſchrecklich, mein lieber Theodor, wenn man im L[illegible]r ſogar ſeine Ehre ſucht. Du glaubſt jetzt vielleicht nicht, daß dies von einem vernünftigen Weſen geſchehen könne; aber von nun an wirſt du häufige Erfahrungen hievon machen. Man hat ſich daran gewöhnt, den noch unbärtigen Jüngling jetzt ſchon verblühet, kalkfarben und entnervt zu ſehen. Man rechnet die frühere Wolluſt zur freiern Lebensart, zum feinern Ton und zur groſſen Welt. Man nennet es Modekrankheit, wenn ein junger Menſch zwiſchen fünfzehn und zwanzig Jahren ſchon unter die Hände des Feldſcheers geräth. Schaudere, ſchaudere du lieber junger Unverdorbner, ſo oft du hievon höreſt, und denke, daß unter allen Jünglingen ein Prinz, zur Regierung

be=

beſtimmt, wie du, mit ſeinem Herzen gegen die herrſchenden Wollüſte den unverbrüchlichſten Bund aufrichten müſſe. Schäme dich in der Seele eines jeden Niederträchtigen, der in Zukunft frech genug iſt, dir den verfluchten Gedanken vorzuſpiegeln, daß es einem jungen Herrn vom Stande weder zum Verbrechen, noch zum Schimpf angerechnet werde, wenn er nie ohne Liebesintrigen iſt, und daß Prinzen es frei haben, umherzubuhlen. Das giebt Fürſten von der erbärmlichſten Klaſſe, wenn ſie als Prinzen dieſen verführeriſchen Eingebungen Folge leiſten. Mit einem Kopf, der alle Geiſtesſtärke verlohren hat, mit einem Herzen, in welchem jedes edlere Gefühl erloſchen iſt, erſchöpft auf allen Seiten, unfähig zu herrſchen, beſteigen ſie dann ihren Stuhl, täuſchen die Völker und ſind kaum im Stande ihr Geſchlecht fortzupflanzen oder zwingen in ihrem ſchwächlichen Sohne der Nation einen noch elendern Stuhlfolger auf. O wie ſchändlich werden dadurch die Völker für ihre Gutherzigkeit belohnt, mit welcher ſie zugaben, daß ihnen die Fürſten gebohren werden durften! Nicht ſo du, mein Einziger! Du biſt der erſte unter den Jünglingen im Lande; bleib auch der unbefleckteſte unter ihnen. Halte alle deine Leibes- und Seelenkräfte beiſammen und wende ſie

jetzt

blos dazu an, dich erſt recht vollkommen auszubilden. Wenn Gott dann einſt mich von hinnen ruft und du trittſt die Regierung an, wie wirſt du der Segen und die Freude deines Volks ſein! Du wirſt nicht nur ſelbſt regieren, ſondern auch lange regieren. Dein Mannesalter wird das genusvolleſte, das heiterſte und thätigſte ſein, und deine in den Jünglingsjahren aufgeſparten Kräfte werden dir auch das Greiſenalter noch froh und glücklich machen. Dann erzieheſt du deinen Sohn wieder, wie ich dich erzog, und er regiert dann auch einſt ſelbſt und lange, wie du. Sieh, wie das Heil eines kleinen Jahrhunderts für eine ganze Nation darauf beruhet, daß du ein edler Jüngling bleibeſt; — ich bitte dich bei allen Säuglingen und Embrionen dieſes Landes, die dich einſt, wenn ich nicht mehr bin, Fürſt und Vater rufen werden, ſchreib dieſen Gedanken ſo tief in dein Herz ein, daß ihn die vereinigte Verführung aller Buhler und Buhlerinnen nie darin wieder auslöſchen können ... Theodor, es gibt abſcheuliche Kreaturen unter dem weiblichen Geſchlecht, die ganz den Karakter deſſelben, die Sanftheit, Sittlichkeit, Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit verleugnen. Sie ſind die Peſt der Jünglinge. An ihrem Aufzuge ſchon, noch mehr an ihren Blicken und Minen kannſt du ſie erkennen. Verabſcheue ſie allenthalben als den Auswurf der Welt ... Und nun höre noch das allerletzte über dieſen für Fürſten ſo äuſſerſtwichtigen Gegenſtand. Sei nicht nur Feind der Wolluſt als Erbprinz, bleib es auch zeitlebens als Fürſt. Gar zu gern mögte ich dir die Folgen davon für ein Land, deſſen Fürſt ein Wollüſtling iſt, recht lebhaft ſchildern, weil ſie ſo in's Schrecklichgroſſe gehen, und weil die Geſchichten der Völker — allen Huld- und Schutzgöttern ſei's geklagt — hie und da ſo voll davon ſind. Ein Fürſt Wollüſtling hat weder Kraft, noch Luſt, noch Zeit, ſelbſt zu regieren. Nichts kontraſtirt ſo unerhört, als — die gänzliche Verweichlichung durch wollüſtige Ueppigkeiten und die unermüdete Thätigkeit, welche ſchlechterdings ein Regent beſitzen ſoll. Es iſt unmöglich, daß beides in einem Menſchen beiſammen ſein könne; ebenſo unmöglich, als daß ein und derſelbe Menſch zugleich weiſe und dumm, gut und ſchlecht, Gottesverehrer und Gottesleugner zugleich ſein könne. Nun frage dich aber einmal, wozu iſt ein ſolcher Fürſt da, wenn er nicht ſelbſt regiert? Iſt es nicht eine Sünde vom erſten Range, alle fürſtliche Vorrechte zu genieſſen und — ſeine fürſtliche Schuldigkeit nicht zu thun? Iſt dies damit gerechtfertigt, wenn es heiſſt, daß die Räthe und Diener alles beſorgen? Nun, wenn es hieran genug iſt, ſo braucht die Nation ja keinen Fürſten, ſondern nur Räthe und Diener; wozu denn alſo er weiter? Soll er etwa nur da ſtehen, wie ein Heiligenbild, wie ein Schutzpatron von Leinwand oder Stein, vor dem zuweilen das Volk auf die Kniee fällt, ohne daß er eine Bewegung dazu macht? Wahrlich, ein koſtbares Heiligenbild, ein theurer Schutzpatron, dem man eben nicht nöthig hätte, ein ſo groſſes ſchönes Schlos zur Reſidenz einzuräumen und ihn täglich mit dem Fett des Landes zu bewirthen, ſondern der ebenſogut in jeder Hütte ſtehen und da ſo lange mit Waſſer und Brod vorlieb nehmen könnte, bis ihn die Luſt nach Fleiſch und Wein anwandelte und ihn antriebe, ſich es auch in der Welt ſauer werden zu laſſen und ſich von ſeiner Hände Arbeit zu nähren. Theodor, es iſt eine unmenſchliche Zumuthung, daß eine ganze Nation ſich vom Morgen bis zum Abend tagtäglich in allen Geſchäften und Mühſeligkeiten des Lebens herumtummeln müſſe; während daß der Mann, den ſie mit allen Gütern und Freudengenüſſen in Ueberflus ſegnet, da hochoben auf dem Schloſſe ſitzt und — nichts thut. Wie muß jedem Bauer hinter dem Pfluge, jedem

Schmiede bei der Eſſe, jedem Weber auf dem Stuhle, jedem Kaufmanne im Komtoir, jedem Diener bei ſeinen Geſchäften zu Muthe werden, wenn er, ſo oft er an ſeinen Fürſten denkt, weiter nichts denken kann, als — jezt liegt er auf dem Sofa und ruhet von ſeinen Wollüſten — oder jezt guckt er zum Fenſter heraus und ſieht, wie wir arbeiten? Wenn ihm auch keiner von ihnen allen einen lauten Vorwurf macht, kann er noch Anſprüche auf einiges Ehrgefühl haben, ohne ſich dieſe Vorwürfe ſelbſt zu machen? Und wie geht es denn nun im Lande zu, wenn er nicht ſelbſt regiert? Iſt das etwa auch eine Unterthanenpflicht, hiermit zufrieden zu ſein? Oder wenn Bürger und Bauern darüber klagen, daß es nicht ſo zugehe, wie es zugehen ſolle, wer hört ihre Klagen, wer hilft ſelbigen ab? Er, der Fürſt etwa? O Theodor, ein Fürſt Wollüſtling hat auch ferner keine Liebe zu Land und Leuten. Die Buhlerinnen haben ſein Herz ſeinem Volke entwendet. In ihren Armen durch Uebergenus der gröbſten ſinnlichen Freuden abgeſtumpft, hat er keine Empfänglichkeit mehr für irgend eine der geiſtigen Freuden, am allerwenigſten für die Freuden der Menſchenbeglückung und des Patriotiſmus. Das edle, ſanfte und reine Feuer, welches nur in ſchöne

Thaten ausbricht, iſt in ſeinem Buſen zu einer wilden und brauſenden Flamme ausgeartet, welche nichts, als thieriſche Abkühlungen, ihn begehren macht. In derſelben Maſſe, in welcher er gegen die Buhlerei zärtlich und ſchmelzend iſt, iſt er gegen ſeine Unterthanen grauſam. Reine, heilige Liebe nur macht ſanft und ſtärkt uns im allgemeinen Wohlwollen gegen die Menſchheit; nimmerſatte, umherſchweifende Wolluſt aber härtet ab und erſtickt endlich jedes menſchliche Gefühl. Die Geſchichte iſt voll von dergleichen Beiſpielen, daß Wolluſt und Unmenſchlichkeit, thieriſche Geilheit und thieriſcher Blutdurſt größtentheils bei einander waren; und ſo oft ſie uns einen Erzwollüſtling auf dem Throne ſehen läſſt, zeiget ſie uns auch in ihm den Tirannen. Man weiß es, daß es keine ärgere Tirannen gebe, als Sklaven, wenn ſie Herrſcher werden. Iſt nun ein Fürſt **Sklave der Wolluſt**: ſo wird er **Tirann ſeines Volks**, um ſich für die Ketten ſchadlos zu halten, an die ihn die Buhlerinnen ſchmieden. Gelingt es einer derſelben, ihn ganz in ihre Gewalt zu bekommen: ſo muß er thun, wie ſie will. Alsdann aber nimmt die Volks- und Vaterlandsſache oft einen fürchterlichen Gang. Es iſt nun nicht mehr die Weisheit und Gnade des Fürſten, ſondern die Gunſt ſeiner

Maitreſſe, von der das Wohl und Weh des Landes abhangt. Sie verleidet ihm, wenn ſie es für rathſam für ſich hält, Land und Leute, flößt ihm einen Eckel für alles ein, was ſich von der Nation herſchreibt, entfernt jeden Rechtſchaffenen von ihm, avàncirt ihre Kreaturen zu Räthen und Miniſtern, und hat auf die wichtigſten Staatsangelegenheiten den wichtigſten Einfluß. Iſt ſie ſtolz, ſo wird jeder ihr Opfer, der ſich nicht tief genug vor ihr beugt. Iſt ſie grauſam, ſo iſt keiner ſeines Lebens und ſeiner Freiheit ſicher, der ihr auch nur durch einen Blick ſeine Verachtung äuſſert oder jemals einer ihrer Abſichten entgegen war. Iſt ſie habſüchtig, ſo bereichert ſie ſich auf Unkoſten des Landes, nimmt Banknoten, Güter und Schlöſſer von ihm in Empfang, hilft Recht und Gerechtigkeit mit den Miniſtern um baares Geld, und die öffentlichen Aemter, geiſtliche und weltliche Dienſte an die Meiſtbietenden verkaufen, und die zuſammengeſetzte Freigebigkeit des Fürſten und des Volks vermag ſie nicht zu ſättigen. Iſt ſie ſchwelgeriſch, ſo kann der Aufwand nie prächtig genug ſein, den ihr erhabener Sklave für ſie macht; die fürſtliche Kaſſe wird erſchöpft, die gewöhnlichen Kammereinkünfte reichen nicht mehr zu; man macht eine neue Auflage über die andere auf die arbeitſamſten, genügſamſten Volksſtände; die Unterthanen werden geplündert, das Land verſchuldet, und — dies alles eines Weibes wegen, in deſſen Buſen jedes edlere Gefühl ihres Geſchlechts erloſchen iſt. Die rechtmäſſige Gemahlin hat unterdeſſen die Wahl, ob ſie Selbſtverleugnung in dem unerträglichſten Grade ausüben und die erſte Hofdame ihrer Nebenbuhlerin machen, oder ob ſie in irgend einem entfernten alten verfallenen Burgſchloſſe verſtoſſen und vergeſſen leben und in die Seufzer ihres Volks ſeufzen will. Ihrer Würde zu ſehr bewuſſt, wählt ſie das letztere, härmt ſich zu Grabe oder wird mit einer guten Doſis Opium aus der Welt geſchaft. Oft iſt ſo ein Fürſt noch obendrein unbeſtändig in den Gegenſtänden ſeiner Wolluſt; denn wenn er die Gemahlin gegen Maitreſſe vertauſchen konnte: ſo wird er noch leichter Maitreſſe gegen Maitreſſe vertauſchen. Alsdann iſt das Elend ſeines Landes unüberſehbar. Jede dieſer feilen Kreaturen ſieht es vorher, daß ihre Herrſchaft über ihn höchſtens einige Jahre dauern werde und ſucht dieſe Zeit recht zu benutzen. Jede derſelben bereichert ſich in der Geſchwindigkeit, ſo gut ſie kann, um hernach, wenn ſie bei Nacht und Nebel das Land räumen muß, in einer entfernten Provinz die Herrlichkeit ihres Lebens fortſetzen und des erhabenen Verſchwenders ſpotten zu können. Mit dem Hervortritt und mit der Wiederverſchwindung jeder derſelben leiden der Hof, die Dienerſchaft, die Regierungsart und oft der ganze Volkszuſtand die gröſſeſten Erſchütterungen. Eine neue Maitreſſe — neue Kabalen, neue Geheimeräthe, neuer Ton bei Hofe, neue Lieblingsvergnügungen des Fürſten, neue Plane und Anſtalten im Lande; denn wie ſollte ſie von der Bahn, die ihre Vorgängerin gemacht hat, auch nur eine Fusſtapfe übrig laſſen, ohne ſie auszulöſchen? Wie ſollte ſie nicht jede der gehabten Einwirkungen derſelben zu zerſtören und ihr ganzes Andenken für den Fürſten zu vernichten ſuchen? Iſt es auch möglich, daß es bei ſolchen immerwiederholten Gährungen im Lande jemals zu einem feſten Bodenſatz kommen und daß unter dieſen unaufhörlichen Veränderungen das Wehl der Nation zu einiger Vollkommenheit gedeihen möge? Iſt es nicht ſchon traurig, wenn der Diener des Staats nicht durch treue Verwaltung ſeines Amts, ſondern durch die Gnade der Buhlerin ſich der Gunſt ſeines Fürſten zu verſichern ſuchen muß? Iſt's nicht aber noch dreimal trauriger, wenn er mit jedem Morgen erſt nach der Hoffahne ſehen muß, ob der Wind noch ebendaher komme, woher er geſtern kam, und wenn er ſo auf der Stelle mit jeder Veränderung des Gegenſtandes der Wollüſte ſeines Fürſten in Unſicherheit ſeines Dienſtes ſchwebt? Kann man von einem Diener auch wohl erwarten, daß er treu und redlich dienen werde, wenn er nicht ſicher dient? Wer leidet aber unter der Unredlichkeit und Pflichtvergeſſenheit der Diener am meiſten — iſt's nicht das Volk? Und was für eine ſchwankende, elende Lage entſteht dadurch für ein Land, wenn jetzt dieſe oder jene Veranſtaltungen darin angefangen, eine Zeit lang mit größtem Eifer betrieben, dann wieder abgebrochen, zerſtört, neue angefangen, dieſe wieder eine Weile gleicheifrig fortgeſetzt, wieder aufgegeben, dann abermals neue getroffen werden u. ſ. w.? Sind die Familien auch zu zählen, die von Zeit zu Zeit dadurch unglücklich gemacht, aufgeopfert oder aus dem Lande getrieben werden? Müſſen nicht Sitten, Lebensart und Karakter des Volks alles eigenthümliche und nationale verliehren und ein Miſchmaſch von den entgegengeſetzteſten Ingredienzien werden? Ein Land, das einen unſtäten, veränderlichen Wollüſtling auch nur zehn Jahre zum Fürſten hat, iſt eben ſo übel daran, als wenn es in den zehn Jahren fünf, ſechs Fürſten hinter einander gehabt hätte, die alle Verſchwender und zwar Verſchwender von ganz verſchiedener Art geweſen wären. Jezt beherrſcht ihn z. E. eine Maitreſſe, die eine Freundin von der Jagd iſt. Sogleich wird das Jagdweſen auf einen recht glänzenden Fuß geſtellt; Hunde, Pferde, Jäger, Gewehre werden in gröſter Uebermaſſe angeſchaft und auf die öffentlichen Hetzen wird ein heilloſer Aufwand gemacht. Bald darauf beſiegt ſein Herz eine andere feile Donna, die ſchöne groſſe Soldaten gern zu Hunderten bei einander ſieht. Alsbald werden Leibkompagnien von lauter zwölfzölligten Männern und Jünglingen errichtet, die man im Lande mit Gewalt zuſammengreift, auſſerhalb Landes für ſchweres Geld anwirbt, prächtig montirt und reichlich in Gage ſezt. So, wie ſie fällt, ſind ein Paar Kompagnieen Bettler und Diebe mehr im Lande. Ihre Nachfolgerin, welche ſie verdrängt, hört gern Koncerte. Stehendes Fuſſes wird eine pompöſe Kapelle formirt; Kaſtraten und Virtuoſen werden verſchrieben, Komponiſten werden berufen, Inſtrumente herbeigeſchaft und einige Regierungsjahre vergeiget und verflötet. Die Blondine war muſikaliſch — die folgende Brunette aber hangt mit Enthuſiasmus an Schauſpiel und Maſkerade. Nun werden prächtige Schauſpielhäuſer erbauet,

Komö=

Komödianten engagirt, Redouten gegeben u. ſ. w. Und — an allem dieſen unnützen, vor Gott und Menſchen unverantwortlichen Aufwande iſt Schuld — **die Wolluſt des Fürſten** . . Und — allen dieſen unnützen, vor Gott und Menſchen unverantwortlichen Aufwand **bezahlt** — **ſein armes, arbeitſames, geplagtes Volk** . . . Erſchrick und erbebe, mein ſchuldloſer, gutherziger Theodor vor einem Laſter, das jeden verdirbt, den es ergreift, und das um ſo ſchrecklicheres Verderben ſtiftet, je wichtiger der Menſch iſt, den es ergreift. Ergibt ſich ihm der Hausvater, der Bürger: ſo macht er ſeine Familie dadurch elend. Des Fürſten Familie iſt ſein Volk. Ergibt ſich ihm ein Fürſt: ſo macht er, der **Landesvater**, ſein ganzes Volk elend. Auf was für einem abſcheulichen Ton muß ſein Hof ſtehen, wenn er mit ſolchen Beiſpielen an den Galatagen an der Spitze deſſelben erſcheint! Wie muß der wollüſtige Ton ſeines Hofes bald der Geſellſchafts- und Hauston in den vornehmern Familien der Reſidenz werden! Wie müſſen Leichtſinn und Ueppigkeit, Verführung der Unſchuld und Zerreiſſung der ehelichen Bande in den Augen der ganzen Nation bald zuläſſige Galanterieen, nichtsbedeutende Kleinigkeiten oder gar Modeton werden! Welche abſcheuliche

Einflüſſe muß dies auf die Edukation haben! Was für eine verworfene Generation muß es werden, die unter einem ſolchen Fürſten und unter ſolchen Beiſpielen auf allen Seiten erwächſt! Ein Fürſt Wollüſtling und ein privilegirter Räuber der weiblichen Tugend ſind in einem Lande gleich fürchterlich. Vor ihm iſt der Mann ſeines Weibes nicht ſicher, und die Mutter nicht ihrer Tochter. So, wie ſein buhlender Blick ſich auf die eine oder die andere richtet, und ſein laſterhaftes Herz in wilde Flamme für ſie geräth, ſchleppt er ſie auf ſein Schloß; wer will ihm widerſtehen? Und findet er Widerſtand: ſo verwandelt ſich ſeine Wolluſt in Rachgier; die Rachgier des Fürſten aber ſtiftet Verderben und Tod. Wehe dem Redlichen, der ihm in den Weg tritt und ihm die Schwärze ſeines Herzens vorhalten will! Er wird ihn haſſen, verfolgen, in Banden werfen, und zum Schafot führen laſſen. Wahre Religion kann ſchlechterdings nicht mit ſeiner moraliſchen Verderbtheit beſtehen. Entweder völlige Irreligion wird ihn beherrſchen, oder er wird dem ſinnloſeſten Aberglauben ergeben ſein. Dieſer iſt nach ſeinem Geſchmack; denn er kann ihn mit ſeinen Wollüſten verbinden. Sein Herz kann dabei bleiben, wie es iſt, und er braucht nur die heiligen Aeuſſerlichkeiten mitzumachen;

dieſe machen alle ſeine Ausſchweifungen wieder gut. Erſt ein Tete a tete der ſchönen Buhlerin Marie, und dann ein Tete a tete der Mutter Gottes Marie — beide ſind ein Paar Marien — und ſo iſt alles wieder abgemacht. Das wirſt du oft finden, daß die wolluͤſtigſten Fürſten die bigotteſten ſind. Schon unter den Privatperſonen iſt es ſo Mode, daß man ſeine Ausſchweifungen mit dem Mantel des äuſſerlichen Gottesdienſtes bedeckt; wie vielmehr unter den Fürſten! Dieſe müſſen es um ſo mehr thun, weil alsdann die Kleriſei zu ihren Wollüſten am erſten ſchweigt. Statt, daß ein Nathan nach dem andern zu ihnen gehen, und, wie es Schuldigkeit iſt, den Bußprediger bei ihnen machen ſollte, heiſſt es — unſer Fürſt hat zwar auch menſchliche Schwachheiten aber — er hat doch Religion… Und wenn auch hie und da ein Fürſt Wollüſtling irreligiös oder gar Atheiſt wäre, zuletzt, wenn die Laufbahn der Leidenſchaft geſchloſſen iſt, werden ſie alle bigott. Das iſt die allernatürlichſte Wendung, welche ein wollüſtiges Herz nur nehmen kann. Die Stürme der Leidenſchaft betäubten ſie ſeither, daß ſie keinen Zuruf des Gewiſſens vernehmen konnten. Nun iſt Stille — nun hören ſie den innern Richter. Was zu

thun?

thun? Nun Andachtsbücher, nun Betbänkchen, nun Krucifixe her! An Geiſtlichen fehlt es nicht, welche nun dasjenige auf die Wirkung der Gnade an ihnen rechnen, was im Grunde blos Folge der erſchöpften Natur iſt; die in dem allereinfachſten Gange des menſchlichen Herzens eine ſehr wundervolle Bekehrungsgeſchichte erblicken und — die Ehre davon nun ihren geiſtlichen Zuſprüchen und Predigten zuſchreiben. Ob denn dieſe Leute nie klug werden und bemerken, daß dies jederzeit das Final der Wolluſt iſt? Ob ſie nicht einſehen, daß die ganze Bekehrung ihres gnädigſten Herrn einem Feuerzeuge ähnlich ſehe, worin zwar Stahl und Stein noch befindlich ſind, der Zunder aber fehlt? Kurz — dies iſt der ganze Lebenslauf ſo eines Fürſten — in der *Jugend ein Wollüſtling, im Alter ein Andächtler.* Ein brillanter Lebenslauf! Das heiſſt mit andern Worten — in der Jugend ein Sünder, im Alter ein Thor ... Wahr iſt es leider, daß ſolche Fürſten durch die Ungebundenheit am Geſetze, welche ſie ſich träumen, und durch eine eingebildete Freiheit, thun zu können, was ſie wollen, worin ſie niemand ſtöret, zu ſo einem ausſchweifenden Leben verleitet werden! Wahr iſt es leider ebenfalls, daß die Nationen oft gutmüthig dazu ſchweigen! Aber

Theodor — frage dein eigenes Herz, ob es nicht unter alle Würde eines Fürſten ſei, ein offenbares Laſter, ein ganzes zügelloſes Leben öffentlich und im Angeſicht ſeines ganzen Volks zu führen und auszuüben. Iſt es denn genug, daß es dem Fürſten, als oberſten Richter, blos an einem Richterſtuhl im Lande fehlt, vor welchen er gefordert werden könne? Iſt es genug, daß es niemand wagt, über ſeine Ausſchweifungen ihn laut zu admoniren? Sieht er denn **das ermahnende Achſelzucken der Weiſen ſeines Volks**, ſieht er **das verdammende Kopfſchütteln der Patrioten** nicht? O Theodor, mein Einziger, lebe ſo, daß einſt keiner deiner Weiſen über dich die Achſeln zucke und keiner deiner Patrioten über dich den Kopf ſchüttele! Fliehe die Wolluſt als Prinz, fliehe ſie als Fürſt; und ergib dich nie einem Laſter, das die Geſetze ſtrafen, das du am Unterthan ſtrafen mußt, und das, wenn weder die Geſetze, noch du, es ſtrafen können, im Fall daß es im Verborgenen geſchieht, die Natur ſogar beſtraft. Sieh, wie ich dich liebe! Wie würde ich dich aber ſterbend noch ſo lieben können, wenn ich in dieſer Welt noch hörte, daß du ein Wollüſtling geworden wäreſt! Und wie würde ich dich liebend einſt wiederſehen können, wenn du in jener Welt als ein geweſener üppiger Fürſt, als ein ehemaliger **Unzuchtſklave** auf dem Regentenſtuhl mir begegneteſt! Ach dich treffe nie der Fluch der Welt und dein eigener Fluch — dich treffe nie der Fluch der Zeit und der Fluch der Ewigkeit! Komm, lege deine Bruſt an die meinige und gib mir den herzlichſten der Sohnesküſſe darauf, den du mir jemals gabſt, daß du — — —

Hier entzog die Wehmuth dem edlen Vater die Stimme. Theodor, mit thränenvollen Augen und mit heftigpochendem Herzen wand ſich ſo um ihn her, daß Bruſt gegen Bruſt lag. Sein Herz ſchlug immer ſtärker. Endlich ſtammlete er — **So rein, wie dieſe Schläge, ſei auch der lezte Schlag!**

Nun, hub der Fürſt an, ſo ſei der Gott deiner Väter mit dir und ſegne dich! Gehe nun — ſammle Schätze der höhern Weisheit — denke immer an uns und bleib rein und gut!

Nahe am Ausgange des Gartens wartete Ulrike. Als ſie den Vater und den Sohn Hand in Hand auf ſich zu kommen ſah, ging ſie ihnen entgegen, küſſte Theodorn minutenlang, gab ihm ihr Bild in einer Doſe, wofür ſie die Liſte ſeiner Armen von ihm zurückempfing, und ſprach — Lebewohl und werde ein edler Mann!

Vor dem Garten hielt der Wagen des Fürſten. Adolf ſprach in dem letzten Augenblick noch zu Rothen — Rechtſchaffener, vertritt ganz meine Stelle, ſetzte ſich mit Ulriken ein und ließ ſchnell zufahren. Rothe führte Theodorn, der in der zärtlichſten Gemüthsbewegung war, ſogleich in einen labirinthiſchen Gang des Gartens zurück und unterhielt ihn da mit den Freuden des Wiederſehens ſeiner Eltern.

Die ſämtlichen Einwohner von Theodorsdorf kamen noch deſſelben Tages, um auf ihren Herrn die letzten Blicke zu heften. Es war, als wollten ſie ſich alle ſein Bild noch einmal Zug für Zug ſo eindrücken, daß ſie, wenn ſie ihn einſt wiederſähen, auf die Linie beſtimmen könnten, ob und wie er ſich verändert hätte; ſo ſtarrten ſie ihn an. Theodor, der dies bemerkte und ihre Augen voll Thränen dabei erblickte, war männlicher, als ſie alle, tröſtete ſie über ſeine Entfernung und entließ ſie mit den Worten: „ich komme wieder und bleibe dann bei euch. Ein Fürſt kann nie klug und gut genug werden; darum laſſet mich immer wandern. Es iſt beſorgt, daß es euch während meiner Abweſenheit wohlgehe; und wenn ich wiederkomme, ſoll es euch noch beſſer gehen. Ich wünſche, daß ich euch alle wiederfinde. Sehet mich nur recht an; zählet alle die Geſichtszüge an mir, die die Güte meines Herzens gegen euch und gegen alle Menſchen ausdrücken; es ſoll unterdeſſen keiner an mir verwachſen oder verlohren gehen.“ Rothe hatte bemerkt, daß der Prinz noch einmal, wie es ſchon ſpät am Abend war, ſchnell nach der Einſiedelei gegangen war, als wenn er daſelbſt etwas vergeſſen hätte. Der Prinz feierte zum letztenmale den Sonnenaufgang auf dem Altan und begab ſich darauf mit Rothen auf die Reiſe. Das ganze Gefolge beſtand in Schmidt und einem Jäger, den Fürſt Adolf als einen ſehr geſetzten und ihm ergebenen Manne noch beſonders zu ſeiner und Rothens Bedienung in der Fremde beſtimmt hatte.

Theodor war in dem Ländchen ſeines Vaters, wo die Akademie war, noch nie geweſen. Die Erwartungen von ihm konnten daher nirgends gröſſer und ſehnlicher ſein, als hier. Kaum hieß es, daß der Prinz angekommen ſei: ſo drängte ſich alles, ihn zu ſehen. Wo er in der erſten Zeit ging und ſtand, da umringten ihn Menſchen aus allen Ständen. Seine Beſcheidenheit, Offenherzigkeit, Natürlichkeit und herablaſſende Güte gewannen ihm hier ebenſo bald alle Herzen, wie im Vaterlande, und er ward im kurzen der allgemeine Gegenſtand der Achtung und Liebe. Beſonders merkten Bürger und Bauern bald, wen ſie an ihm hätten. Theodor fand ſich leichter in die Entfernung von ſeinen Eltern, als man gedacht. Rothe, an dem er ſo von Jugend auf mit ganzer Seele zu hangen gelernt hatte, und an den er ſich nun noch feſter anſchloß, war der Mann, deſſen Anblick und Umgang ihn erheiterte. Mit ſeiner Mutter unterhielt er eine vertraute Korreſpondenz, die für ihn ſehr nützlich war. Dieſe vortrefliche Frau benutzte ihre Briefe dazu, ihm alle die ſanften und rührenden Lehren nun mitzutheilen, welche ſie aus mütterlicher Beſcheidenheit und Schamhaftigkeit ihm mündlich nicht geben mögen. Als er das erſte Schreiben von ihr empfing, ſchien er in eine ſehr ſtarke Rührung zu gerathen und ſtellte gleich darauf ihre Silhouette vor ſeinem gewöhnlichen Sitz auf. Neben derſelben hing Tages darauf — die Silhouette der Herzog. Rothe, als er dieſe erblickte, ward frapirt, und hatte nun die Erklärung von des Prinzen ſchnellem Gange am letzten Abend zur Einſiedelei. Theodor, als er ſeinen Freund in einer Art von Verlegenheit darüber ſah, verſetzte: „ich habe die Herzog aus zwei Urſachen mitgenommen;

einmal, damit ihr Anblick ihr Andenken noch öfter in mir erneuere und ich ſo eine Stütze für meine Unſchuld und Tugend mehr haben möge; und dann, damit ich, ſo oft ich aus weiblicher Geſellſchaft nach Hauſe komme, die Frauenzimmer, welche ich geſprochen, mit ihr meſſen und den Grad ihres Werths daraus beſtimmen könne, in wie fern ſie ihr ähnlich ſind, oder nicht.

Den ſtärkſten Umgang hatte der Prinz mit den Profeſſoren der Akademie, unter welchen ſehr vortrefliche Männer waren. Es ſchloß ſich bald ein kleiner Zirkel derſelben, in welchem er wöchentlich einigemal viel Unterricht und Freude genoß. Ebenſo war er auch oft in den beſten Häuſern des Orts, und ſtimmte bei der Auswahl derſelben gern und zuverſichtlich in die Meinung ſeines wackern Erziehers ein. Unter den öffentlichen Zuſammenkünften war ihm das Koncert die liebſte, welches daſelbſt ſeit einigen Jahren ſchon errichtet war und ſich vortreflich beſetzt befand. Die Natur war in dieſer Gegend nicht minder ſchön, als in ſeinem Vaterlande, und gewährte daher nach, wie vor, ſeinem Geiſte viel Erhebung. Ein fürſtliches Schloß gab es nicht in der akademiſchen Stadt, ſondern er wohnte in einem Privathauſe; in einer kleinen Entfernung aber war ein ſchönes Landhaus ſeines Vaters, wo er häufig die ländlichen Freuden genoß. Fürſt Adolf hatte Rothen ein- für allemal eine immergeltende Anweiſung auf ſeine dortigen Revenüen gegeben, worauf er davon ſo viel ziehen konnte, als er wollte. Theodor aber, gewohnt, wenig Aufwand zu machen, blieb auch hier ſeinen Grundſätzen getreu. Er hielt einige Reutpferde, hatte oft Privatkoncert bei ſich, ſpielte gar nicht, kleidete ſich ferner ſimpel und gab ſein meiſtes Geld an Wohlthaten aus. Der Ton, auf welchem damals die daſigen Studenten ſtanden, als er auf die Akademie kam, war eben nicht der edelſte, und mißfiel ihm, ohne daß Rothe erſt nöthig hatte, ihm Widerwillen dagegen einzuflöſſen. Die Profeſſoren ſelbſt beklagten ſich darüber häufig gegen ihn, ſetzten aber hinzu, daß ſie mit allen ihren Bemühungen die Sache ſeither nicht hätten abändern können, weil der gröſſeſte Theil der Studenten Fremde waren, welche nach geſchehenen Einſchränkungen, die das Anſehen eines Zwangs hätten, die Akademie verlaſſen und die Hörſäle in Leere verſetzen würden. „Ihr Beiſpiel, mein Prinz, ſprach ein ſehr wackerer Mann unter ſelbigen, wird mehr leiſten können, als wir Profeſſoren alle zuſammen mit unſern Bitten, Ermahnungen und Verboten.“ Dieſer praktiſche Weiſe hatte Wahrheit geſprochen. Theodor war noch kein ganzes Jahr daſelbſt, als ſich der Ton der jungen Leute ſchon ſehr umgeſtimmt hatte. Das Schwelgen ließ nach; die Raufereien hatten ein Ende; die Sitten wurden feiner; man ſtudirte wackerer. Die reichern Fremden, welche ſeither in ihrer Kleidung die albernſten unmännlichen Moden befolgt hatten, kehrten zur Simplicität und Natürlichkeit in ihrem ganzen Aufzuge zurück. Theodorn machte dies viel Freude, und er ging nun mit den geſitteſten unter ihnen um; wodurch die übrigen noch mehr gereizt wurden, auch nachzuahmen, um dadurch der Ehre ſeines Umgangs werth zu werden. Die Studien, welche der Prinz auf dieſer erſten Akademie, die er beſuchte, betrieb, waren von ſeinem Vater ſelbſt beſtimmt worden, und beſtanden in Philoſophie, die er beſonders mit Eifer ſtudieren ſollte, in phyſikaliſchen, ſtatiſtiſchen und Kameral-Kenntniſſen, und in den ſchönen Wiſſenſchaften, wozu noch die Sprachübungen kamen. An eigentliche Jurisprudenz ward noch nicht gedacht. Rothe empfand über den unermüdeten Fleiß des Prinzen überaus viel Zufriedenheit, und hatte auch nie Urſache auf den übrigen Seiten ſeines Geſchmacks, ſeines Betragens und ſeines Lebens wegen unwillig zu werden; weil der Prinz ſich weder eine

Ausſchweifung noch auch nur jugendlichen Leichtſinn erlaubte. Der Karakter deſſelben ward nun vielmehr mit jedem Tage völligmännlicher und geſetzter.

Nachdem Theodor die zwei beſtimmten Jahre auf dieſer Akademie zum Nutzen und Segen für ſeinen Geiſt und ohne Schaden für ſein Herz zugebracht hatte, machte er ſich zu ſeiner Abreiſe, von jedermann geſchätzt und geliebt und unter den vortreflichſten Zeugniſſen aller ſeiner gehörten Lehrer fertig. Die ganze Akademie beſchloß, ihn feierlich bis auf die Grenze zu begleiten; er verſchwand aber in einer Nacht, ehe noch die Anſtalten dazu alle verabredet waren, und bezog, ohne erſt wieder nach Hauſe zu reiſen, nun die zweite Univerſität, welche unter den ausländiſchen entferntern eine der berühmteſten und blühendſten war. Hier machte er zwar durch ſeine bloſſe Ankunft das Aufſehen nicht, welches er dort gemacht hatte; weil hier beſtändig Prinzen ſtudirten, die einmal regierende Herren werden ſollten; aber er zeichnete ſich hernach durch ſeine Sitten, durch ſeinen Wandel und durch ſein ganzes Weſen ſehr aus und zog nun ebenſo allgemeine Aufmerkſamkeit auf ſich, wie dort. Rothe würde ihm hier weit nothwendiger geweſen ſein, wenn ſeine Tugend nicht eine auf ſo feſten

Grundſätzen ruhende und ſo lange ſchon geübte Tugend geweſen wäre. Die Stadt ſelbſt war an Gelegenheiten, auszuſchweifen, für junge Leute weit reicher, als die vorige, und der Ton, in welchem die vornehmere Welt in ihr ſtand, war ein ſehr eitler, luxuriöſer Ton. Das ganze Weſen, wie man mit einander umging, ſich vergnügte, ſich kleidete und ſeine Zeit eintheilte, war recht das Antiweſen Theodors. Die Leute ſeines Standes, welche hier ſtudirten, figurirten allenthalben als Fürſtenſöhne und machten an Equipagen, Bedienten, Garderoben und Feten einen ſehr pompöſen Aufwand. Prinz Theodor ſtach dagegen wie ein bloſſer Edelmann ab und bekam es bei jeder Gelegenheit von ihnen zu hören, daß er ſeinem Stande nicht gemäs lebe. Er ermangelte nicht, ſeine beſſern Begriffe über das eigentliche ſtandesmäſſige Leben ihnen mitzutheilen; ſie hatten aber keine Empfänglichkeit für dieſe, ſondern beſchuldigten ihn, daß er ſich auf Bonton nicht verſtehe. Einige derſelben waren den ausſchweifendſten Wollüſten mit Zügelloſigkeit ergeben und ſchienen blos auf der Akademie zu ſein, um ſich zu ihrer künftigen Würde ganz zu entnerven. In Damengeſellſchaften machten ſie den Franzöſiſchen Geck und im Umgange ihres eigenen Geſchlechts wuſſten ſie ſich mit nichts zu unterhalten, als mit den Erzählungen ihrer neueſten Eroberungen und Verführungen, und mit neu erfundenen erkünſtelten Wollüſten. Ihre Hofmeiſter und Geſellſchaftskavaliere lebten und ſprachen in demſelben Ton. Theodor muſſte zuweilen mit ihnen beiſammen ſein; Rothe begleitete ihn aber jederzeit. Dieſer unterlieſs nicht, die feine Stimme der Moral unter ihnen zu erheben; worauf jedoch meiſtentheils ein lautes Gelächter erfolgte. „Merken Sie nun bald, ſprach er, nach der Zurückkunft aus einer ſolchen Geſellſchaft einsmals zu Theodorn, wie es hie und da in der groſſen Welt hergehe? Doch dies iſt nur erſt ein geringes Etwas von dem abſcheulichen Ganzen, welches Sie bald auf unſern Reiſen nun näher werden kennen lernen. Prinz, erhalten Sie ja Ihren Abſcheu gegen dergleichen Unſittlichkeiten und Zügelloſigkeiten immerdar in gleicher Lebhaftigkeit, und ſorgen Sie, daß nicht etwa die Gewohnheit, dieſe zu ſehen und zu hören, ihn entkräfte.“ O unbeſorgt, lieber Rothe, erwiederte der Prinz! Es iſt unmöglich, daß dieſe Art von Menſchen und von Meinesgleichen andere, als abſchreckende Eindrücke, auf mich machen könne. Meine ganze Seele empört ſich gegen ſie. Wenn ich nicht zuweilen unter ſie ſein müſſte, ich wollte ſie fliehen, wie man die Petten ſiechet, auf welchen die Infektion ſich wälzt. Das werden herrliche Fürſten werden! Wahrlich, wenn ihre Völker an die Zurückkunft derſelben in's Vaterland und an den künftigen Antritt ihrer Regierung denken: ſo muß ihnen werden, als wenn im Frühjahr heiſſe Tage und kalte Nächte, die mit einander ſchnell abwechſeln, bald graſſirende böſe Hälſe, Bräune und Faulfieber ankündigen. O wie ſegne ich die edlere Erziehung, welche mir mein Vater gab! Wie ſchäze ich mich nun erſt recht darüber glücklich, daß Gott und die Tugend mir ſo heilig und ehrwürdig wurden! Für die reinern Freuden des Lebens haben dieſe Baſtarte des Fürſtenſtandes gar keinen Sinn mehr; und wenn ich zuweilen mit ihnen davon ſprechen will: ſo bedauren ſie den gemeinen Ton, welcher an meines Vaters Hofe herrſchen müſſe. Meinetwegen mögen ſie den ihrigen vornehmer finden; ich finde ihn niederträchtig, verworfen, verrucht." Bei dieſen Geſinnungen beharrte Theodor unverbrüchlich und benuzte ſein Leben auch auf dieſer Akademie auf das zweckmäſſigſte. Er muſſte zwar allerdings hier einigen gröſſern Aufwand machen; aber er machte ihn auf die edelſte Weiſe. Er ſezte ſeine vorigen Studien fort und hörte hier ſtatt der Philoſophie nun die eigentliche Jurisprudenz, über deren Kontraſt mit jener er gegen Rothen oft bittere Klagen führte. In dem letzten halben Jahre bereitete er ſich recht ausdrücklich zu ſeinen Reiſen, damit er ſie mit wahrem Nutzen für ſich thun mögte. Sein Vater hatte die Höfe und Länder der Reihe nach beſtimmt, welche er beſuchen ſollte. Nun las er nicht nur noch weit emſiger die Beſchreibungen dieſer Länder und Völker, um die Geſichtspunkte recht zu faſſen, aus welchen er beſtändig auf ſeinen Wanderungen um ſich her zu ſchauen hätte, ſondern er ließ ſich auch darüber noch auſſerordentlichen Unterricht von einigen Profeſſoren geben, die die ausgebreiteſten Staats- und Völkerkenntniſſe beſaſſen. Einer derſelben, welcher vor kurzem erſt faſt dieſelben Reiſen mit einem Deutſchen Prinz gemacht hatte, ward ihm beſonders nützlich. Dieſer lieferte ihm ſchon ſehr trefliche Schilderungen und Vorkenntniſſe der Höfe, welche er beſuchen wollte, machte ihn mit dem Karakter ihrer Nationen bekannt und wuſſte ihm faſt allenthalben die merkwürdigſten Menſchen zu nennen, deren Umgang ihm lehrreich und angenehm werden könnte. Fürſt Adolf berief ihn hierauf im ſtrengſten Inkognito an einem gewiſſen Ort auſſerhalb Landes, wo er nebſt Ulriken eintreffen und ſich einige Tage lang mit ihm un-

unterreden wollte. Theodor nahm auch von der zweiten Akademie ſeine Unſchuld und Tugend unbefleckt mit zurück, verließ ſie unter dem Beifall aller Edlen, die ihn kennen gelernt hatten, und eilte, ſeine Eltern wieder zu umarmen.

Ulrike war unterdeſſen ſehr ſchwächlich geworden und beſtand jetzt recht ausdrücklich darauf, ihren Sohn zu ſehen. Der Wiederanblick deſſelben erfüllte ſie mit einer ſo enthuſiaſtiſchen Freudenwärme, daß ſie ſich wieder ſtark, wie in ihrer Jugend, fühlte. Theodor war einer der ſchönſten jungen Männer ſeiner Zeit geworden und ſein rein- und gutgebliebenes Herz ſpiegelte ſich noch unbefangener und ſelbſtvertraulicher, als ſonſt, in ſeinen offenen und biedern Blicken. Die Entrevüe zwiſchen ihm und ſeinen Eltern geſchah auf einem Bergſchloſſe, das mitten in einem Walde lag und ſehr romantiſche Auſſichten hatte. Man brachte die drei Tage, welche man beiſammen verlebte, faſt gröſtentheils im Freien zu, und Ulrike, als wenn eine geheime Ahndung ſie dazu antriebe, entließ den Prinz kaum aus ihren Händen. Ihr Gemahl ließ ihn ihr oft ganz über und unterhielt ſich alsdann jederzeit ſehr einſig mit Rothen.

Ulrike. (am Abend vor der letzten Trennung.) Biſt du wahrlich noch rein und gut, mein Theodor? Blicke mich ſtark und feſt bei der Antwort an!

Theodor. (Augenſtern auf Augenſtern, und aus der Fülle ſeines Herzens.) O edelſte Mutter, ſo rechtſchaffen ich mich aus Ihren Armen einſt wand, ruhe ich auch jetzt noch wieder in ſelbigen. Ja, ich bin noch ſtärker, noch unerſchütterlicher in allen den Grundſätzen geworden, worauf die Unſchuld ſich feſthält. Meine Tugend iſt nun mehr werth, als vorhin; denn ſie hat mit Gefahren gekämpft und hat geſiegt.

Ulrike. Ach ja, es muß wahr ſein; deine Augen ſagen es mir. Ihr Feuer, womit du mich anblickſt, iſt das hohe Bewuſſtſein des Guten, das in deinem Buſen wohnet. — Meine Augen wirſt du matt finden. Alle meine Liebe zu deinem Vater und zu dir, und alle meine Rechtſchaffenheit, der ich mich befleiſſige, haben die eilende Verzehrung meiner Lebenskraft nicht aufhalten mögen. Ich hatte noch einen Wunſch nur und — er iſt nun erfüllt.

Theodor. (in gröſſeſter Wehmuth.) Ewiggeliebte Mutter — beklemmen Sie mir das Herz zum Abſchied nicht ſo ... Was iſt Ihnen — o ſagen Sie!

Ulrike. (ſehr gefaſſt.) Nichts, guter Theodor; laß uns nun hiervon abbrechen. Ich habe meine Beſtimmung erfüllt — ich habe meine Wünſche erhalten. Du wirſt doch nun zum zweitenmale einſt ebenſo rechtſchaffen wiederkommen, als zum erſtenmale — nicht wahr?

Theodor. (ſeine Hände in die ihrigen legend.) Ach gewis, gewis — aber

Ulrike. Nun, ſieheſt du — was will ich weiter? Dich auch Fürſt werden ſehen? Da müſſte ich ja deinen Vater ſterben ſehen — und — das wolle Gott nicht!

Theodor. (betäubt.) Ach Mutter, beſte Mutter, wir ſehen uns doch wieder?

Ulrike. So Gott will! — Wo aber nicht, ſo komm, wenn du rein und gut in dein Vaterland zurückkehrſt, an mein Grab und weihe mir da Thränen der Liebe. Du ſollſt, um mich alsdann zu finden, nicht in ein tiefes Gewölbe ſteigen müſſen.

Theodor umſchloß ſie feſt und ſtumm. Lange nachher ſprach er — ſo reiſe ich lieber nicht. Ja, erwiederte ſie, du muſſt reiſen. Die Pflicht gegen dein Vaterland iſt gröſſer, als die Pflicht gegen deine Mutter. Reiſe und bilde dich dadurch ganz zum weiſen und guten Fürſten deines Volks einſt aus.

Hier kam Adolf dazu, und als er den Gegenſtand vernahm, wendete er ſich um und ver-

barg

arg ſeine Thränen. Ulrike bemerkte Nothen
n Weinberg und eilte drangvoll zu ihm hin.
Sie empfahl ihm ihren Sohn an den fremden
Höfen nochmals ſo rührend, als ſpräche ſie ſchon
us jener Welt herüber, und gab ihm ein ſehr
ürſtliches Angedenken auf die Reiſe. Adolf
prach unterdeſſen zu Theodorn:

„Deine Mutter iſt kränklich — mir blutet
as Herz, indem ich dies ſage. Rede mit ihr
edoch nicht wieder davon; gieb ihr aber, wenn
u dich von ihr verabſchiedeſt, einen herzlichern
Kus, als je. Du ſollſt durch mich von Zeit zu
Zeit Nachricht von ihr haben; ſie ſelbſt aber ſoll
icht mehr an dich ſchreiben. Ihre Briefe an
ich ſtrengen ſie zu ſehr an. — Mein Theodor,
ein Reiſewagen mit allem Zubehör für dich wird
ben ankommen; die Wechſel hat Nothe; die
Route kenneſt du ſchon. Doch dies iſt alles ge-
rade das geringſte bei der Sache; laß uns vor
em Wichtigern dabei ſprechen. Du biſt ein
Deutſcher Prinz, und darum ſollſt du zuförderſt
ie vornehmſten Deutſchen Höfe beſuchen. Man-
her Deutſche Prinz reiſet nach Paris und Lon-
on, ohne in Wien und Berlin geweſen zu ſein;
as iſt aber wider die Natur der Sache. Wer
Geographie lernt, muß bei ſeinem Vaterlande
nfangen, und wer reiſet, bereiſet auch erſt ſein

gröſſeres Vaterland. Du ſollſt Deutſche Sitten, Deutſchen Ton aufzuweiſen haben; ſo will ich auch, daß du dich darin erſt recht feſtſetzeſt. Auch verdienen es Deutſchlands Groſſe, Weiſe und Künſtler, daß du ſie zuförderſt aufſucheſt. Gottlob, wir ſind nun ſo weit gekommen, daß der Ruf derſelben und die Neugierde Ausländer herbeilockt, ſie zu ſehen. So wäreſt du ein undankbarer Sohn deines Deutſchen Vaterlandes, wenn du ſie vorübergingeſt, und das Schöne, Edle, Groſſe und Gute, das du in der Nähe und an deinen Mitbürgern ſehen kannſt, nicht zuerſt ſehen wollteſt. Ueberhaupt ſollſt du darum nicht in's Ausland und über den Rhein reiſen, um da erſt menſchliche Weisheit, Wiſſenſchaftlichkeit, Tugend, Würde und Gröſſe kennen zu lernen. Das war ein albernes Vorurtheil vergangener Zeiten und würdigte den edlen Deutſchen Nationalſtolz auf das ſchändlichſte herab. Dank unſerm Zeitalter — der Deutſche fühlt ſich wieder mehr in ſeinem Werth, und wird ſeinen Nachbarn wieder ehrwürdiger. Er ſtimmt ſich in ſeinen eigentlichen Ton wieder zurück und tritt die Nachahmungsſucht des Fremden, das oft weit ſchlechter iſt, als er es ſelbſt hat, mit Füſſen. Laß Deutſchlands Fürſten noch zwanzig, dreiſſig Jahre ſo fortfahren, ihre eigene Nation und den Geiſt derſelben zu ſchätzen, wie ſie jetzt thun; ſo werden Deutſchlands Bürger wieder ganz Deutſch, ihre Tugend, ihre Sitten, ihre Trachten und ihr Geſchmack werden wieder Deutſch ſein. Es war Kleinmüthigkeit, Nervenſchwäche, unnatürliche Selbſtverleugnung, daß wir uns ſonſt ſo wegwarfen und uns ſelbſt gutwillig den Ausländern nachſetzten. Sie ſahen's und — lachten darüber. Wir verriethen uns ihnen durch ſichtbaren Drang nach ihnen, durch Affektation ihres Karakters und ihrer Sitten, durch Ueberſetzung ihrer Schriften in unſere Sprache und ihre Moden unter unſerm Himmelsſtrich. Da wir uns ſelbſt nicht achteten, ſo war's kein Wunder, daß auch ſie uns nicht achteten. Jetzt ändert ſich die Sache, und vielleicht ſind wir nach Vergang eines kleinen Halbjahrhunderts ganz gerächt. Es iſt nicht Stolz, Wahrheit iſt's, daß der Deutſche auf keiner wahren Seite der Menſchheit bei irgend einer Nation zur Leben gehen dürfe. Wir haben in jeder gemeinnützigen Wiſſenſchaft jetzt Meiſter vom erſten Range; unſere Weltweiſen figuriren in der Geſchichte Europens, wie unſere Helden; Erfindungskraft iſt eine Gabe des Geiſtes, die häufig auf Deutſchem Boden keimt; Kraft und Fleiß ſind dem Deutſchen eigen; was Vaterlandsliebe vermöge, hat er gezeigt; ſeine Treue, ſeine Redlichkeit ſind weltbekannt; ſein Anſtand und ſeine Sitten zeugen von Männlichkeit. Nur die leidige Nachahmungsſucht der Ausländer, welche durch häufiges Reiſen zu ihnen mit Hintenanſetzung des eigenen Vaterlandes bewirkt ward, hatte uns verunſtaltet, herabgeſpannt und verächtlich gemacht. In der Maſſe, in welcher wir dieſe verbannt haben, ſind wir auch wieder zu Ehren und Kräften gelangt und unſerm urſprünglichen Nationalkarakter wieder näher gekommen. Reiſe du alſo, wenn du Deutſchland durchwandert biſt, in's Ausland, um jenes noch mehr ſchätzen zu lernen. Nimm ſchlechterdings nichts von Franzöſiſcher Denkart und Sitte an; es kleidet uns Deutſche nicht. Gib dich auch nicht einmal unterwegs zu einer verſtellten Affektation deſſelben her. Bleib Deutſch, ſo lange du lebeſt; halte einſt einen ganz Deutſchen Hof und ehre und liebe vor allen das Deutſche, es betreffe was es wolle.— Das Reiſen iſt einem künftigen Fürſten unentbehrlich; es bildet ſeinen Geiſt erſt recht vollkommen aus, ſchärft ſeine Blicke auf die erſten Gegenſtände der Menſchheit, lehrt ihn richtige Parallelen ziehen und unterrichtet ihn am bündigſten in der groſſen Wiſſenſchaft, ſein Volk wahrhaftigglücklich zu machen. Den wahren Geiſt der Weisheit und Wohlthätigkeit der Geſetze lernt er da weit richtiger kennen, als aus Büchern, weil er gleich den Erfolg der Geſetze in den Ländern ſelbſt erblickt. Die eigentlichen Mittel, ein Volk zu kultiviren, entdeckt er auf ſeinen Reiſen auch gewiſſer, weil er aus dem Grade der Kultur, den er irgendwo antrift, auf den Werth der Anſtalten zurückſchlieſſen kann, welche dazu getroffen wurden. Ob dieſes oder jenes Projekt, das in ſeinem eigenen Lande auch angewendet werden könnte, etwas tauge, kann er unterwegs, ohne den geringſten Aufwand auf den Verſuch deſſelben zu machen, aus den gelungenen oder mißgelungenen Proben deſſelben ſehen. Er kann auf ſeinen Reiſen die Weiſen ſprechen, welche er zu Hauſe höchſtens nur leſen kann, oder die nie Schriftſteller wurden. Iſt er ein Freund der Künſte — wie muß das Reiſen ſeine Kenntniſſe erweitern und ſeinen Geſchmack ausbilden! Aber — wenn das Reiſen dieſen Nutzen haben ſoll, muß man auch wirklich reiſen; das heiſſt, man muß nicht blos durch die Länder hinfahren, hie und da ein Nachtquartier nehmen oder Raſttag halten, dies und jenes obenhin begaffen, und übrigens nur eſſen und trinken, tanzen und ſpielen, und dann wieder nach Hauſe kommen, ſo klug ſein, wie vorher, an die Reiſe manchmal, wie an eine Reiſe im Traum, zurückdenken, über Tafel ſagen können, ich habe Kaiſer Joſeph, König Friedrich, König Ludewig und König George geſehen, und — übrigens vom Vaterlande aus nun noch die Spielſchulden in Paris bezahlen — — Sondern — und nun höre recht zu, mein Theodor. Das Erſte iſt — wer mit Nutzen reiſen will, muß vorher ſchon, ehe er reiſet, in Gedanken oft da ſein, wohin er reiſen will. Er muß einen Plan haben, warum er reiſen will. Er muß gewiſſe Geſichtspunkte faſſen, unter die er alle die Oerter und Länder ſtellt, die er beſuchen will. Er muß die Nahmen und Entfernungen dieſer Oerter und Länder nicht nur kennen, ſondern er muß auch ſchon wiſſen, was er da hauptſächlich ſehen, hören, fragen, beobachten will. Daran lag's oft einzig und allein ſchon, daß mancher Deutſche Prinz auch von ſeinen Reiſen, ohne irgend einen weſentlichen Vortheil davon gehabt zu haben, wieder nach Hauſe kam, daß er ſich vor der Reiſe zur Reiſe nicht gehörig zubereitet hatte. Dies, mein Sohn, iſt nun zwar an dir geſchehen, theils durch dich ſelbſt, theils durch viel andere; allein daran iſt es nun bei weitem noch nicht genug für dich, um dir und deinem Vaterlande deine Reiſen nützlich zu machen. Du mußt nun auch den

Plan, warum, und die Geſichtspunkte, aus welchen du reiſen ſollſt, unterwegs ſtets vor Augen haben. Du muſſt mit Nachdenken, mit beſtändigem Umdichherſchaun und mit männlichem Beobachtungsgeiſt reiſen. Du weiſſt, was du allenthalben zu ſuchen haſt; ſo ſuche es auch wirklich und vergiß nicht unter Zerſtreuungen und Vergnügungen immer das Wichtigſte. Ich will nicht, daß du unterwegs blos ſtudiren und an keinen geſellſchaftlichen Freuden Theil nehmen ſolleſt; aber das will ich, daß du immer den Gedanken vor Augen habeſt, daß du nicht **eine Reiſe zu deiner Geſundheit blos**, ſondern — **eine Reiſe zur Aufklärung deines Verſtandes und zum Segen deines Volks** macheſt. Mancher Deutſche Prinz, wenn er eine halbe oder ganze Tonne verreiſet hatte, wuſſte am Ende zu Hauſe weiter nichts zu referiren, als — daß er ſich **wohl divertirt habe**. Das hätte er aber zu Hauſe für ein Zehntheil dieſer Summe ebenſo thun mögen. Du ſollſt den Aufwand, welcher deine Reiſe macht, als das Kapital anſehen, welches unter allen am wohlthätigſten angelegt ward und wovon dein Volk einſt Zeit deines Lebens die reichlichſten Intereſſen ziehen muß. Vergnüge dich alſo immerhin auf deinen Reiſen; habe nicht blos genug an den ſchönen

Ausſichten der Natur, die ſich dir doch in Menge darbieten und für deinen Hang und Geiſt ein unausſprechliches Labſal ſein werden; genieß auch die Geſellſchaften an den Höfen und unter dem Volke; aber — den gröſten Aufwand, den du machſt, mache auf Menſchen- und Völkerkenntniß, auf Fürſtenweisheit und Geſchmacksvervollkommnung. Studire, wohin du kommſt, den Karakter des Fürſten und der Nation; ſtudire die Geſellſchaften und die Individuen, welche ſich dir darbieten, oder dich aufnehmen; ſtudire Landesverfaſſung, Volkskultur, Geiſt der Geſetze, Nationalinduſtrie, Produkte, Sitten, Gebräuche, Glauben, Vorurtheile und Ton. Haſt du bei Hofe gegeſſen und getrunken: ſo wende dich an die Miniſter. Unterhalte dich mit ihnen über die wichtigſten Gegenſtände des Landes; laß ſie deiner Aufmerkſamkeit während deines Aufenthalts bei ihnen die rechte Richtung geben; mache ihnen über dieſe und jene Verfaſſung, über dieſes und jenes Geſetz beſcheidene Einwürfe und Zweifel, und horch darauf, wie ſie ſie heben. Gehe zu den Weiſen und Gelehrten, zu den Künſtlern und Meiſtern. Sieh und beobachte jede gemeinnützige Anſtalt. Bemerke jedes Gute und Schlechte im Lande. Hörſt du, daß irgendwo ein Volk in ſeinem Glückſeligkeitszuſtande gegen ſonſt ſinke oder ſteige: ſo erforſche genau den Zuſammenhang davon. Das Volk ſelbſt weiß mehrentheils die Urſachen davon ſehr genau anzugeben und — giebt ſie oft allein nur treu und ehrlich an. Erfrage, ob Zufriedenheit oder Unzufriedenheit im Lande über den Fürſten und ſeine Regierung obwalte, und ergründe die Quellen der einen und der andern. Merke aber den Grad von Toleranz und Intoleranz; von Freiheit und Sklaverei, den du allenthalben antriffſt, und auf das Verhältnis, in welchem derſelbe durchgängiggleich mit dem Karakter der Nationen, mit ihren Glückſeligkeitslagen und Lebensgenüſſen ſteht. Du haſt geſehen, wie nützlich und angenehm es für dich war, daß du auf der kleinen Reiſe durch dein Vaterland dir ein Tagebuch hielteſt. Nun um ſo mehr halte ein ſolches in beſſer Vollſtändigkeit auf der bevorſtehenden groſſen Reiſe in fremde Länder, in die du hernach nie wieder kommen wirſt. Es kann das Buch der Weisheit für dich werden, wenn du es darnach anfängſt; es kann die Stelle künftiger Reiſen für dich vertreten, und dir nach vielen Jahren einſt noch die lebhafteſten Zurückerinnerungen gewähren. So, wie du zurückkommſt, ſoll es auch meine erſte Lektüre ſein; und dann will mich um ſo mehr daran ergötzen, je mehr feine Bemerkungen und richtige Reflexionen ich darin antreffe. Benutze ja diese Reiſe recht, lieber Theodor; denn — es iſt deine lezte. Die übrige Zeit meines Lebens will ich nehmlich nach deiner Zurückkunft dazu anwenden, dich mit dem Regierungsweſen ſelbſt recht vertraut und in allen dahin einſchlagenden Geſchäften geübt zu machen. Als Erbprinz wirſt du alſo hernach nicht mehr reiſen können, und — als Fürſt einſt ſollſt und darfſt du nicht weit und lange umherreiſen. Das merke dir ja recht. Kleine Reiſen an benachbarte Höfe, in Bäder u. ſ. w. mag ein regierender Herr allewohl zuweilen thun; aber — halbe und ganze Jahre lang auſſer Landes zu ſein, das können die Fürſten, wenn ſie nicht die wichtigſten Urſachen dazu zwingen, bei Gott und Menſchen nicht verantworten. Der Unterthan muß ſeinen Fürſten ſprechen können, und zwar — ohne in ein fremdes Land erſt nach ihm zu reiſen. Ob dies immer ſo iſt, davon rede ich nicht; genug, es ſollte immer ſo ſein, und ich würde jammernd einmal dir im Tode das Regiment übergeben, wenn ich fürchten müßte, daß du ein Fürſt Umherfahrer würdeſt . . . Manche unſerer Prinzen reiſen und haben am Ende in Frankreich weiter nichts gelernt, als einen Damenfecher mit Anmuth von der Erde aufheben, und in England Gott verdamm mich fluchen. Aber — wenn ſie nun vollends gleichſam nur reiſen, um — ihre Tugend und Ehrbarkeit, ihre Geſetztheit, ihre Geſundheit, ihre Religion zu verreiſen, ſo iſt's nicht nur um jeden Souveraind'or ſchade, den die Reiſe koſtet, ſondern — es wäre nun auch zum Wohl ihrer Völker zu wünſchen, daß der künftige Herr Souverain ſelbſt eben da Ende genommen haben mögte, wo ſeine Tugend, Geſetztheit, Religion und — Souveraind'ors ihr Ende nahmen. Laß du dir von keinem Hofe der Welt weder deinen Kopf noch dein Herz verſchieben. In Anſehung deines Glaubens bleib, wie du gelehret worden biſt; du haſt den einzig wahren. Es iſt jetzt eine gar ſeltſame und wunderliche Sache um die Religion in den Ländern. Sonſt, wenn ein junger Menſch reiſete, gab man ihm nur Warnungen vor Freigeiſterei, Unglauben und Atheiſmus mit auf den Weg. Alleweil aber muß man ihn auch warnen vor Schwärmerei und Tändelei in der Religion, die faſt allenthalben unter mannigfaltigen Geſtalten wieder erſcheint. Erſt leugnete man die natürliche Kraft des Chriſtenthums auf das menſchliche Herz; jetzt ertheilt man ihm ſchier, Wunderkräfte auf den menſchlichen Körper, und ſchwatzt auch wohl in Anſehung der Natur ſelbſt von nichts, als von verborgenen Kräften. Du wirſt auf deinen Reiſen vielerlei öffentliche und geheime Geſellſchaften und Verbrüderungen kennen lernen, in welchen dies die Puppe iſt, womit man ſpielt. Laß dich von keiner einzigen derſelben täuſchen. Nur was gemeinnützig iſt, iſt wahres Gutes; ſobald aber etwas gemeinnützig iſt, muß es nicht geheim gehalten werden. Es iſt höchſt wahrſcheinlich, daß hinter den geheimnisvollen Minen aller dieſer Arten von Leuten nichts ſtecke. *Was der Menſch zu ſeiner wahren Glückſeligkeit zu wiſſen nöthig hat, muß er ohne Initiation in irgend einen beſondern Klub, blos durch ſeine Vernunft, erfahren können*; denn woher haben es denn alle jene Erleuchteten? Haben ſie es nicht auch durch die Vernunft? Oder haben ſie oder ihre Vorgänger es etwa durch Inſpiration erhalten? Lieber Theodor, es war immer ſo; vom Aberglauben ſprang man zum Unglauben, und vom Unglauben wieder zum Aberglauben über. Dieſe Volte hat das menſchliche Geſchlecht ſchon hundertmal gethan und wird ſie noch hundertmal thun. Sei lebenslang ein *Weiſer* und — *wandle du zwiſchen beiden*

den in der Mitte. Du haſt ein lebhaftes, heiteres Temperament; bewahre dir dieſe deine Heiterkeit, verliehre aber auf deinen Reiſen auch das männliche, geſetzte Weſen nicht, welches du an dir ſo ſchön ausgebildet haſt und das dich jedem weiſern Fremden, der dich kennen lernt, auf der Stelle empfehlen wird. Nur allzuviel junge Deutſche Männer kannte ich ſchon, welche fratzigt aus Frankreich zurückkamen, wohin ſie mit geradem Deutſchen Sinn ausgereiſet waren. Die Galliſche Haſenfüßlerei ſteckt ſo leicht an, wie der Galliſche Aufſatz. Ein Deutſcher wird aber nie ganz Franzoſe, ſondern nur — franzöſirender Deutſcher. Zum ganzen Franzoſen hat er nun einmal zu viel Natürlichgerades und Eigenthümlichbideres. So wird ſein Karakter ein unangenehmer Miſchmaſch, und ſeine Sitte ein buntſcheckigtes Gewand, das ihn lächerlich kleidet. Am wenigſten ſoll ein Deutſcher Prinz in Paris ſich dergeſtalt metamorphoſiren. Kommt er dann nach Hauſe, ſo ekelt ihn vor allem, was Deutſch iſt, und er begeht Ungerechtigkeiten gegen Deutſche Männer, Deutſche Sitten, Deutſche Sprache, Deutſche Freuden. Sein Hof muß franzöſiren, wie er; ſeine Bürger äffen dem Hofe nach, und ſo karrikaturirt ſich ndlich der Karakter ſeiner ganzen Nation.

Bleib natürlich, wie du biſt, mein Theodor, und fürchte nicht, daß du deshalb irgendwo unwillkommen ſein oder gar verſpottet werden mögteſt. Die Natürlichkeit hat dieſelben Prärogatifen, welche die Rechtſchaffenheit hat, nemlich — unzubeſtreitende Anſprüche auf allgemeinen Beifall. Den Tugendhaften muß ſogar der Böſewicht ſchätzen; und wenn er ihn auch nicht öffentlich ehren will, ſo darf er ihn doch auch nicht öffentlich zu ſchmähen wagen; im Herzen aber denkt er gewis — dieſer iſt beſſer, als ich. Eben ſo geht's und glückt's dem Natürlichen. Die modiſchen Gecken fühlen ſich in ſeiner Gegenwart albern; und wenn ſie es auch nicht laut bekennen, ſo ſprechen ſie doch in ſich ſelbſt — dieſer iſt klüger, als wir. Hierauf rechne mit aller Zuverläſſigkeit; das Gepräge der Natur in Sitten, Tracht und Geſchmack iſt Heiligkeit und Unverletzlichkeit. Wer es zu ſpotten wagt, läuft auf der Stelle Gefahr, ſelbſt verſpottet zu werden. Dies muß des Deutſchen edler Ehrgeitz ſein — als Mann nicht Affe der Männerchen jenſeits des Rheins zu werden. Es iſt unter der Würde eines vernünftigen Weſens, aus der Hand der Mode es erſt empfangen zu wollen, was die Natur uns ſchon edler gab. Wem Blut und

Kraft noch die Wangen mit Roſen bemahlen, wie dir, der darf ſich nicht ſchminken. Wer ſo ſchönes Haar hat, wie du, braucht von Pomade und Puder nicht erſt den Haarreitz zu borgen. Wer ſo gewachſen iſt, wie du, hat nicht nöthig, die Taillen zu verſchreiben. Wer ſelbſt Anſtand hat, wozu ſoll er ſich zieren? Wer mit Gleichgewicht geht, warum ſoll er erſt die Schritte abwägen lernen? Wer ſich jederzeit treffend auszudrücken weiß, weshalb ſoll er erſt Phraſen ſtudiren? Auffallen wirſt du hier und da; doch, das ſchadet nichts — fällſt du doch nicht zu deiner Schande auf. Man wird es vielleicht für eine Art von Erſcheinung halten, wenn man dich erblickt und dazu hört, daß du ein Erbprinz ſein ſollſt; aber auch das mag ſein. Etwas gewöhnliches biſt du freilich nicht — das geſtehe ich ſelbſt; allein es iſt nicht übel, daß die Welt auch einmal wieder einen recht natürlichen Fürſtenſohn ſehe. Mögte es dergleichen nur bald recht viel geben! So würde Geſchmack am Natürlichen auch bald wieder Volksgeſchmack werden. **Und eher werden die Völker nicht wieder glücklich, bis ſie ſich wieder der Natur nähern. Und eher werden ſie ſich der Natur nicht wieder nähern, bis ihre Fürſten ſich derſelben nä-**

Herrn. . . . Was ich dir von Erhaltung deiner Geſundheit an Leib und Seele, von Bewahrung deiner körperlichen Kräfte und der Unſchuld deines Herzens ſagte, als du auf die Akademie giengſt, das wiederhole dir ſelbſt, und drücke es dir nun noch weit tieſer und feſter ein, da du auf Reiſen gehſt. Laß dir keine Leidenſchaft einflöſſen, die den Fürſten ente[illegible] auch die leidige Spielſucht nicht einmal. H[illegible] dich immer an Rothen; er kennt die Welt und die Höfe. Wenn die Weiſen ſprechen: ſo horch auf; ſchnattern aber die Thoren: ſo höre nicht einmal hin. Halt' auf deine Grundſätze und laß Beiſpiele nichts auf dich wirken. Steht dir es irgendwo nicht an: ſo kürze deinen Aufenthalt daſelbſt ab; gefällt es dir da beſonders: ſo verlängere ihn. Denke immer an den Tag deiner Zurückkunft in's Vaterland, und ſehe dich ſo, daß du jedem Bürger und Bauern, der dich ſonſt ſah, ebenſo würdig wieder unter die Augen treten könneſt. Blicke immer nach dem Stuhle hin, den ich dir einſt einräumen werde, und mache, daß alle Patrioten nach Jahren die Stunde noch ſegnen, in welcher du auf ihm Platz genommen haben wirſt. So, mein Theodor, wirſt du mit wahrem Nutzen reiſen und dich unterwegs noch mehr zum künftigen Fürſten ausbilden. So wird man dich als Fremdling ſchätzen, wohin du kommſt, und ſo wird dich dein Vaterland einſt als ſeinen zweiten Bürger friedevoll wieder in ſeinen Schoos aufnehmen. So will ich meine Arme dir entgegenſtrecken, wenn du zurückkommſt, die letzte Hand an das groſſe Geſchäft, dich zum würdigen Regenten zu bilden, freudig legen und dann ſorgenlos die Stunde erwarten, in welcher Gott mich rufen wird. Und nun noch ein Wort zuletzt — — benutze die Gelegenheit deiner Reiſe, die Fürſtentöchter kennen zu lernen, und wähle dir dann unter ihnen die Natürlichſte, die Sanfteſte, die Edelſte!“

Prinz Theodor antwortete hierauf ſeinem Vater ſo brav und männlich, daß dieſer unter Freudenthränen und Himmelsblick ausrief — O Gott, wie ſegneteſt du mich durch dieſen wackern Sohn! Roche empfing in der letzten Stunde das Diplom als Geheimerrath aus des Fürſten eigenen Händen. Am frühen Morgen ward zu gleicher Zeit aus einander gefahren. Theodor fuhr gen Süden, ſeine Eltern gegen Norden. Der Abſchied Ulrikens von ihm war der bewegteſte, den je eine Mutter von ihrem Sohne nahm. Sie legte ſich allen Zwang auf, es ihm nicht zu deutlich merken zu laſſen, daß ſie für dieſe Welt auf immer von ihm Abſchied nehme; die Wehmuth ihres Herzens aber zitterte auf allen Seiten durch. Er muſſte zuerſt in ſeinen Wagen ſteigen und dahinfahren. Da ſtand ſie lange mit ausgebreiteten Armen und heftete einen unbeweglichen Blick auf ihn, den er zum Wagen ſich herauslegend dankbar aufnahm. „Ach, ſprach er zu Rothen, als ihn die Wendung um ein Gehölz ihren Augen entzog, **das war wohl ihr letzter Blick auf mich! Er war ſchon ſo weit her gerichtet; ſo, wie die Blicke aus jener Welt.**

Erbprinz Theodor reiſete unter dem Namen eines Barons von M . . Sein Reiſejournal hub ſich mit den Worten an: **Meiner Mutter langer, zurückſehender Blick nach mir** — Auſſer den Höfen von Berlin, Braunſchweig, Dresden, Karlsruhe, Kaſſel, München, Stuttgard, Wien, Zweibrücken, beſuchte er auch noch andere und ward allenthalben mit ausgezeichneter Achtung aufgenommen. Sein Vater figurirte unter den Fürſten Deutſchlands. Der Name des Vaters empfahl gleich den Sohn; der Sohn aber empfahl ſich auch bald ſelbſt. Seine liebenswürdige Natürlichkeit in Sitten, Tracht, Anſtand und Umgang erregte allerwärts Aufmerkſamkeit, und die Zeitungsſchreiber, deren Blicken ſeine Reiſe nicht entwiſchen konnte, kündigten ihn durchgehends unter dem Namen des ungekünſtelten Prinzen von — an. Theodor reiſete ganz nach den Rathgebungen und Lehren ſeines Vaters, im Geiſt des Geſetzten, des Edlen, des auf Beiſpiel nicht Achtenden, des ſorgfältigen Beobachters, des unermüdeten Forſchers und des aufgeklärten Weiſen. An manchem Hofe kontraſtirte er äuſſerſt mit dem ganzen ihn umgebenden Zirkel und erinnerte ſich denn jederzeit an die Vorleſung, welche ihm ſein Vater einſt über den Hofton gehalten hatte. Hier und da ward ihm ſein Aufenthalt unerträglich läſtig; weßhalb er ſelbigen wider ſeinen Vorſatz verkürzte. Am beſten gefiel er ſich in Berlin, wo er auch am längſten harrete. Sein Vater hatte ihm von dieſer erſten der Städte Deutſchlands von jeher ein edles Präjudiz beigebracht und noch bey der letzten Entrevüe mit ihm hinzugeſetzt: „Von B. aus ging den Deutſchen das Licht auf und verbreitete ſeinen Schimmer nah und fern umher. In B. findeſt du einen Theil unſerer Weiſeſten bei einander und wirſt dich in ihrer Mitte überaus glücklich fühlen. B. allein iſt deiner Reiſe ſchon werth, und wenn dein Geiſt auch anderwärts ſonſt unterwegs häufig leer ausgehen ſollte.“ Theodor verlebte die wenigſten Tage an den Höfen und brachte die meiſten in den Stuben der Weiſen, unter den Künſtlern und Werken der Künſtler, in den Fabriken und Manufakturen und mitten unter dem Volke zu; da fand er ganz die Nahrung für ſeinen Geiſt, welche er geſucht hatte und lernte täglich mehr ſeine Deutſche Reiſe ſegnen. Sein Reiſejournal ward bald eins der intereſſanteſten, welches je ein junger Herr von Stande und nicht vom Stande geführt hatte. Auch einen groſſen Theil der Deutſchen Fürſtentöchter lernte er kennen. Er fand viele derſelben ſchön und treflich, und würde ſie noch ſchöner und treflicher gefunden haben, wenn er weniger Mode und Kunſt, und mehr Natur an ihnen angetroffen hätte. Einige ihrer Bilder drückten ſich ihm tief ein, und er behauptete gegen Röſchen, daß beſonders eine derſelben viel Aehnlichkeit mit der Herzog habe.

Zufrieden mit ſeiner Reiſe durch Deutſchland begab er ſich, als die dazu beſtimmte Zeit verfloſſen war, nach Frankreich. Hier war ihm die Luft das Angenehmſte. Dem weltgerühmten Paris gefiel er eben ſo wenig, als es ihm gefiel. Kaum war er da, ſo ward er der allgemeine

meine Gegenſtand des Geſprächs. Jeder war begierig, ihn zu ſehen, als wenn ein noch nie erblicktes Meteor ſich zeigte. Man ſah ihn und bonmotiſirte. Obgleich verſchiedene andere Fürſten und Fürſtenſöhne Deutſchlands damals auch in Paris ſich befanden: ſo gab man ihm doch Auszeichnungsweiſe den Beinahmen des Deutſchen Prinzen, und unter dieſer Benennung kannte ihn bald ganz Paris. Er fand in dem Karakter und in den Sitten dieſer Nation ſo viel unausſprechlichwidriges für ſich, daß es ihm unmöglich ward, lange unter ihr zu verweilen. Das Jahr, welches er in Frankreich hatte zubringen ſollen, reducirte ſich auf zwei Monathe, nach deren Vergang er engbrüſtig nach England überging. Als er zu Calais am Bord ging', ſprach er zu Rothen — eine Dame von Paris und die Herzog, hilf Gott, hilf Gott, welch ein Kontraſt! Gott ehre uns Deutſche!" In England athmete er am erſten Tage gleich lebendiger. Der Geiſt der Freiheit, welchen er hier antraf, das Männliche im Karakter der Nation, die durchgängige Näherung an die Natur vom Hofe an bis auf die Gärten feſſelte ihn bald an dieſes Land der Menſchheit. Täglich war er in den Geſellſchaften der aufgeklärteſten Köpfe, beſuchte ihre Landſitze und ward immer mehr von den Reitzen Englands, bezaubert, je länger er da war. Die Damen dieſes Reichs gefielen ihm beſſer, als die jenſeits des Kanals. In Paris war er allenthalben aufgefallen; in London lebte er ganz unbefangen. Er blieb hier ein ganzes Jahr; und als ihm ſein Vater gute Nachrichten von Ulrikens Befinden ſchrieb, beſchloß er, die in Frankreich erübrigte Reiſezeit in der Schweitz zuzubringen. Er verließ England mit dem dankbarſten Gefühl für alle die Freuden ſeines Geiſtes und Herzens, welche er daſelbſt genoſſen hatte und jauchzte den Alpen entgegen. In der Schweitz dehnte ſich ſeine Bruſt mehr aus, als irgendwo. Recht ausdrücklich war er in ſie gereiſet, um die ſchöne Natur zu genieſſen, und ſo widmete er auch dieſen den gröſten Theil ſeiner Stunden daſelbſt. Der Reichthum der Thäler, die ſeligen Ausſichten von den Höhen entzückten ihn täglich. Eben war er im Begrif, noch eine kleine Exkurſion in Italien zu machen, als die traurige Nachricht von Ulrikens Tode ankam und ſein Vater ihn ſchnell zurückrief. Der ſchreckliche Brief kam an Rothen, und Fürſt Adolf hatte in ſelbigem die Leiden ſeines Herzens ausgeſchüttet und ausdrücklich hinzugeſetzt, daß ihn nur der Anblick ſeines guten Sohnes zu beruhigen im Stande ſein werde. So behutſam und allmählich Rothe die unglückliche Neuigkeit Theodorn auch zu hinterbringen wuſſte: ſo ſank dieſer doch beim Empfang derſelben zu Boden. Sagte ich's nicht, rief er, als er wieder zu ſich kam, aus, daß es ihr letzter Blick geweſen ſein würde, den ſie nach der Trennung in St. . . ſo lange auf mich heftete? und ſchloß ſich einen ganzen Tag einſam ein. Rothe, der mit dem Gange ſeines Herzens bekannt war und wuſſte, daß die erſten Eindrücke allemal ſehr heftig auf ihn wirkten und daß während derſelben mit ihm nichts zu ſchaffen ſei, überließ ihn der erſten Gewalt der Empfindungen der Natur, und hielt ſich blos auf den erſten Wink bereit, den er ihm geben würde, ſein Geſellſchafter wieder zu ſein. Des folgenden Tages rief der Prinz ſeinen Lehrer und Freund zu ſich. Geſtern, hub er an, habe ich meinen Schmerz vor Gott ausgeſchüttet; heute will ich ihn in Ihren Schoos ausſchütten. Und nun folgte zwiſchen beiden eine Unterredung von einigen Stunden über Ulrikens Tod; wobei Rothe noch tiefere Blicke in die Seele ſeines Zöglinges that, als je. Dieſer weiſe Biedermann hatte ſchon ſeit einiger Zeit den Prinz nicht mehr blos geliebt, ſondern wahrhaftig auch verehrt. So viel Unſträflichkeit, ſo viel Feſtigkeit des Herzens gegen alle Verführungen der groſſen Welt bei einem ſo lebhaften Temperament hatte er noch bei keinem jungen Manne angetroffen, als bei dieſem. Die Ausdrücke der kindlichen Anhänglichkeit und Zärtlichkeit, welche er nun jetzt an ihm ſah und hörte, und die Verſicherungen, welche dieſe ſtets begleiteten, ſich ſeiner vortreflichen Mutter einſt als Fürſt erſt recht würdig zu machen, drangen ihm ſo durch's Herz, daß er den Fuß vor ihm zog und dazu ausrief — **ſo ein auſſerordentlich guter junger Mann iſt mir noch nie vorgekommen, wie Sie — Durchlaucht!** Prinz Theodor fuhr hier zuſammen und verlohr darüber ganz ſeinen vorigen Ideengang. Was ſagen Sie? ſprach er heftig; Rothe, was ſagen Sie? Wie nennen Sie mich? Wiſſen Sie, daß dies mein Vater verboten hat? Und Sie ſollten mich ſo nennen? „Ich ſprach's, erwiederte Rothe, warlich aus der Fülle meines Herzens, ohne es ſprechen zu wollen. Es ſei! Wer eher, als ich, konnte das Recht haben, Sie ſo zu nennen? In weſſen Munde muſſte es unverdächtiger klingen?“ **Nie wieder** — verſetzte der Prinz. Und nun laſſen Sie uns eilen, eilen, daß ich in die Arme meines traurigen Vaters komme.

Die Rückreiſe ward äuſſerſt ſchnell vollbracht Auf der Grenze wartete ſchon ein Kavalier, der Theodorn nach ſeinem Landhauſe und Garten bei Theodorsdorf beſchied, wo der Fürſt ſich ſeit dem Tode ſeiner Gemahlin aufhalte. Hier ward der Prinz durch einen Auftritt, den er nimmer erwartet hätte, ob ihn gleich Ulrike durch ihre letzten Reden dunkel dazu vorbereiten wollen, in eine ſolche Gemüthsbewegung geſetzt, dergleichen er in ſeinem Leben nicht gehabt hatte. Nach langem Suchen im ganzen Garten fand er endlich ſeinen Vater in einem kleinen Silberpappelhain, wo er an einem Grabhügel mit gefaltenen Händen ſtand, unter welchem Ulrikens Gebeine ruheten. Ulrike hatte kurz vor ihrem Tode zu ihrem Gemahl geſprochen: „Mein Theodor wird gewis zeitlebens an den ſchönſten Tagen des Jahres am liebſten in ſeinem Garten ſein. So will ich da auch begraben ſein; damit ich ihm in den Stunden, welche zu ſeinem Andenken an mich die ſanfteſten ſind, immer in der Nähe bin.“ Auch hatte ſie den kleinen Pappelhain ſelbſt zu ihrer Ruheſtäte beſtimmt. Als ihr Adolf die traurige Verſicherung gegeben, daß ihr Wille geſchehen ſolle, hatte ſie noch hinzugeſetzt: „Nun, mein Wertheſter, ſo ſagen Sie ihm, daß ich in ſeinen Armen zwar nicht hätte ſterben können;

daß ich aber von ihm damals ſchon Abſchied genommen, als ich ihm ſo lange nachgeſehen, und daß ich ſterbend noch an ihn gedacht hätte. Sagen Sie ihm, daß er, wenn er an ſtillen Frühlings- und Sommerabenden bei meinem Grabe weilet und die Pappeln um ihn her ſanft flüſtern, meinen Geiſt ihm zurufen höre — **werde, ſei und bleibe, wie dein Vater war!**" Adolf ſtand in Gedanken vertieft am Grabe ſeiner Gattin, als ſein Sohn herzutrat, und bemerkte ſein Kommen nicht. Theodor hielt ſich lange beſcheidenſtill und ſimpathiſirendunbewegt. Endlich ſprach er leiſeſeufzend — ach, mein Vater! Fürſt Adolf blickte rechts, blickte links, blickte vorwärts, blickte rückwärts, und — da fiel ihm Theodor in die Arme.

Adolf. (in einer Miſchung von Traurigkeit und Freude, von Sehnſucht und Genuß.) Biſt du da — ach biſt du da! Nun, ſo ſei willkommen wieder im Vaterlande — willkommen am Grabe deiner Mutter! Mich findeſt du noch; aber ſie iſt nicht mehr. Hier ruhet ſie — hier wollte ſie ruhen.

Theodor. Ach mein Vater! (blickt, an ihm ruhend, ſeitwärts zum Grabe.) Ach, Mutter — (blickt gen Himmel.) Mutter, liebe Mutter, liebe ſelige Vollendete, liebe herrliche

Verklärte — ach Gott — — (küßt den Vater.) Ach Vater — — —

Adolf. (ſchluchzend.) Ach Theodor — Theodor — —

Theodor. (ſich von ſeinem Vater loswindend und an das Grab knieend.) Ermattete, ausgeſchöpfte, modernde Gebeine der edelſten unter allen Müttern, ruhet ſanft, und zerſtäubet endlich hier unter meinem frommen Sehnen nach ihr! (blickt um ſich.) Ach welch ein heiliger, empfindungsvoller Platz biſt du nun für mich, flüſternder Pappelhain! Du ſchönſte Gegend meines Gartens! Du Tempel der ſüßeſten Schwermuth, der ſanftbebendſten Schauer! Nimm du mich andächtig auf, ſo oft ich in dich eintrete! Laß mich jederzeit in dir recht würdig feiern Trennung, Andenken und Wiederſehen der mich liebenden Frommen! (beide Arme gen Himmel) Du aber, verherrlichter Geiſt meiner Mutter, ach durch langes Leiden hinaufgeſchwungener milder weiblicher Geiſt, ſchwebe oft um mich, wenn du kannſt, leite mich, wirke auf mich, heilige mich! Genieß der beſſern Welt unbetrübteres Heil — und Gott, Gott, gib, du Allbarmherziger gib's, daß ich es einſt mit ihr theile!

Adolf. (der ſeinen Sohn auf eine Ruhebank führt und ſich mit ihm ſetzt.) Ach hätte ſie dich doch noch einmal geſehen!

Theodor. (jammernd.) Sie wünſchte es wohl recht?

Adolf. Das kannſt du denken. All ihr Sehnen und Streben war nach dir; und dennoch ſuchte ſie es mir zu verbergen. Sie machte mich durch ihre anſcheinende Geneſung ſicher; ſonſt hätte ich dich aus England ſchon zurückberufen. Hernach ward ſie in wenig Tagen ſo todtkrank; da war's zu ſpät. Sie ſtarb ſehr ergeben und ſanft. Eine Stunde vor ihrem Tode noch gab ſie mir dieſen Kuß an dich. (umarmt Theodorn.) O mein Sohn, tröſte deinen Vater!

Theodor. (ſich vor die Bruſt ſchlagend.) Hier iſt ſelbſt alles wund, alles zerſchlagen. Ach Vater!!! (ſich ermannend.) Doch einen Troſt weiß ich für Sie — das edelſte Leben, das ich unter Ihren Augen führen will — die würdigſte Zubereitung zu meiner künftigen Beſtimmung an Ihrer Hand — das heiligſte Zuſichern, einſt, wenn Gott Sie ruft, in Ihre Fusſtapfen zu treten . . .

Adolf. (herzlich.) Das iſt auch mein einziger Troſt, den die Welt noch für mich hat; — reich mir ihn! — Sie ſchlummere hier in Frieden, die holde Begleiterin meines Lebens! Bald werde ich wieder mit ihr ſein. Du wirſt mich hier oft ein- und ausgehen ſehen; thue aber, als ſäheſt du mich nicht. Begrabe einſt meine Gebeine neben ihr und laß dir dann die Gräber deiner Eltern heilig ſein!

Theodor wand ſich ſtumm um ſeinen Vater her und benetzte ihn mit ſeinen Thränen. Jetzt trat Rothe in den Pappelhain und ſtarrte die Scene an, welche er hier vorfand. Fürſt Adolf bemerkte ihn zuerſt, ging auf ihn zu, umarmte ihn, führte ihn dicht an Ulrikens Grabhügel, reichte ihm die Hand über denſelben hin, und ſprach: Hier, Edler, empfangen Sie den Dank für die vollendete Bildung meines Sohnes! Wo könnte ich Ihnen ſelbigen vollkommener reichen, als am Grabe ſeiner Mutter? Dieſe ſegnet Sie jetzt aus beſſern Welten ſchon. Ich lebe noch und küſſe Sie als ein dankbarer Fürſt. Mein ganzes Volk wird Sie ehren und lieben, ſo lange ein Bürger und Bauer davon lebt. Theodor, ſchätze dieſen Mann vor allen Männern hoch und laß ihn lebenslang den Nächſten um dich ſein. Und Gott — o du, du, vor dem wir alle

Staub ſind, lohne du ihn einſt ganz; er hat mehr verdient, als dieſe Erde ihm geben kann. Nun laſſet uns zur Nation zurückkehren und für ſie leben!

Fürſt Adolf ſammlete ſich wieder in dem Umgange ſeines Sohnes. Das Reiſejournal deſſelben machte ihm viel Vergnügen; noch mehr aber ergözte ihn der Sohn ſelbſt, der auf ſeinen Reiſen nicht nur nichts von allem dem, was den Werth des Menſchen ausmacht, verlohren, ſondern auch für ſeinen Geiſt noch die ſchäzbarſten Gewinne gemacht hatte. Männliche Schönheit, ſtrebende Kraftfülle, durchſchauender Blick, natürlichfreier Anſtand, herzliches Menſchenlieben, reine, ſpiegelhelle Vernunft — dieſe Züge zuſammen waren das reizende Bild Theodors. Seine Ankunft hatte über die Nation, die über Ulrikens Tod noch jammerte, ebenſo neues Leben wieder verbreitet, wie über ihren Fürſten. Mit Entzücken ſah ihn jeder Bürger und Bauer wieder; mit Entzücken ſprach man lange in allen Geſellſchaften nur von ihm. Der weiſe Adolf empfing nun die allgemeinſten Segnungen für die ungewöhnliche und ſo vortreflich gelungene Bildung ſeines einzigen Prinzen, und Nothen ward gern der Vorzug vor allen andern Räthen und Miniſtern zugeſtanden, den er aber ſelbſt noch nicht annahm. Dieſer Edle legte nun zwar ſeine Hofmeiſterſtelle nieder, blieb aber der Vertrauteſte des Prinzen, ohne vor der Hand eine andere öffentliche Bedienung anzunehmen. Der Erbprinz bekam nun ſeinen eigenen kleinen Hof, wozu er ſich alle ſeine Leute ſelbſt wählte. Die Lakeien nahm er alle aus Theodorsdorf, wo ihm die Bauern bei ſeinem erſten Beſuch mit ländlichem Jubel empfingen. Alle traten ſie nach der Reihe an ihn hin und durchſchaueten ihn mit ihren Blicken. Bin ich's noch? — fragte er ſie, als ſie damit fertig waren. Jo, jo, ſchrieen ſie alle, he iſt's noch, un he is noch wit ſchmukker geworden . . .

Das erſte, was der Prinz nach ſeiner Zurückkunft auf Anrathen ſeines Vaters thun muſſte, war eine abermalige noch längere Reiſe durch das ganze Land. Als er dieſe vollbracht, ließ ihn ſein Vater alle ſeine Kollegia und Gerichtshöfe fleiſſig beſuchen und machte ihn zu ſeinem Amanuenſis im Kabinet. Bei allen Deliberationen mit den Räthen war er gegenwärtig und ward um ſeine Meinung befragt. Hier zeigte er nicht nur ſeinem Vater, ſondern auch allen Miniſtern, welch einen Reichthum von edlen

Kenntniſſen und Geſinnungen er eingeſammlet hatte, und erwarb ſich die Veneration des Hofes und des Volks. Zwei Jahre lang muſſte er ſich ſo zubereiten, um nun der Präſident im geheimen Konſeil zu werden, wo ihn ſein Vater ſelbſt in dieſer Geſtalt einführte und ihm den Titel **Durchlaucht** beilegte. Von nun an nahm er Antheil an den Regierungsgeſchäften und war täglich bei ſeinem Vater im Zimmer, der ihn über jeden wichtigen Gegenſtand des Landes auf das vollkommenſte unterrichtete. Mit Freuden ſah Adolf, wie ſein Sohn ihn übertreffe, wie er äuſſerſtthätig, ſorgfältigprüfend, klugnachgebend und von der ganzen Nation mit dem uneingeſchränkteſten Zutrauen beehrt war. „Wie wohl iſt mir, ſprach er darüber einsmals zu Rothen; wie wohl iſt meinem Volke! Nun kann ich alle Tage ſterben, wenn Gott will, und kann mit dem Gedanken ſterben, daß mein Tod erſetzt ſei!“ Rothe bekam jetzt ein ſchönes Rittergut, welches eben dem Fürſten zufiel, und das nächſte an Theodorsdorf war.

Während der Abweſenheit des Prinzen war der Regierungsrath Herzog geſtorben. Theodor hatte gleich bei ſeiner Ankunft nach der ſchönen Tochter deſſelben gefragt und die Antwort erhalten, daß ſie ſeit der Zeit nicht wieder hier geweſen

ſen ſei. Eines Tags, als er nach vielſtündigem Arbeiten im geheimen Konſeil ſich in ſeinem Garten wieder erholen wollte und in den heiligen Pappelhain eintrat, fand er am Grabe ſeiner Mutter eine weibliche Geſtalt, deren Anblick ihm wie eine Erſcheinung vorkam. So lange es auch her war, daß er die Herzog nicht geſehen: ſo war ihm das Bild derſelben doch noch ſehr lebhaft vor Augen, und er ſchwur auf der Stelle in ſeinem Herzen, daß unter allen weiblichen Figuren, die er kennen gelernt, keine derſelben ſo frapant ähnlich geweſen, als die hier ſtehende. Indem er noch nicht einig darüber mit ſich ſelbſt war, ob er eine wirkliche Menſchengeſtalt ſehe oder nur zu ſehen glaube, kam ſie ſchon auf ihn zu und ſprach im unbefangenſten Ton: „Ihro Durchlaucht verwundern ſich gewis, mich hier ſo unvermuthet zu finden. Ich bin jetzt in meinem Vaterlande, um es noch einmal zu ſehen und dann auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen. Mein Herz trieb mich vor allen Dingen zu dieſem Grabe.“ Prinz Theodor ward wie verſteinert. Sie ſprach immer mehr und mit immer zutraulicherer Freimüthigkeit. Endlich ſchlug er die Arme weit aus einander und rief aus: Wahrlich Sie ſind's! Ja wohl bin ich's — die Herzog bin ich — erwiederte ſie naif. Wahrlich

lich, Sie ſind's, rief der Prinz noch dreimal, umarmte ſie und zog ſie mit ſich auf die Ruhebank beim Grabe nieder. Nach wenig Augenblicken ward die Unterhaltung ebenſo vertraut wieder, wie die letztere geweſen war, welche ſie vor vielen Jahren in ihrer ſchönen Laube gehalten hatten. Theodor drückte ihr die Hände, küſſte ſie und fragte ſie, wie ſie mit ihrem Manne lebe und wie viel Kinder ſie habe. Eine liebenswürdige Hochröthe färbte jetzt ihr Geſicht. „Ich bin ja nicht verheurathet“ ſprach ſie lächelnd. Hier ſtutzte Theodor und erzählte, warum er dieſe Fragen an ſie gethan. „Ich habe ſollen heurathen, aber ich habe nicht gewollt“ erwiederte ſie. Jeder mäſſige Menſchenbeobachter würde in dem Geſicht des Prinzen eine Zufriedenheit mit der gemachten Entdeckung jetzt bemerkt haben. Die Fortſetzung der Unterredung ward nun noch vertrauter, als je. Die Herzog erzählte ihm, daß ſie nur vierzehn Tage ſich noch im Vaterlande aufhalten würde. „Nein, nein, Sie dürfen nicht wieder weg“ gab er zur Antwort. „Das muß ich, erwiederte ſie, und zwar auf immer. Hernach ſehen wir uns nie wieder.“ Bei Gott im Himmel, rief er aus, Sie dürfen nicht wieder weg. Der Prinz brachte noch einige Stunden im Pappelhain mit ihr zu und ihre

Simpathie mit ihm über die Heiligkeit dieſes Orts feſſelte ſeine Seele ſtärker, als jemals, an die ihrige. Hernach zeigte er ihr ſeinen ganzen Garten, führte ſie auf ſeinen Altan und brachte ſie ſelbſt in ſeinem Wagen wieder nach Hauſe.

Rothe erfuhr noch an demſelben Abend von ihm ſelbſt, was vorgegangen war, und es ward ihm, als blitzte es dicht in der Nähe. Er wollte es dem Fürſten entdecken; der Fürſt hatte es aber auch ſchon ſelbſt von ſeinem Prinz gehört. Es entſtand darüber ein wichtiges Geſpräch zwiſchen Adolf und Rothe, welches jener mit den Worten ſchloß — Sie befürchten deshalb Kummer für mich? Ich nicht. — —

Schon ſeit einiger Zeit hatte Adolf Theodorn angelegen, ſich eine Gattin zu wählen. Laß mich noch ſehen, hatte er oft zu ihm geſagt, deine Nachkommenſchaft und ſichere das Heil unſers Volks noch auf ſpätere Zukünfte. Er hatte mit ihm über die edelſten der Fürſtentöchter, welche derſelbe auf ſeinen Reiſen kennen gelernt, geſprochen und ihm immer die Wahl gelaſſen; Theodor aber konnte ſich nicht beſtimmen. Verſchiedene Miniſter, welche in Verbindungen mit entfernten Höfen, die er nicht beſucht, entweder geſtanden hatten oder noch ſtanden, ermangelten nicht, ihm Portraits von Prinzeſſinnen Durchlaucht und Prinzeſſinnen Hoheit in die Hände zu bringen. Theodor erwiederte: „ich weiß wohl, daß unter Leuten meines Standes manche Heurath, oder wenn man lieber will, Vermählung, ſo auf's Portrait, oder auf blind Glück geſchloſſen und vollzogen werde; aber daher kommen denn auch die traurigen Ehen ſo mancher Groſſen. Da lobe ich mir denn lieber den Bauer, der ſein Mädchen im Dorfe, wo er wohnt, oder auf der Nachbarſchaft ſich ſelbſt ausſucht, in der Arbeit kennen lernt und auf dem Tanze belauſcht, ob ſie es treu mit ihm meine."

Fürſt Adolf, als er dieſe Aeuſſerung ſeines Sohnes über Vermählungen auf Portraits hörte, ſprach zu Rothen: „ich kann's ihm nicht ableugnen; er hat wahrlich recht. Wer wählt ſich auch wohl einen Freund, ohne ihn erſt näher kennen gelernt zu haben? Welche Verirrung der Vernunft, ſich ein Weib zu wählen, ohne es einmal geſehen zu haben! Iſt es doch faſt, als wäre bei ſolchen Vermählungen nur das Animaliſche der Liebe, oder um die Sache etwas feiner zu geben, die Setzung einiger Prinzen in die Welt die Abſicht. Aber auch wahrlich in dieſer Hinſicht ſchon ſollte man bedachtſamer zu Werke gehen. Es ſind ganz andere Menſchen, die durch inbrünſtige Zuneigung der Eltern gegen einander in die Welt geſetzt werden, als — die, welche man nur hinſetzt, um Leute zu haben, die einmal das Handwerkszeug, die Bibliothek, die Häuſer, die Rittergüter und die Provinzen, wenn wir dieſelben nicht mehr brauchen können, von uns erben. Einer Nation muß unendlichviel daran gelegen ſein, daß ihr Erbprinz in einem Augenblick der allerhöchſten wahrhaftigſten Liebe und Gegenliebe, Zärtlichkeit und Gegenzärtlichkeit gezeugt werde. Und dann — ſoll denn ein Fürſt auf die ſchönſten Freuden des Lebens Verzicht thun? Was iſt wohl der Seligkeit ähnlich, in den Armen eines Weibes zu ſchweben, das ganz für uns lebt und eine Welt nicht gegen uns vertauſchte? Oder ſoll er dieſe Freuden etwa gar nicht kennen und ſchätzen? Ach daher, daher eben das Elend ſo mancher Länder, daß ihr Fürſt für die Freuden reiner, heiliger, inbrünſtiger Liebe keinen Sinn hat! Wie weit ſeliger gegen ſo einen Fürſten iſt jeder ſeiner Diener, der nach vollendeten Amtsgeſchäften an der Seite ſeiner ihn ſehnſuchtvollerwartenden Gattin ſeine Nachmittage und

Aben=

Abende traut verlebt! Wie ſeliger, als er, iſt jeder Taglöhner in ſeinem Lande, dem ſein wakkeres Weib im Zwielichten, wenn er von der Arbeit kommt, ſchon auf den halben Weg entgegeneilt, um ihm das ſchwere Handwerkszeug tragen zu helfen, und ihm dann koſend bei Milch und Brod die kleine Hausgeſchichte des ihr ohne ihn ſo lang gewordenen Tages erzählt! Wahrlich, Rothe, ein ſolcher Fürſt iſt elend daran. An ihm blinkt und blitzt zwar alles; um ihn her ſchmückt und kränzt ſich alles; aber — die Wonne höchſter menſchlicher Vertraulichkeit iſt für ihn verlohren. Er läſſet von weitem als ein Allſeliger; **und, wenn man ihn in der Nähe betrachtet: ſo hat ſein niedrigſter Bürger oft mehr wahren Lebensgenus, als er.** Jener hat an ſeiner Gattin eine Vertraute, eine Theilnehmerin, eine Tröſterin, eine Verſüſſerin aller Schmerzen und Leiden, er aber — **nur ein Weib.** O des traurigen Tauſches, wenn man über **die Herrlichkeit des Fürſtſeins** nun gar **die eigentliche Seligkeit des Menſchſeins** einbüſſen ſoll! Müſſte ich wählen zwiſches beiden, ich griffe nach der letztern. In Ulrikens Armen aber gelang es mir, beide zu genieſſen. Das machte — ich erkohr ſie mir ſelbſt und wir verbanden uns aus gegenſeitiger Zuneigung.

Theodor hat es geſehen, wie glücklich wir waren; er ahnt mir nach. Er hat dazu ſo viel Recht, als ich, und mein ganzes Herz wünſcht ihm Glück dazu. Bei ſeiner Denkart, bei ſeinem Geſchmack wird es unmöglich ſein, eine Gattin zu nehmen, die nicht auf das vollkommenſte mit ihm ſimpathiſirt. Er folge dieſem Plane ſeines Herzens, und am allerwenigſten ſtöre ihn darin ſein Vater! Erſt arbeite er täglich für ſein Volk und genieſſe dadurch die Fürſtenherrlichkeit; dann ruhe er in den Umarmungen der innigſten Liebe, und ſchmecke dadurch die Menſchenſeligkeit.“

Prinz Theodor war von dem Tage an, da er die Herzog wiedergefunden, an jedem Nachmittage und Abend in ihrer Geſellſchaft. Er führte ſie auf die Promenade und fuhr mit ihr auf ſein Landhaus und nach Theodorsdorf. Naturgenus, vertrautes Herzensgeſpräch und Ausübungen der Wohlthätigkeit an ihrem Arm beſchäftigten ſie in dieſen Stunden und machten ſie der ganzen Welt vergeſſen. Die Herzog gab zu den vierzehn Tagen, welche ſie nur im Vaterlande hinbringen wollte, noch vierzehn zu, und der Prinz beharrete dabei, daß er ſie nicht wieder weglaſſe. In der ganzen Reſidenz machte dies gros Aufſehen. Der geſammte Hof empörte ſich dagegen und verdammte die Herzog darüber, daß ſie ſich in den Umgang des Erbprinzen einlaſſe und ihn ſo nach ſich ziehe. Unter den Miniſtern ward ein lautes Gemurmel von Liebe unter dem Stande. Rothe ſprach ſehr offenherzig darüber mit Theodorn und bat ihn, dieſen vertraulichen Umgang abzubrechen, der die rechtſchaffene Perſon, mit der er obwalte, auf keine Weiſe anders, als unglücklich machen müſſte. „Das wüſſte ich nicht, warum, erwiederte der Prinz lebhaft und entſchloſſen. Unſer Umgang iſt der reinſte, der edelſte, und ich will nie von einem andern Mädchen wiſſen, als von ihr. Eine Fürſtentochter iſt ſie nicht, das weiß ich; aber — in ihrem Buſen ſchlägt ein kaiſerliches Herz ...“ Rothe ſtellte ihm auf das nachdrücklichſte vor, daß er um alles in der Welt willen keine ernſthaften Plane über dieſe Liebe entwerfen mögte, weil die Unmöglichkeit, ſie auszuführen, ihn um alle Ruhe ſeines Lebens bringen würde. Was geſchehen ſoll, iſt beſchloſſen, antwortete er und eilte zur Herzog, um mit ihr nach ſeinem Garten zu fahren. Rothe ging zum Fürſten und man bemerkte, daß eine dreiſtundenlange lebhafte Debatte zwiſchen ihnen über den ganzen Vorgang geführt ward.

Die Herzog. (als ſie an Ulrikens Grabe ſtanden.) Durchlaucht, laſſen Sie mich nun heute hier von Ihnen Abſchied nehmen. Wir müſſen uns trennen. Ich muß fort.

Theodor. Fort? Sie fort? Nun und nimmermehr wieder fort! Uns ſoll nichts trennen.

Die Herzog. Ja, ich muß; meine Zeit iſt um und man — — (ſchweigt und ſeufzt tief.)

Theodor. (hitzig.) Was iſt? Was iſt? Was wollten Sie noch ſagen? Sprechen Sie, bei der Ruhe meines Herzens, ſprechen Sie!

Die Herzog. (ſehr edelfrei den Prinz anblickend.) Man macht mir unſern Umgang zum Verbrechen . . .

Theodor. (äuſſerſt aufgebracht.) Wer? Wer macht ihn zum Verbrechen für Sie?

Hier erzählte die Herzog, daß einer von den Miniſtern zu ihr gekommen ſei und ihr im Namen der Nation heftige Warnungen und Drohungen gemacht habe. Theodor bebte, ſtampfte, reichte ihr die Hand, und rief aus — Sie ſind mein! Hier am Grabe meiner Mutter verbinden wir uns ganz und auf ewig.

Die Herzog. (erſchrocken.) Um Gottes Willen, Ihro Durchlaucht, das iſt unmöglich — unmöglich — überlegen Sie! Laſſen Sie mich; ich bin die unglücklichſte Perſon. Adieu! Adieu!

Theodor. (im heftigſten Tranſport.) Ja Adieu, Adieu; das wollen wir uns im Tode erſt ſagen. Karoline — Sie kommen nicht wieder aus meinen Händen.

Mit dieſen Worten führte der Prinz Karolinen auf den Altan, bat ſie, ihm von da nach- und wieder entgegenzuſehen, und ritt ſchnell nach der Reſidenz. Karoline auf dem Altan breitete ihre Arme ſo lange nach ihm aus, als ſie bemerken konnte, daß er ſich nach ihr umſehe.

Fürſt Adolf. (als er den Erbprinz ganz erhitzt zu ſich hereintreten ſiehet.) Gott, wie ſiehſt du aus, Theodor, was iſt dir begegnet?

Theodor. (kurzathmend.) Ich bin ſcharf geritten, mein Vater.

Adolf. Das thue doch nicht — ich bitte dich ja ſo oft darum.

Theodor. (zutraulich.) Diesmal muſſte ich, mein zärtlichſter Vater!

Adolf. (dem nun das Herz ſchon alles ſagt.) Warum das?

Theodor. (der ſich ſeinem Vater in die Arme wirft.) Ach zu Ihren Füſſen würde ich mich jezt ſo hinwerfen, wie ich in Ihre Arme falle, mein verehrungswürdigſter Vater, wenn Sie mich nicht ſo kindlich vertraut gegen ſich erzogen hätten, daß ich dies zu thun mich ſchämte. Edelſter, liebenswürdigſter aller Väter, ich bat in meinem Leben ſo wenig von Ihnen, weil Sie mir nichts zu bitten übrig lieſſen, und meinen Wünſchen jederzeit zuvorkamen — — — aber nun, nun eine Bitte aller Bitten; die erſte, die lezte, die einzige Bitte — meine Ruhe, mein Leben, meine Thätigkeit, meine Herzensgüte, alles, alles beruhet darauf — — ich bin Schöpfer der Stunde und des Glücks, wenn Sie ſie erfüllen, und bin die glück- und freudenloſeſte Kreatur, wenn Sie ſie nicht erfüllen — — o Gott, Gott, gib mir doch Gedanken, gib mir doch Worte, meinen Vater zu bewegen. . .

Adolf. (der ihn bei der Hand ergreift.) Sag' nur, was willſt du — — iſt es mir möglich, ich thue es; bitte, was du willſt.

Theodor. (die Hände kreuzweis ſich auf die Bruſt legend.) Daß die Herzog mein Weib werde! Ich kenne ſie; ich liebe ſie; ich —

Adolf. (unbetreten, aber ſehr geſetzt.) Ich weiß alles und du haſt mir nichts mehr zu entdecken. Ich weiß, daß ſie hier iſt; ich weiß, daß du ein wackerer junger Mann biſt; — aber — —

Theodor. (haſtig.) Ach ein ſchreckliches Aber — (fängt an zu zittern.)

Adolf. Theodor, beſinne dich — —

Theodor. Vater — ſo viel Jahre lang beſann ich mich ſchon und das Reſultat war — ſie oder keine!

Adolf. Du weiſt, wie ich dich liebe. Brich ab! Laß ſie! Es iſt — wider den Lauf der Welt. (vor ſich.) O Gott, wäre ſie doch eine Fürſtentochter!

Theodor. (der dies hört.) Vater, weiſer Vater — der Glaube wird aufhören, die Liebe bleibt. . . Ob ſie eine Fürſtentochter ſei oder nicht, das iſt Glaube, das iſt — Wahn. Ich liebe ſie — ich liebe nur ſie — ich liebe nie wieder — —

Adolf. Theodor, ich bin darüber weg; aber — die Nation — —

Theodor. Vater, mit der Nation machs ich es ab. Ich bin verlohren, wenn — —

Adolf. Laß mich — geh — beſinne dich. —

Theodor. Nein, Vater, da iſt kein Beſinnen weiter. Ich gab ihr ſchon die Hand — gab ſie ihr an meiner Mutter Grabe — —

Adolf. Geh — laß mich — — du betäubſt mich — —

Theodor. (dringend.) Vater — Ihr Jawort — Ihr Jawort heute — Ihr Jawort jezt — — —

Adolf. Heute nicht — — — geh oder ich gehe — — —

Adolf ging aus ſeinem eigenen Zimmer weg. Theodor gerieth auſſer ſich und jagte nach ſeinem Landhauſe zurück. Adolf ſah ihm nach und — ſtreckte die Hände hinter ihm her. Karoline ſah ihm entgegen und breitete die Arme voran ihm aus. Er fiel an ſie und weinte. O ich Unglückliche, rief ſie aus, und lag ohnmächtig da.

Der Prinz war noch keine Stunde von ſeinem Vater weg, als Rothe zu dieſem beſchieden ward. Ein langes, heftiges Geſpräch erfolgte abermals zwiſchen beiden. Rothe war aus Liebe wider Theodorn, und der Fürſt aus Liebe für ihn. „Sein Sie ganz ein Weiſer, war die Finalſentenz des Fürſten; reuten Sie ſchnell zu ihm und bringen ihm meine Einwilligung. Sie ſind ſein erſter Freund und ſollen es bleiben; Ihnen gebührt dieſe Ehre. Sagen Sie ihm, daß er in ſeinem Garten mit der Herzog bleiben ſolle, bis ich ſelbſt komme. O mein Fürſt, was ich dagegen hatte, könnte ich nur Ihrentwegen dagegen haben, erwiederte Rothe und jagte nach Theodors Hauſe zu. Er traf die Liebenden bei Ulrikens Grabe in Gedanken vertieft. Der Prinz ſah ihn nicht, als er kam, und hörte ihn nicht, als er ihn anredete. Rothe trat endlich dicht an ihn und ſprach: Gewährt, gewährt der Wunſch Ihrer Seelen — — beruhigen Sie ſich! Theodor ſprang auf und fragte — kommen Sie von ſelbſt oder ſchickt Sie mein Vater? — Ihr Vater ſchickt mich, erwiderte Rothe, und legte Karolinens Hand in die ſeinige.

Da erfolgte eine feierliche Scene der Natur. Worte ſprechen ſie nicht — Farben mahlen ſie nicht. Arm an Arm, Bruſt an Bruſt, Auge an Auge, Sehnen an Sehnen, Drang an Drang — Karoline und Theodor wie in einander geſchmolzen — — beide verklärt, begeiſtert, entrückt, — — zwei wie einer — volles Schweigen dazu — — auch nicht einmal Pappelgeflüſter. . . . Rothe konnte erſt nicht ganz Theil nehmen; endlich konnte er es. Nun ergoſſen ſich die Empfindungen in Worte. Man brachte den Abend und einen Theil der ſchönen Nacht im Garten zu. Die Luft war ſanft, der Himmel ſternhell. Die Herzog rief einmal über das andere aus — es iſt wohl nur ein Traum, es iſt wohl nur ein Traum! Alsdann überzeugte ſie Theodor von der Wirklichkeit und — ſchloß ſie in ſeine Arme. Einen ſeltſamern, wichtigern, reitzendern Tag hatte der Prinz noch nicht verlebt. Die Geſpräche hatten viel Unzuſammenhang. Bald war die Rede von dem erſten Beiſammenſein im Zimmer neben dem Tanzſaal; bald ſprach man vom unverhoften Sichwiederfinden an Ulrikens Grabe; bald öfnete man die Ausſichten in die paradiſiſchen Zukünfte. Zuweilen kam Rothe dazu und ſprach mit; bald paſſend, bald nichtpaſſend. An Schlaf ward nicht gedacht.

Fürſt Wolf ließ früh am folgenden Morgen ſeine ganze Dienerſchaft aus den erſtern Klaſſen auſſerordentlich nach Hofe berufen und redete ſie alſo an: „Ich mache hiermit Ihnen und der ganzen Nation bekannt, daß mein Sohn ſich vermählen wird. Gewiß war dies lange ſchon nicht nur mein Wunſch, ſondern auch Ihr Wunſch und der Wunſch meines Volks. Habe ich durch mein Daſein und durch mein Regiment dieſes Land geſegnet — iſt der Erbprinz brav erzogen und iſt es ausgemacht, daß er in meine Fußſtapfen treten werde — — erwärme uns die heilige Flamme des Patriotiſmus — — wie wäre es möglich, daß einer unter uns ſein könnte, der nun nicht auch den Nachkommen des Prinzen bald entſtehen und gebildet werden zu ſehen ſich ſehnte, wie er in ihm den meinigen ſah? Stimmen Sie insgeſamt alſo in mein heiliges Verlangen ein, das Heil dieſes Landes nicht blos auf zwanzig, dreiſſig Jahre, ſondern auf ſechzig, ſiebenzig geſichert zu ſehen! Stimmen Sie ein in meine Freude darüber, daß die Erfüllung dieſes Verlangens ſich nun nähere! Ich habe gethan, wie jeder kluge und gute Vater thun ſoll; ich habe ihm die freie Wahl unter allen Töchtern der Menſchen gelaſſen, die ſeine Hand nicht ausſchlagen würden. Sie vermählen

ſich nicht in ihm — ich vermähle mich nicht
hm — — er vermählt ſich. **Er iſt's**, der
ſeiner Gattin leben und ſterben muß; ſo
ſſte die Beſtimmung des Gegenſtandes dazu
h lediglich von ſeiner Neigung abhangen.
meiner Verwunderung iſt der **Erbprinz** vor-
igegangen allen **Fürſtentöchtern Deutſch-
nds** und hat ein **bürgerliches Frauenzim-
er** gewählt, welches die Tochter meines ehe-
aligen wackern Regierungsrathes Herzog iſt...
ier entſtand unter den anweſenden Räthen
el Bewegung und Gemurmel. Adolf fuhr mit
achdruck in der Stimme fort.) Ich kenne die
acht des Vorurtheils. — (noch nachdrücklicher)
lerne täglich mehr aus Erfahrung, daß oft
ch **Männer** ſich durch ſie hinreiſſen laſſen;
änner, die übrigens das wohlmeinendſte Herz
d die ſchätzbarſten Talente und Einſichten da-
beſitzen. **Den wahren, vollkommenen**
eiſen aber muß man daran erkennen, daß er
e Binde des Vorurtheils, es mag religiö-
s oder politiſches ſein, von ſich werfe,
nd jeden Gegenſtand mit eignen, freien
ugen betrachte. Es iſt nicht der erſte Fall
der Geſchichte dieſes Landes, daß ein Fürſt,
ie man es zu nennen pflegt, unter ſeinem
tande heurathe. Zu Ende des vorigen Jahr-

hunderts war hier der nämliche Fall, und — merken Sie auf — man hat ſeit der Zeit keinen ſo treflichen Fürſten, als dieſer war, der es that, auf dem Stuhle wieder geſehen, wo ich ſitze. Unter ſeiner Regierung war dies Land höchſtglücklich, und ſeine Gemahlin, die die Tochter eines Kaufmanns war, erwarb ſich die Hochachtung der ganzen Nation in einem ausgezeichneten Grade. Und wenn die Heurath meines würdigen Sohnes auch wirklich die erſte in ihrer Art wäre: ſo folgte daraus doch weiter nichts, als was ſich in allen Angelegenheiten des menſchlichen Lebens zu ereignen pflege, daß nehmlich — auch zuweilen etwas ungewöhnliches geſchehe. Das Ungewöhnliche iſt aber keinesweges immer das Schlechte, ſondern vielmehr oft das Beſſere. ... Ein Fürſt hat bei ſeiner Heurath freilich mehr zu bedenken, als andere; aber der erſte Blick, den er dabei thut, muß ihm doch wohl auch erlaubt ſein, auf ſich ſelbſt zu richten. Es wäre ſchrecklich, wenn ein Fürſt nur Gerechtſame auf Ehe, und nicht auch Gerechtſame auf Glückſeligkeit in der Ehe hätte. So wäre er ja armſeliger auf den Seiten wahrer menſchlicher Zufriedenheit, als der Hirt und der Tagelöhner. Nun wiſſen wir aber alle, daß Glückſeligkeit des ehlichen Lebens

blos

auf gegenſeitige vollkommene Zuneigung
auf Simpathie beruhe. So iſt es ja denn
doch wohl hoͤchſtwahrſcheinlich, daß dieſe
hen meinem Sohne und ſeiner Geliebten
alten muͤſſen; denn was in aller Welt koͤnnte
ſonſt dazu bewegen, ſo ungewoͤhnlich zu han-
und ein Frauenzimmer unter ſeinem Stan-
n heurathen, wenn es nicht aus reinſter,
hſter Neigung und Simpathie geſchaͤhe? Fuͤr
hat er alſo gewis geſorgt, daß er bei dieſer
hl nichts verliehre. Und fuͤr die Nation? —
Meſſieurs, ich fordere Sie alle, die Sie dieſe
chter eines meiner wackerſten Diener kennen,
f, zu geſtehen, daß ihr, um ſich zu einer
rſtin **nach Weltherkommen** zu qua-
ſiciren, **nichts weiter** fehle, als — **daß**
e **eine gebohrne Prinzeſſin ſei.**
ieſer Umſtand iſt aber in meinen Augen ſo un-
deutend, daß ich glaube, **man muͤſſe ihn**
ur **durch ein Bonmot auf die Seite raͤu-**
en. So ſelten ich ſonſt zu dieſer Art von De-
onſtrationen meine Zuflucht nehme: ſo bin ich
och feſt feſt der Meinung, daß ſie hier einzig
nd allein angewendet werden muͤſſe. Der Va-
er **dieſer Edlen hieß Herzog; — Karo-**
ine iſt alſo eine gebohrne Herzo-
gin . . . (Hier buͤckten ſich verſchiedene der an-
weſen-

weſendem Räthe, um die Eindrücke vor dem Fürſten zu verbergen, welche ſeine ungewöhnliche Laune auf ſie machte; andere wurden roth.) Ja, ja, Meſſieurs, wer noch an Vorurtheilen der Geburt kränkelt, dem muß man dieſe Kurart appliciren. Dieſe unbedeutende Kleinigkeit alſo abgerechnet, ſtreitet **das bürgerliche Mädchen, die Karoline Herzog, von rechtswegen mit allen Deutſchen Prinzeſſinnen um den Preis, die Fürſtin dieſes Landes zu werden.** Sie iſt geſund wie der volle Tag, ſchön, wie die blühende hundertblättrige Roſe, gutherzig und empfindungsvoll, wie ihr Geſchlecht ſein muß, engelrein, wie nur eine Prinzeſſin ſein kann, natürlicher, als die Prinzeſſinnen alle ſind, und — hat viel Verſtand. Ihr Geiſt und ihr Herz machen ſie würdig, Fürſtin zu werden. Ich declarire ſie alſo hierzu feierlich und öffentlich; und da übermorgen es wieder jährig iſt, daß mein Sohn ſie kennen lernte: ſo ſoll auch an demſelben Tage und in demſelben Zimmer, wo dies geſchah, die Trauung vor ſich gehen. Wir wollen alsdann alle froh beiſammen ſein, und Gott mache dieſen Tag zu einem der ſegenvollſten Tage für mein Land und Volk! Und nun — Meſſieurs, nehmen Sie noch einen Gedanken von mir mit nach

auſe, der jedem, dem die Sache der Geſell-
haft am Herzen liegt, wichtig ſein muß. Mir,
nem Fürſten, fiel er ſchon auf; wie vielmehr
aß er Ihnen und dem ganzen Volke auffallen!
ch rechne dieſen Vorgang recht geradezu
nter diejenigen, durch welche die Fürſe-
ung die Ehre der Menſchheit in
chutz nimmt und der Tugend in al-
n Ständen die künftige Aufmunterung
ebt. Sie wiſſen, die Sitte iſt abgekommen,
ß DEN Weiſeſte und Beſte in einer
ation, wenn er nicht Fürſt geboren
, Fürſt werden könne. Wie muß es
ie und alle meine Unterthanen freuen, daß
n wenigſtens DIE Weiſeſte und Beſte
der Nation, wenn ſie auch nicht Für-
n geboren iſt, dennoch Anwartſchaft
rauf haben dürfe, Fürſtin zu werden!
ehen Sie da eine Entſchädigung für die ver-
rne natürliche Volksgerechtſame! Der Edel-
e und Ausbündigſte unter Ihren Söh-
n kann nun einmal nicht mehr Fürſt
erden; ſo werde wenigſtens die
delſte und Ausbündigſte Ihrer
öchter noch Fürſtin! — — O Tri-
uph der Menſchheit und der Tugend! Tag
ttlicher Direktion, an welchem eine Ehe
ge-

geſchloſſen wird, wozu der Fürſt den Mann und die Nation die Frau aus ihren Mitteln herbeiführen — ſei uns allen der merkwürdigſte in der Jahrhundertsgeſchichte dieſes Landes!!!

Alles war ſtill und ſchien beruhigt, als der Fürſt ſo geſprochen hatte; Niemand wagte es, etwas dagegen einzuwenden. Adolf eilte nun, ſeinem Sohne ſelbſt die väterliche Zuſtimmung zu bringen und ſeine ſchöne Schwiegertochter zu umarmen. Er kam ihr mit einem ſo holden, freundſchaftlichen Herzen und Geſicht entgegen, daß ihre natürliche Freimüthigkeit dadurch noch geſtärkt werden mußte. Dennoch ſank ſie, als er ſie umarmte und ſeine liebe Tochter nannte, vor ihm nieder. Fürſt Adolf ergrif ſie ſchnell und ſetzte ſie neben ſich auf's Sofa. Theodor kniete vor beiden nieder und umfaßte mit der einen Hand den Vater, mit der andern die Braut. Nun quollen aus allen Augen die Freudenthränen hervor. Adolf fing an, ſehr theilnehmend und bider zugleich über den Vorgang zu ſprechen und kündigte das Feſt der Vereinigung auf übermorgen an. Karoline rief einmal über das andere aus — o Gott, o Gott, wo bin ich? was widerfährt mir? Ich bin ja — ſetzte ſie endlich im naifſten Ton und dem Fürſten, die Hand reichend hinzu — ich bin ja nur ein bürgerliches Mädchen, die Tochter eines Ihrer Diener … Adolf fühlte ſich heftig gerührt und verſetzte: die Natur weiß von keinen beſondern Anlagen zu Fürſten und Fürſtinnen. Sie ſchuf uns alle gleich. Die weſentlichen Vorzüge der Menſchheit gab ſie uns insgeſamt. Selig iſt der, der ſie ausbildet! Ich freue mich, Ihnen als einer der Ausgebildetſten Ihres Geſchlechts auch die zufälligen Vorzüge ertheilen zu können. Dieſe ſollten von rechtswegen immer nur ein Lohn der Ausbildung jener ſein. **Diesmal trift** ſich's ſo. Freuen ſie ſich mit mir darüber, gute Tochter! Es iſt mehr Ehre für ein Deutſches Mädchen, ſich **durch Vorzüge des Geiſtes und Herzens an die Seite eines Prinzen zu ſchwingen, als — durch unverdientes Recht der Geburt blos ſchon dazu die Anwartſchaft aus Herkommen zu haben.**" Von nun an ging die kleine Geſellſchaft in die Stimmung der ſanfteſten Freude über. Theodors Seele war dabei die hochgeſpannteſte. Seiner Seligkeit war nun gar keine Ueberſicht für ihn ſowol in der Breite als in der Länge. Der Fürſt blieb auf dem Landhauſe und ordnete von da aus alles zur Feier des glücklichen Tages an. „Sie kleiben ſich, ſprach er zu Karolinen, ganz nach Ihrem Geſchmack und ſimpel, wie immer. Sie erweiſen mir einen Gefallen, wenn ſie an dem Tage keinen andern Schmuck tragen, als Ihren eigenen. Hernach ſtehen Ihnen alle Perlen und Diamanten meiner Gemahlin frei.“

Am Vermählungstage fuhr der Fürſt mit ſeinen Kindern zugleich nach der Reſidenz. Der ganze Hof war verſammlet und erwartete die ſelt- und wunderſame Braut. Prinz Theodor, die Wonne des Paradieſes in jedem ſeiner Blicke, führte ſie in die groſſe, prächtige Verſammlung ein. Der Fürſt ging ihnen voran. Der Trauakt geſchah in demſelben Zimmer, wo der Prinz ſeine Braut zuerſt kennen gelernt hatte. Der aufgeklärte Generalſuperintendent verrichtete ihn und hielt dabei eine kurze, herrliche Rede **von dem Siege weiſer und edler Prinzen über die erſten Vorurtheile der Höfe**; wobei tiefe Stille und allgemeine Andacht herrſchten. Nach der Trauung umarmte der Prinz ſeine Gemahlin; worauf er ſie ſeinem Vater zuführte, der ſie mit öffentlicher Werthſchätzung an ſein Herz drückte und beide ſegnete. Adolf gab ein Zeichen, daß der ganze Hof Acht geben ſollte und rief mit Würde und Zärtlichkeit aus: **Von nun an ſehen Sie in dieſem geweſenen bürger-**

ürgermädchen Ihre künftige Fürſtin; ſie
ahrt, wie mein Sohn, den Titel Durch-
aucht . . . Die Vornehmſten des Hofes beider-
i Geſchlechts ſtatteten der metamorphoſirten
rinzeſſin nach der Reihe den Glückwunſch ab.
ielen mogte ſelbiger gar herzlichſchwer und ci-
onenſauer werden; inzwiſchen verſtellte ſich je-
r, ſo gut er konnte. Karoline erwiederte we-
g und einnehmend. Sie war unter allen
amen des Hofes die ſimpelgekleideteſte und
ngeputzteſte. Ihr ſchönes Haar floß ihr na-
rlich um den Nacken und die Stelle des Braut-
anzes vertrat ein Blumenband, welches ſie
it ihrem Gemahl im Garten verfertigt hatte.
ürſt Adolf hatte manch Knöſpchen dazu herbei-
etragen. Der Tag ward ſehr feſtlich vollbracht.
an ſah den Fürſten heiterer, als man ihn in
inem ganzen Leben geſehen hatte. Ueber der Tafel
rach der Fürſt: „Heute iſt's wieder jährig,
aß ich für meinen Sohn das erſte Feſt gab. Da
ar's, wo ich zu meiner Gemahlin, die ſo herz-
chzufrieden war, ſagte — heute nach zehn
ahren werden wir noch frohere Eltern
in. Es iſt für mich ſo ziemlich zugetroffen
– — (wird innigſttraurig) ach wäre ſie noch
!“ Nachher unterhielt ſich der Fürſt viel mit
inen Kindern an einem Eckfenſter, und legte

Karolinens Hand oft auf Theodors Herz, und Theodors Hand auf Karolinens Herz. Abends, da groſſer Tanz war, ſaſſen die beiden Liebenden ſtundenlang auf derſelben Stelle, wo ſie ſich einſt zuerſt kennen gelernt hatten. Der Fürſt führte Rothen alsdann auch oft auf die Stelle wieder, wo ſie ſelbige damals belauſcht hatten und ſcherzte mit ihm über ſeine zu der Zeit bezeigte Aengſtlichkeit. Rothe war der letzte, mit dem der Prinz gegen Mitternacht ſprach, und Theodor wünſchte ihm die gute Nacht mit dem Zuſatz zurück — Sein Sie Freund meiner Karoline, wie Sie der meinige ſind!

Prinzeſſin Anne, die noch immer auf der ſublunariſchen Welt umherwankte, umherſang und umherknirrte, gerieth über die Nachricht, welche ihr der Fürſt ſelbſt von einer in ihren Augen ſo unwürdigen Vermählungsgeſchichte in ihrer Familie gab, in eine ſo gewaltſame Erſchütterung, daß ſie darüber auch den Verſtand verlohr, welchen ſie noch hatte. In dieſem Zuſtande blieb ſie bis an ihr höchſtſeliges Ende; da ſie unterdeſſen ſich zwei Jahre lang noch damit amüſirte, Pfeifenſtiele auf groben Zwirnfäden an einander zu reihen, womit ſie ſich hernach wie mit Ordensbändern ſchmückte; ſo, daß man ſie oft vor Pfeifenſtielen nicht ſehen konnte. In dieſem Schmuck legte ſie ſich zu Bette; da ihr dann, wenn ſie eingeſchlafen war, die Bedienten ihn abnahmen; worauf ſie am folgenden Morgen neue Pfeifenſtiele aufreihete. Auch hatte ſie zuweilen ein ganz beſonderes Wohlgefallen daran, Papierblätter in hunderttauſend Stückchen zu ſchneiden; als wozu ſie noch bei Lebzeiten nach und nach alle ihre Andachts- und Erbauungsbücher konſumirte. Im böſen Muth hatte ſie bald nach Zensdorfs Tode ſowohl den Fürſten, als den Prinz, enterbt, ihren Kaplan zum Univerſalerben eingeſetzt und ihm ein Schock Legaten auszuzahlen verordnet. Fürſt Adolf warf nach ihrem Tode das Teſtament über den Haufen, gab allen ihren Bedienten ſo viel, daß ſie reichlich leben konnten, wies den Kaplan zum Lande hinaus und wendete ihren ganzen übrigen Nachlas zu Verbeſſerungen ſeines Landes an. Es ward eine eigene Kommiſſion hierzu niedergeſetzt, welche hernach die Berechnung davon der ganzen Nation mittheilte; damit jedermann ſehen mögte, daß auch nicht ein Kreuzer des ganzen Vermögens der albernen Prinzeſſin Anne in fürſtlichen Händen geblieben ſei.

Prinz Theodor genoß nun in Karolinens Armen die höchſte menſchliche Glückſeligkeit, und Fürſt Adolf nahm väterlich hieran den freudigſten Theil. Oft waren die Liebenden in der romantiſchen Einſiedelei, wo Karolinens Silhouette, die allenthalben mit umhergereiſet war, wieder auf ihrem alten Platz hing. Noch öfter waren ſie im ſchönen Engliſchen Garten und auf dem ausſichtvollen Altan. Adolfs ſeligſte Augenblicke waren die, wenn er neben ihnen im Pappelhain ſas und auf Ulrikens Grab hinblickte. Karoline erfreute in den erſten drei Jahren das Land mit zwei kraftvollen Prinzen, ſtimmte den Damenton am Hofe und in der Reſidenz zur Natur zurück und erhielt durch ihre fortdaurende Beſcheidenheit, durch Entſagung aller Arroganz, durch Grosmuth und Wohlthätigkeit bald die Liebe der ganzen Nation. Jährlich ward der Tag auf dem Landhauſe ſehr feierlich begangen, an welchem Theodor nach empfangenen Religionsunterricht von da mit Rothen zur Reſidenz zurückgekehrt war.

Adolf ward kränklich, und in der Maſſe, in welcher er ſchwächer ward, ließ er ſeinen Sohn immer mehr die Regierungsgeſchäfte für ſich betreiben. Theodor ward dadurch in eine Lage ver-

verſetzt
lichfürſ
edelſten
fing er
und ge
ſeines
ſchon
ihm n
durch
neues

Ado
dies.
Er rief
zum letz
gut und
Das wa
Erden,
Nun w
Stunde
antrete.
dich bet
danken
lich ſein
Aus jen
wünſche
dich nu

, welche nun ganz dicht an das Wirk-
ſein grenzte. Er machte den weiſeſten,
und kindlichſten Gebrauch davon. So
. E. manche wohlthätige Veränderungen
einnützige neue Anſtalten mit Erlaubnis
Vaters bei deſſen Leben noch und jezt
n; damit derſelbe die Ehre davon mit
h theilen mögte und damit die Nation
n Tod ſeines Vaters einſt eben nicht viel
rführe.

lf nahete ſich ſeinem Tode und fühlte
Seine Kinder und Rothe waren bei ihm.
einen Sohn an ſein Bette und redete ihn
enmale alſo an: „Theodor, du wurdeſt
glücklich — das habe ich geſehen, und
unter allen den zahlloſen Freuden auf
die mir Gott verlieh, meine ſüſſeſte.
erde ich's nicht mehr ſehen; denn die
kommt, daß ich den Wechſel der Welten
Laß, ach laß mich ſterbend noch für
n! — Theodor, ich gehe mit dem Ge-
von hinnen, daß du auch gut und glück-
werdeſt, wenn ich nicht mehr bei dir bin.
r Welt herüber ſoll dies mein Geiſt noch
, noch hoffen, noch glauben. Setze
auf meinen Stuhl und ſei der Fürſt

dieſes Volks. Eindrücke, die dein Herz etwa thöricht erhüben, kann dies doch wohl nicht auf dich machen; denn du wareſt ja in den letzten Jahren ſchon faſt ganz Fürſt, und nur der Nahme fehlte dir noch. Ach und wäre dies möglich, ſo ſieh doch mich, ſieh doch mich nun an, wie ich hier liege. So lange, ſo lange war ich ein Fürſt der Erde und — was bin ich nun? Ein Schwacher, ein Verzehrter, ein Jämmerlichkranker, ein Zuckender nach Würmerart, der nun nichts mehr hat, nichts mehr geben kann, nichts mehr nehmen kann, als — Mitleid von Menſchen und Gnade von Gott. O wie elend, wie bis zur Verzweiflung elend wäre ich nun, wenn ich meine Beſtimmung vernachläſſigt und ein leichtſinniger oder böſer Fürſt geweſen wäre! Aber wohl mir, dies war ich nicht! Ach nie, nie hat mich dies Bewuſſtſein ſo getröſtet und erquickt, als jetzt. Sieh meine Seelenruhe, meine freudige Trennung von aller Herrlichkeit dieſer Welt, meine Heiterkeit und Ergebung, mit der ich meinem Tode entgegenſehe! Laß ſie dich reitzen, fortzufahren auf der edlen Bahn, die du betreten haſt. Heilige dich nun, ſobald ich todt bin, deinem Schöpfer durch ein recht frommes Gebet noch mehr. Geh in deine Einſiedelei und ſchwöre da Gotte und dir, recht feierlich, dein Volk immer glücklicher zu machen. Du wareſt es ſchon gewohnt, Landesangelegenheiten von Wichtigkeit allein abzumachen und mir dann Bericht davon zu thun. So denke immer, als wäre ich noch da und als müſſteſt du mir von allem, was du thuſt, noch immer Bericht geben. Schätze, ſegne, liebe dein Volk! Widme ihm alle deine Kräfte; entferne dich nicht von ihm; finde in dem Anblick ſeines immer wachſenden Wohlſtandes dein gröſſeſtes Vergnügen. Uebe dich an Karolinens Seite im Wohlthun und halte ſie ewig werth. Erziehe deine Söhne, wie ich dich erzog. Ehre Rothen lebenslang und lohne ihn — lohne ihn nun ganz, wie er es verdient. (zieht Rothen an ſich und giebt ihm den Abſchiedskus.) Und Sie, Redlicher und Weiſer, bleiben Sie ſein Freund. Sein Sie ihm mit Ihrem Räthe, mit Ihren Vorſtellungen und Ermahnungen ſtets zur Seite. Dort, wo gute Fürſten glücklich ſind, werden Sie auch einſt mitten unter ihnen glücklich ſein. Mit Dank gegen Sie gehe ich noch von hinnen; mit Dank will ich Ihnen dort wieder begegnen. — Seid glücklich, meine Kinder; ſeid von Gott geſegnet! Begrabet mich bei Ulriken im Pappelhain eures Gartens und ſeid dann oft bei unſern Grüften einträchtig und hold, liebend euch und liebend uns! — Karoline, Liebe, (reicht ihr noch einmal die Hand, die ſie mit ihren Thränen benetzt und küſſt) ich that nichts mehr für Sie, als was Sie verdienten. Erheitern Sie das geſchäftvolle Leben meines Sohnes, bis Gott euch trennet . . . (bekommt heftige Zuckungen.) Theodor, mein Ende kommt — gib mir die Hand. Bei Sterben und Fortleben — bei Getrenntwerden und Wiederſehen — — bei dieſem Röcheln — ach höre, wie es kocht — — bei dieſen letzten, allerletzten Minuten deines Vaters — — ſei und bleib ein edler Fürſt. Dort am Richterſtuhle erwarte ich dich . . . Wir ſind nur Staub — — Gott iſt — — (zuckt wieder heftig.) Gott iſt — — (zuckt noch heftiger.) Gott iſt meine Zuverſicht . . .

Da ſtreckte ſich der wackere Fürſt lang aus und verſchied. Sein letzter Blick blieb auf Roſchen, wie er's verſprochen, gerichtet. Theodor drückte ſeinen Vater die Augen zu und begrub ihn, wie er es befohlen, ohne allen Fürſtenpomp zu Theodors Haus im Pappelhain. Da waren der junge Fürſt und ſeine Gemahlin nun oft und innig. Karoline pflanzte im Frühjahr die Blumen auf den beiden heiligen Grabhügeln und ihre Kinder pflückten ſie im Sommer. Fürſt

Theodor ſprach zu Rothen, ſobald er ſeinem Vater die Augen zugedrückt hatte — Sie ſind mein erſter Miniſter. Uebrigens litte der Hof mit ſeines Vaters Tode weiter keine Erſchütterungen, als daß einige wohlhabende Müſſiggänger auf der Stelle die Erlaubnis erhielten, ſich nun ſelbſt zu beköſtigen. Die nützlichere Dienerſchaft blieb, wie ſie war.

Fürſt Theodor regieret noch mit Segen und Ruhm. Er hat alle die Freuden, welche die Erde ihren guten Fürſten nur reichen kann. Iſt er unter ſeinem Volke: ſo genieſſt er die Wonnen des Fürſten; iſt er mit Weib und Kind und Freund auf ſeinem Landhauſe: ſo genieſſt er das Glück **des Privatmannes**; iſt er in ſeiner Einſiedelei: ſo genieſſt er die Seligkeiten **der Chriſten**. Sein Land iſt ein Land des Lichts, der Freiheit, des Lebens, des Ueberfluſſes. Nicht nur Grafen und Edelleute, ſondern auch Bürger und Bauern freuen ſich darin ihres Daſeins. Die Edelſten Deutſchlands reiſen gern dahin. Viele der Weiſeſten Deutſchlands wohnen allda. Der Anblick dieſes Landes iſt ein redender Beweis für die Wahrheit, **daß das Wohl der Menſchheit darauf beruhe, daß man ihre Fürſten gut erzie-**

ziehe. Jeder Fremde, der dahin kommt, mag einen Unterthan, welchen er will, fragen, wie geht's euch — ſo erhält er zur Antwort — o uns geht's wohl gut — wir haben einen wackern Fürſten — — was dann für Noth? — Wenn's die Fürſten nur gut mit den Menſchen meinen; Gott meint's wohl gut. — Aber Adolf war wacker und Theodor iſt noch wakkerer!

Ende des zweiten Theils.

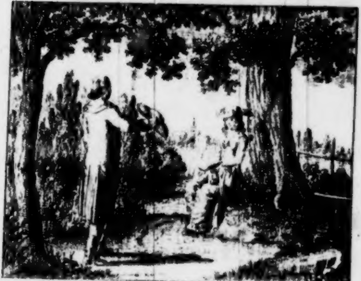
Verf.: Christian Friedrich
Sintenis

Elias Klaproſe,

Exmagiſter.

Eine Geſchichte,

in welcher beyzu viel heilſame Wahrheit geſagt wird.



Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1785.

[illegible]

„Wiederum ein abgeſchmackter, alberner Anfang ſo eines Buchs“ — ſprach die dicke Frau Burgermeiſterin zu H . . , welche den ganzen Tag über nichts thut, als daß ſie Waffelkuchen ißt und Romane lieſet; als ſie jüngſthin, nachdem ſie ihr Dutzend Waffelkuchen verzehrt, einen neuen Roman in die Händ nahm, der mit einem ausgetretenen Lokuskommunis anhub, auf welchem ſich der Autor durch einige Oktavſeiten herumtummelte. Warum doch die Herren immer ſo weit ausholen! Thäten ſie nicht klüger, wenn ſie, ſtatt die Mahlzeit, welche ſie uns auftiſchen, mit einer hungrigen Waſſerſuppe anzufangen, lieber mit einem tüchtigen Gerichte Fleiſch anheben ließen, und uns im erſten Kapitel gleich den Helden ihres Buchs mit Leib und Seele beſchrieben? So wüßte man doch, wen man nun eigentlich vor ſich hätte. Aber ſo bekommt man den Mann, welchen man doch, weil einmal Alphabetelang von ihm die Rede ſeyn ſoll, nun auch gern ſehen will, nie ganz zu ſehen. Hier ein Stück, und da ein Stü[illegible]; und wenn man alle die Stücke zuſammenſetzt, gewähren ſie doch keine vollſtändige Kenntnis von ihm. Und was das tollſte iſt, ſo wirds nie eine feſte Figur; ſondern er ſcheint, je weiter man lieſet, bald ſo, bald anders ausgeſehen zu haben. Auf dem einen Bogen läßt er wie ein Menſch mit drei Köpfen, und auf dem andern wie ein Menſch ohne Kopf. Hier ſieht er aus, wie ein Mann mit vollkommen geſunden Augen, und dort, als hätte er auf dem einen Auge ein Fell, und im andern den Staar. Hier, als hätte er eine Habichtsnaſe, und dort, als hätte er nur einen kleinen Schnips. Hier wie ein Rieſe, und dort wie ein Zwerg. — Stellet uns doch gleich anfangs den ganzen Mann hin, ihr Autoren, und hernach macht mit ihm, was ihr wollet; ſo haben wir ihn beim Leſen immer ver Augen. Aber ihr möget wohl, wenn ihr zu ſchreiben anfanget, oft ſelbſt noch nicht recht wiſſen, wie euer Held ausſehen ſoll . . . Gelte, da ſitzts? . . ."

Madam, Sie mögen wohl nicht ganz Unrecht haben. Inzwiſchen laſſen Sie ſich Ihre zwölf Waffelkuchen wohl bekommen!

Alſo
Elias ſelbſt mit Leib und Seele.

Erſtes Kapitel.

Elias war ein Mann volle ſechs Fuß hoch, und ward deshalb weit und breit der lange Magiſter genannt. Dabei war er weder hager, noch dick. Seine lange Figur endigte ſich unten mit einem Paare wohlproportionirter und wohlbewadeter Beine, und ging oben in einen Kopf aus, der weder Dickkopf noch Spitzkopf war, ſondern im beſten Ebenmaße mit der geſammten Eliasmaſchine den übrigen Gliedern präſidirte. Ohne den Huart darüber zu konſuliren, hatte die Wehmutter ihm den letztern bei ſeiner Geburt kaſu ſo gedrückt und geformt, daß er ein grundehrlicher Kerl werden mußte, falls ſonſt nichts Ehrlichkeithinderliches dazwiſchen käme. Eine hohe, gewölbte Stirn gab ihm ein offenes, freies Anſehen. Ein Paar ſchwarze Augen brannten in ſeinem Geſichte unter fingerdicken, ſchwarzen Haarbögen, welche einen vollkommenen Halbzirkel vorſtellten und feſt an einander ſchloſſen. Unter ihnen ragte eine Naſe hervor, aus der für Leute von mittlerer Gröſſe wenigſtens drittehalb Naſen, und in Liliput gut und gern anderthalb Schock Naſen gemacht werden konnten. Ein merklicher Hucker in der Mitte machte ſie zu einer recht majeſtätsvollen Naſe; und ein unmerklicher Spalt auf der Spitze zu einer recht grundehrlichen Naſe. Rothe Wangen fingen die ſprühenden Funken ſeiner Augen auf, hatten die eine ein einfaches, die andere ein doppeltes Grübchen, und ſchattirten gegen den ſchwarzen, männlichſtarken Bart auf Lippen und Kinn gar herrlich. Ein reiches, pechſchwarzes Haar kräuſelte ſich in natürlichen Locken um Ohren und Nacken, und ein ſtarker, langer Hals, gut Scharfrichterbequem, verband Kopf und Rumpf. Sein ganzer Körper war wider die Art übergroſſer Leute ſehr ſymmetriſch gebauet, und ein Paar wackere Lenden kündigten den kraftvollen Mann an. Er trug ſich dabei gut und frei, und gefiel gleich beim erſten Anblick. Nur ging er zu Zeiten, wenn er nicht an ſich dachte, und wenn ihm etwas im Kopfe ſaß, ein wenig krumm. Vielleicht kam dieß auch davon her, daß er in ſeinem Leben viel mit *kleinen* Leuten zu thun hatte, denen er doch nicht ganz und gar aus dem Geſichte gewachſen ſeyn wollte; und, ſobald er erſt reden und ſich ausſchütten konnte, ging er wieder völlig aufrecht einher. Gewöhnlicher Weiſe trat er ſanft auf die Erde auf; wenn er aber böſe ward, konnte er ſtampfen, daß die Häuſer drehnten. So war auch ſeine Stimme mild und einſchmeichelnd; war er aber in der Hitze: ſo brüllte er, wie ein Löwe. *Zehn* andere nahm er auf ſich mit den *Händen*, — *hundert* mit dem *Kopfe*, und *die ganze Welt* mit ſeinem *Herzen*.

Mutter Natur hatte ihm, als ſie ihn aus dem einen ihrer Schöße in den andern wandern ließ, eine gute Doſis ihres Witzes mit auf den Weg gegeben, und er hatte es nicht daran ermangeln laſſen, denſelben treflich auszubilden. Elias war nicht blos *hohe Laterne*, ſondern *es brannte in ihm* auch *ein helles, herrliches Licht*. Geſunde, reine Vernunft leuchtete aus allen ſeinen Reden, Urtheilen und Handlungen hervor. Durchaus waren das Alterthum einer Meinung und die Mehrheit der Stimmen für ſelbige in ſeinen Augen keine zulänglichen Beweiſe ihrer Richtigkeit. Sobald er hörte, daß man ſich nur auf dieſe Argumente berief, ward er auf die Sache ſelbſt, die ſie beweiſen ſollten, mistrauiſch. Er drang tief mit ſeinen Blicken, warf die Blicke ſchnell und heftete ſie feſt und unbeweglich, ſobald er ſahe, daß er den rechten Punkt gefaßt hatte. Gegenwart des Geiſtes und unerſchrockener Muth waren ſeine eigentlich karakteriſtiſchen Züge. Er dachte deutlich und wußte ſich auch ſehr deutlich auszudrücken. Wenn man ihn nicht verſtehen wollte: ſo war er im Inſtanzenmachen Meiſter, und wußte ſie dermaßen anzubringen, daß denen, welchen er ſie ins Geſicht warf, Hören und Sehen darüber verging. Von Jugend auf hatte er eine außerordentliche Lernbegierde bezeigt, und hatte doch mehrentheils ſein eigener Lehrer ſeyn müſſen. Seine Lektüre war die ausgebreiteteſte; und durch ſie war er der helldenkende, geſchmackvolle Mann geworden, der er geworden zu ſeyn hernach beinahe verwünſcht haben möchte, wenn er nicht Elias geweſen wäre. Für Einfalt, Natur und Wahrheit lebte und webte er von Kindesgebeinen an, und widmete ſich als Sohn eines Geiſtlichen dem geiſtlichen Stande, in welchem er aus eben dieſen Urſachen gerade ſein ſchlechteſtes Glück machen mußte. Seine Kentniſſe reichten aber weit über die gewöhnlichen Grenzen der Kentniſſe ſeiner Zunft. Er hatte Menſchen, Natur und Welt ſtudirt, diſputirte mit den Philoſophen über den Urſprung des Böſen, mit den Moraliſten über das erſte wahre Princip der menſchlichen Tugend, mit den Juriſten über die Abſcheulichkeit des Kriminalrechts, mit den Soldaten über die Peſt der Kriege, mit den Prieſtern über Anfang, Wachsthum und Vollendung der Perucken, und mit den Damen über ihre Friſuren, Koeffüren, Poſchen und Reifröcke. Sein Temperament war coleriſchſanguiniſch. Er konnte der heiterſte, luſtigſte Geſellſchafter ſeyn, wenn er unter vernünſtigen, billigdenkenden und natürlich-guten Menſchen war. Aber wehe dem, der ihm mit Nonſens, Charletanerie, Unnatürlichkeit, Bombaſt, Dratpüppigkeit, Aberwitz, Bigotterie, Irreligioſität, Immoralität, heiligen Grimaſſen und

Vertheidigung einer offenbaren Ungerechtigkeit zu nahe kam! In dem Augenblicke war er Feuer und Flamme. In den lebhafteſten Ausdrücken bezeugte er alsdenn ſeinen Ekel und Abſcheu, und revocirte nie. Ein geſchworner Feind des Vorurtheils aller Art, und jeder Verzerrung der Natur, glaubte er innern Beruf zu fühlen, es mit ſelbigen allenthalben aufzunehmen, wo er ſie fand. Ob er dabei gewinne oder verliere, war nie bei ihm die Frage; wenn Aberglaube, muthwillige Dummheit, Aftergeſchmack und Heuchelei nur dabei verloren.

Sein Herz war der beſten Herzen eins, welche je in menſchlichen Buſen geſchlagen haben. Wahrer Edelmuth war die herrſchende Neigung deſſelben, und warme meſchliche Gefühle wallten und wogten in ihm unaufhörlich. Religion war bei ihm nichts anders, als durch thätige Menſchenliebe an den Tag gelegte Gottesliebe. Fand er dieſe an dem fremdeſten Menſchen: ſo mochte dieſer ſchwarz ausſehen, und er weis, dieſer kamtſchatkiſch reden und er deutſch — er nannte ihn doch Bruder, und pflegte zu ſagen, daß ſie beide im Grunde einerlei Glauben hätten. Dagegen hatte er nichts, daß der eine ſich über die Religion ſo ausdrücke, der andere anders; daß der eine ſie mit dieſer Cerimonie bekleide, der andere mit jener. Nur mußte der Ausdruck über die Religion nicht das Anſehn der Religion ſelbſt gewinnen, und niemand mußte ſich einbilden wollen, daß ſeine Cerimonie ihn Gotte gefälliger mache, als den andern eine andere. Mit Enthuſiaſmus dachte und glaubte er an Gott; aber ſein Gott war nicht der gewöhnliche; — nicht Tirann, — nicht Zauberer, der bald hier, bald da, mit ſeinem Stabe urplötzlich dazwiſchen ſchlägt, — nicht ein Menſch, mit Leidenſchaften und ſinnlichen Schwächen, nicht ein bloßes Bild, das man nur an einen gewiſſen heiligen Ort hinſtellt, um zu Zeiten ſeine Fantaſie mit ihm zu beſchäftigen, und an gewiſſen Tagen und Stunden ihm etwas vorzuſingen und vorzubeten und heilige Kopf- und Kniebeugungen zu machen; ſondern — ein Weſen der Weſen, nirgends ſichtbar und doch allenthalben gegenwärtig, nur verehrbar durch Reinigkeit des Herzens und durch nachahmende Güte; — erſte Kraft, die alle andre Kräfte hervorbringt, mittheilt, wirkſam macht und dauernd erhält; — höchſte Weisheit, die alles ſeinen natürlichen Gang fortgehen läßt, und alles ſo einzurichten gewußt hat, daß es dadurch ſehr gut und herrlich gehe; — unermeßliche Liebe, die den Vater gegen Alles macht, und ununterbrochen ſegnet, und auch das Glück des Wurms vollendet, weil ſie es durch Daſeyngeben an ihm angefangen hat. Die Idee eines ſolchen Gottes begleitete ihn allenthalben, wirkte auf alle ſeine Geſinnungen und Handlungen, und verwandelte ſich in ſeiner Seele in Kraft und Leben. Ohne Vorurtheil und Furcht ward er Zeuge aller Auftritte und Erſcheinungen in der Natur und im geſellſchaftlichen Leben. Rein und gut blieb er in der Einſamkeit, wie mitten in der Welt, und verſicherte ſich bei dem Bewußtſeyn einer treuen Erfüllung ſeiner Pflichten des ſegnenden Beifalls der Gottheit und ihres Beiſtandes. Bei aller ſeiner Welt- und Menſchenkenntnis war er dennoch keiner Heuchelei und Verſtellung fähig. Er that, wie er ſprach, und ſprach, wie er dachte. Da er ſich des Guten bewußt war: ſo glaubte er ſich wegzuwerfen, wenn er eine Mine annähme, die ſich nicht von ſelbſt an ihm zöge; und wem er ſolchergeſtalt nicht willkommen war, um deſſen Freundſchaft bewarb er ſich auch nicht weiter. Einen Gönner durch Schmeichelei ſich zu erwerben, war ein Opfer, das ſein Herz nicht zu bringen vermochte. Jedes Gewinns, den er auf Koſten der Wahrheit und der Redlichkeit machen ſollte, ſchämte er ſich. Nicht die hunderttauſendſte Kopie von andern, ſchlug er ſeinen eigenen Weg ein, den er ging, und ging ihn gerade vor ſich fort; unbekümmert darüber, ob die, welche ihm auf beiden Seiten begegneten, die Arme nach ihm ausbreiteten, oder ihn anbellten. Von ſich ſelbſt forderte er am meiſten; mit jedem andern war er zufrieden, wenn er nur Herzensgüte und Offenheit für Licht und Wahrheit an ihm fand. Eine ungenügſame Seele würde ſich nie in dieſen Ton geſtimmt haben; aber Elias hatte der Mäßigkeit geſchworen. Der Lohn, welchen ihm ſein eigenes Herz gab, war in ſeinen Augen der größeſte. An Ueberfluß und Pracht von Jugend auf nicht gewöhnt, bedurfte er nicht viel, um zufrieden zu leben. Die ſimpelſte Nahrung, die ſimpelſte Kleidung, das ſimpelſte Vergnügen waren hinlänglich für ihn. War er in Lagen, in welchen er Aufwand machen konnte; ſo machte er ihn ſelten für ſich, meiſtentheils für andere. Er ſah alsdenn immer Leute um ſich her, die kein Brod hatten, Arme, die halbnackend gingen, Unglückliche, denen aller Zugang zur Freude verſchloſſen war. Sich dahin zu beſtimmen, daß er ſich ihrer annähme, bedurfte es alsbald weiter nichts, als ihres Anblicks. In ſolchen Nächten, welche auf ſolche Tage folgten, an denen er hatte Wohlthäter für andere werden können, pflegte er den erquickendſten Schlaf zu genießen. Er konnte daher oft nicht begreifen, wie es *Fürſten* und *Könige* geben möge, *die über Schlafloſigkeit klagten*; da es dieſen doch an *Gelegenheit*, und an *Kräften*, Gutes zu thun, an **keinem Tage** *gebreche*; und ſein Univerſalrecept, wenn jemand in ſeiner Gegenwart über Mangel an Ruhe ſich beſchwerte, war: *diene, hilf, unterſtütze, rette, ſey Menſchenfreund den Tag über: ſo wirſt du ſchlafen, ohne zu träumen; oder, wenn du ja Träume haſt: ſo verſetzen ſie dich in Paradieſe hin.* Dem Verſchwender war er gram, wie dem Unmitleidigen; denn er glaubte, daß man jener nicht ſeyn könne, ohne dieſer entweder ſchon zugleich zu ſeyn, oder bald zu werden. Seine ewige Klage war darüber, daß man ſichs noch nicht eifrig genug angelegen ſeyn laſſe, armen Schelmen in der Welt fortzuhelfen, dumme Schöpſe klug zu machen, und unſchuldige Lämmer, die noch frank und frei zur Schlachtbank geführt würden, aus den Fäuſten ihrer Würger zu reiſſen. Ganz ohne allen Stolz, ſchätzte er jeden Stand und jeden Menſchen, deſſen Endzweck nützlich zu werden war. Freiheit war eins der höchſten Güter, welche er kannte. Er hatte ſich davon überzeugt, daß ſie dem Menſchen angeſchaffen ſey, und daß ſie der Menſch ſich nicht nehmen laſſen müſſe. Er ging dabei nicht ſo weit, wie einige ſeiner zeitgenoßiſchen Weltweiſen; ſondern er verlangte nur freie Luft, freie Meinungen, und freie Sitten. Seinetwegen mochte auch jeder andere denken und handeln, wie er wollte; nur mußte er in ſeiner Gegenwart keine Behauptung gegen die geſunde Vernunft wagen, und vor ſeinen Augen nicht Menſchenhaß und Grauſamkeit ausüben wollen. Für ſeinen eigenen Nutzen verlor er ſelten ein Wort; aber für Natur- und Wahrheit, für Recht und Ordnung, für Unſchuld und Tugend war er der Vertheidiger bei jeder Gelegenheit. Seine Art, dieſelben zu vertheidigen, beſtand nicht etwa darinn, daß er ſie nur gegen ſich ſelbſt rechtfertigte; ſondern er verfocht ihre Sache vor allen Menſchen. Da hatte er denn nun nicht nur einen ganz beſondern *Trieb*, ſondern auch ein ganz beſonderes *Talent, jedem die Wahrheit zu ſagen, der ſie ſich nicht ſelbſt ſagen wollte.* Es mochte ſeyn Laie oder Prieſter, Monſieur oder Madam, Jüngling oder Greis, Bauer oder Amtmann; — allen ſagte er's wie's ihm ums Herz war, und wie er glaubte, daß es von ihm geſagt werden müſſe. Freilich nicht der Weg, ſich bei der Welt einzuſchmeicheln und ſein Glück zu machen; aber Elias brauchte nicht viel, und ſo konnte er auch nicht viel verlieren. Vermuthlich würde er ſich ſchon vor dem dreißigſten Jahre ſeines Lebens haben erhenken oder erſchieſſen müſſen, wenn er ſich bei der Ausübung dieſer Gabe des Wahrheitſagens in eine andere Verfaſſung geſetzt gehabt hätte; aber ſo hielt er es mit allen, welche ihm deshalb gram wurden, aus, und jeder, welcher durch Drohungen ſeinen Muth niederzuſchlagen oder durch Gewaltthätigkeiten ihm das Maul zu ſtopfen verſuchte, fand ſich am Ende wider alle ſeine Erwartung betrogen. Hatte Elias in ſolchen Fällen bisher die Wahrheit nur zugetröpfelt: ſo erfolgte nun von ihm ihr ganzer Guß.

Eine Unterſuchung darüber, wie dieſe ſo ſeltene, als nützliche Gabe ſich in der Seele des Elias gebildet und ausgebildet haben möge.

Zweites Kapitel.

Jedes Ding iſt eine Wirkung. Und jede Wirkung hat eine Urſache. Die Wirkungen werden mehrentheils geſehen; die Urſachen davon überſehen. Inzwiſchen iſts angenehm, die letztern zu finden, oder auch nur ihnen nachzuſpüren. Wie dieſes oder jenes Talent an dieſem oder jenen Menſchen bemerkt werde, iſts nicht genung, zu antworten — er hats nun einmal; auch nicht — er hat ſichs erworben. Letzteres verräth einen Antworter, der nicht bedenkt, was er ſpricht; und erſteres einen ſolchen, der eigentlich gar nichts geſagt haben will. Der Menſch wäre ſehenswerth, der ſich ein Talent erwerben könnte, zu welchem er nicht vom Papa die Anlage ſchon als Mitgabe auf die Reiſe nicht um die Welt, ſondern durch die Welt empfangen hätte. Die armen Tropfe, denen ein Vater Trunkenbold, oder Vater Erzgeneraldummkopf das Daſeyn gab! bedauert ſie! daß ſie ja nie die Luſt anwandle, ſpekulative Philoſophen oder große Projektmacher zu werden! Mit andern Worten; — niemand kann ein Talent ausbilden, das er nicht hat. Wir armen Erdenknaben werden ſchon mit allen den Reichthümern geboren, die wir jemals beſitzen ſollen; die Dukaten und Luisdore ausgenommen, welche uns hernach noch zugeworfen werden, die aber nicht eigentliches menſchliches Gold, ſondern nur die Schlacken deſſelben ſind; als woher es auch zu erklären iſt, daß es Dummköpfe geben kann, die hunderttauſend Dukaten zählen, ohne daß ſie deswegen reiche Leute wären. Biſt du mit wahren Schätzen geboren: wohl dir! grabe ſie aus dir hervor, ſchmelze ſie, vermünze ſie. Aber biſt du ein Sandhügel; ſo grabe, ſo lange du willſt, was du ausgräbſt, iſt — Sand.

Elias hatte einen Vater, der Prediger in einer kleinen Stadt war. Dieſer lebte in einem Zeitalter, in welchem es in ſeinem Lande noch Sitte war, daß die Prediger alles, was die Woche hindurch in der Stadt oder auf dem Dorfe vorgefallen war, Sonntags drauf auf die Kanzel brachten und weidlich durchſtriegelten. Ihr Geſchmack bildete ſich nach dem Geſchmack ihres Publikums. Die Leute hörten dergleichen gern; und, wer am beſten abkanzeln konnte, hatte den mehreſten Beifall. Man konnte zum Text, welchen der Prediger ſolchergeſtalt abgeleſen, nun fein die Auslegung machen, Noten hinzufügen, Sprichwörterchen daraus erſinnen, Ekelnamen einander geben, und ſeine Schadenfreude kühlen, wenn die Abkanzelung einen Feind beernſt. Die Prediger ſelbſt fanden daher viel Gemächlichkeit. Sie brauchten auf ihre Predigten nicht zu ſtudiren, und die Materien dazu ängſtlich zu ſammlen und zu ordnen, ſondern ſie haben ihren Weibern, Kindern, Mägden, Küſtern und Schulmeiſtern Kommißion, alle Stadt- und Landneuigkeiten auszukundſchaften, zuſammenzuklatſchen und an den Fenſtern zuſammenzuhorchen; nahmen die wichtigſten davon heraus, traten auf, blieſen die Backen auf, ſchüttelten die Sünder im Volke wie die Nußbäume, ſchrieen wacker daher, ſchlugen auf die Kanzel, daß der Staub aus dem alten Tuchumhange, wie der Puder aus dem Büſter flog, und wurden bewundert und gefürchtet. Der alte Klaproſe hatte ſich in den Ton ſeiner Herren Kollegen damaligen Zeitalters geſtimmt, und es verging kein Sonntag, daß er nicht tapfer auf der Kanzel losgezogen hätte. Doch begieng er dabei Gewiſſenswegen die doppelte Vorſichtigkeit zu allen Zeiten, daß er erſtlich nur ſolche Vorfälle in ſeine heiligen Reden einwebte, die ſich wirklich zugetragen hatten, und daß er ſodenn ſie auch ſo plan und faßlich erzählte, daß die ganze Gemeine dieſelbmit Fingern auf diejenigen weiſen konnte, welche es eigentlich galt. Er ſchonte dabei weder Freund noch Feind, weder Amtsrath noch Büttel, that alles ohne Anſehen der Perſon ab und pflegte dies den Leuten die Wahrheit ſagen zu nennen.

Dieſe Fertigkeit des alten Klaproſs, den Leuten die Wahrheit zu ſagen, mußte auf die von ihm erzeugte Seele ſeines Kindes die Einflüſſe haben, daß auch in ihr ſchon die [illegible] Anlagen zu derſelben Fertigkeit mitgetheilt wurden. Aber es kam noch ein Umſtand hinzu, der dieſe Anlagen noch mehr beſtimmte und unzerſtörbar machte. Gerade neun Monate vorher, ehe Elias geboren ward, hatte ſein Vater vier Wochen lang Sonntag für Sonntag mit einer Abkanzelung zu thun, welche ihm im ganzen Städtchen das größte Anſehen erwarb. Der Inſpektor Viktorin, unter welchem er ſtand, hatte ihm nebſt dem Juſtitiarius ſeines Orts, der den Titel als Amtsrath hatte, die Kirchenrechnungen abgenommen, und bei dieſer Gelegenheit war von beiden Herren mancherlei Unfug getrieben worden.

worüber im ganzen Lande und in der umherliegenden Gegend ein häßliches Gerede entſtand. Beſonders hatten ſie im Trunk ſehr excedirt und dabei aus vollem Halſe unter freiem Himmel die ſchmuzigſten Studentenlieder geſungen. Das ganze Städtchen war darüber zuſammengelaufen und hatte dieſer Burſchenfeierlichkeit beigewohnt. Jeder gutdenkende Mann aber ſchüttelte den Kopf dazu. Der alte Klaproth trat deshalb auf, und hielt vier heftige Strafpredigten über den famöſen Vorgang. In der erſten bewies er, daß es ſchändlich ſei, wenn Männer, die ſo wichtige Aemter bekleideten, und auf ihr Anſehen vorzüglich halten ſollten, ſich [illegible] ſo wegwürfen. In der zweiten, daß ein Geiſtliche und ein Richter beſonders verbunden wären, Beiſpiele der Mäßigkeit und der Ehrbarkeit dem gemeinen Manne zu geben; daß ſolch einer nie wieder von den entgegengeſetzten Laſtern predigen könne, ohne bis an die Ohren dazu roth zu werden, und daß dieſer ſich es bei künftigen Sentenzſprechen von dem unzufriedenen Theile gefallen laſſen müſſe, wenn dieſer ihm nachſage, daß er wohl im halben Rauſche ſententiirt haben möge.

In der dritten, daß ein paar Männer aus dieſen Ständen, wenn ſie einmal des Vorſatzes geweſen wären, ſich im Trunk zu übernehmen, ſich von Gewiſſenswegen dazu hätten in einem Zimmer einſchlieſſen ſollen, wo ſie niemand geſehen. In der vierten, daß ihnen von Rechtswegen dafür die Entſetzung von ihren Aemtern gebühre, weil ſie doch nun ſelbigen mit Ehre und Segen nicht mehr vorſtehen könnten; daß der eine aber doch wohl Inſpektor, und der andere Amtsrath bleiben würde, weil die Krähen einander nicht leicht die Augen aushackten, und weil dieſe beiden Krähen beſonders unter den großen Kolkraben im Lande viel gute Freunde hätten. War der alte Klaproſe in ſeiner Stadt noch nicht in Anſehen geweſen; ſo kam er nun in ſelbiges. Jedermann gab ihm das Zeugniß der ſtrengſten Unpartheilichkeit, weil er auch der Laſter ſeiner Worgeſetzten nicht ſchone. Es hieß zwar, als ſollte er gleich über die erſte Predigt zur Rechenſchaft gezogen werden. Beſonders drohete der Amtsrath, ihm Perucke und Kragen in der Kirche abzureiſſen, wenn er wieder ein Wort über den Vorgang fallen ließe; allein man ließ ihn die zwote, dritte und vierte Predigt ungeſtört halten. Je mehr er davon hörte, daß man ihn vorfordern werde: deſto heftiger ward er die Sonntage darauf im Wahrheitſagen; und ſo, oft er alsdenn Abends ſein Nachtpfeifchen rauchte, bekam er noch von ſeiner Frau viel Lob darüber. Gerade in dieſen Zeitpunkt ſeines höchſten Eifers fiel die Entſtehungsepoche des Elias, und wenn den Nachrichten der Mutter zu trauen, zwiſchen die dritte und vierte Strafpredigt. Da während der Zeit der alte Klaproſe beinahe nichts anderes that, als daß er darauf ſtudirte, wie er dem Inſpektor und dem Amtsrathe die Wahrheit recht handgreiflich ſagen wollte; da zwiſchen ihm und ſeiner Frau unterdeſſen beinahe von nichts weiter, als von der Sache, geſprochen ward; da er allenthalben, wohin er in ſelbigen Tagen kam, nichts als Lob und Preis für ſeinen Eifer und Muth empfing: ſo mußte hiedurch in der Seele des Embryo die allgemeine Anlage zum Wahrheitſagen noch die Stärke eines wirklichen, eigenthümlichen und vor allen übrigen hervorragenden Talents bekommen, die Wahrheit allen und jeden ohne Unterſchied, und dem geiſtlichen Stande vorzüglich zu ſagen.

Der alte Klaproſe hatte eine unausſprechliche Freude darüber, als er zum erſtenmale mit Gewißheit erfuhr, daß er Vater werden würde, Er wünſchte nichts mehr, als daß ihm ein Sohn geboren werden möchte, der denn auch einmal ein Prediger würde und in ſeine Fußſtapfen träte, Theils wünſchte er dies, damit er ihn ſich einſt ſubſtituiren laſſen könnte; theils, damit ſeine ſchöne theologiſche Bibliothek, die ihn viel Geld gekoſtet, und aus zehen Konkordanzen, zwanzig Geſang- und Gebetbüchern, dreißig Kompendien und ſechzig Poſtillen beſtand, auf Kinder und Kindeskinder ſein bei einander bliebe; theils, damit ſein Name und ſein Ruhm durch die Nacheiferung ſeines Sohnes dreißig oder vierzig Jahre länger im Andenken ſeyn möchten. Da er ſich mit dieſen Gedanken immer herumtrug, und die Sache ſchon oft mit ſeiner Frau unter allerlei Ahndungen, wie er es nannte, oder Grillen, wie er es hätte nennen ſollen, überlegte: ſo geſchah es ſehr natürlicher Weiſe, daß er auch einmal davon träumte. Der Gott des Traumes war ſo gnädig gegen ihn, daß er alle ſeine Schimären realiſirte, und ihn ſeine Wünſche ſchon völlig erfüllt ſehen ließ. Er träumte nemlich, daß ihm ein Sohn geboren worden, der ſich dem geiſtlichen Stande gewidmet, der ganz in ſeine Fußſtapfen trat, der ihm ſubſtituirt ward und ſich durch Wahrheitſagen noch mehr Ruhm und Anſehen erwarb, als er ſelbſt hatte. Er drückte denſelben herzlich an ſeine Bruſt, und rief mit lauter Stimme im Schlaf einmal über das andere dazu: mein lieber Elis! mein lieber Elis! — Darüber erwachte er. Er ſelbſt hatte ſeinen letzten Ausruf im Erwachen noch gehört. Seine Frau hatte ihn auch gehört. So war denn nichts gewiſſer, als daß der ganze Traum eine göttliche Eingebung geweſen ſey, und es ward einmüthig beſchloſſen, den Sohn, welcher ihnen geboren werden würde, Elias zu heiſſen. Vielleicht würde mancher Leſer die ausdrücklichen Ausrufungen dieſes Namens, welche der alte Klaproſe im Traume that, gleichfalls für ſehr natürlich finden, wenn ihm die kleine Familienanekdote bekannt wäre, daß ſelbiger einen Stiefbruder hatte, der überaus reich und ohne Kinder war, mit dem Vornamen Elias hieß, und von deſſen zu hoffender Erbſchaft er mit ſeiner Frau, ſo oft es ihnen etwas armſelig ging, zu reden pflegte. Ihm ſelbſt aber fiel dieſe Erklärung der ſonderbaren Verbindung ſeiner Ideen nicht ein. Er ſprach vielmehr zu ſeiner Frau: „es iſt auch wahr, daß ſich kein Name beſſer für unſern Sohn ſchickt, als — Elias. Elias war zu ſeiner Zeit ein ganzer Mann. Er hat Königen und Fürſten die Wahrheit geſagt. Das iſt ein gutes Omen für unſern Sohn. O wenn er ſo ein Mann wird, wie Elias, ſein Namensvetter, was wollen wir mehr? Und, wenn ihn denn die Welt auch ſo ungehudelt laſſen muß, wie dieſen, o liebes Süsgen, liebes Süsgen, dann wollen wir uns in unſerm Alter wohl recht was darauf zu Gute thun."

Der Junge kam an und ward Elias genannt. Sobald er etwas zu Verſtande gelangte, nahm ihn ſein Vater oft auf den Schoos und erzählte ihm von ſeinem Traume und vom Propheten Elias. Das war ein ganzer Mann, ſetzte er denn hinzu; und ſo ein Mann mußt du auch werden. Der liebe Gott will's haben; das ſiehſt du. Der kleine Elias horchte auf und fand den Beruf nicht übel. Sein Vater nahm ihn fleißig mit in die Kirche; und wenn er denn immer recht wacker die Leute abgekanzelt werden hörte; ſo klopfte ihm das Herz ſchon voll Sehnſucht, es bald auch ſo machen zu können. Kam er denn nach Hauſe; ſo las er die Geſchichte des Elias, welche bald ſeine Lieblingslektüre ward. Den Vorgang mit den Baalspfaffen las er, ſo oft er auf ihn kam, dreimal. Wenn er fand, wie Ahab und Iſebel dem armen Naboth mitgeſpielt; ſo weinte er bitterlich. Wenn er aber las, wie Elias beiden dafür die Wahrheit mit ſo herrlicher Freimüthigkeit geſagt, und wie er dem Ahaſia eben ſo gethan; ſo ſah man es ihm an, wie ſeine Seele wieder beruhigter ward.

Elias ward ein frommer, vernünftiger Knabe. Seine Eltern erzogen ihn beſſer, als die meiſten Kinder im Städtchen erzogen wurden. Wenn er denn ſo unter einem Haufen von dieſen ſich befand, mit ihnen ſpielte, und ein Zeuge ihrer Unarten ward: ſo ſagte er ihnen recht altklug die Wahrheit. Ward er dafür von ihnen ausgelacht: ſo ließ er nicht nach, ſondern machte ſie ſo lange herunter, bis ſie ſich zu ſchämen anfingen. Seine Eltern hatten eine ſtarke Wirthſchaft. Man klagte damals durchgängig über Mangel an fleißigem und treuem Geſinde. Wenn ſie denn einmal nicht zu Hauſe waren, und er die Knechte und Mägde unterdeſſen faullenzen und allerlei Ueppigkeiten begehen ſah: ſo ſagte er auch dieſen die Wahrheit derb, und fand mit ihr dadurch bei ihnen Eingang, daß er ihnen drohete, alles ſeinen Eltern zu erzählen. Er beſtimmte ſich nach ſeines Vaters Willen zum geiſtlichen Stande. Da kramte er denn in deſſen Bibliothek, und las fleißig die Kontroverſe- und Strafpredigten, mit welchen die ungeheuren Folianten und Quartanten angefüllt waren. Sein Vater fing den theologiſchen Unterricht, welchen er ihm gab, damit an, und blieb auch dabei ſtehen, daß er ihn in der Polemik unterwies; wobei denn den abweſenden Socinianern, Pelagianern, Arianern und Arminianern tagtäglich die Wahrheit weidlich geſagt ward. Auch fiel im

Vaterlands damals allerlei vor, worüber jedermann äußerſt unwillig ward. Die Leute klagten darüber; und weil ihnen das nichts half: ſo verſchaften ſie ſich dadurch die letzte mögliche Genugthuung, daß ſie darüber ungeſcheut und öffentlich raiſonirten. Mit äußerſter Freiheit urtheilte der Unterthan über ſeine Obrigkeit. Man wußte dies, ging den ungerechten Weg fort und ließ jeden reden, was er wollte. Elias hörte dies unaufhörlich, und empfing von ſeinem Vater jederzeit dabei die Verſicherung, daß die Leute nichts, als Wahrheit ſprächen. So ward in ſeiner Seele das Talent, allen Menſchen die Wahrheit zu ſagen, gebildet und ausgebildet. Als er nachher von ſeinem Vater auf die Univerſität reiſete, beharrete er in ſeiner Liebe zur Lektüre. Aber durch die glückliche Bekanntſchaft mit einigen helldenkenden Profeſſoren, denen der junge Mann gefiel, gerieth er nun über ſolche Bücher, welche ſeinen Kopf auf das herrlichſte aufklärten. Sein Talent, die Wahrheit zu ſagen, blieb nun zwar das herrſchende in ihm; aber er gab den Anwendungen deſſelben eine edlere Richtung. Er fing an, die Mode, die Leute abzukanzeln, zu haſſen, und ſchwur dafür den Vorurtheilen und dem Aberglauben, der Heuchelei und jeder Art von Unnatürlichkeit eine ewige Feindſchaft.

Die erſte männliche Anwendung, welche Elias von ſeinem Talent machte.

Drittes Kapitel.

Elias kam an einem Sonntage früh, um acht Uhr von der Univerſität nach Hauſe zurück. Der Gottesdienſt im Städtchen ging um neun Uhr an, und er durfte es ſeinem Vater nicht abſchlagen, der heutigen Predigt deſſelben beizuwohnen. Mit ganz andern Geſinnungen und Ueberzeugungen, als ehemals, ſaß er in der Kirche, in welcher er getauft worden war. Sein Vater aber, der nichts weniger, als dies, vermuthete, gab ſich der Gegenwart ſeines gelehrten Sohnes wegen heute mehr als gewöhnliche Mühe, die Abkanzelung, welche der Zweck ſeiner heiligen Rede war, ſo vollkommenrund, dick und plump zu machen, als möglich. Elias schüttelte ſich ſchaudernd im Tempel, und verkroch ſich zu verſchiedenen malen darüber, daß der liebloſe Eiferer, Grobian und Injuriant, der jetzt auf der Kanzel ſtehe, ſein Vater wär, unter die Bruſtwehr des Chors, wo er ſeinen Platz genommen hatte. Hundertmal ſtieg in ihm der Wunſch auf, daß er um einen Poſttag ſpäter zurückgekommen ſeyn möchte, damit er das häßliche Geſchwätz nicht mit angehört hätte. Froh darüber, daß ſein Vater Amen ſagte, ging er ſchnurſtracks aus der Kirche, um vor der Thüre derſelben die armen Leute, welche jener jetzt abgekanzelt hatte, zu erwarten, und bat ihnen die von ſeinem Vater ihnen zugefügte Beleidigung ab. Ihm grauete ſchon im voraus vor der Unterredung über die angehörte Predigt mit dem Alten. Kaum hatte dieſer auch Mantel und Kragen abgelegt, ſo hub er ſie mit vieler Selbſtzufriedenheit an.

„Nun Elis, du haſt doch auch das deinige gelernt; nicht wahr, dein alter Vater, ob er gleich mit den ſchöngeiſteriſchen Poſſen unſrer heutigen jungen naſeweiſen Theologen auf der

Kanzel nichts zu ſchaffen haben will, hat heute ſeine Sache gut gemacht? Das Krob hatte ſich da dicht vor meinem Fenſter ausgeſchandirt und einander nicht für einen Pfennig Ehre gelaſſen; aber ich habe ihnen auch dafür die Wahrheit tüchtig geſagt.

Elias. Lieber Vater, ich wünſchte, daß Sie mich meines zu gebenden Gutachtens überhüben.

Der Vater. Nun, nun, Elis, ich will eben von dir nicht ins Geſicht gelobt ſeyn; aber du ſollſt mir nur ſagen, ob man mit Recht von mir ſprechen könne, daß ich kein Blat vors Maul genommen?

Elias. Vater — ich bitte nochmals, wenns möglich iſt, verſchonen Sie mich damit.

Der Vater. Du ſollſt aber reden. Wofür habe ich dich ſtudiren laſſen?

Elias ward warm. „Nun ſo wünſchte ich, lieber Vater, daß Sie die heutige Predigt nicht gehalten haben möchten. Sie haben keinen Nutzen mit ihr geſtiftet.“

Der Vater. Wie? was redeſt du? keinen Nutzen? — habe ich den Leuten nicht die Wahrheit geſagt, wie ſie es nur hören mochten?

Elias. Wenn Sie dieſe Leute zu ſich auf die Stube kommen ließen, und ihnen da in Liebe die Thorheit, welche ſie gegen einander begangen, vorhielten, ihnen zuredeten, daß ſie des Vergangenen vergeſſen möchten, und ſo im Stillen wahre Verſöhnung der Gemüther unter ihnen bewirkten: o wie weit beſſer hätten Sie da gehandelt! So wäre die Sache beigelegt geweſen. Aber nun haben Sie die Gemüther dieſer Leute erſt recht gegen einander aufgebracht. Die ganze Gemeine hat nun einmal mit Fingern auf ſie gewieſen; und ſo will jeder von ihnen nun die Schande nicht haben, daß er ohne rechtmäßige Urſache auf den andern geſchimpft. Mithin wird nun morgen ein Proceß aus der Sache werden. An dieſem Proceß ſind Sie ſchuld, und kein anderer Menſch.

Der Vater. Was redeſt du, Elis? Ich hätte mich unter das Kroh da miſchen und ſie Mund gegen Mund vernehmen ſollen? bin ich dazu da? dazu iſt der Amtsrath da, und der wird ſie nun wohl kriegen.

Elias. Wenn Sie ſich einmal nicht unter ſie miſchen wollten: ſo hätten Sie am wenigſten ſich auf der Kanzel unter ſie miſchen ſollen...

Der Vater. Ei, da habe ich mich nicht unter ſie gemiſcht. Da habe ich ihnen beiden den Leviten geleſen, wie ſie es verdienten, und da durften ſie nicht antworten, ſondern muſtens hinnehmen.

Elias. Aber jeder von ihnen hat gewiß viel Antworten im Herzen darauf gehabt; mithin hat ſich jeder vor ſich ſelbſt gerechtfertigt, und ſo haben Sie die Sache nur ſchlimmer gemacht.

Der Vater. Wie? iſt unſer Stand nicht ausdrücklich dazu berufen, den Leuten auf der Kanzel die Wahrheit zu ſagen?

Elias. Ja. Ein wahrhaftig heiliger Beruf für ihn! Möchte er von allen ſeinen Gliedern recht erfüllt werden! Aber den Leuten die Wahrheit von der Kanzel ſagen heißt nicht, alles, was in der Stadt vorfällt, in die Predigt bringen, und die Leute abkanzeln, ſondern ſie vom Aberglauben und Vorurtheil zurückleiten, ſie geſunde Vernunft und wahre Religion lehren und ſie zu Aufübung ihrer Pflichten auf eine recht ſanftmüthige und doch herzdurchdringende Weiſe ermuntern. Jene Art, die Wahrheit zu ſagen, iſt ein Eingriff in die Policei und in die weltliche Gerechtigkeit, iſt bloſſe Arrogation, die ſich gar nicht für die Kanzel ſchickt. Der Prediger iſt nicht dazu berufen, die Leute herunter zu machen, ſondern ſie durch einen faßlichen und liebevollen Vortrag der Religion klüger und beſſer zu machen. Hat er ihnen etwas zu ſagen: ſo ſage er es ihnen unter vier Augen, aber nicht vor der ganzen Gemeine. Auf der Kanzel nehme er allenfalls nur Gelegenheit, die Pflichten, welche von ihnen übertreten worden ſind, ohne Anſpielung auf Vorfälle und ohne Hinweiſung auf Perſonen dringender zu empfehlen. Es iſt dis nur ein Mittel, wodurch ſich unſer Stand ſeither hat Anſehen geben wollen; aber es iſt aus damit, und die Leute verlangen nun von ihm, daß er ſich Anſehen durch gründlichen Vortrag der Religion, durch Sanftmuth und durch ein edles Beiſpiel geben ſolle.

Der Vater. Mein Sohn, mein Sohn, heiſt du Elias? Weiſt du, wie dein Namensvetter im alten Teſtament that, und wie der den Leuten die Wahrheit ſagte?

Elias. Ja lieber Vater, das weiß ich recht gut. Aber der Prophet Elias trat erſtlich nicht auf die Kanzel dazu, wenn er den Leuten die Wahrheit ſagte. Sie wiſſen wohl, er ging zu ihnen ins Haus; und ſo iſts auch recht. Und denn — ſo ſind wir auch keine Propheten. Wenn wir dis ſeyn wollen, warum wickeln wir uns nicht in ein Fell, ſchlafen unter freyem Himmel, hungern und durſten, wenn wir nichts haben, und laufen zwanzig, dreißig Meilen zu Fuſſe, wohin uns der Geiſt treibt, ohne einen Kreuzer Bothenlohn dafür zu verlangen? Wir — ich thue, als wenn ich auch ſchon einen Kragen hätte — wir ſind chriſtliche Prediger, Volksredner; das heiſt, der Staat beſoldet uns dazu, ſeinen Unterthanen Unterricht über ihren Glauben und über ihre Pflichten zu geben, wie ihn uns das neue Teſtament vorſchreibt. Hier ſind unſere Grenzen. Wir müſſen nicht mehr ſeyn, nicht weiter gehen wollen, als was wir zu ſeyn und wie weit wir zu gehen angewieſen ſind.

Wahrheit genung, die wir deſſen ungeachtet den Leuten, ohne ſie zu beleidigen, ſagen können. Da gibts ſo viel tauſend Vorurtheile, die die Menſchen noch dumm, furchtſam, abergläubiſch, träge und elend machen. Da gibts noch ſo viel Leichtſinn, Muthwillen, Ueppigkeit, Bosheit, Heuchelei und heilige Ruchloſigkeit. Alle dieſe können wir untergraben, aus der Mode bringen, ausrotten helfen; ſo haben wir Wahrheit genung zu ſagen; und dürfen nicht fürchten, Injurien zu predigen; und werden unſäglichen Nutzen ſtiften.

Der Vater. Ei, ei, mein Sohn, hat dich die verdammte Neuerungsſucht auch hingeriſſen? Willſt du unſerm Stande noch mehr vergeben, als ihm ſo ſchon vergeben wird? Wie wünſchte ich, daß ich dich nie auf eine Univerſität geſchickt hätte!

Elias. Laſſen Sie es gut ſeyn, lieber Vater! Ich bin ſehr zufrieden damit, daß ich anders habe denken gelernt. Es kommt fürwahr aus dem heiligen Gepolter auf der Kanzel nicht der geringſte Nutzen heraus. Hören Sie mich nur an. Ich bin zwar Ihr Sohn, und will auch nicht vergeſſen, daß ichs bin; aber vergeſſen Sie es einmal jetzt, und werden Sie um ſo geneigter, mir zuzuhören. — Alle die Strafpredigten ſind wider den Geiſt des Evangeliums. Dieſer Geiſt iſt ein milder, ſanftwirkender, ſtillbeſſernder Geiſt. Pflanzen, *pflanzen* ſollen wir *das Wort* in unſere Zuhörer, und dieſe ſollen *es mit Sanftmuth annehmen* können. Heißt das *pflanzen* wenn wir weder überzeugen, noch gute Vorſätze erwecken, ſondern nur den Leuten ihre Schande aufdecken, ſie an den Pranger ſtellen und zum Gerede der ganzen Stadt machen? Können ſie mit Sanftmuth das Wort von uns annehmen, wenn wir ſie vorher aufs höchſte erbittern, zum Misvergnügen, zum Zorne und zur Rache gegen uns reizen? Lieber Vater, wenn Sie dergleichen Strafpredigten halten: ſo glauben Sie ja nicht, daß Sie diejenigen dadurch zu beſſern Menſchen machen, auf welche ſelbige eigentlich gehen. So lange Sie noch keines gewiſſen Verfalls Erwähnung thun, und die Leute nicht ſo bezeichnen, daß weiter nichts mehr fehlt, als daß Sie ihren Namen noch nennen: ſo lange thut keiner) als wenn es ihn angehe. Jeder ſieht vielmehr auf den andern, und denkt, daß dieſer getroffen ſey; und ſo übe eine ganze Gemeine da das Laſter der Verläumdung aus, wo ſie ſich zur Menſchen- und Bruderliebe und zur Rettung der gekränkten Ehre ihres Nächſten auf das heiligſte verpflichten ſollte. Fangen Sie aber an, ſo genau zu beſchreiben und zu karakteriſiren, daß die Zuhörer ihren Mann, auf den ſie zeigen und ſehen ſollen, nicht mehr verfehlen können: ſo machen Sie zwar der umherſchweiſenden Liebloſigkeit alsdenn ein Ende; aber Sie ſtiften auf der andern Seite dafür wieder groß Unheil. Der getroffene Mann wird darüber tückiſch, daß er vor allen ſeinen Mitbürgern beſchimpft worden iſt, und ſinnet von nun an gewiß nicht auf Beſſerung, ſondern auf Rache, Sie vertreiben ihn aus der Kirche, und bringen ſich um das Zutrauen, welches er zu Ihnen haben ſoll. Unter den übrigen Zuhörern ſind verſchiedene wohl ſeine Feinde. In dieſer ihren Seelen erwecken Sie die Schadenfreude, die ſchändlichſte unter allen Leidenſchaften, die der Prediger vielmehr mit der Wurzel auszurotten, als zu nähren, bedacht ſeyn ſoll. Keinmen denn die Leute aus der Kirche; ſo ſetzen ſie zu dem, was Sie geſagt haben, noch zehenmal mehr hinzu, treiben die Mediſance über ihren beſchimpften Mitbürger den ganzen Sonntag bei den Kaffetiſchen und auf den Bierbänken fort, hecheln nun auch Unſchuldige durch, zerſtören Nachbarſchaft, Freundſchaft, Friede und Ruhe, erſinnen Spottnamen auf einander, bereden ſich zur Ausübung dieſes oder jenes Muthwillens, damit ſie künftigen Sonntag wieder etwas luſtiges in der Kirche zu hören haben mögen, und halten ſich in der Kirche den Bauch für Lachen, wenn ihnen ihre Abſicht gelungen iſt. Wie begibt ſich dadurch ein Prediger ſeines Anſehens und der Würde ſeines Amts, in deren Beſitz er ſich durch männlichen Vortrag des Chriſtenthums ſo ſchön erhalten könnte! Wie tief fällt er dadurch in den Augen aller Vernünftigen und Gutdenkenden, welche ſeinen Predigten nicht mehr beiwohnen mögen, weil ſie darinn keine Nahrung für Geiſt und Herz finden, und weil es ſie ſchmerzt, die Religion ſo gemisbraucht zu ſehen! Warlich, er mag ſich wenigſtens nichts darauf einbilden, daß er ſo abkanzeln kann. Es wird dazu nicht die geringſte Gelehrſamkeit erfordert. Solche Predigten ſind die leichteſten, und man hat nicht nöthig, auf ſie zu ſtudiren. Nur einige Dreuſtigkeit her, die ſich denn auch bald findet, weil die Gemeine nicht antworten darf, und eine gute Döſis Baß; ſo ſind ſie aus dem Ermel geſchüttelt und die Mauern hallen bebend davon wieder. In den Augen des Pöbels iſt ein ſolcher Prediger alsdenn der allgemeine Pophans ſeines Orts, und die Klügern betrachten ihn als die erſte Stadtklatſche mit Stutzperücke, Mantel und Kragen.

Der Vater. Menſch, biſt du ausgelaſſen? was ſagſt du deinem *Vater* da alles ins Geſicht? Habe ich dich darum die Gabe gelehrt, den Leuten die Wahrheit zu ſagen, daß du die erſte Anwendung davon an mir machen ſollteſt?

Elias. Vater, wer den Baum pflanzt, erndte auch die erſte Frucht deſſelben. Ich bitte um Verzeihung, wenn ich Sie beleidigt habe; aber es verhält ſich alles wirklich ſo, wie ich ſagte.

Der Vater. Will das Küchen klüger ſeyn, als die Henne? Soll ich alter Mann von dir noch Lehre annehmen? Habe ich nicht ſeit ſo vielen Jahren hier mit Segen und Beifall nach meiner Art gepredigt?

Elias. Mit Segen gewiß nicht, lieber Vater. Und mit Beifall? — ich weis nicht. Woraus urtheilen Sie dies?

Der Vater. Haſt du nicht geſehen, wie voll heute die Kirche war, und wie die Leute die Köpfe zuſammenſteckten, als ich Amen ſagte?

Elias. Die Leute kommen aus Neugierde in die Kirche, um wieder etwas zu reden zu haben. Und Sie hätten nur ſehen ſollen, was ſie machten, als ſie ſo die Köpfe zuſammenſteckten. Es war in der ganzen Kirche ein Gelächter, daß mir die Augen übergingen. Lieber Vater, Sie haben ſich freilich in den Ton geſtimmt, der ſonſt auf den Kanzeln Mode war; aber verſuchen Sie es einmal, und predigen reine Religion und beſſernde Moral. Sie ſollen ſehen — — —

Der Vater. Schweig, ich ſage dirs. Wenn ich nicht mehr eifern wollte: ſo müßten die Steine in der Kirchmauer ſchreien! ! !

Sonderbare Verſorgung des Elias und Schmaus dabei.

Viertes Kapitel.

Der Huſch zwiſchen Vater und Sohn ging vorüber, und man ſchien ſeiner nicht mehr zu gedenken. Der alte Klaproſe verlangte, daß Elias in ſeiner Vaterſtadt ſich hören laſſen ſollte. Elias willigte gern darinn. Als der dazu beſtimmte Sonntag herankam, gab ihm ſein Vater die Materien an die Hand, welche er abhandeln ſollte. Der Text war gerade das Evangelium von des Hauptmanns Knechte. Das Thema darüber ſollte die Liebe zum Geſinde ſeyn. Im erſten Theile ſollte Elias beweiſen, daß man ſein Geſinde nicht zu wenig, und im andern, daß man es nicht zu viel lieben müſſe. Das Illuſtrans zum erſten Theile ſollte des Kaſſirers Frau im Städtchen ſeyn, welche ihre Magd, weil ſie einen Hirſebrei anbrennen laſſen, aus dem Dienſte gejagt, und ihr unbarmherziger Weiſe das halbe Lohn abgezogen. Das Illuſtrans zum zweiten die Frau Amtsräthin, welche dem Lakei ihres Mannes im vergangenen Jahrmarkte ein Paar feine Manſchetten und einen dito feinen Buſenſtreif gekauft. In beide Materien ſollte Elias recht tief eindringen, und ſich gleich zum erſtenmale in Poſitur ſetzen; damit ſein Vater, wenn er ihn ſich ſubſtituiren ließe, keine Schande von ihm hätte.

Elias ſchüttelte den Kopf nicht wenig dazu. Das ganze Städtchen verſammelte ſich im Tempel, als es erfuhr, daß ſich der Sohn ſeines alten Herrn Pfarrers heute hören laſſen werde, und die Zuhörer ſtanden zu allen Thüren auf die Gaſſen heraus. Elias ward von ſeinem Vater und von ſeiner Mutter in die Kirche geführt. Letztere weinte unterwegs drei Schnupftücher voll Freudenthränen darüber, daß ihr Gott die Gnade thue und ſie ihren Sohn auf der Kanzel ſehen laſſe. Auf dem Kirchhofe begegnete ihnen die Frau Amtsräthin, welcher der Lakei das Geſangbuch nachtrug. Dieſer hatte gerade die berüchtigten Manſchetten und den famöſen Buſenſtreif an. Der alte Klaproſe bekam ſie in die Augen, wies auf ſie, und befahl dem Elias, daß er heute des Umſtandes noch beſonders Erwähnung thun ſolle, daß man ſich nicht ſcheue, mit ſolchen Schubenlappen auch ſogar in das Gotteshaus zu kommen. Der Amtsräthin ſchoß es heftig aufs Blat, als ſie den nach ihrem Lakeien hin aufgehobenen Zeigefinger ihres Beichtvaters erblickte, und ſie ſtolperte über einen Stein. „Ja, ſtolpert nur, ſprach der alte Klaproſe ziemlich laut; du wirſt noch beſſer ſtolpern, wenn du wieder aus der Kirche nach Hauſe gehſt.“

Elias ſchüttelte wieder den Kopf. Er ging auf die Kanzel, und hielt eine herrliche Predigt. Er bewies zuförderſt den Herrſchaften die Pflicht, ſich auch ihres kranken Geſindes anzunehmen, und gab hernach dem Geſinde eine Anweiſung, wie es ſich zu verhalten habe, wenn die Herrſchaft dieſe Pflicht gern gegen ſelbiges erfüllen ſoll. Sein ganzes Auditorium war bis zu Ende in der größeſten Aufmerkſamkeit. Man hatte lange ſo viel Vernünftiges, Wahres und Gutes in einem ſo unbeleidigenden, ſanften und vertraulichen Tone nicht von dieſer Kanzel gehört, als heute. Dem alten Klaproſe ſah man den Unwillen über ſeinen Sohn an. Aus dem abgeänderten Thema hätte er ſich allenfalls nichts gemacht, wenn er nur in ſeinem Leibe Rath gewußt, durch was für Wendungen nun Elias auf die beiden Illuſtrantia kommen ſollte. Die Zeit ward ihm lang. Er huſtete einmal über das andere. Endlich, da er merkte, daß Elias ſchließen wollte, huſtete er aus Leibeskräften. Elias erſchrack, ſah nach ihm hin, ſah die rechte Hand ſeines Vaters lang hin nach dem Gitterſtuhle der Amtsräthin ausgeſtreckt, und ſagte — Amen.

Der alte Klaproſe konnte die Zeit nicht erwarten, bis Elias und er nach Hauſe kämen, ſondern band mit ihm noch in der Sakriſtei an. Elias hatte nicht Luſt, ſich noch einmal mit ihm über daſſelbe Kapitel einzulaſſen, ſondern ſuchte ſich mit der Wendung durchzuhelfen, daß er als ein junger Menſch, der heute zum erſtenmale hier geprediget, und der mit dieſer Gemeine noch in gar keiner Amtsverbindung ſtehe, ſehr unrecht gehandelt haben würde, wenn er den Strafprediger machen wollen; als welches er, wenn es ja ſeyn ſollte, ſeinem Vater überlaſſen müſſe.

„Ich würde mich ſchlecht empfehlen haben, wenn ich dieſe Rolle geſpielt hätte, da Sie mich zu Ihrem Subſtituten annehmen wollen.“

Der Vater. So? alſo biſt du ein Liebediener geworden? Schöne Ehre, die du mir machſt! Ein Miethling biſt du bei der Heerde, und kein guter Hirt. Ich mag dich nicht zum Subſtituten haben. Suche dein Brodt, wo du willſt.

Die Vorſteher kamen jetzt in die Sakriſtei, um den Klingebeutel zu zählen; wodurch der alte Mann zu großem Troſte des Elias im Ausguß ſeines Unwillens unterbrochen wurde. Die treuherzigen Männer drückten dem Elias die Hände, dankten ihm für die ſchöne Rede, welche er gehalten, und fügten die Bitte an den alten Herrn hinzu, daß er ihn doch mit der Zeit ſich ſubſtituiren laſſen möchte.

„So? ei ſeht doch da! Er kann euch wohl ſo hübſch nach dem Maule reden? Ich bin ſchlecht mit ihm zufrieden, und brauche noch keinen Subſtituten. Wenn ich einen haben will, will ich wohl einen kriegen. Vater und Sohn thun ſelten gut beiſammen. Ich will mein heiliges Amt noch ſelbſt verwalten, und den Sündern im Volke die Gewiſſen ſchüttern .... “

Der alte Mann pflegte zuweilen einen Geſtus übel anzubringen. So geſchah es auch jetzt, daß er, ſtatt bei den Worten „ich will“ es zu thun, als er von Sündern im Volke ſprach, ſich vor die Bruſt ſchlug.

Bei Tiſche ſprach er gar nichts, aß aber ſehr viel. Mutter Klaproſe hatte ein derbes Gericht Schwarzſauer mit Gänſeklein, Klump und gebacken Obſt aufgetiſcht. Ein Dutzend Waſchwelberklümpe würgten ſich durch ſeine Kehle in den Magen hinab. Elias tauchte nur einige Biſſen Brodts in die Brühe, um ſich den Hals naß zu machen, der ihm ziemlich roh geworden war. Nach Tiſche hub der alte Abkanzler den Streit wieder an, als er auf die verzehrten Klümpe eben einen tüchtigen Schluck Krauſemünzer geſetzt hatte. Elias, der faſt noch ganz nüchtern war, und dem die Luſt zur Subſtitution bei ſeinem Vater ganz verging, ſagte gerade heraus, daß ein Prediger, wenn er weiter nichts thue und könne, als Beleidigungen und Grobheiten den Leuten von der Kanzel zu reichen, der überflüßigſte Mann im Staate ſey. Vater Klaproſe ſtand bärbeißig auf, und wies ihm die Thüre. Elias fiel ſeinem Vater in die Arme, und verſprach ihm, morgenden Tages ſich nach ſeinem weitern Fortkommen umzuſehen. Er mußte aber noch groß Unglück erleben, ehe er ſein Verſprechen erfüllen konnte. Sein Vater ging am folgenden Morgen in aller Frühe in den Garten, ſägte einen hohen Baum aus, verſahs und fiel jämmerlich zerſchmettert herab. Elias hielt, um ſeiner Mutter fortzuhelfen, um ſeines Vaters Stelle an. Der Inſpektor aber, den der alte Klaproſe einſt ſo abgekanzelt hatte, hielt ihm das Widerſpiel und rächte ſich dafür an ihm. Elias ließ ſein Projekt fahren und begab ſich in die erſte Hauptſtadt des Landes; worauf ſeine Mutter zu ihrer Schweſter zog, um bei derſelben ihre noch übrigen Lebenstage hinzubringen. Nach einigen Monaten ſtarb auch dieſe.

Elias war noch nicht vier Wochen in der großen Stadt, und hatte erſt ein einziges mal daſelbſt geprediget, als er ſchon von einer der daſigen Gemeinen zum Prediger gewählt ward. Sein Vorgänger hatte ſechzig Jahre bei derſelben geſtanden, ſehr exemplariſch und friedlich gelebt, für Taufen, Traungen und Leichen genommen, was ihm gegeben ward, Handwerksburſchen, Dienſtbothen, Taglöhnern und armen Bürgern die heilige Abſolution im Beichtſtuhle unentgeldlich ertheilt, und — auch Elias geheiſſen. Nie muß ein Prediger die Liebe ſeiner Gemeine in höherm Grade gehabt haben, als er. Die Leute weinten, wie die Kinder, um ihn, als ſie von ſeinem Tode hörten, und wünſchten nichts mehr, als daß ihnen Gott abermals ſo einen guten Elias beſcheeren möchte. Der junge Klaproſe hatte kaum ſeinen Vornamen bekannt werden laſſen, als er blos aus Zutrauen zu ſelbigem zu ſeinem Nachfolger erwählt ward. Er nahm den Ruf an und dachte bei ſich ſelbſt: den Namen haſt du, und der Mann willſt du werden. Er ward im Konſiſtorium examinirt und beſtand treflich.

Der Generalſuperintendent Steifmann führte ihn ein, und hielt eine lange ſchale Rede dabei; ſo, wie man ſagt, daß die Reden vieler Superintendenten ſeyn ſollen. Nach Endigung derſelben ſprach dieſer im hohlſten Strohbaß: „Ich, der Generalſuperintendent, ſetze

Ihn hiermit auf Befehl meines allergnädigſten Herrn zum Seelſorger dieſer Gemeine ein. Trage Er Gottes Wort jederzeit rein und lauter vor, wie es in den heiligen ſimboliſchen Büchern unſerer Kirche enthalten iſt. Verwalte Er das von MIR Ihm übergebene Amt mit Gewiſſenhaftigkeit. Weide Er ſeine Heerde als ein treuer Hirt, und nehme Er dazu hin von mir den heiligen Geiſt ꝛc.

Elias hatte ſeine eigenen Gedanken über die mehr als apoſtoliſche Mine, welche ſich der Generalſuperintendent dabei gab. Die Worte Ihn und Er fuhren ihm auch nicht wenig durch den Kopf. Als derſelbe ihm aber den heiligen Geiſt zu ertheilen anſetzte, gings ihm, wie dem Armen, dem ein Mann, der ſelbſt nicht reich iſt, Unterſtützung anbietet. Er hatte an der ganzen langen Rede des Generalſuperintendenten gehört, daß ſelbiger ſelbſt nicht viel von heiligem Geiſte und Salbung empfangen habe, und wußte nicht, ob er es für große Uneigennützigkeit oder für noch größere Thorheit auslegen ſollte, daß ſelbiger auch noch das Blutwenige, was er davon beſitze, weggeben wolle. Er konnte ſich nicht dazu entſchlieſſen, es anzunehmen. Nun war er ſehr lang; der Generalſuperintendent aber kurz und dick. Folglich verſuchte es dieſer zu verſchiedenen malen, ſich auf die Zehen zu ſtellen, um ihm durch Auflegung ſeiner Hand den Geiſt zu ertheilen. Da er auch ſolchergeſtalt noch nicht groß genug war: ſo gab er dem Elias einen Wink, ſich zu bücken. Elias blieb ſtehen, wie er gewachſen war. Der Generalſuperintendent legte ihm alſo die Hand, ſtatt auf den Kopf, auf die Schulter. Elias ſpürte dabei weiter keine Veränderung, als daß ſich dieſer, um die Höhe einigermaſſen mitzuhalten, heftig an ihm anklammerte, und war ſehr zufrieden damit, daß der Geiſt, welchen ihm Steifmann mittheilen wollte, und den er ihm doch nicht beſſer hätte mittheilen können, als er ihn ſelbſt beſas, und der mithin ein ſehr kraftloſer, miſerabler Geiſt war, ſolchergeſtalt nicht in ihn überging.

Aus der Kirche ward zu Schmauſe gegangen. Ein großer Theil der Stadtgeiſtlichkeit mit ihren

Frauen war daran Theilnehmend. Gleich beim Eintritte ins Speiſehaus erſtaunte Elias über die Menge Menſchen, die aus Köchen, Mägden, Handlangern und Schüſſelwäſcherinnen beſtanden, und die, wie es ſchien, ſich hier heute mit weiter nichts als mit Sättigung der verſammleten geiſtlichen Herren beſchäftigen ſollten. Sein mäßiges Herz empörte ſich gegen den Gedanken, daß er die gelegentliche Urſache hiezu ſeyn müſſe. Man brachte noch einige Stunden vor der Mahlzeit mit allerlei unbedeutenden Geſprächen zu, während welcher der Lakei des Generalſuperintendenten heraus und herein lief, und mit ſeinem Herrn flüſterte. Elias trat etwas näher, und erfuhr, daß der Generalſuperintendent noch einen Nachtrag in Anſehung der Saucen an den Fiſchen, der verſchiedenen Salate, der aufzutragenden Weine und des Deſerts regulirte. Zehenmal ward der Lakei zurückgerufen und mußte die neuen Einfälle ſeines Herrn in Empfang nehmen. Die Frau Generalſuperintendentin ging in der Küche ab und zu, und koſtete, ob die Speiſen gehörig gefettet und gewürzt würden: „Das iſt noch nicht fett genung, rief ſie einmal über das andere; für meinen Mann muß alles in Butter ſchwimmen. Das iſt noch nicht ſtark genung; Muſkatennüſſe und Zitronen müſſen nicht geſchont werden, wo der Generalſuperintendent miteſſen ſoll. Bei ihrer Zurückkunft zur Geſellſchaft beklagte ſie ſich denn zu wiederholten malen über das verdammte hungrige Weſen und über die Knauſerei, welche einmal heute wieder herrſche.

„Je öfter ich dabei bin, ſprach ſie unter andern, deſto lumpigter gehts zu. Zwanzig Thaler in oder auſſer dem Wege, das iſt etwas rechts. Da wirds herauskommen, wenn die Kirchenjuraten ſparen wollen. Kommt man über den Hund: ſo kommt man auch über den Schwanz.“

Elias war ſchon im Begrif, zu fragen, wie ſie überall hieher gehöre, als die Suppe aufgetragen ward. Nun erfolgte eine tiefe Stille, und man ſas von ein Uhr bis Abends um ſechs Uhr bei Tiſche. Der Generalſuperintendent as für vier Mann, und ſeine Frau ſchickte von jedem Gerichte noch etwas anſehnliches durch ihre Magd nach Hauſe. Elias as ſich ſeiner Gewohnheit nach im erſten Gerichte ſatt, und verabſcheute den zügelloſen Aufwand, welcher auf einer Tafel, an der nichts als Geiſtliche, ſpeiſeten, herrſchte. Umſonſt nöthigte man ihn zu weiterm Genuß; er beharrete dabei, daß er ſatt ſey, und daß er, ſo bald er dies ſey, nicht mehr zu eſſen pflege.

„Ei, ei, Herr Amtsbruder, nach gethaner Arbeit iſt gut eſſen. Es kommt nicht alle Tage ſo. Einmal kann man wohl über die Schnur hauen."

Elias machte eine Verbeugung gegen den Generalſuperintendenten, und verſicherte nochmals, daß er ſatt ſey; daß er ſich in ſeinem ganzen Leben an einem Gerichte ſatt gegeſſen habe, und daß er keine Gährung mehr haſſe, als die in ſeinem eigenen Magen.

Endlich, als man gar nicht aufhören wollte, aufzutragen, und beſonders eine koſtbare Weinſorte über die andere geprobet ward, konnte er ſich nicht enthalten, zu fragen, auf weſſen Unkoſten hier heute ſo herrlich gelebt werde. Der Generalſuperintendent verkannte den eigentlichen Sinn dieſer Frage und lächelte.

„Sein Sie ruhig, lieber Herr Amtsbruder! Es koſtet keinen von uns etwas. Wir leben hier auf allgemeine Koſten. Die Kirche bezahlt, ſo weit das Aerarium reicht, und das Uebrige muß die Gemeine ausbringen, und wenns tauſend Thaler wären. Das iſt ſo Rechtens bei uns von ururalten Zeiten her, und das müſſen wir uns nicht nehmen laſſen. Wir machens noch nicht ſchlimm. Ich habe ſchon Rechnungen aus vorigen Zeiten gefunden, daß die Einführung eines neuen Predigers einen Schmaus von fünfhundert Thalern gekoſtet hat. Das iſt nun einmal ſo, und darüber ſpricht auch weiter kein Menſch.

Elias entfärbte ſich. Einer der Kirchenälteſten, der im Speiſezimmer umherwankte, und die Ausgaben zu beſorgen hatte, ſah ihn darauf an und ſchüttelte wehmüthig den Kopf.

Die Kirche muß ſehr reich ſeyn, verſetzte Elias höhniſch, um dem Kirchenälteſten einen Wink zu geben, in der Sache mitzuſprechen.

Das erbarme ſich der liebe Heiland! platzte dieſer auch alsbald heraus. Heute wird reine Bahn, und iſts ſchon. Ich habe alleweile ſogar die zwanzig Thaler Armengelder, welche morgen ausgetheilt werden ſollten, an den Weinhändler Baſtian geſchickt. Ich kann mir nicht helfen; die Leute müſſen einmal warten. Im Vorſchuß bin ich ſo ſchon, und die Gemeine hat morgen doch genung zu bezahlen.

Generalſuperintendent heftig. Was will Er doch? was mag er doch drein zu reden haben? Die Kirche kanns ſchon thun, und die Gemeine noch mehr. Und die Armen können warten. Wir werden uns nichts laſſen abbringen. Jeder will jetzt ſo über die Geiſtlichen her, und ſucht ihnen ihre Einkünfte zu beſchneiden. Das fehlte noch, daß wir nun auch gar von unſern Subalternen dependirten. Es iſt ſo ſchon ſchlimm genung; daß — —

In Elias Adern war kein Blutstropfe, der nun nicht in Wallung gerathen wäre. Die ausſchweifende Unmäßigkeit an einer Tafel, für lauter Leute ſeines Standes gedeckt, die Plünderung des Kirchenärariums, die morgende von der Gemeine beizutreibende ungerechte Kontribution dazu, die ſchändlichſte Grauſamkeit gegen Arme, welche nun vielleicht Wochenlang darben mußten, damit ihre Seelſorger heute den

Leib recht mäſten konnten, die Fühlloſigkeit und Schamloſigkeit, mit welcher der erſte Geiſtliche im Lande von Anfang bis zu Ende beinahe unerſättlichgefräßig eine der gottloſeſten Mahlzeiten zu ſich nehmen und ſeine Amtsbrüder, wenn ſie mit Verſchluckung des Ueberfluſſes nachzulaſſen ſchienen, der Reden des Kirchenälteſten, welche jedem ehrlichen Manne den Appetit vollends benehmen mußten, ungeachtet, ſich noch weiter zu überladen, dringendſt auffordern konnte, ſetzten ſeine ganze Seele in eine recht gewaltſame Bewegung. Eben klatſchte der Generalſuperintendent recht epikuriſch mit der Zunge, und lobte eine Sauce, die er koſtete, über alle in dieſer Welt je gegeſſene Saucen. Elias brach los:

„Unmöglich kann ſie ſo ſchön ſchmecken, wie Ihre Magnificenz vorgeben.“

Generalſuperintendent. I, koſten Sie doch nur, koſten Sie doch nur erſt lieber Herr Amtsbruder. Nicht ſo voreilig eine Gabe Gottes verachtet, bis man ſie erſt gekoſtet hat.

Elias tauchte etwas Semmel in die Sauce, koſtete und warf ſie mit dem größten Unwillen wieder auf ſeinen Teller. „Pfui Henker! das ſchmeckt ſo ſalzig, wie der Schweis des armen Handwerksmanns, und ſo ſchaudererregend, wie das Blut der Wittwen und Waiſen.“

Generalſuperintendent. Ha — ha — ha!

Elias, Feuer und Flamme. Nein bei Gott nicht — ha ha ha! Mir beben die Glieder und das Herz blutet mir am Tiſche. Meine Herren, ſind wir nicht alle Geiſtliche; — Lehrer einer Religion, die die Mäßigkeit, als die Stütze ſo vieler andern Tugenden, empfiehlt? Sind wir nicht Nachfolger eines Mannes, der ſich zu ſeinem Amte nicht durch Ueberladung ſeines Magens, ſondern durch Faſten, einweihete? Wie unwürdig werde ich heute zu meinem Amte eingeweihet! Jener faſtete, um ſich zum Lehrer des Volks anzuſchicken, und wir — — —. Was für ein abſcheuliches Beiſpiel geben wir der ganzen Stadt! Darf es je einer von uns mit ſicherm Herzen wieder wagen, gegen die Unmäßigkeit und Verſchwendung zu predigen? Müſſen die Leute nicht mit Fingern auf ihn ſelbſt hinweiſen, wenn er es thut? Wozu dieſer ſchwelgeriſche Ueberfluß? Hatten wir nicht an einigen Gerichten, an einerlei Wein, und an einerlei Gebackenem genung? Sagen Sie mir, kann einer von Ihnen allen im Stande ſeyn, morgen ſein Amt mit allem dem Eifer und mit aller der Geiſtesgegenwart, wie er ſollte, zu verrichten? Unverantwortlich iſt dieſe Debauche, wenn wir ſie auch aus unſern eigenen Mitteln bezahlten; aber unter allen die unverantwortlichſte wird ſie dadurch, daß wir heute das Kirchenärarium verſchwelgen. Wie? iſt es nicht in den Augen aller Welt ſchreckliches Verbrechen, wenn jemand in eine Kirche einbricht und den Gotteskaſten beraubt? Was thun wir aber? bei offenen Thüren und vor den Augen der ganzen Gemeine gehen wir in die Kirche, und plündern ihr Aerarium! der Räuber thuts vielleicht aus Armuth, und um ſeine Familie in der Theurung vom Tode zu retten; wir aber, warum thun wir es? Was mag die Gemeine denken, wenn ſie uns das, was ſie nach und nach an vielen Sonntagen zum Beſten der Kirche zuſammenlegte, und wozu mancher Dürftige vielleicht einen ſeiner letzten Kreutzer hergab, an einem einzigen Tage verſchwelgen ſiehet? Wäre es zu bewundern, und thäte ſie Unrecht daran, wenn von nun an kein Glied derſelben mehr das geringſte in Klingebeutel und Becken würfe? — Und daran iſts uns nun noch nicht einmal genung.) Wir borgen ſogar heute, wie ich höre, um eine der unnatürlichſten Schwelgereien betreiben zu können, und morgen muß es die Gemeine bezahlen helfen. Welch eine ſchändliche Kontribution, die wir unter der Larve der Religion auf unſere Mitbürger legen! Pfui und abermal Pfui über uns! Denken Sie ſich nur den einzigen Gedanken, daß morgen mancher arme Handwerker, der ein Gericht Fleiſch mit Zugemüſe eſſen wollte, nun die Groſchen, welche er für uns zuſchieſſen muß, wieder einzubringen, Salz und Brodt zu eſſen gezwungen iſt, und alsdenn, wenn er ſeine Kinder dabei traurig erblickt, dazu ſpricht: Wenn unſere Geiſtliche geſtern nicht ſo geſchwelgt hätten: ſo dürften wir heute nicht darben. — — Denken Sie ſich dies, und ſagen mir, ob Sie noch den geringſten Geſchmack von dem, was Sie jetzt eſſen und trinken, haben können? Und um Gottes willen, was thun wir? der Mann da ſagt uns ins Geſicht, daß er die

Gelder, welche morgen an die Armen gezahlt werden ſollten, unſertwegen an den Weinhändler ausgeben müſſen, und daß jenen alſo morgen nichts gereicht werden könne. Mußte uns nicht der Biſſen im Munde erſtarren, als wir dies hörten? Wie viele unter jenen Elenden mögen nicht ſeyn, die auf nichts weiter zu rechnen haben, als auf die monatlichen geringen Armengelder, welche man ihnen aus der Kirche ausgeſetzt hat! Wie mögen dieſe mit größter Sehnſucht dem morgenden Tage entgegenſehen, und ſich, wenn ſie auf den Abend nichts mehr zu eſſen haben, mit dem Troſte ſättigen, daß ſie morgen wieder Brodt kaufen können! Gott! ich kann mir es recht lebhaft vorſtellen, in was für unausſprechliche Beſtürzung dieſe armen Leute gerathen werden, wenn ihnen im Hauſe des Kirchenälteſten angedeutet wird, daß ihre Hofnung vergeblich geweſen. An Bettelſtäben und Krücken werden ſie in ſtummer Verzweiflung in ihre Hütten zurückkriechen, ſich auf ihre elenden Strohlager niederwerfen und unter Thränen ihren Tod erwarten. Und, wenn ſie denn in Erfahrung bringen, was es für eine Bewandnis mit dem ihnen zurückgehaltenen Armengelde habe — hilf. Himmel! wie werden ſie über die ſchwelgeriſchen Prieſter zu Gott ſeufzen! Nein, meine Herren, dies ſoll nicht geſchehen. Ich kann es nicht mit meinen Empfindungen vereinigen, daß eine ſolche Unmenſchlichkeit den Antritt meines Amts brandmarke. Ich will dieſe armen Leute aus meinen Mitteln bezahlen, und ſie ſollen nicht um eine Stunde länger warten. Ich will das erſte Quartal meiner künftigen Beſoldung an einen Freund verpfänden, der mir heute noch die nöthige Summe darauf vorſchieße, damit morgen, wie gewöhnlich, ausgetheilt werden könne. Herr Kirchenälteſter, darauf können Sie ſich verlaſſen. Aber an Sie, Herren Amtsbrüder, thue ich die Bitte, laſſen Sie uns den heutigen ſibaritiſchen Schmaus aus unſern eigenen Beuteln bezahlen! Es iſt himmelſchreiend, daß wir der Kirche und der Gemeine ſo ungeheure unnütze Koſten machen wollen. Ich ſehe nicht ein, aus was für einem Mediusterminus beide dazu kommen ſollen, daß ſie ſie tragen. Weder die Kirche, noch die Gemeine, hat mitgegeſſen. Die Kirche bezahlt meine Vokation. Ohne dieſe konnte ich nicht Prediger an ihr werden. Aber warum wir nicht jeder, als der Gottesdienſt heut, aus war, in unſere Häuſer gehen und daſelbſt eſſen konnten: dies ſehe ich nicht ein. Und wenn wir dies nicht thun, ſondern ſchlechterdings heute zuſammenſchmauſen wollten: ſo iſt mirs unbegreiflich, wie Kirche und Gemeine dazu die Haare laſſen ſollen. Wir thun ja hier nicht das geringſte zu ihrem Beſten. Die Handlung, welche der Herr Generalſuperintendent heute zu ihrem Beſten verrichtet hat, iſt ihm ſchon beſonders bezahlt worden. Die übrigen Herren haben gar nichts dabey gethan. Man hätte auf eben ſo unrechtmäßige Weiſe die Geiſtlichen aus dem ganzen Lande zu Gaſte bitten können; ſo hätten wir vielleicht die ganze Kirche und Gemeine mit Mann und Maus verzehrt. Sagen Sie nicht, daß es von jeher ſo gehalten worden. Sobald etwas an ſich unbillig und ungerecht iſt: ſo muß es um ſo mehr abgeſtellt werden, je länger es ſchon gedauret hat. Die Alten waren nun ſo; bei allen Gelegenheiten mußte geſchmauſet und gezecht werden. Aber ich wette drauf, ſie misbrauchten's nicht. Sie aſſen etwa beim Introduktionsſchmauſe eine Suppe, ein Gericht Schmohlfleiſch, einen Braten, höchſtens noch einen Fiſch dazwiſchen, begnügten ſich beim Nachtiſche mit einem Pfannkuchen und ſetzten ein Glas Krampampuli drauf. Und, wenns ſo blieb, möchts auch hingehen. Wenn auch allenfalls einige Bouteillen Wein getrunken wurden. Aber zehn Gerichte, eins immer theurer als das andere, zu jedem dreierlei Saucen, ſechserlei Gebackenes, ganze Anker Wein — — o wehe dem verdammten Luxus unſerer Zeiten! Wäre ich Fürſt oder König, alle die heilloſen Freſſereien müßten abgeſtellt werden. Oder, wo ſie ſeyn müßten, wie z. E. auf dem Lande, da würde ich ſie ſo einſchränken, daß ſie das natürliche Anſehen ſolcher Mahlzeiten wieder empfingen, die Geiſtliche halten und die eine arme Kirche ausrichten muß. So, wie es hier und öfter zugehet, wird unſer Stand eine wahre Laſt des Staats, und es iſt kein Wunder, wenn er immer verächtlicher wird; wir ſelbſt ſind Schuld daran. — Herr Kirchenälteſter, machen Sie mir morgen die Rechnung, was ich zu meinem Theil zur Bezahlung der ganzen Schwelgerei beizutragen habe, und ſchicken Sie den übrigen Herren gleichfalls, die Liquidation ins Haus. Wenn die Sache zur gehörigen Unterſuchung und Beurtheilung gediehe: ſo wären wir alle werth, daß uns der Landesherr abſetzte. Für den Herrn Generalſuperintendenten will ich bezahlen; weil er heute mir die Ehre erwieſen und mich introducirt hat. Für ſeine Frau Gemahlin aber entrichtet er ſelbſt; denn dieſe hat nicht mit introducirt.

In der ganzen Geſellſchaft ward ein Aufſtand. Beſonders fanden ſich die Damen allerſeits durch den Elias beleidigt. Die Frau Generalſuperintendentin ſagte ihm gerade ins Geſicht, daß er allen Wohlſtand aus den Augen geſetzt und über eine Sache geredet habe, die ihm nichts angehe. Ihr Mann, der, während daß Elias ſo ſchwadronirte, wie er es nannte, größtentheils gethan, als wenn er nicht hinhörte, und bald mit dieſem, bald mit jenem von den Geiſtlichen geſprochen, ſaß jetzt ganz ruhig bei ſeiner Burgunderflaſche und lächelte.

„Iſt mir doch ſo wohl und ſo leicht vor den Ohren nun, als einem zu ſeyn pflegt, wenn man eine lange Weile trommeln gehört hat, und die Trommeln mit einem male ſchweigen — Mein Kind ottere dich nicht über das Geſchwätz. Mit Gottes Hülfe ſoll alles beim alten bleiben. Laß dirs wohl ſchmecken. Wir leben heute, wie unſere lieben ſeligen Vorgänger vor hundert Jahren, auf Kirchen- und Gemeineunkoſten. Dafür laß mich ſorgen. Kikelkakel — komm her und ſtoß eins an.“

„I, ſo wäreſt du ja auch nicht werth, antwortete Madam Steiſmann trinkend, daß du Generalſuperintendent biſt, und im Konſiſtorio mitſitzeſt, wenn du ein ſo altes Recht abkommen laſſen wollteſt.

In der Geſellſchaft waren einige junge Geiſtliche, welche die Wahrheit der Rede des Elias fühlten. Dieſe verlangten zu morgen ebenfalls ihre Rechnung vom Kirchenälteſten, und verbaten in ähnlichen Fällen die Invitation.

Steiſmann zum Kirchenälteſten: Daß Er ſich nicht unterſteht, und liquidirt — hört Ers? das ſind dumme Neuerungen. Kirche und Gemeine bezahlen, wie ſonſt — hört Ers? Ich will ihm doch für den Henker zeigen, daß ich Generalſuperintendent bin — hört Ers?

Elias nahm Huth und Mantel, und ſchlich ſich aus der Geſellſchaft. Seine Reden hatten doch den Eindruck gemacht, daß die ganze Geſellſchaft nach einer Stunde aus einander ging. Einige gaben dem Elias Recht, und bedauerten ihn nur, daß er etwas zu hitzig für die gute Sache geſprochen; welches für ihn, weil der Generalſuperintendent ein rachſüchtiger Mann ſey, über lang oder kurz von ſehr übeln Folgen ſeyn könnte.

Elias war ganz ruhig dabei. Er ging Tags drauf vors Konſiſtorium; wo er konfirmirt ward, und der Generalſuperintendent ihm den Befehl gab, *Magiſter zu werden und ſich eine Perucke anzuſchaffen.*

Gute Aufnahme des Elias bei ſeiner Gemeine; item ſein geſtifteter Nutz und Segen bei ihr.

Fünftes Kapitel.

Unter der Verlaſſenſchaft des alten Klapdoſe befand ſich auch noch ſein ehemaliges Magiſterdiplom. Es lag in Dannhauers Katechismusmilch, und hatte ſich deſſen ungeachtet, ohne durchzuſchlagen und unverſehrt erhalten. Elias verkaufte jetzt eben ſeines ſeligen Vaters Bibliothek Korbweiſe an einen daſigen Antiquar, und freute ſich nicht wenig, als er es aus der Milch herausſchüttelte. Er glaubte daran einen größern Schatz gefunden zu haben, als an der ganzen Büchersammlung und ſchrieb ſich von nun an ex jure hereditario Magiſter. Auf Befragen verſchiedener ſeiner Amtsbrüder, wo er dies geworden ſey, gab er zur Antwort: *auf der Akademie der Natur, im Mutterleibe*. Eine Zeitlang war man mit dieſer Antwort zufrieden, Endlich aber mußte er ſein Magiſterdiplom aufweiſen; da ihm denn weitläuftig demonſtrirt ward, daß es mit den Magiſterdiplomen nicht die Bewandnis habe, wie mit den Adelbriefen, und daß ſie nicht vom Vater auf den Sohn forterbten; ſondern nur demjenigen die Dignität gäben, der ſie bezahlt habe. Elias fing nun an, darüber zu diſputiren, daß es überall nicht nöthig ſey, daß er Magiſter ſey, und daß ihn, wenn er es ja ſeyn müſſe, die ganze Bürgerſchaft ſchon dazu kreirt habe. Man beharrete aber dabei, daß er es werden müſſe, und zwar auf gehörige Weiſe, oder ſo, daß er es bezahlte; ſintemal im ganzen Lande kein Beiſpiel ſich finde, daß jemand Prediger ſey, ohne Magiſter zu ſeyn. Dabei ward ihm aufs neue der Befehl eingeſchärft, ſein eigenes Haar abzulegen. Elias überzeugte ſich nun, daß zwiſchen Magiſter und Perucke eine geheime Verbindung ſeyn müſſe, weil man das eine mit dem andern immer zugleich urgire. Er bequemte ſich zum Magiſterwerden, und bot der Univerſität, auf der es ſein Vater geworden war, pro renovatione des alten Diploms, welches er beilegte, die Hälfte der Summe, die es ſeinen Vater gekoſtet haben möge. Die Univerſität war, weil unterdeſſen die Magiſter beſſer gerathen und daher wohlfeiler geworden waren, ſo billig, ihm dafür ein ganz nagelneues Diplom zu ſenden. Nun war Elias Magiſter, wie ſichs gehörte; aber ſein eigenes Haar ſchwur er ſo lange zu tragen, bis man es ihm mit Gewalt ausraufen würde.

Der Vorfall auf dem Introduktionsſchmauſe war gleich Tags darauf in der ganzen Stadt bekannt. Der Kirchenälteſte bekam von Elias das verſprochene Geld und zahlte die Armengelder aus, und erzählte von der Uneigennützigkeit deſſelben weit und breit. Die Gemeine, als ſie die übrigen noch nicht bezahlten Koſten des Schmauſes zuſammenbringen ſollte, weigerte ſich dies zu thun. Man forderte den Zuſchuß nachdrücklicher von ihr; aber ſie beharrete bei der Weigerung. Die Sache ſchien höhern Orts mehr Eindruck zu machen, als man geglaubt hatte. Der Generalſuperintendent wollte mit Exekution die Gemeine zum Abtrag ihrer Schuldigkeit anhalten laſſen; allein der Präſident des Konſiſtoriums gab ihm zu verſtehen, daß er um Himmels willen die Sache nicht noch ſchlimmer machen möchte. Man murmele; ſetzte er hinzu, ſchon von einer Kabinetsorder, durch welche alle Schmauſereien hinkünftig in dergleichen Fällen in den Städten ganz und gar abgeſtellt, und auf dem Lande überaus eng eingeſchränkt werden ſollten; weshalb er rathe, daß das, was von der Gemeine zugeſchoſſen werden ſollte, diesmal lieber von der Geiſtlichkeit, die mitgeſchmauſet, ausgebracht würde, damit ſie nicht, wenn es darüber wirklich zur Sprache käme, angehalten würden, auch ſogar der Kirche dasjenige zu erſetzen, was ſie aus ihrem Aerarium zum Schmauſe genommen hätten. „Wahr iſt es, ſprach er, es geht zu weit. Die Herren verderben es ſelbſt, und ſind ſelbſt Schuld daran, wenn ihnen eins nach dem andern abgebracht wird. Wäre man in den Schranken geblieben, und hätte man ſich mit einer kleinen frugalen Mahlzeit begnügt: ſo würde kein Menſch etwas dagegen gehabt haben; aber ſo muß ſich die ganze Chriſtenheit dagegen empören, und unſer Herr thut recht, wenn er es nicht länger duldet. Laſſen Sie uns doch in der nächſten Seſſion die Liquidation davon vorlegen, was der ganze Schmaus gekoſtet; ich wäre ſelbſt begierig darauf, zu wiſſen, wie viel eine ſolche Anzahl Geiſtlicher mit ihren Weibern auf einen Mittag verzehren können.“

Der Generalſuperintendent hatte kein geringes Schrecken, als er den Präſidenten in dieſem Tone reden hörte. Sobald von Kabinetsordern die Rede war, pflegte er ohnehin ſeine Geſichtsfarbe zu verändern. Jetzt nun ward er vollends leichenblaß, als dergleichen wider ihn erſcheinen ſollte. Er machte zwar auch einen mäßigen Verſuch, ſich auf die alten Jura des Klerus in dergleichen Fällen zu berufen; aber ein fiskaliſcher Schauer überfiel ihn, als der Präſident mit ſtarkem Accent erwiederte: „Ich bitte Sie um Gottes willen, Herr Generalſuperintendent, ſprechen Sie nicht von alten Rechten. Es iſt das größte Unrecht von der Welt, daß man die Kirche und Gemeine ſo ungeheuren unnützen Aufwand machen läßt. Geben Sie Acht — wenn ſich die Herren ſperren: ſo müſſen ſie gar noch den ganzen Schmaus bezahlen. Wenn die Kirche reden könnte, wie die Gemeine: ſo wäre auch heute gewiß ſchon nichts ſicherer, als dieſes

Der Generalſuperintendent brach das widrige Geſpräch ab, und gab bald darauf der ganzen geweſenen Tiſchgeſellſchaft zu erkennen, daß es, da ihr blutjunger Kollege nun einmal Oel ins Feuer gegoſſen, und man überhaupt dem geiſtlichen Stande nichts mehr gönne, rathſam ſey, daß ſie die Ueberreſte der Koſten, welche die Gemeinde von Gott- und Rechtswegen bezahlen ſollte, aufbrächten. Er verſprach übrigens, dahin bedacht zu ſeyn, daß ihnen aus einer der nächſten Kollekten der Wiedererſatz geſchehen ſollte. Sämmtliche Prediger, die mitgeſchmauſet hatten, verſchworen es, je wieder bei dergleichen Eſſereien gegenwärtig zu ſeyn, und krümmten ſich zum Theile ſehr, als ſie ihr Kontingent abtragen mußten, welches für den Mann noch aus achtThalern, einundzwanzigGroſchen und neun Pfennigen beſtand. Elias zog dadurch den Haß ſeiner mehreſten Amtsbrüder auf ſich, und der Generalſuperintendent betheuerte, bei erſter Gelegenheit es ihm zu gedenken.

Was Elias bei ſeinen Kollegen dadurch verlor: das gewann er dreifach bei ſeiner Gemeinde wieder. Dieſe verehrten ihn durchgehends als einen uneigennützigen, mäßigen, wahrheitliebenden und rechtſchaffenen Mann. Er hätte von vielen Gliedern derſelben zehenmal ſo viel fordern können, als ſie zum Schmauſe hatten geben ſollen, und ſie würden es ihm unweigerlich gereicht haben. Aber Elias übertraf an Gutherzigkeit und Genügſamkeit noch ſeine Vorgänger. Er erklärte feierlich in einer ſeiner erſten Predigten, daß ihm niemand für Taufe, Trauung, Begräbniß und Beichthören das geringſte anbieten möchte, der es zu ſeiner und der Seinigen Erhaltung brauche. „Seyd unbeſorgt, ſprach er auf der Kanzel, daß ich euch, die ihr mir nichts anbietet, darum weniger lieben ſollte, als andere. Ich brauche nicht viel. Das Zeugniß, wenn ihr es mir geben werdet, daß ich meinem Amte ganz und redlich vorſtehe, ſoll mein beſtes Accidens ſeyn. Und auch diejenigen, welche zwar reich ſind, aber nicht gern geben, bitte ich, daß ſie mir nichts anbieten."

Elias erfüllte ganz die Pflichten ſeines Berufs. Er führte ein recht exemplariſches Leben, und ging ſeinen Zuhörern in Erfüllung alles deſſen vor, wozu er ſie in ſeinen Predigten ermunterte. Auf der Kanzel war er ein allgemeinverſtändlicher und Herzdurchdringender Mann. Er ſtand wie ein Vater vor ſeinen Kindern, ſprach ernſthaft und ſanft, und wußte ſich zu den Fähigkeiten und Erforderniſſen ſeiner Gemeine herabzulaſſen. Ohne die Zeit mit Abkanzeln hinzubringen, ward ihm die Stunde doch oftmals zu kurz, ohne daß er glaubte, über ſeine Materie alles das geſagt zu haben, was er über ſie ſagen müſſe. Sein Vorſatz, mit dem er ſein Amt antrat, und von dem er nie abzugehen ſich feſt entſchloſſen hatte, war der, ſeinen Zuhörern nichts vorzutragen, als was ihm ſelbſt wahr und ihnen nützlich ſey. Er kannte deshalb kein anderes theologiſches Syſtem, als die Reden Jeſu, und beſtrebte ſich aus allen Kräften, der hohen Einfalt, Deutlichkeit, Naturlichkeit und Rührungskraft derſelben ſich zu nähern. Die ganze ſyſtematiſche Sprache war aus ſeinen Predigten verbannt, und es entfuhr ihm nie ein Ausdruck derſelben. Er überſetzte ſie in die allgemeinverſtändliche Sprache des gemeinen Lebens, und pflegte oft, wenn er dies that, ſeinen Zuhörern ſelbſt einen Wink davon zu geben; damit ſie, wenn ſie dieſen oder jenen ſonſt gewohnten Ausdruck derſelben an ihm vermißten, nicht auf den Wahn geriethen, als vorenthielte er ihnen eine zur Seligkeit nothwendige Lehre des Chriſtenthums. So ſetzte er z. E., wenn er von der allgemeinen Unvollkommenheit der Menſchen, die eine Folge ihrer von der Natur ſelbſt eingeſchränkten Fähigkeiten ſey, geredet hatte, hinzu: dieß nannte man ſonſt das natürliche Verderben; und wenn er Leute geſchildert, welche durch eine lange Fortſetzung ihrer Laſter endlich taub gegen alle äußerliche Vorſtellungen, und fühllos gegen die Vorwürfe ihres eigenen Herzens geworden; dieß ſind die, welche man ſonſt unter dem Gerichte der Verſtockung erblickte. Wenn er darauf kam, wie wir durch das Chriſtenthum von allem Aberglauben zurückgebracht, von aller ſklaviſchen Furcht vor Gott entledigt, in der Tugend aufs herrlichſte unterwieſen und über alle unſere Leiden mit den ſchönſten und tröſtendſten Hofnungen zufrieden geſtellt werden ſollten: ſo ſprach er — das iſt die von Gott veranſtaltete Erlöſung der Menſchen durch

Jeſum. Handelte er davon, wie ein Menſch durch Erwägung der reinern Religionserkenntniſſe des Chriſtenthums klüger würde: ſo bemerkte er, daß dies eben dasjenige ſey, was man ſonſt unter der Erleuchtung des natürlichen Menſchen durch den Geiſt Gottes vorgeſtellt habe. Werdet beſſere Menſchen, rief er: das hieß ſonſt, thut Buße. Nehmt Jeſum als den Geſandten Gottes an euch an, und hoffet, und thut ſo, wie er euch lehrte, ſelbſt hoffte und ſelbſt that; das hieß ſonſt, glaubet an Jeſum. Ziehet euch durch böſe Handlungen nicht böſe Folgen zu; das hieß ſonſt, Gott ſtraft. Tretet durch ein beſſeres Leben wieder in den vollen Genuß der Segnungen der Tugend ein; das hieß ſonſt, Gott vergibt. — So reichte er den Leuten ſtatt leerer heiliger Töne Sachbegriffe, und auch der blindeſte Eiferer konnte nichts weiter gegen ihn einwenden, als daß er nicht mehr dieſelbigen Worte höre. Elias drang allenthalben auf thätiges Chriſtenthum, und ſein Lieblingsſatz, den er faſt in jede Predigt einzuweben wußte, war der: was der Menſch ſäet, das wird er erndten. Als Prediger hielt ſie ſich recht ausdrücklich dazu berufen, dem Vorurtheile entgegen zu ſeyn, auf welchem Wege und unter welcher Maſke er es auch anträfe. Er wählte aber nicht die Procedur, daß er es auf der Kanzel geradezu angriff und zu Boden zu ſtürzen ſuchte; ſondern er untergrub es von weitem, daß es endlich in ſich ſelbſt niederfiel. Er trug vorbereitende Sätze vor und erwies dieſe gründlich. Dadurch wurden ſeine Zuhörer, ohne daß ſie glaubten, daß dies ſeine Abſicht ſey, bewegt, Meinungen, die jenen ſchlechterdings entgegen waren, allmälich fahren zu laſſen. War ein ſchwarzes Laſter in ſeiner Gemeine begangen worden: ſo begnügte er ſich damit, daß er den Mann, der edler handelte, auf das reizendſte ſchilderte, und die ganze Gemeine zur Nachahmung deſſelben einlud. Der Verbrecher hatte ein ſchlechtes Beiſpiel gegeben; ſo ſtellte er Sonntags drauf ein beſſeres hin. Dies hielt er für das ſicherſte Mittel, die verführeriſchen Eindrücke, welche jenes gemacht hatte, wieder auszulöſchen oder doch zu ſchwächen. In theologiſche Kontroverſen miſchte er ſich noch weniger auf der Kanzel. War irgend eine von den gewöhnlichen Lehren des unbibliſchen Syſtems ganz und gar wider ſeine Ueberzeugung; ſo ſchwieg er lieber von ihr. Er empfohl das Leſen des neuen Teſtaments, und wies ſolchergeſtalt die Chriſten zur reineſten Quelle ihrer Religionskenntniſſe hin. Auf Toleranz drang er allenthalben, und bewies ſich ſelbſt als den duldendſten Mann. An ſeinen Orte lebten verſchiedene Religionsverwandte; aber er ging mit dem einen ſo gern um, als mit dem andern, und diente dem Juden eben ſo willig, als dem Chriſten.

Elias war nicht der Meinung, daß er, wenn er Sonntags von der Kanzel ging, nun auf eine ganze Woche wieder genung für ſeine Gemeine gethan zu haben glaubte. Er ging auch in ihre Häuſer und erwarb ſich dadurch ihr Zutrauen erſt ganz. Da ward er ihnen Rathgeber, Tröſter, Friedeſtifter, Unterſtützer. Einen Verführten auf beſſern Weg zurück zu bringen, ein in Unordnung gerathenes Hausweſen wieder herzuſtellen, eine arbeitſame tugendhafte Familie in Nahrung zu ſetzen, für einen Verlaſſenen ein kraftvolles Fürwort einzulegen, Wohlthaten aus den Häuſern der Reichen in die Hütten des Jammers ſelbſt zu tragen, waren ſeine Lieblingsbeſchäftigungen.

Da ihm die Wohnungen der Begüterten offen ſtanden: ſo wußte er ſich ihrer Freigebigkeit dergeſtalt zu bedienen, daß er einige ſehr gemeinnützige Inſtitute anlegte. Darunter war eine Erziehungsanſtalt für ganz von der Welt verlaſſene Waiſen, und eine Privatkaſſe für den edlern und vorzüglichen Mitleids würdigen Theil der Armen, welche in beſcheidener Verborgenheit litten. Er ſelbſt ſchlug kein Geſchenk aus, das ihm angeboten ward; er nannte aber auf der Stelle den Unglücklichen, an den er es ſogleich abtrat. War er irgendwo zu Gaſte, und die Tiſchgeſellſchaft hatte ſich in den Ton der Freude geſtimmt: ſo benutzte er den Augenblick, und kolligirte für irgend einen Elenden, der auf ſeinem Krankenlager ſchmachtete und darbte. Faſt durchgängig ward es in ſeiner Gemeine Gebrauch, daß niemand ſelbſt mehr Almoſen austheilte, ſondern alles ging durch die Hände des Elias, der die beſten Kentniſſe von den wahrhaftigdürftigen in der Stadt hatte, und Redlichkeit genung beſaß, lieber noch zuzulegen, als davon zu entwenden. So ward er freilich kein reicher Mann, ſondern ſeine Einkünfte reichten ſo eben zu ſeinem Unterhalte hin. In ſeinen eigenen Augen war er deſſen ungeachtet der reichſte Mann in der Stadt. Er kleidete ſich ſehr ſimpel und machte auf keiner Seite großen Aufwand. In ſeinem Ornat ging er nur alsdenn, wenn er in Verwaltung ſeines Amts begriffen war. Sonſt trug er mehrentheils einen grauen Ueberrock, einen runden Huth, Stock und Stiefeln.

Elias verliebt ſich. Henriette und ihre Stiefmutter.

Sechſtes Kapitel.

Einem ſo jungen, anſehnlichen und rüſtigen Manne, wie unſer Magiſter war, wurden bald zwölf bis zwanzig Bräute zugetheilt. Daſigen Orts war es Sitte, daß, ſobald jemand eine Pfarre hatte, er ſich auch ein Weib nahm. Ein Prediger, hies es, könne nicht eher vollkommenes Zutrauen bei ſeiner Gemeine gewinnen, bis er Ehemann ſey; denn, wenn ſein lediger Stand auch weiter nichts auf ſich hätte: ſo ſcheuete ſich doch jede in Todesgefahren ſchwebende niederkommende Frau, ihn rufen zu laſſen. Folglich war es, ſobald Elias introducirt war, beim Publikum auch ausgemacht, daß er mit Heurathsgedanken umhergehe. Nun hatte aber Niemand weniger dergleichen Gedanken, als Elias. Er kopulirte eben ſo herzlich, als wenn er ſelbſt ſchon kopulirt ſey, und taufte eben ſo zärtlich, als wenn er ſelbſt ſchon Vater wäre. Inzwiſchen war er in irgend einem guten Hauſe kaum zu Koffe geweſen, ſo hies es auch, daß er um die Tochter in ſelbigem angehalten habe; oder man ſah ihn etwa ein junges Frauenzimmer am Arm zum Thore hinausführen, ſo war auch Tags darauf ſchon in der ganzen Stadt das Gerücht, daß er mit ihr bereits verlobt ſey. Ihm ſelbſt blieben dieſe Redereien nicht verborgen. Er kannte die Welt, und hatte dergleichen erwartet. Auch war es ihm nicht unangenehm, wenn er bei ſolcher Gelegenheit erfuhr, daß dieſes oder jenes junge Frauenzimmer ſich dahin geäußert habe, daß ſie ihn wohl leiden könne, und daß die Eltern deſſelben öffentlich geſagt hätten, daß ſie ihm ihre Tochter nicht verſagen würden, wenn er um ſie anhielte. Nur war er in der Liebe und in der Wahl einer künftigen Gattin eben ſo paradox, wie in der Dogmatik. Tauſend Portugaleſer reizten ihn nicht, wenn dieſe eben ſo viel Pockengruben bedecken ſollten. Daß ſein künftiges Weib ſchon andere Jünglinge geküßt, dagegen hatte er nichts; aber das Mädgen, welches ſchon die Buhlerin gemacht und Liebe mit Liebe verwechſelt hatte, durfte nach ſeiner Meinung nie die ſeinige werden. Hochaufgethürmte falſche Locken, allmächtige Hauben und noch allmächtigere Reifröcke ſcheuchten ihn von jedem Frauenzimmer zurück, das ſie trug. Seine künftige Gattin ſollte eine der ſanfteſten, biegſamſten und keuſcheſten weiblichen Seelen ſeyn; eine Freundin der Natur in ihren Vergnügungen und in ihrem ganzen Aufzuge. Und falls er dergleichen nicht finden ſollte: ſo weihete er ſich auf ewig dem Coelibat.

Es ereignete ſich für ihn am Ende ſeines erſten Amtsjahres ein ſonderbarer Vorfall. Ein Weib niedrigen Standes aus ſeiner Gemeine hatte ſeit drei Tagen als Weib jämmerlich gelitten und ſollte ſich einer der gefährlichſten Operationen ausſetzen. Die Aerzte kündigten ihr binnen vier und zwanzig Stunden den Tod an, wenn ſie dies nicht thäte. Sie war Mutter von neun lebendigen Kindern, und weder das Flehen der erwachſenſten derſelben, noch das beweglichſte Bitten ihres Mannes konnte ſie dahin vermögen, daß ſie das einzige Mittel, ſich zu retten, ergriffe. Sie war entſchloſſen, lieber ihren Geiſt aufzugeben. Man fiel darauf, einen Geiſtlichen zu ihr kommen zu laſſen, der ſie zur Operation bereden ſollte. Elias war eigentlich derjenige, zu welchem zuerſt deshalb hätte geſchickt werden ſollen. Aber das Vorurtheil, daß er noch ein Junggeſell ſey, ſchloß ihn in den Augen der ganzen Familie vom Zutritt zu ihr aus. Man berief alſo alle Geiſtlichen aus der ganzen Stadt der Reihe nach zu ihr. Sie beharrete aber unbeweglich bei ihrem Entſchluſſe, und bat jeden von ihnen, ihr nur ein ſanftes Sterbeſtündlein von Gott zu erflehen. Elias erfuhr dies, und machte ſich ungerufen auf den Weg.

Eine ganze Truppe von Weibern, die als Verwandtinnen, Nachbarinnen und Freundinnen bei der Unglücklichen waren, und neben ihr heulten und ſchrieen, hörten nicht ſobald, daß er im

Hauſe ſey, als ſie ihm mit der Nachricht unter das Geſicht lieſen, daß es nicht Sitte ſey, daß ein Junggeſell zu einer Frau unter dergleichen Umſtänden Zutritt habe. Elias, der ſonſt in allen Fällen wahres Zutrauen zu ſich bei ſeiner Gemeine gefunden hatte, blieb ganz gelaſſen bei dieſem Antrage. Er kannte die Gerechtſame der weiblichen Schamhaftigkeit, und würde ihnen lieber jedes unnöthige Opfer gebracht haben, als daß er auf den Einfall hätte gerathen können, ſie im geringſten zu ſchmälern.

„Wenn ich denn aber doch für neun unerzogene Kinder eine Mutter retten könnte, gute, ehrbare Frauen, wolltet ihr mich alsdenn nicht zu eurer in Todesgefahr ſchwebenden Freundin einlaſſen?“

Bei dieſen Worten zog er ſeinen weiſſen Schnupftuch aus der Taſche, band ihn ſich vor die Augen, und reichte ſeine beiden Aerme hin, daß ihn die Weiber hineinführen ſollten. Ein Paar derſelben ſprangen hierauf herzu. und führten den Augenverbundenen Prediger in die Jammerſtube. Die Elende richtete ſich im Bette auf, und ihr Mann erzählte ihr unter Thränen die wohlmeirende Beſcheidenheit ihres Seelſorgers. Sie ward gerührt, und redete ihn ſelbſt an. Elias nahm alle ſeine Seelenbewegende Kraft zuſammen und ſprach ihr auf das herzlichſte Troſt und Muth zu. Ihm gelang, was allen ſeinen Amtsbrüdern nicht gelungen war. Die Elende entſchloß ſich zur Operation, und bat ihren Mann ſelbſt, dem Magiſter das Tuch abzubinden. Elias blieb anweſend. Nach einer Stunde war ihr, obwohl mit Verluſt des Kindes, das Leben gerettet. Elias kniete darauf mit unverbundenen Augen an ihrem Bette nieder, und that ein Gebet zu Gott, für welches ihm beim Weggehen Mann, Frau und Kinder und alle verſammelte Weiber die Hände drückten.

Auf dergleichen glücklichvollbrachte Amtshandlungen pflegte Elias ſpatziren zu gehen. Die Sonne ſchien ihm, wenn er irgendwo den Menſchenfreund mit Segen gemacht hatte, wärmer; die Luft umfloß ihn milder; im entwölkten Himmel ſpiegelte er ſich mehr; jeder Vogel ſang mehr für ihn, und lieblicher, und die ganze Natur lächelte ihn mit Beifall an. Wenigſtens dünkte es ihn ſo, und er gönnte ſeinem Herzen nur alleſintern dieſen kleinen Lohn, welchen ſeine Famil ſie demſelben für ſeine Güte reichte.

Seine Spatzirgänge führten ihn aber alsdenn keinesweges auf die öffentlichen Promenaden, und in eingeſchränkte Gärten, wo man vor gepuderten Herren und korſſirten Damen die Natur nicht ſah; ſondern geradeswegs ins Feld. Nicht weit von der Stadt war ein herrlicher, romantiſcher Gang von einer Stunde durch ein Elſenbruch, wo in den ſchwülſten Sommertagen die erquickendſte Kühle herrſchte, und wo das Geklapper einiger Mühlen aus der Ferne her mit dem Wetteſchlag naher Nachtigallen gar anmuthig abwechſelte. Hier war Elias gern; und zwar entweder ganz einſam, oder am Arm eines Einzigen, der über die Schönheiten der Natur mit ihm ſympathiſirte.

Als er jetzt daſelbſt luſtwandelte, ſah er unter einer Eiche nah am Fußſtieg eine weibliche Figur. Es war die ſchöne Henriette, welche Tags vorher von einer langen Reiſe, die ſie zu ihren Verwandten gethan, mit ihrer Stiefmutter zurückgekommen war. Elias hatte weder ſie, noch ſie ihn, jemals geſehen. Eine wahrhaftige Enthuſiaſtin für die Natur, ſtattete ſie derſelben unter allen ihren Freundinnen den erſten Beſuch ab, und hatte geeilt, den Eſſenbruch wieder zu ſehen, und unter der Eiche wieder zu ſitzen, unter welcher ſie in vorigen Sommern mit den vertrauteſten unter ihren Geſellſchafterinnen, die hernach auswärts verheurathet wurden, viel ſchöne Morgen und Abende gar ſelig zugebracht hatte. Sie ſaß weiß und ſimpel gekleidet, eine blaßrothe Schärpe um den ſchlanken Leib, und eine aufblühende Roſe vor der Bruſt; ganz in der ungezwungenen, ungeſchnürten und unbepoſchten ebenmäßigen Geſtalt, welche ihr die Natur verliehen hatte; ohne Schminke, Pomade, Puder und Haarnadeln, mit langen natürlich um den blendenden Nacken ſchwebenden Haaren, einen leichten Huth auf dem Kopfe. — Elias, der an ſeinem Orte die Domen nicht anders, als in den unnatürlichſten Trachten, und Haaraufſätzen zu ſehen gewohnt war, ward über ihren Anblick ſehr entzückt. Dies war ſo ganz ein Anblick nach ſeinem Geſchmack. Eine Reform im ganzen weiblichen Aufzuge auf dieſen Fuß hatte er längſt gewünſcht. Sein Herz drängte ihn, dieſen weiblichen Luther näher kennen zu lernen, und ihrer geſunden Vernunft nebſt ihrem natürlichen Geſchmack, welchen ſie durch ihre ganze Tracht verrieth, ſeine prieſterliche Achtung zu bezeugen. Je näher er ihr kam; deſto mehr entdeckte er ihre körperlichen Reize. Eine höhere Schnellkraft, mit ſanftem, ſchmachtenden Sehnen gemiſcht, drang in alle ſeine Nerven. Jetzt ſtand er vor ihr und betete ſie im Herzen an. An der einen Hand einen feinen Strickſtrumpf, in der andern ein Buch, erhub ſie ſich, und ſchien über die unerwartete Gegenwart eines Fremden in dieſer Einſamkeit in weiter keine Verlegenheit zu gerathen.

Elias. Sie vergeben, Mamſell — —,

Henriette. Haben Sie mich doch noch nicht beleidigt.... Setzen Sie ſich zu mir; es iſt hier ein herrlicher Sitz.

Elias. Sie leſen, Mamſell; und was?

Henriette, die das Buch ihm vorhält und denn in den Strickbeutel ſteckt. Kleiſts Frühling, wie Sie ſehen. Mein Lieblingsſtück, das ich hundertmal geleſen habe, und noch hundertmal leſen werde; das ich nie genung leſe, und worinn ich bei jedesmaligem Leſen neue Schönheiten entherde. Schade um den herrlichen Mann, daß er ſo früh dahinſank! — Sie ſind gewiß der neue Prediger, welcher während meiner Abweſenheit hier eingeſetzt worden iſt?

Elias. Ja.

Henriette. Ich gehöre auch zu Ihrer Gemeine.

Elias. Und ich hielt Sie für eine Fremde. Ihr ganzer Anzug ſchien mir nicht hieſig.

Henriette, lächelnd. Misfällt er Ihnen?

Elias, affektvoll. O möchte Ihr ganzes Geſchlecht Ihrem edlen Beiſpiele folgen, und zur Natur zurückkehren!

Henriette. Ich will ſehen, was ich dazu beitragen kann. — Nein, ich bin hier geboren und erzogen. Ich hatte nur mit meiner Stiefmutter eine lange Reiſe zu unſern Verwandten gemacht. In W. trug man ſich ſo, und ich fand dieſe Tracht der Natur und der Beſtimmung meines Geſchlechts weit angemeſſener, als jene Thürme von Wulſten, Unterlagen, Chignons und Florgehäuſen, unter welchen unſer Kopf eine halbe Elle tiefer erſt ſitzt, gleichſam als ſäße er uns auf der Bruſt; und als jene Flügel von Reifröcken und Puſchen auf beiden Seiten, zwiſchen welchen unſer eigentlicher Körper wie im Korps de logis daherſchwebt.

Elias. Vortreflich! Vortreflich!

Henriette. Ich bin nun hier wie die Eule unter den Vögeln. Ich bin heute den erſten Gang ausgegangen; aber ich habe geſehen, wie man allenthalben mir nachgaft und über die Albernheit meines Aufzugs nicht fertig werden kann.

Elias. Bleiben Sie Ihren Grundſätzen getreu, Mamſell. — Man wird eine Zeitlang von Ihrer Sonderbarkeit reden. Perſonen Ihres Geſchlechts, die keinen guten Wuchs, keinen Reichthum von Haaren und keine eigenen körperlichen Reize beſitzen, werden darüber aufgebracht ſeyn, daß ſie ſich in der Natur, die bei ihnen ſo armſelig iſt, der Welt darſtellen ſollen. Das ganze Heer der Friſeure, welche jetzt von der Thorheit Ihres und meines Geſchlechts leben, wird nicht ermangeln, jeder derſelben darzuthun, daß ein gepudertes, hochaufgethürmtes Haar ſie weit beſſer kleide, und ſich mehr für ihren Stand ſchicke, als die ungekünſtelt umherwallenden Locken der Bauermädgen. Aber das Vorurtheil wird endlich mit allen ſeinen Moden und Firlefanz der Natur wieder weichen müſſen, und man wird wieder zugeben, daß weder Schneider noch Friſeure an der herrlichen Geſtalt des menſchlichen Körpers das geringſte verbeſſern können.

Henriette. Mich kümmert auch all das Gerede nicht. Genung, ich bin für die Natur. Ich lebe und webe nur für ſie. Das erſtreckt ſich nicht blos auf meinen Kopfputz und auf mein Kleid, ſondern auch auf meinen Glauben, ja, was von einem Mädgen wohl noch nicht geſagt iſt, auch ſogar auf meine Vergnügungen. Ich gefalle mir niemals mehr, als in ihrem Schooße, und gebe ſo einen Nachmittag, wie der heutige iſt, für zehen Picknicks und für eben ſo viel Maſkeraden nicht hin. Nichts reicht an die Schönheiten der Natur, und es iſt einer der höchſten Mängel bei der gewöhnlichen Erziehung, die mehr Verderben für Kopf, Herz und Geſchmack ſtiftet, als wir glauben, daß man den Menſchen nicht von Kindheit auf mehr zur Liebe gegen ſie gewöhnt.

Hier gerieth Elias für Freuden faſt auſſer ſich. Ein Mädgen in ſolchem Tone redend war ihm noch nie vorgekommen. Warlich, rief er aus, es iſt doch wahr, was jener Graubart geſagt hat!

Henriette, neugierig. Und was ſagte er denn?

Elias, beſcheiden. Daß in einem ſchönen Körper auch eine ſchöne Seele wohnen müſſe.

Henriette ſchlug die Augen nieder, als fühlte ſie ſich durch dieſe Antwort für ihre lüſterne Neugierde beſtraft. Elias, der alles mit dem beſten Herzen zu ſagen pflegte, ward deutlich etwas betreten über das, was er geſagt, als er nun die Wirkungen davon ſah. Er wollte das Geſpräch wieder anheben, und wußte nicht gleich, womit. „Mamſell, wie heiſſen Sie?“ Henriette ſagte ihm ihren Namen, ihre Herkunft und ihre Wohnung, und dies alles mit ſo vieler Naiſetät, daß er ſich abermals vergaß, und ihr geradezu ſagte, daß ſie das natürlichſte, und eben darum das herrlichſte Frauenzimmer ſey, welches er je auf Gottes Erdboden geſehen.

Zum Glück ſingen einige Nachtigallen in den nächſten Elſenſträuchern gar herrlich an zu ſchlagen. Henriette erneuerte hierauf durch eine Erklamation über dieſe ſchmetternden Vögel, das Geſpräch über die Schönheiten der Natur. Elias ſaß mit einer Art von Andacht neben ihr, hielt ihre linke Hand feſt in ſeine rechte gelegt, und blickte ihr durchs Auge ins Herz. Zuweilen war ihm, als hätte er nur einen himmliſchen Traum, der ihm das Ideal von Mädgen, welches er ſich in Stunden warmer Fantaſie oft zu ſchaffen pflegte, in einer menſchlichen Figur darſtellte, und alsdenn legte er ſeine andere Hand noch auf Henriettens Hand. So ſorgfältiger Bemerker der menſchlichen Leidenſchaften, ihres Anfangs und Wachsthums er auch ſonſt war, ſo entging er jetzt doch ſich ſelbſt. Liebe, allgewaltige Liebe hatte ihn ergriffen. Angewehet war ſie ihm, wie durch den Hauch eines Zephirs; tiefeingedrungen war ſie ihm, als hätte er ſie ſchon Jahre lang gehegt. Mit ſich ſelbſt von dieſer Seite noch unbekannt, überließ er ſich freiwillig den Feſſeln, welche Henriette, ohne ſich ſelbſt deſſen bewußt zu ſeyn, ſo ſanft, wie Blumenketten, um ihn wand. Faſt anderthalb Stunden ſaſſen ſie noch unter der Eiche, und traten alsdenn ihren Rückweg nach der Stadt an. Elias brachte die ſchöne Henriette nach Hauſe. Einander im Arm, als hätten ſie ſich ſeit Jahren ſchon gekannt, hernach getrennt und nun wiedergefunden, wandelten ſie zum Thore herein. Henriette hielt ſeine Begleitung für Höflichkeit; Elias aber nahm eigentlich jeden Augenblick noch nach ſich, den er länger mit ihr zubringen konnte. Er, der einzige Prediger mit eigenen Haaren — ſie, das einzige Mädgen mit unfriſirtem Kopf, erregten ſie zuſammen, um ſo mehr die Aufmerkſamkeit ihrer Mitbürger, welche aus dem Umſtande, daß ſie *beide* ihr Haar natürlich trugen, auf die Gewißheit ihrer künftigen Ehe ſchloſſen. Elias war bis ans Haus mitgegangen, und ſo ging er nun auch mit in daſſelbe ein.

Henriette, als ſie ihm ihr Zimmer öfnet. Aergern Sie ſich über den Anblick meiner Stiefmutter nicht.

Elias hatte nicht mehr Zeit genung, ſich nähere Erklärung dieſer Worte auszubitten; es ward ihm ſelbige aber auf der Stelle gereicht. Madam Bando mit einem dreiviertelellenhohen Kopfaufſatze und im Poſchenkleide empfing ihn auf das ceremoniöſeſte, und ſtattete unter zweihundrei Worten und zwei halben Knikſen ihm ihren Dank dafür ab, daß er ihre Tochter nach Hauſe begleitet habe. — Elias ſtand wie eine Mauer da, ſah bald die Tochter, bald die Mutter an, und konnte kaum an Heirſetten die Frage ſtammlen — Alſo iſt dies Ihre Frau Mutter? Der äußerſte Kontraſt zwiſchen dieſen beiden Frauenzimmern, zwiſchen ihrem Aufzuge, Anſtande, Weſen und Thun, das höchſtgefällige im Anblick der einen und das äußerſtmisfällige im Anblick der andern, und der Gedanke, daß die Tochter die Vernünftige und die Mutter die Thörin ſpiele, machten ihn ſo ſeiner ſelbſt vergeſſen, daß er die Impoliteſſe beging, die letztere zu fragen, wie alt ſie ſey.

Madam B. Hum! ich denke, daß man mir mein Alter nicht anſehen werde. Ich werde morgen ein und funfzig Jahre.

Elias. Gott gebe es Ihnen zu gute; das iſt ein ſchönes Alter. Für ſo alt hätte ich Sie noch nicht gehalten.

Madam B. Sie ſind wol der neue Herr Prediger hier?

Elias. Zu Ihren Dienſten, Madam.

Madam B. Wie ich ſehe, machen Sie auch die neue Mode mit den eigenen Haaren mit?

Elias. Madam, um Vergebung, es iſt die älteſte. Adam ging eben ſo. Es iſt wohlfeiler, bequemer, natürlicher, modeſter, und alſo auch für einen Geiſtlichen weit ſchicklicher.

Madam. B. Ihre Herren Kollegen tragen aber doch alle Perucken.

Elias. Vermuthlich haben ſie ſchwere Krankheiten gehabt, daß ihnen die Haare darnach ausgegangen ſind; denn ich kann mir nicht erklären, wie in aller Welt jemand auf den Einfall kommen könnte, ſich ſeine eigenen guten Haare abſchneiden zu laſſen, und dafür einen zuſammengenäheten und zuſammengebackenen Bündel fremder Haare ſich um den Kopf zu ſchnallen.

Madam B. Es läſſet doch aber ſo hübſch und ſo andächtig, ein ſchwarz Kleid und eine wohlgepuderte Perucke; beſonders, wenn die rothen Wangen dazwiſchen blühen. Als wenn die Unſchuld trauerte, ſo läßts.

Elias. Eitel, ſagen Sie lieber, läſſets, Madam. Der Hauptkarakter meines Standes ſoll die Einfalt und die Geradheit ſeyn. Ein ganzer ſchwarzer Mann mit einem weißen Kopfe — iſts nicht, als wenn er nur recht weit geſehen werden wolle? Natur, Natur muß allenthalben wieder mehr in unſere Sitten, Reden, Trachten und Moden aufgenommen werden. Geiſtliche müſſen hierzu hülfreiche Hand bieten und mit ihrem Beyſpiele vorgehen! Es läſſet nichts übler, als wenn ſich jemand höher und breiter machen will, als er gewachſen iſt.

Madam Wando fühlte den Hieb, welchen ihr Elias gab, und hielts für Zeit, von dieſer Materie abzubrechen. „Ach Gott! Gott! Sie haben ein ſchweres — aber auch dabey ein recht heiliges Amt. Wenn ich mir das ſo vorſtelle, wie ein Herr Geiſtlicher manchmal über tauſend Seelen zu wachen hat, daß keine derſelbigen verloren gehe — ach Gott! Gott! wie angſt und bange wird mir da! Wie bald iſt eine Seele verloren! Und dafür muß er denn einmal Rechenſchaft geben!“

Elias. Madam, Sie übertreiben den Sinn dieſer eingeführten Redarten. Da hätten wir Geiſtliche ein trauriges Loos, wenn es ſo mit uns ſtünde. Nein, jeder Menſch hat über ſeine eigene Seele zu wachen, und der Prediger muß ſeinen Zuhörern nur Anleitung dazu geben, wie ſie dieſe Wachſamkeit am beſten betreiben. Es iſt, wie mit dem Arzte, der auch der Sage nach über das Leben ſeiner Patienten wacht. Er gibt ihnen die Vorſchriften. Wenn der Kranke nach ſelbigen ſein Verhalten nicht einrichten will: ſo iſt er ſeiner Verantwortung darüber quit.

Madam B. Ach, Gott gebe Ihnen nur recht viel Kraft und Stärke, daß Sie die Sünder im Volke bekehren und den Heuchlern die Larven abreiſſen. Die Kirche iſt ſo ein bißgen groß, und man hat mir immer geſagt, daß es ſich ſchwer darinn predige. Nehmen Sie ſich ja in Acht, lieber Herr Magiſter.

Elias empfohl ſich, ohne weiter hierauf zu antworten. Die affektirte Frau, welche noch oben drauf die Andächtlerin machen wollte, war ihm die unerträglichſte Kreatur von der Welt. Henriette begleitete ihn bis an die Thüre, und er ſprach im Weggehen zu ihr: Gott! was für eine Mutter haben Sie! Henriette erwiederte mit vielem Gefühl: es iſt ja nur meine Stiefmutter. Als ſie wieder ins Zimmer trat, ſtand Madam Bando vor dem Spiegel und arrangirte ihre Poſchen. Es iſt ein wohlausſehender junger Mann, ſprach ſie, und blickte ihrer Tochter dazu ſtarr in die Augen. Darauf trat ſie wieder vor den Spiegel, und erhöhete ihren Kopfputz noch durch einige Florblumen.

Ein heftiger Diſpüt über Perucke und Kragen.

Siebentes Kapitel.

Eigentlich war dieſer kleine Wortwechſel mit Madam Bando über Perucke und eigenes Haar nur der Vorläufer von einem weit heftigern und Folgehabendern über dieſelbe Materie, welcher dem Elias bevorſtand. Der Generalſuperintendent Steifmann, welcher für den verſalzenen Anzugsſchmaus an ihm die empfindlichſte Rache zu nehmen geſchworen, ließ faſt ein Jahr vergehen, ohne etwas gegen ihn öffentlich zu unternehmen. Er hofte, daß unterdeſſen das Andenken jener Geſchichte, die allgemeinruchbar geworden war, ſich verlieren würde; damit man ſolche Handlungen gegen den Elias nicht gleich von ihrer wahren Seite ins Auge faſſen möchte. Er ſtellte ſich ungemein höflich und freundſchaftlich gegen den Magiſter, kam oft in ſeine Predigten und ſchickte auch wohl in ſeiner Abweſenheit Deputirte in ſelbige. Elias war dabei ganz gleichgültig und dachte nur auf die möglichſte Erfüllung ſeiner Amtspflichten. Ganz unerwartet war es ihm deshalb, als er eben, da er von Henrietten nach Hauſe kam, und über die unverhoffte Entdeckung eines ſo herrlichen Mädgens noch ganz entzückt war, ein Schreiben vom Konſiſtorium vorfand, in welchem ihm auf das nachdrücklichſte befohlen ward, ſein eigenes Haar abzulegen und eine Perucke zu tragen, und zugleich ein Verweis darüber beigefügt war, daß er der Verordnung deshalb, die ihm gleich bei ſeiner Konfirmation gegeben worden, bis jetzt noch nicht nachgelebt habe.

Elias ſtrich lächelnd ſeine Haare über den Kopf weg, und ſprach laut dazu: nein, nein, mit Gottes Hülfe ſollet ihr nicht abgeſchnitten werden. Er ſchrieb an das Konſiſtorium in dem ehrerbietigſten Ausdrücken zurück, und das fürs Erſte nur im Allgemeinen, daß man ihm in einer ſo gleichgültigen Sache ſeine Freiheit doch nicht beſchränken möchte; beſonders, da ihm nicht wiſſend ſey, daß außer ſeinen Herren Kollegen jemand in der Stadt daran ein Aergerniß nehme. Es ſolle ihm leid thun, ſetzte er hinzu, wenn er, der gern jeden andern ſonſt in Ruhe laſſe, im Fall, daß man ihn über die Sache ſchärfer angehe, ſich in die unangenehme Nothwendigkeit verſetzt ſähe, weit weſentlichere Mängel, als der Mangel der Perucke an ihm ſey, an verſchiedenen angeſehenen daſigen Geiſtlichen aufdecken zu müſſen; damit zur Ehre ſeines Herrn und Heilandes, der auch ohne Perucke geprediget habe, dieſelbigen abgeſtellt würden.

Der Schluß ſeines Schreibens hätte vielleicht einige Verblutung der Sache bewirkt, wenn nicht ein für den Elias höchſt fataler Umſtand dazwiſchen gekommen wäre. Der Inſpektor Viktorin ward in das Konſiſtorium geſetzt. Elias hörte dies kaum, als er ſich auch ſchon nichts Gutes daher prophezeihete. Er wußte nicht nur, daß ſelbiger ſein Feind ſey, ſondern er kannte ihn auch von einer ganz beſondern Seite; wie derſelbe nemlich durch ein heiliges Auswendiges das Volk zu täuſchen ausgelernt habe. Viktorin hatte nichts gelernt. Seine Predigten waren die wäſſerichteſten, markloſeſten und ſchaleſten von der Welt. Auch machte er es mit dieſen oft, wie es ſeine Frau im Winter mit dem Grünkohl zu machen pflegte, die ihn wohl drei⸗ viermal aufwärmte. Auſſerdem war er ein Mann, auf deſſen Wort ſich niemand verlaſſen konnte; der ſein ganzes Amt maſchinenmäßig betrieb und über die Religion nie ſelbſt nachgedacht hatte. So ohne innern Werth, mußte er durch Aeußerlichkeiten, Schein und Pünktlichkeit in heiligen Läppereien ſich wenigſtens in den Augen des Pöbels bei einigem Anſehen zu erhalten ſuchen. Man ſah ihn deshalb auf der Gaſſe nie anders, als in ſeinem völligen Ornat. Was ihm an Genauigkeit im Amte und Gewiſſen abging, ſuchte er durch ſtandesmäßige Kleidung zu erſetzen; und ein ſchwarzer Rock, eine Stutzperucke, Mantel und Kragen waren in ſeinen Augen die Dinge, welche den würdigen Geiſtlichen machten.

Kaum hatte er einigen Seſſionen im Konſiſtorium beigewohnt, als er ſein Befremden darüber äußerte, daß man nicht genauer darauf halte, daß die Geiſtlichen das Dekorum ihres Standes beobachten müßten. „Da begegnete mir, ſprach er, allerweile der junge Magiſter Klaproſe; aber wenn ich ihn nicht kennte, ſo hätte ich ihn nimmermehr für einen Prediger angeſehen. Ich würde ihn für einen Herrnhuther gehalten haben. Ein Geiſtlicher mit Stock und Stiefeln, im Ueberrock, und den Huth, und noch dazu einen dreikrämpigten, auf dem Kopfe — — es iſt doch etwas verabſcheuungswürdiges — — was für ein Aergerniß muß jeder Chriſt daran nehmen! Und denn, was das allerauffallendſte war, — ohne Perucke, die doch von Rechtswegen ſchon jeder Kandidat haben muß; wie ein Bauer mit den Haaren gehend. Das hätte ſonſt ſich jemand unterſtehen ſollen; ich glaube, man hätte ihn auf der Stelle ſeines Amts entſetzt.“

Der Generalſuperintendent erwiederte, daß man ſchon zu verſchiedenen malen dem Magiſter Klaproſe mündlich und ſchriftlich auferlegt habe, ſein eigen Haar abzuſchaffen; daß ſich ſelbiger aber nicht daran gekehrt habe. Der Inſpektor rief aus: Hat denn das Konſiſtorium nicht mehr ſo viel Gewalt, daß es einen Prediger zum Gehorſam bringen kann?

Elias empfing hierauf einen ſchriftlichen Beſcheid, binnen acht Tagen bei funfzig Thaler Strafe ſich eine Perucke zuzulegen, und im Publikum nicht anders als in ſeinem Ornat zu erſcheinen. Er hielt alsbald um einen perſönlichen Vortritt vors Konſiſtorium an, den ihm der Präſident nach vielen Debatten, welche darüber zwiſchen ihm, dem Generalſuperintendenten und dem Inſpektor, die der Meinung waren, daß ihnen ein Geiſtlicher aufs Wort gehorchen müßte, vorfielen, geſtattete. Elias bereitete ſich auf das beſte dazu vor, und war entſchloſſen, ſein eigenes unbeſcholtenes Haar, welches ihm die Natur mit ſo vielem Reichthum zugetheilt hatte, zu behaupten, es koſte auch, was es wolle. Es befremdete ihn daher nicht wenig, als ihm vor der Thüre der Konſiſtorialaudienz eine wohlfriſirte Stutzperucke mit dem Bedeuten überreicht ward, daß der gemeſſene Befehl gegeben worden ſey, ihn ohne Perucke nicht einzulaſſen. Elias machte mit der umgekehrten rechten Hand eine Bewegung gegen die Perucke, als wenn er ein Unglück von ſich abwehrte, und fügte hinzu: nein, nein, das geht ſo nicht — man bleibe mir mit dem meſchanten Haarbeſen vom Leibe. . . . Der Konſiſtorialbothe machte Mine, als wenn er ſie ihm mit Gewalt aufſetzen wollte. Elias im Stande der Nothwehr ſich glaubend, ſchleuderte ihm den Stuz aus der Hand, daß ſelbiger weit weg unter einen großen Holzkaſten flog. Darüber wäre es zwiſchen beiden ſchier zu einer Aktion gekommen. Elias aber, dreimal ſtärker, als der kleine Bothe, ſchob dieſen auf die Seite und trat mit eigenen natürlichhangenden Haaren ins Konſiſtorium ein.

So, wie er eintrat, ſah er, daß der Generalſuperintendent, der Inſpektor und der Präſident die Köpfe zuſammenſteckten, und hörete ziemlich vernehmlich den Inſpektor flüſtern: aber er ſiſtirt ſich ja doch ohne Perucke. . .

Elias ſtand da mit aller der Ehrwürdigkeit, welche die Natur und ein gutes Gewiſſen jemals einem Biedermanne gaben, und trug die Entſchloſſenheit auf der Stirne ſich von allen ſeinen zehentauſendmahltauſend Haaren kein einziges krümmen oder gar abſchneiden zu laſſen. Seine hohe und ebenmäßige Figur präſentirte ſich hier im Konſiſtorium gar herrlich, und der Generalſuperintendent hätte auf den Inſpektor klettern müſſen, wenn er ihm die Perucke mit Gewalt aufdringen wollen. Auſſer den Vorbenannten befand ſich noch ein junger Rath im Kollegium, auf den der edelfreie, männliche Anblick des Elias viel Eindruck machte.

Präſident. Herr Magiſter, was iſt Ihr Anbringen?

Elias. Meine beſcheidene und freimüthige Antwort auf das leztere Konſiſtorialſchreiben an mich, meine eigenen Haare, Ueberrock, Stiefeln und Etcetera betreffend, die ich lieber mündlich, als ſchriftlich von mir zu geben wünſchte.

Generalſuperintendent. Das war kein Anſchreiben, ſondern eine Auflage, und zwar bei funfzig Thaler Strafe; und darauf gebührt ſich weiter keine Antwort, ſondern ſchlechterdings Gehorſam.

Inſpektor. Hat man die Perucke drauſſen nicht geſehen? Warum hat man ſich unterſtanden, ohne ſie aufzuſetzen, den Vortritt zu wagen? Hat ſie der Bothe nicht vorgereicht?

Elias. Er hätte ſie mir auch wohl gar aufgeſetzt; aber er war weder groß noch ſtark genung dazu; und in ſolchen Fällen pflege ich mich denn meines körperlichen Uebergewichts über die Leute zu bedienen, das mir Gott gegeben hat.

Präſident. Nun na — Herr Magiſter, wir ſtehen vor einem Kollegio, und ſind ein Geiſtlicher —

Elias. Ich bitte um Verzeihung — ich glaube, daß es, ſo lange die Welt ſteht, das erſtemal iſt, daß jemand, der in ein Kollegium Vortritt begehrt, vor der Thüre erſt, um dies zu erlangen, eine Perucke aufſetzen müſſe. Die Sache war mir zu frapant.

Generalſuperintendent. Es wird ihm hiermit nochmals, und zwar bei Suſpenſion, auferlegt, ſein eigenes Haar abzuſchaffen; und in ſchwarzer Kleidung, mit Mantel und Kragen, wie ſichs gehört und gebührt, zu gehen.

Inſpektor. Und hiermit hat der Herr Magiſter ſeinen Beſcheid, und kann, wenn er von keiner andern Sache etwa mit uns zu reden hat, wieder ſeinen Abtritt nehmen.

Elias. Meine Herren, ſo hätte ich den albernſten Gang in meinem Leben gethan, als ich heute hieher ging.

Inſpektor. Das kann ſeyn.

Präſident. Nun na — warum denn?

Elias. Ich bin hieher gekommen, Ihnen meine Gründe zu ſagen, warum ich, ſo lange ich ſelbſt Haare habe, keine Perucke tragen werde, und mich auch über meine weniger gewöhnliche Kleidung auſſer meinem Amte zu rechtfertigen; und ich darf zu Ehren der geſunden Vernunft erwarten, daß Sie dieſe wenigſtens hören werden.

Generalſuperintendent. Wir, wollen aber davon nichts wiſſen. Er ſoll pariren.

Inſpektor. Weis man, was Subordination heißt?

Elias. Meine Herren, ich bin ja doch alleweil weder in Fez noch in Marrokko. Sie werden mich doch wenigſtens hören.

Generalſ. und Inſpektor. Er ſoll gehen — man ſoll gehen — weis ers? weis mans?

Rath S. Meine Herren, hören müſſen wir ihn; das kann nichts helfen. Vielleicht ſchwebt dieſer ſanft überſchwärmende Mann nur in irgend einem Vorurtheile, das Sie ihm benehmen können; und ſo iſts doch beſſer, wenn er durch Sanftmuth zu ſeinen Obliegenheiten zurückgebracht wird.

Präſident. Nun na — warum will man aber keine Perucke tragen? Es iſt ja doch nur eine bloſſe Sonderbarkeit, die man affektirt. Alle Prediger im ganzen Lande tragen Perucken.

Elias. Seit wie lange, Ihro Excellenz? Es ſind noch nicht hundert Jahre her, da trugen noch alle Prediger dieſes Landes ihr eigenes von der Natur ihnen gegebenes Haar. Iſt Ihnen bekannt, daß ſeit der Zeit irgend ein landesherrlicher Befehl gegeben worden, daß die Geiſtlichen Perucken tragen ſollen? oder haben einige derſelben freiwillig angefangen, dergleichen zu tragen, und ſind ihnen etwa die übrigen nach und nach gefolgt?

Präſident. Nun na — von Befehl weis ich zwar nichts.

Elias. Nein, es iſt der letztere Fall, und ich erinnere mich deſſen noch ſehr lebhaft, daß mir mein Vater oft erzählt, wie ſein Vorfahr im Amte noch ein Plattmützgen getragen, welches er auf der Kanzel abzulegen pflegte. Dieſem hatte ſeine junge zwote Frau ſo lange zugeredet, bis er ſich auch eine Perucke zugelegt; da ihm denn der Unfall begegnet war, daß er, als er zum erſtenmale mit der Perucke auf die Kanzel kam, ſelbige in Gedanken, wie ſein Plattmützgen, auch auf die Kanzel legte; worauf er wieder zu ſeinem Plattmützgen gegriffen und ſelbiges bis an ſein Ende getragen.

Inſpektor. Das gehört hieher gar nicht.

Elias. Es gehört gar ſehr hieher.

Generalſuperintendent. Genung, es iſt nun einmal jetzt ſo Sitte, daß wir Geiſtliche Perucken tragen. Es iſt ein Theil unſers Decorums, und dieſem muß man ſich unterwerfen.

Elias. Eben darum gehörte das hieher, was ich vorhin erzählte. Es iſt alſo nichts mehr und nichts weniger, als Herkommen, daß die Geiſtlichen dieſes Landes jetzt Perucken tragen. Nun leben wir Gottlob in einem Zeitalter, in welchem die Heiligkeit und

Unverletzlichkeit der Herkommen, wenigſtens ſo weit [illegible] gerathen iſt, daß man die Gedanken eines [illegible] Mannes anhört, wenn er ſich dieſem oder jenem bloſſen Herkommen nicht unterwerfen will. Was das [illegible] meines Standes anbetrift; darüber habe ich [illegible] Begriffe, welche ich hernach Ihnen mittheilen will.

Inſpektor. Was ſoll doch [illegible] rede und Schwadronniren?

Rath S. Herr Kollege, laſſen Sie doch. — Nun, Herr Magiſter, fahren Sie fort.

Elias. Nun unterſuche ich, wie dieſes Herkommen, daß [illegible] Stand in [illegible] Perücken trägt, entſtanden ſey, und da kann ich mir nur zweierlei Entſtehungsarten denken. Entweder einige alte Prediger, die einen Graukopf oder einen Kahlkopf hatten, fandens bequemer für ſich und für ihre Geſundheit zuträglicher, ihren Kopf eben ſo, wie ihre Füſſe, an denen ſie Pelzſchuhe trugen, wärmer zu halten, und ſchaften ſich Perücken an. Ihnen folgten einige minder alte, welche auch gern ſo alt und ehrwürdig laſſen wollten, wie jene; und ſo ward nach und nach das Perükentragen unter der Geiſtlichkeit allgemein. Dieſe Entſtehungsart davon ſcheint mir die natürlichſte zu ſeyn. Oder, da es Mode ward, daß andere Stände von Wichtigkeit Perucken trugen, ſo wollte mein Stand, wie immer, ihnen nichts nachgeben, und machte die Mode aus wahrer Eitelkeit mit.

Inſpektor. Ei denk doch, was er uns gern aufbürden möchte!

Rath [illegible]. Herr Kollege, laſſen Sie doch. Der Mann raiſonnirt, deucht mich, ſehr vernünftig.

Elias. Was nun die erſtere Entſtehungsart des Peruckentragens der Geiſtlichen anbetrift; ſo könnte es ſeyn, daß ich, wenn Krankheits- oder Altershalben einmal mir meine Haare ausgingen, mir gern auch eine Perucke zulegte. Warum ſollte ich alsdenn nicht eine Wohlthat aus der Hand des Peruckenmachers annehmen, die mir die Natur weiter zu reichen ſich weigerte; nemlich, die gehörige Bedeckung und Erwärmung meines Kopfs? Aber ich bitte Sie, warum ſoll ich, ſo lange ich ſelbſt noch Haare genung habe, mir noch einen Bündel fremder Haare dazu um den Kopf ſchnalgen? Oder, was noch ärger iſt, warum ſoll ich mein ganzes ſtarkes Haar abſchneiden, um nur erſt einer Perucke zu bedürfen? Erwägen Sie doch nur einmal folgendes. Was würden Sie denken, wenn ich mir meine eigenen geſunden Zähne ausreiſſen und künſtliche dafür einſetzen lieſſe; was würden Sie denken, wenn ich mir meine Füſſe, an denen noch nicht der geringſte Mangel iſt, abſägen lieſſe, um hernach auf Holzfüſſen umherzuhumpeln? — Wer braucht die Brille? nicht wahr der nur, welcher mit ſeinen eigenen Augen nicht hell genung mehr ſiehet? Wer [illegible] Kahle? Warum ſoll ich denn eine [illegible] affektiren, die ich Gottlob nicht habe? Warum ſoll ich mir durch einen ſo unnatürlichen Haaranſatz, deſſen ich noch nicht benöthigt bin, mein ganzes Geſicht ändern, die Züge verſchieben und mich mehr ſo ausſehen, wie der Peruker will, daß ich ausſehen ſolle? Ich gönne jedem meiner Herren Amtsbrüder, der ein Greis iſt, oder wenig Haare hat, die Wohlthat und Bequemlichkeit der Perucke; aber ich darf auf der andern Seite alsdenn auch mit Recht erwarten, daß mir dieſe mein natürliches Haar gönnen, welches mir noch bequemer iſt. Ich ſetze auch den Fall, daß ich rothe Haare hätte, und daß ich etwa den übeln und gottloſen Urtheilen und Vorurtheilen der Leute, die da ſagen würden, daß Gott mich gezeichnet hätte, damit man ſich vor mir hüten könnte, darüber ausweichen wollte; ſo trüge ich vielleicht eine Perucke. So verdenke ich es dem Herrn Inſpektor nicht, daß er dergleichen trägt. Aber ſehen Sie nur allerſeits meinen ſchönen, langen, pechſchwarzen Haarwuchs an. Wäre ich eines einzigen Haares deſſelben werth, wenn ich ihn ohne Noth von mir werfen wollte? Warum ſoll ich mich ohne Noth verſtümmeln? Weil es das Herkommen will, etwa? O ein unnützes, ſchlechterdings überflüſſiges Herkommen! kann keinen vernünftigen Mann zwingen, daß er ſich ihm unterwerfe, wenn er es für ſich [illegible] und lächerlich findet. Was denken Sie ſich denn bei einer Perucke? Ich denke mir das dabei, was ich mir beim Fußſack denke. In den Fußſack krieche der Podagriſt — in die Perücke der Kahlkopf! Als das Herkommen aufkam, ſtand es jedem Geiſtlichen frei, ſeine Stimme dazu zu geben, oder nicht. So muß es mir auch noch freiſtehen, meine Stimme ihm zu entziehen. Es war faſt wie ein Vertrag, den die lebende Geiſtlichkeit unter ſich aufrichtete; ich habe aber meine Einwilligung nicht zu demſelben gegeben; wie kann er mich binden? Wie müßte der Peruckenmacher lachen, wenn er mir mein ſchönes Haar abſchnitte, und mir dann das Maaß zu einer nachgemachten Bedeckung meines Kopfs, die die albernſte von der Welt iſt, nähme? Ich kann mir nichts abgeſchmackteres denken, als eine Perucke, und noch dazu eine Perucke ohne Noth. Wie das Ding ausſieht! Und was daran alles erſt für [illegible] werden müßte, und was ich noch unnützerer Weiſe dafür erſt bezahlen müßte, ehe ich ein ähnliches Etwas dafür wieder kriegte, was ich jetzt an meinen eigenen Haaren, ohne alle Arbeit meines Nächſten, der unterdeſſen etwas nöthigeres thun kann, und ſo ganz umſonſt, und tauſendmal beſſer habe. Ich ſoll bei einem Flauſch Haare erſt laſſen backen und braten, zuſammennähen und zuſammengurten, und denn um den Kopf ſchnallen, auf daß ich ihm nicht verliere — und ſo ſiht die natürliche Perucke ſchon feſt und angewachſen auf meinem Kopfe. Wozu ſoll ich denn das thun? Kann in aller Welt ein Peruckenmacher mehr leiſten, als die Natur? Kann eine Perucke mich in Ewigkeit beſſer kleiden, als mich meine eigenen Haare kleiden? Und denn noch obendrein — jetzt weis ich, daß ich die Haare eines geſunden, ehrlichen Mannes trage; und, wenn ich mir denn eine Perucke von fremden Haaren aufſetzte, ſo wüßte Gott, welchem lüderlichen, ſüchtigen Kerl, Schelm und Schurken ſie abgeſchnitten wären; — die ſollte ich nun tragen? Verſchonen Sie mich damit, meine Herren; ich bitte Sie zu Ehren des geſunden Menſchenverſtandes.

Rath S. Ich habe in meinem Leben nicht ſo viel Weitläuftiges bey einander über das Peruckenweſen gehört [illegible]

Generalſuperintendent. Er iſt ein Sophiſt — das hören Sie. Er macht ſich ein Vergnügen daraus, uns hier in der Länge und Breite vorzudemonſtriren, daß ſeine Grille keine Grille ſey. Und kurz — [illegible] muß ſich in ſeinen Stand ſchicken. Was hilft das alles?

Inſpektor. Meine Herren, ich will Ihnen den [illegible] ſchenken; er thuts aus Eitelkeit [illegible] ſein eigenes Haar trägt. [illegible] jetzt [illegible] andern [illegible] Mode. Da macht er nun die neue Mode mit [illegible] Wir müſſen ihn darin nicht ſtärken. Für einen Geiſtlichen ſchickt ſich nichts weniger, als die Eitelkeit.

Elias. [illegible] ſehr [illegible] in [illegible] aber nur dem [illegible] am Becher gereicht, und ich will denſelben jetzt erſt mit wahrem klarem Wein anfüllen. Belieben Sie ſich doch einmal umzuſehen.

Alles [illegible] nach der Wand hin, wo Luthers Bildniß hing.

— War das auch ein eitler Mann? Sehen Sie einmal, er trägt leibhaftig ſein Haar wie ich, ungekräuſelt — ungepudert — und ich glaube, daß er Ihnen die Perücken von den Köpfen riſſe, wenn er jetzt hier wäre.

Präſident. Nun na — Herr Magiſter, nicht ſo hitzig.

Elias. Ja, warlich, da müßten Sie den alten Vater Luther nicht kennen, wenn Sie dies nicht glauben. Ich frage ein hochpreißliches Conſiſtorium nur darum, ob ich dadurch ein eitler Mann werde, wenn ich Luthern nachahme.

Der Generalſuperintendent und der Inſpektor wurden hierbei etwas blaß, und es erfolgte eine Stille.

Rath S. Nun, meine Herren, antworten Sie ihm doch. Die Frage amüſirt mich im Ernſt.

Generalſuperintendent. Er iſt ein Sophiſt, wie ſchon geſagt. Er möchte uns gern zu eitlen Leuten machen, weil wir Perucken tragen.

Elias. Nein, meine Herren, das kommt mir nicht in den Sinn. Ich greiſe bei Handlungen und Sitten, um ihren Urſprung zu erklären, nicht gleich nach der ſchlimmſten Seite. Ich glaube vielmehr, daß Sie, als Sie ſich Perucken anſchaften, nichts weiter dabei dachten. Sie ſchaften ſie ſich nicht aus Eitelkeit an; Sie thatens, weil es alle thun. Ich aber dachte hin und her über die Perucken, und fand, daß ich mehr wider ſie, als für ſie, hatte. Und ſo begehre ich nun von Ihnen, daß Sie den Verdacht zurücknehmen, als trüge ich aus Eitelkeit mein natürliches Haar; ſo, wie ich Sie nie im Verdacht gehabt habe, daß Sie aus Eitelkeit Perucken tragen. — Wenn denn nun aber einmal von Eitelkeit und neuer Mode die Rede iſt: ſo erlauben Sie mir, noch etwas beizufügen. Unter den beiden Moden, wie Sie und ich uns mit dem Kopfe [illegible], iſt unſtreitig meine die ältere; oder Sie müßten zugeben, daß Adam ein Peruckenmacher geweſen, daß ſeine erſte Handlung geweſen ſey, ſich eine Perucke zu machen; oder daß Gott ſelbſt ihm eine Perucke bei der Schöpfung mitgetheilt, oder, welches noch beſſer iſt, daß die Perucke eher da geweſen, als die Haare dazu.

Rath Schuh. Ha, ha, ha!

Generalsup. und Inſpektor, die mit den Stühlen ſchüttern, als wollten ſie aufſtehen. Ich ſehe nicht ein, wozu man ſich hier ſolche Dinge vorlabern läſſet. Es iſt wider den Reſpekt des Konſiſtoriums.

Präſident. Nun na — Herr Magiſter, man menagire ſich.

Elias. So viel, als möglich, Ihro Excellenz. — Mithin iſt die Mode, wie ich mein Haupt decke, und meine Haare trage, die alte Mode: Adam, Noah, Moſes, David, Jeſus, Paulus ſind alle ſo mit dem Kopfe gegangen, wie ich. Soll irgend etwas Eitelkeit heiſſen, ſo muß es dies ſeyn, wenn man die neue gekünſtelte, und nicht die alte natürliche Mode mitmacht.

Inſpektor. Jetzt aber iſt es doch die neue Mode in Gegenſatz der Perucken.

Elias. Das ſchadet nichts. Eigentlich iſt's nur die Zurückkehr zur alten Mode. Und wollte Gott, daß wir auf mehrern Seiten zur alten Mode zurückkehrten, und die alte Ehrlichkeit, Menſchenliebe, Mäßigkeit und Frömmigkeit wieder hervorſuchen; ſtatt, daß man auch auf dieſen Seiten jetzt Perucken trägt, und darunter Menſchenfeind, Vielfraß, Trunkenbold, Heuchler und bigotter Religiöſe iſt. Vielleicht, daß mit dem Verfall der eigentlich ſogenannten Perucken das geiſtliche Peruckenweſen wieder in Verfall geräth; welches ſehr zu wünſchen iſt. Ich, der ich mein eigenes natürliches Haar trage, kehre dadurch zur Natur zurück, und das ſchickt ſich für einen Geiſtlichen gar herrlich. Er, der Geiſtliche, ſoll andern ein Beiſpiel der Einfalt, Geradheit und

Natürlichkeit geben, und dem überhandnehmenden Luxus von Amtswegen ſteuern helfen. Wahrlich, wer in ſeinen eigenen Haaren nicht ehrwürdig iſt, dem wird die Perucke die Ehrwürdigkeit nicht geben. Sehen Sie nur die Zierereien und den Schnickſchnack an den Perucken an; die Pomade, den Puder, die hundertundfünfundzwanzig Locken, die Haarnadeln u. ſ. w. Iſt das ein Kopfſchmuck für einen Stand, der an Sittſamkeit und Simplicität alle andere übertreffen ſoll? Was würde der Apoſtel zu Ihren Perucken ſagen, meine Herren, da er ſchon wider die modiſchen Haarflechten der Damen ſeiner Zeit eiferte? Der ſchönſte Schmuck für einen Mann iſt ſein eigenes natürliches Haar; ſo, wie der ehrwürdigſte Schmuck für den Greis ſein graues Haar. Wir helfen durch das geiſtliche Peruckenweſen einen offenbar ſehr wenig nöthigen Stand der Geſellſchaft befördern. Ich will ſchlechterdings nichts dazu beitragen. Wenigſtens die Hälfte der Leute, welche ſich mit Verfertigung unnöthiger Perucken beſchäftigen, können dem Staate edlere Dienſte leiſten, und der Waizen, welcher auf Puder verſchwendet wird, kann von Menſchen und Thieren genoſſen werden. Für das Geld, welches ich an den Perückenmacher jährlich zahlen ſoll, kann ich manchem Armen auf einige Wochen Brodt geben. Ich habe noch rothe Backen, die mir die Natur geſchenkt und die Mäßigkeit erhalten hat; alſo darf ich mich nicht ſchminken. Und eben ſo wenig ſoll Puder, Pomade und Haarnadel jemals auf meinen Kopf kommen.

Rath E. Herrlich! herrlich!

Inſpektor. Wir haben nun lange genug dem Geſchwätz zugehört. Der Beſcheid iſt, der Herr Magiſter trägt von nun an eine Perucke.

Elias, laut. Und der Herr Magiſter wird keine Perucke tragen.

Generalſuperintendent. Er ſoll.

Elias. Iſt das die ganze Beantwortung meiner ſo vernünftigen und in die Augen leuchtenden Gründe — er ſoll? Wiſſen Sie weiter nichts?

Inſpektor. Und wenn er das nicht will: ſo kann er um ſein Amt kommen.

Elias. Das will ich ruhig abwarten. So gäb' es eine neue Art von Märtirern — die Märtirer für eigenes Haar. Und ſo könnte dieſe Perückengeſchichte immer einen guten Stof zu einer ganz neuen gar luſtigen Epoche geben.

Generalſuperintendent. Er trägt alſo eine Perücke. Und nun geh er und halte er uns nicht länger auf. Wir haben hier nichts zu thun.

Elias ſchüttelte den Kopf, ſtampfte mit dem rechten Fuſſe auf und war im Begrif, ſeinen Abtritt zu nehmen; als ihm der Inſpektor nachrief: und man ſieht auch ſein [illegible], wie ſichs gehört, in ſchwarzer Kleidung und im völligen Ornat.

Elias, der ſchnell auf die vorige Stelle zurücktritt. Ach, es iſt wahr, das wäre über der Perrückengeſchichte ſchier vergeſſen worden. — Meine Herren, Sie werden noch nicht gehört haben, daß ich in einem bunten Kleide gepredigt, getauft, Beichte gehört oder in den Häuſern das Abendmahl gereicht habe. Ich ſchicke mich auf dieſer Seite ganz ins Herkommen; ob ich gleich zur Erleuchtung unſerer Nachkommen das Jutraſſen halte, daß man auch den Prediger endlich, wie jeden ehrlichen Mann, der ſeine Kleidung ſelbſt bezahlen muß, ſich kleiden laſſen werde, wie er will; denn ſchwarz kleidet ohnehin die wenigſten Menſchen, hat wenig einſchmeichelndes, iſt bei uns die Farbe des Unglücks, der ſchrecklichſten Verbrechen und des Teufels ſelbſt; und was Mantel und Kragen betrift, welche eigentlich bei uns nur ein Stückgen von den großen Röcken, und allmächtigen Halskrauſen ſind, die man ſonſt trug; ſo iſt mirs immer, wenn ich ſie anlege, als wenn ich damit ſpräche: ſehet, lieben Leute, das ſind noch die Ueberbleibſel des geiſtlichen gothiſchen Geſchmacks — mit Gottes Hülfe werden ſie auch bald abkommen — klein genung ſind ſie ſchon.

Generalſuperintendent. Da hören Sie den Spötter. Er iſt ein Freigeiſt und geht immer weiter. Er beleidigt unſern ganzen Stand und iſt ein Feind des Chriſtenthums. Schreiben Sie nieder, Herr Sekretär. Davon müſſen wir Bericht höhern Orts erſtatten.

Elias. Ich füge mich ja, wie geſagt, von dieſer Seite ins Herkommen, und verrichte nie keine eigentliche Amtshandlung auſſer meinem Ornat.

Rath S. Was hab ich gehört, daß ers geſagt hat: Das übrige ſprach er nur [illegible].

Elias. Wenn ich denn nun andere Wege und Handlungen verrichte, die nicht eigentlich zu meinem Amte gehören: ſo ſehe ich ganz und gar keine Verbindlichkeit für mich, warum ich auf und bei ſelbigen nicht eben ſo weiß, [illegible], grün und grau gekleidet ſeyn kann, wie alle andere Menſchen; ſo bald ich nur dazu keinem Menſchen etwas abfordere oder abborge. Wenn ich darum, weil ich ein Geiſtlicher bin, auſſer meinem Amte, folglich z. E. bei freundſchaftlichen Beſuchen, auf Promenaden, nicht ein buntes Kleid tragen darf: ſo darf ich auch als Geiſtlicher auf meiner Stube nicht im Schlafrock gehen; ja ich darf als Geiſtlicher auch nicht in meinem Nachtcamiſölchen ſchlafen, ſondern ich muß Tag und Nacht meinen Ornat tragen, und muß mich mit ſchwarzem Rock, Mantel und Kragen zu Bette legen.

Inſpektor. Oho! Oho!

Elias. Im Amte trage ich meinen Amtshabit — im Hauſe meinen Haushabit —

im Bette meinen Schlafhabit — folglich in Geſellſchaften und auf Promenaden meinen Geſellſchafts- und Promenadenhabit. Darf ich als Prediger im Bette im Nachtkamiſölchen liegen, im Hauſe als Prediger im Schlafrock umhergehen: ſo darf ich auch als Prediger im bunten Kleide meine Freunde beſuchen und ſpatziren gehen. Bedeutet mein Ornat einmal mein Amt: ſo möchte ich wiſſen, was ich mit Aufweiſung meines Amts auf der Gaſſe, bei meinen Freunden, oder vor dem Thore eigentlich bewirken ſolle. Ich taufe, traue, predige ja daſelbſt nicht. Daß ich ein Prediger ſey weis jedermann; ſo iſt es nicht nöthig, daß ich es durch meinen Ornat erſt ankündige. Mich däuchte, die Beſcheidenheit und der Geiſt der Geſelligkeit fodern es auch von mir, daß ich auſſer meinem Amte nicht in meinem Ornat gehe. In Ländern, wo die Richter ihre eigene Kleidung im Gericht tragen, wird man nimmermehr hören, daß ſie in dieſer Kleidung Beſuche bei der Natur, bei ihren Mitbürgern und Freunden ablegen. Es läſſet ſo ſteif und arrogant, wenn ich in Geſellſchaft mit meinem völligen Ornat komme, und hat gerade das Anſehen, als wenn ich daſelbſt eben ſo allein und ohne Widerſpruch reden wollte, als auf der Kanzel. Und die Natur, wenn ich ſie beſuche, weis vollends gar nichts davon, daß mein Stand ſeine eigene Tracht habe. Vielmehr ſchweigen alle Nachtigallen bei dem Anblick eines ſchwarzen Mannes, und in Geſellſchaften ſchweigt die Freude, wenn ein Mann im Trauerhabit in ſie eintritt. Alle meine Mitbürger ſind weit offener und vertraulicher gegen mich, wenn ſie ſehen, daß ich, indem ich unter ihnen bin, durch meinen Amtshabit nicht ausgezeichnet ſeyn, nicht hervorſtechen will.

Inſpektor. Das ſind Poſſen. Unſer Stand iſt ſo verachtet genung. Gehen wir vollends auſſer unſerm Ornat, und halten alſo ſelbſt nicht mehr auf ihn: ſo ſinkt er ganz.

Rath S. Hilf Himmel!

Präſident. Das glaub ich ſelbſt. Der Pöbel hängt nun einmal am Aeußerlichen. Der Herr Magiſter wird aus Erfahrung wiſſen, daß der Bürger ihm, wenn er ihm in ſeinem Ornate begegnet, eine weit tiefere Verbeugung macht, als wenn derſelbe im grauen Ueberrock geht.

Rath S. Nun Herr Magiſter, was meinen Sie dazu? Das iſt halter ein wichtiger Punkt.

Elias. Das meſchante Verbeugen, welches mein Stand vor ſich verlangt, das iſt es eben, und da ſitzt es eben, daß wir noch ſo viel heilige Grimaſſen ſchneiden. Stolz, wahrer, unerträglicher Stolz iſt es, der da macht, daß wir auf allen Seiten noch affektiren. Wir wollen immer der wichtigſte Stand im Staate ſeyn, und andere haben doch auch ihren Werth. Wir wollen die tiefſten Komplimente haben, zuerſt immer gegrüßt ſeyn, den Gruß nur erwiedern und eine Art von Götzen vorſtellen, vor denen ſich jedermann beugt. Wenn ich nicht irre, machtens die Phariſäer zu des Heilandes Zeiten gerade ſo, und was der Herr deshalb von ihnen urtheilte, iſt bekannt. So viel ich weis, grüſſen mich die Leute eben ſo freundlich im bunten, als im ſchwarzen Rock. Und warlich, wenn ich denken müßte, daß ich durch ein Kleid erſt der Gegenſtand der Achtung meiner Mitbürger würde: ſo zöge ich nimmermehr das Kleid wieder an. Gott! welche Demüthigung für mich, wenn ich überzeugt wäre, daß die Leute nicht mich, ſondern meinen Ornat grüßten! Aber dies mag denn freilich wohl der Fall bei manchem meiner Herren Amtsbrüder ſeyn. Man iſt unwiſſend, unmoraliſch; man iſt dies mit aller ſeiner Mitbürger Wiſſen; man fürchtet deshalb öffentliche Beweiſe der Geringſchätzung zu empfangen; was zu thun? Man wirft ſich in Mantel und Kragen, und die Leute ſind gutherzig genung, das Amt von der Perſon, die es verwaltet zu unterſcheiden, und man ſchreibt die Achtung, welche das Amt nun eigentlich erhält, ſich zu. Das glaube ich ſelbſt, daß vor manchem unſerer Geiſtlichen, kein Menſch den Huth abnähme, wenn er nicht den prieſterlichen Ornat trüge; aber wie ſo einem Kerl von Geiſtlichen auch zu Muthe werden mag, wenn er denken muß, daß man nicht den Huth vor ihm, ſondern vor einigen Ellen ſchwarzen Tuchs, in die er ſich gewickelt hat, abnehme, das möchte ich wiſſen. Warlich, die Prediger ſind ſelbſt Schuld daran, daß man von ihnen verlangt, daß ſie immer in ihrem Ornat gehen ſollen. Sie legen ſich ſelbſt dieſe Laſt auf. Sie könnten manches abändern, wenn ſie nicht zu ſteif und zu bauerſtolz wären. Mich hat noch kein Bürger über meine bunte Kleidung zur Rede geſtellt. Hier vor dem Konſiſtorium werde ich zuerſt von Geiſtlichen darüber konſtituirt. Warum wartet man nicht, bis mich meine Gemeine, oder auch nur meine Mitbürgerſchaft deshalb belangt?

Inſpektor. Ei, das wäre ſchön! Wir müſſen hier ex officio auf das Koſtume unſeres Standes halten. Dazu ſind wir hier.

Generalſuperintendent. Kurz, es iſt wieder das Dekorum, daß man ſo wie ein Pächter geht.

Elias. O gnade Gott der Religion, wenn ihre Diener erſt durch das Aeußerliche ehrwürdig werden ſollen! Wir Geiſtliche ſollen uns am meiſten dazu verpflichtet halten, die Leute von der Anhänglichkeit am bloſſen Aeußerlichen zurückzuziehen. Das ganze Chriſtenthum iſt leider ſo nicht viel mehr, als Beobachtung einiger in die Augen fallenden Gebräuche. Setzen wir nun als Diener der Religion unſere Würde in Mantel und Kragen: wie darf es uns wundern, daß wir keine beſſeren Gemeinen bauen? — Und Herr Generalſuperintendent, weil Sie vom Dekorum reden, und das Dekorum unſeres Standes darinn ſuchen, daß wir auch auſſer unſerm Amte in unſerer Amtskleidung erſcheinen: warum fahren Sie denn in einem bunten Kleide zu Schmauſe aufs Land durch die Stadt? Aergern ſich daran Ihre Mitbürger nicht?

Generalſuperintendent. Ei, ein anderes iſt gehen, ein anderes fahren.

Elias. Nun, das muß ich geſtehen, daß es mir bei dieſer Diſtinktion, wie bei vielen andern theologiſchen Diſtinktionen gehe. Man will nur diſtinguiren um nicht Unrecht zu haben.

Rath S. Das ſcheint mir ſelbſt einerlei, ob ich im bunten Kleide durch die Stadt gehe, oder mich durch die Stadt fahren laſſe. Im Grunde kommt es hier nicht darauf an, wie ich fortkomme, ſondern darauf, daß mich die Leute ſehen. Und natürlicher Weiſe gucken mehr Leute nach mir, wenn ein Wagen unter mir raſſelt, als wenn ich ſtill zu Fuß ſchleiche.

Präſident. Nun na — ein anderes iſt der Herr Generalſuperintendent, ein anderes der Herr Magiſter.

Elias. Sehr wohl. Aber wenn Magiſter Elias Klaproſe darum, weil er ein Geiſtlicher iſt, nie ohne ſeinen Ornat erſcheinen ſoll: ſo darf es der Herr Generalſuperintendent Steifmann, als erſter Geiſtlicher im Lande noch weniger.

Rath S. Der Schluß iſt ſo richtig, als der, zehnmahlzehn iſt hundert und zehnmahlhundert iſt tauſend.

Generalſuperintendent. Das hat mein Vorfahr im Amte ſo eingeführt, daß er, wenn er aufs Land fuhr, im Farbenkleide fuhr. Und daran ſind die Leute nun einmal gewöhnt.

Elias. Und daran hoffe ich die Leute zu gewöhnen, und dies hoffe ich für meinen Nachfar im Amte einzuführen, daß man auſſer ſeinem Amte in der Stadt und vor dem Thore in Farbenkleidern gehen könne.

Inſpektor. Ich gehe und fahre nie anders, als ich jetzt hier ſitze. Man muß hier aufs Dekorum ſehen. Jeder Stand hat ſein eigenes und wer in einem Stande einmal lebt, muß ſich in ſein Dekorum ſchicken.

Generalſuperintendent. Das iſt die Hauptſache. Das Dekorum bringt es ſo mit ſich.

Elias. Das wahre Dekorum eines Geiſtlichen beobachte ich bis jetzt unverbrüchlich; und wenn ich es jemals überſchreite: ſo werde ich ehrlicher Mann genung ſeyn, um auf der Stelle mein Amt nieder zu legen, weil ich deſſen alsdenn nicht mehr würdig wäre. Aber worinn beſteht das eigentliche Dekorum eines Geiſtlichen? Meine Herren, um Gottes willen — es beſteht doch wohl nicht in der Wäſche, in der Kleidung, im Mantel und Kragen? Nein, es beſteht in guten Sitten, in einem exemplariſchen Wandel, in Demuth, Menſchenliebe und Dienſtfertigkeit. Wenn wir weiter nichts thun wollen, als heilige Grimaſſen ſchneiden; wenn wir bloß in zufälligen, gleichgültigen, nichtsbedeutenden Aeußerlichkeiten die Würde unſeres Standes ſuchen: ſo iſt unſer Stand ein Auswurf aller Stände. Wiſſenſchaft, Talent, ein edles Herz, warme, thätige Bruderliebe müſſen uns erſt wahre Würde geben.

Rath S. O ich möchte Sie küſſen, Herr Magiſter. Sie ſind ein wahrer Geiſtlicher. Aber ich bedaure Sie in voraus.

Präſident. Nun na — was ſoll aber daraus werden? Wir haben mehr, denn eine Predigt, ſchon angehört, und mich fängt gewaltig an zu hungern.

Generalſ. und Inſpektor. Uns auch. Wir wollen gehen. Er kann hier reden, ſo lange er will. Seinen Beſcheid hat er.

Elias. Nur noch ein Wort, meine Herren. Sie ſcheinen den dürren Begrif vom Dekorum unſeres Standes, den ich Ihnen darreichte, nicht ganz gefaßt zu haben. Ich will Ihnen denſelben durch Inſtänzen faßlicher machen. Das iſt wider das Dekorum, daß Sie, Herr Generalſuperintendent, aus dem Anzugsſchmauſe eines Predigers ein wahres Bachusfeſt machen, und das Kirchen- Gemeine- und Armenguth in einer Mahlzeit verpraſſen. Das iſt wider das Dekorum, Herr Inſpektor, daß Sie einer unſerer unwiſſendſten Geiſtlichen ſind; und ſelten ein wahr Wort reden. Aber das iſt nicht wider das

Dekorum, wenn Magiſter Klaproſe im Farbenkleide vors Thor oder zu ſeinen Freunden geht.

Präſident. Ich wollte, daß wir die Sache nicht angefangen hätten.

Rath S. Geſcheuter wäre es geweſen.

Generalſ und Inſpektor, die nicht thun, als hätten ſie all das letztere gehört, und fortgehen. Es bleibt bei dem gegebenen Beſcheide. Wer ſich in ſeinen Stand nicht ſchicken will, kann aus ſelbigem heraustreten.

Rath S. als die übrigen fort waren. Herr Magiſter, ich gebe Ihnen den Rath, daß ſie ſich in Ihrer Sache unmittelbar an unſern gnädigſten Herrn wenden. Hier kommen Sie nicht fort, wie Sie wohl ſehen,

Elias in einer zahlreichen Geſellſchaft von großen Hauben, hohen Friſuken und dicken Poſchen.

Achtes Kapitel.

Elias hielt es nicht für rathſam, einer Perucke wegen einen großen Herrn anzulaufen. Er klopfte liebkaſend ſein Haupt, und ſprach dazu: Fürchte nichts, guter ehrlicher klaproſiſcher Kopf! du behältſt deine Decke und deinen Schmuck, die dir Gott und die Natur gegeben haben. Wer die Haare dir nehmen will, ſoll ſie dir ausraufen müſſen.

Rath S. kam gleich nach Tiſche zu ihm, und bat ihn aus eigenem Antrieb, um ſich zu ſehen, und unter beiden zu wählen, ob er ſich eine Perucke anſchafte, oder die Maßregeln zu ſeiner Sicherheit träfe. Ich bin überſtimmt, ſprach er, das ſehen Sie, und kann Sie nicht ſchützen. Sie haben aber von der Anhänglichkeit dieſer beiden Männer am Alten, von ihrer Unbiegſamkeit, Rache und geiſtlichen Herſchſucht alles zu fürchten. Es lieſſen ſich bei uns ſehr viele nützliche und nöthige Abänderungen machen, wenn wir einen aufgeklärten und beſſerdenkenden Mann zum Generalſuperintendent hätten, und wir könnten mit Ablegung aller Arten von Vorurtheilen vor andern Ländern weit voraus ſeyn, ſtatt, daß wir jezt damit noch funfzig Jahre hinter manchem derſelben zurück ſind. Aber ſo lange er und der Inſpektor das geiſtliche Regiment haben, ſpielen Bigotterie, Heucheleÿ, Pfaffenignoranz und ſo genannte Orthodoxie in Folio hier die beſte Rolle. Seyn Sie auf Ihrer Huth, Herr Magiſter. Ich glaube, daß man weiter gehen dürfte, als Sie fürchten. Jetzt hat man Sie nur an Haar und Rock gezupſt; man möchte Sie vielleicht bald noch auf andern Seiten anzupfen.

Elias. In Gottes Namen! Ich muß doch aber auch dabei ſeyn. Und denn habe ich auch einige Flekgen, auf denen ich ſie ſo wieder zupfen will, daß ſie ewig an mich denken ſollen.

Rath S. ſuchte für den Magiſter ſo viel zu thun, als er konnte, und hielt das weitere Verfahren gegen ihn beim Konſiſtorium dadurch auf einige Zeit wenigſtens auf, daß er daſelbſt erzählte, man habe Nachricht, daß Elias nächſtens auſſer Landes weiter befördert werden würde. Elias aber war über den ganzen Vorgang mit allen ſeinen Folgen, die er auch nur haben könnte, ſo ſorgenloß, daß er noch ſelbigen Tages ganz wider ſeine Gewohnheit die Einladung zu einem Picknick annahm, welchem Henriette gleichfalls wider ihre Gewohnheit beiwohnte.

Elias kam etwas ſpät zur Geſelſchaft; weil er erſt einen Sologang zur Natur gemacht und auf ihrem großen Concertſaale im Elſenbruche einige Stunden zugebracht hatte. Die Stimmung, welche er daſelbſt ſeiner Seele gegeben, hatte ihm alles Vorhergegangenen wieder vergeſſen gemacht. Dafür contraſtirte ſie nun aber auch wieder mit derjenigen auf das auffallendſte, die er hier affektiren ſollte. Die Herren ungerechnet, fand er hier einen Anblick von mehr als funfzig Damen, welche an hohen Koeffüren und unſtaltigen Poſchenkleidern unter einander einen Wetteifer angeſtellt zu haben ſchienen. Henriette war die einzige, welche wie ein treugebliebenes Kind der Natur unter ihren ausgearteten Schweſtern da ſtand. Elias ſchien wider ſeine Gewohnheit beſtürzt, und machte bloß eine ſtumme Verbeugung. Die Damen mit ihren unendlichen Haarthürmen, auf welchen die hohen Schwungfedern wie die Fahnen weheten, umgaben den ſo gar ſimpelgekleideten Magiſter, und dankten ihm für die Ehre, in ihrer Geſelſchaft ſeyn zu wollen. Elias, ſo groß er war, fand ſie, ihre hohen Abſätze und Koeffuren eingerechnet, alle von gleicher

Größe mit ſich. Er ſuchte ihr Geſicht ſo, wie er es an ſich fand, an ihnen auch ganz oben, und entdeckte es erſt dreiviertelellen tiefer. Es war ihm, als würden eben ſo viel große Puppen und Maſchinen um ihn her geſchraubt. So, wie ſie auf ihn avancirten, retirirte er ſich in einen Winkel, und vergoß Angſtſchweis. Er ſuchte Henrietten mit ſeinen Blicken, um an ihr zu ruhen und zu ſich ſelbſt zurück zu kommen. Sie drängte ſich durch eine Wagenburg von Poſchen an ihn hin. Er ſetzte ſich, reichte ihr die Hand und ſprach ihr ins Ohr: Hilf Gott! welch ein widernatürlicher, monſtröſer Anblick ſind alle dieſe Ihre bethürmten und beſtopften Schweſtern! Mir gebrichts an Luft. — — Henriette lächelte und flüſterte ihm zurück: Wagen Sie heute einmal einen Sturm auf dieſe Thürme, Schanzen und Bollwerke. Ich will den Angriff decken.

Man hub tauſenderlei Geſpräche an. Elias erholte ſich von ſeinem gehabten Schrecken. Ein junges, munteres Frauenzimmer näherte ſich ihm, und fragte ihn vermuthlich auf Henriettens Anſtiften nach der Urſache ſeiner anfangs bezeigten

Verlegenheit. Elias, an den dieſe Frage ziemlich laut gethan ward, und der die Bemerkung machte, daß man allgemein aufmerkſam auf ſeine Antwort wurde, erwiederte ebenfalls ziemlich laut: „Mamſell, die Güte mit der Sie mich um die Urſache meiner anfänglichen Verlegenheit fragen, verdient, daß ich Ihnen dieſe auf das offenherzigſte bekenne. Ich kam aus dem Schoſſe der Natur in dieſe Geſellſchaft, und brachte noch einen guten Theil meiner Empfindungen über die Einfalt und ungekünſtelte und doch unübertrefliche Schönheit derſelben hieher mit. Jede dieſer Empfindungen, ſträubte ſich in mir gegen den Anblick, mit welchem ich hier überraſcht ward, und ich bedurfte allerdings einiger Zeit, um mich davon zu erholen. . .“

Verſchiedene andere junge Frauenzimmer traten jetzt auch um den Magiſter her.

„Wie ſo? Herr Magiſter, wie ſo? Wurden Sie über den Anblick ſo vieler Mädgen beſtürzt?“

Elias. Bewahre der Himmel! Aber meine Damen, wenn Sie nicht ungehalten darüber werden wollen — die Unnatürlichkeit Ihres Aufzugs bildete einen ſo frapanten Kontraſt mit der Simplicität der Natur, welche ich beſucht hatte, daß ich das Gefühl deſſelben nicht zu überwältigen vermochte.

Bei dieſen Worten ward die ganze Frauenzimmergeſellſchaft rege, und ſchloß einen Kreis um den Magiſter. Die jüngern waren ihm die nächſten, und die ältern ſchloſſen in einiger Entfernung an. Dem Elias war jetzt gerade ſo zu Muthe, als wenn er Sturm liefe, und ſich alles ihm zur Gegenwehr ſtellte. Beſonders ſchienen ihm die bejahrten Damen zur tapferſten Vertheidigung ihrer Haarthürme und Pyſchen entſchloſſen zu ſeyn.

Elias, mitten unter ihnen ſtehend. Sie, liebenswürdige Geſchöpfe der Natur — wie verſtellen Sie ſich! Dieſer ganze Aufzug, in dem Sie erſcheinen, iſt wie recht eigentlich dazu erſonnen, Ihre ſchönſten und höchſten Reize zu verbergen. Glauben Sie um Gottes willen nicht, daß Sie ſchöner durch ihn werden. Das ganze herrliche Ebenmaaß Ihres Körpers iſt durch ihn verſchoben. Der Kopf, von der Natur dazu gemacht, mit vielem Anſtande obenauf an uns zu ſitzen, und durch ſeine Runde und verhältnißmäßige Größe unſerm ganzen Körper die vollkommenſte Proportion zu geben, hat an Ihnen das Anſehen, als wenn er unter dem Halſe ſäſſe. Wenn man Sie eine Weile rückwärts geſehen hat, und Sie ſich beim ſchnell umwenden: ſo ſucht man Ihre Augen oben in der allmächtigen Haube oder Friſur, und erſchrickt über die Unnatürlichkeit, ſie einige Spannen tiefer erſt zu finden. Einige Ihrer Köpfe laſſen dreieckigt, andere viereckigt, und ſind ſo breit, wie Sie kaum in den Schultern ſind. Ihr Hals müßte nun wenigſtens dreimal länger und ſtärker ſeyn, wenn er zu dem Rieſenkopfe paſſen ſollte; und wenn Sie Ihre Arme ausbreiten: ſo fällt die Mißproportion des letztern gegen den übrigen Körper auf das unangenehmſte erſt recht in die Augen. Ihre dicken Poſchen, welche Sie ſich da auf den Seiten angebunden haben, entziehen jedem Auge die herrliche, ſchlanke Taille, die Ihnen die Natur gab. Man ſieht nun nichts von Ihrem ſimmetriſchen Bau. Von der unnatürlichen Breite, die Ihr Körper durch die Poſchen empfängt, geht er nun mit einem male unten ganz ſpitz zu in ein Paar Füſſe, von welchen man fürchten möchte, daß ſie in jedem Augenblick zerbrächen. Denken Sie ſich einmal, daß die Natur ſo eine Figur von Menſchen, wie Sie ſo machen, wirklich hervorbrächte, die oben ſo dick anfinge, in der Mitte ſich ſo breit ausdehnte, und unten ſo ſpitz zuginge — wofür würden Sie ſie erklären?

Mamſell R. und Mamſell S. die Achſeln zuckend. Lieber Herr Magiſter, es iſt nun einmal die Mode ſo.

Mamſell W. die ziemlich alt und unproportionirt gewachſen war. Und ſie läſſet auch ſchön. Ich halte ſie für die ſchönſte, die jemals für uns Damen erfunden ward.

Elias. Mit Erlaubniß, Mamſell, daß ſie dies nicht ſey, habe ich Ihnen jetzt, wie ich denke, ziemlich ausführlich gezeigt. Je mehr irgend eine Tracht unſere natürliche Geſtalt verbirgt: um ſo ſchlechter iſt ſie. Die ſchönſte Tracht iſt die, welche den menſchlichen Körper nur als Decke umgibt, durch welche er ganz ſo hervorſchimmert, wie er wirklich gebauet iſt. Ueberlegen Sie doch, das Kleid ſoll ja nur eine Hülle ſeyn, die uns umſchließt; nicht aber eine Maſchine, die uns eine halbe Elle breiter macht, als wir ſind. Nehmen Sie einmal die große Haube ab: ſo werden Sie den Anblick der Poſchen erſt recht unnatürlich finden; oder legen Sie die Poſchen ab: ſo wird Ihnen Ihr Kopfputz wirklich ungeheuer vorkommen. Glauben Sie denn, daß Haarfriſuren, hohe Auffätze, Kleider und Poſchen die Geſtalt des weiblichen Körpers ſchöner machen können, als die Natur ſie machte? Warlich die Natur iſt die größte Meiſterin, und bedarf nicht erſt eines Schneiders oder eines Friſeurs, um ihr Werk in Vollkommenheit ſehen zu laſſen. Wenn das natürliche Haar in ſanften Locken um den Hals wallet, und ein Kleid, ganz an den Leib anſchlieſſend, nur die Decke deſſelben iſt, ſo, daß ſein ſimmetriſcher Wuchs allenthalben durchſcheint — o Mamſell, das iſt die ſchönſte, einnehmendſte, bezauberndſte Tracht, in der ein Frauenzimmer erſcheinen kann. So kleideten ſich die Damen unter den geſchmackvolleſten Völkern, welche wahres Gefuhl für die Schönheit der Natur hatten. So kleidet ſich die edle Henriette hier. Sehen Sie ſie an; ſie iſt weder ſo hoch, noch ſo breit, wie Sie; aber welche Proportion und Simmetrie in ihrem ganzen Anblick!

Welch ein Jammer wäre es, wenn uns dieſe ihr ſchönes Haar nicht ſehen lieſſe, und uns ihren herrlichen Wuchs durch Polſter auf beiden Seiten verbärge!

Mamſell R. und S. Wir müſſen geſtehen, daß es ihr ſehr gut anlaſſe.

Elias. Und Ihnen müßte es eben ſo gut anlaſſen. Wie ſchwer halten Sie die geſammte fremde Laſt, die auf Ihrem Haupte ruhet?

Mamſell R. die mit dem Kopfe hin und her wiegt. I nun, drei bis viertehalb Pfund können es immer ſeyn.

Elias, die Hände zuſammenſchlagend. Hilf Himmel, wie phyſiſchſchädlich muß das ſchon für Sie ſeyn! Und wie äußerſt unbequem! Sie müſſen ja unaufhörlich mit dem Kopfe balanciren, und können kaum die geringſte freie Bewegung mit ihm machen. Alle Fenſter, zu welchen Sie ſich hinausbeugen, alle Lauben, in die Sie eingehen wollen, beinahe die Kirchthüren ſind zu klein für Sie. Was haben Sie denn nun da wohl alles auf Ihrem Haupte?

Mamſell S. lautlachend. O das ſollten Sie wohl nicht zuſammenrathen! Bündel von Wolle, nen Werk und von Pferdhaar, große und kleine Wulſte, Unterlagen, falſche Locken, Haarnadeln, Pomade, Puder, und was noch mehr.

Elias. Und dafür ekelt Sie nicht? — Haben Sie denn kein eigenes gutes Haar?

Mamſell S. O ich habe ſehr gutes ſtarkes Haar.

Elias. Und dieſer edle, ſimple Schmuck weiblicher Tugend und Schönheit iſt Ihnen nicht reizend genung, daß Sie ihn gegen einen ſo unnatürlichen Firlefanz vertauſchen? Sagen Sie mir doch, warum ſchminken Sie ſich nicht?

Mamſell S. Weil ich natürlichrothe Backen habe.

Elias. Aber Sie haben ja auch natürlichſtarkes Haar; warum bewulſten Sie ſich denn mit falſchen Haaren?

Mamſell R. und S. gingen mit Henrietten über die Seite, und kamen bald in ihrem ganz natürlichen Haarſchmuck zur Geſellſchaft zurück.

Elias, ihnen entgegenlaufend. Heil Ihnen, Heil Ihnen, Sie Kinder der Natur! Wie wird ſich unſer aller Mutter freuen, daß Sie zur Liebe und Treue gegen ſie zurückgekehrt ſind!

Sehen Sie einmal, meine Damen insgeſamt, dieſe liebenswürdigen Schönen an! Iſt nicht die ſimple, pure Natur unendlich mehr, als aller Firlefanz der Kunſt?

Hier empörten ſich an zwanzig Frauenzimmer gegen den Magiſter. Sie erklärten dieſe Art, das Haar naturlich zu tragen, fur bäuriſch und ekelhaft. Einige ältliche Damen, denen aus mannigfaltigen Hin- und Hergründen die Haare ausgegangen ſeyn mochten, vergingen ſich, indem ſie ſagten, daß es nichts, als die ärgſte Koketterie ſey, welche man dadurch treibe, und daß ein Geiſtlicher ſolche am wenigſten in Schutz nehmen ſollte. Auch fügten ſie hinzu, daß der Frechheit und Zügelloſigkeit nun Thüre und Thor geöfnet wären, und daß man eben ſo es nun auch bald für natürlicher halten werde, mit nackendem, als mit bedecktem Leibe zu gehen. Hätten die Damen nicht dieſe menſchenfeindliche Wendung genommen: ſo würde der Magiſter in gehöriger Faſſung geblieben ſeyn; ſo aber gerieth er in Feuer und Flamme für drei unſchuldige, natürlichgute Mädgen, welche jetzt ihre Liebe und Zurückkehr zur ungeſchminkten Einfalt ſo theuer bezahlen ſollten.

Elias, auffahrend. Sie ergreifen gerade meine zärtlichſte Seite, und nun nehmen Sie auch ſo mit mir vorlieb, wie Sie mich geſtimmt haben. Sie irren ſehr, wenn Sie dieſe natürliche Tracht für Koketterie ausgeben. Unter allen Damen iſt keine weniger Kokette, als Madam Natur. Nein, die Ihrige iſts. Wer nicht mehr Reize und keine andern haben will, als die ihm eigen und perſönlich ſind: der iſt nicht koket; wer aber Reize affektirt, die er nicht hat, fremden Zauber anlegt, und ſchöner laſſen will, als er iſt: der iſts. Was wir nach den Regeln der Schamhaftigkeit zu bedecken haben, wiſſen wir alle; und daß wir jemals die Kleider ganz ablegen ſollten, dagegen iſt unſer nordiſches Klima uns Bürge genug. Daß es aber eitel ſeyn ſoll, ſein eigenes Haar ſehen zu laſſen, und nicht eitel, fremdes Haar in ganzen großen Wulſten frech und öffentlich zu tragen — darüber empört ſich die geſunde Vernunft. Nein, vielmehr iſt die Simplicität im ganzen Aufzuge vom eigenen natürlichen Haar an bis zum Kleide ohne Poſchen, und bis zum Schuh ohne hohen Abſatz die wahre Empfehlung der Tugend und Ehrbarkeit an Ihr Geſchlecht. Ihr Karakter, Ihr Adel ſoll die Sanftmuth ſeyn. Dieſer ihr Bild ſind warlich nicht jene Sturmhauben, in welchen Sie ſich zu Gebieterinnen über uns aufwerfen, und uns den Krieg anzukündigen ſcheinen; nicht jene Vergröſſerung und Verdickung Ihrer Geſtalt durch hohe Friſuren und breite Poſchen, mit welchen Sie ſich mehr ſchrecklich, als liebenswürdig machen. Iſt es wahr, daß man aus der Art, wie wir uns kleiden und tragen, uns erkennen und auf unſern Hang ſchlieſſen kann: was für einen traurigen Schluß müßte man aus dem Aufzuge unſerer Damen auf ihre Grundſätze, Geſchmack, Sitten und Karakter machen! Haben ſie ſich mit dieſen eben ſo, wie mit ihren Trachten, von der Einfalt, Schuldloſigkeit und Güte der Natur entfernt — o wehe uns Männern, wenn dies wäre! Und bedenken Sie nur die unnützen Koſten, welche Ihnen dieſe ganze heutige Art ſich zu tragen macht. Wie viel rechnen Sie jährlich auf den Aufwand derſelben? Wundern Sie ſich noch über den einreiſſenden eheloſen Stand der Männer in unſerm Lande? Wundern Sie ſich nicht darüber! Der übertriebene Aufwand, welchen Sie durch

Ihren unnatürlichen Aufzug machen, ſchreckt vollends mein Geſchlecht von dem Ihrigen zurück. Die öffentlichen Aemter und Dienſte im Lande ſetzen den jungen Mann, welcher ſie bekleidet, wohl in den Stand, eine Frau zu ernähren und zu kleiden; aber ſie reichen nicht hin, den Luxus Ihres Geſchlechts zu beſtreiten.

Das Geräuſch unter den Frauenzimmern nahm bei dieſen Worten überhand. Die eine Hälfte erklärte den Magiſter für einen groben und plumpen Magiſter, der beſſer gethan hätte, wenn er vom Picknick geblieben wäre. Von der andern Hälfte ſchlich ſich eine nach der andern über die Seite, und kam ohne hohen Aufſatz und ohne dicke Poſchen zur Geſellſchaft zurück. Elias freuete ſich unausſprechlich. Endlich entſtanden wirklich zwo Rotten. Auf die eine Seite traten die natürlichen, auf die andere die koeffirten und bepoſchten Damen. Letztere beſtanden mehrentheils aus ledigen Frauenzimmern zwiſchen dreißig und vierzig Jahren. Es war eine Art von Schlachtordnung, welche ſie gegen einander formirten. Elias tröſtete ſich damit, daß er ſie ohne Flinten und Degen erblickte. Die Herren ſchienen dabei neutral, und überlieſſen dem Elias das Zeichen zur Attake. Dieſem aber war daran gelegen, Frieden zu ſchlieſſen. Er band ſeinen weißen Schnupftuch ſtatt Friedensfahne auf ſein Rohr, hub es hoch empor und rief aus: „Hören Sie allerſeits, meine Damen; ich habe Sie entzweiet, ich will Sie auch wieder verſöhnen. Laſſen Sie uns den Urſprung dieſer unnatürlichen Koeffüren und Kleidertrachten aufſuchen! Man muß billig ſeyn, und denken, daß der menſchliche Verſtand nicht ohne Noth ſcheinbare Ausſchweifungen genehmige oder gar erfinde. Auf Firlefanz fällt man nur erſt alsdenn, wenn man ſich von der Natur verlaſſen ſiehet. Und in dieſem Fall iſt es allerdings beſſer, Firlefanz, als gar nichts, zu haben. So waren z. E. ältliche Damen, welche Bleiche, Bläue, Gummifarbe, Zarre und Runzel im Spiegel an ſich ſahen, die erſten, welche ſich ſchminkten. So erfand ein ausgewachſenes Frauenzimmer den Kapſchon, ihren Buckel damit zu bedecken. So ergrif ein Mädgen, welches der Welt wenigſtens auf einige Monate noch weis machen wollte, daß ſie noch Mädgen ſey, die Saloppe. So ſteckte noch ein anderes Mädgen;

welches das Laſter mit Beulen im Geſichte gezeichnet hatte, die erſte Dermöſe. Und ſo hat wahrſcheinlicher Weiſe irgend eine Dame, welche keine Haare mehr hatte, dieſe abentheuerlichen fremden Haarwulſten zuerſt aufgeſetzt, und irgend eine andere, welche ſchiefe Hüften hatte, die erſten Poſchen getragen. Folglich iſt es noch bis jetzt keinem haarloſen Frauenzimmer zu verdenken, wenn es ſich behaarthürmt und behaarwulſtet; und keinem ſchiefhüftigen Frauenzimmer, wenn es ſich geradhüftig poſcht. Aber eben ſo folgt auch daraus, daß ein Mädgen, welches eigene Haare genung hat, ſich ſolche fremde Haarknäule dennoch aufſtecken müſſe, und daß ein Mädgen, das die Natur mit gleichen Hüften gebildet hat, ſich Poſchen anzubinden nöthig habe. Daß jemand ſeine natürlichen Mängel verberge, verarge ich ihm nicht; aber daß der, welcher dergleichen nicht hat, thun ſolle, als habe er ſie — — das iſt abgeſchmackt, das iſt toll! — Sie alle, wie Sie noch hier mit den hohen fremden Wulſten ſtehen, ſagen damit: ich habe ſchlechte Haare; und Sie alle, die Sie noch mit Poſchen hier ſtehen: ich habe ſchiefe Hüften. Wer wollte

Ihnen darüber Vorwürfe machen, wenn es ſich ſo verhielte? Was könnten Sie dafür? Aber weg mit der Haarwulſt bei jeder, die ihr eigenes Haar noch ſehen laſſen darf! Weg mit den Poſchen bei jeder, die gerade Hüften hat! Warum wollten ſie die Natur beſchimpfen?

Hier flogen die Haarwülſte, Kopfzeuger und Poſchen im Saale umher, und jedes Frauenzimmer warf ſie weg, welches ſich ſicher wußte, daß es ihrer aus den vom Elias angezeigten Urſachen nicht bedürfe. Henriette trug dieſe und alle die vorigen bereits abgelegten zuſammen, und daraus entſtand ein Haufe, über den der lange Magiſter ſelbſt nicht wegſehen konnte. Die liebenswürdigſten Taillen kamen nun zum Vorſcheine, und man glaubte auf allen Seiten ganz neue Geſichter zu erblicken. Die zur Natur zurückgekehrten Damen beſahen ſich im Spiegel, umarmten einander wie die Kinder der Natur wieder, und wurden ihren reſpektive Liebhabern noch reizender, als zuvor. Die übriggebliebenen Frauenzimmer mit hohen Aufſätzen und Poſchen wurden ein Gegenſtand des Gelächters und der Satire. Einige von ihnen fingen darüber an bitterlich zu weinen. Die Gegenwart des Magiſters konnte ſogar einige Unordnungen nicht verhindern. Er hatte einmal Sturm gelaufen, und die Veſtung eingenommen; und ſo fingen einige naſeweiſe junge Herren an, zu plündern. Verſchiedenen ältlichen Damen wurden im Gewühl der Menge die hohen Haarthürme und Poſchen mit Gewalt abgeriſſen. Da ſtand denn die eine mit kahlem Kopf, auf dem ſie nicht hundert Haare mehr hatte; und die andere mit auffallender Schiefſigkeit. Man kam darüber ſchier zu wirklichem Handgemenge. Elias ſtiftete Frieden, überlieferte die abgeriſſenen Wülſte und Poſchen wieder und machte für ſeine Perſon Aufbruch.

Das Picknick zerſchlug ſich.

Die behaarwülſteten und bepoſchten Damen verfügten ſich nach Hauſe, und die wieder natürlich gewordenen geſelleten ſich zum Magiſter, und ſchlugen ihm, weil der Abend ſehr ſchön war, eine Promenade vor dem Thore vor. Elias griff mit beiden Händen darnach, und faßte Henrietten und eine ihrer Freundinnen an, an welche ſich auf beiden Seiten noch viel andere anſchloſſen. In einer ſechsfachen Linie, dreißig Damen und faſt eben ſo viel junge Männer hoch, zogen ſie zum Thore hinaus. Elias in der Mitte der erſtern.

Vor dem Thore begegnete ihnen der Generalſuperintendent in vollem Ornat. Er ſchüttelte, als er die jungen Frauenzimmer alle mit natürlichumherwallenden Locken erblickte, über die neuen Teufeleien, welche Elias angerichtet haben mußte, weidlich den Kopf. Elias that weder, als wenn er ihn ſelbſt, noch als wenn er ſein Kopfſchütteln ſähe.

„Ach, da geht der Herr Generalſuperintendent; was wird der ſagen, wenn er uns ſo ſieht? Sehen Sie doch einmal, Herr Magiſter, wie er den Kopf ſchüttelt.“

Elias. Der Mann iſt ſchwach, wenn er darüber den Kopf ſchüttelt. Aber vermuthlich ſchüttelt er ihn deshalb, weil er eben in ein Haus hier gehen wollte, wo er oft wider ſeinen Stand ganze Nachmittage hinzubringen pflegt. Da muß er denn nun unſertwegen erſt wieder einen Umweg machen.

Die Geſellſchaft ging in den Bruch, und labete ſich an den himmliſchen Reizen der Natur, welche heute in aller ihrer Milde jeden ſegnete, der zu ihr kam. Elias haranguirte daſelbſt über die Vorzüge, welche die einfachen, reinen und ſchuldloſen Freuden der Natur vor allen andern haben, und die ganze Frauenzimmergeſellſchaft applaudirte ihm.

Elias. Sehen Sie, nun ſchickt ſich Ihr ganzer Kopfputz ſo recht zur Natur, wenn Sie in ihrem Schoſſe ſind. Nun dürfen Sie nicht erröthen, wenn Sie erſt jene, und denn ſich betrachten.

Sämtliche Frauenzimmer mußten ihm die Hände darauf geben, der geſchehenen Reform treu zu verbleiben, und ſie reichten ihm beide darauf. Auf dem Rückwege führte er ſie auf eine kleine Höhe, von der ſie dem Sonnenuntergange beiwohnten. Unter den jungen Mädgen waren verſchiedene, die dies herrliche Schauſpiel der Natur noch nie mit angeſehen hatten.

Elias. Das kommt von dem ganzen famöſen dratpuppigten Leben, das man noch immer in großen Städten führt. Und daher all der Firlefanz, all die Grimaſſe, Haſenpföterei, Steifigkeit und Hoffartigkeit, die noch im Umgang, in Tracht und allem Weſen daſelbſt herrſcht.

Heraus in die offene Natur — ſo werden wir weiſe, natürlichgut, bieder und edelfrei.

Zuförderſt einige Eliasgeſchäfte. Hernach eine gar fatale Hiſtorie für unſern Magiſter.

Neuntes Kapitel.

Die jungen Initiirten in den Elias-Orden hielten ihr Verſprechen und erſchienen nicht anders wieder, als in ihrem natürlichen Haarſchmuck mit einem ſimpeln Filzhuth. Viele derſelben hatten vorher noch einen harten Kampf mit ihren eitlen Müttern und altväterſchen Tanten darüber auszuſtehen. Den letztern war der neue Aufzug zu frech und zu üppig. Sie hatten gegen die hohen Friſuren viel einzuwenden gehabt; aber gegen die unfriſirten und unbehaubten Köpfe noch mehr. Ein junges Mädgen, meinten ſie, müſſe der Engel wegen ihr Haupt bedecken; und je weniger es von ſeinem ganzen Geſicht ſehen laſſe: deſto keuſcher und züchtiger erweiſe ſie ſich. Sie empfohlen deshalb ihre tiefen Hauben und Dormöſen; welche ſie aber nicht ſo wohl der Engel, als der Runzeln wegen trugen, die ſich ſchon auf ihre Stirn und Wangen zogen. Wenn ſo eine alte Baſe in ihrer Dormöſe neben ihrem jungen Mühmchen im natürlichen Haar ſtand: ſo ließ es, als wenn das ſiebzehnte und achtzehnte Sekulum neben einander ſtänden. Den Müttern war zum Theil dieſer natürliche Aufzug ihrer Töchter nicht ſchön und galant genung. Je geputzter, bebänderter, und beſchnickſchnackter ein Mädgen einhergehe, deſto mehrerer Eroberungen, glaubten ſie, ſey ſie fähig. An die Reifröcke ihrer Jugend zurückdenkend, hatten ſie die Poſchentracht ihrer Töchter mit ihrem ehemahligen Aufzuge einigermaſſen übereinſtimmend, und deshalb überaus ſchön, gefunden. Auch fürchteten ſie, daß das natürliche Weſen, welches in der Tracht ihrer Kinder Platz greifen ſolle, mit dem übrigen ceremoniöſen, ſteifen und komplimentenvollen Weſen, das noch in ihren Häuſern und Geſelſchaften herrſchte, nicht harmonire; weshalb ſie auch auf dieſer Seite keine für ſich unangenehme Reform vorausſahen.

Die armen, ſolcher natürlich gewordenen Mädgen nahmen ihre Zuflucht zum Magiſter, der auch drey ganze Tage dazu anwendete, in ihre Häuſer zu gehen, und ihre Mütter und Baſen zu beſänftigen. Zu ſeinen Ehren bekam dieſe neue Art, wie die Frauenzimmer ihre Köpfe trugen, weil er zuerſt in der ganzen Stadt als Geiſtlicher ſo gegangen war, den Namen der [illegible]. Da aber das Bonmot des Magiſters [illegible] bekannter ward, daß ein Frauenzimmer mit ihrem hohen Aufſatz gleichſam ſage: ich habe keine Haare mehr, und mit ihren Poſchen: ich habe ſchlechte Hüften, ſo wurden der [illegible] Damen und der [illegible]. Jedes Frauenzimmer, welches nur einigermaſſen gute und proportionirte Taille hatte, ſuchte dieſelbe durch ein feſt an den Leib ſchlieſſendes Kleid zu zeigen; und die Schneider hatten Wochenlang mit Abänderung der Poſchenkleider zu ſchaffen. Jede Dame, welche nur irgend noch einen mäſſigen Haarvorrath auf dem Kopfe hatte, ließ ihn natürlich herabwallen. Sogar kahlköpfigte Damen wußten ganze Bündel fremder, gleichfärbiger Haare an die ihrigen zu befeſtigen, und kämmten ſie zum Theil vor ins Geſicht und hinter in den Nacken; damit niemand das Band und die Nath ſähe, woran ſie hingen. Noch andere näheten fremde Haare an den Huth, damit es völlig das Anſehen hätte, als wenn es ihre eigenen wären.

Die Friſeure, die Kopfzeugſteckerinnen und das ganze Heer von Modehändlern und Modehändlerinnen litten hierdurch einen großen Verluſt; und wurden äuſſerſt gegen den Magiſter aufgebracht. Elias erklärte frei und öffentlich, daß er ſie größtentheils zu den unnützeſten, überflüſſigſten und Thorheitunterhaltendſten Ständen und Zünften der Geſellſchaft zähle, und daß man zur Glückſeligkeit der Länder zu wünſchen habe, daß die Anzahl der Glieder derſelben ſo klein werde, als möglich. „Leute," ſprach er, „welche ſich bloß von der Eitelkeit anderer ernähren; und mit ihren Geſchäften auch nicht das geringſte Gute ſtiften, können nützlichere Handthierungen und Gewerbe ergreifen, und dadurch auch zum Wohl des Ganzen beitragen, von welchem ſie Theile ſind. Statt jener vierzig, funfzig Friſeure, welche jetzt hieſigen Orts die jungen Leute zu gepuderten Affen machen, und ihre ganze Beſtimmung darinn finden, daß ſie mit ihren Fingern in unſeren Haaren kräuſeln, ſind fünf, ſechs wirkliche Perückenmacher hinreichend, alten und kränklichen Perſonen ſo viel Stutz- und Beutelperücken, jahraus jahrein zu verfertigen, als dieſe brauchen. Die Kopfzeugſteckerinnen können wieder nützlichere Arbeiten betreiben, und die Modehändlerinnen können in Dienſte gehen, Aufgeberinnen und Kammermädchen werden.

Die Rage der jungen Frauenzimmer in der Liebe zu ihrem neuen natürlichen Aufzuge ging ſo weit, daß ſie ſich entſchloſſen, an einem öffentlichen Orte, einen abgelegten Haarwulſt mit dem gehörigen Aufſatze, der ſieben und ein halb Pfund wog, und ein Paar Poſchen aufzuſtellen, wozu Henriette die Ueberſchrift machte — zum Andenken unſerer ehemahligen Thorheit.

Elias blieb dabei nicht unangefochten. Die Friſeure, welche erſt einen förmlichen Proceß gegen ihn anzuheben geſonnen waren, ließen ſich die Beine zum Generalſuperintendenten faſt ab, und verſorgten ihn mit neuen Stutzperücken ſo reichlich, daß er, wenn er noch hundert Jahre lebt hätte, ſie nicht würde haben verwüſten können. Die jungen Frauenzimmer kamen mit ihren natürlichherabhangenden Haaren und Filzhüthen in die Tempel, und gaben ihren Seelſorgern, die in ihren langen und weißgepuderten Perucken auf den Kanzeln ſtanden, ein abſcheuliches Aergerniß. Man feierte eben einen Bußtag. Von allen Kanzeln — vermuthlich nach wohlweislichgetroffener Verabredung der Herren Paſtoren — ertönten an ſelbigem [illegible] Strafpredigten gegen die überhandnehmende Ueppigkeit und Frechheit des weiblichen Geſchlechts, welche ſo weit gehe, daß man ſie ſogar in den Gotteshäuſern bezeige, und mit Hüthen auf dem Kopf, wie die Dragoner, daſelbſt erſcheine. Beiläufig bekamen auch die Urheber dieſer Gott- und Ruchloſigkeiten einen derben Hieb, und man flehete Gott an, daß er, wenn er deshalb ſeine Zorngerichte über das Land ſchütten wolle, ſie beſonders über dieſe ausſchütten möchte. Elias verhielt ſich dabei ganz ruhig, und hatte das Vergnügen zu ſehen, daß nun alles Frauenzimmer aus der ganzen Stadt, welche ſich nach Eliasart trugen, nur in ſeine Predigten gingen; wofür er von ſeinen mißgünſtigen Kollegen den Beinahmen Mädgenprediger erhielt.

Unſer Magiſter hatte daran nicht genung, an Henriettens Hand der Reformator des Kopfputzes und der Kleidung ſeiner jungen [illegible] geworden zu ſeyn; er wünſchte auch ihren Geſchmack, ihren Ton im Umgang und ihre ganze Denkart der Natur eben ſo wohl näher zu bringen. Das Jahr machte ſich noch ſchön, und Elias ſuchte ſie zu immer innigern Empfindungen für die Reize der offenen Schöpfung zu ſtimmen. Wenn er denn im Elſenbruch luſtwandelte: ſo ſchloſſen ſich ganze Schaaren derſelben an ihn an. Da entſchleierte er ihnen die Schönheiten der Natur, brachte ihnen herrliche Kenntniſſe bey, ohne die Mine zu haben, als wenn er ihr Lehrer ſeyn wollte, machte ſie auf die großen Beſtimmungen ihres Geſchlechts aufmerkſam, und ſtärkte ſie in Milde und Sanftmuth, in Schöpferachtung und Menſchenliebe. Er war es, der die üble Mode in Verfall brachte, welche zu ſeiner Zeit noch in den vornehmſten Häuſern herrſchte, daß man bis um acht, ja neun Uhr des Morgens ſchlief. Er demonſtrirte ſo lange, daß man dadurch den ſchönſten Theil des Lebens wegwerfe, und ſich um die höchſten und ſeligſten Genüſſe der Natur bringe, bis man nach und nach allenthalben die Verſuche machte, früher aufzuſtehen, die Stärkungen empfand, welche ein ſanfter, im Freien zugebrachter Morgen auf die Geſchäfte des ganzen Tags uns reicht, und ihm Recht gab. Er war es, der die Spielſucht verdrängte, welcher man noch in den mehreſten Geſelſchaften aufs äuſſerſte ergeben war; da Herren und Damen oft keine weitere Unterhaltung kannten, als die Karten und Würfel ihnen reichten. Er war es, der der Verleumdungsſucht Einhalt that, welche ſonſt, ſo bald man nicht ſpielte, die Materialien zum Geſpräch lieferte, und der es dahin brachte, daß Frauenzimmer von funfzehn, ſechzehn Jahren ſich Stundenlang über ihre häuslichen Geſchäfte, weiblichen Arbeiten und Vorbereitungen zu ihrer künftigen Beſtimmung unterredeten. Er war es, der von den Toiletten der Damen die Ritter- und Liebesgeſchichten, die abſurden Feenmährchen, und alle die Produkte des faden Witzes und der noch fadern Empfindelei herabwarf, und die Lektüre reellerer Bücher, welche das geſetzte, tugendhafte Mädgen, die kluge und getreue Hausmutter, die Naturkennerin, die Gottesverehrerin und Menſchenfreundin bilden, als Modelektüre einführte. Er war es, der den ganzen ſteifen Ton im Umgang biegſamer, biedermänniſcher und herzlicher zu machen ſuchte, und alle die gothiſchen Komplimente, leeren Ceremonien und falſchen Freundſchaftsverſicherungen verbannen half. Die Weiſen, die Redlichen, die Patrioten ſegneten ihn dafür, und er machte durchgängig die Bemerkung, daß gerade dasjenige Geſchlecht, dem man den Vorwurf der Eitelkeit mache, die mehreſte Bereitwilligkeit zeige, an den Händen vernünftiger und gutdenkender Führer am erſten der Natur ſich wieder zuzuführen. Es fügte ſich, daß er einsmals über den Text von der Marie und Marthe predigte, und er nahm Gelegenheit, aus dieſem Grunde beſonders den lange noch nicht genung bemerkten und aus einander geſetzten Umſtand zu erklären, warum Jeſus ſo gern Umgang mit Frauenzimmern gepflogen habe.

So viel herrliche weibliche Seelen Elias auch kennen zu lernen Gelegenheit hatte: ſo blieb doch Henriette in ſeinen Augen die herrlichſte. Bei jeder neuen Zuſammenkunft mit ihr entdeckte er an ihr mehr die Aufgeklärtheit ihres Verſtandes, die Feinheit ihres Geſchmacks, die Richtigkeit ihrer Empfindungen und den Adel ihres Herzens. Henriette zog ihn ihrerſeits eben ſo allen jungen Männern vor, die ſie jemals geſehen, und auf beiden Theilen ermangelte man nicht, einander von der ausgezeichneten wechſelſeitigen Hochachtung die unverkentlichſten Zeugniſſe abzulegen. Elias hielt ſelten ſeinen Umgang in der Stadt, daß er nicht auf eine ganze oder halbe Stunde bei ihr einſprach. Aller Entſchuldigungen ungewohnt, weil er ſich bei ſeinen Handlungen jederzeit der reineſten und beſten Abſichten bewußt war, bat er weder bei ihrer Stiefmutter um Erlaubniß dazu, noch trug er Bedenken, ſie öffentlich zur Promenade abzuholen. Madam Bando verzog anfangs ihr Geſicht darüber etwas; legte es aber mit der Zeit in freundſchaftlichere Falten. Henriette bemerkte dieſe Abänderung mit Freuden, und hielt ſie für eine gute Vorbedeutung auf die Zukunft. Elias war aber weder der anfangs unholdern noch der nachhero liebevollern Falten ihres Geſichts gewahr geworden. Seine Weiſe war ſo, daß er lange jeder Sache ihren eigenen Lauf ließ, daß ſie ſich ſelbſt machte, wie die Umſtände wollten. Allenfalls donnerte er alsdenn einmal dazwiſchen, wenn ſie ſich wider alle ſeine Erwartung zu verkehrt zu machen anfing. Dergleichen hier zu thun, hatte er nicht nöthig.

Madam Bando ließ ihn nun wöchentlich wenigſtens einmal feierlich zum Souper einladen. Elias verbat dies zwar verſchiedentlich unter der Verſicherung, daß er, wenn er in einer guten Geſellſchaft ſich befinde, an Eſſen wenig zu denken pflege; aber ſie bedang ſichs ein für allemal aus, daß er ihr, ſo oft ſie ihn einladen ließ, keine abſchlägliche Antwort geben ſollte. [illegible] Nachmittage, ſetzte ſie hinzu, wenn ich Sie ausdrücklich einladen laſſe, beſuchen Sie mich. Das iſt der Unterſchied, lieber Herr Magiſter.

Die gute Frau ſchien es immer herzlicher mit dem Liebhaber ihrer Tochter zu meinen, und Elias fing nun an, ſich Vorwürfe darüber zu machen, daß er ein zu ſchnelles unbilliges Urtheil über ſie gefällt habe. Sie wich und wankte nicht, wenn er da war. Sie horchte ihn recht aus, was er gern eſſe, und wenn der Abend kam, ſtand es auf dem Tiſche. Henriette mußte alsdenn wohl die Wirthin machen, und ſie unterhielt ſich mit dem Gaſt. Zuweilen wußte ſie Henrietten recht unnütze Beſchäftigungen auſſerhalb des Zimmers anzuweiſen; damit ſie Gelegenheit hätte, ihn darüber auszuforſchen, ob er es recht ehrlich mit ihr und mit ihrer Tochter meine. Elias, wenn er etwas verſicherte, pflegte nicht darauf zu ſchwören, ſondern er reichte darüber Händedruck und Kuß. Madam Wando ſchien an dieſer Art von Verſicherungen genung zu haben, und drang auf keinen Schwur. Es ſchien dem Magiſter ſonderbar, daß er zweimal hinter einander, da er ſich doch auf ausdrückliche Einladung ſtellte, Henrietten nicht antraf. Das einemal war ſie zu einer kranken Freundin weggegangen; das anderemal war ſie ſelbſt krank.

Elias fand Tags drauf Henrietten im Elſenbruche unter ihrer Lieblingseiche, den Kopf auf die Hand gelegt. Ohne ihre gewöhnliche Heiterkeit reichte ſie ihm den Arm, als er ſich zu ihr ſetzte.

Elias. Warum waren Sie geſtern abermals nicht von der Geſelſchaft Ihrer Mutter, meine Beſte?

Henriette. Was ſoll ich Ihnen darauf antworten!

Eliack. Wie? iſt Ihnen meine Frage ſo gar unwichtig?

Henriette. Edler Mann, ſie iſt mir viel, denn zu wichtig; aber die Antwort darauf wird Ihnen meine Mutter geben.

Durch einige andere dazukommende Frauenzimmer ward das Geſpräch unterbrochen. Des Magiſters ganze Neugierde war erregt. Er verfügte ſich gleich am folgenden Morgen zu Henrietten. Aber welche Erſcheinung für ihn, als er in ihr Zimmer trat! —

Ein Frauenzimmer mit einem Kopfputz entfernte ſich eilig durch eine Seitenthüre. Der Taille nach, ſo viel er im Hinterdreinſehen begrif, hätte es Henriette ſeyn müſſen; aber ſie konnte es nicht ſeyn, denn ſie trug ihr Haar nicht natürlich. Vor dem Spiegel ſtand Madam Baudo, welche ſeine Ankunft erwartet zu haben ſchien. Ohne Poſchen, in einem weiſſen Kleide, das wie angegoſſen auf ihren Hüften ruhete, mit ihren natürlichwallenden Haaren, und einen Filzhuth darauf, ſprang ſie, wie verjüngt, auf ihn zu und empfing ihn auf das zärtlichſte. Elias machte die Augen dreimahl größer, als gewöhnlich: aber er möchte ſie ſo groß machen, als er wollte, ſo ſah er doch nichts anderes, als was er gleich im erſten Moment ſeines Eintrittes geſehen hatte; nemlich — Madam Bando.

Madam Bando. Nun, lieber Herr Magiſter, wie gefalle ich Ihnen ſo? Nicht wahr, ſo iſt es beſſer?

Elias, der von ſeinem Erſtaunen ſich gar nicht erſt erholen kann. Natürlicher wenigſtens, Madam.

Madam Bando. Ich weiß auch in aller Welt nicht, warum ich nicht eher darauf gefallen bin, mich ſo zu tragen. Aber, was iſts — ich wollte die Erſte unter den Damen meiner Klaſſe nicht ſeyn, die ſich ſo trüge. Doch ich habe mich darüber hinausgeſetzt, und werde unter den Damen, welche eben ſo ſchöne Haare haben, als ich, bald Nachahmerinnen genung finden. Einer muß den Anfang machen. Und es iſt denn doch einmal Zeit, daß wir zur Natur, die wir ſo lange verlaſſen haben, zurückkehren.

Elias, noch immer in Verwunderung. Hum! Sind das ganz Ihre eigenen Haare, Madam?

Madam Bando. Wie Sie ſehen, Herr Magiſter.

Bei dieſen Worten nahm ſie den Filzhuth ab; unter dem ſie aber eine Adamsperucke hatte, die der Magiſter ganz für ihr eigenes Haar anſehen mußte.

Elias. Das iſt viel — das iſt ſchön.

Madam Bando. Nicht wahr, ſo gefalle ich Ihnen?

Elias. Sie haben meinen ganzen Beyfall, Madam! aber ich fürchte, daß die Manie den mehreſten Damen Ihres Alters zu [illegible] dürfte, Ihnen nachzufolgen.

Madam Bando. Lieber Herr Magiſter, ich bin noch gar ſo alt nicht. Ich muß Ihnen nur ſagen, daß ich mich älter gemacht habe, als ich bin. Ich bin erſt vierzig — ach nein, Gott! was will ich ſagen, ich bin noch lange nicht vierzig.

Elias, der ſie ziemlich hierauf anſchielt und bald en face, bald en profil betrachtet. Hum!

Madam Bando. Es war eine kleine Eitelkeit, daß ich mich älter machte; ich will es

Ihnen nur geſtehen. Ich ſchämte mich, daß ich ſchon ſo eine groſse, erwachſene Stieftochter haben ſollte. Weil ich ihre Mutter vorſtelle: ſo wollte ich auch gern die Jahre haben, daß ich mit Recht ſo heiſſen könnte. Henriette hat ſich müſſen jünger machen, und ich habe mich älter gemacht. — Ich glaube, daß ich nicht viel älter bin, als Sie, lieber Herr Magiſter.

Elias, auffahrend. Ei, ich bitte um Vergebung, Madam; Sie müßten meine Mutter ſeyn können.

Madam Bando in Verlegenheit über den plumpen Magiſter. I nun, ein Paar Jahre im oder auſſerm Wege — was will das ſagen? Ich muß Ihnen bekennen, daß ich von jeher viel Inklination gegen den geiſtlichen Stand gehegt habe.

Elias, der ein Geſicht macht, als wenn es blitzte. So?

Madam Bando. Und ich muß Ihnen nur unſere ganze Familienlage entdecken. Henriette hat eigentlich gar nichts von ihrem Vater. Das groſse Vermögen, welches in dieſem Hauſe ſteckt, iſt völlig mein. Ich habe es hereingebracht. Ich habe mich entſchloſſen, wieder zu heurathen; und ſo iſts natürlich, daß ich meinem künftigen Manne daſſelbe zubringen werde. Wer alsdenn Henrietten nimmt: der bekommt ein armes, und ich muß ſagen, mich dazu ſehr kapables Mädgen.

Elias, der aus dem Schlafe zu erwachen ſcheint. Henriette mag ſo arm ſeyn, wie ſie will; ſie trägt Schätze des Geiſtes und des Herzens mit ſich, für die ein edler Mann gern auf Reichthum Verzicht thun wird. Ihre Hand wird den Glücklichen, dem ſie ſie einſt freiwillig gibt, reich machen.

Madam Bando. O ja, klug genung iſt ſie. Wenn ſie ihre Klugheit nur gehörig anwendete. Ihr Eigenſinn geht über alles. [illegible]

[illegible] Elias, [illegible] verzeihen Sie mir, Madam; das iſt unmöglich. Bei Gott! Das iſt unmöglich.

Madam Bando. Das denken Sie ſo, lieber Herr Magiſter. Sie weis ſich zu verſtellen, unausſprechlich zu verſtellen.

Elias, hitzig. Aus aller Menſchen Munde konnte mir das nicht ſo ſchrecklich klingen, als aus dem Ihrigen.

Madam Bando, den Elias bei der Hand ergreifend, und ihm einen recht zärtlichen Blick zuwerfend. Da haben Sie freilich recht; aber, ich kenne ſie auch am beſten. Sie hat keine Ader von mir.

Elias, noch hitziger. Sie verſtehen mich nicht, Madam. Ich wollte ſagen, daß ich alles eher von Ihnen erwartet hätte, als daß Sie mir Ihre Tochter verächtlich machen würden. Erlauben Sie doch — kenne ich den Mann, dem Sie Ihre Hand reichen werden?

Madam Bando, die alle ihre Liebesreize in ein Centrum zuſammendrängt, und nun mit voller Centralkraft auf den Magiſter zu wirken ſucht. Lieber Herr Magiſter, ich habe von dem erſten Augenblick an, in welchem ich Sie ſah, eine recht zärtliche Hochachtung für Sie empfunden.

Elias, der erſchrocken ſeine Hand ihr wegzieht. Für mich?

Madam Bando. Da habe ich denn ſeit dieſer ganzen Zeit Gott täglich im Gebet angerufen, daß er mir ſolche Geſinnungen und Vorſätze ſchenken möchte, die zu meinem wahren Wohl gereichten. Und da habe ich denn in verwichener Nacht einen Traum gehabt, welcher mich völlig darinn beſtärkt, daß es Gottes heiliger Wille ſey. Sie hielten nemlich um meine Hand an, und ich gab ſie Ihnen, und wir lebten recht glücklich bei einander.

Elias, lachend. Madam, wir wollens alſo beim Traume laſſen.

Madam Bando, die Freude auf allen ihren Geſichtszügen. So bin ich die Ihrige, und Sie der Meine.

Elias, noch lauter lachend. Ums Himmels willen — ich meine, die Sache ſoll ein Traum bleiben...

Madam Bando, beleidigt. Herr Magiſter, beſinnen Sie ſich recht. Ich habe ein Vermögen von mehr als zwanzigtauſend Thalern.

Elias. Madam, und wenn ſie hundert und zwanzigtauſend Thaler hätten — ich bitte Sie, es thut mir leid — aber wie werfen Sie ſich weg! Denken Sie doch an Ihre und an meine Jahre. Zur Mutter könnte ich Sie ſchon haben; aber zur Frau — nein, bei Gott nicht!

Madam Bando, äußerſt aufgebracht. Henriette! Henriette! — —

Henriette kam ins Zimmer, die Thränen in den Augen, mit einem hohen Kopfzeuge und im

Poſchenkleide. Elias erſchrack über den unnatürlichen Anblick ſeiner Geliebten und rief aus: „Mamſell, ums Himmels willen, woher dieſe Veränderung in Ihrer Tracht?“ Die alte moderniſirte Fee drohete ihr, daß ſie nicht antworten durfte.

Henriette. Was befehlen Sie, Mama?

Madam Bando. Daß du dem Herrn Magiſter ſageſt, daß er uns verlaſſe, und nie unſer Haus wieder betrete.

Henriette wollte ſchluchzend zurück ins Seitenzimmer. Elias ſprang ihr nach, ergrif ſie mit beiden Händen und ſprach: Seyn Sie ruhig, Herrliche, Beſte. Hier vor den Augen Ihrer ungezogenen Mutter verlobe ich mich mit Ihnen.

Madam Bando. Ha — ha — ha — ha! Verlobet euch nur. Es iſt ſchon ein Strich dazwiſchen gemacht. — Adieu, Herr Magiſter. Henriette, komm! Fort! Marſch! —

Madam Bando zog hierauf ihre Tochter ins Seitenzimmer mit ſich fort. Elias rief ihr nach: Gehen Sie, ſchlechtdenkende Frau, und machen Sie noch neun und neunzig Striche dazwiſchen. Es iſt eine Fürſehung, die ſie alle wegwiſchen kann. Was ſeyn ſoll, wird doch geſchehn.

Elias, allein, in der Stube noch auf und nieder gehend. Iſt es möglich? Wache ich? Träume ich? Bin ich in Henriettens Stube? War das Henriette? War das ihre Mutter? — Ja, ja, es iſt alles ſo. — Hier iſt Henriettens Zimmer. Das war ſie. Das war ihre Mutter. Dort zur Thüre gingen ſie hinaus. Nun ſo ſage ich! Ihr alten Schachteln ſeyd warlich oft ſchlimmer, wie das jüngſte Mädgen.

Ein Wagen raſſelte, und hielt vor Henriettens Wohnung. Elias, der erſt gar nicht von der Stube kommen konnte, ſah zum Fenſter hinaus, und ſah — Henrietten mit ihrer Mutter einſteigen. Er ließ das Fenſter offen, nahm Huth und Stock, lief die Treppe herunter, und — weg war Henriette. Er ſtand auf der Gaſſe mit offenem Munde, und ſah dem ſchnellfahrenden Wagen nach, ſo lange er konnte. An hundert Nachbarn und Vorübergehende machten es eben ſo, wie er, ſtanden, gaſten, und ſperrten die Mäuler auf.

Eine Kollation von lauter geiſtlichen Herren, bei welcher viel diſputirt und noch mehr getrunken wird.

Zehntes Kapitel.

Der Magiſter mochte fragen und forſchen, wie er wollte, wo Henriette geblieben ſey, niemand konnte ihm darüber Auskunft geben. Es vergingen acht Tage, vierzehn Tage, vier Wochen, ohne, daß er von ihr und von ihrer Mutter etwas hörte oder ſah. Endlich kam Madam Bando allein zurück. Elias ſah ſie zum erſtenmale wieder in der Kirche; und zwar, wie vormals, den Thurm zu Babel auf dem Kopfe, und im Poſchenkleide. Er ging, ſo lange es die Jahreszeit verſtattete, in ſeinen geliebten Elſenbruch, ſetzte ſich unter die Eiche, unter welcher er zum erſtenmale das herrliche, natürliche Mädgen fand, und träumte ſich da in die ſüſſeſten unter allen ſeinen Vergangenheiten, in die Stunden, welche er daſelbſt mit ihr zugebracht hatte, zurück. Madam Bando, mit aller eiferſüchtigen Rache eines verachteten Weibes ausgerüſtet, ging jetzt täglich bei der Generalſuperintendentin aus und ein, und ſtattete von den Geſprächen, welche Elias in ihrem Hauſe geführt hatte, ſehr ausführlichen Bericht ab. Sie verdrehete ſeine Worte, ſetzte zu ſelbigen hinzu, nahm davon, riß aus dem Zuſammenhange, verwandelte ſeine Affirmatifen in Negatifen, ſeine Negatifen in Affirmatifen, legte ihm ganze Reden, die er nie geführt, in den Mund, und ſchilderte ihn als einen Erzfeind ſeines eigenen Standes, als einen Freigeiſt und Religionsſpötter. Der Generalſuperintendent war fleißig von der Geſellſchaft, merkte ſehr ſorgfältig auf alle dieſe Nachrichten, und verbreitete ſie unter ſeine Amtsbrüder und unter die Gemeine, an der Elias ſtand.

Dies verurſachte einige Gährungen. Man fing nun an, verſchiedene Lehrſätze in den Predigten des Magiſters zu vermiſſen; man verübelte ihm ſeine neuen Erklärungen alter Wahrheiten; man zählte ihm nach, wie oft er in jeder Predigt den Namen Jeſus nannte. Umſonſt hatte er, ohne daran zu denken, daß er eine Vertheidigung für ſich ſelbſt führe, ſogar einsmals eine ausdrückliche Predigt darüber gehalten, daß ein Kanzelvortrag deſſen ungeachtet der allerchriſtlichſte von der Welt ſeyn könne, wenn auch kein einziges mal der Name Jeſus in ſelbigem genannt würde, wenn nur Jeſus ſelbſt oder ſeine wirkliche Lehre durch und durch in ihm herrſchte. Es entſtanden Partheien unter den Zuhörern des Elias. Einige kamen in ſeine Predigten, um ſich zu erbauen und im Guten zu befeſtigen; andere beſuchten ſie nur, um hie und da etwas aufzuſchnappen, für anſtößig zu erklären und es zum Beweiſe ſeiner Heterodoxie zu machen. Die jungen Mädgen nahmen ihn in Schutz. Dafür feindeten ihn die Friſeure, die Putzmacherinnen, Modehändler und bejahrten Damen, die ihr graues Haar oder ihren völlig haarloſen Kopf nicht kraus und frei mehr aufzuzeigen wagten, an. Noch kam es ihm zu ſtatten, daß er ſo ein uneigennütziger, exemplariſchlebender und wohlthätiger Geiſtlicher war, und daß man ſich beide Augen hätte verbinden müſſen, wenn man das viele Gute nicht ſehen wollte, welches er ſtiftete.

Bisher hatte Elias wenig Umgang mit ſeinen Amtsbrüdern gehabt. Er hatte ſelbigen nie geſucht; weil er ihn im voraus für überaus ungenungthuend, leer und ſteif für ſich angeſehen. Seine Amtsbrüder hatten ihm den Beſuch nicht erwiedern können, weil er ihnen denſelben nicht gemacht. In den Augen der mehreſten derſelben war er indeſſen gleich von Anfang an ein Ketzer geweſen, weil er ſein eigenes natürliches Haar und Farbenkleider trug. Wenn ſie ihm denn in ihrem völligen Ornat auf der Gaſſe begegneten: ſo thaten ſie, als wenn ſie ihn nicht kennten. Es war ihm daher ganz unerwartet, als er zu einem derſelben feierlich zum Abendeſſen eingeladen ward.

Elias ſtellte ſich im Farbenkleide bei ihm ein, und fand daſelbſt den größten Theil des Stadtminiſteriums zur Geſellſchaft. Er ſah ſich von vierundzwanzig Stutzperucken, Schwarzröcken und Kragenmännern umgeben, war aber ſeiner Gewohnheit nach deſſen ungeachtet ſo heiter und offen, als wenn er ſchon tauſendmal ſich mit ihnen in Geſelſchaft befunden hätte. Nachdem man die erſten Taſſen Kaffe unter Wettergeſprächen und Accidenzienklagen verſchluckt, warf ſich ein kleiner, dicker, bozelkugelrunder ältlicher Mann dazu auf, ihm zu eröfnen, daß, da man verſchiedentſich von ſeinen Neuerungen und irrigen Meinungen, die er in Geſelſchaften und auf der Kanzel äußere, gehört, man auch mit Zuverläßigkeit davon Nachricht habe, daß er deshalb, wenn er nicht davon ablieſſe, in gerichtliche Unterſuchung gerathen würde, man ſich aus chriſtlicher und amtsbrüderlicher Liebe gedrungen gefühlt habe, ihm in corpore darüber eine liebevolle Vorſtellung zu thun; damit er ihnen nicht dereinſt den Vorwurf machen könne, als wären die gehörigen Gradus admonitionis nicht gegen ihn beobachtet worden. Es traten noch verſchiedene andere alt-Geiſtliche hinzu, von denen der eine viel Finnen im Geſichte hatte und ein anderer oft mit der Zunge zu lecken pflegte, und ſtimmten ihrem Amtsbruder Bozelkugel völlig darinn bei, daß dies bloß aus kollegialiſcher Liebe geſchehe. Elias, der bei dieſem Anſinnen nicht die geringſte Verlegenheit blicken ließ, verſicherte, daß er es auch dafür annehmen wolle, und daß niemand bereitwilliger, als er, ſeyn könne, wenn er gefehlt habe, ſich eines Beſſern belehren zu laſſen.

Elias. Wir ſind ja alle Menſchen. Warum ſoll ich nicht ſo gut irren können, wie Sie?

Aber ich irre deshalb noch nicht, weil Sie es bloß glauben; eben ſo wenig, als ich Ihre Meinungen gleich für Irrthümer erklären werde, weil ſie nicht die meinigen ſind.

Magiſter Bozelkugel. Werther Herr Amtsbruder, es iſt hier um das ewige Wohl Ihrer Gemeine und um Ihr eigenes ewiges Wohl zu thun. Mir blutet das Herz, und ich möchte blutige Thränen darüber weinen, wenn ich erwäge, daß Sie vielleicht einige Tauſende auf einem falſchen Wege führen; daß Sie dieſe Theuererlöſeten der Heerde Jeſu Chriſti entziehen, und den lieben Heiland ſelbſt betrüben, der doch ſein Blut auch für dieſe vergoſſen hat. Denken Sie einmal, was für eine ſchwere Rechenſchaft Ihnen bevorſtehen wird, wenn Gott einſt alle dieſe verloren gegangene Seelen von Ihren Händen fordert. Bedenken Sie, wie dieſe Armen, die durch Ihre Schuld irre gegangen ſind, vor Gottes Gerichte noch Ach und Weh über Sie ſchreien und ewig die ſchrecklichſten Flüche über Sie ausſtoſſen werden. Ich bitte Sie — wir bitten Sie alle — des lieben Heilandes wegen, der ſo viel, ach ſo viel für uns gelitten hat, und deſſen Ehre Sie ſo ſchmälern, kehren Sie zur reinen Lehre zurück, und verkündigen Sie das Chriſtenthum, wie es in unſern heiligen ſymboliſchen Büchern befindlich iſt. Laſſen Sie ſich erweichen. Der liebe Heiland redet heute durch uns zu Ihnen.

Elias, in voller Bewegung ſeines Gemüths. Meine Herren, was die Ehre unſers Herrn und Heilandes betrift: ſo verſichere ich Sie, daß Ihnen allen ſelbige nicht mehr am Herzen liegen kann, als mir. In der Allgegenwart meines Schöpfers und Richters, und vor Ihnen allen berufe ich mich hierüber auf mein Gewiſſen; und da Sie, wie ich hoffe, vermöge meines Wandels, ſo lange ich hier bin, an der Redlichkeit deſſelben nicht zweifeln können: ſo nehmen Sie zuförderſt den ungerechten Vorwurf zurück, daß ich die Ehre meines Heilandes ſchmälerte. Kein Menſch muß die großen Verdienſte, welche dieſer Gottesſohn um das menſchliche Geſchlecht hat, lebendiger fühlen und inniger ſchätzen, als ich. Keinem Menſchen muß es mehr Ernſt ſeyn, dieſelben ſeinen Mitbrüdern mit Wärme und Deutlichkeit aus einander zu ſetzen, als mir. Alle Chriſten, zu denen ich rede, es ſey in Häuſern, oder auf der

Kanzel, zur würdigſten Nachfolge der Tugenden dieſes Unbefleckten aufzufordern, iſt mein immerwährendes Geſchäft; und wie könnte ich ihn höher ehren, als ſo? Ich verſichere Sie aber auch, daß mir das ewige Wohl meiner Zuhörer ſo wichtig iſt, daß ich gern mein ganzes zeitliches für daſſelbe aufopfern will. Mir ſchwebt die Wichtigkeit meines Amts und die mir darüber bevorſtehende Rechenſchaft vor Gott unaufhörlich vor Augen, und aus dieſem Grunde predige ich ſo, wie ich predige; weil ich, wenn ich nicht ſo predigte, für das ewige Wohl meiner Gemeine nicht pflichtmäßig genung ſorgen würde. Durch dieſes Bewußtſeyn aufgerichtet, ſehe ich dem Tage mit Entzücken entgegen, an dem ich meine Gemeine in die Arme Jeſu führen werde. Durch meine Schuld geht kein Mitglied derſelben verloren; und wenn ich dies wüßte, daß ich Menſchen irre führte: ſo wollte ich in dieſem Augenblick lieber mein Amt niederlegen. Ich *lehre*, wie ich *glaube*, und *thue ſelbſt, wie ich lehre*. Was meine Reinigkeit in der Lehre betrift: ſo wage ichs, ſie mit dem lauterſten Golde zu vergleichen. Von allen menſchlichen Schlacken frei, trage ich das Chriſtenthum ſo vor, wie es aus dem Munde Jeſu kam. Da kehre ich mich denn weiter an kein menſchliches Buch, und bin feſt überzeugt, daß die Verfaſſer der ſymboliſchen Bücher unſerer Kirche nicht klüger geweſen ſind, als Jeſus.

Magiſter Bozelkugel Aber Herr Amtsbruder, Herr Amtsbruder, begreifen Sie ſich doch — Sie haben ja auf die ſymboliſchen Bücher geſchworen.

Elias. Traurig genung, daß man auf ein menſchliches Buch ſchwören muß. Indeſſen laſſe ich dieſe Bücher in ihrem Werthe, und bin auch der Zuverſicht, daß ihre Verfaſſer weder durch ſie Gottes Wort haben verdrängen wollen, noch ſich es träumen lieſſen, daß man auf ſie ſchwören laſſen werde. Hätten ſie dies letztere vorhergewußt: ſo glaube ich, daß ſie ſie nimmermehr geſchrieben haben würden.

Magiſter Bozelkugel. Auf dieſen Männern ruhete recht ausdrücklich Gottes Geiſt.

Elias. Der ruhet noch auf jedem vernünftigen Menſchen. Den ſpreche ich auch jenen Männern mit nichten ab, die an Einſichten in die Religion ihre Zeitgenoſſen ſo weit übertraſſen, und ſo viel Muth hatten, das Joch des

Aberglaubens wenigſtens hoch zu lüften. Ueberhaupt rührt alles Wahre und Gute von Gottes Geiſte her, und jedes Buch, in welchem ich Wahres und Gutes finde, erkläre ich für von Gottes Geiſte eingegeben. — Ich will Ihnen nur ſelbſt mein eigentliches Vergehen entdecken. Alles, was Sie auf mich bringen können, iſt dies, daß ich nicht in der gewöhnlichen Sprache rede. Ich ſpreche nicht die Sprache unſerer Syſteme; weil ich feſt verſichert bin, daß unſere Bürger ſie nicht verſtehen. Der gemeine Mann will Sie freilich wohl haben, weil er einmal an ſie gewöhnt iſt; aber ſie iſt auch weiter nichts für ihn, als ein Schwall von heiligen Tönen, wobei er nichts deutliches denkt. Ich trage im Grunde alle die Sachen vor, welche Sie vortragen; ich halte es aber für meine Pflicht, ſie in deutliche Begriffe aufzulöſen, und dieſe in allen Menſchen verſtändlichen Worten auszudrücken. Halten Sie Ihre Sprache, die aus den Syſtemen geſchöpft iſt, für beſſer, ſo habe ich nichts dagegen; ich darf aber auch alsdenn zu Ihrer amtsbrüderlichen Liebe, von der Sie mir heute einen ſo überzeugenden Beweis geben, erwarten, daß Sie mir meine Sprache laſſen werden, weil Sie meiner Ueberzeugung nach die beſſere iſt.

Magiſter Bozelkugel. Nein, nein, lieber Herr Amtsbruder, Ihr Unterſchied gehet weiter, als bloß auf die Sprache. Von dem, was Sie im Umgange mit den Bürgern und Vornehmern geäußert haben, will ich nichts einmal erwähnen; ob ich Sie gleich mit vieler Unruhe meiner Seele verſichern muß, daß Sie dadurch manche fromme Seele ſchon zweifelhaft, ſkrupulös und wankend gemacht haben. Von Ihren öffentlichen Vorträgen auf der Kanzel wollen wir nur reden. Wir alle, wie wir hier ſind, ſind oft in Ihren Predigten geweſen, weil das Gerede von Ihrer Heterodoxie immer lauter ward, und wir nach der Liebe handelten, und dem Gerede der Leute nicht gleich Glauben beimeſſen, ſondern uns ſelbſt davon überzeugen wollten, ob Wahrheit daran ſey, oder nicht.

Elias. Ja, ich erinnere mich, Sie fleißig in meinen Predigten geſehen zu haben.

Magiſter Bozelkugel. Aber da iſt denn nie einer von uns aus der Kirche nach Hauſe gekommen, ohne die innigſte Traurigkeit über Sie zu empfinden.

Elias. I das thut mir ja recht herzlich leid.

Magiſter Bozelkugel. Erſtlich muß es uns äußerſt ſchmerzhaft ſeyn, daß Sie, ſo lange Sie im Amte ſind, die wichtigſten Lehren unſeres Glaubens noch nie auf der Kanzel abgehandelt haben. Vielmehr iſt von uns bemerkt worden, daß Sie, wenn Sie auch noch ſo viel Gelegenheit dazu im Texte hatten, derſelben doch recht gefliſſentlich ausgewichen ſind. Das können Sie doch wohl nicht leugnen?

Elias. Das wäre immer ein arger Vorwurf, wenn er mich träfe. Aber es könnte ſeyn, daß wir über das, was eigentliche Hauptlehren des Chriſtenthums ſind, verſchiedener Meinung wären. Und denn könnten Sie wohl Recht haben.

Magiſter Bozelkugel. Sie haben noch nie von der Genungthuung Chriſti, von der Zurechnung des Verdienſtes Chriſti, von der Rechtfertigung allein durch den Glauben ohne des Geſetzes Werke, von der ewigen Gottheit Jeſu und von der heiligen Dreifaltigkeit gepredigt.

Elias. Meine Herren. Glaubet, handelt, wie Jesus — das ist mein Christenthum. Indessen thun Sie mir doch warlich zu viel, wenn Sie sagen, daß ich jene Materien nicht abgehandelt hätte. Wie oft habe ich davon geredet, daß Jesus seiner Bestimmung völlig genung gethan habe? wie oft davon, daß seine Verdienste dem ganzen Menschengeschlechte zum Segen gereichen, und als solcher ihm angerechnet werden müssen? wie oft davon, daß wir, ohne uns beschneiden zu lassen, ohne zu opfern, ohne Unterschied der Speisen und Tage bloß durch herzliche und gläubige Befolgung der moralischen Vorschriften Jesu Gotte gefällig werden? wie oft davon, daß der ewige Gott in und mit Jesu gewesen sey? wie oft vom Vater, vom Sohne und vom Geiste Gottes?

Magiſter Bozelkugel. Ei hilf Gott, das ſind ja ganz andere Dinge. Ich meine z. E. Sie haben nie geprediget; daß uns der leidende und thuende Gehorſam Jeſu von Gott ſo zugerechnet werde, als hätten wir ihn geleiſtet.

Elias. Mit Ihrer Erlaubniß Herr Konfrater, das hat auch nicht Jeſus geſagt, ſondern Kalov und Quenſtädt.

Magiſter Bozelkugel. Da haben wirs. Sie ſind heterodox.

Elias. Meintwegen. Das heißt doch aber wohl nichts weiter, als daß ich nicht lehre, was Sie, Kalov und Quenſtädt lehren.

Magiſter Bozelkugel. Eben ſo haben Sie noch nie gepredigt, daß alle unſere guten Werke uns nicht zur Seligkeit helfen und daß ſie vor Gott nicht das geringſte taugen.

Elias, mit flammenden Augen. Der war ein Erz —, welcher dieſen Satz zuerſt lehrte. Wenn meine Sünden mich verdammen: ſo müſſen meine guten Handlungen mich auch glücklich machen. Und wir ſehen, daß beides auch jetzt ſchon wirklich ſo ſey. Der Böſewicht zittert vor ſich ſelbſt; der Tugendhafte hat Frieden im Gewiſſen.

Magiſter Bozelkugel. Da haben wirs wieder. Sie ſind heterodox.

Elias. Nun ja, ich bins.

Magiſter Bozelkugel. Und wenn haben Sie je das Wort Dreifaltigkeit von Gott gebraucht?

Elias. Weil ich weis, daß Gott kein Rock und kein Mantel iſt. Das iſt ein äußerſt unſchickliches Wort. So oft ichs höre, ärgere ich mich darüber. Zeigen Sie mir es doch einmal in der Bibel.

Magiſter Bozelkugel. Ach Gott! Gott! wie weit ſind Sie gewichen und gefallen! Lieber Herr Amtsbruder, wir wollen für Sie beten, auf daß Sie Gott durch ſeinen guten Geiſt wieder regiere und bekehre.

Elias, ärgerlich. Ach, was hilft all das heilige Gewinſele und Gepinſele? Ich weis, daß ich auf dem rechten Wege bin . . beten Sie für ſich — ich bin ein recht fleißiger Beter, das verſichere ich Sie. Ich brauche keinen, der für mich betet.

Magiſter Bozelkugel, zu dem ganzen Miniſterium. Da hören Sie einmal den Spötter, den Verächter, den Verſtockten. Gott ſey ſeiner armen Seele gnädig!

Elias, alle ſeine Kontenance zuſammennehmend. Ich könnte Ihnen hierauf eben ſo viel Ehrennamen von der andern Seite beilegen; aber ich geſtehe Ihnen, daß mir dies zu läppiſch ſey. Diſputiren Sie dafür mit mir. Setzen Sie Gründe gegen Gründe — das nur ſchickt ſich für Leute, wie wir ſind. Uebrigens wünſche ich ſelbſt herzlich, daß Gott allen unſern armen Seelen gnädig ſeyn möge. Wie ich ſehe: ſo ſind recht blutarme Seelen darunter.

Magiſter Bozelkugel. Hernach — was haben Sie für heterodoxe Meinungen und Erklärungen über Dogmata, wenn Sie dieſe ja noch vortragen, gelehrten Männern, die ſich einmal.

Elias. Seyn Sie nur ſo gut und helfen mir darauf. Ich habe nur gar zu oft bemerkt, daß keine ärgere Heterodoxie ſey, als die ſogenannte Orthodoxie, wenn man ſie nemlich mit der erſten, urſprünglichen, wahren, reinen Lehre Jeſu zuſammenhält.

Magiſter Bozelkugel. Wenn Sie z. E. von der Allgemeinheit der Gnade Gottes predigten: ſo behaupteten Sie auch die Seligkeit tugendhafter Heiden.

Elias. Was haben Ihnen denn gute Römer und Griechen, rechtſchaffene Leute diſſeits und jenſeits des Ganges gethan, daß Sie es ihnen nicht gönnen, daß es ſelbigen in jener Welt auch wohl gehen ſolle?

Magiſter Bozelkugel, mit triumfirender Mine. Aber die Schurken ſind ja nicht getauft — Herr Bruder — ſie ſind ja nicht getauft.

Elias. I Herr Bruder, ſo gehen Sie doch hin und taufen ſie. Es ſtehet ja da, gehet hin in alle Welt. Warum ſind Sie denn alſo nicht längſt ſchon hingegangen? — Sagen Sie mir doch, ob die Millionen Menſchen, welche vor den Zeiten des Chriſtenthums lebten, dadurch verdammt werden können, daß ſie ſo unglücklich geweſen ſind, zu leben, ehe getauft ward? Sagen Sie mir, ob die Millionen, welche jetzt noch unter Himmelsſtrichen leben, wo man vom Chriſtenthum nichts hört und ſieht, dadurch verdammt werden können, daß ſie keine Gelegenheit haben, ſich taufen laſſen zu können? Haben Sie denn nicht ſo viel Achtung wenigſtens für Gott, daß Sie glauben müſſen, daß, wenn es dem lieben Gott ein Ernſt iſt, alle Menſchen ſelig zu machen; und keiner ohne Taufe ſelig werden kann) er doch wenigſtens dafür ſorgen würde, daß ein jeder getauft werden könne? Seyn Sie doch ſo beſcheiden, wie unſer Heiland, der in ſeinem Leben nicht geſagt hat, daß der, welcher nicht getauft würde, verdammt werde. Sie ſetzen ja zu ſeinen Worten etwas hinzu, woran er nie gedacht hat. Gönnen Sie doch allen ehrlichen Leuten ein glückliches Leben in jener Welt; und wenn Sie ja darauf, daß Sie ein Chriſt geboren ſind, wozu Sie, mit Ihrer Erlaubniß geſagt, nichts beigetragen haben, ſtolz ſind: ſo gönnen [illegible] wenigſtens [illegible] glückliches Leben in jener Welt, als Sie zu erhalten glauben. Denken Sie für alle Menſchen werden ſelig, und der Chriſt am ſeligſten. Haben Sie daran noch nicht genung?

Magiſter Bozelkugel. Was wir uns heute alles von dieſem Manne ſagen laſſen müſſen! Doch es ſey! Aus chriſtlicher Liebe wollen wir alles verſchmerzen.

Elias. Daran thun Sie wohl.

Magiſter Bozelkugel. Ferner, als Sie von dem künftigen Leben predigten, erklärten Sie das Anſchauen Gottes, worinn doch unſere höchſte Seligkeit einſt beſtehen wird, dergeſtalt, daß nun viele daran zweifeln, daß ſie Gott einſt mit leiblichen Augen ſehen werden.

Elias. Das ſoll doch wohl ſo viel heiſſen, als wie Sie mich alleweil ſehen?

Magiſter Bozelkugel. Nicht anders. Jetzt ſchauen wir ihn in einem dunkeln Spiegel, hernach aber von Angeſicht zu Angeſicht.

Elias, ſchalkhaft. Wie wärs aber, lieber Herr Konfrater, wenn Gott kein Angeſicht hätte? — denn, wenn er dies hat: ſo hat er auch vermuthlich Hände und Füſſe? Wenigſtens, wenn wir alles ſo buchſtäblich zu nehmen haben, was uns die Bibel, um uns das Bild der Gottheit, und ihre jetzigen und künftigen Verhältniſſe gegen uns zu verſinnlichen, herablaſſend ſagt: ſo käme es fürwahr ſo heraus. Und denn iſt Gott wohl am Ende, gar ein Menſch?

Magiſter Bozelkugel. Ei, ſo genau müſſen wir das nicht unterſuchen. Wenn wir zu tief in ein Geheimniß eindringen wollen: ſo verliert ſich unſere endliche Vernunft darinn.

Elias. Und ſo iſts auf jeden Fall beſſer, daß wir mit unſerer Vernunft ganz von den Geheimniſſen weg und zu Hauſe bleiben. Da bin ich ſelbſt Ihrer Meinung. Iſt etwas einmal unbegreiflich: ſo ſehe ich nicht ein, was man den Leuten davon ſagen ſolle? Dies diene Ihnen zum Schlüſſel dazu, warum ich über die ſogenannten Geheimniſſe lieber nie geprediget habe; als welches Sie mir auch zur Sünde anrechneten. Aber dieſe Lehre von dem künftigen Anſchaun Gottes iſt gar kein Geheimniß; vielmehr können wir uns von ſelbigem einen recht deutlichen Begriff bilden. Alle unſere Erkentniſſe werden in jenem Leben erhöheter ſeyn; mithin die Erkentniß Gottes gewiß vor allen am meiſten. Gott offenbaret ſich uns in ſeinen Werken. Höhere Werke, höhere Offenbarungen Gottes werden uns einſt zu Theile werden; dergeſtalt, daß unſere zukünftigen Erkentniſſe Gottes vor unſern gegenwärtigen eben ſo viel Vorzüge haben werden, als unſere Erkentniß eines Menſchen, wenn wir ihn ſelbſt ſähen, vor derjenigen Erkentniß ſeiner hat, die wir nur noch von ihm reden hörten, oder bloß einige und zwar die geringern ſeiner Arbeiten ſahen. Denken Sie doch an die Worte unſeres Heilandes — Gott iſt ein Geiſt — denken Sie an den Ausſpruch des Apoſtels — den niemand geſehen hat, noch ſehen wird — vergeht Ihnen da nicht alle Hofnung, Gott mit leiblichen Augen zu ſehen? Und nun erwägen Sie auch den Widerſpruch in den beiden Sätzen — Gott iſt allenthalben — und — wir werden ihn ſehen. Wenn Sie etwas ſehen ſollen? ſo muß daſſelbe einen gewiſſen Raum ausfüllen, und auf ſelbigem Ihnen ins Auge fallen. . . Folglich fixiren Sie Gott auf eine gewiſſe Stelle, und doch ſoll er allenthalben ſeyn. Die einzige Lehre von der Allgegenwart Gottes, die wir doch um alles in der Welt nicht fahren laſſen dürfen, müßte uns ja überzeugen, daß es mit dem Anſchaun Gottes ein Mißverſtand ſey. Und wie? wenn wir Gott in Jeſu ſehen? Iſt dies nicht vielleicht die allerwürdigſte Erklärung ſeines Anſchauns? Dieſen ſollen wir ja ſehen und können ihn ſehen. Wenn wir nun Gott auch ſähen: ſo ſähen wir ja den Vater ohne Sohn und den Sohn ohne Vater — jeden beſonders . . . und doch ſind ſie Eins? Und wenn denn Jeſus Gott iſt, wie der Vater, und wir ſähen jeden beſonders: ſo ſähen wir ja zwei Götter . . . hören Sie doch alle dieſe Widerſprüche. Haben Sie je wohl darüber nachgedacht? Sehen Sie, das kommt davon, wenn wir nicht ſelbſt denken, ſondern nur nachbeten. . . .

Magiſter Bozelkugel. Selbſtdenken — ja ſelbſtdenken . . . Hum! darinn liegt eben die Quelle aller der Neuerungen, welche jetzt ſo überhand nehmen. Glauben, glauben ſollen wir, und unſere eitle, ſtolze, kecke, wilde und dummdreuſte Vernunft gefangen nehmen unter dem Gehorſam des Glaubens. Und wenn wir noch ſo viel Widerſprüche zu ſehen meinen: ſo ſollen wir doch glauben; denn bei Gott iſt kein Ding unmöglich.

Elias. Himmel! was wirren Sie alles durch einander! was citiren Sie für Dikta, die gar nicht hieher gehören! Wir ſollen glauben, ſagen Sie; können wir denn ohne Vernunft glauben? Heißt nicht, ich glaube — ich erkenne es für wahr? Womit erkennt man denn etwas für wahr? Hat die Wahrheit nicht ihre Unterſcheidungszeichen vor dem Irrthum? Womit entdecke ich denn dieſe? Glaube iſt ja gar nicht Gegenſatz der Vernunft, ſondern Wirkung der Vernunft.

Magiſter Bozelkugel. Sie ſind als Sophiſt uns ſchon bekannt. Ich könnte Ihnen noch tauſenderlei Vorwürfe aus Ihren Predigten machen; aber es mag nur an einem noch genung ſeyn.

Elias. Wohlan, laſſen Sie nur hören.

Magiſter Bozelkugel. Als Sie vom natürlichen Verderben predigten, gedachten Sie der Zurechnung der Sünde Adams für alle ſeine Nachkommen mit keinem Worte. Sie behaupteten vielmehr, daß der Menſch weder eigentlich gut, noch eigentlich böſe, geboren werde, und ſprachen unaufhörlich von Güte, Unſchuld und unverderbter Natur, die das Eigenthum der Kinder ſo lange bleibe, bis ſie verführt würden; da es doch ausgemacht iſt, daß unſere Herzen von Natur von Gott abgewendet und durchaus böſe ſind.

Elias. Die arme Natur! Daß ſie doch immer leiden ſoll, und daß wir nicht bedenken, daß alle unſere Vorwürfe, die wir ihr machen, am Ende geradezu den Schöpfer ſelbſt treffen! Ich will Ihnen nur das einzige zu bedenken geben: Sie erinnern ſich doch, daß Jeſus einſt Kinder, die man von ihm abhalten wollte, mit den Worten zu ſich rief: Laſſet ſie immer heran kommen, denn — ihrer iſt das Reich Gottes: Was heißt denn dies? — Sie erinnern ſich doch auch, daß Jeſus einſt zu Erwachſenen ſprach: wenn ihr nicht umkehret, und wieder werdet, wie die Kinder, ſo könnet ihr nicht in das Reich Gottes kommen. — Sagen Sie mir, [illegible] wie Jeſus, damit wir wieder Gottgefällig und reiner Glückſeligkeit empfänglich würden, uns die Weiſung hätte geben können, daß wir den Kinderſinn wieder annehmen müßten, wenn dieſer ſchon durchaus böſe wäre, und wenn es mit dem natürlichen Verderben des Menſchen ſo eine Bewandniß hätte, wie in unſern Syſtemen ſteht? Aber Gottlob, die armen unſchuldigen Kinder fanden an Jeſu ihren Vertheidiger, und ſo unſere Natur mit ihnen zugleich. Und betrachten Sie auch nur Kinder, welche noch nicht in böſer Erwachſenen Händen geweſen ſind; was ſie für ſanfte, biegſame, von allem Stolz entfernte, friedliche, theilnehmende, mitfreuende und mitleidende, zutrauliche und herzliche Geſchöpfe ſind. Welche natürliche, liebenswürdige Güte! Ach, *zu ihr zurückkehren, muß warlich der gerade Weg ins Himmelreich ſeyn!* . . .

Magiſter Bozelkugel. O wie ſchön wäre es, wenn es mit den Kindern ſo ſtände! Aber meine eigenen Kinder machen mir Noth genung; und ich ſelbſt habe für meinen Eigenſinn und für meine Halsſtarrigkeit von meinen Eltern Schläge genung bekommen.

Elias. Dies, lieber Herr Konſtater, beweiſet denn nun wohl weiter nichts, als daß weder *Ihre Eltern*, noch *Sie ſelbſt* ſich *jemals auf Erziehung verſtanden haben*. Ich kenne ſchon die gemeine Art zu erziehen. Sie iſt recht ſimpel, das muß ich geſtehen, und beruhet nur auf zwei Theilen. Erſt bringt man den Kindern durch ſein eigenes ſchlechtes Beiſpiel, durch vernachläßigte Aufſicht und durch Verzärtelung die Unarten bei, und hernach ſucht man ſie ihnen mit der Ruthe wieder auszupeitſchen. Das erſtere gelingt allemal richtig, das letztere nie. Man könnte des letztern überhoben ſeyn, wenn das erſtere fein unterbliebe.

Magiſter Bozelkugel. Hiervon können Sie denn wohl noch nicht urtheilen, Herr Amtsbruder, weil Sie ſelbſt noch keine Kinder haben. Wir wollen wieder zur Sache. Sie thun daran Unrecht, daß Sie faſt gar keine Dogmatik, ſondern nur immer Moral predigen. Gott im Himmel, was iſt denn alle Tugend, die nicht aus dem Glauben kommt!

Elias, mit Lachen. Und was iſt doch aller Glaube ohne Werke! — Herr Kollege, wenn eins von beiden ſeyn ſoll, entweder Tugend, die nicht aus dem Glauben kommt, oder Glaube ohne Werke — merken Sie wohl, was ich ſage, wenn eins von beiden ſeyn ſoll: ſo lobe ich mir fürwahr die erſtere. Bei dieſer iſt denn doch noch Leben und Thätigkeit; aber jener iſt ja, wie Sie leſen, todt. Auch lebt ſichs ſicherer unter Leuten mit Tugend, die nicht aus dem Glauben kommt, als unter Menſchen mit Glauben ohne

Werke. — Zu geſchweigen, daß jeder Anfänger in der Exegeſe des neuen Teſtaments in unſern Tagen nun doch wiſſen muß, daß die Worte — was nicht aus dem Glauben kommt, iſt Sünde, gar den Sinn nicht haben, welchen Sie ihnen beilegen. *Wer wider ſeine Ueberzeugung handelt, der thut groß Unrecht:* — ſo iſt ihr wahrer Sinn; und dies würde ich glauben, wenns auch nicht in der Bibel ſtände. Möchten doch die Tage erſt kommen, wo man Dogmatik und Moral nicht mehr von einander trennte! Sie ſagen, ich predige nichts, als Moral. Und ich erwiedere darauf, daß ich in meinem ganzen Leben auch nichts anderes predigen werde. Jeſus ſelbſt hat nichts weiter vorgetragen, als *ſie*. Moral heißt bei mir *angewendete Erkentniß des Wahren und Guten* — *in Leben verwandelte Dogmatik*. Und, wenn ich ſie denn nun ſo predige: warum ſoll ich denn noch beſonders Dogmatik predigen? Oder verſtehen Sie etwa unter Dogmatik jene ſpekulatiſiſchen, ſcholaſtiſchen, dürren und unfruchtbaren Lehrſätze, von denen unſer Syſtem noch wogt und wimmelt, und die nicht den geringſten Einfluß auf Herz und Leben des Menſchen haben? Dieſe werden Sie denn freilich in meinen Predigten vermiſſen; aber ich würde mich auch ſchämen, mit dem Vortrage derſelben eine einzige jener Stunden, welche zur Erbauung und Beſſerung meiner Gemeine beſtimmt ſind; zu verſchwenden. Was uns nicht weiſer, beſſer und ruhiger macht, das gehört nicht zum Chriſtenthum; das iſt menſchlicher Zuſatz. O ich bitte Sie, ſtudiren Sie doch das Chriſtenthum, wie es Jeſus lehrete, und halten Sie denn das Chriſtenthum dagegen, wie es Kalov und Quenſtädt lehren. Jeſus lehrete wenig, aber allgemeinfaßliche, allgemeineinleuchtende und allgemeinwirkſame Sätze. Dazu kamen nun in den vielen Jahrhunderten, während welcher das ſimple Chriſtenthum durch Millionen Hände ging, ein faſt unüberſehbarer Wuſt von Terminologieen, Diſtinktionen, Subtilitäten, und andern ſcholaſtiſchen und nicht ſcholaſtiſchen Grillen! von denen allen unſer Heiland nichts wußte, die nie eine einzige gute Handlung gewirkt haben, die die Gemüther nur entzweien und erbittern, dem Chriſtenthum Feinde und Spötter zuziehen und höchſtens nur dazu dienen, daß man ganze

Tage über ſie diſputiren kann, ohne daß der Streit ausgemacht wird. Kein Prediger darf meiner Ueberzeugung nach all dies unnütze, ſteife Zeug auf die Kanzel bringen, der nur einigermaſſen ſeine Beſtimmung kennet. Und von dieſer ſollen mich zehen Koncilien und funfzig Konſiſtorien nicht abbringen, ſo Gott will. Wenn ich denn auch den gelehrten Ton auf der Kanzel nicht habe, daß ich definire, diſtinguire, polemiſire und den Grundtext analiſire: ſo weis ich doch, daß weit mehr wahre Gelehrſamkeit dazu gehörte, ſich gegen ſeine Zuhörer über etwas, das ſie glauben und thun ſollen, ſo deutlich auszudrücken, daß ſie alle, wenn der Prediger Amen ſagt, zu ſich ſelbſt ſprechen: ja, das iſt auch wirklich wahr — ja, das will ich auch warlich thun.

Magiſter Bozelkugel. Aber lieber Herr Amtsbruder, Ihre Zuhörer vermiſſen doch jenes alles an Ihnen, und ſind daher verdächtig auf Sie, und es iſt eine allgemeine Bewegung durch, der unter dem groſſen Haufen, daß man ihm die reine Lehre nicht mehr predige.

Elias. Davon habe ich noch nichts gehört. Ich predige doch jetzt nicht anders, als ich ſonſt gepredigt habe. — Die Friſeurs, die Kopfzeugſteckerinnen und Modehändlerinnen müßten etwa mich verketzern. Dies könnte ſeyn. Uebrigens rührt mich auch all dies Gerede nicht.

Magiſter Bozelkugel. Herr Amtsbruder, Herr Amtsbruder, laſſen Sie ſich warnen. Es hat bei dieſem Gerede nicht ſein Bewenden. Sie können um Amt und Brod kommen.

Elias. Geht denn das hier ſo geſchwinde an?

Magiſter Bozelkugel. Unſere Obern können nicht dazu ſchweigen. Die Aufſicht über die reine Lehre iſt ſelbigen Pflicht; und es ſind noch keine dreißig Jahre her, daß ein Prediger hieſigen Orts, weil er die leiblichen Beſitzungen des Teufels abgeleugnet, ſeines Amts entſetzt worden iſt.

Elias. Ja, das iſt auch etwas anderes. Das iſt auch ein wichtiger Glaubensartickel. Wer ſollte ſich an den wagen?

Magiſter Bozelkugel. Spotten Sie nicht. — Ueberhaupt gehen Sie auch im ganzen Aeuſſerlichen von uns ab. Sie verrichten beinahe keine einzige Amtshandlung ſo, wie wir das w ſchriebene Formular und Ritual dazu haben. Sie haben Ihr ganz eigenes geiſtliches Ceremoniel. Sogar kleiden und tragen Sie ſich anders, wie wir; und wer ſollte Sie wohl ſo, wie Sie jetzt hier ſtehen, für unſern Amtsbruder anſehen?

Elias, lachend. Ha, ha, Herr Kollege, dies iſts denn alſo. Und das bringen Sie erſt ſo ganz zuletzt an, und es iſt doch wohl in Ihren Augen das wichtigſte? Ja, ja, darum bin ich eben ſo ein grober Ketzer, daß ich all den heiligen Klingklang nicht auch herklingele, und die ganze heilige bigotte Auſſenſeite der Religion und meines Standes nicht mitmache. Aber was kann ich dafür, daß bei mir das Reich Gottes nun einmal nicht in Worten, ſondern in Kraft, beſteht? Was kann ich dafür, daß ich für die geſammte heilige Affektation in Amtsminen, Bußfalten, Devotionsknikſen und auszeichnenden Sitten und Trachten keinen Sinn habe? Ich will nun einmal nicht mehr ſeyn, als ein anderer Menſch und nicht mein Stand ſoll mir zur Ehre gereichen, ſondern eine redliche Beobachtung meines Standes. Ich will nicht, daß der gemeine Mann mich aus Aberglauben tiefer grüßen ſolle, als er ſonſt thun würde, wenn ich in einem nicht wenigern nützlichen Stande lebte. Ich will nicht, daß ganze Geſellſchaften, ſobald ich in ſie eintrete, ſich einen Zwang darum anthun ſollen, weil ich ein Geiſtlicher bin. Das ſind mir ſo Ueberbleibſel aus dem Pfaffenregimente; und das iſt mir alles ſo bonziſch, daß ich Ihnen meinen Ekel dafür nicht genung beſchreiben kann. Es iſt uns eine wahrhaftige Schande; daß in jedem andern Stande der Mann nur nach ſeinen Verdienſten, und nach dem, was er leiſtet, geachtet wird; wir aber legen es recht darauf an, daß man uns ohne Unterſchied, und alſo nicht eigentlich uns ſelbſt, ſondern nur unſer [illegible] ehre und ſchätzen ſolle; gleich, als wenn ſich mit unſerm Amte gar keine beſondern perſönlichen Vorzüge verbinden ließen. Wir ſinds, die wir alle dieſe geiſtlichen Charlatanerien noch unterhalten. Wir müſſen doch Urſachen dazu haben. Aber was iſts? Kein Stand hat eine größere Menge von unwiſſenſchaftlichen, nichtswürdigen und doch dabei ehrſüchtigen Mitgliedern, als der unſrige. Dieſe ſind die Stützen unſers hochberühmten geiſtlichen Exterieurs. Wenn wir wahren innern

Werth unſrer ſelbſt fühlten, uns mit nützlichen Wiſſenſchaften geſchmückt hätten, und zum wahren Segen für die Geſellſchaft lebten: ſo dürften wir uns nicht befirlefanzen, und durch Singularitäten im Aufzuge erſt die Blicke unſerer Mitbürger auf uns leiten. Es iſt ein richtiger Schluß, daß man da, wo man zu Aeußerlichkeiten zu ängſtlich ſeine Zuflucht nimmt, ſich ſelbſt nicht recht ſicher fühlt, ſondern immer Leeren und Lücken fühlt, die man durch jene auszufüllen ſucht. Jetzt heißt es — *da geht ein ſchwarzer Mann mit Mantel und Kragen, alſo ein Geiſtlicher*. . . O welche Demüthigung, daß man uns hieran erſt erkennen muß! Nein, ſo ſollte es heiſſen — *das iſt ein überaus einſichtvoller, geſitteter, beſcheidener, mäßiger, geſellſchaftlicher, uneigennütziger, duldſamer Mann; er iſt gewiß ein Geiſtlicher*. . . . Unſere Talente, unſere Studien, unſere edlen Beiſpiele, unſere wohlthätigen Einflüſſe auf unſere Mitbürger; unſere mehr als gewöhnlichen Beiträge zur Beförderung des allgemeinen Wohls müſſen uns Werth in den Augen der Welt geben; nicht unſer Amt und Stand.

Wir müſſen mit unſerm Stande uns nicht über die übrigen alle wegſchwingen, uns nicht an den obrigkeitlichen anfügen, und nicht, wie dieſer die Macht über die äußerlichen Handlungen der Bürger, alſo wir eine Herrſchaft über die Gewiſſen führen wollen. Wenn wir in Geſellſchaft ſind, müſſen wir nicht fordern, daß die Leute ſo vor uns ſchweigen, ſo ohne Widerſpruch [illegible] und bleiben ſollen, als wenn wir auf der Kanzel ſtehen und reden. Wenn wir auf der Gaſſe wandeln, müſſen wir nicht von jedermann den erſten Gruß erwarten, wie wenn wir am Altare ſind. — Meine Herren, wir werfen uns immer zu denjenigen auf, welche alle Stände reformiren wollen. Warlich, unſer eigener Stand bedarf der allergrößeſten Reform. Wer ſoll uns aber reformiren? Wir ſelbſt müſſen es thun. Wir müſſen von uns ſelbſt erſt mehr, als gewöhnlich fordern, ehe wir von andern das geringſte fordern. So, wie es jetzt mit uns ſteht, leiſten wir warlich nicht genung für die großen Summen, welche der Staat auf unſere Unterhaltung jährlich verwendet. Wir müſſen ſeine nützlichſten Mitbürger werden, denn — wir leſten ihn das meiſte; ſtatt, daß wir großentheils nur noch unſere Bäuche pflegen, unſere Fixen und Accidenzien einſtreichen, den Aberglauben und das Scheinchriſtenthum hegen und nähren, und rund um uns her durch die päbſtliche Heiligkeit, welche wir uns arrogiren, und durch die ſeichte Behandlung der Lehre Jeſu Religionsſpötter bilden. . . .

Hier entſtand ein heftiger Lerm unter allen anweſenden Geiſtlichen über den Magiſter. Das Gefühl der derben Wahrheiten, welche er ihnen geſagt, durchdrang ſie und entrüſtete ſie gegen ihn. Seither hatte nur Magiſter Bozelkugel es mit ihm aufgenommen. Nun verketzerte man ihn allgemein, that ihn in den Bann, und erklärte ihn für einen Auswurf ſeines Standes, deſſen ſich derſelbe je eher je lieber zu entledigen ſuchen müſſe. Die Tafel war gedeckt und die Speiſen ſollten aufgetragen werden. Elias nahm ſeinen Huth und Stock, und verließ die ihm ſo läſtige Geſellſchaft.

So, wie er weg war, ging es erſt recht weidlich über ihn her. Da widerlegte man in größter Geſchwindigkeit einen ſeiner verruchten Irrſätze nach dem Andern, und triumfirte über ihm. „Vor hundert Jahren," ſprach Magiſter Bozelkugel, wäre der gottloſe Ketzer verbrannt worden." Dahin bringen wir es denn nun wohl nicht mehr mit ihm, erwiederte ein ſiebentehalb Fuß hoher ſehr dürrer, klappriger Magiſter, der eine ſehr heiſere Stimme hatte. — Man ließ es ſich nach ſo ſtarken gehabten Strapatzen gar herrlich bei Tiſche ſchmecken, und ſpülte die ziemlich überſilberten Pillen, welche Elias eingegeben hatte, mit gutem alten Franzwein hinter. Da ſolchergeſtalt die Lebensgeiſter noch in größere Lebhaftigkeit geriethen, ward nach aufgehobener Tafel vom ganzen Miniſterium einmüthiglich beſchloſſen, [illegible] Tages über den mißgelungenen Verſuch der vorgehabten, gutgemeinten und eifrigſtbetriebenen amtsbrüderlichen Korrektion des Irrlehrers an den Generalſuperintendent ſchriftlichen Bericht zu erſtatten.

lauter Ex.

Eilftes Kapitel.

Elias ſchlief auf ſeine gehabten Ausſchüttungen ſehr ruhig. Als ein Mann von Kopf und Weltkenntniß überſah er nun wohl die Folgen, welche die zerſchlagene Miniſterialadmonition für ihn haben müſſe; aber ſeine Entſchlieſſungen, bei denen er männlich zu beharren gedachte, waren auch gleich auf der Stelle gefaßt. Er beſuchte ſeine Kranken, theilte die ihm anvertraueten Allmoſen in den Hütten der Elenden aus, und ſtand allenthalben wie ein Mann mit ausgebreiteten Armen, zu dem jeder Leidende ſeine Zuflucht nehmen konnte. Die Bemerkung entwiſchte ihm nicht, daß er in verſchiedenen guten Häuſern nicht mehr mit der Wärme, als ſonſt, empfangen wurde. Beſonders galt dies von denjenigen Familien, in die irgend einer ſeiner übel auf ihn geſinneten Amtsbrüder Eingang hatte. Indeſſen gedachte er des Vorfalls mit dem Miniſterium nirgends mit einem Worte, und verabſcheuete die Thorheit, ſich auf der Kanzel gegen die ihm gemachten Beſchuldigungen zu rechtfertigen. Er predigte mit noch innigerer Wärme Sonntags drauf, als zuvor. Seine Kirche war gedrängt voll, und es vergingen vier Wochen, ohne daß irgend eine Bewegung gegen ihn gemacht worden wäre. Der Generalſuperintendent hatte indeſſen den widrigen Bericht, welchen das daſige Miniſterium gedrohetermaſſen gegen den Elias eingereicht, ans Konſiſtorium gebracht. In ſelbigem war zuforderſt die amtsbrüderliche Liebe lang und breit beſchwatzt worden, vermöge welcher man ſich gedrungen geſehen, dem Irrlehrer eine erſt wehmüthige und hernach nachdrückliche Vorſtellung zu thun. Sodann hatte man den unglücklichen Erfolg erzählt; und hierauf erſchien das lange Regiſter aller der Ketzereien, welche Elias ohne Scham und Scheu vor der ganzen geiſtlichen Verſammlung geäußert und behauptet habe. Unterſchrieben hatten ſich alle anweſend geweſene Geiſtliche. Dieſer Bericht, welcher alle weitere Unterſuchungen, Admonitionen und Verhöre des Elias überflüßig zu machen ſchien, war von dem Konſiſtorium mit der Anfrage, was nun wider den Irrlehrer Rechtens ſey, an eine gar orthodere auswärtige Univerſität verſendet worden; worauf die Antwort gekommen, daß man den Magiſter Elias Klaproſe zu allem Ueberfluß noch einmal vor dem Konſiſtorium zur Ablegung und Revokation ſeiner ketzeriſchen Meinungen und zu einer feierlichen Abbitte an das Miniſterium und an ſeine Gemeine anzuhalten habe, und daß er im Fall der boshaften Beharrlichkeit auf ſeinen Seelenverderbenden Grundſätzen ein geiſtliches Amt fernerhin zu bekleiden für unfähig zu erklären ſeyn werde.

Elias ward vors Konſiſtorium gefordert. Rath S., hieß es, habe ihm an ſelbigem Morgen ein Billet geſchickt. Er erſchien mit dem Anſtande der Unſchuld, und mit der Freimüthigkeit eines Mannes, der auch den äußerſten aller möglichen Fälle ſchon beſchickt hat. Sobald er vortrat, deklarirte ihm der Präſident, daß er ſeines bezeigten beharrlichen Ungehorſams wegen gegen das Konſiſtorium, betreffend den Punkt der Ablegung ſeiner eigenen Haare und der Farbenkleider im Publikum, hiermit auf vier Wochen ſuſpendirt ſey, und ihm nochmals bei härterer Ahndung die Auflage geſchehe, ſich den deshalb an ihn mehrmals ergangenen Befehlen zu unterwerfen. Elias wollte ſeine Proteſtation gegen die erhaltene Sentenz einlegen; als man ihm mit dem Zuſatze, daß er nun fürs erſte wieder abtreten und drauſſen warten ſolle, das fernere Gehör dieſer Sache wegen gänzlich abſchlug. Elias fand dieſen Einfall, daß man ſolchergeſtalt über die übrigen wichtigern Punkte hernach mit ihm als mit einem ſuſpendirten Prediger reden wolle, nicht übel! Er ging ruhig hinaus, und kam noch ruhiger wieder herein.

Generalſuperintendent. Mit Zittern und [illegible] ich jetzt meinen [illegible] Ohr [illegible] aus Kapitel [illegible] Er ſich durch Gottes guten Geiſt haben regieren, oder möchte Er ſich wenigſtens noch durch denſelben leiten laſſen! Nachdem und ſintemal das Gerücht von Seinen Seelenverderbenden Irrthümern, die Er nicht nur in den Häuſern auszuſtreuen geſucht, und wodurch Er viele gläubige Herzen in Angſt geſtürzt hat, ſondern die Er auch keinen Scheu getragen, öffentlich von der Kanzel zu lehren, immer lauter und lauter geworden, hat ſich das hieſige geiſtliche Miniſterium auf unſere Anreizung, und aus Liebe für Gott und Jeſum, für ihre Gemeinen und für Ihn gemüßigt gefunden, in corpore eine amtsbrüderliche Korrektion an Ihn zu verſuchen; wie Ihm noch erinnerlich ſeyn wird. Wie dieſelbe abgelaufen, iſt uns anhero treufleißiger Bericht erſtattet worden. Unſere Herzen haben geblutet, als wir den Kaltſinn, die Verſtocktheit und den beleidigenden Undank, mit welchem Er dieſen größten Beweis der Liebe Seiner Amtsbrüder aufgenommen hat, geleſen haben. Noch ſchrecklicher aber iſt uns die beigebogene Relation Seiner abſcheulichen Irrſätze geweſen, welche Er vor einem ganzen geiſtlichen Konvent wider den allerheiligſten Glauben unſerer Kirche und wider die heiligen ſymboliſchen Bücher auf das ſchamloſeſte geäußert und auf das hartnäckigſte behauptet hat. Es iſt uns Seiner uns bekannten Denkungsart wegen rathſamer vorgekommen, uns von einer auswärtigen rechtgläubigen theologiſchen Fakultät darüber eine Hinweiſung geben zu laſſen, wie wir uns bei dieſem himmelſchreienden Vorgange gegen Ihn zu benehmen hätten. Da iſt uns denn zu erkennen gegeben worden, daß wir als das oberſte geiſtliche Gericht im Lande zu allem Ueberfluß, damit Er ſich in der Folge nicht über Uebereilung und Härte, die man an Ihm begangen, zu beſchweren habe, Ihm nochmals eine nachdrückliche Vorſtellung darüber thun möchten, daß Er noch, noch von Seinen Irrthümern zur reinen evangeliſchen Wahrheit zurückkehren möchte. Wir ergreifen dieſe Gelegenheit, um Ihm einen [illegible], unzweifelnden Beweis davon zu geben, daß uns mit Seinem Unglück nicht gedient ſey, laſſen hiermit dieſe Vorſtellung im Namen Jeſu Chriſti an Ihn ergehen, und bitten den dreieinigen Gott, daß er ſie an Seinem Herzen fruchten laſſen wolle. Thue Er Gotte die Ehre, und lege Er ſeine ketzeriſchen Meinungen ab; werde Er wieder ein getreuer Hirt der Ihm anvertrauten Heerde, und trete Er das Blut Jeſu nicht länger mit Füſſen. Von dieſer Seiner Bekehrung hat Er uns durch eine mündliche Verſicherung mit Handſchlag an Eidesſtatt anjetzt, und mit öffentlicher Revokation Seiner Irrthümer und mit einer feierlichen Abbitte an Seine Gemeine und an das hieſige geiſtliche Miniſterium zu überzeugen. So geſchehen von Rechtswegen.

Elias, nach einer ſehr ſubmiſſen Verbeugung. Hochzuverehrende Herren, ich danke Ihnen für dieſen Beweis Ihrer Geſinnungen für mich, und nehme ihn gerade ſo auf, wie Sie mir ihn geben. Ich deklarire hierauf vor Ihnen, vor aller Welt und vor Gott, daß ich alles das, was ich über die Religion jemals geredet und gelehret habe, nach meiner innigſten Ueberzeugung geſprochen, und daß ich alle die Sätze, Satz für Satz, welche ich vor dem geiſtlichen Miniſterium geäußert und behauptet habe, noch behaupte, und jederzeit zu behaupten gedenke; es wäre denn, daß Sie mich jetzt eines Beſſern belehrten. Ich ſtehe hier in völliger Bereitſchaft vor Ihnen, über alle meine Meinungen Rede und Antwort zu geben. Ueberzeugen Sie mich von dem Ungrunde einer derſelben: ſo bin ich ehrlicher Mann genung, ſie auf dieſer Stelle auf ewig abzulegen. Rechtfertigen ſich meine Lehrſätze aber an der reinen geſunden Vernunft und an der eigenen Lehre Jeſu: ſo würde ich der niederträchtigſte Menſch von der Welt ſeyn, wenn ich hier durch Drohungen und Gewalt geſchreckt, das Anſehen annehmen wollte, als legte ich ſie ab, ohne daß mein Herz ſich dazu entſchlieſſen könnte, ſie wirklich zu verwerfen. Ich bitte alſo, daß Sie mich nicht ungehört verdammen, ſondern Punkt für Punkt über meine Meinungen jetzt mit mir konferiren.

Inſpektor, bärbeiſſig. Das kann nicht ſeyn. Das iſt ein ganz unſtatthaftes Petitum. Wir ſitzen nicht hier, mit Sophiſten uns einzulaſſen, und mit jedem unruhigen Kopf, der neuerungsſüchtig iſt, zu disputiren, ſondern ihn in ſein ihm vorgeſchriebenes Gleis zu weiſen. Der Staat hat ſeine Geſetze; und die Religion ihre Glaubensartickel. Wer ſich jenen nicht unterwirft, hört auf Bürger zu ſeyn; und wer ſich zu dieſen nicht bekennen will, kann weiter nicht Lehrer ſeyn. Der Herr Magiſter ſubmittire ſich dem ihm gegebenen Beſcheide. Herr Sekretär, haben Sie das Protokoll bis dahin fertig?

Sekretär. Ja.

Präſident. Nun na, Herr Magiſter, man ſubmittire ſich hübſch. Warum will man ſich ohne Noth in ſolche Unruhen ſtürzen? Was kommt aus allem dem Spielgefechte über die Dogmata der Kirche heraus? Es iſt ja doch beſſer, man bleibt bei Amt und Brod. Man kann ja doch das ſeinige denken.

Elias ſchüttelte den Kopf heftig über die Kaltblütigkeit, mit welcher ihm der Präſident dieſen Antrag that.

Rath S. Herr Magiſter, wie ſind Sie zu Ihrem Stande gekommen? Haben Sie ihn ſelbſt gewählt?

Elias. Ja.

Rath S. Wie war das möglich?

Elias. Ich kannte ſeine Leiden nicht. . . .

Präſident. Nun na, Herr Sekretär, ſchreiben Sie nieder, daß ſich der Herr Magiſter ſubmittirt habe.

Sekretär. Herr Magiſter, ſubmittiren Sie ſich?

Elias, heftig und geſetzt. Nein Herr Sekretär, das verbitt' ich.

Präſident. I Herr Magiſter, Herr Magiſter, machen Sie doch keine Umſtände. Ueberlegen Sie doch. . . .

Elias. Gottlob, ich habe das Meinige gelernt, und habe weder Frau noch Kinder, daß ich alſo für ſie nicht den Heuchler ſpielen darf.

Meinetwegen nehme meine Sache den Gang, welchen meine Richter vor der vernünftigen Welt zu verantworten ſich getrauen! Wenn man Jemanden eines Irrthums beſchuldigt: ſo muß man ihm beweiſen, daß er Irrthum hege. Mich hat noch niemand gehört, widerlegt und eines Beſſern überzeugt.

Rath S. Meine Herren, das ſollte denn doch auch wahrhaftig erſt geſchehen.

Inſpektor, der mit Ungeſtüm die Akten aufſchlägt. Was will Er? Hat Er nicht coram toto miniſterio die ſtellvertretende Genugthuung Jeſu für uns abgeleugnet?

Elias. Jeſus ſelbſt hat uns dahin angewieſen, eben ſo nun unſerer Beſtimmung genung zu thun, wie er der ſeinigen gethan hat. Ein Beiſpiel habe ich euch gegeben, ſagt er.

Generalſuperintendent. Hat Er nicht behauptet, daß der Menſch durch ſeine guten Handlungen ſelig werde?

Elias. Ja; wie ich durch Laſter dem höchſten Weſen mißfällig werde: ſo muß ich demſelben durch Tugenden auch wohlgefällig werden. Wenn mich mein Herz nicht verdammt: ſo kann ich Freudigkeit zu Gott haben, und das heißt — ſo bin ich ſelig.

Inſpektor. Wir wollen hier keine Beweiſe Seiner Irrlehren hören. Wie können falſche Lehren erwieſen werden? Seine Lehren ſind falſch. Ergo können ſie nicht erwieſen werden. Die Sache iſt dieſe, daß Er nur darauf antworte, ob Er das nicht geſagt habe, was Ihm da vorgeleſen wird.

Generalſuperintendent. Hat Er nicht vertheidigt, daß auch tugendhafte Heiden ſelig werden, die doch nicht getauft ſind?

Elias. Ja; weil ſie eben ſo wenig ihre Taufe verhindern, als wir die unſrige befördert haben.

Generalſuperintendent. Hat Er nicht das leibliche Anſchauen des dreieinigen Gottes in jenem Leben abgeleugnet?

Elias. Ja; weil Gott ein Geiſt iſt.

Generalſuperintendent. Hat Er nicht die Unſchuld der menſchlichen Natur verfochten?

Elias. Ja; weil mein Heiland die Unſchuld der Kinder verfochten hat.

Inſpektor. Laſſe Er den Ausdruck weg, mein Heiland. Jeſus iſt nicht Sein Heiland; denn Er tritt ſein Blut mit Füſſen.

Elias, mit naiver Ehrwürdigkeit. O mein Herr, misbrauchen Sie die Gewalt nicht, welche Sie haben. Ich kenne den Bann, welchen die Verfolgungsſucht dadurch ausübt, wenn ſie vom Treten des Blutes Jeſu mit Füſſen ſpricht. Die Worte klingen allerdings gräßlich, und es iſt Jammerſchade, daß nicht gleich Pöbel genung bei der Hand iſt, der Steine nach mir würfe. Aber hören Sie nur, der Accent, welchen Sie auf das Blut Jeſu legen, iſt in der That übel angebracht. In dem Worte Blut ſitzts denn wohl nicht. Jeſus iſt mir durch die Leiden, bei welchen er keinen Tropfen Bluts vergoſſen hat, eben ſo ehrwürdig und heilſam geworden, als durch diejenigen, in denen er überall blutete. Ihr Heiland ſcheint allerdings ein ganz anderer Heiland zu ſeyn, als der meinige. Sie wollen nur einen ſolchen haben, der alles für Sie thut und leidet. Der meinige iſt von der Beſchaffenheit, daß ich mit ihm thun und leiden müſſe. Jeſus iſt dadurch mein

Heiland geworden, daß er mich von allem Aberglauben in Erkentniß meiner wichtigſten Angelegenheiten befreiet, mich durch Lehre, Leben und Beiſpiel in wahrer Tugend herrlich unterrichtet und geſtärkt, und gegen alle meine unverſchuldeten Trübſale mit den göttlichſten Tröſtungen gewafnet hat. Das iſt mir denn ein wahrer Menſchenheiland; ein rechter Mittler, Mittelsmann, Vermittler, Unterhändler zwiſchen Gott und Menſchen, durch den ich wahrhaftig ſelig werde. Wofür Sie den Ihrigen ausgeben können, das weis ich nicht.

Inſpektor, auffahrend. Hören Sie einmal, hören Sie einmal, meine Herren; wie dieſer Menſch ganz und gar vergißt, wo er ſey . . .

Präſident. Nun ja — St!

Generalſuperintendent. Hat Er ſich nicht über die heilige Dreifaltigkeit movirt?

Elias. Ueber das Wort — ja; weil Gott weder Zipfel noch Falten hat.

Inſpektor. Nun, es iſt gut; mehr brauchen wir nicht, um Ihn den Hals zu brechen.

Elias, hitzig. Der Ausdruck macht Ihrer Menſchlichkeit Ehre. Aber das Beſte fehlt noch, das wir brauchen, das ich mir sehr ausbitten will, und das ich als Gerechtigkeit auch fordern darf, nemlich, daß Sie meine Gründe, die mich so zu denken moraliſch zwingen, widerlegen.

Inſpektor. Ei was! Dazu ſitzen wir auch hier, Die Lehre unſerer Kirche weis Er. Hier iſt nicht die Frage, daß wir ſie Ihm erſt erweiſen ſollen, ſondern ob Er zu ihr zurückkehren will, oder nicht. Darf der Bürger im Staate fordern, daß man ſeine Gründe wider die Geſetze deſſelben widerlege, oder muß ſich ſelbiger ihnen unterwerfen, wenn er länger Bürger ſeyn will? Schwadroniren kann man wider alles.

Präſident. Nun na — ich höre denn doch in der That heute manches über die Religion, was ich noch nicht gehört habe.

Rath S. Das glaube ich ſelbſt.

Inſpektor. Das iſt eben der Schade, welchen ſolche Sophiſten ſtiften, daß ſie Zweifel erwecken und gläubige Seelen beunruhigen.

Inſpektor und Generalſ. zuſammen. Will Er revociren, oder nicht?

Elias, mit bebendem Nachdruck. Ich revociren? Was heißt dies? Heißts nicht ſo viel, — ich ſoll ſagen, daß ich dies und jenes von nun an für wahr halte, was doch nach meinen fortdaurenden innigſten Ueberzeugungen nicht wahr iſt? Wer wäre ich, wenn ich dies thäte? der infamſte Heuchler und Mammelucke; der niederträchtigſte Menſch, auf den je ein Sonnenſtrahl fiel! Welche Zumuthung, die mir Geiſtliche, die erſten Geiſtlichen im Lande thun — ich ſoll wider meine Ueberzeugung reden! Meine Herren, wie kränken Sie die Rechte der Menſchheit! Wie entheiligen Sie die Religion, zu deren Schande ich dies Opfer bringen ſoll? Iſt es Ihnen denn gar nicht darum zu thun, ob Sie Ihr Verfahren gegen mich vor Gott, dem Richter der Richter verantworten können, oder nicht? Ich ſchreie über Grauſamkeit, die unter der Larve des Eifers für Gott an mir ausgeübt wird. Sie haben kein Recht, ſo gegen mich zu handeln. Der einzige menſchliche Weg, einen vermeinten Irrenden anzugehen, und den das Evangelium auch nur geſtattet, iſt der, daß man ihn ſanft zurückführe. Sie verdammen mich ungehört. Ich verlange nochmals, daß Sie meine Gründe, die mich ſo, wie ich denke, zu denken beſtimmen, widerlegen und mich eines Beſſern belehren. Geſchieht dies nicht; verfahren Sie deſſen ungeachtet weiter gegen mich: ſo geht Gewalt vor Rechte, und ich muß mir vorſtellen, daß ich in Bilgedulgerid bin.

Präſident. Nun na, da iſt man nicht; man iſt auf deutſchem Grunde und Boden.

Elias. Das ſey Gotte geklagt, daß es auf deutſchem Boden ſo hergeht.

Rath S. Meine Herren, es dürfte wohl Rechtens ſeyn, daß dieſer Mann zu weiterer Vertheidigung zugelaſſen werde.

Generalſuperintendent. Herr Rath, das nehmen Sie mir nicht übel, was ſollen die Rechte hierbei?

Inſpektor. Die gehören hieher gar nicht.

Elias. O daß ſich Gott im hohen Himmel erbarme! — Alſo Geiſtliche dürfen einzig und allein ungerecht handeln.

Rath S. der fortgeht. Herr Magiſter, Sie ſehen, daß es mir hier, wie Ihnen gehe. Folgen Sie meinem Rathe.

Generalſuperintendent. Er weis, daß Er auf vier Wochen ſuſpendirt iſt. Dieſe vier Wochen wollen wir Ihm aus beſonderer Nachſicht noch zur Bedenk- und Bekehrungszeit geben. Heute über vier Wochen ſiſtirt Er ſich wieder, und revocirt feierlich; oder Er wird heute über vier Wochen völlig abgeſetzt. Damit geh' Er in Gottes Namen nach Hauſe.

Elias. Iſt das wirklich die Finalſentenz, welche ich erhalte?

Inſpektor, höhniſch lächelnd. Ja, lieber Freund, das iſt ſie.

Elias. Findet keine Vorſtellung, keine Proteſtation, keine Appellation dagegen Statt?

Generalſuperintendent. Nein. Wo es auf die Ehre Gottes ankommt, da gelten keine Rechtsmittel.

Elias. Umgekehrt; wo keine Rechtsmittel gelten, da möchte es wohl nimmermehr mit Gottes Ehre ſo recht ehrlich gemeint ſeyn. Ich revocire nicht; weder heute, noch über vier Wochen.

Ein Schurke thue eine Schurkenhandlung — ich nicht.

Präſident. Nun na, Herr Magiſter, Er hat ja noch vier Wochen Zeit. Sei Er nicht ſo hitzig. Ueberlege Er die Sache mit kaltem Blute.

Elias, Glanz der Wahrheit in allen ſeinen Geſichtszügen. Mit der Ueberlegung war ich ſchon fertig, ehe ich vor dieſes Gericht trat. Ich will meinen ungerechten Richtern die Mühe erſparen, fernere menſchenfeindliche Handlungen gegen mich auszuüben. Allmächtiger, du wirſt mich nicht verlaſſen; ich hoffe auf dich. Vergib ihnen, wenn ſie auch wiſſen, was ſie thun.

Hiermit grif Elias in die Taſche, zog ſeine Vokation hervor, band ſeinen Kragen los, und legte jene vor den Generalſuperintendent, und dieſen vor den Inſpektor. Der Inſpektor grif haſtig zu, damit es dem Elias nicht wieder leid werden möchte, und packte beide in eine groſe Bibel, welche unweit von ihm lag.

Präſident. Nun na, Herr Magiſter, was macht Er? Beſinne Er ſich. Es iſt ja ſo weit noch nicht.

Generalſuperintendent. Er iſt noch keck obendrauf.

Inſpektor. Es iſt eben ſo gut; ſo dürfen wir ſie ihm nicht abnehmen.

Elias ſchlug ſeinen Mantel um den Leib und hub mit Unerſchrockenheit an: Der Freund der Wahrheit iſt auch ein Weiſer und ſchmiegt ſich unter ſein Geſchick. Ich begebe mich freiwillig meines geiſtlichen Amtes, das ich ſeither bekleidet habe. Nehmen Sie dieſe Opfer, welche ein Märtirer für die geſunde Vernunft und für die wahre Ehre Jeſu bringt. Wohl mir, daß ich mich in ſo einer häuslichen Lage befinde, daß ſie mich keinen härtern Kampf koſten. Für mich einſamen Mann wird die Erde noch irgendwo Raum und auch Brod haben. Des letztern bedarf ich nicht viel. Vorurtheil, Aberglaube, Unwiſſenheit, Blindheit, Grauſamkeit, Rache und Verfolgungsſucht ſind die Triebfedern Ihres heutigen Verfahrens gegen mich. Daß ich Bigotterie, geiſtliche Charletanerie, heiligen Schlendrian und Unſinn nicht mitreden und mitmachen wollte, dies war mein Verbrechen. Daß ich dem einen von Ihnen ſeine Unmäßigkeit verſalzte, und daß mein Vater ein Mann war, der wider die Unmäßigkeit des andern von Ihnen predigte, dies erregte Ihren Haß gegen mich. So sei derſelbe nun wenigſtens geſättigt! Ich ſchreie nicht um Rache gegen Sie gen Himmel. Nein, Gott erleuchte Ihre Vernunft und beſſere Ihre Herzen, damit Sie einſt die Handlung gegen mich verabſcheuen mögen; mit der Sie den heutigen Tag Ihres Lebens brandmarken.

Hier wurden der Generalſuperintendent und der Inſpektor wie heftig elektriſirt, und beſtanden darauf, daß man den kalumnirenden Magiſter, da er nun kein geiſtliches Amt mehr bekleide, geradeswegs auf vier Wochen in die Preſſäule ſtecken ſolle. Der Präſident raunte beiden etwas ins Ohr; worauf ſie mäßiger zu werden ſchienen. „Ich will Sie wieder beſänftigen, ſprach Elias, und zog noch ein Papier aus der Taſche hervor, Hier iſt mein Magiſterdiplom. Es iſt ohnehin das unnützeſte Papier, das ich in meinem Leben gekauft habe. Wenn Sie mir die fünf und zwanzig Thaler, welche es mich koſtet, zurückgeben wollen: ſo will ich auch heute ſogar aufhören, Magiſter zu ſeyn.“ Die Sache ward in Ueberlegnug gezogen. Man zahlte dem Elias die fünf und zwanzig Thaler aus einer Kaſſe, die zu gottſeligen Gebrauch beſtimmt war: Elias ſtrich ſein Geld ein und ſprach im Weggehen: Nun will ich mir ein halb Dutzend Oberhemden und einen neuen Ueberrock dafür kaufen, der wärmer hält, als der Magiſter.

Vor dem Konſiſtorium ſtand ſein Aufwärter, den er mit ſeinen bunten Kleidern vorläufig dahin beſchieden hatte. Er band ſeinen Mantel ab, zog ſeinen ſchwarzen Rock ab, und ſchenkte beide dem Konſiſtorialbothen, mit dem Bedeuten, dem Herrn Generalſuperintendenten und Inſpektor einſt darinn das Leichengefolge zuſammen zu bitten, und ging bunt nach Hauſe.

Elias bei ſeinem Onkel.

Zwölftes Kapitel.

Der Vorgang machte im ganzen Lande großes Aufſehen. Allenthalben ward er erzählt, und nirgends der Wahrheit gemäß. Bald irren man in Anſehung der Art, wie Elias um ſeinen Mantel und Kragen gekommen; da es denn hieß, daß man auf Urtheil und Recht ihm dieſelben abgebunden. Bald wurden, wenn man ja die freiwillige Niederlegung ſeines Amts unbezweifelt ließ, allerlei falſche Bewegungsgründe dazu ihm angedichtet. Seine Feinde ermangelten nicht, dergleichen dem Publikum unter den Fuß zu geben. Henriettens plötzliches Verſchwinden, das auſſer Madam Bando und dem Exmagiſter niemand richtig zu erklären wußte, gab beſonders jetzt erſt zu allerlei Muthmaſſungen Anlaß. Indeſſen bedauerte der größte Theil ſeiner Gemeine ſeinen Verluſt. Die Klugen ſahen alle in der Sache durch, und verachteten im Herzen die blinden und eiferſüchtigen Zeloten unter ihrer Geiſtlichkeit, welche ſie um den deutlichſten und erbaulichſten Prediger gebracht hatten. Unter den Armen war ein allgemeines Wehklagen, und viele derſelben wünſchten, daß der Tag ſeiner Abſetzung, wie ſie ihn nannten, lieber der Tag ihres Todes geweſen ſeyn möchte. Die Friſeure und Putzmacherinnen waren äußerſt geſchäftig, jedes nachtheilige Gerücht, welches für ihn entſtand, noch nachtheiliger zu machen und in der ganzen Stadt auszubreiten. Elias, den einige ſeiner Freunde von allem, was lautbar ward, benachrichtigten, ließ ein Sendſchreiben an ſeine ehemalige Gemeine drucken, in welchem er ihr den ganzen Verlauf ſeiner Sache vom Anfang bis zum Ende der Wahrheit gemäß und männlichernſthaft erzählte, und von ihr den beweglichſten Abſchied nahm. Binnen vier und zwanzig Stunden war dies Schreiben in den Händen der ganzen Stadt, und nach acht und vierzig Stunden war es konfiſcirt. Jedermann erkannte die geſchehene Konfiſkation für ein ſtilles Geſtändniß, welches die Obrigkeit für die Wahrheit deſſen, was Elias geſchrieben, abgelegt habe. Man bot dem Elias allerlei kleine und große Geſchenke an, die er aber anzunehmen ſich edelmüthig weigerte. Dafür reichte er ſeinen begüterten Freunden eine Liſte der unglücklichſten Menſchen und Familien in der Stadt, deren Unterſtützer er durch ihre Freigebigkeit ſeither geweſen war, und bat ſie flehentlich, dieſe Elenden nun nicht leiden zu laſſen. Er ſelbſt ſtellte eine kleine Auktion ſeiner ihm nunmehro unnöthigen Habſeligkeiten an, und theilte die Einnahme aus derſelben unter zwanzig äußerſt dürftige Familien aus, die ihm für dieſe letzte Wohlthat [illegible] in jener Welt ſchon die Hände drückten. Dafür hätte er an einem der nächſten Sonntage in allen Kirchen der Stadt einen ſchweren Stand. Man predigte an ſelbigem auf gemeinſchaftliche Verabredung über die Stelle, wo Jeſus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel getrieben, und applicirte die Worte: ihr habet mein Haus zur Mördergrube gemacht, auf den Elias. Die hohe Obrigkeit des Landes, beſonders das rechtgläubige und für die reine Lehre des geiſtlichen Zions ſo wachſame Konſiſtorium ertheilte bei dieſer Gelegenheit überſchwengliches Lob, und über den Exmagiſter wurde in verſchiedenen Kirchen Feuer vom Himmel gerufen. Beſonders laut und bebend rief dies der junge Kandidat auf der Kanzel, wo Elias ſonſt geſtanden, und der gern ſein Nachfolger werden wollte, herab. Der arme ſchuldloſe Exmagiſter war ſelbſt in der Predigt des letztern, und als er dieſen Fluch vernommen, ſprach er im Herausgehen zu ſeinen Nachbarn: „So gehts! der alte Elias ruft Feuer vom Himmel herab, und über den andern wirds herabgerufen.“ Es iſt ja gut, daß heut bei Tage das Feuer im Himmel feſter ſitzt, und daß die Leute nicht mehr die Kraft haben, es herabfallen zu machen.“

Unter allen, die Zeugen ſeines unglücklichen Schickſals wurden, hatte niemand eine höhere Schadenfreude darüber, als Madam Bando. Sie übertraf darinn noch die Friſeure und die Putzmacherinnen, und ſcheuete ſich nicht, nunmehro über die ſchleunige Fortbringung ihrer Stieftochter ſelbſt die verfänglichſten Reden zu führen. Henriettens Bild war in der Seele des Exmagiſters unauslöſchlich. So oft er nach ihrer Entfernung in Geſellſchaft guter Frauenzimmer geweſen war, hatte er zu ſich ſelbſt geſagt: es ſind edle, herrliche Mädgen unter ihnen, aber doch keine Henriette. Jetzt, da er ohne Amt war, empfing ſein Andenken an ſie eine Miſchung von wahrhaftigmännlicher Beruhigung. Er dachte darüber nach, in was für einer ihm äußerſtſchmerzhaften Lage er jetzt ſeyn würde, wenn die Liebe ſie bereits zu ſeiner Gattin gemacht hätte, und ſah nun ihre anfangs ihm ſo niederſchlagend geweſene Entfernung für eine der wohlthätigſten Vermittelungen an, die die Vorſehung in ſein Leben gewebt habe. Die Hofnung, ſie wieder zu ſehen, verließ ihn indeſſen nicht, und im entgegengeſetzten Falle ſchwur er, der Liebe Altäre nie [illegible] betreten. Unerklärbar blieb es ihm aber, wie Henriette nicht wenigſtens durch einen Brief ihm nähere Auflöſung über ihr Schickſal nach der Zeit gegeben habe.

Elias hatte einen ſteinreichen Onkel. Kunz, der ſonderbarſten Menſchen einer, hatte einen geraumen Theil ſeines Lebens in Oſtindien zugebracht, und war mit einem großen Schatze von [illegible] zurückgekehrt. Sein Vermögen bahnte ihm bald einen Weg in den Magiſtrat der Stadt, aus welcher er gebürtig war. Er ward Burgermeiſter von der ungelehrten Bank, und ſollte heurathen. Die Damen in Europa waren ihm aber alle nicht reich genung. Er ſtand etwa ein Jahrlang ſeinem Poſten vor, reſignirte darauf und privatiſirte am Orte ſeiner Geburt. Zehen Jahre hindurch hatte er die auswärtigen nahen und fernen Meſſen beſucht, und nach und nach ſeine Juwelen zu klingende Münze verwandelt. Jetzt beſchäftigte er ſich damit, nach jedem abgeleierten Morgenſegen ſeine Luidore, Friedrichsdore, Karldore und Maxdore zu zählen, zu beſichtigen und ſorgfältig wieder einzupacken. Der wichtigſte Gebrauch, welchen er von ſelbigen machte, war der, daß er ihnen ſolchergeſtalt täglich freie Luft gab. Hart gegen andere, war Kunz der weichſte Mann gegen ſich ſelbſt. Er machte ſich alles recht, da ihm hingegen ſonſt niemand das geringſte zu Danke machen konnte; verzieh ſich alles und aß und trank ſo herrlich, wie er es nur haben mochte. Der Undank, deſſen er das ganze menſchliche Geſchlecht beſchuldigte, machte ihn zum untheilnehmendſten, unbehülflichſten und unthätigſten Menſchen für alle Leidende. Wenn er hörte, daß irgend ein Reicher, wenn er auch noch ſo jung geweſen wäre, ſein Amt niederlegte und ſich ſeinen Geſchäften entzog: ſo hatte er die herzlichſte Freude darüber und pflegte zu ſagen: „Das iſt klug, das iſt brav. Ein Kerl, der Geld hat, braucht nicht andern zu dienen. Arbeit iſt für arme Schlucker."

Elias war ſein nächſter Verwandter, und hatte ihm weder je geſchmeichelt, noch Gelegenheit zum Unwillen über ſich gegeben. Er hatte alle Hofnung, einſt den größeſten Theil des anſehnlichen Vermögens ſeines Onkels zu erben; und wenn er ſich darauf freuete: ſo geſchah es aus der Urſache, weil er alsdenn im Stande zu ſeyn glaubte, recht vielen Dürftigen und Unglücklichen helfen zu können. Jetzt, da er amtlos und müßig war, fand er es für bequem, eine Reiſe zu demſelben zu machen. Kunz, da er hörte, daß Elias ſein Amt niedergelegt habe, nahm ihn ſehr vergnügt auf. „Recht ſo, ſprach er, Vetter, daß Ihr Euer Amt niedergelegt habt. Es iſt eine wahre Narrheit um das Thätigſeyn für die Welt. Und wenn man ſich zerreißt, [illegible] als den [illegible] Dank. Ihr braucht Euch nun um keinen Dienſt weiter zu bekümmern. Ihr habt einen reichen Onkel, und, wenn Ihr Euch in ihn zu ſchicken wiſſet: ſo könnet Ihr bei ihm bleiben, ſo lange Ihr wollet. Am Ende ſeyd Ihr ja doch mein nächſter Erbe.“

Elias betrachtete ſeinen Onkel von oben bis unten bey dieſem unedlen Geſchwätz, und preßte doch zur Zeit als eben erſt angekommener Gaſt ſein Urtheil darüber in ſein Innerſtes zurück. Er kannte ihn noch zu wenig, hatte aber bald Gelegenheit, den Mann durchaus kennen zu lernen. Wie er ihn den erſten Tag zubringen ſah: ſo ſah er ihn auch den zehnten, zwanzigſten und dreißigſten hinbringen. Bis neun Uhr des Morgens ſchlief Ehrenkunz. Hernach betete er eine Stunde; alsdenn frühſtückte er eine Stunde. Wenn dies geſchehen war, ſchloß er die Kiſten und Kaſten auf, welche ungeheure Summen in ſich verbargen, und weidete ſich am Anblick und Klang ſeiner Goldſtücke. Dies trieb er bis lange um Mittag; da denn ſo lange gegeſſen und getrunken ward, bis der Abend dämmerte. Darauf folgte wieder eine Betſtunde, über die er gemeiniglich einſchlief.

Kunz hatte kein Gefühl für die ſchöne Natur, keinen Geſchmack am menſchlichen Umgang, keine Empfindung für Familienfreuden; Wenn er ſo bei ſeinem Golde ſaß, beide Hände voll hatte, ſie gegen einander wog, und die Goldſtücke ſchüttelte, daß ſie Häuſerweit klimperten: ſo fühlte er ſich aufs höchſte glücklich. Selbſt während der Betſtunde rieb er unaufhörlich mit dem rechten Zeigefinger am rechten Daum, als wenn er mit Aufzählen beſchäftigt wäre.

Elias fand dieſe Art zu leben für einen Mann von ſo großem Vermögen gleich beim erſten Ueberblick höchſt unwürdig. Er beſchloß bei ſich ſelbſt, zu verſuchen, ob er ſeinen Onkel nicht empfänglicher für wahre Daſeynsgenüſſe, [illegible] und für die Geſellſchaft ſegensvoller machen könne. „So, wie mein Onkel jetzt lebt, ſprach er zum Bedienten, kommt mirs, wenn ich ihn ſehe, gerade ſo vor, als ſähe ich eine Staude Grünkohl.“ An Gelegenheit dazu fehlte es ihm nicht. Da er Prediger geweſen war, ſo trug ihm Kunz in ſeinen Betſtunden das Amt eines Vorleſers auf. Beim Geldzählen ward er oft [illegible] gerufen und zur Theilnehmung an ſeiner Freude darüber aufgefordert. Und bei Tiſche war des Nöthigens zum Eſſen und Trinken, weil Elias ein ſehr mäßiger Gaſt zu ſeyn pflegte, kein Ende. Elias bediente ſich bald ſeines Vorleſeramtes in den Betſtunden, um ſeinem Onkel allerhand nützliche Wahrheiten beyzubringen. Er machte alsdenn zu dem, was in den Büchern ſtand, ſehr beträchtliche Zuſätze, und las ihm im Namen des Verfaſſers oft derb die Moral. Kunz, der ſeine Bücher ziemlich durchgeleſen, horchte bei den unangenehmen Zuſätzen auf, fragte, ob das alles ſo im Buche ſtehe, ſah ſelbſt in den Büchern nach und verbat dergleichen fernere Beiträge des Elias. Er wählte nun ſelbſt die Materien zu den Betſtunden; welche mehrentheils in Betrachtungen über den Glauben, über die Gnade Gottes in Chriſto, über die Zurechnung des Verdienſtes Chriſti und über die Unzulänglichkeit der guten Werke zur Seligkeit beſtanden. Elias ſah die Abſichten ſeines Onkels bei dieſer Wahl der Sachen vollkommen ein, und that ihm über ſein ganzes Betſtundenweſen Vorſtellung.

Elias. Lieber Onkel, es iſt recht gut, daß Sie täglich einige ſolche Bet- und Erbauungsſtunden beobachten; aber wir müſſen doch warlich unſer ganzes Chriſtenthum nicht auf ſie reduciren. Betſtunden ſind nicht an ſich das Chriſtenthum ſelbſt, ſondern nur Mittel, uns zu den wirklichen Ausübungen deſſelben zu ſtärken. Das Chriſtenthum beſteht in Hegung und Erweiſung frommer und gläubiger, demüthiger und menſchenfreundlicher Geſinnungen. Alles, was dieſe Geſinnungen in uns befördert, erwärmt und thätiger macht, iſt uns allerdings ſehr anzurathen; und in dieſer Hinſicht kann das tägliche Gebet, und ſogar die Beſtimmung gewiſſer Zeiten zu ſelbigem für uns von großem Nutzen ſeyn. Ich habe aber leider die Bemerkung gemacht, daß Sie in pünktlicher Beobachtung Ihrer Betſtunden alles das ſetzen, was das Chriſtenthum von Ihnen fordert. Sie hören mich nun gar zu gern von der Gnade Gottes Ihnen vorleſen; und deſſen ungeachtet habe ich noch nie geſehen, daß Sie gegen irgend einen Menſchen auch nur das geringſte Werk der Barmherzigkeit ausgeübt hätten. Dieß wäre denn doch wohl mehr werth, als die Betſtunden Ihnen [illegible]. Auch hören Sie mir recht andächtig zu, wenn ich von dem Verdienſt Jeſu Chriſti leſe, und ich habe noch nicht geſehen, daß Sie einige Thätigkeit für die menſchliche Geſellſchaft blicken lieſſen; wozu Sie doch ſo viel tauſend Gelegenheiten haben. Da habe ich mir es denn nun zur Pflicht angerechnet, mit Ihnen über die Sache zu reden, weil ich glaube, daß Sie ein Mann ſind, der das nicht übel nimmt.

Kunz. Nun, nun, Vetter, nur keine lang Predigt. Ihr wißt, daß Ihr das Predigen aufgegeben habt.

Elias. Lieber Onkel, es iſt unmöglich, daß wir uns der Gnade Gottes bei einem Herzen verſichern können, das nicht liebevoll und menſchenfreundlich gegen unſers gleichen denkt. Dieſer Sinn macht uns einzig und allein der Gnade Gottes erſt würdig.

Kunz. Ei, ich thue keinem Menſchen etwas zu Leide, und lebe ſo ſtill vor mir und diene meinem Gotte in meinem Hauſe.

Elias. Iſt denn das genung, daß Sie andern nichts zu Leide thun? Sie müſſen ja auch jedem Gutes thun, dem Sie Gutes thun können.

Kunz. Damit bleibt mir vom Halſe. Genung, ich nehme keinem etwas; ich betrübe keinen. Und dabei ſinge und bete ich und gehe auf Gottes Wegen.

Elias. Auf Gottes Wegen gehen heißt entweder, ſo thun, wie Gott ſelbſt thut, oder wie er uns zu thun befiehlt. Gott ſelbſt aber thut uns unaufhörlich Gutes, und befiehlt uns auch, eben ſo unſern Nebenmen ſchen Gutes zu thun. Mithin können Sie nicht ſagen, daß Sie auf Gottes Wegen gehen. Und Singen und Beten iſt nur alsdenn etwas werth, wenn man dabei auf Gottes Wegen geht. Auf Geſang und Gebet ohne Menſchenliebe hört der liebe Gott gar nicht. — Und ſagen Sie nur nicht, daß Sie niemanden betrüben, niemanden etwas nehmen. Sie betrüben jeden, der da weiß, daß Sie ihm dienen könnten, und dem Sie doch nicht dienen. Sie nehmen dem Unglücklichen ſeine einzige letzte Hofnung, welche er nur auf Sie noch ſetzte.

Kunz. Das iſt falſch. Wie kann jemand ſagen, daß ich ihm eine Hofnung nehme, wenn er ſie nicht hat? Wenn jemand etwas von mir hoffen ſoll, ſo muß ich es ihm verſprochen haben. Dafür hüte ich mich aber. Und dafür hütet Ihr Euch auch Vetter; denn wenn Ihr erſt verſprechet, und hernach nicht gebet — ja alsdenn nehmet Ihr freilich.

Elias. Dieſe Hofnung, welche der Unglückliche auf Sie ſetzt, gibt ihm Ihr übergroſſes Vermögen; Ihr Ueberfluß auf allen Seiten.

Kunz. Was? Mein Vermögen? Wem gehört dies? Wer hat es erworben? Alſo ſoll andere hätte ich mir es ſauer werden laſſen ſollen? das wäre ſo was! Nein, Vetter, ſo haben wir nicht gewettet. Andere können ſichs auch ſo ſauer werden laſſen, wie ich; ſo werden die Lumpenhunde nicht Hungerpfoten ſaugen dürfen.

Elias. Lieber Onkel, Ihnen iſts ſo geglückt. Es iſt dies gar keine Folge, wenn wir Unglückliche ſehen, daß ſie ſichs in der Welt nicht hätten ſauer werden laſſen. Ach! oft nur mehr denn zu ſauer! Aber die Vorſehung zeichnet zuweilen unter hunderten nur Einen aus, deſſen Arbeiten ſie vorzüglich ſegnet, wohl gar durch Zufall ſegnet. An dieſen weiſet ſie die übrigen hin, welche auch arbeiteten, aber nicht ſo geſegnet wurden; damit er ſie an den überſchwenglichen Segnungen, welche er empfing, Theil nehmen laſſen ſolle. Die Armen, die Elenden, welche um Sie herleben, müſſen Ihnen alle ſo vorkommen, als hätten ſelbige in ihren Händen ein Aſſigno an Sie.

Kunz. Was? Ein Aſſigno? Ein Aſſigno an mich? Wahr? Von wem? Von welchem Datum? Wer hat es ausgeſtellt?

Elias. Gott — Gott.

Kunz. Wer hat es denn acceptirt?

Elias. Ihre äußerſt glückliche Lage. [illegible]

Kunz. Vetter, ich ſehe wohl, daß Ihr Euch aufs Predigen verſtehen möget, aber nicht auf Handel und Verkehr. Welcher Henker hat wohl je gehört, daß eine Lage ein Aſſigno acceptire? Mit des lieben Gottes Aſſigno der Vetter an mich laßt es nur gut ſeyn. Ich bin niemanden ſchuldig, und will den ſehen, der ein Aſſigno auf mich ausſtellt.

Elias. Onkel, Sie können ja doch nicht in Abrede ſeyn, daß Sie hundertmal mehr haben, als Sie brauchen.

Kunz. Wie vielmal mehr? Warum nicht gar tauſendmal mehr? Und wen geht das was an? Ich habe mir es erworben. Wenn ichs habe, nun gut — ſo iſts mein.

Elias. Läſſet ſich es denn aber auch wohl denken, daß ein ſo großer Ueberfluß darum in Ihre Hände gegeben worden ſey, daß er ganz und gar ungebraucht in Ihrem Kaſten liegen ſolle? Alles, was Gott uns gibt, gibt er uns zum Gebrauch und zur Anwendung.

Soll nur in Anſehung Ihres Ueberfluſſes hierinn eine Ausnahme gelten?

Kunz. Ihr habt ein ſchönes Gemüth, und — und wollt doch einmal mein Erbe ſeyn. .. Wozu hätte ich denn mein Vermögen ſo ſauer erworben, wenn ich es nun verſchleudern ſollte?

Elias. Verſchleudern? — O Sie könnten vielen Unglücklichen dienen, und bleiben dabey immer noch ein reicher Mann.

Kunz. Ja, das würde lange währen. Ha! ha! Wenn ich mirs nur merken lieſſe, daß ich ſo ein gutwilliger Peter wäre: ſo ſollte ich ſo viel Ueberlauf haben, daß ich mich ſelbſt nicht zu retten wüßte. Denn arbeitete das faule Volk vollends nicht, ſondern verlieſſe ſich auf meine Barmherzigkeit. Nein, nein, Vetter, das redet Ihr mir nicht ein. Ein jeder ſorge für ſich.

Elias. Ein Mann, wie Sie, könnte der Wohlthäter dieſes ganzen Städtgens werden und doch dabey, noch mehr Lebensgenüſſe haben, als Sie, wirklich haben; denn, Eſſen und Trinken abgerechnet, ſehe ich nicht, daß Sie von allem Ihrem großen Vermögen das geringſte weiter haben, als — daß Sie es beſitzen.

Kunz. Laſſet doch das gut ſeyn, lieber Vetter. Ich verlange ja weiter nichts davon.

Elias. Sie können ja aber doch viel mehr davon haben, und es iſt ja bejammernswürdig, daß Sie es nicht haben wollen.

Kunz. Was ſoll ich denn mehr haben wollen? Soll ich etwa ein Haus voll unnützer Bedienten haben? Oder ſoll ich täglich illuminiren? Oder mir Maitreſſen halten? Oder Hunde?

Elias. O wiſſen Sie weiter keine Lebensgenüſſe, als dieſe? Haben Sie z. E. [illegible] Ihrem Hauſe [illegible] den größeſten [illegible] anzulegen, durch deſſen Anbau Sie viel arme Leute, die gern arbeiten und taglöhnern, ernähren und ſich ſelbſt das reinſte ſinnliche Vergnügen verſchaffen können?

Kunz. Daraus mache ich mir nichts. Dafür gebe ich keinen Dreier aus. Ich habe Gärten und Parke genung ſehen können, und nie einen Schritt nach ihnen gethan.

Elias. O wären Sie nur erſt Freund der Natur: ſo würden Sie auch bald Menſchenfreund werden. — Und eins, wie das andere, würde Ihnen ſolche Seligkeiten gewähren, welche Sie hernach gegen Millionen nicht wieder vertauſchten. Wenn Sie denn im Schoſſe der Natur an den Freuden derſelben ſich ergötzten, und dabei das Bewußtſeyn genöſſen, daß Sie ein Wohlthäter vieler Menſchen wären: o wie würden Sie der Mann ſeyn, welcher noch im Paradiſe lebte!

Kunz, indem er auf ſeinen Geldkaſten zeigt. Paradis hin, Paradis her; — da iſt mein Paradis.

Elias. Ja, daraus ſollen Sie es eben für ſich erbauen und anpflanzen. Sagen Sie, was machen dieſe großen Summen, welche da verſchloſſen in Kiſten und Käſten liegen, zu dieſen? Wozu wurden ſie aus den Abgründen der Erde gegraben, und gemünzt, wenn Sie ſie ſolchergeſtalt zum zweitenmale vergraben? Brächten Sie auch nur die Hälfte derſelben in Umlauf: ſo könnten Sie hunderte damit um ſich her glücklich machen, und würden dafür von der ganzen Geſellſchaft, in der Sie leben, geliebt, geehrt und geſegnet.

Kunz. Das verlange ich nicht. So viel bin ich nicht, Vetter.

Elias. Wie? iſt das nicht die höchſte menſchliche Glückſeligkeit, von ganzen Mengen Wohlthäter, Freund, Vater genannt zu werden? Iſt das nicht Vorſchmack des Himmels, auf ganze Reihen von Familien hinzublicken, ſie im Wohlſtande und ſich als den Urheber deſſelben zu betrachten? In jeder Stunde Menſchen zu begegnen, oder ſie vor ſeinem Hauſe übergehen zu ſehen, die uns mit ihren Blicken ſagen, daß ſie uns alle ihre Lebensgenüſſe verdanken? dieſe [illegible] Gedanken überzählen, [illegible] ein menſchlicheres Vergnügen, als [illegible] oder rollen im Kaſten überzählen.

Kunz. Kikelkakel. Das iſt ſo ein fades, fantaſtiſches Gewäſch, und davon, merkt Euch's Vetter, bin ich kein Freund. Ich lebe ja recht glücklich, wie ich allerweil lebe. Was gehen mich andere Leute an? Sie können arbeiten, und ich müßte mich an Gott verſündigen, wenn ich faule Tagediebe in ihrer Faulheit ſtärkte.

Elias. Das ſollen Sie ja nicht, lieber Onkel. Deren ſind bei weitem nicht die Meiſten.

welche im eigentlichen Verſtande Gegenſtände unſerer Barmherzigkeit ſind. Für die größte Menge werden wir dadurch ſchon wohlthätig, wenn wir ihnen nur Arbeit verſchaffen. Auch iſt es allerdings nöthig, daß wir mit unſerer Menſchenliebe die Weisheit verbinden. Es gibt Arme an dieſem Ort, welche nicht mehr im Stande ſind, die geringſte Arbeit zu verrichten. Dieſe haben vielleicht nur noch eine kleine Reihe von Tagen vor ſich. Was für eine edle Handlung verrichteten Sie, wenn Sie dieſen Elenden die Jammerthränen abtrockneten, unter welchen ſie mit jedem Morgen zu Gott um die Wohlthat des Todes winſeln! Vielen Familien könnten Sie mit einemmale dadurch wieder aufhelfen, wenn Sie ihnen ein kleines Kapital nur liehen.

Kunz, hitzig. Nein, daraus wird nichts! Mit dem Verleihen komme mir nicht, Vetter. Was ich in meinem Kaſten habe: das hab ich gewiß.

Elias, der ſich nicht ſtören läſſet. Nur leihen, ſage ich. Sie könnten ſogar Intereſſen von ihnen nehmen, und dieſe würden ſie Ihnen auch gern geben; denn den Leuten wäre dadurch vielleicht auf ihre ganze Lebenszeit geholfen, wenn ſie ſich auf Einemmale in eine rechte Verfaſſung ſetzen, einen Vorrath roher Produkte einkaufen und zubereiten, oder einen Vorrath bearbeiteter Produkte ſich anſchaffen und verarbeiten könnten. Manche Handwerkerfamilie machen funfzig Thaler glücklich, wenn ſie ſie gleich bey einander haben und anlegen können. Es ſtände Ihnen ja frei, über dieſe Leute ſich die Aufſicht vorzubehalten, ob ſie das Geld auch gehörig anwendeten.

Kunz. Nun ja, da hätt' ich viel zu thun, und machte mir doch warlich ohne Noth Mühe und Arbeit.

Ellack. Das würde Ihnen viel Ehre und Vergnügen bringen. Ehre darum, weil Sie ſonſt nichts zu thun haben und ſich alſo dergleichen Geſchäfte machen ſollten. Es iſt ja doch wider alle menſchliche Beſtimmung, wenn wir mitten in der Geſellſchaft, wo alles um uns her thätig, und noch dazu *für uns* thätig iſt, einzig und allein müßig gehen und für die Geſellſchaft überall unthätig ſeyn wollen.

Kunz. So? Hum! wer iſt denn für mich thätig?

Elias. Hunderte vielleicht. Rechnen Sie nur vom Kopf bis zum Fuß, Eſſen und Trinken, Hausgeräthe und dergleichen, wie viel Hände für Sie arbeiten.

Kunz. Dafür kriegen ſie auch ihr Geld. Ich bezahle alles baar, was ich kaufe.

Elias. Aber was hülfe Ihnen denn all Ihr baares Geld, womit Sie bezahlen, wenn kein Menſch für Sie arbeitete? Denken Sie doch nur einmal nach, wenn Ihnen niemand ein Paar Schuhe mehr machte — Sie können dergleichen doch nun einmal nicht machen — was Sie anfangen wollten. Und wenn Sie zehen Luidorrollen neben einander unter jede Fußſohle bänden; würden Sie ſo leicht, ſo weich und bequem darauf gehen, als auf Schuhen?

Kunz. Was das für dumme Reden ſind! Ich bezahle meine Schuhe, und ſo habe ich ſie, und der Schuſter hat meinen Thaler, und geht damit nach Hauſe.

Elias. So? Alſo, wer nur Geld hat und bezahlen kann, für den müſſen alle andere Menſchen thätig ſeyn. Er aber hat das Recht, unthätig zu ſeyn, bloß darum, weil er Geld hat. [illegible] Nein, lieber Onkel, wenn wir noch ſo reich ſind, ſollen wir uns doch dadurch nicht für berechtigt halten, Kohlſtauden zu werden. Es iſt alsdenn genung, daß wir durch unſern Reichthum der groben und beſchwerlichen Arbeiten überhoben werden, bei welchen Tauſende täglich im Schweiße ihres Angeſichts ihr kümmerliches Brod erwerben müſſen. Ein ganz unthätiger Menſch lebt ſich zur Schande und zur Laſt, und ein reicher Müßiggänger iſt die Hummel im Bienenkorbe des Staats, welche den arbeitſamen Bienen das [illegible]

Kunſ. Vetter, nun hört bald auf. Ich bin Eures Hofmeiſterns ſatt. Ihr handelt gar nicht klug, daß Ihr ſo mit mir ſprecht, und denkt ſchlecht an Eure Zukunft.

Elias. Ihre ganze Arbeit und Thätigkeit ſoll ja nur darinn beſtehen, daß Sie Menſchen mit Ihrem Ueberfluß glücklich machen. Gott, welch eine leichte, und dabei himmliſche Arbeit iſt dies! Nehmen Sie nur einmal an, daß Sie einige Manufakturen hier anlegten. Sie könnten

Sie alle die Hände, welche gern arbeiten wollen, und nichts zu arbeiten haben, in dem ganzen Städtgen damit beſchäftigen. Die armen Leute hätten alsdenn zu leben, und Sie verlören dabei nichts. Ihr angelegtes Geld wäre Ihnen allemal ſicher. Hätten Sie es nicht in klingender Münze: ſo hätten Sie es doch in gangbarer Waare. Die Einrichtung davon, die Aufſicht darüber würde Ihnen eine der angenehmſten Beſchäftigungen verſchaffen. Ich wollte Ihnen dabei ſo gut Hand ſeyn, daß Ihnen auch ſelbſt dieſe Geſchäfte noch auf allen Seiten erleichtert würden.

Kunz. Mit ſolchen weitausſehenden Projekten habe ich gar nichts zu ſchaffen. Ich liebe die Ruhe.

Elias. Die könnten Sie doch fortgenieſſen, und würden ſie alsdenn erſt wahrhaftig genieſſen, wenn Ihnen ſolchergeſtalt Ihr Herz ſagte, daß Sie ſie nun verdienten.

Kunz. Vetter, nun rathe ich Euch — haltet das Maul — oder. . .

Elias ſollte vermuthlich anjetzt ſeinen Laufzettel bekommen, als ſein Onkel in Ausfertigung deſſelben durch einen armen Bürger, der durch allerlei Handel ehedem ſich ſehr gut genährt hatte, vor einiger Zeit aber abgebrannt war, unterbrochen ward. Dieſer Mann bat den reichen Kunz flehentlich, daß er ihm doch einen Vorſchuß von zweihundert Thalern thun möchte, damit er ſein Haus wieder aufbauen, ſeinen Handel wieder betreiben, und ſeine Familie nach, wie vor, ehrlich wieder ernähren könnte. Geſicht, Mine, Anſtand, Aufzug — alles an dieſem Unglücklichen ſprach für ihn. Claus lieh ihm im Herzen auf der Stelle ſo viel Tauſende, als jener nur Hunderte verlangte, und hofte, daß da ſelbiger gerade jetzt kam, nachdem ſo viel Reden über das Kapitel im Menſchenliebe [illegible] zu nicht vergeblich ſeyn werde.

Kunz. Damit verſchont mich, Mann. Ich habe verſchworen, etwas wieder zu verleihen.

Abgebrannter. Wenn Sie dieſen Schwur gegen mich brechen, das wird Ihnen der liebe Gott gewiß verzeihen. Es iſt ja nur, als baueten Sie aus Barmherzigkeit mein Haus wieder auf; und ich bezahle es Ihnen denn nach und nach ehrlich wieder.

Kunz. Laßt mich damit zufrieden, und erwerbet Euch durch fleißiges Arbeiten ſo viel, daß Ihr es ſelbſt wieder aufbauen könnet. Gott wird Euch als einen abgebrannten Mann ſchon ſegnen.

Abgebrannter. Lieber Gott, ich kann ja nicht eher wieder an Arbeit und Erwerb denken, bis mein Haus erſt fertig da ſteht. Wie ſoll ichs denn davon hinbauen können? Erbarmen Sie ſich doch! Der liebe Gott ſegnet ja nicht unmittelbar, wie Sie ſagen, ſondern durch Menſchen. Wenn Sie nur wollen: ſo ſegnet er mich heute noch durch Sie.

Kunz. Wie ſoll ich denn dazu kommen, daß ich Euch das Haus wieder baue? Hab' ich Euch's denn angeſteckt?

Abgebrannter. I du barmherziger Gott, ich habe es auch nicht angeſteckt. Es iſt Unglücks genung für mich. Wenn ich an meiner Armuth Schuld wäre: ſo wollte ich mich ſchämen, Hülfe zu ſuchen. Denken Sie doch nur, wenn das Unglück Sie getroffen hätte. . .

Elias. Lieber Onkel — was ihr gethan habet dem geringſten unter meinen Brüdern: das habt ihr mir gethan. . .

Kunz. Redet Ihr jetzt nicht mit, Vetter. Kurz, ich thue es nicht.

Abgebrannter. Ich wills Ihnen ja ehrlich wieder geben, und bis dahin ſollen Sie mein Haus und alles, was ich noch habe, darüber zum Unterpfande haben. Sie können ja dabei nichts verlieren. Ich will Ihnen gerichtliche Verſicherung darüber geben. Helfen Sie doch einer armen arbeitſamen Familie, einem Vater von ſechs Kindern, der in der Welt ſichs ſauer werden ließ, durchs Schickſal arm ward, und nun gern wieder vorwärts will.

Kunz. Da habt Ihr acht Groſchen. Die verzehrt heute mit Euren Kindern [illegible] nun gehet; auf weiter etwas laſſe ich mich nicht ein.

Abgebrannter. Du allerliebſter Gott! Das Holz und die Steine liegen nun da. Die ſind mir von der Herrſchaft geſchenkt. Wenn ich nun nicht zweihundert Thaler auftreibe: ſo helfen mir jene nichts. Hätte ich aber dieſe: ſo könnte ich im kurzen meine ganze Wirthſchaft wieder anfangen, und binnen ein Paar Jahren wollte ich das ganze Unglück verſchmerzt haben. Ich will Ihnen Intereſſen geben, ſo viel Sie verlangen. Lieder Herr, laſſen Sie ſich erbitten. Wir wiſſen ja alle heute nicht, wie es uns ſelbſt morgen oder übermorgen noch gehen könne.

Kunz. Was redet Ihr? Ihr meſchanter Kerl wünſchtet wohl, daß ich auch abbrennete? Oder Ihr habt wohl gar Luſt, mir das Haus anzuſtecken?

Abgebrannter. Ach Gott! wie ſollten ſo verruchte Gedanken in die Seele eines Menſchen kommen, der nun genung weis, wie ſehr Armuth und Elend ſchmerzen!

Elias, in den Bart brummend. Verdient hätten Sie es, Onkel.

Kunz. Ich ſage Euch, packt Euch aus meinem Hauſe. Ihr ſeyd ein ſchlechter Kerl.

Abgebrannter, der die acht Groſchen wieder hinlegt. Nein, das bin ich nicht. Am wenigſten werde ich es für einen halben Gulden. Ein armer Kerl bin ich nur. (vergießt Thränen) Das Unrecht vergebe Ihnen der liebe Gott!

Elias, brauſend. Nein, das geht zu weit, Onkel. Sie übertreiben Ihre Grauſamkeit und ſinken bis zur Unmenſchlichkeit hinab.

Eben ſchlug die Stubenuhr.

Kunz. St! St! Es ſchlägt. Geh, mein Freund. — Meine Betſtundezeit iſt da. Vetter, lange Er das Buch her.

Elias. Was? Betſtunde — nun auf dieſen Vorgang Betſtunde? mit ſo einem Herzen Betſtunde? Helfen Sie dieſem Armen, Onkel, das iſt die beſte Betſtunde vor Gott. Und, wenn Sie dies gethan haben, denn wollen wir recht herzlich dafür ſingen und danken, daß Gott Sie würdigte, eine ſo göttliche Handlung auszuüben.

Kunz, nachdem er den Abgebrannten aus der Stube gejagt. Hurtig, Vetter! [illegible] Geſangbuch [illegible] das Lied auf: Jeſus nimmt die Sünder an.

Elias. Abſolut halte ich keine Betſtunde mit Ihnen. Das heißt, Gott ſpotten — erſt einen Unglücklichen von ſich ſtoßen, und denn ſingen, Jeſus nimmt die Sünder an. Sie unmenſchlicher Mann! Wenn Sie ſich auch für berechtigt hielten, zu dieſem armen Manne ſeine Bitte abzuſchlagen: wer gab Ihnen das Recht, die abſcheuliche Grauſamkeit gegen ihn auszuüben, und ihn für einen ſchlechten Kerl zu erklären? Den

Unglücklichen verlaſſen, iſt ſchon Ruchloſigkeit; aber ihn mit Füſſen treten — was iſt dies? Sie nehmen dieſem Elenden mehr, als ihm der Brand genommen hat. Sie nahmen ihm den Troſt ſeiner Unſchuld, der ihm mehr werth iſt, als Haus und Hof, und der ihn in ſeinen Leiden noch einzig und allein unterſtützt. Wie? muß ſich denn der Arme, weil er arm iſt, alles gefallen laſſen? darf man einen Unglücklichen ungeſtraft beleidigen, ſo bald er nur unglücklich iſt, oder hat er auch Recht, Genugthuung dafür zu fordern? Gehen Sie, rufen Sie ihn zurück. Leiſten Sie ihm Satisfaktion; erklären Sie ihn für einen Rechtſchaffenen, der mehr Werth vor Gott hat, als Sie, und machen Sie das gethane Böſe einigermaſſen dadurch wieder gut, daß Sie ihm nun noch helfen.

Kunz. Wollt Ihr ſingen oder nicht, Vetter?

Elias. Ein Schurke ſingt mit Ihnen, aber ich nicht. Mir iſt die Religion zu heilig, als daß ich ſolche Harlekinaden mit ihr treiben ſollte. Nur Menſchenfreunde dürfen zu Gott ſingen und beten.

Kunz fing mit lauter Stimme an zu ſingen, Jeſus nimmt die Sünder an.

Elias überſchriee ihn mit den Worten: Dich liebloſen, Dich unbarmherzigen Sünder nimmt er nicht an.

Kunz, der in Harniſch geräth. Fort, fort aus meinen Augen. Sogleich packt Euch — marſch!

Elias, der Hut und Stock nimmt. O Sie Nichtswürdiger! das brauchen Sie mir nicht zu heiſſen. Das würde ich ſo gethan haben. Ja, ich will gehen, gehen dieſem Unglücklichen nach und ihn zu tröſten ſuchen. Wollte Gott, daß ich dieſes Haus nie beſchritten [illegible] nur einen Abſchaum der Menſchheit mehr darinn kennen gelernt. Ich zittere darüber, daß er meines Vaters Bruder iſt.

Elias ging. Kunz fletſchte die Zähne hinter ihm her. Vor der Stubenthüre ſtand der verlaſſene Abgebrannte noch, und weinte mehr über die Hartherzigkeit, welche er bei Menſchen fand, als über ſein gehabtes Unglück durchs Schickſal. Elias führte ihn unter dem Arm mit ſich fort, und ſprach: Komm, komm, Du armer rechtſchaffener

Mann, und vergiß des Unrechts, welches Dir in dieſem Hauſe, wo die Unmenſchlichkeit wohnt, widerfuhr. Dein Herz kann nicht mehr darüber bluten, als das meinige. Wollte Gott, daß ich ein reicher Mann wäre! Aber ich bins ja, bins wenigſtens gegen Dich betrachtet noch. . .

Bei dieſen Worten zog Elias ſeine Uhr aus der Taſche und ſeinen Geldbeutel, worinn noch zehen Luidore waren. Er behielt von den letztern einen für ſich, und gab die übrigen mit der Uhr dem Abgebrannten. „Da nimm, nimm; mehr habe ich nicht; ſonſt gäbe ich Dir mehr. Aber damit kannſt Du doch anfangen, zu bauen; und wenn Du nur erſt einen guten Anfang gemacht haſt: ſo wird ſich ja noch irgend ein Menſch finden, der Dir weiter unter die Arme greift.“ Der Abgebrannte weigerte ſich durchaus, das angebotene anzunehmen. Elias aber drang in ihn, bis er es nahm; und als dieſer ihm ſeinen Dank dafür ſtammeln wollte, war Elias ſchon um ein Eckhaus herum in eine andere Gaſſe.

Ein Einſchiebſel des Autors; — beſtehend in einer feuervollen Deklamation gegen reiche Unbarmherzige, Geizhälſe und Filze.

Dreizehntes Kapitel.

Sprecht nicht, menſchliches denkende Leſer, dieſe Erzählung ſey übertrieben, [illegible] und wider alle Natur. Es iſt bei weitem nicht der größern Unmenſchlichkeiten eine, welche zwiſchen Himmel und Erden ſchon der verdammte Geiz ausübte. Wohl euch, daß ihr ein [illegible] Schickſal noch nicht in die jammervolle Lage geworfen, euer Geſchlecht ganz kennen zu lernen. Und o daß es euch nimmer in ſie werfen möchte! Aber es iſt nichts ſo ſchändlich zu denken, was nicht ſchon ein Menſch ausgeübt hätte. Unſere Natur kann auf allen Seiten zum Engel hinaufſteigen, aber ſie ſinkt auch zuweilen ſo tief hinab, daß der Teufel faſt noch zu hübſch dazu iſt, als daß man ihn mit ihr in Vergleich ſtellen dürfte. Doch bekenne ich es euch frei, daß mir, ſo lange ich unterm Monde exiſtire, promenire und konkludire, keine Leidenſchaft, um ihren Gang mir leicht und erklärbar vorzuſtellen, ſo viel zu ſchaffen gemacht habe, als — der leidige Geitz." Ich fand ihn bei Großen und Kleinen, bei Bürgern und Bauern, bei Prieſtern und Laien, bei Weiſen und Narren, und fand die Sache immer ſonderbarer, verwickelter und unerforſchlicher, je öfter ich ſie fand. Wenn ich den Wollüſtling die thieriſchen Lüſte mit unerſättlicher Inbrunſt nach ſich reiſſen ſah: ſo dachte ich, das ſinnliche Vergnügen in den Genüſſen derſelben täuſcht, blendet, bezaubert ihn. Darum läuft er im Taumel von einer Wolluſt zur andern und wird erſt Halbvieh und denn Dreiviertelvieh, und denn Ganzvieh, ohne es ſelbſt zu wiſſen. Wenn ich den Stolzen mit gleicher Unmäßigkeit geſchäftig erblickte, ſeinen Ehrgeitz zu befriedigen: ſo ſprach ich bei mir ſelbſt, es iſt ihm um Macht und Gewalt, um Anſehen, Aufſehenmachen, Geräuſcherwecken, Durchdringen mit ſeiner Stimme, Geſetzgeben, Bedientwerden und große Dinge ausführen zu thun. Aber mit dem Geitzhalſe konnte ich nie fertig werden. Der Elende ſitzt da und ſcharrt zuſammen, krümmt ſich dabei, zählt und — zählt. Kein Nerve empfängt dadurch in ihm eine ſanfte Schütterung. Kein Menſch ehrt ihn deshalb. Eine ganze Welt haſſet und verabſcheuet ihn vielmehr. Ohne allen Genuß ſeines Vermögens hat und will er weiter nichts davon haben, als — den Anblick deſſelben. Was er ſich nur dabei denken, was für Wonne er dabei empfinden mag, wenn er auf ſeinen Kaſten oder auf die aufgezählten Tauſende blickt und dazu ſpricht: ich habe euch. Unbeſtimmter am Zweck, alberner, lächerlicher muß keine Leidenſchaft ſeyn, als der Geitz. Aber ich bitte euch, laſſet es nicht beim Lachen darüber bewenden. Es iſt auch kein verabſcheuungswürdigerer, ſchrecklicherer Menſch für euch und für die ganze Geſellſchaft zu denken, als der Geitzhals. Er wird Unbarmherziger, Betrüger, Verleumder, Niederträchtiger, falſcher Zeuge, Verfolger, Unterdrücker, Freundesverräther, Vaterlandsverkäufer, ſobald er nur dadurch ſeinem Geitze eine neue Befriedigung verſchaffen kann. Mit Entſetzen betrachtet man alsdenn den Unmenſchen, wie er ſeine Augen von dem Anblick fremder Noth wegwendet, ſich, wenn er ſie ſehen muß, dagegen ſträubt, daß er ſie ſehe, ſich zurückzieht, ſo lange er kann, und wenn er ſich nicht mehr zurückzuziehen vermag, der Thränen ſeiner unglücklichen Mitmenſchen ſpottet, ſie für Thränen des geſtraften Laſters und der büſſenden Thorheit erklärt und mit Füſſen tritt. Ehe er aus ſeinen Rollen einen einzigen Luidor herausnimmt, läſſet er um ſich her lieber hungern und durſten, jammern und ächzen, mit dem Tode ringen und ſterben. Iſt es möglich, ihr Gefühlloſe unter den Reichen und Begüterten, daß ihr ſo weit hinſinken könnet? Kann euch der Anblick eines ungebrauchtliegenden Geldes herrlicher und erquickender ſeyn, als der Anblick durch euch beruhigter, geretteter, an Gott wieder gläubiggemachter Menſchen? Die mehreſte Zeit über liegt jenes ja doch im Kaſten; denn anſehen könnet ihr es ja nicht immer. Und ob es denn hier oder da liegt, macht euch doch weder glücklicher, noch unglücklicher. Und geſetzt, ihr ſähet es immer an; was habt ihr davon? Es blinkt euch an — dies iſt alles. So hat das Auge nur etwas, eine recht unbedeutende Kleinigkeit. Oder ihr klimpert damit. So hat das

Ohr nur etwas, und zwar eine noch unbedeutendere Kleinigkeit. Helfet doch dem Unglücklichen, — ſo hat euer Auge mehr, und euer Ohr mehr. Ihr ſehet Freudenthränen, die für euch geweint werden; ihr höret Loblieder, die Gott und euch geſungen werden, und — und euer Herz hat dabei noch tauſendmal mehr, als Auge und Ohr. Es ruft euch zu: Du biſt ein guter Menſch, — nicht nur ein reicher, ſondern auch ein edler Menſch. Du gebrauchſt deinen Ueberfluß, wie der Geber es will, der dir ihn gab. Du erfülleſt deine Beſtimmung. Du ſammleſt dir Segen auf den Tag der Erndte. — Wahrlich, ſo grauſam, wie ihr ſeyd, ſchuf euch die Natur nicht. Euer Herz war offen für fremde Leiden, wie jedes andere Menſchenherz. Ihr, ihr verſchloſſet es erſt. Ihr habt ſelbſt zu wenig gelitten; darum möget ihr auch fremder Noth euch nicht erbarmen. Hättet ihr je einige Tage bei Salz und Brod, oder einen einzigen gar ohne Brod und Salz hinbringen müſſen, ihr würdet den Hungrigen ſpeiſen. Hättet ihr je Mangel an Erwerb empfunden, ihr würdet dem arbeitſamen Unglücklichen unter die Arme greifen.

Wäret ihr abgebrannt, ihr würdet den Leuten ohne Haus wieder eine bleibende Stäte bauen helfen. Ich ſehe ein Mittel für euch, euch zu mildern Geſinnungen umzuſtimmen; ein hartes, ſteinhartes Mittel; aber, weil es euch beſſern kann, doch gut. Daß das Schickſal euch leiden ließe — dies wärs. So würde euch eure eigene Noth Theilnehmung lehren an fremder Noth. Wollet ihr das nicht gutherzig auf euch ſelbſt wirken, was Elend und Jammer erſt auf euch wirken ſollen? O wie edel denkt ein Menſch, der Gutes thun kann, ohne daß der Stecken des Treibers hinter ihm iſt! Wiſſet ihr denn, was eigentlich wahrer menſchlicher Reichthum ſey? Bei Gott, eure Luidore ſind es nicht. Wie weit gelten ſie denn? — antwortet doch! Sie gelten nur bis an die große Pforte, die unſerm ganzen Geſchlechte einſt aufgethan wird. Da hört all ihr Werth auf. Dort, wo die Ewigkeit grenzt, wird nicht mehr mit klingender Münze, ſondern mit ausgeübten guten Thaten gerechnet. Dieſe, dieſe ſind wahrer, menſchlicher Reichthum. Dieſe nehmet ihr mit in jene

Welt. Ihr Reichen ſeyd es, die ihr die beſte Gelegenheit habt, dieſe recht zu vervielfältigen. Welche Wonne für euch, wenn euch Erdenluidore Reichthümer der Ewigkeit erwerben und ihr ſo euren Schätzen die Eigenſchaft der Unvergänglichkeit gebet! Seyd ihr nicht Unweiſe, daß ihr nur karget und ſparet! Auf euch wartet ſchon der ſchalkhaftlächelnde Erbe, daß ihr ihm Platz machet. Vergraben müßtet ihr eure Summen, wenn ihr dies nicht fürchten wolltet. Sehet nur, wie er die Tage zählt, die ihr noch übrig habet; wie er die Mine recht mit Zwang annimmt, als wünſchte er euch zu eurem zurückgekehrten Geburtstage Glück; wie er kommt und lauſcht, wenn er hört, daß ihr krank ſeyd; wie er ſeine Traurigkeit zu verbergen ſucht, wenn er die Zeichen der Geneſung an euch erblickt; wie er, wenn ihr mit dem Tode ringen werdet, ſchon die Hand nach den Schlüſſeln ausſtrecken wird, um eure Schränke und Kaſten zu öffnen. Wiſſet ihr auch, wie er eure Reichthümer anwenden wird? Beinahe hat er die Verbindlichkeit auf ſich, ſie zu verpraſſen; damit er das Unrecht wieder gut mache, das ihr der Geſelſchaft anthatet, und die

Gelder wieder in Umlauf bringe, die ihr ſo lange todt da liegen ließet. Wird er euch in der Verſchwendung *danken*? Oder, wenn er es thut, *höret* ihr den Dank? Ach, thut Menſchen Gutes, helfet Unglücklichen, ſegnet, rettet ſie! So höret ihr den Dank noch im Leben, und empfindet im Tode wider den traurigen Gedanken, daß euch niemand mehr helfen kann, in der Vorſtellung noch Troſt, *die Stütze vieler Hülfsbedürftigen geweſen zu ſeyn.* Ihr ſeyd ja doch ſonſt recht unglückliche Menſchen. Die Welt iſt euch öde, die ihr zum Paradiſe für euch umſchaffen könntet. Kein wahrer Freund begleitet euch. Niemand gönnet euch euren Ueberfluß. Niemand wünſcht euch langes Leben. Niemand betet für euch. Denket euch doch in die Stunde hin, in der ihr eure Kaſten verlaſſen müſſet — *müſſet*. Welche Angſt wird euch überfallen, daß ihr euch von ſelbigen trennen ſollt! Wie werdet ihr euch ſchämen, *reich* geweſen zu ſeyn! Habet wieder menſchliches Gefühl. Erwecket, belebet, ſtärket es wieder. Euch verabſcheue ſonſt die ganze Welt, und kein Räuber werde auch nur darüber zur Rede geſtellt, daß er die Verwegenheit hatte, euch an hellem Tage zu beſtehlen!

Eine Kirchhofsgeſchichte.

Vierzehntes Kapitel.

Daß Elias eben ſo gedacht haben möge, iſt kein Zweifel. Er hatte nur noch einen Luidor in der Taſche; aber welche Freude für ihn, als er am folgenden Tage ausging, und den Abgebrannten auf ſeiner Brandſtelle ſchon mit der erſten Zubereitung zur Wiederaufbauung ſeines Hauſes beſchäftigt ſah. Er vergaß über dieſen Anblick ſeiner Armuth, trat in einen Winkel, und ſah lange zu. Thränen des Menſchenfreundes ſchlichen über ſeine Wangen herab, und mit jeder derſelben empfand er den Segen der Tugend in höherem Maſſe. Zum Himmel blickte er auf, und es war ihm, als rief ihm jemand von oben herab zu: Du ſollſt nicht verlaſſen ſeyn.

Elias wollte im Städtchen nicht länger verweilen. Er ging, ohne einen beſtimmten Zweck zu haben, zum Thore hinaus auf das nächſte Dorf. Sein Weg führte ihn dem Kirchhofe vorüber, auf dem er einen Haufen kleiner Mädchen ſah. Er ging in die Thüre des Kirchhofs ein und fand dieſe Kleinen mit Bekränzung einer Urne beſchäftigt, die nicht lange erſt geſetzt zu ſeyn ſchien. Die Nachtigallen ſchlugen hier in den kleinen Geſträuchen, von welchen der Kirchhof voll war, gar herrlich, und Elias wünſchte, hier auch einſt ſchlummern zu können. Jenſeits des Kirchhofs floß ein ruhiger Fluß, der ihm recht das Bild der Vergänglichkeit, die hier wohnte, zu ſeyn ſchien. An der Urne fand er nichts, als eine vorgeſtellte aufblühende Roſe, unter der die Worte ſtanden: ſo war ſie. Auf Nachfrage erfuhr er, daß unter dieſer Urne die Frau des daſigen Edelmannes, eine Perſon von ſiebenzehn Jahren, begraben ſey. Ihr Mann, der ſie unausſprechlich geliebt, und der nicht viel vom Kirchhofe jetzt kam, hatte ihr dies Denkmal und dieſe kurze, vielſagende Innſchrift geſetzt. Sie hatte den Mädchen im Dorfe viel Guts gethan, und ihren Eltern noch mehr. Darum bekränzten ſie jene jetzt noch mit Blumen.

Elias miſchte ſich unter die kleinen Bekränzerinnen; pflückte Bluhmen und machte Bluhmenketten eben ſo herzlich, wie ſie, und ließ ſich eine ganze Stunde lang von ihnen ſo viel Gutes von ihrer lieben gnädigen Frau erzählen, als ſie nur wußten. Sein Herz ſöhnte ſich dadurch wieder mit der Menſchheit aus, gegen die ihn ſein Onkel ſchier unwillig gemacht hätte. Als die Mädgen mit ihrer Bekränzungsarbeit fertig waren, verließen ſie den Kirchhof, und Elias hatte nun volle Einſamkeit und Muſſe, ſich ſeinen Empfindungen ganz zu überlaſſen. Er ſetzte ſich gegen die Urne, betrachtete die Roſe an derſelben und ſprach vor ſich ſelbſt: —

„So wareſt du? — So ſchön? So im vollen Ausbruche noch? So wohlthätig für andere, wie die Roſe mit ihren Düften? Du Bild meiner Henriette, dich möchte ich gekannt haben! Und du mußteſt ſo früh dahin welken, und die Erde kam durch deinen Tod ſo bald um eine ihrer erſten Schönheiten? Wie glücklich mußte ſich der Sterbliche fühlen, dem du deine höchſte Liebe geſchenkt hatteſt! Wie mußte er in jeder deiner Umarmungen die Wonnen der Seligen aus jener Welt genießen! Ach! iſt er ein Edler, — ja, ja, er iſts, er muß es ſeyn, dieſe Innſchrift erklärt ihn ſchon dafür — welche Zerſtörung muß jezt über ſeine Ruhe wüten! Wie muß er neben dir gekniect und gejammert haben, als du mit deinen letzten Leiden kämpfteſt! Wie mag er deinen letzten Odem noch begierig inſich geſogen und deinen ſcheidenden Geiſt mit tauſendmaltauſend Seufzern nach den Wohnungen des Friedens hinauf begleitet haben! Ach, Herrliche, wie bitter mußte dir dein Hingang dadurch werden, als du dies ſaheſt und hörteſt! Wie mußteſt du den Redlichen zu gleicher Zeit lieber nicht mehr vor Augen zu haben, und doch auch bis zum letzten Moment an deinen Buſen drücken zu können wünſchen! Wie mochteſt du ihm mit jedem deiner Blicke Troſt des Wiederfindens in der beſſern Welt zuſprechen! Da lag er denn neben dir, als du verſchieden wareſt, rang die Hände, verſuchte dich ins Erdenleben zurück zu beten, und ſein Gebet blieb unerhört, Liebe — du reineſte Seligkeit — warum kürzet die Gottheit deine tugendhafteſten, ſchuldloſeſten, inbrünſtigſten Genüſſe, wodurch das menſchliche Herz doch die höchſte Ausbildung ſeines

Abels empfängt, oft ſo ab? Warum müſſen wir Armen deine wenigen ſeligen Stunden oft hernach mit einem ganzen Leben voll vergeblicher Sehnſucht und Jammers bezahlen? Trauriges Geſchick! — Doch, wozu ſollte ſie auch noch länger zögern auf der untern Welt, wenn ſie zur obern ſchon ſo geſchickt war? Sie erreichte den Zweck des erſten Daſeyns ſchnell; darum empfing ſie vom Schöpfer den Lohn, ſo früh ins zweite überzugehen. Sie war Menſchenfreundin, Wohlthäterin, Beglückerin, und beſaß ein Herz voll edler Geſinnungen. So war ſie vorbereitet genung zum Uebergange; und war es werth, daß das vollkommnere Glück ihr nicht länger vorenthalten würde. O du haſt nichts verloren, junge liebenswürdige Verſtorbene! Deine Seele ſtrebte nach Tugend und Liebe. Wie wird ſich dieſe in ihrem gegenwärtigen Zuſtande ſo wohl gefallen, wo ſie beide noch vollkommener, uneingeſchränkter ausüben und ihre Segnungen in höherer Maße genieſſen kann! Und ſtrebteſt du auch nach Weisheit und edlen Kenntniſſen, wie ſo freudig wirſt du dich nun mit ſelbigen ſättigen! Gewiß ſuchteſt du hier ſchon Gott mit Inbrunſt in der ſchönen Natur;

o wie wird es nun Entzückung für dich ſeyn, ihn in ſeinen noch höhern, ſtrahlendern Werken zu finden! Wohl dir! Wohl dir!"

„Ach ja, wohl ihr! tauſendmal wohl ihr! Aber mir — mir weh, und tauſendmal weh!"

Elias, der ſich hier ganz einſam glaubte, ſprang auf, als er dieſe Antwort vernahm, und ſah unweit von ſich einen Mann ſtehen, den er auf der Stelle für denjenigen annahm, der es wirklich war. Der ganze Anblick deſſelben ſchütterte ihn. Andächtig, liebevoll, Sehnſucht im Auge, tiefen Gram auf allen ſeinen Geſichtszügen, mit gebleichten Wangen, vorwärts gebeugt, und die Arme ausgeſtreckt, als wollte er etwas umfaſſen, ſtand ſelbiger da, und hatte ganz das Anſehen eines Menſchen, der auf Erden viel gehabt, es zu ſchätzen gewußt, und nun über den Verluſt davon untröſtlich iſt.

Elias, offen und treuherzig. Gewiß ſind Sie der Mann dieſer Herrlichen, welche unter der Urne da begraben liegt. . .

„Ich bins — ach! ich bins!"

Elias, der ihn bei der Hand faßt. Glauben Sie an ein zukünftiges Leben?

„O wäre dies nicht — ach, wäre dies nicht; woran hielte ich Unglücklicher mich! Aber ja, ja ich werde dich wieder finden, meine liebe, verklärte, himmliſche, ſelige Luiſe, ich werde dich wieder finden, und dann, dann. . ."

Eine ſanfte Heiterkeit ſchien bei dieſen Worten aus der Seele des Traurigen emporzudringen und verbreitete ſich auf ſeinem ganzen Antlitz. Sie war aber nur das Werk einiger Momente, und der vorige Gram löſchte ſie alsbald wieder aus.

Elias. Nun, ſo ſind wir ſchon ein Paar Vertraute. Kommen Sie, wir wollen uns an das Grab Ihrer Lieben ſetzen. — Wie kamen Sie ſo früh um ſie?

„Wir hatten eine der glückſeligſten Ehen auf Erden ein Jahr lang geführt. Da ſaßen wir einſt unter der Laube, die wir mit eigenen Händen geflochten hatten, und unterhielten uns über die Seligkeiten unſerer Liebe. Ich pries eben mich als den Begnadigteſten von Gott durch ſie; ſie ſich als die Glücklichſte durch mich. Da überfiel ſie eine ſchreckliche Angſt. Ihr Herz flog im Buſen hoch auf und klopfte heftig. Ich hörte ſie röcheln. Sie ſank in meinen Arm. Ein ſtarker Blutſturz erfolgte. Entkräftet trug ich ſie ins Bette. Da lag ſie acht Tage. Die entſetzlichſten Tage meines Lebens! Alle Mittel wurden angewendet, ſie zu retten; aber vergeblich. Der Blutſturz kam wieder und ſie ſtarb in ihm.“

Elias. Traurig! — Ueberfluß des Lebens ward alſo Quelle des Todes für ſie. O ſchildern Sie ſie mir doch, und erzählen Sie mir recht viel von ihr.

„Sie war eine der erſten, blühendſten Schönheiten ihres Geſchlechts. Sehen Sie nur die Roſe da an. So war ſie, ja, ſo war ſie! Aber die Schönheit ihrer Seele ließ ihre äußerlichen Reize noch weit hinter ſich. Eine trefliche Mutter hatte ſie erzogen, und ſie mir auf ihrem Todbette noch als meine künftige Gattin übergeben. Ihr Umgang war das höchſte, reineſte Vergnügen, deſſen ein Sterblicher auf Erden theilhaftig werden mag. Mit viel Vernunft begabt und immerdar lehrbegierig, hatte ſie ſich herrliche Kenntniſſe erworben, ohne dadurch an den ſchönſten weiblichen Eigenſchaften, an Gefälligkeit, Sanftmuth und Beſcheidenheit Verluſt zu leiden. Sie beſaß einen ſehr geläuterten Geſchmack, verachtete alles was bloß blendet; und war für das wahre Schöne unausſprechlich eingenommen. Sie urtheilte über Menſchen, Handlungen und Bücher nie voreilig; mehrentheils aber urtheilte ſie alsdann auch ſehr richtig und treffend. Ueber alles ging ihr die Natur. Mit der empfindungsvolleſten Seele verweilte ſie auf dem offenen Schauplatze derſelben, fand daſelbſt allenthalben Beweiſe für das Daſeyn eines Weltſchöpfers und für ſeine Vaterliebe, Beſtätigungen für jede wichtige Wahrheit des Menſchen, und Stärkungen für ihre Tugend. Wir haben mehr im Freien, als unter unſerm Dache gewohnt, und waren feſt entſchloſſen, im nächſten Frühling und Sommer die ſchönſten Gegenden Deutſchlands und die Schweiz zu bereiſen. Eine Freundin der Religion, hing ſie dann an meinem Arm, ſimpathiſirte mit mir über die Hoffnungen des Menſchen, und ſprach oft ſo entzückendſchön über die erſten Gegenſtände des Geiſtes und des Herzens, daß ich ſie mit der Dankbarkeit eines Lehrlings dafür an meine Bruſt drücken mußte. Außer den Schönheiten der Natur rührten ſie beſonders wahrhaftigedle menſchliche Handlungen. „Nun, Gott Lob, pflegte ſie, wenn ſie eine ſolche ſah, oder von ihr hörte, dann wohl zu ſagen, da iſt ja doch einmal wieder ein Menſch; da iſt ja doch einmal wieder unſere arme verſchrieene Natur gerechtfertigt." War der Thäter einer ſolchen Handlung nicht mehr im Leben: ſo konnte ſie recht mit Sehnſucht ſich darauf freuen, ihn einſt in jener Welt kennen zu lernen, und durch ihn die Geſellſchaft der guten, ſeligen Menſchen um einen Mann wieder vermehrt zu ſehen. Sie las gern; am liebſten ſolche Bücher, welche ihre Naturkenntniſſe vermehrten, ihre Religionsbegriffe deutlicher machten und ſie in edlen Geſinnungen ſtärkten. Kam ſie dann auf eine recht vorzügliche Stelle: ſo eilte ſie wohl zu mir, und las ſie mir ſo vor, daß ich hören mußte, daß ſie ſie ganz verſtanden hatte und im Innerſten ihres Herzens empfand. Darüber vernachläßigte ſie aber keineswegs unſer Hausweſen. Sie war gute Wirthin, ordnete alles ſelbſt an, unterſuchte es, wenn es bewirkt war, ob es nach der Vorſchrift geſchehen, zeigte die Fehler, und half ſelbſt, ſie verbeſſern. Stille Zufriedenheit, Genügſamkeit mit ſich ſelbſt und edle Einfalt waren herrliche Züge ihres Karakters. Sie wußte nichts von der Eitelkeit in Kleidung, am Tiſche, in ihrem Zimmer und in allen ihren Sitten. Nachgebend, holdſelig und ohne alle Affektation, erwarb ſie ſich bald den Beifall aller, die ſie kennen lernten, und meine über alles gehende Werthſchätzung. O guter Mann, hätteſt Du ſie geſehen, und nur eine Stunde mit ihr gelebt, meine Thränen über ſie würden Dir die gerechteſten zu ſeyn ſcheinen, die je aus einem menſchlichen Auge floſſen. . . So ein Herz, wie Luiſens Herz war, o Gott, o Gott, warum durfte es nicht länger ſchlagen? — es ſchlug ja für die ganze Welt. Ja, mit ihrer Liebe umfaßte ſie die ganze Schöpfung. [illegible] hatte einen ſo weiten Kreis des Wohlwollens um ſich her gezogen, daß alle Menſchen, alle Thiere, alle Bäume und Pflanzen in ihn eingingen. Keinen Wurm würde ſie zertreten haben, bloß um ſeine Zerſtörerin zu werden. Der laſterhafteſte Unglückliche wär in ihren Augen immer noch Unglücklicher, ein Gegenſtand ihres Mitleids und ihrer Erbarmungen. Himmliſche Luiſe, ich ſehe dich noch, wie ſo einen heitern Abend du haben konnteſt, wenn du den Tag vorher mit Handlungen der Menſchenliebe gezeichnet hätteſt. Alsdenn war ihr die Natur erſt recht ſchön. Denn ward ihr jeder Genuß derſelben durch den Gedanken — ich bin ihr und ihrem Schöpfer ähnlicher geworden — noch einmal ſo ſüß, und ſie ſchien ihn nun als verdient, als für ſie eigenthümlich gehörig zu betrachten. Sie lehrte mich Liebe und Zärtlichkeit, Ekel an leerem Geräuſch und Sattſein auf allen Seiten in ihrem Beſitz. Zur ſchuldloſen Freude, zur Gotte nachahmenden Wohlthätigkeit, zum Gebet forderte ſie mich auf; und, wenn ſie das letztere verrichtete, da hätteſt Du ſie ſehen ſollen, lieber Unbekannter. Verklärungen der künftigen Welt leuchteten alsdenn auf ihrem Antlitz; inbrünſtige, herzlich fromme Ausſchüttungen der Seele ſprach ihr Mund; und ihr Buſen hob ſich dabei ſo feierlich, als damals, da ſie ohnmächtig unter der Laube in meine Arme ſank. Ach! was bin ich nun ohne ſie! Als ich ſie hatte, da war ich der Reichſte, der Seligſte, und beſaß Allgenugſamkeit. Jetzt bin ich ein Verlaſſener, ein Elender, unglücklicher als der Wurm, der im Staube kriecht. Laß mich — laß mich — ich habe nur eine Beſchäftigung noch, die mich erquickt, wenn ich ſo neben ihrem Grabe kniee und bete, und ſo den Kopf dazu auf den Hügel ſenke. Da iſts, als umſchwebte mich ihr ſanfter Geiſt wieder, als flüſterte er mir Troſt zu, und ſäuſelte: du wirſt bald wieder mit mir ſeyn.“

Elias ſah in dieſen Augenblicken den ſchwermüthigen Rechtſchaffenen in vorbeſchriebener Lage. Die Wärme deſſelben entzündete auch ihn. Er ſenkte ſich an ſeiner Seite auf das Grab der jungen Vortreflichen, und, als er ſo eine Zeitlang mit ihm gelegen, umfaßte er ihn mit beiden Händen und ſprach:

„Sie haben unausſprechlich viel verloren, mein Lieber. Ganz zufrieden ſtellen über Ihren Verluſt kann Sie die geſammte Welt nie. Es iſt kein ſanfteres; und doch allgewaltigeres Band für uns, als dasjenige, welches uns an eine wahrhaftig edle weibliche Seele feſſelt. So lange es uns umſchlingt, reicht es uns für alle möglichen Leiden Stärkung; aber wird es auch aufgelöſet: ſo mögen uns unſer dadurch verlornes Heil alle möglichen Wonnen nicht erſetzen. Nur der Glaube an menſchliche Zukünfte jenſeits des Grabes hat dabei Labſal für uns, und dieſes ſollen wir auch, wenn die erſtern ſchütternden Eindrücke der jammervollen Trennung vorüber ſind, mit Dank gegen den Weltſchöpfer annehmen. Hören Sie, edler, frommer Mann, dies Leben iſt für gute Seelen nicht dazu beſtimmt, daß ſie hier das Ganze ihrer Verbindung vollenden ſollen. Nur kennen und lieben ſollen ſie ſich hier lernen. Zu allen unſern Daſeynsgenüſſen, ja zu unſerm Daſeyn ſelbſt, wird hier die Grundlage nur gebildet. Faſſen Sie dies, und geben Sie das Glück, das Sie durch Ihre himmliſche Freundin ſchon eine Zeitlang genoſſen, nicht für verloren. Sie bleibt die Ihrige für jede Welt, und wird Sie in den Wohnungen der reinern Ruhe einſt wieder ſanft beglücken. Freilich können Sie fragen, warum blieb ſie hier nicht ſchon auf längere Zeit die Meinige, da ſie noch ſo jung an Jahren war? Aber wie viel ſolcher Fragen können wir hiernieden thun, auf die insgeſamt uns doch keine befriedigende Antwort vom Schickſal gereicht wird! Die Welt, in der wir darüber Antwort bekommen werden, iſt die künftige erſt. Doch — würden Sie nach zehen Jahren, nach zwanzig Jahren nicht dieſelhe Frage noch gethan haben? Wenn leben gute Seelen auch für einander genung? Und die Vortreflichkeit Ihrer Freundin gebe Ihnen nun ſelbſt den herrlichſten Aufſchluß über ihren ſo frühen Tod! Wir leben hier, um vorbereitet zu werden. Vorbereitet zu werden zum Empfang des Lohns unſerer Tugend. Sind wir nun jenes: ſo iſt es Liebe der Gottheit, die uns nicht ſo lange, als gewöhnlich, auf dieſen harren laſſen will. Die Beſchreibung, welche Sie ſelbſt von Ihrer Gattin machen, paßt hierauf. Sie hat früh vollbracht, was ſie zu vollbringen hatte. So verdiente ſie auch, ſchneller zu den Genüſſen des Lohns edler Seelen erhoben zu werden. Jetzt empfindet ſie dieſelben ſchon; — o wenden Sie Ihre Blicke von ſich weg, theurer Mann; richten Sie ſelbige ganz auf ſie, und freuen Sie ſich der Wonnen, welche ihr Gott ſchon gewährt. Sie wollten ſie ja gern recht glücklich machen; aber ſo ſelig, als ſie nun iſt, konnten Sie ſie ja doch nicht machen. Der Anblick ihrer Heiterkeit war Ihnen ehemals ſo ſüß, ſo himmliſch: — o ſo entzücke Sie doch nun die Vorſtellung, daß ſie vollkommen heiter iſt! Miſchen Sie Ihren Verluſt hier nicht ein — Ihre Freundin hat ja unausſprechlichen Gewinn gemacht. Ihr Schmerz darüber, daß ſie nicht mehr mit Ihnen iſt, ſoll gewiß auch weiſe Wohlthat der Fürſehung für Sie ſelbſt ſeyn. Die vollkommene Ausbildung Ihres Herzens wird dadurch bewirkt werden. So eine ſanfte Schwermuth, wie die Ihrige jetzt iſt, giebt der Seele die herrlichſte Stimmung zu edlen und kindlichen Geſinnungen. Ihre Freundin nützte Ihnen im Leben, und ſoll Ihnen im Tode noch mehr Nutzen ſtiften. Gott wird dieſe Abſicht an Ihnen erreichen; denn Ihr Herz hat ſanftes Gefühl genung dazu. Reiſſen Sie ſich nicht von dem Gedanken an Ihre Freundin los; aber machen Sie ſich ihn recht mild und weniger beängſtigend durch die Vorſtellung der Glückſeligkeit, deren ſie nun theilhaftig wird. Thun Sie, wenn Sie in Ihrem Hauſe ſind, als wäre ſie auf eine Zeitlang nur von Ihnen in die Laube gegangen; und wenn Sie in der Laube ſind, ſey ſie in Ihren Gedanken im Hauſe. Denken Sie, wenn Sie in dem einen Zimmer ſind, ſie iſt drüben im andern. Und ſo iſt es in der That, wir ſind immer mit unſern Todten noch in einem Hauſe Gottes; unſere Todten haben nur ein anderes Zimmer darinn bezogen, wo ſie ſich zu dem holdſeligſten Empfang für uns bereiten.“

Roſenberg lag in dieſen Augenblicken in den Armen des Elias und ſtammlete: Ach, unbekannter Freund, Sie hat Gott hieher geführt, daß ich Sie am Grabe meiner Luiſe fände. Wie ſüß iſt es doch, aus einem andern menſchlichen Munde Troſt zu empfangen! Welche Wohlthat für einen Leidenden, auch nur einen theilnehmenden Mann zu finden! Kann dieſer auch nicht Hülfe leiſten: ſo zieht er ihn doch von der ängſtigenden Seite ſeines Unglücks, die er nur immer betrachtet und der er nachhangt, ab, und hält ihm andere Seiten deſſelben vor, die wenigſtens neue Gedankenreihen in ihm hervorbringen. Kommen Sie mit in mein Haus, und bleiben Sie, wenn Ihre Umſtände es zulaſſen, einige Tage bei mir. Ich lebe ganz einſam.

Elias fand den Vorſchlag nicht übel. Theils hatte er jezt Muſe, irgendwo einen Beſuch auf Jahr und Tag zu machen, theils glaubte er, dieſem Manne ſehr nützlich werden zu können. In dieſer letztern Erwartung betrog er ſich nicht. Roſenberg bedurfte mehr, als er glaubte, eines geſetzten Führers, um nicht in die Labirinthe der tiefſten Melancholie zu gerathen. Kaum war er in die Wohnung deſſelben eingetreten, als ihm dieſer das Bild ſeiner Seligen vorzeigte. Elias glaubte hier wirklich alles das zu ſehen, was ihm Roſenberg auf dem Kirchhofe von ihr erzählt hatte, und fand es bezaubernd ſchön. Allenthalben aber faſt, wohin er im Hauſe kam, erblickte er es. In jedem Zimmer hing Luiſens Portrait; unter jedem Spiegel ihre Silhouette. Im Garten waren ihr verſchiedene Denkmähler aufgerichtet, wovon wenigſtens eines allenthalben, wo man ging und ſtand, ins Auge fiel. Am Ende eines Berceau ſtand ſie in Lebensgröſſe ſo täuſchend gemahlt, daß man in einiger Entfernung eine wahre menſchliche Geſtalt zu erblicken glaubte. Roſenbergs Abſicht hierbei war, keine Stunde ſeines Lebens mehr ohne die feierlichſte Anerinnerung an ſeine himmliſche Luiſe hinzubringen. Elias ſah ihn bald hier bald da vor ihrem Portrait oder Schattenriſſe ſtill ſtehen und ſeine Einbildungskraft aufs höchſte ſpannen. War er mit ihm in ein Geſpräch verwickelt, und Roſenbergs Blick fiel irgendwo auf ſeine Luiſe: ſo war das Geſpräch mit einem male wie abgeriſſen. Elias konnte nun getroſt fortſchwatzen, ohne daß er eine Antwort bekam, oder daß dieſer auch nur auf ihn hörte. Täglich eine Stunde — welches die Sterbeſtunde Luiſens war — verſchloß ſich Roſenberg im geweſenen Wohnzimmer ſeiner Geliebten, wo er auf der Ståte, auf der ſie geſtarben, betete und oft beim Gebet ſo in Inbrunſt und Flamme gerieth, daß man vor der Thüre alle ſeine Worte verſtehen konnte. Zu vielen malen des Tages verließ er unter allerlei Geſchäfte vorwändend den Elias; und, wenn dieſer ihm nachging: ſo fand er ihn auf dem Kirchhofe. Stand Elias des Morgens auf: ſo erfuhr er, daß Roſenberg ſchon vor Sonnenaufgang eine Wallfahrt nach Luiſens Grabe gehalten. Um Mitternacht hörte er ihn zuweilen noch zum Hauſe hinaus gehen und nach einer langen Weile erſt zurückkommen. Roſenberg klagte dabei über Schlafloſigkeit, nahm wenig Nahrungsmittel zu ſich, und ſeine Augen wurden mit jedem Tage trüber.

Elias ſtudirte ordentlich auf ſeine Troſt- und Ermunterungsgründe, die er ſeinem unglücklichen Freunde reichte. Er ſtellte, miſchte, verſetzte ſie; reichte ſie ihm bald in groſſer weitläuftiger Doſis; bald in einer kleinen Quinteſſenz, fand aber nach vier Wochen, daß es mit der Kur mehr rück- als vorwärts gehe. Roſenberg geſtand die Wahrheit alles deſſen, was er ihm ſagte, ein; empfand die Eindrücke davon, ſo lange Elias ſprach, wirklich; gieng aber, ſobald dieſer zu reden aufgehört hatte, wieder zu ſeiner vorigen Traurigkeit über. Er ſchien ſich mit ſeiner Schwermuth ſo familiariſirt zu haben, daß ſie ihm faſt zum Bedürfniß des Lebens ward. Ward Elias mit ſeinen Aufheiterungen etwas zudringlicher: ſo hatte er zuweilen die Mine, als wenn ihm dies läſtig würde.

Nun glaubte der Exmagiſter, daß es hohe Zeit ſey, die Sache von einer andern Seite zu betreiben. Er ſtellte ſeinem Freunde die fürchterlichen Folgen vor, welche ſein Gemüthszuſtand über lang oder kurz haben müſſe, und gab nicht eher nach, bis dieſer ſich ihm ganz überließ. Er nahm nun allmählich von Luiſens Silhouetten eine nach der andern weg, und reducirte die Zahl ihrer Portraits bis auf eins, welches in ihrem geweſenen Wohnzimmer hangen blieb. Sie kamen dahin überein, daß ſie täglich einmal Luiſens Grab beſuchen wollten; dagegen mußte aber Roſenberg angeloben, auſſer der beſtimmten Zeit nicht hingehen zu wollen, niemals wieder allein und am allerwenigſten in der Nacht dahin zu wallfahrten. Roſenberg mußte ſich mehr beſchäftigen. Er hatte ein kleines Naturalienkabinet; dies half ihm Elias in Ordnung bringen. Er beſaß eine auserleſene Bibliothek; dieſe ſtellte Elias mit ihm nach den Fächern der Wiſſenſchaften, in die ſie ſchlugen, auf. Beide fingen an, zu botaniſiren. Man ritte aus, man fuhr aus. Das ganze Guth mit allen dazu gehörigen Aeckern, Wieſen und Waldungen ward in Augenſchein genommen. Man entwarf allerlei Plane zur Verbeſſerung deſſelben. Die Bauern wurden zuſammengerufen, und mußten jeder die wahre Beſchaffenheit ihrer ökonomiſchen Lagen anzeigen. Es ward ihnen Vorſchuß gethan, Unterſtützung gereicht, Belohnung gegeben. Wohlthun war Roſenbergs Lieblingsbeſchäftigung. Elias wies ihm immer mehr Gelegenheiten dazu in ſeinem Dorfe, und ſo ward bald der ganze Tag mit beſtimmten Beſchäftigungen beſetzt. Man ging von Hauſe zu Hauſe, und unterſuchte, wie die Bauern die ihnen erzeigten Unterſtützungen anwendeten. Abends las Elias aus Schriften des Witzes und der Laune ſeinem Freunde vor; oder wechſelte mit einer kleinen Muſik ab, wobei er das Klavier, und Roſenberg die Violine ſpielte.

Elias ſah, daß dieſe Kur beſſer einſchlage, als die erſtere. Roſenberg ſchlief wieder, nahm wieder mehr Nahrungsmittel zu ſich, und in ſeinen Augen ſtrahlte ſchon wieder ſanfteres Licht. Nun wurden auch auf der Nachbarſchaft kleine Beſuche abgelegt, und die Nachbarn erwiederten dieſelben. Elias ward von dieſen, als ſie die Perſon ſahen, welche er bei Roſenbergen ſpielte, gemeiniglich Herr Doktor genannt. Er glaubte, daß eine Reiſe von Beträchtlichkeit nun vollends die Geneſung ſeines Freundes bewirken würde. Er that ihm deshalb einige Vorſchläge. Roſenberg fand in dem Gedanken, ſich auf Monate, oder gar auf Vierteljahre von Luiſens Grabſtäte zu trennen, noch viel Unheiliges. Elias hatte von ihm gehört, daß er einen Bruder habe, welcher zwölf Meilen davon wohne. Er ſchrieb alſo unter der Hand an dieſen, ſchilderte ihm den vorherigen und gegenwärtigen Zuſtand ſeines Freundes, und erſuchte ihn, daß er kommen und ihn zu einem Beſuch zu ſich einladen möchte. „Daß er ſich zu Ihnen in den Wagen ſetze, ſchloß er, dafür will ich ſorgen. Die erſte Abrede muß aber nur ſeyn, daß er bloß auf einige Tage bei Ihnen bleibe. Wenn Sie ihn denn erſt haben; ſo werden Sie durch allerlei Zerſtreuungen ſchon Mittel finden, ihn auf längere Zeit feſt zu halten. So weit habe ich ihn, daß wir ſchon zu verſchiedenen malen eine Meile von hier abweſend geweſen ſind; da ich denn immer wichtige Hinderniſſe zu machen wußte, daß wir die Rückreiſe an demſelben Tage nicht antreten konnten.“

Elias unter einer groſſen Geſellſchaft von Officieren, und zuletzt bei einer Haar Flügelmann ihres Regiments.

Funfzehntes Kapitel.

Zu den Gäſten, welche jetzt den in der ganzen Gegend für ſchwermüthig erklärten Herrn von Roſenberg zu zerſtreuen kamen, geſellten ſich auch die Officiere eines gewiſſen Regiments, wovon der Stab in dem Städtgen lag, wo Elias Onkel wohnte. Roſenberg hatte einen Vetter unter ihnen, der ſie nach und nach bei ihm einführte. Anfangs kamen ſie wöchentlich etwa einmal; hernach faſt einen Tag um den andern; endlich ward der Hof von ihnen nicht mehr leer. Wahr, oder nicht wahr; — genung das Regiment ſtand ſeit vielen Jahren in dem Rufe, daß es an Wildheit der Sitten ſich in der ganzen Armee auszeichne. Elias, der allem, was in der Welt ſubordinirt heißt, die Brücke zu treten pflegte, und die Immaralität der Kinder auf die Rechnung ihrer Eltern, die Treuloſigkeit des Geſindes auf die Rechnung der Herrſchaft, und den Jammer der Unterthanen auf die Rechnung ihrer Obrigkeit zu ſchreiben gewohnt war, ſchrieb auch im Fall, daß es ſich mit vorgedachtem Regiment ſo verhielte, die Wildheit deſſelben auf die Rechnung ſeiner Officiere. Die Erfahrung überzeugte ihn bald, daß er keinen Schreibfehler begangen habe. Ein groſſer Theil dieſer Herren beſtand aus Leuten, die dem Spiele, dem Trunke und andern daraus entſtehenden Ausſchweiſungen ergeben waren. Sie kontraſtirten zu ſehr in ihren Denkarten und Neigungen mit der gegenwärtigen Gemüthslage des edlen Roſenbergs, als daß dieſer nicht bald ihrer hätte überdrüßig werden ſollen. Elias, dem dieſe Gäſte nicht weniger unwillkommen waren, tröſtete ſich damit, daß wenigſtens das Gute aus ihren immer häufiger werdenden Beſuchen entſpringen würde, daß ſein Freund, um ſich von ihnen wieder loszuwickeln, ſich um ſo eher zu einer Reiſe zu ſeinem Bruder entſchlieſſen würde. Roſenberg fragte ihn oft, wie er auf eine gute Art ſich dieſer ihm ſo beſchwerlichen Gäſte entledigte, und ſein Rath war immer eine Reiſe. Elias fand damit kein Gehör bis auf den Tag, an welchem der Bruder ſeines Freundes ankam.

An dieſem Tage war es, daß der Exmagiſter ſein Talent wieder auf eine Art auszuüben Gelegenheit hatte, die ihm ſchier ſehr übel bekommen wäre. Das, was ihn von einem groſſen Theile jener Herren von Anfang an am meiſten verdroſſen hatte, war dies geweſen, daß ſie ſich die Mine gaben, als wenn ſie bloß aus Freundſchaft und um Roſenbergen zu zerſtreuen, ihre Beſuche ablegten, und daß ſie dieſe Zerſtreuung auf eine Weiſe zu bewirken ſuchten, die das empfindungsvolle Herz ſeines Freundes oft in die größte Verlegenheit ſetzte. Sie nannten z. E. den Tod einer Frau die äuſſerſte Kleinigkeit, die ihren Mann betreffen könnte, urgirten den ſaubern Gedanken, daß man ſtatt eines Weibes wieder zehen andere haben könne, empfohlen das Sprichwort — wem die Weiber gut abgehn und die Pferde gut ſtehn ꝛc. und ſangen dazu: ein andres Städtgen, ein andres Mädgen. Fanden ſie Roſenbergen unaufgelegt und düſter: ſo zogen ſie ihn wohl damit auf und fragten — Ew. Gnaden ſind gewiß heute 'mal wieder auf dem Kirchhofe geweſen und haben gebetet? Elias hatte ihnen ſchon verſchiedene Vorſtellungen darüber gethan, daß ſie dadurch ihren Zweck, wenn ſie ihn hätten, den Herrn von Roſenberg aufzuheitern, gerade verfehlten, und daß ein Mann von ſo ſanfter Denkart, wie er, dadurch nicht beruhigt, ſondern vielmehr beleidigt werden müſſe. Bekam er denn dafür ein höhniſches Lächeln, oder ein ſpöttiſches Naſenrümpfen von ihnen zur Antwort, oder machten ſie nun ihn ſelbſt zum Gegenſtande ihres übelausgeſonnenen und noch übler angebrachten Witzen ꝛc. ſo hatte er dies ſelbſt noch immer aus Achtung für ſeinen Freund verſchmerzt. Heute aber trieben ſie es weiter, als jemals. Roſenbergs Bruder ſaß mit am Tiſche dicht neben ihm. Elias war ſchon in voller Wallung, und es fehlte nur noch an einem Stoſſe, den er empfinge, um loszubrechen. Dieſen empfing er, als ſein Nachbar die Frage an ihn that: aber ums Himmels willen, wie kommt mein guter Bruder zu dieſen ungeſitteten Gäſten? — Sie drängen ſich auf — antwortete er, und kaum hatte er dieſes geantwortet, ſo hub er überlaut alſo an:

„Meine Herren, ich ſtelle mir es vor, daß Sie es mit dieſer Art von Reden gut meinen, und dabei die Abſicht haben, unſern gemeinſchaftlichen Freund in einen heitereren Ton zu ſtimmen. Wenn ich Ihnen denn nun aber ſage, daß Sie ihn dadurch beleidigen: ſo traue ich Ihnen ſo viel Billigkeit zu, daß Sie davon ablaſſen werden. Sie haben geſehen, daß er aufgeſtanden iſt. Er iſt in Unmuth über Sie von uns gegangen. Sein gefühlvolles Herz bedarf unſerer allerſeitigen Schonung, und kann ſie auch mit Recht von uns fordern. Männer von Ihrem Karakter ſollten ſich auch durch Führung ſolcher Geſpräche in Wahrheit für entehrt halten. Sie gehören zu den Helden des Vaterlandes. Den Held kleidet nur Geſetztheit, männliche Empfindung, Biederſinn und edler Muth. Sie ſind Vorgeſetzte einer großen Anzahl von Leuten; Vorgeſetzte müſſen ſich ſo etwas nicht zu Schulden kommen laſſen, welches ſogar für ihre Untergebenen unſchicklich iſt.“

Elias ward hier durch einen ganzen Strom von Spötteleien, witzigen Repliken und Anzüglichkeiten, der auf ihn ausgegoſſen ward, gewaltſam unterbrochen. Roſenbergs Bruder ſchlug ſich ins Mittel, vertrat den Exmagiſter und ſagte den Ungezogenen unter den Gäſten ſo viel feine Satyre, daß ſie ſich in eine anſtändigere Ruhe zurückzogen. Roſenberg kam wieder an den Tiſch. Das Geſpräch lenkte ſich nun auf militäriſche Gegenſtände, und einige junge Kapitaine wollten dem Exmagiſter einen Hieb für die ihnen vorher geleſene Moral dadurch wieder verſetzen, daß ſie ihren Stand über den Gelehrtenſtand erhuben. Hier trafen ſie gerade die rechte Seite an ihm, und es war ihm in dieſem Augenblick nicht anders zu Muthe, als wenn er über und über frottirt würde.

„Ich habe nichts dagegen, erwiederte er, daß jeder ſeinen Stand vertheidige, ſo gut er kann; denn — er vertheidigt damit ſich ſelbſt. Der wäre ein Schurke, der mit Gewißheit wüßte, daß er in einem unnützen Stande lebte, und noch eine Stunde länger in ihm bliebe. Aber daraus folgt nicht," daß ich den einen Stand über den andern darum zu erheben berechtigt wäre, weil ich gerade in jenem, und nicht in dieſem, lebe. Die verſchiedenen Bedürfniſſe der Menſchen auf der einen Seite, und die Unmöglichkeit auf der andern, daß jeder Menſch ſelbſt die Befriedigung aller derſelben ſich verſchaffen könne, ſchufen in der Geſellſchaft die Mannigfaltigkeit der Stände. So lange wir alſo irgend eines Bedürfniſſes noch benöthiget ſind, müſſen wir auch froh ſeyn, daß der Stand noch exiſtirt, welcher uns die Befriedigung deſſelben verſchaft. Dies iſt die Seite, von der ich jeden Stand betrachte, und ſo iſt vielleicht, wenigſtens unter Umſtänden, ein Stand ſo nöthig und nützlich, als der andere. Sie leben nun einmal im Soldatenſtande, ich im Gelehrtenſtande. Es könnte allerdings ſeyn, daß ich, wenn ich nun mit allen meinen gehabten Erfahrungen in meine erſten Jugendjahre zurückkehren könnte, den meinigen nicht ergriffe; aber erlauben Sie mir, meine Herren, den Ihrigen ergriffe ich fürwahr noch weit weniger. . ."

Hauptmann von A. Warum nicht, Herr?

Hauptmann von B. Leiſten wir nicht dem Vaterlande die weſentlichſten Dienſte? Vertheidigen wir es nicht mit Leib und Leben?

Hauptmann von C. Könnte der Bauer ſicher pflügen, wenn wir nicht wären?

Hauptmann von D. Und der Kaufmann in der Stadt den Laden ſicher aufſchließen ohne uns?

Elias. Wie ich ſagte; unter Umſtänden iſt jeder Stand nöthig und nützlich. So auch bei der gegenwärtigen Lage der Dinge der Ihrige allerdings. Aber das muß ich hinzuſetzen, daß Ihr Stand längſt ſchon hätte aufhören ſollen. Er exiſtirt nur darum noch, weil Menſchlichkeit und Chriſtenthum noch nicht gehörig ausgeübt werden. Das kann Sie, meine Herren, gar nicht beleidigen; denn Sie werden ſich erinnern, daß der Menſchheit ſogar ein Zeitpunkt verheiſſen ſey, wo der Prieſter, und der Königsſtand aufhören werden. Das Chriſtenthum hat, wie Sie wiſſen, gar keine Vorſchriften für Ihren Stand gegeben. Ein bedenklicher Umſtand; der aber dadurch in das helleſte Licht geſetzt wird, wenn wir erwägen, daß die übrigen Vorſchriften des Chriſtenthums von einer ſolchen Beſchaffenheit ſind, daß die Welt, ſobald ſie dieſelben ausübt, Ihres Standes gar nicht bedürfe. Der Zeitpunkt wahrer allgemeiner Ausübung des Chriſtenthums wird alſo der Zeitpunkt für das Aufhören Ihres Standes ſeyn. Die wirkliche Kultur der Menſchheit — und dieſe iſt der Zweck des Chriſtenthums — wird es unnöthig machen, daß irgendwo ein Menſch unaufhörlich unter den Waffen weiter ſtehen müſſe. Unter ganz rohen Völkern, wo die Rechte des Eigenthums noch nicht aus einander geſetzt ſind, iſt ewiger Krieg. Sobald aber über Mein und Dein entſchieden war, ward die Grundlage zum Frieden gelegt. Und nun nehmen Sie an, daß die Ausübung des Chriſtenthums nur auf dieſer einzigen Seite zur Vollkommenheit gediehe, und daß keiner mehr in das feſtgeſetzte Eigenthum eines andern wieder griffe; wozu alsdenn weiter Ihr Stand? Eben ſo, als wenn der natürliche, geſunde Menſchenverſtand allenthalben erſt angebauet ſeyn, und Bürger und Bauern ihren Kindern die wenigen Begriffe, welche zur wahren, eigentlich ſo zu nennenden Religion gehören, und die der Menſch unter allen Himmelsſtrichen finden kann und am Ende finden muß, auf dieſelbe Weiſe mittheilen werden, wie ſie ihnen von Jugend auf die Principen des häuslichen, wirthſchaftlichen und bürgerlichen Lebens mittheilen, wozu alsdenn weiter der Prieſterſtand?"

Es war eine Liſt des Elias, die ihm gut ausſchlug, daß er von dem Soldatenſtande und von ſeinem eigenen in gleichem Tone ſprach; ſonſt hätte er hier vermuthlich ſchon finaliſiren müſſen. So aber ließ man ihn fortſchwatzen. Einige von den Officieren hörten darauf, andere nicht.

„So oft ich daher einen Soldaten und einen Geiſtlichen ſehe, denke ich immer dabei, daß die Menſchheit noch zurück ſey. Jener muß noch darum unter das Gewehr treten, damit niemand etwas thue, das er ſchon aus innerm Gefühl des Unrechts nicht thun ſollte, oder mit andern Worten, nicht in das Eigenthum eines andern greiſe. Und dieſer muß noch darum auf die Kanzel treten, daß er die Leute erſt mit Wahrheiten bekannt mache, die ihnen Sonne, Mond und Sterne, Himmel und Erde, und alles, was darinnen iſt, längſt hätten bekannt gemacht haben ſollen. Um ſo mehr blutet mir das Herz, wenn ich höre, daß der Soldatenſtand immer zahlreicher und die ſtehenden Armeen immer ſtärker werden; denn es kommt mir vor, als wenn damit angezeigt würde, daß die Menſchheit noch immer ſchlechter werde, und ſtatt vorwärts zu gehen, vielmehr rückwärts gehe. Sie vertheidigen das Vaterland — dies iſt die glänzende Seite Ihres Standes. Aber laſſen Sie uns einmal denſelben von einer andern Seite betrachten; ſo muß Ihnen fürwahr der Muth fallen. Denken Sie ſich einmal ganze Tauſende und viele Tauſende von Menſchen, die in einer Linie langweg unverrückt neben einander ſtehen müſſen, und weder Hand noch Fuß eher bewegen dürfen, bis ſie dazu kommandirt werden, die, wenn es heißt, das Gewehr hoch! alle in einem Augenblick die Arme in die Höhe heben, und wenn geſchrieen wird, das Gewehr zum Fuß! alle in einem Augenblick die Arme ſinken laſſen müſſen, die bei den Worten, ſchlagt an! alle auf einmal einen Hahn aufziehen, und bei den Worten, gebt Feuer! alle auf einmal losbrennen müſſen — — wie wird Ihnen dabei?"

Drei Hauptmänner und ſechs Lieutenants zugleich. Ei, das iſt ja der herrlichſte, regelmäſſigſte Anblick, den man haben kann. (Hauptmann von A. allein) So eine Menge von Menſchen, wenn ſie in einer langen, faſt unüberſehbaren, ſchnurgeraden Linie da ſteht, kein Glied bewegt, und von weitem wie eine gemauerte Wand läſſet; — oder wenn ſie denn auf ein einziges wie ſchöpferiſch klingendes Wort über und über in Bewegung und in eine ſo gleiche Bewegung geſetzt wird, daß alle zuſammen, wie auf einen Taktſtrich daſſelbe thun, und ganze Tauſende ein einziger Mann zu ſeyn ſcheinen — — iſt ein ſolcher Anblick, ein ſolcher Auftritt nicht ſchon für das Auge eines jeden Menſchen reizendſchön? — Und denn für das Auge des Kenners, der die Kunſt zu ſchätzen weiß, welche darin liegt, eine ſo große Menſchenmenge ſo abzurichten, einzuhetzen und in Ordnung zu erhalten, daß ſie das ganze Exercitium mit der vollkommenſten Uebereinſtimmung verrichten, daß es, wenn der General ſeine bebende Stimme tönen läſſet, nicht anders iſt, als wenn der Teufel unter ſie alle führe, oder das Wetter unter ſie ſchlüge, und daß es, wenn ſie zu Tauſenden feuern, nur klinge, wie ruck — ruck — ah, mon Dieu, welche Wolluſt, welche Bezauberung, die ihres gleichen nicht hat!

Elias. Kunſt mag freilich genung darinn ſtecken; — aber über die Schönheit des Anblicks, für jeden Menſchen und über die Wolluſt dabei für den Kenner denken wir ſehr verſchieden, wie ich merke. Für mich hat dieſer Anbick Herabwürdigung der Menſchheit. Ich habe Gefangene geſehen, die hart geſchloſſen waren; allein es war ihnen doch erlaubt, gewiſſe Bewegungen noch zu machen. Ihrer unüberſehbaren, ſchnurgeraden Menſchenlinie aber, die, wie Sie ſelbſt ſagen, ohne Kommando kein Glied bewegen darf, iſt weiter nichts freigelaſſen, als Athemholen. O das wäre noch eine militäriſche Erfindung, wodurch irgend ein Held ſeinen Namen verewigen, und ſeinem Herzen, wie ſeinem Kopfe, ein Monument ſetzen könnte, das länger dauerte, als die von Stein und Erz, wenn er eine ganze Armee, oder auch nur ein Bataillon ſo einhetzen könnte, daß die Leute auch alle zugleich Athem ſchöpfen, und nur auf Kommando ihn ſchöpfen müßten. Was meinen Sie dazu? Gebt Acht — holt Athem! Und ſogleich dehnten ſich tauſend oder zehentauſend Lungen auf Kommando aus und zögen ſich wieder zuſammen, und ein Schnauben, gleich einem Wirbelwinde, kündigte an, „daß es wie auf einen Taktſtrich geſchehe. „Im Ernſt, — Ihre lange Menſchenlinie iſt in meinen Augen eine lange Linie von Maſchinen. Die Leute kommen mir vor, wie eben ſo viel Puppen, auf *einen* Drath gezogen, die alle hierhin oder dorthin ſich drehen, Sprünge machen oder ruhen müſſen, wie der will, der den Drath in der Hand hat. Dieſer Anblick hat nie für mich einige Schönheit gehabt; und hat ſie am wenigſten alsdenn, wenn ich *Menſchen* ſo als aufgereihete Puppen ſehe. Die einzige Vorſtellung dabei — **Hier ſind vielen Tauſenden von Menſchen alle menſchlichen Eigenſchaften und Vorrechte ganz und gar genommen, ſo genommen, daß ſie zu Drathpuppen herunterſinken**, empört meine ganze Seele auf der Stelle dagegen. Und denn — zu welchem Behuf denn nun? Wozu marſchirt dieſe unüberſehbare Menſchenlinie auf, wozu ſtellt ſie ſich ſo ſchnurgerade? *Um Tod und Verderben zu ſtiften — um eine Menge von Plagen über einen großen Theil der menſchlichen Geſellſchaft zu ver-*

breiten, von welchen ſie die Natur verſchont wiſſen wollte! Wozu wird ſie ſo abgerichtet, eingehetzt, taktſtrichmäßig exercirt? Um dieſe unſeligen Abſichten deſto vollkommener zu erreichen! Hilf Himmel — und ihr Anblick ſoll Wolluſt gewähren können? Wolluſt? — „Wie wird Ihnen denn, meine Herren, wenn Sie auf den Exercirplätzen oder auf den Revüefeldern vor dem Regimente ſtehen, und zu ſich ſelbſt ſagen müſſen: Wir kommandiren hier in der Abſicht, hetzen unſere Leute dazu ſo ein, und haben ſammt ihnen keine andere Beſtimmung, als daß wir einſt, ſo bald es heißt — marſchirt! — aufbrechen, in ein fremdes Land ſchreiten, daſſelbe verwüſten, obgleich ſeine Bürger und Bauern uns nie das geringſte Leid anthaten, und uns alsdenn gegen Tauſende von andern Menſchen hinſtellen, die wir noch nie mit unſern Augen ſahen, uns tod, krumm und lahm ſchieſſen laſſen, ohne einmal zu wiſſen, wie die Leute heiſſen, die es thun, oder ſie tod, krumm und lahm ſchieſſen, ohne mit ihnen jemals den geringſten Hader gehabt zu haben — ſagen Sie mir nur, wie wird Ihnen dabei?

Empört ſich nicht jedes menſchliche Gefühl dagegen? Warlich — wenn jemand mit Gewalt dazu gezwungen wird, unter das Gewehr zu treten: ſo bedarf die Sache weiter keiner Erklärung; aber — wie ein Menſch aus eigenem Antriebe dieſe Beſtimmung erwählen könne, dies wird mir unerklärbar ſeyn, ſo lange ich lebe.

Hier entſtand unter der Geſellſchaft ein groſſes Geräuſch. Man verbat von allen Seiten dem Exmagiſter das Maul. Roſenbergs Bruder trat nochmals dazwiſchen, bemerkte, daß Elias viel Wahres geſagt, empfohl ihm aber nur mehr Mäſſigung dabei und das nicht Allzuwarmwerden. Einige der Offiziere, die Leute von Kopf und Herz waren, ſezten ſich um den Exmagiſter her, während daß die übrigen ſich etwas abſeits begaben, den philoſophiſchen Narren, wie ſie ihn benannten, reden lieſſen, wie er wollte, und bei ihren Rheinweinflaſchen ſich zu zwiefachen Helden hinan oder hinabzutrinken befliſſen waren.

Major von R. Sie ſcheinen mir mehr wider die Beſtimmung unſeres Standes, als wider unſern Stand ſelbſt, zu ſeyn. Sie ſind gegen das Kriegführen, nicht wahr?

Elias. So von ganzer Seele dagegen bin ich, wie ein Menſch nur gegen etwas ſeyn kann, das unbeſchreiblichgroßes Elend ſtiftet. Die Beſtimmung der Menſchheit iſt Glückſeligkeit, und der Grund aller Glückſeligkeit iſt Friede und Ruhe.

Major von R. Ich nehme Sie für einen warmen Menſchenfreund auf. Aber eben, daß Sie dies ſind, verurſacht auch wohl, daß Sie den Krieg nur von derjenigen Seite betrachten, auf der er Unglück anrichtet. Er hat doch auch ſeine wohlthätige Seite.

Elias. Er hat ſie. Wie aber? Wie jedes andere Verderbenſtiftende Uebel. Er hat zehen verderbliche Seiten gegen eine wohlthätige. Und all der Nutzen, den er ja noch ſtiftet, könnte ohne Krieg auch herbeigeſchaft werden; ſo bald die nur wollten, welche ihn führen laſſen. Das Erdbeben hat auch ſeinen Nutzen. Wenn hunderttauſend Menſchen unter den Ruinen ihrer Häuſer begraben worden ſind: ſo kriegen nun vielleicht tauſend Maurer und Zimmerleute wieder vollauf Arbeit. Der Hagelſchlag hat auch ſeinen Nutzen. Wenn er die Fenſter einer halben Stadt eingeworfen hat: ſo werden alle Glaſer derſelben in eine lebendige Nahrung verſetzt. Die Mißerndte hat auch ihren Nutzen. Wenn Brodtmangel eintritt, und hohe Getraidepreiſe entſtehen: ſo öfnen die Wucherer ihre Kornböden und werden reiche Leute. Aber welches gute menſchliche Herz betet nicht wider Erdbeben, Hagelſchlag und Mißerndte! Bei Uebeln, die die Natur aus unumgänglicher Nothwendigkeit ſtiftet, müſſen wir uns, um uns mit ihr auszuſöhnen, freilich an die nützliche Seite halten, welche jene allenfalls noch haben; aber ſollen auch Menſchen Uebel anrichten, die hundertfachen Schaden ſtiften, und ſich mit dem einfachen Nutzen hernach rechtfertigen dürfen, den ſelbige am Ende zufälliger Weiſe und ohne ihren Willen abwerfen? Denn wäre es ihr Wille, dieſen einfachen Nutzen zu ſtiften: ſo könnten ſie auf mancherlei andere Weiſe ihn hervorbringen, ohne erſt jenen hundertfachen Schaden anzurichten. Sehen Sie, dies iſt mein Raiſonnement über den Krieg, und es rechtfertigt ſich fürwahr am geſunden Menſchenverſtande.

Major von R. Sie ſind z. E. ein Gelehrter! Sagt Ihnen nicht die Geſchichte des menſchlichen Verſtandes und der Gelehrſamkeit, daß der Krieg die ſchönſten Künſte und Wiſſenſchaften ausgebreitet, von einem Lande ins andere übergetragen und bewirkt habe, daß Nationen kultivirt wurden, die vielleicht nach vielen Jahrhunderten erſt dieſe Kultur, oder wohl gar nie, empfangen hätten?

Elias. Gut! Ich könnte Ihnen auf der andern Seite auch Nationen hinſtellen, welche durch Kriege um alle ihre menſchliche Kultur wieder gekommen ſind, die ſie vor Führung derſelben ſchon hatten. Und wenn wir denn Geſchichte genung hätten, die Bilanz zu ziehen: ſo könnte wohl der Fall ſeyn, daß dieſer mehr wären, als jener. Hören Sie aber nun noch mehr über dieſen Punkt. Sie ſagen, der Krieg trägt die nützlichſten Wiſſenſchaften aus einem Lande ins andere. Hierdurch wird alſo der bekriegende oder der bekriegte Theil aufgeklärter. Wenn nun aber der bekriegende Theil Luſt hat, aufgeklärter zu werden, warum ſchickt er denn nicht lieber ganz friedſam ein Paar hundert unbewafnete geſcheute Männer in das zu bekriegende Land hin, und läſſet ſich durch ſie die ihm noch fehlenden Wiſſenſchaften ohne Blutvergieſſen herholen? Oder wenn aus Menſchenliebe der zu bekriegende Theil aufgeklärter gemacht werden ſoll, warum ſchicken wir nicht ein Paar hundert alſo unbewafneter, geſcheuter Männer zu ihm hin, die ihn auch, ohne ſo ungeheure Zerſtörungen erſt zu ſtiften, aufklären? Ich will Ihnen gleich ein Mittel ſagen, wodurch der groſſe Zweck der Aufklärung der Nationen weit wohlfeiler, ſicherer und menſchlicher erreicht werden kann. Dies iſt der Handel. Er iſts, der das Licht von jeher aus Land in Land, aus Welttheil in Welttheil trug. Er ſtiftet den zufälligen Nutzen des Kriegs, ohne das geringſte von ſeinen weſentlichen Unheilen anzurichten. Aber Elends genung, daß auch ihn ſogar der Krieg zerſtört! Der Krieg iſt ein gewaltſames Kommercium, das nur eine Nation mit der andern aufſtichtet; aber der Handel iſt ein friedliches, überall ſegenvolles, das eine Nation mit allen andern treiben kann. Wenn eine Nation nur von der andern lernt: ſo lernt ſie nur dieſe oder jene Wiſſenſchaft; kann ſie aber von vielen lernen: ſo lernt ſie von allen mancherlei Wiſſenſchaften. — Und denn das Blutvergieſſen — das Blutvergieſſen!

M. v. N. Sterben müſſen wir alle. Ob wir ſo, oder anders, ſterben. Wenn die Stunde dazu ſchlägt: ſo müſſen wir denken, ſie habe nun ſchlagen ſollen. Und es giebt in dem ruhigſten menſchlichen Leben oft ſo gefährliche Standörter für uns, als da, wo wir vor den Kanonen ſtehen.

Elias. Freilich müſſen wir alle ſterben; aber doch mehrentheils, erſt in einem guten Alter. Tauſende mit einem male dahinſtrecken, von denen die Hälfte noch dreißig, vierzig Jahre hätte leben können — iſt denn das ſo eine Kleinigkeit? Was wird denn dieſen genommen? Iſts nicht das Leben? Und iſt dies nicht ihr Alles? Wenn dies keinen Unterſchied macht: ſo ſehe ich nicht ein, warum der Mörder nicht vor Gericht mit der Antwort durchkommt — ſterben mußte der Ermordete ja doch. . . Ich ſehe nicht ein, warum den Tauſenden, die da auf dem Schlachtfelde hingeſtreckt werden, nicht mit gleichem Zug alsbald nach ihrer Geburt die Hälſe gebrochen wurden; — ſterben müſſen ſie ja doch. Und denn, edler Mann, ſo iſts in aller Weiſe nicht wahr, daß jene Tauſende, die mit Kugeln niedergeſchoſſen werden, ſich damit tröſten können, daß ihre Stunde *nun* habe ſchlagen ſollen. Sollte dies ſeyn: ſo müßten Sie erweiſen können, daß ſie zu derſelben Zeit auch alle zugleich auſſer dem Schlachtfelde geſtorben ſeyn würden. Sind Sie dies auch wohl im Stande? „Ich ſage, feuert die Kanonen nicht ab — ſo bleiben ſie alle am Leben.“ *Der, welcher die Kanonen auf ſie abfeuern läſſet, macht die Stunde für ſie ſchlagen.* Das weiß, das fühlt jeder von ihnen, der noch Menſchengefühl hat. Wie muß ſich ſein Herz gegen den empören, der die Kanonen wider ihn abfeuern läſſet, und noch mehr gegen den, der ihn ſo ſchuldlos unter dieſe Kanonen hinführt! Und wenn es denn im ruhigſten menſchlichen Leben ſchon ſo gefährliche Standörter, wie vor den Kanonen giebt, wie Sie behaupten: ſo iſts ja doch ganz erſchrecklich, daß man die Zahl ſolcher Standörter durch Kriegführen noch vermehrt. Eben darum, weil der Menſch auf Gottes geradem, gleichen Erdboden fallen und die Beine brechen kann, hätte man nicht nöthig, auf Vervollkommnung jener Mordwerkzeuge noch immer mehr zu ſinnen, mit denen man ihm, ehe er noch einmal nahe genung herzu kommt, um ſich als ein ehrlicher Mann wehren zu können, die Beine unter dem Leibe wegſchießt. Eben darum, weil eine einzige graſſirende Krankheit die Menſchheit oft viele Tauſende koſtet, ſollte man nicht Zwanzigtauſende ihrer geſundeſten Kinder, die derſelben zu entrinnen das Glück hatten, an einem Tage noch zu Boden ſtürzen.

M. v. N. Wir müſſen denken, daß wir für das Vaterland fallen. Wir müſſen uns für den leidenden Theil anſehen, der für die Rettung des Ganzen aufgeopfert wird. Handelt doch die Natur nach eben dieſem Grundſatze in allen ihren groſſen Revolutionen, und ihr Urheber verliert dadurch nichts an ſeiner Weisheit und Güte!

Elias. Die Natur opfert nie einen Theil für das Ganze auf, *wenn es nicht die unvermeidlichſte Nothwendigkeit erfordert.* Aber ob je ein unvermeidlich nothwendiger Krieg *unter Chriſten* denkbar ſey, dieſe Frage möchte nicht ſchwer zu beantworten ſeyn. Warlich, es beruhet nur darauf, daß in den Augen einiger Sterblichen, nehmlich der **Groſſen** und **ihrer erſten Miniſter**, das Menſchenblut erſt ſeinen ganzen wahren Werth erhalte: ſo wird man die Ströme deſſelben nicht mehr ſo unnatürlich verſchütten ſehen. Sagen Sie mir nur, wie der Unterthan dazu komme, daß er die Fehden, welche ſein Regent mit einem andern anfängt oder bekommt, und die nach den Grundſätzen der Billigkeit und Gerechtigkeit leicht abgemacht und ausgeglichen werden könnten, mit der Fauſt abthun, mit ſeinem Blute verſiegeln und mit ſeinem Leben bezahlen ſolle? Er ſtirbt für das Vaterland, ſagen Sie; o entwickeln Sie mir doch **den Begriff** des Vaterlandes. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich denke, daß dieſes Wort in neuern Zeiten ſeine alte Bedeutung ganz verloren habe. Vaterland heißt jetzt zuweilen weder mehr noch weniger, als **der Regent des Landes**. Für das Vaterland ſterben, bedeutet jetzt vielmals, darum ſterben, weil der Regent auſſer dem Lande, das er ſchon hat, noch eine Provinz mehr haben will. Was gewinnt denn aber der Unterthan dabei, ob ſein Regent eine Provinz mehr oder weniger hat? Mit Recht kann er zu dieſem ſprechen: „du biſt unſer Vater; ſo ſey es auch ganz, und opfern uns, deine Kinder, nicht darum auf, weil du noch mehr Unterthanen haben willſt. Du haſt Menſchen genung an uns, wenn du Luſt haſt, Glückliche zu machen. Wir werden dadurch nicht glücklich, daß du mehr Land und Leute habeſt, ſondern daß du für uns, die du ſchon haſt, ſorgeſt und uns ſegneſt.“

Major v. R. Erwägen Sie nur das viele Geld, welches durch Krieg wieder unter die Leute kommt. Bis dahin lag es in den Schatzkammern der Groſſen todt. Nun geräth es in Umlauf, und bringt wieder allgemeines Leben, Nahrung, Verkehr und Betriebſamkeit unter die Geſellſchaft.

Elias. Erwägen Sie auf der andern Seite auch das Geld, welches durch Krieg den Leuten aus den Händen gewunden wird. Denken Sie an die Verheerungen der Felder, an die Einäſcherungen der Dörfer, an die Plünderungen der Städte, an die ungeheuren Kontributionen ganzer Länder. Und kann denn das Geld, welches die Groſſen ja zum Kriege aus ihren Schatzkammern nehmen, nicht auch ohne Krieg, und zu weit menſchlichern Behufen, herausgenommen werden? — Fügen Sie zu allem dieſen noch die zahlloſen Krüppel hinzu, welche der Krieg macht, die unmenſchlichen Zerreiſſungen ſo vieler ſanften Familienbande, die er ſtiftet, den Geiſt der Grauſamkeit, den er einhaucht, die Wildheit der Sitten, die Zügelloſigkeit und Irreligioſität, welche er nothwendig zu ſeinem Gefolge hat, und ſagen Sie, ob ſich nicht jedes menſchliche Herz gegen ihn empören muß? Sind dieſe unſäglichen Schaden, welche er ſtiftet, nicht gegen den Nutzen, den er haben ſoll, wie hundert gegen eins zu berechnen?

Der Major von R. brach hier das Geſpräch ab. Die Geſellſchaft ging aus einander. Roſenberg ließ ſich, um derſelben ſich zu entziehen, von ſeinem Bruder bereden, mit ihm eine Reiſe auf ſeine Güther zu machen. Tags drauf kam ein Kommando, den Exmagiſter aufzuheben. Der Major von R. hatte mit einigen andern Officieren um ſeinen Abſchied angehalten, der ihnen aber verweigert worden war. Einige Lieutenants hatten dem General das Geſpräch des Elias, wovon dies die Folge ſeyn könnte, erzählt, und ihn als einen guten Flügelmann empfohlen. Elias ſprang, als er die Abſicht des Kommando witterte, zum Fenſter hinaus, und rettete ſich durch den Garten mit der Flucht.

Elias wird Hofmeiſter.

Sechzehntes Kapitel.

Nichts ſchmerzte den gutherzigen Exmagiſter mehr, als daß er von ſeinem Freunde Roſenberg nicht Abſchied nehmen können. Er bedauerte dieſen in voraus auf die Stunde, in der er ſich vom Grabe ſeiner Gattin trennen mußte, und ſein einziger Troſt dabei war, daß er ihn nun in den Händen ſeines Bruders wußte. Er verbarg ſich des Tags über in den Büſchen, aß mit den Hirten aus ihren Renzeln, trank aus den Bächen, und ſetzte des Nachts ſo lange ſeine Reiſe fort, bis er über die Grenze war. Er würde Roſenbergen nachgereiſet ſeyn, wenn der künftige Aufenthalt deſſelben auſſerhalb Landes geweſen wäre. Sein Vermögen beſtand noch in wenigen Groſchen, als er in das Wirthshaus eines Dorfs eintrat, wo eine derbe Schlägerei war. Er zählte drei, welche über einen her waren, und erblickte unweit davon einen ganz unthätigen Zuſchauer, der mit in einander gelegten Armen da ſtand, ſchadenfroh dazu lächelte und der Wirth zu ſeyn ſchien.

Elias, indem er mit dem Stock auf den Tiſch ſchlägt. Punktum! Nun höret mit Schlagen auf, oder ihr habts mit mir zu thun. (zum Wirth) Und Er iſt hier Wirth, und kann das ſo gelaſſen mit anſehen?

Der Wirth, der ſich die Pelzmütze in die Augen drückt und fortgeht. J, und wenn ſie ihn krumm und lahm ſchlügen, ſo wärs eben recht. Der Schurke hats lange ſchon verdient.

Die lange, vielverſprechende Figur des Elias, verbunden mit einem bebenden Nachdruck, den er auf Stimme und Stock ſetzte, verſchaften ihm hier auf der Stelle Anſehen. Die Schläger lieſſen ihre Arme ruhig ſinken, und ſtarrten ihn mit feſten Blicken an.

Elias. Was habt ihr unter einander vor? Ihrer drei über einen? Schämt ihr euch nicht? Ihr ſehet, daß ich ein ganz unpartheiiſcher Mann bei eurem Hader bin; erzählet mir ihn, vielleicht kann ich ihn ſchlichten. Wer ſeyd ihr drei — und wer iſt der?

Indem Elias dieſe Fragen that, ſah er in der einen Ecke der Stube einen kleinen Tiſch, der mit Kartenblättern bedeckt war.

Einer von den Schlägern. Wir ſind Bauersleute aus dem Dorfe hier, und der da iſt der Schulmeiſter. Er ſticht immer falſch ab, und nun haben wir ihm das Geſchenk dafür gehalten.

Elias zum Schulmeiſter. Mein Freund, ſchämt Er ſich nicht, daß Er mit den Bauern in der Karte ſpielt?

Schulmeiſter. O das thut unſer Herr Paſtor auch. Und wenn der es thun kann, muß es ja mir wohl keine Schande ſeyn. . .

Elias. Ihr ſeyd artige Herren, wie ich merke. In der Woche nehmet ihr alſo den Bauern das Geld ab, und laſſet euch Grobheiten von ihnen ſagen, und Sonntags drauf tritt der eine auf die

Kanzel und der andere vor dem Pult, und predigt oder lieſet ihnen etwas vor. Ihr müſſet hier beide viel Segen ſtiften. Und wenn Er ſich nicht ſchämt, zu ſpielen mit den Bauern, ſchämt Er ſich denn wenigſtens nicht, ſie im Spiel zu betrügen?

Schulm. Das müſſen wir wohl thun.

Elias. Wen meint Er denn mit wir?

Schulm. Ich meine uns beide. . .

Elias, hitzig. Wen? mich und ihn?

Schulm. Nein, ich meine mich und den Herrn Paſtor. . .

Elias. I, das iſt ja noch vortreflicher! Alſo der ſticht auch falſch ab?

Bauern. Mit dem mögen wir gar nicht mehr ſpielen, und mit dieſem hier nun auch nicht wieder. Der Schulze hat dem Magiſter vorgeſtern auf ſeiner Kindtaufe den Daum unter die Naſe geſetzt, weil er Trumf verleugnete, und der Schulze dadurch ſein Solo mit vier Mazedor verlor.

Elias. Ji Henker! Was giebts für Kerle in meinem Stande! Aber warum müſſet ihr beide denn die Bauern im Spiele betrügen, Schulmeiſter?

Schulm. Die Bauern betrügen den Herrn Magiſter beim Zehend. Und da ſagt er, daß es keine Sünde ſey, wenn man Betrüger wieder betrüge und zu dem Seinigen zu kommen ſuche. Und mich betrügen ſie mit radelichem Roggen und mit den Neujahrswürſten, die ſie immer kleiner machen. Da hat mir der Herr Magiſter geſagt, ich ſolle es machen, wie er.

Bauern. Schulmeiſter, halt das Maul, oder du kriegſt noch mehr Schläge.

Elias. Das unterſtehet euch wenigſtens, ſo lange ich hier bin, nicht.

Wirth, der eben wieder hereingekommen war. Ja, es iſt eine Schande, wie es hier zugeht. Einer betrügt den andern, und jeder ſchiebt die Schuld davon, daß er es thun müſſe, immer auf den andern. Ich habe denn doch aber den Magiſter nie betrogen, und er hat mir doch vor drei Wochen achtzehn Pfennige abgeleugnet, die er mir für Solo mit drei Matadorn ſchuldig blieb. Aber nun habe ichs auch verſchworen, ich ſpiele nicht wieder mit ihm.

Elias. Leidet denn das der Edelmann? Ich ſehe ja doch, daß hier im Dorfe ein ſchönes Gebäude ſteht. Das iſt vermuthlich ein Ritterſitz.

Wirth. Der gnädige Herr ſpielte auch gern; nun iſt er todt. Er hat ſich mit dem Magiſter einmal beim Spiele geſchlagen. Nun iſt ſeine alte Mutter noch da, die ſeine Kinder erzieht. Es iſt noch immer viel Spielens auf dem Hofe, und die Herrſchaft hat oft Beſuch. Der Informator, den ſie hatten, iſt drum fortgegangen. Er ſagte mir, daß er mehr verſpielte, als er Beſoldung bekäme.

Jetzt kam der Verwalter vom adelichen Guthe in die Stube. Einer von den Bauern ſchlich ſich nach dem andern fort, und der Schulmeiſter ging ihnen nach. Elias ließ ſich mit dem Verwalter in ein Geſpräch ein, den er als einen ſehr geſetzten und vernünftigen Menſchen befand. Er erfuhr von ihm, daß ſich die alte gnädige Frau nach einem neuen Informator umthue, und als er zu erkennen gab, daß er wohl Luſt habe, dieſe Stelle zu bekleiden, fragte ihn der Verwalter — ja, aber können Sie auch ſpielen? Elias verſetzte:

was ich nicht kann, läſſet ſich noch lernen. Darauf gingen ſie beide auf den adelichen Hof.

Die alte gnädige Frau war eine Dame von ſiebenzig Jahren, und hatte die Welt auf allen Seiten genoſſen. Jetzt blieb ihr von den Genüſſen derſelben nur Eſſen, Trinken und Spielen übrig, welche ſie denn auch reichlich ſchöpfte. Den Unfug der Welt, welchen ſie in ihrem langen Leben getrieben haben mochte, ſuchte ſie dadurch zu erſetzen, daß ſie alle Arten von Aberglauben hegte und jedes Vorurtheil für heilig hielt, ſobald es nur irgend einen entfernten Bezug auf Religion und Religionsgebräuche hatte. Im Lombre und Quadrille ſuchte ſie ihre Meiſterin. Sie hatte einen Enkel und eine Enkelin, welche beide zwiſchen zehn und zwölf Jahren waren und ſchon mit vieler Geſchicklichkeit Lombre ſpielten. Ob ſie gleich ſchon drei Hofmeiſter bei ihnen gehabt: ſo miſchte ſie ſich doch auf allen Seiten in die Erziehung derſelben ein, und ſtimmte ſie in Anſehung der Denkart ganz auf den gewöhnlichen Schlendrian, auf den man ſie geſtellt hatte, und auf dem ſie ſtehen geblieben war. Geſpenſter, Hexen und Kobolte fanden an ihr eine groſſe Vertheidigerin, und vom Teufel ſelbſt mußte kein Menſch eine höhere Meinung haben, als ſie. Dabei war ſie auſſer dem Spiele geizig und ſcharrete viel Geld zuſammen.

Elias hatte ſich von dem Verwalter vorläufig ihr Gemählde im Kleinen zeichnen laſſen, und fand es, als er die Gnade hatte, ihr Angeſicht zum erſtenmale zu ſchauen, auf der Stelle ihr ſehr ähnlich. Er gefiel ihr. Die Kinder waren auch bald um ihn herum, und baten die gnädige Stoßmama, daß er doch ihr Hofmeiſter werden möchte. Sie bot ihm den Gehalt ſeines Vorgängers an, und Elias, der immer mit wenig in der Welt zufrieden zu ſeyn gewohnt geweſen war, erklärte ſich, daß er nur halb ſo viel verlange, doch unter der Bedingung, daß ſie ihm bei Erziehung der Kinder freie Hand laſſe. Der Frau von Weldern war ſo eine Hofmeiſteruneigennützigkeit noch nicht vorgekommen. Dem Elias gelang ſein Kunſtgriff. Ihr Geiz prädominirte über ihren pädagogiſchen Dünkel, und ſie geſtand ihm die verlangte Bedingung zu. Elias glaubte, ſich recht ſicher darüber ſtellen zu müſſen, und ſetzte den Akkord ſchriftlich auf. Die Worte — und der Hofmeiſter behält bei Erziehung der Kinder freie Hand — waren mit groſſen Buchſtaben darinn befindlich. Beide Theile unterſchrieben den Ackord.

Elias fand an ſeinen beiden Eleven ein Paar Kinder von gutem Gemüthe, deren Verſtand aber in ſeinen erſten Entwickelungen ſofort groſſe Verſchiebungen erlitten hatte. Gleich in der Ammenſtube unter abentheuerlichen Liedern eingewiegt, von den Kinderwärterinnen hernach mit lauter wunderſamen Hiſtörchen unterhalten, und bis auf dieſe Zeit von der gnädigen Frau Großmama in allen ihren abergläubiſchen Grillen, Vorurtheilen und Fratzen beſtens unterrichtet, waren ſie äuſſerſt furchtſame, leichtgläubige und ſchwache Seelen, hatten viel mit den Knecht Ruprecht, mit Pophans, Mickert und Mummum zu ſchaffen, ſchliefen nicht anders, als bei Nachtlampe, krochen, ſobald es zum erſtenmale blitzte, hinter die Bettgardinen, ſeufzten mit der Großmama, wenn ſich eine Eule hören ließ, um die Wette, gingen wohlbedächtig jedem Steine aus dem Wege, auf den die Bauerjungen ein Kreutz mit Kreide gemahlt hatten, konnten kein Brod auf der Oberrinde liegen ſehen, wuſchen ſich mit Oſterwaſſer und thaten beinahe ſo ängſtlich, wie die ſiebenzigjährige Frau von Weldern, wenn ſie den Kuckuk gefragt, wie lange ſie noch leben würden, und dieſer etwa nur zwanzigmal noch gerufen hatte. Täglich wurden ſie hoch friſirt und in Kleidern über und über ſo eingepackt und eingebündelt, daß, das Geſicht ausgenommen, kein Lüftgen ſie anwehen durfte. Am Tage aber fürchtete die Frau Großmama, daß die Sonne ſie verbrennen möchte, und des Abends, daß ſie ſich erkälten würden; ſchädlicher aber, als irgend etwas, hielt ſie für Kinder die Morgenluft. So hatten ſie ihr Leben größtentheils in den Zimmern verſeſſen, ſahen bleich und kränklich aus, lernten ihren Katechismus auswendig und ſpielten Lombre. Die Frau von Weldern hatte ſie frühzeitig davon zu belehren Sorge getragen, daß es ihnen, ſo oft ſie mit einem Bauerkinde ſprächen, eben ſo, wie einer Krone, gehe, wenn ein Stein oder eine Perle heraus falle. Seinen Stammbaum wußte Junker Fritz eben ſo ohne Anſtoß herzuſagen, wie das Tiſchgebet, und Fräulein Julchen bekam jederzeit einen derben Verweis, wenn ſie einen Bürgerlichen anders, als durch bloſſes Kopfnicken, gegrüßt hatte.

Um das Guth her war eine ſchöne Gegend. Noch am erſten Tage gegen Abend forderte Elias die beiden Kinder zu einem Spatziergange auf. Sie bezeugten überaus viel Luſt dazu, gaben ihm aber mit vieler Betrübniß zu erkennen, daß es die gnädige Großmama in der Abendluft nicht erlauben würde. Kommen Sie nur, verſetzte Elias, und nahm ſie bei der Hand. Frau von Weldern ſaß eben am Fenſter, und hielt ſich den Fecher vor, daß die Sonne ſie nicht beſcheinen möchte, als ſie den Hofmeiſter zur Pforte hinaus wandern ſah. „Wohin? wohin?“ Ein bisgen ins Feld, antwortete Elias, und ging ſeinen Weg fort. „Ei bewahr mich Gott, in der Abendluft!“ Das ſchadet nichts, erwiederte der Exmagiſter. „Nun ſo wartet einen Augenblick.“ Elias ſtand ſtill, und der Lakei kam eilends gelaufen, und band den Kindern dicke Halstücher um. Elias lächelte. Als er zum Dorfe hinaus war, band er den Kindern die Tücher wieder ab, und führte ſie auf eine Anhöhe, von der man eine trefliche Ausſicht in die umherliegende Landſchaft hatte.

Dies war immer die erſte Probe, welche Elias darüber zu machen pflegte, ob viel oder wenig an einem Menſchen ſey, ob mit ihm etwas anzufangen, aus ihm zu machen und von ihm zu erwarten ſey, daß er ihn in die freie Natur führte und auf ihn Acht hatte, ob ſein Herz ſich den Schönheiten derſelben öfnete und Gefühl für ſie bezeigte. War dies: ſo klopfte er einem ſolchen Menſchen in Gedanken auf die Schulter, und ſprach dazu bei ſich ſelbſt, wohl dir! Schlug die Probe aber fehl: ſo trat er einige Schritte abwärts von ſelbigem, und ſah ihm bedenklich ins Geſicht, als wenn er ihn fragen wollte, kannſt du [illegible] wohl je ein Menſchenfreund, ein Freund der Tugend und Weisheit ſeyn? Alsdenn führte er ihn noch auf eine Anhöhe, die eine reizende Ausſicht gewährte. Blieb derſelbe nun auch da fühllos: ſo ließ er ihn ſtehen, ſchlich hinter ihm weg und dachte, der iſt Mann weder für dich, noch für die menſchliche Geſelſchaft, noch für edle Handlungen. An allen wahrhaftig guten Menſchen hatte er wahrgenommen, daß ſie gleich bei der erſten Probe gut beſtanden, und die Natur auch in jedem ihrer Winkel, ja ſelbſt in ihren Wildniſſen liebenswürdig antrafen. Solcher Menſchen aber, die auch bei der zwoten Probe durchfielen, hatte er zu ſeinem Troſte nur wenige gefunden. Gemeiniglich, wenn auch die erſte Probe verſagte, ſchlug doch die zwote an ihnen ein. Beſonders hatte es ſeinen Enthuſiasmus für die menſchliche Natur zu allen Zeiten ſehr befördert, daß ihm auch die erſte Probe nie an Kindern fehlgeſchlagen war.

Bei der Erziehung, welche ſeine gegenwärtigen Eleven ſeither empfangen hatten, ſchien er ſelbſt daran zu zweifeln, daß ſie durch die erſte Probe in ſeinen Augen gewinnen würden. Er wählte daher, weil er doch gern eine gute Meinung von ihnen beibehalten wollte, gleich die zwote, und führte ſie auf eine ſchöne Höhe. Aber welche Freude für ihn, als die Kinder ſeine Erwartung noch übertrafen. Sie waren kaum aus dem Dorfe: ſo ſtrahlte ſchon die innigſte Freude aus ihren Blicken. Junker Fritz fing an, auf einem Beine zu tanzen, und Fräulein Julchens Wangen rötheten ſich ſanft zum erſtenmale, ſeitdem Elias ſie kennen gelernt hatte. Als er darauf beide fragte, warum ſeyd ihr denn mit einemmale ſo ſeelenvergnügt, antworteten ſie ihm, – i es iſt ja ſo allerliebſt hier. Bravo, bravo, rief Elias; und als ſie hernach auf der Anhöhe nicht Worte genung finden konnten, um auszudrücken, wie ſo wohl und beſſer, als ihnen jemals zu Muthe geweſen, daſelbſt ſey, ſchloß er ſie beide in ſeine Arme und rief dazu aus: o ihr Engelsſeelen, wie lieb' ich euch nun erſt recht!

Die Kinder baten ihn, daß er doch recht oft mit ihnen ſo einen Spatzirgang machen möchte; welches ihnen Elias auch von ganzem Herzen verſprach. „Statt, daß wir uns da in der Stube hinſetzen, unterbrach ihn Fräulein Julchen, und das einfältige Lombre ſpielen, könnten wir ja lieber hieher gehen und uns hier recht umſehen; das iſt ja zehnmal beſſer.“ Elias kam mit ſeinen Eleven wieder nach Hauſe, und man ſah ihm die herzlichſte Zufriedenheit darüber an, daß ſie in der Probe ſo gut beſtanden hatten. Ich habe ſie examinirt, ſprach er zur Frau von Weldern, und ich bin völlig mit ihnen zufrieden. Es war ihm nicht eingefallen, den Kindern die dicken Halstücher wieder umzubinden. Frau von Weldern, ſtatt ihm zu antworten, fuhr ihn gleich an — aber wo ſind die Halstücher, welche ich nachgeſchickt habe? Es ward ihnen zu warm darunter, erwiederte Elias, und zog die Tücher aus der Taſche.

Fr. von W. Ach, ihr armen lieben Kinder, nun werdet ihr euch erkältet haben. Nun werdet ihr den Schnupfen kriegen, oder Zahnweh, oder den Durchfall, oder wer weis ſonſt, was. Das wird ſchön werden — —

Elias. Nichts von allem dieſen. Die Folge wirds zeigen.

Fr. von W. Daß mir das nicht wieder geſchehe, Herr Hofmeiſter!

Elias. Vergeſſen Sie unſeres Ackords und meiner Bedingung nicht, gnädige Frau. Für heute habe ich Ihnen nichts zu ſagen, als — warten Sie es ab. Sie werden ſehen, daß die Kinder nichts dabei gelitten haben.

Frau von Weldern befahl, daß in dieſer Nacht der Lakei bei den Kindern wachen ſollte, um, wenn ihnen etwas zuſtöſſe, gleich bei der Hand zu ſeyn, und ſchickte wohl zehenmal in der Nacht ihr Kammermädgen ab, um zu ſehen, ob die Kinder noch lebten. Sie bekam aber allemal die Nachricht, daß ſie feſt ſchliefen. Elias ſchickte den Lakei wieder fort und löſchte die Nachtlampe aus. „Welcher vernünftige Menſch brennt auch wohl Licht; ſagte er zum Kammermädgen, wenn er nichts zu ſehen hat, und nicht einmal ſehen will?“ Und zum Lakei ſprach er: „Sey Er kein Narr und ſitz' Er hier. Schlaf Er, ſo gut, wie die andern Leute. Ich bin hier Mannes genung.“ Die Kinder ſchliefen herrlicher, als je, und ſtanden recht innigſtvergnügt auf. Elias führte ſie zu ihrer gnädigen Großmama, um dieſe zu überzeugen, daß der abendliche Spatzirgang ohne Halstuch ihnen keinen Schaden gethan habe.

Fr. von W. hitzig. Aber was ſind das für Dinge? Man hat ja den Lakei doch nicht wachen laſſen?

Elias. Der arme Menſch wollte ja auch ſchlafen, ſo gut, wie wir. Und er würde heute nicht ſo auf den Beinen ſeyn, wenn ich ihn hätte wachen laſſen.

Fr. von W. Und die Nachtlampe noch dazu ausgelöſcht.

Elias machte hierauf der gnädigen Frau eine Berechnung wie viel die Nachtlampe Jahrausjahrein koſte, und demonſtrirte ihr, daß ſie dieſen unnützen Aufwand erſparen könnte. „Ich ließ ſie brennen, ſprach er unter andern, bis die Kinder eingeſchlafen waren. Hernach brauchten wir ja alle weiter kein Licht. Und in Zukunft müſſen die Kinder auch ohne Licht einſchlafen können.“

Fr. von W. Ei behüte mich Gott — im Dunkeln einſchlafen? Was könnte da nicht alles den armen Kindern begegnen? Der böſe Feind hat ſo in der Nacht ſein Spiel. Und die Kinder könnten aus Furchtſamkeit allerlei Todesſchrecken haben.

Eliak. Dafür ſteht der Hofmeiſter. Und mit dem böſen Feinde will ichs für alle Leute im Hauſe auf mich nehmen.

Fr. von W. die zuſammenfährt, als hörte ſie eine Gotteslästerung. Mit wem? Wer? Sie? Sie mit dem böſen Feinde? Wiſſen Sie nicht, was der ſchon für Unglück angerichtet hat?

Eliak, lächelnd. Vor dieſem, ja. Aber nun wird er immer älter, folglich auch ſchwächer, und ich hoffe auch, klüger. Sonſt bebten ganze Völker vor ihm, aber jetzt kann ihn ein einziges Chriſtenkind mit dem kleinen Finger umſtoſſen.

Fr. von W. Wie? was ſagen Sie? Wenn Sie nur erſt eine Zeitlang in dieſem Hauſe geweſen ſind: ſo werden Sie wohl anders reden. Hier hat er ſeit undenklichen Jahren ſein Spiel gehabt, und es ſpuckt jetzt einmal wieder ganz gewaltig.

Elias. Ich will ihn wohl vertreiben. Die Geſpenſter kann ich meiſterlich verbannen. Sollte ſich hier ein ſolches zeigen: ſo will ichs bald erhaſchen, und denn will ichs Ihnen ins Zimmer bringen.

Fr. von W. Um Gottes Willen nicht. Ich mag keine Geſpenſter ſehen. Aber wenn Sie es verbannen könnten: da [illegible] fallen.

Elias. Da haben Sie meine Hand drauf — ich verbann' es.

Fr. von W. Herr Hofmeiſter, nehmen Sie ſich in Acht. Die Nacht iſt keines Menſchen Freund.

Elias. Dies Sprichwort iſt richtig; aber Sie leiten es mir nicht aus dem rechten Urſprunge her. Wenn man nicht recht um ſich ſehen kann: ſo irrt man leichter, geht leichter fehl, greift leichter fehl," ſtößt ſich leichter, fällt leichter. Weiter ſoll das Sprichwort nichts ſagen.

Fr. von W. Aber warum ſpuckts denn bei Nacht? und nicht bei Tage?

Elias. Eben darum ſind alle Spuckereien verdächtig, weil ſie bei Nacht geſchehen. Wer unterſucht da auch wohl recht? Wer hat Muth dazu, es zu thun? — Ich wollte mitten auf dem Gottesacker ſchlafen, und es ſoll auch nicht lange werden, ſo müſſen meine Eleven des Nachts zwiſchen eilf und zwölf im Dunkeln auf den Boden gehen können.

Fr. von W. Das wird Ihnen hiermit unterſagt, ein- für allemal unterſagt.

Elias. Seyn Sie doch ruhig, gnädige Frau. (zum Junker) Nicht wahr, Fritz, du willſt einmal ein recht herzhafter, unerſchrockener Mann werden?

Fr. von W. Wie? was hör' ich? Man nennt den jungen Herrn von Weldern du?

Elias. Ja; nennt mich doch der junge Herr von Weldern auch du.

Fr. von W. Das ſchickt ſich nicht. Der Reſpekt geht dadurch auf beiden Seiten gegen einander verloren.

Elias. Der Reſpekt, welchen ich gegen den jungen Herrn von Weldern haben ſoll, wird gerade durch du am beſten ausgedrückt, und daß der junge Herr den Reſpekt gegen mich bei du nicht verliere, dafür will ich ſchon ſorgen. Nennen wir doch den lieben Gott auch du. Offenbar iſt dies die Sprache der Zutraulichkeit; und dieſe ſoll beſonders zwiſchen Eltern und Kindern, zwiſchen Erziehern und Zöglingen herrſchen. Es iſt überhaupt eine der deutſchen Ungeſchliffenheiten [illegible]. Man macht dadurch einen Menſchen zu vielen. Und am wenigſten muß man in Kindern die Idee erwecken, daß ſie ſchon mehr, als einer, ſind.

Fr. von W. mit gravitätiſcher Mine. Bei Kindern vom Stande leidet dies eine Ausnahme.

Elias. Der junge Herr von Weldern iſt eben ſo nur ein Menſch, wie des Hirten Sohn im Dorfe. — Ueberhaupt, gnädige Frau, laſſen Sie uns dahin ſehen, daß Ihre Enkel deutſch, wacker und bieder, vollkräftig und heiter erzogen werden. Wo ich Hofmeiſter ſeyn ſoll, da müſſen alle die gewöhnlichen Erziehungsvorurtheile, Takeleien und Alfanzereien wegfallen. Wo das nicht ſeyn kann: da bin ich nichts nütze. Wir haben in unſerm Kontrakt dieſe Sache einmal abgemacht, und ich werde in allen ähnlichen Vorfallenheiten nichts weiter thun, als mich auf ihn berufen.

Fr. von W. Aber wider das viele Gehen mit den Kindern beſonders in der Morgen- und Abendluft, und ohne Halstuch, proteſtire ich. Allenfalls kann dies noch unſerm Kontrakte beigefügt werden.

Elias. Handel iſt Handel. Alle dergleichen Bei- und Nachfügungen verbitt' ich. Und in dieſem Punkt haben Sie ſolcher vollends nicht nöthig. Kindern iſt nichts geſunder, als die freie Luft. Das reine Element, welches ſie da einathmen, die Vergnügungen der Sinne, die ſie da genieſſen, die Bewegung dabei geben ihnen Heiterkeit, Stärke und jene blühende Farbe, die ich an meinen Zöglingen ſo ganz vermiſſe. Sie ſollen einmal ſehen, wie Ihre Enkel nach einiger Zeit ein Paar ganz andere Kinder ſeyn werden, als ſie jetzt ſind. Das Sitzen taugt den Kindern nicht; am wenigſten das Sitzen in verſchloſſenen Zimmern. Alle ihre Vergnügungen müſſen ſo eingerichtet ſeyn, daß ſie ſich dabei bewegen. Und nicht nur die Halstücher müſſen weg, ſondern auch noch mehr. Sie glauben den Kindern eine Güte damit zu thun, wenn Sie ſie recht einpacken und einbündeln; aber Sie ſchaden ihnen damit; denn ſie werden dadurch ſchwächlich, zu Erkältungen erſt recht geneigt, und können hernach die geringſte Gefahr nicht ertragen. Eben ſo muß mit Kindern auch kein unnützer Aufwand in ihren Kleidungen, und Anputzungen gemacht werden. Man muß ſie ſo natürlich, und ſo ſimpel, als möglich, halten. Wenn Pracht und Eitelkeit irgendwo unzuentſchuldigend ſind: ſo ſind ſie es bei Kindern, die eigentlich noch nichts in der Welt ſind, ſondern erſt etwas werden ſollen. Erwägen Sie doch, daß in einer Wirthſchaft ſonſt ſchon genung Ausgaben ſind.

Fr. von W. Ach ja wohl! Und die Zeiten werden ſo ſo herzlich ſchlecht.

Fortgeſetztes Hofmeiſterweſen, und am Ende herrliche Moral für Spielſüchtige.

Siebzehntes Kapitel.

Junker Fritzens tägliche Kleidung war — zuförderſt ein Unterhemde, denn ein Moltumgäckgen mit Ermeln, denn ein Bruſtlatz mit Ermeln in Flanell gefüttert, denn das Oberhemde, denn eine Weſte mit Ermeln; denn der Rock von Tuch, und über dieſen noch ein Ueberrock von dickem Moll. Weiter unten war für doppelte Beinkleider und dreifache Strümpfe von der gnädigen Großmama beſtens geſorgt; ſo, wie auch der Hals bis ans Unterkinn wohl eingepackt und eingefüttert war; damit der einzige Erbe des von Weldernſchen Ritterguths wohlbehalten, und vom Thau, Froſt und Nebel unverſehrt, einſt die Jahre ſeiner Majorennität erreichen möchte. Und um auch eine Art von doppelten Schuhen hervorzubringen, wackelte der Junker mehrentheils noch in wollenen Socken, über die Schuhe gezogen, umher. Sein Anblick erweckte dadurch Lachen und Mitleiden zugleich. Er ſah aus, wie Junker Wikkelbund. Am poſſierlichſten ließ ihm dabei die ſpannenhohe Friſur, wobei er den ganzen Tag ſein kleines Hütgen unterm Arme tragen mußte. Fräulein Julchen war in ihrer Art eben ſo eingewickelt, eingefüttert und eingeſchnürt, trug eine hohe Haube, die den dritten Theil ihrer geſamten Größe ausmachte, ſo, daß der Kopf gerade die Hälfte von ihr war, und hatte ſtets den Fächer in der Hand.

Junker Fritzens Socken, ſein Ueberrock von Moll, ein Paar Beinkleider und ein Paar Strümpfe flogen gleich in den erſten Tagen über die Seite, als Elias ſein Hofmeiſter geworden war. Ihnen folgte bald darauf auch der Bruſtlatz mit Ermeln. Er bekam dadurch eine menſchlichere proportionirtere Geſtalt, und fühlte ſich zu ſeiner eigenen Zufriedenheit ſehr erleichtert! Frau von Weldern diſputirte darüber heftig mit dem Exmagiſter; der ſich aber ſchlechterdings nicht zu abermaliger Hervorſuchung eines der bei Seite gelegten überflüßigen Kleidungsſtücke verſtehen wollte. Er provocirte dabei jederzeit auf den ſchriftlichen

Vergleich, welchen die gnädige Großmama nun wieder zurücknehmen zu können wünſchte, und appellirte zugleich an den Junker ſelbſt, der ſein beſſeres Befinden und ſeine bequemere Kleidung nicht genung lobpreiſen konnte. Frau von Weldern fühlte ihm täglich wohl zwanzigmal den Puls, ob er auch ein Fieber dadurch bekomme, fragte ihn, ob ihm die Zähne nicht wehthäten und der Hals nicht ſchmerzte, und ſchüttelte, wenn er bei Tiſche einmal nicht recht ſtark aß, wehklagend den Kopf. „Das geht nicht, ſprach ſie einsmals, Herr Hofmeiſter, das geht nicht. Der junge Herr iſſet nicht genung. Geben Sie Acht, Sie ziehen ihm eine Krankheit zu, und denn haben Sie den Ausgang davon zu verantworten.“ Elias wünſchte ſelbſt herzlich, daß nur in der erſten Zeit dem Junker nicht von ungefähr irgend eine Unpäßlichkeit zuſtoſſen möchte; damit die Schuld davon nicht auf ſeine veränderte Kleidung geſchoben würde. In dieſem Falle würde er an der Durchſetzung ſeiner Projekte haben verzweifeln müſſen. Aber zum Glück war der Junker in den erſten vier Wochen der Hofmeiſterſchaft des Elias geſunder, als er in ſeinem ganzen Leben geweſen war. Vermuthlich war dies eine Folge der guten Diät, auf welche Elias jetzt bei den Kindern hielt, da ſie ſonſt den ganzen Tag über gegeſſen hatten, er ihnen aber nur ſo viel gewiſſe Zeiten dazu beſtimmte, als er für nöthig hielt.

Nun glaubte er, einen ſtärkern Sturm auf die Afterpädagogik der Frau von Weldern thun zu können, von deſſen glücklichem Ablaufe ſein längerer Aufenthalt in ihrem Hauſe abhangen würde. Er ließ in aller Stille einen Schneider kommen, der aus einem der langen Röcke des Junkers einen kurzen, und aus einer ſeiner Weſten einen Küraß machen mußte. Einige Hemden wurden auch abgeändert, daß ſie vorn am Halſe offen waren, einen Buſenſtreif bekamen und umgeſchlagen werden konnten. Elias kleidete den Junker auf dieſe Weiſe an, ſchnitt ihm die Haare ab, kämmte ſie ihm natürlich zurechte, machte ihm einen bloſſen Hals, ſetzte ihm einen runden Hut auf, und ließ ihn ſich ſo im Spiegel betrachten. Junker Fritz gefiel ſich über die Maſſe, und tanzte für Freuden, daß ihm ſo leicht und ſo wohl ſey, in der Stube herum. Fräulein Julchen kam nun auch an die Reihe. Elias kleidete ſie leicht an, kämmte ihr ihre ſchönen langen Haare natürlich herunter, machte ihr einen dito bloſſen Hals und ſetzte ihr einen dito runden Hut auf. Dieſe konnte ſich im Spiegel noch weniger an ſich ſatt ſehen, als ihr Bruder, nahm ihn bei der Hand und ſang für Freuden. Elias hatte dies alles bei verſchloſſener Thüre gethan, damit ihm niemand vor der Zeit dabei hinderlich würde.

Hierauf führte er ſeine neumodiſchen Eleven in das Zimmer der gnädigen Großmama. Er hatte das Vergnügen zu ſehen, daß die Kinder in größter Heiterkeit vor ihm her hüpften.

Frau v. W. indem ſie die Hände über den Kopf zuſammen ſchlägt. Zum Henker, was iſt das wieder? was ſoll das vorſtellen? Herr Hofmeiſter, plagt Sie der —? Wer hat Ihnen das erlaubt?

Elias hielt den ſchriftlichen Vergleich in die Höhe.

Frau v. W. Ei, der ſoll nun nicht mehr gelten; den nehme ich hiermit zurück. Was ſind neumodiſche Narrheiten, ſchwärmeriſche Streiche, Die leide ich nicht. Weg damit! Her mit dem Kontrakt! ich will ihn zerreiſſen.

Elias, ſtandhaft. So fordere ich hiermit meinen Abſchied, und denn mögen Sie zuſehen, gnädige Frau, wo Sie einen ſo wohlfeilen Hofmeiſter wieder bekommen.

Frau v. W. Die Kinder haben den Tod davon. Sie opfern ſie muthwillig hin. Und ſo eine meſchante bäuriſche Tracht mit den Haaren! Ein Paar adeliche Kinder wie die Kothſaſſenbälge! Kinder, friert euch nicht? wird euch nicht ſchlimm?

Junker Fritz. Mir iſt recht warm, gnädige Großmama.

Fräul. J. Mir iſt recht wohl, gnädige Großmama.

Fr. v. W. indem ſie des Junkers abgeſtutzte Haare erblickt. Fritz, drehe dich einmal um; Was iſt das? Was iſt das? Wo haſt du die Haare gelaſſen? Herr Hofmeiſter, wollen Sie ihm ſelbige den Augenblick wieder ſchaffen, oder nicht?

Elias, lächelnd. Das kann ich denn nun freilich nicht.

Fr. v. W. hitzig. Nun, ſo hätten Sie ſie ihm auch nicht abſchneiden ſollen.

Elias. Das folgt nicht. So müßte ich ihm auch die Nägel nicht verſchneiden; dieſe kann ich ihm auch nicht wieder geben. Aber haben Sie nur Geduld. Die Haare wachſen wieder, wie die Nägel; und, wenn Sie den Junker alsdenn in dieſem Aufzuge nicht leiden wollen: ſo iſt es um kurze Zeit zu thun, daß Sie ihn wieder friſiren laſſen können.

Fr. v. W. Nein, ſo etwas hat ſich noch kein Hofmeiſter unterſtanden. Das heißt, meine Enkel zu Grunde richten wollen.

Elias. Wenn dies der Punkt iſt, an den es ſich ſtößt, ſo ſein Sie unbeſorgt. Ich verbürge mich mit Leib und Ehre dafür, daß meinen Eleven deshalb nichts widriges begegnen werde. Sie ſollen ſehen, daß ſie ſo ſtärker, geſunder und munterer werden. Umzäunen, bedecken, vertuſchen Sie doch einmal eine Pflanze ſo, wie es mit dieſen Kindern ſeither geſchehen iſt; ſo werden Sie erfahren, daß ſie verbutte, einen elenden dünnen Stengel, kleine gelbliche Blätter, höchſtens taube Blüthen und nie eine Frucht bekomme, und frühzeitig wieder vergehe. Bringen Sie ſie aber an die freie Luft, geben Sie ihr Sonnenſchein, laſſen Sie Thau, Regen und Wind zu ihr zu; ſo wächſt ſie vollkräftig auf, gewöhnt ſich ans Klima, in dem ſie doch einmal ſeyn muß, erhält ſich lange darinn, und giebt reiche Erndte.

Fr. v. W. Iſt denn der Menſch eine Pflanze?

Elias. Ohne freie Luft auf allen Seiten gedeihet er eben ſo wenig, als dieſe.

Fr. v. W. Meine Enkel ſind adeliche Kinder, wenn Sie es etwa noch nicht wiſſen. So mit den Haaren gehen die Bauerkinder.

Elias. Kinder ſind Kinder, gnädige Frau. Kinder ſind [illegible]. Die erſte Regel iſt, daß man ſie ſimpel erziehe, und ihnen gar keinen Stolz beibringe. Ich wollte, daß Ihre Enkel es in ihrem Leben nicht fühlten, daß ſie adeliche Kinder wären. So würden ſie einmal gewiß brave und gute Menſchen.

Fr. v. W. Das iſt grob, wiſſen Sie es? Fritz, den Sie hier ſehen, iſt der junge Herr von Weldern, und Julchen da das gnädige Fräulein von Weldern. Und als ſolche ſollen ſie ſich kleiden.

Elias. Das machen Sie vortreflich. — Das dürfen Sie den Kindern nur oft verſchwatzen, ſo werden ſie gewiß vornehme Taugenichtſe werden. (zu den Kindern) Ich wills euch beſſer ſagen, wie es um euch ſteht. Ihr habt, wie ihr hier ſeyd, noch keine Verdienſte. Das Glück habt ihr nur, von vornehmen und reichen Eltern geboren zu ſeyn. Eben dies Glück aber verpflichtet euch auch, noch klüger, beſſer, geſitteter und liebreicher zu werden, als armer Leute Kinder. Und wenn ihr dies nicht werdet: ſo ſeyd ihr nicht ſo viel werth, als des ärmſten Hirten Kinder.

Fr. v. W. hochauffahrend. Nun iſts Zeit, Herr — nun halten Sie das Maul. Das iſt unverſchämt.

Elias. So habe ich die Ehre, nicht weiter Hofmeiſter hier zu ſeyn.

Beide Eleven, indem ſie die Frau von Weldern umfaſſen. Ach gnädige Großmama, laſſen Sie uns unſern lieben Hofmeiſter. Er meint es ja ſo gut mit uns. Ach lieber Herr Klaproſe, bleiben Sie ja bei uns. Oder wenn Sie fortgehen, gehen wir mit.

Fr. v. W. I ihr Teufelsbraten — wollt' ich ſagen, ihr kleinen Aeſer, ſo pfeift ihr?

Elias. Ich dachte, es wären ein Paar adeliche Kinder, und jener wäre der Herr von Weldern, und dieſe das Fräulein von Weldern?

Fr. v. W. vor ſich, ſacht. Er hat den Kindern wohl gar etwas angethan.

Elias, der es hört. Da können Sie ſehen, daß man nicht fehl greiſe, wenn man natürlich greift. Dieſe Kinder intereſſiren ſich für mich, der ich nur ſo kurze Zeit erſt bei ihnen bin, bloß darum, weil ſie ſich ſeit meinem Hierſeyn mehr fühlen, weniger eingeſchränkt, eingeſperrt und eingebündelt ſind. Das freuet mich. Ich will lieber derjenige ſeyn, welcher ihnen nur geradezu ſagt, daß ſie ihrer adelichen Geburt wegen noch nicht beſſer, als andere Menſchen, ſind, denn der, welcher ſie erſt adeliche Kinder, und denn wieder Aeſer und Teufelsbraten nennt.

Fr. v. W. I nun, das kann die Großmutter wohl ſagen.

Elias. So, ſo. Die ſollts am wenigſten ſagen. Denn, wenn ihre kleinen jungen Enkel ſchon Aeſer ſind, was mag — — — !

Fr. v. W. Es war ſo böſe nicht gemeint.

Elias. Laſſen Sie ſich nur vorrechnen, was Sie durch Verringerung der Kleidungsſtücke dieſer Kinder und durch das natürliche Tragen ihrer Haare jährlich für eine anſehnliche Summe gewinnen.

Der Exmagiſter brachte hierauf alles Stück für Stück, von den Socken an bis auf den Ueberrock in Beſchlag, taxirte den Puder, die Haarnadeln, die Pomade, ſummirte am Ende zwiſchen zwanzig und dreißig Thalern, und ſetzte hinzu: Wenn Sie erwägen, daß Sie dies Geld von nun an durch mich erſparen: ſo iſts ſo gut, als diente ich Ihnen ganz umſonſt.

Fr. v. W. Wie war das? Sie wollen mir alſo von nun an umſonſt dienen?

Elias. Das werden Sie nicht verlangen. Wenn ich nicht Kleidung und Wäſche, Schuhe und Strümpfe nöthig hätte: ſo würde ichs gern thun. (Elias machte noch einmal die vorige Berechnung der nunmehrigen Erſparniſſe.)

Fr. v. W. Alſo, ſo meinten Sie es! hum! — Es läſſet ſich überlegen. Alſo brauchte ich auch wohl einen Lakeien weniger?

Elias. Für uns brauchen Sie gar keinen. Junker Fritz hat ſich ſchon ſeit vier Wochen müſſen ſelbſt an und ausziehen, ſich ſelbſt waſchen und kämmen, und der Lakei hat dabei zugeſehen und Langeweile gehabt.

Fr. v. W. Was? Der Herr von Weldern muß ſich ſelbſt waſchen, ſelbſt kämmen, ſelbſt die Schuhe zuſchnallen?

Elias. Iſt er denn nicht groß genung dazu? Was ein Menſch an ſich ſelbſt thun kann, muß er keinen andern an ſich thun laſſen, und wenn er ſechs und zwanzig mal von, in und aus wäre. Wer wollte denn Kinder zu ſo einer unverantwortlichen Trägheit und Gemächlichkeit erziehen? Sehen Sie den Junker nur an; er iſt dadurch nicht kränker geworden, und iſt immer noch der junge Herr von Weldern, und thuts gern — — Nicht wahr, Fritz, du thuſt es gern?

Junker F. O von Herzen gern, gnädige Großmama. Chriſtoph ſchnallte mir ſo immer die Schuhe zu feſt, weil er es nicht ſelbſt fühlte, wie er ſie ſchnallte, und rieb mich ſo beim Waſchen, und raufte mich beim Kämmen, weil er es auch nicht ſelbſt fühlte. Aber ich habe es in der Hand, wie ich dies thun müſſe, und reibe und rauſe mich nicht. Ich bin recht froh darüber, daß mich Chriſtoph nicht mehr wäſcht und kämmt.

Fr. v. W. Aber was thut denn Chriſtoph unterdeſſen?

Elias. Was ſoll er thun? er ſieht zu.

Fr. v. W. So brauche ich ihn nicht mehr. So kann er morgen aus dem Dienſt gehen. Es iſt in der Nacht ſo ein Pferd verreckt, wie ich vom Verwalter höre, und eine Kuh hat verkalbet. Die Zeiten werden immer ſchlechter.

Elias. Darum müſſen wir auf Menage ſehen, gnädige Frau.

Fr. v. W. Ach freilich, freilich. — Wenn nur aber die Kinder nichts davon kriegen.

Elias. Nichts weiter ſollen ſie davon kriegen, als Geſundheit, Thätigkeit, Gefälligkeit und Gutherzigkeit.

Der Sturm war gelaufen. Elias hatte die Veſtung eingenommen. Er pflanzte ſogleich ſeine Fahne auf der Citadelle auf, und ſetzte auf den Wällen umher Kanonen und Mörſer, um ſich nicht ſo leicht wieder aus ihr vertreiben zu laſſen.

Frau von Weldern hatte ſich auf Kapitulation ergeben müſſen.

Bis hieher waren groſſer Feierlichkeiten wegen, die in der benachbarten Reſidenz gehalten worden, die fremden Beſuche bei der Frau von Weldern ſehr ſelten geweſen. Elias hatte alſo noch keine Erfahrungen davon, wie es, wenn ſelbige häufiger und zahlreicher würden, bei ſeiner Principalin herzugehen pflege. Er ſah ſie wohl täglich mit einigen Leuten aus dem Hauſe ſpielen; da man ihn aber zum Mitſpielen nicht nöthigte: ſo that er, als wenn er es nicht geſehen hätte. Frau von Weldern empfohl ihm zwar oft das Lombreſpiel mit ſeinen Eleven als eine recht eigentliche Beſchäftigung des Hofmeiſters; da aber immer gut Wetter ſeither geweſen war: ſo hatte er ſich durch Spatziergänge mit den Kindern aus der Sache zu ziehen gewußt. Nunmehr ſtellten ſich die gewöhnlichen Spielgeſellſchaften wieder ein. Elias bekam darüber eine ſehr nachdrückliche Zurechtweiſung von der alten gnädigen Frau, daß er von der Geſellſchaft als Hofmeiſter, und als Mann, der ihre Enkel Lebensart lehren ſollte, mit ſeyn müſſe. Es gab gerade drei Regentage, und Elias entſchloß ſich, die Nachmittage und Abende derſelben wirklich im Lombre zu verſpielen. Die Zeit währete ihm am Spieltiſche herzlich lang. Er hatte in ſeinem Leben noch nicht ſo viel, und noch weniger ſo lange und ſo oft hinter einander geſpielt, und ſehnte ſich nun ſehr nach dem erſten heitern Tage wieder. Am vierten Tage ſtellte er ſich krank, und hielt ſich auf ſeiner Stube. Am fünften ſchien die Sonne, und er begab ſich, ohne es zu ſagen, mit den Kindern aufs Feld. Als er wieder nach Hauſe kam, ſollte er mitſpielen. Er entſchuldigte ſich damit, daß es ihm unmöglich ſey. Ich will zuſehen, ſagte er. Dieſes Vergnügen, zuzuſehen, ſollte er nun Tag für Tag haben. Eine Zeitlang hielt er die Tortur aus, und beſchäftigte ſich mit Beobachten und Karakteriſiren der ſämmtlichen Spieler. Als ihm aber auch dieſe Beſchäftigung zur Laſt zu werden anfing, weil er die Spieler nun Reiheherum genung zu kennen glaubte, und er ſein Mißvergnügen an dieſer Art, ſeine Zeit zu verſchleudern, zu erkennen gab, machte ihm Frau von Meldern in Gegenwart der ganzen Geſellſchaft eine weibliche Reproſche. Elias antwortete ihr auf gut verſtändlich deutſch über den vorwaltenden Gegenſtand. Dies verurſachte, daß einige von der Geſellſchaft ſich ins Geſpräch miſchten, und ihm einige Bitterkeiten über ſeinen Mangel an Welt ſagten. Elias ward warm.

„Ich habe nichts gegen das Spielen an ſich ſelbſt einzuwenden, ſondern glaube vielmehr, daß es Leuten, die viel denken müſſen und ſonſt mit wichtigen, den Geiſt erſchöpfenden Geſchäften überladen ſind, eine angenehme und nützliche Zerſtreuung und Erquickung ſey. In manchen Geſellſchaften halte ich es ſogar für unumgänglich nothwendig. Ich ſetze nehmlich den Fall, daß wir uns nun einmal unter Leuten befinden, oder zuweilen befinden müſſen, mit denen ſchlechterdings nach Uebergang der erſten Viertelſtunde nichts mehr zu ſprechen iſt, oder die, wenn ſie die Lippen öfnen, nur Ungezogenheiten oder Verleumdungen der Abweſenden hervorſtrömen laſſen. Da iſts beſſer, mit ihnen zu ſpielen, als mit ihnen zu gähnen, beſſer, ihnen Karten in die Hände zu geben, und damit abſtechen, als Dolchſtiche nach unſchuldigen Menſchen richten zu laſſen. Eben ſo habe ich nichts dagegen, wenn ein anderer lieber ſpielt, und mehr Vergnügen daran findet, als ich. Wir denken nun einmal über alles verſchieden; warum ſoll nicht auch der Geſchmack an Vergnügungen verſchieden ſeyn? Aber ich empöre mich gegen alles, ſobald es Sucht wird. Sucht iſt ein garſtiges Wort, und nichts entehrt den Menſchen mehr, als ſie; denn man wird durch ſie ein Sklave ſeiner Leidenſchaft. Und da iſt denn in meinen Augen unter allen Suchten die Spielſucht gerade diejenige, welche den Menſchen am meiſten entehrt. Leute die täglich und beinahe unaufhörlich ſpielen müſſen, kommen mir als ſolche vor, die nur zum Spas leben. Sind wir denn dazu da, daß wir uns nur immer zerſtreuen ſollen? Sollen wir nicht wenigſtens bey den mehreſten unſerer Vergnügengenüſſe darauf ſehen, daß wir ſolche Vergnügungen wählen, die den Kopf nicht wüſte machen, und auch zur Veredlung unſeres Herzens beitragen? Wozu vergnügen wir uns denn? Soll es nicht dazu geſchehen, daß wir dadurch unſere Thätigkeit für die Geſellſchaft ſtärken? Warlich, ich habe noch keinen geſehen, der dieſe geſtärkte Thätigkeit vom Spieltiſch zur Geſellſchaft zurückbrachte. Vielmehr habe ich immer die traurige Bemerkung gemacht, daß diejenigen, welchen das Spiel, und beſonders das Kartenſpiel, Leidenſchaft geworden war, den wenigſten Nutzen im menſchlichen Leben ſtifteten. Alle ihre Geſchäfte verrichteten ſie entweder eilfertig und nur obenhin, oder ſchoben ſie auf, um nur erſt wieder an den Spieltiſch zu kommen. Hatten ſie denn die Karten in den Hand: ſo wurden ſie unwillig, wenn ſie irgend ein vorfallendes Berufswerk auch nur auf einige Augenblicke im Spiel unterbrechen ſollte. Ihre Seelenkräfte waren, wenn ſie denn ſechs, acht Stunden hinter einander geſpielt hatten, wie gelähmt. Sie [illegible] Spiele [illegible] hatten, wo ſie gingen und ſtanden, noch immer beide As vor den Augen, oder waren gar durch das Spiel in groſſen Verluſt geſetzt worden und lieſſen dies nun durch völlige Unaufgelegtheit zu ihren Arbeiten, durch Undienſtfertigkeit gegen Unglückliche, durch mürriſches Weſen gegen ihre Familien und durch Betrug, der ihnen die Koſten des Spiels wieder erſetzen ſollte, die Welt entgelten. Vergeben Sie mir es, wenn ich Ihnen ſage, daß ich mir von der Aufklärung, von den

Kenntniſſen und Wiſſenſchaften ſolcher Leute, die nur immer zuſammen kommen, um zu ſpielen, keine ſonderlichen Begriffe machen kann. Um unter einander Geſpräche zu halten, — als welches doch der erſte natürlichſte Zweck unſerer Zuſammenkünfte ſeyn muß — kommen ſie nicht zuſammen; denn ſagen Sie mir nur, was beim Spiele geſprochen wird? Ich habe nun ſo oft hier Stundenlang zugeſehen, aber immer dieſelbigen Worte, Redensarten und Ausrufungen gehört. Ich wünſchte, daß ich ſo alles, was geſprochen worden, nur einmal aufgeſchrieben und Ihnen hernach vorgeleſen hätte; vielleicht wäre einer und der andere unter Ihnen, der dieſe Zuſammenleſe von Worten für Wahnſinn erklärte. Wenn ich nun Leute ſehe, die immer zuſammenkommen, ohne ſich durch wirkliche Geſpräche zu unterhalten: ſo frage ich, warum thun ſie dies nicht? Die natürlichſte Antwort iſt die, daß es ihnen an Materie zu Geſprächen fehlen müſſe. Da muß ich ſie denn freilich für Leute halten, die Armuth an Kenntniſſen drückt. Warlich, wer den Kopf durch eigenes Nachdenken, durch Lektüre und durch Abſtraktionen des Lebens mit Ideen, angefüllt hat; der wird immer genung zu ſprechen haben, und nur ſelten ſeine Zuflucht zum Spiel nehmen dürfen. Wird alſo in groſſen Geſellſchaften ſogar alsbald zu den Karten gegriffen: ſo iſts, als wenn ich den Wirth ſprechen hörte: Wir ſind denn doch nun einmal alle arme Leute am Geiſt, und wiſſen nichts zu ſprechen, oder, wenn wir ja ſprechen wollten, ſo käme doch nichts weiſes und gutes hervor; alſo — laßt uns Lombre ſpielen!

Hier wendeten ſich verſchiedene von der Geſellſchaft an die Frau von Weldern, daß ſie ihrem Hofmeiſter doch ein Stillſchweigen auferlegen ſollte. Frau von Weldern that es, und ſtellte ihm frey, ſich auf ſeine Stube zu begeben. Elias war aber einmal im Ausguß, und fuhr fort:

Wir, konnten doch aber warlich alle genung Materie zum Sprechen haben. Wir ſind verſchieden an Geſchlecht, an Alter, am Stande und an Lagen des Lebens. Welch eine herrliche Mannigfaltigkeit müßten unſere Geſpräche dadurch erhalten! Das einzige menſchliche Leben, das wir doch alle führen, wie reichhaltig, wie unerſchöpflich an Materialien zum Reden iſt es! —

Auf ſolche Art würden uns die Geſellſchaften nützlich, und bloß die Anweſenheit dabei wäre uns ſchon wahre Freude. Aber ſo --- Sie ſollten ſich alle nur einmal recht darauf betrachten, wenn Sie ſo an langen Tiſchreihen da ſitzen und ſpielen; warlich Ihr Leben wird in ſolchen Stunden bloß ein Daſeyn für Spadille und Manille. Wie Sie ſo begierig und faſt ſchmachtend da ſitzen, wenn die Karte gemiſcht und gegeben wird! Wie Sie ſo eilfertig die erſten Blätter aufheben, mit der rechten Hand ſchon nach den übrigen greifen, die eben erſt hinfallen und nun ſie alle ſo pünktlich nach Ordnung und Rang zuſammenſtecken, als beruhete die Glückſeligkeit ganzer Familien darauf! Wie man es Ihnen gleich anſehen kann, ob Sie gute oder ſchlechte Karten haben! Welch einen Verdruß es Ihnen erweckt, wenn zur Vorhand geſpielt und Ihr Spiel dadurch vereitelt wird! Wie Sie, wenn Sie kaufen, ſo voll Erwartung ſind, ob nicht ein As unter den Kaufkarten ſey! Wie Ihnen die Augen funkeln, wenn Sie Spadill' oder Baſte gekauft! Wie Sie unwillig die Kaufkarten, wenn nichts darunter iſt, hinwerfen, die übrigen dazu, und ſtöhnen — ich gebe es! Wie Ihnen die Hand zittert, wenn Sie Force partout aufwerfen, ob Sie die Manille in einer ſtark beſetzten Farbe aufdecken werden! Wie Sie ſich ärgern, wenn Sie drei Manillen haben, und das Blatt, das Sie aufdecken, gerade von der vierten Farbe iſt! Was für ein Herzeleid es Ihnen iſt, wenn Ihnen eine Force, die Sie mitgezählt hatten, abgeſtochen, oder ein Trumf, den Sie nicht verlieren dürfen, überſtochen wird! Was für eine Art von Verzweifiung in allen Ihren Minen ſichtbar iſt, wenn Sie ein gewagtes Tout verlieren! Wie Sie nach dem Teller hinblicken, ob ein ſtarker Pot ſtehe! Wie Sie nach dem Gelde greifen, wenn Sie es gewonnen haben! Es iſt warlich wider die Ehre des Menſchen, wenn ihn eine ſo unbedeutende Kleinigkeit ſo in Beſchäftigung ſetzen, ſo ganz an ſich feſſeln, ſo in die äuſſerſte Freude und in die äuſſerſte Betrübniß ſetzen, ſo ganz von ſich und denn wieder zu ſich bringen kann. Sagen Sie mir nur, ob Ihnen, wenn Sie ſo einen Tag und alle Tage ſpielen, nicht iſt, als ob Sie allenthalben in der Welt Karten ſähen, Trumf forderten, abſtächen und Stiche zählten. Ich dächte, auf jedes Menſchen Naſe, den Sie anblickten, müßte in Ihren Augen ein Aß ſitzen, und jede Freude, die Sie genöſſen, müßte Ihnen ein Trumf zu ſeyn ſcheinen, mit dem Sie ausforderten. Und denn — erwägen Sie doch noch den wirklichen Verluſt an Güte, welchen Ihr Herz durch immerwährendes Spielen leidet. Er iſt im Ernſt beträchtlicher, als Sie denken. Sagen Sie mir nur nicht, daß es Ihnen gleichgültig ſey, ob Sie gewinnen, oder verlieren. So etwas, das ganz und gar wider die menſchliche Natur iſt, glaubt Ihnen der Hofmeiſter Klaproſe nicht. Solche Spieler habe ich wohl geſehen, die dieſe Gleichgültigkeit affektirten und ihren Verdruß über gehabten Verluſt ſehr verbergen konnten; aber ihre äuſſerliche Ruhe täuſchte mich nicht. Gewinnſucht, Hinterliſt und Schadenfreude, beizu auch Zorn und Rachſucht werden offenbar durch ſtetes Spielen erregt und geſtärkt. Gewinnen Sie: ſo muß es Ihnen doch ein unangenehmer Gedanke ſeyn, daß Sie nicht anders, als durch den Verluſt eines andern, der noch dazu wohl Ihr Freund iſt, gewinnen konnten. Fragen Sie ſich einmal ſelbſt, ob dadurch, wenn dies oft geſchieht, Ihr

Herz nicht überall geneigter dazu gemacht werde, ſich auf Unkoſten eines andern glücklich zu machen. Verlieren Sie auf der andern Seite: ſo mag ich in den erſten drei Stunden nachher der Unglückliche nicht ſeyn, der Sie um Dienſtleiſtung und Unterſtützung anſpricht. Sie möchten wohl ſehr unaufgelegt ſeyn, ſie mir zu gewähren. Die erſte Erſparniß und Wiedereinbringung Ihres gehabten Verluſts dürften Sie wohl [illegible] alsdenn ausüben wollen. Dies ſind die allgemeinen Verſchlimmerungen des Herzens, welche die Spielſucht ſtiftet. Der ſpeciellern mögen auch wohl genung ſeyn. Ich habe es wenigſtens mit angehört, wie [illegible] durch ſchlechte Karten, die er Stundenlang geſpielt, und durch Verluſte in Harniſch geſetzt, Flüche und Vermaledeiungen ausſtieß, die in Entfernung vom Spieltiſche nicht in ſeine Seele gekommen ſeyn würden. Ich bin Zeuge davon geweſen, daß einige von Ihnen ſich im Spiele Bitterkeiten und Anzüglichkeiten geſagt, deren ſie ſich im freundſchaftlichen Geſpräch nicht ſchuldig gemacht haben würden. Ferner kann ich mirs auch vorſtellen, wie mancher von Ihnen, der ein Amt und wichtige Berufsgeſchäfte hat, am Morgen drauf nach einem verſpielten Tage ſelbige nachläßig betreiben mag. Ja es iſt mir wahrſcheinlich, daß Sie nicht alle gleich groſſes Vermögen haben; und da kann ich mir es denken, wie die Ihrigen, Ihre Hausgenoſſen, Ihre Freunde, Ihre Arbeiter, bei den Koſten, die Ihr Spiel erfordert, auf allen Seiten leiden mögen. Und — wie ſelten vernünftige Betrachtungen, Beobachtungen ſeiner ſelbſt, moraliſche Unterhaltungen und religiöſe Beſchäftigungen in die Seele eines Spielers von Profeſſion kommen mögen, lehrt mich der Kontraſt, welcher zwiſchen allen dieſen und dem ſteten Spielen augenſcheinlich da iſt. Das Leben verſpielen — o welche unwürdige Anwendung deſſelben! Wie kann ein Geſchöpf dies thun, welches Fortgänge ſeines Daſeyns noch in künftigen Welten hoft? Wie können es Leute thun, die am Stande weit über andere hervorragen, und eben deshalb dieſe auch an Edelmuth und Herzensgüte übertreffen ſollten!“

Die letzten Perioden des Exmagiſters mochten verſchiedenen von der Geſellſchaft durch Mark und Bein gedrungen ſeyn; denn einige ſchimpften laut, andere empfohlen ſich im Stillen und reiſeten ab. Die alte Frau von Weldern warf vom Stund an einen unverſöhnlichen Haß auf den Ellas, und ziſchte dem Herrn Paſtor Loci, der eben auch mitzuſpielen die Ehre gehabt hatte, etwas ins Ohr.

Paſtor Loci. Ich weiß nicht, was Sie wollen, Herr Hofmeiſter. Spielen iſt ein unſchuldiger Zeitvertreib. Ich wette darauf, unſer Heiland hat auch geſpielt. Denn erſtlich war er oft mit den Zöllnern zu Tiſche, und dieſe Leute thaten ja nichts, als eſſen, trinken und ſpielen. Und ſodenn ſchafte er auch zu Kana noch Wein herbei, als keiner mehr da war. Daraus iſt denn wohl abzuſehen, daß er kein Spielverderber geweſen ſeyn könne.

Ellas. Schämen Sie ſich, Herr Paſtor, daß Sie ſich mit Ihrer Spielſucht auf unſern Heiland berufen. Er führte ja kein Geld bei ſich, wie Sie geleſen haben werden, ſondern Judas trug den Beutel. Und dieſer ſoll, wie der Wirth hier im Dorfe ſagt, den hieſigen Schulzen auf der Kindtaufe neuerlich um achtzehn Pfennige im Solo betrogen haben.

Der Paſtor ward durch dieſe Antwort in einen Karpfen verwandelt und verſtummte. Er ging fort, und die ganze Spielgeſellſchaft zerſtreuete ſich. Als Elias der gnädigen Frau eine gute Nacht wünſchte, wünſchte ſie ihm zurück, daß er kein Auge zuthun möchte.

Geſpenſter, Teufel und Schulmeiſter.

Achtzehntes Kapitel.

Der Wunſch der gnädigen Frau war in der That diesmal kräftiger, als der Wunſch des Hofmeiſters. Elias that in der folgenden Nacht kein Auge zu. Indeſſen ward die Frau von Weldern für ihre Liebloſigkeit im Wünſchen dadurch geſtraft, daß die ihrigen gleichfalls offen blieben. Ein und derſelbe Vorfall verurſachte beides.

Seit einigen Nächten ſchon, denen es, wohlgemerkt, an Mondlicht gebrach, hatte der böſe Feind wieder im Hauſe ſein altes Spuckſpiel erneuert. Die alte gnädige Frau hatte darüber bei Tiſche gegen den Elias viel geſeufzt und geächzt, die Kinder ermahnt, des Nachts nie aufzuwachen, ohne ein andächtiges Vaterunſer zu beten, das Brennen der Nachtlampe aufs neue urgirt und ſich bei Schlafengehen allenthalben eingeſchloſſen, eingeriegelt und eingekettelt. Elias erſte Frage war geweſen, ob jemand das Geſpenſt geſehen; worauf der Lakei betheuerte, daß er es wohl dreimal geſehen, daß es ein weiſſer Geiſt ſey, der bald klein, wie ein Zwerg, bald in gewöhnlicher Mannesgröſſe, bald in einer langen Rieſengeſtalt erſcheine, und der, welches das ſonderbarſte und greulichſte bei der ganzen Sache ſey, vor ſeinen Augen alle dieſe verſchiedenen Gröſſen angenommen, und vom Zwerg allmählich zum Rieſen aufgewachſen und in den Zwerg wieder allmählich zuſammengekrochen ſey. Elias lachte überlaut bei dieſer Erzählung; während, daß der Lakei durch die bloſſe Mittheilung derſelben in eine ſolche Angſt gerieth, als ſähe er das Zwergrieſengeſpenſt ſchon wieder, und die alte gnädige Frau ihre Hände ſo andächtig, wie beim Morgenſegen, faltete. „Ich wette darauf, verſetzte der Ermagiſter, ich kriege das Geſpenſt, und denn wollen wir es recht beſehen, und es ſoll hier in dieſem Zimmer ſein Kunſtſtück machen, und bald Rieſe, bald Zwerg werden müſſen.“ „Nein, nein, ſchrie die Frau von Weldern, ſehen mag ichs nicht. Auch ſollen Sie es nicht haſchen. Verbannen Sie es nur.“

Der Lakei hatte die dreuſte Aeuſſerung des Hofmeiſters im ganzen Hauſe erzählt, und dies that die Wirkung, daß das Geſpenſt ſeinen Unfug nur in einiger Entfernung von des Elias Wohnzimmer trieb. Vermuthlich trauete es der langen, vielverſprechenden Figur deſſelben nicht, die auch im Ernſt viel Teufelsbannkraft ankündigte. Wenn es denn im ganzen Hauſe hieß, das Geſpenſt ſey wieder da, und Elias herbeieilte, es in Augenſchein zu nehmen: ſo war es, ehe er da zu kam, ſchon wieder unſichtbar geworden. Den Exmagiſter ärgerte dies über die Maſſe. Er ſah nun, daß ſeine dreuſte Aeuſſerung das Spuckſpiel, ſtatt es zu verkürzen, vielmehr in die Länge zöge: Die Verlängerung deſſelben brachte die natürliche Wirkung hervor, daß es im ganzen Hauſe immer ſtärkern Glauben fand, daß die Furcht vor dem

Zwergrieſen immer gröſſer ward, und daß ſich faſt kein Menſch mehr Abends nach zehn Uhr aus ſeiner Stube wagte. Beſonders ſah ſich Elias in der beſſern Erziehung ſeiner Eleven dadurch ſehr zurückgebracht. Die Kinder kehrten nicht nur wieder zu ihrer alten Aengſtlichkeit zurück, ſondern er durfte es nun auch nicht mehr wagen, ſie im Gehen ohne Licht von einer Stube zur andern, in die Hausflur und auf den Boden zu üben, weil er doch nicht wußte, was für Folgen auf ihre Geſundheit die Alteration haben könnte, wenn ſie einmal das Geſpenſt erblickten. Er änderte alſo ſeinen Plan, und bekannte in Abweſenheit der Kinder gegen den Bedienten, daß er nun ſelbſt glaube, daß der erſcheinende Zwergrieſe ein wirkliches Geſpenſt ſey, daß der Teufel damit ſein Spiel habe, und daß er ſich wohl in Acht nehmen wolle, jemals wieder darüber zu ſpotten oder ſichs gar einfallen zu laſſen, wieder nach ihm zu laufen.

Dieſer Schritt gelang dem Elias beſſer, als der vorhergegangene. Durch die erſte Aeuſſerung hatte er das Geſpenſt von ſich abgehalten, durch die zwote zög er es an ſich. Der Lakei erzählte ſtehendes Fuſſes im ganzen Hauſe, daß der Hofmeiſter, welcher ſonſt es auch mit dem Teufel habe aufnehmen wollen, ſich nun auch vor dem Zwergrieſen fürchte, und daß er geſehen, wie demſelben, als er ihm dies geſtanden, alle Glieder am Leibe gezittert hätten. Gleich in der darauf folgenden Nacht erſtreckte das Geſpenſt ſeine Wanderungen auch über den Saal, auf welchem Elias ſein Zimmer hatte. Es kündigte ſich durch ſtarkes Schlurfen und Raſſeln mit Ketten an. Elias, um es noch dreuſter zu machen, fing an ein Abendlied zu ſingen. Er hielt wohlbedächtig zwei Lichter brennend, und ſang immer lauter. Das Geſpenſt kratzte und polterte an ſeiner Thür. Er ſchriee überlaut Ach und Weh in der Stube. Das Geſpenſt warf mit Steinen und klinkte an der Thür, als wenn es ſie öfnen wollte. Sobald es nun Elias ſo weit auf dem Saale vorgerückt bemerkte, daß er, wenn er herausſpränge, ihm den Rückweg nach der Treppe verrennen könnte, trat er aus den Pantoffeln, nahm ein brennend Licht in die Hand, öfnete die Thür und ſprang heraus zugleich. Seine Eleven ſchliefen in guter Ruhe.

Eine derbe Hand voll Steine flogen ihm um den Kopf, als er auf den Saal ſprang, und einer derſelben fiel ihm ſo unſanft auf die Naſe, daß ſie zu bluten anfing. Warte, rief Elias, dir ſoll die Naſe auch nicht wenig heute bluten, und ſetzte das Licht auf den Treppenpfeiler; der Steinregen hörte auf. Er ſah ſich allenthalben um, wo das Geſpenſt ſeyn möchte. Endlich erblickte er in der Ecke eine weiſſe Geſtalt in der Gröſſe eines Zwerges. Nun avancirte er auf ſelbiges. Vor ſeinen Augen wuchs es zur gewöhnlichen Mannesgröſſe. Bald war es ſo groß, wie er. Endlich ward es noch einmal ſo groß. In dem Augenblick fiel der Leuchter, den er zu ſehr auf die Ecke des Pfeilers geſetzt haben mochte, die Treppe hinunter. Elias, der jetzt zu glauben anfing, daß hier vielleicht mehr, als ein Geſpenſt, ſeyn könnten, und den Rücken wenigſtens frei zu haben wünſchte, ſah ſich um, ſah, da es nun ohnehin ſtockfinſter war, nichts, und hätte bei einem Haar das Geſpenſt dadurch entkommen laſſen. Eben war daſſelbe im Begriff, in gewöhnlicher Mannesgröſſe neben ihm wegzulaufen, als er es mit beiden Händen am langen weiſſen Mantel packte. Was Elias einmal gepackt hatte; pflegte er feſt zu halten. Das Geſpenſt ſuchte, den Mantel fahren zu laſſen; aber er hatte es ſchon zu Boden geworfen, ehe es ſein Vorhaben bewerkſtelligte. Eine derbe Tracht Schläge wurden nun dem Zwergrieſen zu Theil, der ſich, ſo gut er konnte, bis jetzt noch ſtumm, zu wehren befliß. Ha ha, rief Elias, du haſt doch Fleiſch und Bein, wie ich merke. Schelm, rede; ſage, wer biſt du? Das Geſpenſt, das nun ziemlich abgebläuet war, fing in einer verſtellten Sprache an, ihn zu bitten, daß er es doch gehen laſſen möchte, und verſprach, nimmermehr wieder zu kommen. Nein, erwiederte er, ſo kommſt du nicht von hier weg; ſag erſt, wer biſt du? Und, als das Geſpenſt ſeinen Namen nicht ſagen wollte, ſchlug er ſeine langen beiden Eliasarme um ſelbiges her, und ſchleppte es auf ſeine Stube, wo das andre Licht noch brannte. Da fand er denn einen über und über weiß vermummten Kerl in einem langen weiſſen Mantel mit einer Maſke.

Elias, als er ihm Mantel und Maſke abgeriſſen: I du infamer Kerl — du biſt ja gar der Schulmeiſter aus dem Dorfe.

Der Schulmeiſter, knieend. Ich bitte Sie um Gotteswillen, Herr Hofmeiſter, machen Sie mich nicht unglücklich. Ich will in meinem Leben nicht wieder ſpucken gehen. Ich will Ihnen alles bekennen. Ich gehe hier nach der Kammerjungfer.

Elias. Schelm — ſo ein Zeiſig biſt Du? Warte, das Handwerk ſoll Dir gelegt werden. Sag, wie haſt Du dich unterſtanden, auch mich zu beunruhigen?

Schulm. Ich hörte vom Lakei, daß Sie ſich nun auch vor mir fürchteten.

Elias. Ha, ha: ſo habe ich Dich gefangen. Nun, Du ſollſt nun gleich deine Kunſtſtücke noch einmal machen müſſen.

Schulm. Ach, ich bitte Sie, bitte Sie um unſeres lieben Heilands willen, laſſen Sie mich doch gehen. Ich will Ihnen auch funfzig Thaler ſchenken.

Elias. Und wenn Du mir funfzigtauſend Thaler geben könnteſt, ſo kämeſt Du nicht los. Du haſt hier zu viel Aberglauben geſtiftet und befeſtigt. Alle, die ſich vor Dir gefürchtet haben, müſſen nun ſehen, daß ſie Narren geweſen ſind. Hier bleib liegen und rühre dich nicht.

Elias band ihm Hände und Füße, weckte darauf ſeine Eleven und alle Leute im Hauſe, daß ſie zuſammenkommen und das gehaſchte Geſpenſt ſehen ſollten. Drauf trug er den Schulmeiſter mit Mantel und Maſke vor das Zimmer der alten gnädigen Frau und rief: machen Sie ſchnell auf, gnädige Frau, ich habe das Geſpenſt gefangen. Ich mags nicht ſehen, ſchriee die Frau von Weldern, um Gottes willen, ich mags nicht ſehen. Machen Sie nur auf, riefen hierauf die Kinder, liebe gnädige Großmama, Sie ſollen wohl recht lachen, wenn Sie es ſehen. Die gnädige Frau erſchrack anfangs darüber, daß ſie ihre Enkel ſo nahe bei dem Geſpenſt hörte, hernach aber bekam ſie Muth dadurch, ſich zu ihnen zu geſellen. Das immer mehr überhand nehmende Gelächter der ſämmtlichen Leute aus dem Hauſe vollendete an ihr die durch Junker Fritz und Fräulein Julchen ſchon empfangene Herzſtärkung. Sie überwand ſich, ihr Zimmer zu öfnen; und, als ihr Elias das Geſpenſt präſentirte, ſchlug ſie die Hände zuſammen und rief aus: „Bewahr mich Gott! was ſehe ich? Der Schulmeiſter? der Schulmeiſter? — Braunsdorf, was macht Er für Teufelsſtreiche? Spucken geht Er? Spucken bei lebendigem Leibe? Was wird nicht einmal werden, wenn Er todt iſt!"

Schulm. Ihro Gnaden, halten zu Gnaden — es iſt ein Unglück, das ich an mir habe, und ich bin elend genung dadurch. Ich verdiene nicht Strafe und Verachtung, ſondern Barmherzigkeit. Im Schlafe gehe ich ſo fort, ohne daß ichs weiß, und komme wieder nach Hauſe, und wache des Morgens auf, ohne das geringſte davon zu wiſſen. Das iſt mir ſo von Kindesgebeinen an gegangen. Als einen Knaben von ſechs Jahren hat mich mein Vater in der Nacht auf ſeinem Dache klettern geſehn, und da rief er mir zu, und da fiel ich herab, und war mauſetodt. Es iſt mir viel davon erzählt worden, daß es hier ſpucken gehe; aber ich hätte in aller Welt nicht gedacht, daß ich das Geſpenſt wäre. Haben Sie Barmherzigkeit mit mir!

Frau v. W. Ach! Er armer Mann! das iſt ja ein recht Unglück, das Er an ſich hat.

Elias. I Du Erzſchurke, bindeſt Du Dir denn auch im Schlaf die Maſke vor, oder gehſt Du etwa ſchon mit ihr zu Bette? Sackſt Du im

Schlafe die Steine auch ein, oder packſt Du ſie des Abends vorher ſchon in die Taſche? Und wozu brauchſt Du denn in Deinem ganzen Amte und Leben den großen weißen Mantel? Ja, was willſt Du reden? Haſt Du mir nicht ſchon geſtanden, daß Du nach der Kammerjungfer ſpuckſt?

Kammerjungfer. Nach mir? Nach Ihm? Das will ich mir ſehr ausbitten, Herr Hofmeiſter, daß Sie nicht ſo anzüglich reden.

Elias. Nun, was will Sie von mir? Mache Sie es mit dem Geſpenſt aus. Dies hat mir es geſagt.

Lakei. Ja, Jungfer, vor Ihrer Stube hat es immer am ärgſten geſpuckt.

Kammerjungfer. Was will Er? Spricht Er auch mit? (weinend) Gnädige Frau, ſo gehts mir. Im ganzen Hauſe ſind ſie mir feind. Nun möchten ſie es wohl gern auch auf mich bringen.

Lakei. Ja, und was noch mehr iſt, — wenn die Jungfer des Nachts ihre Thüre aufgemacht hatte, und das Geſpenſt hatte vorher recht getobt: ſo war es eine ganze Weile ſtill, und hernach tobte es wieder fort.

Fr. von W. Ha ha, ſeyd ihr ſolche Früchtgen zuſammen? Herr Hofmeiſter, ich danke Ihnen, daß Sie das Neſt zerſtört haben. Ich bin in meinem ganzen Leben keinem Dinge mehr feind geweſen, als dieſem. Jungfer, Sie kann Ihre Sachen gleich zuſammenpacken und mit anbrechendem Tage vom Hofe gehen. Aber was machen wir mit dem Schulmeiſter?

Elias. Unmasgeblich — er iſt es den Leuten in dieſem ganzen Hauſe ſchuldig, vor ihrer aller Augen ſogleich noch einmal ſpuken zu gehen; weil er ihnen ſo viel Unruhe und Aengſtlichkeit erweckt und die Hälfte derſelben ſchon um ihre geſunde Vernunft gebracht hatte. Nun wiſſen wir alle, was es iſt. Nun ſoll er ſich noch einmal ſo vermummen und vergröſſern, und wir wollen Acht haben, was für Eindrücke dies alsdenn auf jeden von uns machen wird.

Fr. von W. Wenn nur keiner von uns die Roſe oder das Hilch davon bekommt. Kinder, wenn ihr es nicht ſehen könnet: ſo drehet euch um.

Schulmeiſter. Ich bitte unterthänig, proſtituiren Sie mich doch nicht ſo vor allen Ihren Leuten. . . Mein heiliges Amt, ...

Elias. I Du Schurke, warum haſt Du denn Dein heiliges Amt nicht eher beherzigt? Haſt Du Dich nicht ſelbſt auf ſolche Weiſe ſchon zu vielen malen proſtituirt? Gleich mache Dein Kunſtſtück und ſpuke loß; oder ich zeige es dem Gerichtshalter an, und Du ſollſt an den Pranger zu ſtehen kommen. Biſt Du ein Schulmeiſter und willſt uns die Leute abergläubiſch und verrückt machen?

Schulmeiſter Braunsdorf ſah, daß hier kein anderer Rath ſey, als daß er dem langarmigten Exmagiſter den Willen thue. Er legte den großen weißen Mantel um, band ſich die Maſke vor, und ſchlurfte und raſſelte auf den Saal hinaus. Alles folgte ihm, und die alte Frau von Weldern ſetzte wohlbedächtig zwei Lichter auf den Saal, damit ihre vor Zeiten ſehr lebhaft geweſene Imagination nicht etwa noch einmal Flamme ſchlüge, und ſie den vermummten Schulmeiſter für ein wirkliches Geſpenſt aufnähme. Der Schulmeiſter mußte in den Winkel hintreten, wo ihn Elias gefangen hatte. Elias war äußerſt begierig, zu wiſſen, wie dieſer Schelm die ungeheure Vergrößerungstäuſchung zu Wege bringen werde. Das Geſpenſt kluckte ſich nieder, und ſo hatte es die Zwerggeſtalt. Drauf erhub es ſich allmählich, und ſo bekam es die gewöhnliche Schulmeiſtergröße. Nun zog es zwei Stäbe, von einer Elle lang, aus dem Buſen, ſteckte ſie auf beiden Seiten unter den Mantel und hub ihn damit dergeſtalt in die Höhe, daß es wie ein Rieſe ausſah. Elias hatte ſeine Eleven dazu an der Hand, und alle Leute aus dem Hauſe mußten dicht heran treten, um die ganze Geſchichte recht genau mit anzuſehen. „Da habt ihr nun, ſprach er, das ganze Geſpenſt mit Leib und Seele, wovor ihr euch wie die Kinder ſo lange gefürchtet habt.“ Drauf ging er ſchnell an die Lichter und blies ſie aus. „Fürchtet ihr euch nicht, ſagte er dabei zu den Kindern; ihr wiſſet nun, was es iſt. Der Mangel des Lichts gab dem vermummten Schulmeiſter nun ein ſo grauliches Anſehen, daß die Einbildungskraft aller Zuſchauer wieder in Verwirrung gerieth, und dieſe, ob ſie gleich wußten, daß es der Schulmeiſter ſey, dennoch ein Geſpenſt zu ſehen von neuem glaubten. Die alte gnädige Frau kroch zuerſt in ihr Zimmer zurück und ſchlug die Thüre heftig hinter ſich zu. Alle Leute aus dem Hauſe lieſen erſchrocken jeder nach ſeinem Schlafforte. Elias allein ſtand noch da, die Kinder am Arm. Nun marſch nach Hauſe — rief er, Schulmeiſter! Froh, daß er nun erlöſet ſey, nahm der Schulmeiſter ſeinen weißen Mantel zuſammen, lief die Treppe hinunter und lachte unten im Hauſe überlaut. Tags drauf hatte ſich die Kammerjungfer ſchon in aller Frühe fertgemacht, und als der Paſtor in die Kirche kam, um Gottesdienſt zu halten, war auch der Schulmeiſter über alle Berge. Vermuthlich hatte er, um nicht Kinderſpote zu werden, mit der Jungfer Dorothee einen und denſelben Weg genommen.

Elias benutzte dieſe Gelegenheit nach ſeiner Art, ließ alle Leute aus dem Hauſe auf ſeine Stube kommen und ſprach zu ihnen: Ihr habt nun alle den lächerlichen Ausgang geſehen, welchen dieſe neueſte Spuckgeſchichte in unſerm Hauſe gehabt hat. So werdet doch nun einmal klug, und glaubet an dergleichen Abentheuer und Narrenspoſſen nicht weiter. Ihr ſehet, es bedarf nur allemal eines Beherzten; ſo iſt der ganze Betrug, welcher dadurch geſpielt wird, bald entdeckt. Wenn ich nun nicht war: ſo ſpuckte Braunsdorf noch lange vielleicht hier umher, und ihr ließet euch darauf wohl tödten, daß es ein wahres Geſpenſt ſey. Am wenigſten würde es euch jemand haben einreden können, daß der Schulmeiſter aus dem Dorfe hier ſpuke. Ihr würdet die Sache immer für ein Spiel gehalten haben, das der Teufel hier treibe. Was für abergläubiſche Leute ihr ſeyd, habe ich daran geſehen, daß ihr vor demſelben vermummten Kerl, über den ihr bei Lichte überlaut lachtet, wieder liefet, als wenn euch der Kopf brennete, da ich das Licht auslöſchte. Alſo iſt nur die Nacht und die Dunkelheit, welche verurſachen, daß ihr die Gegenſtände nicht richtig unterſcheiden und beurtheilen könnet, die Quel eurer albernen Furcht. Was für unglückliche Leut ſeyd ihr doch bei einer ſolchen Denkungsart! Je der Schurke, der Luſt hat, ſpuken zu gehen, un ſich aus einer Nacht Schlafs nichts macht, kan euch alſo gecken, jagen, angſtmachen und auc um den Schlaf bringen, ſobald er will. Habe doch mehr Herz in der Welt! Saget nur, wofü ihr euch zu fürchten Urſache habet? Sobald ih gute Menſchen ſeyd und ein reines Gewiſſen habet könnet ihr um Mitternacht ſo ruhig ſeyn, wie am hellen Tage. Mit dem Teufel hat es gute Wege. Der arme Wicht iſt froh, wenn er Ruhe vor euch hat, und ihr ihm nicht alles auf den Hals ſchiebet, woran ihr ſelbſt nur Schuld ſeyd. Ihr habet gewiß Ruhe vor ihm. Solch albernes, dummes Zeug, daß er mit Menſchen ſein Spiel haben und ihnen alles gebrannte Herzeleid anthun könne, glaubten nur dumme blinde Heiden und abergläubiſche Juden. Ihr ſeyd Chriſten, und ſollet euch ſchämen, euren beſſern Glauben, der euch allein auf Gott und auf ſeine gnädige Fürſehung leitet, ſo zu beſchimpfen. Sprecht, wer wäre Gott, wenn er dem Teufel ſolchen Unfug auf Erden zu treiben verſtattete? Merkt wohl, was ich euch jetzt ſagen will. Alle Geſpenſtergeſchichten, wenn ihr ſie nur unterſuchen wollet, löſen ſich in Mondſchein, Hunde- und Katzengepolter, und Betrug leichtfertiger, diebiſcher und lüderlicher Menſchen auf. Gewöhnet euch nur erſt daran, nicht mehr zu laufen, wenn ihr etwas, das, wie ihr ſagt, nicht richtig iſt, ſehet oder höret. Ein Menſch, der einer Sache den Rücken zukehrt, kann ja hernach gar nicht ſagen, was ſie geweſen ſey. Und doch urtheilet ihr geradezu hernach von allem, wofür ihr gelaufen ſeyd, es habe geſpuckt. Blos hierdurch; daß man läuft, ohne recht zu ſehen und zu hören, und doch hernach darüber ſpricht, als hätte man recht geſehen und gehört, erhält ſich der dumme Aberglaube an Geſpenſter.

Elias ward hier durch die Ankunft der alten gnädigen Frau unterbrochen, die den Herrn Paſtor Loci mit ſich brachte. Dieſer bezeigte ſich ganz ſo über den Vorgang, wie es der Exmagiſter erwartet hatte. Daß Elias der Spuckerei ein Ende gemacht, meinte er, daran wäre wohl geſchehen; aber daß er den Schulmeiſter vor dem ganzen Hausgeſinde ſo lächerlich gemacht, könne er nicht gut heiſſen, und es wäre beſſer geweſen, wenn man ſich, nachdem man den ertappten Rieſen ſtill hätte fortgehen laſſen, lieber die Mine gegeben, als könnte man die Geſpenſter verbannen. Dadurch wäre erſtlich, ſchloß er, der geiſtliche Stand, der ohnehin ſchon verachtet genung iſt, nicht noch verächtlicher gemacht worden, und ſodenn hätte man die Leute nicht zum Unglauben verleitet, zu dem die Welt ohnehin ſchon Hang genung hat.

Elias, lächelnd. Sie ſagen, der geiſtliche Stand ſey verächtlicher gemacht worden, der ohnehin ſchon verachtet genung wäre. Wer macht denn dieſen Stand eigentlich verachtet? Sind es nicht die ſchlechtdenkenden, unedlen, verworfenen Glieder deſſelben? Iſt es nicht das einzige Mittel, ihn wieder in volle Achtung zu ſetzen, daß man dieſe alle aus ihm auswürfe? Iſt es nicht ein elendes Palliatif, wenn man, um jenen Zweck zu bewirken, dieſer ihre Niederträchtigkeiten nur zu bedecken und zu bemänteln ſucht? Sieht denn die Welt nicht ihre Handlungen? Können Sie ihr denn die Augen zubinden? Heraus mit allen Schurken, Unwiſſenden, Nichtswürdigen, Säufern, Wollüſtlingen und falſchen Spielern aus dieſem Stande; ſo wird er wieder einer der geehrteſten im Staate ſeyn. Und; was den Unglauben betrift, zu welchem eine lächerlich gemachte Spuckgeſchichte Menſchen verleiten ſoll: ſo begreife ich nicht, wie ein Prediger ſo eine Abſurdität behaupten könne.

Paſtor. Ho ho, ho ho, Herr Hofmeiſter, ich bitte mir es aus.

Cinas. Ja, ſo nenne ichs mit Recht. Iſt denn das das Mittel, um Menſchen vor dem Unglauben zu verwahren, daß man ſie im Aberglauben erhalte? Iſt reiner, geſunder Menſchenverſtand, und vernünftiger Glaube nicht das Zwiſchending unter beiden, und der Punkt, zu dem wir die Menſchen bringen ſollen? Wozu iſt denn der geiſtliche Stand da, wenn er die Leute in der Dummheit erhalten ſoll? Aufklärung der Menſchheit ſoll er bewirken; denn dieſe allein iſt das Heil der Menſchheit. Wer aufgeklärt denkt, denkt gut, und wer gut denkt, der handelt auch gut.

Paſtor. Ich meine nur dieſes. Die vorgefallene einzelne Spuckgeſchichte iſt nun erwieſener Betrug. Das iſt gut. Aber das gemeine Volk, welches, wie allenthalben, alſo auch in ſeinen Schlüſſen und Folgerungen unbändig iſt, wird nun alle Geſpenſtergeſchichten für dergleichen erklären.

Elias. Das iſts eben, was ich gern bewirken helfen möchte.

Paſtor. Sind Sie bei Sinnen, Herr Hofmeiſter?

Elias. O ja; ich wünſche, daß Ew. Ehrwürden es nicht weniger ſeyn mögen. Ich ſehe nicht ein, was dabei verloren geht, wenn unſere Dienſtbothen an keine Spuckereien mehr glauben.

Ich dächte, auf ſolche Weiſe bekämen wir Hausgenoſſen, die mehr Herz im Leibe hätten, weniger Licht verbrennten, Tag und Nacht von uns zu gebrauchen wären und uns die Kinder nicht mit alberner Furcht anfüllten.

Paſtor. So iſts um die Lehre von der Unſterblichkeit der Seele gethan, wenns keine Geſpenſter mehr gibt.

Elias, der ſeither etwas krumm geſtanden hatte, nun aber ſich aufrichtet. Wenn Sie keine beſſere Beweiſe für erwähnte Lehre haben, als dieſe: ſo bedaure ich Ihre Gemeine noch mehr, als ich ſie ſchon bedauret habe. Eher würde ich daraus, wenn jemand im Lombre falſch abſticht, und dadurch des andern Solo verloren werden macht, einen Beweis dafür formiren.

Paſtor. Und, wenn heute die Geſpenſter nicht mehr geglaubt werden: ſo kommt morgen die Reihe des Unglaubens an den Teufel auch.

Elias. Das mage. Was mehr?

Paſtor. Hilf Himmel, womit ſollen wir den großen Haufen von ſchwarzen Laſtern abhalten, wenn wir keinen Teufel mehr haben?

Elias. Mit ſchneeweißen Beiſpielen — die beſonders Fürſten und Prieſter, und alle Honoratioren im Staate ihm geben.

Paſtor. Ja, da wollte ich nicht hinſehen, was werden würde, wenn wir den Pöbel nicht mehr mit dem Teufel ſchrecken könnten.

Elias. Was werden würde? Ich wills Ihnen ſagen. Der Pöbel würde aufhören, Pöbel zu ſeyn. Und überhaupt, was ſorgen Sie? Wenn auch die eine Klaſſe von Teufeln wegfällt, ſo werden doch immer noch Teufel genung übrig bleiben, die jener ihre Dienſte verrichten. Aber freilich wird das ganze bisherige Syſtem ſehr erſchüttert, wenn der eigentliche Teufel aus der Mode kommt. Die Redner verlieren in ihrer Sprache einen kraftvollen, energiſchen Ausdruck mehr, die Spieler eine ganze Race von Flüchen, welche ſie ſonſt bei ihm thaten, die Kommandeure der Soldaten den erſten Profos, und alle Sünder und Unheilſtifter ihren Mann, auf den ſie ſonſt alles ſchoben. Helfen Sie Menſchenliebe, [illegible]nunft und Selbſtliebe mehr in Schwung bringen; halten Sie Ihre Zuhörer davon ab, daß einer des andern Teufel weiter ſey, oder daß ſie gar ihr eigener Teufel ſind; des Beelzebubs können wir Rath haben.

Paſtor. Aber was wollen Sie? Sind Sie ein Chriſt, und ſprechen ſo über das Kapitel vom Teufel?

Elias. Eben darum, weil ich ein Chriſt bin, ſpreche ich ſo darüber. Wäre ich ein Heide oder Jude: ſo ſpräche ich darüber ſo, wie Sie. Eins der großen Verdienſte des Chriſtenthums iſt die Teufelsdecadence

Paſtor. Hat denn nicht Jeſus ſelbſt vom Teufel geredet, ſein Daſeyn behauptet und ſeiner Wirkungen oft Erwähnung gethan? Er trieb ihn oft aus, und zeigte nur, daß er ihn verbannen könnte. Und dabei muß es nun auch bleiben.

Elias. O ich verehre, ſo oft ich auf das Kapitel vom Teufel in den Reden Jeſu komme, auch von dieſer Seite jederzeit an dieſem Unvergeßlichen den größeſten Weiſen aller Zeiten. Er trat unter einem Volke auf, welches vom Teufel die überſpannteſten Ideen hegte. Wie wenig Gehör würde er unter ſelbigem gefunden haben, wenn er die Lehre vom Teufel gleich mit Stumpf und Stiel auszurotten verſucht hätte. Wer an Erleuchtung der Menſchen mit glücklichem Erfolg arbeiten will: der muß nicht gleich Blitze und Flammen über ſie ſchütten, ſondern mit ſanftem, ſchwachen Schimmer anheben, daß die Leute an Nacht gewöhnet, dieſen erſt ertragen lernen und dadurch ſtärkern Lichts nach und nach empfänglich werden. Er muß es der Natur ablernen, *wie Mittag bewerkſtelligt werden ſoll*; die erſt Morgendämmerung, denn Tageslicht, hernach Sonnenaufgang ſchaft. Der erſte Schritt, welchen Jeſus in Anſehung des Teufels in ſeinem Zeitalter thun konnte, war der, daß er die übertriebene Furcht vor ſelbigem den Menſchen benahm. Dieſen Schritt that er auch wirklich. Er entkleidete ihn von ſeiner bisher beſeſſenen Allgewalt, und lehrte ausdrücklich, daß der Menſch nur unter der Gewalt Gottes ſtehe. So hatte er das Licht angezündet, und verließ ſich nun auf die Vernunft des Menſchen, daß ſie es ſelbſt nach und nach in Flamme bringen würde. Er ſtellte nebenbei Lehre an Lehre auf, die, wenn ſie wahrhaftig geglaubt und ausgeübt würden, die Teufelslehre und den Teufelsaberglauben immer mehr und mehr ſinken machen müßten. So ſtürzte er das Teufelsgebäude nicht urplötzlich ein, ſondern trug nur das oberſte Stockwerk erſt ab, und untergrub die übrigen dergeſtalt, daß ſie ſelbſt mit der Zeit zuſammenfallen mußten. Seine Apoſtel gingen ſchon einen Schritt weiter. Der eine von ihnen erklärte den ganzen Urſprung des moraliſchen Böſen ſchon völlig ohne Zuziehung des Teufels. Ein anderer rief geradezu: Jeſus hat die Werke des Teufels zerſtört. Nun, ſind ſie zerſtört: ſo ſind ſie alſo nicht mehr ganz, nicht mehr im Stande; ſo hat das ganze Teufelsweſen ein Ende. Was ſoll dieſer Ausſpruch anders anzeigen, als: die ganze Lehre Jeſu iſt von der Beſchaffenheit, daß jeder, der ſie wahrhaftig glaubt und ausübt, keines Teufels mehr bedarf, keinen Teufel mehr fürchtet, an keinen Teufel mehr glaubt? Die Zeiten ſind nun da, wo wir dieſe Worte in ihrem ganzen Umfange ſo erklären können. Die Vernunft des Menſchen hat ſich mehr ausgebildet, die Natur wird mehr ſtudirt, die Kenntniß des menſchlichen Herzens hat einen hohen Grad von Vollkommenheit erreicht. Wozu alſo weiter der alberne Aberglaube vom Teufel?

Der Wortwechſel über das Teufelskapitel zwi ſchen Magiſter und Exmagiſter dauerte noch lang fort. Elias fing an zu ſatyriſiren. Des Paſtors Stolz fand ſich dadurch äußerſt beleidigt. Er erklärte den Elias für einen Mann, der die gefährlichſten Irrthümer hege, und begab ſich mit der alten gnädigen Frau wieder von ihm weg. „Wie können Sie, ſprach er zu dieſer beim Abſchiednehmen, als eine redlichdenkende Großmutter Ihre unſchuldigen Enkel auch nur auf einen Tag länger in den Händen eines Menſchen laſſen, der ihnen ſolche gottloſe Principen beibringt?“

Der Anfang iſt ein Examen — das Ende ſind Klümpe.

Neunzehntes Kapitel.

Elias kehrte ſich an nichts, ſo kaltſinnig und gleichgültig er auch die Frau von Weldern gegen ihn werden ſah. Den Paſtor erklärte er in ihrer Gegenwart geradezu für einen der elendeſten, unwiſſendſten und unmoraliſchſten Geiſtlichen, welche er je geſehen habe. Noch deſſelben Abends ging er mit ſeinen Eleven im Mondenſchein ſpahiten. Da hatte er denn ſeine Luſt daran, daß er die Kinder auf jede ſonderbare, oder auch ſchreckliche Figur, welche die Schatten der Häuſer, Schornſteine, Bäume, Säulen und anderer Dinge bildeten, aufmerkſam machte, ſie dicht hinan führte, und ſie ſolchergeſtalt überzeugte, daß es weder mehr, noch weniger, als Schatten wären. Die Kinder klammerten ſich anfangs dabei feſt an ihn an, wurden aber nach und nach ſo dreuſt, daß ſie nun ohne ihn allenthalben hinlieſen, wo ſie etwas fürchterliches ſahen, und nahe dabei überlaut lachten.

So geitzig die alte gnädige Frau auch war: ſo gerieth ſie doch darüber in Verwunderung, daß ihr die Kinder, ſo lange Elias ihr Hofmeiſter war, noch keinen Groſchen zu neuen Büchern abgefordert hatten. Sie empfing, als ſie nach der Urſache davon fragte, von den Kindern die Antwort, daß ſie jetzt nur ſelten ein Buch anſähen. Eli[illegible] ward darüber zur Rede von ihr geſtellt und erwiederte: „Ich bin ſelbſt Buchs genung für Ihre Enkel. Noch habe ich genung in meinem eigenen Kopfe für dieſe. Wenn ſie erſt alles gelernt haben, was ich weis: denn mögen ſie Bücher kaufen, ſo viel ſie wollen.“

Frau von Weldern ſchüttelte den Kopf, und erſuchte den Paſtor, die Kinder einmal zu examiniren. Dieſer, ob er gleich, wie der Ausgang zeigen dürfte, beſſer für ſeine Ehre geſorgt haben würde, wenn er den Auftrag von ſich abgelehnt, ließ ſich durch ſeinen Dünkel verleiten, noch ſelbigen Tages die Prüfung anzuſtellen. Die Bücher, welche er zu dieſem Behuf mitbrachte, waren der kleine Katechiſmus, der Himmelsweg und die bibliſchen Hiſtorien. Elias, als er davon hörte, drang darauf, daß er dem Examen beiwohnen möchte. Nun iſt wohl zu merken, daß die Kinder wenigſtens die beiden erſtern dieſer Bücher vor einigen Jahren ſchon ganz auswendig gewußt und auch einen guten Theil der bibliſchen Hiſtorien bereits inne gehabt hatten. Die alte gnädige Frau empfand daher heftige religiöſe Erſchütterungen, als ſie hörte, daß ſie wenig oder nichts mehr davon wußten, und der Paſtor bezeugte, daß ſie bei dem gegenwärtigen Hofmeiſter mehr vergeſſen, als gelernt hätten. Junker Fritz ſollte die zehen Gebote herſagen, und blieb gleich im erſten ſtecken. Fräulein Julchen, als die verfängliche Frage aus dem Himmelswege an ſie geſchah, ob es ihr einmal zu Herzen gehen werde, wenn ſie einen ihrer gottloſen Freunde oder Verwandten in der Hölle erblicken würde, gab darauf zur Antwort, daß ſie ſich darüber nicht werde zufrieden geben können. Und als der Paſtor hierauf in größtem Unmuth die Bücher zuſchlug, und ganz auſſer der Ordnung an den Junker die Frage that: wie kann Waſſer ſolche große Dinge thun? glaubte dieſer, daß von der Waſſerkunſt im Garten die Rede ſey, und fing ſehr umſtändlich zu erzählen an, wie es mit derſelben zugehe.

Paſtor. Nein, ſo etwas iſt mir in meinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen. Da ſtehen mir die Haare zu Berge.

Fr. von W. Aber mein Gott, Herr Hofmeiſter, die Kinder konnten ja das alles ſchon vor einigen Jahren ſo ſchön auswendig. Wie iſt denn das möglich, daß ſie heute ſo ſchlecht beſtehen? Ich habe ſie Ihnen auf Ihre Seele anvertrauet, und denke, wie fleißig Sie mit ihnen ſind; und nun — —

Elias. Ich kann Sie auch verſichern, gnädige Frau, daß es mich recht viel Mühe gekoſtet hat, ehe ich die Kinder ſo weit brachte, daß ſie dies alles wieder vergäſſen. Es ſaß ſchon in ihren kleinen Seelen ſo feſt, wie angeleimt; aber nun wird es mit Gottes Hülfe bald alles wieder heraus ſeyn.

Fr. von W. Was hör' ich? Wie? Alſo haben meine Enkel das alles recht vorſätzlich wieder verlernen müſſen? Alſo entſchuldigen Sie ſich nicht darüber etwa ſo, daß Sie mit ihnen mehr ſpatziren gegangen, als Chriſtenthumsſtunde gehalten, und bitten auch nicht der Vergeßlichkeit derſelben wegen für?

Elias. Das können Sie doch wohl glauben, daß das nur eine überaus geringe Mühe für mich geweſen ſeyn würde, den Kindern wöchentlich einmal alle jene Sächelchen, die ſie einmal auswendig wußten, abzufragen, und ſie ſolchergeſtalt in ihrem Gedächtniß zu erhalten, wenn ich das ſonſt gewollt hätte. Aber nein; ſie ſollten alles ſo haarklein vergeſſen, daß ſie auch keine Silbe mehr davon wüßten; das wollt' ich.

Fr. von W. Ach du gerechter Gott! — Herr Paſtor, was ſagen Sie dazu?

Paſtor. Daß Ihro Gnaden ſchon viel zu lange Nachſicht gehabt haben.

Fr. von W. Fritz, ich glaube, du kannſt das Vaterunſer nicht mehr. Sags geſchwinde einmal her.

Junker Fritz fing es ſehr andächtig an herzuſagen; aber ganz mit andern Worten, und ſo, wie es Elias ihn verſtändlicher beten gelehrt hatte. Er war noch nicht an die dritte Bitte gekommen, als er ſchon unterbrochen ward.

Fr. v. W. Wie? Das wäre das Vaterunſer?

Paſtor. Das iſts nimmermehr geweſen, und wirds auch nimmer werden.

Elias. Ja, Herr Paſtor, das iſts. Aber es iſt ſo, wie es in Deutſchland — von Chriſten — im achtzehnten Jahrhundert gebetet werden muß. So iſts allgemeinverſtändlich; ſo iſts für uns paſſend und zweckmäßig.

Paſtor. Die verfluchte Neuerungsſucht! Nun ſolls gar damit auch über das Gebet des Herrn, über das heilige Vaterunſer hergehen.

Elias. Darüber hätt' es gleich zuerſt hergehen ſollen, weil es, und zwar wider den Willen ſeines erſten Beters, zum alltäglichen Gebet aller Chriſten gemacht worden iſt. Bei ſolchen Gebeten und Religionsübungen, die allgemein und alltäglich ſind, muß eben der Anfang der Erklärung gemacht werden, wenn jemals wahres und kluges Chriſtenthum Platz finden ſoll. Sagen Sie mir nur, was Ihre Bauern bei den Worten denken ſollen, wenn ſie beten, — geheiligt werde dein Name! — dein Reich komme? Verſtehen können ſie ſolche doch warlich nicht; und iſt das auch wohl ein Gebet, wenn man Worte ſpricht, die man nicht verſteht? Sinn genung liegt doch warlich in den Worten; warum ſollen ihn denn die Leute nicht wiſſen? Wer erkläre ihnen denn ſelbigen? — Iſts nicht klüger, daß man ſie lieber gleich mit ſo deutlichen Worten beten läſſet, daß ſie keiner Erklärung darüber weiter bedürfen? Wollen Sie ein gewiſſenhafter Prediger ſeyn: ſo erklären Sie Ihren Bauern in der nächſten Predigt das Vaterunſer. Mir ſtehen jetzt noch mehr, als Ihnen vorhin, die Haare zu Berge, daß Sie dies nicht längſt gethan. Und, wenn Ihnen meine Erklärung davon, welche Fritz —

Fr. von W. haſtig. Junker Fritz muß es heiſſen.

Elias. Ei, Junker hin, Junker her — welche Fritz, wollt' ich ſagen, vorhin herzuſagen anfing, nicht behagt: ſo kommen Sie bei mir in den Verdacht, daß Sie ſelbſt über den wahren Sinn des Vaterunſer noch nicht nachgedacht haben mögen.

Paſtor. Mein Herr, ich habe längſt Ihren Hang zur Satüre bemerkt. Rechnen Sie es auf die Gegenwart der gnädigen Frau, daß ich Ihnen jetzt nicht ſo antworte, wie ſichs gehörte.

Elias. Gott hat mir das Talent verliehen, Leuten die Wahrheit zu ſagen, die ſie ſich ſelbſt nicht ſagen. Ich fühle mich verpflichtet, es auszuüben. Was ihr geiſtliche Herren denken möget, daß ihr nicht mehr für eure Gemeinen thut, als ihr wirklich thut, das iſt mir unbegreiflich. Ihr habt doch ſo ſchöne Gehalte, daß ihr keine Klage führen dürftet, und laſſet bei allem dem die Leute ſo dumm, wie ſie ſind. Und was ihr den ganzen geſchlagenen Tag über und die ganze geſchlagene Woche hindurch vornehmen möget, um euch durch Langeweile und Müßiggang nicht ſelbſt zur Laſt noch mehr, als der Welt, zu fallen, — das möcht' ich wiſſen.

Paſtor. Gnädige Frau, ich bitte — —

Fr. von W. Herr Hofmeiſter, ſeyn Sie nicht ſo grob gegen meinen Herrn Beichtvater, oder — — . Kurz, der junge Herr von Weldern und das gnädige Fräulein von Weldern ſollen von nun an im Chriſtenthum, eben ſo, und nicht anders, wieder unterrichtet werden, wie ſonſt.

Paſtor. Das gereicht Ihro Gnaden zur Ehre, und der gnädige Herr und das gnädige Fräulein werden es Ihnen in der Ewigkeit noch Dank wiſſen. — Nach dieſem Büchelchen ſind ſo viele Chriſten unterrichtet worden, und haben den Weg zum Himmel gefunden — — .

Elias, lächelnd. Den kann man ohne Buch finden.

Paſtor. Und beſonders iſt der kleine Katechiſmus ausnehmend ſchön, und es iſt ſchrecklich, daß die gnädige Jugend ihn ganz und gar verſchwitzt hat.

Elias, ernſthaft. Er mag zu ſeiner Zeit ein recht gutes und brauchbares Buch geweſen ſeyn.

Wenn man ſonſt weiter nichts hat, als ihn, ſo muß man freilich froh ſeyn, daß man ihn noch habe. Und dies war der Fall, als er geſchrieben ward. Ich kann Kindern das Chriſtenthum aber ohne ihn beibringen; und zwar beſſer.

Paſtor, der auf den Tiſch ſchlägt. Nur nicht beſſer — das bitt' ich mir ſehr aus. Einen beſſern Religionsunterricht für Kinder, als in ihm zu finden iſt, muß es auf Gottes Erdboden nicht geben.

Elias. So? Sagen Sie mir doch, wozu Kinder von den drei letzten Hauptſtücken ſchon etwas zu wiſſen nöthig haben? Und wie viel ſteht darinn, das in der Bibel wirklich nicht ſteht? Wie viel falſche Citaten von bibliſchen Sprüchen ſind darinn? Und was iſt das für ein Einfall, die herrliche, vollſtändige Moral Jeſu in den mangelhaften Dekalog der Juden hineinzupreſſen?

Paſtor. Ei, in den zehn Geboten iſt alles enthalten, was der Chriſt zu thun hat.

Elias. Das iſt nicht wahr, Herr Paſtor. Wo iſt des wichtigen Verhältniſſes zwiſchen Obrigkeit und Unterthanen gedacht? Natürlicher Weiſe konnte Moſes deſſen nicht gedenken, weil es unter ſeinem Volke nicht exiſtirte. Aber eben darum paßt auch ſein Dekalog nicht für Chriſten in unſern Tagen. Wo iſt der Treue des Geſindes gegen die Herrſchaft, und der Menſchlichkeit der Herrſchaft gegen das Geſinde, — wo der Vaterlandsliebe, — wo der Feindesliebe, — wo der Barmherzigkeit gegen Unglückliche, Fehlende, Verführte, — wo auch nur mit einer Silbe aller Pflichten gegen uns ſelbſt gedacht?

Paſtor. Das liegt ja alles theils im vierten, theils im fünften Gebote. Leſen Sie doch Luthers was iſt das, nur recht.

Ellas. Hum! das iſt ſchön, wenn man denn hineinpreßt, was nimmermehr darinn liegt, und ſo alles zuſammenpfropft. Auf ſolche Art brauchten wir nur das einzige Gebot — du ſollſt nicht tödten. Dahinein lieſſe ſich denn auch alles noch pfropfen, was in die übrigen Gebote gepfropft worden iſt. Und wenn denn Moſes das eine nur gegeben hätte: ſo fänden Sie auch gewiß die übrigen neun gleichfalls noch darinn. Laſſen Sie uns doch den beſſern, vollſtändigern und menſchlichern Unterricht ſchätzen lernen, den uns

Jeſus, der Lehrer der Chriſten, gab, und die lieben zehn Gebote den Juden laſſen, die ſie ſo lange erb- und eigenthümlich beſeſſen haben. Damit Sie doch aber wiſſen, daß dieſe Kinder im Chriſtenthum ohne Ihren kleinen Kathechiſmus doch recht wacker und gut von mir unterrichtet worden ſind: ſo hören Sie nun zu.

Hierauf fing Elias an, die Kinder über das Weſentliche des Chriſtenthums ſelbſt zu prüfen und fuhr damit eine ganze Stunde fort. Die Kinder antworteten freimüthig, deutlich, treffend und mit eigenen Worten; ſo, daß jedermann hörte, daß ſie das, was ſie ſprachen, wohl verſtanden. Der Paſtor ward bald blaß, bald roth, und die alte gnädige Frau hatte das Anſehen, als wenn ſie über und über Ohren bekäme.

Fr. von W. Das hätte ich doch nicht gedacht, daß ſie ſo gut antworten könnten.

Paſtor. Ja, das iſt alles recht gut; aber — das iſt nicht Chriſtenthum. Ich höre nichts von den eigentlichen Lehren des Heils. Gnädige Frau, Sie haben an Ihren Enkeln weiter nichts, als ein Paar junge Heiden.

Elias. Nennen Sie ſie, wie Sie wollen. Genung, ich bilde aus ihnen ein Paar gute Menſchen. Es macht Ihnen wenig Ehre, daß Sie die gnädige Frau durch ſo einen Ihrer Meinung nach hartklingenden Namen zum Zorne gegen mich reizen wollen.

Fr. von W. Was? Ein Paar kleine Heiden wären ſie? Iſt das wahr, Herr Paſtor, ich frage Sie auf Ihr Gewiſſen, iſt das wahr?

Paſtor. Nichts weiter.

Elias. Und Sie, Herr Paſtor, ſoll ich Ihnen ſagen, was Sie ſind? Sie ſind ſieben Achtel Jude und ein Achtel Chriſt.

Paſtor. Meine gnädige Frau, ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Elias. O warten Sie doch noch einige Augenblicke.

Der Exmagiſter examinirte hierauf ſeine Zöglinge noch über einige Gegenſtände aus der Naturlehre; wobei ſie gleich herrlich beſtanden. Der Paſtor machte dabei eine Naſe, als er beim Taufformular zu machen pflegte, wenn er fragte — entſageſt du dem Teufel, und allen ſeinen Werken, und allem ſeinen Weſen? Elias merkte dieſes und demüthigte auf der Stelle den heiligen Bauerſtolz desſelben. Er reizte ſeine Eleven an, daß ſie ſelbigem allerlei Fragen aus der Naturlehre vorlegen mußten. Der Paſtor verrieth ſeine Unwiſſenheit durch jede Antwort mehr, und die Kinder korrigirten ihn. Elias ſchlug ein lautes Gelächter auf, ſprach — ihr verſtehet nicht einmal, wenn man von irrdiſchen Dingen mit euch redet, und wollet doch von himmliſchen mitſchwatzen, drehete ſich dreimal auf dem Abſatz herum und ging mit den Kindern ſpatziren. . . .

Von dem Tage an grüßte er den Paſtor nicht mehr, und bekam mit der gnädigen Frau immer mehr Händel. Der Paſtor beſchwerte ſich über ſeine Grobheit bei derſelben, und Elias ward darüber von ihr zur Rede geſtellt.

Fr. von W. Ich befehle Ihnen hiermit, daß Sie den Herrn Paſtor, wie ſichs gehört, grüſſen.

Elias. So grüſſe ich ihn ja eben.

Fr. von W. Nein, Sie grüſſen ihn ja gar nicht, wie er klagt.

Elias. I nun, ſo gehört ſichs eben für ihn.

Fr. von W. Er iſt ein Geiſtlicher; und gegen dieſe muß man Achtung haben.

Elias. Ich habe für jeden Menſchen Achtung, ſobald er ſie verdient, und wenn er ein Holzhacker iſt. Sobald jemand aber keine Achtung verdient, ſo habe ich auch keine gegen ihn, und wenn er der Erzbiſchof iſt.

Fr. von W. Er iſt aber mein Beichtvater.

Elias. Das mag er dreimal ſeyn. Er iſt deſſen ungeachtet ein unwiſſender, unnützer, unmoraliſcher, ſchlechter Kerl.

Fr. von W. Herr Hofmeiſter, wir müſſen nach der Liebe urtheilen. Schämen Sie ſich.

Elias. Die Liebe zur Wahrheit iſt mir theurer, als die Liebe zu einem ſchlechten Menſchen. Kurz, er iſt ein falſcher Spieler, und betrügt ſeine eigenen Beichtkinder, die Bauern, im Solo.

Fr. von W. Aber mein Gott, wenn Sie im Herzen keine Achtung für ihn hegen: ſo bezeigen Sie ihm doch nur die äußerliche Achtung. Was iſt denn ein Gruß? Das iſt ja eine ſehr gleichgültige Sache. Wir grüſſen ja wohl eher ganz ſteinfremde Menſchen.

Elias. Das thue ich auch nicht. Und, wenn ichs thäte: ſo hieſſe das weiter nichts, als, — weil ich dich noch nicht kenne: ſo will ich nicht über dich urtheilen; es kann ſeyn, daß du meine Achtung verdienſt. — Aber einen Mann, den ich als einen erzſchlechten Menſchen kenne, grüſſe ich nicht. Was ſoll denn das Grüßen, wenn es nichts mehr bedeutet? Ich kann mich ohnmöglich zu einer Handlung hergeben, die nichts bedeutet. Gruß iſt in meinen Augen äußerlicher Beweis meiner innerlichen Achtung, und ſo bin ich weder Heuchler genung, einem Menſchen, den ich einmal nicht achte, glaubend zu machen, daß ich ihn achte, noch gebe ich mich dazu her, einen ſchlechten Mann durch meine äußerliche Ehrerbietung in ſeinem Schlechtſeyn zu ſtärken. Bei mir muß jeder meiner Bekannten am Gruſſe gleich ſehen, wie hoch ich ihn ſchätze und was ich von ihm denke. Das iſt ja weit ehrlicher gehandelt. So kann er ſich darnach richten, und weis, wen er an mir hat. Und, was nun den Herrn Paſtor beſonders betrift: ſo werde ich ihn am wenigſten grüſſen. Er verlangt nur äußerliche Achtung. Das iſt die einzige Seite, auf der man ihm einige Empfindung abzwingt, wenn zwar ihm dieſe verſagt. Denken mag ich von ihm, was ich will, das gilt ihm gleich; wenn ich ihn nur grüſſe. Und eben darum, weil es ſo iſt, bekömmt er in ſeinem Leben keinen Gruß wieder von mir. Iſt er noch zu beſſern, ſo iſt dies das einzige Mittel dazu, daß kein Menſch ihn mehr grüſſen ſollte.

Elias ließ ſich von ſeiner Meinung und von ſeinem Vorſatz um keinen Strohhalm breit ſeitwärts ſchieben; die gnädige Frau mochte an ihm wackeln, ſo viel ſie wollte. Der Paſtor fuhr vergeblich [illegible] zu beſchwören und ging [illegible] ihn nur von weitem kommen ſah. Dafür gab [illegible]ſer aber auch alle erſinnliche Mühe, ihn bei der gnädigen Frau von Tage zu Tage mehr anzuſchwärzen, und nannte ihn oft den Seel- und Leibsverderber ihrer Enkel. Bei jeder Gelegenheit pflegte er zu ſagen: nun, nun, Sie werden es ſehen und beweinen, wie die leichte, freie und offene Tracht die Kinder noch um Geſundheit und Leben bringt. Ward die gnädige Großmama alsdenn dadurch wirklich ſo ſtark gereizt, daß ſie darüber einen neuen Wortwechſel mit dem Hofmeiſter anhub: ſo pflegte dieſer ſogleich den Huth unter den Arm zu nehmen, als wenn er ſich zur Abreiſe fertig machte, und ohne ein Wort zu antworten, den ſchriftlichen Kontrakt hoch hinzuhalten. Denn ſtand ſie wohl vor ihm, und trampelte mit beiden Füſſen, und wünſchte den Kontrakt in die unterſte Hölle hinab.

Es ereignete ſich, daß Elias eines Tags eine kleine Reiſe machte. Die gnädige Frau benutzte dieſe Gelegenheit, um den Kindern eine rechte Güte einmal zu thun, und kochte ihnen ihr Leibeſſen, welches aus Speck und Klump beſtand; wogegen er jederzeit feierlich proteſtirt hatte. Junker Fritz und Fräulein Julchen lieſſen es ſich wacker ſchmecken, und Frau von Weldern propfte ihnen einen Klump immer über den andern hinein, und ſprach dazu: immer eſſet, ihr armen Kinder, eſſet: ihr dürfet euch ſo ſonſt nicht recht ſatt eſſen. Eine Stunde nach Tiſche wurden beide äuſſerſt krank. Fräulein Julchen bekam wirkliche Konvulſionen, und Junker Fritz fantaſirte heftig. Frau von Weldern ſchickte erſt nach ihrem Beichtvater, und ſodenn nach einem Arzte. Erſterer erklärte ſogleich den ganzen Vorgang für eine natürliche Folge der veränderten Kleidung der Kinder. Letzterer gab ihnen ein Vomitif, wodurch ſie bald wieder hergeſtellt wurden. Der Paſtor bediente ſich dieſer Gelegenheit, durch unaufhörliches Zureden an die gnädige Frau dem Exmagiſter den allerempfindlichſten Streich zu ſpielen; und als Elias nach Hauſe kam, fand er ſeine Eleven eben ſo wieder friſirt, gekleidet, eingepackt und eingebündelt, wie er ſie bei ſeinem erſten Eintritt gefunden hatte. Die Kinder weinten überlaut, als ſie ſich ihm in dieſer Figur darſtellten.

Elias, erſchrocken. Was iſt hier geworden? Wer hat euch wieder ſo vermummt?

Hr. v. W. mit einem ſpaniſchen Air. Das bin ich geweſen. Und ſo ſoll es nun bleiben. Die Kinder ſind mir heute beinahe geſtorben. Und das kommt von der neumodiſchen Kleidung her.

Elias. Was habt ihr heute gegeſſen?

Fritz, ſchluchzend. Speck und Klump.

Elias. Wie viel Klümpe haſt du wohl gegeſſen?

Fritz. Acht bis zehen.

Elias. Und du, Julchen?

Julchen. Auch ſo viel.

Elias. Habt ihr ſie noch bei euch?

Fritz. Nein.

Elias. Nun, fehlt euch nun noch etwas?

Julchen. Nein.

Elias las hierauf der alten gnädigen Frau weidlich den Text, ſchob den ganzen Vorfall auf die Klumpe, und verlangte, daß die Kinder ſogleich wieder umgekleidet würden. Frau von Weldern erklärte, daß dies nun und nimmermehr geſchehen ſollte. Elias fragte, ob es bei dieſer Reſolution wirklich verbleiben würde. Die Antwort war, ja. Er wies ſeinen Kontrakt auf. Die gnädige Frau ſchriee, der gilt von nun an nicht mehr. So gehe ich meine Wege, verſetzte Elias. Viel Glück auf den Weg, erwiederte die gnädige Frau. Elias umarmte die Kinder und nahm von ihnen Abſchied. Die Kinder fingen ſehr an zu weinen, und fleheten ihn, daß er doch bei ihnen bleiben möchte. Er wand ſich mit naſſen Augen aus ihren Armen, und ſetzte hinzu: es ſchmerzt mich, daß ich von euch, gute Kinder, gehen ſoll; aber ich bin euch weiter nichts nütze. Hierauf folgte noch eine ſehr männliche und laute

Unterredung zwiſchen ihm und der alten gnädigen Frau, worinn er ihr ihre Thorheiten und ihre Spielſucht ſtark unter die Naſe rieb, und einen Schwur that, ſich nie mit alten Weibern wieder einzulaſſen. Eine halbe Stunde darauf war er ſchon als abermaliger Wanderer auf freiem Felde.

Alte Liebe roſtet nicht.

Zwanzigſtes Kapitel.

Natürlicher Weiſe beſchäftigte ſich jetzt die Seele des Exmagiſters und Exhofmeiſters mit ihren ſonderbaren Schickſalen auf dieſer ſublunariſchen Welt. Und ſo geſchah es denn auch, daß das Bild der herrlichen Henriette ſich bis zur Vollkommenheit des Lebens in ihr ausmahlte. Unauslöſchlich für Ewigkeiten, trug Elias daſſelbe zwar allenthalben mit ſich umher, und es war ein Theil ſeiner Morgen- und Abendandachten, ſolches vor ſeinen Augen aufzuſtellen, und an jedem Tage zuerſt und zuletzt an dieſe ihm theuerſte und werthеſte unter allen Menſchentöchtern, die er kennen gelernt hatte, zu denken. Auch war ſie allenthalben, wo er weibliche Seelen antraf, der Maßſtab, nach welchem er dieſer ihren Werth zu beſtimmen pflegte. Jedoch mit ſolcher Lebhaftigkeit, wie jetzt, hatte er ſich ſelbige lange nicht vorgeſtellt. Es war ihm, als träte ſie ihm in den Weg, und hielte ihn auf, und ſchlänge ihre Arme um ihn her. Er ſtand ſtill, ſtaunte, fühlte um ſich her und ſprach zu ſich ſelbſt: „Was iſt das? Iſt das bloſſe Wirkung meiner Seele, oder iſts geheime, verborgene Wirkung einer Seele auf die andere? Haben die menſchlichen Geiſter etwa eine Kraft, ſich in wichtigen Vorfällen des Lebens einander ſo zu vergegenwärtigen? Schwebſt du, holde, theure, für dieſe Welt zu ſchöne Henriette etwa in dieſen Augenblicken in ſo einem Vorfalle? Wehen mich unausſprechliche, unerklärbare Ahndungen deiner an?“

Als Elias ſo eine Zeitlang mit ſich ſelbſt geſprochen, ſah er in einiger Entfernung einen Hirten, der mitten unter ſeiner Heerde auf einem Steine ſaß, und die Hände zum Himmel gefaltet hielt. Ha, dachte er, das iſt auch wohl ein Leidender; doch, wie könnte ein Hirt Leiden haben, der immer ruhet und raſtet im Schoſſe der Natur und vor Verfolgungen der Menſchen ſicher iſt? Er beugte ſeitwärts auſſer der Straſſe nach ihm hin. Der Hirt ward ſeiner nicht gewahr.

Elias. Guter Hirt, übeſt Du Dich in frommen Geſinnungen durch Gebet: ſo will ich Dich nicht ſtören; oder biſt Du ein Leidender: ſo klag mir Deinen Gram.

Jetzt ließ der Hirt ſeine Hände ſinken, und ſah den Elias an. Elias ſtaunte freudenvoll bei ſeinem Anblick. Er hatte einen Mann von herrlichen Geſichtszügen vor ſich, die den ſanfteſten und gutherzigſten Karakter ausdrückten. Und wenn er in ſo ein menſchliches Geſicht zu blicken pflegte: ſo empfand er Wonnen, die alle übrigen hinter ſich zurück lieſſen.

Hirt. Beides. Ich leide und bete.

Elias. Du, ein Leidender? Schau um Dich her. Wie ſchön iſt die Welt hier!

Hirt. Nicht mehr für mich.

Bei dieſen Worten zog der Hirt aus ſeiner Taſche eine Menge von Papieren, die alle zu Profilen eines menſchlichen Geſichts ausgeſchnitten [illegible], und unter einander viel Aehnlichkeit hatten, und gab ſie dem Elias.

Eilas. Ach, biſt Du ein Liebender? Reich mir die Hand! Ich bin es auch. Liebſt Du wohl unglücklich, wie ich?

Hirt, dem die Thränen über die Wangen rollen. Sie iſt todt, die ich liebte. Gott hat ſie ins beſſere Leben hingenommen. Und ſo bete ich ihr hier oft nach. Sie verſprach mir ſterbend, mit ihrem Geiſte um mich zu ſeyn, ſo lange ich lebte, wenn ſie könnte. Und, wenn ich ihr denn hier ſo nachgebetet habe: ſo iſt mir oft, als ſähe ich ſie. Da ſchneide ich denn ihr Geſicht aus Papier, ſo gut ich kann, und gelingt mir ein Schnitt beſonders: ſo küſſe ich ihn tauſendmal.

Elias gerieth in unausſprechliche Gemüthsbewegungen darüber, in einem Hirten einen mehr als bloß natürlichguten Mann zu finden, einen Mann von wirklich ausgebildetem Herzen, der einerlei Schickſal mit ihm und einerlei Empfindungen darüber hatte. Die größte Vertraulichkeit herrſchte bald unter beiden. Lange Erzählungen der Geſchichte ihrer Leiden folgten von beiden Seiten, und Elias konnte nicht theilnehmender an der Erzählung des Hirten ſeyn, als dieſer an der ſeinigen.

Elias. Du ſollſt mir unvergeßlich ſeyn, Biedermann, und ich ſegne mein Schickſal dafür, daß es mich zu Dir hieher geführt hat. Aber laß uns guten Muth faſſen! Für Seelen, die ſich unausſprechlich liebten, muß es irgendwo eine Welt geben, die ſie verbindet.

Hirt. Ach, das iſt auch der einzige Gedanke, der noch Troſt für mich hat. Und könnteſt Du, guter Unbekannter, mir recht viel darüber ſagen, wie wahr ich daran denke: ſo wollte ich Dir aus meiner Heerde das Thier geben, das mir am liebſten iſt.

Elias. Deine Heerde behalt, wie ſie iſt. — Laß uns oft ſo denken: Seelen, die ſich unausſprechlich lieben, ſind *für einander geſchaffen*. Dabei, daß ſie für einander geſchaffen wurden, konnte ihr Schöpfer keinen andern Zweck haben, als *daß ſie auch einſt vereinigt würden*. Wozu ſonſt ihre ſo vollkommene Uebereinſtimmung? Glaubſt Du aber auch wohl, daß der, welcher allenthalben ſeinen Endzweck erreicht, hierbei einzig und allein ſeines Zwecks verfehlen, oder ihn gar fahren laſſen und aufgeben werde? Noch mehr. Solche für einander geſchaffene Seelen ſind wahrer und vollkommener Glückſeligkeit nur dadurch fähig, daß ſie vereinigt werden. O glaubſt Du an Deine Glückſeligkeit, glaubeſt Du, daß Gott ſie Dir gewähren wolle: ſo glaube auch an Vereinigung mit der, die Du über alle Menſchen liebteſt. Haben wir vollends mit einer ſolchen Seele ſchon Bande zu knüpfen angefangen; ſind wir dadurch nur noch ſehnſuchtsvoller nach Vereinigung mit ihr geworden, ſo, daß ohne ſolche gar keine Glückſeligkeit mehr für uns Statt findet, o wer wäre Gott, wenn es keine Welt für ſolche Vereinigung gäbe? Denke dieſe Gedanken wohl durch, und halte ſie Dir immer gegenwärtig; ſie öfnen in Augenblicken des frommen Andenkens an unſere von uns getrennten Lieben uns ſchon die Gefilde der Seligkeit, auf welchen wir ſie wiederfinden werden.

Der unverdorbene Hirt fühlte die Kraft dieſer Vorſtellungen und umarmte den Elias dafür. „Sieh, ſprach er, ich habe manchmal geleſen, daß ſonſt Engel zu Hirten wohl kamen und ſie tröſteten; aber wenn ſo ein Mann, wie Du, zu unſer einem kommt: ſo iſts, als käme jener ſiner noch."

Es fuhr jetzt ein Phaeton ſchnell vorüber, in welchem eine ganze Familie zu ſitzen ſchien. Die Entfernung, in der Elias davon war, war gerade von der Art, daß er, wenn einer ſeiner Bekannten darunter geweſen wäre, ihn zu erkennen geglaubt haben würde, ohne jedoch gewiß darüber zu ſeyn, ob er recht geſehen habe. Ihm, der jetzt viel und lebhaft an Henrietten gedacht, ward zu Muthe, als ſey das im Wagen ſitzende Frauenzimmer Henriette geweſen.

Elias zum Hirten. Du, höre, wer waren die?

Hirt. Es war der reiche Edelmann aus dem Dorfe da mit ſeinen Kindern.

Elias. Wer war das groſſe Frauenzimmer unter ihnen?

Hirt. Es iſt die Jungfer, welche die Kinder erzieht. Die Mutter von dieſen ſtarb vor einigen Jahren.

Elias. Kennſt Du die Jungfer?

Hirt. Weiter nicht, als daß ich ſie einmal tanzen geſehen. Unſer einer kommt nicht viel auf andere Dörfer. Sie konnte recht ſchön tanzen. Dort drüben nach dem Bruche zu ſehe ich ſie oft gehen. Sie kleidet ſich ganz anders, als ſonſt die vornehmen Jungfern, und mit den Haaren geht ſie leibhaftig, wie ich.

Elias hatte an dieſem Bericht des Hirten genung. Das Herz pochte ihm heftig. Er zweifelte nicht mehr daran, daß dieſes Frauenzimmer Henriette ſey, und ſtand eilends auf, um ihr nachzugehen.

„Leb wohl, Hirt. Ich bin zu einer glücklichen Stunde hieher gekommen. Das war die herrliche, die ich verlor. Ich will ihr nach.“

Hirt. O wohl Dir, fremder Mann; ſo biſt Du glücklicher, als ich. Ich werde meine Liſe nie wieder vorbeifahren ſehen.

Elias floh nach dem Dorfe hin, welches die Fahrenden längſt erreicht hatten. Eine lange Kaſtanienallee führte vom Eingang ins Dorf nach dem Schloſſe zu. In der Mitte derſelben blieb er ſtehen, und lehnte ſich an einen Baum. Eine weibliche Figur zeigte ſich bald am Fenſter. Elias ging weiter vorwärts, und erkannte ſchon an ihr das natürliche Haar, wie es der Hirt beſchrieben hatte. Sie iſts — ſprach er zu ſich ſelbſt — ſie iſts; aber noch erblickt ſie mich nicht. Er avancirte vollends bis an den letzten Kaſtanienbaum, wo er mit in einander geſchlagenen Armen ſtehen blieb und ſie unaufhörlich anſah. Jetzt erblickte ihn das Frauenzimmer und hub voll Verwunderung ihre Hände in die Höhe. Elias in denſelben Augenblicken hub ſeine Hände eben ſo hoch, erkannte ſie völlig, und ward von ihr gewinkt. Die Liebe lehrte ihn ſpringend das Schloß erreichen.

Elias, als er in das Zimmer des Frauenzimmers tritt. Geſunden! Geſunden! — Ja, ſie iſts — ſie iſts. Gottlob! Gottlob!

Henriette, beſtürzt. Ach ja, wir ſind es beide.

Elias, der ſie umarmen will. O meine theure, meine ewig geliebte Henriette!

Henriette. Nein, nicht mehr die Ihrige.

Elias, bebend. Nicht mehr? Nicht mehr? Ach Gott, was hör ich? Nicht mehr die Meinige?

Henriette, in einer unnennbaren Gemüthslage. Ich bin ſeit vier Wochen ſchon Frau.

Elias, indem er auf einen Lehnſtuhl ſinkt. Frau? Frau? O ich vom Schickſal Weggeworfener! O ich Elendeſter unter allen Elenden auf Erden! (indem er wieder aufſpringt) Wer iſt der Glückliche, der ſeine Seligkeit auf meinem Grabe bauen wird?

Henriette. Ach, es iſt auch einer der edelſten Sterblichen; der Beſitzer dieſes Guths iſt es.

Elias, die Hände ringend. So iſts um mich geſchehen! O Gott, alle Schläge des Schickſals, die ich ſchon erduldete, was ſind ſie gegen dieſen! Keinen Vorwurf, Theuerſte; aber nur die Frage, wie war es möglich, daß Sie mich vergeſſen konnten?

Henriette, äuſſerſt traurig. Ich Sie vergeſſen? Ach, ewig vergeſſe ich Sie nicht. Aber Sie — Sie. . . . Ach, wie oft ſchrieb ich Ihnen, und Sie antworteten mir nicht.

Elias, der ſich vor die Bruſt ſchlägt. Bei meiner Todesſtunde, ich ſah nie eine Zeile von Ihnen, und konnte nie erfahren, wo Sie geblieben wären.

Henriette. So hat meine Stiefmutter Gelegenheit gehabt, meine Briefe aufzufangen.

Elias. So muß es ſeyn. Und ſo hat ſie doch ihre Drohung erfüllt.

Henriette. Hernach erfuhr ich, daß Sie Ihr Amt niedergelegt, und daß niemand wiſſe, wohin Sie ſich gewendet hätten. Was ſollte ich Verlaſſene thun? Ich ward von der Verwandtin, zu der ich gebracht worden war, äuſſerſt ſchlecht behandelt, und begab mich unter Leute und diente. Da kam ich in dieſes gute Haus, und mein jetziger Mann bot mir ſeine Hand an. Ich armes, von der Welt und meiner eigenen Familie verlaſſenes Mädgen erſtaunte über das Glück, deſſen mich Gott dadurch würdigen wollte. Ich ſah keine Möglichkeit, Sie jemals wieder zu ſehen, und rang mit mir ſelbſt. Mein Mann zeigte immer unausſprechlichere Liebe für mich, und gewann mein Herz durch ſeinen herrlichen Karakter. Ich ward die Seinige. Seine Liebe für mich hat ihm groſſe Opfer gekoſtet; denn ſeine ganze Familie zerfiel mit ihm darüber. Aber er zog mich einer ganzen Welt vor. Nun ſind unſere Bande unauflöslich geknüpft, und ſein Leben ſcheint bloß Daſeyn für mich zu ſeyn; ſo über alles liebt er mich. Ach, Beſter, ſo iſt es nun, ja, ſo iſt es nun. Könnten Sie in meinem Herzen leſen! Ich bin in dieſem Augenblick nun eine Glückliche und Unglückliche zugleich.

Elias, der ſich ermannt. Nein, herrliche weibliche Seele, Sie ſollen nur glücklich ſeyn. Der Unglückliche unter uns beiden will ich ſeyn. Ich, ich will gehen und durchwandern Land auf Land, und Welt auf Welt, bis für mich Unruhigen und Raſtloſen das Grab irgendwo eine bleibende Stäte haben wird. Ich will nicht ſtören den Frieden, der in einem der ſchuldloſeſten weiblichen Herzen wohnet; und wollte Gott, ich hätte ihn in dieſen Augenblicken nicht geſtört! Nicht ſtören will ich die Ruhe eines Rechtſchaffenen, der durch dies Herz glücklich geworden iſt. Gott, warum mußte mich mein Schickſal hieher führen? War es, um mich ganz zu zerſchlagen und zu zermalmen? Hätte ich ſie nicht geſehen: ſo täuſchte ich mich doch noch mit der Hofnung, ſie irgendwo wieder zu finden, für mich wieder zu finden. Aber nun ſah ich ſie, und fand ſie wieder, um mich ewig mit dem Gedanken zu quälen, daß ſie für mich verloren ſey. — — Unglücklicher, ermanne dich! Ja, ich will es thun, ich will mich ermannen. Es iſt geſchehen, es iſt geſchehen und iſt unabänderlich. So glücklich hätte ich ſie doch nicht machen können, wie ſie nun iſt. Wie? ſo glücklich nicht? Ich ſie ſo glücklich nicht? Darum nicht, weil ich kein Ritterguth habe? O Elender, wirf dich nicht ganz weg. Haſt du auch kein Ritterguth, das du dagegen zu ſetzen vermagſt: ſo haſt du doch ein Herz im Buſen, womit du es mit allen Männern der Welt aufnehmen kannſt. Doch es ſey! es ſey! Und wenn ichs auch hörte, daß ſie ſchon eines Andern ſey, und ich wußte, wo ſie lebte: ſo wäre ich doch dahin geeilt, um ſie noch einmal zu ſehen, noch einmal zu umarmen, und denn — und denn — — Henriette — reine, theure Henriette — — die letzte Umarmung! Und denn leben Sie glücklich!

Henriette, die ihn umarmt und kraftlos an ihn ſinkt. O bleiben Sie — bleiben Sie noch.

Elias ſetzte ſie aufs Sofa, und in dem Augenblick trat Henriettens Gemahl ins Zimmer.

Elias. Sind Sie, mein Herr, der glückliche Beſitzer dieſes Kleinods, dieſer Würde des ganzen weiblichen Geſchlechts: ſo ſegnet Sie der Fremde, den Sie jetzt ſehen, mit dem zerrüttetſten Herzen.

Herr von Thaldorf. Das bin ich allerdings. Aber was iſt meiner Henriette geſchehen? Liebe, Zärtliche, was iſt Dir geſchehen?

Henriette, die ſich jetzt wieder erholt. Beſter, was ich nie geglaubt hätte. Du kannſt es errathen. Erinnere Dich meiner Entdeckung gegen Dich am erſten Tage, da Du mir ſagteſt, daß Du mich liebteſt, und nun ſieh mich und dieſen edlen, leidenden Mann an; ſo weiſt Du alles.

Thaldorf zum Elias. Ha! ſo ſind Sie gewiß der Rechtſchaffne, der vor mir dieſen Engel liebte?

Elias, mit verſtellter Heiterkeit. Ich wars — ich bins — ich wars.

Thaldorf. Unglücklicher Auftritt für mich!

Eine tiefe Stille erfolgte auf allen Seiten. Aber die Stille war täuſchend. In aller Herzen wütete heftiger Sturm.

Elias, der Thaldorfen die Hand reicht. Nein, ich will der nicht ſeyn, der Glückſeligen Genuß ihrer Freuden ſtört. Vergeſſen Sie es, daß ich hier geweſen bin und bleiben Sie ewig der

Rechtſchaffene gegen dieſe herrliche Seele, der Sie jetzt ſind. Gott wollte, daß Sie glücklich würden; ich gönne es Ihnen. Adieu, ſeliger Mann! Adieu, herrlichſte der Frauen!

Thaldorf hielt den Elias zurück und nahm ihm Hut und Stock. Sein Herz war innigſt gerührt über die traurige Lage des Exmagiſters, deſſen Geſicht und Anſtand ihn auf der Stelle für ſelbigen einnahm.

Thaldorf. So laſſe ich Sie nicht von uns. Ich muß Sie näher kennen lernen. Bleiben Sie auf einige Zeit bei uns. Und ſind Sie im Stande, Ihre Liebe zu Henrietten blos in Freundſchaft für ſie zu verwandeln, und mich an dieſer Freundſchaft Theil nehmen zu laſſen: ſo bleiben Sie auf immer in dieſem Hauſe, und genieſſen mit uns den Ueberfluß, den Gott über ſelbiges ausgeſchüttet hat.

Elias ſtand und kämpfte mit ſich ſelbſt. Er wollte gehen und bleiben. Es war, als ſähe er ſich nach einem Freunde um, der ihm guten Rath gäbe, was er thun ſollte. Sein Herz war entſchlußlos. Die edle Art, mit der ihn Thaldorf einlud, machte die tiefſten Eindrücke auf ihn, und doch überſah er auf der andern Seite es mit einem Blick, daß ſein Aufenthalt in dieſem Hauſe von traurigen Folgen ſeyn könnte. Er blickte Henrietten an, was ihr Herz dazu ſage. Henriette gab der Sache den Ausſchlag und beſtimmte ihn. „O bleiben Sie bei uns“ ſprach ſie im ſanfteſten Tone. Elias blieb.

Er hätte nicht bleiben ſollen, ſpricht vielleicht mancher Leſer. Der Autor dieſes Büchleins ſpricht eben ſo. Elias ſelbſt ſprach auch ſo zu ſich. Aber was hilft es, daß Leſer, Autor und Elias ſo ſprechen; genung, Henriette ſprach — bleiben Sie. Der Exmagiſter war zwar in andern Fällen Philoſoph, und könnte es vielleicht über dieſen mit der Zeit auch noch werden; aber es gibt gewiſſe Stunden des Lebens, in welchen alle Philoſophie der gewöhnlichen, alltäglichen Menſchlichkeit Platz macht, und dergleichen Stunden ſollen, wie man ſagt, zuverläßig eintreten, wenn verlorne Henrietten wieder gefunden werden.

Thaldorf bemühete ſich, ſeinen Gaſt recht auf dem Fuſſe zu bewirthen, wie er ihn aufgenommen hatte. Wahre Freundſchaft band ihn bald an denſelben. Mehrentheils ſaſſen ſie alle drei bei einander und ſchwatzten über die ſchuldloſen Freuden des Lebens. In hoher Werthſchätzung der Natur ſimpathiſirten ſie. Des Spatzirengehens an ſchönen Morgen und Abenden war kein Ende, und Elias dachte ſich, wenn ihm Henriette den Arm bot, denn wohl in den Bruch zurück, wo er ſie zum erſtenmale geſehen hatte. Er hielt oft Stegreifsvorleſungen über die Schönheiten der Natur, und hielt ſie nie feierlicher, als an Henriettens Arm. Thaldorf war ein Mann von dem edelſten Herzen, obgleich der Geiſt des Elias nicht auf ihm ruhete. Man hielt ihn für einen der reichſten Guthsbeſitzer in daſiger Gegend weit und breit. Auf ſeinem Guthe war alles bei einander, was das Landleben reizend machen kann. Er wußte dies und war nicht ſtolz darauf. Die einzige Anwendung, welche er davon machte, war die, Glückliche dadurch um ſich her zu ſchaffen. Seine Frau und Kinder erſter Ehe waren nur die vorzüglichen Gegenſtände ſeiner Liebe. Alle ſeine Bauern wurden auch von ihm geſegnet. Henriette konnte dem Elias nicht genung hiervon erzählen, und der Exmagiſter ſah ſelbſt täglich neue Beweiſe davon. Jeder Bauer wurde vor ſeinen Herrn gelaſſen, konnte mit ihm ohne alle Zurückhaltung ſprechen, und empfing die Gewährung ſeiner Bitte, wenn ſie einigermaſſen möglich war. Thaldorf pflegte alsdenn, wenn er eine menſchenfreundliche Handlung ausgeübt hatte, Henrietten recht herzlich an ſeine Bruſt zu drücken. Elias fing an, ihn unausſprechlich hochzuſchätzen. Solcher edelgeſinneten Reichen waren ihm wenig vorgekommen. Er pries Henrietten täglich glücklicher und ſchien aller ſeiner ehemals auf ſie gehabten Anſprüche zu vergeſſen.

Thaldorf mußte einſt auf einige Tage abweſend ſeyn, und empfohl unterdeſſen ſeine Gattin der Geſelſchaft des Elias. Dieſe Tage wurden von beiden faſt größtentheils im benachbarten Bruche verlebt. Elias und Henriette ſaſſen alsdenn oft unter einer Eiche, wie ſie ehemals geſeſſen hatten, und träumten ſich in die Vergangenheit zurück. All die alten Ideen fingen an in ihnen zu erwachen. Elias ergoß ſeine Empfindungen über die Herrlichkeit der Natur in Henriettens Buſen, und dieſe umſchlang ihn denn wohl mit eben der Unſchuld und Herzlichkeit dafür, wie ſonſt. Keiner von beiden ſchien ſich deſſen bewußt zu ſeyn, was in ſeinem Innern dabei vorgehe. Nur Freundſchaft, ewige Freundſchaft ſchwuren ſie immer einander aufs neue, und verſiegelten die jedesmaligen Schwüre mit einem heiligen Freundſchaftskuß. Elias hatte ſich es von dem Augenblick an, da Thaldorf ihn zu ſeinem Geſelſchafter erbeten hatte, zur Pflicht gemacht, über ſein Herz zu wachen, und wachte in der That darüber. Es ging ihm aber, wie allen Wächtern. Ueber das allzuviele Wachen ſchlief er zuweilen ein, und zwar gerade zu einer ſolchen Zeit, wenn er am wachſamſten hätte ſeyn ſollen. Er hatte zwar einen Punkt feſtgeſetzt, bis an den er mit Henrietten nur gehen wollte; aber wenn er denn mitten im Gehen war: ſo gab er immer einen Schritt wieder zu, und denn wieder einen, und hernach noch einen. So ſchien es ihm, als wäre er noch immer nahe am feſtgeſetzten Punkt, oder allenfalls nur um einen Schritt über demſelben. Hätte er ſich aber nur ein einzigesmal umgeſehen: ſo würde er bemerkt haben, daß er ſchon ſo weit vorgeſchritten, daß der Punkt, den er am äußerſten

Ende feſtgeſetzt hatte, nun auf der Mitte befindlich ſey.

Thaldorf kam von ſeiner Reiſe zurück, und fand die ganze Scene ſeines Hauſes ſehr verändert. Da er der Veränderung nicht beigewohnt, wie ſie ſich nach und nach gebildet hatte, ſondern ihr Ganzes nun mit einemmale ſo plötzlich erblickte: ſo konnte ihm die Bemerkung derſelben um ſo weniger entgehen. Auch war er diejenige Perſon, welche am meiſten durch ſie verlor; mithin ſchütterte ſie ihn heftig. Henriette und Elias ſprachen in ſeiner Gegenwart weniger, als ſonſt, und ſaſſen ihm gegen über Hand in Hand oft tief nachdenkend. Gewann Thaldorf ſeiner Gattin alsdenn Rede an: ſo ſchien ſie aus einer großen Zerſtreuung wieder zu ſich zu kommen, ſprang wohl ſchnell auf, umarmte ihn herzlich mit einer Mine, als bäte ſie ihn einer zugefügten Kränkung wegen um Verzeihung, führte ihn ans offene Fenſter, als wollte ſie friſche Luft ſchöpfen, ſah ins freie Feld, und verlor ſich wieder in dieſen Ausſichten; und wenn er ſie denn anblickte: ſo ſchien es ihm, als quillte eine Thräne in ihren Augen auf. Unterdeſſen ſaß Elias, den Arm unter den Kopf geſtützt, und ſah unaufhörlich nach der Stelle hin, auf der Henriette zuvor geſeſſen, oder trat vor ihr Gemälde, welches an der Wand hing, und ſtarrte es lange an.

Thaldorf zu Henrietten, als ſie einſt ſo am Fenſter ſtanden, und ein tiefer Seufzer ſich aus Henriettens Buſen emporhub. Was iſt Dir, Beſte? Worüber ſeufzeſt Du?

Henriette, durch dieſe Frage äußerſt gerührt, ihn mit beiden Armen umſchlingend. Nichts, gar nichts, mein Allerliebſter.

Thaldorf. Ach, ich ahnde groß Unglück für uns, und ich fürchte, es iſt nicht mehr früh, ſchweben ſchon in [illegible]!

Henriette, wehmüthig und ganz liebevoll wieder. Liebſter, von welcher Seite?

Thaldorf, der erſt ſie und hernach ſeitwärts den Elias anſiehet, der vor Henriettens Gemälde wie taub, ſtumm und ſtarr da ſtand. Ich weis nicht.

Henriette, Thränen im Auge. O mein Ewiggeliebter — — (ſie ſinkt ihm in die Arme) Hier an Deiner Bruſt will ich ſterben.

Thaldorf, erſchrocken. Sterben? Warum ſterben?

Henriette, wieder in voller Geiſtesgegenwart. Nein, leben, leben, nur für Dich leben.

Thaldorf, niedergeſchlagen. Nur für mich?

Henriette, mit Ausdruck vollkommener Herzensgüte. Ja, nur für Dich. Eher ſterben, als nicht mehr für Dich leben.

Thaldorf, gen Himmel blickend. Gott gebe Dir Stärke und Muth!

Henriette blickte eben ſo zum Himmel. Das Geſpräch war geendigt. Elias ging in den Garten. Henriette ging ihm nach. Unter einer Laube trafen ſie ſich. Elias, der von allem, was am Fenſter geſprochen worden, kein Wort gehört hatte, fing wieder an, die Zauber der Natur zu preiſen, und beide verloren ſich bald aufs neue in ihren Empfindungen darüber. Sie reichten ſich die Hände, umſchlangen ſich mit ihren Armen freundſchaftlich, ſanken an einander hin, und ließen Herz gegen Herz klopfen.

Henriette, in einer Art von Verwirrung. O Schickſal, Schickſal! — Doch, wie glücklich bin ich! Den beſten Mann gabſt du mir, und meinen Freund gabſt du mir wieder. — Glücklich wär' ich? Ach Lebensruhe, kehre zu mir wieder!

Elias, der wie aus einem Traume zu erwachen ſcheint. Wie? was hätt' ich gethan? Ich Ihnen die Ruhe geraubt? O Beſte, welch einem trefflichen, edlen Manne führte Sie das Schickſal in die Arme! Meine ganze Seele ſchätzt ihn als einen der Würdigſten meines Geſchlechts.

Henriette zog bei dieſen Worten ihren Arm vom Halſe des Elias zurück. Eine hohe Röthe färbte ihre Wangen. Sie ſchlug die Augen nieder und ſchwieg. Thaldorf war unterdeſſen auch in den Garten gekommen, hatte den Exmagiſter und ſeine Gattin in der Lage der zärtlichſten Vertraulichkeit erblickt, war auf die Seite gegangen und ſaß jetzt mit untergeſtützten Armen ſo, daß ihn Elias ſehen konnte.

Elias, der nun zum erſtenmale nach dem Punkt zurückſieht, den er feſtgeſetzt hatte, daß er nur bis an ihn mit Henrietten gehen wollte, und erſchrickt, daß er ihn auf der Mitte ſchon findet. Dort ſitzt Ihr Mann wehmüthig. Eilen Sie zu ihm.

Henriette ſprang auf und ſetzte ſich zu ihrem Manne.

Thaldorf. Ich Unglücklicher! Ach ich Unglücklicher!

Henriette, mit ganzer Zärtlichkeit. Unglücklich? Nein, das ſollſt Du nicht ſeyn, Liebſter!

Thaldorf. Ich bin es ſchon. Ich darf es nicht erſt werden. Dein Freund theilt ſchon Dein Herz mit mir. Bald wird er es ganz haben. Doch, ich wollte gern unglücklich ſeyn, würdeſt Du es nicht nur zugleich mit mir. Sagteſt Du mir doch, daß Du ſo einen Freund hätteſt. Warum fand ich den Gedanken nicht wichtig genung, das nicht zu thun, was ich that?

Henriette, ihn mit beiden Armen umſchlingend. Sorge nichts, Du mein Geliebteſter, ſorge nichts. Ich will von nun an recht über mein Herz wachen. Unſer Freund iſt ein Guter und ein Weiſer. Laß ihn handeln. Vielleicht iſt er nahe an der Handlung.

Thaldorf und Henriette blieben in dieſer Situation an einander liegen. Elias, der jetzt alle ſeine Philoſophie wieder zuſammen nahm, ging unterdeſſen unter einem Berceau auf und nieder, und ſprach zu ſich ſelbſt: „Wie? was thue ich? Ein Paar edle, ſich liebende Seelen ſtöre ich in der Ruhe ihres Lebens und im Genuſſe ihrer Freuden? Bin ich dazu hieher gekommen, die Rechte der Gaſtfreiheit ſo zu entheiligen? Will ich das Schickſal beſtürmen? Kann ſie je die meinige werden? Iſt ſie nicht heilig verbunden — verbunden an einen Vortreflichen? Und was wird, wenn ich länger hier bin? Werden nicht drei Menſchen unglücklich, und einer davon immer unglücklicher, als der andere? Elias; ſey lieber allein unglücklich und bleib dabei rechtſchaffen. Thue ſogleich, wie du nun thun mußt.“

Elias ging hierauf auf Henrietten zu, und gab ihr an der Seite ihres Mannes einen recht herzlichen Kuß. Drauf eilte er auf ſein Zimmer, ſchrieb, reiſete ab und gab dem Bedienten folgendes Billet an Henrietten mit der Bedingung, es ihr erſt nach drei Stunden zu überreichen.

„Unvergeßliche Henriette! Ich habe die Rechte der Gaſtfreiheit entheiligt. Bitten Sie den edelmüthigen Herrn von Thaldorf um Verzeihung für mich. Es iſt Pflicht für mich, von Stund an Sie zu verlaſſen, und Sie nie wieder zu ſehen. Willigen Sie meinen Entſchluß, der, wenn Sie dieſe Zeilen leſen, ſchon ausgeführt ſeyn wird, und bleiben Sie ganz die treue, zärtliche Begleiterin und Gefährtin Ihres Mannes auf des Lebens beblümten und bedornten Wege, die zu ſeyn Sie ſich anheiſchig gemacht haben. Lieben Sie ihn mit ungetheiltem Herzen und genieſſen Sie mit ihm wieder in ungeſtörter Zufriedenheit alle die Wonnen dieſes Lebens, welche Ihnen die Fürſehung ſo reichlich zugetheilt hat. Ich bin ein Mann und will mein Schickſal tragen.“

Henriette zu Thaldorf, als ſie das Billet geleſen und in ſeine Arme fällt. Da ſteh und lies. Er hat gethan, wie er thun mußte. (weint)

Thaldorf, nachdem er auch geleſen. Das iſt ein Edeldenkender, und werth, von Dir eher geliebt worden zu ſeyn, als ich.

Elias, als Schreiber bei einem Advokaten.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Elias hatte als Mann und als Rechtſchaffener gehandelt, und blieb ſich deſſen bewußt; je weiter er aber von Henriettens Wohnorte abkam:

deſto enger ward ihm ums Herz. Der Gang ſeiner Schickſale ward ihm mit einemmale ſo äuſſerſt dunkel wieder, daß er auch ſogar den Fußſteig im Felde darüber verlor. So, wie er nun queerfeld ein ging, ſtrichen auch ſeine Gedanken kreutz und queer unter einander durch. Tauſendmal wünſchte er, daß er Henrietten nicht wieder geſehen. Er kam an das Ufer eines Fluſſes, und würde vielleicht gerade ins Waſſer hineingegangen ſeyn, wenn ihm nicht einige Leute, die auf einer unweit davon befindlichen Fähre waren, zugerufen hätten, die ihn für einen Blinden oder für einen Wahnſinnigen halten mochten. Er ging alſo am Ufer herunter und ſetzte ſich auf eine Raſenbank vor einem kleinen Hauſe, um daſelbſt die zurück kommende Fähre abzuwarten.

Hier hatte er ein kleines angenehmes Intermezzo, welches ihm wenigſtens ſo lange, als es dauerte, die Grillen vertrieb. Die Wirthin des Hauſes, deren Mann einer von den Fährleuten war, ſaß mit acht Kindern in der Hausflur und verarbeitete Wolle mit ſelbigen. Die Kinder ſahen alle geſund und ſtark aus und grüßten ihn freundlich.

Elias. Wenn das alles Ihre Kinder ſind; Frau, ſo iſt Sie ja eine recht reiche Mutter.

Wirthin. O lieber Herr, das ſind ſie lange noch nicht alle. Ich habe auſſer dieſen noch zehen.

Elias. Ei hilf Himmel, hat Sie denn auch Brod für ſie?

Wirthin. Gott ſey Dank, ja. Wir arbeiten alle vom Morgen bis in die Nacht. Dadurch haben wir Brod, daß es gerade ſo zureicht; weiter aber auch nichts. Dazu trinken wir Waſſer und ſind geſund und froh dabei. Es iſt auch nur eben ſo viel mit dem koſtbaren Eſſen und Trinken der vornehmen Leute. Mein Mann ſagt oft, daß ſie wohl bei weitem nicht ſo geſund ſeyn möchten, wie wir, und daß er noch keinen einzigen von ihnen geſehen, der ſo viel und ſo ſtarke Kinder aufzuweiſen gehabt, als er.

Elias. Das iſt auch wahr. Gott laſſe euch Leute immer bei ſolchen Gedanken! Aber o rufe Sie mir doch alle Ihre Kinder hier zuſammen, und den Vater dazu. Ich möchte gern ſo die ganze herrliche Reihe überſehen, und die Eltern denn an der Spitze.

Wirthin. Das möchte ſchwer halten. Die übrigen ſind jetzt ſehr aus einander geſtreut. Die beiden älteſten Söhne ſind mit dem Vater eben auf der Fähre. Ein Paar drauf folgende hüten die Schweine und die Kühe, welche die hier herum wohnenden Taglöhner ſich halten. Einige Mädgen ſchneiden Gras und leſen Holz. Ein anderes iſt bei unſern Gänſen im Felde. Und ſo fortan.

Elias. O ſeh Sie doch zu, ob Sie ſie nicht alle errufen kann.

Wirthin. J nun, ich will verſuchen.

Die Frau ging hierauf vor die Thüre und zog an einer Klapper, die an einer hohen Stange befeſtigt war, und ein ſtarkes Geräuſch machte. Es war dies das Zeichen, welches ſie den Kindern um Mittagszeit zu geben pflegte, wenn ſie etwa einmal eine Suppe für die ganze Familie gekocht hatte, um ſie alle daran Theil nehmen zu laſſen. Elias ſah hierauf eins nach dem andern von dieſen zur Arbeit gewöhnten noch abweſenden Kindern ankommen. Alle grüſſeten ſie ihn freundlich. Endlich kam auch der Vater mit den beiden älteſten Söhnen, deren einer die Klapper auf dem

Waſſer gehört, und eine auſſerordentliche Suppe erwartet hatte.

Wirthin. Der fremde Herr da wollte uns gern alle bei einander ſehen. Darum ließ ich euch herbeikommen.

Der Vater. Hum! Und Jürgen freuete ſich ſchon auf eine Suppe, und das Maul wäſſerte ihm auf dem Waſſer ſchon recht darnach.

Elias. J dazu ſoll doch wohl Rath werden. Mein lieber Mann, gönne Er mir die Freude, eine ſo zahlreiche, geſunde Familie zuſammen zu ſehen. So einen Anblick habe ich noch nie gehabt.

Vater. So? Hum! Den will ich Ihm wohl gönnen, Herr. Ich habe ihn täglich.

Elias. Kinder, tretet einmal alle groß und klein, wie ihr hier ſeyd, vom älteſten bis zum jüngſten, ſo, wie ihr auf einander folget, in eine Reihe.

Die Kinder ſtellten ſich hierauf, wie er verlangte, und ihre Eltern ſtanden an ihrer Spitze. Elias zog ſeinen Geldbeutel heraus, und beſchenkte ſie insgeſammt; und den Eltern gab er zu einer Suppe auf heute und morgen. Da ſah er denn vor ſich achtzehn geſunde, ſtarke Menſchen, die alle wie eben ſo viel ſchlanke, vollkräftige Reiſer, nur aus einem Stamme aufgeſchoſſen waren, und unter denen kein einziger Krüppel, kein einziger ungeſtalteter war. Die älteſten derſelben waren ſchon völlig aufgewachſen, und dem rüſtigen Vater an Länge und Kraft gleich; die übrigen alle ſtanden im ſchönſten Wuchs. Die dankbarſte Freude lächelte ihm aus ihrer aller Augen für das kleine Geſchenk entgegen, das er ihnen gemacht, und die Kleinern davon hatten ſich in ihrem Leben noch nie ſo reich gefühlt. Elias gerieth in Entzücken, als er das kleinſte Mädgen auf die Mutter zugehen und ihr das geſchenkte Zweigroſchenſtück überreichen ſah. Dem Beyſpiel derſelben folgten bald alle die übrigen ſiebenzehn.

Elias. Gott! was ſeyd ihr für ein Paar glückliche Eltern! So viel, ſo geſunde, ſo gutmüthige Kinder! O ſeyd, ſo lange ihr lebet, mit eurer Lage zufrieden, und wünſchet nie einen Tauſch mit irgend andern Leuten treffen zu können! Gott gebe euch das Glück, daß ihr ſie alle groß ziehet, und ſegne euch bei eurer Arbeitſamkeit!

Vater. O für den Tauſch wirds ſo wohl gute Ruhe haben. Aber wenn ich ihn auch thun könnte, ich thäte ihn doch nicht. Meine Kinder ſind mein Reichthum. Brod findet ſich auch immer ſo viel, als nöthig iſt. Und mehr, als dies, brauchen wir nicht. Wir arbeiten und beten zuſammen, und ſo wird uns der Vater im Himmel nicht verhungern laſſen.

Dem Exmagiſter traten die Thränen in die Augen. Er trennete ſich mit geſtärkter Achtung für die menſchliche Natur von dieſer arbeitſamen und mit wenig ſo zufriedenen zahlreichen Menſchenfamilie und trat in die abgehende Fähre. Der Vater mit den beiden älteſten Söhnen regierte die Fähre, und die Mutter und alle übrigen Kinder begleiteten ihn bis ans Ufer, und riefen ihm, ſo lange er auf dem Waſſer war, ein freudiges Lebewohl unaufhörlich nach.

Auf der Fähre befand ſich unter andern auch ein ältlicher Advokat, der jetzt eine Reiſe in Geſchäften eines ſeiner Klienten gemacht hatte. Elias, der durch das gehabte Intermezzo gerade denjenigen Grad von Zerſtreuung erhalten hatte, daß er ſich wenigſtens nach den Leuten umſah, die mit ihm zugleich über den Fluß geſetzt wurden, nahm ihn auf der Stelle für den Mann an, der er wirklich war. Advokat Bake hatte zwiſchen Auge und Mund an der Naſe herunter auf beiden Seiten eine auffallende Falte, die das beſtändige Streiten, Haberechten, und Schlupfwinkelſuchen gezogen hatte. Wenn er zu reden anfangen wollte: ſo zog ſich der Mund rechts und links, als wenn er leuterte oder appellirte. Sprach er wirklich: ſo ſchriee er überlaut, und ſeine freundſchaftlichſte Unterredung klang wie ein wirklicher Zank. Recht und Gerechtigkeit waren dabei immer das zehnte, zwölfte Wort, das er im Munde hatte, und wenigſtens eine lateiniſche Floskel, wie ſie bei Proceſſen üblich, befand ſich in jedem Perioden, den er rundete. Recht gerade ins Geſicht ſehen konnte er auch niemanden, und die Perucke ſaß ihm auf einem Ohr. Beſonders machte es auf den Elias einen ſtarken Eindruck, als er ſah, daß ſich ſelbiger ſehr links gewöhnt habe, und faſt alles, was andere Leute mit der rechten Hand abthun, mit der linken abmachte.

Elias. Mein Herr, wenn ich nicht irre: ſo ſind Sie ein Gerichtshalter oder Advokat.

Bake. Getroffen! Beides. Und mit wem habe ich die Ehre zu ſprechen?

Elias. Mit einem Manne, der ſchon allerlei in der Welt geweſen iſt, und der noch immer mehrerlei werden kann.

Bake. Vermuthlich ſind Sie ein Literatus?

Elias. Das bin ich leider. Ich wollte, daß ich ein Schuſter oder Schneider geworden wäre: ſo hätte ich doch mein gewiſſes Brod, und hätte nicht ſo viel unangenehme Beiträge zu meiner Menſchenkenntniß geſammlet.

Bake. Wo gedenken Sie hin?

Elias. Eigentlich nach keinem beſtimmten Orte. Ich gehe mit dahin, wohin meine Füße gehen, und bin jetzt nirgends zu Hauſe, und allenthalben zu Hauſe, wie Sie es nehmen wollen.

Bake. Sie ſind mir auch ein ſonderbarer Mann. Wollen Sie mit mir gehen? Mir fehlt es alleweil an einem Menſchen, der mir bei meiner Praxis zur Hand iſt. Ich verreiſe auch oft in Geſchäften, und da bedarf ich ſchlechterdings eines Mannes, der die Feder für mich unterdeſſen zu Hauſe führt, weil beſtändig bei mir etwas vorfällt.

Elias. Gut; ich nehme es an, aber unter der Bedingung, daß ich Recht nie Link machen heiſſen ſolle.

Bake. Ei, wofür ſehen Sie mich an?

Elias, der wieder ſehr genau auf die Bewegungen Acht gehabt hatte, welche Bakens linke Hand bei der Frage machte. Nun, ſo ſind wir ſchon einig. Da iſt meine Hand, legen Sie die Ihrige ein.

Bake legte ſeine Linke ein.

Elias. Die Rechte her; ich halts mit der Rechten. Fährmann, ſchlage er durch.

Der Fährmann ſchlug durch, und machte dazu ein Geſicht, als wenn er ſagen wollte — den Zeiſig kenne ich ſchon.

Eine Meile jenſeits des Fluſſes war Bake wohnhaft. Elias fand, als er daſelbſt mit ihm ankam, ſchon eine Menge Leute bei einander, die den weit und breit berüchtigten Advokaten zu ſprechen verlangten. Einige davon fertigte Bake gleich im Hauſe ab, andere beſtellte er zu morgen wieder, noch andere führte er auf die Seite, und flüſterte ihnen etwas ins Ohr. Binnen einer Stunde war alles abgethan, und Elias bemerkte, daß ſein Principal ein Mann von auſſerordentlicher Routüne ſeyn müſſe. Der Exmagiſter beſah ſich im ganzen Hauſe und fand allenthalben Ueberfluß. Auf dem Hofe wimmelte es von Putern, Gänſen, Enten und Hühnern. In den Ställen blöckten Kälber und Hämmel. Heuböden und Kornböden waren wacker angefüllt. Eine hagere, ältliche Frau wankte allenthalben umher, nahm in Empfang, was gebracht ward, beſtellte ſehr höfliche Danksagungskomplimente an die Ueberſender, packte über die Seite und ſchmunzelte dazu recht herzlich. Elias hatte die Ehre, in ihr ſeine Frau Principalin kennen zu lernen. Gleich am erſten Tage noch ſah er verſchiedene Rehkeulen, wilde Gänſe, einige Buttertöpfe, und einen Sack voll Waizen an ſie abgeliefert werden. War Bake nicht weit davon, wenn dergleichen etwas einlief: ſo drehete er ſich um, als wenn er es nicht ſähe, und gab ſeiner Frau einen Wink, es in Empfang zu nehmen.

Bake war einer der ärgſten Rabbuliſten ſeiner Zeit. Mit reellen juriſtiſchen Kenntniſſen verband er eine wenigſtens dreißigjährige Praxis, und ward von allen übrigen Advokaten im ganzen Lande gefürchtet. Sein Herz aber war der ſchwärzeſten eines, welche je in menſchlichen Buſen ſchlugen. Unerſchöpflich an Argliſt und Kniffen, wußte er den ungerechteſten Sachen einen Anſtrich von Gerechtigkeit und Billigkeit zu geben, daß er jeden Richter, der nicht recht auf ſeiner Huth war, zu täuſchen vermochte. Kam ein Armer zu ihm, dem er dienen ſollte: ſo hatte er ſo unausſprechlich viel Geſchäfte, daß er ihn gar nicht einmal anhören konnte. War ein Vergleich unter ſtreitenden Partheien auf dem Tapet: ſo konnte man, wenn Bake dazwiſchen kam, hundert gegen eins wetten, daß er ſich zerſchlug. Proceſſe in eine ewige Länge zu ziehen, war ſeine größte Wiſſenſchaft. Rechnungen von Gebühren und Sporteln konnte er meiſterlich machen. Folgten die Geſchenke ſeiner Klienten in Küche und Keller nicht gehörig auf einander: ſo wußte er ſie daran dadurch zu erinnern, daß er ihre Sachen nachläſſiger betrieb. Wollte er die gottloſeſte Sache durchſetzen: ſo war ihm kein Weg zu niederträchtig, den er zu dieſem Behuf einſchlagen konnte. Am berühmteſten war er in Auseinanderſetzungen groſſer Erbſchaften, in Wechſelklagen und in Hurenproceſſen. Von Seiten dieſer Arten von Klienten hatte er deshalb einen unerhört ſtarken Zulauf. Zuweilen, wenn die Sache ſehr ergiebig war, diente er beiden ſtreitenden Partheien zugleich; da er denn einen ſeiner jungen Kollegen ſich zugezogen hatte, der das Koncept der Klage oder Gegenklage, das er ihm gab, treulich mit ſeiner Hand mundirte und ſeinen Namen darunter ſchrieb. Was alsdenn in der einzureichenden Schrift ſeines Gegners nicht ſtehen ſollte, weil es ihm den Kram verderben haben würde, das ſetzte er nicht in ſelbige, und ſo gewann er für den Klienten, dem er unter ſeinem eignen Namen diente, allemal den Proceß. Bei allen dieſen Chikanen, Filouterien und Rabbuliſtenſtreichen wußte er ſich doch bei Leuten, die ihre Augen dahin, wohin ſie ſahen, nicht recht zu heften vermochten, ein gar ehrliches Anſehen zu geben.

Elias gehörte zwar nicht zu dieſer Art von Leuten; inzwiſchen würde er ſich doch vielleicht von ihm haben betrügen laſſen, wenn ihm nicht gewiſſe gleich anfangs ihm aufgefallene Züge in Bakens Geſichte fortan verdächtig geblieben wären. Bake befleißigte ſich in den erſten vierzehn Tagen, ſeinem neuen Schreiber nichts, als Zutrauen, gegen ſich einzuflöſſen. Er ſprach von lauter Recht und Gerechtigkeit, zog auf die gewiſſenloſen Advokaten und Richter los, und wieß ihnen in der Hölle das geſtankvolleſte Loch an. Er prieß ſich dabei glücklich, daß ihn die Fürſehung ſo geſetzt habe, daß er nie nöthig hätte, auf Intriguen und böſe Praktiken zu verfallen, um durch ſie ſich des Lebens Bequemlichkeit oder gar Nothdurft erſt zu verſchaffen. Zuweilen fuhr er Leute, die Elias nicht kannte, oder doch wenigſtens nicht für arm hielt, von denen er aber gar gut wußte, daß wenig an ihnen zu ſchröpfen ſey, überaus heftig deshalb an, daß ſie ihm die Zumuthung thäten, der Sachwalter in ihren ungerechten und gottloſen Anbringen zu werden. Fiel ja etwas vor, wohinein Elias noch nicht ſchauen ſollte: ſo führte er den Klienten, den dies betraf, auf die Seite, und ſprach mit ihm nur unter vier Augen.

Die erſte ſonderbare Erfahrung, welche Elias von ſeinem Principal machte, war dieſe, daß derſelbe über eine und dieſelbe Sache binnen vier und zwanzig Stunden ganz verſchiedener Meinung war. Heute wies er z. E. einen Klienten ab, weil er zuverläßig vorausſah, daß ſelbiger mit der Klage durchfallen müſſe, oder weil er gar feierlich erklärte, daß der Gegenſtand ſolcher Klage höchſt ungerecht ſey, und morgen fing er an, für denſelben Klienten zu arbeiten. Fragte ihn denn Elias, woher dieſe ſchnelle Veränderung ſeiner Handlungsart komme: ſo entſchuldigte ſich Bake damit, daß er erſt gehörig über die Sache nachgedacht und daß er dem Klienten zu viel gethan habe. Auf genaueres Nachforſchen aber erfuhr der Exmagiſter, daß ein Anker Wein, ein Paar fette Schweine, oder ein Paar Fuhren Heu und Stroh, welche unterdeſſen eingelaufen, die unerwartete Erſcheinung hervorgebracht hätten.

Auf dieſe Erfahrung folgte bald noch eine ſchlimmere. War im Gericht zwiſchen den ſtreitenden Partheien ein Termin zur Güte angeſetzt: ſo berief Bake ſeinen Klienten zu ſich, und hetzte ihn nach aller Möglichkeit auf, ſich ſchlechterdings ſn keinen gütlichen Vergleich einzulaſſen. Da wußte er denn die Vortheile, welche bei Fortſetzung der Klage herauskämen, ſo groß, und die Koſten, die ſie etwa erfordern dürfte, ſo klein zu beſchreiben, daß ſich der Termin zur Güte am folgenden Tage gewiß zerſchlug. Kam er nach abgewartetem Termin aus dem Gerichte zurück: ſo pflegte er zu ſeiner Frau zu ſagen — Mutter, unſer Waizen blühet wieder; aus dem Vergleich ward nichts.

Elias belauſchte ihn einſt, als er ſo ein Vergleichszerſtörer wieder geworden war, und im Auf- und Niedergehen auf ſeiner Stube zu ſich ſelbſt ſprach: „Ha ha ha ha! Das war einmal wieder Waſſer auf meine Mühle. Bei meiner Seel, der Hofrath R. und der Juſtitzrath S. gaben ſich alle mögliche Mühe, die Sache gütlich beizulegen; aber da müßtet ihr Baken nicht kennen, wenn ſo etwas geſchehen ſollte. Freilich, wenn ich nicht dazwiſchen gekommen wäre: ſo hätten ſie ihre verdammte Abſicht erreicht und den Vergleich zu Stande gebracht; aber Bake — Bake, wo du mitwirkſt, da muß es gehen, wie du es haben willſt. Ja, ich habe meinen Klienten auch geſein recht inſtruirt und aufgeſchüret; und der Tropf, der ſonſt kaum zehn Worte herausbringen kann, hatte heute ein Maul vom Henker; und es war, als wäre Bake mit Leib und Seel in ihn gefahren. Ha ha ha ha! Es wäre auch zum Tollwerden geweſen, wenn ſich die Parthieen verglichen hätten. Zum Vergleich iſt es nach drei Jahren noch immer Zeit. Erſt mögen ſie jeder ein fünfhundert Thaler verklagen; haben ſie doch Geld genung."

Als Bake dieſen Monolog vollbracht, pfif er ſein Leibſtückgen und ſah dazu ſo heiter und vergnügt aus, als hätte er das chriſtlichſte Werk ſeines Lebens verrichtet. Der Exmagiſter hätte ihm die Perucke dafür abreiſſen mögen; ſo empörte ſich ſeine ganze Seele gegen ihn. Baken fielen nun einige Reiſen vor, und Elias mußte unterdeſſen alle die Perſonen, welche mit ſeinem Principal zu ſprechen kamen, verhören und ihr Anbringen niederſchreiben. So oft nun jemand mit einer neuen Klage erſchien, ließ er den Gegentheil dazu rufen, ließ ſie beide reden und wog die Gründe ab, welche jeder für und wider ſich hatte. Sein Scharſſinn ließ ihn immer alsbald die eigentlichen Punkte finden, auf deren Auseinanderſetzung und Berichtigung die ganze Beruhigung der gegen einander aufgebrachten Gemüther ankam. Da er die Gabe, ſich deutlich zu machen, in einem vorzüglichen Grade beſaß: ſo wußte er die Aufmerkſamkeit der Partheien zu feſſeln. Die ehrliche, treuherzige, gewinnloſe Mine, mit der er zu ihnen ſprach, erwarb ihm auch bald ihr Zutrauen. Er überzeugte ſie entweder, daß ſie aus bloſſem Mißverſtand ſich ſtritten, oder demonſtrirte ihnen, wie die Koſten, welche ihr vorhabender Proceß verurſachen würde, wenigſtens zehenmal den geſammten Werth des Gegenſtandes ihres Haders überſtiegen, oder machte es ihnen einleuchtend, wie ſie ſich am Ende nach allen gehabten Unkoſten, die ſie alsdenn noch dazu zu gleichen Theilen tragen würden, doch zu demſelben Vergleich bequemen müßten, den ſie jetzt unentgeldlich unter ſich zu Wege bringen könnten. Und ſo gelang es ihm, täglich viel Menſchen mit einander wieder auszuſöhnen, die ihm im Weggehen die Hände dafür drückten.

Bake bezeigte viel Verwunderung darüber, als er von ſeinen Geſchäftsreiſen zurückkam, daß unterdeſſen keine neuen Klagen anhängig gemacht worden wären. Er ſah den Elias mit einer ſehr bedenklichen Mine an, welche dieſer mit einer noch bedenklichern erwiederte

Bake. Gar keine neue Klage? Auch nicht eine einzige? Das begreif' ich nicht.

Elias. Auch nicht eine.

Bake. Wie iſt das möglich? Neun Tage, und nicht eine einzige neue Sache! Sind die Leute mit einem male alle Narren geworden, daß niemand mehr Ehre im Leibe hat und klagt? Iſt denn auch kein Menſch unterdeſſen hier geweſen?

Elias. O mein Gott, die Stube iſt faſt von Leuten nie leer geworden.

Bake. Nun, und doch kein neuer Proceß? Wie geht das zu?

Elias. Sehr natürlich. Es gelang mir, ſie immer unter einander zu vergleichen.

Bake. Zu vergleichen? Wie iſt das möglich, wenn der Gegenpart nicht dabei iſt?

Elias. Ich ließ dieſen dazu kommen, und ſo gings recht gut.

Bake. Aber Herr, was haben Sie gemacht? Sie haben ja dieſe Stube in eine Gerichtsſtube auf ſolche Art verwandelt. Das liegt den Richtern ob, Vergleiche zu verſuchen. Wir Advokaten nehmen nur das Anbringen der Leute auf, es mag ſeyn, wie es will. Der Gegenpart hat wieder ſeinen Advokaten, der ſein Anbringen aufnimmt. Sie ſind ja den Richtern ins Amt gefallen?

Elias. Jeder gutgeſinnete Richter wird mir es Dank wiſſen, wenn ich ihm vorarbeite. Was ich bewirkt habe, darf er nun nicht erſt bewirken.

Bake. Den Henker werden ſie es Ihnen Dank wiſſen. Fragen Sie ſie nur. Denken Sie denn, daß dieſe Herren vom Winde leben können?

Elias. Das eben nicht. Aber ſie mögen von ihren Beſoldungen leben.

Bake. Die reichen nicht zu. Die Sporteln im Gericht müſſen das beſte thun, und hierauf ſind ſie mit verwieſen. Und denn — ſolch Vergleiche auf den Stuben ſind von keinem Beſtande. Es wird dabei nicht alles genung auseinander geſetzt; das richterliche Anſehen fehlt dabei; auch koſten ſie kein Geld, und ſo denken die Leute nicht lange genung daran.

Das Geſpräch ward hier mit abgebrochen, um bald wieder deſto lebhafter fortgeſetzt zu werden. Elias ſollte in einer gewiſſen Klageſache etwas ſchreiben, und erwiederte, daß dies nun unnöthig ſey, weil die Parthieen ſich verglichen hätten. Wo verglichen? fuhr Bake auf. Hier auf dieſer Stube, verſetzte Elias. In dieſem Augenblick kam noch eine andere Parthie und zeigte Baken an, daß ſie auf Zureden des Elias ihre Klage auch aufheben wollten. Auf dieſe folgte eine andere. Auf dieſe noch eine andere. Bake warf die Perucke weg, und wiſchte ſich den Schweis von der Stirn. Er ſchickte zu einem gewiſſen Klienten, um ihn noch über einen Punkt zu vernehmen, der zur Fortſetzung ſeiner Klage erforderlich war. Dieſer ließ ihm zurückſagen, daß kein weiteres Vernehmen nöthig ſey, indem er ſich auf den Rath des Elias mit ſeinem Gegner ſchon verglichen habe. Bake wollte ſchier toll und raſend werden. Elias war gerade nicht in der Expeditionsſtube, als der Bothe ihm dieſe Nachricht zurückbrachte. Er pfif, rief, ſchrie nach ihm. Elias kam.

Bake. Aber ins Henkers Namen, Herr, was ſind das für Dinge? Was ſoll daraus werden, und wer heißt Ihnen das?

Elias. Nun, nun, nun, nur ſachte! Was habe ich denn verſehen?

Bake. Habe ich Sie zu mir genommen, mich um mein Brod zu bringen, oder mein Brod mit mir zu theilen? Wollen Sie bei mir eſſen oder hungern? I, wenn ſich alles vergleicht, und alles vergleicht: ſo brauche ich keinen Schreiber mehr. Fällt Ihnen denn dieſe gar nicht ein?

Elias. Das wäre gerade, was ich wünſchte. Wollte Gott, daß der Zeitpunkt käme, in welchem weder der Hofadvokat Bake meiner, noch die Welt des Hofadvokatens Bake weiter bedürfte! Ich wollte die erſten drei Tage um und um gern hungern und durſten, und in den erſten vier Wochen gern von Waſſer und Brod leben, wenn ich die Menſchheit nur erſt ſo glücklich ſähe.

Bake. Dumme Grillen! Ja, drei Tage hungern, und vier Wochen von Waſſer und Brod leben, das iſt bald geſagt. Es hungert ſich auch gleich ſo; es lebt ſich auch gleich ſo bei Waſſer und Brod. Wohl bekomme es Ihnen; ich bedanke mich für dieſe Art von Bewirthung auf dem Erdboden. Laſſen Sie doch den Leuten den Willen. Wenn ſie nun einmal klagen wollen: was kümmert es denn uns weiter?

Elias. Sie ſehen ja aber doch, daß [illegible] Leute ſich belehren und leiten laſſen, wenn ein [illegible]ann von ſchlichtem Menſchenverſtande, mit kaltem Blute und biederem Herzen zwiſchen ſie tritt. Von hundert Klagen, die anhängig gemacht werden ſollen, wette ich darauf, müßte allemal nur eine vor Gericht wirklich anhängig gemacht werden, wenn die Advokaten, zu denen die Partheien erſt gehen, alle gewiſſenhafter handelten. Aber dieſe, ſtatt den Leuten den wahren Geſichtspunkt, aus welchem ſie ihre Streitſache betrachten ſollten, zu öfnen, rücken ihnen denſelben oft vielmehr noch weiter aus den Augen, wenden alle ihre Beredſamkeit an, die Gemüther noch mehr gegen einander zu erbittern, verſprechen ihren Klienten goldene Berge, und ſind an den mehreſten Proceſſen Schuld. Sie könntens oft am erſten Tage unter den Partheien dahin bringen, wohin es am Ende nach Jahren doch kommen muß, und wollen ſie ſelbſt ſehen, daß es kommen müſſe; aber ſie nehmen ihnen erſt eine Summe Geldes ab, und unterwerfen ſie hernach dem Urtheilsſpruche des Richters, welchen dieſe wieder theuer bezahlen müſſen. Alsdenn wird geleutert, und ſo geht die Geldſchröpferei von neuem an. Kurz, es iſt wahre Betrügerei und Diebſtahl, wie ihr Herren oft mit Leuten zu Werke gehet, die doch ihr Zutrauen in euch ſetzen.

Bake. Hören Sie nur einmal. Wenn ich auch zugebe, daß wir manche Sache in der erſten Stunde beilegen könnten, die hernach zu einem Proceß von vielen Jahren wird: ſo ſagen Sie mir doch, wovon wir ſolchergeſtalt leben ſollten. Ja; wenn uns der Staat beſoldete: ſo würden wir allemal unſere erſten Bemühungen auf Vergleich unter den Partheien richten, und der Arbeit gern überhoben ſeyn, welche uns das viele Schreiben und Laufen vor Gericht macht. Aber ſo müſſen wir von der Praxis leben, ſind doch einmal da, wollen auch leben, wie jeder andere, und haben weiter nichts, wovon wir leben, als dieſe.

Elias. Warum ſind eurer ſo viel? Diejenigen, welche von euch Herren ehrlich zu Werke gingen, würden immer zu leben genung haben; und die übrigen können andere Handthierungen ergreifen. So viel weis ich, daß ich, ehe ich vom Betrug meiner Mitbürger leben wollte, lieber Holz hacken würde.

Bake. Und denn iſt die Sache auch ſo abſcheulich nicht, wie Sie ſie machen. Die mehreſten von denen, welche klagen, ſind reiche Leute. Den Armen vergeht das Klagen wohl. Nun ſind wieder die mehreſten unter den Reichen Geizige und Filze. Sie hüten ſich vor allem Aufwande, ſitzen auf ihrem todliegenden Gelde, und würden nie davon etwas in Umlauf bringen, wenn ſie der Klagegeiſt nicht zuweilen anföchte. So ſind wir ſchuldig dieſen in ihnen zu erhalten und zu ſtärken, weil er das einzige Mittel iſt, einen kleinen Theil ihrer Reichthümer unter die Leute zu bringen. Der Staat muß uns alſo vielmehr dafür Dank wiſſen und muß uns als Leute anſehen, welche ihm einen wahren Dienſt leiſten.

Elias. Das iſt eine ſaubere Deduktion der Wohlthätigkeit der Rabbuliſten. So muß der

Staat auch wohl den Dieben dafür Dank wiſſen, wenn ſie in das Haus eines reichen Geizigen einbrechen, und ſein Geld unter die Leute bringen?

Bake. Nicht anders; wenn nemlich der Fall iſt, daß ein reicher Geizhalz beſtohlen wird, dem auch der Klagegeiſt nicht zuweilen einige Hundert Thaler ablocken kann.

Elias. O eine trefliche Moral! Und, wenn denn der Dieb ertappt wird: ſo laſſen ihn die Geſetze henken.

Bake. Ei, er wird nicht darum gehenkt, daß er geſtohlen hat, ſondern weil er ſo dumm geweſen iſt, ſich auf dem Diebſtahl ertappen zu laſſen.

Elias. Immer ſchöner. Ganz ſo, wie ich es mir von Ihnen erwartet habe. Herr, mir ſchaudert die Haut, ſolche ſchändliche Grundſätze aus dem Munde eines Mannes zu hören, deſſen drittes, viertes Wort immer Recht und Gerechtigkeit iſt.

Bake. Poſſen! Poſſen! — Erwägen Sie nur einmal, wie viel Leute von der Proceßſucht in der menſchlichen Geſellſchaft leben müſſen. Da ſind die Richter mit Frau und Kindern und

Dienſtbothen; die Schreiber, die Bothen mit dito Frau und Kindern; wir Advokaten mit unſern Familien allzumal. Von dem, was dieſe alle verzehren, leben wieder andere, z. E. viel Handwerker; von dieſen wieder andere und ſofortan. Nehmen Sie alsdenn das viele Papier, welches voll geſchrieben wird, Dinte, Federn, Siegellack, Bindfaden, und andere Dinge mehr, von deren Verfertigung viel Menſchen leben müſſen. Würden dieſe Artickel in unſern Expeditionen und in den Gerichtsſtuben nicht ſo ſtark abgeſetzt, wie ſtände es alsdenn um ihrem Debit?

Elias, der mit den Füſſen trampelt. So könntet ihr Herren Rabbuliſten lieber alle Menſchen zuſammenhetzen; ſo würde noch mehr Papier, Dinte und Siegellack verbraucht.

Bake, lachend. Wir thun unſer möglichſtes. An uns liegt gewis die Schuld nicht, wenn hie und da Familien in Einigkeit leben. Ueberdies ſtiften wir noch den groſſen Vortheil, daß die Leute ſich in allen Stücken gewöhnen, rechtlicher zu denken. Was Geld gekoſtet hat, das ſchreibt man ſich wohl hinters Ohr.

Elios. Den Henker mögt ihr die Leute *rechtlicher* denken lehren, wenn jeder bei der größten Ungerechtigkeit, die er begeht, weis, daß er an irgend einem von euch ſeinen Mann finde, der ihn deshalb vertheidigt. Wenn es keine Menſchen gäbe, die was link iſt, recht machten: ſo würde niemand links handeln dürfen. Statt Moralität zu befördern, machet ihr die Leute im höchſten Grade unmoraliſch. Ihr gewöhnet ſie an die alle Rechtſchaffenheit zerſtörende Art zu denken, daß man alles thun, alles wagen könne, ſobald man ihm nur den Schein des Guten, des Rechts und des Geſetzmäßigen zu geben weis. Ihr machet, daß ſie auf lauter Beſchönigungen ihrer Laſter denken, allenthalben Schlupfwinkel ſuchen, in gegenſeitigen Täuſchungen, Ueberliſtungen und allen Arten von heimlichen Betrügereien wetteifern, und einander immer das Lauer abzugewinnen trachten. Ihr erſticket in ihren Seelen alle Empfindungen des Edelmuths, jeden Keim von Feindesliebe, Nachgebung, Verſöhnlichkeit, Mitleid, Billigkeitsgefühl, und erreget und nähret dafür in ſelbigen die abſcheulichen Triebe des Haſſes, der Gewinnſucht, der Rache und der Schadenfreude. So erbittert ihr Nachbar gegen Nachbar, Familie gegen Familie, Geſchwiſter gegen Geſchwiſter, oft Gatten gegen Gatten. Während der Erbitterung werden ihre allerſeitigen Herzen ſchlechter, in allen böſen Neigungen geübter und ſtärker, zum Gutesthun unaufgelegter. Dabei leidet nicht nur ihre eigene Ruhe, ſondern auch vieler andern Menſchen Glückſeligkeit. Die Streiter haſſen und verfolgen nicht nur ſich unter einander, ſondern jeder haſſet und verfolget auch die Verwandten, die Freunde und den geſammten Anhang des andern. Einer ſtört den andern in Ausübung guter Handlungen, verrichtet nie dergleichen eine gemeinſchaftlich mit ihm, und läſſet ſolchergeſtalt die unſchuldigſten Menſchen die Opfer ſeines Haders werden, den er mit ſeinem Gegner führt. Die ſtreitenden Eltern pflanzen den Haß gegen einander auf ihre Kinder fort. Da entſtehen denn unbeizulegende Feindſchaften, Familiengrauſamkeiten ohne Ende; und wenn man denn die Urheber dieſer Uebel aufſucht: ſo fällt der lezte Blick auf euch, ihr Rabuliſten unter den Advokaten. O ihr Böſeſtifter in der Geſellſchaft vom erſten Range! Ihr Räuder und Mörder, wie mit öffentlichen Privilegien dazu verſehen! Daß euch der Staat erſt auswerfen möchte, und daß die Fürſten es nicht mehr verſtatteten, daß ihr euch mit dem Blute ihrer Unterthanen mäſtetet!

Elias brüllte die letzten Perioden, wie ein Löwe. Bake, der im äußerſten Grade Poltron war, fuhr heftig zuſammen, kroch zum Kreuze und fing an, dem Erzmagiſter gute Worte zu geben. Dieſer drohete ihm, alle ſeine ausgeübten Ränke und Tücken, wovon er Zeuge geworden, höhern Orts anzuzeigen. „Ich habe dich, ſchlechte Seele, ſprach er unter andern, behorcht, wie du Jünglinge, die redliche Mädgen verführet und unglücklich gemacht hatten, als es zur Klage kam, mit den abſcheulichſten Inſtruktionen verſaheſt, die begangene That zu verleugnen, die Unglückliche in ihrem Elende zu verlaſſen und ſich dadurch Vorwürfe auf ihr ganzes Leben zu häufen. Ich habe dich belauſcht, wie du einen Gatten, der ſich mit ſeiner Gattin wieder ausſöhnen wollte, aufs neue wider ſie aufbrachteſt und die Zwietracht unter ihnen ewigdauernd machteſt. Ich habe dich darauf ertappt, wie du einen Menſchen, der zum Eide kommen ſollte; fälſch zu ſchwören ermunterteſt, ihn gegen die bevorſtehende Admonition des Richters abhärteteſt, und über den zu thuenden Meineid wie über die geringfügigſte Kleinigkeit ſpotteteſt. — Bake, dem das Herz über dieſe und tauſend andere noch ſchlimmere Streiche heftig zu ſchlagen anfing, zog ſeinen Beutel und bot dem Elias Geld. Elias riß ihm den Geldbeutel aus der Hand, warf ihn auf die Erde, trat ihn mit Füſſen, und rief aus: ich verwünſche die Stunde, in der ich in dein Haus trat, und den erſten Biſſen Brodes den ich bei dir aß. Unter dieſem Dache wohnt ein [illegible] in menſchlicher Geſtalt. Ha, redlicher Fährmann, machteſt du darum ſo ein Geſicht, als du durchſchlugeſt? —

Elias, als Schulmeiſter.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Stehendes Fuſſes eilte Elias aus Bakens Hauſe und ſchüttelte vor der Thüre den Staub ab. Sein Herz war äuſſerſt wider die

Rabbuliſten aufgebracht; und wäre er in dieſem Augenblick ein Fürſt geweſen: ſo würde er ſie mit Stumpf und Stiel in ſeinem Lande ausgerottet haben. Die Prieſter, welche ſich von dem Aberglauben des Volks, und die Advokaten, welche ſich von den Sünden des Volks ernährten und mäſteten, waren in ſeinen Augen einerlei verworfenes Geſchmeis. Wäre auch der Ueberlauf zwiſchen ihm und Baken nicht erfolgt: ſo würde er doch nicht lange mehr in dem Hauſe des leztern geblieben ſeyn; denn noch nie hätte er ſich in irgend einer Lage ſeines Lebens ſo äußerſt mißfallen, als in der Schreiberlage bei einem Advokaten. Das ewige Umherblättern in den dicken Konvoluten von Akten, die Erlernung des famöſen Schlendrians in den Proceſſen, die Unterwerfung ſeiner natürlichen, flieſſenden Gedanken unter den himmelſchreienden Stilus Kuriae, unter die juriſtiſchen Formeln und lateiniſchen Floſkeln, das Protokolliren lauter ausgeübter ſchlechter Handlungen von Menſchen gegen Menſchen, das Kopiren der Teſtamenter, Kodicille, Kontrakte und Erbvergleiche, waren für ihn ſo unfruchtbare, ununterhaltende, langweilige und ekelhafte Beſchäftigungen, daß er ihrer bald von ganzem Herzen überdrüßig ward. Das allerunangenehmſte dabei war ihm in der ganzen Zeit ſeines Aufenthalts in der Bakiſchen Expedition die Entfernung von der Natur geweſen, welche damit ſchlechterdings verbunden war. So, wie er daher jetzt wieder ins Feld kam, dehnte ſich ſein Buſen zum erſtenmale wieder recht frei aus, und er ſchöpfte langen, tiefen Athem. Natur und Henriette waren für ihn ein Paar Ideen, die unzertrennlich an einander ſchwebten. Mithin ſtand Henriettens Bild auf der Stelle vor ihm, ſobald er das freie, offene Feld wieder ſah. Kampf und Gegenkampf, Weisheit und Thorheit, Wunſch und Zurücknahme des Wunſches wechſelten nun in ſeiner Seele wieder eben ſo ab, als damals, da er am Ufer des Fluſſes nach dem Fährhauſe hinging.

Er ging auf das nächſte Dorf zu, und nahm im Wirthshauſe Quartier. Hier fand er bald wieder ſo viel Zerſtreuung, daß Bakens und Henriettens Bilder vor ſeinen Augen wieder verſchwanden. Eine Menge Bauern ſaß in der Schenke bei einander und diſputirte heftig. Der Wirth hatte die Mine, als wenn er bei der Diſputation präſidirte. Er ſaß mit beiden untergelegten Ellnbogen am Tiſche mitten unter den Bauern, und kam nur ſo oft aus dieſer Lage, als er es für nöthig fand, zu mehrerer Bekräftigung ſeiner Demonſtration mit geballten Fäuſten auf den Tiſch zu ſchlagen. Elias ſetzte ſich in einen Winkel, und merkte bald, daß der vorwaltende Diſpüt kein anderer, als ein Religionsdiſpüt ſey. Die Bauern machten dabei die Orthodoxen und der Wirth den Heterodoxen. Es war eine Luſt, den Kerlen zuzuhören. Sie kamen von hundert aufs tauſendſte, und der Wirth hatte viel zu ſchaffen mit ſeinen Gegnern; und wenn er weiter nichts mehr zu erwiedern wußte: ſo ſchlug er ſich vor den Kopf und rief: Habt ihr da oben Häckerling oder Hirnmark?

Als Elias in die Stube trat, war der Streit über die Lehre von der Dreieinigkeit geweſen. Als er ſich ſetzte, ſtritt man ſich über Adams Fall und beſonders über den verbotenen Baum; und als er einige Minuten geſeſſen hatte, eiferte der Wirth bereits wider die Lehre von der Ewigkeit der Höllenſtrafen. Die Bauern vertheidigten ſelbige aus Leibeskräften, und als es aufs äußerſte kam, ſchlug der Wirth ſich abermals vor den Kopf und ſchriee: Habt ihr da Häckerling oder Hirnmark? Soll denn unſer Herrgott grauſamer ſeyn, als unſer gnädiger Herr, der, wenn er euch in den Thurm geſteckt hat, euch nach einiger Zeit wieder heraus läſſet? Elias erhub ſich allmählich bei dieſen Worten und klopfte in Gedanken dem Wirth ſchon die Schultern dafür. Der Wirth bemerkte dies. Der Streit ward über dieſe Materie länger fortgeſetzt, als über die vorhergegangenen.

Wirth zum Elias. Nicht wahr, langer ehrwürdiger Herr, ich habe recht — unſer Herrgott iſt wenigſtens eben ſo gnädig, wie unſer gnädiger Herr?

Elias. Er hat vollkommen recht, lieber Mann.

Wirth, mit beiden Händen auf den Tiſch ſchlagend. Hab' ichs nicht geſagt? Hab' ichs nicht geſagt? Und ihr dummen Hänſe wollet mir immer nicht glauben. Und nicht wahr, langer ehrwürdiger Herr, die Hölle iſt nicht ewig?

Elias. Leute, merkt euch zweierlei. Ewig heißt oft nur, was lange währet. Das iſt eins.

Es ſprecht ihr, wenns lange nicht geregnet hat, es wird auch ewig; ehe es regnen will. Und es iſt weiter keine Hölle, als die der Menſch ſich ſelbſt macht. Das iſt das andere. Sobald ihr aufhört, euer eigener Teufel zu ſeyn, und beſſer werdet, hat die Hölle ein Ende.

Wirth. Ha ha ha ha! Das iſt brav, Langer, ehrwürdiger Herr; Er iſt mein Mann. Höre Er doch; ich habe einen Jungen von zwölf Jahren, und der Schulmeiſter iſt ein alter Knabe, der keine Schule mehr hält; will Er mein Informator werden?

Elias. Warum nicht?

Der Handel ward auf der Stelle richtig. Der Junge erſchien, und Elias fand an ihm einen recht geraden, offenen und gutherzigen Knaben. Sein neuer Principal ging mit ihm auf einem recht freundſchaftlichen Fuſſe um. Das erſte, was er ihm zeigte, war eine alte Linde, welche viele Jahrhunderte hindurch geſtanden hatte, und die der Wirth als ſein liebſtes Eigenthum betrachtete. „Hier, ſprach er, unter dieſen Schatten haben meine Groß- groß- großeltern ſchon geſeſſen und das Gute reichlich genoſſen, das ihnen Gott gab.

Hier hat mein Vater Hochzeit gehalten; hier bin ich getauft worden und habe meinen Jungen hier wieder taufen laſſen.“ So will ich ihn auch hier informiren, erwiederte Elias. Alle Schulſtunden wurden nun unter der Linde gehalten, und der Exmagiſter gefiel ſich in ſeiner neuen Station über alle Maſſe. Die Lebensart, welche er ſetzt führte, war ganz nach ſeinem Geſchmack. Er war unabhängig von der Welt, konnte im Schooſe der Natur ſeyn, wie er wollte, und hatte täglich einen ſimpel, aber gutbeſetzten Tiſch. Es war ſtarke Einkehr im Hauſe, weil die Heerſtraſſe nach einer benachbarten groſſen Handelsſtadt durch das Dorf ging. Wenn Elias alſo einmal Luſt hatte, ſein Leben in der Natur mit dem Leben unter Menſchen zu verwechſeln: ſo durfte er nur in die Gaſtſtube gehen, wo er jederzeit eine Mannigfaltigkeit von Geſichtern und Karakteren antraf, die ihm viel Unterhaltung gewährte; und durch die er ſeine Menſchenkenntniſſe bald auf die Probe ſetzen, bald auf das herrlichſte bereichern konnte. Da hatte er es denn oft mit den Fuhrleuten zu ſchaffen, welche er in Anſehung ihres abſcheulichen Fluchens und ihrer noch abſcheulichern Unbarmherzigkeit ge-

ger ihre Arbeits- und Laſtthiere zurechtzuweiſen ſuchte. Hatte er aber je eine ganz unzubeſſernde Klaſſe von Menſchen gefunden: ſo waren es dieſe; und, als einige derſelben dem Wirthe droheten, nicht mehr bei ihm einzukehren, wenn der lange Kerl das Hofmeiſtern nicht unterlieſſe, gab er dieſe Art von Eliasgeſchäften auf immer auf. „Dieſe Leute, ſprach er dazu, haben fürwahr keinen Sinn für das, was ich ihnen ſagte. Ich ſah es ihnen an den Augen an, daß ſie mich anhörten, ohne mich zu verſtehen. Ich klimperte allenthalben an ihren Herzen herum, aber ich konnte auch nicht eine Saite von Weichheit und Menſchlichkeit daran finden, die einen Ton angegeben hätte.“

Sein Principal zog auſſer dem Nutzen, welchen er durch Information des Knaben ſtiftete, noch einen doppelten beträchtlichen Vortheil von ſeiner Anweſenheit in dieſem Hauſe. Bei der Menge und Verſchiedenheit der Fremden, welche täglich hier zuſammenkamen, übernachteten, zechten und ſpielten, konnte es nicht fehlen, daß oft theils Zank und Balgerei, theils ſonſt unerträglicher Lerm entſtand. Wenn denn der Wirth umſonſt Ruhe und Friede gebot: ſo ward der Exmagiſter herbeigerufen, der durch ſeine lange, vielverſprechende Figur bald allen Unruhen ein Ende machte. Ueberdies hatten die Bauern aus dem Dorfe auch oft ihre Zuſammenkünfte bei dem Wirth. Die erſten Gegenſtände ihres Geſprächs pflegten zwar die Hofdienſte, die Getraidepreiſe und die Urtheile über Witterung und Erndte zu ſeyn; aber nach Vergang einer Viertelſtunde waren ſie jederzeit wieder über die Materien her, bei denen ſie Elias gleich am Abend ſeiner Ankunft in dies Haus angetroffen hatte. Man ſtritt ſich alsdenn über die Religion in die Länge und in die Queere, und der Wirth war allemal derjenige, welcher die freiern Meinungen behauptete. Er wehrte ſich, ſo lange er konnte, gegen zehen, zwölf Gegner allein, ſchlug ſich vor den Kopf, und rief einmal über das andere dazu, habt ihr Häckerling da oben oder Hirnmark? Ward er aber dergeſtalt in die Enge getrieben, daß er ſich nicht mehr zu helfen wußte: ſo nahm er ſeine Zuflucht zum Informator, und ſchriee zur Thüre hinaus: Herr Ekerodoxe, Herr Ekerodoxe, komme er einmal herunter. Elias mußte ſich alsdenn einſtellen und die orthodoxen Bauern zur Raiſon bringen.

Dazu ſtand denn ſein Principal neben ihm, hatte die Arme in die Seite geſetzt, und den Mund breitoffen, und verſchlang mit größter Aufmerkſamkeit die natürlichen Demonſtrationen des Elias. Dieſe beiden Arten von auſſere deutlichen Amtsbeſchäftigungen hatten für den Exmagiſter oft viel Unbequemlichkeit. Wenn er ſchon im beſten Schlafe war, ward er noch herausgeklopft, und mußte entweder mit Gründen gegen die diſputirenden Bauern, oder mit Bänkbeinen gegen die unruhigen Gäſte demonſtriren.

Der alte Schulmeiſter im Dorfe ſtarb, und Elias hatte ſich durch ſeine Stärke im Diſputiren bei den Bauern ſo in Anſehen geſetzt, daß ſie mit Einwilligung des Edelmanns ihn zum Nachfolger deſſelben verlangten. Der Dienſt war herzlich ſchlecht, und ſo eingerichtet, daß der, welcher von ihm leben wollte, noch ein Handwerk dabei treiben mußte. Die Bauern erboten ſich aus freiem Herzen, ihn dadurch zu verbeſſern, daß ſie dem Elias ad dies vitae jährlich jeder noch einige Brode und ein halb Schock Eier zulegen wollten. Elias, der ſchon mancherlei in der Welt geweſen war, fand den Vorſchlag nicht übel, nun auch auf einige Zeit das Schulmeiſterleben zu verſuchen. Sein Principal wollte ihn ungern fahren laſſen, und gab es endlich nur unter der Bedingung zu, daß ſelbiger ſeinen Sohn zu ſich ins Haus nähme; wodurch der Exmagiſter noch einen guten Zugang nebenbei erhielt.

Elias ward im daſigen Konſiſtorium examinirt, und erregte das Erſtaunen ſeiner Prüfer. Man fragte ihn um die vergangene Geſchichte ſeines Lebens; wovon er aber nur ſo viel mittheilte, als er für rathſam hielt. Er ward unter dem einſtimmigen Lobe entlaſſen, daß er der geſchickteſte Schulmeiſter im ganzen Herzogthume ſey, und trat ſein heiliges Amt an. Er ſtellte die Kirchuhr, hielt Schule, las einen Sonntag um den andern auf der Mater und auf der Filia ab, und trug ſeinem Herren Paſtor, wenn er mit dieſem aufs Filial ging, den Mantel gar demüthig nach.

Paſtor Rothe gehörte zu den geiſtlichen Schleichern, und war ein Orthodoxe von größter Handfeſtigkeit. Ohne den Elias weiter zu kennen, war er von der erſten Stunde deshalb wider ihn eingenommen, weil ihn der Edelmann bei ſeiner Wahl zum Schulmeiſter nicht erſt zu Rathe gezogen hatte. Er ſtellte ſich aber deſſen ungeachtet ganz freundſchaftlich gegen ihn. Elias hatte ſich, ſo lange er Informator im Dorfe geweſen war, noch nicht um das Kirchengehen bekümmert, worüber Paſtor Rothe auch ſehr die Naſe gerümpft hätte. Da er ihn nun am erſten Sonntage ſeines ſchulmeiſterlichen Lebens predigen hörte, entſetzte er ſich über das elende Geſchwätz dieſes Mannes, und konnte ſich es nun erſt recht erklären, woher die Bauern im Dorfe ſo äuſſerſt ſiſtematiſch orthodox und ſtreitſüchtig zugleich wären. Paſtor Rothe hielt an dieſem Tage eine heftige Kontroverspredigt gegen die Antitrinitarier, wobei die [illegible] und immer auf den neuen Schulmeiſter dazu ſahen. So ging es auf der Mater; ſo ging es auf dem Filial. Immer ward auf der Kanzel weidlich kontrovertirt. So ging es an dem einen Sonntage; ſo ging es an dem andern. Und dazu verſicherte Paſtor Rothe einmal über das andere, daß ihm dies alles der liebe Heiland ſelbſt eingebe; und ſo oft er auf dieſen kam, ſprach er ſo herzbrechend und verliebt, als wenn von ſeiner ſeligen Frau die Rede wäre, welche er bald nach der Hochzeit verloren hatte. Da nennte er denn den Herrn Jeſus ſeinen Bräutigam, und ſich die Braut deſſelben, ſprach von geiſtlicher Verlobung und von geiſtlicher Vermählung, und ſprang ſofort plötzlich wieder über auf die Pelagianer, Arminianer und Socinianer, an denen allen, wie er auf des Heilands Eingeben feſt verſicherte, kein gutes Haar ſey.

Elias, ſobald er den Mann kannte, welchen er an ihm hatte, nahm während jeder Predigt, der er beiwohnen mußte, ſeine Zuflucht zum Schlaf, und machte es mit dem Kirchvater ab, der nahe bei ihm ſaß, daß er ihn, falls er die Zeit verſchlieſe, unter dem Kirchengebet allemal wecken ſollte. Da geſchah es denn einsmals, daß er gerade zu der Zeit einſchlief, als Paſtor Rothe wieder einen recht verliebten Blick auf den Heiland warf. Elias dachte in dieſem Augenblick an ſeine Henriette, und ſchlummerte vor ihrem Bilde ſanft ein. Im Traume ward ihr Bild noch lebhafter vor ihm, und er fing heftig an zu ſchnarchen. Der Kirchvater, der ihn vielleicht würde angeſtoſſen haben, ging eben mit dem Klingebeutel herum. Elias ſchnarchte endlich ſo laut, daß Paſtor Rothe ſein eigen Wort nicht mehr verſtehen konnte.

P. Rothe. Wer iſt der Eſel, der ſo abſcheulich ſchnarcht?

Einige Bauern. Unſer neuer Herr Schulmeiſter iſt's.

P. Rothe. Weckt ihn auf!

Eben kam der zurückkehrende Kirchvater an des Elias Stuhl, und tippte ihn mit dem Klingebeutel auf den Kopf. Elias war jetzt im ſchönſten, ſüſſeſten Traume. Seine Henriette wollte in ſeine Arme ſinken. Als ihn nun der Kirchvater auf den Kopf tippte, erwachte er plötzlich, war vom [illegible] rief dazu überlaut: ach liebe, liebe, ewigliebe Henriette. Da er zu ſich ſelbſt kam, ſah er, daß er nicht Henrietten, ſondern den Klingebeutel an ſein Herz gedrückt hatte. Paſtor Rothe machte ihn von der Kanzel ſehr herunter und erneuerte unterwegs den Auspützer darüber.

P. Rothe. Was hat Er vor? Was für ein abſcheuliches Skandal gab Er heute den Bauern?

Elias. Verzeihen Sie mir es, lieber Herr Paſtor. Ich habe ein edles Mädgen geliebt; die hieß Henriette; — das liebenswürdigſte unter allen Mädgen auf der ganzen Welt.

P. Rothe. Und daran denkt Er im Gotteshauſe?

Elias. Das ging ſehr natürlich zu. Ew. Wohlehrwürden ſprachen ſo verliebt vom Heilande. Da dachte ich an das Mädgen, ſchlief darüber ein, dachte an ſie fort, und wollte, als ich geweckt ward, eben nach ihr greifen.

P. Rothe. Schäme Er ſich der Unlauterkeit Seiner Gedanken. Wenn ich von unſerm lieben Heilande rede, denkt Er an Sein Mädgen?

Elias. Ich habe eine ſehr reitzbare Einbildungskraft, und Ew. Wohlehrwürden wurden ein wenig zu bildreich im Ausdruck.

P. Rothe. Ich glaube, Er will ſich über meine Art zu predigen aufhalten? Weiß Er, daß Er Schulmeiſter iſt?

Elias. O ja, und wills auch nie vergeſſen.

P. Rothe. Ueberhaupt iſt es eine Schande, daß der Schulmeiſter in der Kirche ſchläft.

Elias, der hitzig wird. Wenn es Schande iſt, ſo fällt ſie auf den Prediger, der den Schulmeiſter durch ſeine Predigt einwiegt. Mich wunderte, daß ein einziger Bauer dabei wachend bleibt.

Hier kam es zu einem heftigen Wortwechſel zwiſchen Paſtor und Schulmeiſter, wobei der Paſtor zeigen wollte, daß er Paſtor ſey, und der Schulmeiſter vergaß, daß er Schulmeiſter war. Elias nennte alles das, was Paſtor Rathe zu predigen pflegte, dürres, unfruchtbares Zeug, und verwies ihn auf die Art, wie Jeſus gepredigt habe, um ſelbige nachzuahmen. Der Paſtor war, wie viele ſeiner Herren Amtsbrüder, ein ſehr armer Stümper. Ehe er ein Wort nur weiter aufbringen konnte, hatte Elias ſchon zehen Perioden voll bittern Gallen über ihn ausgeſchüttet. Er ſah, daß er mit dem neuen Schulmeiſter nicht fortkomme, verbot ihm nur in allgemeinen Ausdrücken das fernere Schlafen in der Kirche, hieß ihm das Maul halten, und wies ihn, da er jetzt eben neben ihm herging, wieder, wie ſichs gehört, hinter ſich zurück.

Paſtor und Schulmeiſter hatten ſich ſolchermaſſen ein wenig näher kennen gelernt, und auf beider Seelen machte dieſe nähere Bekanntſchaft die zu erwartenden Eindrücke. Elias legte ſeine innere Achtung gegen den Paſtor ganz, und von ſeiner äuſſerlichen die gröſſere Hälfte über die Seite. Paſtor Rothe bekam eine Art von Furcht gegen ihn, ſtellete ſich, als wenn er des gehabten Aergers vergäſſe, trug ihm aber die Rache dafür heimlich nach. Beide kamen auſſer den Amtsverrichtungen, die ihnen gemeinſchaftlich oblagen, nicht zuſammen, und Elias bekümmerte ſich um den Paſtor nicht, obgleich dieſer ſich unter der Hand deſto mehr um ihn bekümmerte, und auf alle ſeine Handlungen im Verborgenen lauerte.

Der Gang von der Mater aufs Fillal ward von nun an von beiden nie ohne Hader geendigt. Der ewige Gegenſtand deſſelben war das Hinterdreingehen, welches Paſtor Rothe ſchlechterdings vom Schulmeiſter verlangte. So lange ſie beide auf einem ſchmalen Fußſtege wanderten, der nur für einen Mann breit genung war, ging die Sache gut, und Elias marſchirte hinter ſeinem Herrn Paſtor her. Ward aber der Fußſteig breiter, ſo, daß zwei Mann neben einander gehen konnten, oder kamen ſie gar auf den Fahrweg, ſo war Elias demſelben alsbald an der Seite. Paſtor

Rothe ſuchte dies, ſo lange als möglich, zu verhindern, und machte ſich, wenn der Fußſteig breiter zu werden anfing, auch noch einmal ſo breit, als er wirklich war, ſetzte die Arme in die Seite und krätſchelte mit den Füſſen ſo weitbeinig, daß er ſich das Netz im Leibe hätte zerreiſſen mögen. Kamen ſie aber auf den Fahrweg, ſo mochte er ſich ſo breit machen, wie er wollte; Elias ſpatzirte neben ihm her.

P. Rothe, bei einer ſolchen Gelegenheit. Ich habe es Ihm ſchon oft geſagt, und ſags Ihm nun zum letztenmal — geh Er hinter mir her. Der Schulmeiſter gehört hinter den Prediger.

Elias lächelnd. Davon ſchreibt Paulus nichts. Ich bin ein Menſch, und Sie ſind ein Menſch. Menſchen gehören nicht hinter einander, ſondern neben einander; ſobald nehmlich Platz genung dazu iſt. Wo nur Platz für einen Mann iſt, da iſts natürlich, daß einer hinter dem andern gehe. Wo aber im Leben der Weg breiter wird, da marſchiren Menſchen neben einander. Daß ich auf dem Fußſteige hinter Ihnen hergehe, geſchieht deshalb, weil ich das liebe Getraide nicht unnöthiger Weiſe niedertreten will.

P. Rothe. Wo hat Er meinen Mantel?

Elias. Den trägt der Junge dort, der ſchon nah am Dorfe iſt.

P. Rothe. Aber der Schulmeiſter muß mir den Mantel nachtragen. Weiß Er das?

Elias. Wenn Sie den Mantel da nur finden und haben, wo Sie ihn brauchen, und ich dies beſorge: ſo habe ich genung gethan. Daß ich ihn gerade trage, iſt nicht ausgemacht. Für den Jungen ſchickt ſichs beſſer, als für mich.

P. Rothe. Es iſt ſchon gut; wir werden uns weiter ſprechen.

Elias. Es gilt ſchon.

Elias ſchrieb ſich jedoch dieſe und ähnliche Drohungen des Paſtors hinters Ohr und betrieb ſein ſchulmeiſterliches Amt auf allen Seiten ſehr genau und pünktlich. Noch hatte kein Schulmeiſter ſo fleißig in ſeinem Dorfe Schule gehalten, als er. Noch hatte kein Schulmeiſter die daſige Thurmuhr ſo richtig geſtellt, als er. Noch war kein Schulmeiſter daſelbſt ſo beſcheiden gegen die Bauern, ſo mäßig auf Kindtaufen und Hochzeiten, und überall ſo uneigennützig geweſen, als er. Er lehrete alle ſeine Schulkinder ſchreiben und rechnen, und nahm dafür nicht mehr von ihnen, als ſie zu reichen pflegten, wenn ſie bloß leſen lernten. Fiel eine Amtsverrichtung bei Leuten vor, die nicht weit wohlhabender waren, als er: ſo that er alsbald auf ſein Accidens Verzicht, und verurſachte dadurch dem Paſtor manchen Aerger, weil dieſer ſich alsdenn genöthigt ſahe wenigſtens nicht ungroßmüthiger zu ſeyn, als ſein Schulmeiſter. Und als die Bauern ihm zum erſtenmale die freiwillige Zulage an Brod und Eiern reichen wollten, nahm er ſie nicht an, ſondern erklärte, daß er mit demjenigen zufrieden ſey, was ſein alter Vorgänger im Amte gehabt habe.

Dieſe Züge von gutem Karakter gewannen ihm die Herzen des ganzen Dorfs; das einzige Prieſterherz daſelbſt abgerechnet, welches ihm von Tage zu Tage abgeneigter ward. Noch kam dazu, daß die Bauern, welche ſeine Kenntniſſe ſchon in der Schenke bei ihren Religionsdiſpüten kennen gelernt hatten, von ſelbigem immer gröſſere Begriffe ſich machten. Ihre Kinder lernten nicht nur mehr bei ihm, als bei dem alten Schulmeiſter, der ein ſtumpfer Leinweber geweſen war; ſondern das Mehr, was ſie bei ihm lernten, beſtand auch aus ſehr mannigfaltigen, nützlichen Sachen, die er ihnen als künftigen Landleuten, Wirthſchaftern und Haushältern beibrachte. Da kamen ſie denn oft zu ihren Eltern aus der Schule, und hatten ihnen ſo viel zu erzählen, was dieſe ſelbſt noch nicht wußten, und worüber ſie ihre bäuriſche Verwunderung bezeigten. Elias hielt oft ſeine Schule unter freiem Himmel, ſang ſich, wenn der Tag ſchön war, mit ihnen der Predigerwohnung vorüber, zum Dorfe hinaus, betete im Felde mit ihnen ein Morgengebet aus der Fülle ſeines Herzens und unterhielt ſie da einige Stunden lang mit der Herrlichkeit Gottes in der Natur. In der Schule ſelbſt hielt er ſich keineswegs an die vorgeſchriebenen Lehrbücher, ſondern bearbeitete den Verſtand und das Herz ſeiner Schüler nach ſeinem eigenen Leitfaden. Die Kinder verlernten die ſechs Hauptſtücke wieder; aber dafür drückte er ihnen wahre Jeſusreligion tief in ihre Seelen ein. Eben ſo trieb er auch Neuerungen im Tempel. Es war ihm unmöglich, wenn er auf der Mater, oder auf der Filia vor dem Pult ableſen mußte, die überaus ſchalen, mit Latein und Kontroverſe angefüllten Poſtillen herzuleſen, welche daſelbſt eingeführt waren. Er trat vor den Pult, und redete über das Evangelium oder über die Epiſtel aus ſeiner eigenen Seele. Die ihm eigene Deutlichkeit, Popularität, Erbaulichkeit und Herzlichkeit im Vortrage machten, daß die Bauern dieſen Poſtillentauſch gern eingingen, und lieber in die Kirche kamen, wenn der Schulmeiſter, als wenn der Paſtor predigte. Einen gelehrtern Schulmeiſter haben wir noch nie gehabt, und ſo einen muß es in der Welt nicht weiter geben, ſprachen ſie, und hätten ſich für den Elias laſſen todtſchlagen.

Paſtor Rothe erfuhr dies alles bei guter Zeit, thät [illegible] davon. Seine Abſicht bei dieſer Verſtellung war, daß Elias dadurch dreuſt gemacht werden ſollte, immer weiter und weiter in ſeinen ſchulmeiſterlichen Neuerungen zu gehen; damit er hernach durch eine einzige Anzeige wider ihn bei der Behörde ihm mit einem male das Garaus machen könnte. Elias war klug genung, dies zu ahnden. Da er aber ſchon mehr ſonderbare Schickſale in der Welt gehabt hatte, ſo war er gegen alle ihm noch bevorſtehende ziemlich gleichgültig geworden.

Und weil er überdies noch die Bauern ganz auf ſeiner Seite hatte, ging er um ſo ruhiger ſeinen Gang fort.

Der Edelmann im Dorfe war ein ſehr weltkluger Mann. Paſtor Rothe ſtand alſo in keinem guten Vernehmen mit ihm, hielt ihn für einen Atheiſten und wich ihm ſorgfältig bei jeder Gelegenheit aus. Dieſer aber ſchien ihn an ſorgfältigem Ausweichen faſt noch zu übertreffen; denn er kam jährlich nicht öfter, als einmal, nemlich am grünen Donnerſtage, zu ihm in die Kirche, da er zu kommuniciren pflegte. Seitdem aber das Gerücht zu ſeinen Ohren kam, daß Elias beſſer ableſe, als der Paſtor predige, überzeugte er letztern davon, daß er nicht aus Geringſchätzung der öffentlichen Gottesverehrungen den Tempel meide, ſondern darum, weil er nie etwas vernünftiges in ſelbigem zu hören bekommen. Er machte einen Verſuch, den neuen Schulmeiſter ableſen zu hören, und wünſchte unter beiden Männern eine gänzliche Umſetzung auf ihren Stellen ſchaffen zu können. Von der Zeit an verſäumte er nie wieder einen Vortrag des Elias. Paſtor Rothe, der hiervon Nachricht bekam, ſuchte ihn zu verſchiedenen malen zu täuſchen. Wenn es im Dorfe hieß, daß der Schulmeiſter heute ableſe, Elias ſelbſt es glaubte, und der Edelmann zur Kirche ging, faßte Rothe wohl den plötzlichen Entſchluß, ſelbſt zu predigen; und wenn denn die Leute nach dem Pulte hinſahen, daß Elias an ſelbigen hintreten ſollte, ſteckte er ſeinen Kopf zur Kanzel heraus. So, wie der Edelmann ihn nun erſt mit Leib und Seele erblickte, nahm er ſeinen Hut und wanderte wieder zum Tempel hinaus. Rothens Groll gegen den Elias ward hierdurch immer ſtärker und unauslöſchlicher. Volles Feuer glimmte ſchon in ſeinem Buſen und ſchien nur noch eines Windſtoſſes zu bedürfen, um helle Flamme aufſchlagen zu laſſen.

Dieſer Windſtoß geſchah. Elias hatte über den Karakter Jeſu einſt ſeinen Vortrag gehalten und damit den Edelmann dergeſtalt gerührt, daß dieſer nach geendigtem Gottesdienſte vor der Kirchthüre ſtehen blieb, ihn erwartete und zu ſich zu Tiſche bat. Elias nahm ſeinen neuen Gönner durch ſeine vernünftigen Geſpräche bald ganz für ſich ein, und hatte von Stund an die Ehre, nicht nur an jedem Sonntage, wenn er des Paſtors

Stelle im Tempel vertrat, auf dem Edelhofe zu ſpeiſen, ſondern auch einen immerdar offenen Zutritt zu ſelbigem zu erhalten. Nun ſchlug die helle Flamme der Rache und Verfolgungsſucht aus Rothens Buſen auf. Er viſitirte wider alle ſeine Gewohnheit die Schule; und, obgleich Elias darüber viel Freude bezeigte, und ihn bat, eine Prüfung ſeiner Schüler anzuſtellen: ſo that er doch weiter nichts, als daß er dem Unterrichte des heterodoxen Schulmeiſters eine Stunde lang beiwohnte und ſich alsdenn wieder nach Hauſe begab. Elias handelte damals das Kapitel vom Teufelsaberglauben ab, und ſeine Schüler gaben durch ihre Antworten zu erkennen, daß er denſelben in ihren Seelen ziemlich ausgerottet habe. Eben ſo behorchte Paſtor Rothe ihn auch in der Kirche an einem Sonntage, an welchem dieſer über den Satz, daß der Menſch nur durch ſeine guten Handlungen ſelig werde, aus dem Herzen redete.

Hierauf ging die Klage an. Rothe ſchilderte in einem langen Bericht ſeinen Schulmeiſter als einen Menſchen, der die unbefugteſten Neuerungen in der Schule und im Tempel treibe, kein Chriſt ſey, und den Kindern ſowohl, als den Erwachſenen, allen möglichen Unglauben beibringe. Er ſchaltete den abſcheulichen Unterricht des Elias über die Teufelslehre, den er ſelbſt mit angehört habe, ein, und nannte ihn zuletzt einen Vagabonden, der ſeines Unglaubens wegen ſchon aus verſchiedenen Ländern vertrieben ſeyn möchte.

Es waren eben Gerichtsferien. Das Konſiſtorium, welches jetzt nicht zuſammen zu kommen pflegte, verwandelte ſich in eine Kommißion, die aus einigen der oberſten Geiſtlichen beſtand, und vor der Elias verhört ward. Paſtor Rothe, ſo bald er die Namen dieſer Herren hörte, machte ſich auf den Weg, ſeinen Schulmeiſter gegen ſie auf das häßlichſte anzuſchwärzen. Eine Mandel fetter Enten, welche ihm voran in die Häuſer derſelben gewackelt waren, erleichterten ihm die Ausführung ſeines menſchenfeindlichen Anſchlags. Er erhielt von ihnen die Verſicherung, daß der Schulmeiſter Klaproſe, wenn ſeine Sache ſo wäre, wie er ſie beſchriebe, ohne alle Gnade und Barmherzigkeit abgeſetzt werden ſollte; immaſſen man mit ſo einem Kerl nicht viel Federleſens machen werde. Aeußerſt vergnügt darüber, grüſſete er den Elias, als er auf der Rückkehr ſeiner Wohnung vorüber ging, ſo freundſchaftlich, wie er ihn in ſeinem Leben nicht gegrüßt hatte.

Elias konnte vor der Kommißion ſeine Neuerungen in der Schule und in der Kirche nicht ableugnen. Er ward ſehr bärbeißig darüber angelaſſen, daß er, als ein bloſſer Kläpper von der Geiſtlichkeit, der gar nicht einmal über Religion und Liturgie mitzureden habe, ſich dergleichen unterfangen. Er vertheidigte ſich männlich darüber und appellirte einmal über das andere an den geſunden Menſchenverſtand, von welchem die Kommiſſarien behaupteten, daß er weder in die Schule noch in die Kirche gehöre. Die Peſtillen, welche Elias im Tempel bei Seite gelegt, wurden als Muſter öffentlicher Vorträge an das gemeine Volk von ihnen geſchildert, und der kleine Katechiſmus bis in den Himmel erhoben. Darüber gerieth Elias in Hitze, und fuhr mit verſchiedenen ſeiner heterodoxen Sätze hervor. Der eine Kommiſſarius lachte dabei überlaut, daß ſo ein Kerl von Schulmeiſter ſich auch zum geiſtlichen Reformator aufwerfen wolle; und der andere fragte ihn, ob ihn der Teufel plage, daß er ſich ſolche Dinge in den Kopf kommen laſſe. „Ja wohl, verſetzte Elias, hat mich der Teufel in meinem Leben oft geplagt, und ich habe ſchon viel unſchuldig gelitten, und in dieſen Augenblicken plagt er mich wieder recht ſehr.“ Man erklärte ihn hierauf ſogleich ſeines Amts verluſtig und wies ihm die Wege. Die Bauern, als ſie dies hörten, vermittelten ſich für ihn, und wollten lieber ihren Paſtor, als ihren Schulmeiſter fahren laſſen, wenn ſie ja einen von beiden müſſen ſollten. Sie wurden aber nicht gehört. Der Edelmann nahm ſich ſeiner aus allen Kräften an, empfing aber vom Konſiſtorium einen ſtarken Verweis darüber, daß er ſo einen Kerl in Schutz nehmen wolle, der vor funfzig Jahren noch von Gott- und Rechtswegen verbrannt worden wäre. Elias bat alle ſeine Fürbitter, daß ſie ſich weiter keinen Verdruß ſeinetwegen zuziehen möchten, und zog aus der Schule wieder in die Schenke, wo er die Privatinformation des Sohnes des Wirths fortſetzte. Paſtor Rothe machte auch hierüber wieder ſchriftliche Anzeige an die Kommißion, benutzte die Gerichtsferien und wirkte einen Befehl an den Wirth aus, daß dieſer ſeinen Informator fahren laſſen ſollte, und noch einen Befehl an den geweſenen Schulmeiſter, daß er ſich binnen vier und zwanzig Stunden aus dem Dorfe packen ſollte. Die Bauern warfen ihm dafür in der Nacht die Fenſter ein; und als Elias dies hörte, fürchtete er noch ärgern Aufſtand, der den Bauern hoch, und ihm unſtreitig noch höher zu ſtehen kommen möchte, und machte ſich noch vor Tagesanbruch aus dem Staube.

Elias, als Krammetsvögelfänger, Korbmacher und Beſenbinder.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Der Erfolg davon war, daß der Edelmann und die Bauern mit dem Paſtor hart zuſammengeriethen. Erſterer ſagte dem letztern gerade ins Geſicht, daß er den Schulmeiſter darum aus dem Dorfe getrieben, weil ſelbiger mehr guten Klang habe, als er. Als Paſtor Rothe Sonntags drauf Kirche halten wollte, mußte er unverrichteter Sachen wieder nach Hauſe gehen, weil aus dem ganzen Dorfe kein Menſch ſich im Tem-

Hier bleiben möchte ich ſchon, erwiederte Elias, die Ausſicht iſt hier ſo ſchön, und die Luft ſo rein; aber unentgeldlich nicht. Ich will arbeiten helfen, und das Brod wenigſtens verdienen, das ich eſſe. Der Winzer nahm dieſen Vorſchlag an, und räumte ihm eine kleine Hütte ein, die ſonſt der Wächter zu bewohnen pflegte, welchen er in ſeinen Weinbergen und daran ſtoſſenden Obſtgärten hatte. Elias arbeitete von Stund an wacker mit, und empfing dafür Eſſen und Trinken, ſo viel er wollte, und ſo gut es ſein neuer Herr ſelbſt hatte. Eine Nacht um die andere wachte er zur Traubenleſezeit mit dem Winzer, und, wenn er ſah, daß dieſem das Wachen zu ſauer ward; ſo nahm er ihm auch wohl noch eine von ſeinen Nächten ab. Wenn er denn da ſo unterm nächtlichen Himmel im Vollmondsſchein ſtand, und eine Todtenſtille in der ganzen Natur um ihn ward, ſo überließ er ſich ſeinen Empfindungen, und die Diebe, wenn deren einige kamen, hatten gut ſtehlen. Henriette, deren Bild um ihn zu ſeyn pflegte, ſobald er in der freien Natur allein und ſich ſelbſt überlaſſen war, ſtand alsdann wie leibhaftig vor ihm, und er dachte weiter nichts, als ſie.

pel eingefunden hatte. Er ward hierdurch gegen den Elias noch erbitterter, und ſchwur, ihn zu verfolgen, wo er wüßte und könnte.

Elias, der dies vermuthete, ging von ganzem Herzen über die Grenzen der Parochie deſſelben, und freuete ſich, nun vor ſeinen Verfolgungen ſicher zu ſeyn. Sehr weit zu gehen war diesmal ſein Vorhaben weniger, als jemals. Er war des Herumſtreichens ſatt und, beſchloß, bei dem erſten, beſten ehrlichen Manne, der Arbeit für ihn hätte, um Tagelohn zu arbeiten, damit er nie wieder mit ſchlechten Menſchen, und am wenigſten mit ſchlechten Geiſtlichen zu thun haben möchte. Sein Weg, der gerade der erſte war, welchen er vorfand und eintrat, führte ihn zu einem Winzer. Elias bat ihn um Nachtquartier, welches dieſer auf einem friſchen Strohlager ihm auch gern zugeſtand. Abends unterhielt er ſich mit ihm einige Stunden, und gewann den Winzer dadurch ſo für ſich, daß dieſer, als er ihn morgens drauf fragte, was er ihm ſchuldig ſey, ihm zur Antwort gab, daß er ihn wohl vier Wochen in ſeinem Hauſe ohne alles Entgeld beherbergen wollte.

Ob er gleich wußte, daß ſie nun nie die ſeinige werden könnte: ſo erinnerte er ſich doch mit Entzücken nach der herrlichen Stunden, welche er mit ihr im Elſenbruche und auf den offenen Schauplätzen der Natur verlebt hatte. Dieſe Erinnerung ward denn wohl ſo lebhaft und begeiſternd für ihn, daß er darüber des Gedankens vergaß, daß ſie nicht die ſeinige werden könnte. Er breitete ſeine Arme nach ihr aus, und ſtand oft ſo, bis die Morgenröthe ihn wieder zu ſich ſelbſt zurück brachte.

Unten an den Bergen weg zog ſich ein langer Tannenwald. Der Winzer hatte in ſelbigem einen Dohnenſtieg, und Elias empfing die Beſorgung deſſelben. Es war in ſelbigem Jahre herrlicher Zug und Fang. Elias, der dies bald bemerkte, erweiterte den Stieg, bohrte noch einige Schock Dohnen ein, und verfertigte auch viel Hangedohnen, von welchen der Winzer vordem nichts gewußt hatte. Noch vor Anbruch der Morgenröthe war er täglich ſchon in ſeinem Stiege, ſtellte von neuem, beerte wieder ein, wo ausgefreſſen war, und kam nach jedem Nebel mit Droſſeln, Weindroſſeln, Amſeln, Schnerren, Dompfaffen und Ziemern wohlbelaſtet nach Hauſe.

Ueber jede Schulter hatte er denn einen Haufen dieſer Vögel, an einen ſtarken Bindfaden gereihet, hangen, und ging dazu mit einer rechten Amtsmine einher. Unweit davon lag eine ziemlich gute Stadt, in der viel wohlhabende Kaufleute wohnten. Elias ſchlug daſelbſt ſeinen Krammetsvogelmarkt auf. Da ſah man ihn denn allemal gegen Mittag auf dem Wege dahin. Je, nachdem der Fang des Morgens ausgefallen war, wanderte er mit oder ohne Begleitung. War die Ausbeute davon ſehr ergiebig geweſen: ſo trug ſie des Winzers Tochter in einem groſſen Korbe ihm voran. War ſie mittelmäſſig geweſen: ſo brachte er ſie in einem Kober ſelbſt zur Stadt. So, wie er zum Thore hinein kam, fing er jederzeit an zu ſchreien: Holla! hoho! wer will Zippen kaufen — wer Weindroſſeln — wer Ziemer — wer Schnarren? Selten durchwanderte er die dritte Straſſe, ohne ſeine Vögel ſchon abgeſetzt zu haben. Glückte es ihm, daß er vollends eine Stunde vor dem Mittageſſen noch die Stadt erreichte: ſo umringten ihn gleich nach dem erſten Ausruf wohl wanzig, dreiſſig Mägde aus den reichen Kaufmannshäuſern, bezahlten ihm die Vögel um jeden

Preis, auf dem er ſie hielt, und geriethen über die letzten Ziemer oft in Handgemenge. Das dafür gelöſete Geld überbrachte er dem Winzer allezeit treu und richtig; der ihm denn für ſeinen Weg einige Groſchen davon zukommen ließ.

Dieſe Herrlichkeit dauerte aber freilich nicht länger, als vier Wochen. Vierzehn Tage nach Michael fiel der erſte ſtarke Froſt ein, und mit ihm hatte der ganze Krammetsvogelzug ſein Ende. Elias half dem Winzer noch ſein Winterholz klein machen, und, als dies geſchehen war, hatte dieſer weiter keine Arbeit für ihn. Nun ging er mit ſich ſelbſt über den weitern Unterhalt ſeines Lebens zu Rathe. Ungern wollte er ſich von dieſem Aufenthalte, der ſo viel ſtille Reize für ihn hatte, trennen. Wenn er auch mit den herrlichen Ausſichten, die er hier genoß, ſeinen Hunger nicht ſtillen konnte: ſo fand er doch, daß ſie ihm bloſſes Salz und Brod ſo ſchmackhaft machten, als die koſtbarſte Mahlzeit ihm nur je geweſen ſeyn mochte. Die Wohnung ließ ihm der Winzer frei, ſo lange er ſie benutzen wollte. So hatte er den Winter über wenigſtens Dach und Fach, und da in dieſer Gegend viel Waldung war: ſo machte er es zu ſeiner erſten neuen Arbeit, daß er ſich Winterholz zuſammentrug. Da ſah man ihn denn Vor- und Nachmittags ſeine Hucke Holz nach Hauſeſchleppen, und er fuhr ſo lange damit fort, bis er hinlänglichen Vorrath geſammlet hatte.

Der Winzer war ein altdeutſcher, grundehrlicher Mann und hatte eine ſtarke Familie. Beilegen konnte er nichts; ſein Einkommen reichte gerade ſo zu, und was er in der guten Jahreszeit erwarb, ward in der ſchlechten wieder von den Seinigen aufgezehrt. Deſſen ungeachtet wollte er nun den Wohlthäter gegen den Elias fortmachen. Kam der Mittag: ſo rief er ihn ſelbſt, daß er an der aufgetragenen Suppe Theil nehmen und von ſeinem Brode eſſen ſollte. Elias that dies zu verſchiedenen malen. Hernach konnte er es nicht mehr über ſein Herz bringen, daß er Brod und Suppen miteſſen ſollte, deren eine ſo zahlreiche Familie ſelbſt benöthigt war. Er ſaß denn wohl am Tiſche des Winzers und legte die Hände in den Schoos, wenn die übrigen Hände allzumal mit Löffeln und Meſſern ſehr beſchäftigt waren. Der Winzer ſah den Zuſammenhang davon ein und erzählte ihm, wie er in vorigen Jahren, da er als Tageſ[illegible]ner in dieſer Gegend gewohnt, zu Winterszeiten, wenn es ihm an Arbeit gefehlt, ſich damit ernährt habe, daß er Brodkörbe, Futterſchwingen, Kober und allerhand andere ähnliche Sachen, die der Landmann häufig brauche, geflochten und Beſen verfertigt habe. Er erbot ſich, dem Elias Unterricht darüber zu geben, welchen dieſer auch mit beiden Armen annahm.

Elias mochte ſich appliciren, wozu er wollte, ſo bekam er bald Fertigkeit darinn. Seine Handarbeiten gingen ihm eben ſo glücklich von ſtatten, wie ehemals ſeine Kopfarbeiten. Er flocht die Körbe ſo feſt und dauerhaft, und band die Beſen ſo tüchtig und gut, daß er bald für den beſten Brodkorbflechter und Beſenbinder in der ganzen Gegend galt. Anfangs führte er die Körbe auf einem Karren durch die Dörfer umher und trug die Beſen zu Dutzenden nach der Stadt, und fand immer guten Abſatz. Bald darauf aber ward er ſo bekannt, daß er nur ſelten noch nöthig hatte, ſeine Waaren ſelbſt herum zu ſchleppen, inmaſſen ſie ihm aus ſeiner Hütte geholt wurden. So hatte er, weil er wenig zu ſeiner Erhaltung zu brauchen pflegte, ſein Auskommen, lebte zufrieden unter ſeinem Strohdache, ſah aus ſeiner Einſiedelei den Schneeflocken, welche nun reichlich umherflogen, ruhig zu, und hörte die Winterſtürme im Tannenwalde gelaſſen brauſen.

Im folgenden Frühjahre fügte es ſich, daß er ein halb Dutzend neue Brodkörbe, welche bei ihm beſtellt waren, zu dem Pfarrer trug, zu deſſen Gemeine er jetzt gehörte. Er fand bei dieſem eine gute Aufnahme und ſaß eben bei Verzehrung eines Butterbrods und eines Kruges Bier, welche ihm ſelbiger reichte, als auſſer ihm noch ein anderer Gaſt daſelbſt ankam. Dieſer Gaſt war kein anderer, als Paſtor Rothe, der ſeinen Konfrater, als einen alten akademiſchen Freund, beſuchte. Beide Gäſte ſahen einander ſehr an, als ſie ſich hier ſo unvermutheter Weiſe antrafen, und machten gegen einander ſo große Augen, daß man nicht beſtimmen konnte, welcher von beiden die größeſten mache. Elias ließ Butterbrod und Bierkrug ſtehen, und machte ſich, ohne ein Wort zu reden, davon.

So, wie er weg war, hub Paſtor Rothe gegen Paſtor Schwarzen alſo an: Ums Himmels willen, Herr Konfrater, wie kommen Sie zu dieſem gottloſen Kerl? Mein Herz im Leibe zappelt, wenn ich ihn ſehe.

Paſtor S. Wie ſo — hat er geſtohlen?

Paſtor N. Ach, es iſt noch weit etwas ärgeres. Er iſt mein ehemaliger Schulmeiſter und ward ſeiner gottloſen Streiche wegen abgeſetzt und aus dem Dorfe gejagt. Er hat Große und Kleine bei mir verführt, lauter gottloſe Meinungen ausgebreitet, ſtellt ſich, als wenn er an keinen Teufel glaube, und ſtehet doch gewiß mit ihm im Bündniß.

Paſtor S. Wie? mit dem Teufel im Bündniß?

Paſtor N. Ganz gewiß; denn er ſoll Menſchen und Vieh anthun können, was er will. Ich bitte Sie, laſſen Sie ihn um Gottes willen nicht wieder über Ihre Thürſchwelle. Die Körbe, welche er macht, ſind gewiß nur der Vorwand, unter welchem er ſich in die Häuſer einſchleicht, um ſeine Gottloſigkeiten auszuüben.

Paſtor S. Das iſt gut, lieber Herr Konfrater, daß Sie mir dies ſagen. Der Kerl ſoll mir nicht wieder in mein Haus kommen, es iſt heute ſo das erſtemal, und ich will alle meine

Bauern vor ihm warnen, und mag auch die Körbe nicht behalten. Wer weis, was der Schelm daran gethan hat.

Paſtor Rothe hatte ein recht abſchreckendes Geſicht gemacht, als er ſeinem Konfrater die Warnung that; jetzt aber, da er die gewünſchten Wirkungen davon erfuhr, blickte ein hoher Grad von Schadenfreude aus allen ſeinen Minen hervor, und er hielt ſich mit beiden Händen den Bauch dazu. Er kannte ſeinen Amtsbruder als einen erzabergläubiſchen Mann, und ergrif deshalb dieſe ſeine ſchwache Seite, um deſto weniger einen Fehlgrif zu thun. Paſtor Schwarze ließ noch während ſeines Daſeyns die erkauften Brodkörbe verbrennen und hielt Sonntags drauf eine ſchwere Strafpredigt wider die gottloſen Tauſendkünſtler, welche Menſchen und Vieh etwas anthäten. Er nannte dabei den Korbflechter und Beſenbinder Klaproſe auf den Weinbergen ausdrücklich und warnte ſeine ganze chriſtliche Gemeine vor ihm. Elias war zwar in der Predigt nicht gegenwärtig, erfuhr aber bald darauf die Wirkungen derſelben. Er, der ſonſt für alle benachbarte Bauern die Brodkörbe geflochten und die Beſen gebunden hatte, und dem ſeine Waare ſo friſch aus dem Hauſe geholt worden war, daß er kaum genung immer bereit halten können, erſtaunte, als vierzehn Tage hingingen, ohne daß ihm ein Menſch einen Korb oder einen Beſen in ſeiner Hütte feil machte. Sein Vorrath davon ward ſo beträchtlich, als er noch niemals geweſen war, und in der Maſſe, in welcher ſein Vorräth an Körben und Beſen zunahm, nahm ſein Vorrath an Gelde ab. Er mußte ſich alſo mit ſeiner Waare ſelbſt wieder auf den Weg machen. So; wie er an ein Bauernhaus kam, erhuben die Kinder vor der Thüre ein Geſchrei, liefen auf den Hof und warfen die Thüre zu, daß er nicht nachkäme. Alsdenn fingen die Hunde heftig an zu bellen, und die Bauerweiber, durch dieſes böſe Omen in ihrem Aberglauben beſtärkt, ſchrieen zu den Fenſtern heraus, daß ſie ſo einem gottloſen Kerl, wie er ſey, nie wieder einen Korb oder Beſen abkaufen würden. Elias erſchrak. Er karrte vor die Pfarre, hielt ſtill und bot ſeine Waare an. Jedes Menſchenkind, welches daſelbſt befindlich war, gerieth in Bewegung. Es formirte ſich eine kleine Armee auf dem Hofe, die alle Steine aufhuben, um nach ihm zu werfen." Endlich erſchien Paſtor Schwarze und deutete ihm an, ſich auf der Stelle aus dem Dorfe zu machen, nannte ihn einen abgeſetzten Thunichtgut und Satansbuben über den andern, und verfluchte ihn deshalb, daß er Menſchen und Vieh durch ſeine Bosheiten ſchon krumm und lahm gemacht habe, bis in die unterſte Hölle. Elias ſah jetzt den ganzen angeſponnenen Handel des Paſtor Rothe durch, wollte ſich verantworten, und trat um ſicherer zu ſeyn, mit dem Rucken nahe an den Ausgang vom Hofe; als die zuſammengelaufenen Bauern ihn ſchon rückwärts herauszogen, ihm ſeinen Karren mit Körben und Beſen wegnahmen und alles vor ſeinen Augen verbrannten. So groß und ſtark er war, mußte er doch dies geſchehen laſſen. Er rief, er bat, und bat um weiter nichts, als daß man ihn nur hören möchte; aber alles war vergeblich. Je mehr die brennenden Körbe und Beſen, in welchen viel grünes Holz war, knickten und knackten: deſto ſtärker wurden die abergläubiſchen Bauern in ihrer Meinung befeſtigt, daß es auch mit dieſen nicht richtig ſey. Endlich wollte man ſich auch über ihn ſelbſt her machen. Elias, der Uebergewalt wider ſich ſah, fing an auf ſeine Rettung zu denken. Er machte ſeit einiger Zeit auch Sprüteufel, grif jezt in die Taſche und warf einige derſelben in das abbrennende Feuer. Die Bauern erſchraken vor dem Knallen und Sprudeln derſelben, glaubten, daß der Teufel ſein Spiel anhübe und liefen alle aus einander. Elias hatte nun Zeit und Freiheit, ſich ohne blutigen Kopf wegzubegeben und ging ganz pathetiſch zum Dorfe hinaus. Der daſige Schulmeiſter war unterdeſſen auf den Thurm gelaufen, und zog, um den Teufel zu vertreiben, die Glocken. Als Elias dies hörte, verdoppelte er ſeine Schritte und hatte dabei immer den Kopf auf den Rücken, weil er dies für ein Zeichen anſah, daß man ihm nachſetzen möchte.

Noch deſſelben Tages hatte der Kuhhirte im erwähnten Dorfe aus Nachläßigkeit ſeine Heerde verhütet und ſie auf einen Sumpf gehen laſſen, wo giftige Kräuter ſtanden. Nach einigen Tagen ſtanden deshalb über ein Dutzend Kühe in den Ställen, ohne freſſen zu wollen, und ohne Milch zu geben. Einige davon fielen in kurzem, andere wurden krumm und lahm. Der Kuhhirte glaubte ſich nicht beſſer aus der Sache ziehen zu können, als wenn er die Schuld davon auf den Elias ſchöbe; der die Thiere ſammt und ſonders behext hätte. Er betheuerte, daß er ihn geſehen, wie er dreimal um die ganze Trift herumgegangen ſey und dazu allerlei Bewegungen mit den Händen gemacht hätte. Die Bauern, welche den Elias auf der Stelle ſo ſchon in Verdacht darüber genommen hatten, rottirten ſich zuſammen und eilten nach den Weinbergen hin, um ſich ſeiner Perſon zu bemächtigen. Zu ſeinem Glück war er jetzt nicht in ſeiner Hütte, ſondern im Hauſe des Winzers, der ihn immer noch ſehr lieb hatte. Als dieſer die Bauern wie raſend herzu gerennt kommen ſah, fürchtete er alsbald, daß ſie es auf den Elias, der ihm die ganze Geſchichte im Dorfe erzählt hatte, abgezielt haben möchten, und verſteckte ihn. Die Bauern drangen darauf mit Gewalt in des Elias Hütte ein, ſuchten ihn allenthalben in ſelbiger, vernichteten ſeinen ganzen Korb- und Beſenvorrath, und riſſen, als ſie ihn nicht fanden, die Hütte nieder. Sodenn gingen ſie zum Winzer und verlangten, daß er ihnen den gottloſen Hexenmeiſter ſchaffen ſollte, damit er verbrannt würde.

Der Winzer verſicherte ſie einmal über das andere, daß derſelbe ſchon ſeit einigen Tagen ihn verlaſſen und ſich anders wohin begeben habe. Ungläubig an ſeine Worte, durchſuchten ſie auch ſein ganzes Haus. Dem Elias klopfte in dem Winkel, wo er ſaß, das Herz nicht wenig, als er die Bauern auf allen Seiten um ſich her ihn ſuchen und unter abſcheulichen Flüchen ihm ſein Schickſal beſtimmen hörte. Glücklicher Weiſe fanden ſie ihn nicht. Sie zogen darauf unter der Drohung wieder ab, daß ſie es mit des Winzers Hauſe nicht beſſer machen würden, als ſie es mit der Hütte des Elias gemacht, wenn er ſich es einfallen lieſſe, dieſen gottloſen Böſewicht, der mit dem Teufel einen Bund habe, jemals wieder in daſſelbe aufzunehmen.

Elias hatte, als er aus ſeinem Winkel wieder hervorkroch, eine gute Stunde damit zu thun, daß er ſich ausreckte, um ſeine gerade Geſtalt wieder zu bekommen; ſo krummdoppelt zuſammen hatte er ſich daſelbſt legen müſſen. Er ſah ein, daß ſeines Bleibens ohne ſeine eigene Lebensgefahr, und ohne ſeinen ehrlichen Wirth unglücklich zu machen, hier nicht weiter ſeyn könnte.

Arbeit auf den Weinbergen war zwar wieder genung, aber er ließ ſie gutwillig fahren, und machte ſich in dunkler Nacht davon. Der alte Winzer beklagte ſeinen Abſchied herzlich, und gab ihm einen mit Brod, Butter, Käſe und Speck wohlgeſpickten Kober mit auf den Weg.

Elias, der Glücklichſten einer auf Gottes ganzem Erdboden.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Der Exmagiſter wanderte die ganze Nacht hindurch, benutzte, weil es jetzt ſchon warme Tage gab, den folgenden Morgen auch zur Fortſetzung ſeiner Reiſe, und machte, als ihm die Sonne heftig auf den Kopf zu brennen anfing, in einem Eichenwalde Mittag. So ſehr ihn ſein Schickſal auch hatte ſinken laſſen: ſo hielt ihn ſein Muth doch immer noch aufrecht. Keines ausgeübten Böſen ſich bewußt, hatte er ſeinen langen Marſch ſehr zufrieden vollbracht, und zuweilen vor ſich ſelbſt darüber gelacht, daß ihm abergläubiſche Bauern auf Anhetzung ihres noch abergläubiſchern Prieſters ſeine Körbe und Beſen verbrannt. Dachte er ja zuweilen mit Unwillen daran, daß ſich die Rachſucht des Paſtor Rothe noch bis über die Grenzen ſeiner Parochie erſtrecken dürfen: ſo hielt er ſich durch den Genuß der Natur, der jetzt bei Tage und bei Nacht gleich ſchön war, dafür ſchadlos. Er ſetzte ſich jetzt nicht weit von der Heerſtraſſe unter eine Eiche, in deren Nachbarſchaft ſehr kühles Quellwaſſer ſich befand. Alle Vögel des Frühlings verſammleten ſich um ihn her und brachten ihm eine Tafelmuſik, als er ſeinen Kober öfnete, und ſich mit der Freigebigkeit des ehrlichen Winzers gar herzlich ſättigte. Hatte er eine Portion Speck und Brod oder Brod und Käſe verzehrt: ſo ging er an die Quelle, und trank mit ſtarken Zügen aus dem Becher der Natur. Da er ſich geſund fühlte und ein ſtarker Mann war: ſo kümmerte ihn die Sorge für ſeinen künftigen Unterhalt nicht. Er konnte arbeiten; und ſo hofte er, ſobald ſein Kober ausgeleert ſeyn würde, auf jedem Dorfe ſein Brod zu haben.

Der lange Marſch hatte ihn müde gemacht. Als er alſo ſich ſatt gegeſſen und getrunken hatte, ſenkte er ſich in den kühlenden Eichenſchatten erdwärts und ſchlief ein. Neben ihm lag ſein offener Kober mit dem noch übrigen Vorrath an Viktualien. Fußgänger wanderten ihm vorüber — Reuter ritten ihm vorüber — Wagen fuhren ihm vorüber — Elias ſchlief dicht und feſt, und träumte nicht einmal. Nach einigen Stunden weckte ihn das Gebell eines Hundes, der neben ihm anſchlug. Elias richtete ſich in die Höhe, und ſah, daß er leider zu ſpät aufgewacht ſey. Der Hund hatte ſeinen ganzen Kober ausgeleert. Elias lachte darüber, warf den leeren Kober ihm nach, entfernte dadurch den ungebetenen Gaſt, legte ſich wieder nieder und ſchlief abermal ein. Da die erſte Müdigkeit vorüber war, fing ſeine Seele wieder an zu wirken, und er träumte. Da war ihm im Traume, als würde er von einigen Weibern gewaltſamer Weiſe auf einen Wagen geworfen und fortgefahren. Er war eben träumend nicht weit von der letzten Station bis zum Stabe, als er, heftig gerüttelt und geſchüttelt, zum zweitenmale erwachte. Elias rieb ſich die Augen aus, und ſah auf jeder Seite einen Kerl, der ihn in die Höhe zu heben verſuchte. Unweit von ihm auf der Poſtſtraſſe hielt ein Wagen mit vier Pferden.

Elias, vom Traum noch berauſcht. Leute, was wollet ihr? was habt ihr mit mir vor? Ich werde kein Soldat. (aufſtehend und um ſich her ſchlagend) Und wenn es mein Leben hier auf der Stelle koſten ſoll, ich werde kein Soldat.

Ein Paar Bediente. Nicht doch — nicht doch; Er ſoll ja auch kein Soldat werden. Man glaubte, Er wäre todt, wie Er ſo da lag; und da ſollten wir ſehen, wie es um Ihn ſtehe. Und, weil Er nun noch lebt und noch gehen kann: ſo ſoll Er einmal dorthin an den Wagen kommen.

Elias, mißtrauiſch. Was ſoll ich da?

Bedienter. Die gnädige Frau will Ihn ſprechen.

Elias. Ich habe nichts mit ihr zu ſprechen. Geht eure Wege, und laſſet mich hier noch ſchlafen. Ihr ſeyd gefahren; ich aber bin ſo ein zwölf Stunden gelaufen, und da iſt mir fürwahr nicht ſprecherlich.

Bedienter. I, ſo komm' Er doch nur. Kann Er doch hernach ſchlafen, ſo lange Er will.

Elias, ärgerlich. Ich ſage, laßt mich zufrieden. Ich habe mit der ganzen Welt nichts zu ſchaffen. Nicht einmal ruhig ſchlafen kann man auf der Erde — ſag' ich doch!

Eine Dame aus dem Wagen. So kommt doch einmal heran an den Wagen, mein Freund. Es ſoll Euch ja nicht leid werden.

Elias, der aufhorcht. Was? Wie? Was?

Sogleich lief Elias an den Wagen, und ein Bedienter zeigte ſeiner gnädigen Frau von weitem den leeren Kober.

Die Dame, als Elias bald am Wagen iſt. Ihr armer Menſch, nehmt es nicht übel, daß ich Euch im Schlafe ſtören ließ. Ich glaubte, Ihr hättet Schaden genommen. (zieht ihre Börſe hervor) Nun will ich Euch etwas geben, daß Ihr Euren Kober wieder anfüllen könnet.

Elias ſtand jetzt dicht am Wagen, verſtummte und breitete ſeine Arme nach der Dame aus.

Henriette. Ach, um Gottes, Gottes willen — — ſind Sie es? Welch ein Anblick! welch ein Aufzug! wie kommen Sie hieher — hieher mit einem Kober?

In dem Augenblick fiel Henriette zurück und verlor ihr Bewußtſeyn. Elias war auch ſo von ſich, daß er nicht daran dachte, den Wagen zu öfnen und hinein zu ſteigen, ſondern kletterte am Tritt herum, und ſuchte ihr von auſſen zu Hülfe zu kommen. Die Bedienten riſſen die Wagenthüren auf beiden Seiten auf und ſtiegen hinein. Elias ſtand nun immer noch da wie ein Verwirrter mit aus einander gebreiteten Armen. Henriette kam wieder zu ſich, hieß die Bedienten von ſich gehen, half dem Elias in den Wagen und ließ fortfahren. Den leeren Kober nahm ſie dem einen Bedienten ab, und ſetzte ihn vor ſich.

Henriette, in höchſter Bewegung. Beim Himmel, wie geht es Ihnen? Sagen Sie mir nur, wie geht es Ihnen?

Elias. Recht wohl, meine Theureſte, recht wohl.

Henriette, unter Thränen. Mag ja!

Elias. Wer nur mit ſeinem Schickſal zufrieden iſt: dem geht es immer wohl. (vergnügt und vertraut) Aber wie geht es Ihnen?

Henriette, ſtillgebeugt. Ich bin Wittwe.

Elias, theilnehmend. Wittwe? Ach Gott, haben Sie den jungen, herrlichen Mann verloren, der Ihrer ſo werth war?

Henriette, wehmüthig. Seit drei Vierteljahren iſt er dahin. Ein faules Fieber tödtete ihn. Er war ein rechtſchaffener Mann, und kaufte mir, da wir kein Kind zuſammen gezeugt hatten, auf ſeinem Sterbebette noch ein Guth, das ſechs Meilen von hier liegt. Ich reiſe jetzt dahin. Das verlaſſene Guth hat meines Mannes Bruder geerbt, und er hat mir ſchlechterdings die Kinder deſſelben nicht laſſen wollen, die mir ſo theuer und ſo werth waren. Ich war, ſobald ich ein Mitglied ſeiner Familie werden ſollte, ein Dorn in ihrer aller Augen, und wenn ſie mir das geſchenkte Guth hätten wieder nehmen können: ſo würden ſie es mir am Tage ſeines Todes noch genommen haben.

Elias, ſtampfend. Die Unmenſchen! So preiſen Sie ſich nun glücklich, daß Sie in der Entfernung von ſelbigen Ihre Tage hinbringen können, und vergeſſen Sie nicht, auch ohne denjenigen nun das Leben zu genieſſen, der es an ſeiner

Seite Ihnen ſo gern recht gedrängtvoll von Genüſſen immer zu machen ſuchte.

Henriette. O ſein Angedenken ſoll ſtets meine ſanfteſte Beſchäftigung ſeyn! Ich will auf meinem Guthe, das ich noch nicht kenne, in ſtiller Einſamkeit mein Leben zubringen, will in ſeiner Großmuth, die er im Tode durch Ankaufung deſſelben noch gegen mich bewieß, das herrlichſte Monument finden, das er ſich ſelbſt geſetzt hat, will ihm allenthalben daſelbſt noch Denkmähler ſetzen, und Grabſtäte und Urne für ihn allda bereiten, und ihn, ſo lange ich ihn überleben werde, lieben, wie er mich geliebet hat.

Elias, unter ſanften Händedrücken. O das thun Sie, das thun Sie ja alles ſo. Bei Gott! er war deſſen werth. Bleiben Sie die Seine, ganz die Seine!

Es erfolgte eine kleine Pauſe, die auf beiden Seiten nicht ſo wohl der Ueberlegung dieſes gefaßten Vorſatzes, als vielmehr den tiefſten Empfindungen der Vortreflichkeit des Verſtorbenen geheiligt war. Henriette war entſchloſſen, einſam von nun an zu leben und zu ſterben. Elias billigte dieſen Entſchluß. Jene ſetzte während der Pauſe ihren Entſchluß fort; dieſer ſeine Gutheiſſung deſſelben. Endlich erſuchte Henriette den Elias, ihr den Gang ſeiner Schickſale von ſeiner letztern Trennung von ihr an bis auf dieſen Tag zu erzählen, von dem ſie im voraus glaubte, daß er der ſonderbarſten einer geweſen ſeyn müſſe, welchen die Fürſehung Menſchen je unterworfen hätte. Elias erzählte alles treu und offenherzig. Henriette reichte ihm dabei mitleidsvoll einmal über das andere die Hand. Die Erzählung dauerte fort, bis ſie an das Guth kamen, wo nun Henriettens Aufenthalt auf ihre noch übrige Lebenszeit ſeyn ſollte. Henriette führte ihn unter den Worten in ihr neues Haus: „Hier, zwiſchen dieſen Wänden höre das Schickſal auf, Sie zu beſtürmen! Laſſen Sie es ſich gefallen, mein einziger Freund in dieſer meiner Einſamkeit zu ſeyn, und theilen Sie mit mir den Genuß der letzten Wohlthat, welche mein verſtorbener Mann, der Sie auch ſehr zu ſchätzen wußte, mir erwies. Wir bedürfen beide keiner Welt von Menſchen, um erſt glücklich zu werden.“ Elias nahm den großmüthigen Vorſchlag mit dem bereitwilligſten und dankbarſten Herzen an.

Das Guth, deſſen Beſitzerin jetzt Henriette ward, war zwar keins der beträchtlichſten, aber es war doch ergiebig genung, um eine wirthſchaftliche und mäßige Familie ſehr anſtändig zu ernähren. Der vorige Beſitzer hatte viel darauf verwendet, Gärten, Teiche und kleine Waldungen ringsumher angelegt, die Gebäude nett eingerichtet, und dieſen zwar keine glänzende Pracht, aber doch viel innere Bequemlichkeit gegeben. Um das Guth her war eine ſchöne Landſchaft. Beſonders gab es in der Nähe ſehr herrliche Ausſichten von einigen Anhöhen.

Die erſten Tage der Wiedervereinigung des Elias mit ſeiner Henriette wurden von ihnen damit hingebracht, daß ſie das ganze Guth mit allem Zubehör in Augenſchein nahmen. Henriette lernte, als dies geſchehen war, den Werth des Geſchenks erſt recht ſchätzen, welches ihr einer der rechtſchaffenſten Männer ſterbend noch damit gemacht hatte. Betraten ſie eine von den Anhöhen: ſo ſchmolzen ſie beide in Simpathie über die Herrlichkeit und Göttlichkeit der Natur rings um ſie her hin. Alsdenn umſchlang bald Elias Henrietten, bald Henriette ihn zuerſt, und ſtanden lange ſo, wie in himmliſche Begeiſterung hingegoſſen; die mit jedem Blick, welchen ſie erſt in die Gefilde umher und dann wieder auf ſich unter einander hefteten, vermehrt ward. Nah am Guthe war ebenfalls ein Elſenbruch, welches an Annehmlichkeiten jenem nicht nachgab, worinn ſie die erſte Bekantſchaft ihres Lebens einſt gemacht hatten. Wenn ſie denn ſo daſelbſt ſaſſen, — und mehrentheils ſetzten ſie ſich auch ſo wieder unter eine Eiche am Wege, wie ſie zum erſtenmal beiſammen geſeſſen hatten, — ſo erwachten in ihren Seelen die alten Ideen und Empfindungen wieder, und riefen die unausſprechlichſte Liebe wieder herbei, welche ſie vor Jahren in einer ähnlichen Situation gegen einander eingeſogen hatten. Wie in Verlegenheit, und wie gleichſam durch ſich ſelbſt betroffen und ertappt, fing alsdenn bald Elias, bald Henriette von ihrem verſtorbenen würdigen Manne an zu reden, und der Strom der erneuerten Liebe für einander, welcher ſchon übergegangen war, ſchien wieder in ſeine Ufer zurückzutreten. Sie zogen wohl die Arme von einander weg, ſchwiegen, ſchienen tief nachzudenken und mit ſich ſelbſt im Streit zu ſeyn; bis ſie durch neue Gefühle der Schönheit der Natur überraſcht, einander wieder umſchlangen und einer wieder an des andern Buſen lagen.

So zogen und quälten ſie ſich einander vier Wochen lang hin, bis die Stunde der höchſten, innigſten Vertraulichkeit unter ihnen ſchlug, welche viele Leſer vielleicht um vierzehn Tage früher ſchlagen gehört haben würden. Sie ſchlug, von allen Liebesengeln geſegnet, an einem der ſchönſten Abende des Jahrs, als Elias mit ſeiner Henriette die ſanfteſte Stille der Natur und den beſeligenden Vollmondsſchein im einſamen Bruche genoß. Da, da wurden ihre Empfindungen für die Schöpfung und für ſich unter einander auf das höchſte geſpannt. Da ſank Henriette an ihren alten Freund hin, und konnte nichts reden, nichts ſtammeln, als — Geliebteſter, ich bin die Ihrige. . . Elias drückte ſie mit Seelenwonne an ſich, und rief aus — Beſte, ich bin dein! „Sein Geiſt, verſetzte Henriette, meines Verſtorbenen Geiſt, wenn er uns umſchwebt, wird edelmüthig unſere Liebe ſegnen. Wir wollen ſein Andenken heilig halten und uns in Dankbarkeit gegen ihn ſtärken.“ Das wollen wir, erwiederte Elias; er ſoll von uns beiden nun ewig geſchätzt und ewig geliebt werden, wie er es lebend von Ihnen ward. Die Seligen, wenn ſie aus jener Welt nach uns herüber blicken, mißgönnen es uns nicht, wenn wir an ihrer Stelle wieder einen Freund aufnehmen, der ihnen an Seelengüte nicht nachgibt, der uns die Beſchwerden der Einſamkeit, die ihr Tod um uns her ſchuf, verſüßt, und an deſſen Hand wir, ſie liebend nach, wie vor, ihnen in die beſſere Welt entgegen gehen.

Elias und Henriette vollzogen ihre Verbindung ohne alles Geräuſch. Sanfte, heilige Liebe webte und waltete über allen ihren Tagen. Wie in Träumen der begeiſterteſten Fantaſie floſſen die erſten derſelben hin. Jeder von dieſen edlen Liebenden ſuchte nur den andern glücklich zu machen, und machte ſich dadurch ſelbſt ſelig. Sie blieben eben die warmen, enthuſiaſtiſchen Freunde der Natur, welche ſie ſonſt geweſen waren, und genoſſen nun den Frieden im Schoſſe derſelben bei Erfüllung aller ihrer Wünſche. Der Mann, welcher Henrietten dies reizende Guth geſchenkt hatte, ward von ihnen als ihr beiderſeitiger erſter Wohlthäter betrachtet, den ſie durch zärtliche Zuneigung gegen einander, durch immerwährendes hochachtungvolles Andenken an ihn, und durch Schöpfung der reineſten Lebensgenüſſe für ſeine Großmuth im Grabe noch zu belohnen ſuchten. Henriette richtete dieſem allerlei ſchätzbare Denkmähler auf. Auch ließ ſie mitten im Garten in einer herrlichen Laube ihm einen Grabhügel errichten, den ſie mit einer ſchönen Urne auszierte. Da ſaſſen ſie denn oft, ſegneten ihn und ſich, und dachten an die Verbindungen, in welchen einſt Henriette mit ihm geſtanden, und an die Bande, die ſie jetzt an einander feſſelten, mit gleicher Seelenruhe. Oft waren der Gegenſtand ihrer Geſpräche, ihre beiderſeitigen ganz ſonderbaren Schickſale. Ihre erſte Zuſammenkunſt in dem Elſenbruche bei der Stadt, worinn Elias Prediger geweſen war — ihre unerwartete Trennung nachher durch die Bosheit einer der unſinnigſten Stiefmütter — ihre nachherige noch unerwartetere Wiederzuſammenkunft auf dem verlaſſenen Guthe — ihr jetziges allerunerwartetestes, nie gedachtes Beiſammenſeyn in uneingeſchränkteſter Liebe und Vertraulichkeit auf Lebenszeit gaben ihnen alsdenn unerſchöpflichen Stof zu Geſprächen. Die andächtigſte Verehrung des Weltſchöpfers und ſeiner unausſprechlichen Führungen, die ſtilleſte, ungetrübteſte Zufriedenheit, die wohlwollendſte und thätigſte Menſchenliebe wurden ihre herrſchenden Neigungen. Dachte Elias daran, daß er vor kurzem noch Beſenbinder geweſen, und jetzt Herr von einem Ritterguthe ſey; dachte er an die Hütte zurück, in der er aus Barmherzigkeit des Winzers gewohnt und die ein Haufe von abergläubiſchen Bauern niedergeriſſen hatte, und ſah er denn das trefliche Landhaus an, welches jetzt ſein Eigenthum war: ſo war ſein erſter Blick allemal gen Himmel, und ſein zweiter nach Henrietten feſt gerichtet. Bei jenem faltete er ſeine Hände; bei dieſem ſtreckte er ſie zur feurigſten Umarmung aus; und die Umarmung, in der er Henrietten hielt und an ſeinen Buſen drückte, war in ſeinen Augen Fortſetzung jenes Händefaltens vor Gott.

Elias verband nun mit der Liebe und mit ſeinen Spatzirgängen die Einrichtung der Oekonomie auf ſeinem Guthe. Er machte Anſchläge zu immer beſſerer Benuzung deſſelben und zog dabei einen alten Meier zu Rathe, der von ſeiner Jugend an auf dem Edelhofe geweſen war. Dieſer kannte alle Aecker, Wieſen und Winkel, welche zum Guthe gehörten, und unterſchied ſich von Leuten ſeiner Art dadurch gar ſehr, daß er nicht ſteif darauf beharrete, daß man alles bei der Wirthſchaft ſo halten und laſſen müſſe, wie es die Großväter gehalten und gelaſſen, ſondern daß er häufig neue Verſuche anſtellte, und diejenigen in ſeinen ökonomiſchen Plan aufnahm, welche nüzlich und ergiebig waren. Elias las ihm oft aus neuen ökonomiſchen Büchern vor, und freuete ſich nicht wenig, wenn der Alte die Ohren dazu ſpitzte und hintennach auch wohl ausrief: i nu, das wäre einmal zu verſuchen — wir wollen die Probe machen. Der Meier war ein biederer Mann, ohne alle Welt, aber wacker und unermüdet. Er grif, wenn überhäufte Arbeit da war, mit an, wie ein Knecht, und war den übrigen Leuten unaufhörlich auf dem Dache. Zog irgend ein Artickel nicht recht zu: ſo war er verdrüßlicher darüber, als ſein Herr. Ereignete ſich irgendwo ein unerwarteter Gewinn oder Verluſt: ſo ſtellete er ſich gerade ſo dabei an, als wenn er jenen ſelbſt zöge, oder dieſen ſelbſt trüge. Elias konnte ſich ganz auf ihn verlaſſen, und dieſer Vortheil machte ihm die Führung ſeiner Oekonomie zu einem wahren Vergnügen. Kam er denn einmal, die Aecker oder Wieſen zu beſehen, und Getraide und Gras ſtanden recht ergiebig und quick: ſo ſah der alte Meier ſo freundlich dazu aus, als wenn er tauſend Thaler im Lotto gewonnen hätte, und ſetzte dabei recht ſeelenzufrieden beide Arme in die Seite. Bei jedem Lobe, welches Elias ihm dafür ertheilte, ſchob dieſer den Hut aus den Augen, damit er ſeinem Herrn und ſein Herr ihm recht ins Geſicht ſehen möchte, und ſtrich mit der Rechten ſeinen Bauch unter dem rothkalmanknen Latze.

Als Elias mit Einrichtung ſeiner eigenen Oekonomie fertig war, machte er ſich über die Verbeſſerung des Hausweſens ſeiner Bauern her. Dieſe Leute, welche in einer der fruchtbarſten Gegenden wohnten, frei von Hofedienſten waren und ſonſt nur ſehr mäßige Abgaben zu entrichten hatten, befanden ſich deſſen ungeachtet großentheils in ſchlechten Umſtänden. Elias unterſuchte die Urſachen davon, und fand bald, daß ſie in ihrer eigenen Lüderlichkeit lägen, mit welcher ſie ihre Wirthſchaften betrieben. Sie liebten den Branntewein und noch mehr das Solospiel, zu welchem an den Sonntagen oft ganze benachbarte Gemeinen herüber kamen. Da ſpielten ſie denn bis an den hellen Morgen und ſoffen dazu. So waren ſie den folgenden Tag zur Arbeit untüchtig und behielten mehrentheils noch Gäſte bei ſich, mit denen ſie Abends drauf wieder zu ſpielen anfingen; daß alſo vor Mittwoch wenig an Ackerbeſtellung und andere ländliche Arbeiten gedacht ward. Sein erſter Einfall würde geweſen ſeyn, ſich an ſeinen Prediger und Schulmeiſter zu wenden, wenn nicht beide ein Paar ſehr abgelebte Männer geweſen wären. Er ließ alſo die Bauern ſelbſt zuſammen kommen und hielt ihnen verſchiedene nachdrückliche Reden darüber, was ſie für glückliche Landleute ſeyn könnten, und wie ſie ſelbſt daran Schuld wären, daß ſie dies bis jetzt noch nicht geworden. Trinkt Branntewein, ſprach er unter andern, aber trinkt ihn ſo, daß ihr dabei

Menſchen bleibet, und daß euch eure Kinder nicht in euren Gräbern noch darüber fluchen. Vom Spiel rieth er ihnen ganz ab, verbot ihnen das Spielen auſſer dem Sonntage und das Herüberkommenlaſſen fremder Bauern dazu. Um ſeine Vorſtellungen deſto eingänglicher zu machen, verſprach er denjenigen alle mögliche Unterſtützungen, welche denſelbigen Gehör geben und Folge leiſten würden. „Ich will euch helfen, ſo viel in meinem Vermögen iſt, ſagte er, beſſert euch nur, und ſeyd keine Säufer und Spieler mehr. Demjenigen aber, der fortfährt beides, oder eins davon zu ſeyn, erweiſe ich nie die geringſte Gefälligkeit, verbiete ihm mein Haus und erlaſſe ihm nie einen Groſchen an ſeinen mir ſchuldigen Abgaben, und wenn er vor mir, wie vor Gott, auf ſeine Kniee fiele." Dergleichen Verſprechungen und Drohungen gaben ſeinen an ſich ſchon nachdrücklichen Vorſtellungen noch mehr Nachdruck. Einige von ihnen, die ſichtbare Zeichen ihrer Beſſerung gaben, kamen und baten ihn um einigen Vorſchuß, damit ſie ihre verfallenen Wirthſchaften wieder in Stand ſetzen könnten. Elias reichte ihnen ſelbigen auf der Stelle, und dieſe Leute halſen ſich bald wieder auf. Dies ſahen die übrigen kaum, als einer von ihnen nach dem andern zur Ordnung, Wirthſchaftlichkeit und ſorgfältigen Abwartung ſeiner Geſchäfte zurückkehrte.

Elias half ihnen allen, ſobald ſie Eifer in guter Anwendung ſeiner Unterſtützungen blicken lieſſen, und hatte dafür das Vergnügen zur Belohnung, daß ſie allmählich ſich wieder aufnahmen, ihre Güther wieder in Stand ſetzten und ſehr wohlhabende Landleute wurden. Auch empfing er bald ihren Dank dafür; welchen er mit Henrietten, wenn ſie die Summe ihrer Glückſeligkeit zogen, hoch in Anſchlag zu bringen pflegte. Mit herzlichſter Zufriedenheit ſaſſen ſie beide alsdenn in ihren Lauben, und umſchlangen ſich, wenn ſie mit Gewißheit denken konnten, daß im ganzen Dorfe an demſelben Tage keine Thräne geweint werde, keine Stimme eines Leidenden gehört worden ſey.

Von der alten Geiſtlichkeit im Dorfe ſtarb der Schulmeiſter zuerſt. Elias vikarirte den Dienſt deſſelben ſelbſt ſo lange, bis auch der Tod des alten Paſtors erfolgte. Dieſem hielt er ſelbſt die Leichenpredigt und beſtieg während der Vakanz hernach auch zuweilen die Kanzel. Da er beide Dienſte ſelbſt zu vergeben hatte: ſo übereilte er ſich mit ihrer Beſetzung nicht; damit er ein Paar recht tüchtige Subjekte zu ihnen ausfindig machen möchte. Unterdeſſen verbreitete ſich das Gerücht von der ſonderbaren Erſcheinung weit und breit, daß ein Guthsbeſitzer zugleich Schulmeiſter und Prediger ſelbſt ſey. Die Bauern des Elias hätten ſich gern in ihrem ganzen Leben keinen andern Prediger gewünſcht, als ihn, und die Seelen ihrer Kinder hingen ſamt und ſonders an ihm. Elias ſah, daß ſein künftiger Schulmeiſter von ſeinem Dienſte ſchlechterdings gar nicht, und ſein künftiger Prediger von dem ſeinigen zu gut leben könne. Er nahm alſo vom Predigerdienſte den dritten Theil der Revenüen, und ſchlug dieſe zum Schulmeiſterdienſte. So entſtanden ein Paar Stellen, deren jede ihren Mann ernährte, ohne daß der künftige Vorſteher der einen dabei ſchneidern oder ſpulen, und der Beſitzer der andern dabei viel alte Thaler aus Müßiggang und Langerweile einzuſchichten nöthig hätte. Er wählte unter den Subjekten, welche ſich zu beiden

Dienſten meldeten, mit vieler Menſchenkentniß und Vorſichtigkeit, und es glückte ihm, ein Paar Männer zu finden, welche ſeinen Wünſchen ganz entſprachen. Er unterredete ſich häufig ſelbſt mit ihnen über die Betreibung ihrer Aemter und verſchafte den Bauern lehrreiche Vorträge auf ihrer Kanzel und ihren Kindern einen menſchlichen Unterricht in der Schule. Oft viſitirte er die letztere ſelbſt mit ſeinem Prediger, prüfte die Kinder, trat an die Stelle des Schulmeiſters, informirte eine Stunde lang ſelbſt, und vervollkomnete das Schulweſen ſeines Dorfs dadurch immer mehr und mehr. Zuweilen löſete er auch ſeinen Prediger ab, und ging für ihn auf die Kanzel. Beide Männer wurden von ihm ſehr werthgeſchätzt, waren oft ſeine Geſellſchaft, und erhielten dadurch bei der ganzen Gemeine ein großes Anſehen.

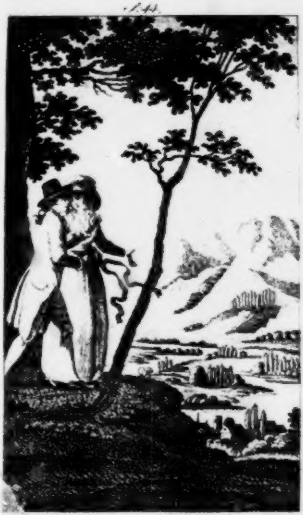
Noch fehlte es dem Elias an einem Freunde in der Nähe, der ein Mann von biederer Denkart wäre, und auf deſſen Guthe er zuweilen mit Henrietten einen Tag eben ſo heiter zubringen könnte, als auf ſeinem eigenen. O wie freuete er ſich deshalb, als er in der Perſon eines benachbarten Edelmannes, der ſich vor kurzem in der daſigen Gegend ein Guth erkauft hatte, und der ſich jetzt, um ſeine Freundſchaft zu ſuchen, bei ihm anmelden ließ, auf die allerunerwarteteſte Weiſe ſeinen ehemaligen Freund, den würdigen Herrn von Roſenberg wieder fand. Beide verſtummten ſie einer über des andern Anblick. Bald aber ward dieſer Tag für ſie einer der ſeligſten ihres Lebens. Elias fand ſeinen Freund völlig von ſeinen Leiden geheilt. Herr von Roſenberg hatte ſich eine Zeitlang bei ſeinem Bruder aufgehalten und hernach eine Reiſe gethan, die ihn ſein Schickſal mit männlicher Standhaftigkeit ertragen gelehrt hatte. Zu einer abermaligen Heurath aber hatte er ſich nicht entſchlieſſen können. Seine immerwährende Entſchuldigung darüber war geweſen, daß er nie wieder eine ſo herrliche weibliche Seele finden würde, wie ſeine verklärte Gattin geweſen. Er hatte auf Zureden ſeines Bruders ſein ehemaliges Guth an dieſen abgetreten, und ſich ein anderes in dieſer Gegend gekauft. Jährlich machte er eine Reiſe zu ſeiner himmliſchen Luiſe, und bekränzte ihre Urne mit

Roſenbändern. Als die erſten gedrängten Unterredungen zwiſchen den beiden Freunden, die ſich hier ſo unverhoft wiedergefunden hatten, vollendet waren; rief Elias aus: „Nun ſey der Roman meines Lebens geſchloſſen! In andern Romanen finden ſich am Ende die Perſonen oft alle wieder, welche ſich in der Mitte von einander zerſtreuet haben. Ich habe Henrietten wiedergefunden, und Sie; nun verlange ich keinen der übrigen wieder zu ſehen.“ Er kam hierauf mit ſeinem edlen Nachbar dahin überein, daß ſie ſich wöchentlich zu einigen malen beſuchen und die Freuden des ländlichen Lebens in dieſen geſegneten Fluren gemeinſchaftlich genieſſen wollten.

Nun war das Leben des Elias der glückſeligſten eins, welche je unter Sonne, Mond und Sternen geführt worden ſind. Er befand ſich ganz in der Lage, in die er ſich zu allen Zeiten gewünſcht hatte; in der Lage der Unabhängigkeit von Fürſten und Prieſtern, von Vorurtheilen und Grillen, und hatte mehr, überſchwenglich mehr, als er je hatte wünſchen können; — ein mäſſiges Landguth, ein edles Weib und einen treflichen Freund. Er zeugte mit Henrietten einen Sohn und eine Tochter, die er auf das würdigſte und ganz der Natur gemäß erzog, und von denen jener den Vater, und dieſe die Mutter zum zweitenmale in ihrer Jugend wieder vorſtellte. Elias blieb bei aller ſeiner nunmehrigen Glückſeligkeit ſeinen alten Grundſätzen getreu, und ſeine Seele änderte ſich auf keiner Seite mit ſeinem Schickſale zugleich. Mäßig in allen Lebensgenüſſen, bieder und wahrheitſagend gegen alle, die er auf ſeinem Wege antraf, Freund der Natur in allen ihren Aufzügen entwickelte er auch noch jeden edlen Trieb, der in ſeiner Seele von jeher rege geweſen war, den er aber aus Armuth ſeiner Lage nicht hatte in Thätigkeit verſetzen können. Menſchenliebe und Wohlthun waren der Stempel, den er auf alle ſeine Handlungen drückte. Henriette theilte alle ſeine Freuden mit ihm und kannte kein ſchöneres Vergnügen, als wenn ſie eine neue Gelegenheit erdacht hatte, bei welcher ſie Hand in Hand mit ihm Menſchen glücklich machen konnte. Da lag denn Elias an ſchönen, herrlichen Morgen und Abenden oft mit Frau und Kindern im Freien auf ſeinen Knieen, und ſegnete, und pries den Urheber aller Dinge dafür, daß er ihn ſo ſonderbar und doch ſo herrlich geleitet habe. Stand er denn vom Gebet auf: ſo umarmte er Henrietten und rief ſeinen Kindern zu: Seyd rechtſchaffen: ſo muß es euch wohl gehen in jeder Welt, in die der Allvater ſeine Menſchen führen wird!

Ende.

144.



doch warlich ein unaussprechliches Schauspiel! —
der Anblick unsers Sterns. — — —
Valerie [illegible]

Stunden
für
die Ewigkeit gelebt.

Vom Verfaſſer
von
Hallo's glücklichen Abend.

Erſter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1791.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi.

Stunden
für
die Ewigkeit.

Erſter Theil.

Jene auch außerhalb der Klöſter noch ſo häufig gehegten Mönchsbegriffe von Zubereitung auf die Ewigkeit bringen die traurige Wirkung hervor, daß Tauſende jede Stunde, welche ſie derſelben widmen ſollen, für eine Stunde halten, die ihnen das Leben noch ärmer macht, als es ſo ſchon iſt. Laſſen wir endlich dieſe Ordensideen fahren, und ſetzen jenes ſeligſte Geſchäft darin, worin es wirklich nur beſteht, nehmlich — in Ausbildung unſeres Geiſtes und Herzens, im reinern Genuß des Lebens und in Vollbringung edler Handlungen: ſo bietet ſich uns der Satz dar, daß diejenigen Stunden, welche wir Erdbewohner im eigentlichſten Verſtande für die Ewigkeit verleben, gerade die ſchönſten und entzückendſten auch jetzt ſchon für uns ſind. Es iſt unmöglich, hiergegen etwas einzuwenden, ſobald wir unſerer geiſtigen Natur den Vorzug vor unſerer thieriſchen zugeſtehen und Seelengenuß höher ſchätzen, als grobe Sinnlichkeit.

Der Verfaſſer dieſer Schrift arbeitet auf allgemeinern Glauben an dieſen Satz hin. Und da Liebe der allgewaltigſte unſerer Triebe iſt und ſo himmliſche Reize für uns hat: ſo wünſcht er, daß auch Liebende vorzüglich die Allkraft der Liebe immer mehr dazu benutzten, ihr Leben recht gedrängtvoll von Stunden, für die Ewigkeit verlebt, zu machen. Wie dies geſchehen möge, ſteht auch in dieſem Buche geſchrieben. Es intereſſirt die Leſer nicht, zu wiſſen, wer *Ariſt* und *Laura* ſei. Die Nahmen ſind erdichtet; die Perſonen ſind wahr, leben noch und fühlen ſich durch einander auf der Erde ſchon ſelig. Möchten *recht viel* Liebende beim Leſen dieſes Buchs auf den Gedanken gerathen, als hätte der Verfaſſer *ſie* beſchrieben! Wie ſo gern würde er ſie dabei laſſen!

Ariſt;

in ſtillen Betrachtungen über die Würde der menſchlichen Natur.

Ein ſchöner, paradiſiſcher Morgen! Ich will ihn mit dem herzerhebendſten Gefühl feiern, mit dem Gefühl, daß ich Menſch bin. Begeiſtere du mich recht dazu, wonnevolle, blühende Natur um mich her, und du heilige Stille des Morgens!

Welch ein Gefühl von Leben und von Genuß iſt in dieſem Gefilde! Alles, auch das kleinſte Inſekt, iſt hier betriebſam, erfüllt ſeinen Beruf und iſt ein ſchätzbarer Ring an der Weſen Kette. Für alles, was hier lebt, iſt Gott ein Gott der Liebe, und alles fühlt ſich ſo glücklich. Könte ich hieran zweifeln? Singen's mir nicht die Vögel? Summen's mir nicht die Bienen? Spielen's mir nicht die Mücken? Ach, gewiß geht es euch allen wohl, ihr unzählbaren Glieder der Thierwelt; ſo wohl, als es euch eurer Natur nach gehen kann. Aber —

wie ſtehet ihr *mir* doch alle ſo unermeßlich nach! Wie bin *ich* einſamer Menſch hier der Erſte von allen!

Sammle dich, erhebe dich über alles, was du hier ſieheſt, Denkerin im Staube, Seele — du mein Ich! Du biſt mehr himmliſcher Natur, du biſt näher mit Gott verwandt, als alles, was dich hier umgiebt. Höherer Genüſſe biſt du fähig; unausſprechlichere Kräfte haſt du im Beſitz; erhabenerer Beſtimmung weihete dich der Weſen Vater — Halleluja! Halleluja!

Ja, zum *Genießen*, mein Daſein und alle ſeine Freuden zu genießen, berief Gott mich Menſch vor allen. Ich bin ſogar mehr da, als alles andere; denn ich weiß deutlich, daß ich da bin, und wie ich bin, und wie viel mehr ich bin, als alles andere. Noch weit höher aber rage ich an Genuß hervor; denn ich habe deutliches, vernünftiges Bewußtſein von jedem Genuß, von jeder Freude. Ich kann bei mir überrechnen, um wie viel mehr ſie mich glücklicher machen. Dies iſt das Schönſte und Weſentlichſte bei jedem ſinnlichen Genuß, der Antheil, welchen mein Geiſt daran nimmt; und ſo genieße ich alles doppelt. Nicht hier und da ein Etwas nur von der Erde, ſondern die ganze große Erde, wie ſie da iſt, ward Gegenſtand meines Genußvermögens. Ich kann alles damit umfaſſen, kann den Kreis meiner Theilnehmung und meiner Freuden noch weit über das Geſtirn, worauf ich wandle, hinausdehnen. Und wenn Freuden längſt vorüber ſind, ſo kann ich jenen Genuß, welchen mein Geiſt an ihnen nahm, durch Erinnerung an ſie von neuem haben, nach Jahren noch haben, ewig noch haben. So kann ich, ſo oft ich will, mich heute noch auf jene Höhe zurückdenken, wo ich als Jüngling einſt ſtand und wo mich die reizende Ausſicht in unüberſehbare Gefilde, ſo himmliſch entzückte. So bin ich auch oft an der Seite jener Lieben wieder, welche Gott ſchon von der Erde nahm und verklärte, und genieße von neuem die unvergeßlichen Freuden, die ich in ihrer Geſellſchaft fand, ob ſie gleich längſt nicht mehr ſind. Auch Genüſſe, die mir erſt noch bevorſtehen, in ſpäter Zukunft vielleicht erſt bevorſtehen, kann ich jetzt ſchon herbeirufen, mich an ihnen erquicken und ſie mir noch ſüßer in der Hofnung machen, als ſie vielleicht in der Wirklichkeit ſein werden. Wohl mir, daß ich Menſch bin!

Zum Genießen nicht nur berief mich Gott vor allen, ſondern auch zum Betrachten. Ich Menſch bin es, der Zweck, Zuſammenhang und Urſachen der Dinge erforſcht. Ich bin es, der alles, was um mich her iſt, bei Nahmen nennet und ruft, der alles klaſſificirt und ordnet. Mir leuchten Ordnung und Regelmäßigkeit, Proportion und Simmetrie ein. Ich habe Gefühl für Schönheit und Vollkommenheit, für Erhabenheit und Außerordentlichkeit. Und mitten durch alle dieſe Gefühle arbeite ich mich — o welche Seligkeit! — zur Idee eines oberſten allerhabenſten Weſens, zur Idee des Weltſchöpfers, des Allherrn und Allvaters empor. Wie wird mir ſo wohl, daß ich ihn gefunden habe! Du ganzes liebes Gefilde um mich her mit allen deinen Pflanzen und Thieren, du biſt nur Schauplatz ſeiner; ich bin es, der ihn in dir ſchauet. Fromme, ſelige Schauer ergreifen mich, wenn ich als Gläubiger an Gott in dir wandle. Unendlich mehr Reize haſt du nun für mich; denn jede deiner Schönheiten iſt ein Denkmahl der Macht, Weisheit und Güte des Allheiligen. Mit Inbrunſt erblicke ich dieſe allenthalben in dir, und verliehre mich in unnennbaren Gefühlen der göttlichen Majeſtät. O wie ſelig bin ich, daß ich Menſch bin!

Zum Genießen und zum Betrachten berief mich Gott nicht nur, ſondern auch zum Wirken. Ewige, allbeſeligende Wirkſamkeit iſt das Eigenthum der Gottheit. Ein Etwas davon gab ſie dem

Menſchen, und dieſes Etwas ward ſein erhabenſter Vorzug. Selbſtſtändige Thätigkeit — hoher Beruf der menſchlichen Seele; Thätigkeit nicht nach Uhrwerk bloß oder nach Inſtinkt, ſondern nach angeſtellten Betrachtungen, Ueberlegungen und Berathſchlagungen mit mir ſelbſt. Da faſſe ich dann Vorſätze, beſtimme den Augenblick zur That, und kommt er, ſo führe ich ſie aus. Große Kräfte ſind in mir, vorkommende Hinderniſſe zu überwinden, und mein Verſtand macht mich der übrigen lebendigen Schöpfung überlegen. Dieſer verwandelt alles in meinen Nutzen und braucht die Dinge um mich her, wie er will, zu Mitteln, meine Glückſeligkeit zu vermehren und ſeine Wirkſamkeit zu betreiben. Dies iſt die hohe Aehnlichkeit meiner Natur mit Gott. Ich ſoll mit ihm ſchaffen. Durch mich ſollen die Endzwecke, welche er bei der Erde und bei den Einrichtungen auf ihr hatte, befördert werden. Nach Gottes Weiſe, d. h. wohlthätig ſoll ich wirken und mir dadurch die Fähigkeit erwerben, einſt, wenn er mich in eine beſſere Welt verſetzt, noch höherer Wirkſamkeit theilhaftig zu werden. Dies iſt meine höchſte Würde, der erhabenſte Theil meiner Beſtimmung. Ich erblicke an mir Unendlichkeit. Unendlich ſollen meine Genüſſe ſein, unendlich meine Betrachtungen, unendlich meine Wirkſamkeit. Der Tod, welcher ſonſt alles zerſtört, iſt es, der mich völlig ausbildet. Dadurch, daß er meinen Geiſt von der Erde entkleidet, die ihn noch ſo einſchränkt und niederhält, wird er ihm den völligern Gebrauch ſeiner urſprünglichen Kräfte bewirken und ihn auf der Bahn der Geiſter weit ſchnellere Fortſchritte thun laſſen. Unſterblichkeit — Unſterblichkeit — dieſe vollendet erſt die erhabene Idee von menſchlicher Natur und Würde. . . .

Wo lebt eine ganze Geſellſchaft von Menſchen, welche dieſe hohe Würde ihrer Natur recht innig empfänden? Ach wüßte ich ſie, ich bezahlte das Bürgerrecht in ihr mit Jahren von meinem Leben! Aber grobe Sinnlichkeit ſtumpft das Gefühl von dem, was der Menſch iſt, an Millionen von Jugend auf ab. Nur einzeln leben die Weiſen und Edlen, welche die lebendige Empfindung vom Werth der Menſchheit, und dadurch die Menſchheit für ſich ſelbſt behaupten. Und — wo iſt vollends das Land, wo man die Würde der menſchlichen Natur an Andern, und zwar an Andern ohne Unterſchied anerkannte? Vermag doch häufig noch der unterſte und zahlreichſte Volksſtand vor Druck, unter dem er ſeufzt, nicht, ſich aus der Thierheit hervorzuarbeiten! Bleiben doch häuſig noch durch die elende Lage der Volksſchulen in Bürger- und Bauerſeelen die Keime der Menſchheit unentwickelt, und verbutten wenigſtens für dies Leben! Werden doch häufig noch hunderttauſende zu bloßen wandelnden Maſchinen dergeſtalt umgeformt, daß ſeiner Lebensgenuß, Denkkraft und Selbſtthätigkeit, dieſe Hauptkaraktere der menſchlichen Natur, gänzlich an ihnen verlöſchen! Ach warlich, ſo will es Gott nicht — doch, wohin verliehrt ſich Ariſt! Das weiß ich wohl, wie der Sache abzuhelfen wäre; aber ich und alle meines gleichen werden's doch nicht abändern. Weihe der leidenden, entwürdigten Menſchheit deine Thränen, Ariſt, und überlaß es der Providenz, ihr großes Werk zu vollenden, das ſie wenigſtens angekündigt hat. Fühle du, dem es vom Schikſal vergönnt iſt die Würde ſeiner Natur zu fühlen, ſolche ganz; fühle ſie nicht nur, ſondern handle auch derſelben gemäß. — — —

Ja, das will ich; aus allen meinen Kräften will ich dies immer mehr thun. Meines großen Berufs eingedenk, will ich es mir zur Hauptſorge machen, daß mein Lebensgenuß immer feiner werde, und daß meine thieriſche Natur immer ſeltener über meine geiſtige das Uebergewicht habe. Ich wäre ein Thor, wenn ich darauf dächte, alle Sinnlichkeit an mir auszurotten. Ich könnte dies ja nicht, wenn ich auch wollte, und handelte dadurch auch offenbar meiner Beſtimmung entgegen. Iſt denn nicht die Sinnlichkeit noch die Schule für meinen Geiſt? Wird ſie nicht dann bloß erſt Schande für mich, wenn ich mich ihr, ohne daß mein Geiſt an ihr Theil nimmt, ohne Rückſicht auf dieſen und bloß als Thier überlaſſe? Alſo die ganze geiſtloſe, grobe Sinnlichkeit werde mir immer mehr unter mir. Die Herrſchaft der Sinnlichkeit über mich ſei es, die ich beſtreite. Für dieſe iſt mein Weſen zu edel, und wie könnte ich mich ſo herabwürdigen, ihr zu fröhnen? Verfeinerte Sinnlichkeit aber, Sinnlichkeit unter Aufſicht und zum Beſten meines Geiſtes genoſſen, iſt offenbar mein gegenwärtiger Beruf und die ſchönſte Vorbereitung auf meinen künftigen. Dieſer will ich mich widmen. Vor allen Dingen will ichs dabei halten mit Auge und Ohr. Recht geizen will ich nach ſchönen Anblicken der Natur und menſchlicher Kunſt, nach Muſik voll Harmonie und nach Menſchengeſichtern voll Harmonie. Heilig ſei mir der Stand auf ausſichtvollen Höhen und der Wandel in ruhigen Thälern, der Sitz am Silberbach und das Lauſchen auf alle freudige Ausdrücke der lebenden Schöpfung! Geſellſchaft, wo man nur tobt oder ſpielt, verdiene in meinen Augen keinen Gang zu ihr. Wenn aber meine Freunde, die Wenigen, welche auch, wenn ſie beiſammen ſind, denken, mich laden: ſo eile mein Herz zu ihrem Gelag! Und kommt Laura — o die Liebe, die Selige — ſo ſchmiege ſich mein Arm um ſie, mein Mund ſchwebe an dem ihrigen und mein Herz klopfe ihrem Herzen entgegen. Dann erwache nicht Thierheit, ſondern Menſchheit in mir. In voller Maſſe empfinde ich dann die Seligkeit zu lieben und geliebt zu werden — ach, welche Seligkeit, von Laura rein geliebt zu werden und Laura rein wieder zu lieben! In ſtummen Umarmungen hauche ſie mir dann ihre milde, liebevolle Seele ein. Spricht ſie dann, und ſpräche ſie auch nichts, als was ich ſchon wüßte, wie wird ſie es mir wenigſtens gefälliger, eindringender ſagen, als ich's mir ſage. Aber ſie wird mir mehr ſagen, als ich weiß. Ihr Gefühl iſt ſanfter, zärtlicher und doch ſchneller für alles Schöne. Dies wird ſie mir ausdrücken, mittheilen, eingießen. Spricht ſie dann von höheren Frieden, von Schönheit der Tugend, vom Werth heiliger Liebe, von Zukunft und Gott mit mir — o wie wird ſich mein Herz ausdehnen und die liebe Lehrerin ſegnen, welche Gott mir gab! Liebe, reine, heilige Liebe ſei es, der ſich mein ganzes

Herz ergebe und aus der ich die ſchönſten unter allen Genüſſen meines Lebens ſchöpfe! Nichts geht über Einigung der Seelen. Sie, ſie iſt das Große, was der Menſch vor den Thieren voraus hat — die Herrlichkeit der Geiſterwelt. Drum ſei die Liebe mir immer zur Seite und mit ihr die Wahrheit! Lieben will ich und — denken.

Iſt doch Stoff genug zum Denken für mich da! Welch ein Magazin von Materialien dazu iſt die grenzenloſe Natur um mich her! Ich will mir immer würdigere Begriffe von jenen tauſendmahltauſenden von Welten bilden, welche in den unermeßlichen Räumen des Himmels ſchweben. Mein Eifer, beſonders in Erkenntniſſen der irdiſchen Natur zu wachſen, ſoll unermüdet, unerſättlich ſein. Ich will in einſamen Stunden dieſe vollkommene Mutter in ihren geheimen Werkſtätten belauſchen, und ihre großen Wirkungen ſchon in ihren Anfängen, in den früheſten Vorbereitungen dazu erforſchen. Die große, ſchöne Kette der Erdengeſchöpfe ſtelle ſich meinen Augen immer vollkommener und ganzer dar. Immer weniger Glieder derſelben werden von mir überſehen. Immer mehr ſchließe ſich Ring an Ring. Zweck und Nutzen jedes Geſchöpfs, ſeine innere Einrichtung und Beſtimmung werde immer mehr von mir erkannt. O wie werde ich dann vor tauſenden von Menſchen eben ſo hervorragen, wie der Menſch überhaupt vor allen Gattungen ſeiner Erdenmitgeſchöpfe hervorragt! Aberglaube aller Art, der bloß aus Unkentniß des natürlichen Zuſammenhanges der Dinge und der natürlichen Urſachen der größeſten ſowohl, als kleineſten Weltbegebenheiten entſpringt, wird mir täglich ferner werden. Von dem vielen, was ich ſchon erklären kann, werde ich auf das viele, was ich noch nicht zu erklären vermag, hinſchließen, daß es auch erklärbar ſein müſſe. Vielleicht, daß ſich mir dann der Wunſch aufdringt, nach tauſend Jahren erſt geboren zu ſein. Doch will ich dieſen Wunſch durch ein Dankgebet dafür unterdrücken, daß ich nicht ſchon vor tauſend Jahren geboren ward. Und welch ein bewundernswürdiges Ganzes wird mir dann die Erdenſchöpfung werden! Wie werde ich es als ein Werk, nicht des Zufalls, oder eines ich weiß nicht was, ſondern der Ueberlegung und des größeſten Plans betrachten! Wie werde ich anſtaunen die Stufenreihe der Weſen, vom Menſchen an bis zur Milbe, von der Eiche an bis zum Moos — alle aus Erde ſtammend und zur Erde wiederkehrend — ein unüberſehbares Heer von Modifikationen eines und deſſelben

Grundſtoffe! Dann wird der Glaube immer mehr in mir befeſtigt werden, daß nichts von allem, was auf der Erde iſt, verächtlich ſei, und daß alles ſeinen ſelbſtſtändigen Werth habe, der bald näher, bald ferner, auf Wohl, Vollkommenheit und Schönheit des Ganzen ſich hinbezieht. Und mitten unter den Schätzungen aller Dinge wird mir der Gedanke große Seligkeit ſein, daß ich Menſch am ſchätzenswürdigſten ſei.

Im Reiche der Vernunftwahrheiten erhalte mein denkender Geiſt täglich mehr das Bürgerrecht. Da fühle er die Freiheit, welche Gott ihm gab, ſich ſein eigenes Siſtem zu erbauen. Er benutze Lehre, Unterricht, Aufſchluß, welche andere, ſei's Vorwelt oder Zeitgenoſſenſchaft, ihm gaben; aber er verkenne die Gerechtſame nicht, ſich dadurch nicht binden zu laſſen. Nie beuge er ſich, der Freigeſchaffene, unter irgend ein Joch von Konfeſſion oder Formel. Er laſſe zwar ſtehen, was Uebergewalt ſtehend haben will, gehe aber ſeinen Gang für ſich. Verächtlich behandle er den Wahn, als gäb's irgend einen Grundſatz, den zu bezweifeln Sünde ſei. Alles unterſuche, prüfe er. Alles ſuche er ſich zu beweiſen, ehe er es glaubt, und was gar nicht bewieſen werden kann, werfe er ſtill hinter

ch. In immer einfältigerer, wahrerer und na-
irlicherer Geſtalt erblicke er die Wahrheit, und
us ihren Gefilden verziehe ſich immer mehr der
Nebel, in deſſen Herbſtdicke Millionen noch tappen.
Steifes Schulgeſchwätz werde ihm nie Weltweis-
eit, bemooſte Sage der Vorwelt und heiliger
Klingklang nie Religion. „Alles, was der Menſch
„zum ruhigen Genuß des Lebens und zur redlichen
„Ausübung ſeiner Pflichten zu wiſſen braucht,
„muß ihm ſein eigener Blick auf die Welt lehren
„können, oder die Welt wäre nicht Werk eines
„Gottes.“ Bei dieſem Satz will ich feſtſtehen,
und weder ſchwermüthige Grübler, noch polternde
Prieſter ſollen mich davon abwendig machen.
Bleibt hier und da eine Lücke im Beweis für einen
Satz, mir lieb und theuer, ſo ſoll die Lücke mein
Herz ausfüllen. Alles andere, was etwa ſonſt den
Beweis vollkommenbeweiſend machen ſollte, möchte
vielleicht ſelbſt erſt eines Beweiſes bedürfen. Eifrig
liebe mein Geiſt zwar die Unterſuchung der Wahrheit;
eifrig aber haſſe er auch den Zank über ſie.
Untheilnehmend blicke er zuweilen ſeitwärts auf die
Streiter über Meinungen, deren eine wohl eben
ſo falſch iſt, als die andere, und rufe ihnen im
Vorübergeben, Friede ſei mit euch, zu. Nichts, was
nicht praktiſch iſt, und, wenn es geglaubt wird, das

Herz nicht veredelt, die Glückſeligkeit nicht befördert, halte er für werth, daß auch nur darüber diſputirt werde, geſchweige denn daß es Menſchen entzweie und Bruder gegen Bruder lieblos mache. Er finde die Urſache des Unglaubens im Aberglauben; die Urſache davon, daß zuweilen zu wenig geglaubt wird, darin, daß oft zu viel geglaubt werde. Alles, was er glaubt, glaube er recht lebendig. Es ſchwebe ihm immer vor Augen und wirke auf all ſein Thun und auf all ſein Leiden. Gott, Tugend, Unſterblichkeit ſei das heilige Drei, worin ſein Glaube beſteht, und in dieſem Glauben beſtärke er ſich durch jeden Spaziergang, wie durch jedes Schickſal ſeines Lebens. Ein ganze Welt von Zweiflern aber mache ihn auch an dieſen drei Wahrheiten nicht zweiflend, und eine Million Spötter nicht kalt gegen ſie. Er denke gern an dieſe Wahrheiten vor ſich; er rufe ſie aber auch andern zu und ſtärke, wenn's ſein kann, Tauſende im Glauben an ſich. Mit Entzücken ergreife ihn allemahl der Gedanke an Gott, die Urquelle aller Schönheit und Vollkommenheit und die allerhöchſte Schönheit und Vollkommenheit ſelbſt; und mit Enthuſiasmus blicke er in ſeine Fortdauer jenſeits der Gräberwelt. Dann, dann heilige er ſich jedesmahl aufs neue der Tugend ganz und ſtärke ſich im Gefühl für das nur, was edel und groß iſt.

Dies nur, nur das, was wahrhaftig groß und ſchön iſt, ſoll es ſein, wofür ſich in mir Beifall und Bewunderung regen. Alles Gottes- und Menſchenwerk werde nur von dieſer Seite von mir betrachtet. Dort, dort beim Gotteswerk leuchten mir Schönheit und Größe allenthalben gleich ein; aber recht heften will ich meine Blicke darauf, damit mein Geiſt ſich daran labe und ſich ſelbſt bei ſeinen Werken in Nachahmung der Gottheit ſtärke. Auch bei Menſchenwerk will ich nur auf dieſe Seite blicken. Da täuſche mich nicht falſche und blendende Größe; da halte mich aber auch nicht niedriger Neid ab, das wahre Große für das zu erkennen, was es wirklich iſt. Unterm ſimpeln Ueberrock werde ich dann oft ein Herz entdecken, wie es unter Purpurmänteln nicht ſchlägt, und in bemooſten Hütten Edle, wie ſie oft in Paläſten nicht wohnen. Nie will ich mich dazu hergeben, einem mächtigen Beſewichte zu ſchmeicheln, oder vor einem Hochgebornen, der niedrig denkt, mich zu beugen. Sehe ich aber edle Thaten begangen von wem es auch ſei: ſo will ich mich ergötzen an ihnen, wie an Gotteswerk. Und erblicke ich einen Mann von großem Werth, ſo will ich ihm die Achtung zollen, die ſeinen Verdienſten gebührt. Jeder Rechtſchaffene, der mir begegnet, werde von mir herzlich bewillkommt, und wenn er's erlaubt, laut von mir Freund und Bruder genannt. Wie könnte mein Herz ihn beneiden? Iſt es nicht ſchön, zu ſein unter großen und guten Menſchen? Werde ich dadurch nicht in wackerer Nacheiferung geſtärkt? Iſt der Weg nicht breit genug, daß ihrer viele darauf neben einander zur Vollkommenheit hinwandeln mögen? Giebt es nur für einen Tugendhaften und Weiſen Lohn, oder giebt es ihn nicht für alle? Drum laſſet uns gemeinſchaftlich wandeln den ſchönen Weg, der zur Seelengröße führt, und nicht glauben, daß wir einander verdrängen werden. Die Hände her — einer leite den andern, wenn er fehlginge, und halte den andern, wenn er zu ſtraucheln ſchiene. Iſts doch ſo herrlich, in Geſellſchaft der Großen zur Größe zu reiſen und in Geſellſchaft vieler Seligen einſt Seliger zu ſein! Richtig werde mein Gefühl für das Schöne, richtig und ſchnell. Mich irre nicht der Beifall, welchen eine halbe Welt oft Thorheiten oder gar Bosheiten giebt. Die Menge weidet ſich ſo wohl an Spielerei und Flitterwerk; dieſe ſind jedoch auch nicht einmahl der Beſchauung des Weiſen werth. Iſt aber irgendwo wahre Größe zu ſchauen, ſo laſſe mein Herz ſich nicht zehnmahl erſt dazu rufen; ſondern eile der Beſchauung entgegen. Was Tauſende erſt nach langen Demonſtrationen ſchön finden, finde mein Herz auf der Stelle gleich ſchön und drücke es, als verwandt mit ſich, an ſich. Hat es ſelbſt die Wahl, ſo oder anders zu empfinden, zu denken, zu wollen und zu thun: ſo beſtimme es ſich unwiderſtehlich nur für das, was groß und gut, was ſchön und edel iſt. Das Gefühl meiner Beſtimmung, und das Gefühl, daß eine Handlung, eine Denkart mit ſelbiger übereinkomme, determinire mich ſogleich für dieſe, ohne anderer Motifen erſt zu bedürfen. So wird Harmonie unter meinen Geſinnungen und jedes Gleichgewicht meines Herzens entſtehen, worauf allein der innere Friede des Weiſen beruhet. Dies Gleichgewicht aller meiner Triebe ſei mir das wichtigſte, wonach ich ſtrebe. Es ward mir weder angeboren, noch bildete es ſich hernach ſelbſt. Irgend einer oder mehrere Triebe prädominiren von Natur in jeder menſchlichen Seele, und werden, durch tauſendfache Befriedigungen in verſtandloſer und aufſichtleerer Jugend, leicht tiranniſch herrſchend. Herunter mit ihnen vom Thron des Willens! Die Vernunft allein behaupte ſich auf ſelbigem, und meine Triebe allzumahl, einer, wie der andere, theilen ſich hernach in die Untergewalt. So werde ich nie zu Extremen ſchreiten, welche allemahl, ſei rechts oder links, weit ab vom Wege zur Glückſeligkeit liegen, und kein Schickſal, ſei Freude oder Leid, wird die Ruhe zerſtören, in welcher ich ſchwebe. Sanft und rein wird der Genuß meines Daſeins ſein, und kommt ja zuweilen ein Vorfall, der blos als Ueberraſchung mich aus dem Gleiſe ſchreiten macht: ſo wird der Abſchritt doch nicht weitgehend ſein, und ich werde bald in das Gleis zurück, und dadurch zum Gleichgewicht und zur Ruhe wiederkehren. Alsdann fehlt mir nichts mehr zur Vollendung meiner Beſtimmung, als — Thätigkeit im Guten.

Dieſer ſei mein ganzes Leben gewidmet! Nie will ich mich durch Trägheit und Müſſiggang entehren. Das hieße nicht nur nicht Thier ſein, ſondern auch nicht einmahl Pflanze ſein. Immerdar aber richte ſich meine Thätigkeit nur auf das Gute. Die unbedeutende Bagatelle verächtlich auf der Seite liegen laſſend, dem bedeutenden Böſen wacker und vorſichtig ausweichend will ich mit Gemeinnützigkeit betriebſam ſein. So weit meine Arme reichen, in dem ganzen Zirkel um mich her, will ich Seegen zu ſtiften ſuchen. Ich will meinen Beruf treu erfüllen und durch die Ausübungen deſſelben zuförderſt der Geſellſchaft, der ich ſo viel ſchuldig bin, nützlich zu ſein fortfahren. Ich will aber auch jede Gelegenheit außer meinem Beruf zum Gutesthun ergreifen, ſobald ich Kräfte genug dazu fühle. Ich will menſchliche Lebensgenüſſe vermehren, wo ſie ſind; ich will menſchliche Klagen ſtillen, menſchliche Thränen trocknen, und das ſollen mir die ſeligſten Augenblicke ſein, in welchen mir als Menſchenfreund eine edle That gelingt. Meine Thätigkeit ſoll gröſtentheils eine ſtille Thätigkeit ſein. Ich will gern genug daran haben, daß mein Herz ſich ihrer bewuſt ſei und daß Gott daran ſeinen Beifall habe. Iſt es aber nothwendig oder doch heilſam, weil ich ſonſt nicht vollbringen könnte, oder weil es eines guten Beiſpiels bedarf: ſo will ich auch öffentlich wirken, wirken können mit Geräuſch. Schöne Saat auf jene Welt! Mein Herz werde nicht müde im Ausſtreuen, und opfere Bequemlichkeit, Ruhe und ſinnliche Genüſſe aller Art gern auf, ſobald es darauf ankommt, daß es für Andere thätig ſei. Und müſte ich auch leiden ſollen für Andere, ſo will ich auch dies können. Schön und groß iſt dieſer Beruf. Hoch und hehr wird der Lohn ſein, womit der Allvater ſeine Märtirer jenſeits erſt krönt.

So, ſo verſtreiche mein Leben zum Beſten der Welt, und mein Abend übereile mich einſt noch in den letzten Arbeiten für ſie! Dann will ich froh über die Würde meiner Natur, welche ich errang und behauptete, zu dir, Sonne, noch ſo heiter aufblicken, wie jetzt, und im Uebergang zu den Unſterblichen dich, ſchöne Erde, noch ſegnen, die du jetzt ſo im Gefühl meiner Menſchheit mich ſtärkteſt. — Droben — droben wirds beſſer noch ſein.

Laura an Ariſt;

über hohe Seeleneinigung.

Ach Ariſt, wie viel biſt du mir! Nur der Gedanke an Gott iſt ſtärker, als der Gedanke an dich. Alles andere macht dir Platz, und dein Bild ſchwebt unaufhörlich vor mir. Wie kann ein Menſch dem andern ſo viel werden, daß er endlich zu ſeinem Weſen zu gehören ſcheint, und daß der andere, von ihm entfernt, wie außer der Welt zu ſein glaubt! Sieh, geradeſo iſt mir in dieſer Trennung von dir, deren kurze Dauer ich doch weis. Wie entſetzlich müſt's ſein, auf lange von dir getrennt zu werden! Ich denke jtzt oft an den Augenblick unſerer letzten Trennung, der doch einmahl kommen muß, und frage mich, was wohl beſſer ſei, dich lange zu überleben, oder lange von dir überlebt zu werden, und — zittere vor beiden Gedanken. Lieber, wie könnte ich denn irgendwo ſelig ſein ohne dich, ſei hier oder dort? Wie würde ich mich droben auch nach dir ſehnen, und wie würde mir lange Sehnſucht nach dir des Himmels ſchönſte Freuden verbittern! Doch, ſo wird Gott, der Zeuge unſerer innigſten Liebe, nicht wollen. Ich werde dir einſt vorangehen, und du wirſt mir bald folgen. Dein männlicher Geiſt wird dann ohne mich ſtandhafter unter den Sterblichen noch weilen, als der meinige ohne dich könnte; und deine Laura wird dich alsdann ſich ebenſobald von Gott wiedererflehen, wie du jetzt bald wieder zu ihr zurückkehrſt. Ach, wie entzückt mich ſchon die Vorſtellung des Augenblicks, in welchem ich nun nächſtens wieder an dein Herz ſinken werde!

Du lieber von Gott mir geſchenkter Freund, laß uns noch immer daran fortarbeiten, unſere Seelen recht an einander zu ketten und nur zu einer Seele zu machen. Dies iſt der hohe Punkt, den wir noch erringen müſſen, daß, wenn wir beide thun oder auch nur wollen, oder gar nur denken und empfinden, es gerade ſo laſſe, auch der Gottheit ſo laſſe, als thäte, wollte, dächte und empfände nur ein Einziger. Unſer Leben, unſer Daſein, ob es gleich ein zwiefaches, jedes vor ſich beſtehendes iſt, muß ſo in einander fließen, daß es ein zuſammengeſetztes werde, das ſich zwar einzeln noch denken aber gar nicht einzeln mehr leben läſſet. Du muſt in mir leben und ich in dir. Es muß bald ſein, als thäteſt du auf dein Leben Verzicht und lebteſt nur durch mich fort, und bald wieder, als machte ich es ſo; und darin müſſen wir abwechſeln, ohne uns des Wechſels deutlich bewuſt zu ſein. Du muſt den Moment nicht angeben können, in welchem ich nur durch dich zu leben anfange, und ich den Moment nicht, wo du wieder nur durch mich zu leben anfängſt. Wir müſſen einander fortziehen, ohne daß wir bemerken gezogen zu werden; und am Ende allemahl, du habeſt mich oder ich dich gezogen, müſſen wir uns immer auf der Stelle befinden, wohin jeder wollte und freiwillig gegangen ſein würde.

Dies liebſter Ariſt, glaube ich, ſei vollendete menſchliche Glückſeligkeit, über die hinaus ſich nichts höheres denken laſſe. Ja, ich gehe noch weiter und glaube, daß dies auch der letzte große Gotteszweck war, wozu zweierlei Geſchlechter wurden. — — Wie oft geſtandſt du mir mit ſüßem Staunen über die ſonderbare Sache, daß auch die innigſte, herzlichſte Freundſchaft, welche zwiſchen dir und Männern, die du wie dich ſelbſt zu lieben glaubteſt, obwalte, ſchlechterdings derjenigen nicht gleich komme, die du für mich empfändeſt; und wie oft vertraute ich dir von meiner Seite daſſelbe Geſtändniß zu! Gewiß täuſchten wir uns doch beide damit nicht; auch ſagten wir es uns ja ſo ruhig, daß jene Erklärungen davon, welche unedle Seelen nur gar zu leicht bei der Hand haben werden, nicht ſtatt finden konnten. Ich weiß auch gar nicht, wie es möglich ſei, daß man bei Erklärung der ſtärkern Liebe zweierlei Geſchlechter gegen einander immer zuerſt und zuletzt an dergleichen Dinge denken möge. Sage ich zuviel, mein Ariſt, wenn ich behaupte, daß das recht thieriſche Menſchen ſein müſſen, welche von gar keiner andern Erklärung wiſſen, und es für unmöglich halten, daß ohnedies Liebe unter verſchiedenen Geſchlechtern mehr ſein könne, als Liebe unter demſelben Geſchlecht?

Ich denke oft über die Sache nach und ſtelle ſie mir etwa ſo vor. Ihr Männer, die ihr wirkliche Männer ſeid, ſeid alle kühner, unternehmender und feſter, als wir, und habet eine Seelenſtärke, zu der wir uns nicht erheben können. Wir weibliche Seelen, die wir dies wirklich ſind, ſind milder und mit den Lagen der Dinge, wie wir ſie finden, zufriedener, und genießen eine Seelenruhe, zu der ihr durch euch ſelbſt euch nie einzuwiegen vermöget. So freuet ihr euch zwar in euren Verbindungen mit einander männlich eurer Kraft, ſo oft ihr ſie zum Denken und zum Thun glücklich vereiniget; aber ihr könnet euch die Ruhe einander nicht geben, nach der doch auch zuweilen der thätigſte, feſteſte Geiſt verlangt. Und wir unter uns ſimpathiſiren zwar auf das innigſte, und wiegen einander hold in unſere Ruhe noch tiefer ein; wir haben aber auch unſere Augenblicke, wo uns nach Schnellkraft gelüſtet, die wir einander nicht zu geben vermögen. Vereinigen ſich nun beide Geſchlechter; ſo giebt das eine, was das andere nicht hat, und nimmt dafür, was das andere hat. Uns behagt alsdann eure Schnellkraft und Feſtigkeit, und wir ſteigen lächelnd mit euch auf, und euch behagt unſere Ruhe und Stille, und ihr laſſet euch lächelnd von uns niederziehen und einwiegen;

und — ſo entſteht für beide Theile wechſelsweiſe ein Gefühl von vollkommenerer Seligkeit.

Dies, Ariſt, denke ich mir, ſei die edlere Erklärung von höherer Stärke der Liebe verſchiedener Geſchlechter gegen einander. Denke dir nun vollends jene hohe Einigung unter zwei Seelen verſchiedenen Geſchlechts, von der du mich ſo gern reden höreſt, — läſſet ſich über ſie hinauf etwas größeres für die Menſchheit denken, und iſt ſie nicht wirklich letzter Gotteszweck, daß zwei Geſchlechter wurden? Noch ſind wir nicht ganz auf ihrem eigentlichen Punkt; aber wir haben uns ihm doch ſchon mehr genähert, als Millionen vielleicht ihm nahe ſind, und wir werden ihn auch gewiß noch erreichen. Laß uns nur beide recht Alles dazu thun!

Wir wollen vor allen Dingen den Genuß, welchen wir von einander ſchöpfen, noch immer mehr zu vergeiſtigen ſuchen. Das iſts gewiß, worauf alles ankommt, und du biſt ein zu edler Mann, als daß du nicht einſchlügeſt, wenn deine Laura dir hierauf die Hand reicht. Der grobe ſinnliche Taumel der Liebe müſſe nie Reiz für uns erhalten. Seelen, die durch ihn geeinigt ſind, bilden ſich nur ein, daß ſie geeinigt ſind. Sie fühlen in der Herabſpannung und Gleichgültigkeit gegen einander, die auf jeden ſeiner Vorübergänge folgt, die Täuſchung allemahl ſchon zum Theil auf der Stelle, und fühlen ſie einſt, wenn die Leidenſchaft den höchſten Grad der Sättigung erreicht hat, ſo fürchterlich ganz, daß ſie ſich dann wohl mit eben dem Eifer fliehen, mit dem ſie vorher ſich ſuchten.

Unſer Genuß an einander beſtehe hauptſächlich darin, daß wir immer tiefere Blicke in einander thun und daß einer in des andern Herzen endlich ſo leſe, als läge es aufgeſchlagen vor ihm, wie ein Buch, und ausgebreitet, wie ein Gemählde, da. Jeder von uns durchdringe des andern ganzes Empfindungs- und Gedankenſiſtem, und lerne ſeinen geſammten Seelengang ſo genau kennen, daß er immer mit vieler Zuverläſſigkeit jeden Schritt vorherwiſſe, welchen der andere thun werde. Und irrete dann und wann der eine in Beurtheilung des andern, ſo helfe ihm der andere ſelbſt ſogleich aus dem Irrthum. Ja, mein Ariſt, wir wollen einander nicht nur immer mehr erforſchen, ſondern wir wollen uns auch recht abſichtlich vor einander ausbreiten. Kein Vorſatz von einiger Wichtigkeit ſoll ſo geheim in unſerer Seele aufſteigen, keine Empfindung von Belang ſo geheim durch uns hinſchlüpfen, daß wir ſie einander nicht entdeckten.

Denke dir einmahl ſo eine Einigung, wenn ich immer ſo weiß, was du denkſt, wie ich das weiß; was ich denke, und wenn du immer ſo weiſſeſt, was ich empfinde, wie du das weiſſeſt, was du empfindeſt. Nicht wahr, dann lebſt du wirklich in mir, und dann lebe ich wirklich in dir? — Wir wollen dabei keinesweges die Sinnlichkeit unbenutzt laſſen. Wir wollen nicht etwa denken, daß wir uns auch abweſend von einander ſo genießen und ſo eins ſein könnten. Nein, nein, wir wollen, wir müſſen uns dazu ſehen und hören. Das wolle doch Gott nicht, daß wir, einer die Gegenwart des andern verlöhren! Das iſt's ja eben, was die Entdeckungen, welche ich in deiner Seele mache, ſo verſchönert, daß ich ſie durch dein liebes blaues Auge mache. Das iſt's ja eben, was den Entdeckungen, welche du mir von dir ſelbſt machſt, ſo anziehenden Reiz giebt, daß ſie deine männlich traute Stimme mir macht. Iſt nicht der äußerliche Menſch Ausdruck des innern? Und wir ſollten bei dem Geſchäft, immer tiefer in einander einzudringen, einer die Gegenwart des andern entbehren können? Nein, dieſe Sinnlichkeit ſei uns recht viel und werde uns täglich mehr! Glaube mir, Ariſt, wenn du mir heute etwas aus dem innerſten deiner Seele noch ſo wahrhaftig und vollſtändig ſchriebeſt: ſo iſts doch nichts dagegen, wenn du morgen, vor mir ſtehend, es ohne alle Betheuerungen und nur gebrochen ſprichſt. Deine Geſichtszüge dabei, deine Gebehrden, deine ganze Figur, deine Stellung, dein Wenden und dein Drehen dabei — ach Lieber, wie ſagen ſie mir weit mehr, als du mir ſagſt! Darum komm doch ja bald wieder und laß dich von mir ſehen und hören. . . Auch unſere herzlichſten Umarmungen ſollen bei dieſer Vergeiſtigung unſerer Liebe nicht leiden. Warum ſollten, ſo oft wir einander recht durchgeblickt haben, die Herzen ſich nicht auf einander drücken, die doch nur für einander ſchlagen? Und wenn wir uns unſere Geſinnungen mitgetheilt, warum ſollten wir den Beſchluß davon nicht mit recht innigen Küſſen machen, durch die wir einander vollends unſere ganze Seele einhauchen? Ja, Lieber, wenn wir tauſend Arme hätten, wir wollten ſie ſo verſchlingen, daß wir uns kaum wieder aus einander winden könnten; und hätten wir tauſend Lippen, wir wollten mit ihnen den Bund verſiegeln, der auf ewig unter uns feſtſteht. Bis hieher iſt die Sinnlichkeit ſogar unſerer herzlichſten Liebe beförderlich, und ſpannet uns recht auf den höchſten Punkt der Sehnſucht nach einander, und giebt ſogar jedem unſerer Gedanken und jedem unſerer Gefühle höhern elaſtiſchen Schwung. *Weiterhin* aber ſpannete ſie wohl alle unſere Ideen, unſer Gefühl für einander, ja unſer ganzes Weſen auf eine Zeitlang herunter und machte aus dem hernach fortdauernden Beiſammenſein ſelbſt eine Art von Abweſenheit für einander. Drum laß uns ferner hier ſtehen bleiben, du Edler, ſo verſichern wir uns warlich recht auf wahren, ununterbrochenen, immergleichhohen Genuß an einander.

Laß uns aber auch dieſen, o Ariſt, außer dem immer tiefern Einſchauen in einander noch darin ſuchen, daß wir uns *gemeinſchaftlich* an allem, was vorzüglich und vollkommen iſt, ergötzen, und einer den andern dadurch im lebhaften und ſchnellen Gefühl für daſſelbe ſtärken. Bald mache da der wachſamere und umfaſſendere Bemerkungsgeiſt des einen den andern auf Schönheiten aufmerkſam, die ihm ſonſt entwiſcht ſein würden; bald hebe die ſtärkere Schwungkraft des einen den andern im Geiſtesgenuß des Vortreflichen und Harmoniſchen dreimahl ſo hoch, als er ohnedies ſich geſchwungen haben würde. Ueberall verdoppele und vervielfältige die Simpathie den Antheil, welchen wir einzeln am Erhabenen und Reizenden nur einfach nehmen würden; und das Feuer des einem ſetze den andern bald in Glut, bald wiege die Ruhe des einen den andern zu ſchmelzender Empfindung ein. So wollen wir beiſammen oft die ſchöne Gotteswelt anſchauen und anſtaunen. Die Natur in ihren erhabenern und ſanftern Scenen, in ihren rauhern und mildern Schönheiten, in ihrem Getöſe und in ihrer feierlichen Stille ſoll uns gleich ehrwürdig und liebenswürdig ſein, und wir wollen ſie einander noch immer ehrwürdiger und liebenswürdiger machen. Wenn ich dann im Thale mit dir wandle, am Fluß mit dir ſitze, auf den Höhen mit dir ſtehe und mein Herz mir ſagt — dieſe Empfindung durchſtrömte dich nicht, jener hohe Eindruck auf dich wäre nicht erfolgt, wenn Ariſt nicht mit dir wäre, — o wie ſoll mir dieſer Genuß, den ich von dir ſchöpfe, ſo ſelig ſein! Beiſammen, Lieber, wollen wir die edelſten Handlungen der Menſchen betrachten und ſchätzen; beiſammen die Werke hoher menſchlicher Kunſt zergliedern und bewundern; beiſammen das ganze ſchöne Leben unſerer würdigſten Mitmenſchen ſtudiren und groß und nachahmungswürdig finden. Beiſammen wollen wir oft von dem überallgroßen Manne, der im Leben groß, im Leiden noch größer, im Tode am allergrößeſten war, von dem Manne, an den wir beide ſo gern glauben und dem die Menſchheit ſo viel zu danken hat, uns unterhalten. Du ſollſt mich auf ſeine erhabenern Seiten, und ich will dich auf ſeine ſanftern aufmerkſamer machen; und nach jeder ſolcher Unterhaltungen wollen wir noch inniger an ihn glauben. Beiſammen wollen wir uns oft zum Gedanken an den Unſichtbaren und Ewigen erheben, und uns in Freude und Troſt an ihm ſtärken. So oft wir uns in die Idee ſeiner Größe verſenken, ſoll es uns ſein, als würde das Band unter uns noch enger geknüpft. Beiſammen wollen wir unſere Unſterblichkeit ahnden, und dann ſoll uns immer werden, als ſähen wir das enggeknüpfte Band nun unauflöslich und ewigdauernd. Fromme Schauer ſollen uns dann jederzeit ergreifen; die Erde ſoll aus unſern Augen verſchwinden und wir wollen im Geiſte ſchon im Lande der Vollkommenheit wallen. Ach, denke dir dieſe höchſte Vergeiſtigung unſeres Genuſſes an einander, wenn wir ſo einer den andern gleichſam von der irdiſchen Hülle, in der wir uns noch erblicken, entkleiden, ihn über die geſammte ſinnliche Welt wegſetzen und durch Simpathie in Gefühlen unſerer Unſterblichkeit ſchon in die ſeligern Höhen der Geiſterwelt aufſchwingen! Iſt's nicht wahr, was Laura ſprach, daß Vergeiſtigung unſerer Genüſſe an einander die

einzigwahre Grundlage zu jener hohen Seeleneini
gung sei, die deine und meine Seligkeit ausmacht?

Das iſt aber, wie geſagt, nur erſt Grundlag
davon. Je mehr wir dann in dieſer Vergeiſtigung
unſerer Genüſſe an einander fortſchreiten, deſt
mehr laß uns auch recht angeſtrengt über unſer
Natur und Beſtimmung reflektiren
Hierdurch nur gelangen wir auf eine feſte Wei
zu ähnlichen, und zwar zu ähnlichen richtigen Em
pfindungen, Grundſätzen, Geſinnungs- und Han
lungsarten; als worin das eigentliche Weſen d
Seeleneinigung beſteht. Sieh, wir ſind ſchon üb
ſo manches, vielleicht über vieles einig; aber w
müſſen noch über Alles, Alles einig werden. U
dazu iſt der einzig ſichere Weg — Reflektio
Sobald wir uns aus Gründen überzeugen, d
wir ſo, und nicht anders, empfinden, denk
wollen und thun müſſen: ſo wird zwar jeder ſein
eignen Weg zu gehen glauben; wir werden a
uns nicht nur immer am Ende zuſammentreff
ſondern auch unterwegs ſchon neben einander h
gehen. Da muſt du nun freilich unter uns
meiſten ſchaffen; denn du biſt der Mann u
uns. Deine Denkkraft iſt an ſich ſtärker, als
meinige; deine Seele iſt auch im Denken geüb
als die meinige. Ich urtheile und entſchlieſſe

allerdings mehr nach Gefühl. Du haſt mir aber doch auch ſchon zugeſtanden, daß mein Gefühl mich oft ſo richtig leite, als dich deine Reflektion; ja, du bekannteſt mir einſt, daß ich durch Gefühl oft ſchneller auf dem rechten Punkt ſei, als du durch Meditation. Sei, wie ihm ſei, du verachteſt alſo mein Gefühl nicht, und ich unterwerfe mein Gefühl deiner Reflektion.

Laß uns bei den Reflektionen über uns immer von der Hauptfrage ausgehen, wer wir ſind. Schadet nichts, daß wir ſie ſchon ſo oft aufwarfen, ſchon ſo oft beantworteten. Wir können ſie nicht oft genung aufwerfen, nicht oft genung beantworten. Unſer ganzes Weſen iſt ja ſo große Anlage, unſere Kräfte ſind ſo mannigfaltig und ſtark, unſere Vorzüge vor der geſammten übrigen uns bekannten Schöpfung ſo erhaben und auszeichnend, daß wir dadurch Stoff zu ewigen Nachdenken erhielten. Das heilige Wort Menſch werde uns immer mehr ein Inbegrif von glänzender Kreaturgröße, töne unſerem innern Ohr immer feierlicher und erfülle uns immer mehr mit Achtung gegen uns ſelbſt. Sieh, Ariſt, deine und meine Würde! Geiſter, Unſterbliche ſind wir, vom Vater der Geiſter ganz nach ſeinem Bilde erzeugt. offenbar Zweck der ganzen Erdenſchöpfung; Weſen, auf der einen Seite mit ſelbſtſtändiger Kraft begabt, alle Wirkungen um uns her zu beobachten, zu erforſchen und zu verſtehen, und auf der andern mit gleichſelbſtſtändiger Kraft ausgerüſtet, in die Würkungen um uns her mitzuwirken und uns ſelbſt dazu zu beſtimmen. O laß uns recht oft mit Bewunderung unſerer ſelbſt vor dieſer unſerer Würde ſtillſtehen, und dann mit demüthiger Anbetung vor dem niederfallen, der ſie uns gab!

Laß uns hernach von der Frage, wer wir ſind zu der Frage fortgehen, wozu wir das ſind, was wir ſind. Da leuchte uns, den mit Gott ſo nahe verwandten, unſer hoher Beruf zur Gottähnlichkeit und die ewige Verbindlichkeit unſeres Beſtrebens, Gott in allem unſern Wollen und Thun noch immer mehr nachzuahmen, recht in die Augen. Ariſt, will ich dann oft zu dir ſprechen, wir können die Welt um uns her beobachten, ſo laß uns ſie auch beobachten; wir können Gottes Werke, ihren Zuſammenhang und ihre Abſichten erforſchen und verſtehen, ſo laß ſie uns auch immer mehr erforſchen und verſtehen lernen. Weiſer täglich zu werden iſt in unſerer Macht; ſo laß uns auch nach Weisheit ſtreben und jede Berichtigung, Vermehrung und Ausbreitung unſerer Kenntniß des Wahren und Guten für zweckmäßigſte Verwendung unſeres irdiſchen Daſeins und für Zubereitung auf jene höhere Lehrſtunden halten, welche jenſeits der Erde uns gegeben werden ſollen. Laura, ſprich du dann oft zu mir, wir können auf die Welt um uns her wirken, ſo laß uns auch auf ſie wirken; wir können edle Handlungen verrichten und uns ſelbſt dazu beſtimmen, ſo laß ſie uns auch verrichten und uns durch den bloßen Gedanken, daß wir durch ſie der Würde unſerer Natur gemäß handeln, zu ihnen determiniren. Beſſer täglich zu werden iſt in unſerer Gewalt; ſo laß uns auch nach Herzensgüte ſtreben, und in Vermehrung des Guten hiernieden und in gemeinnütziger Thätigkeit für die Welt den höchſten Zweck unſers vergänglichen Erdenlebens finden; damit das ſüße Andenken, nützlich geweſen zu ſein, uns einſt noch hinauf begleite und wir mit ſchon geübter Segenskraft in den größern Wirkungskreis eintreten mögen, der droben für uns abgezeichnet iſt. — Tugend im allgemeinen und im weitläuftigſten Sinn des Worts ſei in unſern Augen die große Menſchenbeſtimmung, und der ſchönſte Lohn für ſie das Zeugniß unſeres Herzens, daß wir durch ſie ſo thaten, wie wir thun ſollten.

Laß uns endlich, wenn wir gefragt, wer wir ſind, und wozu wir dies ſind, bei der Frage ſtillſtehen, wie wir dem großen Zwecke, wozu wir das ſind, was wir ſind, gemäß, jeden unſerer Triebe beſonders mäßigen, ordnen und richten müſſen. Da wollen wir nach Grundſätzen die Grenzen beſtimmen, bis an die wir auf allen Seiten nur gehen dürfen. Wir wollen die wichtigern Fälle, welche ſich im Kreiſe unſers Empfindens, Urtheilens, Wollens und Thuns für uns ereignen, gemeinſchaftlich oft überlegen und ein für allemahl über die Regeln übereinkommen, nach welchen wir alsdann, wenn ſie eintreten, empfinden, urtheilen, wollen und thun müſſen. Hierdurch werden wir unſere Pflichten gegen uns und andere ſo richtig beſtimmen, daß wir nicht nur gleichförmig ſie ausüben, ſondern auch in ihren Kolliſionen gleich edel zu Werke gehen werden. Ja, es wird alsdann die vollkommenſte Seeleneinigung unter uns entſtehen. Erſcheint z. E. ein Gegenſtand, der unſere Empfindung ſtärker reizt, ſo werden wir, weil wir nach beſtimmten Grundſätzen empfinden, in unſern Empfindungen zu unſerer Freude harmoniren. Fordert uns eine fremde wichtige Handlung zum Urtheil über ſich auf, ſo werden wir, weil wir nach feſtgeſetzten Regeln urtheilen, in unſerm Urtheil darüber zu unſerer ſanfteſten Ueberraſchung übereinſtimmen. Iſt ein Vorſatz von Belang zu faſſen, ſo werden wir, weil wir uns nach einem gewiſſen Siſtem entſchließen, uns mit Inbrunſt über die Entdeckung umarmen, daß wir uns zu einerlei Vorſatz hinneigen. Wollen und Nichtwollen, Zuneigung und Abneigung, Näherungstrieb und Abfernungstrieb, Sehnſucht und Abſchen werden uns zu gleichem Grade in einem und demſelben Moment ergreifen; und iſt eine ſchöne, Gottes- und Menſchenbeifalls würdige Handlung zu thun, ſo wird jeder die Hand dazu ſo ſchnell ausſtrecken, als der andere. Denke dir, Ariſt, wie wir dann erſt ſo ganz in einander leben und ſeyn werden!

Und geſetzt, daß ungeachtet dieſes unſeres fleiſſigen und gemeinſchaftlichen Reflektirens über uns ſelbſt und der dadurch aufs höchſte gebrachten Seeleneinigung, unſer Leben doch hier und da einzelne Augenblicke hätte, wo nicht gleich auf der Stelle vollkommene Empfindungs- und Sinnesgleichheit zwiſchen uns ſtatt fände: ſo müſſen wir auch für dieſe ſorgen. Ach ja, mein Ariſt, und wenn auch jedes Jahr nur zwei, drei ſolcher Augenblicke hätte, ſo laß uns ja recht für ſie ſorgen. Ich meine dies ſo. Es könnte vielleicht geſchehen, daß dieſes oder jenes blos aus zufälligen Umſtänden, z. E. Mismuths wegen, der etwa aus Körperlichkeit entſtände, oder auch nur durch allzuſchnelle Ueberraſchung, auf den einen von uns nicht gleich die richtigern Eindrücke machte und daß derſelbe zu Urtheilen und Entſchlüſſen ſich hinneigte, welche gegen die von uns feſtgeſezten Regeln und Principen wären. Auf dergleichen Fälle wollen wir uns eine Art von Allmacht über einander einräumen. Das verſtehe ich wieder ſo, daß der. andere, ſobald er dies bemerkt, nur auf das Princip, oder auf die Regel hinweiſe, wogegen jene Eindrücke, Urtheile und Entſchlieſſungen ſind, und, wär's auch nur durch ein Wort, oder gar nur durch einen Kus, Händedruck oder Blick, auf der Stelle Abänderung derſelben verlange, und daß erſterer hierauf ſich ſogleich unweigerlich und aus Liebe an die Empfindungen, Urtheile und Vorſäze des leztern anſchlieſſe und aus zärtlicher, aber ſtrenger Folgſamkeit mit ihm ſimpathiſire. Das mag nun treffen mich, oder dich, ſo ſoll es ſein und ſo wollen wir's halten. Dazu laß uns recht die Einflüſſe, welche wir auf einander haben, gebrauchen; ſo hat unſere Liebe einen heiligen und ewigen Werth.

Alsdann, Ariſt, iſt unſer Werk vollbracht, und dann ſind wir ganz auf dem Punkt, wohin wir kommen müſſen; — nur ein Herz, nur eine Seele vor uns und vor Gott! O darum, mein über Alles Geliebter, eile und komm zu deiner Laura zurück! Jeder Augenblick unſerer Trennung iſt unerſetzlicher Verluſt für uns. Laß uns eifrig den Weg zur Vollendung unſerer Liebe und Glückſeligkeit fortwandeln und bei jeder merkbaren Annäherung an das ſchöne und herrliche Ziel unterwegs ſchon Vorgenüſſe von den unnenbaren Freuden ſchöpfen, die wir einſt am Ziele ſelbſt, in völligſter Einheit unſeres moraliſchen Weſens, einerndten werden. Himmelswonne ſei es uns, zu fühlen, wie wir täglich durch einander edler, reiner und Gottgefälliger werden, und bei jedem vorzüglich ſchönen Gedanken dankbar auf den andern, der ihn in uns weckte, hinzublicken! Himmelswonne, mit vereinigten Kräften in unſerer Lage immer mehr gute und große Handlungen zu verrichten, von welchen jeder von uns dem andern die wichtigere Hälfte zuſchreibt! Ach Ariſt, ſo ein ſchönes, großes und wahres Leben führen alsdann nur Wenige, wie wir. Selten, ſo ſelten doch als möglich, werde es durch Entfernung von einander unterbrochen! Laß uns alles, alles, was Weltgenuß heiſt, aufopfern, ſobald es uns im allervertrauteſten, allerheiligſten Beiſammenſein ſtöret! Und trennet uns einſt des Schickſals großes Geheis für dieſe Welt ganz, gehe ich dir jenſeits voran: ſo eile, eile nachzukommen, Ariſt; dort wartet deine Laura ſchon auf dich und nimmt dich allſelig wieder in noch heiligern Empfang, und Schöpfergnade befeſtigt dann auf ewig dies Band unter uns, das hohe Seeleneinigung auf Erden einſt knüpfte.

Ariſt und Laura;

auf einem Berge.

Ariſt. Hier, du liebe für Gott und Natur ſo hochgeſtimmte Seele, laß uns weilen und mit ausgebreiteten Herzen und Armen den Anblick der ſchönen Erdenwelt im Großen genießen. Meine Bruſt dehnt ſich aus, mein Athem wird freier; ein. Fülle von Leben und Frohſein ergießt ſich in mich und mein ganzes Weſen wird erhöhet. O Laura, liebe Laura, wie iſt mir ſo wohl, ſo ſelig in dieſen Augenblicken!

Laura. Und mir! O mein Ariſt — ſprich fort.

Ariſt. Iſt doch warlich ein unausſprechliches Schauſpiel — der Anblick unſeres Sterns, wenn man ihn von oben herab ſo hat! Wenn man unten in der Pläne herumkriecht, wähnt man das ſo nicht. Laura, ſieh einmahl die unabſehliche Weite umher, an deren äußerſten Rand ſich allenthalben der ſpiegelblaue Himmel anſchließt! Sieh in ihr die mannigfaltigen Abwechſelungen von Höhen und Gründen, von Land und Waſſer, von Feld und Wald, von Schatten und Licht, von Figuren und Farben — welch ein entzückendes Ganzes gleich auf den erſten oberflächlichen Blick! Traun, es iſt doch ein ſchöner Stern!

Laura. Ach, werth, von uns bewohnt und mit Freuden bewohnt zu werden! Du Lieber, wie gut, daß unſere Daſeinszeit auf ihm zuſammentraf und daß wir uns während der Wanderung über ihn hin einander begegneten!

Ariſt. Dafür werde das Schickſal von uns noch droben geprieſen! Laura, und nun theile den Allanblick des wunderſchönen Ganzen in verſchiedene und einzelne Anblicke. Wohin ſiehſt du zuerſt? Wobei weilſt du zuerſt? Nicht wahr, dein Auge irret umher und verliehrt ſich in dem zahlloſen Reichthum des Schönen, das die Erde ihm darbietet, und du weiſſeſt nicht, woran du dich zuerſt fixiren ſolleſt? Schwebe einmahl erſt recht an dem großen blauen dämmernden Walds da — und nun ſich ſchnell dorthin, wo völlige lichthelle Freie bis ans Ende iſt und wo ſich dein Auge mitten im Himmel verliehrt. Sieh hier vor uns die mit Weinſtöcken bepflanzten allmählig abhangenden Höhen, und da das weitausgedehnte wogende Aehrenfeld und dort die reichen tiefliegenden Wieſen, mit mannigfaltigen Heerden beſetzt — —

Laura. Und da den breiten blitzenden Fluß, wie er ſich durch die ganze Landſchaft wälzet und krümmet, und dort die vortrefliche Landſtraße, die ſich meilenweit, mit doppelten Reihen von hohen Fruchtbäumen an den Seiten beſetzt, ausdehnt und das Auge mit ſich fortzieht — —

Ariſt. Und da den ſchroffen Felſenhaufen, eine Reihe von Thürmen, die die Natur erbauete, und dort die herrliche Stadt mit ihren Thürmen, die menſchliche Hände, mit der Natur wetteifernd, erſchufen — —

Laura. Und da die friedlichen ſtillen Dörfer mit ihren niedern Hütten, immer eins neben dem andern, und die lebendigen Zäune umher, und die kleinen netten Gärten dazwiſchen — —

Ariſt. O Gott, o Gott, wie mahleriſch ſchön jede einzelne Gruppe deines Erdengefilds! Und nun — alle dieſe einzelnen reizenden Anblicke wieder unter einen Allanblick vereinigt und dazu gedacht — — ihn hätte die Erde ohne Menſchen nie gewährt — Menſchen haben die Erde ſo ſchön gemacht — — Laura, dann, dann ſtehen wir hier erſt recht mit voller Freude. Nicht nur die Städte da und die Dörfer da und die Landſtraßen da, auch die Felder und die Wieſen da würden wir nicht ſehen, hätten menſchliche Hände ſeit Jahrhunderten und Jahrtauſenden da nicht gearbeitet. Nicht einmahl den Fluß dort; ſo verwachſen würde er ſein. Höchſtens jene Felſen nur, wie ſie mit ihren Spitzen aus ewigen Waldungen hervorragten. Das Ganze umher würde ein an einander hangender Bruch ſein, in den kein Sonnenſtrahl mehr fiele, und ein faulender See, deſſen peſtilenzialiſche Ausdünſtungen bis zu uns hier heraufſtiegen. Ein undurchdringlicher Duft deckte dann wohl die Erde, und wir ſähen jetzt nicht mehr von ihr, als an einem dickneblichten Novembermorgen. Laß uns alſo die ganze himmliſche Ausſicht hier als ein Denkmahl des menſchlichen Geſchlechts betrachten, das die Vorwelt ſich ſetzte und das die jetzige Generation in ihrem eigenen Namen für ſich fort unterhält. So, wie die hier wohnenden Völker wieder auswanderten, würde allmählich die uralte Oede wieder eintreten. Warlich, den Miſanthroven müſte man hieher führen und ihm, um ihn mit dem menſchlichen Geſchlechte auszuſöhnen, zurufen — Sieh, dies alles haben deine Brüder, die du ſo verſchreieſt, gemacht!

Laura. Und noch dazu unſere ärmſten und verachteſten Brüder aus den unterſten Ständen.

Ariſt. Einen recht herzlichen Händedruk für die brave Bemerkung, Laura! Ja, die Reichen und Vornehmen würden's wohl an ſich kommen laſſen, Wälder umzuhauen und Moräſte auszutrocknen, Chauſſeen zu bauen und Kanäle zu graben. Sie denken oft wohl gar wunder was ſie thun, wenn ſie einen Theil ihres ererbten Guts dazu anwenden, die Arbeiter dafür zu bezahlen, und wenn ſie hernach in den Alleen ſpatzieren gehen, die ihre Taglöhner anlegten. Gerade demjenigen Theil der Menſchheit, deſſen Kultur noch am meiſten vernachläſſigt wird, hat die Erde alle ihre Kultur zu danken.

Laura. Es iſt doch wohl unmöglich, Ariſt, daß Gott je ſeiner Menſchen vergeſſen könne, die ſich um ſeine Erde ſo verdient gemacht.

Ariſt. Wenigſtens haben ſie die Herrſchaft über die Erde ſauer verdienen müſſen. Um Herren der Erde zu werden, muſten ſie erſt ihre Knechte werden, und bei den mehreſten unter ihnen bliebs beim Knecht. Sehr wenig Thierarten tragen zur Kultur der Erde bei, und noch dazu nur unter Anführung und Leitung des Menſchen. Der Menſch arbeitet nicht nur für ſich, ſondern zugleich für einen großen Theil der übrigen thieriſchen Schöpfung mit, und das jahraus jahrein. Denn was vollends das ein- für allemahl Geſchehene, die Niederhauung der Wälder, die Austrocknung der Sümpfe und die Urbarmachung des Feldes betrift, ſo kann man ſogar ſagen, daß ſich der Menſch die fortdauernde Exiſtenz der mehreſten Landthierarten beimeſſen dürfe, weil es ohne ihn wenig oder gar kein wirthbares Land mehr geben würde.

Laura. Eben darum iſt es unmöglich, daß der Menſch im Tode gleiches Schickſal mit der übrigen Thierwelt haben könne. Es kann ſeine endliche Beſtimmung nicht ſein, nur lebenslang hier im Schweiße ſeines Angeſichts ſein Brod zu eſſen. Er hat zu brav an dem Stern, auf welchen Gott ihn ſetzte, gehandelt, zu viel an ihm gethan. Er hat ihn durch ſeinen Fleis verſchönert; ſo wird ihn Gott dafür lohnen und ihn auf einen andern überpflanzen, den er ſchön bereits finden wird.

Ariſt. Ja, Laura; und die Ausſicht in unſere Fortdauer jenſeits iſt gewiß ſo grenzenlos, wie hier vor uns die Ausſicht diſſeits.

Laura. Ach welch ein Gedanke, Ariſt! Laß ihn uns heute noch öfter denken. Hier oben denken wir ihn lebhafter, als unten.

Ariſt. Und dafür, daß der Menſch die Erde ſo ſchön machte, hat er auch den ausſchlieſſenden Vorzug, allein ſie ſchön zu finden und ſich allein an ihren ſchönen Ausſichten zu ergötzen. Der Adler, welcher hier oben wohnet, die Gemſe, welche hier öfter iſt, als wir, genieſſen von allen den optiſchen Schönheiten um uns her nichts. Es gehört ihnen auch nichts davon; haben ſie doch nichts dazu beigetragen.

Laura. Lieber, ſollte das emſige Schlagen des auf dem Gipfel der Eiche ſitzenden Finken, und das freudige Singen der hoch in den Lüften ſchwebenden Lerche nicht anzeigen, daß die Ueberſicht der ſchönen Erde ſie auch ergötzte?

Ariſt. Täuſchung, Laura, nichts, als Täuſchung. Nicht der Anblick der ſchönen Erde, ſondern die Stille und Wärme der Luft, Sonnenſchein und Liebe, die durch die ganze Schöpfung ausgegoſſen ward, bringen dieſe Erſcheinungen hervor. Die Lerche ſingt ebenfalls im Kefigt, der in der

Stube hängt, und auch der geblendete Finke ſchlägt zur Lenzenzeit.

Laura. O ſo ſteht ja der Menſch als Menſch mit dreifachem Glückſeligkeitsgefühl beim Genuß aller dieſer weiten und reizenden Erdausſichten. Allenthalben, wo er ſie hat, ſiehet er Machwerk ſeines Geſchlechts; — ſo oft ſie ihn ergötzen, fühlt er ſich recht in ſeiner menſchlichen Prärogative; — und da, wo ſie grenzenlos werden, umſchwebt ihn das Bild ſeiner Beſtimmung. Gott, wie iſt es doch möglich, daß das Gefühl für ſchöne Ausſichten noch ſo ſelten iſt!

Ariſt. An der menſchlichen Natur liegt das nicht. Sobald ein Menſch geſunde Augen hat und gut in der Ferne ſehen kann, und ſein Herz hat noch gehörige Spannkraft und Empfindungsſtärke, ſo lieſet man auch, wenn er ſo einen Anblick, wie wir jetzt, hat, in ſeinen Augen die Heiterkeit, welche ſeine Seele dabei ergreift. Ich bin oft Zeuge davon geweſen, wie ganz rohe Menſchen, wenn ſie ſo einen Anblick zum erſtenmahle hatten, wie bezaubert da ſtanden.

Laura. Aber Lieber, ſo ſuchte man ja dergleichen Anblicke wohl öfter. Sieh doch nur aber das gleichgültige Weſen dagegen, ſelbſt unter dem ausgebildetern Theile des menſchlichen Geſchlechts!

Eilt dieſer nicht oft mehr zu Schattenſpiel an der Wand, als zu dieſem herrlichen Spektakel der Natur?

Ariſt: Darin haſt du Recht; aber die Urſachen davon liegen ganz anderswo, als in der menſchlichen Natur ſelbſt. Viele bleiben, durch eine falſche Erziehung, in wirklicher Unbekanntſchaft mit den größern Schönheiten der Erde. Von Kindheit an in die Stube oder doch in die Stadt eingeſperrt, wohnen ſie mitten unter Reichthümern, ohne zu wiſſen, wie reich ſie ſind. Man ließ ſie nicht hinaus, und ſo blieb ihnen verborgen, was drauſſen iſt. Wie manche Dame von dreißig Jahren hatte die Sonne noch nicht einmahl aufgehen geſehen! Auf einer Reiſe, die ſie mit Tagesanbruch einſt machen muſte, ſah ſie ſie endlich aufgehen, und ward durch den Anblick ſo entzückt, daß ſie ſchwur, ſie in Zukunft — jährlich einmahl aufgehen zu ſehen. Und ſo ſterben unter hundert Menſchen oft neun und neunzig, welche nie auf einen Berg kamen, weil ihnen von Jugend auf geſagt worden war, daß ſie droben nichts zu thun hätten, oder daß es oben ſtürmiſch und kalt und der Gang hinauf beſchwerlich ſei. Bei andern iſt Mode und Lebensart daran Schuld, daß ſie die herrlichen Ausſichten der Erde nicht genießen. Man hat Beſchäftigungen, die ſich damit nicht vereinigen laſſen, oder man hat ſeine Zeit ſo vertheilt, daß dazu keine übrig bleibt. Oder es iſt einmahl Mode, morgens lange zu ſchlafen, dann lange am Putz- und am Speiſetiſche zu ſitzen, dann den Nachmittag zu verſpielen und den Abend zu vertanzen — —

Laura. Die häßliche Mode!

Ariſt. Ja wohl. Es bedürfte aber doch oft nur eines Menſchen, um in ſeinem ganzen Zirkel dieſen aftermenſchlichen Lebenston umzuſtimmen, und die Leute aus den Betten, vom Putz- und Spieltiſch und vom Tanzſaal weg und zu den ſchönen Büen der Natur zu führen. Sie gehen, wenn nur Jemand den Anfang macht.

Laura. Du kannſt Recht haben. So iſts.

Ariſt. Eben darum iſts ſo angenehm, hie und da Einen, beſonders eine deines Geſchlechts, zu finden, der nicht erſt umgeſtimmt werden darf, ſondern der gleich als Freund der Natur und des wahren Schönen, erhaben über kleinliche Mode und aftermenſchliche Zeitverlebung, da ſteht. So einer erſcheint zwar anfangs unter den Uebrigen, wie ein Menſch aus einer andern Welt; wenn er aber von einem andern ſeiner Gefühlsart nur erblickt wird, ſo geſellt ſich dieſer ſchnell zu ihm, verbindet ſich mit ihm feſt und vergiſſet über ihn alle übrige Leute. Du gute, liebe Laura!

Laura. Und du lieber, guter Ariſt!

Ariſt. Verſäume du ja nicht, in deinem Zirkel die Menſchen um dich her nach dir umzuſtimmen. Du machſt dich dadurch ſehr verdient um ſie; denn warlich ſie verliehren dadurch zu viel an wirklichen Lebensgenuß und an Stärkung im Guten, daß ſie der Mode fröhnen, welche ſie vom Kommen zum Tempel der Natur und vom Beſteigen ſeiner Zinnen abhält. — Laß dir aber auch ſagen, liebe ſchuldloſe Laura, daß gewiſſe Laſter, die dir nicht einmahl dem Nahmen nach bekannt ſind, bei vielen das ihnen von Gott geſchenkte Gefühl für alle dieſe Schönheiten ſeiner Welt zerſtören. Manche wackere Männer haben in unſerem Zeitalter laut dagegen geredet, und die Menge von entnervten Menſchen und von verzerrten Menſchengeſichtern, welche uns begegnen, verbürgen es, daß jene Edlen die Sache nicht übertrieben. Die mehr als thieriſchen Genüſſe der allergröbeſten Sinnlichkeit müſſen, vermöge der Einrichtung unſeres ganzen Nervenſyſtems, die traurige Folge haben, daß diejenigen welche ſich ihnen ergeben, und beſonders jene Unglücklichen die frühzeitig auf ſie verfallen, für die feinere Sinnlichkeit ſtumpf werden. Nur heftige

Erſchütterungen wirken noch auf ihre Nerven; von allen ſanften empfinden ſie nichts mehr. Unter dieſen aber ſteht die Hinſicht in die Herrlichkeit der Schöpfung obenan; was Wunder, daß ſie fühllos für ſie ſind! Kommen ſolche Menſchen hieher, wo wir jetzt ſo beſeligt ſtehen, ſo iſts zwar, als wollte ſich ihr Herz jählings noch einmahl ermannen; aber plötzlich ſinkts wieder dahin, denn es hat ſeine Empfindungsſtärke verlohren, und ſie gähnen in die ſchöne Welt hinein. Ja, der abſcheuliche Misbrauch, welchen ſie von ihrem Nervenſiſtem machen, äuſert ſich auch vorzüglich an ihren Sehenerven. Die ſchönſte Ausſicht hat daher nicht nur keine Annehmlichkeit für ſie, ſondern macht ihnen wohl gar Schmerz. Sie beklagen ſich geblendet, müſſen die Augen zuſammenziehen, blinzen und wimpern in die Welt hinein. Sie empfinden alſo nicht nur nichts bei dem, was ſie hier ſehen, ſondern, laß dir's ſagen, ſie ſehen auch nichts mehr.

Laura. O die Unglücklichen! Ariſt, wohl uns, daß wackere Eltern uns erzogen und uns in den Jahren unſerer Entwickelung von böſer Geſellſchaft zurückhielten! Segen dafür noch von dieſem Berge herab auf die kleinen Hügel ihrer Gräber! Und wohl uns, daß wir hernach den Grundſätzen der Tugend getreu blieben und uns nicht ſelbſt verderbten! So ſtehen wir nun hier mit voller Augen- und Herzenskraft, und Gott kann ſich uns durch den Anblick ſeiner Werke ſo offenbaren, wie es nur in dieſem Leben möglich iſt.

Ariſt. Gewiß iſt dies ein entſchiedener Vorzug für gutgebliebene Menſchen. — Glaube endlich auch, daß Tauſenden da unten in den Gründen das Gefühl für ſchöne Ausſichten der Natur durch die traurigen Ausſichten in ihr Schickſal verleidet werde. Dieſe möchten nur ſeufzen, wenn ſie hierauf kämen und den Kontraſt zwiſchen beiden fühlten. Du liebe, gute Laura, da unten auf Gottes ſchöner Erde iſt viel menſchliches Elend. Millionen Thränen, von welchen Gott nicht wollte, daß ſie geweint werden ſollten, und an denen die Vergießer unſchuldig ſind, werden da geweint, blos darum, weil die Menſchen nicht als Brüder genug jene Gründe bewohnen, und einer für des andern Mangel und Jammer nicht theilnehmendes Gefühl genug haben. Verſchiedenheit ſollte freilich auch unter den Lagen der Menſchen ſein; denn alle Werke und Einrichtungen Gottes tragen dieſen Stempel. Aber ſo ungeheure Ungleichheiten, daß Einige von den Genüſſen der Welt Alles, und Andere Nichts hätten, ſollten nach Gottes Willen gewiß nicht ſein, am wenigſten bleiben. Sind ſie denn nicht alle ſeine Kinder, und ſollten ſie nicht alle das Gute, welches die Erde hat, unter ſich theilen? Wie ſollten hie und da Einzelne berechtigt ſein, unüberſehlichen Ueberfluß nicht nur zu haben, ſondern auch an ſich zu behalten, während daß um ſie her ganze Mengen ihrer Brüder darben! Nein, wenn überglückliche Menſchen ſein ſollten, ſo ſollten ſie ſich auch berufen fühlen, durch Theilgebung Unterſtützer der Nothleidenden zu werden. Liebe allein kann die ungeheuren Ungleichheiten unter den Menſchen ausgleichen und die Niedrigen und Dürftigen mit ihrem Schickſal ausſöhnen. Darum arbeitete der große Stifter des Chriſtenthums ſo auf ſie hin. Sieh doch nur unſern großen reichen Stern! Hat er nicht eben ſo Güter und Freuden genug für alle Menſchen, wie er Platz und Raum für ſie hat und für noch mehrere hätte?

Laura. Ach, gewiß iſt da mehr, als ſie alle brauchen, und es geht nur auf der Erde, wie in jedem andern Hauſe, wo es bei aller Wohlhabenheit an rechter Eintheilung und Haushaltung fehlt.

Ariſt. Nur unſere Fürſten können im Großen den Leiden der Menſchheit immer mehr und mehr abhelfen. Und da denke dir die Seligkeit welche dieſe vollends genießen mögen, wenn ſie auf ſo einer Höhe, wie wir jetzt, ſtehen, und von derſelben in ihr Land; wie in einen Garten, hinblicken, wo Tauſende den Tag über in voller, raſcher Arbeit und Rege ſind, und Abends fröhlich luſtwandeln, und wenn ſie dann zu ſich ſagen können — daß dieſe Gründe voll Menſchen ſind, iſt Gottes Werk; daß ſie aber immer voller von weiſen, guten und glücklichen Menſchen werden, das iſt unſer Werk. . .

Laura. Unſer Jahrhundert hat doch wirklich den Vorzug, daß ſich die Zahl ſolcher Fürſten in ihm vermehrte, die die Ausſichten in ihr Land für ſich und für jeden Menſchenfreund verſchönerten.

Ariſt. Ja, Laura. Selbſt von dieſem Berge ſehen wir in das Gebiet einiger derſelben hin, und mein Herz ſchlägt hoch für ſie. Laß uns ſtets mit Enthuſiaſmus und mit großen Erwartungen für die Zukunft an ſolche Fürſten denken! Gewiß wird ſich ihre Zahl von Zeit zu Zeit noch vermehren; denn Gott führt das Menſchengeſchlecht auf allen Seiten nur nach und nach zur Vollkommenheit. Sie wird ſich in der Maße vermehren, in welcher ſich der Fürſten Abſcheu an Kriege vermehrt; und in der es gangbare Philoſophie der Thronen wird, nicht auf Erweiterung der Landesgrenzen und auf Vermehrung der Provinzen, ſondern unter Zufriedenheit mit dem Lande, wie es einmahl begrenzpfahlt iſt, auf Glückſeligkeit der Bewohner deſſelben zu denken. Das ſind die *rechten* Fürſten, die die Berge freudig beſteigen, nicht, um durchs Sehrohr ins feindliche Lager zu blicken, ſondern um ſich mit unbewafneten Augen an dem Anblick ihres eigenen durch ſie beglückten Landes ergötzen, und ſich im Vatergefühl für alle ihre Bürger und Bauern zu ſtärken. Denke einmahl, Liebe, wie wir die reizenden Ausſichten hier nicht haben würden, wenn Krieg die Gefilde umher mit Verwüſtung und Grauſen erfüllte! Aber ſo iſt um uns her auf Gottes Erde Friede und wirds nun auf lange vielleicht ſein.

Laura. Ach, Dank dem deutſchen König, der ihn uns ſicherte!

Ariſt. Ja, ſo lange dieſer Berg ſteht, werde ſein Nahme dafür im Segen genannt, wie ſeines großen Oheims Nahme, der ihn durch glückliche Kriege die Kraft, mit Nachdruck zu ſprechen — Friede ſey mit Euch — errang!

Laura. Wir müſſen doch aber, wenn von Verminderung der Leiden der Menſchheit die Rede iſt, von den Fürſten nicht *Alles allein* verlangen.

Ariſt. Nein, Laura, und darum ſagte ich nur wohlbedächtig vorhin, daß ſie nur im *Großen* denſelbigen immer mehr abzuhelfen vermöchten. Im Kleinen ſoll jeder Menſch dazu arbeiten, und je mehr Kräfte er hat, deſto eifriger. Die Weiſen, die Starken an Herz, die Angeſehenen und Mächtigen, die Reichen und Begüterten haben eine Fülle von Kraft dazu, und wenn jeder in ſeinem Kreiſe Wahrheit und Tugend, Freude und Troſt verbreitete: ſo müßte ſich die Ausſicht auf Gottes Erde hin mit jedem Tage ſichtbar verſchönern. Auch wir, liebe Laura, ſind nicht ohne alle Kraft dazu. Wir können manchen Irrenden zurechtführen, manchen Schwachen aufrichten und in manche Jammerhütte die Freude an unſerer Hand einführen. Laß uns ja fortfahren, dies zu thun, und jede Gelegenheit dazu ergreifen.

Laura. Ach, hierzu wollen wir uns hier mitten unter dieſen reizenden Ausſichten recht aufs neue und unzertrennlichſte verbinden. Gott ſegnet ja hier ſo rings um uns her; ſollten wir ihm nicht nachahmen, ſo viel in unſern Kräften iſt? Sieh doch nur den unermeßlichen Reichthum des Guten und Schönen um uns her! Was hülfe aller menſchliche Fleis hier, wenn der Schöpfer nicht die wohlthätige Einrichtung getroffen hätte, daß die Natur ihm mit ihrem Gedeihen entſpräche?

Ariſt. Engelsſeele, du ſtimmſt den Ton zu den erhabenſten Betrachtungen an, und nirgends können wir ſie mit ſo viel Eindruck auf uns anſtellen, als hier, wo unſere Blicke auf die Erdenwelt mehr ins Große und Totale gehen. Recht als der allerliebevolleſte Vater erſcheint uns doch hier der Unſichtbare, deſſen Daſein wir ſo herzlich glauben. Das ganze unüberſehbare Gefilde umher trägt gleichſam die allgemeine Ueberſchrift — *von Gott geſegneter und belohnter Menſchenfleis.* Sobald Menſchen nur Platz ſchaffen und den Wald niederſtrecken, daß die Sonnenſtralen auf die Erde fallen können, und dann die Oberfläche umwenden, ſo wächſet alles empor, was ſie in die Erde ſäen und in die Erde pflanzen. Der Landmann ſtreuet ſeinen Saamen hin, geht davon und kommt zur Erndtezeit zurück, um zehenfach das von der Erde wieder zu nehmen, was er ihr anvertrauete. Der Hauswirth ſetzt einen Baum hin, und ſeine Enkel ſitzen noch im Schatten deſſelben und ſammlen ſeine Früchte ein. Und Laura pflanzt zarte Pflänzgen im Frühjahr, und ſchmückt ſich im Sommer ſchon mit den ſchönſten Bluhmen davon. Nicht Laura iſts, welche dieſe Bluhmen hervorbringt; ſie pflanzte die Pflänzgen nur. Nicht der Hauswirth iſts, der die edlen Zweige des Fruchtbaums ausbreitet und ſie mit Blüthen bekleidet; er ſetzte den Fruchtbaum nur. Nicht der Landmann iſts, der die Saatkörner entwickelt, daß ſie ſich zur ergiebigſten Erndte vermehren; er ſtreute ſie in den Boden nur hin. Wachsthum iſt nicht Sache des Menſchen; der Unſichtbare veranſtaltet es. Und geſetzt, der Menſch beförderte ſolches hier und da, ſo muß doch die Natur auch ſeine Beförderungsmittel erſt wieder bearbeiten, ehe ſie dies werden. Das alles thut ſie im Verborgenen und läſſet ſich, wie die Biene, bei ihrer Arbeit von Menſchen nicht belauſchen. Nur die Reſultate ihrer Arbeiten ſehen wir. Geben wir auch ja den Arbeiten ſelbſt gewiſſe Benennungen: ſo fehlt es uns doch an deutlichen Begriffen dabei. Kurz, es wirken allenthalben uns verborgene Kräfte. Gewiß ſind ſie insgeſamt die allereinfachſten, aber eben darum auch unſerm Verſtande unerforſchlich.

Laura. Ach wie allweiſe muß auch der Allgütige ſein, der dies alles ſo veranſtaltete und ſo fortſetzt!

Ariſt. Ja, Freundin, immer weiſet uns ſeine Liebe auf ſeine Weisheit und ſeine Weisheit wieder auf ſeine Liebe hin. Denke einmahl nur mit mir die unausſprechliche Verſchiedenheit unter den Keimen in der Pflanzenwelt! Sind ſie nicht alle aus einerlei Urſtoffen gebildet? Nähren ſie ſich nicht alle aus einerlei Erde und Luft? Zerfallen ſie nicht alle wieder in Staub? Und doch erſcheinen ſie unter ſo mannigfaltigen Geſtalten, tragen ſo mannigfaltige Früchte und dienen zu ſo mannigfaltigem Gebrauch. Denke mit mir die gleichgroße und gleichwunderbare Verſchiedenheit in der Thierwelt! Welch ein Stufengefolge von Organiſationen in derſelben von der allereinfachſten an bis zur allerkünſtlichſten! Und doch alle aus denſelben Elementen beſtehend und in dieſelben Elemente wieder zurückkehrend! Denke mit mir den Wechſel der Jahreszeiten und der Witterung, der ſchlechterdings nothwendig war, wenn beide dieſe Welten, Thier- ſowohl als Pflanzenwelt auf der Erde gedeihen ſollten! Wie viel tauſend verborgene Anſtalten muſten getroffen werden, daß dieſe immer gehörig erfolgte! Denke dir, wie jede Pflanze, jedes Thier gerade unter dem Himmelsſtriche wächſt und lebt, wo ſie nur am glücklichſten ihr Fortkommen finden konnten! Denke dir, wie alle Thiere ihren Tiſch unaufhörlich für ſich gedeckt finden, und ihre Apotheke dabei ſtehend! Denke dir, wie jedes derſelben ſo geſtaltet iſt, wie es zu ſeinem Wohl ſein muß; wie jedes ſeine eigenen gehörigen Aeſungswerkzeuge, ſeine eigenen Kunſttriebe und ſeine eigenen Waffen hat, ſich gegen ſeinen Feind zu wehren! Denke dir, wie immer eins vom andern lebt; wie diejenigen, welche am häufigſten verſchlungen werden, ſich am meiſten vermehren, und die, welche am häufigſten verſchlingen, am wenigſten! Denke dir, wie immer eine Generation die andere ablöſet, wie die allerhöchſte Summe von Leben ſtets da iſt und unaufhörlich cirkulirt, und wie die Erde immer mit neuen Pflanzen und Thieren beſetzt wird, ſo, daß ſie jahraus jahrein einem ſchönen Garten Gottes gleicht und durch viele Jahrtauſende einen immer gleichjugendlichen Anblick gewährt!

Laura. Und ſie ſelbſt, die Erde, Ariſt, das große Wohnhaus aller dieſer lebendigen Weſen — —

Ariſt. Ja, denke mit mir dieſe, wie Höhen und Tiefen ſo zweckmäßig auf ihr abwechſeln, wie in ihrem Innern ſowohl, als in ihrer Atmoſphäre Gewitter und Stürme wüten und zu ihrer Erhaltung und Vollkommenheit beitragen, wie ſie ſchon unzähliche Revolutionen erlitten haben mag, aus denen immer wieder ihre Palingeneſie entſtand, wie ſie im Ganzen die ihrer Beſtimmung angemeſſenſte Geſtalt hat, wie ſie in dem unendlichen Raume ſchwebt, ſich unaufhörlich um ſich ſelbſt und um ihre Sonne bewegt, und um dieſe her weder zu weit, noch zu nahe ihre unveränderliche

Bahn durchläuft, ſie immer wieder anfängt, und immer wieder vollendet.

Laura. Wie alt ſie wohl ſein mag?

Ariſt. Sie an ſich ſelbſt gewiß viel, viel älter, als wir wähnen, in ihrer gegenwärtigen Verfaſſung aber vielleicht nur ſo alt, wie man ſagt. Jahraus jahrein gehen mit ihr Veränderungen im Einzelnen vor. Hier ſinkt ein Berg ein, dort thürmt ſich wieder ein neuer; hier wird Meer Land, dort Land wieder Meer. Wir leben zu kurz, um zu überſehen, wie viel dieſe allmählichen Veränderungen im Einzelnen nach Jahrtauſenden im Ganzen ausmachen. So viel weis ich, ſtände heute auf dieſem Berge ein Menſch, der vor tauſend Jahren hier ſtand, er würde ſich nicht überreden laſſen, daß er daſſelbe Environ ſehe, welches er damals geſehen. Gewiß ſind auſſer dieſen allmählichen Veränderungen in Theilen, auch ſchon große und allgemeine Veränderungen mit der Erde vorgegangen, wovon ſie ſelbſt in ihrem Innern die unläugbarſten Beweiſe enthält. — An ſich ſelbſt aber iſt ſie, wie geſagt, gewiß weit älter, als wir denken.

Laura. Woher ſie nur ſein mag?

Ariſt. Unſtreitig aus der Sonne, um die ſie gleichſam an unſichtbaren Seilen noch immer wie das Kind um die Mutter, die es aus ſich gebahr, herumläuft; ſo, wie der Mond wieder hernach aus der Erde, der auch ſie, als gehörte er nun einmahl zu ihr, ununterbrochen umläuft.

Laura. Und wie der Schöpfer das große Erhaltungsgeſchäft ihrer ſelbſt und aller lebendigen Weſen auf ihr beſorgen mag? Ob er ein = für allemahl der irrdiſchen Natur gewiſſe Kräfte zugewogen und zugemeſſen hat, die nun durch ſtetes Hin- und Herwirken auf einander alles auf eine gewiſſe Zeitlang oder gar auf immer ſo gut, als es gehen will, in ſeinem Gleiſe erhalten, und die an ſich ſo beſchaffen ſind, daß am Ende aus jeder Unordnung von ſelbſt wieder Ordnung, und aus jedem Erdenchaos wieder eine neue Erdenwelt entſtehen muß; oder — ob er ununterbrochen in die ganze irrdiſche Natur einwirkt und einfließt?

Ariſt. Das leztere zu glauben iſt für uns beruhigender, und wir ſehen dabei jeder Erſchütterung in der phyſiſchen ſowohl, als in der moraliſchen Welt, zufriedener zu. Schon bei großen menſchlichen Arbeiten ſehen wir es lieber, wenn ihr Urheber ſelbſt darüber die Direktion behält. Es iſt auch unſerm Verſtande nicht möglich, ſich eine andere Vorſtellung von der Sache zu machen. Unter der ſogenannten Schöpfung der Erde könnte

nehmlich doch wohl weiter nichts verſtehen,
daß die Erde als Erde oder als ein beſonderer
n entſtand; oder mit andern Worten: daß die
ne ſie aus ſich gebahr. Dies war allerdings
s momentanes, und wie dies geſchehen war,
ſie da, und ihre ganze Exiſtenzbewirkung war
ndet. Sobald man aber mehr, als dies, unter
öpfung der Erde verſteht, ihre Bewohn-
achung nehmlich, ihre Bevölkerung, ihre
chönerung u. ſ. w.; ſo haben dazu nicht nur
s Hunderte von Jahrtauſenden gehört, ſon-
ſo iſt ihre Schöpfung auch noch nicht voll-
t, und wird nie vollbracht werden. Iſt nun
ihr Schöpfer, und dauert ihre Schöpfung
mmer fort: ſo iſt auch ſein immerwährender
feriſcher Einfluß auf ſie entſchieden. Und ge-
ſo iſt es. Ausfluß ſeiner Kraft iſt es jetzt
ſo, wenn ein neues Vergißmeinnicht auf der
aufblühet, als es war, da die Erde ſelbſt als
euer Stern im unermeßlichen Raum aufblü-
aufglänzte oder ſichtbar ward. Wie geſagt
es iſt uns auch ſchlechterdings zu unſerer
nothwendig, ſo zu denken. Darum nahm
der größeſte Weiſe dieſe Vorſtellungsart in
Glaubensſyſtem auf, und ſtellte, wie uns,
uch ſich ſelbſt damit zufrieden. Laura, laß

uns feſt dabei beharren! Es liegt zu viel darin, an einen Gott zu glauben, *der nicht nur den erſten Sperling ſchuf, und unſerm Körper die Kraft gab, dem Haupte einen ſchönen Haarſchmuck zu erzeugen, ſondern — ohne deſſen Willen auch itzt noch kein Sperling vom Dache, und kein Haar von unſerm Haupte fällt.*

Laura. Ja wohl, Lieber, ja wohl! Das iſt ja im ganzen Leben der höchſte, der erſte und letzte und einzigwahre Troſt.

Ariſt. Und nun laß die Erde Erde ſein, und blicke mit mir über ſie weg in die unermeßlichen Regionen des Himmels! Wie, nachdem dich die kleine wohleingerichtete Oekonomie eines einzelnen Pachthofes ſchon erfreuet hat, die weiſeſte und vollkommenſte Oekonomie eines ganzen großen Staats und Reichs alle deine Bewunderung erregt: ſo wird dir auch Gott, der dir als Schöpfer, Erhalter und Herr eines einzelnen Sterns, unſerer Erde, ſchon ſo unausſprechlich groß war, nun über alle deine Vorſtellungen und Anbetungen groß werden, wenn du ihn als Schöpfer, Erhalter und Herrn aller Zebaoth denkſt. Zwar funkeln uns jetzt jene zahlloſen Geſtirne nicht, weil unſere Sonne das Licht derſelben auslöſcht; aber ſie ſind da, und über denen, die wir zur Nachtzeit ſehen, noch unzähliche andere, und über dieſen wieder, und ſo ins Unendliche fort. Was ſollte denn da ſein, wo ihre Zahl ein Ende hätte? Wie abgewogen gegen einander ſchweben ſie in wunderbarem Gleichgewicht, durchlaufen jedes ſeine eigene Bahn, vom Schöpfer hnen gezeichnet, gleiten nie aus derſelben, ſind vielleicht noch erhabnere Schauplätze der Majeſtät hres Urhebers, und Aufenthalte von noch ſeligern Geſchöpfen, als wir, und machen das Univerſum aus.... Ach, bei dem Hall dieſes Worts taune, Laura, mit mir! Es iſt das zweite von den Wörtern, worin wir uns verliehren; das erſte heiſt Gott. Sieh, wir haben hier einen großen Anblick der Erde vor uns. Uns überraſcht und erſchüttert die Größe deſſelben. Dennoch iſt er vielleicht nur der fünfhundertſte Theil unſerer Halbkugel. Nun denke dir dieſen Anblick fünfhundertmahl größer, und dann denke hinzu, daß dies alles — gegen das Univerſum nicht mehr ſei, als was etwa ein Punkt gegen den ganzen Globus iſt. Und — der Schöpfer, Erhalter und Herr dieſes undenkbaren Univerſums, Gott, nun dein und mein Gott, der, ohne deſſen Willen kein Sperling vom Dache, kein Haar von unſerm Haupte fälle!!! Nun erſt klingt dieſer Gedanke recht groß und herzſtärkend — nicht wahr?

Laura. O mein Ariſt, und welche Seligkeit nun, ihm zu gefallen! — Wie nur Gott dies unermeßliche, und dem, der es denken will, Schwindel erregende Univerſum regieren mag!

Ariſt. Wie die Seele den Körper — und mit dieſer Vorſtellung laß uns zufrieden ſein.

Laura (ſtammelnd.) Wer Gott nur ſein mag!

Ariſt. Still damit, Laura! — Wir erliegen ſonſt unter Zweifeln. Allmächtig, allweiſe, allgütig muß der ſein, der dies alles ſchuf und fortdauern läſſet; dies ſei uns genug, unſer Vertrauen auf ihn zu ſetzen. Hier, hier, ſieh umher, hier hat er ſich uns geoffenbaret. Drum iſt der Stand auf Bergen ſo ſchön, weil Gott hier, wo wir mehr von ſeinen Werken auf einmahl überſehen, uns ſich gleichſam auch mehr offenbaret.

Laura. O laß uns ihn hier anbeten! Sieh um uns her den großen weiten Tempel, den er ſich ſelbſt erbauete, und hier einen ſeiner Altäre, den Gipfel dieſer Höhe, an dem wir ſtehen. Nirgends können wir mit ſo viel Seelenſchwung und Begeiſterung beten, als hier. (Beide knieen nieder.)

Ariſt. Unſichtbares Urweſen! Ewiger Quell aller Dinge! Des Univerſums Meiſter und Herr!

Allſchaffender — Allliebender — Allvater! mit ausgebreiteten Armen nach dir rufen wir dich hier mitten unter dieſen paradieſiſchen Ausſichten an: Stärke uns im Glauben an dein Daſein — ach Vater, ſtärke uns recht darin! Du biſt ja unſer ganzes Heil, und wir haben keine Freude, keinen Troſt ohne den Gedanken an dich. Ja, ja, du biſt — Herr — du biſt; deine große, ſchöne Welt hier um uns her verkündiget uns dein Sein mit heller Tauſendſtimme. Woher die unausſprechliche Ordnung und Schönheit in derſelben, wenn ſie nicht Werk eines unausſprechlichen Verſtandes wäre? O Vater, wie haſt du Alles ſo herrlich gemacht! Glorie und ewiger Lobgeſang dir dafür, daß wir vernünftige Kreaturen ſind, die die Herrlichkeit deiner Werke empfinden und erkennen, und ſich dadurch zum Gedanken an dich und zu deiner Verehrung erheben mögen! O Himmel voll Wonne — wie ergreift uns hier deine Idee, allmächtige Gottheit, mit einer Klarheit und Stärke, mit der ſie uns noch nie ergrif! Wie erfüllet und ſättiget ſie uns ſo ganz und gar, und wie befriedigt und beruhigt ſie uns über alles, alles, was uns da unten oft ſo viel Kummer macht! Hier, wo wir ſo hoch ſtehen, und ſo viel mit unſern Blicken auf einmahl umfaſſen, müſſen wir bekennen, daß alle die ſcheinbarſten Unvollkommenheiten in einzelnen Theilen zur Vollkommenheit des Ganzen beitragen. Hier überſehen wir alle die uns ſonſt ſo furchtbaren Labirinte des Lebens, erblicken das Ziel, wohin ihr großer Ausgang iſt, und verlaſſen uns ganz auf dich. Hier fühlen wir uns ſchon erhoben über alle Gräber, die in der Erde Thälern ſind, und denken an ſie nicht mehr. Vergänglichkeit, Spielwerk, Elend, Jammer und Tod — alles, alles iſt ſchon unter unſern Füßen. Ach Vater, Vater, wie ſchön iſts, ſchon hier auf einer der Höhen der Erde über alle Leiden der Erde hinwegzuſchauen! Wie ſchöner wirds noch ſein, droben an ſie, als überſtanden für alle, zurückzudenken! Mache uns nur immer weiſer und frömmer, und laß Rechtſchaffenheit des Herzens, Erfüllung unſerer Pflichten, kindliche Zuverſicht auf dich, und thätige Menſchenliebe die reinſte Verehrung ſein, welche wir dir bringen. Schöpfer, laß uns dir nachahmen, in Heiligkeit, in Weisheit und in Güte dir nachahmen! Leite unſer Schickſal nach deinem Rath! Gieb uns in der Freude Mäßigkeit, im Leiden Troſt und Kraft! Und verdunkeln ſich einſt dieſe ſchönen Ausſichten auf deine Erde, verliehren ſie ſich ganz für uns: ſo nimm uns, nimm uns, Allerbarmer, in den Stern unſerer künftigen Beſtimmung auf, den wir gewiß in heitern Nächten oft ſchon ſahen, und unter dunkeln Ahndungen vielleicht ſchon ſchöner fanden, als die übrigen alle. Sättige da alsdann unſere Freude an dir noch mehr, und offenbare dich uns da noch in größerer Majeſtät. Vater, Vater, wird ſind ganz dein, lebend und ſterbend dein; — ach bei dem, der dich auch ſo gern auf Bergen anbetete — in deine Hände zuletzt noch unſer Geiſt!

Laura. (als ſie wieder aufſtanden, und ſich traut umarmten.) O Lieber, wie ſchön iſts, Gott anbeten! Wie ſchön, wenn Liebende ihn Arm in Arm anbeten! Laß uns das oft thun; mein Herz iſt ſo rein, und mir iſt ſo wohl darnach. Es ſoll das letzte noch ſein, das wir thun, wenn Gott uns trennet. Da werden wir freilich nicht hier auf dieſer Höhe der Natur knieen; knieen wird der eine von uns an des andern Sterbebette. Gewiß wirſt du auch da der Vorbeter ſein; denn ich werde es ſein, der voran geht, und an meinem Bette wirſt du knieen. Da wollen wir uns noch unſeres frommen Beiſammenſeins auf dieſem Berge freuen; da wollen wir noch recht die ſchuldloſe Liebe für einander ſegnen, welcher ſich unſer Herz ergab. Und vereinigt uns dann die Gottheit droben wieder, ſo ſoll auch droben wieder das erſte ſein, was wir thun, daß wir ſie anbeten. Ach, wie werden wir da erſt recht freudig beten, wenn wir den Tod überſtanden, die Trennung überwunden, und nun den Anbruch eines ewigen Beiſammenſeins feiern! Das wird doch herrlich ſein, Ariſt, noch weit herrlicher als es auf dieſem Berge war. Hier fremde Gräber nur unter uns; dort auch unſere eigenen unter uns.

Ariſt. Laß die Gräber Gräber ſein, Laura! Nehmen ſie doch nicht uns, ſondern nur die gröbere Hülle in ſich, die uns hier für unſern Aufenthalt auf der Unterwelt bekleidete. Wir, wir ſteigen aufwärts, und wandeln vielleicht von Stern zu Stern, von einem ſchönern zu einem immer noch ſchönern. Sieh hier das Bild unſerer Beſtimmung, das wir vorhin ſchon faßten — lange, grenzenloſe Ausſicht, in der ſich unſer Auge verliehrt — ſo, ſo, lange grenzenloſe Ausſicht, worin ſich unſer Geiſt verliehrt . . . Ach Laura, Laura, wie ſchön iſts doch, daß wir da ſind! Nun ſind wir da für immer und ewig. Und wenn wir jezt auch ſo manches Leiden dulden müſſen, ſo ſind wir doch da, und wir hätten unſerem gegenwärtigen Leben, wenn es auch nichts als Kummer und Elend wäre, dennoch alle unſere Zukünfte zu danken. Aber es hatte ja ſelbſt ſchon mehr Freuden, als Leiden für uns, und auch ſeine Leiden werden nicht nur ein

Ende haben, ſondern wir werden ſie ſogar einſt ewig noch ſegnen.

Laura. Gewiß, Ariſt, wenn wir ſie fromm erduldeten! Jetzt ſchon, ſobald nur ein Leiden vorüber iſt, iſt es uns ſüß, daran zurückzudenken, wenn wir uns gut darin benommen haben. Wir freuen uns allemahl, ſo oft wir Tugend gezeigt haben.

Ariſt. Ja, und wir zeigen nie Tugend, ohne uns zugleich in Tugend zu ſtärken. Jede Tugendübung giebt neue Tugendkraft; und dieſe bleibt uns hernach auf immer. Dies iſts vorzüglich, warum wir unſere hier erduldeten Leiden ewig ſo ſegnen werden. Denke dir einmahl — unvergängliche Tugend in vergänglichen Leiden erworben — — welch ein Gut, und für was für einen geringen Preis erkauft!

Laura. Warlich, Gott meint es nie beſſer mit uns, als — wenn er uns leiden läſſet! Laß uns ja alle unſere Leiden recht edelmüthig und gottergeben dulden; beſonders, ach beſonders, mein Ariſt, die letzten!

Ariſt. Der Geiſt der Geiſter wird unſerm Geiſte auch dazu Kraft verleihen. Und wenn dann auch dieſe letzten Leiden überduldet ſind — Laura, was wird uns dort hernach alles für Groſſes und Seliges bevorſtehen! Glaub's, es iſt wahr — was in kein menſchliches Herz kam, was wir jetzt nicht ahnden, wovon wir uns gar keine Idee machen können, das hat Gott ſeinen Menſchverehrern bereitet. Hier war für uns bloße Einleitung in das große Buch unſeres Daſeins und unſerer Beſtimmung, bloße erſte Entwickelung und Entfaltung unſerer höhern ſelbſtſtändigen Kräfte. Hier lernten wir die Idee der Gottheit nur dunkel denken, um ſie dort zur Intuition zu erheben. Hier lernten wir in aller Geſchwindigkeit uns nur kennen, um dort erſt recht vertraut beiſammen zu ſein, und ſprechen nur einige Worte mit einander, welche dort der Text zu ewigdauernden, vollendeten und uns vollkommen beruhigenden Unterhaltungen ſein werden.

Laura (die ſich ſanft an Ariſt lehnt) Doch gewiß auch dort beiſammen ſein? Blickt zum Himmel.) Ach ja, Vater, ach ja!

Ariſt. Beiſammen, Laura, ewig beiſammen! Nichts wird uns je wieder ſcheiden. Hier theilten wir kleine Freuden, dort größere. Hier hauchten wir einander fromme Gefühle ein, dort noch frömmere. Hier verrichteten wir gemeinſchaftlich gute Handlungen, dort beſſere. Gott ſcheidet uns gewiß dort nicht wieder; die Hand darauf, Laura, daß wir uns auch dort nie trennen!

Laura. Bei dem, der die Sonne da ſchuf, und bei dem letzten Strahl, den ſie auf uns ſenken wird — wir ſind ewig dein und mein!

Ariſt. O ſo blicke mit mir noch einmahl recht feſt durch die grenzenloſe Schluft da zwiſchen den Wäldern hin! — — — Gott, welche Vorempfindungen der Ewigkeit ſtrömten jetzt in mein Herz! — — Und nun laß uns herunter ins Thal wieder zu unſern Brüdern gehen, und mitten unter ihnen noch rechtſchaffener, noch thätiger ſein. (ſie umarmen ſich im Weggehen) Dank euch, ihr reizenden Ausſichten!

Laura. Dank euch! Und nach Jahrtauſenden dauert noch ſo fort! Und nach Jahrtauſenden ſtehe noch zuweilen auf dieſem Berge ein Paar eben ſo rein ſich liebender Menſchen, und bete Gott an, und verlebe hier für die Ewigkeit ſo eine Stunde, wie wir!

Ariſt und Laura

verrichten gemeinſchaftlich eine hohe That der Menſchenliebe.

Es war ſchon tief im Jahre. Die Winterſaat grünte bereits wieder im Felde; die Zugvögel waren ſchon alle fort; das Laub der Bäume lag ſchon gröſtentheils am Boden, und hier und da blüheten nur einzelne Herbſtbluhmen noch, welche die ſchon geweſenen Fröſte noch unzerſtört gelaſſen hatten. Der Mittag aber war nach verzogenem Nebel heiter und wärmlich, und Ariſt und Laura, die es ſich zur Pflicht gemacht hatten, ſo lange zur Natur zu kommen, bis ſie ſie mit Gewalt von ſich ſcheuchte, traten die Wanderung zu ihr an. Sie machten einen langen Gang durch das offene Feld, lieſſen den kleinen Erlenwald, den ſie im Sommer oft zu beſuchen pflegten, auf der Seite liegen, und badeten ſich im Freien in den ſchrägern Strahlen der Spätherbſtſonne. Der Anblick hier und da ſo tief im Jahre noch weidender Heerden ergötzte ſie; übrigens war die ganze Gegend umher Geräuſch- und Menſchenleer. Nur an einem in einiger Entfernung einzeln ſtehenden wilden Birnbaume ſahen ſie einen Mann beſchäftigt, der, als er ſie bemerkte, von ſeiner Arbeit abließ, und mit dem hölzernen Schemel, worauf er geſtanden, queerfeldein ging. Laura konnte auf dem Rückwege ihre Blicke nicht vom Erlenwäldchen loswinden. Sie erinnerte ſich dankbar der ſeligen Abende, welche ſie mit ihrem Freunde das Jahr über in ſelbigem zugebracht. Jetzt lag es ſo einſam und verlaſſen da, und dämmerte ſie traurig an. „Laß uns, ſprach ſie endlich mit einer Art von innerm Drang, noch einmahl unter die Erlen gehen. Ich weis nicht, mit ganzer Gewalt zieht mich heute mein Herz zu ihnen hin. Komm und laß uns von ihnen, bis der Lenz wiederkehrt, Abſchied nehmen. Vielleicht blühen noch einige Spätlinge von Kaprifolium und von Waldrebe, aus denen ich dir das letzte Waldſträuschen im Jahre binde."

Ariſt folgte ihr gern. Sie gingen in eine höhere Gegend des Wäldchens, wo es trocken war, und ſetzten ſich in den Gegenſchein. Die ſchon weit gediehene Zerſtörung der ſchönen Natur um ſie her, und das unaufhörliche Fallen des noch übrigen Laubes ſtimmten ihre Seelen bald zu ſanfter Melancholie. Um und um mit Bildern der Hinfälligkeit und Sterblichkeit umgeben, unterhielten ſie ſich traut über Tod und Grab, und drückten ſich, ſo oft einer von ihnen des gewiß wiederkehrenden Lenzes gedachte, unter Ahndungen ihrer eigenen dereinſtigen Wiederkehr ſanft die Hände. „Siehſt du, ſprach Laura, dieſe Seelenſtimmung iſt doch ſüß und ſchön, und wir hatten ſie dort im Felde nicht ſo. Zum Danke dafür, daß du mir hieher folgteſt, will ich dir das verſprochene letzte Waldſträuschen ſuchen.“ Darauf ging ſie ſeitwärts hin, wo viel Kapriſolium ſtand, und Ariſt überließ ſich der Fortdauer ſeiner hochgeweckten Empfindungen. Es währte nicht lange, ſo — that Laura einen lauten Schrei.

Ariſt eilte ihr nach, und fand ſie niedergeſunken. „Was iſt dir? was iſt dir geſchehen?“ rief er, als ſie ſich erholte und ihn anblickte. „Gott! Gott! ſchluchzte ſie im Aufſtehen, dort — dort — ſiehſt du nicht? — ſo ſieh doch, ſieh doch — da — da — —“

An einer Eiche, die die einzige im ganzen Wäldchen war, hing eine Elle hoch von der Erde — ein Menſch, und unfern von ihm lag ein umgeſtoßener Schemel. „Das iſt der Mann, ſchrie Ariſt, den wir dort am Birnbaum ſahen! Sieh, da liegt der Schemel, den er trug. Nun wiſſen wir, worin wir ihn dort ſtörten.“ Sogleich ſprang er zu ihm hin, und Laura folgte, ſo ſchnell ſie vermochte. Unter der Eiche fanden ſie ein altes Gebetbuch und das Gebet um ein ſeeliges Ende noch aufgeſchlagen. Der Körper des Unglücklichen war ausgezehrt und mager, und die zerriſſene Kleidung deſſelben kündigte einen der dürftigſten Taglöhner an. „Ach du Armer, ſeufzte Ariſt; aber du biſt vielleicht noch zu retten.“ Er grif in die Taſche, worinn er ein Meſſer zu tragen pflegte, hatte es aber diesmahl nicht bei ſich. Laura hatte ebenfals keins. Zum Glück gerieth Ariſt auf den Einfall, auch die Taſchen des Verunglückten ſelbſt zu durchſuchen, und fand darin ein altes ſtumpfes Brodmeſſer. „Nun wohl uns! rief er hocherfreut aus; das war einmal ein Fund! Laura, tritt du auf den Schemel und ſchneide ihn ab! Ich will ihn unterdeſſen feſthalten, ſo gut ich kann. „Laura ſetzte den Schemel, beſtieg ihn und ſchnitt. Es währete lange ehe ſie mit dem ſtumpfen Meſſer den Strick durchſägen konnte. Endlich gelangs, und Ariſt hielt ſo lange den Körper, bis Laura herabſtieg und ihm hülfreiche Hand leiſten konnte. Darauf ſchleppten ſie ihn beide an den Eichenſtamm und lehnten ihn in ſitzender Stellung an. Sobald ſie ihm den Hals vom Strick befreiet, ſchickte Ariſt ſeine Freundin nach der Mühle, die auf der andern Seite des Erlenwäldchens war, um Anſtalten zur Hinbringung des Erhenkten und zur Herbeirufung des nächſten Baders aus der Vorſtadt zu machen. Er legte den Elenden unterdeſſen auf die rechte Seite, machte alles, was feſt an ihm war, los, und rieb ihm einſtweilig Geſicht, Hals und Bauch, ſo gut er konnte. Laura hatte viel Mühe, den Müller dahin zu bereden, daß er einen Selbſtmörder unter ſein Dach aufnähme. Als er aber von ihr hörete, daß ſie ihn ſelbſt vom Strick abgeſchnitten, und als ſie ihm ihre goldene Uhr zum Unterpfande darauf gab, daß ihm für alle zu erweiſende Menſchenliebe ſo viel baare Bezahlung werden ſolle, als er verlange, bewies er ſich ſofort äußerſt thätig. Er ſchickte ſeine Frau nach dem Chirurgus, rief ſeine zwei Knappen, nahm eine Trage mit einigen Betten und eilte damit unter die Eiche. Laura ſorgte unterdeſſen für Lager, warm Waſſer und heiße Steine, und lies von den Kindern des Müllers Eſſig, Branntewein, Bürſten und Tücher in Bereitſchaft halten. Ariſt, der Müller und ſeine beiden Burſche brachten den Unglücklichen, legten ihn auf die ſchon zubereitete Stäte, zogen ihn aus und behandelten ihn ferner nach dem Rathe, welchen ein gewiſſes mit Beifall aufgenommenes Volksbuch in ſolchen Fällen gegeben hatte. Alles geſchah ſo lange, bis der Chirurgus kam, unter Ariſts Direktion, und Laura ſorgte dafür, daß es an keinem Zubehör dazu gebräche. Der Chirurgus erſchien, ſchlug dem Unglücklichen die Droſſelader am Halſe, und rief aus — Reibet alle, was ihr könnet; Gott wird diesmahl unſere Arbeit ſegnen. Bald darauf ſah Ariſt dieſen freundlich an und ſprach — Mich dünkt, das Herz that itzt unter meiner Hand wieder den erſten Schlag. Sogleich ward dem Armen Tabacksdampf eingeblaſen. Da fing das Leben an, ſich wieder empor zu arbeiten, der Athem kehrte zurück, der Puls kam wieder, — der Auferweckte bewegte ſich. Es entſtand ein Jubel der Liebe unter allen Anweſenden. Laura trat herein. Der Gerettete that einen tiefen Seufzer und ſchlug die Augen auf. Laura fiel über Ariſt her und ſprach — Ach Freund, wie glücklich ſind wir! Wie viel Jammer mag dieſer Mann erduldet haben! Sieh einmahl in ſeine Augen — welch tiefer Gram darinn wohnt! „Er ſoll uns alles erzählen, verſetzte Ariſt; laß ihn ſich nur erſt erholen! Man flößete ihm warmen Thee mit Löffeln ein. Er kam ganz zu ſich, und jeder wartete auf das erſte Wort, das er von ſich hören laſſen würde.

Ariſt. Armer Mann, lebſt du wieder?

Armer. Ach Gott!

Ariſt. Nun, du lebſt doch gern wieder?

Laura. (als der Arme den Kopf ſchüttelte.) Daß Gott erbarm!

Ariſt. Sei unbeſorgt; du ſollſt bald gern wieder leben. Erhole dich nur.

Jetzt richtete ſich der Arme auf. Der Chirurgus reichte ihm einige Medikamente. Er weigerte ſich, ſie zu nehmen.

Ariſt. Nimm nur und ſei verſichert, du ſollſts gern genommen haben. (als der Arme die Arznei genommen.) Wer biſt du und woher biſt du?

Chirurgus. Ach ich kenne ihn recht gut. Es iſt der Taglöhner Jochen aus der Vorſtadt. Er iſt ein ehrlicher Mann, es geht ihm aber herzlich ſchlecht. Die Frau iſt ihm geſtorben, und er hat ſechs Kinder.

Jochen (heftig ſchluchzend.) Neues Leben — neue Noth!

Laura. (die ihm die Backen klopft.) Sprich nicht ſo, ſondern habe mehr Vertrauen auf Gott, der dich durch uns gerettet hat. Wir werden eine gute That nicht blos anfangen, ſondern gewiß auch vollenden. Das Leben, das wir dir gerettet, ſoll dir durch uns auch lieb gemacht werden.

Jochen. (gen Himmel ſeufzend.) Nun, wenn das iſt!

Ariſt. Ja, ja, verlaß dich drauf. Wir danken nur Gott, daß wir hieher gekommen ſind und dich gerettet haben.

Laura. Es war, als wenn mir's mein Herz ſagte, daß wir hier Gutes ſtiften könnten. Recht mit Gewalt zog es mich hieher.

Der Chirurgus lies den Armen ſich wieder auskleiden und fand vor der Hand nichts weiter zu thun nöthig. Er rieth, ihn bald nach ſeinem Hauſe bringen zu laſſen, und verſprach, ihn Abends daſelbſt nochmals zu beſuchen. Ariſt belohnte den Chirurgus reichlich. Dieſer nahm den Lohn und gab ihn an Jochen. Dafür reichte ihm Laura dankbar die Hand. Bald darauf, als ſich auch alle übrige entfernet hatten, ſetzten ſich Ariſt und Laura zum armen Manne und nahmen ihn in die Mitte.

Ariſt. Erſt ſollſt du dich hier noch ganz wieder erholen. Sag uns unterdeſſen — was hat dich zu dem Entſchluß gebracht, dir das Leben zu nehmen, da du doch Vater von ſechs Kindern biſt?

Armer. (ſchluchzend.) Ach nichts, nichts, als eben dieſe meine ſechs lieben Kinder!

Ariſt. Gott, wie iſt das möglich! Jeder Gedanke an ſie, dächt' ich, hätte dir rechte Lebensluſt und Lebensbegierde einflößen müſſen!

Armer. Ja, ja, die vornehmen Leute haben gut reden. Es wäre auch ſchon wahr, wenn Alles ſo ſeinen geraden Weg ginge. Mit mir gings aber ziemlich ſchief in der Welt. Sechs Kinder und — kein Brod! Erwäge der Herr einmahl.

Ariſt. Du kannſt ja aber doch arbeiten, und Gott würde deine Arbeit gewiß ſo geſegnet haben, wie er je nur menſchliche Arbeit ſegnet.

Armer. Lieber Herr! Ich habe mirs auch in meinem Leben recht ſauer werden laſſen. (zeigt das Inwendige ſeiner Hände) Hier iſt der Beweis davon. Wie es aber geht — ſobald unſer einer einen Tag über keine Arbeit hat, ſo hat er auch auf den Tag kein Brod. Immer nur aus der Hand in den Mund. Da geſchah's nun, daß meine arme ſelige Frau — ach ſie war ein gutes Weib und arbeitete auch Tag und Nacht, ſobald's nur etwas zu verdienen gab; doch ſie iſt nun aus aller Noth — es geſchah, ſag' ich, daß ſie bei einer vornehmen Frau Wärterin ward, die eine ſchwere Krankheit hatte. Unſer einer verſteht die Krankheiten der vornehmen Leute nicht; hätte ich aber das gewuſt, mein armes Weib hätte nicht Wärterin werden ſollen; ſie wollte das bischen Verdienſt mitnehmen. Nach acht Tagen brachten ſie mir ſie auch mit eben der Krankheit nach Hauſe. Jene vornehme Frau, die Dok-

er und Balbier bezahlen konnte, kam davon; mei-
e Fike aber muſte das Gelag bezahlen. Ich ging
n der vornehmen Frau und bat ſie um Gottes wil-
n, daß ſie ſie doch kuriren laſſen möchte, weil ſie
ch die garſtige Krankheit bei ihr geholt. Da war
ber kein Erbarmen. Meine Frau wäre ehrlich be-
ahlt werden, hies es, und weiter ſei man uns
ichts ſchuldig; dafür wären die gemeinen Leute in
er Welt, daß ſie für baar Geld die vornehmen
arten müſten; wenn ſie dann darüber ſtürben,
müſten ſie denken, daß es Gottes Wille gewe-
n ſey.

Laura. 's iſt erſchrecklich. Du irreſt aber, gu-
er Mann; das iſt keine vornehme Frau geweſen,
ondern eine erzgemeine. Doch, erzähle weiter.

Armer. Da ging nun das bischen Wärtergeld,
as meine Frau verdient hatte, bald auf die Krank-
eit drauf. Ich muſte zu Hauſe bleiben und ſie ver-
flegen; ſo ward nichts mehr zuverdient. Sie ſtarb,
nd ſo gings an's Verſetzen, um ſie nur unter die
rde bringen zu können. An dem Tage, als ſie
egraben ward, legte ich mich und konnte nicht ein-
nahl ihrem Sarge folgen. Acht Wochen habe ich
equimt und geſilort, weil ich gar nichts an mich
penden konnte. Die ſechs Kinder wollten eſſen,
nd ſo hat das älteſte Mädchen während der Krank-

heit alles, alles wegtragen müſſen, damit die armen Würmer nur nicht verhungerten. Nun iſt nichts, gar nichts mehr da. Das letzte Stück Bette hat die letzte Woche über uns noch erhalten müſſen. Nun wollte ich wieder auf die Arbeit gehen. Da hies es aber, was man mit ſo einem ſchwachen kränklichen Kerl ſolle, wie ich wäre. Nun wuſte ich in meinem Leibe keinen Rath. Der Winter ſtand auch bevor. Kein Holz, kein Bette, kein Brod—kein Dach und Fach, denn auch der Wirth drohete, uns aus dem Hauſe zu werfen, weil ich die letzte Miethe nicht bezahlen können. So dacht' ich, du thuſt am beſten, du machſts wie Fike, und ſtirbſt auch. So muß ſich doch die Obrigkeit deiner ſechs Kinder, als blutarmer Waiſen annehmen. Und da theilte ich das letzte Brod ſo ein, daß es bis Abends reiche. Unterdeſſen, dacht' ich, wird dann für die Kinder wohl Anſtalt werden.

Ariſt. Aber Armer, konnteſt du nicht lieber lebend die Obrigkeit anſprechen und für deine Kinder bitten?

Armer. Ach das habe ich genung gethan; ich konnte aber keinen Zuſchuß erhalten. So lange der Vater noch lebe und arbeiten könne, hies es, gäbe man Kindern nichts; der Vater müſſe ſie ernähren. Ein anderes wäre es, wenn ich todt wäre. Nun, dacht' ich, dazu ſoll Rath werden, und da deine armen Kinder es beſſer haben ſollen nach deinem Tode, als bei deinem Leben, ſo willſt du auch deine letzte Vaterpflicht erfüllen und — für ſie ſterben.

Laura. Um Gottes willen — hör' auf, halt ein — ich mag nichts mehr wiſſen. Was ſagſt du dazu, Ariſt?

Ariſt. Daß Genauigkeit und Haushaltung des gemeinen Weſens, die an ſich höchſt lobenswerth ſind, blos dadurch zuweilen in unzuentſchuldigende Härte übergehen, daß man nach gewiſſen dabei angenommenen Grundſätzen, immer geradezu handelt, ohne zu unterſuchen, ob nicht dieſer oder jener Fall eine Ausnahme davon verdiene. Konnteſt du dich nicht an den Fürſten wenden?

Armer. Sie wiſſen ja, daß dies bei uns ſchriftlich geſchehen müſſe. Selbſt aber kann ich nicht ſchreiben, und die Advokaten, zu denen ich ging, wollten mir kein Schreiben umſonſt machen. Bezahlen aber konnte ichs nicht.

Laura. Der Herr hier ſoll dir eins machen.

Ariſt. Wo ſind deine Kinder?

Armer. J, die werden wohl noch zu Hauſe ſein. Schreien mögen ſie nun aber ſchon vielleicht nach mir.

Ariſt. Biſt du ſchon lange von ihnen?

Armer. Seit Sonnenaufgang heute. Ich habe gekämpft und gekämpft mit mir. Gleich früh wollte ich mich ſchon aus der Welt ſchaffen; es ward mir aber immer wieder leid. Ich habe den Schemel dort, wer weiß wie weit, mit mir umhergeſchleppt; er iſt der einzige, den ich habe. Manchmahl ſetzte ich mich mitten im Felde darauf und dachte — es ſitzt ſich doch noch gut auf ihm, und du haſt oft Abends, wenn du von der Arbeit kamſt, unter deinen ſechs Kindern ſo ſanft auf ihm geſchlafen. Zuerſt hatte ich mein Abſehen auf die letzte hohe Weide da, am äußerſten Garten in der Vorſtadt, gerichtet. Da wollte ichs thun. Es ſtörten mich aber ein Paar Kinder daran, welche hinkamen und ſpielten. Drauf ſuchte ich mir den Birnbaum dort im Felde dazu aus; ich ſah aber vom weiten Leute gegangen kommen, und lies wieder davon ab. (Ariſt und Laura nickten jetzt zu gleicher Zeit einander vergnügt zu.) Endlich, als mich mein Elendsweg hier am Bruch vorbeiführte, dachte ich an die große Eiche da. „Dort ſtört dich um dieſe Jahrszeit niemand.“ Mit dieſem Gedanken ging ich hin, kletterte auf die Eiche und machte den Strick feſt. Als dies geſchehen, kletterte ich wieder herunter, knieete nieder und verrichtete mein letztes Gebet. Da war's, als wenn Jemand zu mir ſpräche: „Mache, mache, das Brod wird zu Hauſe ſchon all!“ Drauf ſagt' ich — Nun, ſo in Gottes Nahmen! — ſtieg auf den Schemel, ſteckte den Hals in die Schlinge, hielt mich hernach mit beiden Armen feſt an dem Eichenzacken an, ſties mit den Füßen den Schemel um, lies den Zacken los und — ſo weiß ich weiter von nichts, als bis ich hier wieder zu mir kam.

Laura. (gen Himmel blickend.) Ach du barmherziger Gott, wie preiſe ich dich, daß wir heute den Weg hieher nahmen!

Ariſt. Guter Mann, Gott wird dir gewiß deine That verzeihen, und wir wollen machen, daß es dir nicht in den Sinn kommen ſolle, ſie wieder zu begehen. Erkenne nur recht die heiligen Wege der göttlichen Vorſehung, die nicht wollte, daß du deine That ganz vollbrächteſt. Sieh, wir ſollten das Werkzeug ſein, wodurch ſie dich rettete. Dort ſchon waren wir es, die dich am Birnbaum ſtöreten, ohne es zu wiſſen. Hier muſten wir dich hernach wieder finden, ohne es zu ahnden, und ein Bluhmenſtraus, der für mich geſucht ward, gab die einzige Gelegenheit dazu. Wir fühlen unſern großen Beruf für dich ganz. Sei nur in Zukunft ein braver Vater deiner Kinder, und lebe wieder gern für die, für die du ſterben wollteſt.

Armer. Ach, wie will ich das ſo gern thun, ſobald ich meinen armen Kindern durch mein Leben nur nützen kann! (Ariſt und Laura drücken ihm die Hand.)

Laura. (unter herzlicher Umarmung ihres Ariſts.) Lieber, wir wollen auch recht vollenden, was wir angefangen haben.

Ariſt. Das wollen wir, und dieſer Tag ſoll vns eine lange Folge von recht ſeligen Tagen gewähren. Wie danke ich dir ewig dafür, daß du mich heute in dieſe Gegend herführteſt!

Unterdeſſen war die Portechaiſe angekommen, welche Ariſt herbeiholen laſſen. Er bezahlte den Müller reichlich und unter der Bedingung, den Vorgang nicht weiter auszubringen. Man habe den Mann im Bruch wie todt gefunden, ward die Abrede, und er müſſe einen Anfall vom Schlage gehabt haben. Ariſt und Laura gingen um ein gut Theil voran. Der Arme ward nachgebracht. Unterwegs wurden Plane zur weitern Unterſtützung der leidenden Familie entworfen.

Laura. (als ſie damit fertig waren.) Lieber, wie oft ſaßen wir unter jener Eiche ſo traut beiſammen, ohne das Glück zu ahnden, das uns unter ihr einſt bevorſtehe, — das Glück, ein menſchliches Leben zu retten! Das war doch ein lieber Schluß unſerer diesjährigen Spatziergänge in das Erlenwäldchen. Nun wollen wir im kommenden Lenz noch lieber dahin wandern, und unſer erſter Gang ſoll allemahl unter die Eiche ſein.

Ariſt. Das ſoll auch, Theure. O wie freue ich mich, daß wir die gute That *gemeinſchaftlich* verrichteten! So etwas fehlte uns immer noch, um der Heiligkeit unſerer Liebe die Krone aufzuſetzen. Von heute an wollen wir uns recht ſelig durch einander fühlen. Nun wollen wir noch weit inniger auf künftiges Leben hoffen, da wir einem Menſchen zur Wiederkehr in das gegenwärtige verhalfen; und droben auf dem *ſchönen* Stern, ſoll uns dieſe einzige That noch des ganzen Lebens hier unten werth geweſen ſein.

Laura. Du haſt den größern Antheil an ihr. Durch dich ward ich erſt ſtark zu ihr.

Ariſt. Das war blos Folge deines Geſchlechtskarakters. Der Anblick des Selbſterhenkten war zu ſchaudernd und zu plötzlich zugleich für dich. Willig warſt du mehr, als ich vielleicht, zu ſeiner

Rettung. Geſetzt nun auch, daß meine Ausführungskraft hernach in dich übergegangen; wer hatte mich denn vorher in der Willigkeit geſtärkt? Warſt du's nicht, Liebe, und der Umgang mit dir? Die Ausführungskraft iſt ja doch auch nur Folge meines Geſchlechtskarakters. Da ſiehſt du wieder, wie Vereinigung beider Geſchlechter erſt jedes derſelben recht ausbilde.

Laura. O wie ſchön iſts doch, lieben und geliebt werden, um vollkommener denken und handeln zu lernen! Gemeinſchaftlich immer edler Wollen und Thun iſt gewiß des Himmels Vorſchmack.

Ariſt. Das iſt das Reſultat aller Reflexionen, welche wir über unſre Natur und Kräfte anſtellen: daß unſere künftige Beſtimmung und Glückſeligkeit darinn beſtehen werde, daß wir in ſehr hohem Grade Gutes thun, und auf eine ſehr beträchtliche Art die Summe des Wohls und der Freuden für unſere Mitgeſchöpfe vermehren werden. Iſt es uns irgend erlaubt, unſerer Fantaſie freien Lauf zu laſſen: ſo iſt es bei den Vorſtellungen über dieſen Gegenſtand. Vielleicht können wir uns die Theilnehmung nicht erhaben genug denken, welcher uns der Schöpfer, wenn wir uns hier zu ihr geſchickt gemacht, an ſeinem großen Werke der Beſeligung ſeiner Geſchöpfe würdigen wird.

Laura. Du haſt gewiß recht, Ariſt; denn jetzt ſchon iſts unter allen Freuden für uns die ſchönſte, andern wohl zu thun, und nur im Bewußtſein, Glückliche gemacht zu haben, fühlen wir uns ſelbſt erſt glücklich. Dies, dächte ich, gäbe uns einen ſehr deutlichen Wink über unſre künftige höhere Beſtimmung und Glückſeligkeit.

Ariſt. Und dann denke dir, daß die, welche hier zuſammen ihr kleineres Gutes thaten, eben darum, weil ſie es zuſammen thaten, auch dort zuſammen ihr größeres Gutes thun werden. Gott würde ihnen ſonſt einen großen Theil ihrer Seligkeit rauben, und ihnen die größeſte Stärkung zur Ausübung des höhern Guten vorenthalten. Das thut er aber gewiß nicht.

Laura. Dann werden wir, ſo oft uns die Erinnerung an eine hier von uns in Gemeinſchaft ausgeübte gute Handlung dort noch entzückt, und ſo oft wir eine ſelige Folge derſelben einerndten, beides noch einer dem andern verdanken.

Ariſt. Ja, und dann werden wir, ſo oft wir neue und höhere gute Handlungen dort noch ausüben, auch ſogar hierzu einander die Kraft verdanken. Du wirſt mich noch immer mit deiner ſtärkern Wollenskraft, und ich dich mit meiner ſtärkern Ausführungskraft dabei unterſtützen. Und ſo wird unſer Beiſammenſein ewig für uns die Urſache unſerer höchſten Glückſeligkeit ſein, und wir werden ewig unſere Liebe ſegnen, die auf Erden uns ſchon verband, und zu unſerem dortigen Wiederbeiſammenſein den Grund legte.

Laura. (Ariſts Arm feſt an ſich drückend und dann gen Himmel ſchauend.) O Schöpfer, wie machteſt du reine, heilige Liebe zur Quelle ewiger Glückſeeligkeit für deine Menſchen!

Unter dieſem Geſpräch kamen ſie in die Vorſtadt und erfragten des armen Mannes Wohnung. „Dort, antwortete eine alte Frau, hat er gewohnt, wo die vielen Leute ſtehen.“ Als ſie hin kamen, fanden ſie unter einem großen Haufen Volks die ſechs Kinder, welche alle jämmerlich weinten. Die Hütte war verſchloſſen, und der Wirth fluchte oben zum Fenſter heraus. Auf weitere Erkundigung erfuren ſie, daß dieſer die Kinder eben zum Hauſe hinausgeworfen, weil der Vater ihm die Miethe ſchuldig geblieben und davon gelaufen ſei.

Laura. (zu Ariſt.) Es iſt ſchrecklich, wie Menſchen an einander handeln.

Ariſt. (zum Wirth.) Mein Freund, mach' er auf und nehme er die Kinder wieder ein. Der Vater kommt gleich wieder.

Wirth. Ei und wenn zehenmahl! Ich mag ſie weder mit noch ohne Vater wieder. Erhalte ich doch keine Miethe.

Ariſt. (der ſeine Börſe in die Höhe hält.) Ich will bezahlen.

Es währete lange, ehe der harte Wirth herunter kam. Endlich machte er die Thüre auf, und als Laura das kleinſte Kind ſchon hereinführen wollte, trat er ihr mit den Worten in den Weg — „Nicht alſo; erſt Geld her!“ Ariſt bezahlte den Rückſtand und ein halb Jahr voraus. Darauf trat der Wirth zurück, und alle ſechs Kinder gingen ſchluchzend unter Begleitung ihrer Wohlthäter wieder in das Haus ein. Den Wirth, als er noch immer fortfuhr, auf den Vater derſelben zu ſchimpfen, wies Ariſt in ſeine obere Stube hinauf.

Laura. (beim Eintritt in den Aufenthalt der unglücklichen Familie.) Barmherziger Gott, hier iſt die Wohnung der alleräußerſten Armuth! — Aber wie reinlich dabei!

Eine große öde Stube war es, die man hier fand, und in der das Schluchzen der Kinder von allen Seiten traurig wiederhallte. Da war keine

Bettſtelle, kein Tiſch, kein Stuhl, kein Geräth; in der Mitte lag blos ein altes Bret auf zwei groſſen Feldſteinen, worauf ein halber Topf mit Waſſer, ein Glasſcherbe mit etwas Salz und einige Brodkrumen befindlich waren. Die platte Erde diente der ganzen Familie am Tage zum Sitz, und des Nachts zum Lager. Seltſam kontraſtirten mit dieſer allerhöchſten Armut die weiſſen Wände, die hellen Fenſter und der reine Fusboden; ſo, daß man eher geglaubt haben würde, in einer Stube zu ſein, welche der Wirth zum Empfang neuer Miethsleute zubereiten und ſäubern laſſen.

Sobald die Kinder hinein kamen, ſetzten ſich die zwei jüngſten aus Ermattung auf die Erde nieder. Ein Paar andere eilten an das Speiſebret und laſen die umherliegenden Brodkrumen auf. Alle ſahen ſie abgehungert aus und konnten mit den fliegenden Lappen ihrer Kleider ihre Blöße nicht mehr bedecken. Das älteſte war zwölf, das jüngſte zwei Jahre alt. So elend ihr Anblick war, ſo waren doch die glücklichſten Phiſionomieen an ihnen noch unverkennbar, und aus ihren allerſeitigen blauen Augen, die der Mangel gebläſſet hatte, ſahen Treue und Ehrlichkeit hervor. Vater und Brod waren die einzigen Worte, welche ſie alle wechſelsweiſe unaufhörlich ſeufzten und ſchrieen.

Laura hatte vor der Thüre noch ſchon Anſtalten getroffen. Eine Nachbarsfrau erſchien zuerſt wie ein Engel vom Himmel den Kindern mit einem Korbe voll Weisbrod; eine andere folgte dieſer mit Bier; noch eine andere brachte einen alten Lehnſtuhl herbei. Heishungrig fielen die Kinder über das Weisbrod her, labeten ſich am Trunk dazu und fühlten ſich glücklicher dabei, als die Reichen an ihren üppigbeſetzten Tafeln. Der Troſt, welchen Ariſt ihnen zurief, daß der Vater bald da ſein werde, trocknete ihnen die übrigen Thränen. Laura befand ſich in ſteter Schwebung von Mitleid zu Mitfreude, und von Mitfreude wieder zu Mitleid. „Ach, rief ſie aus, kämen doch hieher unſere immerſatten und überſatten Schwelger, die da glauben, alle hättens ſo, wie ſie, und lernten ſich einen Begrif von menſchlichem Elende machen! Kämen doch hieher unſere Harten und Unempfindlichen und lernten den Beruf fühlen, welchen ein Menſch, dem andern Gutes zu thun und Gott für ihn zu werden, hat! Nach vollendeter Mahlzeit wuſch das älteſte Mädchen mit einem alten aber doch reinen Lappen ſich und ihren Geſchwiſtern das Geſicht und die Hände.

Laura. Ei du liebe Tochter, du biſt ja recht brav.

Mädchen. (dreuſt und unbefangen.) Ja, das hat der Vater immer ſo gewollt, daß wir uns am Leibe rein halten ſollten, und ſeit der Mutter Tode muß ich, wie er ſagt, an meinen Geſchwiſtern Mutterſtelle vertreten. Ich waſche ſie täglich dreiviermahl, und, wenn ſie nicht ſo geweint hätten, wären ſie auch vorhin nicht ſo ſchmutzig geweſen. Auch hat keiner von uns allen Ungeziefer. Ich reinige uns alle. Die Stube kehre ich den Tag dreimahl aus, und die Fenſter habe ich erſt ehegeſtern gewaſchen. Sind nicht die Wände ſo weis, wie bei den reichen Leuten? Die hat der Vater vor einigen Wochen ſelbſt geweiſſet. Ein guter Freund gab ihm Kalk dazu. Er ſagt immer, Reinlichkeit ſei die Hauptſache, worauf arme Leute halten müſten. Wenn wir auch in der Welt nichts mehr hätten: ſo wollten wir doch einen reinen Leib und eine reine Stube haben. Auch meint er, müſten wir dies darum thun, daß wir nicht gar auch noch krank würden, da dann unſere Noth vollends kein Ende hätte.

Laura. Du herzensgutes Kind, bleib ja immer bei dem Sinn.

Ariſt. Das iſt ein karakteriſtiſches Kennzeichen wackerer Armen, wenn ſie auf Reinlichkeit halten. Und je ſeltener es iſt, deſto ſchätzbarer ſind

Arme, an denen man es antrift. Laura, das iſt nun as allerſchönſte bei der ganzen Sache — wir kommen mit unſern Wohlthaten diesmahl an gute Arme.

Laura. Darum wollen wir hier auch eine ganz neue Schöpfung hervorbringen. Ach wohl uns! wohl uns!

Jetzt ward der Vater gebracht. Man führte hn in den Lehnſtuhl.

Ariſt. (zu den Kindern.) Da habt ihr euren Vater wieder. Es war ihm ein Unglück begegnet, ls wir ihn fanden.

Der gerettete erhub vom Lehnſtuhl erſt ſeine rme gen Himmel und breitete ſie dann nach ſeinen Kindern aus. Alle ſechs liefen ſie auf ihn zu, um- ingten und umſchlangen ihn, und Vater und Kin- er weinten und ſchluchzten um die Wette.

Die Scene war äuſerſtrührend, und Ariſt und aura, als Schöpfer derſelben, genoſſen im Zu- chauen einen hohen Lohn der thätigen Menſchen- ebe. Nach einer Weile ſprach der noch immer chwache Vater: „Ich kann nicht gut fort; aber ehet ihr hin, Kinder, und fallet vor unſern Wohl- hätern da auf die Kniee.“ Nein, rief Ariſt, in- em er ihnen wehrte; thut hernach ſo, wenn wir eg ſind, vor Gott. — Jetzt ſank der Vater vom Stuhle Nahmens ſeiner Kinder auf ſeine Kniee und breitete ſeine Arme nach Ariſt und Laura hin. Beide halfen ihm ſogleich wieder auf den Lehnſtuhl und ſprachen: „Nicht ſo, Armer! Gott, Gott kniee hernach an, wenn du ganz wieder ſtark biſt. Hange nun nur recht wieder an deinen Kindern und vertraue auf Gott. Er half dir ſchon durch uns, und ſoll nun durch uns aller deiner Noth ein Ende machen.“

Jetzt trat ein Trödeljude herein, der eine ganze Fracht von Kleidungsſtücken mit ſich brachte. Laura ging mit ihm und mit allen ſechs Kindern in den Hof. Da ließ ſie eins nach dem andern entkleiden und waſchen, und die alten Hemden und Lappen auf die Seite werfen. Nach einer halben Stunde ſtanden ſie alle neuausſtaffirt da, und ſo führte ſie ſie, nachdem ſie jedem noch ein Paar Hemden in die Hand gegeben, zu ihrem Vater zurück. Dieſer erhub ein lautes Freudengeſchrei, fühlte ſich darauf ſo ſtark, daß er ſchnell aufſtehen konnte, und fiel vor Laura, wie vor einer Huldgöttin nieder. Alle ſeine Kinder wandten ſich zugleich um ſie und um Ariſt her; ſo, daß keiner von beiden freie Hände behielt, den Vater aufzurichten.

„Sie Wohlthäterin meiner ſechs Kinder, ſtammelte dieſer mit gefalteten Händen, nehmen ſie aus Gottes Händen den Lohn dafür, daß ſie dieſe

blutarmen Würmer, die ſonſt für Kälte hätten um-
kommen müſſen, bedeckt haben. Ach du lieber
Gott, was für gute Herzen haſt du doch geſchaf-
en! Wie hübſch die Kinderchen nun gehen!“
„Ich mag keinen Lohn, dies gethan zu haben, ver-
etzte Laura. So etwas thun können, iſt ſchon
Gotteslohn genug. Steh nur auf.“ Sobald der
Vater aufgeſtanden war, tanzten die fünf kleinern
Kinder auf einem Beine umher. Die älteſte Toch-
er küßte Laurens Hand und ſagte dazu — wir
wollen's auch alle recht in Acht nehmen.

Nun kam die Reihe an den Vater ſelbſt. Der
Jude muſte ihm alle nöthige Wäſche und Kleidung
eben. Auch ward ein Akkord mit ihm getroffen,
ſofort für die nothdürftigſten Betten, für Tiſch
nd Stühle und allerlei Hausgeräth zu ſorgen.
Nach Vergang einer Stunde war alles da. Die
Stube war nicht anders, als umgeſchaffen, und
h dem Aufenthalte einer recht guteingerichteten
aglöhnerfamilie ähnlich. Jetzt kam der Chirur-
us, welcher auf dem Rückwege zur Stadt nach
ner andern Mühle gerufen worden war, wo ein
rbeiter in ſeinem Beruf auf die elendeſte Art ſein
ben eingebüßt hatte. „Mir fehlt nichts mehr —
ir iſt völlig wohl wieder“ rief ihm der Gerettete
tgegen. „So danke er Gott, erwiederte der

Chirurgus, daß er ſo davon gekommen iſt. Ich komme jetzt von einem armen Menſchen her, dem's von unſerm Herrgott nicht ſo geboten worden, und der wider ſeinen Willen erbärmlich umgekommen iſt." Der Chirurgus erzählte hierauf den traurigen Vorgang, welcher auf alle, auf den geweſenen Selbſtmörder aber die tiefſten Eindrücke machte. Ariſt unterſagte ihm die weitere Applikation davon in Gegenwart der Kinder. „Es iſt noch das gröſte Glück dabei, ſetzte der Chirurgus im Weggehen noch hinzu, daß jener Verunglückte weder Frau noch Kinder hatte."

Ariſt. (als der Chirurgus weg war.) Erwäge, was du jetzt gehört haſt, recht! — Morgen ſollſt du Holz haben, und einige Scheffel Roggen. Da haſt du Zehrungsgeld auf acht Tage. So lange ruhe und ermanne dich ganz erſt wieder. Hernach komm zu mir, und ich will dir Arbeit verſchaffen. Da du aber unmöglich ſechs Kinder davon erhalten kannſt: ſo hole dir wöchentlich (hier bezeichnete er ihm Laura's Wohnung) den dir beſtimmten Zuſchuß. Aus der Armenkaſſe ſollſt du nichts haben. Wir geben es aber nicht allein, was wir dir thun; das kannſt du wohl denken. Wir haben Freunde und wollen für dich zuſammenſteuern. Nun haſt du weiter keine Noth, und nun komm nie wieder auf böſe Gedanken.

Die letztern Worte flüſterte ihm Ariſt ins Ohr. Der Arme nahm ſeine Mütze unter den Arm, faltete ſeine Hände und ſprach andächtig: „Ach nie, nie wieder, lieber Herr, nie wieder. Wenn ich mich nur erſt recht beſinnen könnte! Ich kann mich noch gar nicht in mein Glück finden. Wenn ich nur erſt kann, dann will ich recht beten und dem lieben Gott recht danken.“

Laura. Ja, das thu' ja! Und thu's, ſobald du kannſt. Es ſoll dir nie fehlen, und jeder Noth, welcher du nicht abhelfen kannſt, wollen wir abzuhelfen ſuchen. Sei nur recht brav; arbeite in Zukunft fleiſſig und erziehe deine Kinder gut. Halt ſie auch zur Schule. Wir wollen euch oft beſuchen.

Aelteſte Tochter. Nun wollen wir uns erſt recht rein halten.

Laura gab jedem Kinde die Hand und ermahnete ſie alle zur herzlichſten Folgſamkeit gegen ihren Vater. Als ſie dieſem das Lebewohl ſagte, ſetzte ſie hinzu — „Der Schemel aber dort auf der Mühle iſt mein.“ Niemand von der Familie durfte die Edlen beim Weggehen begleiten. Ariſts letzte Worte, womit er die Thüre zumachte, waren: „Nicht einmahl hinter uns her blicket; ſondern blicket von nun an blos nach oben!“

Der Arme mit ſeinen ſechs Kindern befand ſich nun wohl; aber Ariſt und Laura befanden ſich noch unendlich beſſer. Jm höchſten Gefühl der ſeligſten Zufriedenheit mit ſich ſelbſt, gingen ſie in den Klub ihrer Freunde und Freundinnen, die deſſelben Tages eben beiſammen waren, und ſtifteten am Abend noch eine Geſellſchaft der ſtillen Wohlthätigkeit, von welcher Ariſt der Rechnungsführer und Laura die Vorſteherin ward. Jährlich feiert hinfort die Societät den ſchönen Stiftungstag, und Laura präſidirt dabei auf dem erwähnten Schemel.

Laura's Charfreitagsfeier.

Sei mir geſegnet, du Tag dem Andenken des Gemeinnützigſtſterbenden geweiht! Nicht in bilderreicher Fantaſie, die mit den ehrwürdigſten Gegenſtänden nur tändeln, nicht unter Jdeen, welche der Vortrefliche ſelbſt nie mit ſeinem Tode verband, will ich dich feiern. Ruhig und ſtill betrachte mein Geiſt vielmehr die erhabene Seelengröße, mit der er ſtarb, und finde in der beiſpielloſen Schönheit ſeines Todes das realiſirte Jdeal der vollendeten Menſchheit! Auf Richtplätzen, wo die Unſchuld unter Henkershand ſtirbt, ſtrahlte von jeher die Menſchheit in ihrem lichteſten Glanze; aber der Glanz, in welchem ſie auf Golgata erſchien, verdunkelte den Schein der übrigen Märtirer, wie die aufgehende Sonne die Sterne verdunkelt. — —

Jeſus lebte und ſtarb gleichwillig und gern. Man hatte ihn eifrigſtbemühet geſehen, ſein kurzes Leben gleichſam dadurch auszudehnen und in ſich ſelbſt zu verlängern, daß er jede Stunde deſſelben mit Seegenſtiftungen bezeichnete; nun aber ſah man ihn auch der letzten Stunde mit voller Reſignation entgegengehen. Dieſe war keineswegs überraſchend für ihn. Er war mit dem Schickſal ſeiner Vorgänger im Prophetenamte vollkommen bekannt; er wuſte die Folgen, welche ſeine vorhabende Reformation des Glaubens und der Gottesverehrung für ihn haben muſte, mehr denn zu gut, und die Plane ſeiner Feinde blieben ihm nicht verborgen. So ſah er ſeinen Märtirertod mit Zuverläſſigkeit vorher; und dennoch ſuchte er ſich ihm nicht zu entziehen, ſondern näherte ſich ihm mit voller Willigkeit. Laſſet ſie doch ferner ſo machen — ſo ſprach der im letzten Augenblick ſeiner Freiheit, welcher noch kurz zuvor in ſeinem dreimahligen „Vater, iſts möglich“ ſo eifrig nach Leben gerungen hatte. Aber das iſt eben großen Seelen eigen, die einmahl von dem Vorſatz durchdrungen ſind, *nur für das allgemeine Wohl exiſtiren zu wollen*. Mit Inbrunſt leben ſie, weil ſie jeden Augenblick ihres Lebens für Andere nützlich zu machen wiſſen, und mit Inbrunſt ſterben ſie, ſobald ihr Tod der Menſchheit noch nützlicher wird, als ihr ganzes Leben geweſen iſt. Dies war bei Jeſus der Fall. Er hatte die urſprüngliche, einzigwahre und ewige Religion der Natur wieder hervorgeſucht und öffentlich gelehrt. Eine unausſprechliche Wohlthat der Menſchheit erwieſen. Was einzelne Weiſe ſonſt nur wuſten und wobei ſich nur hier und da ein Denker ſelig fand, das ſollte alles Volk nun wiſſen, und dabei ſollten ſich Millionen ſelig finden. Alles aber kam darauf an, daß ſein *Werk beſtände*, und daß die durch ihn in die Welt eingeführte Religion ſich auch über den Erdboden verbreitete. Dies zu bewirken, muſte er *für ſie ſterben*. Die Geſchichte lehret nehmlich, daß diejenigen, welche als Religionsſtifter auftreten, unter zwei Wegen zu wählen haben, wenn ihr Werk im Großen gelingen ſoll. Sie müſſen entweder *fremdes Blut* vergießen und mit dem Schwert in der Hand die Menſchen zu Gläubigen machen, oder ſie müſſen *ihr eigenes* vergießen laſſen, damit ſie durch die erhabene Größe, welche ſie noch ſterbend behaupten, der Welt die Vortreflichkeit ihrer Religion anſchaulich machen, und mit der Kraft ihres Todes die Kraft ihrer Lehre verſiegeln. Wie groß und ſchön dachte Jeſus, daß er um zum Ziele zu gelangen, den letztern Weg einſchlug, und lieber mit ſeinem eignen, als mit fremden Blute, lieber *theuer*, als *wohlfeil*, ſich ſeine Gemeine erkaufte! Seine Apoſtel ſelbſt wurden durch ſeinen Tod, als ſie hernach über ihn ſtill nachdachten, erſt recht in Enthuſiasmus verſetzt, die bei ihm gelernte Religion zu verkündigen; und die Menſchheit, bei welcher ſie die Verkündiger derſelben wurden, glaubte ſchneller an ſie, weil ſich ihre göttlichen Wirkungen an ihrem ſterbenden Stifter ſelbſt ſo unverkennbar und herrlich geoffenbaret hatten. Iſt ſie es nicht noch, dieſe Kraft ſeines Todes, die unbefangenen Gemüthern die Kraft ſeiner Lehre, ehe ſie ſie noch an ſich ſelbſt empfinden und aus eigener Erfarung kennen lernen, ſchon ſo wahr, ſo unumſtößlich wahr darſtellt? Eine Religion, die ihren Stifter erſt im Leben ſo unermüdetthätig für Anderer Wohl und im Tode ſo ruhig über ſein eigenes Weh macht, zieht unſere ganze Aufmerkſamkeit an ſich. Wir denken ſofort über ſie ſelbſt nach und kommen ihrer innern Vortreflichkeit auf die Spur. Dies ſah der Göttliche ein und ward von der Wahrheit durchdrungen: daß ſeine Religion nur ein überhingehendes Licht ſein würde, wenn er, ihr Stifter, nicht ſeinen Geiſt für ſie aufgäbe. Darum ſprach er ſeiner Apoſtel wegen — Wenn ich nicht hingehe, ſo kommt der rechte Beiſtand nicht zu euch. Was hies dies anders, als — wenn ihr mich nicht als Märtirer ſterben ſehet, wenn die Schönheit meines Todes euch nicht erſt ganz mir eigen macht: ſo werdet ihr nie über meine Lehre recht nachdenken und nie die Kraft derſelben ſo innig empfinden, daß ihr ſie unter den größeſten Aufopferungen der Welt verkündiget! Und wie über alles ſchön iſt die Stelle, worinn er die unumgängliche Nothwendigkeit ſeines Märtirertodes der Kirche ſelbſt wegen ſo ſinnlich beſchrieb! „Ich bin wie ein Waizenkorn, welches, wofern es nicht erſt in der Erde gleichſam erſtirbt, ein Waizenkorn bleibt und ſich nicht vermehrt.“ Hier ſchließt ſich ſein trauteſter Jünger an, der über den Tod ſeines Meiſters alſo urtheilte: „Jeſus muſte ſterben, damit alle in der Welt umherzerſtreuete Kinder Gottes und gute Menſchenſeelen zuſammengebracht und zu einer Religion vereiniget würden.“ Nun, dieſe unumgängliche Nothwendigkeit ſeines Todes war es, die Jeſum ſo willig zu demſelben machte. Die große

Sache der Menſchheit, die Sache Gottes, die Aufklärung, Veredlung und Beſeligung der Welt konnte ohne ſelbigen nicht vollbracht werden. Es ſei des Vaters Wille, ſprach er deshalb immer, und er müſſe thun, wie ihm der Vater geboten habe. Und deshalb beſtärkte er ſich ſelbſt ſo in ſeinem Hange zum Tode, und verwies es den gutherzigen, aber nicht durchſehenden Seinen, wenn ſie ihm ſeinen Lieblingsgedanken, den Gedanken an ſeinen Kreuzestod, zu verleiden ſuchten. O welch eine Seele muß die ſein, die durch die Vorſtellung — du kannſt Segen ſtiften — zu allen Aufopferungen determinirt wird, und welche die Idee — dein Scheiden von der Erde bringt unermeßlichen Seegen hervor — ſo ergeben zum Hinſcheid macht! Nahe verwand mit ihr ſind die Seelen derer, welche für Eltern und Kinder, für Freunde und Vaterland ſterben; aber unendlich erhaben über ſie iſt und bleibt doch der Einzige, der für die Menſchheit im Ganzen ſtarb, dem jeder an ihn glaubende Nachkomm nach Jahrtauſenden ſo lieb, als ſein Bruder, und jedes Land der Welt, wohin ſeine Lehre einſt dringen könnte, ſo theuer, als ſein Vaterland, war.

Dieſe ſeine Willigkeit zum Tode ward hernach Standhaftigkeit im Tode ſelbſt. —

Hier wird von dem ſterbenden Jeſus alles übertroffen, was die Geſchichte der Menſchheit Großes und Erhabenes aufzuweiſen hat. Nicht im aufbrauſenden Enthuſiasmus, der ihm kein deutliches Bewuſtſein vom Tode übrig lies, und in welchem die Helden ſo oft angeſtaunt auf dem Schlachtfelde fallen, fiel er; nicht betäubt von innerm Affekt oder von äußerlichem Geräuſch verlies er die Welt, ohne über das, was ihm geſchehe, zu ſich ſelbſt zu kommen; ſondern er ſtarb einen langſamabquälenden Tod bei voller Geiſtesgegenwart, hatte hohes Gefühl von allen ſeinen Schmerzen und blieb in einem Zuſtande deutlicher Ideen bis an den letzten Augenblick. Es iſt mir unmöglich, hieran zu zweifeln, ſobald ich erwäge, was von ſeinem Tode geſchrieben ſteht. Todeskampf und Tod ſelbſt waren bei ihm nicht das Werk einiger Momente nur, wie bei denen, welche ein glücklicher Hieb oder Schuß zu Boden ſtreckt; ſondern ſechs Stunden lang währete es, ehe ſeine phiſiſche Konſtitution aus dem Zuſtande wirklicher Geſundheit, durch Verblutung und Schmerz, in den Zuſtand völliger Auflöſung überging. So lang auf der einen Seite dieſe Zeit war, um es ihm unmöglich zu machen, im aufbrauſenden Enthuſiasmus etwa zu ſterben: ſo kurz war ſie auf der andern wieder in Betracht der Hinrichtungsart, welche an ihm vollzogen ward. Schlechterdings leuchtet hieraus hervor, daß er ſein äußerſtreizbares Nervenſiſtem gehabt haben müſſe; und ſo müſte ich, wenn ihm auch kein Seufzer entfahren wäre, dieſerhalb ſchon glauben, daß er ſeine Schmerzen auf das höchſte empfunden haben möge. Aber — wie verbürgt mir vollends das Gefühl von ſeinen Leiden, die Klage — mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen! O wie viel wollte ich nicht dafür nehmen, daß er dieſe Klage nicht geführt! Wer wüſte, was mir ſonſt doch für Zweifel einfielen, und wie ich über die mir nun wohl gar unnatürlichſcheinende Ruhe, mit der er am Kreuze geſchwebt haben ſollte, zu denken anfinge! Aber — er ſeufzte über ſeine Schmerzen, als ſie den höchſten Grad erſtiegen. So fühlte er, wie er litte; und ſo war die Ruhe, welche er vor- und nachher wieder behauptete, Verſchmerzung der Schmerzen, Sieg über des Todes ſiebenfache Greuel aus Raiſonnement, — Standhaftigkeit. Wie ein Held, der nach dem Kampf an ſeinen Wunden ſtirbt, unter dem froheſten Gefühl über die Nachricht, daß die Freiheit ſeines Volks durch ihn errungen ſei, der Schmerzen zu vergeſſen ſcheint, die ihn noch ſtundenlang quälen: ſo quälte er ſich gelaſſen, unter dem Bewuſtſein errungener Menſchengerechtſame für Millionen, errungener Weltaufklärung und Weltbeglückung, zu Tode. Es war ihm, als ſähe er alle die Unzählichen, welche ſeines Todes wegen an ihn glauben würden, um ſein Kreuz her ſtehen. Voran ſtanden nur noch Einzelne ſeiner Freunde und Anhänger, die er ſelbſt aus ſeinen Zeitgenoſſen geſammlet hatte. Hinter dieſen ſtanden ſchon Tauſende, die ſeine Apoſtel ihm zuführen würden. Noch hinter dieſen wanden ſich ſchon Hunderttauſende gleichſam aus dem Schoße der Erde hervor, und hinter ihnen ſchwebten die Millionen der künftigen Jahrtauſende in kaum ſichtbaren Geſtalten. Das ganze Land umher ſah er im Geiſte von künftigen Gläubigen bedeckt, und, ſo oft er wieder klagen wollte, ward ihm, als fragten dieſe — „Erlöſer, bleibſt du dir auch gleich, bis ans Ende gleich?" Da, da fühlte er, wie viel er für ſie leiſtete, wenn dies geſchähe, und ermannete ſich immer von neuem wieder, bis Gott ſeine Qualen wohlthätig endigte. Betäubt war er nicht; betäubt wollte er nicht ſein. Sogar den Labetrunk von Kräuterwein, der den Verurtheilten gereicht zu werden pflegte, mochte er nicht. Nur laben und ſtärken wollte er ſich durch die Vorſtellung der großen Erfolge ſeiner Leiden und ſeines Todes, und ſo blieb er ſo ſeelenfrei und ſo bei deutlichen Ideen bis ans Ende, daß er die letzten eintretenden Augenblicke als letzte noch fühlte und ſie mit den Worten — Es iſt vollbracht — als ſolche ankündigte. So führte er mit Geiſtesſtärke aus, was er mit Herzensgüte anfing. Die höchſte Reizbarkeit und die ſtärkſte Ausdaurung vereinigten ſich in dieſem Ausbündigen. Jene war Werk ſeiner Organiſation; dieſe war Werk großer Ideen und gereicht ihm neben jener zu noch weit unausſprechlicherer Ehre.

Und — mitten in der drangvolleſten Lage, die ſeine ganze Aufmerkſamkeit auf ihn ſelbſt zu heften ſchien, damit er ſich nur als Sterbender in ſeiner Würde behauptete, war er noch liebevollthätig für Andere. Man hätte denken mögen, er würde nun die ganze Welt über ſich vergeſſen; aber er vergas ſich über die Welt. Denken hätte man mögen, er würde ein Geſchlecht, das ihn ſo mit Undank belohnte, nicht mehr eines Blicks würdigen; dennoch aber blieb er der großmüthige und raſtloſe Menſchenfreund, der er immer geweſen war, und lies ſich in keiner Art von Erweiſungen ſeiner Liebe durch ſein Schickſal ſtören.

Lieb und theuer blieb ihm ſein Vaterland; auch da noch, als es ihn aus der Zahl ſeiner Bürger ſtrich und aus ſeinem Schoße ſties. Wer möchte in die Thränen nicht ſchon weinen, die er, ehe dies noch geſchah, vor Jeruſalem vergoß! Dies waren nicht Thränen der Selbſtliebe und der Leidensfurcht, ſendern Thränen des wärmſten Patriotiſmus; denn ſeufzend ſprach er dazu: „ach möchteſt du noch, jetzt noch wenigſtens die letzte Rettung ergreifen, die dir geboten wird — umſonſt aber iſt mein Wunſch! Hören haben deine Kinder nicht gewollt.“ Doch ſprach er dies, als er noch nicht gegriffen und verurtheilt war. So iſt das noch unendlich mehr, was auf dem Wege nach Golgata von ihm geſchah. Als da viel tauſend Thränen, die er gewiß zu ſchätzen wuſte, aus weichen Seelen für ihn floſſen, überwältigte die Ahndung, noch weitentfernter jammervollen Schickſale der ſanftern Weinerinnen, in ihm den Gedanken an ſeinen eignen dichtbevorſtehenden Märtirertod. Von ſich ſelbſt die Blicke ab, und nur auf dieſe hingewendet, rief er ihnen zu — Ihr Töchter von Jeruſalem, weinet nicht über mich, ſondern über euch und eure Kinder! Nie, nie müſſe ich dieſer Worte gedenken, ohne mich ſanft an die Seele hingezogen zu fühlen, die ſich in ſie ergoß! Schön wäre es ſchon geweſen, wenn der groſe Mann, der ſie ſprach, mit ſeiner Nation etwa nur zugleich gelitten hätte oder durch ein Ohngefähr das Opfer für ſie geworden wäre; aber ſo war's noch dreimahl ſchöner, daß er, der ſelbſt durch ihre Hände ſtarb, ſo ſprach.

Wie in ſeinem Hange zur ganzen Mitbürgerſchaft, ſo blieb er ſich auch in zärtlicherer Ergebenheit an diejenigen unter ſelbiger gleich, mit welchen ihn die Natur und die Freundſchaft noch enger verbunden hatten. Wahr, ewigwahr iſts — wie er von jeher geliebt hatte die Seinen, ſo liebte er ſie bis ans Ende — ja bis ans Ende im allerwörtlichſten Verſtande. Wie bald war er in jenem ſchönen feierlichen Gebet, womit er ſich ganz zulezt noch zu ſeinem Tode einweihete, von dem Gedanken an ſich ſelbſt weg, und dachte blos an ſeine Treuen, die nach ihm ſein großes Geſchäft fortſetzen ſollten! Wie ward ſein Gebet immer Affekt- und Drangvoller, je mehr er über die traurige Lage nachdachte, in welcher ſie ohne ihn in der Welt ſein würden; und wie erflehete er ihnen mit einer Inbrunſt, die meine ganze Seele in Bewegung ſezt, jene vollkommene Freudigkeit und jenen ſtandhaften Geiſt, die allein zum Märtirerthum geſchickt machen, zu einer Zeit, da er nahe daran war, ſelbſt die ſchwereſte Probe von beiden ablegen zu müſſen! Wie ſchön klang, als man ihn in Verhaft zu nehmen kam, das Wort aus ſeinem Munde — Suchet ihr mich, ſo laſſet dieſe gehen! Wie ſorgfältig noch befreiete er, als er ſchon fortgeführt ward, den Petrus von den gefährlichen Folgen, welche die unüberlegte Hitze und unzeitige Gegenwehr deſſelben für ihn gehabt haben würden! Wie zärtlich brachte er, als er gar im Verhör ſchon war, eben dieſen Mann, den ſein eigenes Herz getäuſcht hatte, von der ſchmachvolleſten Untreue zu Thränen über ſie zurück! „Der Herr wandte ſich und ſah den Petrus an.“ Ueberraſchender iſt nicht leicht eine Stelle in der evangeliſchen Geſchichte, als dieſe, und wer kann ſie leſen, ohne lange bei ihr einzuhalten und die tauſend Gedanken zu denken, die in ihr liegen? Die Wendung und der Blick dabei . . . wer mag den letztern beſchreiben! Was für zermalmende Eindrücke mag er auf den Sünder gemacht haben — doch nur zu ſeinem Heil; gewiß ſchloß ſich der Blick mit Heilandsmilde, die ihn tröſtete. Und wie groß muſte der ſein, der in einer ſolchen Lage, wo er ſo viel vor ſich hin zu blicken hatte, noch ſo einen Blick rückwärts nach ſeinem geſunkenen Freunde thun konnte! Aber — je näher dem Tode, deſto mehr auch liebend die Seinen; und die ſanfteſte und hinſchmelzendſte Scene dieſer Liebe öfnete ſich erſt, da er ſchon am Kreuze ſchwebte und alle Qualen der Hinrichtung empfand. Unfern von ihm ſtand Maria, die jammernde Mutter, durch deren Herz jetzt das ihr einſt verkündigte Schwert drang. Neben ihr ſtand ſein innigſter Freund Johannes. Mutter und Freund ſollten Troſt geben dem leidenden Freund, dem ſterbenden Sohn; aber gekommen waren die Weichmüthigen, ihm den Tod zu erſchweren. Sie weinten in ſein Blut. Was that er, der leidende Freund, der ſterbende Sohn? Er trocknete ihnen blutend die Thränen, „Ich muß von euch, aber das Beſte, was ich hatte, laſſe ich euch beiden an meiner Statt; — dir, Mutter, einen neuen Sohn, meinen Freund, den ich liebte, wie mich; — und dir, Johannes, eine neue Mutter, meine Mutter. Was du ihr thun wirſt, das haſt du mir gethan." Da war vom ſterbenden Sohn noch die arme hinterbleibende Mutter verſorgt; denn von Stund' an nahm ſie der reiche Freund zu ſich. Ach, wie ſchwimmt mein Auge voll Thränen der Verehrung und Liebe für den heiligen Sohn, der, als ſein höchſtes Leiden ihm das Erbarmen einer ganzen Welt hätte erregen mögen, noch thätiges Erbarmen für die verlaſſene Wittwe, die ihn einſt zur Welt geboren hatte, übte! Lernet von ihm, ihr Söhne der Menſchen allzumahl, was ihr euren Müttern ſchuldig ſeid, und empfanget einſt, wenn ihr ihnen voran gehen müſſet, auch von ihnen ſo Segen dafür, wie er. O wie mögen ſie nach Jahren noch ihm ſo ſehnlich nachgeblickt haben — ſeine Mutter und ſein Freund! Wie mögen ſie unter unausſprechlichen Empfindungen den Tag, ſo oft er wiederkehrte, gefeiert haben, an dem er ſie verlies und an dem er ſie zugleich ſo heilig und ſo ſanft verband! Wie mochte Maria ſchauen nach ihm himmelan, als ſie endlich in Johannes Armen ſtarb, und Johannes nach ihm himmelan, als er ſie begrub!

Auch in dem großen Menſchenfreundegeſchäft, jedem Sünder ohne Unterſchied, ſobald es ihm um ſeine Beſſerung ein Ernſt war, zu Hülfe zu kommen, und ihn durch Troſt in der Beſſerung zu befeſtigen, lies er ſich durch Leiden und Tod nicht ſtören. Zwar konnte er ſelbſt die Gefallenen nicht mehr aufſuchen; aber die Vorſehung wollte, daß ein ſolcher von der beſſern Art, dem auch das Kreuz zuerkannt war, neben ihm bluten ſollte. Gewis hatte ihn dieſer ſchon vorher gekannt, und ihn wohl gar das Evangelium vom Reiche predigen gehört; denn er karakteriſirte ſich von dieſer Seite durch die wenigen Worte, welche er ſprach, zu ſtark. Als Meſſias ſich ihn denkend, rief er ihm im damahligen religiöſen Volksſtyl zu — „Herr, ſei meiner eingedenk, wenn du einſt zum Beſitze deines Reichs gelangſt!“ Da antwortete ihm Jeſus ganz in demſelben Ton — „Ja, heute noch ſollſt du da mit mir ſein, wo die abgeſchiedenen Frommen ſich aufhalten, bis das tauſendjährige Reich angeht.“ Genung, er tröſtete hier einen Sünder, der durch edle Verweiſe an einem fühlloſen Mitgenoſſen ſeiner Laſter, ſeine Beſſerung auſſer Zweifel geſetzt hatte, und der Troſt, welchen er ihm reichte, enthielt für ihn Begnadigung und ſelige Fortdauer zugleich. Dies waren die beiden Lehren, von denen er immer ausging und auf die er immer zurückkam; und dieſe allenthalben an den rechten Mann zu bringen, war in ſeinen Augen ſein heiligſter Beruf geweſen. So übte er noch ſterbend ſeinen Beruf, und unzerſtörbare Menſchenliebe war es, die ihn antrieb, auch unter den entſetzlichſten Qualen die letzte Gelegenheit dazu nicht unbenutzt vorbeiſtreichen zu laſſen. In welchem neuen erhabenen Lichte ſteht der Unerreichbare hier! Mit Recht rühmt man wackere Geſchäftsmänner, die ein ſchneller, aber ganz ſchmerzenloſer und ſanfter Tod noch mitten in Betreibung ihres Berufs antrift, wenn ſie durch vorausgegangene faſt untrügliche Anzeigen der über ihnen ſchwebenden Gefahr ſich nicht abhalten ließen, ihr Amt ununterbrochen fortzuſetzen; aber was ſind ſie gegen dieſen, der unter den fürchterlichſten Schmerzen, die ihm die Art ſeines Todes bewirkte, noch ſein ſchönes Heilandsamt betrieb; und der da, als ſeine eigene Seele für Jammer und Noth in Unruhe hätte verſinken mögen, noch für die Ruhe einer andern Menſchenſeele ſo zärtlich ſorgte! Es iſt ſchon an ſich eine ſchöne That, einem Sterbenden, der wahrhaftig ſich bekehrte, zur Zufriedenheit beim Uebergange zu verhelfen; aber — als Selbſtſterbender dies thun, als Unſchuldigverurtheilter mitten unter den Foltern der Hinrichtung dies thun, das iſt der ſchönſten Thaten eine.

Doch, das höchſte, wozu ihn noch ſterbend die Menſchenliebe vermochte, folgt jetzt erſt. Noch hatten ſeine Verfolger und Mörder blos als kaltblütige Zuſchauer bei ſeinem Kreuze geſtanden; noch hatten ſie höchſtens nur ſtilles Wohlgefallen an ſeiner vollbrachten Hinrichtung, als an dem erreichten Ziel ihrer Wünſche, gehabt; aber nun fingen ſie an, ihn über ſeine Todesqualen laut zu verhöhnen. Dies war Vermehrung ſeiner Schmerzen ins Unendliche; verworfenſte Hinſinkung der Menſchheit war's auf Seiten der Schadenfrohen. An den letzten Verzuckungen eines Thiers, das man tödtet, ſich ergötzen, iſt ſchon Zug der Hölle. Wär's auch ein Raubthier, ſo iſts doch an ſeinem Tode genug. Aber eines ſterbenden Menſchen ſpotten — das iſt Grauſenerregend. Und wär's der größeſte Miſſethäter, ſo leidet er ſeine Strafe und thut der Gerechtigkeit genug, und die Menſchheit will, daß man ſeiner Todesangſt ſtillgerührt zuſehe, wenn man ihr einmahl zuſieht. O wie oft reißt das Angſtgeſchrei, das Zittern und Beben, das letzte Zucken und Muſkelſchlagen ſterbender Verbrecher die Umſtehenden ſogar zum Mitleid für ſie hin! Aber hier, hier erweckt der Anblick des jämmerlichſterbenden Gerechten teufliſches Hohngelächter . . . Was thut — o welch ein Kontraſt! — was thut dagegen der ſchöne Hingerichtete? Er ſchilt nicht wieder, da ihm geſcholten wird; er drohet nicht, da er ſo leiden muß; er ruft nicht Rache vom Weltrichter herab. Was thut er denn? Die Hände hat er nicht frei, um ſie zu erheben oder zu falten; die Kniee hat er nicht frei, um ſie zu beugen; aber — die Augen, die Augen hat er frei. So blickt er mit ihnen gen Himmel! den Mund, den Mund hat er frei. So öffnet er ihn und — betet, betet für die ihn noch ſpottenden Mörder, betet Vergebung für ſie herab und — entſchuldigt ſie ſogar vor Gott. Vater vergib ihnen: ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Das iſt das Höchſte, das Allerhöchſte, was ein Menſch thun kann. Jeſus that's. Chriſten und Nichtchriſten, vereiniget euch alle und ſprechet — er iſt und bleibt der Erſte unter uns!

Noch zieht nach allen dieſen Betrachtungen ſein unerſchütterliches und mit ihm in jene Welt hinübergehendes Vertrauen auf Gott meine ganze Aufmerkſamkeit auf ſich. Auszeichnend und auf ewig an ihn kettend war auch dies. Ich will mich hier noch einmahl an jenen einzigen Seufzer, der ſich aus ſeiner Bruſt loswand, erinnern. Ich wollte, dachte ich vorhin bei mir ſelbſt, viel nicht dafür nehmen, daß er ihn nicht gethan hätte; aber um alles in der Welt willen möchte ich doch auch nicht, daß er mit ihm aus der Welt gegangen wäre. Die angegebene Zeit bezeugts, daß er ihn wirklich in voller Todesangſt gethan. Gewis bewirkten da die heftigſten eintretenden Krämpfe eine Verdunkelung ſeiner Ideen; und wie konnte er dafür? Der beſte Menſch erklärt ſich in entſetzlichſter Angſt für von Gott verlaſſen. Aber wie bald ſtellten ſich wieder deutliche Ideen in ihm ein, und wie behauptete er da wieder das innigſte, unbeweglichſte Vertrauen auf Gott! Sein Werk ſowohl, als ſich ſelbſt, den Stifter, gab er mit einer Zuverſicht in die

Hände des Allmächtigen, der nichts gleicht. „Es iſt vollbracht“ ſprach er bald nach jenem Seufzer; und es war, als ſagte er damit: „Nun iſt von meiner Seite Alles geſchehen, wahre Gottesverehrung und mit ihr wahre Glückſeligkeit in die Welt einzuführen; auch das letzte, was ich dafür thun muſte, geſchieht, — ich ſterbe dafür. Ob nun mein Werk beſtehen wird? Ja, ich glaube es, heilige Providenz, denn es iſt dein Werk. Ganz unbekümmert darüber verſcheide ich. Ein Anderer dächte wohl — ſo, wie du dahin biſt, iſt auch alles wieder vereitelt und mit dir zugleich vergeſſen; aber ich gehe mit dem Glauben ab, daß eben auf meinem Abgange der größeſte Segen für mein angefangenes Werk ruhen werde. So wahr ich ſterbe — Wahrheit und Ruhe ſind nun auf ewig für die Menſchheit da, und werden je länger, je mehr erſt Tauſenden und dann Millionen durch mich zu Theile werden. Ich werde zwar nicht Augenzeuge davon auf der Erde ſein; aber im Geiſte ſehe ichs vorher — Unſichtbarer, dein Reich beſteht nun auf ihr. Von nun an wird es immer beſſer und beſſer mit der Menſchheit werden, und endlich wirds vollkommengut um ſie ſtehen. So viel rechne ich auf meinen Tod, und auf dich, Gott der du das Menſchengeſchlecht zur Glückſeligkeit beſtimmteſt.“ So geht ein Säemann, wenn er im Herbſt zugeſäet hat, für ſeine Saat unbeſorgt von ihr weg, überläſſet ſie ganz der ohne ihn nun fortwirkenden Natur und zittert beim Eintritt des Winters nicht, ſondern freuet ſich vielmehr ſeiner, weil dieſer die folgende Erndte nur ergiebiger macht. — Wie ſein Werk, ſo gab er auch ſich ſelbſt mit dem unwandelbarſten Vertrauen an die Gottheit hin. „In deine Hände befehle ich meinen Geiſt“ und dazu ſprach er „Vater“, und das waren ſeine allerletzten Worte. Ach, ſo ganz am Rande eines leidenvollen Lebens noch, ſo im vollen Gefühl der Annäherung des Todes ſchon, ſo in der verlaſſenſten, ſtärkungberaubteſten, unbeſchreiblich erbärmlichſten Lage noch das oberſte Weſen mit Inbrunſt Vater nennen — das kann nur eine Seele, die völlig zufrieden mit dem traurigſten Verhängnis iſt, das ihr zu Theile ward, und deren Hofnung auf Gott ſo feſt ſteht, daß ſie auch der Vergang einer ganzen Welt nicht wankend machen kann. Vater, in deine Hände mein Geiſt — was war dies anders, als wenn er ſpräche: „Für hier fällt nun freilich der Vorhang zwar nieder; für hier iſt weiter nichts von mir zu hoffen, als Ende der Noth; aber unmöglich kann ich damit abgelohnt und abgefunden ſein. Mein Werk wird fortdauern, und ich werde fortdauern. Allmacht und Liebe ſchufen dem Geiſte des Menſchen Unſterblichkeit an. Und ſo, wie mein Werk durch meinen Tod gewinnt, ſo werde ich auch durch ihn gewinnen. Dort, dort in der Oberwelt wartet auf mich der hohe Märtirerlohn, den ich ohne Tod nicht in Empfang nehmen kann. Dafür, daß ich hier für meine Lehre ſtarb, werden alle die, welche durch meinen Tod an ſie glauben werden, mich dort Heiland und Herr nennen; ſie werden mir ihre Seligkeit danken, und ich werde unter ihnen, den Seligen, der Seligſte ſein. Wie wohl iſt mir, daß ich für ſie ſterben kann! Nimm mich nun auf, Vater — „Vater, in deine Hände mein Geiſt!“ Dies waren, wie geſagt, ſeine allerletzten Worte, auf die er ſogleich ſtarb; und ſo war dies wirklich die Stimmung, in der er verſchied, die Stimmung, in der er würklich ſeinen Uebergang in die Ewigkeit hielt. Welch grenzenloſes, welch felſenfeſtes Vertrauen auf Gott! Welch ein ſchöner Schluß des ſchönſten Lebens! Warlich hier iſt das realiſirte Ideal der vollendeten Menſchheit. Verliehre dich, mein Geiſt in ſtiller tiefer Bewunderung deſſelben!!!

Doch, es ſei an dieſer bloßen Bewunderung ſeiner Todesgröße und an dem lauteſten Beifall, den ihm mein Herz darüber giebt, nicht genung!

So ſchön, als er ſtarb, ſtarb er auch für mich. Dies ſei der große Gedanke, dem ich nun nachhange! Der vollkommenſten Wahrheit gemäs kann ich dies in einem doppelten Verſtande ſagen, ohne mich zum Glauben an Spitzfindigkeiten oder gar an Gottunanſtändigkeiten der Schultheologie herzugeben.

Ich bin eine Chriſtin und habe offenbar dem Chriſtenthum meine beſſern Erkenntniſſe und Geſinnungen zu danken. Wäre ich dies nicht, ſo könnte es zwar ſein, daß mich eine andere Religion unterrichtet und gebildet hätte; ich kenne doch aber keine, die ſo vollkommen unterrichtet und bildet, als die chriſtliche. Wollte ich auch ſagen, daß ich wohl aus mir ſelbſt zu den Erkenntniſſen und Geſinnungen hätte gelangen können, zu welchen mir jetzt das Chriſtenthum verholfen hat: ſo ließe ſich doch kein feſter Beweis darüber von mir führen. Genung, ich bin durch das Chriſtenthum unterrichtet und gebildet worden; ich weiß auch, daß mein Vaterland ehemals von rohen Götzendienern bewohnt worden ſei, und daß es noch von dergleichen bewohnt ſein würde, wenn das Chriſtenthum nicht dahin gekommen wäre. Wie hätte ich mich denn nun wohl mitten unter Götzendienern zur Erkenntnis und Verehrung des wahren Gottes erheben wollen? Und wie bin ich alſo dem Chriſtenthum meine ganze menſchliche Glückſeligkeit ſchuldig! Hätte daſſelbe aber nie Beſtand gehabt; hätte es ſich noch weniger ſo weit verbreitet, daß es bis in mein Vaterland gekommen, wenn ſein Stifter nicht für ſelbiges geſtorben wäre: ſo iſt er ja im recht eigentlichen Verſtande auch für mich geſtorben, und ſo habe ich ſeinem Tode vorzüglich die guten Erkenntniſſe und Geſinnungen zu danken, welche ich wirklich beſitze. Ja, ſo oft ich nun jetzt noch über ſeinen Tod nachdenke: ſo oft fühle ich, wie die Schönheit deſſelben ſeiner Lehre auſſer der ihr eigenthümlichen innern Kraft noch eine ganz beſondere Kraft verleihe, mit Unwiderſtehlichkeit auf mein Herz zu wirken. O ſo geſelle ſich zum Gefühl der Bewunderung des großen Sterbenden auch das Gefühl der innigſten Dankbarkeit für ſeinen Tod in mir! Ich will zwar nicht ſprechen — „dieſe Qualen habe ich dir verurſacht; ich bin Schuld an deinem Tode." Nie hat er ſelbſt ſeinen Treuen, die an ihn glauben und ſein Wort halten würden, ſo etwas nachgeſagt, oder von ihnen verlangt, daß ſie ſich eines Verbrechens anſchuldigen ſollten, das ſie nicht begangen. Aber wohl hat er geſagt, daß er ſein Leben ließe für ſeine Freunde; und ſo will auch ich ſprechen — auch für mich hat er ſein Leben gelaſſen; auch mein Heil hat ſein Tod bewirkt. Ich will mich im Geiſt unter jenen Millionen denken, die er als Gläubige künftiger Jahrhunderte in weiter Ferne und in kaum ſichtbaren Geſtalten ſchwebend von ſeinem Kreuze ſah, und die ihm zuriefen — Erlöſer, bleibſt du dir auch treu? Ich will mich auf den Zeitpunkt freuen, wo mein Geiſt einſt zu dem ſeinigen gelangt, und bis dahin ſoll mein Dank für ſeinen Tod die treueſte Befolgung ſeiner Lehre ſein, für die er ſtarb. Wenn dieſe meinen Verſtand immer mehr aufklärt und mein Herz immer mehr veredelt und dadurch mein Leben immer glücklicher macht, dann lohne ich ihn recht für ſeinen Tod ſo, wie er gelohnt ſein wollte, und jeder Gläubige mehr, jeder durch ihn weiſe, gut und ſeliggewordene Menſch mehr wird auch einſt eine Herrlichkeit mehr für ihn ſein.

Große Menſchen fordern aber auch durch ihre großen Beiſpiele alle, die jemals davon hören, zur Nachahmung auf. Es iſt dies eine der beſonderſten Stärkungen, welche uns die Vorſehung zu unſerer Tugend und Vervollkommnung reicht. Auch mich hat Gott durch das Beiſpiel des leidenden und ſterbenden Jeſus zur höhern Ausbildung und Vollendung der Menſchheit an mir aufgefordert. So iſt er auch in dieſer Hinſicht für mich geſtorben, und ſo will ich auch recht von Ihm lernen, das Allergrößeſte lernen. Ich will ſtille Zufriedenheit mit allen meinen Verhängniſſen ausüben und mich unter mein Schickſal ſo Gottergeben beugen, wie er. Ich weiß meine Zukunft nicht, aber ich will ſie ſchuldlos erwarten. Hat ſie dann Leiden für mich, ſo will ich denken, daß es Gottes Wille ſei, daß ich dieſe tragen ſoll. Und wären ſie auch noch ſo ſchwer, ich will ſie ſtandhaft und beharrlich tragen. Sie ſollen mich nicht träge in Ausübung meiner Pflichten machen; ich will nicht Rache für ſie an der Welt durch Menſchenhaß nehmen. Dulden, dulden will ich, bis die Zeit kommt, wo die Dulder erquickt werden. Ich will auch das härteſte Schickſal zur Veredlung meines Herzens anwenden, damit es eine ſchöne und reiche Ausſaat auf den Tag der Garben für mich werde. Müſte ich auch für andere leiden, ſo will ich auch dies gern thun. Dies machte ja eben Jeſum ſo groß. Es liegt unausſprechlich viel Hoheit für die Seele darinn, durch ſeinen Mangel, durch ſeine Schmerzen und durch ſeine Noth zum Wohl anderer Menſchen beizutragen; ſo, wie es die tiefſte Erniedrigung iſt, Andere für ſich leiden zu machen. Spott ſoll mich nicht abhalten, Elenden Gutes zu thun; Verfolgung nicht, für Unſchuldige zu reden, zu gehen und zu wirken. Das legt den Grund zu den ſüßeſten, heiligſten und ewigſten Verbindungen mit Menſchen, wenn wir große Opfer für ſie bringen. Und müßte ich ſterben für Andere, ſo will ich dies für das größeſte Loos halten, das mich treffen könnte. Dabei ſoll mein Vertrauen auf Gott unerſchütterlich bleiben. Mislungene Arbeiten, vereitelte Wünſche, fehlgeſchlagene Hofnungen, einbrechende Gefahren, fürchterliche Kämpfe ſollen es nie wankend machen. Zu klein iſt dieſe Welt, als daß ſie mir die Größe meines Herzens rauben ſollte. Es bebe, es ſinke alles um mich her; mein Glaube an den meiner nie vergeſſenden Schöpfer ſoll derſelbe bleiben. Und dämmert mir der letzte Abend, ſo ſoll mir zwar das Licht verlöſchen, aber mein Vertrauen auf Gott nicht. Gewisheit meiner Unſterblichkeit ſoll mich aufrecht erhalten und bewirken, daß ich Gott noch ſterbend Vater nenne. Die letzte Idee, die mein Verſtand ergreift, ſoll die Vateridee Gottes, und das letzte Bild, das meine Fantaſie feſthält, das Vaterbild Gottes ſein. Dann, Erlöſer, ſterbe ich, wie du ſtarbſt, und dann werde ich die Würdigkeit erhalten, im Lande der Seligen einſt mit dir zu ſein.

Ariſt

macht tiefe Eindrücke auf den jungen Erich.

Ariſt. Alſo wirklich zwei Jahre nur, daß ich dich nicht ſah? Und doch hätte ich dich faſt nicht wiedergekannt!

Erich. Iſt möglich. Oft machen eins, zwei Jahre mehr Veränderung im äußerlichen Anſehen, als ſonſt zehen, zwanzig.

Ariſt. Nie aber ohne große und außerordentliche Veranlaſſung. Biſt du unterdeſſen krank geweſen?

Erich. Daß ich nicht wüßte. Es iſt mir vielmehr recht wohl gegangen. Ich genieße das Leben. Manchmahl iſts zwar, als wär's in mir düſter; aber dann heitere ich mich unter meinen Freunden wieder auf. Wir tanzen und ſingen; wir trinken und lieben. Kurz, wir genießen das Leben.

Ariſt. Nenne das, was du thuſt, nicht ſo, Erich. Der Ausdruck iſt zu edel dafür. (holt ein Portrait herbei) Kennſt du das?

Erich. (ſchnell) Das bin ich.

Ariſt. Sprich, das war ich. (führt ihn vor den Spiegel und hält das Portrait darneben) Sieh, ſo ſahſt du vor zwei Jahren aus, und ſo ſiehſt du nun aus. Und doch ſagte damals jedermann, daß du ſo vollkommen getroffen wäreſt. Kann das Leben genießen heißen, was dich ſo herunterbringt?

Erich. (der erſt erſchrocken ſcheint, dann ſich ſammlet, herumtanzt und dazu ein Liedlein trallert, und endlich wieder vor den Spiegel tritt) Nun, was iſts mehr? Bin ich nicht auch zwei Jahre älter geworden?

Ariſt. Allerdings; aber in einem Alter, wo dich zwei Jahre nicht ſo hätten herunter, ſondern vielmehr noch mehr hinauf bringen und dir deine höchſte körperliche Vollkommenheit erſt geben ſollen. (weiſet aufs Portrait) Sieh dieſe Fülle im Geſicht, dieſe Heiterkeit auf der Stirn, dieſes Feuer in den Augen, dieſe Roſen auf den Wangen! (hält ihn feſt gegen den Spiegel) Und nun — ſieh an den matten, faſt ſeelenloſen Blick, die eingefallenen Backen und ihre ſpitzherausragenden Knochen, die gelbende Bläſſe überall, die Runzeln auf der vierundzwanzigjährigen Stirn und die bläulichen tiefen Ringe um die Augen! Vermagſt du dir ſelbſt die Zerſtörung zu verzeihen, welche dein vermeinter Lebensgenuß an dir anrichtet?

Erich. Was liegt daran, daß ich nicht Mädchenfarbe mehr auf den Wangen und Mädchenglätte auf der Stirn mehr habe? So ſehe ich männlicher aus; und werde ich denn nicht bald ein Mann? Genug, mir iſt wohl.

Ariſt. Wie ein Greis ſieheſt du aus, Erich, und ſag nur nicht, daß dir wohl ſei. Beim Erwachen am Morgen möcht' ich dich vollends nicht ſehen und die Empfindungen von Unbehagen nicht haben, die du dann haſt.

Erich. Da weiß ich mir zu helfen. Stärkende Getränke geben mir bald den Ton wieder, und verliehrt er ſich abermals, ſo weiß ich ihn abermals zu heben.

Ariſt. Du haſt alſo im Grunde gar kein wirkliches Gefühl von deinem natürlichen und eigentlichen Zuſtande, und kannſt nicht von Wohlſein reden. Du biſt in beſtändigen gewaltſamen Spannungen, und kommſt ſogar im phyſiſchen Verſtande nicht zu dir ſelbſt.

Erich. Was liegt daran, ob ich mein Wohlbefinden meinem natürlichen Zuſtande oder Spannungen zu danken habe? Genug, wenn ich mich wohlbefinde!

Ariſt. Lieber, das Wohlbefinden, welches uns das Gefühl von unſerm natürlichen Zuſtande giebt, iſt dauerhaft; dasjenige aber, welches Spannungen geben, hält nicht lange vor. Bald wirſt du dir in den längern Pauſen, welche es macht, durch noch ſtärkere Spannungen zu helfen ſuchen müſſen, und endlich wirſt du gar keiner Spannung mehr fähig ſein. Dann wirſt du urplötzlich und unrettbar dein Elend in ſeiner ganzen fürchterlichen Größe fühlen.

Erich. Wer wollte ſich mit ſolchen Grillen plagen! dazu iſt meine Natur auch zu ſtark.

Ariſt. Ihre Stärke wird dir weiter keinen Vorzug gewähren, als daß du die wüſte Lebensart nur etwas länger treiben könneſt, als andere ſchwächere. Völliger Untergang deiner Maſchine erwartet dich, wie ſie; — mit ihr traurige Geiſtesſchwäche, die ſich dir durch die düſtern Augenblicke, welche du jetzt bereits zuweilen haſt, ſchon ankündigt; — und in der Mitte deiner Jahre wird dich das Grab verſchlingen.

Erich. Du mußt ſo gut ſterben, wie ich, und wenn du dich noch ſo kaſteieſt. Später oder früher, gilt gleich. In der Stunde des Todes iſt einer ſo alt, wie der andere. Wahre Weisheit eines Sterblichen iſt — das ſterbliche Leben ſo überſchwenglich genießen, als man kann. Lebte ich auch nur halb ſo lange, wie du: ſo lebe ich doch

r gedrängten Genüſſen und habe den Vortheil
, daß ich die Leiden hernach nicht tragen darf,
e die höhern Jahre haben. Dieſen entgehe
or der Zeit, und — ſo verſtreiche mein Leben
iebe und Wein, und kommt der Tod, ſo habe
gelebt und genoſſen, und ſterbe im letzten
uß.

Ariſt. Du irreſt ſehr in der Meinung von
em Tode. Jahre lang wirſt du noch nach
letzten Genuß umherſchleichen; Jahre lang
eicht auf einem martervollen Krankenbette lie-
So, ſo ſterben Lebensgenießer, wie du,
ſie nicht zu rechter Zeit ſich noch warnen laſ-
Mache dir die fürchterlichſten Vorſtellungen
deiner künftigen Todesart, und ſei verſichert,
annſt ſie nicht übertreiben. Kraftlos, ausge-
gelt, ein abſchreckendes Jammerbild für alle
en Leute deinesgleichen wirſt du da liegen, und
greuliche Schmerzen in ſchlafloſen Nächten
ſeln. Lange wird alsdann oft deine Vernunft
ir wie betäubt ſein, und ſo oft ſie erwache,
ſie nur zur Vermehrung deiner Qualen erwachen.
keinen Spannungen mehr hingehalten, von kei-
Nebel mehr umdüſtert, wirſt du dein Elend in
r Rieſengröße fühlen, dich in deiner dir ſelbſt
ßlichſcheinenden wahren Geſtalt erblicken, und

deine Freunde, die dich verführten, mit dir ſelbſt zugleich bis in die Abgründe der Erde verfluchen. Den Tod wirſt du mit keuchender Stimme herbeirufen und grauſam wird er dich fliehen.

Erich. Dafür weiß ich ein Mittel. Ein Piſtolenſchuß, und — ſo hat's Schattenſpiel an der Wand ein Ende.

Ariſt. Armer, woher nähmeſt du doch wohl alsdann den Muth dazu! Ich bitte dich, wiege dich mit ſolchem Troſt nicht ein. Nicht einmahl Kraft wird dein Arm genug haben, den Schuß zu vollbringen. Und nun erblicke dich ganz in deiner Hingeſunkenheit. Ein wüſtes Leben auf das abſcheulichſte enden wollen — welch ein Vorſatz! Erich, du liegſt viel tiefer ſchon im Abgrunde der Entmenſchung, als ich dachte. Schauderſt du nicht vor dir ſelbſt bei dem Gedanken an Gott und Unſterblichkeit, oder auch nur bei dem bloßen Gehör dieſer Wörter?

Erich. Ich bitte dich, laß den ganzen Traum, der Religion heißt, bei Seite. Nie gab's Gott, und nie war etwas lächerlicher, als die vermeinte Unſterblichkeit.

Ariſt. Das iſt dein Ernſt nicht, Erich. Du biſt ja gar nicht überzeugt von dem, was du da ſprichſt. Du täuſcheſt dich blos mit Ueberzeugung, und ſchwatzeſt deinen ſchlechten Freunden nur nach.

Sieh, ſo weit kann man unter ſchlechten Menſchen ommen, daß man ihnen zu gefallen ſeine eigene Vernunft verleugnet und wider ſeinen eigenen Glau- en zu glauben glaubt.

Erich. Bei Gott — das iſt meine feſte Ueber- eugung.

Ariſt. Du glaubſt ja keinen Gott; wie kann ch deiner Verſicherung bei ihm trauen?

Erich. (über ſich ſelbſt lachend.) Iſt ſo eine Angewohnheit von Jugend auf — wie's ganze Religionsweſen.

Ariſt. Alſo haſt du dir's auch wohl ſeit zwei Jahren nur angewöhnt, zu glauben keinen Gott? — Sag mir doch, warum glaubteſt du denn ſonſt an ihn ſo gern, und warum war dir ſonſt der Gedanke an Unſterblichkeit ſo ſüß und feierlich?

Erich. Leider machte das der Katechismus.

Ariſt. Nein, ſprich — weil damals dein Herz noch gut war... Da erſt, als du die Tugend aufgabſt, gabſt du auch Gott auf, und von der Zeit an, als du dich der gröbern Sinnlichkeit Preis gabſt, warſt du Leugner der Unſterblichkeit deines Geiſtes. Glaube mir aber, Erich, wenn der Zweifler an beiden noch Rechnung auf die Achtung ſeiner Mitbürger machen will, ſo muß ſein Leben hohe moraliſche Schönheit haben. Sonſt macht er ſich auf der Stelle verdächtig, daß er beide nur darum ableugne, weil er ſie nicht wünſcht, und daß er ſie darum nicht wünſche, weil ihn der Gedanke an ſie beunruhigt. Und — geradeſo ſtehts um dich und um deine Starkgeiſtiſchaft. Die Entſtehungsepoche deines Unglaubens und die deiner Immoralität treffen genau zuſammen, und du haſt keinen andern Grund, weshalb du Gott und Unſterblichkeit leugneſt, als weil dich die Gedanken an beide beunruhigen. Denke dir aber einmahl das Hingeſunkene in dem Zuſtande einer Seele, die, um vermeintlich ruhig zu ſein, wünſchen muß, daß Gegenſtände nicht exiſtiren mögen, deren Exiſtenz alle Edlen ſo ſehnlich wünſchen, in deren Erweiſung für das Menſchengeſchlecht die vortreflichſten Menſchen in allen Jahrhunderten und unter allen Himmelsſtrichen ihr Leben gern verbrachten, und deren Glaube erſt recht die Würde unſerer Natur, die Größe unſerer Beſtimmung und das Heil unſeres ganzen Daſeins vollendet.

Erich. Du thuſt mir Unrecht, und ich begreiſe gar nicht, wie mein Herz bei meinen Zweifeln an Gott und Unſterblichkeit das geringſte Intereſſe haben könne.

Ariſt. Nicht? Wirklich nicht? — Antworte mir einmahl auf die Frage. Wenn du nun beide glauben müßteſt, würdeſt du deine jetzige Denk- und Lebensart beibehalten?

Erich. Ich wüßte nicht, warum nicht. Meinetwegen möchten Gott und Unſterblichkeit ſein oder nicht. Wäre Gott, ſo müßts auch ſein Wille ſein, daß ich das Leben genöſſe, und wäre Zukunft jenſeits des Grabes, ſo müßte Genuß diſſeits die einzigwahre Vorbereitung auf ſie ſein. Alſo — mein Herz iſt völlig unpartheiiſch bei der Sache.

Ariſt. O Erich, wie bieteſt du alle deine Kräfte auf, dich ſelbſt zu täuſchen, und wie mislingt dir die Täuſchung ſo jämmerlich! — Die Rede war eigentlich vorhin von willkürlicher und abſcheulicher Selbſtbeendigung eines wüſteverlebten Lebens, und beim Vorſatz zu einer ſolchen ſollte dein Herz wirklich kein Intereſſe dabei haben, daß du Gott und Ewigkeit verleugneteſt? Müßteſt du dir nicht, ſobald du beide nicht verleugneteſt, ſagen, daß dein Geiſt ſo lange in der irrdiſchen Hülle harren müſſe, bis ihn der oberſte Geiſt durch natürlichen Vergang derſelben winke, und daß das unmöglich ein ſeliger Uebergang ſein könne, ſich in jene Welt gewaltſam hinüber zu ſtürzen, weil die erhabene

Beſtimmung unſerer Natur nur auf dem Wege d
Natur von uns erreicht werden möge? —

Erich, (der bei dieſen Worten Ariſt ſtarr anblickt
Das klingt wie wahr; aber was hilft's — es b
ruhet auf falſchen Vorausſetzungen.

Ariſt. Habe ich denn nicht blos fürs erſte d
Frage an dich gethan, ob du, wenn du beid
Gott und Unſterblichkeit, glauben müſteſt, dei
jetzige Denkart, nehmlich die über Selbſtmord a
Ende, beibehalten würdeſt? Und nun — du brauch
nicht zu ſprechen; in deinen Augen leſe ich da
Nein. So erkenne daraus ſchon, daß dein He
bei deinem Unglauben an beide mehr denn zu ſeh
intereſſirt ſei. Und ebenſo würdeſt du auch dein
ganze jetzige Lebensart nicht beibehalten, wenn d
Gott und Unſterblichkeit glauben müſteſt; den
was du vorhin von Lebensgenuß ſprachſt, wi
ihn Gott, wenn er wäre, auch wollen müſſe, un
wie ſolcher, wenn eine Ewigkeit wäre, die recht
Zubereitung auf ſie ſein müſſe, war nichts meh
und nichts weniger, als — eine Equivoke, hinte
die du dich vor dir ſelbſt nur zu verbergen ſuchteſt
aber vergeblich. Allerdings muß Gott wollen, da
du das Leben genießen ſolleſt, und allerdings mu
Genuß dieſes Lebens die wahre Vorbereitung au
jenes ſein; aber — du biſt ein Menſch, und ſ

kann Gott auch nur wollen, daß du als Menſch das Leben genießeſt, und ſo kann auch nur menſchlicher Lebensgenuß die wahre Vorbereitung auf die Ewigkeit ſein. Darfſt du es aber wohl wagen, auch nur dich ſelbſt glaubend machen zu wollen, daß du das Leben menſchlich genießeſt? Wo iſt der geringſte Antheil, welchen deine Vernunft an allen deinen Genüſſen nimmt? Und wo iſt die geringſte Ausbildung, welche ſie durch ſelbige empfängt? Du brauchteſt nicht nur, um ſie zu genießen, gar keine Vernunft, ſondern du zerſtörſt auch ſogar durch ſie deine Vernunft. O Erich, ſobald du alſo Gott und Unſterblichkeit glauben müßteſt, würdeſt du dir auch ſelbſt ſagen müſſen, daß deine ganze jetzige Lebensart nicht beizubehalten ſei. Dies fühlſt du, wärs auch nur dunkel, und darum leugneſt du beide. Dein Verſtand kann ſich der Schlüſſe nicht erwehren. — Iſt Gott, wie misfällig muß ich ihm ſein! Iſt Zukunft, wie arm werde ich in ihr ſein! — und ſo verführt ihn dein Herz, an Gott und an Zukunft zu zweifeln.

Erich, (der in Verwirrung geräth) Glauben müſſen — Gott und Unſterblichkeit glauben müſſen — wie das klingt! kurz, alles, was du ſprichſt, beruhet auf Vorausſetzungen, die du nie als wahr demonſtriren kannſt.

Ariſt. Wünſchteſt du denn aber wohl, daß ſie wahr wären? Wünſchteſt du deine Ausſchweifung in der Allgegenwart eines Weſens zu begehen, welches nach deinen jetzigen Handlungen dem Schickſal noch in einer andern Welt beſtimmte?

Erich. Du haſt eine eigene Art zu demonſtriren, wie ich ſehe. Wünſchen ſoll ichs, wie du meinſt, nicht können, daß es Gott und Unſterblichkeit gebe; und — ſobald ich beide nicht wünſche, ſollen beide erwieſen ſein.

Ariſt. Nein, das nicht; ſondern es ſoll nur erwieſen ſein, daß du beide darum leugneſt, weil du ſie — nicht glauben willſt. Aber wiſſe, es werden Tage kommen, wo ſich der Glaube an ſie dir mit Gewalt wieder aufdringen wird, und darum bitte ich dich, beſinne dich und laß die Vernunft nicht ganz unter thieriſchen Begierden ſinken. Die Verfluchung deiner ſelbſt würde ſonſt in jenen Tagen ohne alle Grenzen ſein, und du würdeſt gegen dich wie ein Ungeheuer wüten müſſen. Merke, was ich jetzt ſage. — Sätze, die, wenn ſie wahr wären, die ganze Art von Anwendung unſeres Lebens beſtimmten, muß man für wahr halten, ſobald man nicht beweiſen kann, daß ſie nicht wahr ſind. Kommt nun gar dazu, daß der Glaube an ſie

ſie uns wahrhaftig glücklich macht — o Erich, wer könnte ein vernünftiges Weſen ſein und ſie leugnen! Von dieſer Art aber ſind jene beiden Sätze; denn ſprich — hat dich nicht auch ſchon einſt der Glaube an ſie ſo hoch beglückt?

Erich. Ich weiß nicht mehr. Und was beglückt uns nicht alles in unſern erſtern Jahren! Ich mag dir die bleiernen Soldaten nicht entgegenſetzen, die mich einſt auch unausſprechlich glücklich gemacht haben.

Ariſt. Nicht ſo, Erich! Spott von der Art ſchändet nur den, der ihn führt. Du haſt auch mit deinen bleiernen Soldaten wenigſtens vor zwei Jahren nicht mehr geſpielt. Da aber war es, vor zwei Jahren noch war es, als dich, einen völlig erwachſenen und völlig vernünftigen Menſchen, der Glaube an jene beiden Sätze ſo hoch beglückte. Denke dich in dieſe Zeiten, wo ſich dein Buſen noch voll hohen Gefühls für Tugend und Schönheit des Lebens hub, zurück, — wie du dich da in den väterlichen Lauben ſo traut mit mir über das Sein des Allerhabenſten unterhielteſt, wie du auf mich horchteſt, wenn ich die Vernunftbeweiſe für ſelbiges dir auseinander ſetzte, wie du dann durch jeden Sonnenaufgang und durch jeden Blick zum Sternhimmel dieſen Beweiſen die höchſte überzeugende Kraft ſelbſt zu geben dich beſtrebteſt und vermochteſt, und — wie dir dabei ſo wohl und ſo ſelig war!

Erich. Ich bitte dich — laß mich!

Ariſt. Nein, ich laſſe dich nicht. Denke an den Abend noch vor unſerer Trennung zurück, wie du da ſo innig und ſehnend Unſterblichkeit ahndeteſt, wie du ſie dir ſelbſt ſo eifrig aus deiner Natur zu erweiſen ſuchteſt, und wie dir dann dabei eine Thräne der heiligſten Freude, eine Thräne, worin Hochgefühl deiner Beſtimmung und Enthuſiasmus für die Ewigkeit glänzte, in den Augen quoll! Wie wareſt du da mit dieſer Thräne in aller Fülle deiner Kraft ein weit würdigerer Anblick, als jetzt mit dem Spott von bleiernen Soldaten in deiner ganz verfallenen Geſtalt! Erich, und wenn kein Gott wäre — du lebſt unter deiner Würde; aber er iſt, iſt ſo gewiß, als da, wo Bewegung iſt, eine erſte bewegende Kraft ſein muß, und ſo gewiß, als da, wo ein Kreis iſt, ein Mittelpunkt ſein muß; und wenn Gott iſt, ſo iſt auch die Denkkraft im Menſchen unzerſtörbar. Sie, die offenbar der Hauptzweck des Sterns iſt, den wir bewohnen, muß eben darum, weil ſie dies iſt, nie ein Nichts werden können, weil eine ganze Sternſchöpfung unmöglich für ein Nichts am Ende exiſtiren kann.

Erich. (wie, erwachend) Nun, wir kamen ja auch nur beizu auf dieſen Streit, und ich will dir nichts weiter entgegenſetzen.

Ariſt. Ja Erich, damit kommſt du nun aber von mir nicht los. Ich ſchließe nun fort. Kannſt du — ſo muß es eigentlich heiſſen, nicht willſt du — kannſt du nicht beweiſen, daß Gott und Unſterblichkeit nicht ſind; fühlſt du vielmehr das Daſein beider in dieſen Augenblicken vielleicht ſo ſtark wieder, als jemals: ſo muß dich dies auch zu der Ueberzeugung zwingen, daß du dich zu einer gänzlichen Umänderung deines Lebens entſchließen müſſeſt. In den Umarmungen deiner ſchlechten Freunde gabſt du den Glauben an beide auf und — wurdeſt ſchlecht; (umarmt ihn herzlich) kommſt du in der meinigen zu ihm zurück, ſo werde nun auch wieder gut. (hält ihn feſt vor ſich hin) Wer Gott glaubt, muß auch glauben, daß Gottes Beifall nur glücklich, und daß das Bewußtſein, dieſen zu beſitzen, nur ruhig mache. Und wer Unſterblichkeit glaubt, muß auch glauben, daß nicht grobſinnlicher Genuß, ſondern Veredlung ſeines Geiſtes und Herzens hiernieden ſeine Beſtimmung ſei. Ach Erich, wer biſt du in den Augen des Allheiligen! Und welchen Kontraſt macht dein Leben ſeit zwei Jahren zu deiner Unſterblichkeit! (Erich zittert zuweilen)

Kannſt du wohl einen freudigen Gedanken an Gott, kannſt du einen frohen Blick in jene Welt wagen? (legt ihm die Hand auf die Bruſt) Dein Herz ſchlägt noch ſtärker bei ſolchen Vorſtellungen; wohl dir! Erich, noch iſt Zeit; — noch biſt du zu retten. — Iſt dir's leid, daß du heute zu mir kamſt? Biſt du unwillig auf mich, daß ich jetzt ſo mit dir ſprach?

Erich. (indem er an Ariſt hinfällt) Nein doch, nein; aber laß mich heute gehen. Ich will dich wieder beſuchen.

Ariſt. Du bleibſt noch, und hörſt deinen alten Freund ganz aus, der es beſſer mit dir meint, als deine neuern Freunde. — Erich, es müſſte mich alles täuſchen, oder du ſchauderſt jetzt vor dir ſelbſt bei den Gedanken an Gott und Unſterblichkeit. So laß dieſen Schauder allmächtig auf dich wirken und überzeuge dich, daß die Lebensart der verruchteſten eine ſein müſſe, die dich zu demſelben verdammte. Fühle doch einmahl recht das entſetzlichwidernatürliche deines Zuſtandes, in welchem du nur die Wahl haſt, entweder die erhabenſten Ideen der Menſchheit, oder dich ſelbſt zu haſſen...

Erich. (in Zerſtreuung) Lieber mich!

Ariſt. Iſt denn das nun aber nicht der höchſte Jammer für ein vernünftiges Weſen? Selbſthaß — denke einmahl — Selbſthaß! Hier ſtehe ſtill und von hier aus reihe die Betrachtungen über alles, um das du dich gebracht, und über das, was du dafür gehabt haſt, an einander. Du haſt die höchſten Troſtgründe des edlern Theils der Menſchheit in Schreckbilder für dich verwandelt. Alle Fertigkeit im Guten, welche dir eine wackere Erziehung gab, haſt du verlohren. Der Sinn für alles Edle und Schöne iſt in dir erſtorben, und nie wird es dir gelingen, dich zu dem ehemaligen Enthuſiasmus für die Tugend wieder zu erheben, weil deine ſchönſte Herzenswärme dahin iſt. Du haſt eine Menge von Handlungen begangen, deren Andenken du nie verliehren und über die du nie zu erröthen aufhören kannſt. Du haſt die Ausbildung deines Geiſtes verabſäumt und ihm die ſchönſten Kräfte, ſich ur Vollkommenheit zu erheben, vielleicht auf immer geraubt. Deine natürliche Heiterkeit, mit der du onſt für jede große und kleine Freude offen warſt, at dich verlaſſen. Ruhige, ſanfte Freuden haben ür dich keinen Reiz mehr. Heftige Stöße müſſen s ſein, die dich erſchüttern, wenn du einige Be- egung zum Frohſein verſpüren ſollſt. Deine Ge- undheit iſt zerſtört, dein ſonſt ſo einnehmendes Ge- cht verzerrt, deine Ehre dir geraubt, und mit ihr ie Freundſchaft aller edlen Seelen. Der Ve[illegible] enheit muſt du dich ſchämen, vor der Zukun[illegible] dern, kannſt weder ruhig rückwärts, noch ruhig vorwärts blicken, und biſt wie unſtät und flüchtig. .. Sieh, Alles, Alles, was des Beſitzes und des Wunſches werth iſt, haſt du aufgeopfert, verlohren, und — nun ſag, was haſt du dafür gehabt? Einen Taumel von zwei Jahren immerwährender wilder Zerſtreuungen, deren du dich nicht nur nun ſchämen muſt, ſondern deren ganzer Genuß auch nie über dunkle Empfindungen ſtieg, die ſie dir verſchaften; denn wirklich genoſſen haſt du nichts. Nur an dich geriſſen, eilig verſchlungen haſt du. Für ein leeres Nichts haſt du Alles hingegeben. O Erich, Erich, wie haſt du gehandelt ohne Gott und ohne Kopf.

Erich. (in höchſter Bewegung) Ach ehrwürdiger alter Freund, ich verwünſche und verfluche die letztern zwei Jahre meines Lebens. Ich bin in die Hände der Teufel gerathen, die mich zur Hölle geſchleppt. Ich will wieder umkehren und ein ganz anderer Menſch werden. Ich will zur Weisheit und Tugend, zur Vernunft und zu Gott zurückkehren und wieder der Rechtſchaffene werden, der ich war.

Arzt. Du hältſt nicht Wort. Jetzt, da ich ſo ſtark in dich hinein geredet, biſt du völlig erweicht und verſprichſt alles. Biſt du wider von mir, hörſt du mich nicht mehr reden, hörſt du Andere wieder das Gegentheil reden: ſo verhärteſt du dich wieder und lachſt wohl gar des gethanen Verſprechens.

Erich. (ſehr beſchämt) Freilich verdiene ich ſolch Mistrauen; aber — bei der fürchterlichen Unruhe, die jetzt in mir wühlt, bei meines Todes vorwurfvoller Stunde, bei dem Allheiligen und Allgerechten — dein unglücklicher Freund hält Wort. (reicht entſchloſſen die Hand, welche Ariſt feſthält)

Ariſt. Ja, höre, ſo muſt du es auch darnach anfangen. Wie du es vorhaſt, ſo geht es nicht.

Erich. (begierig) O ich bitte dich, ſag mir, wie ich thun ſoll. Ich will alles thun, was du mir rätheſt.

Ariſt. Vor allen Dingen muſt du nie in den Zirkel deiner ſchlechten Freunde wieder kommen. Du biſt nicht nur an ihre Laſter gewöhnt, du biſt auch an ihre Einflüſſe auf dich gewöhnt. So wär's unter ihnen am erſten Tage wieder um dich geſchehen.

Erich. Und wenn tauſend Teufel um mich her träten und mich wieder verführen wollten: ſo ſoll's ihnen nicht gelingen. Ich, ich wills ſein, der nun meine Verführer wieder auf den rechten Weg führt.

Ariſt. O ſprich nicht ſo antipſychologiſch. Sie haben Laſterſtärke; haſt du denn ſchon Tugendſtärke? Glaubſt du, daß der bloße Vorſatz zur Tugend dieſe gebe? Lange Uebung gibt ſie erſt. Bis jetzt aber warſt du noch in voller Uebung des Laſters. Wie würden die Schlechten deiner ſpotten, und wie würde ihr Spott ſogar dir gefährlich ſein! Schwer wird dir's ohnehin werden, dich von denen böſen Gewohnheiten loszureiſſen. Wenn du nun dieſe Schwere fühlteſt und mit dir ſelbſt kämpfteſt, würdeſt du auch mit ihnen in den Kampf gehen können? Wie würden ſie deinen Kampf mit dir ſelbſt und deine Wehrloſigkeit gegen ſie nutzen, zum Spott über dich ihr Beiſpiel, das dich ſeit Jahren hinriß, geſellen, und dich von neuem hinreißen! Bei Gott, Erich, es iſt alles umſonſt, wenn du unter deine böſen Freunde zurückkehrſt;-und warum willſt du denn dies auch? Sind ſie dir etwa noch ſo lieb? Höre, wen man lieb hat, dem hat man auch Luſt ſich wieder gleich zu ſtellen.

Erich. (treuherzig) Nein, das will ich nicht.

Ariſt. Nun, ſo müſſet ihr auf ewig geſchiedene Leute ſein. Und, um dies warlich zu bewirken, muſt du von nun an einen andern Ort des Aufenthalts wählen. Sonſt ſuchen ſie dich auf, wenn du ſie nicht aufſuchſt, und falſche Begriffe von Ehre würden dich in ſo viel Verlegenheiten verwickeln, daß du, dieſer endlich überdrüſſig, dich wieder an ſie ſchlöſſeſt.

Erich. (entſchloſſen) Gut, ſo will ich dies thun.

Ariſt. Damit iſt es aber noch nicht genug. Du magſt hinkommen, wohin du willſt, ſo wirſt du deinen ſchlechten Freunden *ähnliche* Menſchen antreffen. Es iſt aber den ſchlechten Menſchen eigener, als den guten, *daß ſie ſich aufdringen.* In kurzem alſo könnteſt du wieder in eben ſo ſchlechten Händen, *nur unter anderen Nahmen,* ſein.

Erich. Davor werde ich mich hüten, Ariſt.

Ariſt. Du dich hüten? Wie du abermals gegen alle Kenntnis des menſchlichen Herzens ſprichſt! Ja, wenn du nun ſchon wieder zwei Jahre als ein Rechtſchaffener zugebracht hätteſt; aber ſo biſt du ja noch nicht weiter, als zum bloßen Entſchluß hierzu gekommen. Mit dieſem allein kannſt du nicht Widerſtand thun. Glaubſt du denn nicht, daß deine Leidenſchaften ſich lange noch immer wieder von neuem in dir regen und Befriedigung verlangen werden? In ſolchen Augenblicken nun wirſt du da nicht, ohne einmahl deutliches Bewuſtſein davon zu haben, mit jedem auf der Stelle ſimpathiſiren, den du dieſelben Leidenſchaften wirklich lobpreiſen hörſt, oder gar befriedigen ſieheſt?

Erich. So will ich in die Einſamkeit gehen und in völliger Abgeſchiedenheit von Menſchen leben.

Ariſt. Das iſt in deiner Lage an und vor ſich unmöglich, und über unmögliche Dinge verliehrt der Weiſe kein Wort. Wenns aber auch möglich wäre, ſo wäre dir damit doch noch nicht geholfen. Dein ſeit zwei Jahren zu Laſtern verwöhntes Herz begleitete dich ja in die Einſamkeit, und ſo würde mitten in ihr dein eigenes Herz dein zwar nur einziger, aber auch zugleich dein ärgſter Feind ſein. Denke doch nur über das, was Gewohnheit heißt, und über die Kraft derſelben nach. Haſt du der Kraft einer alten böſen Gewohnheit keine wenigſtens eben ſo ſtarke Kraft einer neuen guten entgegenzuſtellen: ſo wirſt du auch, wenn du dich völlig iſolirſt, nicht beſſer.

Erich. Woher ſoll ich denn aber dieſe Kraft nehmen? Und wohin ſoll ich gehen, wenn ich weder in die Welt noch in die Einſamkeit gehen ſoll?

Ariſt. Geh in die Welt, aber — unter Aufſicht eines Rechtſchaffenen vom erſten Range. Sieh, das iſt die gröſte Weisheit, welche ich heute zu dir ſprach. Du muſt dich ſchlechterdings an einen ſolchen feſt anſchließen, und ihm wenigſtens auf zwei Jahre einen wirklichen Deſpotismus über dich zugeſtehen. Du mußt dich freiwillig dazu hergeben, ganz und gar von ihm abzuhangen, ſo viel, als möglich, um ihn zu ſein und kein Vergnügen zu genießen, das er dir nicht erlaubt. Hierdurch allein wird deine erlangte Fertigkeit im Laſter allmählich wieder Vergang nehmen; und ehe dieſe nicht zerſtört iſt, biſt du vor dir ſelbſt nicht ſicher. Du mußt wenigſtens eben ſo oft erſt das Gegentheil von dem, was du ſeither thateſt, gethan haben, als du dies thateſt; du mußt die abſcheulichen Vergnügungen, welche du ſeither an dich riſſeſt, eben ſo oft erſt von dir geſtoſſen haben, als du ſie an dich riſſeſt. Dann, dann erſt, Erich, kannſt du anfangen, einiges Zutrauen auf dich ſelbſt zu ſetzen; jetzt wäreſt du der betrogenſte Thor, wenn du im geringſten Vertrauen auf dich haben wollteſt. Dies iſt aber ſchlechterdings ohne einen ſolchen deſpotiſchen Freund unmöglich. Sein Rath muß dir wie ein Befehl bei Todesſtrafe klingen, aufs Wort, auf den Wink mußt du ihm folgen, und wenn er auf die geringſte an dir bemerkte Widerſpänſtigkeit oder auch nur Unzufriedenheit mit ihm dir zuruft — „Höre, das iſt wider den Akkord unter uns" — ſo mußt du dich gleich wieder beſinnen und den Geſetzen der freiwilligen

Leibeigenſchaft unterwerfen. Wenn du ſo thuſt, biſt du zu retten; ſonſt nicht.

Erich. Auch dies will ich thun. Ich will nach G.; da habe ich einen alten Freund meines Vaters, der ein äuſſerſt wackerer Mann iſt. Ich brach den Briefwechſel mit ihm ab, weil er mir meinen Gedanken nach zu oft die Moral las; jetzt will ich dies dadurch wieder gut machen, daß ich mich ganz an ihn hingebe.

Ariſt. Das thu' und bitte ihn, daß er recht ſtrenge gegen dich ſei. Während daß dir es dann durch ihn phyſiſchunmöglich gemacht wird, deine Ausſchweifungen fortzuſetzen, ſo liebe die Lektüre älterer und neuerer Weiſen, welche über Würde des Menſchen und über Schönheit des Lebens ſchrieben. Studire dich recht in ſie hinein und gelange dadurch wieder zu feſten Principen. Dadurch wirſt du deinen Freund in ſeiner Arbeit an dir herrlich unterſtützen. Deine Seele wird mit Ideen angefüllt werden, die zu deinen böſen Gewohnheiten nicht mehr paſſen; du wirſt ſelbſt gegen dieſe immer mehr einzuwenden haben, und endlich ihnen freiwillig entſagen. Wenn ſo von auſſen und von innen an dir gearbeitet wird: ſo wirſt du wieder ein guter Menſch werden. *Denken* aber muſt du ſchlechterdings ſelbſt *mit*, und das kannſt du jetzt nicht ohne Anleitung; darum lies! Lies aber nur ſolche Schriften, wie ich genannt; das ſind jetzt die rechten Buspredigten für dich.

Erich Auch dies — alles, alles will ich thun, wie du ſagſt; wenn mir dadurch nur geholfen wird!

Ariſt. Das wirds gewiß. Aber wenigſtens zwei Jahre lang muß dieſe Arbeit an dir verrichtet werden. Anfangs wird ſie dir ſchwer, ſehr ſchwer werden — das merke dir in voraus.

Erich. Und wenn ſie mir noch ſo ſchwer würde — ich will aushalten.

Ariſt. In den erſtern Monaten wird dir nicht anders ſein, als wenn Grund und Boden in deiner Seele umgekehrt würde, und als wenn du aus der Welt ſollteſt. Fürchterlichallgewaltig werden deine Leidenſchaften ſich in dir regen und Befriedigung fordern, deren Ermangelung dich deinem Gefühl nach äußerſt unglücklich machen wird. Du wirſt allenthalben Oede und Leere finden; Mismuth, Verzagtheit; Ueberdruß des Lebens, Verzweiflung an dir ſelbſt, als wenn deine Umkehr unmöglich wäre, werden dich ergreifen, und du wirſt oft ſchon wollen wieder fortgehen, wo du kaum ſtehen bliebſt. In ſolchen Augenblicken, Erich, ſei ja recht auf deiner Hut; das ſind die entſcheidenſten. Hälſt du da den Kampf nicht aus, iſt alles vergeblich. Wirf dich in ſelbigen vor dem Allmächtigen nieder und ſuche durch den Gedanken an ihn das zu bewirken, was du durch alle andere Gedanken nicht vermagſt. Ja, es kann ſein, daß du anfangs von deiner Beſſerung ſogar eine Krankheit davon trägſt. Da ſei aber ruhig, wenns geſchähe; *dieſe* iſt nicht zum Tode. Frag, ſobald du dergleichen Erfolg deiner Rückkehr zur Tugend bemerkſt, einen vernünftigen Arzt um Rath und entdecke ihm dein ganzes, ſeither geführtes Leben. Seine Kunſt hat Mittel, die Folgen einer ſchnell umgeänderten Lebensart zu vermindern.

Erich. Lieber *krank werden auf der Rückkehr zur Tugend, als — ſterben auf dem Wege des Laſters!*

Ariſt. Bald aber, wenn der erſte ſchlimmſte Zeitraum vorüber iſt, wirſt du die ſeligen Folgen deiner Beſſerung empfinden. Alle deine Kräfte werden ſich ermannen und deine Jugend wird dir dabei zu Statten kommen. Keuſchheit wird dir neue Lebensgeiſter bereiten, und Nüchternheit dein Gehirn freier machen. Dein Blut wird ruhiger flieſſen und dein Schlaf erquickender ſein. Du wirſt wieder ſtark und lebhaft denken können. Dein Geſchmack an den Wiſſenſchaften wird ſich wieder einfinden; dein Sinn für die Natur wird wieder erwachen; du wirſt wieder Wohlbehagen an allem verſpüren, was unſer Herz rein und ſtill ergötzt. Friede wird in dich zurückkehren und freudig wirſt du wieder an Gott und Unſterblichkeit denken. — Ach Erich, ſobald du hiervon einige dunkle Empfindung bekommſt, ſo beeiſere dich recht, ſolche zum vollen deutlichen Bewuſtſein zu erheben. Den gebeſſerten Zuſtand, in welchen ein gebeſſertes Herz verſetzt iſt, recht deutlich ſich vorſtellen — das iſt ein herrliches Mittel, ſich immer mehr in der Herzensbeſſerung ſelbſt zu ſtärken. Setz dich dann oft im Stillen hin und erinnere dich an dein voriges Elend; halte dein nunmehriges beſſeres Loos dagegen und zergliedere dir beide recht; und ſo oft du dich zu einem anſchaulichen Begrif vom Kontraſt derſelben erhebſt, ruf dir zu — daß mir nun beſſer iſt, das iſts, daß ich nun beſſer bin... der Fluch, welchen dein Herz ſich dann jederzeit nicht wird erwehren können, auf deine vorige Lebensart hinzuwerfen, wird dich allemahl noch weiter von ihr entfernen, und der Segen, den dein Herz über deine nunmehrige Lebensart jederzeit ſprechen wird, wird dich immer noch ſtärker in dieſer befeſtigen. So wollte es Gott, daß der Gebeſſerte in ſeiner Beſſerung ſelbſt das ſchönſte Mittel finden ſollte, ſich noch immer mehr zu beſſern. Brauch' es und thu überall ſo, wie ich dir ſagte, ſo wirſt du gerettet werden; denn — noch biſt du in deinen beſten Jahren, noch iſts Zeit. Späterhin wäreſt du verlohren.

Erich. O mein Retter und mein Freund, ich ſchwöre dir in allem die heiligſte Folge. So lange dieſes Leben währt, will ich dir danken, daß du ſo bieder mit mir ſprachſt, daß mein anfänglicher Leichtſinn dich nicht gegen mich empörte, und daß du nicht eher nachließeſt, bis du mich zu beſſern Geſinnungen zurückbrachteſt.

Ariſt. Ich will dir danken, wenn du dich durch mich retten ließeſt.

Erich. Und wenn du nicht mehr biſt, will ich dir noch nachbeten und nachſegnen. Und droben, droben in der beſſern Welt ſoll meine ganze Seele noch an dir hangen; droben noch will ich dir alle die Seeligkeit verdanken, welche Gott mir Gebeſſerten gab und geben wird. Ach, wie froh bin ich, daß ich heute zu dir kam! Dies war die Stunde meiner Rettung — die Stunde, aus welcher mein ganzes, künftiges Heil entſpringt! Ich ſcheide nun auf zwei Jahre von dir. Nach zwei Jahren aber ſollſt du mich wieder erblicken, und dann ſoll ſich dein Herz über meinen Anblick freuen.

Ariſt. Ich werd's ſehen. (weiſet auf Erichs Portrait) Es mag da ſo lange hangen. Leb wohl und halt Wort. (als Erich ihn unter ſtummen Thränen zehnmahl umarmt und ſich wegbegeben hatte) Das war wieder eine Stunde, für die Ewigkeit verlebt!

Laura

am Sterbebette ihrer Freundin.

I. Am vorletzten Abend.

Sophie. (als Laura ſich an ihr Bette geſetzt und ihr die Hand gereicht) Es iſt ja gut, daß du kommſt. Ich habe mich heute recht nach dir geſehnt, liebe Seele.

Laura. (die etwas ganz ungewöhnliches in Sophiens Blicken zu leſen glaubt) Warum das, meine Sophie? Haſt du mir etwa zu ſagen, daß du dich ſeit geſtern mit neuen Hofnungen belebt fühlſt?

Sophie. Nichts mehr hievon, Beſte! Ich hatte eben eine Bitte zu dir, die du mir jetzt recht in den Mund legſt. — —

Laura. (zärtlichneugierig) O ſag an!

Sophie. (die alle ihre Kräfte zu ſammlen ſcheint und Laura feſt bei der Hand hält) Ich weiß nicht, wie ihr mich alle behandelt. Die Aerzte, meine Mutter, Reinheld, du ſogar, ihr alle ſaget mir die Wahrheit nicht. Ihr kommt und tröſtet mich immer noch mit Beſſerung, und doch ſehe ichs euch an, wie ihr euch recht Gewalt anthun müſſet, eure Unruhe über meinen Anblick zu verbergen; und wenn ihr eine Weile bei mir geſtanden habt, ſo gehet ihr unter irgend einem Vorwande auf die Seite, um euch auszuweinen. Glaubt ihr, daß ich das nicht merke? Glaubt ihr denn auch, daß ich mich nicht fühle? Denket ihr, daß ich ſo ſchwach ſei, wider all mein Gefühl euern Worten Wahrheit beizumeſſen? Oder haltet ihr mich nicht für ſtark genug, hören zu können, daß keine Hülfe für mich ſei?

Laura. (verlegen) Liebe, wie kommſt du denn hierauf? Laß doch das! Wir meinens ja alle ſo gut mit dir.

Sophie. Ich will eben jetzt erkennen, ob du es recht gut mit mir meineſt. Laura — bei jedem ſimpathetiſchen Gefühl, das unſern Buſen hub, bei jeder Ausſchüttung des Herzens, die wir als Liebende einander thaten, ja bei jedem Blumenkranz, den wir als Kinder banden — geſteh mir, ich bitte dich, geſteh mir — nicht wahr, die Aerzte ſagen, mein Tod ſei unvermeidlich?

Laura. (deren Hand in Sophiens Hand zittert) Sie ſagen, du ſeiſt ſehr krank, aber —

Sophie. Wie? du, die nie ein Geheimniß für mich hatte, du, der auch ich nichts verbarg, auch du willſt mir die wiſſenswürdigſte Wahrheit verheelen? Warum zittert deine Hand ſo in der meinigen? Nicht wahr — weil du deine Freundin noch am Grabe täuſcheſt! Laura, ſprich wie vor Gott — Iſts nicht ſo, man ſagt, ich ſterbe, und das bald?

Laura. (die über ſie herfällt, ſeufzend) Ja!

Sophie. (ſtandhaft) Nun, ſo habe Dank und weine nicht. Es iſt ein gar zu widernatürlicher Zuſtand, in ſich ſelbſt den herannahenden Tod fühlen und von andern noch immer mit Lebenshofnung hingehalten werden. Warum ſollte ich denn auch nicht die Freude haben, recht mit vollem Bewußtſein, daß ich ſterbe, dem Tode entgegenzugehen? Nun kann ich jeder ſeiner Vorkehrungen, die er zum groſſen Tranſitus trift, als ſolche bemerken. Drum habe ewig Dank, meine allertreueſte Freundin, daß du auch das lezte Geheimniß nicht für dich behielteſt.

Laura. Ach meine Sophie, meine ewiggeliebte Sophie! Muſte ich es ſein, die dir es ſagte?

Sophie. Du hatteſt das nächſte Recht dazu. Dich hätten ſie alle längſt auffordern ſollen, mir es zu ſagen, und weil ſie es nicht thaten, ſo habe ich dich aufgefordert. Sei nicht bekümmert. Ich glaube wohl, daß ſie es alle gut mit mir zu meinen dachten, wenn ſie mir das geſprochene Urtheil verheelten —

Laura (die einfällt) Gewiß recht gut.

Sophie. Ich gehöre nur nicht unter diejenigen, welche dieſer Vorſicht bedürfen. Ich ſage dir, wie ein Evangelium des Friedens, das mir ein Engel brächte, klang mir dein gebrochenes Ja. Ich bin völlig reſignirt, glaube es mir, und ſterbe recht gern.

Laura. Ach du liebe theure Seele, wie ſelig biſt du in deiner Lage bei dieſer Denkart!

Sophie. Ja, glaube, Gott kann uns alles lehren und weiß jeden von uns endlich auf den Punkt zu bringen, wohin er kommen muß. Anfangs, ich geſtehe es dir, machte es mir viel Kampf, wenn ich dachte, daß ich in meinen beſten Jahren ſchon die Erde verlaſſen, meiner Mutter vorangehn und mich aus Reinholds Armen und von dir loswinden ſollte. Aber ein langes ſchmerzenvolles Lager hat mich völlig umgeſtimmt und mich zur gänzlichen Zufriedenheit mit meinem Schickſal gebracht. O her zensbeſte, hätteſt du einen Begrif von meinen Schmerzen! Mit jedem Tage werden ſie fürchterlicher, und ich weiß es, daß nur der Tod ſie enden könne. Sag, kann mir eine frohere Nachricht, als die, gebracht werden, daß dieſer bald erfolgen werde? Es iſt auch warlich Zeit, daß eure Leiden ein Ende bekommen. Ich ſehe es ja, wie ihr euch alle meinetwegen ſo ängſtiget. Muß mir es nicht durch die Seele gehen, daß ich Arme die Urſache davon bin? Nur der Gedanke — ſie hat überwunden; ihre Qual iſt aus — kann euch, wie mich, tröſten. Es iſt nichts anderes übrig — o wohl mir, daß eure und daß meine Ruhe bald bevorſtehet!

Laura. Wenn du nur nicht immer noch ſo leiden müßteſt, du ſo lange ſchon geprüfte Dulderin!

Sophie. Auch das mag wohl gut für mich ſein. Vielleicht ſollen die bis ans Ende fortdauernden Schmerzen mich feſt in der Stimmung erhalten, daß ich gern abgehe.

Laura. Gott wird dich ſtärken und dich für ſie und für deinen frühen Tod lohnen.

Sophie. Sag nicht geradezu — frühen Tod. Ich könnte ihn auch ſpät nennen, wenn ich mich mit dem großen Theile des menſchlichen Geſchlechts vergleiche, der in erſter Jugend ſtirbt.

Ich denke, wenn man meine Jahre erreicht hat und dabei zu deutlichen Erkenntniſſen des Guten und zu feſten Geſinnungen darin gelangt iſt, ſo verliehrt man nichts dabei, wenn man ſchon in die andere Welt gerufen wird.

Laura. Beſonders, wenn uns das höchſte Weſen wirklich ſelbſt ruft, und wenn natürlich ſchneller Vergang unſerer Maſchine unſern Tod erzeitigt. Ach, dieſen Troſt, daß du an deinem frühen Tode nicht Schuld biſt, fühle recht, gottergebene Freundin.

Sophie. So viel ich glaube, nicht. Ich wuchs ſchnell auf, wie du weißt, und bildete mich früher, als alle meine Geſpielinnen, aus. Vielleicht legte ſchon hierdurch die Natur den Grund zu früherem Vergange vor euch allen. Dennoch blühete ich voll, war heiter und ſtark; aber eine der Kinderkrankheiten, die mich ſpät ergrif, ließ vermuthlich den Samen des Uebels in mir zurück, woran ich nun ſterbe. Von der Zeit an habe ich wenigſtens immer mit Zwiſchenräumen gelitten, die erſt weit auseinander waren, dann näher an einander rückten und zuletzt ganz in einander floſſen.

Laura. So betrachte dich als ein Kind, das der Vater vor andern gern um ſich haben will und deshalb früher zu ſich ruft, und freue dich, daß du in Gottes Augen ſo werth geachtet biſt.

Sophie. Der Gedanke an das höchſte Weſen ward früh mein Lieblingsgedanke und behauptete in den Jahren meines vernünftigen Bewußtſeins die Allmacht über mich, welche ihm meine fromme Mutter zu geben gewußt hatte. In meinen froheſten Augenblicken war er mir zur Seite und auf jedes Vergnügen, womit er ſich nicht mit Anſtand vereinigen ließ, that ich gern Verzicht. Ach, wie ſegne ich mich nun dafür!

Laura. So hat dir die höchſte Religionswahrheit in einem kurzen Leben gewiß ſo viel Segen geſtiftet und ſo viel Seligkeit gewährt, als gewöhnlichen Seelen kaum in einem noch ſo langen.

Sophie. Ja, von dieſer Seite verliehre ich gewiß nichts. Und — wer kennet die Schickſale der Menſchen! Wer weiß, ob mir nun nicht etwa Lagen bevorgeſtanden hätten, wo ich in meinem ſtillen und ſeligen Aufblicken nach Gott oft unterbrochen worden wäre!

Laura. Das wirſt du nun hinfort nicht. Gott wird dir bald noch vielmehr ſein, und du wirſt ihm bald noch näher kommen.

Sophie. Auch freuet michs nun recht, daß ich von Kindheit an zum Gefühl für die ſchöne Natur erzogen ward und daſſelbe mitten im Geräuſch der Welt behauptete. Mit Einſtimmung meines Gewiſſens kann ich ſterbend ſagen, daß mich nie etwas mehr begeiſtert und entzückt habe, als die heilige Natur. Ich bin ihr treu geblieben und habe ſie mehr genoſſen, als viele meines Geſchlechts, die dreimahl älter werden. Wuſte ich darum nicht, warum ich ſo unerſätlich in ihren Genüſſen war? Rief mir etwa immer eine geheime Ahndung zu — Eile recht, um dich her zu ſchauen, geize recht nach den Schönheiten der Erde, dränge ihre Empfindungen recht an einander; die Erde wird ſchneller für dich vergehen, als für andere? So danke ich nun dem Schöpfer dafür, daß ich auf dieſe Stimme hörte. Sie vergehe nun immerhin für mich, die reizende Erde mit allen ihren Höhen und Thälern, Feldern und Wäldern — ich habe ſie oft genung in ihrem ſchönſten Schmucke beſchauet!

Laura. Und bald nach ihrem Vergange wird eine ſchönere Natur um dich her wieder aufblühen, die du für die gegenwärtige nie vertauſchen würdeſt. Aus deinem Sinn, den du für dieſe hatteſt, wird ſich der Sinn für jene entwickeln, und du wirſt auch jene viel reizender finden, als tauſend andere Menſchen, weil dieſe ſchon ſo hohen Reiz für dich hatte.

Sophie. Freilich ſchmerzt mich die Traurigkeit meiner Mutter über meinen Tod. Ich war ihr viel. Auch hätte ich ihr einſt in ihren letzten Leiden beiſtehen ſollen, und nicht ſie mir. Allein Gott wollte dies nun einmahl nicht, und ſie wirds noch einſehen, wie auch dies uns beiden nützlich geweſen. Nun wirds in jener Welt keine Mutter und keine Tochter geben, die inniger an einander hangen werden, als wir beide. Dies hat mein früher Tod bewirkt. Dieſer erweckte in uns die höchſten Empfindungen für einander. Mein Troſt iſt, daß ich ihr nie Traurigkeit, als durch meine jetzigen Leiden, gemacht habe.

Laura. Liebe, ſelbſt dein langes Leiden wird dazu beitragen, daß ſie ſich eher über deinen Tod beruhigt. Aus Zärtlichkeit für dich wird ſie endlich ſo weit kommen, daß ſie den Schöpfer für deine Auflöſung preiſet.

Sophie. Ja, und ſie muß auch denken, daß ſie mich nach meines Vaters Tode lange genug allein bei ſich gehabt habe, und daß der Vater nun auch einmahl nach mir verlange. Er ſtarb ja ſo früh, und ſie erzog mich allein. Nun muß ſie thun, als ſchickte ſie mich zu ihm voran, daß er ſich über ihre an mir bewieſene Rechtſchaffenheit freuen und ſie dafür, wenn ſie einſt nachkommt, um ſo viel dank- und freudenvoller in Empfang nehmen möge.

Laura Sie wird dieſe Troſtgründe nach und nach finden. Und kommt die Zeit, wo ihr Schmerz von neuem erwachen wird, ich meine die Zeit, wo ihre letzten Leiden ihr den Wunſch abdrängen werden, daß du noch bei ihr ſein möchteſt: ſo will ich, wenn ich noch bin, deine Stelle vertreten. —

Sophie. Ach Laura, dies verſprich mir. Vielleicht bedarf ſie alsdann weder meiner, noch deiner, und Gott nimmt ſie ſchnell hinweg. Aber wär's, daß ſie meiner bedürfte, Laura, beim frohen Wiederſehen dort! gieb mir die Hand drauf, daß du ſo thun willſt.

Laura. (die herzlich beide Hände reicht) So wahr wir uns lieben!

Sophie. Nun wohl! Was aber meinen R. betrift, ſo —

(Sophie legte ſich nach der Wand hin und bedeckte ihr Geſicht mit einem Tuche. Jetzt war Stille, wie an ihrem Grabe ſchon. Laura ſaß mit gefalteten Händen und erwartete den erſten neuen Laut ihrer Freundin. Ihr Herz konnte ſie ſchlagen hören. Leiſe ging die Thüre auf und R. ſchlich herein. Laura winkte ihm, ſeitwärts zu bleiben.)

Sophie. (die wie von einem inbrünſtigen Gebet in dieſe Welt zurückkehrt, ſich wieder umlegt und die Arme hoch ausſtreckt) Nicht mein Wille, ſondern dein Wille geſchehe!

Laura. Wollteſt du ihn etwa ſprechen?

Sophie. Heute nicht. Mir iſt doch, als wäre ich jetzt nicht ſtark genug dazu. Er iſt zu heftig. Vielleicht bin ich morgen ſtärker, wenn ich geſchlafen habe. Ich will ihn auch nur noch einmahl ſprechen und dann ſterben. Der arme Reinhold! Die Welt wird ihm eine rechte Wüſte ſein ohne mich. (ſich erheiternd und mit ſtärkerer Stimme) Sag ihm, wenn ich eine Zeitlang todt bin und ſeine Empfindung ihn wieder denken läſſet, ich hätte ihm prophezeit — „wenn er's ertrüge, ſo müſte ihm etwas Großes bevorſtehen, weil ihn das Schickſal durch ſo einen harten Kampf dazu einweihete.“ (Laurens Hände drückend) Ach ich wollte um alles nicht, daß er mich nicht geliebt hätte, wenn mir's nun auch noch ſo viel Leiden macht. Du kenneſt ſeinen Werth und weiſſt, wie ſchwer er ſich anſchlos. Dem Tode noch will ich entgegenrufen — Reinhold liebte mich. (wird ſehr matt. Jetzt konnte es Reinhold nicht mehr aushalten und ſchlich zur Thüre hinaus) Wie iſt mir? War das nicht ſein Tritt? (horcht wieder) Mich täuſcht wohl meine Fantaſie.

Laura. Erhole dich, Beſte... Du ſprichſt über deine Kräfte.

Sophie. Wär's auch. Wir werden uns nicht oft mehr ſprechen. Laß mir die Ausſchüttungen. Du warſt ja die Einzige, welche immer in meiner Seele, wie in einem Buche, las. Mir wird ſo wohl, wenn ich alles an dich hingeben kann. Was uns beide betrift, ſo waren wir längſt über die Lage, welche nun eintritt, einig. Bei der Abrede bleibts, die wir trafen — wer der Erſte wäre, dem u. ſ. w. Die Reihe trift mich, wie ich dir immer ſagte. Du drückſt mir alſo die Augen zu und vergiſſet mich nicht. Und ich gebe dir dafür den letzten Blick, der an dir hangen bleibt und verſcheidet. Gehts ſo, wie ich wünſche, ſo wirke ich auf dich. Wo nicht, ſo harre ich deiner dort und einſt biſt du wieder ewig mein. Erſt aber lehre ich dich ſterben. Siehſt du, wie gut es nun iſt, daß wir ſo oft über Tod und Grab unter einander ſprachen? Nun ſind wir beide unſerer Trennung wegen recht gefaſſt.

Laura. (betrübt) Ach du haſts voraus. Du gehſt und ich bleibe.

Sophie. Bleibſt du doch mit Ariſt! Gib ihm die Stunden nun, welche ich ihm ſeither raubte. Schließ dich an ihn, wie an eine ganze Welt. Sprich oft mit ihm von mir und kommet zuweilen zu meiner Gruft. Pflanzt mir da eine Silberpappel; die wächſt ſchnell empor. Wenn ihr mich dann an ſtillen Sommerabenden beſucht und der Weſt ſetzt ſich in die Pappelblätter und wiſpert, ſo thut, als koſete Sophie aus jener Welt her mit euch.

Laura. (unter Thränen) Edle — Einzige — der Vollendung nahe Fromme — meine ganze Seele blutet — —

Sophie. Ermanne dich! Es muß geſchieden ſein. — Alles andere, ich mag denken, woran ich will, iſt ja kaum des Wunſches, viel weniger des Lebens werth. Liebe, wir wurden zeitig einig über die wahre Schätzung der Dinge dieſer Welt, und ſimpathiſirten darüber; aber (wird ſehr heiter) wiſſe, nun bin ich dir doch noch ſehr darinn voraus. Wenn du dir's ſollteſt vorſtellen können, wie ſo gar kleinlich, wie ſo ganz unwürdig unſeres unſterblichen Geiſtes mir nun alles erſcheint, woraus die Menſchen ſo viel Weſens machen! Wahres Kinderſpiel alles, was hier unten von ihnen getrieben wird. Nein, ich mags nicht mehr mitſpielen, mags nicht einmahl mehr ſpielen ſehen und weiter dabei ſein. 's iſt ein Lauſen und Rennen unter ihnen, ein Streben und Haſchen beſtändig, und wenn ſie es dann gehaſcht haben, ſo iſts höchſtens ein ſchöner Schmetterling, dem ſie im Ergreifen ſchon die ſchönſte Schönheit abwiſchen, und doch rennen ſie dabei einander faſt um. Wohl mir, daß ich von der Schmetterlingsjagd wegkomme! Und ſieh einmahl an alle die Noth und allen den Jammer, womit die Erde wie mit dickverwachſenem Mooſ', überdeckt iſt. Haſt du ja einmahl eine Freude auf ihr, des Genuſſes werth, kannſt du ſie auch wohl mitten unter Leidenden, die dich allenthalben umſeufzen, froh genießen? Muſt du nicht ſelbſt jede kleine Freude auf ihr erſt theuer erkaufen und dann theuer wieder büßen? Vor ihrem Gewinn ein verzehrendes Streben, nach dem Gewinn wieder ihr zuverläſſiger Verluſt, und mitten im Genuß des Gewinns ſchon quälendes Vorherſehen des Verluſts. O beneidet mich alle, daß ihr noch nicht ſo nahe am Weggange aus ſolcher Eitelkeit ſeid, wie ich!

Laura. Auch wir werden dahin kommen, wo du ſchon biſt. Und deine Reden ſollen ſich mir tief eindrücken. Du übeſt die letzte Freundſchaft an mir und lehreſt mich ſterben.

Sophie. Und dann — der Gedanke: Nun, nun haben bald deine ſchrecklichen Schmerzen ein Ende; nun vertauſcheſt du ſie bald gegen Wonnegefühle von reineſter Art! Ach theilnehmende Laura, tauſend Stiche und Riſſe zerreißen mir unaufhörlich die Bruſt; es iſt nicht anders, als gingen Rieme und Haarſeile durch Herz und Lungen, und ls würde beſtändig an ihnen hin und her gezogen. Wer endet dieſe Qualen? Wer anders, als der Tod! Und hätte ich auch noch einmahl geneſen können, o würde doch bald wieder ein Rückfall erfolgt ſein nd ich hätte dann dies alles umſonſt gelitten und ätte alles noch einmahl und lange wieder leiden müſſen, ehe ich ſo nahe wieder dem Tode gekommen wäre, wie ich ihm heute bin. So will ich hn nun ſo innig an mein Herz drücken, wenn er ommt, als wäre es mein Reinhold, der käme. Nur einen Wunſch, nur ein Gebet noch habe ich zu Gott, und die Erhörung davon ſoll mein Lohn für lle meine Leiden ſein; nehmlich — daß ich meinen Verſtand möge behalten bis ans Ende.

Laura. Das wirſt du, meine Sophie. Das t ein entſchiedener Vorzug der Sterbenden deiner rt, daß ſie mit vollem Bewußtſein und unter deutchen Ideen ſterben.

Sophie. Nun, ich hoff' es auch. So will h dann auch recht die Beobachterin meiner ſelbſt n ganzen Tranſitus machen; ich will von Viertelunde zu Viertelſtunde die übrige Abnahme meiner Körperkraft bemerken, und über jedes neue Hinſinen derſelben im Stillen jubeln. Wenn dann der Schluß des Tranſitus erfolgt, ſo will ich recht Acht arauf haben, wie Alles iſt und wie es um den

Tod eigentlich ſteht, und will ſogar die Freuden des bloßen Ueberganges vom Schmerz zur Wonne ſchon ſelig genieſſen. Wenn du mich dann wirſt ſanft lächeln ſehen, dann mache Anſtalt, den letzten Blick aufzufangen und gieb recht Acht auf's Verſcheiden. Heute geh und ſchlaf', und ſammle Kraft zu morgen. Morgen, glaub' ich, wird ein großes Feſt für mich ſein. Morgen komm wieder und weile und harre bei mir.

Laura. Der Allliebende ſtärke dich zum letzten der Kämpfe!

II. Am letzten Morgen.

Sophie. (unruhig) Ach Laura, Laura, wie ſo lange!

Laura. Ich glaubte dich, früher, im Schlafe zu ſtören.

Sophie. (gen Himmel weiſend) Ach nein, ich meine — Er, Er macht ſo lange mit mir. O Gott, wie iſt mir heute ſo traurig gegen geſtern! Ich weiß mich für Angſt von allen Seiten nicht zu laſſen. Ich möchte ſchier an allem, was ich doch immer ſo gern glaubte, verzweifeln. So entſetzlich iſt mir zu Muthe.

Laura. (ſehr erſchrecken) Liebe, das ängſtigt mich ja äußerſt. Und ich glaubte dich nach einem erquickenden Schlafe noch ruhiger zu finden, als ich dich geſtern verließ.

Sophie. (jammernd) Ach und noch dazu keinen Augenblick geſchlafen. Der Schmerz will mir ſchlechterdings den Schlaf nicht gönnen. Und gegen Morgen fingen lauter traurige Bilder an, mich zu umſchweben. Ich muß mich oft recht zuſammennehmen, um über die furchtbaren Geſtalten nicht aufzuſchreien. Und keinen troſtvollen Gedanken kann ich ganz, noch weniger deutlich denken. Das Wahre ſcheint mir Einbildung — das Eingebildete Wahrheit. Verläß mich nicht, Laura, ich bitte dich.

Laura. Meine ſanfte Sophie, das iſt alles eins, wie das andere, Folge der ſchlafloſen Nacht. Dadurch hat deine Denkkraft gelitten, und ſo treibt die Fantaſie mehr ihr Spiel. Sei aber ruhig; dieſer Zuſtand iſt vorübergehend. —

Sophie. O Gott, wenn ich nur nicht in ihm bleibe! Das wäre ja ein fürchterlicher Zuſtand. Oder wenn es nur nicht gar noch ſchlimmer wird!

Laura. Nein, nein, Beſte, der Zuſtand iſt zu unnatürlich für dich. Du liebe ſanfte Seele wirſt auch bald in deinen Fantaſieen wieder deinen Karakter behaupten. Statt der fürchterlichen, welche du jetzt haſt, werden bald ſanftere und reizendere auftreten. Glaube mir, was zu unnatürlich iſt, dauert nie lange.

Sophie. Und ich dachte, ich wollte recht mit freiem Geiſte und unter den deutlichſten Ideen den Tod erwarten, ihn ſich mir nahen fühlen und wirklich erleiden. O wenn mir das fehlſchlüge! Wenn ich dort einſt nicht wüſte, was ich zuletzt hier gethan, gedacht und empfunden! Wenn ich nichts, gar nichts vom Tranſitus ſelbſt erführe! Und ich hofte, dies ſeltene Glück ſollte der Lohn für mein langes Krankenlager ſein — und auch dieſen (blickt ſchnell gen Himmel) willſt du mir rauben? O Gott!

Laura. Nicht doch, liebe Sophie! Der ganze Zuſtand wird übergehen. Furchtbare Fantaſieen werden erſt holdern Platz machen müſſen, und am Ende werden deine höhern Seelenkräfte ganz frei wieder wirken, und ſo wirſt du ſterben. So ein Zuſtand, wie dein jetziger, geht oft bei Sterbenden deiner Art dem Tode vorher; er iſt aber nicht der letzte, ſondern man kommt von ihm völlig wieder zu ſich, und in dieſem ſeligen Zuſtande wird dann von euch der Wechſel der Welten vollbracht. So ſagen auch die Aerzte.

Sophie. (jammernd) Ach, wenn ich nur nicht lange ſo leiden muß! Ungeheuer werden dabei meine Schmerzen — ich erdulde es nicht mehr....

Laura. Selbſt der Zuſtand, in dem du jetzt biſt, iſt dir Bürge dafür, daß es nicht lange mehr währen werde. Er geht allemahl bei ſolchen Sterbenden, wie du, dem Tode nahe vorher. So elend dir jetzt zu Muthe iſt, ſo lieb laß dir's ſein; gewiß, gewiß wird dir nun bald ganz wohl, ganz ſelig werden. (umarmt Sophien) O Herzensbeſte, harre doch ja recht aus und dulde nur noch dieſen letzten Kampf.

Sophie. O Laura, was mag, was kann der Ewige davon haben, daß er meinen armen Staub ſo lange zermalmt, ehe er ihn völlig zerſtreut; Soll ſeine Macht dadurch an mir offenbar werden — ſoll ich dadurch zum Bekenntniß gezwungen werden, daß er mit dem Menſchen thun könne, wie er will? Ach dies bekenne ich ihm ja; ich bekenne es laut und überlaut. Aber ſeine Macht, dächt' ich, wie ſeine Liebe, offenbarte ſich herrlicher an mir, wenn er meinem elenden Leben ein Ende machte.

Laura. Du gute Seele, das iſt ja nicht deine natürliche Sprache. Dein Schmerz, deine Schwäche führen ſie wider deinen Willen. Sag mir einmahl, warum geneſeſt du nicht wieder?

Sophie. Weil meine Natur dazu keine Kraft mehr hat.

Laura. Warum giebt dir Gott nicht neue Naturkraft?

Sophie. Das wäre ein Wunder, und Wunder thut Gott nicht.

Laura. Nun ſieh, eben darum muſt du auch noch leben. Noch hat deine Natur zum Tode zu viel Kraft. Gott müſte dieſe durch ein Wunder zerſtören; aber Wunder, wie du ſelbſt ſagſt, thut er nicht. Geneſung folgt nach Naturgeſetzen, und Tod auch. Deine letzte Lebenskraft muß erſt erſchöpft werden; dann, dann erliſcht in dir die Flamme des Lebens. Rein ab, bis auf den letzten Tropfen brennt das Licht, und dann erſt erliſchte.

Sophie. O Gott, wenn es alſo nach meinen Kräften gehen ſoll, ſo kann mein Leiden noch lange dauern.

Laura. Das wird es nicht. Verlaß dich nicht auf das gegenwärtige Gefühl deiner Kräfte; es iſt kein wahres. Du biſt in einer Art von Spannung. So, wie dieſe über ſein wird, begnadigt dich Gott vielleicht durch ein inniges Gefühl deiner völligen Schwäche. So ſagen die Aerzte.

Sophie. So viel tauſend Menſchen ſterben ſo leicht, ſo ſchnell, und ich Elende, ich Elendeſte unter allen Menſchen, muß ſo entſetzlich viel und lange leiden!

Laura. Sterben, ſterben wirſt du gewiß leicht; — denke daran. Nur die Zubereitung zum Tode dauert bei dir ſo lange, und das macht deine Jugend noch. Auch dies, Beſte, geſchieht nach Naturgeſetzen, die der Allweiſe nicht ſtört. Jenſeits aber wird dir dafür auch mehr Erſatz, je länger die Qual hier war.

Sophie. (ängſtlich) Ach wenn das nur auch wahr iſt, Liebe — — ich weiß gar nicht, wie mir wird — — (Reinhold tritt herein) Wer kommt?

Laura. Es iſt dein lieber R. Er will dich noch einmahl ſprechen.

Sophie. Um Gottes willen, will dieſer auch noch meine Qual vermehren! Was willſt du? R! Willſt du eine Verzweifelnde ſehen? Geh — mein letzter Anblick möchte mein Bild nur mit ſchrecklichen Zügen in deiner Seele zurücklaſſen und mich um alle deine Liebe bringen. Geh — ich will dich nicht mehr ſprechen. Es war alles Traum; auch unſere Liebe war Traum. O wir Thoren, daß wir uns unſerer Liebe freuten! Geh und ſags — ſags allen Liebenden, ſie wären Thoren, wie wir, ſie liebten umſonſt.

Laura. (vor ſich) Das iſt zum Erbarmen! Meine arme ſanfte Sophie ſo wild! Ach Gott.

hilf ihr doch! (die Mutter kommt und tritt vors Bette) Gute Frau, erſchrecken Sie nicht.

Sophie. Hilf Gott — da iſt die Mutter auch! Ach Mutter, Mutter, jetzt nicht, jetzt nicht! Ihre Tochter iſt in einer entſetzlichen Lage — die Hölle liegt auf ihr. Eilen ſie von dieſem Bette, (richtet ſich ſchnell auf und fällt wieder zurück) hier wohnen Tod, Jammer und Verzweiflung — Gott hat mich verlaſſen. Ach, Mutter, wäre ich doch an deiner Bruſt geſtorben, als mein Vater auf der Bahre lag! So hätteſt du mich genommen und zum Vater noch ins Sarg gelegt. So wäre ich längſt von dir vergeſſen und ſo müſte ich nun die Pein nicht haben, die mich erſt ſo zerdrückt und zerquetſcht, ehe ich unter ihr erliegen kann. Fort, fort mit euch allen, daß ihr nicht Flüche noch von mir hört und mich zuletzt noch verabſcheuet — — — (die Mutter und Reinhold ſchleichen zitternd aus dem Zimmer) Ha! welche Angſt! welche Qual! Es tobt, es kocht, es wühlt, es ſauſet und brauſet alles in mir. O weh, o weh allen Lebendigen, daß ſie jemals lebten und Leben empfingen, wenn ſie am Ende alle ſo leiden müſſen! (mit ſtierem Blick zum Himmel) Biſt du, oder biſt du nicht? Biſt du; ſo hilf!

Laura. (die ihr wehmüthig die Backen ſtreicht) Meine liebe Sophie — nur noch einige Augenblicke — beſinne dich doch — dir wird bald beſſer werden.

Sophie. Beſſer? Ha! (lacht höhniſch) beſſer! So höre doch — Sophie — betrogene Sophie, höre doch — beſſer, beſſer. (lacht überlaut)

Laura. (die in gröſter Erſchrockenheit aufſteht und gleich wiederkommt) Du ſollſt dies noch nehmen.

Sophie. Sterben will ich — aber nehmen nichts mehr. Ihr habt mich gequält genug, und ich will nicht mehr aufgehalten ſein. Haſt du aber Gift, das auf der Stelle wirkt, ſo giebt her. Ach, ach, o welch eine Folterbank, worauf ich ausgeſpannt liege! Gift gebt her. Gift!

Laura. Dies wird dich beruhigen. Thu mir die letzte Liebe und nimm.

Sophie. Nun ja, als letzte Liebe! (ſie nimmt) Haſt Recht. Nun iſts alſo aus, auch mit unſerer Liebe. Auch mit ihr wars bloßer Traum. Du haſt Recht. Nun — ſo geh nur auch und quälet euch beide noch wacker mit eurer Liebe, du und Ariſt, und hernach thut euch auch noch ſo die letzte Liebe einander und vergebet euch mit Gift, wie mich. Nur ſeid klüger und thuts fein bald, und laßt einer den andern nicht erſt ein halbes Jahr liegen und brennen und verdorren auf ſo einem Hölſenbette, wie mich — — das hätteſt du vor einem halben Jahre thun können, was du heute thatſt, hörſt du? Inzwiſchen habe auch dafür noch Dank. (reicht Lauren die Hand.)

Laura. (die zwar über die Täuſchung, welche die Fantaſie ihrer Freundin ſpielt, erbebt, aber nicht thut, als wenn ſie ſolche bemerkte) Nein es ſoll nicht aus ſein mit unſerer Liebe, ewig ſolls nicht aus ſein mit ihr. Du gehſt nur voran, und, bis ich dir folge, genießen wir uns freilich perſönlich nicht. Aber ich werde dir bald folgen und dann wird uns Gott wieder vereinigen. Ewig werden wir dann neben einander und durch einander ſelig ſein und ewig die Erde noch für die Freundſchaft ſegnen, die wir auf ihren Gefilden knüpften.

Sophie. (ſchüttelte den Kopf und ſchwieg) Nach einer langen Pauſe hub ſie an — „Gott mag wiſſen, wie's eigentlich um den Menſchen ſtehe" — und brach wieder ab. Laura glaubte zu bemerken, daß die Hitze bei ihr abnehme, und ließ ihr Zeit. Nach einer noch längern Pauſe hub ſie wieder an — „Faſt iſts, als hätten wir am Ende den Vernunftvorzug vor allen übrigen Weſen nur gehabt, um die einzigen unter ihnen zu ſein, die entſetzlich ſterben." (ſchlägt die Augen nieder)

Laura. Du meine liebe Sophie! Freilich empfindet ein vernünftiges Weſen bei ſeinem Tode mehr, als andere. Dafür kanns aber auch im Tode ſeinen Hofnungen freien Lauf laſſen und ſterbend noch den Glauben an erſtaunendviel, an undenkbarviel, das ihm weiter bevorſteht, unterhalten. (Sophie ſchlägt die Augen noch tiefer nieder) Du wirſt fortdauern nach abgelegter Hülle, die dir ſo viel Leiden machte, theure Freundin, und über deine Erwartung groß wird das Heil ſein, welches du dir durch ſo harten Kampf errangſt. Dein Herz wird dir noch weit mehr ſein — deine Freunde noch mehr — Gott ſelbſt noch mehr. (Sophie ſchließt die Augen) Schön, ſchön war dir mit mir ſo mancher Frühlingstag, ſo mancher Sommerabend ſchon hier in dieſen niedern Gründen der unermeßlichen Schöpfung; unendlich ſchöner wirds uns auf ihren Höhen ſein — in jenen Gefilden, wo nur Glückliche wandeln, wo das Leben nicht wieder aufhört, die Freundſchaft nicht mehr unterbrochen wird, und wo der Liebe Vaterland iſt — — — (Sophie war ſanft eingeſchlafen. Laura horchte an ihr und fand, daß ſie gleichen ruhigen Athem hole.)

Laura. (im leiſeaufſehen) Der Herr ſegne deinen Schlaf! Vielleicht iſt er dein letzter und giebt dir die Ruhe deiner Seele wieder.

III. Am lezten Abend.

Sophie. (ſchwach) Laura!

Laura. (die ſchnell herbeikommt) Willkommen wieder aus dem Lande des Schlafs, meine Beſte — wie iſt dir?

Sophie. Gut — recht gut. Habe ich denn ſo lange geſchlafen?

Laura. Du haſt vom Mittag an geſchlafen, und ſo ſanft, wie vielleicht in deiner ganzen Krankheit nicht.

Sophie. (mit gen Himmel erhobenen aber gleich wieder herabſinkenden Armen) Ach ſei geprieſen, Herr über Leben und Tod! Das war ein Labſal, Vater, das du deinem Kinde noch zu guter lezt reichteſt. — Und denke einmahl, liebe Laura, alle meine Schmerzen ſind weg.

Laura. (ſie küſſend) Ach das iſt ſchön. Siehſt du wohl?

Sophie. Aber nun fühle ichs, daß ich recht ſchwach bin. Heiter und froh iſt mir über alle Maße; aber auch ſchwach über alle Maße, ja ſchwach, wie noch nie.

Laura. Siehſt du? Alles, wie ich ſagte. Nun ſei auch recht zufrieden! In dieſem Zuſtande bleibſt du

Sophie. Wenn das iſt! (gen Himmel) Ach Vater, wenn das wäre! das würde ein Tod ſein, den auch ein Engel gern einmahl ſtürbe. Wohl mir nun, wohl mir! Laura, bleib ja dieſe Nacht bei mir. Du verſäumſt ſonſt... Ich glaube, ich ſterbe in ihren erſten Stunden.

Laura. Ich glaube es auch. Ich verlaſſe dich nicht. Gelobt ſei Gott, daß du ſo ſüß geſchlafen haſt! Nun biſt du ganz die liebe ſanfte Sophie wieder — —

Sophie. (ſehr freudig) Aber höre, laß dir erzählen, wo ich geweſen bin. Aber du mußt recht hören, denn das Sprechen wird mir ſehr ſauer.

Laura. Laß lieber! du ſtrengſt dich zu ſehr an.

Sophie. Nein, nein. Ich will mir Zeit dazu nehmen, und du mußt nur recht aufhorchen; die letzten Worte wollen immer noch folgen — der Athem iſt mir ſo kurz. A — ch! wie matt und doch wie wohl! — Liebe, einzige Laura, gewiß habe ichs deinen letzten Reden zu danken, unter welchen ich einſchlief — aber es war doch wunderſchön, wunderſchön wars, wo ich war. Eine entzückende Natur um mich her — weit ſchöner, als am Rhein. Weißt du noch, wie wir uns da ſo ſanft in die Gefilde der Seligen ſchwärmten? Aber das waren nur dürftige und arme Proſpekte dagegen! Und

— ein Himmel voll Sonnen über mir — ach Laura, wie bezaubert ſtand ich da. Viel neue Sinnen erwachten in mir — keiner von ihnen ward zu ſtark erſchüttert. Da war nichts blendendes, nichts töſendes — und betäubendes; alles ſanft. Sanftes Licht, ſanfte Luft, ſanfte Farben, ſanfte Töne — wie an einem ſchönen ſtillen Sommerabend, und doch wars heller Tag. Und die Menſchen, ach die Menſchen! In vollkommenen Geſtalten ſchwebten ſie alle umher, und ihre Mienen waren die Mienen der reinen Vernunft, der theilnehmendſten Herzensgüte und des froheſten Muths. Viele von ihnen kannte ich auf den erſten Blick. Das war eine Freude, ſich ſo immer unverſehens bald an dieſen bald an jenen Vortreflichen anzuſchließen, von dem man auf der Erde viel Rühmens gehört, ohne ihn zu kennen. Und eben, als ich einmahl ſo ſtand und das prächtige Sonnenheer des Herrn Zebaoth anſtaunte — ach Laura, wir hatten wohl Recht, daß wir immer ſo gern zum geſtirnten Himmel aufblickten, und unſer Gefühl täuſchte uns nicht, wenn es uns ſchien, als hübe ſich dann unſer Buſen zweifelfreier, und als glaubten wir in ſolchen Augenblicken allemahl am innigſten an Gott; aber was war das gegen das allerlebendigſte Gottesgefühl, das mich dort ergrif, ſo oft ich zum beſonneten

Himmel aufſah! Da bedurfte es keines Vernunftſchluſſes, keines Glaubens, um nicht zu zweifeln; es war unmöglich, zu zweifeln; wie, wenn ein ganz beſonderer Sinn für Gott in mir wäre, ſo war mir; kurz, ich empfand alsdann allemahl Gottes Daſein, wie mein Daſein. Und bei jeder ſolchen Empfindung, ach da, da, Laura, wallete ein Seligkeitsgefühl in mir auf, das mich wie in ein höheres Weſen umſchuf. —— Ja, das wollte ich dir erzählen, als ich einmahl ſo den Sonnenhimmel anſtaunte und ſo im Jehova Zebaoth lebte und webte, da näherte ſich mir eine ſehr ehrwürdige Menſchengeſtalt und ſprach zu mir — „biſt du's, Sophie?" Ich ſah vom Himmel weg und nach ihr hin, und ſofort wußte ich's, daß es mein Vater war. Ach Laura, da, da, o Gott, Gott ———

Laura. (nachdem Sophie faſt eine Viertelſtunde an dieſer Rede zugebracht hatte und ſehr erſchöpft ſchien) Ich bitte dich um alles, Himmelsſeele, behalt noch einige Kräfte übrig für deine Mutter und für R.

Sophie. (die hierauf gar nicht gehört hatte) Wiſſe, auch die Eltern ſind uns dort noch viel mehr, als hier. Ich hatte meinen Vater doch nie gekannt und hatte keine einzige Wohlthat aus ſeiner eigenen Hand genommen. Und ſo wars ja wohl natürlich, daß ich meine Mutter, die alles an mir gethan, unendlich lieber gewinnen muſte, als ihn und daß ich für ihn nur dunkle Gefühle behielt. Aber dort, dort hatte ich ihn auf der Stelle gleich noch weit mehr lieb, als ich jetzt ſchon die Mutter habe, und ich kann dir die Empfindung nicht beſchreiben, welche man da für den Menſchen hat, durch den man ſeine ganze Exiſtenz empfing. „Endlich, flüſterte er mir zu, hat der Ewige mein Gebet erhört, ich habe dich mir recht von ihm erflehet.“ Und da ſank ich an ihn hin und ſtammelte — O du, dem ich auch Ewigkeit zu danken habe, du, durch den ich auch hier von neuem bin, dein Kind iſt nun auf ewig dein. (weint Freudenthränen)

Laura. (die ihr die Thränen abtrocknet) Ach du liebe ſchon verklärte Seele — du Engel!

Sophie. Hernach befand ich mich am Ausgange einer ſchönen blühenden Allee — ſie kam mir vor, wie die blühenden Aloealleen auf Malta, die uns Brydone beſchrieb — und hatte von da die Ausſicht auf die Erde herab, die zehenmal ſo groß, wie der Vollmond, mir entgegenleuchtete. Da kamſt du! o mir getreue bis in den Tod. In ſanften Schwingen hubſt du dich von der Erde empor und ſankſt in meine Arme, die ich weit nach dir ausgebreitet hielt. Ach, wie war uns da! Wie war uns da! Weit inniger, weit inbrünſtiger konnten wie uns dort noch lieben, als hier. (wird ſehr ſchwach) Endlich kamen auch — meine Mutter und — R. Und da — waren wir dann — alle wieder beiſammen — und waren — ſo ſelig — ach ſo ſelig — —

Laura. Erhole dich ein wenig. (nach einer Weile) Haſt du noch einige Kräfte zum ſprechen?

Sophie. Ja, aber nicht mehr viel. Ach, nun werde ich bald dort ſein, wo es ſo ſchön war! Es iſts doch werth, hier gelebt und hier ſo viel gelitten zu haben. Ja, ja, es iſts unendlich werth.

Laura. Willſt du deine Mutter und deinen R. nicht noch einmahl ſprechen? Sie verlangen herzlich darnach. Und ich glaube, — es iſt Zeit.

Sophie. Ja — zuerſt R. Bei meinem Tode aber muß er nicht bleiben wollen. Er iſt nicht ſtark genug dazu. (Reinhold kommt) Aber — R. wehklagen darfſt du nicht, ſondern ganz ſtill nur Abſchied nehmen — ich bin ſehr ſchwach — hörſt du wohl?

Reinhold. (der über ſie herfällt) Ach Sophie — meine Sophie — verlaſſen willſt du — verlaſſen mich?

Sophie. (geſetzt) Ja, weils Gott will. Erſchüttere mir die Feſtigkeit nicht, welche er mir dazu ſchenkt. Ich ſterbe über alles gern, und eine ganze Welt kann mich hier nicht mehr halten. Ach droben, droben, (wird wie verklärt) da, da iſts ſchön. Laß mich voran und komm einſt wacker nach. Die Liebe, die uns hier ſo hoch beglückte, ſoll uns dort noch ewigſelig machen.

Reinhold. (untröſtbar) O Sophie, Sophie nimm mich mit — ohne dich kann ich hier nicht ſein — —

Sophie. Nein, ſo will der Ewige nicht. Du bleibſt noch. Lebe du noch und ſtifte erſt noch recht viel Segen und Gutes für die Welt, und dann — komm würdig nach.

Reinhold. Ich Gutes ſtiften noch? Alle Kraft dazu iſt nun in mir dahin.

Sophie. Glaub das nicht. Anfangs vielleicht — aber nur *anfangs*. Hernach wird dich *der Gedanke an mich* weit ſtärker zum Guten machen, als dich ſeither *mein Anblick* dazu machte. Ich habe nehmlich keine Urſache zu glauben, daß du mich getäuſcht, wenn du nach vollbrachten guten Handlungen, die ich erfuhr, zu ſagen pflegteſt — du thäteſt ſie um *meiner werth zu ſein*. O wie vielmehr wirſt du nun nach einiger Zeit noch größeres Gutes thun, um *meiner dort noch werther zu werden*! Wenn dir dies dann zuweilen ſchwerer wird, als ſonſt, ſo wird der Gedanke dir Kraft und Muth dazu verleihen — „ich will's doch thun, damit meine Sophie mich einſt wieder recht freudig umarme.“ Glaub mir, ſo wirds ſein.

Reinhold. (der die Arme ſeitwärts ausſtreckt und weg vom Bette auf die Erde blickt) O Ausſicht in mein ganzes übriges Leben — ſchwarz biſt du! Nahe waren wir am Ziel und — weg iſt die Krone! O Gott!

Sophie. Lieber R. wir werden ſehr dabei gewonnen haben, daß wir jetzt getrennt wurden. Recht hoch werden wir einander einſt darauf anblicken, daß unſere Liebe auf dem Punkt ſtehen blieb, wo ſie ſtehen bleibt. Ich denke mir ganz erſtaunendviel und recht viel Eigenes dabei, wenn ich mir dies vorſtelle. Weil keine Sättigung geſchah, ſo wird nun auch ewiges Verlangen nach einander gewiß unſer Eigenthum bleiben. Du biſt ein edler Mann und verſtehſt mich. Such mich nicht zu widerlegen; du ſieheſt, ich habe mich hinter das Wort gewiß geſetzt. Wie ſchön iſts aber, hierüber Gewißheit zu haben! Und nun — da haſt du den letzten Kuß — lebwohl! (R. liegt lange an ihr ſtumm) Nun geh und laß mich ruhig ſterben (R. ſchleicht ſchluchzend fort und ſieht ſich in der Thüre nochmals um und breitet die Arme nach ihr hin) Ja droben, droben, mein R.!

Sophie. (als R. einige Minuten fort war) Der Arme! Verlaſſet ihn ja nicht, bis er ſich ſelbſt wieder findet. Hernach iſt mir nicht bange für ihn. Aber anfangs laſſet ihn ja nicht allein. Mir ward die Trennung von ihm recht leicht. Ich weiß nicht, wie mir ſo ſonderbar iſt. Mit jeder Minute werde ich matter und doch auch heiterer. So viel Schmerzen heute früh noch, ſo viel Wonnegefühle jetzt, und die Wonnegefühle nehmen immer mehr zu. Sollte der Geiſt ſich wohl ſchon allmählich von der Hülle löſen, daß er etwa mit ihr faſt nichts mehr zu thun hat und ſich ſchon wie in ſeiner eigenen Sphäre fühlt? (ſchließt lange die Augen und lächelt)

Laura. (als ſie wieder aufblickt) Deine Mutter, Beſte! Deine gute Mutter!

Sophie. Ach ja wo iſt ſie?

Mutter. (die herantritt) Hier, meine liebe Tochter, bin ich. Hat Gott mein Gebet erhört und dir Ruhe geſchenkt? (weinet hinter den vorgehaltenen Tuch)

Sophie. Ja, treueſte Mutter, Ruhe auf allen Seiten. Auch nicht das geringſte Leiden habe ich mehr. Es iſt, als ſchwebte mein Geiſt, wie aufgelöſet, nur noch über dem ausgemergelten

Körper. Und — Sie ſollen nun auch bald Ruhe haben.

Mutter. (heftig ſchluchzend) Alſo willſt du nun doch von mir? Ach mein liebes Kind!

Sophie. Ja, bald, recht bald. Ich habe nun gar kein Bleibens mehr hier. Sie haben ja auch Noth mit mir genug gehabt und ich konnte ja doch nicht beſſer werden. Welch ein Leiden für Sie, mich ſo lange ſo zu ſehen und mir nicht helfen zu können! Nun hilft mir Gott aus aller meiner Noth. Ach Mutter, gönnen Sie mir's! Sehen Sie mich armes Gerippe doch nur an, und wünſchen mir mütterlich Glück dazu.

Mutter. (die an Sophiens Bette niederknieet und ihre Hand ſich an den Mund hält) Ach mein frommes Kind — mein einziges Kind! Haſt du umſonſt ſo lange leiden müſſen!

Sophie. Nein, das habe ich nicht. Meine Seligkeit wird groß dafür ſein. Sie hebt ſchon an, Mutter, ſie hebt ſchon an. Ich möchte nun nicht einmahl mehr hier leben, wenn ich auch könnte. Aber liebe Mutter — ſtehen Sie doch auf.

Mutter. Alſo — ſo gern gehſt du von mir? (ſteht auf und legt ſich über ſie her) Haſt du mich denn gar nicht mehr lieb? Ach Gott, ach Gott!

Sophie. (die ihren Hals umfaßt und zärtlichſt küßt) Ach ſo unausſprechlich lieb! Aber ſie kommen ja bald nach. Die kurze Zeit — ſo haben wir uns ja wieder. Und was iſt den hier in der Welt? Es iſt ja alles ſo armſelig und ſo klein, von den Sternen an bis auf unſere Ideen, und von dem höchſten weſentlichſten Genuß an bis zum Schattenſpiel. Aber droben, droben, ach da liebe Mutter, da — Sie drücken mich ſo.

Mutter. (die ſich ſchnell emporhebt, den Kopf gen Himmel richtet und die Hand auf die Augen legt) Auch Sophien nimmſt du mir? Meine einzige Freude im Leben — meinen einzigen Troſt im Tode? (überlaut) Erbarmen, ach Erbarmen!

Sophie. (die ſich noch einmahl recht ſtark macht) Mutter, hier iſt nun deine Tochter! (weiſet auf Lauren) Laura, das iſt nun deine Mutter! (Laura umarmt die Mutter) Sie, die mir die Augen zudrückt, hat mir verſprochen, Ihnen auch einſt die Ihrigen zuzudrücken. Und nun Mutter — mein Ende eilt heran; ich fühls — Dank, daß du meine Mutter wardſt! Dank, daß du mich ſo brav erzogſt! Dank, daß du mich in meiner langen Krankheit ſo unermüdet warteteſt! Ich gehe zum Vater und will ihm alles ſagen. Im Himmel der Seli gen warten Vater und Tochter nun dein. (giebt den Wink zum letzten Kuß.)

Mutter (als ſie ſie geküßt, mit unnenbarer Wehmut ihr die Backen ſtreichend) Du haſt mich nie betrübt.

Sophie. (die gen Himmel lächelt und dabei die letzten Thränen verliehrt) Wohl mir! — Adieu Mutter und Dank für dieſen letzten Troſt!

Mutter. (jammernd) Soll ich dich den nicht ſterben ſehen?

Sophie. Ach nein, Mutter! Die letzte Liebe — ſieh mich nicht ſterben — du machſt mir ſonſt mein Ende ſchwer.

Mutter. (in Thränen ſchwimmend) Es wäre möglich. Nun dann — (verſucht ihr Gefühl zu beſiegen) ſo verſcheide in den Armen einer Stärkern und (drückt ihr noch einmahl die Hand) mit dieſem Händedruck ſteig auf zum Vater. (taumelt vom Bette weg und wankt die Hände ringend und überlaut jammernd zur Thüre hinaus)

Sophie. (nach einer langen Weile) Nun ſind ſie alle fort, die mir den Muth nehmen wollten. Aber du nimmſt mir ihn nicht; nicht wahr?

Laura. Nein. Aber nun ſtrenge dich auch nicht weiter an.

Sophie. Ich kann auch nicht mehr. Es war Zeit, daß ſie kamen und gingen. Bald hätte mich die Mutter erweicht. (wird äuſſerſt ſchwach) Wie ſehen meine Augen aus?

Laura. Blaß, aber noch natürlich und lebend.

Sophie. Aber — der Puls unterbricht — fühle einmahl.

Laura. Ja, der vierte Schlag bleibt aus.

Sophie. (ſehr ſchwach, aber freudig) Ich bin erhört. Ich gehe mit Vernunft aus der Welt. Welch ein Glück! Bleib nur gefaßt. Ich will dich anſehen, ſo lange ich kann. Da haſt du meine Hand. Wenn ich eine Bewegung mache und nicht mehr dazu ſpreche, dann gieb Acht. Meine Augen ſollen an dir brechen. Mein Blick ſoll an dir ſterben.

Laura. (die ihr den Todesſchweiß abtrocknet) Dein Lohn ſei groß und mein Ende werde, wie dein Ende!

Sophie. Wie das ſo ſonderbar iſt! Mein Tod iſt gewiß ſehr nahe — und wie man das ſo ſelbſt ſagen kann! Sieh einmahl die Finger an. Ich ſterbe von auſſen herein. (nach einer Weile) Wie es vor den Ohren ſauſet! (wieder nach einer Weile) Wie das Herz ſich bewegt! (wieder nach einer Weile) Die Lichter wollen ja da wohl ausgehen.

Laura. (Sophiens Puls genau beobachtend.) Ach Gott.

Sophie. Große Verwandlung an mir jetzt — wie war das?

Laura. Der Puls war lange weg. Jetzt kam er wieder.

Sophie. (lächelnd) Schicke dich an. Der Tranſitus kommt. Ach welcher Vorſchmack ſchon von dort! Alles klarer — alles gewiſſer. Ja, Liebe, Gott iſt; — wir ſind unſterblich. Ach wie wohl — wie wohl — wird — mir! Schöpfer — ach — Schöpfer! (bewegt die Hand die Laura herzlich drückt) (kommt wieder zu ſich) Noch — nicht; — a — ber bald. (dehnt ſich aus) So — ach ſo! (ſtreckt ſich ganz aus) So! (jetzt brachen ihr die Augen — der Kopf machte eine kleine zitternde Bewegung — ſie lächelte und ihr letzter Blick erſtarrte an Laura.)

Laura. (nach einigen Minuten, die ſie ſtillheilig feierte, als ſie Sophiens kalte Hand weggelegt, knieend) Friede ſei mit dir — du langgeprüfte Dulderin! Der Erde nun entflohen und allen ihren Leiden! Erndte, nun erndte droben hoher Martern holen Lohn! Harre du auf mich, bis Gott mich gnädig zu dir ruft! Du aber, Weltſchöpfer und allheiligſter oberſter Geiſt, der du jetzt den Geiſt meiner Freundin zu ewiger Freude verklärſt, ſei gepreiſen für ihr ſchönes ſanftes Ende, das ſie auf deiner Erde nahm! Laß mich einſt auch ſo mit Bewuſtſein und Ruhe die Erde verlaſſen und mache jeden meiner Lebensgenüſſe zur ſeligſten Vorbereitung dazu! Das Bild meiner erlöſeten Sophie verlaſſe mich nie und der bloße Gedanke an ſie heilige mein Herz, ſo oft es ihrer unwürdig denken will!

Laura. (erhub ſich und drückte Sophien die Augen zu, die gerade dieſelbe Miene im Sarge beibehielt, welche ſie zu haben pflegte, ſo oft ſie eine ſchöne weite Ausſicht vor ſich ſah.)

Ariſt und Laura

auf einem Gaſtmahle.

Herr von L., ein ſehr aufgeklärter Menſchenfreund, beſitzt ein ſchönes Rittergut im Herzogthum W. Selbiges liegt überaus romantiſch in einem reichen Thale, liefert ſeinem Inhaber alle Bequemlichkeiten des ſorgenloſern Lebens und hat die Nachbarſchaft eines Fluſſes. Seit zehn Jahren wird es von L. bewohnt und hat ſich während dieſer Zeit unter ſeinen Händen ſehr verſchönert. Man findet daſelbſt nicht nur einen von allen Seiten glücklichen Gutsherrn, ſondern auch ein ganzes glückliches Dorf. Obgleich keine Poſtſtraße durch ſelbiges führt, ſo wird es doch von reiſenden Fremden häufig beſucht. L. iſt geſellſchaftlich und gaſtfrei; doch nur — für edle Menſchen. Von glänzenden Feten, von Schmauſereien im gewöhnlichen Verſtande, von Spiel und Jagd hält er nichts; deſſen ungeachtet gefällt man ſich ſehr bei ihm und er hat eine ganz eigene Art, ſeine Gäſte zu bewirthen. Laura machte die Bekanntſchaft ſeiner Frau unlängſt bei einer ihrer Verwandtinnen, zu der ſie mit Ariſt eine Reiſe gethan, und ward von ihr zum folgenden Tage auf ihr Landgut gebeten. Ariſt begleitete ſie, und als ſie hinkamen, fanden ſie auſſer dem Prediger des Orts noch eine Geſellſchaft von vornehmen Fremden beiderlei Geſchlechts.

Gleich bei ihrer Ankunft wurden ſie in den Saal eines netten Sommerhauſes geführt, welches mitten in einem vortreflichen Garten ſteht. Es war noch früh am Morgen, und ſobald man einige Erfriſchungen zu ſich genommen hatte, führte L. ſeine Gäſte im Garten umher und zeigte ihnen die ganze Anlage deſſelben. „Alles was ſie hier ſehen, ſprach er alsbald zu Laura, iſt mein ausgeführter Plan und das Werk eines zehnjährigen menſchlichen Fleiſſes; — die hohen Bäume hier und da ausgenommen, welche ich meinen Vorweſern verdanke. Vor zehen Jahren ſah man hier nichts, als hohe Heckenwände, die ſich kreutz und queer zogen, Taxuspiramiden und Taxusfiguren von allen Arten, mit Buxbaum eingefaßte Beete, die mit Scherben von meißner Porcellan, mit Steinen von allerlei Farben, mit Auſterſchalen und Muſcheln ausgelegt waren, und dann auf beiden Seiten des Gartens einige große Kohlbänke und Kartuffelbaue. Ich bin ein Freund der Natur. Sie allein iſt meine Führerin bei der ganzen Anlange geweſen, und alles, was die Kunſt dazu gethan, iſt, daß ich die in ihrem groſſen Garten mehr auseinander geſtreueten Schönheiten in dieſen Auen näher zuſammen gebracht habe. Ich habe ihre drei heiligſten Geſetze ihr genau abgelernt und beobachtet; das Geſetz der Mannigfaltigkeit, das Geſetz der Verbindung des Nutzens mit dem Vergnügen, und — das groſſe Geſetz, nichts hier zu ziehen, was hier nicht wächſt. Was bei einiger Wartung und Pflege hier zu Lande im Freien gut gedeihet, das finden Sie ſo ziemlich bei mir beiſammen; auf alles andere habe ich Verzicht gethan.“

Laura nickte bei dieſen Worten Ariſten, der nicht weit von ihr ging, freudig zu, als wenn ſie ſagen wollte — das wird einen guten Tag geben; wir ſind in guten Händen. Die ganze Anlage des Gartens hatte für die feinere Sinnlichkeit hohen Reiz, und je weiter man herumgeführt ward, deſto mehr fand man ſich in dieſem kleinen Paradiſe wie bezaubert. Gründe und Erhöhungen; freie offene Plätze und ſchattigte Gänge, breite und ſchmale, gerade und geſchlängelte Wege wechſelten reizend mit einander ab. Unaufhörlich ward man überraſcht; bald durch eine verdeckte Laube, bald durch einen einſamen Sitz im Verborgenen angebracht, bald durch eine ſeitwärts ſtehende Büſte, eines der Weiſen des neueren Deutſchlands, die hier die Stellen der Götter des alten Roms und Griechenlands vertraten, bald durch eine Perſpektiſe, die der Beſitzer des Gartens herrlich anzulegen gewußt. Unter den letztern zeichnete ſich vorzüglich diejenige aus, welche nach dem in einiger Entfernung vorbeiſtrömenden Fluß hinführte, und die L. durch hohes Geſträuch zu verdecken geſucht. Ein Seitenweg leitete um daſſelbe her, und ſo wie man ſich dann wendete, faßte das Auge den vollen Fluß. Ein hinreiſſender Anblick! In unabſehlicher Länge wälzten ſich die ſchäumenden Fluten zwiſchen hohen mit hundertjährigen Eichen auf beiden Seiten bekränzten Ufern daher und machten hier gerade die

Krümmung, in welcher ſie hernach das Gut des Herrn von L. beſpülten, der hier durch Wegſchlagung der Eichen die majeſtätiſche Ausſicht geſchaffen hatte. Himmel und Waſſer, das tief unten wie aus dem Himmel zu quillen ſchien, und ehrwürdige Eichenthürme, die alle Seitenblicke verſchloſſen, und — weiter nichts. So war's, als zöge der einzigfreie Anblick, wenn man ihn zum erſtenmahle und ſo unerwartet hatte, die ganze Seele an ſich und als müſte man in die Fluten hin. Ach! riefen Ariſt und Laura in einem und demſelben Moment aus und ergriffen einander und hielten ſich feſt. L. lächelte und erzählte, daß es den mehreſten Fremden ſo gehe, wenn er ſie hieher führe. Bald aber ward eine ſanftere Empfindung die Stimmung der ganzen Geſellſchaft und man ſtand lange hier, ohne durch Reden einander darinn zu ſtören. Mit der Miene eines Wirths, dem man die Freude darüber anſiehet, daß er ſeinen Gäſten Freude machen kann, ſprach L. endlich — „Nun, vergeſſen Sie nicht, daß Sie im Garten ſind" — und führte ſie zurück in die Mitte deſſelben. Baumſchulen und Blumenſchulen, Blütengefilde und Gemüſeländer waren hier durch einander her zu ſehen. Eine Sammlung der ſchönſten Obſtſorten fand ſich ebenfalls hier an Bäumen, Geſträuchen und niedern Stauden. Nicht!

leicht eine Feld- oder Waldblume von einigem Werth fehlte, und alle hatten ſie ſich unter der pflegenden Hand des Gärtners noch veredelt. Roſen von allen Farben, Malven, Lilien und Levkoien gleichfalls von allen Farben blüheten durcheinander. Ein lieblicher Wohlgeruch verbreitete ſich über den ganzen Garten; in den Geſträuchen und auf den Bäumen wimmelte es von ſingenden und zwitſchernden Vögeln; der Morgen war dazu ſchön und die Luft wohlthätigmild; ſo, daß alle Sinne hier ihre angenehmſte Befriedigung fanden. Laura ward ſo begeiſtert, als ſollte ſie auf der Stelle eine Lobrede auf die feinere Sinnlichkeit halten. Es war ihr unmöglich, ihr volles Herz ganz ohne Ausbruch zu laſſen. „Nein, ſprach ſie im ſtärkſten Affekt, wir dürfen uns deſſen nicht ſchämen — ich meine, daß wir noch ſo ſinnlich ſind! Gott, wie viel würden uns jene Afterphiloſophen rauben, die unſern irdiſchen Körper ſo verunglimpfen, wenn es ihnen gelänge, uns die Sinnlichkeit, die unſer Loos in ſelbigem iſt, zu verleiden! Fürwahr, man ſollte faſt glauben, daß dieſe Leute nie andere, als nur die gröbern und thieriſchen Genüſſe derſelben, und zwar in höchſter Uebermaſſe, geſchöpft haben müßten; weil ſie ſo ſehr viel Leere und Unbehaglichkeit und Scham vor ſich ſelbſt zu empfinden ſcheinen, ſo oft ſie noch an ſie zurückdenken. Was kann den Geiſt mehr ſtärken, als die feinern Sinnesfreuden, welche wir hier genieſſen? Wo kann man ſein ganzes Weſen durchausſeliger und ſtillſeliger fühlen, als hier? Gelobet ſei unſere menſchliche Natur dafür bis an die Eingänge zur Ewigkeit!" Amen — ſprach Herr von L. und brachte die Geſellſchaft durch eine ſchnelle Wendung an ein kleines Dickigt, durch welches ſich ein einſamer Fußſteig ſchlängelte. Am Ende deſſelben ward man durch den plötzlichen Anblick eines Häusgens überraſcht, welches die goldene Inſchrift führte — Nahrung für den Geiſt.

Laura, die voran gehen muſte, öfnete unter freudigem Händeklatſchen die Thüre, und fand zwar nur ein ganz ſimples Ameublement, aber dafür einige Glasſchränke, in welchen die Werke der berühmteſten Naturforſcher, die Schriften der Weiſeſten über wahre Glückſeligkeit und Lebensgenuß und die Produkte der auserleſenſten Dichter aller Jahrhunderte und Nationen ſtanden. Wie, wenn man in die Verſammlungen der Auserwählten träte, ſo befand man ſich hier, und der Schwung, welchen der Geiſt vorher durch die ſinnlichen Schönheitsgenüſſe erhalten hatte, machte für die Stimmung, in die man hier verſetzt ward, noch empfänglicher.

„O wie ſchön iſts hier, und zwar wieder auf eine ganz andere Art, hub Laura an, indem ſie Herrn von L. die Hand drückte. Aber — allein hier zu ſein muß doch über alles gehen.“ „Das iſt auch, erwiederte L. So oft ein ſchöner Tag iſt, bin ich gewiß hier. Wenn ich dann meinen Garten durchwandelt, eine Zeitlang wohl ſelbſt mitgeſäet und mitgepflanzt und durch den Genuß der ſchönen Natur mich hoch aufgeſtimmt habe: ſo behagt mir hier das Sein bei den Weiſen ganz unausſprechlich, und es iſt, als verſtände ich alles, was ſie lehren, weit ſchneller und vollkommner, und als machte alles weit tiefere Eindrücke auf mich. Eine Stunde hier verlebt iſt mir dann wohlthätiger, als ganze Tage mitten in der Welt.“ Sie glücklicher Menſch — verſetzte Laura und durchlief mit ihren Blicken die ſchöne kleine Bibliothek. Während daß dies von ihr und den übrigen Gäſten geſchah, öfnete L. einen bis jetzt verſchloſſenen Fenſterladen, wodurch ſogleich die reizendſte Ausſicht auf den hier nahe vorbeiſtrömenden Flus entſtand. Alles eilte auf der Stelle ans Fenſter, um ſich an dem hier ganz unerwarteten Anblick zu weiden. „Hier dann vollends ſitzen, einen Lieblingsdichter in der Hand, ſprach L.; glauben Sie, meine Damen und Herren, das ſagt etwas.“ „Ach ſchön, ſchön, wunderſchön, rief Laura aus, verſtünden ſich doch alle unſere Ritter ſo auf wahren Lebensgenuß — wie könnten ſie die glücklichſten unter den Menſchen und unweit glücklicher noch, als Könige, ſein! „L. zuckte die Achſeln und ein Bedienter zeigte ſich abgeredeter maßen.

Sogleich ward die ganze Geſellſchaft unter ein Berceau an der andern Seite des Gartens geführt, wo eine mit allen Früchten und Blumen des Gartens geſchmückte Tafel ſtand. Ein herrlicher Anblick! Alles ſchmückte und labete ſich und ein höchſtfreudiger Geiſt kam über ſämtliche Gäſte.

Laura. (nach dem Garten hin ſehend) Das iſt viel. Ein Werk von zehen Jahren nur, und doch ſo vollkommen!

L. Ja, nicht älter. Es lohnt nichts mehr, als menſchlicher Fleiß auf einen guten Boden verwendet, und in zehen Jahren kann man da erſtaunendviel leiſten.

Laura. (im vertraulichſten Ton) Herr von L. Sie leben hier wohl unausſprechlich glücklich?

L. (lächelnd) Gewiß. Ich bin in den glänzendſten Lagen geweſen; ich habe in der ſogenannten großen Welt gelebt und alle die rauſchenden Herrlichkeiten genoſſen, die von ſo vielen Tauſenden mit neidiſchen Augen angeſehen und als das höchſte Glück betrachtet werden; aber dies alles that mir nicht genung. Die Leeren, welche auf dieſe Herrlichkeiten allemahl in mir entſtanden, waren ſo groß, wie die Herrlichkeiten ſelbſt, und ich ward endlich des Strebens, dieſe Leeren mit neuen Herrlichkeiten immer wieder auszufüllen, von Herzen überdrüſſig. Ich riß mich mit Gewalt von allen den glanzvollen Verbindungen los und machte einen Verſuch, in edler und thätiger Unabhängigkeit von der Welt zu leben, und — in ihr fand ich des Lebens wahres Glück. Um ſich her im Stillen wirken, jede Verbeſſerung nach ſeinen beſten Einſichten und aus allen ſeinen Kräften betrieben und durchſetzen, und dann ſo mitten unter ſeinen Werken leben, wie ich — *Vernunft und Wohlſtand Anderer ſo bauen, wie ſeinen eigenen Garten* — — trauen Sie mir, Edle, das iſt's, was ſchön genannt zu werden verdient. Doch, Sie müſſen erſt *alles* hier in Natura ſehen, um über dieſen meinen Ausſpruch urtheilen zu können.

Mit dieſen Worten ward aufgebrochen und Herr von L. führte die Geſellſchaft aus dem Garten ſeinem ſogenannten Gewächshauſe zu, welches jetzt durch eine Art von Hof von ſelbigem abgeſondert war. „Sie haben meine Blumen- und Baumzucht geſehen, ſprach er, als er die Thüre öfnete, hier aber iſt meine liebſte Zucht,“ und Ariſt und Laura wurden in die ſanfteſte Verwunderung geſetzt, als ſie ſich mit einem mahle mitten in der Dorfſchule befanden. Das Haus war wirklich ehemahls ein Gewächshaus geweſen; aber ſeine Auſſenſeite war jetzt nur Täuſchung. Hinter den groſſen ſchrägen Fenſtern nach Süden hin war eine gerade Mauerwand aufgeführt, und [illegible]e gewöhnliche Fenſter waren dafür nach Norden hin ausgebrochen. Wer das Haus alſo von auſſen nur flüchtig angeſehen hatte und dann von der Seite herein trat, fühlte ſich wie bezaubert. Ariſt und Laura machten ein Geſicht, als wenn ſie wirklich etwas ähnliches fühlten. Drauſſen hatten ſie viel hohe Fenſter geſehen und hinter denſelben indiſche Pflanzen erwartet; drinnen fanden ſie eine weiſſe Wand und deutſche Bauerkinder. So ſtarrten ſie bald die Wand, bald die Kinder und ihren Schulmeiſter an. Herr von L., als er dies gewahr ward, lächelte. „So iſts doch wohl beſſer?“ fragte er Ariſt. „Ei ja wohl“ verſetzte dieſer und reichte ihm die Hand. Den Kindern ſchien der Eintritt der Fremden gar nichts Neues zu ſein. Ganz unbefangen ſtanden ſie alle auf, verbeugten ſich, ſetzten ſich wieder nieder und thaten gar nicht, als wenn Jemand hereingekommen wäre. Der Lehrer fuhr in ſeinem

Unterricht fort. Auf der einen Seite ſtand eine Reihe Stühle und die Geſellſchaft ſetzte ſich. Es war eben Religionsſtunde. Der Schulmeiſter zeigte ſich bald als einen Meiſter im Fragen und die Kinder gaben durch ihre Antworten zu verſtehen, daß ſie von allem, was ſie ſprachen, wirklichen Begrif hatten. Man hörte da keine Schulterminologie, keine ſpekulatiſiſchen Sätze und ſcholaſtiſche Spitzfindigkeiten. So wie alle fremde Gewächſe aus dieſem ehemaligen Treibhauſe verbannt waren, hatte man auch alle fremde und mönchiſche Zuſätze zur Lehre Jeſu aus ſelbigem verbannt. Sie ſelbſt, dieſe plane Lehre einzig und allein, ward plan ausgelegt und durchaus praktiſch gemacht. Stille und Andacht herſchte dabei wie im Tempel. Aller Kinder Augen waren ſtets auf den Lehrer gerichtet und man ſah ſie ſittſam ohne Furcht und mit unbewölkter Stirn. Herr von L. ließ den Schulmeiſter den Religionsunterricht abbrechen und examinirte die Kinder ſelbſt eine Viertelſtunde über den menſchlichen Körper. Die Größern unter ihnen beſtanden treflich und die Freude der Fremden darüber ward allgemein. Laura ſtand auf und gab einem ſehr wohlgebildeten Mädchen von vierzehn Jahren, die ſehr richtig geantwortet hatte, den ſchönen Blumenſtrauß, welchen ſie im Garten geſammlet hatte.

Freimüthig nahm ihn dieſe an und ſteckte ihn ſich vo die Bruſt. Herr von L. fragte den Schulmeiſte nach den Kindern, welche ſich in dieſer Woche au beſten gehalten hätten, und lobte ſie öffentlich dafür. Der Schulmeiſter trat ab und der Verwalte trat dafür herein. Dieſer unterrichtete die Kinde im Schreiben, Rechnen und Rechnungführen; wofür ihm Herr von L. eine beſondere Zulage gab Ariſt wendete ſich an den Prediger und bezeigt ihm ſeine Freude über dieſe muſterhafte Landſchule „O das iſt alles leicht zu machen, erwiederte dieſer, wenn man nur will. Aber freilich wolle muß man. Nur einen jungen arbeitluſtigen Mann her, der erſt gehörig abgerichtet wird und hernac ſein reichliches Auskommen hat, daß er ohne Sorgen der Nahrung und blos für ſein Schulmeiſter amt leben kann, und dann — ſo einen brave Herren von L., der dies alles aus ſich ſelbſt bewirkt ſogar das Schulgeld abſchaft, den Schulmeiſter vo allen Bauern und Bauerkindern mit Achtung behandelt und ihm ſeinen Verwalter zur Hand gieb — — ſo iſts bald geſchehen.“ Herr von L. merkte, daß ihm jetzt Ariſt etwas ſchmeichelhaftes deshalb ſagen wollte, und kam ihm dabei zuvor. „Ich thue nichts als meine Schuldigkeit. Gute tragbare Menſchen gehen noch weit über ſchöne Blumen und tragbare Bäume. Dieſer Garten iſt mir lieber noch, als der drauſſen, und es ſchien mir abſurd, daß ich hier zu Lande orientaliſche Früchte erzwingen ſollte, während daß meine Bauerkinder verwilderten. Für denſelben Aufwand, welchen meinem Vater das Treibhaus jährlich verurſachte, unterhalte ich jetzt die ganze Schulanſtalt, und da die gewöhnlichen Schulſtuben überhaupt zu enge und für die Geſundheit der Kinder ſowohl, als des Lehrers, nachtheilig ſind, ſo konnte ich auch von dem Hauſe ſelbſt keinen beſſern Gebrauch machen, als dieſen. Ich laſſe aber durchaus hier nichts lehren, als was dem Bauer als Bauer zu wiſſen nöthig iſt. Das ſind verkehrte Schulanſtalten, in welchen die Kinder mit ihnen einſt offenbar entbehrlichen Kenntniſſen ausſtaffirt und zu einem ganz andern Stande gebildet werden, als der iſt, in den ſie wirklich einmahl treten ſollen. Gute Bauern und Bäuerinnen werden in dieſem Treibhauſe ganz natürlich gezogen. Lieſſe ich ſie zu halben oder zu Viertelgelehrten hier ziehen: ſo würden ſie einſt in meinem Dorfe eben ſo ausländiſche Gewächſe ſein, wie hier vor Jahren ſonſt ſtanden und würden auch eben ſo unvollkommen und erzwungen verbuttet ausſehen, wie die mehreſten von jenen immer auszuſehen pflegten. Was der Bauer aber wiſſen muß,

um ein glücklicher Bauer zu ſein, das lernt
hier, und ſchlechterdings muß jeder Menſch
Grad von Aufklärung bekommen, ohne welch
ſeines Daſeins in ſeinem Stande nicht ſo froh
den kann, wie doch Gottes Wille iſt, daß e
ſein ſoll.“ Laura, die ſich unterdeſſen einm
rückwärts umgeſehen hatte, wies bei dieſen
ten nach der Thüre hin, über welche mit gold
Schrift die Worte ſtanden — Gott will,
allen Menſchen geholfen werde und
ſie alle zur Erkenntniß der Wahr
kommen. „Ja, da ſtehts, fuhr Herr vo
fort, und als ich mein Rittergut bezog, da d
ich — der Timotheus hatte zwar kein Ritte
wie du, und du biſt kein Timotheus, aber du
das doch nicht umſonſt gehört haben, was Pa
an ihn ſchrieb. Unter die alle gehören gewiß
Bauern auch und ſo biſt du der Mann, durch
chen Gott auch ihnen geholfen wiſſen will;
wenn du keine Anſtalt dazu machſt, durch
ſoll ihnen dann geholfen werden? Gott hat
warlich dies Gut nicht dazu gegeben, daß
Bauern mir nur zu Hofe dienen und ihre K
mir auf der Klapperjagd die Haſen zuſammen
pern ſollen; ſondern — ich ſoll für ihre Bildu
wahren, guten und glücklichen Menſchen ſo

Schon ſehe ich von meiner Schulanſtalt reichen Segen und die Söhne und Töchter, welche in ihr erzogen und nun erwachſen ſind, tragen ſo ſchöne Früchte, wie die Aepfel- und Birnbäume, die ich aus meiner Baumſchule auf alle leere Plätze im Dorfe umher gepflanzt habe. Wenn ich ſie in jenem Rund, das wir heute auch ſehen wollen, zwiſchen den herrlichen Obſtbäumen, mit welchen ich daſſelbe aus meiner Zucht umgepflanzt habe, ihre ländlichen Vergnügungen ſo menſchlich genieſſend erblicke: ſo macht das Ganze von Menſchen und Bäumen einen gar eigenen Eindruck auf mich. Ja, der Nutzen meiner Schulanſtalt zeigt ſich auch ſchon im Großen durchs ganze Dorf. Die Eltern werden gleichſam auch durch ihre guten Kinder gut. Arbeitſamkeit, Mäßigkeit, Wirthſchaftlichkeit und gute Sitten herrſchen in allen Familien, eine ausgenommen, in welcher die ältern Kinder alle früh ſtarben und die jüngern noch ganz klein ſind. Friede und Verträglichkeit zeichnen mein Dörfchen vor tauſend andern aus. Seit ſechs Jahren haben alle Proceſſe aufgehört; meine Bauern klagen nicht mehr. Der Mann hier (weiſet auf den Prediger) iſt bei vorfallenden Streitigkeiten ihr Schiedsrichter, und jetzt, wie er mir ſagt, iſt auch er ſeines Amtes hierinn quit. Mein Gerichtshalter war's ſchon längſt, und ſo, wie er ſtirbt — er iſt ein alter Mann, dem ich den Gehalt vor ſeinem Ende nicht noch entziehen mag, ob er gleich keinen Fuß mehr hieher ſetzt — nehme ich keinen wieder an. Aber — freilich habe ich dies alles, alles blos dieſem meinem eigenen würdigen Seelſorger zu danken. (umarmt den Prediger, der beſcheiden das Lob verbittet und es an den Herrn von L. zurückgiebt) Ja, das iſt wahr, und das ſollen Sie gleich noch deutlicher ſehen.“

Sofort ging der Geſellſchaftszug aus der Schule in die Kirche. Der Prediger entfernte ſich auf einige Minuten und kam bald in ſeinem Ornat wieder. Es ward gelautet. Laura fragte, was dies bedeute. „Es waren, antwortete der Prediger, vor Zeiten hier wöchentlich zwei Betſtunden. Sie rührten aus dem dreiſſigjährigen Kriege her, wurden nach einem beſonders vorgeſchriebenen Betſtundenleiſten gehalten und kein Bauer kam in die Kirche. Jetzt haben wir ſie in freie Aufklärungshalbeſtunden umgeſchaffen, und da pflegt nicht leicht ein Bauer in der Kirche zu fehlen. Sobald ſich aber die Feldarbeit häuft, werden ſie ausgeſetzt.“ Man beſah ſich unterdeſſen in der Kirche. Sie war ganz ſimpel und ſo gebauet, daß alle Zuhörer den Prediger auf der Kanzel ſehen konnten, und hatte eine ſchöne Orgel und noch ein ſchöneres Altarſtück, welches den ſterbenden Jeſus vorſtellte. Letzteres war mit einem Tuche behangen, welches auch wieder darüber gezogen ward, als es die Geſellſchaft bewundert hatte. Laura fragte, warum dies geſchehe. Der Prediger erwiederte: „Wir kommen einmahl in der Religion ohne Sinnlichkeit nicht fort. Vorzüglich gilt dies vom Bauer. Darum hat der Herr von L. das ſchöne Gemählde angeſchaft. Man muß ſich aber ſehr davor hüten, daß von ſolcher Sinnlichkeit nicht in einem weg und ununterbrochen Gebrauch gemacht werde; ſonſt verliehrt ſie ihren höhern Eindruck. Dies trift wieder ebenfalls ganz beſonders den Bauer. Wäre das ſchöne Gemählde immer offen und frei da, ſo ſähe es kein Bauer mehr an. So aber nehmen wir das Tuch nur weg, ſo oft Abendmahl gehalten wird. Da verſchlingens die Bauersleute faſt mit ihren Blicken und ſo kommen wir ihnen durch dieſe Sinnlichkeit zuverläſſig dabei zu Hülfe, daß ſie den Sinn der heiligen Abendmahlshandlung nie verfehlen.“ Laura konnte dem Prediger hierüber ihren Beifall nicht verſagen. Sie bemerkte die vielen umher liegenden Geſangbücher, die alle einerlei Band hatten, nahm eins davon in die Hand und ſah, daß es das neue Berliniſche war. „Vortreflich, vortreflich, rief ſie aus. Lieber Herr Prediger, wie haben Sie es denn gemacht, daß die Bauern aus dieſem Geſangbuche ſingen?“ Ernſthaft antwortete dieſer: „Vor allen Dingen — ich war ſelbſt ein Liebhaber dieſes Geſangbuchs. Sodann — Herr von L. desgleichen. Nun ſtehen wir beide mit der ganzen Gemeine auf den Fuß, daß dieſe auf meinen Rath vorzüglich hört, und daß ſie jedem Wunſche des Herrn von L. zuvorzukommen ſucht. Erſteres iſt dadurch bewirkt worden, daß ich bei Tage und bei Nacht jedem diene, wie ich kann und — kein Accidenzienjäger bin; letzteres dadurch, daß Herr von L. als ein wahrer Vater für alle ſeine Bauern ſorget. So predigte ich einsmahls über die Geſangbücher und ſagte, ich wüſte ein herzensſchönes Geſangbuch und Herr von L. möchte gern, daß es in ſeiner Gemeine eingeführt würde. Wer eins haben wollte, dem wolle ſelbiger eins ſchenken; und wenn dann dies geſchehen wäre, ſo wollten wir einen Sonntag um den andern aus dem neuen und aus dem alten ſingen. Die Gemeine könnte dann ſelbſt ſehen welches beſſer wäre. Noch an demſelben Tage verſchenkte Herr von L. faſt alle ſeine gebundenen Exemplare, und ſo oft dann aus dem neuen Geſangbuche geſungen ward, erklärte ich auf der Kanzel das geſungene ſchöne Hauptlied und hielt das den Sonntag vorher geſungene aus dem alten dagegen. Ich hütete mich wohl davor, des letzteren zu ſpotten; — ein Fehler, durch den, wie ich glaube, es mancher meiner Amtsbrüder, dem die Einführung des ſchönen neuen Geſangbuchs verunglückte, bei den Alten und beſonders bei den alten Mütterchen und Baſen (hier lächelte der Prediger Ernſt) verſehen haben mag; aber ich gab doch deutliche Fingerzeige auf die Undeutlichkeiten, Tavtologien, Spielereien, Unſinnigkeiten, Vorurtheile und gutgemeinten Gotteslästerungen in ſelbigem und zeigte, wie von dieſem allen im neuen Geſangbuche das Gegentheil wäre. Dies hatte ich kaum dreimahl gethan, als die ganze Gemeine beim Herausgehen aus der Kirche auf mich wartete und mir ſagte, daß ſie von nun an nur immer aus dem neuen Geſangbuche zu ſingen wünſchten. Ich mußte ihnen ſofort eine große Menge gebundener Exemplare von ſelbigem für ihre häusliche Andacht verſchreiben, und ſo, wie dieſe ausgetheilt waren, hatte ich die alten aus dem ganzen Dorfe zuſammen in meinem Hauſe. Seit der Zeit iſt es rein vergeſſen.“ Glück zu! rief die ganze Geſellſchaft mitten in der Kirche aus. Die Gemeine verſammelte ſich nun. Es ward ein kurzer

Lied geſungen, worauf der Prediger die Kanzel beſtieg. Er ſprach etwa zwanzig Minuten über die Wohlthätigkeit des Hagelſchlags; demonſtrirte ſolche aus faßlichen phiſiſchen Gründen, räumte dadurch das Vorurtheil vom göttlichen Strafgericht dabei auf die Seite und bat diejenigen, welche eben jetzt dadurch Schaden erlitten hatten, daß ſie hinausgehen und die im vorigen Jahre verhagelten Felder beſehen möchten, auf denen ſich eine noch einmahl ſo ergiebigere Erndte befinde, als auf allen den übrigen. „So zwingt uns, ſchloß er, jede unſerer Erfahrungen zum Vertrauen auf Gott bei immer fortgeſetzter und alles Verluſts ungeachtet unermüdeter Arbeitſamkeit.“ Aus dieſem Gedanken ging er in ein kurzes drangvolles Gebet über, worauf abermals ein kurzes Lied geſungen ward; ſo, daß die ganze Gottesverehrung nur eine halbe Stunde gedauert hatte. Die kleine heilige Rede enthielt nichts, als gute, helle, klare, geſunde Vernunft und die Bauernandacht dabei war für alle Reſidenzſtädter exemplariſch. „Ja, ſprach Ariſt zum Herrn von L., als ſie aus der Kirche gingen, nun glaube ichs. Wenn in der Schule ſo vorgearbeitet und in der Kirche ſo nachgearbeitet wird: ſo muß es endlich klug und gut ſtehen mit Jung und Alt im ganzen Dorfe.“

Die Kirche lag in der Mitte des Dorfs. Von ihr hin führte eine Platanenallee ins Feld, die ſich an einem mit Bretterwänden umgebenen Viereck ſchloß. „Dorthin müſſen wir doch auch, ſprach Herr von L. Es iſt da zu meiner Zeit noch ein Garten angelegt worden, der aber der Gemeingarten heißt und an dem ich nicht mehr Antheil habe, als jeder Taglöhner im Dorfe. Man geht da wohl Sonntags ſpatzieren. „Ariſt und Laura horchten über die öffentliche Bauernpromenade hoch auf und traten mit Verwunderung darüber durch einen Thorweg in das Viereck ein. Die Bretterwand umher ſchien bloß der Thiere wegen gezogen zu ſein. Die eigentliche Umfaſſung des ganzen Platzes beſtand in ſchönen ſchlanken Pappeln, welche ſchon eine anſehnliche Höhe erreicht hatten. Lang und quer durch dieſen ſogenannten Garten ging ein breiter Weg, der mit hohen perennirenden Staudengewächſen beſetzt war, von denen immer einige zu jeder Jahrszeit blüheten. Roſen, Lilien, und Malven und Blumen aller Art gab es hier, wie im Garten des Herrn von L. Das Ganze war ſolchergeſtalt in vier freie Quartiere eingetheilt, von denen das vordere rechter Hand einem beſtellten Felde ähnlich war, die übrigen aber noch als Wieſe lagen. Laura ſah zuerſt die Reihen von Pfählen mit Tafeln auf jenem und flüſterte Kriſten ins Ohr: Wir ſind auf dem Gottesacker. Herr von L., als er dies bemerkte, nickte ihr zu. Fromme Schauer ergriffen alsbald die ſämtlichen Fremden. Eine tiefe Grabesſtille herrſchte lange unter ihnen, und ein jeder überließ ſich dem Strome ſeiner Empfindungen. Laura lehnte ſich ſchwermüthig an Kriſt, legte ihre Hand in die ſeinige und ſchauete ſo mit ihm über Blumen auf Gräber hin. Das erwähnte Quartier war eben vor einigen Tagen voll geworden und reichte einen ſehr feierlichen Anblick. Groß und Klein lag hier durch einander. Es gab da keinen Leichenſtein, keinen Grabhügel, ſondern bloße ſchwarze an Pfählen befeſtigte Tafeln mit weiſſen Nummern, und ſo wie jemand ſtarb, bekam er die nächſte Nummer, welche allemahl ſchon bereit ſtand. Im Sterbebuche der Kirche waren die Nummern alle erklärt und jeder Dorfeinwohner kannte die zu ſeiner Familie gehörigen genau. Neben jeder Reihe von Tafeln war ein breiter gerader Fußſteig, daß man bequem zu ſeinen Todten kommen konnte, ohne queerackerein gehen zu dürfen. Das Ganze war eine Ebene, die immer rein gehalten ward und worauf keine Blume blühete und kein Gras ſtand. Völlig wie ein beſäetes Feld lag ſie da, und der weiſſe ſandigte Boden kontraſtirte mit den ſchwarzen Tafeln ſehr ſchauerlich, „Nun will ich es glauben, ſprach Laura zu Ariſt, daß Sonntags hier geluſtwandelt wird. Dieſe Wohnungen der Todten haben nichts Fürchterliches und es gehört nur einiges natürliches Gefühl, das auch der Bauer hat, dazu, um hier gern zu ſein. Mancher Schwächliche, der hieher kommt, mag dann wohl die bereitſtehende Nummer mit ſehr feſten Blicken anſehen. Die Reinlichkeit dieſes beſtellten Quartiers iſt ein ſchöner Einfall des Herrn von L. Sie ſchließt den Gedanken an ſchon keimende Samenkörner in ſich und leitet ſo unvermerkt auf die groſe Idee der Unſterblichkeit. Und jene Wieſen da! Es iſt eine ganz eigene Betrachtung, deren man ſich dabei nicht erwehren kann, daß ſie der Tod erſt urbar machen ſoll. Warlich, bei Herr von L. lebt ſichs nicht nur gut, es muß ſich auch gut bei ihm ſterben.“ Unterdeſſen war Herr von L. auf das beſtellte Quartier gegangen und ſtand vor der Tafel mit Num. 1. ſehr nachdenkend. Laura ging an ihn hin. „Hier liegt meines Vaters Hülle, ſprach er zu ihr. Es war ein braver Mann, aber nach der alten Welt noch ganz und dabei ſtreng. Ein dreiſſigjähriges Soldatenleben hatte ihn vermuthlich hiezu gemacht. Wie ich her kam, waren meine Bauern noch übel auf ihn zu ſprechen. Nachdem ich aber alles gut zu machen geſucht, haben ſie ihm verziehen. So oft ich eine gute Anſtalt vor hatte, oder wenn die Bauern anfangs mir dergleichen nicht verdankten, ging ich hieher und ſtärkte mich bei ſeinem Grabe im Eifer für ſelbige. Sobald dieſer Gottesacker fertig war, ließ ich ſeinen Sarg aus dem Familiengewölbe in der Kirche hieher bringen, damit ich meinen Bauern mit gutem Beiſpiele vorginge. Herr Ernſt hielt eine gute Rede dabei und ſo hat ſich hernach kein Menſch geweigert, ſeine Todten hier zu begraben. Die Lebendigen zuſammen allein, dachte ich, und die Todten auch. Daß ich aber dieſen Platz einem Garten ähnlich gemacht, habe ich nicht aus Empfindelei, ſondern aus Religion gethan. Sie können nicht glauben, was für unchriſtliche Todesfurcht und Geſpenſterfurcht vor zehen Jahren noch unter meinen Leuten herrſchten. So wollte ich meinen Prediger nicht allein dagegen arbeiten laſſen, ſondern arbeitete mit und benutzte die menſchliche Sinnlichkeit auch von dieſer Seite für die gute Sache der Religion. Jetzt denken meine Bauern klüger über Tod und Todte, und ſtatt daß ſie ſonſt Mittags zwiſchen eilf und zwölf Uhr einen Umweg um den alten Kirchhof machten, weil es da am hellen Tage ſpuke: ſo kommen ſie nun oft wohl um Mitternacht hieher und ſchneiden ſich Blumen zu morgenden Kindtaufen, und Hochzeiten, und keinem fällt es auch nur ein, daß es hier ſpuken könne. Uebrigens habe ich den Platz ſo groß eingerichtet, daß gewiß erſt in vierzig Jahren der zweite Mann auf Num. 1. kommen dürfte.“ Laura wünſchte ihm, daß er dieſer noch nicht ſein möchte. „Wie der Allvater will, verſetzte er. Ich lebe gern, weil ich gern Gutes ſtifte. Soll es aber nicht lange mehr ſein: ſo weiß ich, daß ich in jenem höhern Leben noch höheres Gutes ſtiften werde. Bei dieſer Denkart lebt und ſtirbt ſichs gern. Ich habe dafür geſorgt, daß meine Bauern durch meinen allenfalls frühern Tod nichts verliehren. Mein einziger Sohn, der jetzt reiſet, um einſt ruhiger zu Hauſe zu bleiben, hat ganz meinen Geiſt, und ich lebe in ihm ſicher für mein Dorf fort.“

Laura ſegnete dieſen Aufenthalt der Todten, der ſie mit ſo angenehmfrommen Empfindungen überraſcht hatte, und Herr von L. ſprach zu ſeinen Gäſten: wir wollen nun aus den Todtenwohnungen in die Wohnungen der Lebendigen wandern. Man ging in verſchiedene Bauerhöfe ein. Allenthalben fand man Induſtrie, Wohlſtand, Reinlichkeit und Ordnung. Das Innere der Häuſer war ebenſo ländlichnett, wie die Höfe. Laura bemerkte, daß jedermann, Alt und Jung, äuſſerſt ehrerbietig, aber ohne alle Furcht, gegen Herrn von L. war. An jeden hatte er immer zehen Fragen für eine zu thun, und man hörte bald, daß er mit der ganzen Lage eines jeden genau bekannt war. Vorzüglich waren die Kinder ſehr um ihn her und er ſchien dies ſehr gern zu ſehen. „Gott, wie glücklich, ſprach Laura leiſe zu Ariſt, kann doch ein Edelmann auf ſeinem Rittergute ſein, und wie glücklich iſt Herr von L.!“ Der Edle hatte bemerkt, daß die Rede von ihm geweſen und ſagte, als ſie weiter gingen: „Das iſt mein Sonntagsgang oft. Ich gehe im ganzen Dorfe umher und ſehe zurecht. Anfangs wollte dies meinen Leuten nicht behagen. Sie waren es von meines Vaters Zeiten her nicht gewohnt und konnten mir erſt keine gute Abſicht dabei zutrauen. Freilich, man kann es dem Bauer nicht verargen, wenn er auf die Herrſchaft, wie er zu ſagen pflegt, mißtrauiſch iſt. Es wird ihm warlich oft zu ſehr mitgeſpielt. Es iſt aber auch ſo ſchwer nicht, wie man denkt, ſein Zutrauen bald zu gewinnen. Man muß es nur darnach anfangen. Ich machte mir bei allem, was ich von ihnen zu fordern habe, Billigkeit zum Geſetz; ich ſah in die

Umſtände und zeigte mich zu Vorſchüſſen bereitwillig, doch ſo, daß ich über die Anwendung derſelben mir die Nachfrage und Oberaufſicht vorbehielt. Da ſie ſahen, daß ſie ſich dabei wohl befanden, gingen ſie in ihrem Zutrauen noch weiter gegen mich, als ich gedacht. Sie unternahmen nichts wichtiges mehr ohne mich; ſie folgten meinem Rathe ohne Widerrede, und nun ſehen Sie mich gern kommen. Ich kann ſagen, daß ich unter ihnen, wie ein Vater unter ſeinen Kindern, lebe. Ich glaube, viele lieſſen das Leben für mich. Vor einiger Zeit war ich ſehr krank; da hatten ſie ohne mein und meiner Frau Wiſſen die öffentliche Fürbitte für mich bei dem Prediger beſtellt, und durchaus wollten immer einige von ihnen bei mir wachen. Des Tags drei- viermahl kamen Abgeordnete von der Gemeine und lieſſen ſich ſchlechterdings nicht abweiſen, ſondern drangen an mein Bette. Und als ich zum erſtenmahle wieder in die Kirche kam, hatten ſie ein Dankgebet beſtellt, wobei mich ihre Andacht und Herzlichkeit bis zu Thränen rührte. Die Bauern ſind warlich keine Thiere; man muß ſie nur nicht wie Thiere behandeln. Sie haben ein menſchliches Herz und können dankbar ſein, wie die Stadtleute, wenn man ſie durch erzeigte Milde und Gefälligkeit nur wacker darinn übet. Freilich iſt ſo, wie nirgends, die Regel nicht ohne Ausnahme."

Mit dieſen Worten trat man in ein Gut ein, wo Hof und Haus beim erſten Anblick gleich verkündigten, daß es derjenigen Familie gehöre, über die Herr von L. vorher geklagt hatte. Statt, daß man ihm anderwärts entgegen gekommen war, ſchien man hier vor ihm zu flüchten. Laura hörte ganz deutlich, daß ein Knecht, der, da er ſie erblickte, zur Seitenthüre ins Haus ſprang, in die Stube hineinſchrie — „da kömmt der Eddelmann ſchon wedder un hed no mehr bi ſich" — und ſogleich entſtand daſelbſt eine ſtarke Rege. Herr von L. ſchüttelte den Kopf ſchon über die Unreinlichkeit und Unordnung in der Hausflur, noch mehr aber, als er die Stube öfnete. Die Bäurin hatte eben nach dem Beſen gegriffen, um die häßlichſten Unreinigkeiten unter das Bette zu kehren, und ihr feuerrother Mann ließ gerade eine Flaſche von drei Maaßen Brauntewein, die er über die Seite bringen wollen, fallen. Darüber entſtand ein heftiger Zank unter beiden und ihre zwei kleine Kinder, die von Unflatt ſtarrten, fingen jämmerlich an zu ſchreien und krochen zu Winkel. Sonntagskleidung, ſchwarze Wäſche, Geräthſchaften, der ganze Strumpfvorrath, der Ueberreſt des geſtrigen Mittagseſſens, Körbe mit Käſen, Gläſer, Töpfe, und Pfeifen lagen und ſtanden auf Tiſchen und Bänken unter einander her und ein Dampf quoll zur Thüre heraus, daß die ganze Geſellſchaft ſich wieder in den Hof zurückbegab. Bauer und Bäuerin mußten herauskommen. Herr von L. und der Prediger gaben ihnen nachdrückliche Ermahnungen über den vorgefundenen Zuſtand. Der Mann ſagte, er trinke aus Deſperation, weil ſeine Frau alles ſo lüderlich halte, und die Frau erwiederte, daß ihr bei einem ſo ſäufiſchen Manne wohl die Luſt zu allem vergehen müſſe. „Es iſt an euch beiden nichts, verſetzte Herr von L., und wenn ichs das nächſte mahl wieder ſo bei euch finde; ſo werde ich meine Hand ganz von euch abziehen. Schämet euch vor dieſen Fremden, die über die Wohnungen eurer braven Nachbarn ein ſo freudiges Wohlgefallen bezeigt haben.“ Jetzt glaubte Laura aufgefordert zu ſein, auch einige Worte zu ſprechen; die Bäuerin ließ ſie aber nicht dazu kommen, ſondern ſagte ihr platt vor die Stirn, daß Dorf Dorf ſei, und daß ſie in der Stadt bleiben könne, wenn ſie Stadt immer ſehen wolle. Herr von L. verwies ihr die Grobheit, lies die Geſellſchaft voraus abgehen und verweilte ſich noch bei dem unzubeſſernden Paare. Man ſah ihn, wie er ſehr eifrig mit ihnen ſprach, ihnen drohete und ſich endlich von ihnen die Hand geben ließ. Als er zurückkam, machte er dem Prediger den Auftrag, in ſeinem Namen acht Tage hinter einander die Familie zu beſuchen und ihm alsdann die Wirkungen hiervon zu ſagen." Wenn alles nichts helfen will, ſchloß er, ſo muß ich ſehen, wie ich wenigſtens der Kinder wegen Anſtalten treffe." Man ging darauf noch in einige Höfe, deren beſſerer Anblick die Seele des Herrn von L. ſowohl, als die ganze Geſellſchaft, wieder erheiterte. Als Herr von L. alsdann von der Geſellſchaft einige Komplimente über die vielen durch ihn glücklichen Familien ſeines Dorfs erhielt, erwiederte er: „Es iſt nicht nur an ſich ſelbſt das höchſte Gute, das man ſtiften kann, ganze Menſchenfamilien glücklich zu machen, ſondern es iſt auch das Gute, das ſeinen Stifter mehr als alles andere, lohnt. Mein Garten iſt ſchön, ich geſtehe es; aber dieſer Garten, mein faſt durchgängig glückliches Dorf, geht unweit über ihn. Wir ſind ja alle, wie ich glaube, den Freuden der feinern Sinnlichkeit ſehr zugethan. O wie rein und reich quillen mir dieſe unter meinen Bauern zu! Warlich, allen Anblick der ſchönen Natur übertrift der Anblick der naifeſten Ausdrücke herzlicher menſchlicher Dankbarkeit, wenn ihn ganze zahlreiche Familien, Eltern und Kinder reichen. Sie haben geſehen, wie lieb mich die Leute haben. Die Freude in ihren Augen dabei, wenn ſie auf mich blicken, die Sprache darinn — für dich wollten wir unſer Leben laſſen, und das in ihrem ganzen Weſen ſichtbare Gefühl ihres Wohlſeins — wie ſchön läſſet das! Nehme ich dann vollends die Geiſtesfreuden dazu, welche mich ſanft deshalb durchſtrömen, daß ich der Schöpfer dieſer frohen Menſchengeſichter bin — o meine Lieben, wie hoch werde ich für das Gute, das ich ſtiftete, gelohnt. Wer recht glücklich ſein will, der mache recht viel ganze Familien glücklich! Alſo — kein Kompliment darüber für mich...“ Laura fühlte Ehrfurcht für den ſo ſprechenden Menſchen und ſagte Ariſten ins Ohr — Gott, was iſt das für ein edler Mann, und was für ein ſeliger Tag für uns dieſer Tag bei ihm!

Man war eben an dem einen Ende des Dorfs. „Nun noch einen Gang vor Tiſche, hub Herr von L. an. Er iſt zwar ein wenig mühſam, aber er wird ſie nicht gereuen. So oft ich einmahl — recht mit Appetit: eſſen will, pflege ich ihn vorher zu machen.“ Die Wanderung ging nach einem Berge von beträchtlicher Höhe hin, auf deſſen Südſeite Herr von L. ſeinen Tiſchwein gewann. Für Ariſt und Laura konnte nichts erwünſchteres geſchehen. Da ſie vom Dorfe ausgegangen waren, ſo ſchaueten ſie vom Berggipfel zuförderſt nach den dem Dorfe entgegenliegenden Fluren hin und hielten ſich lange bei Bewunderung des herrlichen Fluſſes auf, den ſie hier in weiter Länge überſehen konnten. Die Natur, ſo im Großen betrachtet, empfing auch hier bald die Lobpreiſungen, welche ihr bei allen ähnlichen Gelegenheiten aus dem Munde unverdorbener Menſchen entgegenzuſtrömen pflegen. Das Hüttenbauen wollen fiel auch hier jedem von der Geſellſchaft ein und alle erzählten ſich einander, wie äuſſerſtwohl ſie ſich befänden. „Nun wollen wir uns wenden ſprach Herr von L. und ſo, wie dies geſchah, erſchallte ein allgemeines freudiges Ach und alle Augen waren feſt auf den Anblick, welchen man hier hatte, geheftet. Da lag linker Hand der ſchöne Garten des Herrn von L., rechter Hand ſein origineller Gottesacker, und in der Mitte ſein glückſeliges Dörfchen, von Fruchtbaumalleen allenthalben umgeben, hinter welchen reiche Saaten walleten. So hatte man nichts vor ſich, als ſein Werk, und alles, was man vorher einzeln unten durchwandert hatte, überſah man von hier oben im Ganzen und mit einem Blick. Der Proſpekt machte auf die ganze Geſellſchaft einen ſehr feierlichen Eindruck, und innigſte Verehrung des Herrn von L. war die allgemeine Seelenſtimmung, welche er erſchuf. „Hier ſieht ſichs für uns alle ſchön, ſprach Laura endlich zu ihm, aber — für Sie am ſchönſten, edler Mann!“ Sogleich waren alle Blicke auf ihn gerichtet, und man ſah ſanfte Freudenthränen aus ſeinen Augen ſchleichen. „Ja, das iſt auch, verſetzte er. Verzeihen Sie mir die ganz eigene Freude, in der ſie mich hier erblicken. Es iſt nicht Eitelkeit oder Stolz; ich weiß recht gut, daß ich nichts, als meine Schuldigkeit gethan, nichts, als was jeder Ritter thun ſollte, wenn er vor Jagen, Spielen und — ſo weiter dazu kommen könnte. Nein, Dank gegen Gott, der jenem Rechtſchaffenen Pflicht iſt, Dank dafür, daß er mir auf Erden ein Rittergut gab, und — Zufriedenheit mit mir ſelbſt darüber, daß ich ihn recht verſtand, warum er es mir gäbe, dieſe Zufriedenheit, welche jedem Rechtſchaffenen erlaubt iſt — das ſind die Quellen der Freudigkeit, in welcher Sie mich hier ſchweben ſehen. Wie ich Ihnen vorhin ſagte, wenn ich einmahl recht mit Appetit eſſen will, ſo gehe ich um dieſe Zeit hieher. Zu jedem andern wichtigen Freudengenuß bereite ich mich hier vor; zu jeder neuen guten That von Belang weihe ich mich hier wie auf meinem Gottesacker ein; und dann genieſſe ich jenen vollkommner und thue dieſe vollkommener. Laura umarmte den edlen L. und ihrem Beiſpiele folgten die übrigen nach der Reihe. Eben gingen verſchiedene Leute unten am Berge vorüber und blieben heraufſchauend ſtehen, als ſich die Umarmungsſcene ereignete. „Die mögen nicht wiſſen, ſprach Herr von L. lächelnd, was hier oben vorgehe.“ Die ganze Geſellſchaft ſtattete ihm dafür, daß er ſie auf dieſen Berg geführt, ihren beſondern Dank ab. Laura verſchlang das kleine vom Herrn von L. erſchaffene Paradies noch einmahl mit ihren Blicken und ſprach im Heruntergehen zu dieſem: „Sie, lieber Seegenſtifter, haben ſich um die Erde gleich verdient gemacht, wie um die auf ihr wohnende Menſchheit. Eine Meile von der Peripherie eines Sterns Gottes haben ſie verſchönert. Dies thun können iſt Rittervorzug; wir andern Leute pflanzen nur hie und da ein Blümchen und ein Bäumchen auf dieſem Stern; daß Sie es aber thaten, darum ſind ſie auch ein edler Rittersmann.“

Durch eine ſchöne lange Allee von belaſteten Obſtbäumen ging man nach dem Garten zurück und da in den Saal, wo Frau von L., die zu Hauſe geblieben war, unterdeſſen eine nette Mahlzeit bereitet hatte, welche Hof und Garten ihr lieferten. Auf der ganzen Tafel war nichts Ausländiſches. Auch der Wein, den man trank, war auf dem Weinberg des Guts zu den Zeiten der Vorfahren gekeltert worden. Man ſaß zwei volle Stunden zu Tiſche und die ganze Geſellſchaft war äuſſerſt vergnügt und rühmte die wohlthätigen Wirkungen des Bergs, in Anſehung des auf ihn gemachten Ganges ſowohl, als in Anſehung der auf ihm gewachſenen Trauben. Der Gegenſtand des Geſprächs ward zulezt die Bauernaufklärung, über welche die Gutsbeſitzer in den daſigen Gegenden ſehr verſchieden dachten. Herr von L. erzählte einige luſtige Anekdoten von einem alten Onkel Nachbar, der die Aufklärung, wie die Bräune von ſeinen Grenzen zurückzuhalten ſuche, und ihm neuerlich noch ein Paar Knechte, die von hier zu ihm gezogen geweſen, mit den Worten zurückgeſchickt — er könne die Jungen nicht brauchen, denn ſie fürchteten ſich vor keinem Teufel, und ſo helfe ihm all ſein Fluchen bei hunderttauſend Schock Teufeln nichts. Auch hatte derſelbe Onkel ſich kürzlich der Heurath eines ſeiner Bauern mit einer hieſigen Bauerstochter ausdrücklich darum widerſetzt, weil er kein aufgeklärtes Bauernweib in ſeinem Dorfe haben wollte. Die drolligſte Neuigkeit dieſer Art aber erzählte jetzt erſt Herr Ernſt, der gewiſſe Nachricht zu haben vorgab, daß der alte Freund der Finſterniß alle Kommunikation zwiſchen beiden Dörfern in Zukunft geſperrt wiſſen wolle und daher auch zur Aufhebung der Koppelweide, zu der ihn Herr von L. durch alle ſeine Vorſtellungen nicht bewegen können, geneigt ſei, damit, wie er ſich ausgedrückt, die aufgeklärten Kühe nicht auch die ſeinigen anſtecken möchten. „Schön, ſchön, rief Herr von L. aus, wenn er das nur thut, ſo mag er es meintwegen aus Aufklärung oder aus Antiaufklärung thun. Man müßte ihn nun recht in dem Glauben zu ſtärken ſuchen, daß meine Kühe weit delikater in Auswahl der Gras- und Pflanzenarten auf der Wieſe wären, als die ſeinigen, und dadurch dieſen ein verführeriſches Beiſpiel gäben. Es iſt arg, ſchloß er, daß man erſt gar nicht aufhören will, ſondern vielmehr immer von neüem wieder anfängt, die Finſterniß mehr zu lieben, als das Licht. Wenn ich nur den großen Vortheil erwäge, daß alle Arten von Aberglauben, jene abſcheulichen Ueberreſte des in alten Zeiten hier geherrſchten Heidenthums, unter meinen Bauern ausgerottet ſind und daß ſie zu klugen und ihnen offenbar nützlichen Neuerungen, wenn ich ſolche in Vorſchlag bringe, ſich jetzt willig zeigen: ſo kann ich Gott für das Licht nicht genung preiſen, das er durch meinen lieben Herrn Ernſt unter ihnen aufgehen laſſen. Und nie, nie ſoll es nun hier wieder finſter werden; es müſte denn einer meiner Nachkommen einmahl wieder auf den Gedanken kommen, daß im Trüben beſſer Fiſchen ſei und daß Thiermenſchen ſich eher placken laſſen, als Menſchmenſchen. Solchen Unhold aber, wenn er ja erſchiene, treffe dafür der Fluch einer ganzen Welt!“

Als Herr von L. dies geſagt, ſtand er mit den Worten von Tiſche auf — wir haben gegeſſen und wollen nun eſſen ſehen. Ein kleines Seitenzimmer öffnete ſich und die Geſellſchaft ward von einem gar ſeltſamen Anblick daſelbſt überraſcht. Sechs alte Auszugsväter und Mütter wurden da bewirthet. Ein Bedienter wartete ihnen auf, und der Verwalter hatte die Aufſicht, daß es an nichts fehle. „Dieſe armen Leute, ſprach Herr von L., holen ſich täglich ihr Eſſen bei uns. Wenn es mir aber einmahl recht auſſerordentlichgut bei Tiſche ſchmeckt, ſo mache ich mir die Freude, ſie hier eſſen zu laſſen, um zu ſehen, wie ich ausgeſehen, als es mir ſo gut ſchmeckte.“ Laura reichte ihm dafür ihren Arm und blieb ſo als Zuſchauerin ſtehen. Die alten Leute aßen mit Leib und Seele und ſprachen dazu kein Wort. Laura ſagte dem Herrn von L. auf franzöſiſch über ſeine gute Handlung etwas, worauf ſich ein alter Mann nach ihr umdrehete und ſprach — Sie müſſen hübſch diitſch ſprechen, daß wirs och verſtehen. O das ſoll er gleich hören, lieber Vater, erwiederte Laura; ich meinte, daß euer Herr ſo ein guter Herr ſei, der noch vergnügter darüber wäre, wenn es andern, als wenn es ihm ſelbſt gutſchmecke. Dat is och noch wahr, replicirte der Alte ſchnell; und ſofort löſeten ſich die Zungen ſämtlicher Greiſe und ein allgemeines Lob ertönte für die gnädige Gutsherrſchaft. Herr von L. ließ ihnen eine Kanne Wein reichen und befohl, daß ſie ſeinen Gäſten die Geſundheit trinken ſollten. Ehre, dem Ehre gebührt, hub der erwähnte Alte an und trank Herrn von L. und ſeiner Frau die Geſundheit zuerſt. Das war recht, das war recht, rief Laura aus, und der drolligte Einfall des Alten ward mit allgemeinen Händeklatſchen belohnt. Beſcheiden ſtanden die ſatten alten Leute auf und reichten erſt ihren beiden Wohlthätern und dann der Geſellſchaft der Fremden Reiheherum die Hand. Darauf ertönte ein allgemeines „unſer Herr Gott erholle Sii allerſiits geſund“ von der einen Seite, und ein allgemeines „euch auch“ von der andern, und jeder alte Vater führte eine alte Mutter zum Sommerhauſe hinaus. Im Garten ward Ihnen ein Korb voll Blumen gereicht, die ſich die alten Männer auf die Hüte und die alten Frauen an den Latz ſteckten; worauf ſie ſich im Garten etwas herumführten und dann fort begaben. Laura, die ihnen ſehr gerührt nachſah, ſprach zu Herrn von L.: „Das iſt wahr, glücklicher Mann, Sie verſtehen ſich darauf, ſich der Freuden viel zu machen, und die Auswahl derſelben iſt ritterlich. Zu Ihnen wollen wir die Rittersmänner in die Schule ſchicken, welche ſich in Zukunft in unſerer Gegenwart über Langeweile, Vergnügenleere und Tod bei lebendizem Leibe auf ihren von der Welt entfernten Gütern beklagen, und deshalb aus Deſperation die ſchönen Guteinkünfte auf unnützen Reiſen in fremde Länder oder in den großen Reſidenzſtädten verſchwenden, in der Ferne ſterben und ihren armen Bauern am Ende aus Großmuth doch noch ihr Kadaver zuwenden, welches auf ihre ausdrückliche Verordnung mit ſchweren Koſten aufs Gut zurückgebracht und daſelbſt in der ritterlichen Erbgruft am Altare beigeſetzt wird, damit ſie die ganze heilige Gemeine, die ſie im Leben weder ſah noch hörte, im Tode wenigſtens noch lange riechen möge.“ Herr von L. lachte erſt herzlich über dieſen Einfall, ward aber bald wieder ernſthaft und erwiederte: „Woran liegts? Woran anders, als an der Erziehung! Man bekommt keine Begriffe von ſeiner wahren Beſtimmung; man wird von Jugend auf verſtimmt, verſchraubt, an falſche Freuden gewöhnt und — zu früh Herr von genannt.

Jetzt ließ ſich ein Fremder melden. Es war der berühmte Okuliſt C., welcher dieſe Gegend bereiſete. Herr von L. hatte ihn kaum auf das freundſchaftlichſte aufgenommen, als man bemerkte, daß ſich Herr Paſtor Ernſt auf einige Worte, die ihm L. ins

Ohr geſagt, entfernte. „Sie haben doch Ihre Inſtrumente bei ſich" fragte der Edle. Ja, antwortete der Okuliſt; und ſo ward von andern Dingen geredet, bis Herr Ernſt zurückkam. „Sie hat ſich dazu entſchloſſen" ſprach dieſer freudig. „Nun, ſo kommen Sie wie gerufen rief Herr von L. aus, mein lieber C." Sogleich verfügte ſich die ganze Geſellſchaft in die kleinſte unter allen Hütten im Dorfe, wo eine arme Hirtenfrau völlig blind da ſaß. Es war eine Frau noch in ihren beſten Jahren, die einen ſehr treuen Mann und viel unerzogene Kinder hatte. Der Anblick, welchen man hier bekam, war rührend. Mann und Kinder jammerten und weinten um ſie her, und erſterer verſprach dem Okuliſten einen ganzen Jahresgehalt von der Gemeine, wenn er ſeiner Frau helfen könnte. „So müßtet ihr ja alle verhungern, ſprach Herr von L. Sehen ſie die Frau nur an, lieber C., ob ihr zu helfen ſei." Ja, verſetzte dieſer, als er ſie betrachtet, und ſogleich lag der Mann mit allen ſeinen Kindern auf den Knieen und preiſete Gott ſchon im voraus, während daß die Frau ſchluchzend verſprach, daß ſie gern alle Schmerzen ausſtehen wolle, wenn ſie nur ihr Geſicht wieder erhalten könne. Der Okuliſt benahm ihr die Furcht vor großen Schmerzen und Herr Ernſt ſprach ihr Muth ein. Die Operation ging vor ſich und Herr von L. hielt der armen Frau während derſelben den Kopf. Mann und Kinder blieben mit gefalteten Händen knieend, und die ganze Geſellſchaft feierte die erwartungsvollſte Stille. „Ach Gott, ſo ſteh doch auf lieber Mann — Kinder ſteht doch auf!“ rief die Frau, als das rechte Auge operirt war. Der Eindruck, welchen dieſes Bekenntnis vom Wiederſehenkönnen auf alle Anweſende machte, war unausſprechlich. „Ruhe, Ruhe, rief der Okuliſt; jetzt muß der Frau durchaus keine heftige Gemüthsbewegung verurſacht werden.“ Das linke Auge ward eben ſo glücklich operirt. Kaum war dies geſchehen, ſo wollte die Augengerettete auch niederknieen; der Arzt aber verbot es ihr. „Nun, ſo kommt doch her, rief ſie aus, ſo kommt doch alle her, ich kann euch ja nun wieder ſehen.“ Mann und Kinder ſprangen auf und überſchütteten ſie mit Freudenthränen. „Ach, wie groß ſeid ihr alle geworden, ſprach ſie, und wie hübſch ſiehſt du aus, Dörtchen!“ Hier fing Laura überlaut an zu weinen und beſchenkte ſie. Ihrem Beiſpiele folgte die ganze Geſellſchaft. Die Hirtin fragte darauf den Okuliſten, was ſie ihm ſchuldig ſei. „Nichts“ erwiederte dieſer und Herr von L. lächelte. „Nun, hub die Frau an, ſo ſei mein Schöpfer lebenslang für die große Gnade geprieſen, welche er heute mir und meinen Kindern erzeigt hat. Ich will die Augen nun auch recht dazu brauchen, auf meine Kinder zu ſehen, und mein erſter Blick an jedem Morgen ſoll ein Blick zum Himmel ſein.“ Mann und Kinder knieeten abermals nieder und beteten laut zu Gott, jeder, ſo gut er konnte. Der Prediger Ernſt bekam einen Wink, den Leuten zuzureden, daß ſie die Geheilte nicht wieder erſchüttern möchten. Der Okuliſt verband ihr die Augen, ſchrieb ihr das ganze weitere Verhalten vor und verſprach, ſich einige Tage bei Herrn von L. noch aufzuhalten. Himmliſche Freude wohnte nun wieder in dieſer Hütte, welche vorher viel Jahre hindurch von Klagen und Seufzern einer ganzen Familie unaufhörlich ertönte. Wilder und naiſe Dankſagungen erfolgten von den beglückten Menſchen um die Wette. Herr Ernſt gab ſein Wort, daß er nach einigen Tagen dasjenige, was er über dieſen Vorgang als Religionslehrer zu ſagen habe, nachholen wolle und verwies für heute die ganze Familie nur auf ſtillen Dank gegen Gott. Einer der freudenthränenvolleſten Abſchiede machte den Schluß dieſer ſchönen menſchenfreundlichen Scene, und Laura fragte vor der Thüre den Augenarzt — „Wie iſt Ihnen zu Muthe, Herr C. wenn Sie ſo eine große That verrichtet haben? Ihre Freude muß doch jetzt noch unendlichweit über die unſrige gehen.“ „Sie haben geſehen, erwiederte C. beſcheiden, daß zur That ſelbſt wenig mehr als eine feſte Hand, gehöre. Aber freilich, wenn ich ihre geſegneten Folgen betrachte, ſo fühle ich mich äuſſerſt glücklich durch den Gedanken, daß die feſte Hand die meinige sei. Mit jeder neuen mir gelungenen Operation ſegne ich mein Schickſal mehr dafür, daß ich mich dieſer Art von Nutzenſtiftung für die Welt widmete. Es iſt Num. 371. die ich heute glücklich unter Händen gehabt. So ſehr alſo die Handlung ſelbſt mir nun auch Gewohnheit geworden iſt: ſo hat ſich doch Gottlob mein Gefühl für die erſten Freudeäuſſerungen, welchen ſich die, denen ich helfe, allemahl überlaſſen, nicht abgeſtumpft. Warlich ich bin einer von denen, welchen die ſeligſten menſchlichen Augenblicke und viel derſelben zu Theile werden. Schon dieſerhalb würde ich mein Metier nicht eher aufgeben, bis mich die Natur dazu zwänge; denn ich kann leben und brauche Unterhalts wegen nicht mehr zu kuriren. Wie geſagt, der Anblick meiner armen Mitmenſchen in den erſten Momenten, nachdem ihnen die ganze ſichtbare Welt wiedergeſchenkt worden, geht mir über alles. Und von dieſen 371. leben noch gut und gern zwei Drittheile. Sie leben in ganz Deutſchland zerſtreut umher. Das macht mir das Reiſen unausſprechlich angenehm. In jeder Stadt von Belang, die ich paſſire, bin ich wie zu Hauſe, und allenthalben logire ich bei irgend einem meiner ehemaligen Blinden. Wie, wenn ein Buſenfreund, ein wirkliches Familienglied, ja, als wenn der Vater käme, ſo nehmen ſie mich auf, wenn ich komme. Von Jahr zu Jahr vergrößert ſich meine Bekanntſchaft, und ich kann mich einſt mit dem Gedanken aufs Todbette legen, daß mein Tod, wenn er in den Zeitungen ſtehen wird, eine der ausgebreiteteſten und allgemeinſten Senſationen in Deutſchland machen werde. Iſt doch auch etwas werth, dies vorher wiſſen zu können, nicht wahr?

Die ganze Geſellſchaft gewann den Mann, welcher jetzt ſo ſprach, noch weit mehr dafür lieb. Herr von L. erbat ſichs von ihm zur Freundſchaft, daß er ihm, ſo oft er dieſe Gegend wieder paſſire, ſtatt der armen Hirtenfrau, der er eben geholfen, den

Wirth machen dürfe. Man ging nun durch ſchöne Aehrenfelder in ein nahegelegenes Luſtwäldchen, wo Frau von L. mitten im Schoße der wilden Natur für allerlei Erfriſchungen reichlich geſorgt hatte. Als der Abend bald heran kam, ſprach Herr von L. — Nun wollen wir zu Balle gehen! Man kehrete zum Dorfe zurück und hörete ſchon in einiger Entfernung die froheſte Muſik. In dem mit ſchönen Fruchtbäumen umpflanzten freien Runde des Dorfs tanzten jetzt die Söhne und Töchter ſämmtlicher Einwohner und ihre umherſitzenden alten Väter und Mütter ſahen ihnen beifalllächelnd zu. Sobald die Geſellſchaft eintrat, machten die Tänzer Platz. Herr von L. forderte Lauren zum Tanz auf; Ariſt nahm die Frau von L. bei der Hand, und ſämtliche Fremde folgten ihrem Beiſpiel. Nachdem man einige Tänze gemacht, ſetzte man ſich, und die frohen Landleute ſchwenkten ſich wieder in ihren Reihen herum. Laura, die hier einen ganz neuen Anblick hatte, ward ganz Auge. Sie hatte zwar wohl ſonſt ſchon Bauern tanzen geſehen; aber mit ſolcher Ordnung und mit ſolcher Sittſamkeit noch nie. Nun, Sie ſagen ja kein Wörtchen dazu — rief ihr Herr von L. mit ſehr heiterer Stirn zu. „Ich kann Ihnen nicht ſagen, erwiederte ſie, was für Eindrücke dieſer Anblick auf mich mache. Ich ſehe hier freilich die Natur, aber gar nicht in jener Wildheit, in der man ſie ſonſt bei ſolchen Gelegenheiten mit Eckel erblickt.“ „Das iſt eben auch meine Freude, verſetzte der edle Ritter. Sehen Sie nur ringsumher die wohlgezogenen ſchönen Fruchtbäume und hier die wohlgezogenen jungen Bauerleute! Lauter Leute und Bäume aus meinen Schulen!!! Ach das iſt Gutsbeſitzerglück, das iſt Gutsbeſitzerglück! Auch über Menſch ſein und Menſchbleiben beim Genuß rauſchender Vergnügungen wird in meiner Schule docirt und in meiner Kirche geprediget. Wie ich das Gut bezog, fand ichs nicht ſo. Meine Bauern waren ſo wild bei dergleichen Gelegenheiten, wie andere. Sich ſelbſt das bei ganz überlaſſen ſchwelgten und tobten ſie, wie unſinnige Menſchen, und ſelten gings bei ihren Freudenfeſten ohne Schlägerei und ohne hernach an den Tag kommende Lüderlichkeit ab. Sie hatten den allgemeinen Bauerngrundſatz auch, daß ſie für ihr Geld, wie ſie ſprachen, juchzen könnten. Ich grif die Sache durch Schulmeiſter und Prediger an; ich grif ſie aber auch zugleich ſelbſt mit an. Ich machte ihre Feſte zu öffentlichen Feſten, gab ihnen dieſen Platz und putzte ihn mit Bäumen und Gra-

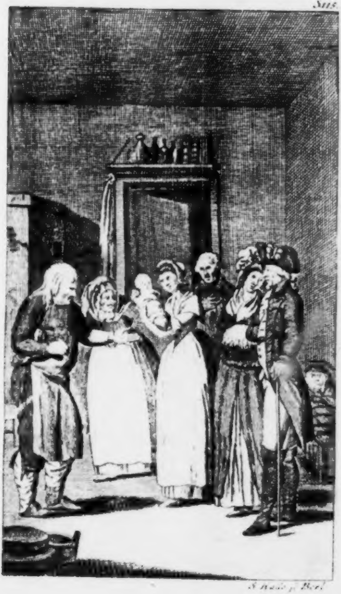
danken. Ich machte einen Theil der jungen Le
muſikaliſch und ſchenkte ihnen die Inſtrumen
worauf ſie hier ſpielen und die zu dieſem Behuf
meinem Hauſe aufbewahrt werden. Ich na
Theil an ihren Vergnügungen, d. h.
gebe ihnen das Bier dazu von meiner eige
Brauerei und überraſche ſie oft mit meiner Geg
wart, wenn ſie es trinken. Sehen Sie, ſo läſ
ſich alles machen, wenn man nur will. Freil
tanzen und vergnügen ſie ſich noch immer wie La
leute; aber zu Stadtleuten will ich ſie auch auf
ner Seite gemacht wiſſen, denn — das giebt wid
ge Karrikaturen. Sie ſind Bauern und müſ
Bauern bleiben; aber menſchliche Bauern ſoll
es ſein. Das ſind ſie nun auch, und ſo habe
die Freude, daß ich, wenn ich Gäſte habe, di
auch mit dem Anblick meiner Bauern traktir
kann.“ Laura überzeugte den Herrn von L. du
ſehr lebhafte Aeuſſerungen von dem innigſten B
fall ihres Herzens und wollte ihn darüber lob
daß er auch ſeinen Bauern Freude gönne, als
ſie ſchnell unterbrach. „O meine Liebe, daf
verdiene ich auch nicht das geringſte Lob. Zw
ich weiß wohl, daß es Gutsbeſitzer und Ritter gie
die da glauben, Lebensgenuß und Freu

komme dem Bauer nicht zu; aber wer wollte ſich mit dieſen Aftermenſchen auch nur in Vergleich ſtellen laſſen, wenn übrigens der Vergleich noch ſo zu ſeiner Ehre ausfiele? Gott ſchuf die Freude für uns alle, und der bloße Lebensbeſitz berechtigt auch den Bauer zum Lebensgenuß. Wer verdient dann und wann ein lebhaftes ſinnliches Vergnügen mehr, als Menſchen, deren Stand den eigentlichen Grund zu allen ſinnlichen Vergnügungen der übrigen Stände legt? Und — wenn Freude der Lohn für Arbeit iſt, wer arbeitet mehr, als der Bauer? Wenn ich dann meine Leute, alt und jung, acht, vierzehn Tage lang ununterbrochen auf ihren Feldern emſig von Sonnenauf- bis zu Sonnenuntergang thätig ſah und ſie darauf hier in dieſem ihren Tanz- und Freudenrund beſuchte: ſo fühle ich eine gewiſſe Achtung für die niedrige Menſchheit, die ſich ihre Vergnügungen ſo ſauer verdient. Ich denke an jene vornehmen Müſſiggänger, welche im Leben oft nicht ſo viel Arbeittage haben, als meine Bauern Freudentage, und ſegne die letztern und preiſe ſie glücklich dafür. Sie genieſſen im Grunde doch mehr, als jene; denn ſie genieſſen die Freude, welche ſeltner an ſie kommt, jederzeit ganz. So lange ich alſo unter ihnen

exiſtire, werde ich eben ſo dafür ſorgen, daß ſie v
gnügt, als, daß ſie arbeitſam leben. Die Hau
ſache iſt nur dieſe, daß ihr Vergnügensgenuß n
über einen Tag daure. Darinn folgen ſie n
aber auch ganz ſchon ſeit Jahren. Sogar il
Hochzeitgelage dauern nie länger, als einen Tag
Herr von L. ſprach noch eine Zeitlang in dieſem To
fort, während daß ſeine jungen Dorfleute ein
großen Rundtanz nach daſiger Landesart macht
Jetzt ergoß ſich der Geiſt der Fröhlichkeit in höhe
Maſſe über die Tänzer, jedoch, ohne daß ſie
Grenzen des Wohlſtandes überſchritten. Säm
che Fremde wurden von dieſem Geiſte mit fo
geriſſen, und Laura geſtand unter herzlichem G
lächter, daß ſie noch nie einem Balle beigewoh
wo ſie ſo mit Leib und Seele tanzen geſehen,
hier. Herr von L. empfing allgemeinen Dank v
ſeinen Gäſten für dies ganz eigene Vergnügen, d
er ihnen gemacht. „Nun, ſprach er zu den B
ern nach geendigtem Rundtanz, ſo bleibet fein
dentlich und machet zu rechter Zeit Schicht.“ E
allgemeines bideres Verſprechen erfolgte hierauf u
die Geſellſchaft begab ſich in den Garten zurü
wo ſoupirt ward.

Es war ſchon ſpät und Ariſt und Laura machten ſich zur Abreiſe fertig. „Sie können, ſprach Herr von L., ihre Heimfahrt zum Theil zu Waſſer machen, und wir wollen ſie alle begleiten.“ Die Gondel ſtand ſchon in Bereitſchaft dazu. Man ſtieg ein, und kaum war man vom Lande geſtoßen, ſo lieſſen ſich auf einem Kahne, den der für das Vergnügen ſeiner Gäſte noch bis zuletzt beſorgte Wirth vorausgeſchickt hatte, Waldhörner hören, die der Verwalter und der Jäger mit vieler Fertigkeit blieſen. Auf die Waldhörner folgten Flöten; auf die Flöten wieder Waldhörner. Der Abend war hell und ſtill und zum Entzücken ſchön. Die Fahrt auf dem Fluß, die ſanfte Kühle der Luft, der aufgehende Mond und die in einiger Entfernung tönende Muſik ſtimmten die Geſellſchaft zu den ſeligſten Abſchiedsempfindungen. Man ſah am Ufer ſchon Ariſts Wagen halten. Die Flötenſpieler ſpielten ein bekanntes Trennungslied; Herr Ernſt fing an dazu zu ſingen und die ganze Gondelgeſellſchaft ſtimmte mit ein. Man fuhr ans Ufer an und Ariſt und Laura trenneten ſich unter Freudenthränen von derſelben. Ein biederes Hutſchwenken von beiden Seiten machte den Beſchluß. Die Waldhörner erſchallten wieder. Der Wagen fuhr links', die Gondel rechts. Ariſt ſprach zu Laura: „Das war einer der reizendſten Tage meines Lebens“ und Laura erwiederte ihm: Ja, die menſchliche Geſellſchaft — ausgewählt — iſt und bleibt eine Quelle ſehr reiner und ſeliger Freuden.

S. 115.



S. Halle fc. Berl.

Stunden

für

die Ewigkeit gelebt.

Vom Verfaſſer

von

Hallo's glücklichen Abend.

Zweiter Theil.

Berlin,
bei Friedrich Maurer, 1792.

Stunden
für
# die Ewigkeit.

Zweiter Theil.

Laura an Sophiens Grabe;

erſt allein, dann in Geſellſchaft Ariſts.

Der Winter hatte länger angehalten, als ge-
wöhnlich. Lauren hatte das Herz nach dem Grabe
ihrer Freundin geſchlagen, und ſo oft es um Mit-
tag mildere Sonnenblicke gegeben, war ihr gewe-
ſen, als riefe Sophie ihr wieder zu — „Pflanzet
nir eine Silberpappel; die wächſet ſchnell empor."
Am zweiten wirklichen Lenzentage eilte ſie der ſo früh
von ihr geſchiedenen, die ſo lange einſam und ver-
aſſen von ihr geruhet hatte, den Beſuch zu machen.
Es war in der erſten Nachmittagsſtunde; der Thau-
vind hatte ſich gelegt; noch unterbrach kein Früh-
ingsvogel die allgemeine Stille der Natur, und
inige Waiſen kamen eben vom Kirchhofe heraus,
ie ſich am Grabe ihrer Eltern geſchwiſterlich um-
rmt hatten.

Süße Melancholie ergrif Lauren, ſobald ſie eintrat. Die ganze letzte Scene an Sophiens Sterbebette ſtellte ſich ihrem Geiſte wieder dar. Sie ſahe ſie, wie ſie das letzte „So!“ ſprach, wie ihr Kopf dabei die kleine zitternde Bewegung machte, wie ſie dann lächelte und wie ihr letzter Blick an ihr erſtarrte. Unter dieſen Bildern kam ſie an das Grab, welches mitten auf dem Kirchhofe war, und ſetzte ſich an daſſelbe, wie ſie einſt an ihrem Bette geſeſſen hatte. Lange heftete ſie ihre Blicke auf den Hügel; endlich erhub ſie ſelbige weit über alle Grabhügel weg gen Himmel und ſprach in ſich ſelbſt:

„Du ſelbſt biſt zwar nicht hier, aber deine Geſtalt doch, in der ich dich ſo gern erblickte; deine Arme doch, mit denen du nach mir griffeſt, der Mund doch, durch den du mir dein Herz ausſchütteteſt, die Augen doch, die du ſo herzlich auf mich hefteteſt. Dies alles, alles liegt hier unter mir. Welcher Ort auf Erden könnte mir werther ſein, als dieſer! Laß dieſen Grabhügel, der deine abgelegte erſte Hülle deckt, den Altar ſein, an welchem dir meine Freundſchaft das lebhafteſte Angedenken an dich zum Opfer bringt. Du ſelbſt, lieber verklärter Geiſt, wohneſt dort oben in der Hochwelt, wohin mein Blick dir nicht einmahl folgen, wohin mein Gedanke nur ſich dir nachſchwingen kann

Ach wie wohl mag dir jetzt ſein! Dein Tranſitus war ja ſchon ſo ſüß, ſo lichthell. Welche Freuden magſt du nun vollends, in der beſſern Welt längſt ſchon wirklich angelangt, genießen! In welchen ununterbrochenen lebendigen Ueberzeugungen vom Daſein der Gottheit und von ihrer ewigen Liebe, magſt du jetzt ſchweben! Nun wird dir wohl kein Zweifel mehr darüber aufſteigen, daß du leiden mußteſt. Recht zufrieden magſt du vielmehr damit ſein, daß du ſo viel gelitten haſt. Wenn du jetzt die ewigen ſeligen Folgen von den Schmerzen und Qualen, die ein Ende hatten, genießeſt, ſo ſegneſt du gewiß deine Standhaftigkeit, die du in ſelbigen behaupteteſt. Wenn du jetzt einſieheſt, daß deine überſtandenen Leiden eben dir die hohe Empfänglichkeit, welche du nun haſt, für jene Seligkeiten gaben, wie magſt du dort Gott dafür preiſen, daß ſeine Hand hier ſo ſchwer auf dir lag! Gewiß wird dir dein redliches Herz oft das Geſtändniß abdringen — es iſt zu viel Lohn, Vater, zu viel Lohn, den du mir reichſt. Ach Liebe, ich glaube dich höchſtſelig; darum bin ich ſo ruhig hier an deiner Gruft. Wohl dir, wohl dir, daß du ſtarbſt. Ich möchte dich nicht zurück in dieſe Welt ſehnen, wenn ich auch könnte. Du wareſt hier zu elend und doch ſo gut dabei; und je mehr man dich liebte und dich ſo leiden ſah, deſto mehr muſte man dir die Ruhe wünſchen, nach der dich endlich verlangte. Nein, nein, du nicht zu mir zurück — ſo viel ich auch durch die Trennung von dir verlohr. Ich lieber zu dir hinauf, hinauf zu dir mit meinem Ariſt. Hörſt du, Liebe? Ach, könnteſt du es hören und Gott für mich bitten, daß er uns bald zu dir rief! — Ob du es wohl wiſſen magſt, daß ich jetzt hier bei deinen Gebeinen bin und ſo feierlich an dich denke?“

„Laura! Laura!“ rief jetzt eine Stimme, und Laura, als ſie es hörte, ſank aufs Grab hin. Ariſt, deſſen Stimme es war, kletterte, als er dies ſah, ſchnell über die Kirchhofsmauer und eilte zu ihr hin. „Iſt es möglich?“ rief ſie aus, als ſie in ſeinen Armen zu ſich zurück kam. „Was denn?“ fragte Ariſt, während daß ſie noch immer an ihm umhergriff, ob er es auch wirklich ſei. „Meine Fantaſie, verſetzte ſie, hat mich doch mehr getäuſcht, als ich jemals geglaubt hätte, daß ſie mich täuſchen könnte. Ich fragte eben Sophiens Geiſt, ob er wiſſe, daß ich jetzt hier ſei, und da riefſt du über die Mauer her. Ich hatte den Kirchhofsſchlüſſel zu mir geſteckt, daß niemand hieher kommen könnte, und ſo riß mich der Gedanke nieder, daß es wirklich Sophie ſei, die mir antworte. Das auch jemand über die Mauer her rufen könnte, fiel mir nicht ein.“ Hierauf lächelte Laura über ſich ſelbſt und drückte Ariſt an ihr Herz.

Ariſt. (der ſich neben ſie ſetzt.) Ich ſuchte dich in deinem Hauſe, und als deine Leute behaupteten, daß du zum Thore hinausgegangen wäreſt, glaubte ich dich gewiß hier anzutreffen. Die Thüre fand ich zwar zu; aber der Todtengräber ſagte mir, daß du dich eingeſchloſſen hätteſt. Wie ſo ſtill hier alles iſt, wo ſie ruht!

Laura. (die ihren Arm um den ſeinigen ſchlingt.) Liebenswürdigſtill, mein Ariſt; ganz ſo ſtill, wie ſie es immer gern um ſich hatte.

Ariſt. Der menſchliche Engel! Auch er war einſt unter uns und ſegnete uns. O ſeliges Zurückſehen nach ihm! Laura, es iſt doch ſchön, vorher zu wiſſen, daß, wenn wir gute Menſchen waren, unſere Freunde einſt noch gern und noch dankbar bei unſerem Grabe weilen werden. Die zärtlichſte Hochachtung für Sophien erfüllt hier meine ganze Seele.

Laura. Ich weiß nicht, ob dir auch ſo ſei, wie mir. Mir iſt, als wäre ich jetzt wirklich wieder bei ihr.

Ariſt. Wir ſind hier bei der verlaſſenen Hülle unſerer Freundin. Gewöhnt, dieſe zu ihr zu rechnen, weil wir ſie nur in ihr erblickten, ſchweben wir ſanft mit der ſich uns darbietenden Täuſchung fort, als wären wir nun hier, wo die Hülle liegt, auch wirklich bei ihr ſelbſt. Aber ach — unausſprechlich fern mag ſie von uns ſein. Wer nennet den Stern, wo dieſe von der Erde verſetzte Pflanze jetzt von dem Allliebenden, der ſie zog, verpflegt wird? Und wie unermeßlich mag ſein Abſtand von dem unſrigen ſein.

Laura. Ob es wohl möglich iſt, daß ſie wiſſen möge, daß wir jetzt bei ihrem Grabe ſind? Dieſer Gedanke wäre mir doch äußerſt ſüß.

Ariſt. Jeden andern ließe ich vielleicht bei dieſem Glauben, wenn er ihn hätte. Er iſt allerdings ergötzlich. Laura aber iſt meine Freundin; Laura muß ſich nur an Wahrheit ergötzen. Liebe, es iſt auch nicht die geringſte Möglichkeit davon denkbar. Sophie iſt aber mit dem Glauben von uns gegangen, daß wir ihr Grab beſuchen werden; und ſo wär es nicht unmöglich, daß ſichs gerade ſo träfe, daß ſie uns jetzt bei demſelben vermuthete. Das träfe ſich jedoch gerade nur ſo, wie ſichs treffen kann, daß ſie eben zuweilen an uns denke, wenn wir an ſie denken. Sie hat aber von dieſem Zuſammentreffen ſo wenig Wiſſenſchaft, als ſolches von ihrer Seite Wirkung auf uns haben kann.

Denn, wenn es auch geſchähe, daß wir, während daß wir uns recht lebhaft an ſie erinnern und dazu denken, daß ſie zu gleicher Zeit ſich auch recht lebhaft an uns erinnere, weit ſtärkere Regungen für ſie empfänden, ihr Bild uns deutlicher vorſtellten, oder ſonſt einen edlen Vorſatz feſter faßten; ſo wäre doch dies alles nicht Wirkung von ihr, ſondern Wirkung unſers eigenen Geiſtes auf uns.

Laura. Du läſſeſt alſo gar keine Wirkung von ihr auf uns mehr gelten? O Ariſt, und ich finde es immer ſo tröſtend für uns, daß der Vorangehende von uns einſt auf den Hinterbleibenden vielleicht noch unaufhörlich die beſeligendſten Einflüſſe haben werde.

Ariſt. Von der Art, wie du meinſt, wenigſtens nicht. Denke doch nur — Sophie bewohnt ja jetzt einen andern Stern. Das ganze Univerſum iſt nichts anderes, als Raum und Sterne darinnen. Das Band, welches einſt Sophien an unſern Stern hielt, ward aufgelöſet. Dadurch ſchwang ſie ſich von ihm weg. Im unendlichen Raume ſelbſt wirſt du ſie doch nicht als ſchwebend dir denken wollen. So, wie ſie alſo unſern Stern verließ, zog ſie ein anderer, der zur zweiten Welt für die Menſchen beſtimmt iſt, an ſich. Jeder Stern aber iſt eine Welt für ſich, und aus einer Welt in die andere zu wirken iſt, wenn von Geſchöpfen die Rede iſt, undenkbar. Betrübe dich nicht hierüber. Wenn mich einſt der Schöpfer von dir rieſe: ſo würde ich deſſen, was ich jetzt ſprach, ungeachtet, doch immer noch Einflüſſe auf dich haben. Wenn du dann daran dächteſt, wie viel du mir wareſt, ſo würdeſt du dich freudiger fühlen, als ſonſt. Wenn du dich an Grundſätze, die wir unter uns feſtſtellten, an Unterredungen, die wir über die wichtigſten Wahrheiten pflogen, und an edle Handlungen, die wir gemeinſchaftlich verrichteten, erinnerteſt: ſo würde es dir ſein, als flößte ich dir neuen Glauben und neue Kraft zum Guten ein. Ich könnte dir wirklich dadurch manchen ſpätern Zweifel heben; ich könnte in dir wirklich manchen treflichen Vorſatz nach meinem Tode noch erwecken; aber wohlgemerkt, nicht, weil ich an dich dächte, ſondern, weil du an mich dächteſt. Wenn wir alſo daran zurückdenken, was Sophie uns einſt war, wie ſchön ſie that und wie herrlich ſie litte: ſo wirkt auch Sophie noch auf uns. Auf andere Weiſe aber nicht.

Laura. O ſo laß uns doch jetzt recht an ſie zurückdenken. Stelle ſie dir nur einmal in der Fülle ihres Lebens und in jenen Tagen wieder vor, ehe ſie die verzehrende Krankheit ergrif. Beſeligte ſie uns nicht da, ſobald ſie nur unter uns war?

Ariſt. Ihr bloßes Kommen zu Menſchen, das
ße mit ihr Sein breitete ſchon Freude und Glück-
igkeit aus. Sie war warlich eine der ſchönſten
iblichen Figuren. Ihr proportionirter Wuchs,
einnehmendes Geſicht, das ſanfte Feuer ihrer
ugen, ihr edler Anſtand und die Güte, mit der
alles that und ſprach, feſſelten ſofort jede gute
eele an ſie. Aber von noch weit größerem Werth
ard dies alles denen, die ſie wirklich liebte. Ihr
nzes Weſen erhub ſich noch und verſchönerte ſich,
enn ſie unter ihre Freunde kam. Die theilneh-
ende Mine, welche ſie im Antlitz trug, ward als-
nn vor allen andern ſichtbar; die kleine Zurück-
altung, welche man ſonſt an ihr bemerkte, verlohr
h und ging in Offenheit über, und die Simplici-
t, in der ſie immer erſchien, ward dann jene naiſe
rautheit, welche dem Freundesleben den ſchönſten
eiz gibt. Schade auch ſogar um eine ſo herrliche
igur, daß ſie ſo bald zerſtört ward! Schöner
ldete ſie die Natur aus den Elementen dieſes Pla-
eten nicht oft, und doch iſt ſie ſeit geraumer Zeit
hon wieder hier geſchäftig, ſie in dieſelben völlig
ufzulöſen. Sophie aber wuſte dies und erwog es
eißig. Nicht, daß ſie ſich deſto öfter im Spiegel
eſah, je kürzer ſie in der himmliſchirrdiſchen Figur
mherwanken würde; ſondern, daß ſie um ſo viel

emſiger nach unwandelbarer innerer Schönheit ſtrebte, je wandelbarer und ſchnellvergänglicher die äuſſere an ihr ſein würde. Sie bildete ihren Verſtand und gehörte unter die Mädchen, welche — denken. Laß dirs ſagen, Laura, hier an ihrem Grabe, es ſind eurer nur Wenige noch, die dies thun. Der gröſzeſte Theil deines Geſchlechts ſpielt und putzt ſich nur und tändelt mit Empfindungen, die er noch dazu nicht einmahl hat. Je mehr ich euren groſzen Haufen kennen lerne, deſto mehr eckelt mich vor ihm. Freilich ſeid Ihr Schuld hieran, Sophie und Du; aber ich danke euch dafür. Sophie urtheilte ſehr richtig; und was noch mehr iſt, ihr Herz folgte dem richtigen Urtheil. Es iſt ſo angenehm, ein Mädchen darauf zu belauſchen, ob ſie auch gut ſei. Ich habe mir dieſe Freude oft an ihr gemacht und mit jeder Belauſchung ſtieg ihr moraliſcher Werth in meinen Augen. Gewiß ſchlug in ihrem ſchönen Buſen eins der ſchönſten menſchlichen Herzen.

Laura. Hiervon laß mich reden. Ich war es, die in ihrer Seele leſen durfte, wie in der meinigen. Sie war ohne alle Prätenſion und ohne alles Falſch. Ihr eignes Glück war ihr nie eher vollkommenſchön, als bis wenigſtens noch ein Anderer daran Theil nahm, und fremden Schmerz fühlte ſie durchaus mehr, als den ihrigen. Dankbar im höchſten Grade, konnte ſie Undank anderer ertragen; denn ſie forderte von ſich ſelbſt immer mehr, als von andern. Sie iſt gewiß geſtorben, nicht nur ohne eine feindſelige Geſinnung gegen einen Menſchen mitzunehmen, ſondern auch ohne in irgend einer menſchlichen Seele eine ſolche gegen ſich zurückgelaſſen zu haben. Sie beleidigte nie vorſätzlich, und, glaubte ſie, ohne ihren Willen dies gethan zu haben, ſo ruhete ſie nicht eher, bis ſie es doppelt wieder gut gemacht hatte. Selbſt in Geſellſchaften, wo ſie überall vorgezogen ward, war ſie unermüdet, den übrigen Anweſenden ihres Geſchlechts dieſen Vorzug weniger empfindlich zu machen. Hang zur Eitelkeit lag gar nicht in ihrem Karakter; denn ſie hatte ihre wahre Beſtimmung immer vor Augen. Ein warmes Gefühl für die Religion belebte ſie und beglückte ſie auch in wahrhaftig hohem Grade. Reinigkeit und Ruhe des Herzens, eine, wie die andere, hatte ſie demſelben zu danken. Sie würde keine ſchlechte Handlung begangen haben, und wenn ſie ihr auch hätte den unſchuldigſten Anſtrich geben können. So konnte ſie aber auch nicht leicht eins ihrer Schickſale aus dem Gleichgewicht bringen, worinnen ſie ſchwebte. Selbſt über ihren frühen Tod dachte ſie ganz ruhig, und, wie ſie ihn ſtarb — ach Ariſt! — das werde ich in tauſend Welten nicht vergeſſen. Sie war wohl zu gut für die Erde und für die Geſellſchaft auf ihr, daß ſie beide ſo bald verlaſſen muſte?

Ariſt. Das laß uns nicht ſagen, Laura. Aus Liebe zu Sophien begingen wir dadurch Haß gegen unſer ganzes Geſchlecht. Auch würden wir damit, beſonders viel wackeren Menſchen, die ein hohes Alter erreichen, zu nahe treten. Es ſterben mehr Thoren, als Weiſe, mehr ſchlechte als gute Menſchen, früh. Und ſo muß es in der Regel auch ſein. Je beſſer wir ſind, deſto mehr Anſprüche müſſen wir auch auf ein hohes Alter haben. Tugend muß immer der gerade und rechte Weg zu einem langen Leben bleiben. Die Sache iſt nur dieſe: Wie es Menſchen giebt, deren Konſtitution ſo ſtark iſt, daß ſie trotz allen ihren zügelloſen Ausſchweifungen dennoch ſehr alt werden: ſo giebt es auch Edle und Herrliche, deren Konſtitution nun einmahl ſo ſchwach iſt, daß ſie bei aller ihrer Mäßigkeit, Tugend und Geiſtesruhe dennoch ein frühes Grab finden. Es wird ihnen Gerechtigkeit von Gott widerfahren, und ſie werden durch ihren frühen Tod nichts verlohren haben; wir würden aber ungerecht gegen die Welt werden, wenn wir denken wollten, daß Gott ſie darum ſo frühzeitig weggenommen, weil die Welt ihrer nicht länger werth geweſen wäre. Es giebt auf der Erde gute Menſchen, wie im Himmel, und muß auch ſo ſein; denn der Himmel erhält ja eben ſeine guten Seelen von der Erde.

Laura. Iſt auch wahr. — Ach Ariſt, es ging doch aber über alle Beſchreibung, wie ſie zuletzt leiden muſte. Lange vorher ſchon, ehe ſie ſich legte, pflegte ſie immer zu ſagen, daß ſie den Keim ihres frühen Todes ſchon in ſich trage und fühle, und wenn ſie dann zuweilen wunderſchön und zum Entzücken blühend ausſah und ich ihr dies zu erkennen gab, ſo erwiederte ſie wohl lächelnd — ſo blühet oft der frühe Tod; ſeine Blüthe iſt ſchön, doch — ſeine Frucht iſt auch ſüß. Wenn ich ſie mir dann ſo vorſtelle, die himmliſchgebildete, die einſt durch ihren Anblick alles erfreute und beſeligte, wie ſie zuletzt ſo entſtellt und verzëhrt, ſo ausgemergelt und ſkeletirt auf ihrem Siegbette lag! Wenn ich ſie mir denke, die holde, die theilnehmende Seele, die andern nie Schmerzen gemacht, wie ſie unter den entſetzlichſten Schmerzen da lag, und die mitleidvollſte Theilnehmung einer ganzen Welt erregte! Ariſt, ach mein Ariſt, das geht mir doch zuweilen ſo durchs Herz, daß ich mich nicht immer gleich darüber zufrieden geben kann.

Ariſt. Laß die traurigen Vorſtellungen nun! Sie iſt jetzt hochſelig. Hieran laß uns lieber denken.

Laura. Und wie ſie das alles ſo gelaſſen und ſtandhaft ertrug! Langweiligſtallmählich verzehrte ſie ſich, und jeder Vergang der allerkleinſten, allergeringſten Kraft war für ſie mit Krämpfen und Foltern begleitet. Und doch — je länger, deſto geduldiger. Dies war ihre einzige Kraft, die unerſchöpflich war und alle übrigen, ſelbſt die Lebenskraft, überdauerte, — die Leidenskraft. Sie hat mich weit öfter getröſtet, als ich ſie. Wenn ich ſo kam und ſie fragte, wie ihr ſei, ſo war ihr immer wohl, und wenn ich ſah, wie ſich ihre Geſichtsmuſkeln für Schmerz verzogen, ſo war ihr doch wohl, und immer bat und flehete ſie mich — „habe mich nur lieb." „Laß dir die Zeit nicht lang werden." „Vergiß mich nicht." (windet ſich aus Ariſts Arm und kniet aufs Grab hin.) Ach du Liebe! Ach du Selige! Nein, nein, deiner will ich nicht vergeſſen. Du erkorſt mich unter allen und zogſt mich deiner Mutter vor, daß du in meinen Armen ſtürbeſt. Du haſt mich zu ſehr geliebt. In deinem Umgange habe ich zu viel Seligkeit genoſſen. An deinem Marterbette habe ich zu viel Gutes gelernt. Bitte Gott nur für mich, daß ich einſt auch ſo leide, wie du.

Ariſt. (der Lauren aufrichtet) Die Bewegung wird zu heftig für dich. Laß uns lieber ſtill und durch die That ihr danken, und ihr ſchönes lehrreiches Beiſpiel immerdar vor Augen haben. In Freude und Leid, im Leben und im Sterben laß unſere Geiſter ſein, wie der ihrige war.

Laura. Nur am letzten Morgen — da, da — ach Gott, das war ein ſchrecklicher Morgen, da lag ſie unter. Mit Zittern und Beben höre ich ſie noch, gen Himmel blickend, die Worte ſprechen — Biſt du, oder biſt du nicht? Biſt du, ſo hilf!

Ariſt. Denke doch an das: „Mein Gott, mein Gott, warum haſt du mich verlaſſen!" das der ſprach, der ſtärker war, als Sophie und wir. War es im Grunde etwas anders? Nur, daß Sophie weiter damit ging, als er, und daß es länger mit ihr ward, ehe ſie zurückkam, als mit ihm. Darum war ſie aber auch nur Nachfolgerin, und er Vorgänger.

Laura. Aber ſie kam doch auch zurück. Ach, das, das iſt mein Troſt, daß ſie zurückkam, in die ſanfteſte, ſeligſte Seelenſtimmung zurückkam und in dieſer verſchied. O Ariſt, das waren Stunden, die letzten meine ich, die ſie verlebte, deren Miterlebung ich für mein ganzes Leben nicht hingegeben hätte. Wie ſie da, wie aus jener Welt her und wie ein Engel Gottes mit mir ſprach! Wie ſie mich da im' Glauben an die höchſten Wahrheiten nun ganz und auf immer unerſchütterlich machte! Wie ſie mich für ihre und für meine Leiden ſo allgenugſam und auf ewig tröſtete! In dieſe Hand die ihrige gelegt, ſtarb ſie. Sie verſprach mir den letzten Blick, und ich erhielt ihn. Völlige Zufriedenheit mit ihrem Schickſal, theure Zuſage ewiger Liebe mir, hohe Freude auf meine Nachkunft einſt und Himmelsvorgenuß im Tranſitus ſchon — — dies alles lag im Blick. (fällt ſchluchzend um Ariſt her.) Ach mein Ariſt, laß mir dieſe Thränen! Sie fließen auf das Grab einer Seligen, die unausſprechlich gelitten hat, und die ich wie meine Seele liebte.

Ariſt. (ſie zärtlich umarmend.) Du ſagſt ſelbſt — ſie *hat* gelitten und *iſt* ſelig. So laß uns nun auch hierbei ſtehen bleiben. Nichts trübe, nichts vergälle uns weiter das Andenken an ſie. Sie iſt nun in einem Zuſtande, deſſen Vorſtellung unſere ganze Seele mit nichts, als mit Glückwünſchen für ſie, erfüllen muß. Denke dir doch nur *Leidensende* — *Ende ſolcher* Leiden, wie *ſie* trug und die auch das härteſte Herz für ſie erweichen muſten. Denke dir die *ſchönen ihr gebliebenen Geſinnungen*, welche ſie in dieſen Leiden erwarb. Denke dir, wie ſie mit dieſen ſanften

eſinnungen, welche ihr auch die bitterſten Leiden
rſüßten, nun überſchwengliche Freuden genießt
nd ſolche auch noch unausſprechlich dadurch für
h erhöhet. Denke dir, wie ihr bei jedem ſolcher
urch dieſe Geſinnungen erhöheten Freudengenüſſe
r Herz zuruft – auch dieſen haſt du dir ſelbſt be-
itet, unter zurückgedrückten Seufzern und Thrä-
en bereitet. Wie ſchön muß ihr das Paradies
in, da ſie es ſelbſt angelegt, gepflanzt
nd mit allen den Bluhmen, die ihr nun
lühen, geſchmückt hat. Ja, aus einem
ornengefilde hat ſie es geſchaffen, unter den wil-
ndſten Stürmen geſchaffen und bis ans Ende un-
läßig verſchönert. Nun wandelt ſie mit reiner
Wolluſt darin umher und macht Anſtalten, auch
hre hinterlaſſenen Lieben in daſſelbe aufzunehmen.
Nein, Laura, mich beunruhigt auch nicht das ge-
ngſte, wenn ich an ſie denke. Mein ganzes Ge-
ühl für ſie iſt Mitfreude. Ich zolle ihr dieſe
ier an ihrem Grabe mit aller Kraft meines Her-
ens und würde ſie nicht vollkommen zu lieben glau-
en, wenn ich nicht ſo thäte. (blickt gen Himmel.)
Du biſt hochſelig, Sophie, und lobeſt jetzt deinen
Schöpfer dafür auf das inbrünſtigſte. Wenn wir
n dein Lob einſtimmen, ſo thun wir gewiß, was
u wünſcheſt.

Laura. (wieder heiterer.) Du haſt auch recht, mein Geliebteſter. Ich komme wieder zu mir. Und — ich werde ja einſt auch wieder mit ihr ſein.

Ariſt. Gewiß. Aber laß es uns nur geſtehen, das iſt es eben, was, ohne daß wir uns deſſen deutlich bewuſt ſind, unſere Mitfreude über die Seligkeit unſerer todten Lieben bei ihren Gräbern ſo leicht ſtört, daß unſer Mitihnenſein jetzt unterbrochen iſt. Nimm aber einmahl den Fall an, daß ſie wirklich noch bei uns auf der Erde wären, an einem und demſelben Orte mit uns lebten, aber in kümmerlichen Umſtänden lebten. Wenn ſie dann ihre Lage ſehr verbeſſern und auf immer verbeſſern könnten, es wäre aber die Bedingung dabei, daß ſie an einen andern und zwar ſo weit entfernten Ort ziehen müſten, daß wir ſie nicht wieder zu ſehen bekommen könnten; würden wir in unſerem Eigennutze auch wohl ſo weit gehen, daß wir wünſchten, ſie entſchlöſſen ſich lieber Lebenslang an unſerem Orte kümmerlich fortzuleben, damit wir nur nach, wie vor, mit ihnen ſein könnten? Sieh, Sophie konnte aus ihrem Jammer auch nicht anders kommen, als daß ſie von uns zöge. Sie zog weit weg, ward aber dadurch äußerſt glücklich. Und könnten wir nie wieder mit ihr ſein, ſo dürften wir nichts dagegen haben und je mehr wir ſie liebten, deſto mehr nichts dagegen haben. Nun trift ſichs aber gar, daß wir die gewiſſe Hoffnung beſitzen, ihr in das Land, wohin ſie zog, nachzuziehen; wie leicht muß es uns unſere Liebe zu ihr zu ertragen machen, daß wir bis dahin nicht mit ihr ſind!

Laura. (hohen Freudenſtrahl im Auge.) Ach Ariſt — in das Land, wohin ſie zog, nachzuziehen — welch eine reizende Idee!

Ariſt. Das iſt ſie, und den ſchönſten Reiz giebt ihr ihre Wahrheit. Wenn uns der Schöpfer dort vollkommen glücklich machen will — und dies verbürgt uns ſeine Allbarmherzigkeit ſo muß er uns mit unſern Lieben wieder vereinigen. Wir können dieſer ſo wenig vergeſſen, wie unſerer Handlungen, und ſo würde uns dort, wenn ſie uns fehlten, ein beträchtlicher Theil unſerer Glückſeligkeit fehlen. Sollten wir dort Alles vergeſſen: ſo hätten wir das danze jetzige Leben umſonſt gelebt, und dies ſtritte mit der Weisheit Gottes überall. Sollten wir aber etwa unſerer Freunde nur vergeſſen: ſo hätten wir dies Leben wenigſtens auf einer ſeiner wichtigſten Seiten umſonſt gelebt, und dies ſtritte mit der höchſten Vollkommenheit der Weisheit Gottes. Unſere Begriffe von Gottes Weisheit und Güte verbürgen es uns alſo, daß wir unſern Freunden nachziehen werden. Hier machten wir nur die erſte Bekanntſchaft mit ihnen; hier fanden wir ſie nur, um ſie dort zu haben. Sieh, ſo iſt Plan in unſerer Beſtimmung; ſo iſt Harmonie zwiſchen unſerem jetzigen und künftigen Leben. Ja, ſelbſt ihr einſtweiliger Verluſt, wenn ſie uns vorangingen, paßt in jenen Plan und beförderť dieſe Harmonie; denn — er lehret uns ihren Werth erſt recht ſchätzen, flößt uns neue Sehnſucht nach ihnen ein und erhöhet dadurch die Freuden unſerer künftigen Wiedervereinigung mit ihnen unausſprechlich. Denke einmahl, ſo wird das, was hier alle unſere Glückſeligkeit zu zerſtören ſchien, ich meine die Trennung von unſeren Lieben durch den Tod, dort die Grundlage zu unſerer vollkommenſten Glückſeligkeit werden. Sophie, die dir immer ſo lieb war, wird dir dort darum noch weit lieber ſein, weil du ſie hier verlohrſt.

Laura. (im Enthuſiasmus der Freundſchaft) Ja, nicht ausſprechen, nicht denken genug kann ich mir das Glück, wenn ich ſie wieder haben werde. Ach Gott, ach Gott! Ein freudiger Schauer zittert durch meine ganze Seele. O hätte ich ſie ſchon wieder! Wäre ich doch ſchon wieder mit ihr! (reicht Kriſten die Hand.) Wären wir doch ſchon beide wieder mit ihr und hätten ſchon überſtanden des Lebens ſämtliche Leiden, des Todes ſchweren Kampf und auch unſerer Trennung Jammer — ach Ariſt, (fällt ihm um den Hals.) auch unſerer Trennung Jammer!

Ariſt. (geſetzt.) Ja, es wird dir hochwohl ſein, wenn du wieder mit ihr biſt. Uns beiden wird noch viel mehr wohl ſein, als uns hier unten war, da wir mit ihr waren. Erſt aber laß uns unſern Weg vollenden, wie ſie den ihrigen vollendet hat. Noch haben wir nicht genug gethan, und noch weit weniger haben wir genug gelitten, um ihrer dort ganz werth zu ſein. Es iſt nicht genug, uns nur zu ihr zu wünſchen; Laura, wir müſſen auch einſt mit Anſtand bei ihr ſein können. Noch können wir dies nicht. Sophie ging weit vollkommener von uns, als wir jetzt noch ſind. Mit einer Ehrfurcht, die vollendeten guten Seelen gebührt, denke ich an ſie und an ihre hohe Tugend. Laß uns ja noch gern hier unten leben. Sieh, es iſt jetzt unſere Saatzeit. Wohl uns, daß Gott ſie uns noch verlängert! Und wie ſich der Landmann freuet, wenn er ſchön Wetter zur Saatzeit hat, ſo müſſen wir uns freuen. Macht uns nicht unſere Liebe unſere Saatzeit ſchön?

Laura. (die Ariſten ſchnell und feſt an ſich drückt.) Ach ja, mein Trauteſter — wohl uns, wohl uns! O du mein ganzes Leben, verlaß nur du mich nicht!

Ariſt. Wahrſcheinlich leben wir noch eine geraume Zeit beiſammen. Wir ſind in den beſten Jahren und unſere Körper ſind feſt. Laß uns jede Gelegenheit, eine gute Handlung zu verrichten, recht eifrig benutzen. Empfangſt du eine dergleichen, die ich nicht weiß, komm und ſag ſie mir. Empfange ich eine ohne dein Wiſſen, ich will ſie dir ſagen. Das ſollen die ſchönſten Entdeckungen ſein, die wir einander machen, und ſo viel, als möglich iſt, wollen wir unſer Gutes gemeinſchaftlich verrichten; damit es einſt keine Himmelsfreude für uns gebe, an der wir nicht gleichen Antheil haben. Und — laß uns nicht wünſchen, die Leiden dieſes Lebens nur ſchon überſtanden zu haben; nein, laß ſie uns erſt überſtehen, recht mit vollem Bewußtſein überſtehen und mitten in ihnen alle die ſchönen Geſinnungen ſammlen, welche Sophie in ſo hohem Grade mit von hinnen nahm. Auch dieſe unſere Leiden wird unſere Liebe uns verſüßen. Und dann werden wir erſt den Werth derſelben recht empfinden, wenn der eine von uns vor den Augen des andern viel dulden muß; ja, dann wird unſere Liebe ſelbſt noch eine überſchwengliche Erhöhung erhalten, wenn wir einander ſchön dulden ſehen. Ach Theure, die beſten Seiten an einander müſſen wir noch nicht geſehen haben. Wir haben noch zu wenig gelitten. Wir müſſen erſt noch leiden. Und dann, dann müſſen wir einander dadurch noch viel werther werden und weit mehr Gutes und Schönes an einander ſehen, als jetzt. So muß es ſein. Laß uns hier einander recht die Hand darauf geben — hier am Grabe einer Edlen, die ſo ſehr viel und ſo ſehr ſchön gelitten hat.

Laura. (die einſchlägt.) Ja — bei dieſer heiligen Stäte! — an wen die Reihe zu leiden zuerſt kömmt, der werde dem andern Lehrer in den ſchwereſten Tugenden! Sophie lehrte ihn ſchon viel; aber er lehre den andern noch mehr. Gott ſtärke dabei dich und mich!

Ariſt. Laß uns bis dahin jede Stunde, die uns unſere Geſchäfte und übrige Lagen frei geben, einander und nur uns einander ſchenken. Neue Verbindungen auf andern Seiten laß uns nicht mehr machen, und unter unſern alten Freunden laß uns wenigſtens beiſammen ſein. Alles, was von unſerer Zeit uns zugehört, wollen wir Arm in Arm verleben; damit wir uns immer mehr in jenem hohen Grade die ganze Welt werden, welche wir einander im Leiden ſein wollen.

Laura. Ach hier denke ich an das, was ſie ſprach, als ſie mich betrübt darüber fand, daß ſie gehe und ich bliebe. „Bleibſt du doch, ſprach ſie, mit Ariſt! Gieb ihm die Stunden nun, welche ich ihm ſeither raubte.“

Ariſt. **(ſehr gerührt.)** Die Vortrefliche! Ihr, aber auch nur ihr konnte ich dieſe Stunden gönnen.

Laura. „Schließ dich, ſetzte ſie hinzu, an ihn, wie an eine ganze Welt.“ **(ſteht auf, umarmt Ariſten zärtlich und ſetzt ſich ſo, daß das Grab zwiſchen ihnen iſt, und reicht ihm beide Hände, über ſelbiges hin.)** Hier haſt du deine ganze Welt, **(zieht die ſeinigen nach ſich.)** und hier habe ich meine ganze Welt.

Ariſt **(der ihr die Hände drückt.)** Ja, meine ganze Welt in dieſem und in jedem künftigen Sein! Du liebes Univerſum du! — **(breitet die Arme weit aus.)** Gott, welche Seligkeit iſt reine, heilige, hohe Liebe! Und wie leicht iſt es dir, Allmächtiger, ein menſchliches Herz in allerhöchſter Maaße zu beglücken! Nur eines Umſtandes bedarfſt du dazu; du läſſeſt ein anderes Herz ganz für daſſelbe ſchlagen; und ſogleich wird ihm, als wären Himmel und Erde ſein. Unergründliches Geheimniß unſerer Natur! Laura, was iſt das und wie iſt das, daß wir uns ſo Alles ſind und daß der eine von uns wirklich in dem andern nur

und leben will und leben kann? Sag — weißt
s — ich nicht.

Laura. (erſt freudig, dann ängſtlich.) Ich
s nur, daß es ſo iſt. Aber — Treuer! — doch
wird ganz ſchwindlich bei dem Gedanken — —

Ariſt (ſanft.) Was denn? Liebe, ſag doch —
doch alles hier!

Laura. (ſehr bekümmert.) Um ſo viel ſchlim-
, wolt' ich ſagen, wenns zur Scheidung kom-
wird. (reicht ihm wieder traut die Hand und iſt
e ſtill.) Ach ja wir müſſen auch von einander,
Sophie von uns muſte. Wie wird uns bei-
werden, wenn die Trennungsſtunde augen-
inlich herannahet! Wie wird uns beiden ſein,
n ſie wirklich ſchlägt! Wie wird demjenigen
uns hernach werden und ſein, der dem an-
n hinterbleibt! O Schöpfer, Schöpfer, was
dieſer Arme dann thun? Wird ers auch tragen
nen?

Ariſt. (ſimpathiſirend.) Glaube mir, Theure,
denke oft hieran. Wenn ich in den höchſten Ge-
len meiner Glückſeligkeit dich umgebe, wenn du
e recht ſtrahlende Heiterkeit, worin ſich die höchſt-
ckliche Seele ſo gern ausdrückt, auf meinem Ge-
t erblickſt, und wenn ſich dann ſchnell eine Ver-
ndlung an mir zeigt, die Strahlen der Freude

nach einander erlöſchen und feierlicher Ernſt an ihre Stelle trat: dann denke nur — jetzt fragt er ſich gewiß wieder, ob er's auch werde tragen können, wenn ich von ihm genommen würde. Laura, laß uns jeder zu ſeinem Theile dieſe Frage in Zukunft noch öfter thun. Sie präparirt auf den eintretenden Fall.

Laura (mit gedämpfter Stimme.) Ueberdenke es nur einmahl, Lieber, was das für ein entſetzlicher Zuſtand für den einen ſein werde, wenn der andre nicht mehr iſt. Wenn er dann nach vielen ſchlafloſen Nächten für Ermattung endlich einſinkt und am Morgen wieder erwacht — wie da die erſte deutliche Vorſtellung, die er von ſeiner gänzlichen Verlaſſenheit wieder hat, ihn mit erſtickender Angſt erfüllen und wie er ſich allenthalben umſehen wird, ob es nicht irgendwo einen Durchbruch aus der irdiſchen Natur auch für ihn gebe.

Ariſt. Noch zählen wir Jahre zuſammen; das hoffe ich, wie geſagt, zu unſerer körperlichen Beſchaffenheit. Endlich aber trift freilich uns auch der Sterblichkeit Loos, und da verlangten wir wohl eine Art von Wunder, wenn es uns beide in demſelben Moment treffen ſollte.

Laura. O wäre dies, Ariſt! Keinen Wunſch, keine Bitte zu Gott wollte ich dann weiter haben, wenn unſere Geiſter zuſammen ihre irdiſche Hüllen verlaſſen, zuſammen ſich durch die unermeßlichen Regionen des Himmels aufſchwingen und zuſammen bei Sophien anlangen dürften. Wie wollten wir uns dann auf die weite Reiſe freuen, lächelnd zu ihr die Anſtalten machen und die Tage zählen, ehe wir ſie anträten!

Ariſt. Wir werden doch bekommen, was wir wünſchen: nur nicht gerade ſo, wie wir's wünſchen. Nicht zuſammen werden wir bei Sophien anlangen, aber doch bei Sophien einander wieder antreffen; nicht in demſelben Moment werden wir die Erde verlaſſen, aber gewiß nicht lange auseinander.

Laura. (begierig.) Woher weiſſeſt du dies, Ariſt?

Ariſt. Erreichen wir beide ein hohes Alter: ſo läßt uns die Natur ſelbſt bald einander folgen; und ſtirbt der erſte von uns früher, ſo treibt den zweiten der Schmerz gewiß bald hinterher.

Laura. (recht vergnügt.) Ach das glaube ich auch, mein Lieber. Gottlob, daß dies ſo iſt!

Ariſt. Im erſtern Fall, wenn wir in hohem Alter ſterben, wird ohnehin unſere Empfindung nicht mehr die Stärke haben, und ſo werden wir die kurze Zwiſchenzeit über einander ruhiger nachſehen.

Laura. O ſo lieber das letztere; auf daß der Stärke unſerer Empfindung für einander nichts abgehe!

Ariſt. Du kleine holde Schwärmerin! Laß Gott thun! Wir wollen unterdeſſen recht unſträflich froh und traut beiſammen ſein. Wir wollen an den Gedanken der künftigen Trennung den Gedanken an die eben ſo gewiſſe künftige Wiedervereinigung feſt knüpfen; und kommts wirklich zur Trennung, wärs auch noch ſo nahe, ſo ſoll der Gehende mit dem zuverſichtlichen Glauben gehen, daß der Bleibende bald folge. Das halte ich ſchlechterdings für unmöglich, daß wir einander lange überleben könnten, und das lobe ich mir auch bei aller meiner Philoſophie. Ich will nichts mehr in der Welt, Laura, wenn ich dich nicht mehr habe, und wer herzlich und inbrünſtig nichts mehr von der Welt will, der verliehrt ſie auch bald. Hier hilſt ſich die bis zum Tod betrübte Seele ſelbſt und bewirkt ihre Flucht aus der Maſchine durch ſchnelle Zerſtörung derſelben, ohne daß ſie es weiß.

Laura. Ach halt ja hiermit Wort, mein Ariſt! (lächelt.) Gott, um was alles ich dich auch bitte! Es iſt aber, als wenn mir's mein Herz ſagte, daß ich dir vorangehen würde. Höre, Ariſt, wir wollen hier recht heilige Abrede auf das letzte große irdiſche Ereigniß für uns nehmen. Nicht wahr, wenn einſt Gott den einen von uns ruft, ſo iſt der Andere bei ſeinem Tode zugegen?

Ariſt. Nicht weichen, noch wanken wollen wir dann von einander. Das iſt nicht nur unſere letzte Pflicht hier für einander, ſondern wir würden ja doch um Alles in der Welt willen nicht auf die feierlichſte von allen Scenen für unſer Herz Verzicht thun wollen. Wir waren ſo oft einer in des andern Arm glücklich; wir wurden ſo oft einer in des andern Armen beſſer; wir thaten ſo manche gute Handlung einer in des andern Armen; wir genoſſen einer in des andern Armen; wir litten einer in des andern Armen; alles, alles ſchöne, große Scenen für unſer Herz! Aber — ſterben, ſterben einer in des andern Armen — ach Laura, das wird erſt die größeſte, und laß es uns nur geſtehen, auch die ſchönſte Scene für uns ſein. Wie wird da das Gefühl unſerer Liebe uns erſt recht allgewaltig durchſtrömen! Wie wird der letzte Anblick des Gehenden den Bleibenden erſt durchaus heiligen! Wie wird jedes Wort, das der Sterbende noch ſpricht, dem Andern ein ewiges Evangelium werden, ein Wort, deſſen er ewig nicht vergißt! Nein, Laura, das iſt ausgemacht — ſterben muß der eine von uns den andern ſehen. Er muß ja ſterben auch erſt recht vollkommen von ihm lernen, damit er ihm recht ſchön und ſelig nachſterbe. Und dann wird die Liebe für dort erſt recht am feſteſten verſiegelt, wenn hier der eine dem andern die Augen zudrückt. Warlich, das Höchſte, was ich mir denken kann, Augen zudrücken, in die man ſo unausſprechlich gern ſah und in denen man ſeine ganze Glückſeligkeit, ja die ganze Welt erblickte!

Laura. (mit Ausdruck hoher Freudigkeit.) Ach wohl mir! — Ariſt, lieber Ariſt, nicht wahr, und wenn der eine von uns lange ſich quälen müſte, ehe er ſterben könnte, und ſo allmählich ſich abzehrte, wie Sophie: der andere harrete doch bei ihm?

Ariſt. Nicht weichen und nicht wanken auch dann von einander, und wenns Jahre lang würde; dies ſei die Loſung unter uns! Jeden Schmerz, jeden Krampf, jede Zuckung mit dem andern theilen! Tröſten, ſegnen den Leidenden mit jedem Troſt und mit jedem Segen, den unſer Herz für ihn hat! O Laura, da, da muß die Liebe des Gebenden vom Bleibenden erſt recht belohnt werden. Da, wo jener wirklich nichts mehr auf der Welt hat, als dieſen, muß dieſer ihm auch warlich erſt recht die ganze Welt werden.

Laura. (noch freudiger.) Gottlob! Gottlob! — Und wenn dann für den armen Leidenden Stunden kommen, in welchen er, wie Sophie, nicht recht deutlich denken kann und wo er zweifeln will —

Ariſt (der ſchnell einfällt.) Dann denkt der Andere für ihn und hilft ihm mit ſeinem ſtärkern Glauben. Das iſt eben der Liebe letzter Lohn, von dem ich ſpreche. Dafür hat der Sterbende dann aber auch wieder Stunden, in welchem ihm weit lebhaftere Vorgefühle jener künftigen Seligkeiten geſchenkt werden. Daran laſſe er wieder den bekümmerten Bleibenden Theil nehmen. Sieh, ſo geben Liebende einander und nehmen von einander bis an den letzten Augenblick. So muß es ſein und dazu eben ward uns armen Sterblichen die Liebe vom Himmel geſchenkt.

Laura. Und wenn dann der Sterbende fühlt, daß die letzten Momente für ihn herannahen, dann giebt er dem Bleibenden das verabredete Zeichen, und dann reicht ihm dieſer zum letztenmahle die Hand und er richtet den letzten liebevollen Blick feſt auf ihn und ſein letzter Blick erſtirbt an ihm, wie Sophiens letzter Blick an mir erſtarb — nicht wahr?

Ariſt. Ganz ſo, Laura! Ja, ſo wollen wir auseinander ſcheiden. Laß uns Hände und Herz darauf reichen. (Sie ergreifen ſich zugleich ſchnell und umarmen ſich mit unnennbarer Inbrunſt.)

Laura. (in Entzückung.) Und dann — und dann dort einander wiederſehen und recht bald einander wiederſehen. — —

Ariſt. (auch hochaufgeſtimmt.) Ja, wiederſehen dort und dort bald wiederſehen, und dann einander ſo der ganze Himmel ſein, wie wir uns hier die ganze Erde waren, und das ewig, ewig!

Laura. (in ihren Entzückungen ſanft fortſchwebend.) Wenn ich hieran denke, o mein Ariſt, dann, dann bin ich über alles, alles ruhig. Wie wird uns beiden ſein, wenn wir dort einander wiederfinden — was ſagſt du?

Ariſt. Wie uns ſein wird? — Wie war uns, als ich einſt von jener unumgänglichnothwendigen langen Reiſe zurückkam? Erinnere dich hieran zurück. Was gabs da für eine Scene unter uns! Bei aller deiner ſehnlichen Erwartung wuſteſt du den Tag meiner Wiederkunft nicht. Und ich, ob ich gleich das Herz unterwegs nur immer voll von dir hatte, glaubte dich doch nicht eher zu ſehen, als hier. Weiſſeſt du noch, wie wir uns da beide zwei Meilen von hier im ſchönen Park ſo ganz unvermuthet überraſchten? Weiſt du noch, was wir für Augen und Hälſe hinter den blühenden Malven her nach einander machten, gar nicht erſt glauben könnend, daß wir es wirklich wären, und wie wir dann auf einander hinſtürzten, an einander hinſanken, erſt nicht reden konnten, ſondern unſere Empfindungen einander nur zuhauchten, und hernach die ganze übrige Geſellſchaft Geſellſchaft ſein ließen und nur uns, nur uns ſo viel tauſendmahltauſenderlei zu erzählen hatten und gar nicht damit fertig werden konnten?

Laura. Ach ja, ich weiß noch alles, Alles. Der ſeligſte Tag meines ganzen Daſeins war das.

Ariſt. Nun ſieh, das iſt nur ein äußerſtunvollkommenes Bild davon, wie uns ſein wird, wenn wir uns dort wiederfinden, in einem weit vollendetern und beſſern Zuſtande wiederfinden und ohne alle Furcht, uns jemals wieder zu verliehren, wiederfinden. Laß hierüber deiner Fantaſie vollen Raum. Der Verſtand allein thut uns dabei nicht Dienſte genung. Wir ſind durch wirklichen Tod noch nicht getrennt worden; wir haben uns, ſo oft wir uns ja trenneten und wiederfanden, doch noch in keiner andern Welt, ſondern immer auf der alten Erde, wiedergefunden. Auch haben wir von unſerem höhern künftigen Zuſtande noch keine andern, als negatiſe, Begriffe. Darum, wie geſagt, hier laß deiner Fantaſie freien Spielplatz. Ich mache es auch ſo.

Laura. Laß michs geſtehen, — zuweilen verdüſtert mir doch der Gedanke, daß wir hier unſern Körper zurücklaſſen, die ſchöne Ausſicht. . .

Ariſt. Ich verſtehe ganz, was du ſagen willſt. Daß hier, willſt du ſagen, die äußerlichen Gegenſtände auf uns wirken und daß wir auf ſie wirken, geſchieht bloß durch Beihülfe unſeres Körpers; oder mit andern Worten, daß wir beide hier einander haben, kennen und genißen, kurz, daß du mir Alles biſt und daß ich dir Alles bin, haben wir ganz unſerem Körper zu danken. Wie wird es alſo damit ſtehen, wenn wir ihn abgelegt haben? Nicht wahr, das meinteſt du?

Laura. Ja, Ariſt, das iſt ganz mein Sinn. Der Glaube an Auferſtehung hilft zwar endlich der Sache ab; aber dieſe könnte nach viel Jahrtauſenden erſt erfolgen, und was dann bis dahin?

Ariſt. Von einer ehrwürdigen Lehre, Laura, iſt es uns auch erlaubt, uns die ehrwürdigſte Vorſtellung zu machen. Dieſer Körper, der uns jetzt bekleidet, wird, wie du ſieheſt, abgelegt. Nach unſerer jetzigen Landesart, die Todten zu behandeln, zerfällt er allmählich in Aſche und verliehrt ſich in der übrigen Erde; vor Jahrtauſenden aber verbrannte man hier die Leichname, und ſo graben wir noch jetzt Urnen aus, in denen die ganzen ehemaligen Körper in ihrer Aſche noch wirklich beiſammen ſind. Bis jetzt iſt alſo offenbar keine ſogenannte Auferſtehung derſelben erfolgt. Dennoch exiſtiren die Seelen, welche ſie abgelegt haben, fort. Was für einen Begrif ſollen wir uns aber von der Fortexiſtenz einer Seele ohne *allen* Körper machen? Wodurch ſollen ſie mit der Welt außer ſich in der geringſten Verbindung ſtehen, wodurch ſollen äußere Gegenſtände auf ſie oder ſie auf jene wirken? Und wenn dies alles nicht Statt fände, was wäre ihre Fortexiſtenz? Wir müſſen alſo, da wir ihre Fortexiſtenz um alles in der Welt willen nicht aufgeben möchten, annehmen, daß ſie — *mit einem andern Körper* bekleidet worden ſind. Laura, du biſt eine Chriſtin. Höre, was einer der erſten und größeſten Lehrer des Chriſtenthums, der unſterbliche Paulus, ſprach: „Auch in ienem Leben werden wir *bekleidet* und *nicht bloß* erfunden werden" d. h. auch in unſerer zweiten Exiſtenz werden wir *nicht ohne Körper* ſein. Zwiſchen beiden Exiſtenzen kann keine Lücke ſein. Die zweite fängt an, wenn die erſte aufhört. Können wir nun in der zweiten nicht, gar nicht ohne Körper ſein, und legen wir doch beim Schluß der erſten Exiſtenz den jetzigen Körper ab: ſo müſſen wir auch den neuen bekommen, ſo wie die zweite anhebt. Und dies iſt unſtreitig die ehrwürdigſte Vorſtellung der ehrwürdigen Lehre von der Auferſtehung. Eine ehrwürdige Lehre nenne ich eine ſolche, auf deren Glauben unmittelbar unſere Glückſeligkeit beruhet, und die ehrwürdigſte Vorſtellung einer ſolcher Lehre nenne ich die, welche dieſelbe unauflösbaren Zweifeln entreißt, denen ſie ſonſt ausgeſetzt ſein würde. Unſtreitig liegt ſchon der Keim unſeres künftigen Körpers im gegenwärtigen und empfängt durch den Tod ſeine ſchnelleſte Entwickelung. Gewiſſe feinere und unſern Augen jetzt unbemerkbare Elemente deſſelben, die unzerſtörbar ſind und mit der Natur unſers künftigen Wohnſterns Verwandſchaft haben, fahren fort unſern Geiſt zu umgeben und ſo zu umgeben, daß wir ſogar unſere Form beibehalten und nur die Unregelmäſſigkeiten derſelben verliehren, die etwa da waren und die die gröbern abgelegten Elemente an ihm hervorbrachten. Biſt du mit dieſer Erklärung von unſerer Auferſtehung zufrieden?

Laura. (unter Küſſen.) Vollkommen, du lieber unſterblicher Freund. Sie entſpricht ganz meinen Wünſchen.

Ariſt. Nun, ſo müſſe dir der Gedanke an die Zurücklaſſung unſeres Körpers auch nie wieder die ſchöne Ausſicht nach jenſeits verdüſtern! Wir werden alſo dereinſt nicht nur wieder bei einander ſein; ſondern wir werden einander auch wieder ſehen, wieder kennen, unſere Gedanken einander wieder mittheilen und unſere inbrünſtigſte Liebe einander wieder äußern. Vielmehr müſſe die Vorſtellung von Zurücklaſſung unſeres jetzigen Körpers uns jene Ausſichten noch erheitern und verſchönern. In der Maße, in welcher unſer künftiger Körper feiner ſein wird, werden auch unſere ſinnlichen Werzeuge feiner ſein; und in der Maße, in welcher dieſe wieder feiner ſind, werden es auch unſere ſinnlichen Empfindungen und Begriffe ſein; mithin auch alle unſere Triebe und ſofort unſere ganze Seelenſtimmung. Laura, liebe Laura, dein Herz ſchlug hier ſchon für jene feinere und höhere Sinnlichkeit — wohl dir! Das Streben nach dieſer, die Uebung im Genuſſe derſelben iſt ſolchergeſtalt wirklich die rechte Vorbereitung auf unſer künftiges Leben geweſen. Laß die Thoren, die Irregehenden, welche nur an grober, thieriſcher Sinnlichkeit kleben, unſerer ſpotten und uns für Schwärmer erklären; wir haben das beſſere Theil erwählt und dies wird nie von uns genommen werden. Ihnen wird ihr erwähltes Theil, die gröbere Sinnlichkeit durch Verluſt ihres gröbern Körpers genommen werden, und was wird ihnen dann übrig bleiben? Uns aber das Unſrige nicht. Der Beſitz deſſelben wird uns durch den Tod vielmehr vergewiſſert und der Genuß deſſelben erhöhet werden. Liebe Laura, vielleicht war unſere jetzige feinere Sinnlichkeit bloß der Traſitus erſt nur zu unſerer künftigen, und vielleicht wird dieſe über jene wieder ſo weit erhaben ſein, wie es jene jetzt über die gröbere und thieriſche Sinnlichkeit iſt. Denke an das Wort — es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden! Das iſt ein herrlicher Spruch, mitten unter Gräbern zu denken! Das iſt eine apoſtoliſche Aufforderung an uns, unſerer Fantaſie über die Seligkeit unſeres künftigen Zuſtandes überhaupt und über die Freuden unſerer Wiedervereinigung in ſelbigem, wie geſagt, freien Lauf zu laſſen. Ach Laura, Laura, wie werden wir am Tage der letztern noch ſchneller an einander hineilen, noch unausſprechlicher an einander hangen, als dort im Park!

Laura. (die ſich die künftige große Wiederfindungsſcene ſchon vergegenwärtigt und die ſich innig um Ariſt her breitet.) Ach dann, ach dann — — da biſt du wieder, ja du biſts. Mein wieder, ach mein Ariſt — mein wieder, und auf ewig mein!

Ruhe, ach ruhe nun an meiner Bruſt von Leiden und von Tod!

Ariſt. (unter männlichen Freudenthränen.) Wenn du erſt ſo zu mir ſprechen wirſt, Laura! — — (umarmen ſich ſanft.) Und nun, Liebe, laß uns nie wieder mit Traurigkeit, die unſer Glück nur ſtört, an Tod und Trennung denken. Denken wollen wir zwar recht oft daran und auch recht oft davon zu einander ſprechen; immer aber ſollen die Vorſtellungen in höchſter Deutlichkeit uns dabei vorſchweben — Uns trennet hier nichts, als der Tod — und hat uns dieſer getrennt, ſo folgen wir durch Hülfe unſerer Sehnſucht einander bald und ſind wir dann einander gefolgt, ſo trennt uns ewig nichts wieder. Dieſe Vorſtellungen müſſen uns doch zufrieden machen können; — iſt's nicht, Laura?

Laura. Ja, Geliebteſter — ach ja!

Ariſt. Nun, ſo laß uns hier bei Sophiens Grabe das Gelübde thun, dieſe Ideen uns ſtets gegenwärtig zu erhalten (Sie verſichern es einander heilig und reichen ſich die Hände kreuzweis drauf.) So war auch dies abgemacht! Gottlob!!!

(Nicht weit von ihnen lag die Silberpappel eingeſchlagen und ein Spaden ſtand dabei. Ariſt und Laura pflanzten ſie in andächtiger Stille.)

Laura. (als die Pappel da ſtand und ſie ſie lange ſtumm betrachtet hatten.) Da ſteht dein letzter Baum, Sophie!

Ariſt. Wachſe, ſilberfarbner Baum, wachſe ſchnell empor, und nimm uns nach Jahren noch oft zu frommen Geſprächen in deinen Schatten auf!

Laura. Und ſo oft ein ſanfter Weſt dann in deinen Blättern wiſpert, ſo oft werde uns, als miſchte ſich Sophie aus jener Welt her in unſer Geſpräch.

(Heiter und froh verließen die beiden Liebenden Sophiens Grab und dankten einander noch in der Kirchhofsthüre für die ſeligen Stunden, welche ſie jetzt hier gewiß für die Ewigkeit zuſammen verlebt hatten.).

Laura und Ariſt

thun viel großes Gutes auf einmahl.

Laura hatte eine Erbſchaft im Auslande gehoben. Da ſie in Perſon deshalbſt dahin reiſen müſſen, hatte Ariſt ſie begleitet. Auf der Rückreiſe ward ein Hinterrad am Wagen ſo ſchadhaft, daß ſie die Landſtraße verlaſſen und im nächſten Dorfe einkehren muſten. Man hielt in Ermangelung eines Wirthshauſes vor dem Hauſe eines Bauern, der den Schank daſelbſt hatte. Ariſt ſtieg aus, um ein anderes Rad aufzukaufen: Laura aber blieb unbemerkt hinter den Vorhängen, im Wagen ſitzend. Nach einiger Zeit ward es ziemlich laut im Bauerhauſe. Eine alte Mutter kam heraus und trug ein Kind von zwei Monaten etwa auf dem Arm. Ihr folgte ein junges Mädchen, das faſt in Thränen zerfloß, und nach dieſem kam wieder eine ältliche Frau, die wohlgekleidet war. Vor der Hausthüre fiel das junge Mädchen noch einmahl über das Kind her, drückte es zehnmal an ihre Bruſt und ſchrie dazu überlaut. Die ältliche wohlgekleidete Frau aber zog ſie ins Haus zurück und die alte Mutter ging mit dem Kinde fort.

Laura war unbemerkt Zeugin des ganzen Vorgangs. Ihr theilnehmendes Herz ließ ſie allerlei Erklärungen davon machen. Sie muſte die rechte wiſſen und — ſtieg aus.

Im Hauſe war niemand, als ein alter Auszugsvater, der ſie, da ſie nach den beiden Frauensperſonen fragte, in den Garten wies. Im Garten ſtand ein Tiſch, worauf Kuchen und Wein befindſich waren, und die ältliche wohlgekleidete Frau nöthigte unaufhörlich das junge Mädchen zu trinken, das aber gar nicht trinken wollte, ſondern ſich auf eine Raſenbank hinwarf. Laura ſuchte zum Schein erſt einige Blumen, band einen Straus davon und näherte ſich darauf beiden. Das Mädchen ſchien zwar nur von niedrigem Stande zu ſein, war aber ein junges ſehr wohlgebildetes weibliches Geſchöpf. Unſchuld und Gram wohnten auf allen ihren Geſichtszügen und ihr voller Buſen tobte unter preſſenden Seufzern empor. Die ältliche wohlgekleidete Frau aber hatte das Anſehen eines argliſtigſten und verſchlagenſten Weibes. Laura beobachtete beide eine geraume Zeit.

A. Wenn Sie nicht trinken will, ſo mache Sie und komme Sie, wir wollen fort.

Mädchen. Ach! Ach!

A. Ziere Sie ſich nicht. Die Zeit vergeht. (das Mädchen wird ohnmächtig.)

A. (die geſchwind ein Fläſchgen aus der Taſche zieht und es ihr vorhält.) Das kommt von dem vermaledeiten Gezier. Ja, hat man nicht ſeinen halben Todesärger davon, wenn man auch einmahl einem armen verunglückten Mädchen helfen will!

Das Wort helfen klang aus einem ſolchen Munde, wie dieſer hier war, in Laurens Ohren

ie ein falſcher Grif auf dem Klavier. Sie ahn-
ete ſofort den größeſten Theil der ganzen Ge-
hichte, welche ſie nun bald erfuhr.

Laura. (als das Mädchen wieder zu ſich kommt,
e bei der Hand ergreifend und vertraulich.) Ich helfe
uch gern; beſonders ſo einer jungen lieben Perſon,
ie Sie iſt. Erzähle Sie mir doch — was iſt Ihr?

R. (heftig einfallend.) Da wird was zu er-
ählen ſein. Fort wollen wir. Und höre Sie, Ma-
iane, macht Sie nicht gleich — es wird nimmer-
ehr gut.

Laura. zu R. Mutter, wie ich höre, iſt Sie
on dieſer Perſon nicht. Iſt Sie denn mit ihr
erwandt? (Mariane ſchüttelt den Kopf.)

R. Ei was verwandt?

Laura. Nun, was hat Sie dann für An-
prüche auf ſelbige?

R. Davon bin ich hier nicht ſchuldig Rede
nd Antwort zu geben. Mariane, ich ſags Ihr
um letztenmahle — mache Sie, oder — —.

Laura. Sie iſt auch ſehr unbeſcheiden. Wer
in gut Gewiſſen hat, braucht nicht unbeſcheiden
u ſein. (zur Mariane.) Hör Sie doch, das ar-
e Kind ſchrie ja ſo, als es fortgetragen ward:
Bem gehört es denn?

Mariane. (die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend.) Ach Gott — es iſt ja mein Kind!

Laura. (während daß die K. wie toll herumſpringt.) Nun, und nimmt Sie es denn nicht mit? (Mariane ſchüttelt den Kopf und weint bitterlich.) Warum denn nicht? Was ſoll denn mit dem Kinde werden?

K. (heftig.) Es iſt ausgethan.

Mariane. (jammernd.) Ich kann mir ja nicht anders helfen.

Laura. Warum denn nicht?

Mariane. Ich muß ja ſonſt ſamt meinem Kinde verhungern.

Laura. (in höchſter Theilnehmung.) Wie? was iſt das? So ſag' Sie mirs doch!

K. (indem die Thurmuhr ſchlägt.) Nun, den Augenblick komm Sie, oder ich laſſe Sie hier ſitzen und ziehe Sie vorher erſt nackend aus. (zu Lauren.) Es iſt alles mein, was ſie da an hat und wie ſie geht und ſteht; und dann mag ſie ſehen, was ſie mit ihrem Jungen anfängt.

Laura. (an den alten Auszugsvater hingehend, der eben im Hofe wankt.) Vater, ſag' er mir doch, wer iſt die ältliche Frau da im Garten?

Auszugsvater. Wenn ſie unſer Herrgott nicht beſſer kennt — ich kenne ſie nicht. Sie muß wohl weither ſein. Sie kommt aber öfter her und hat zuweilen zwei, drei ſolcher Mädchen bei ſich, und denn thun ſie immer hier Kinder aus.

Laura. (die nun genug gehört zu haben glaubt, und nachdem ſie dem Auszugsvater noch einen Auftrag gemacht, in den Garten zurückkehrend, wo die Alte das Mädchen hin und her zerrt.) Meine Tochter, ich will nun ſchlechterdings wiſſen, was es für eine Bewandniß mit ihr habe. Habe Sie Zutrauen zu mir; ich habe eben eine gute Erbſchaft gethan, und ſo kann ich Ihr auch helffen.

K. (wütend.) Nun, wenn das iſt — meintwegen! Aber erſt meine Kleider her. (will dem Mädchen den Halstuch abreiſſen.)

Laura. Still! die kann ich auch bezahlen. Erzähle Sie, Kind!

K. (mit Satansmienen.) Ei, ſo kann ich es auch erzählen. Es iſt eine arme Feddel, die ihren Eltern davon gelaufen iſt und die ihr Urian hernach hat ſitzen laſſen. Ich fand ſie dort auf dem Felde. Sie ging ganz zerriſſen und wuſte ſich nicht weiter zu helfen. So legt' ich Hand über Herz und nahm ſie in meinen Dienſt, wenn ſie ſich beſſern wollte, kleidete ſie von Fuß bis auf den Kopf und that hier das Kind aus. Sie iſt hübſch ſtark und ſo dachte ich, daß ſie mir alles wohl wieder verdienen ſollte. Wenn die Närrin aber nicht will, ſo kann ſie es laſſen. Erſt aber meine zwei Luidore und meine Kleider wieder her!

Laura. Auch zwei Luidore? Ei, Sie iſt ja ſehr freigebig. Das Mädchen ſoll mir aber alles ſelbſt erzählen. Kind, höre Sie, ſag Sie mir nun alles. Ich helfe Ihr.

Mariane. Ach, wie wollen Sie mir denn helfen können! Laſſen Sie doch nur ſein! Ich muß ja doch mit dieſer guten Frau fort. Ich will auch gern ehrlich dienen und danke Gott, daß ich wieder eine Herrſchaft habe. Aber mein armes Kind — wenn ich das nur nicht vergeſſen ſollte! (weint bitterlich.)

Laura. (tröſtend.) Das ſoll Sie ja nicht. Da hat Sie meine Hand drauf. Erzähl' Sie doch nur Ihr ganzes Schickſal. Ich halte Sie nicht für ſchlecht.

Mariane. (die durch dies Wort Ausſchüttungskraft bekommt.) Nein, das bin ich auch noch nicht. Ich bin keine Feddel und keine H... — Mutter bin ich nur geworden. Mutter in größter Unſchuld. Ich bin aus L. und diente daſelbſt bei Bürgerleuten, die einen Soldaten im Quartier hatten. Das war ein feiner hübſcher Menſch; gar nicht, wie wohl andere Soldaten ſind. Er ſpielte nicht, er trank nicht, und hielt ſich immer ſo nett. Wir wurden bekannt mit einander und er half mir bei jeder ſchweren Arbeit. Wir wurden einander immer güter und verſprachen uns, aber in allen Ehren. Er hielt um den Trauſchein an; aber meine Eltern wollten nicht, daß ich einen Soldaten heirathen ſollte, und ſteckten ſich hinter den Feldwebel, daß er ihn nicht bekam.

Laura. Alſo hatte ſie noch Eltern? Und leben dieſe noch?

Mariane. Ja.

Laura. Wiſſen dieſe denn, wie es Ihr jetzt geht?

Mariane. Alles wohl nicht. Aber denken ſollten ſie ſichs wohl können. Was hilfts mir aber? Ich darf ja doch ihnen nicht wieder vor die Augen kommen.

Laura. (die freudig aufſeufzt und dabei zum Himmel blickt, als ſpräche ſie in ſich ſelbſt) — Hier wird viel Gutes auf einmahl geſchehen können — Vater, ſegne mich dabei! — Nun, erzähle Sie weiter.

Mariane. Meine Eltern wuſten es durch den Feldwebel ſo zu drehen, daß mein Bräutigam in ein anderes Städtchen, eine Stunde davon, verlegt ward. Er vergaß mich aber durch die Trennung nicht, ſondern ward mir vielmehr dadurch noch güter. Und ſo gings mir auch. Ich weiß ſelbſt nicht, wie das war. Wenn ich mir vornahm — du willſt ihn auch vergeſſen, es kann ja doch nichts mit euch werden — ſo dachte ich immer erſt recht an ihn. Wo ich zuletzt ging und ſtand, da ſchwebte er vor mir. Ich machte darüber manch Verſehen in meiner Arbeit, und dann ſagte meine Herrſchaft immer ſpöttiſch — biſt du ſchon wieder in Liebesgedanken — wart, wir wollen ſie dir aus dem Kopf bringen. Ja, aus dem Kopf bringen! Wer kann einem was aus dem Kopf bringen, worin er einmahl mit aller Unſchuld ſein ganzes Glück findet?

Laura. (die ihr die Hand drückt) Du braves, liebes Mädchen!

Mariane. (die nun immer zutraulicher wird) Meinem Albert gings, wie mir. Er ſchrieb mir, daß er mich nie vergeſſen könne, daß ich ihn vielmehr immer umgebe, daß er oft ganz in Gedanken auf dem Poſten ſtehe, und daß er ſchon darüber Prügel bekommen, wenn er nicht gerufen — wer da? Er ſchwur mir ewige Liebe und bat mich um Geduld, weil er den Trauſchein gewiß noch zu bekommen hoffe. Wir machten einen Ort im Bruche aus, wo wir uns alle vierzehn Tage einmahl ſprachen.

Laura. (warnend.) Das hätte Sie nun freilich nicht thun ſollen, da Ihre Eltern einmahl gegen die Heirath mit einem Soldaten waren.

Mariane. Du lieber Gott, im Hauſe haben
ollten ſie mich ja nicht mehr. Ich hatte eine
chweſter, die mich ausſtach. Ich ſollte mein ei-
n Brod verdienen, ſagten ſie. Ob ich nun das
s Magd, oder als Soldatenfrau that, das konnte
nen doch wohl gleich ſein. Soldaten ſind auch
rliche Leute, und ich kann gut waſchen und plät-
n. Mein Brod hätte ich reichlich verdienen wol-
. Mit der Zeit hätte ich auch wohl ſo viel zu-
nmengebracht, daß ich meinen Albert hätte los-
ufen können. — Das war nun eine Freude, wenn
r uns da im Bruche trafen. Als wenn wir
s in tauſend Jahren nicht geſehen hätten, ſo
r's immer, und ſo viel hatten wir einander zu
ählen. Und wenn der eine etwas auf den andern
rten muſte, ſo gab es ein Herzklopfen mehr denn
ſehr. Und wenn dann der eine den andern end-
erblickte, ſo ſprang er auf ihn zu, als wenn
ihn zerdrücken wollte. Die ganze Welt war un-
, wenn wir uns da einander den erſten Kuß wie-
gaben, und wenn's an den letzten kam, ſo war's
mer, als verlöhren wir die ganze Welt.

Laura. Arme unſchuldige Seele! Konnte Sie
n nicht ihre Eltern durch herzliches Bitten nach
nach dahin bewegen, daß ſie ihre Einwilligung
ben?

Mariane. Das half mir alles nichts. Zehnmal bin ich wohl vor ihnen auf die Knie gefallen. Meine Mutter hätt's am Ende auch wohl noch gethan; der Vater aber war durchaus nicht zu bewegen. — Es ereignete ſich aber, daß der Hauptmann meinen Albert zur Ordonnanz annahm. Da hatte er Gelegenheit, ſich bei ihm einzuſchmeicheln und ihm unſere Umſtände zu erzählen. Ich bekam einen Boten, daß ich nach . . . kommen ſollte. Der Hauptmann ließ uns beide vor ſich, und als wir ihm nochmals alles erzählen müſſen und ich ihm auch geſagt, wovon ich mich als Soldatenfrau zu ernähren gedächte, gab er uns ſein Ehrenwort darauf, daß Albert den Trauſchein nächſtens haben ſollte. Da fielen wir uns in des Hauptmanns Gegenwart um den Hals, und er wünſchte uns viel Glück, und ich ging mit auf Alberts Kammer, und da waren wir vor Freude ganz außer uns, und da — — — Gott iſt mein Zeuge, ich wuſte damals nicht, wie mir geſchah. Du lieber Gott, wenn's Unrecht geweſen iſt — nun ſo vergebe mir Gott meine Sünde; ich habe ja genug dafür büßen müſſen. Wir waren doch aber Braut und Bräutigam, und der Trauſchein war uns verſprochen.

Laura. Aber — ihr hattet ihn doch noch nicht.

Mariane. Ach freilich, freilich! Aber wer
tte auch ſo etwas denken ſollen? Was geſchah?
er brave Hauptmann ſtarb plötzlich und nun
ar's wieder um den Trauſchein gethan. Mein
bert ward krank darüber, und ich konnte ihn lange
cht ſprechen. Ich wollte ihn einſt im Lazaret
ſuchen: aber man ließ mich nicht herein. Ich fing
ch an, mich übel zu befinden, kannte aber den
ſtand nicht, worin ich war und erzählte treuher-
einem Arzte, wie mir ſey. Dieſer lächelte und
rſchrieb mir etwas, das mir helfen ſollte. Er
ſte es aber meiner Herrſchaft erzählt haben;
n dieſe ſetzte mir ſehr zu. Ich erſchrack, ſah
n meinen Zuſtand ein, ſchämte mich aber viel zu
r und leugnete, was geſchehen war.

Laura. Auch dies hätte Sie nicht thun ſollen.

Mariane. Ja, du lieber Gott, wenn's nur
cht ſo ſcharf bei uns geweſen wäre. Ich wäre
ich aufs Zuchthaus gebracht worden und hätte
er Wochen lang die Gaſſen kehren müſſen.

Laura. (die Achſeln zu ſolcher Polizei zuckend.)
n!

Mariane. Mein Bräutigam ſchrieb mir, daß
wieder geſund ſei und beſtellte mich wieder in den
ruch. Das gab einen Auftritt, als wir uns da
m erſtenmahle wieder ſprachen. Er ſprang mit

Freuden darüber, daß er mich wieder ſehe, in meine Arme, und ich — ich vergaß in den erſten Augenblicken darüber, daß ich ihn ſo völlig geſund wieder ſah, auch mein Elend. Aber bald, bald muſte ich wieder daran denken, und da ward mir, als ſollte ich in ſeinen Armen zu Gottes Erdboden ſinken. „Was iſt dir?“ rief er ängſtlich. Da entdeckte ich ihm das fürchterliche Geheimniß und — verlohr an ſeinem Herzen mein Bewuſtſeyn. Er zerſloß faſt in Thränen, als ich hernach auf ſeinem Schooße mich wieder beſann, ſprach mir Troſt zu und verſicherte mir, daß er mich nicht verlaſſen wolle, und wenn es auch ſein Leben koſten ſollte. Wir ſchieden zitternd von einander und Albert ſchlug ſich vor die Bruſt und ſprach — „Sei getroſt! Ich rette dich, und mein Entſchluß, wenn Alles nichts helfen will, iſt gefaſt.“ Ich ward immer unruhiger. Meine Eltern nahmen mich hernach auch vor; aber — ich blieb beim Leugnen.

Laura. Ach, das hätte Sie vollends nicht thun ſollen.

Mariane. Ja, geſtehen Sie einmahl auch ſo etwas, wenn die Eltern gleich damit den Vorhalt anfangen, daß ſie Ihnen, wenn's wahr wäre, den Hals auf den Rücken drehen wollten.

Laura. (vor ſich ſelbſt.) Das iſt freilich nicht der Weg, ein Kind vom Verderben zu retten.

Mariane Ich bat ſie zum letztenmahle, daß ſie ihre Einwilligung in meine Heirath mit Albert geben möchten, weil ich nicht von ihm laſſen könnte und dürfte, und wenn ich darüber zu Grunde gehen ſollte. Das hätten ſie doch wohl verſtehen können. Aber ſie warfen mich zum Hauſe hinaus und ſagten, wenn ich zur H . . . würde, ſollte ich ihre Thürſchwelle nicht wieder betreten. Ich gerieth faſt in Verzweiflung. Eins von den Weibern, die bei meiner Herrſchaft wuſchen, lockte mir mein Geheimniß ab, und verſprach mir, wenn ich mich ihr anvertrauen wollte, mich von meiner bevorſtehenden Schande zu befreien. Als ſie mir aber ihren Plan entdeckte, ſchauderte ich davor zurück und ſagte ihr, daß ich, wenn mein Kind umkommen ſollte, lieber mit ihm zugleich umkommen wollte.

Laura. Sie rechtſchaffenes Mädchen!

Mariane. Albert hielt nochmals dringend um den Trauſchein an. Ich hatte etwas Dienſtgeld geſammelt; das gab ich ihm, um den böſen Feldwebel auf ſeine Seite zu bekommen. Dies geſchah auch. Meine Eltern aber, als ſie dies auskundſchafteten, ſteckten ſich hinter den Adjudanten, und Albert, der arme Albert, ſtatt Trauſchein zu bekommen, bekam eine Tracht Schläge. Er klagte mir dies bei der erſten Zuſammenkunft. Ich verlohr meine Gedanken nun faſt. Meine Niederkunſt konnte höchſtens zwei Monate noch entfernt ſein — mein bischen geſammeltes Dienſtgeld war fort — meine Herrſchaft drohte mir, mich unterſuchen zu laſſen — meine Eltern wollten mich nicht mehr ſehen und hören. Ich drang in meinen Albert, mir auf irgend eine Art zu helfen; ich bat ihn, mir in der Stille das Leben zu nehmen; ich ging auf dem Rückwege an tiefes Waſſer; aber es war, als zöge mich jemand zurück. Albert war treu. Er beſtellte mich auf eine gewiſſe Stunde ins Bruch, und ſchrieb mir, daß ich mein Zeug mitbringen ſollte. Das durfte ich ſo öffentlich nicht. Ich zog an, ſo viel ich konnte und als wir uns antrafen, entdeckte er mir, daß er mit mir deſertiren wolle. Ich erſchrack anfangs. Da aber kein anderes Mittel zu meiner Rettung übrig war und die Zeit nicht vergehen durfte, gab ich meine Einwilligung. Wir gingen Tag und Nacht, ohne verfolgt zu werden und hatten nur noch einen Flintenſchuß weit bis an die Grenze. Da bekam ich vom langen Gehen ſo heftige Krämpfe, daß ich liegen bleiben muſte. Wir hörten Geräuſch. Drei nachſetzende Unterofficier umringten uns bald. Ich konnte nicht entſpringen; Albert aber konnte es. Ich bat ihn, ſich zu retten; aber Albert rettete ſich nicht. „Ich muß für dich leiden, ſprach er, aber du nicht für mich.“

Laura. (innigſt bewegt.) Ach ihr armen Menſchen — wie mag es euch da ergangen ſein!

Mariane. Zwei Unterofficiere führten meinen Albert fort. Nicht einen Abſchiedskuß durfte er mir noch geben. So ſchrie er: „Ihr Grauſamen! Mit mir macht, was ihr wollet; aber den beiden unſchuldigen Seelen da thut nichts. Leb wohl, Mariane, aber nicht auf ewig! Sorge für dich und für dein armes Kind.“ Ich fiel in eine lange Ohnmacht. Als ich von ihr zurückkam, erblickte ich mich auf einem Bauerwagen und der dritte Unterofficier ſaß neben mir. Man brachte mich auf die Hauptwache nach L. in Arreſt, wo ich dreimahl vier und zwanzig Stunden unter den wildeſten Kerlen ſaß. Das war eine entſetzliche Zeit. Mein zerriſſenes Herz blutete für Albert und für ſein bevorſtehendes Schickſal, und mein Schmerz ward durch nichts, als durch die unzüchtigſten Scherze, welche die Soldaten unaufhörlich mit mir trieben, unterbrochen. Ich klagte dies dem wachthabenden Officier; aber die Antwort war — „es geſchehe mir ſchon recht und das müſſe ſich ſo eine lüderliche

Kreatur wie ich wäre, wohl gefallen laſſen.“ Albert ward verhört; ich auch. Zuletzt kamen wir beide zuſammen ins Verhör. Ach Gott — das war eine Stunde. Albert ſagte aus, daß ich ganz unſchuldig ſei und daß alle Schuld auf ihn falle. Ich fiel ihm um den Hals und ſchrie — „Albert, laß mich mit dir leiden!“ Alle ſpotteten unſer, als ich ihm ſo um den Hals fiel; dem Auditeur aber ſah ichs an, daß ihm das Herz brach. „Auf die Eltern des Mädchens, ſprach er in vollem Unmuth, fällt doch warlich im Grunde alle Schuld.“ Ich drückte Albert die Hand, als ich aus dem letzten Verhör geführt ward, und er rief mir nach: Ich will alles getroſt leiden; dir kann nichts geſchehen, oder es müßte hier noch ärger hergehen, als in der Türkei. Der Gedanke an dich ſoll mir jeden Schmerz, und wenn ich ſterben müßte, noch den Tod verſüßen. Sorge nur für dich und für dein armes Kind.“

Laura. Das muß ein wackerer Menſch geweſen ſein!

Mariane. Ach ein unausſprechlich guter Menſch! Sein Leben hätte er für mich gelaſſen. Wenn ich an ihn denke, ſo blutet meine ganze Seele noch. — Nach drei Tagen ward ich des Morgens aus der Hauptwache geführt, ohne zu wiſſen,

hin. Aber ach barmherziger Gott, wie ward
e, als ich nun merkte, was vorgehen ſolle
liebe Madam, halten Sie mich, halten Sie
h — — —

Mariane war lange von ſich. Die alte K. war
erdeſſen äußerſt unwillig im Garten auf und nie-
gegangen, trat jetzt wieder herzu und verlangte
chaus ihre Bezahlung, weil ſie nicht länger ſich
halten könne.

Ariſt. (der mit einem Kinde auf dem Arm in
Garten kommt.) Iſt das nicht ein allerliebſter
ner Junge? Ein alt Weib da giebt ihn mir,
ich ins Haus trete, und ſagt dazu: die fremde
rſchaft, welche hier wäre, hätte ihn ſehen wol-
Laura, das ſind wir doch wohl? Sieh ein-
hl den kleinen Engel. Wem gehört das Kind?
s wäre ich im Stande mitzunehmen.

Laura Gieb's nur her und bleib einmahl bei
ſchlafenden Perſon hier, daß ſie nicht von der
ſenbank falle.

Die alte K., als ſie Ariſt erblickte, entfärbte
und ging in den Hof. Ariſt dachte bei ſich ſelbſt
dieſe ſollſt du kennen. Laura folgte ihr. Der
ndel war bald fertig. Die K. erhielt von Lau-
ihre zwei Luidore zurück und noch einen Luidor
Marianes Kleidung, womit ſie wider alle Er-

wartung ſo zufrieden war, daß ſie auch nicht ein Wort weiter ſprach. Laura dankte dem alten Auszugsvater, daß er gleich nach dem Kinde, wie ſie ihn gebeten, gegangen ſei und übergab ihm ſolches einſtweilig. Sie kam darauf in den Garten zurück und erzählte Ariſten, während daß Mariane ſchlief, den ganzen Vorgang und das hauptſächlichſte von allem, was ſelbige bis jetzt ihr entdeckt hatte. Ariſt empfand die herzlichſte Theilnehmung an den Schickſalen dieſer unglücklichen Perſon, billigte alles, was Laura gethan, brannte für Begierde, das Ende der Erzählung von Marianen ſelbſt zu hören und rief ſchnell aus: „In dieſem Augenblick weiß ich, wer das gottloſe Weib war; ſie kam mir gleich ſo bekannt vor. Das arme Geſchöpf da! Du wäreſt in ſaubere Hände gekommen.“ Mit dieſen Worten ſprang er auf und lief aus dem Garten. Mariane erwachte.

Laura. Erhole Sie ſich, armes Mädchen. Es wird gleich noch ein braver Mann zu uns kommen. Er iſt mein einziger Freund. Vor dem kann Sie getroſt alles weitere noch erzählen. Das Vorige habe ich ihm ſchon geſagt.

Mariane. (ängſtlich ſich umſehend.) Wo iſt denn die —

Ariſt. (der eben ſchnell zurückkommt.) Das
chante Weib! Iſt ſie nicht über alle Berge?
Marianen.) Sei Sie ja froh, meine liebe
hter, daß Sie nicht in die Hände dieſer Kuple-
gekommen iſt. Das Weib hat zehen Meilen
von hier ein Wirthshaus hart an der Land-
ße. Man pflegt da auszuſteigen, wenn man
M . . . kommt. Zehen, zwölf ſolche arme Ge-
pfe, wie Sie iſt, hält ſie unaufhörlich, und
werden da verabſcheuungswürdige Kreaturen.
t in Ihr Verderben wäre Sie gelaufen, wenn
mit ihr gegangen wäre.

Laura. Gott, welch ein glücklicher Zufall,
uns das Rad ſchadhaft ward! Sonſt waren
nimmer hierher gekommen! (geht fort.)

Mariane. Das Gott erbarm! Nun erſchrecke
ber das, was mir noch hätte begegnen können,
weit mehr, als über alles, was mir ſchon
gnet iſt. Und ſie ſchwatzte mir alles ſo ſüß
daß ich nun mein ehrlich Brod wieder hätte
daß mein Kind verſorgt wäre und daß ich mir
manchen ſchönen Thaler Geld nebenzu verdie-
ollte; ſie ſagte aber nicht, womit. . . . (treu-
.) Ich dächte aber doch, daß ich mich dazu
ermehr hergegeben hätte, ſo bald ichs nur
kte.

Ariſt. Sie iſt noch eine zu gute Perſon und kennt die Ränke ſolcher Sataninnen nicht. Ich gebe aber jedes junge weibliche Geſchöpf, ſobald es erſt in ihren Klauen iſt, verlohren.

Laura. (die das Kind auf dem Arm, von der Seite herzuſchleicht.) Hier hat Sie es wieder, Mariane, und nun ſoll's Ihr niemand wieder nehmen, als Gott.

Mariane. (die aufſpringt und es mit unausſprechlicher mütterlicher Empfindung an ihr Herz drückt.) Ach du mein kleiner lieber Albert, habe ich dich wieder, — biſt du wieder mein? Ach Gott ſei doch tauſendmahl gelobet! Die Trennung von dir hätte mein Leben gekoſtet. (zu Laura.) Der liebe Gott lohne Ihnen doch das recht. Wie Sie meinen Albert ſehen. (ſieht das Kind wehmüthig-lächelnd an.) Wie aus den Augen ihm geſchnitten. Ach Gott, was mag er doch machen!

Ariſt. Lebt er denn noch und weiß Sie ihn?

Mariane. (weinend.) Ach ja, ich denke ja; aber — (weint noch heftiger.)

Laura. Nun ſo ſetze Sie ſich doch nur und erzähle Sie erſt aus.

Mariane. Aber was wollen Sie denn nun mit mir und meinem Kinde anfangen?

Ariſt. Sie ſoll's erziehen und ſoll dazu erhal-
Erzähle Sie nur; vielleicht giebt Ihre Erzäh-
g uns noch einen beſſen Plan deshalb an die
nd, als wir ſchon haben.

Mariane. (das Kind auf den Schooß nehmend.)
, wie ich nun da dem Markt näher kam, hörte
die Trommel und ſah viel Menſchen zuſammen-
en. Da ſagte mir mein Herz alles, was vor-
n ſolle. Meinen armen Albert ſah ich zur an-
Straße heraus auch auf den Markt geführt
den, und da ſtanden zwei Kompagnien in Rei-
und ich ward quer vor in die Gaſſe, die ſie
hten, geführt, und ſollte zur Strafe ihn laufen
n. Bei Gottes Barmherzigkeit, ſchrie ich, das
hart, das kann ich nicht. Ich muſte. Alber-
ward vor meinen Augen der Kittel abgezogen,
Hemde heruntergeſchürzt. Er reichte mir lei-
blaß die Hand, ſprach — bete für mich, und
Den erſten Ruthenhieb ſah ich noch und wie
bei die Schultern zuckte. Bei dem zweiten
t' ich die Augen zu. Als der dritte fitſchte,
ch um. Weiter weiß ich davon nichts. Beim
foß erſt lebte ich wieder auf, und erfuhr, daß
rt auf den Tod hätte laufen ſollen, daß aber
menſchenfreundliche Auditeur für ihn gebeten
daß er mit zwölfmal durchgekommen ſei. Ich

bekam ihn nicht wieder zu ſehen, ſondern als ich mich völlig wieder erholt, ward ich zur Stadt hinausgebracht. Am einen Ende der Vorſtadt wohnten meine Eltern. Ich blickte nach ihnen hin. Mein Vater ſtand vor der Thüre. Ich machte mit beiden Armen eine ſtumme Bitte um Erbarmen nach ihm hin. Als er dies ſah, ging er ins Haus zurück. So wanderte ich, von meinen Eltern verſtoßen, dem andern Ende der Vorſtadt zu. Da wohnte eine nahe Verwandtin von uns. Ich wagte es zu ihr einzugehen; aber ſie wies mir unter den bitterſten Vorwürfen und Schmähungen die Thüre. Ganz unten wohnte eine ehemalige gute Freundin von mir. Dieſe, als ſie mich kommen ſah, ſchob mit Ungeſtüm den Riegel vor. So nun von Allen verlaſſen, ging ich die öffentliche Landſtraße ſo lange fort, bis ſie mich über die Grenze führte. Deutliche Vorſtellungen von der nun wirklich ungeheuren Größe meines Elendes hatte ich bis dahin nicht gehabt; im erſten Dorfe aber auf der Grenze bekam ich ſie und — ward ſehr krank. So lange die zwei Thaler reichten, welche meine Herrſchaft mir, als noch verdientes Lohn, auf die Wache geſchickt hatte, ging es gut und meine Wirthsleute warteten und pflegten mich. Hernach kam die Reihe an mein Zeug. Was ich davon miſſen konnte, gab ich her.

Als der Wirth aber ſah, daß an mir nun weiter nichts zu erholen ſei, muſte mich die Gemeinde auf das nächſte Dorf fahren. Da bekam ich ein einziges Nachtquartier und dann gings wieder auf das nächſte Dorf. So ward ich ſo lange herumgeſchleppt, zerſtaukt und zerquetſcht, bis endlich meine Niederkunſt vor der Zeit noch erfolgte. Eben wollte man mich ſchon wieder auf einen andern Wagen packen, als die heftigſten Geburtsſchmerzen mich überfielen. Ich ſagte, was mir wäre und der Wirth erbarmte ſich meiner. Ich blieb bei ihm und meine Stunde kam. Ich hatte mich völlig auf mein Ende bereitet; denn ich hielts für unmöglich, bei einem ſo ſiechen Körper, dem kein Menſch zu Hülfe gekommen war, meine Niederkunſt lange zu überleben. Ich freute mich auch recht hierauf, dachte, alsdann hat alle deine Noth ein Ende, und wünſchte nur, daß das Kind vorher, wenn ich es geſehen, in meinen Armen ſterben möchte. (küßt das Kind unter Thränen.) Ach du liebes Albertchen, du! Der Wirth gab mir ein Bette ein und ich ward nach langer Qual entbunden. Wie ich da den Wurm, in ein alt Handtuch gewickelt, zum erſtenmahle in meine Arme nahm, da ward mir, als würde mir das Herz mit tauſend Meſſern zerſchnitten. „Wie mancher reichen Frau wäreſt du willkommen.

dachte ich, wenn Gott ſie durch dich gewürdigt hätte, Mutter zu werden! Und mir biſt du in den Augen der Menſchen Schmach! Und ich habe nicht einmahl Milch für dich!" Ich war ſchwach; das Kind war ſchwach. Ich verlangte, daß es getauft werden ſollte. Mein Wirth ſchüttelte zwar den Kopf, ſagte aber nichts und ſchickte nach dem Prediger fort.

Ariſt. (zu Lauren.) Jetzt werden wir vermuthlich einen Beitrag zur Kirchengeſchichte hören.

Mariane. Der Prediger kam. Ich konnte nicht viel reden; denn ich ward immer ſchwächer. Der Wirth erzählte ihm alſo mein Verlangen und meine Noth. „Hum, erwiederte er, das mache Er mir nicht weiß, mein Freund. Einer Bettlerin giebt man kein Bette, ſondern eine Schütte Stroh und einen Sack drauf. Er muß doch alſo wohl wiſſen, wie Er zu ſeiner Bezahlung kommen wolle. Was Ihm aber recht iſt, das iſt mir billig." Drauf ſagte er zu mir – eine ordinaire Taufe gilt hier acht Groſchen, eine Haustaufe ſechszehn, eine unehliche Haustaufe einen Species, und weil Sie eine Fremde iſt, muß Sie zwei Species zahlen. Sobald ich die habe, will ich taufen, aber eher nicht." Ich rang meine Hände und flehte – „lieber Herr Paſtor, ich habe keinen blutigen Heller; Sie müſſen dies mahl das Taufgeld vom lieben Gott nehmen. Der iſt dieſes Wurmes Vater: ſonſt hat es keinen.“ Da fuhr er mich an und ſchalt mich eine lüderliche H., eine Landſtreicherin, und eine Gotteslästerin, daß ich den Tod faſt davon hatte. Schon grif er wieder nach der Thüre; doch ſtand er noch einmahl ſtill und ſagte — Nun, für einen Species will ichs thun; ſonſt aber nicht Rühr' an. Ich blieb dabei, daß ich keinen blutigen Heller hätte und ſetzte hinzu, daß ich das Meinige gethan und ihn um die Taufe gebeten; wenn er nun nicht taufen wolle, ſo würde der liebe Gott mein armes Kind, das gewiß bald ſterben werde, auch wohl ungetauft zu Gnaden annehmen. „Das wird er wohl bleiben laſſen“ erwiederte er und ging fort.

Ariſt. So arg hätte ich mir's denn doch nicht gedacht.

Mariane. Daß der Geiſtliche ſo hart gegen mich geweſen, machte meine Wirthsleute noch weicher gegen mich. Sie, die Wirthin, welche ſelbſt ein Kind ſäugte, verſprach, mein Kind, wenn es leben bliebe, in den erſten Tagen mitzuſäugen; ſie wartete und pflegte mich und ſprach mir immer Troſt zu, wenn ich ſo ſehr weinte. Und er, der Wirth, zog ſich an und ſagte im Weggehen — „mir fällt etwas ein; nach einigen Stunden bin ich wieder hier.“ Ein ſo weiches Lager hatte ich lange nicht gehabt; viel ausgeſtanden hatte ich; ich ſchlief ein und ſchlief an ſechs Stunden.

Laura. Wohl dem Leidenden, wenn er ſchläft!

Mariane. Als ich erwachte, befand ſich wieder ein Geiſtlicher in der Stube. Es war ein lieber Mann und ſein ganzes Geſicht ſagte gleich, daß er recht das Gegentheil vom erſtern ſei. Der Wirth hatte ihn aus einem andern Dorfe herbeigeholt. Er fragte mich, ob ſich das alles ſo verhalte, was und wie ihm der Wirth von der verlangten Taufe und von ſeinem Amtsbruder erzählt. Als ich ſolches verſicherte, taufte er mein Kind unentgeldlich und ſprach von einem Bericht an ſeine Obern von dem Vorgange. Ich bat ihn, ſolchen zu unterlaſſen, wenn ihm der andere Geiſtliche keine Händel deshalb machte.

Laura. (zu Ariſt.) Wes ich wieder froh bin! Ich kann dir gar nicht ſagen, wie mir wird, ſo oft ich von ſo gar ſehr ſchlechten Geiſtlichen erzählen höre. Es iſt mir gleich ſo leid um die Religion...

Ariſt. Freilich wohl! Inzwiſchen finden wir in jedem Stande Auswurf.

Mariane. Das war nun das allerwenigſte, was der liebe Mann an mir that. Er ſetzte ſich zu

mir und ich muſte ihm meine ganze Geſchichte erzäh-
len. Der Schlaf hatte mich etwas geſtärkt. „Iſt
das alles ſo wahr, fragte er, wie Sie es mir da
geſagt hat?“ Dazu reichte er mir beide Hände
und ich legte in ſie die meinigen unter einem Blick
zum Himmel. „Nun ſo iſts gut“ erwiederte er
und ging fort. Noch vor Abend fuhr ein Arzt vor,
en er mir ſchickte. Dieſer erkundigte ſich ſo ſorg-
ältig nach allen meinen Umſtänden, als wenn ich
ie vornehmſte Dame geweſen wäre. Ich bezeigte
m, daß ich mich ſehr darin ergeben habe, ſamt
einem armen Kinde zu ſterben, ja, daß ich dies
gar herzlich wünſche, weil ich doch nichts, als
ſchreckliche Noth, in der Welt vor mir ſehe. Er
ach mir Muth ein und verſicherte mich, daß ich
lig wieder hergeſtellt werden ſollte; nur müſſe
Geduld haben, weil ich durch das traurige Le-
vor meiner Niederkunft noch viel mehr gelitten
te, als durch dieſe ſelbſt. Auch am Kinde, ſagte
verzweifle er nicht; beſonders, da es die geſunde
thin, in der erſten Zeit mitſäugen wolle. Die
Arznei gab er mir ſelbſt ein und ſprach dar-
„Nun ſchlage Sie ſich den Gram aus den
anken! So lange Sie hier iſt, wird's Ihr an
s fehlen. Und wenn Sie weiter nichts
an hat, als was Sie erzählt, ſo wird's Ihr

Gott auch hernach nicht an Unterhalt fehlen laſſen. Iſt Sie erſt wieder geſund, merke Sie ſich das Wort — zwei geſunde Mutterhände ernähren Mutter und Kind."

Ariſt. Das war ein eben ſo braver Doktor, wie jenes ein braver Magiſter war.

Mariane. Dieſer war gleich Tags drauf auch wieder bei mir, brachte mir Geld und Wäſche für mich und mein Kind, beſtellte Quartier und alles für uns beim Wirth auf ſeine Rechnung, verſicherte mir, daß ich für gar nichts zu ſorgen haben ſolle, bis ich völlig wieder geſund wäre, und — ſetzte beſcheiden hinzu: „Dies alles thue ich nicht aus mir und darum muß Sie mir auch nie für etwas davon danken. Vor allen Dingen danke Sie Gott, und dann der gnädigen Frau von T. Dieſe iſt es, durch welche die göttliche Vorſehung für Sie ſorgt." Ich hätte in Dank gegen dieſen edlen Mann zerfließen mögen; in Worten aber durfte ich ihm meinen Dank nicht ausdrücken; ſo weinte ich ihm denſelben zu. Er verſtand dies und weinte für Freuden mit. Der Wirth erzählte mir nachher, daß die Frau von T. eine vortrefliche Dame ſei und ſehr viel Gutes in der Gegend umher thue, und daß ſie einen garſtigen Mann und wenig Freude bei ihm habe, weshalb ſie, da ſie für ſich viel Vermögen habe, ihre Freude im Gutesthun ſuche. Täglich beſuchte mich nun der Arzt, und einen Tag um den andern der brave Geiſtliche. Nach acht Tagen fühlte ich erſt, wie viel ich die Zeit über vorher gelitten haben muſte; doch ſorgte der Arzt dafür, daß ich nicht außer Stand geſetzt würde, die Ernährung meines Kindes ſelbſt bewerkſtelligen zu können. Dieſes ſtärkte ſich mit jedem Tage. Ach Gott, wie mir da war, als es ſich an meiner eignen Bruſt zum erſtenmahle völlig ſatt trinken konnte! „Du biſt jetzt wohl recht reich, ſprach ich zu ihm, als es da hernach vor mir auf dem Schooße lag; aber — was mag dein armer Vater machen! Hat er ſich zu Tode gegrämt, oder iſt er wohl gar von Sinnen? Sieh, den ſollen wir nun vergeſſen!“

Ariſt. (ſacht zu Laura.) Wer weiß auch!

Laura. (die einen tiefen Blick jetzt in Ariſts Vorſätze zu thun glaubte.) Ach du lieber herzlicher Freund!

Mariane. Vier Wochen brachte ich im Bette zu, und acht Wochen ward's, bis ich völlig wieder hergeſtellt ward. Da erklärte ich dem braven Geiſtlichen, daß ich nun die Gnade der Frau von T. nicht weiter mißbrauchen ſondern meinen Weg weiter ſuchen wollte; daß ich aber nimmermehr ruhig werden könnte, wenn ich meine große Wohlthäterin, die mein und meines Kindes Leben gerettet, nicht kennen lernen und ihr meinen Dank abſtatten dürfte. Ich ward auf einen gewiſſen Tag da ihr Mann abweſend war, zu ihr hinüber beſtellt. Innigſtgerührt nahm ich von meinen rechtſchaffenen Wirthsleuten Abſchied und ſie wünſchten mir viel tauſend Glück auf den Weg; beſonders, da ſie hörten, daß die Frau von T. anderweit für mein Fortkommen ſorgen wolle. „Sieht Sie wohl, ſprach der Wirth noch in der Hausthüre, indem er mir zum letztenmahle die Schulter klopfte, das wäre alles nicht ſo gekommnien, wenn unſer Magiſter getauft hätte. Aber der da oben weiß auch den ſtinkenden Geitz eines Prieſters in ein Mitttel dazu zu verwandeln, wenn er zweier Menſchen Leben erhalten will. Das heißt doch wohl recht — bei Gott iſt kein Ding unmöglich? Und wer weiß, was Gott alles noch für Sie möglich machen kann! Ich habe wohl eher gehört, daß ein Rad am Wagen brechen müſſen, wenn ein Verunglückter hernach mitgenommen werden ſollte, der außer der Landſtraße lag.“

Ariſt. (zu Laura.) Weiß ſie, was uns begegnet iſt?

Laura. Ich glaube kaum. (zu Marianen.) Weiß Sie, warum wir hier ſind?

Mariane. Nein.

Laura. Das iſt doch ſonderbar.

Ariſt. Es paſſiren wirklich viel ähnliche Fälle. (zu Marianen.) Ihr Wirth hatte Recht. Nun erzähle Sie uns nur weiter von der gnädigen Frau. Dem Anſcheine nach müſte es ja doch nun recht gut für Sie kommen.

Mariane. Ach, es war nur eine ſchöne Morgenröthe, auf die ein ſtürmiſcher Tag erfolgte. — (ſeufzt hoch auf.) Die Frau von T. empfing mich auf das liebreichſte, bedauerte mein Schickſal und wollte durchaus nicht, daß ich ihr danken ſollte. „Ich kann das thun, ſprach ſie, und ſo muß ich es thun.“ Ich wollte mich ihr zu Füßen werfen; aber ſie ergrif mich und ſagte — „ſchäme Sie ſich, ich bin nichts Beſſeres, als Sie. Ihr Unglück würde das meinige ſein, wenn ich von Ihrem Stande geweſen wäre. Darum ging mir Ihr Schickſal ſo zu Herzen, als ich es erfuhr. Aber merke Sie ſich's — ich wollte nun, daß ich doch meinen Mann lieber nicht bekommen hätte. Wer weiß, wie es auch Ihr ergangen wäre!“ Schon wollte ich meinem Albert das Wort reden; aber die erſte Silbe erſtickte mir für Schrecken auf der Zunge. „Was will Sie nun weiter anfangen?“ fragte ſie. Ich faßte mir Herz und anwortete, daß ſie mein

Leben und meine Geſundheit gerettet habe und daß ich daher, weil ſie doch gewiß viel Leute brauche, beide zu ihrem Dienſt gern verwenden wolle. „Nein, erwiederte ſie, meine liebe Tochter, das kann nicht ſein. Dazu iſt Sie zu wohlgebildet. In meinem Hauſe fände Sie Ihr Verderben.“ Ich erſchrack und ſchwig. Sie wiſchte ſich die Thränen ab und hieß mich zu ihrer Kammerfrau gehen. Bei dieſer fand ich eine ganz neue Kleidung für mich und mein Kind, und auch noch ein gut Pack Wäſche. Ich ging zu ihr zurück und wollte mich bedanken. Da ging ſie vor ihren Schrank und ſchenkte meinem kleinen Albert zehn Thaler und gab mir einen Brief an eine Freundin, die ſechs Meilen von ihr wohnte und mich gewiß in ihren Dienſt nehmen würde. Unter vielen Vermahnungen, die ich ewig nicht vergeſſen werde, entließ ſie mich, und nun nahm ich auch noch von meinem wackern Fürſprecher, der im Dorfe Prediger war, Abſchied. Dieſer freute ſich herzlich über alles, was ich ihm noch von der Frau von T. erzählte, ſchenkte mir auch noch einen Thaler und brachte mich bis vors Dorf. Als ich da zuletzt wenigſtens noch ihm einigen Dank, den er immer verbeten, ſagen wollte, unterbrach er mich: Nein, auch zuletzt keinen Dank! Ich danke Ihr, daß Sie ſo eine gute

Perſon iſt. Sie kann mir's glauben, ich bin von armen Fremden ihres Geſchlechts ſchon recht hintergangen worden. Dadurch wird man kopfſcheu und furchtſam vor Spott über Weichherzigkeit. Aber nun hat Sie mir wieder neuen Trieb geſchenkt; nun iſt für die drei erſten Unglücklichen, welche in meinen Kreis gerathen, geſorgt. Halte Sie ſich gut, wohin Sie komme, und mache Sie uns keine Schande. Sie iſt noch ein junges Blut.“ Der liebe Prediger! Er ſoll mir unvergeßlich ſein.

Laura. Wie alt iſt Sie denn, Mariane?

Mariane. Ich werde neunzehn Jahr.

Ariſt. Und ſo viel Elend ſchon ausgeſtanden? daß Gott! — Wie gings nun aber weiter?

Mariane. Ich hatte ſchlimm gehen. Auf dem linken Arme das liebe Kind und über die rechte Schulter einen großen Bündel Sachen, und kein Menſch begegnete mir, der des Wegs etwa mit mir ginge. Endlich zwei Meilen noch von dem mir angewieſenem Orte traf ich auf eine Frau, die von daher war. Sie erbarmte ſich über mich und nahm mir den ſchweren Bündel ab. Es war ſchon gegen Abend. Wir gingen alſo nur noch eine Meile und kehrten dann ein, um Morgens drauf bei guter Frühe vollends hinzuwandern. Der Wirth machte uns unſere Nachtlager neben einander. Mein Kind war ruhig, und ſo ſchlieſen wir feſt. Als ich aufſtehen wollte und nach meinem Rocke grif, war mein Rock weg. Ich ſahe mich nach der Frau um; auch die Frau war weg. Ich ſprang auf, ſuchte meinen Bündel, worin die Kleidung, die Wäſche, das Geld und der Brief ſogar waren; alles war über alle Berge; auch Strümpfe und Schuh. Ich hatte nichts, als das blanke Hemde und mein Kind. Ich ſchrie und die Wirthin kam herbei. Ich fragte nach der Frau und ſie ſagte mir, daß ſolche vor drei Stunden ſchon aufgebrochen ſei und beim Weggehen geſagt habe, daß ich eine unruhige Nacht gehabt und ſie gebeten hätte, mit meinen Sachen immer voraus nach . . . zu gehen. Ich fragte, wer das Weib wäre, und die Wirthin antwortete, daß ſie ſie nicht kenne, ſondern der Meinung geweſen ſei, daß ſie zu mir gehöre, und weil ſie meine Sachen gebracht, ſo habe ſie auch kein Arges darin gehabt, daß ſie ſolche wieder weggetragen. Nun ſah ich ein, daß ich beſtohlen ſei. Mein Schrecken darüber ging ins Entſetzliche. Ich war vorher wohl oft ſehr arm geweſen; aber ſo fürchterlich arm noch nie. Ich ſchrie, ich heulte, ich riß mir die Haare aus dem Kopf. Die Wirthin erbarmte ſich über mich und gab mir ein alt Tuch um den Hals, ein alt Kamiſol von grauem Zeug, einen alten Rock und ein Paar alte Schuh. In dieſem lüderlichen Anzuge machte ich mich auf den Weg, und ob mir gleich auch der Brief ſogar mitgeſtohlen war, ſo faßte ich doch den Entſchluß, auch ohne ihn zur beſtimmten Herrſchaft zu gehen. Als ich da ankam, reichte man mir ein Stück Brod. Zitternd ſchlug ichs aus und verlangte die gnädige Frau zu ſprechen. Bettelvolk, war die Antwort, komme nicht vor. Ich erzählte den Leuten, woher ich komme, wer mich ſchicke und wie mirs unterwegs gegangen ſei; aber alles umſonſt. Ich ließ michs nicht verdrüßen, noch zu verſchiedenen mahlen wiederzukommen. Immer aber ward ich auf ähnliche Weiſe abgewieſen und zuletzt durch ein Paar große Jagdhunde vom Hofe gehetzt. Mein Kind ſchrie, ich ſchrie, und ich muſte froh ſein, daß ich noch mit bloßem Verluſt des halben Rocks davon kam.

Laura. (zu Ariſt.) Das ſind ja doch auch ganz ſonderbare Schickſale durch einander.

Ariſt. Ja. Und ich glaube, Mariane hat mehr wahre Menſchenkenntniß auf ihrer einzigen Wanderung von L. bis hieher eingeſammlet, als ich auf allen meinen Reiſen. Als ein Bedürfender muß man reiſen, ſehe ich nun wohl, wenn man das Volk, das Menſchen heißt, näher kennen lernen will. — Nun zum Ende Ihrer Geſchichte, Mariane!

Mariane. Ich ging ganz betäubt zum Dorfe hinaus. In meiner gröſſeſten Betrübniß fiel mir immer der Gedanke ein — biſt du doch geſund! Ach und was hätte ich anfangen wollen, wenn dies vollends nicht geweſen wäre! So tröſtete mich das Wort, welches der Arzt zu mir geſprochen — ein Paar geſunde Mutterhände ernähren Mutter und Kind. Ich beſchloß, im erſten Dorfe, das ich erreichte, von Haus zu Haus zu gehen und zu fragen, ob keine Arbeit für mich zu haben ſei, es ſei auch, welche es ſei. Ich thats; aber in jedem Hauſe bekam ich zur Antwort — „ja, wenn ich das Kind nicht hätte.“ „Du lieber Gott, dachte ich, um was alles ſollſt du armer Wurm mich noch bringen! Elternlos, Freundelos, Ehrlos vor der Welt haſt du mich ſchon gemacht; nun ſollſt du mich gar auch noch Arbeitlos machen. Lebe ich noch in einer Welt, die aus Menſchen beſteht, oder nicht?“ So ging es mir wohl in ſechs Dörfern. Allenthalben war der Wurm mir hinderlich. Es war aber, als hätte ich ihn dadurch nur noch immer lieber. Vier und zwanzig Stunden lief ich ſo in der Irre umher und der Hunger fing mich an entſetzlich zu plagen. Betteln hätte ich nicht gekonnt, und wenn ich hätte verhungern ſollen. Im Walde bei B. lag ein länglicher Beutel mitten auf dem Fahrwege. Ich nahm ihn auf! er war ſchwer und voll Geld. Ich wuſte vor Freuden nicht, wie mir ward, und hätte das Geld im Beutel gleich aneſſen mögen. Ich hatte noch eine Viertelſtunde nach dem nächſten Dorfe. Da kam ein vornehmer Herr mit einem Bedienten auf Pferden angeſprengt, und rief mir zu, ob ich keine Katze geſehen hätte. Ich verſtand ihn nicht gleich. Da hub er den Stock auf und ſchrie — „Ich ſehe dir's an, Kanaille, du haſt die Katze. Ich habe keine Katze, rief ich ängſtlich. Aber das Geld doch, verſetzte er, das in ihr war? Gieb mir mein Geld her, das du gefunden haſt." Ja, einen Geldbeutel habe ich gefunden, ſprach ich erſchrocken, hier iſt er noch, wie ich ihn gefunden habe. Da riß er mir den Geldbeutel aus der Hand, ſchnallte ihn ſich um, gab mir ein Paar Hiebe über den Rücken und jagte davon. Dem Bedienten ging dies nahe. Er grif in der Taſche umher und warf mir im Fortjagen einen Groſchen zurück. Der gute Menſch; es mochte wohl alles ſein, was er hatte.

Ariſt. Wieder ein Paar Menſchenhandlungen voll ſchaudernden Kontraſts!

Laura. Das kommt mir bald vor, wie mit der armen Wittwe, beim Gotteskaſten dort.

Mariane. Ich war mit meinem Groſchen ſo reich, als wenn ich tauſend Thaler hätte. Im nächſten Dorfe kaufte ich mir Brod dafür und aß mich mit meinem Kinde herzlich ſatt. Der Hunger aber kam wieder und ich wuſte nicht mehr, wo aus und wo ein. Die alten Schuhe waren völlig zerlaufen; ſo warf ich ſie weg. Strümpfe hatte ich nicht; ſo ging ich barfuß. Meine übrige Kleidung ward äußerſt zerlappt und ſchmutzig. Das arme Kind hatte auch nichts mehr auf dem Leibe. Das einzige, was ich uns zu Gute thun konnte, war, daß ich uns allenthalben wuſch, wo ich nur rein Waſſer antraf. Die Sonne, und wenn dieſe nicht ſchien, die Luft, vertrat die Stelle des Trockentuchs hernach.

Ariſt. (zu Laura, die äußerſt bewegt iſt.) Das iſt ein karakteriſtiſches Kennzeichen guter Armen, wenn ſie auch die Reinlichkeit nicht fahren laſſen, welche ihnen nur noch möglich iſt.

Mariane. Waſſer war das einzige uns freigelaſſene von allem, was die Erde hat, und ſo dachte ich müſten wir dies wenigſtens noch recht überſchwenglich genießen. — Geſtern Abend war's, als ich mich dort im Felde unter einen an der Landſtraße einzelnſtehenden Baum ſetzte. Ich reichte meinem Kinde die Bruſt und dachte — du willſt noch einmahl alle Tropfen zuſammenpreſſen, und das letzte geben, was du haſt. Unter fürchterlichen Schmerzen ward der kleine Vorrath bald erſchöpft und das Kind ſchrie jämmerlich nach Mehr. Thränen hatte ich genung; aber die wollts nicht trinken. Die Sonne ging eben ſchön mir gegenüber unter. Wie wirds ſein, fragte ich ſie in meinem Herzen, wenn du wieder aufgehſt? Da kam ein Wagen mit Mädgen gefahren, die Freudenlieder ſangen. Das war mir ſo zuwider, daß ich mich hinter den Baum verbarg. Als ſie vorüber waren, ſetzte ich mich wieder an die Sonne. Nach einer Weile kam wieder ein kleinerer Wagen gefahren. Auf dieſem ſas die Frau, mit der Sie mich hier angetroffen, allein. Als ſie mich ſah, lies ſie halten. Sie fragte mich, was ich da mache, wer ich wäre, u. ſ. w. Ach — ſchrie ich — ich bin von Gott und allen Menſchen verlaſſen. Sie ſtieg ab und betrachtete mich lange von oben bis unten. Nachdem ich ihr das hauptſächlichſte von meinen Schickſalen kurz erzählen müſſen, bedauerte ſie mich ſehr, ſagte, es wäre Schade um ſo ein junges Blut, als ich wäre, betrachtete mich noch einmahl von oben bis unten und fragte mich, ob ich in ihren Dienſt gehen wollte. Ich erſtaunte, daß es ein ſo mitleidiges Herz gäbe, und wies traurig auf mein Kind hin. Auch für dieſes ſolle geſorgt ſein, verſetzte ſie, und ſo muſte ich mich mit ihr auf den Wagen ſetzen. Sie ließ umlenken und fuhr mit mir zurück nach dem Städtchen, woher ſie kam. Mir klopfte das Herz für Freude und für Angſt zugleich. Ich wuſte nicht wie mir geſchah. Fragen konnte ich ſie gar nichts; ſie aber erzählte mir unaufhörlich davon, wie gut es ihre Leute bei ihr hätten und bat mich, daß ich mich doch nun nur zufrieden geben möchte. Als wir ins Städtgen kamen, war das erſte, das ſie that, daß ſie eine Mahlzeit für mich und mein Kind bereiten lies. Ich aß mit großem Heißhunger und dankte, als ich ſatt war, Gott für die Hofnung, welche ich nun hatte, die entſetzlichen Qualen deſſelben nie wieder zu empfinden. Ach das iſt doch wohl das allerfürchterlichſte — geſund ſein und nichts zu leben haben. Hernach kleidete ſie mich ſo, wie ich hier bin und gab mir (erſchrickt ſehr.) ach die habe ich ja nun noch (greift in die Taſche.) dieſe zwei Louidore —

Laura. Sei Sie unbekümmert. Es iſt ſchon alles abgethan.

Mariane. Und ſprach, das wolle ſie mir auf
nein erſtes Jahr voraus geben, und wenn ich
recht folgte, ſollte auch wohl an keine Abrechnung
edacht werden; zu ihr kämen viel vornehme Herr-
chaften, und wenn wir durch N. führen, müſte
h mir noch allerlei hübſche Sachen dafür kaufen,
amit ich mich gleich ſehen laſſen könnte und ihre
ndern Leute, denn ſie hätte viel Leute im Hauſe
nd die Aufwartung ſei groß, mich nicht verachte-
n. Das wär nun alles, wie ich es mir nur
ünſchen konnte, aber mein Kind ging mir im
opfe herum. Wenn ich ihr daſſelbe wies, ſo
elt ſie mich immer mit dem allgemeinen Aus-
uck hin, daß für dieſes ſo gut geſorgt werden
le, als für mich, und wenn ich ſie dann be-
ämt fragte, wie ſie zu ſo großer Barmherzig-
t gegen mich komme, erwiederte ſie, daß ich
das zehenmahl in der Folge wieder einbringen
nnte, wenn ich wollte. Als wir aber wieder auf
n Wagen ſaßen, that ſie mir die Erklärung,
ſie mein Kind in einem Dorfe, dem wir vor-
kämen, austhun wolle. Da hatte ich für
hrecken bald den Tod. Ich hatte mir vorge-
t, daß ichs, wo nicht in demſelben Hauſe,
in demſelben Orte haben würde, da ichs denn
hentlich doch einigemahl beſuchen könnte. Ich

wollte dies ſchlechterdings nicht eingehen; ſie aber nannte mich ein wunderlich Ding, erzählte von Bekannten die ſie in jenem Dorfe hätte, bei denen das Kind ſo gut aufgehoben wäre als bei mir und ſetzte hinzu, daß es mich nicht das geringſte koſten ſollte, daß ichs zuweilen beſuchen könnte und daß ſie es, wenn es erſt etwas herangewachſen wäre, in ihrem Hauſe erziehen wollte, weil ſie ſo keine eigene Kinder habe. Ich wollte von nichts wiſſen und hören. Sie hatte ein Flaſchenfutter bei ſich, langte heraus und trank mir zu. Ich trank nicht, ſondern beharrete dabei, daß ich mein Kind nicht von mir ließe; damit ich es wenigſtens lebenslang ſtatt ſeines Vaters an mein Herz drücken könnte. Als ſie ſah, daß ihr Zureden nichts half, kehrte ſie das Rauhe heraus und ſprach, daß ſie mir nun den Willen machen könne, da ich mich einmahl bei ihr vermiethet und ſie mich als ein verhungertes und nackendes Betteltbier von der Straße aufgenommen hätte. „Sie iſt rein närriſch, brach ſie aus, jetzt iſt für ſie und ihr Kind geſorgt, und nun will ſie wieder lieber ſamt dem Kinde verhungern. Sie iſt mir eine ſchöne Mutter; wovon will ſie es denn ernähren? Wovon will ſie ſich ſelbſt ernähren? Iſt ihr jetzt nicht wohl, da ſie ſatt iſt? Wie that ihr aber vorher der Hunger? Wie iſt ihr jetzt zu Muthe, da ſie bekleidet iſt? Wie war ihr aber vorher, als ſie nackend war? Denke ſie einmahl — wenn ich ihr nun alles wieder auszöge, und das thäte ich warlich, wenn ſie ſich widerſetzte, ſo iſt ſie ja faſernackend und hat nicht einmahl die alten Lappen mehr, die ſie vorher noch ein bisgen bedeckten . . . "

Ariſt. Das iſt mir einmahl ein recht verdammtes Geſchöpf! Die hat ihre Dinge zu machen gewuſt.

Mariane. Da ward mir, als rängen Leben und Tod in mir. Ich ſah auf der einen Seite die Abſcheulichkeit meines bevorſtehenden Zuſtandes, wenn ich mich nun nicht ihr überließe; auf der andern zerriß mir der Gedanke, mich von meinem armen Kinde trennen zu ſollen, das Herz. Ich ward wie vor den Kopf geſchlagen und küſte nun unaufhörlich mein Kind. Wir kamen an ein Dorf. Sie lies vor demſelben halten und ſprach heimlich mit dem Fuhrmanne. Wir ſtiegen drauſſen ab und kamen hieher, wo ſie gleich Anſtalt machte und die alte Mutter holen lies. Was ſie im Hauſe mit ihr geſprochen, kann ich nicht ſagen; als ſie aber mit ihr herein kam, befohl ſie ihr das Kind auf Leib und Seele an, zahlte ihr Geld aus, gab ihr ein Gläsgen mit Arznei und ſetzte hinzu, daß wir nach vier Wochen wiederkommen und das Kind beſuchen würden. Darauf muſte ich das Kind noch einmahl an meine Bruſt legen. Als dies geſchehen war, legte ſie mir ein Pflaſter auf. Da ich mich weigerte und ſchrie, ſchwur ſie, mir es auf den Mund zu legen, wenn ich nicht ſchwiege und ſtill hielte.

Laura. (ängſtlich.) Das hat ſie alſo wirklich auf?

Ariſt. (indem Mariane Ja ſagt.) Liebe, laß es ihr nur hernach gleich wieder abnehmen.

Mariane. Darauf nahm ſie mir das Kind und gabs der Alten, die damit fortging. Eine Angſt, als würde mir das Herz aus dem Leibe genommen, überfiel mich, da mir das Kind genommen ward. Es war, als könnte ich die Hände nicht gebrauchen, um mich zu wehren. Endlich ſprang ich auf, lief nach; aber die K. zog mich mit Gewalt wieder zur Thüre herein. Die Kutſche, welche ſie drauſſen erblickte, hat es vermuthlich verurſacht, daß ſie mich hieher in den Garten ſchleppte, wo Sie mich mit ihr fanden.

Ariſt Nun iſts gut. Beruhige Sie ſich; Sie ſoll nun in der Welt für nichts weiter zu ſorgen haben. (zu Laura.) Mache, Liebe, daß das Pflaſter abkomme. (zu Mariane.) Sie und ihr Kind reiſen mit uns.

Laura. (die über Ariſt herfällt.) Ach du mein allerbeſter Freund!

Mariane. (unter Freudenthränen.) O Gott ſei doch tauſendtauſendmahl gelobet!

Auszugsvater. (mit dem ſich Ariſt ins Geſpräch eingelaſſen.) Ja, und das kurioſeſte iſt — Unſer Pfarrer und der Schulmeiſter haben den beſten Profit davon.

Ariſt. Wie ſo?

Auszugsvater. Die Kinder ſterben immer, und dann bekommen ſie doppelte Leichengebühren.

Ariſt. So? Hum! (bedenklich.) Vater, hol er mir doch einmal die Alte her.

Ariſt ging im Hauſe auf und nieder und ſchien in tiefen Gedanken zu ſein. Laura fand ihn noch ſo und ſuchte die Urſache davon zu erforſchen. Er verwies ſie aber auf einige Minuten zur Geduld.

Ariſt. (zur kommenden Alten.) Mutter, ſie hat doch wohl auch dem Kinde gleich von der Arznei gegeben, die Sie bekam? Sonſt müſten wir es noch thun.

Alte. Nein.

Ariſt. (als wenn es ihm großer Ernſt wäre.) Aber zum Henker — warum denn nicht?

Alte. Ich ſollte ihm ja nicht eher davon geben, als wenn es zum erſtenmahle ſehr ſchriee. Dann hätte es Bauchgrimmen und dafür wären die Tropfen gut. Das Kind hat aber die ganze Zeit über ruhig geſchlafen.

Ariſt. So hole Sie mir das Gläschen gleich her.

Alte. Ich habe es gar nicht mehr. Die fremde Madam hat es noch verſiegelt wieder mitgenommen.

Ariſt. Iſt das gewiß?

Alte. Ja, ſo wahr der Herre lebt! Was hülfe mir denn das Lügen?

Ariſt. Beſchreibe Sie mir einmahl, wie die Tropfen ausſahen. (als die Alte die Beſchreibung davon gemacht.) Nun kann Sie gehen; es iſt ſchon gut. (als ſie weg war, zu Laura.) Wie ich dachte. Es iſt Aqua Tofana geweſen.

Laura. (die ſich entſetzt und über das Kind her fällt.) Ach du armer Wurm! So wäreſt du doch warlich durch uns gerettet worden! Dank ſei doch dem oberſten allgemeinen Vater, der auch dein Vater iſt, dafür!

Ariſt. (in edler Wut.) Das iſt eine Teufelsbrut vom Weibe. So, wie wir nach Hauſe kommen, will ich den ganzen Vorgang an die Regierung zu . . . berichten, damit ihr wenigſtens das Mörderhandwerk gelegt werde. Wie viel unſchuldige Kinder mag die Beſtie ſchon aus der Welt gebracht haben. — Nun wollen wir fort.

Mariane ſtieg unter Strömen von Freudenthränen, ihr Kind auf dem Arme, zu Laura in den Wagen, und Ariſt ſprach nachher noch eine Zeitlang mit dem Fuhrmanne heimlich.

Fortſetzung.

Mariane. (als ſie vor dem Dorfe zum erſtenmahle ihrem Kinde wieder die Bruſt reicht.) Nun iſt dir wohl wieder recht wohl. Trink, liebes armes Würmchen, trink dich recht ſatt. Ach, wenn du wüſteſt, was dir alles hätte begegnen ſollen, wie würdeſt du jetzt deine lieben kleinen Händgen nach deinen Rettern ausſtrecken! (weint ſehr.)

Laura. Sei Sie jetzt ruhiger, Sie ſchadet ſonſt dem Kinde.

Mariane. (treuherzig.) Aber nicht wahr, Sie nehmen mich doch in Ihren Dienſt? Ich kann gut waſchen und plätten, und will alles thun, was ich Ihnen nur an den Augen anſehen kann.

Ariſt. Es iſt ſchon alles beſorgt. Bekümmere Sie ſich um nichts.

Mariane. (nach einer langen Weile.) Ach da iſt der Baum — ſehen Sie ihn wohl? Hinter ihm verbarg ich mich, als die ſingenden Mädgen vorüber fuhren. —

Ariſt. Das fällt mir jetzt erſt ein; — es iſt warlich auch friſche Waare geweſen, die die alte K. vorangeſchickt hat. Ich bin da einmahl zu einem rechten Auskehricht gekommen, den eben der dortige Amtsrath hielt. Er hatte den Landphiſikus bei ſich. Zehen bis zwölf Mädgen wurden da zum Hauſe hinaus gepeitſcht, die insgeſamt in hohem Grade angeſteckt ſein ſollten.

Laura. (die Marianen mitleidig anblickt.) Gräßlich! (vor ſich.) Alſo du wäreſt wirklich der zweite Menſch, den wir gerettet hätten.

Ariſt. (in einer Art von gewiſſer Ueberzeugung.) Nun muß das alte Sprichwort noch wahr werden. — Aller guten Dinge drei.

Mariane. (nachdem man nahe an den Baum gekommen.) Und da ſaß ich, auf der Stelle da, als die alte K. vorbei fuhr.

Laura. Die Scene wollen wir zeichnen laſſen, wenn wir nach Hauſe kommen. Es giebt ein gut Landſchaftsſtück.

Ariſt. Im Grunde war's doch gut, daß ſie vorbeifuhr. Mariane, was wäre aus Ihr geworden! Freilich würde ſie gewiß Sie haben da ſitzen laſſen, wenn Sie nicht ſo jung und wohlgebildet geweſen wäre. Wir hätten Sie doch aber dort im Dorfe nicht getroffen, wenn die Alte nicht ſo ſchändliche Abſichten auf Sie gerichtet gehabt, und ſo wäre Ihr nie durch uns Hülfe geſchehen. Ihre Geſchichte hat das Auszeichnende, daß die abſcheulichſten Handlungen und Geſinnungen, welche Menſchen gegen Sie hegten und ausübten, mehr als einmahl in der Hand der göttlichen Providenz das Mittel zu Ihrer Rettung werden muſten.

Mariane. Ach, das ſagte der wackere Wirth dort ſchon, bei dem ich niederkam, als ich von ihm ging. Wüſte er vollends, was mir nachher alles noch begegnet iſt!

Ariſt. So laſſe Sie ſich ja dergleichen offenbare Beweiſe einer höhern gnädigen Fürſorge zur Stärkung in Ihrer kindlichen Zuverſicht auf Gott dienen. Werde Sie aber auch ja nie ſchlecht und denke Sie ſtets daran, wie Sie ſo wunderbar aus der größeſten Gefahr, dies vielleicht im allerhöchſten Grade zu werden, noch in den letzten Augenblicken gleichſam gerettet worden.

Mariane. (den Ausdruck herzlicher Aufrichtigkeit im ganzen Geſicht.) Beides — beides verſpreche ich Ihnen bei Gott und bei meinem Kinde!

Ariſt erkundigte ſich unterwegs noch ſehr ſorgfältig bei Marianen nach ihren Eltern, nach Aldert und nach den Kommandeuren der Kompagnie ſowohl, als des Regiments, worunter letzterer ſtand. Seinem jetzigen Hauptmanne ſagte ſie nicht viel Gutes nach; den General aber lobte ſie ſehr.

Mariane. (an einem Morgen, als ſie wieder einmahl hohe Thürme gerade vor ſich erblickt, und ganz erſchrocken.) Ach — das ſind ja die Thürme von L . . Kommen wir denn nach L . . ?

Laura. (die ihr die Backen klopft.) Ja wohl, Mariane; und darüber kann Sie ſo verlegen werden?

Mariane. (zitternd.) Du liebſter Gott, da haben ſie mich ja aus der Stadt gebracht. Wenn ich nun wiederkomme, bringen ſie mich wohl gar aufs Zuchthaus. (weint ſehr.)

Ariſt. Dafür bin ich gut, daß das nicht geſchehen ſoll. Wenn wir nach L . . kommen, zieht Sie die Florkappe übers Geſicht, und im Thore gebe ich blos meinen Nahmen an, und ihr übrigen paſſirt für meine Familie. Ihr Hauptmann mag alsdann noch ſo ein ſchlechter Mann ſein; wenn der General nur gut iſt, ſo ſoll Sie Ihr blaues Wunder ſehen. Ich habe einen Herrn ſeines Nahmens im Bade zu K. kennen gelernt; wenns dieſer iſt, ſo hats um Alles keine Noth. Das war ein treflicher Kavalier.

Mariane. (wieder ruhiger.) Ach ja, das wird r wohl ſein. Es war vor drei Jahren, als er ins Bad gehen muſte.

Ariſt. Richtig. Die Rechnung triſt aufs Haar. Seine Gemahlin iſt etwas ſchwerhörend — nicht wahr?

Mariane. (freudig.) Ja, ja, wahrhaftig, er iſts.

Laura. (Ariſten die Hand reichend.) Schon wieder gute Ausſichten.

Ariſt. Nur raſch drauf zu gearbeitet, wenn man Gutes thut! Ein Umſtand macht immer wieder den andern.

Mariane. (im Durchfahren durch die Vorſtadt von L . . zu Laura) Da — ſehen Sie einmahl rechter Hand — (legt ſich ganz entfärbt zurück.)

Ariſt. War er das? — **Laura.** (zu gleicher Zeit.) War das Ihr Vater etwa?

Mariane. (unter einem tiefen Seufzer.) Ja — er wars.

Laura. Das war wohl, als wenn ers ahndete. Er ſah unverrückt in den Wagen herein.

Ariſt. Hum! Das iſt kein böſer Mann. Sei Sie zufrieden und laſſe Sie mich nur machen.

Mariane. Ach nein, mein Vater iſt wohl gut; aber meine Mutter und meine Schweſter — —

Das Thor ward glücklich paſſirt. Die Wachtparade zog eben auf. Man fuhr ihr vorüber, während daß ein Officier den Rücken eines Gemeinen aus allen Kräften durchbläuete.

Laura. Das iſt ja ein Unmenſch von Officier. Sieh einmahl, Ariſt!

Mariane. (die erſt einen langen Hals macht und dann ohnmächtig ſich an Laura anlegt.) Ach — ach — (ſo tief, daß man es kaum hören kann.) mein armer Albert — —

Ariſt. (zu Laura.) Was ſprach ſie?

Laura. (erſchrocken.) Ich weis nicht recht — es war, als nennte ſie den Nahmen Albert.

Ariſt. (zum Fuhrmann.) Fahr zu; daß wir in den Gaſthof kommen.

Mariane, als ſie wieder zu ſich kam, konnte ſich nicht zufrieden geben. Sie beharrete dabei, daß der ſchlagende Officier Alberts Hauptmann, und der Gemeine, welcher die Schläge bekam, Albert geweſen ſei. Ach — der Arme! ſchrie ſie; die Schläge bekam er wohl gar noch meinetwegen! — Mehr brauchte es nicht, um der höchſten Thätigkeit Ariſts den letzten Stoß zu geben. Er lies Lauren und Marianen im Gaſthofe und eilte ſogleich auf die Parade. Ein Trupp Officiere kam eben von derſelben zurück. Ariſt ging auf ſie zu und fragte nach dem Hauptman von B.

Hauptmann von B. Hier iſt er. Was ſteht zu Ihren Dienſten, mein Herr?

Ariſt. (nachdem er ihm auf die Seite geführt) Sie verzeihen — Steht ein gewiſſer Albert R. noch unter Ihrer Kompagnie?

Hauptm. Ja, leider Gottes; ich wollte aber, daß der Kerl unter des Teufels Kompagnie ſtände.

Ariſt. (der gern erwiedert hätte — Mein Herr, ich glaube, er ſtehe ſchon darunter.) Wie ſo?

Hauptm. Der Hund ſtellte ſich erſt krank, und weil er, Deſertion wegen, Gaſſen laufen müſſen, ſo glaubte man es auch. Nun ſtellt er ſich gar verrückt; aber — ich habe es ihm alleweile angeſtrichen.

Ariſt. (höflich.) Könnte es aber nicht möglich ſein, daß er es wäre?

Hauptm. (auffahrend.) Den Teufel auch. Es iſt eine bloße Finte. Er denkt, man ſoll ihn fortjagen. Und dann will er hinter das Weibsbild her, mit dem er ſchon einmahl durchgegangen und das zum Thore hinausgebracht worden iſt. Ja, kriege ich dieſe Beſtie auch noch einmahl unter meine Gewalt, ſo ſoll ſie die Fidel tragen, oder es ſoll nicht gut ſein. Damals durfte man der Kanaille nichts thun, weil ſie hochſchwanger war. Seit vier Wochen treibts der Hund nun ſchon ſo, daß er ſich närriſch ſtellt. Heute hat er ſich mit Gewalt müſſen anziehen, und ſo lies ich ihn herbringen. Alles aber machte er konfus. Wenns hies — Marſch, ſo ſtand er ſtill, und wenns hies — Halt, ſo marſchirte er, und hies es — das Gewehr auf die Schulter, ſo ſetzte ers zum Fuß, und dazu brachte man kein Wort aus der Kanaille heraus; ſo tückiſch iſt er dabei. Da lies ich ihn heraustreten und zählte ihm eine Mandel auf den Buckel, und lies ihn wieder ins Lazaret bringen. Ich denke, die Kur werde beſſer anſchlagen, als die vorigen.

Ariſt. (voll innern Grimms.) Ich zweifle ſehr. Wäre es mir wohl erlaubt, ihn im Lazaret zu beſuchen?

Hauptm. Was wollen Sie bei ihm? Und — wer ſind Sie?

Ariſt. Ich bin ein reiſender Arzt, und kenne den jungen Menſchen. Ich halte ihn nach Ihrer Erzählung für wirklich krank. Vielleicht kann ich ihm helfen.

Hauptm. O das will ich allein wohl können. Die Kur, welche ich heute in Gottes Nahmen an-

gefanfangen, ſoll einen Tag um den andern von ihm braucht werden. Dann wird ſichs mit Gottes ülfe binnen vierzehn Tagen wohl geben.

Ariſt. Ich bitte nochmals um Erlaubniß, zu n ins Lazaret gehen zu dürfen.

Hauptm. (barſch.) Meinetwegen! (ruft einen rübergehenden Korporal an.) Bring er den Herrn nmahl ins Lazaret zu dem R.

Ariſt. (unterwegs zum Korporal.) Mein lieber ann, was denkt er denn von dem unglücklichen R.?

Korporal. Ich weiß ſelbſt nicht, was ich von m denken ſoll. Er war ſonſt der beſte Burſche ter unſerer Kompagnie, und der wohlſelige err Hauptmann, als wir noch drüben im Städten ſtanden, hielt große Stücke auf ihn. Ich be es wohl zehnmahl geſagt, man hätte ihn s Mädchen ſollen nehmen laſſen. Es war ein ht anſehnliches und gutes Mädchen hier aus der orſtadt. Ich glaube noch, daß er ſich darüber vas in den Kopf geſetzt. Unſer Feldſcheer hat m wohl ſechsmal ſchon zur Ader gelaſſen; es iſt er, als würde es nach jedem Aderlaß ſchlimmer it ihm. Vor acht Tagen ſprach er doch noch; er nun iſt er ſtumm, wie ein Fiſch, und wenn an ihn hart angeht, ſo weint er gleich wie ein

Kind. Iſt man liebreich mit ihm, ſo ſchreibt er immer etwas in die Hand. Geht es ſo fort, ſo glaube ich, daß er noch völlig raſend werde. Wenn ihn der Herr Hauptmann nur laufen ließe. Aber er will einmahl nichts davon hören und bleibt dabei, daß er ihn ſelbſt wohl wieder kuriren wolle.

Ariſt. Ich will ihn ganz allein ſprechen.

Korporal. Er iſt auch ganz allein in einer Kammer.

Als die Kammerthüre geöfnet ward, lag Albert, das Geſicht nach der Wand gewendet, auf einer Schütte Stroh und hatte ſeine Hände gefaltet.

Ariſt. (auf ihn zugehend.) Mein lieber Albert R., drehe Er ſich doch einmahl um. (Albert bleibt unbewegt liegen.) Hört Er wohl, Er ſoll ſich doch nur einmahl umdrehen. (Albert ſchien nicht zu hören und zu ſehen; Ariſt grif ihn an; Albert drehte ſich ſchnell um und fuhr heftig zuſammen.) Ich komme Ihm zu helfen; richte Er ſich auf. (Albert ſah Ariſten ſtarr an, ohne ſich zu regen. Ariſt richtet ihn in die Höhe.) Ich hoffe aller Seiner Noth ein Ende zu machen; ſtehe Er auf. (Albert ſah Ariſten noch ſtarrer an und ſaß ohne alle Rührung. Ariſt zog ihn in die Höhe. Er ſtand auf und ſetzte ſich unwillkührlich auf den dabeiſtehenden Schemel.)

Warum hat Er denn ſo geweint? Sag' Er mir
och! Erzähl' Er mir, was iſt Ihm?

Noch hundert ähnliche Fragen erfolgten an Al-
ert. Er ſchien aber auf keine davon zu merken,
ondern zuckte unaufhörlich 'mit den Schultern,
einte bald laut und lachte bald noch lauter. End-
ich ſprang er auf, fiel auf die Kniee, ſchien zu
eten, ſprang wieder auf, weinte bitterlich, trat
or Ariſt hin und ſchrieb etwas in die Hand. Dies
hat er wohl zehnmahl. Endlich bemerkte Ariſt,
aß es der Nahme Mariane ſei, den er ſchriebe.
„Nun iſts gut," dachte er bei ſich ſelbſt.

Ariſt. (nach einer Weile.) Mariane lebt
och, und hat Ihn noch lieb, wie ſonſt.

Bei dem Gehör des Nahmens Mariane war
s, als wenn ein himmliſcher Lichtſtrahl in die
üſtere Seele Alberts fiele. Seine Augen wurden
euer und Flamme, und er hatte wirklich einige
ucide Momente, die aber ſchnell wieder überhin
ingen. Während derſelben ſchüttelte er den Kopf,
einte heftig und wies auf ſeine Zunge, als wenn
hm dieſe gelähmt wäre.

Ariſt. Das bildet Er ſich vielleicht nur ein.
Probir' Er einmahl, ob Er nicht ſprechen könne.
Sag' er einmahl — Mariane.

Albrrt ſchien abermals hell zu denken, ſchüttelte nochmals den Kopf und war wieder von ſich.

Ariſt. Mariane läſſet Ihn grüßen durch mich . . .

Albert ſchüttelte mit gröſter Heſtigkeit abermals den Kopf, lachte und weinte in einem Odem, und warf ſich auf ſein Strohlager, da er denn weiter weder hörte noch ſah. Ariſt verlies ihn mit der größeſten Hofnung ſeiner völligen Wiederherſtellung, und begab ſich zum Hauptmann von B.

Ariſt. (zum Hauptmann von B.) Ich komme nun von dem unglücklichen R. Er iſt wirklich in einem verwirrten Seelenzuſtand. Das kann man ſehen, ohne ein Arzt zu ſein. Ich aber, als ein Arzt, füge auch die Verſicherung bei, daß er noch zu kuriren ſei, wenn — —

Hauptm (der ihn hitzig unterbricht.) Ei daran iſt gar kein Zweifel, und das will ich eben aus freier Hand ſelbſt thun. Sie haben vollkommen Recht, mein lieber Herr Doktor. (klopft Ariſt die Schulter.)

Ariſt. (die Ausbrüche ſeines Abſcheus zurückhaltend.) Auf die Weiſe, wie Sie meinen, möchte er ſchwerlich zu kuriren ſein. Ueber die Moralität der beliebigen Kuratt will ich nicht einmahl urtheilen; ſondern —

Hauptm. Herr, menagiren Sie ſich!

Ariſt. (ſich verbeugend.) Sondern ich will nur vorausſagen, daß er dadurch in kurzem völlig wütend gemacht werden würde.

Hauptm. (überlaut lachend.) Hat ſich wohl! Und wärs — nun, ſo kommt er aufs Tollhaus nach O . .

Ariſt. Das denk' ich eben. Und ſo verliehren Sie ihn doch von der Kompagnie. Deshalb wollte ich Ihnen eben den Vorſchlag thun, ihn lieber gleich los zu geben. *In der Freiheit* hoffe ich ihn alsdann gewiß zu kuriren. *So hat wenigſtens Ihr Herzog in der Folge einen Mann weniger im Tollhauſe zu ernähren.*

Hauptm. (höhniſch.) Ei gehorſamer Diener! *Den* Auftrag hat die Beſtie Ihnen ja recht *vernünftig* gemacht.

Ariſt. (unwillig.) Ich bin kein ehrlicher Mann, wenn ich aus dem armen Menſchen ein Wort habe herausbringen können. Die *Menſchlichkeit* iſt es, die mir dieſen Auftrag macht.

Hauptm. (ärgerlich.) Menſchlichkeit hin und Menſchlichkeit her. Darauf hats der Hund lange ſchon angelegt, und er ſoll ſchlechterdings ſeinen Willen nicht haben.

Ariſt, um das Schickſal des Unglücklichen nicht etwa gar noch zu verſchlimmern, verlies unter ſtummen Achſelzucken den Hauptmann und begab ſich zum General. Dieſer würdige Kavalier erinnerte ſich ſeiner auf der Stelle wieder und bat ihn um Gelegenheit, ihm eine Gefälligkeit von Belang erweiſen zu können. „Das können Sie heute noch," erwiederte Ariſt, und erzählte ihm den ganzen Vorgang mit dem Hauptmann von B. „Es iſt doch ein Menſch, ſchloß er; warum ſoll ein ſolcher recht mit Gewalt zur Hundsnatur metamorphoſirt und an die Kette gelegt werden?" Der General ward wechſelsweiſe zu ſehr ſtarken Empfindungen für Albert und wider den Hauptmann von B. bewegt. Die ganze Exekutionsgeſchichte Alberts und Marianens war, während daß er auf ſeinen Gütern geweſen, und ſich Kränklichkeit halber von allen Geſchäften losgemacht hatte, vorgefallen. Er misbilligte es ſehr, daß man durch Verſagung des Trauſcheins den ganzen Handel verurſacht, und gab ſeinen Unwillen über des Hauptmanns heutige Procedur und vorhabende Kurart Alberts ſehr lebhaft zu erkennen. „Erführe es der Herzog, ſprach er, es ginge nimmermehr gut. Er kann durchaus ſolche Unmenſchlichkeit nicht leiden, und ich habe dem von B. ſein barbariſches Prügeln ſchon zehnmahl verwieſen. Aber — wie gedenken Sie denn den Unglücklichen zu kuriren?“ Jezt trat der Regimentsfeldſcheer herein. Ohne an ſeine Kränklichkeit und an die Reiſe, von welcher dieſer eben zurückgekommen war, erſt zu denken, fragte ihn der General ſofort: „Sind Sie ſchon im Lazaret geweſen? Der Grenadier R. von des Hauptmanns von B. Kompagnie ſoll ja von Sinnen ſein. Was halten Sie von ihm?“

Regimentsfeldſcheer. (die Achſeln zuckend.) Ich komme eben von ihm. Man ſcheint es während meiner Abweſenheit mit der Kur verſehen zu haben. (ſieht lange vor ſich hin.) Ich will mit dem Hauptmann von B. deshalb ſprechen. Hernach hoffe ich ihn wohl wieder zurecht zu bringen; aber freilich —— (räuſpert ſich und bricht ab.)

General. Nur heraus mit der Sprache. Ich weiß ſchon alles.

Regimentsfeldſcheer. Erſtlich hat der Kompagniefeldſcheer das Verſehen begangen, und den R. zu oft zur Ader gelaſſen. Das iſt ihm in ſeinem Zuſtande offenbar ſchädlich geweſen. Und dann hat heute der Hauptmann noch ein größeres Verſehen begangen und die Prügelkur an ihm angefangen, die er gar, wie ich gehört habe, fortſetzen will. Es iſt aber warlich keine Verſtellung mit dem R., ſondern er iſt wirklich ungereimt. Und noch habe ich nicht geleſen, daß man ſchon einen wirklichen Narren klug geſchlagen habe.

General. Es iſt gut. (zu Ariſt.) Ich fragte ſchon vorhin, wie Sie den R. wieder klug zu machen gedächten.

Ariſt. Durch das Gegentheil von dem, wodurch man ihn närriſch gemacht hat.

Regimentsfeldſcheer. (lächelnd.) Nach aller Pſychologie wäre das unſtreitig wohl das beſte Recept, das man ihm verſchreiben könnte; es fehlen aber in unſern Apotheken die Ingredienzien dazu.

Der General ſchien beide nicht zu verſtehen, und verlangte, daß Ariſt ſich deutlicher erklären möchte.

Ariſt. Ich muß mit Erlaubniß Ihro Excellenz vorher auf zwei Punkte antragen. Der erſte iſt — daß gegen Erlegung von fünf Louisd'oren an den Hauptman von B., und von gleichfalls ſo viel Louisd'oren als Geſchenk von mir an das Lazaret der arme R. ſeinen Abſchied erhalte, und an mich überlaſſen werde.

General. Wenn Sie unſerem Lazaret ein Geſchenk machen wollen, ſo nehme ich das mit Dank an. Geben Sie aber lieber alle zehn Louisd'ore, wenn Sie einmahl ſo viel beſtimmt haben, an daſſelbe. Der Hauptmann von B. ſoll, wenn ich ihn hernach werde geſprochen haben, gewiß nichts für den R. verlangen, ſondern froh ſein, wenn ich die Sache nicht an den Herzog berichte. Das verſpreche ich Ihnen. Was wollen Sie aber mit dem R. machen — ich bitte Sie — —

Ariſt. Ihro Excellenz überlaſſen das mir gänzlich. Genung ich kurire ihn, und wärs möglich, daß die Kur nicht anſchlüge, weil es etwa ſchon zu ſpät wäre, ſo kaufe ich ihn irgendwo ein, daß er lebenslang menſchlich verpflegt werde. Ich hoffe aber gewiß, dies nicht nöthig zu haben. Der erſte Punkt wäre alſo abgemacht — R, iſt frei. (Der General macht einen Kopfnick, und Ariſt zahlt ſeine zehen Louisd'or.)

General. Ich danke Ihnen im Nahmen des Lazarets. Hier ſind zehen Louisd'ore dazu. von mir. (zum Regimentsfeldſcheer.) Nehmen Sie das Geld zur Lazaretskaſſe; von den Intereſſen dafür ſollen dem jedesmahligen Rekonvaleſcenten gute Kraftſuppen gekocht werden.

Ariſt. Der zweite Punkt wäre alsdan, daß das Mädchen, deren Idee es eben iſt, die den R. wahnſinnig macht, ſich hier ſicher wieder ſehen laſſen dürfe, ohne befürchten zu dürfen, daß —

General. (Ariſt die Hand reichend.) Hier haben Sie mein Ehrenwort darauf. Es ſoll ihr nicht das geringſte Leid geſchehen. Wo iſt ſie aber zu finden?

Hier erzählte Ariſt kürzlich Marianens ganze Geſchichte, und der menſchliche Feldherr ward bis zu Thränen gerührt. Er klingelte und befahl, daß der Hauptmann von B. ſogleich gerufen werden ſollte. „Sie ſollen gegenwärtig ſein,“ ſprach er zu Ariſt, und legte Papier zurechte. Ariſt aber verbat ſich dieſe Ehre und ſetzte hinzu: „Ich würde den Anblick dieſes Mannes, der Ihrem ganzen Kriegsheer Schande macht, kaum noch einmahl ertragen können. Auch liegt mir nur daran, daß ich behindertes Gutes durchſetze; nicht aber daran, daß ich Zeuge davon bin, daß diejenigen, welche es behinderten, die verdienteſte Erniedrigung dafür erhalten.“

General. Sie ſind ein edler Mann. Eſſen Sie heute mit mir.

Ariſt. Ihro Excellenz haben mir ſchon ein zu reichliches Dejeuner gegeben. Mein Diner ſoll die Vollendung meiner Handlung ſein. Alsdann denke ich heute darauf wie Ihr Herzog zu ſoupiren.

General. (zum Regimentsfeldſcheer.) Was präſagiren Sie der vorwaltenden Kur?

Regimentsfeldſcheer. Nichts anderes, als den glücklichſten Ausgang.

General. (indem der Hauptmann von B. eintritt, und Ariſt ſeinen Abſchied nimmt.) Nun — ſo ſegne Gott die Kur!

Ariſt floh mehr, als er ging, in den Gaſthof, wo Laura über ſein langes Auſſenbleiben in einer Art von Aengſtlichkeit ſich befand, und Mariane auf dem Bette lag. Weil alles auf das Beſte abgelaufen war, ſo erzählte er auch alles ohne Zurückhaltung. Sagte ichs nicht, ſeufzte Mariane, daß er es geweſen ſei und daß er die Schläge meinetwegen noch bekommen haben werde, und daß er über mich von Sinnen ſein möge? Ach ich kenne ihn ſchon. Die Hofnung machte ſie jedoch wieder ſtark. Ariſt ſprach ihr Muth ein, daß ſie ſich über den anfänglichen Anblick Alberts nicht entſetzen ſollte, und drang in ſie, ihr Kind ſofort auf den Arm zu nehmen, und mit ihm ins Lazaret zu gehen. Faſt unwillkührlich willigte ſie endlich ein, und Laura wollte ſich durchaus die Freude nicht verſagen, von einem der rührendſten Auftritte des menſchlichen Lebens Zeugin zu werden. Unterwegs geſellete ſich der Regimentsfeldſcheer, dem der General den Anfang der Kur mit anzuſehen befohlen hatte, zu ihnen und händigte Ariſten ein Papier ein. Es war Alberts Abſchied, den der Hauptmann von B. bei dem General auf der Stelle mit eigener Hand hatte ausfertigen müſſen. Er war kurz und in ganz ungewöhnlicher Form, und bei dem Nahmen Albert R. ſtand der Zuſatz — „dem ich Endesunterſchriebener unter heutigem Datum wider alles Kriegs- und Menſchenrecht eine Mandel Prügel mit eigener hoher Hand zugezählt habe.“

Albert lag, als ſeine Kammerthüre geöfnet ward, noch ſo, wie ihn Ariſt verlaſſen hatte, und blickte ſtarr die Balken an. Laura nahm Marianen das Kind ab, und ſtellte ſich mit dem Rücken ans Fenſter. Ariſt ging an den Kranken hinan, und Mariane muſte gerade hinter ihm ſtehend bleiben.

Ariſt. (indem Albert noch kein Auge von den Balken wendet und von allem, was um ihn her vorgeht, nichts zu bemerken ſcheint.) Lieber Albert R., ſehe Er mich doch an! (Alberts Augen bewegten ſich, aber ohne ihren Gegenſtand zu verändern.) Hierher, nach mir ſoll Er ſehen — hört Er nicht? (Albert richtete die Augen auf Ariſt, der ihm die Backen klopfte, während daß Mariane ſchon immer hinter dieſem vor die Arme nach ihm ausſtreckte.)

Mariane — Mariane. (Albert ſah Ariſten freundlich an und faltete ſeine Hände. Ariſt trat auf die Seite und gab Marianen ein Zeichen.)

Mariane. (die ihre Hände ringt.) Ach Albert, mein lieber Albert, kennſt du mich denn nichts? (Albert richtete ſich auf, ſah Marianen feſt an, wollte die Arme nach ihr ausbreiten, fuhr aber ſchnell wieder zurück und ſchrie — Laßt mich doch — Laßt mich doch — ich thue ja keinem etwas.)

Mariane. (die über ihn her fällt.) Herzens-Albert, ich bins ja — deine Mariane iſts — — beſinne dich doch — ich bin ja nun wieder bei dir. (Albert ſprang auf und wollte zur Thüre hinaus. Ariſt hielt ihn und ſetzte ihn auf den Schemel.)

Mariane. (die ihren Arm um ſeinen Hals legt, und ihn herzlich küßt.) Ach du lieber Armer, haſt du meinetwegen ſo viel leiden müſſen! Gieb mir doch nur einen Kuß zurück — ich bin ja deine arme Mariane, die auch ſo viel gelitten hat. (er ergreift ihre Hand, legt ſich an ihre Bruſt und weint.)

Mariane. (die unausſprechlich mitweint.) Beſinnſt du dich denn nun? Kennſt du mich wieder? (Albert war wieder von ſich. Mariane küßt ihn ins Bewußtſein zurück.) Faſſe dich doch, Lieber; es trennt uns ja nun keiner wieder. (Er küßt ſie, ſpricht aber kein Wort, und lächelt.)

Mariane. (die auf den erſten Kuß das Kind holt und es ihm vorhält.) Und ſieh einmahl hier unſer Kind! Auch ein Albert, wie du. (hält ihm das Kind an den Mund.)

Albert. (der es küßt.) Ach Gott! (wird ſtill und lächelt unaufhörlich.)

Mariane. (in heftiger Bewegung.) Barmherziger Gott! Hier iſt wohl nimmermehr etwas zu hoffen. Er lacht ja in einem weg.

Regimentsfeldſcheer. (der bis jetzt durch die Ritze der Thür Zuſchauer geweſen war, und nun hereintritt.) Nicht ſo! Hier iſt vielmehr die allergrößeſte Hofnung. Aber Sie muß Geduld haben, liebe Tochter. Auf einmahl geht das nicht. Genung, daß er doch ſchon mitunter ſich auf einige Augenblicke beſinnet. Dieſe Augenblicke werden ſich vermehren von Zeit zu Zeit, und nach einigen Tagen vielleicht ſchon werden ſie gar nicht mehr unterbrochen werden. Ich und wir alle können dazu nichts thun; Sie allein übernimmt hiermit die ganze Kur. Seine Fantaſie iſt zerrüttet. Sei Sie beſtändig um ihn, daß er Sie immer ſehe; rede Sie ihn oft an, küſſe Sie ihn fleißig, und überzeuge Sie ihn dadurch von der Wirklichkeit Ihres Beiihmſeins. So wird Sie ſeine Fantaſie wieder in Ordnung bringen. Nur — ſtürme Sie auf keine Weiſe in ihn ein.

Ein Korporal kam und nahm Alberts Ober- und Untergewehr nach ſich. Er forderte auch die Kleidungsſtücke, welche Ariſt noch heute abzugeben verſprach. Als Albert ihn ſah, rief er — Ich komme gleich. „Das hat er nicht nöthig, erwiederte der Korporal; er hat ſeinen Abſchied.“ Das Wort *Abſchied* erregte eine lebhafte Idee in ſeiner Seele. *Abſchied*? ſprach er, und indem ihm Ariſt denſelben zeigte, war er wieder ohne Bewuſtſein. Sein Zuſtand ward äuſerſt abwechſelnd. Bald ſah er ſtill vor ſich hin und ſeufzte; bald, wenn Mariane ſich ihm näherte, blickte er ſie liebreich an und lächelte; bald ſtand er ſchnell auf und rief — ich muß auf die Wache.

Der Regimentsfeldſcheer nahm Ariſt auf die Seite und gab ihm die Verſicherung, daß er, wenn er ſich noch einige Tage zu L. aufhalten wollte, Alberten alsdann gewiß wiederhergeſtellt mitnehmen können würde. Ariſt beſprach ſich mit Laura und ſie wurden einig, auf drei Tage einen Freund zu beſuchen, der einige Meilen davon ſein Landgut hatte. Albert und Mariane mit ihrem Kinde ſollten unterdeſſen im Gaſthofe bleiben

Der Regimentsfeldſcheer und Ariſt nahmen darauf Albert bei den Armen, und er ging ruhig mit ihnen fort. Laura und Mariane gingen auf einem andern Wege nach. Der Regimentsfeldſcheer verſprach, den Kranken täglich zu beſuchen. Ariſt inſtruirte Marianen und lies, als er mit Lauren abfuhr, ſeinen Bedienten, auch mit gehörigen Inſtruktionen, zurück.

Statt drei Tage blieb Ariſt wohlbedächtig ſechs Tage aus. Als er mit Laura zurückkam, machte ihm Albert in dem neuen Ueberrock, welchen er ihm unterdeſſen machen laſſen, völlig wiederhergeſtellt und geſund die Kutſche auf. Das war ein Anblick für ihn, wofür er das gröſte Glück der Erde nicht hingegeben hätte. „Aha, ſprach er zu Laura, nun wärs alſo richtig — aller guten Dinge drei, und ſo wäre denn der dritte Mann auch gerettet.“ Albert wollte in dem Hausflur noch ſein dankbares Herz ausgießen. „Iſt gut, iſt ſchon gut,“ unterbrach ihn Ariſt und eilte mit Laura die Treppe hinauf. Da war nun Freude die Fülle. Mariane, ihr Kind auf dem Arm und Albert fielen zugleich vor ihren Wohlthätern auf die Kniee; dieſe aber zogen ſie ſchnell in die Höhe und ſprachen; „Schämet euch, Leute! Habt Ihr das vor Gott gethan, ſo iſts gut; vor uns ſollt Ihr es nicht thun. Erzählet uns lieber, wie es weiter gegangen iſt.“

Drei Tage lang hatte, wie Mariane erzählte, Alberts ſeltſamer Zuſtand noch gewährt. Bald war er bei ſich, bald von ſich geweſen; bald hatte er ſie gekannt, bald nicht; bald wäre er in ihre Arme gelaufen, bald aus ſelbigen geflohen. Endlich nach der vierten Nacht, da er ſehr lange und ſehr tief zum erſtenmahle wieder geſchlafen, hatte er ſich wie neugeboren gefühlt und nach Marianens gehabten Schickſalen ſehr ängſtlich gefragt. Je mehr ſie ihm davon erzählt, deſto mehr war er in die wirkliche Welt zurückgekehrt, und nun wuſte er in ihren Umarmungen ſeiner Glückſeligkeit kein Ende. Die Liebe, welche beide gegen einander äuſſerten, gewährte für Laura und Ariſt ein angenehmes Schauſpiel. Sie freueten ſich nicht nur über ihre That, ſondern auch über die Menſchheit, die ſelbſt in ihren unterſten Ständen Beiſpiele von reiner und hoher Empfindung aufzuzeigen habe. Die beiden Geretteten boten ſich ihnen aus Dankbarkeit zu jeder Art von Leibeigenſchaft auf Lebenslang an.

Ariſt. Mariane, ich verſprach Ihr zwar, Sie mit zu uns zu nehmen; ich that dies aber, ehe

Sie wuſte, daß ich Sie hieher bringen und daß Sie Ihren Geliebten wiederfinden ſollte. Sie ſoll nun dadurch nicht gebunden ſein. Wollt Ihr beide hier euer Brod zuſammen machen?

Mariane. (traurig) Ach nein! (Albert anſehend) Nicht wahr, hier bleiben wir wohl nicht?

Albert. Ja freilich, hier ſind wir beide abgeſtraft worden. Hier würde man dies nie vergeſſen, und ſo müſſen wir ewig Vorwürfe hören.

Ariſt. Nun ſo kommet mit uns. Albert ſoll bald einen guten Herrn bekommen. Meine Bekanntſchaft iſt groß. Und bis dahin kann er bei mir Dienſte thun, und es ſoll euch an nichts fehlen.

Albert und Mariane. O ſo lohne Ihnen Gott noch in jener Ewigkeit Alles, was Sie an uns thun! Es ſoll Ihnen nie leid werden, und wir wollen arbeiten, was in unſern Kräften iſt. —

Mariane. (allein) So bringt Gott endlich doch Menſchen, die es redlich gegen einander meinen, nach groſſen Leiden, die ſie für einander erdulden muſten, zuſammen, und trocknet ihnen im fremden Lande alle ihre Thränen ab. (umarmen ſich beide.)

Albert. (zu Marianen) Nun wollen wir erſt lange glücklich beiſammen leben und dann bei einander ſterben.

Mariane. (die ihm die Hand giebt) Ja, das wollen wir.

Laura. (zu Ariſt) Das werden ſie gewiß. Gott, wie ſchön!

Ariſt. Aber Mariane — vorher gehen wir zuſammen zu Ihren Eltern. Sie muß Ihr Vaterland nicht verlaſſen, ohne den Segen Ihrer Eltern mitzunehmen. Und wenn ſie Sie noch ſo hart behandelt haben, das muß Sie alles vergeſſen können, ſobald Sie eine gute Tochter ſein will. (zu Laura) Das muß noch die Zugabe zu unſerer guten That ſein.

Mariane. (erſchrocken) Ach daß Gott! Meine Eltern werfen mich zum Hauſe hinaus.

Ariſt. Das denk ich nicht. Und dafür laſſe Sie mich ſorgen.

Albert. (treuherzig) Komm du nur, komm.

Ariſt und Laura gingen voran. Albert und Mariane mit dem Kinde folgten.

Ariſt. (als er zuerſt bei Marianens Eltern eintritt) Hier, guten Leute, bringen wir Euch Eure Kinder — —

Vater. (die Mütze unterm Arm) Unſere Kinder? (zu ſeiner Frau haſtig) Ach Herr Je, Mutter, Mutter, wo laufſt du denn hin? komm doch un ſieh einmahl, da iſt unſere Mariane — (ſieht Al bert von oben bis unten an) Hum! (vor ſich) Wo mag er denn die Montur gelaſſen haben! (ſieht das Kind an) J du allerliebſtes Kind!

Mariane. (die ihm das Kind reicht) Ach Vater — ach Verzeihung! Dieſer Wurm ſoll für uns bitten — — —

Albert. (der ihm die Hand reicht) Verzeihung! guter Mann, und ſeinen Segen!

Mutter. (die ſich unterdeſſen eine neue Schürze vorgebunden hat, und aus der Kammer wie eine Henne vom Neſt geſchrieen kommt und unterwegs noch die Mütze zurecht ſchiebt.) Was willſt denn du Landläuferin, du — — —? Du biſt unſer Kind nicht mehr — wir wollen von dir nichts wiſſen. Geh deine Wege, und macht, was ihr wollt.

Vater. (zu Ariſt) Nehmen Sie's ja nicht übel. Sie iſt nun einmal ſo und kann das nicht laſſen. (zu ſeiner Frau) Mutter, ſchäme dich doch!

Mutter. Ei was ſchämen! Ich habe mich genug ſchämen müſſen. So ein ungerathenes Kind muß uns erſt ſolche Schande machen und unterſteht ſich dann noch, uns wieder unter Augen zu kommen? (zu Marianen) Laß dich nur viel hier blicken; ſie werden dich bald an Ort und Stelle bringen. (zum Manne) Vater, mache, daß ſie fortkommt; der Büttel holt ſie warlich ſonſt noch aus unſerm Hauſe weg.

Eine ſchwache bebende Stimme auf der Seite. Liebe Mutter, ſei Sie doch nicht ſo hart!

Ariſt. (ernſthaft) Es wird kein Büttel kommen; dafür ſtehe ich. Und dieſer junge Mann hat ſeinen ehrlichen Abſchied. Frau, nehme Sie ſich zuſammen! Ich bin Schuld, daß Ihre Tochter zu Ihr kommt, und ſie verlangt von Ihr nichts, als — Vergebung. Sie wäre ja eine Rabenmutter, wenn Sie ihr dieſe verweigen könnte.

Vater. (zehnmal hinter einander vor ſich ſprechend.) Abſchied? hum! Abſchied? hum!

Mutter. Ei was, Rabenmutter? Muß ein Kind ſich auch wohl ohne der Eltern Willen ver- oben, und dann den Eltern ſolche Schande machen?

Ariſt. Mariane hat gefehlt; aber Mariane at auch jämmerlich dafür gebüßt. Wenn Sie das les wüßte, Ihr Herz würde darüber bluten üſſen.

Mutter. Das iſt ſchon recht. Es kann ihr och nicht ſchlimm genug in der Welt dafür gehen. enn auch Gott nicht mehr ſtrafte, was dann? ie Obrigkeit ſtraft ja ungerathene Kinder ſo ht mehr.

Dieſelbe ſchwache bebende Stimme. Mariane, komm doch einmahl her!

Es ward eine Stille. Jeder ſah ſich nach der Stimme um. Marianens Schweſter war es, die in einem Winkel ſtark verſchwollen lag. Mariane ging zu ihr hin.

Schweſter. Mariane, ach vergieb mir! Ich bin an allen deinem Unglück Schuld.

Mariane. Ach Gott, wie krank biſt du! Da haſt du meine Hand. Sei meine liebe Schweſter wieder!

Laura. (äuſſerſt bewegt.) Leute, wie viel Kinder habt ihr denn?

Vater. Nur die beiden.

Laura. (am Bette der Kranken.) Iſt Sie denn ſo ſehr krank?

Kranke. Ach ja, ich werde wohl ſterben. Aber nun will ich ruhig ſterben, da ich meine arme Schweſter wiedergeſehen und ſie mir vergeben hat. Ich hatte mich ſchwer an ihr verſündigt.

Laura. (im ſtarken Affekt zur Mutter.) Und Sie ſpricht ſo viel von Gottes Strafe? Fällt Ihr denn nichts jetzt dabei ein, wenn die eine Tochter da auf dem Bette liegt, während daß Sie die andere verſtoßen hat.

Vater. (weinend.) Ach das habe ich ihr auch ſchon oft geſagt.

Laura. Wenn Ihr nun Gott das eine Kind nimmt und Sie das andere verſtößt, So hat Sie ja gar kein Kind . . .

Mutter. (verlegen) Das wird ja der liebe Gott nicht wollen.

Laura. Wenn er es nun aber will, wie Sie doch augenſcheinlich ſieht?

Mutter. So muß ich mich zufrieden geben.

Laura. Das wird Sie ja in Ewigkeit nicht können. In Kurzem wird Ihr Gewiſſen erwachen, und wenn Sie dann auch aufs Krankenbette kommt, wird Ihr Zuſtand ſchrecklich werden.

Mutter. Hören Sie doch einmahl — wenn Sie es auch ſo machen wollten, wie Mariane, würde Ihre Mutter anders handeln, als ich?!

Ariſt. (der für Laura das Wort nimmt.) Meine liebe Frau, Ihre Tochter hat nicht nur gefehlt; Sie hat noch weit mehr gefehlt.

Mutter. (ſchnippiſch) Das wüſt' ich nicht. Ich bin Mutter —

Ariſt. (hitzig) Ja, ſei Sie das auch nur ganz.

Mutter. Und das muß mir auch die Obrigkeit laſſen, daß ich das bin.

Ariſt. Wenn ich nur die Obrigkeit geweſen wäre, ich hätt's Ihr wollen anſtreichen. Geh Sie nur zum General. Dieſer ſpricht anders, als Sie. Sobald eine vernünftige Mutter ſiehet, daß ihre Tochter von einem ehrlichen jungen Mann nicht ablaſſen will, muß ſie ſchlechterdings nicht dagegen ſein. Sonſt kommen ſolche Folgen, und dieſe hatt dann alle die unverſtändige harte Mutter zu verantworten.

Mutter. Genug, ich habe mein Kind keinem Soldaten geben wollen.

Ariſt. Sag' Sie das nicht lauter; ſonſt kann Sie an die Koſt kommen. Ich bin auch ein Soldat. Sobald ein Soldat ſo ein guter Menſch iſt, wie dieſer: ſo hat ein Mädchen keine Schande davon, wenn ſie ihn nimmt. Und wenn ſie dann dabei arbeiten kann, wie ihre Tochter, ſo haben ſie auch beide ihr Brod. Hat Sie denn nicht darauf gedrungen, daß Mariane außer Ihrem Hauſe ſich ihr Brod ſchaffen ſolle? Wie konnte Sie gegen irgend eine ehrliche Art etwas haben, auf der ſie es ſich ſchaffte? Und genung — jetzt iſt Albert kein Soldat mehr.

Mutter. Was wäre er denn?

Ariſt. Er iſt mein Bedienter, wenn er will. Und Ihre Tochter nehmen wir auch mit.

Vater. Mitnehmen? (zu ſeiner Frau.) Ach Mutter! (küßt das Kind, das er noch immer auf dem Arm hat.) du herzallerliebſtes Kind! (zu ſeiner Frau) Sieh einmahl, wie der Wurm dich anlächelt! -

Mariane und **Albert.** (die über die Mutter herfallen.) Um Gotteswillen — vergebe Sie uns doch!

Ariſt und **Laura.** Nun, iſts doch wohl unmöglich, daß Sie ſich nicht erweichen laſſen ſollte.

Vater. Mutter — Gott verzeiht — —

Kranke. (aus dem Bette) Bei meinem nahen Tode — Mutter — Mutter!

Mutter. (die ſich die Mütze auf ein Ohr ſchiebt.) Nun ja; aber — beſſert euch!

Vater. (unter Freudenthränen.) Darüber freuen ſich doch wohl heute die Engel im Himmel. (drückt ſeine Frau an Marianen, die ihre Mutter herzlich umarmt.)

Laura. (zu Ariſt) Ich bitte dich — welche Scene! Ach wie gut, daß wir hergingen!,

Ariſt. Ich dachte mir das gleich ſo, wie ich en Mann nur im Vorbeifahren erblickte. Das t ein alter, braver Mann.

Mutter. Sagt mir nur, woher Ihr die hüb- hen Kleider habt?

Mariane wies auf Ariſt und Laura und erzählte hierauf einige der frappanteſten Theile ihrer traurigen Geſchichte, die nun auch ihre Mutter bis zu Thränen rühreten.

Vater. (ſehr bieder.) Ach lieber Herr und liebe Madam, nehmen Sie den Lohn von Gott für Alles, was Sie an meiner Tochter gethan! Sie haben drei Menſchen auf einmal vom Verderben gerettet. Aber — thun ſie nun auch Barmherzigkeit an uns. Ich habe dies Häuschen. Es iſt klein, aber ohne Schuld. Die Tochter dort auf dem Bette ſollte es einmal haben. So hatte es wenigſtens meine Frau angelegt. Der liebe Gott aber macht einen Strich durch. Wenn dieſe nun ſtirbt, ſo ſind wir allein. Ich handle mit Butter und Käſe; das Karren wird mir allmählich ſauer. (ſieht Albert an.) Wenn Albert ſo wollte, wie ich! Wartung und Pflege brauchen wir auch auf unſere alten Tage — —

Mutter. (die einfällt) Ich bin nun alles zufrieden.

Vater. (der fortfährt) Und ſchon dies allerliebſte Kind möchte ich um alles in der Welt willen nicht wieder aus meinen Händen laſſen — — Freilich, Sie haben als Retter das nächſte Recht auf Albert und Marianen; wenn Sie ſie aber uns laſſen wollten, und wenn dieſe bei uns bleiben wollten, ſo — — —

Ariſt. Was meinet ihr, beide dazu? Beſinnet euch. Ihr habt euren Willen. (Albert und Mariane ſchlagen die Augen nieder.) Ich weiß, was Ihr denket; wenns nur nicht hier wäre, nicht wahr? (beide ſchweigen und werden ſchaamroth.) Ich will Euch zu eurem Troſte etwas ſagen. Vernünftige Leute, wenn ſie ſehen, daß Ihr euer Brod ehrlich machet, werden das Vergangene vergeſſen, und -- an unvernünftige kehret Euch nicht. Ein eigenes Haus und ſo ein kleiner nahrhafter Handel dabei — bedenket das! Ein alter Bedienter leidet oft am Ende noch Noth. (beide erheben nun ihre Augen und richten ſie auf ihre Wohlthäter, als wenn ſie ſagen wollten — das wäre wohl undankbar gegen Sie!) Was Ihr aber jetzt denket, das hat nichts zu ſagen. Wenn es Euer Wille iſt, ſo treten wir Euch gern an Eure Eltern ab. Ihr ſeid auch ſchuldig, ſie in ihrem Alter zu pflegen, beſonders, wenn ſie Euch alles, was ſie haben, nach ihrem Tode überlaſſen. Mariane beſonders kann hier viel große, gute Handlungen verrichten; z. E. wenn ſie die kranke Schweſter bis an ihr Ende wartet, die ſie ſo verfolgt hat. Alſo redet frei heraus!

Mariane. (in der die kindliche und ſchweſterliche Liebe bis aufs höchſte ſteigen.) Nun ja, wir wollen hier bleiben. Nicht wahr, Albert?

Albert. Ich bleibe, wo du bleibſt.

Ariſt. Aber es iſt nicht genung, Eltern, daß ich Euch eure Kinder hier laſſe. Ihr müſſet mir auch verſprechen, daß ſie bei Euch vergnügte Tage haben ſollen. Sonſt nehme ich ſie lieber mit.

Vater. (der an Ariſt beide Hände reicht.) Das ſollen ſie gewiß.

Mutter. Es ſoll alles vergeben und vergeſſen ſein.

Ariſt. Und wenn die Mutter nicht Wort hält, ſo bleibt Euch der Zutritt zu mir noch immer offen. Schreibt mir alsdann nur eine Zeile, ſo ſchick' ich Euch das Poſtgeld und Ihr kommt geradesweges zu mir.

Die ganze Familie umarmte ſich nun. Ariſts Wagen fuhr vor. Alt und Jung umringte die beiden wohlthätigen Edlen und überſchüttete ſie mit den herzlichſten Dankſagungen. Laura ermahnte die jungen Leute und Ariſt die Alten zur Eintracht und wechſelſeitigen Liebe. Mariane konnte ſich erſt nicht von Laurens Hand trennen und hielt ſie im Wagen noch lange feſt. „Lebet wohl — lebet glücklich!" rief Albert im Wegfah ren nach, und Blicke voll innigſter Dankbarkeit folgten ihnen, ſo lange das Auge den Wagen noch erreichen konnte. Und — wer vermag die ſtille Wonne auszudrücken, welche Ariſt und Laura auf der übrigen Reiſe und zu Hauſe noch, ſo oft ſie an das Geſchehene zurückdachten, in ihrem Innerſten empfanden. Mein ganzer Plan iſt mir gelungen, ſprach Ariſt oft freudig, und auch nicht das geringſte davon iſt vereitelt worden.

Dieſe gemeinſchaftlich verrichteten großmüthigen Handlungen hatten ihre Seelen noch inniger unter einander verbunden. Sie fühlten dies, und ſprachen oft einer zum andern: Ach, thäten alle Liebende doch ſo, und ſtärkten ihre Liebe durch ſolche Genüſſe an einander, die in Gemeinſchaft verübte ſchöne Thaten gewähren!

Nach langer Zeit empfing Ariſt einen Brief von Albert, worinnen ihm dieſer meldete, daß es hm und ſeiner Frau bei ihren Eltern ſo wohl gehe, ls ſie ſich's nur wünſchen könnten. Er eilte damit u Lauren, las ihr den Brief vor und ſetzte hinzu: So brachte ein Rad am Wagen, das wan- elbar ward, das geſammte Räderwerk er Glückſeligkeit einer ganzen Fami- ie wieder in Ordnung!!!

Laura's Morgenandacht an ihrem Geburtstage.

Erſter Theil.

Warum ſchien mich heute, als ich beim Erwachen ins Bewuſtſein zurückkehrete, dieſe ganze Welt noch weit holder zu empfangen, als ſonſt? Warum machte Alles, was ich beſitze, heute beim Wiederfinden tiefere Eindrücke auf mich? Warum ging die Sonne in noch weit feierlicherer Glorie und Majeſtät für mich auf? Warum drängte ſich mein Herz mit noch weit vollerem Drang nach dir, du meines Weſens allmächtiger Urheber? — Ach dies wars, Vater und Herr, daß mich der unausſprechliche Gedanke ergrif, daß ich einſt heute, von meiner Mutter getrennt und für mich allein, zu exiſtiren anfing! Heute, heute trat ich einſt in mein wirkliches, ſelbſtſtändiges Sein, ward eine unmittelbare Bewohnerin dieſer Erde, und empfing die Gerechtſame, aus allen den Freudenquellen zu ſchöpfen, welche ſie in ſo unzählbarer Anzahl für Weſen, wie ich ward, hat.

O menſchliches Daſein, du Gut aller Güter, mit dir zugleich gewann ich eine ganze Welt! Welch

Glück, welche Seligkeit iſts, geboren zu werden, Menſch geboren zu werden! Vom vernünftigen Bewuſtſein meiner ſelbſt an bis zum Bewuſtſein der unſichtbaren und unerforſchlichen Gottheit — von der Freude, den erſten freien Athem zu ſchöpfen, bis zur Freude, mit voller Geiſtes- und Herzenskraft zu beten — — wer iſts, der einen vollkommenen Ueberſchlag des ganzen unüberſehbaren Reichthums von Ideen und Genüſſen macht, wozu dem Menſchen ſeine Natur die Empfänglichkeit gewährt, und deren jede ihn zum hohen Lobe ſeines Daſeins ermuntern! Und von dieſer Natur bin ich — o Jubel aller Jubel! So ein Weſen — Menſch ward ich! Ich wards und wards noch dazu auf einem ſo ſchönen Sterne. Die Erde nahm mich auf; die Erde, die ſo geſchickt iſt, meine großen menſchlichen Anlagen ſo herrlich auszubilden, und die meinem Geiſte und Herzen ſo trefliche Uebung und Nahrung darreicht. Wie wohl, wie ſo überſchwenglichwohl iſt mir auf ihren Höhen und in ihren Gründen! Wie kann ich mich nicht ſatt an ihr ſehen, und wie noch weniger ſatt an dem Anblick, welchen mir, von ihr hinaufwärts blickend, das grenzenloſe Weltall gewährt! Es iſt ſchön auf ihr, wenn ihre Sonne aufgeht und ihren halben Ball erleuchtet, und ſchön, wenn das Licht des Tages auf ihr erliſcht, und wenn in der Maße, in welcher ſich aller ihre Gegenſtände verdunkeln, jene Millionen von Sonnen zu leuchten beginnen, womit der Schöpfer den ganzen großen Himmel über und unter ihr beſäete, wie der Gärtner ſeinen kleinen Luſtgarten mit Bluhmen beſäet. Ihn, ihn, dieſen erhabenſten Geiſt, lehret ſie mich finden, glauben und kennen. Allenthalben iſt Platz auf ihr, vor ihm zu knieen; allenthalben Antrieb auf ihr, ihn knieend anzubeten. Wie biſt du mir ſo lieb, ſo theuer und ſo heilig im Jahr, Tag, der du mich auf ſie ausſetzteſt und mir dadurch das unausſprechliche Bürgerrecht auf ihr verlieheſt! Wars da nicht, als zöge die Natur den Vorhang der Welten für mich auf? Wars nicht, als öfnete ſie mir die Thür in einen Aufenthalt, der Paradies und Tempel zugleich iſt, und als riefe ſie mir zu — Tritt ein und bilde dich hier zur Genießerin und zur Beterin? Zwar weiß ich nichts davon, wie ich zum erſten Bewuſtſein meiner ſelbſt gelangte, noch weniger davon etwas, wie ich den erſten freien Athem ſchöpfte; aber das weiß ich noch, wie ich zum erſtenmahle zum recht lebendigen Bewuſtſein der Gottheit gelangte, das weiß ich noch, wie ich zum erſtenmahle mit voller Geiſtes- und Herzenskraft zu Gott betete. Mein

Vater wars, der das erſtere in mir weckte und das letztere mich lehrte. An eben dieſem Tage, als ich ihn zum zehntenmahle erlebte, wars, da er mich ſanft bei der Hand nahm, mich in dieſen Garten führte, und mir hier das Schönſte, was er habe, zu ſchenken verſprach. Hier in dieſer Laube war es, wo er erſt lange von dem Ewigen ſich mit mir unterhielt, dann niederknieete und mich fromm nach ſich niederzog. Da betete er mir vor und ich ihm nach, und ich empfand eine Seligkeit, die ich noch nie empfunden hatte. Heute, ſprach mein Vater, fingſt du einſt allein zu leben an; heute ſollſt du auch anfangen, ganz zu leben. Wie ſegne ich dich dafür, du lieber heutiger Tag!

Zwar — wäreſt du nicht geweſen, ſo gäbe es auch nie einen Tag des Todes für mich. Da, als ich an dir das Recht empfing, die Erde zu bewohnen, ward mir auch die Pflicht aufgelegt, ſie einſt wieder zu verlaſſen. Daß ich geboren ward, das iſts, daß ich ſterben muß. Was hienieden wird, das muß auch wieder aufhören; was hieher kommt, muß wieder von hinnen gehen. Wahr! Und nie muß ich lebhafter an meinen Tod denken, als an dem Tage, an welchem ich geboren ward. Alles, Alles wankt um mich her; ich wanke. Es kommt ein Tag da der letzte Lichtſtrahl in mein Auge fällt, wie ein Tag kam, an welchem der erſte es berührte. Der Zeitraum zwiſchen beiden iſt nicht gar lang, und ich durchlaufe ihn ſchnell. Aber — was ſchadets? Hab' ich nicht bis auf dieſen Tag ſchon unausſprechlich viel Freuden auf der Erde genoſſen? Müſte ich nicht zufrieden ſein, wenn ich heute ſchon in den Schos des Nichtſeins wieder zurückkehren ſollte, aus dem ich einſt heute hervorgegangen bin? Wie unzählig oft hat ſich mein Auge an der Erde, mein Geiſt am Himmel erquickt! Wie viel Stunden habe ich mit ſo vollem Bewuſtſeyn gelebt, daß es mir iſt, als lebte ich ſie noch! Wie hat mich der Wachsthum meiner Erkenntniß erfreuet! Wie hatte jede kleine gute That, die ich glücklich vollbrachte, des Segens ſo viel für mich, daß ich mich ſchon durch ihn allein für mein Geborenſein und Sterben für genung belohnt halten müſte! Welche Wonnen habe ich im Zirkel der Edlen, die meine Freunde wurden, genoſſen! Welch einen Himmel voll Freude genieße ich noch in den Armen des einzigen Ariſt! Und du, o Urquelle alles Lebens, du oberſter Geiſtſchöpfer — wie hat mich der Glaube an dich ſo unendlich beſeligt! Dich habe ich erkannt, und deine Erkenntniß iſt mir mehr geworden, als die ganze Welt, aus der ich ſie ſchöpfte. Deine Allgegenwart hat mich von böſen Handlungen abgehalten und mich in allen meinen Leiden überſchwenglich getröſtet. Ich bin zufrieden, völlig zufrieden. Das Gebet, das ich jetzt zu dir thue, wäre allein ſchon Glückſeligkeit genung für mich, und wenn ich nie weiter Glückſeligkeit genoſſen hätte und nie weiter Glückſeligkeit genießen ſollte! Aber wie? Iſt nicht auch jenſeits dieſes Todes, der die Folge meiner Geburt iſt, wieder neues Leben? Und iſt dies neue Leben nicht auch Folge meiner ehemaligen Geburt zu dieſem Leben? O wie unausſprechlich wichtig wird nun erſt dieſer Tag für mich! So war er es ja einſt, der mir die Anwartſchaft zur Ewigkeit gab. So ſei es, daß ich ſterben müſſe, weil ich geboren ward; ich werde auch nach dem Tode wieder leben darum, weil ich geboren ward, und er ſelbſt, der Tod, wird nichts anderes, als meine zweite Geburt, meine Geburt zum zweiten Leben ſein! Ach wohl dem, der nur erſt als Menſch geboren iſt! Daß er nun exiſtirt, dies iſt ihm Bürge dafür, daß er zu exiſtiren nie aufhören werde. Allmacht hat den Grund gelegt; Allliebe wird darauf fortbauen. Das erſte Eins iſt da; ſeid nicht bange darum, daß es zu einer Million anwachſen werde. Gott, wie unendlich glücklich fühle ich mich nun!

Feiere, o mein Geiſt, dieſen Tag mit Ahndungen der Ewigkeit, ſo feierſt du ihn recht. Ich bekam einſt durch meine Geburt Freiheit; durch meinen Tod werde ich ihrer noch mehr bekommen, als ich jetzt ſchon habe. Wenn ich die engen Schranken dieſes Lebens zurückgelegt, dann wird ſich mir eine geräumigere Laufbahn öfnen, die den großen Anlagen meiner Natur mehr entſprechen wird, und in der ich erſt fühlen werde, was ich bin. Wie ich mich freue, daß ich geboren ward, ſo freue ich mich, daß ich ſterben werde. Mein gegenwärtiger Zuſtand iſt eben ſo nur der Tranſitus zu einem künftigen, wie der vorige, in dem ich mich vor Erblickung des Lichts der Welt befand, der Tranſitus zum gegenwärtigen war. In jenem fing mein Körper an, ſich zu entwickeln, und entwickelte ſich in dieſem vollkommen; in dieſem fing mein Geiſt an, ſich zu entwickeln, und wird ſich in dem zukünftigen vollkommner entwickeln.

Vater, wie danke ich dir nun erſt recht für die Stunde meiner Geburt, und wie werde ich dir ewig für ſie danken! Dies alles, alles, was ich mir jetzt von dem Glücke, daß ich da bin, gedacht habe, iſt dein Werk. Du riefſt mich ins Sein, ins Sein als Menſch. Meine Eltern thaten es nicht; du thatſts durch ſie. Eine unglück-

Lage im Leibe meiner Mutter, ein trauriger
ll bei ihrer Niederkunft mit mir hätte mir
den Verluſt dieſer ganzen Erde bewirken kön-
Du brachteſt mich aus der Exiſtenz mit ihr
Exiſtenz ohne ſie. Da war die Erde und das
z auf ihr mir gerettet. Wie mochte die Edle
Freudenthränen auf mich blicken, als ſie ſah,
ch — der Menſch — von ihr zur Welt
ren ſei! — —

ommet mir heute mit euren Bildern recht leb-
ins Gedächtniß zurück, ihr lieben Zwei, die
mich zeugtet! Auch euch ſei dieſer Tag gehei-
Lange, lange ſchon wurdet ihr neugeboren,
Gott geboren, ins zweite Leben geboren, und
einte damals bei euern Särgen aus Schmerz,
hr bei meiner Wiege für Freuden einſt wein-
Ich glaubte mir durch euern Tod ſo viel ge-
nen, als ihr euch durch meine Geburt gege-
laubtet. Jetzt weine ich nicht mehr über
Ihr ginget mir in dies Leben voran und
et meine Eltern; ſo ginget ihr mir auch in
voran und wurdet meine Wegweiſer dahin.
ihr mich hier zum erſten fandet, ſo werdet
rt mich wieder finden und eure Freude dar-
wird gleich groß ſein. Als ihr mich hier fan-
da freuetet ihr euch allein; dort, dort aber,

wo ihr mich wiederfindet, werde ich die Freude mit euch theilen. Ihr freuetet euch bei meiner Geburt, daß ich euer Kind ward; ich konnte es euch damals nicht ſagen, daß ich mich freute, daß ihr meine Eltern wurdet. Dort, wenn ihr mir jenes gleich wieder entgegenrufen werdet, werde ich euch dieſes auch gleich antworten können. Ach ihr waret ein Paar guter und herrlicher Menſchen! Allen, denen ihr nützlich werden konntet, wurdet ihrs; mir am meiſten. Habet Dank, habet Dank, daß ihr mir zu den Gerechtſamen auf Ewigkeit und Unſterblichkeit verhalfet; habet noch mehr Dank dafür, daß ihr mich durch eine wackere Erziehung zu ihr vorbereitetet. Eine ſelige Unſterblichkeit hoffe ich nun für mich, und daß ich ſie hoffen darf, ſchreibe ich euch zu. Ach dafür, dafür ſei euch die eurige jetzt ſchon dreimahl ſelig! — —

Gott, du gabſt mir meine Eltern; ich konnte ſie mir nicht auswählen. Hätte ich ſie aber aus dem ganzen mir bekannten Menſchenhaufen auswählen können, ſo hätte ich doch nach ihnen gegriffen. Du erhieltſt ſie mir gnädig ſo lange, bis ſie mich völlig erzogen hatten. Wie würde es auf keiner Seite jetzt ſo glücklich um mich ſtehen, wenn ich das Schickſal gehabt hätte, früh Waiſe zu werden! Sie weckten in mir ſanftes Gefühl für die

höne Natur, ordneten meine Triebe, lehrten
ich hohes Glück in Ausübung guter Handlungen
nden, und machten mich zu rechter Zeit mit dir
rtraut. Du erhielteſt auch mich, und ſtärkteſt
eine Kräfte. Du gabſt mir einen Sinn, ihnen
folgen, und behüteteſt mich hernach vor aller
efahr, ihren guten Lehren untreu zu werden.
le die unzähligen Genüſſe, welche darauf mein
ben für mich gehabt hat, habe ich aus deiner
and genommen; alles Gute, das ich gethan,
be ich nur durch dich unterſtützt gethan. Noch
nte lebe und webe ich nur in dir. Ach du meiner
nzen großen Glückſeligkeit Vater und Urheber,
lheiliger, der du ſo allbarmherzig gegen mich
t, möchte ich dir auch dafür recht wohlgefallen!
öchte heute, da ich dich für Leben und Unſterb-
gkeit preiſe, in meiner ganzen Seele kein Trieb,
n Gedanke ſein, der deine Misbilligung ver-
nte!

Wer ſoll ich ſein und wozu ward ich gebo-
n — und wer bin ich wirklich? Das erſtere
iß ich vollkommen; bin ichs aber auch gewor-
n? — — Wann muß dieſe Frage ſich unauf-
tſamer mir aufdrängen, als heute! Heute,
ich das Feſt meines Lebens feiere, heute muß
vor mir ſelbſt die ſtrengſte Rechenſchaft darüber

ablegen, wie ich mein Leben ſeither verwendet. So, nur ſo feiere ich den Tag meiner Geburt recht würdig.

Ich trete im Geiſt vor deinen Richterſtuhl, du Richter aller Lebendigen und Todten. Heilige Schauer umgeben mich; deine Gnade aber hält mich, daß ich nicht ſinke. Nirgends haſt du mir es zur Pflicht gemacht, daß ich mich für ſchlechter halten ſolle, als ich bin. So darf ich mich auch im Stillen vor dir der Güte freuen, die ich wirklich beſitze und die du mir ſchenkteſt. Mein Wille iſt gewiß gut; wie ſollte ich verleugnen, weſſen ich doch bewuſt bin und was du ſelbſt, Allſehender, weiſſeſt? Du blickſt auf ihn, das weiß ich, und er genüget dir, das weiß ich auch. Mir aber ſoll und darf er nicht genügen. Ich war nicht immer aufmerkſam genung auf ihn. Wenn heftige ſinnliche Eindrücke kamen, die mich in einen Zuſtand dunkler Ideen verſetzten, ſo bekam er eine unrichtige Richtung. Ich bemerkte dies nicht früh genung; ſo drang er in der falſchen Richtung vor, und ich beging jene Uebereilungsfehler, die man nur alsdann erſt erblickt, wenn ſie ſchon begangen ſind. Gewiß habe ich noch viele derſelben wieder gut zu machen. Auch war mein Wille oft zum Guten nicht rege genung, oder doch nicht beharrlich genung darin. Ich war oft zu zerſtreut, die Gelegenheiten zum Guten, die doch da waren, wahrzunehmen. Ich ſah ſie auch wohl; aber es kam etwas Neues dazwiſchen, und ſo ſah ich über ſie weg. Ich fing auch wohl an, ſie zu benutzen und zu wirken; es zeigten ſich aber Hinderniſſe, die ich von weitem für größer anſah, als ſie wirklich waren, und ich ließ meinen Muth ſinken. Ich fuhr auch wohl eine Zeitlang fort zu wirken; aber die Sache ward mir zu alt und verlohr ihren Reiz für mich, oder das Hingezogenwerden derſelben in die Länge durch Umſtände ſchwächte meinen Eifer; kurz, ich war nicht ausharrend genung und das Gute blieb unvollbracht. Wenigſtens wards in dem Grade nicht vollbracht, in welchem ich es hätte thun ſollen und thun können. Ach gewiß hätte ich ſchon unausſprechlich mehr Gutes thun können, als ich gethan; gewiß habe ich viel, ſehr viel davon nachzuholen. Der Schade iſt mein und mir der größeſte. Eben ſo freue ich mich zwar meiner Erkenntniſſe, die ich erlangt; aber die vollkommenſte unter ihnen allen iſt und bleibt doch dieſe, daß ich noch weit mehr hätte erlangen können. Wie mancher unnützer Zeitvertreib, mit welchem ich der Mode fröhnte, hat mich darin unterbrochen und geſtört! Wie mancher

Verſündigungen an den Schönheiten der Natur und an Gottes Offenbarungen in ſelbigen hat mich das leidige Geſellſchaftsweſen, welches noch immer lieber in Zimmern und Sälen, als auf den offenen Schauplätzen der Schöpfung hauſet, ſchuldig gemacht! Wie viel wichtige eigene und fremde Erfahrungen des Menſchenlebens ſind, ohne die hohe Belehrung, welche ſie für mich haben ſollten, wirklich für mich zu haben, mir nur vorübergeſtrichen! Wie bin ich noch weit davon entfernt, allen Dingen dieſes Lebens gerade nur den Werth beizulegen, welchen ſie wirklich an ſich nur haben! Und aus wie vielen derſelben mache ich wider alle meine Ueberzeugung nur darum noch ſo viel, weil der große Hauſe ſo viel aus ihnen macht! Wie manches davon hingegen, das wahren und großen Werth hat, würdige ich blos darum nicht gehörig, weil die Welt es noch nicht ſehr in Anſchlag zu bringen pflegt! Kurz — ich bin heute an dieſem Tage lange nicht ſo weiſe und ſo gut, als ich ſein könnte. Dies Bekenntniß lege ich vor deinem Richterſtuhle nieder, du Allgerechter! Die Aufrichtigkeit, mit der ich es thue — das Urtheil, das ich deshalb ſelbſt über mich ſpreche, laſſen mich an deiner Gnade nicht zweiflen.

Noch aber lebe ich; ſo will ich noch werden, ganz noch werden, wozu ich geboren ward! Mit dieſer herzlichen Entſchließung will ich die Feier dieſes Tages vollenden. Vater, verleihe du mir Kraft, ſie auszuführen! —

Dies vergängliche Leben werde doch immer mehr als die Zubereitung zu jenem unvergänglichen von mir gedacht, und werde mir eben dadurch von Augenblick zu Augenblick wichtiger! Das ſei mein höchſtes Beſtreben, ſo viel, als möglich, mich immer im Zuſtande klarer Ideen zu erhalten und der gröbern Sinnlichkeit überall zu widerſtehen, damit ich nie wider meinen Willen etwas wolle, und damit alle meine Triebe ſtets durch die Vernunft geleitet werden. Dadurch entſtehe ein glückſeliges Gleichgewicht unter dieſen, und ſtille Harmonie meines Herzens und Lebens. Das Beiſpiel Anderer verliehre nach und nach ganz ſeine Kraft auf mich. Nur nach richtig befundenen Grundſätzen, die ich gar nicht einmahl weiter unterſuche, ſondern blos anwende, müſſe ich handeln. Ganz Auge will ich ſein, damit mir keine Gelegenheit, Gutes zu thun und zu ſtiften, entwiſche. Um es dann anzufangen, will ich alles Andere ſtehen und liegen laſſen, und unzuermüdend will ich ſein, es zu vollenden. Aller kindiſche modiſche Zeitvertreib ſtehe bei Seite, und wenn der Haufe der Alltagsmenſchen auch noch ſo die Naſen dazu rümpfte. An Aufklärung meines Geiſtes, an Veredlung meines Herzens nur will ich arbeiten, und nur ſolche Vergnügungen genießen, deren Genuß wenigſtens die letztere befördert. Natur — in deinen heiligen Schos will ich kommen, ſo lange du nur durch ſchönere Jahreszeit und durch milderes Klima in denſelben einladeſt. Miſchet euch alsdann, ihr Blätter, bemahlt mit As und mit Ski — aber nicht für mich! Ertönet, ihr Geigen, im Redoutenſaale — aber auch nicht für mich! In dir, in dir, du majeſtätvoller Schauplatz der Werke des Allvaters, will ich ſein und weilen, und mich über das Wohl aller ſeiner Kinder freuen. In dir will ich reinere Lüfte einathmen, höhere Gedanken denken und ſchuldloſere Empfindungen ſammeln. In dir will ich den Ewigen, der dich ſo ſchön und ſo reizend ſchuf, durch gänzliche Ergebung an ihn verehren, und auf die Ahndungen meiner Unſterblichkeit, die du mir von allen Seiten zuflüſterſt, andächtig horchen. Und du, mein Ariſt — ſei mir dann im Schoße der Natur meine ganze menſchliche Geſellſchaft! Geh mit mir in ſelbigen zugleich — komm und überraſche mich, wenn ich allein darin bin. In deinen Umarmungen finden mich da die aufgehende und untergehende Sonne, der Mond und alle Sterne! In deinen Umarmungen werde mein Leben verlebt! In deinen Umarmungen finde der Tod mich noch! — Ach, wie ſchön war's, daß du in meinem Zeitalter geboren wardſt! Wie noch ſchöner, daß du für mich geboren wardſt! Der Tag, an dem unſere Herzen zum erſtenmale recht allgewaltig füreinander ſchlugen, iſt mir ſo heilig, als der, an dem mein Herz zum erſtenmale im Freien außerhalb meiner Mutter ſchlug. Ich feiere das Feſt unſerer Liebe, wie den Tag meiner Geburt. — — (Ariſt tritt in die Laube ein.)

Zweiter Theil.

Ariſt. (in ihre Arme eilend) Heil dir, Heil dir am Tage deiner Geburt! — Wie liebenswürdig ſieheſt du aus, Allerbeſte, und welche Empfindungen haben die Farbe deines Geſichts und das natürliche Feuer deiner Augen erhöhet?

Laura. (ihn vor ſich hinhaltend und feſt anblickend.) Ich dachte eben recht hoch und hehr an dich und an mich. (fällt ihm um den Hals.) Ach daß du mein wardſt, das iſt mir ſo lieb, als daß ich geboren ward.

Ariſt. Und daß ich dort noch dein ſein werde, iſt mir ſo lieb, als meine Unſterblichkeit ſelbſt. (bewegt ſie zum Niederſetzen mit ſich) Laß uns fortfahren, Liebe, wo du aufgehört haſt. Groß iſt dieſer Tag für uns beide; unter großen Gedanken werde ſein Morgen von uns gefeiert!

Laura. (die das Wort nimmt.) Wo ſind deine und meine Eltern geblieben, Ariſt? Wo iſt die ganze Vorwelt geblieben, deren Mitglieder ſie waren? Saßen ſie nicht alle auch einſt unter den Lauben, wo wir jetzt ſitzen? Der Strom der Zeit hat ſie mit ſich dahingeführt — ach, der Zeiten reiſſender Strom!

Ariſt. So iſts. Er führt die Menſchen mit ſich dahin, wie die ſchwimmenden Blätter, und die Reiche, wie die Menſchen. Unter ewigen Revolutionen ſteht alles auf dieſer Unterwelt, und die Geſchlechter drängen einander recht von der Oberfläche der Erde hinweg.

Laura. Heiligſonderbar!

Ariſt. So weit es uns erlaubt iſt, in die Abſichten des Unerforſchlichen einzudringen, ſcheint es, als geſchähe dies, um die Summe des Lebens ins Unendliche zu vermehren. Es iſt, als hätte die Natur im Stillen das Geheiß von ihrem Urheber bekommen, zu eilen, um nur ſo viel Weſen zur Exiſtenz zu bringen, als möglich. Hier iſt nur Unſterblichkeit der Arten! Iſt auch genung für den erſten Zuſtand der höhern Arten. Dort wird auch den Individuen derſelben Unſterblichkeit gewährt werden; und wie konnte der Schöpfer ihnen ein lebendigeres Vorgefühl davon geben, als durch den Anblick der ſchon jetzt beſtehenden Unſterblichkeit ihrer Art, zu der ſie gehören?

Laura. Das iſt ein großer Gedanke, den du mir da vorhältſt, Ariſt. Mein Herz iſt heute gedrängt voll von Tod und Unſterblichkeit, und er kommt ihm zu Statten. Auf lauter Gräbern der Vorwelt wohnen wir, und die Nachwelt wird ihre Wohnung auf den unſrigen aufſchlagen. Wie gereicht es uns darüber zur einzigen Beruhigung, daß dieſe Gräberwelt nur die Baumſchule ſei, in welcher der oberſte Gärtner uns, ſeine Lieblingsreiſer, aufziehet, um uns einſt in ſeinen größern Garten zu verpflanzen!

Ariſt. Ja, und was noch mehr iſt — laß dir ſagen — ein Gärtner ſäete einſt eine Ulme; die Ulme ging auf und neben ihr ein Weinſtock. Der Weinſtock wand ſich um die Ulme her, und dem Gärtner gefiel der Anblick ſo wohl, daß er, als er hernach die Ulme verpflanzte, den Weinſtock auch wieder neben ſie pflanzte. Da neigte ſich die Ulme wieder an ihren Weinſtock hin und der Weinſtock wand ſich wieder um ſeine Ulme her, und beide wuchſen feſtumſchlungen ſo hoch empor, daß ſie des Gärtners höchſtes Wohlgefallen wurden.

Laura. (die ſich an Ariſt hinneigt.) Ach mein Ariſt!

Ariſt. (der ſich um ſie her windet.) Ach meine Laura!

Laura. Ach ſo ewig — ſo ewigewig!

Ariſt. Wohl mir, daß du geboren wardſt! Wohl dir, daß ich geboren ward! Liebe iſt das Leben des Lebens, reine, hohe Liebe der Unſterblichkeiten ſchönſte. —

Laura. (die ihn ſehr feſt dazu anſieht.) Mich dünkt, wir ſind uns unerklärbar ſo viel. Je mehr ich darüber nachdenke, deſto mehr glaube ich dies. Sollte wirklich ein ſo höchſtinniges und beinahe weſentliches Hangen an einander — daß jeder, wenn er ohne den andern iſt, nur halbe Exiſtenz fühlt — ſich blos aus unſerem Umgange mit einander erklären laſſen, daß es durch ihn nicht nur zu ſolchem Grade geſtiegen, ſondern auch ſogar entſtanden ſei? Sollten unſere Seelen nicht gleich urſprünglich in einer Art von uns noch unbekannter Verwandſchaft geſtanden haben, und ſollte dieſe nicht vielmehr ohne unſer Wiſſen den Trieb erzeugt haben, unſern Umgang mit einander zu ſuchen?

Ariſt. (mit der Miene eines recht aufmerkſamen Zuhörers.) Ich höre dich gar zu gern ſo reden, Liebe. Fahre fort.

Laura. Wer kennet denn unſer eigentliches Weſen? Wer weiß zu ſagen, wer wir ſind! Der Menſch wird mir ein immer unergründlicheres Geſchöpf. Wenn dann dem alſo wäre, ſo denke ich mir, daß gewiß jeder Menſch unter allen exiſtirenden Miriadenmillionen Menſchenſeelen eine ſolche mit ihm verwandte Seele habe, und daß ſeine Seligkeit darauf ankomme, daß er ſie finden könne. Denke einmahl, Ariſt, wenn dieſe nun aber in einem fernen Lande exiſtirt; wenn ihn Meere von ihr trennen! Denke dir, wenn ſie nun ein Jahrhundert vor ihm exiſtirt hätte, oder ein Jahrhundert nach ihm erſt zu ihrer Exiſtenz reiſte! Finden würde, finden müßte er ſie wohl einſt — aber er fände ſie hier doch nicht. Ach was hätten ſolchergeſtalt diejenigen von Gott voraus bekommen, die das Glück hatten, mit der ihnen verwandten Seele in ein Zeitalter zu treffen, ja, ſie ſogar dicht neben ſich zu entdecken! Das wären ja wohl die recht eigentlichen Lieblinge des Schickſals, die Auserwählten und Auserkohrnen jener allwaltenden Providenz, die das Schickſal regiert. Ariſt, was meineſt du hierzu? Und wenn das ſo wäre, müſte der Gedanke an unſere Liebe nicht der hauptſächlichſte und erſte Gedanke ſein, womit wir alle unſere Dankgebete gegen Gott in dieſer und in jener Welt anſingen?

Ariſt. O meine Laura, das ſoll und muß er auch ewig ſein. Ich glaube auch gewiß im Grunde von der Sache, was du glaubſt; nur deine Vorſtellung von ihr nimmt einen kühnern Schwung. Verwandte Seelen ſind mir ſolche Seelen, die völlig gleichgeſinnet ſind. Gewiß fände jeder Menſch eine ſolche völlig gleich mit ihm geſinnte Seele, wenn er in die Verſammlung aller Menſchenſeelen einträte. Gewiß hat derjenige vor Hunderttauſenden einen unſchätzbaren Vorzug, welcher ſie findet, und kann ſich für einen Liebling des Schickſals anſehen. Wir, Laura, bekamen einerlei edle Erziehung. Du weißeſt, daß Erziehung unſere Triebe forme, und daß unſere Triebe wieder unſere Auſſenſeite, unſere Geſichtszüge nicht nur, ſondern auch den ganzen Umriß unſeres Körpers formen. Einerlei Erziehung gab uns einerlei Triebe; einerlei Triebe gaben uns wenigſtens viel Aehnlichkeit in unſerm äußerlichen Weſen. Wir ſahen einander und ſahen eben darum einander

ern, weil einer im Andern ſich ſah, ohne ſich
eſſen deutlich bewuſt zu ſein. Wir hörten ein-
nder und hörten bald einander unausſprechlich
ern, weil unſere eigene Seele aus dem andern zu
prechen, in dem andern zu denken und zu empfin-
en ſchien. Je mehr wir mit einander umgingen,
eſto mehr bemerkten wir dies nicht nur, ſondern
ir vermehrten es auch von Zeit zu Zeit noch durch
nſern Umgang. Nun ſind wir ganz Eins; ſo
nd wir auf das höchſte mit einander verwandt.
Wir wären dies aber freilich alles nicht, wenn wir
undert Meilen aus einander, oder wenn wir
ollends nicht zu gleicher Zeit Bewohner der Erde
eworden wären! Darum wollen wir uns auch
echt als Auserkohrne der Gottheit deshalb betrach-
en, daß unſere Geburt in ein Zeitalter fiel, und
aß wir in einem Winkel der Erde die Strahlen
er Sonne zu genießen anfingen. Ach Laura,
aura, das war mein erſter Gedanke an dieſem
Morgen, als ich nach dem Erwachen ins volle Be-
wuſtſein zurückkehrte, und gewiß haſt du ihn heut
uch ſchon gedacht.

Laura. Er war es eben, der mich nach ſich zog,
ls du in dieſe Laube eintrateſt, und der meinem
Herzen die Wärme gab, welche ſich meinem ganzen
ußern Weſen mittheilte.

Ariſt. Wir fanden uns *hier* ſchon und wurden uns *hier* ſchon Alles. Dies wird einen ewigſichtbaren Einfluß auf uns haben, und wir werden uns im Glückſeligkeitsgenuß an einander *dort* auch in einem ewigſichtbaren Vorſprunge vor allen denen erblicken, die ſich *dort* erſt finden und ſich *dort* erſt Alles werden.

Laura. (ihn ſanftumarmend.) Ach dort, dort, Lieber, wirſt du mich erſt *recht* lieben, wenn du erſt gar keine Unvollkommenheit mehr an mir erblicken wirſt.

Ariſt. Und du an mir! — Meine ewiggeliebte Laura, laß uns *hierüber* ja auch recht richtig denken. Es iſt eine große Frage, ob wir uns in jenem vollkommenern Zuſtande ſo unausſprechlich lieben würden, wie wir uns gewiß lieben werden, *wenn wir uns nie in einem unvollkommenern* geſehen *hätten* . . . Ich glaube feſt, daß ſie mit *Nein* zu beantworten ſei.

Laura. (wie getröſtet.) Ach darüber ſag du mir auch doch heute mehr.

Ariſt. Ich für mein Theil weiß es gewiß und bin davon ſo lebendig, wie von meinem Daſein, überzeugt, daß ich *durch dich* gröſtentheils der gute Menſch ward, der ich jetzt bin. Ich kann mich genau gewiſſer Unvollkommenheiten erinnern, die ich in beträchtlichem Grade an mir hatte, und die dein Umgang allmählich ganz von mir weggewiſcht hat. Auch du haſt mir oft geſagt, daß ich zu deiner Ausbildung beigetragen hätte.

Laura. (ganz aus ihrem Herzen.) Unausſprechlich viel habe ich auch dir zu danken; das iſt gewiß.

Ariſt. Nun ſieh! Wenn wir uns nun einſt dort in dem Zuſtande wahrer Vollkommenheit wieder haben und wir ſind uns deſſen bewuſt, daß wir und wie viel wir einer zu des andern Vollkommenheit beigetragen haben, wird uns der Anblick und der Genuß derſelben nicht noch weit erwünſchter ſein? Wird dies Bewuſtſein des geleiſteten gegenſeitigen Beitrags zu unſerer gegenſeitigen Veredlung, der uns gewiß ewig unvergeßlich ſein wird, nicht unſere Herzen dort erſt am innigſten an einander feſſeln? Wird der Dank, den wir ewig dafür gegen einander fühlen, nicht unſere Liebe noch am unausſprechlichſten erhöhen? Wenn ich dir dann die erhabenſten und reinſten Geſinnungen zu erkennen gebe und dich durch ſie äußerſt glücklich mache, und wenn dann dein Herz zu dir ſagt — dieſe flößte ich ihm ein — ach Laura, wie wird dich dann erſt meine Liebe zu dir beſeligen! Es iſt gar zu ſchön, etwas Gutes, das wirklich da iſt, als unſer Werk betrachten zu können. Es iſt unter allem, was ſich ſchönes denken läſſet, das allerſchönſte, die Vollkommenheit des Gegenſtandes unſerer höchſten Liebe als ein ſolches betrachten zu können.

Laura. (ſich um ihn her ſchmiegend.) Ariſt, du haſt Recht. (zärtlich.) Nimm doch aber zum Beweis deines Satzes nicht immer dich, ſondern — mich.

Ariſt. (treuherzig.) Einen, wie den andern, und einen um den andern. Laß uns noch recht darinn fortfahren, einander wechſelſeitig auszubilden und zu veredeln! Dies ſei der ganze Zweck unſers gemeinſchaftlichen Daſeins und Beiſammenſeins. Immer wollen wir dieſen Entſchluß mit uns umher tragen und vor Augen haben; aber heute wollen wir ihn recht feierlich erneuern.

Laura. (die beide Hände in die ſeinigen legt.) Ja, Ariſt, bei Gottes erſtem wohlthätigen Lichtſtrahl, der einſt an dieſem Tage meine Augen berührte — wirke du mit aller deiner Kraft auf mich; ich will auf dich wirken. Du haſt mehr richtige und deutliche Begriffe, als ich; theile ſie mir mit. Ich habe mehr warme und milde Empfindung als du; ich will ſie dir einhauchen. Gott reiche mir durch dich Blick in die Wahrheit, und dir durch mich Enthuſiasmus für das Gute! Komm, Freund, und laß uns gleich an dieſem Morgen noch einige edle Handlungen verrichten! (Beide umarmten ſich lange unter Freudenthränen der Liebe und verließen darauf Arm in Arm die Laube und den Garten.)

Dritter Theil.

Kriſt überließ ſich heute ganz der Führung ſeiner Laura.

Erſte Geburtstagshandlung.

(Die Scene iſt in der Vorſtadt.)

Laura. (zu einer alten Frau.) Iſt Sie die Mutter des Verunglückten?

Alte Frau. (weinend.) Ach ja wohl bin ichs. Ich arme Wittwe! Und muß nun ſo unſchuldiger Weiſe um meinen einzigen Sohn kommen, und hatte noch vor vier Wochen mein letztes Bischen daran gewendet, daß er ein Zimmergeſell werden konnte. Du lieber Gott, du, du!

Laura. Was macht er denn?

Die Mutter. Er liegt noch ſo für todt, wie ſie ihn geſtern gebracht haben. Warm iſt er noch; Athem holt er auch noch. Das iſt aber auch alles. Da iſt kein Hören und kein Sehen und er rührt und regt ſich nicht.

Laura. Zeige Sie ihn uns doch.

Die Mutter öfnete eine kleine Stube, wo der junge Menſch auf einem Strohlager über und über voll Blut mit verbundenem Kopf und ohne alle Bewegung da lag.

Ariſt. Ach nun beſinne ich mich, daß mein Bedienter mir heute ſagte, daß ein Zimmermann Schaden genommen haben ſollte. Er konnte ihn aber nicht nennen. Iſt das dieſer! Was iſt denn mit ihm vorgegangen? Erzähle Sie es uns doch kurz, Mutter. Das iſt ja ein erbärmlicher Anblick.

Laura. (mit gefaltenen Händen.) Wahrhaftig ſchauderhaft! Du armes junges Blut!

Mutter. (die unterdeſſen über ihn her gefallen war, ihn geherzt und geküßt hatte.) Ach ja wohl, ja wohl! Er hat da bei dem Bauer L. zu N. einen alten Stall helfen einreiſſen und da hat ihm ſein betrunkener Kamerad einen großen Balken auf den Kopf fallen laſſen. Da iſt er gleich todt zu Boden geſunken und ſo brachten ſie ihn mir gefahren. Nun ſagen ſie, er hätte ſich auch betrunken gehabt. Aber das iſt nicht wahr; mein Sohn hat mein Tage keinen Branntewein riechen können. Und ich bin ſo eine blutarme Frau, daß ich gar in meinem Leibe keinen Rath weiß.

Ariſt. Iſt denn noch gar nichts an ihm geſchehen? Iſt noch niemand hier geweſen?

Mutter. Ich bin bei drei Barbieren geweſen; aber es wollte keiner kommen. Sie fragten alle, woher ſie am Ende die Bezahlung kriegen ſollten. Endlich kam der Feldſcheer. Der ſchüttelte den Kopf und verordnete einen Umſchlag, wozu vier Groſchen ſein muſten. Da ich die nicht hatte, ſagte er, ſo könne er mir auch nicht helfen; es würde auch ſo wohl alle Hülfe umſonſt ſein, und ich ſollte ihm bloße Umſchläge von Waſſer machen. Wenn Hülfe noch wäre, thäten dieſe auch die Dienſte. Das habe ich nun alle halbe Stunden gethan; ich ſehe aber nicht, daß es anders werde, und der Feldſcheer iſt auch nicht wiedergekommen.

Laura. (nachdem ſie einen Buben von der Straße angerufen und ihm etwas beſtellt.) Es iſt doch eine abſcheuliche Wirthſchaft unter den Menſchen!

Ariſt. (als ihm Laura etwas ins Ohr geſagt.) Hat ſich denn der Bauer ſeiner nicht angenommen, in deſſen Arbeit er Schaden genommen? Sonſt trift man hier zu Lande doch noch immer bei dieſen Leuten viel chriſtliche Liebe an.

Mutter. Jo, jo! Ich rannte ſo geſchwind, als ich arme alte Frau noch kann, zu ihm hinaus und bat ihn um Gottes willen, ſich doch meines armen Sohnes anzunehmen, weil er **bei** ihm zu Unglück gekommen wäre; aber die ganze Antwort war — warum hat ſich der Schl . . . beſoffen? Und es iſt doch kein wahres Wort daran. Sein Kamerad iſt betrunken geweſen und mein Sohn hat deshalb nicht mit ihm einreißen wollen. Es muß ihn geahndet haben. Der Bauer aber hat ihm zugeredet und geſagt, er würde doch kein kleiner Junge mehr ſein und ſich vor Einreißung ſo eines lumpigen Stalles fürchten.

Ariſt. Hat ſie ſich nicht an die Obrigkeit gewendet, daß dieſe den Bauer **zwingen** möchte, für Ihren Sohn zu ſorgen?

Mutter. Ach ich bin allerwärts umher geweſen und kann kaum noch kriechen. Aber die Obrigkeit ſagte auch, daß ſie den Bauer dazu nicht zwingen könnte, wenn er nicht ſelbſt aus chriſtlicher Liebe wollte. Aber ach du lieber Gott, die chriſtliche Liebe iſt leider nicht weit her in der Welt.

Ariſt. Erzählte Sie denn nicht auch den Umſtand, daß der Bauer in ihn gedrungen, mit dem betrunkenen Kamerad einzureißen?

Mutter. Ja freilich; aber da fragte mich der Gerichtsſchreiber, ob ich Zeugen hätte, und ob ich Geld hätte, die Zeugen abhören zu laſſen; der Bauer leugne es. Du lieber Gott, wenn Zeugnen 'genung iſt, was ſoll da unſer einer anfangen!

Ariſt. That denn die Obrigkeit gar keinen Ausſpruch?

Mutter. Es ward mir geſagt, wenn das wahr wäre, daß ſein Kamerad an ſeinem Unglück Schuld ſei, ſo ſollte ich mich an dieſen halten. Der müſte alles bezahlen und noch Schmerzengeld obendrauf geben.

Ariſt. Nun, und wie iſts da geworden?

Mutter. Das war ein fremder lüderlicher Kerl; der hat ſeinen Renzel geſchnürt und iſt in alle Welt die Nacht gegangen. So bin ich denn auch nicht weiter gegangen; denn all mein Gehen hilft mir ja doch nichts. (*Laura geräth in Unruhe und ſieht oft zum Fenſter hinaus.*) Nun muß das arme Blut wohl daran glauben. Das wird nun doch nicht anders. Wer kann helfen! Mein Troſt iſt, daß er keine Schmerzen fühlt. Sonſt würde er ſo ſtill nicht liegen. Die Nachbarn ſprechen nun noch oben drauf, daß es Gottes Strafe dafür wäre, daß ich ſo einen Hochmuth ausgeübet und ihn hätte ein Handwerk lernen laſſen; er hätte auch ein Taglöhner werden können, wie ſie wären und wie ſein Vater geweſen. Der gute Junge aber hatte nun einmahl Luſt zum Zimmermann, Sein Meiſter war auch ſehr mit ihm zufrieden und er konnte ſogar ſchon einen hübſchen — ich weiß nicht, wie ſie das Ding nennen — Reis oder Riß — machen. Auch dachte ich, daß er mich einmahl in meinem Alter beſſer unterſtützen könne, wenn er ein Handwerk gelernt, und ſo wendete ich alles, was ich hatte, an ihn, um einmahl keine Noth zu leiden. Aber nun werde ich ſie recht leiden müſſen.

Laura. Das ſage Sie noch nicht. Und wenn hier nichts mehr hilft, ſo ſoll Sie doch keine Noth leiden.

Ariſt. (indem die Mutter einen neuen Umſchlag von Waſſer macht.) Was hat Sie da für Waſſer? Das iſt ja warmes!

Mutter. Ja, ſo hats der Feldſcheer verordnet.

Ariſt. (im Affekt.) Iſt der Menſch unſinnig? Oder hat er ihn nur aus der Welt haben wollen? Das muß ja den Taumel noch vermehren, worin der Unglückliche liegt. Kalt, eiskalt muß das Waſſer ſein. Fort mit dem warmen!

Laura. (die das Fenſter zumacht.) Er kommt.

Ariſt. (zum eintretenden Chirurgus.) Iſt dieſe Frau bei Ihnen auch geweſen und hat Sie gerufen?

Mutter. (von freien Stücken.) Nein, den Herrn kenne ich nicht.

Ariſt. Herr M. Denken Sie einmal, wie Ihre Kollegen handeln. Die halbe Stadt iſt dieſe arme alte Frau durchgelaufen, und kein Menſch hat kommen wollen.

Chirurgus. Iſt freilich hart. Wenn Sie aber auch nur wüſten, wie viel Arme wir umſonſt kuriren müſſen! Die Wege und die Kur thut man auch gern umſonſt; wenn wir aber auch noch unſer eigenes Geld daran wenden ſollen, das iſt zu viel verlangt. Warum ſollen wir denn gerade in ſolchen Fällen alles thun? Hier z. E. kann es möglich ſein, daß in künftiger Nacht dieſen Menſchen ihrer vier kaum werden halten können, und dieſe wollen doch bezahlt ſein. Der Obrigkeit wäre es Pflicht, in dergleichen Vorfallenheiten ſofort hinzuzutreten.

Ariſt. Endlich iſt der Feldſcheer gekommen und der hat Umſchläge von warmen Waſſer appliciren laſſen.

Chirurgus. (die Hände zuſammenſchlagend.) Schön! Dieſer Menſch iſt ſelten nüchtern und hat auch ganz und gar nichts gelernt.

Ariſt Und iſt doch Bataillonsfeldſcheer geworden?

Chirurgus. Er hat des Majors Magd geheurathet. — (zur Mutter.) Wie lange iſts her, daß das Unglück geſchehen?

Mutter. Seit geſtrigen Mittag.

Laura. Herr M., wir übergeben Ihnen dieſen Armen. Sorgen Sie ganz ſo für ihn, als wenn er eines reichen Mannes Kind wäre. Sie thun alles auf unſere Rechnung.

Mutter. (die Ariſten recht genau anſieht.) Ach du lieber Gott, Sie ſind wohl gar unſer lieber neuer Herr Juſtizrath?

Ariſt. Ja, hier will ich es ſein.

Der Chirurgus lächelte und ſchor darauf dem Verunglückten den Kopf, und unterſuchte die Wunden. Als dies geſchehen war und er den erſten kalten Umſchlag angelegt, ſprach er zu Ariſt und Laura! „Ueberlaſſen Sie ihn nun nur mir ganz. Ich bleibe hier und werde mich in den erſten vier und zwanzig Stunden nicht viel entfernen. Der Zuſtand ſcheint mir aber äußerſt gefährlich, und ich nehme ihn für einen todten Mann an. Noch kann ich die Sache nicht gehörig beurtheilen. Ich kann nicht einmal wiſſen, ob er mit dem Leben davon kommen, geſchweige ob ich ohne Trepane fertig werden werde. Binnen vier und zwanzig Stunden wird ſichs zeigen. Genung, ich will, ſobald Sie ſich entfernt haben, alle noch übrige und mir mögliche Rettungsanſtalten treffen. Es iſt nur nothwendig, daß wir einige ſtarke Männer bei der Hand haben; denn ſo wie er zu ſich kommen ſollte, wird er zu raſen anfangen und alles abreißen, was ich ihm anlege. Vielleicht aber hilft Gott. Und das will ich Ihr zum Troſt ſagen, Mutter, daß ich ſchon manchem, der ſo hin war, wie Ihr Sohn, in ganz ähnlichen Schickſalen geholfen habe.

Laura. Nun ſieht Sie wohl, gute Mutter? So vertraue Sie auf Gott! Was Ihr und Ihrem Kinde gut iſt, das wird geſchehen. (zieht ihre Börſe hervor.) Hier haben Sie fürs erſte zwei Dukaten, Herr M., um die anfänglichen Auslagen zu beſtreiten. Sorgen Sie auch dafür, daß die arme alte Mutter keine Noth leide.

Mutter. (die Lauren beide Hände küßt.) Ach gnädige Frau Juſtizräthin, haben Sie viel tauſend Gotteslohn! Wenn mein armer Sohn wieder geſund wird, ſoll er ſelbſt zu Ihnen kommen und ſich bei Ihnen bedanken.

Laura. Das gebe Gott! — Vorher aber wollen wir erſt wieder zu ihm kommen. (im Weggehen zu Ariſt.) Das wäre doch einmahl ſo etwas am Geburtstage gethan, wenn das gelänge! (Ariſts Antwort beſtand aus Küſſen in der Hausflur.)

Zweite Geburtstagshandlung.

(Die Scene iſt in einem der äußerſten Gärten.)

Laura. (zu einem Manne, der gräbt.) Guten Tag, mein lieber Ehrhard! So fleißig?

Ehrhard. Zu dienen, liebe Mamſel. Man muß ja wohl, wenn man die Kinder ernähren will. Arme Soldaten haben ſonſt nicht viel, wie Sie wohl wiſſen.

Laura. Wo iſt denn mein Pathe? Iſt er recht groß geworden, ſeitdem ich ihn nicht geſehen?

Ehrhard. (der ſich den Knebelbart ſtreicht.) Ach, wachſen thun die Aeſer wohl, wenn ſie nur nicht auch eſſen wollten.

Ariſt. Das laß Er ſich lieb ſein. Wer Appetit hat, der iſt geſund, und vom Eſſen werden die Kinder groß.

Ehrhard. (dem das lächerlich ſcheint.) Ja, ja, wie Sie's verſtehen, lieber Herr. Wenn's Brod nur kein Geld koſtete. Aber da quäle du dich, armer Kavalleriſte! Die Nacht auf die Wache — am Tage an den Spaden. (ſieht ſich um.) Dort ſind ſie alle beide, wie ſie der liebe Gott in einer Stunde mir ins Haus brachte. (pfeift, und die Knaben kommen gerennt.)

Laura. (die ſie beide anſieht und nicht zu unterſcheiden weiß.) Was macht ihr denn noch, und wer iſt denn eigentlich nun mein Pathe unter euch?

Wilhelm. Ich bins.

Auguſt. Nein, ich bins.

Laura. (die ihnen die Backen klopft.) Ihr habt Recht. *Heute* ſollt ihrs beide ſein.

Ehrhard. Meinetwegen! Dem andern iſt ſo vor vier Wochen die letzte Pathe geſtorben. Bedanke dich, Wilhelm. Auf Neujahr wird dirs nicht unrecht bekommen.

Laura. (die ſie mit Wohlgefallen betrachtet.) Das ſind ja ein Paar liebe Knaben geworden.

Ariſt. Ein Paar recht geſunde Burſche. Sehen aus, wie Milch und Blut, und ſind ſchlank, wie die jungen Elſen.

Ehrhard. (überlaut lachend.) Ja, hat ſich was zu Elſen. Es weiß es keiner beſſer, daß es keine Elſen ſind, als ich. Wenns Elſen wären, hätt's keine Noth. Waſſer iſt Gottlob dort genung im Graben; ſo pflanzte ich ſie hin. Aber — *eſſen* wollen ſie, und könnens, wie die Musketiere. Doch, ich will ſie mir nun bald aus der Koſt ſchaffen. Sie ſind beide vierzehn Jahre und ſtehen ſtark auf dem Wuchs.

Laura. Wozu habt ihr denn Luſt, Kinder? Was wollet ihr werden?

Ehrhard (der für ſie das Wort nimmt.) Unter die Muſkete ſollen ſie nächſter Tage.

Laura. Ja, wollen ſie denn das auch?

Ehrhard. Was da, was da! Was kann aus armen Soldatenjungen weiter werden, als wieder Soldaten?

Laura. Kinder, wollet ihr denn das werden? (die Knaben zucken die Achſeln.)

Ehrhard. Ja, da werde ich euch nicht weiter fragen. Ich habe kein Geld, euch ein Handwerk lernen zu laſſen. Ich bin froh, daß ich euch ſo weit habe, daß ihr nun zu Gottes Tiſche geweſen ſeid. Und eher ſie ſolche Herumläufer werden, wie die Taglöhner, dafür werdet lieber Soldaten.

Laura. Auguſt, was würdeſt du denn gern?

Auguſt. Ein Schneider.

Laura. Und Wilhelm, du?

Wilhelm. Ich — ein Leinweber.

Laura Gebet eurem Vater ein gut Wort, daß ihr die Erlaubniß dazu erhaltet.

Ehrhard. (als beide ihn umhalſen.) Wollt ihr bald gehen! Ziehen einen doch die beiden großen Jungen faſt ſchon zur Erde nieder! (will weiter graben und ſieht Lauren von der Seite an.) Ja, ja.

wenn nur weiter dazu nichts gehörte, als die Erlaubniß von mir!

Laura. Nun ſo wüßte ich doch nicht, was weiter noch dazu erfordert würde, als ein Meiſter für ſie. Sollten denn ſo ein Paar nette Burſche keinen Meiſter bekommen können?

Wilhelm und Auguſt. (zuſammen.) Meiſter Nagel und Meiſter Lehmann wollen uns haben. Meiſter Meier und Meiſter Schröter auch. Meiſter Hiliz und Meiſter Kunz auch.

Laura. Nun, ſieht Er wohl, Gevattersmann?

Ehrhard. (mit dem Zeigefinger hinterm Ohr reibend.) Zehen Meiſter für einen; das glaub' ich wohl. Aber — (bläſet über die flache Hand weg) nehmen Sie einmahl etwas heraus, wenn nichts darinn iſt. Wenns auch kein Lehrgeld brauchte, ſo will doch ein Bette ſein. Aufdingegebühren auch erſt, und dann wieder Losſprechegebühren. Und Wäſche und Kleidung dazu, ſo lange die Lehrjahre dauren. Du lieber Gott, wo ſollte das herkommen!

Laura. Alſo einen Meiſter haben Seine Kinder; Seine Erlaubniß auch. Für das übrige aſſe Er mich ſorgen. Iſt Er nun zufrieden?

Ehrhard. (der den Spaden feſt in die Erde ſtößt.) Wie kämen Sie denn dazu, daß Ihnen meine Kinder ſo viel koſten ſollten!

Laura. Der Eine war mein Pathe, und der Andere iſts heute geworden. Laß' ers ſo gut ſein!

Ehrhard. Ei in Gottes Nehmen. So habe ich gar nichts weiter dagegen. Ich will mich gleich anziehen und die Meiſter für ſie ausmachen.

Laura. Recht ſo. Und ſo, wie Er ſie ausgemacht hat, ſchicke Er die Leute zu mir und ſorge Er weiter für nichts.

Ehrhard. Das iſt ſchön, das iſt ſchön. Kinder, bedankt euch; ich danke auch recht vielmahl.

Die beiden Knaben ſprangen um Laura her und küßten ihr bald das Kleid, bald die Hand. Laura ermahnte ſie und beſchenkte ſie, und flüſterte Ariſten ins Ohr: „Wenn ich heute zwei künftige brave Handwerker dem Staate mehr geſchafft hätte, das ſollte mich doch auch recht freuen.“ Ariſt antwortete ihr wieder mit Küſſen unter freiem Himmel.

Dritte Geburtstagshandlung.

(Die Scene iſt in einem Zuchthauſe.)

Laura. (zum Waiſenvater, der auch die Inſpektion über das Zuchthaus hatte) Wie viel haben Sie jetzt hier Züchtlinge?

Waiſenvater. Zwanzig Stück. Es waren netto zwei Dutzend; aber vier Stück ſind in voriger Woche wieder abgegangen.

Laura. Was kochen Sie heute für die Waiſenkinder?

Waiſenvater. Es iſt heute Fleiſchtag. Alſo Fleiſch und Zugemüſe.

Laura. Können Sie wohl noch zu zwanzig Portionen mehr Rath ſchaffen?

Waiſenvater. Freilich iſts ſchon etwas nahe am Mittag; aber es ſoll Rath werden. — Sie wollen gewiß heute hier traktiren?

Laura. Getroffen. Es wird doch auch wohl erlaubt ſein?

Waiſenvater. Wehren wird Ihnen das Niemand. Das Volk iſts aber nicht werth. Es iſt ein Abſchaum von Geſindel jezt da, wie es kaum beiſammen geweſen ſein mag, ſo lange das Zuchthaus ſteht.

Laura. Schadet nicht. Läſſet Gott doch auch ſeine Sonne aufgehen über die Böſen wie über die Guten. Wo ſind die Leute jezt?

Waiſenvater. Sie werden eben von der Arbeit aus dem Zuchtgraben in den Hof kommen, wo ſie ſich zu ſönnen und Mittag zu machen pflegen.

Laura. Wenn das Eſſen fertig, ſchicken Sie es uns nach. Ariſt, wir wollen immer voran gehen.

Die zwanzig geſchloſſenen Elenden traten eben Paarweiſe in den Hof. Es waren gröſtentheils abſchreckende Phiſionomien, auf welchen ihr ausgeübtes Laſter und wilde Verzweiflung zu wohnen ſchienen. Ströme von Flüchen und Verwünſchungen gegen einander brachen aus ihren Hälſen hervor, und als Ariſt ihnen dies verwies, ſteckten ſie alle die Zungen weit gegen ihn heraus, und fuhren im Fluchen fort. Der Zuchtknecht lies ſich ſehen und — es erfolgte eine allgemeine Stille. Laura unterhielt ſich mit dem Zuchtknecht über die Verbrechen, welche jeder derſelben begangen, und Ariſt erkundigte ſich darnach, was nun eigentlich hier zu ihrer Beſſerung geſchehe. Vom erſtern wuſte der Knecht erſtaunend viel zu ſagen; das leztere aber ſchien ihm eine noch gar nicht vorgekommene Idee zu ſein, denn er antwortete blos, daß ſie den ganzen Tag über ſchwere Arbeit thun müſten. Laura ſowohl, als Ariſt, ließen ſich mit vielen derſelben in Geſpräche ein und verſuchten, ob nicht hier und da noch ein Funke von Menſchlichkeit in ihrem Buſen ſei, den ſie anfachen könnten. Es wollte ihnen aber nicht gelingen und die Züchtlinge ſamt und ſonders urgirten, jeder in ſeiner Art und in ſeiner Sprache, die fürchterlichen Grundſätze, daß es nicht der Mühe werth ſei, ihr Herz zu beſſern, weil ſie doch dadurch ihr Schickſal nicht beſſerten, und daß man ſie auch ſo behandle, daß ſie ſich nicht beſſern könnten. „Könnte man uns nur die Sonne nehmen, ſchrie der Aelteſte unter ihnen, man nähme ſie uns auch.“ Die Eßzeit kam und Laura hatte beſtellt, daß zuförderſt ihre gewöhnliche Koſt ihnen vorgetragen werden ſollte. Es kamen alſo zwanzig Portionen Brod an, das ziemlich grob und alt zu ſein ſchien. Die Züchtlinge fielen darüber her und weichten es in ihren Waſſertöpfen auf. „Iſt das nicht Hundekoſt, rief der Alte aus, der ein Mörder war, iſts zu verwundern, wenn wir Hunde werden?“ Der Zuchtknecht wollte ihm eben einige tüchtige Hiebe dafür verſetzen; Laura aber bat für ihn. Nun kamen die zwanzig Portionen Fleiſch und Zugemüſe. Alle machten ſie lange Hälſe und große Augen, und Laura ſprach: „da habt ihr auch einmahl Menſchenkoſt. Thut euch heute etwas zu gute und ſeid Menſchen dabei!“ Mit dem größeſten Heishunger waren ſie alle im Begrif darüber herzufallen, als der alte Mörder ſeine Mütze wegwarf und rief: „Burſche, halt, erſt wollen wir beten. Das iſt einmahl betenswerth.“ Alle übrigen folgten ihm ohne Widerrede und es machte einen unbeſchreiblichen Eindruck auf Laura, als ſie alle dieſe verwilderte Menſchen mit ganz veränderten

Geſichtszügen erblickte, wie ſie mit entblößten Häuptern ihre rabenſchwarzen Hände jeder über ſeinem töpfernen Teller mit Fleiſch und Zugemüſe falteten. Selbſt der Zuchtknecht ward von dem Anblick ſo gerührt, daß er auch ſeinen Hut abnahm und vor ſich ſprach: „Nun, ſo was habe ich doch in meinem Leben nicht geſehen.“ „Sieht er wohl, erwiederte ihm Ariſt, als die Züchtlinge ausgebetet hatten, ſo viel vermag ein bloßer Teller mit Fleiſch und Zugemüſe auch auf die verwildertesten Gemüther.“ „Ja, verſetzte der alte Mörder, wenn wir ſo was auch nur Sonntags bekämen, wollten wir gern auch an allen Werkeltagen beten. Die ſeltene Mahlzeit ward ſchnell und ſtill verzehrt. Der Zuchtknecht muſte auch ein Maas Branntewein für ſie holen, welches ſie brüderlich unter ſich theilten. Wie es ausgetrunken war, gab der alte Mörder abermals ein Signal zum Gebet, welches auch wieder allgemein verrichtet ward. Nun kam die Zeit zur Arbeit wieder. Laura glaubte auf allen ihren Geſichtern einige menſchliche Züge wiederzufinden. Sie umringten ſie und dankten ihr. Ariſt zog ſeinen Geldbeutel und ſchenkte jedem einige Groſchen, bei deren Annehmung ſie einen furchtſamtraurigen Seitenblick auf den Zuchtknecht warfen. Ariſt

erſtand dieſen, gab dem Zuchtknecht auch ein Ge-
chenk und ſetzte hinzu: „daß mir dieſe armen Leute
uch nun behalten, was ich ihnen gegeben habe!“
Wie wenn ein Zeichen zum Tanz gegeben würde,
o ſprangen jetzt die Züchtlinge umher, und das Ge-
lirr und Geklapper der Ketten und Klötzer machte
ine gräßliche Muſik dazu. Marſch — ſchrie der
Zuchtknecht, und ſo zogen ſie wieder Paarweiſe
us dem Hof in den Graben und verbeugten ſich
lle tief gegen ihre Wohlthäter. Ganz unten im
Hofe, den Kopf immer noch auf dem Rücken,
chrie der alte Todtſchläger noch — kommen Sie
ald wieder! und alle ſtimmten ſie ein und ſchrieen
— kommen Sie bald wieder!

„Haſt du hernach auch nur einen Fluch aus
hrem Munde weiter gehört?“ fragte Laura ihren
riſt, und ſo hub ſich ein langes Geſpräch unter
hnen darüber an, wie verkehrt und zweckwidrig es
och häufig angefangen werde, Menſchen zu beſſern.

Laura. (als ſie ſich von Ariſt trennt.) So hätten
och zwanzig Menſchen heute einen menſchlichen
Mittag mehr gehalten! Wenn nun die zwei
Knaben durch ihr Handwerk in Zukunft lauter
olche menſchliche Mittage halten, und wenn dem
inen armen verunglückten Zimmergeſellen ſein
Recht, überhaupt noch Mittag auf der Erde zu

halten, wieder gerettet wird: ſo ſegne ich dieſen Tag, mit welchem ich ein neues Lebensjahr antrat, vor allen, die das ganze Jahr für mich haben wird.

Ariſt antwortete ihr ebenfalls darauf erſt wieder mit tauſend Küſſen, ſetzte aber hernach hinzu: „Wenn mein Geburtstag kommt, wollen wir ihn auch ſo feiern.“

Ariſt will den Euphemius tröſten.

Euphemius. (zu ſich.)

Da kommt er. Auch ein leidiger Tröſter, wie die andern. (laut.) Biſt auch da? Du weißt doch? Sie iſt todt. — Gieb mir die Hand und ſag weiter nichts.

Ariſt. (die Hand reichend.) Ja, ich weiß es. Sie ſtarb. Und du ſtirbſt mit. Recht ſo. (ſchlägt die Augen nieder und ſchweigt.)

Euphemius. (wie aus einem tiefen Traume erwachend.) Du meinſts doch noch brav. Du biſt mein Mann. Die andern wollen nur alle, daß ich begraben ſoll. Sie haben Tuch über Tuch, womit ſie mir die Thränen trocknen wollen. Komm du und ſetz dich zu mir.

Ariſt. Nein, Euphem, weine, und weine dich recht aus. *Du* liebteſt und *ich* liebe auch.

Euphemius. Du Guter! Hart! Hart! (breitet die Arme gen Himmel.) Ach Providenz, wie thatſt du mir!

Ariſt. Dich traf des Schickſals ſchwerſter Schlag. Fühl' ihn — fühl' ihn ganz!

Euphemius. Auf und davon ging *ſie*; und ich — o Gott, o Gott — — — Die himmliſche Seele! Blühend, wie die Frühlingsroſe, ehegeſtern noch! ehegeſtern noch heiter wie der Vollmond, und ſtark, wie das Leben ſelbſt!. — Ehegeſtern noch *mein* — in unſern Gedanken zuverſichtlich bis auf die ſpäteſten Zukünfte noch mein — und ich in ihrem Beſitz der reichſte, ſeligſte Menſch — — und heute —? O Euphemius, wer biſt du nun! Unter Gottes Armen auf Erden der allerärmſte biſt du! Eine ganze Welt, alles, alles haſt du verlohren und biſt darum gekommen, du weißt nicht, wie. (blickt ſtarr vor ſich hin.)

Ariſt. Sag nur, was geweſen iſt. Es iſt ja, als hätte ein Wetterſtrahl ſie dir von der Seite genommen.

Euphemius. Viel beſſer nicht. Ein fürchterlicher Blutſturz fiel ſie an, den alle Aerzte nicht ſtillen konnten. Sie verlohr ſchnell ihr Bewußtſein und ſtarb uns unter den Händen.

Ariſt. War denn gar kein Mittel? Gar keins?

Euphemius. (mit hohler Stimme.) Gar keins.

Ariſt. Gott! — Wie war ſie denn beim Scheiden von dir? Was ſprach ſie noch zu dir?

Euphemius. Nichts weiter, als — Es iſt um mich geſchehen. Da warf ſie einen matten Blick auf mich. Das war alles. Hernach kein Wort weiter — auch keinen Blick weiter.

Ariſt. Die Vortrefliche! Starb ſie ſchwer?

Euphemius. Auch nicht eine Bewegung ſahen wir an ihr. Sie ſchlief ein und ſchlief ſich in jene Welt hinüber.

Ariſt. Gott, welche Urplötzlichkeit! Wie zerſtört ein Tag ſo alles, alles! Mein armer Euphem! O Laura, was wäre ich ohne dich!

Euphemius. Gott laſſe euch lange noch beiſammen und laſſe euch neben einander die höchſte menſchliche Glückſeligkeit genießen! (indem Ariſt ihn umarmt.) Um mich wärs nun gethan. Die Erde, welche für meinen Ariſt noch ein Blumengefilde iſt, iſt für Euphem eine Wüſte geworden und er irret als ein Einſiedler in ihr umher, der allenthalben den Tod ſucht. (ſieht Ariſt feſt an.) Ja, ja, nur her mit ihm! Ich will nichts weiter mehr, als ihn. Ich will begraben und begraben ſein. (als Ariſt einen tröſtenden Blick auf ihn wirft.) Tröſte mich nur nicht; auch mit deinen Blicken nicht. Ich bin nicht zu tröſten. Ich weiß alles, womit das arme Volk, die Menſchen unterm Monde, einander zu tröſten ſuchen; aber es kann und ſoll mich nichts tröſten.

Ariſt. (treuherzig) Wir, deine Freunde, ſind auch alle viel zu ſchwach dazu. Dein Verluſt, welchen der Allvater über dich verhängt hat, iſt zu groß.

Euphemius. Ja, ich weiß, daß ohne ſeinen Willen nichts geſchehe. Auch dies iſt mir mit ſeinem Willen geſchehen. Ich bitte ihn aber um weiter nichts, als die Barmherzigkeit für mich zu haben und mein Leben auch zu enden.

Ariſt. Er wird dir gnädig ſein. — Es iſt ein großer Gedanke, daß wir auch den größeſten Verluſt aus Gottes Hand nehmen . . .

Euphemius. Ich habe nichts dagegen. Eben darum iſt mir es der größeſte Gedanke, auch den Verluſt meines Lebens ſogar je eher je lieber aus ſeiner Hand zu nehmen.

Ariſt. Ich will nicht in dich eindringen; denn, wie geſagt, du haſt zu viel verlohren und eine ganze Welt kann dir den Verluſt, den du aus

Gottes Hand nahmſt, nicht erſetzen. Es iſt doch aber ein ſchöner Glaube, daß alles, was aus Gottes Hand genommen wird, für den Nehmer, wo nicht gleich, doch über kurz oder lang, gut ſein müſſe.

Euphemius. Ja wohl, und darum verlange ich auch nach nichts, als meiner Eleonore nachzuſterben; denn nur hierdurch kann ihr Tod mir gut werden.

Ariſt. Gut wird gewiß alles für uns, was Gott über uns verhängt; doch aber oft auf andere Weiſe, als wir gerade denken.

Euphemius. Wie du nur ſo ſprechen kannſt! Wenn dir Laura ſtürbe — denke einmahl! — und ich dir dann ſagen wollte, ihr Tod wäre, ohne daß du ihr folgen könnteſt, gut für dich! Glaubſt du denn auszuhalten ohne ſie auf der Erde?

Ariſt. (nachdem er lange geſchwiegen) Lieber Euphem, ich geſtehe dir, daß ich nicht zu antworten weiß.

Euphemius. (bedeutend) Nun — und ich ſolls können! Warum forderſt du mehr von mir, als von dir? So ſeid ihr Freunde.

Ariſt. (ſanft) Du haſt doch eine Pflicht, die ich nicht mehr habe.

Euphemius. Und welche?

Ariſt. (ihm die Hand drückend.) Eine Mutter haſt du noch.

Euphemius. (ſeufzend) Ja, die habe ich. Tauſendmal hat ſie ſich ſchon ſtatt meiner Eleonore in den Sarg gewünſcht. Ich habe ſie auch herzlich lieb. Aber — ſie kann leben ohne mich.

Ariſt. Auch ruhig leben ohne dich? Glaube das nicht. Nicht blos, weil ſie als eine ältere Perſon eher hätte ſterben mögen, wie Eleonore, wünſcht ſie ſich ſo in ihren Sarg; ſondern — unter tauſend Thränen hat ſie mirs geſtanden — weil ſie fürchtet, daß dich der Gram nun auch ihr entreißen werde. Unter Jammer ſieht ſie dann ihrem hohen Alter und Tode entgegen.

Euphemius. (gerührt) Die gute Mutter! Aber was würde ihr ein Sohn helfen, der, wenn ſie ihn auch bis ans Ende behielte, vor ihren Augen ſich unaufhörlich quälte! Warlich, ſo hätte ſie noch ein Leiden mehr. Auch für ſie iſts beſſer, ich folge Eleonoren auf dem Fuß. Die Bilder vergangener neuer Vorfälle erlöſchen bei den Alten bald; die Gegenwart aber hält ſie feſt. Meinen Tod, wenn er erfolgt, wird ſie alſo bald ertragen lernen; wenn ich ſie aber bis an ihr Ende mit meiner Traurigkeit umgäbe, ſo hätte ſie bis ans Ende Qual durch mich.

Ariſt. Gott und Zeit, mein Beſter — —

Euphemius. Halt ein, ich bitte dich. Ich flehe zu dem erſtern, daß er die letztere für mich abkürze. Weiter weiß ich nichts. Ich bitte dich auch, bringe mich weiter auf nichts. Es iſt alles umſonſt. Ich bin nicht Spötter, nicht Zweifler einmahl, das hörſt du; aber untröſtbar bin ich, das geſteh' ich. Und — rein heraus geſagt, ich will untröſtbar ſein. Eleonore — wie? Für deinen Verluſt ſollt' ich getröſtet werden können? O ſo hätte ich dich nicht verdient, oder ich hätte deinen Werth nicht gekannt. Und die Zeit ſollte mich tröſten können? Pfui, was für ein Menſch wäre ich! Untröſtbar muß ſie vielmehr mich in immer noch höherem Grade machen, je länger es währt, daß ich wieder zu dir komme. Und Gott mit aller ſeiner Allmacht kann mich nur dadurch tröſten, daß er mich wieder zu dir bringt. (heftig) Ja nur dadurch kann ers — hörſt du's, Eleonore?

Ariſt. (erſchrocken und liebreich.) Sprich nicht ſo, Lieber! Mit dem beſten Herzen gehen wir leicht am erſten zu weit.

Euphemius. (der ſich zurückwirft und die Hände überm Kopf zuſammenſchlägt.) Spreche ich Sünde — Erbarmer, ſo verzeih! Aber nein — du gabſt ſie mir und zogſt mich durch ſie von der ganzen Welt ab. Nun nahmſt du ſie mir. Was ſoll ich anders denken, daß du mir genommen habeſt und genommen haben wolleſt, als — die ganze Welt, als — Alles Alles? Vater, es iſt warlich dein heiliger Wille, ich ſoll untröſtbar ſein. Nun ſieh, dein Kind iſts; — ich gehorche dir. -

Ariſt. (der noch mehr erſchrickt.) Ich bitte dich um Alles, Euphem, ſei doch nur gelaſſen; ich will dich ja auch nicht tröſtrn und kein Menſch will dich tröſten.

Euphemius. (im ſtärkſten Affekt.) Und du und ihr alle ſollets auch nicht — weißt du's? (ſanftmüthiger.) Wenn du nur wenigſtens anders dächteſt! den übrigen verzeih' ichs. Deine Seele verſteht ſich auf Liebe wie die meinige. Wenn dich ſo ein Schickſal träfe! Und gieb acht, es trift dich auch - (ſehr ſtark.) denn du biſt noch viel zu hart und Gott muß dich noch weich machen — —

Ariſt. (der ihm um den Hals fällt.) Ich bin es warlich nicht — ich bitte dich — —

Euphemius Rede nicht; du biſt's. (mit funkelnden Augen.) Wie wird dir dann ſein, wenn dich deine Freunde tröſten wollen? Wirſt du ſie nicht aus Achtung für deine Laura mit Verachtung zurückweiſen? Wirds dir nicht unter ihr und dir zu ſein ſcheinen, dich für ihren Verluſt tröſten zu laſſen? — Nimm mirs nicht übel, ich weiß dirs wenig Dank, daß du mich tröſten willſt. Die Herrliche, wie läſſeſt du ſie fallen!

Ariſt. Nein doch, nein. Ich will dich ja auch gar nicht tröſten. Nur —

Euphemius. Ja, ſiehſt du? So kommſt du mir immer mit einem neuen Nur, und ich will weder von nur, noch von aber wiſſen. Du haſt ſie noch dazu genau gekannt. Du weiſſeſt, wer ſie war und was ich an ihr hatte. War ſie nicht eine der Beſten ihres Geſchlechts? War ſie nicht von ausbündiger Seele, erhaben über allen Tand, rein, pünktlich in allen Pflichten, wohlwollend, und die Liebe ſelbſt? Du erinnerſt dich alles deſſen wohl gar nicht mehr?

Ariſt. Ach ja doch, ja.

Euphemius. O du kannſts ihr noch anſehen. Ihr ganzer Ausdruck im Geſicht iſt noch derſelbe. Der Tod hat nichts zerſtört, als die Kraft, die ſonſt darin zu ſehen war. Matt liegt ſie da — aber das iſt auch keine Kunſt; ſie hat ſich verblutet. — Komm, laß uns zu ihr hinüber gehen. (ſteht raſch auf.)

Ariſt. (der ihn zurückhält.) Jetzt noch nicht. Hernach. (nach einer langen Pauſe.) Wenn du das tragen könnteſt, Euphem, ſo könnteſt du doch unausſprechlichviel.

Euphemius. Was denn? Was denn tragen? Haſt du etwas geſprochen? Verzeih mir; ich war bei ihr und habe dich nicht gehört.

Ariſt. Wie, wenn dich Gott hier ſchon recht vollkommen machen wollte?

Euphemius Sag nur, was meinſt du damit?

Ariſt. Daß du, weil es Gottes Wille war, daß Eleonore dich verlaſſen ſollte, auch ohne Eleonoren zufrieden ſein lernteſt. . .

Euphemius. Biſt du Philoſoph oder nicht? Wie? erſt wäre es Gottes Wille geweſen, daß ich durch ſie zufrieden würde, und darum hätte er ſie mir gegeben? Und nun ſollts wieder Gottes Wille ſein, daß ich ohne ſie zufrieden wäre, und darum hätte er ſie mir genommen? Ich frage dich nochmals, biſt du Philoſoph, odet nicht? Wenn es Gottes Wille war, daß ich durch ſie zufrieden werden ſollte, und wenn er ſie mir nun nahm, ſo muß es auch ſein Wille ſein, daß ich nicht ſäume, ihr nachzukommen, um meine Zufriedenheit wieder zu erlangen. Oder glaubſt du, daß der Allweiſe mit unſern Empfindungen, mit unſerer Moralität, Zufriedenheit und Glückſeligkeit ſein Spiel treibe?

Ariſt. Das glaubt' ich nie. Sie war doch aber dein höchſtes Gut. Wenn du auch dies Gott aufopfern könnteſt!

Euphemius. Das habe ich ja thun müſſen. Aber nun iſt meine Bitte — Vater, bring mich auch zum Altar! Du haſt wohl Recht, daß ſie geopfert ward. Ihr Blut iſt vergoſſen. Wie ein Lamm auf der Schlachtbank lag ſie und gab einen Strom ihres Lebens nach dem andern von ſich.

Ariſt. Auch dies war wohl Wohlthat für ſie und für dich. Wenn ihre Konſtitution einmahl dazu geneigt war und ſie hätte ſich vom erſten Anfall erholt, um ihn Jahre hindurch immer wieder zu haben und ſich allmählich zu verzehren — wie viel hätte ſie leiden müſſen, und du mit ihr!

Euphemius. O das gönn' ich ihr, daß ſie, da ſie einmahl gehen ſollte, ſo leicht und ſchnell ging. Aber gönnet ihr es nun auch alle mir, daß ich ihr nacheile.

Ariſt. Euphem, du wirſts gewiß. Erſt aber thue, wie du mußt.

Euphemius. Ja, das will ich auch. Erſt — Sie begraben und dann — nachſterben. Das ſind alle meine Pflichten, die ich noch auf mir habe.

Ariſt. Nein, erſt — ſei noch Sohn und vermehre noch die Summe des Guten in der Welt und dann — ſtirb ihr nach.

Euphemius. Aufs erſtere laß mich nicht noch einmahl antworten. Ich bin überzeugt, daß meine Mutter ſogar, die einzige Perſon, für die ich noch Bande trage, durch meinen baldigen Tod gewinne. Sie lebt gewiß hernach länger und ruhiger, als ſo. Was aber das letztere betrift, ſo laß dir ſagen — Zwiſchen der Welt und mir fand blos eine Reciproke Statt. Sie ließ mich an dem Guten, das ſie hat, Theil nehmen, und ſo machte ich mich anheiſchig, die Summe deſſelben vermehren zu helfen. Jetzt hebe ich die Reciproke auf. Ich mag von ihr nichts mehr, und ſo bin auch ich ihr nichts mehr ſchuldig.

Ariſt. (mit lebhaftem Gefühl davon, daß er eine große Wahrheit ſagen wolle.) Du biſt ein edler Mann. Antworte mir einmahl darauf — Biſt du ihr wirklich nichts mehr ſchuldig?

Euphemius. Wenn ich doch für die Zukunft nichts weiter von ihr will, wie kann ſie ferner von mir etwas fordern?

Ariſt. Biſt du denn aber für die Vergangenheit ſchon mit ihr aufs Reine? Seitdem du Mann biſt, haſt du ihr genützt. Wie lange iſt dies aber? Nützte ſie denn dir nicht ſchon, als du blos noch Jüngling, Knabe und Kind wareſt? Verhält ſich der ſtarke Vorſchuß, den ſie dir dadurch gethan, gegen das, was du hernach darauf abtrugſt, nicht etwa wie fünf gegen eins? Und du wollteſt davon gehen und ſo ſtark bei ihr in Reſt bleiben? Euphem, du haſt Ehrgefühl, erwäge dieſen einzigen Gedanken!

Euphemius. Wenn der Kaufmann an dem Fallit, das er macht, nicht Schuld iſt, ſo kann er ohne Schande bonis cediren. Ich bin in dieſem Fall. Ich bin durch das entſetzlichſte Deſaſter, das mich traf, außer allen Stand geſetzt, der Welt weiter zu nützen. Nicht das geringſte Gute zu thun vermag ich mehr; alle meine Kraft dazu hat Eleonore mitgenommen und ich erlange ſie nicht eher wieder, bis ich wieder zu ihr komme. Ich will dafür in einer andern Welt, die noch gar nichts für mich geleiſtet hat, aus allen meinen Kräften wirken, ſobald ich in ſie eintrete.

Ariſt. Hiermit ſoll ſich nur derjenige beruhigen, der früher, als er glaubte, von Gott ſelbſt gerufen wird.

Euphemius. Das werde ich ja eben. Was haſt du denn für Begriffe von dem früher von Gott ſelbſt gerufen werden? Heißt dies etwa nur in der Mitte des Lebens ſchon vom Blitz erſchlagen werden, oder vom Pferde ſtürzen, oder Schifbruch leiden, oder an einer Hämorrhoidalkolik ſterben? Ruft mich nicht auch Gott ſelbſt, wenn er mir Eleonoren nimmt, deren Verluſt ich nicht ertragen kann? — Ariſt, wenn du zwei Figuren auf eine ſolche Art zum Stehen brächteſt, daß die eine davon ſchlechterdings nur ſtehen könnte, wenn die andere ſtände, und du ſtößeſt hernach die eine um — wärs da nicht offenbar dein Wille, daß die andere auch und ihr nachfallen ſollte?

Ariſt. Du trägſt einen hipothetiſchen Satz vor und willſt ihn angewendet wiſſen. Vergiß aber nicht bei der Anwendung, daß das Konſequens zwar vollkommen richtig aus dem Antecedens folgen, das Antecedens aber an und vor ſich ſelbſt deſſen ungeachtet höchſtunrichtig ſein könne. Womit willſt du denn beweiſen, daß du und Eleonore wirklich nur ſo von Gott zum Stehen gebracht worden, daß ſchlechterdings, wenn dieſe fällt, du auch fallen müſſeſt?

Euphemius. (aufgebracht.) Nun, ſo etwas hätte ich doch warlich nicht erwartet. War ſie mir denn nicht die ganze Welt? Lebte und exiſtirte ich nicht nur durch ſie und mit ihr und in ihr? Wenn das Alltagsmenſchen mir ſagten, die die Liebe wie

Holzhandel oder wie Hausmiethe betreiben, ſo möchts darum ſein. Aber du ſagſt mir ſo etwas — du? Kannſt du ohne Laura exiſtiren? Haſt du Luſt dazu?

Ariſt. (den ſein eigenes Gefühl zum Glauben an die Richtigkeit jenes Antecedens hinreißt.) Verzeih mir! Ich wills dir nur geſtehen, daß ich, indem ich dies Alles dir ſo vortrage, es im Grunde mir ſelbſt vortragen wolle. Gewiß würde es mir gehen, wie dir, wenn ich um Laura käme. Ach darum ſuche ich alle dieſe Ideen mir ſelbſt ſo auseinander zu ſetzen.

Euphemius (völlig wieder ausgeſöhnt.) Das dacht' ich doch wohl, daß dirs unmöglich ſo ums Herz ſein könne. Ariſt, du biſt und bleibſt doch unter allen der Einzige, der Sinn für meinen Zuſtand hat.

Ariſt (der nun das, was er geſagt, gern wieder zurück hätte.) Würdeſt du nicht ſelbſt vor Eleonoren einſt mit mehrerm Anſtande wieder erſcheinen, wenn du auf der Erde erſt noch viel und großes Gutes geſtiftet hätteſt? Würde ſie dich nicht mit höherer Inbrunſt wieder an ihr Herz drücken, wenn dich der Gedanke an ſie nicht zu völliger Unluſt zum Wirken herab, ſondern vielmehr zur höchſten kraftvolleſten Wirkſamkeit hinaufgeſpannt hätte? Denke dir einmahl, wenn ſie denn große lange Reihen der edelſten Thaten an dir erblickte und du ihr ſagteſt, daß ihre Idee ſie insgeſamt von der erſten an bis zur letzten hervorgebracht hätte — was würde ſie dabei empfinden, wie würde ſie dir deine Liebe zu ihr erſt recht glauben und welch einen Zuwachs von Seligkeit dadurch würde ſie dir verdanken!

Euphemius. Was ſprichſt du wieder? — Muß ſie denn nicht noch weit mehr Seligkeit daran haben, wenn ſie dieſe großen langen Reihen der edelſten Thaten mit mir zugleich verrichtet? Dieſe Seligkeit ſoll ſie ja eben haben, und darum muß ich eilen, daß ich zu ihr komme.

Ariſt. Wenn es nun aber Gottes Wille iſt, daß du hier noch und ohne ſie Gutes thun ſolleſt —

Euphemius. Ich habe dir ſchon geſagt, daß dies Gottes Wille nicht ſein könne. Die Zeit wird dich aber auch belehren, daß es ſolcher wirklich nicht ſei. Schon fühle ich, daß ein ſtarkes Feuer in allen meinen Adern lodert; ich hoffe, daß es mich bald verzehren ſoll. Und dann gehabt euch alle auf eurer Erde wohl! Bildet euch ein, daß ihr viel Gutes auf ihr genießet und daß ihr viel Gutes für ſie ſtiftet; ich will euch euern Glauben nicht nehmen. Nur übet gleiche Pflicht aus und wollet ihr mir ihn nicht aufdringen. In meinen Augen iſt beides nicht nennenswerth, das erſtere müſſet ihr theurer bezahlen, als es werth iſt, und zum letztern laſſen euch die Hammelköpfe und Schurken der Erde nicht viel kommen.

Ariſt. (bittend.) Nicht ſo — Beſter! Jetzt ſprichſt du nicht recht.

Euphemius. Es iſt gut. Ich laſſe dir deinen Glauben; laß du mir den meinigen.

Ariſt. Ah — nein! Das Glas iſt nur ſchwarz, wodurch du jetzt die Erde und deine Brüder auf ihr anſieheſt.

Euphemius. Und deins iſt roſenroth. Ich ſpreche aus meiner Erfahrung. Ich hab' es denn aber doch auch erlebt, daß dir Gutes, das du thun wollteſt, von Ignoranten und Taugenichtſen, von Stolzen und Neidiſchen ſo erſchwert ward, daß du es nicht zu Stande bringen konnteſt. Alſo laß mich! Ich will in ein Land, deſſen Bürger ein allgemeiner Geiſt fürs Gute beſeelt und die einander nicht von Ausübung des Guten abhalten, ſondern vielmehr dazu aufmuntern und dabei beförderlich ſind; in das Land will ich, wo ich Eleonoren wiederfinde! Komm und laß uns einmahl ihren Leichnam ſehen. (will ſchnell auf.)

Ariſt. (der ihn abermals zurückhält.) Noch nicht. Hernach.

Euphemius. O du ſchauderſt wohl vor ihr? Ich bitte dich — wie ein entſchlafener Engel liegt ſie da. Blos die Farbe fehlt ihr. Sonſt iſt ſie auch im geringſten nicht verändert und ſieht ganz ſo aus, wie ſie ausſah, wenn ſie ſchlief. Sogar als Leichnam noch liebenswürdig — o meine Eleonore, meine einzige Eleonore!

Ariſt. Ich zweifle nicht daran.

Euphemius. Oder denkſt du wohl, ich könne den Anblick nicht ertragen? Ich — kam eben von ihr, als du eintratſt. Ich gehe ab und zu, ſo lange ich ſie habe. Im Profil, im Profil müßteſt du ſie ſehen. Da erſcheint ſie recht ſo geſtaltet, wie ſie im Tode gewiß geſinnet war — recht weit weg und recht hoch weg über dieſe kleinliche Welt — die Raupe von Stern — das dürftige Planetlein, das nicht einmahl ſein eigenes Licht hat — erhaben. Und wenn ich vor ihr ſtehe und ihr die Hand drücke, ſo iſts immer, als ſpräche ſie zu mir — komm doch nach — komm doch bald nach — eile doch und ſäume nicht!

Ariſt. Lieber, du verſchlimmerſt deinen Zuſtand ſelbſt. Du erhitzeſt deine Fantaſie und ſo hält dir dein Verſtand unrichtige Urtheile vor.

Euphemius. Was du ſagſt! Ei, biſt du nicht ein Stoiker von erſter Größe geworden! Und das wohl erſt ſeit vorhin? Denke doch nur — Laura läge ſo da. Was würdeſt du alles thun? ſprich einmahl!

Ariſt. (mit geſenktem Blick.) Ja, ob wir aber auch recht damit thun?

Euphemius. Innigſte, heiligſte Verehrung und Liebe im Tode noch für diejenige fühlen und ihr bezeugen, die im Leben unſer Alles war — das ſollte nicht recht ſein? Was haſt du für eine neue Moral!

Ariſt. Ob Eleonore aber nicht, wenn ſie dich ſehen und mit dir reden könnte, dir ſagen würde, daß du ihr deine innigſte und heiligſte Liebe dadurch bezeugen möchteſt, daß du ſtandhafter ihren Verluſt ertrügeſt?

Euphemius. (mit ſtarker Stimme.) So dachte ſie nicht.

Ariſt. Jetzt denkt ſie gewiß ſo.

Euphemius. Woher weiſſeſt du das? Wie? willſt du mir im Tode noch Verdacht gegen ihre Treue einflößen? Du verſündigeſt dich an ihr.

Auch droben kann keiner von uns ohne den andern ſelig ſein — das war unſere feſte Abrede. Und ſie hält gewiß Wort. Kannſt du etwas gegen dieſe Abrede haben? (Ariſt ſchweigt.) Warum redeſt du nicht? Gelt — (legt ſeine Hand auf Ariſts Herz.) Wer da? Wer klopft da ſo? Sieh, das iſt kein anderer, als Laura. Gelt, ihr habt dieſelbe Abrede wenigſtens ſtillſchweigends getroffen? (küßt ihn.) O du verargſt mir gewiß nichts von allem, was ich thue. Du liebeſt, wie ich. — Komm zu Eleonoren! (ſie gehen beide fort.)

Euphemius. (als er die Thüre zum Leichenzimmer, wozu er den Schlüſſel bei ſich trug, geöfnet.) Da ſieh ſie — ſieh ſie, wie ſie da liegt — — (fällt über ſie her.)

Ariſt ſtand heftigerſchüttert da. Im ganzen großen Zimmer war nichts weiter, als der Sarg mit der Leiche, und am Kopf-Ende ſtand ein Roſenſtock, der über und über blühete. Die Worte des Euphemius hall'ten aus jedem Winkel wieder. Eleonore lag in ganz weiſſer Kleidung und ihr langes ſchwarzes Haar floß in natürlichen Locken auf die Schultern herab. Ariſt ſah ſie mit unverwandten Blicken an.

Euphemius. (der ſich die Thränen abwiſcht und auf ihn zukommt.) Du Reicher, nun ſpotte mehr des Armen! Ich hatte auch einmahl viel; da liegts — da liegt mein Alles. (Ariſt umarmt ihn und weint in ſeine Thränen.) Was hab' ich nun? Nichts! Dies Zimmer ſtellt die Welt, wie ſie nun für mich iſt, vor. Sieh hier dieſe Leiche — und da dieſen Roſenſtock, den Eleonore pflegte und ſo zur Blüte brachte und immer aus einem Sonnenſchein in den andern trug! Siehſt du weiter etwas? Die Leiche kommt ins Grab, der Roſenſtock aufs Grab. Beide ſind in kurzem von hier weg. Dann iſt dies Zimmer leer, ganz leer, und — die Welt auch für mich. Und für mich ſoll es Troſt geben?

Ariſt. (der ſich ſanft an ihn hinlehnt.) Ach mein Euphemius! (ſeufzt tief.)

Euphemius. Denkſt du an Laura? — Gewiß! — Ja, denke recht an ſie! — Wenn das Schickſal erſt anfängt, ſo wütet es auf uns. Da hilft kein Bitten und kein Beten. Die Feinde läſſet es uns; den Trauteſten aber, der der Menſch aller Menſchen für uns iſt, reißts uns von der Seite im Hui. O weh, o weh! (geht tief in Gedanken dreimahl um den Sarg her.) O weh, o weh! (bleibt am Fus-Ende ſtehen.) Eine wahrhaftigedle Figur im Tode noch! Ein Geiſt war einſt von ihr umkleidet, der tauſendmahl edler noch war.

(ſtreicht ihr ſanft die Backen.) Kalt, wie Decembereis — blaß, wie Kirchhofsmauer! (hebt ihr die Augenlieder auf.) Sieh die Mattheit! Welch ein Feuer wohnte ſonſt da! Eleonore — alles todt, alles todt für dich? — Für mich auch! (drückt ihr ſanft die Augen wieder zu.) Laß du nur alles gut ſein! Für dich iſts ſchon; für mich ſolls bald werden. (ſich umwendend.) Sprichſt du denn gar nichts, Ariſt? (Ariſt bleibt ſtumm.) Und ſprachſt drüben ſo viel! Siehſt du wohl?

Ariſt. (nach langer Stille von beiden Seiten, während welcher beide ſtarr auf die Leiche blickten.) Ich freue mich, daß ich ein Chriſt bin.

Euphemius. (ſchnell und ganz aus der Seele.) Ich auch. Und das iſt auch der einzige Troſt für mich. Aber was ſagt er anders, als — Eleonoren nach! Eleonoren nach! (knieet neben der Leiche nieder und zieht Ariſten zugleich neben ſich nieder.) Wie ich dir ſagte, im Profil muß man ſie betrachten. Sieh einmahl! Hier die hohe, freie gewölbte Stirn! Da die ſchönen ſtarken Augenbranen! Da die großgebogene Naſe! Da den feinen Mund und den treflichen Lippenſchluß! Was für eine reine Vernunft und Offenheit, welche Feſtigkeit, Großmuth und Milde zugleich müſſen in dieſem Kopf gewohnt haben! (in Affekt.) Ja, ſie wohnten auch warlich darin. (in noch ſtärkerem Affekt.) O du, denen ſie urſprünglich zugehörten, und der dieſen Schädel nur nach ihnen formte, Geiſt meiner Eleonore, habe Dank, daß ich dir wohlgefiel! Habe Dank, daß du mich unwiderſtehlich an dich zogſt, und daß du mich unzertrennlich an dich feſſelteſt! daß du mir vorangingſt in der Geiſterheimat, das wollte dein und mein Gott ſo! daß ich dir aber bald, recht bald in ſie nachfolge, iſt auch ſein Wille. Es wird geſchehen — es ſoll geſchehen. Du biſt ja nicht ſelig ohne mich und ich bin elend, grauſenerregend-elend. ohne dich. (drückt ihr die Hand.) Da haſt du meine Hand — ich komme bald. (ſteht auf mit Ariſt.) Wohl dem, der ſich nicht tröſten läſſet! Sich ausweinen — ſich hinſeufzen — ſich zerdenken und durch Gedankenmacht das Ihr nach, Ihr nach beſchleunigen — damit halt' ichs. Sie verſprach mir dies; denn ſie dachte, ich ſtürbe eher, als ſie. Ich wollts ihr nur nicht ſagen; aber im Herzen verſprach ich ihrs auch. Ich halte Wort. (ſchlägt ſich heftig vor die Bruſt.) Ja, töne ſo ſtark zurück, wie du willſt, Bruſtgebäude, und ſchlag mit Lebenskraft, wie du willſt, Herz in der Bruſt — ihr ſollet beide doch unterliegen.

Ariſt. (in höchſter Rührung.) Sie lebt und du wirſt auch leben.

Euphemius. Noch habe ich doch wenigſtens den Kadaver, worin ſie mir ſonſt erſchien. Aber bald, bald iſt auch dies vorbei. Was dann? Was dann? Barmherziger Gott — lieber Ariſt, was dann?

Ariſt. (ganz aus einander.) Du wirſt ſie wiederſehen, und dein Herz wird ſich freuen und deine Freude wird niemand von dir nehmen.

Euphemius. (der ihm die Schultern klopft.) Ach ja, das iſt auch wahr. Aber eben darum will ich eilen, eilen, daß ich ihr nachkomme, damit ich ſie bald wiederſehe, recht bald wiederſehe, und daß mein Herz ſich bald, recht bald mit jener Freude freue, die niemand von mir nimmt. (Sie trennen ſich unter ſtummen Küſſen.)

Mutter des Euphemius. (zum Fenſter heraus, als Ariſt, den Huth tief in die Augen gedrückt, vorbei geht.) Was haben Sie bei meinem Sohne ausgerichtet?

Ariſt. (die Schultern zuckend.) Nichts, würdige Frau. Ich glaube gar, daß ichs ſchlimmer gemacht. Ich kann Ihnen nichts ſagen, ich weiß Ihnen nichts zu ſagen, als — Gott und die Zeit — — —

Laura führt die unglückliche Henriette wieder in den Zirkel ihrer Freundinnen ein.

Laura. (als ſie jeder der vier ehemaligen Freundinnen Henriettens einen ſchönen Nelkenſtraus gereicht und noch einen fünften auf die Seite gelegt.) Ich habe Sie, meine Lieben, eigentlich darum heute in dieſen Garten gebeten, daß ich Ihnen etwas vortragen wollte, welches unſeren Herzen insgeſamt von äußerſter Wichtigkeit ſein muß. Es betrift — Henrietten. (ſieht ſie alle Reiheherum aufmerkſam an und ſchweigt einige Minuten lang.) Henrietten, ſag' ich, betrifts.

Lukretia, die die Blattern äußerſt verunſtaltet hatten, rümpfte bei dieſen Worten ihr Ueberbleibſel von Naſe; Cäcilia, ein Mädchen von Ehre, ward hochroth; Suſpekta, die fünf und vierzig Jahre alt war, drehete ſich um und entledigte ſich ihres Speichels; Serena, die theilnehmende Seele mit dem liebenswürdigſten Geſicht, ſeufzte ziemlich laut — Ach ja, die arme Henriette!

Laura. Henriettens Schickſal iſt Ihnen allen bekannt. Sie wiſſen ihren Fehltritt und was ſie dafür gelitten. An mein bezeigtes Benehmen dabei, und überhaupt daran, daß ich es gewiß bin, die ſie vom gänzlichen Verderben gerettet, will und muß ich Sie blos darum erinnert haben, daß ich mein Recht feſtſtelle, Ihnen den gegenwärtigen Antrag machen zu dürfen.

Suſpekta. Alles in der Welt — nur nicht etwa wieder Umgang mit ihr! Zu einem Beitrage, ihr Kind zu ernähren, verſtehe ich mich allenfalls.

Laura. (ſehr gemäßigt.) Meine liebe Suſpekta, dafür iſt bereits geſorgt. Das Kind iſt in der Stille an gute Leute auf dem Lande ausgethan, die es unter Aufſicht eines wackern Predigers erziehen und Sie werden es nie zu ſehen bekommen. Ueberhaupt bitte ich Sie, mich erſt ausreden zu laſſen. Alſo — nachdem ich alles gethan, wozu ich mich gegen ein ſo verlaſſenes Mädchen, deſſen Bekanntſchaft mit mir, wie Sie wiſſen, nur weitläuftig war, verpflichtet hielt: ſo iſt es nun auch Pflicht für Sie insgeſamt, die Sie weit genauern Umgang mit ihr hatten, hinzuzutreten. Die Welt läſſet Henrietten Gerechtigkeit wiederfahren. Sie erkennet, daß Henriette einen Fehltritt begangen; ſie erkennet aber auch, daß ſolche von jeher ein unverdächtiges Mädchen war und daß ſie jener Nichtswürdige, der, ſobald er von ihr erfuhr, daß ſie Mutter durch ihn geworden ſei, unſichtbar ward, nur unter den heiligſten Angelobungen ſeiner Treue zu verführen gewußt habe. Es iſt alſo kein Zweifel, daß die Welt ihr zu verzeihen und das Vorgefallene zu vergeſſen geneigt ſein werde, und Henrietten muß alles daran gelegen ſein, daß dies geſchehe. Wie ſoll dies aber zu erwarten ſein, wenn Sie, als Henriettens ehemalige Freundinnen, nicht der Welt mit ihrem Beiſpiele darin vorgehen?

Serena. (treuherzig) Ihr alle drei ſeid meine Zeugen, daß die Unglückliche von dem erſten Augenblick an mir nahe gegangen. Wollte Gott, es wäre nicht geſchehen; aber es iſt doch nun einmahl geſchehen. So oft ich daher an ſie denke, bricht mir das Herz. Wenn die übrigen nur ſo denken wollten, wie ich! Ich habe ihnen ſchon ſo viel zugeredet.

Laura. Serena wäre alſo auf meiner Seite. Das iſt ſchön. Wie denkt aber Cäcilia jetzt?

Cäcilia. Verziehen habe ich ihr auch, ob ſie uns freilich, unſers gehabten Umgangs wegen, mit ſich zugleich ſehr beſchimpft hat.

Lukretia. (ſchnippiſch) Und meine Verzeihung würde ihr wenig helfen.

Suſpekta. Und ich werd' es ihr in Ewigkeit nicht verzeihen. Alles andere, aber — ſo etwas nicht. Sie iſt an ihrem Unglück ſelbſt Schuld und iſt nun einmahl lüderlich geworden. Wer ſo ein Laſter erſt einmahl begeht, der begeht es öfter.

Laura. Das folgt warlich nicht immer. Ich weiß wohl, daß der große Haufe gern ſo urtheile; aber Suſpekta, die ſich vom großen Haufen unterſcheidet, und oft geſagt hat, daß ſie nie anders geradezu urtheile, als nur in Fällen eigener Erfahrung, ſollte am wenigſten in dieſem Fall ſo geradezu urtheilen. Wenn dies je bei Henrietten eintreffen könnte: ſo könnte es gewiß nur dadurch geſchehen, daß ſie ſich ihres begangenen Fehltritts wegen von der Welt ein- für allemahl verdammt und von ihren ehemaligen Freundinnen auf ewig verſtoßen ſähe. Aber auch dann glaube ich es nicht. Ihre Seele liegt zu tief im Kummer darnieder, und ihr Kummer iſt zu redlich, zu innig. Was aber das Selbſtſchuldſein an ihrem Unglück betrift, ſo ließe ſich noch viel davon ſagen.

Lukretia. Nun, das leugnen Sie uns nur nicht ab. Sie zog den Leander unaufhörlich nach ſich. Iſt es nicht wahr, Suſpekta, daß er, es mochte in der Komödie, oder auf dem Ball, oder auf der Promenade ſein, ſobald ſie nur kam und er ihren erſten Blick empfing, uns verlies und wie an ſie gezaubert war?

Laura. Alſo — das heißt, ſie habe ihn an ſich gezogen? Auf ſolche Art will ich es gern zugeben. Aber da war ſie es ja nicht, die ihn an ſich zog, ſondern ihre blühende Jugend und Schönheit. Konnte ſie dafür, daß ihre einnehmende Geſichtsbildung ſo allgewaltige Eindrücke auf Leandern machte?

Lukretia. So muſte ſie doch ſeine Neigung nicht erwiedern. Leander war ſtolz. Die erſte Bemerkung hiervon hätte ſie gerettet.

Laura. Worauf war er ſtolz? Auf ſeine körperliche Schönheit. Er war eine Ausnahme von der Regel, daß nur in garſtigen Leibern garſtige Seelen wohnen. Geſtehen Sie es frei, mein Kind, daß er ein wirklich ſchöner Mann war. Henriette konnte alſo ſo wenig dafür, daß er Eindrücke auf ſie machte, als ſie dafür konnte, daß ſie Eindrücke auf ihn machte. Bis hieher kann ich ſie getroſt vertheidigen, und ich bin überzeugt, daß Lukretia ihn nicht froſtiger würde aufgenommen haben, als Henriette ihn aufnahm.

Suſpekta. Sie war noch viel zu jung, als daß ſie ſchon an Liebſchaften hätte denken ſollen.

Laura. Sie war gerade in den Jahren, in welchen unſerem Geſchlecht unſere eigene Schönheit und die Schönheit der Männer am gefährlichſten wird.

Lukretia. Die Rendesvous unter vier Augen, die Tete a Tete'n hätten unterbleiben ſollen.

Laura. Jetzt wäre es freilich für Henrietten beſſer, wenn ſie unterblieben wären; jedoch nur aus dem allgemeinen Grunde, aus welchem es nun auch beſſer für ſie wäre, ſie hätte nie mit ihm getanzt, nie mit ihm promenirt, nie ein Wort mit ihm geſprochen und nie mit Augen ihn geſehen. Sonſt begreiſe ich doch in der That nicht, was ſie Unrecht daran gethan, daß ſie ihm Zutritt unter vier Augen verſtattet? Oder ſollen künftige Ehegatten ſich etwa am Hochtzeitabend erſt zum erſtenmahle unter vier Augen ſprechen? Das würde ſchöne Ehen geben. Sie müſſen hier nur immer bei der Hauptſache ſtehen bleiben, daß Leander ihr gleich frühzeitig ſehr ernſthafte Abſichten auf ſie zu erkennen gegeben, und daß ſie in die Aufrichtigkeit derſelben kein Mistrauen geſetzt. Daß er ein Treuloſer werden, daß er ihr erſt ein unbegrenztes Zutrauen zu ihm einflößen und es dann auf das ſchändlichſte misbrauchen werde, wer ſagte ihr dies?

Lukretia. Ich habe ſie genung vor ihm gewarnt,

Laura. Ich weiß nicht, Lukretia, ob Henriette dieſe Ihre ſogenannten Warnungen nicht falſch verſtehen müſſen. Wenn ein ſo ſchöner Mann, wie Leander war, Sie vor allen andern unſeres Geſchlechts jemals dadurch auszeichnete, daß er ſeine ganze Zuneigung auf Sie richtete, und eine Ihrer unverheuratheten Freundinnen Sie vor ihm warnte, wofür werden Sie das aufnehmen? Wie vielmehr muſte dies bei Henrietten der Fall ſein, als ſie von Ihnen gewarnt ward! Wenn Serena es gethan, vielleicht hätte ſie weniger Verdacht in die Warnung geſetzt.

Serena. Gefragt habe ich ſie wohl, ob ſie auch überzeugt ſei, daß Leander es redlich mit ihr meine; weil meine Mutter mir oft ſagt, daß ich in ſolchem Falle einmahl dies immer meine erſte und letzte Frage ſein laſſen müſſe. Aber da wuſte ſie ſo viel Beweiſe, die er ihr davon gegeben, zu erzählen, daß ich ſelbſt kein Mistrauen in ihn geſetzt haben würde.

Laura. Da haben wirs. Und es war ein Unglück für die arme Henriette, daß ſie keine Mutter mehr hatte, die ſie daran erinnert hätte, jene Frage doch noch öfter an ſich zu thun, als ſie ſie vielleicht gethan. Alle Schuld fällt auf den Niederträchtigen, der dieſe ſchöne Bluhme, welche ſich gegen das Verſprechen, daß er ſeinem Garten mit ihr die ſchönſte Zierde geben wolle, von ihm ausheben lies, unterwegs ſo grauſam zerknickte.

Suſpekta. Sie hätte ſeine Abſichten auf der Stelle durchſehen können. Das ſah man ihm doch wohl an, worauf er ausgehe, und daß er ein Betrüger ſei? Mich hätte er nicht betrügen ſollen.

Laura. Das letztere will ich Ihnen gern glauben; das erſtere aber iſt falſch. Ich kann Gottlob auch ſehen. Nie hätte ich dem Leander ſolche Bosheit zugetrauet. Daß er in einem Augenblick der Leidenſchaft ſich vergeſſen könne, ſah ihm ähnlich; aber daß er hernach ein Schurke werden könne, lag durchaus nicht in ſeinem Geſicht. Wenn es junge Männer geben könnte, die unſer Geſchlecht nicht nur, ſondern die ganze Welt zu täuſchen, von der Natur ſelbſt den Beruf bekommen hätten; ſo würde er zu ihnen gehört haben. Wenn Sie übrigens glauben, daß er Sie nicht hätte betrügen ſollen; ſo verzeihen Sie es doch wenigſtens Henrietten, daß ſie ſich von ihm betrügen laſſen, die in ihrem niedrigeren Alter noch nicht ſo viel Erfahrung haben konnte.

Suſpekta. (unter tiefen Seufzen.) Henriette hat Gott auf das ſchwereſte beleidiget.

Laura. Wenn ſie Gott beleidigt hat, ſo hat ſie ſich gewiß auch ſchon wieder mit ihm ausgeſöhnt.

Ich wünſchte, daß alle, die jemals ſo gefehlt haben, wie ſie, auch ſo innige Reue über ihren Fehltritt empfinden möchten, wie ſie. Gott hat ihr gewiß verziehen.

Serena. Ach ja, gewiß, gewiß, liebe Laura.

Laura. Die unſchuldige Seele! Ich billige nicht, was ſie gethan. Wenn ſie ſich aber dadurch verſündigte, daß ſie in einem Augenblick der höchſten Liebe, der ſie in einen Zuſtand dunkler Ideen verſetzte, Mutter ward; wie müſſen ſich diejenigen nicht verſündigen, welche Reihen von Jahren hindurch aus unreinſter Leidenſchaft das thun, was ſie that, ſich aber dabei auf die Kunſt verſtehen, dennoch nie Mutter zu werden! Oder iſt das etwa nur das Sündliche bei der Sache — ſo einfältig zu ſein und Mutter zu werden. — Ich bin aber überzeugt, daß Henriette Niemanden beleidigt habe, als ſich ſelbſt. Sie trug das Leid, das Unglück, davon. Sie hat jämmerlich gelitten und leidet noch; darum verdient ſie nun auch unſer Mitleid.

Serena. O meine ganze Seele leidet mit ihr.

Cäcilia. Ich bedaure ſie herzlich.

Lukretia. Sie wird nun wohl klüger werden und unſere jungen Leute nicht mehr ſo nach ſich ziehen.

Suſpekta. (mit Hohngelächter.) Das wird ſich nun wohl ſelbſt verbieten. Wie dürfte ſichs denn ſo eine Perſon jemals wieder einfallen laſſen, zur großen Welt zu kommen? Und — was außer dieſer umherläuft, wollen wir ihr laſſen. (ſieht die übrigen alle nach der Reihe an.) Nicht wahr, meine Lieben? — Was ſie aber jetzt leidet, daran geſchieht ihr Recht. Leander hatte erſt einen ganz andern Gegenſtand ſeiner Liebe. (reckt ſich hoch auf.) Sie machte ihn untreu. Dafür ward er ihr nun wieder untreu.

Laura. (die einen ſehr ernſthaften Blick auf Suſpekta wirft.) Ich denke, man konnte es ihm auf der Stelle anſehen, daß er ein Betrüger ſei?

Suſpekta. Die Leiden, welche ſie jetzt trägt, ſind eine Wohlthat Gottes für ſie. Sie wird, wenn ſie noch zu beſſern iſt, durch ſelbige einzig und allein, noch gebeſſert werden.

Laura. Alſo iſts Ihnen doch wirklich um Henriettens Beſſerung zu thun, Suſpekta?

Suſpekta. Ich werde doch wohl eine Chriſtin ſein und wünſchen, daß eine verlorne Seele wieder gerettet werde?

Laura. Nun, Engel kommen nicht vom Himmel, die die verlornen Seelen retten. Eine Menſchenſeele muß ſich der andern annehmen. So ſagen Sie ſichs ja ſelbſt, daß es Ihre Pflicht ſei, zu Henriettens Rettung, die in Ihren Augen eine verlorne Seele iſt, beizutragen?

Suſpekta. Das überlaſſe ich Gott. Er läſſet ſie *aus dem Becher ſeines Zorns* jetzt trinken. Es kommt nun auf ſie an, ob ſie dadurch geneſen wolle.

Laura. (etwas unwillig.) So ein Gemengſel von misverſtandener Religion hätte ich in Ihnen doch nicht erwartet. Kurz und gut, ich ſage Ihnen — Henriette *genas vom erſten* Schluck. Henriettens verlorne Seele iſt ſchon wieder gerettet. Aber — *Korroboratiſe* müſſen ihr nun gereicht werden. Die verlohrne Ruhe muß ihrer Seele, die nie verlohren war, wieder gerettet werden. Sollte ſie dies nicht für die Qualen der Reue, womit ſie auf ihren Fehltritt zurückſieht, verdienen?

Serena. Sie iſt wohl über alle Maße traurig?

Laura. Das iſt, wie geſagt, nicht zu beſchreiben. In der erſten Zeit hatte ihre ausgeſtandene ſchwere Krankheit ſie ſo geſchwächt, daß ſie wenig über ihren Zuſtand nachdenken konnte. Denken Sie ſich doch nur eine Perſon, die, als ſie kaum ihre wahre Lage mit Gewißheit erfahren, auch die entſetzlichſte Erfahrung von der Treuloſigkeit ihres Verführers machte; die darüber in die fürchterlichſte

Beſtürzung gerieth — die ſich dann noch Monate lang mit peinlicher Verbergung ihres Zuſtandes vor der Welt ängſtigen muſte — die hierauf eine der ſchwerſten Niederkünfte hatte und die hernach an den Folgen derſelben ſo jämmerlich zu leiden bekam — — wie muſte dieſe nicht dergeſtalt erſchöpft werden, daß ſie wenig oder gar nichts über ſich und über ihre Situation reflektiren konnte! Jetzt, da ihr Körper wiederhergeſtellt worden, bricht erſt die Krankheit ihrer Seele aus. Ich zittere warlich für ſie, wenn ich an den Ausgang davon denke, falls wir nicht alle hinzutreten.

Suſpekta. Die Unruhe, in der ſie jetzt lebt, wird ihr ſehr wohl thun. Es iſt mir lieb, daß ich davon höre. Ich hätte ſie ihr kaum zugetrauet. Aber um ſo beſſer nun. So iſt Hofnung da. Wenn die Unruhe aber nur lange vorhält!

Laura. Das muß ſie eben nicht; wenigſtens in dem hohen Grade nicht.

Suſpekta. Ich begreiſe nicht, Laura, wie Sie hiergegen ſein können. Beſteht denn nicht in dieſer Unruhe über begangenes Böſes die eigentliche göttliche Korrektion einer ſchlechten und verdorbenen Seele? Muß man nicht alſo derſelben die möglichſtlange Dauer wünſchen, damit die Korrektion recht vollkommen werde? Und beſteht mit hin nicht in dieſem Wunſche die eigentliche chriſtliche Liebe gegen ſolche ſchlechtgewordene Seelen?

Laura. Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß Henriette nie ſchlecht war. Unerfahren, ohne Menſchenkenntnis, leichtgläubig war ſie. Sie hielt Leandern für ſo redlich, wie ſie ſelbſt war. Er misbrauchte einen günſtigen Augenblick. Sie hatte noch kein Arges in ihm, drang aber von dem Augenblick an in ihn, ſein Wort zu erfüllen. Unter allerlei Vorwänden wuſte er ſie hinzuhalten, bis er — ſchändlichundankbar verſchwand. Sagen Sie mir, wenn er auf der Stelle ſein Wort erfüllt hätte, wie er ihr verſprach, hätte die Welt je von dem, was geſchehen war, das geringſte erfahren?

Suſpekta. Das hat eben Gott nicht gewollt. Das Laſter hat hier einmal an den Tag kommen ſollen.

Laura. Ich bin kein Doktor Theologiae, um beſtimmen zu können, ob das von Henrietten geſchehene unter den Umſtänden, unter welchen es geſchehen, ein begangenes wirkliches Laſter zu nennen ſei; ich will alſo nur bemerken, daß es, wenn manches ähnliche Geſchehene, das aber gar nicht unter ſo entſchuldigenden Umſtänden geſchah und daher weit mehr Laſter genannt zu werden verdiente, an den Tag kommen ſollte, um manche ſtrenge Richterin Henriettens weit ſchlimmer ſtehen würde, als um Henrietten ſelbſt. — Es ſei alſo immerhin gut und brav von ihr, daß ſie über ihren Fehltritt in eine ſo unausſprechliche Unruhe verſetzt worden. Weil es wirklich noch Menſchen giebt, die an ihrer Herzensgüte zweifeln, ſo muß ſie auch dieſen die Zweifel daran nun gewiß benommen haben können. Wär ſie ſchlecht, ſo würde ſie ſich längſt ſchon zufrieden geſtellt haben. Alſo — uns allen verbürge ihre Angſt ihre Güte, wie ſie ſie auch wirklich einer ganzen Welt verbürgt! Nur muß nun endlich ihrer Unruhe ein Ende gemacht werden. Ich will hier nicht das Argument urgiren, daß ſonſt Gefallene, die im Begrif ſind, wieder aufzuſtehen, wenn man, ſtatt ihnen die Hände zu reichen, ſie vielmehr mit ſeinen Händen wieder niederſtößt, nur noch tiefer und wohl gar auf ewig fallen müſſen. Offenbar iſt dies ausgemacht wahr. Jeder Menſch fragt doch wohl, ehe er etwas thut, was für Nutzen habe ich davon? Wer ſich beſſern ſoll, darf auch ſo fragen. Wenn er ſich nun wirklich beſſert, und er ſieht keinen Nutzen davon, ſondern ſieht ſich nach, wie vor, verachtet und verſtoßen: muß ihm nicht die Fortſetzung ſeiner Beſſerung dadurch verleidet werden? Muß er nicht nach tauſend Betrachtungen, die ihm ſein Ingrimm über die Härte der Menſchen vorführt, endlich bei dieſer ſtehen bleiben — Wenn dann alle meine Beſſerung mir die reinern Freuden des geſellſchaftlichen Lebens nicht wieder verſchaffen kann: ſo muß ich zu meinem verlaſſenen Laſter zurückkehren, das mir zu den unreinern verhilft, damit ich doch wenigſtens an den Freuden in der Geſellſchaft nicht ganz leer ausgehe? . . Wie geſagt dies Argument iſt ſtark und ſollte alle Geſetzgeber und Richter nicht nur, ſondern auch alle Mitglieder der Geſellſchaft, in welcher Menſchen fehlen und ſich beſſern, erſchüttern. Aber ſo ſtark es iſt, will ich es doch auf Henrietten nicht anwenden. Die Frage zwar könnte ich allenfalls thun — wie, wenn die gebeſſerte Henriette nun auch von der Art wäre, daß ſie auf Hofnung Ihrer allerſeitigen Verzeihung ſich gebeſſert hätte, und daß die Erfahrung von dem Fehlſchlagen dieſer Hofnung nun den abſcheulichen Eindruck auf ſie machte, daß ſie nun erſt wirklich ſchlecht würde? Müſten Sie ſich alsdann nicht ewig den Vorwurf machen, daß Sie hieran Schuld geweſen wären? Eine einzige menſchenfreundlichere und mildere Richtung, die Sie Ihrem Herzen gegen ſelbige gegeben hätten, würde ſie gewiß gerettet haben. Erwägen Sie einmahl dieſen einzigen Gedanken insgeſamt!

Suſpekta. Wer ſteht uns dafür, daß ſie auf erhaltene Verzeihung von uns ſich fort beſſerte? Wenn dies nun nicht geſchähe, müſten wir uns nicht hernach ewig den Vorwurf machen, daß wir an ihrer Nichtfortbeſſerung Schuld wären?

Serena. Und ich glaube, daß ſie ſich fortbeſſern würde, und wenn ſie weder von uns, noch von einer ganzen Welt Verzeihung erhielte.

Laura. Das iſts, was ich ſagen wollte. Ich würde die geängſtete Seele Henriettens vollends zerreiſſen, wenn ich jenes Argument auf ſie anwenden wollte. Nein, nicht, damit ihre Reue fortdaure, ſondern zum Lohn ihrer ſchon bezeigten Reue müſſe unſer Herz ſich mit ihr ausſöhnen. Sie ſtraften ſie dadurch, Suſpekta, daß Sie ihr, nachdem ſie den Fehltritt begangen, Ihr Herz entzogen; jetzt machte ſie den Fehltritt durch Reue wieder gut, ſo vergelten Sie auch dies ihr, und ſchenken ihr das entzogene Herz wieder. Sie können ſich ja warlich ſonſt vor Ihrem eigenen Gewiſſen nicht von offenbarer Ungerechtigkeit, die Sie an ihr begehen, losſprechen.

Suſpekta. So käms ja warlich ſo heraus, als wenn ich nun das, was ſie gethan, billigte. Und davor — ach davor ſoll mich Gott bewahren.

Laura. Hum! So kommts nicht heraus, ſondern ſo kommts heraus, als wenn Sie ihre bezeigte Reue über das, was ſie gethan, billigten. Und das iſt Ihre Schuldigkeit. — Mein wichtigſtes Argument hiezu muß ich nun aber erſt noch vortragen. Wie Henriette nicht zu denjenigen Perſonen zu zählen iſt, die beim Außenbleiben der Vergebung nach erfolgter Beſſerung erſt recht ſchlecht werden: ſo gehört ſie auch nicht unter diejenigen, welche dagegen ganz gleichgültig ſind, ob ihre Freundinnen ihr vergeben oder nicht. Glücklich wäre ſie, wenn dies wäre; aber dazu hat ihre Seele nun einmahl nicht eigne innere Stärke genung. Laſſen Sie es ſich von mir ſagen — Henriettens künftiges Schickſal hängt ganz von Ihrem Urtheil über ſie ab. Sie glaubt einmahl, daß das ganze übrige Publikum ſich nach Ihrem Beiſpiele richten werde. Wie ſollten mir Andere und Fremde verzeihen, ſeufzte ſie noch geſtern, wenn mir meine eigene Freundinnen nicht verzeihen! Ich glaube auch völlig, daß ſie hieran Recht habe. Ihnen trauet das Publikum zu, daß Sie Henrietten kennen. Von Ihnen erwartet es zu hören, ob Sie ihre Reue für aufrichtig halten, oder nicht. Wie Sie nun darüber urtheilen, ſo wird das Publikum Ihnen nachurtheilen. Sie ſehen alſo ein, daß Sie es ſind, die ſowohl das Wohlwollen und die Nachſicht, als die Verachtung und Verfolgung beſtimmen, welche eine ganze Welt an der Unglücklichen ausüben ſoll. Sie können machen, daß Henrietten das Leben in der Welt erträglich und unerträglich werde. Ja, wenn dies auch nicht wäre, wenn ſich das Publikum auch nicht nach Ihnen richtete, und wenn es auch ohne Sie ihr verziehe: ſo würde doch die Verzeihung einer ganzen Welt ſie nicht beruhigen können, ſobald von Ihrer Seite die Verzeihung nicht auch erfolgte. So viel ſetzt ſie auf Sie und auf Ihr Urtheil. Auch dies hat ſie mir geſtern zu erkennen gegeben, und nicht undeutlich war der Wink, welchen ſie hinzufügte, daß ihr Daſein ſonſt von kurzer Dauer ſein würde. Nicht, als wenn ich dieſen Worten den ſtärkſten Sinn unterzulegen verabſichtete; aber Sie kennen alle Henriettens lebhaftes Temperament und die Macht ihrer Empfindungen. Sie kann im Kummer und Gram über Menſchen ſo weit gehen, wie ſie im Vertrauen auf Menſchen gegangen iſt. Wie, wenn der Jammer darüber, daß ſie verabſcheuet und verworfen von ihren älteſten Bekanntinnen und erſten Freundinnen ihre Tage verſeufzen ſolle, an ihrem Leben ſchnell und fürchterlich nagte — oder wenn ihr

Harm eine noch traurigere Wirkſamkeit erwieſe und ſie gar ihrer Vernunft beraubte — — würden Sie es ſich je verzeihen, ihr nicht verziehen zu haben? Würden Sie je wieder ruhig werden können, wenn Sie von ihrem frühen Tode oder von ihrem Wahnſinn höreten? — Ich habe es ihr daher geſtern verſprochen, ihre Ausſöhnung mit Ihnen zu bewirken zu ſuchen. Es war dies Pflicht für mich; denn der Zuſtand, in welchem ich ſie antraf, war mir zu ſonderbar und bedenklich. Friſch und geſund ſcheinend, hatte ſie doch ganz den geſenkten Blick, das Air der Menſchenflucht und die Sprachſchwere, welches alles die Zeichen ſchon eingetretener Schwermuth ſind. Ich ging ſo weit, ihr mein Wort darauf zu geben, daß Sie ſich mit ihr ausſöhnen würden, und der bloße Gedanke hieran ſchien ſie wieder zu beleben.

Serena. Ich bitte Sie von ganzem Herzen, Henrietten heute noch zu ſagen, daß ſie auf meine Liebe nach, wie vor, rechnen könne.

Cäcilia. Sagen Sie ihr von mir desgleichen.

Lukretia. Ich hätte auch nichts mehr wider ſie, ſprechen Sie.

Suſpekta. Mir zu gefallen, ſo ſetzen Sie hinzu, daß ich ſie weiter auch nichts entgelten laſſen wolle.

Laura. Ich danke Ihnen insgeſamt. Sie müſſen nun aber auch den einzigüberzeugenden Beweis davon, daß Sie wirklich ſich mit ihr ausgeſöhnt und ihr alles verziehen haben, zu geben nicht ermangeln.

Suſpekta. (heftig.) Nun, und was ſoll das für einer ſein?

Laura. (ſanft) Daß Sie ſie wieder in Ihre Geſellſchaft aufnehmen, ſie zu ſich kommen laſſen, zu ihr kommen, mit ihr ausgehen und kurz — wieder, wie ſonſt, mit ihr Umgang haben.

Serena. Ich für meine Perſon — von Grund der Seele gern.

Suſpekta. (zu gleicher Zeit auch ſehr heftig.) Durchaus nicht. Nicht über meine Schwelle — nicht unter die Augen darf ſie mir kommen, und ſo, wie ich ſie irgendwo treffe, entferne ich mich wieder, und wenn ich ſie von weitem kommen ſehe, gehe ich ihr aus dem Wege.

Lukretia. Des Abends, wenns keiner ſieht, kann ſie zu mir kommen. Ich aber komme nicht wiederum zu ihr.

Suſpekta. Nein, durchaus nicht. Daß die Leute hernach ſprächen — das iſt auch ſo eine; ſie geht mit ihr um. Das ſtände mir an. Das Volk weiß ſo immer nicht, was es alles erſinnen und erlügen ſolle. Nein, dazu bringt mich kein Menſch. Macht ihr andern, was ihr wollet. Mir iſt meine Ehre zu lieb. Das wird ſie auch nicht verlangen; für ſo klug halte ich ſie noch.

Cäcilia. (auf die Laura jetzt beſonders ihr Augenmerk gerichtet hält.) Ja, das muß ich doch ſelbſt geſtehen, liebe Laura, ſo gern ich zu Henriettens Beruhigung alles beitragen will, Umgang mit ihr wieder muß ich verbitten. Ich dächte auch, hierauf reſignirte ſie aus ſchuldiger Schonung für uns wohl ſelbſt. Wärs nicht überhaupt beſſer, wenn ſie ſich an einen fremden Ort begäbe, wo ſie Niemand kennte und von ihrem gehabten Unglück wüßte? Hier kommt ſie ja doch wohl nie wieder auf.

Laura. Das geht nun einmahl in ihrer Lage nicht an. Sonſt hätte ich ihr den Rath ſchon ſelbſt gegeben.

Cäcilia. Sie hat ja eine Verwandtin zu L. Könnte ſie nicht zu dieſer gehen?

Laura. Dieſe, ob ſie gleich ſelbſt noch weit übler berüchtigt iſt, als Henriette, hat ihr unter dem Vorwande, daß ihr guter Ruf auch durch ſie leiden könnte, ſogar die Verwandſchaft aufgekündigt. So gehts ja oft in der Welt. Die ſchlimmſten ſind nicht ſelten die härteſten gegen ihresgleichen; — aus ziemlich bekannter und längſt abgedroſchener Politik.

Cäcilia. Denken Sie doch nur, Beſte, was das für einen Anſtoß für uns geben würde, wenn man uns wieder mit ihr beiſammen ſähe! Sie wiſſen ja, wie die Welt iſt. Man würde uns zum allerwenigſten für Mädchen erklären, in deren Augen Henriettens Fehltritt eine unbedeutende Kleinigkeit wäre. Wenn das nicht wäre, ſo wollte ich ja gern nichts dagegen haben. Sie geht mir wahrhaftig nahe; aber ſollte ich meine Ehre aufs Spiel ſetzen?

Laura. Ich ſchätze Sie unausſprechlich für den Kampf zwiſchen Ehrgefühl und Mitleid, der jetzt in Ihrem Herzen entſtand, Cäcilia. Bei Ihnen iſt gewiß jedes Wort, das Sie ſprachen, ächter Ausdruck deſſen, was in Ihrem Innern vorgeht. Nie, nie muß unſer Geſchlecht das gute Bewußtſein unſeres ſelbſt und die hohe Empfindung für Ehre auch nur durch Zweideutigkeit im Betragen der Welt Preis geben. Dieſer Grundſatz iſt eine der ſtärkſten Stützen der weiblichen Tugend, und es iſt ſchön, daß Sie ſo feſt an ihm hangen. (umarmt Cäcilien.) Aber durch künftigen Umgang mit Henrietten tritt der Fall nicht ein, daß Sie wider dieſen Grundſatz handelten. Henriette iſt durchaus weder uns, noch der Welt, als eine ſchlechte Perſon bekannt. Sie hat jederzeit in Ihrer Geſellſchaft ſowohl, als öffentlich, den unbeſcholtenſten Karakter behauptet. Jedermann giebt ihr dies Zeugniß. Man weiß ihr nichts, als den traurigen Fehltritt, nachzuſagen, und jeder, der dieſen weiß, weiß auch ſeinen Zuſammenhang zu erzählen. Wenn Sie alſo mit ihr umgehen, ſo gehen Sie mit einer notoriſch guten Perſon um, die blos das Unglück hatte, von einem verſchlagenen Böſewicht überliſtet und betrogen zu werden. Nehmen Sie eine andere Art von Unglück an, das Henriette gehabt hätte; z. E. daß derſelbe Böſewicht ihr an ſtatt ihres Herzens ein beträchtliches Vermögen erſt abgeſchwatzt und dann entwendet hätte — würden Sie ſich deshalb des Umgangs mit ihr zu ſchämen haben? Würde man daraus auch nur den Schlus machen können, daß Sie, weil Sie mit ihr umgingen, auch ſo eine Perſon wären, die ſich all' ihr Vermögen abſchwatzen und entwenden ließe? Ja, wenn ſie es durch unmäßigen Luxus durchgebracht hätte, und Sie gingen dann mit ihr um, ſo würde man mit allem Recht ſchließen, daß Sie auch luxuriös wären. Nun, ebenſo hätten Sie ſich in dieſem Fall auch dann nur des Umgangs mit ihr zu ſchämen, wenn Henriette eine Libertine und ihr ſchlechter Zuſtand die Folge davon wäre. Dies iſt aber nicht. Leander hat ihr die Ruhe abgeſchwatzt und geraubt. Wenn Sie alſo mit ihr umgehen, ſo iſts, als wollten Sie ihr dadurch zu einiger Ruhe wieder verhelfen; ſo, wie Sie ſie, wenn er ihr all' ihr Vermögen abgeſchwatzt hätte und Sie mit ihr umgingen, mit Ihrem Vermögen zu unterſtützen ſcheinen würden.

Cäcilia. (in Verlegenheit.) Wo iſt den Suſpekta geblieben? (ſieht ſich um.) Ach dort geht ſie.

Serena. Als Laura Sie umarmte, ging ſie auf die Seite.

Laura. Laſſen Sie ſich dadurch in Ihren beſſern Geſinnungen nicht irren, meine Lieben. Suſpekta zeigt ſich uns heute von Seiten ihres Herzens in keinem vortheilhaften Lichte. Ich wünſche beſonders, nur Cäcilien von ihren Beſorgniſſen zu befreien, die ſie noch von Henrietten zurückhalten. — Alſo, Kinder, Sie könnten Ihrer Ehre unbeſchadet mit der Unglücklichen Umgang halten, und wenn Sie ſogar nie dergleichen ſonſt mit ihr gehabt hätten. Sie zuſammen ſind in gutem Ruf, Henriette iſt wenigſtens in keinem ſchlechten. So würde jeder, wenn Sie, die unſchuldige Verführte, welche, ſobald ſie ihr Verführer verließ, von einer ganzen Welt verlaſſen ward, nie gekannt hätten, ſondern jetzt erſt aufſuchten, Ihre Handlung ſo erklären müſſen, daß Sie gleichſam den Ton der Menſchlichkeit dadurch anſtimmten und ſie wieder in die Welt zurückführen wollten. Nun aber — ich bitte Sie – haben Sie ſogar ehedem genauen Umgang mit ihr gehabt und ſind ihre erſten Freundinnen geweſen. Wie wäre es möglich, daß man Sie dabei verkennen könnte, wenn Sie ſie wieder in Ihre Geſellſchaft aufnehmen! Sobald Henriettens Schickſal bekannt ward, trennten Sie ſich öffentlich urplötzlich von ihr und brachen alle Gemeinſchaft mit ihr auf einmahl ab. Haben Sie dadurch der falſchen Vorſtellung von unſerer Pflicht, auf Ehre zu halten, nicht Opfer genung gebracht? Henriette war nahe am Tode; es iſt ein Wunder, daß ſie noch lebt. Sie alle glaubten ſo gewiß, wie ich, daß ſie ſterben würde; Sie waren alſo reſignirt, ſie ſterben zu laſſen, ohne daß Sie ſie noch einmahl vor ihrem Tode zu ſprechen verlangten. Sehen Sie einmahl, ein wahres Menſchenopfer, möchte ich faſt ſagen, haben Sie jenem Vorurtheil, als beſchimpfe man ſich dadurch, wenn man ſich einer verunglückten Freundin am Ende noch erbarme, gebracht. Ich bitte Sie, haben Sie genung hieran und handeln nun wenigſtens anders. Ihr Unwille und Misfallen an Henriettens Fehltritt iſt ſattſam von Ihnen erwieſen; in öffentliche Grauſamkeit iſt er ſogar übergegangen. Wenn Sie nun wieder mit ihr umgehen, wird kein vernünftiger Menſch auf den Einfall kommen, den erneuerten Umgang mit ihr ſo auszulegen, als billigten Sie ihren begangenen Fehler; jeder wird Ihnen vielmehr zu Ihrer Ehre nachſagen, daß Sie in dem Ausdruck Ihrer Misbilligung anfangs zu weit zwar gegangen wären, ſich aber nun beſonnen haben.

Cäcilia. Es geht aber doch kein Menſch mit ihr um.

Laura. Soll ſie ungerufen in die Geſellſchaften kommen? Gott, woher nähme die Arme das Herz dazu! Und was für eine Figur würde ſie in ſelbigen machen, wenn Sie ſie nicht dahin einführten! Ich glaube, daß ſie, und wenn Sie dies auch werden thun wollen, in langer Zeit noch nicht das Herz haben werde, mit Ihnen zu gehen. So ganz abgeſpannt und ohne allen Muth iſt ſie. Und daß ſie Niemand in Geſellſchaften ruft und daß ſogar Niemand zu ihr kommt — wundert Sie das noch? Man wartet erſt darauf, daß Sie dies thun ſollen; denn Sie haben die nächſte Pflicht dazu. Nun thun Sie es nicht und ſo ahmet man Ihnen nach. Erwägen Sie einmahl —

die ganze Welt halten Sie von Henrietten dadurch ab, daß Sie ſich von ihr zurückhalten. Iſt das recht? Was ſoll aus ihr werden, wenn ſie länger außer allem menſchlichen Umgange leben muß? Soll ſie verzweifeln? Warlich, das muß ſie; denn ſie muß ſich ja für einen Auswurf aus der Geſellſchaft anſehen. Wollen Sie ſich den Vorwurf aufladen, daß Sie an ihrer Verzweiflung Schuld ſind?

Serena. Um Gottes willen nicht, liebſte, beſte Laura!

Cäcilia. Nein, das mag ich nicht.

Laura. Nun, ſo verſuchen Sie es einmahl und gehen wieder mit ihr um. Ich will damit nicht ſagen, daß Sie ſie gleich in öffentliche und große Geſellſchaften wieder führen ſollen. Dies widerrathe ich vielmehr; weil man es der Armen für Frechheit auslegen könnte. Aber in Ihren kleinen Zirkel nehmen Sie ſie zuförderſt wieder auf; gehen Sie zu ihr, bitten Sie ſie zu ſich. Und dann ſollen Sie einmahl ſehen, was dies für einen guten Eindruck auf das Publikum machen werde. Dieſes wird alsdann Henrietten ebenſo wieder aufnehmen, wie Sie ſie wieder aufgenommen haben.

Cäcilia. Wenn doch Suſpekta wieder herkäme! Suſpekta — hörſt du? Komm doch zu uns.

Laura. Welche Freude wirds Ihnen dann ſein, die arme verführte, betrogene und ganz außer ſich gebrachte Unglückliche in Ihren Armen allmählich wieder zu ſich kommen, allmählich wieder aufleben zu ſehen! — Kinder, denkt doch zuſammen an den großen Stifter unſerer Religion; wie dieſer in ähnlichen Fällen that! Sucht doch euer Chriſtenthum mehr darin, daß ihr Ihm nachahmet!

Suſpekta. (die unterdeſſen wieder herzu gekommen war.) Was ſoll ich? Cäcilia!

Cäcilia. Wir haben uns auf Laura's Zureden entſchloſſen, mit Henrietten wieder umzugehen.

Suſpekta. (ſpöttiſch.) So? Hum! Nun, ſo thüts nur! Ich nicht. So hat dann auch entweder unſer Umgang ein Ende, oder wir müſſen gewiſſe Tage dazu ausſetzen, und an dieſen verbitte ich mir's dann, daß ich ſie bei euch finde. Sie mag mit ihresgleichen umgehen, aber nicht mit mir.

Laura. Sie werden ja auch ſogar gegen Ihre Freundinnen beleidigend, Suſpekta; beſinnen Sie ſich doch, was Sie ſprechen.

Suſpekta. (die ſich ſammlet.) Ich meinte das ſo nicht. Ich wollte damit nur ſagen, ſie gehöre zu uns nicht; ſie könne ſich an Mädchen halten, die auch zu Falle gekommen ſind. Es giebt ihrer ja hier im Ort. Gleich neben ihr an wohnt eine, die ſchon den dritten Baſtard herumlaufen hat.

Laura. (die nun ihre Mäßigung verliehrt.) Pfui — nun ſchämen Sie ſich vor ſich ſelbſt, Suſpekta. Sie verleugnen ganz den Karakter unſeres Geſchlechts nicht nur, ſondern ſogar den edlern Karakter und alles feinere Gefühl überhaupt.) Ich muß nun aufrichtig geſtehen, daß Henriette auch an Ihrem Umgange nichts verliehre.

Suſpekta. (grob.) I nun, deſto beſſer. So brauchen Sie ſie ja auch deshalb nicht zu bedauern.

Laura. (die ſich wegwendet.) Alſo — Sie, meine Lieben, verſprechen es mir, Henriettens Freundinnen wieder nach, wie vor, zu ſein.

Serena zuerſt, dann **Cäcilia** und dann **Lukretia.** Ja!

Laura. (freudig.) Sie iſt in der Nähe. Erlauben Sie mir, daß ich ſie herhole.

Suſpekta. (höhniſch.) Ei, das wird ja immer ſchöner. So könnte ich ja wohl meinen Abtritt nehmen?

Laura. (ſehr ernſthaft.) Ganz nach Ihrem Gefallen.

Serena. (als Laura weg war.) Aber gute Suſpekta, ſein Sie doch auch nicht ſo hart! Es iſt ja unſere arme alte Freundin, die uns immer ſo lieb hatte und alles that, was ſie uns an den Augen abſehen konnte. Sie hat zwar gefehlt, iſt aber doch nicht ſchlecht. Wir haben ſie ja auch ihren Fehler genung fühlen laſſen. Soll ſie denn ganz in ihrem Gram umkommen und verzweifeln?

Suſpekta. Das wird ſie nicht thun; ſeid ohne Sorgen. Und, wenn ſie's thut, ſo kann ich nicht dafür. Ich kann nun einmahl aus Ehre nie wieder mit ihr den geringſten Umgang haben.

Cäcilia. Was die Ehre bei der Sache betrift, ſo war ich auch erſt dieſer Meinung: aber Laura hat mich auf andere Gedanken gebracht, und ich danke ihr dafür. Da Henriette nicht ſchlecht und nur meine unglückliche Freundin iſt, und da kein Menſch das geringſte ähnliche von mir weiß: ſo kann ich ganz wohl wieder mit ihr umgehen.

Suſpekta. (betroffen.) So? Ei! Hum!

Lukretia. I nun, eine Naſe werde ich Ihr doch machen, wenn ſie kommt.

Suſpekta. (hämiſch.) Die wird alſo ſo groß eben nicht ſein.

Lukretia. (über und über roth.) Das war arg, Suſpekta. Sie gehen alſo mit allen Ihren Freundinnen ſo um, wie ich ſehe. Was kann ich denn für meine Naſe?

Suſpekta. (die Laura von weitem mit Henrietten kommen ſieht und nach Handſchuh und Fächer greift.) I nun, ich meinte nur, wer keine Naſe hat, muß auch keine machen wollen. (geht ohne Abſchied zu nehmen zu einer Hinterthüre des Gartens hinaus.)

Laura. (als ſie Henrietten unter ihre drei Freundinnen führt.) Hier haben Sie ſie wieder! Sie bittet um Ihre Liebe.

Serena. (die über ſie her fällt.) Ach, die ſollſt du haben in höchſter Maße. Beruhige dich nur und ſei uns gut! (Cäcilia umarmt ſie gleichfalls, und hernach auch Lukretia, bei der die Naſenperſiflage die letzte gute Wirkung wider den Willen der Suſpekta gethan hatte.)

Henriette. (in Thränen ſchwimmend.) Habt Ihr mir aber auch vergeben?

Serena. (wie im Nahmen aller.) Ja, doch, ja! Du haſt uns ja nichts gethan.

Henriette. (vor ſich hin ſehend.) Ach — ich bin nicht ſchlecht; unglücklich nur.

Serena. Auch das ſollſt du nicht mehr ſein, und eben darum, weil du nicht ſchlecht biſt. (drückt ſie an ihr Herz.) Du arme, liebe, gute, herzensgute, herzensliebe Henriette du! Morgen biſt du den ganzen Tag bei mir; übermorgen bei Cäcilia;

dann bei Lukretia; dann wieder bei mir und immer ſo fort.

Henriette. Ach ja, nehmet euch ja meiner an! Ich bin recht hin. Gottlob aber, daß ich das noch empfinden, noch denken kann, daß ich recht hin bin.

Serena. (in hohem Mitleid) Du haſt wohl recht viel gelitten. (Henriette antwortet mit Thränen.)

Laura. (die unterdeſſen den fünften Nelkenſtrauß geholt.) Da Henriette! (ſteckt ihn ihr vor die Bruſt) Und nun Kinder, ſprecht heute nichts von allem, was vorgegangen iſt, ſondern freuet euch zuſammen.

Henriette. (die in Laurens Arme ſinkt.) Ach theuerſte, beſte Laura, wie viel habe ich Ihnen zu danken!

Laura. (ihr die Backen ſtreichend.) Nichts, gar nichts, mein liebes Kind.

Henriette. Ach, Sie ſind Urſache, daß ich mein Leben nicht verlohr, und nun auch, daß ich meine verlohrne Freundinnen wieder finde.

Laura. Ich habe nur meine Schuldigkeit gethan. Thun Sie nun auch zuſammen und von allen Seiten jede die Ihrige.

Cäcilia. (Henrietten den Arm reichend.) Kommt und laßt uns auf und nieder gehen.

Die drei Freundinnen wurden bald wieder vertraut und Henriette lebte noch an demſelben Nachmittage unter ihnen wieder auf. Laura genoß ein unausſprechliches Vergnügen darüber, umarmte alle der Reihe nach und verlies ſie zufrieden mit ſich ſelbſt, um zu Ariſt zu gehen, der auf den Ausgang ihres Unternehmens äußerſt begierig war.

Laura. (die Cäcilia begleitet, an der Hinterthüre des Gartens, durch welche Suſpekta abgegangen war.) Was liegt denn da? Warlich, es iſt der Straus, den ich ihr gab. Auch den hat ſie weggeworfen. (nimmt ihn auf.) Sie hat damit geſagt, daß ſie ihn nicht verdiene. (den Kopfſchüttelnd.) Das alte Sprichwort bleibt doch warlich wahr — die ärgſten ſind allemahl die ſchlimmſten.

Laura's Glaubensbekenntnis;

ein Aufſatz, mit welchem ſie den Ariſt beſchenkte, als ſie ihn nach einer überſtandenen Krankheit zum erſtenmahle wieder beſuchte.

Jetzt, da ich wieder geneſe, fällt mir ein, daß dir, mein Ariſt, doch etwas von Belang gefehlt haben würde, wenn ich von dir gegangen wäre, ohne dir die ganze Summe meines Glaubens geſchrieben zu hinterlaſſen. Zwar kenneſt du ſie ſchon und es vergeht ſelten ein langes Geſpräch unter uns, ohne daß du von neuem in dieſen oder jenen Theil meines Glaubens einblicken ſollteſt. Dies hätte jedoch ein Ende, ſobald mich der Schöpfer von dir riefe. Da ich nun gewiß glaube, daß ich dir vorangerufen werde, ſo will ich dieſe Stunde dazu anwenden, daß ich dir meine Konfeſſion aufſetze. Wenn ich dich dann einſt auf heiliges Schöpfergeheis verlaſſen haben werde, und du nimmſt dieſen Aufſatz zur Hand: ſo wird dir ſein, als umſchwebte dich der Geiſt deiner Laura wieder und als unterhielteſt du dich mit ihm auf das trauteſte und ſeligſte. Es iſt an ſich ſchön, etwas von der Hand eines geliebten Todten geſchriebenes zu leſen, und macht ſehr tiefe Eindrücke; wie vielmehr, wenn das Geſchriebene von ihm den Glauben betrift, mit dem er ſtarb! Gewiß, gewiß wirſt du den Aufſatz oft leſen, das weiß ich und darum ſchreibe ich ihn auch unter Empfindungen der höchſten Glückſeligkeit, die die Liebe nur gewähren mag. Du findeſt hier alles beiſammen, womit ich mich ſo feſt, als von meinem Daſein überzeugt halte. Dir und deinem Umgange danke ich den größeſten Theil davon. In Kunſtwörtern lernte ich meinen Glauben nicht ausſprechen: auch habe ich mich nie um kunſtmäßige Zuſammenbauung deſſelben bekümmert. Ich hoffe aber, daß ſeine einzelnen Theile doch ein gutes Ganzes geben möchten und bin überzeugt, daß du ihn gern in meiner eigenen natürlichen Sprache von mir hören werdeſt. — —

Ich glaube, daß die Erde ein ſchöner Stern ſei. Wie er von weitem laſſen mag, das weiß ich freilich nicht genau; ich glaube aber, daß er, vom Monde aus geſehen, in den Tagen ſeiner Fülle ein noch weit prächtigerer Anblick ſein müſſe, als hier auf ihm uns der Vollmond iſt. Und wenn ſich vollends eine totale Erdfinſterniß auf dem Monde ereignet, ſo muß das eine Herrlichkeit fürs Auge ſein, dergleichen ich noch nie geſehen habe. Was ich von den einzelnen Theilen der Oberfläche der Erde betrachtet habe, hat mir alles ſehr wohl gefallen, und ich glaube, daß des Guten weit mehr auf ihr ſei, als des Böſen. Sie iſt gewiß weit älter, als ihre jetzigen Bewohner ahnden, und hat gewiß ſchon eine große Reihe von Hauptrevolutionen überſtanden, die ſie immer wieder verjüngt und verneuert haben.

Ich glaube, daß alle jene übrigen unzählbaren Sterne, die wir auf ihr ſehen, auch bewohnte Welten ſind, und daß es auf jedem derſelben auch eine Art von Geiſtern, wie hier, gebe, die, mit ſeinen Elementen umkleidet, an der Spitze ſeiner übrigen Schöpfung ſtehen. Ich glaube, daß es über dieſen Sternen, die ich ſehe, wieder eben ſo viel gebe, die man auf ihnen wieder ſo ſehen kann, wie ich ſie von der Erde aus ſehe, und über jenen wieder ſo viel und ſo fort ins Unendliche. Was ſollte denn da anfangen, wo das Univerſum aufhörte?

Ich glaube, daß dieſe Erde mit allen den zahlloſen übrigen Sternen einen allſeienden, allmächtigen, allweiſen und allgütigen Urheber habe, den ich, als den oberſten Geiſt, auch nur mit dem Auge meines Geiſtes ſehen kann. So, wie ich nur die ſchöne ordnungsvolle Welt anblicke, regt ſich auch in mir der Gedanke an ihn. Er hat mir ſelbſt das Gefühl ſeines Seins tief eingegoſſen. Wie dies geſchehen ſei, iſt mir unerklärbar; aber ich kann das Gefühl nicht ableugnen. Es überwältigt mich, ſo oft ich über mich ſelbſt nachdenke, und vertritt alsdann die Stelle aller Beweiſe für ihn.

Ich glaube, daß weder alle Weiſen der Erde, noch irgend ein Weiſer auf irgend einem andern Stern jemals werde ſagen können, wer Gott ſei und woher er den Grundſtof zum Univerſum genommen; das aber glaube ich innig, daß ſo, wie die Welt nicht ohne ihn ſein kann, auch Er nicht ohne die Welt ſein könne, und daß er mit ſeiner Welt ſo innigſt verbunden ſei und bleibe, wie ich es jetzt mit meinem Körper bin. So, wie dieſer, ohne einwohnende Seele nicht mehr beſtehen kann, ſo beſteht das Univerſum auch nur durch einwohnenden Gott; und ſo, wie ich in meinem ganzen Körper exiſtire, alles empfinde, was in ihm vorgeht, und ihn bewege, wie ich will: ſo iſt auch Gott im ganzen Weltall und Weltkörper da, weiß alles, was in ſelbigem geſchieht und regiert ihn, wie er will.

Ich glaube alſo — und ich will es nur geſtehen, daß dieſer Glaube erſt meinem ganzen Glauben an Gott den vollen Werth gebe — daß Gottes ewige Providenz über ſeine ganze Schöpfung walte, daß er noch unaufhörlich und eben ſo unbegreiflich in ſie einfließe, wie er ſie hervorgebracht hat, daß ihre Fortdauer nichts anderes, als ihre allmählige Entwickelung und Vervollkommnung ſei, und mit einem Worte, daß er noch immer ſo fortſchaffe, wie er immer geſchaffen hat. Folglich geſchieht allenthalben nichts, als was er will, und folglich wird ſein großer Schöpferplan von Jahrtauſend zu Jahrtauſend noch immer herrlicher ausgeführt. Selbſt die ungeheuerſten Revolutionen im Weltall ſind in dieſen Plan miteingewebt und ſind ſogar zur Ausführung deſſelben ſchlechterdings nothwendig. Ich glaube, daß ſo, wie noch Menſchen geboren werden, auch noch Sterne geboren werden, und daß, wie die Erde noch Wüſten genung hat, wo neue Anlagen zu machen wären, es auch in den unbegrenzten Räumen des Himmels noch Wüſteneien gebe, die künftige neue Sonnenſiſteme erſt anfüllen werden. Ich kann es mit Worten nicht beſchreiben, zu welcher Majeſtät ſich Gott in meinen Augen durch dieſe Vorſtellungen erhebe und zu welchen Gefühlen der inbrünſtigſten Anbetung ich dadurch vor ihm hinſinke.

Ich glaube, daß dieſer Gottſchöpfer bei ſeiner ganzen ewigen Schöpfung keine andere Abſicht habe, als der ſich glücklichfühlenden Weſen noch immer mehr zu machen. Ich glaube, daß es, wie Mannigfaltigkeit das Geſetz der geſammten Schöpfung iſt, alſo auch in dieſem Glückſeligkeitgefühl eine unglaubliche Mannigfaltigkeit gebe, und daß die Reihe von Stufen deſſelben unüberſehbar ſei. In Geſchöpfen, worin ich es gar nicht ſuche und in welchen ich es gar nicht für möglich halte, iſt es vielleicht doch; ſo, wie es gewiß Geſchöpfe giebt, die es unausſprechlicher genießen, als ich. Das höhere Glückſeligkeitgefühl aber nimmt erſt in den vernünftigen Geſchöpfen ſeinen Anfang und ſteigt in ihnen vom Bewuſtſein ihrer ſelbſt durch die Bewuſtſeine der Schönheit und Ordnung der Welt um ſie her bis zum Bewuſtſein des Schöpfers empor. Wenn dieſes alsdann in ihnen Freude an Gott erweckt, und Sehnſucht, ihm wohlzugefallen, erregt, wenn ſie durch daſſelbe Verehrer und Anbeter der Gottheit werden: dann kann man ſagen, daß ihr Glückſeligkeitgefühl ſich der Vollkommenheit nähere. Unzählbare Stufen giebt es gewiß auch in dieſem höhern und vollkommenern Glückſeligkeitgefühl; aber ich glaube, daß alle die Weſen, welche durch Vernunft deſſelben empfänglich wurden, der eigentliche Hauptzweck aller Schöpfungen Gottes ſind. Sie, die Geiſter, ſind es, für die die ganze Körperwelt da iſt. Sie ſind der Mittelpunkt in dem Plan jeden Sterns, und darum glaube ich eben, daß es auf jedem Stern eine Art derſelben geben müſſe. Dieſe erheben ſich dann zur Bewunderung der Körperwelt um ſie her, und durch ſelbige zur Anbetung des großen Schöpfers aller Sterne. Exiſtirte irgend ein Stern auf immer und ewig ohne dergleichen: ſo wäre die ganze Schöpfung deſſelben im eigentlichen Verſtande vergeblich. Irgend einmahl müſte die ſchaffende Natur durch Hervorbringung derſelben daſelbſt ihr Werk rechtfertigen und krönen; oder er müſte von Gott dazu beſtimmt ſein, nur die Wanderer von Geiſtern, welche durch den

Tod von ihrem Stern herüber flüchten ſollen, aufzunehmen. Wie? wenn die Sonnen dieſe Beſtimmung hätten, die endlichen Sammelplätze der Geiſter von allen ihren Planeten, die aus ihnen entſtanden und um ſie her laufen, zu ſein?

Ich glaube, daß diejenigen Weſen, von welchen ich eins bin, die Geiſterart ſind, welche Gott an die Spitze der irdiſchen Schöpfung ſtellte. Zwar will ich die übrigen nicht geringſchätzen; vielmehr bewundere ich an vielen derſelben ausgezeichnete Kunſttriebe und große Fähigkeiten. Ich betrachtete noch letzthin den Schäferhund darauf, und konnte mich nicht enthalten zu denken, daß in ihm doch wohl mehr ſei, als ich glaubte. Vielleicht fänden wir in allen Thieren mehr, wenn wir ſie genauer beobachteten oder auch beobachten könnten. Allein noch iſt der Menſch die einzige Art der irdiſchen Weſen, in der man Sinn für die Schönheit der Natur entdeckte und die ſich, welches ohnehin nur aus dem vorigen folgt, zur Erkenntniß des Schöpfers erhebt. Ich glaube alſo, daß der Menſch der Hauptzweck der ganzen Erdenſchöpfung ſei, und mache mir von ſeiner Natur, Beſtimmung und Glückſeligkeit ſehr erhabene Begriffe.

Ich glaube, daß der Menſch der Liebling Gottes auf der Erde ſei. Ich ſchwöre, daß es an meinem Herzen liegen würde, wenn ich dies Bekenntnis nicht laut ablegte. Obgleich Gott ſich auch gegen den geringſten Wurm als Vater gezeigt hat, ſo iſt doch das alles nichts gegen die Vaterfülle, in der er ſich gegen mich als Menſchen zeigte. Ich brauche nichts zu denken und zu nennen, als die Vernunft, welche er uns gab, ſo muß dieſer Satz mir wie allen, und allen, wie mir, erwieſen ſein. Iſt dieſe es nicht, welche uns alle die ſinnlichen Freuden, welche wir mit der übrigen animaliſchen Schöpfung gemein haben, noch verfeinert und veredelt? Iſt ſie es nicht, die uns ausſchlüslich jene weit höheren geiſtigen Freuden verſchaft, deren Zahl und Werth für uns mit jedem Genuſſe wächſt und in welchen wir unſere Verwandſchaft mit größeren Weſen fühlen? Sie war es, die — ich will nicht ſagen, mich lehrete, alles um mich her in meinen Nutzen zu verwandeln; auch dies iſt wahr; ſondern die mich lehrte, Andern um mich her nützlich zu werden. Sie war es, die mir jene ſanftern Triebe erſt gegen meine Eltern, dann gegen die Natur, dann gegen Unglückliche, dann gegen meine Freunde, dann gegen Ariſt mittheilte. Sie war es, die das Gefühl für jede Art von Schönheit in mir weckte, und die mich zum höchſten aller menſchlichen Vorzüge, zur Religion, erhub. Ach, hierbei müſſe ich doch, ſo oft ich über mich nachdenke, recht lange ſtehen bleiben und mich recht in meiner menſchlichen Herrlichkeit und in meiner Lieblingſchaft Gottes fühlen! Was für einen ſeligen Augenblick gibt mir nicht ſchon ein bloßer einzelner Gedanke an Gott! Was für eine ſelige Stunde eine Stunde des Gebets zu ihm! Was für ein ganzes ſeliges Daſein, ein Leben, in dem ich mich bei allen meinen Handlungen und Genüſſen und Leiden begleitenden Bewuſtſein ſeiner Allgegenwart verlebt, die mich beruhigt und ſeiner Weisheit, die mich tröſtet, und ſeiner Liebe, die mich ſegnet! Warlich, das iſt das gröſte Glück, das mir wiederfuhr, daß ich Gott glauben und verehren lernte! Welche Prärogatife für eine Kreatur, ihren unſichtbaren Schöpfer zu ahnden, ſich im Geiſte von ihrem Stern empor zu ihm aufzuſchwingen, ihn zu erreichen und mit ihm gemeinſchaftliche Sache in Ausübung des Guten, in Erreichung ſeiner Zwecke und in Vollendung ſeiner Werke zu machen! Halleluja, daß ich ein Menſch bin! Hallelvja! Halleluja!

Ich glaube, daß der Menſch nicht nur bei ſeiner Schöpfung vor allen ſeinen Mitgenoſſen der

Erde reichlich ausgeſtattet ward, ſondern daß er auch, ſo lange ſein Daſein auf unſerem Stern dauert, der zärtlichſte Gegenſtand der Vorſehung ſeines Schöpfers ſei. Alle meine Schickſale, groß und klein, ſind von dem Ewigen abgewogen, und es begegnet mir nichts, was mir nicht begegnen ſoll und was nicht zu meinem Beſtem gereichte. So vieles wünſchte ich nun ſchon, das mir geſchehen möchte, und es geſchah mir nicht; bald darauf ſah ich ein, daß es ſehr gut ſei, daß mir ſolches nicht geſchehen ſei. Und gegen manches ſträubte ich mich aus allen Kräften, daß es nicht geſchehe: es geſchah aber doch, und nun ſehe ich ein, wie wohl mir durch daſſelbige geſchah. Wenn nun das Wohl des einzelnen Menſchen ſchon ein ſo zärtlicher Gegenſtand der Fürſorge Gottes iſt, wie vielmehr wirds das Wohl der ganzen Menſchheit ſein! Ich glaube alſo feſt, daß es von Zeit zu Zeit mit der Menſchheit auf Erden beſſer werde; ich glaube, daß es während meines Lebens beſonders mit ihr um ein gut Theil beſſer geworden ſei, und — *daß ſie im neunzehnten Jahrhundert ganz unglaubliche Fortſchritte in ihrer Kultur und Glückſeligkeit thun werde.* Ich glaube, daß dazu ſchon in meinem Zeitalter die größeſten Anſtalten von der Providenz gemacht werden, und ſo viel Hinderniſſe auch der Glaubens- und Guts- und Blutsdespotismus dagegen in den Weg legen dürfte, ſo glaube ich doch, daß Gott trotz alles deſſen ſeinen Plan, woran er nun ſchon ſeit ſo viel Jahrtauſenden gearbeitet hat, ins Werk ſetzen werde. Ich glaube, daß die Rechte der Menſchheit endlich allenthalben werden geltend gemacht und anerkannt werden, daß die obern und untern Stände brüderlicher den Genuß aller Lebensgüter unter ſich einſt theilen werden, und daß unſer ganzes Geſchlecht endlich eine Gemeine von vernünftigen Weſen ſein werde, die den wahren Gott, den Gott der Liebe, durch Glückſeligkeitgefühl verehren.

Ich glaube, daß mir nicht nur, ſo lange ich lebe, mehr Gutes, als Böſes, widerfahren, ſondern daß mir auch viel viel mehr Gutes widerfahren ſei, als ich verdiene. Ich glaube, daß das ſogenannte Böſe, das mir wiederfuhr, gerade das größeſte Gute war, das mir widerfahren konnte. Es wäre gewiß aus mir Nichts geworden, wenn ich nicht zuweilen hätte leiden müſſen. Den ſchönſten Theil meiner Erkenntnis nicht nur, ſondern auch meiner Herzensgüte habe ich meinen Leiden zu verdanken. Ich bin dadurch biegſamer und ſanfter geworden; ich habe Menſchen, die mir dienten und halfen, ſchätzen gelernt und bin zum Mitleid gegen andere, die meiner Hülfe wieder bedürfen, geſtimmt worden. Die Leiden haben mich im Genuß der Freude gemäßigt, haben mir den Gedanken an Gott und Vorſehung wichtiger gemacht, und mich im Vertrauen auf beide geſtärkt und, zur gelaſſenen Ergebung an mein Schickſal eingewiegt. Ich glaube ſogar, daß ich mich nie ſo herzlich würde gefreuet haben, wie ich doch ſo oft gethan, wenn ich nicht zuweilen Schmerz empfunden hätte. Selbſt bei meiner Geneſung itzt habe ich ſo eine Freude über mein Leben und meine Geſundheit wieder, wie ich lange nicht gehabt und wie ich jetzt, da ich dieſes ſchreibe, gewiß nicht haben würde, wenn ich nicht ſo krank geweſen wäre. Ich glaube alſo, daß ich Gott für meine Leiden noch mehr zu danken habe, als für meine Freudengenüſſe.

Ich glaube ſogar, daß ich Gott für meinen Tod noch danken werde. Nicht blos darum, daß mich dieſer einſt von allen Leiden der Sterblichkeit befreien werde; nein, ich glaube, daß er mich in ein beſſeres Leben führen werde. Dies, dies iſts, was ich aus ganzer Fülle meines Herzens glaube, daß mein Geiſt unſterblich ſei. Mein Wunſch, nicht durch den Tod aufzuhören zu ſein, iſt zu groß und zu edel, und der Schöpfer ſelbſt hat ihn mir zu innig eingeflößt, als daß er ihn nicht befriedigen ſollte. Gott iſt nicht wie Menſchen, die verſprechen und nicht halten. Durch mir eingehauchtes unzuzerſtörendes Verlangen und Sehnen nach Unſterblichkeit verſprach er mir Unſterblichkeit. Ich traue ſeiner allmächtigen Güte, daß ſie das mir gegebene große Wort erfüllen werde. Alle höheren Anlagen meiner Natur ſind auch für dies kleine unbedeutende Leben zu bedeutend und zu groß. Sie ſind offenbar ein Grund, auf dem unendlich mehr gebauet werden kann, als hier gebauet wird. Kein Weiſer legt ſo einen Thurmgrund, wenn er nur ein kleines Häuschen zu bauen gedenkt. Meine Anlagen zur Ewigkeit verbürgen mir die Ewigkeit. Allwiſſender, du biſt ja auch mein Zeuge, wie ich mich beſtrebe, täglich weiſer und beſſer zu werden. Ich will dies Beſtreben fortſetzen, ſo lange ich lebe. Sollteſt du mich aber alsdann mitten im Beſtreben nach Wahrheit und Tugend vernichten wollen? Iſt es deiner Weisheit und Güte nicht angemeſſener, mir im Tode eine freiere Laufbahn und auf derſelben noch reichere Quellen zu öfnen, aus welchen ich meinen Durſt nach Wahrheit und Tugend noch vollkommener ſtillen möge? Wozu hätte ich mich bemühet, meine

Thätigkeit nur auf das Gute zu richten, wenn das Ende davon Verluſt aller Thätigkeit wäre! Wozu hätte ich meine Denkkraft geübt? Um ihrer einſt ganz beraubt zu werden! Wozu hätte ich als Menſch immer vollkommener zu exiſtiren geſucht? Um einſt gar nicht zu exiſtiren! Wozu hätte ich mein Vertrauen auf Gott ſetzen gelernt? Um im Tode zu verzweifeln! Nein, Vater, ſolche Widerſprüche können in deinem Plane nicht Statt finden. Du wollteſt, daß ich jenes alles thun ſollte, und ſo überzeuge ich mich feſt, daß alle dieſe Befürchtungen unnütz ſind. Ihnen ſehr nachhangen, ſie recht abſichtlich hervorſuchen und in ſich nähren, halte ich für eine größere Gotteslåſterung, als der ärgſte Fluch ſein kann, den ein roher Menſch unüberlegt im Affekt ausſtößt. Wie? Ich ſollte dich ſterbend noch Vater nennen und du ſollteſt dann dein Kind dafür, daß es dich zutraulich ſo nennete, mit Füßen treten und aus dem Sein ins Nichtſein ſchleudern? Das ſei ferne! So wahr du biſt, Gott, ſo wahr muß ich unſterblich ſein. Meine ganze Natur, mein ganzes Schickſal, mein ganzer Glaube an dich wäre mir ein Räthſel, wenn ſich meine Beſtimmung am Grabe ſchlöſſe. So glaube ich demnach, daß ſie ſich da erſt recht entwickeln werde. Ich glaube, daß mein jetziges Leben nur die

Vorrede zum großen Buche des Lebens ſei, das du für mich ſchriebſt. Ich glaube, daß der Endzweck dieſes Lebens blos ſei, meine Kräfte zu üben, damit ſie hernach der Verſtärkungen empfänglich ſein möchten, welche du ihnen zugedacht haſt, und ihnen die erſte Richtung zu geben, damit ſie nach dieſen erhaltenen Verſtärkungen ſogleich in voller Maſſe fortwirken könnten. Wie anmuthig muß mir alſo die Ausſicht nach jenſeits ſein! Welch eines Widerſpruchs machte ich mich ſchuldig, wenn ich Todesfurcht hegen wollte, da der Tod es iſt, der mich dahin bringt, wohin die bloße Ausſicht ſchon mich ſo hoch ergötzt! Gewiß, gewiß, Vater, werde ich dir, wenn er mich in jenen höhern Zuſtand verſetzt haben wird und wenn ich mich darin noch ungleich ſeliger fühlen werde, recht inbrünſtig für ihn danken.

Ich glaube, daß ich mir von dieſem höhern zukünftigen Zuſtande der Menſchheit überhaupt ſowohl, als der Weiſen und Guten unter ihr beſonders, nicht genungerhabene Begriffe machen könne. Steigen wird allenthalben ſichtbar ſein. Die Thoren werden dahin kommen, wo die Weiſen hier ſchon waren, und werden bei ſtärkerem Lichte das erblicken, was dieſe ſchon im ſchwächeren entdeckten. Die Schlechten werden werden, was die

Guten jetzt ſchon ſind; ſie werden das durch größeren Reiz werden, was dieſe ſchon durch kleinern wurden. Und wohin wird dann das Mittagslicht die Weiſen in ihren Erkenntniſſen bringen, die im ſchwachen Schimmer der Morgendämmerung ſchon ſo viel erkannten! Und zu welchem Grade von Herzensgüte wird der volle Tugendlohn die Rechtſchaffenen erheben, die es hier ſchon oft durch den Genuß des einzigen Lohns, den ihnen ihr eigenes Herz dafür gab, zu ſo hohem Grade darin brachten! Es ſchlummern offenbar noch viel große Kräfte im Menſchen, die nur hier und da in Einzelnen, und zwar nur zuweilen, jetzt ſich regen. Ihre bloße Rege zu Zeiten macht diejenigen, welchen ſie zu Theile wird, ſchon zu vorzüglichgroßen und vorzüglichglücklichen Menſchen. Welche Größe und Glückſeligkeit werden dieſe erklimmen, wenn ſie ſich in ihnen ununterbrochener und in vollerer Maſſe wirkſam zeigen werden! Ich glaube, daß ich von dieſem Grundſatze ausgehen dürfe, und ſo glaube ich auch, daß die künftige Seligkeit wahrer Menſchen alle die Vorſtellungen noch überſteigen werde, die ich mir von ihr mache. Wie gefallen wir uns hier ſchon im Denken einzelner deutlicher Ideen! Wie noch unausſprechlicher wird uns wohl ſein, wenn wir nichts, als ſolche, denken! Was für ſüße Gefühle durchſtrömen unſer Herz, wenn wir zuweilen einen Augenblick haben, wo wir uns des Einklangs aller unſerer Triebe bewuſt ſind! Wie groß wird das Entzücken ſein, das uns eine volle Harmonie derſelben auf immer einſt gewähren wird! Wie erblicken wir uns in unſerer urſprünglichen Würde, ſo oft es uns gelingt, eine kleine edle That mehr zu verrichten! Wie werden wir uns in der Fülle unſerer Herrlichkeit erblicken, wenn unſer Daſein eine an einander hangende Reihe weit größerer edlerer Thaten ſein wird! Ich glaube daher, was Johannes glaubte — Es iſt noch nicht erſchienen, was wir ſein werden; wenn es aber erſcheinen wird, werden wir undenkbarmehr ſein, als jezt, denn wir werden die ganze Macht und Liebe Gottes in ihrem volleſten Ausbruche erfahren, d. h. wir werden ihn ſehen, wie er iſt.

Ich glaube aber auch eben darum, weil ich dies alles glaube, daß ich die heiligſten Pflichten auf mir habe. Eben die großen Vorzüge, welche ich vor andern Kreaturen beſitze und die mich zu einem der Lieblinge Gottes auf Erden machen, eben die menſchliche Natur, deren ich mich freue, eben die erhabene Beſtimmung, welcher ich entgegen ſehe, ſind es, welche mir ſie auflegen. Als ein vernünftiges Geſchöpf, das an der Spitze der irdiſchen Schöpfung ſtehen ſoll, muß ich mich nun auch über die ganze irdiſche Schöpfung erheben. Ich muß meine Sinnlichkeit nicht als den Zweck meines Daſeins, ſondern als das Mittel betrachten, wodurch der höhere Theil meiner Natur ausgebildet werden ſoll. Nur ſolche Sinnesfreuden, die meinem Geiſte Nahrung verſchaffen, mein Gefühl für das Schöne und Große ſtärken, meine Triebe reinigen und ihnen eine edle Richtung geben, müſſen mich an ſich ziehen. Betrachten, Erkennen, Denken müſſen meine Lieblingsbeſchäftigungen ſein. Durch alle die tauſendmahltauſend Gedanken, welche ſich mir aufdringen, hindurch muß ich mich zu dem Gedanken an den Ewigen ſchwingen, der mir die geheimen Ahndungen ſeines Seins ſo tief einpflanzte. Und wenn die ganze übrige lebendige Schöpfung um mich her ſteht und weiter nichts thut, als daß ſie mit geſenktem Haupt auf der Erde ihr Futter ſucht, ſo muß ich mein Haupt hoch empor heben und Gott überall ſuchen und überall finden. Ich muß ſeine Werke recht ſtudiren, damit ich immer tiefer in ſeine Majeſtät eindringe. Wo ich gehe, wo ich ſtehe, da muß der Gedanke an ihn mich begleiten und mich zu ſeiner Verehrung auffordern. Dann, nur dann erſt bin ich ein Menſch, wenn ich ein Gottesverehrer bin, und alle die Augenblicke zuſammen, in welchen ich dies bin, machen die Summe meines eigentlichen menſchlichen Daſeins in meinem ganzen Daſein aus.

Ich glaube, daß dieſe meine Gottesverehrung ſchlechterdings nicht in Aeußerlichkeiten und Cerimonien beſtehen dürfe, ſondern daß ſie blos Sache meines Geiſtes und Herzens ſein müſſe. Wenn ich Gott mit innigſter Ueberzeugung für den Allmächtigen, Allweiſen und Allgütigen, für das oberſte Weſen und für den Vater aller Weſen, der auch mich ſchuf, und von dem mein ganzes Schickſal abhangt, anerkenne; wenn der Gedanke an ihn, als hiefür anerkannt, auf mich ſo allgewaltige Eindrücke macht, daß er mich von jeder böſen That abhält und zu jeder guten That bewegt; wenn ich alle ſeine weiſen und liebevollen Abſichten an mir ſowohl, als um mich her aus allen Kräften zu befördern ſuche, und wenn ich dann bei redlicher Thätigkeit mich und meine ganze Zukunft an ihn hingebe: ſo glaube ich, daß ich ihn recht verehre. Ich muß mein Herz von jeder unlautern Begierde immer mehr zu reinigen ſuchen; ich muß in der Einſamkeit ſo gut bleiben, wie mitten in der Welt; ich muß für meine Wohlfahrt gewiſſenhaft ſorgen; ich muß Gott nachahmen und Wohlwollen gegen die ganze Schöpfung hegen; ich muß mein Herz mit Liebe gegen meine Mitmenſchen vorzüglich erwärmen und keinen derſelben von ihr ausſchließen; ich muß unermüdet thätig ſein für fremdes Wohl, und jedem menſchlichen Leiden, dem ich abhelfen kann, abzuhelfen ſuchen; ich muß, wenn die Reihe zu leiden an mich ſelbſt kommt, mich Gott unterwerfen, mein Schickſal in Geduld tragen und von ſeiner väterlichen Fügung den Ausgang deſſelben mit kindlicher Zuverſicht erwarten. Dies iſt die würdigſte Anwendung meines Daſeins; und nur dieſe iſt die rechte Verehrung meines Schöpfers, der mir mein Daſein gab. Wenn ſich daſſelbe alſo mit meinem Tode auch gänzlich ſchlöſſe, ſo müſte ich doch dies alles thun. Wie vielmehr aber nun, da ich weiß, daß mein Geiſt unſterblich ſei! So verehre ich ja nicht nur meinen Schöpfer durch edle Anwendung meines jetzigen Lebens, ſondern ich bereite mich auch durch ſie auf das ſeligſte zu jenem Leben vor, und ich glaube, daß es außer ihr gar keiner beſondern Vorbereitung dazu weiter bedürfe.

Ich glaube nehmlich mit Zuverläſſigkeit, daß, wenn mir jenſeits des Grabes noch ein Leben bevorſteht, daſſelbe ebenſo mit meinem jetzigen Leben in Verbindung ſtehe, wie ein Theil dieſes Lebens mit dem andern in Verbindung ſtand. Der folgende

Lebenstheil erhielt immer ſeine Beſchaffenheit von der Anwendung des vorhergegangenen, und ſo wird auch mein künftiges Leben ſeine Beſchaffenheit von der Anwendung des gegenwärtigen erhalten. Gewiß werde ich nur in der Maſſe dort ſelig ankommen, in welcher ich hier weiſe und gut abging. Mein Weſen bleibt daſſelbe, und ewig werden meine Handlungen und Schickſale wie Urſache und Wirkung zuſammenhangen. Ich glaube alſo, daß ich nicht eifrig genung in Erkenntnis der Wahrheit, in Sammlung guter Geſinnungen, in Gewöhnung meines Herzens an die reinern Freuden und in Ausübung edler Handlungen ſein könne. Je mehr ich dies hier geworden bin, deſto mehr Empfänglichkeit werde ich dort für den höhern Unterricht, deſto mehr Wachsthum an Herzensgüte und Geſchicklichkeit zur Geſellſchaft der Vollendeten, deſto mehr Geſchmack an der himmliſchen Freude und deſto mehr Freude im Himmel ſelbſt haben. Kurz — ich glaube, daß ich in kein Paradies eingehen werde, wenn ich mir nicht ſelbſt ein Paradies pflanze. Kein anderer kann mir Seligkeit erwerben. Die, welche jeder erwirbt, erwirbt er für ſich, und will ich Seligkeit haben, ſo muß ich ſie mir auch ſelbſt erwerben. — Dies alles glaube ich ſo gewiß, wie ich mein Daſein glaube.

Ich glaube endlich noch, daß dies mein größſtes Glück auf Erden war, daß du, Ariſt, mich liebteſt, und daß es auch meine ſchönſte Seligkeit im Himmel ſein werde, daß du mich dort noch ewig lieben wirſt. Ich glaube, daß du dort ebenſo meine ganze Welt ſein werdeſt, wie du es hier wareſt. Ich glaube, daß ich, ehe du nachkommſt, mich unausſprechlich nach dir ſehnen werde, und daß ich, wenn du dann nachgekommen biſt und dich wieder an mein Herz legſt, unter Gottes Seligen eine der Seligſten ſein werde.

Ariſt an Laura's Krankenbette;

als der Arzt ihm geſagt, daß ſie nun wieder außer aller Gefahr ſei.

Ariſt. (mit ausgebreiteten Armen und unter Freudenthränen.)

Gelobet ſei der Ewige — Laura, liebe Laura — Du bleibſt noch mein und ſtirbſt noch nicht.

Laura. (mit glänzenden Augen.) Wie? — Das wäre? — das wäre wirklich?

Ariſt. (als wenn er ſich ſelbſt ein Evangelium predigte.) Ja. Eben war der Arzt bei mir und ſagte mir, daß er nun mit ſeinem Leben für dein Leben Bürgſchaft ſtelle. Du haſt das Fieber überwunden, das dir den Tod drohete. Er wollte, daß ich es wäre, der dir dieſe Nachricht brächte. Bleibſt du denn nun auch noch gern bei mir? Biſt du gern wieder mein? (reicht ihr die Hände.)

Laura. (ihren Blick von Ariſt weg und gen Himmel richtend.) Ach Vater, was höre ich! (zieht ihre Hände aus Ariſts Händen und faltet ſie auch gen Himmel.) Alſo — das Erdenleben ſchenkſt du mir wirklich von neuem? Und was für eine Verwandlung geht in mir vor, da ich dies höre! War meine Reſignation, die ich bewies, auch wohl aufrichtig? Woher nun die unausſprechliche Freude in mir, da ich erfahre, daß ich noch nicht ſterben ſolle? Ach ja, Vater, ſie war aufrichtig, das weiſſeſt du, und ich war bereit, meinem Ariſt jetzt ſchon voran zu gehen, weils dein Wille zu ſein ſchien. Nun aber iſts dein Wille, daß ich noch bei ihm bleiben ſolle, und da macht der Gedanke an die Seligkeit in ſeinen Armen, daß ich dieſen deinen Willen — ach verzeih mir, ewige Liebe, ich geſtehe dir meine Schwachheit — noch viel lieber thue, als den erſtern. Ach Vater, Vater empfange Dank von mir und ihm!

Ariſt. (der ſeine Hände auch gen Himmel faltet.) Empfange Dank von mir und ihr! (knieet nieder.) Allmächtiger, hier liegt ein Menſch vor dir, der vor kurzem ſich noch für den Unglücklichſten auf deiner Erde anſah, und der ſich nun wieder als den Glückſeligſten auf ihr fühlt. Was für eine Allgewalt haſt du über die menſchliche Seele! Du kannſt ſie in einem Augenblick in den tiefſten Staub niederdrücken und in einem Augenblick wieder himmelan erheben. Laura ſollte ich verliehren und ſo war alles für mich verlohren; Laura iſt wieder mein, ganz unerwartet wieder mein, und ſo iſt Alles wieder mein. Gelobet ſeiſt du, nur du! Du ſtärkteſt ihre Kräfte; du ſegneteſt den Gebrauch der Arznei; Laura ward mir wiedergeſchenkt — Du ſchenkteſt ſie mir wieder. (neigt ſich an Laura.) Alſo — ſo gern bleibſt du noch bei mir? So gern biſt du wieder mein?

Laura. (die ihn feſt nach ſich zieht.) Ach mein Ariſt! (weint und trocknet zugleich ihm die Thränen ab.)

Ariſt. (gleichfalls weinend und ihr die Thränen abtrocknend zugleich.) Alſo — ſo gern — ſo gern? — O Laura, wie entzückſt du mich durch dies Geſtändnis!

Laura. (die ihre Arme um ſeinen Hals ſchließt.) Ich kann mich noch gar nicht recht beſinnen. Gottes Barmherzigkeit iſt zu groß gegen uns. Wir hatten ja ſchon ganze ſo ſelige Jahre gehabt, dergleichen Augenblicke Tauſende nicht einmahl bekommen. Wie zufrieden muſten wir ſein mit dem, was wir empfangen hatten! Und nun ſollen wir noch mehr empfangen. Unſere Glückſeligkeit, gegen Andere verglichen, war zu groß, als daß ich es nach dem Laufe der gegenwärtigen Welt nicht für ſehr natürlich hätte halten ſollen, daß ſie nicht lange dauern könnte. Ich hielts für ausgemacht, daß ich an meiner Krankheit ſterben müſte. So viel und auch zugleich ſo lange — wodurch haben wir denn das vor ſo viel tauſend Andern verdient! Aber ſieh — da Gott nun ſo überſchwenglich gnädig gegen uns iſt, ſo empfinde ich jetzt in dem Gedanken, daß ich nun noch bei dir bleibe, die Freude, welche ich mir von jenem Leben erſt verſprach und vertauſche den Himmel gern gegen dich.

Ariſt. O daß dich meine Liebe dafür ſchadlos halten könnte! Wenn es möglich war, daß ſie noch einen Zuwachs bekommen konnte, ſo hat ſie ihn nun bekommen. Mit den höchſten menſchlichen Empfindungen will ich dich umſchweben und dich dadurch beſeligen, wie ein Menſch den andern nur beſeligen kann.

Laura. Du lieber treflicher Menſch! Deine Liebe hält mich für jeden Himmel ſchadlos. Ich kenne keinen andern Himmel, als den, — mit dir zu ſein. Nun bin ich noch länger mit dir; ſo bin ich ja wie im Himmel. (küßt ihn lange.) Steh auf und ſeze dich neben mich. (als Ariſt ſich geſezt.) Iſts aber auch wohl recht wahr, was der Arzt ſagt?

Ariſt. Du kenneſt ihn, wie behutſam er in ſeinen Urtheilen von der Art ſei. Er macht nie eher Hofnung, als bis er ſie mit Zuverläſſigkeit machen kann. Und wenn er ſo ſpricht, wie er über dich ſprach, ſo kann man das Leben darauf bauen.

Laura. Ich möchte auch nun um alles in der Welt nicht, daß er nicht wahr geredet hätte. Es würde Empfindungen in mir erregen, die ich in der ganzen Krankheit nicht gehabt. Siehſt du, ſo ſind wir! Wir Menſchen!

Ariſt. Liebe, dieſe deine veränderte Denkart ſelbſt ſei dir ein Beweis, daß der Arzt Wahrheit ſpreche. Neue Lebenskräfte erregen in dir auch ſchon neue Lebensliebe.

Laura. Ich empfinde die Veränderung aber doch nur erſt ſeit dem Augenblick, da du mir die Hoffnung brachteſt, daß ich geneſen würde.

Ariſt. Das war nur ein Reiz, durch den deine neuen Lebenskräfte blos noch ſchneller zur Rege kamen. Morgen vielleicht hätten ſie ſich ohnedies ſelbſt geregt.

Laura. (dankbar.) Du weiſſeſt doch an deiner Laura alles zu entſchuldigen. — (iſt eine Zeitlang ſtill und ſieht Ariſt unbeweglich an.)

Ariſt. Wird dir nicht wohl, Liebe?

Laura. (lächelnd.) O unausſprechlichwohl. Nun glaube ichs zu fühlen, daß ich wieder geneſe. Sieh, wie die Hofnung ſtärkt! (ſich aufrichtend.) Alſo, — wir werden nun wirklich noch nicht getrennt? Wir theilen nun fernerhin Leben und Alles, und ich mache deine ganze Glückſeligkeit aus und du die meinige? (ſieht ihn wieder feſt an.) Ariſt, ich fange nun erſt an das Große zu empfinden, das uns widerfährt. Es iſt über Alles groß und viel. (reicht ihm mit Enthuſiasmus die Hand.) Willkommen wieder auf Erden, Ariſt! Willkommen wieder auf der Unterwelt noch in meinen Arm!

Ariſt. (der ſich in ihren Arm legt.) Willkommen wieder ins Leben, du liebe von neuem mir

Geſchenkte! Verloren warſt du — wiedergefunden biſt du! Jehova ſei gelobet!

Laura. Weißt du, wie mir ſei? Gerade ſo, als wäre die Trennung wirklich geſchehen und als wäreſt du mir dorthin ſchon gefolgt und als fände ich dich dort nun wieder. (drückt ihn an ihr Herz.)

Ariſt. Und mir iſt, als wäreſt du mir nun noch Mehr, als ſonſt, und als wäreſt du ganz mein eigenes Ich, und als wäre es nun unmöglich, daß du dich jemals von mir trennen könnteſt.

Laura. Dies wollte Gott auch gewiß an dir dadurch bewirken, daß die äußerſte Trennungsgefahr unter uns eintrat. Du ſollteſt das Elend, in welchem du einſt wirklich ohne mich ſein wirſt, vorempfinden. Nun haſt du's vorempfunden und empfängſt mich wieder. So legſt du nun noch mehr Werth auf meinen Beſitz und verleibeſt dein Daſein dem meinigen gleichſam ein. Dadurch wirds einſt geſchehen, daß dein Daſein das meinige unmöglich lange überdauern kann und daß du mir, wenn ich nun einmahl wirklich von dir gehe, auch wirklich bald nachfolgen wirſt. Sprich, konnte für uns beide nach unſerer ganzen Seelenſtimmung, konnte für die Erfüllung unſeres inbrünſtigſten Wunſches ein glücklicherer Vorfall ſich ereignen, als der — daß ich ſo ſchwer krank werden muſte?

Ariſt. Gewiß nicht. Ich ſehe nun deutlich ein, wie wohl uns dadurch geſchehen ſei.

Laura. So iſt alſo die größeſte Angſt, in die Gott liebende Seelen nur verſetzen mag, auf die Zukunft Quelle der höchſten Freude für ſie. — Dir war wohl recht ſchwer zu Muthe, mein beſter Ariſt, als du mich nun für gewiß verlohren geben mußteſt? O erzähle mir doch davon.

Ariſt. (ſich in die Höhe richtend.) Siehſt du, wenn ich dir das beſchreiben ſollte, ſo müßte ich dir meine Seele wie eine Tafel hinlegen können, auf der alles ſchon geſchrieben ſtünde. Ich habe keine Sprache dazu. Alles, was wir zu unſerer Verfaſſung und Vorbereitung auf den Trennungsfall, der doch einmahl eintreten muß, ſo oft und mit ſo vieler Stärke gedacht und abgeredet hatten, war nun, da der Fall einzutreten ſchien, ſo viel, wie wir unter uns verabredet, wie nie von mir gedacht! Vermuthlich kam es davon her, daß ich mir den Fall nie als ſo bald möglich gedacht; denn ich geſtehe es dir frei, daß ich auf deine gute und feſte Konſtitution von jeher viel gerechnet. Dieſer einzige Umſtand, den wir nicht in unſer vorhergegangenes Raiſonnement mit aufgenommen hatten, machte das ganze Raiſonnement vergeblich. Merken wollte ich es dich nur immer nicht laſſen. Wenn ich dann aber ſo einmahl von deinem Bette wegging und ans Fenſter trat, ſo ſah ich Armer in die weite Welt, wie in die Wüſte Zara, hinein. Die Menſchheit war mir ausgeſtorben; das Leben fühlte ich zwar, aber ich wuſte nicht, was ich damit machen ſollte. Alle meine Geſchäfte hatte ich im Geiſt ſchon aufgegeben; alle meine Freuden waren quitirt; ich hatte nirgends bleibende Stäte mehr. Und dabei ängſtigte mich das Gefühl meiner Kräfte. Wohin, dachte ich, mit ihnen, wohin? Wie lange wird das währen, ehe ein ſolches Maas von Kräften, wie du noch haſt, der Kummer verzehrt und zerſtört! Dann fing ſogar das bischen Boden, worauf ich noch feſtzuſtehen glaubte, unter mir an zu zittern; die ganze Welt fing um mich her an zu wanken und zu taumeln; ein Schwindel ergrif mich und ich eilte in deinen Lehnſtuhl dort, um hinter deinem Rücken mich erſt wieder zu ermannen.

Laura. (ihre Hand an ſein Geſicht legend.) Du Guter! Wie lieb haſt du mich! — Ich habe das alles doch wohl gemerkt, mein Trauter; aber — denke einmahl, es machte, da ichs wirklich ſah, bei weitem nicht den Eindruck auf mich, den es jetzt auf mich macht, da du's mir nach überſtandener Gefahr erzählſt. Mit jedem Tage, wie mein

Zuſtand ſchlimmer ward, konnte ich dein Leiden gelaſſener und ruhiger anſehen. Ich hatte zwar immer geglaubt, daß der Abgehende weniger Troſtes bedürfe, als der Bleibende; aber daß er gar keines Troſtes bedürfe, das hätte ich nie gedacht. Es mag das wohl die letzte Wohlthat ſein müſſen, die ihm Gott erzeigt. Und für den geringen Kummer, den dein Anblick mir ja noch machte, hielt mich die Fieberhitze, wenn ſie eintrat, allemahl reichlich ſchadlos. Da ſchwebte ich in den ſüßeſten Fantaſieen, war immer ſchon weit weg und in jener Welt, war bei Sophieen, oder ſah dich nachkommen und machte mich zu deinem Empfange bereit und fühlte mich äußerſtſelig. Du kannſt nicht glauben, mit welcher Sehnſucht ich immer den Paroxiſmus erwartete, weil mir ſo wohl in ihm war. Was während deſſelben außer mir vorgegangen, was ihr mit mir gemacht, oder was du gethan, von dem allen habe ich keine klare Zurückerinnerung.

Ariſt. Ich glaube dir das, Laura. In meiner Jugend war ich auch einmahl ſchwer krank, und da ging mir es mit meinem Vater, den ich auch ſehr liebte und der auch untröſtbar über mich war, gerade ſo, wie es dir mit mir gegangen iſt. Das iſt natürlich ſo und wohlthätige Veranſtaltung

Gottes. Der Kranke hat an den Leiden ſeines Körpers genung zu tragen, und gerade alsdann, wenn die Umſtehenden glauben, daß er ſich am allerübelſten befinde, befindet er ſich oft am allerbeſten. Man könnte dies die Gnade Gottes durch Paroxiſmen nennen. Wenn dieſe auch nur das Gefühl ſeines Daſeins in ihm verdunkelten, ſo wären ſie ſchon von großem Segen für ihn und leiſteten ihm auf dieſer Seite eben das, was der Schlaf ihm leiſtet, der ihn auch in ſanftes Vergeſſen ſeiner Noth einwiegt.

Laura. (liebkoſend.) Aber wie iſt dir nun — mein Trauter?

Ariſt. (ſeelenvergnügt.) Nun ſind Sonne, Mond und Sterne wieder mein. Nun iſt die ganze Welt für mich wieder die beſte Welt. Nun iſt die Erde wieder ein ſchöner großer Park, in dem ich herzensgern luſtwandle, weil ich dich wieder am Arm habe. Und die Menſchen ſind alle wieder vom Tode erſtanden und ich fühle wieder Drang nach meinen Geſchäften und mache wieder Freudenplane für dich und für mich und für andere. Ich habe wieder Sinn für die Natur und Sinn für Wohlthun. Der Boden unter mir ſteht wieder feſt; alles Vergängliche um mich her iſt unvergänglich; ich habe wieder Ruhe und bin allenthalben wieder wie zu Hauſe, ſobald du nur da biſt, und das Gefühl meiner ſtarken Kraſt, das mir ſo ungeheuer zur Laſt war, erweckt in mir eine Seligkeit, die das ewige Leben iſt. Laura, liebe Laura, in dieſen Augenblicken kann kein Menſch auf Gottes ganzer Erde ſo glücklich ſein, wie ich; das ſchwöre ich dir. Und wenn er die erſte Krone trüge und alle die tauſendmahltauſend Herzen ſeines Volks ſchlügen für ihn Uniſono, ſo ſteht er mir nach und muß mir nachſtehen. (reicht ihr ſchnell und mit Heſtigkeit die Hand.)

Laura. (beide Hände um ſeine Hand legend.) O mein innigſtgeliebter Ariſt, welche Stärkung reichſt du deiner ſchwachen Freundin! Und ich ſollte nicht gern noch leben, da du durch mein Leben allein nur wiederauflebſt und fortlebſt? Aber — mir iſt auch mein ſelbſtwegen nun ganz anders ums Leben zu Muthe, als vorher. Sobald ich gehört hatte, daß es mir wiedergeſchenkt ſei, erlangte es auch ſchnell allen den Werth wieder in meinen Augen, den es vor der Krankheit hatte. Ich geſtehe es dir, nun ſtürbe ich um alles in der Welt nicht gern. Ach was für ſelige Tage ſtehen mir wieder in deiner lieben Geſellſchaft bevor! Welche Freudengenüſſe erwarten mich, wenn ich bedenke, wie viel ich zu deiner Glückſeligkeit beitragen werde, und wie du das alles ſo unermüdet erwiedern wirſt! Was für ein herzliches Hin- und Herwirken wird das unter uns ſein, und wie wird keiner dem andern etwas ſchuldig bleiben wollen! O Lieber, denke dir das einmahl recht! Deine Laura wird ſich aus allen Kräften, die ihr Gott wieder ſchenkt, beſtreben, dir den Kummer zu vergüten, den ſie dir gemacht. Sie wird ihn nachher noch lange empfinden, wenn du ihn längſt vergeſſen haſt, und wird dadurch wieder gut machen, daß ſie ihn da, als du ihn wirklich hatteſt, nicht genung empfand. Ja, Beſter, hiervon ſoll dich mein ganzes neues Leben überzeugen. (fällt ihm um den Hals.)

Ariſt. Und ich will dich überzeugen, daß der Kummer, den du mir ohne deine Schuld gemacht, deinen Werth mich erſt in ſeiner höchſten Höhe fühlen laſſen und daß mir Gott mit dir Alles genommen haben würde und mit dir alles wiedergegeben habe. Kann dich dies für deine überſtandenen Schmerzen ſchadlos halten, ſo genieße ich alsdann eine Seligkeit mehr, die ich ſonſt nicht hatte. Da, als dein Zuſtand nun ſo gefährlich ward, daß ich dich für verlohren geben muſte, forderte ich Rechenſchaft von mir, ob ich nicht doch manche Stunde dir vorher ohne Noth entzogen hätte.

Wirklich erinnerte ich mich einiger und dieſe fielen mir jammerſchwer aufs Herz. Nun ſollſt du auch jeden Augenblick haben, den meine Berufsgeſchäfte nicht fordern und den der unentbehrliche Schlaf nicht von Natur wegen in Beſchlag nimmt. Eilen, eilen will ich recht in deine Arme und immer daran denken, daß du ſie bald bald nicht mehr nach mir hätteſt ausbreiten können, und daß du ſie bald bald für mich und für dieſe Welt auf immer zuſammengelegt hätteſt.

Laura. Ach ja, das thue ja, mein einziger Freund, mein höchſter Lebensgenuß! Wir ſind uns ja einander Alles. — Doch, du thatſt ja das immer. Von wie mancher Reiſe hielt ich dich ab, weil ich nicht mitreiſen konnte! Wie oft gingſt du, ſtatt in die Geſellſchaft, zu der wir beide gebeten waren, zu gehen, ſobald ich ſie ausſchlug, lieber zu mir und verlebteſt den Abend mit mir einſamtraulich unter der blühenden Geisblattlaube, die meine Mutter gepflanzt und die deine Laura rundum vollzogen hatte! Wenn da die Fledermäuſe neben uns wegſegelten, die Phalänen zum Nachttiſch auf die düftenden Blüten herbeifloſterten und der rothgebrüſtete Hänfling, als wenn er kein gut Gewiſſen hätte, noch ſpät uns über den Kopf weghuſchte und zur Gattin, die ihre nackten

Jungen im Rankendickigt über uns deckte, ans Neſt ſich ſtahl, und beide in der Meinung, als hörten wirs nicht, zur wohlruhenden Nacht überlaut ſich ſchnäbelten — weiſſ'ſt du noch, wie wohl uns da war? Weiſſ'ſt du, wie du mir dankteſt, daß wir jetzt unter dem Schwall von Alltagsmenſchen nicht wären?

Ariſt. Ach ja! Aber es fällt mir auch ein, daß ich acht Tage vor deiner Krankheit, als ich Geſchäfte halber ſpät in den Saal nachkam, wohin du gewiß voranzugehen verſprochen hatteſt, und ich dich hernach nicht traf, dennoch da blieb und dich für den ganzen Abend verlohr. Zwar konnte ich mich durch all' die Menſchen, welche mich gleich umgaben, nicht an den Ort hin durcharbeiten, wo du zu ſitzen pflegſt; aber ich vermißte dich doch hernach, als es zum Abendeſſen ging. Da hätte ich mich über alle läppiſche Alltagsurtheile wegſetzen, den Tiſch verlaſſen und zu dir eilen ſollen. Ob ich da blieb, oder nicht. Man beſchwerte ſich ſo über mich, daß ich ein leidiger Geſellſchafter wäre und ich muſte mich mit meinen den Tag über gehabten Arbeiten entſchuldigen. Aber tauſendmahl habe ich mirs an deinem Bette hier vorgeworfen und noch verzeihe ich mirs nicht.

Laura. (ſanftlächelnd.) Ich kanns dir nicht verheelen — ich erwartete dich auch an dem Abend gewiß. Aber —

Ariſt. (ſich vor die Stirn ſchlagend.) Siehſt du? Ich habs gedacht. Ich habe unrecht gethan, und es wäre mir Recht geſchehen, wenn ich dich nun nie wieder beſuchen könnte.

Laura. (liebreich.) Nicht ſo heftig, Lieber! Nein, du ſollſt mich nun noch nicht verliehren. Nur —

Ariſt. (reuevoll.) Nicht wahr, der Abend fiel dir in deiner Krankheit auch ein, und du dachteſt —

Laura. (treuherzig.) Nein, Beſter. Bei Gott nicht! Aber von nun an laß uns keine Stunde mehr verliehren, die dir deine Geſchäfte erlauben. Dies ſei der erſte Dank, den wir am Altare der Liebe Gott für meine Wiedergeneſung bringen. Was geht uns die Welt an? (lezt ihre Hand auf ſein Herz und ſeine Hand auf ihr Herz.) Du haſt deine Welt hier und ich habe meine Welt da.

Ariſt. (hochauf geſtimmt.) Nie wieder, nie wieder ſo etwas! Bei dieſem Tage, da ich dich wiederfand, nie wieder! — Willſt du, ſo will ich auch alle meine Geſchäfte fahren laſſen. Um zu leben bedarf ich ihrer nicht. Und ſo ſollſt du alle meine Stunden, alle meine Minuten, die der Schlaf nicht gewaltſam fordert, haben.

Laura. Ja nicht, Beſter! So lange ich lebe, ſei dir die Pflicht nützlich zu ſein, ſo heilig, wie unſere Liebe. Ein je nützlicherer Mann du biſt, deſto mehr bildet ſich Laura auf dich ein. Wenn ſie dann die Welt davon reden hört, daß du große Grundſätze mehr unters Volk gebracht, daß du dich der Kabale mit Erfolg entgegengeſetzt, daß du bald hier bald da wankende menſchliche Glückſeligkeit befeſtigt und verfallene wiederhergeſtellt, und daß du bei wichtigen Unternehmungen die vorgezogene Mauer von Hinderniſſen, wie eine Fluth den Damm, durchbrochen und das Gute wie allgewaltig durchgeſetzt: ſo wird ihr freudiger Stolz darüber rege, daß ſie es ſei, die ſo ein Mann über Alles liebet; und wenn ſie ſich dann zuflüſtern darf, daß der Gedanke an ſie wohl einigen Antheil daran haben möge, daß ſich dieſer Mann ſo würdig mache — o mein Ariſt, dann wird ihr ſo wohl, ſo hochwohl ums Herz, daß ſie mit keinem ihres Geſchlechts und mit dem glänzendſten Schickſal der Welt nicht tauſchen würde.

Ariſt. (beſchämt) Uebertreib nicht meinen Werth, warme Freundin; aber bei *dem* Glauben bleib, daß *du* es eigentlich ſeiſt, die das Gute, das ich ſtifte, durch mich ſtiftet. Die Idee — „du wirſt ihrer noch würdiger". — die Idee —

„ſie wird dich noch mehr lieben" — wirkt mit unwiderſtehlicher Gewalt auf mich, macht mich zu allem, was edel und ausführbar zugleich iſt, ſtark, und würde mich zur Aufopferung meines Lebens für Andere bewegen können, wenn es noch mein wäre und dir nicht zugehörte.

Laura. Das glaube ich dir ſo gewiß, als ich weiß, daß ich dir auf derſelben Seite unendlichviel zu danken habe; nur, daß mein Geſchlecht ſich nicht ſo oft öffentlich nützlich, noch weniger ſo im Großen nützlich zeigen kann, wie das deinige. Aber ſehr viel, recht ſehr viel danke ich dir, mein aufgeklärter und moraliſchausgebildeter Freund. Doch, dies iſt ja auch der eigentliche Nutzen, der Nutzen für die Ewigkeit, den die Liebe haben ſoll. Vervollkommnung ihres beiderſeitigen Herzens — das große Ziel, wohin Liebende ſtreben ſollen — wie bald erblickten wirs! Gott ſei Lob und Dank, daß wir es ſo bald ſahen und hernach nie wieder aus den Augen verlohren! Nun, da uns Gott einander wieder ſchenkt, laß uns mit verdoppelten Kräften nach demſelben hinringen. Ich kann dir nicht ſagen, mit welcher Ruhe ich von dieſer Seite ſchon meinem Ende entgegen ſah, als mir mein Herz kein böſes Zeugniß auf meinem Krankenbette gab. Ach ja, Theurer, es iſt doch viel werth, an ſeiner moraliſchen Verbeſſerung redlich gearbeitet zu haben — es iſt doch viel werth, wenns mit uns zum Sterben kommt. Ich bin am Rande des Grabes geweſen; ich kanns dir ſagen. Ich habe alles empfunden; nun weiß ich recht, was für eine Seligkeit ein gut Gewiſſen ſei.

Ariſt. (ſehr aufmerkſam zuhörend.) Ach du unausſprechlich gute, liebe, über mich ſelbſt mir liebe und theure Laura!

Laura. Das war an jedem Krankenmorgen mein erſtes und an jedem Krankenabend mein letztes, daß ich mich recht ſorgfältig prüfte, wer ich ſei und in welcher Geſtalt ich, wenn der Weltrichter mich jetzt riefe, vor ihm erſcheinen würde. Ich fand zu meinem Troſt des Guten mehr an mir, und freudig ging ich im Geiſte ſchon vor jenen Richterſtuhl, auf welchem Heiligkeit und Gnade zugleich richten, und hörte im Geiſte ſchon das friedliche Urtheil, das der Allerbarmer über mich fällte. Aber er wollte, daß ich noch beſſer werden ſollte; darum friſtete er mir das irdiſche Leben. So würde ich einſt das friedliche Urtheil nicht hören, das ich jetzt gehört hätte, wenn meine Verbeſſerung nicht von ihm der längern Zeit proportionirt erfunden würde, die er mir nun noch zu ihr ſchenkt. Darum will ich recht an mir arbeiten, daß meiner Fehler noch immer weniger werden, und daß unter allen Trieben meines Herzens ein immer vollkommeneres Gleichgewicht entſtehe. Und dazu hilf du recht beitragen, mein Lieber, — hörſt du wohl? — ich bitte dich. Ach wie noch unweit freudiger, als ich jetzt ſchon war, werde ich dann ſein, wenns wirklich mit mir einſt zum Sterben kommt!

Ariſt. Du, die da dem Richter ſchon ſo nahe warſt, reiche du mir den Arm! Halte du mich, wenn ich wanke, und dazu ſtärke mich Gott aus der Höhe!

Laura. (traut.) Beide, beide wollen wir an einander arbeiten; damit wir ſeines Beifalls hier ſchon immer gewiſſer und ſeines ſeligſten Urtheils dort über uns einſt würdig werden. Das ſoll auch ein Dank ſein, ein recht hoher Dank, Beſter, den wir ihm für meine Geneſung am Altare der Liebe opfern.

Ariſt. Wir wollen Arm in Arm auf dem heiligen Wege der Tugend und Menſchenliebe fortgehen, bis einſt der oberſte Geiſt unſere Geiſter in das Vaterland derſelben einführt.

Laura. (die ihre Hände dazu faltet.) Und noch um eins will ich dich recht herzlich bitten. Dein Geſchlecht hat den großen Vorzug, welchen ſo viele unter euch nicht ſo ſchätzen, wie du, daß es ſeine guten Geſinnungen weit öfter durch Handlungen an den Tag legen kann, als wir auch gutmüthigen Weiber. Bei uns bleibt es in den mehreſten Fällen bei der *bloßen guten Geſinnung*; weil wir in keinem öffentlichen Beruf und Stande leben. Glaube nur, Ariſt, dies macht euch eben *äußerlich* zu dem großen Mehr, das ihr gegen uns zu ſein ſcheinet. Uns iſt der bloße ſtille Beruf zu *lieben* und *häuslich* zu *ſein* übrig gelaſſen. Ihr aber lebet weit mehr zum Nutzen der Welt und euch fehlt es nie an Gelegenheiten, den Kreis eurer Wirkſamkeit immer weiter auszudehnen. So erſuche ich dich, keine gute Außerberufshandlung, die du in Zukunft verrichteſt, *ohne mich* zu verrichten. Um *allein* Gutes zu thun, habe du an deinen Berufshandlungen genung, von deren Theilnehmung ich ja ſo ganz und gar ausgeſchloſſen bin. Ich möchte doch auch gern meine guten Geſinnungen ſo oft an den Tag legen und in Handlungen verwandeln, wie du. Laß meine Erndte auch einſt ergiebig ausfallen und verhilf mir deshalb zur reichern Saat. Thue alſo alles Gute, wozu dir in Zukunft blos die Menſchenliebe den Beruf giebt, in meiner Geſellſchaft, und verſchaff mir auch ſogar noch recht viel Gelegenheiten, dergleichen hinfort auch ohne dich zu thun. Rechne dieſe gern gegen deine reichfältigen guten Berufs- und Alleinhandlungen ab; damit ich bei der Bilance unſerer Thätigkeit nicht zu tief unter dir im Minus ſtehen möge. Deine Bekanntſchaft iſt ausgebreiteter, als die meinige; du erfährſt dergleichen Gelegenheiten öfter und eher, als ich. Mache mir die Freude und gieb mir recht oft Nachricht von ſolchen.

Ariſt. Gott, du biſt ja ſo eine unermüdete Wohlthäterin und Menſchenfreundin im Stillen ſchon. Wie kannſt du auf eine ſolche Unzufriedenheit mit dir ſelbſt kommen! — Doch ja, ich wills thun.

Laura. Beſonders iſt mir während meiner Krankheit eine gewiſſe Klaſſe von Leidenden, die mir zwar immer ſchon ſehr wichtig war, äußerſt wichtig geworden; ich meine — die kranken Armen. Offenbar iſt in unſerem Staat bei allem, was auch für ſie gethan iſt, noch viel zu wenig für ſie gethan. Immer fühlten wir dies, und ſprachen oft davon; aber in dieſen Wochen bin ich hier auf dieſem Bette erſt recht zum lebendigen Gefühl daran gelangt. Ach Ariſt — was mag ein Kranker ſein ohne — ich will nicht einmahl ſagen, Arznei — ſondern blos — ohne Wartung und

Pflege! Kein Bette haben, worauf man ſeine halbmorſchen Glieder ausſtreckt — oder wenn man auch ein Bette hat, keinen Menſchen haben, der es uns täglich auflockert; — kein Holz haben, wenn das Waſſerglas in der Stube einfriert; — keine Suppe haben, wenn das trockene Brod nicht hinter will; — kein Hemde zum Wechſel haben, wenn der Schweis vorüber iſt; — nicht friſche Luft täglich ein Paarmahl haben können, weil Niemand da iſt, der einen wohlthätigen Durchzug veranſtaltet; — wohl gar nicht einmahl neues Trinkwaſſer an jedem Tage haben, weil keiner es holt; oder wohl gar immer auf einer Seite liegen müſſen, weil man ſich ſelbſt nicht auf die andere hinbewegen kann und kein fremder Arm uns umzulegen bereit iſt — — ach, das mag eine Noth ſein, lieber Ariſt, die über Alles geht. Ich habe dies alles nie ſo deutlich und ſo im Detail gedacht, als jetzt; aber nun erſchütterts auch meine ganze Seele.

Ariſt. Laura, du haſt Recht. Dann iſt der kranke Menſch elender daran, wie das kranke Vieh.

Laura. Ja, und dies iſt hier bei uns gewiß oft der Fall. Des Herrn von N. ſein Windſpiel und der Frau von N. ihre Bologneſerin und die ganze Mette im Jagdſtall habens noch in ſchwerer

Krankheit viel beſſer, als der alte Maurergeſell und die alte Taglöhnerwittwe. Gott verzeihe es unſern Obern, daß das noch ſo iſt! Und wenn dieſe zu weit und zu fern von den niedrigſten Ständen leben, ſo verzeihe es Gott unſern Reichen, die mitten unter den Armen leben und recht gut hören, wie es dieſen in ihren dumpfigten Siegkammern und auf ihren verfaulten Strohlagern ergeht. Ob ſie, die ſich in geſunden Tagen von den Armen nicht genung aufwarten laſſen können, nur nicht auf den Einfall kommen mögen, daß der Arme in kranken Tagen auch nach Wartung verlange! Ob ſie nur denken mögen, daß der Arme blos gut genung ſei, ihn an den Holzbock zu ſtellen, ſo lange er noch gehen und ſtehen kann, und daß man ihn hernach, wenn er zu liegen kommt, wie eine Nehnadel, die das Auge verlohren hat, oder wie einen alten Lattnagel, dem durch das viele Herausziehen und Wiedereinſchlagen endlich Kopf und Spitze abbricht, in den Auskehrigt ſchütten dürfe! Wozu ſie nur glauben mögen, daß Gott ihnen den Ueberfluß gegeben! Es muß fürwahr eine Verknöcherung in ihrem Hirnmark vorgegangen ſein.

Ariſt. Oder eine Petrifikation in ihren Herzmuſkeln. — Ereifere dich nicht ſo, Liebe! Es könnte dir wieder einen Anfall von Fieber zuziehen. Recht haſt du allerdings. Die wenigſten Reichen machen noch den allervernünftigſten und allergottgefälligſten Gebrauch von ihrem Reichthum, nehmlich den, — alte und kranke Arme damit zu unterſtützen. Sie habens gern mit den vollkräftigen, jungen Dürftigen zu thun. Dieſen können ſie für einige Groſchen etwas zumuthen. Den alten Holzhacker und Futterſchneider und die alte Waſchfrau und Bothenläuferin ignoriren ſie, wenn ſelbigen die Aerme lahm werden und die Füße anſchwellen, und nehmen dafür neue an, die ſich in ihren Dienſten wieder ſteif und ſtumpf arbeiten. Die Armen ſind in ihren Augen Inſtrumente, deren man ſich bedient, ſo lange ſie ſchneiden oder bohren, Hebel, womit man ſo lange wuchtet, bis ſie brechen oder ſpalten, und die man hernach auf die Seite wirft. „Andere her! heißts da; es giebt ja des Packs genung und unſer einer hat für ſein Geld das Ausſuchen.“ Ich habe die Ehre gehabt, ſie kennen zu lernen. Einmahl, wenns hoch kommt, zweimahl, darf man kommen und den Artikel von Kopfküſſen, Hemden, Hausmiethe, Wartefrauen und Bierſuppen für langwierigſieche Arme rechter Hand auf der elaſtiſchen Ottomanne neben ihnen abhandeln; zum dritten

mahl

mahle aber unterbrechen ſie eilig mit Relationen unterdeſſen eingezogener avthentiſcher Nachrichten von vormahliger Faulheit, Untreue, Unmäßigkeit, Ueppigkeit und übler Haushaltung der ihrer Barmherzigkeit vorgeführten Gegenſtände. Es iſt aber mit allen Klagen darüber nichts auszurichten, liebe Laura. Am beſten iſts, jeder, der Sinn für Arme hat, thue zu ſeinem Theile, was er thun kann.

Laura. Das wollen wir eben nun recht thun, lieber Ariſt, und ich beſonders habe es mir zur Pflicht gemacht. Gott hat mir Vermögen gegeben; ich habe den Werth deſſelben in meiner Krankheit erſt recht ſchätzen gelernt; ſo will ich nun auch nicht nur noch vielmehr Gutes damit thun, als ſonſt, ſondern ich will auch meine ganze Barmherzigkeit auf kranke Arme richten. Für dieſe wird nicht nur noch am allerwenigſten von Andern geſorgt, ſondern ſie ſelbſt können auch gar nicht für ſich ſorgen. Ich will dir daher den herzlichen Auftrag machen, dich an alle Aerzte und Wundärzte, und beſonders an die Geiſtlichen hier im Ort — dieſe werden doch wohl die Nothleidenden in ihren Gemeinen kennen? — zu wenden und ſie zu bitten, daß ſie mir von Zeit zu Zeit davon Nachricht geben, in welchem Winkel der Stadt ein Armer liege oder ſitze oder an der Krücke ſchleiche, dem es warlich an den erſten Bedürfniſſen in ſeiner Siechheit fehlt. Ich hoffe auf die Art als eine begüterte Perſon für mein überſtandenes ſchweres Krankenlager Gott am allernatürlichſten zu danken, und du, den meine Geneſung ſo hoch beglückt hat, nimmſt auf die gebetene Weiſe gewiß daran Theil — nicht wahr?

Ariſt. Ich will mehr thun, als dies. Ich will dir dazu behülflich ſein, daß deine Wohlthaten auch gewiß zweckmäßig angewendet werden. Ich will, ſo viel ich kann, die empfohlnen Kranken aufſuchen, ihren Zuſtand und ihre Bedürfniſſe beurtheilen und nachher auch Nachſuchung halten, ob den letztern auch wirklich abgeholfen worden ſei; denn glaube mirs, Laura, auch die Armen betrügen und beſtehlen einer den andern oft.

Laura. Thuns die Reichen doch! Was ſoll die Noth nicht vollends die Armen lehren? Ich danke dir, daß du ſo gut ſein willſt. Ich will, wenn ich erſt wieder geſund bin, ſelbſt dich oft begleiten. Da wollen wir dann gemeinſchaftlich recht lebhaft empfinden, wie beſſer wir es in der Welt, als die Armen, haben. Da wollen wir, ſo oft wir einem großen Krankenleiden abgeholfen haben, allemahl den Tag meiner Wiedergeneſung recht feierlich begehen. — Nun, ſo wollen wir thun, Lieber. So wollen wir nun wieder recht traut, recht edel und recht eifrig im Wohlthun, ja noch weit trauter und edler und eifriger im Wohlthun, als ſonſt beiſammen leben. Heilig und gut iſt Gott, Er hat überſchwenglich an uns gethan; laß uns ihm in der That und Wahrheit dafür danken. Vielleicht leben wir nun noch einen langen Zeitraum hindurch beiſammen und ſo wollen wir das Glück unſerer Liebe recht lange und recht unausſprechlich genießen. Und, werden wir dann getrennt, ſo kann es unmöglich lang' währen, daß der eine dem andern nach Eliſium folgt.

Ariſt. (der an ſie hinſinkt.) Gott ſegne, Gott ſtärke dich und ſtelle dich bald völlig wieder her!

Laura. Das wird er gewiß. (ſie umarmen ſich lange.) Biſt du denn nun auch wieder recht zufrieden, mein Ariſt? (blickt ihn mit dem Blick der höchſten Liebe an.) Sieh mich doch recht an! Ich bin ja nun wieder dein, ganz dein.

Ariſt. (die Hand auf ſein Herz legend.) Ach ja, ich auch dein, ganz dein, ewig dein.

Ende des zweiten Theils.

Verfaſſer

Chrn. Friedr. Sintenis

Richard Grimm,

mit dem

Beinahmen Avtodidaktos;

anſäſſig zu Grimsthal,

wo die Sonderlinge zu Hauſe ſind.

Erſter Theil.

Zerbſt,
bei Andreas Füchſel. 1795.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yv 9811-1

Erſter Theil.

Erſtes Buch.

Das erſte von hundert Kapiteln.

Richard kommt zum groſſen Gaſthofe — zu unſerer lieben Frauen, Mutter Erde, genannt, für ſeine Perſon geſund und wohlbehalten an, zerbricht aber im Herausſteigen den Wagen.

„„Geſund bin ich; Geld hab' ich; Thereſe liebt mich; bekomme ich nun noch einen Sohn dazu, ſo iſt die ganze Welt mein. — — Wer da? was iſt das? wer hält mir die Augen zu?““

Lachend ſprang Thereſe, die ſich von hinten herzugeſchlichen und Ehren Nikolaus Grimm ſo mit ſich ſelbſt ſprechend behorcht hatte, hervor, fiel ihm um den Hals und ſprach — den ſollſt du morgen haben.

„Haſt du mir nicht ein Schrecken gemacht! Warſt du's? Top, daß du mir Wort hältſt! Geſchwind, las uns zuvor noch etwas vernünftiges reden.“ Thereſe ſetzte ſich auch auf die Raſenbank.

Es war Abends gegen zehen Uhr, drei Tage vor dem längſten Tage, da eben Neumond ward. Taglicht und Nachtdunkel fingen an in einander zu flieſſen, doch prädominirte das erſtere noch. Der Thau ſtieg mit Macht; die Roſen dufteten ſtark; Rohrdommel und Brachläufer lieſſen ſich in der Ferne ſchon hören. Die Fantaſie der Liebenden ward rege und erhub ſich allmählich über die Gegenwart. Thereſe flog voran und Niklas ſäumte nicht, ihr zu folgen, ſo gut er konnte.

„Morgen iſts ein Jahr, braver Mann, daß ich dein Weib ward. Habe tauſend Dank dafür, daß ich es ward. Zwar hats mich anfangs Thränen genug gekoſtet, und ich habe mich oft, wenn du abweſend wareſt, in ein Winkelchen geſetzt und da mich ſatt geweint. Ich war eine Thörin und glaubte, daß man nur mitten im Geräuſche der Welt glücklich ſein könne. Mit dieſem Glauben ward ich die Deinige und hoffte, daß ich dich bekehren und bald in deiner Geſellſchaft zum Gewühl zurückkommen würde. Die Hofnung ſchlug fehl;

— das that mir weh — nun aber wohl mir, du haſt mich bekehrt.“

„Du, lieber Bekehrer, fiengſt deine Sache klug an. Als du nach den erſten vier Wochen von Zeit zu Zeit wider deine Gewohnheit Geſellſchaften zu uns bateſt, merkte ich bald, daß du es meintwegen thäteſt. Dein liebreicher Kunſtgrif that die rechte Wirkung; ich fing an, mich zu ſchämen. Ich ſah, wie das Schickſal alles gethan, um mich glücklich zu machen, und wie du nicht nur ein Mann von Vermögen, ſondern auch ein Mann von Kopf und Herz ſeiſt; ich dachte über höhere Liebe und über Einigung der Seelen nach; Dank gegen dich ergrif mich allmählich und du wardſt mir bald die ganze Welt. So wiſſe nun, daß ich von dem Tage an, da ich dein Weib ward, erſt mein eigentliches Leben rechne; daß ich die Jahre, welche ich im Getümmel der Welt vorher gelebt, für verlohren achte und daß ich nie dahin zurück möchte.“

„Hier, hier wollen wir nun leben und ſterben; hier, wo uns kein Neid trifft, wo Kabale nicht unſere Zufriedenheit ſtört und wo Verleumdung uns nicht zum Menſchenhaß verführt; hier, wo deine Väter ſeit Jahrhunderten baueten und pflanzten und wo die Bauer und Pflanzer allzumahl unter ihren eigenen Linden ruhen.“

„Ah, mein Niklas, wie reicht doch nichts an häusliche Glückſeligkeit hin, und wie ſpotten mit Recht zwei Seelen, die erſt ganz eins ſind, wie wir, der kleinlichen Sucht nach abwechſelnden rauſchenden Vergnügungen, worin die Thoren, die ſich auf die ſtillen Genüſſe treuer Alleinliebe nicht verſtehen, ihre ſämmtliche Seligkeit ſuchen!“

„Wie wird uns vollends erſt ſein, wenn Richard als dritter Mann nun dazu kommt? Ja, ſo ſoll er heiſſen; dein Vater hies ſo und von dieſem haſt du mir immer ſo viel Gutes erzählt. Man ſagt im Ernſt, die Grosväter kämen in den Enkeln wieder; und ſähe er auch nicht ſo aus, wie dein Vater, ſo werde er doch unter unſern Händen ſo ein Rechtſchaffener, wie dieſer war. Traun, Niklas, ich will erſt ganz Mutter gegen ihn ſein; dann ſei du ganz Vater gegen ihn, und ſo iſt der alte Richard wieder da, wie er leibte und lebte.“

„Erſt wollen wir uns mit ihm umhertragen, und da ſoll er von einem Arm auf den andern und aus einem Schoſſe in den andern wandern. Dann wollen wir mit ihm ſpielen, bald der eine, bald der andere, bald beide; bald dort unter den Linden, bald hier an der Raſenbank. Dann wollen wir ihn gemeinſchaftlich belehren über Tugend und Liebe, über Menſchen und Gott. Dann wollen wir ihn lange, recht lange glücklich ſehen, ebenſo glücklich ſehen, wie er uns ſah; und zuletzt ſoll er dem Letzthinterbleibenden von uns die Augen zudrücken, und wie er das machen müſſe, das ſollſt du ihn lehren — du ſollſts ihn lehren an mir, nicht ich an dir.“

„Es iſt unter den Linden die dritte von obenher, auf die ich heute mein Augenmerk gerichtet hatte. Sie breitet ſich auf beiden Seiten wunderſchön aus, bildet oben eine prachtvolle Krone, iſt die dichteſte unter allen und ſcheint noch Jahrhunderten Trotz bieten zu wollen. Da ſenke du mich einſt ein, lieber Niklas, wenn der Tod mich dir von der Seite nimmt; dahin las dich wieder zu mir geſellen, wenn auch deine Stunde ſchlägt. Nicht wahr, du Guter, wir müſſen auch im Tode wieder ſo traut beiſammen ſein, wie wir im Leben es waren, und unſer Staub mus ſich auch ſo vereinigen, wie unſere Geiſter eins wurden? — —“

Niklas ſank an Thereſens Bruſt. Eins und auf ewig eins! rief er aus. Beiſammenleben — beiſammenſtauben! Ja, die Linde, die dritte von oben, ſoll es ſein, die uns einſt auf immer beſchatter; vorher aber wollen wir noch oft ab- und zu bei ihr gehen und ſie ſoll uns tauſendmahl erſt nur ſtundenlang unter ihren Schatten aufnehmen. Bring, ach bring mir nur Richard den zweiten! So, wie du zum erſtenmahle mit ihm deinen Ausgang hältſt, ſollſt du eine Raſenbank unter der Linde finden, wie dieſe hier iſt, und ſie zum Lieblingsſitze für uns an ſchönen Sommerabenden einweihen. Oft, oft wollen wir da beiſammen ſein und uns unſerer Liebe und der Natur umher freuen. Richard ſoll da von uns erſt ſpielen und dann ein guter Menſch ſein lernen. Alles wichtige, was wir ihm zu ſagen haben, wollen wir ihm da ſagen, und frühzeitig ſoll ihm die Stäte heilig werden, wo er einſt über unſern Gebeinen ſitzen und unſer Andenken ſegnen wird. Vorher aber erſt recht viel tauſendmahl da beiſammen ſitzen, ehe wir da beiſammen liegen! Ach, holde Thereſe, wie glücklich ſind wir! Alles, alles hat Gott gethan, um uns zu dem ſeligſten Menſchenpaare zu machen. Halt nur Wort und bring morgen mir Richard!“

Tags darauf hielt Thereſe wirklich Wort und brachte Richard. In dem Augenblick aber, da Richard zur Welt herein kam, ging ſie zur Welt hinaus.

Zweites Kapitel.

Niklas am Grabe ſeiner Thereſe.

Ach Thereſe, mein Leben — hier ruheſt du alſo, hier! Wie ſelig fühle ich mich nach ſo langer Trennung, hier dir endlich einmahl wieder ſo nahe zu ſein, wie ich dir ietzt ſein kann! Man hat dich begraben ohne mich. Dein urplötzlicher Tod ris mich zu Boden und ich lag lange darnieder und wäre dir auch gern gefolgt, hätte ich nur Richard zu dir mitbringen können.

Ach Thereſe, mein Leben — warum gingſt du ſo früh von mir weg und lieſſeſt mich in der Welt allein — ach allein! Thereſe, du liebes Weib, welch ein Glücklicher war ich in deinen Armen, und wie hätte ich mein Glück gegen Kronen nicht vertauſcht! Aber — wer bin ich nun? Ein Armer, wie ihn die Welt nicht weiter hat! Ein Verwundeter, den nichts heilen kann und der doch leben, fortleben mus!

Ach Thereſe, mein Leben — dein Tod war der Märtirertod der Natur und du ſtarbſt in höchſter Treue für deinen Beruf. Dir kam das Worthalten theuer zu ſtehen. Wie wird Richard einſt weinen, daß er als Muttermörder zur Welt kam! Wie werde ich ihn nie ohne Thränen anſehen können! Er ward mir ein koſtbarer Knabe; ich habe ihn mit der ganzen Welt bezahlen müſſen. Ach, ahndeteſt du es wohl ſchon, als wir dort auf der Raſenbank ſaſſen und du von der Linde hier und vom Beiſammenliegen unter ihr ſprachſt? Doch — du wareſt ja ſo heiter dabei. Oder iſts euch Heldinnen, die ihr im Mutterwerden ſterbet, ſo eigen, daß ihr vorher ſchon ſo fröhlich ſeid, und habt ihr etwa euch ſelbſt unerklärbare Vorgefühle der hohen Seligkeit, womit die Liebe dort ihre Märtirerinnen lohnet? Ja, ja, dein Lohn iſt gewis unausſprechlich gros und du blickſt auf die verlaſſene Erde mit Mitleid zurück. Bete dort für mich und für Richard, liebe Thereſe; ihr Beter über den Wolken könnet kräftiger beten. Bete, daß Gott uns ſegne und uns deiner würdig mache! Du, du biſt vollkommen geworden und haſt die höchſte Staffel der Tugend erreicht, die darin beſteht, daß man das Leben für die Brüder laſſe; du haſt dein Leben für dein Kind gelaſſen.

O Heldin unter den Weibern, wie vermag dein treuer Niklas die Höhe deiner Herrlichkeit zu erreichen! Dir nachklimmen aber, dir nachklimmen will er, ſo weit er kann. Ja, Thereſe, du haſt dein Leben für Richard gelaſſen; ich will mein Leben ganz für Richard verleben. Alle andere noch übrige Bande ſind ſchon zerriſſen, und mich hält nichts mehr an die Welt, als er. In ihm liebe ich dich. — O könnteſt du ihn ſehen! Er iſt ein holdes Kind und lächelt ſchon.

Du Liebe, was du ſo gern mit mir gethan hätteſt, das will ich allein und wacker thun. Ihn will ich recht warten und bewahren vor allem Böſen, und er ſoll aus meinen Händen nicht viel kommen. Sobald er verſteht, was man ihm erzählt, will ich ihm recht viel von dir erzählen. Ich will ihm erzählen, was für ein gutes Weib du wäreſt und wie du mich ſo lieb hatteſt, und wie du dich freueteſt, ſeine Mutter zu werden, und was du alles, wenn er erſt da wäre, ihm zu Gute thun wollteſt. Du ſollſt bei ihm durch deinen frühen Tod nichts verliehren und er ſoll mich darum, weil ich ihn erziehe, nicht lieber haben, als dich. Was die Sinne für mich an ſeinem Herzen thun, das ſoll für dich an ſelbigem die Fantaſie bewirken, und noch weit mehr. Hieher will ihn führen; hieher an dein Grab. Die Raſenbank ſoll dann gemacht werden, auf der ich mich mit dir zu ſetzen gedachte. An deiner Stelle ſoll er nun da neben mir ſitzen und unſere Antlitze ſollen immer nach deinem Grabhügel gerichtet ſein. So oft ich dann von dir zu ihm rede, wird iedes meiner Worte, weil von einer ſchon verklärten, ſchon vollendeten die Rede iſt, doppelte Eindrücke auf ihn machen. Er wird gleich anfangs lernen, dich feierlicher lieben, dich ſchauerlicher verehren, als mich. Auf dieſen Ton wird ſeine zarte Seele ſich gegen dich bald feſt ſtimmen, und ſo wird er lebenslang mit einer Art von Begeiſterung den Gedanken an dich denken und dein Bild ſich entwerfen, das er nie ſah.

Hier ſoll es ſein, hier über deinem Staube, wo ich ihn Gott kennen lehren will; hier ſoll er ſein erſtes Gebet thun; und ſo oft ich ihm hier etwas von Wichtigkeit ſage, ſoll ihm werden, als wenn es dein Geiſt zu ihm ſpräche. Von hieraus will ich die Felder mit ihm durchſtreichen, wie wir ſie zuſammen durchſtrichen, und hieher wollen wir von unſern Wanderungen iederzeit zurückkommen und ausruhen, wie du hier von der Reiſe des Lebens ruheſt. Gott, die Natur, die Tugend und dein

Grab will ich ihm ehrwürdig und heilig machen. Uebrigens aber mag er ſeinen eigenen Gang gehen und über die ganze Welt einmahl denken, wie er will. Viel iſt überhaupt nicht an ihr; es iſt ein eitles Weſen in ihr, deſſen ich nun vollends von Herzen ſatt bin. Ich glaube, daß er ihrer ebenſo ſatt werden werde; und ſollts ihm etwa gar ſo gehen, wie mir, daß er erſt eine weibliche Seele über Alles liebte und ſie dann früh und im Hui verlöhre: ſo bedaure ich den armen Jungen in voraus ſchon.

Aushalten will ich bei ihm, ſo lange er meiner bedarf; das iſt gewis auch dein Wunſch und dein Wille, liebe Thereſe. Hernach aber bringe mich Gott je eher, je lieber, zu dir, daß wir uns wieder haben, und mache aus dem Jahre, das wir zuſammen verlebten, eine Ewigkeit! Dann begrabe Richard meine Gebeine hier neben den deinigen. — (ſieht in die Linde hinauf) Haſt Recht, Thereſe, es iſt die ſchönſte unter allen und recht dazu gemacht, die Aſchen treuer Liebenden, die auch der Tod nicht trennen kann, zu decken. Jetzt hat der anhaltende Sonnenbrand ihr die lieblichſte Zierde geraubt; aber früher im Jahre, wenn ihr Grün noch hoch und vollkräftig iſt, wenn Tauſende von Vögeln in ihrem Dickigt zwitſchern und ihre Tauſendmahltauſende von Blüten dem ſanfteſten aller bälſamiſchen Düfte verbreiten, ha, wie iſt ſie dann der Stolz der ganzen Gegend umher; und wie wird Richard, wenn er herangewachſen iſt, zu ſelbiger Zeit mit hohen Empfindungen unter ihr weilen, erſt mit mir und dann ohne mich! Wie wird er in heiliger Fantaſie alsdann ſeinen Blick bald ſenken, bald heben, erſt nach dir allein und dann nach dir und nach mir! Hier du, Thereſe — da ich . . .

Ach Thereſe, mein Leben, wie wird uns ſein, wenn wir erſt wieder vereinigt ſind! Sag nur, wie iſts droben in der Geiſterwelt? Wie drücken dort Liebende ihre Liebe gegen einander aus? O wie weiſſeſt du ſchon ſo unendlich mehr, als ich! Harre, meine Traute, meine Verklärte, mit Sehnſucht auf mich; ich komme, ich komme, ſobald ich kann. Genies die Freuden voran, womit dort der Weltenvater ſeine Redlichen lohnt, und übe dich recht darin, damit ich gleich von dir lernen möge, wenn ich komme, wie du hier von mir lernteſt der ſtillern Erdfreuden Hochgenus. Thereſe, mein liebſter Gedanke, — Thereſe, meine Erde, mein Himmel, — Thereſe, ſei ſelig, ſei ſelig, dein Niklas wird es einſt auch.

Drittes Kapitel.

Fängt mit Niklas an und hört mit Hans auf.

Daß Niklas ein guter Mann geweſen ſein müſſe, würde man ſich ſchon nicht entbrechen können zu glauben, wenn auch weiter nichts von ihm bekannt wäre, als dieſer ſein Monolog an Thereſens Grabe. Er galt aber auch in der ganzen Gegend umher bei Jedermann für einen wahren Verehrer der Tugend und für einen thätigen Menſchenfreund; worüber man dann gewiſſer Eigenheiten in Meinungen und Grillen, die ihm nachgeſagt wurden, gern vergas. So war er z. E. lieber in Geſellſchaft der Todten, als der Lebendigen, und hatte eine der auserleſenſten Bibliotheken, in welcher die beſten Philoſophen und Schriftſteller über Religion, menſchliche Natur und Staatenglück aus allen Völkern und Zungen bei einander waren. Ehe Thereſe ſein Weib ward, lebte und webte er unter den Geiſtern dieſer Auserwählten und nahm keinen andern Beſuch an und gab weiter keinen; erfuhr er aber von einem Leidenden in der Nähe, ſo eilte er auf der Stelle nach ihm hin. Die ſtille Unterhaltung, an welche er ſich ſolchergeſtalt unter den Todten gewöhnt hatte, machte, daß er, wenn er auch ja unter Lebendigen war, wenig ſprach. Immer wollte er belehrt ſein, hörete auf das, was geſprochen ward, betrachtete eine Stube voll Leute wie ein Repoſitorium und las auf den Geſichtern, wie in Büchern. Sprach Jemand etwas kluges, ſo hub er blos den Kopf in die Höhe und lies ihn ſanft wieder herabſinken; in allen andern Fällen ſtand oder ſas er ſo unbeweglich, wie Dame Lot, nachdem ſie verſalzſäule ward. Die Liebe hatte er bis auf den Tag, da er Thereſen kennen lernte, ebenfals nur aus Büchern gekannt, und er bot dieſer auf der Stelle ſeine Hand, weil ſie ganz das Profil hatte, welches ſein Lieblingsſchriftſteller unter den Phiſiognomen zu einer Frau erforderte, die ihren Mann beglücken ſollte. Thereſe kam mit der Hoffnung zu ihm, ihn umzuſchaffen; er ſchuf aber, wie geſagt, ſie um. Doch bekam ſie bei ihm den Vorzug vor allen ſeinen Büchern, oder mit andern Worten, ſie ward das Buch, worin er am liebſten las, und ſobald er Hofnung hatte, daß ſie Mutter werden würde, pflegte er zu ſagen, daß er den zweiten Theil zu ihr geſchrieben habe. Thereſe, eine der belebteſten Mädchen, in der groſſen Welt erzogen, gewann die kleine Welt bei Niklas lieb und lies einen Theil ihrer Lebhaftigkeit fahren; Niklas nahm dieſen in ſich auf; ſie ſimpathiſirten immer mehr und mehr, und ſo war das einzige Jahr, welches ſie zuſammen verlebten, mit iedem Tage der Himmel mehr für ſie geworden. Jedes Gute hatten ſie gemeinſchaftlich verrichtet und ſo den Ruhm noch mehr befeſtigt, in welchem die Familie der Grimme im ganzen Flecken ſtand, wo ſie faſt ſeit den Zeiten der Reformation her ihren Wohnſiz hatten. Grimm heiſſen und ein guter aber dabei beſonderer Mann zugleich ſein, galt ſeit länger als Menſchengedenken daſelbſt einerlei.

Richard, Niklaſſens Vater, hatte ſich von beiden Seiten ganz vorzüglich unter den Vorfaren zu ſeinem Lobe ausgezeichnet. Er lebte zu den Zeiten des Chriſtian Thomaſius und war ein groſſer Verehrer dieſes kühnen Hofphiloſophen. Nicht nur alles, was Thomaſius ſchrieb, verſchlang er mit heiſſeſter Begierde, ſondern er beſuchte ihn auch ſelbſt zu mehreren mahlen ſowohl zu Leipzig, als zu Halle, und als ſelbiger vom erſtern Orte flüchten muſte, lud er ihn ſogar ein, ſeine Lebenszeit bei ihm als Weiſer im Verborgenen zuzubringen. Thomaſius, der hierzu nicht gemacht war, antwortete ihm, daß man wirken müſſe, ſo lange es Tag ſei, und von der Zeit an machte ſichs auch Richard zur Pflicht, in ſeiner Gegend umher a la Thomas zu wirken. Er ward ungerufen der Defenſor aller alten Weiber, von welchen er erfur, daß ſie ihrer rothen Augen wegen und als Hexen in gerichtlicher Unterſuchung wären. Mehr, als dreiſſig derſelben, rettete er vom Tode und hinterlies die Akten davon ſeiner Familie zum ewigen Angedenken. Ebenſo war er auch weit und breit als Exorciſt bekannt und vertrieb Geiſter und Geſpenſter, wohin er kam, blos dadurch, daß er ihre geglaubten Erſcheinungen in ihrem Augenblick ſelbſt herzhaft unterſuchte. Zwar trug er manchen blauen Fleck davon und befand ſich mehr als einmahl dabei in Lebensgefahr; allein er lies nicht eher nach, bis er's aufs reine gebracht, daß entweder Fantaſie, oder Katzen und Marder, oder Diebe und Betrüger den ganzen Spas verurſachten. Viel alte verlaſſene Schlöſſer wurden dadurch in ſeiner Nachbarſchaft wieder bewohnbar, und Teufel und Kobold nahmen weit und breit die Flucht. Er lebte lange genug, um die Aufklärung, welche er bewirkte, feſten Fus faſſen zu machen, und erklärte dis geradezu für

den Beruf, welchen er haßte und für den ihn das
Schickſal durch den Beſitz des väterlichen Guts ſa-
larire. Als er in **Niklaſſens** Armen ſtarb, ſprach
er noch — das war nur eine Art von Vorurthei-
len, welche ich zerſtören half; es gibt der Feſſeln
des menſchlichen Geiſtes noch weit mehr, aber vor
hundert Jahren noch werden ſie alle zerbrochen ſein.
O könnte ich in deinem Sohne noch einmahl
eben!

Chriſtoph, Niklaſſens Grosvater, war in
einer Jugend über Jakob Böhmens Schriften
errathen und hatte von der Zeit an auf alle an-
ere menſchliche Bücher Verzicht gethan. Be-
onders ſtudierte er das Buch de ſignatura re-
um und hinterlies ein Manuſkript von zehen
lphabeten, woran er dreiſſig Jahre gearbeitet
atte und worin mit groſſem Fleiſſe die dunkel-
en Stellen Schuſter Jakobs noch dunkler ge-
acht waren. Er verordnete, daß ſein Sohn ſol-
hes nach ſeinem Tode zum Druck befördern ſollte,
nd ſchrieb noch auf ſeinem Sterbebette eine Vor-
ede dazu, worin er auf George Richter, Ober-
farrer zu Görlitz, der Böhmens Morgenröthe als
in Buch voll Irrthümer des Paracelſus beim Ra-
he angegeben und ihm dadurch ſieben Jahre lang

die Feder gelegt, und erbärmlich ſchimpfte. Meiſter Jakob Böhme erſchien ihm darauf in ſeraphiſcher Geſtalt, dankte ihm dafür und ſprach den Fluch über Chriſtophs Sohn aus, wenn er das Werk unterdrückte. Richard aber war klüger, als Chriſtoph und Jakob, und lies es ungedruckt; ſo, daß es auf den heutigen Tag noch als Manuſkript exiſtirt. Deſſen ungeachtet war Chriſtoph ein braver Mann, und ob er gleich viel damit zu thun hatte, daß ſein eigener Wille ins Sterben der Selbſtheit eingienge und in ſeiner Ichheit ein Nichts würde: ſo vergas er doch nicht darüber, ſein väterliches Gut aus dem Nichts, worein es der dreiſſigjährige Krieg gefügt hatte, zur Ichheit und Selbſtheit wieder emporzubringen und es von neuem auf- und anzubauen; ſo, wie er auch vielen Bewohnern ſeines Orts dazu behülflich war, daß ſie ein gleiches thun konnten, wofür ihn die Enkel derſelben noch ſegnen.

Kaſpar, Niklaſſens Eltervater, gerieth auf einer Reiſe unter die Roſenkreuzer und war darauf bis an ſein Ende ein Roſenkreuzer. Er geſtand frei, daß ihn nichts anderes dazu bewegt habe, als die Begierde, Gold machen zu lernen; und wenn er auch das Geheimnis dazu nie fand, ſo ſtarb er doch in dem Glauben, daß es wirklich da ſei. Das Beſte bei der ganzen Sache war, daß ihn nicht Habſucht und Geitz, ſondern Wohlwollen und Menſchenliebe zur Goldmacherei getrieben. Für ſich ſelbſt bedurfte er dieſer Kunſt nicht, wenigſtens damals nicht, als er ſich auf ſie zu legen anfing. Sein Gut war Goldgrube genug für ihn, auch verſtand er die Kunſt, zu wirthſchaften; aber er kam auf die Grille, allen Mitbewohnern ſeines Orts zu einem ebenſo ſchönen Hauſe behülflich zu werden, als er ſelbſt beſas. Dazu hatte er dann in der That irgend eine ſolche Quelle nöthig, aus der ihm immer ſo viel Gold zuflöſſe, als er haben wollte. Sein groſſes Projekt blieb aber nicht nur unerfüllt, ſondern er hatte auch vor ſeinem Tode noch das Unglück, ſogar die Häuſer, welche ſeine Mitbewohner ſchon wirklich beſaſſen, ebenſo, wie das ſeinige, durch jenen Krieg zerſtört zu ſehen, von welchem Deutſchland noch auf den heutigen Tag ſo viel Rudera von alten Dörfern und wüſten Marken aufzuweiſen hat. Kaum, daß die Linden noch verſchont blieben, welche Hans gepflanzt hatte.

Hans, Niklaſſens Ureltervater, mit dem ſich der Stammbaum der Grimme anfängt, gehörte unter diejenigen Perſonen, welche ſowohl in der proteſtantiſchen Kirchen, als Botengeſchichte eine gar beſondere Rolle geſpielt: Er machte nehmlich binnen einer Zeit von zehen Jahren zweimahl eine Reiſe von Tübingen nach Konſtantinopel zu Fus, und zwar als Expreſſer der theologiſchen Fakultät an den Patriarchen Hierimias. Das erſte mahl trug er die Augſpurgiſche Konfeſſion und das zweite mahl Heerbrands Kompendium der Theologie, beide griechiſch überſetzt, im Kober dahin und lernte an den Raſttägen beide aus- und inwendig. Hans bekam gut Reiſegeld und verſtand ſich dabei auf die Kunſt, ſo wohlfeil zu reiſen, als möglich. Der Patriarch Hierimias beſchenkte ihn ſehr anſehnlich, und als er zum zweiten mahle nach Hauſe kam, erhielt er auch noch eine beträchtliche Prämie, welche ihm die Tübinger Theologen auf den Fall ſeiner glücklichen Zurückkunſt ausgeſetzt hatten. Er ſäumte nicht, das Geld, welches ihm die Augſpurgiſche Konfeſſion und Heerbrands Kompendium eingebracht hatten, wohl und weſentlich anzulegen, und kaufte dafür das Gut, welches ſeine Nachkommen noch beſitzen. Zur Dankbarkeit dafür, daß er auf ſeinen Reiſen bei Menſchen allenthalben ſo viel Wohlthaten genoſſen und ſich Haus und Hof erreiſet hatte, gab er jedem Wanderer-Quartier und pflegete ſein. Auch legte er eine lange Lindenallee [illegible], die ihm lebenslang [illegible] Bild des weiten Wegs ſein ſollte, welchen er von Tübingen aus zweimahl gemacht. So lange ihn ſeine Füſſe forttrugen, wandelte er täglich in ſelbiger, und als er zum leztenmale merkte, daß ihm der Spaziergang ſaurer werde, als die Reiſe nach Konſtantinopel, ſo ſchnitt er einen Kerb in die Linde, deren Schatten nach Jahrhunderten noch ſeine Aſche decken ſollte. Es iſt die nächſte neben der, unter welcher auch Thereſe ruhet.

Viertes Kapitel.

Naſen, Stirnen, Augen, Augenbraunen und Bärte.
Num. 2. leibhaftig, wie Num. 1.

Sämtliche Vorfaren Richards hatten ſich mahlen laſſen und Niklas hatte ihre Portraits in ſeiner Bibliothek aufgeſtellt. Unter jedem derſelben war ein Tiſch angebracht, worauf der ſchriftliche Nachlas jedes Alten befindlich war. Unter Richard Num. 1. lagen einige hohe Stöſſe von Hexeninquiſitionsakten und die ganze Korreſpondenz, welche er mit Chriſtian Thomaſius geführt; unter Chriſtoph zehen Alphabete Manuſkript von verdunkelnden

Erläuterungen des [illegible] de signatura rerum; unter Kasparn: die ausführliche Beschreibung des Goldmacherproceſſes nebſt einem groſſen Bündel misglückter Verſuche, welche er darüber angeſtellt; unter Hans ſeine Ausgabe- und Einnahmebücher, welche er unterwegs zwiſchen Tübingen und Konſtantinopel geführt, nebſt allerlei gottſeligen und luſtigen Anekdoten, die er auf der Reiſe geſammlet, und einer Beſchreibung von Konſtantinopel, aus welcher erhellete, daß er es wider die Augſpurgiſche Konfeſſion gehalten, ſich bei den Ungläubigen viel umzuſehen und weiter etwas zu thun, als bei Sr. hochwürdigen Eminenz, dem Patriarchen Hierimias, ſich ſatt zu eſſen und zu trinken.

Die aufgeſtellten Portraits gewährten dem Phiſiognomen viel Unterhaltung. Man ſah es nicht nur auf der Stelle, daß dieſe Leute von einander abſtammen muſten; man ſah nicht nur auf den erſten Blick in jedem den Menſchenfreund und den Sonderling; man konnte auch ſogleich unterſcheiden, bei welchem von ihnen die Sonderlingſchaft eine mehr oder weniger kluge Richtung genommen. Alle hatten ſie eine hohe Stirn, ein Paar groſſe blaue Augen mit ſtarken Augenbraunen und einen ächtdeutſchen [illegible] [illegible] den Haarwuchs. Alle hatten ſie eine groſſe Naſe mit einem churfürſtlichen Höcker und einen dichten Bart, der aber blos das Kinn rundum umfloß. Nur, daß bei Chriſtoph, Kaſpar und Hans das Kinn etwas ſpitzer und zwar bei Chriſtoph am ſpitzeſten war, und daß ſich auf ihrer Stirn eine Runzel zeigte; die ebenfals auf Chriſtophs Stirn am meiſten ſich ausdrückte. Um ſo auffallender war es, daß bei ſeinem Sohne, Richard Num. 1. dieſe Runzel gänzlich verſchwand und das runde Kinn zum Vorſcheine kam, auf welchem zugleich ein Fleiſchwärzgen befindlich war, das die übrigen alle nicht hatten.

Niklas kam nicht leicht in ſeine Bibliothek, ohne über die Portraits ſeiner Vorſaren erſt Revüe zu halten, die er dann gemeiniglich in vollem Affekt und überlaut mit dem Ausruf zu ſchlieſſen pflegte — Fürwahr, lauter ehrliche Weiber! lauter ehrliche Weiber! Thereſen führte er oft dahin und erzählte ihr von ſeinen Vorſaren; beſonders richtete er ihre Aufmerkſamkeit immer auf ſeinen wacker und hell zugleich denkenden Vater Richard und wies ihr das erſte runde Familienkinn nebſt dem netten Wärzgen und wuſte ihr nicht genug zu ſeinem Lobe zu ſagen.

Als er zum erſtenmahle wieder nach ihrem Tode in die Bibliothek ging, nahm er Richard Num. 2. auf den Arm und hielt ihn gegen jeden ſeiner Vorfaren. Alles, was das Kind im Geſichte haben muſte, um ein Grimm zu ſein, hatte es wirklich. Fürwahr, ein Grimm, ein Grimm, ſchrie Niklas und der kleine Richard ſah ihn dazu ſteif und feſt an. Als er ihn endlich gegen ſeinen Vater hielt, fand er nicht nur ſein Kinn ebenſo rund, ſondern [illegible] das ſich ſchon anſetzende Fleiſchwärzgen, welches jener hatte. Das iſt der ganze Vater [illegible] rief er aus; Richard Num. 2. leibhaftig, wie Richard Num. 1. Kind, du ſiehſt ſo aus, wie er; werde auch einſt ſo klug und gut, wie er!

Fünftes Kapitel.

Richards koncentrirtes erſtes Jahrdutzend.

Den chriſtlichen Wunſch, daß ihre Kinder klug und gut werden möchten, thun nun zwar wohl die mehreſten Eltern; er iſt aber auch häufig der ganze Beitrag, welchen ſie dazu leiſten. Niklas lies es bei dem bloſſen Wunſche nicht bewenden, ſondern that auch alles, um der Erfüllung deſſelben gewis zu werden. Er erzog Richard im allereigentlichſten Verſtande ſelbſt, fütterte ihn ſelbſt, pflegte und wartete ihn ſelbſt, lehrte ihn ſelbſt erſt ſtehen und gehen und dann leſen und ſchreiben, und lies ihn nicht aus ſeinen Augen. In *weibliche* Hände gab er ihn durchaus nicht, weil er wuſte, daß die Weiber in den nidern Ständen ſchlechterdings *das Reden* nicht laſſen können und weiter nichts, als Vorurtheile, Aberglauben und Albernheiten reden. Der kleine Richard ſollte aber durchaus keine falſche Meinungen von Jugend auf einſaugen. Sobald ihn alſo Niklas nicht ſelbſt auf den Armen, oder im Schoſſe, oder an der Seite haben konnte, hatte ihn Chriſtian, welcher lange ſchon Niklaſſens Bedienter geweſen war, ſich ganz in die Weiſe ſeines Herrn zu ſchicken wuſte und in vier Wochen kein Wort ſprach, wenn dieſer es nicht wollte. Niklas ſelbſt führte ſein voriges Leben wieder und lebte ohne allen Umgang mit Andern.

So ſah und hörte Richard faſt nichts weiter, als was ſein Vater that und ſprach. Allen Kindern gleich, die noch geſund und unverdorben ſind, war er gern im Freien, und ſo hatte Niklas nicht nöthig, die Liebe zur Natur erſt in ihm zu erwecken, als an der ihm ſo äuſſerſt gelegen war. Er erzog ihn gröſtentheils in ſeinem ſchönen Garten und in der langen Lindenallee, wo Thereſe mit ſeinen Vätern ruhete. Sie ward der erſte Gegenſtand, über den er mit ihm ſprach, und blieb hernach der Gegenſtand, über welchen er täglich mit ihm ſprach. Er lehrete ihn Blumenketten machen, womit er Morgens und Abends die Urne umwinden muſte, welche bei ihrem Grabe ſtand, weil Niemand ſeiner Mutter mehr zu verdanken haben könne, als er; die eigentliche Erklärung dieſer wichtigen Worte aber verſchob Niklas bis auf einen gewiſſen ſpätern Zeitpunkt. Nach

Thereſen kam die Reihe an die Natur, mit der er ihn bekannt machte. So, wie ſich ihre Gegenſtände im Garten oder im Felde ihnen darboten, nannte er ſie ihm, brachte ihm den rechten Begrif davon bei und unterhielt ihn mit ihren Endzwecken, Nützlichkeiten, Vollkommenheiten und Schönheiten. An jedem heitern Tage führte er ihn irgendwohin, wo man eine weitausgedehnte Ausſicht hatte, und an jedem heitern Abend lies er ihn ſich am Anblick des Sternhimmels ergötzen. Mit hohem Enthuſiasmus hieng ſolchergeſtalt der Knabe bald an der Natur und legte dadurch, ohne es ſelbſt zu wiſſen, in ſich den unzerſtörbarſten Grund zu ſchuldloſem Frohſinn und — zur Tugend.

Niklas ſäumte nicht, auch in dieſer ſein Lehrer zu werden und abſtrahirte ſeinen Unterricht darüber gelegentlich auf Spatziergängen aus der ſie umgebenden Natur. Kamen ſie dann auf der Rückkehr zu Thereſens Grabe, ſo trug er ihm dieſelbe Moral, wovon unterwegs die Rede geweſen war, auf der Raſenbank nochmals in verſinnlichenden, ausgeſuchten Beiſpielen vor, die er ihm erzählte, und ſo oft es nur angieng, beſchlos eine ähnliche Handlung, welche Thereſe ausgeübt, den Beiſpielreihen. Menſchenliebe in allen ihren Arten und Unterarten war es vorzüglich, die er in ſeinem Buſen weckte und ſtärkte, und dazu fand ſich dann allemahl ein Beiſpiel, das Therese gegeben. Dieſen Theil des Unterrichts glaubte er nicht praktiſch genug einrichten zu können. Selbſt routinirt in allen Ausübungen wahrer Menſchenliebe, ſuchte er jetzt die Gelegenheiten dazu noch ſorgfältiger auf, als je, und machte Richard zum Zeugen dabei. Sobald die wohlthätige Handlung von der Beſchaffenheit war, daß dieſer ſie verrichten konnte, ließ er ſie ihn vor ſeinen Augen verrichten und lehrte ſie ihn vollkommen und mit beſcheidenem Anſtande verrichten. Richard fand bald die Freuden des Wohlthuns noch beſeligender, als die Freuden der Natur, bekam einen wirklichen Drang nach Wohlthun und pflegte Abends am Frohſinn zu leiden, wenn es einmahl einen Tag gegeben hatte, an welchem er mit Wohlthun leer ausgegangen war.

Als Niklas ihn ſo weit gekommen ſah, bekam er Muth, ihn weiter zu führen. An einem der ſchönſten Tage, der zugleich einen der ſchönſten Abende verſprach, machte er mit ihm einen langen nachmittäglichen Spatziergang, auf welchem er ihn die reitzendſte Ausſicht in daſiger Gegend, die er der Entfernung wegen noch nie gehabt hatte; ſie ßen lies; und da er ihn ſolchergeſtalt in Empfänglichkeit für *neue* Gegenſtände geübt hatte, lenkten ſie, wie gewöhnlich, auf der Rückkehr in die Lindenallee ein und ruheten erſt eine Zeitlang auf der Raſenbank. Das Geſpräch kam bald auf Thereſen. Niklas ſah nach der Uhr und erklärte Richard, daß ſo, wie er heute in daſiger Gegend etwas geſehen, das er noch nie geſehen, er auch heute an Thereſens Grabe etwas hören ſolle, das er noch nie gehört. Richard ward ganz Aufmerkſamkeit und — in denſelben Augenblicken zwölf Jahre alt.

Sechſtes Kapitel.

Iſt ein wackerer Tranſitus zum ſiebenten.

Niklas. (der nochmals nach der Uhr ſiehet) Nun, gerade nun ſinds zwölf Jahre, daß deine Mutter ſtarb.

Richard. (traurig) Heute? Jetzt? Ach, das weiſſt du wohl recht genau, Vater?

Niklas. Mehr, als zu genau, leider! Denn eben jetzt wirſt du zwölf Jahre alt.

Richard. (auf einige Sekunden zur Höhe erhoben) Alſo iſt heute mein Geburtstag? (fällt dem Vater um den Hals) Ach, lieber Vater!

Niklas. (männlichgerührt) Ja, das iſt es. Mit Fleis ward er dir bisher verſchwiegen.

Richard. (noch viel trauriger, als zuvor) Aber — zwölf Jahre wäre ich heute alt, und zwölf Jahre heute meine Mutter todt? So bin ich ja an demſelben Tage geboren, an welchem meine Mutter ſtarb?

Niklas. (dem Thränen entrollen) Nicht nur an demſelben Tage, ſondern auch in derſelben Minute. Wie du kamſt, da ging ſie fort. Deine Geburt ward ihr Tod. Sie ſtarb dadurch, daß ſie dich zur Welt gebahr. — Was die heiſſe, habe ich dir ſchon bei anderer Gelegenheit geſagt.

Richard. (äuſerſt tief gebeugt) Ach Vater, was ſagſt du mir! So bin ich ja als Muttermörder in die Welt gekommen?

Niklas. Ja, das biſt du, aber ohne deine Schuld. Habe ſie nun erſt ganz lieb, da du dis weiſſeſt. Darum ſage ich dir immer, mehr Urſache, ſeine Mutter zu lieben, habe kein Menſch, wie du.

Richard. (der von der Raſenbank aufſpringt und ſich über Thereſiens Grab her wirft) Ach meine Mutter, meine Mutter — dein Kind, dein Mörder liegt hier und bittet dir ſeinen Tod ab; vergib ihm, vergib ihm!

Niklas. (der ihn aufhebt und in den Schooß nimmt) Du guter Sohn!! Wenn ſie doch hätte hören können, was du da ſprachſt! Das dacht' ich gleich, daß dich die traurige Entdeckung über deine Geburt bis zu ihrem Grabe niederſchlagen würde; aber habe ſie nur recht lieb, ſo kann ich dich tröſten.

Richard. Womit denn, Vater?

Niklas. Erſtlich damit, daß ſie, wenn ſie in dem Augenblick, da ſie ſtarb, Bewuſtſein ihres Todes gehabt hat, gewis gern für dich geſtorben iſt. Sie war eine zu gute Frau; ſie wuſte ſich ſolch kein gröſſeres Glück zu denken, als dich nur mir zu geben, es koſte ſie auch, was es wolle. Ich glaube, daß ſie ahndete, was ihr geſchehen iſt; denn ſie bezeichnete am letzten Abend vorher die Linde hier, unter der ich ſie einſt begraben ſollte. Und dann — ſie hat nichts dadurch verlohren, daß ſie als Märtirerin ihres mütterlichen Berufs und für dich ſtarb.

Richard. (betreten) Sie hätte nichts verlohren? Sie hat ja Alles verlohren. Ach, wie lange hätte ſie noch leben können!

Niklas. (in höchſter Religionskraft) Nein, ſie hat nichts verlohren. Nicht verlohren hat ſie, ſondern gewonnen — ja gewonnen.

Richard. (im höchſten Erſtaunen) Gewonnen, lieber Vater? Da unten in der Erde verfault ſie ja. Ach die arme Mutter! Meinetwegen muſte ſie ſo früh verfaulen!

Niklas. (religiösruhig) Nun höre zu, mein lieber Sohn! Was ich dir jetzt ſagen werde, verſparte ich ebenfals wohlbedächtig bis heute. Heute ſollteſt du es hören, von keinem andern, als von mir, hören, und hier am Grabe deiner Mutter von mir hören. (Richards Anſehen wird wie das Anſehen eines Engels) Die ſchöne Natur hier um uns her, die Erde hier unten, der Himmel da oben, die vorhin untergegangene Sonne, der jetzt da aufgehende Mond, die Sterne alle da oben, die Linden alle hier unten — dis groſſe Naturganze und Weltall, worüber wir uns ſchon ſo oft unterhielten, iſt eben ſo wenig von ſich ſelbſt da, wie das Haus, welches wir bewohnen. Sein Baumeiſter heiſſt — Gott. Wir können ihn nicht ſehen:

wir müſſen ihn aber glauben. Es iſt höchſt unvernünftig, ein ſolches Weſen nicht zu glauben, und höchſt vernünftig, es zu glauben; darum ſage ich, wir müſſen es glauben.

Richard. (einfallend) Ach Vater, du magſt es für wahr halten, oder nicht, ſo etwas habe ich ſchon längſt gedacht; aber ich wuſte nur immer gar nicht, wie ich dir's ſagen ſollte.

Niklas. (der ihn küſſt) Nun, ſo höre weiter. Ohne den Willen dieſes unſichtbaren oberſten Weſens und Weltſchöpfers geſchiehet auf den heutigen Tag noch nicht das geringſte, weder hier auf der Erde, noch droben in allen den unzählichen Sternen. Auch deiner Mutter früher Tod bei deiner Geburt war ſein Wille. Sie lebte heute noch, wenn Gott gewollt hätte.

Richard. Aber die arme Mutter, was hatte ſie denn gethan, daß er ſie nicht mehr leben laſſen wollte?

Niklas. Er hat ihr gar kein Leid damit gethan; höre nur noch einen Augenblick mir zu. Was hier in dieſem Grabe von deiner Mutter verfault, iſt gar nicht die liebe Thereſe ſelbſt. Wir ſprechen nur ſo und nennen es darum Thereſens Grab, weil das einzige, was von ihr noch auf der Erde übrig iſt, dis Grab umſchlieſſt. Ich bin auch blos darum ſo gern hier, weil doch wenigſtens ihre ehemaligen Gebeine hier liegen und ich zu ſonſt etwas weiter von ihr noch nicht kommen kann. Das, was aber eigentlich dieſe modernden Gebeine einſt belebte, das, was wirklich Thereſe hies und war, ihr Geiſt, iſt nicht in dieſem Grabe, iſt gar nicht todt, ſondern lebt fort und lebt in irgend einem andern Stern dort oben.

Richard. In welchem denn, Vater, in welchem?

Niklas. Das wiſſen wir noch nicht. Denken ſollte man faſt, daß es in dem Stern ſein müſte, welchen wir Sonne nennen. Er iſt uns jetzt auf der Erde ſchon alles, macht uns die Erde bewohnbar und ſchön und zieht uns mit jedem ſeiner Strahlen an ſich. Sei aber, wie ihm ſei; genug, Thereſe lebt dort oben irgendwo fort, und wenn ich ſterbe, komme ich ihr dorthin nach, und wenn du dann ſtirbſt, kommſt du uns beiden nach.

Richard. Ja, wenn das wäre, Vater, wenn das wäre!

Niklas. Ich kann dir wieder weiter nichts ſagen, lieber Sohn, als — es iſt vernünftiger, ſo zu glauben, als nicht ſo zu glauben. In dem künftigen Leben dort oben geht es nun jedem in der Maſſe wohl, in welcher er hier tugendhaft und ein Menſchenfreund geweſen iſt. Nun iſt das die höhere Tugend und Menſchenliebe, wenn man ſogar für Andere leiden kann. Thereſe hat aber nicht blos für einen Andern, für dich, gelitten; ſie iſt für dich geſtorben. Darum ſagt' ich, daß ſie durch ihren frühen Tod, den Gott wollte, nicht verlohren, ſondern gewonnen hätte.

Richard. Ach Vater, du ſagſt mir heute erſtaunend viel Neues, und ich kann mir es alles noch nicht recht vorſtellen.

Niklas. In Zukunft wollen wir ſchon mehr davon ſprechen. — Jetzt mache einmahl alles nach, was du ſehen wirſt, daß ich mache; was ich aber ſpreche, das hörſt du blos ſtill mit an.

Niklas ſtand von der Raſenbank auf, kniete an Thereſens Grabe nieder und faltete ſeine Hände. Richard that ganz ebenſo. Niklas hub mit geſenktem Haupte an:

„Vermodert iſt nun die irdiſche Hülle ſchon, die dich, himmliſcher Geiſt, Thereſe, einſt umſchlos. Nur das Knochengebäude iſt noch da, worauf ſie ruhete, und liegt unter dieſem Hügel, und darum iſt mir auch dieſer Hügel das heiligſte Fleckgen Land, welches die Erde hat. Deine Gebeine ruhen hier ... iſt doch etwas noch von dir, etwas, das wenigſtens vormals dir zugehörte ... Dabei denke ich noch lebhafter an dich, und wenn ich hier bin, vergegenwärtige ich dich mir noch mehr und danke dir für das Jahr deiner Liebe, das Gott mich mit dir verleben lies, noch viel inniger, als irgendanderswo. Doch hinauf von dieſem Hügel und von der ganzen Erde (hebt ſein Haupt zum Himmel empor) zu ienen unüberſehbaren und unabſehlichen Höhen, in welchen, Thereſe, du, irgendwo iezt lebſt und überſchwenglich ſelig biſt! . . Ach Thereſe, du edles Weib, du Märtirerin unter den Müttern, könnteſt du ſehen in dieſen Augenblicken an deinem Grabe hier mich knieen — könnteſt du ſehen iezt hier knieen Richard und mich! Heute, heute, gerade in der Stunde, da du vor zwölf Jahren ſtarbſt, habe ichs Richard geſagt, daß du für ihn ſtarbſt. Heute hab' ich ihm entdeckt, was du ihm wardſt und was Gott ihm ſei. Seine reine und lebhafte Seele ſchwebt in hohen Stimmungen für Gott und für dich. Ach bete für ihn und für mich! Bete für Richard, daß er ein kluger und ein guter Menſch werde; damit er würdig werde, dahin zu kommen, wo du biſt, und du dich bei ſeiner Ankunft erſt vollkommen darüber freuen mögeſt, daß du dein Leben für ihn gelaſſen haſt. — — Du aber, Allherr und Allvater, der Welten Schöpfer und der Menſchen einziger letzter Troſt, benedeie die fernere Erziehung dieſes Knaben und gib ihm Weisheit und Tugend! Bilde ihn zu einem deiner reinſten Verehrer und zu einem der wärmſten und thätigſten Menſchenfreunde! Las mich, wenn du willſt, bei ihm, bis er meiner nicht mehr bedarf! Nimm mich dann in Gnaden zu Thereſen auf und führe Richard auch einſt, wenn er ſich durch hohe Tugend zu höhern Seligkeiten vorgebildet hat, dorthin wieder in meine und in Thereſens Arme!“

Richard ſank tiefgerührt an ſeinen Vater hin. Niklas drückte ihn an ſein Herz, ſtand auf, richtete ihn auch auf, blickte eine Zeitlang bald auf Thereſens Grab, bald gen Himmel und ſprach endlich — „Das heiſſt beten. Am Grabe deiner Mutter hab' ichs dich gelehrt. Nun bete, wo du willſt, ferner ſo, und gern, und in allem Anliegen zu Gott!“

Siebentes Kapitel.

Richards dito koncentrirtes zweites Jahrhund.

Von dem Abend an ward Thereſens Grab für Richard noch ein weit heiligerer und lieberer Ort. Er ging nun auch oft ohne ſeinen Vater dahin, der ihm, ſobald er dis merkte, freien Gang lies. Der treue Chriſtian, welcher noch immer in der Nähe ſein muſte, wenn Niklas ſich von Richard, oder Richard ſich von Niklas entfernte, bekam auch ein- für allemahl Befehl, ihm dahin nicht zu folgen, weil der Knabe da, wie Niklas ſagte, ohne ſie beide doch wohl aufgehoben wäre. Chriſtian aber pflegte ihm dann doch, wenn er ihn erſt auf der Raſenbank ſitzen ſah, nachzuſchleichen und ſich hinter der nächſten Linde zu verſtecken, wo er dann manchen wackern Monolog erhorchte, von dem er dem Vater ſeelenvergnügt Bericht erſtattete. „Las ihn nur immer dahin gehen, las ihn nur immer da recht viel mit ſich ſelbſt reden, erwiederte alsdann Niklas; die Mutter hilft ihn ausbilden, als wenn ſie noch da wäre.“

Richard gewann in dieſer Zeit ſeinem Vater über den Religionsunterricht, welchen er ſo in nuce von ihm empfangen hatte, oft Rede an und Niklas ermangelte nicht, ihm ſelbigen zu erweitern. Dis beſtand aber blos darin, daß er ihm die drei Wahrheiten, welche er ihm damals beigebracht, immer noch deutlicher aus einander ſetzte und ihn im Glauben an ſie ſtärkte. Dieſe Glaubensſtärkung betrieb er nur ſo, daß er ihn immer mehr zu überzeugen ſuchte, daß es vernünftiger ſei, ſo zu glauben, als nicht ſo zu glauben. Auf fremde Autorität verwies er ihn deshalb ſchlechterdings nicht, ſondern warnte ihn vielmehr vor ſelbiger, ſie möge Nahmen haben, wie ſie wolle. Du mußt ſelbſt denken, ſagte er ihm faſt täglich, denn dazu haſt du die Kraft zu denken; was du nicht denken kannſt, das iſt auch kein Gedanke für dich. Ebenſo verſtieg er ſich auch mit ihm nicht über die drei Wahrheiten, ſondern ſagte ihm geradezu, daß er an ihnen lebenslang genug hätte, weil ſie hinreichend wären, jeden ehrlichen Kerl, und wenn er hundert Jahre alt würde, auch hundert Jahre lang glücklich zu machen.

Bis jetzt hatte Niklas ſeinen Sohn allein unterrichtet; nun nahm er auch zwei fremde Lehrer für ihn an, die ihm aber blos Unterricht in Sprachen, der eine in den ältern, der andere in den neuern, gaben, um hernach ſeine auserleſene Bibliothek gehörig brauchen und aus derſelben ſich alle Sachen ſelbſt lehren zu können. Niklas lebte und ſtarb nehmlich darauf, daß nun in allen Wiſſenſchaften ſolche und ſo viel ſolcher Bücher da wären, daß ieder, wer nur geſunden Menſchenverſtand hätte und ſie leſen könnte, ſobald er ſie hätte, ein erzgelehrter Mann werden könne, ohne drei Schritte weit übers Hecken im Dorfe, oder über das Ende der Stadtmauer zu gehen, wo er geboren wäre. Läſterlich konnte er, wenn die Rede davon kam, auf das Univerſitätsweſen ſchimpfen, und Chriſtian wuſte ſeinen Sermon darüber auswendig, der alſo lautete — — „Höre, Chriſtian, wie es die Schuhknechte auf der Herberge und die Muſketiere in der Wachſtube treiben, ſo treiben's ſehr viel Studenten auf der Akademie. Die Meiſter bekümmern ſich auf der Herberge um die Geſellen nicht, die Officiere ſich um die Gemeinen auf der Hauptwache nicht, und die Profeſſoren auſſer den Kollegien ſich um die Studenten nicht. Eher das Univerſitätslaufen nicht abkommt, bekommen wir nicht viel geſunde Gelehrte und nicht viel moraliſchgute Männer in öffentlichen Aemtern. Kann Richard aus meinen Büchern kein Gelehrter werden, ſo mag er lieber ein geſunder und guter Laie bleiben.“ Chriſtian pflegte, ob er dis gleich tauſendmahl gehört hatte, immer von neuem Maul und Naſe aufzuſperren, ſo oft er es wieder hörte. Auf Herbergen war er geweſen, in Wachſtuben auch, und wuſte, wie es in beiden hergehe; daß es aber auf Muſenſitzen auch ſo hergehen ſolle, konnte er gar nicht begreifen. „Warum wird denn das gelitten?“ fragte er iedesmahl, und Niklas antwortete iedesmahl — Haſt du ſchon geſehen„ daß man ſich um das allgemeine Wohl bekümmere? Frag doch nicht ſo dumm!

Die beiden Sprachlehrer verſchrieb Niklas weither und ſalarirte ſie nach ihrer eigenen Vorſchrift. Er akordirte mit ihnen auf ſechs Jahre, mit deren Verflus ſie ſich anheiſchig machten, den iungen Richard ſo weit gebracht zu haben, daß er ſeines Vaters ganze Bibliothek benutzen und einige der neuern Sprachen auch fertig ſprechen könnte. Der Lehrer der ältern Sprachen war zugleich ein guter Mathematiker und ſo empfing Richard von ihm auf dieſer Seite auch den einzigen wiſſenſchaftlichen Unterricht, weil Niklas der Meinung war, daß es hierbei keine Vorurtheile und Irthümer gebe, welche ein Lehrer blos durch ſein Anſehen gleich auf ſeinen Schüler fortpflanzen könne. Uebrigens hatten beide Lehrer von ihm die ſtrenge Vorſchrift erhalten, über keinen Gegenſtand, er ſchlage ein, in welche Wiſſenſchaft er wolle, während des Sprachunterrichts ihre Meinung zu ſagen, noch weniger gar einen Ausſpruch zu thun. Sie erklärten blos die in den Leſeübungsbüchern vorkommenden Wörter und beſtimmten den richtigen Sinn derſelben, ohne hinzuzufügen, ob dieſer Sinn etwas kluges oder dummes, etwas wahres oder falſches enthalte. Auſſer den Lehrſtunden blieb Niklas nach, wie vor, Richards treuer und einziger Geſellſchafter und fuhr unaufhörlich fort, ihn in Naturliebe, Frohſinn und Wohlwollen aller Art gegen Menſchen zu ſtärken. Auch benutzte er einmahl wieder Thereſens Sterbetag, um ihm bei ihrem Grabe über die phyſiſch- ſowohl, als moraliſchwichtigſte Angelegenheit für junge Leute den gehörigen Aufſchluß zu geben. Er that dis abermals mit vieler Feierlichkeit und mit aller der väterlichen Beſcheidenheit, welche er einer ſo reinen und unbefleckten Menſchenſeele ſchuldig war. Richard machte ſich ſehr gut dabei und man ſah es ihm in ſeinen Augen an, daß er es mit den Verſprechungen, welche er freiwillig that, recht herzlich und ſo, daß ewiger Verlas darauf zu nehmen ſei, meine. „Gottlob, rief Niklas, als er mit dem unangenehmſten aller Unterrichte, den aber doch von Rechtswegen nur der Vater geben mus, fertig war, aus, daß die garſtige Materie nun auch unter uns abgehandelt iſt! Las dich lebenslang vor ſolchen Ausſchweifungen ekeln, wie deinen Vater vor ihnen ekelt; ſo wirſt du ein ſo geſunder, ſtarker und glücklicher Mann werden, wie von jeher alle Grimme waren.“

Dis ward dann auch Richard in der That. Er bekam eine ſehr anſehnliche Länge und eine vollkommen proportionirte Figur, ſah wohl und blühend aus und trug ſein Haupt, welches blonde natürliche Locken im Nacken umfloſſen, gar rüſtig empor. Bewegung aller Art erhöhete immer mehr ſeine natürliche Körperkraft. Er ging, grub, ritte und badete ſich. In den beiden letztern Fällen kam ihm ſein treuer Chriſtian nicht von der Seite. Sein Geiſt blieb nicht hinter ſeinem Körper zurück. Er begrif ſchnell, vergas nicht leicht, was er einmahl wuſte, urtheilte ſehr richtig und ſtrebte beſtändig vorwärts. Seine Lehrer unterrichteten ihn mit Freuden; erwarteten viel von ihn und glaubten ſelbſt, daß der Vater für einen ſo talentvollen Jüngling den beſten Weg erwähle, wenn er ihn blos mit allen erforderlichen Hülfsmitteln verſehe und dann ſein eigner Lehrer werden laſſe.

Da das Schickſal die Grimme von Hans an, dem Botenläufer nach Konſtantinopel, einmahl ſo geſetzt hatte, daß ſie, um leben zu können, auf keinen beſondern Beruf und Stand ſich legen durften: ſo wollte Niklas auch von dieſer Seite keine Unähnlichkeit zwiſchen Richard und ſeinen Vorfaren hervorbringen. Der allgemeine Beruf zum Menſchenfreunde, welchen die Grimme von jeher nur erwählt hatten, und den Niklas beſonders mit allem Eifer betrieb, ſollte auch das ganze äuſerliche Berufsweſen ausmachen, das Richard mit Leib und Seele triebe. Niklas hatte nicht Unrecht darin, wenn er ſagte, daß die übrigen beſondern Berufe und Stände doch wohl beſetzt genug wären, daß es aber dem Beruf zum Menſchenfreunde noch ſehr an Subjekten fehle, und daß folglich diejenigen, welche ohne beſondern Beruf leben könnten, ſich als vom Schickſal recht ausdrücklich zu ihm beſtimmt fühlen und keinen beſondern Beruf erwählen ſollten, weil dieſer ſie ſonſt nur in ihm ſtören würde. Es war dis alles recht brav geſagt, und wenn beides wirklich beiſammen iſt, daß Jemand, der ohne beſondern Beruf leben kann, ohne ihn bleibt und dafür bei Tage und bei Nacht Leidenden aller Art auſſerordentlich zu dienen und zu helfen bereit iſt: ſo müſte man ieder deutſchen Quadratmeile ein Dutzend ſolcher Leute wünſchen, die keines beſondern Berufs zu ihrem Unterhalt bedürfen. Wenn aber ſolche Berufsunbedürftige und daher auch Berufslosbleibende Menſchen hernach vor Langeweile nicht wiſſen, was ſie thun ſollen; wenn ſie ſich durch ihren unverdienten Wohlſtand zum Spiel, zur Hetze, zur Menſchen- wie zur Thierquälerei, zur Vermehrung ihres Geſchlechts per fas et nefas berufen glauben und für zehen, zwölf deutſche Quadratmeilen Beiſpiele in allen möglichen Thor- und Tollheiten geben: ſo müſte man wünſchen, daß die uralte Regel — im Schweis deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen — in ſpätern Zeiten keine Exception erhalten hätte. Doch, wie ſchon oft geſagt, dis paſſte auf die Grimme nicht.

Als die zum Sprachunterricht beſtimmten ſechs Jahre verfloſſen waren und Richard in der Sprachenkentnis ſo weit und noch weiter gekommen war, wie er hatte kommen ſollen, entlies Niklas ſeine Lehrer und beſchenkte ſie noch zum Abſchiede anſehnlich. Drauf wählte er wieder den Sterbetag Thereſens, um ihm an ihrem Grabe noch das Allerletzte zu ſagen, was er ihm zu ſagen hatte. Vor Sonnenaufgang noch ging er mit ihm unter die Linden, ſah da mit ihm das groſſe Geſtirn des Tags über den öſtlichen Horizont heraufſchweben, ſetzte ſich dann mit ihm auf die Raſenbank, feierte Thereſens, der groſſen Märtirerin, Angedenken und hub endlich alſo an:

„Du biſt nun völlig erwachſen, Richard, und ich danke Gott, daß er mich ſo lange bei dir lies. Wer zwanzig Jahre alt iſt, braucht keinen Vater mehr. Nun ſchlage meine Stunde, wenn ſie will; ich trete mit Freuden ab. Du bleibſt gut, das weis ich; ſo vergib mir's, wenn ich mich allmählich nach deiner Mutter ſehne. Ich möchte ihr gern Bericht erſtatten von allem, wie ich für dich that, und was für ein guter junger Menſch du geworden. Lange werde ich nicht mehr leben. Dabei bleibt's aber, daß ich hier (weiſet auf den Platz hin) neben Thereſen begraben werde. Was iſt das ganze Leben auf der Erde? Höre, Richard, wenn's weiter nichts gäbe, ſo — und ſo weiter. Da, (weiſet nochmahls auf ſeinen künftigen Grabplatz hin) hat die Weisheit, wie die Thorheit, ein Ende. Und — was noch das ſchlimmſte iſt, die Thorheit kann, ehe ſie da ein Ende hat, es weiter bringen, als die Weisheit. Glaube mir, es iſt um alle menſchliche Weisheit ein elend Ding. Alle Gegenſtände unſeres Wiſſens fallen entweder in die Sinne, oder nicht. Von ienen wiſſen wir blos, daß ſie ſind, nicht aber, was ſie ſind, ſondern nur, was ſie uns zu ſein ſcheinen; von dieſen wiſſen wir nicht einmahl mit Gewisheit, daß ſie ſind. Noch hat kein Menſch unumſtöslich bewieſen, daß Gott ſei, noch weniger, daß ein künftiges Leben ſei. Darum ſagte ich dir immer blos, es ſei vernünftiger, beides zu glauben, als nicht zu glauben. Ich mus dir dis heute ſagen; denn — (greift in die Taſche) da haſt du den Schlüſſel zur Bibliothek. Sie ſei von nun an dein; ich thue Verzicht auf ſie. Du findeſt da in allerlei Sprachen die beſten Anleitungen zu allem menſchlichen Wiſſen. Die Sprachen verſtehſt du; nun lies, was in ihnen geſchrieben ſteht. Vollen Verſtand haſt du; ſo urtheile ſelbſt über alles, was du lieſeſt, und bilde dir über alles ein Siſtem, welches du willſt. Es hat dich kein Lehrer belehren oder bethören ſollen. Deshalb kamſt du in deinem erſten

Jahrdutzend faſt nicht von meiner Seite und deshalb durften im zweiten auch deine Sprachlehrer ſichs nicht einfallen laſſen, dir Urtheile und Meinungen beizubringen. So brauchſt du dich nun erſt nicht von Vorurtheilen und vorgefaſſten Meinungen wieder loszureiſſen, ſondern haſt den unſchätzbaren Vortheil, daß du gleich mit vollkommener Urtheilskraft über tauſend wichtige Gegenſtände zum erſtenmahle denken wirſt. Dabei irret man weit ſeltener, als wenn man bei Betrachtung dieſer Gegenſtände ſchon erwuchs und ſeine halbe oder Viertelsurtheilskraft ſchon an ihnen übte, oder ſich gar nur ſo über ſie zu urtheilen gewöhnte, wie die Leute um uns her darüber urtheilen. Urtheilen wir nicht äuſſerſt ſelten über diejenigen Menſchengeſichter richtig, welche wir von Jugend auf ſahen? Trügt uns hingegen ein Urtheil leicht, das wir über einen Fremden fällen, den wir als völlig erwachſene zum erſten mahle erblicken? Ebenſo wird es dir nun auch mit der Wahrheit in allen Fächern des menſchlichen Wiſſens gehen; — wohl dir und abermahl wohl dir, mein Richard! Darum aber bitte ich dich, halt feſt an den drei Lehren, zu welchen ich dich am Grabe deiner Mutter einweihete. Du muſt ſie glauben, wenn du kein Selbſtmörder *werden willſt.* Sie allein halten uns hin und halten uns aufrecht, und du biſt verlohren ohne ſie. Ueber alles andere lerne denken, wie du willſt, und — bleib dabei ein Menſchenfreund. So biſt du *ganz ein Grimm.*“

Richard nahm den Schlüſſel zur Bibliothek hin und kam von der Zeit an wenig aus ihr heraus.

Achtes Kapitel.

Ein Geſpräch zwiſchen Niklas und dem ehrlichen Chriſtian,

Chriſtian. (der ſich lange allerlei nützes und unnützes im Garten zu thun gemacht hat und endlich das Lauer abſieht, ſeinen vorübergehenden Herrn anzureden) Heute iſt recht gut Wetter.

Niklas. (der ihm die Schultern klopft) Das iſt auch noch wahr.

Chriſtian. (ſeitwärts dem Herrn in die Augen ſehend) Gewis? *Ueberall* gut? —

Niklas. Wie ſo? wie meinſt du das?

Chriſtian. J nun, ich meine, ob ich eine gute Stunde treffe, und ob Chriſtian einmahl ſo reden darf, wie ihm ums Herz iſt.

Niklas. (lächelnd) Ja, ſo! — Ja, ſprich, was du willſt

Chriſtian. (in Affekt) Aber, lieber Herr Grimm, was ſoll aus unſerem jungen Herrn endlich werden? Ich bitte Sie um Gottes willen, was ſoll aus ihm werden?

Niklas. (neugierig) Nun, was denn? was denn?

Chriſtian. Ei, der kommt ja bald gar nicht mehr ans Tageslicht und ſteckt da oben immer unter den Büchern, und wenn man hinauf kommt und ihn zehenmal etwas fragt, ja, gute Nacht, Chriſtian, wenn der alte Neptun beim Teiche da antwortet, ſo antwortet er auch. Ich fürchte, ich fürchte, er ſtudirt ſich, ehe wir's uns verſehen, die Milzſucht an den Hals.

Niklas. (herzlich lachend.) Ich dachte gar die Bruſtwaſſerſucht.

Chriſtian. (wie eine Nickpuppe) Nun, nun, ſpaſſen Sie nur. Ich habe ſo eine Geſchichte erlebt. Wie ich da bei dem Herrn von P. war; der hatte einen Bruder, der hatte einen Schwager, und der hatte einen Schwiegervater, der hatte einen Sohn, aus dem er auch einen Gelehrten haben wollte; dieſer lag auch immer über den Büchern, ehe er aber funfzehn Jahre alt ward, muſten ſie ihn ſchon ins groſſe Hoſpital zu St. einkaufen. Da hat er ſich noch zulezt ſelbſt ein Leid gethan.

Niklas. (ernſthafter.) Ja, das iſt auch etwas anderes. Dieſer hatte im zehenten Jahre angefangen, ſo ſtreng bei den Büchern zu ſitzen. Das kann nicht gut gehen; darin haſt du recht: Richard aber war zwanzig Jahre alt, da er damit anfing, und war völlig erwachſen. Da hats nichts mehr zu ſagen. Las du ihn nur ſtudiren. Es ſchadet ihm gewis nicht, ich ſtehe dir dafür. Nun iſt ſein Körper ausgebildet; nun mus er auch ſeinen Geiſt ausbilden.

Chriſtian. So gebe der liebe Gott, daß es gut gehe! — Wenn ich nur aber ſollte wiſſen, wozu er ſo viel zu ſtudiren nöthig hätte! So viel, wie Sie zu leben haben, hat doch weit und breit keiner, und Herr Richard iſt Ihr einziger Erbe. Wie ein kleiner Fürſt kann er ja doch warlich einmahl leben; was hat er denn nöthig, ſo über den Büchern zu liegen? Wenn das arme Predigersſöhne, arme Hofrathsſöhne thun — ja, das laſſe ich mir gefallen. Die müſſen wohl; da liegt der Knippel beim Hunde. Aber Herr Richard — wozu braucht der ſo zu ſtudiren? Das kann er armen Teufeln überlaſſen, die einmahl groſſen Herren dienen müſſen. Oder — ſoll er ohne alle Noth dis etwa auch einmahl thun?

Niklas. Nein, nein, das ſoll er nicht.

Chriſtian. Nun, ſo begreiſe ich nicht, was Sie ihn ſo bei den Büchern ſitzen laſſen; nehmen Sie mir's nicht ungütig. Der junge Herr iſt, wenn er nicht dienen ſoll, ſchon gelehrt genug. Ich wette drauf, er kann dreimahl mehr, wie ich.

Niklas. (ebenſo treuherzig) Das glaub' ich ſelbſt, Chriſtian; das iſt aber auch noch nicht genug für Richard. Der mus einſt wenigſtens hunderttauſendmahl mehr können, als du.

Chriſtian. (der zurückfährt) Ho, ho, Herr Grimm, das iſt viel geſagt; ſo danke ich Gott, daß ich der arme junge Herr nicht bin.

Niklas. Das mus er darum, weil er hunderttauſendmahl mehr im Vermögen haben wird, als du.

Chriſtian. Ei, das letztere glaub' ich wohl, aber folgt denn das erſtere daraus?

Niklas. Es ſollte wenigſtens folgen.

Chriſtian. Hören Sie, da will ich Ihnen gleich zehen Ritter und Baronen nennen, die nicht viel mehr können, als ich, und die eben ſolche Güter haben, wie Herr Richard einmahl bekommt. Ja, ich habe einen Grafen gekannt, der konnte nicht einmahl ſo viel, wie Chriſtian. Ich weis doch aus der Schule noch, daß es vier Theile der Welt gibt; dieſer aber ſagte, es gebe fünf.

Niklas. Nun höre einmahl, darin hat er Recht gehabt. Wie du noch in die Schule gingſt, da wuſte man nur von vier. Jetzt kennet man wirklich fünf.

Chriſtian. (betroffen) Das wäre! Nun — meintwegen; ie mehr, ie lieber. Ich wollte nur ſagen, daß Leute, die hunderttauſendmahl mehr Geld haben, wie ich, darum nicht immer hunderttauſendmahl mehr können, als ich.

Niklas. Darum ſagte ich auch nur — dis ſollte folgen. Ernſthaft aber nun von der Sache geſprochen, guter Chriſtian, ſo wiſſe, daß ieder Menſch verbunden ſei, ſeinen Geiſt ſo weit auszubilden, und ſo viel zu lernen, als ſeine Lage ihm verſtattet. Du haſt kein Vermögen ererbt; du haſt als Bedienter dein immerwährendes Fortkommen ſuchen müſſen; ſo haſt du für deine Lage genug gelernt und biſt ein in deinem Stande recht brauchbarer und wackerer Mann geworden. Wer nun aber in ſeinen Jünglingsiahren ſo viel Hülfsmittel zum Studiren hat, wie Richard; wer für ſein männliches Alter, ja für ſein ganzes Leben ſo viel Ruhe und Muſſe vor ſich erblickt, die Studiren mäſſig fortzuſetzen: der iſt ein Hundsvott, wenn er in deinen Jahren nicht hunderttauſendmahl mehr weis, wie du.

Christian. (nachdem er ſtark gehuſtet hat) Ich begreiſe noch immer nicht, warum und wozu. Ich denke ſo — Herr Richard bekommt ein ſchönes Gut; das einzige Pflänzgen iſt er; ſo müſte vielmehr dafür geſorgt werden, daß der Stamm nicht ausgehe und das Gut nicht gar in fremde Hände endlich komme. Mit Erlaubnis — wenn ich alſo an Ihrer Stelle wäre, ſo führte ich ihn aus der Sammlung von Folianten und Quartanten in eine Sammlung von hübſchen Mädgen und lieſſe ihn ſich da eine junge Frau ausſuchen.

Niklas. Das wird er ſchon einmahl thun; ſei du ohne Sorgen. Noch ſtarb kein Grimm als Mönch.

Chriſtian. Nun, nun, wenn die ſelige Frau Thereſe Ihnen nur nicht ſo von ungefähr in den Weg gekommen wäre — ich weis nicht — —

Niklas. Du biſt ein Vokatiſus. So wird meinem Richard aber auch ſchon einmahl ſo etwas in den Weg kommen; mache dir nur gar keine Angſt darüber. Erſt las ihn noch recht viel lernen.

Chriſtian. (der den Kopf heftig ſchüttelt) Ich habe mir immer laſſen ſagen, die Mädgen heiratheten nicht gern Gelehrte.

Niklas. Glaube du ſicherlich, was ein vernünftiges Mädchen iſt, das will nicht blos einen Mann heirathen, der ſie mit einem Poſtzuge fahren laſſen kann, ſondern der auch hunderttauſendmahl klüger iſt, als der Kutſcher, der auf dem Bocke ſitzt.

Chriſtian. (ſich ſtellend, als wenn er es glaubte) I nun ja! Sonſt aber dünkt mich, liege es den Damen vorzüglich daran, daß ſie immer groſſe Geſellſchaft um ſich haben, Klubs und Zirkels beſuchen und darin paradiren können. Dazu will es ſich dann nicht ſonderlich paſſen, wenn der Mann lieber in der Bibliothek ſitzt, als ausfährt, oder Gäſte bittet.

Niklas. Wie kannſt du eine ſo harte Sentenz über die Weiber insgeſamt fällen? Eine vernünftige Frau weis ſich in ihren Mann zu ſchicken. Haſt du das nicht an meiner Thereſe geſehen?

Chriſtian. (haſtig) Ja, muſten Sie denn anfangs nicht auch einen Tag um den andern Gäſte bitten und zu Gaſte fahren, um ſie nur zufrieden zu ſtellen? Wie, wenn ſie das nun ſo fort und auf immer verlangt hätte? Dismahl gings freilich und die ſelige Frau Thereſe, als ſie ſah, daß Sie ſich in ſie ſchickten, bekehrte ſie ſich und ſchickte ſich in Sie. Aber — gibts denn lauter Thereſen?

Niklas. Eine andere, als eine ſolche, ſoll Richard nicht wählen. Das traue du ihm nur zu. Darüber iſt zwiſchen uns beiden geſprochen genug. Und kurz — wenn Leute, die vom Schickſal ſo geſetzt ſind, wie Richard, ſich nicht ganz vorzüglich den Wiſſenſchaften widmen wollten, wer ſollte es dann thun? Andere müſſen leider an den ſogenannten Brodſtudien genug haben, deren Erlernung ſie in der Jugend und deren Ausübung ſie durch das ganze Leben beſchäftigt; dieſe aber ſind recht ausdrücklich dazu berufen, den Kreis ihrer Kenntniſſe ausbündig zu erweitern und es in der Gelehrſamkeit ſo weit, als möglich, zu bringen. Es kommt ihnen dabei auſſerordentlich zu ſtatten, daß ſie ſich an keinen kehren und ſich nicht aus Noth in herrſchende Meinungen ſchicken dürfen, ſondern daß ſie ihren eigenen Gang gehen und über alle Gegenſtände ohne Unterſchied denken lernen können, wie es ihnen am richtigſten ſcheint. Warte nur, du ſollſt einmahl nach einigen Jahren ſehen, was Richard nicht nur für ein Gelehrter, ſondern was für ein *ganz eigener* Gelehrter er auch geworden ſein wird.

Chriſtian. (in ſeiner Art ſich ſehr klug dünkend) Das iſt eben in meinen Augen noch das ſchlimmſte bei der Sache, und ich wollte ſchon vorhin davon ſagen. Der junge Herr wird durch das Sitzen bei den Büchern auf allerlei gefährliche Meinungen gerathen, mit welchen er, wenn ſie auch noch ſo richtig wären, doch allenthalben in der Welt anſtoſſen wird. Nach meinen Gedanken iſt das immer am beſten, wenn man hübſch über alles ſo denkt, wie die Welt einmahl will, daß darüber gedacht werden ſoll. Dabei hat man keinen Verdrus und Aerger; und was kann es auch helfen? Die Welt wird doch bleiben, wie ſie iſt, und einige wenige werden ſie weder be- noch umkehren.

Niklas. (in Verwunderung) Du ſprichſt ja bei meiner Treu ſo weiſe, wie ein altes Kompendium. Wiſſe aber —

Chriſtian. (der ihm in die Rede fällt) Nennen Sie mich, wie Sie wollen; ich habe aber gewis recht und denken Sie einmahl an mich. Wenn ichs nicht erlebe, ſo werden Sie es erleben, daß der junge Herr durch ſeine beſondern Meinungen tauſendfachen Streit bekommen wird. Ja, wenn er am Ende ſich nur nicht gar dadurch unglücklich macht; daß Sie es dann noch zehenmal verwünſchen müſſen, daß er ſo über den Büchern ſas. Sie ſehen ja, wie es in der Welt geht, und wie gleich alles über den her iſt, der etwas beſſer verſtehen oder angeben will, wie es ſeither geweſen iſt; beſonders heut zu Tage.

Niklas. Habe ich denn geſagt, daß Richard ſeine beſondern Meinungen einmahl ausbreiten und öffentlich behaupten ſolle, oder habe ich nicht blos geſagt, daß er über alle Gegenſtände ohne Unterſchied ſo denken lernen ſolle, wie es ihm am richtigſten ſcheint? Und dieſen Vorzug ſoll und mus ein Menſch ſchlechterdings genieſſen wollen, der ſich an die ganze Welt nicht zu kehren nöthig hat.

Chriſtian. Eben dieſer Gedanke, daß er ſich an die ganze Welt nicht zu kehren habe, wird den jungen Herrn auch verleiten, wenn er erſt anders denkt, auch zu reden, was er denkt. Wer könnte denn das auch wohl immer laſſen? Es kann ja, wenn er in Geſellſchaften iſt, ſogar recht darauf angelegt werden, daß er ſeine beſondern Meinungen äuſere.

Niklas. Und wenn er es dann auch zuweilen thäte. Das kann gar nicht ſchaden. Solche Leute müſſen auch ſein; ſonſt machten die übrigen endlich alles, was ſie wollten.

Chriſtian. Nun, und dann wird mein Herr Richard verſchrieen, verfolgt und — wer weis, was alles mehr.

Niklas. Ich dachte, was mich biſſe.

Chriſtian. Ja, was mich biſſe! Denken Sie nur einmahl an mich. Gott verhüt's;

wenn's aber geſchieht, ſo hats der ehrliche Chriſtian vorhergeſagt.

Niklas. Ich will aber durchaus einmahl ſehen, wie weit es ein Menſch in der Wahrheit bringen könne, der auf allen Seiten ſich ſelbſt bilden kann und auch wirklich ſich ſelbſt bildet. Richard hat dis ſein ſollen, und er wirds gewis ganz auſſerordentlich weit bringen und mich ewig dafür ſegnen. — Schlaf du wohl, Chriſtian.

Chriſtian. (der die Mütze abnimmt) Auch angenehme Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Selbſtgeſpräch Chriſtians, der in derſelben Stellung und die Mütze noch immer in der Hand ſeinem Herrn unverwandt nachſiehet.

Was das einmahl wieder für Grillen ſind! — Wenn unſer einer nur alles ſagen dürfte! — Da wollen ſie die Welt umkehren. — Ja, ihr werdet ſie recht umkehren — du, Herr Niklas und dein Herr Sohn Richard. — Todtlachen möchte man ſich, wenn man ſo etwas hört. — Da denkt er, weil er Thereſen umgekehrt hat, ſie können auch die Welt umkehren; ja, wartet nur, ſie wird euch bethereſen. — Gott weis auch, was die Grimme für kurioſe Leute ſind. Sie müſſen eine Schlagader mehr haben, wie andere, oder es mus da oben unter dem Hut etwas bei ihnen anders ſein, wie es bei unſereinem iſt. — Den einen führt der liebe Gott zweimahl zu Fus nach Konſtantinopel — der andere will Gold machen — ein anderer wird ein Pietiſt — noch ein anderer vertreibt den Kobold — und nun wollen ſie gar die Welt umkehren. — Wenn man's beim Lichte beſieht, ſo hatte der alte Hans noch immer unter allen den klügſten Einfall. Der lies ſich das Botſchaftlaufen zwar ſauer werden; als er aber ein derbes Stück Geld verdient hatte, kaufte er ſich ein Gut, ſetzte ſich zur Ruhe und lachte Tübingen, Konſtantinopel und die ganze Welt aus. Wenn die Welt nun vor Hanſens Zeit ſchon wäre umgekehrt worden, ſo hätte man auch Hanſen die dumme Reiſe nicht machen laſſen, und dann gute Nacht, ihr Herren Grimme, woher bekämt ihr nun ein ſo ſchönes Gut? Ihr ſolltet am wenigſten daran denken, die Welt umzukehren. — Ueberhaupt müſte es doch Leuten, die Rittergüter haben, nimmermehr einfallen, die Welt umkehren zu wollen; ſo, wie ſich die Welt umkehrte, wären ſie auch um ihr Rittergut. — Ich wollte gleich, daß ich wäre, wo der Pfeffer wächſet. — (wirft die Mütze, daß ſie weit weg fliegt) Ich weis auch nicht, welche Eule mich hierher in den Dienſt geführt hat. — Dennoch habe ichs ſo gut und kriege es nirgends wieder ſo. — Brave Herren ſinds, das iſt wahr; wenn ſie aber nur die Welt ſtehen lieſſen, wie ſie iſt! — Doch meine Paar Jahre, die ich noch zu leben habe, werden ja auch hingehen. Weiſſt du was, Chriſtian? las ſie machen, was ſie wollen! Machen ſie es gut, ſo haben ſie es gut. Und du

— (ſieht rings umher die Welt an) wirſt doch wohl ſtehen bleiben, wie du biſt. — (ſucht ſeine Mütze, die in einen Graben gefallen war, und hebt ſie auf) Nun ja, ſo habe ich doch eine reine Mütze gehabt. Nun will ich lieber *meine Mütze umkehren*; laſſt ihr *die Welt unumgekehrt* — die iſt euch keine Nachtmütze.

Zehentes Kapitel.

Bald hätte Chriſtian Recht gehabt.

Richard war Chriſtians Augapfel und er hatte ihn ſo lieb, wie ſich ſelbſt; inzwiſchen hatte ſich Chriſtian ſelbſt nicht weniger auch recht herzlich lieb, und da er zwei Augäpfel hatte, ſo lies ſich beides auch ganz gut vereinigen. Kein Wunder alſo, daß er ſo dialogiſirte und monologiſirte, wie die Leſer aus dem vorigen erſehen haben. Er raiſonnirte dabei weder ganz dumm, noch ganz klug; wenigſtens hatte Niklas bald Gelegenheit, wo nicht überall, doch zum Theil, ſich hiervon zu überzeugen.

Richard ſetzte ſein emſiges Selbſtſtudiren über vier Jahre lang fort. Er as ſehr oft in der Bibliothek, und nicht ſelten trug Chriſtian das Eſſen kalt wieder ſo herunter, wie er es warm hinauf getragen hatte. Er lies ſich ſogar ein Bette in der Bibliothek aufſchlagen und übernachtete oft oben; da ihm dann Niklas in dieſem allen nicht zuwider war. Selten kam er nur in den Garten, und das mehr, um ihn nur zu durchlaufen, als in ihm zu luſtwandeln. Thereſens Grab war noch der einzige Ort auſſer dem Bücherſale, wo er länger aushielt und bleibende Stätte hatte. Doch kam es auch hierbei ſogar auf die Lektüre, die er eben trieb, an, ob er öfter oder ſeltener dahin komme, und ob er länger oder kürzer daſelbſt verweile. Niklas eremitirte ſeiner Seits deſto mehr im Garten und unter den Linden, und der arme Chriſtian wuſte bald gar nicht mehr, woran er ſei. Der alte Herr antwortete ihm ſelten, der junge Herr noch ſeltener; ſo fürchtete er gar, daß ſie alle drei endlich noch ganz das Reden verlernen möchten.

Deshalb hätte er nun immerhin unbeſorgt ſein können; denn Niklas ſelbſt hatte ſich eine Zeit geſetzt, wo das Reden nicht nur wieder ſeinen Anfang nehmen, ſondern auch noch mehr, als vorher, getrieben werden ſollte. Sobald Richard fünf und zwanzig Jahre alt war, machte er ihm nach einer literariſchen Unterredung von mehr, als ſechs Stunden, folgenden Antrag:

„Mein braver und mein kluger Sohn, nun ſei es genug! Von nun an betreibe das Studiren nicht mehr als Hauptſache. Ab las nie davon; — das wirſt du auch ſo wohl nicht thun — aber komm nun zurück zu deinem Vater und zu Menſchen. Ich habe mich gröſtentheils verlebt; du muſt nun erſt anfangen zu leben. Zerſtreue dich nun zuförderſt eine Zeitlang im Schoſſe der ſchönen Natur, und dann erfülle meinen letzten Wunſch und ſuch dir eine Frau aus, wie Thereſe war. Suche ſie, wo du willſt; beſchaue die Töchter des Landes weit und breit umher. Ich habe zu viel Vertrauen auf deine Wahl und gebe in voraus dazu meine väterliche Stimme. Sehen aber möchte ich deine Gattin noch; mit der gewiſſen Ueberzeugung möchte ich noch unter den Linden auf immer einkehren, daß du hier einſt bliebeſt, wohnteſt, dein Leben verlebteſt, glücklich wärſt und ſturbeſt, wie ich.“

Richard verſtand kaum, was Niklas ihm vortrug; ſo wenig war ſeine Seele auf ſolchen Ton geſtimmt. Er erklärte endlich geradezu, daß es ihm unmöglich ſei, ſeinem Vater vor der Hand zu willfaren, und gab ziemlich deutlich zu verſtehen, daß er faſt willens ſei, nie zu heirathen. Niklas fuhr zuſammen; doch tröſtete er ſich bald wieder damit, daß er den Tranſitus von Büchern zur Liebe auch in der That zu ſchnell verlangt habe. „Es wird ſich ſchon geben, dachte er bei ſich ſelbſt; er müſte ja kein Grimm ſein, wenn er nicht wenigſtens einmahl lieben ſollte.

So recht Niklas hierin auch haben mochte, ſo hätte doch Chriſtian auf einer andern Seite auch bald recht gehabt. Richard ward nehmlich plötzlich, und zwar zum erſten mahle in ſeinem Leben, gefährlich krank. Chriſtian ſagte kein Wort, ſondern ging nur immer umher, rang die Hände und ſah den Vater mit bedeutenden Blicken ſeitwärts an. Doch konnte er ſich, als er den Arzt zu holen befehlicht ward, nicht enthalten, ſeinen rechten Zeigefinger hochweit nach dem Bücherſaale hin auszurecken. Niklas that, als bemerkte er es nicht und bis die Lippen zuſammen. Die Zeit ward ihm unausſprechlich lang, ehe der Arzt kam und er ſagte ſich unterdeſſen weit mehr ſelbſt, als ihm Chriſtian — und noch dazu ungerechter Weiſe — hätte ſaßen können. Endlich kam der Doktor Sanft und erklärte auf der Stelle Richards Krankheit für das ietzt graſſirende Faulfieber, welches Junge und Alte, Reiche und Arme, Gelehrte und Ungelehrte, Leute, die von den Büchern nicht wegkämen, und Leute, die kein Buch in die Hand nähmen, ergriffe. Chriſtian, der dem Doktor auf den Fus gefolgt war und iedes Wort von ihm begierig verſchlungen hatte, that nun auch, als hörte er dis nicht, drehete ſich um und bis in die Lippen. Nach einiger Zeit erklärte Sanft den Patienten wieder auſſer Gefahr.

Eilftes Kapitel.

Es ereignet ſich etwas ganz Unerwartetes.

Die neuere Völker- und Länderkunde hatte unſern Richard gerade zu der Zeit ganz an ſich gefeſſelt, als ihn ſein Vater aus der Bibliothek zu ſich zurückrief. Während der Krankheit fantaſirte er häufig, wollte immer zum Bette heraus, bald nach Italien, bald nach England, bald an den Rhein, bald an die Donau, und rief einmahl übers andere — Chriſtian, las anſpannen, wir wollen fort. Niklas wuſte ſich dis ganz natürlich zu erklären und machte weiter nichts daraus. Um ſo mehr aber ward er in Verlegenheit geſetzt, als ihn Richard nach völliger Geneſung, da ſie zum erſten mahle wieder unter die Linden gingen, alſo anredete:

„Vater, hier haſt du mir, ſo viel wichtiges geſagt; hier habe ich dir ſo viel verſprechen müſſen, das ich auch gehalten; las mich am Grabe meiner Mutter, wohin ich auch bald früh getragen worden wäre, nun auch einmahl dir etwas wichtiges ſagen und verſprich mir hier auch einmahl etwas. — Verſprich mir, mich einige Jahre reiſen zu laſſen! Ich brenne für Begierde, ſo vieles mit meinen Augen zu ſehen, was ich geleſen, um mir noch vollkommenere Begriffe davon zu machen.

Niklas. (wehmüthig) Mein Sohn, mein einziger Troſt, du wollteſt von mir und mich hier am Grabe deiner Mutter allein laſſen? Las von dieſer Bitte ab — du zerreiſſeſt mir das Herz damit.

Richard. (flehentlich) Beſter Vater, ich komme ja wieder. Drei, vier Jahre höchſtens —

dann bin ich wieder bei dir und will nicht weiter von dir weichen und wanken. Du wareſt ja immer ſehr dafür, daß dein Sohn ſich recht ausbilden ſollte. So las mich doch das lezte zu meiner Ausbildung thun! Ach — wie will ich dir auch dis verdanken!

Niklas. (jammernd) Du träfeſt mich nicht wieder, Richard; was würdeſt du ſagen, wenn du dann zwei Grabhügel hier neben einander fändeſt? Würdeſt du ruhig darüber werden können, daß ich ohne dich hätte ſterben müſſen?

Richard. (anhaltend) Du biſt ja munter und kraftvoll noch, Vater. Ich finde dich wieder und — komme gewis nicht ſchlechtgeworden in deine Arme zurück.

Niklas. O deshalb ſorge ich nichts; aber auch du könnteſt in der Ferne dein Grab finden; wie ertrüge ichs, daß ich dich hätte reiſen laſſen? Ein einziger Sohn muß auf jeden Fall auf Reiſen von Jahren Verzicht thun.

Hier kam Doktor Sanſt wie gerufen. In der That war er auch gerufen und Richard hatte ſich an ihn gewendet, als Arzt auch ſeinem Vater zuzureden, daß er die Einwilligung zu ſeiner Reiſe gebe. Nach einer kurzen Unterredung über den Geſundheitszuſtand des geweſenen Patienten hub dieſer ſeine Bitte von neuem an und Sanſt unterſtützte ſie aus Sanitätsgründen. Richard, ſagte er, habe eine ſchwere Krankheit überſtanden und vorher allerdings zu lange und zu anhaltend ſeinen Kopf angegriffen; es ſei eine groſſe Zerſtreuung ihm ſchlechterdings nöthig, und nirgends könne er dieſe ſo ganz paſſend für ſich antreffen, als auf Reiſen; inzwiſchen wären ein Paar Jahre doch auch genug; damit ſolle Richard zufrieden ſein; dieſe dürfe ihm aber auch der Vater nicht abſchlagen, wenn er ſeinem Sohne ein langes vollkommenes Leben an Leib und Seele wünſchte.

Dieſe Vorſtellung machte auf Niklaſſen Eindruck. Beide drangen immer mehr in ihn ein und er muſte in eine zweijährige Abweſenheit ſeines Sohnes einwilligen. Doch ging es ihm von dem Augenblick an gewaltig im Kopfe herum, daß er Ja dazu geſagt.

Zwölftes Kapitel.

Es ereignet ſich etwas noch Unerwarteteres.

Niklas. (auf der Raſenbank im Garten, wo er einige Stunden unbewegt geſeſſen und immer vor ſich hin geſehen hatte, während daß Chriſtian ſich bald rechts, bald links ihm präſentirte und ſich endlich vor Ungeduld nicht mehr zu laſſen wußte) He, Chriſtian!

Chriſtian. (wie ein abgeſchoſſener Pfeil da) Hier bin ich — was befehlen Sie?

Niklas. Was willſt du thun?

Chriſtian. (lächelnd.) Ja, wenn ich nur erſt wüßte, was Sie meinten.

Niklas. Iſt auch wahr. Alſo antworte — willſt du lieber bei mir bleiben, oder mit meinem Sohne auf Reiſen gehen?

Chriſtian. (leichenblaß) Wa — wa — was? wie? was?

Niklas. Verſtehſt du kein Deutſch? Ob du lieber hier bleiben, oder mitreiſen willſt? Mir iſts lieber, wenn du mitreiſeſt, damit er die Jahre über doch einen treuen Menſchen bei ſich habe.

Chriſtian. (dem vor Entſetzen die Knie einſinken) Was? Jahre über? Jahre? (ſammlet ſich) Sie müſſen ihn *gar nicht* reiſen laſſen.

Niklas. Mein Wort iſt einmahl gegeben. Als ehrlicher Mann mus ich es nun halten, und wenn es ſein oder mein Leben koſtete.

Chriſtian. (mit ſtarker Geſtikulation) Sehn Sie, das kommt von dem Sitzen über den Büchern. Hab' ichs doch geſagt! Da hat der junge Herr brav Reiſebeſchreibungen geleſen und da iſt ihm das Reiſen in den Kopf gekommen. Schon an ſeinem Fantaſiren merkt' ichs, wie er krank war, daß er viel ſolch Zeug geleſen haben müſſe, wenn er immer rief — Chriſtian, las anſpannen, hörſt du's, las anſpannen! Ja, dacht' ich, anſpannen — und wenn's auch dein Ernſt wäre — da wird man ein einziges Kind in die Welt hineinfahren laſſen, das wäre ſo etwas. Die verdammten Bücher! beſonders die verfluchten Reiſebücher! Da ſchreiben ſie Dinge in die Welt hin, die oft nimmermehr wahr ſein mögen, thun, als wären ſie gereiſet und ſind nicht aus dem Hauſe gekommen, ſondern reiſen hinter dem Ofen, und machen dann doch, daß jungen Leuten dabei der Mund voll Waſſer läuft und erzeugen in ihnen den Reiſeſchwindel. Bleib im Lande und nähre dich redlich, ſteht in der Bibel, und mit dieſem Buche mus man's halten. Es iſt ia ganz was unerhörtes, daß ein einziger Sohn ſeinen Vater, der ſo ein ſchönes Gut hat, verlaſſen, und daß ein ſolcher Vater ſeinen einzigen Sohn den Gefaren langer und weiter Reiſen Preis geben will. — (beſonnener) Warum haben Sie ihm denn aber auch Ihr Wort dazu gegeben, lieber Herr Grimm?

Niklas. Durch Zureden.

Chriſtian. (mit alter Bediententreuherzigkeit) Konnten Sie denn aber nicht erſt mit Ihrem treuen Chriſtian über die Sache ſprechen? Vier Augen ſehen doch mehr, wie zwei. Und ich bin zwar nur ein Lakei, aber Sie haben doch öfter hierum und darum mich befragt, was ich dazu meinte. Hätten Sie mit mir nur eher davon geredet, Sie hätten ihm Ihr Wort gewis nicht geben ſollen. Aber — wer hat Ihnen denn ſo zugeredet?

Niklas. Doktor Sanft.

Chriſtian. (aufhorchend) Doktor Sanft? Wie kommt denn der dazu?

Niklas. Er ſagte, Richards Geſundheitszuſtand mache es nothwendig, daß er ſich zerſtreue, und da wäre Reiſen eine Zeitlang für ihn die vollkommenſte Zerſtreuung.

Chriſtian. (höhniſch) Ueber den Doktor! Da halt ich's auch mit ihm, daß ſich Herr Richard zerſtreuen müſſe, und habe das lange geſagt; kann ſich denn aber der junge Herr nicht zu Hauſe auch zerſtreuen? Mus er gerade deshalb in die weite Welt reiſen? Hier iſt die ſchönſte Gegend, die man ſich nur denken kann; Reutpferde ſtehen da, wie er ſie haben will; gern geſehen iſt er gewis allenthalben in der ganzen Flur und darf nur komm[illegible]; (mit verdoppelter Stimme und ſo ſchnell, als wenn er einen groſſen Fund gethan hätte) Hören Sie, Herr Grimm, da will ich mir gleich den Hals abſchneiden laſſen, wenn das Zureden des Doktors nicht eine abgemachte Karte iſt, und wenn ſich der junge Herr nicht hinter ihn geſteckt hat.

Niklas. Das iſt wohl möglich. Er kam auch, wie gerufen.

Chriſtian. Ich lebe und ſterbe drauf. Warte, Doktor, du ſollſt die Schweden kriegen. (nach einer kleinen Pauſe, mit gedämpfter Stimme und auf beiden Seiten um ſich ſehend, ob jemand ſie behorchen könnt) Hören

Sie, Herr Grimm, der Doktor hat uns einen Putz geſpielt; wir wollen einmahl ſehen, ob wir ihm wieder einen ſpielen können.

Niklas. (neugierig) Was meinſt du damit? — —

Hier erfolgte noch eine lange Unterredung zwiſchen Herrn und Bedienten, deren Inhalt vor dem hundertſten Kapitel noch an den Tag kommen wird.

Richard machte ſich zu ſeiner Reiſe fertig. Niklas ſprach: Beim Doktor Sanft mußt du ſchlechterdings Abſchied nehmen; er hat dich in deiner Krankheit ſo fleißig beſucht und du haſt ihm eigentlich das Reiſen zu verdanken.

Richard. (auf dem Hinreiſe) Wirſt du noch mit mir über Berg und Thal, alter Chriſtian?

Chriſtian. (ganz gleichgültig) Das kommt alles auf Ihren Vater an. Wie der ſagt, ſo mus ich thun. Wenns aber nach mir ginge, ſo blieben wir beide im Lande und nährten uns redlich.

Richard. (munter) O du ſollſt deine tauſend Freude haben, wenn du erſt die ſchönen Gegenden am Rhein, die noch ſchönere Schweitz und die himmliſchen Thäler von Piemont ſchauen wirſt. Es las ſich ſchon herrlich, wie viel herrlicher mus ſichs ſehen! Wenn wir dann beſteigen werden den St. Gotthardsberg, und dann den Mont blanc und dann den Veſuv — — höre Chriſtian — — (reicht ihm zu Pferde die Hand)

Chriſtian. (immer gleich gleichgültig) Der Menſch denkt, Gott lenkt.

Als vor Sanfts Wohnung abgeſtiegen ward, traf man den Doktor ſelbſt nicht zu Hauſe. Mamſel Alphonſa Thereſe Sanft nöthigte alſo den reiſeluſtigen Rittersmann in ihr Zimmer, wo er ſich beinahe drei Stunden mit ihr unterhielt, ohne an ſeine Reiſe mit einer Silbe zu denken. Chriſtian hielt unterdeſſen ſehr willig und gern die Pferde vor der Thür, ſah oft nach den Fenſtern hinauf und lachte ſo herzlich in ſich, daß ihm der Bauch ſchütterte.

Dreizehntes Kapitel.

Chriſtian, ganz in ſeinem Esse.

Richard kam mit hochrothen Backen zum Hauſe heraus, welchen die Wangen der ihn begleitenden ſchönen Alphonſa nichts nachgaben. Chriſtian that, als könnte er nicht ſehen und ritt hinter dem jungen reiſefertigen Herrn her getroſt wieder nach Grimsthal zurück. Es gab wider alle Gewohnheit einen ſcharfen Trott, wobei kein Geſpräch ſtatt finden konnte. Chriſtian witterte ſofort die Urſache davon und trottirte, als wenn das ſchon zum tauſendſtenmahle ſo geſchähe, mauſeſtill mit. Endlich gings im Schritt.

Chriſtian. Nun, was ſagte denn Herr D. Sanft zu Ihrer Reiſe? Nicht wahr, er ſagte auch, Sie ſollten hübſch zu Hauſe bleiben?

Richard that, als wenn er nichts gehört hätte, und fing von neuem an zu trottiren. Der Riem am rechten Steigbiegel riß. Chriſtian ſtieg ab und machte ihm ſelbigen wieder feſt. Die Pferde rauchten. Es war nur noch eine halbe Stunde bis Grimsthal. Man muſte Schritt reuten.

Chriſtian. Herr D. Sanſt wunderte ſich wohl recht, als Sie von ihm Abſchied nahmen?

Richard. Ich weis nicht, wie du ſo albern fragen kannſt. Der Doktor ſelbſt war ja gar nicht zu Hauſe. Wir müſſen morgen wieder hin.

Chriſtian. Was Sie ſagen! — Und ich dachte, er hätte Ihnen recht ausführlich alle die Geſundheitsregeln, welche Sie auf der Reiſe zu beobachten hätten, mitgetheilt.

Richard. Du denkſt wohl, weil's ſo lange ward? Nein; ich lies mir aber alle die Recepte zeigen, welche er mir in der Krankheit verſchrieb, und habe ſie mir abgeſchrieben, weil ich doch nicht wiſſen kann, ob ich nicht einmahl wieder ſo einen Anfall bekommen könnte. Seine Tochter war zu gutem Glück da und ſo gings recht gut an.

Chriſtian. Ach — Mamſel Alphonſa? Ja, ja.

Richard. Alphonſa heiſt ſie?

Chriſtian. Ja, Alphonſa Thereſe.

Richard. Alphonſa Thereſe? Hum! — Sie ſpricht hübſch franzöſiſch.

Chriſtian. Sieht aber nicht hübſch aus.

Richard. Nun warlich, ſo weiſſ'ſt du nicht, was hübſch ſei. Ich habe in meinem Leben nichts ſchöneres geſehen.

Chriſtian. Wie Sie krank waren, bin ich manchen Tag zweimahl hingeritten. Da bekam ich immer mein Viertelchen Spaniſch Bitter, weil ich ihr ein- für allemahl geſagt hatte, daß ich keinen Branntewein tränke. Unterdeſſen ward die Medicin gemacht. Und wenn ich dann wieder abritt, packte ſie mir die Taſchen voll Kuchen und wuſte nicht, was ſie mir alles Liebes erzeigen ſollte. Es iſt doch eine gar zu gute Mamſel und ich glaube, daß ſie weder in der Schweitz, noch in Piemont beſſer gefunden werden könne.

Richard brach den Diſkur ab und ſagte, er wolle jetzt etwas ausrechnen.

Chriſtian. (dicht vor Grimsthal) In welcher Gegend liegt denn der St. Gotthardsberg? (Richard wies vor ſich hin) Und der Veſuv? (Richard wies vorwärts linker Hand) Und wie hies doch der dritte Berg, wohin wir wollten? (Richard ritt, ohne zu antworten, zum Flecken herein.)

Sobald Chriſtian die Pferde abgegeben hatte, eilte er zu ſeinem Herrn. Niklas ſas in ſeinem Schlafzimmer und hatte ſorgenvoll den Kopf im Arm. „Nicht ſo traurig, nicht ſo traurig, lieber Herr Grimm! 's iſt richtig, 's iſt richtig, und ich laſſe mir den Hals abſchneiden, wenn Herr Richard nun reiſet.“

Niklas. (der den Arm vom Kopfe nimmt und die Schlafmütze über die Stirn hinausrückt) Wie? was ſagſt du? Da ſetz dich hin und erzähle.

Chriſtian. Ja, das will ich auch; ich bin recht müde; morgen ſtehe ich deswegen doch wieder hinter Ihnen bei Tiſche. Hören Sie, ich möchte beckenhoch ſpringen. Sehen Sie, daß Chriſtian doch auch manchmal einen klugen Einfall hat. Hören Sie, es iſt ſo gewis, wie Ja und Amen, wir kriegen eine Hochzeit. Sehen Sie, Putz gegen Putz. Hören Sie, ich freue mich noch todt.

Niklas. Nun, nun, du gute ehrliche Seele, erzähle doch nur alles.

Christian. (der ſich zurecht ſezt) Ja, nun ſolls kommen, nun. — Auf dem Hinritt, da ſprach er von nichts, als von Reiſen; auf dem Herritt aber — kein Wort davon; ha, ha, ha, ha. Wie wir hinkamen — was gabs? mein Herr Doktor war nicht zu Hauſe. Bravo, dacht' ich, ſo mus 's ſein, und that nicht, als wenn ich das hörte. Meine Mamſel Sanft kam alſo und führte meinen Herrn Richard auf ihr Zimmer. Da ſtanden ſie beide oben am Fenſter an drei Stunden und ſahen und ſprachen immer in einander hinein, daß ich endlich gar glaubte, ſie würden da anwachſen, und wie ſie beide wieder herunter kamen, ſahen ſie aus, wie ein Paar Zuckerroſen. Unterwegs auf dem Zurückritte fieng er an zu reuten, wie er in ſeinem Leben noch nicht geritten hat. Ich roch den Braten und dachte, du wirſt ſchon hernach Schritt reuten. Wie das geſchah, fieng ich an, ſo nach meiner Art auf den Strauch zu ſchlagen. Er roch den Braten auch, und that nicht, als wenn er es hörte, ſondern ritte wieder raſch, wie vorher. Endlich, wie wir bald heran waren, kams zum Schritt. Da hab' ich dann meine tauſend Luſt mit ihm gehabt. Ich fragte ihn, was der Herr Doktor zu ſeinem Abſchiede geſagt; weil er nun doch nicht wuſte, ob ichs gehört, oder nicht, daß der Doktor nicht zu Hauſe geweſen, ſo geſtand er, daß er ihn nicht zu Hauſe getroffen, machte mir aber weis, daß er in der langen Zeit alle die Recepte abgeſchrieben habe, welche der Doktor in ſeiner Krankheit gemacht. Es iſt aber kein wahres Wort daran. Sie ſind beide nicht vom Fenſter gekommen, und er iſt ſo vertieft in ſie geweſen, daß er mich gar nicht geſehen, wie ich unten die Pferde herumführte. Ich machte den Spas, und ſagte, ſie wäre nicht hübſch; — hören Sie, da machte er mich aus, daß es eine Art hatte. Ich dachte — ſchon gut, ſchon gut, immer zu! Nun hatte er mir auf dem Hinritte eine Menge Berge hergenannt, die wir auf ſeinen Reiſen alle beſteigen wollten, — unſer einer kann die Nahmen nicht alle merken — auf dem Herritte fragte ich alſo, wo dieſer und jener Berg, auf den wir wollten, liege, und da antwortete er endlich gar nicht mehr. Ha, ha, ha, ha, dictum factum, wie Sie immer zu ſagen pflegen. — Ach, und daß ich das beſte nicht vergeſſe, morgen wollen wir wieder zu dem Herrn Doktor, ſagt er. — — — Ja, zum Herrn Doktor, ha, ha, ha, ha.

Niklas. (mit ſehr heiterer Mine) Höre, Chriſtian, du biſt heute ganz in deinem Eſſe, und, wenn das alles ſo wahr iſt, bin ichs auch. Haſt du durch deinen Einfall zu wege gebracht, daß Richard nicht reiſet, und nimmt er das herrliche Mädgen — du weiſſ'ſt, daß ich ſagte, ſie heiſſe nicht nur Thereſe, ſondern ſei auch Thereſe Num. 2. — ſo baue ich dir hier neben mir ein Haus, das —

Chriſtian. (hitzig unterbrechend und ſich vor die Bruſt ſchlagend) Ein infamer Hundsfott, wer auch nur einen Mauerſtein dafür annimmt!

Niklas. Nun, das ſoll ſich wohl finden. — Jetzt thu nur, was ich ſage. Reute du morgen wieder mit hin, und reute ſo oft mit hin, als er will, und ſtatte mir an iedem Abend Bericht davon ab. Ich will ihm aber nicht zuvorkommen, ſondern thun, als wüſte ich von nichts. (Freudenthränen weinend) Er mag wohl ſelbſt nicht wiſſen, was ihm ſei — der gute, brave Richard!

Vierzehntes Kapitel.

Doch nur in allem zwei Ritte.

Richard ſchlos ſich ein, und Chriſtian bemerkte, daß er die ganze Nacht keine Ruhe hatte. Früh mit dem Tage ging der Ritt ſchon wieder fort, und als Chriſtian unterwegs die erſte Frage that, ward er für heute ein- für allemahl zum Schweigen verwieſen. Man kam an, ſtieg ab, und nach einer halben Stunde wieder auf und fort. Als Richard aus des Doktors Hauſe herauskam, hatte er den Hut tief in die Augen gedrückt, und Niemand begleitete ihn. Chriſtian fing an, die Flügel hangen zu laſſen.

Chriſtian. (der für Neugier und Angſt hätte vom Pferde fallen mögen) Nur ein Wort — war denn der Herr Doktor wieder nicht zu Hauſe?

Richard. Du ſchweigſt, ſage ich, heute.

Chriſtian gehorchte und gab alle gehabte Hoffnung auf. Statt vom Pferde zu *ſteigen*, als ſie in den Hof kamen, fiel er vom Pferde, raſte ſich wieder auf, gab nur die Pferde ab, lief nach Niklas und fand ihn im Garten.

Niklas. Nun, das heiſſe ich auch früh weggeritten und noch früher wiedergekommen. Aber — wie ſiehſt du denn aus?

Christian. (ganz auſſer ſich) Ich weis nicht, was ich denken ſoll. Ich fürchte doch, er habe Abſchied genommen, oder es iſt ſonſt etwas. Richtig iſts auf alle Fälle nicht.

Niklas. (erſchrocken) Nun, ſo erzähle doch nur.

Christian. (der ſich den Kopf kratzt) Wenn ich nur was wüſte! Da kamen wir an und reiſeten nach einer halben Stunde wieder ab. Keine Seele habe ich zu ſehen bekommen. Ohne alle Begleitung kam er zum Hauſe wieder heraus und den Hut hatte er ſich dazu auf die Naſe geſetzt. Und — weder hin noch her habe ich ein Wort reden dürfen. Das iſt die ganze Reiſegeſchichte, welche ich liefern kann.

Niklas. (wie verſteinert) Mein Gott! — Hum! —

Chriſtian. Ja, das war eine kurze Freude. Da kommt er ſelbſt.

Niklas. (erwartungsvoll) Ja auch. — Las uns allein!

Chriſtian. (im Weggehen) Wenn ich doch gleich ein Mäusgen hier ſein könnte!

Richard. Beſter Vater, ich habe dich recht ſehr um Vergebung zu bitten, daß ich geſtern gekommen und heute wieder weggereiſet bin, ohne dich geſtern nachher und heute vorher zu ſprechen. Mein Herz war mir ſo voll, und doch zum Ausſchütten noch nicht voll genug, weil ich den Doktor ſelbſt geſtern nicht zu ſehen bekommen können — —

Niklas. (der ihm die Backen klopft) Hat nichts zu ſagen, mein Sohn!

Richard. (dem Vater in die Arme fallend) Ach allerliebſter Vater, ich bleibe nun bei Ihnen und reiſe nicht. Alphonſa iſt mein; wenn **Sie** nur wollen!

Hier entſtand eine der ſchönſten häuslichen Scenen, welche Chriſtian von weitem mit anſah, der nicht wuſte, was er aus ihr machen ſollte, und mit lang herabhangenden Armen und mit weit offenem Munde da ſtand und endlich zu ſich ſelbſt in die Worte ausbrach — Herr Jemine! da nehmen ſie von einander Abſchied.

Lange ſtanden die beiden groſſen Figuren, Vater und Sohn, feſt von einander umarmt und umſchloſſen, ieder den Kopf auf des andern Schulter geſenkt, ſprachlos und Freudenthränen weinend. Endlich erhub ſich Niklas, ergrif Richard beim Hals, küſſte ihn herzlich und ſprach — „Nun ſind alle meine Wünſche erfüllt. Alphonſa ſei dein! Sie iſt Thereſe mit Leib und Seele Num. 2. wie du Richard Num. 2. Nimm ſie und ſei mit ihr lange, lange noch glücklich, wenn die heiligſte der Linden ſchon meinen Staub beſchattet.“ Richard dankte ſeinem Vater mit iener Feierlichkeit, mit welcher die Seligen einander in iener Welt danken.

Niklas. Aber iſt denn auf den andern Seiten alles ſo richtig? Will dich denn Alphonſa und will ſie der Vater dir geben?

Richard. Alles, alles, nur auf dein Wort kam es noch an. Das müſſen ſie nun auch gleich erfaren.

Niklas. Und wie iſt denn das ſo geſchwind gegangen? Du haſt ſie ia nie vorher mit Augen geſehen. So erzähle mir doch nun alles — komm, wir wollen uns ſehen. (als ſie ſich geſetzt) Ach, dort ſteht der ehrliche Chriſtian — der mag in tauſend Aengſten ſein — er hats verdient um dich, daß er zuhöre. Chriſtian, komm 'mahl her! (Chriſtian ſchlich herbei, wie die theure Zeit) Geh du nur zu! (Chriſtian ſprang, was er ſpringen konnte) Gratulire, Chriſtian! Hier iſt ein Bräutigam.

Chriſtian. (als wenn er einen Satz auf die Kinder machen wollte) Iſts doch wahr?

Richard. (ſehr freundlich) Ja, Alter, es iſt wahr.

Chriſtian. (der auf ſeine eigene Hand eine Menuet tanzt und dabei mit dem einen Zeigefinger gegen Richard hin auf dem andern ſtreicht, als wenn er Rüben ſchabte) Wenn wir dann ſehen werden die Gegenden am Rhein und die ſchöne Schweitz und das Thal von Piemont, und wenn wir dann ſteigen werden auf den St. Gotthardsberg, und auf den Veſuv, und auf den — auf den — zum Henker, wie heiſſt es doch?

Richard. Ja, warte nur, du alter Schalk. Das haſt du noch alles bei mir zum Beſten.

Chriſtian. So? Ei! Nun darf Chriſtian reden; aber heute durfte er den ganzen Weg lang nicht mukſen.

Richard. Das geschah dir ſchon recht, du alter Laurer! Nicht du, ſondern ich muſte es ſein, der meinem Vater die erſte gewiſſe Nachricht brächte.

Chriſtian. Ja, aber den halben Tod haben Sie mir heute bald eingeſchenkt. Wenn Sie nur erſt alles wiſſen, ſo wirds Ihnen ſchon noch leid werden.

Niklas. Nun ſt! Davon hernach! Jetzt ſei ruhig und ſetz dich her und höre zu. — Nun, Richard, ſo fang an zu erzählen! (Chriſtian ſetzt ſich und ſtellt beide Arme dazu in die Seite)

Funfzehntes Kapitel.

Deſſen Inhalt die Leſer ſchon wiſſen.

Richard. Als ich geſtern hinkam und nach dem Doktor fragte, lief der Bediente die Treppe hinauf, und eine edle weibliche Figur kam herunter. Mein Vater iſt zwar nicht zu Hauſe, ſprach ſie, ich denke aber, er werde bald wiederkommen. Haben Sie die Güte und verweilen ſo lange bei mir. Ich führte ſie alſo hinauf in ihr Zimmer. Das Sitzen verbat ich; wir traten ans Fenſter. (Chriſtian nickt mit dem Kopf) Als ſie da ſo vor mir ſtand und ich ihre ganze Schönheit mit einem Blick umfaſſte, da war es nicht anders, als bekäme ich eine neue Seele, und ein ganz neuer Geiſt drang überall in mich ein. Ein ſolche ganz unausſprechlichſtarke und doch auch unausſprechlichangenehme Senſation hat noch kein Anblick der Welt auf mich gemacht. Gros und ſchöngewachſen, ein Paar blaue Augen, aus welchen ſanfte Schwärmerei hervorblickt, eine ſchöne Naſe, eine wunderliebe Geſichtsbildung, ein wahrhaftiggriechiſches Profil — doch, Vater, du kennſt ſie ja —

Niklas. Wenn auch! Zeichne nur fort.

Richard. Eine freie Stirn, ein ſtarker blonder Haarwuchs mit natürlichen umherſchwebenden Locken, ein feiner Teint, ein Paar herrliche Reihen Zähne, ein unſchuldigwallender Buſen, eine ſchlanke Taille, ein Paar Hände, Meiſterſtücke der Natur, eine ſanfte Sprache, eine angenehme Stellung, Grazie in allen ihren Geberden — — kurz, Vater, ein Ausbund von körperlicher Herrlichkeit. Zweimahl wagte ich es, ſie recht an- und durchzuſchauen; es ging; zum drittenmahle war ich weg. Ich fühlte mich in der äuſerſten Verlegenheit, die ſie aber nicht bemerkte; denn es iſt ihr, wie ſie mir heute mit aller Naivetät geſtand, eben ſo gegangen, und ſo hat keiner die Verlegenheit des andern bemerkt. Ich kam zu mir zurück. Ob ihr Inneres auch dem Aeuſerlichen entſpricht; ob ſie auch ſo klug und gut ſein mag, als ſie ſchön iſt? — dieſe Frage warf ich in mir auf. Ich ſpann ein ernſthafteres Geſpräch mit ihr an. Ich berührte allerlei Vorurtheile; ſie urtheilte darüber ſehr richtig. Ich ſtellte Kolliſionen von Pflichten auf; ſie entſchied ſcharfſinnig. Ich kam auf Lektüre; die, welche ſie liebte, machte ihrem Kopfe Ehre. Sie lieſet Engliſch und Italiäniſch, und ſpricht das Franzöſiſche ſehr fertig. Ich lenkte das Geſpräch auf die wichtigſten Gegenſtände der Menſchheit; ſie ſprach mit Wärme darüber, ſimpathiſirte mit mir und trieb ihren Eifer für Vervollkommnung der Menſchen im Ganzen bis zur liebenswürdigſten Schwärmerei. Ich ſondirte ſie über ihre Vergnügungen; Natur und Muſik erhub ſie über alle andern und über Natur und Muſik ſtellte ſie noch die Freude, Andern Freude zu machen. Bei *guten* Menſchen, ſprach ſie, bin ich lieber, als bei *vielen*. Halt, dachte ich, als ich dis alles weg hatte, *du* muſt *mein* werden. „Nicht wahr, fragte mich eine innere Stimme, nun reiſeſt du nicht?“ Nein, antwortete ich, nun nicht. „Nicht wahr, fragte ich durch meine Augen in die ihrigen und ſah ſie feſt darauf an, du wirſt gern mein?“ Ja, antworteten ihre Augen den meinigen, ich werde gern dein. Den fragenden Blick that ich mit gröſſeſtem Bewuſtſein und ſie hat es heute bider bekannt, daß ſie den Blick verſtanden. Ach Alphonſa, du göttliches Mädgen! Warlich, ihr Vater hat zur Ausbildung ſeines einzigen Kindes alles mögliche gethan; aber ſie iſt auch ſein ganzes Leben.

Niklas. Was ſagt er nun dazu, daß ſie von ihm reiſen ſoll?

Richard. Ja freilich geht es ihm hart an. (Chriſtian ſchmunzelte in den Bart und ſprach — Putz gegen Putz) Ich ſah nach der Uhr und wir hatten an drei Stunden da in einander hineingeſprochen. (Chriſtian nickt zu wiederholten mahlen mit den Kopf) Hilf Himmel, rief ich aus, wo iſt die Zeit geblieben? Ich mus fort und will lieber morgen wieder kommen. „Werden Sie, fragte ſie, als ich mich ihr empfohl, Ihre Reiſe nun bald antreten?“ Wie vom Blitz getroffen wär ich. „Ja alleweile“ antwortete ich in der allergröſſeſten Verlegenheit. Sie lächelte und ſagte mir heute noch, daß ſie den ſtarren Blick, welchen ich dabei gehabt, ewig nicht vergeſſen würde. — Lieber Vater, wäre der Doktor in dem Augenblick noch gekommen, ſogleich hätte ich die Sache rein gemacht. So aber war nichts zu thun; mit der halben Hofnung wollte ich nicht zufrieden ſein. Wie mir aber unterwegs auf dem Herritte zu Muthe geweſen — und der alte Schalk da hat mich auch nicht wenig gefoppt! (Chriſtian. Ha, ha, ha, ha) und wie mir die ganze Nacht zu Muthe geweſen, vermag ich nicht zu beſchreiben. Kurz, ich hatte keine Ruhe und Raſt, und ſo, wie der Tag anbrach, muſte ich wieder hin. Nun entweder, oder, dacht' ich. Gehts, ſo reiſeſt du nun und nimmermehr; gehts nicht, ſo reiſeſt du morgen in alle Welt und kommſt nun und nimmermehr wieder.

Niklas. (zuſammenfahrend) Richard, wie konnteſt Du ſo denken?

Richard. Vater, die Liebe geht über alles. Nimmermehr hätte ichs ſelbſt gedacht. (Chriſtian. 's ſteht ſchon in der Bibel — der Menſch kann Vater und Mutter verlaſſen u. ſ. w.) Ich hätte auch gewis binnen vier und zwanzig Stunden meinen Kopf verlohren. Nun aber behalte ich meinen Kopf und du behältſt mich. So, wie ich nun heute vortritt, ging ich ſpornſtreichs in Alphonſa's Zimmer. Sie erſchrak über meinen Eintritt gar nicht, ſondern kam mir mit Liebe verkündendem Blick entgegen. „Iſt Ihr Herr Vater nun zu Hauſe?“ fragte ich. Ja, war die Antwort. Sogleich küſſte ich ſie; ſie küſſte mich wieder. Da ſchwoll mir der Muth bis zur Verwegenheit.

Niklas. Richard, Richard, wie hätte ich das in dir gedacht!

Richard. Ja, Vater, ſo eine Metamorphoſe, wie mit mir binnen achtzehn Stunden vorgegangen iſt, mus auch noch in keinem Roman zu leſen ſein. Sturm hätte ich nach dem Mädchen laufen können. Alſo — ich ergrif ihre rechte Hand — „eine Frage, Alphonſa!“ — Welche? — „Ob Sie die Meinige ſein wollen?“ — Ja, ſobald unſere Väter es auch wollen. .. Da ſanken wir nider auf ihr Sofa; da gab ich ihr binnen fünf Minuten dreimahlhunderttauſend Küſſe. (Chriſtian. 's iſt ein Wunder, daß ſie noch lebt.) Drauf geſtanden wir einander alles, wie es uns geſtern gegangen ſei, und ich führte ſie zu ihrem Vater. Der Alte ſas und ſchrieb Recepte. „Ach, hub er an, Sie kommen gewis, um Abſchied zu nehmen? Nun, ich habe Ihnen da eben noch etwas verſchrieben; unterwegs werden Sie es brauchen können. Ich will Ihnen ſagen, wann und wie.“ Nein, erwiederte ich, ich habe mir ſelbſt ein Univerſalrecept verſchrieben und bitte blos, es zu approbiren. „Nun, ſprach er voller Verwunderung, Sie wollen wohl in mein Handwerk herein pfuſchen? zeigen Sie doch einmahl her!“ Hier iſts, verſetzte ich, und wies auf Alphonſa. Herr Sanft ſtand da, wie in Marmor verwandelt. Ich fuhr fort — Alphonſa will mein ſein, wenn unſere Väter wollen; wollen Sie es nur, für den meinigen ſtehe ich. „Iſt das letztere wahr?“ Ja, mein Vater hat mir freie Wahl gelaſſen und dieſer Tag wird ihm Jahre zulegen. „Kinder, ihr kennet euch ja noch gar nicht.“ Da antworteten wir beide wie abgeredet — Ach, wir kennen uns durch und durch. „Bin ich doch wie betäubt, ſprach der wackere Vater, und ging zehenmal auf und nider, Alphonſa, mein einziges Kind, du willſt von mir reiſen?“ (Christian. Puz gegen Puz.) Lieber Vater, wir wohnen ja nicht weit aus einander und können uns täglich beſuchen. „Du nimmſt mir das Herz mit; aber geh und ſei glücklich. Junger Mann, da haben Sie meine Tochter. Ich approbire Ihr Recept.“ — Da fielen wir beide dem Alten um den Hals und dankten ihm halbknieend, und ich küſte ihn und Alphonſa, ris mich von beiden los, verbat alle Begleitung und ſprach — Nun will ich auf der Stelle zu meinem Vater; und ſo war ich die Treppe herunter und zum Hauſe heraus und aufs Pferd und aus der Stadt und hier im Garten und, beſter Vater, als einer der glückſeligſten Menſchen wieder in deinen Armen.

Sechzehntes Kapitel.

Putz gegen Putz.

Niklas drückte Richard von neuem an ſein Herz. Du guter, lieber Sohn! Es hat alles ſo ſein ſollen. Du haſt eine ſehr gute Wahl getroffen. **Grimm** und **Sanft** paſſen ſonſt nicht zuſammen; aber dismahl gewis. Ich komme bei der Sache gut weg, aber der arme Doktor? Dieſer hat nun gar keinen, ich habe euch beide.

Chriſtian. Putz gegen Putz.

Richard. (der endlich aufmerkſam wird) Was will denn Chriſtian immer mit ſeinem Putz gegen Putz?

Niklas. Geſteh mir einmahl aufrichtig — hatteſt du dich nicht hinter den Doktor geſtekt, daß er mich zur Einwilligung in deine Reiſe bereden ſollte?

Richard. (treuherzig) Ja, Vater!

Niklas. Nun ſieh, das hatte Chriſtian eher gemerkt, als ich, und da entwarf er einen gar einſachen Gegenplan, wozu die Einleitung war, daß du beim Doktor Abſchied nehmen ſollteſt. Er ſagte nehmlich, es gäbe noch eine Leidenſchaft, die ſtärker wäre, als die Reiſeluſt; man müſſe dich verliebt zu machen ſuchen. (Chriſtian wirft ſich nach ſeiner Art in die Bruſt)

Richard. Sieh doch, Chriſtian, du haſt ja ordentlich Kentnis des menſchlichen Herzens.

Chriſtian. Das abſtrahirt unſer einer ſo aus dem, was in der Welt vorgeht. Ich hatte oft geſehen, daß Fremde mitten auf der Reiſe ſich niederlieſſen, wenn die Liebe ſich ihrer bemächtigte; wie vielmehr, dacht' ich, wird mein Herr Richard, der noch zu Hauſe iſt, zu Hauſe bleiben, wenn er zu lieben anfängt.

Niklas. Und da behauptete er dann ſteif und feſt, daß du, ſobald du Alphonſa geſehen, weder von Alphonſa, noch von deinem Vater würdeſt wegreiſen wollen.

Richard. Aber wie konnteſt du das wiſſen, Chriſtian!

Chriſtian. Sie ſehen ſich beide ähnlich, und ſo muſten Sie einander nehmen, und ſo kam es nur darauf an, daß Sie ſie zu ſehen bekamen, ſo war's richtig, das wuſt' ich.

Richard. Du haſt ja ein ſeltſames Princip.

Chriſtian. Ja, das laſſ' ich mir nun nicht ausreden und hab' es zu oft ſchon erlebt, daß Leute, die einander ähnlich ſehen, am Ende auch noch einander kriegen, und wenn's wer weis wie zugehen ſollte. Und wenn ſie erſt wohl einander Schimpf und Schande nachgeſagt hatten, zuletzt nahmen ſie ſich doch noch. Ja ſogar, wenn ſie durch einen Zufall ſchon anders verheirathet waren, muſte der Mann oder die Frau ſterben und ſie bekamen ſich doch noch.

Niklas. Erlebt habe ich dergleichen auch.

Chriſtian. Und dann — es iſt eine zu gute und liebe Seele. So, wie ich zum erſtenmahle hingeſchickt ward und ſie ſah, verliebte ich mich auch in ſie und dachte gleich bei mir, wenn dich der junge Herr ſähe, du wäreſt gewis für ihn. Und dictum factum, wie Papa zu ſagen pflegt. Wie wir daher nur erſt auf dem Wege zu ihr waren, da war ich meiner Sache ſchon ziemlich gewis.

Richard. Sagteſt du darum — der Menſch denkt, Gott lenkt? Warte, loſer Alter! Hätteſt auf die Art lieber ſagen mögen — **Richard** denkt und **Chriſtian** lenkt.

Chriſtian. (ernſthaft) Nein, unſer Herr Gott durch mich. — Und wie ich Sie da oben am Fenſter vollends ſo lange mit ihr ſah, nun, dacht' ich, iſt's gut, jetzt ſchlägt ſie in die Reiſepauke das Loch. Dictum factum. Nun, das war einmahl ſo etwas wieder ausgeführt. Wenn ich einmahl todt bin, will ich mich noch darüber freuen und meine Knochen ſollen ſich für Freude noch in der Erde bewegen.

Niklas. Das meint er nun alſo mit ſeinem Putz gegen Putz. Der Doktor habe gemacht, daß mein einziger Sohn von mir reiſen ſolle; man müſſe es umkehren und machen, daß ſeine einzige Tochter von ihm reiſe.

Richard. (dem Chriſtian die Hand reichend) Ich habe dir dann doch alſo in der That mein Glück zu danken. Rechne ewig auf dieſen Dank, wackerer Bewacher meiner Kindheit und Jugend, und ſo oft du mich in Zukunft recht ſelig ſieheſt, ſprich zu dir — das iſt mein Werk!

Chriſtian. Nun, das dacht' ich doch wohl, daß noch einmahl eine Zeit kommen würde, wo Sie mir es Dank wüßten; ob Sie gleich unterwegs geſtern mir kaum antworten konnten und heute morgen gar ſagten, ich ſollte thun, als hätte ich mein Maul zu Hauſe gelaſſen.

Richard. Wie wärs, Chriſtian, wenn ich mich gleich recht werkthätig bei dir bedankte und dir auch zu einer jungen Frau verhülfe?

Chriſtian. (der aufſpringt) Da ſoll unſer einen Gott vor bewahren. Das würde eine ſchöne Sibille ſein, die mich nähme. Nein, Chriſtian hat mit den Weibern nichts zu thun. (läuft fort und kommt an den Karpfenteich.)

Siebenzehentes Kapitel.

Chriſtian, in den Teich ſehend.

Ja, bei meiner Treu, lieber hier ins Waſſer ſpringen, als mir ein Weib laſſen auf den Hals laden! Ich habe mit den Weibern nichts zu thun. Entweder man hat ſie lieb, und ſo hat man ſeine Noth und ſie machen mit Einem, was ſie wollen; oder man hat ſie nicht lieb, und ſo hat man auch ſeine Noth und der Teufel in der Hölle iſt los.

(ſieht ſich im Waſſer) Ja, ja, Chriſtian, bleib du nur bei deinem Glauben; las du die Vornehmen heirathen; dieſe können den Weibern aus dem Wege gehen, wenn ſie brummen. (betrachtet ſich im Waſſer) Ein anſehnlicher Junggeſell biſt du immer noch. Zwar dem Waſſerſpiegel iſt nicht zu trauen. (bückt ſich tiefer aufs Waſſer) Ehrlicher aber läſſeſt du doch gewis nicht im Waſſer, als du auſſer dem Waſſer biſt. 's iſt wahr, wie eine alte recht grundehrliche Haut ſiehſt du aus; aber das biſt du auch. (richtet ſich auf) Ja, das bin ich warlich und für den alten ſowohl, als für den jungen Herrn lieſſe ich mich todtſchlagen. Sie wiſſens aber auch beide und halten mich werth. (ſetzt ſich auf die Teichbank) Gott ſei nur Lob und Dank, daß alles ſo weit iſt, und daß alles ſo ging, wie ich dachte. Nun ſehe ich doch, nach menſchlicher Einſicht zu urtheilen, keine Noth mehr vor uns. Gereiſet wird nun nicht. Das war der gröſſeſte Stein, der mir auf dem Herzen lag. Mitgemuſt hätte ich. Das hätte eine ſchöne Motion für mich ſein ſollen, ſo Jahre lang in der Welt herumzukutſchiren, Tag und Nacht auf den Beinen zu ſein, nirgends Ruhe zu haben, allenthalben, wohin man kam, keinen Beſcheid zu wiſſen, jeden Weg, wie ein Narr, zweimahl zu laufen, heute dieſen, morgen jenen Berg mit hinan zu klettern, unter zehnerlei Nationen zu ſein; denen allen ich kein Wort verſtände, und am Ende wohl gar zu den Pohlacken und Haidamacken, Kalmucken und Hottentotten zu gerathen und da lebendig gefreſſen oder lebendig begraben zu werden, hu hu hu hu — oder doch für alles ſtehen zu müſſen und am Ende noch für jedes Unglück, das ihm zugeſtoſſen wäre, verantwortlich zu ſein; ja, wahrhaftig, ich glaube, ich wäre bei Köln ſchon in die Donau, oder bei Wien in den Rhein geſprungen, um nur meiner Noth ein Ende zu ſehen. Nun bleiben wir in Ruhe zu Hauſe und, wenn ich den Tag über das meinige gethan habe, kann ich mich Abends aufs Ohr legen, und keiner von uns bricht nun Hals und Beine, oder kriegt die Influenz und Peſtilenz, ſondern wir ſterben am Ende alle eines natürlichen Todes. Es war auch ein recht wunderlicher Einfall, zu Hauſe alles haben können, wie man es nur wünſchen mag, und dis alles zu verlaſſen, ſich ohne Noth den abſcheulichſten Strapazen auszuſetzen und ſeinem Unglück recht entgegen zu laufen. Ueberſtudiren oder wenigſtens krank ſtudiren wird er ſich nun wohl auch nicht mehr. Alphonſa wird es ſchon verhindern. Wie mein Herr Niklas das Buch Thereſe erſt hatte, blätterte er auch mehr darin, wie in den andern Büchern.

Und — ha, ha, ha, ha, — die Welt ſollen ſie nun wohl unumgekehrt laſſen. Ich denke immer, ich denke, die eine Thereſe hat der Vater umgekehrt, die andere wird Vater und Sohn umkehren. Und ſo wüßte ich dann alſo, wie geſagt, von gar keiner Noth, die weiter bevorſtehen könnte. Der ganze Himmel hangt voll Geigen; Chriſtian, ſteig hinauf, ſuch dir die beſte aus und ſpiele eins. Wer hätte das gedacht? Aber ſo gehts, wie ich immer ſage — der Menſch denkt, Gott lenkt. Dictum factum.

Achtzehntes Kapitel.

Ueber das Sprüchlein — der Menſch denkt, Gott lenkt.

Ein gar goldnes Sprüchlein, worauf der ehrliche Chriſtian hielt, lieben Leſer! Wahr im Kleinen, wahr im Groſſen. Gar tröſtlich auch dazu. Wo lebt zwiſchen Sonne und Erde ein Menſchenkind, deſſen Handlungen, Pläne und Hofnungen mit ihren Erfolgen und Ausgängen es nicht bewieſen? Unendlich frappanter freilich beweiſet es die

Geſchichte der Völker, und wer nach Jahrhunderten ſie zur Hand nimmt, mus das Sprüchlein auf jeder Seite ad marginem ſchreiben. Wohl uns, daß dis ſo iſt! Jeder von uns hat als ens finitum ſeine Endheitparoxiſmen, d. h. ſeine Fieberanfälle von Eingeſchränktheit des innern ſowohl, als des äuſern Auges, d. h. ſeine Augenblicke, in welchen er alberne Einfälle hat. Durchgeſetzt mus einmahl werden. So ſuchen wir die albernſten Einfälle, wie die weiſeſten, durchzuſetzen, und zwar blos darum, weil wir ſie für weiſe halten. Wir machen alſo allen möglichen Apparat dazu, bieten Himmel und Erde auf, und es würde auch alles ſo albern gehen, wie wir wollen, wenn nicht, ehe wir es uns verſehen, ein Umſtand hervorträte, den wir entweder nicht ſahen, weil wir ihn nicht ſehen konnten, indem er noch zu tief im Hintergrunde oder auf der Seite unten am Rande ſtak, oder den wir zwar ſahen, aber nicht für voll anſahen und alſo es nicht der Mühe werth hielten, Masregeln gegen ihn zu treffen, und — wenn dieſer nicht zu gutem Glück für uns durch unſerm ganzen Apparat einen Strich machte. Da ſtehen wir dann, als wenn uns eine Kanonenkugel dicht beim Ohr weggefahren wäre, ſperren erſt den Mund weit auf und wiſſen nicht, wie uns geſchah, und fangen hernach, wenn wir wieder zum Beſinnen kommen, einen Lärm an, als wenn uns wer weis wunder was für ein Unglück geſchehen wäre. Der eine weint ſich blos die Augen roth und klagt ſich den Hals heiſer; der andere ſchüttet bittere und harte Vorwürfe über den Gang der Dinge aus; noch ein anderer verwünſcht und verflucht Welt, Leben, Schickſal und ſich ſelbſt. Nach einiger Zeit geht uns ein Licht auf, der Endheitsparoxiſmus läſſet nach, wir ſehen deutlich ein, daß wir eine Albernheit im Werke gehabt haben, durch die wir, wenn wir ſie zu Stande gebracht hätten, uns äuſerſt geſchadet haben würden, und wir erblicken in dem Umſtande, welcher unſern ganzen Apparat, dazu vereitelte, unſern Retter. Da ſchämt ſich dann der Klager ſeiner geführten Klagen, der Vorwurfmacher ſeiner gemachten Vorwürfe, der Flucher ſeiner ausgeſtoſſenen Flüche, und alle erklären ſie es für ſehr heilſam und gut, daß das ganze Weſen, welches ſie für ſich ſelbſt und mit ſich ſelbſt treiben, nicht immer nach ihrem Kopfe gebe. Nicht um ein Haar anders ſteht es auch mit dem Weſen, welches die Menſchen für Andere und mit Andern treiben. Wenn die gutgemeinte Fürſorge, welche die Menſchenfreunde oft ohne Kopf betreiben, durch Gegenwirkungen ganz unerwarteter und ganz heterogener Ereigniſſe nicht noch eine weiſere Richtung oder auch nur die nöthige Mäſſigung bekäme: wie würde ſie den Gegenſtand, welchen ſie wohlthätig und eifrig umfaſſt, vielmehr vollends ins Verderben ſtürzen, als vom Rande des Verderbens retten! Und wenn unſere Feinde und Verfolger, die uns Elend und Tod ſchwören, mitten im ſtolzen Gefühl ihrer Ueberſtärke und ſich ihrer Sache zu gewis glaubend nicht zuweilen vergäſſen, auf allen Seiten um ſich her zu ſehen, ſo, daß ſie uns am Ende doch noch einen Schlupfwinkel zur Flucht und Sicherheit vor ihnen unvermauert lieſſen, oder wenn, indem ſie den letzten verderbenvollendenden Streich gegen uns auszuführen im Begriff ſind, nicht ein Ohngefähr ſie noch ihres Werkzeuges beraubte: in welch einer fürchterlichen Ungewisheit ſchwebten unaufhörlich unſere Ruhe, unſere Ehre, unſer Brod, unſer Leben! Da, da iſt doch wärlich Chriſtians Sprüchlein oft noch unſer einziger letzter Troſt. — Iſt das Sprüchlein nun im Kleinen ſchon ſo tröſtend, wie vielmehr wird es tröſtend im Groſſen ſein! Nur der, welcher dis Sprüchlein glaubt, kann dem Gange, welchen die Angelegenheiten der Menſchheit im Ganzen nehmen, und den oft bedenklichen Lagen, welche der Menſchheit bereitet werden, gelaſſen zuſehen. Wenn er dann gewahr würde, wie die fürchterlichſten Anſtalten gemacht würden, ein reſpektables Volk, das die Natur ſchon von allen Seiten für ſelbſtſtändig und frei erklärte, das Jahrhunderte lang die eiſernen Ketten der härteſten Sklaverei trug, ſie aber endlich abwarf und ſich frei machte, von neuem zu unterjochen und in Ketten zu ſchmieden: ſo dächte er an ſein Sprüchlein und er hätte wohl die Freude, die abermahlige Erfüllung deſſelben noch in ſeine Lebenszeit fallen zu ſehen. Und ebenſo, wenn er hörte und ſähe, daß aller nur erſinnliche Apparat ſchon in Bereitſchaft ſtände, ia wohl gar ſchon angewendet würde, die Menſchheit von neuem zu verfinſtern, der Vernunft ihre Rechte wieder zu entziehen, Denk- und Glaubens- Rede- und Schreibfreiheit abermals zu unterdrücken und alles in die alte Barbarei zurück zu verſetzen, hielte er ſich auch an ſein Sprüchlein und erwartete geduldig, ob er auch hierbei die Erfüllung deſſelben noch erleben würde, ſtürbe aber, wenn dis nicht wäre, mit der Ueberzeugung, daß die Erfüllung endlich kommen müſſe. So wahr alſo, lieben Leſer, ſo ſüs iſt auch das Sprüchlein — der Menſch denkt, Gott lenkt. Nur mus mit der Anwendung deſſelben nicht zu ſchnell vorgeſchritten und geeilt werden; weil man ſonſt gelenkt werden ſehen könnte, wo wirklich nicht gelenkt wird, oder, wenn auch wirklich gelenkt würde, doch leicht darin irren möchte, daß Gott der Lenker ſei. Am leichteſten iſt dis alsdann der Fall, wenn der, welcher das Sprüchlein anwendet, mehr denn zu gut weis, daß er ſelbſt gelenkt habe; da er dann, ehe er das Sprüchlein anwendet, von Rechtswegen allemahl erſt warten ſollte, ob es auch dabei ſein Bewenden haben, oder ob Gott nun nicht erſt ſeine Lenkung wieder lenken werde. Dieſes diamantnen Zuſatzes zum goldnen Sprüchlein, lieben Leſer, laſſet uns ja nie vergeſſen!

Neunzehntes Kapitel.

Nun ſind zwei Thereſen unter den Linden.

Niklas, als ein geſchworner Feind aller unnüzen Weitläuftigkeiten, beſchlos, die Heirathsſache ſeines Sohnes auf das kürzeſte zu beendigen. Chriſtian muſte nach einigen Stunden ſogleich ein ſehr verbindliches Schreiben von ihm an den D. Sanſt befördern, worin dieſer zugleich eingeladen ward, am folgenden Tage bei guter Zeit ſich mit Thereſe Num. 2. bei Thereſe Num. 1. einzufinden und hernach ein ländliches Mahl zu Grimsthal einzunehmen. Noch vor Nacht brachte der freudige Chriſtian die Annahme der Einladung zurück.

Der Morgen drauf war vollkommen hell und verſprach einen ſchönen Sonnenaufgang. Richard brachte die vorige ſchlafloſe Nacht zum Theil wieder ein; Niklas aber ging früh durch einen langen Weg übers Feld unter die Linden und ſezte ſich ſo auf Thereſens Grab, daß er nach Oſten hin ſah.

„Geiſt Thereſe, ſelig in der Oberwelt, heute hat dein Niklas auch einen ſeligen Tag auf der Unterwelt! Vollendet iſt nun mein Werk für Richard, deſſen Leben du ſo theuer erkaufteſt, und heute wird die Krone drauf geſetzt. Heute geb' ich ihm auch ſo eine Thereſe, wie du warſt; und da du bei der heiligen Feierlichkeit nicht ſein kannſt, ſo ſoll ſie wenigſtens hier geſchehen, wo dein Staub ruhet. Alphonſa war noch nicht auf der Erde, als du ſie ſchon verlieſſeſt; aber ſie iſt ein trefliches Mädgen und du wirſt ſie einſt gern für deine Tochter erkennen. Bete, bete, daß Richard ſie länger behalte, als ich dich behielt. Wenn ich zu dir komme, will ich mit dir darum beten; denn — ach Thereſe! — es iſt und bleibt ein Jammer für den hinterbleibenden Liebenden, dem vorangegangenen Geliebten nachzuſehen, ſo lange nachzuſehen, wie ich muſte, und keine Zeit vermag ſein Herz zufrieden zu ſtellen. Doch mir wird nun bald geholfen ſein. Unſere Trennung neigt ſich zu Ende und Gott wird uns bald wieder vereinigen. Ich komme, komme bald zu dir; wie freue ich mich darauf! Hat Richard doch nun ſeine Alphonſa; ſo wünſche ich, daß dieſer Tag mein letzter ſei. Richard ſoll mir im Tode das Herz nicht ſchwer machen; du haſt deine Thereſe, will ich zu ihm ſagen, las mich auch wieder zu meiner gelangen. Wenn ich dann komme und du mir entgegenkommſt im ſanftem Glanze der Morgenſonne, dann, ach dann — — (breitet ſeine Arme gen Oſten hin; die Sonne geht auf) ſo, ach ſo, wie da, wie da, — ach Gott, ach Gott! — Thereſe, Thereſe, da ſchwebt dein Bild vor mir — da biſt du — komm in meine Arme, komm! (legt ſeine weitausgeſtreckten Arme aneinander, zieht ſie allmählich an ſich und drückt — Sonnenſtrahlen an ſeine Bruſt) Armer, habe genug hieran, dir wird bald mehr werden. (ſteht auf und knieet am Grabe der aufgegangenen Sonne entgegen.)

Du, der du Thereſens Geiſt und dieſe Sonne ſchufſt, gros in der Sonne und in allen Sternen, noch gröſſer im denkenden Menſchengeiſte, der in der Sonne und in allen Sternen dein Daſein und deine Herrlichkeit erkennt, empfange in dieſer Morgenſtunde bei Thereſens Staube mein ſchwaches Gebet für Richard und für mich! Verbinde Richards und Alphonſa's Herzen und Seelen zu einem Herzen und zu einer Seele! Las beide länger beiſammen, als ich mit Thereſen war; las ſie lange, recht lange beiſammen und mache Richard durch Alphonſa, und Alphonſa durch Richard ſo glücklich, wie nur je in dieſem Lande des zu einander kommens und wieder von einander gehens die von dir geliebteſten unter den Liebenden waren! Mich aber, wenn ich ſie nun geſehen habe, wie ſie verbunden ſind, nimm allbarmherzig von der Erde auf und bring mich zu der, nach welcher ich ſeit einem Vierteljahrhundert mich ſehne! Erbarmer, ach Erbarmer, erhöre mein Gebet für Richard und für mich!“

Richard, der an ſeiner Thür die Worte geſchrieben fand — ſo bald du aufſtehſt, komm nach — war ſo ſchnell, als möglich, gefolgt und noch zu rechter Zeit bei Thereſens Linde angekommen, um ſeinen Vater beten zu hören. Den heiligen Beter nicht zu ſtören, blieb er fromm hinter der Linde ſtehen und ging erſt auf ihn zu, als er vom Gebet ſich wieder erhub.

„Ach nein, Vater, nein, (fällt ihm um den Hals) du muſt noch nicht von uns wollen. Lange muſt du mich mit Alphonſa erſt noch glücklich ſehen; lange muſt du dich erſt noch über dein Werk freuen, das du vollendet haſt.“

Niklas. (in Richards Armen wie vom Himmel zur Erde zurückkommend) Biſt du da? — Nun wollen wir ſie hier erwarten. (beide ſetzen ſich auf die Raſenbank.)

Richard. (dem Vater die Hand drückend) Hörſt du wohl, Vater, ja noch nicht von uns!

Niklas. Guter Sohn, laß mir den Wunſch. Bei Gott ſtehts, ihn zu erfüllen. Ich ſelbſt werde nichts thun, um ihn zu realiſiren. Verarge mir ihn aber nicht. Sieh, deine Eltern haben nun alle ihre Pflichten für dich redlich erfüllt. Thereſe ſtarb für dich; ich habe für dich gelebt. Glaubſt du nicht, daß wir nun, nachdem wir alles für dich gethan haben, von Rechtswegen einander wieder zugehören? Du haſt keine Anſprüche mehr auf mich; Thereſe hat ſie alle. So ſei billig und erkenne nun ihre Rechte. Und ich — ich habe zwar alles, was mir die Erde nur geben kann, aber Thereſen kann ſie mir doch nicht wiedergeben, Thereſen habe ich nicht und Thereſen brauche ich, um vollkommen glücklich zu ſein. Ja, wenn ſie noch hier unten wäre, dann wär's ein anderes. Dann wollte ich ewig hier leben, wenn ſie ewig hier mit mir wäre; denn wo Thereſe bei mir wäre, da wäre mein Himmel. Lebe du funfzigmahl länger mit Alphonſa, als ich mit ihr gelebt habe, und ſehnet euch beide dann nicht von hier weg; aber lieber Richard, wer einmahl wahrhaftig geliebt hat und ſo um den Gegenſtand ſeiner Liebe kommt, wie ich, der wird nicht eher wieder vollkommen ruhig, bis er wieder zu ihm gelangt. Ich habe meine Karriere auf der Erde gemacht und möchte ſie nicht wieder machen. Was iſts mit dem ganzen Weſen hier? Den Staub abgeſchüttelt und weiter gegangen, das iſt das beſte; doch will ich gern auch im Weggehen noch ſprechen — Friede ſei mit euch!

Richard. (an ſeines Vaters Bruſt hinſinkend) Vater, lieber Vater, an dieſem frohen Tage habe doch auch frohere Gedanken. Du —

Niklas. Es ſind gerade die rechten Gedanken, die ich habe, für heute; nehmlich für jetzt, da wir noch beide allein ſind. Hernach will ich mich ſammeln. Weiſſeſt du denn, wie es dir gehen könne? Richard, Richard, ich träumte mich vielleicht noch ſeliger einſt, wie du dich; aber fürwahr, es war auch nur ein Traum geweſen. Doch — du fängſt deine Karriere erſt an, ſo mache ſie mit Gott und habe Muth; es gehe dir beſſer, als mir. Thu nun aber auch alles, Alphonſa recht glücklich zu machen; ſie verdient es und wird dir durch gegenſeitige Schöpfung deines Glücks dafür dankbar ſein. Die Weiber ſind gut; man mus ſie nur zu behandeln verſtehen. Zu rechter Zeit ihnen nachgeben, heiſſt ſich in kurzem zum unumſchränkten Beherrſcher ihrer Herzen machen. Sieh die Sinnesfreuden nur als ein Mittel an, die höhere Geiſtesliebe zu befeſtigen, und betrachte dieſe als den Zweck eines Beiſammenſeins. Unter euch iſt viel Simpathie der Natur; ihr könnet es weit in der totalen Einigung bringen. Schwärmt zuſammen die ſüſſen Schwärmereien für alles Groſſe und Schöne offener Seelen; durchwandelt zuſammen unſer romantiſches Thal; vollbringet Arm in Arm die heiligen Handlungen der Menſchenfreundſchaft und genieſſet mit voller Herzlichkeit den reichen Segen, welcher aus den Händen deiner Vorfaren auf euch kam. Von nun an, Richard, muſt du ganz für Alphonſa leben; mit vollem Zutrauen deshalb auf dich gibt ſie ſich an dich hin. Sei ein Grimm und täuſche ſie nicht!

Richard. (der aufſteht und ſeinen Vater umarmt) O Vater, du ſollſt es ſehen, du ſollſt alles ſehen. Mein Glück ſoll darin beſtehen, daß ich Alphonſa glücklich mache. (als er ſich wieder aufgerichtet hat) Sieh die Staubwolke dort. Sie kommen, ſie kommen.

Niklas blieb ſitzen; Richard wand ſich aus ſeinen Armen und ging entgegen. Alphonſa, als ſie ihn kommen ſah, ſtieg bei der äuſerſten Linde aus. Vater Sanft fuhr ſchnell den Fahrweg herunter bis an die Raſenbank, wo Chriſtian alsbald ſamt dem Wagen verſchwand.

Niklas. (der ihn bei Thereſens Grabe mit offenen Armen empfängt) Willkommen in meinem Heiligthum, braver Mann! Hier bei Thereſens Gruft wollen wir uns zum erſtenmahle *als Brüder* umarmen. (ſie fallen an einander hin) Alſo von nun an iſt Alphonſa auch *meine* Tochter und Richard auch *dein* Sohn.

V. Sanft. Ja, Richard auch *mein* Sohn, und Alphonſa auch *deine* Tochter. — Ich ſchätze mich glücklich —

Niklas. (ſchnell unterbrechend) Nein, ich mus mich glücklich ſchätzen, die Liebe meines Sohnes von einer ſo herrlichen Seele erwiedert zu ſehen. Richard nimmt dir zwar dein einziges Kind —

V. Sanft. Ja freilich, mein einziges Kind; meine einzige Freude, meinen einzigen Troſt. . .

Niklas. (ſympathiſirend) Aber ſei zufrieden; wir wohnen nicht weit von einander; Vehikel genug ſind da; es kann herüber und hinüber gefaren werden, ſo oft wir wollen. Nur eine Bitte noch an dich; las uns die Verbindung auf das ſchleunigſte zu Stande bringen.

D. Sanft. So bald, als möglich. Es iſt aber noch manche Anſtalt von mir erſt zu treffen — ich war nie entſchloſſen geweſen, mein einziges Kind ſo früh von mir zu geben.

Niklas. Das ſoll uns nicht abhalten. Deine Tochter braucht nicht das geringſte mitzubringen; es wäre Unrath, denn es iſt alles im Ueberflus da, was ſie braucht. Nicht die geringſten Koſten ſollſt du dir machen. Behalt alles, was dein iſt und pflege dich damit. Richard nimmt nicht das geringſte von dir an, als deine Tochter. Sie iſt Ausſtattung, Mitgabe und Alles zugleich. Und ſo — hiervon nie ein Wort weiter.

D. Sanft. (verlegen) Lieber, du beſchämſt mich. Doch — es ſei; ich kann dir freilich nichts geben, was du nicht ſchon hätteſt.

Niklas. Nichts, als dein Kind. Das überwiegt aber auch alles, was ich habe. Aber nun — heute über acht Tage, nicht wahr? Heute über acht Tage hier unter den Linden! (reicht ihm die Hand)

D. Sanft. (der einſchlägt) Ja, heute über acht Tage hier unter den Linden!

Jetzt führte Richard Alphonſa herbei. In einem weiſſen Kleide, mit einem roſenfarbnen Leibgurt, ihr ſchönes blondes Haar natürlich und unbedeckt tragend und die Wichtigkeit ihres Ganges unter den uralten ſchauerlichheiligen Linden tief empfindend, ſah ſie aus wie eine zum Beſuch herabgekommene Bewohnerin des Himmels. Richard an ihrem Arm gewährte den Anblick eines an Geiſt und Körper ausgebildeteſten iungen Mannes, der die ihm zu Theile werdende Seligkeit in ihrem ganzen Umfange fühlte. Beide Väter ſtanden wie entzückt über ihre Kinder da und dachten einerlei. Niklas ſagte es heraus, was ſie dachten — „warlich, ein zuſammengeſetztes Gemählde aus der höchſten Vollkommenheit beider Geſchlechter!"

Alphonſa küſſte Niklaſſen, Richard Alphonſa's Vater die Hand. Niklas ſtellte beide an Thereſens

Grab gegen einander über. Er ſelbſt trat an das Kopfende, D. Sanſt an das Fusende des Grabes. Es war heilige Luftſtille und kein Lindenblatt bewegte ſich.

Niklas. (zu Alphonſa) Alſo — du willſt meine Tochter ſein?

Alphonſa. (feierlich) Ja, mit aller Kraft meines Herzens!

Niklas. (zu Richard) Und du der Sohn dieſes Redlichen?

Richard. (hochaufgeſtimmt) Ach ja — ach ja!

Niklas. Gebet euch die Hand über Thereſens Grabe. Wir Väter ſchlagen durch.

Als dis geſchah, entſtand eine Luftbewegung und Thereſens Linde ſäuſelte vom Gipfel herab bis zu den unterſten Zweigen. Alle bemerkten ſie dis und feierten die ſanfte Scene der Natur in tiefer Stille.

Niklas. (nach der Linde aufblickend) Wenn du dich ſo uns erwieſeſt, Thereſe, und aus der Oberwelt her deine *mütterliche* Einwilligung dadurch zu erkennen gäbeſt! Wer weis, wie es mit euch Aufgefarnen in die Höhe iſt? — Doch, wir

Getrennten von dir thaten, was wir konnten. Zu dir hinauf können wir nicht, ſo naheten wir uns deinem Staube. Liebe, verklärte Thereſe, ſegne von oben herab unſere beiden Kinder und erbitte ihnen von Gott hohe Einheit der Seelen und Unzertrennlichkeit auf immer! Du aber, der Liebe Vater und Urbild, und die Liebe ſelbſt von Ewigkeit zu Ewigkeit, regiere dieſe innigen Liebenden, daß ſie mit ewigdaurender und ewigſteigender Liebe an einander hangen!

Hierauf umarmte Niklas Alphonſa und Alphonſa's Vater Richard. Niklas nahm Alphonſa bei der Hand, führte ſie an Richard und ſprach: „Da habt ihr euch! Umarmt euch nun beide! — Von nun an ſind zwei Thereſen unter den Linden!“

Zwanzigſtes Kapitel.

Erſt wird noch geſprochen; hernach wird geſchmauſet.

Niklas. (der den übrigen ein Zeichen gibt, ſich auf die Raſenbank zu ſetzen, und ſich auf Thereſens Grab ſetzt) Von hieraus, meine Kinder, (bückt ſich und küßt den Grabhügel) auf dieſer mir liebſten und heiligſten unter allen Stäten höret noch einige Worte von mir! Feierlicher, als an allen Altären, wurdet ihr hier zuſammen gegeben; vergeſſet des Orts und des Tages nicht. Nie haben Menſchen ſich freier gewählt, als ihr euch. Der eine vergas das Reiſen über den andern; der andere den Vater. Blitzſchnell entſtand eure Liebe; doch dis ſchadet nicht — alles Feuer, das vom Himmel fällt und vom Himmel herab ſich entzündet, macht es ſo. Nur nähret auch lebenslang die himmliſche Flamme in euch. Seid euch viel; werdet euch mehr; werdet und bleibt euch alles. Das Schickſal iſt euch zuvorgekommen und hat für alles geſorgt; ſorget nur für das einzige, wofür es nicht ſorgen konnte, daß ihr das, was es euch beſorgte, mit Trautheit genieſſet. Du, Richard, haſt von Kindheit an unter dieſer Linde mit mir geſeſſen; hier habe ich dir das heiligſte und wichtigſte all, was ein Menſch dem andern lehren kann, gelehrt. Und du, Alphonſa, wardſt, ehe du nach Grimsthal kamſt, hieher geführt, um hier, wie am erſten, ſo auch am liebſten zu ſein. Sehet mich beide recht an, wie ich hier über dem Staube der Edeln ſitze, die vor einem Vierteljahrhundert für uns ſtarb, und wie ich euch mit thränenden Augen bitte, ihr ihren Märtirertod durch unaufhörliche Liebe gegen einander zu verdanken. Ich werde auch bald hier ruhen, und dann beſuchet uns beide hier. So oft ihr euch etwas recht wichtiges zu ſagen habet, kommet zu unſern Gräbern und ſaget es euch hier. Wenn ihr euch Segen von Gott erbitten, wenn ihr Gott für ein überſtandenes Leiden danken wollet, bittet und danket unter dieſer Linde. Hier war ich gern, hier war ich am liebſten; ſeid ihr es auch. Ich ſegne euch von Thereſens Grabe; bald ſegne ich euch noch aus jenen Höhen, über alle Gräber erhaben, herab. Lebet ein halbes Jahrhundert zufrieden beiſammen — begrabet meine Gebeine hier — folget mir zu Thereſen ſelig nach! — —

Niklas und alle ſtanden auf. Heilige, ſtumme Umarmungen erfolgten von allen Seiten.

Richard. (der Alphonſa's rechte Hand in ſeine beiden Hände legt) Sein nur für dich, ſo lange ich werde ſein! Dein ſein, ewig dein ſein! Nimm hin das Wort an meiner Mutter Grabe — du ſollſt durch mich glücklich ſein.

Alphonſa. (die es ebenſo mit Richards rechter Hand macht) Für dich leben, für dich ſterben! Sein, wie deine Mutter war! Nimm hin das Wort an ihrem Grabe — auch du ſollſt durch mich glücklich ſein.

Niklas. (heiter) Ihr unſere wackern Kinder! Eure Väter ſegnen euch. Nun kommt und laſſt uns nach Grimsthal wandern!

Richard führte Alphonſa voran. Die Väter gingen hinterdrein. In einiger Entfernung lief Jemand ſchnell voraus. Es war kein anderer, als der ehrliche Chriſtian, von dem man geglaubt, daß er mit dem Wagen ſchon längſt fort ſei, der aber hinter der Linde, unter welcher Hans lag, geſteckt und ſo dem ganzen feierlichen Akt am Grabe beigewohnt hatte. Er hatte noch ganz rothe Augen, als er den Ankommenden den Garten öffnete.

Niklas. (der ihn anſieht) Was iſt dir? Du haſt ja geweint?

Chriſtian. (treuherzig) Haben Sie doch auch geweint.

Niklas. (ihm die Backen klopfend) Du ehrliche treue Seele! Nun wollen wir auch recht vergnügt ſein. Geh auf meine Stube und thu da, wie hier geſchrieben ſteht. (gibt ihm einen Zeddel)

Chriſtian. (nachdem er geleſen) Ach nein — haben Sie den armen Chriſtian nicht zum beſten.

Niklas. (determinirt) Du thuſt es, ſag ich, und das gleich — ohne alle Widerrede.

Im Garten fand man ſchon eine kleine Geſellſchaft verſammelt, welche Niklas wider alle Erwartung eingeladen hatte. Sie beſtand aus einigen alten Bekannten mit ihren Familien aus daſiger Gegend, welche ſeit Thereſens Tode nicht zu Grimsthal geweſen waren. Auf allen Geſichtern zeigte ſich der Ausdruck der gröſſeſten Verwunderung.

Niklas. (der allein ohne Verwunderung bleibt und lächelt) Tauſendmahl willkommen zu Grimsthal! Nicht wahr, das iſt vor Niklaſſens Ende? Ja, ja, das mags auch wohl ſein. Inzwiſchen will ich heute noch einmahl aufleben und wir wollen zuſammen luſtig ſein. (weiſet auf Alphonſa) Thereſe iſt hier auch wieder aufgelebt; eine Thereſe für Richard.

Bei dieſen Worten verwandelte ſich die Verwunderung der Gäſte in Erſtaunen, welches aber bald in die lebhafteſte Theilnehmung übergieng. Es geſchahen Ergieſſungen der herzlichſten Glückwünſche und ein allgemeiner Geiſt der Freude breitete ſich über die ganze Geſellſchaft aus. Man beſah vor Tiſche noch den Garten, ſprach viel von vorigen und von künftigen Zeiten und Niklas konnte mit einer Heiterkeit von Thereſen ſprechen, deren man gar nicht an ihm gewohnt war; ſo, daß Richard mehr, als einmahl, zu Alphonſa ſprach — mein Vater iſt mir heute unbegreiflich; mit ihm geht auf jeden Fall etwas beſonderes vor. Sogar auf die Raſenbank ſetzte er ſich und Alphonſa muſte ihm von hintenher die Augen zuhalten und ſo erzählte er den ganzen ähnlichen Vorgang, welchen er mit Thereſen Abends vor ihrem Sterbetage da gehabt.

Jetzt erklangen Waldhörner, zum Zeichen, daß die Mahlzeit im Gartenhauſe bereitet ſei. Nun freudig zu Tiſche, ihr Herren und Damen, rief Niklas und führte die Geſellſchaft hin. Man ſetzte ſich und es blieb noch ein leerer Platz übrig.

Niklas. Hum! wer fehlt uns denn noch?

Richard. (der der Thür gegenüber ſizt) Dort geht ja noch Jemand.

Niklas. Ach ja, nun beſinne ich mich. Er wird wohl eben erſt gekommen ſein. Geh doch hin und bring ihn her.

Es war der ſchöngekleidetſte unter allen Gäſten und trug ein bräunliches Kleid, ſtark mit breiten goldenen Treſſen beſetzt. Wie er Richard kommen ſah, blieb er ſtehen. Richard ging an ihn hin und — ſchlug ein lautes Gelächter auf. Es war Chriſtian, der ohne Widerrede hatte gehorchen müſſen, und Richard, der alsbald die ganze Abſicht ſeines Vaters durchſah, nahm ihn ſogleich bei der Hand. Chriſtian ſträubte ſich, muſte aber folgen. „Alles ohne Widerrde!“ rief Niklas, als er in den Gartenſaal trat. Richard führte ihn an den leeren Platz und Chriſtian ſetzte ſich.

Niklas. Es iſt mein ehrlicher Chriſtian mit ſeinem Kuppelpelz. Nehmen Sie es alle nicht übel. Er hat die Mariage geſtiftet und ſo mus er auch mitſchmauſen. Ich denke, er werde hernach wohl alles ſelbſt erzählen.

Die Gäſte lachten alle herzlich darüber und hatten mit dem über und über vergoldeten Chriſtian, der erſt ganz verlegen da ſas, nach einigen Gläſern Hochheimer ſich aber bald zu finden wuſte, ihre tauſendfache Luſt. Es wurden Geſundheiten getrunken. Niklas, ſo wenig er ſelbſt auch trank, beſtand darauf, daß jeder von der Geſellſchaft eine eigene ausbringen ſollte. Als die Reihe an Chriſtian kam, der nun ſchon ziemlich redſelig geworden war, ſtand er auf, ging zum D. Sanft und trank ihm die Geſundheit zu — *Putz gegen Putz!* Dis verurſachte ein allgemeines Gelächter. Man trank dieſe Geſundheit dreimahl herum; jeder dachte ſich das ſeinige dabei und ſchäkerte mit ſeinem Nachbar. Niklas aber trank ſie mit dem D. Sanft und mit Chriſtian nochmals ganz beſonders; worauf dann Chriſtian beim Deſert mit dem ganzen Kommentar dazu aufwartete.

D. Sanft. (als er alles gehört, aufſtehend und zu Chriſtian hingehend) Dein Herr lies dich von Rechtswegen mit uns zu Tiſche ſitzen. Da haſt du einen Kus von mir. (faßt ihn beim Kopf und ſtößt mit ihm an) *Es lebe die Gleichheit!*

Chriſtian. Ja, die Gleichheit ſoll leben; aber hier nur und — auf dem Gottesacker! Nach Tiſche iſt Chriſtian wieder Chriſtian.

Niklas. (mit auſſerordentlicher Heiterkeit ſeinen Kindern die Geſundheit zubringend) Es lebe die Gleichheit! Seid von nun an ein Herz und eine Seele!

Alle Gläſer klirrten. Eine herrliche Muſik lies ſich hören. Man ſtand auf und folgte ihr. Niklas, der in ſeiner Jugend muſikaliſch geweſen war, nahm den Violon und ſtrich ein feierliches Adagio mit. „Nun, ſprach Richard zu Alphonſa, das verſtehe ich alles nicht. Mein Vater iſt mir heute ein Räthſel.“ Drauf giengen die beiden Liebenden an den Karpfenteich und ſprachen mit einander von Zeit und Ewigkeit. Das Gartenkoncert hörte auf; im Saale des Wohnhauſes wurden die Geigen geſtrichen. „Zum Tanze, zum Tanze,“ rief Niklas und alles folgte ihm.

Niklas eröffnete mit Alphonſa den Ball. Drauf tanzte Richard mit ihr und dann muſte der über und über vergoldete und bratenweſtige Chriſtian mit ihr tanzen. „Es lebe die Gleichheit“

rief Niklas, als er dis ſah. „Sie hat gelebt“ erwiederte Chriſtian, ging fort, zog ſeine Livree wieder an und gab Punſch herum. Im Gartenſaale wurden nun auch Geigen geſtrichen. Niklas lies da viel Bewohner des Fleckens ſich luſtig machen und ging ab und zu. Ueber Mitternacht hin ward unten und oben getanzt. Alles ging und fuhr am Ende herzlichvergnügt aus einander. Chriſtian blieb der letzte auf dem Platze. Als Richard, der Alphonſa zu Pferde bis über die Linden hinaus begleitet hatte, zurückgekommen war, ſchob er den Riegel vor die Thüre und ſprach — Ja, ihr werdet die Welt umkehren; die Welt hat euch lieber umgekehrt.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Endigt ſich weit anders, als es ſich anfängt.

Bei der Lichtreviſion, welche der bedächtliche Chriſtian vor Schlafengehen noch einmal im ganzen Hauſe anſtellte, erblickte er noch einen kleinen Vorrath im Punſchnapfe. „Hm, ſprach er vor ſich, der Tag grauet ſo ſchon, willſt einmahl lukubriren" nahm den Punſchnapf, ging damit auf ſeine Stube und gab ſich ſelbſt Audienz.

„Iſts' n ſo nicht zehenmal geſcheuter, wie wir geſtern gelebt haben? Das wollt' ich meinen. So könnte es mein Herr nun alle Woche ein paarmahl haben, ohne dabei zu Grunde zu gehen, und das hieſſe dann doch das Leben genieſſen. Aber da leben ſie wie Franciſkaner und halten mit Niemand Umgang, und man hört manchen Tag kein lautes Wort, wenn man nicht noch mit ſich ſelbſt ſchwatzte. Doch, ich denke, nun ſoll es wohl anders werden, wenn nur erſt eine junge Frau hier iſt.

Die geſtern hier waren, müſſen uns doch nun wieder bitten; dann bitten wir ſie wieder und dann bitten ſie uns wieder und ſo gehts fort. (nieſſet) So recht, Chriſtian, benieſſe du's! Nun mus es wahr werden. — Halt, da fällt mir was ein.“

(lauft fort, zieht den Treſſenrock an und tritt vor den Spiegel) Wahr und wahrhaftig, Kleider machen Leute! Potz alle Hagel, wie ſteht mir der Rock! Höre, Chriſtian, an dir iſt ein vornehmer Herr verdorben. Du ſieheſt fürwahr aus, wie etwas rechts und kannſt ſo getroſt neben Herrn Niklas treten und Herr Niklas darf ſich deiner nicht ſchämen.

(trinkt noch einmahl und geht auf und nieder) „Iſt doch ein braver Herr und bleibt ein braver Herr! Was mir geſtern alles für Ehre widerfaren iſt! Chriſtian, du haſts weit gebracht. Aber — wie Herr Niklas auch geſtern war! Ich begreife es noch nicht. So aufgeräumt habe ich ihn doch in ewigen Zeiten nicht geſehen. Ganz umgekehrt war er, und alle, alle konnten ſie ihr Wunder nicht genug an ihn ſehen. Wie er nur heute ſein wird, wenn ich ihm den Kaffee bringe? Doch das hat noch lange Zeit.“

(In dem Augenblick ward die Klingel gezogen, welche aus Niklaßens Schlafgemach nach Chriſtians Stube herüber ging) „Was — was iſt das?“

Chriſtian lief ſpornſtreichs fort. Als er die Thür zum Schlafgemach ſeines Herrn ſchon in der Hand hatte, beſann er ſich, daß er den Treſſenrock an habe, warf ihn ſchnell ſamt der Weſte von ſich, ſprang ins Schlafgemach und fand Niklaſſen, wie er mit dem Tode rang. (aus Leibeskräften ſchreiend) Herr Jemine, ach Herr Jemine, was iſt Ihnen denn?

Niklas. (ſtark röchelnd) Mein Ende iſt da. Ruf Richard!

Chriſtian. (noch ſtärker ſchreiend) Ach mein lieber Herr — mein guter lieber Herr — —

Niklas. (der ihm durch ein Zeichen mit der Hand Ruhe gebietet) Richard — Richard —

Endlich ſprang Chriſtian fort, um Richard zu wecken, der ſich zum Unglück eingeriegelt hatte. Er rief, klopfte, ſchrie, tobte an der Thür; Richard war nicht zu ermuntern. Drauf lud er ein Piſtol und ſchos es auf dem Saale ab. Sämtliche Leute im Hauſe ſtürzten herbei. Zuletzt ſchob auch Richard den Riegel auf und rief heraus — was war das? was bedeutet der Lerm?

Christian. Ach kommen Sie, kommen Sie — Papa ſtirbt ſchon immer drauf los.

Richard. (der gewaltſam aus dem tiefſten Schlaf erweckt worden war) Mein Vater? Mein Vater? Stirbt? Stirbt? (fällt betäubt zur Erde)

Christian. Ach daß Gott erbarm, nun ſind ſie beide todt. Nun bin ich auch todt. (fällt wie ein Taſchenmeſſer zuſammen und bleibt im Winkel des Saales liegen)

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der gute Niklas!

Kutſcher und Jäger packten Richard zuſammen und brachten ihn ins Schlafgemach ſeines Vaters. Der Verwalter hatte unterdeſſen ſchon nach dem Bader im Flecken und nach dem D. Sanft geſchickt. Richard kam durch den Anblick ſeines Vaters wieder zu ſich. Niklas, deſſen Zuſtand unterdeſſen ſich noch mehr verſchlimmert hatte, reichte ihm mattherzig die Hand.

Richard. (über alle Beſchreibung gerührt) Mein Vater — mein allerbeſter Vater* — was iſt dir angegangen? — wie iſt es möglich? — ſo plötzlich — —

Niklas. (dem man fürchterliche Angſt anſieht) Bald werde ich bei Thereſen ſein.

Richard. (der über ihn her fällt) Ach nein doch, mein guter Vater, nein doch! Noch nicht! Ja noch nicht!

Niklas. Ja, ja, lieber Sohn. (ſieht den Bader eintreten) Es wird alles nichts helfen.

Der Bader. (als er ihn angeſehen, unwillkürlich die Achſeln zuckend) Ah, das iſt ja ein böſer Anfall. Und vor einigen Stunden noch ſo geſund und vergnügt.

Niklas. Nein, er iſt gut. (der Bader ſchlägt die Ader am rechten Arm) Kommt Blut?

Bader. (kopfſchüttelnd) Ein Paar Tropfen. (ſchlägt am linken Arm)

Niklas. Kommt da Blut?

Bader. Auch ſo.

Niklas. Nicht wahr, ich ſterbe?

Bader. (mit gedämpfter Stimme) Ja!

Niklas. (reſignirt) Wohl mir! (als man ihm die Adern verbinden will) Ach laſſet doch — ſie ſind ſchon zu.

Wider alle Erwartung lies das Röcheln nach und Niklas bekam einige Ruhe. Er befohl, daß alle Anweſende bis auf Richard ſich entfernen ſollten. Der Bader ward zu Chriſtian gerufen. Niklas faltete ſeine Hände und ſah feſt gen Himmel. Richard zerflos in ſtillen Thränen.

Niklas. (ſeinem Sohn die Hand reichend) Sei Mann, Richard! Ich ſterbe; es iſt nichts gewiſſer, als dis. Gott gewährt mir aber das unausſprechliche Glück, noch eine angſtfreie halbe Viertelſtunde zu haben. Da haſt du ſie. Ich ſterbe an Erſtickung. Der Paroxiſmus wird bald wiederkommen, und in ihm bleibe ich. Einen harten Kampf wirds noch geben; doch hoffe ich auf einen wohlthätigen Schlag, der ihn abkürzen wird. So ſei nun Mann; ich bins, wie du ſiehſt. Wir waren zwei Menſchen, als Vater und Sohn verbunden, und bleiben dis ewig. Ich war gewis ein braver Vater gegen dich, und du warſt ein braver Sohn. Du biſt erzogen; ſo habe ich alle meine Pflichten für dich erfüllt. Ich habe deine künftige Gattin erblickt; ſo haſt du alle meine Wünſche erfüllt. So lebe nun wohl für die Erde und bleib auf ihr, ſo lange es Gott gefällt, und ſei in den Armen deiner Alphonſa glücklich. (zieht Richard nach ſich)

Da haſt du einen Kuß für ſie zum Lebewohl! Und da einen Handſchlag für Chriſtian. Halte Alphonſa ja werth, Richard; ſie iſt eine der Edelſten ihres Geſchlechts. Thu viel Gutes mit ihr an Armen und Elenden, und komm oft mit ihr unter die Linden zu deiner Eltern Grabe. In meinem Schreibetiſch findeſt du meinen letzten Willen; erfülle ihn pünktlich. (fühlt von neuem heftige Beklemmungen) Der letzte Paroxiſmus iſt im Anzuge. (zieht ihn ängſtlich wieder an ſich) Adieu, mein Richard, Adieu! Eine beſſere Welt vereinigt uns einſt wieder. (die Erſtickung nimmt zu) Nun, nun gehts zu Thereſen. Ach, wie werden wir uns freuen, nach ſo langer Trennung! Da ſchwebt ſie, da ſchwebt ſie. Ich komme, Thereſe, ich komme. (die Erſtickung wird fürchterlich) Ach Weſen der Weſen — Jehova — Gott — Herr — Vater — ende, ende! (blickt Richard noch einmahl recht liebreich an) Adieu, mein Sohn! (der Schlag rührt ihn; ſeine Augen bleiben feſt auf Richard geheftet und brechen an ihm) A — di — eu!

Richard hielt knieend ſeinen Vater in den Armen und ſah ihm noch lange ſo in die gebrochenen Augen. Endlich ließ er ihn niederſinken und drückte ihm die Augen zu. Die letzten Reden deſſelben hatten ihn zwar ſehr geſtärkt, aber die traurigſte aller Empfindungen, den Vater ſterben zu ſehen, zog ihn doch ganz in ſich zurück. Er ſchlos ſich bei der Leiche ein und ſetzte ſich neben ſie.

„Nun biſt du bei Thereſen — du guter! Welche Wonne möget ihr jetzt genieſſen! — Iſt wohl eben die Rede unter euch von mir. — Sie, die für mich ſtarb — du, der du für mich lebteſt — ach, was für wackere Eltern habe ich gehabt! — Ihr ſeid dahin. — Gott lohne euch mit ewiger Herrlichkeit! — Was iſt das für ein Anblick, den Vater ſterben zu ſehen! Herzzerreiſſender gibts doch im Leben nichts. — Wie war mir, als ich endlich mir den Muth nahm, ihm die Augen zu ſchlieſſen? Du guter Vater! (legt ſein Geſicht an das ſeinige) Wirſt ſchon ganz kalt. — Doch, du biſts ia nicht mehr ſelbſt. — Aber alle die Züge der Rechtſchaffenheit und Menſchenliebe, welche deinen Karakter ausmachten, trägt dein Geſicht im Tode noch. — Gott, wie bald kam ich um dich! Haſt deinen letzten Tag noch recht gefeiert und warſt ſo ſeelenvergnügt. — Ich ahndete es faſt. Doch ſo ſchnell noch nicht. — Ja, ia, ich will Mann ſein, wie du es wareſt. Heiter gingſt du von mir; ich will dir ſo ſtandhaft, als ich kann, nachſehen. — Dein Wunſch war es, du hatteſt keinen andern, als ihn. Undankbar wäre ich, wenn ich, dir ſeine Erfüllung nicht gönnte. — Jeder hat nun ſeine Thereſe. — Ach, hätte ich Alphonſa nicht, wie würde mir ſein? — Wie alles ſo kommen mus! Jammer und Labſal immer bei einander. — Nun, du ſollſt uns beiden unvergeslich ſein; nicht blos auf Tage — auf Stunden! Und ſo oft ich mich mit Alphonſa auf das heiligſtvertrauteſte unterhalte, ſo oft wir einander tief in die Augen und durch die Augen ins Herz ſehen und dadurch unausſprechliche Wonnegefühle einander bereiten: ſo oft will ich denken, daß das nur das allerdürftigſte, allerunvollkommenſte Bild von der Seligkeit ſei, welche du bei meiner Mutter ununterbrochen genieſſeſt. — Noch liegt deine äuſerliche Geſtalt, dein Leichnam, da; auch ihn will ich ſehen, ſo lange ich kann. Gott ſei mit dir und mit mir!"

Jetzt wollte Chriſtian, der ſich von ſeiner Ohnmacht wieder erhohlt hatte und nichts weniger dachte, als daß ſein Herr ſchon todt ſei, ins Zimmer eindringen. „Es iſt ja Chriſtian, rief er, Chriſtian iſts; machen Sie doch auf." Richard lies ihn herein. „Du kommſt zu ſpät."

Chriſtian. (überlaut ſchreiend) Ach daß Gott erbarm! Mein Herr iſt todt — iſt todt und ich habe nicht einmahl Abſchied von ihm genommen.

Richard. St! Er iſt, wohin er ſich ſehnte, — bei Thereſen. Feire heilig und ſtill den Tod des Gerechten!

Chriſtian. Ach, wenn ich nur noch hätte Abſchied von ihm nehmen können! wenn ich nur noch hätte Abſchied nehmen können!

Richard. Es ging nicht an. Aber da haſt du noch einen Handſchlag von ihm; den ſoll ich dir reichen.

Chriſtian. (lächelndweinend) Er hat alſo meiner noch gedacht? Ach der gute Herr Niklas! Wie hätte ich das gedacht, daß ich ihn überleben ſollte! Ich armes Thier — Sie werden mich doch nun nicht verſtoſſen?

Richard. Ich dich? Pfui, ſchäme dich!

Chriſtian. Ach ſo iſts ſchon gut. Aber — mein lieber guter Herr, ſo geſchwind, ſo geſchwind — und war geſtern noch ſo vergnügt. Das hat mich wohl geſchwant. Der gute Herr Niklas!

Richard. Bleib hier, bis ich wiederkomme, und las nichts herein.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Hat eine Standrede, die Niklaſen mehr Ehre macht, als wenn D. Knirpſtrev, der die Lehre vom Nutze der Schlüſſel verfertiget hat, bei ihm parentirt hätte.

Chriſtian. (als Richard weg war, mit gefalteten Händen vor dem Leichnam ſtehend) Was ſind wir doch, wir arme Menſchen! Heute roth, morgen todt! — Ach du lieber Gott! — Und wenn einer alles hat, was er ſich nur wünſchen mag, und der Tod kommt, ſo hilft ihm alles nichts, was er hat. — Ach du lieber Gott! — Da liegt er nun, der gute Herr Niklas, dem halb Grimsthal zugehörte, und iſt mauſetodt, und bekommt ſo ein klein Plätzgen in der Erde, wie unſer einer. — Ach du lieber Gott! — Nun, nun; ſo iſt dann zwar alles eitel, aber — (hebt die Stimme) deines Nahmens Gedächtnis nicht, du guter lieber Herr Niklas! Ach, was warſt du für ein braver Mann! Du haſt in deinem Leben kein Kind beleidigt, und keine Chriſtenſeele bleibt hinter dir zurück, die dir durch deine Schuld und Urſache gram ſein könnte. Wie der liebe Gott, ſo gut warſt du. Ob einer ein Herr von Chriſtian, oder ein bloſſer blanker Chriſtian wäre, wie ich, das galt dir alles gleich, wenn er nur ein ehrlicher Chriſtian war. Von Stolz und Hochmuth wuſte deine Seele nichts, und nie habens Leute bei ihrer Herrſchaft ſo gut gehabt, wie wir bei dir. Wie deine Kinder haſt du uns gehalten. (weint bitterlich) Ach du lieber Herr Niklas, wenn wir alle für dich ſterben könnten, wir thätens; der Jäger ſo gut, wie der Kutſcher, der Herr Verwalter ſo gut, wie ich. Und könnten wir dich alle nach acht Tagen wieder aus der Erde herausſchaffen, wir legten uns alle für dich hinein. Wenn ich noch bedenke, was der Herr Verwalter einmahl für einen Eſelsſtreich machte, wie er ſtatt der drei Wiſpel Waizen nur einen berechnete, und wie du, als du ihn auf dem faulen Pferde ertappteſt, weiter nichts ſagteſt, als — höre, höre, du haſt zwar das Amt der Schlüſſel bei mir, aber bedenke, daß es meine Schlüſſel ſind und daß ich ſie morgen dir abnehmen kann. Und der Jäger — was für ein Flegel war er einmahl! Verleugnete er nicht drei wilde Schweine, von denen es alle Leute ihm nachſagten, daß er ſie geſchoſſen und weggeſchickt hätte? Du aber thatſt weiter nichts, als daß du ihm andeuteteſt, der erſte Haſe, den er wieder ſtöhle, ſollte ihn um alles Schiesgeld bringen. Und der Kutſcher — wie er dir die ſchönen vier Rappen verfutterte — ſie waren doch fürwahr mehr, als vierhundert Thaler in Gelde werth — was für eine Strafe bekam er? Den Befehl, auf die Fütterung ſeiner Pferde nur zum vierten Theile ſo aufmerkſam zu ſein, wie auf ſein eigenes Eſſen. Ach du guter lieber Herr Niklas! Ich ſelbſt machte auch einmahl einen ſehr dummen Streich und will mich gar nicht weis brennen. (ſchlägt die Hände in ſtärkſtem Affekt aus einander und faltet ſie wieder) Weiſſſt du noch, wie ich einmahl um vier Uhr dich wecken ſollte und die Zeit verſchlief? Und du ſagteſt doch weiter nichts, als — biſt du nicht eine alte Schlafmütze! Veruntienet aber habe ich dir nichts und geredet habe ich auch in acht Tagen kein Wort, ſobald ich ſah, daß du es nicht wollteſt. Die ſelige Frau Thereſe war erſt ein gar wunderliches Weibsbild. Gott habe ſie ſelig, aber ich habe mich manchmahl an ihr geärgert. Haſt du nicht geſehen ſo putzte ſie ſich, und wenn ſie Moritz friſirte, ſas ihr keine Locke recht. Ward nicht weggefaren, ſo ſah ſie aus, als wenns geſchneiet hätte; und kam vollends hernach nichts angefaren, ſo ging der Nil mit Grundeis. Aber du kriegteſt ſie 'rum. Wie du's angefangen, mag unſer Herr Gott wiſſen; aber das unterſte zu oberſt haſt du an ihr gekehrt. Zuletzt war ſie, wie du ſie haben wollteſt, und wenn du gefragt hätteſt, ob der Veſuv nicht Feuer ſpeie, ſie hätte Ja geſagt. Da muſte man ſie auch lieb haben, und du haſt ſie recht lieb gehabt. Ich bin noch ein ehrbarer Junggeſell und habe in meinem Leben an kein Weibſen gedacht; aber wie es möglich war, daß du dich um ſie ſo haben konnteſt, fünf und zwanzig Jahre ſo um ſie haben konnteſt, das hab' ich all mein Lebtage nicht begreifen können. Doch, nun biſt du bei ihr, und wenn ſie dich nun nicht fünf und zwanzig mahl lieber hat, als du ſie hatteſt, ſo mag ich auch im Himmel keine Frau. Hier ſoll mich Gott vor bewahren. So einen Aufruhr, wie Thereſe, Gott habe ſie ſelig, hier im Hauſe machte, als ſie kam, und wie ſie gieng, will ich in meinem Leben nicht vergeſſen. Und hernach war des Jammerns kein Ende, und ich glaube noch, du haſt dich um ſie todt gegrämt. Warlich, ſie kanns dir ewig nicht verdanken. Wärs nun gar, wie Salomo ſagt, — das hab' ich ihm nie vergeben können — daß es dem Menſchen im Tode gehe, wie dem Vieh, — — Gott ſollte einen bewahren, daß man heirathete. Und — was für ein menſchenfreundlicher Mann du gegen alle und jede warſt! Wenn du einem etwas ſchuldig warſt, daran erinnerteſt du dich ſelbſt; wenn dir aber jemand etwas ſchuldig war, daran erinnerteſt du ihn nie. Wenn ich manchmahl ſagte — aber lieber Herr Niklas, wollen Sie denn den Kerl nicht laſſen einſtecken? er iſt Ihnen ja ſo und ſo viel ſchuldig, und bezahlt nun und nimmermehr: dann ſpracheſt du immer — Chriſtian, wie kannſt du ſo dumm ſein und glauben, daß der Mann mir nicht bezahlen würde, wenn er könnte? Ja du lieber Gott, lieber Herr Niklas, du haſts wohl geſehen, wie's die Leute machen. Sie thun, als könnten ſie nicht bezahlen und lachen dich aus. Wenn ich all das Geld hätte, um das du betrogen worden biſt! Doch, es iſt beſſer, betrogen werden, als betrügen. So ſprachſt du immer: aber freilich, man mus auch ſo in der Lage ſein, wie du, daß man es verſchmerzen kann. Wohl dir alſo, daß du davon gingſt als ein Mann, dem hundert Menſchen ſchuldig ſind! Was ſag' ich — hundert? Ach du lieber Herr Niklas, du Helfer und Retter aller Armen und Nothleidenden, von denen du nur hörteſt — es mögen wohl tauſend ſein, die bei dir im Schuldbuche ſtehen. Du, du haſt wohl recht Andern geholfen und kannſt dir nun ſelbſt nicht helfen. Ach lieber

Herr Niklas, du biſt gewis ſelig geſtorben. Deine Werke folgen dir nach.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Niklaſſens letzter Wille, und was hernach weiter vorgefallen.

Vom D. Sanft war noch nichts zu hören und zu ſehen. Richard las, während daß Chriſtian parentirte, ſeines Vaters letzten Willen, der in der Nacht vor ſeinem letzten Tage von ihm eigenhändig aufgeſetzt war und wörtlich alſo lautete:

Zu guter letzt, Richard!

Ich ſterbe bald, das fühl' ich. Was ſoll ich auch weiter hier unten? Ich habe vollbracht. Richard, du biſt völlig erwachſen; das Weib, in deſſen Armen du glücklich ſein wirſt, kenne ich. Alphonſa iſt gut; Thereſe iſt ſchon beſſer. Nimm du iene; las mich zu dieſer. Wohl dir; beſſer mir!

Es iſt alles eitel. Zu Thereſen will ich.

Wenn du mir die Augen zugedrückt haſt, Richard, ſo laß mich vier und zwanzig Stunden im Bette liegen, wo ich ſtarb. Hernach ſchaffe mich ins Gartenhaus und laß mich da auf einem Unterbette, das auf einem Bettgeſtell liegt, ſo lange ruhig, bis ich ſo ſtinke, daß ihr euch alle die Naſe zuhalten müſſet. Um Gottes willen bitte ich dich, daß du ſo thun wolleſt. Ich habe es erlebt, daß ein Menſch, der am vierten Tage begraben werden ſollte, am ſelbigen Tage wieder auflebte. Ich habe Todtengräber geſprochen, die mir fürchterliche Dinge erzählt. Gott ſei's geklagt, daß man noch nicht beſſere Anſtalten trift! Für mich will ich ſie aber hiermit getroffen haben. Wenn zwar die menſchliche Geſellſchaft nicht nöthig hat, ſich von mir verpeſten zu laſſen, ſo ſehe ich doch auch nicht ein, wie mir zugemuthet werden könne, daß ich mich ihrentwegen noch lebendig begraben laſſen ſollte. Ihr werdet doch alle Naſen haben; wo nicht, ſo hat Sanft wenigſtens eine Doktornaſe. Etwas Geſtank duldet noch aus Liebe für mich. Könnt' ichs machen, ſo löſete ich mich ſterbend bis zur Verſtäubung gleich auf und nähme die vier Winde an, um meinen Staub in alle Himmelsgegenden zu zerſtreuen. Da ich bis nun nicht kann, ſo bitte ich dich nochmahls um

Gottes willen, Richard, habe Erbarmen mit mir!

Begraben aber will ich folgendergeſtalt ſein. Kein Menſch ſoll mir, wenn ich todt bin, etwas, das ich an mir habe, aus- oder etwas, das ich noch nicht an mir habe, anziehen. Wie ich ſtehe und gehe im Tode, ſo will ich in den Sarg gelegt ſein. Wehe dir, Richard, wenn du mich ein Leichenweib berühren läſſeſt! Ungewaſchen, unfriſirt, unraſirt ſollſt du mich in den Sarg legen, das blos aus vier Bretern beſtehen ſoll, dergleichen ich zum groſſen Angurienkaſten ſchneiden lies. Eine Stunde vorher, ehe ihr mich begrabet, leget mich hinein. Mein Grab ſoll dicht neben Thereſen ſein. Ihr Sarg iſt ſchon verfallen; wenn alſo der meinige auch verfällt und die Erde ſich ſackt, ſo gerathen unſere Knochen unter einander, und das iſt mein Wille. Aus einander ſich wieder zu finden, haben ſie nicht nöthig; denn ich mag die meinigen nie wieder haben. So, wie der Tag grauet, will ich begraben ſein, und das ohne Sang und Klang und ohne alles Gefolge. Meine Leute ſollen mich tragen und du, Richard, folgſt mir mit Chriſtian. Sag's keinem, wann du mich begräbſt; ſo kann keiner ſichs einfallen laſſen, mitgehen zu wollen; ich kann die Poſſen nicht leiden.

Monumente aller Art verbiete ich auf das ſtrengſte. Ich hoffe ohnedis im Andenken zu bleiben; und wenn die Leute, denen ich Gutes gethan, todt ſind, ſo braucht meiner gar nicht mehr gedacht zu werden. Das kannſt du allenfals thun, Richard, ſchreib auf die Urne, die ich Thereſen ſetzen lies, ſtatt der Worte — *hier liegt Thereſe* — *hier liegen Thereſe und Niklas*. So lange noch Leute leben, die uns kannten, mögen ſie die Inſchrift verſtehen; hernach wird ſie ohnehin verwettert ſein.

Ich hinterlaſſe dir alles, was ich habe. Es iſt viel und würde mehr ſein, wenn ich nicht gern *gegeben* hätte. Es iſt aber mehr, als du brauchſt, und ſo *gib* auch gern, wie ich.

Sei Grimm!

Fordere keine Schuld ein, die ich zu fordern habe. Der Natur bezahle ich zwar meine Schuld, das müſſen aber meine Schuldleute auch; dabei las es nun bewenden. Ich will, daß du meine Debitoren behandelſt, wie ich wünſche, daß mich der oberſte Kreditor behandle. Hörſt du, Richard? Richtet nicht, ſo werdet ihr nicht gerichtet!

Jedem von unſern Leuten gib das verſiegelte Päckgen, welches in meinem Schranke mit ſeinem Nahmen liegt, ohne es aufzumachen. Es mag jeder damit machen, was er will; nur gut anwenden ſollen ſie es. Wenn ſie bei dir bleiben wollen, ſo behalt ſie alle und füttere ſie todt. Den ehrlichen Chriſtian belohne ſelbſt; du kannſt ihm alles das Gute, das er dir von Kindheit auf gethan hat, nie genug verdanken.

Uebrigens mache mit Haus und Garten, was du willſt. Und wenn du das unterſte zu oberſt kehrſt; das gilt mir, wenn ich todt bin, alles gleich. Jeder hat ſeine eigenen Grillen und du ſollſt dich an die meinigen nicht kehren. Richte alles zu deinem beſten Vergnügen ein und genies das Glück, welches dir Gott durch deine Vorfaren beſcheerte, mit Alphonſa recht lange. Kommet oft an mein und Thereſens Grab; ſprechet da von uns und erzählet euren Kindern einſt noch von uns. Selig finden wir uns alle wieder zuſammen. Ich gehe voran und eile zu Thereſen.

Zu guter lezt, Richard!

Alles, wie du verordnet haſt, ſprach Richard bei ſich ſelbſt, als er die Schrift geleſen, und das erſte, was er that, war, daß er ſämtliche verſiegelte Päckgen nahm, die Leute an das Bette ſeines Vaters zuſammenberief und ſelbige unter ſie austheilte. „Da habt ihr ein Andenken von dem Rechtſchaffenen, welcher hier liegt. Sein Wille iſt, daß ihr es alle gut anwenden ſollet.“ Alle bedankten ſich auf das gerührteſte und weinten dazu bitterlich.

Richard. Das thut nicht; das konnte er nicht leiden. Behaltet ihn lieb; und damit gut. Er hat, was er wünſchte, — Thereſen. Ich behalte euch alle und ihr könnet bei mir leben und ſterben, wenn ihr wollet. (alle drängten ſich jetzt an Richard und wollten ihm die Hand küſſen; er nahm dis nicht an, ſondern gab blos jedem die Hand) Aber — wie geht es zu, daß mein Schwiegervater nicht kommt? (ſieht ſie alle an)

Verwalter. Ich begreiſe es nicht; ich hatte meinen Bruder gleich zu Pferde hinüber geſchickt, und der iſt doch ſchon längſt wieder da und brachte die Antwort, daß er kommen wolle, ſo geſchwind, als möglich.

Richard. Das mus nicht recht beſtellt worden ſein. Chriſtian, mach dich zurecht; du ſollſt gleich mit der Kutſche hinüber. Gehet nun nur alle wieder an euren Ort. (ſetzt ſich und ſchreibt)

„Alphonſa, da haſt du die ſchrecklichſte der Nachrichten — mein Vater iſt todt, mein guter Vater! Sei Mann — ſprach er ſterbend; wie würde ich es ſein können, wenn ich dich nun nicht hätte? Du mein einziger Troſt, ſo ſetz dich gleich in den Wagen und bring deinen Vater mit. Mir iſt alles ſo weit und ſo enge, ehe du kommſt. Komm, komm, ich bitte dich, auf der Stelle. Unausſprechlich verlangt nach dir dein Richard.“

Chriſtian bekam das Billet und fuhr ab. Richard ſchrieb noch einige Briefe und las hernach am Bette des Todten nochmals den letzten Willen deſſelben. Jetzt bemerkte er erſt das Datum und bewunderte die Ahndung ſowohl, als die Gefaſſtheit ſeines Vaters. Erſtaunen aber ergrif ihn vollends, als er das Papier zuſammenlegte und auf der Auſſenſeite noch folgendes Kodicill zum Teſtament fand: „Morgen wollen wir auch recht ſeelenvergnügt ſein. Ich will ſo vergnügt ſein, daß ihr alle nicht aus mir klug werden ſollet. Tanzen ſogar will ich, das ich ſeit fünf und zwanzig Jahren nicht gethan habe.“

Richard. (nachdem er lange den Vater angeſehen) Iſt es möglich? Wer warſt du und was ſoll ich von dir denken? Woher hatteſt du ſo beſtimmte Wiſſenſchaft von deinem nahen Tode? Ach gewis hatteſt du körperliche Vorempfindungen davon, welche du uns allen verbargſt. Gewis hatteſt du die Erſtickungen, an welchen du ſtarbſt, ſchon öfter und immer ſtärker gehabt. Und — mit dieſem Vorherwiſſen ſetzteſt du dich in der Nacht vor deiner Sterbenacht hin und ſchriebſt ſo heiter und nahmſt dir ausdrücklich vor, Tags drauf recht äuſerſt mit uns vergnügt zu ſein, und wareſt es auch... Ach Mann, ſo gros, als gut, nun müſſen wir doch alle wohl glauben, daß dir von Gott durch deinen wirklich erfolgten Tod die gröſſeſte Gnade, welche dir nur widerfaren konnte, widerfaren ſei. Nun ziemt ſichs wohl für keinen von uns, daß er darüber weiter Klagen führe, daß du von uns gingſt. Auch dein Richard will nun ganz Mann ſein. Ich habe dich lange genug gehabt, Thereſe hat dich lange genug entbehren müſſen; du haſt nun, was du wollteſt. So ſei Gott für alles geprieſen! — Aber wohl mir nun, daß ich nicht reiſete! Du findſt mich nicht wieder, ſprachſt du, und es wäre ein wahres Wort geworden. Wohl mir, daß ich Alphonſa ſah und liebte, und daß du noch erfurſt, wer deine Tochter werde. Dadurch widerfur dir gewis auſſer deinem Tode das gröſſeſte Glück. Auch mich beruhigt es nun unausſprechlich. Alphonſa wird bald hier ſein und dir die kalte Hand drücken. Alphonſa, und weiter keiner, ſoll dabei ſein, wenn ich dich begrabe. Alphonſa und ich wollen täglich an deinem Grabe uns einfinden und dich ſegnen und Thereſen ſegnen, die für mich ſtarb.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Hat faſt dieſelbe Aufſchrift, wie das neunzehnte Kapitel.

Oder auch

Richard begräbt Niklas und — geht in alle Welt.

Jetzt hörte Richard Fuhrwerk im Hofe. Er ſprang auf, ſeine Alphonſa mit ihrem Vater hereinzuführen. Die Kutſche kam leer zurück. Auch Chriſtian fehlte.

Richard. (zum Kutſcher) Was iſt das?

Kutſcher. (der ſich umwendet) Ich weis nichts, da kommt Chriſtian.

Richard. (ihm entgegenſchreiend) Was bedeutet das? Warum kommt ihr leer wieder?

Chriſtian. (der aus guter Meinung vorausgelaufen war, um eher, als der Wagen, wiederzukommen, unterwegs aber einige mahle liegen geblieben war) Ach, kommen Sie doch nur erſt in die Stube.

Richard. (indem Chriſtian auf einen Stuhl niederſinkt) Was iſt denn? Kannſt du nicht reden? Warum bringſt du keinen mit?

Chriſtian. (zitternd und bebend) Sie liegen beide auch zu Bette. Ich habe den Vater nur geſprochen; der ſagte, er gedenke, bald wieder aufzuſtehen.

Richard. (heftig polternd) Warum haſt du Alphonſa nicht geſprochen?

Chriſtian. (ſich lange auf eine Antwort beſinnend) Sie — ſchlief.

Richard. (der ihn auf dem Stuhle ſtark ſchüttelt) Sag alles — ſag, was iſt vorgefallen?

Chriſtian. (die Hände über den Kopf zuſammenſchlagend) Ach Unglück, lauter Unglück!

Richard. (der zurückprallt) Unglück? Was für Unglück?

Christian. (tief Athem holend) Nun, ich will alles erzählen. Sie müſſen es ja doch erfaren. Wie ſie da geſtern nach Hauſe fahren, wirſt ſie der Kutſcher um — —

Richard. Wer? Wilhelm?

Christian. Nicht doch; ſie fuhren ja mit Extra nach Hauſe.

Richard. 's iſt wahr. Nun, und — —?

Christian. Und — Sie wiſſen doch das groſſe Loch an der Mühle? Alſo gerade da wirſt er ſie um — —

Richard. (in heftigſtem Schrecken) Ach daß Gott erbarm! daß Gott erbarm! Und da — und da — —?

Christian. Und da — Sie erinnern ſich doch des heftigen Plazregens, den wir in voriger Woche hatten? Alſo das ganze Loch iſt ganz voll Waſſer — —

Richard. (mit ſinkenden Händen) Und da — ertrinken ſie beide — nicht wahr?

Christian. Nicht doch; den Herrn Doktor hab' ich ja geſprochen.

Richard. (die Arme ſchnell wieder bebend und ausbreitend) Alſo Alphonſa? Alphonſa iſt ertrunken? (bleibt in ſeiner Stellung wie verſteinert)

Chriſtian. Auch nicht. Nein, wahr und wahrhaftig, ſie lebt noch. Ich dürfte es ja doch nicht verheelen, wenn ſie todt wäre. Aber hart iſts beiweg gegangen. Die Mamſell iſt unten gefallen und der Vater auf ſie drauf. Zum Glück ſind die Pferde gleich geſtanden und einige Fuhrleute ſind dazu gekommen. Die haben dann erſt Wagen und Pferde herausgezogen und hernach auch die Menſchen gerettet. Der Poſtillion hat Arm und Beine gebrochen. Der Herr Doktor iſt unbeſchädigt geblieben; Mamſell Alphonſa hat auch nur eine ſtarke Kontuſion bekommen, aber im Waſſer haben ſie beide gelegen und die arme Mamſell am tiefſten und am längſten. Sie iſt todt nach Hauſe gebracht worden; durch angewandte Mittel aber hat man ſie wieder zu ſich gebracht. Jetzt liegt ſie im gröſſeſten Fieber. Der Vater iſt auſſer Gefar; die Tochter aber nicht. Er hat mir es alles ſo beſtellt, daß ichs Ihnen ſagen ſollte, und band es mir wohl dreimahl ein, daß ich ihre Gefar weder zu gros, noch zu klein, machen ſollte.

Richard. (der wieder beweglich wird, auf und nider geht und die Arme gen Himmel ſtreckt) Kommt denn alles Unglück auf einmahl? Ach Gott, ach Gott! Wie hat ſich der geſtrige frohe Tag geendigt! (ſezt ſich ans Todtenbette) Ach Vater, Vater, wohl dir, daß du davon biſt! (ſtemmet beide Einbogen auf das Bettgeſtell und hält ſich lange die Augen zu)

Christian. (an ihn hingehend, als er über eine Stunde ſo geſeſſen) Lieber Herr Grimm, ich dächte, wir führen hin.

Richard. (der zu ſich kommt) Gott, wie iſt mir!

Christian. Hören Sie wohl, wir wollen hinfahren.

Richard. Wohin?

Christian. Zu Ihrer lieben armen kranken Braut.

Richard. (aufſpringend) Ach ja wohl! Aber du bleibſt hier bei deinem geweſenen Herrn.

Christian. Das thu ich auf keinen Fall. Ich weiche und wanke nun von Ihnen nicht. Meinem alten Herrn kann ich nun doch nichts mehr helfen. Der Verwalter kann ſo lange bei der Leiche bleiben. Was hier zu thun iſt, kann ieder thun. Man kann ja doch weiter nichts thun, als ihn anſehen.

Richard lies ſichs gefallen und ſtieg in den Wagen. Chriſtian ſetzte ſich ungerufen neben ihn, bekam aber die Weiſung, nicht eher zu reden, als bis er angeredet würde; wovon dann die Folge war, daß auch nicht eher wieder eine Silbe fiel, als bis Richard zu ſeinem Schwiegervater in die Stube trat.

D. Sanft. (als er, auf dem Sofa ſitzend, ihn eintreten ſieht) Ach, guter Grimm, kommen Sie? O Gott, welche Schickſale treffen uns! (indem Richard auf ihn zu ſtürzt und ihm um den Hals fällt) Schrecklicher endigte ſich nie ein Freudentag. Wir Armen!

Richard. (zitternd) Was macht meine Alphonſa, meine Alphonſa?

D. Sanft. Krank, krank, — ſehr krank!

Richard. (lauter) Wo iſt ſie? Wo iſt ſie? Ich mus ſie ſehen. Ich mus ſie ſehen.

D. Sanft. St! St! Das ſollen Sie auch. Aber jetzt ſchläft ſie, und dieſer Schlaf iſt ihr mehr, als alle Arzenei. Sie liegt in der Nebenſtube. Ich komme eben von ihr.

Richard. (der hinein will) Nur einmahl will ich ſie ſehen —

D. Sanft. (der ihn abhält) Ich bitte Sie, haben Sie ſie lieb?

Richard. (beide Hände auf die Bruſt ſich legend) Ach Gott, mehr, als mein Leben.

D. Sanft. Nun, ſo ſein Sie jetzt ruhig und ſetzen ſich zu mir. — Wir ſind alle in Gottes Gewalt. Es wird kommen, wie es kommen ſoll. Iſt es Ihnen möglich, ſo erzählen Sie mir von dem plötzlichen Tode Ihres Vaters; hernach will ich Ihnen unſer Unglück erzählen.

Der Gedanke an ſeinen Vater zog Richard ein wenig von dem Gedanken an Alphonſa abwärts; er erzählte, ſo gut er konnte, und D. Sanft erwiederte darauf — „wenn da alle Aerzte der Welt beiſammen geweſen wären, ſo hätten ſie nicht helfen können.“ Die darauf folgende Erzählung von dem nächtlichen Unglück erfüllte Richard mit Schauder und Entſetzen. Der Doktor ſchlos ſie mit den Worten — „Das gefährlichſte bei der ganzen Sache iſt die fürchterliche Erkältung, welche ſie gehabt hat; getanzt hatte ſie wacker vorher, und wenn ſie ſich auch noch ſo gut verwahrt hatte, ſo half dis doch alles nichts in dem abſcheulichen Waſſerloche.

Wenn ſie der Schlag auf der Stelle gerührt hätte, ſo wärs kein Wunder geweſen. Ich glaubte es auch wirklich anfangs. Seit einigen Stunden erſt hat ſie ſich wieder erwärmt; die Folgen der terriblen Erkältung aber laſſen ſich nicht berechnen.“

Richard wollte von neuem mit aller Gewalt zu Alphonſa.

D. Sanft. Ich laſſe Sie nicht herein. Wollte Gott, ſie ſchliefe zwölf Stunden; vielleicht hilft die Tranſpiration. Es geſchieht alles, mein einziges Kind zu retten, und drei Aerzte gehen noch auſſer mir ab und zu.

Richard. (flehend) So laſſen Sie ſie mich doch nur einmahl von fern ſehen.

D. Sanft. (der aufſteht und die Thür etwas öffnet) Aber — keinen Schritt hinein!

Richard. (fürchterlich erſchrocken) Ah, wie ſieht'ſie aus! — Was hat ſie denn für ein Tuch um den Kopf?

D. Sanft. Sie hat einige kleine Wunden; aber dieſe ſind das geringſte. Sie ſind ſchon unterſucht und es hat nichts damit zu ſagen. (indem Richard mit Gewalt eindringen will) Mann von Wort! Haben Sie das Leben meiner und Ihrer Alphonſa lieb? (zum Glück war einer von den Aerzten gleich bei der Hand und ſchob inwendig den Riegel vor)

Alphonſa durchſchlief den Reſt des Tags und die ganze drauf folgende Nacht. Richard war in der ſchrecklichſten Gemüthsbewegung. Gleich nach Mitternacht fuhr er nach Grimsthal, brachte ſeinen Vater ins Gartenhaus, verordnete unaufhörliche Wache bei ihm und war bei guter Zeit wieder bei D. Sanft. Alphonſa war nun zwar erwacht, aber befand ſich ſprachlos und in einer Art von Betäubung, ſo, daß die Aerzte es durchaus nicht verſtatten wollten, daß er ſich ihr nähere. Dis währte bis zum vierten Tage. Richards Gemüthszuſtand ward immer ſchrecklicher. Er reiſete hin und her, kam gar nicht in ſein Haus, wenn er nach Grimsthal kam, ſondern gieng geradeswegs in den Garten, verſchlos ſich eine halbe Stunde bei ſeinem Vater und ſas eine halbe Stunde auf dem Grabe ſeiner Mutter. Chriſtian durfte ſchlechterdings nicht ein Wort ſprechen, begleitete ihn aber unaufhörlich, wie in ſeiner Kindheit.

Am vierten Tage beſtand Richard ſchlechterdings darauf, zu Alphonſa eingelaſſen zu werden. „Sie iſt die meinige, ſprach er, und es iſt unerhörte Ungerechtigkeit, mich länger von ihr zu trennen. Laſſet ihr mich nicht zu ihr, ſo verliehre ich, wo nicht mein Leben, doch meinen Verſtand; laſſet ihr mich aber zu ihr, ſo rette ich ihr vielleicht beide.“ Die Aerzte gaben nach und waren alle dabei anweſend, um Beobachtungen über die Veränderungen anzuſtellen, welche Richards Anblick im Zuſtande der Betäubten machen würde.

Richard. (der langſam hereintritt und dann ſchnell mit ausgebreiteten Armen an ihr Bette ſtürzt) Ach meine Alphonſa! meine Alphonſa!

Alphonſa. (die ſich aufrichtet und ihre Arme um ihn ſchlingt) Mein Richard! mein Richard!

Lange hingen die Liebenden ſo an einander. Die Aerzte erſtaunten. Es war ein tiefes feierliches Schweigen auf allen Seiten.

Richard. (endlich) Ach meine Einzige, ſtirb du mir doch nicht. Mein Vater iſt mir ia geſtorben. Da haſt du den Kus, den er mir an dich gab.

Alphonſa raſte alle ihre Kräfte zuſammen, ihn noch einmahl recht an ſich zu drücken. Drauf ſank ſie um, verlohr die Beweglichkeit ihrer Glieder, ſchien weder zu hören, noch zu ſehen, und behielt ihren Blick feſt und ſtarr auf Richard gerichtet. Richard kniete nieder und ſprach in ſie hinein; ihr Blick ſenkte ſich nicht nach ihm, ſondern blieb ſtarr über ihn weggerichtet; die Aerzte, ſobald ſie dis bemerkten, ergriffen Richard und brachten ihn mit Gewalt aus dem Zimmer. „Grauſame!“ rief er aus und warf ſich in einen Lehnſtuhl, wo er lange ebenſo unbeweglich und ebenſo ſtarr, wie Alphonſa, vor ſich hin ſah.

D. Sanft konferirte eine Stunde lang mit den drei Arzten über den Zuſtand ſeiner Tochter. Alle mögliche Mittel wurden angewendet, die Reitzbarkeit ihres Nervenſiſtems wieder herzuſtellen; aber vergeblich. Gegen Abend ward der Puls merklich ſchwächer und die Reſpiration leiſer. In der Nacht hörete aller Puls auf und der Athem verſchwand. Früh morgens am fünften Tage ward ſie kalt. D. Sanft gieng auf ſein Zimmer, um ſich auszuweinen. Umſonſt machten die Aerzte alle ihre Verſuche, ob nicht irgend noch ein Zeichen des Lebens an ihr zu finden ſei und brachten dem Vater die traurige Nachricht vom wirklicherfolgten Tode ſeiner Tochter. Untröſtbar empfing ſie der Rechtſchaffene und ſchlos ſich ein. Richard war nach ſo viel durchwachten Nächten in einen tiefen Schlaf geſunken.

Gegen Mittag erſchien der Vater wieder und war völlig gefaſſt. Er ging erſt noch einmahl zur Tochter, und als er ſie lange betrachtet, klopfte er ihr die Backen und ſprach — Es ſei! Gott hats gewollt! Ich habe alle Ausſicht, dir bald zu folgen. Drauf begab er ſich zu Richard, der ſich eben anzog.

Richard. (ſobald er ihn erblickt) Was macht ſie? Was macht ſie heute?

D. Sanft. (mit ruhiger Stimme) Ihr iſt wohl, uns aber weh.

Richard. (alles, was er in Händen hat, fallen laſſend) Das heiſſt, ſie iſt todt? — todt?

D. Sanft. (ebenſo ruhig noch) Ja, mein Guter, ſie iſt dahin. Ich bedaure nicht mich, ſondern Sie; (will ihn umarmen) aber —

Richard ris ſich mit Ungeſtüm von ihm los und verfiel auf der Stelle in eine heftige Raſerei, welche vier und zwanzig Stunden anhielt. Es war nicht möglich zu machen, daß er das geringſte ein- oder zu ſich nähme. Der ehrliche Chriſtian aber hielt treulich bei ihm aus und lies ſich iede Mishandlung von ihm gefallen. Endlich ward Richard matt und ſchlief ein und ſchlief faſt ebenſo lange, wie er geraſet hatte. Unterdeſſen kam die Nachricht von Grimsthal, daß Niklas nicht länger zu halten ſei, weil er ſchon gewaltig rieche.

Chriſtian ſäumte nicht, ſeinem Herrn, ſobald er erwachte, dieſes zu referiren. „So? erwiederte Richard, nun ſo wollen wir hin und begraben. Aber von nun an wieder kein Wort, bis ich dich frage.“ D. Sanft freuete ſich über die Kur, welche der Schlaf gemacht. Richard machte ſich ſchnell reiſefertig.

D. Sanft. Wohin wollen Sie jetzt?

Richard. Nach Grimsthal.

D. Sanft. Was wollen Sie da machen?

Richard. Gräber.

D. Sanft. Eſſen Sie doch erſt mit uns. Sie haben ja ſo lange nichts zu ſich genommen.

Richard. Ich habe keinen Hunger. — Aber nun darf ich doch wohl meine Alphonſa ſehen, mein Vater?

D. Sanft. Ich will es Ihnen nicht wehren. Wenn Sie ſich nur nicht von neuem ſchaden!

Mit den Worten — Nein, nein, — eilte Richard zu Alphonſa und ſchlos hinter ſich zu. „Ach du lebſt ja, ſchrie er im freudigſten Schrecken, du lebſt ja!“ denn die Augen waren ihr wieder aufgegangen, und ſo fiel, wie er vor ihr ſtand, derſelbe ſtarre Blick noch auf ihn, wie er letzthin auf ihn gefallen war. Er ergriff ihre Hand, fühlte ſie im Geſicht an; aber überall war ſie kalt. Drauf knieete er neben ihr nieder; ihr ſtarrer Blick blieb über ihn weggerichtet.

„Nein, nein, du biſt doch todt; Alphonſa, du biſt todt. — So kam ich um dich. — Du ſollteſt die meinige nicht werden. — Nicht werden? Nie werden? Doch wohl hier nur nicht! — Dort, dort wirſt du es gewiß werden. — Alphonſa, ewig meine Alphonſa, nie ſoll mein Herz wieder die Liebe für einen andern Gegenſtand empfinden, als für dich. Dir bleibt dein Richard ewig treu. — Ach mein Vater, mein Vater — — welche Ueberraſchung mag dein Kommen geweſen ſein für ihn und für Thereſen! Er hat euch nun beide, und ich irre verlaſſen umher. — Es war doch ein Jahr, daß er ſeine Thereſe hier hatte, aber ich — ich? O Gott, o Gott! — Doch, ſo lange ſollſt du droben auf mich nicht warten, wie meine Mutter auf ihn gewartet hat. Ich wars, weshalb ſie auf ihn ſo lange warten mußte;

bei uns iſt ſolch Hindernis nicht. Gott wird uns früher wiedervereinigen, als ſie. — Vereiniget euch droben alle drei zum Gebet für mich, daß mich unterdeſſen mein Kopf nicht verlaſſe; es wirret und wogt gar fürchterlich in ihm. — Dein Bild, Alphonſa, habe ich zwar weiter auf keine Weiſe, als in meiner Seele; aber da, da ſteht es auch in ſeiner ganzen Glorie und Herrlichkeit; da, da wird es ſtehen, bis ich dich ſelbſt wieder habe. — Alphonſa, mein, mein, ewig mein! — Ich gehe nun und bereite die Gräber für meinen Vater und für dich. — In der Mitte ſollt ihr Thereſen ihn haben; die eine als Märtirerin für Richard, die andere als Richards Braut. — Beide, beide habt ihr gelitten und ſeid geſtorben für mich. — Richard, du biſt doch recht beſtimmt, durch dein Daſein zu morden!“

Mit dieſen Worten ſtand er auf, empfing noch einmahl den ſtarren Blick, küßte Alphonſa, drückte ihr die Augen zu, ging fort, ſah ſich an der Thüre noch einmahl nach ihr um und rief aus — So kam ich um dich!

Die Reiſe ging ſchnell fort nach Grimsthal, wo Richard ſeinen Vater in vollem Verweſungsgeruche antraf und ſofort das Grab für ihn neben Thereſen bereitete. Die Urne bekam die Umſchrift — Hier liegt Niklas zwiſchen zwei Thereſen; die eine war ſein, die andere wird mein. Niklaſſens ganzes Begräbnis ward ſo veranſtaltet, wie er es vorgeſchrieben hatte. Eine Stunde vorher ward er in einen Kaſten von vier Bretern gelegt, und ſo, wie der Tag grauete, trugen ihn ſeine Leute zu Grabe. Blos Richard und Chriſtian folgten und ſahen ihn am Grabe noch einmahl an. Richard warf die erſte Schaufel Erde auf den Sarg, Chriſtian die zweite. Wie das Grab fertig war, nahm jeder ſeinen Hut ab, betete ſtill und ging heim. Richard aber blieb da. Als Chriſtian dis ſah, kehrte er unbemerkt zurück und trat hinter Hannſens Linde.

Richard. (knieend vor ſeiner Eltern Gräbern) Hier ruhen nun eure abgelegten Hullen beide. — Ach ihr Lieben, die ihr mir unter allen Menſchen das meiſte wurdet, wohl euch, daß ihr's ſo weit gebracht habt! Könnte ich auch meine Hülle hier ablegen, wo ich kniee, und euch und meiner Alphonſa nachfolgen! Mir iſt von nun an die Welt nichts mehr. — Ich bin nun ganz getröſtet über deinen Tod, Vater: Alphonſa's Tod hat mich über ihn getröſtet. Was würdeſt du empfunden haben, wenn du noch gelebt hätteſt, als ſie ſtarb! — Aber was wird mich ie über ihren Tod tröſten? Nichts, nichts, als der meinige. — Hier, hier, auf der andern Seite neben deinen Gebeinen, Vater, ſollen die ihrigen liegen; ihr Vater mag ſie hier begraben, nicht ich. — Ich habe genug an dir begraben. — Dort ſind nun eure Geiſter ſo beiſammen, wie hier eure Leichname. Die Ruhe unter dieſen Linden iſt ein Bild des himmliſchen Friedens, welchen ihr droben im heiligſten Beiſammenſein genieſſet. — Habet Dank, habet Dank, ihr lieben drei, für alles unzähliche Gute, das ihr mir erwieſen habt. Komm ich einſt in euren heiligen Zirkel, dann, dann — — (faltet ſeine Hände gen Himmel) Allgegenwärtiger, der du hier zu Grimsthal und zu Kamtſchatka, zu Surinam und auf Ceilon biſt, walte allenthalben über mir mit deiner heiligen Providenz; unter allen Zonen vertraue ich auf dich.

Richard ſtand auf, bekränzte die Urne, wie er in ſeiner Kindheit gethan hatte, bezeichnete den Platz zu Alphonſa's Grabe und verlies die Linden um dieſelbe Zeit faſt, zu welcher ſein Vater vor acht Tagen daſelbſt zum D. Sanft geſagt hatte —

nicht wahr, heute über acht Tage um dieſe Zeit hier unter den Linden? Chriſtian ward nach einer benachbarten Reſidenz geſchickt und muſte einen berühmten Rechtskonſulenten von da herholen, mit welchem ſich Richard bis in die Nacht hinein verſchlos.

Chriſtian. (der dißmahl auf ſeiner Stube inkubriren mus) Heute ſinds acht Tage, Chriſtian, daß du hier auch inkubrirteſt. Da war andere Zeit. Da ſtand da der Punſchnapf und da ſtandſt du vor dem Spiegel im Treſſenrock. (legt die Pfeife weg, ſpringt vom Stuhle auf, lauft herum und hält ſich die Ohren vor ſich ſelbſt zu) Herr Jemine, ſo halt doch's Maul, halt doch's Maul; ich mag ja gar nichts hören. Du redeſt auch in einem weg, und ich will ſo wenig von dir etwas wiſſen, Chriſtian, als Herr Richard. — — Was nur aber der Advokate unten mit ihm ausbrüten mag! (es wird geklingelt) Herr Jemine, heute vor acht Tagen ward von der andern Seite ebenſo geklingelt. (lauft haſtig fort)

Richard. (der allein iſt) Nun ſei das Band deiner Zunge wieder los, Chriſtian; nun kannſt du wieder reden, was du willſt.

Chriſtian. Gott ſei tauſendmahl gelobet! Aber glauben Sie nur, unſereiner hat auch keine Pferdenatur; ich bin wahrhaftig auch ganz hin.

Richard. Nun, es ſoll ſich wohl wieder geben. — Höre, Chriſtian, ich habe mein Teſtament gemacht.

Chriſtian. (auſſer ſich) Ihr Teſtament? Warum nicht gar! Alſo — Sie wollen auch ſterben? So laſſen Sie lieber Chriſtian erſt todtſchieſſen.

Richard. So iſts nicht gemeint. — Mein Mantelſack iſt doch noch gepackt?

Chriſtian. (aufhorchend) Ja, der liegt, wie wir ihn gelaſſen haben.

Richard. Nun ſo höre; hier iſt kein Bleibens für mich mehr. Ich will fort.

Chriſtian. (vergnügt) Ach ja doch, ja; nun bin ich ſelbſt der Meinung. Es iſt mir ſchon tauſendmahl jetzt eingefallen, was Sie ſagten — der Menſch denkt und — Chriſtian lenkt... Am beſten iſts wahrhaftig nun, fort mit Herrn Richard und mit Chriſtian, fort auf eine Welle in alle Welt.

Richard. Ja, höre, dich nehme ich nicht mit. Was ſoll ich dich auf deine alten Tage noch in der Welt herumſchleppen? Du bedarfſt Ruhe und ich habe ſo für dich geſorgt, daß du ſie recht genieſſen kannſt. Wer weis, wo ich Ende nehme! Ich komme vielleicht nie wieder.

Chriſtian. Was? nie wieder? Warum nicht gar. So lange man noch lebt, kann man immer noch wiederkommen. Und was wäre denn das auch? Wollen Sie mit unſerem Herrgott kämpfen? Ich bitte Sie, denken Sie an den alten Jakob, der noch älter iſt, als unſer ſeliger Herr Lindenpflanzer Hans. Der kämpfte auch einmahl mit dem lieben Gott und es bekam ihm ſchlecht. *Er renkte ſich die Hüfte aus.* Umſonſt iſt das Ding nicht hingeſchrieben, und ich halte es mit der Bibel. So dumm iſt freilich **Chriſtian** nicht, daß er glauben ſollte, der liebe Gott und Jakob, der doch nur ein Dintenſtöpſel gegen ihn war, hätten ſich wirklich gebalgt, wie ich mich z. E. mit dem Verwalter einmahl balgte; indeſſen ſitzt doch immer noch Mark in dem alten Knochen und es ſoll wohl ſo viel bedeuten, daß kein Menſch es mit ſeinem Schickſale aufnehmen ſolle, weil es ihm doch nichts hilft und er allemahl den kürzern zieht. — Ich dächte alſo, wir reiſeten an den Rhein und in die Schweitz und nach Piemont und kletterten nachher auf ſo viel Berge, als Sie wollten, und dann kämen wir wieder nach Grimsthal, und Sie nähmen ſich dann ein Weibgen, das nur ſo fein müßte.

Richard. (höchſtverdrüßlich) Pfui, ſchäme dich. — Geh deine Wege.

Chriſtian. Nun, du lieber Gott, du lieber Gott! Was kann denn nun alles helfen! Ich meine es ja gut, und — nehmen Sie es nicht übel, ich glaube, *auch nicht dumm*. Machen Sie, was Sie wollen. Meine Hauptſache jetzt iſt nur, daß ich mit Ihnen reiſe; oder — weis Gott, ich ſchieſſe mich todt, wenn *Sie* mich nicht todtſchieſſen laſſen.

Richard. Chriſtian, biſt du raſend?

Chriſtian. Ach, ſein Sie doch nur ganz ſtill. Glauben Sie denn, daß unſereiner nicht auch raſen kann? Ich habe hier viel gute Tage gehabt, aber wahrhaftig auch meine tauſend Noth. Seit fünf und zwanzig Jahren habe ich nicht eher reden dürfen, bis mir's erlaubt ward; und doch hatte mir der liebe Gott ſo gut ein Maul gegeben, wie Ihrem Vater. Und nun fingen Sie das Ding auch an und verboten mir zu reden. Vorhin aber haben Sie mir es wieder erlaubt, und ſo will ich auch mein Maul noch einmahl recht weit aufthun; hilfts nichts, ſo thu' ichs lieber auf ewig zu.

Richard. Weiſſ'ſt du was — geh zu Bette und ſchlaf aus.

Chriſtian. Aber die Hand her, daß Sie mir nicht davon reiſen. Nun gehts auf Tod und Leben.

Richard. (gerührt die Hand gebend) Nein; morgen ſprechen wir uns.

Chriſtian trauete dem Landfrieden nicht, ſondern blieb wach. Seine Beſorgnis war aber unnöthig. Am Morgen lies Richard alle ſeine Leute zuſammenkommen und eröffnete ihnen, daß er auf eine Zeitlang verreiſe, daß aber auf ſein Leben und Sterben für ſie alle geſorgt ſei, und daß ſie deshalb alle ſo handeln möchten, wie ſie es gegen ihn, wenn er wiederkäme, oder gegen ſeine Erbnehmen, wenn er nicht wiederkäme, verantworten könnten. Sämtliche Untergebene verbeugten ſich ſtumm und weinten.

Chriſtian. (in der Hausflur zu allen ſeinen Mitdienern) So ſeid doch keine Narren und weint. Wir kommen ja wieder und unterdeſſen wird euch der Ilsling nicht holen. Was hätten wir denn alle davon, wenn er ſich nun auch täglich ſo unter die Linden ſetzte, wie ſein Vater? Spukte Niklas bei *einem* Grabe ſchon ſo, wie würde Richard bei *drei* Gräbern nicht ſpuken!

Richard. He, Chriſtian!

Chriſtian. Hier bin ich

Richard. Da haſt du einen Brief. Gleich reute fort und gib ihn meinem Schwiegervater. Mit der Antwort komm unter die Linden.

Christian. Ja gleich; alles, alles. (als er ſein Pferd ſattelt) Mein Herr Grimm, mein Herr Grimm, Chriſtian iſt dir nicht ſo dumm. Richard denkt, Chriſtian lenkt. Dictum factum.

Nach einer halben Stunde lies Richard auch ſatteln. Er durchlief noch einmal den Garten, eilte unter die Linden, verweilte eine Viertelſtunde bei den Gräbern ſeiner Eltern, ſchwenkte den Hut dreimahl über ſie, ſetzte ſich auf und — ritte in alle Welt.

Zweites Buch.

Erſtes Kapitel.

Richards Brief an ſeinen Schwiegervater.

„„Wenn Sie durch Chriſtian dieſen Brief erhalten, mir ewigtheurer Mann, bin ich ſchon über die Grenze. Mein Entſchlus war raſch und kühn; aber ich überzeuge mich, daß Sie ihn billigen werden. Sie haben den Zuſtand geſehen, in welchem ich mich bei Ihnen befand; er drohet mir von neuem und ich mus ihm gewaltſam zuvorkommen. Die Welt iſt für mich ausgeſtorben; Grimsthal iſt mir ein grauſenvoller Aufenthalt geworden. Das Bild meiner Alphonſa, wie ſie da lag mit verbundenem Kopf und mit ſtarrem Blick, hat ſich urplötzlich an jeden Gegenſtand, den ich hier vor mir habe, geheftet; wo ich gehe und ſtehe, da ſchwebt es um mich und überſchüttet mich unaufhörlich mit den entſetzlichſten Schauern. Ich fürchte mich vor mir ſelbſt. Nicht vier und zwanzig Stunden noch hier — ſo wäre mein Kopf fort — vielleicht auf immer fort. So will ich reiſen; reiſen, um ihn zu retten. In eine andere Himmelsgegend will ich, wo auch meines Vaterlandes nicht einmahl gedacht wird; fliegen will ich dahin und unterwegs nirgends verweilen, damit ich keinen Gegenſtand zweimahl ſehe, um beim zweitenmahle nicht das ſchaudererweckende Bild zugleich zu ſehen! Wenn mir's dann gelungen iſt, es zu vertreiben, zu verſcheuchen und in meiner Seele auszulöſchen, dann ſoll an ſeine Stelle das himmliſchſanfte Bildnis treten, das ich erblickte, als ich ſie bei Thereſens Grabe ſah. Dis ſoll ſich dann ebenſo an jeden Gegenſtand knüpfen und ewig mich umſchweben und entzücken. Laſſe mir Gott mein Vorhaben gelingen! Ob ich aber je wieder hieher zu kommen wagen werde, ob wir uns je wiederſehen werden, ſteht bei ihm und nicht bei mir. Darum nehme ich Abſchied von Ihnen, wakkerer Mann, und flehe Sie, meine letzten Bitten zu erfüllen.

Begraben Sie meine Alphonſa neben meinem Vater. Ich habe den Platz bezeichnet, wo ihre

Gebeine ruhen ſollen. Thun Sie es an meiner Statt und erfüllen Sie die traurigſte meiner Pflichten, zu der es mir an Muth und Kraft gebrach. Erblicken Sie mich dann im Geiſte bei ihrem Grabe; erblicken Sie mich in der Geſtalt eines Menſchen, der da glaubt, daß unter ſeinen Füſſen die Erde einſinke und auf ſein Haupt das Gewölbe des Himmels zuſammenſtürze. Ach, ich Armer, ich Armer! war es nicht genug, daß ich meinen Vater verlohr? muſte ich auch um Alphonſa kommen?

Ziehen Sie dann, wenn Sie ſie begraben haben, nach Grimsthal und bewohnen die Zimmer, in welchen ich mit Ihrer Tochter zu leben gedachte. Thun Sie, als wären Haus und Garten Ihr Eigenthum, und nehmen Sie, um ſich den Reſt Ihrer Tage bequemer zu machen, die Summe an, welche ich Ihnen von den jährlichen Einkünften meines Guts ausgeſetzt und auch auf den Fall meines Todes verſichert habe. Der würdige Hofrath **Stark** aus W., von dem Chriſtian ſagt, daß er mir ſo ähnlich, wie ein Ei dem andern, ſehe, und dem ich die Adminiſtration meines ganzen Vermögens aufgetragen habe, hat über dis alles ſchon die gehörige Inſtruktion in Händen. Seine Geſchäfte für mich werden ihn oft nach Grimsthal führen: gehen Sie dann zuweilen Arm in Arm mit ihm unter die Linden und beſuchen Sie mit ihm und ohne ihn die mir ſo heiligen und ſo lieben Gräber, daß ſie nicht ganz verlaſſen ſind. — —

Und nun gehabt euch wohl, alle, die ihr mich kanntet und die ich kannte! Gehabt euch wohl, ihr Hügel und Thäler bei Grimsthal, und ihr Linden daſelbſt, und alle, die ihr unter ihnen ruhet! Gehaben Sie ſich auch wohl, unglücklicher Vater, und ſchicken Sie mir Ihre Segenswünſche nach! Ich breche blitzſchnell auf und reute Kourier in die weite Welt.“ “

Als D. Sanft dieſen Brief geleſen hatte, rief er aus — Das iſt der geſcheuteſte Einfall, den Richard haben konnte; es iſt mir ſehr lieb, daß er von ſelbſt auf ihn kam. Die heilige Providenz wache allenthalben über ihn!

Zweites Kapitel.

In der Bergſtraße bekommt Richard einen Reiſegefährten.

Den Brief bekam nun zwar der Doktor, aber nicht durch den Boten, welcher ihm ſelbigen hatte überbringen ſollen.

Richard machte auf ſeinem eigenen Pferde die erſten ſechs Meilen, lies ſolches alsdann laufen und fuhr auf einem Bauerwagen nach M. vor die Poſt, nahm daſelbſt Kourierpferde und gab ſich für einen Kaufmann, Nahmens Ulrich, aus. Er reiſete Tag und Nacht; bald ritt' er, bald fuhr er, und nirgends hielt er ſich länger auf, als es der Wechſel der Pferde und ſein Magen ſchlechterdings nothwendig machten. Da ihn unterwegs nichts an Alphonſa erinnern konnte, als er ſich ſelbſt, und da dieſer Selbſterinnerung an ſie unaufhörlich durch den Anblick neuer Gegenden und Gegenſtände, die er ſehen muſte, die höchſte Kraft benommen ward: ſo gewann er dadurch den gewünſchten Vortheil wirklich, daß er ſeinen Kopf behielt. Auch ward ſein Gemüth nach und nach durch die immerwährenden Zerſtreuungen, durch die ſtarke Bewegung und durch die freie Luft, in welcher er ſich faſt ununterbrochen befand, allmählich heiterer und er dadurch für die immer ſchönern Gefilde, in die er kam, empfänglicher.

Als er von Heidelberg ausfuhr und die Bergſtraſſe erreichte, ward ſein Geiſt durch die himmliſche Anmuth dieſer Gegenden ſo erfüllt und entzückt, daß er ausſtieg, ſein Fuhrwerk zurückſchickte und die Reiſe hier zu Fus zu machen beſchlos. Er nahm ſeinen Mantelſack auf die linke Schulter, ging rechts und beſtieg und bekletterte iene maleriſchen Hügel und Berge, deren Häupter ein maieſtätiſcher Waldkranz ziert und deren Füſſe mit Weinreben beſäet ſind. Als er auf einem derſelben die Ueberſicht über die Allee von Nusbäumen und über die Mandel- und Kaſtanienfelder zu beiden Seiten über alle ſeine Einbildung ſchön fand, ſtand er ſtill und faltete ſeine Hände. Lange ſtand er ſo, und da gelangs ihm, zum erſtenmahle Alphonſa wieder in ienem Bildnis zu denken, in welchem er ſie bei Thereſens Grabe erblickt hatte. Ach — ach — rief er aus und wollte ſeine Arme ausbreiten, woran ihn der drükkende Mantelſack hinderte. In dem Augenblick nahm ihm jemand den Mantelſack von der Schulter und ſprach — „den will ich lieber tragen!“

Richard. (der heftig zuſammenfährt und ſich umwendet) Um Gotteswillen, wie kommſt du hieher?

Chriſtian. Ja, das fragen Sie einmahl. Genug, ich trage den Mantelſack.

Richard. (ängſtlich-heftig) Geh, geh! Kaum ſah ich ſie, wie ich wollte; nun ſchwebt ſie mir wieder vor mit verbundenem Kopf und mit ſtarrem Blick. Geh, ſag' ich — welcher Unſtern führte dich hieher?

Chriſtian. Nicht doch, nicht doch, lieber Herr Grimm, der liebe Gott führt mich hieher —

Richard. Ich heiſſe nicht Grimm; Ulrich heiſſ' ich.

Chriſtian. Nun, lieber Herr Ulrich, ſo ſag' ichs noch einmahl, daß mich der liebe Gott hieher führt, und ich hab' es mir recht blutſauer werden laſſen. Man jagt ja wohl ſeinen treuen Hund nicht von ſich, wenn er ſo weit nachläuft, und Sie wollten Ihren Chriſtian zurückjagen?

Richard. Nun iſt all mein Reiſen umſonſt. So, wie ich dich anſehe, ſehe ich ſie, wie ſie da lag und mich anſtarrte.

Christian. (der ſich den Schnupftuch um den Kopf wirft) So will ich mich vermummen, und wenn wir in die erſte Stadt kommen, will ich mir eine Larve kaufen, und ſo will ich gehen. Laſſen Sie mich doch nur um ſich, oder machen Sie gleich, daß ich ſterbe.

Richard. (gerührt) Nun, ſo bleib bei mir; aber nimm den Tuch nicht ab. Komm, wir wollen uns ſetzen. (beide ſetzen ſich auf die Erde) Sieh einmahl, wie ſchön es hier iſt! Haſt du in deinem Leben ſo etwas geſehen?

Christian. Ach nein, nein, in meinem Leben nicht. Es iſt für mich aber allenthalben ſo ſchön, ſobald ich nur bei Ihnen bin. Zu Grimsthal war's auch ſchön; aber Gott ſei Lob und Dank, daß wir nicht bei den Linden, ſondern bei den Nußbäumen ſind! Ja doch, ja doch!

Richard. Schweig von den Linden! Las die Linden Linden ſein! — (nach einer langen Pauſe) Was ſagte mein Schwiegervater, als er den Brief geleſen?

Christian. Ja, wenn ich das wüßte, wäre ich nicht hier.

Richard. Wie ſo? Alſo — der Brief iſt nicht beſtellt? Du haſt ihn noch in der Taſche?

Chriſtian. Bewahre Gott! Beſtellt iſt er richtig. Aber — der Jäger hat ihn beſtellt. Chriſtian iſt ſo dumm nicht, wie Sie denken. Ich hätte ja müſſen ein Bret vor dem Kopf haben, wenn ich nicht hätte merken wollen, daß Sie mir unterdeß davon reiſen wollten. Ich blieb alſo zu Hauſe und ſah, wo es hinaus wollte; und als Sie aus den Linden abritten, ritte ich auf der andern Seite nach. Bald ſchwenkte ich mich links, bald ſchwenkte ich mich rechts, aber immer ſo, daß ich Sie nicht aus dem Geſicht verlohr. Ebenda, wo Sie Ihr Pferd laufen lieſſen, lies ich meins auch laufen, und der Nachbar des Bauern, der Sie nach M. fuhr, hat mich auch dahin gefaren. Wo Sie hernach waren, da war ich auch, und wie Sie es machten, ſo macht' ichs auch. Wenn Sie fuhren, fuhr ich; wenn Sie ritten, ritte ich. Daß Sie mich hätten bemerken ſollen, dafür hatt' es gute Wege. In den Poſthäuſern verbarg ich mich, und unterwegs war ich ſicher davor, daß Sie ſich nicht umſahen. Geld hats gekoſtet; aber das ſchadet nicht. Das Päckgen vom ſeligen Herrn Niklas — er hatte ja beſtellt, daß ichs *gut* anwenden ſollte — hätte noch eine ganze Ecke gereicht. Wie Sie da aber Pferde und Wagen zurückſchickten, ward mir bange. Was konnt ich anders thun, als es auch ſo machen? Wirſt du aber ſo marſchiren können, dacht' ich, wie Herr Grimm, wollt' ich ſagen, wie Herr Ulrich? Und ſo ſei Gott tauſendmahl gelobt, daß Sie hier ſo lange ſtill ſtanden! Nun habe ich Sie doch an — nun bin ich doch bei Ihnen.

Richard. (der ihn umarmt) Chriſtian, höre, ich dank' es dir nun herzlich, daß du mir gefolgt biſt.

Chriſtian. Nun, das iſt doch noch etwas. So iſts recht — ein guter Herr, ein guter Knecht. Dictum factum.

Richard. Aber das ſag' ich dir — nimm den Tuch nicht ab, bis ichs ſage. Meine Fantaſie iſt wieder gewaltig rege.

Chriſtian. Das wird ſich ſchon geben, wenn wir hier noch recht herum marſchiren. Aber ich will gern noch drei Tücher umſchlagen. (vermummt ſich noch mehr und trägt ſeinen Mantelſack ſeelenzufrieden)

Drittes Kapitel.

Iſt ein Beweis dafür, wie gut es ſei, wenn man nicht auf dem Boden, oder im Keller, ſondern im Garten erzogen wird.

Richard befand ſich in der Bergſtraſſe ſo wohl, daß er, ſtatt eine Reiſe um die Welt zu machen, beinahe gar zum Bergſträſſer geworden wäre. Die ſchöne Natur ſöhnte ihn immer mehr und mehr mit ſeinem Schickſale aus und verſchaffte ihm die Herrſchaft über die Herrſchaft, welche ſeine Einbildungskraft über ihn erlangt hatte. Dieſe fuhr nehmlich zwar fort, Alphonſa's Bild an jeden Gegenſtand, den er mit Aufmerkſamkeit und mit Theilnahme betrachtete, zu ketten, aber er zwang ſie, das Bild nicht ſo zu mahlen, wie ſie da lag mit verbundenem Kopf und mit ſtarrem Blick, ſondern ſo, wie er ſie bei Thereſens Grabe geſehen hatte. Mahlte ſie es ihm auf die erſtere Weiſe, ſo war das Zeichen davon allemahl, daß er die Hand vor die Augen hielt und ſich ſchnell umdrehete, wenn er irgendwohin feſt geblickt hatte; mahlte ſie es aber auf die letztere Art, ſo pflegte er einen Schritt vorzutreten und ſeine Arme weit auszubreiten, als wenn er etwas haſchen wollte. Chriſtian hatte die Erklärung dieſer Geſten ſich von ihm ausgebeten und erhalten. So oft er nun ſah, daß Herr Ulrich die Hand vor die Augen hielt und ſich ſchnell umdrehete, ging ihn das heiſſe Grauen an und er vermummte ſich noch mehr. Mit Freuden ward er es daher gewahr, als dieſer Geſt ſeltner ward und nach einiger Zeit täglich kaum zwei- dreimahl vorkam. Er kaufte nun nicht nur keine Larve, wie er ſich vorgenommen hatte, ſondern wagte auch ſchon zuweilen, mit halbem Geſicht aus dem Kopftuche hervorzugucken.

Richard. (auf einem alten zerſtörten Bergſchloſſe, nachdem er den glückſeligen Geſt wohl zehenmal hinter einander gemacht, ſo, daß Chriſtian mit drei viertel freiem Geſicht da ſtand) O Natur, Natur, du Tempel der Herrlichkeit des Ewigen, hier iſt doch wohl eine deiner geſchmückteſten Kapellen! Welche fromme Andacht, welche reine Seelenruhe, welche himmliſche Zufriedenheit mit Allem wohnen hier in deinem Schoſſe und werden dem, der hieher kommt, mit jedem Lüftgen zugewehet, ſobald ſein Herz noch hoch für Gott und rein für die Tugend ſchlägt. Wohl mir — (drückt ſich die Hand aufs Herz) du ſchlägſt noch ſo für beide; drum kann ich auch noch ſo ſimpathiſiren mit dir, heilige Natur! Wer iſt der, der dich ſo ſchön ſchuf? Welches Bild ſtellt ihn vor — welches Wort drückt ihn aus? Alle Wörter zuſammen drücken ihn nicht aus; alle Bilder zuſammen ſtellen ihn nicht vor. So ſei er, wer er ſei; unendliche Liebe mus vor allem ihm eigen ſein, und ſich von ihm lieben laſſen und in ſeinen Schöpfungen ihn wieder lieben, glücklich werden und glücklich machen, mus ſeine würdigſte Verehrung ſein. Sollte aber das Leben ſeines Verehrers mit allen Schickſalen, die es hat, nicht ebenſo ſeine Liebe ſpiegeln, wie dieſe Bergſtraſſe? Doch freilich, im Ganzen, im Ganzen mus man es überſehen können; ſo, wie ich dieſe hier. Dann machen die Höhen die Tiefen und die Tiefen die Höhen ſchön, die Felder die Wälder und die Wälder die Felder angenehm, die Ströme die Wieſen und die Wieſen die Ströme reizend, und alle Theile der Ausſicht zuſammen die ganze Ausſicht vollkommen. Aber wo kann man das Leben im Ganzen überſehen — wo? Nur auf der Höhe, wie hier! Greis mus man erſt werden, um über ſeine Schickſale richtig urtheilen zu können. Vollendeter, Verklärter mus man erſt ſein, um das Ganze des Lebens harmoniſch, zweckmäſſig und als meiſterhafte Leitung einer unſichtbaren Hand zu vollkommener

Glückſeligkeit zu finden. So findeſt du es ſchon, Geiſt Niklas, und es iſt dir nun nicht leid, unter den Linden ſo lange allein gewankt zu haben. Und du, Geiſt Thereſe, fandeſt es längſt ſo und erklärſt nun ſelbſt den für mich erduldeten Tod für die Grundlage jener ganz beſondern Arten von Wonnen, die du vor Tauſenden genieſſeſt. Ja, auch du, Geiſt Alphonſa, billigeſt es gewis in dieſem Augenblick ſchon, daß unſere Verbindung auf eine Welt hinaus verſchoben ward, um uns einſt dort der auſſerordentlichſten Seligkeit theilhaftig zu machen. O ihr drei Lieben, ihr drei Heiligen, gebet mir von eurem Sinn! Hiernieden ſchon über das Leben ſo anfangen zu denken, wie droben darüber gedacht wird; hier ſchon Gottes Führungen gutheiſſen und auch das traurigſte Schickſal als einen Ring betrachten, den der Allvater zu unſerem Heil an die Kette reihete, und als eine Wendung auf dem Wege, die erfolgen muſte, wenn uns der Weg zum Ziele der Herrlichkeit bringen ſollte — dis heiſſt, ſich hier ſchon zur Weisheit jener Welt einweihen, im Geiſte ſich ſchon in den Reihen der Vollendeten miſchen und künftiger Wiedervereinigung mit ihnen würdig werden. Nun, nun, Alphonſa, ich will auch recht daran arbeiten, Gottes Rathſchlus über mich, daß du dort erſt die meinige werden ſollteſt, hier ſchon gros und gut zu finden. Die ſchöne Natur mit ihren ſanften Eindrücken, welche ſie auf mich macht, ſoll mir dazu beförderlich ſein. Dank meinem Vater, ach Dank meinem Vater, daß er den Hang zu ihr ſo früh in mir weckte und ſo herrſchend in mir machte! (wendet ſich zu Chriſtian) Nun ganz herunter mit dem Kopftuche!

Chriſtian. (der es ſchnell herunterreiſſt und in die Hände ſchlägt) Ach Gott ſei Lob und Dank — tauſendmahl Lob und Dank! Nun will ich auch durch die ganze Welt mit Ihnen reiſen.

Richard. Siehſt du, ſo ſegnet ein Vater durch Erziehung im Freien und zum Sinn für die Freuden der Natur ſein Kind nach ſeinem Tode noch! Wäre ich nicht zu dieſem Sinne erzogen, wäre er nicht gleichſam die Seele ſelbſt in mir geworden: ſo würde ihn, wenn er auch ja auf dieſen herrlichen Schauplätzen der Schöpfung ſich in mir geregt hätte, meine Traurigkeit bald überwältigt haben, und es würde mich ekeln vor den Vergnügungen hier um mich her, weil ſie mit dem Misvergnügen meines Herzens den höchſten Kontraſt machten; ſo aber überwältigt dieſer Sinn nun meine Traurigkeit. Das alte Entzücken, ſo alt, wie mein Verſtand, welches ſich nun einmahl feſt an jede ſchöne Ausſicht für mich geknüpft hat, ergreift mich auch hier wieder mit aller ſeiner Kraft; ich bin ganz in meinem Element und alles, alles ſcheint mir wieder ſo gut und ſo vollkommen, wie es mir ſchien, wenn ich als Knabe ſchon auf einem Hügel ſtand und mein Herz ſich ſo weit ausdehnte, als ich ſehen konnte. Ach was für einen Stab geben Eltern doch ihren Kindern an dieſem Sinn mit, um ſich durch das ganze Leben an ihm feſtzuhalten und, wenn ſie ſchon im Sinken ſind, ſich glücklich wieder durch ihn aufzurichten! Höre, Chriſtian, ſag es jedem Vater und jeder Mutter, die du ſprichſt, daß ſie ihre Kinder *in der* Natur und *für die* Natur erziehen.

Chriſtian. (die Mine der Weisheit annehmend) Da weis ich ſchon vorher, was die mehreſten mir antworten würden. Auch dürften ſie wohl nicht ganz Unrecht daran haben.

Richard. Woran denn? was denn? Sag doch an!

Chriſtian. Sie würden erſtlich ſagen, daß ich ihnen auch ſo einen Garten verſchaffen möchte, wie Herr Niklas zu Grimsthal hatte.

Richard. Hum, das iſt nichts geſagt. Ob der Garten gerade ſo groß und ſo ſchön, wie der zu Grimsthal iſt, oder nicht; — wenn's nur ein Garten iſt. Geh aber einmal umher und ſieh zu, wie alle die Eltern, welche Hausgärten haben, ſolche benutzen. Der Hauptnutzen, den ſie davon ziehen ſollten, wäre eigentlich der, daß ihre Kinder recht oft darin wären. Unter zwanzig, dreiſſig wirſt du aber kaum einen Hausgarten finden, der zur Erziehung der jungen Menſchen benutzt wird. Die jungen Gänſe und die jungen Hühner erzieht man lieber darin. Und geſetzt, Eltern hätten gar keinen Garten, iſt denn der groſſe Garten vor den Thoren, das freie Feld, nicht da? Iſt dieſer nicht immer offen und kann nicht jeder ſeine Kinder hinein führen, wie er will?

Chriſtian. Ja, da kommt dann das zweite, was man einwenden würde. Man würde nehmlich ſagen, daß alle Eltern auch ſo viel Vermögen haben müſten, wie Herr Niklas, um keine Berufsgeſchäfte treiben zu dürfen und mit ihren Kindern immer ſpatziren gehen zu können, und daß alle Kinder auch ſo geſetzt ſein müſten, daß ſie nicht nöthig hätten, einen Beruf zu erlernen, weil man dergleichen durch Spaziergehen nicht lerne.

Richard. Ei, wer ſagt denn auch das? Freilich müſſen bei weitem die mehreſten Eltern von ihren Berufsgeſchäften leben, und freilich müſſen auch ebenſo die mehreſten Kinder auf Werkſtäten, in Stuben und in Kammern künftige Berufe erlernen; aber nimm du einen Vater, aus welchem Stande du willſt, ſo hat er doch alle ſieben Tage einen arbeitfreien Tag und an jedem Tage einen Feierabend. Warum benutzt er nicht wenigſtens in guter Jahrszeit einen Feierabend um den andern, und jeden Sonntag, um mit ſeinen Kindern im Hausgarten, oder wenn er dergleichen nicht hat, im Felde mit ihnen zu ſein? Aber — auf den Bierbänken und auf den Kegelſchüben liegt er lieber ohne Weib und Kind umher. Und die Kinder, wenn ſie auch mit Rechte von Jugend auf zur Arbeit angehalten werden müſſen, haben ja doch auch ihre Frei- und Spielſtunden. Warum läſſet man ſie dieſe nicht im Schoſſe der ſchuldloſen Natur zubringen; warum lieber auf der Gaſſe unter andern ſchon verdorbenen Kindern, unter Buben und Bübinnen, von denen ſie nichts, als Bubenſtreiche, lernen und mit denen ſie nichts, als

Bubenſtreiche, ausüben? Und nun geh' in die höheren Stände hinauf und betrachte die ganze Klaſſe von Eltern, welche wirklich beträchtliches Vermögen haben, ihren Beruf nur nebenzu treiben, oder ihn von Untergebenen treiben laſſen und dabei blos inſpiciren, oder wohl gar keinen Beruf haben; — wo erziehen ſie ihre Kinder gröſtentheils noch? In der Dachſtube, oder im dritten Stock, oder doch zwiſchen vier Wänden. Bald ſollen ſie ſich nicht ſchmutzig machen; bald ſollen ſie ſich die Friſur nicht verderben; bald ſollen ſie ſtill ſitzen lernen; bald ſollen ſie nicht von der Sonne verbrannt werden und keine Sommerſproſſen bekommen, u. ſ. w. Unter zehen vornehmen Kindern weis oft kaum eins, wie ein Regenbogen ausſieht, und hundert gegen eins werden mannbar, ohne die Sonne aufgehen geſehen zu haben. Die Eltern, ſtatt ſie zur Natur zu führen, gehen lieber allein in Spielgeſellſchaft und halten ſie für ihre Abweſenheit dadurch ſchadlos, daß ſie ſie auch beim Weggehen mit alten Karten beſchenken. So ſpielt ſich das vornehme kleine Volk in die Welt herein und das vornehme groſſe Volk aus der Welt heraus und die Natur iſt vor allen Karten umſonſt da.

Chriſtian. Iſt wohl wahr. 's iſt allenthalben, wohin man kommt, ein verdammtes Geſpiele jetzt und der Spielteufel iſt ganz los.

Richard. So iſts kein Wunder, wenn es am Sinn für die Natur fehlt. Und, weil es hieran fehlt, ſo iſts auch kein Wunder, daß alles Langeweile hat, alles kränkelt, hipochondriſch und hiſteriſch wird, und keiner ſich zu tröſten und zu erquikken weis, ſobald 's ihm das Schickſal im häuslichen oder bürgerlichen Leben ſeinen Gedanken nach einmahl nicht recht macht. *Die Kinder zum Sinn für die Freuden der Natur erzogen, ſo iſt die Hälfte der menſchlichen Leiden weg und für den gröſſeſten Theil der übrigen Labſal da.*

Viertes Kapitel.

Die Reiſe geht doch weiter, als Chriſtian dachte; und zwar eines gar abſonderlichen Vorfalls wegen.

Chriſtian hatte es gar nicht ſo ehrlich damit gemeint, wie er dazu ausſah, als er ausrief — nun will ich auch durch die ganze Welt mit Ihnen reiſen. Im Grunde war nichts gewiſſer, als daß er von ſeinem Herrn nicht weichen und wanken würde, und wenn dieſer auch bis auf den Aetna reiſ'te; allein er pflegte doch gern, die Ruhe der Unruhe und die Stube, wo ſein Treſſenrock hing, allen noch ſo ſchönen Gegenden und Aufenthalten auf der ganzen Erde vorzuziehen. Er hofte alſo zuverläſſig, daß Richard, dem es gelungen war, ſeiner Fantaſie zu befehlen, ihm ſeine Alphonſa ſo vorzumahlen, wie er ſie ſehen wollte, auch, ehe er ſichs verſähe, einmahl zu ihm ſagen würde — komm, wir wollen nun wieder aus der Nusallee unter die Lindenallee, aus der Bergſtraſſe nach Grimsthal. Wer weis auch, was geſchehen wäre? Allein —

Einestages, als ſie zu Zwingenberg übernachten wollten, kam eine Chaiſe vor dem Gaſthofe an, aus welcher eine Dame herausſtieg. Richard ſah eben zum Fenſter heraus.

Richard. (der ſchnell das Fenſter zuwirft) Chriſtian! Chriſtian! höre! höre! alleweile kommt Alphonſa an.

Chriſtian. (der nicht anders glaubt, als daß ſein Herr plötzlich toll geworden ſei) Lieber Herr Ulrich, ſein Sie doch nicht wunderlich; die verweſet ja lange ſchon unter den Linden zu Grimsthal.

Richard. (der zum Zimmer hinausläuft) Kurz, ſie iſts, und ſie kommt mir nach, wie du. Biſt du mir nicht auch nachgekommen, ohne daß ichs erwartete?

Chriſtian. (indem er ihm nachſieht) Ich war doch auch noch lebendig und ſo konnte ich wohl nachkommen! — Nun, ſo ſchlage die Ungeduld drein!

Richard. (der ſich in das Zimmer der angekommenen Dame eindrängt, ſie erblickt und ihr in die Arme laufen will) Um Gottes willen, du biſts, ja, du biſts, meine Alphonſa, du biſts.

Die Fremde. (welche ihn anſtaunt, ſich retiriren will, und auch nicht) Mein Herr, ich heiſſe nicht Alphonſa.

Richard. (der plötzlich zu ſich kommt und unbeweglich da ſteht) Wie heiſſen Sie ſonſt? Wer ſind Sie?

Fremde. Das will ich Ihnen gern ſagen. Ich bin die Tochter eines Kaufmanns in der Reichsſtadt . . ., heiſſe Sophie Ebert und werde eben zu meinem Bräutigam nach Darmſtadt geſchickt.

Richard. So bitte ich tauſendmahl um Vergebung. Eine unausſprechlichere Aehnlichkeit zweier Frauenzimmer aber iſt mir nie vorgekommen. (ſieht ſie ſtarr an) Iſt es möglich! (nach einer Pauſe) Alſo — Sie haben einen Bräutigam; halten Sie ihn feſt. Ich hatte auch einmahl eine Braut; aber —

Sophie. (ihn auch ſtarr anſehend und ſeufzend) Ward ſie Ihnen ungetreu?

Richard. (begeiſtert) Ungetreu? Ach die Rechtſchaffene! Ihre Treue gegen mich währet gewis bis in Ewigkeit. Sie ſtarb mir.

Sophie. (vor ſich) Iſt es möglich? (laut) Sie Armer! — Iſts ſchon lange her?

Richard. Sechs Wochen etwa. Ich reiſe deshalb.

Sophie. Alſo — ſie zu vergeſſen! Das iſt nicht recht. Bei ihrem Grabe hätten Sie wenigſtens bleiben müſſen, wenn ſie ſelbſt nicht bei Ihnen bleiben konnte.

Richard. Ach, meine edle Unbekannte, (ſchlägt ſich vor die Stirn) ſo hätte ich den Kopf verlohren.

Sophie. (ihn immer ſtarrer anſehend) Können Sie ſo feurig lieben?

Richard. (in Enthuſiasmus) O Himmel, ſie war mein Alles. Einige Tage vorher ſtarb mein Vater; da tröſtete mich Alphonſa. Als aber Alphonſa auch ſtarb, da gab es weiter keinen Troſt für mich.

Sophie. Wie lange haben Sie ſie gekannt?

Richard. Drei Tage!

Sophie. (erſtaunt) Drei Tage nur? Und ihr Verluſt war ſo tödtend für Sie? Kommen

Sie und ſetzen ſich zu mir und erzählen mir von ihr.

Ein erwünſchterer Antrag hätte Richard nicht geſchehen können; wie wenig heilſam er aber für ihn geweſen, dürfte ſich bald zeigen. Er ſetzte ſich zur ſchönen Sophie und erzählte ihr die ganze Geſchichte, wie er zu Alphonſa und wie er um Alphonſa gekommen, von Anfang bis zu Ende. Sophie ward tief gerührt, legte ihre Hand in die ſeinige und betrachtete ihn mit unerſättlicher Aufmerkſamkeit. Er ſchlos ſeine Erzählung damit, daß er Alphonſa's Bild entwarf. Seine Fantaſie ſpielte ihm den Streich, daß ſie ihn, wie er bald damit fertig war, an ihr Bette verſetzte. Nun fing er ſie an zu mahlen, wie ſie da gelegen mit verbundenem Kopf und mit ſtarrem Blick, ſprang auf und ſchrie — ach nun iſts wieder um mich geſchehen; nun ſehe ich ſie wieder allenthalben im Schreckensbilde; nun mus ich fort, fort in alle Welt.

Sophie. (die ihm in dieſem Augenblick eine Entdeckung machen will) So verziehen Sie doch nur ein wenig noch hier! Ich habe Ihnen auch etwas zu erzählen.

Richard. (ihr die Hand reichend) Nein nein! Ach hätte ich Sie nicht geſehen!! Leben Sie wohl und halten Sie Ihren Bräutigam feſter! (ſtürzt zur

Thüre heraus in den Saal) Chriſtian, Chriſtian, he, Chriſtian!

Chriſtian. (zitternd und bebend herbeitaumelnd) Hier, hier bin ich ja.

Richard. Den Kopfſtuch wieder um! Den Mantelſack gepackt! Wir müſſen gleich fort, gleich! Nach Manheim ſolls gehen, und von da den Rhein hinauf in die Schweitz, und durch die Schweitz nach Italien, und aus Italien nach Sicilien auf den Berg Aetna, und da — und da — da geradeswegs hinein mitten in den Schlund ſeines Kraters!

Chriſtian. (halbdeſperat) Nun, ſo ſei Gott meiner armen Seele ſchon in voraus gnädig! — Meinsgeſallen; ich reiſe mit. (vermummt ſich) Wenns ſo ausſieht, ſo iſts am beſten für uns beide, daß die ganze Hiſtorie, Leben, je eher je lieber ein Ende habe. (geht fort, den Mantelſack zu ſchnüren) Wenn ich nur aber erſt recht wiſſen ſollte, was wieder mit ihm vorginge!

Fünftes Kapitel.

Da iſt ſie wohl; aber nur nicht zu Zwingenberg.

Das wird Chriſtian nun wohl unterwegs erfahren; denn zwiſchen der Bergſtraſſe und zwiſchen Torre del Philoſopho läſſet ſich viel erfragen, wenn auch nicht alle Tage gut Fragens ſein ſollte. Richard würde aber weder nach den Berg Aetna haben reiſen wollen, noch überhaupt iemals gereiſet ſein, wenn er nur den Muth gehabt hätte, ſeine Alphonſa vorher erſt ſelbſt zu begraben; denn als D. Sanft ſie begraben wollte, und als daſiger Gewohnheit nach am Grabe der Sarg noch einmahl geöffnet ward, hatte ſie die Augen auf und zuckte mit den Geſichtsmuſkeln. Die Umſtehenden hatten nicht ſo viel Zeit, einander zu ſagen, was ſie ſähen, als ſie ſchon ſprach — „ach nein! nicht begraben! nicht begraben!“ Zugleich machte ſie einen Verſuch, ſich aufzurichten, der ihr aber noch nicht gelang. Auch erblickte ſie den Hofrath Stark und rief mit leiſer Stimme — „ach mein Richard! mein lieber Richard!“ Die alles geſchah in einer und derſelben Sekunde.

D. Sanft. (der ſich über ſein Kind herwirft) Tochter, ach Tochter! — Freude! Entſetzen! — Miſſethat! Abwendung der Miſſethat durch Gott! — —

Sechſtes Kapitel.

Eine Digreſſion auf das nochmahlige Sargaufmachen am Grabe.

Ja wohl Miſſethat, aller Miſſethaten gröſſeſte, die um ein Haar an Alphonſa begangen worden wäre! Man würde ſie lebendig begraben haben, wäre es zu Grimsthal nicht Sitte, daß man die Todten am Grabe noch einmahl zur Schauhinſtellte. —

Billig ſollte es bei jedem öffentlichen und feierlichen Volksherkommen unſer erſter Gedanke ſein, daß ſolches bei ſeiner Entſtehung wohl ſeinen guten

Grund gehabt haben müſſe; ſtatt, daß wir ſeiner auffallenden Auſſenſeite wegen ſofort ſpöttelnd und hohnlächelnd darüber abſprächen. Mag es doch ſein, daß Aberglaube, Schwärmerei, Poſſenſpiel und läppiſche Thorheit ſich bald dazu geſellten, und daß man es hernach blos dieſerwegen beibehielt; genug, ſo ward es doch beibehalten und ſein urſprünglicher Zweck erreicht, ohne daß man ihn weiter vor Augen hatte. So ward gewis das öffentliche Sehenlaſſen der Leichen überhaupt deswegen Sitte, daß die Hinterlaſſenen ſich beim ganzen Ort, wo ſie wohnten, darüber legitimiren wollten, daß ſie keine Steine begrüben und daß ihr Todter eines natürlichen Todes geſtorben ſei. Daß hernach närriſche Ausputzung der Leichen aufkam und mancherlei luxuriöſer Aufwand dabei getrieben ward, iſt nur an ſich verwerflich, kann aber die Sache ſelbſt nicht verwerflich machen. Vielmehr dürfte es neuerdings, da es vermöge der Gewohnheit der Menſchen in allen Sachen, von einem Extrem zum andern zu ſpringen, Sitte zu werden anfängt, die Todten gar nicht mehr öffentlich ſehen zu laſſen, bald einer beſondern obrigkeitlichen Todtenkommiſſion bedürfen, welche das Amt übernähme, das ſonſt das ganze Publikum hatte, und zum rechten ſähe, ob man auch wirklich Leichname begrabe und was für Leichname man begrabe. Mancher Ehegatte, der dem andern zu lange lebt, mancher alte Onkel und manche alte Tante, die ſich nicht eher beerben laſſen wollen, als bis ſie todt ſind, und Kinder in Menge vielleicht würden bei dieſer Inſpektion gewinnen.

Und ebenſo kam auch gewis das nochmahlige Aufmachen der Särge an den Grüften darum auf, daß man ſehen wollte, ob auch nicht der Todte durch das Getragen- und Geſchütteltwerden etwa wieder aufgelebt ſei. Daß man hernach auf dem Kirchhofe ihm die verſchobene Mütze wieder gerade ſetzte, die Falten im Sterbekleide nochmals gehörig legte, die von der Bruſt gefallene Roſe wieder vorſteckte, oder daß man ihm noch allerlei in den Sarg legte und allerlei heiligen und profanen Schnickſchnack mit ihm trieb, war allerdings lächerlich, macht aber keineswegs das Oefnen des Sargs ſelbſt lächerlich. Die Menſchen überzeugten ſich nehmlich bald, daß es mancherlei Krankheiten gebe, daß der Tod durch die eine nicht ſo gewis ſei, wie durch die andere, und daß man Krankenzuſtände finde, die dem Tode völlig ähnlich wären. Konnten ſie dieſe auch nicht bei ihrem eigentlichen Namen nennen, ſo wuſten ſie doch, daß ſie exiſtirten. Sie erlebten Fälle, daß vermeinte Leichen am dritten, vierten Tage wiederauflebten, und daß dis beſonders geſchah, wenn gros Geräuſch bei der Leiche entſtand, oder wenn die Leiche ſtark bewegt ward. Wer nun ſeinen Todten lieb gehabt und ungern verlohren hatte, der wollte ſich auch die letztmöglichſte Ueberzeugung davon, daß er wirklich todt ſei, nicht verſagen und lies ihn am Grabe noch einmahl aufmachen. In der That, ein ſehr menſchliches Herkommen, und werth, daß es allenthalben, wo es iſt, beibehalten, und wo es noch nicht iſt, eingeführt werde. Man findet es auf dem Lande mehr, als in den Städten, wo es doch gewis ebenſo nöthig und wegen der gröſſern Volksmenge noch nöthiger ſein dürfte. Der bei weitem beträchtlichſte Theil der Volksmaſſe in den Städten beſteht ebenfals aus Leuten von den unterſten Ständen, wie das Landvolk, und der gemeine Städter konſulirt in den Krankheiten der Seinigen faſt ebenſo ſelten den Arzt, wie der Bauer. Dabei hat er die üble Gewohnheit, daß er die vermeinten Todten gleich aus dem Bette bringt und auch den Sarg bald bei der Hand hat. Wie oft mag er eine totale und anhaltende Ohnmacht für den Tod anſehen, und wie oft mögen die Seinigen, die in dergleichen verſanken oder ſonſt durch plötzliche Zufälle litten, lebendig von ihm zu Sarge gebracht werden! Wohl ihnen noch, wenn ſie hierdurch erſt wirklich getödtet werden! Wenn dis aber nicht der Fall iſt, und wenn ſie am Begräbnistage nahe am Erwachen und an der Zurückkehr ins Leben ſind und es nur noch einer ſtarken Erſchütterung bedürfte, um dieſe wirklich hervorzubringen: ſo iſt kein Zweifel, daß ſolche durch das Aufnehmen und Forttragen des Sarges erfolgen werde; und ſo iſt und bleibt es die letzte Gerechtigkeit und Menſchenliebe, welche ieder gemeine Mann noch ſeinem Todten zu erweiſen hat, ihn am Grabe noch einmahl aufmachen zu laſſen, um ſich zu überzeugen, ob dergleichen erfolgt ſei, oder nicht. Aber auch in den vornehmſten Ständen ſollte dieſe Sitte der Humanität beobachtet werden. Perſonen, die an krampfhaften Zufällen litten, oder gar daran zu ſterben ſcheinen, ſind mit ihrem Tode allemahl verdächtig; und doch weis ieder, wie dieſe Art von Uebel in den höhern Ständen immer mehr um ſich greife. Plötzliche Tode finden ebenfalls in dieſen Ständen ſo gut Statt, wie in den übrigen. Vorzüglich aber iſt es die Starrſucht, welche beinahe ganz unglaubliche Beiſpiele vom Wiederaufleben nach vielen Tagen liefert. Sie täuſcht auch wohl den erfahrenſten Arzt; wie es dann überhaupt noch kein ausgemachtes Kennzeichen des Todes gibt. Welche entſetzliche Erzählungen haben nicht Menſchen, die man für Todte hielt, die aber nur Erſtarrte waren, hernach von der Empfindung und von dem Bewuſtſein alles deſſen, was während der Erſtarrung um ſie her vorging, gemacht, und wie haben ſie nicht oft erzählt, daß irgend eine heftige Erſchütterung, die entweder nur einen ihrer Sinne oder alle betraf, ſie in den Beſitz und Gebrauch ihres Körpers wieder verſetzt habe!

Genug; bei Alphonſa war dis alles wirklich der Fall, und ſie wird hernach ſelbſt davon vollſtändige Auskunft geben. Sie erſtarrte plötzlich, ſchien wirklich todt, blieb in dieſem Zuſtande ſechs Tage und täuſchte damit auſſer ihrem geſchickten Vater noch drei andere Aerzte. Alle Zeichen des Lebens waren verſchwunden; das für ausgemacht angenommene Zeichen des Todes trat an die Stelle derſelben, — ſie roch. Ein unausſprechliches Glück für ſie, daß ſie nicht in ihrer Stadt, ſondern zu Grimsthal unter den Linden begraben werden ſollte! In der Stadt wäre ihr Sarg nicht nur am Grabe nicht nochmals geöffnet worden, ſondern man hätte ſie auch blos nur zu Grabe getragen; nach Grimsthal aber muſte ſie gefaren werden, und bis wars, was ſie von dem fürchterlichſten aller Tode, von dem Tode im Grabe, erlöſete.

Siebentes Kapitel.

Alphonſa wird nach Grimsthal gebracht und erzählt die Leiden der Erſtarrung.

Alphonſa. (als ihr Vater ſich über ſie weg beugt) Ach mein Vater, was hätte mir geſchehen können! Ach Gott, Gott, habe ewig Dank!

D. Sanft. (für Freude zitternd) Ewig, ewig, ewig Dank! Engel von Kind — wie iſt dir?

Alphonſa. Matt.

D. Sanft. (nachdem er ſie im Geſichte und an den Händen befühlt) Natürlichweich und warm biſt du. Der Puls geht freilich ſchwach. Wir wollen dich nach Grimsthal bringen, daß du gleich in ein Bette kommſt.

Alle Umſtehenden befanden ſich noch in freudiger Betäubung, und D. Sanft muſte einem jeden es wohl dreimahl ſagen, wo er am Sarge anfaſſen ſollte. Er ſelbſt deckte einige Mäntel über ſeine

Tochter, daß ſie blos das Geſicht frei behielt. Und ſo trug man die vom Tode erſtandene langſam und ſanft die Lindenallee herunter nach der Wohnung der Grimme. Hinterher ward der Sargdeckel getragen. Von allen Seiten ſtrömten die Einwohner von Grimsthal herbei und ſtaunten ſich ſchütternd den Vorgang an. Als die Träger zum erſtenmahle ruheten, war Alphonſa ſchon eingeſchlafen. Hofrath Stark fuhr vom Grabe gleich ab, um die ſchrecklichfrohe Geſchichte zum allgemeinen Beſten bei der höchſten Landesbehörde anzuzeigen. Dis hatte auf der Stelle den Erfolg, daß nicht nur das nochmahlige Sargaufmachen am Grabe im ganzen Lande befohlen ward, ſondern daß auch allenthalben Leichenhäuſer errichtet wurden, um, wo möglich, zu verhüten, daß ein Menſch ie wieder in die Gefar komme, lebendig begraben zu werden, und ieden Lebendigen vor dieſer ſchrecklichſten aller Befürchtungen zu ſichern.

Alphonſa ward ſchlafend aus dem Sarge genommen und in das Bette gelegt, welches Niklas für ſie, wenn ſie ſeine Tochter ſein würde, beſtimmt hatte. Dis war ein feierlicher Akt für alle Zuſchauer, die ihn mit tiefem Schweigen feierten. Ihr Vater war zufrieden mit ihrem Schlaf und beharrete unverrückt bei ihr. Dreimahl ſtand er auf und fiel auf ſeine Kniee und pries die unendliche Güte Gottes gegen ihn und ſein Kind. Mitten in ſeine unausſprechliche Freude miſchte ſich aber unaufhörlich die Angſt darüber, was er anfangen ſolle, wenn Alphonſa nach Richard frage, und wie er es ihr beibringen ſolle, daß ſie um ihn ſei. Vorläufig ſchrieb er an den Hofrath Stark, daß er um alles in der Welt willen nicht eher Alphonſa zu ſprechen ſuchen möchte, bis er es ihm ſage.

Alphonſa. (die nach einem zwölfſtündigen Schlafe die Augen aufſchlägt, ihren Vater erblickt und ihm die Hand reicht) Ach Vater, wie iſt mir! Ich kann es doch gar nicht ſagen. (ſieht ſich überall um) Aber wo iſt denn mein Richard? Und mein Richard iſt nicht einmahl bei mir?

D. Sanft. (dem es durch die Seele geht, daß er lügen muß) Er hat ſich auch legen müſſen. Das iſt wohl kein Wunder, er hat deintwegen unausſprechlich gelitten.

Alphonſa, (erſchrocken) Krank iſt er! Auch krank? Ach Gott! Nun müßte er ſterben, da ich wieder aufgelebt bin. (in größeſter Angſt) Vater, er ſtirbt doch nicht? Vater!

D. Sanft. Beruhige dich! Es iſt nichts, als Folge der heftigen Gemüthserſchütterungen, welche er gehabt hat. Er bedarf nur einige Tage Erholung.

Alphonſa. (dem Vater recht in die Augen ſehend) Gewis? Gewis?

D. Sanft. (der nahe daran war, die Maſke abzulegen) Gewis!

Alphonſa. Er war ja doch noch am Grabe. Aber — nicht einmahl die Hand hat er mir gereicht.

D. Sanft. Wir waren ja alle wie verſteinert, liebe Tochter. Er war ja auch nur noch hingeſchlichen.

Die drei fremden Aerzte traten izt herein und unterbrachen das Geſpräch. D. Sanft hatte ſie, wie die ſämtlichen Leute im Hauſe, Richards wegen bereits gehörig inſtruirt. Es währete auch nicht lange, ſo fragte ſie Alphonſa ſchon nach ihm und bekam von ihnen die Antwort ihres Vaters. Noch dauerte das Erſtaunen aller dieſer erfarnen Männer über ihre Auferſtehung fort, und alle brannten ſie für Begierde, zu hören, in welchem Zuſtande ſich ihr Geiſt während der Erſtarrung des

Körpers befunden haben möge. Sie wiſſe von allem und wolle alles erzählen, erwiederte ſie zuförderſt blos im Allgemeinen. Die fernere Kur der Patientin ward hierauf gemeinſchaftlich verabredet und ging glücklich von ſtatten. An jedem Tage aber war die Frage nach Richard Alphonſa's erſte und letzte Frage. Er ſei in der Beſſerung, war die ſtete Antwort, mit der man ſie ſo lange hinzuhalten gedachte, bis ſie Kräfte genug haben würde, die ſchrecklichſte aller Nachrichten für ſich zu hören.

Alphonſa. (eines Tags, da die ſämtlichen Aerzte auch wieder da waren) Nun will ich mein Verſprechen erfüllen und Ihnen alles erzählen. — — (die geſpannteſte Aufmerkſamkeit drückte ſich auf allen Geſichtern aus) Von der Zeit, welche zwiſchen unſerm Unglück und zwiſchen Richards erſter Hinüberkunft verſtrichen iſt, weis ich wenig oder nichts. Da erſt kam ich völlig zu mir, als ich Richard erblickte. Als er mir aber ſagte, daß ſein Vater todt ſei, war es nicht anders, als wenn ich meinen Körper verlöhre und als wenn mir dieſer gar nicht mehr zugehörte. Ich konnte durchaus nicht die geringſte Bewegung machen; nicht einmahl den Blick konnte ich nach ihm herabſenken, als er ſich neben mich hinſenkte. Ebenſo verlohr ich einen Sinn nach dem andern, bis auf das Gehör, welches mir vollkommen, wie mein Bewuſtſein, übrig blieb.

D. Sanft. (mit Entſetzen, während daß die übrigen Aerzte die Hände zuſammenſchlagen) Gott ſoll bewahren! Welche Sonderbarkeit! Und welche Zubereitungen zu der entſetzlichſten aller Foltern!

Alphonſa. Ja, Vater, dieſe auszuſprechen gibt es keine menſchliche Worte. Hätte ich nur das Gehör nicht behalten, ſo würde ich wirklich geglaubt haben, daß mein Geiſt ſeinen Körper verlaſſen habe und von der Erde weg ſei; daß es zwiſchen dieſer und iener Welt, zwiſchen Tod und ewigen Leben einen gewiſſen Tranſitus gebe, und daß ich mich gerade ietzt in ſelbigem befände. So aber hörete ich noch unaufhörlich Sie alle ſprechen und ſo muſte ich glauben, daß ich zwar noch auf der Unterwelt, aber in ienem unnatürlichen und über allen andern Jammer gehenden Zuſtande wäre, in welchem, wie ich einmahl geleſen hatte, Miß Townshend zu London ſich befunden, die man ſchon hatte begraben wollen und die durch das ſtarke Glockengeläute noch gerettet worden war.

Einer von den Aerzten. Der Vorgang iſt wahr, aber er iſt auf den gegenwärtigen Fall nicht anwendbar. Miß Townshend war ganz ſinn- und ſeelenlos geweſen und bekam durch die Glocken das Gehör erſt wieder.

Alphonſa. Nun genug, Ihre Urtheile, meine Herren, welche ſie über mich fällten, ſetzten mich bald auſſer allen Zweifel über die entſetzlichſte Unnatürlichkeit meines Zuſtandes, und ich muſte nichts geringeres fürchten, als lebendig begraben zu werden. Stellen Sie ſich nun erſtlich einmahl die Angſt eines Menſchen vor, der alle ſeine innern Kräfte aufbietet, auch nur die gerinſte Bewegung oder Zuckung an ſeinem Körper hervorzubringen, durch die er zu erkennen geben möge, daß er noch lebe, und dem dis bei Millionen Verſuchen ſchlechterdings kein einzigesmahl gelingen will. Ich probirte Alles. Ich befohl mit angeſtemmter Willenskraft meinen Händen und Füſſen, ſich zu bewegen; aber umſonſt. Jedem Finger, bald an dieſer, bald an iener Hand, gebot ich, nur um einen Zoll weit ſich anders zu legen; meine Augenlieder flehete ich unter innerem Seufzen zu Gott an, doch nur einmahl zu blinzen; ieden Geſichtsmuſkel forderte ich auf, nur eine einzige ſpielende Rege zu zeigen; aber alles umſonſt. Zuweilen machte ich eine Willenspauſe und dann ſtrengte ich plötzlich wieder alle meine Willenskraft an und vereinigte ſie ſamt und ſonders auf ein einzelnes Glied, um eine Bewegung zu erzwingen; ich dachte einzelne Wörter recht lebhaft, um zu ſehen, ob ich nicht eins herausſtoſſen könnte; ich probirte vor allen das Wort Gott und betete inbrünſtig dazu; ich rief den Huſten um Beiſtand an, ich ſeufzte nach einem einzigen Seufzer, ich wollte die Barmherzigkeit erringen, daß nur eine Thräne meinen Augen entflöſſe; aber alles, alles, alles umſonſt.

D. Sanft. Ach daß Gott erbarm! daß Gott erbarm!

Alphonſa. (ihre Hände faltend und gen Himmel ſehend) Du haſt dich meiner erbarmt. (nach einer Weile, während welcher ſämtliche Aerzte auch dahin ſahen, wo hin Alphonſa ſah) Und nun denken Sie ſich die mörderiſche Karnificin dazu, welche mir mein unglückſeliges Gehör noch obendrein machte. Ach, woher nehme ich Worte, um Ihnen auszudrücken, was ich empfand, da Sie allerſeits den Stab über mich brachen und ausriefen — ſie iſt todt. In dem Augenblick war mir ſo, als würde ich ein Zeichen geben können, daß Ihr Urtheil falſch ſei; aber meine Hofnung deshalb ward ebenſo falſch. Und wie dann mein Vater kam und ſprach — Es ſei! Gott hats gewollt — — (zieht den Vater an ſich) Ach Vater, Vater, welch eine Minute war das!

D. Sanft. (ſie küſſend) Er hat es nicht gewollt, himmliſche Tochter! Wohl mir, wohl uns allen, daß wir irrten!

Alphonſa. (ſich ſammelnd) Wo nur Richard bleibt, dacht' ich. Ach gewis leidet er auch fürchterlich. — — Wie ich da endlich ſeine Stimme hörte — du lebſt ja — da hatt' ich den einzigen frohen Augenblick meines ganzen Lagers. Nun, dacht' ich, ſo iſt doch einer da, der wider dein Begräbnis proteſtiren wird. Aber wie entſetzlich muſte ich den tröſtenden Augenblick büſſen, da Richard bald darauf wieder rief — Ja, du biſt doch todt. Und wie er dann Abſchied von mir nahm — wie er ſprach — ich bereite nun die Gräber für meinen Vater und für dich — wie er an der Thür noch einmahl laut ſchrie — ſo kam ich um dich! ach um Gottes willen, Vater, ich kanns nicht beſchreiben, wie mir da ward; es iſt kein Bild von Noth und Elend in der Welt da, das hierzu paſſte. Auch das

Leiden des Vortrefflichen am Kreuze nicht. (legt ſich auf die Seite und es herrſcht eine tiefe thränenvolle Stille)

D. Sanſt (als ſie ſich wieder umwendet) Verſpare das übrige lieber auf eine andere Zeit.

Alphonſa. Nein, ich will fertig damit ſein; um hernach nie wieder ſo lebhaft daran zu denken. — Wenn ich nur noch hätte ſchlafen können! Aber ſo lies mir die entſetzliche Angſt, im Grabe erſt wahrhaftig ſterben zu ſollen, keinen Augenblick Ruhe. Denken Sie einmahl dieſes — Sie hielten mich alle für todt, und mir Elenden ward nicht einmahl das Bild des Todes wohlthätig in die Arme gelegt. Alle die ganze, ganze Zeit über nichts weiter gedacht, als — hier iſt keine Rettung, du wirſt lebendig eingeſenkt. Meine Herren, Sie bemühen ſich umſonſt, dieſen ſchrecklichſten aller Schreckensgedanken in ſeiner ganzen Schreckensfülle denken zu wollen; nur in der Gefar ſelbſt, ihn an ſich realiſiren laſſen zu ſollen, kann man dis; ich, ich habe ihn ſo gedacht. Wundern Sie ſich in Zukunft nicht, wenn ich bei dem bloſſen Anblick eines Grabes kindiſch ſchaudere. Mit Höllenangſt erwartete ich den Augenblick, wo ich hören würde, daß man mich wirklich in den Sarg brächte. Manchmahl machte ich auch wohl einen kleinen Plan auf den Fall meines Begrabenſeins. So kann doch dein Zuſtand nicht ewig bleiben, dacht' ich, wie ietzt. Begräbt man dich, ehe du todt biſt, und bekommſt du im Grabe wieder Macht, dich zu rühren, ſo willſt du unaufhörlich an den Sargdeckel klopfen. Richard wird in der erſten Zeit gewis nicht viel von deinem Grabe kommen, und ſo wird er doch irgendeinmahl das Klopfen hören. Aber wo bleibt Richard? dacht' ich dann wieder; er kommt ia gar nicht zurück; wer weis, wie elend er auch liegt, lange ſo liegt? — Endlich gings zu Sarge mit mir. Ach Gott, ach Gott, wie habe ich da gebetet, daß doch mein Geiſt vom Körper völlig abgelöſet werden möchte! Und wie dann der Deckel auf den Sarg gebracht ward!!! Jeder Schlag, den man auf ihn that, drehnte gotteserbärmlich in mein allerinnerſtes Innerſtes. Nun gings im Sarge zu Wagen. Ach Gott ſei tauſendmahl geprieſen, daß ich nach Grimsthal gebracht ward! Zu Hauſe wars um mich geſchehen. Das Fahren, das Fahren war meine Rettung. Auf dem halben Wege mochts ſein, wo ich bemerkte, daß ich die Augenlieder regen und mit den Geſichtsmuſkeln zucken konnte. Nun machte ich tauſend Verſuche mit den Händen, um klopfen zu können, wenn der Sarg abgeſetzt würde; ſie wollten mir aber noch nicht zu Gebote ſein. Daß mein Sarg am Grabe noch einmahl aufgemacht würde, wußte ich nicht; und ſo überfiel mich von neuem unausſprechliche Angſt darüber, daß ich vor dem Einſenken noch nicht würde klopfen können. Aber — da, da ward der Sarg geöfnet; da wars, als käme ein Engel vom Himmel und reichte mir den Kraftbecher des ewigen Lebens und ſpräche — Mägdlein, ich ſage dir, ſtehe auf! Das volle Licht des Tages, das plötzlich wieder auf mich fiel, die friſche Luft, welche mich belebend anwehete, und die unausſprechliche Freude, mich errettet zu ſehen, thaten Wunder an mir. Ich fühlte es, wie aus meinem Innerſten neues Leben in alle meine Adern und Nerven ſtrömte; ich verſuchte zu ſprechen und — ſprach — — und nun — das übrige wiſſen Sie. Ach Gott ſegne doch in jener Welt noch tauſendmahl den Mann, der zu Grimsthal die Sitte aufbrachte, daß die Todten am Grabe noch einmahl gezeigt werden! Warlich, das ſollte in der ganzen Welt Brauch ſein.

Stummes Erſtaunen herrſchte unter den Zuhörern, als Alphonſa die Geſchichte ihres Scheintodes geendigt hatte.

Alphonſa. So haben Sie dann nun eine Erfahrung mehr gemacht, meine Herren, und gewis eine der ſeltenſten.

Alle drei fremde Aerzte. Gewis! Gewis!

Alphonſa. Benutzen Sie ſie zum Beſten der Menſchheit! Kann meine Todes- und Auferſtehungsgeſchichte dazu dienen, daß in Zukunft auch nur ein Menſch, er ſei ein Weiſſer, oder ein Schwarzer, vor ähnlichen Leiden bewahrt werde, ſo will ich gern ſo ſchrecklich gelitten haben.

Der jüngſte unter den Aerzten. Ich bin Schriftſteller, und ſo will ich mit Ihrer Erlaubnis das ganze Faktum mit Ort, Nahmen und Allem öffentlich bekannt machen.

Alphonſa. Ach, das thun Sie ja, und ſorgen Sie dafür, daß die Relation davon in aller Welt Sprachen und Zungen überſetzt werde!

Achtes Kapitel.

Für Kranke gar erbaulich zu leſen.

Alphonſa fing an zu ſchlummern. Man verlies ſie und ging in ein Nebenzimmer.

D. Sanſt. Was ſagen Sie denn nun zu dem allen, meine Herren?

Arzt A. ſchüttelte den Kopf; Arzt B. zuckte die Achſeln; Arzt C. nagte an den Fingern.

D. Sanſt. Ich ſage dis, daß es um unſere ganze Kunſt ein gar elend Ding ſei. Nicht einmahl mit Gewisheit ſagen können wir alſo allemahl, ob ein Todter wirklich todt ſei, oder nicht. *Unſerer vier* — bedenken Sie einmahl!

A. Nun, ſo ein Vorfall ereignet ſich dann auch wohl nur alle hundert Jahre einmahl.

D. Sanſt. Mit allen Umſtänden und Nebenumſtänden — darin mögen Sie Recht haben; aber ähnliche? Ich fürchte, ich fürchte, ſie ereignen ſich mehr dann zu oft.

B. Ich glaube es warlich auch.

C. Ich auch.

D. Sanft. Sechs Tage — ich bitte Sie. Jedes Haar auf meinem Kopf bewegt ſich. Nun bin ich lebendig überzeugt, hätten wir ſie in ihrem Bette liegen laſſen, morgen oder übermorgen hätte ſich die Erſtarrung von ſelbſt verlohren. Wie mancher Todte würde auf die Art wiederkommen, wenn die Leichname ohne Sargdeckel in offenen Hölen beigeſetzt würden! Sagen Sie, ſind nicht alle mögliche, zum Theil halbmörderiſche Lebensproben an ihr verſucht worden?

B. und C. Das iſt wahr.

A. Ich glaube auf die Weiſe, wenn wir ſie mit einer Feder recht in den Ohren gekitzelt hätten —

D. Sanft. Ja, nun ſind wir klug genug, nachdem ſie uns erzählt hat, daß ſie hören können. Ich frage Sie, hat ſie nicht ſogar wirklich gerochen?

Alle zuſammen. Ja.

D. Sanft. Alſo auch der Todtengeruch entſcheidet nicht. Stinkendgewordenen Schweis haben wir gerochen, aber keine Verweſung. Nie werde ich es wieder wagen, beide mit Zuverläſſigkeit von einander unterſcheiden zu wollen.

B. Ich habe einmahl geleſen, daß auf Korſika die Verſtorbenen aus einer Art von Kondolenz auf der Bettdecke eine Viertelſtunde lang in die Höhe geſchleudert werden, und daß dadurch mancher Inſulaner ſchon wieder ins Leben zurückgekehrt ſei.

D. **Sanft.** Der Gebrauch iſt warlich nicht übel. Bei meiner Tochter hätte er gewis gute Dienſte gethan. Vielleicht, daß die ältern Juden auch deshalb ſo viel Lerm bei Ihren Todten machten. Die Klageweiber haben gewis manchen wieder aufgeſchrieen. Ich verdenke es von nun an keinem Menſchen, wenn er auf den Fall ſeines Todes die abſonderlichſten Anſtalten trift und die originelleſten Vorſchriften macht; ich verdenke es keinem, wenn er ſeinen Leichnam ſechs Tage lang täglich dreimahl um die Stadt fahren und ebenſo lange von zehen, zwanzig Weibern, die, wie der Prophet ſagt, es wohl können, d. h. ſich die Kehlen recht ausgeſoffen haben, Zeter um ihn ſchreien, und ebenſo lange alle zwei Stunden nach Korſikaniſcher Sitte ihn tüchtig in die Höhe ſchwenken läſſet;

ja, ich verdenke es keinem, wenn er ebenſo, wie er als Lebendiger ein eigenes Haus hatte, auch eine eigene Hütte wenigſtens bauet, worin er als Todter künftig über der Erde noch Jahr und Tag lang ruhig und ungeſtört wohnen zu dürfen verlangt. Wer iſt im Stande zu beſtimmen, wie lange ein Menſch in einem ſolchen Zuſtande, worin Alphonſa ſich befunden, fortexiſtiren könne? Und nun, meine Herren, was ſagen Sie denn zu dieſem ihren Zuſtande ſelbſt? Wie erklären Sie ihn?

Hier entſtanden lange und heftige Debatten über totale und partiale Erſtarrung, über Exiſtenz und Nonexiſtenz des Dinges, das Seele genannt wird, über Materialität und Immaterialität derſelben, über fortgedauerte und nicht fortgedauerte Reſpiration und Blutscirkulation bei Alphonſa, über die Möglichkeit und Unmöglichkeit der Thätigkeit der Lebensgeiſter ohne Blutsumlauf, über dito Möglichkeit und Unmöglichkeit des Blutsumlaufs bei Erwachſenen ohne Reſpiration u. ſ. w. Arzt C. urgirte beſonders das Kapitel von gewiſſen Anomalien in einigen menſchlichen Körpern und hielt es für wahrſcheinlich, daß bei Alphonſa der Fall ſei, daß ihr Blut noch auf den heutigen Tag, wie bei Kin[illegible]n im Mutterleibe, auch ohne Athemholen umlaufen könne.

D. Sanft. (der nur dann und wann bei allen dieſen Debatten ſeine Stimme erhoben, deſto mehr aber gelächelt hatte) Nicht doch, lieber C., dann müſte Alphonſa auch doppelten Herzſchlag haben.

C. Das glaub' ich auch.

D. Sanft. Nun, ich habe zu oft meine Hand auf das Herz meines einzigen Kindes gelegt, als daß ich Ihnen nicht verſichern könnte, daß es nicht anders ſchlage, als das unſrige. Wollen Sie mir nicht glauben, ſo ſteht Ihnen ſelbſt das Herzexamen bei ihr frei — Nein, nein, meine Herren, laſſen Sie es uns nur geſtehen, unſere ganze Theorie verläſſet uns dismahl, und ſo wiederhole ich, was ich ſchon geſagt, daß es um unſere Kunſt ein elend Ding ſei. Der Vorgang mit meinem eigenen Kinde macht unauslöſchliche Eindrücke auf mich. Ich höre auf, Arzt zu ſein, und verehre in dieſen Augenblicken die Grosmuth Richard Grimms erſt ganz, der mir auf meine Lebenszeit hier den Aufenthalt und ſo viel von ſeinen Renten angewieſen hat, daß ich ohne weitere Praxis davon leben kann. Wir tappen überhaupt nur gar zu oft im Finſtern, meine Herren; es iſt unendlich viel Charlatanerie mit uns, und ich habe mir oft bei ſogenannten glücklichen Kuren, wenn man ſie auf meine Rechnung ſchrieb, die Augen vor mir ſelbſt zugehalten.

A. Ei, Sie müſſen auch nicht zu weit gehen, geweſener Herr Kollege!

D. Sanft. Nein, nein, ich gehe nicht zu weit. Geſtehen Sie nur gleich einmahl aufrichtig — haben Sie am Ende nicht oft genug ſich ſelbſt überzeugt, daß Sie Ihre Patienten auf eine ganz falſche Krankheit kurirt hätten?

A. Anfangs wohl; aber itzt nicht mehr.

D. Sanft. Nun, ſo will ich, als der älteſte unter Ihnen, ehrlicher ſein. Eine Menge von Sektionen, auf die ich ſelbſt drang, haben mich zu einem gar demüthigen Arzte gemacht. Ja, wenn wir beim Leben hinein ſehen könnten! Aber ſo — unſere Zeichenlehre iſt viel zu unbeſtimmt und nicht weit her. Ich erinnere mich noch immer eines meiner Patienten, der ſehr hipochondriſch war und ſich mit Leſung eines unſerer beſten Schriftſteller in dieſem Fache abgab. So oft er mit einem Abſchnitt des Buchs fertig war, lies er mich rufen und bat mic[illegible]ändigſt, daß ich ihn auf die darin beſchriebene Krankheit kuriren möchte, weil er ihrer Beſchreibung nach glauben müſſe, daß er ſie habe.

So glaubte er am Ende *alle* Krankheiten zu haben, und hatte in ſo fern Recht, daß von ieder beſchriebenen Krankheit immer einige Zeichen auf ihn paßten. Wie kann es auch anders ſein, da die verſchiedenſten Krankheitszuſtände doch immer in einigen Punkten mit einander übereinkommen und alſo auch hier und da einerlei Simptomen haben müſſen? Sind die Zeichen, welche die Art der Krankheit beſtimmen ſollen, gar von der Beſchaffenheit, daß ſie der Arzt nicht ſelbſt ſehen oder ſonſt ſelbſt bemerken kann, ſondern daß er ſie dem Patienten abfragen mus: ſo iſt faſt gar nicht darauf zu bauen; denn zur Unkenntnis des menſchlichen Körpers, die man bei den mehreſten antrift, geſellt ſich noch Mangel an Beobachtung ſeiner ſelbſt, und die leidige Fantaſie verdirbt vollends alles.

B. Sie haben in der That Recht, und ich will daher oft lieber Kinder, die mich durch ihre Auſſagen in meinen Bemerkungen nicht irre machen, kuriren, als Erwachſene, die heute ſo, morgen ſo, von ſich erzählen.

D. *Sanft*. Den deutlichſten Beweis von der Unſicherheit unſerer Zeichenlehre geben mediciniſche Deliberationen. Es iſt mir oft traurigluſtig geweſen, ſelbigen beizuwohnen. Und wenn zehen Aerzte beiſammen waren, ſo hatte faſt ieder eine andere Meinung über den eigentlichen Krankheitszuſtand des Patienten, und ieder von ihnen bewies die Richtigkeit der ſeinigen aus der Zeichenlehre in optima forma. Daher kommt es dann auch wohl, daß, wenn ein Paar Aerzte über die Verſchiedenheit ihrer beobachteten Kur in Proces gerathen, das Gutachten auswärtiger mediciniſchen Fakultäten mehrentheils dahin ausfällt, daß beide ihrer Beſchreibung nach methodice kurirt hätten. Der gemeine Mann hat alſo den rechten Glauben, wenn er, ſobald er hört, daß zu einem Kranken mehrere Aerzte gehen, zu ſagen pflegt — nun gute Nacht, Herr Patient, ſie werden dich wohl vors Thor hinaus kuriren.

C. Das ſind ia bittere Wahrheiten. Es iſt gut, daß kein Laie ſie hört.

D. Sanft. Und wenn wir dann nun auch die Krankheit ſelbſt mit Gewisheit wiſſen, ſo entſteht wieder die Frage, aus welcher Quelle ſie entſprungen ſe[illegible]

B. Ja freilich, wenn Sie hierauf kommen, das iſt ein bös Ding.

D. Sanft. Nun, und doch iſt dis ja wohl die Hauptſache. Was hilft es, flieſſendes Waſſer, das uns im Wege iſt, abzuleiten, wenn wir die Quelle nicht verſtopfen können? So werden wir ewig Waſſer abzuleiten haben. Da geht es dann an Palliatifkuren, welche allerdings viel Arztlohn abwerfen und die Apotheker fein in Nahrung ſetzen. Weit ſeltener wird der Arzt die wahre Quelle einer Krankheit entdecken, als ſie der Kranke ſelbſt angeben könnte. Hat dieſer aber keine Ehre von ihr, ſo iſt er entweder gar nicht, oder doch zu ſpät erſt zum Geſtändnis zu bringen, und leugnet ſie wohl vor der Fauſt weg, wenn der Arzt ſie auch indigitirt. Oft aber können beide, Arzt und Patient, die eigentliche Quelle nicht finden. Das iſt dann doch wohl bös; denn geſetzt auch, die Quelle wäre nicht mehr zu verſtopfen, ſo mus doch eine und dieſelbe Krankheit anders behandelt werden, wenn ſie aus einer andern Quelle entſprang, und ſo wird ſie auf jeden Fall falſch behandelt, ſo lange man die **wahre** Quelle nicht weis. Ich ſage es ohne Rückhalt, daß ich ſeit zwanzig Jahren in den mehreſten Fällen bei jungen Leuten mit meiner Kurart auf getriebene Onanie und bei Leuten im Mittelalter auf veneriſche Geſchichten die erſte Rückſicht genommen habe, und ich habe mich nur ſelten getäuſcht gefunden.

C. Ein ſchreckliches Wort, aber ein wahres Wort!

D. **Sanft.** Und wenn wir dann nun auch nicht nur die wahre Krankheit, ſondern auch die wahre Quelle derſelben wiſſen, ſo fragt ſichs — können wir ſie kuriren und wie kuriren wir ſie? Der Scharlatan glaubt nun zwar alle Krankheiten kuriren zu können, und der Marktdoktor hat ſogar Univerſalmedicinen, die jede Obrigkeit von Rechtswegen bei Prangerſtrafe verbieten ſollte, weil ſie ein wahres Volksprello ſind; der kluge und beſcheidene Arzt aber geſteht gern, daß er in den mehreſten Fällen ſich auf die Natur verlaſſen müſſe und, wenn dieſe ihn verläſſet, nichts, als Linderung ſchaffen könne. Wie ſtehts nun aber um die Frage — wie kuriren wir? Eine unmittelbare Offenbarung belehrt uns hierüber nicht; wir müſſen alſo unſere Zuflucht zu den Erfarungen unſerer Lehrer und zu unſern eigenen nehmen. Unſere Lehrer aber ſind nicht einig unter ſich. Der eine verwirft die Kurart, welche der andere ſehr probat findet. Jedes Zeitalter hat auch ſeine Moden in der Heilkunde. Wenn wir iezt leſen, wie man vor hundert Jahren kurirt habe, ſo lachen wir darüber, und ich bin überzeugt, daß unſere Nachkommen in hundert Jahren ebenſo wieder über uns lachen werden. Die Alten fanden Kräfte in Mitteln, die dergleichen gar nicht hatten, und wir machen's gewis nicht beſſer. Es darf nur ein ſehr berühmter Arzt ein neues Mittel als äuſerſtvorzüglich anpreiſen, ſogleich äffen ihm tauſend Aerzte nach, und das währet ſo lange, bis ein gleichberühmter Mann es wieder in Miskredit bringt; videatur Ailhauds Pulver, Waſſerfenchel, Isländiſches Moos u. ſ. w. Jeder Lehrer hat ſein Steckenpferd. Der eine hält enthuſiaſtiſch auf Aderlas, der andere auf Vomiren, und ſo laſſen die Schüler des einen bei jeder Gelegenheit zur Ader und die Schüler des andern kuriren alles durch Vomitiſe.

A. Freund, Freund, Sie ſticheln auf mich. Ich bin allerdings ſehr für Vomitiſe; denn es iſt eine Hauptſache; daß man zuförderſt primas vias reinige.

B. Nein, er ſtichelt auf mich. Ich kann nicht leugnen, Aderlas ſteht bei mir oben an; es gibt einen plötzlichen Zug und befördert mithin die Thätigkeit aller Lebensgeiſter in der ganzen Maſchine.

C. Alles zu ſeiner Zeit, meine Herren!

D. Sanſt. Ja, da iſt eben nun die Frage, wann dis oder ienes zu ſeiner Zeit ſei. Vor vier Wochen ward ich an den Hof zu R. geholt, wo der eine Leibarzt ſchlechterdings darauf beſtand, der Prinz W. ſollte zur Ader laſſen und nicht vomiren, und der andere dabei beharrte, der Prinz müſſe vomiren und nicht zur Ader laſſen. Beide hatten drei kompreſſe Bogen über die ausgemachte Richtigkeit ihres Raths aufgeſetzt, und den Tod des Prinzen propheceit, wenn er den Rath nicht ſogleich befolgte. Ich muſte alles leſen und rieth dem Prinzen, weder zur Ader zu laſſen, noch zu vomiren, ſondern erſt ein Paar Faſttage und dann überhaupt beſſere Diät zu halten. Er folgte meinem Rathe, lebt noch, iſt wieder friſch und geſund und hat ſich vor einigen Tagen bei mir bedankt.

C. (lachend) Ja, ia! Prinzenkur!!

D. Sanſt. Wenn wir uns nun nicht auf fremde Lehrer verlaſſen können, weil ſie ſo unausſprechlich differiren, ſo müſſen wir uns an unſere eigene Erfarungen halten. Hiermit kommen wir aber fürwahr auch nicht weiter. Die individuelle Beſchaffenheit der verſchidenen Körper iſt das erſte, was uns konfus macht. Ein und daſſelbe Arzneimittel thut oft bei zwei Kranken ganz entgegengeſetzte Wirkung. Jeder Arzt, und wenn ſeine Praxis auch nicht älter, als ein Jahr, wäre, mus dis zugeſtehen. Sodann — wer iſt uns Bürge dafür, ob die gute Veränderung, welche wir nach dem Gebrauche eines Mittels am Patienten wahrnehmen, eine Wirkung des Mittels ſei, oder ob ſie die Natur zu gleicher Zeit nicht ſelbſt veranſtaltet habe? Es hilft alles nichts, daß wir zehenmal dieſelbe gute Wirkung nach dem Gebrauche deſſelben Mittels ſehen; derſelbe Zufall, daß die Natur zu gleicher Zeit operire, kann ſich zehenmahl zutragen. Ich bin und bleibe dabei, es iſt um unſere ganze Kunſt ein elend Ding. Der Chirurgus hat es tauſendmahl beſſer, als wir. Bei plötzlichen Zufällen mögen wir ia wohl etwas leiſten und mit einem verdorbenen Magen, wenn der Patient folgt, nehm' ichs auch auf. Uebrigens mus die Natur das beſte thun, und ich meſſe mir nie den glücklichen Ausgang einer *langen* Kur bei. Der Patient ſelbſt hilft ſich, und wäre es auch nur durch *Glauben*. Von dieſem habe ich dann *unglaubliche* Wirkungen erlebt, und ſeit der Zeit wunderts mich gar nicht mehr, daß Jeſus von Nazaret, der auch ſo gewis Arzt war, wie wir, ob er gleich auf keiner Univerſität den Doktorhut erlangt hatte, vor ſeinen Kuren allemahl erſt nach dem Glauben ſich erkundigte und den Erfolg ſeiner Kur ſogar nach dem Maſſe des Glaubens vorherbeſtimmte. Dieſer wohlthätige Glaube, welcher oft die ganze Kur bewirkt, erſtreckt ſich nicht blos auf die Arzneimittel, ſondern auch auf den Arzt ſogar. Ich habe es mit meinen Augen geſehen, daß bloſſer Kremortartari, den die einheimiſchen Aerzte ſchon zehenmahl einem Patienten gegeben hatten, Wunder that, als ihn, ohne es zu ſagen, ein mit ſchweren Koſten herbeigehohlter fremder Arzt verſchrieb, auf den der Kranke ein ſo uneingeſchränktes Vertrauen, wie auf Gott, geſetzt hatte.

C. und B. Wahrheit! Wahrheit!

D. Sanft. Das viele Arzneiverſchreiben, das Verſchreiben derſelben in ungeheurer Quantität, das beſtändige Wiederwegſetzen derſelben und Abwechſeln mit neuen Gläſern und Schachteln, die man morgen wieder wegſetzt, kündigt in meinen Augen allemahl wo nicht den Charlatan, doch den Mann an, der nur die Apotheker reich machen will.

A. — (der einen Apotheker zum Schwiegerſohn hatte) Die Apotheker wollen aber auch leben.

D. Sanft. (ſchmunzelnd) Ja, das hab' ich gemerkt.

Neuntes Kapitel.

Hat abermals eine ſehr traurige Scene.

Es war Schade, daß Chriſtian dieſer Unterredung nicht beiwohnen konnte, der, wie er ſich auszudrücken pflegte, ein geſchworner Feind aller lateiniſchen Küchen war und nicht wenig brummte, wenn er zum Doktor reuten muſte. Nach ſeiner Meinung entſtanden alle Krankheiten entweder aus Liebe, oder aus Debauchen bei Tiſche, oder aus Erkältung. Vor der Liebe hütete er ſich, wie bekannt; wenn er aber merkte, daß er bei Tiſche zu viel gethan, ſo ſchrieb er ſich ſelbſt einen Faſttag, oder nach Gelegenheit zwei, drei Faſttage aus; und wenn er ſich erkältet hatte, ſo kurirte er ſich mit Bierſuppe. Dis betrieb er folgendergeſtalt. Er zog alle ſeine Latzen, Weſten und Röcke an und ſetzte alle ſeine Mützen auf: auf ſämtliche Mützen ſetzte er noch ſeine groſſe Pudelmütze, die er vorn bis auf die Naſe und hinten bis auf die Schultern herunterzog, und über ſeine ſämtlichen Kleider warf er noch einen mit Flanell gefutterten Rocklor. So ſetzte er ſich an den Tiſch und lies ſich einen Napf voll Bierſuppe nach dem andern bringen. In der Maſſe, wie er nun heis und immer heiſſer ward, warf er erſt die Pudelmütze und den Rocklor, und dann eine Mütze nach der andern, einen Rock, eine Weſte und einen Latz nach dem andern von ſich, bis er im blanken Hembde da ſas und der Schweis ihm über den ganzen Leib lief. Dann legte er den Löffel weg, ſetzte ſich die Nachtmütze auf, ſprang ins Bette, lag bis an den hellen lichten Morgen, war alsdann, wie aus dem Waſſer gezogen und befand ſich ſo geſund als ein Fiſch. Das konnte er nun wohl haben, wenn er ſich zu Grimsthal erkältet hatte; wer ihm aber auf dem Aetna, wenn er ſich da erkältet, Bierſuppe kochen werde, das iſt eine andere Frage.

D. Sanft hatte einsmal von dieſer Bierſuppenkur Chriſtians gehört und machte ſich den Spas, ſie ſeinen drei Kollegen vor ihrer Abreiſe noch zu erzählen. Lächeln ſchwebte noch darüber auf ſeinem Geſichte, als er zu ſeiner Tochter kam, die unterdeſſen aufgeſtanden war und ſich angekleidet hatte. „Glück zu, Glück zu, mein Kind!“

Alphonsa. Nun will ich zu Richard — zu meinem Richard will ich — er soll sich recht freuen.

D. Sanft. (dessen lächelnde Mine sich plötzlich verwandelt) Das las heute noch sein: morgen.

Alphonsa. (determinirt) Nein, Vater, heute! Jetzt gleich, Vater!

D. Sanft. (äuserstverlegen) Es kann nicht sein, beste Tochter...

Alphhonsa. (ahndend) Warum nicht? Ach — was ist mit ihm? Er ist nicht mehr — nicht wahr? (sinkt dem Vater in die Arme)

D. Sanft. Ja doch, er ist noch, aber nur nicht zu Grimsthal. Ich will dir ja alles erzählen; sammle dich doch nur. Er ist verreiset und kommt wieder.

Alphonsa. (sich aufrichtend) Verreiset? Wann denn?

D. Sanft. Den zweiten Tag drauf, als er von dir Abschied genommen. Es war ihm unmöglich, dich zu begraben. Er hätte den Verstand verlehren, wenn er länger blieb. Er muſte eine Reiſe machen.

Alphonſa. (ſchnell) Vater, das iſt nicht wahr. Ich ſah ihn ja noch an meinem Grabe. Gewis iſt er von da an krank geworden und alsdann geſtorben. (ſinkt wieder an den Vater hin) Ach — ach!

D. Sanft. Er iſt warlich verreiſet und Chriſtian iſt mit. Du darfſt alſo ſeintwegen nicht ſorgen. Der treue Begleiter ſeiner Kindheit und Jugend iſt auch der Gefährte auf ſeiner Reiſe. . Der Mann, den du unter den Linden für ihn anſaheſt, iſt ein Hofrath aus B. und ſeit einiger Zeit erſt daſelbſt im Dienſt. Er ſieht Richard ſehr ähnlich, der ihn während ſeiner Abweſenheit zu ſeinem Geſchäftsträger gemacht hat. Wär's Richard ſelbſt geweſen, würde er ſich dann ſo in der Entfernung von dir gehalten haben?

Alphonſa. (welche dieſer Umſtand zu überzeugen ſcheint) Warum iſt mir denn aber bis dieſen Augenblick von allen Seiten geſagt worden, daß Richard krank ſei?

D. Sanft. Um dir erſt Zeit zu laſſen, dich zu erholen. Es hat gewis Niemand mehr Angſt dabei ausgeſtanden, als dein Vater. Nun biſt du ſtark genug, die Wahrheit zu hören. Wäre er alſo todt, ſo würde ich ich dir es jetzt auch ſagen; denn erfaren müßteſt du es doch einmahl. Alſo glaube nun auch deinem Vater, wenn er dir ſagt, Richard ſei nicht todt, ſondern nur verreiſet.

Alphonſa. (den Vater küſſend) Alſo gewis, gewis? (reicht ihm die Hand)

D. Sanft. (der einſchlägt) Bei allem, was heilig iſt — gewis!

Alphonſa. Wohin iſt er denn aber gereiſet? Kann ich ihm nicht gleich nachſchreiben?

D. Sanft. Nein! Das iſt das ſchlimmſte, daß er nicht geſagt, wohin er die Reiſe mache.

Alphonſa. (von neuem höchſt unruhig) Hat er denn nicht erſt Abſchied bei uns genommen?

D. Sanft. Ja, aber ſchriftlich. Drum hab' ich ihn nicht fragen können, wohin er reiſe.

Alphonſa. (heftig) Wo iſt der Brief? Den mus ich ſehen, mein Vater, ſehen gleich.

D. Sanft. Du ſollſt ihn auch ſehen; jetzt aber — liegt er bei uns zu Hauſe.

Alphonſa. (ängſtlich) So müſſen wir heute noch hinüber zum Brief, oder der Brief mus herüber zu uns. Was ſchreibt er denn? Kann man denn gar nicht daraus ſchlieſſen, wohin er ſei?

D. Sanft. Nein.

Alphonſa. Er kann ia aber doch von hier nicht verſchwunden ſein. Man mus ihn doch haben abreiſen geſehen, und ſo mus man doch ſagen können, welchen Weg er genommen, und ſo kann man ihm ia von Station zu Station nachſpüren.

D. Sanft. Das alles hat er zu vereiteln gewuſt. Von hieraus iſt er *geritten* und Chriſtian auch. Beide, ſo weit man ihnen nachſehen können, queerfeldein, und als wenn ſie nicht zu einander gehörten. Hernach müſſen ſie ſich wohl wieder zuſammen gefunden haben, denn ihre beiden Pferde ſind Tags drauf richtig wieder hier angekommen.

Alphonſa. Iſt denn weiter keine Nachricht mit überbracht worden?

D. Sanft. Ja, wenn die Pferde reden könnten! Der Verwalter hat ſie in der Mittagsſtunde, als die Leute alle gegeſſen, mit Sattel und Zeug im Hofe umherlaufend angetroffen. Man weis alſo gar nicht, wer ſie gebracht.

Alphonſa. Sollte es denn nicht möglich ſein, auf den erſten Stationen in der ganzen Gegend umher Nachricht von ihm einzuziehen? Er muß doch, wenn er ſeine eigenen Pferde zurückgeſchickt hat, hernach Poſtpferde genommen haben.

D. Sanft. Allerdings; aber all mein Nachfragen deshalb iſt vergeblich geweſen. Du kannſt wohl denken, wie ich es mir von deinem Auferſtehungstage an angelegen ſein laſſen, ſeinen Aufenthalt oder auch nur ſeine Reiſeroute zu erforſchen; denn könnte man es ihm nur hinterbringen, daß du wieder lebteſt, ſo wäre ihm und uns geholfen und er flöge gewis hieher zurück. Kein Poſtmeiſter und kein Poſthalter will aber etwas von einem reiſenden Grimm wiſſen. Was ich glaube, iſt dis, daß er ſich einen andern Nahmen gegeben, und ſo kann ich mich todt nach ihm fragen und ſchreiben.

Alphonſa. Was er nur dabei verabzwecken mag, daß Niemand wiſſen ſoll, wohin er gereiſet ſei?

D. Sanft. Daß er durch keinen Brief von hieraus an die traurigen Ideen, welche er verreiſen will, wieder erinnert werde. Ich verdenke ihm das nicht. Will er ſich kuriren und ſeinen Kopf behalten, ſo muſte er es ſo anfangen. Er iſt ein guter Pſicholog und machts gerade ſo recht. Seine Fantaſie iſt zu lebhaft und er kennt ſich ſelbſt aufs Haar.

Alphonſa. Ach — mich vergeſſen will er alſo — mich vergeſſen!

D. Sanſt. Das wird er gewis nicht. Wenn du vor allem ſo ſicher wärſt, wie hiervor! In der erſten Zeit nur mus ihn nichts erinnern an dich, als er ſich ſelbſt; beſonders nichts, wodurch die ſchrecklichern Ideenaſſociationen in ihm wieder ſich regten.

Alphonſa. (höchſtverdächtlich) Wie? Was wäre denn ſonſt, wovor ich nicht ſicher wäre? Das Nichtwiederkommen wohl? (ergreift ſchnell den Vater) Ach Vater, er will wohl gar nicht wiederkommen? Ich will den Brief leſen; den Brief mus ich leſen.

D. Sanſt. Das ſollſt du ja auch; habe doch nur Geduld.

Alphonſa. (ſich zu faſſen ſcheinend) Aber der Hofrath — wie hies er?

D. Sanft. Stark.

Alphonſa. Alſo Hofrath Stark — dieſer mus doch eine Addreſſe an ihn haben? O wir wollen ihn holen laſſen; den mus ich auf der Stelle ſprechen?

D. Sanft. Du ſollſt ihn ſprechen; ietzt iſt er auf einer Geſchäftsreiſe. Aber er hat auch keine Addreſſe an ihn.

Alphonſa. Iſt denn alles verreiſet? (nach einer Weile) Nun, ſo mus Richard doch willens ſein, bald wieder zu kommen. Wie könnte denn dieſer ſonſt Remiſen an ihn abſchicken?

D. Sanft. Richard hat eine groſſe Summe in Banknoten mitgenommen.

Alphonſa. (die aufſchreckt) Ach ſo kommt er ſo bald nicht wieder.

D. Sanft. Das kannſt du nicht ſagen, mein Kind. Ueberlas es der göttlichen Vorſehung! Richard, da er dich verlohren geben müſſen, hat als ein braver Schwiegerſohn an mir gehandelt. Hier ſoll ich wohnen, und er hat mir etwas anſehnliches ausgeſetzt. Nun theilſt du dis mit mir. Ebenſo hat er auch für alle ſeine Leute geſorgt.

Alphonſa. (aufhorchend) Hat er denn dis ſchriftlich hinterlaſſen?

D. Sanft. Ja, er hat in der Nacht vor ſeiner Abreiſe ein — —

Alphonſa. (ſchnell) Teſtament gemacht? ein Teſtament?

D. Sanft. (auf ſich ſelbſt böſe) Ja.

Alphonſa. (umſinkend) Ach ſo kommt er in Ewigkeit nicht wieder.

D. Sanft. (der ſie aufrichtet) Fürchte doch nicht das ſchlimmſte, du liebe Tochter. Wir wollen ja noch alles mögliche thun, um ſeine Zurückkunft zu bewirken, bald zu bewirken.

Alphonſa. Was denn? Was können wir denn thun?

D. Sanft. Wir wollen ein Avertiſſement in alle Zeitungen einrücken laſſen — —

Alphonſa. Was hilft dis, wenn er unter einem andern Nahmen reiſet?

D. Sanft. Das ſchadet nicht. Steht doch dein Nahme dann da und deine ganze Auferſtehungsgeſchichte. Wenn er das nur lieſet; er mag es leſen als Grimm, oder als Hinz oder Kunz.

Alphonſa. Ach Vater, wer weis, in welches Land er reiſet, oder wie weit er iezt ſchon iſt! Und auf Reiſen wird er gewis keine Zeitung in die Hand nehmen.

D Sanft. Ich will in dem Avertiſſement alle Poſtämter bitten, ſich ſolches abzuſchreiben und iedem reiſenden Fremden es zu zeigen und will ein groſſes Doucéur dem verſprechen, der ihn ausfindig macht.

Alphonſa. (unter den kindlichſten Umarmungen) Vater, Vater, mein Herz ſagt mir alles, was in dem Briefe ſteht. Um Gottes willen, ich mus ihn heute noch leſen; ich zittere ſonſt vor der künftigen Nacht.

D. Sanft. Nun — morgen.

Alphonſa. (dringend) Nein, heute, heute! Ich bin ia ſtark genug dazu. Wer weis, wie mir morgen iſt.

D. Sanft. (der in die Taſche greift) So geſchehe dein Wille! Da haſt du den Brief.

Alphonſa, ſich ſo ſtark, als möglich, machend, küſſte den Brief erſt zu mehrern mahlen und fing ihn dann an zu leſen. „Was war denn das für ein Zuſtand, von dem er da ſpricht, und in welchem er bei uns geweſen?“

D. Sanft. Er war Tag und Nacht völlig wütend.

Alphonſa. Ach mein Richard! (kommt an die Worte — in eine andere Himmelsgegend will ich — fliegen will ich dahin — und ſinkt in Ohnmacht)

Der Vater leiſtete ihr Hülfe. Sie kam wieder zu ſich ſelbſt und las fort. Wie ſie ſich überzeugte, daß Richard ſie nicht vergeſſen werde und daß ihr **ſanfteres** Bild ihm ewig umſchweben ſolle, breitete ſich freudiger, zärtlicher Dank gegen ihn über ihr ganzes Weſen aus. Als ſie aber auf die drauf folgende Stelle kam, wo Richard ſeine Wiederkunft aufs Ungewiſſe ſtellte und deshalb Abſchied von ihrem Vater nahm, ſchrie ſie laut auf, lies den Brief fallen und ſank in eine noch ſtärkere Ohnmacht. Der Vater ſteckte den Brief zu ſich, nach dem ſie hernach nie wieder fragte, und es währete einige Stunden, ehe ſie ſich wieder erholte. Von dieſem Augenblick an nahm ihr Geiſt eine andere Wendung. Ihres Unglücks nun gewis verſank ſie in eine ſtille Schwermuth, die mit jedem Tage zunahm und eine äuſerſt traurige Zukunft drohete.

Zehentes Kapitel.

Man mus ſie lieb haben.

Es war gerade noch die ſchönſte Jahreszeit. Vater Sanft machte alſo einen Verſuch, ſich mit ihr im Gartenhauſe einzuquartiren. Er rechnete nehmlich mehr auf mäſſige Bewegung im Freien, als auf alles andere, und wies ihr allerlei kleine Gartenbeſchäftigungen an. Sie that alles ohne Widerrede, ſo lange der Vater dabei war; ſobald er ſie aber verlies, ſetzte ſie ſich hin und weinte. Ihre Nächte waren ſchlaflos und ſie genos wenig Nahrungsmittel. Man ſpürte ſichtbaren Vergang ihrer Kräfte und ſo geſchah es bald, daß ſie ihren Vater um die einzige Liebe bat, ſie nicht mehr zerſtreuen und nicht mehr beſchäftigen zu wollen, ſondern ganz ſtill vor ſich ſitzen zu laſſen. Der Rechtſchaffene litte hierbei unausſprechlich mit und ſuchte ſie durch alle mögliche Troſtgründe zu beruhigen; ihre immerwährende Antwort aber für jeden, der ſie tröſten wollte, war — „Kinder, laſſt mich doch nur; ich thue ja keinem etwas zu Leide.“

Einsmals ſtand ſie in einer Vollmondsnacht auf und ging an den Karpfenteich. Vater Sanft, der ſie aufſtehen hörte, folgte ihr ängſtlich, ohne von ihr bemerkt zu werden; fromme Wehmuth aber und väterliche Hochachtung für ſein Kind erfüllten ihn, als er ſie da hinknieen ſah und alſo beten hörte:

„Gott, du ſchenkteſt mir auf eine faſt wunderbare Weiſe mein Leben wieder, um mich zur härteſten aller Prüfungen aufzubewahren. Ach, ich bin nur ein armes Geſchöpf, und du, Allmächtiger, kannſt mit mir thun, wie du willſt; wie dürfte ich gegen irgend etwas, das mir geſchieht, auch nur das geringſte einzuwenden haben? Sonſt möchte ich freilich faſt ſagen, daß mir durch das entſetzlichſte aller Schickſale, das mir bevorſtand, beſſer geſchehen wäre. Wäre ich damals lebendig begraben worden, ſo hätte meine Noth doch längſt ein Ende; aber wann wird ſich nun mein Jammer enden? Doch, ich will dis nicht ſagen, nicht einmahl denken will ichs; ich will mich meinem Schickſale mit frommer Geduld unterwerfen. Hier iſts unmöglich, daß ich mir dieſes erklären könne; aber dort, dort wird mir's erklärt werden. Die Ewigkeit wird mir ſagen, warum Richard erſt glauben muſte, daß er mich verlohren habe, und warum dieſer ſein

Glaube hernach machen muſte, daß ich ihn wirklich verlohr. Ach — nur einige Tage lang habe ich ihn gekannt — nicht einen ganzen Tag, alles gerechnet, habe ich mit ihm verlebt; hier, hier auf dieſer Stelle habe ich die einzigen wahrhaftigvertrauten Augenblicke mit ihm genoſſen. Wie er da ſo geſetzt und herrlich über Zeit und Ewigkeit ſprach! Nein, Vater, nein, weder er, noch ich, haben das Feuer angezündet, das in uns ſo plötzlich zur Flamme ſchlug. Vom Himmel herab fiel es auf uns, und nun, ach nun verzehrt es mich doch. Kann denn auch Tod vom Himmel ſtammen? — Er iſt dahin, mein Richard iſt dahin für mich! Ich bitte dich nicht, Allgütiger, daß du mir beiſtehen wolleſt, ihn zu vergeſſen; ſei nur ſo gnädig und las Richard mich nicht vergeſſen. Ich will gern leiden; beruhige nur ihn — doch ſo, daß er mich ewig lieb behalte. Dann will ich ihn dort wiederfinden: ach dort, wo die Liebe nicht mehr durch leere Hoffnungen getäuſcht wird; dort, wo keine Schrecken der Trennung mehr wüten. Walte, ach walte über meinen Richard in fernen Landen! Bewahre ihn vor Unglück und rette ihn aus jeder Gefar, in die ihn ſeine Reiſe bringen könnte! Las ihn, den treuen Freund deiner Natur, bald irgendwo unter einem recht ſchönen Himmelsſtriche bleibende Stäte und die Zufriedenheit wiederfinden, um die ich ihn ſo ſchuldlos brachte! Mich aber, barmherziger Gott, nimm bald in dein beſſeres Leben auf und ende gnädig meinen Jammer! Ich bin ja doch nur ein herzzerreiſſender Anblick für meinen armen Vater. Ueberhebe ihn bald des Anblicks, daß er ſich dann wieder faſſe und ſein Alter nicht verweinen müſſe. Gib ihm Kraft alsdann, mir die Augen nochmals zuzudrücken und ſich ebenſo in deinen Willen wieder zu ergeben, wie er ſich ſchon einmahl in ihm ergab. Ach wie gern, wie gern hätte ich ihn gepflegt bis an ſein Ende! aber es hat nicht ſein ſollen. Nun dann — es geſchehe dein Wille — bald, bald! Verleihe mir nur bis ans Ende meine Vernunft, daß ich ſtilltraurig leide und nicht etwa gar noch in Raſerei und Wuth verfalle! Ach Gott, Gott, das iſt meiner Bitten letzte, die ich noch recht feierlich hier an dich bringen wollte, weil ich ietzt noch vollkommen denken kann. Wer weis, wie lange noch! Doch, ich will alles dazu beitragen, daß du mich erhören könneſt. Ich will recht an mir arbeiten, immer an die Ewigkeit denken, die die Leiden der Liebe belohnt, und immer auf den im Geiſte hinſehen, der auch den Tod der Liebe, aber einer noch weit erhabnern Liebe, ſtarb. Verkläre, ach verkläre mich in ſein Bild!“

Als Alphonſa ſo gebetet hatte, blieb ſie noch eine Zeitlang kniend und blickte mit gefalteten Händen gen Himmel, als wenn ſie eine Antwort von obenherab erwartete. Drauf ſprach ſie — ich habe alles gehört und freue mich; an mein Herz will ich ihn drücken, als wenn es Richard wäre — ſtand auf, ging zurück ins Gartenhaus und legte ſich wieder zu Bette.

D. Sanft hatte während des Gebets ſeiner Tochter wohl zehenmal bei ſich ſelbſt gedacht — ach, was für ein gutes Kind habe ich doch! Alphonſa war fromm, ohne Andächtlerin zu ſein. Die Kraft des Gebets würde ihr diesmahl gewis ſehr zu ſtatten gekommen ſein, wenn ihre ſanfte Schwärmerei derſelben nicht eine gar ſonderbare Richtung gegeben hätte. Ihr Vater bemerkte iedoch, daß ſie den übrigen Theil der Nacht ganz ruhig zubringe; er ſelbſt aber ſuchte zu den Worten — an mein Herz will ich ihn drücken, als wenn es Richard wäre, den Schlüſſel ſo lange vergeblich, bis ſie ſelbſt ihm ſolchen reichte.

Am Morgen beſuchte er ſie und fand ſie in hoher Spannung. „Wie haſt du geſchlafen — wie iſt dir?

Alphonſa. (vergnügt) Gut; beides gut. Nun, nun iſt alles gut.

D. Sanft. Ach, das wäre ia ſchön. Liebe Tochter, wie erfreueſt du mich durch dieſe Nachricht.

Alphonſa. Ja, Vater, beten hilft und Gott erhört. Ich ſterbe nun bald und werde ſanft ſterben. Um Mitternacht habe ich Gott recht herzlich um meinen Tod angeflehet, und da ward mir durch eine Stimme vom Himmel geoffenbaret, daß Richard nie wiederkomme, daß mir aber geſchehen ſolle, wie ich geflehet. Mein Sterben, ſetzte die Stimme hinzu, ſolle leicht und ſüs ſein, und der Tod ſolle mir nicht im Bilde eines Würgengels erſcheinen, ſondern in meines Richards Bilde.

D. Sanft. (der nun den Schlüſſel zu jenen Worten hat, aber einen ganz unerwarteten) Ei, meine liebe Tochter, du glaubteſt ia ſonſt an dergleichen Dinge nicht; du haſt keine Stimme vom Himmel gehört; deine eigene Fantaſie haſt du gehört. In deinem gegenwärtigen ſchwächlichen Zuſtande iſt ſo etwas ſehr natürlich; du muſt dir aber deshalb nur nichts in den Kopf ſetzen.

Alphonſa. Nein, nein, beſter Vater, das ward alles ſo deutlich und ſo vernehmlich geſprochen, daß ich ietzt fantaſiren müſſe, wenn ichs nicht wollte gehört haben. Ach und wohl, tauſendmahl nun wohl mir, daß Gott mein Gebet zu erhören verſprochen! Nun hoffe ich auf ieden Tag, daß er mein Erlöſungstag werden werde. Und weil dis nun ieder werden kann, ſo will ich ietzt gleich recht herzlich von meinem lieben Vater Abſchied nehmen. (ſteht auf und umarmt den Vater)

D. Sanft. (in der allergrößeſten Rührung) Ich bitte dich um alles, Kind, liebes Kind, zerreis mir das Herz nicht. Du mußt an ſolche Fantaſieen nur nicht glauben. Du biſt ſehr ſchwächlich geworden, das iſt wahr; aber ſo weit iſt dein Zuſtand noch nicht, daß Todesgefahr für dich da wäre. Auch kann dir Gott noch auf mehr als eine Art helfen. Dein Geiſt iſts, der leidet, und durch ihn leidet dein Körper. So, wie iener zu leiden aufhörte, würde auch dieſer geneſen. Dein Geiſt aber kann entweder plötzlich einmahl durch Richards unerwartete Zurückkunft wiederhergeſtellt werden, oder er kann ſich allmählich durch ſeine eigenthümliche Kraft, durch die Zeit, durch Umſtände und durch erhöhete Empfänglichkeit für die Gründe der Vernunft und der Religion erholen. Trag du nur ſelbſt zu dieſer letztern Art von Kur das Deinige recht bei, wie ich dich ſo oft gebeten habe, und thu es doch aus Liebe zu deinem Vater, — hörſt du wohl? — aus Liebe zu deinem Vater! — — Komm, ſetz dich neben mich.

Alphonſa. (die ſich ſezt und ihm die Hand gibt) Ach aus kindlicher Liebe wünſche ich eben ie eher ie lieber zu ſterben. Was für ein Troſt könnte ich denn weiter meinem Vater ſein? Ich mache ia nichts mehr, als Herzeleid, und mein bloſſer Anblick erfüllt mit Traurigkeit. Richard kommt nie wieder; alſo von dieſer Seite iſt keine Hülfe für mich. Und — daß mein Geiſt ſich ſelbſt erhole! ach wie könnte er das!

D. Sanft. Du muſt nur **wollen**, liebe Tochter.

Alphonſa. Ach ich wollte wohl alles wollen, wenn ich nur könnte. Das kann ich wollen und das will ich daher auch, daß ich alles dazu beitrage, daß ich fernerhin bis an mein Ende nur **ſtilltraurig** leide; aber wie könnte ich wollen, daß ich aufhörte zu leiden ohne Richard und daß ich in der Trennung von meinem Richard ruhig würde? Nein, nein, keine Zeit, kein Umſtand, kein Raiſonnement kann mich beruhigen, — nur der Tod. Ich leide fürchterlich. Ich verſchlieſſe nur meinen

Kummer in mich ſelbſt; aber, aber — ach Vater, ach Vater, las mir den Tod; gönne mir ihn; mache mir keinen Vorwurf weiter; ich will fort, ich mus fort; drum — leb wohl! (breitet ihre Arme wehmütig um den Vater)

D. Sanft. (ſchluchzend) Nicht doch — nicht doch!

Alphonſa. (noch immer in derſelben Lage) Ach ja doch — ja doch! Komm bald nach, Vater, komm auch bald nach! — Was iſt dieſe Welt und was verlieren wir an ihr? Es iſt ja nichts dauerhaftes, nichts wahres und weſentliches in ihr. Lauter Tranſitus! Nirgends Ruhe, nirgends Stätigkeit, daß man auch nur einmahl ſagen könnte — nun ſind wir fertig, nun wohl uns auf immer! Durch tauſend Sorgen kommt man zu einem Genus, und indem man ihn ſchöpft, wird es unter den Händen wieder eine Quelle neuer Sorgen. Wie ſelten kommts gar bis zum Schöpfen! Die Hofnung ſchon in Erfüllung und in Wirklichkeit vor ſich ſehend und ſich unausſprechlich darüber freuend — Himmel und Paradis und Seligkeit ſich ſchon von der künftigen Minute verſprechend, will man eben zugreifen und — verſchwunden iſt ſogar die Hofnung. Ein Traumbild, ein leerer

Schatten war ſie, nach dem wir uns matt lieſen; ein Irrlicht, das uns neckte, das uns vom Wege ablockte und erloſch, ſobald wir im Sumpfe waren. O wehe, wehe dem Herzen, das der irdiſchen Hofnung trauet! Es gibt keine täuſchendere Gleisnerin, als ſie. Mit der redlichſten Mine, in der liebenswürdigſten Geſtalt, roſenbekränzt überall ſteht ſie da, und wenn man nach den Roſen greift, ſticht ſie mit Dornen, drehet ſich auf dem Abſatz um, lacht ihren treuherzigen Verehrer aus und entflieht. Der Dornenſtich, den ſie zurückläſſet, iſt alles, was ſie gibt; er dringt tief ins Herz und ſchmerzt oft lebenslang. Wer ſollte ſich grämen, eine Welt zu verlaſſen, wo ihm die Falſche ſo mitſpielet! Hin, hin, Vater, wo ihre aufrichtigere Schweſter, die himmliſche Hofnung, wohnt! Dieſe hält Wort und gibt noch mehr, als ſie verſpricht; dieſe vergilt in überſchwenglicher Maſſe iede Verehrung, die wir im Staube ihr leiſten. Dort, nur dort iſt Wahrheit; dort, dort nur iſt Dauer. Komm, komm, Tod, du Führer dahin! Komm in meines Richards Bilde — frohlockend umfang' ich im Geiſte dich ſchon. Ach wie wohl, wie wohl wird mir in deinen Armen ſein! Dann, dann hört all mein Jammer auf; dann bekomme die

Herz wieder Ruhe, das jetzt ſo unſtät iſt und mit tauſendmahltauſend Aengſten ſich quält. Näher den Aufſchlüſſen über mein Schickſal, unterrichteter über den unbegreiflichen Zweck deſſelben, durchdrungener von den ſtärkenden Einwirkungen der Gottheit auf mich werde ich dann Kraft genug haben, *ohne Richard* zu ſein und auf Richard zu warten, bis daß er nachkomme, — ach zu warten, bis daß mein Richard nachkomme. Und kommt er dann — ach wer kommt zuerſt von euch beiden — Vater, du, oder Richard? Kommt beide zugleich — kommt beide bald! Doch nein, las ihn erſt kommen, Vater! — Kommt er dann, ach kommt er dann, ſo eil' ich ihm entgegen, drück' ihn mit unſterblicher Macht an mein Herz und führ' ihn ſo traut in die Gärten der Seligen ein, wie er mich einſt in den Garten zu Grimsthal führte. — Und dann tröſten wir einander über unſer gehabtes Schickſal mit ewigem Troſt und geſellen uns zu ſeinen Eltern und zu meiner Mutter und warten ſo alle liebend auf dich. — Und dann kommſt auch du, Vater, und wir nehmen dich alle in unſern Kreis auf und ſegnen dich, und du ſegneſt uns, und wir ſind ſelig, alle ſelig, und preiſen Gott alle dafür, daß wir geſtorben ſind. — —

Dem Vater war bange und immer bänger geworden, ie länger Alphonſa ſo ſprach. Es geſchah, was er fürchtete. Sie verlohr alle Spannkraft und er trug ſie auf ihr Bette.

Eilftes Kapitel.

„An mein Herz will ich ihn drücken, als wenn es Richard wäre.“

Die liebe Schwärmerin hatte ſich für ihren dermahligen Geiſteszuſtand zu ſehr angeſtrengt und es muſte eine totale Erſchlaffung darauf erfolgen. Doch — der Arzt aller Aerzte, die Natur, verſchrieb ihr Schlaf, und zwar in ſo ſtarken Doſen, welche ſie drei Tage hinter einander alle zwei, drei Stunden nach dem Wiedererwachen empfing, als wenn ſie auf vier Wochen voraus ſich ſatt ſchlafen ſollte. Leider war es auch wirklich faſt ſo. Alphonſa ward von der Zeit an zwar äuſerlich noch ruhiger und ſtiller, als zuvor; man ſah es ihr aber auf allen Seiten an, daß dis ihr eigenes Willenswerk ſei und daß ſie es vorzüglich aus Liebe zu ihrem Vater thue. Ihre innere Unruhe nahm deſto mehr Ueberhand. Aller Schlaf war weg; ſie ſas vor ſich hin, ſprach ungefragt nichts, antwortete in der Queere, würde an Eſſen und Trinken nicht gedacht haben, wenn man es ihr nicht angeboten hätte, nahm es haſtig, wenn man es ihr gab, und verſchlang es ebenſo haſtig, ſpielte bald ſchaudererregend mit den Augäpfeln, ſtarrte bald auf einen Fleck hin, und hatte ganz das Anſehen eines Menſchen, dem allmählig die Zeit auf der Erde zu lang wird, der mit ieder Stunde den Tod erwartet und ieden Augenblick zählt, ob er noch nicht komme.

Nun ward dem Vater banger, als ie, und er gab ſie ſchier verlohren. Bisher hatte er den Hofrath Stark immer abgehalten, wenn dieſer ſie ſprechen wollen; iezt aber lud er ihn ſelbſt dazu ein. „Es komme, wie es wolle, ſchrieb er ihm. Kommts ſchlimm, ſo kommt doch weiter nicht, als was ſo käme. Vielleicht aber kommts gut. Wenigſtens halt' ichs noch für den letzten elektriſchen Stos, den ich ihr geben kann, daß Ihr Anblick ſie erſchüttere.“

Hofrath Stark kam. D. Sanft, der erſt ausführlich mit ihm ſprach und alles mit ihm verabredete, — nur einen gewiſſen Punkt nicht, den beide damals ſelbſt noch nicht wuſten — brächte Alphonſa durch Anwendung aller ſeiner väterlichen Gnade an den Karpfenteich und benahm ihr dadurch, daß er vor ihr ſtand, ſo lange die Ausſicht nach dem Mittelgange des Gartens, bis Stark auf ſelbigem herunterkam. Drauf trat er auf die Seite. Alphonſa ſah Stark erſt, ohne ihn zu ſehen. Bald aber ſah ſie ihn wirklich, legte den Kopf rechts, legte ihn links, um recht genau zu ſehen, und reckte den ganzen Körper. Der Vater beobachtete ſie genau. Die ſanfte Röthe, welche ihr ſonſt eigen war, überſtrömte ſie wieder, ihre Geſichtsmuſkeln ſchwollen wieder auf, das vorige ſanfte Feuer glimmte wieder aus ihren Augen, und Alphonſa war wieder Alphonſa. „Ach Richard, — ach mein Richard“ — ſchrie ſie, ſprang auf und entgegen.

Hofrath Stark, als er ſie vor ſich ſah, konnte keinen Schritt weiter vorwärts thun, lies die Arme ſinken, bekam einen ſtarren Blick und ſtand wie ein Petrifakt da. Alphonſa, als ſie dis bemerkte und ihn recht betrachtete, ſtarrte ihn ebenſo mit geſenkten Armen an und ſtand ebenſo unbeweglich da. Wie zwei Statüen, die an einem und demſelben

Wege gegen einander über ſtehen, ſo ſtanden ſie. D. Sanft war bei dieſem Anblick in der Lage eines Menſchen, dem ein ſchweres Räthſel zu löſen aufgegeben wird, und bekam das Anſehen einer dritten Statüe, die ſeitwärts ſtand. Niemand regte ſich; niemand ſprach einen Laut.

Endlich rief der alte Sanſt — aber was geht Ihnen denn an, Herr Hofrath Stark? Kommen Sie doch her und ſetzen Sie ſich! Mein' Tochter, hörſt du? führ' ihn her. Jetzt wurden auch die beiden übrigen Statüen beweglich. Hofrath Stark ſprach einige verdrehete Komplimente her und führte Alphonſa an den vorigen Sitz.

Alphonſa. (die ganz des Vaters Wünſchen gemäs elektriſirt worden war) Das ſeh' ich nun wohl, Sie ſind nicht Er, aber — iſt es möglich?

H. Stark. (der ſie ebenſo feſt anſieht, wie ſie ihn) Ja, iſt es möglich?

D. Sanſt. Was denn?

H. Stark. (die Augen niederſchlagend) Nichts!

Alphonſa. (heiterer, als ſeit ihrer Auferſtehung) Ich geſtehe Ihnen, Herr Hofrath, Ihr Anblick iſt mir ein unendlicher Troſt.

H. Stark. (äuſerſt verlegen) Ich — freue mich.

Alphonſa. Ich ſehe an Ihnen ein ganz auſſerordentlich treffendes Bild meines lieben Richard und es iſt, als wenn mein ganzer Geiſt wieder geſtärkt wäre. (Hofrath Stark ſah vor ſich hin und ſchwieg)

D. Sanft. Aber — ſo ſprechen Sie doch! Was iſt Ihnen denn? Ich bin ja ſo ſeelenfroh, daß — —

H. Stark. Iſt es denn wahr, daß Sie Ihre Praxis niedergelegt?

D. Sanft. Ja, das iſt wahr. Aber — ſprechen Sie doch lieber mit meiner Tochter.

Alphonſa. (traut) Lieber Herr Hofrath, haben Sie denn gar keine Nachricht von meinem Richard?

H. Stark. Nein.

Alphonſa. Hat er Ihnen denn gar nicht geſagt, wohin er eigentlich reiſe?

H. Stark. Auch das nicht.

Alphonſa. Ich kann mir das gar nicht vorſtellen. Ihnen hat er es gewis vertraut. Sie ſind ja ſein Geſchäftsträger — —

H. Stark. Ich wollte lieber, daß ichs nicht wäre.

Alphonſa. Beruhigen Sie doch ein leidendes Mädgen! Ich bitte Sie — ſagen Sie mir, was Sie wiſſen. Sie wiſſen gewis mehr, wie wir.

H. Stark. Ich kann Ihnen nichts ſagen, meine Liebe; ich weis nichts. Er war ja ſo verſchloſſen und ſo in Unruhe und ſo auf der Flucht, daß —

Alphonſa. (noch vertrauter) Sie ſehen aber ganz ſo aus, als wenn ſie ein recht groſſes Geheimnis auf Ihrem Herzen hätten.

H. Stark. Das kann wohl ſein; aber Ihren Freund betrift es warlich nicht.

D. Sanft. Wenn Sie etwas wiſſen, ſo beſchwöre ich Sie hier unter freiem Himmel und bei den Leiden meiner Tochter, ſagen Sie es uns.

H. Stark. Ich weis — bei allem, was heilig iſt — nichts.

Alphonſa. Glauben Sie denn wohl, daß er bald wiederkomme?

H. Stark. Das kann ich nicht ſagen.

Alphonſa. Glauben Sie, daß er jemals wiederkomme?

H. **Stark.** O das glaub' ich gewis. Er iſt ein Grimm; vergeſſen Sie das nicht. Ich bin zwar ein Fremdling in dieſer Gegend; aber ich habe mir von den ſämtlichen Herren Grimm in abſteigender Linie viel erzählen laſſen, und, ſo weit ich ihn vor ſeiner Abreiſe noch kennen gelernt habe, ſcheint dis alles auch auf ihn zu paſſen. Bravheit iſt der Hauptzug des Grimmſchen Karakters, er behält Sie gewis ewiglieb. Aber Lebhaftigkeit iſt ebenſo ein Beſtandtheil deſſelben, und ſo zweifle ich keineswegs, daß Reiſen, wodurch ein lebhafter junger Mann bald anderweit mit Ideen beſchäftigt wird, ihn auch bald von den Schreckensideen, die ihn, wie Nachtgeſichter, hier verfolgten, befreien werde. Alsdann kommt noch dazu, daß die Herren Grimme, wie ich höre, an ihre Linden wie gebannt ſein ſollen. Sobald er ſich alſo in der weiten Welt mit ſeinem Schickſal ausgeſöhnt haben wird, ſo iſt auch kein Zweifel, daß ihn das Heimweh wieder unter die Linden treiben werde. Und dann werden Sie ihm unter jenen Linden ein ſchätzbarer Fund ſein.

D. **Sanft.** Nun, ſo iſts doch noch recht. Das heiſſe ich doch noch wacker geſprochen. Hörſt du wohl, Alphonſa?

Alphonſa. Ach ja, beſter Vater, ich höre alles. — Was meinen Sie zu dem Vorſchlage, Richardähnlicher Mann, den mein Vater hatte, daß er ein Avertiſſement in alle Zeitungen ſetzen laſſen wollte?

D. Sanft. Es iſt geſchehen, mein Kind, aber noch zur Zeit ohne Wirkung.

H. Stark. Ich hab' es Ihnen ja vorher geſagt, daß das umſonſt ſei. Er wird fürwahr in Deutſchland nicht geblieben ſein.

Alphonſa. Wenn er nur nicht ſehr weit ins Ausland gegangen iſt!

H. Stark. Wenn das auch wäre, Mamſell! In einem Jahre kann man weit hin und her reiſen. Ich habe auch, ehe ich in dieſe Gegend kam, eine Reiſe den ganzen Rhein hinauf durch die Schweitz und durch Italien gemacht, hin nach Sicilien hinübergefaren, habe den Aetna beklettert, habe mich auf der Rückreiſe zu Neapel, zu Rom, zu Livorno, zu Mailand, zu Venedig u. ſ. w. verweilt und habe das alles doch binnen Jahresfriſt geendet. Wer weis, ob er nicht meine Fusſtapfen findet und ſo kann er auch binnen Jahr und Tag recht gut wieder zu Grimsthal ſein.

Alphonſa. Warum ſind Sie denn ſo weit gereiſet?

D. Sanft. (zu gleicher Zeit) Das iſt auch das erſte, was ich höre.

H. Stark. Ja, ſo laſſen ſich Juriſten die Künſte nicht abfragen. (als ihn Alphonſa ſehr anſiehet) Ja, ja, wie ich ſage.

Alphonſa. Ach, kommen Sie doch recht oft zu uns her; ſo wollen wir recht viel von meinem Richard ſprechen.

H. Stark. Meine Geſchäfte nehmen ſehr zu. Indeſſen, ſo oft ich kann —

D. Sanft. Machen Sie es, wie ich; legen Sie alles nider und ziehen Sie zu uns herüber.

H. Stark. Zum erſtern kann Rath werden.

Alphonſa. Kommen Sie wenigſtens recht oft zu uns. Ich ſehe Sie ſo gern — ach ſo gern.

Hofrath Stark, der vor ſich murmelte — ich wohl auch, aber — ſtand auf und empfohl ſich.

Alphonſa. (als er weg war) Gott, welche Erſcheinung war das! Und wie bin ich wie zum zweitenmahle auferweckt! An mein Herz hätt' ich ihn drücken mögen, wie Richard ſelbſt.'

D. Sanft. Siehſt du? Es iſt alſo nicht mehr die Rede vom Tode.

Zwölftes Kapitel.

Chriſtian bleibt Chriſtian von oben bis unten.

Die glückliche Kur, welche durch Erſcheinung des Richardähnlichen Stark an Alphonſa verrichtet ward, war in der That von Beſtand. Ein auffallender Unterſchied zwiſchen ihr und Richard, auf den die Alphonſaähnliche Sophie gar tobende Eindrücke machte! Unſtreitig aber ward dieſe Verſchiedenheit durch den ſanftern weiblichen Karakter hervorgebracht. Genug, Alphonſa ward wieder geſellig, fand wieder Geſchmack an den Freuden der Natur, beſchäftigte ſich wieder, lebte ganz wieder auf und fragte täglich, ob Hofrath Stark nicht bald wieder komme. Herzlich freute ſich darüber ihr Vater; ſeine Freude ward aber ſehr geſtört, als er nach einiger Zeit unter mehrern Briefen auch einen Brief erhielt, der ſehr weit her war. Ahndungsvoll brach er ihn zuerſt auf und erſtaunte, als er die Unterſchrift — Chriſtian — fand. Hier iſt eine Abſchrift davon, die an Treue keiner gerichtlich- oder von einem Notarius cäſareus vidimirten etwas nachgibt.

„„Hochgeborner Herr,
Wohledler Herr Doktor!

Chriſtian bleibt doch Chriſtian. Es hat mich nehmlich ſehr geſchmerzt, daß ich mit meiner ſchlechten Perſon nicht habe von Ihnen Abſchied nehmen können, und ſo will ichs mit meiner noch ſchlechtern Handſchrift thun. Auch kann ichs ja doch ewig nicht vergeſſen, wie wir da im Gartenhäuſe zu Grimsthal die Geſundheit zuſammen tranken — Putz gegen Putz, und wie Sie da ſo gütig gegen mich waren und mir einen Kus gaben. Ich bin gewis ehrlich gegen Sie, lieber Herr Doktor, mus doch aber noch dreimahl ehrlicher gegen meinen Herrn ſein. Chriſtian bleibt doch Chriſtian. Mein Herr hat mir nehmlich zwar nicht verboten, daß ich ſchreiben ſolle; ich kann mirs aber wohl vorſtellen, daß er's mir verbieten würde, wenn er's wüſte. Ich wills alſo ſo machen, daß ich ſchreibe und auch nicht ſchreibe. Ich ſchreibe Ihnen demnach hiermit, daß wir noch da ſind; ich ſchreibe Ihnen aber nicht, wo wir ſind. Unſere Reiſe geht weit und wir kommen in unſerem Leben nicht wieder. Wer weis, wie es uns geht! Wenn wir nicht umgeworfen und gerädert werden, ſo werden wir wohl erſaufen. Chriſtian aber bleibt doch Chriſtian. Ich habe recht reuten und fahren müſſen, ehe ich mich dem Herrn wieder präſentiren durfte. Erſt war er ſehr böſe auf mich, daß ich ihm nachkäme; ich hätte mich ja aber lieber todtſchieſſen wollen, als ihn verlaſſen. Hernach ward er wieder gut und ſah es gern, daß er einen hatte, der ihm den Mantelſack trug. Leider hab' ich jetzt den Kopftuch wieder um; ich hatte ihn ſchon einmahl weggelegt und der Herr war bereits recht ruhig; aber da paſſirte ein gar fataler Streich; und wenn der nicht paſſirt wäre, ſo wären wir gewis in den erſten ſechs Wochen wieder nach Grimsthal umgekehrt. In einem Gaſthofe, wo wir übernachten wollten, kam ein Frauenzimmer an, und da ſchriee er, es wäre Ihre ſelige Tochter und lief zu ihr und ſprach mit ihr, und ſeit der Zeit iſt er wieder ganz auſſer ſich und hält ſich, wenn er wohin geſehen hat, die Augen zu und drehet ſich herum. Wenns noch lange ſo währt, ſo wollte ich heute lieber todt ſein, als morgen. Chriſtian aber bleibt doch Chriſtian. Alle Leute ſehen einen an, wenn man mit dem Kopfſtuche angezogen kommt, und denken, man ſei nicht klug. Es wäre auch kein Wunder, wenn man überſchnapte; denn ich glaube, die Weiſen aus dem Morgenlande wären übergeſchnapt, wenns ihnen unterwegs ſo gegangen wäre, wie mir. Es geht Tag und Nacht, und man kommt in gar kein Bette mehr. Jetzt ſetzt er Banknoten um; ſonſt hätt' ich auch nicht einmahl ſo viel Zeit, dieſen Brief zu ſchreiben. Ein Paar mahle habe ich mich ſchon tüchtig erkältet und da hab' ich Kathrinliſen mit der Bierſuppe recht vermiſſt. Chriſtian bleibt doch Chriſtian. Nun, ſo leben Sie wohl, ewig wohl! Melden Sie uns doch, was aus den Pferden geworden ſei; wir haben ſie laufen laſſen. Grüſſen Sie auch, wenn Sie nach Grimsthal kommen, Gevatter Wilhelm und den Jäger von mir; ſagen Sie aber ja nicht, daß ich geſchrieben habe. Chriſtian bleibt doch

Chriſtian.“ “

D. Sanft. (als er den Brief geleſen, vor ſich ſelbſt) Da haſt du Recht und wirſt auch wohl Chriſtian bleiben in alle ewige Ewigkeiten. Nun bin ich ſo klug, wie vorher.

Ob Vater Sanft dieſen Brief ſeiner Tochter gezeigt, oder nicht, und was weiter mit Alphonſa geworden, und ob Hofrath Stark fleiſſig nach Grimsthal wiedergekommen, oder gar nicht, — dis alles mus die Zeit lehren.

Dreizehntes Kapitel.

Wer kocht auf dem Berge Cenis Bierſuppe?

Hätte Chriſtian ſeinen Brief nur um acht Tage ſpäter geſchrieben, ſo wurde er noch mit weit mehr Lamenten angefüllt geweſen ſein. Das Recidif, welches Richard zu Zwingenberg bekam, machte ſeinen Gemüthszuſtand noch trauriger, als ſelbiger geweſen war, ehe er die Bergſtraſſe erreicht hatte, und der glückſelige Geſt kam gar nicht mehr vor. Er war völlig einem Menſchen gleich, der im Keller erzogen worden, durchſtrich die von ihm ſonſt ſo geprieſene Schweitz, als wenn es Norwegen geweſen wäre, ſah den Genfer See an, als wenn es der See Miöſen wäre, dachte nicht an Tavernier, der das Pais de Vaud ihm ehemals als die ſchönſte

Gegend der Erde geſchildert, und kam auf dem Berge Cenis ſo mürriſch an, wie er von Zwingenberg abgereiſet war. Chriſtian mochte ihm zureden, wie er wollte, und mochte ihm noch ſo viel Vorſchläge thun, dieſen oder jenen romantiſche Ausſichten verſprechenden Berg zu beklettern, — es war alles umſonſt. Mehr, als einmahl, hatte ſich daher der treue Reiſegefährte nun ſchon den Tod gewünſcht; wie es aber den Cenis hinauf ging, ward er vollends ſeines Lebens ganz ſatt. Er ſelbſt, auf ſeinem Mauleſel, glaubte ſich mit jedem Augenblick in Gefar, Hals und Beine zu brechen, und, wenn er ſeiner eigenen Gefar einmahl vergas und nach ſeinem Herrn hinſah, ſo erblickte er dieſen, wie er den unglückſeligen Geſt, in ſo fern er ihn auf einem Mauleſel machen konnte, machte, die Hand vor die Augen hielt und ſich umwendete. „Herr Jemine, ſchriee er alsdann jederzeit, ſo ſehen Sie doch, wo Sie reuten!“

Chriſtian erkältete ſich auf dem Cenis ſo heftig, daß er hier ſeinen Geiſt aufgeben zu müſſen glaubte. Dermaſſen gekrümmt durch Kolikſchmerzen, daß ſein Kopf und der Kopf des Mauleſels nur ein Kopf zu ſein ſchienen, rief er endlich aus — ach ich ſterbe, ich ſterbe! Richard erſchrak und kam dadurch zu ſich. Der Vetturino that den Vorſchlag, nach dem Hoſpital für Pilgrimme und Reiſende, welches unweit davon lag, hinüber zu eilen. Dis geſchah, und als Chriſtian, der vom Mauleſel herunter gehoben werden muſte, daſelbſt ausrief — ach wenn doch nun Kathrinliſe mit der Bierſuppe hier wäre! erwiederte Richard ihm lächelnd — ſei nur zufrieden, ich will dir Bierſuppe kochen. Er machte ihm darauf Wein glühend, wärmte Steine und wartete und pflegte ihn auf das ſorgfältigſte. Die Kur ging gut von ſtatten; die Folge aber davon war, daß man die Nacht auf dem Berge zubringen muſte. Chriſtian hatte in ſeinen Schmerzen das Kopftuch weggeworfen und Richard ſchien dis in den Zerſtreuungen, welche ihm ſeine thätige Menſchenliebe verſchafte, nicht zu bemerken.

Um Mitternacht etwa, als Richard ſeinem ehrlichen Diener einmahl recht traut die Hand drückte, nahm dieſer die Gelegenheit wahr und bat ihn, auf dem Cenis ihm doch zu ſagen, was er von Zwingenberg an ihm nicht ſagen wollen, nehmlich, was ihm am letzten Orte eigentlich angegangen und warum er von da an wieder ſo von und auſſer ſich ſei. Richard that ihm den Willen, erzählte alles und wie er auf den böſen Streich kam, welchen ihm ſeine Fantaſie bei Sophien geſpielt, ward er faſt eben ſo heftig wieder, wie er damals geworden war, ſah Chriſtian ſtarr an und rief — Wo haſt du den Kopftuch? Hörſt du, wo haſt du den Kopftuch? Den Kopftuch wieder um!

Chriſtian. (der ſich nun ganz gelaſſen wieder vermummt) Das will ich recht gern thun. Aber — lieber Herr Ulrich, hören Sie mich nun auch noch einmahl an; wer weis, wie lange Sie mich noch hören werden! In Italien begraben Sie mich; denken Sie an mich; alsdann komme ich zwar zur Ruhe; aber was ſoll aus Ihnen werden? Sie haben mir ſo viel Schönes von der Schweitz vorgeredet, und wir ſind durchgereiſet, als wenns Siberien wäre. Nun ſind wir in Italien, das Sie mir immer als den Garten von Europa beſchrieben haben, und Sie machens in Italien wieder, wie in der Schweitz. Was hilft der Garten, wenn man ſich nicht darin umſieht? Nehmen Sie mir's nicht übel, Sie ſind an Ihrem Gemüthszuſtande ſelbſt Schuld. Sie wollen recht ausdrücklich, daß er kein Ende nehmen ſolle. Wenn Sie nur ein einzigesmahl ſich dazu entſchlöſſen, wieder ſo eine ſchöne Ausſicht recht zu genieſſen, wie die dort an der Bergſtraſſe, es würde Ihnen wahrhaftig beſſer. Wie haben Sie es mir ſo vorgerühmt, daß Sie zum Sinn für die Freuden der Natur erzogen worden wären, und wie haben Sie dem ſeligen Herrn Niklas noch in der Erde dafür gedankt! Was iſt denn nun dis alles? Beinahe müſte ich glauben, daß Sie es damals nicht ſo gemeint hätten. Nehmen Sie aber ja dem Chriſtian nichts übel; er ſpricht noch einmahl recht aus ſeinem Herzen mit Ihnen. Sie wiſſen doch nun Ihre Kur und wollen ſie nicht gebrauchen. Iſt das wohl recht? Und ſo machen Sie ſich ohne Noth das Herz ſchwer und Ihrem armen Chriſtian noch ſchwerer. Sie kriegen ſie ja doch durch alles das nicht wieder. So würde ich an Ihrer Statt doch endlich einmahl mich in Gottes Rathſchlus ſchicken. Ich würde nun, wenn ich wie Sie wäre, mich zwingen, die erſte herrliche Ausſicht, die ich wieder hätte, recht mit ganzer Seele zu genieſſen. Alsdann würde es mir gelingen, ſie wieder in dem hübſchen Bilde mir vorzuſtellen; und wenn dann das geſchehen wäre, ſo bliebe ich den Winter über in Italien und reiſete langſam, hielte mich in jeder beſonders angenehmen Gegend und an jedem berühmten Orte etwas auf, beſähe alle Schönheiten der Natur und der Kunſt, ſpräche mit meinesgleichen und mit Gelehrten; und wenn ich dann das den Winter über ſo getrieben hätte, ſo würde ich mich im Frühjahr wieder ſo munter und vergnügt finden, daß ich die Rückreiſe in mein Vaterland in Gottes Nahmen antreten könnte. Und dann möchte der Berg Aetna beim Teufel ſein. Das mag er ſo wohl ſein. Ich habe immer gehört, daß da die Hölle wäre. — So machte ichs, wenn ich Herr Ulrich wäre — hören Sie wohl? Folgen Sie doch nur diesmahl meinem Rathe.

Wie viel oder wie wenig Herr Ulrich von dieſem klugen und gutgemeinten Rathe und Sermon gehört haben möge, iſt nicht zu beſtimmen; denn die Natur hatte ihm, nachdem er anfangs noch einigemahl Hum geſagt, Ruhe beſcheert, und als Chriſtian ſah, daß ſein Herr ſchlief, ſchlief er auch ein.

Vierzehntes Kapitel.

Richard auf dem Rochemelon.

Tags drauf gings den Cenis wieder herab. Man ſpeiſete im Wirthshauſe la grande Croix treffliche Forellen und kam auf Strohſtühlen nach Novaleſe. Während daß hier Richard ſein Gepäck durchſuchen laſſen muſte, ſah er eine kleine Schaar von andächtigen Pilgrimmen nach der andern ankommen. „Wohin wallfahrten dieſe Leute?“

Zollaufſeher. Nach dem Rochemelon, wo morgen bei der Mutter Gottes Meſſe geleſen wird.

Richard. 's iſt auch wahr. Das geſchieht ja wohl jährlich nur einmahl?

Zollaufſeher. Ja, und weil ſo ſchönes Wetter iſt, will ich auch hinauf. Da iſt eine Ausſicht, wie es nur wenig in der Welt gibt. Man ſieht über Mailand bis Venedig hin. Aber ſchwer gehts hinauf.

Richard. Ganz recht. Hier ſoll Hannibal ſeinen Soldaten die Herrlichkeiten des Landes gezeigt haben, das ſie erobern ſollten. (der Zolleinnehmer machte ein Paar groſſe Augen) Ich reiſe mit.

Als Chriſtian dis alles verdeutſcht bekam und Richards Entſchlus hörte, tanzte er für Freuden auf einem Beine. Nun iſts ſchon gut, nun wird alles gut, ſprach er in einem weg vor ſich.

Mit frühem Morgen machten ſich über hundert Pilgrimme auf, zu welchen ſich Richard und Chriſtian geſelleten. Die Erſteigung des Rochemelon war äuſerſt beſchwerlich; doch verſüſſte das ſchöne Wetter die Mühſeligkeiten des Klimmens. Kaum aber hatte man die Spitze des Berges erreicht, als plötzlich ein heftiger Nebel entſtand, von welchem Chriſtian für Schrecken den Tod hätte haben mögen. In einigen Minuten war die ganze Gegend umher wie mit einem Sacke verhüllt und man faſſte einander an, um ſich nicht zu verliehren. Nun ſind wir ſchön daran, ſprach Richard; wird denn das ſo fortdauern? Der Zollaufſeher von Novaleſe ſtellte den Ausgang aufs Ungewiſſe. Zuweilen, ſagte er, verliehre ſich der Nebel ſo geſchwind wieder, wie er entſtanden; zuweilen aber bleibe er auch viele Stunden auf dem Berge liegen.

Zum Glück geſchah dismahl das erſtere. Und nun öffnete ſich ringsum eine Ausſicht, die alle Erwartungen Richards überſtieg und ihn gleichſam auſſer ſich ſelbſt zauberte. Chriſtian weinte für Freude und ſah, ſtatt ſich umzuſehen, nur immer auf ſeinen Herrn hin. Richard ſtand da, wie nach dem Olimp verſetzt, ſprach kein Wort, regte kein Glied, ſondern ſchauete nur und ſtaunte. Erhaben über alle Alpen ſchien er ſich in dem unermeslichſten aller Proſpekte zu verliehren. Ehrfurcht für die prächtige Herrlichkeit der Erdenwelt, ſtille Anbetung ihres allmächtigen Urhebers und hohes Gefühl menſchlicher Unſterblichkeit erfüllten ſeine ganze Seele.

„Lieber Chriſtian, rief er endlich unter einem weit heraufgezogenen Seufzer aus, wo ſind wir? Höre, wir ſind im Himmel“ und in dem Augenblick machte er den glückſeligen Geſt einmahl über das andere. Sobald Chriſtian dis ſah, fiel er hinter ihm auf ſeine Knice und dankte Gott unter tauſend Thränen.

Richard. (der ſich nach ihm umſieht) Alter, was machſt du?

Chriſtian. (der ſich die Thränen mit einem Zipfel des Kopftuches abwiſcht) Ich preiſe Gott für die Gnade, welche er Ihnen widerfahren läſſet.

Richard. (ſo gerührt, daß er ihm ſelbſt den Kopftuch abnimmt) Ach du braver Chriſtian! Nun ſteh auf und ſei zufrieden. Nie, nie ſollſt du den Tuch wieder umlegen müſſen. Da haſt du die Hand drauf.

Chriſtian. (der Richards Hand feſt hält) Ein Wort — ein Mann! Eine Hand — ein Schwur!

Richard. Ja, ja, noch mehr, als dis; die heiligſte Zuſage im Angeſichte aller Alpen!

Chriſtian. (der aufſpringt) Nun, ſo lebe ich für Freuden noch hundert Jahre und ſterbe auch hier auf der Stelle gleich für Freuden; — wie der liebe Gott will.

Richard. *Leben* ſollſt du noch. Komm nun und ſieh dich recht mit mir um. So etwas hätten wir wohl beide uns nicht träumen laſſen. Wenn wir nun einmahl wieder hören, daß iemand die Erde verachtet und ſie ein von Gott verfluchtes Land nennt, ſo wollen wir zu ihm ſagen — *geh auf den Rochemelon und bekehre dich!*

Sieh einmahl alle die Berge gros und klein um und unter uns! Liegen ſie nicht umhergeſtreût von dem Allmächtigen, als wenn er einen Korb voll Kieſel ausgeſchüttet hätte? Sieh alle die Städte und Dörfer! Iſt es nicht mit ihnen, wie mit den Sternen am Himmel, die man auch nicht zählen kann und deren man immer mehrere erblickt, ie genauer man ſieht? Dort die Schweitz — da Savoien mit ſeinen Gletſchern — da ein Theil von Frankreich — da über Piemont weg ganz unten das Meer — hier die fruchtbaren Ebenen der Lombardei, die ſich über Mailand bis Venedig erſtrekken! Das da iſt Turin — das dort iſt gewis Mailand — ſieh nur den groſſen See, wie klein er läſſet! Ach Chriſtian, Chriſtian, mache doch die Augen recht gros und verſchlinge alles recht mit deinen Blicken. — Gott, welch ein Luſtgarten iſt der Stern Erde! Wie ſieht er, wenn man ihn von hier oben betrachtet, recht ſo aus, als wäre er nur dazu angelegt, eine Wohnung von lauter frohen Weſen zu ſein! Sollte man es hier oben glauben, daß es da unten ſo viele Leiden gäbe? Aber wer iſt Schuld daran? Du nicht, du liebevoller Baumeiſter der Erde, du Aufthürmer ihrer Berge und Aushöhler ihrer Thäler — du nicht! Ach du haſt den Reichthum deines Segens mit voller Hand über ſie ausgeſchüttet; du haſt den Menſchen Genüge und mehr, als Genüge, gegeben; wenn ſie nur dankbar genöſſen und alles brüderlich unter ſich theilten! Aber durch thörichte Wünſche nach Dingen, die ihre Glückſeligkeit nicht ausmachen, verleiden ſie ſich das wahre Glück, das ſie haben könnten, und zanken und raufen ſich unter einander, und einer drückt den andern, wie er ihn nur drücken kann. Denk einmahl, Chriſtian, in dem ſchönen Liebengottespark da unten ſchmieden oft Einzelne, die von keinem beſſern Schrot und Korn ſind, als die übrigen, Tauſende und Hunderttauſende, ja Millionen in Feſſeln, behandeln ſie nicht viel beſſer; als Thiere, und thun, als hätten ſelbige gar kein Recht auf den Park, ſondern als erlaubten ſie es ihnen nur aus Barmherzigkeit, ſich darin für ſie zu Tode zu arbeiten. Recht herzlich lacht ſichs hier oben doch über ſolche Einbildungen; aber Blut möchte man auch weinen über das Elend, das ſie unten ſtiften. Ja, denk' einmahl, Chriſtian, Kriege ſogar werden da unten in dem ſchönen Luſtgarten geführt und zu Tauſenden morden einander da die Menſchen oft in einer halben Stunde. Ob ſie nur ganz und gar toll ſind! Sie beſehen die Ebenen nur darauf, ob gut Schlachthalten in ihnen ſei, und beklettern die Berge nicht, wie wir, um ſich wonniglich umzuſchauen, ſondern ſchleppen Kanonen hinter ſich her, um einander von oben herab deſto beſſer in Grund und Boden zu ſchieſſen. Höre, Chriſtian, dazu hat Gott nicht die Ebnen geebnet und die Höhen gehöhet. Leben ſollten die Menſchen unten und oben wie Brüder beiſammen, Verkehr ſollten die Leute auf den Bergen mit den Leuten in den Thälern, und die in den Thälern mit den auf den Bergen treiben, und alle ſollten ſie ſich als eine Familie von Kindern des Allvaters betrachten, die über den ganzen Erdboden verſtreut iſt. Wann, ach wann werden ſie doch ſo denken lernen! Es iſt doch jammerſchade um den ſchönen Luſtgarten, daß nicht mehr Seligkeit in ihm genoſſen wird. — Und ſo ein ſchöner Luſtgarten die Erde iſt, ſo ein ehrwürdiger Tempel iſt ſie auch. Sag, Chriſtian, brauchſt du mehr, als nur einen einzigen Blick hinunter zu thun, um an Gott zu glauben? Spiegelt ſich nicht allenthalben, wohin du nur ſiehſt, die Majeſtät des Unendlichen in ſeinem groſſen Werk? Kannſt du, wenn du hier ſtehſt, zweifeln, daß der, der alle dieſe Erdenpracht ſchuf, ein allmächtiger Weiſer und ein weiſer Vater ſei? Fürchteſt du dich hier vor Gott, oder mußt du nicht mit ganzer Seele ihm vertrauen? Sagt dir hier dein Herz nicht, daß die Gräber, welche da unten gemacht werden, nicht die letzte Beſtimmung des Menſchen ſein können, ſondern daß die Ausſichten, welche unſer Geiſt hat, ſo unabſehlich ſein müſſen, wie dieſe da in die Lombardei? Ach du ſchöne, du wunderſchöne Erde, du Garten Gottes und du Tempel Gottes, dich will ich auch noch recht bereiſen und beſchauen; auf dir will ich mich noch recht zur Freude und zur Andacht ſtimmen, und nichts, nichts ſoll mich wieder darin ſtören. Heilig und gros iſt Gott, dein Schöpfer, in allem, was er thut. Alphonſa, meine Alphonſa, auf Rochemelon denkt dein Richard wieder im Frieden mit ſich ſelbſt an dich. Du, du biſt ſchon auf einem noch ſchönern Stern, in einem noch wonnevolleren Garten Gottes und in einem noch ehrwürdigern Tempel Gottes. Du haſt die Ausſichten noch reitzender, als ich hier; du denkſt an Gott noch inniger, als ich hier. Ach meine Liebe, meine Selige, wohl dir, wohl dir! Begleite mich nun in deinem ſanftern Bilde auf allen meinen Reiſen; begleite mich darin, bis ich meinen Wanderſtab für die Erde ganz weglege und nach Eliſium zu dir überſchiffe. (macht mit Enthuſiasmus dem glückſeligen Geiſt länger, als er) Chriſtian, höre, ich bin von neuem geboren.

Chriſtian. (über alle Maße freundlich) Ich auch.

Richard. Nun wollen wir auch den ganzen Winter über in Italien bleiben und uns recht beſehen.

Chriſtian. Bravo! Das war auch mein Rath. Und dann mag der Berg Aetna Berg Aetna ſein.

Richard that, als hätte er das letzte nicht gehört. Jetzt verſammelten ſich ſämtliche Andächtige um das Marienbild und die Meſſe ging an.

Richard. Chriſtian, wir wollen auch in die Meſſe.

Chriſtian. (bedenklich) Ei, Sie werden doch auf Rechemelon nicht katholiſch werden wollen? Ich lebe und ſterbe bei meinem proteſtantiſchen Glauben.

Richard. Das ſollſt du auch. Es iſt doch aber eine öffentliche Uebung der Andacht. Denk' einmahl, wie feierlich mus eine ſolche auf dieſer erhabner Höhe ſein! Viel hundert Menſchen, die es mit ihrer Andacht gewis gut meinen, an dieſem heiligen Ort beiſammen — wer weis, ob uns ſo etwas in unſerem Leben wieder vorkommt? Mögen ſie es doch immer mit der Mutter Gottes zu thun haben; wir wollen unſere Gedanken dabei auf Gott ſelbſt richten. Du wirſt ohnehin nicht viel verſtehen von dem, was du hörſt. Komm du nur! Ich glaube, und wenn ich Leute von wer weis was für einer Religion hier ihre Andacht halten ſähe, ich nähme Theil daran.

Chriſtian gab nach und ſah und hörte kein blaues Wunder daran, als die ganze Verſammlung während der Meſſe dem Marienbilde einen Kus über den andern zuwarf und faſt immer einerlei Worte, die den engliſchen Grus enthielten, betete. Nach vollendeter Meſſe verrichtete der Geiſtliche wider alle Erwartung ein Gebet aus dem Herzen, welches für den Ort ſehr paſſend und wahrhaftig zu Gott erhebend war. Alle knieten dabei. Auch Richard; und als Chriſtian dis ſah, kniete er ebenfalls nider.

Chriſtian. (als alles vorbei war) Das hätt' ich nicht gedacht, daß Sie ſich ſo in die Welt ſchikken würden. Ich hatte einmahl einen groſſen Diſpüt mit dem ſeligen Herrn Niklas darüber, daß Sie in allen Dingen ſchlechterdings Ihre eigene Meinungen haben ſollten, und wenn ich ſeither bei dem

Rel-

Reiſen über Hals und Kopf durch die Welt mich noch womit getröſtet habe, ſo iſt es dis geweſen, daß Sie ſolchergeſtalt keine Gelegenheit hätten, Ihre abſonderlichen Meinungen merken zu laſſen.

Richard. O Chriſtian, ſobald ich nur ſehe, daß etwas gut gemeint ſei, ſo laſſe ich es gern auf ſich beruhen. Wir haben die Beſchwerden des Kletterns auf dieſen Berg übernommen, um uns hier umzuſehen; die mehreſten dieſer Pilgrimme aber habens gethan, um nach ihrer Art andächtig zu ſein. Bemerke ich dann vollends, daß durch irgend etwas gute Empfindungen wirklich geweckt werden, ſo habe ich gar nichts dagegen. Dis iſt dann dem Geiſtlichen durch ſein letztes Gebet, das er aus ſich ſelbſt ſprach, ſogar bei mir gelungen. Den Mann mus ich näher kennen lernen.

Pater Roſſi war eben ſo neugierig auf Richard geworden, wie Richard auf ihn. Er kam ihm alſo zuvor. „Mein Herr, Sie ſind gewis ein Deutſcher und machen eine Reiſe durch Italien?"

Richard. (erſtaunt, auf dem Rochemelon ſich deutſch anreden zu hören) Ja, und ich danke Ihnen für Ihr ſchönes Gebet, das Sie vorhin thaten. Aber was höre ich? Ein italiäniſcher Geiſtlicher redet mich deutſch an?

P. Roſſi. Wer könnte auf einem ſo erhabenen Schauplatze der Natur ſtehen, ohne zum Gebet hingeriſſen zu werden? Und meine Berggemeine war ia ſo andächtig dabei. — — Ich bin auch ein geborner Deutſcher, aber von italiäniſchen Eltern zu Wien. Mein Vater ward hernach wieder nach Mailand geſchickt, um da den Kanal Marteſana verbeſſern zu helfen und ſtarb daſelbſt. Mir gefiel es in Italien, und da er mir einiges Vermögen hinterlies, ſtudirte ich Theologie. Zuletzt zu Turin. Hernach hatte ich Gelegenheit, mit einem iungen Grafen Alfieri ganz Italien zu bereiſen, durch deſſen Verwenden ich ſeit einigen Jahren nun zu Novaleſe angeſtellt bin.

Richard. Ei, das iſt ia vortreflich. So kann ich von Ihnen wohl einige gute Adreſſen erhalten?

P. Roſſi. Bis nach Neapel, und unterwegs allenthalben, wohin Sie wollen. Wir wollen hernach zuſammen nach Novaleſe gehen, wo Sie bei mir übernachten können.

Richard. Das nehmen wir an; nicht wahr, Chriſtian? (Chriſtian machte eine ſtumme tiefe Verbeugung und ſah den P. Roſſi nur immer von oben bis unten an)

P. Roſſi. Ich freue mich noch allemahl, ſo oft ich einen Deutſchen ſehe. Deutſchland hat mir mein Leben und meine erſte Erziehung gegeben. Heute ſinds zwei Jahre, daß ich auch von hier einen wackern jungen Deutſchen mit in mein Haus nahm, der einige Tage bei mir blieb. Er nannte ſich Stark.

Richard. (aufhorchend und Chriſtian bedeutend anſehend) Stark? Woher war er?

P. Roſſi. Ich glaube, aus der Reichsſtadt ...

Richard. (In die Hände ſchlagend) Warlich, er iſts, Chriſtian. Von der Reiſe hat er mir in der Nacht erzählt.

P. Roſſi. (weiter nicht neugierig und ganz unbefangen) Er reiſete, wie ich wohl merkte, um ſich von den Leiden einer unglücklichen Liebe zu heilen.

Chriſtian. (mit beiden Füßen ſcharrend) Ach Herr Jemine, lieber Herr Pater, wenn Sie doch davon ſtill geſchwiegen hätten!

Richard. (während daß P. Roſſi wie vor den Kopf geſchlagen ſteht) Davon hat er mir nichts vertraut. Wenn's aber wäre, ſo wärs ihm auf ſolche Weiſe gerade gegangen, wie mir.

Chriſtan. (die Arme von ſich ſtreckend) Da haben wir's. Nun, das dacht' ich. Sehen Sie wohl, Herr Pater; ſolche Streiche haben Sie angefangen.

Richard. So ſchäm' dich doch, Chriſtian. Weiſſt du nicht, was ich dir vorhin hier verſprochen habe?

Chriſtian. (heftig) Ja, wenn Ihr Wort nur eine Brücke wäre — —

Richard. St! — Sein Sie ruhig, lieber Mann, und kehren Sie ſich an meinen alten Reiſegefährten nicht.

P. Roſſi. (der einen ſchönen Tubus hervorzieht) Nun, nun, ich will ja auch weiter gar nichts wiſſen. — Mein Herr, Sie müſſen dieſen maieſtätiſchen Berg nicht verlaſſen, ohne ſich recht weit und recht beſtimmt umgeſehen zu haben. Ich bin auf dem Rochemelon ſo ziemlich, wie zu Hauſe, und kann Ihnen mit Hülfe dieſes Inſtruments alles ſagen, was hier zu ſehen iſt. Thun Sie alſo, als wenn Sie eine königliche Bildergallerie beſähen und als wenn ich der Schloskaſtellan wäre, der Sie herumführte.

Richard. Vortreflich! Vortreflich!

Chriſtian. (vor ſich) So kriegt das Ding doch eine andere Wendung.

Gute zwei Stunden währete der Unterricht, welchen hier P. Roſſi ertheilte, und Richard hatte gewis noch in ſeinem ganzen Leben keinem Lehrer ſo aufmerkſam zugehört. Auch Chriſtians Ohren ſahen zuletzt aus wie ein Paar groſſe Muſcheln; ſo wölbte er ſie durch Anſpannung. Richard erſtaunte nun noch dreimahl mehr, als vorher, über den Umfang der Ausſicht, welche er hier vor ſich hatte, dankte dem dienſtfertigen Roſſi viel tauſendmahl, ſegnete die ganze weite Welt umher, ſegnete noch einmahl beſonders die Himmelsgegend, unter welcher Grimsthal lag, küſſte aus freiem Antrieb das Marienbild und dann den Boden, worauf es ſtand, ſprach — das iſt eine Mutter Gottes und du biſt ein Berg Gottes, beide ſollet ihr mir unvergeslich ſein — und kletterte mit ſeiner Geſellſchaft nach Novaleſe zurück.

Funfzehntes Kapitel.

P. Roſſi mehr in puris naturalibus und Chriſtians liebloſes Urtheil über ihn.

P. Roſſi ward in Richards Augen immer ſchätzbarer, je länger er mit ihm ſprach. Es war ein Mann, der weder andern abfragte, was ſie nicht freiwillig ſagten, noch ſich ſelbſt zur Schau hinſtellte. So ganz gelegentlich nur und wie es die Umſtände mit ſich brachten, lies er dem aufmerkſamen Beobachter eine Falte nach der andern von ſich ſehen. Richard ſprach mit keinem andern den ganzen Weg lang, als mit ihm und fand an ihm bald einen guten Phiſiker, Hiſtoriker, Geographen, Botaniker, Mineralogen, Alterthümerkenner, und was noch mehr iſt, einen — ſehr aufgeklärten Pater. Das Geſpräch neigte ſich nehmlich dicht vor dem Dorfe auf Gegenſtände der Religion. Roſſi zeigte ſich als Proteſtant, Socinianer und Unitarier, wie es die Kapitel mit ſich brachten, auf die man kam, brauchte aber die Vorſicht dabei, daß er, ſtatt daß er den ganzen Berg herunter italiäniſch geſprochen, letzt wieder deutſch ſprach; wobei dann alle übrigen verlohren, Chriſtian aber gewann.

Richard. Gibts viel ſolcher Geiſtlichen in Italien, wie Sie?

P. Roſſi. Nun, es iſt wohl in unſerer Kirche, wie in der Ihrigen. Der gröſſeſte Theil hälts freilich im ganzen Ernſt mit den Koncilien, Simbolen und Vätern. Viele aber thun nur ſo und denken im Stillen ſelbſt, ohne es merken zu laſſen. Was käme auch dabei heraus? Wenn man die kommende Generation nicht beſſer anführt — bei der jetztlebenden, die einmahl angeführt iſt, iſt nichts zu machen. Bei den Kindern in der Schule mus die Aufklärung angegriffen werden; wer ſie bei den Erwachſenen angreift, greift die Sache von hinten an. Ich würde mir's zur Sünde anrechnen, wenn ich nicht ſo dächte und dieſen Gedanken gemäs mein Amt betriebe. Daß mir zu Novaleſe das Handwerk bald gelegt werden würde, verſteht ſich ohnehin, iſt aber in meinen Augen in der That das wenigſte; denn ich habe ein eigenes Landgut. Aber — ich bin überzeugt, ich machte die Leute nur konfus, und wenn ich ihnen die Mutter Gottes, welche Sie heute, wie den Berg Gottes, gar höflich geküſſt haben, verdächtig machte, ſo wärs bei ihnen um Gott ſelbſt geſchehen. Und das wäre dann doch ſchlimm. So ſteht aber die Sache, und — wer kann helfen? Ich laſſe die Leute alſo in Gottes Nahmen zur Mutter Gottes beten; der liebe Gott wird ſich das Gebet doch wohl zueignen, wie er ſich das Gebet zur Sonne zueignete, wenn es Millionen zu ihr thaten. Das thue ich aber, daß ich bei jeder Gelegenheit den Leuten ſage, daß das die beſte Verehrung der Mutter Gottes ſei, wenn ſie ſo rechtſchaffen lebten, wie ſie und ihr Sohn gelebt haben, und daß alles Meſſ-hören nichts helfe, wenn ſie einander nicht lieb hätten und dienten, ſo viel ſie könnten. Und weil die Mutter Gottes doch auch ohne Breviarium und Roſenkranz Gott lobgeſungen hat: ſo habe ich meine Zuhörer ſo gewöhnt, daß ſie nach einigen Schocken Ave Maria auch gern ein Gebet aus dem Herzen mir nachbeten.

Pater Roſſi bekam hierfür einen recht deutſchen Händedruck, als man eben wieder beim erſten piemonteſiſchen Zoll eintraf. Richard erſtaunte nicht wenig, da er bei ſeinem Wirthe viel herrliche Teleſkope und andere aſtronomiſche Inſtrumente wahrnahm. „Sind Sie denn auch Aſtronom?“

P. Roſſi. Das iſt eigentlich mein Steckenpferd und ich habe ſchon manche liebe Nacht auf dem Rochemelon zugebracht.

Richard. Nun, ſo ſage ich nichts. Zehenmahl bin ich auch ſchon auf dieſe Wiſſenſchaft gefallen; aber — nicht wahr, man lernt ſie nicht leicht ohne einen lebendigen Lehrer?

P. Roſſi. Schwerlich. Wenigſtens wird man ihrer leicht ſatt.

Richard. Schade, daß ich nicht hier bleiben kann; ſonſt ſollten Sie mein Lehrer werden. Nun, wenn ich zurückkomme. Oder — ich nehme Sie alsdann mit nach Deutſchland.

P. Roſſi. Wenn mein Landgut mitginge.

Richard. O, ich habe gewis ein noch ſchöneres.

P. Roſſi. Nun, auf Ihrer Retour werde ich Sie alſo fragen, wer Sie ſind.

Richard brachte die ganze Nacht in Geſprächen mit dem beſcheidenen und wiſſenſchaftlichen Roſſi zu, packte ſich die Taſche voll Adreſſen und ſagte ihm das zärtlichſte Lebewohl. Bei der Trennung umarmten ſie ſich wie Brüder, die ſich erwachſen erſt kennen lernen und hernach bei einander leben und ſterben möchten.

Richard. (zwiſchen Rivoli und Turin) Chriſtian, ſieh einmahl die unendlichlange prächtige Allee von Ulmen! Und die fetten Ebenen auf beiden Seiten! — Aber was meinſt du denn zu unſerm Pater? Nicht wahr, das war ein ganzer Pater?

Chriſtian. J nun — es war wohl ein Jeſuite.

Richard. Was? warum nicht gar? Am Ende iſt dir wohl kein Menſch mehr Recht. Hat er uns nicht alle mögliche Liebe erzeigt?

Chriſtian. Das wohl; aber er war doch gegen die Aufklärung, und da ſagte der ſelige Herr Niklas immer, alle Jeſuiten wären dagegen.

Richard. Höre, du ſollteſt dich gut zum Jeſuitenwitterer ſchicken. Du thuſt ihm aber Unrecht. Er war nicht gegen die Aufklärung ſelbſt, ſondern nur gegen die Aufklärung von hinten.

Chriſtian. (mit der Hand übers ganze Geſicht ſtreichend) Ach ſo! Das verſteht nun unſereiner freilich nicht, was für ein Unterſchied zwiſchen der Aufklärung von vorne und von hinten ſel — Das hab' ich wohl an ihm gemerkt, daß er die Kinder nur klüger gemacht, die Erwachſenen aber ſo dumm, wie ſie einmahl wären, gelaſſen haben wollte. Der Herr Pater mag mir's aber nicht übel nehmen, das iſt fürs erſte grauſam für uns Erwachſene. Es iſt ganz gut, daß für die Nachwelt geſorgt werde; aber wo käme ſie denn her, wenn die ieztlebende Welt nicht wäre? Dieſe verdient alſo auch wohl, daß ſie nicht ganz aus den Augen geſetzt werde, und ich verſteh's zwar nicht, ich ſollte aber doch denken, daß das Ding wohl ſo zu machen wäre, daß für beide zugleich geſorgt werden könnte. Und dann — aber wie geſagt, ich verſtehe es freilich nicht — kommt mir's auch ſo vor, als würde die Aufklärung nicht viel anders, als von hinten, angegriffen, wenn blos die Kinder aufgeklärt werden ſollen; oder man müßte alle Kinder ſofort von den Eltern abſperren. Sobald ſie unter ihren dummen Eltern blieben, würden ſie doch ebenſo dumm werden, wie dieſe; denn alle Kinder glauben ihren Eltern am meiſten und die Eltern würden ſichs bald angelegen ſein laſſen, das alles abzuſtreiten und zu widerlegen, was die Kinder in der Schule lernten. Das ſollte eine ſcharmante Aufklärung geben.

Richard. (Chriſtian lange anſehend) Das hätteſt du unſerem Roſſi erwiedern ſollen.

Chriſtian. Ja, ich hatte es auch ſchon auf der Zunge; aber das Herz fehlte mir dazu. — Am beſten iſts wohl, man laſſe es bei Alt und Jung, wie es einmahl iſt. Die Welt mag ſo dumm ſein, wie ſie will; einige kluge Leute wirds doch immer geben. Und wo ſteht denn geſchrieben, daß alle gleichklug ſein ſollen? Sind denn alle gleichreich? Das ſteht aber geſchrieben, daß Arme und Reiche unter einander wohnen ſollen; und ſo glaube ich auch — Dumme und Kluge. (macht einen langen Hals) Ah, Turin iſt wohl gar eine Veſtung?

Richard. Und das eine derbe. Du aber biſt ein Jeſuit.

Sechzehntes Kapitel.

Reicht bis an die borromäiſchen Inſeln.

Der Zollaufſeher zu Novaleſe war es eigentlich, den unſere Reiſenden als ihren Schutzpatron auf der ganzen weiten Reiſe zu verehren hatten. Er hatte Richard zur Wanderung auf den Rochemelon verleitet; auf dem Rochemelon hatte Richard die Herrſchaft über ſeine Fantaſie wieder erlangt und den P. Roſſi kennen gelernt; P Roſſi hatte ihm Adreſſen durch ganz Italien mitgegeben, und wenn er auch hernach von keiner einzigen weiter, als von der nach Turin an den Abt Berta, Gebrauch zu machen nöthig hatte, weil dieſer ihn wieder an ſeine Freunde zu Mailand, und dieſe ihn wieder an ihre Freunde zu Parma u. ſ. f. adreſſirten: ſo hatte ihn im Grunde doch der brave Roſſi *mittelbar* bis Neapel adreſſirt.

Richard, nun ruhigern Gemüths, änderte in ſo fern ſeinen Reiſeplan, daß er den Beſuch der Bibliotheken und Gelehrten, der Kabineter und

Sammlungen von allen Sehenswürdigkeiten, der ſchönſten Kirchen, der vorzüglichſten öffentlichen Gebäude, der wichtigſten gemeinnützigen Anſtalten und der merkwürdigſten alten Ruinen in ſelbigen aufnahm; in den beiden Punkten aber lies er es beim Alten, daß er vor allen Dingen die ſchöne Natur allenthalben beſchauete und daß ihn Chriſtian allenthalben begleitete, wo er ging und ſtand. Zu dieſem Behuf kleidete er ihn ganz ſo, wie er ſich ſelbſt trug, und gab ihm Abends im Italiäniſchen Unterricht, wobei ſich Chriſtian aus dem allgemeinen Grunde, Noth bricht Eiſen, weit weniger dumm anſtellte, als er gedacht hatte.

Während, daß ſich Richard zu Turin aufhielt, fiel ein Feſttag ein. Abt Berta führete ihn auf die Promenade, welche von der Stadt bis ans Schlos reicht und die ſchönſte in Italien iſt. Der Anblick hier war einer der prächtigſten und Richard geſtand dis ſelbſt. In der Hauptallee ſah man eine überaus groſſe Menge von Kutſchen und den ganzen Hof, und auf den Seiten ſpatzirten eine unzähliche Menge von Fusgängern. Obgleich alle Stände faſt hier beiſammen zu ſein ſchienen, ſo herrſchte doch die gröſſeſte Sittſamkeit und Ordnung; jeder war wohlgekleidet, und das groſſe bunte Ganze fiel gar herrlich ins Auge.

Richard. Ich mus geſtehen, das iſt das erſte von der Art, was ich ſehe. Ich bewundere beſonders den Wohlſtand, welchen eine ſo ungeheure und gemiſchte Volksmenge beobachtet.

Abt Berta. Ein Beweis für den Satz — qualis rex u. ſ. w. Unſer Hof iſt ein Muſter von guten Sitten. Auch mus ich geſtehen, daß wir eine ſehr wohleingerichtete Polizei haben.

In dem Augenblick entſtand einiges Gewühl. Man führte in der Entfernung einen Gefangenen vorüber.

Abt Berta. (den die Neugier weggeführt hatte, als er zurückkommt) Ich dacht' es faſt. Es iſt ein Mörder, den man aus der Kirche der Karmeliterinnen, S. Chriſtiana, geholt.

Richard. Ha, das iſt die *Kirchenfreiheit*. Dauert dieſe bei Ihnen noch fort?

Abt Berta. Leider! Es iſt der wahre Gegenſatz gegen unſere, wie geſagt, ſo gute Polizei. Was wollen Sie aber ſagen, zu Vercelli werden Sie ſogar eine Kirche finden, an der Sie leſen — quos iustitia punit, pietas protegit — und zu Rom iſt noch vor kurzem eine ſehr gelehrte Vertheidigung dieſes heilloſen Kirchenmisbrauchs von dem klugen Aſſemann herausgekommen.

Richard. Abſcheulich! Es gehört zur Hierarchie. Inzwiſchen erlaubt man es ja doch, den Flüchtling im Aſil zu greifen?

Abt Berta. Ja, es macht aber viel Umſtände. Erſt mus der Erzbiſchof dazu ſeine Einwilligung geben. Man hat Beiſpiele, daß er ſie nicht gegeben. Und wenn er ſie dann auch gibt, ſo verſtreicht doch darüber ſo viel Zeit, daß die mehreſten Böſewichter, die oft dreimahl ſchon den Tod verdient hätten, davonkommen. Man iſt ihnen ſogar dazu noch behülflich.

Richard. Könnte denn aber der König dis nicht abſtellen?

Abt Berta. O ja.

Richard. Warum thut er es nicht?

Abt Berta. Wenns der Erzbiſchof in Vorſchlag brächte —

Richard. Alſo gerade, wie bei mir zu Lande!

Abt Berta adreſſirte Richard zu Mailand an den Abt Friſi und an den Kaufmann Penſo, und rieth ihm, unterwegs die groſſe königliche Tabacksfabrik zu beſehen.

Richard. Was? eine königliche Tabacksfabrik?

Abt Berta. Ja, der König liefert die Tabacksblätter und der Taback wird hernach auf ſeine Rechnung verkauft.

Richard. So mag ich die Fabrik nicht ſehen. Lieber des Kaufmanns Penſa Fabrik. (hitzig) Ich hab' es gleich ſatt, wenn die Könige Fabrikanten werden.

Zu Vercelli, als Richard in der Domkirche das Evangelium des Markus beſah, welches dieſer Evangeliſt ſelbſt geſchrieben haben ſoll, fragte ihn Chriſtian, warum er zuletzt gegen den Abt Berta ſo heftig geworden, und als er ihm die Urſache davon ſagte, rief Chriſtian aus — „ich bitte Sie um Gottes willen, bekümmern Sie ſich auf der Reiſe nicht um ſolche Dinge. Laſſen Sie die Könige fabriciren, was ſie wollen, und wenn ſie — Leinwand fabricirten.

Richard. Ja, ja, die fabricirt man da auf königliche Rechnung auch, aber — gemahlte.

Chriſtian. J nun, was gehts uns an? Denken Sie doch lieber an die ſchöne Ausſicht, die wir vorhin hier auf der Kirche hatten. Was das für eine erſchrecklichgroſſe Ebene war, und wie ganz unten die alten Kerle, die Alpen — wie ich noch ſo in den Jahren war, wie Sie, haben ſie mich gedrückt genug — ihre weiſſen Schimmelköpfe über die Wolken erhuben!

Richard. Warte nur, zu Novara ſollen dich die Jeſuiten in die Kur nehmen.

Noch ſtanden die Reisfelder um Novara tief unter Waſſer und Millionen Meven ſchwärmten auf ihnen umher. Ein ungewohnter Anblick für Deutſche, und der beide, Herrn und Diener, in Verwunderung ſetzte.

Richard. (als ſie den Teſſino paſſiren, den Hirſchfänger ziehend) Nun zieh vom Leder, Chriſtian; hier kommt die ärgſte Diebesgegend in ganz Italien.

Chriſtian. (nachdem er lange ſein blankes Couteau de Chaſſe in der Hand gehalten) Ach da kommen ſie, da kommen ſie.

Man erblickte mehrere Fusgänger mit Mänteln von Schilf; auch kamen einige zu Pferde mit wachsleinewandnen Umhängen und Weiberröcken. Chriſtian zitterte; Richard aber lachte überlaut über den poſſirlichen Anblick und der Vetturino gab bald die Auskunft, daß es daſige Bauern wären, welche bei gegenwärtigem Regenwetter ſich ſo zu bedecken pflegten. Das Gelächter darüber dauerte bis nach Mailand, wo man ſofort zum Kaufmann Penſa eilte.

Das erſte, was man hier beſah, war die Fabrik des Wirths, der ſeine Gäſte ſehr freundſchaftlich aufnahm. In Penſa's Hauſe ſtanden mehr als hundert Stühle von Stof und Samt, von welchen beinahe tauſend Menſchen ihren Unterhalt hatten. „Siehſt du, ſprach Richard zu Chriſtian, das iſt mir lieber, als die königliche Tabacksfabrik vor Turin.“ Der Aufenthalt zu Mailand dauerte einige Wochen, wovon Richard faſt die Hälfte auf dem majeſtätiſchen Dom und in der ambroſianiſchen Bibliothek zubrachte. Penſa zeigte ihm alle Merkwürdigkeiten des erſtern, und Friſi alle Schätze der letztern. Auf dem Dache des Doms fand er die Schönheiten der Natur und der Kunſt vereinigt. Die bewundernswürdigſte Bildhauerarbeit zierte daſſelbe, und von ihm herab ſah man in eine herrliche Ebene, die mit Städten und Dörfern beſäet und mit Kanälen durchſchnitten war. Tiefunten im Hintergrunde vereinigten ſich die Apenninen mit den Alpen.

Richard. (als er die Nebenbuhlerin der Peterskirche von auſſen betrachtet) Wie iſt es möglich, daß dieſes Gebäude, welches ſchon zu Ende des vierzehnten Jahrhunderts angefangen ward, noch nicht vollendet iſt?

Penſa. (lächelnd) Es wird auch gewis nimmermehr vollendet werden. Sobald es vollendet wäre, hörten viele von den Legaten auf, die blos zur Fortſetzung des Baues geſtiftet wurden. Man läſſet daher beſonders die Vorderſeite, als das Nöthigſte, unausgeführt, damit die Unmöglichkeit, mit den bisherigen Legaten zu reichen, recht verſinnlicht werde und noch mehrere Stiftungen erfolgen ſollen. Die Direktoren des Baues ſtehen ſich dabei gar treflich.

Richard. Ha ha! Iſt doch in Italien wirklich alles, wie in Deutſchland.

Chriſtian. (der aus der Kirche kommt) Hab' ich in meinem Leben ſo etwas geſehen! Hier ſtecken ſie, wenn ſie taufen, das ganze Kind ins Waſſer. Nun, ſo ſage ich doch!

Penſa. (als er von Richard Chriſtians Entdeckung gehört) Wir haben hier die ambroſianiſche Liturgie, zu Ehren unſeres Schutzpatrons, des heiligen Ambroſius. — Aber wir wollen doch auch unſer Hoſpital beſuchen.

Richard erſtaunte, als er in dieſem weitläuftigen Gebäude über tauſend Kranke aller Art und an viermahl ſo viel Findlinge antraf, bei welchen insgeſamt die äuſerſte Reinlichkeit herrichte. Er beſuchte viele von den Krankenſälen und fand in einem derſelben einen Patienten, der weit entfernt von den übrigen ganz am Ende des Saals lag. „Warum liegt dieſer ſo weit von den andern?“

Penſa. (lächelnd) Es iſt ein Proteſtant.

Richard. Aha, der Ketzer möchte die übrigen inficiren.

Penſa. (fortlächelnd) Man bringt Ihre Leute deswegen ſo zu Winkel, damit ſie von dem Meßaltar in der Mitte da recht weit entfernt ſein ſollen. Unſere ehrwürdigen Väter Kapuciner halten ſehr darauf.

Chriſtian. (als er Richard heimlich das letztere abgefragt) Ei ſolche Schelme!

Penſa zeigte ſeinen Gäſten darauf auch die Apotheke, das Laboratorium und den botaniſchen Garten, führte ſie im Bezirk des Hoſpitals, wo die zu dieſer Anſtalt nöthigen Aufwärter und Handwerker wohnten, umher und erzählte ihm noch viel von der äuſerſten Sorgfalt, welche auf das Inſtitut verwendet werde. Richards ganz der Menſchenliebe geheiligte Seele befand ſich hier ſo wohl, wie auf dem Rochemelon. „Das iſt wahr, rief er aus, ſolcher Hoſpitäler gibt es wenig. O möchte man allenthalben den Leiden der Menſchen ſo zu Hülſe kommen, wie zu Mailand!“

Penſa. Ueberhaupt hat man wohl in Italien die beſten Armenanſtalten. Die gute Sache hat doch aber auch, wie alle gute Sachen, ihr Böſes.

Richard. Wie ſo?

Penſa. Sie befördert die Armut, ſtatt ihr Einhalt zu thun. Unſer Volk, das ohnehin den Müſſiggang liebt, verläſſet ſich auf ſolche öffentliche Verſorgung und wird dadurch noch fauler.

Richard zuckte die Achſeln. Penſa that ihm den Vorſchlag, daß er ſeine Reiſe nicht weiter fortſetzen möchte, ohne einen Abſtecher von Mailand nach den borromäiſchen Inſeln, dem einzigen Orte der Welt in ſeiner Art, gemacht zu haben, und gab ihm einen von ſeinen Faktoren zur Begleitung mit.

Richard. (auf dem Lago Maggiore) Das iſt der See, Chriſtian, den wir auf dem Rochemelon ſahen und der da nicht viel gröſſer, als auf der Karte, lies. Ha, wenn wir erſt ſo werden nach dem Aetna rudern! (macht den glückſeligen Geſt dreimahl)

Der Anblick des Geſts löſchte in Chriſtians Seele den widrigen Ausdruck wieder aus, welchen der Aetna auf ihn gemacht hatte. Die Fahrt auf dem Lago war äuſerſt romantiſch. Auf beiden Seiten ſah man Hügel mit Weingärten und Kaſtanienwäldern, zwiſchen welchen allenthalben Landhäuſer und Dörfer umherlagen, und Kaſkaden in Menge, die von den Bergen herabſtürzten. Die fünf Stunden von Seſti dünkten Richard nur eine Stunde zu ſein. „Was iſt das für eine Piramide da?“

Faktor. Es iſt der Garten auf Iſola bella; er beſtehet aus zehen Terraſſen über einander, die oben immer ſpitzer zuſammenlaufen.

Richard. Welch ein Anblick! Haben wir auf der oberſten Platz?

Faktor. (lachend) O ja; ſie hat über vierzig Schritte in der Länge und iſt mit Quaderſteinen gepflaſtert.

Richard. Bravo, Chriſtian, da wollen wir uns wieder recht umſehen.

Seelenvergnügt ward aus dem Boot geſtiegen. Richard ſtaunte den Palaſt des Grafen Borromei an, und noch mehr den Garten. „Denk' einmahl, ſprach er zu Chriſtian, nicht nur die Materialien zu dem groſſen Hauſe, ſondern auch alle Erde zu dem Garten iſt auf Schiffen hieher gebracht worden. Vorher war die Inſel ein unfruchtbarer Fels. Warlich, das übertrift alles, was uns die Alten von den ſchwebenden Gärten zu Babilon erzählt haben!“

Man brachte den Reſt des Tages damit zu, daß man das Palais und die Gartenhäuſer beſah und in den mit Citronen- und Pomeranzenbäumen beſetzten Gängen auf den unterſten Terraſſen promenirte. Die Beſteigung der oberſten Terraſſe aber ward bis zum folgenden Morgen ausgeſetzt.

Mit Sonnenaufgang war man droben. „Da wären wir abermals im Himmel“, rief Richard aus, als er die letzte Stufe der Treppe erreicht hatte, und ſah mit ausgebreiteten Armen lange um ſich her. Auf der einen Seite hatte er den groſſen hellen See vor ſich, der von Booten und kleinen Schiffen beinahe ebenſo, wie von Waſſervögeln, wimmelte und deſſen Ufer mit Weinbergen und menſchlichen Wohnungen bedeckt waren. Auf der andern zeigten ſich ihm die Alpen, wie ſie ſich in dreifachen Abſätzen erhuben, unten ſchön angebauet, in der Mitte mit Waldung beſetzt und oben mit Schnee und Eis bedeckt waren. Die erſten Strahlen der Morgenſonne prallten von dieſen Eisſpitzen prächtig zurück. Hier, nach dieſer Gegend hin, war es, wo Richard am längſten verweilte und wohin er immer wieder zurückkehrte. „So, ach ſo, ſprach er und machte den glückſeligen Geſt, als die zurückprallenden Sonnenſtrahlen ihn faſt verblendeten; in dieſem Strahlengewande erſcheine mir immer, Alphonſa! Das iſt recht das Gewand einer Verklärten, einer Tochter des Himmels, einer Bürgerin aus den Wonungen des Lichts!“

Der Kaſter fragte Chriſtian ängſtlich durch Zeichen, was ſeinem Herrn ſei. Chriſtian trat auf die Zehe, winkte mit beiden Händen und ziſchte ein langes leiſes St!

Richard. (als er ſich wieder beſonnen, daß er nicht allein ſei) Hier iſt gut ſein — hier woll'n wir Hütten bauen; hier wollte ich leben und ſterben. Dank dem wackern Penſa, daß er mir den Einfall, hieher zu reiſen, an die Hand gab! Wer Italien bereiſet und nicht hieher abſticht, der ſage nicht, daß er in Italien geweſen ſei.

Man blieb auf der Piramidenſpitze, bis die Sonne drückend ward. Nachmittags geſchah die Rückfart nach Seſti. Richard ſetzte ſich rückwärts im Boote und ſah ſo lange nach Iſola bella hin, als er es ſehen konnte.

Siebenzehntes Kapitel.

Herzensausſchüttungen Chriſtians jenſeits des Taro.

Der Vetturino, welcher die Fuhre von Seſti bis Mailand beſorgte, bekam von Richard den Wink, nach dem Simonettiſchen Landhauſe den Weg zu nehmen. Richard verſuchte erſt allein das daſige merkwürdige Echo, und als er ſich von der Wahrheit deſſelben überzeugt hatte, lies er Chriſtian, ohne zu ſagen, warum, zum Fenſter hinein, wodurch man die Probe macht, ein Piſtol abfeuern. Die erſtern Wiederhalle geſchahen langſam; Chriſtian ſah ſich ſchon wild um. Als aber die folgenden immer ſchneller und ſchneller auf einander erfolgten und gar kein Ende nahmen, ſprang er zurück, hielt ſich den Kopf und nahm ſeine Zuflucht zu Richard. „Muſt doch auch einmahl eine Unterhaltung für dich haben“ verſetzte dieſer und tröſtete ihn durch Erklärung des Vorgangs. Chriſtian fand den Spas ſo ſchön, daß er ihn zu mehrern mahlen wiederholte. Richard bezeigte dem

Faktor ſeine Verwunderung darüber, daß er die ſchöne Anlage ſo baufällig finde, und bekam die Erläuterung, daß das Echo dem Eigenthümer durch die vielen Beſuche der hörluſtigen Fremden ſo koſtbar geworden ſei, daß er gar nicht mehr herkomme und Alles lieber eingehen laſſe.

* * *

Der Abſchied Richards von dem wackern Penſa war ſehr herzlich und er dankte ihm noch aus der Seele dafür, daß er ihn nach Iſoia bella geſchickt. Da er bis Parma unterwegs ſich nicht zu verweilen beſchlos, ſo lies er ſich auch nur Adreſſen dahin geben. Oberhalb Piacenz fragte ihn der Vetturino, ob er das berühmte alte Schlachtfeld nicht beſehen wollte. „Nein, erwiederte er, das überlaſſe ich den neuern Schlächtern.“ Die an den Ulmen wachſenden Weinſtöcke, welche mit ihren Reben oft die Sedie beſtrichen, gefielen ihm ſehr; auch hatte er ſeine Freude darüber, daß die Bauern ihr Eigenthum mit lebendigen Zäunen umſchloſſen; auf die ſchlechten Brücken aber und auf die vielen Fähren, welche unaufhörlichen Aufenthalt verurſachten, ſchimpfte er deſto mehr und auf dem fürchterlichen Taro wäre es beinahe um ſein und ſeines Chriſtians Leben geſchehen geweſen.

Chriſtian benutzte dieſe Gelegenheit, um in der langen Allee, die nach Parma führt, nun ſeinem Herzen die längſtgewünſchte Luft zu zu verſchaffen. „Alſo den Winter bringen wir in Italien zu. Und was machen wir alsdann?

Richard. Das wirſt du ſehen.

Christian. (gutmüthig) Aber Sie können mir's doch wohl ſagen?

Richard. Ich weis es ſelbſt noch nicht.

Christian. Nun, ſo weis ichs. Alsdann reiſen wir retta wieder nach Hauſe. Dictum factum.

Richard. Da wirſt du dich ſehr betrügen. Wir ſind nun einmahl auf der Reiſe und reiſen ſo lange, als meine Papiere reichen. Und wenn dieſe verſilbert ſind, weis mein braver Penſa Rath. Ich habe deshalb ſchon mit ihm Abrede genommen.

Christian. (dem dieſe Nachricht ein Donnerſchlag iſt) Als Herr Ulrich möchten Sie wohl nicht viel von ihm erhalten.

Richard. Bekümmere du dich um nichts. Es ſoll dir an nichts fehlen

Chriſtian. Wollen wir denn gar nicht wieder nach Grimsthal?

Richard. Das hab' ich nicht verſchworen. Aber ſo bald noch nicht.

Chriſtian. Es iſt Ihnen ja aber ſchon ſo wohl und wird Ihnen den Winter über nun noch beſſer werden. Warum wollen Sie denn nicht in Ruhe auf Ihrem ſchönen Gute leben? Wären wir in dem verdammten Toro nicht bald ertrunken? Und ſo kommts auch noch. Auf die See kriegen Sie mich nicht mit. Die Juden haben recht — das Waſſer hat keine Balken.

Richard. So bleibſt du zu Neapel, bis ich wiederkomme.

Chriſtian. Und iſt doch ſo hübſch zu Grimsthal und Sie könnten ſich da auch einen Rochemelon und eine Iſola bella anlegen.

Richard. Und einen Aetna dazu. — Chriſtian, ernſthaft geſprochen — es iſt beſſer, wir machen die erſte Reiſe lang, daß ſie auch zugleich die letzte werde, als daß wir ſie abkürzten und bald darauf eine zweite anträten, von welcher wir ewig nicht wieder nach Hauſe kämen. Unterwegs bin ich nur gewis unumſchränkter Herr über meine Fantaſie; wie lange ichs aber zu Grimsthal ſein würde, das iſt eine andere Frage. Zum ſtäten Aufenthalte an einem Orte, wo ich ein ewiges Einerlei von Gegenſtänden vor mir hätte, und zwar von ſolchen Gegenſtänden, an welche ſamt und ſonders ſich der Gedanke an ſie, und zwar der Gedanke an ſie in dem traurigen Bilde, gekettet hat, dürfte ich vieleicht nach langer Zeit erſt ſtark genug ſein. Man hat Beiſpiele, daß Jugendgedanken, an die man in funfzig Jahren nicht gedacht hatte, ohne alle Veranlaſſung im Alter zurückkommen und wieder mit alter Macht wirken; Beiſpiele, daß ein Gedanke, den man nur einmahl recht gedacht hat, und das vor zehen Jahren wohl, nach zehen Jahren ohne ſichtbaren Zuſammenhang mit allen Gedanken, die man alsdann hat, den allerlebhafteſten Traum bewirke. Wie könnte mir es nicht gehen, wenn vollends die ſtärkſte Veranlaſſung des Orts und tauſendfacher Gegenſtände deſſelben bei mir dazu käme! Nein, nein, Chriſtian, ich mus mich auf meine eigene Seele beſſer verſtehen.

Chriſtian. Ich dächte, das würde alles wegfallen, wenn Sie ſich nur zu Eins entſchlöſſen.

Richard. Und — wozu denn?

Chriſtian. Von Italien will ich nicht ſagen — denn hier ſollen die Mädgen nicht treu ſein — aber wenn wir nach Deutſchland zurückkommen, da dächt' ich doch, Sie ſähen ſich in einigen der vornehmſten Städte um. Es wird doch irgendwo eine weibliche Geſtalt und Seele ſein, die Sie wieder ſo lieb gewännen, als Ihre liebe Alphonſa.

Richard. Nein, Chriſtian; ſo ein Mädgen gibts unter allen Himmelsſtrichen nicht mehr. Sie war das Meiſterſtück der Schöpfung, und dis iſt, wie Gott, der Schöpfer ſelbſt, nur einmahl da. Und höre — ich will nun einmahl nie wieder ein Mädgen lieben, als ſie, und du muſt mich nicht zur Untreue gegen ſie verleiten wollen. Hier, hier, (ſchlägt ſich im Affekt aufs Herz) iſt ihr Bild unauslöſchlich eingedrückt und ich will mit keiner andern vereinigt ſein, als mit ihr.

Chriſtian. Das geht ia aber doch nun einmahl nicht.

Richard. Nicht? — Auch dort nicht?

Chriſtian. Ja, dort wohl, aber hier doch nicht.

Richard. Nun, ſo wart' ich bis dort. Hier wirds ja mit uns ohnehin ſo wunderlange nicht, und das Leben hienieden verſtreicht bald. Denk' einmahl, wenn ich dann nun einſt zu Alphonſa wiederkäme und ich hätte unterdeſſen eine Andere geliebt, wie würde ich mit ewiger Schmach bedeckt vor ihr ſtehen! Welche Vorwürfe würde ſie mit Recht mir machen! Welche Vorwürfe, die uns unſere ganze beiderſeitige Seligkeit verbitterten! Und — wenn ſie mir nun dann auch verziehe und mein Herz zu ihr zurückkehrte, was würde aus der, die ich hier hernach an ihrer Statt geliebt, wenn ſie mir nachkäme? Hätte ich ſie nicht auf dort betrogen? Ja, ich betröge ſie hier ſchon; denn ſo oft ich ihr ſagte, ich liebte ſie über Alles — und was wäre die Liebe für ein viehiſches Weſen, wenn ſie dieſe Sprache nicht führte? — ſo oft löge ich, weil ich immer und ewig Alphonſa nur über Alles lieben werde und Alphonſa nur über Alles lieben kann.

Chriſtian. Ich ſtelle mir vor, daß im Himmel die Sache nicht mehr ſo ſein werde, wie hier. Aus der Liebe wird dort pure Freundſchaft nur. Und kann man denn nicht zwei gute Freunbe haben? Die ſelige Mamſell machte ſich gewis nichts daraus, wenn Sie ietzt — —

Richard. Damit ſchweig! So kennſt du die Mädgen noch nicht. Die Mädgen ſind auch im Himmel noch Mädgen und wollen auch da noch allein geliebt ſein. Und ich verdenk' es ihnen nicht; es iſt recht ſo. Wie könnte die Liebe die heiligſte Angelegenheit des Menſchen ſein, wenn es nicht ſo wäre? Gott bewahre mich, wie tief erniedrigten wir ſie; wie ſänken wir, indem wir uns ihr überlieſſen, zu den Thieren herab, wenn wir anders dächten!

Chriſtian. Nun, geben Sie Acht, Chriſtian hat Recht. Wenn wir einmahl in den Himmel kommen, werden Sie es wohl ſehen.

Richard. Nein, du haſt Unrecht, bei Gott und Tod! du haſt Unrecht. Und höre auf damit; du bringſt mich auf, wie du mich auf der ganzen Reiſe nicht aufgebracht haſt.

Chriſtian. Alſo ſoll das ſchöne Grimsthal einmahl in fremde Hände kommen!

Richard. Ja, das mags.

Chriſtian. Und die Grimmſche Familie ſoll mit Ihnen ausſterben und Sie wollen der lezte Herr Grimm ſein!

Richard. Ja, das will ich. Der lezte Grimm! (Chriſtian ſenkt ſein Haupt gar de- und wehmüthig) Und nun ſprechen wir nie wieder hiervon, und du fängſt auch nicht eher wieder von der Heimreiſe an, bis ich davon anfange. Hierauf gieb mir die Hand und halt Wort; oder ich halte mit deinem Kopfſtuche nicht Wort. (Chriſtian gab Richard die Hand ſo unwillig, als noch nie)

Achtzehntes Kapitel.

Zulezt ſteht Richard auf der Sternwarte zu Bologna.

Zu Parma führte Richard der Proteſtant Mache umher. Nachdem er die herzogliche Bibliothek und Guardaroba, das groſſe Theater und die Kuppel im Dom von Correggio beſehen, beſchäftigte er ſich vorzüglich mit Aufſuchung der Meiſterſtücke dieſes groſſen Künſtlers. Stundenlang ſtand er vor der Madonna di S. Girolamo und machte den glückſeligen Geſt. Man machte ihn auf den Caracci aufmerkſam, der ſeinen Meiſter noch in der Zeichnung übertroffen habe; der Anblick der ohnmächtigen Maria in den Armen der Engel aber auf dem Hauptaltare der Kapuzinerkirche, eines der ſchönſten Stücke deſſelben, wirkte einen ſo traurigen Eindruck auf ihn, daß ihm der unglückſelige Geſt entfuhr. Das Herz ſchlug ihm; er ſah ſich nach Chriſtian um, der zwar that, als wenn er es nicht bemerkt hätte, im Herzen aber nun Richard Recht gab, daß an Heimreiſen für ihn ſo bald noch nicht zu denken ſein dürfte, und im Herausgehen aus der Kirche blos die Worte hinwarf — „ich dächte, Marien und Marien Magdalenen hätten wir nun genug geſehen.“ Iſt auch wahr, verſetzte Richard, wollen einmahl etwas anderes ſehen; es kommt auf kleine Nebentouren nicht an.

Man ſtieg bei einer Gegend ab, die über und über mit ungeheuren Felſenklumpen bedeckt war. An vielen Orten waren die Felſen abgeräumt und tiefe Gruben gemacht, in welchen Mauern und andere Ueberreſte von ehemaligen Gebäuden in Menge zu ſehen waren. Je weiter hin nach den in einiger Entfernung liegenden Bergen, deſto fürchterlich höher thürmten ſich die Felsſtücke, und das Ganze gab einen grauſenerregenden Anblick in grauer Vorzeit geſchehener Zerſtörungen von der Hand der Natur.

Chriſtian. (der gar nicht weis, was er ſiehet) Was iſt denn das?

Richard. Das ſind Ruinen von einer uralten Stadt, Velleia. Jene beiden Berge da, der Moria und der Ravinaſſo, ſtürzten auf dieſer Seite einſt ein und verſchütteten ſie. Es mus urplötzlich und in der Nacht geſchehen ſein, daß die Einwohner nicht einmahl ſich ſelbſt, geſchweige ſonſt etwas, retten können; denn man findet da noch alles, was ſie beſeſſen haben, auch ſogar ihre Knochen.

Chriſtian. (mit gefaltten Händen) Daß Gott erbarm! Was der liebe Gott doch alles geſchehen läſſet! Iſt denn das ſchon lange her?

Richard. Gewis über tauſend Jahre.

Chriſtian. (erſchrocken) Was Sie ſagen! Und das haben Sie alles in des ſeligen Herrn Nikolaſſens Bibliothek erſtudirt?

Richard. Und im ſiebenjährigen Kriege erſt hat man zum erſtenmahle angefangen, da zu graben und zu ſuchen.

Chriſtian. Ich möchte fürwahr nicht an Bergen wohnen. Von oben herunter ſieht ſichs gut, das iſt wohl wahr; wenn ſie einem aber bei nachtſchlafender Zeit auf den Kopf kommen, dann hole ſie der Pophans.

Richard. Guter Chriſtian, alles ſtirbt. Bäume ſterben, Menſchen ſterben; Berge ſterben auch. Dis iſt der Bergetod. Und ſo, wie neue Bäume und neue Menſchen wieder ankommen, ſo werden auch neue Berge geboren, und das ſo geſchwind, wie die alten einſtürzen. Das geht nach und nach ſo Reihe herum auf der ganzen Erde, und ich glaube, es ſteht nichts mehr ſo, wie es anfangs geſtanden hat. So erhält Gott eben die Erde. Zerſtörung und Schöpfung wechſeln immer mit einander ab.

Dieſes Geſpräch ward noch lange fortgeſetzt. Inzwiſchen bemerkte Richard an ſeiner Geiſtesſtimmung, daß er nicht zweckmäſſig dadurch gehandelt, daß er den Anblick der ohnmächtigen Maria mit dem Anblick der Ruinen von Vellela verwechſelt hatte, und eilte nach Modena.

Hier fand er an dem Biſchof Fogliani einen ebenſo groſſen Freund der Natur, als edlen Mann. Dieſer machte ihn mit vielen der daſigen Gelehrten bekannt, führte ihn in die herzogliche Gallerie und Bibliothek und begleitete ihn ſelbſt auf den Guirlandina, der einer der höchſten Kirchthürme in Italien iſt. Richard empfand hier wieder die ſegnenden Stärkungen weiter und ſchöner Umſichten und ſcherzte hernach unten im Thurm mit dem Biſchof nicht wenig über den da ſorgfältig verwahrten und berühmten alten hölzernen Eimer, der dem berühmten Taſſoni Gelegenheit zu Erfindung einer neuen Art von komiſchen Gedichten gab, worin ihm Boileau und Pope hernach nachahmten. Endlich beſah er noch den Anfang des Kanals, der bis Venedig führt und kam noch an demſelben Tage zu Bologna an.

Von dem Aufenthalte an dieſem merkwürdigen Orte hatte er ſich unendlich viel verſprochen und täuſchte ſich auch nicht darin. Das erſte, was er that, war, daß er mit Chriſtian den Thurm degli Aſinelli beſtieg, wo er ſich an Stadt und Gegend umher gar herlich ergötzte. Drauf begab er ſich zu dem Präſidenten Zanotti, einem Freunde des Biſchofs Fogliani, der ihn an dem folgenden Abend auf die weltberühmte Sternwarte führen lies. Die Nacht verſprach hell und ſternvoll zu werden und man kam dahin überein, ſie hier zuzubringen.

Dreimahl ſeliger noch, als auf Rechemelon, fühlte ſich Richard hier. In ein ganz neues Gebiet von Ideen, und zwar von lauter himmelan erhebenden Ideen verſetzt, und mit dem jüngern Zanotti aus Welt in Welt und durch den grenzenloſen Raum wandernd, athmete er nichts, als Wonne und Herrlichkeit. Er gab ſich ſeinem geſchickten Lehrer gleich als halben Idioten in der erhabenſten unter allen Wiſſenſchaften an, ward aber von dieſem ſehr beſcheiden unterrichtet und gerieth dadurch in einen ſolchen Enthuſiasmus für die Sternkunde, daß er in künftigen Zeiten der Ruhe und Stätigkeit ſeines Lebens ſich ihr vorzüglich zu widmen beſchlos.

Zanotti. (nachdem er ihn bis lange nach Mitternacht hin unterhalten) Wenn jener Weiſe des Alterthums, dem es zum unſterblichen Ruhme angerechnet wird, daß er die Philoſophie vom Himmel zur Erde zurückgerufen, wirklich gegen die Aſtronomie geweſen wäre, ſo würde es kein Ruhm für ihn ſein. Man hat ihn aber gerechtfertigt und bewieſen, daß er nur die Aſtrologie gemeint. Und dieſe iſt freilich auch in meinen Augen das lächerlichſte Ding; denn wie ſollen wir am Himmel leſen können, was auf Erden geſchiehet?

Die Aſtronomie aber iſt und bleibt nicht nur die erhabenſte, ſondern auch die nützlichſte Wiſſenſchaft für die Menſchen. Der Menſch, aufrechtgehend, iſt gleichſam berufen, den Himmel anzuſchauen. Sobald er auch nur einigermaſſen dieſen ſeinen Adel fühlt, ſchauet er hinauf. Es liegt ſchon etwas unausſprechliches darin, mit einem Blick da oben eine ſo unermeßliche Weite zu überſehen, da man hier unten oft nur einen Büchſenſchus, und höchſtens einige Meilen überſehen kann. Wenn dann aber in ſo einer Nacht, wie heute, ſo viel tauſend Sterne da oben glänzen, ſo zwingt uns gleichſam das natürliche Gefühl für Licht, Glanz und Schönheit, hinaufzuſchauen. Und dann dazu gedacht — jeder Stern, den du da ſieheſt, iſt eine Welt für ſich, und einige wenige abgerechnet, jeder ſo gros, daß die Erde, auf der du mit allen Millionen deines Geſchlechts lebſt, nicht einmahl ein Marktflecken gegen ihn iſt — und über dieſem Sternhimmel, in dem dein Auge ſich verliehrt, iſt wieder ſo ein Sternhimmel, und über dieſem wieder u. ſ. f. ins Unendliche — — was kann den Geiſt des Menſchen mehr heben, wodurch kann er ſich mehr in ſeiner Hoheit fühlen, als hierdurch? Doch, dis iſt noch ſo viel, als nichts geſagt. Den Himmel da oben nun ausmeſſen, wie der Feldmeſſer hier unten Wieſen und Waldungen, an jedem Erdentage den Erdbewohnern den Anblick des Himmels ſo vorzeichnen, wie ſie ihn haben müſſen, den Abſtand der Sonne und ihrer übrigen Planeten von der Erde berechnen, Erd- und Mondfinſterniſſe ſo vorherſagen, daß ſie auf die Minute treffen, Durchgänge der Planeten durch die Sonne, die Millionen nicht gewahr werden, nicht nur beobachten, ſondern auch in voraus beſtimmen, den Lauf der nahelaufenden Kometen ſogar unter den Kalkul bringen, ihre in unermeslichen Entfernungen rollenden Brüder durch Fernröhre entdecken — — o wo iſt etwas, das dieſem gleicht? Nicht, daß ichs machen wollte, wie jener Dichter ſagt — der Soldat zählt ſeine Wunden gern her, der Hirt ſpricht gern von ſeinen Schafen — nein, ich bin lebendig überzeugt, der höchſte Beweis, welchen der menſchliche Verſtand für ſich abgelegt hat, ſei die Sternkunde. Man ſagt zwar oft, die Kunde des Himmels ſei ſehr ungewis, und beruhe gröſtentheils auf Hipotheſen und Schimären; aber fürwahr, ſie iſt doch weit zuverläſſiger, als die Erdkunde, und man kann da oben weit richtiger propheceien, wie die Dinge kommen werden, als hier unten. Der geringſte Lump von Miniſter, eine königliche Hure, ein Pfaffe zerrüttet hienieden oft die ganze Ordnung der Dinge und wirft das Siſtem des erſten Politikers über den Haufen; aber da oben geht alles in ſeinem ewigen Gleiſe fort und man kann ſicher darauf ſeine aſtronomiſchen Ausrechnungen fuſſen. Und — wie nähert ſich der menſchliche Verſtand ſeiner wahren Beſtimmung, wenn er ſich durch Betrachtung der Zebaoth, des Himmelsheers und des Univerſums zu Totalideen erhebt! Es iſt mir, ſeitdem ich Aſtronom bin, ſo ridikül, wenn ich von einem Kriege höre, wie es Ihnen nur ſein könnte, wenn Sie iezt erfüren, daß ſich eben ein Paar Fiſchweiber zu Paris zankten. Sie hörens zu Bologna nicht; und ſo bin ich gleich da oben in einem andern Stern und höre und ſehe von dem Königsweiber- und Königsmännerzank auf der Erde nichts. Genug, die Erde bleibt troz alles des Gezänks, es mögens Fiſchweiber oder Könige auf ihr führen, nach wie vor, ein Stern, und ſo ſehe ich aus dem Monde auf ſie herab, und ſie läſſet, wenn die Sonne ſie beſcheint, ebenſo, wie vorher. Wirds arg auf ihr und kommt der Krieg nach Italien, ſo bin ich im Siebengeſtirn, oder im groſſen Bär, oder im Sirius, wo die von der Sonne erleuchtete Erde nur wie das lezte Tipchen vom brennenden Fidibus ausſieht; und würde Bologna beſtürmt, ſo verſezte ich mich in die Milchſtraſſe, wo man von dem Käſe, Erde, gar nichts mehr erblickt. Dorthin, ins Unendliche, mus man ſehen, hier iſt nichts, als kleinlicher Tand. Wie, wenn man auf dem Rochemelon ſteht, die Städte und Dörfer unter den Füſſen neben einander liegen — wie, wenn man aus Bologna aufs Feld geht, die Melonen und Angurien nicht zu zählen ſind, ſo ſchweben da oben unabſehlichhoch über unſerm Haupte unzählbare Welten. Weg mit dem Poſſenſpiel der Erde; ſie iſt dem Aſtronomen weniger, als ein Ameiſenhauſe. Der allerwichtigſte Nutzen aber, den die Aſtronomie ſtiftet, iſt der, daß ſie den allerſinnlichſten und allerunwiderleglichſten Beweis für das Daſein Gottes liefert. Ich kann daher nicht begreifen, warum ſich die Religion nicht mehr mit ihr verbinde. Zwar hat Pabſt Benedikt, der vierzehnte, unſerer Sternwarte die ſchönſten engliſchen Inſtrumente an tauſend Dukaten Werths geſchenkt; daß aber ſeine Seele dabei an die Religion gedacht habe, glaube ich heute noch nicht. Hier, hier mus es angegriffen werden, wenn wahrer und ungeheuchelter Glaube an Gott unter den Menſchen ſtatt finden ſoll. Nur aus dem Unendlichen wird der Unendliche erkannt. Der Lauf des einzelnen Menſchenlebens, die Geſchichte der Umwälzungen der Völker iſt zu erbärmlich klein, — ja, man möchte, wenn man weiter nichts kennen lernt, als dieſe, faſt mehr glauben, es ſei *kein* Gott; aus dem Laufe, aus den Umwälzungen jener unzählbaren Geſtirne in ihren ewigen Gleiſen nach ewigen und unverletzlichen Geſetzen läſſet ſich Gott erſt beweiſen. *Wer Aſtronom iſt, kann kein Atheiſt ſein.* Und darum iſt es das gröſſeſte Bedürfnis für die Menſchheit, daß in ihren Schulen wenigſtens die unterſten aſtronomiſchen Begriffe gelehrt werden ſollten. Doch, was kümmert ſich der Pabſt darum, ob wir einen Gott glauben, oder nicht; wenn wir nur an Se. päbſtliche Heiligkeit recht ſteif und feſt glauben. . .

Mit unbeſchreiblicher Aufmerkſamkeit hatte Richard dem Aſtronomen Zanotti zugehört und gab ihm dafür den Bruderkus. Während, daß Zanotti einige Erfriſchungen beſorgte, trat er hin und breitete ſeine Arme nach allen Sternen aus.

„Ach, in welchem von euch wohnt meine Alphonſa jetzt? Alphonſa, meine Alphonſa, in welchen von allen dieſen Sternen lebſt du dein zweites Leben? Sag mir's — las es mich wiſſen — kündige mir es durch irgend etwas an; daß ich den Stern, wo du biſt, vor allen anſehe, vor allen liebe, mir ihn von Zanotti nennen laſſe und ihn in ieder Himmelsgegend als deinen Stern wieder aufſuche. — Wie? du gibſt mir kein Zeichen? O meine Einzige, meine Ewige, ſei, wo du biſt, ich komme dir nach. Der oberſte Geiſt, der unſere Geiſter ſchuf, der ſie ſo ausdrücklich für einander ſchuf, vereinigt uns einſt wieder. Dank, Dank Bologna und ſeiner Sternwarte! Sonſt fand ich die Tage nur ſchön, um mich auf der Erde umzuſchauen; nun will ich die Nächte noch ſchöner finden, um die unendlich erhabneren Auſſichten des Himmels zu genieſſen. Und an ieden ſchönleuchtenden Stern ſoll ſich dein Bild ketten, Alphonſa, wie ich dich ſah in der Lindenallee und am Grabe meiner Mutter. Hier, vor allen Sternen und vor dem Gotte der Sterne, vor dem Herrn Herrn Zebaoth, beim allererſten, allertiefaufblickendſten Anbruche des Morgens gelobe ich dir aufs neue, dich allein und ewig dich allein zu lieben. Der Tag wird nun bald alle dieſe Sterne auslöſchen; aber kein Tag und keine Nacht ſollen dein Bild in meiner Seele auslöſchen. Alphonſa, meine Alphonſa, im funkelnden Sterngewande umarme ich dich.“

Neunzehntes Kapitel.

Nun kommt er immer näher an Rom.

Richard blieb über vierzehn Tage zu Bologna, war faſt eine Nacht um die andere auf der Sternwarte und brachte den gröſſeſten Theil des Tags im Inſtitut zu. Beſſer hatte er ſich auf ſeiner ganzen Reiſe nicht befunden, als in der Stadt, wo man mit Freuden dem Stadtrathe den Titel buoni gibt, und aus Dankbarkeit dafür verſprach er, ſich nicht eher wieder recht umzuſehen, bis er nach Florenz käme, und hielt pünktlich Wort.

Hier aber ſah er ſich dann auch ſo um, als wenn er tauſend Augen hätte. Schon die glückſelige Lage dieſer Stadt, welche durch ganz Italien die ſchöne heiſſt, erfüllte ſeine Seele, je näher er ihr kam, mit deſto ſanfterem Entzücken. Hügel und Thäler, Bäume und Wieſen, Land und Waſſer wechſelten allenthalben ab und die ganze umliegende Gegend ſchien nur ein einziger Garten zu ſein. Die Stadt ſelbſt mit ihren vielen Paläſten, Kirchen und andern erhabenen Gebäuden präſentirte ſich prächtig. Als er ſie aber vollends von innen erblickte, ſtaunte er ihre Herrlichkeit mit Ehrfurcht für die Menge von Denkmählern an, welche ſich hier die reineſte und edelſte Baukunſt geſetzt hat. „Hier bleiben wir einen ganzen Monat“ ſprach er mit freudigbebender Stimme zu Chriſtian und ſuchte ſofort den Abt Fontana auf. Dieſer geſellete ihm auſſer ſich ſelbſt noch einige ſeiner gelehrten Freunde zu, welche wechſelsweiſe ſeine Begleiter wurden.

„Ich bringe gern allenthalben, wohin ich komme, der Natur zuerſt mein Opfer“ ſprach Richard. Man verſtand ihn und führte ihn auf die Kuppel der Domkirche. Der Ueberblick der ganzen prächtigen Stadt und der romantiſchen umliegenden Gegend mit allen Landhäuſern begeiſterten ihn ſo, daß er wonnetrunken ausrief —

„O Toſkana, du reizendes Land, wie hat dich der Weltenſchöpfer geſchmückt und geſegnet! Deine Berge ſind mit Kaſtanienwäldern, deine Hügel mit Weinſtöcken beſetzt, und deine Ebenen prangen mit Oelbäumen und mit den ſchmackhafteſten Früchten aller Art. Schön und gros ſind deine

Einwohner, mild und wonnigt iſt dein Klima, und alles, alles athmet Kraft und Fulle in dir. Der Landmann ſieht ſich durch die Fruchtbarkeit, womit die Erde ihn lohnt, zum Fleis aufgemuntert; der Städter, durch ſchnellen Abſatz gelockt, treibt bluhende Handlung und emſiges Gewerbe, und die bezaubernſte Künſte gediehen von jeher in deinem Schoſſe. Heil dir, Toſkana, noch Jahrtauſenden noch Heil dir! Kein Krieg, kein Erdbeben verheere dich! Sei, ſo lange es Menſchen gibt, ein Land des Ueberfluſſes, eine Wohnung der Seligen, eine Pflegerin der Künſtler und der Weiſen! Ja dich, dich ſegne der Allvater, ſo lange die Erde ſteht; er ſegne deine Berge, deine Hügel, deine Ebenen und alle deine Kinder in dir! Mit Frohlocken kam ich in dich, mit Bewunderung war ich in dir, und mit Seligkeit werd' ich immer an dich zurückdenken. O Toſkana, Toſkana, wie entzückteſt du mich!“

Die Schönheit der Kunſt an der Kuppel, welche Angelo ſchon für das Meiſterſtück der Architektur erklärte, ſchien in Richards Augen mit der Schönheit der Natur, welche er von der Kuppel überſah, um den Vorzug zu ſtreiten. Man zeigte ihm die Mittagslinie und alle Merkwürdigkeiten der Kirche, und ſein Erſtaunen über die Pracht von Florenz wuchs mit iedem Tage, den er da verlebte. Mit Ehrfurcht trat er auf den Platz vor Palazzo vecchio, der mit den erſten Meiſterſtücken der Bildhauerkunſt geziert iſt und weiter ſeinesgleichen nicht hat. Die Statüe des Cosmus, des erſten, ſetzte ſeine ganze Seele in Bewegung. „Mit Recht, ſprach er, du Groſſer, wardſt du der Groſſe genannt und du muſt gros geweſen ſein, denn du wardſt von deinen Mitbürgern ſelbſt zu ihrem Oberhaupte erwählt. Völker wählen ſich nichts ſchlechtes.“

Sein Begleiter erzählte ihm bei dieſer Statüe viel wichtige Anekdoten von der um die Wiſſenſchaften ſo verdientgewordenen edlen mediceiſchen Familie. Aber — ſchlos er, dieſer erſte Grosherzog, vor deſſen Statüe wir ſtehen, und der letzte, mit dem die erhabene Familie ausſtarb, welche Antipoden waren ſie! Johann Gaſton, der Liederliche, brachte das Land in die ſchlechteſten Umſtände, hatte nicht einmal das Verdienſt, ſich fortpflanzen zu können, und lies ſeinen [illegible], Dami, der mit ſeinem Kopfe inwendig machen konnte, was er wollte, wie mit ſeinem Kopfe auswendig, an ſeiner Statt regieren.

Christian. (der dis nun ſchon verſtand) Was? Seinen Friſeur? Hab' ich in meinem Leben gehört, daß ein Friſeur regiert! (lacht laut)

Richard. O das iſt wohl öfter geſchehen, zum Lachen aber iſts nicht; zum Weinen iſts, daß ſich arme Völker ſo foppen laſſen müſſen.

Die Aſche des Galiläi empfing auch einen Beſuch von Richard. Er betrachtete ſein Bruſtbild mit Rührung und rief aus: „Der du den Himmel ausmaſſeſt und die Trabanten des Jupiters entdeckteſt und dem Kopernikus Recht gabſt, wie muſteſt du im Tode dir noch auf der Erde mitſpielen laſſen! Weil du klüger warſt, als die ganze heilige Inquiſition, ſo machte man dich zum Ketzer und begrub dich erſt vor der Kirche. Nun ruhen doch wenigſtens deine Gebeine in der Kirche. Du ſelbſt zwar ſieheſt faſt aus, als lächelteſt du über beides.“

In dem Verſammlungsſaale der Akademie della Cruſca wäre Chriſtian beinahe für Lachen erſtickt. Der Katheder in Form eines daſigen Getreidekorbes, die Mehlſäcke, auf welchen man ſelbigen erſteigt und die auf beiden Seiten umherſtehen, der Mühlenſtein, worauf der Präſes ſitzt, die umgekehrten Hühnerkörbe, auf welchen die Akademiſten ihren Platz haben, die mit Schaufeln behangenen Wände u. ſ. w. brachten ihn ganz auſſer ſich, und als er vollends fühlte, daß die Mehlſäcke von Holz waren, ſchlug er in die Hände und ſchrie — hölzerne Mehlſäcke, Herr Jemine! hölzerne Mehlſäcke! Was doch die Herren Gelehrten alles erfinden!

Im Garten Boboli brachte Richard mehr, als einen Abend, zu. Die hier in einem groſſen Umfange abwechſelnden Alleen, Luſtwälder, Bluhmengefilde, Raſenſtücke, Grotten, Fontainen, Statüen u. ſ. w. gewährten ihm die angenehmſte Unterhaltung, und auf der Inſel am Ende der groſſen Allee konnte er ſich an dem koloſſaliſchen Neptun, zu deſſen Füſſen der Ganges, der Nil und der Euphrat liegen und groſſe Ströme von Waſſer von ſich geben, nicht ſatt ſehen.

Den gröſſeſten Theil ſeiner Zeit aber verlebte er allerdings in der grosherzoglichen Gallerie. Der Abt Fontana führte ihn zum erſtenmahle dahin und gab ihm die Beſchreibung des Bianchi, welche hernach jeden weitern Führer für ihn unnöthig machte. Richard vergas über den Schatz aller Schätze, welchen er hier antraf, alles andere, was er vorher geſehen, und in der Tribune glaubte er völlig, nur eine Art von ſchönem Zaubertraum zu träumen.

Richard. (vor der mediceiſchen Venus und vor der Venus Urania ſtehend, während daß Chriſtian vor dem Ringer ſtand) Ha! hier iſt die Natur in ihrer allerhöchſten Schönheit. Ihr Alten, ihr Alten, was vermochtet ihr zu ſchaffen! Welch Leben und welche Vollkommenheit! Dieſe da — in was für einer Jugendblüte — mit was für einer gefälligen Mine — wie weich ihr Fleiſch, daß man im Ernſt denken ſollte, es gäbe nach, wie man es berührte! Und du, Urania, kommſt wohl eben aus dem Bade. Welch ein treflicher Karakter — welch ein meiſterhafter Ausdruck — und was für Augen, Gott, was für ſchmachtende Augen! Alphonſa, ach meine Alphonſa! (macht den glückſeligen Geck und umarmt Urania) (nachdem er wohl eine Stunde lang vor beiden Statüen geſtanden) Chriſtian, welche von beiden gefällt dir am beſten?

Chriſtian. (auf den Ringer zeigend) Mir gefällt dieſer beſſer, wie alle beide.

Richard. Wenn du nun aber einmahl zwiſchen beiden wählen ſollteſt, welche wählteſt du?

Chriſtian. (auf Urania hinweiſend) Die da. Ich kann's nicht leiden, wenn ſich die Mädgen ſo ganz nackend hinſtellen.

Richard. (ihm die Hand reichend) Du haſt Recht. Jene iſt ſchöner, dieſe iſt mir aber doch lieber. Nun komm; ich habe meine Alphonſa wieder geſehen — meine Alphonſa hab' ich wieder geſehen; allons nach Rom!

Zwanzigſtes Kapitel.

„Nun iſt er ganz nahe an Rom.

Der Abt Fontana redete ihm noch zu, die Gegend um Florenz zu beſehen und beſonders den Garten bei Pratolino zu beſuchen. Auf dem Wege dahin begegneten ihnen viel Bäuerinnen. Sie trugen Röcke von blauer und rother Farbe und Leibchen ohne Ermel, ſo daß nur das Hemde die Arme bedeckte. An ihren Schultern flatterten viel Bänder umher. Die Haare hatten ſie hinten und zuſammengedrehet und den Kopf bedeckte ein kleiner ſchiefer Strohhut, der ihnen allen ein ſchalkhaftes Anſehen gab.

Chriſtian. Sehen Sie einmahl, was da kommt! Die gefallen mir fürwahr beſſer, als die beiden Venuſſe dort. Wie ſchelmiſch die Aeſer ausſehen! Und iſt wirkliches Leben, pures, helles, klares Leben an ihnen!

Richard. Jeder hat ſeinen Geſchmack.

Den Garten bei Pratolino hatte ſich Richard ſo ſchön nicht vorgeſtellt. Grotten, Terraſſen, Amphitheater, Alleen von immergrünenden Bäumen und Labirinthe fanden ſich hier in der wohlangebrachteſten Miſchung, und er bereuete es nicht, nach hieher abgeſtochen zu ſein. „Etwas früher im Jahre, ſprach er, hätten wir hier geweſen ſein ſollen, und eben darum wollen wir nun eilen, daß wir Rom erreichen.“

Auf der Straſſe nach Siena fanden es unſere Reiſenden ſehr unbequem, daß es immer Hügelhinauf und Hügelhinab ging. Deſto mehr erfreuete ſie der Anblick von Siena ſelbſt, als ſie noch weit davon waren. So ſehr auch in neuern Zeiten dieſe Stadt die Herrlichkeit ihrer Handlung und ihres innern Lebens verlohren hat, ſo iſt doch ihre Lage an Rücken eines Berges dieſelbe geblieben. Nur eine einzige ihrer Straſſen läuft längſt dem Berge hin; die übrigen ziehen ſich alle bergauf und bergab. Die übereinander gereiheten Häuſer, die Gärten dahinter, welche oft höher, als die Häuſer, liegen, die vielen groſſen Thürme, ehemals neben den Wohnungen derer, welche ſich um das Vaterland verdient gemacht hatten, errichtet, und allenthalben hervorragend, gaben der Stadt von weitem ein ſo erhabenes Anſehen, daß ſelbſt Chriſtian darüber in Bewegung gerieth.

Richard. Es iſt aber Schade um Siena: inwendig iſts nicht mehr ſo, wie es ſonſt war, und wir wollen uns auch da nicht lange aufhalten.

Bald nach der Ankunft zu Siena beſtieg Richard in Begleitung des D. Baldaſſari erſt den prächtigen Dom und dann den Thurm Mangiana. Hier hatte er nicht nur die ganze bergigte Stadt nach der Tiefe herunter vor ſich, ſondern über eine unüberſehbare Strecke Landes gleiteten auch ſeine unerſättlichen Blicke bis an das apenniniſche Gebirge hin, welches ſich ganz unten im ſchönen Naturgemählde wie eine dunkle Wolke zeigte.

Richard. Iſt doch allenthalben ſchön in Italien! O Gott, o Gott! Wie werde ich mich lebenslang an alle die himmliſchen Proſpekte, die mir die Natur hier reichte, mit einer Lebhaftigkeit erinnern, die mich allemahl im Geiſte wieder nach Italien zurückverſetzen wird! Es iſt wahr, ja, wahr iſts, daß hier das Paradis von Europa iſt. Alphonſa, wohin konnte nach deinem Tode mein Schickſal mich glücklicher führen, als hieher! Geſtärkt durch die Labſale, welche Italien der leidenden Liebe reicht, hoffe ich einſt an deinem Grabe ſo heiter ſtehen zu können, wie hier, über Siena und alle ſeine Gefilde erhaben.

Ueberhaupt gefiel ſich Richard zu Siena beſſer, als er vorher gedacht hatte, und gab einige Tage zu. D. Baldaſſari trug viel dazu bei, ſeine Begriffe über die Lage der Einwohner zu berichtigen. „Es iſt wahr, ſagte er unter andern, Republikaner ſind wir nicht mehr und der Freiheitsgeiſt iſt von dieſem Berge entflohen; wir haben aber nichts dabei verlohren, ſondern leben in Ruhe, welches vor Jahrhunderten hier fehlte. Damals waren der Adel und das Volk in beſtändigem Handgemenge und weiter vorher ſchlug man ſich mit den Florentinern und Piſanern herum. Man erfocht wichtige Siege über den Feind, das iſt wahr; aber was kam dabei heraus? Auch mag immerhin vor Jahrhunderten die Bevölkerung hier zehenmal ſtärker geweſen ſein, als jetzt. Die Menge von Menſchen thuts warlich nicht, und es iſt dis ein ganz verkehrter Begrif vom Flor einer Stadt. Lieber nur zehenmahl ſo wenig Einwohner, die aber — glücklich ſind. Und das ſind wir hier wirklich. Die Ebene um uns her bringt alles hervor; das Klima hier iſt geſunder, wie bei Rom, und man ſieht den Leuten die reine Luft gleich an ihrem heitern Weſen und an ihrer guten Bildung an; Inſekten plagen uns hier auch nicht ſo, wie dort; und wenn auch unſer Handel bei weitem nicht mehr der vor Jahrhunderten iſt, ſo braucht er auch dis nicht mehr zu ſein. Es ſind unſerer zehenmahl weniger, als ſonſt, und für dieſe iſt noch Handel genug da.“

Richard gab dem Doktor Recht, durchſtrich mit ihm zuletzt noch die ganze Gegend um Siena und ſetzte ſeine Reiſe fort.

Chriſtian. (nicht weit von Buonconvento) Ei, dieſe Stadt liegt reizend.

Richard. Es iſt die, wo ein Kaiſer einmahl durchs Abendmahl vergiftet ward.

Chriſtian. (der ſich beide Ohren zuhält) Bewahr' uns Gott in allen Gnaden, was mus es für Teufelsbraten unter den Pfaffen geben!

Richard. Nun kommen wir eigentlich erſt in ihr Land. Nimm dich ja in Acht, Chriſtian.

Chriſtian. Ja, nehmen Sie ſich nur in Acht. Ich will mir das Maul gewis nicht verbrennen.

Zu Monteſiaſcone zeigte Richard ſeinem Chriſtian das Grabmahl des Johann von Fugger mit der Inſchrift Est. Est. Est. und erklärte ihm dieſe. Zu Viterbo machte er wieder einen Abweg nach dem Luſtſchloſſe Caprarola. Während daß er die meiſterhafte Baukunſt am Palaſt bewunderte, beſchäftigte ſich Chriſtian mit Probirung des ſonderbaren Echo in einem der Säle deſſelben.

Richard. (eine Meile hinter Baccano, beſtia) Da ſieh, da, da iſt Rom — das da iſt die Kuppel der Peterskirche.

Chriſtian machte einen langen Hals und ein Paar groſſe Augen und zog die Augenbraunen hoch in die Höhe. „Alſo da wohnt der alte Pabſt.“ Man fuhr bergab; Rom verſchwand wieder, und Chriſtian lies die Augenbraunen wieder nieder und machte die Augen wieder klein und den Hals wieder kurz.

Je näher man an Rom kam, deſto unangebauter fand man die Gegend und deſto muthloſer die Menſchen. Ganz das Gegentheil von Toſkana, das man verlaſſen hatte. Die Natur lehnte auf der Stelle durch die Güte des Bodens den Vorwurf von ſich ab, als wäre ſie daran Schuld. An fleiſſigen Menſchenhänden ſchien es zu fehlen, die den herrlichen Acker bearbeiteten und aus ihm Nutzen zögen. Man erblickte ſogar an vielen Orten ſtehendes Waſſer, und nirgends ſah man, daß jemand auch nur auf den Einfall gekommen wäre, einen Graben zu ziehen.

Richard. (zum Vetturino, der aus Siena war) Sag' einmahl, wie iſt denn das hier? Gibts hier keine Menſchenhände, oder was iſt ſonſt? Auf ſolchem ſchönen Boden faſt nichts, als Haide, und faule Timpel?

Vetturino. Ja, hier in dieſem Lande möcht' ich nicht todt ſein, geſchweige lebendig. Hier iſt nichts, als Druck und Elend. 's iſt eine garſtige Regierung. Um der Theurung vorzubeugen, ſetzt die päbſtliche Kammer den Getraidepreis feſt und bewirkt dadurch oft Hungersnoth. Nun ſorgt ein jeder nur für ſich und bauet nicht mehr, als er mit den Seinigen ſelbſt braucht. Viel Landleute gehen von ihren Aeckern weg und dienen lieber zu Rom bei den Herrſchaften. Und ſo bleibt der Acker immer mehr liegen, und der Leute auf dem Lande werden immer weniger. Was nicht Dienſte ſucht, geht gar betteln.

Richard. Was ſagt denn der heilige Vater dazu?

Vetturino. Ja, der — *Stiefvater* ſeiner Unterthanen! Der Stuhl erbt nicht fort. Wenn bei groſſen Herrn das Land nicht forterbt, dann tröſte uns die Mutter Gottes! Dann kehren ſie ſich oft gar nicht an das Volk, ſaugen 's Land aus, füllen ihren Beutel und ſtecken ihren Geſchwiſtern, Neffen, Baſen und — ſo *weiter* alles in den Hals.

Richard. (Chriſtian in die Seite ſtoſſend) Höre einmahl, was *der* ſchwatzt! Haſt du's alles verſtanden?

Chriſtian. So ziemlich. Aber — von den groſſen Herrn mag ich gar nichts wiſſen. Mein Grosvater ſagte immer, ſie hätten lange Arme. Wie heiſſt denn das Waſſer, worüber wir jetzt fahren?

Richard. Die Tiber.

Vetturino. (laut lachend) Ein Fremder, den ich auch einmahl fuhr, erzählte mir, daß der erſte chriſtliche Kaiſer ein heiliges Kreutz hier in der Luft geſehen habe. Wenn er vorher zu Monteſiaſkone geweſen, wo wir die Grabſchrift laſen, ſo hats mich kein Wunder. Es kommt mir vor, wie mit unſerer lieben heiligen Katharina zu Siena, die auch immer Erſcheinungen gehabt haben ſoll. Wer weis, was dieſer vollends gefehlt hat?

Chriſtian. (leiſe) Das iſt ein ruchloſer Kerl.

Richard. Nein, nein, das iſt er gar nicht. Er drückt ſich nur auf gut fuhrmänniſch aus. Was er vorhin von der päbſtlichen Kammer ſagte, war noch viel zu wenig. Der Pabſt iſt der oberſte Getraidemäkler in ganz Europa.

Chriſtian. Sobald wir in die Stadt kommen, wollen wir ja kein Wort weiter davon reden, oder man jagt uns wieder heraus, wie wir hinein gekommen ſind.

Richard. So ſchlimm machen ſie es zu Rom nicht. — Nun aber ſchweig ganz ſtill und ſieh nur immer vor uns hin!

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Nun iſt er da zu Rom.

Der nähere Anblick der merkwürdigſten Stadt in der Welt ſenkte Richard ganz in ſich ſelbſt zurück. Auch Chriſtian würde aus ſich verſtummt ſein, wäre ihm das Stummſein nicht geboten worden. Schon begegnete man vielen Spatzirgängern aus Rom; Richard aber ſah weder die Römer, noch die Römerinnen, ſondern nur Rom.

Chriſtian. (nachdem er lange an ſich gehalten, und ſehr freundlich) Ihnen iſt wohl recht wohl?

Richard. St! ſage ich. — Doch ia, mir iſt überſchwenglichwohl. Sieh doch nur, ſieh doch nur! Rom! Rom! — Ha, wie wird mir ſein, wenn ich erſt darin herumwandle! Wie wird mir ſein, wenn ich bei den Ruinen iener Gebäude ſtehe, die die ehemaligen Ueberwinder der Welt aufführten! Wie wird mir ſein, wenn ich den Horaz oder Virgil in der Hand, in den Gefilden und an den Flüſſen luſtwandle, wo ſie ehemals ſangen und wo ihnen die ſchöne Natur ſo erhabne Gedanken einflößte!

Wie wird mir ſein, wenn ich meinen Livius oder Cicero auf den Plätzen ſelbſt leſe, von welchen ſie ſchrieben! Die Peterskirche — ach die Peterskirche! Und die übrigen prächtigen Kirchen und die Menge von Paläſten, den Meiſterſtücken alter und neuer Kunſt, mit allen ihren Sehens- und Merkwürdigkeiten von innen und von auſſen — — o Chriſtian, Chriſtian, da werde ich wohl die ganze Welt vergeſſen.

Chriſtian. Nur Ihren ehrlichen Chriſtian nicht. Ich weiche und wanke auch zu Rom nicht von Ihnen.

Richard. (als ſie bei dem Obelisk vorbei durch das prächtige Thor del Popolo einfahren und gleich zwei ſchöne Kirchen und drei prächtige Straſſen vor ſich ſehen) Ach Chriſtian, Chriſtian, was für eine Einfahrt gleich!

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Nun iſts ſo gut, als wäre er nicht zu Rom geweſen.

Richard miethete auf der Piazza di Spagna ein Quartier und bekam noch an ſelbigem Abend einen Anfall von Fieber. Zum Glück war er an den Arzt Pieri, wie an den Abt Pizzi, adreſſirt. Er lies alſo erſtern ſofort zu ſich einladen und machte die Bekantſchaft mit ihm im Bette. Pieri rieth ihm blos, einige Tage ſich einzuhalten.

Dieſe Zwiſchenzeit benutzte Richard, um ſich auf ſeinen langen Aufenthalt zu Rom gehörig einzurichten. Er ſchafte ſich das nöthige Küchengeräthe an und lies einen Koch kommen, um mit ihm zu akkordiren. Dieſer nannte auſſer Holz und Wein auch noch Brod, wofür er ſelbſt ſorgen müſſe.

Richard. Treibt die apoſtoliſche Kammer den landverderblichen Getraidehandel noch immer fort?

Der Koch. Ja.

Richard. Ich habe mir ſagen laſſen, der Landmann müſſe der Kammer ſein Getraide um das halbe Geld verkaufen, und kein Menſch dürfe hier ſein Brod ſelbſt backen, ſondern müſſe es von den Beckern der Kammer holen, und ieder Becker müſſe ſeine Proviſion aufs ganze Jahr von ihr nehmen und am Ende des Jahres, was er nicht gebraucht, ihr um den halben Preis zurückgeben, da ſie ihm dann daſſelbige unter der Proviſion auf das künftige Jahr wieder noch einmahl ſo theuer verkauſe, und das Maas, womit die Kammer verkauft, wäre um ein Fünftel kleiner, als das, womit ſie einkauft. Iſt denn das alles wahr?

Der Koch. Ja, ich kann es nicht leugnen.

Hier gerieth Richard in Affekt und goß ſich heftig aus. Der Koch erwiederte nichts darauf, und als Richard ihn nach drei Tagen wieder abdankte, bereitete er ihm noch ein Nacheſſen, ging hin und gab ihn bei der Polizei an. Es war ſein Glück, daß er in der Piazza di Spagna wohnte, wo die päbſtlichen Häſcher niemand greifen dürfen. Man wendete ſich alſo an den ſpaniſchen Geſandten, welcher daſelbſt eine Art von

Jurisdiktion ausübt, um ihn ausliefern zu laſſen. Der Abt Pizzi, welcher als Dichter bei dieſem Geſandten ſehr in Anſehen ſtand, war eben bei ihm, als dis geſchah, bat für den an ihn empfohlnen Fremden um Aufſchub und eilte zu Richard.

Richard erſchrak über die Nachricht, und Chriſtian, der bei der Unterredung mit dem Koch nicht gegenwärtig geweſen war, noch mehr. „Hab' ichs doch geſagt, ſchrie er, hab' ichs doch geſagt, Sie ſollten die groſſen Herren ſein laſſen, und wir müſten hier nicht von dem Kornhandel reden. Nun ſind wir ſchön daran. Nun können wir auf die Engelsburg, oder gar auf die Galeeren ſpatziren.“

Richard ward zum Geſandten gerufen. Dieſer verwies ihm ſeine Unbeſonnenheit, fragte ihn, wohin er noch weiter gedenke, und als Richard geantwortet — nach Neapel, rieth er ihm, ſich auf der Stelle wieder aus Rom zu machen, da er ihn dann in ſeiner Equipage und unter ſeinem Schutze ſicher hinausbringen laſſen wollte. Chriſtian muſte alſo im Quartier bezahlen und die Sachen herbeiſchaffen, und ſo gings eilends wieder zum Thore hinaus und Richard wollte vom ganzen Kirchenſtaat nichts mehr hören und ſehen und lies ſich auch nicht eher wieder ins Geſpräch mit Chriſtian ein, bis ſie an den Thurm kamen, welcher die Grenze deſſelben ausmacht.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Richard beſieht an einem Tage Neapel auswendig von unten und oben.

Richard. (als ſie den Thurm erreichen) Gott ſei Lob und Dank, nun ſind wir aus dem Pfaffenlande.

Chriſtian. Ja, wollen Sie mich denn nun hören? Ach was haben Sie angefangen! Den Tod hätten wir davon haben können. Noch weis ich nicht, wie wir aus Rom gekommen ſind. Nun können wir doch ſagen, daß wir in Rom geweſen ſind.

Richard. Nie weiter und nie wieder ein Wort davon! Das befehl' ich dir.

Chriſtian. Ja, wollen Sie auch zu Neapel nicht wieder ſo etwas machen?

Richard. Nein. Ich will mich wohl hüten. Und nun ſchweig davon.

Chriſtian. Nur das eine Wort noch — bekümmern Sie ſich, ich bitte Sie bei allem, wobei ich Sie bitten kann, um die groſſen Herren und um alles, was ſie thun, nicht mehr.

Richard. (vor Mola) Nun, Chriſtian, kommen wir erſt in die ſchönſte Gegend von Italien, in die reizendſte Parthie des europäiſchen Paradiſes. Welch ein Bluhmenduſt iſt hier an dieſer ganzen Küſte! Sieh einmahl dort weit ins Meer hin! Das iſt Gaeta, das da liegt. Läſſet die ſich dahin krumm herumziehende Küſte nicht wie ein einziger fortlaufender Garten? Ha, welch ein Proſpekt! Aber weiſſt du, was die Italiäner im Sprichwort von dieſem Lande ſagen? Es ſei ein Paradis, das von Teufeln bewohnt werde.

Chriſtian. Um ſo mehr wollen wir uns ja recht in Acht nehmen.

Zu Mola muſte ſich Richard ſtrenger von den Zollbedienten unterſuchen laſſen, als in ganz Itallen. Er fing an, bitter deshalb zu werden; ein Blick aber, den ihn Christian gab, erinnerte ihn an das unbeſtellte Gerichte, welches ihm der Koch zu Rom bereitet hatte, und er beruhigte ſich. Die reizende Lage von Gaeta am Golfo, wohin er einen kleinen Umweg nahm, die treſliche Hinſicht über das Meer ſöhnten ihn vollends mit allen römiſchen Köchen und neapolitaniſchen Lohnbedienten wieder aus. Hinter Averſa, als man in die herrliche Allee kam, welche bis an die Thore von Neapel führt, ſties Richard Christian an — „merkſt du's nicht gleich bei aller Dämmerung hier, daß wir nahe an einer Königsſtadt ſind?“ Es ward Nacht und man kam im Finſtern zu Neapel an, wo die Thore niemals geſchloſſen werden und wo ein Paar Sbirren bald bei der Hand waren und die Reiſenden in ein gutes Quartier brachten.

Adreſſen nach Neapel hatte Richard ſich Angſt zu Rom vergeſſen; er muſte ſich alſo blos an Erinnerung einiger Nahmen von Gelehrten bemühen, welche der Arzt Pierl in einem Geſpräch über Neapel ihm genannt. Ehe er aber noch einen derſelben aufſuchte, und gleich am folgenden Morgen machte er mit Christian einen Spatziergang um die ganze Stadt nebſt allem, was dazu gerechnet wird. Hier und da ging er eine gute Strecke abwärts, um die Stadt von fern auf allen Seiten zu beſehen; er mochte ſie aber beſehen, von welcher Seite er wollte, ſo fand er an ihr den Karakter des Groſſen, Herrlichen und Majeſtätsvollen. Auf der Seite der Seeküſte ſtand er am längſten ſtill und verlohr ſich ganz in Betrachtung der gröſſeſten Stadt Italiens, wie ſie ſich hier einem Amphitheater gleich prächtig gegen die Berge erhebt und mit ihren Paläſten, Kirchen, Kaſtellen und Gärten einen Anblick darreicht, den die ganze bewohnte Erde weiter nicht aufzuweiſen hat.

Beim Mittagseſſen ſprach er zu Chriſtian: Am Morgen haben wir Neapel von unten beſehen; Nachmittags wollen wir es von oben beſehen. Er hielt Wort und lies ſich zur beſtimmten Zeit auf die Karthauſe führen.

Man wollte ihm gleich zuerſt die Pracht der Kirche zeigen, aber er verſprach wiederzukommen und erbat ſich für heute nur die Pracht der Ausſicht. Man führte ihn alſo in den Garten und zum Belvedere. Hier ward er durch den Proſpekt ſo überraſcht und auſſer ſich geſetzt, daß er ſeine

Begleiter ſich zu entfernen erſuchte. Im Mittelpunkte von Neapel ſtehend, hatte er den ganzen Umfang dieſer Erſtaunenerregenden Stadt, die die gröſſeſte Stadt Italiens und zugleich die vorzüglichgelegenſte Stadt von Europa iſt, zu ſeinen Füſſen. Die groſſen Plätze derſelben, die mit Paläſten überall beſetzte Straſſe von Toledo hielten ſeine erſten Blicke feſt; während daß das Getümmel der unter ihm geſchäftigen Volksmenge und das Getöſe der Wagen unaufhörlich heraufſchallte. Sah er weiterhin, ſo hatte er den Hafen und das Schiffreiche Meer vor ſich; und wollt' er noch weiter ſehen, ſo verlohr er ſich in Himmel und Waſſer. Wendete er ſich links, ſo erblickte e[illegible]rtici und die geſegneteſte Gegend bis an den Veſuv. Wendete er ſich rechts, ſo ſchauete er die Krümmung des Meerbuſens bis nach Poſilippo und dem miſeniſchen Vorgebürge. Auch zeigten ſich ihm auf der Seite die himmliſchen Gegenden bei Caſerta, die ein unüberſehbarer Fruchtgarten ſind. Ganz berauſcht von dem Wonnebecher, der ſeinem Geiſte hier gereicht [illegible]; rief er aus —

„Hier, hier, hier — ach ja, hier, hier, hier!!! Toſkana, du warſt ſchön, Neapel, du biſt noch ungleich ſchöner. Hier, hier, hier! Mehr Schönes und Groſſes kann auf Erden nicht beiſammen ſein, als hier. Gott, wer dich als die Liebe kennen lernen will, der gehe auf die Karthaus! Kein Wunder, wenn vor drei Jahrtauſenden ſchon hier alles von Menſchen wimmelte! Kein Wunder, wenn die alten ſtolzen Römer Rom verlieſſen und hier ſich ſelbſt zu leben ſuchten! Hier, hier iſt das erſte Luſtrevier vom Garten Erde; hier iſt das Allerheiligſte im Tempel der Natur. Ach hier, hier, hier! O Alphonſa, wäreſt du noch auf der Erde, hieher zögen wir beide und bauten uns ein Landhaus am Ufer des Meeres und verlebten das kleine Planetenleben, bis die Sonne mit dem letzten Strahl, den ſie nach uns abſchickte, unſere Geiſter zu ſich aufzöge. Ach hier, hier, hier! Hier will ich in ieder Woche ſein und mir es verſinnlichen, wie ſelig du ſein magſt, da ich hier ſchon ſo ſelig mich fühle. Gehab dich wohl, meine einſt mir doch werdende, meine Unverlohrne für mich, gehab dich wohl in höheren Regionen, gegen welche die Wonnegegend um Neapel doch nur wie die Haide ienſeits Grimsthal iſt.“

(im Heruntergehen zu Chriſtian) Hier wars im allererſten Verſtande ſchön; aber ich weis nicht, wie mir wird. Ich glaube, ich werde krank.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Richard beſiehet ſechs Wochen lang Neapel inwendig und die Gegend umher.

Das innere Gefühl hatte Richard diesmahl nicht getäuſcht. Er ward in der That krank, gefährlichkrank und muſte Monate lang erſt ſein Bette und dann ſein Zimmer hüten. In dieſem Zeitraume war es, wo kein Tag verging, an welchem er dem treuen Chriſtian nicht herzlich dafür dankte, daß er ihm in der Bergſtraſſe nachgekommen war. Chriſtian wartete und pflegte ihn mit einer Sorgfalt und Pünktlichkeit, die ihresgleichen nicht hat, und in den gefährlichſten acht Tagen der Krankheit wich und wankte er nicht vom Bette ſeines Herrn und ſchloß faſt kein Auge. So ein geſchworner Feind der lateiniſchen Küchen er auch war, ſo hätte er doch nun alle

Aerzte aus dem ganzen Königreiche gern zuſammengeholt, um Richard nur vom Tode zu erretten. Dabei war er ſehr beſcheiden und ſprach gar nicht von Tod und Sterben, lamentirte auch nicht ſein ſelbſt wegen, ſondern wünſchte nur immer, daß ſie bald wieder auf die Karthauſe ſteigen könnten.

Der Arzt Poll zweifelte anfangs ganz daran, daß ſie Richard je wieder beſteigen würde, und ſchob es hernach, als er wieder Glauben zu ihm faſſte, weit hinaus. Unterdeſſen führte er ihm einen nach dem andern von den daſigen Gelehrten zu, ſo, daß es ihm im Zuſtande der langſamen Beſſerung an der angenehmſten Unterhaltung nicht fehlte. Chriſtian aber lernte unterdeſſen fertig italiäniſch ſprechen.

Sobald Richard völlig geneſen war, war ſein erſter weiter Gang wieder auf die Karthauſe. Er fand, da der Frühling hier ſchon längſt angegangen war, noch alles ſchöner, als zum erſten mahle; doch war die Entzückung, in die er ſich verſetzt fühlte, andächtigruhiger.

„Bald, bald wäre ich dir ſchon nachgekommen, Alphonſo, und hätte meine Körperkraft in jenen Tagen, wo Tod und Leben in mir rangen, nicht halbe Wunder gethan, ſo wäre ich nun ſchon längſt bei dir. Ich war bereit, doch quälte mich oft der Gedanke, daß meine Gebeine nicht neben den deinigen ruhen ſollten. War's nicht eine Thorheit, meine Liebe? Iſt's nicht genug, wenn wir ſelbſt nur beiſammen wären? Was die Krankheit vermag! Jetzt bin ich darüber hinaus und legte gern alle meine Knochen und all mein Fleiſch hier gleich ab, wenn ich nur bei dir ſein könnte. Ach ich ſtehe ſo gern darum hoch, weil ich dann immer denke, daß ich dir näher ſei. Und je näher ich mich dann dir glaube, deſto herzinniger und überſchwenglicher kann ich an dich denken. Auf dem Aetna, ach, auf dem Aetna — da werde ich dich denken und — ſehen."

Wars das Wort Aetna, oder glaubte Chriſtian wirklich, ſeinem Herrn werde wieder übel; genug, er unterbrach ihn und brachte ihn unter dem Vorwande, daß er dem Profeſſor Muſcio einen Beſuch verſprochen, von der Karthauſe herunter.

* * *

Richard, der bis jetzt Neapel nur äuſerlich von oben und von unten beſehen hatte, beſah es nun auch in ſeinem Innern. Er fand nach Verhältnis ſeines Umfangs nicht genug darin, und würde noch weniger darin gefunden haben, wenn er Rom näher kennen gelernt hätte. An der Stadt ſelbſt war auſſer ihrer Gröſſe und herrlichen Lage die Gaſſe von Toledo ihrer Länge und ſchönen Gebäude wegen faſt das einzige, was ihm unten ins Auge fiel. Prächtige öffentliche Denkmähler ſuchte er vergeblich. Die ſchönen Künſte zu Florenz und Bologna übertrafen die zu Neapel weit. Inzwiſchen nahm er ſich doch Zeit, alles zu beſehen, durchſtrich die Paläſte und Kirchen, erſtaunte über die Pracht und den Reichthum der Kirche und des Kloſters der Karthauſe, ſchauderte bei den Katakomben, befand ſich zuweilen auſſerordentlichwohl bei dem Prinz Francavilla, ſchämte ſich im Nahmen Jeſu, als er das Mirakel des Flüſſigwerdens des Bluts des heiligen Januarius und die abergläubiſchen Grimaſſen des Volks vorher und nachher mit anſah, verabſcheuete den ganzen daſigen Religionszuſtand, wie die unendliche Menge von müſſiggehenden Lazaroni, und konnte es nicht begreifen, wie bei dem allen die Philoſophen der Univerſität ihre Meinungen freier vortragen durften, als auf irgend einer andern Univerſität Italiens.

Am Hafen promenirte er fleiſſig. Auch ergötzte ihn oft die Muſik zu Neapel, mit den Mangel an Meiſterwerken der Kunſt erſetzten ihm die vielen natürlichen Seltenheiten und die um Neapel her liegenden Alterthümer. Er beſtieg den Berg Poſilippo, ſtand am Grabe Virgils, ſtach nach Pozzuoli und Baia ab, ſah die Arbeiter im Herkulanum graben und brachte drei Tage im Antiquitätenkabinet zu Portici zu. Unnennbare Empfindungen ergriffen ihn, ſo oft er bei den Ruinen der Herrlichkeit der grauen Vorwelt ſtand und über die Zerſtörungen nachdachte, welche hier im Gefolge der Zeit das Meer, die Erdbeben und die Vulkane angerichtet hatten. Er ſprach mehr mit ſich, als mit andern, und nur bei Gelegenheit des Monte nuovo ohnweit Pozzuoli bekam Chriſtian, ohne daß er ihn fragte, etwas von ihm zu hören. „Siehſt du, das iſt ſo ein Berg, der in neuern Zeiten erſt geboren worden. Binnen acht und vierzig Stunden hatte ihn die Natur fertig.“

Richard. (als er in Baia war) Alſo hier war es, wo es ehemals zum allerſchönſten in der Welt ſein ſollte? — Hier, wo itzt Sumpf bei Sumpf iſt? Hier war es, wo die reichern Römer ſich ſo ſelig fühlten, daß ſie darüber den Tod vergaßen? Hier hatten Cäſar und Pompejus ihre ungeheuern

Landhäuſer? Hier kam zwiſchen ihnen und dem Antonius das groſſe Triumvirat zu Stande? Hier ragten die Tempel der Venus, der Diana und des Merkur? — Unglaublich faſt! Aber doch, ſo iſts; ia, ſo iſts. O kämet ihr wieder, ihr Helden der Vorwelt, und ſuchtet eure castra und eure Tempel, wie würdet ihr ſtaunend zurückbeben vor den Verheerungen der Natur, die allen Monumenten menſchlicher Hand und Herrlichkeit Hohn ſpricht! Kämet ihr wieder, ihr Dichter, die ihr dieſe Gefilde als das Paradis im Paradiſe beſanget, wie würdet ihr eure Lieder zurücknehmen, in welchen ihr die Moräſte der Nachwelt prieſet! Hier wird die Lehre von Nichtigkeit, Endbarkeit und Hinſchwindung aller menſchlichen Gröſſe, Hoheit und Herrlichkeit mit fürchterlicher Evidenz gelehrt. Nichts, ruft mir hier alles zu, nichts iſt beſtändig, als der Geiſt des Menſchen. — — Von dieſen Ruinen der Majeſtät des Alterthums erhebt ſich auch mein unzerſtörbarer Geiſt zu dir, du ewiger Urgeiſt der Welt! Unter deinem Allwalten ſtürzen Berge ein und erheben ſich wieder Berge, werden Städte gebauet und wieder vom Meere verſchlungen, entſtehen die furchtbarſten Nationen und hören wieder auf zu ſein. Unaufhörlich verändert ſich das Schauſpiel der Menſchheit, der phiſiſche Zuſtand der Länder und die Geſtalt der Erde ſelbſt. Und alle dieſe auf einander folgenden Veränderungen machen die Erhaltung des Ganzen aus, welches der Zweck aller Zwecke bei dir iſt. O werde verehrt von allen menſchlichen Seelen als der Allweiſe — werde auf Ruinen ſogar von ihnen verehrt als der Allgütige, der immer fortſchaft, auch durch gräuſenvolle Zerſtörung fortſchaft!“

Man wollte Richard bereden, den Veſuv zu beſteigen; er blieb aber dabei, daß er lieber den Aetna beſteigen wollte.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Komm du nur, komm!

Als Chriſtian ſah, daß es mit dem Aetna wirklicher Ernſt ward, gerieth er faſt von Sinnen und proteſtirte aus allen möglichen Gründen und appellirte an alle mögliche Behörden mit allen möglichen Kräften dagegen. Der Sirocco, welcher ſeit einigen Tagen wehete, hatte ihn vollends ganz hipochondriſch gemacht, und er lamentirte, weinte und heulte, wie ein Kind, dem der hohle Zahn ausgenommen werden ſoll. Richard blieb unbeweglich, bedang die Reiſe nach Meſſina beim Kapitain des heiligen Januarius und lies den eingekauften Seeproviant einſchiffen.

Chriſtian. (nach dem Mittagseſſen am zur Abfahrt beſtimmten Tage) Alſo wollen Sie wirklich aufs Meer?

Richard. Alter, wie kannſt du noch ſo fragen? Nach einer Stunde gehts an Bord.

Chriſtian. So reiſen Sie mit dem heiligen Januarius im Nahmen des heiligen Januarius; ich reiſe nicht mit.

Richard. Was willſt du ſonſt machen?

Chriſtian. Wie ich hier gehe und ſtehe, gehe ich nach Grimsthal zurück. Ich will mich ſchon heim finden. Bleibe ich unterwegs liegen und ſterbe, ſo mögen Sie's bei Gott verantworten. Sie werden freilich ſagen, wer hat dir geheiſſen nachkommen; aber ich hab' es doch aus Liebe gethan, und wenn Sie mich hier nur in der ſchweren Krankheit nicht gehabt hätten, ſo —

Richard. Guter Chriſtian, ſei nicht wunderlich. Nach Grimsthal ſollſt du gewis wiederkommen, das verſprech' ich dir. Habe nur Geduld.

Chriſtian. Das ſagen Sie wohl. Aber — wenn ſie nur erſt in Sicilien ſind, wer weis, wohin Sie dann weiter wollen. Und — aufs Waſſer geh ich nicht mit; zu Lande ſo weit Sie wollen.

Richard. Biſt du nicht mit mir ſchon auf dem Waſſer geweſen? Denk' an Iſola bella. Wie ſchön war's da!

Chriſtian. Ei gehorſamer Diener, das war auch gar kein Vergleich. Das Meer iſt ein anderes Ding; ich hab' es in meinem Leben ſo in der Nähe nicht geſehen, wie hier.

Richard. Haſt du mir nicht auf dem alten Bergſchloſſe verſprochen, durch die ganze Welt mit mir zu reiſen?

Chriſtian. Ja, zu Lande hab' ich gemeint, aber nicht zu Waſſer.

Richard. Du ſollſt ja auch nicht auf den Ocean mit mir, ſondern nur auf das kleine unbedeutende tyrrheniſche Meer, und es iſt eine Sache von vier, fünf Tagen, ſo ſind wir ſchon zu Meſſina.

Chriſtian. Und in den fünf Tagen können wir fünftauſendmahl erſaufen. Ich habe mir laſſen ſagen, daß da erſtlich ein abſcheulicher Fels im Meere liege, den die Alten ſchon ein Ungeheuer nannten und gegen den der Strom alles anwerfe und zerſchmettere, und daß dann noch nahe am Hafen ein ſcheußlicher Wirbel komme, der auch ſo ein gefräſſiges Ungeheuer ſein und alles verſchlingen ſoll.

Richard. Beide, ſowohl Scilla, als Charibdis, ſind heut zu Tage gar nicht mehr ſo fürchterlich, als ehmahls. Durch die Zeit iſt da alles breiter geworden, das Waſſer hat die Felſen und Klippen abgeſchliffen, und es iſt gar nicht mehr ſo gefährlich. Du ſollſt einmahl ſehen, was für eine Ausſicht wir im Meerbuſen von Neapel nach dieſer ganzen reizenden Küſte her haben werden; ſehen ſollſt du, wie mahleriſch ſich die lipariſchen Inſeln ausnehmen und wie unausſprechlich es auf dem Aetna ſein wird.

Christian. (ſich heftig ſchütternd) Ja, ſchöne; wenn ich von dem nur höre, ſo ſtehen mir ſchon alle Haare zu Berge und der Schweis läuft mir wie kalt Waſſer über den Rückgrad und alle meine Knochen zittern. Wenn er nun, wenn wir mitten drauf wären, gerade anfinge, Feuer zu ſpeien und die Felſen um ſich her zu werfen, oder die Lava käme uns zugeſtrömt, oder die Erde thäte ſich unter uns auf, oder wir träten zu nahe an den hölliſchen Feuerſchlund und glitſchten aus — ach Herr Jemine, Herr Jemine, was würde aus uns!

Richard. Warum nicht gar? In Acht wollen wir uns ſchon nehmen, und in Gottes Gewalt ſind wir allenthalben —

Chriſtian. Ja, wir ſollen uns aber nicht ohne Noth in Gefahr begeben.

Richard. Die Erde kann ſich jetzt hier, wo wir ſtehen, aufthun und uns verſchlingen. Sind wir deshalb ängſtlich?

Chriſtian. Und erſchrecklichkalt ſolls auch oben ſein —

Richard. Dafür ſind Pelze gut.

Chriſtian. Und krank werden wir auch unterwegs auf dem Waſſer. Das ſoll eine ganz infame Krankheit ſein, wie mir der ſelige Herr Niklas erzählt hat, die Seekrankheit.

Richard. Dieſe geht wieder über, und wer weis, ob wir ſie kriegen.

Chriſtian. Ich bekäme ſie gewis und ſtürbe daran. Der Sirocco hat mich ſo ſchon ganz matt gemacht. (eben ward gemeldet, daß das Schif abſegeln werde)

Richard. (der ihn beim Arm nimmt) Komm du nur, komm! Unſere Sachen ſind ſchon alle zu Schiffe.

Chriſtian. Begleiten will ich Sie; abreiſen will ich Sie ſehen; Lebewohl und Gottes reichen Segen und Beiſtand will ich Ihnen nachrufen; aber — mit aufs Schif kriegen Sie mich nicht.

Unterwegs kamen mehrere Reiſende dazu, und ſo ſchämte ſich Chriſtian, den Schmerz ſeiner vermeinten Trennung von ſeinem Herrn anders auszudrücken, als durch unaufhörliches Seufzen.

Chriſtian. (als alles an Bord iſt, bis auf ihn, Richard und einige Matroſen, über Richard herfallend) Nun ſo leben Sie wohl und reiſen Sie in Gottes Nahmen — ach der arme, arme Chriſtian!

Richard. (während daß auf gegebenen Wink ein Paar Matroſen Chriſtian packen) Komm du nur, komm!

Chriſtian war blitzſchnell an Bord gebracht. Richard ſprang nach. Der heilige Januarius ſegelte ab.

Chriſtian. (als er wieder ſchreien kann) Ach Herr Jemine! Herr Jemine! Wäre ich doch zu Grimsthal geblieben!

Ende des erſten Theils.

Richard Grimm,

mit dem

Beinahmen Avtodidaktos;

anſäſſig zu Grimsthal,

wo die Sonderlinge zu Hauſe ſind.

Zweiter Theil.

Zerbſt,
bei Andreas Füchſel. 1795.

Ex
Biblioth. Regia
Berolinensi

Yv 9811 — 2

Zweiter Theil.

Erſtes Buch.

Erſtes Kapitel.

Berufstreu gehandelt zu haben, ſollte uns eigentlich nie leid werden; denn wie es dabei am Ende für uns kommt, kommt es immer zum beſten.

Berufstreue in hohem Grade führt allemahl in Gefaren und bringt gröſtentheils wirkliche Verluſte zu Wege. Schon der Gedanke aber, du übſt groſſe Berufstreue aus, kann gegen die Gefaren ſtark machen und die Verluſte verſchmerzen helfen. Es gehört dazu nur eine Seele, die Uebergewalt über die Sinnlichkeit hat. Wartet man vollends den Ausgang der Dinge ab, ſo findet ſichs oft, daß Berufstreue auch ſogar äuſerlich entſchädige und daß ſie vor weit größern Gefaren und Verluſten, als die ſind, welche ſie mit ſich führt, ſichere, in die man unfehlbar gerathen ſein würde, wenn man weniger berufstreu geweſen wäre. Sähe jeder, der im Beruf leidet, während der Leiden dis ſchon umſtändlich vorher, ſo würde Niemand ſich über Berufsleiden beſchweren. Doch, dann wärs auch keine Kunſt, Märtirer für Beruf und Stand zu werden; und da ſolches nun einmahl nicht ſein kann: ſo iſts das klügſte, daß jeder Menſch ſich zuruf: — Sei brennendeifrig in dem, was dir obliegt und las übrigens das Schickſal walten; wie es dabei am Ende für dich kommt, kommt es zum beſten. — —

Hätte Chriſtian in den Augenblicken, da er am Bord des heil. Januarius aufſchriee — ach wär' ich doch zu Grimsthal geblieben — gewuſt, was ihm, wenn er dort geblieben wäre, begegnet ſein würde, ſo würde er in der Kalüte auf ſeine Kniee gefallen ſein und ganz ſtill und freudig geſeufzt haben — Gott ſei Lob und Dank, daß ich nicht zu Grimsthal geblieben bin! Wahr iſts zwar, daß er zu Grimsthal den Gefaren des Elements Waſſer nicht ausgeſezt geweſen wäre; aber — es gibt der Elemente mehr.

Kurz darauf, als D. Sanſt Chriſtians poſſierlichen Brief erhalten hatte, zog in der Nacht ein ſchweres Gewitter über Grimsthal und ſchlug zweimahl auf Richards Gute ein. Der erſte Blitz fiel, als alles im Hauſe dicht und feſt ſchlief, in Chriſtians Stube und zündete zwar nicht, aber ſchlug ſein ganzes leeres Bettgeſtell aus einander und lief hernach am Drathe der Klingel herunter in Niklaſſens Schlafgemach, wo er ein Loch in der Wand machte, und auſſerhalb des Hauſes an der Mauer herab ſich in die Erde leitete. Der Jäger, welcher auf der andern Seite ſchlief, eilte beſtürzt herunter und referirte die Bettgeſtellzerſtörung.

Man hatte ſich von dieſem Schrecken kaum erholt, als ein zweiter Blitz in eine Scheuer fiel, und ſie rein niderbrannte. Die treflichen Spritzen, welche auf dem Gute waren, verhinderten, daß das Feuer weiter um ſich griffe. Als alles gelöſcht und das Gewitter vorüber war, ſprach D. Sanſt — „Die Scheuer kann bald wieder gebauet werden; ein Glück aber für Chriſtian, daß er mit ſeinem Herrn geritten iſt. Wäre der hier geblieben, nun wäre er todt.“

Zweites Kapitel.

Alphonſa iſt ſehr zufrieden damit, daß das Gewitter zweimahl einſchlug.

Nicht nur bekamen einige Dutzende von Arbeitsleuten durch das Abbrennen der Scheuer auf einige Monate ihr reichliches Brod, ſondern Hofrath Stark fand ſich auch in die Nothwendigkeit verſetzt, des Wiederaufbauens derſelben wegen öfter, als er gewollt, nach Grimsthal zu kommen. Bisher hatte er die Einladungen dahin jederzeit abzulehnen geſucht, und als der alte Sanft ihm die Gegenviſite gemacht, hatte er geradezu geſagt — Ihre Tochter, Ihre Tochter; ich ſähe ſie gern immer und ſähe ſie gern nie wieder. Alles weitern Fragens über dieſe Kontradiktorie ungeachtet hatte er ſich nicht näher erklären wollen, ſondern war verſchloſſen geblieben. Sanft aber machte weder hiervon, noch von Chriſtians Brief, ſeiner Tochter einige Entdeckung.

Stark war ſonſt ein determinirter und dreuſter Mann. Er wuſte ſich gleich zu finden, ſprach und handelte von der Leber weg und gab über alles, was in den Kreis ſeiner Kenntniſſe einſchlug, auf der Stelle offenen Beſcheid; weshalb alle gute Menſchen gern mit ihm zu thun hatten. Nur, ſobald er Alphonſa ſah, ſchien ſein ganzer Karakter ſich zu verwandeln. Er gerieth in ſichtbare Verlegenheit, wich ieder Frage aus, durch die tiefer in ihn eingeſchauet werden ſollte, ſtellte die Antworten, welche er geben muſte, auf Schrauben, verſprach wohl erſt, bis auf den andern Tag da zu bleiben, und reiſete noch in der nächſten Viertelſtunde wieder ab, oder wollte auf der Stelle wieder wegreuten, weil er zu Hauſe die preſſanteſten Geſchäfte verlaſſen habe, und lies das Pferd am Ende drei, vier Stunden lang im Hofe herumführen.

D. Sanft, der recht gut ſah, daß er zwei ganz verſchidene Menſchen an ihm habe und daß Alphonſa an dieſer Verſchiedenheit Schuld ſei, hatte ſeine eigenen Gedanken darüber, ohne iedoch den rechten Punkt zu treffen. Er glaubte, daß ſeine Tochter äuſerſtſtarke Eindrücke auf ihn gemacht; daß Stark aber als ein kluger Mann, weil er ſich keine Hofnung auf ſie machen könne, auf Retirade bedacht ſei, um nicht einer unnützen Leidenſchaft Nahrung zu geben. Er billigte dis von ganzem Herzen und würde nichts dagegen gehabt haben, wenn Stark nie wieder nach Grimsthal gekommen wäre, hätte er nicht die Furcht hegen müſſen, daß Alphonſa dabei wieder unendlich verliehren würde. Dieſe hatte keine Gelegenheit, die Verſchidenheit des Hofraths zu bemerken, und würde ſie auch nicht bemerkt haben, wenn ſie tauſend Gelegenheiten gehabt hätte. Es fiel ihr gar nicht ein, zu denken, daß ſie Eindruck auf ihn gemacht haben oder auch nur machen könne; ſo voll war ihre Seele einzig und allein von Richard. Wie ſie, wenn ſie ein wohlgetroffenes Portrait von Richard gehabt hätte, immer vor ſelbigem geſtanden ſein und es mit Freuden betrachtet haben würde: ſo ſtand ſie auch vor Stark, ſo bald er da war, und heftete froh ihre Blicke auf ihn. Und da ſie mit dieſem lebendigen Portrait Richards nun gar auch ſprechen konnte: ſo wars kein Wunder, daß ſie ſich recht an ſelbiges drängte und es nicht eher wieder aus den Augen lies, bis es ſich ſelbſt ihr wieder entzog. Der alte Sanſt, welcher mit Recht für einen Menſchenkenner gelten konnte, erklärte ſich es wenigſtens ſo und glaubte von Seiten ſeiner Tochter nichts zu fürchten zu haben.

Es traf ſich eines Tags, daß Stark eben kam, als Sanſt aus Menſchenliebe zu einem kranken

Armen im Flecken gegangen war. Alphonſa lies nicht eher nach, bis ſie ihn in ihrem Zimmer hatte, und in dem Augenblick ward ſie ganz Alphonſa.

(indem ſie ihm beide Hände reicht) Sie Bild meines Richard, werden Sie doch mein Freund, werden Sie es doch ja!

H. Stark. (äuſerſt betroffen) Sie ſind zu gütig. Ich weis nicht, was ich erwiedern ſoll. Sie —

Alphonſa. (ihm die Hand drückend) Nichts weiter, als daß ſie mein Freund ſein wollen. Sagen Sie Ja — o ſagen Sie Ja!

H. Stark. (ſich zurückziehend) Nun — ja.

Alphonſa. Aber Sie müſſen mir es auch beweiſen; ſonſt glaub' ich es nicht.

H. Stark. Ich wünſche nichts mehr, als — Gelegenheit dazu.

Alphonſa. Dieſe haben Sie in der Hand, nur Sie.

H. Stark. Ich wüſte nicht — ſagen Sie mir, welche? Ich diene gern.

Alphonſa. (ſehr traut) Sehen Sie, es iſt wahr die Nacht war ſchrecklich, als das Gewitter einſchlug: aber ich war gewis die erſte, welche ſich vom Schrecken wieder erholte. Ich dachte, nun mus gebauet werden, und ſo mus der Hofrath Stark doch öfter herkommen. Dis iſt geſchehen. Nun müſſen Sie mir aber verſprechen, daß Sie auch fleiſſig kommen wollen, wenn der Bau verbei iſt.

H. Stark. Daß ich in einem Hauſe gern ſein werde, wo man mich ſo gern ſiehet, darf ich wohl nicht erſt erwiedern. Nur bin ich gegenwärtig ſo ſehr mit Geſchäften überhäuft, daß —

Alphonſa. Sie können ſich ja darnach einrichten. Und wenn es auch nur Stunden ſind, welche Sie bei uns zubringen. Hören Sie wohl? Nur Stunden! Verſprechen Sie mirs. (reicht ihm wieder die Hand)

H. Stark. (der ſich beſchämt fühlt) So oft es möglich iſt, werde ich von der Güte ſo edler Menſchen Gebrauch machen.

Alphonſa. (vergnügt) Und dann wollen wir immer recht viel reden von meinem Richard und von Ihrer Reiſe. Vor dem Winter grauet mich ſo. Nicht wahr, Richard iſt ein treflicher junger Mann?

H. Stark. Das iſt er gewis, wie ich Ihnen gleich am erſten Tage geſagt habe. Ich habe ihn freilich nicht durch langen Umgang kennen gelernt; aber er gehört unter die Menſchen, welche ſich bei der erſten Unterredung gleich ſo empfehlen, daß man in ihre Güte weiter keinen Zweifel ſetzen kann, ſondern ſie verehren mus.

Alphonſa. Ach gewis, ſo iſts. Sagen Sie nur, wie ihm in der Nacht zu Muthe war, ehe er reiſete?

H. Stark. (dem dieſe Frage ans Herz zu greifen ſcheint) Was kann ich Ihnen darüber ſagen, meine Beſte? Sie können es ſelbſt erachten, daß wir in Anſehung des Arrangements ſeiner hieſigen Angelegenheiten viel zu reden und zu ſchreiben hatten, und daß hierauf faſt die ganze kurze Zeit verging, die ich bei ihm zubrachte. Da war er dann einem Menſchen gleich, der alle ſeine Seelenkräfte gleichſam mit Gewalt noch einmahl auf einen Gegenſtand richtet, weil er glaubt, ſie zum letztenmahle darauf zu richten, und ſprach äuſerſt beſtimmt, zuſammenhangend und menſchenfreundlich, kurz, ganz mit Kopf und Herz. Wenn wir aber auf ſeine Reiſe und auf die Urſache derſelben kamen, ſo ſprach er mehr mit ſich, als mit mir, wirrte Vergangenheit und Zukunft, Zurückerinnerung und Ahndung, das Rieſengebirge und die apenniniſchen Gebirge, den Brocken und den Aetna, den Rhein und den Po und Himmel und Erde ſo unter einander, und gerieth in einen ſolchen mich ſelbſt peinigenden Gemüthszuſtand, daß ich — —

Alphonſa. (durch Thränen in den Augen nur noch ſchöner) O du guter, guter Richard! — Ach Hofrath, lieber Hofrath, ſagen Sie mir noch mehr von den Leiden ſeines Herzens, die ihn zu reiſen zwangen.

H. Stark. (zitternd) Ich bitte Sie um alles, verſchonen Sie mich damit. Ich halte es nicht länger aus.

Alphonſa. (ganz unſchuldig) Nun, ſo wollen wir von Ihrer Reiſe ſprechen. In was für einem Gemüthszuſtande reiſeten Sie denn aus Deutſchland? Sie waren wohl recht vergnügt und froh?

H. Stark. (im Begriff, Alphonſa zu verlaſſen) Zwei Bedingungen, meine Theuerſte, unter welchen ich von nun an nur bei Ihnen ſein kann!

Alphonſa. (erſchrocken) Ach und welche?

H. Stark. Daß Sie mich nie wieder über den Gemüthszuſtand Ihres Freundes vor ſeiner Abreiſe, und nie wieder über den meinigen auf meiner Reiſe befragen Von Ihrem Freunde ſelbſt will ich gern mit Ihnen reden und ebenſo will will ich Ihnen auch von meiner Reiſe ſelbſt recht viel erzählen. Aber — jene Bedingungen müſſen Sie erfüllen, oder Sie ſehen mich nie wieder.

Alphonſa. (noch beſtürzter) Ach ja, ja — alles, wie ſie wollen. Kommen Sie nur wieder, recht oft wieder. Ich begreiſe nur nicht, wie —

H Stark. (nachdem er ſich verbeugt und mit beiden Händen einen Geſt gemacht, der ſehr deutlich ſprach — nun, dabei verbleibts) Ueber Italien wollen wir uns recht viel unterhalten; vieleicht iſt Ihr Freund jetzt da, und ſo ſind wir im Geiſte bei ihm.

Alphonſa. O wär' ich wirklich bei ihm! Es möchte ſein, wo es wollte, und wenn es in Grönland wäre, wenn ich nur bei ihm ſein könnte!

H. Stark. (der jetzt ganz auflebt) Italien, ach Italien! Nie kann ich ohne Entzücken daran zurückdenken. Aber nur vom Rochemelon an. Doch, gleich von dieſem Berge laſſen Sie ſich etwas erzählen. Unvergeslicher noch, als die ſchönen und unbeſchreiblichen Ausſichten von ihm in die Lombardei, wird mir ewig die Bekanntſchaft ſein, welche ich da mit einem Pater machte. Er nannte ſich Roſſi. Das war ein ganz vortreflicher Mann; ich ging nachher mit ihm nach Novaleſe und blieb einige Tage bei ihm. Wenn ich Ihnen all ſein Gutes und Vorzügliches erzählen ſollte, Sie würden mir es kaum glauben.

Alphonſa. O warum denn nicht? Es gibt gewis unter der Kleriſei jeder Religion helldenkende und wackere Männer. Nach dem Tros der Mönche mus man die katholiſche Geiſtlichkeit ſo wenig beurtheilen, wie die unſrige nach dem gröſſeſten Theile unſerer Landprediger. Erzählen Sie mir alſo von dem braven Pater.

H. Stark. Er war in ſeinem Herzen ſo gut ein Proteſtant, wie ich äuſerlich, und war noch mehr, als dis; aber er wuſte ſich über all das Weſen, das er von Amtswegen treiben muſte, ſo zu rechtfertigen, daß man dagegen, wie er es betrieb, nichts einzuwenden haben konnte.

Alphonſa. Ueberhaupt ſollte man über die Verſchiedenheit der Kleidung nicht ſo viel Weſens machen und die chriſtliche Reform nicht in chriſtlicher Uniform ſehen, ſondern Kleid Kleid fürs erſte ſein laſſen und nur dafür ſorgen, daß allenthalben unter dem Kleide chriſtliche Tugend zu finden wäre.

H. Stark. (ſo heiter, wie ihn Alphonſa noch nicht geſehen) Ganz ſo dachte Pater Roſſi. Dabei war er ein ſehr humaner, gütlicher Mann. Er hatte ein eigenes Landgut, und ſo vertheilte er alle Einkünfte ſeiner Pfarre unter die Armen des Orts und diente ſeinen Pfarrkindern auf alle Weiſe mit Rath und That. Während meines Aufenthalts bei ihm ward ſein Haus von Menſchen faſt nicht leer, die Anliegen an ihn hatten. Vom Tiſche ward er weggerufen; aus dem Bette ward er geklopft; nie war er darüber ungehalten. Bei dieſer ſeiner Freigebigkeit gegen ſeine Mitbürger war er auch hoſpital gegen Fremde. Da er gerade da an der Landſtraſſe lag, war es ihm die gröſſeſte Freude, wenn ihm der Zollaufſeher Reiſende zuwies, und von dem Rochemelon, wo er oft Tag und Nacht zu ſein pflegt, hat er, wie geſagt, ſich manchen Ausländer mitgebracht. Seine Kenntniſſe in allen Fächern der Natur waren bewundernswürdig; vorzüglich war er ein guter Aſtronom, und ich habe hernach noch eine Nacht mit ihm auf dem Rochemelon zugebracht, derentwegen ich ewig ſein Andenken ſegnen werde. Ich wollte, daß ſie den Pater kennten.

Alphonſa. Das wünſchte ich ſchon.

H. Stark. Kommt Ihr Freund zufälliger Weiſe in ſeine Hände — dann wohl ihm!

Alphonſa. Wenn ich mir das ſo denke, daß mein Richard nach Italien auch gereiſet wäre, und dann wiederkäme, und Sie beide ſich hier an dieſelben Menſchen, Ausſichten und Gegenſtände erinnerten — was müſte das für ein Leben für uns alle zu Grimsthal ſein!

H. Stark. Wer weis, wie alles kommt? (nimmt Abſchied)

Alphonſa. Auf baldiges Wiederſehen!

H. Stark. Gewis — auf baldiges.

Alphonſa. Ach Gott ſei Dank, daß das Wetter bei uns zweimahl einſchlug!

Drittes Kapitel.

Es geſchieht, was D. Sanft geſagt hatte, und was Hofrath Stark damals, als es geſagt ward, zu thun verſchworen haben würde.

Stark hielt Wort und kam bald wieder und kam von der Zeit an immer öfter wieder. Verlegenheit drückte ſich in ſeinem Geſichte allemahl aus, ſo oft er kam und Alphonſa erblickte, und währete ſo lange, bis das Geſpräch ſich auf ſeine Reiſe lenkte, da er dann ganz der Mann war, der er aller Menſchen Zeugniſſen nach zu ſein pflegte, wenn er nicht bei Alphonſa war. Er fand an ſeiner neuen Freundin bald das vortrefliche gebildete Frauenzimmer, welches Richard auf die erſte Stunde an ihr gefunden hatte. Ihr allumfaſſendes Wohlwollen, ihre richtige Urtheilskraft, ihre Beleſenheit in wahrhaftignützlichen Fächern und vor allen Dingen die Kentnis von Italien, welche ſie ſich durch die beſten Reiſebeſchreibungen erworben hatte, machten ihm den Aufenthalt bei ihr ſo angenehm, daß er, ſobald nur die erſte Viertelſtunde vorüber war, nirgends lieber war, als zu Grimsthal.

Der gewöhnliche Anfang ihrer Unterhaltungen war, daß ſie zuſammen auf Reiſen gingen; da ſich dann immer bald Gelegenheit zum Tranſitus auf irgend eine wichtige Angelegenheit der Menſchheit fand, über die ſie ſich ſimpathiſirend ausbreiteten. Vater Sanſt war bald dabei gegenwärtig und nahm Theil am Geſpräch, bald nicht. Ob ihr Beiſammenſein in ſeiner Abweſenheit herzlicher wäre, als in ſeinem Beiſein, konnten ſie ſelbſt freilich nicht beſtimmen; dem Vater aber hätte es einsmahls bald ſo ſcheinen mögen. Es ſas nehmlich in einem halboffenen Nebenzimmer, wohin er, um ſie nicht zu ſtören, durch eine andere Thüre eingegangen war, unbemerkt von ihnen und ſchrieb Briefe. Stark mahlte mit vieler Lebhaftigkeit den herrlichen Proſpekt von der Karthauſe zu Neapel und ſetzte hinzu — „Kommt Ihr Freund dahin, ſo wird Ihr Bild in einer ſolchen Deutlichkeit vor ihm ſchweben, daß er in iene Welt entzückt zu ſein glauben wird.“ Hier legten ſich ihre Hände unwillkürlich in einander und ihre Häupter ſenkten ſich an einander, und es entſtand eine lange Stille, die ſich damit endigte, daß Stark plötzlich Abſchied nahm und forteilte.

V. Sanſt ſas ſo, daß er dis alles hören und ſehen konnte, und ieder andere, als er, würde dadurch auf Alltagsargwohn gerathen ſein; er aber lies ſich dadurch nicht irren. „Alphonſa, dachte er iſt Alphonſa; ſie liebt Richard über alles und behandelt Stark blos als ſein Portrait. Und Stark mag ſich verſtellen, wie er will; es geht ihm gewis um kein Haar anders. Die Zeit wirds lehren; ich treffe nun den rechten Punkt.“ Inzwiſchen fielen in den nächſten vier und zwanzig Stunden zwiſchen ihm und Alphonſa und zwiſchen ihm und Stark doch folgende Unterredungen vor.

Alphonſa und ihr Vater; Abends.

Alphonſa. Er war weg, wie ein Vogel, den man auf der Hand hat.

D. Sanft. Du meinſt Stark. Warum entflog er dir ſo?

Alphonſa. Ich weis nicht. Wir waren eben ein Herz und eine Seele. Weg war die Hälfte Herz und die Hälfte Seele.

D. Sanft. Er kommt wieder.

Alphonſa. O ja. Das wäre auch fürchterlich, wenn's nicht geſchähe. Was wäre ich ohne ihn?

D. Sanft. Du meinſt doch Richard — wie ich höre.

Alphonſa. Ja, den zweiten Richard, Richard Stark.

D. Sanſt. Kind, was ſprichſt du?

Alphonſa. Beſter Vater, ſie kommen ja beide wieder. Richard Stark morgen; aber mein eigentlicher Richard, Richard Richard, morgen zwar noch nicht, aber doch einmahl, ſo Gott will. Wenn dieſer erſt da iſt und wenn dann der Tod der Freude über mein Wiederfinden ebenſo für ihn vorüber iſt, wie ehemals mein Tod, und ich zeige ihm jenen und ſpreche — Das hatte dir Gott eingegeben, daß du den Edlen zu deinem Geſchäftsträger, zu deinem Stellvertreter beſtimmteſt; er iſts treulich geweſen und hat ſein Amt ganz verwaltet, hat dir dein Gut und was dir noch lieber iſt, als zehen ſolcher Güter, deine Alphonſa, erhalten, hat ihr Leben und ihre Vernunft erhalten — ach, wie wird er ihm danken! Jetzt weis er noch gar nicht, wie viel er an ihm habe; aber dann, dann — o wie wird er aus meinen Armen in die ſeinigen fliehen, und dann aus den ſeinigen zurück in die meinigen und ausrufen — in dieſe, in dieſe gehöre ich, nur in dieſe gehöre ich, nur ich gehöre in ſie — — Ach Vater, es iſt, als hörete ich dis alles im Geiſte ſchon. Unterdeſſen will ich mich an ſeinem Bilde recht ſatt ſehen, das er unwiſſend zu meinem Troſte zurückließ, und will mit dem Manne recht viel und recht traut ſprechen, der es an ſich trägt. Ich weis noch faſt alle Materien, die er in unſerer erſten Unterredung nur flüchtig berührte. Da komme ich dann iezt mit Stark bald auf dieſe, bald auf iene davon und wir handeln ſie ausführlicher ab und ſo oft dis geſchiehet, iſts, als würde das Band noch immer feſter zuſammengezogen, das mich an meinen Richard, ach nur an meinen Richard knüpft und ewig nur an meinen Richard knüpfen ſoll.

D. Sanft. (ſehr zufrieden) Du biſt meine wackere Tochter.

Stark und Sanft; Morgens drauf.

Stark. Glücklicher Vater, Sie haben eine herrliche Tochter.

D. Sanft. Sie iſt brav, ia, und der ganze Troſt meines Alters. Richard, oder ich, — ich weis nicht, welcher von uns beiden Ihnen am meiſten zu danken habe.

Stark. Nichts davon, würdiger Mann! Meine gröſſeſte Freude iſt es, daß ich nebenher nun auch Arzt geworden bin, und daß ich eine Kur verrichtet habe, die alle Aerzte zuſammen nicht zu Stande gebracht haben würden. Doch geſtehe ich gern, daß ſie mir Schmerzen mache. Und jetzt laſſen ſich dieſe noch ertragen; kommt aber Richard zurück, ſo wird meine Kur angehen, und wo werde ich einen Arzt finden?

Sanft. Worin beſtehen denn Ihre Schmerzen?

Stark. Erlauben Sie mir, daß ich Ihnen die Antwort hierauf ſchuldig bleibe. Vielleicht gebe ich ſie Ihnen, wenn Ihr Schwiegerſohn kommt. — Aber wiſſen Sie, was die Welt ſchon über mein vieles Hierſein urtheilt?

Sanft. Ich kann mir es recht gut denken.

Stark. Laſſen Sie das aber immerhin ſein und ſein Sie über uns ganz unbeſorgt. Jeden von uns führt zwar allerdings ſein Herz an den andern; ieden von uns führt aber auch ſein Herz immer bis auf einen gewiſſen Punkt nur zu dem andern. Alphonſa ſteht für ſich und ich ſtehe für mich. Sie liebt nur Richard und wird und mus und kann nur Richard ewig lieben; und ich, — — — (bewegt traurig die rechte Hand und ſchlägt die Augen nider)

Sanft. Sie ſind ein wackerer Mann.

Hofrath Stark bekam bald darauf einen Auftrag vom Hofe zu B., in weiter Ferne einige Güter für einen daſigen apanagirten Prinz zu kaufen, wodurch er zu einer langen Abweſenheit von Grimsthal verurtheilt ward. Er theilte die Nachricht hiervon dem D. Sanft mit, der ihm äuſerſt anlag, ſich, unter welchen Bedingungen es auch ſein müſſe, davon zu entledigen.

Stark. So gibt man mir den Abſchied, wenn ich ihn nicht fordere.

Sanft. Fordern Sie ihn ſelbſt und ziehen Sie nach Grimsthal.

Stark. Das könnte doch nur ſein, bis unſer Grimm ankäme.

Sanft. (der an Chriſtians Abſchiedsbrief denkt) Hum! kommt Zeit, kommt Rath.

Es geſchah, wie Stark gedacht hatte. Am Hofe zu B. ward es ihm ſehr übel genommen, daß er ſich dem Auftrage nicht unterziehen wollte, und die Folge davon war, daß er ſeinen Abſchied fordern muſte. Er erhielt ihn und zog nach Grimsthal. Alphonſa hatte nun, was ſie wünſchte, und es fehlte ihr zu ihrer ganzen Glückſeligkeit nichts mehr, als Richard ſelbſt. Das Publikum aber glaubte nichts weniger, als daß ihr Richard fehle, ſondern vielmehr, daß ſeine Stelle ſchon hinlänglich erſetzt ſei, und amüſirte ſich damit, in jeder neuangehenden Woche den Tag zu beſtimmen, an welchem die Verbindung des neuen Brautpaars vollzogen werden würde.

Viertes Kapitel.

Ueber das Seelen⸗Braut⸗ und Bräutigamsweſen.

Die Wichte von Alltagsmenſchen können es ſich freilich nicht vorſtellen, wie zwei Perſonen verſchiedenen Geſchlechts ſo traut mit einander umgehen könnten, wie Stark und Alphonſa, ohne daß ſie Heirathsgedanken dabei haben ſollten, oder ohne daß ihr Umgang ſie endlich auf dergleichen führen müßte. Das erſte, wenn ſie ein Paar junger Leute oft und viel ſich ſprechen, Arm in Arm gehen und herzlich gegen einander thun ſehen, iſt, daß ſie eine baldige Hochzeit prophezeihen, und, wenn ſie dann als falſche Propheten erfunden werden, rächen ſie ſich dafür und ſprechen wenigſtens dem traulichen

Umgange Unſchuld und Reinigkeit ab. Da ſie weiter keine andere, als körperliche Liebe kennen und das Phiſiſche nur an der Liebe ſchätzen: ſo beurtheilen ſie auch die edelſten und unſträflichſten Gemüther nur nach ſich ſelbſt. Gewis aber iſt es, daß der Kakodämon Verleumdung in keiner von allen Regionen ſeines weitausgebreiteten Reichs und Wirkungskreiſes mehr Ungerechtigkeiten, Grauſamkeiten und Bosheiten verübe, als in dieſer.

Es gibt, dem Himmel ſei Dank, auf Erden auch einen Umgang beider Geſchlechter, an welchem die phiſiſche Liebe keinen Antheil hat; eine Einigung der Seelen, welche ein Band knüpft, das an Stärke und Dauer das, was der grobſinnliche Hauſe nur Liebe nennt, unendlich übertrifft. Philoſophen und Nichtphiloſophen mögen darüber die Naſe rümpfen und die Stirn falten, wie ſie wollen; genug, das Band iſt da, und ſie ſorgten allerſeits beſſer für ihre Ehre, wenn ſie keine Mine darüber verzögen. Gewahrwerden, daß man übereinſtimme in Hauptempfindungen, Hauptmeinungen, Hauptgrundſätzen und Haupthandlungen, bewirkt Annäherung der Geiſter an einander und iſt die Grundlage der wahren Freundſchaft, bei welcher keine Verſchiedenheit des Geſchlechtes in Erwähnung kommt. Findet ſich aber von ungefähr dieſe Verſchidenheit dabei, ſo wirkt ſie zwar von ſelbſt und zieht das Band noch feſter und ſchmückt es noch ſchöner; doch ſind ſich beide Theile gar nicht deutlich bewuſt, daß dieſe noch vollkommnere Annäherung an einander ein Werk der Verſchidenheit des Geſchlechts ſei. Die Bemerkung davon liegt einmahl auſſer dem Kreiſe ihrer Abſichten und ſo entwicht ſie ihnen. Ebendarum aber, weil dieſe Geſchlechtsverſchidenheit auf ſie wirkt, ohne daß ſie es wiſſen, ſo übertrifft ihre Trautheit nicht nur die Trautheit inniger Freunde von einerlei Geſchlecht, ſondern ſie überlaſſen ſich auch den Aeuſerungen derſelben ohne Zurückhaltung und ohne Seitenblick auf die nach ihnen gaffende und ſie ausſpähende Welt, weil ſie gar kein Arges dabei haben. Dis ſetzt ſie freilich den ſchiefen Beurtheilungen des gröbern Hauſens blos und könnte ihnen als ein Verbrechen angerechnet werden, das ſie begehen. Wie viel verlöhren ſie aber dabei, wenn ſie es nicht begingen?

Unendliche Glückſeligkeit, deren Daſein Tauſende nicht einmahl träumen, genieſſen ſolche Perſonen wirklich und man kann ihren Zuſtand das Leben des Lebens nennen. Von einem gemeinſchaftlichen Sinn für alles Schöne, Gute, Groſſe, Edle und Erhabne, es mag ſich ihnen darbieten, wo es will, beherrſcht, ſind ſie unaufhörlich demſelben offen und ſtärken einander darin, ohne es erſt verabredet zu haben. Kaum bietet ſich ein Gegenſtand deſſelben dem einen dar und ſetzt ihn in eine angenehme Bewegung, ſo fühlt der andere denſelben elektriſchen Schlag und iſt auf dieſelbe Art und in demſelben Maſſe bewegt, wie er. Iſt es die Natur, welche ihre Blicke an ſich feſſelt: ſo verliehren ſie ſich erſt gemeinſchaftlich in ihr und finden ſich dann im Aufſchwunge zum Urheber der Natur wieder zuſammen, ſtärken ſich gegenſeitig im Glauben an ihn, verehren ihn mit vereinigter Inbrunſt und ſegnen hernach gemeinſchaftlich ihr Daſein in einer ſo ſchönen Gotteswelt. Iſt es ein Werk der Kunſt, das ſie begeiſtert: ſo durchdenken ſie erſt jeder für ſich ſeine einzelnen Vollkommenheiten und begegnen einander bei der letzten wieder und ſagen dann ſchnell einander daſſelbe darüber und ſtaunen über den Geiſt des Künſtlers, der dadurch, daß er die in der Natur zerſtreuten Schönheiten näher an einander zu bringen wuſte, die Natur ſelbſt noch übertraf. Iſt es eine herrliche menſchliche That, deren Zeugen ſie werden, oder von der ſie hören oder leſen: ſo nennen ſie den Thäter wie auf ein gegebenes Signal in gleichem Augenblick und mit gleicher Wärme Bruder, flüſtern einander den Wunſch zu, daß ſie der Thäter geweſen ſein möchten, fragen einer den andern, ob ſie wohl Kraft dazu hätten, glauben dis beide entweder und ſehen ſich dann ſchon nach der Gelegenheit um, bei der ſie ihm ähnlich werden wollen, oder zweifeln daran und rufen einander durch Augenſprache zu — mache und las uns ſo werden, wie Er! Iſt es eine wichtige Angelegenheit der Menſchheit, die ſie in Enthuſiasmus ſetzt: ſo eilen ſie, einander zu fragen, warum ſie noch nicht weiter ſei, wägen ieder ſeine und des andern Kräfte, ob ſie nichts dazu beitragen können, ſie weiter zu bringen, ſind bereit, dazu herzugeben und aufzuopfern, was ſie haben, erflehen ſich gemeinſchaftlich beim Gefühl ihrer Schwäche Rieſenkräfte dazu und ſind im Stande, Gott um ein Wunder zu bitten, um den Leiden der Menſchheit ein Ende zu machen.

So ſelig fühlen ſich Freund und Freundin durch Simpathie über alles, was ſchön und gros iſt, beiſammen und bedürfen der phiſiſchen Liebe nicht, um erſt ſelig zu werden. Die ſchnellere Empfindung der Freundin wirkt auf den Freund und weckt auch ſeine Empfindung ſchneller; das richtigere Raiſonnement des Freundes aber wirkt auf die Freundin zurück und berichtigt ihre Empfindung. So ſteht das herrliche Ganze des menſchlichen Umgangs in ſeiner Vollkommenheit da und wird nur durch Verſchidenheit des Geſchlechts bewirkt. Zwei Freunde empfänden zu wenig und raiſonnirten zu viel; zwei Freundinnen empfänden zu viel und raiſonnirten zu wenig.

So ſelig fühlten ſich auch Stark und Alphonſa durch einander, und es fiel ihnen nicht ein, weiter zu fragen, was die Welt über ihren Umgang denken möchte. In der That glücklich und des Guten dabei ſich bewuſt, genoſſen ſie blos ihr Glück und lieſſen den gewöhnlichen Menſchentros über ſich reden und kannengieſſern, was er wollte. Stark eilte, von den Rechtsangelegenheiten, welche er noch für Privatperſonen in und um B. zu führen hatte, eine nach der andern zu beendigen, und gab die endloſen mit Bewilligung der Klienten an einen andern guten Sachwalter ab. Die Verlegenheit, welche ihn anfangs, ſo oft er Alphonſa wiederſah, zu überfallen pflegte, begann ſich zu verliehren, und Alphonſa fand an ihm den Sterblichen, der ihr nicht mehr blos durch ſeine Aehnlichkeit mit Richard, ſondern auch durch ſich ſelbſt die reitzendſte Unterhaltung gewährte. Sie war es, die, nachdem ſie ſich von der totalen Uebereinſtimmung ihrer Geiſter überzeugt hatte, den Anfang machte, ſolche frank und frei zu bekennen, und ihn ihren Seelenbräutigam nannte; worauf er kein Bedenken trug, ſie ſeine Seelenbraut zu nennen.

D. Sanft. (dem, als er dis von beiden Seiten zum erſten mahle hörte, die Sache doch faſt bedenklich zu werden ſchien) Kinder, Kinder, ſeid auf eurer Hut. Noch lebt Richard. — —

Alphonſa. (in der auſſerordentlichſten unter allen Seelenſtimmungen) Ach Richard, Richard, du bleibſt mein Alles. (ihr Blick hierbei ſtieg erſt gen Himmel und fiel dann auf Stark herab) Sie Richardähnlicher Mann!

H. Stark. (in einem feierlichen Tone) Ich bin nur Bräutigam, bis der rechte Bräutigam kommt.

Alphonſa. Aber mein Freund, mein innigſter Freund nach Richard bleiben Sie dann doch noch, wie vor?

H. Stark. Das werd' ich ewig ſein. Ja, ich mus es ſein. Aber — ſo, wie Richard, erſcheint, verſchwinde ich.

Fünftes Kapitel.

Eine Probe von Unterredungen zwiſchen Alphonſa und Stark.

Alphonſa. (nachdem ihr Stark lange vom Aetna vorerzählt hat) Sagen Sie mir nur recht, wie Ihnen da oben war. Nicht wahr, da iſt man wie neugeboren, wie umgeſchaffen, und ein ganz anderer Menſch?

Stark. Ja, und das im ganzen Verſtande, Ich geſtehe Ihnen aufrichtig, daß ich mich erſt beſinnen muſte, wer ich wäre und ob ich Ich wäre. Das Leben ſelbſt iſt da oben von anderer Art und ſchon wie überirdiſch. Alle ſeine Funktionen gehen leichter von ſtatten; der Körper iſt lange nicht ſo ſchwer, wie hier unten —

Alphonſa. Unſtreitig, weil keine ſo ſchwere Laſt grober Dünſte ihn drücke

Stark. Noch einmahl ſo leicht, ſo wäre ich, glaub' ich, gen Himmel geſtiegen —

Alphonſa. Und da war der Geiſt wohl erſt recht Geiſt?

Stark. Dieſer wirkte mit einer Freiheit, die ich Ihnen nicht beſchreiben kann. Ganz erſtaunend ſchnell konnte ich meine Ideen reihen; Wahrheit und Irthum unterſchieden ſich mir ſelbſt; das anhaltendſte Nachdenken ermüdete mich nicht; die wichtigern Begebenheiten meines Lebens dachte ich ſo lebhaft, als geſchähen ſie erſt; meine todten Freunde lebten gleichſam wieder und — der Glaube an Gott hörte auf und ward — ich weis ſelbſt nicht, was — ſinnliche Empfindung Gottes war es nicht, aber bald ſo etwas wars. — —

Alphonſa. Ja, ia, ſo mus es ſein. So denke ich mir den künftigen überirdiſchen Zuſtand. Ach ſchön, ſchön!

Stark. Und mein Herz — o theuerſte Freundin, hätte ich das ſo, wie es da war, mit herunterbringen und auf immer ſo behalten können! Keine gemeine und nidrige Empfindung war darin zu finden. Ich ging die Leidenſchaften nach der Reihe durch; keine bewegte mich. Ich rief die geprieſenſten irdiſchen Wünſche alle zuſammen; aber für keinen hatte ich Sinn. Erhaben über die Erde, wie der Berg, auf dem ich ſtand, rein, wie der Himmel über mir, war meine Seele, und die ſanfteſte Zufriedenheit wohnte in ihr.

Alphonſa. Auf dem Brocken empfand ich etwas ähnliches einſt und dachte damals ſchon — wie mags vollends auf dem Aetna ſein!

Stark. Doch wiederhol' ich, daß ich hier nicht vom Gipfel des Aetna rede. Da möchte ich den Philoſophen ſehen, der nicht ſein Gleichgewicht, ſeine Ruhe und ſeine Philoſophie zugleich verlöhre. Aber beim Torre del Philoſopho wohnt die Ruhe in jener Ueberſchwenglichkeit, in welcher man ſie auf Erden nicht weiter antrift, und da wird jeder Sterbliche zum Philoſophen. Man mag da ſein bei Tag oder bei Nacht, ſo iſts, als wiegte die Gottheit ſelbſt ihr Kind, die raſtloſe Menſchenſeele, in jenen Frieden ein, der höher iſt, als alle Vernunft.* In der Nacht erſcheint das unermesliche Gewölbe des Himmels in einer ſo feierlichen Majeſtät, daß man zweifeln möchte, ob man auch wirklich noch auf der Erde, oder nicht ſchon unbemerkt in eine höhere Welt entrückt ſei. Unendlich mehr Sterne ſieht man da, als hier unten, und ihr Licht iſt weit glänzender. Ganze Haufen neuer Sterne erblickt man, und die Milchſtraſſe ſieht wie eine Flamme aus, die durch den Himmel ſchießt. Warlich, wie in die Welt des Lichts verſetzt iſt man da.

Alphonſa. Ohne Zweifel verurſacht auch dis die Erhabenheit über die dicken Dünſte, welche jeden ſtarken Strahl ſchwächen und jeden ſchwächern ganz verſchlingen, ehe er die Erde in ihren Tiefen erreicht.

Stark. Bei Tage gibt die Ausſicht daſelbſt der Ausſicht auf dem Gipfel des Berges wenig nach und hat zugleich nichts von den Fürchterlichkeiten deſſelben, die dort auch die männlichſte Faſſung zerſtören. Es iſt ein entzückender Anblick, die ganze Natur da in ihren ſchönſten Feierkleidern unter ſeinen Füſſen ausgebreitet zu ſehen und alle Klima's und Jahreszeiten der Erde unter einen Geſichtspunkt vereinigt vor ſich zu haben. Die Seele ſimpathiſirt auf der Stelle damit. Ihre Gedanken werden in der Maſſe gröſſer und erhabener, in welcher es die Gegenſtände werden, die ſie umgeben.

Alphonſa. So iſts, ſo iſts; ſo mus es ſein. Der Menſch wird alles, wozu ihn ſeine Lage macht; Erdwurm und höherer Geiſt. Er ſelbſt kann nichts dafür, wenn er das erſtere wird. Am Torre del Philoſopho würde er es gewis nicht. Aber Troſt, Troſt, daß es ſo iſt! Wie unendlichmehr wird alſo die Gottheit aus uns allen einſt blos dadurch machen können, daß ſie uns nur in höhere Regionen verſezt!

Stark. Und o, Seelenbraut, da oben unterbricht die friedliche Stille auch kein Sturm und kein Wetter. Unter den Füſſen toben die Stürme; unter den Füſſen fährt der Bliz von Wolke zu Wolke; unter den Füſſen rollt der Donner um den Berg herum. Man hört und ſieht dis und bleibt dabei ſo heiter, wie der Himmel über dem Haupte, weil man über das alles erhaben iſt.

Alphonſa. Und ebenſo erhaben über alle die Stürme und Gewitter, welche noch tiefer unten auf der Oberfläche der Erde die Menſchen erregen, und alſo eben ſo ungeſtört heiter dabei.

Stark. O mit herzlichſter Verachtung dachte ich da oben an die Feindſeligkeiten, Nachſtellungen und Verfolgungen, welche hier unten die Sterblichen gegen einander fahren. In einem recht kindiſchläppiſchen Lichte erſchienen mir die Kriege, welche die Völker hier führen, und die Vierundzwanzigpfünder kamen mir wie Spielkanönchen der Kinder und die Bomben wie Knipkugeln vor.

Alphonſa. Bravo, bravo, mein Seelenbräutigam!

Stark. Tretet doch nur höher, ihr Spielkinder, dacht' ich bei mir, ſtellet euch doch nur ſo hoch, wie ich ſtehe, ſo ſpottet ihr gewis über euch ſelbſt und lacht über alle eure Keſſel, ihr mögt darin Thee oder Bomben kochen. — O geſegnet ſei der Stand bei Torre del Philoſopho! Da lernt der Menſch geringſchätzen, was er unten hochſchätzt, das ganze Poſſenſpiel aller irdiſchen Thorheit; da lernt er hochſchätzen, was er hier geringſchätzt — ſich ſelbſt. Da fühlt er ſeine wahre Würde, ſeine zu höhern Dingen geſchaffene Natur —

Alphonſa. Und die Zuverläſſigkeit eines künftigen erhabnern Zuſtandes für ſich — nicht wahr?

Stark. O gewis, gewis! Wie könnte man noch zweifeln, das einſt zu werden, was man, wenn man auf dem Aetna ſteht, zum Vorſchmack ſchon iſt?

Sechſtes Kapitel.

Noch eine Probe.

Alphonſa. (als Stark zwiſchen einigen italiäniſchen und deutſchen Philoſophen Vergleichungslinien gezogen hatte) Welcher Meinung ſind Sie? Glauben Sie, daß die Moral jemals Moral für alle Menſchen werden könne, welche den Satz zur Baſis hat, daß man das Gute blos des Guten wegen und weil es das Vernunftgeſetz gebietet, thun müſſe, ohne die Abſicht zu haben, glücklich dadurch zu werden? Ich glaube es nicht.

Stark. Nun und nimmermehr kann ſie dis. Geſetzt auch, ſie wäre oder könnte werden Moral für die wenigern Ausgebildetern, was ſoll geſchehen, um den groſſen Haufen zu ihr geſchickt zu machen?

Alphonſa. Nichts geringeres, als es müßte eine völlige Umſchaffung ſeiner Erziehungsweiſe bewirkt werden. Wie er iezt erzogen wird, kann er gar keinen Sinn dafür haben. Seine Empfindungen ſind ſo grob, wie ſeine Begriffe. Eine ſolche Umſchaffung der Volkserziehung iſt mir von allen Seiten betrachtet undenkbar.

Stark. Mir auch. Aber wenn ſie auch möglich wäre, ſo wäre doch durch ſie die Sache noch nicht in das gehörige Gleis gebracht. Auch die ganze Lage des gemeinen Mannes müßte hernach umgeſchaffen werden. Von dem Druck, unter welchem er lebt, will ich nicht einmahl reden; dieſer iſt zwar ganz dem Grundſatze angemeſſen, daß Millionen nur das Gute um des Guten willen thun, oder nur arbeiten ſollen, um zu arbeiten, ohne weiter viel davon zu haben. Inzwiſchen fängt der gemeine Mann doch hier und da ſchon an, dieſe Moral laut zu verfluchen.

Alphonſa. Ja, und wenn die Empfehler einer ſolchen reinen Moral nur einmahl den Verſuch machten, gemeiner Mann zu ſein, in der Praxis ſollten ſie wohl bald die Unzulänglichkeit ihrer Theorie fühlen.

Stark. Davor ſollen ſie ſich wohl hüten. Ueberhaupt ſpricht die reine Moral dem Deſpotismus der höheren Stände gar artig das Wort. — Ich will aber nur von den Arbeiten und Beſchäftigungen des gemeinen Mannes reden. Wie lange würde er denn, wenn er auch feiner erzogen würde, bei ſeinen groben Handthierungen und Kraftanſtrengungen ſeine feinen Begriffe und Empfindungen behalten? Alſo — die ganze umgeſchaffene Volkserziehung wäre doch umſonſt; ia ſie verſchraubte das Volk wohl gar. Erziehung und künftige Lage müſſen zuſammenpaſſen. So lange aber die menſchliche Geſellſchaft beſtehen ſoll, mus der gröſſeſte Theil derſelben ſich mit ſolchen groben Arbeiten lebenslang beſchäftigen.

Alphonſo. Und ſo iſt nicht daran zu denken, daß iene verfeinerte Moral iemals die Moral aller Menſchen werden könne. So folgt aber auch, dünkt mich, daraus, daß ſie nicht die rechte ſei.

Stark. Richtig. Ja, ich will Ihnen noch mehr ſagen: ich glaube noch nicht, daß ſie, ſo lange es Menſchen gibt, wirklich die Moral eines Einzigen geweſen ſei. Es klingt gar vortreflich, das iſt wahr, alles Gute blos zu thun, weil es dem Vernunftgeſetz gemäs iſt; mancher gute Menſch mag auch wohl oft dieſer Moral treu handeln; aber — immer, wirklich immer ihr treu handeln — ich bitte Sie, welch lächerliches Vorgeben, und immer ihr treu handeln ſollen, welche lächerliche Forderung!

Alphonſa. Ob nur die Moraliſten, welche dieſe Moral empfehlen, ſelbſt ihr immer gemäs handeln mögen?

Stark. (mit dem rechten Zeigefinger oft auf den Tiſch pochend) Da treffen Sie den rechten Punkt. So viel ich weis, nicht. Ich kenne einen dieſer Herren, der die Univerſität, auf der er Lehrer war, und viel hundert Studenten zu Zuhörern hatte, ſofort verlies, als er mit tauſend Thaler Gehalt mehr den Ruf auf eine andere bekam, wo er kaum hundert Zuhörer vorzufinden hoffen durfte. Und ſo kenne ich einen andern, der einem Studenten, welcher das Kollegium über das Princip, thue das Gute, weil es gut iſt, umſonſt hören zu dürfen bat, die Antwort gab — Sie tragen ſilberne Schuhſchnallen, verkaufen Sie dieſe und binden Sie die Schuhe mit Band, wie Mode iſt, ſo können Sie mir bezahlen. Und ſo kenne ich noch einen andern, der, als er am Faraotiſch unbändiges Glück hatte, einmahl über das andere ausrief — man mus das Eiſen ſchmieden, weil es warm iſt.

Alphonſa. Das heiſſt — thue das Gute um des Guten willen.

Stark. Ja wohl, ja wohl. — Doch dis alles bei Seite, ſo iſt es wider alle menſchliche Natur, etwas Gutes thun zu ſollen, ohne Nutzen davon zu haben. Und darum weg mit ſo einer Moral, die überſpannt, übermenſchlich, ja, ich möchte ſagen, übergöttlich iſt.

Alphonſa. Nicht wahr? nicht wahr? So meine ichs auch.

Stark. Ich halte es mit dem Philoſophen, der ſprach — thue das, ſo wirſt du — was denn? es gethan haben??? Nein, ſo wirſt du — leben.

Alphonſa. Mit ihm halte ichs auch.

Stark. Der Trieb nach Glückſeligkeit iſt unſer Grundtrieb. Was uns nicht glücklicher macht, das dürfen wir ſchlechterdings nicht thun, und bei allem, was wir thun, müſſen wir ſchlechterdings darauf ausgehen, glücklicher dadurch zu werden. Wenn dieſe Sätze nicht mehr gelten, ſo wird unſere Welt ein Schlaraffenland.

Alphonſa. Seelenbräutigam, ja, wahres Schlaraffenland.

Stark. Es iſt nicht genug, daß wir, wenn wir heute rechtſchaffen handeln und morgen dadurch glücklich werden, morgen die Erlaubnis haben ſollen, zu denken — ſieh einmahl, wie kurios! Durch deine geſtrige rechtſchaffene Handlung haſt du dich auch ſogar glücklich gemacht! Kurios! Kurios! — ſondern wir müſſen das Recht haben, heute ſchon, wenn wir rechtſchaffen handeln, zu denken — hierdurch muſt du morgen glücklicher ſein, oder du wärſt ein Narr, wenn du heute ſogenanntermaſſen rechtſchaffen handelteſt.

Alphonſa. Die Sache iſt ſo äuſſerſteinleuchtend, daß ich oft gedacht habe, die Herren, welche das Gute um des Guten willen zu thun empföhlen, meinten damit blos, daß man an der Freude, es gethan zu haben, genug haben ſolle.

Stark. Bis hieher war ich noch nicht; nun bringen Sie mich aber darauf, Seelenbraut. Iſt denn nun dieſe Freude nicht das *höchſte* Glück? Und, wenn man beim Gutesthun auf die *Freude* ausgehen darf, es gethan zu haben, heiſſt dis nicht im allererſten Verſtande, daß man das Gute thun dürfe, *um dadurch glücklich zu werden*?

Alphonſa. Das iſt auch warlich wahr.

Stark. Es iſt ja, wenn vom Glücklichwerden die Rede iſt, nicht blos die Rede von reichwerden, vornehmwerden, mächtigwerden, beliebterwerden; man wird *auch* glücklich, und im eigentlichen Verſtande *höchſt* glücklich, wenn man ſich das Zeugnis geben kann, man habe ſeine Pflicht erfüllt! Das nennen ſie nun dem Vernunftgeſetz gemäs handeln. Nun, ſo nennet es, wie ihr wollt. So *kitzelts* doch euren Geiſt, wenn ihr dem Vernunftgeſetz gemäs gehandelt habt, und ſo handelt ihr dem Vernunftgeſetz gemäs, *daß es euern Geiſt kitzeln ſolle*.

Alphonſa. Ah — hier ſtrömt Licht in die neue moraliſche Nacht.

Stark. 's iſt wahr, es mus einen ehrlichen Mann ärgern, wenn er von italiäniſchen und deutſchen neuern Philoſophen ſolchen unphiloſophiſchen

Gallimathias hört. Wenn ich brav handle, ſo thue ichs, um brav gehandelt zu haben, d. h. um hernach immer denken zu können — du haſt brav gehandelt. Das iſt der höchſte Lohn für den braven Mann. Wenn ichs darum nicht thäte, ſo fiele aller Zweck dabei für mich als ein vernünftiges Weſen weg. Ich mag weiter nichts dafür — bei Gott, ich will nichts weiter. Aber es iſt auch das höchſte, was mir dafür werden kann. Und ſo iſts der höchſte Egoiſmus, den ich dabei treibe, wenn ich das Gute des Guten wegen thue. Ich ſtrebe dadurch nach dem reinſten Lohn, nach der höchſten Glückſeligkeit, die mir das Thun des Guten verſchaffen kann. Welcher Widerſpruch alſo, wenn man das Glückſeligkeitsprincip der Moral durch das reine Vernunftgeſetz zu verdrängen glaubt! Dieſes befeſtigt ja jenes recht; ja, es iſt daſſelbe, nur in einem geläuterten Sinn.

Alphonſa. Das iſt alles ganz aus meiner Seele gedacht; nur ſo deutlich hatt' ichs noch nie gedacht. Tauſend Dank dafür, Seelenbräutigam!

Stark. Die Herren thun, als hätten ſie etwas ganz Neues erfunden. Was ſie uns ſagen, hat jeder ehrliche Mann längſt gewußt. Weit beſſer handelten ſie, wenn ſie plan weg ſprächen — reicher, vornehmer, mächtiger, beliebter, d. h. *äuſerlich* glücklicher, wirſt du durch Rechtſchaffenheit nicht immer; darum mache dies auch nicht zu deinem Zweck; aber — zufriedner mit dir ſelbſt, dir ſelbſt ehrenvoller und beliebter, *innerlich* glücklicher wirſt du allemahl dadurch: hiernach trachte, und was dich dazu macht, das thu, d. h. thu das Gute um des Guten willen. Wenn man ſo ſpräche, ſo ſpräche man richtig und deutlich zugleich.

Alphonſo. Wie aber, wenn geſagt würde, man müſſe das Gute auch nicht thun, um ſich hernach *darüber* zu *freuen*?

Stark. So müſte man es alſo thun, um ſich hernach *darüber* zu *grämen*. Eins von beiden. Das letztere aber iſt Nonſens.

Siebentes Kapitel.

Noch eine.

Alphonſa. (indem Stark von Genua und Venedig geſprochen hatte) Ich halte es auf die Weiſe nicht mit den Republiken. Ich lobe mir die Monarchie.

Stark. Seelenbraut, Seelenbraut!

Alphonſa. (ernſthaft) Seelenbräutigam, Seelenbräutigam! Wäre hier Disharmonie unter uns?

Stark. Das wohl nicht; aber — von Venedig und Genua wollen wir nicht auf alle Republiken ſchlieſſen. Doch, ich bin Ihrer Meinung. Es iſt beſſer, unter einem Herrn ſtehen, der Koch und Kellner zugleich und auf immer zugleich iſt, als unter zehen, von welchen ieder heute Koch, morgen Kellner ſein will. Ja, ia, Sie ſollen Recht haben. 's iſt mit der Vielfürſterei, wie mit der Vielgötterei.

Alphonſo. Sehen Sie wohl? Es iſt doch ſchön, wenn man *witzig* iſt. Die Analogie iſt gleich bei der Hand, und wär's auch nur im Hintergrunde.

Stark. Ich ſage Ihnen ja, ich habe nichts dagegen. Vor allen Dingen aber — wollen Sie einen *gewählten*, oder einen *gebornen*?

Alphonſo. Lieber einen *gebornen*, dächt' ich.

Stark. Iſt auch wahr. So *iſt er gleich da*. Mit dem Wählen ſtellt man ſichs leichter vor, wie es iſt.

Alphonſo. Nicht wahr?

Stark. Ja wohl. Und am Ende — wer ſteckt darin? Mancher Erbprinz ſtellte ſich ſchön und ward doch hernach als Regent Tirann. Kandidaten auf der Wahl erſchienen wie Engel des Lichts und wurden ebenfals hernach doch wohl der helle klare Teufel. Alſo —

Alphonſo. nehmen wir einen *gebornen* an.

Stark. Recht gern. Und dieſer —

Alphonſo. Dürfte erſtlich keinen Machtſpruch thun, ſondern müſte genau executiren laſſen, was die Geſetze befehlen.

Stark. Herrlich, herrlich! Und dieſer weiter —

Alphonſa. Dürfte keinen Miniſter ſelbſt wählen, ſondern die Nation gäbe ſie ihm.

Stark. Alphonſa, beſte Alphonſa! Und dieſer noch weiter —

Alphonſa. Dürfte kein neues Geſetz geben ohne Zuſtimmung des Volks.

Stark. Ei, ei! Und —

Alphonſa. Wäre gehalten, alle Jahre Rechnung abzulegen von Einnahme und Ausgabe.

Stark. St! St! St!

Alphonſa. Und dürfte keine neue Auflage machen, ohne ihre unentbehrliche Nothwendigkeit zum Beſten des Landes durch ſeine Miniſter, an deren Statt das Volk, ſo bald ſie das Volksvertrauen verlohren hätten, andere ihm geben könnte, erwieſen zu haben.

Stark. Nur weiter --

Alphonſa. Und müſte ieden Mitbürger vor ſich laſſen, der vor ihn wollte.

Stark. Immer weiter --

Alphonſo. Und — müßte keinen Krieg anfangen oder mitmachen, ſobald das Volk nicht wollte.

Stark. Ach Seelenbraut! Seelenbraut! Seelenbraut!

D. Sanft. (Der eben dazwiſchen fährt) Was werdet ihr doch noch alles reden! Fallet euch nur um den Hals.

H. Stark. (lächelnd) Uns wird man wohl auslachen, denk' ich. Pure, helle, klare Wahrheit iſts aber wahrhaftig alles. Und ehe es nicht ſo wird, wie die Seelenbraut da ſprach, wird aus der Welt nichts rechts.

Alphonſo. Wenn nur mein Richard ein Herrſcher wäre, mein Richard — dann — —

Achtes Kapitel.

Richard iſt in ſeinen Gedanken mehr, als der Grosmogol.

Nicht nur Richard, auch ſogar Chriſtian würde herzlich gelacht haben, wenn ſie dieſen Wunſch erfaren hätten, als ſie im Meerbuſen von Neapel waren. Richard würde nicht haben Herrſcher, und Chriſtian nicht Miniſter ſein wollen. Dieſer, als er ſich einige Zeit lang dumm und ungeberdig gemacht hatte, fing an, ſich wieder zu beſinnen, da ihm der heil. Januarius die Rippenſtöſſe gar nicht verurſachte, welche ihm die Vetturini auf der Landreiſe durch Italien ſo oft beigebracht hatten. Das Schif ging ſo ſanft, daß man ſeine Bewegung kaum gewahr ward und ein friſcher Nordwind belebte die ganze Mannſchaft auf ſelbigem.

Chriſtian. (zurückweiſend) Sehen Sie einmahl — nein, ſehen Sie doch nur einmahl! Ach wie ſchön!

Richard. Nun — lebſt du wieder auf? Du alter Murrkopf! Siehſt du wohl? Kourage muß man haben. Iſt dirs nun leid, daß du nicht dort am Ufer noch ſtehſt?

Chriſtian. Nein doch, nein. Aber ſehen Sie doch nur — der Anblick wird ja immer ſchöner.

Richard. Hab' ichs dir doch vorhergeſagt! Was wir *nun* zu ſehen bekommen, übertrift alles, was wir *ſeither* geſehen haben.

Es entſtand eine völlige Windſtille, während welcher ſich beide an dem unbeſchreiblichen Proſpekt im Meerbuſen bis zur Bezauberung labten. Vor ihnen lag die ganze unermesliche Küſte und die unausſprechlichſte Vermiſchung von Städten und Ruinen, von Bergen, Thälern, Vorgebirgen und Inſeln, die ein ewiges Grün deckt. Die Gefilde von Baia und Cuma — die maleriſchgelegene Stadt Puzzuoli mit dem über ihr rauchenden Solfatara — das wunderſchöne Vorgebirge Pauſilippo — das maieſtätiſch ſich erhebende Neapel mit ſeinem ſchifreichen Hafen — der mit herrlichen Landhäuſern und Gärten beſetzte Landſtrich von Neapel nach Portici — der Palaſt des Königs daſelbſt mitten unter vielen andern — die ſchwarzen Lavafelder, mit Gärten und Weinbergen untermiſcht —

der dampfende Veſuv und die Städte und Dörfer ruhig und getroſt rings um ſeinen Fus her — die romantiſche Küſte von Caſtello Mare, Sorrentum und Mola mit ihren wilden Naturſchönheiten — — dis alles gewährte zuſammen einen Anblick, der ſie auf eine Stunde lang ſtumm machte.

Richard. (als Chriſtian noch immer ſich nicht ſatt daran ſehen kann) Das ſonderbarſte iſt, kein Theil der Erde hat ſchon ſolche Verwandlungen erlitten, wie dieſer. Hier hat das Feuer ſchon einmahl alles zerſtört und auch alles wieder neu und noch ſchöner geſchaffen. Was ſagſt du vollends hierzu?

Chriſtian. Ach, gros iſt der Allmächtige!

Richard. Ja, gros und gut iſt er in allem, was er thut! Wenn er Zerſtörung anrichtet, ſo vernichtet er nicht, ſondern zerſtört nur, um noch herrlicher wiederzubauen.

Tags darauf ward Chriſtian ſeekrank und verlohr wieder allen ſeinen gehabten neuen Muth. Richard, dem ſeine zu Neapel ausgeſtandene Krankheit zu ſtatten kam, blieb verſchont und pflegte ſeinen treuen Diener nun ebenſo herzlich, wie dieſer ihn auf dem feſten Lande gepflegt hatte. Nach zwei Tagen war Chriſtian wiederhergeſtellt, und da die Fahrt übrigens ruhig und glücklich war, ſo vergas er bald ſeine gehabten Leiden und war froh, daß er die Seepeſt, welche ihm Niklas noch weit fürchterlicher beſchrieben, nnn hinter ſich hatte. Der mahleriſche Anblick der lipariſchen Inſeln gab ihm vollends das letzte Konfortans.

Chriſtian. (Abends, als es dunkel ward) Was iſt das für eine Flamme da?

Richard. Es iſt der Vulkan auf Strombolo

Chriſtian. Iſt denn da auch einer? Ueber alles Feuer hier!

Richard. Ja, in dieſer Weltgegend iſt das unterirdiſche Feuer zu Hauſe. Dieſer Vulkan iſt der merkwürdigſte unter allen vielleicht. Die übrigen ruhen doch oft. Selbſt der Aetna ruhet oft Jahre lang; aber Strombolo iſt in unaufhörlicher Thätigkeit und gleichſam ein ewiger Leuchtthurm in dieſen Gewäſſern. Es iſt unbegreiflich, wie ſo ein unermesliches und immerwährendes Feuer Jahrtauſende hindurch mitten im Meere unterhalten werde.

Chriſtian. Man weis wahrhaftig nicht, was man ſagen ſoll. Aber — nach dem Strombolo wollen Sie doch wohl nicht?

Richard. Nein. Sein Krater iſt ganz unzugänglich, und die Menſchen, welche auf der einen Seite der Inſel wohnen, ſind wirkliche Wilde.

Chriſtian. Ah, ſo wollen wir bei Leibe nicht hin.

Das Wetter blieb gleich günſtig bis zu Ende der Reiſe. Die ſicilianiſche Küſte zeigte ſich mit vieler Anmut und ſchon war man nicht mehr weit von der Meerenge.

Chriſtian. (der ſehr horcht) Das iſt ja ein entſetzliches Gebrüll. Ich habe es ſchon lange gehört, aber es wird immer ſtärker.

Richard. Es iſt der Strom dort — weiter nichts.

Chriſtian. (nach einiger Zeit) Das wird ja immer noch ſchrecklicher. Und — ſehen Sie doch einmahl da — wie ſich das Waſſer erhebt und was für Wirbel entſtehen — — (ängſtlich) Herr Jemine, was iſt das?

Richard. Siehſt du denn nicht das Ungeheuer, wovor du dich ſo fürchteteſt? Scilla — das da iſts — das Haupt des Vorgebirgs da.

Hier wankte Chriſtians Muth abermahls nicht wenig. Der Steuermann kam dazu und erzählte, daß er dreimahl vor ſeinen Augen hier Schiſſe untergehen geſehen habe. Da das Wetter aber ſo ſtill iſt, ſetzte er hinzu, ſo haben wir nichts zu befürchten. Dis tröſtete Chriſtian etwas, doch ward er nicht eher wieder ganz zufriden, bis das Schif auf den wirklichen Strom kam; da es dann mit unglaublicher Schnelligkeit nach Meſſina getrieben ward.

Der Anblick des ſchönſten Hafens der Welt, deſſen Schiflände mit prächtigen ſehr hohen und ganz egalen Gebäuden eine italiäniſche Meile weit umgeben iſt und einen halben Mond bildet, machte, daß man auf das groſſe Getöſe, welches der Schlund Charibdis ſchon von weitem verurſacht, nicht ſonderlich achtete. Eine Menge von gröſſern und kleinen Galeeren, die im Hafen lagen, verſchönerten den Proſpekt noch mehr, ie näher man kam. Nun iſts gut, rief endlich der Steuermann, und der heil. Januarius lief glücklich ein.

Chriſtian, der nun erſt nach dem zweiten Seeungeheuer fragte und der Sache doch nicht trauete, ob er gleich unaufgefreſſen vorüber gekommen war, wollte gleich ans Land; der Kapitän erwiederte aber, daß die Herren vom Geſundheitskollegium dis erſt erlauben müſten. Die Zeit ward ihm herzlich lang, bis dieſe kamen und die Geſundheitspäſſe von Neapel revidirten, und ſein erſtes, nachdem dis geſchehen war und ein Boot ſie auf feſten Grund und Boden gebracht hatte, war, daß er Richard um den Hals fiel und ausrief — Ach lieber Herr Ulrich, 's iſt doch beſſer zu Lande; aber ich reiſe nun mit Ihnen auch zu Waſſer durch die ganze Welt und klettere mit Ihnen auch auf den Aetna.

Richard. (der ihn recht herzhaft an ſich drückt) So iſts brav, und dahin wollen wir nun auch ſpornſtreichs.

Max beſuchte blos einige Spatziergänge um Meſſina, die ſehr reizend waren, athmete nochmals die kühlende Seeluſt am Hafen, ſprach mit dem Wechsler Maeſtre, lies ſich Maulthiere und ein Paar Banditen zur Begleitung geben und trat die Reiſe nach dem Aetna an.

Neuntes Kapitel.

Von Meſſina aus wills nicht gehen.

In den erſten drei Stunden ſas Chriſtian auf ſeinem Mauleſel wie verſteinert und ſah nur immer die Banditen an. Es waren Rieſen von der ſcheuslichſten Geſtalt, die eine Menge Gewehre bei ſich führten, ihre Flinte immer zum Abſchieſſen bereit hielten und nichts, als Mordgeſchichten erzählten, worin ſie die Helden geweſen waren. Richard benutzte die erſte Gelegenheit, als er mit Chriſtian allein war, und verſicherte ihm, daß ſie nur unter dem Schutze dieſer koloſſaliſchen Figuren ſicher reiſen könnten, daß kein Beiſpiel da wäre, daß ſie irgend einen Fremden, der ſich unter ihren Schutz begeben, jemals im geringſten beleidigt hätten, daß man hingegen in ihrer Begleitung von allen übrigen Banditen, wovon die Inſel wimmele, für heilig und unverletzlich gehalten würde; worauf Chriſtian ſo viel Zutrauen zu ihnen ſchöpfte, als wenn es der Verwalter und der Jäger zu Grimsthal geweſen wären.

Der Weg ging längſt der Seeküſte weg und war ſehr romantiſch. Man hatte auf der einen Seite die Ausſicht nach Kalabrien und auf der andern nach hohen Bergen hin, deren Spitzen mit Städten und Dörfern hier und da beſetzt ſind, wovon die Kirchen und Thürme einen überaus mahleriſchen Anblick gewähren. Die Nacht ward in einem Dorfe zugebracht, um mit anbrechendem Morgen den Aetna von ſeiner öſtlichen Seite zu beſteigen.

Ob dieſer Plan gleich von den Führern für unausführbar erklärt ward und Chriſtian deshalb auch nicht dafür ſtimmte: ſo beſtand Richard doch darauf. Durch die erſte Region des Bergs ging es noch gut; in der darauf folgenden Waldregion aber ward Richard der Meinung der Uebrigen. Doch beſtand er darauf, da ſie einmahl ſo weit wären, die berühmten groſſen Kaſtanienbäume und beſonders den Caſtagno de cento Cavalli in der Nähe zu ſehen, damit Chriſtian, wie er ſagte, ſeinen Weg bezahlt bekäme.

Chriſtian. (als ſie an dis ſonderbare Phänomen in der vegetabiliſchen Welt kommen) Das iſt ja nicht ein Baum; das ſind ja fünf.

Ein Führer. Jetzt wohl, aber vor alten Zeiten wars nur einer. Mein Grosgrosvater hat oft erzählt, daß er ihn noch als einen einzigen Baum gekannt, der auf unſrer ganzen Inſel die Pracht und der Stolz des Waldes hies und den ieder Reiſende beſuchte. Man ſieht ia auch nicht die geringſte Spur von Rinde an der innern Seite und an den einander entgegenſtehenden Seiten der Stämme. Es ſteht ia auch hell und klar in mehr als einem glaubwürdigen alten Buche, worin der Zuſtand unſerer Inſel beſchrieben iſt.

Richard. So viel iſt gewis, auf einer Charte von Sicilien, die aber über hundert Jahre alt iſt, habe ich ihn in der Bibliothek zu Hauſe auch nur als *einen* Baum gefunden.

Christian. Nun, dann will ichs glauben. Aber hilf Gott, was iſt das für ein Baum geweſen! Wenn die ganze Hölung erſt dichtes Holz geweſen iſt, ſo ſage ich nichts. Und ietzt ſteht ein Haus darin — hab' ich in meinem Leben ſo etwas gehört!

Richard brachte ein kleines Mittagsbrod im Hauſe zu Stande, während daß Chriſtian den Baum umſchritte.

Chriſtian. (als er zu Tiſche gerufen wird) Denken Sie einmahl, mehr als hundert Schritte in der Runde — mehr als hundert Schritte — wahr und wahrhaftig! (trinkt Richard zu) Es leben die Linden zu Grimsthal, die auch keine Peitſchenſtöcke ſind!

Richard. (ſtößt an) Bravo! ſie ſollen leben und ſo alt werden wie der Caſtagno de cento Cavalli!

Chriſtian. (als ſie aus dem Hauſe gehen) Nun, ſo hätte ich auch gar in einem Wirthshauſe geſpeiſet, das in einem hohlen Baum ſteht — ha, ha, ha!

Man trat hierauf den Rückweg an, um auf die Straße nach Catania zu kommen. Zu Jaci ward übernachtet. Der Weg von da nach Catania ging über lauter Lava und war ſehr beſchwerlich. Deſto angenehmer aber war der Aufenthalt zu Catania ſelbſt. Obgleich kein Wirthshaus daſelbſt anzutreffen iſt, ſo hatte Richard doch gute Adreſſen. Der Befehlshaber der Stadt, welchem er ſich mit einigen Empfehlungsſchreiben zuerſt darſtellte, nahm ihn ſehr gütig auf und ſorgte für eine Kloſterherberge, in welcher Richard gern Jahre lang geblieben wäre. Das Muſeum des Befehlshabers ſetzte ihn in Erſtaunen und er hielt es für das erſte nach dem

Muſeum zu Portici. Das Benedictinerkloſter aber, ſo prächtig es war, erregte ſeinen Unwillen im höchſten Grade; beſonders, da er die feiſten Kerle ſelbſt ſah, welche hier eine Summe Gelds einnehmen und verpraſſen, die alle Arme auf der Inſel ernähren könnte. Von den Denkmählern der Zerſtörung, welche der Vulkan in dieſer Stadt ſeit Jahrhunderten angerichtet hatte, konnte Richard faſt nicht wegkommen. Unbegreiflich, unbegreiflich, rief er einmahl über das andere aus, daß man ſich nicht von hier wegbauet. Ueber lang oder kurz hat man ja doch daſſelbe Schickſal wieder zu befürchten. Man erwiederte ihm, daß der Boden zu fruchtbar ſei, und daß die heilige Agatha von nun an für alles Bürgſchaft geleiſtet habe. Richard lächelte, hörte aber auf zu lächeln, als man ihm eine Bildſäule zeigte, die ehemals zur Heidenzeit die Venus meretrix geweſen und nun die heilige Jungfrau war. „Pfui, ſprach er zu Chriſtian; wir wollen machen, daß wir auf den Aetna kommen.“

Chriſtian. Und ich wollte, daß wir ſchon wieder herunter wären.

Zehntes Kapitel.

Das war die ſchönſte Nacht und der ſchönſte Tag meines Lebens.

Mit Tagsanbruch ging die zweite Reiſe auf den Vater der Berge vor ſich. Der freudigſte Muth belebte Richard, und Chriſtian war auch zufriedener, weil er hörte, daß von dieſer Seite der Berg zugänglicher ſei, und weil ihr Führer einmahl über das andere verſicherte, daß er auf dem ganzen Aetna ſo gut Beſcheid wiſſe, wie zu Catania, wo er zu Hauſe war.

Die unterſte Region mit ihren Weinbergen, Baumgärten und Kornfeldern machte den Naturrittern viel Vergnügen, ob der Weg gleich über die alte Lava und über die Oefnungen der ausgelöſchten Vulkane ſehr ſchlecht und die Hitze drückend war. Man umfaßte ſchon mit ſeinen Blicken ganz Sicilien mit allen ſeinen Städten, Flüſſen und Bergen, die umliegenden Inſeln und die ganze Küſte von Italien. Ein unermeslicher Proſpekt! Als die

Sonne aufging, fiel der Schatten des Bergs durch die ganze Inſel und dehnte ſich noch weit in das Meer hin aus.

Zu Nikoloſi ward Mittag gehalten und dann die Reiſe nach der Waldregion fortgeſetzt. Hier war es, wo eine ganz andere Welt anging. Die Luft ward kühl und mit den ſchönſten aromatiſchen Düften angefüllt, welche die treflichſten Pflanzen, die hier allenthalben in Menge wachſen, von ſich geben. Die ganze Region glich einem Gürtel von dem ſchönſten Grün, der den Berg rundum umgibt, und eine unzähliche Menge von fruchtbaren kleinen Bergen gaben dem Auge den reizendſten Anblick. Einige Theile dieſer Gegend fand Richard ſo himmliſchſchön, daß er ausrief — hier hat der Schöpfer das Paradis auf der Hölle gebauet! Chriſtian wies bei dieſen Worten in die höheren Gegenden des Bergs, wo ſich die ungeheuren Eisgefilde um den unermeslichen Feuerſchlund her ſchon zeigten, und ſchüttelte mitten im Paradiſe gar weidlich ſein Haupt.

Es ward beſchloſſen, in der Geishöle zu übernachten, und man erreichte dieſe mit uralten majeſtätiſchen Eichen umgebene Herberge der Natur, welche die Lava vor Jahrtauſenden bildete, noch vor Sonnenuntergang; ſo, daß man Zeit genug hatte, die erhabenen Auſſichten umher noch zu genieſſen. Der Stand auf einem unweit davon befindlichen kleinern Berge des groſſen Bergs war es vorzüglich, der Richard in Begeiſterung ſetzte. Auſſer ganz Sicilien erblickte er auch das ganze Sicilien umfaſſende Meer mit allen ſeinen Eilanden. Die ganze Laufbahn des Fluſſes Simäthus, die Ruinen vieler alten Städte, die herrlichen Kornfelder und Weingärten weiter unten und die unzähllichen Berge, die er ebenfals ſchon unter ſich ſah, und die faſt alle herrlich bewachſen waren, machten einen ſo ſanfteindringenden Eindruck auf ihn, daß er Chriſtian beim Kopf nahm und ſprach — nun komm, nun ſoll ſichs auf unſerem Lager von Eichenlaub ſo ſchön ſchlafen, als wenn wir unter einem Baldachin lägen.

Vor Mitternacht noch ward geweckt. Man frühſtückte mittagsmäſſig und ſetzte die Reiſe fort. Bis letzt hatte ſich Chriſtian ziemlich ruhig verhalten; aber nun fing er an zu zittern, und ſeine gröſſeſte Angſt war, daß es ihrem noch ſo geſchickten Führer doch im Dunkeln fehlſchlagen möchte. Der Weg ging bald über ſchreckliche Hölen und Einöden, bald durch ſchauervolle Wälder, die von dem Brüllen des Bergs ertönten, bald auf groſſe Lavafelſen, von welchen der erſte falſche Tritt des Mauleſels in den entſetzlichſten aller Abgründe geſtürzt haben würde. Auf einem ſolchen war es, wo Chriſtian alle ſeine Faſſung verlohr und ſich wirklich zu ſeinem Tode einſegnete, und ſein Herr ſchien gleichfals die Gabe, ihn zu beruhigen, verlohren zu haben. Endlich erreichte man iedoch glücklich die dritte Region.

Richard. Nun wäre ia dieſe Noth auch überſtanden!

Chriſtian. Ja die eine; aber eine andere kommt wieder. Sehen Sie nur einmahl vor ſich hin. Daß Gott erbarm, da können wir nicht fort. Wir wollen hier lieber den Tag abwarten und dann zurück. Nun und nimmermehr gehts da. Ach, da iſt ia der abſcheulichſte Winter. Und da ganz oben iſt lauter Feuer. Da wohnt der Teufel — der Teufel. (ſchlägt unaufhörlich die Hände zuſammen) Ich bleibe hier — ich bleibe hier.

Richard ſah vor ſich hin und ſah über ſich hin und ſchwieg. Ungeheure Eis- und Schneefelder dehnten ſich vor ihnen aus und mitten aus ſelbigen ragte in weiter Ferne der höchſte Gipfel des Bergs, der fürchterliche Dampfſtröme ausſties. Weitere Zugänglichkeit ſchien von der Natur verboten zu ſein und guter Rath ward theuer. Der Führer forderte die Branntweinsflaſche, that einen derben Zug und ſprach — Erſt mache es ieder, wie ich! Dann will ich weiter reden. Richard trank; Chriſtian trank. „Nun, fuhr er fort, bin ich da und ſtehe für alles. Wer mit will, der komme; die Mauleſel aber bleiben hier und warten auf unſere Zurückkunft. Wir werden ſehen Wunderdinge zum Entzücken und Wunderdinge zum Entſetzen. Die Mühe wird uns reichlich bezahlt und ich ſtehe nochmals für alles.“

Richard. (der Chriſtian in voller Todesangſt erblickt) Guter Chriſtian, weiſſt du was? Ich ſteige bis auf den Gipfel und will da ſchlechterdings die Sonne aufgehen ſehen. Kaiſer Hadrian hat dis gethan und iſt lebendig wieder heruntergekommen; ſo werde ichs auch. Nach Jahren, wenn ich daran dächte, daß ich ſo weit geweſen und wieder umgekehrt wäre, würde ich mir's nicht vergeben. Aber — bleib du hier; du haſt nun aus Liebe für mich genug gethan.

Christian. (bei dem der rechte Fleck getroffen war) Nein, nun Sie ſo ſprechen — nicht! Nun geh's, wie Gott will, auf Tod und Leben. Noch einen Zug aus der Flaſche! (trinkt wacker) Nun fort — und wenn's in die klare Hölle zum lichterlohen Teufel geht! Sterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn; ſo habe ich die erſten Gänge Ihres Lebens mit Ihnen gemacht, und den letzten auch. Vorwärts marſch — heiſa luſtig!

Richard. (der ihn herzlich umarmt) Das ſoll dir am Abend deines Lebens zu gute kommen — wackerer Mann!

Die Mauleſel wurden in den Wald zurückgeſchickt und man trat den Marſch durch die Schneegefilde an. Von Viertelſtunde zu Viertelſtunde ward der Schnee tiefer und am Ende äuſerſtbeſchwerlich. Die gröſſeſte Gefar war, daß es hier auch an heiſſen Stellen Waſſertimpel gab, deren Oberfläche ebenſo, wie der Schnee, mit ſchwarzer Aſche bedeckt und alſo nicht zu unterſcheiden war. Ein einziges mahl nur auf dieſe Weiſe fehl gegangen, ſo kam kein Fus von allen ſechs, die hier wandelten, zu den Mauleſeln zurück. Der Führer bewies ſich aber ganz als den Mann, für welchen er ſich ausgegeben hatte, und man kam noch vor Anbruch des Tages beim Torre del Philoſopho wohlbehalten an. Richard empfohl Chriſtian und dem Führer die Branntweinsflaſche und ſchlich ſich auf die Seite, um die ſeligſte Nacht ſeines Lebens mit einigen recht heiligen Minuten zu feiern.

Einen ſolchen Sternhimmel hatte der natürlichfromme Anbeter Gottes noch nicht über ſich geſehen, als hier. Ganz neu, unbeſchreiblich, einzig war alles, was er letzt empfand. Seine Seele wand ſich erſt vom Körper und dann von ſich ſelbſt los. Die Ideenaſſociation wollte ihm die Sternwarte zu Bologna und dann den Pater Roſſi zuführen; aber die Sternwarte verſchwand vor ihm und Pater Roſſi verſchwand. Alphonſa ward ihm zugeführt; aber auch Alphonſa verſchwand. Gott allein — der Herr Herr Zebaoth — blieb ihm übrig; er lebte nicht in ſich, er lebte in Gott und lag auf ſeinen Knien, ohne es zu wiſſen. Nicht wie ein Delinquent lag er da, der Maieſtätsverbrechen begangen hat und nun vom geſchändeten König das Todesurtheil erwartet; wie ein wackerer Sohn lag er, der ſeinen Vater noch nie ſah und für Freuden, daß er ihn nun zum erſten mahle erblickt, ſich nicht aufrechthalten kann, ſondern auf die Tragſtützen der Maſchine niderſinkt. Seine Handwurzeln ſtemmten ſich neben den Knien auf den Berg, ſein Haupt war unverrückt gen Himmel gehoben, ſeine Augen wurden zu Quellen von himmliſchen Freudenthränen. Wer mahlt, wer mahlt den Anblick eines ſo mit dem Körper niedergeduckten und mit dem Geiſte noch über die hier flammende Milchſtraſſe erhabenen Sterblichen? So höre ihn wenigſtens alle Welt, wie er betet. — — —

„Ach Du — Du — Du — — bezweifelter Geglaubter, abgeleugneter Exiſtirender, ſichtbarer Unſichtbarer — Herr, Herr, Herr, — Vater, Vater, Vater — Gott, Gott, Gott — — der Weſen erſtes, der Weſen letztes, ewiges Ur- und Allweſen — da biſt du ja vor mir, da ſehe ich dich. Nein, ich ſehe dich nicht; ja doch, ich ſehe dich, ſo, wie man dich ſehen kann. Ich ſehe dich — faſt. Du biſt, Jehova, du biſt. Ach wären hier alle redliche Zweifler; Berg Aetna ſchüſe ſie in Gläubige an dich um! Ach wären hier alle ruchloſe Leugner deines Seins; Berg Aetna donnerte ihnen von unten und ſtrahlte ihnen von oben deine Exiſtenz und deine Majeſtät zugleich zu. Oberſter Vater, ich, ich glaube dich; es iſt mehr, als Glaube — das irdiſche Wort erſchöpfts nicht — ich empfinde dich.“

„Ich Wurm, ich Punkt der Erde, die wiederum nur ein Punkt, ein Tip in dieſem unendlicherhabenprächtigglorievollmajeſtätiſchen Univerſum iſt — ach wie ſelig bin ich, daß ich dich erkenne und daß du durch dieſe Erkenntnis mich an dich und in dich ziehſt! Ich bin nur in dir — nur in dir. Mein eignes Sein hat aufgehört. Ich mag es auch nicht wieder. Las mich ewig ſo nur in dir ſein, nur in dir leben und weben.“

(nach einer Weile) Ach, wie ſchön iſts bei Gott — in Gott!

(ſteht auf, breitet die Arme bis zum Krampf aus, ſchlägt ſie über der Bruſt zuſammen, fällt wieder nider) Ah, wie ſchön bei Gott — in Gott! — Welcher Sternenglanz! Welche Menge neuer Sterne! Sternenwelt — Univerſum — wo iſt dein Anfang, wo dein Ende? Du haſt beide nicht. Du biſt, wie Gott. Univerſum, Univerſum — Gott, Gott — o ihr beiden mich in Nichts verwandelnden Ideen — da habt ihr mich! (hält die Hände vor's Geſicht)

(läßt die Hände wieder ſinken und faltet ſie) Du, des Univerſums Vater, biſt auch mein lieber Vater; ich will dich durch Rechtſchaffenheit, Menſchenliebe und Vertrauen verehren. Leite mich nach deinem Rathe und verlas mich nicht! — —“

Der treue, wackere Chriſtian hatte die Branntweinsflaſche dem wilden Inſulaner Preis gegeben und war ſeinem Herrn nachgeſchlichen. Er knieete in beſcheidener Entfernung ſo gut, wie Richard, zitterte und bebte über den Enthuſiasmus deſſelben. Er wagte nicht, ihn zu ſtören, bis ſelbiger die letztern ruhigern Worte ſprach. Da ging er an ihn hin und ſtrich ihm die Backen und rief ihm liebreich zu — Sie denken ja auch gar an Ihre Alphonſa nicht mehr...

Richard. Ueber Gott vergiſſt man auch Alphonſa.

Christian. (ihm immer noch die Backen ſtreichend) Der liebe Gott ſähe es gewis gern, wenn Sie hier auch an ſie dächten.

Richard. (der aufgeſtanden iſt) Meinſt du? — — Las mich! Da iſt ſie auch. (Chriſtian geht zurück; Richard fällt wieder nieder) Ja, ja, du biſts; Alphonſa, du biſts. So nahe war ich dir noch nie. Komm her, komm her; nein, bleib da, bleib da; noch bin ich deiner nicht werth. Weg mus erſt dieſe Hülle; entbunden, entfeſſelt mus ich erſt ſein von dieſen Häuten, Muſkeln, Adern und Knochen. O wäre ichs doch ſchon — wäre ichs doch gleich! Bliebe doch hier alles, was von mir der Erde gehört! Könnte ich doch zu dir ſteigen von hier, wo des ewigen Lebens Vorſchmack iſt! Alphonſa, du Wandlerin im Licht, du haſt das rechte Gewand um dich — flammendſanft biſt du gekleidet, wie die Milchſtraſſe da. Ja, ja, du warſt meine Welt in der Welt, und dieſe da iſt auch ein Univerſum über dem Univerſum. Wann kommen mir denn einander ganz nahe — wann? — weiſſt du es nicht?

Jetzt ſchriee der Führer aus vollem Halſe, daß es Zeit ſei, weiter zu eilen, wenn man auf dem höchſten Berggipfel die Sonne aufgehen ſehen wolle.

„In ihr werde ich dich ſehen.“ Als Richard dis geſprochen, gings nach der vierten Region, die die Region des Feuers iſt.

Am Fuſſe des groſſen Kraters des Bergs ſtanden die Wanderer ehrfurchtsvoll ſtill und ſtaunten hinauf. Drauf klimmten ſie die fürchterlichſteile Höhe, deren Eisrinde mit dicker Aſche bedeckt war, hinan und kamen nach einer Stunde in eine ganz ſchneeloſe Gegend, wo ein warmer und angenehmer Dunſt aus dem Berge ſie ergötzte. Hier tubeten ſie ein wenig und erſtiegen hernach die allerhöchſte Spitze des Aetna.

Der Tag brach eben an. Die Sterne erloſchen; die Schatten verſchwanden; die Ausſichten wurden ſehbar und mit ieder Sekunde noch ſehbarer; die Scene erweiterte ſich; der Horizont dehnte ſich allenthalben aus; unermesliche Flächen von Land und Waſſer lagen da; die um Sicilien her liegenden Inſeln ſchienen nahe Dörfer am Fuſſe des Berges zu ſein; Sicilien ſelbſt ſah aus wie eine Landkarte; die Küſten von Afrika und ſogar von Griechenland zeigten ſich; auf allen Seiten ward die Ausſicht unermeslich; die Sonne ging auf — Richard zog Chriſtian mit ſich nieder und ſprach — Hier hilf mir beten; hier bete mit!

„Ach welche Maieſtät, mit der ſie aus dem Meere aufſteigt, ach welche Maieſtät! Das iſt dein ſchönſtes Bild, Lebengeber, Erwärmer, Erfreuer! Du ſelbſt biſts nicht, aber dein ſchönſtes Bild iſts doch. Ich weis nichts herrlicheres, als dis. Für Alphonſa wärs zu viel — verzeih mir, du Sonnenvater! Verzeih auch allen, die die Sonne für dich anbeteten; ſie waren unter allen Abgöttern die nächſten am Glauben an dich. Oft ſah ich ſie ſchon kommen, die Königin des Lichts, die aller Welt Tag und Freude gibt; aber ſo noch nicht. Heute ſehe ich ſie zum erſten und zum letzten mahle ſo. Wie es Millionen Inſekten gibt, die ihren Aufgang überhaupt nur einmahl erleben: ſo erlebe ich auf Aetna ihren Aufgang auch nur einmahl. Ich Inſekt gegen dich! — Unvergeslich ſei mir dieſer Morgen alsdann noch, wenn ich ſie nie wieder aufgehen ſehe! Hier, wo die Fläche der Erde ſich gleichſam in einen einzigen Punkt zuſammenzieht — hier, wo Auge und Fantaſie gar keinen Ruhepunkt unterwegs weiter haben, wenn ſie ſich von ihrer Reiſe in die Welt hinunter erholen wollen — hier, wo wir auf einer Erdſpitze knieen, die ſich am Rande eines bodenloſen Schlundes erhebt, der ſo alt, wie die Welt iſt, und der oft Feuerſtröme und brennende Felſen auswirft, die donnernd die ganze Inſel erſchüttern — hier, wo der Schauplatz zu gros iſt, als daß menſchliche Sinne ſo grenzenloſe Scenen umfaſſen könnten — — hier geben wir uns dir ganz und auf ewig hin. „Leben wir, ſo leben wir dem Herrn, ſterben wir, ſo ſterben wir dem Herrn“ was in dieſen Worten liege, hab' ich in meinem Leben nicht ſo empfunden, wie hier. Ja, Vater, du biſt und unſer Geiſt iſt unſterblich — — das iſt wahr, wahr, ewigwahr; aber demonſtrirt kann es nicht werden, empfunden nur, und auf das herzinnigſte und unbeſtreitbarſte empfunden auf dem Gipfel des Aetna. Hier ſind wir ſchon über der Erde; hier iſts ſchon, als hätten wir ſie verlaſſen, vergeſſen. Kommen wir nun wieder in ihre Gründe hinab, ſo wollen wir nicht wieder uns an ſie hängen; wir wollen ſie immer wie vom Aetna betrachten und auf ihr klüger und beſſer und ruhiger ſein. In unſerer Todesſtunde, in unſerer Todesſtunde noch wollen wir einander zurufen — „Nun biſt du zum zweitenmahle auf dem Gipfel des Aetna; denke, wie dir damals war. Damals gings wieder unter die Wolken hinab; nun gehts ſternauf, ſternauf!“

(Springt auf und macht den ſeligen Geiſt, wie er ihn in ſeinem Leben nicht gemacht) Alphonſa, näher kann ich dir nun nicht kommen, und ſo nahe komme ich dir nie wieder, bis Gott mich wirklich zu dir bringt. Aber keine Klage, kein Seufzer bis dahin wieder über unſere Trennung, das gelobe ich dir hier! Gott iſt die Liebe. Nach Grimsthal will ich nun, nach Grimsthal; da will ich Gutes thun und nicht müde werden. Der Sitz an deinem Grabe unter meiner Voreltern Linden ſoll mich darin ſtärken (umarmt Chriſtian) Da haſt du meine Hand. Nun wollen wir vom Aetna ſpornſtreichs nach Gilmsthal. Und da — Gutes thun und nicht müde werden. Und du ſollſts gut haben, und was mein Herz erſinnen kann, das ſoll dir dafür werden, daß du bis hieher mit mir gingſt. Ich war ein Grillenfänger und höre es nun auf zu ſein.

Chriſtian. (heftig) Und ich war ein dummer Teufel, daß ich nicht mit herauf wollte, und höre es auf zu ſein. Wenn Sie nun wollen, ſo gehe ich mit bis an den Feuerſchlund.

Chriſtian hielt Wort und ſtand hernach an Richards Seite am Trichter des unermeslichen Vulkans ſo feſt, wie eine Säule. Weiter hineinzugehen verbot die erſtickendſte Hitze deſſelben; auch ſchien der Boden ſehr glatt, ſo, daß beim erſten Ausgleiten das Hinunterrollen in den Schlund unvermeidlich geweſen wäre. Man begnügte ſich alſo daran, blos die Augen hineingehen zu laſſen. Es war der entſetzenerregendſte unter allen Anblicken, die die Erde hat; völlig dazu qualificirt, das Bild der Hölle zu ſein.

Der fürchterliche Trichter ſenkte ſich von allen Seiten hinab und bildete eine ungeheure Aushöhlung, einem Amphitheater gleich. Hier und da ſtiegen Wolken von Schwefeldampf darin auf, die, zu ſchwer, ſich zu erheben, die Seiten des Trichters ſuchten und dann am Berge wie Ströme herabrollten und unten Donner und Sturm gebahren. In der Mitte zeigte ſich der hölliſche Rachen des Vulkans, in deſſen unergründlichen Tiefen es kochte und brauſete, als wenn mit iedem Augenblick die ſchrecklichſte Exploſion erfolgen ſollte. Die Fantaſie kam zu Hülfe, dachte ſich dieſe ſchon wirklich, fühlte Erſchütterung des Berg, ſah flammende Felſen umhergeſchleudert werden und hörte Praſſeln und Krachen überall. Richard und Chriſtian faſſten einander an. Beide zitterten und ſahen mit ſtierem Blick lange hinein. Keiner ſprach, und ieder geſtand hernach dem andern, daß er zuletzt auch nicht einmahl mehr gedacht hätte.

Der Anruf des Führers ſetzte ſie endlich wieder in Thätigkeit. Richard fiel ietzt ein, daß er geleſen, daß der Trichter gewöhnlich alle hundert Jahre einſtürze und daß der gegenwärtige ſchon an hundert Jahre alt ſei. Der Gedanke wirkte heftig auf ihn. Er ſchwenkte ſeinen Hut dreimahl, rief aus —

es lebe die ganze Welt! ſegnete ſich, Chriſtian, den Aetna, die Erde, Sonne, Mond und Sterne, und ging Arm im Arm mit Chriſtian wieder hinunter nach Torre del Philoſopho.

Hier vertauſchten ſie bald die entſetzlichſten und ſchauervollſten Empfindungen, welche ſie gehabt, mit den allerſanfteſten und allerſeligſten. In der Nacht hatten ſie bei dieſen heiligen Ruinen die Maieſtät des Himmels bewundert; bei Tage erſtaunten ſie nun über die Schönheit der Erde. „Droben, ſprach Richard, am Krater, ſtanden wir freilich noch höher; aber hier ſtehen wir ruhiger. So las uns zu guter letzt noch einmahl die wunderſchöne Natur recht genieſſen!

Richard lehnte ſich an ein Felsſtück und ſchaute mit unausſprechlicher Seligkeit umher. Er empfand da alles ſo, wie es Stark ſchon an Alphonſa beſchrieben hat. Ihm war körperlich äuſſerſt wohl und leicht; ſein Geiſt fühlte ſich über alles frei; rein, wie der Himmel, war ſein Herz; ieder ſeiner Gedanken ſchien die Gröſſe und Erhabenheit der ihn umgebenden Gegenſtände anzunehmen; der Anblick der Erde war ihm herrlich und ehrwürdig, alles aber, was die Menſchen unten auf ihr wünſchen, beſchließen und beginnen, klein, tändelhaft, verächtlich. Tiefes Gefühl ſeiner höheren Beſtimmung und ewigen Fortdauer ergrif ihn. Alphonſa ging winkend vor ihm vorüber; er breitete ſeine Arme nach ihr aus; Licht und Freude ergos ſich auf ihn; ſein Antlitz ſtrahlte; — Chriſtian ſchlich an ihn hin, berührte ihn erſt leiſe, dann ſtärker, ſchüttelte ihn endlich und ſchrie — Herr Jemine, was iſt Ihnen denn?

Richard. (heftig) Zerſtörer meiner Seeligkeit, warum gönnſt du mir die Seeligkeit nicht länger? Ich war in der Oberwelt hoch oben; bringſt mich da mit einem mahle zur Erde zurück!

Chriſtian. Ach — ich dachte, Sie wären todt.

Richard. (wieder freundlich) Nun, es war ſo böſe nicht gemeint. — Aber ſag mir doch nur, wie iſt *dir* denn hier?

Chriſtian. O auch ganz erſchrecklichwohl und ich werde es all mein Lebtage nicht vergeſſen.

Richard. Nun biſt du doch alſo wohl ganz zufriden damit, daß ich dich zu Neapel ins Schif packen lies?

Chriſtian. Ach ich bitte Sie — gedenken Sie deſſen nun nie wieder! Ich hatte mir alles noch viel ſchlimmer vorgeſtellt; nun gehe ich mit, wohin Sie wollen.

Richard. Nein, weiter wollen wir nun nicht, ſondern geradeswegs von hier nach Grimsthal. Ich halte mein Wort. Wir ſind nun gereiſet genug und ſind ſo erſt halb. Wir haben die Erde von einer ihrer hoͤchſten Hoͤhen beſchauet; nun wollen wir unten auf ihr zu Hauſe Gutes ſtiften. O koͤnnten wir Leib und Seele in dem Zuſtande, worin ſie ſich hier befinden, mit herunter nehmen und unten immer ſo behalten! (Chriſtian faͤllt ihm um den Hals) Nun komm! Das war die ſeligſte Nacht und der ſeligſte Tag meines Lebens. Gros iſt Gott, ſchoͤn iſt die Erde; — las uns gute Menſchen auf ihr ſein.

Eilftes Kapitel.

O weh, o weh! — O wohl, o wohl!

Jeder war froh, als er auf ſeinem Mauleſel wieder ſas und gleich nach der Zurückkunft nach Catania ward wacker geſchlafen. Von Catania gings zurück nach Meſſina; von Meſſina nach — —

Richard war nicht dazu organiſirt, einen weiten Weg, wenn er ihn einmahl hingemacht hatte, auf dieſelbe Art wieder her zu machen. Auch fiel ihm, ſo oft er an Rom dachte, das unſchmackhafte Nacheſſen ein, welches ihm der Koch bereitet hatte. Er entſchlos ſich alſo zu einer längeren Seereiſe, und da eben in kurzen ein genueſiſches Schiff unter engliſcher Flagge abzugehen bereit war, ſo nahm er keinen Anſtand, die Mitfart auf ſelbigem zu bedingen. Chriſtian, der nun mit ihm zu Waſſer, wie zu Lande, durch die ganze Welt gereiſet wäre, fand den Entſchlus ſo gut, daß er den Provſant ſelbſt und mit aller Freudigkeit einkaufte.

Die Tage bis zur Abfahrt wurden gröſtentheils mit Genus der anmuthigen Gegenden und Ausſichten um Meſſina her zugebracht. Auf einem gewiſſen hohen Hügel unweit der Stadt war Richard an jedem Morgen und würde ſo täglich da zu ſein nicht unterlaſſen haben, wenn er auch noch vier Wochen daſelbſt verblieben wäre. Die Meerenge ſtellte ſich ihm von da aus als ein unermeslicher maieſtätiſcher Flus dar, der zwiſchen zwei Reihen von Bergen ruhig dahin flieſſt und ſich von ſeinem engſten Bette an allmählich immer weiter ausbreitet, bis er zu lezt zur Gröſſe eines Oceans anwächſt. Die Ufer waren mit Kornfeldern, Weinbergen, Gärten, Städten und Dörfern beſetzt, und die hohen Berge, deren Gipfel mit den herrlichſten Wäldern gekrönt ſind, ſchloſſen auf ieder Seite die Ausſicht.

Hier war Richard des Morgens, und die Nachmittage brachte er am Strande in der ſchönen Straſſe zwiſchen den hohen, prächtigen Gebäuden und der See zu, wo zu einer gleich ſchönen Ausſicht noch von der einen Seite der vollkommenſte

Schatten und von der andern die kühlende Seeluft hinzukommen und dieſen Platz zu einem der mildeſten in ganz Sicilien machen. Am letzten Nachmittage war es, wo er hier in der Geſellſchaft Chriſtians einen für das Auge zwar angenehmen, für das Herz aber deſto traurigern Anblick hatte. Sechs Galeeren kamen eben von ihrer Kreutzfahrt um die Inſel in den Hafen zurück. Die genaueſte Regelmäſſigkeit, mit der ſich alle ihre Ruder zugleich bewegten, war zum mahlen ſchön. Ein Dutzend Männer bei iedem Ruder warfen ſich, wenn ſie zogen, als würde der Takt dazu geſchlagen, zugleich auf den Rücken nider und richteten ſich ebenſo zugleich bei iedem Ruderſtreiche wieder auf.

Chriſtian. Das ſieht prächtig aus.

Richard. Aber mag abſcheulich thun. — Es ſind die armen Galeerenſklaven, die du da ſo reizend ſich bewegen ſieheſt. Sie ſind alle an ihre Ruder gefeſſelt, ſchlafen des Nachts ohne alle Bedeckung auf ihren harten Bänken und werden unmenſchlich behandelt und ihr Leben gleicht einem immerwährenden Tode.

Chriſtian. Ach daß Gott erbarme! So mag ich weiter nicht hinſehen. (dreht ſich um) Ich dächte, da brächte ſich ieder von ihnen ie eher ie lieber ſelbſt ums Leben.

Richard. Das iſt eben das auffallendſte, daß man davon noch kein einziges Beiſpiel haben ſoll.

Chriſtian. Ach, wozu kann ſich doch alſo der Menſch nicht gewöhnen!

Der mitleidige Chriſtian konnte der armen Galeerenſklaven gar nicht wieder vergeſſen und, als ſichs am Morgen der Abfahrt traf, daß wieder eine Menge Galeeren gerade auch aus dem Hafen abſegelten, ging er in die Kaiüte und vergas für Wehmut über die Leiden dieſes unglücklichſten Theils der Menſchheit Charibdis und Scilla. Ein Sturm, welcher entſtand, als ſie ſchon einige Meilen von der Meerenge wieder entfernt waren, brachte ihn erſt wieder zum Vorſchein, und nun überwog Selbſtgefar wieder die Theilnehmung an fremder Noth.

So etwas hatte dann nun Chriſtian auch noch nicht empfunden. Sein Muth nahm in der Maſſe ab, wie der Sturm zunahm; doch, da er lauter beherzte Leute um ſich her ſah, ſchämte er ſich, der einzige Verzweifelnde zu ſein, und lies es bei bloſſem tauſendmahligen Herrjemineausrufen bewenden.

Der Sturm legte ſich, war der erſte und blieb der letzte, und die ganze Reiſe würde die glücklichſte von allen Seiten geweſen ſein, wenn die Reihe nun nicht an Richard gekommen wäre, ſeekrank zu werden. Er ward es in einem weit höheren Grade, als Chriſtian zwiſchen Neapel und Meſſina, und litte hernach durch Kraftloſigkeit, die eine Folge der Krankheit war, noch länger, als an der Krankheit ſelbſt. Die ganze Reiſe war dadurch für beide ſo gut, wie verlohren, und ſie ſahen nicht mehr von dieſer Weltgegend, als ſie geſehen haben würden, wenn ſie zu Hauſe geweſen wären; denn ob Richard zu Grimsthal oder auf dem Schiffe im Bette lag, und ob Chriſtian dort oder hier an ſeinem Bette ſas, war einerlei. Mehr, als einmahl, war Richard ſo äuſerſt ſchwach, daß er, feſtes Land iemals wieder zu betreten, zweifelte. O weh, o weh, ſeufzte Chriſtian neben ihm und er ſeufzte nach — ia wohl, o weh, o weh! Der Schifsarzt aber behielt gute Hofnung und berichtete ihm getreulich, wo ſie wären und wie weit ſie noch nach dem Hafen von Genua hätten.

Die Verſicherung, daß der morgende Tag Genua ſchon zeigen werde, ſtärkte Richard ganz auſſerordentlich, und als der Schifsarzt mit der Nachricht zu ihm kam, daß es nun in aller ſeiner Pracht den Augen ſich darbiete, fühlte er ſich ſo ſtark, daß er ſich aufs Verdeck bringen lies. Es war ein heiterer ſtiller Tag. Erneuertes Leben überſtrömte und durchſtrömte Richard. Er blickte erſt lange dankend gen Himmel, ſenkte dann ſeine Augen auf die Küſte vor ſich hin und rief aus — Ah, maieſtätiſch-maieſtätiſchſchön, wie Neapel faſt! Chriſtian ſtand zwar neben ihm, freuete ſich aber mehr über ſeinen Herrn, als über Genua.

Man war etwa noch zwei Meilen in See. Da ward der Anblick erſt vollkommenprächtig. Der Hafen bildete einen Halbzirkel. Um ihn her lag die maieſtätiſche Stadt an einem Berge in der Form eines Amphitheaters, welches ſich nach der Krümmung des Meeres richtet. Sie ſchien gleichſam aus dem Meere hervorzuſteigen, erhub ſich allmählich und ward von ihren Schanzen gedeckt. Die Straſſen Balbi und Strada nuova prangten mit ihren Mengen von ſtolzen und unvergleichlichen Paläſten hervor, welchen die platten Dächer mit ihren Gallerien ein ungewohntes Anſehen gaben.

Die mit Pomeranzenbäumen beſetzten Terraſſen vor den mehreſten derſelben lieſſen vom weiten wie ſchwebende Gärten und erſchufen einen theatraliſchen Proſpekt. Die Forts, die beiden Molo, der Wall um den Hafen, der Pharus, die prächtiggebauete Vorſtadt S. Pietro d'Arena, die Landhäuſer der Reichen um Genua her, die ganze romantiſche Küſte im Golfo — — alles zuſammen machte auf Richard ſo erhebende Eindrücke, daß er ſich ſchon völlig wieder hergeſtellt zu fühlen anfing. Chriſtian bemerkte dis und trocknete ſich Freudenthränen ab.

Richard. Sag doch, iſt das nicht ein ganz unausſprechlicher Anblick?

Chriſtian. Ach ja; aber der *Ihrige* iſt mir doch lieber.

Richard. (ihm um den Hals fallend) Du Redlicher — wenn ich dich nicht hätte! — Nun, zu Grimsthal ſollſt du von allen deinen Leiden ausruhen.

Chriſtian. Ach ja, ja; nun wollte ich auch, wir kämen heute ſchon nach Hauſe, ſtatt nach Genua.

So wie Richard auf feſtes Land wieder kam, war er völlig geſund. O wohl, o wohl, rief er aus, und Chriſtian ſchriee aus vollem Halſe nach, o wohl, o wohl! Von der Seeſeite hatte er die Stadt beſehen; nun beſah er ſie vom Pharus und dann von der Spitze des Bergs. Hier hatte er nicht nur über die Stadt ſelbſt, ſondern auch über die ſchöne umliegende Gegend und über das grenzenloſe Meer die reizendſte Ausſicht. Der Weg auf dem Walle um den Hafen gewährte ihm einen der anmuthvollſten Spatzirgänge ſeines Lebens, und er konnte ſich erſt von der Porta dell' Arco, wo er die ganze Vorſtadt, die Anhöhen oberhalb Biſagno und den reizenden Hügel Albaro überſah, nicht wieder trennen. Die Straſſen Balbi und Nuova ſetzten ihn, als er ſie durchwandelte, in Erſtaunen; der Palaſt Doria entzückte ihn; das Hoſpital L'Albergo und das groſſe Hoſpital, wo alle Kranke ohne Unterſchied der Nation aufgenommen werden, gewährten ihm auf mehr als einen Tag die höchſte Seligkeit der Menſchenfreundſchaft; die vielen Fabriken beſchäftigten ihn noch länger; gelehrte Bekanntſchaften aber, die ihm genug gethan hätten, machte er wenig. Handlung und Kartenſpiel traf er zu Genua zu Hauſe; er ſah das weltberühmte Lotto ziehen und fluchte dieſer verdammten Mutter ſo vieler Kinder, welche hernach über ſein deutſches Vaterland nichts als Noth und Verderben gebracht hatten.

Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt daſelbſt ſetzte er ſeine Reiſe nach Turin, ohne ſich unterwegs aufzuhalten, fort. Er nahm ſeinen Weg über Aqui, Nizza, Aſti, Villa nuova und Quiers, ſprach auch beim Abt Berta nicht einmahl vor, ſondern eilte nach Novaleſe, klopfte um Mitternacht den Pater Roſſi aus dem Bette und fiel ihm, ohne zu ſagen, wer er ſei, mit den Worten um den Hals — o wohl, o wohl!

Zwölftes Kapitel.

Aus zwei werden drei.

P. Roſſi. (als er ihn bei Lichte beſieht) Ah willkommen, Deutſcher, vom Aetna! Vom Aetna doch — nicht wahr?

Richard. Ja, vom Aetna.

P. Roſſi. Nun, da wollen wir uns etwas ſchwatzen. Aber morgen erſt. Jetzt werfen Sie ſich gleich in die Arme des Schlafs. —

Richard that, wie zu Hauſe, und begab ſich mit Chriſtian zu Bette. Am andern Morgen bemerkte er, daß alle Meublen der Zimmer fehlten, daß die aſtronomiſchen Inſtrumente weg waren, und überhaupt uberall Leere.

Richard. (beim Frühſtück) Aber was iſt bei Ihnen vorgegangen? Sind Sie beſtohlen worden?

P. Roſſi. Ich bin reiſefertig. Um einige Tage ſpäter — ſo hätten Sie mich nicht mehr getroffen. Ich will auch nach Deutſchland.

Richard. Herrlich, herrlich! Aber wie hangt das zuſammen?

P. Roſſi. Bei aller meiner Vorſichtigkeit im Amte, von der ich Ihnen einſt erzählte, bin ich doch in den Geruch der Ketzerei gerathen. Theils daß die reiſenden Ketzer gewöhnlich bei mir einkehrten, theils Horcherei und Klätſcherei eines undankbaren und treuloſen Dienſtboten mag Schuld daran geweſen ſein. Genug, die heilige Inquiſition fing mich von Turin aus an zu ſchikaniren und hatte ſchon beim König die Erlaubnis auszuwirken geſucht, mich beim Kopf nehmen zu laſſen. Alle meine Pfarrkinder wollten zwar meine Advokaten werden; aber ich entſchlos mich kurz, legte mein Amt nider, verkaufte mein Landgut und meine Habſeligkeiten, bis auf die mathematiſchen Inſtrumente, die ich mitnehmen will, und bis auf die Betten, welche die Armen haben ſollen. In Deutſchland bin ich geboren, ſo will ich nun auch in Deutſchland ſterben. Nach Wien will ich.

Richard. O Dank der heil. Inquiſition, daß ſie mir ſo einen Dienſt geleiſtet hat! Nun werde aus Scherz Ernſt! Wiſſen Sie, was ich Ihnen dermahlen antrug, daß ich Sie auf der Rückreiſe mit auf mein Guth nehmen wollte? Nun, aufgeklärter und braver Pater, laſſe ich Sie nicht los. Auf meinem Guthe iſts recht ſchön; fragen Sie nur meinen Reiſegefährten da.

Chriſtian. (der den Pater bisher unverrückt angeſehen hatte) O ja, es iſt ganz hübſch; aber zu Wien iſts doch gewis noch hübſcher.

P. Roſſi. Ah, dieſer will mich nicht mit haben.

Richard. Ja, wiſſen Sie, was er von Ihnen ſagt?

Chriſtian. (blutroth) Ach nein doch, nein — —

P. Roſſi. Nur heraus damit!

Richard. (während daß ſich Chriſtian die Ohren zuhält) Er ſieht Sie für einen Jeſuiten an.

P. Roſſi. (der überlaut lacht, während Chriſtian die Hände wieder von den Ohren nimmt) Mein guter Mann, ein bisgen Jeſuit mus ieder Menſch ſein, der durch die Welt will; beſonders in meiner Lage ſeither. Wenn man erſt in freierer Luft iſt, iſts auch ein anderes Ding.

Richard. (ihm die Hand reichend) Nun top, Sie ziehen mit mir.

P. Rossi. Ja, ſo mus ich Sie nun vor allen Dingen erſt fragen — wer ſind Sie eigentlich und wo wohnen Sie?

Hier entdeckte ſich Richard dem beſcheidenen Pater ganz und erzählte ihm auch den unerſetzlichen Verluſt, welchen er an Alphonſa erlitten, den Gemüthszuſtand, in welchen er dadurch gerathen ſei, und die völlige Kur, welche nun die Reiſe in einer der ſchönſten Gegenden der Welt an ihm bewirkt habe. Chriſtian gab bei dieſer ganzen Erzählung genau auf ihn Acht, und da er ihn am Ende derſelben noch ebenſo männlichgeſetzt erblickte, als beim Anfange, war er ſehr zufriden domit, daß der Pater ihm Gelegenheit verſchaft, ſich lebendig davon zu überzeugen, daß ſein Herr nicht nur am Leibe, ſondern auch an der Seele in der That nun völlig wiederhergeſtellt ſei. Richard ſchlos mit den Worten — Unerſetzlich, unvergeslich bleibt ſie mir, ſo lange ich lebe. Aber ich ſehe ihr nun ruhig nach, und da ich dis am allerlebhafteſten von ihrem Grabe aus thun werde: ſo eile ich, unter die Linden zu kommen, wo ſie ruhet. Im Schatten der ſchönſten unter allen, welche ihre Gebeine deckt, wollen wir dann recht oft traut beiſammen ſitzen. Sie liegt nahe bei meinen Eltern; auch liegen nicht weit davon alle meine Voreltern. Bei dieſen Rechtſchaffenen insgeſamt, die die ganze Reiſe des Lebens ſchon zurückgelegt haben, ſoll ſichs, denk' ich, von unſerer gemachten Reiſe durch Italien recht heiter reden laſſen.

P. Roſſi. Ueberläſtig hoffe ich nirgends zu werden, wohin ich komme; denn mein kleines Vermögen iſt für mich zureichend, ſobald ich es ſicher anlegen kann.

Richard. Und wenn Sie gar nichts beſäßen; — ich habe genug für Sie.

P. Roſſi. (mit Würde) Sie denken zu liberal. Es iſt nur — ohne Beſchäftigung zu leben würde mir die äuſerſte Pein ſein. Zu Wien war ich willens, aſtronomiſche Vorleſungen anzukündigen. Wozu wollen Sie mich aber auf Ihrem Landgute gebrauchen?

Richard. Da ſollen Sie mich zu Ihrem Zuhörer darin haben, und wir wollen eine Sternwarte anlegen, die wir Torre del Philoſophi nennen.

P. Roſſi. Recht ſo! Ja, ja, bei den Ruinen der Wonung des Empedokles müſte auch eine Sternwarte am rechten Orte ſtehen.

Richard. Unſtreitig, und es iſt zu bewundern, daß die Regierung zu Neapel nicht längſt hierauf bedacht geweſen iſt. Was für Entdeckungen müſten ſich da in unſern Tagen mit unſern vollkommenern Inſtrumenten nicht machen laſſen! Es war Schade, daß der Jupiter gerade nicht ſichtbar war, als ich dort war; ich glaube, daß ich einige ſeiner Trabanten mit bloſſen Augen geſehen haben würde.

P. Roſſi. Dis Vergnügen habe ich ſchon auf dem Rochemelon genoſſen.

Richard. (eifrig) Ach Rochemelon, Rochemelon! Was macht er? Was macht die Mutter Gottes auf ihm?

P. Roſſi. Beide ſind noch ganz ſo, wie Sie ſie verlaſſen haben.

Richard. Sind Sie fleiſſig oben geweſen?

P. Roſſi. Fleiſſiger, als ie; zu guter lezt habe ich mich noch recht auf ihm umgeſehen.

Richard. Wir müſſen noch einmahl hinauf.

P. Roſſi. Das wollen wir auch, um auf ewig von ihm Abſchied zu nehmen.

Richard. Und dann machen wir einerlei Reiſe und leben und ſterben hernach beiſammen.

P. Roſſi. Es ſei! — Wenn ich Ihnen mit der Zeit läſtig werde, ſo ſagen Sie nur zum Pater, geh deine Wege. Der Pater läſſet ſich aber ſo etwas nicht erſt ſagen, ſondern hörts ſchon ungeſagt.

Richard umarmte den P. Roſſi mit unausſprechlicher Herzlichkeit. Nun, ſprach er zu Chriſtian, wollen wir noch mehr eilen, daß wir nach Grimsthal kommen, und uns unterwegs gar nicht aufhalten. Wir ſind gereiſet genug, haben ſchöne Gegenden genug geſehen und ſind auf Berge genug geklettert. Nun unter die Linden, unter die Linden!

Chriſtian. Ach dazu gebe doch Gott ſeinen reichen Segen; damit ja nichts wieder dazwiſchen komme! Wie ſtill will ich mich da in meinen ledernen Grosvaterſtuhl ſetzen und Abends, wenn die Glocke zehen ſchlägt, mich ruhig auf mein rechtes Ohr legen! (als P. Roſſi überlaut lacht) Ja, ja, Herr Pater, ich kann nun einmahl nicht anders ſchlafen, als auf der rechten Seite.

P. Roſſi. (der noch mehr lacht) Das iſt auch wahr. So iſt der geſundeſte Schlaf.

Chriſtian. Und dann mag Rochemelon Rochemelon und Aetna Aetna ſein. Es iſt doch nirgends beſſer, als zu Hauſe. Und Sie beide mögen die Sterne begucken, wie Sie wollen.

Tags drauf gings wieder auf den Rochemelon: Chriſtian aber ging nicht mit. Er entſchuldigte ſich mit Seitenſtechen; im Grunde aber war es ihm nur darum zu thun, Zeit zu gewinnen, in aller Stille ſichere Nachrichten im Orte von dem Leben und Charakter des Pater Roſſi einzuſammeln; welches er auch den ganzen Tag über auf das emſigſte that.

Der Bergtag war nicht ganz ſo ſchön, als der vorjährige. Der Nebel ſtieg eher auf und blieb länger liegen. Doch gewannen die Schauer am Ende noch eine glückliche Stunde, welche ſie auch mit unnennbarer Inbrunſt verlebten. Richard fand die Ståte wieder, wo er ſeit der Bergſtraſſe Alphonſa wieder im ſanftern Bilde erblickt hatte, pries Gott auf ihr für die völlige Beruhigung ſeines Gemüths ſeit der Zeit, drückte P. Roſſi an ſein Herz und ſprach — Hier wollen wir uns ewige

Freundſchaft ſchwören, hier bei unſerm höchſten Blick nach der Himmelsgegend hin, unter der wir erſt wie ein Paar thätige Weiſe leben und dann unſere Hüllen an die Elemente wieder abgeben wollen.

P. Roſſi. Ja, ewige Freundſchaft!

Richard. Freundſchaft in alle ewige Ewigkeiten!

Beide hingen lange an einander, bis P. Roſſi aus der Vulgata die Stelle recitirte — Gaſtfrei zu ſein vergeſſet nicht; manche haben ohne ihr Wiſſen Engel beherberget. Richard gab das Kompliment mit einer Stelle aus ſich ſelbſt zurück und ergötzte ſich noch einmahl an der Ausſicht in die Lombardei, welche er durchreiſet hatte.

P. Roſſi. Berg des Allmächtigen, gehab dich wohl! Nie beſteige ich dich wieder; aber verdanken will ich dir, ſo lange ich denken kann, die ſeligſten Stunden meines Lebens. Ich trenne mich von dir mit der Rührung, mit welcher ſich ein Sohn von ſeinem Vater trennt. Es hat ſo ſein ſollen. Die Natur um dich her iſt wohl gut; aber die Kirche da in den Gründen taugt nichts. Erfülle, ſo lange du ſtehſt, alle Fremde, die dich beſteigen, mit vernünftiger Anbetung Gottes; ſei aber auch den armen Marienanbetern hold und verkürze iedesmahl an dem Tage, wenn ſie ſchaarenweiſe hieher kommen, deine Nebel!

Richard entfernte ſich von Roſſi, Roſſi von Richard. Keiner gab darauf Achtung, was der Andere thäte. Ein Dritter aber würde ſie beide knieen geſehen haben. Beide kamen wieder zuſammen, ohne daß einer den andern fragte, was er gethan hätte, und verlieſſen den Berg in heiligem tiefem Schweigen. Chriſtian kam ihnen entgegen und hatte und behielt von Stund an ein ganz anderes Geſicht gegen Roſſi, als ſonſt. Alle Leute im Ort, die er gefragt, hatten ihrem geweſenen Seelſorger das beſte Zeugnis gegeben, viele hatten bitterlich dazu geweint. Chriſtian war zu ehrlich und hatte das Herz zu voll, als daß er es nicht ausſchütten ſollte. Er erzählte noch an ſelbigem Tage ſeinem Herrn alles mit dem Zuſatze, daß es ihm nun in der Seele leid ſei, einem ſo braven Manne Unrecht gethan zu haben. Roſſi, als er dis alles von Richard wiedererfur, billigte Chriſtians Unterſuchungsgeiſt und ganze Handlungsart vollkommen, that aber nicht, als wenn er etwas davon wüßte. Am letzten Abend vertheilte Roſſi ſeine

Betten unter die Armen des Volks. Zu gleicher Zeit kam der gröſſeſte Theil der Einwohner an ſeine Wohnung und nahm von ihm Abſchied. Chriſtian ward dadurch ſo bewegt und beſchämt, daß er beinahe einen Fusfall vor Roſſi gethan hätte. Er ſah ihm ſeit der Zeit, wie ſeinem Herrn, nur nach den Augen und that ihm, wie dieſem, alles zu Liebe und zu Gefallen, was er ihm nur daran abſehen konnte. Und ſo traten die drei Reiſenden nach Grimsthal ihre Reiſe von Novaleſe nach Grimsthal rüſtig an.

Dreizehntes Kapitel.

Schön iſts am Genferſee!

Richard ſowohl, als Chriſtian, waren dißmahl auf dem Berge Cenis von ganz anderem Humeur, als bei der Herreiſe. Chriſtian würde hinauf und hinab geritten ſein, wenn es verlangt worden wäre: ſo einerlei war es ihm nun, ob er reute, oder getragen werde, oder fahre, wenns nur geradeswegs nach Hauſe ging. Richard ſcherzte mit ihm über ſeine hier gehabte Kolik und wies lächelnd nach dem Hoſpital für Pilgrimme hin, wo ſie übernachtet hatten. „Ich könnte, erwiederte Chriſtian, wenn wir weiter hin kommen, leicht Böſes mit Böſem vergelten; aber ich wills nicht thun. — Gottlob, daß es zu Hauſe geht, und das alte Unglück will ich gern vergeſſen, wenn nur kein neues dazu kommt.“ Wird ja nicht, du alter Prophet, verſetzte Richard und machte auf der Oberfläche des Berges einige Halt, um ſich an dem Anblick der vielen hier weidenden Heerden, an dem Gebrauſe der Waſſerfälle und an dem Entſtehen der Wolken auf den höhern Bergen umher zu ergötzen. ’s ’ſt kalt, ’s ’ſt kalt, rief Chriſtian, und man ſetzte den Weg nach Laneburg fort. Zu Chambery nahm Expater Roſſi noch von einigen Freunden Abſchied und ſo kamen ſie nach einigen Tagen zu Genf an.

Richards dismahliger Reiſeplan war, in möglichſter Geſchwindigkeit nach Hauſe zu kommen; worin ihn auch Chriſtian kräftigſt beſtärkte. Roſſi war vom Genferſee an derſelben Meinung; beſtand aber auf einen vierzehntägigen Aufenthalt an dieſem und verſprach, daß während deſſelben keinen von beiden das Heimweh anwandeln ſolle; worauf Richard einwilligte und Chriſtian einwilligen muſte.

Roſſi's Weiſſagung traf ein, und Richard zählt heute noch dieſe vierzehn Tage unter die unſchätzbarſten ſeines Lebens. Einige davon wurden zu Genf ſelbſt zugebracht. Die herrliche Lage dieſer Stadt am Abhange eines Hügels, ihre prächtigen Paläſte und ſchönen Straßen am See, die Ausſicht auf den See ſelbſt, der eine Menge von Schiffen unaufhörlich zeigte und deſſen Ufer mit Städten, Dörfern, Landhäuſern und Gärten beſetzt ſind, der Beſuch der Zeichnungsſchule, der Künſtler und Manufakturiſten und der lebendige Handel aller Art daſelbſt würden Richard ebenſoviel Monate lang auf das angenehmſte beſchäftiget haben, als er Tage daſelbſt, ohne zu wiſſen, wo ſie blieben, verlebte. Hernach ging es auf den See und bald ward hier, bald da an Land geſtiegen. Die Fahrt auf dem See ſelbſt war romantiſch. Man hatte den ſchönſten und blühendſten Theil der Schweitz um ſich her, ſah allenthalben groſſe und kleine Hauſen von menſchlichen Wohnungen, erhub ſeine Blicke von Wieſen zu Gärten, von Gärten zu Weinbergen, und muſte ſie endlich an hohen Gebirgen ruhen laſſen, die den Proſpekt beſchloſſen. Keine Fahrt ging vorüber, ohne daß Richard den braven Roſſi für die Freuden, welche ihm dieſer bereitet hatte, an ſein Herz drückte. Die Wanderungen in dem Lande ſelbſt, das dieſen See umſchlieſſt, erregten ſeine Verwunderung noch mehr. Er glaubte ſchier, wieder in den wärmſten Gegenden Italiens zu ſein; denn er fand nicht nur Lorbeerbäume, Kaſtanien⸗ Feigen⸗ und Mandelbäume, ſondern auch Citronen und Granatäpfel unter freiem Himmel wachſend. Die Menſchen gefielen ihm, wie die Früchte; das Klima entzückte ihn. Bei Vevay breitete er ſeine Arme über das Waatland hin und rief aus — „O Pais de Vaud, Pais de Vaud, du himmliſches Land, Tavernier hat Recht gehabt; wie ſchwer hälts, dich wieder zu verlaſſen! Selig iſt der Mann, der am Genferſee ſein Landgut hat! O läge doch Grimsthal hier, oder ſtände die Lindenallee nur mit ihren heiligen Gräbern gleich hier, oder hätte ich auch nur die einzige mir heiligſte unter allen Linden mit Thereſens und Niklaſſens und mit Alphonſa's Gebeinen hier — nie, nie ſetzte ich meinen Fus wieder weiter! Hier lebte ich erſt ſtill frohlockend das Leben des goldenen Zeitalters und legte dann nach tauſend und aber tauſend Schläfen beim Ankommen des letzten unendlichzufriden mein Haupt zur ewigen Ruhe.“

Roſſi. Nun, das hab' ich nur hören wollen. So gehts Ihnen doch ſo, wie es mir ging, da ich zum erſtenmahle hier war, und wie es allen Reiſenden ging, die hierher kamen und die ich geſprochen habe. Ich dachte mir es gleich von einem Freunde der Natur, wie Sie ſind; vorzüglich, weil Sie auf Ihrer Herreiſe für Genf und für ſeinen See weder Zeit, noch Ruhe, noch Sinn hatten.

Chriſtian. Ja, das weis Gott. Da ſind wir vorbei- und durchkariolt, als wenn Genf ein Rattenneſt und der See eine Miſtpfütze wäre.

Roſſi. Schadet nichts! So iſt das Beſte bis zuletzt aufgehoben worden.

Richard. Ich fühle mich nun über alle Maſſe heiter und froh und will auch nun nimmermehr wieder traurig werden. Es iſt die gröſſeſte Wohlthat Gottes für mich geweſen, daß ich einen Vater hatte, der mich ganz für den Genus der ſchönen Natur erzog. Dieſem Glück habe ich nun meinen Kopf, meine Ruhe und vieleicht gar mein Leben zu danken. Gewis, gewis wäre ich nicht mehr ohne dis, oder führte Hundsexiſtenz an Ketten. Nun aber auch — geliebt haben und nie wieder lieben! (geht vor ſich hin etwas abwärts)

Christian. (zu Roſſi) Wenn Sie ihm nur das noch ausreden könnten! Das iſt das einzige, was mir noch graue Haare macht.

Roſſi. (der ſeinen Kopf anſieht) Ich dächte, grauer könnten ſie nicht werden.

Christian. (der auf beiden Seiten ſich die Haare hinter die Ohren ſtreicht) Ja leider, leider ſind ſie vor der Zeit grau geworden. Aber — ſo viel Noth, wie unſer einer auch in der Welt gehabt hat! Es iſt ein kreutzbraver Herr und ſein Vater war es auch; aber daß ſie ſich beide gar nicht darüber zufrieden geben konnten, wenn ihnen die junge Frau oder die Braut ſtarb, und daß ſie nicht dachten, die ganze Welt ſei noch voll Weiber, das war ihr Hauptverderb. Wenn Sie ihn unterwegs nur noch zu recht hübſchen Mädchen führen könnten, daß er ſich eins davon mitnähme! Wahrhaftig, meine grauen Haare würden für Freude wieder braun, wenn wir ſo den vierten Mann auf der Reiſe bekämen.

Richard. (der wieder herzu kommt) Ja, geliebt haben und nie wieder lieben — verſteht ſich, d. h. Alphonſa ewig fortlieben.

Christian. (ſich den Bart reibend) Das geht ja ſo gar nicht. Wie könnten wir denn ohne eine junge Frau zu Grimsthal beſtehen?

Richard. So heirathe du doch!

Chriſtian. Ja, ich wollte lieber in den Tod gehen, als zur Traue.

Roſſi. Nun, ſo bleiben wir ein Junggeſellenkleeblatt.

Richard. Und ich denke, meinen Schwiegervater wollen wir auch vorfinden, wenigſtens habe ich ihn darum gebeten.

Roſſi. „Es gibt auch vierblättrige Kleeblätter. (die Sonne ging eben unter)

Richard. Ah, ſchön iſts am Genferſee! Wir geben noch einige Tage zu und dann ſo unaufhaltſam raſch fort nach Grimsthal, wie von Grimsthal einſt in die Bergſtraſſe!

Vierzehntes Kapitel.

Richard iſt fort.

Roſſi bekam den Auftrag, die weitere Reiſeroute zu reguliren, unter der Bedingung, daß ſie die geradeſte und kurzeſte wäre. Man reiſete Tag und Nacht, hielt ſich nirgends auf, begrüſſte die Alpen blos, verlohr ſie aus dem Geſichte, ſegnete deutſchen Grund und Boden wieder, kam endlich an die Reichsſtadt ... und kehrte in einer Auberge auſſerhalb derſelben ein.

Richard. (als ſchon wieder vorgeſpannt wird) Halt, bald hätt' ich etwas vergeſſen. Hier hab' ich einen nöthigen Gang zu thun. (läuft ſchnell fort)

Chriſtian. (zu Roſſi) Das baare Geld wird all ſein. Er wird Papier umſetzen.

Es vergingen einige Stunden; Richard kam nicht wieder. Es ward Abend; er war noch nicht wieder da. Roſſi ging aus, ihn zu ſuchen; Chriſtian ging aus. Beide kamen unverrichteter Sachen aus der Stadt zurück und zerbrachen ſich den Kopf darüber, wo er bleiben möchte. Der eine rieth hierauf, der andere darauf; Chriſtian rieth immer auf das fürchterlichſte. „Ich habe es wohl geahndet, ſprach er, daß neues Unglück wieder dazwiſchen kommen werde“ und ſo hatte der arme Schelm die ſchrecklichſte Nacht ſeines Lebens;

Funfzehntes Kapitel.

Er iſt nicht fort, ſondern in ſehr guten Händen.

Richard aber hatte nach der bei Torre del Philoſopho die ſeligſte.

Indem nehmlich ſchon wieder vorgeſpannt ward, fiel ihm ein, daß er vor der Stadt ſei, wo der Kaufmann Ebert wohne, und ſo wollte er wenigſtens den Mann kennen lernen, der zu Darmſtadt eine ſo herrliche Tochter hätte. Er grif den erſten beſten Knaben auf, der ihm begegnete, und lies ſich von ihm das Ebertſche Haus nachweiſſen. Den Laden fand er verſchloſſen. Das Haus ſelbſt aber offen. Gleich in der nächſten Stube ward auf der

Laute geſpielt. Er klopfte an; die Laute verſtummte. Die Thüre ward ihm geöfnet; aber nicht von Sophiens Vater, ſondern von — Sophien ſelbſt.

Wie im Hui breiteten beide die Arme nach einander aus. Sophie lies die ihrigen zuerſt wieder ſinken, bekam das Anſehen eines Menſchen, der aus einer Ideenverwirrung von einigen Momenten zurückkommt, führte ihn herein und zum Sofa. Da ſaſſen ſie ſprachlos, ſahen einander in die Augen, drückten einander die Hände, wurden bald kalt, bald warm.

Sophie. (als das lange ſo gewähret hatte) Lieber bekannter Unbekannter!

Richard. Liebe Alphonſaähnliche Sophie!

Die vorige Pantomime ging wieder an, währete aber nicht ſo lange.

Sophie. Ja, ja, das Schickſal, das Schickſal! (klopft ihm unwillkürlich die Hand)

Richard. (ſehr ruhig ſie anſehend) Weis doch alles wohl zu machen.

Sophie. (ihm ſchnell ihre Hand wegziehend) Sie ſind ja ſehr getröſtet, wie ich ſehe. Woher kommen Sie jezt?

Richard. Meinen Sie meinen nächſten Aufenthalt, ſo komme ich aus dem Pais de Vaud; meinen Sie den weitſten — vom Aetna.

Sophie. Vom Aetna? — Hm! Das iſt auch weither. Und da alſo haben Sie ſie vergeſſen gelernt...

Richard. (mit männlicher Gefaßtheit) Vergeſſen? Bei Gott nicht! Verſprochen aber habe ich ihr da, nicht mehr in mein Schickſal zu toben, ſondern mich in ſeine Unabänderlichkeit zu fügen; verſprochen habe ich ihr, keine Klage, keinen Seufzer über unſere Trennung mir mehr zu geſtatten, ſondern nach Hauſe zu gehen und da in der Nähe ihres Grabes Gutes zu thun und nicht müde zu werden. Komme ich ihr nun ie wieder ſo nahe, wie ich ihr da oben war, dann iſts gut, dann iſts gut. Bis dahin aber will ich ruhig die Abgeſchiedenheit von ihr ertragen, lieben aber, lieben ewig nur ſie.

Sophie. (ihm mit voller Herzlichkeit wieder die Hand reichend) So iſts brav; ſo mus man handeln, ſobald man darf, und ſobald man wieder darf. was hieſſe ſonſt lieben?

Richard. (ganz in ſeiner Sphäre) Iſts nicht wahr? Was kann der Geliebte dafür, daß er uns verlies, wenn er uns verlaſſen muſte? Wie könnten wir uns zur Untreue gegen ihn dadurch berechtigt glauben? Gewis liebt er uns fort. Und — Liebe iſt nur Alleinempfindung, Empfindung für einen einzigen Gegenſtand, nicht für zwei, weder neben einander, noch nach einander. Träte auch nur der leztere Fall ein, ſo ſage man wenigſtens nicht, daß die Rede von Liebe geweſen ſei; es wäre wider den reinern Sprachgebrauch der Seelen geſprochen.

Sophie. O edler junger Mann, wie ſprechen Sie aus meinem Innerſten! Aber wo haben Sie dieſe Sprache gelernt? Wer iſt Ihr Sprachmeiſter geweſen?

Richard. (nachdem er die rechte Hand erſt an ſeinen Kopf und dann auf ſein Herz gelegt) Sprachmeiſter habe ich wohl gehabt im franzöſiſchen, engliſchen, italiäniſchen u. ſ. w., die Sprache der Liebe habe ich mir, wie die Sprache der Moral und des Glaubens, ſelbſt gelehrt.

Sophie. Das mus ſein; denn die gewöhnliche Weltſprache über die Liebe klingt ganz anders. Da ſoll man aufhören können zu lieben, den man liebt, und gleich einen andern lieben können, den zu lieben es räthlicher wäre

Richard. Das iſt auf gut deutſch kaufmänniſch lieben.

Sophie. (ſeufzend) Ach leider iſt es dies. Nun wohl mir, daß ich doch einmahl wieder einen Menſchen ſpreche, der mich verſteht. Hier im Orte verſteht mich gar keiner. Wie ſchön, o wie ſchön, daß Sie bei mir vorſprachen!

Richard. Ich, ich kann mich nun bei meinem Gedächtnis nicht genug bedanken, daß es mir einfiel, daß Sie dieſe Stadt als Ihre Geburtsſtadt genannt. Daß ich Sie hier finden würde, konnte ich gar nicht vermuthen. Auf Ihren Vater nur war es abgeſehen; ich wollte ihm ſagen, daß ich ſeine Tochter kennte und —

Sophie. (mit niedergeſchlagenen Augen) Mein Vater — iſt todt.

Richard. (theilnehmend) Oh! —— (nach einer langen Pauſe von beiden Seiten) Aber Sie verheuratheten ſich ja nach Darmſtadt? Wie finde ich Sie hier?

Sophie. Ich ſollte es thun, aber — (wendet ſich auf die Seite, um ihre Thränen zu verbergen)

Richard. (hingeriſſen) O ich bitte Sie, ſagen Sie mir mehr, wenn Sie können. Ich ſprach Sie ja eben damals auf der Reiſe ſchon nach D.?

Sophie. Ja; aber kaum waren Sie weg, ſo kam ein reitender Bote mit der Nachricht nach, daß mein Vater plötzlich geſtorben ſei. Da reiſete ich, ſtatt nach D., hieher zurück. So ward ich allerdings vor der unglücklichſten Ehe, die mir bevorſtand, erlöſet, aber — für ein theures Löſegeld. Es iſt wahr, nur der Tod meines Vaters konnte mich retten; er geſchah. Noch aber ſchaudere ich doch immer vor dem Wege, welchen mein Schickſal zu meiner Rettung einſchlug. Auch ward ich zwar dadurch vor dem Unglücklichwerden geſichert, kann doch aber nie nun *glücklich* werden.

Richard. (höchſtgeſpannt) Warum nicht? Nicht unglücklich und doch nicht glücklich? Enträthſeln Sie mir das!

Sophie. Mein Vater war ein Kaufmann, d. h. *ganz* Kaufmann. Er kalkulirte ſehr genau und kalkulirte in Herzensangelegenheiten auf dieſelbe Art, wie in Handelsangelegenheiten. Ein Paar Liebende betrachtete er als ein Paar Aſſocie's, die eine neue Handlung etablirten, welche einen ſehr groſſen Fond erforderte, zu dem jeder die Hälfte auf den Thaler mitbringen muſte. Sobald bis wäre, hielt er ihre Ehe für ausgemachtglücklich und für unerſchütterlichglücklich. Liebe macht nicht Wohlſtand, pflegte er zu ſagen, ſondern Wohlſtand macht Liebe.

Richard. Ein trauriges Princip — von einer ganzen Welt von Ehen, die nach ihm geſchloſſen wurden, ſchon widerlegt!

Sophie. Genug, mein Vater dachte ſo, und jede andere Art von Liebe, die nicht durch Wohlſtand erzeugt würde, nannte er fantaſtiſch und närriſch, welche kein Vater begünſtigen müſſe. Wer alſo jemals bei ihm um meine Hand anhalten wollte, muſte, weil ich ſein einziges Kind war, beweiſen können, daß er ſo viel Vermögen habe, wie er. Dazu kam noch, daß er eine allgemeine Verachtung gegen die übrigen Stände hegte und nur den Kaufmann ſchätzte. Gelehrte beſonders ſah er nicht über die Schultern an, und ehe er ſeine Tochter einem ſolchen gäbe, ſagte er, wolle er ſie lieber einem Handwerker geben. Ich ward alſo von jeher für einen Kaufmann beſtimmt, obgleich mein Herz zu allen Zeiten und beſonders in den letztern ganz anders dachte. Da bewarb ſich der Kaufmann L. im Darmſtädtiſchen um mich, mit dem er groſſen Verkehr hatte, und mein Vater ſagte mich ihm zu.

Richard. (hitzig) Sagte Sie ihm zu? Was?

Sophie. Ja — ſagte mich ihm zu.

Richard. (noch heftiger) Und — ohne Sie erſt zu fragen?

Sophie. Ja, ohne mich erſt zu fragen.

Richard. Das iſt ja über alle Maſſe hart. War denn Ihr Herz ſein Herz, daß er es weggeben konnte, wie er wollte? Wenn er auch die Bedingungen des Standes und des Vermögens machen zu dürfen glaubte, ſo mußte er Ihnen doch die Wahl der Perſon unter dieſen Bedingungen nicht nehmen.

Sophie. Er behauptete, daß ihm auch dieſes Recht als Vater zukomme und daß er ſich deſſelben auch nicht begeben dürfe, weil es ihm Pflicht ſei, mein zeitliches Glück zu vollenden; als worauf er ſich beſſer verſtehen müſſe, als ich.

Richard. Was ſind das für Ideen durch einander!

Sophie. Ich leugne nicht, daß der Kaufmann L. übrigens ein wohlgebildeter und rechtſchafjener Mann war; aber mein Herz war nicht mehr mein. Ohnmächtig ſank ich alſo meinem Vater in die Arme, als er mir ankündigte, daß er mich verſagt habe. Ich fiel ihm zu Füſſen, als ich wieder zu mir kam, und entdeckte ihm, daß mein Herz ſchon vergeben ſei. An wen? fragte er. Ich geſtands. Das war aber ein junger Gelehrter und bei weitem kein ſo reicher Mann, wie er. Da ich gewuſt, daß er zu einem ſolchen nie ſeine Einwilligung zu geben gedrohet, hätte ich freilich nie darauf eingehen ſollen. Aber was kann das Herz gegen tiefe ſchuldloſe Eindrücke ausrichten, welche ein würdiger Gegenſtand auf uns macht! Und ſollte die Natur nicht jedem Herzen das Recht gegeben haben, ſich ihnen zu überlaſſen?

Richard. Ach gewis, gewis! Oder wir müſten ſolchen Gegenſtänden nicht begegnen; oder unſer Herz müſte nicht ſo organiſirt ſein, daß ſie ſo unwiderſtehliche Eindrücke auf uns machten.

Sophie. Auch hatt' ich, wenns zur Sprache darüber käme, meiner Bittkraft immer noch Stärke genug zugetrauet, meinen Vater zu bewegen. Aber — ich fand mich getäuſcht. Mein Vater beſtand darauf, daß ich den Kaufmann L. nehmen müſte.

Richard. Hatten Sie keine Mutter, die ſich für Sie ins Mittel ſchlagen konnte?

Sophie. Mein Mutter war ſchon längſt todt.

Richard. Auch keinen Freund?

Sophie. Ach, alle unſere Freunde dachten, wie mein Vater. Ich war in ihren Augen eine Schwärmerin, eine Thörin, welcher die Empfindelei ausgetrieben und der Wille *gemacht* werden müſſe.

Richard. (auffahrend) Verdammte Kontradiktorie — *gemachter Wille!* Das wird ſo hingeſagt und wunder gedacht, wenn man nur ein Adiektif an ein Subſtantif geſetzt, ohne ſich darum zu bekümmern, ob der Begrif des einen nicht den Begrif des andern geradezu aufhebe. Wenn die Rede von *Kontribution* iſt, die durch Exekution eingehoben wird, ſo mags noch hingehen; aber wenn *von Liebe* die Rede iſt, ſo iſts zum Empören, von gemachtem oder zu machenden Willen zu hören. *Befehlen zu lieben* — kann man unſinniger befehlen?

Sophie. Ich bekam eine kurze Bedenkzeit, nach deren Verlauf ich meine Bitten auf das flehentlichſte erneuerte. Mein Vater beſtand auf Gehorſam, und ich, an dieſen gewöhnt, muſte unter tauſend Thränen Ja ſagen. „So will ich ihn zwar heirathen, ſprach ich, weil ich mus; lieben aber kann ich ihn nie; denn mein Herz liebt einen Andern, den es ewig nur lieben wird. Das gibt ſich, erwiederte mein Vater, die Liebe wird ſich ſchon finden.

Richard. Heilloſer Grundſatz! Wie ſich wahre gegenſeitige Liebe, die vorher da iſt, hernach nie wieder verliehrt: ſo findet ſie ſich hernach auch nicht, wenn ſie vorher nicht da war.

Sophie. Ich will ia wohl glauben, daß ſie ſich hernach in dem Falle finde, wenn das Herz noch keinen andern vorher wahrhaftig liebte; iſt dis aber, ſo iſts unmöglich. Es müſte ia ſonſt erſt die Vergangenheit ausgelöſcht, das Gedächtnis müſte vertilgt werden.

Richard. Ach ia wohl, ia wohl! — War denn der Kaufmann L. nicht diſkret genug, ſich ſelbſt zu retiriren, als er Sie abgeneigt ſah? Er wird dis doch gemerkt haben?

Sophie. Eigentlich iſt er nur ein einzigesmahl hier geweſen, nehmlich am Verlobungstage. — —

Richard. Und dieſer Tag war dazu angeſetzt, ehe er kam?

Sophie. Ja. Er kannte ja den Vermögensetat meines Vaters ſehr genau. — Inzwiſchen muſte er es auch an dem einzigen Tage doch deutlich genug bemerken, wie ungern ich mich mit ihm verlobte. Es fehlte ihm aber bei aller ſeiner Rechtſchaffenheit auch an feinem Gefühl für die Reſultate ſolcher Bemerkungen. So viel ſah ich, daß ich ihm gefiel, und ſo dachte er vermuthlich auch, wie mein Vater und wie die übrigen Freunde Kaufleute, daß ſichs mit der Zeit von meiner Seite auch geben würde. Beſonders mochte er auf die Eindrücke rechnen, welche die Pracht ſeines Hauſes auf mich machen würde. Es ward daher ſchnell beſchloſſen, daß eine Reiſe von meinem Vater und mir dahin gemacht werden ſollte. Mein Vater bekam am beſtimmten Reiſetage unerwartet äuſerſtwichtige Geſchäfte und ſchickte mich voraus zu einer Tante nach Frankenhauſen, wo ich ihn erwarten ſollte. Unterwegs trafen wir uns und noch hörete ich immer die Worte, mit welchen Sie mich ſo ungeſtüm verlieſſen — halten Sie Ihren Bräutigam feſter, und konnte mich nicht entſchlieſſen, ob ich nicht lieber auf der Stelle zurück nach Hauſe führe und die Sache aufs äuſſerſte kommen lieſſe, als — ich die Nachricht bekam, daß mein Vater todt ſei.

Richard. (der ſie recht dazu anſieht) Sophie, wie war Ihnen da?

Sophie. Fürchterlich. Der Gedanke — dein Vater iſt todt — verſcheuchte alle andere. Er hatte ſich auf das zärtlichſte von mir getrennt, hatte die Freude als unausſprechlich beſchrieben, mit der er mich zu Frankenhauſen wieder einholen wolle, und war überhaupt bis auf das Kaufmannsprincip bei der Liebe immer mein treueſter, für mich beſorgteſter und mit Güte mir zuvorkommendſter Vater geweſen.

Richard. (mit aufgehobenen Händen) 's iſt doch erſtaunend, wie der bloſſe leidige Kaufmannsgeiſt die beſten Menſchen verſchraubt!

Sophie. So fiel mir nun gar nicht einmahl ein, daß ich durch ſeinen Tod Freiheit des Willens wiedererhalten. Ich dachte gar nicht an meine Lage, ſondern nur an ihn, und würde, wenn ich mit dem Kaufmann L. noch nicht verlobt geweſen wäre, falls ich meinen Vater wieder dadurch hätte lebendig machen können, mich noch mit ihm verlöſt und zu Verlobung und Kopulation in einer und derſelben Stunde hergegeben haben.

Richard. (ſeine Arme um ſie breitend) Ach Sie brave, brave Tochter!

Sophie. Ich reiſete Tag und Nacht, warf mich über meinen Vater her und begrub ihn wie die Hälfte von meinem Herzen. Hernach freilich ſtaunte ich die Wege des Schickſals an und glaubte auf ſelbigen fortgehen zu müſſen. Ich bat den Kaufmann L., mir zu entſagen, weil ich nie ein Herz, ſondern nur eine Hand für ihn gehabt und ihn nur heirathen, aber nicht nicht lieben könnte.

Richard. Wie machte er ſich da? Kaufmänniſch?

Sophie. Nein, recht brav. Er entſagte allen ſeinen Gerechtſamen auf mich und heirathete hernach die Tochter eines Banquier, die ihn für mich völlig entſchädigte. Er hat mich nach der Zeit in Geſchäften beſucht und gethan, als wenn unter uns nie etwas vorgefallen wäre.

Richard. Nun, ſo ſage ich! Das heiſſe ich lieben und geliebt haben. Inzwiſchen kommen die Leute bei ſolchen Begriffen von Liebe beſſer weg, als wir bei den unſrigen.

Sophie. Wir wollen aber doch bei den unſrigen bleiben.

Richard. (den Kopf auf ihre Schultern legend) Das wollen wir auch; ja, das wollen wir, meine liebe Sophie.

Sophie. Nun hören meine hieſigen Freunde nicht auf, mir Gewiſſensunruhe zu machen.

Richard. Wie ſo?

Sophie. Sie ſagen, ich hätte Unrecht daran gethan, daß ich das Wort nicht gehalten, welches ich meinem Vater gegeben.

Richard. Haben Sie es ihm den freiwillig gegeben?

Sophie. Das allerdings nicht. Ich habe ihm auch nur verſprochen, den L. zu heirathen, aber nicht zu lieben, und dieſer ſtand deshalb von mir ab, weil ich ihn doch nur heirathen, aber nie lieben konnte.

Richard. Nun, und alſo —

Sophie. Ja aber — ich würde in jenem Leben meinem Vater nicht getroſt unter die Augen treten können, ſetzt man hinzu, und ich mus geſtehen, dis ſchlägt ſeit einiger Zeit meinen Geiſt unausſprechlich darnider.

Richard. (für den die Sache nun das höchſte Intereſſe empfängt) Sophie, fromme Sophie, Ihr Vater war ein braver Vater, ſagen Sie —

Sophie. (wehmüthig) Ja, das war er gewis; er dachte nur über die Liebe kaufmänniſch.

Richard. Nun, droben wird er nicht mehr kaufmänniſch darüber denken. Er wird einſehen, daß er gefehlt habe, daß er über Ihr Herz nicht, wie über ſein Geld, diſponiren konnte, daß er auf dem Punkt war, Sie unglücklich zu machen, und daß er Ihnen Dank dafür ſchuldig ſei, daß Sie ſich nicht durch ihn unglücklich machen lieſſen. Froh wird er ſogar darüber ſein, daß er ſterben muſte, um dis zu verhindern.

Sophie. (frei athmend) Meinen Sie?

Richard. Ja, ja; jenſeits, wo die Schätze nicht mehr gelten, die die Motten freſſen, der Roſt zernagt und die Diebe ſtehlen, hört auch der kaufmänniſche Geiſt auf, und jeder wird über ſich ſelbſt lächeln, der ihn diſſeits erhob. Aeuſſerſtglücklich wird ſich Ihr Vater ſchätzen, daß das höchſte und unüberſehbarſte Unglück durch ihn nicht angerichtet ward, das er anzurichten in voller Arbeit war. Danken Sie dem Schickſal, daß Sie nicht unglücklich wurden! Lieben Sie den nun mit voller Seelenruhe fort, den Sie vorher liebten und den Sie ewig nur lieben können, und er erſetze Ihnen die ausgeſtandnen Leiden Ihres Herzens.

Sophie. (tiefaufſeufzend) Ach, das iſts ja eben, was ich ſagte, daß ich nun zwar nie unglücklich, aber auch nie glücklich würde.

Richard. (wißbegierigſt) Warum nicht? Starb ihr Freund? Ward er Ihnen ungetreu?

Sophie. Ungetreu konnte er mir nicht mehr werden; denn ich ſtand in ſeinen Augen als eine Ungetreue gegen ihn da. Ich muſte einen Brief an ihn ſchreiben und unterſchreiben, den mir mein Vater diktirte.

Richard. Schrecklich, ach ſchrecklich! Und was ſchrieben Sie?

Sophie. Daß unſere Verbindung ohne väterlichen Konſens geſchehen und alſo null und nichtig ſei; daß ich als ein junges Mädchen dis nicht verſtanden; daß ich aus Gehorſam gegen meinen Vater einem Andern mein Herz geſchenkt; daß ich ihn nie wieder ſehen möchte u. ſ. w.

Richard. Entſetzlich, entſetzlich! Und das konnten Sie ſchreiben?

Sophie. (leichenblaß) Ich muſte. Statt mein Herz ſchrieb ich meine Hand; aber mein Vater ſtrich dis aus und ſchrieb darüber — mein Herz.

Richard. Der Arme! Und was ward aus ihm?

Sophie. Den Tag nachher, als meine Verlobung geſchehen und bekannt war, verſchwand er und ward nie wieder geſehen.

Richard. Woher war er?

Sophie. Hier aus dem Ort.

Richard. Was war er?

Sophie. Ein Rechtsgelehrter.

Richard. Wie hies er?

Sophie. Selig.

Richard. Das wäre er erſt geworden durch Sie. Und es war wohl ein äuſerſtguter junger Mann?

Sophie. (die Hand unter Richards Kinn legend und ihm ſo feſt ins Geſicht blickend) Ach — — nichts weiter! — — (nach einer langen Weile) Erzählen Sie mir vom Berg Aetna.

Richard fing an zu erzählen. Ein Bedienter brachte ſchon Licht. Richard erzählte fort. Es ward Mitternacht. Richard erzählte noch weiter. Die Morgenſonne ſchien zum Fenſter herein.

Richard. (nach der Uhr ſehend und aufſpringend) Ums Himmelswillen! Die Pferde ſtehen angeſpannt und die Sonne geht bald unter. Bin ich doch vier ganze Stunden hier geweſen.

Sophie. (lächelnd) Nein, ſagen Sie lieber, ſie iſt ſchon wieder aufgegangen. Ich freue mich, daß Sie bei mir, nicht auf Tag und Nacht gemerkt haben. Aber wir haben gelebt wie die Engel. Nehmen Sie nun eine Taſſe Chokolade bei mir an.

Richard. Ich will nur erſt hingehen und ſagen, daß die Pferde ausgeſpannt werden.

Sophie. Sie lieber Schwärmer! Dieſe werden längſt ausgeſpannt ſein.

Richard. Iſt auch wohl wahr. Aber mein armer Chriſtian! — — Iſt es möglich, nein, iſt es möglich? Sophie, ich bin nicht auf Erden; Sie haben mich in den Himmel verſetzt. Hören Sie wohl, Alphonſaähnliche Sophie, Alphonſaähnliche Sophie!

Sophie. (ihm eine Taſſe Chokolade reichend) Ja doch, ja. Nehmen Sie an! Aber nun eine Bitte -- die Sie mir nicht abſchlagen dürfen.

Richard. Und welche?

Sophie. Daß Sie nicht gleich fortreiſen, ſondern einige Tage hier bleiben. Sie ſähen ja gewis Ihre Alphonſa gern, nicht wahr?

Richard. (die Taſſe ſchnell wegſetzend) Ach — ach —

Sophie. Nun, wenn es wahr iſt, daß ich ihr ähnlich ſehe, ſo blicken Sie eine Zeitlang in mein Geſicht.

Richard. (ihr die Hand wieder reichend) Wa — es ſei! Aber unter der Bedingung, daß Sie mir auch hernach eine Bitte erfüllen.

Sophie. Und dieſe wäre — —?

Richard. Daß Sie alsdann eine Reiſe mit mir auf mein Gut machen.

Sophie. (zurücktretend) Ah, was würde die Welt ſagen!

Richard. Was geht uns die Welt an? Sind wir nicht beide freie Leute?

Sophie. Nein, das ſind wir nicht.

Richard. Freilich nicht, wie Sie's meinen, aber in Anſehung der Welt doch. Was gehts denn dieſer an, wer zuſammen reiſet? Man wird ſagen, wir wären Braut und Bräutigam. Das mag man. Was ist daran gelegen? Unſere Moral kehrt ſich daran nicht. Ich liebe ewig nur Alphonſa, und Sie ewig nur Selig — nicht wahr?

Sophie. Ja, Freund, ewig keinen andern, als ihn! — — Ich thäts, thäte alles; aber — wie geſagt, die Welt!!!

Richard. Welt hin, Welt her! Sie thuns und thun alles, d. h. Sie bleiben hernach ganz bei mir und wir leben dann das ſonderbarzufriedenſte Leben, das ie ein Paar Sterbliche geführt haben.

Sophie. (die Achſeln zuckend) Das geht wohl auf alle Fälle nicht an.

Richard. Warum nicht? Nennen Sie mir nur die Fälle — einen Fall nach dem andern. Sie werden ſehen — ich räume Sie nach der Reihe weg.

Sophie. Erſtlich — ich habe hier ja mein ganzes Vermögen, bin hier ſtark anſäſſig — —

Richard. Dafür iſt der Kurator da, durch den Sie die Kapitalien nach und nach einziehen, die Grundſtücke verſilbern u. ſ. w. Ich verſichere Sie, es wird Ihnen auf meinem Gute noch beſſer gefallen, als hier.

Sophie. Das glaub' ich gern; ja ich glaube, daß es ſich mit Ihnen in jedem Winkel der Welt unausſprechlichglücklich leben laſſe. (Richard küßt ihr die Hand dafür) Aber — fürs zweite, meine Freunde würden mir alle mögliche Hinderniſſe in den Weg zu legen ſuchen. Ihren Gedanken nach ſoll noch immer einmahl eine nähere Verbindung zwiſchen mir und einer ihrer Familien herausſpringen; und wenn auch ewig hieraus nichts wird, ſo hören Sie doch nicht auf, es zu hoffen.

Richard. Von dieſer Seite ſind Sie völlig frei. Sie ſind majorenn und alle Ihre Freunde haben Ihnen nichts zu befehlen.

Sophie. Das wohl; allein Sie ſollten die Kabalen einmahl ſehen, welche geſchmiedet werden würden. Viele davon gehören zu den regierenden Herren hier. Sie kennen vielleicht das deſpotiſche Weſen in den kleinern Reichsſtädten noch nicht.

Richard. O ja, ich habe davon geleſen. Am Ende leben wir ja aber doch in Deutſchland, wo es ein höchſtes Gericht gibt, das auch alle Patrizier zur Raiſon zu bringen weis. Wer Recht hat und den Proceſs beſtreiten kann, wie Sie, bekommt vor ſelbigem gewis Recht.

Sophie. Und endlich — alsdann, wenn ich immer bei Ihnen bliebe, legitimirten wir doch in der That gleichſam die Mediſance des groſſen Haufens über uns ſowohl an meinem, als an Ihrem Orte.

Richard. Hier iſt nur die Frage, wie es eigentlich mit uns ſein werde, nicht, wie die Welt glaube, daß es mit uns ſei. Stehen Sie für ſich?

Sophie. Mit Leib und Seele.

Richard. Nun — und ich ſtehe für mich. Und wenn dann unſer Beiſammenleben das reineſte und herzlichſte zugleich iſt: ſo laſſen wir ganz Europa darüber denken und reden, was es will. O welche Seligkeit wollen wir einander bereiten und mit einander genieſſen! Treu bleiben Sie Ihrem Selig, treu bleibe ich meiner Alphonſa; aber nach Alphonſa und nach Selig ſind wir uns dann einer dem andern das Liebſte auf der Welt. Am Tage blicken wir mir einander ins Geſicht; des Nachts ſind wir auf der Sternwarte.

Sophie. Haben Sie eine Sternwarte? Ach das iſt ſchön.

Richard. Ja, ich will eine anlegen. Ich habe mir einen piemonteſiſchen Pater mitgebracht; der ſoll mir aſtronomiſchen Unterricht geben. Er bleibt auch bei mir.

Sophie. Einen Pater haben Sie mitgebracht und nehmen ihn auch mit? Was für Leute wollen Sie denn alles mit nach Hauſe bringen?

Richard. O das iſt ein ganzer Pater, wenn er gleich jetzt Expater iſt. Er, wie Sie ihn ſehen, wirds Ihnen gehen, wie mir, und Sie werden ihn liebgewinnen. Ich habe ihn auf dem Rochemelon kennen gelernt. Zu ſeinem Lobe brauche ich weiter nichts zu ſagen, als daß ihn die heil. Inquiſition zu Turin verfolgt hat. Er iſt ein ſtarker Aſtronom und wir können beide Stunden bei ihm nehmen.

Sophie. Im Ernſt, das thät' ich ſchon.

Richard. Nun, ſo ſind wir einig, — einig auf Lebenszeit; — doch? (reicht Sophien beide Hände)

Sophie. (die ihrigen einlegend) Es ſei — ja!

Richard. O wohl mir, wohl mir! Friede — Friede ſei mit uns! (umarmt Sophien und geht ſchnell fort) Ich bin, ehe Sie ſichs verſehen, wieder bei Ihnen. (Sophiens Kurator trat eben herein, als Richard hinaus ging)

Sechzehntes Kapitel.

Heiſa! nun hätten wir den vierten Mann!

Richard ſuchte Roſſi und Chriſtian; Chriſtian und Roſſi ſuchten ihn. Chriſtian war im Begrif, die daſige Polizei in Bewegung zu ſetzen; weil er nichts geringeres fürchtete, als daß ſein Herr auf irgend eine Art verunglückt ſein müſſe. Endlich, als Richard über den groſſen Markt gieng, ſprang iemand aus einem Seitengäßchen auf ihn zu und ſchriee — „aber Herr Jemine, Herr Jemine, wo ſind Sie denn geweſen? Haben Sie uns doch den hellen klaren Tod eingeſchenkt.

Richard. (ſich umwendend) Ah biſt du's, Chriſtian? Komm her! (umarmt ihn) Ich bitte dir's ab, daß ich dir die Angſt gemacht; ich kann aber nichts dafür und du wirſt ſie gern ausgeſtanden haben.

Chriſtian. Ja, vergnügt ſehen Sie aus, das ſehe ich wohl; aber an die Nacht will ich denken. Sagen Sie nur, wo Sie geweſen ſind? Ein

Spieler ſind Sie nicht, ſonſt dächt' ich, Sie hätten die Nacht durchgeſeſſen und viel gewonnen.

Richard. Das hab' ich auch beides. Ich habe einen unſchätzbaren Gewinn gemacht. Komm nur gleich mit, du ſollſt ihn zählen helfen. Doch — wo iſt Roſſi?

Chriſtian. Er ſucht Sie dort auf der andern Seite.

Richard. So geh nur gleich und hohl' ihn, und dann kommt beide nach, dort in das Eckhaus.

Chriſtian. Wohin? Wohin?

Richard. (noch einmahl hinzeigend) In das Eckhaus da rechter Hand, wo der Laden verſchloſſen iſt.

Chriſtian und Roſſi.

Chriſtian. Ich hab' ihn — ich hab' ihn — geſchwind, geſchwind!

Roſſi. Wo denn?

Chriſtian. Dort am Markt. Sie ſollen kommen. Nur geſchwind!

Roſſi. Wo iſt er denn die ganze Nacht geweſen?

Chriſtian. Er hat geſpielt, ſagt er, und erſchrecklich gewonnen. Wir ſollen den Gewinn zählen helfen; er kann ihn gar nicht allein zählen, ſo viel iſts.

Roſſi. Ach warum nicht gar! Er iſt kein Spieler, ſo viel ich weis. Dahinter ſteckt etwas anderes.

Chriſtian. Ich glaub' es auch.

Roſſi. Wie ſah er denn aus?

Chriſtian. Vergnügt — vergnügt.

Richard und Sophie.

Richard. Endlich habe ich meine Reiſebegleiter wiedergefunden. Sie werden gleich erſcheinen.

Sophie. Was ſagen ſie zum **vierten** Manne?

Richard. Noch wiſſen ſie von nichts.

Sophie. Ich habe in Ihrer Abweſenheit die Sache hin und her überlegt; ich darf meinen wahren Plan hier warlich nicht gleich an den Tag legen.

Richard. Ich begreife doch die Urſache davon gar nicht.

Sophie. Mein Kurator, Bel, müſte derjenige ſein, welchem ich ihn entdeckte, und ſo, wie ihn dieſer weis, geht er hin und ſagt ihn allen von der Familie und iedem, dem er dadurch gefällig zu werden hoft; und ſo —

Richard. Laſſen Sie ihn das! Laſſen Sie es die ganze Stadt erfaren, daß Sie ſich mit mir auf mein Gut begeben! Sind Sie denn nicht von ſich ſelbſt abhängig? Können Sie nicht reiſen, wohin Sie wollen, und ziehen, wohin Sie wollen? O laſſen Sie doch Ihren Kurator gleich rufen; und wenn es der Bel zu Babel wäre, ich will es ihm ſelbſt ſagen.

Sophie. Nein, laſſen Sie *mich* machen! Ich werde blos ſagen, daß ich auf einige Wochen auswärtige Verwandte beſuchen wollte und werde ihm dann von Ihrem Gute aus ſchreiben. Es iſt nur, er hat einen groſſen Theil meiner Dokumente in Händen.

Richard. Das ſchadet nicht. Ich habe dort einen tüchtigen Mann, den Hofrath Stark; der ſoll ſie wohl von ihm heraus bekommen und überhaupt den hieſigen Ariſtokraten, wenns Noth thut, die Köpfe zurechteſetzen. Wenn alle Stricke reiſſen, kann er gar herreiſen und alles reguliren.

Sophie. Und dann wäre mein Gedanke, daß wir in einigen Tagen gleich abreiſeten, ehe hin und her über uns geredet wird. — Ich weis ſo nicht, wie mir mein Kurator ſchon vorkam. Er fragte ſehr umſtändlich nach Ihnen.

Richard. Mag ſein! — Herrlich! herrlich! (die Hausthüre geht auf) Da kommen ſie.

Richard, Sophie, Roſſi und Chriſtian.

Richard. (als er Roſſi und Chriſtian hereingeführt) Nun, ſo helft mir zählen, hier iſts, was ich in der Nacht gewonnen.

Chriſtian. (todtenblaß) Herr Jemine! Herr Jemine!

Richard. Nun was denn, was denn?

Chriſtian. Was ſehe ich? Die ſelige Mamſel iſt von den Todten auferſtanden.

Richard. Siehſt du, daß ich Recht gehabt? Dieſe iſts, die zu Zwingenberg die ganze Bergſtraſſenkur an mir vereitelte.

Chriſtian. Nun ſo ſag ich! So was ähnliches hab' ich in meinem Leben nicht geſehen. — Ach liebe Mamſel oder Madam, Sie machten mir einen rechten Strich durch die Rechnung. Wir wären lange nach Hauſe; aber nun haben wir den Umweg über den Berg Aetna erſt gemacht.

Richard. Und — las dir ſagen, ſie reiſet mit uns nach Grimsthal.

Chriſtian. (mit hochaufgezogenen Augenbraunen) Was? Wahr und wahrhaftig?

Sophie. Ja, guter Alter.

Chriſtian. (ganz auſſer ſich) Heiſa, nun hätten wir den vierten Mann!

Richard. Es iſt der Reiſegefährte meines ganzen Lebens, der mir von Kindesgebeinen an nicht von der Seite wich und der mich von meines Vaters Treppe an bis auf den Gipfel des Aetna begleitet hat. (zu Roſſi) Die edle Sophie wird bei Ihnen auch Aſtronomie hören. (führt ihn an ſie hin) Das iſt der wackere Expater.

Sophie. Werden Sie mich auch gern mitnehmen, würdiger Roſſi?

Roſſi. Ich ſchätze meinen Freund ſehr glücklich.

Richard. (während daß Sophie und Roſſi ſich unterhalten) Nun, was ſagſt du, Chriſtian?

Christian. Ich bin noch ganz, wie aus den Wolken gefallen. Wie doch alles ſo kommen mus! Nun iſts doch tauſendmahl gut, daß Sie zu Zwingenberg zum Fenſter herausſahen, als die Chaiſe vorfuhr! Und ich habe das Fenſter ſo oft verwünſcht. Aber ſagen Sie nur, wie Sie ſie hier gefunden haben. Wie wuſten Sie denn das?

Richard. Sie hatte mir geſagt, daß ihr Vater hier wohne, und den wollte ich eigentlich nur auf einen Augenblick ſprechen. Und an ſeiner Statt — er iſt todt — traf ich ſie.

Christian. Das war auch viel beſſer. Hat ſie denn noch geheirathet?

Richard. Nein, ſie iſt noch ledig.

Christian. (ihm die Backen klopfend) Ach das iſt ja excellent.

Richard. Sie hat aber einen Bräutigam. (in dem Augenblick nannte Sophie gegen Reiſt ihren Bräutigam Selig)

Christian. Ja, aber hören Sie nicht? er iſt todt. Sie ſagte ja ſo eben — mein ſeliger Bräutigam...

Richard. Umgekehrt — mein Bräutigam ſelig — ſprach ſie.

Chriſtian. Das mag wohl hier ſo die Art zu reden ſein. Meine Mutter pflegte auch immer zu ſagen — dein Vater ſeliger.

Richard. (lächelnd) Nein, nein, er heiſſt Selig.

Chriſtian. Wo iſt er denn?

Richard. Das weis Niemand.

Chriſtian. Nun, ſo iſts ſo gut, als wäre er der ſelige Herr Selig. Das wird ſich alles ſchon finden.

Richard. Darauf mache dir nur von Anfang an keine Hoffnung. Sie liebt ewig nur Selig, und ich liebe ewig nur Alphonſa.

Chriſtian. Das wäre ia kurios. Wie wollten Sie denn ein Frauenzimmer mit nach Hauſe bringen können, wenns nicht Ihre Braut werden ſollte?

Richard. Warum das nicht?

Chriſtian. Und wie lange ſoll ſie bei Ihnen bleiben?

Richard. Lebenslang.

Chriſtian. Nun, dann iſts ſchon gut.

Richard. Das thut nichts zur Sache, Alter; ob ſie acht Tage oder auf immer bei mir bleibt. Es bleibt doch ein jeder für ſich, wie jetzt.

Chriſtian. Ich bitte Sie, was würden dann da die Leute ſagen? Die arme Mamſel; ſo ſollte ſie mir wirklich leid thun.

Richard. Die Leute — mögen reden, was ſie wollen. Jeder geht ſeinen eigenen Gang, und wenn er damit keinem andern zu nahe kommt, ſo geht es keinen etwas an.

Chriſtian. Ja, das denken Sie wohl. Die Leute ſind ſchlimm, und was könnte man auch — — — Doch, ich bin ja ein alter Narr, daß ich mich darüber ſo ereifere. Es iſt ja doch nur Ihr Spas und alles ſo gewis, wie Ja und Amen. Sie haben nur immer Ihr Feſt mit Chriſtian. So ein Paar hübſche junge Leute werden fürwahr nicht lebenslang beiſammen ſein wollen, um einander lebenslang nur anzuſehen.

Sophie that jetzt eben eine Frage an Richard; wodurch ſich die abgeſonderten Geſprächparthieen in eine vereinigten. Der Tag zur Abreiſe ward auf übermorgen angeſetzt, und Chriſtian jauchzte von neuem und noch weit herzlicher — Heiſa, nun hätten wir den *vierten* Mann — *übermorgen* gehts fort.

Siebenzehntes Kapitel.

Es ſoll noch eher fortgehen.

Sophiens Kurator lies ſich ſchon wieder melden; worauf die drei Reiſenden bei guter Zeit Plaz machten und ihr Mittagsmahl im groſſen Speiſehauſe der Fremden hielten. Man war hiermit kaum fertig, als ein Gerichtsdiener erſchien und den angeblichen Herrn Ulrich vor die Polizei forderte. Richard muſte auf der Stelle mitgehen und Chriſtian begleitete ihn.

Polizeiaufſeher. (während daß Chriſtian ſich im Hintergrunde hält) Wie heiſſt der Herr? (vor ſich) Sehr ähnlich, das iſt wahr; aber er iſt es nicht. (laut) Nun, wie heiſſt der Herr?

Richard. Ulrich —

Polizeiaufſeher. Es iſt nicht wahr. Der Herr hat ſich privatim Grimm genannt.

Richard. Wo? gegen wen?

Polizeiaufſeher. Das hab' ich nicht nöthig zu ſagen. Genug, ich weis es. Der Herr iſt eine verdächtige Perſon, und als eine ſolche —

Richard. (der ſchon heftig wird) Das bin ich nicht. Hier iſt ein Pas, und ſolcher habe ich zehen aufzuweiſen.

Polizeiaufſeher. (als er geleſen) Wider den Pas habe ich nichts einzuwenden. Genug aber, der Herr hat ſich einen falſchen Nahmen gegeben, iſt auch kein Kaufmann, und ſo — —

Richard. (noch heftiger) Das geht keinen Menſchen etwas an. Auf der Reiſe kann ich mich nennen, wie ich will, und ausgeben, wofür ich will. Ich habe meine Urſachen zum Inkognito gehabt.

Polizeiaufſeher. Was für welche?

Richard. (trozig) Dieſe braucht niemand zu wiſſen, als ich.

Polizeiaufſeher. Menagire ſich der Herr! Ich will und mus ſie wiſſen.

Richard. (aus Ingrimm lachend) Oho! Ich bin Deutſchland, die Schweitz und Italien durchreiſet, bin in mehrern groſſen königlichen Reſidenzen lange Zeit geweſen, und kein Menſch hat ſich herausgenommen, mich zu unterſuchen, wer ich eigentlich ſei und wie ich heiſſe. So wäre es reichsſtädtiſcher, oder vielmehr kleinſtädtiſcher Deſpotiſmus vom erſten Range, wenn man hier eine Inquiſition über mich anſtellen wollte.

Hier ward der Polizeiaufſeher äuſerſt aufgebracht und es entſtanden weidliche Debatten zwiſchen ihm und Richard; ſo, daß Chriſtian aus dem Hintergrunde hervoreilte und dieſen einmahl über das andere bat, ſich zu mäſſigen.

Richard. (der nicht zu beſänftigen iſt) Las mich — ich werde doch ſehen, wohinaus das wolle.

Polizeiaufſeher. (mit ſtolzer Mine) Dahinaus, daß der Herr als eine verdächtige Perſon, dergleichen hier nicht gelitten wird, binnen drei Stunden Stadt und Gebiet räume. Zu mehrerer Sicherheit der Vollſtreckung meines Befehls werden dem Herrn ein Paar Gerichtsdiener mitgegeben, die ſeine Perſon nicht eher verlaſſen, bis derſelbe auf der Grenze iſt.

Richard. (In einer Art von Wut) Was? wie ein Spitzbube ſollte ich fort? Das leide ich nicht. Bin ich in einer freien Reichsſtadt, oder bin ich —

Chriſtian. (der zitternd und bebend ſeinem Herrn den Mund zuhält) Herr Jemine, Herr Jemine, ſo kommen Sie doch nur und laſſen Sie es gut ſein.

Polizeiaufſeher. Noch ein Wort, ſo bekommt der Herr Quartier.

Richard warf mit neuen Abderiten um ſich her; Chriſtian nahm ihn beim Arm und zog ihn mit Gewalt weg.

Achtzehntes Kapitel.

Nun gehts fort und auch nicht fort.

Wild, wie ihn Chriſtian noch nie geſehen, verlies Richard die Wonung des Polizeiaufſehers und zog unterwegens gewaltig auf die Anmaſſungen der daſigen Obern los. Chriſtian flehete ihn inbrünſtig, davon ſo lange abzulaſſen, bis ſie erſt aus ihrer Gewalt wären, damit ſie nur lebendig über die Grenze kämen; aber er lies ſich nicht zureden. Er wollte eilends noch einmahl zu Sophien, um mit ihr den Umſtänden gemäſſe Abrede zu nehmen; die Gerichtsdiener aber erklärten ihm, daß ſie die ſtrengſte Ordre hätten, ihn nirgends weiter hingehen zu laſſen, als in das groſſe Speiſehaus, aus welchem ſie ihn, da Wagen und Pferde dazu ſchon beſtellt wären, ſofort über die Grenze bringen müſten.

Hierüber ward Richard wütend. Er verſuchte den Weg nach Sophien mit Gewalt; man verhinderte ihn mit Gegengewalt daran. Er zog den

Hirſchfänger; man entwafnete ihn. Herr Jemine, Herr Jemine, ſchriee Chriſtian einmahl über das andere. Richard ſchimpfte nun aus Leibeskräften auf Gerichtsdiener und Richter und lies zuletzt noch die Worte fallen — „Wahre Donquichoten ſind eure regierenden Herren hier und Eulenſpiegel kanns nicht toller erdenken, als ſie es treiben. Thun da, als wenn des heiligen römiſchen Reichs Wohlfart auf ihnen beruhete; ſprechen von verdächtigen Perſonen; möchte nur wiſſen, was hier auszukundſchaften wäre. Die himmelſchreienden Bedrückungen etwa, welche ſie an den Bürgern ausüben? Man iſt keine Stunde hier, ſo hört man ſchon ſein blaues Wunder davon, und wenn ich, wie die Bürger, wäre, ſo jagte ich die breitplatzigen Tirannen alle vom Rathhauſe und trüge die Schlüſſel zu Rathhaus und Thoren an den nächſten deutſchen Fürſten; ſo hätte die Kleinſtädterei und Plackerei ein Ende.“ Der eine von den Gerichtsdienern entfernte ſich hierauf; der andere begleitete Richard ins Speiſehaus. Chriſtian war mehr todt, als lebendig.

Roſſi verging daſelbſt faſt für Begierde, den Aufſchlus des ſeltſamen Vorgangs zu hören, und ſtaunte nicht wenig, als er ihn erhielt. Seine

Gegenwart des Geiſtes aber verlies ihn nicht, und man konnte es an iedem ſeiner Geſichtszüge ſehen, daß er gleich Plane ſchmiedete. Nach einer italiäniſchen Unterredung mit Richard, die Chriſtian mit anhörte, nahm er in Gegenwart des Gerichtsdieners einen ſo feierlichen Abſchied, als wenn ſie ſich nun auf immer trennten und ieder ſeinen beſondern Weg reiſete. Eine Viertelſtunde darauf, als Roſſi weg war, fuhr ſchon die zu Fortbringung Richards beſtellte Poſtkaleſche vor.

Neunzehntes Kapitel.

Jeder reiſet allein; Richard am höchſten.

Roſſi eilte zu Sophien, um ſie von der vorgefallenen Geſchichte zu unterrichten und ihr den von Richard gebilligten Plan mitzutheilen. Nach dieſem ſollte Roſſi noch heute Richard in ſeinem Wagen nachreiſen und am beſtimmten Orte mit ihm zuſammentreffen; wo ſie dann Sophien erwarten wollten, die unter dem Vorwande, als beſuchte ſie eine auswärtige Verwandtin, ſobald als möglich, nachkommen ſollte. Sophie nahm auf der Stelle ihren Kurator über alles, was vorgefallen war, in Verdacht, bedauerte die Verlegenheit, in welche ihr braver Freund ihrentwegen gekommen ſei, ſchilderte den Deſpotismus der Obern ihrer Vaterſtadt, von dem man alles befürchten könne, mit grellen Farben und verſprach, morgen ſchon in aller Frühe bei der übrigen Reiſegeſellſchaft einzutreffen.

Ihr Kurator kam eben, als Roſſi ſich von ihr beurlaubte; worauf ſie dieſen durch ein Nebenzimmer herausließ. Sie that gegen jenen, der ſeinerſeits auch von nichts anfing, als wüſte ſie von allem, was vorgefallen war, nichts, ſondern benachrichtigte ihn blos von ihrem Vorhaben, morgen ihre Kouſine zu M. auf einige Zeit zu beſuchen, welches er äuſerſt guthies. Nur that er ihr den Vorſchlag, das ſtarke Kapital, welches ſie liegen habe, nebſt ſämtlichen Dokumenten ihm unterdeſſen anzuvertrauen. Sophie aber erwiederte ihm mit einiger Bitterkeit, daß dis alles zu M. bei ihr ebenſo ſicher ſei, als hier. Bel ward ſchnell weggerufen.

Roſſi kam in der Nacht in Richards Reiſewagen am verabredeten Orte an und erſtaunte, als er Richard nicht vorfand. Ganz unerklärbar aber war es ihm, als auch am Morgen drauf Sophie nicht nachkam. Er beſchlos, den Abend abzuwarten, empfing aber noch vor Eintritt deſſelben die Auflöſung beider Räthſel.

Ein reutender Bote von Sophien war der erſte, welcher ankam. Der Brief, den er brachte, war an Richard. Roſſi erbrach ihn. Sophie meldete, daß eine Stunde vorher, ehe ſie abreiſen wollen, ihr Kurator ſich ihr zum Begleiter aufgedrungen, daß ſie ſeine unerträgliche Galanterie ſchechterdings nicht verhindern können und alſo ſich in der That letzt bei ihrer Kouſine zu M. befinde. Sie erſuchte Richard, an ſeinem gegenwärtigen Aufenthalte zu verweilen und verſprach, auf das baldigſte nachzukommen; Antwort verbat ſie. Auf den reutenden Boten folgte der Laufer Chriſtian. So, wie er zu Roſſi in die Stube kam, fiel er auf einen Stuhl hin und konnte nichts herausbringen, als — ach, ach, ach! Roſſi erſchrak und erinnerte ſich zugleich an Sophiens Erzählungen von dem Deſpotismus der reichsſtädtiſchen Ariſtokraten; doch ſprach er dem alten Diener Muth ein und bat ihn, nur zu erzählen, er möchte zu erzählen haben, was er wolle.

Chriſtian. (unter fürchterlichen Geberden) Ach wir haben ihn verlohren — verlohren!

Roſſi. (zuſammenfahrend) Wie denn? Iſt er todt?

Chriſtian. Das nicht.

Roſſi. Sehr krank?

Chriſtian. Auch nicht.

Roſſi. Nun was ſonſt?

Chriſtian. Ach er ſitzt, er ſitzt. Auf einen hohen Thurm haben ſie ihn gebracht. (zittert am ganzen Leibe und ſinkt um)

Zwanzigſtes Kapitel.

Der brave Ervater macht des hohen Thurms wegen einen ſehr natürlichen Plan.

Roſſi fing den ehrlichen Alten auf, verbarg ihm ſein Entſetzen über die Nachricht und verſprach ihm, Richard wieder hervor zu holen, und wenn er beim Teufel wäre. So wenig Zuverſicht Chriſtian auch hierauf ſetzte, ſo fühlte er ſich doch dadurch zu ausführlicherer Erzählung geſtärkt.

„Ich hab' es wohl vorhergeſagt, daß wir ſo glücklich noch nicht nach Hauſe kommen würden. Was kanns denn alles helfen, wenn man einmahl unter der Gewalt iſt! Aber beim Polizeiaufſeher fing er ſchon an zu ſchimpfen, und hernach hat er den ganzen Weg lang geſchimpft, ſo geſchimpft, daß es nimmermehr gut gehen konnte. Die Kerle hörten ja alles und ich ſah es doch wohl, wie ſich hernach am Speiſehauſe der eine von ihnen fortſchlich. Die Kanaille hat alles angezeigt. Wie wir uns alſo auf die Kaleſche ſetzen wollte, kam eine Wache und führte meinen Herrn Ulrich in Arreſt. Ich lief nach, ſchriee, bat; da faſſten ſie mich auch bei der Reutiacke. Ihn brachten ſie in eine beſondere Stube; mich aber, als ich ſagte, ich wäre ſein Bedienter, und mich auch mit hinein drängen wollte, warfen ſie unter die Pritſche. Die Nacht ward mir da herzlich lang und hart. Heute früh ward er ins Verhör geführt. Wie ichs hörte, wollte ich mit; aber ich durfte mich nicht rühren. Nicht einmahl zu ſehen bekam ich ihn wieder. Endlich hies es, nun könnte ich gehen, wohin ich wollte. Ich fragte nach meinem Herrn. Dieſer ſei feſtgeſetzt, antwortete man mir, und zu ſechsjährigem Gefängnis verurtheilt. Dabei wies man auf den hohen Thurm hin, der an der Mauer ſteht. Ich bat um Gottes willen, mich mit ihm zugleich einzuſperren, damit ich ihn nur warten und pflegen könnte. Quartier könne ich bekommen, erwiederte man, wenn ich noch viel Redens machte, aber an einem andern Orte. So verlangte ich ihn wenigſtens noch einmahl zu ſprechen. Man ſchlug mir auch dieſes ab. Ich ward grob, aber ſo nach meiner Art und mit aller Höflichkeit; da brachten ſie mich zum Thore hinaus und zählten mir an der Grenze im Nahmen des Teufels oder des Bel, wie ſie ſagten, eine Tracht Schläge auf den Buckel, daß ich mit dem zwölften wie ein Rehbock in des Nachbars Gebiet ſprang. Und ſo habe ich mich nicht weiter umgeſehen, ſondern bin gelaufen, als wenn mir der Kopf brennte, und habe mich ganz aus dem Athem gelaufen; — ach, ach, ach!

Roſſi. Schlimm, alles ſchlimm! Schimpfte er denn ſo ſehr?

Chriſtian. Ach doch gar zu ſehr. Ich habe ihn in meinem Leben nicht ſo ſchimpfen gehört. Er zog auch den Hirſchfänger; ſie riſſen ihn ihm aber bald aus der Hand.

Roſſi. O weh!

Chriſtian. Und, wenn er nur nicht zuletzt noch geſagt hätte, die Bürger ſollten die Tirannen vom Stadthauſe jagen und die Thorſchlüſſel dem erſten nächſten Fürſten bringen — —

Roſſi. Das ſagte er?

Chriſtian. Ja wohl; ich dachte, der Schlag ſollte mich rühren. Ich hatte ihm ſo viel zugeredet, aber er war wie wütend, und zuletzt konnte ich aus Angſt den Mund nicht mehr aufthun.

Roſſi. Schlimm, ſchlimm, alles über die Maſſe ſchlimm! (geht lange auf und nieder) Welch ein Glück, daß wir fürs erſte den Wagen mit allen

Sachen hier in Sicherheit haben! Das wäre ſo ein Fund geweſen für die Herren. Fragten ſie denn gar nicht nach dem, was er bei ſich führe?

Chriſtian. O ja; aber heute erſt. Ich that, als wäre alles noch da, und wies ſie nach der Auberge vor dem Thore.

Roſſi. Vortreflich! Aber — auf meiner Hut ſoll ich nun auch wohl ſein müſſen, wenn ich —

Chriſtian. (einfallend) Ach ums Himmelswillen, wir werden ihn doch nicht hier laſſen und allein reiſen wollen?

Roſſi. Bewahre! Wir reiſen mit ihm, — es koſte, was es wolle. Und — Sophie reiſet auch mit uns.

Chriſtian. Ach — dieſe iſt ja auch nicht hier. (Roſſi gibt ihm Sophiens Brief)

Roſſi. Der Rabbuliſt, ihr Kurator da, Bel heiſſt er, iſt an allem Schuld. Aber — es ſoll ihm alles nichts helfen. Ich ſah den Schurken, ohne daß er mich ſah, zwar nur von der Seite; aber er hatte gleich recht das Profil eines intrikaten und abgefeimten Schelms. Recht, wie ein Nusknacker, ſah er aus

Chriſtian. (als er den Brief geleſen) Ach ſo eine Kanaille! Habe ich ihm die Schläge zu danken? Wenn ich den einmahl hätte! — Ja aber, es iſt wohl recht gut, daß Sie ſprechen, wir wollen alle zuſammen reiſen; aber ſagen Sie nur, wie mein armer Herr ſoll mitreiſen können? Meinen Sie etwa nach ſechs Jahren?

Roſſi. Warum nicht gar! Bald wollen wir zuſammen reiſen.

Chriſtian. Ja, wie ſoll das geſchehen können?

Roſſi. Dafür ſorge ich. Die Jeſuiten wiſſen alles möglich zu machen.

Chriſtian. (blutroth) Ach — gedenken Sie doch deſſen nicht weiter. Sie ſind ja ein herzenslieber Mann, ein wahrer Engel, den der liebe Gott meinem Herrn, wie dem jungen Tobias, mit auf die Reiſe gegeben hat.

Roſſi. (nachdem er abermals wieder lange auf und nieder gegangen) Nun iſt mein Plan fertig. So ſoll es ſein, und ſo mus es gehen.

Chriſtian. (freudigneugierig) Wie denn — wie denn?

Roſſl. Nichts vorher davon; aber ſo wahr ich Expater bin, ſoll Freund Grimm Exgefangener werden. — Nun raſch zur Ausführung! Chriſtian bleibt als ein über die Grenze gebrachter hier bei unſern Sachen und gibt auf ſie Acht, bis ich mit ſeinem Herrn wieder herkomme. Sollte ſichs länger verzögern, als ich denke, ſo bekommt Chriſtian von Zeit zu Zeit Nachricht von mir. Hiermit Adieu!

Chriſtian. (der ſich erſt gar nicht von ihm loswinden kann) Gott reiſe mit Ihnen und beglücke Ihr Vorhaben! Mir iſt doch gar zu angſt. Wenn ich Sie doch ſchon wiederſähe! Ich glaube, ich ſehe mich todt nach der Gegend hin, bis Sie wiederkommen. (als Roſſl ſchon fort war) Ach kommen Sie doch bald wieder, ja recht bald wieder! — Ob ich meinen Herrn wohl in meinem Leben wiederſehe? Ich glaube es nicht. — Ach Chriſtian, Chriſtian, du haſt doch immer recht. Du haſts wohl gedacht, daß das rechte Unglück erſt noch bevorſtehen könne. Du haſts ihm wohl geſagt, daß er ſich um groſſe Herren unbekümmert laſſen ſolle; und wenn das da auch nur *kleine* groſſe Herrchen ſind, dieſe ſind ſchlimmer, als die *groſſen* groſſen Herren. Du haſts dem ſeligen Herrn Niklas ſchon vorhergeſagt, und wenn er nur hier wäre, oder es wiſſen könnte, nun ſollte er wohl an mich denken. Nun — der liebe Gott erbarme ſich noch einmahl Richards! Dann, dann wollen wir wohl mit Ehren nach Hauſe kommen, denk' ich. (faltet ſeine Hände und fällt auf ſeine Kniee) Ach das thu' doch, du lieber barmherziger Vater! Mein armer Herr iſt ja doch ein ſo guter Herr, und hundsföttiſch haben ſie ihm auch mitgeſpielt — das iſt doch wahr. Segne den wackern Pater in ſeinen Bemühungen und vergib mir die Sünde, daß ich ihn einen Jeſuiten nannte. Nein, nein, er iſt ein ehrlicher kluger Mann und ich habe ihn nun ſo lieb, wie mich ſelbſt. Begleite ihn mit allen deinen heiligen Engeln auf ſeiner Reiſe, daß ihn der böſe Feind ja nicht auch arretire, und las ihn bald wiederkommen und meinen armen Herrn mitbringen — ach meinen armen Herrn mitbringen! Was meinſt du denn, lieber Gott, wirds geſchehen, oder nicht? Du muſts am beſten wiſſen. Ich — zittere und zage. (ſteht auf) Nun ich komme gleich wieder und will nur einmahl geſchwind nach unſern Sachen ſehen und alles recht in Verwahrung bringen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Auro omnia patent.

Die Reiſe Roſſi's ging zufördert nach M., wo Sophie jetzt ſich aufhielt. Er übernachtete daſelbſt erſt und lud hernach Sophien durch ein Billet in ein Büſchgen ein, welches dicht vor M. lag. Sie erſchien und erſchrak über die Nachrichten, die ſie empfing. Roſſi verabredete vor allen Dingen mit ihr, daß ſie, da ſie einmahl auſſer reichsſtädtiſchem Gebiete ſei, ja bei ihrer Kouſine verbleiben und ſich durch nichts bewegen laſſen ſolle, ehe er ſie wieder geſprochen, nach Hauſe zurückzukehren. Sodann entdeckte er ihr ſeinen Plan zur Erlöſung Richards, deſſen Ausführbarkeit ſie nicht für unmöglich hielt. Sie rieth ihm die äuſerſte Behutſamkeit, und er ihr die höchſte Verſchwiegenheit an. „Sind Sie auch genug bei Kaſſe?“ — O ja, aber bei papierner. — „Das taugt nicht; verweilen Sie hier eine Stunde.“ Sophie kam wieder und brachte ihm das ganze Kapital, welches ihr Kurator in Gewahrſam nehmen wollen. Roſſi wollte ihr ſeine Papiere einſtweilig geben, die ſie aber durchaus nicht annahm. „Eilen Sie, ſprach ſie, und gehen Sie nach jeder Stunde, um welche Sie unſern wackern Freund, der meintwegen leidet, wenigſtens eher ſprechen können. Sagen Sie ihm, daß ich meine Vaterſtadt verabſcheue und auf keinen Fall ſie wieder betreten werde. Wirken Sie für ihn als ein weiſer und entſchloſſener Mann; ich bin nur ein Weib und kann nichts, als für ihn ſeufzen.“

Roſſi flog nach der Reichsſtadt und fing noch ſelbigen Tages an, für Richard zu wirken. Er begab ſich ſogleich in ein eine Stunde davon gelegenes Kloſter und machte die Bekanntſchaft des Pater Prior. Dieſem erzählte er erſtlich, wie es ihm gelungen ſei, einen reiſenden reichen Ketzer zum alleinſeligmachenden katholiſchen Glauben zu bekehren; wofür ihn ſelbiger mit auf ſein Gut zu nehmen und eine katholiſche Kirche bauen zu laſſen verſprechen. Darauf unterrichtete er ihn von dem Unglück, welches das in den Stall der wahren Kirche zurückgeführte Schaf betroffen, und bat ihn, gegen eine gute Summe an das Kloſter zur Befreiung deſſelben behülflich zu ſein. Als er die Art und Weiſe hiervon näher beſtimmt hatte, zeigte ſich der Prior zu allem bereit und pries die Mutter Gottes für die geſchehene Bekehrung des Ketzers. Darauf zog Roſſi eine Kutte an, nahm ein Gebetbuch und ſchrieb aufs Titelblatt italiäniſch — „Stellen Sie ſich krank und katholiſch und verlangen Sie einen Geiſtlichen“ — ging damit nach der Reichsſtadt und wandelte ſo lange um den Thurm her, bis der Wärter kam, der Richard zu eſſen brachte. Dieſem gab er das Buch, um es im Nahmen des Kloſters dem oben ſitzenden Katholiken zu ſeiner Andacht zu überreichen, und für ſeine Bemühung einen Laubthaler.

Tags drauf ſchon kam ein ſehr verbindliches Schreiben von den reichsſtädtiſchen Obern im Kloſter an, worin der Prior erſucht ward, einen der ehrwürdigen Söhne des heil. Franziskus zu dem Staatsgefangenen im groſſen Thurme zu ſchicken. Der Abrede mit dem Prior gemäs machte ſich Roſſi in ſeiner Kutte eilig auf den Weg und ward zu Richard eingelaſſen, der im Bette lag. Den Wärter machte ein abermahliges Geſchenk ſo beſcheiden, daß er nicht mit hinein ging.

Richard befand ſich in einem geſunden und geräumigen Zimmer und hatte eine trefliche Ausſicht in die Gegend umher, die ihm aber diesmahl gar nicht ſo behagte, als ſonſt. Die Worte von Roſſi's Hand im Gebetbuche hatten ihm den erſten Troſt wieder eingeflößt. Von Stund an hatte er zwar einen katholiſchen Geiſtlichen, der etwa über einem Plane zu ſeiner Befreiung mit ihm konferiren ſollte, erwartet, aber keinen Mönch. Als er daher den Kuttenmann erblickte, machte er groſſe Augen und lag unbewegt. Sobald dieſer aber näher kam und zu ſprechen anfing, ſprang er aus dem Bette und fiel ihm um den Hals. „Ach Engel des Herrn in Mönchsgeſtalt, Sie ſchickt kein Kloſter, ſondern der Himmel — führen Sie mich aus dem Kerker, wie den Petrus!“

Roſſi bat ihn vor allen Dingen, ſich erſt wieder ins Bette zu legen und nicht wieder aufzuſtehen. Darauf ermahnte er ihn zur Ruhe, gab ihm ein Paternoſter, ein Agnusdei u. d. und legte ihm ſeinen gemachten Plan, ihn zu befreien, vor.

Richard. (ganz durchdrungen) Ach nun, nun ſehe ich erſt ein, wie viel mich Gott an Ihnen auf Rochemelon finden lies. Machen Sie alles, wie Sie wollen und können; nur Freiheit, Freiheit wieder für mich! Mein halbes Gut gebe ich dafür hin. Ah welch eine verdammte Geſchichte!

Roſſi. Ich bitte Sie — mäſſigen Sie ſich nun wenigſtens; damit nicht auch mein ganzer Plan wieder ſcheitere.

Richard. Da haben Sie meine Hand — ia, ich wills thun; aber — — Ach, was macht Sophie — Sophie? Weis ſie mein Schickſal?

Roſſi. Sie weis alles, alles, was geſchehen iſt, und alles, was obwaltet, weis es durch mich ſelbſt und iſt bei einer Kouſine zu M. und bleibt bei ihr und reiſet hernach mit uns.

Richard. Herrlich! Und Chriſtian?

Roſſi. Iſt ſchon am verabredeten Orte und verwahrt unſere Sachen.

Richard. Alles herrlich, alles! (ein Arzt läſt ſich anmelden)

Roſſi. Nun — thun Sie ia überall ſo, wie ich Ihnen geſagt. Ich komme bald wieder. (empfängt noch einen Händedruck auf den Weg)

Richard antwortete dem Arzte wenig und queerfeldein. Es wurden Medikamente herzugebracht, die aber der Arzt immer ſo wiederfand, wie er ſie geſchickt hatte. Ebenſo trug auch der Wärter die Speiſen immer ſo wieder weg, wie er ſie herzugetragen. Roſſi aber ſchleppte fleiſſig kalten Braten, Brod und Wein zu; da dann Richard in ſeiner Gegenwart die Mahlzeit mit gutem Appetit zu halten pflegte.

Als dis vier Tage ſo gewährt, begab ſich Roſſi zum Arzt, der ſelbſt nicht wuſte, was er über den Zuſtand des Patienten denken ſolle. Er beſchrieb ihm Richard als einen Erzhipochondriſten, den nur eine weite Reiſe gerettet habe, und den ein bloſſer abermahliger Anfall von Spleen auf den Thurm gebracht, der aber unrettbar verloren ſei, wenn es bei dem Urtheil gegen ihn verbleiben ſollte. Er habe den Auftrag von ſeinem Kloſter, ſetzte er hinzu, ihn zu erſuchen, das einzigwirkſame Recept für ihn zu ſchreiben, oder bis alles erforderlichen Falls als Arzt zu atteſtiren und dadurch zur Loslaſſung und Ablieferung des Gefangenen ans Kloſter behülflich zu ſein; wofür er ihm hiermit funfzig Dukaten überreichen ſolle. Der Arzt nahm das Röllchen zu ſich und verſicherte, daß er zu ſolchen Handlungen der Menſchenliebe jederzeit bereit ſei.

Vom Arzt ging Roſſi zu Bel. Dieſer ſtellte ſich, als wenn er gar nicht wüßte, daß irgend ſo etwas vorgefallen ſei und daß ein Staatsverbrecher auf dem Thurme ſitze. Roſſi forderte ihn auf, der rechtliche Beiſtand des Gefangenen zu werden; welches ihm Bel rund abſchlug. Darauf rückte der Mönch näher an ihn und bot ihm im Namen des Kloſters hundert Dukaten, wenn er es bei den Obern dahin brächte, daß der hipochondriſche Gefangene frei- und zu ſeiner Wiederherſtellung an das Kloſter abgegeben würde. Die hundert Dukaten thaten ihre Wirkung und Bel beſtellte Roſſi auf morgen wieder zu ſich. „Es wird, es wird, ſprach Roſſi eilig zu Richard; ſtellen Sie ſich nur immer kränker und antworten Sie iedem, wer kommt, gar nicht mehr.“

Bel unterredete ſich zuförderſt mit dem Arzte, der ganz, wie Roſſi, ſprach und ihm ein Atteſtat gab, welches allein hinlänglich war, Richard auf dem Thurme zu bringen. Als er dis hatte, ging er zu Richard, ohne ſich ihm zu erkennen zu geben, und that wenigſtens hundert Fragen an ihn, von welchen Richard keine einzige beantwortete. Seiner Sache nun gewis, und Sophiens wegen weiter nichts fürchtend, glaubte er das Löſegeld mitnehmen zu können und konferirte mit den Obern.

Roſſi ſtellte ſich Tags drauf wieder bei Bel. Er erſtaunte aber nicht wenig, als dieſer die Sache als ſehr ſchwer vorſtellte, von vielen Ausgaben ſprach, die er erſt haben würde, und zuletzt zweihundert Dukaten für ſich begehrte, von welchen ihm, wie er bei ſeiner Seelenſeligkeit betheuerte, am Ende kaum zehen übrig bleiben würden. Roſſi wollte akkordiren; aber Bel blieb bei ſeiner Forderung und fügte hinzu, daß er nicht eher eine Feder anſetzte, bis das Kloſter ihm die ganze Summe gezahlt. Roſſi zog alſo ſeine Börſe und zahlte; worauf Bel verſprach, es dahin zu bringen, daß Richard ans Kloſter abgegeben werde. Gegen Abend ſolle der Mönch Beſcheid haben.

Richard erzählte unterdeſſen an Roſſi, daß ihn ein Menſch von ganz abſcheulicher Geſichtsbildung beſucht und bald todt gefragt habe. „Das iſt er geweſen, erwiederte Roſſi, der Bel zu Babel; aber nur Geduld, wir wollen ihn bald näher beleuchten. Für die zweihundert Dukaten ſoll ihm der Kopf noch gewaſchen werden. Genug — der Plan gelingt, und es war mein erſter Gedanke, daß derſelbe Schelm, der Sie auf den Thurm gebracht, Sie auch wieder vom Thurme herunter bringen ſolle. Es klingt unnatürlich; aber iſt doch das allernatürlichſte von der Welt.“

Abends bekam Roſſi den Beſcheid zu leſen, daß bewandten Umſtänden nach der zu ſechsjähriger Gefangenſchaft verurtheilte verkapte Ulrich an das Kloſter abgegeben werden ſollte, wenn — dieſes zuvor die tauſend Thaler Strafe an den Fiſkus gezahlt hätte, in welche er durch eine neuere Sentenz kondemnirt worden ſei. Roſſi verlangte eine Gegenvorſtellung um Remis der Hälfte; da aber Bel ſolche für ganz vergeblich erklärte, ſich auch dazu nicht einmahl hergeben wollte, ſo holte er die tauſend Thaler herbei und empfing dafür das Dekret zur Ablieferung Richards.

Freudig eilte er damit an die Behörde und dann zu Richard. „Da leſen Sie und freuen Sie ſich!“ Im Decret befand ſich auch noch die Klauſel, daß ſich der verkapte Ulrich, falls er geneſe, nie wieder auf reichsſtädtiſchem Gebiet betreffen laſſen ſolle; anſonſten er ohne weiteres wieder auf den Thurm klettern müſſe.

Richard. (als er auf dieſe Stelle kommt) Ihr — —! Könntet mir Geld dazu bieten und ich käme euch nicht wieder in euer Schlaraffenneſt.

Roſſi. St! Nicht ſo laut! Wenn wir aus ihren Klauen ſind, dann reden Sie, was Sie wollen. Jetzt iſt die Sache, daß wir nur erſt glücklich fortkommen. Sie ſollen auf Betten über die Grenze getragen werden.

Richard. Gut; aber ſo, wie wir über die Grenze ſind, werde ich aus den Betten ſteigen, die Träger zurückſchicken und durch ſie die Herren Reichsſtädter mit allen Solennitäten bekomplimentiren laſſen.

Roſſi. Auch das nicht. Erſt müſſen wir auch *Sophien* haben und *alle* beiſammenſein.

Richard nahm ſeinen Spas zurück und überlies fernerhin ſeinem Freunde Alles. In der Nacht brachte dieſer ſechs rüſtige Träger mit einer groſſen Trage voll Betten vor den Thurm. Man holte den Patienten, der den Kopf hangen lies, als wenn er verſcheiden wollte, herunter, legte ihn in die Betten und trug ihn bei Fackelſchein ins Kloſter.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Das iſt eine theure Kutte.

Wagen und Pferde ſtanden im Hofe des Kloſters ſchon zu weiterer Reiſe bereit. Man nahm blos einige Erfriſchungen ein und wechſelte die Kleider. Roſſi küßte ſeine abgelegte Kutte.

Richard. (als er dis ſieht, ihm in die Arme fliegend) Ach nun Dank, mein erſter, mein beſter, mein einziger Freund, innigſten Dank, ewigen Dank für die Freiheit in der Freiheit! Ach mein Erretter, mein Erlöſer, wie vergelte ich — —

Roſſi. (ihm ſchnell den Mund mit dem ſeinigen zudrückend) Nicht ein Wort weiter hiervon — ja nicht! Ich habe blos gethan, was unſere Lage mir auflegte; freilich hätten wir der Lage ſelbſt entübrigt ſein können. Doch — — —

Richard. O ſagen Sie mir Alles! Halten Sie mir auch die Buspredigt.

Roſſi. Das überlaſſe ich unſerem Chriſtian. Er wird nicht ermangeln. Sie haben allerdings viel für ſich. Nur ſchimpfen muſten Sie nicht, und von Rebellion der Bürger muſten Sie noch weniger ſprechen.

Richard. Aber ich ward doch zum erſtern ſehr gereizt, und habe ich darin wohl Unrecht, daß jenes Völkgen unter einem Fürſten glücklicher ſein würde?

Roſſi. (lächelnd) Noch haben Sie nicht viel Anlage zur Buſſe, wie es ſcheint. — Sie haben Recht; ich darf aber wohl nicht hinzuſetzen, daß man ſo etwas laut alsdann erſt ſagen dürfe, wenn man über die reichsſtädtiſche Gränze iſt. Doch genug hiervon! Aber nicht wahr — die Klöſter ſtiften doch auch ihr Gutes?

Richard. O dem Himmel ſei Dank, daß die Erde Klöſter hat! — Wie viel haben Sie dem P. Prior verſprochen?

Roſſi. Funfzig Karoline. (der Prior kommt eben herein) Das iſt er. Laſſen Sie mich ja auf keiner Seite gegen ihn fallen.

Der Prior war ein ſehr bornirter, aber dabei humaner Mönch. Er bewillkommte Richard auf das leutſeligſte und theilnehmendſte, ertheilte ihm ſeinen Segen für den Uebergang zur wahren Kirche, verglich ihn erſt mit dem verlohrnen und wiedergefundenen Schafe, und dann mit dem verlohrnen und wiedergefundenen Sohne, wies ihn an die Mutter Gottes, welcher allein er alles zu danken habe, und ermahnte ihn, daß er nun, da ſie nicht nur ſein Seelenheil, ſondern auch ſein leibliches Wohl gerettet habe, um ſo gewiſſer ſein Verſprechen erfüllen und ihr zu Ehren einen Altar bauen möchte. Richard benahm ſich gegen dis alles Roſſi's Wünſchen gemäs und man unterhielt ſich noch eine gute Stunde über die Rückkehr aller Ketzer zur alleinſeligmachenden Kirche, welche nahe und näher, als iemals, bevorſtehe. Freilich muſte Roſſi zu verſchidenen mahlen huſten und ſcharren, um Richard zur Tagsordnung zu verweiſen; beſonders als der Prior verſicherte, daß er ſehr geheime, aber doch ſehr zuverläſſige Nachrichten habe, daß es ſchon mehrere proteſtantiſche Fürſten gebe, die ſamt ihren Lieblingen beiderlei Geſchlechts ächtkatholiſch wären; wogegen Richard verſicherte, daß dis in unſern Tagen gar nichts mehr helfe, ſobald die Völker nicht katholiſch werden wollten u. ſ. w.

Richard. (des Mönchsgeſchwätzes müde) Iſt Ihr Kloſter reich?

P. Prior. Nein, ach nein. Und da wir hier mit den Ketzern grenzen, ſo haben wir von der einen Seite her gar keinen Zuflus.

Richard. Uebrigens ſcheint die Flur umher doch ſehr fruchtbar und wohlhabend zu ſein.

Prior. Ja, das iſt ſie. Wie es aber immer zu gehen pflegt. Das Pferd, das den Hafer verdient, bekommt ihn nicht. Wir erbeten den Segen des Himmels, und die ruchloſen Weltkinder, die an kein Beten denken, empfangen und genieſſen ihn. Ach — wenn Sodom **Lot** nicht hätte! Beſonders handeln die Nachbarn Ketzer ſehr undankbar an uns. Da ſie einmahl hier wohnen, ſo nehmen ſie doch auch Antheil an dem Segen, welchen wir für die Gegend umher herabbeten; aber ſie kehren ſich an nichts. (legt ſich die rechte Hand mit Demuth auf die Bruſt) O **Lot** — **Lot**, wenn du nicht wärſt!

Richard. Wie? **Lotte** — **Lotte**? (Roſſi huſtet) Iſt ſie ſo ſchön? (Roſſi ſcharrt und huſtet) Frommer Vater — eine Bitte noch an Sie!

Prior. Lieber Sohn — welche? Sag an!

Richard. Um das heilige Gewand bitte ich, worin mein Freund mich aus meinem Gefängnis erlöſet hat.

Prior. Du Weltmann, was wollteſt du in deinem Reichthum mit dieſem Denkmahle klöſterlicher Armut machen?

Richard. Jährlich am Tage meiner heutigen Erlöſung aus Babel ſoll mir mein Freund darin eine Meſſe leſen.

Prior. Ach ia wohl, Babel, Babel — die Ketzer! die Ketzer! Nun, ſo nimms und gebrauchs weiter zum Heil deiner Seele, mein Sohn!

Richard lies Röſſl hierauf ſtatt der verſprochenen funfzig Karoline hundert zahlen. Der Prior hätte um ſolchen Preis gern noch mehr Kutten und alle Kutten im Kloſter abgeſetzt, dankte im Nahmen der Mutter Gottes und verſprach, daß er Richard dafür lebenslang in ſein Gebet einſchlieſſen wolle. An Bel ward ein Brief zu weiterer Beſorgung zurückgelaſſen, der Richards erfolgten Tod enthielt. Mit Tagesanbruch umfuhr man das reichsſtädtiſche Gebiet und eilte, das Städtgen F. zu erreichen, wo Chriſtian aus Angſt ſchon gar kein Bleiben mehr hatte.

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Chriſtian verrichtet ſein Amt.

Der alte Diener lag noch im Bette und ſchlummerte eben ein wenig, weil er die ganze Nacht hindurch kein Auge geſchloſſen hatte. Roſſi führte Richard an ihn hin, rief mit lauter Stimme — „Da iſt er“ — überlies den Herrn dem Diener und den Diener dem Herrn und — eilte weiter.

Chriſtian. (ſich die Augen ausreibend) Herr Jemine, ach Herr Jemine, da ſind Sie ja. Iſts denn auch wahr, oder träum' ich? (Richard klopft ihm die Backen) Nun — ſo iſts wahr; ich fühl' es. Dictum factum. So ſei doch der liebe Gott im hohen Himmelsthrone hundertſchocktauſendmahl geprieſen! Geſchwind, geſchwind, laſſen Sie mich aufſtehen!

Richard. (ihn niederhaltend) Liegen ſollſt du bleiben und ich will mich zu dir ſetzen. (will ihm einen Kus geben; Chriſtian wendet ſich weg) Wie? Du willſt nicht?

Chriſtian. Ach ia doch, ia; aber ich mus erſt freie Hand haben. (will mit Gewalt auf)

Richard. Die haſt du ſchon. Da — reich ſie mir! (hält ihn noch feſter)

Chriſtian. Sie können nicht beſſer thun, als daß Sie mit mir übers Bette kapituliren. Nein über den Thurm wollen wir kapituliren. (ſpringt auf der andern Seite ſchnell aus dem Bette und ſteht im blanken Hemd da) Aber Herr Jemine, was haben Sie für Dinge gemacht!

Richard. Aber ſo ſchäme dich doch und kleide dich wenigſtens erſt dazu an.

Chriſtian. Tauſendmahl Vergebung — es iſt auch wahr. Das hies Ihnen der liebe Gott rathen, daß Sie mich ſo attrapirten. Nun hab' ich alle Kourage verlohren. Ich hatte mich recht darauf präparirt, was ich Ihnen alles ſagen wollte. (im Fortlaufen) Las 's nur nun gut ſein, Chriſtian, haſt ihn doch wieder.

Richard. (vor ſich) Ein alter pudelnärrſcher Kerl, aber ein kreuzbraver Kerl! (als Chriſtian angezogen zurückkommt) Nun, ſo freue dich doch!

Chriſtian. Ja doch, ja. Sehen Sie denn nicht, daß ich mich halbtodt freue? Aber — welche Noth, welche Schande, welche Koſten — — —

Richard. Fängſt du doch an, alter Bußprediger? Höre, du haſts nicht nöthig. Die Franciſkaner haben mich ſchon in der Mache gehabt und ich habe müſſen katholiſch werden; ſonſt wäre ich nicht losgekommen.

Chriſtian. (Rock und Weſte ſich aufreiſſend) Katholſch? Katholſch? J ſo hab' ich den Tod davon. (während daß Richard ſich entfernt) Herr Jemine, katholſch, katholſch! Wäre er doch lieber geſtorben; ſo wäre er doch ſelig geſtorben. Ach wenn das der alte Herr Niklas hören wird! (Richard tritt in der Kutte herein) Ah — pur — au weh — alle gute Geiſter loben Gott den Herrn. (läuft in die äuſerſte Ecke und hält den Kopf auf den Rücken)

Richard. So komm doch her. Ich bins ja. Gefall' ich dir ſo?

Chriſtian. Ach ſo eine infame alte Kutte!

Richard. Sag das nicht; ſie koſtet hundert Karoline.

Chriſtian. Die? Nicht ſechs Pfennige geb ich dafür.

Richard. Sei zufrieden! In ihr hat mich der wackere Roſſi erlöſet. Wir haben ſie blos zum Andenken mitgenommen. Du ſollſt ſie an meinem Geburtstage allemahl tragen.

Chriſtian. (ihm in die Arme ſtürzend) Wahrhaftig, das thu' ich.

Hierauf erzählte Richard an Chriſtian ſeine ganze Erlöſungsgeſchichte von Anfang bis zu Ende und ſchlos mit den Worten — Roſſi, Roſſi, hatte ich dich nicht, ſo wars um mich geſchehen.

Chriſtian. Das iſt ein rechter Fuchs; ſo klug, wie die Jeſuiten, aber doch kein Jeſuit. — Nun, ſo iſts nur gut, daß Sie nicht katholiſch geworden ſind. Den lieben Herrn Roſſi habe ich deſſenungeachtet doch lieb, wenn er gleich katholiſch iſt; es mus nur aber jeder hübſch bleiben, was er einmahl iſt, und wenn er auch ein Jude wäre. Heiden nehme ich davon aus. — Aber, nun beſchwöre ich Sie auch bei dem barmherzigen Gott und bei allen Linden zu Grimsthal, und bei allen Todten, die darunter liegen, bekümmern Sie ſich weiter um nichts unterwegs und miſchen Sie ſich in weiter nichts, und thun Sie den ganzen noch übrigen Weg lang, als wenn Sie gar nicht mehr in der Welt wären; bis wir nur erſt zu

Hauſe ſind. Da nehmen Sie hernach vor, was Sie wollen. Das Meſſer ſtand Ihnen ſchon an der Kehle; machen Sie nun wieder etwas, ſo wird ſie Ihnen abgeſchnitten. Laſſen Sie alle groſſe groſſe Herren und alle kleine groſſe Herren, und wenns auch nur die Zaunkönige unter ihnen wären, thun, was ſie wollen; Sie werden ſie doch nicht beſſern — wenn ſie nehmlich nichts taugen: das will ich aber bei Leibesleben nicht geſagt haben. Ich habe den lieben Gott ſo viel gebeten, daß ich Sie nur erſt wiederſehen möchte; ach und wie iſt mir die Zeit ſo lang geworden! Täglich bin ich bis an den Grenzgraben gegangen, wo ich meine Schmiere bekam, und habe da Stundenlang geſeſſen und auf Sie gewartet. Nun habe ich Sie, ach, nun habe ich Sie. Nun nach Hauſe — nach Hauſe! Wenn wir nur gleich da wären; ich wollte die herzliebe Kutte da lebenslang tragen. Ach was will ich froh ſein — was will ich froh ſein! (weint bitterlich)

Richard. (ſehr bewegt) Weiſſt du was, herzensguter Alter, reiſe du heute noch voraus. Ja, reiſe voraus und melde mich an.

Chriſtian. (die Thränen aus den Augen ſich wiſchend) Ich voraus? Bei meiner Seele nicht!

Nicht eine Stunde weit reiſe ich voraus. Ich traue dem Landfrieden nicht. Daß wir lebendig nach Grimsthal kommen, glaube ich nicht eher, als bis wir unter den Linden ſind. Von da aus will ich als Quartiermeiſter voran.

Richard. Ich bekomme Neigung zum Schlaf. Beſtelle das Mittagsbrod für vier Perſonen.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Auf die Tragödie in der Reichsſtadt folgt ein komiſches Nachſpiel im Gaſthofe zu F.

Richard wuſte nichts davon, daß in dem Brief, welchen Roſſi im Kloſter an Bel zurückgelaſſen, die Nachricht von ſeinem Tode enthalten ſei. Er ſchlief einige Stunden ſo ſanft, wie er lange nicht geſchlafen. Chriſtian ging auf den Strümpfen immer ab und zu und konnte ſich an der Seligkeit, welche die Ruhe über ſeinen Herrn ausbreitete, nicht ſatt ſehen. Gegen Mittag kam Sophie mit Roſſi wohlbehalten an.

Sophie. (die Richard in die Arme fliegt) Ueberſtanden, alles überſtanden! Nun ſoll uns nichts trennen können, als der Tod. Ach — Freund, beſter Freund!

Richard. (der lange ſtumm ſie an ſich drückt) Meine Herzensſophie! Meine zweite Alphonſa!

Chriſtian. (in einiger Entfernung, vor ſich) So iſts recht. Nun ſolls wohl werden.

Sophie. Aber ewig bleiben Sie Ihrer Alphonſa treu, und ich ewig meinem Selig.

Richard. Ewig — ewig!

Chriſtian. (wieder vor ſich) Das iſt ja was recht Dummes. Nun — verſprecht ihr euch nur viel; das halten wird ſich wohl halten laſſen.

Richard. (der Roſſi herbeiziehet) Hieher! Kommen Sie! (jeder von beiden gibt ihm eine Hand) So ſtehen wir recht. So wollen wir oft zu Grimsthal ſtehen. Ihnen, klugguter Mann, haben wir alles zu danken.

Sophie. Edler Roſſi, alles, alles.

Roſſi. Meine Freude iſt, daß mein Plan gelang. Nichts in der Welt gleicht für mich dieſem Gedanken. Sein Sie ſo glücklich, wie Sie wollen und wie Sie können; ich will es ſehen und dadurch auch glücklich ſein.

Chriſtian. (als die Drei ſo traut angefaßt da ſtehen, an ſie hingehend) Gehöre ich armer Teufel denn gar nicht dazu?

Richard. Ach ja wohl, ja wohl — komm her!

Chriſtian. (der ſeine Hände auf Richards und Sophiens Hand kreuzweis legt) Gott ſei gelobet, daß wir nun alle hier ſo beiſammen ſind! (Sophien anblickend) Aber rechte Noth kann er einem Menſchen machen — nicht wahr?

Richard. Du? Fängſt du noch einmahl an?

Roſſi. Iſts wahr, hat er ſein Amt verwaltet?

Richard. Recht ordentlich.

Roſſi. (ſpaßhaft) Nun, das dacht' ich ja wohl. So hat er es für uns alle gethan.

Sophie. Nein, nein; ich bin ja doch an allem Schuld. Daß ich meinem Kurator, dem ſchlechten Manne, Ihren eigentlichen Nahmen genannt, das iſt die Urſache von allem, und das kann ich ewig nicht wieder gut machen. Der Polizeiaufſeher iſt ſein Schwager, und ſo hangt das alles weiter zuſammen. Vergeben Sie mir die Leiden, ich bitte Sie, welche ich Ihnen allen verurſacht.

Richard. O die Leiden ſind nun in Herrlichkeit verwandelt. Ich, ich war Schuld durch meine Hitze.

Chriſtian. Das war einmahl eine rechte Wahrheit.

Roſſi. Wir wiſſen nun alles und ſo vergeſſen wir alles. Friede ſei mit uns! (zieht ſeine Hände los und hebt ſie in die Höhe)

Richard und Sophie. (die es ebenſo machen) Ja, wohl, Friede ſei mit uns!

Chriſtian. (mit demſelben Geſt) Ja, Friede ſei mit euch allen — Amen!

Das Mittagsmahl ward eingenommen. Chriſtian wollte ſerviren, muſte ſich aber mit zur Tafel ſetzen. Die Geſellſchaft war ſeelenvergnügt; Roſſi aber bat, zu eilen, weil er für ein Deſert geſorgt habe, das etwas aufhalten könnte. Während des Eſſens ſtand er oft vom Tiſche auf und ſah zum Fenſter hinaus.

Richard. Sagen Sie nur, wornach Sie ſehen!

Roſſi. Nach dem beſtellten Deſert.

Richard. Soll denn das erſt kommen?

Roſſi. Ja, es kommt aus der Reichsſtadt. Hier iſts nicht zu kriegen.

Richard. (als Sophie zu lachen anfängt) Was lachen Sie — Liebe?

Sophie. Ich darfs nicht ſagen. Sie werdens aber bald erfaren.

Roſſi. (als er ſchnell das Fenſter zumacht) Eben kommts. Es ſoll in der Nebenſtube verzehrt werden. (zu Sophien) Nehmen Sie es doch gleich in Empfang.

Eine Chaiſe fuhr vor den Gaſthof. Sophie ging auf den Saal. Die übrigen liefen ans Fenſter.

Richard. Was zum Henker, wer ſteigt da heraus? Das iſt la Bel, wenn anders das infame Geſicht, welches die tauſend Fragen im Thurme an mich that, Bel geweſen iſt.

Chriſtian. (dem ſchon alle Haare zu Berge ſteigen) Was? Bel — Bel? (will hinunter)

Roſſi. Jetzt ſtill, alles ſtill, bis es Zeit ſein wird. — Ja, er iſts. Etwas muſte er dafür haben, wie ich geſagt habe. Sophie muſte auf der Stelle einen Boten an ihn ſchicken, mit der Bitte, ſie ſogleich nach der Reichsſtadt zurück zu holen. Bei ihrer Kouſine lies ſie hernach ein Billet an ihn, worin ſie ihn bat, ihr, weil ſie hier allerlei einkaufen wolle, hieher nachzufolgen, um ſie von hieraus nach Hauſe zu begleiten. Daß der Lump, der ſo eine Zwickmühle an ihr hat, noch zehen Meilen weiter nach ihr gefahren ſein würde, lies ſich wohl denken. St! St! St!

Man hörte ein Geräuſch. Roſſi zog ſchnell die Kutte an. Sophie führte Bel in die Nebenſtube. Ein Verſchlag von Bretern trennte die Akteurs. Die Komödie hub an. Richard, Roſſi und Chriſtian machten einſtweilig die Horcher an der Wand.

Bel. Hat nichts zu ſagen, hat nichts zu ſagen, meine ſcharmante Mamſel. Ihrentwegen reiſete ich wohl bis Rom und holte Sie von da her.

Sophie. Ei, was Sie ſagen! Sie ſind zu galant. Ich finde Sie noch weit ſcharmanter heute, als Sie mich finden. Wenn Sie nun vollends ſchon alles wüſten, was Ihnen durch mich heute noch bevorſtehe!

Bel. Par Dieu, das bin ich ſelbſt begierig zu erfaren. Sie haben hier vermuthlich wakker eingekauft, und — für mich mit. Nicht wahr?

Sophie. Freilich, freilich! Ich habe hier eingekauft für uns beide und Sie ſollen darüber erſtaunen. Aber — es iſt doch allerliebſt, daß Sie ſo geſchwind nachkommen.

Bel. Ja, ich bin auch wärlich hergeflogen. Kurz vorher, ehe der Bote von Ihnen kam, erhielt ich Nachricht, daß der gute Fremde, der Sie beſucht hat, geſtorben ſei. Der brave junge Mann! Es thut mir leid um ihn. Er hat ein unangenehmes Schickſal bei uns gehabt. Aber — wie das ſo bei uns iſt. Na — wer kanns ändern? Ländlich — ſittlich. Ich freue mich nur unendlich, daß ich ihm noch zuletzt gedient habe. Los habe ich ihn gemacht; aber lebendig kann ich ihn nicht wieder machen. Sie wiſſen von dieſem allen nichts, und es gehört auch nicht hieher.

Sophie. O doch. — Aber ſollte er wirklich todt ſein?

Bel. Mich ſoll der Teufel holen, heute morgen iſt er bei den Franciſkanern geſtorben.

Hier gab Sophie das verabredete Signal. Roſſi trat herein.

Roſſi. (an Sophien hingehend) Um eine milde Beiſteuer für die armen Franziſkaner zu ... bitt' ich unterthänig. Der heil. Franziſkus wird wieder für Sie bitten.

Bel. Geben Sie nichts! Geben Sie nichts! Kommt ihr Bettelmönche auch hieher? Kommt nur nach — zu mir, ich will euch — —

Roſſi. (ihm dicht unters Geſicht tretend) Wäre ich denn noch nicht bei Ihnen geweſen? Sehen Sie mich doch einmahl recht an. Ich dächte, ich hätte ihnen wohl gar ſchon etwas gebracht.

Bel. (der ſich entfärbt) Mamſel, ſchaffen Sie uns den Kerl vom Halſe.

Roſſi. Grimm! Grimm! Grimm!

Bel. (den Stock aufhebend) Ja, ich will dich begrimmen — warte!

Richard. (hinter den Chriſtian hereinſtürzt) Heiſa, fein luſtig! Schelm, kennſt du mich noch? Kennſt du mich noch aus dem Thurme her?

Bel. (den Stock fallen laſſend) Herr Jeſus Chriſtus — ich habe ja aber einen Brief, worin ſteht, Sie wären todt.

Chriſtian. (der geſchwind den Stock aufhebt) Ja, ſonſt nichts? Mein Herr lebt noch und ich lebe auch noch, und will dir, du Himmeltauſendſ — — — mit deinem eigenen Rohre die Prügel wieder zurückzählen, die du mir haſt aufzählen laſſen.

Bel. (der auf die Kniee fällt) Gnade, Gnade! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! Ich will ja alles geſtehen, alles erzählen — —

Richard. (zu Christian) Nichts dergleichen — ſetz den Steck weg!

Roſſi. Ja, einige Satisfaktion mus Chriſtian von dem Halunken haben.

Richard. St! — braver Roſſi, St! — Hernach, hernach! — Jetzt ſoll er beichten.

Bel. (knieend und mit gefalteten Händen) Ja doch, ach du lieber Gott, ja doch. Alles, alles will ich geſtehen. — Es hies, Herr Selig wäre wieder da und wäre die ganze Nacht bei Mamſel Ebert geweſen, die nun mit ihm fortreiſen wollte. Ihre eigenen Leute kamen und ſagten mir dis. Das wollt' ich und durft' ich nicht zulaſſen. So kam ich und forſchte, und die Mamſel nannte einen andern Nahmen und ſagte, es ſei ein Fremder geweſen, der ſie beſucht. Da ſteckte ich mich hinter meinen Schwager, den Polizeiaufſeher. Dieſer muſte ihn fordern laſſen und ich guckte beim Verhör durch ein Loch in der Thüre. Mein Schwager und ich überzeugten uns beide, daß es Herr Selig nicht wäre; aber vom Wegreiſenwollen der Mamſel mit dem Fremden war doch zu viel Anzeige da. Und ſo ſollte er über die Grenze gebracht werden, und ſo — und ſo — und ſo —

Richard. Halts Maul, Niederträchtiger! Wir wollen nichts weiter von dir wiſſen. Aber das ſag' ich dir, verwalteſt du nicht das Vermögen deiner Kurandin bis auf den Tag, an welchem ſie ſich weiter melden wird, es ſei bei dir, oder bei deinen Obern, oder bei den Reichsgerichten, treu: ſo erwarte alles.

Sophie. Mann, den mein Vater mir zum Kurator ſetzte, wie konnten Sie ſo teufelmäſſig handeln?

Bel. (ſo entſchloſſen, als demüthig) Ach, ſagen Sie nicht teufelmäſſig; ſagen Sie vatermäſſig. Ich habe ganz ſo gehandelt, wie Ihr Vater es in dieſem Augenblick verlangen würde, daß ich gehandelt haben ſollte.

Sophie. (der die Augen übergehen) So ſoll ichs Ihnen vergeben; aber — nehmen Sie ſich von nun an in Acht.

Richard. (als er Roſſl gebeten, Sophien wegzuführen) Kerl, benimmſt du dich von nun an als noch ſelender Kurator dieſes herrlichen Mädgens nicht vernünftig und redlich, ſo ſei dir Gott gnädig. Steh' auf. Schurken nur können knieen, wie du. Ich ſchicke dir binnen zwei Monaten einen Advokaten über den Hals, der dir den Hals brechen ſoll. Und nun lauf, ſo weit dich deine Beine tragen.

Chriſtian. Ich bringe ihn über die Grenze hin, wie er mich über die Grenze her bringen laſſen.

Richard. Das thu.

Chriſtian nahm Bel beim Fittig und führte ihn bis zum Grenzgraben. Da gab er ihm mit ſeinem eigenen Stock einen Hieb über den Rücken, worauf Bel ebenſo jenſeits ſprang, wie er, Chriſtian, diſſeits geſprungen war, warf ihm den Stock nach und ſchriee — Du Kanaille, preiſe dich glücklich; du kommſt mit dem erſten Hieb über den Graben, ich ſprang beim zwölften erſt 'rüber.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Ankunft unter den Linden zu Grimsthal.

Noch lachte die ganze Reiſegeſellſchaft über die geſpielte Nachkomödie; noch triumfirte Chriſtian über die erhaltene Satisfaktion, als es hies, Bel ſei wieder da und verlange Sophien nur noch einmahl in ſeinem Leben zu ſprechen. An ihrer Statt ging Richard hinaus und wies ihm die Wege. Bel that einen Fusfall vor ihm und bat ihn, ſich nicht an ihm zu rächen, ſondern ihm die Kuratel für Sophien zu laſſen, da er gern alles, alles ſo machen wolle, wie ſie es ihm vorſchreiben würde. Richard erwiederte ihm blos, daß er das weitere von ſeinem Gute aus ſchon zu rechter Zeit erfaren ſolle und verlies ihn mit Verachtung. Darauf fuhr Bel in ſeiner Chaiſe links und die Reiſegeſellſchaft in Richards Wagen rechts nach Hauſe.

Chriſtian ſtimmte, als ſie ins freie Feld kamen, das Te Deum an, lebte von nun an ganz wieder auf und labete ſich an jedem Ausbruche der Vertraulichkeit zwiſchen Richard und Sophien. Seiner Meinung nach war mit beiden in ihren Herzen alles ſchon richtig, und Roſſi ſelbſt ſtellte in ſeinen Gedanken die Alternatiſe hin, daß Chriſtian entweder Recht habe, oder daß Richard und Sophie zwei der ſonderbarſten Menſchen ſein müſten, die die Erde trüge. Die Reiſe ward mit gröſſeſter Eilfertigkeit gemacht, und nur ein einziges mahl machte man den Aufwand von einigen Stunden, um eine überaus ſchöne Ausſicht zu genieſſen.

Richard. (als er vor ſelbiger Arm in Arm mit Sophien ſteht) So ſtanden wir noch nie, meine himmliſche Freundin; aber ſo wollen wir noch oft in der Welt ſtehen. Um mein Gut her gibt es herrliche Büen nah und fern. Mein Vater lehrte mich ſie kennen; mein Vater lehrte mich ſie lieben.

Sophie. Der meinige mich nicht! Aber mein ganzes Herz ſchlägt noch für die Natur. O wie ſchön, wie ſchön iſt ſie!

Richard. Ja aber, frei mus man ſein, um die Ausſichten ins Freie ſchön zu finden. Wie ich dort im Gefängnis ſas, hatte ich gar keinen Sinn für die herrliche Gegend umher. Die Freiheit der Natur drauſſen kontraſtirte zu ſehr mit meinem Arreſt und jeder Blick in ſie lies mich dieſen noch unerträglicher finden.

Das Stehen Richards Arm in Arm mit Sophien gefiel Christian ſo wohl, daß er täglich wieder Vorſchläge zum Genuß ſchöner Ausſichten, die ſich unterwegs zeigten, aufs Tapet brachte. Richard aber eilte deſto mehr, je näher er ſeinem Gute kam und gab ihm den letzten Vorſchlag mit den Worten zurück — „Nichts weiter unterwegs! Nicht eine Minute mehr Preis gegeben! Nun ſchlägt mir das Herz nach Alphonſa's Grabe.“

Endlich zeigte ſich die Lindenallee. Chriſtian ſah ſie zuerſt, und wie der Matroſe im Maſtkorbe nach einer langen Unglücksfart im unbekannten Ocean lauchzend ſchreit — Land! Land! ſo ſchriee er — Linden! Linden! Wonne verbreitete ſich über alle Geſichter; Richard umarmte Sophien; Chriſtian ſah dis und klatſchte mit den Händen dazu. „Nun will ich voraus, rief er, als man in die feierliche Allee kam, ſtieg ab, lies alle Gräber Gräber ſein, überzählte die Hügel unter Thereſens Linde nicht, lief nach Grimsthal, als wenn ihm der Kopf brennte und ſchriee unaufhörlich — ſie kommen, ſie kommen.

Bei Thereſens Linde ward gehalten und ausgeſtiegen.

Richard. (der Sophien bei der Hand nimmt) Kommen Sie; hier iſts, hier iſts, wo meine Eltern ruhen; wo meine Alphonſa ruhet. (als ſie ſich den Hügeln mit frommer Andacht nähern) Wie? was iſt das? Nur zwei? Ach was hat man mir gethan! Man hat meine Alphonſa, meine Alphonſa anderswo begraben; ach Gott — ach Gott! (erblickt auf der Raſenbank einen Umſchlagetuch, geht hin, betrachtet ihn und findet den Buchſtab A darin gezeichnet) Wie? Ein A? — Ein A? — Ein A?

Zweites Buch.

Erstes Kapitel.

Christian hat zu guter letzt noch einmahl recht ſeine Noth.

He! He! ſie kommen — ſie kommen! — ſchriee Chriſtian, als er in den Hof ſprang, ſtellte ſich mitten auf den Damm hin, ſetzte die Arme in die Seiten und erwartete, daß ſich ſeine ganze Mitdienerſchaft um ihn her verſammeln ſollte. Es erſchien aber keine menſchliche Seele, ſondern ſämtliche Hof- und Haushunde fielen ihn an.

„Herr Jemine! Herr Jemine! So laſſt mich doch gehen! Huſch! huſch! ſie kommen ia, ſie kommen!“

Weg waren binnen einigen Sekunden alle Untertheile ſeines Rocks. Zum Glück kam der alte Bullenbeiſſer Nimrod noch dazu, der ihn wiederkannte, die übrigen Hunde wegbis und ihn liebkoſete. Chriſtian war für Freuden ganz auſſer ſich, als er nur das erſte ihm noch bekannte lebendige Weſen auf dem Gute wiederſah, ſprach mit Nimrod, als wenn es der Verwalter wäre, erzählte ihm, daß ſich der Herr eine Braut mitbringe, ſprang ins Haus hinein und ſchriee aufs neue — He, he, ſie kommen, ſie kommen! Verwalter 'raus — Jäger 'raus — Gärtner 'raus — Kutſcher 'raus — Kathrinliſe 'raus — Alles 'raus, 'raus!

Eine Stimme im Keller. Herr Jeſus Chriſtus, all wieder Feuer, all wieder? Wo denn — wo denn?

Chriſtian. Beim Teufel auf dem Aetna!

Kathrine. (aus dem Keller guckend) Herr Chriſtian, i Herr Chriſtian, iſt ers? Wieder da? Wieder da?

Chriſtian. Ja, wie ſie ſieht.

Kathrine. Der Herr auch?

Chriſtian. Sie kommen alle, ſie kommen. Iſt denn zum Henker keine Seele weiter zu Hauſe, als ſie?

Kathrine. (auf der oberſten Kellerſtufe) Sie ſind alle zu Felde und zu Buſche und ſpatziren.

Aber Herr Jeſüs Chriſtus — die Lappen hangen ia um ihn herum?

Chriſtian. Solche verdammte Hundezucht, wie ietzt hier iſt! Den Rock vom Leibe haben ſie mir geriſſen. (lauft die Treppe hinauf)

Kathrine. (nachdem ſie ſich ſchnell eine andere Mütze aufgeſetzt und eine weiße Schürze vorgebunden, Chriſtian ſchon im Treſſenrocke vor dem Spiegel findend) Nun, ſieh da, ſein Diener, Herr Chriſtian! Noch fein geſund? Und gleich ſo geputzt?

Chriſtian. Guten Tag! Sie hat ſich auch wohl erſt gewaſchen? Wer iſt froher, als ich! Auf dem Berge Cenis hätte ich ihr für eine Bierſuppe zehen Thaler gegeben.

Kathrine. Wo? wo? lieber Herr Chriſtian?

Chriſtian. (ſeinen zerlappten Rock noch einmahl betrachtend) Beim Satan und bei ſeiner Grosmutter — daß ſie's weis!

Kathrine. Gott ſoll einem gnädig ſein! Werden denn die Leute *alle* ſo grob, wenn ſie weit gereiſet ſind?

Chriſtian. Hä — — iſt denn *allenthalben* ſo eine infame Hundezucht, wenn die Herrſchaft verreiſet iſt? (ſieht nach ſeinem Grosvaterſtuhle) Biſt du noch in Floribus? Auf dir will ich mich nun recht pflegen. (ſieht die Zerſtörung, welche der Blitz angerichtet) Was iſt 'n da geworden?

Kathrine. Ja, ſieht er wohl? Das haben wir alles ſo liegen laſſen, daß er's ſehen ſoll. Da hat 's Donnerwetter eingeſchlagen, und wäre er hier geweſen, ſo hätt's ihn todtgeſchlagen. Es geſchah in der Nacht, da alles dicht und feſt ſchlief.

Chriſtian. Ah, nun will ich gern unterwegs alles ausgeſtanden haben. Der liebe Gott führt doch ſeine Heiligen wunderlich.

Kathrine. Ja, er iſt mir der wahre Heilige geworden. Alſo — der Herr kommt heute auch noch?

Chriſtian. Ja doch, ſie kommen, ſie kommen.

Kathrine. Wer kommt denn mehr, als der Herr?

Chriſtian. Das wird ſie ſchon ſehen. Wir haben uns beide etwas recht hübſches mitgebracht. Dafür ſind wir ſo weit gereiſet. (hört über ſich gehen) Was wird denn da oben?

Kathrine. Es iſt der alte Herr. Er wird aus der Bibliothek kommen.

Chriſtian. Was für ein alter Herr?

Kathrine. Herr D. Sanft. Kennt er ihn nicht mehr? Er hat wohl *alle* Leute hier verkennen gelernt? Er ſtellt ſich auch ſehr kurios an.

Chriſtian. Das wohl eben nicht. Alſo iſt der Alte doch hergezogen?

Kathrine. Freilich; und ſeine Tochter auch. Sie iſt iezt nur ſpatziren. Sie ſoll wohl eine rechte Freude haben, wenn ſie wiederkommt.

Chriſtian. (aufhorchend). Wer? — Er hatte ia nur *eine* Tochter.

Kathrine. Nun ia; Mamſel Alphonſa. *Die* kennt er auch wohl nicht mehr?

Chriſtian. Sie iſt nicht geſcheut, wie ich höre. Am iüngſten Tage wird *die* wieder auferſtehn.

Kathrine. Ja, zum *zweiten* mahle. Zum *erſten* mahle ſtand ſie an dem Tage wieder auf, da ſie begraben werden ſollte. Sie war nicht wirklich todt geweſen, ſondern hatte nur ſo lange in Ohnmacht gelegen.

Chriſtian. (dem durch das ernſthafte Geſicht, welches Kathrine dazu macht, die Sache auch ernſthafter wird) Höre ſie einmahl — ſo etwas mache ſie einem Narren weis, aber mir nicht; — weis ſie's?

Kathrine. 's iſt bei meiner höchſten Seele wahr, und er wird ſie bald ſehen. Und wenn er's nicht glauben will, ſo will ich den alten Herrn rufen.

Chriſtian. (als wenn er nochmahls am Krater des Aetna ſtände) Kathrinliſe, iſt das wahr?

Kathrine. Nun, ich kann mir weiter nicht helfen. Genug, ſie lebt und iſt geſund und iſt dem Herrn treu geblieben und ſpricht von weiter nichts, als vom Herrn, und zählt alle Stunden, daß der Herr wiederkommen ſoll.

Chriſtian. (als wenn er in den Krater hinein ſtürzte) Nun, ſo ſei Gott uns allen gnädig! Ach Herr Jemine! Herr Jemine! (lauft auf und nider)

Kathrine. So ſei er doch nicht ſo wunderlich. Der Herr iſt ia aus Desperation darüber gereiſet, daß ſie ganz todt ſein ſollte. So wird er ſich doch wohl halb todt darüber freuen, wenn er ſie lebendig wiederfindet?

Chriſtian. Ja, ſie mags recht wiſſen. Was raiſonnirt ſie denn? Er bringt ſich ia eine Braut mit.

Kathrine. So? Hum! — Und Er ſich wohl auch eine?

Chriſtian. Ja, ich! Da kennt ſie Chriſtian nicht. Aber der Herr — ach der arme Herr!

Kathrine. Nun, dann iſts ſchon gut. Für den Herrn ſorge er nur nicht. Alte Liebe ruſtert nicht. (will ihm die Backen klopfen)

Chriſtian. (den Kopf wegziehend) Sie iſt ſchon ganz verruſtert.

Kathrine. Welche denn? — Er macht ſich doch auch nach ſo langer Trennung nicht ein bisgen artig.

Chriſtian. Nein, nun ſehe ich nicht hin. — Und die arme Mamſel Sophie! Wäre nun nur auch gleich Herr Selig da! — Nun wollte ich lieber, der Blitz hätte mich hier erſchlagen; ſo wäre ich doch weg.

Kathrine. Ach ich dachte, was mir wäre. Warum nicht gar! Sei er kein Narr. Wir kriegen nun eine Hochzeit und dann tanzt er in ſeinem Treſſenrocke da mit mir, und dann — und dann —

Chriſtian. Ja ich und 's tanzen! Ich weis nicht, wie ſie ſo ſein kann. Sie mus gut Futter unterdeſſen gehabt haben.

D. Sanſt. (dem beim Hereintreten Kathrinliſe Platz macht) Willkommen Chriſtian, lieber Chriſtian — willkommen wieder zu Grimsthal! Und ſogleich im Treſſenrocke? Nun, das iſt ein gut Zeichen. Putz gegen Putz — nicht wahr? Alles doch gut — alles gut? Und mein Schwiegerſohn kommt heute auch noch?

Chriſtian. (zitternd) Ach lieber Herr Doktor, ja; aber —

Sanft. Nun, was denn — was denn?

Chriſtian. Iſts denn wahr, daß Mamſel Alphonſa wieder aufgelebt iſt?

Sanft. Ja wohl; und er freuet ſich nicht darüber? Ich denke, er hat deshalb ſeinen Treſſenrock angezogen?

Chriſtian. (ſtammelnd) Ach — er bringt ſich ja — eine — andere Braut mit. . .

Sanft. (heftigerſchrocken) Was? iſt das Wahrheit?

Chriſtian. (mit gefalteten Händen) Ja wohl iſts das. Und ſie ſieht aus, wie Mamſel Alphonſa leibt und lebt.

Sanft. (auf Chriſtians Grosvaterſtuhl niderſinkend) O ich unglücklichſter der Väter!

Zweites Kapitel.

Federn weg! Pinſel her! Wer mahlt?

Richard vergas über den Umſchlagetuch die Grabhügel ſeiner Eltern und alles, was er bei ſelbigen zu thun willens geweſen war. „Kommen Sie, kommen Sie, ſprach er, ich habe nun eher keine Ruhe hier unter den Linden, bis ich meine Alphonſa her habe, ſie liege, wo ſie wolle“ nahm Sophien beim Arm und führte ſie mit raſchen Schritten die Allee hinab. Roſſi ging in tiefen Gedanken nebenher. Der Wagen fuhr langſam nach.

Der Weg durch den Garten war näher. Richard ſah, daß die Thüre nach den Linden her offen war und lenkte hinüber. In weiter Entfernung luſtwandelte ein Frauenzimmer am Arm einer Mannsperſon. Roſſi allein bemerkte ſie und ſchwieg.

Alle frohe Jugendgefühle erwachten in Richards Seele beim Wiedereintritt in den ihm liebſten unter allen Gärten; den Ausgus derſelben aber hielt der Schmerz, daß man Alphonſa's Gebeine, die heiligſten unter allen Reliquien, ihm entwendet, zurück.

Stark und Alphonſa kamen zu gleicher Zeit von ihrem Spatzirgange durch eine andre Thüre auch in den Garten. Die Wege von beiden Thüren waren berceaumäſſig und führten zuſammen. Da, wo ſie ſich vereinigten, war ein zu verborgener Ruhe einladendes Boſquet.

Richard. (als er nahe am Boſquet iſt) Hier wird's Ihnen gefallen, Sophie; hier iſts allerliebſt.

Sophie. O ſcharmant, über alles ſcharmant!

Stark. (auf der andern Seite eben ſo nahe am Boſquet) Hier wollen wir ausruhen, hier!

Alphonſa Das wollen wir auch. Der Spatzirgang war faſt zu weit.

Richard und Stark. (zu gleicher Zeit) Ich höre ſprechen. Und, — —

Alphonſa und Sophie. (ebenſo zugleich) Ich auch. Und — —

In demſelben Augenblick traten beide Paare, das eine aus einem Haupt- das andere aus einem Nebenwege ins Boſquet. — — Federn weg! Pinſel her! Wer mahlt?

Drittes Kapitel.

Wiederſehn — ach Wiederſehn!

Weder das Bild vom unerwarteten Wiederſehn in dieſem Leben, noch das Bild vom erwarteten Wiederſehn in ienem Leben erſchöpft den völlig unbeſchreiblichen Anblick, welchen Roſſi hier hatte. Roſſi war der glückliche Sterbliche, der etwas ſah, was unter Millionen kaum Einer zu ſehen bekommt, und der ſich auch dadurch hernach lebenslang für alles Gute, das er gethan hatte und noch thun würde, reichlich vom Schickſal belohnt und abgefunden glaubte.

Vier liebenswürdige Menſchen ſtanden da und ſtreckten die Arme nach einander hin, Richard nach Alphonſa, Alphonſa nach Richard, Sophie nach Stark, Stark nach Sophien, ſchienen wie angewurzelt, verhölzert, verſteinert, und gaben den einzigen vierſtimmigen Laut Ach in einem und demſelben Moment von ſich.

Freude mahlte ſich auf allen Geſichtern; bei Stark und Sophien aber miſchte ſich hohes Staunen darunter; bei Richard überzog entſeelendes Entſetzen die Freude faſt ganz.

Alphonſa, die allein einigermaſſen vorbereitet war, äuſerte auch die erſte Bewegkraft wieder, flog Richard in die Arme und rief — Ach mein Richard! Sophie und Stark ſanken darauf auch an einander hin und riefen — um Gottes willen, ach um Gottes willen!

Roſſi trauete ſeinen Augen kaum, glaubte ein und daſſelbe Menſchenpaar doppelt zu ſehen und war wie bezaubert. Er verſtand nicht alles, was er ſah, glaubte aber, er ſehe einen Vorgang aus jener Welt. Den Hofrath Stark, der ihn über Sophien gar nicht zu bemerken ſchien, betrachtete er von oben bis unten.

Alphonſa. (zu Richard) Ach Richard — doch noch mein? — doch noch ganz mein?

Richard. (röchelnd) A — ch — A — ch —

Jetzt entſanken Richard die Kniee. Alphonſa hielt ihn, ſo gut ſie konnte. Roſſi ſprang zu und ſetzte ihn auf die nächſte Bank, wo ſich Alphonſa ſchnell neben ihn ſetzte, ihn mit ihren Armen umſchlos und in Bewuſtſein und Selbſtkraft zurückzuküſſen ſuchte. Gegenüber ſaſſen auch alsbald Sophie und Stark und drückten einander betäubt die Hände. Kein Paar bekümmerte ſich um das andere. Roſſi, als der einzige Beobachter, ſah, daß wohl allen geholfen ſein möchte, nur ſeinem Freunde Richard nicht, und lief fort, ihm Hülfe zu ſchaffen.

Der Reiſewagen war unterdeſſen in den Hof gefaren. D. Sanft, als er davon hörte, raſte alle ſeine Kräfte zuſammen, ſprach zu Chriſtian — das iſt die gewünſchteſte und verwünſchteſte Stunde meines Lebens — und taumelte hinunter, ſelbſt nicht wiſſend, was er thun oder laſſen ſolle.

Roſſi. (der ihm im Hofe ſchon entgegenkommt) Hülfe! Hülfe! Ich bin hier fremd. Aber Hülfe, Hülfe!

Sanft. Wo denn? Für wen denn?

Roſſi. Da im Garten — für meinen Freund Ulrich oder Grimm, wie er heiſſt — Hülfe!

Sanft. Was iſt ihm? Ich bin ſein unglücklicher Schwiegervater.

Roſſi. Sind Sie das? O wackerer Mann, ſo kommen Sie! Er liegt in ſchönen Armen, aber wie todt.

Sanſt. Vor allen Dingen eine Frage — iſts wahr, daß er ſich eine Braut mitbringt? Meine brave Tochter lebt noch.

Roſſi. Ich kanns nicht ſagen. Ein Frauenzimmer haben wir allerdings mitgebracht. Ob 's ſeine Braut ſei, weis ich nicht. Wer wird klug aus ihm? Geſetzt aber auch, es wäre, ſo liegt die vermeinte Braut doch ebenfalls in den Armen eines Andern, über den ſie ihn zu vergeſſen ſcheint. Ich wollte ſchwören, ich kennte dieſen. Doch — nur geſchwind Hülfe, Hülfe!

Der alte Sanſt fühlte ſich etwas geſtärkt und eilte mit Roſſi ins Boſquet, wo unterdeſſen noch kein Wort geſprochen worden war.

Alphonſa. (als ſie den Vater kommen ſieht) Ach Vater, Vater, hier, hier!

Stark. Ach Freund, Freund, hier, hier!

Sanſt. (freudig zitternd) Kinder, was denn, was denn?

Alphonſa. Hier hab' ich ia meinen Richard.

Stark. Hier hab' ich ia meine Sophie.

Sanſt. (die Hände aufhebend) Gibts Wunder? Ja! Wunder in der Welt der Liebe! (kniet vor Richard nider, befaſſt und befühlt ihn überall)

Alphonſa, liebe Tochter, erzähle mir kurz, was iſt hier vorgegangen?

Alphonſa. Nichts, gar nichts, Vater! — Ganz erſtaunend viel, Vater! — Nichts, gar nichts, Vater! — Ich komme von dieſer Seite hier mit dem Hofrath herein und in dem Augenblick tritt Richard von dorther mit der lieben Unbekannten auch herein. Und ſo ſtehen wir da wie verſteinert. Und ich flog Richard endlich in die Arme. Und da — ward ihm ſo.

Sanft. (zu Roſſi) War er vorher völlig geſund?

Roſſi. So geſund, wie ich.

Sanft. (zu Alphonſa) Hat er geſprochen?

Alphonſa. Nichts, als — A—ch, A—ch. Ich fragte ihn nehmlich, ob er noch mein, ganz noch mein ſei.

Sanft. (zu Roſſi) Nun — iſt er denn das noch?

Sophie. (wie aus bloſſem Inſtinkt) Ja doch, ja.

Sanft. So iſts ſchon gut. Was wir jetzt an ihm ſehen, ſind die Folgen des freudigen Entſetzens. Auf der Stelle hätte er allerdings ſterben können; nun aber, da der gewaltſamſte erſte Eindruck von ihm überwältiget worden, wird es weiter nichts zu ſagen haben. Thun kann man aber nichts dabei; er mus ſich ſelbſt erholen.

Alphonſa. Ach Vater, können Sie ihm denn gar nicht helfen? (küſſt Richard wieder oft und ängſtlich)

Sanft. Ich nicht. Brauche du nur dein Mittel fort; es iſt das beſte. (umarmt beide herzlich) Meine gute Tochter! Mein braver Sohn! Ach Gottlob, Gottlob! — Kinder, wir ſind alle nicht in unſerem natürlichen Zuſtande. (ſteht wieder auf und drehet ſich nach Stark um) Aber — exiſtirt denn meine Tochter zweimahl? Wen haben Sie da?

Stark. Meine Sophie — wenns noch wahr iſt.

Alphonſa. Vater, Vater, er rührt ſich.

Sanft. Küſſe zu, küſſe zu! (vor Richard wieder hinkniend) Lieber Sohn! Lieber Sohn! Hören Sie nicht?

Richard. (die Augen aufſchlagend und an Sanft ſich neigend) Ach Herzensvater! (bleibt gelehnt an ihn)

Alphonſa. (die ihn von neuem umfaſſt) Richard — Richard — wir haben uns ia wieder.

Richard. (ſich von ihr wegziehend und ſie ſtarr von der Seite anblickend) Ah!!!

Alphonſa. (ihm nachſinkend) Ich bin ia Alphonſa, mein Herz und mein Alles! Ich bins ia und lebe.

Sanft. Beſter Sohn, können Sie ſich nicht einen Augenblick beſinnen? (rüttelt ihn) Sie iſts ia! Es iſt keine Fantaſie, die Sie täuſcht. Sie iſts warlich. Hören Sie doch! Hören Sie doch!

Richard. (wie im Schlummer) Ja — ia!

Sanft. (ihn fortrüttelnd) Alphonſa iſt ia gar nicht todt geweſen. Wir hatten alle geirrt. Nur erſtarrt war ſie. Bald nach Ihrer Abreiſe kam ſie ins Leben zurück. (zieht Alphonſa an ihn hin) Fühlen Sie doch dieſen Kus von ihr! (Alphonſa küſſt ihn zu ſich)

Richard. (ſie anſehend und im Begrif, ſeine Arme um ſie her zu breiten) Möglich? (zieht die Arme wieder zurück) Nein, unmöglich!

Die Geiſtesabweſenheit ſtellte ſich wieder ein, verging wieder, kam abermals wieder und wechſelte ſo noch eine Zeitlang mit halbem Bewuſtſein ab. Endlich kam Richard völlig zu ſich, wand ſich um Alphonſa her und vergos Ströme von Freudenthränen. Vater Sanft weinte mit gefalteten Händen gen Himmel. Roſſi hub bald ſeine Arme, bald lies er ſie ſinken.

Richard. (nach langem ſtummen Entzücken) Ach Alphonſa — welch Wunder brachte Sie aus der Oberwelt zur Unterwelt zurück? Um Gottes willen, welch Wunder?

Alphonſa. Ich war noch gar nicht in der Oberwelt, über alles Geliebter! Erſtarrt war ich ia nur und kam bald nach Ihrer Abreiſe vom Erſtarren zurück.

Richard. Das iſt wahr? (betaſtet ihre Hände, ſtreicht ihr die Ba[illegible]üßt ſie) Ja, es iſt wahr. O erzählen — alles erzählen!

Sanft. Hernach, lieber Sohn! Jetzt, Kinder, freuet euch blos. Ihr habt beide viel, ſchrecklichviel für einander gelitten. Nun reicht einander dafür die Krone der Herrlichkeit!

Richard. (ſie mit aller Kraft an ſich drückend) Ach ia, ia, Alphonſa, du Leben des Lebens, nun biſt Du ſchon noch hier wieder mein.

Alphonſa. Ja, dein, und Du mein. O Gott, Gott!

Richard. Daß du dort wieder mein würdeſt, wuſte ich wohl. Daß ich dir unterdeſſen untreu wurde, war unmöglich. Aber — daß dis Leben noch für meine Treue mich ſo hoch belohnen ſollte — wie undenkbar war der Gedanke für mich! Ach, was hab' ich geſchwärmt um dich!

Alphonſa. Und ich um dich!

Richard. (gen Himmel blickend) Zu viel Lohn, Vater, zu viel Lohn für mich!

Alphonſa. Nein, nicht zu viel! Gerade ſo viel, wie dein treues Herz verdiente.

Richard. Ein Bild, ein Bild von dir fand ich und nahm es mit nach Grimsthal, um dich darin zu ſehen. Sieh es an da — erſtaune über die Aehnlichkeit! Sophie heiſſt ſie. Sie bleibe ewig deine und meine erſte Freundin. (Alphonſa und Sophie umarmen ſich wie Schweſtern) Ach, ſieh hier! (zieht den Umſchlagetuch aus dem Buſen)

Alphonſa. Den hab' ich unter den Linden gelaſſen. Warſt du ſchon dort? Was dacht'ſt du, als du ihn fandſt?

Richard. Ich weis ſelbſt nicht. — Dein Grab ſucht' ich und ſeufzte, als ichs nicht fand. Ach, nun ſei Gott gelobet, daß ichs nicht fand! Aber — das A, das A im Tuche — — kurz, ich weis nicht, was ich gedacht. Dieſe Auflöſung des Räthſels aber gewis nicht.

Roſſi. (zu Sanft) Durch meinen Kopf fuhr warlich der Gedanke, obs möglich ſei, daß ſie noch lebe. Auch kam er wieder, als ich ein Frauenzimmer im Felde promeniren ſah. Aber — wie konnt' ich ihn wahrſcheinlich finden?

Richard. (den Tuch küſſend) Du lieber Tuch! Durch dich ſollt' ich einen Wink bekommen und vorbereitet werden; aber der Wink war mir zu dunkel. Schadet nichts. Selig, wer ſich ſo entſetzt, wie ich! Der Tuch iſt mein. Ich hebe ihn auf bis zu ſeiner Zeit.

Umarmungen, wie unter Verklärten, erfolgten abermals. Sophie ſtand mit Stark Arm in Arm.

Richard. (zu Stark) Was wird mit Ihnen? Kennen Sie Sophien?

Sophie. Selig wird mich doch noch kennen.

Richard. Wie? Was? Selig? — Stark heiſſt er ia.

Roſſi. (auf Stark zuſpringend) Stark? So ſind Sie es ia doch! Es lebe der Rochemelop! (umarmt ihn innigſt)

Stark. Ach ums Himmels willen, Roſſi — mein braver Roſſi! Wie kommen Sie in dieſe Gegend? (Roſſi wies auf Richard)

Richard. Nein, Sophie, ſagen Sie, iſt das Selig?

Sophie. Sehen Sie ihn doch nur an. Iſt er nicht Ihr Bild? Wiſſen Sie nicht mehr, wie ich Sie zu — beim Kinn faſſte und ſo vor mich hielt? Da, da ſagte Ihnen dis mein Herz.

Stark. (zu Alphonſa, auf Roſſi weiſend) Das iſt der brave Pater, von dem ich Ihnen ſo viel erzählt. Freund Grimm hat alſo wirklich meine Fusſtapfen gefunden. (zu Roſſi, auf Sophien weiſend) Das iſt die, derentwegen ich reiſete.

Sanft. Ha, iſts das, womit mein Herr Stark nicht heraus wollte? Bei Gott, ich hab's geahndet. Und er hat ſich geſträubt und geſträubt, es zu ſagen. — — Aber wie kommt ihr denn alle hier zuſammen? Es wird ja doch warlich alles immer räthſelloſer und wieder räthſelvoller zugleich.

Stark. Hilf, ewiges Schickſal, welche Verkettungen unſerer Ereigniſſe! Sind wir doch alle noch wie halb im Traum!

Richard. (Stark an ſein Herz drückend) So dank' ich Gott noch tauſendmahl mehr dafür, daß ich auf meiner Rückreiſe den Gedanken bekam, Sophiens Vater zu beſuchen. Ich wuſte nicht, daß er todt ſei. (nimmt Sophien und führt ſie in Starks Arme) Da, Herr Stark und Herr Selig, haben Sie die Alphonſaähnliche Sophie und ſein und bleiben Sie mein und meiner Alphonſa erſter Freund!

Selig. (Sophien in den Armen) Ihr Vater todt — Beſte?

Sophie. Ja, und ich habe den Kaufmann nicht geheirathet.

Selig. Ach Engel von Menſchen — ſo ſind Sie noch frei?

Sophie. Ich frei? Nein!

Selig. (zurückſchaudernd) Nicht? Ach!

Sophie. (an ihn hinſinkend) Wie wäre ich noch frei? Bin ich nicht Dein?

Selig. (wirklichſelig) O Wonne, Wonne, Wonne! Sophie mein — mein! Du liebe Sophie mein! (drückt ſie zum erſten mahle wieder mit voller Trautheit an ſein Herz)

Sophie. Lieben, ewig nur lieben meinen Selig, ſprach ich; aber ihn lebenslang anblicken im Seligähnlichen Richard!

Alphonſa. Lieben und keinen Andern lieben, als meinen Richard, war mein Wahlſpruch; aber zuſammenſein bis zu unſerer Wiedervereinigung mit dem Richardähnlichen Selig!

Richard. Lieben, allein nur lieben Alphonſa, meine Alphonſa, hieß es bei mir; aber anſchauen bis zum letzten Hauche ihr Bild, die Alphonſaähnliche Sophie!

Selig. Lieben und immer nur lieben meine Sophie, dacht' ich; aber mit Seligkeit mich ihrer erinnern beim Anblick der Sophieähnlichen Alphonſa!

Sanft. Was Selig und Alphonſa lezt ſprachen, iſt Wahrheit. Ich bin Zeuge davon.

Roſſi. Und was Richard und Sophie ſprachen, verbürge ich.

Sanft. (in väterlicher Heiterkeit) O ihr vier braven, ihr vier ſeltſamen Menſchen — euch muſte die Liebe ſo hoch lohnen und euch ſchon auf der Unterwelt noch wieder zuſammenbringen. Aehnlich ſeid ihr euch an Schickſalen, wie an Geſtalt und Geſicht. Ihr zwei weiblichen Seelen verlohret eure Geliebten und verlohret ſie ohne eure Schuld. Ihr zwei Männer muſtet eure Bräute für verlohren halten und reiſetet. Einer aber, wie der Andere, gibt dem Andern die Braut wieder. Lieber Grimm, Selig hat ſo viel Verdienſt um Sie, wie Sie um ihn. Er iſts, der Ihnen meine Tochter erhielt; — ihre Vernunft war ſchon dahin — ſein Anblick rettete die liebe Schwärmerin — dort am Karpfenteiche geſchah es; ach — und wie brav hat er ſich dabei gemacht! — — Menſchen vom ſeltenſten Schickſal — allerſeits Wohlthäter und Wohlthäterinnen gegen einander und alle zu gleichem Dank gegen einander Verpflichtete — wie durch ein Wunder und doch auf das natürlichſte von Gott einander Wiedergegebene — — wenn Ihr nicht lebenslang auf das vertraulichſte und unzertrennlichſte beiſammenſein und beiſammenbleiben wolltet — — wer ſollte es dann thun und wie könnts auf Erden noch Liebe und Treue geben!

Wie aufgerufen dazu flogen jetzt erſt Richard und Selig, Alphonſa und Sophie, und dann Sophie und Richard, und Alphonſa und Selig einander in die Arme und verſiegelten die Ewigkeit ihrer Freundſchaft mit Freudenküſſen und mit Freudenthränen. Drauf gab Richard Sophien an Selig, und Selig Alphonſa an Richard zurück.

Sanft. (der ſeine Arme über ſie wegbreitet) Ach meine Lieben, meine Tröſter, meine Erquicker — Gott ſegn' euch, Gott ſegn' euch! Nicht nur ein Paar von euch heiſſe Selig; ſeid ſelig, ſeid alle ſelig! Und nun trenne euch bei meinem Leben das Schickſal nicht wieder, ſondern mache mich zum Erſten, der unter euch fehlt!

Richard. So gebietet es freilich die Natur; aber nach vielen Jahren erſt! Vater, Sie ſollen hundert Jahre alt werden! (geht mit Alphonſa an ihn hin und beide umarmen ihn lange)

Selig. Und nun unſer wackerer Wirth da jenſeits des Cenis? — Wir haben alſo beide bei ihm logirt, lieber Grimm.

Richard. Ich hörts ſchon auf der Hinreiſe von ihm, daß Sie bei ihm geweſen. Er hat uns beide vom Rochemelon mit nach Hauſe gebracht, und dafür bringe ich ihn nun wieder zu uns mit nach Hauſe. — Ach hören Sie, ich bin wirklich auch auf dem Aetna geweſen.

Alphonſa. Du? — O was werdet ihr euch erzählen und wie werden wir Weiber horchen! **Unſertwegen** erſtieget ihr ihn.

Richard. Und hättens alſo beide nicht nöthig gehabt. — Doch, es iſt geſchehen. Wir ſind insgeſamt dadurch geprüft worden und in der Prüfung beſtanden. Nun werden wir alle einander noch viel theurer und werther ſein.

Roſſi. Gewis! Gewis!

Richard. Und wäre weder Selig noch ich gereiſet, oder wäre ich Selig nicht nachgereiſet: ſo wären wir nun hier nicht ſo beiſammen. Und den braven Roſſi da hätten wir auch nicht bei uns.

Es geſchah ein Schus.

Sanſt. Wo war das?

Richard. Vermuthlich im Hofe. Der Jäger wird einen Taubengeier ſchieſſen. — Unſerm Roſſi da hab' ich unendlich mehr zu danken, als noch die mehreſten von Ihnen wiſſen. Mein Glück, daß er mit mir zu reiſen ſich entſchlos. Aus dem Thurm in Sophiens Vaterſtadt hat er mich wieder befreiet.

Sophie. Da ſas er meintwegen.

Selig. Wie? was iſt das?

Sophie. Bel brachte ihn hinauf und muſte ihn auch wieder herunter bringen.

Selig. Lebt der Schelm auch noch? Aber — wie ſoll ich das verſtehen? Hat meine liebe Vaterſtadt einmahl wieder einen Abderitenſtreich gemacht?

Richard. So etwas ähnliches. Zu anderer Zeit mehr davon. Jetzt nur — zwiſchen Ihnen und Bel wirds noch ſeine Tänze geben. Der Vater hat ihn Sophien zum Kurator beſtellt.

Selig. Hat nichts zu ſagen. Will wohl mit ihm fertig werden. Wenn er ein Stück Geld bekommt, thut er alles, rettet aus dem Feuer, wie er Feuer anlegt.

Sanft. Ei, was werdet ihr euch alles zu zählen haben! Das wird Abende geben — — —

Alphonſa. (zu Roſſi) Sie edler Fremder! So viel bin ich Ihnen ſchuldig? O nehmen Sie Theil dafür an unſer aller Glück!

Richard. Ja, das ſoll er auch. Er bleibt bei uns.

Sanft. Schön, ſchön! Zu Grimsthal iſt Raum für uns alle. (umarmt Roſſi). Wir wollen das dritte Paar ausmachen. O ein Tag der Tage! O heilige Providenz, die du alles ſo wohl machſt! O geweihetes Boſquet, wo ſich vier Liebende ſo unerwartet wiederfanden!

Richard. Ja, hier, hier ſoll ein Denkmahl errichtet werden, mit der Inſchrift — Den reineſten aller Freuden, den Freuden des Wiederſehens, den Vorfreuden des Himmels gewidmet! — Ach was für heilige Plätze gibt es nun in dieſem Garten! Die Raſenbank dort, wo Thereſe mit Niklas bald ſterbend noch koſete — dieſes Boſquet nun —

Alphonſa. Und der Sitz am Teiche dort. — — Aber wo iſt denn dein alter Chriſtian, Beſter?

Richard. Ach es iſt auch wahr. O daß er dis alles hier nicht mitangeſehen! Das wird er mir nimmermehr vergeben. Wo mag er ſein? Er lief für Freuden voraus und wollte Quartier machen. Ihm, ihm hab' ich auch unendlich viel zu danken.

Sanft. Geſprochen hab' ich ihn. Er war auf ſeiner Stube ſchon im Treſſenrocke; aber — —

Richard lachte überlaut. Im Hofe entſtand zu gleicher Zeit ein gräsliches Geſchrei. Das Geſchrei kam aus dem Hofe in den Garten. —

Richard. (aus dem Bosquet ſpringend) Was iſt denn?

Kathrine. Ach kommen Sie — kommen Sie! Der alte Chriſtian hat ſich erſchoſſen.

Viertes Kapitel.

Da fließt das alte ehrliche Blut!

Richard ſtürzte fort. Alle ſtürzten nach. Kathrine öffnete unter Zetergeſchrei die noch mit Rauch und Dampf angefüllte Stube.

Da lag der alte ehrliche Chriſtian in ſeinem Treſſenrocke mit dem Geſicht auf der Erde und ſchwamm in ſeinem Blute. Ein wahrhaftigkomiſchtragiſcher Anblick!!

Richard ris ihn in die Höhe und ſchriee — Chriſtian, Chriſtian, was haſt du gethan? Chriſtian aber hörte und ſah nicht. Alle, die da waren, faßten an und brachten ihn im Treſſenrock über und über voll Blut auf des Jägers Bette.

Kathrine. Ach die ſchmucken Treſſen!

Richard. Immer noch die alte Närrin! Geht!

Kathrine. (heulend und ſchreiend) Ja, es iſt ſchon gut. Ihrentwegen hat er ſich doch nun todtgeſchoſſen.

Richard. (als wenn ihn auch eine Kugel träfe) Meintwegen? Ich glaube, ihr ſeid verrückt. Wenn Ihr ihm nur nicht eins verſetzt habt. Er war ſo luſtig und froh, als er — —

Kathrine. (ſich die Haare handvollweiſe ausraufend) Nun ja, Herr Jeſus Chriſtus, das fehlte noch. Es iſt dach abſolutement wahr, daß er ſich ihrentwegen erſchoſſen, und er ſagte noch zu mir, ehe ich von ihm ging, daß er lieber wolle hier geweſen ſein, wie in der Nacht das Donnerwetter da in ſein Bette ſchlug; ſo wäre er doch nun nicht mehr da.

Richard. (kaum einen Seitenblick nach den Blitzzerſtörungen richtend) Aber — was in aller Welt hätte ihn denn *meintwegen* dazu bewegen können?

Kathrine. Weil er hörte, daß Mamſel Alphónſa noch lebte, und Sie ſich ſchon eine andere Braut mitbrächten. Da ward er für Sie ſo bange und lief immer auf und nider und ſeufzte — ach mein armer Herre, mein armer Herre!

Richard. (ſich über Chriſtian herlegend) Mein Chriſtian, mein treuer Chriſtian, ſo brav, ſo brav meinteſt du es mit mir? Ich bin an deinem Tode Schuld? Das ertrage ich nicht. Chriſtian, du warſt *zu* gut. Wohl ſagteſt du immer, du könnteſt dein Leben für mich laſſen. Nun haſt du Wort gehalten — ſchrecklich Wort gehalten. Ach Gott — ach Gott! Welch ein Glück vorhin und welch ein Unglück nun!

Sanft. (der durch einen Fall auf der Treppe ſich verſpätet hatte und jetzt erſt hereintritt) Wo iſt er denn?

Richard. Hier, hier auf dem Bette. Ach — mir zu Ehren hat er ſich erſt geputzt und mir zu Liebe hat er ſich hernach erſchoſſen. O Gott, O Gott!

Sanft. Nun, nur ruhig! — Chriſtian war ein braver Mann, ein ſeltener Mann ſeines Standes. Iſt er todt, ſo iſt er ſelig todt — nicht wahr, Herr Pater?

Roſſi. So ſelig, wie Wir nur ſterben mögen!

Sanft. (nachdem er ihn überall befühlt) Noch iſt er nicht todt. Nur Waſſer her, daß wir ihn im Geſichte abwaſchen können, um zu ſehen, wo er ſich getroffen.

Kathrine. Da iſt Waſſer. Ich will ihn abwaſchen. Aber Herr Jeſus Chriſtus, der ſoll nicht todt ſein? Er blutet ja aus Maul und Naſe.

Sanft. (als Chriſtian ſchon zum Theil gereinigt) Wo lag er denn?

Kathrine. Können Sie denn nicht ſehen? Da, wo's Blut liegt. Es iſt ja bald ein Eimer voll.

Sanft. Wie lag er denn?

Kathrine. Aber Herr Jeſus Chriſtus, wie ſoll er denn gelegen haben? Auf der Naſe lag er.

Richard. Schweigt, Ungeſchliffene, ſag' ich. Ja, er lag auf dem Geſichte.

Sanft. (nach den Fenſtern ſehend) Da ſind Scheiben entzwei. Er hat vorbeigeſchoſſen. Dort iſt die Kugel hinausgefahren. Für Schrecken iſt er umgefallen. Das Blut rührt vom Falle her. Seid alle ruhig! (beſieht ihn wieder, als das Geſicht völlig abgewaſchen) Da ſehen Sie's. Da hat er ſich geſchunden im Fallen. Das Loch hier iſt ebenfals vom Fall. Auf die Naſe iſt er auch gefallen, und ſo iſt das Blut aus der Naſe in den Mund gelaufen. Kurz — er hat ſich nicht getroffen. Er hat das Handwerk noch nicht recht verſtanden.

Kathrine. Nun, wenn das nur iſt!

Richard. Ich ſage euch zum letztenmahle — geht, geht in eure Küche.

Kathrine. (ungeberdig) Du lieber Gott, hat denn unſer einer nicht auch Fleiſch und Blut? Und — wenn er nun eine Bierſuppe verlangte?

Sanft. (nachdem er ihm ſtarken Spiritus vorgehalten) Er kommt zu ſich. (beſieht ihn nochmals überall am Kopfe) Ich habe Recht. Er hat ſich nicht getroffen. Ich will ihn verbinden.

Richard. (wie im Triumpf) Wahr? Gewis wahr? O Gott, wie will ich froh ſein, wenn er wieder lebt, wieder hergeſtellt wird! Was ſoll er ſich freuen, wenn er ſieht, wie gut alles nun unter uns ſteht! Mehr Antheil, als Er, iſt kein Menſch im Stande daran zu nehmen. (wirft ſich abermals über ihn her)

Kathrine. (zu Sanft, als ſie die Bandage zurecht machen) 's 'ſt zu arg. Die vornehmen Herren wollen ganz aus der Haut fahren, wenn ihnen die Bräute natürlich ſterben und reiſſen oft ohne Noth weg. Unſereiner mus zu Hauſe bleiben und darf nicht mukſen, wenn der Bräutigam verreiſet, und wenn er dann mit aller Noth wiederkommt und ſich todtſchieſſt, ſoll man nicht einmal ſchreien.

Richard. (das leztere hiervon hörend) Wer hat denn geſagt, daß Chriſtian euer Bräutigam ſei?

Kathrine. Ich ſag's, und wenn's Chriſtian anders ſagen kann, ſo ſagt er's, wie ein gereiſeter Hundsfott.

Richard. So ſei ruhig, Mädgen! Um ſo mehr würde mir dadurch Chriſtian, wenn er bei dem allen mir doch nachgereiſet wäre.

Sanft. (als er ihn verbunden) Jetzt wird er völlig zu ſich kommen.

Chriſtian. (die Augen aufſchlagend) Ach — ach!

Richard. Mein Chriſtian — mein lieber Chriſtian!

Kathrine. (über Richards Schulter wegſchreiend) Herr Chriſtian, will er eine Bierſuppe?

Fünftes Kapitel.

Ein wackeres Geſpräch zwiſchen Herrn und Diener; — werth zu leſen.

Chriſtian reichte Richard die Hand und ſchlos die Augen wieder. Richard gab ein Zeichen, daß alle auf die Seite gehen möchten. Nach einer Weile that Chriſtian einen hohen Seufzer, ſah Richard freundlich an und drückte ihm wie zum letzten Lebewohl die Hand.

Richard. Jetzt biſt du bei dir. Chriſtian, Chriſtian, was haſt du gemacht?

Chriſtian. (ganz gefaßt) Ich habe mich erſchoſſen.

Richard. Das nun zwar nicht. Aber warum ſchoſſeſt du nach dir?

Chriſtian. Laſſen Sie das gut ſein. Sagen Sie mir nur noch, wie es abgelaufen, und ob Sie vergnügt ſind.

Richard. Seelenvergnügt — bis auf den Vorgang mit dir. Sonſt alles gut — alles vollkommen gut.

Chriſtian. Nun, ſo ſterb ich mit Freuden. Freilich — hätt' ich das gewuſt —

Richard. Du ſollſt mir ſagen, warum du dir ſo gethan. Ich beſchwöre dich bei deiner Treue gegen mich. Von dir ſelbſt mus ich es hören.

Chriſtian. Können Sie das noch fragen? Wer Sie ſo lieb hat, wie Chriſtian, dem ſollten Sie ſo eine Frage nicht einmahl thun. Der ſelige Herr Niklas hatte Sie von Kindesgebeinen an mir auf die Seele gebunden, und ich hatte es ihm verſprochen, mein Leben für Sie laſſen zu können. So hab' ich ehrlich Wort gehalten. Ich kann Sie kaum leiden ſehen. Das Herz im Leibe kehrte ſich immer um, wenn ich es ſehen muſte, und ich hätte gern allemahl für Sie leiden wollen. Sterben aber konnte ich Sie nicht ſehen; wenigſtens Sie nicht lange überleben.

Richard. (äuſerſtgerührt) Ach du gute Seele! Wie lohne ich dir deine Treue?

Chriſtian. Lohn für meine Treue hab' ich nie gemocht. Ich war ein Bedienter und der mus treu ſein. Er kriegt ja Lohn als Bedienter und durch ſeine Bediententreue verdient er erſt den Bedientenlohn. Wie kann er für jene noch beſondern Lohn verlangen? Der ſelige Herr Niklas wollte mich auch immer ſchon noch beſonders belohnen; aber ich ſchwurs ihm zu, daß ich nichts annähme. Den Treſſenrock hier muſte ich mit aller Gewalt annehmen. Zu ſeinen Ehren ſterbe ich nun darin. Das hat er wohl nicht geahndet. (weint)

Richard. (ihm die Backen klopfend) Nun, ſetze dich nicht in zu heftige Gemüthsbewegung.

Chriſtian. Ach nein, ich ſterbe recht gern. Sterbe ich doch in meinem Beruf! Sehen Sie, zu Neapel ſchon, wo Sie ſo krank waren, und hernach auf dem Meere wieder hatt' ich meine Masregeln getroffen. Warten und pflegen wollt' ich Sie da bis zulezt, weil wir in der Fremde waren; keine Stunde aber hätt' ich Sie überlebt. Dort waren die Piſtolen ſchon geladen, und da wäre ich über Bord geſprungen. Hier aber waren die übrigen Bediente noch da, die Sie pflegen konnten, und ſo war mir's nicht möglich, Sie noch einmahl ſo ſchrecklich leiden zu ſehen, oder Sie gar zu überleben. Ich kenne Sie ja und konnte mir alles vorſtellen.

Richard. Aber — was haſt du dir denn vorgeſtellt?

Chriſtian. Du lieber Gott, das ſoll ich nun noch umſtändlich ſagen? Geben Sie mir lieber die Hand und leben Sie wohl und vergeſſen Sie den alten Chriſtian nicht. Ich bin nur froh, daß ich Sie nach Grimsthal glücklich zurückgebracht.

Richard. Alter — du ſollſt mir ſagen, was du dir vorgeſtellt.

Chriſtian. Nun gut, ſo will ich auch noch bis an mein Ende gehorchen. — Wie ich herkam, da hörte ich ja, daß Mamſel Alphonſa wiederlebe. Nun hatten Sie ſich ſelbige kaum aus dem Sinne geſchlagen und brachten ſich eine andere Braut mit, an der jetzt Ihr Herz hing. Was ſollte denn aus Ihnen werden, wenn Sie ſie hier ſo unerwartet wiederfänden? Ich kenne Sie ja; was konnte ich anders erwarten, als einen noch weit entſetzlichern Zuſtand für Sie, wie alle vorigen geweſen waren? Den mitanzuſehen war mir nicht möglich. So dacht' ich, — mache, daß du fortkommſt, Chriſtian! Und da — —

Richard. Ich hatte dir's ia aber genug geſagt, daß Sophie meine Braut nicht wäre und nie würde.

Chriſtian. So ſprechen alle Verliebten. Alle leugnen ſie bis auf die letzte Stunde. Ich bin ia lange genug in der Welt mitgelaufen. Unſer einer müſte ia auch keine Augen gehabt haben, wenn er Sie mit Mamſel Sophien beiſammen ſah.

Richard. Standſt du nicht im Gaſthofe zu F. noch dabei, als Sophie, da ich ſie meine zweite Alphonſa nannte, mir erwiederte — Aber ewig bleiben Sie Ihrer Alphonſa treu und ich meinem Selig — und ich antwortete — Ewig, ewig!?

Chriſtian. Ja, ich dachte, aber auch bei mir — Verſprecht ihr euch nur viel; das Halten iſt ein anderes Ding.

Richard. Das magſt du wohl gedacht haben; aber du haſt falſch gedacht.

Chriſtian. Wer kann ſich denn ſo etwas vorſtellen? So eine Liebe und ſo eine Zärtlichkeit und ſo eine Herzlichkeit, wie das war! Nur Braut und Bräutigam können ia ſo mit einander thun, wie Sie thaten.

Alphonſa drohete bei dieſen Worten Sophien mit der Hand und Sophie drohete ihr wieder.

Richard. Nun, höre, Chriſtian, — ich fühle den Werth deiner Handlung, welche du hier meintwegen ausführteſt, ganz. Sie zeugt von einem Herzen, das ſeinesgleichen ſucht. Da du dir einmahl ſolche Vorſtellungen von meiner Verbindung mit Sophien machteſt, ſo war hernach deine Furcht hier meintwegen allerdings gegründet. Das wäre eine entſetzliche Lage für mich geweſen — ſie hätte mich überwältigt — darin haſt du Recht. Alſo — beruhige dich über deine That. Es wäre um uns beide geſchehen geweſen.

Chriſtian. Nun doch nur um mich. Aber — welche iſt denn nun die Braut?

Richard. Beide. Du ſollſt ſie gleich ſehen. (führt Alphonſa ans Bette) Sich, dieſe war mein, iſt wieder mein, bleibt ewig mein.

Alphonſa. Mein guter Chriſtian!

Chriſtian. (die Augen niderſchlagend) Sie gute Mamſel! Ja, ja, ſo gehts!

Richard. (Sophien und Selig an ihn führend) Und nun ſchau' einmahl, was hier losgeht.

Sophie. Das iſt mein Bräutigam — Selig.

Chriſtian. (die Augen noch einmahl ſo gros machend) Ja, warum nicht gar? Das iſt Herr Stark und kein anderer Menſch.

Selig. Der verkappte Stark war ich, mein lieber Alter.

Chriſtian. Und das wäre wahr? Das wäre wahr? (jammernd, zu Richard) Ach lieber Herr Ulrich, wenn ich mich doch nun nicht erſchoſſen hätte!

Richard. Sei getroſt, du haſt dich weder erſchoſſen, noch geſchoſſen. Denke an — Chriſtian denkt, Gott lenkt. (richtet ihn in die Höhe) Sieh das zerſchmetterte Fenſter. Da iſt die Kugel hinausgeflogen. dictum factum. (Sanft tritt auch heran)

Chriſtian. Iſt das wahr, lieber Herr Doktor, daß ich mich nicht getroffen? Iſts wahr?

Sanft. Ja, ia, er kann ſich drauf verlaſſen.

Chriſtian. Ich habe ia aber ſo geblutet und bin auch verbunden?

Sanft. Das ſind die Folgen ſeines Falls. Wie ſtand er denn dazu?

Chriſtian. Das weis ich ſelbſt nicht mehr recht. Genug, als ich im Hofe ſchreien hörte, Hülfe, Hülfe, da hatte ich weiter kein Bleibens in der Welt. Ich viſitirte alle Gewehre des Jägers, aber keins war geladen. Endlich fand ich die Piſtolen dort unter dem Mantel. Eine war geladen; die nahm ich und legte ſie auf den Tiſch. Dann kniete ich nider, betete und befohl meine

Seele Gott. Dreimahl bin ich wohl nidergeknieet und dreimahl wieder aufgeſtanden. Es war immer, als wenn mich Jemand abhielte. Das Ende davon weis ich nicht.

Sanft. Er ſtand alſo vermuthlich dazu mit dem Rucken nach dem Fenſter.

Richard. Unſtreitig; denn er lag mit dem Geſicht hieher.

Kathrine. (die in der Thüre ſteht) Ja, ſo lag er, wie ich nach dem Schus herausſprang.

Chriſtian. Ach lieber Herr Doktor, ich bleibe alſo wohl gar leben?

Sanft. Ja, ia, ſo gewis, wie wir alle.

Chriſtian. (ſchnell ſich aufrichtend und die Hände zuſammenſchlagend) Nun, ſo ſei Gott doch tauſendmahl dafur gelobet! In meinem Leben will ich ſo etwas nicht wieder thun. (ſieht Kathrinlieſen) Iſt ſie auch da? Mus ſie alles mit einnehmen?

Richard. A propos Chriſtian, ich höre, du biſt auch ein Bräutigam?

Chriſtian. Ich? Mit wem?

Richard. (auf Kathrinen weiſend) Da —! Sie ſagt es ſelbſt!

Chriſtian ſprach hier einige italiäniſche Perioden zu Richard, worüber dieſer und der gröſſeſte Theil der übrigen Geſellſchaft ein überlautes Gelächter aufſchlugen.

Kathrine. (roth, wie ein Puterhahn) Bleib' er mit ſeiner Spitzbubenſprache nur weg und ſprech' er deutſch. Kann er's leugnen, daß wir uns gut geweſen?

Richard. (wieder lachend) Geweſen!

Sanft. (noch mehr lachend) Geweſen!

Kathrine. (heftig) Ja, geweſen und — *noch*! Er will es nur hier nicht ſo öffentlich Wort haben. Herr Chriſtian iſt ein bisgen ſchämerlich.

Chriſtian. (auch kraus um den Kopf) Ei, ich weis von nichts; weder von *noch*, noch von *geweſen*. Komme ſie mir nicht ſo.

Kathrine. Was? er wüſte von nichts? von gar nichts? Weis er die Nacht nicht mehr, wo ich ihm zwiſchen zwölf und eins noch Bierſuppe brachte?

Chriſtian. (wie das gute Gewiſſen ausſehend) Nun, was war denn da?

Kathrine. Zog er mich da nicht mit Gewalt ans Bette, faſſte mich beim Kopf, herzte und küſſte mich?

Chriſtian. Das weis ich; das hab ich aus Kolik gethan.

Kathrine. (die Arme in die Seite ſtellend und in Form eines Milchtopfs mit zwei Henkeln) So! *Aus Kolke* — hum, *aus Kolke*! Alſo in der *Kolke* bin ich ihm nur gut genug? Weis er auch noch das Weitere, wie die Kolke vorbei war?

Chriſtian. (ſehr gleichgültig) Nun, und was denn?

Kathrine. Wie er da ſagte — nun, liebes Kathrinlisgen, wir bleiben lebenslang beiſammen und es ſoll ihr nicht leid werden, daß ſie mich ſo pflegt.

Chriſtian. Nun ja. Bleiben wir denn nicht wirklich hier beiſammen? Und, wie ich das letztere gemeint habe, ſo mein' ichs auch noch. Erwarte ſie die Zeit. Das Heirathen iſt mir aber in meinen Sinn nicht gekommen und wird mir in meinem Leben nicht in den Sinn kommen. Gott ſoll mich davor bewahren!

Kathrine. (trotzig) So las ers bleiben, weis ers?

Chriſtian. Wir bleiben deswegen doch gute Freunde und ſie kocht mir nach, wie vor, Bierſuppe. Ich will dafür ſchon einmahl an ſie denken.

Kathrine. (nachgebender) Da kommt er wieder mit ſeinem Einmahl angeſtochen. Red' er aus dem Bart — Sind wir Brautleute und werden wir Eheleute, oder nicht?

Chriſtian. (recht herzkräftig) Beides nun und nimmermehr!

Kathrine. (noch trotziger, als vorhin) So laſſe er ſich auch die Bierſuppe in Zukunft kochen, von wem er will.

Hr Sanft. (Kathrinen auszischend) Das war alſo nichts. Etſch — Bierſuppe — Etſch.

Kathrine. (bitterbös fortgehend) So traue doch kein ehrliches Mädchen dem Mannsvolke mehr! Eher lieber dem Schwarzen! (wird von allen zur Stube hinausgelacht)

Jäger. (der hereinſpringt) Herr Adminiſtrator, Herr Adminiſtrator, Sie ſollen geſchwind einmal herunter kommen.

Sechstes Kapitel.

Dismahl war's nichts.

Es währete nicht fünf Minuten, ſo war der Hofrath wieder oben. Innigſt lachend rief er Richard auf die Seite und ſagte ihm etwas ins Ohr, worauf dieſer hinunter ging.

Selig. (als Richard ſich entfernt, in die Hände ſchlagend) Hören Sie, unten wird eine Komödie aufgeführt. Da ſind Herren aus der Reſidenz angekommen, welche — hier Poſſen nehmen ſollen. Aus ihrem Kommiſſorial erſah ich, daß unſeres Freundes Tod der Regierung gemeldet worden. Ich machte nach mir geſchehener Eröfnung der Abſicht des unerwarteten Beſuchs eine tiefe Verbeugung, lies die Herren bei ihrem Glauben und bat um Erlaubnis, mich nur auf ein Paar Minuten entfernen zu dürfen. Nun hab' ich den ſeligen Herrn Erblaſſer ſelbſt an meiner Statt hinuntergeſchickt. Das ſoll eine Tauſendluſt geben, wenn er zu den Herren Poſſesnehmern in die Stube tritt.

Sanft. (als er ſeine Tochter ſehr erſchrocken ſieht) Aber Kind, wie kannſt du dich ſo alteriren? Du haſt ihn ia geſehen, daß er noch lebt. So lache doch lieber mit uns darob.

Alphonſa. Vater, wenn das um einige Stunden eher geſchah!!

Sanft. Ja, das wäre entſetzlich geweſen. Das iſt wahr. Daran dacht' ich nicht gleich.

Alphonſa. In welchem Zuſtande würde mich dann Richard getroffen haben, wenn er gekommen wäre!

Chriſtian. (zu Sophien) Das mus ihn geahndet haben. Drum wollte er zuletzt ſich unterwegs gar nicht mehr verweilen. Nicht einmahl mehr aus dem Wagen ſteigen wollt' er. O wie gut, daß er ſich von mir dazu nicht mehr zureden lies.

Sophie. Haben die Herren auch die Lindenallee paſſiren müſſen?

Alphonſa. Freilich.

Sophie. Um einige Stunden eher, ſo hätten ſie uns alſo da gleich aus der erſten Hand gehabt.

Jetzt entſtand ein überlautes Gelächter unten.

Selig. Hören Sie — hören Sie! Eben geht an der zweite Akt. Ha, ha, ha!

Sanſt. Aber Kinder, ſagt mir nur, wie hangt das zuſammen?

Selig. Ich weis es nicht. Beinahe müſte ich glauben, Freund Grimm habe ſich ſelbſt den Spas gemacht. Er ſprach im Fortgehen — ich verſteh's ſchon.

Roſſi. Nein, nein, das nicht; aber es hangt ſonſt ſehr natürlich zuſammen. Jetzt iſts zu weitläuftig, zu erzählen. Er ward wirklich zu — todtgeſagt. Ich bin eigentlich Schuld an allem. (zu Sophien) Mein Brief an Bel! Bel hats brühewarm den regierenden Herren hinterbracht und dieſe habens vermuthlich hergeſchrieben.

Chriſtian. Ja, daß der Hieb, den ich dem Schurken gab, nicht fehlte, freuet mich faſt ebenſo, als daß die Kugel heute mich nicht traf.

Selig. Was? Chriſtian hat Bel geprügelt?

Chriſtian. Ja, ich hab' es aber noch gnädig mit ihm gemacht. Er lies mir ein Dutzend aufzählen und ich gab ihm nur ein Stuck dafür wieder.

Selig. Nun, das iſt noch chriſtlich genug!

Chriſtian. Nicht wahr? Und der Herr wollte, ich ſollte ihm gar nichts thun. Aber eins muſte er haben.

Roſſi. Mein Spas hätte aber doch übel ablaufen können, wenn die Todesnachricht ſchneller anhero gebracht worden wäre. Sie mus alſo blos mit der Poſt gekommen ſein.

Sophie. Wie wirds aber geworden ſein, wenn Bel wieder nach Hauſe gekommen iſt und iene andere Nachricht mitgebracht hat?

Roſſi. Dann wird man dieſe auch wohl wieder herſchreiben.

Man hörte eine Eſtafette in der Lindenallee blaſen.

Selig. Da — was gilts — die Kontreordre kommt ſchon.

Selig hatte Recht. Der Fürſt ſchrieb mit eigener Hand der Kommiſſion, daß ſie unverrichteter Sachen zurückkommen, oder, wenn ſie ſchon in der Arbeit ſei, gleich einhalten und auf dieſen Fall alle Masregeln treffen möchte, daß die Sache unterdrückt würde und nicht ins Publikum käme. — Die reutende Poſt hatte die Nachricht von Richards Tode, und die fahrende die Nachricht von ſeinem Wiederaufleben gebracht. „Ja, ja, ſprach der kommittirte Rath, als er den Brief des Fürſten geleſen, die intendirte Poſſesnehmung zu Geimsthal ſoll wohl eine Weile zu lachen geben.“

Richard benahm ſich bei der ganzen Sache ſeinem Karakter gemäs. Ernſthaft war er in die Stube getreten, wo ſich die Kommiſſion häuslich nidergelaſſen hatte; als dieſe aber bei ſeinem unverhofften Anblick zu lachen anfing, lachte er mit, und ie herzlicher dieſe lachte, deſto mehr lachte er, der die meiſte Urſache zu lachen hatte. „Daß ich noch lebe, ſprach er, ſehen Sie, meine Herren; Sie kommen alſo auf jeden Fall zu früh.“

Wirklich betaſtete der Notarius Richard zu verſchiedenen mahlen. Man wechſelte ab mit Lachen und Betaſten. Die Eſtafette beendigte beides.

Richard. Meine Herren, ich will Ihnen meine unmasgebliche Meinung ſagen. — Sie ſcheinen betroffen; aber ſein Sie es nicht. Sie ſind Diener und haben thun müſſen, wie Ihnen befohlen ward. Ich würde aber, wenn ich Ihr Herr war, ebenſo gehandelt und Sie nach Grimsthal geſchickt haben, ſobald ich authentiſche Nachrichten gehabt hätte, daß der letzte der Grimme todt ſei. Grimsthal iſt gar kein unrechter Fund. Item, es hilft. Diesmahl aber war's nichts. Dictum factum, pflegt mein Chriſtian zu ſagen. Referiren Sie alſo, wenn Sie nach Hauſe kommen, bloß Ihrem alten Herrn — *Diesmahl war's nichts.*

Der kommittirte Rath. Dieſer iſt todt. Der brave junge Leopold iſt jetzt unſer Fürſt.

Richard. (vergnügt) Das erſte, was ich höre! Nun, deſto beſſer! Heute bleiben wir aber hier beiſammen und Sie nehmen Poſſes von Grimsthal zwar *für ſich*, aber *nicht für Ihren Herrn*; denn ich bin ein feuriger junger Mann und habe eine feurige Braut, und ſo werden wir eine Descendenz hinſtellen, die vielleicht die Descendenz ihres Fürſten überlebt. *Sie* aber, wie Sie hier ſind, ſollen mich recht oft beſuchen. Alſo — nehmen Sie gefälligſt Poſſes.

Die Kommiſſion lies ſichs gefallen, da ſie einmahl nicht Poſſes *für ihren Herrn* nehmen konnte, Poſſes *für ſich* zu nehmen. Richard holte ſeine ganze Geſellſchaft dazu herunter und ſchuf einen *luſtigen* Abend im ächtdeutſchen Verſtande.

Der alte Sanſt ward zum Wirth eingeſetzt, und Roſſi zum Unterhalter. Erſterer ſchenkte wacker ein und letzterer ſprach von den Gegenden, wo die eingeſchenkten Weine wüchſen. Ueber das Einſchenken und Erzählen entſtand am Ende eine Poſſesnehmung, die über das Kommiſſorial ging, und der Erfolg davon war, daß die Herren aus der Reſidenz zu Grimsthal erſt ausſchliefen und ſich dann vor Sonnenaufgang noch mit Hinterlaſſung vieler Empfehlungen an den noch ſchlafenden Wirth wieder auf den Rückweg machten.

Richard. (als der Jäger ihm die Nachricht hiervon ans Bette bringt) Ich habe einen kurioſen Traum gehabt — *Die Katze wollte herein, aber der Taubenſchlag war zu.*

Siebentes Kapitel.

Auf das unvergesliche Souper folgt ein noch unvergeslicheres Deieuner.

Noch war am Morgen die himmliſchſelige Geſelſchaft nicht lange wieder beiſammen; noch war man nicht fertig mit der Abhandlung über die Geſchichte des vorigen Abends, geſchweige daß man den Faden der Vorzeit hätte aufnehmen ſollen — Millionen Küſſe ungerechnet — als Richard in den Garten gerufen ward.

Eine Stimme im Bosquet. Hier bin ich — hier.

Richard. (ins Bosquet tretend) Ich habe nicht die Ehre Sie zu kennen. Darf ich fragen — wer ſind Sie?

„Ich bin der, der geſtern hier hat Poſſes nehmen laſſen wollen.“

Richard. (ſehr devot) Verzeihen Sie mir! Ich habe Sie nie geſehen und kannte Sie alſo nicht.

Fürſt. Ja, das glaub' ich wohl. — Der ganze geſtrige Vorgang iſt mir unangenehm. Ich kann mir vorſtellen, was es für Eindruck auf Sie gemacht haben möge. An meiner Stelle hätten Sie aber doch wohl auch ſo gehandelt, wie ich?

Richard. Gewis! Ich bitte unterthänig — nichts weiter davon!

Fürſt. Meine Kommiſſion hat bei Ihnen geſchlafen, wie ich höre; das iſt ein gutes Zeichen, daß Sie nicht böſe auf mich geworden ſind. Ich konnts mir aber doch nicht verſagen, als ich erfur, daß Sie nicht nur noch am Leben, ſondern auch ſchon wieder hier wären, Sie perſönlich zu bitten, daß Sie des ganzen Akts vergeſſen möchten. Ich mache wieder gut, wenn ich gefehlt habe; darauf verlaſſen Sie ſich.

Richard. Ew. — ſind zu gnädig.

Fürſt. Nicht in *dieſem* Tone, Herr Nachbar. Das hab' ich nicht gern.

Richard. Ganz, wie Sie befehlen.

Fürſt. Ein alberner Menſch, Nahmens Bel, der ſich Gerichtsanwald zu — und kaiſerlicher Notarius unterſchrieb, iſt am ganzen Vorgange Schuld. Er gab das Aviſo hieher von Ihrem Tode und nahm es unmittelbar darauf als falſch wieder zurück.

Richard. So hab' ich mir's gedacht. Es hat ia aber gar nichts weiter auf ſich.

Fürſt. Nichts? Gar nichts? Glauben Sie nicht, daß ſo eine Hiſtorie mich ärgern müſſe? Ich bin fürwahr nicht, wie mein Vater, der eines Sandbergs und eines dabei liegenden Moraſts wegen mit einem gewiſſen Gutsbeſitzer einen Proces führte und — natürlicher Weiſe gewann. A propos, wie weit iſt Ihre Reiſe gegangen?

Richard. Bis auf den Aetna.

Fürſt. Wie? Auf dem Aetna ſind Sie geweſen? So weit bin ich nicht gekommen. Den Veſuv habe ich beſtiegen. O erzählen Sie mir vom Aetna!

Selig näherte ſich. Richard gab ihm einen Wink und bat den Fürſten um Erlaubnis, die übrige Geſelſchaft herführen und ihn mit einem Frühſtück bewirthen zu dürfen.

Fürſt. Recht ſo, recht ſo! Bringen Sie her, wen Sie haben und was Sie haben. Ich habe einmahl Poſſes von Grimsthal genommen und ſo laſſe ich mich nicht ſogleich wieder aus dem Poſſes vertreiben. Ich werde öfter herkommen. Hier unter dieſem Boſquet iſts gar nicht übel.

Richard. Hier, wo ich Sie fand, mein Fürſt, haben wir uns geſtern alle wiedergefunden.

Fürſt. Deſto beſſer. So machen wir jetzt das Final vom Finden. Es ſoll Sie ſo wenig gereuen, mich hier gefunden zu haben, als die übrigen. (zu Selig, als Richard fortgeht) Lieber Hofrath, wollen Sie wieder in Dienſte treten? Ich ſchätze Sie ſehr und verdachte es meinem Vater, daß er Sie entlies.

Selig. Ew. — machen durch dieſe Herablaſſung einen äuſerſttiefen Eindruck auf mich; fürs erſte dürfte mir aber eine Reiſe vorwalten, deren Dauer ich nicht berechnen kann, und hernach hab' ich meinem Freunde Grimm verſprochen, bei ihm zu hauſen. Das Schickſal hat hier zu ſonderbare Verbindungen bereitet, als daß wir ſie ie wieder trennen dürften. Kann ich aber auf die Folge in einzelnen Angelegenheiten Ew. — Dienſte leiſten: ſo werde ichs mit derienigen Bereitwilligkeit thun, welche ieder gute Bürger ſeinem guten Fürſten ſchuldig iſt.

Fürſt. Iſt auch gut. Ich bin der Mann nicht, welcher Bande zerreiſſt, die die Träger gern tragen. Was ſind denn das aber für ſonderbare Verbindungen, von welchen Sie ſprachen?

Hier erzählte Selig die geſamten Vorgänge von ſeiner Reiſe auf den Aetna an bis auf Richards Reiſe dahin, und von dieſer wieder bis zur geſtrigen ganz unerwarteten Wiedervereinigung Aller hier unterm Boſquet, ſo viel er bereits davon wuſte, in gedrängter Kürze. Die Neugier des Fürſten ward aufs höchſte geſpannt. „Nun, ſprach er, ſonderbarer lieſſe ſichs ia nicht ausſinnen. Hab' ich in meinem Leben ein Verlangen gehabt, Frauenzimmer kennen zu lernen, ſo iſt es iezt.

Selig. Da kommen ſie.

Fürſt. (als die ganze Geſellſchaft im Boſquet beieinander iſt und die erſten Höflichkeitsbezeigungen von allen Seiten vorüber ſind) Zum verwechſeln! Zum verwechſeln! Das geht ſo nun und nimmermehr gut. Entweder die Damen müſſen ſich ganz verſchiden kleiden, oder durch Bänder ſich auszeichnen; ſonſt — vergreifen ſich die Herren, ehe ſie ſichs verſehen.

Alphonſa und Sophie ſtanden eben mit dem Rücken gegen Richard, und Sophie war, ohne daß es Richard bemerkt, dahin getreten, wo erſt Alphonſa geſtanden hatte.

Richard. (Sophien unter den Arm greifend) Dieſe iſt mein.

Selig. (ſie ihm wegnehmend) Nein, mein iſt ſie.

Fürſt. Da haben wir's. Es geht ſchon an. (allgemeines Gelächter) Ich rathe Ihnen, meine Damen, ſchaffen Sie ſich Bänder an. Die eine ein roſenfarbenes, die andere ein himmelblaues. Es geht ſonſt im Ernſt nicht gut. (zu Richard) Ich kann mich des Einfalls nicht erwehren, daß alſo in meinem Lande in Zukunft ein Ehepaar lebe, wovon beide Theile ſchon vom Tode erſtanden ſind. (aus Beſcheidenheit erfolgte eine allgemeine Stille) Verſtehen Sie nicht, was ich meine?

Richard. O ja.

Fürſt. Das iſt ein Fall, der bekannt gemacht zu werden verdient. — Eine liebe Geſelſchaft, die ich hier beiſammen ſehe! Es mus ſich gut in ihr leben. (zu Selig) Sie hatten Recht. Leute, die ſo wunderbar hier zuſammenkamen, müſſen ſich nie wieder trennen, ſondern hier beiſammen leben und ſterben. Was ich dazu beitragen kann, Ihnen Ihren Aufenthalt hier noch angenehmer zu machen, das werde ich thun; Sie werden meiner aber wohl nicht bedürfen.

Richard. Ich halte Sie bei Ihrem fürſtlichen Worte.

Fürſt. Dabei kann man mich ſo feſt halten, wie am Radenagel. (zu Roſſi) Und Sie ſind Aſtronom, wie ich gehört habe?

Roſſi. Nur aſtronomiſcher Dilettant.

Fürſt. Sehr beſcheiden! — Etwas verſtehe ich auch davon, doch nicht viel; aber herrliche Inſtrumente hab' ich. Und Luſt zu lernen hab' ich auch noch. — Was ſind Sie für Religion?

Roſſi. Von der Sekte der Nazaräner, wie Paulus, — ein Chriſt.

Fürſt. Das iſt brav. Nun, ein Geiſtlicher ſind Sie; ein Arzt iſt auch hier; ein Juriſt auch. So ſind alle drei Fakultäten beiſammen. Allerliebſt, allerliebſt! Das iſt alles ſo ausgebreitet und ſo kompendiös zugleich, wie möglich.

Das Frühſtück kam und ward auf das vergnügteſte genoſſen. Einige ausländiſche Früchte gefielen dem Fürſten ungemein und er verlangte die Anlagen davon zu ſehen. Richard führte ihn hin und nahm hernach Gelegenheit, ſich mit ihm unter vier Augen über die wichtigſten Angelegenheiten zu unterreden, welche er als Bitten auf ſeinem Herzen hatte. Die Unterredung währete über eine Stunde. Man hörte zu verſchiedenen mahlen den Fürſten in der Ferne laut ſagen — Alles, alles, was und wie Sie wollen! Das letzte, was er kurz vor dem Wiedereintritt ins Bosquet noch ſprach, war — „Verehren Sie Gott, wie Sie wollen! Machen Sie hier, was Sie wollen! Sollten meine Kollegia Ihnen irgendwobei Schwierigkeiten, Händel und Vexus verurſachen, ſo wenden Sie ſich nur allemahl unmittelbar an mich. Ich diſpenſire ſie hiermit von aller weitern Subordination; ſie ſtehen blos unter mir.“

Richard. (als der Fürſt unter dem Verſprechen, bald wieder zu kommen, fortgeritten war) Der iſt gut. O wenn ſie doch alle ſo wären! Kinder, hört, das war ein Morgen! Ei, was hab' ich mit ihm abgemacht! Ihr ſollt alle euer blaues Wunder ſehen. —

Achtes Kapitel.

Seelenmeſſe unter den Linden.

(zu Roſſi) Vor allen Dingen aber willkommen, Herr Paſtor zu Grimsthal!

Roſſi. Ja, ſpaſſen Sie nur.

Richard. Nein, nein, mein voller Ernſt.

Roſſi. Das iſt ia unmöglich.

Richard. Nicht nur möglich, ſondern ſchon wirklich.

Roſſi. Sie haben ia nicht das Jus patronatus hier. Auch iſt ſchon ein Prediger im Flecken. Und wenn auch erſteres wäre und letzteres nicht wäre — wie würde ein Expater angeſtellt werden?

Richard. Nun — Scherz bei Seite! Es iſt alles ſchon richtig. Es ſoll Sie kein Konſiſtorium und kein Generalſuperintendent fragen, wer Sie ſind; Sie ſollen mit Niemand zu thun haben und zu thun kriegen, als mit mir.

Roſſi. Sie ſehen ſo ernſthaft dazu aus, daß ich Ihnen beinahe glauben möchte. Aber — das wäre eine Kirchenfreiheit, welcher man jenſeits des Bergs Cenis alle künftigen Erdbeben in Italien und in Sicilien dazu zuſchreiben würde.

Richard. Nun, wie ich ſage. Der Fürſt iſt bereit, den gegenwärtigen hieſigen Prediger anderweit anzuſtellen. Es ſind verſchidne beſſere Pfarren vakant. Und wenn ich das nicht will, ſoll ich die Freiheit haben, mir einen eigenen Prediger zu halten und eine Kirche, oder ein Bethaus, oder einen Betſaal anzulegen, wie ich will.

Roſſi. Wenn das alles ſo iſt, rathe ich, das letztere zu thun. Die Gemeine würde auf jeden Fall Bewegung dagegen machen, wenn ſie hörte, daß ſie einen geweſenen katholiſchen Pater zum Paſtor haben ſollte.

Richard. Gut, ſo thun wir das letztere. Mit dem hieſigen Prediger will ich wohl fertig werden. Er ſoll nichts verliehren.

Roſſi. So iſts recht; und wenn Sie dann übrigens Diſpenſation vom Fürſten haben, ſo kann Ihnen Niemand entgegen ſein.

Richard. Nun aber — von nun an doch mein Herr Paſtor?

Roſſi. (ihn umarmend) Ja, wenn es ſo iſt, von ganzer Seele; aber — ohne allen Gehalt.

Richard. So ſollen Sie auch auf der Stelle Ihr Amt antreten.

Sofort ging die ganze Geſellſchaft aus dem Garten unter die Linden zu Thereſens und Niklaſſens Gräbern. Richard beſtellte noch etwas an den Gärtner.

Roſſi. (unterwegs) Ha, ha, ich ſoll eine Seelenmeſſe halten — nicht wahr?

Richard. Ja, lieber Roſſi.

Roſſi. Wohlan dann! Gewis hatte auch dieſer katholiſche Kirchengebrauch, wenn man alles das, womit er in ſpätern Zeiten überladen und verunſtaltet ward, von ihm wegnimmt, urſprünglich in ſeiner Einfalt und Lauterkeit eine ſehr liebenswürdige Idee zum Grunde — das dankbare, zärtliche und ſegnende Angedenken an unſere Todten. Wer unterhält und erneuert dis nicht gern? Und wo läſſet es ſich lebhafter erneuern, als da, wo ihre Gebeine ruhen? So wollen wir alſo dieſen Ritus wieder ſimplificiren; dann iſt er ächtchriſtlich.

Alphonſa. Ach, ſolche Seelenmeſſen lieb' ich unausſprechlich. Es iſt ſo ſchön, ſo himmliſchſchön, ſich mit ſeinen lieben Todten zu unterhalten.

Richard. Mein Vater erzog mich bei ſolchen Seelenmeſſen hier unter dieſen Linden, und in Italien, liebe Alphonſa, habe ich dir manche gehalten. Frag nur Chriſtian; er hat ihnen beigewohnt. Auf dem Rochemelon — auf Iſola bella — auf der Sternwarte zu Bologna — auf der Karthaus zu Neapel — bei Torre del Philoſopho — —

Selig. Hab' ichs Ihnen nicht geſagt, Seelenbraut?

Alphonſa. (nahe an Therefens Linde Richard umarmend) Ach du mein Alles — wie magſt du meintwegen gelitten haben!

Alle ſetzten ſich auf die Raſenbank; nur Roſſi nicht. Dieſer zog ſeine Brieftaſche hervor und überreichte der Geſellſchaft eine Abſchrift des Gellertſchen Liedes — Meine Lebenszeit verſtreicht. Voll Verwunderung darüber fragten alle zugleich, woher er das Lied habe. Ein reiſender Graf von Buttlar, erwiederte er, zeigte mir einſt Gellerts Oden und Lieder. Ich bat ihn, ſie mir zu ſchenken. Er ſchlug mirs ab; ſo nahm ich in der Geſchwindigkeit Abſchrift von einigen Liedern, worunter auch dieſes war.“ Hierauf trat Roſſi vor die Gräber hin, deklamirte den erſten Vers und ſing ihn leiſe zu ſingen an, da dann die ganze Geſellſchaft einſtimmte. So fuhr es fort bis zum letzten und ſprach darauf folgendermaſſen — — —

„Du biſts alſo, aller Linden heiligſte, von der mein Freund im Pais de Vaud ſo viel ſprach und die er dorthin ſich wünſchte! Ach, maieſtätiſch biſt du emporgewachſen und die Krone dieſer Gefilde geworden, wie einſt der Caſtagno de cento Cavalli die Krone von Sicilien war. Dein Pflanzer vor Jahrhunderten ruht zwar auch in deiner Nachbarſchaft, aber er ruhet nicht unter dir. Dich erkor ſich Thereſe, um in deinen Schatten ihre Gebeine ſtauben zu laſſen. Hier liegen ſie, hier; und neben ſie lies Niklas, der Treue, auch einſenken die ſeinigen. Du beſchatteſt iezt auch unſere Gebeine, wie die Gebeine dieſer Frommen, nur, daß die unſrigen noch zuſammenhalten und ſich noch regen. Ein kleiner leidiger Unterſchied in den Augen des Vaters der Zeiten; — eine Handvoll Erdeniahre, die dahineilen wie die Tage eines Läufers! Lebend, geſund, fröhlich ſind wir iezt hier; ſo waren auch einſt Niklas und Thereſe — ſie warens, ſie ſinds geweſen. Ueber ein Kleines wird es auch von uns heiſſen — ſie warens, ſie ſinds geweſen. O menſchliches Leben, erſcheine uns bei den Gräbern der Vorwelt in deiner wahren Geſtalt! Du biſt doch nichts, als Kommen und Gehen, Daſein und Dageweſenſein. Daß wir aber wieder gehen müſſen, ſoll es uns nicht leid machen, daß wir gekommen ſind. Der Gedanke, daß wir wieder gehen werden, erwecke uns vielmehr, ſo lange wir da ſind, rechtſchaffen da zu ſein; damit wir einſt mit Ehre und Freude gehen, weiter gehen, einer beſſern Welt entgegen gehen mögen.“

„In dieſer beſſern Welt ſeid ihr ſchon, ihr Edlen, deren Gebeine hier modern und ſtauben. Wir ſegnen euch aus dieſen Gründen eines Planeten, den ihr auch einſt bewohntet, und preiſen euch ſelig in höheren Regionen des Univerſums. Ach ia, ia, gewis ſeid ihr unausſprechlich ſelig dort oben — du Thereſe, die du als Mutter ſtarbſt und die Märtirerkrone der Liebe errangſt — und du, braver Niklas, der du ganz für deinen Sohn lebteſt und Thereſen liebteſt bis an dein Ende. O wüſtet ihr doch, was iezt hier an euren Gräbern geſchieht! Wüſtet ihr, wer ſich in eurem Garten wiedergefunden, und hättet ihr geſehen, was ich unter dem Boſquet ſah, das ihr anlegtet! Und wenn ihr noch ſo ſelig ſeid, ein Zuwachs zu eurer Seligkeit wäre euch dis doch. Wir ſagtens euch gern, wir können aber nicht. Gott laſſe es euch hoffen. Noch kamen euch eure Kinder nicht nach; ſo denket ihr ſie euch gewis hier unten glücklich beiſammen. Nun ſind ſie es auch. Gottlob! Gottlob! Sie treten in eure Fusſtapfen und lieben ſich mit unausſprechlicher Liebe. Wir alle ahmen euch nach und wollen Gutes thun, wie ihr es thatet. Die, welche von uns euch kannten, denken freilich lebhafter an euch; aber wir alle, wir alle wollen euch nie vergeſſen. Und winkt uns der Vater des Lebens ins zweite Leben hinüber: ſo wollen wir uns alle freudig in eure Arme werfen, die wir euch kannten und die wir euch nicht kannten, und keiner von uns ſoll dem andern in Herzlichkeit bei dieſer Freude nachſtehen."

„Hören Sie, frommes Angedenken abgeſchidener Seelen feiernde Freunde, hören Sie, wie dieſe Seelen ihnen gleichſam von oben herab dafür danken! Hören Sie, wie ſie Ihnen Segen von Gott erbitten! Hören Sie, wie ſie Ihnen zurufen — Machets, wie wir — thut Gutes und werdet nicht müde, wie wir — ſo ſeid ihr einſt ſelig, wie wir."

„Du aber, (hier knieete Roſſi nider und alle ſtanden von der Raſenbank auf und knieeten mit nider) Du, dem alle deine Lebenden ſterben und alle deine Todten leben — Ewiger, vor dem unſer Leben ein Punkt iſt, und in deſſen Augen wir ſchon bald wieder werdender und nur noch wandelnder Staub ſind, leite uns alle nach deinem Rathe! Gib uns Freuden und Leiden, wie du willſt. Beſtimme unſere Todesſtunde früh oder ſpät! Las uns nur gute Menſchen ſein! Dann werden wir einſt freudig deine zweite Schöpferſtimme hören, ruhig unſere Hülle von Staub dem Staube wiedergeben und glorievoll uns zu einem lichtern Stern empor ſchwingen, der der Wiedervereinigungsſtern dei-ner ſich liebenden Menſchen iſt.

Roſſi erhielt von allen ſehr zärtliche Umarmungen und Richard eröfnete ihm, daß das Halten ſolcher Seelenmeſſen einen der wichtigſten Theile ſeines Amts ausmachen ſolle. Der Gärtner kam und brachte Bluhmenketten, womit Alphonſa und Sophie Thereſens Urne umwanden.

Noch an ſelbigem Tage ſchickte der Fürſt zwei Bänder für die Damen, ein roſenfarbnes und ein himmelblaues, an deren jedem ſein wohlgetroffenes Miniaturportrait hing. Er ſchrieb dazu ein ſehr ſchalkhaftes Billet, worin er von ſeiner Regentenpflicht, Konfuſionen im Lande vorzubeugen, ſprach und die Herren um Vergebung bat, daß er ſich ſelbſt zum Anhängſel an jedem Bande gemacht.

Neuntes Kapitel.

Die Geſellſchaft der Sechs nimmt Abreden ein-für allemahl.

Die Bänder wurden einſtweilig von Roſſi in Beſchlag genommen, der dazu geheime Ordre zu haben verſicherte. Chriſtian bekam ein heftiges Fieber, welches Richard beſtimmte, die Hochzeit noch aufzuſchieben; weil er doch gar zu gern wollte, daß der treue Alte, dem er ganz im Stillen einen neuen noch glänzendern Treſſenrock dazu machen lies, dabei ſein möchte. Der Jäger ward der beſtändige Aufwärter des Patienten und die Geſellſchaft der Sechs beſuchte ihn täglich ſolenn. Chriſtian fand ſich allemahl dadurch nicht nur ſehr geehrt, ſondern auch herzlich erquickt, führte aber auch allemahl die Klage dabei — daß dich, daß ich nicht zugegen war, als Sie ſich alle unterm Boſquet wiederfanden!

Die verbundenen Sechs bekamen durch den Hochzeitaufſchub Zeit, für ihre ganze Zukunft die erforderlichen Abreden zu nehmen. An iedem Morgen kamen ſie dazu ausdrücklich zuſammen; ſo bald ſie aber beiſammen waren, dachte keiner von ihnen weiter an die Abreden, ſondern Richard nahm ſeine Alphonſa und Selig ſeine Sophie, und Sanft und Roſſi, wenn ſie dis ſahen, gingen in die Bibliothek. Die Herzen der Liebenden waren noch zu voll und muſten ſich erſt ausſchütten. Die Erzählungen der Vergangenheit hielten ſie zu feſt und ſchoben die Ausſichten in die Zukunft auf die Seite.

Alphonſa's Relation von ihrer Erſtarrung und von der Gefar, worin ſie geſchwebt, lebendig begraben zu werden, machte eines Tags einen ſo heftigen Eindruck auf Richard, daß Vater Sanft zu Hülfe gerufen ward. Richards Erzählung von ſeiner Thurmgeſchichte zu — brachte auf Alphonſa dieſelbe Wirkung hervor. Sophie und Selig hatten zwar einander nicht ſo viel Fürchterliches zu erzählen, aber doch eben ſo viel Intereſſantes. Kurz, es war, wenn ein iedes Paar erſt beiſammen ſas, kein Ankommen bei ihnen für den dritten Mann, und Sanft und Roſſi hätten die ganze Bibliothek mit allen ihren Erd- und Reiſebeſchreibungen durchleſen können, ehe iene mit ihren gegenſeitigen Relationen an einander fertig geworden wären. Ein Nimbus von Strahlen formirte ſich gleichſam um iedes Paar, wenn ſie ſo ſaſſen, und über dem Nimbus las man gleichſam die Ueberſchrift — Wiederhaben, ach wiederhaben! Zuschauer, ſtöret uns nicht!

Sanft. (als bis vierzehn Tage ſo gewährt und er an einem Nachmittage dabei zugegen iſt, zu Roſſi) Was leſen Sie da?

Roſſi. Noli turbare circulos nostros!

Sanft. Richtig! Das kann ia doch aber nicht ewig ſo währen. (zu beiden Paaren) Hört, ihr Herren, ihr Damen, laſſt euch ſagen, die Glocke hat ſchon wieder ſechs geſchlagen. Seit vierzehn Tagen kommt ihr an iedem Morgen zuſammen, um ſogenanntermaſſen Abreden auf die Zukunft zu nehmen, und an iedem Abend gehet ihr wieder aus einander, ohne ſie genommen zu haben. Der Fürſt läſſt fragen, wann endlich Hochzeit werden ſolle. Auf Chriſtian wartet nicht; er wird wieder geneſen; aber langſam. Alſo — macht ein Ende und redet ab, was ihr abreden wollet, und dann — huſch zuſammen! Erſt konntet ihr vor dem Berg Aetna nicht an einander, und nun vor euch ſelbſt nicht. Ihr ſeid mir eine kurioſe Edition von Liebenden; ich und meine ſelige Lotte, Niklas und Thereſe kamen ſchneller zuſammen.

Richard. (der ſich mit vollem Bewuſſtſein zuerſt erhebt) Vater hat Recht. Vater ſoll aber auch bedenken, daß weder ihn von Lotten, noch Niklas von Thereſen der Berg Aetna erſt geſchieben hatte. — Die erſte Abrede, welche wir zu treffen haben, iſt dieſe: wollen wir uns hier auf groſſe Geſellſchaften und auf vielen Umgang mit Andern einlaſſen, oder wollen wir uns auf uns ſelbſt einſchränken und an einander genug haben?

Alphonſa und Sophie zugleich. Ach das letztere; ja das letztere.

Selig. Ich dächte auch. Wir wirthſchaften zuſammen und allein. Sophiens Vermögen iſt ſehr beträchtlich. Wir wollen lieber *Hungrige ſpeiſen* und dazu beitragen, daß *mehr Eſſer werden*, als daß wir *Satte überſättigen*.

Roſſi. Wenn Sie mirs nicht ungütig nehmen — Sie ſchicken ſich auch gar nicht zu den gewöhnlichen Geſellſchaften. Andere Menſchen verſtehen Sie nicht. Sie ſind wie Leute aus der Sonne gegen die Erdleute.

Sanft. Ich denke auch. Doch bin ich der Senior unter uns und könnte alſo aus Altermurrköpfigkeit partheiiſch ſcheinen.

Richard. Nun, ſo iſt dieſer Punkt abgeredet und wir bleiben *vor uns*. Jeder von uns hat entweder ſeinen Geliebten und vier Freunde, oder wenn er keinen Geliebten hat, ſo hat er *fünf* Freunde. Ich bin auch in der Einſamkeit hier erzogen. Es iſt mir noch nicht leid. Ganz zuletzt bewirthete mein Vater einmahl die halbe umliegende Flur; aber das war auch kurz vor ſeinem Ende. — Nun den zweiten Punkt. Wir ſind zum Theil lutheriſch, zum Theil reformirt, zum Theil katholiſch. Was wollen wir nun zuſammen ſein.

Sanft. Ach was da, was da! Wer hat uns gefragt, wie wir getauft ſein wollen? Die Apoſtel tauften alle blos im Nahmen Jeſu, d. h. auf Chriſtum. So gebe ich die Antwort, welche Roſſi letzthin dem Fürſten gab — wir ſind Alle von der Sekte der Nazaräner, Alle Chriſten.

Richard und Selig. So mein' ichs auch.

Alphonſa und Sophie. Und ich auch. — — Dafür erzählt uns doch lieber vom Aetna.

Roſſi. Und vom Rochemelon. — Ich bin ein ehrlicher Proteſtant. Jenſeits des Cenis war ichs ſchon und machte die Schnurren der alleinſeligmachenden katholiſchen Kirche nur mit, weil es nöthig war, wenn ich irgend etwas Gutes ſtiften wollte. Dieſſeits des Cenis iſts ein anderes Ding.

Richard. Gut, ſo ſind wir auch hierüber einig. — Und wir ſind Chriſten im urſprünglichſten Verſtande, d. h. wir wiſſen von allen den Unterſcheidungslehren nichts, welche ein Werk ſpäterer Jahrhunderte ſind, ſondern haben's blos mit dem Prieſterthum Melchiſedeks, oder mit der urreinen und urheiligen Naturreligion zu thun, die Jeſus wiederherſtellte — nicht wahr?

Sanft, Selig und Roſſi. Verſteht ſich. Nur weiter. Wir ſind Männer.

Alphonſa. Nun, ſo dürfen die Weiber doch wohl in einem andern Punkt mitreden? Alſo — der dritte iſt der, wir bleiben hier alle beiſammen, ſo lange wir leben.

Richard. Liebe, das iſt ſchon ausgemacht.

Sanft, Selig, Roſſi. (einer nach dem andern) Concedo — concedo — concedo.

Sophie. Ich bleibe, wo Selig bleibt.

Roſſi. Nun kommt der Paſtor mit dem vierten Punkt. — Was nehmen wir alle zuſammen hier vor? Es iſt nicht genug, daß wir Sechs uns nur einander glucklich machen.

Richard. Nein, nein. Gutes thun und nicht müde werden, ſprach ich auf dem Aetna, da ich Alphonſa für verlohren geben muſte. Wie vielmehr nun, da ich ſie wieder habe! — Chriſtian mag der einzige ſein, der müſſig geht. Er hat das Grosvaterſtuhlprivilegium mit nach Hauſe gebracht.

Selig. Wir extendiren uns und kaufen um uns her, was wir kaufen können, und laſſen anſiedeln ſich auf planirten Höhen und in ausgetrockneten Tiefen, wer da will.

Richard. Selig ſpricht mir aus der Seele.

Roſſi. Und ich lehre, unterrichte, ermahne, tröſte ieden, wer getröſtet, ermahnt, unterrichtet und gelehrt ſein will.

Sanft. Und ich kurire am Leibe ieden, wer kurirt ſein will.

Selig. Und ich prakticire im Stillen und mache, daß ſich die Leute vergleichen, ehe ſie noch zum Termin zur Güte citirt werden.

Alphonſa und **Sophie.** Und wir unterrichten in weiblichen Arbeiten und trocknen Thränen, wo wir wiſſen und können.

Richard. Und ich — gebe zu allem das Herz aus dem Leibe her.

Sanft. Nun, ſo iſt alles abgeredet. Morgen ſei Hochzeit!

Zehntes Kapitel.

Roſſi legt die Bänder um und an.

Die Liebenden willigten ein, und da Chriſtian einmahl nicht bei der Hochzeit ſein konnte, ſo ward auch ihm, wie allen übrigen Leuten im

Hauſe, nichts davon geſagt. Er laborirte iezt an einer ſtarken Lähmung und Sanft beſchlos, den Verſuch mit Elektriſiren an ihm zu machen.

Abgeredetermaſſen begab ſich die Geſellſchaft der Sechs am Hochzeittage in der Mittagsſtunde unter die Linden. „Die Natur, ſprach Roſſi, iſt der beſte Tempel; unter Thereſens Linde iſt eine ſchöne Sakriſtei; die Grabhügel da ſind ein heiliger Altar und Thereſens Urne iſt ſo gut, wie ein Krucifix.“ Unter dieſen Worten ging er voran und trug das Käſtgen mit den Bändern ſtatt der Agende. Der Fürſt war durch ihn von allem benachrichtigt und lies nicht auf ſich warten. Richard erblickte ihn zuerſt, als er angeſprengt kam, und rief — „Da kommt der Fürſt — da kommt der Fürſt!“

Alle eilten dem wackern iungen Fürſten entgegen, der, ſo bald er dis ſah, abſtieg und den ihm folgenden Leibiäger mit dem Pferde nach Grimsthal ſchickte.

Fürſt. (ſehr gütig) Mach' ichs denn ſo recht, daß ich komme?

Richard. Eine wahrhaftigfürſtliche Ueberraſchung für uns, die wir mit devoter Freude verehren!

Fürſt. Und daß ich ſo früh komme, hat auch ſeine Urſachen. Ich dachte, es ſei nicht genug, mitluſtig ſein nachher, ich müſſe auch vorher mitandächtig ſein. Es gibt gewis hier nicht nur eine Brautmeſſe, ſondern auch eine Seelenmeſſe. Nun, meines Herzens beſter Segen in voraus über Sie alle!

Mit dieſen Worten nahm er die beiden Frauenzimmer am Arm und führte ſie unter Thereſens Linde. Roſſi nahm die Bänder aus dem Käſtgen und wand ſie um Thereſens Urne, gleichſam um ſie einzuweihen. Drauf theilte er einige Abſchriften des Gellertſchen Liedes — Wenn ich, o Schöpfer, deine Macht — unter die Geſellſchaft, als ſie ſich auf der Raſenbank nidergeſetzt, aus, trat vor die Gräber hin, deklamirte erſt ieden Vers, intonirte ihn hernach und ſprach unmittelbar darauf, als die letzten Worte, — wer ſollte Gott nicht dienen? — geſungen waren, mit gen Himmel ausgebreiteten Armen alſo:

„Liebe Vollendete — heilige Verklärte, bei deren Gräbern wir iezt verweilen, ihr; ihr dienet, verehret Gott ſchon weit vollkommener, als wir. In der Welt der Tugend — bei höheren Kräften zur Tugend — entfernt von allen Hinderniſſen der Tugend — umgeben mit lauter Beiſpielen der Tugend, übertreffet ihr in euren Anbetungen uns unausſprechlich und genieſſet dafür das höhere Wohlgefallen des Allvaters. O wohl euch, wohl euch! Gewis kämet ihr nicht wieder auf dieſe Erde, deren Tugend noch ſo nidrig iſt, wie ſie ſelbſt, wenn euch der Wechſel angeboten würde. Doch, auch wir bereiten uns durch irdiſche Tugend zur himmliſchen und verehren, von Staub noch umgeben, im Staube den Schöpfer, ſo gut wir können. Seine Liebe iſt zufrieden mit uns und ſeine Weisheit verlangt von uns nicht mehr, als wir vermögen. Einſt, einſt werden wir ſein, was ihr ſeid, und können, was ihr könnet. Iſt es möglich, daß ihr gerade iezt in dieſen Augenblicken euch an eure Kinder erinnert, ſo ſegnet ihr ſie gewis. Segnet ſie mit aller der Segenskraft, die Verklärte haben; ſie theilen mit lieben Freunden den Segen.“

„O ihr von der Sterblichkeit Entkleidete und zur Unſterblichkeit ganz Eingegangene — an euren Gräbern feiern iezt zwei liebende Paare die heiligſte Gottesverehrungsſtunde ihres erſten Lebens. Durch eine rührende Religionshandlung wollten ſie ſich den Antrit ihres Eheſtandes unvergeslich machen und wählten dazu dieſe ehrwürdigen Schatten, unter welchen eure Gebeine ruhen. Wo kann es einen geweihtern Altar für ſie geben, als den, den ihr mit euren Särgen erbauet! Hier, wo ſie ſich bei euren abgelegten irdiſchen Hüllen für dieſe und für alle folgende Welten verbinden, hier erblicken ſie ſchon im Geiſte den Zeitpunkt, in welchem ſie ſich mit euch wieder auf ewig vereinigen und einer den Andern euch entgegenführen werden. Hier fühlt Alphonſa ſich ſtark, auch thun zu können, wenn Gott es will, was Thereſe, du, thatſt, und Richard mit Feuereifer ſich entflammt, als Mann und als Vater und als Menſchenfreund in deine Fusſtapfen zu treten, Niklas! Hier empfinden Sophie und Selig mit aller Herzensſtärke den Reitz des frommen Beiſpiels zwei edler Todten, die ſie zwar nicht kannten, von denen ſie aber ſo viel Groſſes und Gutes hörten. O welchen Segen ſtiftet ihr noch von oben herab auf der Unterwelt! So kann man noch hier ſein, wenn man nicht mehr hier iſt; ſo kann man auf der Erde noch fortwirken, wenn man ſie längſt verlaſſen hat, und ſo verbürgt ſich der Geiſt durch unſterbliche Thaten ſeine Unſterblichkeit ſelbſt."

„Hinauf, meine liebenden Paare, hinauf mit Ihren Blicken in die Gefilde dieſer Unſterblichkeit, wo uns höhere Beſtimmungen erwarten! Sie lieben zu rein und zu innig, als daß nur ein ſo kurzes Daſein, wie das irdiſche iſt, Ihre ganze Liebe umkreiſen könnte. Jedes herzliche Gefühl, das Sie für einander haben, ſei eine Ahndung ewiger Fortdauer für Sie! So vergegenwärtigen Sie ſich in dieſem Augenblick jene weſentlichern Zukünfte recht und legen Sie den unendlichen Werth auf ſie, den ſie verdienen. Sehen Sie alle die Freudengenüſſe, welche Ihnen nun lebenslang hierniden bevorſtehen, als die kleinſten von den Glückſeligkeiten an, die Ihnen die Liebe verſchaft. Schnell werden Ihre Tage dahineilen und nicht alle gleichheiter ſein. Der Tage letzter wird kommen und Ihnen das alles wieder rauben, was der heutige Ihnen reichte. Ach wärs weiter nichts geweſen, weshalb Sie ſich ſo unausſprechlich liebten, ſo wäre es ja doch zu wenig geweſen! Nein, nein, droben dauren die heiligen Bande der Menſchheit fort; hier werden ſie nur geknüpft. Droben trocknet die Freundſchaft auf ewig die Thränen, welche ſie hier oft weinen machte. Droben, ach droben wirds beſſer ſtehen um jedes Herz, das hier für treue Liebe ſchlug.

„Doch herab, herab wieder mit Ihren Blikken zur Unterwelt! Noch leben wir auf ihr, und für gute Menſchen hat ſie der Vorfreuden doch viel. Ein Herz, der Tugend ſich bewuſt — ein Sinn für alles Groſſe und Schöne in der Natur — ein Paar treue Freunde — o welche Seligkeiten gewähren ſie! Kommt die Liebe vollends dazu, ſo ſetzt ſie dieſen die Krone der Herrlichkeit auf. O erheitern Sie ſie ſich, meine liebenden Paare; unausſprechlichſchön ſchmückt ſich auch ſchon das kleine Erdenleben für Sie. Nicht allein nach demſelben ſollten Sie einander beſeligen; nein, auch während des Durchgangs durch ſelbiges ſchon. So wollte es der Gott der Liebe. Hochgelohnt für Ihre gegenſeitige faſt beiſpielloſe Treue ſollten Sie diſſeits des Grabes ſchon werden. Wo haben Liebende je ſo für einander gelitten, wie Sie? So wollte die Providenz auch an Ihnen ein Beiſpiel ganz unerwarteter, beinahe wunderbarer Wiedervereinigung aufſtellen. Geprieſen ſei von uns Allen der oberſte Regierer aller menſchlichen Schickſale für alles, was er für Sie that! Ich, als ein Fremdling unter Ihnen, ſtaune Ihr Verhängnis an, fühle mich ſelbſt dadurch im Glauben an Gott und ſeine Vorſehung geſtärkt und ſchätze die Erlaubnis hoch, welche Sie mir geben, der theilnehmendſte Zeuge Ihres nun nach menſchlichen Gedanken vollendeten und befeſtigten Glücks zu ſein. Genieſſen Sie dieſes lange und ſein Sie lebenslang ein Herz und eine Seele. Welche Liebe könnte unzerſtörbarer ſein, als die Ihrige! Und wenn auch gar nichts wäre, das Sie an einander bände; die Leiden, welche Sie für einander erduldet haben, müſten Sie allein ſchon einander ewigwerth und theuer machen. Schöpfen Sie Arm in Arm aus den tauſend Freuden- und Segensquellen, welche Ihnen ein wohlthätiges Schickſal öfnete; ſchöpfen Sie daraus für ſich und für Andere und thun Sie auch Arm in Arm ſo viel Gutes um ſich her, als Sie können."

„Doch, was hatte ich mich vor ſo ſeltenen Menſchen bei ſo gewöhnlichen Gedanken auf? — — Lieber wende ich mich zu dir, du Vereiniger der Menſchenſeelen, du, der Liebe Vater, und flehe dich um Segen für ſie an. (alle ſtehen von der Roſenbank auf) O du, der du ſo viel für ſie thateſt, fahre nach deiner Weisheit und Güte fort, dich an ihnen zu verherrlichen. Sollteſt du ſo viel und ſo groſſe Anſtalten zu ihrer irdiſchen Wiedervereinigung nur eines irdiſchen Beiſammenſeins auf einige Jahre wegen für ſie gemacht haben? Gewis, gewis ſagteſt du ihnen dadurch eine *ſpäte* abermahlige Trennung zu. So erfülle, allwahrhaftiger Geiſt, deine ihnen ſtillgethane Verheiſſung und dehne ihr allerſeitiges Erdenleben ſo weit aus, als es die unſerer Natur gewiſſe Sterblichkeit zuläſſet. Verleihe ihnen Geſundheit und Kräfte — beglücke ſie mit holder Nachwelt — alles andere haben ſie ſchon. O Vater, Vater, wir fallen dir alle in die Arme; wir ſind alle dein, ewigdein!“

Hierauf gab Roſſi beiden Brautpaaren ein Zeichen, ſich zu nähern. Richard und Alphonſa traten an Thereſens Grab; Selig und Sophie an Niklaſſens. Sanft ſtand unweit ſeiner Tochter, der Fürſt unweit Sophiens. Roſſi lies die Bräute um die Bänder loſen. Alphonſa grif das Loos des roſenfarbnen: Sophie das Loos des himmelblauen. Roſſi nahm die Bänder von Thereſens Urne ab und legte einer ieden das ihrige um. Jedes Paar muſte ſich die rechte Hand über das Grab weg reichen, woran es ſtand. Drauf trat Roſſi auch zwiſchen die Gräber, legte ſeine Hände rechts und links auf die Hände der Liebenden, ſprach rechts und links — Es gehe Ihnen wohl! Es gehe Ihnen wohl! — gab iedem Paare eine Abſchrift von zwei Gellertſchen Verſen — Verzehre nicht des Lebens Kräfte u. ſ. w. — und deklamirte und intonirte beide nach einander. Nach den Worten — Herr, lehre dieſen Weg mich gehen! — knieeten beide Paare auf die Gräber hin, beteten ſtill und umarmten ſich mit unausſprechlicher Herzlichkeit.

Der Fürſt, bis zu Thränen gerührt, verſicherte ihnen eine ewigdaurende Freundſchaft, drückte dem braven Expater die Hand, lies die neuen Ehepaare vorausgehen und folgte ihnen, zwiſchen Sanſt und Roſſi in der Mitte, aus der Lindenallee in den Garten zu Grimsthal nach, wo die ganze kleine Geſellſchaft, nachdem ſie zuſammen andächtig geweſen war, nun auch zuſammen luſtig ward.

Eilftes Kapitel;

oder — Appendix zu D. Luthers Tiſchreden.

Fürſt. (beim Deſert) Ihr Herren ſeid nun alle gereiſet; ich auch. Ich bin in Frankreich, England und Spanien geweſen; Vater Sanft da in Schweden, Dänemark, Polen, Rusland; die übrigen in der Schweitz, Italien, Sicilien. Wo lebt ſichs nun wohl zum beſten in Europa?

Richard. Unſtreitig auf dem Aetna. Da ſieht man nur unter ſich hin, ohne zu hören, was unten vorgehe.

Fürſt. So mein' ichs nicht. Das iſt doch nur ein Leben von einigen Stunden, höchſtens Tagen. Ich meine fortgeſetztes Leben, Leben, wobei man ſich häuslich niderläſſet.

Sanft. Im Vaterlande.

Roſſi. Patria, ubi bene.

Richard. Im Pais de Vaud, wenn Alphonſa da geweſen wäre.

Selig. Bei Sophien; es mag ſein, wo es will.

Sophie. Wenn nur Chriſtian hier wäre; er würde ſagen — zu Grimsthal im Grosvaterſtuhle.

Fürſt. (nach herzlichem Gelächter) Die Herren ſind doch nicht ein bisgen unterthanengalant. Ich dachte, ich würde hören — in Höchſtdero Lande. An meiner Tafel zu Hauſe hätten gewis alle ſo geantwortet.

Richard und **Selig.** (ſehr betreten) Ew. — verzeihen! Wir ſprachen als Kosmopoliten.

Fürſt. Nun, nun, nicht ſo verlegen! Aber Scherz bei Seite — ich habe eine unüberwindliche Vorliebe für Deutſchland. Blos daher kann es wohl nicht kommen, daß mir der liebe Gott in Deutſchland ſo eine ſchöne Pfründe beſcheert hat; hat doch Ehren Grimm auch ein hübſches Gütgen hier und will doch lieber am Genferſee leben. Aber im nördlichern Europa ſtehts um das Klima ſchlechter, und im ſüdlichern ſtehts um die Freiheit ſchlechter. In Deutſchland iſt beides gemäſſigt. Freilich ſollte man glauben, Klima mache alles aus; aber Druck und Zwang verwandeln auf die Länge doch Süden in Norden.

Roſſi. Gewis! Es geht dann aber auch zuweilen ſo, wie iezt ienſeits des Ganges.

Fürſt. Ja, das iſt eine terrible Geſchichte, die iezige Revolution in Siam.

Sanſt. Die terribleſte, welche ich kenne!

Fürſt. Soll ich Ihnen aber meine Meinung ehrlich ſagen, ſo glaub ich, daß die Siamſche Nation endlich eine Revolution zu Stande bringen müſſen. Mit Entſetzen mus man doch die Nachrichten des Holländers Fagel von dem Deſpotismus, welchen die höheren Stände daſelbſt ausgeübt, leſen. Die eigentliche Nation, die allergröſſeſte Volksmaſſe ward, deutſch geſagt, wie Hunde und noch ärger behandelt, und mit Füſſen getreten. Alles muſte entweder Kriegs- oder Hofedienſte thun, und das iährlich ſechs Monate umſonſt; die übrigen ſechs Monate wurden aus Gnaden freigegeben, um ſich darin den Unterhalt für alle zwölf zu erwerben. Statt des Gehalts gab der König ſeinen Dienern hundert oder zweihundert Unterthanen, die ſich für ſie todt arbeiten muſten. Jeder von den tauſend Elefanten des Königs hatte funfzehn Unterthanen zu ſeiner Bedienung. Kein Gutsbeſitzer durfte die Elefanten Sr. Siamſchen Maieſtät von ſeinen Feldern abhalten, ſondern muſte ſie entweder wühlen laſſen, wie ſie wollten, oder ſich beim König beſonders von dieſen Wühlereien loskaufen. Eigenthum gabs gar nicht mehr, ſondern die ſogenanten Eigenthümer waren blos Wächter ihrer Habe, die ſich die Groſſen nach Belieben holen lieſſen u. ſ. w. Kurz, es hat endlich ſo kommen müſſen, wie es gekommen iſt.

Alphonſa. Aber — die Unmenſchlichkeiten, welche bei der Revolution vorgegangen ſind und — noch vorgehen werden — — —

Sanft. Liebe Tochter, es wäre freilich beſſer, wenn es ohne dieſe abgegangen wäre; allein das bringen gewaltſame Revolutionen ſo mit ſich. In der Natur iſts ia ebenſo.

Richard. Davon hab' ich die Rudera im untern Theile Italiens geſehen.

Fürſt. Noch zur Zeit reichen die geſchehenen Revolutionsmorde in Siam vieleicht nicht zum zehnten Theil an die Anzahl der Unglücklichen hin, welche ſeit hundert Jahren blos die Elefanten ſeiner Siamiſchen Maieſtät todtgetreten haben. Die, welche in den Gefängniſſen verſchmachteten, ſind vollends unzählbar.

Roſſi. Das iſt Wahrheit, welche nach Fagel die Geſchichte von Siam beweiſet.

Fürſt. Auch mus man bedenken, daß die Revolution von Siam ienſeits des Ganges die erſte der Art iſt. Sie hatte alſo kein Beiſpiel vor ſich, wornach ſie ſich formiren konnte. Verabredet konnte ihre Art und Weiſe vorher auch nicht werden. Dis iſt ein ſehr wichtiger Umſtand, der bei ihrer Beurtheilung nicht aus den Augen geſetzt werden darf. Wenn der König zu Siam eine groſſe Reform ſeines Staates vorhat, ſo kann er ſie mit ſeinen Miniſtern erſt ſo lange überlegen, wie er will. Er darf daraus kein Geheimnis machen, ſondern kann alle Weiſen auf der ganzen Halbinſel diſſeits und jenſeits des Ganges erſt ihr Gutachten darüber geben laſſen. Er kann ſeine Reform allmählich ins Werk ſetzen, kann Jahr und Tag dazu beſtimmen, wann ſie anfangen ſoll, kann die Gemüther dazu vorbereiten laſſen u. ſ. w. Kein Wunder, wenn ſie alsdann gleich anfangs gelänge, ruhig von ſtatten ginge und menſchlich vollendet würde. Und doch wärs wohl nicht immer der Fall. Wie konnte dis alles aber bei der Revolution der Nation von Siam geſchehen? Dafür waren allein ſchon die Gefängniſſe in der Hauptſtadt Bankok Bürge. Da die Revolution nun weder verabredet, noch nach einem ſchon exiſtirenden Vorbilde formirt werden konnte: ſo formirte ſie ſich ſelbſt auf gut Glück. Sie war durch den nun ganz unerträglich gewordenen Druck erpreſſt und allgemeiner Wille der Nation. Dieſer brach, wie ein feuerſpeiender Berg, aus und ſo war ſie da. Was für eine Geſtalt ſie gewinnen, wie weit ſie gehen würde, war kein Menſch im Augenblicke ihres Ausbruchs zu ſagen im Stande. Wie es lächerlich iſt, wenn man ſie für das Werk einzelner Köpfe oder einer Handvoll Menſchen in Siam, oder gar nur zu Bankok anſiehet: ſo würde es noch lächerlicher ſein, zu glauben, daß dieſe vermeintlichen Urheber derſelben anfangs auch nur träumen können, daß ſo viel durch ſie bewirkt werden könnte, als wirklich bewirkt worden iſt. Es kam auf die Umſtände an. Ein Umſtand ſchuf hernach den andern. Umſtände haben ſie ſo formirt, wie ſie iezt iſt; Umſtände haben ſie ſo weit gebracht, wie ſie iezt iſt. Da man nun über keinen gewiſſen Plan dazu übereingekommen war, ſo muſten, ſobald ſie da war, Partheien entſtehen, und ſobald dieſe da waren, muſten ſie entweder ſich hintennach noch vereinigen, oder eine muſte immer der andern den Hals zu brechen ſuchen. Dis alles iſt geſchehen, und ſo betrachte ich alles gefloſſene Blut als Märtirerblut für die erſte Revolution auf iener Halbinſel. Wenn nun aber dort einmahl wieder eine ähnliche erfolgte, z. B. in Aſcham, oder in Ava und Pegu, ſo hätte ſie ſchon ein Beiſpiel vor ſich und könnte das Nachahmungswürdige darin von dem blos Lehr- und Warnungsvollen gehörig unterſcheiden. Die zweite Revolution auf iener Halbinſel würde alſo auf ieden Fall menſchlicher ausfallen, als die erſte.

Sophie. Es iſt zu wünſchen, daß die in Siam die erſte und letzte bleibe.

Alphonſa. Ach ia, das gebe der Allvater!

Fürſt. Das einzige Mittel, dergleichen Revolutionen auf iener Halbinſel zu verhüten, iſt, — die Nation dort *humaner* zu behandeln, als in Siam geſchah. Sobald ähnlicher Volksdruck in den übrigen Reichen Statt findet, wird auch früher oder ſpäter, wie es der individuelle Karakter der gedrückten Nation mit ſich bringt, ähnliche Umwälzung daſelbſt geſchehen.

Roſſi. Das iſt ganz in Folge des logiſchen Grundſatzes — ähnliche Urſachen bringen ähnliche Wirkungen hervor.

Fürſt. Unter *humaner* Behandlung der Nationen verſtehe ich, daß man eine Nation für ein Aggregat von *Menſchen* anſehen und als ein ſolches traktiren müſſe. Das Bild *von Hirt und Heerde* mus weg, wenn *von Fürſt und Volk* die Rede iſt. Dis verdirbt am Ganzes die ganze Sache der Menſchheit. Wenn *von Hirt und Heerde* geſprochen wird; ſo iſt der *Hirt das einzige vernünftige Weſen* darunter; das übrige iſt *lauter Vieh*. Wie paſſt das auf *Fürſt und Nation*? Die Nation beſteht ſo gut aus vernünftigen Weſen, wie der Fürſt eins iſt. Wenn aber die Nation eine Heerde *genannt* wird, ſo wird ſie auch bald wie eine Heerde *behandelt*. Hier, hier ſitzt der Revolutionsknote. *Vater und Familie* — dis Bild paſſt beſſer, und wenn ein Fürſt ſein Volk, wie ein Vater ſeine Familie behandelt, ſo iſt er vor aller Revolution im Lande ſicher; er mag ienſeits oder diſſeits des Ganges Fürſt ſein.

Richard. O herrlich, herrlich! Ein Fürſt kann dis laut ſagen; wir dürfens nur denken, und auch das wird nicht einmahl allenthalben mehr gutgeheiſſen.

Fürſt. Doch wohl nur am Ganges nicht? — Das nichtgutheiſſen, wenn der Unterthan ſo etwas ſpricht, iſt die unterſte Grundlage zu allen Revolutionen. Es wäre ia auch ſonderbar, daß ein Volk nicht ſagen dürfte, ſein Fürſt ſolle es nicht für eine Heerde, ſondern für eine Familie anſehen. Iſt es denn nicht ein Aggregat von Menſchen? (zu Sanft) Sie ſind der Aelteſte unter uns. Was meinen Sie, könnte das Revolutionsweſen auf iener Halbinſel wohl weiter gehen?

Sanft. Ich denke nicht. Am Ganges iſt nun eine neue Schule errichtet.

Fürſt. Ha, ha, Sie meinen — eine neue Fürſtenſchule — —

Sanft. (ſehr ehrerbietig) Wenn Ew. — ſo wollen, ia. Eine Schule für Fürſten und Völker zugleich. Die Völker in Aſcham und Pegu haben durch das Beiſpiel des Volks in Siam einſehen gelernt, daß die Generation, welche die Revolution unternimmt, dabei zu Grunde gehe und daß die nachfolgende noch nicht viel dabei gewinne. Für Enkel und Urenkel aber zu ſterben und zu verderben iſt zu weit ausſehend, und wer weis, ob dieſe nicht, der ewigen Unruhen überdrüſſig, zulezt ins alte Gleis zurückkehrten? Ich denke alſo, man wird lieber das Gewiſſe fürs Ungewiſſe nehmen und lieber, ſo lange der Druck nicht zu arg wird, behalten, was man hat, als Alles aufs Spiel ſetzen wollen.

Fürſt. Darin bin ich mit Ihnen nicht einerlei Meinung. Ich glaube vielmehr, daß die Völker am Ganges nun erſt ihre Kräfte kennen gelernt haben und daß alles auf die Weisheit ihrer Regenten ankommen werde, daß ſie ſie nicht zu ähnlichen Experimenten aufbieten.

Sanft. Nun, ſo haben ia auch die Fürſten auf iener Halbinſel einſehen gelernt, daß einer zur Verzweiflung gebrachten Nation nichts unmöglich ſei, und ſo werden ſie gewis die weiſeſten Masregeln daraus für ſich abſtrahiren.

Fürſt. Man ſchreibt aber das Gegentheil aus Aſcham und Ava.

Roſſi. Arctius — arctius — pflegte der Richter zu Novaleſe immer zu ſagen. Das geht iedoch nur bei einzelnen Perſonen, aber nicht bei ganzen Völkern gut.

Richard. Sollten die Miniſter der Fürſten auf iener Halbinſel nicht mehr daran Schuld ſein, als die Fürſten ſelbſt?

Fürſt. Eben deswegen hab' ich meinen Premierminiſter, der auch ein Herr von Arctius war, gleich in den erſten vier Wochen ſchaſſirt.

Alphonſa. (ihr Glas hoch emporhebend) Ruhe diſſeits des Ganges weit und breit!

Sophie. Und allen Königen und Fürſten wackere Miniſter diſſeits des Ganges weit und breit!

Sanft, Richard und Selig. Und unſerem Fürſten Heil und Segen!

Fürſt. Und meinen lieben Freunden zu Grimsthal viel tauſend Dank und immerwährendes Wohlergehens und ſtammhalteriſche Deſcendenz! (im Aufſtehen) Das wär doch noch ein Appendix zu D. Luthers Tiſchreden. Ueberhaupt wäre es gut, wenn der alte Vater Luther über das abgehandelte Kapitel recht fleiſſig geleſen würde.

Zwölftes Kapitel.

Fürſtliches Hochzeitgeſchenk.

Rich[illegible] ſich kein Freund von weit[illegible]ſtigen [illegible]heitsluſtbarkeiten und rechnete ſich obendrauf auf die Fete ab, welche Niklas am Tage vor ſeinem Tode im voraus gegeben hatte. Im ganzen Flecken wußte nicht einmahl ein Menſch, daß heute doppelte vornehme Hochzeit ſei; ja, die Ceremonie unter denſelben ſogar [illegible] mehr aus innerer wahrer Religioſität, als zur Beobachtung des bloſſen äuſſerlichen Kirchengebrauchs geſchehen, der ſonſt ebenſo weggefallen ſeyn würde, wie alles weitere, was ihm anhängt, wegfiel. Richard hatte ganz andre Feiern ſeines Hochzeittags im Sinn und wollte, daß nicht etwa funfzig oder hundert Menſchen durch denſelben ein- für allemahl einen vergnügten Abend hätten, ſondern daß ihn, wenn es möglich wäre, tauſend Familien lebenslång ſegnen ſollten. Der Fürſt war der Mann, ohne deſſen Beihülfe er dieſen Plan nicht durchſetzen konnte. Der kurze Umgang, welchen er mit ihm gehabt, flößte ihm die Hoffnung ein, daß er keine Fehlbitte thun würde, und er fand ſich darin nicht getäuſcht. Leopold gehörte nicht blos zu den erbittlichen, ſondern auch zu den zuvorkommenden Fürſten.

Als daher Nachmittags von Richard eine Promenade in den Environs vorgeſchlagen ward, beſtimmte Fürſt Leopold ſelbſt die Gegend, wohin gewandert werden ſollte. Es war gerade dieſelbe, in welche Niklas ſeinen Sohn an dem Tage geführt hatte, an we[illegible] zwölf Jahre alt ward. Richard ward, [illegible] wo ſein Vater mit ihm geſtanden, durch ſeine Fantaſie in die Zeiten ſeiner Jugend zurückverſetzt und ſchwieg tief.

Fürſt. (als er ihn ganz in ſich gekehrt ſtehen ſieht, während daß ſich alle über die herrliche Ausſicht freuen) Was iſt Ihnen, Nachbar?

Rich[illegible] Vater zum erſten male, da ich zwölf Jahre alt ward. Von hieraus führte er mich hernach zum Grabe meiner Mutter und lehrte mich da Gott kennen und beten.

Fürſt. Der Wackere! Friede ſei mit ihm!

Alphonſa. (an Richard ſich lehnend) Dein Vater mus ein braver Mann geweſen ſein.

Richard. (Thränen in den Augen) Das war er gewis. Ich ſehe ihn noch, wie er in den letzten Augenblicken mir die Hand reichte und ſprach: — Sei Mann, Richard, ich ſterbe. Ich ſehe ihn noch, wie er mich an ſich zog, mir langes Leben mit dir wünſchte und hinzuſetzte — da haſt du einen Kus für ſie zum Lebewohl. — Weiſſeſt du noch, wie ich ihn dir brachte?

Alphonſa. Ach ia; es war aber auch ein fürchterlicher Kus für mich.

Fürſt. Nun laſſen wir die Todten ruhen und ſchauen umher. Es iſt doch wahr, hier iſt eine der mannichfaltigſten und allerliebſten Ausſichten in dieſem Lande. (zu Richard) Erzählte Ihnen Ihr Vater hier ſonſt nichts damals?

Richard. Ich weis nicht, was Ew. — meinen mögen.

Fürſt. Nichts von dem Proces, den mein Vater mit ihm geführt?

Richard. Davon hat er mir nie erzählt. Mein Freund aber hat mir in dieſen Tagen von vorgefundenen Akten deshalb geſagt.

Fürſt. Nun, dis ſind die Berge und da vor uns ſind die Sümpfe, über die ſie ſich geſtritten. Mein Vater hat, wie ſchon geſagt, den Proces gewonnen; aber ich mache Ihnen nicht nur mit Berg und Bruch, ſondern auch mit dem Walde, der ienſeits des Bruchs iſt, ein Hochzeitgeſchenk. Freilich, alleweile hat es nicht viel Werth; arbeitſame Hände aber können in einer Reihe von Jahren hier eine neue Schöpfung hervorbringen und groſſe Anlagen machen.

Richard. (durch das Mehr, als er zu bitten willens geweſen, wirklich überraſcht) O Fürſt und Herr, Ihre Grosmuth ſetzt mich auſſer Stand, Ihnen —

Fürſt. (ſchnell unterbrechend) Nichts dergleichen weiter — nichts! Vor zehen Jahren iſt hier Gewalt für Recht ergangen. (ſieht Selig an) Nicht wahr, lieber Hofrath?

Selig. (beſcheiden) Akten un[illegible]menten nach zu urtheilen — allerdings.

Fürſt. Nun, ſo iſts nach zehen Jahren an bloſſer Reſtitution des Rechts nicht genug. Ich mus mehr thun. Vielleicht ſtände hier längſt ein neues Dorf, wenn's mein Vater nicht verhindert hätte. Auch Fürſtenſöhne müſſen die Sünden der Väter tragen und [illegible] gut machen. Nun, der Platz zu Häuſern iſt noch da nach, wie vor, Platz in Menge und das Holz dazu ſteht dabei. Die Natur pflanzte es nicht umſonſt gerade hieher. So ſoll auch beides bei einander bleiben.

Richard. (mehr geſammlet) Mit gerührteſter Seele nehme ich das mir ſo ſchäzbare Geſchenk aus den Händen Ew. — und hoffe bei Anwendung deſſelben ganz Ihren Abſichten zu entſprechen. (will ihm die Hand küſſen)

Fürſt. Nicht ſo, ſondern ſo! (umarmt ihn) Machen Sie damit, was Sie wollen. Ich bin ferner zu allem behülflich, wobei ich dienen kann. Brauchen Sie ein Kapital zu den Anlagen —— ſo gros Sie es wollen, es ſoll bereit ſein ohne Intereſſen. Ihre Reiſe hat vermuthlich die Vorräthe erſchöpft.

Richard. Allerdings habe ich anſehnliche Summen verreiſet, aber mein Vater hat mir viel hinterlaſſen.

Sophie. (zu ihrem Manne) Und wo könnten auch wir unſer Vermögen beſſer anlegen, als hier?

Richard. Ich bin ſo frei, mir den Gebrauch von dem gnädigſten Anerbieten nach Zeit und Umſtänden vorzubehalten.

Fürſt. Gut; ſo bleibts dabei. Und ein Bataillon tüchtiger Arbeiter kann ich auch ſchicken. Sie gehen ſo nur müſſig im Standquartier. Verewigen Sie hier beide das Andenken Ihrer Gattinnen.

Richard hatte ſeinen Wurſtwagen nachkommen laſſen und die Geſellſchaft fuhr nach dem Garten zurück. Der Fürſt unterhielt ſich noch viel mit Richard allein und reiſete Abends ſpät äuſerſt zufriden mit Allem nach einem ſeiner Luſtſchlöſſer ab.

Richard — verſchwand mit Alphonſa; Sophie mit Selig.

Sanft. (zu Roſſi) Zu guter Nacht auch, lieber Herr Expater! Unſere Aetnakletterer ſind über alle Berge. Jetzt dürfte wohl keiner von beiden an Torre del Philoſopho denken.

Dreizehntes Kapitel.

Chriſtian wird elektriſirt, aber nicht von Sanft.

Chriſtian konnte es nicht begreifen, daß ſich binnen vier und zwanzig Stunden kein Menſch weiter bei ihm ſehen und hören lies, als der Jäger, der ihm auf alles Nachfragen deshalb nichts zu ſagen wuſte, als daß der Fürſt da ſei. Endlich hörte er am folgenden Morgen ſtark über ſich gehen; woraus er Hofnung, nun einmahl wieder beſucht zu werden, ſchöpfte.

Es waren die beiden neuvermählten Paare, welche ſich nach eingenommenen Frühſtück in die Bibliothek verfügten, um ſich dem Vater Sanft, der ſeit mehrern Stunden ſchon mit Roſſi daſelbſt herumkramte, als Männer und Weiber zu zeigen.

Nach den holdeſten Umarmungen von allen Seiten, wobei ſich die Wangen der Damen gar ehrbarlichhoch färbten, führte Richard Alphonſa an ſeines Grosvaters Portrait hin und machte ſie aufmerkſam auf des erſten Richards rundes Kinn und Fleiſchwärzgen. Alphonſa verſtand ihren Mann und lächelte beſcheiden.

Richard. Zu ſeiner Zeit bitte ich mir beides ebenſo aus.

Alphonſa. (ihm den Mund zuhaltend) Aber Beſter, warum hangt dein Vater nicht auch nun hier?

Richard. (auf den nächſten Platz bei Richard Num. 1 hinweiſend) Dahin ſoll er kommen.

Alphonſa. Ja — haſt du ihn denn?

Richard. Allerdings.

Alphonſa. Selig und ich haben alles durchſucht und ihn nicht finden können.

Richard ſchlos einen verborgenen Wandſchrank auf und zog Niklaſſens Portrait hervor.

Alle zugleich. (bis auf Sophien und Roſſi) Aeuſerſtgetroffen! Getroffen, als wenn er da ſtände!

Sophie. (als ſie erſt die vier hängenden Portraits, dann Niklaſſens Portrait und dann Richard angeblickt) Das iſt die gemahlte Abſtammung von einander durch ſechs Generationen; eine Abſtammung, wie ſie der gröſſeſte Künſtler, der auf den Einfall käme, ſie vorzuſtellen, nur erfinden könnte.

Roſſi. Sechs Schwärmer, alle, wie ſie da ſind!

Richard. Warten Sie! Ihre Kutte ſoll hier auch aufbewahrt werden.

Alphonſa. Ach in dieſer werd' ich Sie doch einmal ſehen?

Roſſi. Zu dienen! Zu dienen!

Sophie. Ja, darin nimmt er ſich ſehr ehrwürdig aus. Bel wird daran denken.

Roſſi. Nun, Schwärmer ſind auch oft gute Leute. Dieſe ſechs hier ſinds gewis. Herzensgüte ſchwebt auf allen ſechs Geſichtern.

Richard. (vor Hans) Du alter braver Lindenpflanzer! haſt deine Dinge gut gemacht. Wir beide ſind doch unter den Grimmen am weiteſten gereiſet.

Roſſi. (vor Richard Num. 1.) Nein, dieſen kann ich immer nicht genug betrachten. Er hat ſo viel Kluges in ſeinem Geſicht.

Alphonſa. Wollen wir denn aber nun unſern Vater Niklas nicht gleich aufſtellen?

Richard. Er ſoll erſt einen neuen Rahmen bekommen. — Jezt wollen wir uns dem alten Chriſtian präſentiren. Der wird rechte Augen machen. — —

Chriſtian. (als ſie alle zu ihm eintretten) Nun, was lange wird, wird gut. Dictum factum. Endlich denken ſie doch einmal wieder an den Alten. Ich dachte, ich wäre nun gar ausgethan.

Richard. (ihm die Backen klopfend) Das konnteſt du denken? — Wiſſe, daß ſich ſeit geſtern viel zugetragen hat. Du wirſt dich freuen über Alles und Jedes. Laß dir ſagen — (nimmt Alphonſa bey der Hand) wir haben zuſammen geſchlafen. (zeigt auf Sophien und Selig) Und dieſe da auch.

Chriſtian. (ſich ſchnell im Grosvaterſtuhl aufrichtend und die Hände zuſammen ſchlagend) Herr Jemine — ungetrauet?

Richard. Nein, wir ſind ehrlich und chriſtlich kopulirt.

Chriſtian. Herr Jemine, wann denn?

Richard. Geſtern.

Chriſtian. Herr Jemine, wo denn?

Richard. Bey Thereſens Urne. Der Fürſt war ſelbſt Beiſtand.

Chriſtian. Herr Jemine, von wem denn?

Richard. (Auf Roſſi zeigend) Von dem da.

Chriſtian. (heftig) So ſind Sie ia katholiſch getrauet—Herr Jemine, ach Herr Jemine—katholiſch! katholiſch!

Richard. Nein, Freund Roſſi iſt Proteſtant geworden.

Chriſtian. Das iſt wieder nicht recht. Ein ieder mus bleiben, was er iſt. Sonſt ſtirbt man nicht ſelig.

Roſſi. Ganz ruhig, guter Alter! Es iſt keiner unter uns von ſeinem Glauben abgetreten. ieder iſt geblieben, wie er war; wir waren aber vorher ſchon alle eines Glaubens.

Richard. (als Chriſtian Roſſi eben ſo zweideutig, wie am Fuſſe des Rochemelon, anſieht) Jeſuit, Jeſuit, nicht wahr?

Chriſtian. (der nicht thut, als wenn er dies gehört) Nun kriege ich auch wieder Beine, nun, nun. Ach Gottlob, ſo iſt ia nun alles gut.

Richard. Und ſtelle dir vor, was für Angebinde uns der Fürſt geſchenkt. (legt Alphonſe das roſenfarbne und Sophien das himmelblaue Band um) Schau einmal! Und an einem jeden hangt da der Fürſt.

Chriſtian. (die Portraits beſehend) Das iſt der Fürſt? Herr Jemine! — Und beides hat er geſchenkt?

Richard. Ja! Und mich hat er mit dem ganzen Strich Landes von den Bergen dahinten an bis an den Buſch und mit dem Buſche dazu angebunden. Damit ſoll ich machen können, was ich will, und er will mir ein ganz Bataillon Arbeitsleute ſchicken und will mir Geld vorſchieſſen, ſo viel ich haben will. — — —

Chriſtian. Dictum factum — Nun ſteh' ich auf. (ſteht wirklich auf und geht ziemlich unmännlich [illegible]) fein luſtig.

Richard. (der hinausgeht und gleich wieder kömmt) Und da haſt du von mir auch ein Angebinde — deinen Koppelpelz.

Chriſtian. Was iſt denn das?

Richard. Nimm es nur aus dem Tuche heraus und beſieh's.

Chriſtian. (als er einen über und über betreßten neuen Rock mit Zubehör herauszieht) Herr Jemine! Nun — für allen tauſend Freuden — den nehm' ich an. Der alte iſt ſo ſo blutig. Geſchwind werd' ich mich darinn präſentiren. (macht alle Anſtalt, ſich umzukleiden)

Sanft. (als die ganze Geſellſchaft lachend dabey läuft, zu Richard) — Sie können noch beſſer elektriſiren, als ich.

Vierzehntes Kapitel.

Betſaal zu Grimsthal und ſeine Einweihung.

Weil die beſte Jahrszeit ſchon verſtrichen war, ſo verſchob Richard die Urbarmachung des ihm geſchenkten Bruchs und was derſelben anhängig bis zum künftigen Frühiahre. Alles aber, was ſein Gut zu Grimsthal ſelbſt, und das Beiſammenſein der geſchloſſenen Geſellſchaft der Sechs auf ſelbigem betraf, regulirte er ſofort mitten im Genus der höchſten Fülle aller Freuden des häuslichen Lebens auf das eifrigſte.

Das erſte dieſer Art, worauf er, nachdem ſich Selig ſeiner geführten Adminiſtration wegen mit ihm berechnet, ſein Augenmerk richtete, war ein geſellſchaftlicher Erbauungsſaal.

Richard war von ſeinem Vater blos zur allereinfachſten Naturreligion eingeweihet und hernach mit ſeinem Glauben ſich ſelbſt überlaſſen worden. „Da haſt du den Schlüſſel zur Bibliothek“ hatte Niklas geſagt; das hies unter andern auch — lis über die Religion, was pro und contra geſchrieben ſteht, und glaube einſt, was du willſt. Die Grimmſche Bibliothek war im Religionsſache ſehr vollſtändig. Alles, was ältere und neuere deutſche, franzöſiſche, engliſche und italiäniſche Gottesglauber und Gottesläugner von Belang geliefert hatten, befand ſich darin. Auch das Buch de tribus impostoribus war zu Grimmsthal zu haben. Richard hatte Tag und Nacht über die Religion geleſen und, als er damit fertig war, glaubte er an Gott und Ewigkeit noch eben ſo, als an dem Tage, da ihm ſein Vater den Bibliothekſchlüſſel gab. „Was im Herzen ſelbſt geſchrieben ſteht, pflegte er von der Zeit an zu ſagen, können alle Sophiſten nicht herausſchreiben.

Ueber poſitiſe und geoffenbarte Religion aber dachte er alleedings ganz anders, als der groſſe Hauſe zu denken pflegt. Sein Vater hatte über dergleichen gar nicht mit ihm geſprochen. So erfur er erſt in der Bibliothek davon und neigte ſich, als er alles darüber geleſen, zu der Meinung, daß alle vorgegebne Offenbarung blos ein humaner Behelf geweſen ſei, den die älteſten Weiſen gebraucht, um in ihrem rohern Zeitalter gewiſſe gemeinnützige und unentbehrliche Wahrheiten unter höherer Firma gleich als Glaubensartikel hinzuſtellen, weil ſie die Welt noch nicht reif gefunden hätten, durch philoſophiſches Räſonnement und durch Nachdenken darüber ſich zum freiwilligen Glauben an ſelbige zu erheben. Doch hatte er für Jeſus von Nazaret unter allen dieſen ältern Weiſen die gröſſeſte Hochachtung, und zwar vorzüglich darum, weil er auf ſeine Lehre geſtorben ſei. Dis, meinte er, ſetze die Reinigkeit der Abſicht Jeſu und die höchſte Menſchenliebe ſeines Herzens auſſer allen Zweifel. Jeſus am Kreuze ſchön gemahlt, konnte daher ſeine Aufmerkſamkeit eben ſo fixiren und ihn eben ſo hoch entzücken, wie die ſchönſte Ausſicht in die Natur.

Natürlicher Weiſe konnte er aber auch daher an der neuern chriſtlichen Religion alles das nicht leiden, was mit der natürlichen im Widerſpruche ſtand. Er fand deſſen nicht wenig; ſeine Hochachtung für Jeſus aber verlohr dabei nicht. Eine nur einmal angeſtellte Zuſammenhaltung der urſprünglichen Jeſusreligion mit dem, was in ſpätern Zeiten dafür ausgegeben ward, belehrte ihn, daß Jeſus ſelbſt keinen von allen den Widerſprüchen aufgebracht oder behauptet habe, in welche hernach das Chriſtenthum mit der Vernunft verwickelt worden. Jeſus war in ſeinen Augen blos der Wiederherſteller der uralten und reinen Naturreligion, und er berief ſich dabei auf den Verfaſſer des Briefs an die Ebraer, welcher ihn ausdrücklich einen Prieſter oder Gottesverehrer nach der Weiſe Melchiſedecks genannt habe.

Nun konnte Richard zwar nicht beweiſen, daß Melchiſedeck auch auf beſondere der äuſerlichen gemeinſchaftlichen Gottesverehrung gewidmete Häuſer oder Säle gehalten habe; er glaubte aber, daß dergleichen zur einfachen Naturreligion kein unſchicklicher Zuſatz ſei. Vorzüglich beſtimmte er den neuen Erbauungsſaal zu einem Betſaale. Er war, wie ſein Vater, ein enthuſiaſtiſcher Verehrer des Gebets und widerlegte alles, was ältere und neuere Verächter oder Spötter deſſelben dagegen eingewendet haben, durch ſeine eigne Erfahrung. Gebetseifer und Sinn für die Natur waren die Stützen geweſen, an welchen er ſich in ſeinen heftigſten Seelenleiden aufrecht gehalten hatte. So ſollte dieſer Saal nicht nur der Ort in Zukunft ſein, wo er, wie unter Thereſens Linde, einen groſſen Theil ſeiner einſamen Gebetsübungen betriebe, ſondern das gemeinſchaftliche Gebet daſelbſt ſollte auch das Weſentlichſte ihrer allerſeitigen öffentlichen Gottesverehrung ausmachen. Der Saal bekam daher die Ueberſchrifft — Betſaal der Gottesverehrer nach der Weiſe Melchiſedecks.

Richard richtete ihn auf das ſimpelſte ein. Auſſer der Sonne, welche, als das Bild der Gottheit, an der Decke zu ſehen war, und auſſer einer Bluhmenkette, welche ringsherum auf Kalk gemahlt war, befand ſich hier weder Gemählde noch Verzierung. Man erblickte nichts, als leere weiſſe Wände, eine Erhöhung von einigen Stufen, welche für den Redner beſtimmt war, vor derſelben einen freien Platz zum Knieen für die Beter, und übrigens einige Bänke, hinter welchen noch Raum für mehrere war, falls ſich die Gemeine der natürlichen Gottesverehrer mit der Zeit vergröſſern ſollte.

Zum Geſangbuche in dieſem Saale wählte Richard die Gellertſchen Lieder. Roſſi betete ſehr gut aus dem Herzen, ſang gut und las auch gut. So überlies er es ihm, bald blos zu beten, bald eine gute moraliſche Rede vorzuleſen, bald ſelbſt aus dem Stegreif über einen religiöſen Gegenſtand oder über ſonſt eine wichtige Angelegenheit des Menſchenlebens zu ſprechen.

Die Einweihung des Betſaals geſchah eben ſo einfach, wie er ſelbſt war. Die Geſellſchaft der Sechs verſammlete ſich darin zuerſt. Ihr folgte neugierig die ſämmtliche Haus- und Gutsgenoſſenſchaft. Auch der Prediger aus dem Flecken erſchien, um einen Beweis ſeiner Toleranz zu geben. Man ſang mit feierlicher Andacht — Ich komme vor dein Angeſicht. Drauf trat Roſſi in ſeiner gewöhnlichen Kleidung auf die Erhöhung und hielt eine zweckmäſſige Rede. Gott war der erhabne Gegenſtand derſelben. Er ſprach zuförderſt von der erhabnen Seligkeit dieſes Gedankens, pries hernach die Verdienſte des Moſes um ihn durch die Lehrung der Einheit Gottes und ſegnete zulezt den weiſen Nazaräner dafür, daß er dieſe nicht nur konfirmirt, ſondern den einigen Gott auch als Vater und Allvater hingeſtellt habe. Nun, ſchlos er, können wir erſt mit voller Zuverſicht zu Gott beten; nun hat das Gebet erſt volle Kraft erhalten. Sodann erwähnte er des Entzwecks dieſes Saals, daß er vorzüglich zum gemeinſchaftlichen Gebet zu dem einigen Gott und Allvater beſtimmt ſei, und verrichtete knieend ſogleich das erſte Gebet daſelbſt, wozu die ganze Verſammlung gleichfalls niederknieete. Las uns, waren ſeine lezten Worte, nie von hinnen gehen, ohne durch unſer Gebet im Guten geſtärkt worden zu ſein, und las uns dieſe Wirkung iezt gleich zum erſtenmahle in hoher Vollkommenheit empfinden?" So bald er ſich wieder an ſeinen Ort geſezt, wurden die drei lezten Verſe aus dem Liede — dein Heil, o Chriſt, nicht zu verſcherzen — geſungen; worauf die Kirche auseinander ging.

Funfzehntes Kapitel.

Niklas wird aufgeſtellt.

Der Prediger aus dem Flecken ſimulirte beim Weggehen zwar Freundſchaft, ſah aber ganz ſo aus, als wenn er ſpräche — „ich eile nach Hauſe, um von dem, was hier vorgeht, Bericht zu erſtatten.“ Laſſt ihn nur ſprach Richard, und verſammelte alle Haus- und Gutsgenoſſen nochmals, um ihnen bekannt zu machen, daß keiner von ihnen zu der Kirche, welche er eben errichtet habe, gezwungen ſein ſolle, ſondern daß ieder nach, wie vor, hingehen könne, wohin er wolle und wo er ſeiner Meinung nach am beſten erbauet werde.

Chriſtian war wider alle Erwartung der Erſte, welcher heraustrat und bat, daß er von nun an ein Glied der neuen Gemeine ſein dürfte, ſie möchte heiſſen, wie ſie wollte. So ſchöne Lieder, ſetzte er hierzu, habe er in ſeinem Leben nicht geſungen und ſo eine ſchöne Predigt habe er in ſeinem Leben nicht gehört, und ſo andächtig habe er in ſeinem Leben nicht gebetet. Chriſtians Beiſpiele folgten alsbald alle die übrigen, und ſo war auf der Stelle eine Gemeine von mehr als dreiſſig Seelen bei einander.

Richard. Nun wollen wir Vaeer Niklaſſen aufſtellen.

Alles wak dazu in Bereitſchaft gebracht. Der geſellſchaftliche Zug ging in die Bibliothek. Chriſtian lies ſich die Ehre nicht nehmen, das Portrait ſeines geweſenen alten Herrn, welches einen neuen Rahmen bekommen hatte, vorauszutragen. Er und Richard befeſtigten es. Darauf legte Richard auf das darunter angebrachte Tiſchchen Niklaſſens ſchriftlichen Nachlas, der aus den Privatakten, den mit dem vorigen Fürſten gehabten Proces betreffend, und ſeinem letzten Willen und aus einer geheimen Korreſpondenz beſtand, welche er mit Thereſen nach ihrem Tode geführt. Als dies geſchehen war, hielt Richard folgende Rede.

„Da hangen nun fünf Grimme. Ich bin der ſechſte. Der ſiebente wird auch kommen. Lieben Väter und Vorväter, ich weihe euch allen mein frommes, heiliges Angedenken. Ihr waret alle eher hier, wie ich; euch danke ich alles, was ich habe. Ihr ginget alle von hier wieder fort; ich mus auch einmal euren Gang gehen. Alle waret ihr brave, gute Männer; nur hatte ieder von euch ſeine Grillen. Ich habe ſie auch.. Gott laſſe mich dabei ſo brav ſein, wie ihr waret.

Möge mein Sohn einſt mich ebenſo zufrieden neben euch hinſtellen, wie ich meinen Vater iezt hinſtellte! Möge er mich eben ſo dankbar anſchauen, wie ich euch alle iezt anſchaue.

„Ach Hans, Hans, wenn du nicht wareſt, wenn du es dir nicht zweimal ſo blutſauer von Tübingen nach Konſtantinopel werden lieſſeſt, was wäre ich iezt? Du liegſt dich recht müde; Gott gebe dir dafür die ewige Ruhe! Bei deiner Aſche — ich mache dir den Marſch nicht nach.“

„Und du, Kaſpar, der du Gold mit leichterer Mühe machen wollteſt, als Hans, warſt im Grunde doch ein guter Mann und wollteſt's nur für Andere machen. Ich kann mirs vorſtellen, wie dir zu Muthe geweſen ſein mag, als du das ſchöne Haus wieder zerſtört ſahſt, das Hans erſt aufgebauet hatte.“

„Und du, Chriſtoph, warſt zwar unter allen Grimmen der ſonderlichſte, wie du unter ihnen der ſpizſinnigſte biſt; doch danke ich dir dies Haus, das du wieder erbaueteſt und hoffe, daß du und der Oberpfarrer Richter iezt gute Freunde ſein werden.“

„Du aber, Richard, wareſt ein ganzer Mann. Freund des Lichts und der Wahrheit — in deine Fusſtapfen will ich treten. Ach wohl hatteſt du recht, daß es der Feſſeln des menſchlichen Geiſtes noch ſo viel gebe; aber obs wahr werden wird, was du weiſſagteſt, daß ſie vor hundert Jahren noch alle würden zerbrochen ſein, — daran zweifl' ich. Guter Grosvater, noch iſt von allen den Feſſeln wenig mehr zerbrochen, als zu deiner Zeit. Es giebt ſogar wieder Schmieden, worin man neue fabrizirt. Gott erhalte uns unſern iungen Fürſten; ſo ſind wir vor den Einwandern ſolcher böſen Schmiedegeſellen ſicher. Du und Thomaſius mögt euch iezt wohl etwas rechts ſchwatzen. Ich möchte ſchon zuweilen ein Himmelsmäuschen dabei ſein. Sehen möcht' ichs auch, wie die dreiſſig alten Mütterchen, welche du vom Scheiterhaufen retteteſt, dich umgeben und dich ſegnen. Jetzt haben ſie gewis keine rothen Augen mehr."

„Ach und du, Niklas — Niklas, mein Vater und mein wackerer Erzieher, wie klopft mir das Herz, wenn ich dich erblicke! O du Weiſer und du Guter, wie wohl mag dir iezt bei Thereſen ſein. Hier, hier wareſt du gern; hierher ſchickteſt du mich, um Weisheit und Thorheit, Wahrheit und Irrthum durch mich ſelbſt unterſcheiden zu lernen. Ich danke dir, daß du mich vor perſönlicher Lehrerverführung ſicherteſt: ſie iſts, die in der Jugend den ganzen Handel verdirbt. Ich, ich las blos und dachte das Meinige dabei. Da war keine vox humana, keine Geſtikulation, die mir unwichtige Dinge wichtig, wichtige unwichtig machte. Da war kein Präjudiz des Anſehens, der Gewalt über mich, der freiwilligen Anhängigkeit an gewiſſe Männer, wodurch ich Schein für Wahrheit angenommen oder über Wahrheit ſpotten gelernt hätte. Weder Gläubiger noch Ungläubiger ward ich aufs bloſſe Wort eines Andern, wie die mehreſten das eine oder das andere werden. Die Wahrheit muſte ſich durch ſich ſelbſt mir als Wahrheit zeigen und ich folgte ihr mit ungeſtörter Ruhe auf den Fus nach. Zu früh ward ich in dieſen Bücherſaal nicht eingeführt; Vorurtheile hatte ich zuvor nicht eingeſogen; aller nöthigen Sprachen war ich mächtig. So ward ich hier der, der ich nun bin und danke dir tauſendmal, Vater Niklas, daß du's ſo mit mir anfingſt. So gehts gut; ſo mus es gut gehen. Sei mir ewig theuer dafür, mein braver Vater. — Seid mir alle unvergeslich, ihr meine lieben Vorfaren, und wenn ſich die Grimmſche Geſichtsbildung noch ſo, wie ich hoffe, durch fünf Generationen forterhält, wie bei euch, ſo ſoll ſich auch die Grimmſche Gemüthsart durch ſo viel Generationen noch fortpflanzen, wie bei euch geſchah. Nur bewahre Gott alle meine Nachkommen vor deinem Spitzkinn, Eltervater Chriſtoph, und vor deiner tiefen Stirnrunzel! Glatt ſei ihre Stirn, rund ihr Kinn, und wenn 's Fleiſchwärzgen auch dabei ſein kann, alsdann Triumf, Viktoria!

Man umarmte ſich wechſelſeitig und Richard machte den Beſchlus der Aufſtellungsfeierlichkeit damit, daß er Hans, Kaſpar und Chriſtoph mit groſſen Tüchern bedeckte und Alphonſa ermahnte, täglich herauf in die Bibliothek zu gehen und Richard Num. 1. und Niklas mit geſpannteſter Aufmerkſamkeit zu betrachten.

Roſſi. (lächelnd) Ich dächte, ſie hätte an **Ihrem** Vis a vis allein ſchon genug.

Sechzehntes Kapitel.

Leichenhaus und Sternwarte zu Grimdſhel.

Selig zog ſeine geführte Adminiſtrationsrechnung aus dem Buſen hervor und legte ſie zu Niklaſſens Papieren. Richard, der dies ſah, billigte es, ſchlug die Rechnung auf und zeigte ſeiner Frau den erſten Ausgabeartikel, welcher die Worte enthielt — **für Alphonſa's Grab.** Alphonſa fiel ihrem Manne um den Hals.

Richard. Mein Plan war es auf der Stelle, Beſte, dafür zu ſorgen, daß deine traurige Geſchichte hier wenigſtens nie wieder vorfiele, und er ſoll nun auch raſch ausgeführt werden.

Celia. Sie meinen ein Leichenhaus. — Ich machte dermahlen gleich einen Bericht an den alten Fürſten und er that darauf, wie ein Fürſt thun muß. Die Gemeine im hieſigen Flecken aber ſah die Erbauung eines Leichenhauſes für eine neue Laſt an und widerſetzte ſich. Dabei iſts dann hier geblieben.

Richard. Nun, ſo will ich ſeparat handeln und wenigſtens für uns zuſammen und für alle unſere Leute ſorgen, daß jeder ruhig ſterben könne.

Gleich am Eingange in die Lindenallee war ein altes Luſthaus, das Chriſtoph, der Spitzkinn, gebauet und worin er mit Jakob Böhmens-Schatten ſich oft unterredet hatte. Richard fand es ſchon in dieſer Hinſicht ſehr paſſend zum Leichenhauſe und lies es ſofort dazu einrichten. Es traf ſich, daß gleich darauf die Frau eines ſeiner Tagelöhner ſtarb. Richard ſchenkte dem Manne den Sarg und befahl ihm, den Leichnam nach Vergang von dreimal vier und zwanzig Stunden, welches die gewöhnliche Zeit war, nach der man ſonſt begrub, ins neue Leichenhaus zu bringen. Daſelbſt ſtand er noch zweimal ſo lange und ward dann erſt begraben. Roſſi hielt eine ſehr wackere Rede am Grabe und handelte darin den Satz ab, daß es der letzte Segen des häuslichen Lebens ſein müſſe, daß jeder ſterbende Hausgenoſſe wiſſe, daß er nicht lebendig begraben würde und daß ſeine Hinterlaſſenen überzeugt wären, daß ſie ihn nicht lebendig begraben hätten. Jene Furcht, ſagte er, ſei ſchrecklicher, als der Tod ſelbſt, und der Mangel an dieſer Ueberzeugung ſei nicht viel beſſer, als Todtſchlag.

„Es iſt aber, ſchlos er, nicht eher ausgemacht erwieſen, daß ein Menſch todt ſei, als bis er peſtilenzialiſch ſtinkt. Dieſen Geſtank können wir nun in unſern Wohnungen nicht abwarten, wenn wir uns Lebendige nicht ſelbſt verpeſten wollen. So danken wir es alle unſerm lieben Herrn Richard Grimm, daß er ein Mittel getroffen, die nothwendige Fürſorge für uns ſelbſt mit der ſchuldigen Liebe zu den Unſrigen zu verbinden. Nun können wir alle hier ruhig ſterben und begraben. und du, Valentin Bunge, kannſt mit dem Gedanken nach Hauſe gehen, daß deine Frau wahrhaftig todt geweſen ſei. Ich bedaure dich, daß du mit ihr das Leichenhaus einweihen mußteſt; dafür biſt du aber auch, ſo lange Grimsthal ſteht, der Erſte, der, als er hier einen der Seinen begrub, vollkommen überzeugt war, daß er ihn nicht lebendig begraben habe.

Die Rede machte ſo ſtarke Eindrücke auf alle Anweſende, unter welchen faſt der ganze Flecken war, daß von Stund an ieder, der eine Leiche hatte, um die Erlaubnis bat, ſie in das Privat leichenhaus des Guts bringen zu dürfen; welches Richard mit vieler Zufriedenheit verſtattete.

Richards Blicke waren immer zwiſchen Erde und Himmel getheilt, und wenn man dachte, ſie wären ganz in die Erde verſenkt, hingen ſie ſchon wieder feſt am Himmel. Unweit des Wohnhauſes war ein alter, aber noch feſter hoher Thurm. Wie viele Jahrhunderte hindurch er den Elementen Trotz geboten, war nicht bekannt; denn die Chronik von Grimsthal erzählte nichts von ihm; daß er aber viel älter ſein müſſe, als die Linden, welche Hans gepflanzt, beſcheinigte ſein ganzes Anſehen. An demſelben Tage, an welchem die Tagelöhnerfrau begraben ward, ſprach Richard zu Roſſi: das alte Luſthaus haben wir zum Leichenhauſe gemacht; den alten Thurm wollen wir zur Sternwarte machen.

Roſſi. Herrlich! herrlich! Ich habe ihn ſchon oft darauf angeſehen. Aber geſchwind, geſchwind, daß wir gleich den erſten Winter noch benutzen.

Roſſi muſte die Angabe dazu ſofort machen. Der Fürſt erfuhr davon und ſchickte ſeinen Baumeiſter zu Hülfe. Dem Baumeiſter folgte eine Ladung der herrlichſten aſtronomiſchen Inſtrumente, welchen Roſſi die ſeinigen beifügte. Roſſi fing ſeine vorläufigen aſtronomiſchen Vorleſungen an und hielt ſie zuweilen im Betſaale. Fürſt Leopold wohnte ihnen verſchiedentlich bei und lies ſich bei einer ſolchen Gelegenheit zum Gemeingliede der Gottesverehrer a la Melchiſedeck einſchreiben. In einer der helleſten Spätherbſtnächte ward die Sternwarte eingeweihet. Himmliſch war für alle dieſe Nacht. Richard war im Geiſte wieder auf der Sternwarte zu Bologna und bei Torre del Philoſopho. Alphonſa und Sophie wurden ſo begeiſtert, daß ſie ihre Männer auf die Seite riefen und ihnen das Geſtändnis ablegten, daß es nun gewis ſei, daß ſie Mütter wären. Roſſi bemerkte dis, ward aus einem Aſtronomen ein Aſtrolog und fing von den Knäblein und Mägdlein, die erſcheinen würden, an zu weiſſagen und wünſchte ihnen zu ihrer Geburtsſtunde eine glückliche Konſtellation.

Siebzehntes Kapitel.

Weitere gemeinnützige Anſtalten der ſechs Edlen.

Selig hatte auf den Winter eine Reiſe mit Sophien nach ihrer beiderſeitigen Vaterſtadt beſchloſſen, um ihr ſämmtliches Vermögen von daher zu holen. Noch adminiſtrirte es der Bube Bel und man hatte noch nicht den geringſten Vorſchritt deshalb weiter gethan. Sophie äuſerte

Abneigung zur Reiſe, weil ſie ſichs vorgenommen, ihre Vaterſtdt nicht wieder zu betreten, bezeigte ſich aber doch bereitwillig dazu, wenn Selig darauf beſtande. Selig wankte hin und her. Er wollte nicht mit ihr reiſen, weil ſie nicht gern reiſe, und wollte auch nicht ohne ſie reiſen, weil ihm der Gedanke, ſie auch nur auf vier Wochen zu verlaſſen, unerträglich war. Die Entdeckung auf der Sternwarte determinirte ihn. „Wir bleiben hier, ſprach er; was du mir nun geben willſt, iſt mir mehr, als alles, was du mir ſchon gegeben haſt. Wir wollen einen Bevollmächtigten hinſchicken, und iſt Bel nicht ganz toll, ſo wird er ſich klug machen. Ich will mich hinter unſern Fürſten ſtecken.“

Dies geſchah. Selig ſchickte einen rüſtigen Advokaten nach — der zugleich ein nervöſes Schreiben des Fürſten an die reichsſtädtiſchen Obern mitnahm. Die Sache ging gut und in kurzem bekam Selig die Nachricht, daß ſeiner Gattin ihr ganzes noch dort befindliches Eigenthum ohne Widerrede, jedoch nach hergebrachtem Abzug, verabfolget werden ſollte. Die erhaltene Berechnung davon war ſehr anſehnlich und Selig umarmte Richard mit den Worten — Nun wollen wir recht urbar machen und bauen.

Während daß Sophiens Erbſchaftsſache decidirt ward, machte man von allen Seiten weitere gemeinnützige Vorſchritte. Richards Verwalter war ein ſachkundiger, und ſeitdem ihm Miklas den Eſelsſtreich, wie es Chriſtian nannte, vergeben hatte, auch ein treuer und rechtſchaffener Mann. Er hatte in Abweſenheit ſeines Herrn manche beträchtliche Verbeſſerung angebracht und dadurch die Gutseinkünfte anſehnlich vermehrt. So beſtellte ihn Richard zum Oekonomieinſpektor, überlies ihm die ganze auſſerhäusliche Wirthſchaftsführung und behielt ſich blos die Oberinſpektion vor. Dadurch ward er im Stand geſezt, Zeit und Muſſe zur Entwerfung ins Gröſſere gehender Plane, welche er vorhatte, zu erhalten. Der wichtigſte unter dieſen war, in dem Diſtrikt, welchen ihm der Fürſt geſchenkt, einen neuen Flecken und ein neues Dorf anzulegen. Jener ſollte ſich an den Höhen weg, und dieſes über den Sumpf hin ziehen. Jener ſollte Leopoldshöhe und dieſes Leopoldsgrund heiſſen. Jener ſollte von Fabrikanten, Manufakturiſten und ihren Arbeitern, dieſes von Ackerbauern und Viehziehern bewohnt werden. Manchmal ſaßen Richard und Selig tief in die Nacht hinein, um alles dazu gehörige zu verabreden, zu veranſtalten und zu verſchreiben. Saßen ſie zu lange, ſo kamen wohl die Weiber und nahmen ihnen das Licht weg. Das einzige, was zu dieſem Behuf im erſten Jahre noch geſchah, war, daß Richard gleich vom Garten zu Grimsthal an eine Allee von herrlichen Fruchtbäumen anlegte, die bis dahin reichte, wo das künftige Leopoldshöhe ſeinen Anfang nehmen ſollte. „Ururaltervater Hans hat Linden gepflanzt, ſprach er, und ſie ſind mir lieb; Ururenkel Richard pflanzt Aepfel-Birn- und Kirſchbäume, und ſie werden ſeinen Enkeln noch lieber ſein.“

Die Thätigkeit des Einen erregte die Thätigkeit des Andern noch mehr. Roſſi hatte nicht genug daran, daß er Paſtor, Bibliothekar und Aſtronom zu Grimsthal war; er ward auch aus freien Stücken noch Schulmeiſter daſelbſt. Richard mußte ihm eine von den untern Hinterſtuben einräumen, in welcher er täglich den Kindern der Hofleute ein Paar Stunden Unterricht gab, der ſich bald auf Naturreligion und Volksmoral, bald auf populäre Naturgeſchichte, Phiſik und Mechanik bezog. Zugleich lies er mit Richards Bewilligung den Sohn des Kantors im Flecken, der Schule und Gymnaſium in der Reſidenz frequentirt hatte, und ein ſehr ſolider junger Menſch war, dabei gegenwärtig ſein und gab ihm auſſerdem auch noch theoretiſchen Unterricht in der Kunſt zu unterrichten; ſo, daß er bald zu Zeiten ſein Subſtitut in der Schule ſein konnte,

In derſelben Stube gaben in andern Stunden auch Alphonſa und Sophie wechſelsweiſe den

Töchtern der Hof- und Gutsleute Unterweiſung im Stricken, Nahen, Platten und andern ähnlichen weiblichen Geſchäften. Eine unter ſelbigen, des Jägers Tochter, zeigte ſich vorzüglich gelehrig und ſo ward ſie ebenfalls von den Damen noch beſonders unterrichtet und zuweilen ſchon dazu gebraucht, ihre Subſtitutin im Unterricht der Uebrigen zu ſein. Alphonſa und Sophie führten dabei auch zugleich eine Woche um die andere die Aufſicht über die ganze innere Hauswirthſchaft; ſo, wie ihre Männer die Oberaufſicht über die äuſerliche gemeinſchaftlich betrieben.

Selig lies unter der Hand auch im Flecken bekannt machen, daß er ſich gern dazu hergeben wolle, iedermann unentgeldlich ſeinen iuriſtiſchen Rath zu geben und beſonders ſtreitenden Partheien zu Vermeidung koſtenſpieliger Prozeſſe behülflich zu ſein. Ein paar glückliche Proben, welche er hierin ablegte, gewannen ihm bald das Zutrauen aller Mitbewohner des Orts und es verging ſelten ein Tag, daß er nicht den Konſulenten machte. Wie er rieth, ſo gieng es immer gut, wenn man ſeinen Rath befolgte, und wie er, wenn man dis nicht that, vorherſagte, daß es kommen würde, ſo kam es allemal. Binnen kurzer Zeit hörten die Einwohner von Grimmsthal auf, ihr Geld, das ſie beſſer brauchen konnten, in die Amtsſtube zu tragen, ſo, daß der Fürſt bei einem ſeiner Beſuche lächelnd zu Selig ſprach — Ei, ei, Sie machen böſe Dinge. Mein Amtsrath B. hat um eine Zulage angehalten, weil er von dem beſten Flecken, der zu ſeiner Jurisdiktion gehöre, faſt gar keine Sporteln mehr habe, und die hieſige Gerichtsſtube nächſtens zuſchließen könne.

D. Sanft legte in der Bibliothek auch eine kleine Apotheke an und ward auf ſeine alten Tage als praktiſcher Arzt von neuem noch einmal recht thätig. Zwar hatte er ſeit der Zeit ſchon, als er ſich auf Richards Gute aufhielt, nie einem, der ihn antrat oder rufen lies, ſeiner Hülfe verſagt; da es aber bekannt war, daß er ſeine Praxis niedergelegt habe: ſo wagten es nur wenige, ihn um Hülfe anzuſprechen. Auch gebrach es am Ende oft an Arzneimitteln, oder die Herbeiſchaffung derſelben war zu koſtbar, oder doch zu weitläuftig. Jezt richtete er es ſo ein, daß die Medikamente den Patienten nicht den dritten Theil ſo hoch zu ſtehen kamen, als in der nächſten Apotheke. Feind aller Scharlatanerie in der Heilkunde traf er eine weiſe und durch vieliährige Erfahrung beſtätigte Auswahl der Arzneien, verfertigte verſchiedene derſelben ſelbſt, verſchrieb ausländiſche Ingredienzen dazu aus der erſten Hand und lehrte ieden, wer wollte, die beſten Kräuter, welche in der Gegend umher wuchſen, ſelbſt ſuchen und ſammlen. Für ſeine Arztbemühung nahm er nichts. Kaum hatte er alſo ſeine allgemeine menſchenfreundliche Dienſtfertigkeit im Flecken ruchbar werden laſſen, ſo war er auch der Troſt aller Kranken deſſelben und ward dafür als allgemeiner Vater geſegnet. Beſonders rettete er gleich im Herbſt noch durch Inokulation der Blattern mehr als hundert Kindern das Leben, deren Eltern ihn dafür hätten auf den Händen tragen mögen.

Auſſer dieſem allen hatte ſich die ganze feſtverkettete Geſellſchaft auch noch zu ieder Art von guten und edlen Handlungen, es möchte ſein, bei welcher Gelegenheit es wollte, auf das heiligſte verbunden, und zwar ohne ausdrückliche Verabredung. Richard war ein Grimm, d. h. ein Menſchenfreund von Hauſe aus; der Hang zum Gutesthun war ihm angeboren; er muſte Gutes thun. Selig war ein ausgebildeter Mann, und wenn ſein Blut auch nicht ſo viel Barmherzigkeitselemente hätte, wie das Grimmſche Blut, ſo gab er ſeinem Freunde doch in Geneigtheit, Sinn und Eifer für das Gute aus Raiſonnement nichts nach. Alphonſa und Sophie hatten ganz den Character ihres Geſchlechts, das durch feinere Nerven ohnehin ſchon zur Theilnehmung geſchickt iſt und den Männern obendrauf noch durch ihre Nachahmung ſich beliebt zu machen ſtrebt. Sanft, als er dis alles ſah, trozte ſeinem Alter recht, um den iungen Leuten in Gefühlen für die leidende

Menſchheit nichts nachzugeben, und Roſſi hatte zu Novaleſe ſchon im Rufe des Menſchenfreundes allgemein geſtanden und auf dem Rochemelon ſchon in jedem reiſenden Fremdling einen ſeiner Bruder umarmt. Mit hoher Liebenswürdigkeit wetteiferten alſo dieſe ſechs wahren Chriſten, Leidenden aller Art zu helfen und zu dienen und Thränen des Jammers zu trocknen, wo ſie ſie flieſſen ſahen. Bald thaten ſie das einzeln und in geheim, bald zuſammen und öffentlich. Hatte ſich der ſchöne Ruf der Grimme ſeit Jahrhunderten ſchon in der ganzen Gegend aufrecht erhalten, ſo geſchah es nun, daß er auf ewige Zeiten befeſtigt ward.

Achtzehntes Kapitel.

Lauter Bienen? Lauter Bienen? Ei was, ich will auch keine Hummel ſein.

Chriſtian war der einzige Faulpelz im ganzen Hauſe und hielt treulich, was er auf der Rückreiſe ſich ſo oft und ſo heilig angelobt hatte. Er ſas in ſeinem Grosvaterſtuhle, ſchmauchte ſein Pfeifgen, lies ſich eine Bierſuppe über die andere kochen, ſchwazte von ausgeſtandenen Gefahren zu Waſſer und zu Lande, ſeufzte zuweilen noch recht tief dazu auf und that den ganzen Tag nichts, als daß er etwa zum Fenſter herunter die Tauben fütterte, „Es ſind noch iunge Leute, pflegte er zu erwiedern, wenn er von der beiſpielloſen Thätigkeit der Herrſchaft hörte; ſie müſſen ſich freilich erſt noch viel verſuchen, ehe ſie ſich mit Ehren ſo in den Grosvaterſtuhl pflanzen dürfen, wie ich.

Als er aber einmal von zehen guten Handlungen auf einmal hörte, die die Geſellſchaft der Sechs noch auſſer ihren gewöhnlichen Wirkungskreiſen verrichtet hatte, warf er plötzlich ſeine Tuchmütze weg, ſchlug die Pfeife in tauſend Stücke, ſprang vom Grosvaterſtuhl auf, zog ſich an, lief zur Geſellſchaft, die eben beiſammen war, hinunter und ſchrie aus vollem Halſe — Lauter Bienen? Lauter Bienen? Ei was, Chriſtian will auch nicht die einzige Hummel hier ſein. Geben Sie mir etwas zu thun.

Richard wollte es ihm ausreden, verwies ihn auf die langen, treuen und beſchwerlichen Dienſte, welche er ihm von Kindesgebeinen an und hernach auf der Reiſe geleiſtet hatte, erinnerte ihn an das Verſprechen, das er ihm auf dem Aetna gethan und ſuchte ihn endlich mit dem Machtſpruche zur Ruhe zu bringen — Du haſt genug gethan und ſollſt nichts mehr thun. Chriſtian aber ward nur um ſo viel zudringlicher und lies nicht nach, bis D. Sanſt ſich mit einem Einfalle ins Mittel ſchlug.

Man hatte nemlich kurz zuvor auch ein menſchenfreundliches Augenmerk auf todtſcheinende Verunglückte gerichtet und Sanſt hatte mit allem Recht behauptet, daß ſämtliche zur Rettung ſolcher Elenden herausgekommene Schriften die leidende Menſchheit nicht um einen Zoll weiter vorwärts brächten, ſo lange nicht in iedem Dorfe zweckmäßigere Anſtalten zu Befolgung der darin gegebenen Verhaltungsregeln gemacht würden. „Die Bücher ſind da, hatte er geſagt, aber das eigentliche Volk lieſet ſie nicht; es hat ſie nicht, es kennt ſie nicht einmal. Meiſtentheils ſind es iedoch Leute aus den untern Ständen, welche die Erſten bei ſolchen Verunglückten ſind. Wenn ſie ſie dann finden, ſo wiſſen ſie nicht, was ſie mit ihnen anfangen ſollen. Ehe nun iemand gerufen wird, der dis weis und ehe die dazu nöthigen Inſtrumente und das übrige Zubehör herbeigeſchaft werden, ſtirbt der Scheintodte erſt wirklich." Richard hatte daher deutliche und vollſtändige Anweiſungen zur Rettung der verſchiedenen Arten ſolcher Unglücklichen aufſetzen laſſen und alles dazu gehörige angeſchaft. Für iede Art gabs eine beſondere Kiſte, in welcher gedruckte Anweiſung, Inſtrumente und alles übrige Zubehör bei einander lagen. Auf den Kiſten ſtand die Benennung ieder Art; z. E. für Ertrunkene, für Erſtickte, für Erdroſſelte u. ſ. f. Sobald ſich alſo ſo ein Unglücksfall zutrug, durfte nur ein vernünftiger Menſch da ſein, der mit der dazu paſſenden Kiſte fortlief; ſo geſchah alles, was geſchehen konnte.

Chriſtian ward, weil er ſchlechterdings auch Gutes thun wollte, gefragt, ob er, ſo lange er Kräfte dazu habe, dieſer vernünftige Menſch zu Grimmsthal zu ſein Luſt habe, und er nahm es mit Freuden an. Sanſt gab ihm nun noch umſtändlichern Unterricht über ſeine Funktion und ſo ereignete es ſich gleich in den erſten vier Wochen, daß ſich ein Melancholiſcher im Flecken erhenkte. Chriſtian lief mit ſeiner Kiſte, als wenn ihm der Kopf brennte. Sanſt war nicht da, als das Geſchrei davon kam, und ehe er in die Wonung des Selbſtmörders eintrat, hatte Chriſtian dieſen ſchon wieder ins Leben frottirt und kliſtirt.

Chriſtian. (als er mit der Nachricht hiervon triumphirend nach Hauſe kommt) So iſts recht. Nun bin ich doch hier keine Hummel mehr.

Richard. Du biſt nun nicht nur keine Hummel mehr; du haſt nun auch den Schus erſt ganz wieder gut gemacht, den du einſt nach dir thatſt. Du ſchoſſeſt nach dir fehl und Krauſe heulte ſich fehl. Dir half -- ich weis ſelbſt nicht, was; Krauſen halfſt du.

Chriſtian. (brummend im Weggehn) Bitter, aber wahr! — Mag! das Böſe, das ich thun wollte, wollte ich doch nur mir ſelbſt thun; das Gute, das ich aber wirklich that, that ich einem Andern.

Neunzehntes Kapitel.

Denkmahl des Wiederfindens im Boſquet.

Dis alles nun in Beſchlag und Berechnung gebracht, mus es nie einen ſichern und die Sommer vieler Tauſende eben ſo reicher und noch reicherer Menſchen übertreffendern Winter gegeben haben, als der erſtere war, welchen die ſechs Edlen zu Grimsthal verlebten. Alle ſahen ſie einander gern, drückten einander die Hände, ſo oft ſie ſich begegneten, waren beiſammen, ſo oft ſie konnten, freueten ſich, wenn ſie einander den guten Morgen boten, als hätten ſie ſich in hundert Jahren nicht geſehen und trennten ſich am Abend ſo herzlich, als wenn ſie ſich in hundert Jahren nicht wiederſehen würden. Jedes Frühſtück, iede Mittags- und Abendmahlzeit ward gemeinſchaftlich genoſſen. In der Zwiſchenzeit war ein ieder in ſeinem beſondern Wirkungskreiſe und wirkte. Bei der erſten drauf erfolgenden Zuſammenkunft ward gemeinſchaftlich referirt, was ieder gewirkt hatte. Manche heitere Wintermittagsſtunde ward unter Thereſens Linde verlebt. Die Winterabende aber allzumahl wurden holdſelig verſchwatzt. Keinem fiel es ein, aus Langerweile ein Spiel vorzuſchlagen; denn man hatte Materie, noch viel Winter hindurch zu reden, und bekam täglich neue dazu. Bald ging das Geſpräch in die Vorzeit zurück, und wenn dann von Italien geſprochen ward, ſo waren drei Sprecher und drei Zuhörer. Letztere waren ganz Ohr; beſonders, wenn Richard und Selig im Geiſte wieder den Aetna beſtiegen. Bald neigte ſich das Geſpräch zur Zukunft hin, und dann herzten und küßten entweder Richard und Selig ihre Weiber, durch Vorgenus künftiger Vaterfreuden berauſcht, oder ſie baueten und geſchäfteten im Geiſt auf Leopoldshöhe und in Leopoldsgrund. Manche Winternachtsſtunde ward auch auf der Sternwarte zugebracht und entzückt kam man allemal von derſelben herunter. Auch ermangelte Fürſt Leopold nicht bei der Geſellſchaft der Sechs fleißig der Siebente zu ſein. Da er ein Herr ohne allen fürſtlichen Anſpruch war, ſo ſtörte er die ſtille, häusliche Glückſeligkeit zu Grimsthal nicht, ſondern nahm blos Theil an ihr und geſtand ſelbſt, daß er nur komme, um ſich dem Geräuſche der Erde zu entziehn, und zu empfinden, wie ſichs auf den Inſeln der Seligen lebe.

Fürſt Leopold war auch zugegen, als das Denkmahl des Wiederfindens im Boſquet an einem der erſten Vorfrühlingstage aufgeſtellt ward. Es war piramidal und hatte zwei Inſchriften. Auf der einen Seite las man — hier fanden ſich einſt Alphonſa und Richard, Sophie und Selig wie durch ein Wunder wieder. Auf der andern — Hier fand Richard den edlen Leopold; Sein Andenken ſei zu Grimsthal unvergeſſlich! Der Fürſt ward durch den Anblick dieſer Worte überraſcht und weinte. Alphonſa und Sophie trockneten ihm die Thränen ab und er ruhete lange in ihren Armen. Endlich wand er ſich los und ſprach — „O ſelig ſeid ihr Privatleute; zu eurer Glückſeligkeit bringts kein Fürſt. Finden Sie ſich, meine Lieben, ienſeits ſo wieder einſt, wie diſſeits, und ſehen Sie's dort auch ſo gern, wie hier, wenn ſich Leopold zu Ihnen geſellt?"

Feierlicher konnte das Monument nicht eingeweihet werden, als durch dieſe Fürſtenworte. Roſſi behielt alſo ſeinen Einweihungsſermon, den er vorhatte, an ſich, nahm dem wartenden Gärtner ſchnell die Girlande von Schneeklöckgen, Leberbluhmen und Krokus ab und umwand damit das Denkmahl. Eine einzige blühende Roſe war nur zu haben, die der Gärtner getrieben. Alphonſa und Sophie brachten ſie dem Fürſten.

Leopold. Nein, mir gehört ſie nicht. Sie gehöre derienigen unter ihnen, die Mutter eines Sohnes wird. Fangen Sie! (wirft ſie in die Höhe und Alphonſa fängt ſie)

Zwanzigſtes Kapitel.

Alle Berge ſollen erniedrigt, alle Thäler ſollen erhöhet werden; und was höckerigt iſt, ſoll gerade und — was ſumpfigt iſt, ſoll trocken werden.

Der Wald ienſeits des Bruchs lag größtentheils gefällt da. Eine Menge Bauholz, die zu drei Flecken und drei Dörfern hinreichte.

Sobald alſo das Frühiahr einigermaſſen beſtändig ward, nahm das groſſe Anlageweſen auf Leopoldshöhe und zu Leopoldsgrund ſeinen Anfang. Fürſt Leopold hatte vorher ein Lager aufſchlagen laſſen, in welches nun ein Bataillon Füſeliere mit ihren Arbeitskitteln einrückte. Dieſe Leute behielten ihre Löhnung vom Fürſten nach, wie vor, und Richard gab ihnen eine tägliche Zulage, ſo, daß er und ſie bei der Arbeit ſich ſehr wohl befanden. Marketender fuhren ihnen von Zeit zu Zeit die nöthigen Lebensmittel zu und Roſſi machte ſich das religiöſe Vergnügen, an iedem Sonntage, wenn die Gottesverehrung im Betſaale zu Grimmsthal vollbracht war, ſich ins Lager zu begeben und der Mannſchaft, welche er vorfand, eine Erbauungsſtunde zu halten.

Der Arbeit war nach Richards entworfenem Plane unausſprechlich viel, und er würde ſie ohne eine ſolche fürſtliche Unterſtützung gar nicht haben unternehmen können; ſie ward aber durch die Menge von Arbeitern noch über alle Erwartung gefördert und es gab einen wahrhaftig reſpektablen Anblick, zu ſehen, was tauſend geſunde und arbeitſame Menſchenhände in einer Woche zu thun vermögen.

Zuförderſt ward durch den ganzen Bruch ein tiefer Graben neben dem andern gezogen, bei welcher Gelegenheit dann auch alles daſelbſt befindliche Geſträuch ausgerottet und alle in Menge umherliegende groſſe Steine geſprengt wurden. Das Waſſer ſammelte ſich bald in dieſen Graben und flos nach der tiefſten Tiefe hinab, die Richard zu einem ewigen Teiche beſtimmt hatte. Als die Waſſer ſich verlaufen hatten, die Geſträuche abgeräumt und die Steine auf einen Haufen gebracht waren, der in Richards Augen auch ſeinen groſſen Werth hatte, wurden die höchſten Höhen ab- und in die Graben gekarrt, ſo, daß dieſe wieder ſo tief Erdreich bekamen, als ehemals der ganze Bruch hoch geweſen war. Das Gewimmel der hinauf und herabziehenden Karren war das Bild der höchſten menſchlichen Rege, und Alphonſa und Sophie ergözten ſich oft an dieſem Anblick, ſo lange es ihre Beſtimmung, Mütter zu werden, zulies. Als auch dieſe Arbeit vollbracht war, lies Richard das aus den zugekarrten Graben aufgeworfene Land aus einander werfen und ſo das Ganze wieder planiren, wodurch der Bruch um eine Elle höher, als vorher, und der ſchönſte fruchtbarſte Acker ward.

Vier Monate von Arbeit bewirkten dies alles und ſchufen eine Art von Wunder in daſiger Landſchaft. Fürſt Leopold war wöchentlich wenigſtens einmal ſelbſt dabei zugegen und kam nie, ohne daß ein Wagen mit Bier und Brantewein nachkam, womit er ſein Bataillon beſchenkte. So, wie ihn die fünfhundert Füſeliere kommen ſahen, ſchwenkten ſie auch ſchon ihre Arbeitsmützen. „Nur recht raſch, raſch gearbeitet, Kinder, rief er alsdann; es ſoll euch an nichts fehlen.

Ein und zwanzigſtes Kapitel.

Die Taufe unterbleibt vor der Hand.

Noch vor Vergang dieſer Zeit hatten Richard und Selig das in ihren Augen allerhöchſte Glück, Vater zu werden. Selig ward es zuerſt, und als er das Mägdlein, welches ihm Sophie geboren, an ſein Herz drückte, ſtand Richard zum erſtenmale in ſeinem Leben mit der Mine des Neiders da. Der Anblick, welchen er dadurch reichte, wahr ſo ungewohnt, ſo frappant, daß die ganze Geſellſchaft darüber in Bewegung gerieth. Alphonſa empfand ein zwiefaches Intereſſe dabei, fiel ihm in die Arme und ſprach — „Nicht ſo, nicht ſo, Beſter, bald ſollſt Du ein Knäblein haben.“ Halt Wort, wie Thereſe, erwiederte Richard; nachher aber machs nicht ſo, wie Thereſe.

Alphonſa hielt Wort, wie Thereſe, und machts nachher nicht, wie Thereſe. Sie beſchenkte ihren Mann mit einem Sohne, der des Vaters und Eltervaters Bild war und blieb leben. „Richard Num. 3. — Richard Num. 3.“ — ſchrie der Vater, als er ihn zum erſtenmale recht betrachtete, und freuete ſich über das runde Kinn, wie über Leopoldsgrund und über das Fleiſchwärzgen, wie über Leopoldshöhe.

Beide Väter hatten nicht geglaubt, daß zu ihrer Liebe gegen ihre Weiber noch ein Zuwachs möglich ſei; itzt aber fanden ſie ihn wirklich erfolgt. Mit Enthuſiasmus ſaſſen ſie in den erſten Tagen an ihren Betten; warteten und pflegten ſie, wie die einzige Idee, die ihnen von der ganzen Welt übrig ſey, und vergaſſen darüber alles andere. Als Vater Sanft hernach den Ausſpruch gethan, daß beide Wöchnerinnen nun wieder aufſtehen könnten, müſſigten ſie ſich kaum einzelne Stunden ab, um zu ihren vielen Arbeitern zu reuten, flogen gleichſam nur hin und wieder her und löſeten ſich obendrein noch dabei ab, bis die Weiber ſie zu Wagen wieder begleiten konnten.

Alphonſa und Sophie hatten ſich, ſobald ſie ſich wieder geſprochen, die Pathen zu ihren Kindern recht galant ausgedacht. Fürſt Leopold ſollte zu beiden der erſte, und Vater Sanft der zweite ſein; zum dritten wählte Alphonſa Selig und Sophie Richard. Richard war aber ſeinerſeits auch ſchon mit Selig einverſtanden und gab daher, als die Rede auf die Kindtaufen kam, zur Antwort — die Taufe unterbleibt vor der Hand. Nach vierzehn Tagen erfolgte dieſe Antwort zum zweiten, und nach vier Wochen zum drittenmahle.

Alphonſa. (als alle ſechs beiſammen ſind und Chriſtian beide Kinder auf ſeinem Schoße hat) Wann wollen wir denn nun taufen laſſen?

Sophie. Ach ia, wann denn?

Richard. Wir wollen euch nun nur ſagen, was wir vorhaben, Mütter. Wir wollen unſere Kinder erſt fragen, ob ſie getauft ſein wollen; ſie mögen's uns ſelbſt ſagen.

Sanft. Ei, das wird etwas lange währen.

Richard. (indem Selig lächelt) Das wirds freilich; aber was lange währt, wird hernach auch deſto beſſer.

Roſſi. Werden Sie damit durchkommen?

Richard. O ia. Der Fürſt hat mich Fiskalfrei gemacht.

Alphonſa. Aber Lieber, wenn nun die Kinder eher ſterben, als ſie es ſagen können, daß ſie getauft ſein wollen?

Richard. Das wolle Gott nicht! Wär's aber, nun ſo ſtürben ſie *ungetauft*, wie *ungetrauet*. — Mütter, ihr habt allerdings bei der Sache ſo viel zu reden, wie wir Väter; aber höret mich einmal an. — — Daß dadurch, wenn ein kleines Kind die Taufe erhält, ihm nichts gegeben, und wenn es ſie nicht erhält, ihm nichts entzogen werde, dazu ſeid ihr zu aufgeklärt, als daß man es euch erſt demonſtriren müßte. Worinn ſollte es denn ſtecken, was ihm durch ſie gegeden würde? Im Waſſer? Es iſt ia daſſelbe Waſſer, womit ihr es täglich waſchet. In dem Worten etwa, die dazu geſprochen werden? So käm's ia gar auf eine Art von Glauben an Zauberei hinaus. Und was ſollte denn dem Kinde dadurch gegeben werden?

Chriſtian. (affektvoll) Vergebung der Sünden.

Richard. Ja, wenn du's wärſt, du alter Sünder. Aber dieſe Kinder haben noch keine Sünde gethan, und ſo kann ihnen auch keine vergeben werden. Die, welche ſie einſt noch etwa begehen möchten, werden ihnen doch wohl nicht gar in voraus ſchon vergeben werden ſollen? So bekämen ſie ia durch die Taufe ein Privilegium zu ſündigen. Und — höre du überhaupt heute nur blos zu, alter Chriſtian! — Alſo weiter! Die Taufe iſt durchaus nichts, als ein feierliches Zeichen, daß iemand ein Chriſt geworden ſei. Wenn alſo ein kleines Kind getauft wird, ſo verliehrt das Zeichen alle ſeine Bedeutung, und was bleibt alsdann von der ganzen Handlung übrig? Ich ſage, es verliehrt ſeine Bedeutung; denn es iſt ia nicht wahr, daß das Kind ein Chriſt ſchon geworden ſei. Ein Chriſt kann man nicht werden, ohne vorher im Chriſtenthum unterrichtet worden zu ſein. Jeder mus auch erſt ſelbſt ſagen, ob er ein Chriſt werden wolle, oder nicht. Zur Annahme einer Religion gehört eigne freie Entſchlieſſung dazu; dieſe entſteht aus der Ueberzeugung, daß ſie annehmenswerth ſei; und dieſe entſteht wieder einzig und allein aus dem über dieſe Religion empfangenen Unterricht. Sagt alſo, Mütter, ob wir nicht eine bloſſe leere Cerimonie trieben, wenn wir unſere Kinder, die noch nicht einmal von dem hellen lichten Tage etwas wiſſen, itzt taufen lieſſen! Laſſet die Kinder erſt in die Schule gegangen ſein; dann wollen wir ſie fragen, ob ſie — —

Sophie. (einfallend zu Alphonſa) Das iſt auch noch wahr.

Richard. Ich habe geleſen, daß man ſogar noch über der Aechtheit der Stelle ſtreite, in welcher Jeſus die Taufe befohlen haben ſoll. Wenigſtens haben die Apoſtel nicht auf die Art getauft, wie ihnen darin vorgeſchrieben wäre. Das iſt allerdings auffallend. Doch — wir laſſen dis auf ſich beruhen. Das aber iſt ausgemacht wahr, daß Jeſus mit keinem Gedanken daran gedacht, daß kleine Kinder getauft werden ſollen. Er ſoll geſagt haben — lehret erſt und dann taufet. So läſſt ſichs hören. Durch die Predigt ſeiner Religion ſollten die Menſchen erſt mit ſeiner Religion bekannt gemacht und zur Annahme derſelben bewegt werden; wer ſie dann annehme oder wer glaube, der ſolle auf ſie getauft werden. Taufen hies alſo bei ihm — Leute für Leute erklären, die das Chriſtenthum angenommen hätten. Wie kann man aber Leute, die es noch nicht angenommen haben, für Leute erklären, die es angenommen? Es iſt alſo offenbar erwieſen, daß Jeſus keine Kinder getauft wiſſen wollen. Die Apoſtel würden auch bald verläſtert worden ſein, wenn ſie Kinder getauft hätten. Da haben ſie gut Jünger machen, würde es geheiſſen haben; ſie wenden ſich an dumme Geſchöpfe, die es noch nicht verſtehen.“ Wir finden auch durchgehends, daß ſie die, welche ſie getauft, erſt unterrichtet haben. Sie muſten dis auch, weil ieder Getaufte, ſo bald ſeine Taufe bekannt ward, von ſeinem Glauben vor jüdiſchen und heidniſchen Obrigkeiten Rechenſchaft ablegen zu müſſen, in Gefar ſtand. Und ſo iſts gewis, daß man in der erſten chriſtlichen Kirche nur *Erwachſene getauft; nur Leute, die getauft ſein wollten.* Wie in aller Welt ſollte denn eine Handlung, zu welcher ein Menſch ſeine Einwilligung nicht giebt, ihn hernach zu irgend etwas verpflichten? Wie in aller Welt ſollen Andere in unſere Seele etwas verſprechen und angeloben können? Erſt in den abergläubiſchen ſpätern Zeiten der Kirche kam die Kindertaufe auf und ich ſchreibe ſie demſelben kirchlichen Deſpotismus zu, welcher noch auf den heutigen Tag ſo gern zu glauben befiehlt und über die Gewiſſen tiranniſirt. (zu Alphonſa) Laß uns unſern Jungen unſern Jeſus erſt kennen und liebhaben lernen; dann wollen wir ihn auf ſeine Lehre tauſen.

Alphonſa. Du haſt mich ganz überzeugt, Guter! Mache auch hierin, wie du willſt. Ich werde dich nie wieder an Kindtaufen erinnern.

Richard. Nie wieder?

Selig. (zu Sophien) Du auch nicht? (man bemerkt ein Lächeln der Damen)

Roſſi. Ich ſetze zu dem, was geſagt iſt, noch folgendes hinzu. Die Taufe iſt das Simbol veränderter Ueberzeugungen. Der Täufer ſtand neben dem Täufling, der ſein Lehrling geweſen war und ſprach gleichſam — wie dieſer ſich iezt durch Waſſer rein macht, ſo habe ich ihn durch meinen Unterricht von ſeinem alten Glauben rein gemacht; wie er ſich am Leibe wäſcht, ſo habe ich ſeine vorigen Meinungen aus ſeiner Seele herausgewaſchen. Wie kann alſo Kindertaufe den geringſten Sinn haben, da Kinder noch gar keinen Glauben und noch gar keine Meinungen haben, die ſie ablegen könnten? Kurz — wo überhaupt Taufe Statt finden ſoll, da müſſe, glaub' ich, ſchlechterdings Uebergang von einer Religion zur andern ſein.

Richard. Ei, Freund, dieſer Gedanke führt noch weiter.

Roſſi. Ja, und darum warf ich ihn nur als meine Meinung hin. Nur noch ein Wort über die Kindertaufe. Auguſtinus vorzüglich hat die Sünde auf ſich geladen, daß er ſogar ihre abſolute Nothwendigkeit behauptete. Er beſtand nemlich darauf, daß alle Menſchen unter Teufelsgewalt geboren und erſt durch die Taufe von ſelbiger befreiet würden, daß man alſo mit der Taufe nicht genug eilen könne, um die Kinder ſobald, als möglich, dem Teufel aus den Klauen zu reiſſen, und daß ein Kind, das ſchon zur Taufe getragen würde, wenn es auf dem Wege dahin noch ſtürbe, unter Teufelsgewalt bleibe, verloren und verdammt ſei.

Alphonſa. Gott ſoll bewahren!

Sophie. War der Mann toll?

Roſſi. Nun iſt dieſer Mann nicht nur in der katholiſchen Kirche in groſſem Anſehen, ſondern, weil Luther ein Auguſtinermönch war, ſo ſind auch viele ſeiner Grillen in Luthers Kopf unausrottbar geweſen und ſomit durch ihn auch in die proteſtantiſche Kirche übergeſchlichen. Da aber ſeit einiger Zeit unter dieſen Grillen ſtark aufgeräumt wird, ſo ſcheint mir dies der Vorbote zu wichtigen Veränderungen auch im Artikel von der Taufe unter den Proteſtanten zu ſein.

Sanft. Gott gebe, daß Sie wahr reden, Herr Expater!

Alphonſa und Sophie. Unſere Kinder müſſen aber doch Nahmen haben.

Chriſtian. (bei den die Wahrheit ſich nicht zum Siege erhoben hatte, ſondern im Kampfe mit ſeinen Vorurtheilen ſtecken geblieben war) J darum alleben!

Richard. Nahmen wollen wir ihnen gleich geben. Ihr hattet beide dem Fürſten die erſte Pathenſtelle zugedacht; ſo nennet ſie Leopold und Leopoldine.

Chriſtian. Wenn ich dann Poldgen ſpreche, werden ſie beide gelaufen kommen.

Alphonſa. Beſter, er iſt ia du im Kleinen; er mus Richard heiſſen.

Richard. Gut! Alſo — Leopold Richard.

Selig zu Sophien. Und unſere Tochter iſt du im Kleinen. Sie heiſſt mithin Sophie.

Sophie. Gut! Alſo — Leopoldine Sophie.

Richard. Seid ihr nun beide zufrieden?

Alphonſa und Sophie. (die ihre Männer umarmen) Tauſend tauſendmahl!

Richard zu Chriſtian. Und du auch?

Chriſtian. (der beide Kinder auf ſeinen Füſſen reuten läſſet) Ihr armen kleinen Heiden! — Und doch ſteht geſchrieben, daß der Herr Chriſtus die Kinder ſo geherzt habe...

Richard. Ja, geherzt wollte er ſie wiſſen; aber nicht getauft.

Zwei und zwanzigſtes Kapitel.

Der ſtärkſte Kindtaufenſchmaus, welcher ſeit Vater Auguſtins Zeiten gegeben worden.

Die Füſeliere waren gerade um die Zeit mit ihrer Arbeit fertig, als die Wöchnerinnen zu Grimsthal einen geſunden und fröhlichen Aus- und Kirchgang zu halten im Stande waren. Richard fand dieſes Zuſammentreffen von Umſtänden allerliebſt und machte das Projekt zu einem recht feierlichen Tage, deſſen, ſo lange es Grimme geben würde, nicht vergeſſen werden ſollte. Fürſt Leopold, als er hiervon hörte, unterſtützte ihn dabei fürſtlich.

Am Morgen des feſtgeſetzten Tages forderte Richard Alphonſa und Selig Sophien auf, ihre Kinder auf den Arm zu nehmen und einer Andacht im Betſaal beizuwohnen. Hof- und Gutsleute wurden gleichfalls ausdrücklich dazu zuſammenberufen. Roſſi, der gehörig inſtruirt war, verrichtete erſt ein ſehr rührendes zweckmäſſiges Gebet, wobei Richard und Alphonſa den kleinen Leopold und Selig und Sophie die kleine Leopoldine knieend in den Armen hatten. Nach dem Gebet hielt Roſſi eine kurze Rede über Vater- und Mutterwerden, als das höchſte Glück des Erdenlebens und ſchilderte die Zeiten der braven Vorwelt, in welchen man dieſes Glück nach Würden geſchätzt hatte und die nun zu Grimsthal wiederkehrten. Nach der Rede ſetzte er erſt den Müttern und dann den Vätern ihre Pflichten gegen ihr Kind aus einander und ermahnte beide ſehr feierlich, ſolche auf das gewiſſenhafteſte auszuüben. Während daß er die Mütter ermahnte, hatte iede von ihnen ihr Kind im Arm; als die Reihe an die Väter kam, nahmen es dieſe und gaben es hernach an die Mütter zurück. Zärtliche Umarmungen verſiegelten darauf die edlen Entſchlieſſungen, welche die Eltern für ihre Kinder faſſten und alle Anweſende verlieſſen ſchluchzend den Betſaal. Selbſt Chriſtian geſtand, daß er ſo etwas Rührendes in ſeinem Leben nicht geſehen habe.

Richard. (als er Alphonſa aus dem Betſaal führt) Unſer kleiner Leopold iſt ſehr zeitig zur Kirche gekommen. Zum erſtenmale ward er *hereingetragen*; zum zweitenmale *geht* er herein. *Hereingetragen* ward er *unſertwegen*; *hereingehen* ſoll er *ſeinetwegen*. Das letztere wird alſo ein Weilchen Zeit haben. Du ſollſt ihn iedoch dabei auch begleiten und, wie ich dir's ſage.

als du ihn zum erſtenmahle hereintragen ſollteſt: ſo will ich dirs auch ſagen, wenn du ihn zum zweitenmahle hereinführen ſollſt.

Nach einer Stunde begab ſich die Geſellſchaft der Sechs unter Thereſens Linde. Jede Mutter trug ihr Kind und Chriſtian einen groſſen Korb voll Bluhmen und Bluhmenketten. Die Väter umwanden mit den Girlanden Thereſens Urne; die Mütter beſtreuten mit Bluhmen Thereſens und Niklaſſens Grab. Man ſetzte ſich; die Männer auf der Raſenbank, die Weiber auf den Grabhügeln. Es war eine lange tiefe Stille. Jeder ſah vor ſich hin. Die hohe Linde ſäuſelte in ihrem Gipfel.

Chriſtian. Ja, wenn ſie nun wiederkommen könnten und die Kinder ſähen! (bekömmt ein Zeichen ſtill zu ſein, und ieder knüpft ſeine vorigen Ideenreihen wieder zuſammen.)

Richard. (endlich) Tauſchet einmal eure Kinder, Mütter, und macht hier den feierlichen Anfang, ſie gleich zu lieben.

Der Tauſch geſchah und Chriſtian zeigte ſich dabei ſehr thätig. Alphonſa verſtand ihren Mann ganz, und reichte Leopoldinen ihre Bruſt, worauf Sophie auch Leopold aus ſich trinken lies.

Chriſtian, als er dieſen Anblick hat, unter Freudenthränen. Ach du lieber Gott, wenn ſich die einmal nicht gut werden, ſo —— Nun, wenn ſie nur erſt laufen können, hieher will ich recht oft mit ihnen gehen. (bekommt abermals ein Zeichen zu ſchweigen)

Richard. (wieder nach einer langen Pauſe) So weit wären wir dann! Niklas, mein unvergeßlicher Niklas, nun bin ich Vater, wie du, und mir giengs beſſer, wie dir. Ich bekam einen Richard, wie du, und behielt dabei meine Thereſe. Doch du haſt auch die deinige wieder. Betet beide nun nicht blos für uns, ſondern auch für unſere Kinder. Eure Gräber ſollen ihnen bald ſo heilig ſein, wie uns. Das Schickſal gab ſie uns gleich als ein Paar; ſo ſoll auch kein Unterſchied zwiſchen ihnen ſein. Leopold ſei Sophiens Sohn, wie Alphonſa's, und Leopoldine Alphonſa's Tochter, wie Sophiens! Gott ſegne ihre Erziehung und laſſe ſie uns, ſo lange wir leben und uns ihnen, ſo lange ſie unſrer bedürfen. Lieben, lieben wollen wir, ihre Eltern, uns vor ihren Augen; ſo ſollen ſie, unſere Kinder, ſich lieben, lieben lernen unter unſern Augen. Ihre Mütter deuten dies iezt durch den feierlichen Tauſch hier an.

Richard nahm hierauf ein Bluhmenband von Thereſens Urne und umwand damit Sophien und Leopold. Selig nahm ein anderes, und umflocht damit Alphonſa und Leopoldinen. Sanft und Roſſi nahmen einige der hingeſtreuten Roſen und ſteckten ſie den Kindern vor. Jede Mutter trug das Kind der andern nach Hauſe. Richard und Selig gingen Arm in Arm. Chriſtian weiſſagte nebenher noch lauter und verſtändlicher, als Roſſi auf der Sternwarte.

Bei der Zurückkunft fand man den Wagen im Hofe ſchon vorgeſpannt. Richard eröfnete den Damen, daß zu Ehren ihres Aus- und Kirchganges ein kleines Feſt auf den neuen Anlagen gegeben werde, und daß ſie die Kinder mitnehmen möchten. Der Tag war ſchön und die ganze Geſellſchaft fuhr mit einer Art von Begeiſterung ins Lager ab. Sobald ſie auf den Höhen ankamen, lies ſich Feldmuſik hören, bald darauf ſah man das ganze Bataillon vor dem Lager unter Gewehr. Der Fürſt komandirte es ſelbſt und lies eine dreimalige Salve geben. Alphonſa und Sophie waren wir bezaubert. Die Füſeliere rückten wieder in ihre Zelter. Auf Trommelſchlag ward aus iedem Zelt ein Tiſch mit rauchenden Schüſſeln beſetzt hervorgezogen. Auf abermaligen Trommelſchlag brachte ieder Füſelier ſeinen Schemel aus dem Zelt und ſetzte ſich, ſo, daß binnen fünf Minuten das ganze unter Gewehr geſtandne Bataillon nach Herzensluſt ſpeiſete.

Fürſt. Das iſt der Kindtaufsſchmaus zu Grimsthal. Nimmt er ſich nicht gut aus?

Ißt ſammelten ſich Alphonſa und Sophie und brachten iede dem edlen Fürſten ihr Kind und baten um die Erlaubnis, es nach ſeinen Nahmen nennen zu dürfen. Zu gleicher Zeit trugen auch Richard und Selig darauf an, dem künftigen Flecken den Nahmen Leopoldshöhe und dem künftigen Dorfe den Nahmen Leopoldsgrund geben zu dürfen.

Fürſt. Alles, alles, wie Sie wollen; nur mit dem kleinen Unterſchiede, daß die Kinder zwar nach mir, die Oerter aber nach den Kindern genannt werden. Die Verſchiedenheit in der Benennung betrift alsdann, wie geſagt, nur eine Kleinigkeit; — der Flecken behält den Nahmen Leopoldshöhe und das Dorf heißt Leopoldinensgrund. (läſſet ſich die Kinder geben und legt ſie an einander) Küſſet euch, ihr kleinen Heiden, wollt ich ſagen — Beiden! Gebt hier einander den erſten und nach einem kleinen Jahrhundert hier auch den letzten Kus.

Chriſtian hatte ſich bis ißt ganz ſeitwärts in tiefſter Ehrfurcht gehalten und nicht die geringſte Bewegung gemacht; bei den Worten des Fürſten aber — ihr kleinen Heiden — hob er die Hand mit dem Hute ſehr bedeutend und bei dem Worten — hier auch den letzten Kus — warf er den Hut hoch, fieng ihn wieder auf und ſprach — Akkurat ſo, wie ich, akkurat ſo, wie ich —

Fürſt. Wer iſt das?

Chriſtian. (näher kommend) Ich bin Chriſtian, Chriſtian bin ich.

Fürſt. Ach iſt das der treue Diener, der ſeinen Herrn erſt auf die Treppe zu Grimsthal und dann auf die Treppe zum Aetna geführt hat?

Chriſtian. (ſich vor die Bruſt ſchlagend) Ja, halten Ew. — zu Gnaden, das bin ich. Fürwahr auf der letzten Treppe war halsbrechende Arbeit. Ich wollte auch erſt nicht mit hinauf; aber Chriſtian denkt, Gott lenkt. Dictum factum.

Fürſt. Mein Freund, komm' er in meine Dienſte. Er ſoll mein erſter Kammerdiener werden und weiter nichts zu thun haben, als alle meine Bediente ſo treu machen, wie Er iſt.

Chriſtian. Halten Ew. — zu Gnaden, das müſſen Sie ſelbſt thun. Wenn Sie ſo ein guter Herr ſind, wie der ſelige Herr Niklas war und wie Herr Richard hier iſt, ſo — — — doch ich bin wohl ein grober Kerl und bitte unterthänigſt um Vergebung. Ich wollte nur ſagen, ich lebe nicht lange mehr und will bei meinem Herrn leben und ſterben und er ſoll mir die Augen einmal zudrücken. (zu Richard) Das thun Sie doch wohl?

Richard. Ja, da haſt du die Hand drauf. Lebe erſt noch lange.

Chriſtian. Und bis dahin will ich die Kleinen wieder ſo pflegen und warten, wie ich Sie gewartet habe.

Fürſt. (gerührt) Nun ſo bleib' er nur hier, und ſeh er einſt die Kinder wieder ſo gros, wie er ihre Eltern ſah. (zu Richard) Wahre Herzensgüte mit Naivetät verbunden! Ein wackeres Produkt aus den untern Ständen!

Der Fourier meldete, daß die Tafel fertig ſei. Der Fürſt hatte ein beſonderes Zelt aufſchlagen laſſen, im welchem die Geſellſchaft der Sechs mit ihm ſpeiſete. An den Tiſchen vor dem Lager wurden die Geſundheiten ſehr hoch getrunken. Jeder Füſelier hatte ſeine Kanne Wein erhalten. Chriſtian fuhr mit den Kindern nach Grimsthal zurück. Das Mahl ward auf der Höhe gehalten, von da man Grimsthal, das Lager und die ganze Gegend umher mit vielen Städten und Dörfern überſehen konnte. Nach der Tafel ging die Geſellſchaft ins Lager, wo das ganze Bataillon mit den dazu gehörigen Weibern auf mehrern groſſen grünen Plätzen nach Herzensluſt tanzte. Nachdem man eine Zeitlang zugeſehen, beurlaubten ſich Alphonſa und Sophie und fuhren zu ihren Kindern zurück. Richard dankte dem ganzen Bataillon Arbeiter für die ihm geleiſteten Dienſte und das ganze Bataillon dankte ihm noch mehr und wünſchte im nächſten Sommer eben ſo wieder für ihn arbeiten zu können. Die Muſik im Lager dauerte bis an den hellen Morgen und ſcholl durch die Schluft zwiſchen den Anhöhen bis nach Grimsthal hin.

Der Fürſt beſah alles, was auf den Höhen und in den Gründen geſchehen war, bezeigte ſein Wohlgefallen daran und machte [illegible] alle mögliche Anerbietungen für das weitere, von welchen Richard einige auf der Stelle ſehr dankbar annahm. Hierher gehörte die Ablaſſung aller Maurer und Zimmerleute aus der Reſidenz und andern benachbarten Städten, welche daſelbſt entbehrt werden könnten, und das fernere Hierſein zweier Kompagnien Füſeliere, die Handlangerdienſte verrichten könnten. Als der Fürſt ſein Pferd vorführen lies und zu allen Adieu geſagt hatte, ſprach er zu Roſſi: „Nicht wahr, Herr Expater, ſo einen Kindtaufſchmaus von fünf hundert Mann habs lange nicht?

Roſſi. (aus vollem Herzen) Seit Vater Auguſtins Zeiten nicht!

Drei und zwanzigſtes Kapitel.

Leopoldshöhe und Leopoldinensgrund ſteigen empor.

Die Feldmeſſer hatten bereits den ganzen urbargemachten Bruch aufgenommen. Richard ſetzte ein gewiſſes Quantum von Wald feſt, wovon nach Verhältnis des daſigen Bodens ein Bauer mit ſeiner Familie, wenn er von Hofedienſten und allen ähnlichen Plackereien frei war, leben könnte. Darauf nahm er die Bruchkarte, theilte das Ganze in ſo viel ſolche Theile, als es gab, und bezeichnete jede Stelle, wo ein Bauerhof zu ſtehen kommen ſollte, mit einem Kreutz, dergeſtalt, daß ſelbiger allemahl mitten auf dem zu ihm gehörigen Acker läge, damit jeder Bauer ſein ganzes Gut mit lebendigen Zäunen umgeben und hernach benutzen könne, wie er wolle. So lag auf der Stelle das ganze neue Dorf Leopoldinensgrund im Geiſte ſo vor ihm da, wie es nach Jahren ausſehen würde, und die Erbauung der ſämtlichen Gebäude mit allem Zubehör ward ſogleich mit Feuereifer angefangen und betrieben.

Mehrere Maurer- und Zimmermeiſter übernahmen den Bau zugleich. Jeder von ihnen beſorgte die ihm zugetheilte Zahl von Bauerhöfen, welche insgeſamt nach einerlei Plan angelegt wurden, und hatte eine groſſe Zahl von Geſellen unter ſich. Die Füſeliere wurden ebenfalls als Handlanger vertheilt und viel umliegende Dorfſchaften verrichteten die nöthigen Fuhren dabei. Die im Bruche gefundenen Sprengſteine kamen der Anlage herrlich zu ſtatten und die nächſten fürſtlichen Ziegelſcheunen insgeſamt muſten den ganzen Sommer über nur für Richard brennen. So ſtand Leopoldinensgrund noch ehe der Wihter eintrat, ſo weit fertig da, daß es im Winter austrocknen könnte, damit im kommenden Frühjahr die lezte Hand daran gelegt würde. Sämmtliche Bauerhöfe waren numerirt.

Während des Baues lies Richard im Lande bekannt machen, daß er ein neues Dorf anlege und ſezte einen Tag feſt, an welchem ſich junge Landleute, die Luſt hätten, ſich anzuſiedeln, bei ihm melden könnten; da er dann, ſobald ſie ein Zeugnis ihres guten Lebenswandels von ihren Geburtsörtern und ſeitherigen Obrigkeiten mitbrächten, die Güter nebſt allem Zubehör auf Erbpacht an ſie überlaſſen wolle.

Vorher noch hatte er auch ſchon zu verſchiedenen mahlen ein Avertiſſement, ſeinen Plan, das künftige Leopoldhöhe betreffend, in auswärtige Zeitungen einrücken laſſen und junge Fabrikanten aller Art, die ſich zu etabliren geſonnen wären, zu ſich eingeladen. Dieſes Avertiſſement war vielleicht das einzige in ſeiner Art. Er hatte nemlich darin angekündigt, daß ieder, was er wolle, bei ihm betreiben und frei und ungehindert ſo viel rohe Produkte ein- und ſo viel verarbeitete ausführen können ſolle, als ihm gefiele; daß er einem ieden unternehmenden iungen Manne, der ein Atteſtat ſeiner Kenntniſſe und ſeines Wohlverhaltens beibringe, auf alle Art zu unterſtützen bereit ſei, und daß allgemeine Religionstoleranz auf Leopoldshöhe herrſchen ſolle. Nur müſſe, hatte er beigefügt; ieder, der zu ihm zu ziehen Luſt habe, ein Gottesverehrer ſein, weil ein Atheiſt ſich nicht in bürgerliche Geſelſchaft ſchicke; die Art und Weiſe, wie er Gott verehre, möge übrigens ſein, welche ſie wolle. In ſeinem Hauſe, hatte er geſchloſſen, ſtehe iedem ſeine Religion frei; das öffentliche Erbauungshaus aber werde der urſprünglichen Naturreligion gewidmet ſein. Wornach ſich ieder zu achten.

Richard hätte zur Herbeilockung iunger Fabrikanten aller Art nicht nöthig gehabt, mehr bekannt zu machen, als den einzigen Punkt, das Religionsweſen betreffend. Von Zeit zu Zeit meldeten ſich die wohlhabendſten Leute, die ſeiner Unterſtützung gar nicht bedurften, aus allen Gegenden bei ihm und konnten ihm ihre Freude nicht genug darüber ausdrücken, daß endlich einmahl den armen Menſchen, die an keine poſitiſe Religion glauben konnten, eine Freiſtatt verſchaft ſei. Richard nahm jeden, der ſeine Moralität glaubhaft atteſtiren konnte, mit offenen Armen an. Jeder beſah ſich auf Leopoldshöhe und ſuchte ſich ſeinen Wohnplatz aus; da ihm dann, nach Verhältnis des Bezirks, den er einnahm, ein jährlicher Kanon auf ewige Zeiten feſtgeſetzt wurde, gegen deſſen Erlegung er auf ſich, ſeine Erben und Abnehmer einen Ueberlaſſungsbrief bekam, daſelbſt thun und treiben zu können, was er wolle.

Zu derſelben Zeit alſo, zu welcher Leopoldinensgrund aufſtieg, ſtieg auch Leopoldshöhe empor. In der Tiefe bauete Richard, auf den Höhen baueten die Fabrikanten ſelbſt. Er überlies ihnen das Holz dazu um einen billigen Preis und ward dadurch, ſtatt ſie zu unterſtützen, bei ſeinem Bau in den Gründen von ihnen unterſtützt. Der Anblick der ganzen Gegend fing ſchon an romantiſch zu werden. War man auf Leopoldshöhe, ſo hatte man die Ueberſicht der fruchtbaren Tiefe mit den umher geſtreueten Bauerhöfen, deren jeder ein kleines Vorwerk ausmachte. War man in Leopoldinensgrund, ſo erblickte man eine lange Straſſe von Häuſern, die ſich an den Höhen wegzog und über welcher oben das öffentliche Erbauungshaus hervorragte, welches für alle gute Menſchen auf der Höhe und in der Tiefe offen ſtehen ſollte. Zwiſchen Leopoldshöhe und Leopoldinensgrund ging die Landſtraſſe, welche Richard mit Fruchtbäumen beſetzte und neben der ein kleiner Flus wegflos. War man in dieſer, ſo hatte man zur einen Seite die Ausſicht nach der Höhe hinauf und zur andern die Ausſicht in die Plaine hin, und ſo rechts und links das Gewimmel von Arbeitern, die nicht eher aus der Gegend wichen, bis der erſte tiefe Schnee ſie vertrieb.

Hier ſaſſen während des Baues oft Alphonſa und Sophie und ergötzten ſich, ſäugend die Kleinen, am Anblick deſſen, was ſie ſchon ſahen, und noch mehr an der Vorſtellung deſſen, was ſie nach zehen Jahren hier ſehen würden. Ihre Männer geſellten ſich wohl als dann zu ihnen und füllten die Lucken aus, welche ihre Fantaſie noch übrig lies. Sehr oft tauſchten die Mütter die Kinder und Alphonſa ſäugte Leopoldinen und Sophie Leopold. „Recht ſo, recht ſo, riefen dann die Väter; thut ja alles, ihr Lieben, daß unſere Kinder einſt ein Herz und eine Seele werden.

Der Tag kam, welcher zur Veräuſerung der Bauerhöfe in Leopoldinensgrund feſtgeſetzt war und es erſchienen vielmehr Erbpachtsluſtige, als man anſtellen konnte. Wer kein glaubhaftes Zeugnis ſeines bisherigen Wohlverhaltens aufzuweiſen hatte, ward abgewieſen. Es blieben aber doch noch mehr, als die nöthige Zahl, übrig. Richard und Selig ſuchten die Wohlhabendſten unter ihnen aus, mit welchen ſich Roſſi in eine Unterredung über ihre Religionsbegriffe einlaſſen muſte. Als er ſich überzeugt hatte, daß ſie alle Gottesverehrer wären, ward es ihnen freigeſtellt, ob ſie in Zukunft in die nächſte fürſtliche Parochie eingepfarrt ſein, oder ſich zur Gemeine auf Leopoldshöhe halten wollten. Im letzten Falle hätten ſie nichts zu bezahlen. Die Bauern nahmen es ad referendum.

Hierauf wurden ſo viel Looſe gemacht, als Höfe waren, und die Kandidaten muſten nach der Reihe ziehen. Jeder bekam den Hof, deſſen Nummer er gezogen hatte. Sämmtliche Pachtkontrakte lagen ſchon gefertigt da und ſo ward nur noch der Nahme eines ieden künftigen Beſitzers hineingeſchrieben. Die Erbpacht beſtand blos in baarem Gelde, mit deſſen Summe alle wohl zufrieden geweſen waren. Richard übergab iedem ſeinen Kontrakt und damit zugleich ſein Gut. Er machte ſich verbindlich, an den Gebäuden noch alles zu vollenden, daß ſie bewohnbar und benutzbar wären; wogegen ſie ſich verbindlich machen muſten, ſelbige hernach auf immerwährende Zeiten im Stande zu erhalten. Im Kontrakte ſtand die ausdrückliche Klauſel, daß ſich die Ueberlaſſer auf ihre Erben und Erbnehmen die Oberaufſicht darüber vorbehielten, in wiefern dies geſchehe oder nicht, und daß es ihnen freiſtehen ſolle, mit iedem lüderlichen und inkorrigiblen Wirth den Kontrakt wieder auf zu heben; dahingegen ieder Wirth auch mit Bewilligung des iedesmahligen Erbherrn auf Leopoldinensgrund ſein Gut anderweit wieder verkaufen könne, wie er wolle.

Gleich mit dem neuen Frühiahre bezogen ſämtliche neue Bauern ihre Güter und fingen an zu wirthſchaften. Richard lies an den Gebäuden noch alles übrige in Stand bringen. Nach dem letzten Schlage daran war ein abermaliges kleines Feſt für die Arbeiter, welche darauf herzlich zufrieden entlaſſen wurden. Die Bauern ſchaften ſich ſchönes Vieh aller Art an, umzäunten ihre Aecker mit Hecken, machten Felder, Wieſen und Garten daraus und wetteiferten, da ſie kein Hofedienſt drückte und kein altes Herkommen daran behinderte, in beſtmöglichſter Benutzung ihres Eigenthums. Nach einigen Jahren befanden ſie ſich alle in den beſten Umſtänden und Leopoldinensgrund gewährte mit ſeinen mannigfaltigen Fruchtfeldern, Baumgärten, ſchön grünenden Hecken und andern Abwechſelungen einen ſehr mahleriſchen Proſpekt.

Noch mehr paradirte von weitem Leopoldshöhe. Fabriken und Manufakturen aller Art waren daſelbſt in dem blühendſten Zuſtande und vermehrten ſich noch von Zeit zu Zeit. Ein groſſer Theil der Arbeiter wohnte daſelbſt; ein noch gröſſerer lebte in den Dörfern und kleinen Städten umher zerſtreut und lieferte wöchentlich ſeine Arbeit an die Fabriken ab. Die Bauern zu Grimsthal machten mit einigen der letztern gemeinſchaftliche Sache, und befanden ſich beim Hanf- und Krappbau bald beſſer, als beim Getreidebau. Eben ſo machten es viel benachbarte Dorfſchaften und in Kurzem verbreitete die Anlage auf Leopoldshöhe ein allgemeines Leben über einen Diſtrict von zehen Meilen umher. Fürſt Leopold ſah dies und ſegnete nun erſt recht den Tag, an welchem er beſſer, als ſein Vater, gehandelt und der Grimmsthalſchen Familie das Terrein überlaſſen hatte, worauf ſie von ieher die gegründetſten Anſprüche machte.

Vier und zwanzigſtes Kapitel.

Chriſtians Urne.

Leopold und Leopoldine waren von der Vorſehung beſtimmt, die einzigen Kinder ihrer Eltern zu bleiben und wurden um ſo mehr über Alles von ihnen geſchätzt. Jedes Elternpaar war damit zufrieden und durfte nun, wenn die beiden Kleinen einmahl ſo denken würden, wie ſie, auf keine Auseinanderſetzung des zuſammengeworfenen Vermögens bedacht ſein. Beide Mütter erfüllten ihre Mutterpflichten auf das heiligſte und zärtlichſte und Chriſtian verlies, ſobald die Kinder laufen konnten, ſeinen Grosvaterſtuhl ganz, erinnerte ſich lebhaft der vorigen Zeiten und kehrte völlig in ſein voriges Fach zurück. Wie er Richard ehedem bewahrt und bewacht hatte, ſo bewahrte und bewachte er nun Leopold und Leopoldinen. Eingedenk der alten Regeln, die ihm weiland Niklas gegeben hatte, konnte er reden und ſchweigen zu rechter Zeit und ſprach mit den Kindern nichts, als was er ſprechen ſollte.

Den Eltern war damit ſehr gedient. Sie wuſten ihre Kinder, ſo oft ſie nicht gegenwärtig waren, allemal in braven Händen und Richard bewunderte dieſe ſeine letzte Thätigkeit noch mehr, wie alle vorigen. „Alſo bis ans Ende willſt du mir dienen? ſprach er iedesmahl zu ihm; nun, ſo lohne dich eine beſſere Welt! Ich kann dirs nicht vergelten. — So laſſen ſie mir doch die Freude, erwiederte Chriſtian; das iſt ia doch für einen Alten, wie ich bin, wohl etwas. Von mir hören die Kinder nichts unrechts und ich erinnere mich dabei immer an die alten Zeiten, wenn ich mit Ihnen im Garten ſpielte oder unter den Linden umher ging. Wenn ich nur noch erlebte, was ich denke! Es wird, es wird — denken Sie an mich.

Chriſtian war ein beſſerer Prophet für die Kinder, als für ſich. Sein Wunſch, zu erleben, was er dachte, ward ihm nicht erfüllt. Einsmahls, als ſie bald zehen Jahre alt waren und er ſie im Boſquet auf dem Schoſſe hatte, entſtand ein plötzliches Kindergeſchrei. Richard, der in der Nähe war, eilte herzu und fand ihn auf der Erde liegend. Er brachte ihn auf die Bank; wo ſich Chriſtian wieder erholte, weiter nichts zu ſagen wuſte, als daß ihm ſehr übel ſei, und nach ſeinem Grosvaterſtuhle verlangte.“ Adieu

Gar

Garten! ſprach er, als er herausgeführt ward.
Sanft kam und erklärte ſeinen Zuſtand für eine
otale Nervenſchwäche. „Wie das ſo geſchwind
mit ihm kömmt, begreife ich ſelbſt nicht, ſprach
r; ich glaube aber, daß Chriſtian für Freude
ber ſein Leben unter den Kindern ſeine allmähli-
he Abnahme nicht gefühlt und daß ſein Geiſt dem
Körper Trotz geboten, bis es mit dieſem aufs höch-
e gekommen.“

Von der Zeit an war Chriſtian wie zerſtört.
lle Eßluſt war weg und der Schlaf bemeiſterte
ch ſeiner, ohne ihn zu ſtärken. Mit iedem Tage
ard er ſchwächer und Sanft kündigte ſein nahes
nde mit den Worten an — morgen oder über-
orgen ſtirbt er den Tod der Natur und ſchläft
n. Richard wich und wankte nicht von ihm,
s ihm Chriſtian gleich oft zu ſeiner Geſellſchaft ge-
en hies. „Sollt' ich in deiner höchſten Schwach-
eit dich verlaſſen, du braver Mann, der du mich
on Kindesbeinen an nicht verlieſſeſt, alle Gefah-
n mit mir theilteſt, zu Neapel und auf dem
Meere mein unermudeter Wärter wareſt und es
un wieder mit meinen Kindern ſo gut meinteſt,
ie mit mir?“

Am letzten Abend bat ihn Chriſtian, die gan-
eſellſchaft ſeiner Lieben und ſämtliche Hausge-

noſſen zu ihm zu rufen, weil er ihnen noch ſein Lebewohl ſagen wollte. Wenn dies geſchehen, ſetzte er hinzu, dann nehme ich noch von Ihnen allein Abſchied. Ich ſterbe in dieſer Nacht.

Alle kamen und waren ſehr gerührt; Chriſtian aber war recht ſeelenvergnügt und ſchien ſtärker, als ſeit vielen Tagen. Zuerſt drückte er den Kindern noch ſo herzlich, als er konnte, die Hände, ſegnete ſie und ſprach — „Gern hätt' ichs noch erlebt, was ich mir von euch verſprach; aber es hat nicht ſein ſollen. Seid lange noch die Freude eurer Eltern und denkt, wenn ihr lange ſchon gros ſeid, noch manchmal an den alten Chriſtian.“ Die Kinder waren ſo bewegt, daß man ſie entfernen muſte. Hernach nahm Chriſtian auch von allen ſeinen Mitbedienten Abſchied und ermahnte ſie zur immerwährenden Treue gegen ihre wackere Herrſchaft. Kathrinliſe machte ihn durch ihr Geheul ſo verdrüslich, daß er ſie noch einmal recht anſchnappte. In Gegenwart aller aber ſetzte er ſie zu ſeiner Erbin ein und zwar darum, weil ſie ihm ſo fleiſſig Bierſuppe gekocht. „Das hab' ich in iener Nacht gemeint, ſetzte er hinzu, verſteht ſie mich nun? Weiter meinte ich nichts.“

Darauf wendete er ſich an die Geſellſchaft der Sechs und ſprach: Glauben Sie ia alle, daß ich mit voller Ergebung in den Willen Gottes und recht herzlich gern ſterbe. Was will ich denn mehr? Ich bin der Aelteſte unter allen im Hauſe; ſo iſts natürlich, daß ich vorangehe. Ich habe lange genug gelebt, habe viel Gutes von Gott genoſſen, habe mich mehr, als tauſend Andere meines Standes, auf der Erde umgeſehen und bin von meinem alten und von meinem iungen Herrn geliebt worden. Nun will ich wieder zu ienem; ich habe ihn lange genug verlaſſen. Und wenn er im Himmel noch einen Bedienten braucht, will ichs gern wieder ſein. Leben Sie allerſeits noch recht lange und recht glücklich beiſammen und kommen Sie einſt lebensſatt mir nach. Nun will ich mit dem Herrn Pater Roſſi, der ſo gut beten kann, noch einmal beten und dann mit meinem lieben Herrn Richard allein ſein.

Alle reichten ihm Reihe herum die letzte Hand. Roſſi betete auf das inbrünſtigſte mit ihm, ſo, daß Chriſtian oft ſeine Arme gen Himmel erhub und unter Freudenthränen lächelte. Endlich gab ihm der Sterbende ein Zeichen, daß es genug ſei, dankte ihm für den letzten Troſt der Religion und bat es ihm noch einmal recht herzlich ab, daß er ihn zu Novaleſe für einen Jeſuiten gehalten.

Chriſtian. (als er mit Richard ganz allein iſt) Nun lieber Herr Richard, -- dictum factum. Es geht fort. Chriſtian denkt, Gott lenkt. Adieu, Adieu. (Richard fällt über ihn her und umarmt ihn im höchſten Affekt) Beſſer, wie wir, können es Herr und Diener nicht mit einander meinen. Ich danke viel tauſendtauſendmahl für — —

Richard. Braver Alter, las mich dir danken — ich bitte dich.

Chriſtian. Nein, nein, ſo gehört ſichs — ich, ich danke, danke ewig. Sie haben mich wie Ihren Bruder behandelt und nicht wie Ihren Bedienten; und weiter war ich doch nichts. Gott lohne Ihnen Ihr gutes Gemüth! Ich komme nun zu dem Herrn Niklas und will ihm alles erzählen. (ergreift ſchnell ſeine Hand) Ach leben Sie wohl und ſehen Sie Kindeskinder und Kindeskindeskinder und — vergeſſen Sie den ehrlichen Chriſtian nicht.

Richard. Ach ſo lang' ich lebe, nicht! (Chriſtian entfärbt ſich und läſſet die Hände ſinken) Du wirſt ja ſo ſchwach mit einem male, guter Alter?

Chriſtian. Der Schlaf kommt — der letzte Schlaf. Er nimmt mich auf.

Richard. O du herzensguter Mann, trenne dich mit dem Bewuſſtſein von mir, daß du nach meinem Vater mein gröſſeſter Wohlthäter wareſt. Habe Dank, habe Dank — (giebt ihm den lezten Kus) Gott mache dir dein Ende leicht und ſanft!

Chriſtian. Gewis, gewis! Ach wie ſo wohl — wie ſo wohl mir! bei mir bleiben — nicht lange mehr leben — meine Augen zu — drücken! So, ſo! (giebt Richard ſeine Hände und ſchlummert ſanft und immer ſanfter)

Etwa eine Stunde hatte Richard ſo geſeſſen, als Chriſtians Hände ſich aus den ſeinigen zurückzogen. Sein ganzer Körper zuckte. Er horchte ihn an; der Athem war weg. Er befaſſte ihn; der Puls war dahin. Er machte ihm die Augen auf: ſie waren gebrochen. Chriſtian war ſanft verſchieden und Richard drückte ihm die Augen zu.

Es ward Mitternacht und Richard hatte ſeine Blicke noch immer auf den Todten geheftet, der mit jener heitern Mine da lag, mit welcher er einſt zu ihm geſprochen — nun will ich mit Ihnen durch die ganze Welt reiſen. Richard dachte ihn ſich in allen den ſonderbarſten Situationen, in welchen er ihn geſehen, rekapitulirte ſein ganzes mit ihm geführtes Leben, beſonders das Reiſeleben, vom erſten Ritt zu Alphonſa an bis auf den Ritt durch die Waldregion des Aetna, und erblickte ihn bald, wie er in der Bergſtraſſe ihn einholte, bald, wie er ihm im Hoſpital für Pilgrimme auf Cenis ſo treuherzig den Text las; bald, wie er zu Neapel die Nächte an ſeinem Bette verwachte, bald, wie er am Bord des heil. Januarius aufſchriee — ach wäre ich doch zu Grimsthal geblieben! bald, wie er ehrlich und treu bis an den Krater des Vulkans mit ihm ſtieg u. ſ. w.

Richard brachte die Nacht ſchlaflos hin. Die Seinigen ſimpathiſirten mit ihm; er konnte ſich aber erſt gar nicht faſſen und die beiden Kinder erneuerten durch ihr beſtändiges Reden von Chriſtians Gutmeinen unaufhörlich ſeinen Schmerz. Er lies ihn balſamiren und in einen Sarg legen, welcher über dem Geſicht ein Glasfenſter hatte. Ein ganzes Jahr hindurch ſtand der alte Chriſtian ſo in einem Verſchlage neben der Bibliothek, wo er ihn täglich, bald allein, bald mit den Kindern, beſuchte und betrachtete. Hernach ward der Sarg in eine Eiskute gebracht, wo er bis an Richards Tod ſtehen ſollte; da er dann unten quervor bei ihm und Niklas zu begraben wäre.

Auf Leopoldshöhe, dicht neben dem Fahrwege von Grimsthal her, zwiſchen zwei Herzkirſchbäumen, ward dem treuen Diener ein ſimples Denkmahl errichtet, welches in einer Urne beſtand, die an ihrem Fusgeſtell nach der Straſſe hin die Inſchrift hatte — Chriſtian, dem Einzigen — ſein dankbarer Herr. Auf der entgegengeſetzten Seite las man die Worte — dictum factum.

Fünf und zwanzigſtes Kapitel.

Seliger Hinblick der Edlen auf alle ihre vollendeten Werke.

Sanft hatte von Chriſtian beim Abſchiede einen Seitenblick bekommen, der ihm ſagen ſollte — „Nach mir biſt du der Aelteſte; wirſt wohl bald nachwandern.“ Er verſtand den Blick, fühlte ihn tief und ſpiegelte ſich an der Reſignation, mit welcher der Alte voranging. Die Natur hatte ihn aber zu einem ihrer höchſten Greiſe im menſchlichen Geſchlecht beſtimmt und es war aller Anſchein dazu da, daß er die Ehre des menſchlichen Körpers in dieſem Zeitalter der Verbuttung retten und ſein volles Jahrhundert zurücklegen würde. Er war zugleich ein ſehr glücklicher Alter und blieb im Beſitz aller ſeiner Sinne und Geiſteskräfte. Roſſi machte die ganze Geſellſchaft und ihn ſelbſt, auf dieſes Phänomen aufmerſam und ſagte, daß ſie, wie ſie beiſammen wären, ein lautredender Beweis davon wären, wie die Providenz durch Leiden zur Herrlichkeit führe. „Denn auch unſer Vater Sanft hat viel mitgelitten, ſprach er; ſo käme er zu kurz bei den Jahren, welche er vor uns voraus hat. Darum legt ihm Gott ſo viel Jahre zu, damit er an der Herrlichkeit, welche die übrigen durch Leiden errungen haben, gleichlangen Antheil nehme.“

In der That war dieſe Herrlichkeit, zu welcher die Edlen nach ihren Leiden gelangt waren, und in deren ungeſtörtem Beſitz ſie ſich nun befanden und noch lange zu befinden hoffen durften, faſt unbeſchreiblich. Alle geſund und heiter, lebten ſie in dem geſegneteſten Ueberfluſſe und ſahen, wie ihr Vermögen von Zeit zu Zeit ſich dergeſtalt vermehrte, daß ſie nach dem Fürſten die Reichſten im Lande wurden. So im Stande, wie Grimsthal, muſte kein Rittergut weit und breit ſein. Wonung, Gärten, Wieſen, Holzungen, Teiche — alles trug den Stempel der Vollkommenheit.

Die neuen Anlagen aber übertrafen alles, was die Vorfaren Grimme zurückgelaſſen und Richard und Selig vervollkommt hatten. Mit Erſtaunen hielten die Reiſenden, welche ſeit zehen Jahren in iene Gegend nicht gekommen waren, ſtill und wuſten nicht, was ſie ſagen ſollten. War ihr Weg ſonſt zwiſchen leeren Hügeln und einem ſtinkenden Bruche gegangen: ſo führte er ſie jetzt zwiſchen einem romantiſchen Dorfe und einem groſſen Flecken voll der ſchönſten Fabrikgebäude hindurch, die beide wie durch ein ſchöpferiſches Es werde entſtanden zu ſein ſchienen. Wie der Seefahrer, wenn er nach Jahren denſelben Ocean wieder beſchift, die neuen Inſeln anſtarrt, welche ſich unterdeſſen aus dem Meere emporgehoben haben: ſo ſtarrten die Landfahrer hier dieſe beiden neuen Oerter an und glaubten, daß ſie aus der Erde hervorgeſtiegen wären. Unausſprechlichoft waren hier Richard und Selig mit ihren Weibern und empfanden die höchſte menſchliche Glückſeligkeit, wenn ſie dieſe vollendeten Werke ihrer Hände betrachteten und ſich als dieienigen erblickten, durch die über hundert menſchliche Familien hier glücklich wären, durch die über tauſend Menſchen hier exiſtirten, und durch die über zehentauſend Menſchen in der Nachbarſchaft umher ihr Brod hätten.

Grimsthal war das gleichſam nur im kleinen geweſen, was Leopoldshöhe und Leopoldsgrund nun im Groſſen waren. Richard war hier ſo unabhängig, wie dort, ſtand hier, wie da, blos unmittelbar unter dem Fürſten und hatte alſo hier, wie da, alles eingerichtet, wie er gewollt. Er und Selig beſaſſen nun gemeinſchaftlich alles, was den Grimmen gehörte, und führten über alles die oberſte Aufſicht. Unter Seligs Direktion beſorgte ein angeſtellter Juſtitiarius die Gerechtigkeitspflege daſelbſt, der aber wenig zu thun hatte; unter Sanfts Direktion ein junger Arzt das Krankenweſen; unter Roſſi's Direktion ein geſchickter Kandidat die öffentlichen Gottesverehrungen. Letztern wohnte in guter Jahrszeit zuweilen die ganze Grimsthalſche Geſellſchaft bei. Da die Fabriken viel Fremde herbeizogen, ſo war das hohe Bethaus nie ohne auswärtige Bewunderer der ſimpelſten und zweckmäſſigſten Liturgie. Dieſe war ganz nach der Grimsthalſchen eingerichtet, und Richard hatte die Genugthuung, die falſche Behauptung faktiſch widerlegt zu haben, als könne die bloſſe Naturreligion nie die Religion eines ganzen groſſen gemiſchten Haufens werden. War irgendwo in einem Tempel wahre und allgemeine Andacht, ſo war es im Tempel auf Leopoldshöhe, und lebten die Menſchen irgendwo bürgerlichbrav und glücklich zuſammen, ſo war es im Flecken zu Leopoldshöhe. Die Bauern zu Leopoldinensgrund hatten ſich nicht zur Theilnahme an der Religion auf Leopoldshöhe bequemen wollen, ſondern hielten ſich zu den benachbarten Kirchen, wobei ſie Richard vermöge ſeines Toleranzſiſtems gern lies. Doch lebten ſie im beſten Vernehmen mit den Bewohnern der Höhen und wohnten auch zuweilen ihren Verſammlungen im Erbauungshauſe bei.

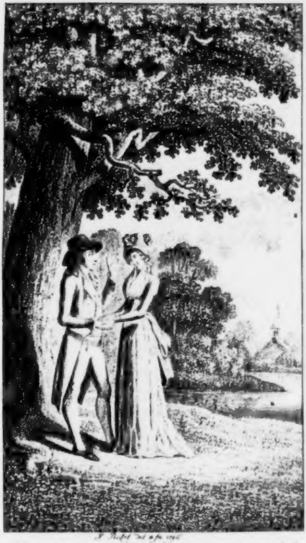
Der Schulmeiſtersſohn aus Grimsthal, welchen Roſſi pädagogiſch zugezogen hatte, war Schullehrer auf Leopoldshöhe geworden, und die Jägerstochter, welche ſich unter Alphonſa's und Sophiens Anleitung in weiblichen Arbeiten ſo gut ausgebildet hatte, gab daſelbſt in dieſen den Töchtern Unterricht. — So hatte ieder ſein Departement auf Leopoldshöhe, worin er oft zum Rechten ſah.

Richard hatte Leopold ganz ſo erzogen, wie Niklas ihn. Leopoldine war aus Alphonſa's Armen in Sophiens und aus Sophiens in Alphonſa's gegangen. Unter den Linden waren die iungen Leute oft; erſt mit ihren Eltern und dann allein. Er war unmöglich, daß ſie nicht in die Fusſtapfen ihrer beiderſeitigen Eltern treten und ſich lieben lernen ſollten. Liebe für einander war ihnen angeboren, angeſäugt; an der Hand der Liebe erwuchſen ſie und wurden hierdurch die Vollendung der Glückſeligkeit ihrer Eltern und — die Krone der Herrlichkeit zu Grimsthal.

Richard. (Abends vorher, ehe Leopold und Leopoldine Eheleute wurden, in Geſellſchaft aller unter den Linden, nachdem er Leopoldinen Alphonſa's Umſchlagetuch geſchenkt) Alles vollbracht! Alles vollbracht! Nun mögen unſere Kinder die Wirthſchaft führen; nun wollen wir bei ihnen zu Tiſche gehen, wie ſie ſonſt bei uns. Laſſt uns nun noch lange beiſammen ſein und die Früchte unſerer Saaten mit Seligkeit erndten! Ah — wie vorübergehend Alles! Wie viel hatten wir *vor* zwanzig Jahren *vor uns* — wie viel haben wir *nach* zwanzig Jahren *hinter uns*! (zeigt auf die Gräber) Einſt kommen wir alle dahin, und dann — — O wärs weiter nichts, was wärs? Aber es iſt mehr, mehr als das. Doch — iezt laſſt uns auch die Freuden der Sterblichkeit genieſſen, welche uns das Schickſal gönnt! Heiter und freudenvoll wollen wir beiſammen leben und beiſammenſterben. Und — bis dahin immer noch Gutes thun, *immer alle* noch *Gutes thun* und nicht müde werden.

Richard hatte in Aller Nahmen geſprochen und Alle hielten Wort. Die folgenden Jahre wurden ebenſo hingebracht, wie die vergangenen. So alle einander ſchätzend und liebend, ſo ſich ſelbſt genug und von der Welt abgeſondert, ſo auf das lebendigſte überzeugt, daß einer den andern und Alle Alle glücklich machten, ſo immerdar bereit, auch auſſer dem Hauszirkel Gutes zu thun, ſo weit die Arme nur reichten, befand ſich dieſe kleine menſchliche Geſellſchaft auf einer Höhe von Seligkeit, welche mehr ein goldner Kindertraum in der Weihnachtsnacht, als wirkliche alltägliche Wahrheit zu ſein ſchien. Und doch war ſie das letztere.

Ende des zweiten Theils.



J. Penzel del. & sc. 1796

Wir schwören vor dem Heiligthum der Liebe

Robert und Eliſe;

oder

die Freuden der höheren Liebe.

---

vom

Verfaſſer des Halle.

Erſter Theil.

Leipzig, 1796.
bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinensi.

Robert und Eliſe.

Erſter Theil.

Junge kraftfühlende Menſchenwelt, heilig ſei dir der Unterſchied zwiſchen höherer und niderer Liebe! Jene nur iſt Vorzug für dich; dieſe haſt du mit der Inſektenwelt gemein. — —

Leſer, wer du auch ſeiſt, liebſt du blos als Inſekt, ſo mache dis Buch wieder zu! Liebſt du aber als Menſch, ſo lis weiter! — — —

In einer der Gegenden Deutſchlands, wo noch die Mönche regiren, lebte ein arbeitſames und frommes Menſchenpaar ſo lange glücklich und froh, bis es dem benachbarten Kloſter einfiel, Anſprüche auf ſeinen Weinberg zu machen. Die Armen verloh-en Alles, was ſie hatten, und erhielten zum Erſatz dafür die Erlaubnis, auswandern zu ürfen. Sie wanderten, ihr Kind an der

Hand, dahin und begaben ſich in ein proteſtantiſches Land. Da ſtarb beim Eintritt auf die Grenze der Vater, und nach vierzehen Tagen in einer kleinen Landſtadt die Mutter. Den iungen Robert, einen Knaben von zwölf Jahren, brachte man nach der Reſidenz, wo ihn der wackere alte Fürſt unter die Zahl ſeiner Waiſenkinder aufnahm.

Das Waiſenhaus hier unterſchied ſich ſehr von den gewöhnlichen. Es lag auf einer beträchtlichen Anhöhe, von der man die Auſſicht in eine weitausgedehnte Landſchaft hatte. Rund um ſelbiges her zog ſich ein dazu gehöriger groſſer Garten, in welchem ſämtliche Waiſen ihr beſtimmtes kleines Gärtchen hatten, das ſie in den Freiſtunden baueten. Die Kinder wurden ſehr reinlich und gut gehalten, und man lies ſie nicht nur arbeiten, ſondern unterrichtete ſie auch in den nöthigſten Kentniſſen des bürgerlichen Lebens. Die Arbeit beſtand in Strumpfſtricken, deſſen Ertrag mit zur Erhaltung der menſchenfreundlichen Anſtalt

verwendet ward. Der Waiſenvater war ein
ſehr humaner Mann, der, weil er ſelbſt
keine Kinder hatte, die ſämtlichen Waiſen
als ſeine Kinder zu betrachten pflegte. So-
bald eine neue Waiſe ankam, lies er ſie erſt
von Kopf bis zu Fus reinigen und neu
kleiden; hernach nahm er ſie allein in ſeine
Stube, ſprach ihr Troſt zu, ermahnte ſie
und machte ſie mit den Geſetzen und mit der
Ordnung bekannt, welche ſie zu beobachten
hätte; dann führte er ſie an der Hand un-
ter die übrigen, die ihr gleich nach der Reihe
den Bruder- und Schweſterkus geben mu-
ſten, und hielt eine kleine Rede dabei. So
oft eine Waiſe abging, gab er der ganzen
Familie ein Feſt; alle tanzten ſie und er ſtrich
elbſt die Geige dazu; der Abgehende ward
ann von ihm noch beſchenkt, und er machte
s ihm zur unvergeslichen Pflicht, einſt,
enn Gott ihn vorzüglich ſegnen ſollte, ge-
en das Waiſenhaus dankbar zu ſein. We-
entlich hielt er, ohne Befehl dazu zu ha-
n, einige Erbauungsſtunden, die er ſehr

vernünftig einzurichten wuſte, und benutzte alsdann zugleich die Kraft der Religion, um ſolche Kinder, welche aus Leichtſinn gefehlt hatten, männlichliebreich zurechtzuweiſen. Alle hatten ſie ihn daher ſehr lieb, nannten ihn Vater und folgten ihm überall aus Liebe. Der Fall kam gar nicht vor, daß er zu harten Zuchtmitteln greifen muſte; vielmehr, wenn auch das wildeſte Kind ins Inſtitut kam, ſo war es nach den erſten vier Wochen gleich durch den Umgang mit den übrigen wie umgeſchaffen.

Robert war ein lieber Knabe. Er hatte einen vielverſprechenden Wuchs, einnehmende Geſichtszüge, ein Paar blaue geiſtvolle Augen und ſchönes blondes Haar. Auf einem Weinberge geboren und gezogen, war er noch ganz natürlich in ſeinem Betragen, ohne bäuriſch zu ſein, wuſte von keiner Verſtellung und war nicht glücklicher, als wenn er mit ſeinem Strickſtrumpf ſich ans Fenſter ſetzen durfte, wo er die ſchöne Ausſicht hatte. Gleich, als ihn der Waiſenvater zum erſten mahle ſah, hatte er ihn lieb, drückte ihn an ſein Herz und ſprach — „dich muſs man lieb haben; Gott ſegne dich, du biſt ein netter Knabe.“ In ſeinen Blicken lag bei allem Geiſt und Feuer, wenn er ſo für ſich ſas, doch etwas, das wie Traurigkeit ſchien. Man erklärte es anfangs für Sehnſucht nach ſeinen Eltern; aber es dauerte fort und war etwas ganz anderes. Es war Anlage zu ernſthaftem Nachdenken, zu Simpathie mit ieder ſtillen Schönheit und zu ſanfter Schwermuth. Oft wand ſich aus ſeinem Buſen, wenn er am Fenſter ſas und in die groſſe Schöpfung hinein ſchauete, ein tiefer Seufzer hervor, und wenn er gefragt ward, warum er ſeufze, ſo wuſte er von nichts. Spielten die übrigen Kinder einmal Ball oder Verſtecken, ſo war er für ſich allein; ſein Gärtchen aber war das bluhmenreichſte und geſchmackvollſte unter allen. In den Lehrſtunden zeigte er unter Allen die gröſſeſte Geiſtesfähigkeit, und in den Erbauungsſtunden die ungeheucheltſte Frömmigkeit.

Noch im erſten Jahre geſchah es, daß er auch einsmals im Garten nachdenkend auf und nider wandelte, während daß auf dem groſſen Raſenplatze Ball geſpielt ward. Der Waiſenvater, welcher die Kinder beim Spiel von weitem zu beobachten pflegte, winkte ihn in die Laube, wo er ſich unbemerkt nidergeſetzt hatte, zu ſich.

»Warum ſpielſt du denn nicht mit, Robert?«

Robert. Guter Vater, ich finde kein Vergnügen daran. Ich gehe lieber ſo im ſchönen Garten umher und habe meine Gedanken für mich.

»Was denkſt du denn, wenn du ſo umher gehſt?«

Robert. Ach gewis nichts als Gutes. Vom Böſen bin ich kein Freund, und ich wollte, daß es kein Menſch wäre. Wenn die Menſchen alle recht gut wären, was für ein herrliches Leben müſte es auf der Erde ſein! Sie iſt ia ſo wunderſchön. Den Gedanken habe ich ſchon tauſendmahl gedacht, als ich noch mit meinen Eltern auf dem Weinberge war, wo man ſich auch weit umſehen konnte, und ſo fällt er mir hier immer wieder ein, wo eine ebenſo ſchöne Ausſicht iſt.

»Setze dich zu mir, lieber Robert. Alſo — das dachteſt du vorhin! Nun, ſo wirſt du gewis auch ein recht guter Menſch einmahl werden wollen; denn, ſiehſt du wohl, wenn es Alle werden ſollen, ſo mus ieder Einzelne ſich beſtreben, es zu werden.«

Robert, unwillkürlich ihm beide Hände reichend. O das werde ich gewis! Wenn ich kein guter Menſch werden wollte, wer ſollte es dann werden? Ich bin ia als ein verwaiſeter Fremdling hier aufgenommen worden, bin der einzige der Art im ganzen Waiſenhauſe, und habe es hier ſo gut, wie es alle die Uebrigen haben, welche aus dem Lande ſind. Das mus doch ein erſtaunendguter Herr ſein, der alte Herr Fürſt.

»Das iſt er auch; bete nur fleiſſig für ihn.«

Robert. Das thu' ich auch; ſo oft ich bete, ſchlüſſe ich ihn ins Gebet mit ein. Wenn ich ihn nur einmahl ſprechen könnte!

„Wenns vor zehen Jahren wäre, da könnt's geſchehen; da kam er alle vier Wochen einmahl aufs Waiſenhaus und ſah zum Rechten. Nun iſt er zu alt dazu. Aber — was wollt'ſt du ihm denn ſagen?

Robert. Ich wollte ihm gern meinen Dank dafür abſtatten, ſo gut ich könnte, daß er mich als einen ausländſchen Knaben ſeinen armen verwaiſeten Landskindern gleich gemacht hat. Nun werde ich doch ein Menſch; was würde ſonſt aus mir geworden ſein? Ich habe ſolche arme fremde Waiſen genug geſehen, die ſich aus einem Lande ins andere bettelten, und hatte immer Mitleiden mit ihnen. Einmahl brachte ich meinen Eltern auch ſo einen verlaſſenen Knaben, der wer weis wie weit her war; er war ein ganzes Jahr bei uns, konnte aber nicht wieder geſund werden. Da ſtarb er bei uns, und ich habe ihn auf ſeinen Krankenbette recht gepflegt, und er lies meine Hand nicht eher los, als bis er todt war.

»Das haſt du gethan? Siehe, ſo hat dir Gott wieder vergolten. Vergis dieſen Zug ſeiner Vorſehung nicht und vertraue recht auf ihn. (klopft ihm unter Freudenthränen die Backen)

Robert. Dazu haben mich meine Eltern auch immer angehalten; beſonders unterwegs, als wir faſt nackend und blos hieher wanderten. Aber es iſt doch eine ſehr ſchöne Sache mit den Waiſenhäuſern. Wenn dieſe nicht wären, was fingen armer Leute Kinder wohl an, wenn ihnen die Eltern ſtürben?

»Du guter Sohn, ſie ſind nicht alle ſo, wie dieſes. Du kannſt lange reiſen, ehe du wieder ſo eins antriffſt. In vielen andern werden die armen Kinder wie die jungen Thiere gehalten, dunſen durch unreine Luft auf, werden durch Wollarbeiten auſſätzig, leben voll Ungeziefers, vergehen bei ſchlechter Koſt und ſchleichen blas und bleich umher, wie die Schatten. Die Hauptſache iſt, daß unſer alter Herr ſichs etwas koſten läſſet. Hier heiſſets nicht, ſo und ſo viel habt ihr und damit ſehet zu, wie ihr fertig werdet; ſondern, wenns Jahr um iſt, legt der Fürſt aus ſeiner Kammer zu, was fehlt. Wenn er einmahl wird todt ſein, wer weis, wie es dann wird?«

Robert. Nun, der liebe Gott wird ihn ſchon noch eine Zeitlang erhalten. Und den lieben Waiſenvater auch. Wenn der Fürſt noch ſo viel an uns thäte — ich ſehe ia doch wohl ein, daß es durch Jhre Hände erſt gehe — ſo würde uns das alles nichts helfen, wenn es in Jhren Händen kleben bliebe.

»Du treuherziger Burſche, komm und küſſe mich. Ja, ia, du haſt wohl Recht. Jn zwanzig Jahren kann der Waiſenvater auf ſo einem Waiſenhauſe, wie dieſes iſt, ein reicher Mann werden, wenn er ſonſt will; aber verflucht ſei ſolcher Reichthum! Das iſt, als wenn man die Blutstropfen

aus den Adern der Waiſenkinder zuſammen-
ſchröpfte und die Lebenshauche aus ihrer
Bruſt ſammlete, um Geld daraus zu machen.

Robert, der noch immer an ſeinem
halſe hängt. Ach guter Vater — gu-
er Waiſenvater!

»Du machſt mich zu weich, Robert.
ch in dein Gärtchen und pflanze Bluhmen.
as können Waiſenkinder auch nur ſelten.
anke nun Gott nicht blos dafür, daß du
f ein Waiſenhaus kamſt; danke ihm be-
nders dafür, daß du auf dieſes
aiſenhaus kamſt. Deine Eltern konnten
nſogut in zehen andere Länder wandern;
r Gott wies ihnen den Weg hieher.

Von dem Tage an gewann der Waiſen-
er Robert noch dreimahl lieber und fing
ihn bei jeder Gelegenheit vor allen den
gen auszuzeichnen. Er lies ihn zuwei-
an ſeinem Tiſche eſſen, hatte ihn oft ſtun-
ang bei ſich und nahm ihn manchmahl
wenn er in die Stadt ging. Auf Ro-
machte dis alles ganz den zu erwarten-

den Eindruck. Er fühlte ſich dadurch, wie in ſeiner Frömmigkeit und in ſeinem guten Betragen, ſo auch in ſeinem Fleiſſe, geſtärkt. Der Waiſenpräceptor konnte ihn nicht genug rühmen und ſchenkte ihm einige Bücher über die Naturkunde, welche er bei ſeinem Strickſtrumpfe emſig las. Bald ſchrieb er auch auf dem ganzen Waiſenhauſe die beſte Hand. Ein ehemaliger Waiſenknabe ſchickte zu Weihnachten einiges Geld, das als Chriſtgeſchenk unter die Kinder vertheilt werden ſollte. Jedes Kind erhielt acht Groſchen und Robert kaufte ſich Vorſchriften dafür. Da übte er ſich an den Sonntagen ſo unermüdet darnach, daß er ſchon Lehrbriefe ſchreiben konnte. Er verdiente ſich einige Thaler damit, ſammlete ſie bis zum nächſten Jahrmarkte und kaufte einige Landſchaftskupfer dafür, die er nun auch auf ſeine eigene Hand nachkritzelte. Ebenſo machte er es auch mit den Thierkupfern, welche in den Büchern befindlich waren, die der Präceptor ihm geſchenkt hatte.

»Um dich wär's Schade, ſprach dieſer deshalb einſt, wenn du ein Handwerk lernen ſollteſt. In dir ſteckt mehr, und du hätteſt längſt etwas Beſſeres thun können, als ſtricken.«

Die Zeit kam, wo Robert, wie andere Waiſenknaben, ſich nun eine Profeſſion wählen ſollte, um zum Meiſter gebracht zu werden. Er ward trauriger, als ie. Sein Gärtchen grub er blos um und beſäete es mit Sommergewächſen, die noch nach ihm blühen ſollten. In der Mitte machte er einen Grabhügel und pflanzte ein ſchwarzes Kreutz darauf. Täglich, wenn er in den Garten kam, ſetzte er ſich auf den Grabhügel, umfaſſte das Kreutz und ging hernach hinter eine Hecke, wo er halbe Viertelſtunden lang verweilte. Der Waiſenvater hatte dis bemerkt und ſchlich ihm einſt an die Hecke nach, wo er ihn beten hörte, daß Gott ihm doch Mittel und Wege zeigen möchte, daß er es in der Welt weiter, als bis zum bloſſen Handwerksmanne, bringen könnte. »Dein Gebet ſoll erhört werden« ſprach der Rechtſchaffene bei ſich ſelbſt und lies ihn nach einer Stunde zu ſich rufen, mit dem Bedeuten, daß er ſeinen Strickſtrumpf mitbringen möchte. Dis pflegte das Zeichen zu ſein, wenn ein Kind aus dem Waiſenhauſe entlaſſen werden ſollte.

Robert erſchien, tiefen Kummer in den Augen, Angſtröthe im ganzen Geſicht, und den Strickſtrumpf in der Hand.

»Da leg nun deinen Strumpf hin und ſag, was für ein Handwerk willſt du lernen?«

Robert. Gar keins. (fällt ihm um den Hals) Ach lieber Vater, nur kein Handwerk — ia kein Handwerk!

»Wovon wollteſt du denn einmahl leben? Sei nicht wunderlich; ein Handwerk hat einen goldenen Boden. Du wirſt frei aufgedungen und frei losgeſprochen, und führſt du dich in der Lehre gut auf, ſo bekommſt du einmahl auch noch einen guten Wanderpfennig.«

Robert. Das glaub ich alles wohl; aber ich habe keine Luſt dazu. Schreiben kann ich ia ſchon; wenn ich noch zeichnen lernen könnte, ſo wollte ich mich einſt gewis damit nähren. Ich habe ſchon gedacht, daß ich an den alten Herrn Fürſten ſchreiben wollte, daß er mich nur noch ein Jahr auf dem Waiſenhauſe lieſſe; es gibt ia ſo viel gute Menſchen hier, die dann monatlich wohl etwas dazu gäben, daß ich zeichnen lernen könnte.

„Das wollen wir näher haben. (hält ihn feſt vor ſich und blickt ihm ebenſofeſt in die Augen) Willſt du auch ſo ein guter Menſch bleiben, wie du ietzt noch biſt?“

Robert, der die Hand des Waiſenvaters auf ſein ſtarkklopfendes Herz legt. Ach ia; bei dieſem Herzen, ia!

„Nun, ſo will ich dich zu mir nehmen und ſelbſt für dich ſorgen.“

Robert, ganz durchdrungen. Das wäre ia zu viel, guter Vater; wie könnte ich das verlangen?

„Es geſchieht dir dafür, daß du einſt den armen Knaben ſo pflegteſt. Nun pflegt dich Gott durch mich wieder.“

Robert ward vom Strome ſeiner Empfindungen ſo fortgeriſſen, daß ihn der Waiſenvater erſt gar nicht dazu bewegen konnte, daß er ſeine Sachen zu ihm herüber holte. Endlich brachte er ſie; als er aber einen andern Rock anziehen ſollte, bat er inſtändigſt, daß er als ein armer Burſche den Waiſenrock forttragen dürfte. Innigſtgerührt gab ihm der Waiſenvater hierin nach und gelobete ihm von Stundan in ſeinem Herzen noch mehr, als er ihm ſchon verſprochen hatte. Er hielt ihm einen Zeichenmeiſter und ſchafte ihm auch eine kleine Bibliothek an. Robert brachte es im Zeichnen bald ſo weit, wie im Schreiben, und ſtudirte in ſeinen Büchern Tag und Nacht. Ein daſiger Buchhändler, zu dem er zuweilen kam, gewann ihn auch lieb und gab ihm die Freiheit, von Allem, was er auf dem Lager habe, zu leſen, was er wollte. Hier fing ſich ſein Geſchmack in der Literatur an zu bilden. Niemand war ſein Führer dabei; ſein eigenes Gefühl für das Wahre und Schöne leitete ihn.

Noch konnte er nichts, als Deutſch; worin er auch ſchon ohne alle fremde Anleitung kleine proſaiſche und poetiſche Aufſätze fertigte. Er überreichte dem Waiſenvater den Proſpekt aus dem Fenſter des Waiſenhauſes, welchen er aufgenommen hatte, und bezeigte ihm ſeine Luſt, auch fremde Sprachen zu lernen. Der menſchenfreundliche Bidermann gewährte ihm ſeine Bitte und — noch mehr. Er entdeckte ihm, daß er ihn ganz an Kindes Statt aufgenommen habe; wofür Robert dankbar entzückt in ſeine Arme ſank. Der ſich über Alles glücklich fühlende Jüngling lernte nun zu gleicher Zeit lateiniſch und griechiſch, franzöſiſch und engliſch, brachte es binnen zwei Jahren in allen dieſen Sprachen ſehr weit, befeſtigte durch Lektüre ſeinen braven Karakter, bildete ſeine Talente aus, ward eine vollkommenſchöne männliche Figur und war die Freude aller, die ihn kannten.

Wie gute Menſchen aber oft ſind; ihr Leben für eine Ewigkeit haltend, verſchieben ſie unumgänglichnothwendige Gerichtshandlungen von einer Zeit zur andern. Der Waiſenvater hatte den Jüngling Robert in ſeinem Herzen wirklich adoptirt; es war auch in der Reſidenz allgemein bekannt, daß er ihn wie ſein Kind betrachte und von Jedermann betrachtet wiſſen wolle; ein plötzlicher Tod aber riß ihn dahin, ohne etwas zu Recht beſtändiges darüber gethan zu haben.

Kaum war ſein Abſterben bekannt, ſo eilte ſein Bruder, der ein verdorbener Kaufmann war, nach Geierart herbei und nahm, weil ſich nicht die geringſte geſetzmäſſige Diſpoſition des Verſtorbenen vorfand, als einziger Erbe ohne Teſtament, ſeinen geſamten Nachlas in Beſitz. Sogar Alles, was der Erblaſſer dem iungen Robert an Büchern, Kupfern, Inſtrumenten u. ſ. w. gekauft hatte, eignete er ſich wieder zu; weil dieſer nicht förmlichen Beweis darüber führen konnte, daß es ihm geſchenkt worden ſei. Robert, nun in den Jahren des vollen Nachdenkens, empfand den zweiten Schlag des Schickſals tiefer, als den erſten, den er durch Elterntod als Knabe erlitten hatte. Er hatte weiter keinen Troſt, als den, daß ihn der hungrige Erbnehmer doch nicht die Kenntniſſe und Geſchicklichkeiten wiedernehmen könne, welche er der Liberalität des Erblaſſers zu danken hatte. Innigſt gerührt verlies er das liebe friedliche Waiſenhaus, wo er ſich in einer Reihe von ſechs Jahren an Leib und Geiſt ſo treflich ausgebildet hatte, und war froher, als iemals, darüber, daß er den Waiſenrock noch trage, den ihm der Unmenſch nun doch nicht ausziehen dürfen. Er flüchtete zu ſeinem theilnehmenden Freunde, dem Buchhändler, und beſang den edlen Todten aus Dankbarkeit in einem meiſterhaften Trauergedicht. Der Buchhändler lies es auf ſeine Koſten drucken und ſchickte ein Exemplar davon nach Hofe.

Robert erhielt hierdurch das Glück, das er als Knabe ſich ſchon gewünſcht hatte; er ward zum Fürſten beſchieden. Der edle Anſtand, der kluge Blick, die feine Sitte des von der Natur ſchon faſt völlig ausgebildeten Jünglings im Waiſenrocke zogen die ganze Aufmerkſamkeit des erhabenen Greiſes an ſich.

»Wie alt, mein Sohn?«

Robert. Heute Abends achtzehen Jahre.

»Und noch ſo im Waiſenrocke?«

Robert. Ich habe keinen andern tragen wollen. Dieſer Rock iſt mein Freudenkleid und erinnert mich an die unverdiente Gnade, welche mir dadurch wiederfur, daß ich als ein fremdes verlaſſenes Kind unter die verlaſſenen Kinder des Landes aufgenommen und ihnen gleich geachtet ward. Wie ſollte ich die Erinnerung hieran nicht ſo lange zu erhalten ſuchen, als möglich?

»Du biſt ein braver iunger Menſch. Haſt du das Gedicht auf meinen guten Waiſenvater wirklich ſelbſt gemacht?«

Robert, freimüthig. Ja, Durchlaucht!

„Von wem haſt du das gelernt?“

Robert. Von mir ſelbſt. Ich habe den ganzen Buchladen bei T. durchgeleſen; erſt deutſch, und hernach auch in fremden Sprachen. (überreicht dem Fürſten einige Zeichnungen)

„Wer iſt der Verfertiger hiervon?“

Robert. Ebenfals ich.

Höre, ſo kannſt du mehr, wie mein Leibpage. — Mein Sohn, ich habe von deinem Misgeſchick vernommen, und wie der gute Wille deines zweiten Vaters nun ohne alle Wirkung für dich geblieben iſt, blos, weil er nicht die gehörigen Formalitäten dabei beobachtet hat. Ich kann nun zwar die Geſetze nicht ändern; ich fühle aber hier ihren Mangel und kann dieſem wenigſtens in einzelnen Fällen abhelfen; ſo iſt es Pflicht für mich, dis zu thun. Was willſt du werden? Haſt du Luſt, zu ſtudiren?“

Robert. Ach von ganzer Seele! Ja, wenn Sie das an mich wenden wollten, gnädigſter Herr; es ſollte gewis bei mir recht angewendet ſein

»Du muſt dich aber erſt examiniren laſſen. Haſt du Herz hierzu?«

Robert. Ja, von wem Sie wollen.

»Und ich bin ſelbſt beim Examen zugegen, muſt du wiſſen.«

Robert, ſehr naif. Deſto beſſer! So hören Sie gleich ſelbſt, was ich kann.

»Nun, wenn du beſtehſt, ſo will ich dein dritter Vater werden.«

Robert, als er dis Wort hörte, machte eine Bewegung, als wenn er den Fürſten umarmen wollte, beſann ſich aber noch zu rechter Zeit und erſchrack darüber ſo, daß er wie mit Blut übergoſſen da ſtand und kein Wort ſprechen konnte. Der alte Herr lächelte, klopfte ihn die Schultern und lies ihm einige Erfriſchungen reichen. Der Rektor der Hauptſchule ward unterdeſſen gerufen.

Eine drei Stunden lange Prüfung hub an. Die Hand, welche Robert ſchrieb, verhielt ſich gegen des Rektors Hand wie Menſchenhand gegen Hahnenfus; im Rechnen war er gleichfals weit über den Rektor. „Beides kann er beſſer, als ich,“ ſprach dieſer deshalb und ging eilig zur Unterſuchung ſeiner Sprachkenntniſſe über. Robert beſtand ſehr wacker. Auf die Sprachkenntniſſe folgten die Sachkenntniſſe. Robert erregte auch hier das Erſtaunen ſeines Prüfers. Er muſte eine deutſche Elaboration machen, die ſehr vollſtändig und korrekt gerieth. Er muſte eine Ode im Horatz zergliedern, wobei ihm keine ihrer Schönheiten entwiſchte. Der Rektor erklärte ihn für einen Jüngling, der völlig zur Akademie reif ſei, fand es beinahe unbegreiflich, wie er es faſt einzig und allein durch ſich ſelbſt ſo weit gebracht habe, und empfohl ihn als eins der würdigſten Subiekte im Lande der Gnade des Fürſten.

„Weil du nun im Examen ſo gut beſtanden, ſo will ich dir auch heute ein Angebinde zu deinem Geburtstage machen. Da haſt du hundert Dukaten. Kleide dich erſt gehörig von Kopf bis zu Fus davon, und mit dem übrigen geh' auf eine Akademie, auf welche du willſt. So lange du ſtudirſt, ſollſt du zu deinem Geburtstage allemahl eine ähnliche Summe erhalten. «

Robert, wie die gemahlte Dankbarkeit. Heil und Segen über Sie, grosmüthiger Fürſt, und mein ganzes Herz mit allen ſeinen Gefühlen in iener Welt Ihnen noch dafür! So vollenden Sie an einem armen Waiſenknaben, was Sie angefangen haben.

»Nichts weiter davon! Wende nur Alles gut an! Studire ganz nach deiner Neigung; ein Kopf, wie du, mus nicht unter Vorſchriften gezwängt werden. Erkenne die beſondere Vorſehung des Höchſten für dich; ich ſorge nicht für dich — Gott ſorgt durch mich für dich. Nur, wenn du nun ins Freie kommſt, ſo las dich nicht verführen. Du biſt ein lieber lebhafter Jüngling — verſteh' mich, was ich ſage. «

Robert, mit vollem Ausdruck von Selbſtzuverſicht. Das iſt unmöglich, gnädigſter Herr; ich ſtehe zu feſt auf den beſten Grundſätzen, die mir meine Lektüre verſchaft hat, und habe mir, weil ich zeichnen kann, auch ein Ideal von wahrer Schönheit gezeichnet, das unaufhörlich vor meiner Seele ſchwebt und mich ewig vor allem Eindruck falſcher Reitze ſichern wird.

Der Enthuſiasmus, in welchen Robert iezt gerieth, breitete vollen Lebensglanz über ſein freies Geſicht aus, machte ſeine Blicke ſtrahlend und erhub ihn zu vollendeter männlicher Anmuth. Der alte Fürſt ſtrich ihm mit ſeiner kalten Hand die brennenden Backen und entlies ihn mit den Worten — Noch biſt du ſo gut, wie du klug biſt. Bleib's! Du biſt hoher Empfindung fähig, werde nicht ihr Märtirer!

Die Uniform der Waiſenknaben war hellblau mit ſchwarzem Aufſchlag und Kragen. Robert entſchlos ſich, aus Dankbarkeit gegen den fürſtlichen Greis, deſſen Grosmuth ſein ganzes Herz durchdrungen hatte, ſie lebenslang zu tragen, und nahm von nun an blos feineres Tuch dazu. Da er ſeinem Freunde, dem Buchhändler, ſein neues Glück zu danken zu haben glaubte: ſo ſchenkte er ihm zum Andenken ein Manuſkript von zehen Bogen, welches Gedichte eines Waiſenknaben enthielt. Gerührt durch die Herzensgüte des Jünglings nahm es der edle Buchhändler zwar an, machte ihm aber ein Gegengeſchenk mit Büchern und Kupferſtichen und gab ihn einige Empfehlungsſchreiben mit auf die Reiſe.

Robert hatte in dem Augenblick gleich, als der Fürſt zu ihm geſprochen — Studire ganz nach deiner Neigung — ſeinen Studirplan entworfen. Alle ſogenannte Brödwiſſenſchaften blieben ſofort davon ausgeſchloſſen; weil er weder Advokat, noch Arzt, noch Prediger zu werden Luſt hatte. Zeichner, Philoſoph und ſchöner Geiſt zu ſein, war das Ziel, das er ſich ſetzte. Zur Frugalität erzogen und durch Lektüre zu feinerer

Sinnlichkeit, die keinen koſtbaren Aufwand erfordert, geſtimmt, glaubte er überhaupt nicht, daß die Sorge für ein künftiges reichliches Einkommen ihm ſo gar wichtig ſein dürfe. Er wählte alſo diejenige Univerſität, welche dem allgemeinen Rufe nach ihn zu dem Ziele, das er ſich geſteckt, zu leiten die geſchickteſte war, und ging nach Y.

Hier ward er von Allen, an die er Empfehlungsſchreiben hatte, auf das freundſchaftlichſte aufgenommen. Robert empfohl ſich ſelbſt, ſobald man ihn nur ſah, und die Addresbriefe öfneten ihm blos die Thüren. Ein reicher Banquier, dem er ſich zuerſt darſtellte, gewann ihn durch ein Geſpräch von einer Viertelſtunde ſo lieb, daß er ihn nicht wieder von ſich laſſen wollte. Er bot ihm freies Quartier und freien Tiſch an, wenn er täglich nur eine Stunde bei ihm den Vorleſer zu machen geneigt wäre. Robert willigte ein und befand ſich wohl dabei. Er konnte nun nicht nur die Hälfte von ſeinem erſten Jahrgelde zurücklegen, ſondern er ſah ſich auch in den Stand geſetzt, ſeinen Leſetrieb auf das ausgeſuchteſte zu befriedigen. Die angeſehenſten Profeſſoren, welche bei dem Banquier oft ſoupirten, wurden bald ſeine Freunde und gaben der Ausbildung ſeines Geſchmacks die Vollendung. Ein Philoſoph und ein Aeſthetiker, beide von erſtem Range, waren es vorzüglich, an die er ſich feſſelte.

Tauſend andere ebenſo lebhafte und feurige Jünglinge, die aus den Mauern eines Waiſenhauſes in das freie akademiſche Leben übergingen, würden vielleicht ein Opfer des Kontraſts zwiſchen beiden geworden ſein; Robert aber hielt dem alten Fürſten Wort und bewies dadurch, daß Feſtigkeit in guten Grundſätzen vorzüglich eine Frucht frühzeitiger guter Lektüre ſei, die in unſern Tagen Eltern- und Lehrerſtelle zu vertreten vermag. Der Ton, welcher unter den daſigen Studenten herrſchte, war zwar im Ganzen ein edlerer Ton, als auf vielen andern Akademien; doch hingen ſie ſeiner Meinung nach noch an zu leeren Vergnügungen und hatten zu wenig Empfindung für das wahre Schöne und Groſſe, als daß er mit ihnen ſimpathiſiren konnte. Beſonders hielt ihn das fade Spielen, dem ſie ſo ſehr ergeben waren, von ihnen zurück. Er konnte gar nicht begreifen, wie Leute, die ſich dem Denken widmeten, eine Zerſtreuung ſo über Alles lieben könnten, die den Kopf ſo unausſprechlich wüſte mache. Ihn reitzten nur die Schönheit der Werke der Natur und die Schönheit in den Werken des Geiſtes, und er beeiferte ſich iezt mehr, als ie, ſich in dieſer Seelenſtimmung noch immer mehr zu ſtärken. So ward er ein iunger Mann von ſo hoher Empfindung, daß ihm Tauſende darin nicht folgen konnten. Ein unendliches Glück für ihn! Er bewahrte ſich dadurch vor Verführung aller Art; ſein Herz blieb himmelrein, und er befand ſich dabei ſo ſelig, daß er gar nicht einzuſehen vermochte, wie der alte Fürſt zu ihm ſagen können — Du biſt hoher Empfindung fähig; werde nicht ihr Märtirer! Vielmehr glaubte er, daß hohe Empfindung für iedes Märtirerthum ſchadlos halten müſſe.

Durch den freien Zutritt, welchen er in den beſten Häuſern hatte, bekam er Gelegenheit, auch in der gebildetern weiblichen Welt zu Y. zu ſein, ſo oft er wollte. Man ſah den ſchönen Robert gern; man unterhielt ſich mit dem klugen Robert gern; man empfand mit dem hochempfindenden Robert gern. Inzwiſchen formirte ſich doch auch in der gröſſeſten Frauenzimmergeſellſchaft nur immer ein kleinerer Zirkel für ihn. Auch die Weiber liebten hier das Spiel leidenſchaftlich; wo aber die Spieltiſche aufgebauet wurden, da floh Robert. Unter den wenigen weiblichen Seelen, welche ihm ſolchergeſtalt in der gröſſeſten Geſelſchaft nach Vergang einer Stunde zu ſeiner Unterhaltung übrig blieben, traf er allerdings einige an, die Gegenſtände ſeiner Hochtung wurden; aber keine erhub ſich doch ganz zu dem Ideal, das er ſich gezeichnet hatte. Zuweilen wäre er deshalb ſchier mistrauiſch auf ſich ſelbſt geworden, ob er nicht ſein Ideal überzeichnet habe. Er hielt es in der That einsmals ſich recht ausdrücklich deshalb vor, als ſichs ereignete, daß ein mehr als gewöhnliches Mädchen einen mehr als gewöhnlichen Eindruck auf ihn gemacht hatte. Sein Genius aber ſchüzte ihn; er nahm keinen Strich von ſeiner Zeichnung zurück, behielt ſein Ideal und — gab das Mädchen auf!

Aus derſelben Geſelſchaft, wo dis geſchah, ging er unmittelbar vors Thor, beſtieg eine Höhe, ſah weit und lange umher, ſeufzte hochauf und ſprach mit ausgebreiteten Armen — »So gros wäreſt du, Welt, ſo gros, und es ſollte nicht irgendwo in einem deiner Thäler eine weibliche Seele ſein, die ganz mit der meinigen empfände, dächte, wollte, thäte? Ja, ia, du haſt ſie und ich finde ſie noch. Finden, ſag' ich, werde ich ſie, finden mus ich ſie, ſie, die meine Zeichnung in Natur iſt, die mein realiſirtes Ideal iſt, und die ich wahrhaftig zu lieben vermag. Habe ich ſie aber gefunden, o dann, dann — —! Dann wird das allervollkommenſte, allererhöheteſte Daſein für mich angehen; dann wird ieder Gedanke, den ich denke, gröſſer, iede Freude, die ich ſchöpfe, ſättigender, und die ganze Welt um mich her erſt die beſte Welt ſein. «

Von dieſer Zeit an bildeten ſich in Roberts Seele die Begriffe von höherer Liebe mehr aus, und die Vorſtellung, welche er ſich von ihren Freuden machte, ward eine der erhabenſten. Nicht Plato's Jünger geworden, aber auch Ovids nicht, hielt er ſich dabei blos an ſein eigenes feineres Gefühl, hörte die Vernunft und erwärmte ihre Ausſprüche, wenn ſie zu kalt ausfielen, am Feuer ſeiner Fantaſie. Mit Verachtung ſah er auf das Thieriſche der Liebe herab, ſobald Menſchen das Weſentliche der Liebe darin ſetzten. Menſchlichkeit glaubte er, müſſe an allem menſchlichen

Wollen und Thun ſichtbar ſein; beſonders, wenn es ſolch Wollen und Thun beträfe, das der Menſch mit den Thieren gemein habe. Da er nun fand, daß der gröbere Geſchlechtstrieb bei den Thieren das Ganze der Liebe ausmache, und daß ſie mit Befridigung deſſelben ihren Umgang gleich anfingen: ſo überzeugte er ſich feſt, daß dis bei liebenden Menſchen nicht das Erſte, ſondern das Letzte, ſein müſſe, und daß es nur dadurch einen menſchlichen Anſtrich gewinne, wenn es ſpäte, unverabzweckte Folge der allerhöchſten Werthſchätzung und Vertraulichkeit ſei, die aus weit reineren Quellen entſpringen und auf weit edlerem Grunde ruhen müſſe. Ja, er behauptete ſogar, daß nichts mehr im Stande ſei, das ganze Weſen der menſchlichen Liebe zu zerſtören, ls der Genuß des Thieriſchen der Liebe.

Sollte der neunzehniährige Phi-
oſoph wohl hierin Recht haben? Doch,
iſt zu erwarten, daß er in der Folge
bſt den ausführlicheren Beweis dieſes

Satzes noch einmahl führen werde; und ſo ſtehe die Sache bis dahin an. Wäre es aber ſo, wie er meint, ſo bedürfte es keiner Erklärung weiter, warum es ſo wenig glückliche Ehen gibt, und warum Perſonen, die ſich anfangs zum unaufhaltſamſten an einander drängten, ſich oft am erſten wieder von einander ſcheiden.

Der feinere Geſchlechtstrieb aber hatte in Roberts Augen entſchidenen und unausſprechlichen Werth. Er hielts platterdings für unmöglich, daß er iemals ohne eine Freundin vollkommen glücklich werden könne. Ueber die Weisheit, daß der Menſch ſich ſelbſt genug ſein, immer und ewig ſelbſt genug ſein und zum wahren Frohſein keines Andern bedürfen müſſe, ſpottete er und beſtand darauf, daß zu unſerem Glück noch ein menſchliches Weſen gehöre, das mit uns ein Herz und eine Seele wäre. Er pflegte dis ſo zu beweiſen — der Menſch ſei nichts ohne Gott, Gott aber könne man nicht ſehen; ſo müſſe man ihm einen Menſchen ſubſtituiren, mit dem man Alles ſo ohne Zurückhaltung beſprechen könne, wie man es mit Gott beſprechen würde, und dem man iedes Geheimnis ſo vertraut entdecken könne, wie man es Gott entdecken würde, und mit dem man ieden Genus ſo theilen könne, wie man ihn mit Gott theilen würde, u. ſ. w. Eine Meinung, zu der er ſich erſt als erwachſener Jüngling erhoben hatte, bei der er aber die alte Abneigung gegen den gewöhnlichen Menſchentros und gegen das groſſe Pelemele nach, wie vor, beibehielt.

Da hatte er nun den Glauben, daß man einen ſolchen Andern auch nur im andern Geſchlecht ſuchen müſſe, und daß nie Freund und Freund, oder Freundin und Freundin, ſondern nur Freund und Freundin im höchſten und vollkommenſten Sinn ein Herz und eine Seele würden. Er berief ſich dabei auf die urſprüngliche Einrichtung, daß zweierlei Geſchlechter gebildet wären, nannte dieſe Einrichtung ein Schöpfergeheimnis, das er nicht ergründen könne, ſchlos aber daraus, daß beide Geſchlechter zuſammen erſt ein ganzer Menſch wären, oder, daß ſo, wie beide dazu erfordert würden, einen Nachkommen zu bilden, auch beide zuſammen erſt ihr eigenes Glück bilden könnten. Wenn zweierlei Geſchlechter, meinte er, nur der Nachwelt wegen da wären, ſo wären ſie im Grunde zu Nichts da; denn in der Nachwelt wären ſie hernach wieder blos der Nachnachwelt wegen da, und in dieſer wieder blos der Nachnachnachwelt wegen, u. ſ. f.; ſie müſten alſo wohl zuförderſt für ſich ſelbſt da ſein, und nicht genug, daß ſie künftigen Menſchen das Daſein zu geben beſtimmt wären, müſten ſie auch beſtimmt ſein, ſich ſelbſt, den gegenwärtigen Menſchen, das Frohſein zu geben. Die verſchidenen Eigenſchaften, Stimmungen und Karaktere beider Geſchlechter führte er auch zum Beweiſe ſeiner Meinung an und zeigte, wie alsdann nur erſt, wenn beide in einander flöſſen, etwas Rechts von Menſchen würde. Berief er ſich vollends auf ſeine eigenen Erfarungen, die er im Kleinen ſchon davon gemacht, ſo wards ſchwer, nicht gleich ſeiner Meinung zu ſein.

Mir iſt doch ganz anders zu Muthe, pflegte er zu ſagen, wenn ich in ein Paar ſchöne weibliche Augen, als wenn ich in ein Paar ſchöne männliche blicke. In ienen iſt etwas, das ich in mir nicht fühle; ſo ziehe ichs in mich und habe gleich mehr, als zuvor. Mir iſt ganz anders, wenn ich am Arm einer Freundin, als wenn ich in Geſellſchaft eines Freundes, eine reitzende Ausſicht genieſſe. Dieſer iſt nur für das Groſſe in der Natur, wie ich; iene iſt für das Sanfte darin, und ſo genieſſen wir zuſammen den Reitz der Ausſicht ganz. Mir iſt ganz anders, wenn ich zum Glück eines Mädchens beitrage, als zum Glück eines Jünglings. Der Dank des Mädchens erquickt mich mehr. Wenn ich dann ſo in das Auge des Mädchens hineinſehe, daß ich kaum mit den Blicken wieder herauskommen kann; wenn ich auf der Höhe, wo ich die ſchöne Ausſicht genieſſe, ihren Arm ſtärker an mich drücke, als meines Freundes Arm; wenn ihr Dank für erwieſene Gefälligkeit mein ganzes Blut in Wallung ſetzt: ſo fällt mir bei Gott nicht ein, daß ich — mich mit dem Mädchen begatten möchte. —

Leſer, noch einmahl! Leg' das Buch hin und frag dich erſt, ob dir dieſe Sprache gefällt. Iſt ſie nicht deine Sprache, ſo nimm das Buch nicht wieder auf; du ärgerſt dich nur daran. Wollte doch aber der Schutzengel der Liebe, daß dieſe Sprache die Sprache aller Liebenden wäre; Wie würden ſie ſich dadurch das Glück der Liebe auf immer ſichern! — Es iſt beſſer, ein wenig ſanft ſchwärmen und dabei Menſch bleiben, als wild ſauſen und brauſen und dadurch blankes Thier werden. — — —

Roberts Hang zum feineren Geſchlechtstriebe ward nun in kurzem Enthuſiaſmus dafür, und er verſprach ſich von der Liebe völlig unnenbare Seligkeit. Er mochte nun empfinden, denken, wollen, haben, genieſſen, thun, was es auch ſein mochte; ſobald es etwas Würdiges, Schönes und Edles wäre, nahm er als ausgemacht an, daß es gleich noch weit mehr Würde, Schönheit und Adel enthalten müßte, wenn er es mit einer weiblichen Seele zugleich empfände, dächte, wollte, hätte, genöſſe, thäte. Sogar beim Gebet ward er Feuer und Flamme zwiefach, wenn er daran dachte, daß er einſt mit der ſo beten würde, die er wie ſeine Seele liebte. Immer aber ſchwebte ihm, wenn er an ſolche Liebe dachte, ſein Ideal von Mädchen vor, das er ſich gezeichnet hatte.

So verging ſein erſtes akademiſches Jahr unter Fleis und Vorgenüſſen der Freuden der höheren Liebe; an dem Tage aber, an welchem er ſein zweites Jahrgeld erwartete, las er in den Zeitungen den Tod des wackern Fürſten. Er ſoupirte eben beim Banquier in einer ſehr vergnügten Geſellſchaft; ſo, wie er den traurigen Zeitungsartikel geleſen, ſtand er auf und ging auf ſeine Stube. Der Banquier, ſobald er die Todesannonce auch geleſen, folgte ihm auf den Fus und wollte ihn tröſten.

»Ich bin ſchon getröſtet, erwiederte Robert; ich ging nur hieher, um ein Paarmahl ganz ſolo auf und nieder zu gehen. So etwas hilft gleich. Ich habe ia ſchon Uebung in ſolchen Verluſten. Aller guten Dinge drei. Gott hatte mir drei Väter gegeben. Nun ſind ſie alle drei dahin. Dank ewig iedem von ihnen für das, was er mir war und was er mir that! Nun hebt das Leben ohne Vater für mich an und ich will mir ſelbſt Vater ſein. Ein Unglück wär's geweſen, wenn der Letzte unter den dreien um ein Jahr eher ſtarb. Alſo — Gott hat Alles wohl gemacht.«

Wer weis, wie noch alles kommt, ſprach der Banquier, drückte ihm bedeutend die Hand und bat ihn, zur Geſellſchaft mit zurückzugehen. Robert aber blieb einſam, und weil der Abend ſchön war, wanderte er vors Thor. Da ſetzte er ſich unter eine hohe Silberpappel und dachte über ſein Schickſal nach. Es regte ſich kein Blättchen am Baume, der ſonſt ſo unaufhörlich ſpielt. Auffallend war ihm die Bemerkung, daß bei iedem von den drei harten Schlägen, die er ſchon erlitten, immer die liebreichſte Vorkehr getroffen worden war, ihm ſolchen zu erleichtern. Als er zum erſtenmahle verwaiſen ſollen, hatten ſeine Eltern ihren Wanderſtab in einem Lande ablegen müſſen, wo es eins der beſten Waiſenhäuſer gab. Als er durch den plötzlichen Tod des Waiſenvaters zum zweitenmahle Waiſe werden ſollen, hatte ein Buchhändler ihn lieb gewinnen müſſen, der ihm durch Abdruck ſeines Gedichts fürſtliche Unterſtützung verſchafte. Und weil auch dieſe nur ein Jahr lang dauern ſollte, ſo hatte ihm zu D. der Banquier gleich bei ſeiner Ankunft den Erſparnisvollen Antrag thun müſſen, durch deſſen Annahme er nun noch bei guter Kaſſe war. Dieſe Ueberſicht der Vergangenheit und des erſten Theils ſeines Schickſals machte die tiefſten Eindrücke auf ihn. Er ſelbſt hatte dieſen Plan nicht entworfen; doch fand er, daß er, wenn er ihn ſelbſt hätte entwerfen ſollen, ihn nicht gutmeinender mit ſich ſelbſt hätte anlegen können. So beſchlos er, auch der Zukunft getroſt entgegen zu gehen und auch von nun an ſelbſt keinen Plan zu machen, ſondern ſich blos ſo zu ſetzen, daß er der Vorſehung durch Nichts entgegen ſei, und übrigens zu erwarten, was ſie weiter für ihn veranſtalten werde. Indem er dieſen Vorſatz faſſte, entſtand eine Luftbewegung und die Silberpappel ſpielte über ſeinem Haupte entzückendſchön.

Sanfte Schauer ergriffen Roberts Seele, und er verlohr ſich auf einige Minuten wie in ſich ſelbſt. „Ha, dachte er, als er ſich wieder beſann, das war ſo etwas, wobei die frommen Alten, wenn es ihnen geſchah, an Erſcheinung und an Gegenwart Gottes glaubten. Ein lieber Glaube! Ein Glaube voll hoher Einfalt und voll ungeheuchelter Tugend! Er ſei unter gewiſſen Modifikationen auch der meinige! Die Alten baueten dann auch wohl an ſolcher Stäte einen Altar, oder legten wenigſtens einige Steine auf einander, und ſo oft ſie dann des Weges wiederkamen, beteten ſie dabei. Mir ſei an der Silberpappel genug, und ſo oft ſie ſo ſäuſelt, wenn ich unter ihr ſitze, will ich denſelben Vorſatz erneuern, auf den heute ihr Säuſeln erfolgte.“

Von der Zeit an ward der Sitz unter dieſem Baume Roberts Lieblingsſitz im Freien und er überlies ſich daſelbſt oft Stundenlang hohen und reinen Empfindungen. Nach Vergang einiger Monate bekam er hundert Dukaten mit der Poſt, ohne zu leſen, woher und von wem. Er forſchte ſogleich auf dem Poſtamte darüber nach, konnte aber weiter nichts erfaren, als daß der Brief mit dem Gelde wirklich aus weiter

Ferne herkomme.' Bei Tiſche erzählte er ſein gehabtes Glück dem Banquier, der das Geheimnis auch nicht zu erklären wuſte. Robert aber fing einen gewiſſen Geſichtszug auf, den er dabei unwillkürlich machte, und ſah ihn von dem Augenblick für den unbekannten Wohlthäter an, der mit Fleis erſt einige Monate verſtreichen und dann vermöge ſeiner weiten Verbindungen ihm das Geld aus der Ferne übermachen laſſen, damit auch nicht ein Schein von Verdacht deshalb auf ihn zurückfallen könnte. Der Dankbare muſte ſich daran begnügen, ihn im Herzen für ſeinen Wohlthäter zu halten; er wuſte es aber dahin zu bringen, daß der Banquier nicht daran zweifeln konnte, daß er ihn wirklich dafür halte.

Nun war Robert geborgen und konnte, wenn er wollte, noch drei Jahre zu Y. ſtudiren. Er lebte alſo nach ſeiner Art fort, las fleiſſig, hörte dazu nun einige Privatiſſima und kam zu Ende des dritten Jahres ſo weit, daß ihm ſeine Freunde, der Philoſoph und der Aeſthetiker, den Rath gaben, ſich zu habilitiren und zu Y. zu bleiben. „Erſtlich, erwiederte er, wäre das ein Plan, und — Plane mache ich nicht; beſonders ſo weitausſehende, wie dieſer wäre. Und dann — hier paſſt kein Mädchen zu meiner Zeichnung; ein Mädchen aber mus ich haben.“ Seine Freunde lächelten und tröſteten ihn damit, daß er ſeine gemahlte Schöne ſchon hier noch antreffen würde. „Ja wohl, fiel der Banquier, in deſſen Gegenwart das Geſpräch gehalten ward, ein, vieleicht kommt ſie noch erſt her.“ Robert, ohne zu wiſſen, was er in dieſem Augenblick ſpreche, antwortete — ich zweifle.

Kurz hierauf ereignete es ſich, daß der berühmte Zeichner M. aus H. nach Y. kam, um daſelbſt einige der ſchönſten Gegenden aufzunehmen. Robert lernte ihn bei ſeinem Freunde, den Aeſthetiker, kennen, und ſogleich regte ſich ſein alter Zeichnungstrieb noch weit ſtärker, als iemals. Bisher hatte er ihn nur nebenzu befridigt; von nun an überlies er ſich ihm wieder ganz und gar. Er erwarb ſich bald die Freundſchaft des Künſtlers, empfing theoretiſchen und praktiſchen Unterricht von ihm und bildete ſich nun auch auf dieſer Seite vollkommen aus. Noch wuſte er freilich wieder nicht, warum er dis thue; er glaubte aber, daß es nicht von ohngefär geſchehe, und ahndete ebenfals Plan der Vorſehung dabei. Der Künſtler, als er ſich von ihm trennte, gab ihm das Zeugnis, daß er, wenn er ſich noch einige Jahre fortübte, unter die Meiſter aufgenommen zu werden verdienen würde, rieth ihm, zu reiſen, und lud ihn auf der Reiſe zu ſich ein.

Jetzt kam die Tochter des Banquier aus der Penſionsanſtalt zu L., worin ſie ſeit ſechs Jahren von dem Tode ihrer Mutter an geweſen war, wieder nach Hauſe. Sie war das einzige Kind ihres Vaters, beſas hervorſtechende körperliche Reitze und hatte viel ſogenannte Erziehung. Robert, blos aus Gewohnheit, iedes Mädgen, das er zum erſtenmahle ſah, gegen ſein Ideal zu halten, hielt auch ſie dagegen; aber ſie war es nicht. Luiſe ihrerſeits hatte kein Ideal, wogegen ſie ihn halten konnte; aber er war es. Sein Vorleſeramt ſchien ein Ende zu haben und ſich in ein anderes zu verwandeln. Es wurden täglich Feten hin und her zu Luiſens Ehren gegeben, denen er insgeſamt beiwohnen muſte. Er hatte den Kopf voll Reiſens; die Sache ward ihm läſtig. Bald kam er vor Tiſche, bald nach Tiſche, bald gar nicht. Am erſten Raſttage, da an drei Kouverts geſpeiſet ward, deklarirte Robert ſeine Abreiſe. Man fragte ihn, wohin er zu reiſen gedenke, und ſeine Antwort war — in die weite Welt. Luiſe ſchlug die Augen nieder; ihr Vater ſchwieg.

Abends kam der Vater zu ihm und redete ihn alſo an: »Junger Freund, Sie agten heute, daß Sie in die weite Welt gehen wollten. »Freilich iſt die Welt weit genug; aber glauben Sie mir, ſo weit ſie iſt, ſo gibts doch manchmahl in ihr kein Ruheplätzchen für uns. Man findet dieſes oft eher in einem engen Hauſe, als in der weiten Welt. Ich habe Sie von dem erſten Augenblick an lieb gewonnen; das haben Sie geſehen. Meiner Tochter iſts gegangen, wie mir. Sie iſt mein einziges Kind; meine Vermögenslage iſt Ihnen bekannt. Wir ſind ein Paar Deutſche; ich ſag's, wie ichs meine, und Sie nehmen's an, wie ichs meine. Wollen Sie ſich näher mit mir verbinden, ſo können Sie der Reiſe in die weite Welt überhoben ſein und hier in einem engen Hauſe gleich finden, was Sie in der weiten Welt erſt ſuchen. Ich — —"

Roberts Freund, der Aeſthetiker, trat herein. Robert fiel mit einer Inbrunſt über ihn her, deren Unwillkürlichkeit nicht zu verkennen war. Es war, als wenn er ſagen wollte — Gott ſei Lob und Dank, daß Sie kommen; Sie reiſſen mich aus einer unausſprechlichen Verlegenheit. Der Vater aber nahm es für einen natürlichen Ausdruck übermäſſiger Freude über ſeinen gemachten Antrag an und kehrte mit dieſer Bemerkung zur Tochter zurück. Robert ward alsbald ſtiller, als ie, und die weitere Unterhaltung mit dem Aeſthetiker kontraſtirte äuſerſt mit ſeinem Empfange.

„Was geht in dieſem Augenblick mit Ihnen vor, Freund?“

Robert. Nichts; gar nichts. Mein Kopf iſt voll Reiſe.

„Das ſagen Sie mir nicht. Sie empfingen mich ia ſo überſpanntliebreich, und nun — — — Auch dächt ich, Sie blieben bei uns.“

Robert. Was ſollt' ich hier? Und wo ſollt' ich hier bleiben?

„Hier im Hauſe, wie ſeither. Zu dem Uebrigen wird Rath.“

Robert, zerſtreut Ja, ia, man wird freilich ſagen, daß ich mein Glück von mir geſtoſſen; aber — (ſchlägt ſich vor den Kopf) was kann ich für dieſen?

„Wie? Iſt es möglich? verſtehe ich Sie recht? Iſt das — o ſo bitte ich Sie — —

Robert, ihm in die Arme fallend. Ach ich habe undankbar gehandelt, daß ich ſprach; — undankbar aus halber Geiſtesabweſenheit. Bei Allem, was heilig iſt, bei dem, was am allerheiligſten iſt, bei den Freuden der höheren Liebe, verrathen Sie das Ihnen anvertraute Geheimnis nie!

„Ruhig doch! Es bleibt auf ewig unter uns. Aber iſts denn — iſts denn wahr? — — Junger Mann, kennen Sie das Vermögen ihres Wirths?“

Robert. Ja doch, ia; alle Achtung dafür! Und noch mehr Achtung für den Mann, daß er es mit mir theilen will! Sie ſehens ia auch; ich bin noch ganz konſternirt darüber. Aber — ich brauche nicht viel. Wovon ich leben ſoll, das darf nur wenig ſein; was ich aber lieben ſoll, das mus unausſprechlichviel ſein.

„Nun, und was fehlt denn auch von dieſer Seite Luiſen?“

Robert. Ach viel — ja, nach meiner Zeichnung viel! Das Auge iſt ein gewöhnliches Auge und ſpricht nicht; die Empfindung hat keine Flugkraft; der Verſtand iſt blos Penſionsverſtand, das Geſpräch Herumtummelung auf Gemeinplätzen. Sie iſt ein ſchönes Fleiſch mit ſchönem Golde. O wäre ich doch nun ſchon fort! Ja, wäre ich nie in dieſes Haus eingegangen! Es thut mir leid, es geht mir durch die Seele; es iſt zu viel Undank, den ich ausübe; aber — wie hätte ich Armer denn auch wohl ſo etwas zu denken gewagt! Nun, da ichs denken darf, denken ſoll, ſag' ichs auf der Stelle — ich kann ſie nicht lieben.

»Freund, ſchwärmen Sie nicht in der wichtigſten Angelegenheit des Lebens. Hier iſt wenigſtens viel beiſammen. Alles beiſammen finden Sie nicht.«

Robert. Ja, ich finde es. Suchet, ſo werdet ihr finden — das iſt mein Wahlſpruch. So ſuche ichs ſo lange, bis ichs finde, und finde ichs nicht in Natur, ſo liebe ich mein Ideal fort.

»Das iſt Fantaſie, die mit den Jahren verfliegt. In unſern Zeiten will Vermögen viel ſagen, und man iſt ein ganz anderer Mann, wenn man es hat. Beſinnen Sie ſich!«

Robert. Was hilft alles Geld, und wärens Millionen, wenn ich das Mädchen nicht wahrhaftig lieben kann?

»Das gibt ſich.«

Robert. Schöne Aeſthetik!

Jetzt trat auch Roberts zweiter Freund, der Philoſoph, herein und annoncirte die Heirath ſeiner Tochter mit dem Monopoliſten T.

Robert, die Hände zuſammenſchlagend. Mein Gott, er hat ia einen Aſt.

Philoſoph. Schadet nichts. Dafür hat er auch eine Tonne auf dem Aſt.

Aeſthetiker. Aufgehorcht, Sir Robert.

Robert. Was ſagt denn ihre Tochter?

Philoſoph. Noch hat ſie freilich keine Inklination gegen ihn; wenn ſie aber erſt ſehen wird, wie herrlich ſichs mit einem Manne lebe, der eine Tonne hat, ſo wird ſie über den Aſt wohl wegſehen. Das ſind Kleinigkeiten. Geld iſt das Weſentliche.

Robert. Ja, beim Handel; aber auch bei der Liebe?

Philoſoph. Auch bei der Liebe! Ueberall und überall. Man gewöhnt ſich ia auch nach und nach an Alles und ſimpathiſirt zuletzt mit dem Heupferde, wie mit der Spinneniungfer.

Robert. Schöne Philoſophie! Ich — nicht.

Aeſthetiker. Unſer Robert widerſpricht ſich. Vorhin verachtete er die äuſerliche Schönheit und pries die innere. Nun möchte er gern wieder die äuſerliche preiſen.

Robert. Mit nichten! Beide müſſen beiſammen ſein; am Reichthum aber iſt nichts gelegen. Ich ſagte nur, daß Geld die innere Schönheit nicht erſetze, und ſo ſage ich auch nun, daß Geld auch die äuſerliche nicht erſetzen könne.

Philoſoph. Ich habe das Vorhergegangene nicht gehört. Aber — geiſtiſcher junger Mann, wie können Sie ſoviel auf Fleiſch ſetzen?

Robert. Werden Sie nicht Sophiſt! Im Ausdruck Fleiſch liegt ein Doppelſinn. Verſtehen Sie darunter Fleiſch zum Unterſchiede von Knochen, ſo, daß das Mädchen, das ich lieben ſoll, recht dick, fett und rund ſein müſſe, oder verſtehen Sie darunter den ganzen äuſerlichen Menſchen zum Unterſchiede vom innern?

Philoſoph. Das Letztere.

Robert. Nun, ſo ſage ich Ihnen, daß ich viel auf das Fleiſch ſetze; aber nicht auf das Fleiſch als Fleiſch, ſondern auf das Fleiſch als Abdruck des Geiſtes, d. h. auf das Aeuſerliche als ſichtbares Inneres.

Philoſoph. Figur iſt Figur, und Profil iſt Profil. Was liegt an beiden, ſie mögen ſein, wie ſie wollen; wenn nur der innere Menſch ſchön iſt.

Robert. Das wäre der Fall, wenn ich keine Augen hätte. Da ich aber Augen habe, ſo mus auch für dieſe geſorgt werden. Iſt doch in der ganzen Natur für ſie geſorgt, und noch dazu ganz vorzüglich; warum ſollen ſie denn bei der Liebe übergangen, ganz und gar übergangen werden? Und was kann ich, da ich nun einmahl Augen habe, dafür, wenn die Eindrücke, welche das häsliche Aeuſerliche durch ſie auf mich macht, die Eindrücke ſchwächen, welche das unter dem häslichen Aeuſerlichen verborgene ſchöne Innere auf mich machen ſoll? Kann ich die Einrichtung meines Weſens ändern?

Philoſoph. Das iſt nur Anfangs ſo. Im vertrauteren Umgange blickt das Innere ſtärker durch, ſo ſtark, daß man das Aeuſerliche bald ganz überſieht. Es iſt, als wenn die Augen alsdann gar nicht mehr wirkten. Ueberhaupt wiſſen ſie ia, wie es uns mit allen Dingen gehe, wenn ſie uns erſt etwas Altes werden. Fehlt ihnen die Schönheit, ſo vermiſſen wir ſie nicht mehr an ihnen; beſitzen ſie ſie, ſo werden wir ſie nicht mehr an ihnen gewahr. Woher käme es denn ſonſt, daß ein Mann auch gegen die ſchönſte Frau am Ende gleichgültig wird?

Robert. Das will ich Ihnen auf andere Weiſe erklären. Uebergenuß des Thieriſchen bei der Liebe iſt die Urſache hiervon. Ohne dieſen kann es ſo wenig geſchehen, als daß wir iemals gegen ein Meiſterſtück eines Raphael oder Angelo gleichgültig werden ſollten. Glauben Sie mir — die Natur kommt im Schönen über alle Raphaels und Angelo's. Und — man ſage, was man will, äuſerliche weibliche Schönheit iſt etwas Weſentliches bei der Liebe und gehört ebenſo zu den Quellen der höheren Freuden derſelben, als ſchneller Wahrheitsblick, hohes Gefühl und ſanfter Witz des Mädgens. Die Phiſiognomik will ich nicht einmahl zu meinem Beiſtande aufrufen; aber das iſt doch ausgemachtwahr, daß ein Blick in ein ſprechendes weibliches Auge den männlichen Geiſt erhebt, daß ein regelmäſſiges weibliches Profil uns mit hohen Empfindungen erfüllt, daß wir für ein Mädgen, das ſeine vollkommene Figur vollkommen in der Gewalt hat, gleich unwillkürliche Hochachtung fühlen, und daß ſogar der Druck einer ſchönen Hand begeiſternd für uns iſt. Folglich kann ich mir ohne äuſerliche Schönheit keine höhere Liebe denken; und nur dieſer bleibt mein Herz geweiht.

Aeſthetiker. Aber — iſt denn Luiſe nicht äuſerlich ſchön genug?

Philoſoph. Wie? Die Tochter im Hauſe, Luiſe, genügt Ihnen nicht? Dieſe iſt ia ſchön und reich zugleich.

Robert. Ich bitte Sie inſtändigſt, meine Herren, machen Sie ia keinen weitern Gebrauch hiervon. — Ja, reich iſt Luiſe; aber wirklich äuſerlich ſchön iſt ſie nicht.

Schönes Fleiſch im eigentlichen Verſtande hat ſie nur; das ſchöne Auge aber fehlt ihr ganz. Ihr Auge iſt ein fades, mattes Glas. In das Auge des Mädgens, das ich lieben ſoll, mus ich mit Inbrunſt hineinſehen und immer mit ihm ſprechen können, ohne zu ſprechen; ich mus bei iedem Blick, den ich hinein thue, eine erquickende Sättigung fühlen und doch immer von neuem wieder hineinſehen wollen. Luiſens Profil erhebt mich auch nicht. Der Stirn fehlt die Wölbung, den Augenbraunen die Stärke, der Naſe die Erhöhung, den Lippen der Zuſammenſchlus, dem Kinn die Proportion. Ihre ſonſt ziemlich regelmäſſige Figur trägt Luiſe mit ſteifer Unnatur; ihr ganzes äuſerliches Weſen iſt Affektation, wie ihr Anzug. Das Innere will ich nicht zergliedern; denn es gehört ietzt nicht zu unſerem Geſpräche. Es erhebt ſich aber auf keiner Seite über das Gewöhnliche und Mittelmäſſige. Ein Penſionsmädgen iſt Luiſe, und weiter nichts. O über die

Penſionsanſtalten! Da lobe ich mir mein Waiſenhaus, worin ich erzogen ward. Die Mädgen darin hätten Sie ſehen ſollen. Sie hatten die gemiſchte Milch- und Blutfarbe noch ſchöner, als Luiſe, und bewegten ſich weit natürlicher, und gingen, ſprachen, fühlten und dachten weit natürlicher. Da war aber auch keine alte Siſter, die ſie verſchraubte, Komplimente herbeten, Galimathias radebrachen und ſteife Knikſe machen lehrte u. ſ. w.

Philoſoph. Freund, ſo ſchwören Sie bei Zeiten der Liebe ab; Sie finden das Mädgen nicht, das Ihnen genug thut. Zeichnen müſſen Sie ſichs.

Robert. O das hab' ich ſchon gethan, und ſo liebe ich meine Zeichnung, wenn ich das Mädgen dazu nicht finde. Ich glaube aber gewis, daß ich nicht beſſer zeichnen könne, als die Natur ſchon hervorgebracht hat. Mit dieſem Glauben reiſe ich aus Y. in die weite Welt, und zwar nicht blos bis Z., ſondern fange hernach bei A. wieder an und reiſe durchs ganze Alphabet. Sobald mein Glaube in Schauen verwandelt ſein wird, ſollen Sie es erfaren.

Es war ein mondheller Abend. Robert, in deſſen Seele ſich tauſend Gedanken durchkreutzten, eilte unter die geheiligte Silberpappel und feierte daſelbſt Mitternacht. Bis ietzt hatte ihn nur der Anſtrich von Undank, welchen er bekäme, wenn er Luiſens Hand ausſchlüge, beunruhigt; nun erinnerte er ſich auch an ſeinen Vorſatz, zwar ſelbſt keinen Plan zu machen, aber doch auch der Vorſehung in Nichts entgegen zu ſein, ſondern zu erwarten, was ſie weiter für ihn veranſtalten werde. „Wie, fragte er ſich ſelbſt, wenn der dir geſchehene Antrag eine Veranſtaltung der Vorſehung wäre? Haſt du im geringſten etwas zu ihm beigetragen? Hangt er nicht mit Allem, was die Vorſehung ſeither für dich veranſtaltet hat, genau zuſammen? Folgt er nicht unmittelbar daraus? Oefnet er dir nicht eine Zukunft voll

Wohlſtands und Ueberfluſſes? Wie, wenn dadurch, daß du ihn ablehneſt, ſich mit einem mahle eine Reihe von unglücklichen Schickſalen für dich anhübe, die du dir ſolchergeſtalt alle ſelbſt zuzögeſt? Wie, wenn du einſt in Lagen kämeſt, in welchen dir der Ablehnungsſchritt unendlich leid würde?“

Lange quälten ihn dieſe Fragen, an die er vorher gar nicht gedacht. Endlich antwortete er ſich ſelbſt — „Nein, es kann keine Veranſtaltung der Vorſehung ſein, was iezt für dich geſchieht. Bei dieſer ganzen Heirat wäre doch nichts, als ein beträchtliches Vermögen. Iſt das wohl die Hauptſache für dich, der du ſo mäſſige und eingeſchränkte Wünſche auf dieſer Seite haſt? Nein, deine Hauptſache iſt, ein weibliches Weſen zu finden, das dein Ideal erreicht. Luiſe iſt dis warlich nicht. Und ſo kann die Vorſehung nicht wollen, daß du ſie dafür anſehen ſolleſt. Wer reichte dir das Ideal? Welchen Nutzen hat es dir ſchon, ſeitdem du es vor Augen haſt, für dein Herz geſtiftet! Alſo — nichts weiter davon! Du betrögeſt ſonſt erſt dich, und dann Luiſen. Reiſe und ſuche ſo lange, bis du findeſt.“

Mit dieſen Worten ſtand Robert eilends auf und nahm Abſchied von der heiligen Silberpappel. „Nun ſitze ich nie wieder unter dir; nie aber will ichs vergeſſen, daß ich unter dir ſaß. Lange noch verſchone dich das mörderiſche Beil! Lange noch ſpiele mit deinen tauſendmahltauſendtauſend Blättern grün und weis! Und ſo oft ein dankbarer Gottesverehrer unter dir Betrachtungen über ſeine Vergangenheit anſtellt, ſo oft ſei ohne Rege, wie ein Fels; ſobald er aber einen frommen Vorſatz für die Zukunft faſſt, ſo ſäuſele ihm des Himmels Beifall zu.“

Der Vollmond winkte auf dem Rückwege Roberts Blicke an ſich. „Ach, ſeufzte er tief, wann wirds ſein, wo wirds ſein, daß ich am Arm meiner Himmliſchen ſo nach dir aufſchaue, wie ietzt?“ Sobald er nach Hauſe kam, packte er ein und ſchrieb bis zum Morgen hin. Eilf Briefe verbrannte er wieder; den zwölften lies er unverbrannt und ſchickte ihn um acht Uhr an Luiſens Vater.

»Unvergeslicher Wohlthäter, leben Sie wohl und verzeihen Sie mir! Zu viel boten Sie mir an. Ich fühle den Undank, daß ich es nicht annehme, tief; aber ich kann es nicht annehmen. Ich kann Luiſen nicht glücklich machen; ſo wäre ich ein Betrüger, wenn ich den Schein davon trüge. Meine einzige letzte Bitte — überheben Sie mich des perſönlichen Abſchieds von Ihnen! Zu beſchämt, als daß ich Ihnen ie wieder unter Augen treten könnte, bin ich, noch ehe eine Stunde vergeht, ſchon zum Thore hinaus.«

Robert ward wie vom Bliz gerührt, als noch vor halb neun Uhr ſchon der Banquier in die Stube trat. Seinen Ehrgeiz gekränkt fühlend, auf ſeinen Reichthum ſtolz, mit Vorwürfen ihn überſchüttend, ſtand Luiſens Vater vor ihm da —? Nein, humaner, als ie, liebevoll, herzlichgutmeinend ſtand er da, drückte ihm erſt die Hand, klopfte ihm dann die Backen, ſchlos ihn endlich in ſeine Arme.

„So leben Sie wohl! Leben Sie wohl! Wie hätt' ichs über mein Herz bringen können, Sie nicht noch einmahl zu ſehen? Unvergeslich ſollen Sie mir auch, ſo lange ich lebe ſein. Gottes beſter Segen begleite Sie!“

Robert, der lebenvolle und lebenreiche Robert — Robert, der iunge Mann, nichts, als Leben, ward in dieſem Augenblick lebenlos; ſo umwerfend, umſtürzend war für ihn der unerwartete Eindruck. Der Banquier brachte ihn aufs Sofa und lief nach Stärkungsmitteln. Als Robert wieder zu ſich kam, ſtand Luiſe vor ihm und hielt ihm Schauerſchen Balſam vor. Kaum erblickte ſie ihn wieder bei Beſinnung, ſo verlies ſie ihn mit den Worten — „Wider ihren Willen ſah' ich Sie noch einmahl.«

Robert. Gott, unter was für braven Menſchen bin ich!

»Ja, das ſind Sie gewis.«

Robert, in Grimm gegen ſich ſelbſt. Ich Undankbarer — ich!

»Nicht ſo, iunger Mann! Laſſen Sie ſich auch durch den ietzigen Vorgang in Ihrem Entſchluſſe nicht irre machen. Wir können nicht über unſer Herz gebieten. Es hilft alles nichts, daß man ſagt, der kalte Verſtand müſſe es leiten; in dieſem Punkte gehts nicht klug damit. Ich habe zu viel Erfarungen davon gemacht. Millionen bringen die Liebe nicht hervor; wohl aber erſetzt die Liebe Millionen. Sie haben redlich an mir und an meiner Tochter gehandelt; ich kann es Ihnen nie verdanken. Was für ein unglücklicher Mann wäre ich auf meine alten Tage geworden, wenn Sie ſich durch mein elendes Geld hätten blenden und verleiten laſſen, mich und mein einziges Kind zu täuſchen!“

Robert. Ich erliege unter dieſer Sprache. Sie iſt mir unerhört, unbegreiflich, unglaublich — ich träume.

„Nein, nein, Sie träumen nicht; es iſt lauter Wirklichkeit. Das aber thun Sie, abſtrahiren Sie aus dieſem Vorgange den Satz, daß es auch noch vernünftige Reiche gebe. Wir, die wir Geld haben, ſind nicht alle ſo bauerſtolz, wie wir reich ſind. Mancher unter uns iſt noch des Glaubens, daß ein Mann von Kopf und Herz mit einem Banquier, blos als Banquier, nicht zu tauſchen nöthig habe. — Ich bitte Sie, wenigſtens bis morgen hier zu bleiben. Sie ſollen Luiſen nicht wieder ſehen, und Luiſe Sie nicht. Erholen ſollen Sie ſich nur.“

Robert. Nein, nein! Fort mit mir auf der Stelle! Jede Stunde noch in dieſem Hauſe tödtet mich dreimahl.

»So nehmen Sie wenigſtens dieſes kleine Geſchenk mit auf die Reiſe.«

Robert. Um Gotteswillen nicht! Aber — (legt ihm die Hand aufs Herz) Mann, waren Sie es nicht, der mir die hundert Dukaten mit der Poſt übermachte? Bei den Freuden der höheren Liebe — geſtehen Sie mir dis zum Abſchiede noch!

»Ja, das war ich.«

Robert. O Gott! o Gott! (ſchlägt ſich vor die Stirn) Du Kopf, o du Kopf — —

»Wohl Ihnen bei dieſem Kopfe! Anderthalb Spannen unter ihm ſchlägt ein Herz, das ſeiner würdig iſt. Unendlichglücklich hätten Sie mich mit beiden gemacht; aber — (gibt ihm den letzten Händedruck) Adieu!«

Robert, heftigſt. Adieu! Adieu!

In der Thüre kehrte der Banquier noch einmahl um. »Ich habe von meinem Vater noch ein Paar Zeilen, die er geſchrieben hat, und ſehe ſie, ſo oft ich ſie ſehe, mit

Vergnügen an. Ich meinte es ſo gut mit Ihnen, wie Ihr Vater, und ſo hoffe ich, daß Sie nach Jahr und Tag auch einige Zeilen von mir gern anſehen werden. Hier ſind ſie verſiegelt; heute übers Jahr machen Sie das Siegel ab und leſen ſie zum erſten mahle.“ Robert nahm den Brief ſtumm an.

Noch vor Vergang einer Stunde war er mit Extra zum Thore hinaus, ohne von irgend einem ſeiner Freunde weiter Abſchied genommen zu haben. Sein Zuſtand war mehr Verwirrung, als klares Bewuſtſein. Er fuhr zweimahl vierundzwanzig Stunden, ohne ſich länger aufzuhalten, als der Wechſel der Pferde erforderte. Endlich kam er in eine romantiſche Gegend. So ſchön, wie hier, hatte er die Natur noch nie erblickt. Seine ganze Seele ermannte ſich wieder. Es war Sonntag, und eben, als er in das nächſte Dorf einfuhr, ward zur Kirche geläutet. Er ſtieg ab, geſellete ſich unter die Kirchengänger und hörte wieder alle Erwartung einen iungen Mann über die innere Glückſeligkeit des Menſchen gar herrlich reden. In der Kirche fiel ihm ein wahrhaftig griechiſches weibliches Profil auf. Die Predigt machte ſo ſtarken Eindruck auf ihn, daß er ſogleich aus der Kirche dem Redner nachging, um ſich bei ihm für die gehabte Erbauung zu bedanken.

Reinwald war ein ſehr gebildeter Mann. Auf der Kanzel ſtand er als praktiſcher Philoſoph da, und im geſelſchaftlichen Umgange zeigte er ſich als ſchöner Geiſt. Um ſeinem Hange zu den Wiſſenſchaften ungeſtörter gewidmet zu bleiben, hatte er ſich von aller Oekonomie losgemacht, und lebte am Arm einer vortreflichen Gattin äuſerſt glücklich. Kaum hatte Robert eine Viertelſtunde ſich mit ihm unterhalten, ſo hatten beide einander gleichlieb. Die Unterredung fing von der Predigt an, woraus Reinwald ſah, daß Robert wie Reinwald denke, und ſchlos ſich mit Roberts Lieblingsmaterien, woraus Robert ſah, daß Reinwald wie Robert denke.

„Es hat mir heute ſehr wohl gethan, ſo reine Begriffe von menſchlicher Glückſeligkeit als Gottes Wort zu hören.“

Reinwald. Man kann die Menſchen nicht genug von äuſerlichen Dingen ableiten und auf ſich ſelbſt zurückweiſen; denn es iſt unglaublich, wie wenig ſie noch die Glückſeligkeitsquellen ſchätzen, welche ſie in ſich ſelbſt herumtragen. Statt aus dieſen zu ſchöpfen, welches ſie ieder zeit mit dem beſten Erfolge thun könnten, ſuchen ſie ihr Glück auſſer ſich und haſchen nach Gütern, die unter der Gewalt der Umſtände ſtehen und ihnen daher nur ſelten zu Theile werden können.

„Ja, und was noch mehr iſt, wenn ſie ſie dann nun auch erlangen, ſo ſind ſie um nichts beſſer daran. Die Befridigung der ſelbſtgemachten Bedürfniſſe erzeugt wieder andere Bedürfniſſe; der erfüllte Wunſch gebährt einen neuen noch gröſſern Wunſch, und ſo entſteht für ſie ein Strudel von Unerſättlichkeit, der ſie in den Abgrund der Unzufridenheit ſtürzt.“

Reinwald. Leider gehts ſo her in allen Ständen. Man iſt durchgängig weit unglücklicher, als man ſein ſollte; man macht ſich ſelbſt unglücklich. Freund — ein mäſſiger Wirkungskreis für uns — Bewuſtſein, daß wir in ſelbigem Gutes ſtiften — immerwährender Fortgang in Ausbildung unſeres Geiſtes und Herzens dabei — frohes Gemüth, das aus dieſen Allen entſteht — — dis zuſammen iſt die Hauptſache; alles Andere, was man dann noch braucht, fällt zu, und fällt es nicht in vollem Maſſe zu, ſo füllt Zufridenheit das Maas leicht aus.

„Aber meinen Sie nicht auch, daß doch noch etwas zu unſerer Glückſeligkeit unentbehrlich ſei, das wir in uns ſelbſt nicht finden? Noch eine andere Seele mus da ſein, mit der wir unſer inneres Glück, wie unſer äuſerliches, theilen, und das mus eine weibliche Seele ſein, die völlig mit uns ſimpathiſirt und in deren Liebe wir die Selbſtliebe noch einmahl fühlen. «

Reinwald. Allerdings. Dieſe finden wir auch, wenn wir ſie ſuchen. Freilich währet es für den gebildeteren Mann länger, ehe er ſie findet; aber endlich findet er ſie doch.

» Balſam, Balſam für mein Herz! Sprechen Sie weiter über dieſe Materie! «

Reinwald. Es iſt ia ganz natürlich daß, wer Mehr ſucht, als Andere, auch länger ſuchen müſſe, als ſie. In Anſehung des weiblichen Geſchlechts iſt dis ganz beſonders der Fall. Wie wenig geſchieht noch für die wahre Ausbildung deſſelben! Noch ſind die Mädgen, die ſich ſelbſt bilden, allein des Suchens werth. Inzwiſchen wollte ich ia um Alles in der Welt mit keinem gewöhnlichen Mädgen zufriden geweſen ſein; und ſo lies ich mich das lange Suchen nicht verdrieſſen. Fleiſch und Erz machen den Mann von Kopf und Herz fürwahr nicht glücklich.

Ich kann mir nichts ſchrecklicheres denken, als wenn ich lebenslang einen Kloß von Weib zur Seite haben müſte, die zum Strome meiner Empfindungen den Damm vorſtellte und, ſobald ich nicht vom Bierabziehen, Fleiſcheinſalzen und Wurſträuchern mit ihr ſpräche, gähnte; und — wenn ſie mir auch noch ſoviel zugebracht hätte. Ich weis den Werth des Geldes zu ſchätzen; aber der Masſtab zum Werthe des Weibes mus er nicht werden, und kann er mit dieſem nicht beſtehen, ſo thut der Weiſe, der über wahres Glück richtiger urtheilt, gern auf ihn Verzicht. Geiſt und hohe Empfindung, dieſe innere Schönheit, abgedrückt durch eine ſchöne äuſerliche Hülle, durch welche ſie hervorleuchten müſſen — das iſt des Weibes Werth.

»Ach, wie ſprechen Sie mir aus der Seele! Wie mag ein Mann ohne ſo ein Mädgen glücklich ſein?«

Reinwald. Ja, auch ich ward nicht eher wahrhaftig glücklich, als bis ich meine Henriette fand — Henrietten, den Engel in menſchlicher Geſtalt. Sie werden ſie ſehen, und dann will ich Ihr Urtheil hören. Ich fand ſie von ungefähr; nach langem Suchen fand ich ſie ohne zu ſuchen. So gehts mehrentheils mit unſeren wichtigſten Schickſalen; wir thun bei dieſen gerade das Wenigſte, und die Providenz macht zu ihrer Zeit die Hauptſachen gern allein ab. Unſer eigenes Planmachen thut ſelten gut; am beſten iſts, man wartet die Koniunktur ab und iſt ihr nur nicht entgegen, wenn ſie kommt. Was ſein ſoll, ſchickt ſich wohl — die Wahrheit dieſes alten Sprüchworts habe ich mehrmahlen in meinem Leben zu meinem Erſtaunen erfaren.

»Sie rechnen doch aber wohl nicht unter die Plane, die man nicht ſelbſt machen ſoll, auch dis — daß man ſich das Ideal des Mädchens nicht zeichne, nach welchem man ſucht?«

Reinwald. Keineswegs! Dis mus in der Seele des Suchers da ſein; es mus ſein Geleitsmann ſein, daß er *nicht falſch* ſuche. Es mag ia ein Gut ſein, welches es will, das wir ſuchen; ſobald wir es finden ſollen, mus das Bild davon erſt vor uns ſchweben. In Anſehung des *überſchwenglichen Guts* nun, das *Sie* vermuthlich iezt ſuchen, iſt dis vorzüglich der Fall.

»Wenn ſich nun aber zu dem Ideal durchaus Nichts in Natur fände, das ihm Strich für Strich ähnlich wäre?«

Reinwald. Da weis die Natur ſich zu helfen. Es iſt etwas ganz Anderes, wenn ein Gegenſtand wirklich exiſtirt und lebend da iſt, als wenn es nur lebenloſes Ideal iſt. Der kleinſte *gedachte* Reiz wird *durch Leben* erhöhet, und ſo vermiſſt man darüber dieſen oder ienen etwa in Natur fehlenden Strich des Ideals leicht. Auch findet man dafür manchen andern ſchönen Strich in Natur, den das Ideal nicht hatte; und ſo hat das alles nichts zu ſagen. Nein, nein, iunger Mann; Sie werden ſie finden, die Sie ſuchen, wie ich ſie fand, die ich ſuchte; ſtudiren Sie vielmehr in voraus darauf, wie Sie ſie, wenn Sie ſie gefunden haben, als Fund, den Sie dann beſitzen, immer ſo im Werthe für ſich erhalten, daß Sie ſie lebenslang noch ſuchen würden, wenn Sie ſie noch nicht gefunden hätten. Das iſt ſchwerer, und dazu gibt es nur ein Mittel.

»Ich glaub' es zu kennen; doch nennen Sie mir's.«

Reinwald. Es beſteht kurz und gut darin, daß die Liebe menſchliche Liebe bleibe, und daß man ihre höheren Freuden am höchſten ſchätze.

»(indem er ihm um den Hals fällt) Ach Mann ganz nach meinem Herzen, Sie haben Recht. das iſts, ia, das iſts — das meint' ich.«

Reinwald. Die Sache iſt durch die Erfarung ſo bewieſen, daß man ſie nicht einmahl aus Gründen zu erweiſen nöthig hat. Werden nicht die mehreſten Eheleute nach einer kleinen Reihe von Jahren ſo kalt und gleichgültig gegen einander, als wenn ſie ſich gar nichts mehr angingen? Alle Liebe iſt bei ihnen erloſchen. Sie werden einander überdüſſig, wünſchen ſich wieder von einander — — o wehe der Lage, in welcher die heilige Sache der Menſchheit, die Liebe, noch iſt! Ich kann meinen Jammer darüber nicht genug ausdrücken; Grauen überfällt mich iezt, ſo oft ich ein Paar Leute trauen mus, und es iſt mir immer, als ſähe ich ſie ſchon, wie ſie nach einiger Zeit im Herzen zu mir ſprächen — du Zuſammenfüger, kannſt du uns nicht wieder ſcheiden? Was iſts, daß dieſe Metamorphoſe hervorbringt? Uebergenus der Thierheit!

»Ich glaube aber auch, daß es aus Gründen beweisbar ſei, daß es dabei nicht anders kommen könne. Wie kann Liebe ohne Achtung für einander beſtehen?

Wie Achtung ohne fortdauernde Beſcheidenheit gegen einander? Dieſe aber wird ia durch thieriſchen Uebergenuss von Grund aus zernichtet. "

Reinwald. Richtig! Das zu oft ein Fleiſch werden zerſtört das ein Herz und eine Seele ſein ganz und gar. Jenes iſt ia doch nur Thierheit und bleibt Thierheit; und wenn es die Dichter auch zur Sache der Götter machen und ihm ſogar eine beſondere Gottheit vorſetzen, deren Dienſt und Verehrung es wäre. Wenn nun ein Menſch gegen den Andern zu oft Thier wird und den Andern zu oft zum Thiere macht: ſo mus der Werth Beider in den Augen Beider gegenſeitig ſinken.

„Ja, ſo ſinken, dächt ich, daß ſie zuletzt, wo ſie ſich nur ſähen, mit dem Gedanken ſich anſehen müſten — wir Thiere! Ich laſſe es gern auf ſich beruhen, daß der Menſch in Hinſicht des großen Zwecks der Fortdauer ſeiner Gattung dem allgemeinen Propagationsgeſetze des Thierreichs unterworfen ſei; aber das iſt mir unbegreiflich, wie ein Liebender zum Andern gleichſam ſagen könne — dann biſt du mir erſt am liebſten, wenn du Thier mit mir wirſt. Es kann nicht anders ſein, als daß dieſe Sprache das Grab der Liebe werden müſſe.

Reinwald. Ueberhaupt ſollten Liebende doch auch die Analogie mehr beherzigen, welche ſie allein ſchon weiſe Mäſſigkeit lehren kann. Es iſt ia nichts zu denken, das zu unſerer Erhaltung und Beglückung gehört, welches nicht, ſobald es übermäſſig genoſſen wird, gerade das Gegentheil wirkte und uns, ſtatt uns zu beglücken, unglücklich machte, und ſtatt uns zu erhalten, zerſtörte. Sollte man glauben können, daß die Natur bei der Liebe einzig und allein eine Ausnahme von ihren allgemeinen Geſetzen gemacht haben werde? Vielmehr iſt die Liebe am meiſten an ſie gebunden. Ebenſo lehrt auch die Analogie von einer andern Seite, daß es, ſobald es irgendwomit zu oft bis zur Extremität kommt, um den Werth deſſelben geſchehen ſei.

»Ich glaube ſogar, daß der thieriſche Uebergenuß am Ende dem Herzen die Kraft, wahrhaftig zu lieben, raube. Die Flamme der Innigkeit kann nicht mehr auflodern, die das Weſen der Liebe ausmacht; es gebricht an Feuerſtof dazu. Es hat bei bloſſen Verſuchen, ſich zu hohem und vollen Wollen für einander zu erheben, ſein Bewenden; Schwung- und Spannkraft des Herzens iſt dahin; der grobe Sinnenreitz hat das feinere Gefühl für einander abgeſtumpft, ſo abgeſtumpft, daß es durch nichts wieder Schärfe erhalten kann.

Reinwald. Alles wahr! Alles vollkommen wahr! Beſonders verliehrt ſich die Kraft zu geiſtiger Unterhaltung, wie der Hang dazu, ganz, und ſolche Perſonen ſind iener hohen Empfindungen, iener ſüſſen Schwärmereien, iener himmliſchen Seeleneinigung durch heilige Simpathie gar nicht mehr fähig; und was iſt die Liebe ohne dieſe? So viel mögen Liebende an Lebensgeiſtern, an elektriſchem Feuer, an Aether, oder wie wir es nennen wollen, abgeben, als dazu nöthig iſt, im Gleiſe der ſparſamen Natur wandelnd des hohen Elternglücks theilhaftig zu werden; aber — mehr, als dis, — zweckloſe Verſchwendung — Orangoutangismus — — o wehe, daß Eheleute noch immer der Meinung ſind, als hätten ſie am Altare ein Privilegium hierzu erhalten! Sie glauben aber nicht, iunger Freund, wie es in den Ehen auf dieſer Seite hergehe. Man lebt da oft weit abſcheulicher, als unſere lüderlichſten Eheloſen nur leben können. Dieſen wird es zum Verbrechen gemacht; ienen zur Gerechtſame. Warum ſchweigen unſere Moralen hiervon? Hier, hier iſt noch eine ungeheure Lücke in ihnen; alſo in einem der allerwichtigſten Kapitel. Wie die Sache noch ſteht, ſo iſt es faſt, als wenn der Eheſtand dazu da ſein ſollte, daß die Menſchen durch ihn in den Stand der Thierheit völlig herabſinken möchten. O wie wird der groſſe Zweck der Vereinigung beider Geſchlechter dadurch ſo ganz und gar verkehrt!

„Ja wohl, ia wohl! Durch ſie ſoll ein ganzer Menſch gleichſam erſt werden, und ſo werden viele gar zu Thieren dadurch. Wiſſen Sie kein Mittel, dem Uebel abzuhelfen?“

Reinwald. Für ungebildete Menſchen nicht; aber für gebildete wohl. Es mus anfangs nicht verſehen werden; das iſt die Hauptſache. Gebildete Liebende hatten ia vorher, ehe ſie ſich ehelichten, an dem Menſchlichen der Liebe genug; warum ſollten ſie nicht nachher noch eine Zeitlang daran genug haben können? Sie müſſen nur wollen. Sie müſſen fortfaren, die höheren Freuden der Liebe als die Hauptſache zu betrachten; ſie müſſen ſich erſt recht im Genuſſe dieſer feſtſetzen und das Verlangen nach dieſen zum herrſchenden Verlangen in ſich machen. Thun ſie nicht ſo; ſuchen ſie den Unterſchied der Liebe in der Ehe ſtracks in dem Thieriſchen der Liebe: ſo iſts um ſie geſchehen. Die Thierheit gewinnt in ihnen mit den erſten Tagen die Oberhand; die Ideenaſſociation an der Hand der Fantaſie kommt dazu und verthiert ſie ſo, daß ſie bald einander in der Einſamkeit nicht mehr anſehen können, ohne an Thierheit zu denken. Meine Henriette war länger meine Braut, als die Welt es wähnte, und — wir ſegnen uns beide noch dafür.

Henriette erſchien und unterbrach das Geſpräch. Robert machte bei ihrem Anblick zwei Entdeckungen auf einmahl. Henriette war das Frauenzimmer mit dem griechiſchen Profil, das er in der Kirche geſehen. Henriette ſchien ihm auf den erſten Blick gleich ſeinem Ideale ſehr ähnlich zu ſein, ausgenommen, daß ihr die völlige Gröſſe in ſeiner Zeichnung fehlte. Ganz Auge auf ſie, war er nur begierig, ſie ſprechen zu hören. Henriette hatte nicht gewuſt, daß ein Fremder bei ihrem Manne ſei, und kam, um ihn zum Mittagseſſen zu rufen. Befangen darüber, machte ſie blos eine ſtumme Verbeuaung und flüſterte ihm einige Worte ins Ohr. »Ohne Umſtände, ſprach Reinwald, eſſen Sie mit und nehmen Sie uns, wie ſie uns finden. — Mein Kind, ich habe uns einen guten Tiſchgeſelſchafter aus der Kirche mitgebracht. Drüben wollen wir ihn ausfragen, wer er iſt.« Robert nahm die Einladung traut an und führte Henrietten ins Speiſezimmer.

Die Unterhaltung ward bald eine der angenehmſten, und Henriette zeigte, daß ihr Inneres dem Aeuſerlichen vollkommen entſpreche. Robert pries noch in der erſten Stunde ſeinen gaſtfreien Wirth unendlichſelig. Das Reſultat aller der erſten Eindrücke, welche das herrliche Weib auf ihn machte, war — »Heil dem Manne, der dich fand! Doch, wie er dich gefunden, ſo werde ich auch die Meinige finden.«

Dieſer Gedanke gab ihm einen ſo elektriſchen Schlag, daß er unaufgefordert von ſich zu erzählen anfing und ſeinen Vorſatz äuſerte, ſich einige Zeit in dieſer Gegend aufzuhalten, um ſeine Landſchaftszeichnungenſammlung zu vermehren.

Welche Freude für Henrietten, die auch ziemlich gut zeichnete, als ſie dis hörte! Nun ward das Geſpräch noch traulicher und lebhafter, und ſie bat ihn, daß er ſie während ſeines Aufenthalts hier herum recht oft beſuchen möchte, damit ſie von ihm lernen könnte. „Das können wir beſſer machen, verſetzte Reinwald; unſer Haus iſt gros genug. Bleiben Sie bei uns, ſo lange Sie wollen.“ Der Koffer ward geholt und Robert lies ſich bei dieſen Glücklichen häuslich nieder.

Kaum hatte er einige Tage bei ihnen zugebracht, ſo blickte er ſchon in das ganze Innere ihres Hauſes und Lebens ein. Er fand hier ſeine hohen Ideen von den Wonnen der Liebe wahrhaftig realiſirt; die Seligkeit, welche dieſe beiden Menſchen genoſſen, ſchien ihm das Bild von höchſter menſchlicher Seligkeit zu ſein, und er beſchlos, in ihrer Schule alles das zu lernen, was er noch nicht wiſſe. Die herzlichſte Vertraulichkeit und die zärtlichſte Beſcheidenheit vereinigten ſich bei dieſen Eheleuten; ſie ſchienen Liebende noch in der erſten Periode zu ſein, und die erſt im Begrif wären, einander zu heirathen; ihre Blicke waren noch gleich-hangend an einander, ihre Umarmungen noch gleich-feurig; ieder las die Wünſche des Andern in ſeinen Augen und erfüllte ſie, ohne Worte zu hören. Bald ſprachen ſie über häusliche Angelegenheiten mit gleicher Theilnehmung; bald unterhielten ſie ſich mit Robert über ſchönere Gegenſtände; bald lieſſen ſie ihren kleinen Karl von einem Arme auf den andern wandern. Robert ward von Beiden wie ein Bruder behandelt und nahm an allem Guten, das ſie hatten, ſo Antheil, als wenn er der dritte dazu gehörige Mann wäre. Er betrachtete es als das günſtigſte ſeiner Geſchicke, daß er zu dieſen Edlen eingehen müſſen, und kam ſich dabei ganz wie ein junger Juriſt vor, der, wenn er ſeine Studien abſolvirt hat, ſich in die Expedition bei einem Praktiker begibt, um da ſeine Kenntniſſe zu vollenden und ſich nun auch zur Praxis gehörig geſchickt zu machen; nur war der Unterſchied der, daß er hier nicht vollkommen proceſſiren, ſondern vollkommen lieben lernte.

Henriette nahm Zeichenſtunden bei ihm und er erhielt dadurch Gelegenheit, ihren groſſen innern Werth erſt ganz kennen zu lernen. Ihr Sinn für das Schöne gab dem ſeinigen nichts nach, und überraſchte er ſie einmahl mit einer höheren Empfindung des ſchönen Groſſen, ſo überraſchte ſie ihn dafür bald wieder mit einer höheren Empfindung des ſchönen Sanften. Beide fühlten reine und hohe Simpathie unter ſich, und ſo ward bald manche Stunde, die zum Zeichnen beſtimmt war, unter ſeelenvollen

Geſprächen und enthuſiaſtiſchen Herzensausgieſſungen zugebracht.

Nach einer ſolchen Stunde war es einmahl, als Reinwald an Robert die Frage that — „Nun, da Sie meine Henriette geſehen, was urtheilen Sie über ſie? Nicht wahr, was ich Ihnen vorherſagte?“

„Gott, wie unausſprechlichglücklich ſind Sie!“

Reinwald. Ja, das bin ich. Sie werden's aber auch werden; bleiben Sie nur bei Ihren Grundſätzen. Sehen Sie, ich hatte mir auch ein Ideal gezeichnet, und Henriette entſprach ihm bis — auf die Gröſſe.

„Was Sie ſagen!“

Reinwald. Als ich ſie aber näher kennen lernte, vermiſſte ich die ihr fehlende Gröſſe nicht mehr. So wirds Ihnen auch gehen.

„Was Sie ſagen!“

Reinwald. Was würden Sie aber thun, wenn Sie iemals Ihr Ideal zwar in

Natur fänden, es aber ſchon im Beſitz eines Andern erblickten?

„So würde ich es mit hoher Wonne zwar jederzeit ſehen, mein Herz aber würde nie Anſprüche darauf machen; oder ſo, wie der erſte Anſpruch ſich regte, würde ich mir urplötzlich auch den ferneren Anblick deſſelben entziehen.“

Reinwald. Sie preiſen mich glücklich, Freund, und ich bin es auch; aber mitten im Genuſſe meiner unbegränzten Glückſeligkeit thue ich oft die Frage an mich — wie würde dir nun werden, wenn dir Henriette wieder genommen würde?

„Das iſt ein fürchterlicher Gedanke. Weg mit ihm! Ihm müſſen Sie nicht nachhangen.“

Reinwald. Ja, und doch gehört der Fall unter die, auf welche man ſich vorbereiten mus. Wie bald iſts um ein Weib geſchehen!

»Halten Sie denn die Weiber für ſo unbeſtändig in der Liebe? Ich denke mir vielmehr das Gegentheil.«

Reinwald. Ei, ſo mein' ichs nicht. Man ſagt es den Weibern zwar nach, daß ſie veränderlich wären; ich dächte aber, daß ein Mann tauſend Mittel hätte, ſich des Herzens ſeiner Frau von neuem wieder zu verſichern. Meine Frau z. E. müſte es gewis ſelbſt mir entdecken, wenn es möglich wäre, daß ſie iemals Neigung für einen Andern empfände. Unter Wahrhaftigliebenden iſt aber ſo ein Fall kaum denkbar. — Nein, ich meine, wenn mir Henriette voran ſtürbe, bald voran ſtürbe!

»Setzen Sie doch nicht das Aeuſerſte!«

Reinwald. Das iſt es gar nicht. Dis iſt wohl möglich; ienes aber, daß ſie mir ungetreu würde, iſt unmöglich.

»Wie ſollte das Schickſal ein Paar Menſchen erſt ganz für einander ſchaffen, und hernach durch den frühen Tod des einen den Andern zugleich frühzeitig wieder zerſtören?“

Reinwald. Nur gar zu oft werden die, welche ſich am unausſprechlichſten lieben, am erſten wieder getrennt, und die ſich einander zur Quaal ſind, werden alt und grau beiſammen. Aber ſchrecklich, ſchrecklich muß es ſein! So ganz erſt für einander leben, an einander hangen, in einander exiſtiren, und dann mit einem mahle wieder — aus einander — — — Wie, wenn beide Zahnreihen aus ihren Hölen mit einem Zuge ausgezogen, alle Gedärme mit einem Schnitte zerſchnitten, alle Knochen mit Hämmern auf einmahl zerknirſcht und Nieren und Herz zugleich ausgeriſſen würden, ſo müſt's ſein.

„Hilf uns Gott, das müſte gar nicht zu überleben ſein.“

Reinwald. Lange wenigſtens nicht. Die Kraft der Religion iſt zwar gros, und ich bin ſelbſt Religionslehrer; aber hier, glaub' ich, reichte ſie für mich nicht zu.

„Was könnte uns die Religion auch Gröſſeres zum Troſte ſagen, als daß eine beſſere Welt uns wieder vereinigen würde? Und ſo würde dis nur die Sehnſucht vermehren — *bald nach! bald nach!*“

Reinwald. So iſts. Und darum ſtehts um unſere *ſchönſte* Glückſeligkeit nicht beſſer, als um alles Andere. Erſt ſucht und ſucht man ſein zweites Ich lange, ehe man es findet — das iſt die eine Noth; iſt dieſe vorüber, ſo geht die andere an und man fürchtet und fürchtet nun wieder es zu verliehren.

„Und doch wird man *ohne ein zweites* Ich nie *ganz* Ich.“

Reinwald. Dennoch denke ich den Trennungsgedanken oft. Ich denke ihn oft mit Henrietten zuſammen, und das ſind die heiligſten Augenblicke unſeres Lebens. Dann ſagen wir uns beide, daß es möglich ſei, daß wir einer den Andern bald verliehren können; Sie können nicht glauben, was für unnennbare Empfindungen dis gebe und wie wir dann am trauteſten an einander hinſchmelzen. Ach junger Freund, das ſind Stärkungen der Liebe, wie ſie die ganze Welt nicht weiter hat. (Henriette kam dazu und Reinwald ſchlos ſie mit enthuſiaſtiſcher Wärme in ſeine Arme) O du meine Henriette — du mein Leben — du mein Alles!

Robert faltete unwillkürlich die Hände, erquickte ſich am himmliſchtrauten Anblick und ſprach bei ſich ſelbſt — „Wehe dem, der eure Liebe ſtören könnte, er heiſſe Menſch, oder Tod!“

Die Zeichenſtunden wurden fortgeſetzt, und zwar mit verdoppeltem Eifer; damit Henriette von dem Gaſt Robert während ſeines Aufenthalts ſo viel lernen könnte, als möglich. Nach jeder derſelben eilte ſie nun zu ihrem Manne, um ihn durch das allerherzlichſte Beiſammenſein für ihren Verluſt unterdeſſen gleichſam zu entſchädigen.

Einſt vergas ſie dis zu thun.

Reinwald ſchrieb es häuslichen Geſchäften zu, die ſie davon abgehalten hätten.

Als ſie nach einigen Stunden zu ihm kam, war ſie unruhig und las Vorwürfe in ſeinen Augen, an die ſein Herz nicht dachte. Er fragte ſie dreimahl nach der Urſache ihrer Unruhe; aber ſie wich der Antwort aus und blieb unruhig. Drei Tage hinter einander ſetzte ſie darauf die Zeichenſtunde aus und brachte ſie bei ihrem Manne zu. Es war, als hätte ſie ein Gelübde gethan; und ſobald ſie dis erfüllt, kehrte die Ruhe in ihr Herz zurück, und man las in ihren Augen die Worte — Nun hab' ich wieder gut gemacht.

Die ſchönſte Jahreszeit war da. Die Gefilde umher wurden die lachendſten, die bezauberndſten. Robert fing an, einige der herrlichſten Mahlereien der Natur aufzunehmen, und — Henriette ward ſeine Begleiterin. Bald ging auch Reinwald mit; bald kam er nach: bald fehlte er ganz dabei. Im letztern Falle lauerte er dann ſchon Stundenlang am Fenſter, und ſo, wie er Henrietten mit Robert zurückkommen ſah, eilte er vor die Thüre, um ſie aus Roberts Armen wieder in Empfang zu nehmen.

Man ſage von der Unſchuld der Natur, was man will; in ihrem freien Schoſſe quillt Liebe, und ie ſchöner die Gegend, deſto ſtärker der Quell. Höret, höret, — ihr, die ihr euch lieben wollet und dürfet, und ihr, die ihr euch nicht lieben dürfet und wollet! Ihr Erſteren, ſuchet die Einſamkeiten der wunderſchönen Schöpfungen — ſo benedeiend für euch, wie ſie, können Tempel und Altäre nicht ſein. Ihr Letzteren aber, fliehet ſie; Tanzſäle ſind euch nicht ſo gefährlich, als ſie. Das Auge voll romantiſchen Anblicks bezaubert die Seele, gibt der Fantaſie Allgewalt, hemmt das deutliche Bewuſtſein, ſpannt die Empfindungen überhoch und — — —

An einem der göttlichſten Maitage beſchloſſen die drei Hausgenoſſen die Wanderung auf einen Berg, auf deſſen ſüdlicher Abhangsmitte einer von den hundert allerſchönſten Proſpekten der Erde war, den Robert aufnehmen und ſeinen gutherzigen Wirthsleuten zum Denkmahl ſeines Aufenthalts bei ihnen widmen wollte. Reinwald bekam eine unerwartete Amtsverrichtung und verſprach, nachzukommen. Die Luft war balſamiſch, die Lerchen ſangen zu Hunderten, die Nachtigallen wetteiferten, die Quellbäche auf den Höhen rauſchten einwiegend in ſüſſe Fantaſieen zu den Thälern hinab. Robert und Henriette erwählten den ſchönſten Platz, wo man die volle Anſicht eines der prachtvolleſten Amphitheater der Natur hatte. Dicht hinter ihnen war kleines Gebüſch. Robert fing an zu zeichnen; Henriette fing an zu reden. Robert hörte auf zu zeichnen; Henriette fuhr fort zu reden. Einzelne Empfindungstropfen ſammleten ſich zu einem Empfindungsbache; der Empfindungsbach ward zum Empfindungsſtrome — — Ehe ſie es bemerkten, hatten ſie das Gebüſch nicht mehr unter ſich, ſondern vor ſich. Die Ausſicht war weg — ſie ſahen nur ſich. Henriette ſprach — Lieben und wieder geliebt werden nähert uns dem Zuſtande der Gottheit — und drückte ihm dabei elektriſch die Hand; — macht uns zu Halbgöttern — ſetzte Robert feurig hinzu und ſank reines Herzens an ihren Buſen. So blieb er lange geſunken und ſank immer tiefer zur rechten Hand. Herz ſchlug gegen Herz — Herz klopfte ſo laut gegen Herz, daß beide zu gleicher Zeit in die Höhe fuhren und den vorigen Platz wieder einnahmen.

Robert. Was iſt? Was geſchah uns? Was iſt?

Henriette. Ach da kommt mein lieber Mann. (Thränen quollen ihr dazu aus den Augen)

Robert ſah die Thränen, ſprach kein Wort, führte Henrietten ihrem Manne zu und ſagte — ich komme nach. Reinwald ging mit Henrietten fort. Robert trat hinter das kleine Gebüſch zurück.

„„Hier war es, hier! Hier — hier!“ — Und was war hier? — Nichts! — „Nichts? gar nichts?“ — Bei meinem Herzen — noch weniger, als Nichts! — „Du warſt ia aber nicht bei dir; du weiſſ'ſt viel, was geſchehen iſt.“ — Gott ſoll mit mir ſein, ich werde doch wiſſen, was ich that. — „Aber du haſt nicht recht gethan, und ſie auch nicht; ihr thatet Beide unrecht.“ — So ſei's! So ſchwör' ich beim Mai und beim December — ich wills nicht mehr thun — ich wills wieder gut machen — wer denkt ſich denn auch ſo etwas? Fort will ich aus dieſen Gefilden, heute noch fort. Wenns ſo iſt, ſo könnte ich wohl gar die Ruhe eines Hauſes ſtören, das mich ſo freundſchaftlich aufnahm. Gott behüte mich davor! Ich will Ihm ſelbſt Alles ſagen, in Ihrer Gegenwart Alles ſagen, und dann — fort, fort! Nein, nein, Robert, ſo denkſt du nicht; es iſt auch gar nicht ſo weit — bewahre Gott, bewahre Gott! Aber doch — lieber fort.

weitweg fort, bis nach Südindien fort! (drückt ſich den Hut tief ins Geſicht) Adieu Paradis! Auf meinen eigenen Befehl lagere ſich nicht ein Cherub, ſondern das ganze Cherubsheer vor dir, und ieder davon habe meintwegen zwei hauende Schwerdter! Ihr könnet lange um euch her hauen, ehe ihr Robert trefft. ««

Sobald Robert nach Hauſe kam, packte er ein. Niemand von ſeinen Wirthsleuten lies ſich ſehen, oder hören. Als er fertig war, ging er auf Henriettens Stube. Henriette ſas den Kopf auf den Elnbogen geſtützt, das Schnupftuch vor die Augen haltend und heftig ſchluchzend. Er ergrif bieder ihre rechte Hand.

»Freundin, warum ſind Sie ſo auſſer ſich? Sein Sie doch unbefangen, wie ich! Haben wir denn etwas Böſes gethan?«

Henriette, noch heftiger ſchluchzend. Nein doch — das nicht! Ach nein doch — nein!

„Herz ſchlug la nur gegen Herz. Iſt das etwas Böſes, ſo wollt' ich, daß kein Herz Schlag hätte. Aber — eine ewige Warnung ſoll mir's ſein, mit ſo einer Frau, wie Sie ſind, ie in einem der ſchönſten Schoſſe der Natur wieder allein zu ſein. Ich büſſe für meine Sünde, wenns eine iſt, glauben Sie mir's. Sie ſind gut und ich bin nicht ſchlecht.“

Henriette. Ach — verlaſſen Sie mich!

„Ja, das will ich auch. Heute noch — ganz, auf ewig!“

Henriette, froher. Ja, das iſt auch wohl das Beſte.

„Ja doch, ia; mein Koffer iſt ſchon gepackt. Herrliche Henriette, ich bin es Ihnen ſelbſt ſchuldig. Nur den letzten Gefallen noch; kommen Sie mit zu Ihrem Manne. Da wollen wir von einander Abſchied nehmen.“

Wie eine verwundete Heldin vom Schlachtfelde ſtand Henriette auf, reichte ihm ſelbſt den Arm und ging mit ihm in Reinwalds Stube.

Reinwald, als er ſie in der ſonderbarſten Seelenverwirrung Arm in Arm hereintreten ſieht. Sagt mir nur, was Ihr vorhabet.

Henriette, ſich von Robert losreiſſend und ihm um den Hals fallend. Ach beſter Mann, beſter Mann, unſer Gaſt und ich — —

Reinwald. Nun was denn — was denn? Gezankt habt ihr euch nicht — das merkt' ich wohl.

Henriette, ihn faſt zerdrückend. Ach — ach — nun weiſſ'ſt du Alles; aber wir Beide ſind nicht ſchlecht.

Robert, in ſich ſelbſt verdrüslich. Ich — mache Platz.

Reinwald, zu Robert. Iſts nun nicht wahr, was ich ſagte, daß meine Henriette mir ſelbſt entdecken würde, wenn es möglich wäre, daß — —?

Robert, ganz in ſich gekehrt. Ich — mache Platz.

Reinwald. Auch Sie ſind ein junger Mann, der ſo handelt, wie er ſprach. Nun ſeid beide zufriden und beſinnt euch. Robert iſt ein ſchönerer Mann, als ich, liebe Henriette; aber ich bin gewis ſo gut, wie er. (Henriette ſchreit laut auf und umſchlieſſt ihren Mann auf das feſteſte)

Robert. Vergebung von Ihnen Beiden — nur Vergebung! Gott ſegne Sie! Ich — auf der Stelle fort.

Reinwald lies anſpannen und begleitete Robert in Geſelſchaft Henriettens einige Meilen weit. Bei der Trennung hätte der erſte Mahler Deutſchlands zugegen ſein ſollen; er würde eine Piece geliefert haben, die ihres gleichen noch nicht hätte. Henriette lag in Reinwalds Armen, als Robert mit ſeinen Armen beide umſchlos, und Reinwald drückte Roberts und Henriettens Köpfe zuſammen. »Finde ich ſie, die ich ſuche, — wenn ſie nehmlich noch für mich ſuchbar iſt — waren Roberts letzte Worte, ſo kehre ich mit ihr in dieſe Gefilde zurück, und dann will ich vor Ihren Augen ſo ſelig ſein, meine Lieben, wie Sie es vor den meinigen waren.“ Henriette warf beim Einſteigen in den Wagen Robert noch einen Seitenblick zu, umarmte aber im Wagen ihren Mann.

Robert, als er den Schlag zuwirft. So iſts recht. Dem Freunde einen Seitenblick — dem Manne die Umarmung! Göttliche Henriette, Sie vergeſſe ich nie.

In dem Flecken, wo die Trennung geſchah, hatte Reinwald einen Freund, den Amtmann, der auf ſeine geheime Beſchikkung Robert alsbald mit vieler Gefälligkeit aufnahm. Es traf ſich eben, daß die Principalin des Amtmanns zugegen war. Frau von R. war ſeit drei Jahren Wittwe, und ihr Mann hatte ihr, da er ohne Erben ſtarb und ſeine Güter an den Fürſten fielen, kurz vor ſeinem Tode hier ein Gut gekauft, welches eins der ſchönſten in der ganzen Gegend war. Sie gewann Robert zu verſchidenen mahlen Rede an, der aber heute bei übler Laune war und auf einige Stunden allein zu ſein begehrte. Der Amtmann öfnete ihm den Garten; wo auch Abends geſpeiſet ward.

Als die Geſelſchaft zum Souper im groſſen Lindenrunde kam, war Robert nicht zu ſehen. Man theilte ſich, um ihn zu ſuchen. Frau von R. fand ihn endlich auf dem entlegenſten Plaze unter den Silberpappeln, wo er die Füſſe über einander gelegt, die Arme zuſammengeſchlagen, den Hut tief ins Geſicht gedrückt, gedankenvoll da ſas. „Mein Herr, Sie ſollen mir folgen; es geht zu Tiſche.“ Robert ſprang auf und führte ſie ins Lindenrund.

Der Amtmann gab ein köſtliches Souper. Jeder ſuchte Robert ins Geſpräch zu verwickeln; er zog ſich aber immer mit Aalglätte wieder heraus. Endlich brachte ein Bedienter ein Paar Bouteillen Tockaier. Frau von R. ſchenkte ihm mit eigener Hand ein. Nach Vergang einer halben Stunde erfolgte die gehofte Wirkung davon. Robert ward der unterhaltendſte Geſelſchafter und fing an von ſeiner Reiſe in die Welt zu ſprechen. Der Amtmann brachte ihm Reinwalds Geſundheit zu, und die Frau von R. Henriettens. Still, wie ein Froſch, wenn nach ihm geworfen wird, ward Robert. Frau von R. heftete einen ihn völlig durchſchauenden Blick auf ihn.

Die Rede kam von Henrietten aufs Zeichnen; da dann Robert wieder Sprache erhielt. Frau von R. ward ganz Ohr, als ſie ſeine Stärke in dieſem ihren Lieblingsvergnügen vernahm. Es war ein angenehmer Abend; nach Tiſche ging ſie mit ihm im Garten auf und nider und that ihm den Vorſchlag, daß er auf ihrem Schloſſe Quartier nehmen möchte, weil ſie ſeinen Unterricht auf einige Zeit zu haben wünſchte. „Es wird Ihnen bei mir gefallen, ſprach ſie, ich wohne ſehr romantiſch, habe einen ſchönen Garten, eine ſchöne Bibliothek, eine ſchöne Gemählde ſammlung, auch eine ſchöne Geſelſchafterin, kurz, Alles, was mein Herz wünſcht.“ Robert, der keine Plane zu machen pflegte, ſondern ſie ſich vom Schickſal machen lies, nahm den Vorſchlag an und zog noch an demſelben Abend zur Frau von R.

So dunkel es war, als er ins Schlos trat, ſo gab ihm doch die Gröſſe des Gebäudes und die Pracht der Zimmer, welche er ſogleich zu ſehen bekam, alsbald einen hohen Begrif von dem darin befindlichen Wohlſtande. Aber — wie erſtaunte er erſt, als er am folgenden Morgen in ſeinem Schlafzimmer ans Fenſter trat! Vor ihm lag da in der Tiefe ein groſſer, herrlicher Park, deſſen unzählichabwechſelnde Parthieen, deren eine immer reizender, als die andere, war, er von oben herab mit einem Blick überſah. Am Ende deſſelben zog ſich ein Gebirge rings umher, welches von unten bis oben mit einem ſchönen Tannenwalde bekränzt war. So Fantaſieerregend hatte er noch nichts geſehen; ſeine Augen ſchwärmten umher, er trat zurück, ſtreckte die Arme weit aus und glaubte, auf einem Zauberſchloſſe zu ſein. Kaum hatte er ſich durch Greifen nach Wänden, Tiſch und Fenſtern von der Wirklichkeit der Dinge um ſich her überzeugt, ſo rief er einmahl über das andere aus. — Mehr, als himmliſch! Mehr, als himmliſch!

Ein Bedienter lud ihn zum Dejeuner bei der Frau von R. »Ich habe ſchon gefrühſtückt — ich habe ſchon gefrühſtückt« mit dieſen Worten trat er in ihr Zimmer, und als ſie die Erklärung hiervon forderte, ſetzte er hinzu, daß er ſich ſatt geſehen habe. Sie lächelte und ſprach — »das dacht' ich wohl, daß das ſo etwas für Sie ſein würde; darum ließ ich Ihnen Ihr Schlafzimmer dahinaus anweiſen. Ich wünſche nur gar zu ſehr, daß es Ihnen recht bei mir gefallen möge. Sie thun von nun an, als wenn Sie hier zu Hauſe wären. Der Bediente, welcher Sie rief, iſt zu Ihrer Aufwartung beſtimmt; wir ſpeiſen zuſammen und genieſſen iedes Vergnügen zuſammen. Der dritte Mann iſt zwar verreiſet, wird aber bald wiederkommen. Zeichenſtunden werde ich mir ausbitten, wie es mir einfällt. Uebrigens, ie mehr Sie mein Geſelſchafter ſein werden, deſto lieber wird mirs ſein. Von anderweitigem gröſſern Geſelſchaftsgeräuſche bin ich keine Freundin. "

Robert lies ſichs nicht einfallen, darüber nachzudenken, wie das alles zuſammenhangen möge, ſondern blieb bei dem Gedanken ſtehen, daß es ſo habe ſein ſollen, und gab der Frau von R. zu Allem ſein naiſes Ja. Sie führte ihn am erſten Morgen noch in ihre Bibliothek, und aus dieſer zu ihrer Gemähldeſammlung. Nun ſah Robert erſt ganz, wo er wäre, und dieſe beiden Zimmer blieben in ſeinen Augen die ſchönſten im ganzen Schloſſe, ſo geſchmackvoll die übrigen auch angelegt, und ſo prachtvoll ſie auch meublirt waren. „Hier, ſprach er zur Frau von R., werde ich mit Ihrer Erlaubniß oft ſein.“ Ja, ja, erwiederte ſie, wir beide.

Frau von R. hatte bereits dreiſſig und acht Jahre verlebt und war auch in den Zeiten ihrer Blüte nicht eigentlichſchön geweſen. Von beträchtlicher Gröſſe, hatte ſie ein rundes Vollblütigkeit ankündigendes Geſicht, worin nicht viel Ausdruck war; ihr Anſtand aber war edel und ebenſo edel ihr Herz. Zum Wohlthun leidenſchaftlich geneigt, lies ſie keinen Tag vergehen, ohne ihn mit grosmüthigen Handlungen zu bezeichnen. Vom Putz hatte ſie nie viel gehalten; deſto mehr ſchöne Kentniſſe aber beſas ſie. Ihre Empfindungen ſchienen mäſſig. Wenn Robert zu ſchwärmen anfing, ſo hörte ſie es zwar gern, ſie konnte ihm aber nicht nachſchwärmen. Robert ſchätzte ſie ſehr hoch; da ſie aber über ſeinem Stande und über ſeinem Alter war, ſo war es ihm nicht einmahl eingefallen, ſie gegen ſein Ideal zu halten.

Es vergingen die erſten vier Wochen, und die angekündigte ſchöne Geſelſchafterin erſchien nicht. Frau vön R. ſagte, daß ſie krank geworden wäre. Unterdeſſen war kein einziger fremder Beſuch geſchehen; Robert hatte fleiſſig Zeichenſtunden gegeben, hatte das Vorleſeramt fleiſſig verwaltet, hatte den ſchönen Park mit ſeiner Wohlthäterin fleiſſig durchſtrichen und die Gegenden umher mit ihr fleiſſig befahren und war faſt gar nicht von ihrer Seite gelaſſen worden.

Jetzt fing die Frau von R. an ſich mehr zu putzen, als ſonſt. Robert muſte ihr ſagen, welcher Anzug ihr am beſten ſtehe, und ſofort ward der von ihm benannte ihr immerwährender. Sie ward noch zuvorkommender gegen ihn, machte ihm unter andern Geſchenken von Werth auch ein Geſchenk mit ihrem Gemählde, das ſie ihm als Brelocke mit einer goldenen Uhr zugleich überreichte. Auch fing ſie ſogar an nachzuſchwärmen, wenn Robert vorſchwärmte. Robert lies alle dieſe Bemerkungen, weil ſie ganz von ſeinem Geſichtskreiſe ablagen, entwiſchen und antwortete blos, als ſie ihm einſt ſagte, daß er viel Aehnlichkeit mit ihrem Manne habe, — das iſt wohl möglich.

Endlich kam Franciska, die Schöne. Frau von R., die ihre Ankunft vorherwuſte, richtete es ſo ein, daß er ſie zum erſten mahle in ihrer Gegenwart ſah. Ein Anderer, als Robert, würde in ihr dabei auf der Stelle die Beobachterin der erſten Eindrücke erkannt haben. Robert aber, ohne ſo etwas auch nur zu ahnden, überlies ſich dieſen ganz und ſtand wie verſteinert da, als Franciska mit allen Reitzen ihres erſten Anblicks ihn überſtrömte. Ihre Auſſenſeite war ganz die Auſſenſeite ſeines Ideals; auch hatte ſie die Gröſſe, welche Henrietten fehlte; nur ſchien es ihm, als wenn ſie in allen ihren Bewegungen, ſelbſt bis auf den Augapfel, zu ſchnell wäre. Er ſeinerſeits machte nicht geringere Eindrücke auf ſie, und als Frau von R. ihr ſagte, daß er in Zukunft der dritte Mann hier ſein würde, entſtanden weiſſe Striche auf ihren Roſenwangen. Sie ſammlete ſich iedoch eher wieder, als Robert, und fragte ihn um ſein Urtheil über den Park.

Robert, aus ſeiner Verſteinerung zurückkehrend. O es iſt hier Alles ſchön, Alles über Alles ſchön. (indem er ihr beide Hände reicht) Ich habe Sie ſchon oft geſehen.

Franciska. Sie mich? Wie wäre das möglich?

Robert, ihr recht dazu in die Augen ſehend. Im Geiſte — im Geiſte!

Franciska. Vermuthlich finden Sie an mir eine gewiſſe Aehnlichkeit — —

Robert. Sehr groſſe — ſehr groſſe!

Franciska. So wünſche ich, daß es keine Ihnen verhaſſte ſei.

Robert, unter Händedrücken. Ach, Frau von R. hat wohl Recht gehabt.

Frau von R., ſich wegwendend. Nun, ſehen Sie wohl?

Es ward geſpeiſet. Franciſka führte das Wort; Robert horchte nur auf ſie und verſchlang ſie dazu faſt mit ſeinen Blicken. Frau von R. beſchäftigte ſich mit Beobachtung Beider und ward von Stundan ſtiller und kälter, als zuvor. Robert fand in Franciſka's Urtheilen viel Lakoniſches, und in ihren Einfällen viel Brillantes. „O hätt' ich dich nur erſt eine Stunde allein, dachte er bei ſich ſelbſt, daß ich wüßte, wie's in Anſehung des Hauptpunkts mit dir ſtände.“ Frau von R. wuſte dis in den erſten acht Tagen zu verhindern, und Roberts Sehnſucht darnach ſtieg hierdurch immer höher.

Franciſka war frühzeitig Waiſe geworden, wie Robert, nnd Frau von R. hatte ſie erzogen. Jetzt war ſie eine der erſten Schönheiten von achtzehen Jahren, beſas viel Witz und brachte allenthalben, wohin ſie kam, Leben und Freude mit. Herr von R. hatte auch für ſie ſehr anſtändig geſorgt, und es war kein Zweifel, daß ſeine Wittwe ihn zu gewiſſer Zeit darin noch übertreffen werde. Sie wuſte dis alles, war überhaupt mit allen ihren Vorzügen und Reitzen ſehr vertraut und verſtand ſich darauf, einen ſolchen Gebrauch davon zu machen, daß ſie Alles mit ſich fortris. Robert erfur kaum, daß ſie das Waiſenſchickſal mit ihm getheilt, ſo glaubte er vollends, daß ſie beide für einander beſtimmt wären, und ſchmachtete recht nach der erſten einſamen Zuſammenkunft mit ihr. Frau von R., die ſeit Franciska's Ankunft keine Zeichenſtunde verlangt, als ſie ſah, daß die Sache ſich der Entſcheidung nähere, verſchafte ſelbſt ihm die Gelegenheit dazu, führte Beide an einem der holdeſten Abende in den Park und lies ſie alsdann in ihrer Lieblingsgrotte allein.

Robert, die Hand reichend. Mamſel, geht wohl in der ganzen Welt etwas über die Seligkeit ſo eines Abends in ſo einem Park?

Franciska. Eins doch noch.

Robert. Und das wäre — —?

Franciska. Redoute.

Robert, ſeine Hand aus der ihrigen ziehend. Redoute? Ich bitte Sie . . . Das mag ia wohl ein Wintervergnügen ſein; aber wie wäre es möglich, es mit dieſer Wonne der paradiſiſchen Natur um uns her zu vergleichen?

Franciska. O ich bin der Natur auch recht gut; wiſſen Sie's nicht mehr, ich fragte Sie ia gleich um den Park? aber — Menſchen gehen doch drüber. Unter Menſchen ſein iſt mehr, als unter Bäumen und Bluhmen ſein.

Robert. Wenn nun aber ein Paar Menſchen, die ſich ſchon die ganze Menſchheit wären, ſo unter Bäumen und Bluhmen ſäſſen und ihre Herzen in einander ergöſſen — —

Franciska. Wenn nun aber dieſe zwei Menſchen in einem Redoutenſaale, da keiner des Andern Maske kennte, ſich erſt lange ſuchten, ehe ſie ſich fänden, iſt das nicht noch mehr?

Robert. Da vergreifen ſie ſich ia erſt oft?

Franciska. Das iſt ia eben das Angenehmſte dabei.

Robert. Und ich dächte, wenn ein Paar Menſchen ſich erſt einmahl gefunden hätten, ſo müſten ſie ſich nie wieder ſuchen dürfen, ſondern müſten einander feſthalten. Mamſel, das Vergreifen iſt eine ſchlimme Sache.

Franciska. Und mir machts unendlich-viel Spas.

Robert, den Kopf ſchüttelnd, ohne daß er's weis. Tanzen Sie denn ſo gern?

Franciska. Ueber Alles gern. Ich glaube, daß über den Tanz unter allen menſchlichen Freuden nichts gehe. Ich habe auch ſollen zeichnen lernen, das war mir aber zu peinlich.

Robert. Und was tanzen Sie am liebſten?

Franciska. Walzer!

Robert ſtand ſchnell auf, verlies Franciska, die Grotte, den Park und eilte auf ſein Schlafzimmer.

„Dieſe wär's? Dieſe? Gott behüte mich! Das iſt eine Kokette, eine Brauſe. 's mag ſein, daß tauſend Andere ihren Beſitz herrlich fänden, du aber, Robert, wärſt in ihren Armen noch unglücklicher, wie ein Roſenkäfer. Da iſt ia nicht die geringſte Anlage zu hoher Empfindung, zu wahrer Seeleneinigung. Ha! wie kann die Auſſenſeite ſo täuſchen! Aber nein — ſie täuſcht auch bei Franciska nicht. Kündigt dir nicht die Schnelligkeit, womit ſie iede Bewegung macht, die Flüchtige an? Und was ſpricht aus den Augen, wenn du recht tief hineinſiehſt und die Aepfel ſo wackeln? Entfuhr ihr nicht auch bei dem Ausſchüttungen ihres Witzes ſchon mehr als eine Equivoke? Der Herr ſei mit dir, Franciska, — Robert nicht! Robert bleibt ſeinem Ideale treu und wird am wenigſten die Hauptzüge davon ausſtreichen; Robert ſuchts nun von neuem mit verdoppeltem Eifer und macht ſich nächſter Tage wieder auf den Weg.“

Bald auf dieſen Monolog ſchlief Robert ein und ſeine Fantaſie lies ihn ſein Ideal in einem Walde unter einer Silberpappel ſo vollkommen und ſo überall vollkommen finden, als möglich. Er ſchlos es in ſeine Arme und — erwachte. „Wieder nur ein Traum! Wieder Nichts!“ ſprach er und fing an einzupacken.

Franciska bot bei ieder neuen Zuſammenkunft mit ihm alle ihre Reitze und allen ihren Witz auf, um die alten Eindrücke auf ihn zu erneuern; er behandelte ſie aber mit auffallender Gleichgültigkeit und unterhielt ſich wieder weit mehr mit der Frau von R., welche unter beiden doch am meiſten mit ihm harmonirte. Frau von R. ward ſofort wieder munterer und gefälliger, nahm wieder Zeichenſtunden, und, als ſie nach einigen Tagen vom Bedienten hörte, daß er ſeine Reiſekleidung in Ordnung bringen laſſen, führte ſie ihn in dem Park und zwar zu derſelben Grotte, wo er mit Franciska geſeſſen.

„Was hör' ich? Iſt es wahr, daß Sie uns verlaſſen wollen?

Robert. Ja, mein Vorſatz iſts; ich würde Sie aber erſt morgen um Erlaubnis dazu gebeten haben.

„Wie kommen Sie auf dieſen Gedanken? Es gefiel Ihnen ia erſt ſo gut bei mir.“

Robert. Das auch noch. Ich kann Ihnen die Freuden meines Aufenthalts hier nie genug verdanken. Ich mus aber doch ſehen, wohin das Schickſal endlich mit mir aus will. Vor der Hand will ich nach H. zu dem groſſen Meiſter in meiner Lieblingskunſt, M., der mich ſchon längſt zu ſich eingeladen hat.

„Vieleicht mache ich, daß Sie nicht reiſen.“

Robert. Verzeihen Sie mir; davon hält mich Gott und die Welt nicht ab.

»(ihm näher rückend und die Hand ihm reichend) Junger ſchöner Mann — (Robert hat die Empfindung, als wenn er plötzlich aus einer dunkeln Kammer in eine Stube träte, wo hundert Lichter brennen) Der erſte Eindruck, welchen Sie auf dem Amthofe auf mich machten, und der, den Sie hier in dieſem Augenblick auf mich machen, ſind derſelbe. (Robert reibt ſich mit Heftigkeit die Augen und wird äuſerſt unruhig) Ich habe Sie näher kennen gelernt und Sie haben dadurch noch gewonnen; ich habe Ihr Herz ins Examen durch die ſchöne Franciska geführt und Sie beſtanden brav und treu. So wards bei mir beſchloſſen, was ich Ihnen hiermit eröfne. Nehmen Sie dieſe Hand mit Allem, was ich bin und habe — — —«

Robert, der ſeine Hand raſch wegzieht, aufſpringt und mit aufgehobenen Armen vor ihr ſteht. Ich kann nicht — ich kann nicht,

„(erſchrocken) Warum nicht? Lieben Sie ſonſt ſchon?“

Robert. Ja wohl.

„Franciska?“

Robert. Bewahre! Franciska iſt ſchön; aber für mich nur ſchöne Brauſe.

„Nun, wo iſt ſie denn, die Sie lieben?“

Robert, die Hand vor die Stirn legend. Hier iſt ſie — hier!

„Alſo — ſie ſchwebt Ihnen nur noch im Andenken. Sie iſt weit von hier. Haben Sie denn aber auch Hofnung, ſie wiederzuſehen?

Robert. Wieder zu ſehen? Ich habe ſie noch gar nicht geſehen.

„Noch gar nicht geſehen und lieben Sie?

Robert. Wie könnte ich denn ſonſt ſagen, daß ſie noch hier (hält den rechten Zeigefinger ſtraf auf die Stirn) hier wäre, wenn ich ſie ſchon geſehen hätte? So wäre ſie ia nicht mehr hier, (klopft zweimahl aufs Stirnblatt) ich ſage hier, ſondern ſchon irgendwo auſſer mir. Einmahl war's bald ſo, als wenn ich ſie ſähe, aber ich durfte ſie nicht mehr ſehen; und dann war's einmahl faſt noch mehr ſo, aber dieſe mag ich nicht mehr ſehen. Genug, wie ich Ihnen ſage, (hält beide Hände vor den Kopf) hier iſt ſie noch — hier.

»Aber — ſo frage ich Sie nochmals, wie können Sie ſie lieben, wenn Sie ſie noch nicht geſehen haben?«

Robert. Das wäre nicht möglich? Warum nicht?

»So lieben Sie ia ein Unding ——«

Robert. Ein Unding?

»Ja; was weiter? Eine bloſſe Idee — iſt das nicht ein Unding?«

Robert. Bei unſerer Sonne und bei allen ihren Planeten und bei iedem Trabanten ihrer Planeten — das iſt nicht Einerlei. Jede Idee, die ſich nicht ſelbſt widerſpricht, iſt ein Ding und nicht nur Ding im Kopfe, ſondern auch Ding auſſer dem Kopfe, ein Ding, das in Natur ſogut irgendwo exiſtirt, wie Sie und ich. Das iſt nur der Knote, daß man nicht gleich Ort und Stelle weis, wo es exiſtirt. Suchet, ſo werdet ihr finden. Irgendwo mus es exiſtiren. Denn wie könnte meine Fantaſie, wenn ſie regelmäſſig ſchaft, mehr ſchaffen, als die Allſchöpferin Natur? So könnte ich ia mehr, als Gott.

„Liebenswürdiger Schwärmer, Sie haben ia doch Attachement für mich bezeigt — in den letzten Tagen von neuem bezeigt.“

Robert. Attachement? Ja — aus Dankbarkeit, aber aus Liebe nicht! Frau von R., ich fühle ſo viel Dank für Sie, ich habe Sie ſo lieb, daß ich, ich weis nicht was, für Sie thun könnte.

„Nun, ſo lieben Sie mich ia doch —“

Robert. Nein, ich habe Sie nur lieb. Iſt denn lieb haben und lieben nicht auch zweierlei? Lieb haben kann ich meine Mutter wohl, lieben aber nur meine — (blickt zum Himmel) o Gott, ſo nenne mir ſie doch!

»Henriette vielleicht?«

Robert. Nein, dieſe darf ich nicht lieben.

»Meinen Stand bringe ich nicht in Erwähnung — —

Robert. Die, welche ich liebe, degradirt ſich durch mich nicht.

»Mein Rittergut erwähne ich auch nicht — —«

Robert. Ich habe drei Rittergüter — mein Herz iſt Herr von ſich ſelbſt, Herr auf ſich ſelbſt und Herr zu ſich ſelbſt.

»Mein Herz iſt auch gewis ſo gut, wie mein Schlos.«

Robert. Ja, das iſts, und ich ſchätze es noch tauſendmahl höher. Zerreiſſen, zerfleiſchen möchte ich mich in dieſer Sekunde, daß ich Ihre Empfindung für mich nicht erwiedern kann. (läuft in der Grotte hin und her) Gott weis auch, wie mir's geht. (tritt ſtraf vor ſie wieder hin) Laſſen Sie uns kaltblütig über die Sache denken! Frau von R. — Meine Wohlthäterin sind Sie; meine Mutter könnten Sie ſein. (drückt ſich den Hut tief ins Geſicht, zieht beide Krempen herunter und läuft zum Park hinaus) Weh dir, o Robert, o weh dir!

Jetzt war's zehen Uhr. Robert war wie in Verzweiflung, packte vollends ein, lies Poſtpferde zu morgen in aller Frühe beſtellen und — trat ans Fenſter. Herrlich ſchwebte da der Vollmond über dem Park, reichte ihm einen neuen noch ſanfteren Anblick des Ganzen dar und brachte ſein Herz zur Sprache.

„Noch nicht? — Noch nicht? — Wann denn? — Wann wirds ſein, daß ich mit der zugleich zu ihm aufblicke, die ich wie meine Seele lieben darf und lieben kann? — Ha, welche Tumulte in dir (ſchlägt ſich dreimahl vor die Bruſt) während eines ſo kurzen Zeitraums! — Welch ein Vorgang der heutige! — Wahres Unglück für mich, wahres Unglück, daß die Frau mich lieben mus, ohne daß ich ſie wiederlieben kann! Wie ſie ihre Hand mir ſchenkte, und wie ich die meinige ſo ungeſtüm wegzog! — Wer konnte ſich denn aber ſo etwas wohl einfallen laſſen? Hätte ich das Geringſte geahndet, ſo wäre ich ausgewichen, oder hätte mich wenigſtens ſeiner dabei gemacht. — Doch, wer weis, obs nicht ſo beſſer iſt! Iſt ſie keine gewöhnliche Frau ihres Standes, ſo habe ich ſie auf einmahl kurirt, und ſie wird mich nun deshalb nicht haſſen. — Hätt' ich denn aber wirklich nichts davon ahnden können? Ja, ia, iezt fällt mir nun genug auf, was vorher geſchah. Aber — wie konnte ich das ſo erklären, wie ſie es von mir erklärt wiſſen wollte? Es iſt ia zu viel, zu viel äuſerliches Glück — wie konnte ich ſo etwas auch nur träumen, wenn ichs nicht aus ihrem eigenen Munde hörte? — Und wie brav ſie ſich dabei machte, als ich ihr den Korb gab! — „Könnteſt du ſie denn nicht lieben, Robert?“ — Ums Himmels willen, Robert, frag mich nicht ſo!

Wie viel Striche, wie viel Hauptſtriche müßte ich von meinem Ideal weglöſchen! Und wie lange würde das vorhalten? Ein Strich nach dem andern käme wieder zum Vorſcheine, und dann fände ich ihn nicht an ihr, und dann — —. „Biſt du aber nicht der Undankbarſten Einer?“ — Nein, das bin ich nicht, ich laſſe nur ſo. Und ſo iſts ehrlicher gehandelt, den Schein des Undankbaren tragen und geradezu ſagen — lieben kann ich dich nicht — als Liebe affektiren und dankbar dadurch ſcheinen und hernach durch nicht lieben können wirklichen und wahren Undank lebenslang ausüben.

Es ſchlug eilf Uhr. Die Thüre ging auf; Frau von R. kam herein und trat zu Robert ans Fenſter. Er erſchrack, legte die Arme queer über die Bruſt und ſchlug die Augen nider.

„Nicht ſo nidergeſchlagen, lieber Geſellſchafter! Ich komme als eine Frau zu Ihnen, die ſich binnen einer Stunde beſonnen hat. Sie haben Recht, und ich danke Ihnen.“

Robert, der erſt einen ſekundenlangen Athemzug friſcher Nachtluft zum Fenſter herein zieht. Nicht wahr — nicht wahr, ich habe Recht?

„Vollkommen Recht. Ich bin zu alt für Sie.“

Robert. Ja, Frau von R., das ſind Sie. *Liebe kann nur bei gleichen Jahren beſtehen*; ſoll ia Differenz ſein, ſo mus es der Mann ſein, der etwas älter iſt, aber nicht die Frau — dieſe altert ohnehin eher, als er. (reicht ihr ſeine Hand) Aber — halten Sie mich nur nicht für einen Undankbaren!

„(ihn ſanft drückend) Nein, bei dieſer heiligen Mitternachtſtunde, das ſind Sie nicht; ein kluger biderer iunger Mann ſind Sie. Zehen an Ihrer Statt hätten Liebe zu meinem Vermögen *gefühlt* und Liebe zu mir *geheuchelt*; ich hätte bald die Täuſchung einſehen müſſen und wäre eine Unglückliche auf immer geweſen. “

Robert, äuſerſtzufriden. Ach edle Frau, wie erſteigt in dieſem Augenblick meine Hochachtung gegen Sie die höchſte Höhe! Wie beruhigen Sie mein Herz noch vor meinem Abſchiede!

„Eine Bitte an Sie! — Nun iſt die Sache unter uns abgemacht, und nie wieder ein Wort davon! Wir vergeſſen Beide. Aber — erzeigen Sie mir die Güte und bleiben wenigſtens noch mein Geſelſchafter.“

Robert, beſcheidengeſezt. Eine Gegenbitte — Diſpenſiren Sie mich hiervon! Auch dis iſt wider mein Gefühl, wie gegen meinen Plan. Ich mus nun ſuchen, daß ich finde.

„(traurig) Dieſer Abſchlag iſt bitterer für mich, als der in der Grotte. — Doch es ſoll Ihnen durch mich auch nicht eine Feſſel angelegt werden. So kommen Sie einſt wieder, wenn Sie ſie gefunden haben, und bringen ſie mit, und theilen Beide mit mir den Wohlſtand, welchen mir das Schickſal gab.“

Robert, Dankfühlend. Wer weis, unter welchem Himmelsſtriche ſie lebt!

„Und, da Niemand ſeine Unfälle voraus weis, ſo bitte ich Sie, wenn ſich dergleichen für Sie ereignen ſollten, ſich in iedem derſelben an mich zu wenden.“ (will ihn noch beſchenken)

Robert. Nein, Frau von R.! (zieht ſich zurück) Vielmehr —

„Sie wollen mir wohl gar zurückgeben, was Sie ſchon —?“

Robert. Ja, das war mein Gedanke! Es liegt Alles eingeſiegelt da.

„Das müſte ich als die einzige Beleidigung annehmen, die Sie mir zugefügt hätten.“

Robert. So gehorch' ich und behalt's.

„Wann reiſen Sie morgen?“

Robert. Um ſechs Uhr.

„(reicht ihm beide Hände) So leben Sie wohl! (legt den Kopf an ſein Herz)

Schöner Rechtſchaffener, leben Sie wohl — finden Sie die, welche Sie ſuchen — ſein Sie glücklich mit ihr — denken Sie zuweilen an mich!“

Roberts Herz ward ſo beklommen, daß er nichts erwiedern konnte. Sie wiſchte ſich Thränen ab und floh.

Robert, der beide Arme noch hinter ſie her ſtreckt, als ſie ſchon hinaus iſt. Herrliche Frau — herrliche Frau! — „Robert, kannſt du ſie nicht lieben? Iſts nicht möglich?“ — Nein, lieben nicht, lieben nicht; aber verehren noch im letzten Augenblick!

Er hatte die Pferde ſchon um vier Uhr beſtellt. Als er abfur, blickte er noch einmahl nach dem Zimmer der Frau von R. auf. Sie ſtand wider alle ſeine Erwartung am Fenſter, öfnete es, als ſie ſah, daß er wirklich noch einmahl nach ihr aufblicke, und warf ihm mit der Hand das letzte Lebewohl zu.

Die Reiſe ging nach H. zum groſſen Meiſter M., der Robert mit Freuden wiederſah und ihn beredete, ſich eine Zeitlang daſelbſt aufzuhalten. Hier ward er ſofort in die gröſſeſten Zirkel eingeführt und hätte Gelegenheit gehabt, hundert weibliche Geſtalten mit ſeinem Ideale zu vergleichen. Er fand aber, daß die Damen insgeſamt ſich ſchminkten, und ſo bedurfte es weiter nichts, um ihn gegen ſie Allerſeits in voller Gleichgültigkeit zu erhalten. Sein Freund, dem er ſeine Verwunderung darüber bezeigte, erwiederte ihm, daß es bloſſe Mode ſei, die einige beiahrtere Damen, welche hier den Ton angäben, aufgebracht hätten. „Eine einzige, ſetzte er hinzu, eine ſchöne iunge Dichterin, hat ſich in Unabhängigkeit von der Kleiſtermode behauptet und wird deshalb für eine Sonderlingin angeſehen.“

Robert brannte für Begierde, dieſe Einzige kennen zu lernen. Der Gedanke, daß ſie ſich über ein herrſchendes Vorurtheil ihres Geſchlechts wegzuſetzen vermöge, brachte ihm ſchon eine hohe Idee von ihr bei; die Zuſätze aber — Dichterin — ſchöne Dichterin — ſpannten vollends ſeine Erwartung. Es gab nur einen einzigen Zirkel, in welchem Olimpia anzutreffen war. Dieſer beſtand aus Virtuoſen und Virtuoſinnen in allen ſchönen Künſten und Wiſſenſchaften. Freund M. führte daſelbſt Robert ein, der Olimpia auf der Stelle herausfand. Er hielt ſie gegen ſein Ideal einmahl, zweimahl, dreimahl. Das iſt ſie, ſprach er, als er ihr Profil betrachtete; das iſt ſie nicht, ſprach er, als er ihr tief ins Auge ſah; das iſt ſie doch, ſprach er, als er ſie mit vollem Schönheitsgefühl eine Ode vorleſen hörte. Aller ſteife Zwang war aus dieſer Geſelſchaft verbannt; in der erſten Stunde alſo noch konnte er ſich, ohne auffallend zu werden, mit Olimpia allein unterhalten.

»Sie können ſichs nicht vorſtellen, wie wohl es einem Fremden thue, wenn er in Ihren Zirkeln nach hundert geſchminkten

Geſichtern einmahl wieder ein Geſicht mit natürlichem Roth und Weis erblickt.“

Olimpia. O ia, das kann ich mir recht gut vorſtellen; ich weis, wie es mir ging, als ich her kam. Ich bin hier auch fremd. ’s iſt ein Jammer, daß ein Paar vornehme Thörinnen die ganze vornehmere weibliche Welt eines ſo beträchtlichen Orts verſtimmen können. Wenn es noch wenigſtens nur die Safran- oder Kalkordensſchweſtern wären, die ihrem Beiſpiele folgten!

„Alſo — wenn Sie nicht ſo ein ſchönes Roth und Weis von Natur hätten, ſo ſchminkten Sie ſich auch?“

Olimpia. Sie meinen, wenn ich gelb oder bleich ausſähe? — Was ich alsdann thun würde, weis ich freilich in dieſem Augenblick nicht. Aber was meinen Sie, daß ich dann thun müſte?

„Ausſehend bleiben, wie Sie wären.“

Olimpia. Iſt das wohl ſo ganz unbedingtrichtig? Ich ſetze den Fall, ich hätte weſentlichere Vorzüge, als Roth und Weis, nnd Roth und Weis fehlte mir, ich wäre aber unter Menſchen, die auf iene nicht achteten, wenn nicht Roth und Weis dabei wäre, müſte ich mir nicht Roth und Weis dazu machen?

»Das wäre wohl nur auf dem Theater der Fall. Uebrigens würden Sie unter Menſchen, die auf weſentlichere Vorzüge ohne Roth und Weis nicht achteten, auch bei den allerweſentlichſten Vorzügen mit Roth und Weis keinen wahren Nutzen ſtiften.«

Olimpia. Einer meiner neueſten Freunde iſt ein Philoſoph; dieſer behauptet geradezu, daß ſeine zwei Augen, die er einmal habe, auch etwas für ſich verlangten, und daß er nicht dafür könne, wenn die widrigen Eindrücke, welche ein Gegenſtand durch ſie auf ihn machte, ihn gegen alle ſeine übrigen noch ſo ſchätzbaren Eigenſchaften in phlegmatiſcher Gleichgültigkeit lieſſen.

»(wie angeblitzt). Ei, da iſt von Liebe die Rede.«

Olimpia. Nun, laſſen Sie das auch ſein. Es ſei die Rede, wovon es wolle, es iſt immer derſelbe Fall.

„Mit nichten! Mit nichten! Liebe iſt blos Geſchlechtstrieb — verſteht ſich aber, feinerer. Liebe kann ohne äuſerliche Schönheit nicht beſtehen. Freundſchaft wohl; aber Liebe nicht. Da bin ich ganz der Meinung eines Ihrer neueſten Freunde. Ja, ia, Olimpia, wenn Sie wollen, Ihr allerneueſter Freund iſt derſelben Meinung.

Olimpia. Sie verbinden mich Ihnen ſehr.

„Hier iſt aber nur erſt die Frage, ob Roth und Weis das Weſen der äuſerlichen Schönheit ausmache. Das glaube ich nicht.“

Olimpia. Ich auch nicht. Wenn es nun aber darin geſetzt wird?

„Wenn Ihr philoſophiſcher Freund für ſeine zwei Augen, auf die er provocirt, weiter nichts verlangt, als ein paar rothe Backen, ſo iſt er ſehr genügſam und kann ſie auf dem Lande allenthalben finden. Er hats aber gewis nicht ſo gemeint. — Geſetzt aber auch, die Schönheit beſtände in Roth und Weis, und die Liebe beruhete alſo auf Roth und Weis, ſo würde der Liebende ia durch gemachtes Roth und Weis getäuſcht.“

Olimpia. Sie haben Recht. Ich wollte auch eigentlich nichts weiter ſagen, als daß es albern ſei, daß Frauenzimmer, die natürliches Roth und Weis haben, blos aus Mode ſich Roth und Weis auflegen.

„Richtig! Nie erreicht das Aufgelegte den Reitz des Natürlichen. Ein Frauenzimmer alſo, das dieſes gegen ienes vertauſcht, verſchönert ſich nicht, ſondern verhäslicht ſich. Im Grunde glaube ich aber auch, daß ſogar ein ſafrangelbes und kalkfarbenes Frauenzimmer nichts dadurch gewinne, wenn es ſich ſchminkt. Es iſt ia doch Harmonie zwiſchen dem Kolorit des Geſichts und des Humeurs. Jenes kann man ſchminken, dieſes nicht. Es entſteht alſo dadurch ein unleidlicher Kontraſt;

oder verſucht man auch dieſen durch Affektation zu heben, ſo wird die Unleidlichkeit vollkommen.“

Olimpia. Und doch ſchminkt man ſich, nicht, um unleidlich zu werden, ſondern um zu gefallen.

„Sollte eine Belehrung hierüber aus Olimpia’s Munde für ihr Geſchlecht nichts fruchten?“

Olimpia. Ich komme in alle dieſe Zirkel nicht; denn ſie haben keine Unterhaltung für mich. Haben Sie ſie beſucht, ſo wirds Ihnen vielleicht ebenſo gegangen ſein. Man kommt ia nur zuſammen, entweder, um eine ungeheure Menge Thee in ſich zu gieſſen, oder um zu ſpielen. Zu ienem iſt mir mein Magen zu lieb, und zu dieſem mein Herz.

„Bravo, Bravo!“ (vor ſich) Das iſt ſie.

Olimpia. Ich verlange Nahrung für meinen Geiſt und Amüſement für mein Gefühl. In dieſem Zirkel bin ich gern; hier unterhalten wir uns mit dem Schönen der Kunſt. Noch öfter aber bin ich in dem groſſen Zirkel aller Kreaturen und ergötze mich an dem noch herrlicheren Schönen der Natur. Komme ich dann nach Hauſe, ſo ſinge ich, was ich dort empfand. Das iſt mir ein lieberes Leben, als das tauſend meiner Schweſtern führen.

»(ganz entzückt) Heil Ihnen! Heil Ihnen! Beharren Sie dabei; Sie haben den rechten Weg erwählt.« (beinahe laut) Das iſt ſie.

Olimpia. Auch habe ich ſo manchen Freund, der einſam mit mir ſingt. Wir beurtheilen Einer des Andern Lieder, leiten einander, begeiſtern einander und machen uns dadurch manche mehr als ſelige Stunde. So ein einziger hoch und hehr mit mir ſimpathiſirender Edler wird mir dann eine Welt.

»(mit enthuſiaſtiſcher Trautheit) Haben Sie ſchon diſponirt, Olimpia?«

Olimpia, lächelnd. Ja, worüber?

„Ueber Ihr Herz — —“

Olimpia, als wenn ſie in dieſem Moment diſponirte. Sie meinen, ob ich liebe? Nein, bis jetzt wuſte mein Herz noch nicht, was Liebe ſei. Freundſchaft kenne ich, wie ſie ein Menſch nur kennen mag; auch geſtehe ich frei — ein Freund iſt mir lieber, als eine Freundin, und wenn ſie ſich beide auch gar nichts nehmen, iener hat doch den Vorzug bei mir.

„(ihr innigſt die Hand gebend) So iſts recht; ſo mus es ſein.“ (ſteht auf und ſpricht ganz laut) Das iſt ſie.

Als die Geſelſchaft aus einander ging, führte Robert Olimpia nach Hauſe und ſie bat ihn, daß er ſie beſuchen möchte. Tags drauf war er ſchon bei ihr und traf ſie eben bei Vollendung einer Ode an, die die Ueberſchrift hatte — an den, den ich einſt lieben werde. Ohne alle Prätenſion reichte ſie ihm ſelbige zum Leſen. Robert las und ward bezaubert. Sie wies ihm noch mehrere ihrer Arbeiten, und ie mehr er las, deſto mehr bewunderte er ihr dichteriſches Talent und freuete ſich ihrer Simpathie mit ihm. Abends war Redoute angekündigt.

„Werden Sie heute beim Ball ſein?“

Olimpia. Wie können Sie ſo fragen! Ich haſſe die Schminke und haſſe ſie überall. Ein geſchminktes Vergnügen iſt ſo wenig für mich, wie ein geſchminktes Geſicht. Einfach und natürlich mus die Freude ſein, die Freude für mich ſein ſoll.

„(den Kontraſt zwiſchen Olimpia und Franciska ganz unausſprechlich fühlend) Ach wie ſchön! wie ſchön!“ (Das iſt ſie — das iſt ſie.)

Olimpia. Es iſt ia doch auch gar zu kindiſch, daß ſich Menſchen vor einander verkleiden und vermummen und die Poſſe ſo reizend finden, wenn ſie ſich einander entweder gar nicht erkennen, oder endlich nach allerlei gegebenen Zeichen erſt erkennen. Ich begreife nicht, wie wahrhaftiggebildete Leute aus allen Ständen ſich dazu hergeben und darin einen extraſchönen Zauber ſuchen können. Das Sittenverderbnis nicht einmahl in Anſchlag gebracht, ohne das es ſelten ganz dabei abgeht. Aber — ſo iſts; wo man ſich gern ſchminkt, da maskirt man ſich auch gern. Es wundert mich, daß man noch nicht die Mode aufgebracht hat, ſtets maskirt zu gehen, damit das Vergnügen der Täuſchung immerwährend wäre.

„(frappirt durch den Einfall) 's iſt wahr; 's iſt wahr.„

Olimpia. Da lobe ich mir, ſtatt unter Hunderten von Masken umherzugehen und ſie nicht einmahl von auſſen zu kennen, den trauten Umgang mit einem Freunde, der unmaskirt mir ſogar ſein Inneres zeigt, ſeine geheimſten leiſeſten Empfindungen mir entdeckt und mich ſo in die tiefſten Tiefen ſeines Herzens ſchauen läſſet.

„(ihr beide Hände mit Inbrunſt reichend) Ach Olimpia — im eigentlichen Verſtande Olimpia!“ (ein iunger ſchöner

Dichter tritt herein) Das iſt ſie — das iſt ſie — das iſt ſie.

Das Geſpräch ſchien nur abgebrochen; denn Florian, ohne es zu wiſſen, ſetzte es mit den Worten fort — »Nun, auf'n Abend haben die Kinder wieder ihr Spiel.«

Robert konnte, wie bekannt, ziemlich ſchwärmen; aber Ehren Florian noch dreimahl mehr. Die Unterhaltung ward daher für Robert faſt zu überſpannt und kam ihm unnatürlich vor. Olimpia ward weit lebhafter, als vorher, und als er ſie recht betrachtete, fand er in ihren Augen Etwas, das vorher nicht darin geweſen war und das er auf der Stelle nicht zu benennen wuſte. Olimpia ſchien ſeine Bemerkung zu bemerken, und das Etwas verſchwand wieder aus ihren Blicken. Robert ging von ihr in einen Garten, wo Silberpappeln waren, die er allenthalben, wohin er kam, vor allen andern Bäumen aufſuchte.

„Was war das, was ich in ihren Augen ſah? *Ausdruck* war's — aber *wovon* Ausdruck? Sollte ſichs wohl in Augen ſo ausdrücken, wenn Jemand das, *was Robert für das letzte bei der Liebe hält, als das Erſte dabei betrachtet?* (die ganze Reihe von Silberpappeln fing an ſtärker zu ſpielen und ihre Spitzen ſogar neigten ſich) Ach nein, ihr lieben Bäume, gebet nicht Beifall *dem Verleumder!* Nein! Nein! Herrlich iſt Olimpia — herrlich! Welch eine Grazie von auſſen! Welch ein Geiſt in ihr! Wie erhebt ſie ſich über allen Tand! Wie natürlich iſt ſie! Was für ein hohes Gefühl hat ſie für alles wahre Schöne! Was für tiefen Einklang in meine erſten Grundſätze! — „Auch in deine *allererſten*, Robert?“ — (die Silberpappeln ſtanden, ſteinernen Piramiden gleich, unbeweglich) Schweig, Verleumder, ſchweig! Die Pappeln ſchweigen ſogar. Es iſt ia ſonſt deine Sache nicht, Robert, böſen Leumund zu treiben. Florian war Schuld an dem equivoken Blick. Sie iſt Dichterin, er iſt Dichter; was kann ſie dafür, wenn das Uebermaas ſeines Enthuſiasmus, womit ſie ſich von ihm begieſſen laſſen muſte, in ſie einflos? Florian ſelbſt mag wohl nicht immer ſo ſein; wer weis, was für eine Idee ihn überſpannt hatte? Ihr mir ſo auffallender Blick war nichts, als Ausdruck der Empfindung des Poſſirlichen an Florian, mit etwas Tinktur von Jovialität. Eile, Robert, eile, ihr die Sünde abzubitten, die du an ihr begingſt.“

Tags drauf war Robert wieder bei Olimpia, und ſo von nun an einen Tag und alle Tage. Eine Stunde muſte er wenigſtens täglich bei ihr zubringen; ſonſt entſtand in ſeinem Herzen eine Leere, die er durch nichts auszufüllen vermochte. Bald traf er ſie allein; bald war Florian bei ihr, bald mehrere ſchöne Geiſter. Er ſtudirte ihre Augen mit Eifer und betraf ſie nie wieder auf dem verfänglichen, waſſerfeurigen, an Schmachten nach Thierthum grenzenden Blick. Florian trieb aber auch die Veräthlerung ſeiner Gefühle nie wieder ſo hoch, und ſo freuete er ſich, den ihm Peinmachenden Vorgang auf der Stelle richtig erklärt zu haben. Je öfter er ſie beſuchte, deſto höher lernte er ſie ſchätzen und deſto mehr ward ſein Herz an ſie gefeſſelt. Einsmals, als er zu ihr ging, ward ihm geſagt, Florian wäre bei ihr; es war aber nicht wahr, denn als er ihr Zimmer öfnete, war gar Niemand darin, ſondern ſie kam erſt nach einiger Zeit aus einem Seitenzimmer. Nie hatte ſie ihn ſo genugthuend unterhalten, nie ſich in ſo hohem Grade zur Herrin und Meiſterin über ſein Herz gemacht, als an dieſem Tage. Das iſt ſie, ſprach er, als er ſie verlies, tauſendmahl in ſeinem Herzen, das iſt ſie.

Tags drauf klagte ſich Robert. Der Arzt verbot ihm das Ausgehen. Robert ward bettlägerich. Der Arzt kündigte ihm eine ſchwere Krankheit an und ſprach mit ſeinem Freunde M., der ihn zu ſich nahm und ſelbſt verpflegte. Die Krankheit ward ein heftiges faules Nervenfieber, worin er die erſten drei Wochen ohne alles Bewußtſein und die zweiten ohne deutliches Bewußtſein zubrachte. In den erſtern ſprach er keine andern Wörter aus, als — Henriette, Franciska, Olimpia. Hatte er einmahl einen von dieſen drei Nahmen gegriffen, ſo war er im Stande, ihn zehentauſendmahl hinter einander zu ſprechen, und alles Ein- und Zureden brachte ihn nicht davon ab, bis der Schlaf ihm den Mund ſchlos. Doch bemerkten ſeine Wärter, daß der Nahme Olimpia zum öfterſten an die Reihe käme und dreimahl ſo lange, als der Nahme Henriette, und zehenmahl ſo lange, als der Nahme Franciska, vorhielte. Auch raſete er nie heftiger, als wenn er den Nahmen Olimpia grif. In den letztern drei Wochen fielen die Nahmen Henriette und Franciska weg, und er hatte es blos mit Olimpia zu thun, rief aber einmal ums andere dazu — Florian, Florian!

Olimpia, ſobald ſie von ſeiner tödtlichen Krankheit hörte, lies ſich täglich nach ihm erkundigen und war oft da, um vor ihn gelaſſen zu werden. Der Arzt verbot es aber ſchlechterdings, und ſo vergingen acht Wochen, ohne daß irgend ein Menſch zu Robert durfte, als M. und ſeine Wärter. Nun erſt kündigte ihm der Arzt an, daß ſein Leben gerettet ſei, daß er aber ein gutes halbes Jahr noch darauf zu rechnen habe, ehe er wieder der Mann werde, der er geweſen ſei. Er verlangte Olimpia zu ſprechen; man ſagte ihm, ſie ſei verreiſet. Er lies ſich das eine Zeitlang gefallen; endlich beſtand er hartnäckiger darauf. Man wiederholte die Sage. Robert ſchien darüber in Tiefſinn zu fallen. »Nun iſts Zeit — es gehe wie es wolle« ſprach der Arzt, und — Olimpia trat ins Krankenzimmer.

Olimpia, auf ihn zueilend. Mein Freund — mein geliebteſter Freund — — Gott, welche Monate, welche Jahrtauſende! — —

Robert, wie aus einem tiefen Schlummer erwachend. Henriette? — Nein! — Franciska? — Fort mit ihr! — Olimpia? — Ja, ja, Olimpia! Ach her, her mit ihr! (zieht ſie nach ſich)

Olimpia, zum Arzte ſeitwärts. Laſſen Sie uns allein!

Arzt. Gehorſamer Diener! Ich bleibe hier, bis ich erſt ſehe, wie —

Robert. Das war eine lange Trennung, Freundin! Mir zwar nicht lang, als nur in der letzten Zeit; nach dem Geſundenkalender aber, den ich mir heute geben laſſen, recht lang.

Olimpia. Mein Beſter, ich habe nicht zu Ihnen gedurft. Man hat mich von Ihnen zurückgehalten.

Arzt. Und das von Rechtswegen.

Olimpia. Schweigen Sie doch, Herr Doktor; Ihre Kur iſt vollbracht. Sie können nun abkommen.

Arzt. Sehr gern, Mamſel!

Robert, völlig vernünftig und ruhig. Herr Doktor, wir möchten gern allein ſein.

Arzt. Gleich, gleich, Herr Patient! Wenn Sie an weiter nichts mehr laboriren, als daran, ſo kuriren Sie im Uebrigen ſich ſelbſt. Adieu! Adieu!

Robert. 's iſt doch ein wahrer Laberer, der Doktor. (gibt Olimpia den erſten Kus): Ach himmliſche Freundin, darf ich denn noch wohl auf Ihre Freundſchaft rechnen?

Olimpia, ihn umarmend. Hiermit ſei's betheuert — auf mehr, als dis!

Robert. O ſo iſt mein Leben mir dreimahl lieber, als es mir geſtern war. (blickt unter Freudenthränen gen Himmel) Dir Dank, Dir Dank nun erſt recht, daß ich noch bin! — Ach Olimpia, ich bin nahe, nahe, dicht, dicht am Grabe geweſen — ich weis von Allem Nichts — wäre ich dahin, ſo wäre ich dahin, und wüßte nicht, wie ich fortgekommen wäre.

Olimpia. Wohin Sie aber gekommen wären, würden Sie nun wiſſen.

Robert. Ach ia wohl — ia wohl! Göttliche Olimpia, das war ein Wort — das war ein Wort!

Olimpia. Ja, ſprechen Sie nicht, daß Sie nahe und dicht am Grabe geweſen ſind; nein, — nahe und dicht am Olimp waren Sie.

Robert, in höchſter Spannung. Ach Olimpia, du Tochter des Himmels, ſprich mir vor vom Olimp und vom Himmel!

Olimpia. Was weis ich weiter davon, als dis, daß die hier gern beiſammen waren, auch dort wieder beiſammen ſein werden, und daß ſie dort noch trauter, noch reiner, noch ſeliger, und — untrennbar und ewig beiſammen ſein werden.

Robert, der Anſtrengung ſchier erliegend. Holde Predigerin! Liebe Seelſorgerin!

Olimpia, als der Arzt zurückkommt und — St! gebeut. Nun, erſt wollen wir noch lange beiſammen unter dem Olimp leben. Ich komme bald wieder. (umarmt ihn) Adieu!

Robert, nach einigem Unbewuſtſein die Hand ihr, als ſie in der Thüre ſich noch einmahl umſieht, nachſtreckend. Das iſt ſie, ia, das iſt ſie.

Arzt, der zu ihm tritt. Nun ruhig — ruhig!

Robert, Feuer und Flamme. Ja, laſſen Sie ſich erzählen, Herr Doktor — —

Arzt. Ei, ich mag heute nichts wiſſen. Morgen — morgen! Heute ſollen Sie ſchlafen.

Robert, mit funkelnden Augen. Da war eine Luiſe — ſchönes Fleiſch mit ſchönem Golde. Da war eine Henriette — ach die, ach die! aber was war's? ſie hatte ſchon ihr Theil. Da war eine Franciſka — pfui, ach pfui! Da iſt eine Olimpia — ia Olimpia, Olimpia — komm her, Olimpia! (faſſt den Doktor beim Schopf und zerdrückt ihn faſt)

Arzt. He! Zeter! Mordieu! Ich bin nicht Olimpia. Und nun — halten Sie Ruhe und ſchlafen Sie, oder Sie bekommen Ihre Olimpia in den erſten vier Wochen nicht wieder zu ſehen. Hüten Sie ſich nur, daß Sie ſtatt der **Olimpia** keine **Erebia** bekommen!

Robert, ohne deutliches Bewuſtſein. Das iſt ſie — das iſt ſie.

Die Folgen von dieſer erſten Konferenz mit Olimpia waren weder ganz ſchlimm, noch ganz gut. Robert befand ſich darauf am Geiſte geſunder, am Leibe kränker. Olimpia ward alſo abermals eine Zeitlang von ihm abgehalten. Endlich bekam ſie freien Zutritt. Von nun an beſuchte ſie ihn täglich und ward für ihn der beſte Arzt. Nach iedem Beſuch, den ſie ihm gemacht, ſprach er — das iſt ſie.

So verging der ganze Winter und noch ein Theil des Frühiahrs. Robert konnte ſich erſt gar nicht völlig wieder erholen; ſo hatte ihn das abſcheuliche Fieber entkräftet, nidergeworfen, abgeſpannt. Da Olimpia täglich die Stunde bei ihm zubrachte, welche er ſonſt bei ihr ſo gern zuzubringen pflegte, ſo ergab er ſich ruhig in ſein Schickſal, und das um ſo mehr, da ihn während dieſer Stunde, wenn ſie ſie bei ihm zubrachte, weder der Dichter Florian, noch ſonſt irgend ein —an im vollen Seelengenus ſeiner Olimpia ſtörte.

Endlich erklärte ihn der Arzt für vogelfrei, ſo, daß er ausgehen, reiſen und thun könnte, was er wollte. Robert verkündigte dis ſeiner Olimpia mit tauſend Freuden und beſtimmte ihr den künftigen Tag zum Tage ſeines erſten Gegenbeſuchs. Sie ward ganz Wonne und Frohlocken, und ſprach — So komme ich nun nie wieder hieher. Als ſie mit dieſen Worten von ihm ging, ſah ſie ſich noch einmahl rings in der Stube um, wie ſie nie gethan, und Er rief ihr ſo herzlich nach, als er noch nie ihr nachgerufen hatte, — das iſt ſie.

Robert hatte keine Ruhe, den folgenden Tag abzuwarten, ſondern beſchlos, noch heute, da ſie ihn ganz zuverläſſig nicht erwartete, zu ihr zu gehen. „Sie hat mir ſo viel erwartete Freuden, da ich krank war, gemacht, dachte er; ſo bin ich ihr, als Geſunder, ſchuldig, eine unerwartete zu machen.“ Er nahm den ſchönſten Ring, welchen ihm Frau von R. geſchenkt, mit, um durch dieſen das ewigdaurende Band mit Olimpia zu knüpfen.

Als er in Olimpia's Wohnung kam, freuete ſich der Wirth herzlich, ihn wieder zu ſehen. „Der Dichter Florian iſt bei Mamſel“ ſetzte er hinzu. Robert eilte hinauf. Die Leute im Saale lächelten. Robert ging nach Olimpia's Zimmer. Die Thüre, welche nicht gut einſchlos, ſtand um einen Finger breit auf. Das Sofa ſtand gerade der Thür gegenüber. Der Dichter Florian war bei Olimpia. Robert, um ſie angenehm zu überraſchen, zog die Thüre ſacht auf. Da — da —

Robert ſah — ſah — ſpuckte und — ſchriee laut hinein — Das iſt ſie nicht.

Was zu thun für Robert, lieben Leſer? Vorwürfe machen war ſeine Sache nicht. Er hatte ſein Ideal bei der Hand, hielt Olimpia dagegen und — dachte an ſeinen Arzt, der ſie Erebia getauft hatte. Alle Liebe war weg; Liebe ward aber nicht Haß, ſondern ein Etwas, das er nicht anders zu benennen wuſte, als — mitleidige Verachtung, wovon ihn ſelbſt ein kleiner Theil traf. Betäubt aber war er, und in dieſer Betäubung ging er, ohne einen Plan dazu zu machen, in den Garten, wo die Silberpappeln waren, und da ſetzte er ſich unter die erſte die beſte.

„Pfui Teufel! Pfui Teufel! Hunderttauſendmahl pfui Teufel! — „Robert, was haſt du geſehen? Iſt es möglich?“ — Ja doch, ia, es iſt möglich, denn es iſt wirklich; ich habe es ia geſehen. — „Ach, hätteſt du es nicht geſehen!“ — Warum nicht? Da es einmahl geſchah, ſo war's ein

Glück, daß ichs ſahe. Sonſt wäre ich ein Narr geblieben, ſo lange ich lebte. Nun iſt doch die Binde von den Augen herunter, das Fell herausgezogen, der Staar geſtochen. — Abſcheulich! Abſcheulich! — „Aber iſt ſie darum wirklich ſchlecht, weil ſie that, was du ſaheſt?“ — Nun, gut doch wohl nicht? Mag mir einer ſagen, was er will, mag er die Anfälle von Thierheit bei ſchönen Geiſtern und ſchönen Seelen entſchuldigen, bemänteln und mit homo sum verbrämen, wie er will; da ſie mit mir in ſo inniger Verbindung ſtand, muſte ſie wenigſtens nicht ſo einen Anfall in den Armen eines Andern haben. — „Vielleicht biſt du aber an dem Anfalle Schuld? Vielleicht haſt du ſie in die Stimmung verſetzt und Florian fand ſie darin und benutzte die Stimmung, und ſie hielt ihn im Taumel für dich?“ Durch welches Geſpräch, durch welche Mine, durch welches Etwas von Etwas wäre ich ihr iemals zu ſolcher Stimmung beförderlich geweſen? Nein, nein;

was ich, als ich ſie zum erſten mahle ſah, in ihren Augen halb entdeckte, was ich, als Florian zum erſten mahle in meiner Gegenwart zu ihr kam, in ihren Augen ganz entdeckte, das iſts. (die ganze Pappelreihe neigte ſich tiefer, als ie) Ja, ia, ihr Silberbäume des Allgegenwärtigen, des Allheiligen, ihr habet Recht und hattet Recht. Olimpia heiſſt ſie; Erebia iſt ſie. Ein ziegenartiges Geſchöpf! — Das heiſſe ich einmahl mich angeführt. — Wie viel körperliche Grazie ſie hatte! Wie ſchön ſie ſprach! Wie hoch ſie mit mir empfand! Wie ſie Alleinliebe und allererſte Liebe mir heuchelte! — Verdammt! Verdammt! — Ei du Feindin der Schminke und der Redouten, du Anhängerin des Natürlichen, wie haſt du mich durch deinen Nimbus von Natürlichkeit getäuſcht! Wer ſollte es glauben — auch affektirte Natürlichkeit gibts; auch durch Natürlichkeit betrügen die Weiber. O weh, o weh! — „Biſt du nun des Reiſens nach deinem Ideal in Natur bald ſatt, Robert? Wer kam ihm näher, als Olimpia? Und — was hatteſt du nun an Olimpia? Machs, wie andere kluge Leute; leg dein Ideal weg und nimm mit Wenig vorlieb!“ — Nein, das thu' ich nicht. Aber — ins Auge will ich von nun an noch ſtärker Jeder ſehen, in der ich mein Ideal zu finden glauben werde. Das Auge iſt die Hauptſache; das Auge iſt der Herzensverräther; das Auge kann nicht heucheln. Mein Ideal aber, mein Ideal laſſ' ich ewig nicht fahren. Olimpia war es gar nicht; es fehlte ihr der wichtigſte Strich deſſelben, und daß dieſer ihr fehle, ſagte mir ihr Auge auf der Stelle; warum las ichs nicht darin? Ich werde ſie aber noch finden, die ich ſuche; ich werde ſie finden. Im Geiſte drück' ich dich an mein Herz, du Göttliche — und nun auf den Weg wieder nach dir, auf den Weg wieder nach dir! Ich ſegne euch, ihr Königinnen unter den Pappeln — ich ſegne dich, Garten — ich ſegne euch, ihr Gefilde ringsumher.“

Robert, der die Erlaubnis zu reiſen hatte, machte auf der Stelle von ihr Gebrauch. Sein Freund M. konnte die mit ihm vorgegangene Metamorphoſe nicht begreifen, und bat ihn, noch bei ihm zu bleiben; er lies ſich aber keine Stunde länger halten und verſchlos das abſcheuliche Geheimnis tief in ſeinen Buſen. M., da er ſah, daß Robert unbeweglich blieb, rieth ihm in eine Berggegend zu reiſen, um ſeine Landſchaftſammlung auch mit den wildern Schönheiten der Natur zu bereichern.

Auf der nächſten Poſtſtation trat er eben in die Expeditionsſtube, als ein lautes Gelächter daſelbſt entſtand. „Die citirt gewis ihren Cicisbeo — das gefällt mir“ ſprach der Poſthalter, der ein Zeitungsblat in der Hand hatte. Robert achtete nicht darauf. Als er ſchon wieder abfahren wollte, kam der Poſthalter, nachdem er erſt den Nahmen des Reiſenden geleſen, herausgeſprungen und rief — „Halt doch! Halt! Hier, mein Herr, iſt etwas für Sie — leſen Sie!“ Robert nahm die Zeitung und — las die Annonce von Reinwalds Tode, worin die Wittwe, nachdem ſie gemeldet, daß er am Fleckfieber, das er ſich bei einem Kranken dieſer Art geholt, geſtorben ſei, den Wunſch äuſerte, daß beſonders einem gewiſſen Herrn Robert W. dieſe Nachricht zu Händen kommen möchte. „Na, ſpaſſte der Poſthalter, nun können Sie ſich ia Ihr Henriettchen nehmen — der Alte hat ſich ſkiſirt.“ Robert ſtürzten die Thränen aus den Augen; ſtumm gab er dem Poſthalter das Zeitungsblatt zurück und fuhr fort.

„Du Rechtſchaffener, haſt du dich darum immer ſo gern mit ihr über die Möglichkeit unterhalten, daß ihr früh getrennt werden könntet? — Du dachteſt, an deiner Beruhigung dadurch zu arbeiten, und haſt nun an der ihrigen gearbeitet. So wiſſen wir oft nicht, was wir thun! — An dir verlohr die Welt einen der edelſten Menſchen. — Durch deinen

Tod ward eine der vernünftigſten und glücklichſten Ehen früh zerſtört. — Du hatteſt wohl Recht, als du ſagteſt, daß die, welche ſich am unausſprechlichſten liebten, oft am erſten getrennt würden. Warum geſchieht aber dis? Dunkel ſind oft der Vorſehung Wege; doch fällt hier und da iezt ſchon ein Lichtſtrahl auf ſie. Auf das allerhöchſte ſich lieben lernen ſollen die, welche ſich wahrhaftig lieben, durch frühe Trennung; dann ſehnt der Vorangegangene den Hinterbliebenen nach ſich her, dann ſehnt ſich der Hinterbliebene zum Vorangegangenen hin. — Thut aber der Weiſe auch wohl weiſe daran, daß er ſo innige Bande knüpft, wenn er ſo frühes Zerreiſſen fürchten mus? Hat er, wenn die frühe Zerreiſſung erfolgt, nicht durch Knüpfung des Bandes ſich oder dem Verbundenen nur heilloſen Schmerz gemacht? — Das ſei! Es iſt ein Schmerz, der Balſam mit ſich führt; ein Schmerz, der einſt zur Herrlichkeit reift! Nicht für dieſe Welt liebe ich nur — ach, das iſt der Gedanken gröſſeſter, heiligſter, unausſprechlichſter. Hier wird nur der Grund gelegt zu der Liebe Ewigkeit. Wer alſo hier nicht liebt — — o Robert, Robert, mache, daß du liebeſt! — — Ob ich zu Henrietten reiſe? — Nein! — Wer wüſte, was geſchähe? Henriette mus aber keine zweite Liebe beginnen; Henriette mus treu bleiben ihrem Reinwald. Und ich — wie könnte ich ſie ihm rauben? Iſt er denn vernichtet? Nein, er exiſtirt fort und mit ihm exiſtiren ewig ſeine Anſprüche auf ſie. So iſts das Beſte — ich ſehe Henrietten nie wieder.“

So herzhaft Robert auf der einen Seite war, als er dieſen feſten Entſchlus faſſte, ſo herzlos war er auf der andern. Henriette ſchwebte ihm in der traurigſten Geſtalt vor Augen und zerris ihm allen Muth. Die Nacht kam dazu. Die Poſtſtraſſe führte durch einen Wald. Melancholiſche Fantaſieen ergriffen ihn. Allenthalben ſah er Henrietten in der Stellung, in der er ſie zum letzten mahle in ihrem Zimmer geſehen, wie ſie die Hand unter den Kopf ſtützte, das Tuch vor die Augen hielt und ſchluchzte. Plötzlich ſtanden die Pferde ſtill und in einem und demſelben Augenblick war der Poſtillion vom Bock geſchoſſen und Robert aus dem Wagen geriſſen.

Eine zahlreiche vermummte Räuberbande war's, in deren Gewalt ſich Robert nun befand. Einige davon ſpannten die Pferde aus; Andere bemächtigten ſich ſeiner Koffer; Andere durchſuchten den Wagen; noch Andere ſchleppten ihn in den Wald.

Nach Vergang einer halben Stunde verſammleten ſich die Räuber in einer Tiefe und hielten bei Fackelſchein Halsgericht über ihn. Das einſtimmige Urtheil fiel dahin aus, daß man ihm thun müſſe, wie dem Poſtillion geſchehen wäre.

Ein Räuber trat hervor und ſprach — „Laſſet ihn leben und gebet ihn mir als den mir zukommenden Theil von der Beute; ſo mag ich vom

Uebrigen nichts.“ Der Einfall gefiel der lächelnden Bande. Man ſchenkte Robert das Leben und begab ſich mit dem Raube tiefer in den Wald.

Robert, den ſein Retter als Eigenthum mit ſich fortführte, konnte wenig denken. Der einzige Gedanke, welcher ſich noch zu einiger Klarheit in ihm erhub, war der, daß er nun Leibeigner ſei und daß er über lang oder kurz um einen guten Preis verkauft werden werde. Sein Retter ſprach ihm wider alle Erwartung Troſt zu und ſtrich ihm die Backen. Robert glaubte eine feine Hand zu fühlen. Nach einer Weile muſte er dem Räuber ſeine Rechte geben, der dieſe an ſeinen Buſen führte. Robert fühlte, daß ſein Retter kein Mann ſei, erſchrack heftig und weiſſagte ſich nun noch ein ganz anderes Schickſal, als vorher. Jetzt gab ihm der Räuber einen herzlichen Kus und ſprach — „Du biſt ein ſchöner junger Mann.“ Robert hatte die entſetzlichſte Empfindung ſeines Lebens dabei, und es war ihm nicht anders, als wenn ihn der Engel des Todes küſſte, ſo drehnte ihm das Gehirn davon.

Man kam zur Raubhöle. Ein düſterer geſchlängelter Eingang führte in einen erleuchteten ungeheuren Schlund, aus deſſen Winkeln allenthalben Mordgewehre hervorblitzten. Robert ward hier rein ausgeplündert und behielt nichts, als wie er ging und ſtand, und ſeine Brieftaſche, worin einige Briefe und Gedichte befindlich waren, die man ihm lies.. Sämmtliche Räuber lagerten ſich hierauf, um die Mahlzeit einzunehmen, welche ihr Koch während ihrer Abweſenheit zubereitet hatte. Robert ſollte miteſſen, erklärte aber, daß es ihm in ſeinem gegenwärtigen Zuſtande unmöglich ſei. Man trank ihm zu; er verbat auch für heute die Erwiederung. Als ſich die Räuber einen derben Rauſch getrunken hatten, verlohren ſie ſich paarweiſe in den Winkeln, kamen wieder zum Vorſchein, tranken wieder, paarten ſich anderweit u. ſ. f. Robert ſah, daß er ſich auch von Seiten des allerwichtigſten Punkts in der verabſcheuungswürdigſten Geſellſchaft befinde, und zitterte vor dem Ausgange, welchen es deshalb hier mit ihm nehmen werde.

Unterdeſſen hatte er die Bemerkung gemacht, daß ſein Retter an allen den thieriſchen Vorgängen keinen Theil nahm, ſondern iede Einladung dazu ausſchlug. Endlich entfernte ſich ſelbiger zwar, kam aber bald wieder, erſchien in einer ganz andern Geſtalt und führte ihn, da die ganze Bande bis auf die Wache vor der Höle ſchlief, tief auf die Seite, wo ein ſchwacher Lampenſchein ihm ſein eigentliches Anſehen entdeckte.

Welche Ueberraſchung für Robert, als er nun eine wahrhaftigſchöne weibliche Figur mit einem ausdruckvollen Geſicht und mit blitzenden Augen vor ſich ſah! Nimmermehr hätte er geglaubt, daß er in dieſer nichts, als Tod und Verderben, ankündigenden Höle an ſein Ideal denken würde. Unwilkürlich aber zog er es hervor, hielt die ſchöne Räuberin, deren Sklave er iezt wår, dagegen und — wuſte ſelbſt nicht, was er ſagen ſollte.

Råuberin. Schöner junger Fremder, hier iſt alles Du, wie du ſieheſt. Du biſt mein, das haſt du gehört; ietzt wäreſt du ſchon kalt, wenn ich nicht warm für dich ward. Nun ſprich — willſt du auch mein ſein? Daß du es ſein müſſeſt, iſt keine Frage mehr; ob du es ſein wolleſt, frage ich dich.

Robert, den Hut aufs rechte Ohr ſezzend und die Arme in einander ſchlagend. Was willſt du damit ſagen, ſchöne — wie ſoll ich dich nennen?

Råuberin. Hier heiſſe ich der ſchmucke Peter; aber nenne du mich nur Angelika — das iſt mein Nahme.

Robert. Herrlicher Nahme! Herrlicher noch, als Olimpia! — Weil hier alles Du iſt, wie ich leider geſehen habe und wie du auch ſelbſt ſagſt, ſo nimm du mir auch nichts übel. Biſt du auch ſo ein Geſchöpf, wie die übrigen da? Glaubeſt du, daß ich auch ſo eins werden könnte? Dann betrügſt du dich; denn wenn bei dir das das Erſte iſt, was bei mir das Letzte iſt, ſo läufts auf ein Zerreiſſen hinaus — ich zerreiſſe dich, oder du mich. Helfershelfer müſteſt du aber zum letztern haben —— doch, hier ſind ia ihrer genug. Angelika, du ſiehſt ſo gut aus; wie kommſt du unter dieſe Teufel?

Angelika, die ihm den Mund zuhält und nach der Bande hinſtiert. St! St!

Robert, ihr Profil ietzt vollkommen ſehend. Ah — Angelika! Du willſt hier mit mir nicht Thier ſein, mich nicht zum Thiere machen — nicht wahr?

Angelika. Ich denke ia nicht daran; ſo ſei doch klug!

Robert, ihr beide Hände reichend. So ſprich — wer biſt du?

Angelika. Jetzt bin ich Wittwe. Nickel, mein Mann, ward heute vor acht Tagen zu W. gerädert.

Robert, als wenn er in eine Eisgrube fiele. Woher weiſſ'ſt du das?

Angelika. Ich habe es mitangeſehen.

Robert, wie halbtodt und die Hände faltend. Und das konnteſt du?

Angelika. Ich muſte wohl. Sie ſchleppten mich mit hin. Wir verkleideten uns alle. Die Weiber ſtanden dabei als Männer, und die Männer als Weiber. Sterben; hies es; müſten wir alle, und ſo müſſe man ſich abhärten gegen den Tod. Nickel erkannte mich und blöckte mich vom Schafot herab an.

Robert. Wie ward dir da?

Angelika. Auf der rechten Seite eiskalt und auf der Linken brühſiedendheis.

Robert, ihr die Hand drückend. Höre, du biſt noch nicht ſchlecht. Sag nur, wie biſt du in dieſe Hölle gerathen?

Angelika, zutraulich. Sprich nicht ſo laut, oder es iſt um dich und mich geſchehen. Ich will dir Alles erzählen. Nickel war Anführer unſerer Bande und hier iſts Sitte, daß dieſer ſein Weib blos für ſich habe. Er kann mit allen andern Weibern zu Winkel kriechen; kein Anderer aber darfs mit ſeinem Weibe. So lange alſo Nickel lebte, war ich blos für Nickel. Nun traf ſichs gerade, daß Nickel durch eine abſcheuliche Krankheit abgehalten ward, — — —. Auch iſts hier Sitte, daß die Frau des Anführers während ſeiner Abweſenheit und in den erſten vier Wochen nach ſeinem Tode von Niemand gezwungen werden darf, mit ihm zu Winkel zu gehen: Anerbietungen können ihr im letztern Falle zwar geſchehen; aber ſie kann ſie abſchlagen. Das haſt du heute geſehen. Nun bin ich des Lebens hier ſo ſatt, als möglich, und ich hätte auch die vier Wochen, welche mich frei von Abſcheulichkeit machen, gewis nicht überlebt. Als ich dich nun ſah, ſo dacht' ich, du wäreſt der Mann, der, wenn ich ihm das Leben rettete, dankbar wäre. Biſt du's denn auch wohl?

Robert gerieth durch dieſe Erzählung ſo in Erſtaunen, daß er weder ſeinen Ohren, noch ſeinen Augen, mehr trauete, ſondern ſich in einer Art von Manie zu befinden glaubte. Er ſtarrte Angelika ſtumm an.

Angelika, die ihn rüttelt. Und du antworteſt mir nicht?

Robert, zu ſich kommend. Du wäreſt alſo noch rein — ganz rein — ein Engel unter Unflätern?

Angelika, Thränen in den Augen. So rein, wie du nur ſein kannſt! So rein, als ich war, da mich Nickel aus den Armen meines Bräutigams ris?

Robert, ganz Simpathie. Aus deines Bräutigams Armen?

Angelika. Ja, nun ſinds drei Vierteliahre, daß es geſchah. Auf derſelben Landſtraſſe, wo man dich überfiel, überfiel man auch uns. Man ris uns aus dem Wagen, und ſo, wie Nickel mich ſah, ſprach er — „ei, du biſt ia ein hübſcher Biſſen; ſollſt auch ſchmucker Peter heiſſen — und ſo, wie er dis geſprochen, mußte

Stoffel meinem Bräutigam den Dolch durchs Herz ſtoſſen.

Robert, an ſie hin ſich lehnend. Ach — ich bitte dich — und das ſaheſt du auch? Sag, wie war dir da zu Muthe?

Angelika. Wie du leicht denken kannſt. Ich fiel in Ohnmacht; Nickel ſchleppte ſeinen ſchönen Fund, wie er mich nannte, fort, und als ich wieder zu mir kam, erblickte ich mich in dieſer Höle.

Robert. Und hier — wie ward dir hier?

Angelika. Ich ſchriee — ich iammerte. Man fiel mit Mordgewehren über mich her und drohete, mich in Stücken zu hacken. Ich muſte mich in mein Schickſal fügen. So ein harter Kerl Nickel aber auch war, ſo ward er doch weich gegen mich und that mir Alles, was er mir an den Augen abſehen konnte. Nur dann, wenn ich ihn um meine Freiheit bat, pflegte er das Piſtol mir auf die Bruſt zu ſetzen.

Robert. Konnteſt du denn nie entfliehen?

Angelika. Nie! Anfangs ward ich hier in Gefangenſchaft gehalten, iedoch aus Achtung für Nickel mit Achtung behandelt; ſobald aber Nickel bei einem Kirchenraube ergriffen war, nahm man mich mit auf die Jagd und ich muſte ſchildern; nie aber allein. Immer war noch einer bei mir, der mir auf der Stelle den Tod drohete, wenn ich das Geringſte verſuchen würde.

Robert. Wie du aber Nickeln hinrichten ſaheſt, hätteſt du doch entſpringen oder Hülfe rufen können.

Angelika. Vorher ward mir das vergiftete Stilet gewieſen, womit ich durchbohrt werden ſollte, wenn ich die geringſte Bewegung machte, und Stoffel, der mich führte, befeſtigte es ſo an meinem Buſen, daß es nur noch eines Drucks von ihm bedurfte. Daß ſie hiermit nicht fackeln, wuſte ich; denn in dieſer Höle hauen ſie ſich täglich herum und es iſt ein Wunder, daß es heute ſo ruhig abgegangen iſt. Doch — laß uns auf die Hauptſache zurückkommen! Antworte mir auf meine Frage — willſt du nicht dankbar gegen mich ſein?

Robert, in gröſſeſter Rührung. Ja, ſag nur, wie? Ich wollte, du hätteſt mich lieber tödten laſſen; ſo hätte mein Unglück nun ein Ende. Räuber kann ich nicht werden.

Angelika. Das ſollſt du auch nicht. Höre mich doch nur an. Ich machte Anſtalt zu einem Plane für uns, ſobald ich dich beim Fackelſchein dort in der Tiefe erblickte, und als ich dir den Kus unterwegs hieher gab, war ich damit fertig. Aus deinen Augen ſtrahlte Muth; ich weis nicht, ob du ihn habeſt. Als ich dich daher vorhin fragte, ob du auch mein ſein wolleſt, da du es ſein müſſeſt, dachte ich das gar nicht dabei, was du dabei dachteſt. Ob du Alles für mich thun könnteſt, da ich Alles für dich gethan — das meint' ich.

Robert. Wie ſollt' ich das nicht? Aber ſag nur — was?

Angelika. Retten mich, wie ich dich gerettet! Retten mich aus dieſer Höle und mich meinen Eltern wieder geben!

Robert, tiefſinnig. Du haſt alſo noch Eltern? Wer ſind ſie?

Angelika, leiſe ſchluchzend. Das las jetzt. — Jetzt ſprich nur, willſt du mich retten?

Robert. Ich bitte dich — wie?

Angelika. Das will ich dir gleich ſagen. Nur — verkenne mich in nichts; Noth bricht Eiſen; und — haſt du Herz, wie du es zu haben ſcheinſt? Kannſt du dich hauen? Hauen muſt du dich. Ich bin ia nur ein Weib, und du biſt ein Mann; aber ich wills auch können, das ſollſt du ſehen. (In dem Augenblick klirrten Säbel an einander) Hörſt du? Da gehts los.

Robert. Sag nur, warum hauen ſie ſich denn?

Angelika. Ums Paaren.

Der Anführer hatte das Recht, Frieden zu gebieten. Er gebot ihn; die Fechter muſten auf neue Freundſchaft trinken und die ganze Bande ſchlief wieder. Angelika entdeckte nun an Robert den gemachten Rettungsplan, der Tags drauf auf folgende Art ausgeführt ward.

Stoffel, das gegenwärtige Haupt der Bande, war noch unbeweibt. Angelika genos als Wittwe ſeines Vorgängers im Amte noch zur letzten Gerechtſame die Freiheit, ſich unter der ganzen Bande den künftigen Mann auszuſuchen. Stoffel war unter Allen die ſcheuslichſte Figur, eine wahre Karrikatur von Mannsgewächs und ein Adramelech von Karakter. Was keiner todt machen wollte, machte er todt. Ihm fiel es am wenigſten ein, daß der ſchmucke Peter ihm zu Theile werden könnte. Angelika, nach gehaltener Mittagsmahlzeit, floh ihm in die Arme, gab ihm vor allen Räubern den Preisverkündigenden Kus, und begehrte, ihn allein zu ſprechen. Sie ſtellte ſich ſo mit ihm, daß Robert ſehen konnte, was vorging. Da trug ſie ſich Stoffeln unter der Bedingung zum Weibe an, daß ſie ihren Sklaven, mit dem ſie, als mit ihrem Theile vom geſtrigen Raube, ohnehin müſſe machen können, was ſie wolle, in Freiheit ſetzen dürfte. „Meintwegen, erwiederte er; wir verlaſſen ſo morgen dieſes Quartier; ich mus aber erſt Rath halten mit der Mannſchaft.“

Die Räuber hielten Rath, und Stoffel beredete ſie, daß ſie einſtimmten. „Es geſchehe, was du willſt, brachte er ihr zur Antwort; aber erſt thue mir auch meinen Willen, ſchmucker Peter, und komm mit mir zu Winkel.“ Angelika erſchrack — er drang in ſie ein und drohete, ſein Wort zurückzunehmen — ſie ſträubte ſich aus allen Kräften — er wollte Gewalt brauchen — ſie ſtrich ihm die Backen und ſprach mit aller ſiegeriſchen Grazie ihres Geſchlechts: So wollteſt du unſere Geſetze brechen? Weiſſeſt du nicht, daß ich, was ich in meinen

Trauerwochen thue, nur aus gutem Willen thue? Erſt las uns ihn fortbringen. Auf dem Rückwege dann — verſtehſt du mich? „So ſei auch dis“ — erwiederte Stoffel und küſſte ſie.

Eine Stunde nach Sonnenuntergang ſchnallte ſich Stoffel den Säbel um. Der ſchmucke Peter that desgleichen. Ein Paar Räuber wollten ſie noch begleiten. „Ihr könnt etwas Klügeres thun, ſprach Stoffel, macht unterdeſſen eure Sache beim Pfaffen zu G. gut; ich komme nach.“ Der Marſch ging fort. Robert verlies die Höle mit einem Gemiſch von Empſindungen, dergleichen er noch nie gehabt, und that, ſobald er ins Freie kam, einen Blick zum Himmel, dergleichen er noch nie gethan. Es war, als dränge eine göttliche Kraft in ihn. Er wiederholte den Blick und fühlte ſich unendlichſtark.

„Na, hat's 'n bald 'n Ende? Las den Kerl laufen! Komm ſchmuck Peterle, komm!“

Mit dieſen Worten nahm Stoffel Angelika beim Arm und wollte mit ihr zurück. — Iſt ia ſo eine ſchöne Nacht; ſtopfe dir doch noch ein Pfeifgen, lieber Stoffel. — „Iſt auch wahr“ erwiederte er. Man kam eben an einen freien Platz im Walde.

So, wie Stoffel Feuer anſünkte, ſprang Angelika einige Schritte vor, zog den Säbel, gab ihn an Robert und ergrif ein Piſtol aus dem Buſen. „Ha, du treuloſer Peter, ſo iſts gemeint? Warte — du ſollſt —“ Daß Pfeife, Stein und Stahl auf der Erde lagen, daß Stoffel pfif und mit blankem Säbel da ſtand, war alles nur ein Hui.

Ein mörderiſches Gefecht hub zwiſchen Stoffel und Robert an, während deſſen Angelika mit aufgezogenem Piſtol in einiger Entfernung da ſtand. Der Mond war eben aufgegangen. Robert bekam einen Streifhieb über den rechten Oberarm. „Noch nicht“ rief er. Bald drauf ward Stoffel queer übers Geſicht gehauen. Raſend drang er, ſtatt zu ſtürzen, auf Robert ein. Robert bekam den zweiten Hieb über die rechte Hand. „Nun, rief er, nun!“ Angelika gab Feuer und — fehlte. Robert, mitten im Rauch und mit den letzten Kräften ſeiner verwundeten Hand, that den letzten Hieb und ſpaltete Stoffeln den Kopf. Stoffel ſtürzte; den einen Säbel in der Hand, den andern im Schädel.

Pfeifen lieſſen ſich hören. Angelika nahm Robert und flüchtete mit ihm dem Monde entgegen. Sie kamen an eine Brücke, unter der es trocken war, und verbargen ſich unter ihr. „Hier las uns den Tag erwarten, ſprach Angelika; dann mus Alles in der Höle ſein; dann wollen wir nach der Gegend hin, wo der Mond herkam; da iſt das freie Feld am nächſten.“ Die Retterin verband dem Retter die Hand. Der Retter drückte die Retterin an ſein Herz dafür.

Der Pfeifen wurden mehr. — Die Pfeifen kamen näher. — Eine davon lies ſich nicht weit von der Brücke hören. —

Robert zitterte. — „Sei Mann, ſprach Angelika; Gott iſt mit uns. Hier iſt noch ein geladenes Piſtol.“ — Jetzt ward auf der Brücke gepfiffen. — Robert wollte abdrücken mit der verbundenen Hand. — Angelika hielt ſie ihm. —

Die Pfeifen entfernten ſich wieder. — Die Pfeifen wurden nicht mehr gehört. — Der Tag brach an. — Angelika kroch mit Robert unter der Brücke hervor. — Binnen drei Stunden waren ſie im freien Felde, wo ihnen die Sonne herzſtärkend entgegen ſchien.

Angelika. Hier ſind wir nun auſſer aller Gefar. So las uns auch hier zuerſt thun, was für uns das Erſte ſein mus! Lange ſah ich die Sonne ſo nicht, und vor dem Monde wird mich grauen, ſo lange ich lebe. (kniect nider; Robert ihr nach) Du ſchönes Geſtirn des Tages, für dich ſchlug mein Herz von Jugend auf, und nie war ich ſeliger, als wenn ich an meines Vaters Hand dich aufgehen ſah. Erhebe mich ietzt ſo allmächtig zu deinem und zu meinem Schöpfer, wie du mich immer zu ihm erhubſt. Mein Gefühl für dich und für ihn hat ſich unter der Erde nicht verlohren, ſondern noch mehr geſtärkt. — — Ach Gott, Gott, an deine Sonne und an deinen Tag haſt du mich wieder gebracht — aus der Hölle wieder gebracht — ohne alle meine Erwartung, ohne den geringſten Anſchein von Möglichkeit! In kurzem hätte ich Nickels ſchärfſten Dolch in mein Herz ſtoſſen müſſen, und ich hätt's gethan auf dein Geheis. „Durchbohre dich, ehe du Abſchaum wirſt“ dieſe Stimme von Himmel hatte ich in den Klüften der Erde gehört. Nun brauche ichs nicht zu thun. Ach! ſchön iſt das Leben! ſchön! ſchön! Jetzt bin ich zu geſpannt, du Helfer in der ſchrecklichſten Noth, um dir den Dank für meine wunderbare Rettung ſo zu bringen, wie ich gern möchte. So nimm, ach nimm — meine Tugend iſt mir mehr, als mein Leben — nimm zu allerzuförderſt den Dank für meine unter den hölliſchen Geiſtern bewahrte Unſchuld an! Ja, frei, frei ſehe ich mich in deiner freien Schöpfung um und darf mich weder vor ihr, noch vor dir, ſchämen. Glorie, Lob, Ehr und Herrlichkeit dir dafür — du Reineſter unter den Reinen, du Sonne unter den Sonnen!“ —

Angelika ſprang auf und ſah ſich dreimahl ringsumher frei und ſelig um. Robert knieete wie angenagelt und ſtaunte über die Höhe der Empfindungen der ſchönen Räuberin. Es war Waſſer in der Nähe; ſie ging hin und wuſch ſich. Als ſie ſich gewaſchen, warf ſie ihren Räuberhabit bis auf die Unterkleider ab, kam mit über den Buſen gelegten Armen zu ihm zurück und ſprach — „Was knieeſt du? Steh auf und gib mir deinen Reiſerock; du kannſt in leinenen Ermeln gehen.“ Robert, als wenn ihm der Befehl in der Raubhöle gegeben würde, ſtand auf und zog nach herausgenommener Brieftaſche ſeinen Rock aus. Angelika zog ihn an und ſo gingen ſie auf ein Hirtenhaus zu, daß in einiger Entfernung lag.

Angelika. Ja, ia, Fremder, du haſt mich recht verkannt. Doch — ich verzeihe es dir; ich mus es dir verzeihen und verzeihe dir's gern. Wie konnteſt du in der Wohnung der Scheuslichkeiten anders, als ſcheuslich, von mir denken!

Robert, der ſeine Arme um ſie breitet. Ich bin ia, ſeitdem ich aus dem Wagen geriſſen ward, nicht recht bei mir — Groſſes Mädgen, wer biſt du denn eigentlich? So ſag mir's doch!

Angelika. Das wirſt du nie von mir erfaren. Ich mag auch nicht wiſſen, wer du biſt. Las es dabei verbleiben — du denkſt in Zukunft, wenn du an mich denkſt, an deine Retterin, und ich denke, wenn ich an dich denke, an meinen Retter. Finden wir uns einſt ienſeits wieder — ienſeits, verſtehſt du mich? — dann iſts Zeit, uns näher kennen zu lernen. Für diſſeits iſts an dem, was wir von einander wiſſen, genug.

Robert, der ſchon dreimahl zu ſich geſagt hatte, das iſt ſie wohl! Nein doch, nein!

Angelika. Ja, ia! Wir müſſen uns nun einander nie bekannter werden, als wir ſind; damit wir, wie in dem unerklärbaren Gange unſerer Schickſale auf immer etwas Heiliges für unſer Herz, ſo auch in dem Geheimnis unſerer Perſonen etwas Ewigentzückendes für unſere Fantaſie behalten.

Robert, der ſich nun als ihr Sklave zum zweiten mahle fühlt. Aber — wenn du's nun wäreſt?

Angelika, mit einer Art von Stolz ihn anſehend. Wer ſollt' ich denn ſein?

Robert, zärtlichtraut. Die, die ich ſuche.

Angelika. Wen ſuchſt du denn?

Robert. Die, die ich über Alles lieben könnte.

Angelika, ihm die Hand reichend. Du Mann in leinenen Ermeln, ſiehſt du, ſo ſeid ihr Männer. Du biſt ein ſchöner Mann, ich ſag es dir nun im Sonnenſchein, wie ich es dir im Mondenſchein ſagte; übrigens aber laſſen wir es beide an dem, was wir für einander gethan, bewenden, und bleiben in unſern Gefühlen für einander auf der Grenze der Dankbarkeit ſtehen. Kennſt du dieſe Grenze? (umarmt ihn)

Robert, ſie nicht wieder loslaſſen wollend. Ach Angelika! Angelika! Engliſche — Engliſche!

Angelika. Unbekannter Retter, höre deine unbekannte Retterin. Ich habe einmahl geliebt und liebe nie wieder. Sieh' erſt vor deinen Augen deine Braut durchdolchen, wie ich meinen Bräutigam ſah; dann wirſt du kein Wort mehr über Liebe ſprechen. Nur den Durchdolchten kann und darf ich lieben. Ihm mus ich treu bleiben; er mus mich dort wieder haben; er mus, mich liebend, erſchrecken, wenn ich ihm erzähle, wie er mich aus Rickels Armen rein und ſchuldlos zurückempfängt. Stelle dich doch nur in meine Lage, über wie viel ich in der Welt nachzudenken habe. Dazu ſoll mein übriges Leben beſtimmt ſein; das will ich bei meinen Eltern erſt, wenn ſie noch leben, und wenn ſie nicht mehr leben, auf ihrem Grabe thun.

Robert. Du haſt Recht. — Aber ſo erlaube mir wenigſtens, daß ich dich zu deinen Eltern, oder zu deiner Eltern Grabe bringe.

Angelika. Auch das nicht. Dort beim Hirtenhauſe trennen wir uns. Da geb' ich dir den letzten Kus für dieſe Welt. Vereinigt uns iene wieder, ſo ſollſt du nach meinem Ferdinand mein liebſter Geſelſchafter ſein. Erſt aber mus ich wiſſen, wie's mit deinen Wunden ſtehe. — —

So kamen ſie ans Hirtenhaus. Der Hirt hatte ſchon ausgetrieben; ſein alter Vater aber, der ſich mit Kuren abgab, als er Robert ohne Rock, mit blutigem Hemdermel und mit verbundener Hand erblickte, nöthigte ſie gaſtfrei in die mit Stroh gedeckte Hütte.

»Ihr ſeid gewis unter den Händen der Racker geweſen, die in vorvoriger Nacht die Poſt geplündert und den Poſtillion todtgeſchoſſen haben? Nun, ſie werden ihren Lohn wohl kriegen. Heute rücken Soldaten gegen ſie aus. Ihr armen Leute! Weis her, junger Mann, ich will deine Wunden beſehen.«

Robert entrirte nicht auf des Alten Frage, ſondern überlies ihm ſeinen Arm. Die obere Wunde hatte nichts zu bedeuten; der alte Hirt reinigte ſie blos und band Lappen darum. Die Handwunde aber war ſchlimmer; doch hofte der Alte, daß ſie ihm künftig am Gebrauche der Hand nicht ſchaden ſollte. Er verband ſie ihm zum erſten mahle und gab ihm die Salbe, womit er fortfaren ſollte. Zugleich reichte er Robert einen Rock und trug ſeinen Gäſten ein Frühſtück auf, das aus Milch und Brod beſtand.

Als ſie dis verzehrt, machte Angelika Anſtalt zur Trennung von Robert. Robert bat ſie um Alles, noch zu verweilen, und ſchilderte ihr die Gefar, in die ſie ſich begäbe, wenn ſie allein reiſete. „Hat nichts zu ſagen, erwiederte ſie — eine Räuberin iſt ein Mann und ieder ſieht mich auch für einen Mann an. Mit dir hats keine Gefar weiter; und ſo darf ich keine Zeit verliehren, um einen gewiſſen Ort zu erreichen, wo iezt Meſſe iſt. Bin ich erſt da, ſo weis ich mein Weiterkommen ſchon. Komm — ich habe mir einen Fleck auserſehen, wo wir uns trennen wollen.“

Angelika verſprach dem alten Hirten, zu ſeiner Zeit dankbar zu ſein, nahm Robert, der in tiefe Traurigkeit verſank, beim Arm und führte ihn an einen wilden Birnbaum, der einen Büchſenſchus vom Hirtenhauſe dicht an der Landſtraſſe ſtand.

»Hier ſei es, wo wir von einander ſcheiden! Ich gehe dann dorthin und du gehſt dahin. Sieh mich noch einmal recht an und präge dir mein Bild tief ein; das Deinige iſt mir ſchon unauslöſchlich eingeprägt. Höre, wir haben viel an einander gethan, und Gott an uns noch mehr. Las uns einander nie vergeſſen! Las uns zwei der beſten Menſchen ſein! — (zieht einen von den zwei Ringen, welche ſie trug, ab und ſteckt ihn Robert an den Finger) Den nimm zu meinem Angedenken; — ich habe deinen Rock — mit dem andern komme ich bis nach . . . Gib ihn einſt der, die du ſuchſt, wenn du ſie findeſt. Gott laſſe dich ſie finden, und mache dich ſo glücklich durch ſie, wie es ein ſo ſchöner Mann mit einem ſo ſchönen Herzen verdient! Ich mus um Ferdinand klagen, bis Ferdinand dort meine Klagen ſtillt. Und nun — (umarmt ihn herzlich) leb' ewig wohl! (Robert ſtand wie ſeelenlos) Kannſt du auch nicht ein Wörtgen mir zum Abſchiede ſagen? (Robert ſchüttelt den Kopf. Angelika klopft ihm die Backen.) Du Guter! Nun geh dorthin, ich gehe dahin. Dort am Büſchgen will ich mich noch einmahl nach dir umſehen. (gibt ihm den letzten Händedruck) Adieu?“

Angelika wanderte mit ihrem Knotenſtocke fort. Robert lehnte ſich an den Birnbaum und ſah ihr unverrückt nach. Am Büſchgen drehete ſie ſich noch einmahl um, ſchwenkte den Hut und — verſchwand um die Ecke.

Die Sonne ſchien Robert neubelebend an. Er bekam wieder volles deutliches Bewuſtſein und dachte über die fürchterlichen Schickſale nach, die ihn, wie auf einander folgende Gewitter, binnen vier und zwanzig Stunden betroffen hatten. Er dachte ſich in der Lage, in welcher er noch vor acht und vierzig Stunden geweſen war, als er ſich im Beſitz ſeiner Ollmpia ſo ſelig fühlte, und dachte ſich dann wieder in die Lage, in der er ſich iezt befand, da er Alles, Alles verlohren hatte, — nur ſich nicht. Ein langes Aufblicken gen Himmel gab dieſer leztern Vorſtellung vollkommene Stärke. Mit Vertrauen auf Gott und mit einem Herzen, das mit innigſter Hochachtung für Angelika ſchlug, die ihm ein unbegreifliches Mädgen war, ging er den Weg, welchen ihm dieſe gewieſen, ohne zu wiſſen oder zu ahnden, wohin er ihn führen würde.

Als er an das nächſte Dorf kam, ſpürte er Wundfieber. Dieſes nahm mit ſolcher Heftigkeit zu, daß er Quartier ſuchen muſte. Er ging der Kirche vorüber, wo ein ältlicher Mann eine ſchöne Predigt über die Barmherzigkeit hielt. „Halt', dachte er, das iſt ein zweiter Reinwald“ und da er nicht vermögend war, das Ende der Predigt abzuwarten, ſo ging er dem Paſtor voran und ſezte ſich auf den Stein vor ſeiner Thüre, um ihn da, wenn er käme, zu bewillkommen.

Paſtor, als er aus der Kirche kommt, von weitem ſchon. Wer iſt man? Was will man?

Robert, der aufſtehen will, ſich aber wieder ſetzen mus. Ich bin ein verunglückter Reiſender, werde eben krank und bitte um Quartier.

Paſtor. Wo hat man ſeinen Pas?

Robert. Ich habe weder Pas noch einen Kreutzer Geld. Dieſen Rock hat mir ein Hirt geſchenkt, der mich verbunden hat. (hebt ſeine Hand in die Höhe)

Paſtor. Man iſt ein Vagabond — ein lüderlicher Kerl.

Robert, mit Ehrgefühl. Keins von beiden, Herr Paſtor; ſo kommen ſie mir nicht.

Paſtor. Man will wohl gar noch raiſonniren?

Robert. Und das von Rechtswegen; weil Sie mir zu viel thun.

Paſtor. Seh mir einmahl — ſeh mir einmahl Einer ſo einen Halunken an!

Robert, mit Verachtung. Warum ſchimpfen Sie mich? Ich bin kein Bettler — ich habe Sie noch nicht angebettelt — ich bitte nur um Dach und Fach, um mich zu erholen.

Paſtor. Dazu iſt die Dorfſchenke da.

Robert. Ei, Herr Prediger, Sie haben ia heute ſo lehrreich über die Barmherzigkeit gepredigt? So müſſen Sie auch thun, wie Sie lehren.

Paſtor, der neben ihm weg ins Haus geht. Da hättt' ich viel zu thun.

Robert blieb ſitzen, weil er nicht fort konnte, und ward immer kränker. Der Paſtor guckte zu mehreren mahlen zum Fenſter heraus und wies ihm von neuem die Wege. „Ich kann ia nicht“ erwiederte iener. Endlich lies er ihn hereinholen und in die Geſindeſtube bringen, wo man ihm Käſe und Brod vorſetzte. Der Paſtor aber lies ſich nicht ſehen. Robert as nichts, ſondern bat um ein Bette. Seine Bitte blieb unerfüllt; im Hauſe aber war viel Gehens. Nach einer Stunde fuhr ein Bauerwagen vor; Robert ward alles Lamentirens ungeachtet aufgepackt und aufs nächſte Dorf gefaren.

Hier gings ihm wieder ſo. Sobald er ankam, bot man ihm wieder Käſe und Brod an und fuhr ihn weiter. So ward er über vier und zwanzig Stunden lang mit der ſogenannten Bettelfuhre, die auf das zweckmäſſigſte zum Todtfahren fremder kranker Armen eingerichtet war, von Dorf zu Dorf gefaren, bis man an eine groſſe Stadt mit ihm kam, wo man ihn vor das Lazaret fuhr. Faſt ganz zerfaren, zerſtauckt, zerknirſcht, hatte er kaum noch ſo viel Bewuſtſein und Kraft, dem letzten Fühlloſen, der ihn vorfuhr und ihm, ehe er ihn ablud, die Taſchen durchſuchte, zuzurufen — »Schelm, willſt du mir bald meine Brieftaſche wiedergeben?« — worauf dieſer ſie ihm mit einem derben Stos auf die Ribben zurückgab.

Unter Flüchen und Verwünſchungen ward Robert vom Lazaretvater aufgenommen und in eine Kammer gebracht, wo ein Duzzend Veneriſcher ihre peſtilentialiſchen Ausdünſtungen verbreiteten. Es war beinahe Nacht; ſehen, wohin er käme, konnte er nicht, nur riechen. „Hier kann ich nicht bleiben“ — ſo packe dich zum Teufel — „Einen Chirurgus verlange ich.“ Morgen iſts Zeit, du Hund. — „Eine Suppe bitt' ich“ — Wenn die andern Schweine den Trank bekommen, dann — Man wollte ihn in ein Bette werfen. „Setzt mich lieber an die Erde.“ Man warf ihn hin und ſchriee — da ſitze, bis du krepirſt. Robert ſchlief ein.

Als es wieder Tag ward, erwachte er und — ſah nun auch, wo er war. Der Schlaf hatte ihn geſtärkt. Er konnte aufſtehen, kroch zur Kammer hinaus und ſetzte ſich auf den Gang. Ein vorübergehender Waiſenknabe ſagte ihm, daß das Lazaret mit dem Waiſenhauſe verbunden ſei und daß der Lazaretvater, den er geſtern geſprochen, auch der Waiſenvater ſei. Da zerfloß er faſt in Thränen und dachte lebhafter, als iemals, an den wackern Waiſenvater zurück, der ihn erzogen hatte. Alle alte Ideen wurden wieder in ihm rege; er ſaß im Geiſte mit ſeinem Strickſtrumpfe wieder am Fenſter, wo die ſchöne Ausſicht war, grub ſeinen Garten wieder, betete hinter der Hecke wieder und wünſchte tauſendmahl, daß er noch da wäre. Der Waiſenknabe ſimpathiſirte mit ihm, weinte in ſeine Thränen, tröſtete ihn mit einem bibliſchen Spruche und beſchrieb den Lazaretvater als einen Tirannen gegen Jung, wie Alt.

Jetzt kam der Barbar die Treppe herauf. Vor Donnerwettern, die aus ſeinem Munde krachten, hörte man ſeine harten Fußtritte nicht. Sobald er Robert erblickte, fuhr er ihn gräslich an und fragte ihn, welcher Teufel ihn aus der Kammer geführt. „Ein Teufel hat mich hinein geführt, Gott aber heraus.“ Gegenüber am Fenſter ſtand ein Beſenſtiel. Der Unmenſch eilte nach ihm hin und gab damit dem Waiſenknaben den erſten Schlag. Robert, als er dis ſah, rafte ſeine Kräfte zuſammen, ſtand auf und lehnte ſich an die Wand. »Schlag einmahl auf die Bruſt, wenn du Herz haſt!« Mit hochaufgehobenem Beſenſtiel ſtand der Poltron da und wagte nicht zu ſchlagen.

Der Lazaretchirurgus kam dazu; ein um nichts beſſerer Mann. Als der Lazaretvater Robert bei ihm auf das häslichſte angeſchwärzt, beſtand er darauf, daß Robert wieder in die Kammer ſollte. »Ihr beide und noch zehen Teufel bringen mich nicht hinein.« Es ward Gewalt gebraucht; Robert ſtämmte ſich mit dem ganzen Ueberreſt ſeiner Kräfte gegen.

Lazaretarzt, der aus einer andern Kammer kommt. Was wird hier?

Robert, der ſeine verbundene Hand aufzeigt. Ach um Gottes willen — weiter fehlt mir nichts. — Ich bin ein reiner geſunder Menſch und habe müſſen die Nacht unter den zehen Auſſätzigen zubringen und ſoll nun wieder hinein. Iſt daß nicht himmelſchreiend? Ich bitte um weiter nichts, als — auf die freie Straſſe; da iſt doch geſunde Luft.

Der Arzt war ein iunger armer aber dabei menſchenfreundlicher Mann. Roberts herrliche Phiſiognomie, ſeine geſunde Geſichtsfarbe und ſein ganzes robuſtes Anſehen machten den gehörigen Eindruck auf ihn. Er lies ſich ſeine Hand zeigen, unterſuchte ſeinen Puls, that noch einige Fragen an ihm, machte den Lazaretvater und den Lazaretchirurgus wie ein Paar Beutelſchneider herunter und befohl, daß man ihn auf der Stelle in eine der beſten Krankenſtuben führen ſollte. „Ach nein, nur in ein Kämmerchen, bat Robert; aber in ein reines, und wo ich allein bin. Einſam möcht' ich gern ſein, „ um über mein Schikſal nachzudenken.“ Der Arzt ward hierdurch ſo gerührt, daß er ihn ſogleich beim Arm nahm und in das Stübchen führte, wo er ſelbſt zu ſein pflegte, wenn er verſchrieb. Da ward er verbunden, bekam ein reines Bette und eine Suppe, die noch da ſein muſte, ehe der Arzt wieder wegging, der ihn mit den Worten verlies — „Schlaf Armer, ſchlaf, ich komme wieder.“ Robert war nun allein.

„Iſt doch und bleibt doch wahr — wo zwei Schurken ſind, da gibts einen dritten ehrlichen Mann, und wo ſich zwei Barbaren hinſtellen, da ſtellt Gott einen Menſchenfreund dazwiſchen. Aber — barmherziger Vater, wo bin ich, und was ſoll aus mir werden? Ach, das habe ich wohl an Luiſen verdient!“

Mit dieſen Gedanken ſchlief er ein und, als er erwachte, ſas der edle Arzt ſchon an ſeinem Bette. Robert muſte ihm die Geſchichte ſeiner Wunde erzählen; woraus eine Erzählung ſeiner ganzen Lebensgeſchichte entſtand. Mitleid und Achtung wurden die Seelenſtimmung des Arztes für den armen Fremdling. „Unter vier Wochen kommen

Sie nicht aus dieſem Hauſe, ſprach er. Wollte Gott, daß ich ſo reich wäre, als ich arm bin; ſo wüſte ich, was ich thäte. Indeſſen will ich befehlen, daß Ihnen hier die gehörige Pflege geſchehe.“

So gut es der Arzt auch mit Robert meinte, ſo konnte er doch weiter nichts bewirken, als daß in ſeiner Gegenwart der Kranke beſorgt ward. Sobald er den Rükken wendete, hatte alle Beſorgung ein Ende. Robert beklagte ſich bei ihm, ſo oft er kam, erſchwerte ſich aber dadurch nur ſein Schickſal noch, weil man für iede neue Klage durch noch härtere Behandlung neue Rache an ihm nahm.

Arzt, als Robert einmahl bitterlich geklagt hatte. Haben Sie denn gar nichts, durch deſſen Verkauf man einiges Geld für Sie ſchaffen könnte. (blickt auf den Ring auf Roberts Finger)

Robert. Nichts, als dieſen Ring; der kommt aber nicht von meinem Finger. — Einige Gedichte hab' ich noch. Vieleicht gäbe ein menſchenfreundlicher Buchhändler etwas dafür.

Arzt. Ich möchte ſie ſehen. Wo haben Sie ſie?

Robert bat ihn, ſeinen Rock herzubringen. Er zog die Brieftaſche heraus und ſuchte die einzelnen Gedichte zuſammen. Der Arzt las ſie neugierig.

Robert, der ein Papier in ſtärkſtem Affekt küſſt. Ach — ach — ach —

Arzt. Was haben Sie da?

Robert, das Papier an ſein Herz drükkend. O Rechtſchaffener, Rechtſchaffener, wie beſchämſt du mich!

Arzt, als er das Papier angeſehen. O nun iſt gute Zeit! Das iſt auf der Stelle baar Geld. Wie haben Sie denn nicht gewuſt, daß Sie ſo einen anſehnlichen Nothpfennig bei ſich führen?

Robert. Ach ein unausſprechliches Glück, daß ichs nicht gewuſt! Hätte ichs gewuſt, ſo lag er gewis im geraubten Koffer bei meinem übrigen Vermögen. Welch ein

Glück, welch ein Glück, daß ich den Brief nicht eher erbrach! Jetzt dacht' ich — muſt doch einmahl ſehen, was darin ſteht. Welch ein Glück, daß die Räuber die Brieftaſche mir lieſſen! Welch ein Glück, daß ich ſie dem Bauer, der mich hieher brachte, wieder abnahm!

Der Arzt wartete die ausführlichere Auflöſung des Räthſels ietzt nicht ab, ſondern eilte ſofort mit der Banknote zum Wechsler.

Robert, als er ſich allein ſiehet. Ach was gibts doch für gute Menſchen! Müſte mich ſo ein Einziger nicht ausſöhnen mit einer ganzen ſchlechten Welt? (legt die kranke Hand in die geſunde und hebt beide gen Himmel) Heilige Providenz, wie gut und wie gros ſind deine Plane für mich angelegt! Auf ieden meiner allergröſſeſten Nothſtände iſt ſchon immer für Hülfe für mich geſorgt. Wie oft hab' ich in dieſen Tagen gedacht — das haſt du wohl an Luiſen verdient! Aber nein, nein; nun glaub' ich von neuem, nun glaub' ich feſter, als iemals, daß es auch dein Plan ſei, daß ich ſie noch finden werde, die ich ſuche, und daß ich ſie ſuchen ſoll, bis ich ſie finde. Nun, ſo will ich ſie auch von neuem ſuchen, recht ſuchen — vieleicht find ich ſie bald. Habe Dank für Alles — für Alles, und lohne den grosmüthigen Geber, lohne Luiſens Vater durch Luiſen!

Der Arzt kam zurück. Mit ihm traten der Lazaretvater und der Lazaretchirurgus ein. Beider Augen wurden gros, als er die Luidore aufzuzählen anfing, wurden immer gröſſer, ie mehr er aufzählte, und quollen endlich zum Kopfe heraus, als ſie ſahen, daß es hundert waren.

Lazaretvater, mit einem ſehr liebreichen Geſicht. Lieber kranker Fremder, wenn Ihnen damit gedient iſt, ſo will ich Sie gern auf meine eigene Stube nehmen und will Sie wie meinen leiblichen Bruder warten und pflegen.

Robert. So! Nun du ſiehſt, daß ich Geld habe? Du biſt mir ein ſauberer Lazaretvater; zum Zuchtknecht hätteſt du dich beſſer geſchickt. Denke nur an den Abend, wie du mich unter iene Unfläter brachteſt — mich Reinen und Unverderbten! Denke an den Morgen, wie du mich auf dem Gange fandeſt und den armen Knaben neben mir! Ich bin von einem Waiſenvater erzogen worden — — das war ein anderer Mann; dem mache Gott dort noch dafür mit iedem Tage ſeine Herrlichkeit herrlicher!

Lazaretchirurgus, noch liebreicher, als der Lazaretvater. Was ich ſagen wollte? Ja, es wäre doch beſſer, beſter Freund, wenn ich Sie bei mir im Hauſe hätte. Ich könnte Sie beſſer abwarten und ihre Hand ſollte in kurzem wieder gut ſein. Es hat ſo nichts damit zu ſagen.

Robert. Alſo — ſonſt hätteſt du wohl ein ganzes Jahr daran kurirt und hätteſt ſie mir wohl gar noch abgeſägt? Daß es mit ihr nichts zu bedeuten habe, hat mir ſchon ein alter Hirt geſagt; das brauchſt du mir nicht erſt zu ſagen. Du haſt ſie ſchlimmer gemacht und unter deinen unbarmherzigen Händen ſoll meine Hand nicht mehr ſein. Zum Scharfrichter ſchickſt du dich, aber nicht zum verpflichteten Chirurgus bei einer Anſtalt öffentlicher Humanität. (zieht den Arzt an ſich) Zu Ihnen, zu Ihnen, Menſchenfreund, will ich. Wollen Sie mich aufnehmen?

Arzt, der nicht anders ausſieht, als ſonſt. Recht gern! Nur bin ich ein iunger Anfänger, bin noch gar nicht eingerichtet, liege ſelbſt in einem Miethbette — —

Robert. Schadet nicht — ſchadet nicht! Haben wir nun doch Luidore! (zu den beiden Hartherzigen) Sehet ihr Unmenſchen, ſo mus oft ein Armer, den ihr für einen Landſtreicher anſehet, den Werth des Menſchenfreundes vor euch an den Tag bringen.

Die beiden Nichtswürdigen beſtanden nun darauf, daß Robert nicht eher aus dem

Lazaret dürfe, bis er ſie bezahlt habe, weil er nun kein Armer geweſen ſei. Robert wollte ſchon gutwillig ſein; der Arzt aber lies es nicht zu, ſondern ſagte, daß beide ſich ſelbſt ſchon bezahlt genug gemacht hätten, der Eine durch die Nacht, die er ihn unter den abſcheulichſten Unflätern zubringen laſſen, und der Andere durch die Schmerzen, welche er ihm verurſacht, und drohete, ſie noch obendrauf bei der Direktion des Inſtituts zu verklagen.

Robert ward alſo zum menſchenfreundlichen Arzte ins Haus gebracht. Da er, die Hand abgerechnet, ein völlig geſunder Mann war, die beſten Säfte hatte und eigentlich durch das abſcheuliche Fuhrwerk und die damit verbundene und darauf gefolgte Behandlung am meiſten gelitten hatte: ſo ward er hier unter den Händen eines beſſern Wundarztes und bei der beſten Wartung und Pflege noch eher wiederhergeſtellt, als man geglaubt hatte. An der Hand trug er nichts, als eine Narbe, davon, die ſich gerade an den Ring anſchlos, den ihm Angelika zum Andenken geſchenkt hatte. So oft er nun den Ring und die Narbe anſah, vergegenwärtigte ſich ihm die ganze Feenmährchenähnliche Geſchichte ſo, als wenn ſie von neuem mit ihm geſpielt würde. Er equipirte ſich wieder, warf ſich wieder in ſeine Waiſenuniform, beſchenkte den Arzt reichlich und — lies vorfahren.

„Ach, noch einen Gang hab' ich zu thun“ Robert eilte aufs Waiſenhaus und verlangte ſämtliche Waiſenkinder zu ſehen. Boshafter Weiſe lies der Waiſenvater den Knaben zurück, welchen er neben ihm auf dem Gange weinend angetroffen hatte, um ſelbigen um das Geſchenk zu bringen, wenn dergleichen etwa ausgetheilt werden ſollte. „Er iſt nicht darunter, den ich ſuche.“ In dem Augenblick kam noch ein Knabe ungerufen dazu. „Dieſer iſts. (umarmt ihn wie ein Vater) Ja, du biſts, der zu mir ſprach — Gott wird dich nicht verlaſſen, noch verſäumen. So ſollſt du auch ſehen, daſt du Wahrheit ſprachſt. An dir ſelbſt ſoll das Wort erfüllt werden.“ (zum Waiſenvater) Kann ich den Burſchen mitnehmen?

Waiſenvater, überlaut lachend. Alle, wie ſie da ſind! Solch Geſchmeis kriecht alle Tage wieder aus den Eiern und unſere Wände herauf.

Robert warf ihm einen verabſcheuenden Blick zu, theilte ein Geſchenk unter die übrigen Kinder aus und nahm den Knaben mit. Dieſer tanzte ſich für Freuden an ſeiner Hand aus dem Zuchthauſe und antwortete auf die Frage, was er zu werden Luſt habe — Friſeur! Robert übergab ihn dem Arzte nebſt zwanzig Luidoren, wofür er ihn bei einem guten Lehrherrn frei unterbringen ſollte, ermahnte den Knaben, ſtets gut zu ſein, damit er ſich auch ſtets mit dem ſchönen Spruche tröſten könnte, umarmte den Arzt und — fuhr wieder in die weite Welt.

Plane machte Robert, wie bekannt, nicht. Sein Allplan war — ſuche, bis du findeſt; dieſer hatte, wie er feſt überzeugt war, den Beifall der Providenz, und ſo überlies er es ihr, durch eintretende Umſtände ihn beim Suchen zu führen. Das Einzige, was er nun dabei that, war, daß er bei Richtung ſeines Wegs die Himmelsgegend ſtets vor ſich behielt, welche ihm Angelika mit den Worten gewieſen — du gehſt nun dorthin.

Beinahe hätte er angefangen, zu glauben, daß ſie ihn falſch gewieſen; denn es entſtand eine Pauſe in ſeinen Liebſchaften. Bisher hatte er doch Aehnlichkeiten mit ſeinem Ideal gefunden, ia, die Aehnlichkeiten waren immer höher geſtiegen; iezt aber kam er auch nicht einmahl mehr in den Fall, ſein Ideal hervorzuziehen und Vergleichung damit anzuſtellen. Seine Kaſſe ſchmolz zuſammen. Er fing an, zu Fus zu reiſen und lies ſeinen Koffer vor ſich her karren. An einem Sonntage wanderte er durch ein

Dorf. Er hörte in der Kirche ſingen und gieng ſeiner Gewohnheit nach hinein.

Der Geſang war das Kanzellied geweſen, und eben, als er eintrat, verlas ein junger Kandidat, der während daſiger Vakanz predigte, als Text die Worte — Suchet, ſo werdet ihr finden. Robert fuhr zuſammen, und hörte ſehr andächtig zu. Der Kandidat handelte mehrere Sätze ab, deren jeder ihm einen Herzensſtich verſetzte. So ſagte er z. E. daß dieſer Text eigentlich auf zeitliche und irdiſche Güter gar nicht anwendbar ſei, weil die Rede davon in ihm nicht ſei; daß wer zu viel ſuche, mehrentheils Nichts finde; daß der Weg zum Finden oft das Nichtſuchen ſei u. ſ. w. Am Ende gab er allen denen, welche nun lange genug geſucht und das Geſuchte nicht gefunden hätten, den Rath, daß ſie doch endlich klug werden und zu ſuchen aufhören ſollten. „Setzet euch ruhig hin, ſchlos er; wenn ihr's haben ſollt, ſo kommts von ſelbſt zu euch, wie der Tod. Amen.“

Robert ſtarrte den Kandidaten an, ſo lange er noch auf der Kanzel ſtand, und gab ihm bald Recht, bald Unrecht. Er entſchlos ſich zu einer Unterredung mit ihm über die Schlusworte und ging auf den Kirchhof, wo ein Reutpferd ſtand. „Ich habe nicht einen Augenblick Zeit zu verliehren, erwiederte der Kandidat und ſtieg aufs Pferd.“ Iſt doch nicht halbrecht, rief er ihm nach, ſo etwas Unbeſtimmtes zuletzt zu ſagen und es wie einem Stachel in dem Herzen des Zuhörers zurückzulaſſen und dann auf und davon zu reuten. Wird denn die Pfarre auch einmahl von ſelbſt zu Ihnen kommen? — Der Kandidat trabete zum Dorfe hinaus.

Ein alter Schulmeiſter ſchlos die Kirche zu. Robert gewann ihm Rede an und ſprach über die Predigt. „Da ſteh'n die Worte auch.“ verſetzte der Alte und wies auf einen Leichenſtein. Robert ging hin und ſand auf dem ganzen Steine nichts, als — Suchet, ſo werdet ihr finden — und den Nahmen eines Edelmanns darunter.

„Was hat denn dieſer geſucht?“

Schulmeiſter. Was er da gefunden hat — Ruhe im Grabe!

„Wie paſſt denn ſolch Finden auf Suchen?

Schulmeiſter. Ja wohl paſſts hier mehr, als zu ſehr. Er lies bei ſeinem Leben noch den Stein ſetzen und machte ſelbſt die kurze Inſchrift darauf. Er war nehmlich zuletzt melancholiſch.

„Worüber denn?“

Schulmeiſter. Er liebte, ohne wieder geliebt zu werden. Und da — —

„Nun und da?“

Schulmeiſter. ’s iſt alles zugedeckt worden. Er — erſchos ſich und ruhet nun hier.

„Das iſt ia eine fürchterliche Anwendung der Worte geweſen — ſuchet, ſo werdet ihr finden. Ein Text für Selbſtmörder — Gott bewahre!

Schulmeiſter. Ja, ſo gehts; der Eine ſucht dis, der Andere das.

„Ward ihm denn ſeine Gemahlin ungetreu?“

Schulmeiſter. Bis zur Gemahlin kam's ia gar nicht. Sie wollte ihn nicht haben, und wenn er zehen ſolche Güter hätte, wie er zwei hat, und dieſe müſſen doch nur ſo ſein.

„Wie ging denn das zu?“

Schulmeiſter. Wie ſolls zugegangen ſein? Sind doch die iungen Leute iezt wie verrückt! Sie blieb dabei, er ſei die Zeichnung nicht in Natur, welche ſie ſich von dem, den ſie lieben ſolle, entworfen habe.

„(aufſchauend und aufhorchend zugleich) Ei Herr Schulmeiſter, das iſt ia gar nicht verrückt gedacht — —“

Schulmeiſter. Nicht? Na, ſo möcht' ich wiſſen, was ſonſt verrückt gedacht wäre. Adieu; ich mus weiter.

Der Schulmeiſter wohnte in einem andern Dorfe, wohin er nun fortwackelte. Roberts Neugier war viel zu geſpannt, als daß er ſich über einen ihm ſo wichtigen Gegenſtand ſo kurz abfertigen laſſen ſollte. Er würde den Alten begleitet haben, wenn ſein Weg auch nicht dahin gegangen wäre. So aber traf ſichs, daß es ein und derſelbe Weg war, den ſie beide nehmen muſten.

Robert. Wir gehen zuſammen.

Schulmeiſter. Meintwegen! Mit mir gehts aber etwas entenmäſſig.

Robert. Deſto beſſer!

Vor dem Dorfe lies Robert den Alten einige derbe Züge aus ſeinem Maderaſläſchgen thun. Der Alte ward redſeliger.

Robert, den Faden wieder aufnehmend. War denn der Edelmann etwa ſchon zu alt für das Mädgen, daß ſie ihn nicht wollte?

Schulmeiſter. Bei Leibe nicht! Er war auch von gutem Anſehen; aber er war ihr nicht klug genug — er konnte nicht ſo narriren, oder empfinden, wie ſie es nannte, als ſie — — kurz, ſie blieb dabei, er wäre es nicht, und wenn ſie den nicht kriegen könnte, der es wäre, ſo möchte ſie gar keinen.

Robert, dem das Herz ſtärker klopft. Das iſt ſie.

Schulmeiſter. Sie hat ihn ſchönes Fleiſch mit ſchönem Golde genannt — ein recht hundsfüttiſcher Ausdruck!

Robert, als wenn er ſchon mit beiden Armen nach ihr greifen wollte. Ach, Herr Schulmeiſter, wo wohnt das Mädgen?

Schulmeiſter. Ja, das weis ich nicht. Ich wollte, ſie hätte von ieher gewohnt, wo der Pfeffer wächſ't; ſo lebte der Herr noch. Er ſoll ſie auf einer Reiſe kennen gelernt haben, und von der Zeit an, daß er zurückkam, war er auch wie angeſchoſſen.

Robert. Wie hies ſie denn?

Schulmeiſter. Das weis ich auch nicht. Ich habe das alles nur ſo vom Jäger erhorcht, der allein davon wuſte und ein Geheimnis daraus machte.

Robert. Wo iſt der Jäger iezt?

Schulmeiſter. Er ging hernach unter's Korps.

Robert. Wie lange iſt denn das wohl her?

Schulmeiſter. Johanni wirds'n Jahr. — Wenn ich nur Vater geweſen wäre, ich hätte meinem Nickel von Tochter wohl den Kopf zurechtſetzen wollen.

Robert. Warum denn das, Herr Schulmeiſter?

Schulmeiſter, der ſich auf ſeinen Krickſtock lehnt und Robert anſieht. Iſt denn das recht, daß ſich Einer um eines Mädgens willen todtſchieſſen mus?

Robert. Mus? Das iſt ia nicht der Fall. Der Edelmann hätte ſich den Kopf zurechtſetzen ſollen.

Schulmeiſter. Wenn er nun aber einmahl ſterblich in ſie verliebt war?

Robert. Wenn ſich das Mädgen nun aber nicht gegenſterblich in ihn verlieben konnte?

Schulmeiſter. Ja, da wird was werden. Zwei Rittergüter — das iſt genug, daß ſich ein Mädchen müſſe in Jeden verlieben können, der ſie hat. Nun hat ſie doch ſeinen Tod ewig auf ihrem Gewiſſen.

Robert, warm. Beides iſt falſch, Herr Schulmeiſter. Was kann das Mädchen dafür, daß ſich iemand ihrentwegen todtſchieſſt? Und wenn es ein mehr als gewöhnliches Mädchen iſt, wie ich gleich höre, ſo haben die Güter keinen Eindruck auf ſie machen können, ſobald der Güterbeſitzer keinen auf ſie machte.

Schulmeiſter, ſich recht auf ſeinen Krickſtock ſtämmend und Robert anklotzend. Zwei Rittergüter und keinen Eindruck?

I ſo ſchlage der heilige Chriſt drein! Aber das iſts, die iungen Leute ſind ietzt wie die Narren. Den Kopf voll Fachſen und Poſſen über die Freuden der höheren Liebe ſetzen ſie ſich hin und mahlen ſich den oder die, welche ſie nur wollen lieben können, und wenn dann Gelegenheiten vorfallen, ſo haben ſie an der einen dis und an der andern das auszuſetzen. Gott ehre mich, wie es in meiner Jugend war! Da mahlte man nicht vorher, ſondern nachher. Man ſah auf äuſerlichen Wohlſtand, wenn man heirathete; hernach, wenn man erſt in dieſem lebte und ſich wohl befand, kam die Liebe von ſelbſt nach. Der Gedanke — nun biſt du einmahl kopulirt, nun kommſt du nicht wieder von, nun machſt du dich ſelbſt unglücklich, wenn du nicht liebeſt, bringt die Liebe am beſten hervor, und ohne daß man es merkt, und dann wird Einer dem Andern ſo ſchön, wie ſie ſich beide einander nur mahlen könnten.

Robert, ſich heftig ſchütternd. Pur—r—r!

Schulmeiſter. ’s iſt ja auch lauter dumm Zeug mit der höheren Liebe oder mit dem Sterblichverliebtſein. Ich habe es nun ſo oft erlebt; die recht ſterblich in einander verliebt waren, aſſen und tranken ſich im erſten Jahre gleich ſo ſatt an einander, daß es ſie hernach vor weiteren Konvivien ekelte.

Robert, als wenn ihm ſein Steckenpferd vorgeritten würde. Wenn das Sterblichverliebtſein und die häufigen Konvivien im erſten Jahre einerlei bedeuten ſollen: ſo kann wenigſtens höhere Liebe und Sterblichverliebtſein nicht einerlei bedeuten. Das Konvivienweſen, lieber Alter, iſt die nidere Liebe, iſt das Thieriſche bei der Liebe, iſt das eigentliche Grab der höhern und wahren Liebe. Das mus eben weg; ſonſt —

Schulmeiſter, beide Hände auf den Krickſtock ſtellend und ſeine Stirn faſt an Roberts Stirn legend. Was? Weg? J ſo kämen wir Schulmeiſter ja durch all das

Narrenweſen der Liebe nicht nur um Hochzeiten, ſondern auch um Kindtaufen?

Robert, lächelnd. Alter Konvivienfreund, ich glaube vielmehr das Gegentheil, und daß euch das Konvivienweſen um manches Accidens bringe.

Schulmeiſter. Nun genug, ich wollte, daß das Mädgen nun ſitzen bliebe und nun und nimmermehr keinen Mann bekäme. Wenn ſie nicht klüger wird, wird ſie auch ſo keinen bekommen; denn wo Henker ſoll ſich gerade ſo einer finden, wie ſie ihn gemahlt hat? Sie wird ſich alſo an ihrem gemahlten Schätzgen wohl begnügen müſſen, und dann wird ſie ſchon ſehen, wie es thut. (ſchlägt ein Schnipgen)

Robert. Und — das glaub' ich nicht. Sobald die Zeichnung, welche ſie ſich gemacht hat, keinen Widerſpruch enthält, ſo mus auch ein Mann irgendwo ſein, der ſie in Natur darſtellt.

Schulmeiſter, ſich auf einen Stein am Wege ſetzend. Wie war das? Das war zu hoch gegeben für mich.

Robert, als er ihm den ganzen Perioden nochmals von Wort zu Wort vordeklamirt hat. Denn — ſonſt könnte das Mädgen mehr, als unſer Herr Gott.

Schulmeiſter, den Krickſtock in die Erde ſtoſſend und die Arme in einander ſchlagend, während daß Robert vor ihm ſteht. Bei einem von uns beiden rappelts. Sehe mich der Herr einmahl recht an! Wie ſollte denn das folgen?

Robert. So folgts —— Das Mädgen könnte ſich alſo den vollkommenen Gegenſtand ihrer Liebe ſchaffen, indem es ihn mahlte; Gott aber hätte ihn nicht ſchaffen können, weil er nicht wirklich exiſtirte. Folglich könnte das Mädgen mehr, als Gott.

Schulmeiſter, mit den Füſſen trampelnd, als wenn er das Pedal träte.

Tauſendſaſa! iſt denn mahlen und ſchaffen einerlei? Das Mädgen mahlt ihn ia nur.

Robert. Das Mahlen macht dem Mädgen viel mehr Mühe, als dem lieben Gott das Schaffen. Dieſer darf nur gebieten, ſo ſtehts da.

Schulmeiſter, den Krickſtock aus der Erde reiſſend und mit allem ihm möglichen Ungeſtüm aufſtehend. Das iſt eine Philoſophie zum Tollwerden.

Robert, ihm die Backen klopfend. Nicht doch, lieber Alter, es iſt die Philoſophie der Liebe. Lieben heiſſt ſein Alles finden; wen man alſo lieben ſoll, in dem mus Alles ſein.

Schulmeiſter. Ja, was heiſſt denn Alles?

Robert. Freilich, lieber Alter, iſt der Begrif, Alles, ſo unendlichverſchieden, als die Menſchen unendlichverſchieden ſind. Indeſſen mus ia dann doch wohl der Begrif deſſen, welcher lieben ſoll, dabei zum Grunde gelegt werden, wenn die Rede davon iſt, was er ſoll lieben können.

Schulmeiſter. Meine Philoſophie iſt dieſe — Alles iſt nie beiſammen; nimm vorlieb. 's war ein iunger Laffe, der heute predigte; als er aber ſprach — wer zu viel ſucht, findet Nichts — da dacht' ich, du ſprichſt ia recht altklug.

Robert. Ich hab' es wohl gehört; darum wollt' ich von ihm wiſſen, ob er von Pfarren, oder von Mädgen geſprochen hätte.

Schulmeiſter, als ihn Robert das Reſtgen von Madera austrinken lies. Iſt Ew. Excellenz etwa auch von der Art, daß ſie ſich ſo ein Ding gemahlt hat?

Robert, als Excellenz hinter dem Schubkarren, lachend. Kann ſein, guter Alter. Ich reiſe ſchon Jahr und Tag darnach, das Bild, das ich mir gewählt habe, lebendig zu finden.

Schulmeiſter, an einem Seitenfußſteige ſtehen bleibend. Ach du lieber Gott, ſo thuts mir leid um Sie.

Robert, ihm die Hand reichend. Suchet, ſo werdet ihr finden.

Schulmeiſter. Nur nicht das, was der gnädige Herr dort auf dem Kirchhofe fand. Adieu! ich gehe hier nach meinem Garten ab.

Robert. Nur noch ein Wort, Alter! Wohin war denn der gnädige Herr damals gereiſet, als er ſo melancholiſch zurückkam?

Schulmeiſter. Das kann ich Ihnen ſagen. Nach D. Ich wünſche übrigens, daß das eintreffe, wozu der Kandidat heute Amen ſagte, daß das, was Sie ſuchen, zu Ihnen von ſelbſt komme, wenn Sie es haben ſollen.

Der Schulmeiſter wackelte fort. Robert ſah ihm ſo lange nach, bis er glücklich über den Zaun war. Die Diſkrepanz des Alten über ſeine Lieblingsſätze kümmerte ihn nicht weiter; denn er hatte dergleichen öfter gehört. Das Mädgen aber, mit welchem er ihn anonimiſch bekannt gemacht hatte, von Angeſicht zu Angeſicht zu ſchauen, ward ihm nun Wunſch aller Wünſche. O., wohin der Edelmann nach des Schulmeiſters Auſſage gereiſet war, lag nach der Himmelsgegend hin, wohin ihn Angelika gewieſen. Er ſetzte alſo ſeinen Weg nach, wie vor, fort und ſuchte allenthalben, wohin er kam, Nachrichten über den ihm ſo wichtigen Gegenſtand einzuziehen; Niemand wuſte aber auch nur im geringſten etwas vom ganzen Vorgange. Er paſſirte O. ſelbſt und blieb ſo unwiſſend, wie zuvor.

Jenſeits O. kam er in eine entzückende Gegend, wo Weinberge und romantiſche Thäler mit einander abwechſelten. Seine Fantaſie verſetzte ihn in die Zeiten ſeiner Kindheit zurück; er glaubte einen Weinberg mit eben ſo einem Häusgen zu ſehen, wie ſeine Eltern beſeſſen hatten. Hoch und immer höher ſchlug ihm das Herz. Er ging auf den Berg, kam in das Häusgen und fand ſehr natürlichgute Menſchen darin, die ihm erlaubten, bei ihnen zu übernachten. Müde von der Reiſe, ſah er ſich nicht weiter um, ſondern warf ſich in die Arme des Schlafs. Als er aber am Morgen drauf aus dem Häusgen trat, fand er die Proſpekte ſo zum Zeichnen ſchön, daß er dem Wunſche nicht widerſtehen konnte, hier einen der ſchönſten Monate des Jahres zuzubringen. Er entdeckte dieſen Wunſch ſeinem braven Wirthe, der ſich eine Freude daraus machte, ihn erfüllen zu können. Mit wenig zufriden konnte Robert ſein; auſſer ſeiner kleinen Kaſſe hatte er noch eine Uhr; ſo war der Akkord bald gemacht. Er durchſtrich nun die Gegenden ringsumher und nahm bald die Proſpekte von den Bergen in die Thäler, bald die Proſpekte aus den Thälern nach den Bergen auf.

Einſt kam er in ein Thal, das die übrigen alle noch an Schönheit übertraf. Hier ſtand vornan auf einem freien Platze eine uralte Eiche, die die Beile, wie die Blitze, vieler Jahrhunderte mit einer Art von Ehrfurcht verſchont zu haben ſchienen. Mit ihrem Gipfel durchbohrte ſie die Wolken, und mit ihren weitausgebreiteten Zweigen bildete ſie einen kleinen Wald. Noch immer wie in vollem Wuchſe, hatte ſie noch keinen dürren Aſt, grünte überall und lud ieden, der ſie erblickte, in ihre heiligen Schatten ein. Mit frommen Schauern näherte ſich ihr Robert, und, als er in ihren Tempel eintrat, ward ihm, als legte er die irdiſche Hülle ab und ſtiege zum Olimp empor.

„Wie alt biſt du? — Was war die Menſchheit, als du noch ein Reis wareſt? — Wen betete man hier an, als du deine Krone ſetzteſt? — — (fällt ekſtatiſch nider und ſieht in die Eiche hinauf) Ach Ewiger, ach Weltenvater, hier, unter einem deiner heiligſten Bäume liege ich als dein Verehrer und danke dir, daß ich dich anbete, im Geiſte und in der Wahrheit dich anbete. In deine Hände — in deine

Hände mein Schickſal! — Wie irre ich auf deiner Erde umher! — Wo werde ich bleibende Stäte finden? — In meinem Herzen ſchwebt feſt das Bild, das ich mir von der entwarf, die ich nur lieben kann, nur lieben ſoll. Werde ich ſie finden, die ihm entſpricht? Werde ich ſie finden? — Habe ich unrecht daran gethan, daß ich mir das Bild entwarf, ſo erlöſche es in mir — es erlöſche bis auf den letzten Zug! — Nein, nein, antworteſt du mir durch mein Herz, es bleibe, es bleibe mit allen ſeinen Zügen in dir! — Nun, ſo ſoll es auch bleiben, bleiben — es iſt ia nach dem Gedanken an dich aller meiner Gedanken vollkommenſter, heiligſter und mich heiligendſter — und hier, hier unter deinem Baume will ich mir es oft und lebhaft vorſtellen, ſo lebhaft, als wenn ich es wirklich ſchon ſähe.“

Roberts Blicke ſenkten ſich. Er ſah eine himmliſche weibliche Geſtalt auf ſich zukommen, ſah ſie, ie näher ſie kam, deſto mehr eilen und zuletzt die Bewegung machen, als wenn ſie ihn in die Höhe ziehen wollte. Er ſprang auf und — in ihre Arme.

In ihre Arme? — Robert grif zu und grif — **Nichts**. „Viſion! Viſion! Wie wäre es auch möglich, daß ich ſie **hier** fände? Doch, auch das Viſionsmoment war hold, war Herzſtärkung. Mehr dergleichen — mehr dergleichen!“

Jetzt ſtand er wieder mit vollem Bewuſtſein unter den äuſerſten Zweigen des maieſtätiſchen Baums. **Eliſium** — ach **Eliſium**! rief er aus, als er nun den erſten vollen Ueberblick des lieblichſten der Thäler hatte. Eine groſſe grüne Wieſe mit einem unermeslichen Reichthum von Bluhmen aller Farben beſäet, breitete ſich vor ihm aus; — ein wahres Meiſterwerk von Stickereien der Natur, allen Stoffen den Preis abgewinnend. Junge Holzungen von Ellern, Espen, Birken und Pappeln umſchloſſen ſie allenthalben. Ueber den Holzungen ragten viele Berggipfel hervor, die mannigfaltige Figuren bildeten. Auf einigen derſelben ſtanden einzelne Häuſer; auf dem höchſten lag eine Kirche, unter welcher ein Dorf ſich zeigte.

Robert, voll ſüſſen Staunens über allen dieſen Thalpomp, konnte ſeine Augen nicht genug damit ſättigen, ging bald auf die Wieſe vorwärts, um den ungewöhnlichen Umfang und die Herrlichkeit der Eiche zu betrachten, kehrte bald unter die Eiche zurück, um die Wieſe mit ihren Einfaſſungen zu bewundern. »Iſt doch Axiom — über die Natur geht nichts, und alles Andere iſt Gaukelſpiel dagegen. Hier ſein, hier einſam ſich ſeinen Gefühlen für dieſe Schönheiten, die kein Pinſel erreicht, überlaſſen — wie viel, wie unendlichviel iſts ſchon! Was müſts ſein, hier ſein an der Hand des realiſirten Ideals, hier in Eliſium ſein mit der Eliſäiſchen und mit ihr in dieſen Gefühlen ſimpathiſiren!«

Als er ſo ſprach, erblickte er abermals von fern eine weibliche Geſtalt, die in der Gegend, wo der Berg mit der Kirche emporragte, aus den Pappeln auf die Wieſe trat. Sie ſchien ſich umzuſehen, wie er, und ging nach einigen Minuten wieder in den Pappelbuſch. »Abermals Viſion — abermals Viſion! Folge von dem, was ich vorhin ſprach, und weiter nichts! Mag doch! Iſt es nicht ſchön, bis dahin, daß ich ſie wirklich ſehe, ſie doch dann und wann auf einige Augenblicke mit Hülfe der Fantaſie zu ſehen? Dank dir, mitleidige Zauberin Fantaſie, Dank dir, du biſt der Wünſchenden Erhörerin, der Sehnſuchtsvollen Laberin. Auch dich gab der Allreiche uns Armen zum Troſte. Und weil du nirgends ſo ſchöpferiſch, ſo bildneriſch für mich biſt, nirgends ſo meine Ideen mit Geſtalten überkleideſt und veranſchaulichſt, wie hier: ſo vergehe, ſo lange ich in dieſen Gefilden lebe, kein Tag, an dem ich nicht das Heiligthum beſuche, wovon dieſe Eiche der Tempel und iene Wieſe der Vorhof iſt!

Dis war, wie geſagt, das erſte Mahl, daß Robert in dieſem Thale war. Es lag ziemlich weit von ſeinem Winzerhauſe ab. Von nun an aber war er täglich daſelbſt und nahm den Proſpekt deſſelben ſo wohl mit Eiche, als ohne Eiche, mit gröſſeſter Sorgfalt auf. Oft ſpannte er ſeine Fantaſie, ſo hoch er konnte, und ſtierte nach dem Pappeln hin, ob ihr Kind nicht aus ſelbigen nur auf eine Sekunde wieder heraustreten wollte; aber es erſchien nicht. Einsmals, als er an gar nichts dachte, ſondern von ungefähr von ſeiner Zeichnung, in die er vertieft war, aufblickte, ſah er eine weibliche Geſtalt weit näher, als letzthin, vor den Birken ſtehn. „Sollteſt du denn immer fantaſiren, auch dann fantaſiren, wenn du nicht fantaſirſt?“ Kaum hatte er dies gedacht, ſo verlohr ſich die Geſtalt wieder in den Birken. „Doch, Fantaſie! Nur Fantaſie! aber — ſchön! ſchön! Nur immerzu — immer näher! Bis unter deine Götterlaube endlich mit ihr her, du uralter, du urheiliger, du urdeutſcher Baum!“

Es traf ſich, daß Robert zwei Tage ſeine Wanderung nach dem Thale aller Thäler ausſetzen muſte, weil die Winzerin ihr einziges Kind an den Maſern verlohr, und darüber ganz untröſtbar war. In melancholiſcher Stimmung kam er am dritten Tage wieder unter die geweihete Eiche und — fand ein Buch, das neben einem ihrer Wurzelabſätze lag, dergleichen ſie wohl Zehen hatte, und die alle zu bequemen Sitzen dienten. Schon glaubte er wieder, es ſei Fantaſie und bückte ſich mistrauiſch darnach; als er aber zugrif, grif er — ein wirkliches Buch. Er ſchlug es auf. Es waren Thomſons Jahreszeiten.

Die ganze Bibliothek der Frau von R. und alle Bibliotheken der Welt, die er iemals geſehen, hatten nicht ſo ſtarke Senſation auf ihn gemacht, als dis einzelne Buch. „Thomſon, Thomſon, wie kommſt du hieher? Thomſon, wer verlohr dich hier, oder wer lies dich hier liegen?« Er blätterte das Buch überall durch, fand die ſchönſten Stellen unterſtrichen, und bei einigen ſogar Noten, die noch gefühlvoller waren, als der Text. »Ei du herrlicher Menſch, wer du auch ſeiſt, wie hoch ſtehſt du unter den Weſen von hoher Empfindung! Zu welchem Geſchlecht magſt du gehören? Deine Hand iſt männlich. Männlich? Schade — ſchade!

(als er das leere Blat vor dem Titelblate beſieht) »Nein — nicht männlich — nicht männlich! Eliſe, ſteht da geſchrieben — Eliſe!«

Geſchwind nahm Robert ſein Bleiſtift und ſchrieb vor Eliſe die Worte — Robert und

Nun, ihr Roberte unter den Leſern allzumahl, was würdet ihr thun in dieſer Lage, und was glaubt ihr, daß der Robert aller Roberte that? Ihr würdet das Buch in euren Buſen ſtecken und damit hinter das nächſte Gebüſch eilen und da lauern, bis ſeine Beſitzerin käme und es ſuchte, und wenn die Nacht eher käme, als ſie, ſo würdet ihr, ſobald der Tag wieder grauete, hinter demſelben Gebüſch wieder lauern, und das vom Morgen bis zum Abend ſo fort einen Tag und zehen Tage und zwanzig Tage, bis ſie käme und es ſuchte — nicht wahr? Robert wollte gerade ebenſo thun; denn daß das Buch ein wirkliches Buch ſei, fühlte und ſah er, und daß es hieher nicht gehagelt ſei, dachte er und muſte er denken. Daß die Figur, nach der er einſt unter der Eiche gegriffen, ein Fantom geweſen ſei, lies er gelten; die Figur aber, welche er hernach vor dem Pappelbuſche geſehen, ward ihm nun ſchon zweideutig, und die Figur, die er zuletzt bei den Birken erblickt, ſchien ihm keine andere, als die zu ſein, der Thomſons Jahrszeiten gehörten. Schon ſah er ſich nach den nächſten Strauche um, hinter welchem er Eliſen erlauern wollte, als es — zu donnern anfing.

Er ging auf die freie Wieſe hin und ſah ein ſchweres Gewitter, das mit vollem Winde über das Thal daherſegelte. Unter dem undurchdringlichen Eichendache wäre er wohl vor Regen und Hagel ſicher geweſen, aber nicht vor Blitz. Es war nöthig, daß er die erſte menſchliche Wohnung zu erreichen ſuchte, und ſo — legte er das Buch auf dieſelbe Stelle wieder hin, wo er es gefunden hatte. Käme, dachte er, die Beſitzerin eher, als er, unter die Eiche, ſo fände ſie es, und käme er eher, als ſie, ſo fände er es wieder, weil Niemand weiter in dieſes Thal zu kommen pflegte, als bis die Wieſe gemähet ward.

Das Gewitter kam ſo ſchnell, daß Robert kaum unter Dach und Fach kommen konnte, und ward ſo heftig, daß die Familie, bei welcher er einkehrte, in Verzweiflung gerieth. Die Kinder krochen unter die Bettgeſtelle; die Eltern ſangen. Es ſchlug ein, ohne zu zünden. Die Eltern warfen die Geſangbücher weg; die Kinder krochen unter den Betten hervor. Robert trat vor den Tiſch und predigte. Er predigte Hingabe an Gott und Schönheit des Todes im Blitz. Die Familie beruhigte ſich durch ſeine Predigt.

»Die meſchante alte Eiche dort, fing ein hundertiähriger Greis, das eisgraue Familienhaupt, an, warum ſie ſie nur nicht weghauen!«

Robert. Ach — bitte, bitte, ehrwürdiger Sterblicher — das wäre ia ein unerſetzlicher Verluſt für Gottes ſchöne Erde.

»Ja, ich weis wohl, was du ſagen willſt, guter iunger Mann. Du kannſt glauben, daß ich als Knabe ſchon mit Ehrfurcht unter dem Baume betete; denn mein Grosvater führte mich dahin, und betete da mit mir. Er ſagte dazu, daß ſein Grosvater es mit ihm ebenſo gemacht, und daß ſelbiger von ſeinem Grosvater erzählt habe, daß dieſer es ebenſo mit ihm gemacht hätte, darum weil ſein Grosvater es mit ihm ſo gemacht habe. Aber — wir Menſchen, die wir hier wohnen, ſind doch mehr, wie der durch ſein Alter heilige Baum, der dort ſteht, und gegen den ich nur ein Kind bin. Er zieht uns alle Gewitter über den Kopf nach ſich hin.“

Robert. Sollte das ſein, guter Greis?

„Ja, das laſſe ich mir nicht ausreden. Es war einmahl ein Scheerenſchleifer unter einem ſchweren Gewitter bei uns, der erzählte von ſo einer ungeheuren alten Eiche in Böhmen daſſelbe. Die hatte auch ſo frei in einem Thale geſtanden und alle Gewitter nach ſich gezogen. Sobald ſie umgehauen war, hatte die ganze Gegend Ruhe.“

Jetzt entſtand ein ſchrecklicher Sturm. Sauſen und Brauſen erfüllte die Atmoſphäre; alle Scheiben in den Fenſtern erklangen; das ganze Häusgen bebte. Ein zweites Gewitter folgte und nahm denſelben Zug. Eine Feuerſchlange fuhr aus den Wolken in die Gegend herab, wo die Eiche ſtand, und ein fürchterlicher Donnerſchlag folgte ihr urplötzlich nach. „Jetzt, rief freudig der

Alte aus, hat uns Gott vielleicht von ihr befreiet. Wenn ſie auch nur zerſchmettert iſt! Dann werden ſie ſie wohl umhauen.“ Wird ia nicht ſein, erwiederte Robert und wendet: alle ſeine Beredſamkeit an, ihn mit dem heiligen Naturdenkmahl grauer Vorzeit auszuſöhnen, aber der Greis blieb unverſöhnlich.

Der Himmel drohete ſpäterhin zur Nacht mit mehreren Gewittern. Sobald das zweite über war, benutzte Robert die Pauſe und eilte zu ſeiner troſtloſen Winzerin zurück. Die Beſorgnis ſeintwegen hatte ſich in ihren Schmerz über den Verluſt des Kindes gemiſcht; ſein Wiederanblick gewährte ihr daher ſeit drei Tagen die erſte freudige Empfindung wieder. Die Nacht war gewitterreich und ward ſchlaflos hingebracht. Robert, ſtatt ſich, wie die übrigen, am Morgen in die Arme der Ruhe zu werfen, eilte in ſein liebes Thal, um zu ſehen, was für ein Schickſal die Eiche gehabt, und dann den Laurer auf Eliſen zu machen, Die Eiche ſtand noch in ihrem ganzen ehrwürdigen Schmucke da; hohe Freude darüber ergrif ihn. Auch lag das Buch noch da. „Nun, dachte er, nun ſoll ſie dir nicht entgehen, wenn ſie kommt, das Buch zu holen.“ Ein durch den gefallenen häufigen Regen angeſchwollener Bach aber verhinderte ihn, geradezu zu gehen; er muſte zurück und den Umweg über die Wieſe machen. Für freudiger Erwartung ſchon zitternd durchſtrich er den Eſpenhauicht. So, wie er ins Freie auf die Wieſe trat, war ſein erſter Blick nach der Eiche hin.

Da ſah er ſo eben einen Mann, der ſich nach dem Buche bückte, es aufnahm, genau beſah und damit fortging. Er piſchte, er rief, er pfif, er ſchriee; alles umſonſt. Der Mann ging ſeinen Weg fort und verlohr ſich in den nächſten Ellern.

Weg waren alle Hofnungen Roberts. „O wäre ich durch den Bach gewatet, und hätt' ich bis an den Hals waten ſollen! So wüſte ich doch nun, wer Eliſe wäre. Der

Mann hätte mir's ſagen können; denn gewis hat ſie ihn nach dem Buche geſchickt.“

Je näher er der Eiche kam, deſto mehr fixirten ſich alle ſeine Gedanken, wie alle ſeine Blicke, wieder auf ſie. Er fand ſie ganz unverſehrt und ſo wunderſchön, wie er ſie verlaſſen hatte, ia, ſie ſchien ihm noch ſchöner nach dem Gewitter, als vor dem Gewitter. Sogleich ging er nach der Stäte hin, auf die er das Buch gelegt. Das Buch war weg. Nahe dabei aber, wo es gelegen, erblickte er ein Loch, das tief in die Erde ging. Auch lag viel Eichenborke dabei umher. Er ſah nach dem Stamme hin und ſah eine Rinne. Er verfolgte die Rinne mit ſeinen Blicken in die Höhe und ſah ſie, ſo weit er nur ſehen konnte, wie ſie von oben herab ſich unter allerlei Schlängelungen zog. „Ach, der Alte von Hundert hat wohl Recht gehabt! Das iſt ein Blitzſtrahl, der hier herunter gelaufen iſt. Das iſt die Feuerſchlange geweſen, die wir fallen ſahen. Herrlich, o herrlich, daß ſie dir weiter nichts zufügte, als dieſe langedaurende Rinne in der Borke! Aber — gerade da, wo ich mein Plätzchen ſchon ſuchen wollte, wenn ich das Gewitter hier abwartete, fuhr der Blitz herab, und — ſo hätte der Ableiter auf mich geleitet. Wohl mir, daß ich flüchtete! Ihr heiligen Bäume aus der Vorwelt, ſo ein ſicheres Obdach ihr gebet gegen Sonnenſchein und Regen, ſo gefährlich ſind eure Decken, wenn die Cherubim mit ihren hauenden Schwertern von Himmel herunter fahren. Doch, dazu hat der Menſch Vernunft, daß er alsdann nicht unter euch weile. “

Robert kam ietzt auf den Einfall, die Eiche in dieſer Hinſicht genauer zu unterſuchen, und da fand er zu ſeinem Erſtaunen mehr, als zwanzig ſolcher Blitzrinnen an ihr, von welchen einige noch ganz ſichtbar, die übrigen aber bald mehr, bald weniger wieder zugewachſen waren. „Nun, ſo mag iener Alte wohl Recht haben, daß du als der höchſte Baum hier weit und breit der

Anleiter biſt. Und ſo wird dich einſt, wenn erſt dein Gipfel ſtirbt und du von oben herunter morſch wirſt und Erde in dir ſammleſt, auch gewis das Schickſal treffen, das er dir geſtern ſchon anwünſchte. Alles ſtirbt und vergeht; auch dich, tauſendiährige Eiche, erwartet Tod und Vergang. Nur der, der dich und mich ſchuf, ſtirbt nicht, vergeht nicht. Ihm ſei Ehre in Ewigkeit!“

Dieſer Gedanke gab Robert ſo viel Schwung, daß er ſeine Schreibtafel herauszog und Dichter ward. Er machte ein Gedicht an Eliſen, worin er ſie einlud, unter die Eiche zu kommen, und ihm zu ſagen, ob ſie es wäre. Als er damit fertig war, heftete er es mit einer ſtarken Nadel an die Eiche und ging nach Hauſe.

Tags drauf kam er wieder, fand ſein Gedicht, wie er es angeheftet hatte, ſchlug an die Stelle der Nadel einen Nagel, verfertigte ein anderes Gedicht — die, welche ich ſuche — und nagelte es auch an die Eiche.

Wieder Tags drauf kam er wieder, fand die beiden Gedichte, wie er ſie angenagelt hatte, verfertigte das dritte — die ich zeichnete, mus auch exiſtiren — und nagelte es ebenfalls an.

So fuhr er acht Tage lang fort, unter der Eiche zu dichten und die Gedichte an die Eiche zu nageln, und, ſo oft er unter ſie zurückkehrte, fand er alle ſeine angenagelten Gedichte wieder. Endlich gab er ſeine Hofnungen auf, ſchrieb — Abſchied an meine Allervertrauteſte, die ich nicht kenne — nagelte zu guter Letzt auch das Gedicht an die Eiche und entſchlos ſich, eine Gegend, die erſt volle Ruhe ihm verſprochen und hernach auch um das letzte Reſtgen Ruhe ihn ſogar gebracht hatte, ſchleunig zu verlaſſen. »Baum der Vorwelt, Baum der Vorwelt, als ich zum erſten mahle in deinem Gotteshauſe war, ſtand ſie doch als Phantom vor mir; morgen nehme ich von dir Abſchied — o möchte ich das Phantom wenigſtens unter dir noch einmal ſehen! Und dann — und dann — — was und wie Gott will!“

Der Winzer muſte Tags drauf ihm die Rechnung machen, weil er weiter wollte. Die Rechnung betrug einige Thaler mehr, als er noch in ſeiner Kaſſe hatte. Robert gab ihm zur Bezahlung ſeine Uhr, die der biderherzige Weinbergsmann mit den Worten zurückgab — Nicht alſo! Ich verlange gar nichts, und wenn Sie den ganzen Sommer bei uns bleiben. „Robert hörte nicht drauf, lies die Uhr auf dem Tiſche liegen und ging nach dem Thale, um es zu ſegnen und von der Eiche Abſchied zu nehmen.

Am Eingange ins Thal begegnete ihm zum erſten mahle ein Menſch. Er ſtutzte. Es war ein Hirt, der die Wieſe darauf beſehen hatte, daß ſie gemähet werden ſollte. Der Hirt lächelte ihn nach Hirtenart freundſelig an.

Als Robert unter die Eiche kam, waren alle ſeine angenagelten Gedichte weg. Blos ſämtliche Nägel fand er noch. „Ei du loſer

Schalk, lachteſt du darum ſo, als du mir begegneteſt? Und wie wuſteſt du denn, daß ich es wäre, dem du ſie geraubt hätteſt?“ Er ſah die Herrlichkeit der Wieſe und die Maieſtät ihrer Einfaſſungen mit Büſchen und Bergen noch einmahl recht traulich an, ſetzte ſich dann und dichtete noch einmahl, und zwar — an Eliſen aus iener Welt her. Seine Empfindungen erſtiegen die höchſte Höhe; ſeine Fantaſie ward Herrin, Alleinherrin, unumſchränkte Herrin über ihn. „Robert! Robert!“ hörte er hinter ſich rufen. „Ja Robert, Robert; ruf du nur. Robert iſt ein armer Robert.“

„Robert — Robert!“ rief es fort.

„Ach was Robert? Was Robert? — Adieu, ſpricht Robert an Robert. Es iſt um Robert geſchehen. Eliſe — ach Eliſe!“

„Robert — mein lieber Robert — hier iſt Eliſe.“

Die Stimme war ihm zu nahe. Das Ohr widerlegte ſeine Meinung, daß es Fantaſie wäre, was er hörte. Er drehete ſich um, ſah dieſelbe himmliſche weibliche Geſtalt wieder vor ſich, die er, als er zum erſten mahle hier war, geſehen, ſprang auf und — in ihre Arme.

In ihre Arme? — Robert grif zu und grif — Eliſen.

„Viſion! Viſion! und nichts weiter wieder, als Viſion! Aber — gar unendlichtäuſchende Viſion! Viſion, als wenn's wäre, als wenn's wahr wäre, als wenn's ſo wahr wäre, wie es nur wahr ſein müſte! Eiche — bei dir! — Robert — bei mir! — Gott, der Eiche Schäpfer und Roberts Schäpfer — bei uns! — bei allem, bei allem, was iſt und nicht iſt, was noch werden kann und nicht werden kann — — Viſion wie wirkliche Wirklichkeit, wie allerwirklichſte Wirklichkeit!“

Dahin war Robert. Weg war ſeine Fantaſie — weg ſeine Vernunft — weg ſein Bewuſſtſein. **Adieu, ſprach Robert an Robert.**

Leſer, wo iſt Robert nun?

Antwort — In **Eliſens** Armen, die mit ihm auf demſelben Eichenſtammabſatze ſas, neben welchem Thomſons Jahreszeiten gelegen hatten.

„Wirklichkeit? Wirklichkeit?“ waren ſeine erſten Worte, als er wieder zu ſich kam, und dabei faſſte er allenthalben umher, um ſich zu überzeugen.

Ja Wirklichkeit, Wirklichkeit, allerliebſter Schwärmer — verſetzte das holde Mädgen und ſtrich ihm die Backen.

Samtner noch, als Angelika, der Räuber, im Walde ihn ſtrich, fühlte ſich iezt Robert geſtrichen. Er ſah und ſah in ein Paar blaue Augen, in welchen ſich der Himmel der Liebe und der Himmel der Vernunft zugleich ſpiegelten. Er ſah und ſah hinein und konnte ſich nicht ſatt ſehen. Auf ein Geräuſch, das ein auffliegender Faſan machte, drehet: ſich das blauäugige Mädgen und er erblickte ihr Profil. Noch ein Faſan flog auf der andern Seite auf; er drehete ſich auch und ſie ſah auch ſein Profil.

„Das iſt ſie!“ — „Das iſt er!“ — ſprachen Robert und Eliſe zugleich.

Eine heilige Stille der Liebe trat ein und ward gefeiert ringsum von der ganzen Natur. Kein Vogelton — kein Blättergeräuſch — keine Luftbewegung! Hand in Hand, Auge in Auge, Seele in Seele durchdachten, durchſahen, durchdrückten ſie einander. Unausſprechliche Minuten für ihn und für ſie!

Robert ſtand auf. Eliſe desgleichen. Wie abgeredet, trat ieder um einige Schritte vom Andern zurück und betrachtete ſeligerſtaunt die vor ihm ſtehende Menſchengeſtalt.

Da ſtand vor Robert ein Mädgen, faſt von ſeiner Gröſſe, mit dem ebenmäſſigſten Gliederbau, mit dem ſprechendſten Geſicht, mit dem feinſten Teint, mit dem ſanfteſten Kolorit und mit einem Auftrage von Fleiſch, weder zu viel noch zu wenig. Blond war ihr Haar, frei ihre Stirn, ſeligmachend ihr Blick. Der Mund kündigte holden Witz, die Naſe hohe Empfindung, das Auge Alleinliebe, Denkkraftfülle, Hang zu ſanfter Schwermuth und himmelreine Unſchuld an. Einfach und natürlich, aber doch mit Geſchmack, gekleidet, gleichnatürlich, aber doch edel in allen ihren Bewegungen, verſprach ſie ganzen Sinn für die Natur. Eine einzige Roſe, die im vollen Aufbruche war, ihr darſtellendſtes Bild, ſchmückte den Buſen, der bei iedem Athemzuge das florne Tuch erhub. Ihr ganzer Kopfputz war ein leichter Hut, der weder zu gerade noch zu ſchief, ſas. Ohne alle Prätenſion, ohne allen bemerklichen Ausdruck von Eigenliebe, mit der Mine des beſcheidenen Zuvorkommens ſogar, wars, als ob ſie, wenn man ſie anſah, ſpräche — Dennoch weis ich, wer ich bin.

Wie abgeredet abermals, als ſie ſo einander einige Minuten lang betrachtet hatten, trat ieder dem Andern wieder näher und reichte ihm die Hand.

Eliſe. Seliges Zuſammenfinden!

Robert. Ach ſeliges und dreimahl ſeliges! — Eliſe, wer ſind Sie?

Eliſe. Nicht Sie — ſprich du, mein liebes Ideal in Natur!

Robert, mit hohem Muth. Das wär' ich?

Eliſe, herzlichunbefangen. Ja, das biſt du.

Robert. Und du das Meinige!

Eliſe. Du verlangſt aber viel? Doch ich auch. Meines ganzen Lebens liebſtes Wort alſo, was du ietzt ſprachſt! — Las dichs nicht wundern, daß ich ſo bekannt mit dir thue; ich habe deine Gedichte geleſen und glaube dich ganz zu kennen.

Robert. Ach biſt du's, der ſie abnahm? Ich hatte den Hirten in Verdacht, der mir entgegenkam.

Eliſe. Ja, heute früh, nach der Reihe, ſo, wie ich ſie geleſen. Ein unſchätzbarer Fund für mich!

Robert, frohlockend. O nun wohl mir! Für dich ſchlug ich ſie an. Für dich gab ich ſie heraus. Aber Herrliche, ſag mir, wer biſt du?

Eliſe. Du haſts ia ſchon geſagt — dein Ideal in Natur. Und du biſt das Meinige. Mehr von einander zu wiſſen bedarf es für uns nicht.

Robert, nidergeſchlagen. Mehr — nicht? (treuherzig) Eliſe, du liebſt doch noch nicht?

Eliſe. Soll ich dich denn nicht lieben?

Robert, die Hand an ihr Herz legend. Ach ſo? Ja ſo! ſo! — (ihre Hand an ſein Herz legend) Ewig ſchlägts auch hier nur für dich.

Eliſe. Da haſt du Lohn dafür. (gibt ihm den erſten Kus)

Robert, begeiſtert. Eliſe, ach Eliſe, erzähle mir von dir! Wo wohnſt du? Wo finde ich dich?

Eliſe. Hier unter dieſer königlichen Eiche von nun an an iedem ſchönen Tage, wenn du willſt. Und kommen die Mäher auf die Wieſe und ſtören uns — die Leute haben für ſo etwas keinen Sinn, und es iſt auch nichts, wenn wir nicht allein ſind — ſo habe ich noch ein anderes ebenſo liebes Plätzgen unter den Pappeln dort. Auch ſo eine Königin unter den Silberpappeln, wie dieſe Eiche unter den Eichen, ſteht da — —

Robert. Eine Silberpappel? Ach eine Silberpappel — was du ſagſt!

Eliſe. Fällt dir etwas ein dabei? Mir auch. Erinnere mich aber einſt nicht daran, wenn wir unter ihr ſitzen.

Robert. Ach Eliſe — mein Ideal; du muſt trauter gegen mich ſein — —

Eliſe. Bin ich noch nicht traut genug? Wer von uns beiden hat nun auf immer dem

Andern den erſten Kus gegeben? Robert, du biſt unter uns beiden die männliche Seele; du ſuchteſt, um zu finden, und konnteſt mit Anſtand ſuchen. Für mich ſchickte ſichs Suchen nicht. Ich hatte aber beſchloſſen, keinen Andern zu lieben, als — der es wäre. Dennoch kam ich dir hier auf eine ſeltſame Weiſe entgegen. Du haſt mich geſucht und nicht geſucht. Genug, wir haben uns gefunden. Es ſollte ſo ſein. Nun las uns die Seligkeit genieſſen, welche wir beide ſuchten und — fanden!

Robert. Das wollen wir! Das wollen wir! Aber — ich habe dich wohl geſucht — recht geſucht — unter den ſonderbarſten Schickſalen geſucht.

Eliſe. Deſto beſſer! Ich hätte dich auch ſo geſucht, wenn mein Geſchlecht ſuchen dürfte. Abſtrahire aber mit mir aus unſerem Zuſammenfinden, daß das, was wir ſuchen, wenn wir es haben ſollen, am Ende uns von ſelbſt entgegen komme.

Robert. Höre, das iſt mir letzthin geprediget worden, und es wollte mir nicht in den Kopf.

Eliſe. Der Prediger hätte getroſt Amen dazu ſagen können. Du ſiehſt nun, daß es Wahrheit iſt.

Robert. Das that er auch, und das Amen fielmir wie ein Centner Eiſen aufs Herz.

Eliſe. Manchmahl kam ich ſchon ſelbſt auf den Verdacht gegen mich, daß ich mein Ideal von Mann überzeichnet hätte.

Robert. Ich auch, ich auch.

Eliſe. Aber nun — Dank unſerer Treue gegen unſer Ideal!

Robert. Dank — Dank — ewig Dank!

Eliſe. Ich wanke ſchon lange in dieſem Thale und in ſeinen Umfaſſungen von Wald herum. Immer einſam ſeither, und ohne, auſſer der Heu- und Grummetzeit, hier einen Menſchen zu ſehen. Ich konnt's daher gar nicht begreifen, wie ein Naturgenieſſer hieher ſich verlöhre, als ich dich zum erſten mahle unter dieſer Eiche erblickte. Dort vor den Pappeln ſah ich dich.

Robert. Alſo doch — doch warſt du's? Ich hielts für Zauber; denn du warſt kurz vorher hier dicht neben mir auch, und ich ſprang dir in die Arme, grif und grif — Nichts. Ich hatte eben hier gebetet und dir, liebes Ideal, von neuem Treue geſchworen.

Eliſe. Alſo — du beteſt auch gern?

Robert. O Eliſe! was könnte ein vernünftiges Weſen ſeligeres thun?

Eliſe. Du ganz mein Ideal mit allen ſeinen Strichen! — Hernach ſah ich dich täglich hier und du vertriebſt mich von der Eiche, die mich ſonſt ſo ſchauerlichtraut unter ihre heiligen Schatten nahm.

Robert. Warum vertrieb ich dich?

Eliſe. Wuſte ich denn, wer du wäreſt?

Robert. Das wuſteſt du freilich nicht. Hernach ſah' ich dich einmahl wieder vor den Birken da. Warſt du es nicht?

Eliſe. Ja, die Neugier trieb mich dir näher. Daß du kein gewöhnlicher Mann wäreſt, muſte ich nun denken; auch wollt' ich ſehen, was du hier machteſt.

Robert. Ich zeichnete. Dank meinem Geſchick, daß der Trieb hierzu von Zeit zu Zeit immer wieder in mir rege ward, und daß er beſonders in dieſen Gefilden ſo allgewaltig in mir wieder erwachte. Ohne ihn hätt' ich dich nie gefunden.

Eliſe. Dann fehlteſt du einmahl ein Paar Tage hier, und ſo kehrte ich am zweiten zur heiligen Eiche zurück. Da vergas ich meinen Thomſon hier — —

Robert. Haſt du ihn wieder?

Eliſe. Ja. Das war ein glückliches Vergeſſen nun.

Robert. Ja wohl, ia wohl! Das legte den Grund dazu, daß wir uns fanden. Aber — fürchterliche Stürme von Empfindungen haben mich ſeitdem erſchüttert.

Eliſe. Auch mich. Unnenbar war der Eindruck, den deine Worte mit Bleiſtift — Robert und — auf mich machten. An demſelben Tage noch würde ich gleich ohne alles Weitere zu dir hieher gekommen ſein, oder hier auf dich gewartet haben; aber die Folgen einer gehabten Erkältung hielten mich bis heute zu Hauſe. Eine wahre Ewigkeit von Zeit! Heute nun war der Morgen ſo ſchön; da machte ich mich auf. Wie überraſchten mich deine lieben Gedichte! Von weitem ſchon erblickte ich die Papiere und verdoppelte meine Schritte. Ich eignete ſie mir zu, weil du auf dem letzten Abſchied von mir nahmſt. Ach Robert, wie ſank da alle meine Hofnung durch dein Abſchiedslied! Recht iämmerlichtraurig ward ich dadurch.

Robert, ſich an ſie ſchmiegend. Ach theure Seele, vergib es dem Kränker; er wuſte ia weder aus noch ein mehr in der Welt.

Eliſe. O nun iſt alles gut — nun, da ich dich habe. Vielleicht, dacht' ich, kommt er in den Nachmittagsſtunden noch einmahl wieder; und kommt er nicht, ſo ſetze ich mich an die Stäte hin, wo er immer ſas, und dann ſoll mir durch den Gedanken an ihn die Eiche noch heiliger ſein, als ſonſt. Wie freuete ich mich, ach wie freuete ich mich, als ich dich erblickte! Leiſe ſchlich ich heran, um dir, holder Schwärmer, die Ueberraſchung ſo vollkommen zu machen, als möglich. Als du da meinen Ruf für Wirkung deiner Fantaſie erklärteſt — ha, wie ward mir! Und wie du dich wendeteſt, daß ich dein Geſicht erblickte, und dann aufſprangſt, daß ich deine ganze Geſtalt ſah — o Robert, Robert, was für ein Mann biſt du!

Robert, der ſie feſt vor ſich hin hält. Laß mich lieber ſagen — was für ein Mädgen biſt du! Siehſt du, ſo iſts doch wahr, was ich behauptete, daß das, was ich zeichnen könne, auch exiſtiren müſſe. Alt und iung haben mir immer widerſprochen; aber ich beharrte dabei.

Eliſe. Nichts gewiſſeres, als dis! Sonſt wäre ia die Natur ohnmächtiger, als wir.

Robert, hocherfreut. Nicht wahr? Nicht wahr? Und das kann das Volk, die Menſchen, nicht begreifen, und iſt doch ſo allerbegreiflichſt.

Eliſe. Daß du, meine Zeichnung exiſtirteſt, glaubte ich zuverläſſig; nur ward mir bange, dich zu finden, weil mein Geſchlecht nicht ſuchen darf.

Robert. Ich möchte aber auch wiſſen — warum nicht?

Eliſe. Das kannſt du dir ja ſelbſt erklären. Denkt denn der gemeine Menſchentroß bei der Liebe und bei dem Umgange beider Geſchlechter an etwas Anders, als an — das Thieriſche dabei? In was für einer Geſtalt ſtellte ſich ſonach ein reineres Mädgen hin, wenn es ſeinen Gegenſtand ſuchte!

Robert. Höre, Eliſe, wär' ich ein Mädgen, darüber hätte ich mich weggeſetzt.

Eliſe. Das denkſt du ſo. Wenn du eins wäreſt, ſo würdeſt du auch von gewiſſen Verhältniſſen abhangen, die es dir widerriethen.

Robert. Haſt Recht; auch mit dem, was du vorher ſprachſt, Recht. Abſcheulich wird noch auf Erden die Liebe betrieben; ſie, die uns iezt ſchon zu künftiger Verklärung vorbereiten ſollte. Unendlichwenige ſind es, die rein lieben und nicht im Letzten das Erſte ſuchen.

Eliſe. Daher dann auch unter allen Vergänglichkeiten die der Liebe die gröſſeſte. O wehe den Thoren, daß ſie ſich auf ihr Glück nicht beſſer verſtehen! Nur, wer rein liebt, liebt ewig.

Robert. Vermenſchlicht mus das Thieriſche der Liebe werden; oder — — —

Eliſe. Ja, zurück gebracht blos auf ſeinen Zweck, den die Vernunft in hohen Ehren hält, über deſſen Erreichungsmittel ſie aber doch vor ſich ſelbſt erröthet.

Robert, indem ſich beide frank und frei in die Augen ſehen. Eliſe, was wir

Alles ſprechen — zum erſten mahle gleich ſprechen!

Eliſe. O das iſt ſehr gut; das iſt der Hauptpunkt, und über ihn mus gleich geſprochen werden. Mode iſts freilich nicht; es iſt aber auch nicht Mode, nach Idealen zu lieben. Wir gehen ab von den Moden bei der Liebe. Erſt falſche Schamhaftigkeit und dann wahre Unverſchämtheit — dis iſt der gewöhnliche Gang bei der höchſten Angelegenheit der Menſchheit. Weg mit ihm; er führt durch ein kurzes Eden in die lange Wüſte Zara.

Robert, nun ſo vergnügt, wie er in ſeinen Leben nicht geweſen. Ach Eliſe, du Goldmädgen! Daß du ſo denkſt, wie ſchön! Daß du ſo mit mir darüber ſprechen kannſt, wie noch ſchöner!

Eliſe. Den Reinen iſt alles rein. Daß ich aber ſo denke, war ich dir ſchuldig zu ſagen. Du denkſt ſo; das hab ich an der Eiche geleſen. Von mir wuſteſt du's noch nicht; nun aber weiſſeſt du's. Ich lebe und webe, wie du, in den Freuden der Natur und in den Freuden der höheren Liebe — da haſt du mein Glaubensbekenntnis.

Robert, der ſie an ſein Herz drückt. Ach — wohl — wohl deinem Robert.

Eliſe. Ja, nun ich bin dein und du biſt mein. Die Cherubin haben unſere Liebe eher verſiegelt, als wir. Da ſieh — (gibt ihm das Exemplar von Thomſons Jahrszeiten)

Robert, zurückfahrend. Was iſt das? Da iſt ia angeſengt. Ach das iſt der Blitz geweſen. Sieh dort — was da vorgegangen iſt; da hatt' ichs hingelegt.

Eliſe. Der, der mir das Buch holen muſte, ſagte mirs gleich, ehe ichs noch ſah. Es vergeht kein Jahr, ohne daß Blitze in dieſen Baum fahren, und er grünt nur immer noch ſchöner darnach. Aber — denk' einmal, Feuer vom Himmel fiel und lies das Buch unzerſtört, worin Robert und Eliſe geſchrieben ſtand; ſieh, ſo wird nichts unſere Liebe zerſtören, es ſei auch, was es ſei.

Robert. Nichts! Auch die Allmacht nicht! noch weniger der Tod!

Eliſe. Dieſes Buch wollen wir hier immer einer dem andern wiederbringen. Heute nimm du's mit; morgen gibſt du mir es wieder. Und nun — mus ich fort; morgen erwarten wir hier einander wieder. Bleib nicht ſo lange! Selig ſind die, die ſich ſo fanden, wie wir! (umarmt ihn herzlich) Du lieber Robert — du! Hier bleib ſtehen!

Robert, dem nicht anders wird, als wenn ſich Leib und Seele bei ihm trennten. Ach — ſo thut wohl Sterben! Eliſe, wie kannſt du ſo handeln? Nicht einmal begleiten dich?

Eliſe. Nein! Hier ſteh und ſieh mir nach, ſo lange du kannſt. Du muſt dir auch etwas verſagen können; oder — kannſt du das nicht?

Robert, der den ganzen Sinn dieſer Worte fühlt. Ja doch, ja; aber ſo wirſt du machen, daß ich hernach Alles wieder für Viſion halte.

Eliſe. Dawider iſt Thomſon gut, den du mitnimmſt. — Auf Wiederſehen!

Fort ging Eliſe — fort in die nächſten Ellern. Robert ſah ihr unbeweglich nach. Zuweilen erblickte er ſie noch zum Theil; bald ſah er ſie vor Ellern nicht mehr. Es ſchien ihm, daß ſie nicht queerdurch gehe; ſo gleiteten ſeine Blicke nach den Birken hin. Nach einer Weile trat ſie da heraus und ging gleich wieder zurück. Er wendete ſeine Augen von den Birken nach den Pappeln. Es währete nicht lange, ſo trat ſie auch da wieder heraus und war gleich wieder weg. Von da an ſah er ſie nicht mehr. „Ha, du wohnſt hinter den Pappeln, ja, ja, hinter der groſſen Silberpappel, dort in dem Dorfe am hohen Berge, wo der groſſe weiſſe Thurm ſteht. Schon gut — ſchon gut! Habe ich euch darum immer ſo lieb gehabt, ihr Silberſpiel treibenden Bäume? — So hangt in meinem Leben Alles zuſammen — ſo?"

Robert brachte noch eine halbe Viertelſtunde in hoher Andacht unter der Eiche zu und ging in dem ſonderbarſten Seelenzuſtande zum Winzer zurück, dem er nun erklärte, daß er ſein Anerbieten, noch länger bei ihm zu bleiben, annehme. Er muſte ſeine Uhr wieder einſtecken. Eliſe blieb ſeine einzige Idee. Der Abend war mild; er ſetzte ſich vors Häusgen und blätterte in ihrem Thómſon, worin er folgenden Aufſatz von ihr fand.

„Was iſt das, daß zwei Geſchlechter ſind? — — Das iſt ein Miſter, das nur ſein Stifter völlig enthüllen kann. Wollt' ich auch annehmen, daß vieleicht die beſeelende Kraft und die entwickelnde Kraft ſo äuſerſt verſchieden wären, daß ſie in einer und derſelben Maſchine nicht zugleich ſein konnten: ſo wäre das doch nur eine Hipotheſe, der ich nicht tiefer auf den Grund ſehen kann; und überhaupt kann ich auch das, was ich mit dieſen verſchiedenen Kräften eigentlich ſagen wollte, nicht einmahl recht zur Deutlichkeit in mir bringen. Ja, könnte ich auch dis, und wäre die ganze Hipotheſe richtig, ſo wäre das Miſter doch nur erſt halb enthüllt, nehmlich von der Seite, warum zwei Geſchlechter ſchlechterdings dazu gehörten, ihresgleichen zu hinterlaſſen. Aber — warum ſind auch zwei Geſchlechter für ſich ſelbſt nöthig? Warum wird das Eine nur erſt vollkommenglücklich an der Seite des Andern? Wollte man ſagen, daß dis nur eine Nebenanſtalt ſei, die aber unumgänglich erfordert worden ſei, die Hauptanſtalt zu befördern: ſo laſſe ich dis wohl von Thieren gelten, aber nicht von Menſchen. Von dieſem es behaupten, hieſſe — den Menſchen zum bloſſen Thiere herabwürdigen.“

„Wenn ich ſage, die zwei Geſchlechter ſind für ſich ſelbſt nöthig, ſo meine ich das ſo — Jedes genieſſt an der Hand des Andern erſt ſein Herz ganz, die Natur ganz, das Leben ganz — Alles erſt ganz. Was iſt das? Der bloſſe ſtärkere Trieb des Menſchen zur Geſelligkeit und zur Freundſchaft löſet das Miſter nicht auf; denn daraus würde nur folgen, daß zur vollkommenen Glückſeligkeit zwei Menſchen, aber nicht gerade zwei Menſchen von zwei Geſchlechtern gehörten. Das Letztere iſt aber durchaus wahr. Ich urtheile nach meiner eigenen Erfarung, und wornach ſollte ich ſonſt urtheilen müſſen? Ich habe ja mehr als eine Freundin gehabt, und wir hatten uns innigſt und unausſprechlich lieb; aber — ſo oft ich alle meine Gefühle ihnen mittheilen, in ſie ausgieſſen wollte, blieben immer ein Theil davon im Herzen zurück, die ſich ſchlechterdings ihnen nicht mittheilen, in ſie nicht ausgieſſen lieſſen, und doch ſagte mir ein dunkles Bewuſtſein, daß dis gerade die ſüſſeſten, die herzlichſten und diejenigen wären, deren Mittheilung und Ausgieſſung mich am meiſten beſeligen und mein ganzes Exiſtenzgefühl erweitern würde.

Mit der Natur ging mir's ebenſo, wie mit meinem Herzen. Wenn ich mit Sophien unter der königlichen Pappel ſas, ſo war mir zwar hochwohlgemüthlich; aber es fehlte mir doch etwas. Dachte ich dann, daß an ihrer Stelle mein Ideal von Mann da ſäſſe, ſo ſchien alsbald das fehlende Etwas da zu ſein. Und ſo theilte ich auch gern iede groſſe und kleine Lebensfreude mit meinen Freundinnen; wenn ich mir aber vorſtellte, als theilte ich ſie mit einem Freunde — o ſo bekam die Theilung gleich noch dreimahl höheren Reitz. Kurz, es iſt ausgemacht, vollkommenglücklich werde ich nicht durch die, die es iſt, ſondern — durch den, der es iſt.“

»Lieben mus ich — lieben. Lieben allein heiſſt ſelig ſein. Freilich, lieben nur den, der es iſt. — Werde ich ihn finden? — O Eliſe, der, der das Bild von ihm in dir hinſtellte, wird es einſt auch neben dich ſtellen. Bleib treu, bleib treu dieſem Bilde, und wenn du auch in den Augen der Welt und deines Vaters dadurch verlöhreſt, ia darüber ſelbſt zur Märtirerin werden müſteſt. Erhaben iſt der Beruf zum Märtirerthum der Liebe!“

„Find' ich ihn dann, ihn, der es iſt, und wär's auch erſt nach Sehnſucht und nach Leiden: ſo will ich ihn mit einer Fülle lieben, für die alle Sprachen der Erde keine beſchreibende Phraſen haben. Erſt wollen wir vollenden und feſt gründen die Einigung der Seelen. Nach Geiſterart — abgerechnet Augendruck, Händedruck, Lippendruck — wollen wir beiſammen ſein, empfinden, denken und das groſſe Proiekt, das Thieriſche der Liebe betreffend, fromm verabreden. Ich kann davon reden und reden hören, ohne meiner Menſchheit zu vergeſſen; der, der es iſt, kann beides auch. Iſts dann verabredet; haben wir Feſthalten an der Abrede einander verſichert: ſo geſchehe, wogegen die Liebe ihre höheren Freuden vertauſcht werden zu ſehen ſich ſchämt. Es geſchehe nur zum groſſen Naturzweck, und — — Heil uns alsdann, wenn wir ſo auf die menſchlichſte Weiſe Eltern werden! Wie werden wir ſitzen einſt unter unſern Kindern ohne Schamröthe! Wie werden wir erblicken in ihnen unſere kraftvollen Bilder! Sind ſie dann erzogen edel und brav, ſo räumen wir ihnen gern die Plätze, auf denen wir ſtanden. »Tretet ihr dahin, ſprechen wir dann, daß die Stäte nicht leer ſei, und lebet und liebet wieder, wie wir!“ Der Vorangehende von uns wartet dann droben ſehnlichſt des Andern, der noch unten iſt. Der Zurückgelaſſene ſehnt ſich von unten zum Andern nach oben hinauf. Und dann — Wiedervereinigung! Und dann — ewiges Beiſammenſein! Halleluiah! Halleluiah!“

Erſtaunendes Mädgen, rief Robert aus, als er den Aufſatz, der ſchon vom vorigen Jahre datirt war, geleſen hatte; ganz unausſprechliches, unerhörtes Mädgen — du biſt mehr, als mein Ideal; du biſt Ich ſelbſt. Du denkſt mir aus der

Seele; du ſchreibſt mir aus der Seele. Ach Angelika hat mich recht gewieſen. Reinwald, du fandeſt deine Henriette endlich auch von Ungefähr; aber Eliſe geht drüber. Eliſe, warum legteſt du den Aufſatz ins Buch? Ich ſoll mich unterſchreiben — nicht wahr? Ja, ia, nichts weiter bedarfs, als — Accedo, Robert. Aber Eliſe, wer hat dich zu der gebildet, die du biſt? Himmliſche, woher ſtammmſt du? wer biſt du?

Eliſe war das einzige Kind eines Amtmanns, der durch eine lange Reihe von Pachtiahren ſich ein beträchtliches Vermögen erworben und hernach ſich in dem Dorfe, wo er zuletzt und am längſten gepachtet, zur Ruhe geſetzt hatte. Ihr Vater war ſo barſch, als reich; ihre Mutter aber, von ieher kränklich, eine herzensgute Frau. Dieſer ward Eliſens Erziehung ganz überlaſſen; theils, weil es dem Vater zum Verdrus gereichte, daß Eliſe kein Knabe war und daß kein Knabe ihr nachkam, theils, weil ſie ſich ihrer Kränklichkeit wegen mit der

Oekonomie nicht befaſſen durfte. Sie konnte aber an ihrer Tochter wenig mehr thun, als daß ſie ſie vom Anblick alles Böſen abhielt, ihr lauter gute Beiſpiele gab und ſie leſen lehrte. Der Kantor im Dorfe war ein trefflicher Klavierſpieler; Eliſe brachte es unter ſeiner Anleitung bald weit auf dieſem Inſtrument und die Harmonie der Saiten gab ihr Harmonie des Herzens. Der Paſtor im Dorfe ertheilte ihr einigen Unterricht in den erſten Kentniſſen und empfohl ihr gute Bücher, welche die Mutter anſchafte und Eliſe eifrig las. Die Gegend ums Dorf her war romantiſch; oben eine allerliebſte Ausſicht, unten ein allerliebſter Buſch, der das Thal umzog, wo die tauſendiährige Eiche ſtand. Eliſe war bald oben auf dem Berge, bald unten im Thale, und ſo bildete ſie ihr Herz und ihren Verſtand an der Hand der Natur, der Lektüre und der Muſik ganz ſelbſt aus. Auf einer Reiſe, die ihre Mutter in die benachbarte Reſidenz ihrer Geſundheit wegen machte, begleitete ſie ſelbige. Es gefiel ihr an der ganzen Reſidenz nichts mehr, als daß ſie da fremde Sprachen lernen konnte und Buchläden fand. Sie beſuchte die letztern ſo fleiſſig, als ſie die erſtern trieb.

Unterdeſſen hatte ihr Vater die Pacht abgegeben und ſas nun bei ſeinem Mammon und zählte ihn. Eliſe fand bei ihrer Zurückkunft durch den empfundenen Kontraſt des engbrüſtigen Stadtlebens zu Hauſe Alles noch ſchöner; nur — den Vater nicht. Ein Glück für ſie, daß er fortfuhr, ſich nicht um ſie zu bekümmern; ſie ſang am Klavier, ſie las mit Auswahl, ſie beſuchte ihr Thal, machte ſich Solitüden unter den Pappeln, Birken und Ellern, ſchlug ihren Lieblingsſitz unter der Eiche auf und war, wenn ſie zu Hauſe war, die Geſellſchafterin ihrer Mutter. Hoch und immer höher ſtiegen dadurch ihre Empfindungen; rein und immer reiner ward ihr Geſchmack. Das Alberne und Schlechte hatte ſie von ieher gehaſſt; nun haſſte ſie auch das bloſſe Alltagsfluge und Alltagsgute. Sie dachte über Alles von Wichtigkeit nach, wie es in der Welt wirklich war und wie es eigentlich ſein ſollte, und entwarf ſich Ideale davon. Endlich kam ſie auch auf die Angelegenheit der Liebe und entwarf ihr Ideal von dem, der es wäre. Sie ſprach mit ihrer Mutter davon, die ihr treuherzig Beifall und zugleich die Verſicherung gab, daß ſie, ſo lange ſie lebte, nicht wider ihren Willen heirathen ſollte.

Alles ging für Eliſen gut, bis ihr Vollwuchs und ihre Schönheit weit und breit umher ſo bekannt wurden, wie ihr Reichthum. Nun kamen die Freier angezogen, wie die Schützen zum Königſchieſſen. Stolz auf ſeinen Reichthum hatte der alte Pachter nichts dagegen, daß ſeine Tochter binnen einem halben Dutzend Wochen einem ganzen Dutzend von ihnen den Korb gab. „Du thuſt recht daran, ſagt' er, mein Tochter, daß du einen Mann mit einer Tonne verlangſt; eine Tonne gegen die andere.“ Eliſe fing an zu zittern, wenn ein Tonnenmann käme. Dieſer kam, aber zu ihrem Glück ein Edelmann zugleich. Der Vater war ſchwach genug, vom Junker ſich beehrt zu fühlen, und wies den Tonnenmann ab. „Vater, ſprach Eliſe, er meint nicht deine Tochter, ſondern deine Tonne. Die Tonne will er heirathen, aber mich nicht. Wenn er ſie nach deinem Tode hat, ſchlägt er die Reife ab und mishandelt dein Kind.“

Eliſens Einfall that Wirkung; der Lump bekam den Korb. Bald aber kamen Junker, die ein Rittergut hatten. Eliſe wuſte unter allerlei Vorwänden ſich aus dem Handel zu ziehen. Endlich kam ein Rittersmann, der mehr als ein Gut hatte und ſeine Zuneigung gegen ſie auf das unzubezweiflendſte zu erkennen gab. Eliſe ſollte ihn nehmen. „Er iſt es nicht“ erwiederte ſie. „Er ſoll es aber ſein“ verſetzte der Vater. „Aber genug, er iſt es nicht“ dabei beharrte Eliſe. Die Mutter kam dazu und brachte es dahin, daß der Vater abſtand und der Ritter betrübt abzog. Drauf that der Vater einen Fluch, daß ſie nun auch den einmahl nicht haben ſollte, von dem die Närrin ſagen würde, daß er es wäre, und wenn ſie darüber ins Tollhaus wanderte. — —

Robert träumte in der Nacht die ganze Geſchichte ſeines unſchätzbaren Funds ſo lebhaft wieder, daß er ſie ſelbſt für einen Traum am Tage gehalten haben würde, wenn er das Buch nicht gehabt hätte. Mit Inbrunſt drückte er dieſen unverwerflichen Zeugen ihrer Wirklichkeit an ſein Herz und eilte, dürſtend nach näheren Aufſchlüſſen, zur beſtimmten Zeit unter die Eiche. Als er hinkam, erwartete ihn ſchon Eliſe daſelbſt.

Robert, an ſie hinfliegend. Hab ich dich — hab' ich dich wieder?

Eliſe, ihn traut umfaſſend. Ja, Robert, und ewig ſoll uns nichts ſcheiden.

Robert. Das ſagſt du, und doch erfare ich nicht einmahl, wer du biſt.

Eliſe. Das weiſſeſt du noch nicht? Haſt gewis nicht in meinem Thomſon geblättert.

Robert, ihn zurückgebend und auf die Worte »Accedo, Robert,« hinweiſend. Da ſieh! Iſts ſo recht?

Eliſe. Ja! Nun du den Aufſatz geleſen, weiſſeſt du ganz, wer ich bin. Was ich darin geſagt, macht, wie ich geſehen, den Hauptſtrich deines Ideals aus — einen Strich, den man noch dazu dem Andern nicht anſehen kann, ſondern den dieſer ſelbſt an ſich förmlich aufdecken mus.

Robert. Das hatteſt du nicht erſt nöthig zu thun. In ſolchem Verſtande, wie du es nimmſt, weis ich vollkommen, wer du ſeiſt. Aber — —

Eliſe. Nun, iſt das nicht unter uns die Hauptwiſſenſchaft des Einen vom Andern? Das Uebrige gehört vor der Hand nicht zur Sache.

Robert. Nicht? So könnt' ich dich ia wieder verliehren, ohne iemals dich wiederfinden zu können?

Eliſe. Dafür las mich ſorgen! Aber — den Aufſatz, den wir beide unterſchrieben, will ich in das Buch heften; er ſoll uns heilig bleiben, wie das Buch ſelbſt, und wir wollen ihn einſt, wenn wir beiſammen ſind, recht oft leſen.

Robert. Ach Eliſe — las uns gleich beiſammen ſein!

Eliſe, lächelnd. Sind wir es denn nicht ſchon hier?

Robert. Liebe Quälerin — beiſammen bleiben!

Eliſe. Das iſt vor der Hand unmöglich.

Robert. Warum? Denen, die da lieben, ſind alle Dinge möglich. Ich verlaſſe dich nun nicht wieder. Ich folge dir nach, wohin du gehſt.

Eliſe. Das würde der Weg ſein, daß wir nie wirklich zuſammenkämen.

Robert. So komm du mit mir; ſo ſind wir gleich zuſammen.

Eliſe. Du lieber Heftiger, das darf

ich nicht, ohne die heiligſten Pflichten zu verletzen.

Robert. Ach — du haſt noch einen Vater — verzeih' mir!

Eliſe, mit nidergeſchlagenen Augen. Ja! (den Blick wieder aufhebend) Und auch eine Mutter, die ſehr kränkelt. Todtſchlag für ſie, wenn ſie mich verlöhre. Wäre ich frei, ſo ginge ich gleich mit dir.

Robert. Warum ſchlugſt du bei Erwähnung des Vaters die Augen nider?

Eliſe. Frag nicht weiter.

Robert, ihr die Backen ſtreichend. Sei doch trauter — ſei doch trauter! Hinter den Pappeln dort wohnſt du — nicht wahr?

Eliſe. Nun ia! Aber ſuch mich ia da nie auf, bis ich dir ſage, daß es Zeit ſei.

Robert. Wann wird Zeit?

Eliſe. Das weis ich nicht.

Robert. Da biſt du wohl die Pflegerin deiner Mutter?

Eliſe. Ihre Pflegerin — ihr Troſt — ihr Alles.

Robert, ſehr bewegt. Sei's! Bleib's! Sie hat viel an dir gethan; denn vermuthlich biſt du durch ſie, die du biſt. Könnte ich ihr doch danken dafür!

Hier erzählte Eliſe, wie ſie ſich gröſtentheils ſelbſt gebildet habe. Robert ward durch dieſe ihre unverhofte neue Aehnlichkeit mit ihm in Entzückung geſetzt und erzählte ihr dafür den Anfang ſeiner Lebensgeſchichte, der ſie bis zu Thränen rührte.

„Ich habe durch die Erzählung doch bei dir nicht verlohren?“

Eliſe, in ſanfter Bewunderung, bei Händedruck. Gewonnen — du Lieber! — Gewonnen! Aber für heute brich ab; ich habe genug.

In Eliſens Seele ging eine Veränderung vor. „Wo wohnſt du?“ fragte ſie, und als ihr Robert ſein Häusgen beſchrieben, erſuchte ſie ihn, daß er ſie bis in die Birken begleiten möchte. Freudig durchwandelte er mit ihr den Bruch, erſt die Ellern, dann die Birken. „Ach bis ganz nach Hauſe!“ —

Nein! — „Bis unter die Pappeln nur! Bis unter die Pappeln!“ — Nein, nein! Da tritt hin — da bleib ſtehen! — Beide reichten ſich die Hand durch eine zweiſtämmige Birke, gaben ſich einen Kus zwiſchen den Stämmen und ſchieden auseinander.

Robert ſchnitt in die eine Birke R., in die andere E, ein.

„Sie ward trauter durch meine Erzählung! morgen will ich ihr alles Uebrige erzählen; dann wird ſie ganz traut werden.“

Folgenden Tags traf Robert die Eiche allein, die Wieſe aber — voll Mäher. Daß Eliſe nun nicht hieher komme, war ausgemacht. Die Mäher ſtellten die Senſen vor ſich hin und ſahen ihn an. Er ſtutzte, beſann ſich aber bald darauf, daß ſie ihm geſtern wohl den Weg gewieſen haben möchte, wo er ſie heute antreffen ſollte. Als er ſo weit kam, daß er die Trennungsbirke ſehen konnte, erblickte er Eliſen, wie ſie an ihr ſtand und den einen Arm über R., den andern über E. hinbreitete. Er eilte auf ſie zu; ſie blieb ſo ſtehen. Er küſſte ſie; ſie ſchlug ihre Arme um ihn her.

So ſtanden ſie lange, ſich küſſend. Beide bekamen unempfundene Empfindungen.

Eliſe, die ihre Arme wegnimmt. Komm unter die Pappel!

Ein ſchmaler Fusſteig führte durch einen Pappelaufſchlag, der ſo dicht war, wie Rohrwald auf Teichen. Eliſe ging voran und reichte Robert rückwärts die Hand. Man kam in ein kleines freies Rund, wo eine einſame Silberpappel ſtand, die an Gröſſe und Vollkommenheit alle Silberpappeln zu D. und auf dem Gute der Frau von R. und allenthalben, wo Robert geweſen war und Silberpappeln geſehen hatte, übertraf. Unter ihr war eine zweiſitzige Raſenbank. Wenn man hier ſas, war es nicht anders, als ſäſſe man in einem Waldgefängnis; aber das Gefängnis war gar holdſelig. Vögel, aller Art zwitſcherten, ſangen und ſchlugen ringsumher. Bald ſäuſelte blos der hohe Gipfel; bald ſpielten die unterſten Zweige; bald war in Bewegung der ganze Baum. Ungeſäete Waldbluhmen und geſäete Gartenbluhmen blüheten überall im kleinen Rund. Zuweilen ſchlüpfte ein Reh hindurch, das vor dem Sitzenden ſtillſtand, ihn erſt traulich anſah und dann, wenn er ſich regte, ſchnell in den Hauicht ſprang.

Eliſe. als ſie ſich mit Robert geſetzt. Hier iſt auch gut ſein — nicht wahr?

Robert. Ach herrlich, herrlich! Hütten her! Nur eine Hütte las uns hier bauen! Nur eine!

Eliſe. Die Eiche dort freilich, die Eiche will mehr ſagen. Eiche bleibt Eiche. Sie gibt ſchauerliche Empfindungen, ſpannt die Fantaſie tempelmäſſighoch und macht uns uns ſelbſt vergeſſen. Beſonders, wenn es ſo eine Eiche iſt, wie iene. Eine Pflanze aus dem vorigen Jahrtauſend, — das iſt ſie allen Nachrichten nach — was für ein Gedanke! Wir vernünftige

Weſen glauben an ein Jahrtauſend, das wir erſt noch haben ſollen; dieſe hats ſchon.

Robert. Höre, Eliſe, eine Minute, die du lebſt und die ich lebe, iſt mehr werth, als das Jahrtauſend, das die Eiche gelebt hat.

Eliſe. Ja doch, Lieber; ich möchte auch um Alles in der Welt die Eiche nicht ſein. Willſt du ſie denn aber nicht mehr ehrwürdig finden? Du fandeſt ſie ia ſonſt ſo.

Robert. Ach — mehr, als ehrwürdig; denn ich fand dich unter ihr.

Eliſe. Du lieber Egoiſt! — Denk' einmahl, wie viel Generationen von Menſchen unter dieſer Eiche wandelten, die ſie alle überlebte. Wie viel Liebende mag ſie umſchattet haben, die nicht mehr lieben.

Robert. Nicht mehr lieben? (beſtürzt) Jetzt lieben ſie noch höher, als unter ihr.

Eliſe. Du Schwärmer! Ich meine ia — die hier nicht mehr lieben.

Robert. Ja ſo!

Eliſe. Denke ferner, wie vielen Blizzen die Eiche Troz geboten. Tauſende von Gewittern zogen über ſie weg. Hunderte wollten ihr den Untergang bereiten. Sie blieb. Sie lies die Tauſende über ſich wegziehen und blieb. Sie lies die Hunderte auf ſich ſchlagen und blieb.

Robert. Ja, allen Reſpekt für die Donnerwetterbeſiegerin! Jede Rinne, die ſie hat, zeigt von einem Triumf für ſie.

Eliſe. Und nun erwäge noch, was alles für Gebete unter ihr gebetet worden ſein mögen. Iſt ſie nicht ein wahrer Tempel? Mus nicht Jeder, der zu ihr kommt, beten?

Robert. Du haſt Recht; du haſt Recht.

Eliſe. Zu wem mag da nun wohl nicht ſchon gebetet worden ſein? Und wie und auf wie mancherlei Weiſe mag, ſeitdem man in dieſer Gegend den wahren Gott verehrt, zu dieſem gebetet worden ſein?

Robert. Wahr, wahr, — alles wahr!

Eliſe. Darum ſagte ich nur — Eiche bleibt Eiche — beſonders iene dort. Sie gibt ſchauerliche Empfindungen. Die Empfindungen aber unter einer Silberpappel ſind anderer Art.

Robert, im Enthuſiasmus. Ja! Ja! Ja!

Eliſe. Siehſt du? Siehſt du? Ich treffe den rechten Punkt.

Robert. Ach, du triffſt den Centralpunkt.

Eliſe. Hier iſt nicht ſo eine Dämmerung umher; hier vergiſſt man ſich ſelbſt nicht. Es iſt freier Himmel um uns, und ſo auch mehr freier Himmel in uns, mehr Denken an uns ſelbſt.

Robert, hochaufſeufzend. Ja wohl — ia wohl!

Eliſe. Woran denkſt du ietzt? Erzähle!

Robert fing an zu erzählen von der erſten Silberpappel an bis auf die letzte. Eliſe hörte andächtig und immer andächtiger zu. Es blieb auch nicht das Geringſte von Allem übrig was Robert von Silberpappeln und von ſich zu erzählen wuſte. So wuſte Eliſe nun Alles von Robert, und Robert von Eliſen nicht viel mehr, als Nichts.

Ihr Eliſen, ihr Eliſen, daß ihr die Roberte eher ausfragen könnt, als die Roberte euch, das iſt auch ein Miſter. — Miſter wärs? — Nein, es iſts nicht. Es liegt im Karakter des Mannes — nebenbei. Der Mann nähert ſich; das Weib läſſet ſich näheren. Was heiſſt dis anders, als — das Weib fragt erſt den Mann aus, und hernach fragt der Mann das Weib aus. Das Weib fragt aber den Mann nur halb aus zuvor; der Mann fragt das Weib ganz aus hintennach.

„So ſprich doch nun auch, da ich geſprochen habe“ ſeufzte Robert in Eliſen hinein. Eliſe ſchwieg. Die Erzählung aller der Opfer, welche er ſeinem Ideal gebracht, und aller der Leiden, die er ſeines Ideals wegen erduldet, durchdrang zwar ihr Innerſtes; ſie betrachtete iene als ihr von ihm gebracht, und dieſe als ihrentwegen von ihm erduldet, und fühlte ſich durch ſeine ihr erwieſene Treue zur höchſten Dankbarkeit gegen ihn und zu iedem Beweiſe derſelben verpflichtet. Ein Blick in die Folgezeit aber verſchlos ihr Herz und Mund für ihn. Troſt, glaubte ſie, habe er für ſeine Erzählung verdient; ihre Gegenerzählung aber muſte ihm auch den Troſt ſogar nehmen, den er noch hatte.. Lohn für ſeine ſchon bewieſene Treue, glaubte ſie, könne er mit Recht fordern; die Zukunft aber ſchien ihr erſt noch die härteſten Prüfungen für ihn aufzubewahren. Las mich heute, ſeufzte ſie nach länger in ſich gekehrter Stille. Es wird mir ſo bänglich für meine Mutter. Morgen komm wieder hieher!“

Die Herzlichkeit, mit welcher ſie von ihm Abſchied nahm, lies ihm keinen Zweifel daran zurück, daß er durch den abgeſtatteten Bericht ſeines Lebens ihr noch Mehr geworden ſei. Ihre Verſchloſſenheit dagegen aber gab ihm Winke zu mancherlei Ahndungen, wobei die Nidergeſchlagenheit, mit welcher ſie ihren Vater erwähnen gehört, ſeine Führerin ward; und ſo bereitete er ſich, ohne es zu wiſſen, zu der ihm nächſtbevorſtehenden Gegenerzählung ihrerſeits vor.

So ſchön auch der folgende Tag war, ſo erſchien doch Eliſe nicht unter der Silberpappel. Robert quälte ſich mit den traurigſten Befürchtungen, als eine Amſel über ihm gar anmuthig zu ſingen anfing. Er ſah nach ihr auf und — erblickte ein Papier, das um einen der unterſten Zweige gewickelt war. Schnell grif er zu; die geſtörte Amſel ſchwieg; Eliſe aber ſprach mit ihm. „Lieber, komm heute Abends hieher; ich kann nicht eher vom Bette meiner Mutter.“

Roberts ganze Seele war wieder Freude. Statt zurückzukommen, beſchlos er gleich da zu bleiben. Das waren Stunden für ihn. Eine ſo heilige Einſamkeit in einem der ſchönſten Brüche — ſein Lieblingsbaum über ihm, — Eliſens Erwartung unter demſelben — — welche Aufſtimmungen für ſeine Fantaſie bis zur begeiſterndſten Höhe! Die Amſel ſang noch ein Lied und entflog. Er dankte ihr für den bevorſtehenden ſeligſten Abend ſeines Lebens und dichtete — über das glückliche Ungefähr bei der Liebe.

Es war ſchon neun Uhr. Eben lebte er den Abend noch einmahl, an dem er zu Y. unter der Silberpappel ſo hohe Stärkungen empfing, als er menſchliche Fustritte vernahm. Er ſprang auf und — erblickte Eliſen und den Vollmond zugleich. „Ach, nun iſts erfüllt, nun iſts erfüllt, wornach ich mich ſehnte! Wann werd' ich, fragt' ich einſt, ſo ſtehen mit der, die ich nur lieben will, nur lieben kann, und nach dir aufblicken, heiliges Geſtirn? Jetzt ſchlägt dieſe Stunde; und nun, nun, Eliſe, las uns mit aller Kraft, die unſer Herz hat, den frommen Aufblick thun! (ſie ſchlieſſen die Arme in einander und ſchauen lange hochauf) Meiner Abende ſeligſter! Meiner Daſeinsgenüſſe allervollkommenſter! Ach du Erheller der Erdenuächte, Millionen und Miriaden Liebende wandelten ſchon in deinem Lichte; aber — ſonderbarer vereinigte, reiner ſich liebende beſchienſt du noch nicht. Jehova — du Geiſt der Liebe, gros im Monde, wie in der Sonne, beglücke uns bald mit Immerbeiſammenſein!«

Aus Eliſens Bruſt tönte ein Seufzer aller Seufzer hervor. Sie führte Robert unter die königliche Pappel.

»An dieſem Abend ſei es, hier unter meinem lieben Baume ſei es, wo ich dir Alles entdecke, wie du mir Alles entdeckt haſt. Ich wollte erſt nicht, weil ich dich dadurch nur traurig machen werde, aber ich habe mich anders beſonnen, damit ſich dir die Unerklärbarkeit meiner Zurückhaltung nicht in Verdacht gegen mich verwandle. Auch muſt du meine ganze Lage wiſſen; auf daß du dich zu dem Schickſale anſchickeſt, das uns gewis bevorſteht.«

Robert, bebend. Ach — doch nicht Trennung? Doch Trennung nicht?

Eliſe. Las Gott machen! Wahre Trennung unſerer iſt unmöglich.

Hier erfolgte nun eine Schilderung ihres Vaters und ihrer gehabten Liebſchaften. Als ſie auf die letzte kam, war ſie auffallend-kurz, eilte über ſie hin und ſchlos mit den Worten — Da that mein Vater einen fürchterlichen Schwur, daß ich nun auch den einſt nicht haben ſollte, der es meiner Meinung nach wäre. Siehſt du — ſo ſtehts um uns.

Robert, als er lange tief in Gedanken geſeſſen. Wenn's weiter nichts iſt? Dein Vater iſt ia doch ein Menſch — er wird ſich beſinnen, wenn wir ihn recht bitten.

Eliſe. Dieſe Hofnung las faren, Beſter! Nun und nimmermehr ändert er ſeinen Vorſatz. Geſchehen, ganz geſchehen wäre es um uns, wenn er auch nur das Geringſte von dir erführe. Du würdeſt um mich ſein, ehe du es dächteſt. Wer wüßte, was er thäte?

Robert. Du erzählteſt ja aber, daß deine Mutter ſo viel Wirkung auf ihn gemacht habe, daß er dir den reichen Ritter nicht aufzwang. Vielleicht gelänge es ihr auch, wenn — —

Eliſe. Nichts weniger, als dis! Auch möchte ich ſie um Alles nicht einem ähnlichen Auftritte ausſetzen; es würde der Tod auf der Stelle für ſie ſein. Seit jenem Vorgange eben hat ſich ihre Kränklichkeit tödtlich verſchlimmert. Ihr Leben iſt mir aber als Mutterleben nicht nur über Alles heilig, ſondern es beruhet auch für uns viel darauf. Jetzt, da mein Vater einmahl weis, daß ich ihre Pflegerin mache, bekümmert er ſich nicht um mich; hernach müſte ich vielleicht um ihn ſein, und dann — — doch las uns dem Vorhang der Zukunft nicht vor der Zeit aufziehen!

Robert. Wenn ich doch wenigſtens deine Mutter einmahl ſprechen könnte!

Eliſe. Wohin denkſt du, liebſter Robert? — Mit hier unter der Pappel und mit dort unter der Eiche müſſen wir uns begnügen.

Robert. Aber — wenn nun Winter wird?

Eliſe. Kommt Winter, kommt Rath — wir müſſen unter Allen am wenigſten in die Zukunft ſehen.

Robert. Fürchteſt du denn etwa, daß deine Mutter auch dawider wäre?

Eliſe. Keineswegs! Dächte mein Vater, wie ſie, morgen wären wir beiſammen.

Robert. That er denn den Schwur im Ernſt, und haſt du Spuren davon, daß es ihm noch Ernſt damit ſei?

Eliſe. Bis auf den heutigen Tag! Mit einer Art von Ingrimm — mit Unverſöhnlichkeit ſieht er mich an, wo er mich ſieht, und es iſt mir immer, als wenn ich in ſeinen Augen läſe — „Warte — las nur die Mutter erſt todt ſein!“

Robert. Wer war denn der Rittersmann mit den Gütern?

Eliſe. Las mir das einzige Geheimnis!

Robert, traurig. So wäre ia doch nicht völlige Gleichheit unter uns; ich habe kein Geheimnis für dich.

Eliſe, auf der empfindlichſten Seite berührt. Nun wohlan! Er war aus der Gegend von —, wo er zwei ſchöne Güter hatte. Sein Anſehen war auf den erſten Anblick täuſchend; ſobald man ſich aber mit ihm unterhalten wollte, war er nichts, als — ſchönes Fleiſch mit ſchönem Golde. (Robert horcht hoch auf) Er liebte mich in der That; aber ich konnte ihn nicht wiederlieben. Meine Eltern drangen in mich ein; die Mutter weniger, der Vater mehr. Ich widerſtand feſt und erklärte ihm auf das beſcheidenſte und freimüthigſte zugleich, daß ihm weiter keine Eigenſchaft fehle, als — daß er es nicht wäre. Er ermüdete nicht in ſeinem Anſuchen. Das letzte mahl, daß ich ihn ſprach, war hier. Dis geſchah, als mein Vater ſchon den Schwur gethan! Er ſchlich mir hieher nach, lag vor meinen Füſſen und bat mich bei ſeinem Leben um meine Liebe. Denke dir, Robert, wenn man lieben ſoll, weil man darum gebeten wird! Ich ſtellte ihm dieſen Unterſchied zwiſchen Liebe und Mitleid vor, ſagte ihm, daß ich nur das letztere für ihn fühlte, daß aber tauſend die erſtere für ihn fühlen würden und gab ihm den Rath — Suchet, ſo werdet ihr finden.

Robert, geſpannt. Ob er denn nachher gefunden hat?

Eliſe. Es währete nicht gar lange, ſo kam die Nachricht, daß er geſtorben ſei. Sein Jäger hats hier erzählt. (ſchlägt die Augen nieder)

Robert, unüberlegt. Der Jäger? Haſt du ihn geſprochen?

Eliſe. Nein, ich war nicht zu Hauſe. Mit meiner Mutter hat er geredet und die Anekdote berichtet, daß ſein Herr ſich ſelbſt die Grabſchrift gemacht — Suchet, ſo werdet ihr finden.

Robert, der nun Alles weis und abbricht. Nun wiſſen wir Alles von einander; nun iſts, als hätteſt du mein Leben gelebt, und ich dein Leben. So wills die Liebe!

Eliſe, traurig. Was meinſt du? Wenn er ſich meintwegen todt gegrämt hätte? Ich wollte, daß ich dieſen Gedanken als eine Eitelkeit mir anrechnen könnte; aber — er hat mir ſchon manche trübe Stunde gemacht.

Robert, der in ihren Augen lieſet, daß ſie in der That nicht Mehr weis, und ihr das bekümmernde Geheimnis auf ewig zu verbergen beſchließt. Nach der Beſchreibung, die du von ihm machſt, ſollte man's nicht denken. Geſetzt aber, es wäre auch, was könnteſt du dafür? Es gibt ia keine Pflicht, den zu lieben, den wir nicht lieben können. Wie mich die Vorſtellung von Henrietten zurückbrachte, daß Henriette mich nicht lieben dürfe: ſo hätte ihn die Vorſtellung auch von Eliſen zurückbringen ſollen, daß Eliſe ihn nicht lieben könne.

Eliſe. Hätte ich ihm nur nicht die Grabſchrift noch diktirt!

Robert. Das meinteſt du ia ſo nicht.

Eliſe. Er hat es aber doch ſo ausgelegt.

Robert. Auch dis war blos ſeine Schuld.

Eliſe, hoch aufſeufzend. So weis der Eine oft nicht, was für einen Rath er dem Andern gibt!

Eine Unterhaltung über das ſonderbare Schickſal mancher Menſchen, daß ſie gerade einen Gegenſtand lieben müſten, von dem ſie nicht gegengeliebt würden, trat hier ein; Robert aber behauptete bis ans Ende, daß die bloſſe Entdeckung, daß man nicht gegengeliebt werde, die gänzliche Aufgabe einer ſolchen Liebe auf der Stelle bewirken müſſe. Eliſe bat ihn, ſie heute bis an ihre Wohnung zu begleiten; worüber er in eine Art von Taumel der Freude gerieth.

Geräuſchlos und einladend lag da nahe hinter den Pappeln ein liebes Dorf, deſſen

Häuſer ſich in kunſtloſen Reihen vom Berge herabzogen, deren Krone die Kirche war — im Mondſcheine ein feierlicher Anblick! Lange ſtanden die Liebenden und freueten ſich ſeiner.

„Ach Eliſe, könnte ich hier wohnen mit dir — wie ſelig wollten wir ſein!“

„Hier, oder da, Robert; der Ort gilt gleich. Das kümmerlichſte Weltwinkelchen würde mir an deiner Seite des Himmels Vorbild ſein. Jetzt las uns froh ſein, wenn uns nur das Bänkchen unter der Pappel gelaſſen wird!

Eliſe zeigte Robert noch das Haus, wo ſie wohnte, bat ihn, ſich nun gleich zu entfernen und ſchlich aus ſeinen Armen und aus ſeinen Augen um eine Scheune weg.

„Immer näher und immer näher! Das Erſte, was nun wieder bevorſteht, iſt, daß ich mit ihr ins Haus ſelbſt eingehe.“

Mit dieſer Selbſttröſtung eilte Robert auf dem kürzeſten Wege in ſein Winzerhaus zurück. Sein treuherziger Wirth kam ihm aus Beſorgnis ſchon weit entgegen und fragte ihn, als er ihn wieder hatte, herzlicher, als ie, ob es ihm auch noch in dem ſchlechten Quartiere gefalle. Freilich kontraſtirten die Lagen, in welchen Robert ſich im Hauſe des Banquier und auf dem Schloſſe der Frau von R. befunden hate, mit derienigen ſehr, in welcher er ſich ietzt bei dieſen ärmlichen Leuten befand; aber Robert war auch in ſeinem Leben ſchon in weit elenderen Lagen geweſen — er war ſchon ganz ohne Obdach und ohne Brod ſogar, er war ſchon in Waiſenhäuſern, Lazareten und Räuberhölen geweſen — folglich paſſte er ſich nun auch bald in iede Lage ein, in die er gerieth. Der Gedanke an die Eiche und an die Silberpappel und an das, was er unter ihnen antreffe — wenn er auf dem Weinberge war; und der Anblick des Winzerhauſes, das mit ſeinem elterlichen Hauſe ſo viel Aehnlichkeit hatte — wenn er aus dem Thale zum Weinberge zurückging, würden ihn auch ſogar Milchſuppe und Butter entbehren und blos mit Salz und Brod zufriden ſein gelehret haben, wenn es hätte ſein müſſen. Innig bewegt durch die herzliche Frage des Winzers, verſicherte er alſo, daß es ihm noch nirgends in der Welt ſo gut gefallen habe, als hier, und erfur von ihm durch Hin- und Herfragen ſowohl die wahre Gröſſe des Reichthums, als der Rauhheit des alten Pachters im Dorfe hinter den Pappeln, welche beide Eliſe aus kindlicher Beſcheidenheit viel zu gering beſchrieben hatte.

Es folgten einige traurige Tage für Robert. Vergeblich ging er unter die Silberpappel; Eliſe erſchien nicht. Am vierten Tage fand er ſtatt ihrer Thomſon, worin ein Billet für ihn lag. Sie ſchrieb ihm, daß ihre Mutter ſo krank geworden ſei, daß ſie ſie auf keine Stunde verlaſſen dürfe; daß er aber ia nicht unterlaſſen möchte, täglich zur beſtimmten Zeit unter der Pappel zu ſein, weil ſie ſich da einfinden würde, ſobald als möglich. »Schon gut, ſchon gut, antwortete er ihr, als wenn ſie da wäre; ich will hier gern einſam ſitzen und warten; bring nur, wenn du zum erſten mahle wieder kommſt, frohe Nachricht von deiner Mutter mit.“

Wirklich vergingen noch einige Tage, ehe ſie wiederkam. Statt, ihr in die Arme zu fliegen, ſprang er erſt einige Schritte zurück, um in ihren Augen die Beſchaffenheit der Nachricht, die ſie ihm bringe, zu leſen. Kaum aber hatte er hinein geblickt, ſo war er mit den Worten in ihren Armen — ach, du bringſt gute Nachricht — nicht wahr? nicht wahr?

Eliſe, im höchſten Grade von Freudigkeit. Mehr, als eine; mehr, als du dir vorſtellen könnteſt. Meine Mutter kehrt wieder zu.

Robert. O ſo ſei geprieſen von uns beiden der Allvater! Könnten wir ihr doch noch langes Leben von ihm erflehen!

Eliſe. Das iſt aber nicht Alles, Lieber, komm unter unſere Pappel! (als ſie ihn da mit ihren Armen umſchlungen) Ich habe meiner Mutter Alles entdeckt.

Robert, zuſammenfahrend. Das haſt du gethan?

Eliſe. Ja; ich habe ihr dich beſchrieben und ihr geſtanden, daß ich, wenn ſie es auch nicht erlebte, ewig nicht von dir ablaſſen würde.

Robert, erwartungsvoll. Und — was ſagte ſie da?

Eliſe. Ich ſolle meinem Herzen folgen — ſprach ſie; wenn es Gottes Wille wäre, würden wir gewis verbunden werden.

Robert. Ach die Redliche! Könnte ich ſie doch nur einmahl ſehen!

Eliſe. Nun, ſo höre doch — höre doch nur!

Robert, hitzig. Wäre es denn nun nicht möglich, daß durch ſie auch dein Vater gewonnen würde?

Eliſe. Dieſe Idee ſtreich doch ia ein- für allemahl ganz aus deiner Seele weg, herzensbeſter Robert! Er hat ſchon gefragt, was denn mit mir wäre — ich ſähe ia letzt zuweilen ſo vergnügt aus; und da hat er den Fluch noch ſchrecklicher wiederholt. Du riskirteſt alſo nichts Geringeres, als daß wir uns vieleicht nie wieder ſähen. Wollteſt du denn das?

Robert, leichenblas. Das iſt ia ein Gedanke, der die ganze Hölle in ſich hat!

Eliſe. Darum beſinne dich doch! (Robert bekommt einen ſtieren Blick) Wie ſiehſt du denn aus, Robert, lieber Robert! Du könnteſt mich doch nicht etwa entführen?

Robert, determinirt. Wenn du wollteſt, ia!

Eliſe, ſchmeichelnd. Alſo doch nur, wenn ich wollte! Nun — ſonſt wäre ich auch hier unter meiner lieben Pappel nicht mehr ſicher bei dir. (fällt ihm um den Hals) Ich denke mich in zu rechtſchaffenen Armen.

Robert, ganz wieder umgekehrt. Das biſt du auch. Sei zufriden!

Eliſe. Nein, meine Eltern verlieſſe ich nie, oder ich müſte denken, daß Gott mich verlaſſen ſollte. Meine brave Mutter! Ihr mus ich die Augen zudrücken.

Robert. Wenn ſie nun aber einſt todt wäre?

Eliſe. Erwartet denn mein Vater nicht auch ſeine Stunde? Auch bei ihm mus ich ſein, wenn ſie ſchlägt. Ich bin ſein Kind, ſein einziges Kind. Wenn er auch ein harter Mann gegen mich iſt, ſo hebt dis doch meine Pflichten gegen ihn nicht auf. Er iſt und bleibt mein Vater.

Robert, in tiefen Gefühl ihres Adels. O du groſſe und du gute Seele!

Eliſe. Aber — das las dir ſagen, meine Mutter will dich ſprechen.

Robert, der aufſteht. Deine Mutter? (ſchlägt die Hände zuſammen) Deine Mutter — mich ſprechen? Jetzt gleich doch? Komm — komm!

Eliſe. Nein, morgen erſt. Mein Vater verreiſet morgen auf zwei Tage nach der Reſidenz, wo er in Geldnegocen ſelbſt gegenwärtig ſein mus. Sei früh um neun Uhr hier; dann wollen wir an meiner Mutter Bette. Sie ſagt, ſie wolle den wenigſtens ſehen, der es wäre; ſie wolle ihn in dieſer Welt noch Sohn nennen und uns ihren Segen ertheilen. Und nun — ſei zu rechter Zeit hier.

Robert konnte die Ausſchüttungen ſeines Herzens über die Nachricht nicht ſo ſchnell veranſtalten, als Eliſe ſchon aus ſeinen Augen war. Er ſtand angenehmbetäubt und wies mit der Hand ihr nach. „Dahin ging ſie; dahin gehe ich morgen mit ihr — zur Mutter mit ihr. Sagt' ichs nicht, ſagt' ichs nicht — Immer näher und immer näher; endlich — ins Haus mit ihr.“

Um acht Uhr ſchon war er unter der Silberpappel und trat gerade in das kleine Rund ein, als Eliſe von der andern Seite her auch eintrat. Beide hatten denſelben Einfall gehabt, dem Andern zuvorzukommen und den Andern da ſchon zu erwarten. Mit offenen Armen flogen ſie an einander und Eliſe ſprach: „Robert, das iſt ein heiliger Tag für uns; gewis haſt du dich bereitet zu ihm, wie ich. Heute ſegnet meine Mutter unſere Liebe ein! Heute ſiehſt du ſie zum erſten und gewis zum letzten mahle! Sie befindet ſich leidlich; der Arzt aber gibt ihr nicht mehr lange Zeit. Die Freude, dich zu ſehen, hat ſie heiterer gemacht, als ſie ſeit Jahren war. Komm, ſie ſehnt ſich recht nach dir.“

Eliſe, die Wegweiſerin, ging muthig voran; Robert ihr muthig nach. Als ſie ans Dorf kamen, reichten ſie ſich den Arm. Je näher dem Hauſe, deſto höher klopfte beiden Sprachloſen das Herz. „Hier, flüſterte Eliſe und öfnete einen Hof, wo ſie durch die Hinterthüre zur Mutter eingingen.

Agneſe, die Kränkliche, ſas auf einem Lehnſtuhle, ringsum in Betten gehüllt. Ihr Anblick verkündigte Jedem, der ſie ſonſt nicht geſehen hatte, die Baldſterbende; Robert erſchrack vor ihr. Sie lächelte ihn mit mütterlicher Hulde an und reichte ihm zitternd die Hand.

„Sind Sie der, den meine Tochter liebt?“

Robert. Ja, würdige Frau! Ich werde glücklich — ich mache glücklich.

Agneſe, die ihn an ſich zieht. Willkommen, Sohn! — Umarmet euch, Kinder, daß es eure Mutter noch ſehe!

Da hub an eine Krankenſtubenſcene, die in der Reihe der Holderen den Vorrang behauptet. Auszumachen war es nicht, wer von beiden Liebenden am erſten und am ſchnelleſten nach dem Andern gegriffen. Im Hui fielen ſie an einander; im Hui ſchwebten ſie an einander; tauſendmahltauſend Hui's aber vergingen, ohne daß ſie ſich loslieſſen. Agneſe faltete ihre Hände, weinte Freudenthränen und ſah aus, als ſpräche ſie — bleibet doch ſo ſtehen, bis ich ſterbe!

„Nun, Kinder, ich habe geſehen, was ich noch zu ſehen wünſchte. So ſchwach ich bin, ſo macht mich doch Gott in dieſen Augenblicken ſtark genug, das Glück zu fühlen, das ich noch vor meinem Tode genieſſe. Sezzet euch um mich her! (Robert ſetzte ſich rechts, Eliſe links) Eliſe, du haſt deinen

Willen gehabt; ſo ſag mir — iſt er es denn?“

Eliſe, ihrer Mutter um den Hals fallend. Ach ia — er iſt s.

Agneſe, die gegebene linke Hand Eliſen laſſend und Robert die Rechte gebend. Iſt ſie es denn?

Robert, die Hand ihr küſſend. Ja wohl, ia wohl — ſie iſts.

Eliſe und Robert, ieder eine Hand der Mutter haltend, neigten ſich über den Lehnſtuhl, küſſten ſich und umſchlangen ſich mit der freien Hand. Agneſe zog ihre beiden Hände weg und umfaſſte die Köpfe. Robert und Eliſe umſchlangen ſich nun auch mit der Hand, die die Mutter gehalten hatte. Eine heilige, feierliche Pauſe entſtand.

Agneſe, die Köpfe zuſammendrückend. So kopulirt euch keiner wieder, wie ich. Der Herr ſei mit euch beiden — Amen!

Robert und Eliſe lagen zu Agneſens Füſſen. —

Agneſe, als ſie ſich an beiden faſt ohnmächtig geküſſt. Ihr Lieben, nehmet eure Plätze wieder ein. (beide ſetzten ſich wieder) Junger, mir ganz fremder Mann und mein Sohn zugleich, ich ſtehe am Rande des Grabes und kann wenig mehr, als euch ſegnen; aber das glaube mir, du bekommſt ein äuſerſtgutes Mädgen — biſt du auch gut?

Robert. Gewis — auch gut!

Eliſe, ſchnell. Aeuſerſtgut — Aeuſerſtgut!

Agneſe. Daran liegt mir Alles, daß ich mit dem Gedanken aus der Welt gehen könne, daß mein Kind einſt in den Armen eines Rechtſchaffenen ſei und glücklicher werde, als ich war. (blickt ihm recht in die Augen) Ja, ia, ich glaub' es feſt. Eliſe, du haſt recht gewählt. (blickt bald in Roberts, bald in Eliſens Augen und fährt damit eine Zeitlang fort) Ihr zwei lieben Menſchen! Wie ſchön blickt ſichs in eure

Herzensſpiegel! Kann ich mich doch gar nicht ſatt ſehen an euch!

Robert und Eliſe zugleich. Gute, beſte Mutter!

Agneſe. Ja, ihr erquicket mich recht heute. Es iſt, als reichte mir iemand iezt einen Becher, aus dem ich Kraft tränke. Vieleicht das letzte Labſal!

Robert. O wackere Mutter, des Lebens Vater friſtet Ihnen noch ihr Leben — wir wollen ihn recht darum anflehen.

Agneſe. Nein, lieben Kinder, da müſte ein Wunder geſchehen. Ich fühle mich; mein Ende naht heran. Ich habe auch gelitten genug; ich ſehne mich nach Ruhe und verlaſſe gern eine Welt, die wenig Ruhe für mich hatte. Es gehe euch einſt lange wohl! Aber — werdet ihr auch erſt leiden für einander können?

Robert. Leiden für Eliſen Alles!

Eliſe. Für Robert Alles leiden!

Agneſe. Ja, darauf müſſet ihr euch gefaſſt machen. Doch — vertrauet auf höhere Hülfe; es iſt unmöglich, daß ihr umſonſt euch liebtet, und die Liebe wird euch einſt für alle eure Leiden mit Herrlichkeit lohnen. (greift um ſich und gibt Robert ein Päckchen) Das nimm von mir an, um bis dahin dir die etwa bevorſtehenden Lagen zu erleichtern. (Robert weigerte ſich beſchämt) Nicht ein Andenken von Eliſens Mutter wollteſt du annehmen?

Robert, Eliſen die Hand reichend. Hier iſt Andenkens genug von ihr.

Agneſe. Du machſt mich traurig, wenn du es nicht nimmſt.

Eliſe, die aus Agneſens Hand das Päckchen nimmt und es in Roberts Hand legt. Nimm es doch! (Robert küſſte der Mutter die Hand und nahm es)

Agneſe. Eliſe wird dir wohl Alles geſagt haben, wie es zwiſchen ihr und ihrem Vater ſtehe; ſo brauche ich dir keine nähere Erklärung darüber zu geben, daß ich ſagte, ihr müſſtet für einander leiden können.

Robert. Ich weis Alles; aber — ſollte unſer Vater der einzige Unerbittliche ſein, den die Erde trüge?

Agneſe. Ach lieber Sohn — der Unerbittlichen gibts mehr.

Robert. Wenn ich ihn recht bäte — mit aller Kraft, die ich in mir fühle und die Gott in dem Augenblick noch ſtärken würde, bäte — —

Eliſe. Lieber, las ab von dem Plane — um Alles, las ab davon!

Robert. Wenn du ihn auch ſo mitbäteſt — wenn die Mutter mit uns zugleich ihn bäte — wenn wir ihn alle bäten, hier an dieſem Lehnſtuhle bäten — —

Eliſe. Und wenn Gott ſelbſt ihn bäte, er erbittet ihn nicht. Du willſt unter uns Vereinigung befördern — du würdeſt Trennuug bewirken, Robert.

Agneſe, als ſie Robert lange mit Wohlgefallen und Bewunderung angeblickt. Eliſe, wenn er ihn ſähe — was meinſt du, wenn er ihn ſähe?

Robert, ſchamhaft. Das nicht; aber — wenn wir ihn alle recht bäten!

Eliſe. Ich widerrathe es aus allen Kräften Ich zittere, wenn ich nur daran denke, wie es ablaufen könnte.

Agneſe. Es käme auf einen Verſuch an.

Robert, ſeelenvergnügt. Nicht wahr? Nicht wahr? Ach ia! Ach ia!

Eliſe. Nein doch — nein!

Agneſe. Eliſe, ich weis Alles recht gut; aber bedenke, was ich ſage — wenn er ihn ſähe!

Eliſe. Mütterchen, ſo iſt ia der Vater gar nicht. Das iſt ihm ia Alles Einerlei — das wiſſen wir ia.

Agneſe. Mein Verlangen wird immer gröſſer, daß der Verſuch geſchehe. Was wäre das für eine Freude für mich, wenn ich eure Seligkeit beſchleunigte! Ich glaube, das wäre das einzige Wunder, das zu meiner Erhaltung auf einige Zeit noch geſchehen könnte.

Eliſe. Oder — es erfolgte ein Auftritt, wovon die beſte der Mütter auf der Stelle den Tod hätte. Wie gäbe ich mich darüber ie zufrieden?

Robert. Dann — lieber nicht!

Agneſe. Das beſorget nicht. Der Arzt hat ihn mit der Nähe meines Todes bekannt gemacht, und ſo würde er wenigſtens kein Unmenſch ſein. Es bleibt dabei, wir wollens verſuchen.

Robert. So las es uns doch thun, Eliſe! Willſt du denn nicht gern mit mir beiſammen ſein? Sobald doch die Mutter dazu bereit iſt und keinen Schaden davon hat, ſo thäten wir ihm ia ſogar Unrecht, wenn wir ihn eher für unſern Widerſacher erklärten, als er ſich ſelbſt dafür erklärt hat. Wir wiſſen ia noch gar nicht, ob er wirklich wider uns ſei.

Eliſe. Ich mag gar nicht ſagen, was ich Alles in ſeinen Augen für mich leſe. Geſetzt auch, er ſchonte der Mutter und ſchlüge uns blos ſeine Einwilligung kalt-

blütig

blutig ab; ſo ſind wir doch ſofort für einander verlohren — ich ſag's vorher — verlohren. Ich müßte mich ſehr irren, wenn's nicht wäre; aber ich wette drauf, er iſt unſerer Liebe ſchon auf der Spur. Auf welche Weiſe und in wie weit — das kann ich nicht ſagen; aber in ſeinen Augen kann ich leſen, wie in einem Buche, und da ſteht ſeit einigen Tagen viel geſchrieben.

Agneſe. Damit thuſt du ihm wohl Unrecht, Kind.

Eliſe. Nein, nein, ich ſterbe drauf — wir ſind verrathen.

Agneſe. Nun, auf ewig kann er euch doch nicht trennen; er thue, was er wolle. Und bin ich erſt todt, ſo habt ihr ia Mittel genung gegen väterliche Barbarei. Am Ende gibts auch einen Schutz der Geſetze. Wie, wenn ich nun ſchlechterdings darauf beſtehe, daß ich, wenn es möglich iſt, mit dem Anblick eurer Verbindung, oder doch mit dem Troſte eurer nahen Verbindung noch aus der Welt gehen will?

Eliſe, ſeufzend. So mus ich freilich dazu ſchweigen; aber Robert, denke an mich — Mutter, denk' an mich!

Es blieb alſo dabei, daß der Verſuch mit dem Vater gemacht würde, und zwar in Agneſens Krankenſtube. Robert, der das angebotene Quartier bis zur Zurückkunft deſſelben annahm, befand ſich wie im dritten Himmel; Eliſe aber konnte auch nicht den erſten erſteigen, ſondern blieb auf der Erde zurück und fand auch dieſe Dornen- und Diſtelvoller, als ie. Sie ſeufzte in Roberts Freudigkeit und rang ihre Hände, wenn er die ſeinigen heiter zuſammenſchlug. Der erſte Mangel an Simpathie, der unter ihnen eintrat! Robert bemerkte ihn nicht; denn er unterhielt ſich faſt unaufhörlich mit Agneſen, die ihn ſo lieb gewann, daß ſie ſeine Hand gar nicht mehr los lies. Es war, als wenn ſein Herz zu ihm ſpräche — „das iſt die erſte und die letzte traute Unterredung mit der, der du Eliſen zu danken haſt; mache ſie ſo traut als möglich.“

So verging der Tag; ſo verging ein Theil der Nacht. Agneſe ſprach Eliſen ins Ohr — „halte ihn ia lebenslang werth; er iſt ſo gut, als ſchön.“ Bald drauf ſchlief ſie ein — Roberts Hand an ihr Herz gelegt. . . . . . .

Eliſe. Es iſt ſchon Mitternacht, Robert; komm zu Bette. Die Mutter muß nun ſchlafen.

Robert zog ſeine Hand ſacht aus Agneſens Händen, legte ſie noch einmahl ſanft auf Agneſens Herz, ſprach — ach, es ſchlägt ſo mütterlich, ſo ſegnend — und folgte Eliſen nach.

Eliſe führte ihn in ein Seitenzimmer, wo zwei Betten ſtanden, wies ihm ſein Bette an und verſprach, das Licht nach einer Weile abzuholen.

Robert ſtieg ins Bette.

Eliſe holte das Licht ab.

Auf dem Wege zum Leuchter paſſirte ſie ſein Bette. „Darüber ſind wir eins“

ſprach ſie, legte ſich queer über ihn und gab ihm den herzlichſten der Küſſe.

„Ach ſelige Nacht — ſelige Nacht!“ Ja, eine Nacht, deren Seligkeit du theuer bezahlen wirſt! — Mit dieſen Worten legte ſie die Gardinen um ſein Bette und that das Licht aus.

Robert, nach einer langen Weile, als er weder Gehen noch Kommen weiter gehört hat, leiſe. Eliſe — Eliſe! (wieder nach einer langen Weile, lauter) Eliſe — Eliſe!

Eliſe. So ſchlaf doch!

Robert. Gute Nacht, Eliſe!

Eliſe. Gute Nacht, Robert!

Robert richtete ſich ſacht auf, zog die eine Gardine weg und ſah bei Nachtlampenſcheine, der aus Agneſens geöfneter Krankenſtube fiel, Agneſen im Lehnſtuhle, und Eliſen — zu ihren Füſſen. „Ach — welche Tochter!“ So dachte er tauſendmahl und hielt ſich ruhig, bis er beide ſchnarchen hörte. Drauf ſtieg er auf, zog ſich an, ſchlich ſich in die Krankenſtube und lagerte ſich von der andern Seite her auch zu Agneſens Füſſen. Agneſe ſchlief — Eliſe ſchlief — Robert ſchlief auch ein.

Noch eher, als der Tag anbrach, kam der alte Pachter aus der Reſidenz zurück. Unglücklicher Weiſe war er ſo glücklich geweſen, ſeine Geſchäfte in der erſten Stunde daſelbſt zu beendigen, und ſo hatte er keine Ruhe weiter, als bei ſeinem Geldkaſten. Seiner Gewohnheit nach bediente er ſich ſelbſt, und ſo ging er allein nach ſeiner Schlafſtube. Im Vorbeigehen fiel es ihm ein, zu ſehen, was ſeine Frau mache. Leiſe öfnete er die Stubenthüre, trat hinein, ſah hin und wuſte nicht, was er ſähe, rieb ſich die Augen, putzte die Nachtlampe, ſah wieder hin und wuſte nun, was er ſähe. Er ſetzte die Arme in die Seiten und betrachtete die empfindſame Gruppe.

»J, J, ſeh mir doch Einer! Kaum darf man den Rücken wenden. Alſo — der iſts, der ſolls ſein? Ein ſchöner junger Kerl — ſtraf mich Gott! Aber — ſollſt lange warten. Hat ſie den mit den zwei Rittergütern nicht gewollt — hohl mich der T. — Dich mit der Silberpappel ſoll ſie auch nicht haben. Aber — ſchnurrig nehmet ihr euch da alle drei aus — gute Nacht, ſchlaf't wohl!“

Agneſe erwachte am Morgen zuerſt. Der Schlaf hatte ſie geſtärkt; der Anblick ihrer Kinder ſtärkte ſie noch mehr. Jeder hatte ſeinen Kopf an ihren Stuhl gelegt. Sie betrachtete ſie lange und weckte ſie endlich durch ſanftes Backenſtreichen. Entzückt ſprang Robert auf und zog Eliſen in die Höhe, deren Herz aber durch den Schlaf um nichts leichter geworden war. Eliſe erzählte, wie ſie geträumt habe, daß ſie mit Robert am Sterbebette ihres Vaters geſeſſen, und ging, den Kaffe zu beſtellen.

Eilends kam ſie wieder und ſprach — „Da haben wir's. Der Vater iſt in der Nacht ſchon gekommen und iſt hier in der

Stube geweſen. Was für einen Eindruck wird der Anblick unſerer Gruppe auf ihn gemacht haben!

Jetzt war auch Roberts Muth dahin. Agneſe blieb die einzige Standhafte und ſuchte ſie beide zu beruhigen Beim Kaffe ward überlegt, wie nun mit dem Vortrage an den Vater zu kommen ſei. Der Entſchlus fiel dahin aus, daß Eliſe ihn rufen ſolle, weil die Mutter ihn zu ſprechen wünſche, und daß Robert bis auf weiteres ſich im Nebenzimmer aufhalten möge.

Zitternd, als ginge ſie zum Blutgerüſte, rief Eliſe den Vater. In ſeinen Augen las ſie alsbald das Deciſum, welches er fällen werde, und — noch mehr. Er folgte ihr, ohne ein Wort zu ſprechen, ſogleich in die Krankenſtube.

Pachter, barſch. Guten Morgen!

Agneſe, ihm die Hand reichend. Sei willkomnen wieder zu Hauſe, Väterchen! Ich habe recht ſchön geſchlafen.

Pachter, mit Sarkaſmus. Ei, das kann ich mir vorſtellen. — Wo iſt denn der dritte Mann geblieben? Ihr ſeid mir ſchöne Leute. So, wie ich den Rücken wende, ſind iunge Kerle im Hauſe, und übernachten gar hier, weil man mich ſo bald nicht zurück erwartet hat, und die Mutter macht noch vor ihrem Ende die Kuplerin dabei. Das ſind ia ganz excellente Sachen.

Eliſe, die ihrem Vater in die Arme fällt. Beſter Vater, ſo verhält ſichs Alles nicht. Es iſt ein ſehr edler iunger Mann, der uns beſuchte, und der blos darum die Nacht hier blieb, weil er Sie auch zu ſprechen wünſchte. Ich ſetzte mich, um der Mutter gleich zur Hand zu ſein, an ihre Seite, und als er mich da ſchlafend geſehen, hat er ſich an die andere Seite geſetzt und iſt auch eingeſchlafen. Das iſt Alles.

Pachter, der ſie von ſich ſtößt. Geh, du lüderliche Seele — nun kenne ich dich ganz. (zu Agneſen) Und du haſt wohl ordentlich zugeſehen und recht deine Freude daran gehabt?

Agneſe, ſich ſtarkmachend. Gott ſoll mich bewahren — du denkſt ia doch warlich auch zu ſchlechte Dinge.

Robert, ungerufen hereintretend. Hier bin ich und ſtehe zur Verantwortung bereit, Vater der himmelreineſten Tochter! Das hieſſe, die Gaſtfreundſchaft, die ich hier genos, zu theuer bezahlen müſſen, wenn ich auf ſolchen Verdacht nicht — — —

Pachter, der ſein Erſtaunen über den ſchönen Mann nicht zu verbergen vermag. Was will der Herr hier?

Robert, mit Gravität und Beſcheidenheit zugleich. Ich komme, um den Vater derienigen, die es iſt, zu bitten, daß ſie es ſein dürfe.

Pachter, lachend, daß ihm der Bauch ſchüttert. Das iſt ia ein kauderwelſches Anhalten. Iſt aber gut, daß der Herr gleich mit der Thüre ins Haus fällt; nun weis ich doch mit einem Mahle, was er will.

Robert. Unter allen möglichen Bedingungen, denen ich mich in voraus unterwerfe, bitte ich darum. Eliſe an ſich ſelbſt iſt ſchon mein.

Pachter, höhniſch. So? Hm! Wohl unter der Silberpappel geworden?

Eliſe. Ja, Vater, aber im alleredelſten, allerheiligſten Verſtande. Ich bitte mit ihm zugleich — —

Robert. Auch iſt Eliſe von Mutter wegen ſchon mein — —

Pachter, noch höhniſcher Immer ſchöner!

Agneſe. Ja, beſter Mann! Sieh ihn doch nur an! Höre ihn doch nur reden! Bei meinem Tode bitte ich dich mit beiden zugleich — — gewähre mir den letzten Troſt!

Robert. Nichts fehlt, als der Wille des Vaters noch, ſo gibt es ein Paar Selige auf der Erde, wie ſie der Himmel nicht hat.

Pachter, ſpottend. Das wäre!

Das zuſammengeſetzteſte Bitten aller drei
upplikanten hub an, dauerte lange fort
nd ward ſo eindringend und bewegend,
aß ein Gatte von Eiſen und ein Vater von
tahl dazu gehörte, wenn er ſich nicht er-
itten laſſen ſollte. In der Maſſe, in
elcher Liebe und Wehmuth in den Worten,
Minen und Gebehrden der Bittenden zu-
ahmen, drückten ſich Bosheit und Tücke
n den Augen des Pachters mehr aus.

„Was iſt denn der Herr?“

Robert. Vor der Hand Nichts, auf
er Stelle aber Alles, ſobald Eliſe die
neinige iſt.

„Wie viel Rittergüter hat der Herr?“

Robert. Ich bin weder Ritter, noch habe ich einen Spadenſtich Landes. Man hat mir aber geſagt, mein Kopf und mein Herz paſſirten iedes für ein Rittergut.

„So! Eine artige Taxe! So könnte Jeder ſagen, daß er zwei Güter hätte. Ein Hammel hat auch einen Kopf.“

Robert. Ja, aber nur einen Hammelskopf. (wirft dem Pachter einen durchbohrenden Blick zu. Eliſe bebt.)

„Wie viel Kapital hat der Herr?“

Robert. Zwei Tonnen!

„Ohoho, nur ſachte, Zwei? Wo wären denn die? Ich habe nur eine und weis am beſten, wie ſauer es mir ward, ehe ich den letzten Reif umſchlug.“

Robert. Ich habe das meinige gelernt und finde allenthalben, wohin ich komme, mein Brod — das iſt die eine Tonne. Ich habe ein gutes Gewiſſen und darf allenthalben hin, wo ich ſchon war, wiederkommen — das iſt die andere.

„Für das gute Gewiſſen gibt Ihm keiner einen Kreutzer, und — was hat denn der Herr gelernt? Goldmachen?“

Robert, dreuſt. Ja; denn — ich habe ſtudirt.

„Da hat man was rechts gethan. Na — derſelbe ſoll binnen einer halben Stunde

Antwort haben. Den ganzen Nahmen des Herrn bitte ich mir doch aus.“

Robert muſte ſeinen Nahmen dreimahl herſagen; worauf der alte Pachter beiſſig fortging. Eliſe ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und ſchriee — hab' ichs doch geſagt! Hab' ichs doch geſagt! Agneſe blieb über alle Erwartung gefaſſt, bat ihre Kinder, zu glauben, daß der Vorgang ihrem Leben im geringſten nicht nachtheilig ſei, und inſtruirte ſie der Zukunft wegen, die Antwort falle aus, wie ſie wolle. Eliſen hielt ſie dabei an der linken Hand, Robert an der rechten. In ihren Augen laſen beide Abſchiednehmen. „Küſſet euch — küſſet euch!“

Robert und Eliſe küſſten ſich.

„Laſſt mich mitküſſen!“

Agneſe, Robert, Eliſe küſſten ſich. — Eliſe ward zum Vater gerufen. Kaum war ſie hinaus, ſo brachte ein alter Bedienter an Robert folgendes Billet — —

»Zur Strafe, daß die Närrin den nicht nehmen wollte, der zwei Rittergüter hatte, ſoll ſie auch den nicht haben, der es iſt, wie ſie ſagt. Das hab' ich geſchworen; das halt' ich. Am wenigſten würde ich ſie einem hungrigen Studenten geben. Daß der Herr ſo glimpflich von mir traktirt worden, hat er blos meiner kranken Frau zu danken; ſonſt hätt' ich die Peitſche geholt. Nun binnen fünf Minuten aus dem Tempel; oder — er kriegt ſie noch. Und — läſſet ſich der Herr iemals hier wieder ſehen, ſo wird er durch die Hunde zum Hofe hinaus gehetzt. Laſſe ſich der Herr alle Hofnung vergehen; auch auf meinen Todesfall weis ich Anſtalten zu treffen, wie mit der Pappel. Hiermit — Gott befohlen!«

Robert las, ſteckte das Billet in die Taſche und grif nach dem Hut.

Agneſe. Was ſchreibt er?

Robert. Ich ſoll gehen.

Agneſe, die ihn an ſich zieht. Nun, ſo gehe, guter iunger Mann! Geh mit Gott und mit meinem Segen! — Hab' ich dich doch nun geſehen! — Dank dir, daß du kamſt! — Länger ſehen wir uns dort. — Bleib Eliſen treu! — Auf Leiden folgen Freuden.

Robert ſtellte ſich noch einmahl vor ſie hin, um ihr Bild ſich recht tief einzudrücken, reichte ihr die Hand, ſah gen Himmel, ſeufzte — ach, mache ihr ihr Ende leicht! — und eilte davon.

Keine menſchliche Figur ließ ſich im ganzen Hauſe ſehen. Bewußtſeinlos kam er in den Hof, aus dem Hofe ins Dorf, aus dem Dorfe in den Pappelhauicht. Starke Axthiebe, die er vernahm, brachten ihn wieder zu ſich. Er nahm ſich vor, unter der Silberpappel durch Gebet ſich zu ſammlen. Als er ihr nahe kam, hörte er einen heftigen Knacks und — ſah ſie niderſinken. Er ſprang ins Rund. Da lag die königliche Pappel zwiſchen zwei Holzhauern und ſtreckte ſich weit in das kleinere Gehölz hinein.

„Tirannen des Waldes, was habt ihr gemacht?“

Die Holzhauer lachten und gingen davon.

„Der dich mir nahm, ſoll mir Eliſen nicht nehmen. Schrecklicher Mann! So kann er Rache nehmen an einem unſchuldigen Baume; was will er Eliſen nicht thun? Doch — (ſtreckt die Arme gen Himmel) ohne deinen Willen kann ihr nichts geſchehen. — — Hier, hier waren wir ſo traut beiſammen; hier war es, wo Eliſe mir ihr ganzes Herz ausgos. — — Haſt deine Beſtimmung erfüllt, heiliger Pappelbaum; haſt ein Paar fromme Liebende fromm beſchattet; haſt ſie mit ewigen Ketten gekettet. Nun liegſt du da und knieeſt, wie der arme Rittersmann hier unter dir lag und vor Eliſen kniete. So gehts — ſo gehts! Weg von hier und nie wieder hieher!“

Schaudernd ward für Robert der Anblick der hingeſtreckten Silberpappel. Er floh nach der Eiche, um zu ſehen, ob ſie etwa auch ſchon darniderliege. Sie ſtand noch; hoch empor hub ſich ſein Herz wieder, als er ſie von weitem ſchon ſah.

„Das wäre auch zu arg, wenn die, die hundert Orkane und tauſend Donnerwetter verſchonten, der Muthwille eines ſchnaubenden Wüterichs das Garaus machen könnte! Nein, ſo weit geht die Allmacht eines fetten Pachters nicht. Wohl mir! So gibts doch noch einen Baum, unter dem ich mit Eliſen ſas!“

Unter der Eiche nahm er Platz und rekapitulirte die nächſtverfloſſenen vier und zwanzig Stunden. Zuweilen reuete es ihn, Eliſens Warnung nicht mehr beherzigt zu haben, als ſie das Geſpräch mit dem Vater widerrieth; zuweilen ſegnete er ſich für die unvergeslichſte der Nächte, die er mit Eliſen an Agneſens Lehnſtuhle zugebracht. Endlich prädominirte das letztere Gefühl. „Wir kommen zuſammen — wir müſſen zuſammen kommen; aber ſo ſchlafen wir nie wieder bei einander — die Mutter in der

Mitte!“ Er ſprang auf, fiel nider und betete:

„Allliebendes Weſen — heiliger Liebe ewiger Urquell — aus dir ergos ſich Liebe in mich und in ſie. Ich ſchuf mein Ideal — ſie ſchuf ihr Ideal. Ich ſuchte die, die es wäre — ſie ſuchte den, der es wäre. Ich fand ſie und ſprach — ſie iſts; ſie fand mich und ſprach — er iſts. Und das ſollte umſonſt geſchehen ſein — umſonſt? O alleroberſter Weltgeiſt, bei deiner Weisheit und Güte — nein, nein! Wir werden vereinigt — ganz vereinigt. Nur Stunden der Prüfung gehen noch vorher. Stunden? Seien's Stunden, oder Jahre — wie du willſt! Sie iſt treu — ich bin treu. Du ſtärkſt mich in der Treue, ſie in der Treue — was brauchts mehr, um getroſt der Zukunft entgegen zu gehen? Nur einmahl — nur einmahl noch las ſie unter dieſer Eiche mich finden!“

Geſtärkt durch Gebet kehrte Robert nach ſeinem Weinberge zurück. Der ehrliche Winzer war ſeines langen Auſſenbleibens wegen ſchon halb in Verzweiflung gerathen und wuſte nun nicht, was er aus ihm machen ſollte. Bald ſprach Robert von ſchleuniger Verlaſſung dieſer Gegend; bald ſprach er von immerwährenden Aufenthalte in ſelbiger. Er öfnete Agneſens Päckchen und fand einen Reichthum darin, der ihn bei weiſer Haushaltung auf mehrere Jahre auſſer Sorgen ſetzte. Nun beſchlos er, den Ausgang der Sache ſtandhaft abzuwarten und die Providenz, welche ſein Schickſal bis iezt ſo weiſe regirt, ferner walten zu laſſen. Eliſe wuſte, wo er wohne; die Eiche ſtand noch, unter der er ſie täglich erwarten wollte. So könnts nicht fehlen, meinte er, daß er nicht bald wieder etwas von ihr ſähe oder hörte. Doch bezahlte er den Winzer ſofort reichlich, packte ſeinen Koffer und nahm mit ſeinen Wirthsleuten ein-für allemahl die Abrede, daß es von nun an, ſo oft er von ihnen ginge, ſo viel ſein ſollte, als hätte er Abſchied von ihnen genommen, und daß ſie auf den Fall, daß er einmahl nicht wieder käme, den Koffer ſo lange in Verwahrung behalten möchten, bis er ihn durch ſichere Gelegenheit abfordern lieſſe.

Von der Zeit an ſahen ihm der Winzer und ſeine Frau allemahl traurig nach, ſo oft er nach dem Thale ging, und freueten ſich wie Geſchwiſter, denen der lange abweſend geweſene Bruder unverhoft ins Haus tritt, ſo oft er aus dem Thale wiederkam. Acht Tage lang wanderte Robert ſo unter die Eiche, ohne Eliſen da zu finden. Nach dem kleinen Runde der Liebe zu gehen, wo die Silberpappel lag, war ihm nicht möglich. Am fünften Tage, als er, den Rükken an die Eiche gelehnt, unverrückt nach den Pappeln hinſah, trat Eliſe heraus, ſchlug die Hände über den Kopf zuſammen und verſchwand wieder. Ihr Anblick war zu kurz; er erklärte ihn für Täuſchung ſeiner Fantaſie. Am achten Tage kam der Wind aus der Gegend von Eliſens Dorfe her; Robert hörte ſingen. Er horchte genauer und glaubte die Melodie — O wie ſelig ſeid ihr doch, ihr Frommen — zu vernehmen. »Sterbelieder — Sterbelieder! Gewis wird Agneſe begraben. An dem Tage iſt ſie geſtorben, als Eliſe dort heraus trat. So iſts Eliſe doch geweſen und hat mir mit dem Geſt, den ſie machte, den Muttertod verkündet!«

Unwillkürlich knieete er unter der Eiche. »Sie iſt davon — von allem Jammer und Leiden. Recht gern ging ſie. Wie wohl mag ihr nun ſein! Nun hat ſie die Krone, die ſie durch ſo langen und ſo ſchweren Kampf verdiente. Nun freuet ſie ſich nicht nur, daß der Kampf vollbracht iſt, ſondern auch daß ſie gekämpft hat. Bitter iſts nur, zu leiden; ſüs aber iſts, gelitten zu haben. Warum weicht doch das Fleiſch den Leiden ſo aus? Wird denn der Geiſt nicht vollkommen dadurch? Wir Thoren, daß wir nicht gern leiden! Verſtänden wir uns recht auf unſere Herrlichkeit, wir freueten uns ſchon allemahl in voraus darauf. In Tagen des Jubels ſteht unſer inneres Wachsthum ſtill, oder geht wohl gar rückwärts; Jammertage ſind die rechte Treibezeit dafür. Und wie bald ſind die Leiden vorüber! Unſer Gewinn aber für unſer Herz aus ihnen hält ewig vor. Ach Agneſe, die Milde, die Güte, der Kindesſinn, die du dir in deiner Noth erwarbſt, ſind nicht hinter dir zurückgeblieben; deine Noth blieb nur zurück. Jene haſt du mitgenommen — mitgenommen in höhere Welten, wo ſie dir zu ewiger Grundlage noch ewigfortwachſender Herzensherrlichkeit dienen. Denke einmahl, wenn du alles deines Jammers ſchon lange und längſt vergeſſen haben wirſt, währet der Segen, den ſie für dich hatten, noch fort. Agneſe, ich habe dich leiden geſehen; ewig verliſcht in mir nicht das Chriſtenbild, das du mir reichteſt. Eliſe hat von dir leiden gelernt; Robert hat von dir leiden gelernt. Beide wollen nun leiden, wie du. Der Vater aller Leidenden wird uns dabei ſtärken.

Er lege uns ein Verhängnis auf, welches er wolle; wir wollen es tragen. Es kommt doch eine Stunde, die Eliſen vereinigt und mich. Es kommt eine Stunde, die uns wiedervereinigt mit dir. Dann, dann ſollſt du, beſte der Mütter, ewigſeliger Zeuge der ewigſeligſten Liebe ſein, welche in deinen letzten Tagen noch perſönlich zu ſegnen dir von Gott verſtattet ward!“

Abends ſpät kam Robert erſt auf ſeinen Weinberg zurück. In der Nacht hörte er Klopfen an der Hausthüre. Der Winzer brachte ihm Licht in die Schlafkammer und — einen Brief, den er, ſobald er die Hand erkannte, mit Inbrunſt küſſte.

„Du, der du es biſt, höre mit männlichem Geiſte die Nachrichten, welche ich dir gebe. Geſtern habe ich meine Mutter begraben. So unerſetzlich mir ihr Verluſt iſt, ſo gönne ich ihr doch die endliche Ruhe von einem ganzen Leben voll Leiden, und ſo jämmerlich mir das Geſchäft war, ihr die Augen zuzudrücken, ſo that ichs doch, ohne zu zittern. Sie ermahnte mich ſelbſt dazu und ſprach — Zittere nicht, wenn du's thuſt! Viel hat ſie nicht mehr gelitten; auch hat ihr der ſchreckliche Tag nicht geſchadet. Damit beruhige dich. Noch einen Kus von ihr hab' ich für dich. — Es iſt nun einmahl geſchehen, was ich ahndungsvoll widerrieth; aber welche unüberſehbare Folgen davon! Geſtern, als meine Mutter begraben war, übergab mein Vater ſein Teſtament den Gerichten und las es mir vorher vor. „Wenn ich dich iemals heirathen würde, heiſſt es darin, es ſei bei ſeinem Leben, oder nach ſeinem Tode, ſo ſoll das Waiſenhaus in der Reſidenz der Erbe ſeines geſammten Vermögens ſein.“ Hiermit hat unſere Liebe ihr Urtheil. Uebrigens hat er mich nicht gemishandelt; blos das Abſchiednehmen wollte er mir an dem Tage verwehren; ſo, wie er mir verboten hat, von nun an ohne ſeinen Willen auszugehen. Inzwiſchen mus ich das Geſetz wenigſtens einmahl übertreten; was, wenn er davon hört, auf die Uebertretung folgen werde, weis ich nicht. Alſo komm morgen ins Thal, daß wir für die bewölkte Zukunft Abrede nehmen. Geh mit Sonnenaufgang hin, und wenn du auch den ganzen Tag auf mich warten müſteſt — du, der du es biſt, warte ia auf die, die es iſt!«

Wäre Eliſe zugegen geweſen, ſo würde ſie ſich in Erwartung derienigen Eindrücke, welche ihr Brief auf Robert machen müſſe, ganz getäuſcht geſehen haben. » Meine Thränen auf das Grab der Frommen! Das Uebrige aber gut, alles gut. Behalt deine Tonne, fühlloſer Vater, und gib mir deine Tochter. So iſt mir's gerade recht. Was ſoll denn für eine Strafe darauf folgen, wenn Eliſe ohne deinen Willen ausgeht? Du willſt ſie wohl einſperren, oder in ein Kloſter ſchicken? Ja, ſpitze dich drauf! In deine Hände ſoll ſie morgen aus den Schatten der Eiche nicht wieder. Warum ſollten wir uns nun nicht gleich auf der Stelle verbinden? Aus ökonomiſchen Gründen etwa? Bei deinem Tode wären wir einſt nicht weiter, oder doch nicht beſſer daran, als bei deinem Leben. Aus kindlicher Liebe etwa? Du haſt kein Vaterherz; ein Tiger biſt du und nicht werth, daß Eliſe noch vier und zwanzig Stunden bei dir verweile.“

Robert hielt dieſe Gedanken für unwiderleglich, kleidete ſich an, trat ans Fenſter, blieb da ſtehen, bis die Sonne aufgehen würde, ſah unverrückt nach Oſten hin und entwarf den Entführungsplan. Zehenmahl kam es ihm dabei vor, als wenn ihn eine wirkliche Stimme mit den Worten unterbräche — „Mache keinen Plan Robert; Plane gehören ſich für dich nicht — Plane gelingen dir nicht; der Plan, der gelingen ſoll, iſt von höherer Behörde ſchon gemacht und paſſt nicht zu dem deinigen, iſt aber beſſer, als er.“

Sobald die kommende Sonne tief in Oſten die erſten Vorroſen ausſtreuete, machte er ſich auf den Weg, ging durch ein ſeitärts liegendes Dorf, miethete da einen Bauerwagen auf den ganzen Tag, der ihn mit Eliſen bis zum nächſten Poſthauſe bringen ſollte, und lies ihn unweit der Eiche auf der Höhe hinter einem kleinen Gebüſche halten. Der Morgen verſtrich; Eliſe kam nicht. Der Mittag verging; Eliſe kam noch nicht. Das Herz pochte ihm gewaltig unter dem heiligen Baume. Spät in den Nachmittagsſtunden ſah er etwas zwiſchen den Ellern wanken. Es kam näher; ſie war's und beide umarmten ſich mit Enthuſiasmus, wie nach zeheniähriger Trennung.

Eliſe, ihm, als ſie ſich losgelaſſen, noch einen Kus gebend. Dieſer iſt von meiner Mutter. Sie dachte, wie du, ohne vom Teſtament etwas zu wiſſen, und war der Meinung, daß ich nach ihrem Tode mit dir fortgehen ſollte.

Robert, freudig, wie nach erhaltenem Beifall. Woher weiſſeſt du ſchon, daß ich dieſen Plan gemacht?

Eliſe. Du ſagteſt ia lëzthin unter der Silberpappel — — ach Lieber, haſt du geſehen, was dieſer geſchah? Mit Entſezzen hab' ichs iezt erblickt.

Robert. Ja, ia, ich habe ſie fallen geſehen. Aber — las uns nicht ſäumen! Noch ein Gebet unter dieſen uns ewig unvergeslichen Schatten, daß wir unſer Vorhaben ſegnen, und dann — komm, komm!

Eliſe, als er niderknieen will, beſtürzt. Wohin kommen? Wohin?

Robert. Wohin du willſt. Dort oben hält der Wagen ſchon ſeit frühem Morgen.

Eliſe, noch beſtürzter. Was für ein Wagen?

Robert. Der, den ich gemiethet — der, in dem wir fortwollen. Ein elender Korbwagen zwar nur in aller Angſt, aber —

Eliſe, auf dem Punkt, ſich wieder zu ſammlen. Robert! Ich bitte dich — Robert!

Robert, der ſie mit ſich niderziehen will. Bete und — komm!

Eliſe, liebenswürdigbeherzt. Und wenns der Sonnenwagen wäre — las ihn fahren wieder, woher er kam! Biſt du ein Mann von Wort? Du verſprachſt unter der Pappel, als ſie noch ſtand, mich nicht zu entführen, als wenn ich wollte. Ich will nicht. Gewalt wirſt du doch nicht brauchen?

Robert. Nein — dich dir entführen will ich nicht — dich deinem Vater entführen . . . Eliſe, biſt du's, ſo komm! (ergreift ihren Arm)

Eliſe, ſtärker, als Robert. Das ſei dir Beweis aller Beweiſe, daß ichs bin — ich komme nicht. (mit bezaubernder Güte) Robert, du nähmeſt eine Seele mit dir, die du durch nichts wieder zu beruhigen vermöchteſt — eine Seele, die du erſt unglücklich machteſt, und die dich hernach durch ihr Unglück auch unglücklich machte. Ehreſt du Gott, ſo las das Kind auch den Vater ehren.

Robert, aus einander. Du biſts nicht, oder — ich verſtehe dich nicht.

Eliſe, in höchſter Trautheit ihn an ihr Herz drückend. Ach Robert, ich bins — ich bins. Verſtehe mich nur! Dein bin ich, dein bleib ich; nichts ſoll uns wirklich trennen. Aber habe Geduld — warte — warte!

Robert, immer noch in Ideenverwirrung. Ja, wie lange, wie lange?

Eliſe, wie ein Engel. Bis dieſe Hand, die der Mutter Augen zudrückte, auch die Vateraugen zugedrückt hat.

Robert. Und dann — ſind wir, wo wir ietzt waren . . .

Eliſe. Nein, Lieber; dann ſind wir weiter. Dann kann ich thun, wie ich will. Oder — meinſt du das Teſtament? (blickt ihn mit einem Blicke an, der ihn, wie ein Alphabet in einzelne Buchſtaben, zergliedert) Iſt dir die arme Eliſe nicht ſo lieb, wie die reiche?

Robert, ſchnell wieder bei ſich. Ach — wie kränkſt du deinen Robert! Dein Vater behalte ſeine Tonne — mein ſei ſeine Tochter — — darum wollen wir eben fort — gleich fort.

Eliſe. Das ſind die zwei Prüfungen unſerer Liebe. In der erſten beſtehſt du alſo — ich bin dir ohne Tonne ſo lieb, wie mit Tonne. So beſteh' auch in der zweiten — ich gehöre meinem Vater, wenn er mich nicht von ſich laſſen will, ſo lange, bis Gott ihn von mir nimmt. Dann erſt gehöre ich dir zu.

Robert. Dein Vater ſchätzt dich nicht.

Eliſe. So mus ich ihn doch ſchätzen. Bei allen Heiligkeiten der Harmonie und Simpathie unſerer Seelen beſchwöre ich dich — ſei mit mir eins in dieſem allererſten aller Religions- und Naturgefühle! Las mich dabei ſein, wenn der, der mir das Leben gab, ſein Leben abgibt! Er hat ia keinen weiter, als mich.

Robert, ſimpathiſirend. Ja, und wenn er dann das Leben abgegeben hat: ſo machſt du dir wieder einen Gewiſſensſkrupel daraus, daß er doch ſein Ja nicht zu unſerer Liebe gegeben . . . (Eliſe ſchweigt und ſchlägt die Augen nider) Siehſt du? Siehſt du? Ich leſe in deinem Herzen. Dann wirſt du ſagen — wie könnte ich ihm dort wieder unter die Augen treten, wenn ich, da er nicht — —

Eliſe, ſich ermannend. Nein doch — das will ich nicht ſagen — nein!

Robert. Ja, du ſagſts gewis; wie du iezt ſagſt, ich kann ihn nicht verlaſſen, wenn er nicht will, ſo wirſt du auch ienes hernach ſagen.

Eliſe, nachdenkend. Dort wird mein Vater anders denken.

Robert. Worauf du ausgehſt, ſehe ich nun. Du denkſt immer noch, mit der Zeit ſolle dein Vater einwilligen. Daraus wird aber nichts. Glaube mir doch nun auch iezt, wie ich dir an dem Tage glauben ſollte, da ich deine Mutter ſprach. Damals hätteſt du Recht; ietzt habe ich Recht.

Eliſe, in prophetiſchem Geiſte. Mein Lieber, der Fall iſt doch ſehr verſchieden. Denke an dis Wort! Aber — las Gott walten!

Robert. Und dann — was ſoll bis dahin aus dir und mir werden? Du ſelbſt ſchreibſt, was auf den heutigen erſten Uebertretungsfall ſeines Gebots folgen werde, wiſſeſt du nicht. Höchſtwahrſcheinlich alſo ehen wir uns heute zum letzten mahle vor eines Vaters Tode. Eliſe, Eliſe, was oll ich auf Gottes weiter, breiter Erde un- erdes anfangen, beginnen ohne dich!

Eliſe. Ach das hätte ich dir gleich ſa- en ſollen; aber du lieſſeſt mir gar keine eit dazu — ich beſann mich eines Andern, ie ich hieher gehen wollte, nahm mir das erz und ſagte ihm, daß ich einer Bewe- ung im Freien bedürfte, und — er hatte nichts dagegen. Alſo — wir ſprechen uns morgen hier wieder.

Robert, auch wie ein Prophet. Morgen? Siehſt du, wenn das wahr iſt, ſo iſts auch wahr, daß deine Mutter nicht todt iſt! So wahr wir uns heute hier ſprechen, ſo wahr ſprechen wir uns morgen hier nicht. Deinen Vater habe ich nur einmahl geſehen; aber — alle Umſtände zuſammengenommen, er betrügt dich dißmahl. Wetten wollt' ich, er habe dich nur gehen laſſen, um zu erfaren, wohin du nun, da die Silberpappel liegt, geheſt, und ob ich noch in dieſer Gegend ſei, und wo wir uns nun ſprechen. Gewis hat er dir nachgeſchickt und ſein Spion belauſcht uns ietzt, ohne daß wir es wiſſen.

Eliſe, aufhorchend. Du machſt mich ängſtlicher, als ich war, da ich kam. Thu nicht ſo.

Robert, mit Ausdruck ächter Philoſophie. Ja, ich ſage dir, ich halte nichts auf Ahndungen; wenn aber ein ſo natürlicher Einfall, für den alle Umſtände zuſammenſtimmen, Ahndung heiſſen ſoll, ſo habe ich allen Reſpekt für Ahndungen. Es iſt in dieſem Augenblick mir nichts gewiſſer, als was ich uns weiſſage. Und — was alsdann?

Eliſe, nun auch zaghaft werdend. Sollte mein Vater ſo weit gehen können?

Robert. Nicht nur ſo weit — noch weiter! Denk' an mich.

Eliſe, lebhaft. O ſo las uns auf den höchſtmöglichſten Fall Abrede treffen! Ich bin dein — meinen Vater verlaſſe ich ohne ſeinen Willen nicht — von dieſen beiden Gedanken gehe ich aus, und nun thue das Erſte von dem mit mir, was du vorhin thun wollteſt, und hernach alles, was ich ſage — — (zieht ihn mit ſich zur Erde)

„Allheiliger, vor dir ſind wir unheilig; aber unſere Liebe iſt gewis ſo heilig, wie menſchliche Liebe nur ſein kann . . . Allwiſſender, du weiſſ'ſt, was uns morgen begegnet; wir müſſens erſt abwarten . . . Enthüllen kannſt du uns Morgen nicht eher, bis Morgen Heute wird und der Vergang der Zeit die Decke abwirft . . . Noch fürchten wir keine Trennung . . . Erfolgte ſie aber, ſo las uns durch die Trennung einander noch inniger lieben lernen, und lohne uns zu deiner Zeit für ſie durch Vereinigung ganz und durch Vereinigung auf ewig!“

Eliſe, küſſte nach dieſem Gebet Robert noch knieend, ſtand auf, zog ihn in die Höhe und ſprach — da tritt hin! Sie trat zurück, reichte ihm die Hand und ſprach wieder — ſchlag ein und ſprich mir nach.

Eliſe. Hier ſchwören wir dem Märtirerthum der Liebe.

Robert, der einſchlägt. Hier ſchwören wir der Liebe Märtirerthum.

Darauf umarmten ſie ſich ſo feierlich und ſo lange, als führe der Eine ſchon auf zur Oberwelt, und als müſte der Andere noch ein Jahrtauſend auf der Unterwelt zurückbleiben.

Eliſe, äuſerſtgeſetzt. Nun komm morgen wieder hieher, und übermorgen wieder, und überübermorgen wieder. Komme ich in drei Tagen nicht hieher zurück, ſo begib dich zur Frau von R., daß ich dich mit Briefen gewis zu erreichen wiſſe. Ich aber ſchreibe den erſten Brief. Verſtehſt du mich — es iſt dis eine Abrede auf den höchſten Fall.

Robert. Wenn du nun aber blos durch Kränklichkeit, die man nicht wiſſen kann, abgehalten würdeſt, hieher zu kommen, und ich reiſete fort — —

Eliſe. So ſchreibe ich dir nach deinem Weinberge.

Robert. Wenn du nun aber ſo krank würdeſt, daß du nicht ſchreiben könnteſt?

Eliſe, ſo konſternirt, daß ſie kaum noch weis, was ſie ſpricht. So biſt du ein Mann und thuſt, was du willſt.

Robert ſtand da wie eine Eiche unter der Eiche.

Eliſe, hochroth, Bewegung überall und wie die gemahlte Angſt. Ich mus nach Hauſe. — Auf Wiederſehen! — Morgen, morgen! (fällt ihm ſchnell in die Arme und reiſſt ſich noch ſchneller wieder heraus) Morgen! (Robert ſtand vereicht) Hörſt du nicht? Morgen!

Robert, mit gedämpfter Stimme. Morgen nicht!

Eliſe, als ſie ihn nochmals herzlich an ſich gedrückt, im Forteilen. Morgen! (am Eingange in die Ellern nochmals) Morgen!

Robert, den Hut in die Augen gedrückt und die Arme in einander geſchlagen. Morgen nicht!

In dieſer Stellung würde Robert Stundenlang geblieben ſein, wenn ihn nicht ein ſehr lauter und heftiger Wortwechſel geſtört hätte. Er lies die Arme aus einander fallen, ſchob den Hut aus dem Geſichte, ſah ſich links und rechts um, um die Wortwechsler zu entdecken, und — ſah keinen Menſchen. Die Töne wurden entfernter. Endlich fluchte ſein Fuhrmann alle tauſend Teufel, und er glaubte, daß er dieſen gehört habe. Er eilte ſchnell zu ihm hin, ließ ihn wieder nach ſeinem Dorfe fahren und ſchlich in tiefen Gedanken ins alte Quartier, das er nimmer wieder zu beziehen gedacht hatte, zurück.

Von nun an flohen ihn Schlaf und Gemüthsruhe. Winzer und Winzerin drangen in ihn ein, ihm die Urſache ſeines Nachtwandelns und ſeines Tagswandelns zu entdecken. „Laſſet mich — laſſet mich“ war ſeine ſtete Antwort. Mit Sonnenaufgang nahm er Brod und Wein und ging damit unter die Eiche; mit Sonnenuntergang kam er traurig und immer trauriger zurück. Wie er gedacht, ſo geſchah's. „Morgen“ hatte Eliſe geſagt — „Morgen nicht“ hatte er erwiedert. Robert hatte Recht. Drei ganze Tage verlebte er unter der Eiche, wartend und harrend auf Eliſen. Eliſe erſchien nicht. »Du biſt Mann, thue, was du willſt« hatte ſie zuletzt geſprochen. »Jenes bin ich, dis will ich thun« antwortete er ihr am vierten Tage unter der Eiche und ging, ſtatt auf den Weinberg zurückzugehen, durch Ellern, Birken und Pappeln ins Dorf, wo ſie wohnte.

Erſt wollte er Quartier beim Prediger nehmen; dann beim Kantor. Er widerrieth ſich aber beides und ging in die Dorfſchenke. Da traf er einen Soldaten an, der mit Muſikalien im Lande herum hauſirte. Er fragte ihn, ob er nur durchgehe, oder ob er auch Abſatz hier mit ſeiner Waare mache. Der Soldat erwiederte — ganz umſonſt ſei er nie hier geweſen; der Kantor kaufe dann und wann etwas, eine Mamſel aber, die Tochter eines alten ſteinreichen Pachters kaufe ihm allemahl ſo viel ab, daß ſein Weg bezahlt würde.

Robert horchte auf und fragte ihn, ob er erſt komme, oder ſchon wieder gehe. Der Soldat antwortete, er ſei ſo eben erſt gekommen, und wolle morgen ſeinen Umgang halten. Robert lies ein ſchönes Abendbrod bereiten, hielt ihn frei und machte Vertrautheit mit ihm.

Der Soldat hielt Tags drauf ſeinen Umgang. Als er zurückkam, fragte ihn Robert, ob er etwas gelöſet. „Vor der Hand nichts. Der Kantor iſt nicht bei Kaſſe. Die Mamſel — ich weis nicht, was ihr ſein mag, und was im Hauſe paſſirt ſein mus — genug, ſie war eingeſchloſſen und ein alter Bedienter muſte erſt aufſchlieſſen, und als ich hinein kam, weinte ſie und ſagte, ich ſolle Nachmittags wiederkommen. Ich denke alſo doch, daß ich mein Schnittgen noch bei ihr machen will.“

Robert ward aufs höchſte geſpannt. Er lies ein Mittagsbrod anrichten, wie der Soldat nie gehabt und gab ihm Branntwein, ſo viel er wollte. Nach Tiſche nahm er ihn auf die Seite.

„Wie viel iſt dein ganzer Korb werth?“

Soldat. Dreiſſig Thaler etwa.

Robert. Da haſt du ſie — unter der Bedingung, daß ich deine Uniform anziehe und mir den Spas mache, hauſiren zu gehen. Dafür ſollſt du, wenn ich wieder komme, deinen Korb ſo wieder haben, wie er da iſt.

„Ho, dreimahl für einmahl“ der Soldat zog ſeine Uniform aus; Robert zog ſie an und ging mit den Muſikalien hauſiren.

„Schöne Muſikalien — Schöne Muſikalien — wer kauft? wer kauft?“ rief Robert im Dorfe umher. Der Kantor ſah ihn gros an, als er ſich ihm darſtellte, und bezeugte abermals ſeinen Geldmangel.

Als Robert in Eliſens Haus kam, muſte er lange heiaen. Endlich erſchien der alte Bediente, aus deſſen Hand er den Brief mit dem Iniurienkorbe bekommen. „Mein Kamerad iſt unpas geworden und ſchickt mich her, weil ihn Mamſel um dieſe Zeit wieder herbeſtellt hat.“ Chriſtoph ſchlos Eliſens Zimmer auf und ſah dabei Robert mehr *ins Geſicht, als auf die Uniform.*

Eliſe, die den Kopf auf den Tiſch gelegt at und nur einen halben Seitenblick auf en eintretenden Soldaten wirft. Mein Freund — dismahl wollen wir's ſein aſſen. Wenn er wiederkommt.

Robert ging an ſie hin und ſtrich ihr die Backen.

Eliſe, die aufſpringt, ihn erkennt und zurückſchaudert. Ach — Ach —

Robert, den Muſikalienkorb wegſetzend und ihr in die Arme ſinkend. Meine Eliſe — meine liebe Eliſe! — So biſt du ein Mann, und thuſt, was du willſt... Noch einmahl muſte ich dich ſehen . . . Verzeihe . . . Wie gehts dir? . . .

Eliſe, weinend. Schlimm—aber von nun an gewis noch dreimahl ſchlimmer. Schon bin ich eine Gefangene — was wird nun werden? Ach das hätteſt du nicht thun ſollen — du Lieber! (beide küſſen einander die Thränen ab) Wer hat dich eingelaſſen?

Robert, deſſen Herz Hammerſchläge thut. Der Alte — ich weis nicht, wie er heiſſt —

Eliſe, zitternd. Ach Chriſtoph! So eile, eile um Gottes willen, daß du fortkommſt. Das iſt unſer Verräther; der hat uns letzthin unter der Eiche behorcht; in den Ellern traf ich ihn und da fing er an mit mir zu zanken und hat Alles dem Vater wiedergeſagt. Geh, lieber Robert, geh — gewis weis der Vater ſchon durch ihn, daß du hier biſt — geh, der Vater iſt hier, ehe wir's uns verſehen.

In dem Augenblick ſprang eine Magd herein und ſchriee — „Mach' Er, daß Er fortkommt; Chriſtoph mus Piſtolen laden und der Herr will Ihn todtſchieſſen.“

Eliſe, ihn unter Küſſen fortſtoſſend. Siehſt du? Chriſtoph hat dich erkannt. Lauf — lauf — fliege — fliege!

Robert, wie angekettet am Boden. Nur noch ein Wort — ein liebes Wort noch von dir auf den Weg!

Eliſe, auf einen Stuhl ſinkend. Ewig dein! — Ewig mein!

Es ward Lärm in der Hausflur. Robert lies den Muſikalienkorb im Stiche und ſtürzte zur Thüre hinaus. Der alte Pachter hinter ihn her. Das erſte Piſtol verſagte. Das zweite ging los und — fehlte.

Robert, als er im Freien war, bekam Konvulſionen. Ein Paar Bauern brachten ihn in die Schenke. Sobald er ſich erholt hatte, kleidete er ſich um und ſchickte ſich zur Reiſe an. Nach einer Stunde kam der Soldat und fragte nach ſeinem Muſikalienkorbe. „Den hab' ich vergeſſen. Den mußt du dir ſelbſt wiederholen." Robert kam auf den Einfall, zu warten, bis der Soldat zurückkäme.

Soldat, als er mit ſeinem Korbe wieder ankommt. Das iſt ia ein infamer alter Schelm, der Lakei. Hat er mich nicht herunter gemacht, daß ich ſolche Schelmſtreiche mit meinem Rocke triebe! Als ich ihm endlich ſagte, daß ich viel dafür könne, wenn Jemand, während daß ich in bloſſen Ermeln ſchliefe, meinen Rock anzöge, lies er ſich bewegen und gab mir den Korb wieder. Mus einmahl ſehen, ob noch Alles darin ſei. (nach einer Weile) Was liegt denn da? — Ein Brief — ein Brief mit rother Dinte geſchrieben und mit einer Nadel zugeſteckt!

Robert, der zuſpringt und den Brief wegnimmt. Ach der iſt an mich!

„Lob und Dank dem Erhalter deines Lebens! Mein Vater hat dich nicht getroffen. Nun gehe mir es, wie es wolle! Noch iſt mir weiter nichts geſchehen, als daß der Vater bald nach dem Schuſſe zu mir herein tobte, mich eine Beſtie aller Beſtien nannte, mich aufs Zuchthaus zu bringen drohete und mir all mein Schreibzeug wegnahm. Ich ſchreibe dir daher dieſe Zeilen mit einer Stecknadel, und die Tinte dazu habe ich aus mir ſelbſt genommen. Gott gebe, daß ſie in deine Hände kommen! Es iſt Bundesblut — halte ſie werth! Ich bin dein — ewigdein — — mit Fraktur im Blute ſchreibe ich dis. Nun reiſe ſchnell zur Frau von R., und mache hier keinen Verſuch durch einen Dritten. Alle Leute im Dorfe haltens mit meinem Vater; kein Menſch, ſobald du heraus biſt, hälts mit mir. Gott ſei mit dir! Er iſt gewis mit mir. So bald ich kann, ſchreib' ich dir. Unterdeſſen machs, wie ich! Leide — hoffe — bete! Es iſt Einer, der Leiden abnimmt, Hofnung krönt, Gebet erhört. Robert — mit Blut ſchreib' ich Dich; lis hier im Blute — deine Eliſe."

„Nachſchrift. Blut — Bundesblut — Eliſens Blut."

Robert, als er dis geleſen, gerieth in Ekſtaſe.

„Da haſt du noch einen Laubthaler" ſprach er zum Soldaten, und taumelte zum Dorfe hinaus. Am Hecken ſah er ſich zum erſten mahle um und dachte —

Nichts. Am erſten Kreutzwege ſah er ſich zum zweiten mahle um und dachte — Etwas. Am Eingange in den Wald, der ihm die Rückſicht in Eliſens Dorf verſchlos, ſah er ſich zum dritten mahle um und dachte — Alles. Es ward ihm in dieſem Augenblick, als hörte er den alten Fürſten ſprechen — „Du biſt hoher Empfindungen fähig; werde nicht ihr Märtirer.“

Ende des erſten Theils.

Yo 9813

Deutsche
Literatur
[illegible]

9813

251,836

L

Robert und Eliſe;

oder

die Freuden der höheren Liebe.

vom

Verfaſſer des Hallo.

Zweiter Theil.

Leipzig, 1796.
bei Gerhard Fleiſcher dem Jüngern.

Ex
Biblioth.Regia
Berolinensi.

Robert und Eliſe.

Zweiter Theil.

Wozu dient das Suchen? Wozu nützt das Finden? Am Ende läſſet das Schickſal doch nur finden, um gleich wieder zu verliehren, und macht blos vollkommen damit den Jammer der Seelen. —

Sorget nichts, ihr Liebenden von höherer Art! Daß ihr euch fandet, ſtellt euch Bürgſchaft dafür, daß ihr euch wiederfindet; und wär's nicht auf, doch über der Gräberwelt. Habt Glauben und rechnet auf Auf. Unterdeſſen wird euer Herz ganz geläutert und ſein Alleinſinn für die erhabeneren Freuden der Liebe vollendet. Euch trennet das Schickſal nur, um euch noch heiliger an einander zu feſſeln. — —

Robert, als er im Walde ſein ganzes Vorſtellungsvermögen wieder in der Gewalt hatte, ſetzte ſich auf einen Kieferſtamm und las Eliſens Abſchiedsbrief dreimahl, zehenmahl. Je öfter er ihn las, deſto mehr vergegenwärtigte ſich ihm die Göttliche. Das Geräuſch eines ſchnell vorüber fahrenden Wagens zerſtörte ſeine holden Fantaſieen. Er zog Thomſon, den ihm Eliſe bei der Abſchiedszuſammenkunft unter der Eiche zurückgegeben, aus der Taſche, um den Brief hinein zu legen. Als er das Buch öfnete, fand er Eliſens Silhouette über den Worten — Robert und Eliſe — befeſtigt. Ein unausſprechlicher Fund für ihn! Schnell las er den Brief noch einmahl und blickte bei iedem Perioden auf die Silhouette. Als er auf die Stelle kam — »Unterdeſſen machs, wie ich! Leide — hoffe — bete!« ward ihm, als wenn er Eliſen wirklich ſprechen hörte. Auf der Silhouette hatte ſie auch in der That ganz den Ausdruck einer Seele, die dieſe Worte aus ihrem Innerſten ſpricht. In dem Augenblick ſtand ſie wie in leiblicher Geſtalt vor ihm.

»Ha, nun iſts ſchon gut; nun iſts ſchon gut. Nun kann ich mir helfen. Sie hat doch recht für den armen Robert geſorgt. Nun mache ichs ſo, ſo oft ich will; ich gehe in die Einſamkeit, denke da recht an ſie, ſchlage dann meinen Thomſon auf, leſe den Abſchiedsbrief, betrachte dazu die Silhouette und — ſo iſt ſie bei mir, ſo ſteht ſie da, ſo ſehe ich ſie und ſpreche mit ihr, ſo oft ich will und ſo lange ich will. Das kann ich thun Stunden lang; das kann ich thun Tage lang. Ja, bis zum ununterbrochenen Beiſammenſein kann ichs ſolchergeſtalt bringen. Und — ſo deutlich ſehe ich ſie ſchon bei Tage? Was will nicht werden bei Nacht, wenn die Dunkelheit noch dazu meine Fantaſie begünſtigt! O Eliſe, Eliſe, habe Dank für Alles, aber für dieſe deine zärtliche Fürſorge den höchſten Dank! (blickt mit Inbrunſt auf die Silhouette). Ja wohl, ia wohl — leide, hoffe, bete! Es iſt Einer, der Leiden abnimmt, Hofnung krönt, Gebet erhört. Du haſt Recht, ſchöne Fromme, du haſt Recht.«

Hiermit ſteckte er Thomſon ein, ſah ſich emſig auf allen Seiten um und wählte die ſchönſte unter den näheren von untenauf bezweigten Hangebirken aus, um ſie durch Ergieſſungen hoher Andacht zum Tempel einzuweihen.

»Ich ſuchte ſie; du lieſſeſt mich ſie finden. Ich fand ſie; du lieſſeſt mich ſie wieder verliehren. Ach Vater, Vater, verliehren — auf immer? Nein, das kann nicht ſein; auf immer; wenn Immer Ewig heiſſt, nicht. Unſer zweites Sein wird und mus Wiederbeiſammenſein ſein. Dort wird die, die ſich mit Allliebe lieben, keine Vaterhärte mehr trennen. Aber — verliehren doch vielleicht auf immer für hier? Auch dis wird nicht ſein. Ihr Vater wird in ſeiner Härte nicht weiter gehen dürfen, als du willſt, und du wirſt nicht wollen, daß er weiter darin gehe, als die Prüfung unſerer Liebe erfordert. Zu viel haſt du ſchon gethan, daß wir uns fanden; Wiederfinden, wenn von Seelen die

Rede iſt, die fůr einander geſchaffen ſind, iſt leichter, als Finden. — Ein frůher Tod ſollte ſie mir etwa rauben, den ſie aus Gram ſtůrbe und der das Wiederfinden hier unmöglich machte? Aus demſelben Grunde, daß du ſchon ſo viel fůr uns gethan, fůrchte ich auch dis nicht. Sie iſt keine von den gewöhnlichen Weiberſeelen; ſie hat viel Herzenskraft und hohen Muth, und du wirſt ſie durch Gebet ſtårken, wie mich. Vieleicht betet ſie in dieſen Augenblicken auch; vieleicht erheben ſich unſere Seelen ietzt mit gleichem Schwunge himmelauf. Aber — warum muſte denn dieſe Trennung erfolgen? Warum muſten wir einbůſſen wenigſtens einen Theil unſeres irdiſchen Beiſammenſeins? Und — wer weis, wie gros dieſer Theil ſein wird? — Er wird ſo gros nicht ſein! Er iſt vieleicht kleiner, als wir denken. Leide, bete, hoffe, ſprach ſie. Eliſe ſoll erſt die Tochterkrone erringen. Auch dieſe wird ihr ſchön ſtehen, und iſt ſie von ihr errungen, ſo ſetzt ihr mit noch herrlicherer Würde die Liebe ihren Kranz auf. Las uns, betete ſie zu dir, durch Trennung, wenn ſie erfolgt, einander noch inniger lieben lernen! Das wird geſchehen; das wird gewis geſchehen. Die höchſte Stufe der Reinheit wird unſere Liebe dadurch erſteigen; den unendlichen Werth, welchen der Eine für den Andern hat, wird Jeder nun erſt vollkommen fühlen lernen, und die unnennbaren Freuden des Wiederfindens, die wir ſonſt nie empfunden hätten, werden uns alle Leiden der Trennung vergüten. Verkürze, Vater, verkürze dieſe ſo viel, als möglich! Habe ich unterdeſſen doch ihr Buch, ihren Brief, ihr Bild! Begeiſtere, ſo oft ich dieſe zur Hand nehme, meine Fantaſie! Gib ihr Kraft und Schwung, daß ſie Eliſen wie leibhaftig vor mich hinſtelle, daß ich ſie zu ſehen glaube, daß ich ſie ſprechen zu hören glaube, daß ich von ihren Armen mich umſchlungen zu fühlen glaube. Du wirſt dis thun, Vatr; du wirſt es thun. Ich vertraue auf dich. (nachdem er ſeine Arme eine Zeitlang ſtill zur Hangebirke hinauf gebreitet) Ah, wie Gebet ſtärkt! (im Aufſtehen) Wie Gebet ſtärkt!

Ein ſanftes Schulterklopfen geſchah iezt dem Beter Robert. Wer konnte es anders ſein, als Eliſe? Mit ausgeſtreckten Armen wendete er ſich ſchnell um und umſchlang — den hundertiährigen Greis, in deſſen Wohnung er einſt auf ſeiner Flucht aus Eliſens Thale nach ſeinem Winzerhauſe die Gewitterpredigt gehalten hatte.

»Ehrwürdiger Alter, wie kommſt du hieher?«

Greis. Ich habe meine Freunde im Städtgen dort noch einmahl beſucht und von ihnen Abſchied genommen und gehe nun nach Hauſe zurück. Vermuthlich komme ich nie wieder in dieſe Gegend.

Robert. Du? Biſt ia noch ſo bei Kräften und kannſt noch ſo einen Weg machen.

Greis. Ja, ich habe doch ſchon dreimahl ruhen müſſen, und mit uns Alten gehts dann mehrentheils ſchnell. Verzeihe nur, iunger Frommer, daß ich dich im Gebet behorchte.

Robert. Du warſt ia auch Freund des Gebets von Jugend auf. Ein redlicher Beter darf den andern behorchen.

Greis. Ich lag dort eben unter den Kiefern und ruhete mich. Ein Wagen mit Bekannten ſtörte mich in meinem Schlummer. Drauf ſah ich dich an die Birke her gehen. Es war mir, als kannte ich dich auch. Ich ſchlich leiſe dir nach, hörete dich, als ich heran kam, beten, und verbarg mich hinter den hangenden Zweigen. Junger Mann, du liebeſt, und zwar mit unglücklicher Liebe; ſag mir, wer iſt das Mädgen — wer iſt der Vater? Ich verſchlieſſe das Geheimnis in mein Herz und nehme es mit in mein Grab.

Robert. Las das, guter Alter! Die Erzählung hilft dir nichts und zerreißt mir nur von neuem das Herz.

Greis. Auch gut. Wie du willſt. Sonſt hätte vieleicht ein Wort das andere geben können. Nimm dir aber die Sache nicht zu ſehr zu Herzen; ſchwärme nicht zu viel und bewahre deine Vernunft. Ich habe ein langes Leben gelebt und alle meine tauſend Erfarungen habens beſtätigt — was geſchehen ſoll, geſchieht doch, und wenn die ganze Welt dagegen wäre. Ich kann dir noch mehr ſagen; mir iſts gegangen, wie dir. Ich liebte auch ein gutes Mädgen; die Mutter aber war gegen unſere Liebe und — brachte ſie fort. Nach einiger Zeit ward die Mutter ſehr krank und lies ſie wieder zu ſich kommen. Der Tod meinte es ernſtlich und hart. Sterbend gab ſie die Einwilligung. Wer war glücklicher, als ich? Nach einem Jahre ſtarb auch meine Chriſtel im Kindbette. Da hatte ich ſie doch gehabt.

Robert, zuſammenfahrend. Das geſchah dir? Und — damit denkſt du mich zu tröſten in der Lage, in der ich bin?

Greis. Weder tröſten, noch niederſchlagen will ich dich damit, feuriger iunger Mann. Ich erzähle dies nur darum, daß du nicht auf das Schickſal zürnen ſolleſt, wenn es dir nicht gleich nachgibt. Mir gab es endlich nach — verſtehſt du mich?

Robert, nachdenkend. Alſo — um nachgegeben zu haben! Und was thatſt du da, als deine Chriſtel ſtarb?

Greis. Ich machts mit ihr, wie der liebe Gott mit dem Moſes, und — begrub ſie allein. An iedem Feierabend war ich bei ihrem Grabe, und nun wohne ich faſt da. Ich umzog das Grab mit einer Laube von Stangen. Im April beſſere ich allemahl die Laube aus; im Mai lege ich türkiſche Bohnen daran, die roth und weis bis in den November blühen und ſie und mich beſchatten.

Robert. Du heiratheteſt alſo nicht wieder?

Greis. Was das für eine Frage iſt! Würdeſt du denn wieder heirathen, wenn du ſo um deine Eliſe kämeſt, wie ich um meine Chriſtei?

Robert, aufhorchend. Woher weiſſeſt du ihren Nahmen?

Greis, ihm die Backen ſtreichend. Haſt ihn mir ia vorgebetet.

Robert, ihm beide Hände reichend. Ach verzeih! — Du wackerer Alter! Haſt mich einmahl vom Gewitter predigen hören; predige du mir vom menſchlichen Leben. Mit allen ſeinen Stufen und Abwechſelungen haſt du's verlebt; ſag mir, was hältſt du davon?

Greis, feſt zur Erde blickend. Wenig.

Robert faltete ſeine Hände und ſah auch zur Erde. Eine tiefe Stille herrſchte, die die ringsumher hangenden Birkenzweige noch feierlicher machten. Endlich erhuben beide erſt ihren Blick hoch in die Birke hinauf und ſenkten ihn dann auf einander herab.

Greis. Ja, ia, blühender iunger Mann, Wenig! 's iſt nichts Helles darin — man ſteht allenthalben, wie hier unter der Hangebirke; nichts Reines — Galläpfel mit Zuckerrinden, nur daß bei dem einen die Rinde dicker iſt, als bei dem andern; nichts Feſtes — heute kaum Hofnung, morgen ſchon wieder Furcht. Nicht einmahl etwas Eigentliches, oder wie ſoll ich es nennen, hats im Grunde an ſich. Alles nur Durchgang; iedes Alter, iedes Ereignis nur immer Durchgang und Uebergang zum folgenden — bloſſe Vorbereitung dazu. Man ſteht immer und wartet und lauert, wozu eigentlich alle die Durchgänge und Vorbereitungen führen ſollen, und läſſet ſich hinhalten. Nun wirds kommen, denkt man, nun. Tauſendmahl denkt man ſo und es kommt immer nichts. Endlich kommts; aber was? — das Grab! — Alſo alle die Durchgänge, um ſich endlich an die Pforten des Todes durchzudrängen, und alle die Vorbereitungen, um zuletzt die Erde mit einer Handvoll Staub zu bereichern! Du liebſter Gott, wenns weiter nichts wäre, und wenn ich kein Chriſt wäre und nicht das ganze Leben mit allen ſeinen Durchgängen für einen einzigen Durchgang zu einem anderen Leben, und alle dieſe Vorbereitungen als eine einzige Vorbereitung zu einem beſſeren Zuſtande anſehen könnte; ſo wüſte ich nicht, was ich gleich damals gethan hätte, als meine Chriſtel ſtarb. Du denkſt das alles noch nicht ſo, wie ich; du biſt noch in vollem Jugendfeuer und haſt freilich lebhaftere Vorſtellungen, als ich; allein eine Vorſtellung iſt bei mir doch lebhafter, als bei dir, nehmlich — die Vorſtellung vom wahren Werthe des menſchlichen Lebens. Ich ſtehe nun hoch genug, um Alles überſehen und richtig ſchätzen zu können. Du ſtehſt noch zu tief unten und die Stärke deiner ſinnlichen Empfindungen entzieht dir noch den eigentlichen Anblick des Lebens.

Robert. Ich laſſe dir gern die Ehre des Vortritts, lieber Alter; aber darin irreſt du, wenn du mich nach tauſend anderen Leuten meines Alters beurtheilſt. Meine

Schickſale haben mich frühzeitig auf den wahren Werth aller Dinge dieſes Lebens geführt, und meine Hinblicke in die höheren menſchlichen Zukünfte ſind gewis ſo herzlich, wie die deinigen.

Greis. Nun, dann wohl dir! So las dich auch weder das Schickſal, das dich iezt trift, noch irgend ein anderes iemals ganz aus der Faſſung bringen. Was hilft der Glaube an die Ewigkeit, wenn man ihn nicht anwendet? Dazu haben wir ihn empfangen, und ich traue dem Manne, der aus der himliſchen Schule kam und ihn predigte, aufs Wort. Mit gelehrten Beweiſen darüber kann ſich Unſereiner ſo nicht abgeben.

Robert. Du könnteſts, glaub' ich. Unſer gegenwärtiges Geſpräch läſſet mich in dir Mehr finden, als einen Mann deines Standes.

Greis. Nichts weiter, als dis. Ich habe nur ſeit einiger Zeit viel geleſen. Da meine Augen noch gut ſind und ich nichts

mehr zu thun habe, ſo vertreibe ich mir die
Zeit oft mit Büchern. — Wenn man es
ber recht bedenkt, ſo bedarfs für das künf-
ge Leben auch keines gelehrten Beweiſes.
as gegenwärtige Leben beweiſet es
dem vernünftigen Menſchen, dem nicht
rum zu thun iſt, daß keins ſein möchte.
en darum, weil hier Alles nur Uebergang
Durchgang iſt, ſo mus es am Ende
dem Menſchen doch noch irgendwohin-
; und weil Alles hier nur Vorbereitung
ſo mus noch ein Zuſtand kommen, deſ-
vegen alle dieſe Vorbereitungen geſchehen.
Robert, der ihn küſſt. Bravo, from-
Greis; dabei bleib! Lebe du recht in
ellungen und Vorgenüſſen der Zukunft,
erſüſſe dir damit die Beſchwerden des
en Alters.

reis. Ich fühle weiter keine, als
ng meiner Kräfte. Und dieſen ſehe ich
ungern. Ich freue mich vielmehr,
mir anzeigt, daß ich bald droben ſein
nd werde gewis bald da ſein.

Robert. Du guter Alter! Gott mache dir deinen Tod zum ſanften Uebergange in das Beſſere!

Greis, im Fortgehen. Und dir erfülle er den höchſten deiner irdiſchen Wünſche! Wenns aber nicht ſein kann, ſo ſei ein Chriſt und faſſe dich.

Der Alte war ſchon eine Strecke fort, als Robert an ſeinen Koffer dachte. Er lief ihm ſchnell nach und bat ihn, wenn er nach Hauſe käme, doch gleich einen Boten zu ſeinem ehemaligen Wirthe zu ſchicken, daß dieſer ihm ſelbigen in das benachbarte Städtgen ſenden möchte, wo er ihn erwarten wollte.

Greis. Ich gehe von hier aus nicht viel um, wills alſo ſelbſt beſtellen. Verlaß dich drauf und vergis nie das Letzte, was ich dir geſagt.

Robert kam unter Rekapitulation alles deſſen, was der Alte geſprochen, in das Städtgen, wo es nur ein einziges Wirthshaus gab. Er verlangte eine Stube für ſich allein, um da zu übernachten. Der Wirth muſte ihm ſolches abſchlagen, weil er auſſer der ſeinigen nur noch eine einzige Stube hatte, die eben erſt angekommene Fremde eingenommen, welche im Thore den Wagen zerbrochen hatten. Robert nahm alſo mit einem Kämmerlein vorlieb, wo er, nachdem er ſich im Städtgen umgeſehen, den Gott des Schlafs zu ſich einlud. Dieſer war ſpröde gegen ihn bis Mitternacht, wo er noch einen Wagen vor- und bald darauf wieder wegfahren hörte. Am Morgen bot ihm der Wirth die obere Stube an. Er ſchlug aber lieber ſeine Wohnung im Hausgarten ſo lange auf, bis ſein Koffer angelangt ſein würde. Mittags kam dieſer an, und was noch mehr iſt, der gaſtfreie Winzer brachte ihn ſelbſt. Er habe es nicht über ſich vermocht, ſagte er, Robert nicht noch einmahl zu ſehen, und als ihn dieſer für ſeine Mühe bezahlen wollte, bezeigte er ſich dadurch ſehr gekränkt und nahm auf das bewegteſte von ihm Abſchied. Das geſchah vor der Hausthüre, und als Robert dem

Winzer noch nachſah', reichte ihm der daſige Rademacher die Rechnung.

Robert. Ich habe hier nichts machen laſſen, mein Freund.

Wirthin, die dazu kommt. So geb' er doch her, Meiſter! Das iſt ia der Herr nicht. Es iſt für den fetten Amtmann aus . . dort. Ich ſolls auslegen. Er fuhr nach Mitternacht gleich in aller Eile wieder weiter.

Robert, der in Betäubung der Wirthin nachgeht. Wie? der Amtmann aus . . iſts geweſen, der oben logirte? Welcher?

Wirthin. Der Alte, der die wunderſchöne Tochter hat, um die ſich die Edelleute todtſchieſſen.

Robert. War er allein?

Wirthin. Nein, er hatte ſie bei ſich.

Robert, ſich vor die Stirn ſchlagend. Um Gottes — Gottes willen! (indem er in der Hausflur auf und nider läuft) Iſt es möglich? Mit ihr unter einem Dache bin ich geweſen? Iſt es möglich? Warum kam ich nicht eher auf den Einfall, zu fragen, wer die

Fremden oben wären? Und warum entrirte ich nicht im Walde auf die Frage des Alten, der ſie kannte? (ſpringt die Treppe hinauf und in die Stube) Alſo — hier iſt ſie geweſen — hier? Wo ſtandſt du, daß ich auf dieſelbe Stäte trete, die deine himliſche Geſtalt einnahm? Wo ſaſſeſt du, daß ich mich gegenüber ſetze und mit dir im Geiſte rede? Ach, wohin iſt dein Vater mit dir — wohin? (erblickt ein Paar Frauenzimmerhandſchuhe im Fenſter) Warlich, das ſind die Handſchuhe, die ſie am letzten Tage unter der Eiche trug! Wieder ein Fund! Wieder ein Fund! (küſſt die Handſchuhe, ſteckt ſie ein und eilt zur Wirthin zurück) Wohin iſt der Amtmann gefaren?

Wirthin. Nach P.

Robert. Iſt das gewis — gewis?

Wirthin. In der That! (lächelnd) Warum fragen Sie denn ſo darnach, mein Herr?

Robert. Um nichts — um nichts! Kommt mein Fuhrmann bald? Iſt mein

Fuhrmann ſchon beſtellt? Iſt mein Fuhrmann noch nicht da? (vor ſich) Jetzt iſts Eins. Um Eins fuhren ſie ab. Alſo — zwölf Stunden voraus! Viel — viel!

Wirthin, mit einer liſtigen Mine. Jetzt geht mir ein Licht auf. Der alte Amtmann wollte erſt ſo lange hier bleiben, bis ſein Wagen wieder ganz wäre. Mit einem mahle ward er anderes Sinnes. Ich war eben oben und machte die Betten zurechte. Da fiel der alte Lakei beinahe zur Stube herein, ſah ganz beſtürzt aus, nahm ihn auf die Seite und raunte ihm etwas ins Ohr. Der alte Amtmann fluchte alle Donnerwetter und befohl mir, ihm ſogleich ein anderes Fuhrwerk auf die Nacht zu beſtellen. Wie ich zur Treppe hinunter ging, ſtanden Sie eben im Hauſe.

Robert, vor ſich. Nun iſt Alles klar. Chriſtoph hat mich da entdeckt. Ha du alter böſer Feind! (zur Wirthin) Wie ſah die Tochter aus? Was nahm ſie vor? Was ſprach ſie? Sprach ſie viel?

Wirthin. Sprechen habe ich ſie kein Wort gehört. Uebrigens aber habe ich ihr nichts angeſehen. Nachdenkend ſchien ſie mir, ſonſt aber ruhig und frei.

Robert, abermals vor ſich. Die Heldin! Die auf Providenz Vertrauende! Ja, ja, ganz ihrem Karakter gemäß!

Wirthin. Sie ſtand faſt immer am Fenſter. Ich dächte, Sie hätten ſie ſehen müſſen, als Sie von Ihrem Spatziergange zurückkamen.

Robert, nochmals vor ſich. O hätte ich doch hinauf geblickt! Aber — ſie hat mich wohl geſehen. . . Sie hat die Handſchuhe wohl mit Fleis hier gelaſſen, ob ich ſie vielleicht fände oder ſonſt zu ſehen bekäme. . . (zur Wirthin) Da kommt mein Fuhrwerk. Adieu! Adieu! (zum Fuhrmanne) Schwager, nicht nach R. Nach P.! Nach P.!

In Roberts Seele wirrte und wogte Alles. Sobald er im freien Felde war, bat er den Fuhrmann, zu fahren, was er könne, und verſprach ihm dafür noch ein gutes Extradouceur.

Fuhrmann. Das wollte ich gern verdienen; aber die Pferde haben heute dieſen Weg ſchon einmahl hin und her gemacht. Ich habe den alten Amtmann aus . . auch müſſen nach P. fahren.

Robert. Was? den Amtmann aus . .? Wer war mit ihm?

Fuhrmann. Seine ſchmucke Tochter und ſein alter Lakei. Ich habe iagen müſſen, was ich konnte.

Robert. Wo fuhrſt du ihn vor zu P.? Wo nahm er ſein Quartier?

Fuhrmann. Ich muſte ihn gerade vors Poſthaus fahren, und während daß ich noch fütterte, lies er ſich ſchon zum Thore wieder hinaus blaſen.

Robert. Weiſſ'ſt du nicht, wohin?

Fuhrmann. Nein; aber auf der Poſt können Sie's erfahren.

Robert. Höre — ſprachen Vater und Tochter unterwegs? Sprachen ſie viel?

Wovon ſprachen ſie? Haſt du nichts gehört? Wie ſah die Tochter aus?

Fuhrmann. Geſprochen haben ſie kein Wort. Und wie die Mamſel ausſah? Schön, wie ein Engel.

Robert. Aber — wie ſah ſie weiter aus? Vergnügt? Traurig? Drohend? Aengſtlich? Vertieft? Umherſchweiſend? So, als wenn ſie viel übrig hätte, oder ſo, als wenn ihr viel fehlte?

Fuhrmann. Ja, lieber Herr, darauf verſtehe ich mich nicht. Wenn ich meine ehrliche dumme deutſche Meinung ſagen ſoll, ſo ſah ſie gerade ſo aus, als wenn ſie in die weite Welt hinein ſähe und weder wüßte, daß der Vater neben ihr, noch daß ich auf dem Bock ſäſſe.

Robert, vor ſich. Ganz ſo, wie ich ſie kenne! Ganz ſo, wie ſie ſein mus! (zum Fuhrmanne) Haſt du den alten Bedienten nicht gefragt, wohin die Reiſe weiter ginge?

Fuhrmann. Der alte Iſegrimm! Er

ſas neben mir auf dem Bock. Als ich ihn fragte, antwortete er — Geradeaus.

Robert. Fahr zu.

Zu P. lies ſich Robert ebenfals vor die Poſt fahren, und als er ausgekundſchaftet, wohin der alte Amtmann weiter gegangen, eilte er ihm ohne allen Aufenthalt nach. Es ward ihm leichter ums Herz. Er hofte nun die Vorreiſenden gewis einzuholen; denn wenn ſie auch noch eine Nacht durchführen, ſo müſten ſie doch in der folgenden Raſt machen. Zu welchem Behuf er ſie eigentlich einholen wolle, und was er alsdann thun wolle, wenn er ſie wirklich eingeholt habe und wenn er wiſſe, daß er mit ihnen unter einem Dache ſogar hauſe und ſchlafe, darüber nachzudenken, fiel ihm nicht ein. So unklug dis ſcheinen mag, ſo hatte er doch in der That recht klug daran gethan, daß er ſich nicht den Kopf darüber zerbrochen; denn als er die erſte Station zurückgelegt und im Poſthauſe zu M. nachfragte, welchen Weg der alte Amtmann weiter genommen, hatte keiner den alten Amtmann mit Augen geſehen. Es war alſo nichts ausgemachter, als daß dieſer, um ihn, wenn er nachfolgen wollte, zu täuſchen, zu P. einen falſchen Ort genannt habe.

Robert ſtand im Poſtkomtoir, wie ein Menſch, dem etwas gereicht wird und dem es hernach, wenn er darnach greifen will, wieder dicht vor der Hand verſchwindet. »Gibts keine Silberpappeln hier?« Man antwortete ihm, daß er gleich vor dem Thore eine ganze groſſe Allee dergleichen finde. Er eilte hinaus, ſetzte ſich unter eine der höchſten, zog Thomſon hervor, las Eliſens Brief, betrachtete ihre Silhouette, küſſte die Handſchuhe und horchte nun auf das, was ſein Herz ihm ſagen würde, wie auf die Stimme eines Orakels.

»Suche ich ſie weiter auf, oder nicht? — Wenn es möglich wäre, daß ſie dort im Gaſthofe am Fenſter mich geſehen hätte, wird ſie etwas Anderes von mir erwarten, als daß ich ſie unermüdet ſuche? Hat ſie nicht recht die Handſchuhe zurückgelaſſen, daß ich ſie ihr nachbringen ſolle? — Ja, wohin nachbringen die Handſchuhe? Wo ſie ſuchen? — Ringsumher, Robert, ringsumher in der ganzen Gegend. Irgendwo müſſen ſie doch angehalten und die Pferde gewechſelt haben. — Nun, und wenn ich nun auch den Ort ausfindig mache, wirds da nicht wieder ſo ſein, daß der Vater die Wahrheit nicht geſagt, wohin er weiter gehe? — So ſuchſt du wieder in der ganzen Gegend ſo lange umher, bis du die Wahrheit erfährſt. — Vergeht denn aber hierüber nicht immer mehr die Zeit? Sprach ſie nicht, begib dich ſchnell zur Frau von R.? Könnte nicht ein Brief von ihr eher da ankommen, als ich? Ginge der Brief nicht alsdann wieder zurück und käme wohl gar in unrechte Hände? Oder käme er auch in die rechten, würde ihr der Zurückempfang nicht mehr das Herz zerreiſſen, als alles Vorhergegangene? — Ja, wie wird ſie ſchreiben dürfen? Der grauſame Vater wird es ihr an jedem Orte der Welt unmöglich zu machen wiſſen. — Das fürchte nicht, Robert; ſie ſchreibt, und wenn ſie in einem Zuchthauſe wäre. — In einem Zuchthauſe? Wie wird mir? — Das war nur wilde väterliche Drohung. Weg hat er ſie gebracht, weg nur. — Aber wie, wenns wäre? — Nun, ſo würde ſie in iedem Zuchthauſe glücklicher ſein, als ietzt im väterlichen Hauſe. — Sie mag aber ſein, wo ſie will, wie mag ſie leiden! — Sie iſt ſtark am Geiſte und wird ihr Leiden beſiegen. Aber eben darum, weil ſie leidet, Robert, ſo mache, daß du zur Frau von R. kommeſt; damit ſie den Troſt habe, dich da zu wiſſen, dich mit Briefen zu erreichen und herzſtärkende Antworten von dir zu erhalten. Auf der Stelle tritt die Reiſe an und fahre Tag und Nacht. Die Gute, die Edle iſt in Gedanken ſchon mit dir und begleitet dich mit ihren Segnungen bis ins gaſtfreie Schloß.«

Die letzten Ideen behielten die Oberhand. Robert eilte ins Poſthaus zurück, ließ ſich die Route ſagen und trat die Reiſe nach dem herrlichen Park an. Kein Gegenſtand vermochte ihn unterwegs aufzuhalten; ſelbſt die ſchönſte Naturgegend nicht, und er ſah vom Wagen kaum nach ihr hin. Ein einziges mahl, als er zwei Stunden auf friſche Pferde warten muſte, beſtieg er einen benachbarten Berg und ſuchte den Horizontpunkt auf, wo der heilige Baum ſtehen möchte, in deſſen Umſchattungen er einſt die, die er ſuchte, fand. Auch mochte ihm ein ſich noch ſo auszeichnendes Frauenzimmer vorkommen, es fiel ihm nicht mehr ein, ſein Ideal dagegen zu halten; denn er ſuchte nicht mehr und ſuchte darum nicht mehr, weil er gefunden hatte. Einen Brief, einen Brief von Eliſen zu empfangen — weiter intereſſirte ihn ietzt auf Gottes weiter Erde nichts.

Wenn er ſichs dann vorſtellte, wie er beim Empfange die himliſche Hand, die ſo oft die

Schläge in ſeiner Bruſt geſamlet, gleich an der Aufſchrift erkennen, den Brief mit geſpanteſter Erwartung erbrechen, die Silhouette vor ſich, ihn leſen und ſo die in weiter Ferne geſchehenen Ergieſſungen des empfindungsvolleſten, edelſten und trauteſten menſchlichen Herzens einſaugen würde; — — wenn er ſichs dann weiter dachte, wie er eine heilige Stunde der Mitternacht zur Beantwortung des Briefs erwählen, ſich von allen andern Ideen losreiſſen, das Univerſum in Robert und Eliſe eintheilen und, die Silhouette abermals vor ſich, ſein eigenes ſehnſuchtsvolles Herz durch die Feder dagegen ausgieſſen würde: ſo verſprach er ſich davon eine ganz beſondere Art von hohen und überirdiſchen Wonnen, von dergleichen er noch gar keinen Begrif habe, und koncentrirte alle ſeine Wünſche in den einzigen Wunſch, ſie nur erſt einmahl wirklich zu ſchmecken. Die neuerlich im Walde erlernte Kunſt, Eliſen ſich zu vergegenwärtigen und ſie wie leibhaftig vor ſich hinzuſtellen, lies ihn ebenfalls die entzückendſten Momente hoffen. Die Geräuſchloſigkeit, in welcher die Frau von R. lebte, ihr ſchöner Park, die Auſſichten in ſelbigen aus den Fenſtern des Schloſſes, die Waldungen um ihn her und die romantiſchangebrachten iſolirten Sitze darin begünſtigten ſchon in voraus dieſe ſeine Entwürfe von künftigen Fantaſieſeligkeiten, und dis alles zuſammen bewirkte, daß er ſeinen neuen Aufenthalt in einer weit heitereren Stimmung erreichte, als Eliſe denken mochte und er ſelbſt gedacht hatte. Franciska, das Gegenſtück zu Eliſen, kümmerte ihn nicht.

Er ſtieg vor dem erſten Hauſe im Flecken ab und ging hernach aufs Schlos, um die Frau von R. vollkommen zu überraſchen. Es war ſchon hoch Abend und der Bediente ſagte ihm, daß ſie eben oben bei der Kranken ſei. »Hm! Franciska krank?« dachte er bei ſich ſelbſt, und verbot ihm, weiter etwas zu ſagen, als daß ein Fremder in den Park gegangen ſei, der ſich nach ihr erkundigt habe. Frau von R. eilte ſogleich herunter und begegnete ihm eben, als er aus einem Bosquet hervortrat.

»Sie ſind der Fremde — Sie? O mein braver Freund, das iſt ſchön, daß Sie kommen.

Robert. Ich mache von der Erlaubnis Gebrauch, die Sie mir bei der Abreiſe gaben.

»Sie ſind ein lieber Mann. Aber — Sie reiſen doch nicht blos vor? Sie bleiben doch bei mir?«

Robert. Auf einige Zeit, ja, wenn ich Ihre Güte nicht misbrauche.

»Nicht ſo viel Komplimente, lieber Geſellſchafter! Gerade, wie ſonſt. Nun — haben Sie gefunden, was Sie ſuchten?«

Robert. Gefunden und wieder verlohren! Doch, (blickt wie ein Glaubensheld gen Himmel) ich hoffe ſie wiederzufinden. Auf ihr eigenes Verlangen bin ich bis dahin zu Ihnen her gereiſet. Sie ſchickt mich in eigentlichem Verſtande zu Ihnen. Hier ſoll ich Briefe von ihr erwarten. Iſt noch keiner eingelaufen?

„Nein; aber — “

Robert, der über das Nein das Aber nicht hört. Ach edle Frau, wenn ſie meine Eliſe kennen ſollten — meine Eliſe!

„Wer weis, ob ich ſie nicht kenne?“

Robert. Das iſt unmöglich. Sie iſt zu weit von hier.

„(ihm den Arm reichend) Kommen Sie mit!“

Robert, freudigſterſchrocken. Wohin? Wohin? Wie? Wäre es möglich, daß ſie ſtatt Briefs ſelbſt hier wäre? Sagen Sie! Sagen Sie! Iſts wahr? Iſts wahr?

„(ganz gelaſſen) Kommen Sie nur mit!“

Geſpannter war Roberts Erwartung, da ihn Angelika zur Raubhöle führte, nicht geweſen, als iezt, da ihn Frau von R. aus dem Park ins Schlos führte. Sie brachte ihn in daſſelbe Zimmer, wo er einſt geſchlafen, und als ſie ihm die Thüre öfnete, wies ſie auf ein verhangenes Bette hin und lud ihn ein, hinein zu ſehen.

Robert, als er hinein geſehen, zurückfahrend. Ah — Henriette! (leiſe) Gott, wie ſieht ſie aus!

»Sie ſchläft und bedarf der Ruhe. Laſſen Sie uns auf mein Zimmer gehen. Da will ich Ihnen Alles erzählen.«

Robert, als ſie dort ſind. Mein Gott, wie ſieht das liebe iunge Weib aus!

»Ein ſchwerer Schlag des Schickſals hat ſie getroffen.«

Robert. Ich weis es. Ich weis es. Sie iſt Wittwe. Der edle Reinwald iſt dahin.

»Woher wiſſen Sie's?«

Robert. Ich habe die Annonce davon in den Zeitungen geleſen; ſie hat ſchreckliche Senſation auf mich gemacht.

»So müſſen Sie ia auch geleſen haben, daß ſie beſonders gewünſcht, daß die Nachricht Ihnen in die Hände kommen möchte?«

Robert. Auch das.

„Wie haben Sie es aber bei der Trautheit Ihres ehemaligen Zuſammenlebens über Ihr Herz bringen können, hierauf gar nichts zu thun und ſich gar nicht um ſie zu bekümmern, geſchweige ſie zu beſuchen und zu tröſten?“

Robert, mit Wärme. Würdige Frau, wenn Sie Alles wüßten, Sie thäten die Frage nicht an mich.

„Weis ich auch nicht Alles, ſo weis ich doch Etwas. Eben darum aber darf ich mit Recht ſo fragen.“

Robert. Schon, ehe ich Eliſen fand, that mein Herz den Ausſpruch — Henriette mus treu bleiben ihrem Reinwald, wenn ſie ihn auch nicht mehr hat. Darum hielt ichs damals ſchon für beſſer, ſie nie wiederzuſehen. Nun vollends, da — —

„Das will ſie auch. Treu will ſie bleiben ihrem Reinwald. Wenn Sie ihr aber nach Reinwald der Erſte ſind, wenn Jener todt iſt und Sie noch leben, können

Sie es ihr verargen, daß ſie vor Allen nach Ihnen ſich ſehnt? Iſt es Ihnen nicht Pflicht, an ihrer Beruhigung zu arbeiten? Glauben Sie, daß Sie das Schickſal umſonſt hieher geführt habe? Erkennen Sie nicht Werk der Providenz darin, daß erſt Henriette und hernach Sie bei mir ankommen und daß Sie beide ſich hier ſo unverabredet treffen muſten?«

Robert. Es ſcheint bald ſo.

»Oder — trauen Sie etwa Ihrem eigenem Herzen nicht?«

Robert. Meinem Herzen? (heftig) O ſo herrlich Henriette iſt, ſo hat Eliſe doch nichts dabei zu fürchten, und wenn ich tauſend Jahre mit ihr lebte.

»(ihn bedeutend anſehend) Nun und alſo! So können Sie um ſo mehr die heilige Pflicht erfüllen, welche Ihnen die Freundſchaft auflegt. Ich bitte Sie auf das höchſte, ſein Sie nicht kalt, nicht unempfänglich für die Leidende. Sie intereſſirt mich äuſerſt. Sie hat die Stelle der

Franciska bei mir eingenommen, die ſich verheirathet hat. Eigentlich wollte ſie im Flecken hier wohnen, weil der Arzt ſchlechterdings darauf beſtanden, daß ſie die Wallfahrten zum Grabe ihres Mannes unterlaſſen müſſe. Da lud ich ſie zu mir ein und ſie nahm meine Bitte unter der Bedingung an, daß ſie das Zimmer bewohnen dürfe, welches Sie bewohnt haben. Bei mir ward ſie noch kränker. Es iſt aber gewis bloſſe Seelenkrankheit. Ihr Geiſt wirkt feindſelig auf die Maſchine und zerſtört ſie mit Gewalt. Seit einigen Tagen hat zwar das heftige Fantaſiren nachgelaſſen; dafür ſpricht ſie nun aber auch faſt kein Wort. Ewig und immer fantaſirt ſie von ihrem Manne und — "

Robert, wie beruhigt. Von ihrem Manne alſo!

„Ja, und — von Ihnen."

Robert. Von mir? Und was?

„Immer das ewige — Herz ſchlug ia doch nur gegen Herz."

Robert, verlegen wieder. Weis ſchon, weis ſchon, wohin das geht. (vor ſich) Hum! Hum!

„Ich verſpreche mir ganz ausnehmend viel von Ihrer Anherokunft. Ich glaube, daß ſie nun getroſt alle Arznei wird auf die Seite ſetzen können. Sein Sie ia recht brav gegen ſie.“

Robert. Wenn ich das wüſte, daß ich durch Belebung der Anerinnerungen an vorige Zeiten, z. E. an Geſpräche, die ihr Mann mit uns geführt, an Freuden, die wir alle drei zuſammen genoſſen, ſie gleichſam in die Vergangenheit zurückverſetzen, ſie der Gegenwart vergeſſen machen, dadurch gewiſſermaſſen den Edlen, den ſie verlohr, ihr wiedergeben und ſo zu ihrer Ruhe und Geneſung beitragen könnte, wie wollte ich mich doppelt freuen, daß Eliſe mich hergeſchickt!

„Sie werden's gewis. Darum aber will ich bitten, ſagen Sie ihr vor der Hand nichts davon, daß Sie die gefunden, welche Sie geſucht.“

Robert, den Kopf hoch aufreckend. Erlauben Sie, das mus das Erſte mit ſein. Sie wird gewis an meiner Freude über das Gefundenhaben Theil nehmen, und dis angenehme ſimpathetiſche Gefühl kann ihr allein ſchon gute Dienſte thun.

„Daran zweifle ich ſehr; denn der Kontraſt zwiſchen Ihnen Beiden iſt zu gros. Sie ſind der Glückliche, der gefunden hat; Henriette aber iſt die Unglückliche, die den Gefundenen verlohr.“

Robert. Kein Kontraſt, gar kein Kontraſt; völlige Gleichheit vielmehr! Wir haben beide geſucht und gefunden, gefunden und wiederverlohren.

„Die Verſchiedenheit des Wiederverliehrens zwiſchen Ihnen Beiden iſt wohl zu in die Augen fallend, als daß Sie ſie überſehen könnten. Ich verſpreche mir Alles von Ihrer menſchenfreundlichen Klugheit und überlaſſe es überhaupt der Sache, daß ſie ſich ſelbſt machen möge.“

Die Kammeriungfer kam und meldete, daß die Patientin aufgewacht ſei und nach der gnädigen Frau verlange.

»Nun gehen Sie zu ihr hinüber. Ich will nachkommen.“

Robert ging in einem Seelenzuſtande, für den es ſchwerlich einen Nahmen geben dürfte, zu Henrietten. Dreimahl grif er nach der Klinke. Dreimahl lies er die Klinke wieder fahren. Endlich kam Jemand die Treppe herauf. Sich ſchämend vor dem Kommenden klinkte er unwillkürlich auf und trat hinein.

Henriette lag das Geſicht nach der Wand gekehrt. Robert dachte, ſie wäre wieder eingeſchlafen, und blieb in der Mitte des Zimmers ſtehen. Henriette, die gehen gehört, wendete ſich um. Robert, der ihr iezt zum erſten mahle wieder in die Augen ſah, erſchrack über das Matte im Blick und faltete, ſtatt näher zu treten, die Hände.

Je länger ſie ihn aber anſah, deſto mehr ſtärkte ſich ihr Blick. Bald ward er feuriger, als Robert ihn ie geſehen. Endlich ward er wie wild. Schnell richtete ſie ſich auf und ſchriee mit ausgeſtreckten Armen — „Ach Reinwald, Reinwald, wie kommen wir wieder zuſammen? Bin ich auch geſtorben und dir nachgegangen, oder biſt du von den Todten erſtanden und kehrſt zu mir zurück?“ Sogleich ſank ſie wieder nider und ſchlos die Augen. Robert, halbzerfleiſcht, trat hinzu und nahm ihre Hand. An zehen Minuten lag ſie ſo und ſchlug dann die Augen wieder auf. Alles Feuer aus ihrem Blick war dahin; er war matt, wie zuvor.

Robert. Kennen Sie mich nun?

Henriette. Ja, nach Reinwald mir der liebſte Menſch, nun kenne ich Sie. Ach — bin ich nicht unglücklich? Bin ich nicht unglücklich? Mein Reinwald iſt todt.

Robert. Leider hab' ichs im Auslande vernommen. — In Blut hätte mein Herz zerflieſſen mögen. — Das Schickſal habe ich angeklagt.

Henriette, wie das böſe Gewiſſen ausſehend. Und ich klagte mich ſelbſt an, als mir der Schlag widerfur, und klage mich noch an.

Robert, äuſerſterſchrocken. Sie ſich ſelbſt? Sie, die Leidende dabei?

Henriette, die Augen voll Thränen. Ja, ich. Ich habe es verdient, daß mir ſo geſchah.

Robert, halb bei ſich wieder, halb von ſich noch. Sie? Womit?

Henriette, ihre Hand ihm wegziehend. Das wiſſen Sie nicht mehr? Können Sie ſo etwas ſo bald vergeſſen? Dort am Berge?? Dort, wo wir über unſer gegenſeitiges Herzklopfen ſo in die Höhe fuhren??? Ach der unglückliche Sitz!!! Und — wie er hernach ſo liebreich und ſo durchbohrend zugleich in Ihrer Gegenwart zu mir ſprach — Robert iſt ein ſchönerer Mann, als ich, aber ich bin gewis ſo gut, wie er!

Iſt mir nun nicht Recht geſchehen, daß ich ihn verlohr?

Robert, ängſtlich ihre Hand wieder nehmend. Liebe, Herzliche, Simpathiſirende, es war ia nur ein Augenblick von Herzensverirrung bei uns — — —

Henriette, die Hand ihm abermals wegnehmend und auf ihre Bruſt legend. Nein, nein; (ſehr laut) hier lagen Sie lange, lange, viel zu lange. Zehen Minuten hats nach ſeiner Uhr gewährt.

Robert. O wohl uns beiden, wenn er Alles von Anfang bis zu Ende mit angeſehen hat! So weis er, daß es blos bei einem etwas zu hohen Grade von ſchuldloſer Herzlichkeit unter uns blieb. Und — er hat uns ia verziehen.

Henriette. Ja, das hat er. Das kommt aber nicht meinem Herzen zu Gute, ſondern dem ſeinigen: Niderſchlagend genug für mich, daß ich von uns Beiden der Theil ward, der des Andern Verzeihung bedurfte! Er war zu klug und hatte mich zu lieb, als daß in ſeiner Seele auch nur ein Gedanke wider mich aufkommen konnte. Oft hat er nach der Zeit, wenn er mich einſam ſeufzend fand und immerwiederkehrende Reue in meinen Augen las, mich ſogar getröſtet. Ja, mehr, als einmahl, beſtand er darauf, daß wir Sie hier beſuchen wollten; aber mein Herz entſetzte ſich ieberzeit vor dem Antrage ſeiner Güte. Und, wie er hörte, daß Sie von hier weg wären, ſprach er den ganzen Tag noch von Ihnen und konnte nicht aufhören, ſeine warme Freundſchaft für Sie und ſeine unbegrenzte Achtung für Ihren Karakter auszudrücken. Jedes Wort aber, das er ſprach, verwundete mich nur noch tiefer. Es war mir, als wenn ich in der Maaſſe, in welcher ich ihn immer beſſer erblickte, mich noch immer ſchlechter ſähe.

Robert. Herzensgute Freundin, ich fühle Alles, was ich hierbei fühlen mus; aber eben dis, daß er ſo klug und ſo gut dachte, mus Sie ia zufriden ſtellen.

Henriette. Nein, das kann es nicht; das wird es nicht. Ich hatte noch die einzige Hofnung, durch ein langes reuevolles Beiſammenſein mit ihm Alles wieder gut zu machen; aber auch dieſe Hofnung ſchlug fehl. Dann lag ich an ſeinem Sterbebette auf meinen Knieen und bat ihn noch um Vergebung; aber er hats nicht gehört; denn er war am erſten Tage gleich betäubt und ſtarb in Betäubung. Hernach durchwachte und durchweinte ich viel Nächte bei ſeinem Grabe; aber er konnte mir auch da nichts Tröſtendes antworten.

Robert, beklommen aufs höchſte. Er hat ia geantwortet — vorher geantwortet genug. Liebe traurige Seele, was hätte er denn noch hinzuſetzen ſollen?

Henriette. Nichts, das mich wahrhaftig beruhigen könnte! Ich habe einmahl gefehlt, und wenn er mir auch tauſendmahl vergeben hat, ſo bleibt doch der Vorwurf in mir, daß ich gefehlt habe. Am Berge, am Berge dort ſollte ich mit Ihnen nicht

geweſen ſein. Nur dann hätte Beruhigung
ür mich Statt. Ewig will ich ihm treu
leiben; aber auch das machts nicht wieder
ut; auch das löſcht den Vorwurf nicht
ieder in mir aus. Auch dort einſt, wenn
ch meinen Reinwald wiederſehe, ſieht
r reiner da, als ich.

Robert, ſich vor die Stirn ſchlagend.
ch Unglücklicher! Daß ich, ohne ſchlecht
ſein, Ruhe untergrub, Ruhe zerſtörte! —
urch mich in Qual verſetzte Rechtſchaffene,
gen Sie mir aufrichtig, vermehrt Ih-
n mein Anblick die Qual?

Henriette, die ihm beide Hände reicht,
hr laut. Nein! Nein! Die einzigmög-
he Linderung vielmehr reicht er mir. Er
das, was ich mir nun auf der Welt noch
ünſchte. Wenn wir beiſammen lebten,
cht' ich mir, die wir zuſammen fehlten —
enn wir für unſern Fehler zuſammen büß-
n — — darauf, darauf habe ich noch
s Letzte geſtellt. Nun ſind Sie bei mir.

Können Sie das noch? Sie bleiben doch hier?

Robert, ſtotternd. Ich, — ich — bleibe — hier.

Frau von R., die ſich unterdeſſen in einem Nebenzimmer aufgehalten hatte, trat, als wenn es ihrer Rechnung nach der äuſerſte Augenblick wäre, ſchnell herein. Da ſie vom ganzen Dialog wenigſtens ſo viel verſtanden, daß ſie völlig überzeugt worden, ſie habe ſich in der Erklärung der Sehnſucht Henriettens nach Robert ſehr geirrt: ſo lenkte ſie das Geſpräch blos auf die Freude, welche ein paar alte Bekannte hätten, wenn ſie ſich unverhoft wiederſähen, und wünſchte, daß die geſchehene Ueberraſchung Beiden eine gute Nacht bewirken möchte. Weil es aber ſchon ſpät war, ſo that ſie den Vorſchlag, daß man es für heute bei der gehabten Unterredung bewenden lieſſe. Dis geſchah. Robert gelobte Henrietten einen längeren Morgenbeſuch an; als ihn aber Frau von R. noch für ſich zu einem Nachtgeſpräch einlud, entſchuldigte er ſich mit ſeiner Müdigkeit und entwich in die Einſamkeit ſeines Schlafzimmers.

In der That konnte Henriette ſogar nicht müder und ſchlafsbedürftiger ſein, als es Robert war; die halbe Stunde an ihrem Bette aber hatte ſein Gemüth ſo in Bewegung geſetzt, daß er ietzt der Munterſte im ganzen Schloſſe ward. Statt ſich hinzulegen, trat er mit dem Rücken gegen das Fenſter, ſchlug erſt die Arme über einander, ſetzte dann die Füſſe über einander und ſah ſo in die brennenden Wachskerzen hin. Endlich blitzte ein Gedanke an Eliſen ihn an, und ſo entſtand in ihm allmählich wieder eine Ideenreihe mit deutlichem Bewuſtſein.

»Sonderbar, über Alles ſonderbar, daß ſie mich hieher ſchickt! — Gott ſei Lob und Dank, daß ich weis, was ich weis! — Wenn Frau von R. unſer Geſpräch mit angehört hätte, was ſie nun wohl ſagen würde? Ob ſie noch der Meinung wäre, daß Henriette ſich aus gewöhnlicher

Sehnſucht nach mir geſehnt? — Weis auſſer Henrietten und mir auch wohl irgend ein Menſch das, was unter uns vorgefallen iſt? — Etwas mus Frau von R. wohl wiſſen? aber wie viel? Wie weit ging Henriette in ihrer Vertraulichkeit gegen ſie? Wie benehme ich mich, wenn ſie das Geſpräch darauf leitet?.— — Aber noch einmahl, ach, was für ein Fels fällt mir vom Herzen! Gott ſei ewig Dank, daß ich weis, was ich weis. Das wäre doch etwas Fürchterliches geweſen, wenn Henriette nach dem Tode ihres Mannes gewöhnliche Weiberrechnung auf mich gemacht hätte und nun erfaren müſte, daß ſie falſch kalkulirte! Eine abſcheulichere Situation hätte es nun doch für uns beide nicht geben können. Warlich, ich hätte mich morgen mit Tagsanbruch gleich wieder auf- und davon machen müſſen; und was wäre dann aus ihr geworden? — Wie konnte ich aber auch ſo etwas nur fürchten — von Henrietten fürchten? — Daran iſt

Niemand Schuld, als Frau von R. mit ihren zweideutigen Aeuſerungen. — Doch, es iſt ihr zu verzeihen. Henriette kann ſich auch wohl zweideutig geäuſert haben; und dis hat nothwendiger Weiſe der Fall ſein müſſen, ſobald ſie ſie nicht ganz zu ihrer Vertrauten gemacht. — Eliſe, meine Eliſe, wenn du auch ſogar wüſteſt, daß ich bei Henrietten bin, nun dürfteſt du nichts fürchten. Du hatteſt ſo nichts zu fürchten; aber nun vollends nichts. Henriette bleibt ewig treu ihrem Manne? Und ich — dir? O Eliſe, komm her, komm her!«

(ſchlägt Thomſon auf, lieſet den Abſchiedsbrief, betrachtet die Silhouette und — löſcht die Lichter aus.)

»Nun erſcheine mir in wahrer, in höchſter Leibhaftigkeit!«

(Eliſe erſcheint ihm mit geſenktem Haupte und mit gefalteten Händen und ſpricht — »Robert, ach Robert, bleib ja treu deiner Eliſe!«)

„Wie? Treu bleiben? Dir treu bleiben? Ich dir treu bleiben? Daran kannſt du im geringſten zweifeln? Darum glaubſt du mich erſt bitten zu müſſen? Eliſe, du zerknirſcheſt, du zerſchmetterſt mich mit ſo einer Bitte. Es iſt unmöglich, platterdings unmöglich, unter allen Umſtänden unmöglich, dir treulos zu werden. (Er hört wirklich ein dreifaches lautes Ach und kommt zu ſich. Weg war die Erſcheinung.) Was war das? Wie iſt mir?“ (Geht auf und nider und tritt wieder mit dem Rücken gegen das Fenſter.)

„Daß wir zuſammen lebten und zuſammen büſſten, ſprach ſie, das hatte ich mir als das Letzte geſtellt. Was mag ſie unter den büſſen verſtehen? Und — was ſollen wir denn büſſen? Was haben wir geſündigt? Henriette übertreibt ihr zärtliches moraliſches Gefühl auf ieden Fall. Was da am Berge uns Beiden geſchah, kann ia doch wahrhaftig iedem iungen ſimpathiſirenden Menſchenpaare geſchehen; ia, ich glaube, es mus ihm geſchehen. Auf der einen Seite iſt mir's ſehr lieb, daß ſie ſo ſchwärmt; es verſichert mich feſt von der Lauterkeit ihrer Abſichten bei dem Verlangen nach meinem künftigen Umgange. Auf der andern aber — ſchicke ich mich in meiner gegenwärtigen Lage wohl zu ſo einem Büſſungsleben mit ihr? Scheint ſie nicht doch dabei vorauszuſetzen, daß ich noch nicht anderweits verflochten ſei? Wird ſie mir noch Büſſerfähigkeit zutrauen, wenn ſie von Eliſen hört? Wird ſie, wie ſie ſchwärmt, ſie mir auf Lebenszeit zutrauen?"

„Aber — das waren ia meine letzten Worte, als wir uns hier im Flecken einſt trennten, daß ich, wenn ich die gefunden hätte, welche ich ſuchte, mit ſelbiger zu ihr zurückkehren und bei ihr leben wollte. So freuet ſie ſich gewis, wenn ſie nun hört, daß dis nun möglich ſei, und daß Eliſe vieleicht bald nachkomme. — Ja, aber damals lebte auch ihr Mann noch, und ich ſprach, daß ich nicht zu ihr, ſondern zu ihnen *Beiden* mit meiner Gefundenen zurückkehren und vor ihren Augen ſo ſelig ſein wollte, wie ſie vor den unſrigen wären. Das iſt ein groſſer Unterſchied. Nun wären wir vor ihren Augen gerade ſo ſelig, als ſie unſelig vor den unſrigen wäre. Und — was wollte ſie, als ſie von dem Büſſen ſprach, mit der Frage ſagen, ob ich es *noch* könnte? War das nicht ebenſoviel, als — ob ich noch ohne andere Feſſeln wäre? Was wird ſie alſo ſagen, wenn ſie hört, daß dis nicht mehr ſei? Und *wer* hinterbringt ihr die Nachricht davon? Am beſten wärs, Frau von R. gäbe ſich hierzu her, aber ſie thut es nicht. Alſo Robert, du muſts thun. Wie thue ichs aber — wie? (legt beide Hände vor die Stirn) o Robert, Robert, das iſt ein dornigt Geſchäft, das dornigtſte deines Lebens. Wie wirſt du durch die Dornen kommen?«

Jetzt hörte Robert ein dreimahliges Ach noch lauter als vorhin. Er ſtaunte, drehete ſich um, ſah zum Fenſter hinaus und ward nun eben vermöge der Auſſicht, die er bei ſchwachem Mondlichte hatte, erſt gewahr, daß er Henrietten dicht zur Seite logire. Sogleich ſchlos er daraus, daß die vernommenen Seufzer ihr zugehörten. Sein theilnehmendes Herz überwältigte ihn. Er verſuchte, ob er die Thüre, welche aus ſeinem Zimmer in das ihrige führte, öfnen könne, öfnete ſie und erblickte beim ſchwachen Scheine einer Nachtkerze die Halbgetröſtete mit gefalteten Händen in ihrem Bette.

Henriette. Ach kommen Sie näher! (als ſich Robert zu ihr aus Bette geſetzt) Laſſen Sie uns da fortfaren, wo uns unſere edelmüthige Wirthin unterbrach. Sie haben mich recht geſtärkt. Oder ſind Sie zu ermüdet?

Robert. Nein, das kann ich nicht ſagen. Ich war müde; denn ich habe eine weite Reiſe in Einem weg gemacht und unterwegs wenig geſchlafen. Ich bin iezt aber wieder ſo munter, daß ich die ganze

Nacht durch wachen könnte. — Meine Liebe! Meine Gute!

Henriette, den Kopf nach ihm hinlegend und ihn um ſeine Hand bittend. Das bin ich ia nicht mehr.

Robert. Ja, warlich, das ſind Sie noch.

Henriette, aufſeufzend. Ja, wenn das wäre! — Ach, es iſt doch das einzige Glück, das mir noch in der Welt begegnen konnte, daß Sie hieher kamen. Das hat mich mein Herz wohl ahnden laſſen, daß ich hier im Flecken meinen Aufenthalt ſuchen ſollte? Darum hat die Frau von R. mich wohl zu ſich auf ihr Schlos einladen müſſen? Wiſſen Sie wohl, als mein Reinwald noch lebte und Sie zu mir ſprachen, daß ſie mich auf immer verlaſſen wollten, wie ich da erwiederte — das iſt auch das Beſte? Aber nun, nun, da er dahin iſt, iſts das Beſte, daß wir auf immer beiſammen bleiben. Andere Menſchen, wenn ſie Alles wüßten, was wir wiſſen, würden vielleicht der Meinung ſein, daß wir uns lieber gar nicht hätten wieder ſehen mögen; das iſt aber falſch, ganz falſch. Ich mus einmahl klagen, denn ich habe zu klagen, und habe doch keinen Menſchen, dem ich meine Klagen ſo ganz anvertrauen könnte, als Ihnen, und Sie ſind auch der einzige Menſch, der, wenn noch Troſt für mich möglich iſt, mir den einzigmöglichen Troſt reichen kann. Und das thun Sie doch gern — nicht wahr? Wir ſind uns doch noch, was wir einander immer waren?

Robert, in Verwirrung. O meine Freundin! Meine liebe Freundin!

Henriette, wie in voller Geneſung. O mein Herzensfreund! Mein einziger Freund! (richtet ſich auf und erhebt ihre Hände unter Freudenthränen) Das iſt ſchön, gütiger Gott, das iſt ſchön. Du verläſſeſt doch keinen Fehlenden, der ſeinen Fehler aufrichtig bereuet. Und die wackere Frau von R.! Wie ſie ſo gütig gegen mich denkt und ſich ſo eine Freude daraus macht, daß wir uns bei ihr ſo unerwartet trafen! Aber — ſie mag mich auch wohl misverſtehen.

Robert, wisbegierig. Wie ſo, Liebe?

Henriette, ſehr treuherzig. Etwas muſte ſie von uns ſchon wiſſen, oder doch ahnden; denn als ich ſie bat, daß ich Ihr ehemahliges Zimmer beziehen dürfte, lächelte ſie. Haben Sie ihr iemals etwas von uns erzählt?

Robert. Ich — nie. Wie weit ſind Sie in der Vertraulichkeit gegen ſie gegangen?

Henriette. Ich habe ihr blos geſagt, daß wir eine Zeitlang ſehr glücklich beiſammen gelebt hätten, daß Sie mir nach Reinwald der erſte Menſch wären und daß nicht an die geringſte Beruhigung für mich zu denken ſei, wenn ich nicht in Zukunft wieder mit Ihnen zuſammen leben könnte.

Robert. Sie weis aber doch von — Herz ſchlug ia nur gegen Herz...

Henriette, erſchrocken. Das mus mir beim Fantaſiren entwiſcht ſein. Ich ſoll heftig fantaſirt haben. Wenn ich da nur nicht mehr ausgeſchwatzt habe! — Inzwiſchen iſt das, was ich ihr, wie vorhin gedacht, geſagt habe, immer genug, daß ſie mich misverſtehen und in den Verdacht nehmen konnte, daß ich den *gewöhnlichen Wittwenplan* gemacht hätte. Nun, von dieſer Idee ſoll ſie die Folgezeit ſchon abbringen. Nein, Reinwald, mein Reinwald, ich bleibe ewig die Deinige. (wendet ſich nach der Lichtſeite, um zu ſehen, was für einen Eindruck dis auf Robert mache; der einen langen Athemzug thut, als wenn eine heftige Beklemmung bei ihm nachlieſſe, und ſich anſchickt, ſeinen Fund unter der Eiche zu entdecken) Aber — *mein erſter Freund* bleiben Sie doch?

Robert. Gewis, gewis, gute himmliſche Seele!

Henriette, indem ſie ſich ihm nähert, um ihm recht in die Augen zu ſehen. Und ich doch auch *Ihre erſte Freundin*?

Robert, nachdem er erſt bei ſich ſelbſt zwiſchen Frau und erſter Freundin diſtinguirt hat. Ebenſo, Beſte! Ich werde es immer mehr zu verdienen ſuchen.

Wäre Robert iezt nicht in einer Art von Zerſtreuung geweſen, ſo würde ihm die Beobachtung nicht entgangen ſein, daß Henriette ſein Zaudern mit der lezten Antwort wohl bemerkte und ſich bedeutend zurückzog.

Henriette. Verderben und Tod brächte es mir, wenn ich Sie nun ie wieder verlöhre. Sie müſſen mein Tröſter bleiben; ſonſt iſts um mich geſchehen; erſt um meine Vernunft, und dann um mein Leben. Büſſen müſſen wir zuſammen unſern Fehler, und die heilige Simpathie, welche unter uns obwaltet, mus uns die Leiden der Büſſung verſüſſen.

Röbert. Meine herzliche Freundin, ich habe von neuem, wie ſchon tauſendmahl, darüber nachgedacht; aber ich bleibe bei meiner erſten Rede — wir haben nichts Böſes gethan.

Henriette, eifrig. Wie wollen Sie mir das ie beweiſen?

Robert. Wir fanden, als wir uns kennen lernten, bald, daß unſere Herzen für alles Schöne und Groſſe ſimpathiſirten, und genoſſen dadurch manche ſelige Stunde. War dis etwas Böſes?

Henriette. An ſich war's das wohl nicht; aber ich weis doch, daß mich nach ieder ſolchen Stunde eine gewiſſe innere Unruhe antrat, zu meinem Manne zurückzueilen.

Robert. Das thaten Sie darum, weil Sie glaubten, daß er eine Stunde mit Ihnen verlohren habe. Er war es ia aber zufriden, daß wir unſere Zeichenſtunden hielten. Ob wir nun die Stunde immer mit Zeichnen, oder auf eine für uns angenehmere unſchuldige Art zubrachten, das war ia doch, bei Gott! einerlei.

Henriette. Auch weis ich, daß ich einſt, als ich vergas, nach der Stunde zu ihm zu eilen, mir ſelbſt die Büſſung auflegte, drei Tage die Zeichenſtunde auszuſetzen, und daß ich nicht eher wieder ruhig ward, bis ich ſolchergeſtalt wieder gut gemacht hatte.

Robert. Das macht Ihrem Herzen Ehre, es mus Ihnen ſelbſt aber auch zugleich Ihre brave, treue Denkart gegen Ihren Mann beweiſen. Was hernach am Berge geſchah, würde nicht geſchehen ſein, wenn nicht die wunderſchöne Natur um uns her unſer ſimpathetiſches Gefühl bis zur höchſten Höhe getrieben und der Strom unſerer Empfindungen ſolchergeſtalt uns fortgeriſſen hätte.

Henriette. Das iſts eben; das hätte nicht geſchehen ſollen.

Robert. Was iſts denn nun aber, bei Allem, was heilig und gut iſt, weiter, wenn zwei Schuldloſe, die an nichts Thieriſches denken, im allſeligſten Gefühl ihrer trauteſten Simpathie einmahl ſo weit gehen, daß der Freund an den Buſen der Freundin ſinkt? Ich ſank gewis reines Herzens hin und dachte nichts Böſes dabei. Haben Sie etwas Böſes dabei gedacht?

Henriette. Nein, bei Reinwalds Schatten! nein!

Robert. Nun, ſo haben wir euch nichts Böſes gethan.

Henriette. Was ſprachen wir aber dabei?

Robert. Ich glaube — gar nichts.

Henriette. Ja, es war unter uns von Liebe die Rede. Was Sie antworteten, kommt freilich auf meine Rechnung; denn ich fing an. Ich glaube, ich ſagte noch, Liebe mache uns Gott ähnlich.

Robert. Nun, wenn wir von einer Liebe, die Gott ähnlich macht, geredet haben, ſo trug unſer Herz keine Schmach davon. Sehen Sie, himmelreine Freundin, daß alſo von uns nichts Böſes geſchehen iſt. Sie tragen die Quelle Ihrer Beruhigung in Ihrem eigenen guten Bewußtſein mit ſich umher; ſchöpfen Sie nun auch aus ihr.

Henriette. Waren Sie mir aber in den Augenblicken nicht Mehr, als mein Mann?

Robert. Darüber kann ich gar nicht entſcheiden; inzwiſchen ſcheints mir wenigſtens nicht nothwendig zu folgen. Sie dachten da gewis nicht an Ihren Mann.

Henriette. Nun ia und alſo!

Robert. Haben Sie denn nicht auch Augenblicke, wo Sie ſich an der Natur erfreuen? So könnten Sie ſichs auch zur Sünde anrechnen, daß Ihnen in ſelbigen die Natur Mehr wäre, als Ihr Mann. Da denken Sie aber auch nicht an Ihren Mann. Ja, wenn Sie zugleich an ihn dächten, beide mit einander verglichen und dann fühlten, daß Ihnen die Natur Mehr wäre, als Ihr Mann, ſo wär's nicht recht. Alſo wenn Sie da, als wir ſo herzlich wurden, an Ihren Mann gedacht, ihn mit mir verglichen und dann gefühlt hätten, daß ich Ihnen Mehr ſei, wie Er, dann — dann — — aber ſo nicht. Und — er ſelbſt hat uns frei geſprochen, hat uns beiden das Zeugnis gegeben, daß wir gut wären, und geſagt, wir ſollten zufriden ſein.

Henriette, die zurückſinkt. Ich — nicht. Mir iſt ſchon Recht geſchehen, daß ich ihn verlohr. (legt ſich mit dem Geſicht nach der Wand hin und ſcheint ſchlafen zu wollen.)

Robert, als er das griechiſche Profil, das er zuerſt in einer Dorfſchenke ſah, im Helldunkel lange und ſtill betrachtet. Schlafen Sie?

Henriette ſchwieg. Robert ſchlich von ihrem Bette in ſein Zimmer und trat wieder ans Fenſter.

»Nun bin ich wieder nicht weiter mit ihr, als vorher. Ich bin wohl gar rückwärts und habe ſie in der Meinung geſtärkt, daß ich noch nicht gefunden, was ich ſuchte. Warum entdeckte ich ihr nicht meine Verbindung mit Eliſen, als ich ſchon im Begrif war, es zu thun? Ihre Frage war's, die mich wieder davon abbrachte; die Frage, ob ſie auch meine erſte Freundin bleiben ſollte. That ich auch brav gegen ſie, daß ich die Frage beiahete? War's nicht eine offenbare Unwahrheit, die ich ihr damit ſagte? Nein, gar nicht! Eliſe wird meine Frau; Henriette bleibt meine erſte Freundin. Es iſt mit mir, wie mit ihr. Reinwald ihr Mann und ich ihr erſter Freund. In demſelben Verſtande, in welchem ſie mich ihren erſten Freund nennt, nenne ich ſie meine erſte Freundin. — Ob ſie das aber auch wohl ſo gemeint hat? — Ja, ſo, wie ich ihr der erſte, der liebſte Menſch nach Reinwald bin: ſo will ſie mir auch der erſte, der liebſte Menſch nach Eliſen ſein. — Ich weis aber von Reinwald, ſie weis nichts von einer Eliſe. — Das thut nichts; denn mehr, als ſie glaubt, daß ich ihr ſein dürfe, kann ſie auch mir nicht ſein wollen, oder ſie widerſpräche ſich ſelbſt. Ich ſehe nun ihren ganzen Plan mit mir durch. An Ehe oder an eigentliche Liebe denkt ſie nicht; das iſt nun ausgemacht. Ihr immerwährender Geſellſchafter, Begleiter ſoll ich ſein. Täglich will ſie Gelegenheit haben, wieder mit mir bis an den Punkt zu kommen, wo wir am Berge waren, und wohl noch weiter, und keine dieſer Gelegenheiten will ſie benutzen oder von mir benutzen laſſen. Das nennt ſie büſſen; und ſo oft dann eine ſolcht Gelegenheit unbenutzt vorbeigeſtrichen iſt, ſoll ihr ihr Herz ſagen, daß ſie für dort wieder gutgemacht. Was wird das aber für eine Lage für mich! Warlich, die ärgſte Tortur für's Herz! Da ſoll ich ſitzen und büſſen mit Henrietten, und vor mir ſchwebt Eliſe? Und wenn ich dann auch in der ſchönſten Natur und in der einſamſten Einſamkeit nie wieder an ihren Buſen ſinke, weil ich im Geiſte an einem mir noch lieberen Buſen ruhe — kann ſie dis ich oder mir für etwas anrechnen? Wenn ann nun vollends Eliſe herkäme, ſoll ſie twa unſern Büſſungen müſſig zuſehen? Oder wenn ſie ſchriebe, ich ſollte zu ihr komen; oder ſie ſchriebe nicht und käme nicht nd ich müſte ſie von neuem ſuchen, was denn dann? Es geht gar nicht an, daß ich Henrietten das werde, was ſie will, daß ich ihr werden ſolle. Daß ich ihr ſo viel werden könnte, dazu iſt mir Eliſe zu viel. Hier iſt alſo gar kein anderer Rath, als Henriette mus von Eliſen wiſſen ſobald, als möglich. Ein Schlag wirds ihr ſein, das glaub' ich nun ſelbſt; aber es iſt ein unvermeidlicher Schlag; er mus einmahl geſchehen, und ie länger ich ſie in der Unwiſſenheit hinhalte, deſto mehr kann ſie mir hernach mit Recht den Vorwurf machen, daß ich ſie in ihrem Irthum beſtärkt hätte. Alſo Robert — raſch zur Entdeckung!«

Damit nahm der kühne Held eins ſeiner Wachslichter, zündete es an Henriettens Nachtkerze an, ſtellte es neben dieſe, um zur Entdeckungsſcene mehr Tag zu erſchaffen, und näherte ſich Henrietten, die unterdeſſen feſt eingeſchlafen war. Das Herz pochte ihm; das Vorhaben ſollte vollbracht ſein. Gewaltſam ſie zu wecken, ſchien ihm Grauſamkeit. Er gerieth auf den Einfall, das Licht herbeizuholen, ob ſie etwa allmählich davon erwachte. Das Licht that ſeine Wirkung, aber — nicht die verlangte. Henriette ſchlief fort; Robert, das Licht in der Hand, bekam Gelegenheit, ihr herrliches Profil noch beſſer zu betrachten. Die Freude über ihn ſchien ſie ſchon ganz aufferordentlich erquickt zu haben. Alle Züge von Melancholie waren auf ihrem Geſicht erloſchen; ieder Muskel hatte ſich wieder gehoben; ein ſanftes Roth beſtrich wieder ihre Wangen; ihr Buſen wogte mild; ihre maleriſchen Hände lagen ruhig auf der Decke. Ein Anblick einer wahrhaftig ſchönen Schläferin!

Robert hielt ſein Wachslicht ſteif und feſt und es ging ihm wie dem Wachslichte, als er es an Henriettens Nachtkerze anzündete. Das Anſchauen der holden Schläferin hatte ſo viel Seligkeit für ihn, daß ihm ſein Licht bald nicht hell genug dazu brannte; er wollte es putzen und putzte es aus. So, wie das Licht ausging, ging ſein deutlicheres Bewuſtſein wieder auf. Er ſchlich von

Henriettens Bette abermals unverrichteter Sachen weg und ſtellte ſich in ſeinem Zimmer von neuem ans Fenſter.

»Sie ſchlief zu ſchön. — Wer könnte ſie wecken? — Sie bedarf des Schlafs. — Sie ſchlafe ſanft und ſüs! — Warlich, ein Weib, werth, vollkommen glücklich zu ſein! — Warum iſt ſie doch nun zu immerwährendem Unglück beſtimmt? — Recht viel Aehnlichkeit mit Eliſen. — Mus ſie ia auch haben; denn ſie paſſte auf der Stelle ſehr zu meinem Ideale, das Eliſe erſchöpft. — Welche Metamorphoſe in ihrem Aeuſerlichen ſeit den wenigen Stunden, daß ich hier bin! — Wie ſie ausſah, als ſie ſchlief, da ich kam, und wie ſie nun ſchlafend ausſieht! — Wer hat die ſchnelle Verwandlung bewirkt? — Robert, offenbar du! — Und dis geſtiftete Gute wollteſt du wieder zerſtören? — So iſts wohl am rathſamſten, du ſagſt ihr nichts von Eliſen. — Nichts von Eliſen? Warum nicht? Warum nicht?«

Haſtig zog Robert ſeinen Thomſon hervor und bemerkte nun erſt den Mangel des Lichts. Er eilte zu Henriettens Nachtkerze, las den Abſchiedsbrief, betrachtete die Silhouette und forderte Eliſen zu ſich, ihm zu ſagen, was er thun und laſſen ſolle. Eliſe erſchien ihm, aber nicht ſo deutlich, als vorhin, und ſprach — „Sag ihr ia von mir! — Sag ihr ia nichts von mir!“

Henriette bewegte ſich ſtark, indem ſie ſich im Schlaf auf die andere Seite legte. Die Erſcheinung hatte ein Ende. Robert lies Thomſon auf dem Tiſche liegen und ging an Henriettens Bette. Sie ſchlief noch. Er ſetzte ſich zu ihr und wartete auf ihr Erwachen; nochmals feſten Entſchluſſes, ihr noch in dieſer Nacht die Entdeckung von Eliſen zu machen. Lange ſas er ſo vergeblich, bis ihn auch der Schlaf überfiel. Sein Kopf ſank, ſank immer tiefer, ſank zuletzt an Henriettens Buſen. Da lag er in derſelben Lage, wie am Berge, und wuſte hier noch weniger, was er that, als dort.

Henriette hatte lange nicht recht geſchlafen; Robert lange nicht. So ſchliefen ſie ſo bis über den hellen lichten Morgen hinaus und träumten ſich, die Eine an Reinwalds, der Andere an Eliſens Buſen hin. Frau von R. kam, um zu fragen, wie ſich die Patientin befinde. Der Anblick, welchen ſie hier bekam, gewährte ihr die angenehmſte Ueberraſchung. Robert lag an Henriettens Bruſt, als wenn er Seligkeit einſaugte; Henriette lag mit ihrem Kopfe auf dem ſeinigen und umſchlos ſeinen Hals mit der rechten Hand, als wenn ſie ihn an ſich drückte, um die Seligkeit noch inniger einzuſaugen. Schon fing Frau von R. an, zu ihrer erſteren Erklärung der Sehnſucht Henriettens nach Robert zurückzukehren; ſchon verſprach ſie ſich ſelbſt von Roberts Seite keinen ganz unerwünſchten Ausgang der Sache. Die Schläfer ſchlafen zu laſſen, ward auf der Stelle ihr Entſchlus. Sie ſah die Thüre nach Roberts Zimmer offen, ſchlich hinein und fand, daß ſein Bette ganz ungebraucht geblieben ſei, woraus ſie ſchlos, daß er die ganze Nacht bei Henrietten zugebracht habe. Sie ſchlich wieder zurück, ſah Thomſon liegen, ſchlug ihn auf, betrachtete die Silhouette und las Eliſens Abſchiedsbrief. Auf der Stelle ſank die Hofnung wieder, die ſie ſich von Robert gemacht. Der Anblick der beiden Schläfer ward ihr nun der räthſelhafteſte von der Welt. Sie verlies ſie in aller Stille und verbot ihren Leuten, ungerufen ins Krankenzimmer zu gehen.

Robert war der Erſte, welcher erwachte. Als er die Augen aufſchlug, ſah er, wo er war, und die Hand, welche ihn umſchlos. Wie, wenn er in Himmel und Hölle zugleich käme, ſo ward ihm. In gröſter Angſt ſeines Herzens kroch er unter dem ſchönen Arme hervor, ſchauete Henrietten, deren Reitze der lange ſtärkende Schlaf noch mehr erhub, noch einmahl an, verlies ihr Bette, eilte in ſein Zimmer, machte die Thüre hinter ſich feſt zu, öfnete das Fenſter und ſah in den herrlichen Park hin. Sein Herz verſuchte, bei dem romantiſchen Anblick ſich zu heben, ſank aber ſogleich noch tiefer, als zuvor. Aeuſerſtunſtät ging er bald umher, bald ſetzte er ſich. Die Gedanken, welche ihn durchkreuzten, waren zu ſchweifend, zu vielartig; als daß er erſt nur einen davon feſthalten und mit ihm etwas anfangen konnte. Endlich —

„Wenn ſie das wüſte! — Wer denn? Welche meinſt du denn? Meinſt du Eliſen? — Nein, ich meine Henrietten. — Du meinſt doch wohl Eliſen? — Nein, Henrietten! Eliſe könnts in Gottes Nahmen wiſſen, könnte alles mitangeſehen haben. Ich ſetzte mich ia mit dem Vorſatze, von ihr zu reden, an Henriettens Bette, und ſo folgte eins aus dem andern. Henriette ſchlief; Niemand ſprach mit mir und hielt mich munter. Müde war ich; ſo ſchlief ich auch ein. Wer ſitzend ſchläft, der neigt ſich, neigt ſich immer tiefer und ſinkt zuletzt. Nun ſas ich an Henriettens Bette und Henriette hatte ſich umgewendet und das Geſicht nach mir gekehrt, ſo ſank ich an ſie. Henriette lag höher, als ich ſas; ſo ſank ich mit meinem Kopfe an ihren Buſen. Das iſt der ganze Proces, wie er von mir, ohne daß ich ein Wort davon wuſte, geführt ward. — Es hat auch nur ſo ausgeſehen, als läge ich an Henriettens Buſen; im Geiſte lag ich an Eliſens; denn ich träumte von ihr. Es war ein ſeliger Traum, den ich träumte. Wenn ſie davon wüſte, ſie würde mir ſelbſt den Rath geben, öfter ſolche Schlafſtelle zu ſuchen, damit ich öfter ſo träumte. — Ich wills aber doch nicht wieder thun. — Das mein' ich nicht ſo, als wollt' ichs meinetwegen nicht wieder wagen; nein, Henriettens wegen nicht. Dißmahl iſts ſo abgegangen, daß ſie nicht weis, was geſchehen iſt. Sie ſchlief, als ich kam, und ſchlief, als ich ging. Wenn ſie es aber wüſte!! Nun würde ſie ſich doppelte Vorwürfe machen, würde von doppelter Büſſung reden. — Wie aber ihr

Arm nur um meinen Hals gekommen ſein mag? Ich habe ihn doch gewiß nicht um mich gelegt, ſonſt wäre ſie wohl davon aufgewacht. Und wenns auch wäre, ſo hätt' ichs im Traume gethan und hätte alſo, von Eliſen träumend, nach Eliſens Arm gegriffen. Aber Henriette hats gewis ſelbſt gethan; entweder durch bloſſen Zufall, als ſie ihren Arm anders gelegt, da er dann gerade um meinen Hals fiel, — oder auch im Traume, als wenn ſie ihn um Reinwalds Hals legte. — Es war, als wenn ſie mich recht an ihr Herz drückte. — Wenn ſie das wüſte! Ganz auſſer ſich würde ſie ſein, und ich würde wieder zu demonſtriren haben lang und breit, daß wir dadurch nichts Böſes gethan. Alſo — ſo einer Gefar darf ich ſie nicht wieder ausſetzen. — Ich kann's mir nicht ſchlimm genug vorſtellen, wie es hätte ablaufen können. Wie leicht wäre es möglich geweſen, daß ſie erwachend nicht gleich deutliche Ideen gehabt hätte. Wenn ſie dann von Reinwald geträumt hätte, ſo könnte ſie im letzten noch übrigen Schlaftaumel mich für ihn angeſehen, mich im Ernſt an ihr Herz gedrückt und geküßt haben, und wenn ſie hernach deutliche Ideen bekommen und den Irthum eingeſehen hätte — was würde das bei der hohen Reitzbarkeit ihres Gewiſſens für einen Auftritt gegeben und was für unüberſehbare Folgen würde der Auftritt gehabt haben! Ich, wenn es mir ſo ginge, würde bald zwiſchen dem, was ich bei deutlichen, und was ich bei undeutlichen Ideen thäte, zu unterſcheiden im Stande ſein; aber — ſo denkt ſie nicht. — Wie ihr nun ſein wird, wenn ſie ausgeſchlafen hat? Ich glaube, daß ſie aufſteht und in einigen Tagen völlig wiederhergeſtellt iſt. Sie hatte ia ſchon ihr ganzes himliſches Geſicht wieder. — Schade, Jammerſchade um ſo ein ächtſchönes Weib! — Aber ſie mus, mus treu bleiben ihrem Reinwald, wie ich meiner Eliſe, und wenn ich dieſe auch ienſeits erſt wiederfände. — Wenn ich nun nur wüſte, was für Eindruck meine Entdeckung von Eliſen auf ſie machen würde! Sie gehört freilich nicht unter die gewöhnlichen Weiberſeelen; fürchterlich aber wär's doch, wenn ich ſie damit von neuem und noch tiefer zu Boden ſtürzte. Eliſe meinte ia auch zulezt, ich ſollte ihr lieber Nichts ſagen. Vielleicht habe ich bald Gelegenheit, beſſer in ſie einzuſehen, wie ſie die Entdeckung aufnehmen werde; ſo will ich dieſe wenigſtens vor der Hand ausgeſezt ſein laſſen. Dis halte ich nun ſogar ſchon für Humanitätspflicht und wie dürfte ich wider die Humanität gegen meine erſte Freundin verſtoſſen?«

Frau von R., die Robert gehen gehört hatte, lies ihn zum Deieuner einladen.

»Unſere Patientin ſchläft noch. Ich glaube, daß ſie den ganzen Reſt ihrer Krankheit vollends verſchlafen werde.«

Robert. Das gebe doch der Himmel!

»Ich bin drüben geweſen. Sie ſieht ſo wohl und ſo munter aus, als wenn ihr gar nichts gefehlt hätte. Wie doch der Geiſt auf die Maſchine bald mörderiſch, bald wiederbelebend, wirken kann!“

Robert. Bei ſolchen Perſonen, wie ſie iſt, iſt das gewöhnlich der Fall.

„Aber welche Freude mus es für einen theilnehmenden Mann, wie Sie, ſein, wenn er ſo eine Wunderkur verrichten kann, die ihm alle Aerzte der Welt nicht nachthun mögen! Sind Sie denn nun auch recht froh darüber, daß Sie zu mir kamen?“

Robert. Wenn es ſich wirklich ſo verhält, wie ich nun ſelbſt faſt glauben mus, ſo ſegne ich meine Eliſe noch tauſendmal mehr, daß ſie mich hieher ſchickte.

„Sie haben ihr doch noch nichts von dieſer geſagt?“

Robert. Bis iezt noch nicht.

„Und ſagen ihr doch auch in Zukunft nichts?

Robert. Ich bin faſt willens, noch Anſtand damit zu nehmen, um erſt zu erforſchen — —

„Nun, das iſt brav. Ich dachte es doch wohl, daß Sie Ihren Vorſatz ändern würden. Sie ſehen ia nun, was für eine allmächtige Stärkungskraft der Gedanke, Sie wieder zu haben, auf ſie beweiſe; ebenſo allmächtig würde ſie der entgegengeſetzte Gedanke, Sie wieder verliehren zu ſollen, aufs neue zu Boden werfen.

Robert. Ja, endlich mus ſie aber doch Alles wiſſen und — —

„Mit der Zeit, ia, ia; nur vor der Hand nicht. Wenn Sie ihr aber die Entdeckung machen, ſo thun ſie es wenigſtens nicht ohne mein Wiſſen. Ich bin eine ruhigere Beobachterin Henriettens; ich kann über den rechten Zeitpunkt dazu beſſer urtheilen, als Sie. Sie könnten voreilen damit.“

Robert. Glauben ſie denn noch, daß Henriette einen gewöhnlichen Wittwenplan auf mich gemacht habe?

„Nein, im Ernſt nicht mehr, und ich bitte es ihr im Herzen ab. Einen Plan aber hat ſie doch mit Ihnen.“

Robert. Ja, den hat ſie gewis, aber einen ganz andern.

„Ich glaube ihn zu errathen. Durch die Entdeckung von Eliſen aber würde auch dieſer ihr Plan in ihren Augen ſcheitern, und ſo — —“

Robert. Meine Lage paſſt nur ein- für allemahl auch zu dieſem Plane nicht, und ſo — —

„Bleiben Sie bei Ihrem Vorſatze und nehmen Anſtand. Laſſen Sie ihr den Troſt, welchen ſie an Ihnen hat, ganz, wenigſtens ſo lange, als möglich.“

Robert. Manchmahl denke ich, wir könnten doch wohl Beide in Vorſtellung des Eindrucks irren, den die Nachricht von Eliſen auf ſie machen würde. Sie geht ganz ab von gewöhnlichen Menſchen, ſo, daß auch gewöhnliche Rechnungen bei ihr fehlſchlagen.

„Ich bitte Sie, wie kann ein Mann, wie Sie, der das menſchliche Herz ſo genau kennt, ſo urtheilen? Ja, wenn Eliſe todt wäre und Sie wären dann bei Henrietten, ſo — —. Dann wäre der Gegenſtand Ihrer Liebe auf beiden Seiten ienſeits. So aber, da der Ihrige noch diſſeits iſt, kann es nicht anders ſein, als daß — — “

Robert. Nun, ich gebe noch nicht alle Hofnung auf, ich will aber Ihren Rath befolgen.

Man brachte die freudige Nachricht, daß Henriette wirklich aufgeſtanden ſei und ſich angekleidet habe. Der Bediente ſetzte hinzu, daß ſie vermuthlich ihre Morgenandacht halte; denn ſie leſe ſehr aufmerkſam in einem Buche.

Robert. Warum nicht gar? Morgenandacht aus einem Buche! Das weis ich wohl, daß Reinwald, ohne Pietiſt zu ſein, ein Freund des Gebets — beſonders des Morgengebets war, wie ieder vernünftige gute Menſch; aber dazu hat

Henriette zu aufgeklärt bei ihm denken gelernt, daß ſie zu einem Gebetbuche ihre Zuflucht nehmen ſollte.

Frau von R. Sie müſt's etwa iezt aus Geiſtesſchwäche thun; weil ihr Kopf bei dem Fantaſiren ſehr gelitten haben könnte.

Robert. Nein, nein! Ihr Mann hat ein Buch über Trennung und Wiedervereinigung geſchrieben; darin wird ſie leſen.

Der Bediente kam wieder und referirte, daß Henriette das Buch weggelegt habe und knieend bete.

Robert. Das laſſe ich gelten. So hat ſie's von Reinwald gelernt.

Der Bediente kam abermals und berichtete, daß Henriette nun ganz fertig mit beten ſei. Frau von R. und Robert gingen zu ihr.

Henriette ſas am Tiſche, wo die Nachtkerze gebrannt hatte, ruhete mit dem Kopfe auf dem Arme und — ſah aus, wie ein erſchrockener Engel. — Thomſon lag neben ihr.

So, wie Robert Thomſon erblickte, gerieth er in Schwebe zwiſchen Freude und Angſt. Daß er ihn in der Zerſtreuung da liegen laſſen, war ihm lieb und nicht lieb. Geleſen hatte Henriette nun, und ſo war der Schlag geſchehen, ohne daß er ihn hatte thun müſſen. Was es aber für Eindruck auf ſie gemacht haben werde, darüber war er in qualvoller Erwartung. Der Wunſch, daß er Thomſon nicht liegen gelaſſen haben möchte, ergrif ihn ſchon heftig. Frau von R. erſchrack noch dreimahl mehr, als er, ohne daß er wuſte, warum, und glaubte ſichs nicht verzeihen zu können, daß ſie das Buch nicht lieber weggenommen und geradezu Robert geſagt hätte, daß ſie ſie beide ſchlafend betrachtet habe. Sie ſtand ſtumm da — Robert ſtand ſtumm da — beide ſahen Henrietten ſo zweideutig an, als wenn ſie das böſeſte Gewiſſen hätten.

Henriette, die ſich mit einem hohen Grade von Geiſteskraft zu ſammlen ſcheint und aufſteht. Sehen Sie einmahl, gütige Frau von R., wie ſchnell ſich mein Zuſtand gebeſſert hat. Wie hätte ich mir geſtern wohl vorgeſtellt, daß ich heute mein Bette verlaſſen würde?

Frau von R. Das iſt ia unausſprechlichſchön. Iſt Ihnen denn auch recht wohl? Wenn Sie ſich nur nicht zu zeitig aus dem Bette gemacht haben!

Henriette. Ich denke doch nicht. (Robert ſpricht vor ſich — Nun iſts über; Gottlob, daß es ſo gut überging. — Henriette greift nach Thomſon.) Und hier, mein erſter Freund, haben Sie Ihr Buch wieder. Ich danke Ihnen, daß Sie mir die Nachricht von Ihrem Glück auf ſolche Weiſe beigebracht haben.

Robert, der Thomſom mit einer Art von Ungeſtüm einſteckt und ſich vor die Bruſt ſchlägt. Bei meinem Herzen — es iſt nicht mit Vorſatz geſchehen. Ich las da darin und habe ihn unverſehens liegen gelaſſen.

Henriette. Sagen Sie mir nur, wann Sie dis gethan haben. Ich habe Sie ia nicht wieder geſehen. Zwar, ich habe recht feſt geſchlafen und ſehr angenehm geträumt. Ich träumte von Reinwald. Er ſas neben mir am Bette und ich drückte ihn an mein Herz.

Robert, erſt freier athmend, und dann wieder beklommen. Ich — ging ab und — zu und — mein Licht war aus und — da las ich da und — —

Henriette, die ihm die Hand reicht, während daß ihr wider ihren Willen aus iedem Augenwinkel eine Thräne entquillt. Nun ſind Sie glücklicher, als ich. Doch — wohl Ihnen!

Robert, von neuem äuſerſt beklommen. Um nichts glücklicher — um nichts! Sie haben verlohren, was Sie fanden; ich verlohr, was ich fand.

Henriette, der die Thränen nun über die Wangen rollen. Ja, Sie doch aber nur auf Wiederfinden hier ſchon — ich auf Wiederfinden dort erſt.

Frau von R. eiligſt. Unſer Freund bleibt ja bei uns, ganz bei uns; auch, wenn er ſie wiederfindet. Dann zieht ſie auch her und wir leben alle beiſammen.

Henriette. Nun, ſo wollen wir nun recht viel ſprechen von Reinwald und Eliſen. — Wenn Sie es erlauben, gnädige Frau, ſo komme ich nach einer Viertelſtunde lieber auf Ihr Zimmer. (blickt Robert frei an)

Robert, als er mit der Frau von R. allein iſt. Gott ſei geprieſen, daß der Schlag vorüber iſt! Worüber ich mir den Kopf noch zerbrochen hätte, wie ich es anfinge, das hat ein Zufall, eine Nachläſſigkeit von mir bewirkt. Ah, wie frei iſt meine Bruſt nun! Sehen Sie wohl, daß ich doch Recht hatte, wenn ich meine Hofnung nicht ganz aufgab, daß der Eindruck davon vielleicht nicht ſo ſchlimm ſein werde, als wir fürchteten.

Frau von R. Dis glauben ſie im Ernſt? Und ich glaube, ich werde Recht haben. Hörten Sie nicht, wie ſie in Anſehung des Verlohrenhabens den Unterſchied zwiſchen Ihnen und ſich fand, von dem ich vorherſagte, daß ſie ihn finden müſte? Ich ſprach nur gleich dazwiſchen, daß ſie ihm nicht weiter nachhangen ſollte. — Mich müſte alles täuſchen, wenn ich nicht den Zuſtand, in welchem ſie iezt war, für Spannung, oder für prämeditirte Verſtellung halten ſollte.

Robert. Des Leztern iſt Henriette nicht fähig. Und das Erſtere wirds doch nicht ſein?

Frau von R. Ich kann mir's gar nicht vorſtellen, daß ſie ſo geſchwind darüber hinweg ſein ſollte. Es iſt gegen alle Menſchenkenntnis und noch mehr gegen alle Henriettenkenntnis.

Robert. Sie hat viel reine Vernunft und —

Frau von R. — auch viel Hang zur Schwärmerei, wollen ſie ſagen. — Doch, vielleicht denkt ſie auch wohl — (will dieſe Worte zurücknehmen)

Robert. O was wollten ſie iezt ſagen, edle Frau?

Frau von R. Wenn Sie es hören können — wohlan! Sie tröſtet ſich vielleicht damit, daß Sie Eliſen nie wiederfinden.

Robert. Das wäre entſezlich. Aber — wär's, ſo würde ich mich gewis noch weniger zu Henriettens erſtem Freunde ſchicken, als ſo.

Frau von R. Kinder, die Sache wird mir immer ängſtlicher.

Henriette ſtellte ſich mit ihren Strickbeutel ein. Kaum hatte ſie ſich geſezt, ſo lenkte ſie das Geſpräch auf Reinwald und Eliſen. Bald ſprach ſie von ienem, bald von dieſer. Oft verwechſelte ſie Rein-

wald mit Robert und Eliſen mit ſich. F
von R. nickte Robert drohend zu und
den Vorſchlag, den übrigen Morgen li
im Park zuzubringen.

Henriette, als ihr Robert eine S
roſe bringt. Eine herliche Blume n
Schönere Roſen gibts wohl ienſe
nicht? (ſteckt ſich die Roſe vor die Br
Obs dort auch wohl Roſen gibt? Ob R
wald zuweilen eine für mich pflückt? (
koſet die Roſe) Dieſe hat er wohl gepflü
Dieſe ſchickt er mir wohl? (reiſſt die
von der Bruſt wieder ab) Nein, ſie iſt n
von ihm. (zu Robert) Da haben Sie
wieder. Sie müſſen mir keine Roſe ge
Ueberhaupt haben die Roſen der Erde Do
Ob die Roſen ienſeits auch Dorne ha
mögen? Das kann wohl nicht ſein. S
wär's ein traurig Ding um den Menſch
und ſo wär's droben nicht beſſer, als
unten. Hier gibts keine Freude, die n
nach einiger Zeit ſticht, und keinen Tr
der am Ende nicht ſtachelt. (ſä

an, ſehr haſtig zu ſtricken) Und wer einmal hier unglücklich wird, der mus es leider ganz werden. (ſteht mit Heftigkeit auf und eilt aus dem Park)

Frau von R. Da haben wir's. Wer hat nun Recht gehabt? Das ſoll gut werden.

Robert, ſtarr zur Erde ſehend. O hätt' ich Thomſon da nicht liegen laſſen!

Frau von R. Und ich wollte, daß ich ihn weggenommen und Ihnen im Stillen wiederzugeſtellt hätte. Ich dachte aber, ich wollte Ihnen etwas — ich weis ſelbſt nicht was — erſparen.

Robert, der ſchnell aus einem Affekt in den andern übergeht. Waren Sie bei ihr, als ich da war?

Frau von R., ſich übereilend. Ja.

Robert. O ſo bin ich Ihnen über das, was Sie geſehen haben, eine Erklärung ſchuldig.

Frau von R. Das war's eben, was ich Ihnen erſparen wollte. Darum legte ich

das Buch auf dieſelbe Stelle wieder hin,
ich es gefunden hatte.

Robert. Haben Sie das Buch au
ſchlagen? Haben Sie geſehen und geleſen

Frau von R. Ich kanns nicht le
nen — ia! Ich war neugierig, was
ein Buch es ſein möchte, und da — —

Robert. Edle Frau, deuten Sie
den gehabten Anblick für beide Theile re
Weder Henriette, noch ich, wuſten, w
mit uns vorging. Sie ſchlief; ich w
müde und ſchlief auch ein. Da ſank
und ſank, bis ich dahin ſank, wo Sie m
liegen ſahen.

Frau von R. Meintwegen ha
Sie dieſe Erklärung gar nicht nöthig. D
was ich da im Buche geſehen und geleſ
gibt ſie mir ſelbſt an die Hand.

Robert. Aber — daß ia Henriette
etwas davon erfare, in welcher Lage ich ein
Theil der Nacht bei ihr zugebracht. Un
beruhigend würde ſie ſonſt darüber ſein.

Frau von R. Nun verſteht ſichs allerdings, daß es Geheimnis unter uns bleibe. Sie ſind mir Beide ein Paar ſonderbare Leutgen. Sagen ſie mir aber, was will aus ihr werden?

Robert, in den vorigen Affekt, aber nur halb, zurückkehrend. Vieleicht war das doch nur ein bald vorübergehender Zuſtand.

Frau von R. Ach, wenn Sie wahr ſprächen! Ich fürchte das Gegentheil.

Robert. Meine Hofnung gründet ſich erſtlich darauf, daß der Vorgang auf ihren körperlichen Zuſtand keinen ſchlimmeren Einfluß hatte.

Frau von R. Das ſteht erſt noch bevor, lieber Freund. Jetzt iſts Spannung bei ihr. Laſſen Sie dieſe vorüber ſein; wie wirds dann mit ihr ausſehen?

Robert. Und — am Ende kommt es, wenn ſie nur erſt etwas ruhiger iſt, auf eine Erklärung unter uns Beiden an. Ich will warlich Alles thun, was meine Verbindung mit Eliſen mir verſtattet; und wenn ich ihr dann werde begreiflich gemacht haben, daß unſer freundſchaftliches Verhältnis bei meinem Verhältnis mit Eliſen im Weſentlichen nichts verlieren ſolle, ſo rechne ich Alles auf die Stärke ihrer Denkkraft.

Frau von R. Nun, ſo ſtudiren Sie ia recht darauf, wie Sie ſie ſolchergeſtalt beruhigen. Ich mus ihr wohl nachgehen und ſehen, was ſie macht.

Henriette betete, als Frau von R. in ihr Zimmer trat; weshalb dieſe wieder zurückgehen wollte.

»Bleiben Sie bei mir: ich bin eben fertig. — Es war wohl das klügſte Theil, was ich erwählte, daß ich hieher in die Einſamkeit ging. Ich glaube, ich hätte mich ganz vergeſſen. Ich ſprach wohl recht durcheinander?

Frau von R. Etwas ſchienen Sie überſpannt, Liebe. Wie iſt Ihnen aber nun?

Henriette. Beſſer, nachdem ich, die Reinwaldſche Kur gebraucht habe.

Frau von R. Es waren vermuthlich noch die letzten Folgen von Ihrer Krankheit...

Henriette. Keineswegs! Warum ſollte ich etwas verheelen, das Ihnen doch nicht unbemerkt geblieben ſein kann? Das Buch iſt Schuld daran. Ich nehme den Herzenskündiger zum Zeugen, daß Alleinliebe für Reinwald meine ewige Stimmung ſei; allein ich kann nicht drüber weg, daß Robert nun, da er gefunden, nicht ſo mit voller Herzlichkeit mich — — — Aber was will ich doch? Was werde ich doch noch reden?

Frau von R. Es hört uns ia Niemand. Sprechen Sie ſich aus — Sie thun beſſer.

Henriette. In ieder Trautheit mit mir wird ihn nun der Gedanke an ſie unterbrechen, und wenn ich dann denken werde, er ſei in aller Fülle bei mir, ſo iſt er zur Hälfte bei Eliſen. Es kann auch nicht anders ſein. Er exiſtirt ia nur einmahl, und Eliſe geht freilich vor.

Frau von R. Sollte es nicht daſſ ſein, was es mit Ihnen iſt? Sie lie ia auch Ihren Reinwald und dennoch k Robert dabei Ihr erſter Freund ſein, war ſollte er nicht auch Eliſen lieben und doch Ihnen ſeine erſte Freundin finden könn Denken Sie einmahl recht darüber nach.

Henriette. Das iſt ein himmelwe Unterſchied. Ich weis einmahl, daß Reinwald dort erſt wiederfinde; er a hoft Eliſen hier noch wiederzufinden. benimmt ihm die Wärme für mich.

Frau von R. Aber Gute, Sie ko ten ia doch auch in ihm Ihren erſten Fre ſchon finden, als Reinwald noch le warum ſollte er denn nicht daſſelbe könn und wenn Eliſe auch wirklich hier wä Halten Sie ihn denn für weniger herzl als Sie ſind? (Henriette ſchlägt die Au nider) Und wer weis, ob er ſie wied findet?

Henriette, die Augen ſchnell wieder hebend. Wie meinten Sie?

Fr

Frau von R. Ich ſagte, Wer wüſte, ob er Eliſen ie wiederfände.

Henriette, munterer. Glauben Sie das? Der Gedanke iſt mir auch ſchon eingefallen. Ich wage es kaum zu ſagen — ich habe es ſchon gewünſcht. Aber — das iſt wohl ſehr unrecht von mir? Und was würde es auch helfen? Er würde doch noch immer hoffen, ſie wiederzufinden, und ſo würde ihn die Ungewisheit darüber nur noch weniger aufgelegt zur Trautheit gegen mich machen. Sterben müſte ſie auch, wie Reinwald, und er müſts wiſſen, daß ſie todt ſei, wie ichs von Reinwald weis. Dann wäre volle Simpathie unter uns Beiden. Aber — das iſt wohl noch weit mehr unrecht von mir gedacht? Der arme Robert! Wie ich in Gedanken mit ihm umgehe! Eliſe iſt ſein ganzes Glück und er ſoll ſie verliehren! — Auf der einen Seite iſts gut, daß er gefunden hat; denn ich mus treu bleiben meinem Reinwald, und ſo auch er nun ſeiner Eliſe. Auf der andern aber — — ia, wenn er ſie dort auch erſt wiederzufinden hoffen dürft wie ich meinen Reinwald, was für ein Beiſammenſein müſte dann für uns ſein, wa für eine allerhöchſte Simpathie unter uns! – Hat er Ihnen nichts erzählt, wie und wo e ſie gefunden hat? Hat er ſie Ihnen nich beſchrieben?

Frau von R. Ich habe noch ga nicht darüber mit ihm reden können. Jc weis vor der Hand nichts weiter, als wa Sie wiſſen, und was wir aus dem Buch gelernt haben.

Henriette. Ein herrliches Profil, wi es da in der Silhouette ſtand! Und was fü eine edle, fromme, treue, empfindungsvolle Seele ſpricht aus dem Briefe! Ja, ia ganz ſo, wie die ſein mus, die er lieben ſoll Er hat ſie lieben müſſen, ſobald er ſi fand. Und dabei möchte ich geweſen ſein, als er ſie fand. Ich kanns Ihnen gar nich beſchreiben, wie herzlich er werden kann, wenn er ſo ſeine Leute findet. Ich glaube, ſolcher Herzlichkeit ſei unter Miſſionen Männern immer nur einer fähig. Ein wahres Glück für ihn, daß er nur ſelten ſo einen Fund thut; denn er weis ſich hernach für Freude nicht zu laſſen und äuſert dieſe ſeine Freude mit der ihm eigenen Offenheit und Naifetät, die gewöhnliche Menſchen misverſtehen. Er iſt ein gar zu lieber edler junger Mann. Mein Reinwald hatte ihn auf der Stelle ſo lieb, als wenn es ſein Bruder wäre, und ſchätzte vorzüglich an ihm ſeinen ſchwärmeriſchen Hang zu feinerer Sinnlichkeit und zu den höheren Freuden der Liebe. „Ich wollte dich ihm getroſt anvertrauen, ſprach er einſt, und wenn's auf Jahre lang wäre; denn dieſer kriſtallhelle Spiegel nimmt auch nicht das kleinſte Fleckchen an.“ (thut einen hohen Seufzer)

Frau von R., die die Rolle der Beobachterin meiſterhaft geſpielt hatte. Es iſt gewis, daß man in keiner Geſellſchaft ſich beſſer befinden könne, als in der ſeinigen, und ſchwerlich kann es einen guten Menſchen geben, der ihn nicht auf der Stelle gleich lieb gewönne.

Henriette. Was urtheilt er ietzt von mir? Er beurtheilt mich doch nicht falſch?

Frau von R. Gewis nicht. Er ſchätzt Sie als ſeine erſte Freundin noch immer nach wie vor, ſagt, daß er Alles zu ihrer Zufriedenheit beitragen wolle, und verſpricht ſich nun viel von einer ausführlichern Unterredung mit Ihnen. Ich dächte deshalb, Sie ſtellten dieſe bald an.

Henriette. In den erſten drei Tagen nicht. Ich mus mich in der That erſt dazu ſammlen, daß ich nicht wieder durch einander rede. Auch habe ichs mir ſo als Selbſtprüfung ausgedacht, daß ich ihn gleich anfangs auf dreimahl vierundzwanzig Stunden freiwillig entbehre. Freilich eine lange Zeit — zwei und ſiebenzig Stunden; aber deſto beſſer. Hernach will ich mit ihm nach Reinwalds Grabe. Da wollen wir die Unterredung halten.

Frau von R. Das widerrathe ich doch, liebe Freundin. Sie wiſſen ja, daß Sie dieſes Plätzchen der Erde vermeiden ſollen, ſo heilig es Ihnen auch iſt. Wer wüßte, was das wieder für Einflüſſe auf Ihren ganzen Zuſtand hätte?

Henriette. Ach nein; deshalb ſein Sie unbeſorgt. Iſt mir's doch in der Hauptſache nun gelungen, daß ich Robert wieder zur Seite habe. Was wir aber zuſammen über die Zukunft ſprechen, das müßte von rechtswegen Reinwald hören; und da er das nicht kann, ſo ſoll uns wenigſtens ſo ſein, als hörte er es Wort für Wort; und ſo muß es da geſchehen, wo ſeine irdiſche Hülle ruhet. Wir müſſen doch gleichſam einen neuen Bund machen — wir müſſen Bedingungen und Schranken uns ſetzen — — dis alles kann nirgends ſo feierlich geſchehen, als da.

Frau von R. Darf ich Sie wenigſtens alsdann auf der kleinen Reiſe begleiten?

Henriette. Nein, wackere Frau, das verbitt' ich. Ganz allein, ganz ſeelenallein mus ich da mit ihm ſein.

Das Geſpräch dauerte noch weiter fort und währte wohl einige Stunden. Robert ſtrich unterdeſſen erſt im Park und dann auf den Waldhöhen umher und ſuchte ſchon die ſchönſten Plätze aus, wo er mit Eliſen ſitzen wollte. Der Gedanke an ſie ergrif ihn ſo enthuſiaſtiſch wieder, daß er ſich von allem dem, was ſeit zwölf Stunden vorgegangen war, wegdachte und förmlich vergas, daß er iezt auf dem Gute der Frau von R. ſei, bis er zur Mittagsmahlzeit gerufen ward.

Er fand nur zwei Kouverts, und als er nach Henrietten fragte, erwiederte ihm Frau von R. daß ſie ſich vorgenommen habe, drei Tage lang allein zu ſein, um ſich zur Unterredung mit ihm vorzubereiten. Den Plan aber, dieſe Unterredung an Reinwalds Grabe zu halten, verſchwieg ſie ihm und ſezte bloß hinzu, daß ſie, nach Henriettens Aeuſerungen zu urtheilen, ſich den beſten

Erfolg von der Unterredung verſpreche, denn ſie ſcheine in der That ſich ſchon zu ſammeln. Robert ward über dieſe Nachricht äuſeſt froh und brachte die Zwiſchenzeit gröſtentheils in der Geſellſchaft der Frau von R. zu, der er ſeinen ganzen Lebenslauf ſeit der Abreiſe von ihr erzählte, und die immer noch tauſend Fragen über iede ſeiner Such- und Findegeſchichten an ihn zu thun hatte. Beſonders machte der Zug in Eliſens Karakter, daß ſie, ob der Vater ſie gleich eventualiter enterbt, ſich doch nicht von ihm hatte trennen und von Robert entführen laſſen wollen, einen ſo ſtarken Eindruck auf ſie, daß ſie ihr den Nahmen eines auſſerordentlichen Mädgens gab und für Begierde brannte, ſie kennen zu lernen. Als ſie alles von ihr gehört hatte, was ſie hören konnte, that ſie die Frage an Robert, was er glaube, ob er ſie ie wiederfinden werde, oder nicht.

Robert, hohen Muths. Gewis finde ich ſie wieder. Umſonſt iſt für uns nicht ſo viel geſchehen. Es gehört ia weniger dazu, daß ich ſie wiederfinde, als dazu, daß ich ſie fand.

Frau von R. Ich wünſche es Ihnen. Denken Sie aber an Reinwald.

Robert. Ja, freilich wuſte dieſer viel darüber zu ſagen, daß die, die ſich am unausſprechlichſten liebten, oft am erſten wieder getrennt würden.

Frau von R. Davon weis ich nichts; ich meine, daß ihn auch Henriette ſo bald wieder verlohr, ohne ihn wiederzufinden; bei Eliſen kommt nun vollends die unausſprechliche Geiſtesunruhe, in der ſie doch ſchweben mus, dazu, und nach dem Abris, den Sie mir von ihr machen, zu urtheilen, kann iene nicht anders, als — —

Robert. Ah, ſie iſt eine ſtarke Seele — männlich an Muth und Dulderkraft. Wäre ſie das nicht, ſo wäre ſie in die Trennungslage nicht eingegangen; da ſie dis aber gethan hat, ſo wird ſie auch die Lage überſtehen.

Frau von R. Sie begab ſich in eine Lage, deren Qualen ſie nicht eher in ihrem ganzen Umfange kannte, als bis ſie ſie wirklich empfand.

Robert. Hat nichts zu ſagen, Frau von R.; die Kraft des Gebets kennet ſie auch und weis ſie ächtchriſtlich zu benutzen.

Frau von R. Wenn Sie ſie nun aber nicht wiederfänden?

Robert. Sie meinen — wenn ſie nicht bald ſchriebe, nicht bald etwas von ſich ſehen oder hören lieſſe? So ſuche ich ſie wieder.

Frau von R. Wie wollen Sie das machen?

Robert. Ich reiſe wieder nach ihr.

Frau von R. Nein, Beſter! Das war's eben, was ich von Ihnen wiſſen wollte. Das müſſen Sie mir verſprechen, nicht zu thun. Es laſſen ſich ia ſonſt wohl andere Suchmittel ausfindig machen. Sagen Sie, was ſollte aus Henrietten werden?

Robert. Kommt Zeit, kommt Rath. Aber — von der Reiſe, wenn ſie ſein mus, hielte mich auch die Nachricht von Eliſens Tode nicht ab. Alsdann reiſete ich zu ihrem Grabe und bauete mir eine Hütte bei ſelbigem und wohnte da.

Frau von R. Wie lange haben Sie ſich denn Zeit geſetzt zu warten?

Robert. Das weis ich dieſen Augenblick ſelbſt noch nicht. Noch iſts zu früh. Ich warte mit ieder Poſt auf einen Brief. Lange aber, lange darf er nicht mehr ausbleiben.

Frau von R. Ich erfare es dann doch wohl vorher, daß Sie nicht einmahl fort ſind, ohne daß ichs weis?

Robert. Ja, das verſpreche ich Ihnen. Ich ſag's Ihnen eine Stunde vorher. Aber — nun auch das Gegenverſprechen, daß Sie alsdann auch nicht einen Verſuch machen, mich in meinem Vorſatze zu ſtören.

Kurz auf dieſes Geſpräch, welches an Henriettens drittem Selbſtprüfungstage im Park vorfiel, kam Henriette heiterer, als man geglaubt, zur Geſellſchaft, nahm

Robert auf die Seite und ſagte ihm, daß ſie nun zu der Unterredung, welche er wünſche, bereit ſei. „Aber an Reinwalds Grabe wollen wir ſie halten.“

Robert. O herrlich, herrlich! Ich hatte ſo ſchon den Plan, einmahl eine Stunde an der Stäte zuzubringen, die die Gebeine meines Freundes deckt.

Der nächſte Morgen gleich ward zur heiligen Wallfart beſtimmt. Frau von R. empfohl Henrietten ihrem Begleiter auf die Seele an, daß er ihr auf den Fall zu heftiger Eindrücke auf iede Art zu Hülfe käme. Henriette bezeigte ſich ſo muthig, als wenn ſie zu ihrem Manne ſelbſt von einem Beſuche zurückreiſete, den ſie der Frau von R. gegeben.

Der Morgen war melancholiſchdüſter. Die Wallfarter ſtiegen vor dem Dorfe ab und gingen auf den Kirchhof. Auf dem freieſten Platze ragte ein Bluhmenhügel hervor, den Henriette ſelbſt bepflanzt und ein wackeres Mädgen im Dorfe nach ihrem Wegzuge gewartet und gepflegt hatte. Wie, als wenn dieſer kein anderer, als Reinwalds Hügel, ſein könnte, führte Robert ſeine Freundin gleich an ihn hin.

Henriette wand ſich von ihm los, kniete ans Grab hin, küſſte es und betete mit gen Himmel erhobenen Händen lange und ſtill. Thränen der Liebe entfloſſen ihr und heiligten mit dem Gebete zugleich die Ruheſtäte des Edlen. Robert lies ihr Zeit und verſenkte ſich unterdeſſen in tiefe Betrachtungen über die Räthſel in den Schickſalen ſo mancher Liebenden.

Die Beterin ſtand auf, pflückte Levkoien und Okuluschriſti und reichte ſie Robert. „Ich weis nicht, warum ich hier nicht ſein ſoll, und iſt mir doch nirgends beſſer, als hier. Freilich iſt er ſelbſt nicht hier; aber das, was die Erde noch von ihm aufzuweiſen hat, iſt doch hier. — Wir wollen uns darneben ſetzen.“

Beide ſetzten ſich ſo, daß ſie den Grabhügel in der Mitte hatten.

Henriette, nach dem Predigerhauſe hinweiſend. Dort war es, dort, wo ich das gröſte Glück und das gröſte Unglück meines Lebens empfand. Erſt das ſeligſte aller Beiſammenſein; dann die fürchterlichſte der Trennungen. Jenes nun theuer, theuer erkauft durch dieſe! Doch — dis hieſſe nur gewöhnlich kalkulirt. Nein, nicht theuer, wenigſtens nicht zu theuer. Das kleine Beiſammengeweſenſein hier legt ia den Grund zum groſſen langen Wiederbeiſammenſein dort. Und — war er nicht der edelſten Männer Einer? Welcher Preis könnte zu theuer und zu hoch geweſen ſein, für den ich ewiges Beiſammenſein einſt mit Ihm hätte erkaufen müſſen? Warum lenkte er doch ſo oft das Geſpräch darauf, daß es möglich ſei, daß wir einander früh verlöhren? Ahndete er wohl ſeinen frühen Tod? Warum pflegte er mich, wenn wir davon geſprochen hatten, mit dreifacher Wärme an ſein Herz zu drücken? Du Guter, da haſt du wohl immer in voraus Abſchied von mir nehmen wollen, weil du es hernach nicht konnteſt!

Robert. Etwas Aehnliches ſah ich einſt, als ich mit ihm über die Matërie geſprochen hatte und Sie dazu kamen. Der Vorgang machte ſchmelzende Eindrücke auf mich. — Kein wirkliches Abſchiedswort, auch nicht eins, erfolgte von ihm im Tode?

Henriette. Nicht eine Abſchiedsſilbe! Er legte ſich gleich, als er von dem Kranken kam, und in den wenigen Stunden, daß er noch bei ſich war, hielt er ſich gar nicht für in Gefar, ſondern meinte, daß ihm nach genoſſenem Schlafe völlig wieder wohl ſein werde. Er ſchlief lange und ging aus dem Schlafe in einem ſchlafähnlichen Zuſtand über, aus dem ihn alle ſeine Aerzte nicht retten konnten.

Robert. Wuſte er denn nicht die Art der Krankheit deſſen, den er beſuchen ſollte? Er hielt ia ſonſt auch überhaupt nicht viel von dem Nutzen ſolcher Beſuche.

Henriette. Er wuſte Alles; er wollte auch erſt nicht hingehen. Weil es aber der beſte Mann im Dorfe war, ſo konnte er es nicht über ſein Herz bringen und ward darüber zum Märtirer ſeines Berufs. Der Kranke hatte ihn in der Raſerei noch an ſich geriſſen, geherzt und geküſſt.

Robert. Alſo — den Tod zugeküſſt!

Henriette. Ja, ſo war's. Es mag ein ganz eigenes Verhältnis ſein, das nun zwiſchen Beiden droben deshalb Statt findet. Ich kam dabei zum kürzeſten. Gehts mir doch immer ſo. Denken Sie einmahl recht über mein Schickſal nach. Einſt hatte ich zu viel, war zu reich; ich hatte Ihn und Sie. Nun hab ich Ihn ganz verlohren, und Sie halb.

Robert, erſchüttert die Hand ihr über den Hügel reichend. Mich haben Sie noch ebenſo ganz, wie ſonſt — bei Händedruck über den Gebeinen des Edlen — noch ebenſo ganz!

Henriette. Sie mögens wohl recht gut mit mir meinen, Lieber, indem Sie mir dis verſichern; aber — es iſt ia doch einmahl in Ihrer Lage nicht möglich.

Robert. Das iſts, worüber ich Sie nun, nachdem Sie meine Lage kennen, unter vier Augen zu ſprechen wünſchte. Hören Sie mir recht zu, meine erſte Freundin. Sie bleiben doch treu Ihrem Reinwald, nicht wahr?

Henriette. In alle ewige Ewigkeiten!

Robert. Das heiſſt alſo — Sie lieben nur ihn, wollen ihn nur lieben, dürfen ihn nur lieben; nicht auch wahr?

Henriette, wie befangen. Ja.

Robert. Nun, ebenſo mus ich auch treu bleiben meiner Eliſe — nicht wahr?

Henriette, aus ganzer Seele. Ja wohl müſſen Sie das.

Robert. Das heiſſt — ich liebe nur Eliſen, will ſie nur lieben, darf ſie nur lieben; nicht auch wahr?

Henriette, nidergeſchlagen. So hätt' ich dann mein Urtheil gehört.

Robert. Nicht doch, Irdiſchhimliſche! Ich will nicht einmahl gedenken, daß meine Treue gegen Eliſen doch eben darin beſtehen müſſe, worin Sie ſelbſt glauben, daß Ihre Treue gegen Reinwald beſtehen müſſe; ſondern — es kommt hier nur Alles auf den Unterſchied zwiſchen *Lieben* und *Liebhaben* an. Sie lieben Reinwald nur, haben mich aber herzlich lieb; ſo liebe ich auch Eliſen nur, habe Sie aber herzlich lieb.

Henriette. Wie denken Sie ſich denn den Unterſchied zwiſchen Lieben und Liebhaben blos?

Robert. Eliſen, meine künftige Gattin, habe ich *vor allen andern weiblichen Seelen ohne Ausnahme* lieb — d. h. *ich liebe ſie*; Sie habe ich *nach Eliſen vor allen übrigen* lieb — d. h. *Sie ſind meine erſte Freundin*.

Henriette. Lieben iſt ſonach Mehr, als Liebhaben . . .

Robert. Allerdings. Die, welche ich liebe, mus ich auch liebhaben; die aber, welche ich liebhabe, brauche ich nicht gerade zu lieben. Lieben kann ich nur Eine, liebhaben Mehrere.

Henriette. Alſo könnten Sie auſſer mir auch wohl noch Mehrere liebhaben?

Robert. Warum denn nicht? Aber — ſtufenweiſe und immer mehr mit Abfall. Aufs allerhöchſte liebhaben heiſſt lieben, und darum kann ich nur Eine lieben. Wie könnte ich denn zwei zugleich aufs allerhöchſte liebhaben? So wäre es ia nicht das allerhöchſte Liebhaben. Der Grad des Liebhabens, welcher auf den allerhöchſten folgt, gehört der erſten Freundin, und das ſind Sie mir. Laſſen ſich denn aber unter dem Grade des Liebhabens, der auf den allerhöchſten folgt, nicht noch viel mehr Grade denken, ehe das eintritt, was man Gleichgültigkeit nennt? Der allerhöchſte Grad iſt gegen alle übrigen der allerhöchſte, der nächſte an den allerhöchſten wieder gegen alle auf ihn folgenden der allerhöchſte u. ſ. ſ.

Henriette. Mein Verſtand faſſt das wohl, aber meinem Herzen wills nicht ein. Auf ſolche Weiſe äuſert ſich auch wohl ieder verſchiedene Grad des Liebhabens verſchieden? (erſchrickt über ihre eigene Frage) Ach — verſtehen Sie mich ia nicht falſch und gewöhnlich.

Robert. Wie könnte ich das? Wir harmoniren ia ſo innig über die höheren Freuden der Liebe. Die Aeuſerungen des Liebhabens in den verſchiedenen Graden ſind allerdings auch verſchieden; aber in dem allerhöchſten und in dem auf den allerhöchſten folgenden Grade iſt die Verſchiedenheit faſt unmerklich.

Henriette. Und ich dächte, da müſte die Differenz am allermerklichſten ſein.

Robert. Warum das?

Henriette. Weil da gerade die Grenze zwiſchen Lieben und blos Liebhaben iſt.

Robert. Nicht doch, Beſte! Es findet ia gar keine ſolche Grenze Statt. Es iſt Alles Liebhaben; nur der allerhöchſte Grad des Liebhabens heiſſt zum Unterſchiede Lieben.

Henriette. Wenn nun aber Kolliſionsfälle eintreten, ſo mus doch der auf den allerhöchſten folgende Grad des Liebhabens dem allerhöchſten nachſtehen. . . .

Robert. Das geſchieht ebenſo unmerklich nur, als unmerklich beide Grade an ſich verſchiden ſind.

Henriette. In der Theorie klingt das wie wahr; aber laſſen Sie uns einmahl die Praxis zur Hand nehmen. Wenn z. E. Eliſe erſt hier ſein wird, wird ſie Sie nicht oft allein haben wollen? Verliehre ich Sie dann nicht allemahl ganz, ſo oft dis geſchieht? Iſt da der Unterſchied nicht merklich?

Robert. Ich bin ia auch zuweilen mit der Frau von R. allein. Und — Eliſe denkt, wie ich. Sie wird auf der Stelle mit

Ihnen ſimpathiſiren, wie ich mit Ihnen, und ſo wird unſer allerſeitiges Beiſammenſein ſelten unterbrochen werden.

Henriette. Aber ich werde Sie alsdann nicht mehr zuweilen allein haben können?

Robert. Warum das nicht auch?

Henriette. Wer weis, wie Eliſe darüber denken wird?

Robert. Ganz ſo, wie ich.

Henriette. Ja, werden Sie denn ſelbſt auch wohl Ruhe bei mir allein haben? Werden Sie nicht fühlen, daß Sie ſie unterdeſſen einbüſſen, und bei mir nur immer wie auf der Flucht ſein?

Robert, wie in Nothwehr. Waren Sie es denn, Liebe, als Ihr Reinwald noch lebte, wenn wir ſo manche ſelige ſimpathetiſche Stunde allein genoſſen?

Henriette. Ja, können Sie auch, was ich konnte?

Robert. Sie liebe Stolze! Gewis kann ich das. Ueberhaupt wird es noch weit

Mehr ſein, wenn Eliſe erſt hier iſt und wir Alle in Ruhe ſind. Das ſeligſte Beiſammenſein denke ich mir alsdann für uns Alle.

Henriette. Ich habe ſie in der That ſchon herzlich lieb, ehe ich ſie noch einmahl kenne; aber — in den Weg iſt ſie mir doch recht getreten.

Robert. Auf keine Weiſe, meine erſte Freundin; denn — lieben durfte ich Sie ia doch nicht, ſo wenig, als Sie mich lieben dürfen. Oder wollten Sie etwa, daß ich Sie liebte, ohne daß Sie mich liebten? Ich dürfte ia dis ſo wenig thun, als Sie es merken dürften, daß ich es thäte. Laſſen Sie doch Eliſen nur erſt hier ſein; Sie werden ſehen, alle Ihre Wünſche ſind erfüllt.

Henriette. Ja, und wenn ſie dann kommen wird, ſie, die Sie am allerhöchſten liebhaben, wird in den Augenblicken Ihre Freude, ſie wieder zu erhalten, nicht viel — viel gröſſer ſein, als Ihre Freude, mich ſchon zu haben? Wird da Ihre erſte Freundin nicht verlaſſen da ſtehen, während daß Sie ſich gar nicht wieder aus den Armen Ihrer Geliebten winden können? Iſt da etwa auch kein Unterſchied merklich?

Robert. Die Freuden des Wiederfindens machen ihrer Natur nach überall eine Ausnahme. Sagen Sie mir, wenn heute oder morgen einer Ihrer Freunde, den Sie blos in einem nidrigen Grade lieb hätten, zu uns käme, würden Sie mich nicht über ihn zu vergeſſen ſcheinen, ſich anfangs mehr und lebhafter mit ihm unterhalten, als mit mir, ia, froher durch ihn ſein, als durch mich? Sobald aber die Scene des Wiederfindens und Wiedererhaltens in die Scene des Behaltens und Beſitzens übergeht, kehrt Alles wieder zur Regel zurück und die Grade des Liebhabens nehmen in ihren Aeuſerungen wieder den gehörigen Gang.

Henriette. Oder nun gar, wenn Eliſe nicht käme und Sie nichts von ihr erfüren?

Robert. So müſte ich ſie allerdings von neuem ſuchen.

Henriette.* Sehen Sie den himmelweiten Abſtand des allerhöchſten Grades des Liebhabens von dem nächſtfolgenden, den Sie mir als ſo unmerklich beſchreiben können? Arme Henriette, arme erſte Freundin, nun ſiehſt du das dir bevorſtehende Schickſal! Auf dieſen Fall hätte ich Sie ia dann gar nicht und käme ganz um Sie.

Robert. Ich käme ia wieder, Beſte!

Henriette. Aber was bis dahin?

Robert. Sie könnten auch die Reiſe mitmachen. Wir könnten Beide ſie ſuchen.

Henriette, äuſerſt gehoben. Wie? Das dürft' ich? Das dürft' ich im Ernſt?

Robert. Ja, hier iſt meine Hand über Reinwalds Grabe darauf. Aber — das bleibt unter uns noch.

Henriette, beide Hände in ſeine Hand legend. Nun, ſo werde hier unſer Freundſchaftsbund auf das heiligſte erneuert, beſtätigt, verſiegelt! So trennet uns nie etwas wieder, als der Tod.

Robert, der ſeine andere Hand auch zulegt, wodurch ſie ſich einander nähern und Stirn an Stirn legen. Nichts, als der Tod!

Henriette, als ſie eine Zeitlang ſo gelegen, aufſtehend und die Arme gen Himmel breitend. Und du, Geiſt meines Reinwalds, ſegne und benedeie von oben herab unſere Freundſchaft! Heilig und rein, wie die Geſelſchaft der Vollendeten, der Verklärten, die du genieſſeſt, ſoll auch die unſrige ſein. Komme ich dir einſt nach, ſo bin ich wieder ganz dein und führe auch meinen erſten Freund in deine Arme. Ach, wäre die Stunde ſchon da — wäre die Stunde ſchon da!

Jezt blickte Henriette von Himmel herab auf Robert und breitete von Himmel herunter ihre Arme nach Robert aus. Robert that daſſelbe. Beide näherten ſich einander, umarmten ſich über dem Grabe und gaben ſich der Freundſchaft heiligen Kus.

Henriette, ſich zurückziehend. Aber nun nie wieder ſo ein Hinſinken, ſo ein Herz an Herz, wie dort am Berge — — die Hand darauf!

Robert, der einſchlägt. Nie wieder!

Henriette. Und nie wieder ſo ein Legen Stirn an Stirn, wie vorhin.

Robert. Nie wieder!

Henriette. Und nie wieder ſo einen Kus, wie alleweile, der das Siegel ewiger Freundſchaft ein- für allemahl war.

Robert. Nie wieder!

Henriette pflückte nun auch Bluhmen für ſich. Robert fühlte ſeit dem Kuſſe etwas Aehnliches von dem, was er unlängſt, das Licht in der Hand, am Bette der holden Schläferin empfand. Man nahm Abſchied von Reinwalds Grabe und beſchlos, öfter die Wallfart hieher zu machen und mehr ſolche heilige Morgen zu genieſſen.

Als ſie zum Kirchhofe hinaus gehen wollten, begegnete ihnen ein Mädgen mit einer Gieskanne.

Henriette. Du pflegſt wohl meine Bluhmen dort? Ach, biſt du's!!

Robert. Wer iſt ſie?

Henriette. Es iſt die arme Waiſe, deren Vater Reinwald den Tod zuküſſte. Ich glaube noch, ſie denkt an Vergütung dabei.

Robert, ſanft überraſcht. Gott, welche naife Bravheit! — Wie kommſt du hierauf, gutes Mädgen? Hat dir's etwa deine Mutter befolen?

Henriette. Sie hat ia auch keine Mutter mehr.

Mädgen. Ich habe es von ſelbſt gethan. Als die Frau Paſtorin von hier weggezogen war, da ſtanden die Bluhmen alle ſo traurig. Ich dachte, keinem Menſchen im Dorfe käme es wohl mehr zu, ſie zu warten, als mir. Der gute Herr! Ueber meines Vaters Tod wollte ich mich wohl beruhigen; aber über ſeinen Tod kann ich mich gar nicht zufriden ſtellen. Ich wars, die ihn rief. Ach, wenn ich doch nur nicht hingegangen wäre; ſo lebte er noch. (ſenkt den Kopf und ſchwenkt die Gieskanne hin und her) Und die arme liebe iunge Madam da! Und das arme kleine Karlchen!

Robert. Mache uns das Herz nicht von neuem ſchwer, Mädgen! Es hat ſo ſein ſollen. Und du haſt aus Kindespflicht den Gang gethan.

Mädgen. Ja, er verlangte doch gar zu ſehr nach ihm; denn er hatte ihn immer ſo lieb gehabt. Keine Predigt verſäumte er ihm, und wenn er aus der Kirche kam, war er ſo vergnügt, als hätte ihm Einer zehen Thaler geſchenkt. Mein Leben, ſprach er oft, wollte ich für unſern Magiſter laſſen. Der gute Herr Magiſter! Nun hat er ſein Leben für ihn laſſen müſſen. (Henriette mahlt mit ihrem Stockſchirme Särge im Sande) Die ganze Gemeine kann ihn noch immer nicht vergeſſen. Als ſie ſahen, daß ich die Bluhmen begos, wollten ſie mich iährlich dafür bezahlen; aber pfui, wie hätte ich Geld für ſo etwas nehmen können!

Robert, der Henrietten anmerkt, daß es Zeit ſei, das Geſpräch abzubrechen. Wakkeres Mädgen, aber von mir nimmſt du doch etwas an? (zieht ſeine Börſe.)

Mädgen. Ja, wenn Sie mir kämen! Nein, ich nehme von keinem Menſchen, und wenns der liebe Gott wäre, etwas dafür. Das iſt nur eine kleine Mühe und meine Herrſchaft erlaubts mir, täglich dreimahl herzugehen. Und wenn noch ſo viel zu thun iſt, ſo muß ich Alles ſtehen und liegen laſſen. (ſieht die Levkoien in Roberts Hand) Ach — warum haben Sie das gethan! die ſchönen Bluhmen! Wenn das die Bauern wüßten! Eine Strafe von zwei Thalern haben ſie darauf geſetzt, wenn Jemand Bluhmen abpflückte. Blos wenn Einer ſtirbt, bekommt er ein Bouquet davon mit in den Sarg.

Robert. Siehſt du wohl, uns wird es ſchon erlaubt ſein. Die Frau Paſterin hat ſie ia gepflanzt. Setze nun deine Treue gegen den lieben Herrn Reinwald fort und begieſſe ſeine Bluhmen recht fleiſſig. Wir kommen bald wieder.

Mädgen, mit ihrer Gieskanne weiter gehend. Ja, aber — ohne Bluhmen wieder abzupflücken. Auch das letzte Knöſpgen mus bleiben, bis es der Wintermann zerſtört.

Als Robert ſich umſah, war Henriette ſchon vom Kirchhofe. „Es ward mir doch zu viel“ ſprach ſie, als er ſie wieder einholte. Robert fing an von der Herzensgüte zu reden, welche man ſo oft bei Landleuten antreffe, lenkte hernach das Geſpräch auf die Natur, in deren Schoſſe ſie den gröſſern Theil ihres Lebens zubrächten, ward Lobredner des Lebens im Freien, weckte dadurch Henriettens ſimpathetiſches Gefühl und ſtellte ſo ihre vorige ruhigere Stimmung wieder her.

Frau von N. hatte mit Angſt der Zurükkunft der Wallfarter entgegengeſehen und genos nun die Freuden des Ueberraſchtwerdens in hoher Maſſe, als ſie Henrietten ſo kraft- und muthvoll wiederkommen ſah, wie ſie von ihr gefaren war. Henriette that, als wollte ſie auf ihr Zimmer gehen, ging aber zur Amtmännin. Unterdeſſen muſte Robert der Frau von R. die Scene am Grabe erzählen und empfing von ihr den wärmſten Dank für die nun vollendete Kur ihrer Freundin. Nach einer Stunde kam Henriette zurück und hatte ein Kind an der Hand.

»Da hab' ich mir meinen kleinen Karl wiedergeholt. — Was das Kind für eine Freude über mich hatte! — Von Allem, was mir lieb iſt, hat man mich auch trennen wollen.

Frau von R. Es war ia alles ſo gut gemeint. Sobald Sie nur ſtark genug wieder ſind, ſollen Sie ia auch Alles wieder haben.

Henriette, wehmüthiger. Meinen Reinwald auch?

Frau von R. Wollte Gott, auch dis wäre möglich!

Henriette, indem das Kind ihre Fü
umfaſſt. Mein Karlchen! Mein herzen
liebes Karlchen! (führt den Kleinen zu R
bert) Sehen Sie einmal den einzigen Ze
gen heiligſter Erdenliebe! Hat er nicht ga
das bidere menſchenfreundliche Geſicht de
Vaters?

Robert, der ihn auf ſeinen Arm nimm
O du allerliebſtes Kind! Biſt ia ein wahr
kleiner menſchlicher Engel. Sieh mich do
einmahl recht an mit deinen lieben blaue
Augen. (Karl ſieht ihn erſt freundlich a
und fällt ihm hernach mit beiden Aermche
um den Hals) Ach — ſo gut meinſt du
mit mir? Kennſt du mich denn etwa noch?

Karl. Vater — todt — todt.

Robert, dem das Herz bricht. Ja woh
du lieber Junge, todt — todt. Aber ſ
du nur zufrieden! Wir haben dich ia alle ſ
lieb.

Karl, ſein Köpfchen auf Roberts Schul
ter legend. Du mein Vater ſein willſt? (ih
die Backen ſtreichend) Ei, ſei's doch!

Henriett

Henriette, nahe an Freudenthränen. J Karlchen, wer gibt dir denn den Gedanken ein? Du ſprichſt ia, als wenn du's ſchon verſtändeſt.

Robert, in höchſter Herzlichkeit. Ja, Kroneniunge, ich will dich lieben, wie dich dein Vater nur lieben konnte, und wenn du erſt gröſſer wirſt, ſollſt du auch bei mir lernen, wie bei deinem Vater.

Karl, freudig. Karl auch recht artig ſein will.

Robert, in vollem Affekt ihn vor ſich hin haltend. Du Herzensherzenskind — wie ſchön iſts doch, daß wir dich haben! Das ganze gute Gemüth deines Vaters ſteht dir ſchon aus den Augen. Du lieber Reinwald im Kleinen, werde auch einſt Reinwald im Groſſen. (drückt ihn an ſein Herz) Hier ſchlägts für dich, wie für deinen Vater. Bleib ia bei uns und lebe einſt länger, wie Er. (gibt ihn der Mutter wieder) Wir wollen ihn gemeinſchaftlich erziehen und er ſoll uns immer die lebhafteſte Erinnerung an unſern edlen Verklärten ſein.

Henriette. Sein Liebſtes iſt Bildern, und wenn ich ihm einen Bleiſtift gebe, ſo kann er ſtundenlang vor ſich ſitzen und Striche damit hin und her machen.

Robert, lächelnd. Das wird die erſt Aeuſerung des Erbtalents ſein. Wenn e dazu Luſt hat, damit wollen wir ih ſchon beſchäftigen mit der Zeit.

Henriette. Haben Sie ihren ſchönen Vorrath von Zeichnungen noch?

Robert. Nichts mehr von Allem, wa Sie geſehen. Gerade in der Nacht drauf, als ich die traurige Annonce von Reinwald Tode geleſen, gerieth ich unter Räuber, di mir alle meine Habſeligkeiten nahmen. E war, als ſollte mich alles Unglück auf einmahl treffen.

Henriette. Sie Armer!

Frau von R. Ja, dieſe Erzählung laſſen Sie ſich bald einmahl geben; ſie wir viel Intereſſe für Sie haben.

Robert. Alles, was ich iezt von Zeichnungen beſitze, beſteht in Proſpekten, die ich von Eliſens Thale und von andern ſchönen Thälern umher aufgenommen habe.

Henriette. In mir erwacht auf der Stelle mein alter Trieb zum Zeichnen wieder. Geben Sie mir wohl wieder Stunden?

Frau von R. Mir auch? — So können wir ſie zuſammen nehmen.

Henriette, mit einem Zuge von Unzufriedenheit. Wie es Ihnen gefällig iſt.

Robert, als wenn's ihm auch nicht ſo ums Herz wäre. Ich ſtehe den Damen zu Befehl.

Noch deſſelben Tages trug Frau von R. auf die erſte Zeichenſtunde an, die aber ſehr langweilig für ſie ausfiel. Henriette bekam die Proſpekte von Eliſens Thale zu ſehen, und der Anblick der heiligen Eiche ſchien ſie in Entzücken zu ſetzen. „Hier war's, wo ich Eliſen fand, ſprach Robert, und wies unter den Baum hin. Da ſtand ſie zum lezten mahle, da ich, und ſchwuren beide

dem Märtirerthum der Liebe.“ Still bli
Henriette auf die gezeigten Plätze; still bli
Robert auf ſie. Endlich fing Henriette i
Million Fragen über Eliſen an und Ro
hatte nichts zu thun, als ihr zu antwort
Um Frau von R. bekümmerte ſich keiner
beiden. So gings eine halbe Stunde;
gings drei Viertelſtunden. Die Zeich
ſtunde ward aufgehoben und traute Unter
dung trat an ihre Stelle.

Tags drauf machte Frau von R. ei
abermahligen Verſuch, Zeichenſtunde an
ſagen. Henriette grif gleich wieder nach d
Proſpekt mit der Eiche und ſo ging A
heute den ganzen geſtrigen Gang wieder f
Frau von R. fühlte ſich völlig überflü
dabei und that nun aus Herzensgüte i
Vorſchlag, daß man die Zeichenſtunden
ber zum Winter verſparen möge, da ſich R
bert und Henriette überhaupt noch ſo viel
erzählen hätten.

Der Vorſchlag ward ſehr gebilligt u
Henriette nahm bald Robert ganz für ſich

Beſchlag. Frau von R. ſah oft beide nicht weiter, als bei Tiſche. Zuweilen zürnte ſie ſcherzend darüber mit Henrietten, die dann immer nur noch um einige Tage Urlaub bat, um Alles aus Roberts Seele erſt heraus zu hören. Das traute Beiſammenſein der Beiden war bald auf Henriettens, bald auf Roberts Zimmer, bald im Park, bald in den Waldungen umher. Der kleine Karl machte unterdeſſen fleiſſig den Geſellſchafter der Frau von R., die ſich ſehr mit ihm abgeben konnte.

Robert lieferte eine ſehr ausführliche Erzählung ſeiner Suchgeſchichten; das Ende der Unterredung war aber allemahl Eliſe. Dann legte Henriette ihre Hände in die ſeinigen und ſah ihm dazu feſt in die Augen. Angelika intereſſirte ſie ſehr. So oft Robert von dieſer erzählte, vergas ſie auf Eliſen zurückzukommen und ſchien über den Enthuſiasmus befangen, mit welchem er von ihr reden konnte. „Iſts doch, fiel ſie ihm einsmals ins Wort, als ſprächen Sie von Ihrer erſten Freundin.“ Nein, erwiederte Robert, ich ſpreche von der Zweiten.

Eliſe lies nichts von ſich wiſſen. Robert beſtimmte im Herzen die noch übrige Wartezeit, dehnte ſie aber länger aus, als ſein erſter Wille geweſen war, ohne ſelbſt zu wiſſen, warum. Eliſens Erſcheinung ward ſeltener, und als er ſie einſt bewirken wollte, ſtellte ſich Eliſe nicht ein. Er erſchrack darüber und forſchte nach der Urſache. Dis hatte den Erfolg, daß er auf der Stelle den Entſchlus faſſte, das traute Alleinſein mit Henrietten unter irgend einem Vorwande auf einige Tage zu unterbrechen. Als er aber den Entſchlus ausführen wollte, war er zu ſchwach dazu; denn er glaubte nun ganz an Sünde, die er dadurch begehen würde, wenn er Henriettens Ruhe ſtörte. In der That fand ſich dieſe iezt auch überaus glücklich und ſprach ſogar gelaſſener von Reinwald. Die Zufridenheit, in der ſie lebte, erhub ihre Schönheit von Tage zu Tage und ſtellte ſie in Roberts Augen immer näher an Eliſen. Da Henriette fortfur, das Geſpräch auf dieſe zu lenken, ſo geſchah es oft, daß er plötzlich Bewegungen in ſeinen Innerſten empfand, die ihm Selbſtvorwürfe werden zu wollen ſchienen. Dann ſas er vor ſich hin geſenkt und blieb Henrietten die Antworten ſchuldig. Kaum bemerkte ſie dis, ſo reichte ſie ihm die Hand und bat ihn, ſie anzuſehen; da er dann ſofort wieder bei ihr war. So vergingen zwei Monate und Beide fühlten endlich gegenſeitige Unentbehrlichkeit. Einſt in einem ſehr hohen Grade dieſes Gefühls kam es zu ſonderbaren Aeuſerungen deſſelben.

Henriette, ihre Arme um ihn breitend und ihm recht in die Augen blickend. Iſt Ihnen ſo, wie mir?

Robert. Ich glaub' es; doch weis ich nicht gewis, was Sie meinen.

Henriette. Jeder Augenblick, in dem ich Sie nicht ſehe, hat nun nur halbe Exiſtenz für mich.

Robert. Und ich — wollte, daß es keine Nacht mehr gäbe.

Henriette. Ueber das Nachtweſen habe ich auch ſchon nachgedacht. Wir könnten ebenſogut in *einem* Zimmer ſchlafen, als wie in einem *wachen*; wenn nur die Leute im Hauſe nicht darüber ihre Alltagsgloſſen machten. So fiele unſer letzter Blick Abends auf einander und Morgens wieder unſer erſter. Beſonders könnten wir ſolchergeſtalt, wenn nun die Nächte erſt lang werden, manche ihrer ſchlafloſen Stunden verſchwatzen. Aber wie geſagt — *die Leute mit den Alltagsgloſſen*. . .

Robert. Der Einfall iſt herrlich, meine erſte Freundin; laſſen Sie uns ihn ausführen! Um den Alltagsgloſſen der Bedienten darüber auszuweichen, müſten wir die Frau von R. um Rath fragen, die gewis Mittel dagegen wiſſen wird.

Henriette. So vortreflich unſere Wirthin denkt, ſo weis ich doch nicht, ob ſie ganz frei von gewöhnlichen Urtheilen darüber bleiben dürfte.

Robert. Gewis! Ganz gewis! Dafür verbürge ich mich.

Henriette, den Kopf ſchüttelnd. Weis nicht. Weit trieben wir es auch dadurch, das iſt wahr; aber ich fände etwas ganz Auſſerordentliches darin, wenn wir es durchſetzten, und kann mich von der Idee gar nicht wieder losmachen. Ich wüſts, wie wir es möglich machen könnten, ohne daß es ein Menſch erfüre.

Robert. O ſagen Sie an!

Henriette. Einer von uns müſte allemahl ſein Lager auf Stühlen haben, und die Stühle würden ſo geſetzt, daß wir einander die Hand reichen und ſo unter Händedruck noch einſchlafen könnten. Weil das Lager auf Stühlen aber nicht das beſte iſt, ſo müſten wir eine Nacht um die andere abwechſeln.

Robert. Das brauchts nicht. Ich

kann auf jeder Stäte ſchlafen. In nächſter Nacht ſchlafen wir Probe.

Henriette. O mein erſter Freund, mein erſter Menſch nach Reinwald — etwas ganz auſſerordentliches führen wir aus. Aber — ſo etwas dürfen Wir auch nur. Das iſt bloſſes allerhöchſtes Gefühl von Unentbehrlichkeit für einander.

Robert, bider. Nichts weiter! Nichts weiter!

Henriette. Die Bedingungen, welche wir uns an Reinwalds Grabe gemacht, werden nun blos auch Bedingungen für unſere Nächte, wie für unſere Tage. Wir können ſie ebenſogut halten, wenn wir neben einander liegen, als wenn wir neben einander ſitzen.

Robert. Freilich! Freilich!

Henriette. Und der Grad des Liebhabens, der auf den allerhöchſten folgt, wird dadurch erſt vollkommen der Nächſte nach dieſem, wenn die nächtliche Trennung bei ihm wegfällt.

Robert. Richtig! Richtig!

Henriette. Ich will *noch eine* Frage an Sie thun; aber *nur an Sie könnte* ich ſie auch thun — Sie ſind ein Mann, der nichts falſch verſteht.

Robert. Seelen, wie Sie ſind, gewiß nichts.

Henriette. Vorausgeſetzt, aber nur vorausgeſetzt, daß ich nie von Reinwald etwas gewuſt hätte, ſo *könnte ich Sie lieben*. Nun vorausgeſetzt, aber ia auch vorausgeſetzt, daß Sie nie von Eliſen etwas gewuſt hätten, könnten Sie *mich lieben*?

Robert. *Dann ia! Ja dann!*

Henriette. Nun iſts gut. Nun iſt Alles vollendet zwiſchen uns. O wie freue ich mich auf die ſeligen Nächte! (beide neigten ſich ſo nahe an einander, daß nur noch ein Strohhalm zwiſchen ihren Lippen Platz hatte.)

Henriette, ſich wieder gerade ſetzend. Aber — Stabesbedingung heilig — *nie wieder einen Kuß!*

Robert. Nie wieder.

Der Abend kam. Henriette hatte Robert ſeit dem allervertrauteſten Geſpräch gar nicht mehr vom Arm gelaſſen; ſogar beim Eſſen nicht. Sie reichte ihm das Butterbrod, er ihr. Der kleine Karl ward gerufen und ſie ſtellten ſich ſo dicht neben einander, daß er ſie beide umklammern konnte. Dabei war Henriette ſo heiter, daß Frau von R. gar nicht begreifen konnte, was in ihr vorgehen möchte.

Man ſagte einander gute Nacht. „Schlaft wohl, ſchlaft wohl,“ rief Karl, als er von der Frau von R. in ſein Bettchen gebracht ward. Henriette ſetzte für Robert Stühle und — Seſſel. Robert legte Matratze und Kopfküſſen drauf. Henriette kleidete ſich aus, ſtieg zu Bette und klopfte an die Wand. Robert in weiſſem Nachthabit trat wieder herein, löſchte die Lichter aus und beſtieg ebenfalls ſein Lager. Geſicht ward gegen Geſicht gekehrt und nur noch ein dritter Kopf hatte Raum dazwiſchen.

Henriette. Nun die Hand recht herzlich her, Lieber! (Robert reicht ſie ihr) Ach ſo! So! Das nenn' ich Trautheit.

Robert. Ja wohl! Ja wohl!

Henriette. Gott, wie ſchön iſts doch, wenn Seelen ſich ſo einigen, daß ſie auch den letzten Halbgedanken, mit dem ſie einſchlummern, noch für einander haben, noch einander mittheilen! Ich kanns nicht beſchreiben, was für ein Himmel von Wonnegefühlen ſich iezt über mir öfne. Iſt Ihnen denn auch ſo? Sagen Sie mir's doch.

Robert. Himliſch — himliſch iſt auch mir zu Muthe, meine liebe Henriette. (drückt ihr ekſtatiſch die Hand) Seitdem ich mit Eliſen am Krankenſtuhle ihrer Mutter ſchlief, war mir nicht ſo.

Henriette. Eliſe könnte das ſehen — nicht wahr?

Robert. Sehen nicht nur; auch ſo haben. Sie könnte ihr Bette auf der andern Seite aufſchlagen, und dann läge ich dazwiſchen auf lauter Seiſeln und reichte die eine Hand rechts, die andere links. Menſchen wie wir, können ſo etwas, können Alles.

Henriette. Und Reinwald könnts auch ſehen. Ich weis noch, was er mir von Ihnen ſagte, und mich kennet er.

Robert. O wir waren Beide zu einig über das eigentliche Weſen der Freundſchaft ſowohl, als der Liebe. Dieſe Simpathie erwarb mir eben ſein Herz.

Henriette. Aber — viel tauſend andere Menſchen dürftens nicht ſehen. Was würde der groſſe gewöhnliche Tros dazu ſagen?

Robert. Was er ſagen würde? Meine Theure, das iſt Ihnen zu bekannt, als daß ich es erſt aus einander ſetzen dürfte. Man weis nun einmahl nichts, als — ſolches. Man ſucht weiter nichts, als — ſolches. Und ſo fällt man nicht darauf, zu denken, daß es Menſchen geben könne, die ſolches nicht ſuchen, die Mehr wiſſen, als ſolches.

Henriette. 's iſt mir doch unbegreiflich, wie dergleichen Hinſinken zur förmlichen

Thierheit ſo allgemein ſein könne; ſelbſt bei Leuten von Bildung.

Robert. Die hochgeprieſene Bildung iſt oft nicht weit her und nur oberflächlich, gleiſſend. Sie beſteht gröſtentheils nicht darin, daß man den Hang zur Thierheit in ſich übergewältige, ſondern darin, daß man ihn nur mehr verberge, als ganz rohe Menſchen. Zu den feineren Sinnesfreuden, zu Vergeiſtigung der Sinnesfreuden wird man nicht erzogen; Alles ſoll nur erſchüttern, heftige Senſation machen, grob kitzeln. So gehts auf allen Seiten bei den ſinnlichen Genüſſen; ſo gehts auch auf dieſer.

Henriette. Die Halbthiere! Wohl uns Beiden, daß wir Menſchen ſind! — Sagen Sie, iſt das nicht genug? (drückt ihm mit zärtlichſter Herzlichkeit die Hand) Wollten Sie mehr?

Robert. Nein, viel mehr, als dis, ſelbſt von Eliſen nicht.

Henriette. Von Eliſen? Ja, das iſt etwas Anderes. Da —

Robert. Ja, doch nur zu Erreichung des groſſen Naturzwecks; und begleitete dis die Natur mit vorzüglichem Nervenzauber, ſo würde ich mich ſchämen, ihn für ihren Zweck ſelbſt anzuſehen.

Henriette. O ſchön, ſchön! So dachte mein Reinwald auch, und nach ienen ſchäpferiſchen Minuten, die unſerem Karl die Entſtehung gaben, als wir vom Vergeſſen unſerer ſelbſt zurückkamen, ſagte er mir, daß ſolch Vergeſſen für uns Menſchen wohl darum Statt finden möchte, daß wir uns nicht ſelbſt als die Schäpfer anderer Geiſter, ſondern als bloſſe Inſtrumente des oberſten Geiſtes-Schäpfer erkennen ſollten, die nicht einmahl wüſten, was ſie thäten, und daß der damit verbundene Nervenzauber uns blos die Freude verſinnlichen ſollte, welche Gott habe, wenn er Menſchen ſchaft.

Robert. Das ſind erhabene Gedanken — Gedanken, Reinwalds würdig.

Henriette. Die ſchönſten Gedanken zum Einſchlafen für uns. Gute Nacht, mein erſter Freund!

Robert. Gute Nacht, erſte Freundin!

Henriette, nach einer langen Weile. Wie nur Leute zum zweitenmahle lieben können!

Robert, ſchon im Schlummer. Sie betrachten den zweiten Mann als den erſten Freund.

Henriette, wieder nach einer langen Weile. Man ſagt zwar, der Abgeſchidene denke ienſeits über dieſen Punkt unirdiſcher; aber das — iſt — nicht — wahr.

Robert blieb die Antwort ſchuldig und Henriette ſchlief mit ihrem das iſt nicht wahr auch ein. Voll langen Schlafes war für Beide die Nacht. Robert träumte lebhafter, als Henriette. Eliſe erſchien ihm und gebot ihm, dieſelbe Schlafſtäte nie wieder einzunehmen. In dem Augenblick geſchah ein ſtarker Fall in Roberts Zimmer, der mit einem heftigen Geraſſel begleitet

war, wovon er erwachte. Er fand
Hand auf Henriettens Buſen und z
leiſe zurück. Als er noch über T
und Gepraſſel nachdachte, erwachte
Henriette.

»Empfangen Sie meinen erſten
mein erſter Freund. Ach, wie ſchö
ich geſchlafen! Sie doch auch?«

Robert. Himliſchſchön bis — zu

»Nun Dem Dank, der uns die
Nacht gab! (Wendet ſich auf einige M
ten nach der Wand und dann wieder z
bert) Aber — Sie ſehen ia ſo befaren
Was iſt Ihnen? Hat Sie ein Trau
geſchreckt?«

Robert. Ich weis nicht, es en
vorhin in meiner Stube ein ſehr ſtarke
praſſel.

»O ſehen Sie gleich nach.«

Robert, als er zurückkommt. Hi
da iſt die Hälfte der Decke herabgeſtürz
mus nicht gerohrt ſein. (ein ſtarkes Kl
an Roberts Thüre wird gehört)

»Geſchwind tragen Sie Kopfküſſen und Matratze hinein und machen Sie auf; ich will gleich die Thüre nach Ihnen zuriegeln und die Stühle wegſetzen.«

Robert packte ſein Bettzeug unter den Arm und flüchtete auf ſein Zimmer. Henriette ſchob den Riegel vor. So eben ward noch ſtärker geklopft. In der Angſt ſeines Herzens machte Robert eher auf, als er das Bettzeug weglegte. Frau von R. trat herein und ſchlug über den Anblick ihre Hände zuſammen. Robert, der ſich nun beſann, daß er das Bettzeug noch unter dem Arm habe, glaubte, es gelte ihn, und fühlte ſich äuſerſt beſchämt.

Frau von R. Nicht doch! Nicht doch! Ich erſtaune über die Laſt von Kalk, welche da liegt. Meine Leute kamen alle und ſagten, es wäre geweſen, als wenn eine Kanone oben gelöſet worden wäre. Ums Himmels Willen — Sie hätten erſchlagen werden können. Gerade über Ihrem Bette!

Es iſt ia gut, daß Sie nicht da
in lagen.

Robert, gefaſſter. Edle Frau, S
können nichts Unedles von uns denke
Sie — nicht. Ich bitte Sie, laſſen S
mir dieſe Ueberzeugung.

Frau von R., mit der ihr gewöhnlich
Güte. Stille doch nur! Sie könnts ſo
hören. Ich freue mich ia ſo herzlich üb
Ihre Trautheit; das müſſen Sie doch wo
längſt bemerkt haben. Machen Sie n
und kommen Sie hier weg, ehe noch d
ganze Decke herunter fällt. (im Herausg
hen) Das war für heute nur der erſ
Akt.

Robert, der dieſe Worte nicht hört
kleidete ſich ſchnell um und ging zur Fr
von R., die ihm, da ſie ihn kommen hört
Platz machte und in ein Seitenzimm
ſchlüpfte. Als er ſie nicht fand, trat er a
ihre Toilette.

„Was — was liegt da? Ein Bri
an mich und nicht von Eliſens Hand

(bricht ihn haſtig auf) Ach ia, inwendig doch — doch! (ſinkt auf das daneben ſtehende Sofa, drückt den Brief erſt lange auf ſein Herz und fängt dann zitternd an zu leſen.)“

„„Mein Robert! Mein Alles! Endlich iſt es mir möglich, dir zu ſchreiben. Ach welche Seligkeit, mich mit dir einmahl wieder näher, als blos in Gedanken, zu unterhalten! Und du — du!!! Ach, daß ich dich nach ſo langer Zeit nun endlich einmahl tröſten und erquicken kann, das geht mir noch unendlich darüber. Was magſt du treuer Märtirer gelitten haben, daß du ſo lange nichts von mir erfurſt! Du haſt dich gewis durch alle die hunderttauſend Minuten mit dem Gedanken an mich ſo hindurch gequält, daß dir das Leben zur Hölle ward; denn du haſt nichts weiter, als mich, weiſſeſt nichts weiter, als mich, willſt nichts weiter, als mich. Keine Freude, kein Leben für dich auſſer mir.““

(Läſſet den Brief fallen und ſchlägt ſich vor die Stirn; greift ihn wieder auf und lieſet weiter)

„Nun, ſo nimm dieſen erſten Balſam auf deine Wunden! Wüſte ich die Stunde, in der du meinen Brief läſeſt, knieend wollte ich ſie feiern, wie die Stunde meiner Geburt. Ach liebſter Robert, ich bin in einem Kloſter, wohin mein Vater mich auf unbeſtimmte Zeit gebracht hat. Nennen darf ich dir's nicht, und forſche du auch ja nicht nach; eine Freundin, die mir Gott geſchenkt hat, würde ſonſt auf immer unglücklich. Ich ſah dich wöhl im Gaſthofe dort und zitterte, daß mein Vater dich nicht auch ſähe. Er erfur es aber doch, daß du da wäreſt, und darum eilte er in der Nacht noch mit mir fort und lies fahren kreutz und queer, weil er glaubte, du ſetzteſt uns nach. Hier im Kloſter traf er alle mögliche Anſtalten, daß ich auf keine Weiſe einen Brief abſchicken könnte. Ich bekam eine alte Aufſeherin, mit der er Alles abgeredet hatte und die mich nicht aus den Augen laſſen durfte. Der Schlag rührte ſie vor vierzehen Tagen und ſie liegt noch ſprachlos da. Darauf erhielt ich eine menſchlichere Gouvernante. Dieſe entdeckte bald meine Traurigkeit und drang in mich, ihr die Urſache davon zu ſagen. Ich wagte es anfangs nicht; denn ich trauete auſſer dir, mein Robert, keinem Menſchen mehr. Sie kam mir aber zuvor und erzählte mir die Geſchichte ihrer eigenen unglücklichen Liebe, welche ſie zum freiwilligen Gange ins Kloſter vermocht. »Iſts mit dir ebenſo, ſchloß ſie, wie ich gewis glaube, ſo vertraue dich mir an; ich kenne deine Leiden aus Erfahrung und theile ſie mit dir, wie kein Menſch ſie mit dir theilen kann.« Da offenbarte ich ihr Alles und bat ſie um die einzige Liebe, mir es möglich zu machen, daß ich einen Brief an dich ſchreiben könnte. Sie ſann auf Mittel und konnte keins ausfindig machen. Endlich kam ihr Vater wie ein Engel vom Himmel und verlangte ſie zu ſprechen. Dieſe Gelegenheit benutzte ſie, ohne daß ich es wuſte. Sie ſprach ihn heute zum zweite mahle, morgen ſpricht ſie ihn zum letzte mahle. Heute ſteckte er ihr alle Briefgeräthſchaft zu, und morgen giebt ſie ihm dieſe Brief an dich, den er treu auf die Poſt beſorgen will. Dank dem Tröſter aller Leidenden, daß er ihn in unſer Kloſter ſendete Wer weis, wann ich dir nun wieder ſchre ben kann!“

(blickt zum Himmel und ſeufzt Selbſ vorwürfe.)

„Du mein liebes Einziges und Alles – gern verbärge ich dir meinen Zuſtand; abe weil ich ſehr für mich fürchte, und eine Plans wegen, den ich mir ausgedacht, mu ich dich durch Offenheit betrüben.“

(Was? einen Plan? einen Plan? Ach – Plane! Plane! Wenns nicht der iſt, den de Oberplanmacher ſchon längſt gemacht hat, ſ wird doch nichts draus. Doch — ſag' a deinen Plan, meine Eliſe.)

„Das waren ein Paar ſchreckliche Monate, die ich hier verlebt habe. Ich hatt mir doch die Leiden, welche mir bevorſtanden, nicht ſo ſchwer vorgeſtellt, als ſie wurden. Nicht ſage ich dis, als wenn es mir leid wäre, daß ich gegen meinen Vater kindlicher gehandelt habe, als er väterlich gegen mich; ſondern um zu geſtehen, daß man über eine ſolche Lage, wie die meinige iſt, nicht eher richtig urtheilen könne, als bis man ihren ganzen Druck wirklich fühlt.«

(Soll Frau von R. doch wohl Recht haben. Wenn ſie nur nicht noch weiter Recht hat.)

»Du kennſt meinen Muth; aber mehr, als einmahl, habe ich ihn doch verlohren.«

(O weh, o weh, Eliſe! den Muth verlohrſt du?)

»Ich ſchrieb dir zwar im Muſikalienkorbe — ach, hat dir der Soldat noch den Brief gegeben? — leide, hoffe, bete; aber ſelbſt das Gebet hat mich nicht immer aufrecht erhalten mögen.«

(Um Gottes willen, Eliſe — auch das Gebet nicht?)

„Es iſt etwas ganz Anderes, wenn man als Leidender am Herzen zur Natur ſeine Zuflucht nehmen kann, die in ihren heiligen Hainen und Thälern ſo bald mit uns ſimpathiſirt; aber denke dir mich, wie ich nicht einmahl an Gottes Sonne darf, ſondern in einer kellerartigen Zelle ſitze, wo mich auch nicht einmahl ein Blühmchen erfreuet. Auch das Gebet hat in ſo einem jammeröden Winkel die Kraft nicht, wie im Freien. Und dann denke dir hinzu, daß ich auch keine einzige gutherzige menſchliche Seele hatte, der ich mich mittheilen konnte und die die Stelle der Natur bei mir verträte. Alles ſo in ſich zurückhalten, zurückpreſſen müſſen — nicht einmahl merken laſſen dürfen, daß man traurig ſei — — ach Robert, lieber Robert, das macht mit der Zeit dem Leidenden das Garaus. Du biſt frei, treuer Mitdulder, und haſt die Natur und kannſt in ihren Schos dein Herz ausſchütten, kannſt unter Eichen und Silberpappeln gehen und dir da alle die Scenen wieder vergegenwärtigen, welche unter uns vorfielen. Du haſt die Frau von R., mit der du über dich und mich vertraut reden kannſt. Daß mich kein Menſch dir erſetzen könne, weis ich doch wohl; aber durch Simpathie einer andern edlen menſchlichen Seele mit die kannſt du dich doch laben. Ich gönne dir es herzlich; ia es iſt ein wahrer Troſt für mich, daß du dis kannſt. Das glaubſt du mir doch? O du! Ach du, du!«

(Vergebung, göttliche Eliſe, Vergebung für das, was ich vorhin dachte! Ach Gute, du biſt wohl beſſer, als ich?)

»So kam ich an Gemüth und Leibeskraft allmählich herunter und immer mehr herunter. Gott erbarmte ſich endlich meiner und gab mir auch eine Freundin, mit der ich von dir und von mir reden und an die ich mein Herz ausſchütten kann. Die Gleichheit unſerer Schickſale hat uns bald auf das innigſte verbunden und ſeit der Zeit iſt mein Muth wieder emporgeſtiegen und meine Körperkraft hat ſich wieder aufgerichtet. Auf der Stelle aber ſinkt mir der Muth von neuem, ſobald ich daran denke, daß es doch möglich ſei, daß die alte Apopleptika noch einmahl geneſe und dann wieder mein Argus werde. Robert, Robert, dann gehts wieder bergab mit mir, wie ietzt bergauf, und ſo lange bergab, bis deine Eliſe — — —“

(Eliſe, ach Eliſe, das wird nicht ſein; das kann nicht ſein. Was haſt du denn für einen Plan? So ſag ihn mir doch. Ich will ia Alles, Alles thun. Aus iedem Kloſter der Erde, aus iedem Kerker der Erde, aus der Hölle ſelbſt befreie ich dich, und ſterbe, wenn es ſein mus, im Befreiungsakt)

„Drum thu, was ich dich bitte. Daß du mich nie wiederfinden ſollteſt, und wenn du alle Städte und Dörfer durchreiſeteſt, darum brachte mich mein Vater ins Kloſter. Wenn er alſo auf eine glaubwürdige Art erfüre, daß du todt wäreſt, ſo befreite er mich gewis aus meiner Zelle und holte mich wieder zu ſich.“

(Ah, ſterben ſoll ich für dich? Wohlan! Du denkſt wohl, ich kann's nicht! Dreimahl, Eliſe, dreimahl! Auch Selbſtmord kann Pflicht werden; und ſo ein Fall iſt hier)

„Er lieſet die H. Zeitungen und die Avertiſſements darin ſind ſeine liebſte Lektüre. Keins davon überhüpft er. Melde ſelbſt deinen Tod umſtändlich darin an.“

(O leichteſter aller Selbſtmorde! Den will ich gleich begehen. Morgen Eliſe, morgen ſoll für dich geſtorben werden auf dem Papier. Schlägt der erſte Tod nicht an, ſo ſterbe ich zum zweitenmahle.)

„So ſchriebe ich dir vieleicht bald aus meines Vaters Hauſe und verabredete dann mit dir das Weitere. Ach thu's doch ia; thu's recht geſchwind. Du kannſt nicht glauben, wie mich der Gedanke hebt, daß es mir dadurch gelingen könne, bald wieder ein menſchliches Leben zu führen. Und dann, dann wollten wir uns auch bald wieder ſehen. Ach Robert, werde ich dich wiederſehen? Ja, ich hoffe es. Vielleicht gelingt uns der Plan. Du hälſt zwar nichts von Planen, die man ſelbſt macht; du machteſt doch aber auch einmahl einen Plan, den ich zwar nicht billigte; billige du den, den ich iezt mache. Ich will unterdeſſen leiden, hoffen, beten. Ich leide für dich, hoffe für mich und bete für uns Beide. Daß ich gern von dir eine Antwort läſe, ach Lieber, das glaubſt du doch wohl? Aber ich mus Verzicht darauf thun. Antworte mir in Gedanken! Sag der Frau von R. viel Liebes von mir, und träfeſt du iemals in iener Gegend Henrietten wieder, ſo gib ihr für mich die Freundſchaftshand. Ich wollte ſchon, daß du ſie träfeſt, weil ihr beide auch ſo ſehr ſimpathiſiret; denn — vergeſſen würdeſt du mich doch gewiß nicht über ſie.“

(Eliſe! Eliſe! was ſchreibſt du da? Hat dir dein Genius wiedergeſagt, was geſchehen iſt? Henriette ſprach einſt von Büſſen; nun kommt die Reihe des Büſſens an mich)

»Und nun, mein Einziger für alle Welten, leb ſo wohl, als du kannſt! Geh, ſobald du den Brief geleſen haſt, unter eine heilige Eiche, betrachte da meine Silhouette und ſieh, ob deine Fantaſie mich an deine Seite zaubere. Drücke mich dann im Geiſte ſo treu, ſo alleinliebend, ſo ſehnend an dein Herz, wie du es einſt unter der heiligſten der Eichen thatſt. Wehmüthigfreudig nenne ich mich deine Eliſe.«

Robert, von ſich ſelbſt ärger, als von Furien geplagt, ſteckte den Brief in den Buſen und lief, ohne die Frau von R. abzuwarten, aus ihrem Zimmer und aus ihrem Schloſſe heraus queer durch ihren Park auf ihre Tannenhöhen, wo hier und da einzelne Eichen ſtanden, in deren Schatten er iüngſthin ſchon Sitze für ſich und Eliſen erkoren hatte. Unter einer derſelben machte er Raſt, wie ein Treulosentronnener, dem nachgeſetzt wird, las den Brief noch einmahl und gerieth über den Schlus in ſo heftige Gewiſſensangſt, daß er von neuem zu laufen begann.

Statt weiter zu laufen aber lief er immer im Kreiſe um die Eiche her und lief ſo lange, bis er ſchwindelnd an ſie rückwärts hinſank. Als der Schwindel nachlies, fing er wieder an zu denken.

„Halt! Halt! Nun kommen Gedanken. — Ich höre ſie von weitem. — Wie ein reiſſender Strom kommen ſie angebrauſet und drohen Niderſturz. (ſtämmet ſich feſt an die Eiche) Nun, nun, reiſſet mich nur nicht um!“

— Wer biſt Du? Wer iſt Eliſe? —

„Ich, ich bin Robert, und Eliſe iſt Eliſe. Freilich bin ich nicht Eliſe und Eliſe iſt nicht Robert.“

— Du haſt Recht. Wie Himmel und Erde ſeid ihr verſchieden. Verſuchs ia nicht dich mit ihr zu vergleichen. Wage es nicht, ſie zu rufen. Sie kommt nicht, und käme ſie, ſo müſteſt du fliehen. —

„Ich fliehen? Warum fliehen?“

— Noch fragen kannſt du? Die Treue, wie ſie dort leidet! Und du, Frivoler, tummelſt dich umher in Freuden des Herzens. Sie — was mag ſie heute für eine Nacht gehabt haben! Du aber, was hatteſt du für eine? Und dabei gönnt ſie dir noch Alles und wünſcht ſogar, daß Henriette dich tröſte. Ja, wenn ſie's nur wüſte! wenn ſie nur Alles wüſte! —

»Oho, ich wollts ihr wohl ſelbſt erzählen, Alles haarklein erzählen, was vorgegangen iſt. Ich müſte nicht Robert ſein, wenn ichs ihr nicht erzählen könnte, und ſie nicht Eliſe, wenn ſie's nicht hören könnte.«

— Du rechneſt viel auf Robert und Eliſe. —

»Das thu ich auch; und zwar von Rechtswegen.«

— Ach höre, Robert, du biſt ein Mann, wie alle Männer, das haſt du bewieſen, und Eliſe iſt Weib, wie alle Weiber, das wird ſie beweiſen. —

»So? das wäre! Wer biſt du denn, der mir das Alles ſo ans Herz legt? Du ſelbſt doch wohl, liebes Herz? Ei, du ein ſchönes Ding, menſchliches Herz. verleiteſt du mich, Henrietten zu tröſt ich ſie nur tröſten kann, und wenn getröſtet habe, dann verdammſt du m über? Geh mir vom Leibe, du fa Menſchenherz! Da lob' ich mir ei ther- oder Tigerherz; ſo weiß man doc was man daran hat. Aber ſo ein Ding biſt, daraus findet ſich kein denkende Dein ganzes Gewiſſensweſen iſt für Mann, wie ich bin, nichts, als Re Genug, ich habe nichts Böſes-geth ich poche gegen dich auf meine Ve An dieſe appellire ich von dir; ſie iſt richter, du biſt nur Unterrichter. "

— Sieh einmahl, wie weit du der Verirrung biſt! Da ſtolzirſt du auf Stelzen, die Henriette dir lieh. ſie dir nur nicht ſolche Grenzen hätte! Auch Henriette iſt beſſer, Dein Glück war's, daß ſie auc Kus ſchon ienſeits der Grenzen ſte

„Ha, nein, bei Gott! ſo ſchlecht bin ich nicht. Und wenn ſie Lippendruck verſtattet hätte, wie Händedruck, kein unreiner Gedanke wäre in meine Seele gekommen.“

— Wo fandſt du deine Hand heute, als du erwachteſt? —

„Auf — auf — ia freilich, auf — auf —; aber dafür kann ich nicht. Im Schlafe legte ſich die Hand auf — auf — “

— So! Da könnteſt du mit dem Schlafe viel entſchuldigen. —

„O da iſt noch ein Unterſchied. Du treibſt offenbar die Sache zu weit. Wenn ich einmahl in ihrer Nähe liege und wir ſchlafen Hand in Hand ein, ſo iſts eine und dieſelbe unwillkürliche Bewegung, wenn ſie ihre Hand rechts legt und ich meine Hand auch weiter rechts lege. Wohin dann iede Hand fällt, dahin fällt ſie. Natürlicher Weiſe fällt iede auf das, was ihr das Nächſte iſt. Ihrer Hand war's die Wand; meiner — ihr Buſen.“

— Aber warum ſchliefſt du denn ſo ihrer Nähe? —

»Weil ſie's ſo haben wollte.«

— War denn das aber recht? —

»Warum nicht? Ich ſchlief ia bei i nicht als Thier, ſondern als Menſch.«

— Aber du hatteſt dir ia vorgenomme es nicht wieder zu thun? —

»Freilich wohl; aber höre, Gewiſſe du machſt mich ſelbſt über dich irre. We du geſcheut ſein willſt, ſo halte ei andermahl das Gedächtniß beſſe in Zucht. Ich geſtehe, daß ich damal nicht daran dachte. Dachte ich aber au daran und ſie beſtand deſſen ungeachtet da auf, daß ich neben ihr ſchlafen ſollte, wi hätte ichs ihr verſagen können? Wozu hab ich denn Alles gethan, was ich that, als — um ſie zu beruhigen? War's nicht alles nu Kur Gemüthskur, die ich an ihr verrichtete?«

— Wirklich nur Kur für Henrietten? Kamſt du in dem Kurgeſchäfte gar nicht mit ins Spiel? Nicht da ſchon, als du, das Licht in der Hand, das Profil der ſchönen Schläferin faſt verſchlangſt? —

»So müſte ich die Sehkraft verliehren, wenn der Anblick einer regelmäſſigen Schönheit mich nicht erfreuen ſollte.«

— Auch da hernach nicht, als ſie dir den Kus an Reinwalds Grabe gab? —

»So müſte ich eine Rolandsſäule ſein, wenn der erſte und letzte Kus einer ſo edlen Seele nicht Werth für mich hätte. Dis iſt das Gebot der feinern Sinnlichkeit, dem jeder Menſch von Gefühl die Kniee beugen mus.«

— Warum nahmſt du aber ihren Vorſchlag für die Nächte ſo freudig an? —

»Ich glaube, aus — Humanität.«

— Warum brachteſt du ſie ſelbſt darauf? —

»Ich hätte ſie darauf gebracht?«

— Ja, du ſagteſt, du wollteſt, daß es keine Nächte mehr gäbe. —

»Das war blos — Uebermaſſe von Humanität.«

— Nein, es war Geſtändnis, daß Henriette dir unentbehrlich wäre, und unentbehrlich muſte dir Eliſe nur ſein. —

»Wenn ich nun aber Eliſen einmahl nicht habe, nicht haben kann, ſolls dann Sünde ſein, daß Henriette unterdeſſen mir unentbehrlich iſt? Das iſt ia nur interimiſtiſche Unentbehrlichkeit und dergleichen gibts tauſenderlei in allen Leidensſtänden. Iſt Eliſen ihre Freundin, die ihr Gott im Kloſter gab, ietzt nicht auch unentbehrlich?«

— Du vergaſſeſt aber Eliſen über Henrietten. —

»Nein, das that ich nicht.«

— Nicht? Haſt du wohl ſo oft an ſie gedacht, als ſonſt? Haſt du ſie hernach ſo oft gerufen, daß ſie dir erſchiene, als du dir anfangs vornahmſt? Haſt du die Wartezeit nicht länger ausgedehnt, als du erſt wollteſt? —

»Ja, hier ſtehe ich als Sünder gegen Eliſen; aber weiter auch nicht. Natürlich iſts iedoch auch zugegangen. Wenn ich an den einen Gegenſtand denke, kann ich an den andern nicht denken. Ich bin nur ein denkendes Ich. Und an den Gegenſtand, welchen ich ſehe, mus ich denken, ich mag wollen oder nicht. Auch dis iſt Geſetz der Sinnlichkeit, dem ſelbſt Plato die Kniee beugen muſte. "

— Du wardſt Eliſen wirklich ungetreu und liebteſt in der That Henrietten; denn du hatteſt ſie zum Allerhöchſten lieb. —

„Nein, nicht zum Allerhöchſten, ſondern nur im allernächſten Grade auf den allerhöchſten; denn ſobald ich neben ihr an Eliſen dachte, fühlte ich doch, daß dieſe mir mehr ſei, als ſie. Nur wenn ich nicht an Eliſen dachte, wars ſo, als hätte ich Henrietten zum Allerhöchſten lieb; im Grunde alſo doch nur zum Allerhöchſten nach Eliſen. — O meine Eliſe, vergib mir, wenn zuweilen das Gegenwärtige das Abweſende aus mir entfernte und das Sichtbare das Unſichtbare in meiner Seele etwas auf die Seite ſchob. Du vergibſt, ic vergibſt. Mir wird ruhiger zu Mu (denkt an Eliſens Plan) Wenn ich wieder habe, will ich dir alles erzäh treu erzählen und nichts, nichts vor dir bergen. Ich bin dein noch, ganz dein n wie zuvor. Erſcheine, ach erſcheine unter meiner Eiche, wie du mir unter deinigen erſchienſt!«

Eliſe erſchien nicht. Erſchrocken f Robert in die Taſche nach Thomſon fand ihn nicht, weil er ſeit einiger Zeit ſe ein anderes Kleid trug, in das er ihn ſtecken vergeſſen. Noch erſchrockener fie nider und flehete Eliſen knieend an, daß ihm erſcheinen möchte.

Da erſchien ihm Eliſe in der Geſtalt ner Leidenden, die von langem Kummer etwas erholt hat, die Spuren davon a noch überall an ſich trägt. »Steh auf beruhige dich. Du biſt mein lieber Rob Weil du aber *ein Robert* biſt, ſo dich mit ſolchen Kuren nicht wieder ab; de du ſiehſt, daß du bald ſelbſt darüber krank geworden wäreſt. Eile und führe meinen Plan aus." — Ja, ia, das will ich thun; verweile doch nur noch ein wenig bei mir!— »Nein, nein; verſäume keinen Augenblick zur Vollführung des Plans. Du Mann in Gottes freier Natur, denke, wie ich in meiner Zelle leide!«

Unter ſeinen Armen verſchwand Eliſe, als Robert aufſprang und nach ihr greifen wollte. Ihr Plan beſchäftigte und belebte nun ſeine ganze Seele und es war ihm nicht anders, als ſollte er ſie, wie er ſie heute als Kind der Fantaſie unter ſeiner Eiche geſprochen, morgen leibhaftig unter der ihrigen ſprechen. Schneller noch, als er her geeilt war, eilte er wieder zurück nach Hauſe; wo Henriette, die es gar nicht begreifen konnte, daß er ohne ſie einen ſo langen Spatzirgang machen ſollte, für Furcht, daß er gar davon gereiſet ſein möchte, aus einer Ohnmacht in die andere ſank.

Als Robert ſein Zimmer öfnete, fand er es ſchon ausgeräumt und die Maurer darin in voller Arbeit. Er begab ſich alſo zur Frau von R.; an deren Statt er aber nur den kleinen Karl antraf, der ihm einmahl über das andere zurief — Mutter — krank — krank. Frau von R. hatte Henrietten nichts davon merken laſſen, daß ſie von der geſellſchaftlichen Nacht wiſſe; noch weniger hatte ſie ihr etwas von dem Briefe geſagt, welchen Robert erhalten. Sobald ſie hörte, daß er wieder da ſei, eilte ſie in geſpannteſter Erwartung zu ihm.

„Das war der zweite Akt für heute. Schrecken auf Schrecken! Ich fürchtete gar, Sie hätten uns verlaſſen. Den dritten Akt führt unſere Freundin drüben auf. Ich bitte Sie, kommen Sie augenblicklich zu ihr; ſie iſt ganz auſſer ſich und glaubt Sie ſchon verlohren zu haben.“

Robert, lebhaft. Hum, ſo geſchwind nicht. (noch lebhafter) Ich will kommen.

Hernach, hernach! (lauter Leben) Erſt mus ich ſchreiben.

Frau von R. Sie ſind ja ſehr heiter. Haben gewis gute Nachricht bekommen. Darf ich fragen — wie ſtehts mit Eliſen?

Robert, lakoniſch. Alles gut — Alles gut.

Frau von R., die ſich ſchnell entſchließt, nicht weiter zu fragen. Es thut mir leid, daß ich Sie aus Ihrem Zimmer vertreiben müſſen. Die ganze Decke mus herunter.

Robert. Hat nichts zu ſagen, meine Gnädige. Bringen Sie mich hin, wohin Sie wollen. Es iſt überall bei Ihnen ſchön.

Frau von R., der Robert ganz unerklärbar wird. Nun, das iſt wahr, etwas Galanteres haben Sie mir noch nie geſagt. (treuherzig) Hübſch auf den alten einfachen Ton zurück, lieber Freund! — Wenn Sie wollen, können wir doch Alles auf denſelben Fus einrichten. Ihre Freundin kann das Zimmer neben Ihrem neuen beziehen. Da können Sie ebenfals zuſammenkommen, ohne daß es Jemand merkt, und brauchen ſich nicht zu geniren.

Robert. Nein, nein; es iſt nun gerade ſo gut, daß die Decke herabfiel. Laſſen Sie unſere Freundin nur, wo ſie iſt. Sie weis doch nichts davon, daß Sie mich mit dem Bettzeuge unter dem Arm attrapirten?

Frau von R. Durch mich nichts.

Robert. Nun, ſo kann ſie auch nichts wiſſen, und ſo wird ſie noch weniger den Einfall wagen, mir nachziehen zu wollen. Darf ich Sie bitten, mir mein neues Quartier anweiſen zu laſſen? Ich habe eiligſt zu ſchreiben.

Frau von R. wies ihm ſein Zimmer ſelbſt an und bat ihn, ſo bald, als möglich, ebenſo heiter zu Henrietten nachzukommen; welches er auch verſprach. Henriette ward auf der Stelle ohnmachtfrei, als ſie hörte, daß er wieder da-ſei, glaubte der Erzählung, daß er nach gehabtem ſtarkem Echauffement ſich nur ein wenig erhole, und zählte jede

Sekunde bis zu ſeinem Eintritte. Robert beſorgte in Eil den Brief an das Poſtkomtoir zu H. mit der Todesannonce, ward dadurch ſo hoch aufgeſpannt, daß er glaubte, er habe Eliſen ſchon wieder, und kam noch in voller Ekſtaſe zu Henrietten.

Henriette, auf dem Bette ſitzend. Ach — erſter Freund — wo ſind Sie ſo lange geweſen?

Robert, auf und nidergehend. Bin ein bisgen geſtorben unterdeſſen.

Henriette, die über ihn erſchrickt. So arg war's? Spotten Sie nur noch! Wer wollte ſich denn ſo erhitzen?

Robert, die Arme in die Seiten ſetzend. Ja, ich bekäme ſie doch einmahl nicht anders wieder, als durch den Tod. Alſo das Beſte — Sterben. Kommen Sie, wir wollen Alle ſterben. Es thut gar nicht weh; ich weis eine recht leichte Todesart, und dann wären wir alle beiſammen. (tritt ans Fenſter)

Henriette, ſich legend. Gott, was iſt ihm nur?

Frau von R. Das kommt vom Echauffement. Er iſts nicht gewohnt. Es wird ſich aber wohl geben. (geht ihm nach ans Fenſter und ſpricht leiſe zu ihm) Es ſei, was ſei, vernünftiger Freund; aber — handeln Sie nicht grauſam. Was für ein Kontraſt in Ihrem Betragen zwiſchen geſtern und heute! Wie ſpielen Sie unſerer Freundin mit! Iſt das auch recht? Sie müſſen ia doch aus Liebe nicht Ihre erſte Freundin kränken. Beſinnen Sie ſich! Handeln Sie auf beiden Seiten brav, und haben Sie Nachrichten, ſo überſchütten Sie ſie wenigſtens nicht damit.

Robert, der zu ſich kommt und wieder Theilnehmung fühlt. Hum!

Frau von R., an Henriettens Bette. Es gibt ſich ſchon. Es war in der That ein ziemlicher Grad von Geiſtesabweſenheit.

Henriette, recht laut. So kommen Sie doch nur einmahl zu mir her. (Robert kommt) Bin ich auch noch Ihre erſte Freundin?

Robert, ſo lange ſich Zeit nehmend, daß man drei Dreivierteltakte dazwiſchen ſchlagen kann. Gewis! (Beide ſehen ſich lange an)

Henriette, mit höchſter Herzlichkeit. Auch ganz gewis?

Robert, in Herzlichkeit mit ihr wetteifernd. Ganz — ganz gewis!

Beide ſahen ſich iezt noch länger und ſo lange an, daß ihre Blicke in einander ſchmolzen. Frau von R. ſtand auf und machte mit einer Mine, als wenn ſie ſagen wollte — Nun iſts ſchon gut — treuherzig Plaz.

Henriette, als ſie für Robert gerade dahin einen Stuhl gerückt, wo er in der Nacht geſchlafen hatte. Hier lagen Sie heute — wiſſen Sie's noch wohl?

Robert, mit dem edelſten Selbſtbewuſtſein ſie anſehend. O — ia!

Henriette. Es iſt Ihnen doch nicht leid?

Robert. Nein. Ich wills ihr ſelbſt erzählen.

Henriette. Das können Sie auch. Ich dachte aber ſchon, es wäre Ihnen mit der Scene hier am Bette ſo gegangen, wie mir mit der Scene dort am Berge, und daß Sie darum ohne mich ſich ſo auf und davon gemacht hätten. Es war doch eine recht ſelige Nacht. Die erſte und — die letzte. (Robert ſieht vor ſich hin) Hören Sie nicht, was ich ſage?

Robert, tief in Gedanken. Ja, ia.

Henriette. Ich glaube doch, es iſt Ihnen leid. (Hält ſein Geſicht in die Höhe) Wir können uns dreuſt auf Alles anſehen, was vorgegangen iſt. O blicken Sie mich doch an! Sie ſollen mich ia nicht lieben; Hören Sie nicht? Nur, wenn Eliſe nicht wäre, nicht geweſen wäre, alsdann wünſchte ichs. So aber bin ich ia zufriden, daß ich nur Ihre erſte Freundin ſein darf.

Robert, wie umgekehrt. O meine vortreffliche Freundin! (will ſchon nach Eliſens Briefe greifen, um ihn ihr zu geben)

Henriette. Nein, Eliſe mus ewig die erſten Anſprüche auf Sie behalten, wie Reinwald auf mich. Untreue würde uns beide ſchänden. (Robert will zum zweitenmahle nach dem Briefe greifen) Genug, Sie haben mich nun vollkommen überzeugt, daß ich Ihre erſte Freundin ſei. Wiſſen ſie aber wohl, daß die ſeligen Nächte, welche wir uns ausgedacht hatten, nun auf die eine vergangene reducirt ſind, daß wir haben, was wir weg haben, und daß Sie nun nicht wieder hier neben mir ſchlafen?

Robert. Ja. Wie der Fall heute früh geſchah, glaubte ich nicht, daß er es ſei, der uns trennen würde.

Henriette. Die Maurer ſind ſchon drüben, und Sie logiren nun auf der andern Seite. Ich könnte zwar darauf antragen, daß ich Ihnen dahin nachzöge; aber Frau von R. möchte etwas merken. So wollen wir lieber das Opfer der Nächte bringen. Ich will Ihnen nun recht aufrichtig ſagen, was ich mir eigentlich bei dem Nebeneinanderſchlafen dachte. Erſtlich ſollte die große Lücke ausgefüllt werden, welche ich noch immer zwiſchen dem allerhöchſten Grade des Liebhabens auf den nächſtdrauf folgenden in der nächtlichen Trennung fand. Nun, hiervon haben Sie mir die Probe abgelegt; ſo habe ich genug daran. Und dann, um es Ihnen nicht zu beſchwerlich zu machen, hatte ich mir auch nur eine gewiſſe Anzahl von ſolchen geſellſchaftlichen Nächten feſtgeſetzt, um durch die Scenen am Bette die Scenen am Berge zu büſſen. Wir ſind rein und gut geblieben in der allerhöchſten Gelegenheit es nicht zu bleiben. Gern hätte ich dieſe Büſſung fortgeſetzt; da es aber nicht ſein kann, ſo mag die eine Nacht für zehen gelten. Ich will nun mich ganz über die Bergſcene beruhigen. Mehr kann ich doch hinter Reinwalds Rükken nicht thun, um ſeinem Schatten meine

Treue zu beweiſen. Dank Ihnen, Beſter, für Ihre Güte! Haben Sie Geduld mit mir; ich habe Sie im allerhöchſten Grade nach dem allerhöchſten Grade lieb.

Robert, ganz Gefühl. Und — ich — Sie. (will zum drittenmahle nach Eliſens Briefe greifen, unterläſſts aber auch zum drittenmahle und wird blas)

Henriette, die nach ſeiner Hand greift. Lieber, was wird Ihnen?

Robert, noch bläſſer. Mir wird übel. Ich bin noch ganz nüchtern.

Henriette. Frühſtücken Sie in aller Ruhe. Nun, nun iſt alles gut. Ich komme nach.

Robert nahm eine Taſſe Chokolade zu ſich und brachte hernach die Eindrücke in Ordnung, welche Henriette iezt ganz unerwartet auf ihn gemacht hatte.

„Wieder einmahl falſch kalkulirt. Wie geſagt, gewöhnliche Rechnung trift bei ihr gar nicht. Ich fürchtete, nun erſt recht ins Labirint mit ihr hinein zu gerathen, und ſiehe da, ich befinde mich plötzlich im Freien und wer hat mich aufs Freie gebracht? Si ſelbſt. Warlich, das iſt mir ein auſſerordentliches Weib. Wenn es möglich wäre, daß meine Hochachtung gegen ſie noch zunehmen könnte, ſo müſt's in dieſer Stunde geſchehen ſein. Alſo — das Alles, was ſeither unter uns geſchah, gehörte zu ihrem Büſſungsplane! — Und mit der vorigen geſellſchaftlichen Nacht hat das Büſſen ſein Endſchaft erreicht! — Wie froh bin ich nun, daß ich Alles ſo mitgemacht, was ſie machte und Alles gethan habe, was ſie wollte Und welch ein Glück für mich und für ſi und ſogar für Eliſen, kurz, für uns alle das **Nebeneinanderſchlafen in voriger Nacht**! Wenn ich ſie durch di Worte — ich wollte, daß es keine Nach mehr gäbe — auf den Einfall gebracht habe, ſo hätte Eliſens eigener Genius nichts Klügeres aus mir ſprechen mögen. — **Henriette** hat damit ausgebüſſt und iſt ruhiger; **Eliſe** wird nun nicht mehr ſo oft von mir vergeſſen werden müſſen; und ich kann nun beides vereinigen, was ich für die Eine und für die Andere empfinde. Ich brauche Henrietten nicht durch Kälte und Steifheit zu betrüben, um Eliſen nur zu lieben, und mache mich gegen Eliſen keiner Untreue ſchuldig, wenn ich nach, wie vor, traut mit Henrietten lebe. Ich weis nicht, wie mir ward, als ſie zu mir ſprach, ich ſollte ſie nicht lieben, meine erſte Freundin wollte ſie nur ſein dürfen. Ja, ia, das ſollſt du auch ſein, das ſollſt du auch bleiben; das Weib ſollſt du ewig ſein, das ich nach Eliſen zum allerhöchſten liebhabe, und das ich zum allerallerhöchſten liebhaben würde, wenn Eliſe nicht wär. Was wird das einmahl für ein ſeliges Beiſammenſein geben, wenn dieſe erſt noch dazu kommt! Warlich, da werden mir alle die Leiden reichlich erſetzt werden, welche mein Herz mir bisher machte. Aber Glück, Glück iſt auch bei der ganzen Kataſtrophe geweſen. Wenn die Decke nun um einen Tag ſpäter herunter fiel und Eliſens

Brief ging heute ein und der Abend kam wieder heran, was würde da geworden ſein? Nimmermehr hätte ich weiter können mitbüſſen. O tauſendmahl Dank doch dem Helfer, der ſo oft hilft, dem Helfer Zufall, daß er gerade in der höchſten Kriſe der Dinge dazwiſchentrat! Nun iſt ſie von weiterem Büſſen ab, ohne zu wiſſen, daß es ihr weiter am Mitbüſſer gefehlt haben würde. Ob ich ihr Eliſens Brief zeige? Recht hoch ſollte ſie es wohl aufnehmen, und ruheſtörende Eindrücke könnte er nun nach ihren gethanen Erklärungen auf ſie auch nicht machen. Aber — dann verrathe ich Eliſens Plan. Und mus auch wohl ein anderer Menſch den Brief leſen, als ich? Beſteht nicht meine Treue gegen Eliſen ietzt darin, daß ich wenigſtens ein Geheimnis für Henrietten in meinem Buſen verſchlieſſe? Alſo — ich zeige ihr den Brief nicht. Ob ich ihr aber in Eliſens Nahmen die gebotene Freundſchaftshand reiche? Auch dis darf ich ſonach nicht; denn ſonſt würde ſie Mehr wiſſen, Alles wiſſen wollen. Frau von R. wird auch nicht weiter nachfragen; ſie iſt zu beſcheiden dazu, wenn ich nicht ſelbſt davon wieder anfange. Und ſo mag vor der Hand wenigſtens Alles nur Wiſſenſchaft für mich ſein; ich will erſt ſehen, wie Eliſens Plan gelingt. Wenn ſie dann aus ihres Vaters Hauſe mir ſchreibt, dann iſts Zeit, meine beiden Freundinnen hier zu unterrichten. Nun, dabei ſolls bleiben, und nun will ich mit Henrietten wieder recht traut ſein. Da ſie nicht mehr küſſt, wird ſie mir das Herz auch nicht mehr ſchwer machen. Ah — Thomſon — wo iſt Thomſon?“

Robert lief nach dem Buche, und als er die Silhouette mit aller Fülle und Unendlichkeit des alten Enthuſiasmus geküſſt und Eliſens zweiten Brief auch hinein gelegt hatte, ſteckte er es mit den Worten zu ſich — Nun komm' ewig nicht wieder von meiner Seite! Drauf begab er ſich zur Frau von R., wo er Henrietten ſchon antraf.

Frau von R. war noch in voller Verwunderung über Henriettens Ruhe, als ſie Roberts Heiterkeit vollends in Erſtaunen ſetzte. Sie machte einen Verſuch, das Geſpräch auf Eliſen zu leiten; Robert aber lies ſich nicht ein und Henriette gab deutlich zu erkennen, daß ſie von nichts wiſſe. Man fing an von den letzten ſchönen Tagen des Jahres zu ſprechen, daß ſie noch recht genoſſen werden müſten, und Henriette ſchlug eine gemeinſchaftliche Promnade im Park vor, wohin ſie auf der Stelle mit dem kleinen Karl voranging. Robert führte die Frau von R. nach; ſcherzend fragte ihn dieſe, ob er ſich etwa vergreiſe.

Der Anfang des ruhigeren Beiſammenſeins war hierdurch gemacht und das neue Verhältnis zwiſchen Robert und Henrietten ward ihrer gemeinſchaftlichen Wirthin von Tage zu Tage unerklärbarer. Henriette theilte Robert fortdaurend mit ihr mehr, und ging ſie allein mit ihm, ſo nahm ſie doch oft den kleinen Karl mit. Robert promenirte ſogar zuweilen allein, ohne daß Henriette darüber Unruhe äuſerte. So entſpann ſich eine Reihe von wahrhaftig glücklichen Tagen für die kleine Geſellſchaft; Robert bekam ſeine Todesannonce in ſelbigen zu leſen und wartete mit freudiger Sehnſucht auf den Erfolg davon.

Die Weinleſe ging an. An iedem Morgen war die Geſellſchaft auf dem Rebenberge und ſpeiſete Trauben, die der kleine Karl darhielt. Robert und Henriette pflückten immer an einer Traube; da dann Einer dem Andern die gepflückten Körner in den Mund ſteckte. Einſt bot Karl ganz auſſerordentlichſchöne groſſe Ungariſche Trauben dar; Robert legte eine davon mit dem Zuſatze auf die Seite, daß er wohl eher Weintrauben bis ins Frühiahr aufbewahrt habe und daß er dieſe für Eliſen aufbewahren wolle. Indem Henriette ihn voll Verwunderung hierüber noch anſah, ward Frau von R. weggerufen. Robert fragte den Bedienten, ob die gnädige Frau bald wiederkommen werde. Dieſer erwiederte — das kann ich nicht ſagen; eine fremde Dame fuhr vor und verlangte ſie zu ſprechen.

Robert, der, ſobald der Bediente fort iſt, aufſpringt. Das iſt ſie. Ich habe den Wahrſagergeiſt gehabt.

Henriette. O bleiben ſie doch nur ſitzen. Wenn's Eliſe wäre, würde ſie wohl nach Ihnen gefragt haben.

Robert, der fort will. Nein, kommen Sie, kommen Sie! Es wird mir immer wahrſcheinlicher, daß ſie es ſei.

Henriette, unruhigwerdend und mit ihm fortgehend. Wie denn ſo?

Robert. Die alte Aufpaſſerin wird wieder geneſen ſein, und da wird ſie durch ihre Freundin Gelegenheit bekommen haben, aus dem Kloſter zu entſpringen, und ſo nimmt ſie nun ihre Zuflucht hieher.

Henriette, ſtillſtehend. Iſt ſie denn im Kloſter? Und woher wiſſen Sie dis?

Robert, wie aus der Irre zurückkommend. Ich — ich hab's geträumt — in der Nacht, als die Decke herunter fiel.

Henriette. Sie haben gewis Briefe von ihr. (kalt) Ei, ſehen ſie einmahl, das hätt' ich doch nicht gedacht, daß Sie ein Geheimnis für mich haben könnten. Das iſt dann alſo der nächſte Grad des Liebhabens nach dem Allerhöchſten.

Robert lief von Henrietten fort und in den Park. Da durchſtrich er alle Parthieen vergeblich und erfur endlich vom Gärtner, daß die Dame, deren Equipage im Hofe halte, bei der Frau von R. im Zimmer ſich befinde. Schnell begab er ſich in den Hof, ſtutzte beim Anblick des ſchönen Fuhrwerks und erfur vom Kutſcher, daß es einer reichen iungen Wittwe gehöre, die nach dem Tode ihres Mannes eine Reiſe mache. Getäuſcht in ſeiner Erwartung kehrte er zu Henrietten zurück, welche er, den kleinen Karl auf dem Schoſſe, in der Grotte antraf.

Robert. Das war nichts. Es iſt eine Wittwe weither; ich habe die Nahmen vergeſſen.

Henriette, mit geſenktem Blick. Das intereſſirt mich auch nicht. Aber — daß Sie überall ſo viel Trautheit gegen mich bezeigen und dann doch auf einer gewiſſen Seite ſo verſchloſſen ſein können, das macht einen Eindruck auf mich, den ich nicht ertrage. Glauben Sie denn nicht, daß ich den herzlichſten Antheil an Allem nehme, was Sie glücklich macht? Wodurch habe ich Ihr Mistrauen verdient?

Robert, in äuſſerſter Enge. Meine erſte Freundin; ich habe ia kein Mistrauen auf Sie; *Sie* haben's auf mich.

Henriette. Ich mus es nun wohl haben. (ſetzt Karln vom Schoſſe, ergreift Roberts Hände, und ſieht ihm durch die Augen ins Herz) Nicht wahr, Sie haben einen Brief? (weiſet auf den rechten Winkel ſeines linken Auges) Ja, da ſteht er. Soll ich ihn *nicht* leſen?

Zum Glück kam iezt Frau von R. mit der Fremden um ein Akaziengebüſch her und war mit ihr ſchon nicht mehr weit von der Grotte. Henriette befand ſich noch in derſelben Stellung.

Robert. Da ſind ſie. Ah — eine wahrhaftigſchöne weibliche Figur!

Henriette, im Aufſtehen. Ich bekomme alſo keine Antwort? Das iſt zum Entſetzen.

Die Fremde ſtellte ſich mit ausnehmendem Anſtande dar. Robert, als ſie ihre blizzenden Augen auf ihn ſtrahlen lies, wollte ſich ihr nähern und blieb wieder ſtehen. Sie trat zurück und ſchien ſich entfernen zu wollen. Robert, als er ſie ſprechen hörte, that einen Sprung in ihre Arme.,

»Ach! (wendet ſich und hält ſie nach Henrietten hin) Ach! (fällt ihr wieder in die Arme) Ach!«

Henriette, während daß dieſer dreifache Akt vor ſich geht, zur Frau von R. Sie iſts — nicht wahr?

Frau von R., wie betäubt. Es ſcheint ſo.

Henriette. Wofür gab ſie ſich denn aus?

Frau von R. Ja, ich bin nicht klug aus ihr geworden.

Henriette. Fragte ſie denn nach ihm?

Frau von R. Keineswegs. Sie wollte nur den Park ſehen und dann noch tauſend Meilen reiſen. Ich fand ſie ſchon auf meinem Zimmer.

Jetzt nahm Angelika Robert herzhaft beim Arm und führte ihn um das Akaziengebüſch weg.

Robert, als ſie an eine verſteckte Laube kommen, ſie hineinziehend und lange umarmend. Groſſes Mädgen, ſehe ich dich doch noch einmahl wieder? Und wie hier? Sag, wie hier?

Angelika. Ja ſag, wie hier? — Zeugen gehörten nicht zu den erſten Ergieſſungen unſerer Herzen. — O über das Geſchick, das uns diſſeits noch einmahl wieder zuſammenbringt! Retter, lieber doch erſt ienſeits, ienſeits in einem der höheren Parke!

Robert. Nein, beſſer — diſſeits ſchon, diſſeits, meine ſchöne ewig mir theure Retterin.

Angelika. O wie viel haben wir nun verlohren für iene Welt! Schade! Schade! Dort hätten wir uns erſt müſſen wiederſehen. Dort hätten wir einander erſt wieder erinnern müſſen an das, was wir für einander gethan. Nun ſind die erſten Eindrücke unſerer erſten Wiederzuſammenkunft nach unſerer Trennung weg, die dort, wo alle Leiden ein Ende haben, noch unendlich mehr Seligkeit für uns gehabt haben würden. Warum muſteſt du denn auch hier ſein? Oder warum muſte ich hier vorfahren?

Robert. Mache mich doch nicht ſo traurig; ich finde es ia als eins der heiligſten Schickſale unſeres Lebens. Das hat Gott gewollt, daß wir uns hier anträfen. Es iſt Vorgenus, den wir unten ſchon ſchmecken ſollten von unſerer Wiedervereinigung droben.

Angelika. Vorausgenus iſts, und Vorausgenus koſtet allemahl mehr, als er werth iſt. (ſieht auf ſeine Hand mit der Narbe, ob er den Ring noch habe, ohne daß er es merkt) Gefunden haſt du, die du ſuchteſt, wie ich ſehe.

Robert. Ja, Herrliche, du haſt mich recht gewieſen.

Angelika. Vergeſſen haſt du mich doch aber nicht darüber?

Robert. O nein, o nein! Ich dachte an dich — ich ſprach von dir.

Angelika. Das Letztere hätteſt du laſſen können. Du biſt kein guter Aufbewahrer von Geheimniſſen. Doch — es ſchadet nichts. Ich reiſe unter dem Nahmen meines Ferdinands. So wiſſet ihr viel, wer Ferdinand und wer Angelika ſei. Und — dabei mus es bleiben.

Robert, traurig. Auch nun noch, da wir uns ſo unerwartet wiederfinden?

Angelika, feſt. Ja; und alles Nachforſchen hilft auch nichts. Mein eigener Kutſcher weis nicht, wer und woher ich bin. Ich nahm ihn erſt unterwegs an.

Robert. Und reiſeſt ſo allein?

Angelika. Ein geweſener Räuber mus Muth und Entſchloſſenheit haben. Ach Retter, was waren das für Zeiten! Eine Rückerinnerung an ſie iſt im Stande, den ſchönſten Park der Welt in iene Raubhöle für mich zu verwandeln. Doch — da ſchickte dich Gott.

Robert. Und dich hatte er für mich voran geſchickt. — Höre, fandſt du deine Eltern wieder?

Angelika. Die Mutter nicht; ſie hatte ſich, weil ſie gar keine Nachricht erhalten können, wo ich Ende genommen hätte, todt gegrämt. Ferdinands Ermordung war durch die Zeitungen meinen Eltern bekannt worden. Den Vater fand ich nahe am Grabe. Mein Wiederanblick ſchien ihn anfangs zu ſtärken; aber die Stärkung kam zu ſpät. Vor einem Monate verlohr ich auch ihn. Nun iſt die Welt für mich ausgeſtorben bis auf dich.

Robert. O ſo bleibe nun auch bei dem, der dir von der ganzen Welt noch übrig iſt! Bleib hier, ſchöne Retterin, bleib hier!

Angelika. Nein. Ungern trennte ich mich ſchon von den mir ſo heiligen Gräbern; aber meine Geſundheit machte eine lange Reiſe nöthig. So verlies ich ſie nur mit dem Verſprechen, durch einen Umkreis von tauſend Meilen zu ihnen zurückzukehren. Denke an das, was ich dir auf dem Wege zum Hirtenhauſe ſagte, und wie du mir da Recht gabſt. Mein Schickſal verdient es gewis, daß ich mich lebenslang darüber in ſtille Betrachtungen verſenke.

Robert. Eben darum aber, weil ich dein Schickſal mit dir getheilt habe, könnteſt du das nicht beſſer, als mit mir.

Angelika. Erſtlich haſt du nur einen Theil meines Schickſals mit mir getheilt. Du weiſſeſt bei weitem nicht Alles, was mir begegnet iſt. Frage mich auch nicht darum. Und dann paſſt ia deine Lage auch gar nicht zu der meinigen. Du Glücklicher, wie könnteſt du ſimpathiſiren mit einer Unglücklichen auf allen Seiten des Herzens!

Robert, ſich beide Hände über die Bruſt legend. Ja, das kann ich.

Angelika. Ich bitte dich — ſchweig. Lieb aber behalte mich ia und denke recht oft in Zukunft wie an die erſte Trennung dort unter dem Birnbaum, ſo auch an die zweite hier unter der Akazienlaube. (drückt ihn muthig an ſich) Jener Kus dort ſollte alſo doch nicht der lezte für dieſe Welt ſein.

Robert. Auch dieſer nicht.

Angelika. Nun bring mich zu den Damen, daß ich einige Worte mit ihnen rede und dann meine tauſend Meilen weiter mache.

Robert, der ſie halten will. Das wollteſt du? Das könnteſt du? So bleib doch wenigſtens nur einige Zeit bei uns.

— Angelika, die mit Gewalt fortgeht. Was könnte das helfen!

So kamen ſie an die Grotte zurück und — fanden ſie leer. Der Gärtner legte unweit davon Tulipanen und benachrichtigte ſie, daß die Damen ſchon ins Schlos gegangen wären. Robert führte Angelika ihnen nach. Im Zimmer der Frau von R. ward Niemand angetroffen; ſo führte er ſie nach Henriettens Zimmer. Im Vorſaale ritte der kleine Karl auf ſeinem Steckenpferde umher.

Angelika. Wem gehört dieſer Kleine?

Robert. Der lieben Henriette, die du mit mir in der Grotte fandſt.

Angelika, ihn ſtark anſehend. Alſo — eine Wittwe ward ſie ſchon? Hum!

Robert. Ja, ihr Reinwald ging daheim. (als ſie in Henriettens Zimmer treten) Hier iſt — Angelika.

Henriette ſas der Thüre gegenüber und ihr Kopf ruhete an der Frau von R. Sie hatte allein ſein wollen; Frau von R.

aber hatte ſie ſchlechterdings nicht verlaſſen. Als ſie von Angelika hörte, ſtand ſie wie neu beſeelt auf und eilte ihr in die Arme. Angelika entſchuldigte ſich bei ihr über ihre ſonderbare Entfernung mit Robert im Park, ſchob Alles auf ſeinen urplötzlichen Wiederanblick und freuete ſich ſehr, die kennen zu lernen, welche einer der edelſten Weiberſucher gefunden hätte.

Robert, ſchnell zwiſchentretend. Das iſt ſie ia nicht. Eliſe iſt die, die ich fand. Dieſe heiſſt Henriette und bleibt ewig treu ihrem Reinwald.

Angelika, Henrietten die Hand reichend. Wie ich meinen Ferdinand. Das iſt ſchön. So ſind wir Schweſtern an Schickſal und an Sinn. (zu Robert) Aber wo iſt denn die Eliſe?

Robert. Im Kloſter. So hat ſie mir im Traume geſagt. (Alſo doch wahr, daß er es nur träumte, flüſterte Henriette der Frau von R. ins Ohr, die Robert Verweisgebend anſah) Verloren habe ich ſie;

aber auf Wiederfinden. (Angelika hing mit ihren Blicken feſt an Robert) Dieſe hier iſt nur meine Freundin.

Henriette. Erſte nehmlich.

Angelika, zu Robert. Ich denke, das bin ich?

Henriette. Nein, ich.

Angelika. Mich hat er gerettet. Mithin iſt er mein erſter Freund.

Henriette. Mich auch.

Angelika. Ich habe aber auch ihn gerettet.

Henriette. Das that ich freilich nicht; ich könnte aber zu ſeiner Rettung mein Leben laſſen.

Angelika. Nun, ſo mag er wohl Ihr erſter Freund ſein, wie er mein erſter Freund iſt; aber ſeine erſte Freundin mus ich ſein. (zu Robert) Heraus mit der Sprache — wer iſt die Erſte unter uns? (Robert fängt an, etwas Anderes zu reden) Höre, denk an den Mann in leinenen Ermeln! —

Lieber, ich möchte dich nun doch noch einmahl allein ſprechen.

Schnell führte Robert Angelika auf ſein Zimmer; während daß Henriette ganz auſſer Faſſung darüber kam, daß beide ſich duzten, und ſich über den Mann in leinenen Ermeln faſt den Kopf zerbrach. Ehe der Retter der Retterin noch im geringſten Rede ſtand, lief er nach ſeinen Koffer und ſteckte den Ring auf, welchen ſie ihm einſt zum Andenken gegeben.

»Da ſieh — und da die Narbe von der Bleſſur dazu!«

Angelika. Nun, ſo haſt du ia noch nicht gefunden, die du ſuchteſt?

Robert. O doch. Ich konnts aber nicht thun, was du ſagteſt. Dein Andenken war mir zu heilig, als daß ich es weggeben ſollte.

Angelika, die Narbe auf ſeiner Hand küſſend. Ach du Guter! du mein erſter Freund! — Nun, ſo erzähle mir doch von Eliſen; was iſt denn das?

Robert drängte nun Alles zuſamm
Als er darauf kam, daß ſein ganzes Ungl
von Eliſens Vater und von ihrer beiſpiello
Treue gegen ihn herrühre, traten Angel
die Thränen in die Augen. Er erklärte di
Thränen für Thränen der Bewunderung
töchterlichen Rechtſchaffenheit Eliſens u
ſchlos die ganze Erzählung mit einer kurz
Nachricht von Henrietten. Dieſe machte
beſondern Eindruck auf Angelika, daß
Henrietten näher kennen zu lernen wünſch
und ſich deshalb, wie ſie ſagte, entſchlos,
der Frau von R. zu übernachten. Robe
lies ausſpannen, und als Frau von R. d
erfur, bezeigte ſie wenig Zufriedenheit dami
Die erſte Viertelſtunde, welche die ganze G
ſellſchaft wieder beiſammen zubrachte, wa
widrig. Frau von R. war kalt; Henriet
noch kälter; Robert war bald warm, bal
kalt; Angelika war die Einzige, welche war
war und warm blieb!

Henriette, als ihr Robert einmahl die Han
reicht. Was haben Sie da für einen Ring

Robert. Er iſt von — (weiſet auf Angelika)

Henriette, nahe an Bitterkeit. Aha, zur Erneurung alter erſter Freundſchaft.

Angelika. Bitte ſehr um Vergebung — er bekam ihn ſchon von mir beim Abſchiede auf immer für dieſe Welt.

Henriette. Ich habe ihn ja noch nie geſehen.

Robert. Ich trug ihn nicht; nun ſoll er aber nie wieder vom Finger.

Frau von R., mit einem Etwas von Anmaſſung. Eigentlich gehörte dahin wohl der Ring von Eliſen.

Robert. Die hat mir lieber keinen gegeben. Thomſon vertrat Ringsſtelle. Ich hatte ihn auch eine Zeitlang nicht bei mir. Nun trage ich ihn wieder. (ſchlägt auf die Taſche) Thomſon hier (hebt den Finger in die Höhe) der Ring da. (Henriette verzieht das Geſicht. Frau von R. legt ſich den Halstuch zurechte)

Angelika. Es hat den Anſchein, als würde ich hier nicht gern geſehen. (zu Henrietten) Wahre perſönliche Zuneigung zu Ihnen, Madam, hält mich hier länger auf, als ich wollte. Verkennen ſie mich nicht.

Henriette, ſich beſinnend. Sie haben mich intereſſirt, ehe ich Sie kannte. Aber — den Rang der erſten Freundin müſſen Sie mir bei unſerem gemeinſchaftlichen erſten Freunde nicht nehmen. Er hat mir zugeſagt, mich im nächſten Grade auf den allerhöchſten lieb zu haben.

Angelika, zu Robert. Iſt das wahr?

Robert, mit verſchloſſenen Augen. Ja.

Angelika. Wie konnteſt du das?

Henriette. Er war ia eher mit mir, als mit Ihnen.

Angelika. Das wohl; aber das brennt ihn nicht rein. (zu Robert) Denk' an den Mann in leinenen Ermeln!

Henriette. Hierüber bitte ich mir doch eine Erklärung aus.

Angelika. Dieſe ſollen Sie gleich haben, ſobald Er will. Er ſcheint Ihnen nicht Alles erzählt zu haben.

Robert. O — immerhin!

Angelika erzählte hierauf den Vorgang ſeiner ehemaligen Liebeserklärung mit voller Naifetät. Frau von R. gewann ſie dafür ſchon viel lieber. Henriette, die ſich etwas Aehnliches von geſellſchaftlicher Nacht gedacht hatte, gab ihr einen Kuß dafür und ward heiterer. Robert blieb von Anfang bis zu Ende ſich gleich und hörte ſo gelaſſen zu, als wenn die Erzählung den Mann im Monde anginge.

Henriette, zur Frau von R. Ja, ja, ſo iſt er, ſo macht er's, wenn er ſeine Leute findet. Hab' ichs doch geſagt!

Angelika. Ich hätte alſo wohl das nächſte Recht, ſeine erſte Freundin zu ſein. Ich will aber billig ſein und mich mit dem Range der zweiten begnügen.

Frau von R. So werde ich wohl die dritte ſein. Franciſka doch nicht?

Robert, ihr die Hand bider hinreichend. O — ſi!

Angelika. Eliſen ſoll er alſo im allerhöchſten Grade lieb haben; Henrietten im nächſten auf den allerhöchſten; Angelika im nächſten auf den nächſten auf den allerhöchſten.

Frau von R. Und — mich im nächſten auf den nächſten des nächſten auf den allerhöchſten.

Robert, wie ein geiſtiſcher Sultan. Schön, ſchön! Das wird ein Liebhaben werden, das mehr, als Muhameds Paradis iſt.

Henriette, zu Angelika. Ja, aber zweierlei iſt noch, das ich mit Ihnen wenigſtens gleich haben mus. (zieht einen Ring vom Finger und gibt ihn Robert) Den müſſen Sie auch tragen. (Robert ſteckt ihn auf an der linken Hand) Nein, an der rechten.

Angelika. Mit nichten. Welcher zur Narbe gehört, der mus auch bei der Narbe ſein.

Henriette, den Ring ihm wieder abziehend und auf Angelika's Ring ſteckend) So laſſ' ich mir's gefallen. Und dann — das Duzen!

Angelika. Das ſchreibt ſich lediglich aus der Raubhöle her.

Henriette. Sei, wie ihm ſei; genug, entweder Sie müſſen ihn nun auch Sie nennen, oder ich nenne ihn auch Du.

Angelika, zu Robert. Nun, was meinſt du? Ich Sie, oder dieſe auch Du?

Robert, Henrietten ergreifend. Du liebe Henriette! (Angelika ergreifend) Du liebe Angelika!

Wie, wenn dem Geiſte der Zufridenheit von der Erde hinauf ein Zeichen gegeben würde, daß er vom Himmel herabkommen möchte, ſo ſtieg er iezt eilends hernieder und breitete ſich über die ganze Geſellſchaft aus.

Angelika und Henriette ſetzten ſich einander näher und reichten ſich die Hände. Robert legte ſeine Hand drauf. Frau von R. ſuchte es auf alle mögliche Weiſe wieder gut zu machen, daß ſie Angelika anfangs nicht gern geſehen und lud ſie ein, ſo viel Tage nun bei ihr zuzubringen, als ſie ihr nur Stunden zugedacht habe; welches ſelbige wider alle Erwartung Roberts und zu ſeiner unausſprechlichſten Freude auch annahm.

So ſammlete ſich für Robert eine der ſonderbarſten und angenehmſten Geſellſchaften zugleich, die ihn das Auſſenbleiben des Erfolgs ſeiner Todesannonce ruhiger ertragen lies. Alle drei Damen fühlten innige Zuneigung zu ihm. Frau von R. hatte ihm einſt förmlich erklärt, daß ſie gern ſeine Braut werden möchte; Henriette hatte es ihm geſtanden, daß ſie ihn lieben könnte, wenn Reinwald nicht wäre; Angelika hatte ihn für iene Welt zu ihrem liebſten Geſellſchafter nach Ferdinand ernannt. Inzwiſchen hatte ſich Frau von R. mit ihren Wünſchen ein- für allemahl zurückgezogen, und Angelika hatte zu viel Feſtes im Karakter, als daß ſie nicht über jeden aufſteigenden ähnlichen Wunſch bald Herrin werden ſollte. Henriette behielt alſo freien Spielraum, die erſte Freundin Roberts zu machen, und übte ihre vermeinten Gerechtſame auf ihn gleich am erſten Abend noch aus.

Angelika ſollte nehmlich ihr Quartier in derſelben Reihe von Zimmern bekommen, wo Robert wohnte, ſo, daß nur noch ein Zimmer dazwiſchen war. Kaum erfur dis Henriette, ſo proteſtirte ſie dagegen und bewies ſehr bündig, daß die Nähe an Robert, welche Angelika dadurch vor ihr erhalte, ſie aus ſeiner zweiten Freundin in ſeine erſte verwandle; welches gegen den getroffenen Vergleich ſei. Frau von R. that ihr den Vorſchlag, das Zwiſchenzimmer zu beziehen; da dann die Freundinnen recht ihren Graden nach auch in Anſehung der Nähe an Robert auf einander folgten. Als Henriette dis mit offenen Armen annahm, miſchte ſich der

Genius Roberts ins Spiel und gab der Sache die Wendung zur Vollkommenheit. Robert beſtand darauf, daß er das Zwiſchenzimmer haben müſſe, da dann Henriette das ſeinige beziehen und alſo ihm rechter Hand, Angelika aber ihm linker Hand wohnen würde. Alle Theile wurden hierüber einig und der Robertſche Vermittelungsplan ward auf der Stelle ausgeführt.

Die erſten Tage vergingen unter wechſelſeitigen Erzählungen der Lebens- und Herzensgeſchichten; wobei Frau von R. oft die gutherzige Zuhörerin machte, ohne daß es den Uebrigen einfiel, die ihrige von ihr wiſſen zu wollen. Angelika, ſo ſehr es auch darauf angelegt ward, verrieth ſich mit keiner Silbe näher, wer ſie ſei, und lies Alles, was zu ihrer Herzensgeſchichte bis auf ihre unglückliche Reiſe mit Ferdinand gehörte, unberührt. Man ſah es ihr an, daß ſie irgend ein Geheimnis von Belang noch auf dem Herzen habe, welches Robert am erſten Tage gleich, als ſie mit ihm auf ſeinem

Zimmer war, hätte errathen können, wenn er ein ruhigerer Beobachter geweſen wäre. Blitze aber ſchoſſen aus ihren Augen, ſo oft ſie den Nahmen Ferdinand nannte; ſo, wie auch Robert Feuer und Flamme ward, wenn er Eliſens gedachte; dahingegen Henriette mit ſtillerer Seele ſich ihrem Reinwald nur nachzuſehnen ſchien.

Man genoß das Leben im Freien, ſo viel die immer mehr ſinkende Jahreszeit es verſtattete, und kam der Abend heran, ſo ward der Frau von R. frühzeitig gute Nacht geſagt; da dann Angelika und Henriette auf Roberts Zimmer kamen, wo ſie mehrentheils noch Mitternacht zuſammen feierten und immer tiefer in einander einblickten. Angelika hörte Robert nicht lieber ſprechen, als wenn er auf ſein Lieblingskapitel von den höheren Freuden der Liebe kam, und wenn er den Faden abriß, knüpfte ſie den Faden wieder an. Ihre feurige Hochachtung gegen ihn ward dadurch noch immer feuriger, und zuweilen blitzte ſie ihn ſo dabei an, daß er ſich die Hand vor die Augen halten muſte. Im Gefühl für das Schöne war zwiſchen ihr und Henrietten die Verſchiedenheit, daß ſie mehr durch das groſſe und erhabene Schöne entzückt ward, als durch das ſanftere, und ſich dadurch Robert mehr näherte. Kam aber Henriette mit ihren ſanfteren Empfindungen dazwiſchen, ſo ſimpathiſirten ſie doch beide bald mit ihr. Zwiſchen dieſer und Angelika entſtand bald die innigſte Freundſchaft, deren nur zwei weibliche Seelen gegen einander fähig ſind, und ſie theilten Robert unter ſich, wie eine ältere und eine iüngere Schweſter den einzigen Bruder theilen. Sie ſprachen, wenn ſie allein waren, faſt immer von ihm und einſt ſchloſſen ſie alſo —

Angelika. Ja, wenn die Gräber meiner Eltern gleich hier wären, ſo käme ich von der Reiſe, die ich noch machen mus, wieder hieher zurück und lebte hier.

Henriette. Das wäre die Erfüllung meines neueren letzten irdiſchen Wunſches.

Was thäten wir aber dann, wenn einſt Eliſe auch zu uns käme?

Angelika. Erſtlich glaube ich das nicht. Ich bilde mir vielmehr ein, daß ſie todt ſei; ich weis ſelbſt nicht, warum. Und dann, dann, wenn er dis erfüre, würde erſt ganz vollkommene Simpathie zwiſchen ihm und uns ſein.

Henriette. Wie aus der Seele mir gedacht.

Angelika. Ein Jeder von uns blickte dann, wenn er von ſeinem Verlohrnen ſpräche, himmelwärts; ſo aber iſt er noch immer der Einzige, der dabei ſich nicht in die Höhe richtet, ſondern den Blick auf der Erde herumſchweifen läſſet. Er ſtört mich in der That dadurch zuweilen in meinen heiligen Schwärmereien, die mir doch ſo ſüs ſind.

Henriette. Mich auch.

Angelika. Und dann — geſetzt auch, Eliſe käme her, ſo blieben wir doch in demſelben Verhältnis mit ihm, und Eliſe würde dann unſere älteſte Schweſter und wohnte mit ihm in ſeinem Zimmer und wir wohnten beiden zur Seite, wie ietzt ihm allein.

Auf dieſe Unterredung folgte Abends ein Zuſammenſein auf Roberts Zimmer, welches an Trautheit alle vorigen noch übertraf. Die Nachtſcenen endigten ſich allemahl ſo, daß Robert erſt Henrietten und dann Angelika zu Bette brachte. Dis beſtand darin, daß er Jede in ihr Zimmer führte und hernach, wenn ſie an die Wand klopften, noch einmahl hineinging, ihnen im Bette die Hand drückte und dann das Licht wegnahm.

Dismahl geſchah es, daß Angelika, ſtatt zu klopfen, noch einmahl zu Robert zurückkam, weil ſie ihre Handſchuhe bei ihm liegen gelaſſen hatte. Die Ideenaſſociation brachte ihn auf Eliſens Handſchuhe, und er zeigte ſie ihr. Auf die Handſchuhe folgte Thomſon; auf Thomſon der Abſchiedsbrief Eliſens. Angelika ſetzte ſich wieder, konnte die Silhouette nicht genug liebhaben und vergos über den Brief Thränen der Theilnehmung. »Möchte Gott dir ſie wiedergeben! Ich gönnte es dir nun, wenn ich auch dabei verlöhre. Das mus eine herrliche Seele ſein.« Robert verſicherte ihr, daß ſie nichts dabei verliehren ſolle, bat ſie, nur hier zu bleiben, bis Eliſe komme und ſchlug ihr den Aufſatz über das Zweierlei in den Geſchlechtern auf. Angelika gerieth in einen ganz ekſtatiſchen Zuſtand und ſetzte die Materie fort. Darüber vertieften ſich beide ſo, daß ſie unbewußt deſſen, was ſie thaten, ihre Arme um einander ſchlangen. So umſchlungen ſchliefen ſie ein, und ihre Köpfe ſanken an einander.

Henriette ward durch einen lebhaften Traum aus dem erſten Schlafe geweckt und konnte nicht wieder einſchlafen. Es war ihr, als empfände ſie einen ſtarken Lichtgeruch. Sie richtete ſich auf und erblickte durch die Seitenthüre zu Robert, welche nicht feſt zugemacht war, ſogar einen ſchwachen Lichtſchein. In der Furcht, daß das von ihm vergeſſene Licht Schaden anrichten könnte, ſtand ſie auf, warf ſich ihren Nachtmantel um und ſchlich ſachte hinüber. Da fand ſie beim Schimmer des faſt eingebrannten Lichts das umſchlungene Paar, betrachtete es mit Unruhe und begab ſich zurück, weil Angelika ſich zu bewegen anfing. Bald drauf hörte ſie reden und gehen; da dann nach einer Weile Angelika's Zimmer zugemacht ward, das Licht verloſch und Robert ſich zu Bette begab.

Umſonſt verſuchte es Henriette, den Schlaf von neuem herbeizurufen; der gehabte Anblick lies ſie nicht dazu kommen. Gedanken für und Gedanken wider wechſelten ab und brachten ihr Blut ſo in Bewegung, daß es ihr im Bette zu warm ward. Sie ſtand abermals auf und ſetzte ſich aufs Sofa.

»Wie ſie nur darauf gekommen ſein mögen, ſich noch einmahl hinzuſetzen? Und das ohne mich? Sie müſſens doch verabredet haben. — Wer weis auch? Es kann durch ein Ungefär gekommen ſein. — Aber die Stellung, in der ſie ſaſſen?? — Dieſe kann ſehr unwillkürlich erfolgt ſein. Im Schlaf — im Traum — das erklärt Alles. — Aber ſehr traut warlich, ſehr traut! — Traut ia, aber doch gewis ſo unſchuldigtraut und ſo reintraut, wie du und Er einmahl beiſammen ſchliefen. — Wo iſt denn nun der Unterſchied zwiſchen erſter und zweiter Freundin? — O er iſt noch da. Gerade nun ganz der Unterſchied, wie er ſein mus. Bei der erſten Freundin ſchlief er am Bette; bei der zweiten nur auf dem Stuhle. — Nun, es ſei; aber öfter, als dismahl, mus es nicht geſchehen. Es mus ihr an einem Mahle genug ſein, wie mir. Ich wills ſchon machen.“

Dieſer letzte Monolog ſtellte Henriettens Ruhe völlig wieder her. Sie lies Tags drauf über den gehabten Anblick nicht das Geringſte merken, ſondern that Angelika nur den Vorſchlag, daß ſie von nun an das eine ihrer Zimmer zum geſellſchaftlichen Wohnzimmer und das andere zum geſellſchaftlichen Schlafzimmer machen wollten, damit auch die Nacht zwei Freundinnen nicht mehr ſo trennte. Angelika ging dieſen Vorſchlag unbefangen und freudig ein. Die Nachtviſiten bei Robert wurden übrigens ununterbrochen fortgeſetzt. Bei einer derſelben waren alle drei gute Seelen durch einen Gang, den ſie gegen Abend auf den daſigen Kirchhof gethan, noch in einer ſo ſanftmelancholiſchen Stimmung, daß der Uebergang zum Geſpräch über das Leben jenſeits des Grabes und über die Wiedervereinigung der Liebenden in ſelbigem augenblicklich erfolgte.

Angelika. Es iſt doch gewis die höchſte Idee, daß Freunde und Liebende dort wieder beiſammen ſein ſollen. Freilich über das Dort ſelbſt mus man mit ſich aufs Reine ſein. Und da geſteh ich gern, daß ich erſt, ſeitdem ich liebe, eine wahre Gläubige an ein Dort geworden ſei.

Die Alten ſagten — erſt Glaube, dann Liebe; ich kehre es um — erſt Liebe, dann Glaube. Was meinſt du, erſter Freund, ſollte die Liebe nicht den bündigſten Beweis für menſchliche Fortdauer führen?

Robert. Führe du ihn einmahl im Nahmen der Liebe. Ich mag gern einen neuen Beweis dafür hören, oder wenn es auch nur ein alter in einer neuen Form iſt.

Angelika. Sieh, das Phiſiſche bei der Liebe hat das Thier mit dem Menſchen gemein; das Geiſtiſche der Liebe aber iſt des Menſchen Eigenthum. Eine ſolche Prärogatiſe iſt zu auszeichnend, verſpricht zu viel. Sie ſcheint den Menſchen gleich als ein Weſen anzukündigen, das, von höherer Natur, auch noch für einen höhern Zuſtand beſtimmt iſt, von welchem es durch ieden ihrer Genüſſe Ahndung haben ſoll. Sie erhebt den, der vollen Sinn für ſie hat, iezt ſchon in Gedanken über die Erde und deutet dadurch den wirklichen Aufſchwung vor, den er einſt von der Erde nehmen wird. Sie verbürgt der Menſchheit die Unſterblichkeit ihrer Individuen gleichſam ebenſo, wie das Phiſiſche der Liebe bei den übrigen lebendigen Weſen die Unſterblichkeit der Arten ſichert. Ich bitte dich, wer ſo lieben kann, daß ſein Selbſt in den Geliebten übergeht — wer zweimahl zugleich ſchon exiſtiren kann, der ſollte nicht zweimahl hinter einander exiſtiren? Auch iſt das Weſen der Liebe ietzt noch wie ein verborgener Schatz, an den wir gar nicht ſo können, wie wir wollen. Wir fühlen eine unendliche Fülle von Empfindungen für den Andern und können ihm kaum den tauſendſten Theil davon ſagen oder ausdrücken. Das Uebrige preſſt uns; es will aus uns heraus und in die Seele des Andern; aber die Sprache der Erde iſt zu arm und hat keine Worte dazu; wir müſſens alſo in uns zurückdrängen, in uns verſchlieſſen, und müſſen uns durch einen hinſchmelzenden Blick, durch einen herzlichen Händedruck, blos an der Anzeige begnügen, daß viel in uns ſei, das wir gern mittheilten. Soll dis aber nie mitgetheilt werden? Soll es blos zum ewigen Verſchlus in uns da ſein? Nein, nein, es mus einmahl Alles heraus; es mus an ſeinen Mann kommen. Die Liebe mit ihrer unerſchöpflichen Fülle unnenbarer Empfindungen iſt wie ein Gewickel von zahlloſen Fäden, das die Ewigkeit bis auf den letzten entwickeln wird.

Robert. Ah du Gute! Stundenlang hörte ich dich noch ſo nach der Sillogiſtik der Liebe demonſtriren. Laſſet uns Alle einander die Hand drauf geben, daß wir glauben müſſen, daß es ſo ſei! (der heiligſte der Handſchläge erfolgte) Ach dort — dort!

Angelika. Sobald aber ein Dort iſt, ſo dürfen die, welche hier ſich über Alles ſchätzten und in ihrem Umgange ihr Glück und ihre Welt fanden, auch hoffen, daß ſie dort wieder beiſammen ſein werden.

Vergeſſen wir denn unſere Kenntniſſe? Vergeſſen wir unſere Handlungen? Nun, ſo können wir auch Menſchen nicht vergeſſen, die wir unausſprechlich lieb hatten. Wenn wir ihrer nun aber nicht vergäſſen, nicht vergeſſen könnten, wäre es nicht ſchrecklich, daß wir uns nur nach ihnen ſehnen ſollten, ohne ihrer ie wieder theilhaftig zu werden? Sollen wir dort nicht weniger, ſondern mehr ſelig werden, als hier: ſo kann uns der Umgang unſerer Lieben einſt nicht entzogen werden. Auch unſere höhere Geiſtesausbildung geht unſtreitig in ihrem Zirkel am beſten von ſtatten; iſt dieſe nun wirklich unſere Beſtimmung, wie ſollten wir fürchten, von ihnen getrennt zu bleiben? Ja, die ewige Entfernung von ihnen brächte uns gröſtentheils um den ſchönſten Lohn unſerer edelſten Geſinnungen und Handlungen; denn gegen wen haben wir die mehreſten derſelben geäuſert und ausgeübt? Waren ſie es nicht? Und was iſt der ſchönſte Lohn dafür? Iſt es nicht ihr Wiederanblick —

der Wiederanblick ſolcher Menſchen, die wir glücklich machten, die ſich durch uns glücklich fühlen und die auf alle erſinnliche Art uns ihr Dankgefühl dafür zu erkennen geben? —— Wie wir ſie wiederfinden werden? Freilich hält es oft auf dem kleinen Planeten Erde ſchon ſchwer, einander wiederzufinden; ſo ſollts im gröſſeren Sonnenſtern wohl noch weit ſchwerer halten? Inzwiſchen vereinigt ia auch hier ſchon zuweilen das Schickſal ganz unerwartet die wieder, welche getrennt wurden; ſo wird auch dort, wo Alles vollkommener iſt, das Schickſal vollkommener wirken und Keinen unvereinigt mit dem Andern laſſen, der wiedervereinigt ſein will. — Ich las unlängſt eine neuere Schrift über Trennung und Wiederſehen, die mich unausſprechlich hierüber getröſtet hat.

Henriette. Dieſe iſt von meinem Reinwald.

Angelika. In der That? O ſo ſchätzen Sie ſich glücklich, daß ihr Verfaſſer Sie liebte. Was wird der Mann, der über die Hofnung ſo ſchön ſchreiben konnte, empfinden, wenn die Hofnung realiſirt wird? Was wird er Sie empfinden lehren und wie wird der Ort Ihres beiderſeitigen Aufenthalts dort das Paradis im Paradiſe ſein!

Henriette. O meine herzlichſte Freundin, der bloſſe Gedanke an den Augenblick, der ihn mir wiedergeben wird, ſchaft dis Paradis ſchon um mich her.

Angelika. Ja, einzig in ihrer Art werden die Freuden der Wiedervereinigungsſcene ſelbſt ſein und bleiben. Ach Ferdinand, du warſt eine muthvolle Seele, wagteſt und litteſt für mich Alles; wie wird mir ſein, wenn ich dich, dem vor meinen Augen der Dolch ins Herz geſtoſſen ward, wieder in meine Arme ſchlieſſe! Doch dieſe Freuden ſind vorübergehend; die Freuden des Beiſammenbleibens aber ſind fortdaurend, ſind ſtillerer Art und werden mit vollerem Bewuſtſein genoſſen werden. O Ferdinand, Ferdinand, wenn wir uns dann mit ruhigerem Herzen an Alles das erinnern werden, was wir für einander thaten und trugen — wenn wir dann die tauſendmahltauſend allerhöchſten Empfindungen, von welchen wir hier nur einige und noch dazu ſchwach und unvollkommen einander mittheilen konnten, alle nach einander uns mittheilen, zuweilen tauſend davon auf einmahl, und in den allerſeligſten Minuten ſie alle insgeſamt zugleich gegen einander ausſchütten werden — — ach dann, dann!

Henriette, hoch aufgereizt. Und du, mein Reinwald, wenn du das Willkommen zu mir ſagen wirſt, der du mir kein Lebewohl ſagen konnteſt, und mein Lebewohl nicht hörteſt! Wenn wir unzertrennlich hernach bei einander ſein und uns dafür ſegnen werden, daß wir ſo rein und hehr uns liebten und ſo oft von möglicher früher Trennung ſprachen! Ach Reinwald, mein Reinwald, hole mich dir nach, hole mich und Karln dir nach, daß wir ihn dort beide erziehen!

Robert, der ſehr andächtig zugehört hatte. Ihr zwei Lieben!

Angelika. Sprich nicht mit; du gehörſt nicht zu uns in dieſem Augenblick. Nun ſollteſt du von deiner Freude reden, Eliſen dort wiederzufinden; aber du irdiſcher Mann willſt ſie hier noch wiederfinden.

Henriette. Ja, Angelika hat Recht; ſo denkſt du.

Robert. Ihr ſeid harte Richterinnen. Verdammet nicht, ſo werdet ihr auch nicht verdammt. Könntet ihr die höchſten Gegenſtände eurer Liebe hier ſchon wiederfinden, ſaget mir, ſähet ihr es nicht gern? Eliſe und ich werden auch einſt hier für immer getrennt werden. Glaubt mir, daß ich mich darauf freue, ſie alsdann dort auch wiederzufinden, wie ihr euch freuen könnet, die Eine den Mann, die Andere den Bräutigam wiederzufinden.

Angelika. Vergib uns! Der Neid der Erde miſcht ſich zuweilen in die Angelegenheiten des Himmels.

Robert. So lege ich euch nicht aus. Aber — auch wir finden uns dort wieder, finden uns gern wieder und freuen uns iezt ſchon darauf, uns wiederzufinden.

Henriette und Angelika dermaſſen zugleich, daß es wie eine Stimme klingt. Ja wohl!

Robert. Und dann ſind wir wieder ſo traut beiſammen, wie iezt.

Angelika. Noch trauter.

Henriette. Und dann ſind die Drei, welche zu uns Drei noch fehlen, auch bei uns.

Robert. Ja, dann wird aus dem heiligen Drei ein heiliges Sechs.

Angelika. Und dann tröſten wir uns nicht mehr mit den Freuden des Wiederfindens, ſondern genieſſen die Wonnen des Wiederbeiſammenſeins. (die drei Köpfe neigten ſich an einander) Adieu für heute, wie einſt Adieu auf ſamer für die Erde! (Robert brachte beide zu Bette)

Der Erfolg dieſer Kirchhofsunterredung war Tags drauf eine Wallfart nach Reinwalds Grabe. Frau von N. bekam in der Nacht einen dicken Backen und blieb zu Hauſe. Henriette lies ſich vom Gärtner Hiacinten- und Tulipanenzwiebeln geben, um den heiligen Hügel damit zu umkränzen.

Robert hatte nicht darauf gemerkt, was für einen Weg der Kutſcher nehme. Auch hatte die Jahreszeit die ganze Gegend ſo verändert, daß er ſie nicht wieder kannte. Plötzlich lies Henriette halten und wies nach dem kleinen Gebüſch hin, das am Abhange eines Berges ſtand. „Ach da, da —“ rief Robert und wuſte nun, wo er war. Ruhig ſehe ich nun dahin, verſetzte Henriette, denn es iſt nun Alles abgethan. Angelika bat ſich eine Erklärung darüber aus. Henriette verſprach ſie ihr, ſobald ſie ſagen würde, wer ſie wäre.

Angelika. Das bleibt ein Geheimnis für mich.

Henriette. Nun, ſo müſſen wir auch ein Geheimnis für uns behalten.

Angelika ward ſehr nachdenkend, und als ſie an Reinwalds Hügel trat, ſank ſie gar in Schwermut und nahm keinen Theil an der Bepflanzung. Henriette ſetzte alſo die Zwiebeln und Robert drückte ſie ein. Nach vollendeter Pflanzung lagerten ſich die Damen am Grabe und ſahen ſtill zum Herbſthimmel auf. Robert trat an die Kirchhofsmauer und ſchauete über ſie hin ins freie Feld, als wenn er da Eliſen ſuchte.

Angelika, der man es anſieht, daß ſie am Himmel einen raſchen Entſchlus gefaſſt. Jetzt unterſcheidet ſich unſer Freund recht von uns. Es iſt ganz ſo mit ihm, wie ich ſagte. Er hat noch kein Grab, wie wir Beide, das ihm heilig iſt. Da ſteht er und gaft in die weite Welt.

Henriette. Laſſen ſie ihn! Wohl ihm, daß es ihm noch an ſo einem Grabe fehlt!

Angelika. War Reinwald auch ſo ein ſchöner Mann, wie Er?

Henriette. Aeuſerlich ſo ſchön nicht; an Seelenſchönheit aber gab er ihm nichts nach.

Angelika. Nicht wahr, wenn nun Reinwald und Eliſe nicht wären!?

Henriette. Das weis er auch, daß ich ihn alsdann lieben könnte.

Angelika. Ja, und wenn Ferdinand und Eliſe nicht wären — — —

Henriette. So iſts gut für uns Beide, daß ſie ſind.

Angelika. Was würden Sie thun, wenn Ihr Herz wirklich Liebe für ihn zu hegen anfinge.

Henriette. Dafür bürgt mir mein Herz ſelbſt. Ich liebe nur Reinwald, weil ich dieſen nur lieben darf; liebhaben aber mus ich freilich Robert, und zwar nach Reinwald am höchſten.

Angelika. Wie aber, wenn das Liebhaben unvermerkt in Lieben überginge?

Henriette. Das kann es nicht; weil die Vorſtellung ſtets bei der Hand iſt, daß es nicht geſchehen dürfe.

Angelika. Ach meine Liebe, es gehört unendlichviel dazu, mit dem Raiſonnement dem Gefühl immer ſo auf der Hut zu ſein.

Henriette. Nun, was würden Sie auf den mir vorgelegten Fall thun?

Angelika. Mich entfernen. Entfernung iſt da das Klügſte; ſonſt ſpringt eine Quälerei heraus, der endlich das Herz doch wohl unterliegt.

Robert meldete Regen an. Angelika that Blitz zum Regen und blitzte ihn lange an. Auf der ganzen Rückfahrt ſprach ſie wenig, blieb die Antworten ſchuldig und ſah in den fallenden Regen hin. Nachmittags gabs noch eine Sonnenſtunde. Angelika ging mit Robert in den Park und führte Ihn in die verſteckte Laube, in welche er ſie am erſten Tage geführt hatte.

»Höre, ich habe bei Reinwalds Grabe einen Entſchlus gefaſſt, der morgen ausgeführt wird. Dir will ich ihn ſagen, aber keinem Andern.“

Robert, über ihre Determination beſtürzt. Was für einen?

Angelika. Aber — daß du ſchweigſt; oder du biſt kein Mann.

Robert. Ja, ich will ſchweigen.

Angelika. Ich will auch Ferdinands Grab beſuchen. Zum bitterſten Vorwurfe gereicht es mir, daß ich eher am Grabe eines Unbekannten ſas, als an dem ſeinigen. Nun auch keinen Tag länger Anſtand damit!

Robert. Du? wo willſt du es ausfindig machen? Wer weis, ob der Arme ein Grab erhielt!

Angelika. Ja, er ward nach acht Tagen begraben und ich weis, wo er liegt.

Robert. Woher ſollteſt du das wiſſen?

Angelika. Ich will dir Alles erzählen. — Ich habe dir ſchon geſagt, daß meine Eltern Ferdinands Ermordung aus den Zeitungen erfaren haben wollten. Dabei lies mich mein Vater bei ſeinem Leben; nach ſeinem Tode aber fand ich mehr. Ich fand eine ganze Korreſpondenz, die er mit einer dortigen Gerichtsperſon über den ſchrecklichen Vorgang geführet. Nachricht von mir hatte man ihm nicht geben können; aber von Ferdinand deſto umſtändlichere.

Robert. O erzähle — erzähle!

Angelika. Die Räuber hatten Ferdinand erſt geplündert und bis auf das Hemde ausgezogen, dann in den dickſten Wald geſchlept, da in eine Tiefe geworfen und mit Strauchwerk bedeckt. Nach acht Tagen kommt ein Jäger in die Gegend; ſein Hund ſpürt den Leichnam aus und ſchlägt unabläſſig bei ihm an. Der Jäger geht dem Hunde nach, findet den Ermordeten und thut Anzeige davon. Die Gerichte nehmen den ſchon Verweſenden auf; Niemand kann ſagen, wer er ſei, bis ſie im Zipfel ſeines Hemds den ganzen Nahmen Ferdinand finden, den er in alle ſeine Wäſche zeichnen lies. Drauf iſt er auf dem Kirchhofe des nächſten Dorfs ordentlich beerdigt worden und man hat die Erzählung vom ermordeten Ferdinand in die Zeitungen rücken laſſen. Der Nahme Ferdinand iſt meinem Vater gleich wie ein Pfeil aufs Herz geſchoſſen und ſo hat er ſich weiter darnach erkundigt und aus der ganzen Beſchreibung, beſonders aus gewiſſen angegebenen ihm eigenthümlichen Kennzeichen ſich überzeugt, daß es mein Bräutigam ſei.

Robert. Warum erzählte dir denn dein Vater dieſes bei ſeinem Leben nicht?

Angelika, unter hohen Seufzern. Frag mich darum nicht! — Dort liegt er alſo; dort ſind ich ihn und ich mus nun hin, gleich hin, und habe kein Bleiben mehr hier. Ich reiſe in der Nacht, in dieſer Nacht noch und in aller Stille.

Robert, der ſie ergreift und feſthält. Höre, ich laſſe dich nicht reiſen, oder ich reiſe mit.

Angelika. Du? was wollteſt du denn mit?

Robert. Erſtlich — damit du gewis wiederkommeſt; und dann — um auch bei Ferdinands Grabe geweſen zu ſein, wie bei Reinwalds.

Angelika. Daß du wieder über die Kirchhofsmauer guckteſt, wie da?

Robert. O bedenk, daß ich bei Reinwalds Grabe öfter war.

Angelika. Bleib du nur bei deiner erſten Freundin.

Robert. Dieſe kann ia auch mit.

Angelika. Nun ia, lieber die Frau von R. auch. Nein, dich will ich allenfalls mitnehmen; aber es mus geſchehen, ohne daß ein Menſch vorher etwas davon weis.

Robert. Die arme Henriette!

Angelika. Nun und alſo! So bleib du nur bei ihr. Sie wird ſchon traurig ſein, wenn ich fort bin; wie würde ſie ſich ängſtigen, wenn ſie dich auch vermiſſte! Sie ſollte wohl gar glauben, ich hätte dich ihr entführt.

Robert. Ich will einen Brief an ſie zurücklaſſen. Wir können doch ungefär ausrechnen, wann wir wiederkommen. Wenn ich ihr dann faſt den Tag beſtimme, an welchem ſie uns wiedererhält, ſo wird ſie ſich doch durch Vernunft beruhigen.

Angelika. Das können wir nicht. Die Reiſe iſt nicht die kleinſte, und auf Reiſen fallen allerlei Aufhaltungen vor. Mache, was du willſt; ich waſche meine Hände. Nur reden darfſt du nicht; denn ich mus fort, und ſie würde weder mich, noch weniger dich und mich von ſich laſſen wollen. Ich habe ſie herzlich lieb; aber Ferdinand geht vor.

Robert. Ach die erſte Freundin! die erſte Freundin! Das geht mir hart an — hart.

Angelika. So kann ich dir nicht helfen. Lieber hätte ich auch dir nichts ſagen ſollen. Genug, ich reiſe und nehme Niemand mit, als dich.

Angelika traf ſogleich ſtille Abrede mit ihrem Kutſcher. Den Wagen muſte er vor den Schloshof rücken, als wenn er zum Rade- oder Stellmacher gebracht werden ſollte, und die Pferde ſollte er zur beſtimmten Stunde bereit halten, daß ſolche gleich, wenn ſie käme, vorgelegt werden könnten. Koffer und alles Uebrige lies ſie da und legte blos ihre Reiſekleidung bereit. Robert verſuchte wohl zehenmahl, an Henrietten zu ſchreiben, und vermocht's nicht. Er kämpfte heftig mit ſich über Verlaſſung Henriettens und über Verlaſſung Angelika's. Endlich bekam die Vorſtellung, daß er, wenn er Henrietten verlaſſe, doch wiederkomme und auch Angelika wieder mitbringe, daß aber, wenn er Angelika verlaſſe, dieſe gewis für Henrietten und für ihn verlohren ſei, die Oberhand und — er ſchrieb — —

»Meine erſte Freundin auf ietzt und auf immer, auf hier und auf dort — erſchrecke nicht, daß ich bei Nacht und Nebel von dir gehe. Ich komme wieder, und zwar in kurzem. In einer Art von Todesangſt verlaſſe ich dich; aber ich mus. Angelika lies ſich nicht abhalten, als ſie bei deines Reinwalds Grabe geweſen war, auch ihres Ferdinands Grab zu beſuchen. Sie ſagt, ſie wiſſe es. Hätte ich ſie allein reiſen laſſen, ſo war ſie vermuthlich für uns verlohren; nun aber bringe ich ſie uns wieder. Ich durfte dir nichts davon ſagen; denn ſie legte mir Stillſchweigen auf und ich verſprach es ihr, ehe ich wuſte, was ſie mir offenbaren würde. Halte mich alſo ia für keinen falſchen Freund. Höchſtens nach acht Tagen bin ich wieder bei dir: Angelika hat mich nicht aufgefordert, ſie zu begleiten; ich habe mich ihr aufgedrängt, um ſie uns zu ſichern. Henriette, liebe Henriette, ſei unterdeſſen nicht traurig — ſei nicht unwillig auf mich. Ich meine es ia ſo gut mit dir; du ſollſt die nicht verliehren, die du ſo lieb haſt. Und ich — bei allen Tugenden und bei ieder ihrer Seligkeiten, bei Leben diſſeits und bei Leben ienſeits — nach acht Tagen bin ich wieder bei dir.“

Unglücklicher Weiſe muſte Henriette ſowohl zur Verabredung als auch zur Ausführung dieſes Plans ſogar die Hand bieten. Der Nachfolger ihres Mannes, mit dem ſie noch einige Berechnungen hatte, war gekommen, und ſie ging mit ihm zum Amtmanne, der ſie aus einander geſetzt hatte, um mit ihm daſelbſt abzuſchlieſſen. Abends ſpät kam ſie erſt wieder aufs Schlos, verſchwieg den Aerger, welchen ſie gehabt und ſchlief wider ihre Gewohnheit ſchon bei der nächtlichen Konferenz ein, die deshalb abgekürzt ward.

Robert ging gar nicht zu Bette. Angelika ging zwar zu Bette, hielt ſich aber wach. Um halb Eins, als Henriette feſt ſchlief, ſtand ſie wieder auf und ſchlich durch Roberts Zimmer in ihr gemeinſchaftliches Wohnzimmer. Drei Viertel auf Eins war ſie völlig reiſefertig. Robert legte ſeinen Brief auf Henriettens Toilette. Angelika legte auch einen Brief dazu. Drauf ſchlichen beide zurück, ſahen die ſich durch Schlaf erquickende Henriette noch einmahl an und warfen ihr Küſſe zu. Im ganzen Schloſſe lag Alles in guter Ruhe. An der Hausthüre hing der Schlüſſel. Unbemerkt kamen ſie in den Hof und mit Schlag Eins ſtiegen ſie in den Wagen.

Es war eine mondhelle Nacht. Beide Reiſende hielten ſich ſo ſtill, als wenn ſie noch immer fürchteten, daß Henriette erwachen und ihren Plan vereiteln würde. Angelika ergrif endlich Roberts Hand und ſchüttelte ſie ſtark.

„'s iſt dir leid — gelt?“

Robert. Leid und nicht leid. Ich hatte unter zwei Uebeln zu wählen; ich denke, daß ich das kleinere gegriffen habe.

Angelika. Welches wäre denn das Gröſſere geweſen?

Robert. Wenn ich dich verlies, ſtatt Henrietten zu verlaſſen.

Angelika, den Kopf auf ſeine Schulter legend. Du Guter! (ſich wieder aufrichtend), Ja — was hilfts!

Robert. Freilich wird ſie einen fürchterlichen Morgen haben.

Angelika. Das denk' ich doch nicht. Was du ihr geſchrieben haſt, weis ich nicht. Das aber, was ich ihr ſchrieb, beruhigt ſie gewis.

Robert. Was ſchriebſt du ihr?

Angelika. Las dir's einſt von ihr ſagen, wenn du ſie wieder ſprichſt. — Höre, wir haben doch nicht nöthig, den Wald der Teufel wieder zu durchfahren?

Robert. Nein, wir kommen von einer andern Seite. Uebrigens dürften wir auch nur die Nachtzeit vermeiden.

Angelika. Die Empfindungen würden zerreiſſend ſein, die mich da ergriffen.

Robert. Der Wald iſt lang, und ſchwerlich würdeſt du den Platz wiederkennen, wo Ferdinand ſein Blut verſtrömte. Ich gewis den nicht, wo ich aus dem Wagen geriſſen ward. Denn ich weis gar nichts von der ganzen Waldfart — ich war in tiefen Gedanken damals.

Angelika. Ich glaube, mein Herz ſagte mir's, wenn ich an die mörderiſche Stätte käme. — Wirſt du auch ſo wieder über die Kirchhofsmauer gucken, wenn wir auf ſeinen Kirchhof kommen?

Robert, beſchämt. Wie geſagt, ich war ia öfter ſchon bei Reinwalds Grabe. (blickt ſie faſt wie im höchſten Grade des Liebhabens an)

Angelika, ihn dafür anblitzend. Du haſt mich wohl ſehr lieb?

Robert, ſich an ſie ſchmiegend. Ach — unausſprechlich!

Angelika. Ich glaube auch, wir paſſten mehr zuſammen noch, als Henriette und du. Aber — Ferdinand, Eliſe, Reinwald — dieſe drei Ideen müſſen uns alle drei, mich, dich und Henrietten bei Vernunft erhalten. Dir wird ſo etwas freilich leichter, als mir und Henrietten; denn der Gedanke, Eliſen hier noch wiederzufinden, kommt dir zu Hülfe und macht es dir faſt unmöglich, ſie gegen eine Andere zu vertauſchen. Was würdeſt du aber thun, wenn du erfüreſt, Eliſe wäre todt?

Robert. Ihr ewig ſo treu bleiben, wie du deinem Ferdinand.

Angelika. Das thu ia! Darauf gib mir die Hand.

Robert. Da haſt du beide.

Angelika. Wer wahrhaftig geliebt hat, von dem halte ichs auch für unmöglich, daß er einer zweiten Liebe fähig ſei; oder vielmehr — es kann keine zweite Liebe geben. Liebe iſt nur ein Eins, wie iedes Herz nur ein Herz iſt. Jeder Menſch kann nur einmahl lieben.

Robert. Ja, nach unſerem Lexikon. Nach dem Alltagslexikon aber heiſſt lieben heirathen, oder zuſammenſchlafen, zuſammenarbeiten, zuſammenhaushalten, und wenn dann dieſes mit dem Einen aufhört, ſo findet man kein Arges darin, es mit dem Andern wieder anzufangen.

Angelika. Nun, ſolche Liebende werden dann dort auch wohl neben einander weggehen, als wenn ſie ſich gar nichts angingen.

Robert. Ja, ſo wirds ſein, und darauf verläſſet man ſich auch. Ein gewiſſer falſchgedeuteter Ausſpruch des Stifters des Chriſtenthums iſt ſogar ſolchen Liebenden Waſſer auf ihre Mühle.

Angelika. Ich kenne ihn; da iſt aber wohl vom Phiſiſchen der Liebe nur die Rede, oder — von dem Ein Leib ſein. Das Ein Herz und Eine Seele ſein gehört gewis noch weit mehr zu dem Himmel, als zur Erde. Wenn dieſes ſo viel als Freien heiſſt, ſo mus im Himmel das Freien erſt recht vollkommen werden. — Geſetzt nun alſo auch, ein Menſch könne zweimahl lieben und mit zwei Herzen und Seelen hinter einander hier ein Herz und eine Seele ſein, mit welchem von dieſen beiden Herzen ſoll er dort ein Herz, und mit welcher von dieſen beiden Seelen dort eine Seele ſein? Er ſelbſt iſt nur ein Herz und eine Seele und kann alſo auch nur mit einem andern Herzen und mit einer andern Seele ein Herz und eine Seele ſein. Wie wird dem andern Herzen, das ſich dann ohne Einigungsherz findet, zu Muthe ſein? Iſt das der Dank dafür, daß es ſich hier mit ihm einigte? Ich weis gar nicht, wohin die Menſchen denken. Man ſagt zwar wohl, Abweſenheit und Länge der Zeit könnten die vergangenen herzlichſten und zärtlichſten Eindrücke ſchwächen und endlich austilgen; aber ſo müßte doch der Gedanke an die Zukunft und an die bevorſtehende Wiedervereinigung dieſe Eindrücke immer wieder auffriſchen.

Robert. Bei den Mehreſten bleibt es nur bei einem dunkeln Glauben an ein zukünftiges Leben; bei einem Glauben, der ſo dunkel und undeutlich iſt, daß er, wo nicht halber Unglaube, doch Zweifel daran iſt, der nie völlig widerlegt wird, weil man ſich um ſeine Widerlegung nicht einmahl bekümmert. O liebe Angelika, wäre wahre und lebendige Ueberzeugung von menſchlicher Fortdauer herrſchend, ſo würden Millionen nicht nur in dieſer Angelegenheit, ſondern auch in allen ihren übrigen Angelegenheiten ganz anders handeln, als ſie handeln.

Angelika. Du alſo, der du ſo wahr und ſo lebendig davon überzeugt biſt, bleib in deiner Eliſe treu, und wenn du ſie nie auf der Erde wiederfändeſt.

Robert. Ich ſage dir ia — ſo gewis, wie du deinem Ferdinand.

Angelika. Aber recht lieb wollen wir uns hier behalten, und wenn wir hier lange auseinander ſind, und recht lieb wollen wir uns dort wieder haben, wenn wir dort wieder zuſammenkommen.

Robert. Wie ſprichſt du denn? Du ſprichſt ia, als wollteſt du von mir Abſchied nehmen.

Angelika. Nicht doch, Lieber — (ſtreicht ihm zärtlich die Backen) nicht doch.

Dergleichen Unterredungen hielt Angelika unterwegs häufig mit Robert und ſah ihn dabei immer unverrückt an. Sobald ſie in das Dorf kamen, wo Ferdinand begraben ſein ſollte, eilte ſie in das erſte Bauerhaus, um Erkundigung darüber einzuziehen. Robert ging lieber gleich auf den Kirchhof ſelbſt, und als ſie ihm dahin nachkam, ſtand er ſchon an einer Piramide von Raſen und wies auf das auf ſelbiger ſtehende ſchwarze Kreutz hin, deſſen Queerholtz die Worte enthielt — Ferdinand, der Ermordete im Walde. Dabei die Jahrzahl. Angelika ſank mit brennendem Eifer an die Raſenpiramide hin und umfaſſte das Kreutz.

„Du heilige Ståte — ach, du heilige Ståte! Du, die du die Gebeine meines Ferdinands deckſt, umſchlieſſeſt — umſchlôſſeſt, deckteſt du doch auch die meinigen! Mein Geiſt wåre alsdann ſchon bei ſeinem Geiſte; und das iſts, was ich wollte, mit aller Fülle meines Wollens wollte. (nachdem ſie lange ſo gelegen, ſich ſo weit aufrichtend, daß ſie eine Knieende wird, und mit ihren groſſen Augen gen Himmel blickend) Mein Ferdinand, ach mein Ferdinand, Mörder trennten uns, aber ein Gott der Liebe wird uns wieder vereinigen. Gerächt ward dein Blut durch das Blut deines Henkers; mein und dein Freund hier vergos es. Doch geſchah es nicht zur Rache, ſondern zur Nothwehr. Starbſt du lange, du lieber Märtirer für uns, oder traf dich der glücklichſten der Dolchſtiche einer? Vermuthlich das Letztere. Hatteſt du aber ſterbend noch einen Gedanken, ſo war's gewis ein Gedanke an mich. Aber — was für ein Gedanke mochts ſein? Gehört hatteſt du noch die Höllenworte, welche Satan Nickel ſprach. Ach wüſteſt du doch, daß es dieſer Satan blos bei Worten bewenden laſſen muſte! Wüſteſt du, daß ich in ſeiner Hölle ſo rein blieb, wie ein guter Engel! Hat es dir mein Vater vielleicht ſchon erzählt? Ihn ſprach ich noch. Lebt er ietzt mit dir, oder entfernt er ſich noch von dir? Nein, nein, ihr ſeid gewis ietzt zuſammen und er hat nun gegen unſere Liebe nichts mehr. Ich freue mich ſehr, ihn wiederzuſehen, aber auf dich freue ich mich doch noch unendlich mehr. Hier an dieſem Raſenhügel, an dem heiligſten der Altäre für mich, ſchwöre ich dir auch den heiligſten der Schwüre, dir ewig treu zu ſein. Dir, nur dir bleibt mein Herz geweiht, und wenn mir noch vollkommenere Männer auf der Erde begegneten, als Robert iſt! Mein liebſter Freund aber ſoll Robert bleiben, und du machſt ihn gewis auch zu deinem liebſten Freunde, wenn ich ihn dir einſt in die Arme führe. Gewis haſt du droben wohl für mich gebetet; Gott hat dein Gebet erhört. O bete ferner für mich; bete, daß ich dir bald nachkomme — vieleicht erhört Gott auch dis dein Gebet. Dann, dann wollen wir ſprechen von der Liebe Leiden und von der Liebe Herrlichkeit, die darauf folgt. Ach, wie werden wir uns dort vor tauſend Liebenden dadurch auszeichnen, daß wir nur die höheren Freuden der Liebe genoſſen und nicht zum Thieriſchen der Liebe herunterſanken! Nun, ſo ſei ſelig droben, du Lieber, bis ich es einſt mit dir werde! Mein übriges Leben, es währe lang oder kurz, bleibe dem Nachdenken über unſer Verhängnis gewidmet, bis Gott dort Alles für uns aufſchlieſſt!«

Robert kam gar nicht auf den Gedanken, über die Kirchhofsmauer zu gucken. Wie er einſt ſtaunte, als er Angelika nach ihrer Erlöſung aus der Raubhöle beten hörte: ſo ſtaunte er auch ietzt. Er verſtand nicht Alles, that aber ganz neue und unerwartete Blicke in ſie und in ihr Schickſal; beſcheiden iedoch forderte er über gewiſſe Auſſagen, die ſie gen Himmel gethan, keine nähere Erläuterung. Nachdem ſie aufgeſtanden war und noch eine Zeitlang das ſchwarze Kreutz ſtarr betrachtet hatte, ſchlug ſie ſich vor die Stirn, nahm Robert beim Arm und ging mit ihm zum Prediger des Orts. Als ſie mit dieſem beinahe eine Stunde allein geweſen war, kam ſie mit dem freudigen Zurufe zu Robert zurück — »Es geht an; ich bekomme ihn noch einmahl zu ſehen.«

Robert, der nicht weis, was er hört. Wen denn?

Angelika. Ihn — Ihn.

Robert. Das wirſt du doch nicht? Denke dir den Anblick! Ich bitte dich, ſetze dich dergleichen nicht aus.

Prediger. Ich habe ihr Alles geſagt; aber ſie beſteht darauf. Wir haben ihn begraben, wie wir ihn gefunden; denn er war ſchon in Verweſung.

Angelika: Ja, ich mus ihn noch einmahl ſehen.

Der Prediger lies ſogleich Anſtalten machen. Nach einer Viertelſtunde ſah man ſchon den Sarg, der einen platten Deckel hatte. Nach einer halben Stunde war der Sarg herauf gewunden. Ein Entſetzen erregender Anblick zeigte ſich nach aufgehobenen Plattdeckel. Im blutſtarren Hemde, mit halbkahlem Scheitel, mit herausgequollenen Augen, mit langherabhangender Zunge und mit einem kohlfarbenen Geſicht lag da einer der ehemaligen ſchönſten Menſchen und breitete um ſich her die Atmoſphäre der Peſtilenz. Die hohe Naſe, die ſtarken Augenbraunen, die Warze auf der Backe ſprachen dafür, daß es Ferdinand ſei.

„Ach — Ach“ ſchriee Angelika und wollte über ihn herfallen. Robert war nicht allein im Stande ſie zu halten. Der Prediger ſprang herzu und hielt ſie mit ihm zurück. „Machet den Sarg wieder zu“ rief Robert. Angelika ſah noch einmahl nach ihren Ferdinand hin, ſchriee dreimahl noch Ach, fiel Robert heftig um den Hals und gab ihm wirklich den letzten Kus. Als der Sarg wieder eingeſenkt war und Robert Angelika fortführen wollte, ſank ſie an ſeinem Arm zuſammen.

Der Prediger war kurz vorher abgebrannt, und wohnte ietzt beim Schulmeiſter. Es that ihm leid, nicht ſelbſt Quartier anbieten zu können; er brachte die Betäubte aber zu guten Bauersleuten. Da wirkte die gehabte ſchreckliche Alteration bald ſo heftig auf ſie, daß ſie wirklich krank ward. Robert wartete und pflegte ſie, wie er nur Eliſen hätte warten und pflegen mögen. Er wich und wankte nicht von ihr; auch ſogar des Nachts nicht.

Als die erſten acht Tage vorbei waren und Angelika ſich auſſer Gefar glaubte, bat ſie ihn inſtändigſt, zu Henrietten zurückzureiſen, und ſtellte ihm die alle Ruhe zerſtörenden Eindrücke vor, welche ſein längeres Auſſenbleiben auf ſie machen würde. Robert aber wollte theils nicht ohne ſie zur Frau von R. zurückkehren; theils hielt er es für widerpflichtlich gehandelt, wenn er ſie in fremden Händen lieſſe.

Nach vierzehen Tagen konnte Angelika wieder reiſen. Da bat ſie Robert, nach ſo vielen Nachtwachen oder doch nur halben Schläfen endlich einmahl im Bette und ganz zu ſchlafen; damit er zur morgenden Rückreiſe deſto aufgelegter wäre. Robert ſehnte ſich nach Ruhe und nahm den Vorſchlag an. Er ſchlief faſt ſechzehen Stunden auf einer Bodenkammer und als er herunter kam, war

Angelika — verſchwunden. Die iungen Leute im Hauſe waren zu Markte nach der benachbarten Stadt gefaren; ein alter Auszugsvater überreichte ihm einen Brief von ihr.

„Fort bin ich, lieber erſter Freund, fort — für dieſe Welt auf immer für dich fort. Gib dir auch nicht die geringſte Mühe, nach mir zu forſchen; es hilft dir Alles nichts. Reiſe vielmehr auf der Stelle zu Henrietten zurück. Du biſts ihr ſchuldig; denn du haſt ſo ſchon nicht Wort gehalten. Eile und mache es wieder gut. Ich danke dir für Begleitung, für Pflege — und für Alles. Unſere Bekanntſchaft fing romantiſch an; ſo gebührt ihr auch, daß ſie romantiſch ſich endige. Ein Ungefär führte uns nur wieder zuſammen; Raiſonnement führt uns wieder auseinander, und nun ſoll uns gewis kein Ungefär, diſſeits des Grabes noch einmahl zuſammen führen. Leb wohl, leb wohl bis — ienſeits. Ein Geheimnis muſte ich dir einmahl bleiben.

Am Grabe meines Ferdinands haſt du Etwas vernommen; in iener Welt ſollſt du Mehr, ſollſt du Alles erfaren. Aber Mehr noch, als dis, hat mich zur geheimen Flucht von dir bewogen. Du biſt ein gefährlicher Mann; ia, las dir's ſagen, das biſt du. Ich hätte es nicht gedacht. Mein Stolz auf mich ſelbſt war zu gros; du haſt ihn gedemüthigt. Du haſt Eindrücke auf mich gemacht, die ich nicht erwartete. So gehts oft dem eingebildeten Helden, wie dem eingebildeten Weiſen. Das Herz läuft mit dem Kopfe davon. Das mus aber nicht ſein. Du haſt gehört, was ich meinem Ferdinand an ſeinem Grabe verſprach; ſo halte ich Wort. Entfernung von dir, plötzliche Entfernung von dir, lieber, herzenslieber gefährlicher Freund, iſt das Beſte für mich. Ich hoffe, daß du in dieſer offenen Erklärung Ehre für uns beide finden werdeſt. Und nun noch ein Wort in Eliſens Nahmen — reiſe zwar zu Henrietten zurück, aber nimm du

auch bei ihr dein Herz in Acht.
müſte mich ſehr irren, wenn nicht –
Poche nicht auf dein Herz; ſag Henr
ſie ſolle auch nicht auf das ihrige p
Das Herz iſt ein Meer voll Untiefen. Er
mehrentheils, wenn Sturm kommt
Ankerplätzen. Jch pochte auch auf
Herz, und zuletzt klang der Ton ſo
daß ich nichts mehr hörte. Den letzte
gab ich dir daher abſichtlich, als ich
noch einmahl nach meinem braven Ern
ten umblickte. Mache dich nun auch
nur gut, ſondern auch klug gegen He
ten. Lies fleiſſiger im Thomſon, a
laſeſt, da ich bei euch war. Von He
ten habe ich ſchon Abſchied genom
Wenn du im künftigen Frühiahre
lange reiſe ich — an mich denkſt, ſo
mich an den Gräbern meiner Eltern,
ſchen welchen ich Ferdinand eine Urne
werde. Dein und mein Gott ſei mit di

Sprach- und gedankenlos ſtand R
da, als er den Brief geleſen. De

Auszugsvater lächelte ihn liebreich an. Robert fragte ihn, wann Angelika abgereiſet ſei und wohin ſie gereiſet ſei; aber er konnte ihm keine Antwort geben, denn er hatte auch lange geſchlafen. Daß Angelika ſeine Kinder ſo reichlich beſchenkt habe, wuſte er blos zu rühmen. Robert lief zum Prediger, um Auskunft über Entweichung und Entwichene zugleich zu haben; dieſer aber entlies ihn mit der Erklärung ein- für allemahl, daß Angelika es ihm zur Gewiſſensſache gemacht habe, nichts von Allem, was er wiſſe, zu entdecken. So begab er ſich zurück an Ferdinands erneuerten Hügel und legte ſeine rechte Hand aufs Kreutz.

»Nun weis ichs; nun weis ichs. Hier nahm ſie Abſchied von mir, als ſie dich noch einmahl anſah und mich dann mit einer Art von Inbrunſt, die an Wut gränzte, küſſte. Das war der Abſchiedskus. Lieget ruhig hier, ihr Gebeine des ermordeten Edlen, und ſtaubet ſtill. Meine Knochen werden ia auch ihr Plätzlein finden. Zurück

will ich zu Henrietten; aber es wird do
viel fehlen, wenn ich zu ihr komme
Angelika fehlt. Und — Eliſe, wo biſt d
— 's war doch ein Herzensmädgen, Angelik
Du haſt mir ſonderbare Sachen geſchriebe
zweite Freundin. Könnteſt aber wohl d
erſte heiſſen. Es war dir ſo etwas
mantiſches, lieber aus der Ferne an mi
zu denken, als in der Nähe bei mir zu ſei
Meintwegen! 's iſt ein ganz eigenes Din
das menſchliche Leben. Doch, wollens au
ſpielen, das Lebensſpiel; aber fürwahr
nicht öfter, als einmahl. Ferdinand
ruhe wohl! Angelika — reiſe wohl!

Robert nahm gleich Bauerpferde bis
die nächſte Poſtſtation, und von da a
ritte er Kourier nach dem Gute der Fr
von R. In äuſerſter Geſchwindigkeit vo
endete er die Reiſe und ſprang ins Schl
hinein. Das Schlos war wie ausgeſtorbe
Niemand begegnete ihm. Alle Zimmer w
ren verſchloſſen; der Park war verſchloſſe
Endlich zeigte ſich der Haushofmeiſter.

Rober

Robert. Was machen Sie für ein Geſicht? Wo ſind die Damen? Oben nicht — unten nicht — im Park nicht — — wo ſind ſie denn?

Haushofmeiſter. Ja, wo ſind ſie! Fort ſind ſie.

Robert, erſchrocken. Wohin?

Haushofmeiſter. Da fragen ſie mich zu viel.

Robert. Wann kommen ſie wieder?

Haushofmeiſter. Vor dem Frühjahre nicht. (fortgehend) Da haben Sie den Schlüſſel zu Ihrem Zimmer.

Robert, ihm noch nachrufend. Iſt kein Brief an mich gekommen?

Haushofmeiſter. Ach was gehen mich ihre Briefe an! Ich weis von keinem Brief.

Robert, ſobald er auf ſein Zimmer kam, warf ſich völlig herabgeſpannt aufs Sofa.

„Schlag auf Schlag! — Immer zu, immer zu! — So mus es kommen, ſo. — Erſt Angelika fort — dann Henriette fort — nun fehlt blos noch die Nachricht, daß Eliſe todt ſei: Dann iſt Robert in der Welt allein. (zeigt auf das Nachtzimmer der Verlohrnen) Da ſchliefen ſie. (zeigt auf's Tagszimmer) Da wohnten ſie. (ſteht auf und will das erſtere öfnen) Zugeſchloſſen? Hum! (läuft ans letztere) Auch zu?. Gut, Alles gut! (ſtellt drei Stühle dahin, wo ſonſt die nächtlichen Konferenzen gehalten wurden, und ſetzt ſich auf den mittelſten) Nun, meine Schönen, ſo ſprecht! Erſte Freundin, weiſſ'ſt du nichts zu erzählen? Zweite Freundin, du auch nicht? (ſpringt auf und wirft alle drei Stühle um) Aus war die Konferenz. O weh, o weh! Viel wird fehlen, dacht' ich, wenn du hinkommſt; Angelika fehlt. Was? viel nur? Alles fehlt. O weh, o weh! Was hab ich denn nun? Wer bin ich denn nun? (tritt vor den Spiegel und ſchlägt ſich vor die Stirn) Robert, begreif dich! Du haſt Eliſen noch und ſo biſt du der reichſte Menſch auf Gottes Erdboden. Zuſammen gezaubert wurdeſt du erſt mit Henrietten und dann mit Angelika; nun biſt du wieder aus einander gezaubert erſt von Angelika und dann von Henrietten — das iſt Alles. Du biſt wieder, wo du warſt, als dich Eliſe hieher ſchickte. Aber — was zu thun nun? Was für einen Plan mache ich? (legt ſich die Hand aufs Herz) Robert, mache auch dismahl keinen Plan! Es wird dir ſchon geſagt werden, was du thun ſollſt. Dismahl gehts zu buntkraus durch einander, als daß es ſchon all ſein ſollte. Es kommt noch mehr — warte nur! (es klopft Jemand an) Sagt' ichs nicht? Sagt' ichs nicht? (überlaut) Nur herein, immer herein! (auf den hereintretenden Amtmann zulaufend) Eliſe iſt todt — nicht wahr?

Amtmann. Davon weis ich nichts, aber — ei, ei, was machen ſie uns für Dinge!

Robert. Was denn — Was denn für Dinge?

Amtmann. O fragen Sie nicht! Die arme Frau meines verewigten Freundes, den ich wie meine Seele liebte!

Robert. Was iſt ihr denn?

Amtmann. Was ihr iſt? Vö
melancholiſch ward ſie.

Robert. Mein Gott — warum d

Amtmann. Darum, weil Sie w
Ihr Verſprechen ſo lange auſſen blieben.

Robert. Hilf Herr und Vater,
kann ich denn dafür, wenn die eine Fr
din, die ich begleitete, unterwegs ſo h
krank wird! Hätte ich ſie verlaſſen ſo
Wenn die Andere krank wird, dacht ich
iſt ſie doch bei der Frau von R.; aber
wäre ia unter lauter fremden Leuten gew
Und nun — nun iſt ſie doch fort und
mein Mitreiſen hat nichts geholfen.

Amtmann. Das wuſten wir ſo w
daß ſie nicht wiederkäme.

Robert. Woher wuſten Sie das?

Amtmann. Sie hat ia auch einen
an Madam Reinwald zurückgelaſſen.

Robert. Können Sie mir ſagen,
ſie geſchrieben?

Amtmann. O ia; die gnädige Frau hat mich den ganzen Brief leſen laſſen.

Robert. Nun — wie ſchrieb ſie?

Amtmann. Sie ſchrieb, daß ſie aus den allerwichtigſten Gründen nicht länger in der ſeitherigen Geſellſchaft bleiben dürfe, und bat Madam Reinwald um Vergebung, daß ſie ſchriftlich von ihr Abſchied nehme. Dieſer Abſchied war auch ſo rührend, daß ich mich ſelbſt der Thränen dabei nicht enthalten konnte. Aeuſerſt gut mus ſie gewis auch ſein; iede Zeile bewies dis. Nach acht Tagen verſprach ſie, Sie wieder anhero zu ſchicken, und ſchenkte Alles, was ſie hier gelaſſen, den Leuten im Schloſſe. Madam Reinwald beruhigte ſich in den erſten acht Tagen auch wirklich durch den Brief. Als Sie aber länger auſſenblieben, ward ſie traurig, und als es beinahe dreimahl ſo lange ward, als ſie verſprochen, gerieth ſie in völligen Tiefſinn und lies ſichs nicht mehr ausreden, daß ihr die fremde Mamſel blauen

Dunſt vorgemacht und Sie ihr mit guter Manier weggeführt habe.

Robert. Nein, das hat ſie warlich nicht.

Amtmann. Nun genug, dabei beharrte ſie und beſtand darauf, die gnädige Frau zu verlaſſen, weil ſie kein Bleiben in einem Hauſe mehr habe, wo ſie Alles an Sie erinnere. Da entſchlos ſich die gnädige Frau, lieber mit ihr zu reiſen.

Robert. Können Sie mir nicht ſagen, wohin ſie gereiſet ſind?

Amtmann. Ich weis weiter nichts, als daß ſie erſt bei Reinwalds Grabe geweſen ſind, wo es einen Auftritt gegeben hat, daß die arme traurige Frau mehr todt, als lebendig, wieder in den Wagen gebracht worden iſt. Da haben aber meine Nachrichten auch ein Ende.

Robert. Wiſſen ſie nicht, wie lange die Abweſenheit währen wird?

Amtmann. Die gnädige Frau ſagte, daß ſie vor Oſtern nicht wieder kämen. Ich glaube es auch; denn ſie hat ſich völlig mit Geld dazu verſehen.

Robert, als er dem Amtmanne die Abſicht ſeiner Mitreiſe, die Urſachen ſeines längeren Auſſenbleibens und ſeine Trennung von Angelika ausführlich erzählt. Es iſt doch ein wahres Unglück für uns alle, und dennoch habe ichs ſo gut gemeint.

Amtmann. Ja, wenn es ſo iſt, ſo bedaure ich Sie Allerſeits.

Robert. Was fange ich nun aber in aller Welt nur an? Geben ſie mir doch einen Rath.

Amtmann. Hier bleiben müſſen Sie wohl. Vielleicht ſchreibt die gnädige Frau einmahl, daß man ihr antworten und zugleich melden kann, daß Sie wieder hier ſind. Dann ſind ſie gewis auch gleich wieder da. Aber was wollen Sie allein auf dem verlaſſenen Schloſſe machen? Ich dächte, Sie zögen unterdeſſen zu mir.

Robert nahm den Vorſchlag an und zog zum Amtmanne. Abends kamen die H..

Zeitungen. Als Robert das erſte Stück las, warf er es plözlich mit Ungeſtüm auf den Tiſch und lief fort. Der Amtmann konnte nicht begreifen, was ihn in der Zeitung ſo aufgebracht haben möge, und ſtudirte ſie vom Anfange bis zu Ende durch. Als er an die Avertiſſements kam, fand er folgendes faſt zulezt —

„Allen meinen Verwandten und Freunden mache ich hierdurch bekannt, daß meine Tochter Eliſe im Kloſter A.., wohin ich ſie zur Korrektion auf eine Zeitlang gebracht hatte, an lächerlichem Gram aus Liebe ſelig verſtorben ſei. Ob dis nun gleich ihr gutes Beſtes iſt, wenn ſie einmahl nicht zu heilen war: ſo mag es doch allen Mädgen zur Warnung dienen, welche auf ähnliche Thorheit verfallen, ſich wider den Willen ihrer Eltern verheirathen zu wollen. Fluch aber und Verderben dem Böſewicht, der mich ſolchergeſtalt um mein einziges Kind brachte! Amtmann.. zu..“

Während daß der Amtmann noch die Zeitung durchſtudirte, ſtand Rober ſchon unter den Silberpappeln im Garten, die bereits ihre Blätter abgeworfen hatten und den Vergang aller Herrlichkeit der Natur abbildeten. Er ſchauete in die hohen wie Beſenreis emporragenden Zweige hinauf und ſtreckte ſeinen Blicken ſeine Arme nach.

»Ihr verſinnlichet mir ja recht mein Schickſal — ſeid ganz mein Bild. Entblättert wie ihr, iſt mein Glück — abgefallen, wie euer Laub, meine Hofnung. Ach ich Ueberreicher vor kurzem noch, wie blutarm bin ich nun! Erſt hatte ich drei edle weibliche Seelen, die ſich feſt an mein männliches Herz anſchloſſen; nun habe ich gar keine. Vier Wochen haben für mich Alles zerſtört, wie hier um mich her in der Natur. Bin ich Schuld daran? Ich ſehe nicht, wodurch. Angelika — ach ich meinte es ja ſo gut mit Henrietten, daß ich ſie begleitete — verließ mich. Henriette that mir Unrecht, glaubte, ich hätte ſie verlaſſen und reiſete in alle Welt. Eliſe — ſtarb. Hilf heilige Providenz, was ſoll nun aus mir werden? — Du meine fromme, meine verherrlichte Eliſe wardſt alſo das Opfer deiner Treue gegen mich und gegen deinen Vater! Gewis genas dein Inſpektor Adramelech wieder, und zerris durch unmenſchliche Härte den zarten Faden deines Lebens.“ Wüſte ich doch nur dein Grab wenigſtens! Ich wollte ia weiter nichts, als daß ich täglich nur eine Stunde dabei das Feſt der höheren Freuden der Liebe feiern dürfte, welchen unſere Herzen ſich ergaben. Das würden mir die keuſchen Veſtalinnen doch erlauben. Aber — Kloſter A., Kloſter A. — ia, wo liegſt du, Kloſter A.? — Ach Eliſe, Eliſe, erſcheine mir und nenne mir die Mauern, zwiſchen welchen du deinen ſchönen Geiſt aushauchteſt und wo deine ausgezehrte Hülle liegt! (langt Thomſon hervor, verſchlingt mit ſeinen Blicken die Silhouette, lieſet den Brief Num. 1. und den Brief Num. 2. Eliſe ſtellt ſich nicht ein) Auch dis willſt du nicht?

Auch erſcheinen willſt du mir nicht einmahl? Iſts nicht genug, daß ich dich nun nie wirklich hienieden wieder ſehe? O komm und tröſte deinen armen Hinterlaſſenen! Komm und las dich erbitten! (Eliſe kommt nicht) Ach, hab' ichs verdient etwa, daß du dich mir entzieheſt? War's wohl nicht recht, daß ich ſo traut lebte mit Henrietten, ſo traut mit Angelika — mit zwei Andern ohne dich? Weiſe und gute Eliſe, es waren ia nur zwei Freundinnen; die Eine die Erſte, die Andere die Zweite; du warſt dennoch der einzige Gegenſtand meiner Liebe. Henriette blieb treu ihrem Reinwald — Angelika treu ihrem Ferdinand — ich treu dir. Aber — du warſt doch wohl beſſer, als ich? Du dachteſt wohl unaufhörlicher an mich, als ich an dich? Ich blätterte wohl zu wenig im Thomſon? Ja, ia, Angelika hat mir's ſchon zum Vorwurfe gemacht. O Jammer über mich Armen! Ich meinte es ia aber nicht böſe, nicht treulos. Nun, wenn ich dich dadurch verlohr, ſo will ich büſſen dafür. Nie will ich mit Einer deines Geſchlechts wieder Umgang haben. Ich will Verzicht thun auf alle Freuden des ſimpathetiſchen Gefühls, die meinem Herzen ſo werth ſind und die mir noch einzig und allein die Leiden der Trennung von dir erleichterten. In eine andere Himmelsgegend — auf die andere Halbkugel unſeres Planeten — zu den Antipoden will ich, zu den Antipoden. Da will ich mir einen Garten anlegen, Roberts Garten, und im Garten ein Grab, Eliſens Grab, und bei dem Grabe eine Hütte, in der Robert um Eliſen weint, ſo lange weint, bis der Thränen letzte ſich mit ſeinem letzten Athemzuge vereinigt. Fort nun dahin — mit erſtem Tagswiederanbruch fort dahin! Dieſe Halbkugel iſt mir verhaſſt — von iener aus will ich dir nachſchauen, Eliſe — von iener einſt mich dir nachſchwingen, Eliſe!«

Voll von ſeiner Reiſe zu den Gegenfüſlern eilte Robert durch einen andern Ausgang aus dem Garten noch einmahl aufs Schlos. Der Amtmann, als er ihn nirgends fand, folgte ihm dahin und erfur vom Haushofmeiſter, daß er ſich die Bibliothek habe aufſchlieſſen laſſen. Da traf er ihn, die Schreibtafel in der Hand, bei dem gröſſeſten Globus an.

»Ich glaube gar, Sie wollen ſehen, wie die Erde von weitem läſſet?«

Robert. Wem? Eliſen? O dieſe iſt höher gereiſet, als daß ſie ihr noch ſo gros laſſen könnte. Nein, meine Reiſeroute um die Erde nehme ich auf.

Amtmann. Wohin gedenken Sie denn?

Robert. Auf die andere Halbkugel. Die unſrige iſt nun ein wahres Sibirien für mich. Aus der alten Welt in die neue will ich; ſo treffe ich doch auch ſo in meiner Art und im Kleinen einen Weltenwechſel, wie Eliſe.

Amtmann. Alſo — aufs Meer wollen Sie!

Robert. Ja, aus Meer in Meer; aber nicht in einen ſo nordiſchen Erdſtrich wieder, wie dieſer iſt, wo die Silberpappe Blätter verliehren. Südlicher, fü will ich wohnen, damit ich doch ia iahrein die Natur wenigſtens habe, mich iahrausiahrein nun die Liebe ve Das Thal Quito habe ich mir auser da will ich mich anſiedeln und an iene mich erinnern, wo ich einſt Eliſen fa

Amtmann. Hören Sie, da gibt lich die ſchrecklichſten Gewitter.

Robert. Dagegen ſind Ableite Blitzſtangen gut, von welchen das Thal iezt wimmelt. Uebrigens hab gern, wenn's brav um mich her d und kracht; das paſſt ſo recht zu dem meiner Schickſale.

Amtmann. Und öftere Erdbeben da auch.

Robert. Deſto beſſer. So do über und unter mir. Ganz ſo, mein Schickſal iſt.

Amtmann. Nun, heute geh Reiſe doch wohl nicht fort?

Robert. Nein, aber morgen mit Tagsanbruche.

Amtmann. So läſſet ſich noch darüber reden, und Sie werden ſich ſchon eines Andern beſinnen.

Robert. Nein, das geſchieht nicht; denn alle meine Ideen ſind verkehrt, mein ganzer Kopf iſt verſchraubt. Ich mus auch die Erdkugel für mich herumſchrauben, damit ich wieder gerade denken lerne.

Amtmann. Ein weiſer Mann ſchraubt ſich den Kopf wieder zurechte *auf derſelben Halbkugel*. Kommen Sie nur mit nach Hauſe.

Robert, in des Amtmanns Stube. 's iſt doch eine ganz erſchreckliche Kataſtrophe, die mein Schickſal nimmt. Ich ahndete es warlich, als ich Henrietten auch nicht wieder traf. Angelika fort, dacht' ich, Henriette fort; nun muſt du noch Nachricht bekommen, daß Eliſe todt ſei. Wie gedacht, ſo geſchehen nun. Da bin ich nun in der Welt allein — *allein!*

Amtmann. Das ſind Sie nicht; hö
Sie mich nur einmahl ruhig an. — W
nicht auf allen Seiten beſſer gehandelt,
blieben den Winter über bei mir? Eliſ
todt und ſteht nicht wieder auf — Ange
iſt fort und kommt nicht wieder — Henri
aber kommt gewis wieder. Vieleicht,
wir es uns verſehen, ſchreibt die Frau
N., und dann können Sie ihr nachrei
oder nachſchreiben, wie Sie wollen.
ieden Fall ſind Sie alsdann in der W
nicht allein.

Robert. Nein, ich mag nun a
Henrietten nicht wieder ſehen.
Schickſal beſtimmte mich einmahl zum E
ſiedler, und ſo will ichs auch ſein. Sa
Sie ihr das, wenn ſie wieder hieher kom
Nach dem aber, was Sie mir erzählt hab
zweifle ich ſehr daran, daß dis geſche
werde. 's iſt auch gut; überhaupt iſt
Alles gut. Hab' ich doch gefunden, w
ich ſuchte! Das Geſuchthaben iſt mir
nicht leid. Sollt's aber allen Such

ſo gehen, wie mir, ſo thäten ſie beſſer, ſie unterlieſſen das Suchen.

Amtmann. Das iſt wieder das andere Extrem. Geſucht werde immerhin! Bei Ihnen war nur der üble Fall, daß Sie Henrietten wiederfanden, nachdem Sie Eliſen gefunden hatten. Wäre das Erſtere ohne das Letztere geweſen, ſo wär's gewis anders gegangen. Nun kann es aber anders gehen, ſo bald Sie nur wollen. Eliſe iſt einmahl todt. Henriette aber lebt noch und kommt gewis wieder, wenn ſie hört, daß Sie wieder hier ſind. Kann alsdann nicht Alles gut, vollkommen gut werden?

Robert, wie zornig. Herr Amtmann, ich verſtehe Sie; aber damit ziehen Sie ſich zurück. Unſere Siſteme paſſen nicht zuſammen.

Amtmann. Das weis ich wohl; eben darum aber wünſchte ich, Sie verlieſſen das Ihrige und gingen zu dem meinigen über.

Robert. So wenig ein Menſch ſ
Weſen verändern kann, ſo wenig werde
mein Siſtem verändern. Laſſen Sie m
dabei; ich befinde mich wohl dabei.

Amtmann. Das iſt ia eben nicht. U
glücklich ſind Sie durch eigene Schuld
ein Märtirer der Liebe ohne Noth.

Robert, nun wirklich zornig. W
ſprechen Sie? Iſt die Liebe ein Marktgeſchä
das man, wenn's mit dem Einen nicht
hen will, mit dem andern betreibt?

Amtmann. Das könnt' ich übel n
men; aber es ſei Ihnen verziehen. Sie ſ
ein lieber Schwärmer, ſollten doch nun a
endlich wohl einſehen, daß bei dem Schw
men nichts heraus komme. Eliſe iſt to
wie Reinwald. Glauben Sie mir, Be
denken iezt uneigennütziger über
Liebe und würden, wenn ſie es wüſten,
Sie mit Henrietten und Henriette mit Ih
auf demſelben Fuſſe leben könnten, wie E
mit Ihnen leben wollte und Reinwald
Henrietten gelebt hat, Ihnen beide ſel

den Rath geben, es zu thun. Dort ſind wir einmahl Alle blos gute Freunde unter einander und werden von keiner Jalouſie mehr wiſſen.

Robert. Ohoho, Herr Amtmann, das wäre ein Himmel, der armſeliger wäre, als die Erde. Behalten Sie Ihren Himmel; ich will den meinigen behalten. Der höchſte Grad des ſeligſten der Triebe mus dort ſo gut gefühlt werden, wie hier; wir können ihn aber nur fühlen für einen Gegenſtand. Folglich, wenn ich Henrietten lieben würde, weil Eliſe dahin iſt, und wenn Henriette mich lieben würde, weil Reinwald dahin iſt: ſo begingen wir beide, Henriette an Reinwald und ich an Eliſen, einen wahren Schelmſtreich für iene Welt.

Hiermit ſagte Robert gute Nacht und, als ihn Morgens drauf der Amtmann zum Frühſtück rufen wollte, war er über alle Berge. In der Nacht war ihm eingefallen, von Reinwalds Grabe unterwegs Abſchied

zu nehmen. Er fand daſelbſt noch e
kleine Aſter, womit er ſeinen Hut bekrä
brachte eine ganze Stunde da zu und f
ſich ſehr glücklich, daß er als ein Recht
ſener gegen den Freund an ſeinem G
ſtehe! „Du ſollſt deine Henriette beh
und Henriette dich. Mit voller Herzli
und ohne allen Vorwurf ſehen wir
drei dann einſt wieder. Ich will nu
nach Eliſens Thale, um da meine Reiſ
Thal Quito zu heiligen. Von da aus
ich dir nach in die Thäler der Vollendet

Robert reiſete wieder mit gröſſeſte
ſchwindigkeit. Auf einer der erſten Po
tionen fuhr eben die ordinaire Poſt ab,
er ankam. Er bemerkte auf dem Poſtw
einen Mann, den er ſchon einmahl ge
zu haben glaubte. Er ſah ihn aber
weiter an, ſondern lies ihn fahren; w
mit keinem menſchlichen Geſicht, als
ſeinem ehrlichen Winzer, auf dieſer Ha
gel mehr zu ſchaffen haben wollte. A
bei dieſem vorfur, bekam er die tra

Nachricht, daß er geſtorben und ſeine Frau bald darauf von da weggezogen ſei. Der gegenwärtige Bewohner des Berges war ein ungaſtfreier, barſcher Mann, der ſich durch vieles Bitten kaum bewegen lies, ihm nur auf eine einzige Nacht Herberge zu geben.

Die Sonne ging ſchon unter und verſprach einen heiteren Morgen. Als Robert von ſeinem Strohlager aufſtand, ſah er die ganze Gegend umher in einen undurchdringlichen Nebel gehüllt. Nach einer Stunde verlohr ſich der Nebel; ein ſtarker Rohrreif ſchmückte die Waldungen im Thale; die Sonne brach durch und verſilberte die ganze Natur; hoch und immer höher geſpannt, machte Robert die letzte ſeiner Wanderungen nach Eliſens Thale. Der neue ſonderbarprächtige Anblick der mit blitzendem Kriſtall überall bezogenen Eiche feſſelte von weitem ſchon ſeine ganze Seele und verſcheuchte auf eine Zeitlang alle alte Ideen aus ihm. Freudig verdoppelte er ſeine Schritte.

„(als er der Eiche nahe kommt) Au
m Winter haſt du deine maieſtätiſchen Tag
heiliger Baum aus der Vorwelt. Dei
Weis nicht weniger ſchön, als dein Grü
Wo wird Robert ſein, wenn du wied
prangeſt im Grün?“

„(als er unter die Eiche tritt und d
Ausſicht ins Thal hat) Sonderbar! So
derbar! bald kannte ich das Thal nicht w
der. Welch ein in ſeiner Art auch herrlich
Anblick — die Winterwelt an einem hel
Rohrreifsmorgen! Lauter Silber, lau
Silber das ganze Heer von Ellern, Birk
Pappeln und Eſpen rings umher! — D
unter der Bergkirche wohnte ſie. —
aus den Pappeln trat ſie zum erſtenma
hervor. — Da vor den Birken ſah ich
zum zweiten mahle. — Hier, hier z
dritten mahle. (wendet ſich und drehet d
Thale den Rücken zu) Da, auf dem Stam
abſatze da, fand ich mich am erſten Tage
ihren Armen, als ich wieder zu mir kam.
Da, weiter hin betete ſie mit mir am letz

Tage. — Und da, da, zwei Schritte noch weiter ſchwuren wir der Liebe Märtirerthum. — O ihr allerunausſprechlichſten, allerdaſeinsvolleſten, allerhimmelsvorſchmackgebendſten Stunden meines Lebens — dahin ſeid ihr; dahin, wie ein goldener Traum, mit dem der Gott der Liebe mich einſt in einer überirdiſchen Nacht beglückte. — Was für ein heiliger Engel ſie war! Eben darum würdig, früher, als ich, in die Engelwelt aufgenommen zu werden! Ich mus noch weit auf der Erde mich herumtreiben; aus ihrem Thale ins Thal Quito mus ich erſt. Das Iſt das höchſte unter den Thälern, welche die Erde hat; von da aus ſteigt ſichs am beſten zu ihr. — Du ſollſt ia aber keine Plane machen, Robert; kannſt du einem weitausſehendern machen, als dieſen? — Thut nichts. Nun mus ich wohl einen Plan machen, da alle Plane, welche das Schickſal machte, abgeriſſen, zerſtört, zernichtet ſind. Iſt mein Plan nicht der rechte, ſoll nichts aus ihm werden: ſo wird ſchon etwas dazwiſchen kommen. Darauf verlaſſe ich mich. Alſo — getroſt auf die Reiſe! (breitet ſeinen Mantel hin und knieet nieder) Du aber, Allgegenwärtiger; der du biſt auf dieſer und auf iener Halbkugel, am Rhein und am Orinoko, begleite mich mit deinem göttlichen Beiſtande auf meiner groſſen Reiſe! Nicht um zu ſuchen, reiſe ich dismahl; du lieſſeſt mich ſchon finden. Ich danke dir dafür; ich habe genug daran und harre auf mein *zweites* Leben, das mich meiner Verlornen wiederzuführen wird. Nur in einer Gegend möchte ich den Reſt meines *erſten* verleben, wo ein ewiger Frühling blühet. Ein Thal ſoll es ſein; ein Thal auf der andern Halbkugel. Das iſt dann ſo recht das Bild von dem Aufenthalte, wo meine Eliſe iezt iſt. Da will ich mein Gemüth beruhigen; da will ich's vollkommen gut finden, daß mir das höchſte Glück hienieden nur gezeigt, aber nicht wahrhaftig zu Theile ward. Es ſteht bei dir, o Vater, wie lang oder wie kurz alsdann meine

Trennung von Eliſen noch werden ſolle; gern aber, gern wäre ich bald bei ihr: (ſchlägt Thomſon auf, ſieht und lieſet) Erlöſete — Verherrlichte — bei deinen letzten Aengſten hienieden, bei deinen erſten Wonnen dort droben bitte ich dich, komm wenigſtens hier nur noch einmahl zu mir, hier an dieſer Stäte, wo unſere Augen uns zum erſten mahle in der Nähe ſahen, unſere Arme zum erſten mahle einander umſchloſſen! (Eliſe erſcheint wie eine Sterbende, ſpricht — Du reiſeſt nicht, Robert — und verſchwindet wieder) Ach Dank, Dank für dein Erbarmen gegen mich! Aber — wie ſaheſt du aus? Das war wohl deine letzte irdiſche Geſtalt; o zeige dich doch mir auch in deiner himmliſchen! Und — was ſprachſt du? Ja, Eliſe, ich reiſe; ich reiſe aus deinem Thale in das Thal Quito. Was ſoll ich auf einer Halbkugel, wo der Tod mich ſo verſtohlener Weiſe um dich brachte, daß ich auch dein Grab nicht einmahl weiß? O komm, komm nur auf ein Moment noch einmahl in deiner überirdiſchen Hoheit und ertheile mir den Reiſeſegen!

„„Du reiſeſt nicht.““

Robert erſchrack, Eliſen zu hören, ohne ſie zu ſehen. In dem Augenblick wurden ihm von hinten her die Augen zugehalten. Betäubt ſank er zurück, doch fühlte er, daß er feſt umſchloſſen ſei. In vollem Taumel verſuchte er ſich loszuwinden; aber vergeblich. Endlich kehrte er ins Bewuſtſein zurück, ſah ſich um und ſah — Eliſen im Leibpelze, die ihm ſogleich den Kus aller Küſſe gab.

Robert, mit Gewalt auf- und einige Schritte vorwärts ſpringend. Was? Gibts droben auch Winter? Oder friert dich als Verklärte noch hier unten?

Eliſe, die auf ihn zueilt. Mein lieber, lieber Robert, hier komm her, hieher in meine Arme — da wird dir bald beſſer werden.

Robert, ſo auf die Seite laufend, daß zwiſchen beiden die Eiche gleichſam eine Wand ausmacht. Ha — wie iſt mir! Das war eine Viſion aller Viſionen — ſie grif an — ſchrecklich war ſie. Alle Knochen beben — das Mark in den Knochen wird Talch. Nein, nun citire ich ſie nicht wieder.

Eliſe, die ſanft um die Eiche her und an ihn hin ſchleicht. Erſchrockener — ſammle dich! Ich bins wirklich. Gib mir die Hand! Ich war noch gar nicht droben.

Robert, der wieder zurücktritt. Du biſt ia todt? Wie kannſt du denn leben?

Eliſe, die ihn ſchnell umarmt und feſt hält. Nein, nein, ich bin nicht todt. Fühle nur — hörſt du? Fühle! (Gibt ihm einen Kus über den andern.)

Robert, bebend. 's iſt ſo, wahrhaftig, es iſt ſo, als küſteſt du mich. 's iſt aber doch nicht wahr. Du biſt todt. Es hat in den Zeitungen geſtanden.

Eliſe. Biſt du denn todt? Von dir ſtands auch in den Zeitungen. Gleich gib mir auch einen Kus — hörſt du? gib ihn her und überzeuge mich, daß du noch lebeſt und überzeuge dich, daß ich noch lebe. Ueberzeuge dich, daß du wirklich geküſſt werdeſt und wirklich küſſeſt.

Robert, der ſie küſſt. Hab' ich all mein Tage geſehen — ich lebe noch — ſie lebt noch — — (lacht überlaut) ſie lebt noch — ich lebe noch — ich lebe noch — ſie lebt noch (kachinnirt fürchterlich, geht zum Sarkasmus über, bekommt Konvulſionen)

Eliſe, die ihn ſchnell ergreift und ſich mit ihm auf den breitſten Stammabſatz der Eiche ſetzt. So — ſo! Hier ruhe aus, hier komm zu dir, auf dieſem Schoſſe, an dieſem Buſen, wo ein Herz ſchlägt, das dich nun ganz glücklich machen wird.

Robert, nach einer langen Weile. Eliſe, geh, geh! Geh, Eliſe und erſcheine mir nie wieder! Wenn ihr Verklärte uns Unverklärten ſo hart fallet, ſo bleibt — bleibt, wo ihr ſeid. (will auf und davon)

Eliſe, die ihn allgewaltig hält. St! St! Fühle — fühle! (küſſt ihn unabläſſig)

Traueſt du den Sinnen des Geſichts und Gehörs nicht, ſo traue doch dem Sinne des Gefühls; er entſcheidet über Wirklichkeit und Viſion. (küſſt ihn ſo, daß er faſt den Athem verliehrt)

Robert. Ja, ia, nun glaub' ichs. Du lebſt; du biſts. Ach Eliſe — meine — liebe — Eliſe! (iſt wieder eine Zeitlang weg) Aber um Gottes willen — wie geht das Alles zu?

Eliſe. Nun biſt du bei dir; nun hörſt du, was ich ſage. Ich will dir Alles erzählen. Aber — nicht wahr, du reiſeſt nun nicht?

Robert, überlaut aufſeufzend. Ach, nun Quito hin, Quito her! Dein Thal, dein berohrreiftes Thal iſt mir lieber, als das immergrünende Thal Quito. Aber — nun wohl, ewig wohl mir, daß ich auf den Gedanken kam, hieher erſt noch einmahl zu wandern und hier meine Reiſe zu heiligen!

Eliſe. Ja, und wohl mir, daß ich heute auf den Gedanken kam, ins Thal zu gehen, weil ſo ein ſchöner heller Morgen ward! Was wäre aus uns beiden geworden, wenn ich dis nicht that? Ich ſah dich ſchon, wie ich aus den Pappeln hervortrat; aber ich erkannte dich nicht. Du ſtandſt im Mantel und kehrteſt den Rücken mir zu. Es war auch mein Wille nicht, bis hieher unter die Eiche ſelbſt zu wandern; von weitem nur wollte ich ſie ſehen. Neugierig aber ward ich doch, zu wiſſen, wer du wäreſt. Ich flog über die Wieſe her. Da breiteteſt du deinen Mantel aus und knieeteſt nider. Da ſchos mir's aufs Herz. Ich blieb ſtehen, ging wieder fort, wollte wieder fliegen, konnte nicht, ſchlich, der Reif im Graſe knirſchte, die abgefallenen ſteifen Blätter, auf die ich trat, töſeten, du hörteſt und ſaheſt nicht, und ſo kam ich dir näher und immer näher und erkannte dich, hörte, wie du beteteſt, hörte, wie du mit mir ſprachſt, und da, und da — ach mein Robert (fällt ihm um den Hals) Nun hilf — hilf mir!

Robert, der nun durch Eliſens Geiſtesabweſenheit die allervollkommenſte Geiſtesanweſenheit erlangt. Dein Hülfsbedürftiger ſoll dir helfen? Ja, ia, nun kann ers. Sei zufriden, himmliſches Herz, ich bin dein, du biſt mein. Sag doch aber nur, wie finden wir uns hier?

Eliſe, nur halb bei ſich. Ich ſah aus den Pappeln nur her und dachte, wie mir ſein würde, wenn unſer Kantor käme und meldete, daß du hier unter der Eiche auf mich warteteſt.

Robert. Euer Kantor?

Eliſe, ganz wieder bei ſich. Ja, ich habe ihn fortgeſchickt, dich zu holen. Iſt er dir nicht begegnet?

Robert. Ach ia, nun weis ichs. Als ich zu St.. ankam, fuhr eben die Poſt ab und da ſah ich auf dem Wagen ein Geſicht, das ich ſchon einmahl geſehen zu haben glaubte. Das iſt er geweſen; beim Hauſiren mit den Muſikalien habe ich ihn geſehen. Ich betrachtete ihn aber dismahl nicht weiter. Magſt ſein, wer du willſt, dacht' ich; biſt doch ein Geſicht von dieſer Halbkugel, und

alle ſolche Geſichter intereſſiren mich n
mehr, da das Geſicht, in das ich am l
ſten ſah, nicht mehr zu ſehen iſt. O h
ich ihn genauer betrachtet!

Eliſe. Nun, da ſich Alles ſo ma
iſts beſſer für dich, daß du es nicht geth
Du wäreſt um eine Scene gekommen, w
cher du nun ewig nicht vergeſſen wirſt. W
im künftigen Leben erſt — ſo haſt
mich hier wiedergefunden.

Robert Es iſt ein Wunderwerk;
Wunder, das die Liebe thut. Biſt du d
nun aber auch mein?

Eliſe, die ihn mit Enthuſiasmus
ſich drückt. Ja ganz dein. Nicht
dort erſt — hier ſchon ganz dein.

Robert. Starb dein Vater ſchw
Und — wie kamſt du aus dem Kloſter?

Eliſe, freudig. Ach — haſt alſo d
meinen Brief empfangen. Mein Vater l
noch.

Robert, mit ſtarrem Blick. L
noch? O weh!

Eliſe, ihm die Backen klopfend. Nicht ſo! Freue dich, daß er noch lebt. Es iſt alles gut.

Robert, der aufſpringt. Wie? Alles gut? Und er lebt noch?

Eliſe, die auch aufſteht und ihm die Hand reicht. Ja; aber — erſt ſag mir, kannſt du ihm verzeihen — Alles verzeihen, was er that?

Robert, äuſerſtgutmüthig. Ja, ach ja; von ganzem Herzen ich!

Eliſe. Nun, ſo iſts ſchön; ſo verdienſt du ganz, was Gott für uns that. Gott hat Alles wohl gemacht. Wir wollen dorthin treten; da iſt der Platz, wo wir dem Märtirerthum der Liebe ſchwuren. Da will ich erzählen! Da ſollſt du hören. — Plane haben wir nie machen ſollen; darum ſchlug auch mein Plan mit deiner Todesannonce fehl. Mein Vater hats gemerkt, daß es eine Liſt von dir ſei, und hat die Gegenliſt mit meiner Todesannonce geſpielt. Jetzt hat er mir Alles geſtanden. Sieh, ſo hätten wir ſchier mit unſerem Plane Gottes Plan zerſtört. Aber der Allweiſe hat das vor uns voraus, daß wir Menſchen ſeine Plane nicht zerſtören können. Es mus am Ende doch Alles ſo kommen, wie er will. Mein Vater muſte krank werden, ſo krank, daß er ſelbſt auf den Gedanken gerieth, mich aus dem Kloſter zurückkommen zu laſſen. Ach wie ward mir, als ich die dumpfigte Zelle verlies, in der ich nächſtens meinen Leiden untergelegen hätte!

Robert. Genas etwa deine alte Aufſeherin wieder?

Eliſe. Ja wohl; und da ward meine Noth erſt noch gröſſer, als ſie vorher geweſen war. Die Alte wuſte es meiſterlich darauf anzulegen, daß ich allen den Troſt dreifach büſſen muſte, den ich in Geſellſchaft meiner iüngeren Freundin gehabt hatte.

Robert. Der Beelzebub von Weib!

Eliſe. Nun las Alles gut ſein! Einem Gefangenen, der ein halbes Jahrhundert hindurch in einem unterirdiſchen Kerker gelegen hat, kann nicht anders zu Muthe ſein, wenn er wieder ins Freie kommt, als mir zu Muthe war. Ich wollte laufen und die Füſſe ſanken unter mir hin; ich wollte die friſche Luft recht mit vollen Zügen einathmen und ich ward einmahl über das andere ohnmächtig. Als ich zu meinem Vater kam, fand ich ihn ſchon äuſſerſt krank, und der Arzt ſagte mir gleich, daß es ſein Letztes werden würde. Ich fiel ihm im Bette um den Hals, that, als wenn mir nichts von ihm geſchehen wäre, und ſein Anblick löſchte auch wirklich iede Erinnerung an das Vergangene in mir aus. Er ſchien gerührt, aber doch noch nicht genug. Das Erſte, was er that, war, daß ich ihm einen Eid leiſten ſollte, daß ich dich vergeſſen wolle. Auf den Fall, ſagte er, wolle er mir vergeben. Ich ſchlugs ihm ab und ſetzte hinzu, daß er etwas von mir fordere, das mir Gott verbiete. Da ſchien er aufs neue gegen mich zu ergrimmen und drohete, mich wieder ins Kloſter zu ſchicken. Ich erwiederte, daß ich

Alles geduldig abwarten wolle. Nach einigen Tagen ward ſein Zuſtand noch elender. Da rief er mich ans Bette, vergab mir und nahm das Teſtament zurück, ohne deiner zu gedenken. Wieder nach einigen Tagen ward er noch jämmerlich kränker. Da ſagte er zu mir, ich möchte nach ſeinem Tode machen, was ich wollte; ich ſollte nur beten, daß Gott ihn von ſeiner Qual erlöſete. Ich betete herzhaft mit ihm und betete ihm den Gedanken recht ins Herz, daß er nicht eher ruhig ſterben werde, bis er ſich ganz als Vater gezeigt habe. Da ſah er mich lange an, reichte mir endlich die Hand und ſprach — da haſt du meine Einwilligung. Nun ward ſein Zuſtand ſo ſchrecklich, daß er das Erbarmen aller Menſchen erregte. Er konnte weder leben, noch ſterben. „Weiſſeſt du, wo er iſt, ſtammelte er, ſo las ihn gleich kommen, daß ich mich mit ihm ausſöhne. Gott will mich eher nicht erlöſen, wie es ſcheint, als bis ich dis gethan.“ Und ſo liegt er nun immer noch und harret nur auf dich. Gleich von hier aus wollen wir zu ihm eilen.

Robert, auf der höchſten Stufe frohen Muths. Von hieraus? Gleich von hieraus?

Eliſe. Ja, Lieber. Iſts nun nicht beſſer, daß ich lieber als Tochter eine Zeitlang Märtirerin geweſen bin, als wenn ich mit dir entflohen wäre?

Robert. Nun, herrliche Seele, nun ia!

Eliſe. Und erinnere dich an das, was ich dir zuletzt hier ſagte — „der Fall iſt dort ſehr verſchieden — denke an dis Wort.“

Robert. Ja, holde Prophetin, du haſt Recht gehabt.

Eliſe. Und nun — hier ſchlugſt du ein und ſchwurſt mit mir dem Märtirerthum der Liebe; nun ſchlag wieder ein und ſprich mir nach — So lohnt die Liebe ihre Märtirer.

Robert. Ach — ſo lohnt die Liebe ihre Märtirer.

Drauf umarmten ſie ſich ſo feirlich und ſo lange, als wären ſie Jahrtauſende lang von einander getrennt geweſen, und als hätten ſie den ganzen untern Sternhimmel einſam Jeder durchwandert und als fänden ſie ſich in der Milchſtraſſe erſt wieder.

Eliſe. Und nun, da du Alles weiſſ'ſt, ſo las uns zuſammen thun, was du vorhin allein thaſt. Komm mit mir erſt in Gedanken zu Gott, und dann mit Leib und Seele zum Vater! (beide knieen auf dem Mantel nider; während daß die Sonne den Rohrreif ſchon ſtark herunter zu brechen beginnt)

„Du haſt die Seufzer getrennter treuer Liebenden erhört, allgnädiger Vater, und ſie zu deiner Zeit wieder vereinigt. So rein und heilig auch unſere Liebe war, ſo ſchreiben wir doch unſer Glück nicht unſerem Verdienſte zu. Wie viel ebenſo liebende wurden ebenſo getrennt und blieben getrennt und wurden nicht ebenſo wieder vereinigt, wie wir! Weit froher las uns nun aber doch ſein, daß unſer Vater noch diſſeits in unſere Verbindung willigte. Jenſeits würde er es gewis nachgethan haben; beſſer aber iſts doch — diſſeits ſchon. Zwar haſt du, o Gott, ein trauriges Mittel erkoren, ſein Herz zu erweichen. Ach, wie wünſchte ich, wenn es möglich wäre, daß er zum Lohne ſeiner Verſöhnlichkeit nun als ein gütigerer Vater noch eine Zeitlang leben, von dem Guten, das er uns ſtiftete, Zeuge ſein und durch das Zeugeſein von unſerem Glück ſich ſelbſt glücklich fühlen könnte. Iſt dis aber nicht möglich, ſo kürze ſeine Qualen ab; damit dieſe Hand, welche die Augen der Mutter zudrückte, auch bald die Augen des Vaters ſchlieſſe. Verlohren haben wir durch ihn nur für die Vergangenheit, gewonnen gewis für die Zukunft. Die Trennung hat unſerer Liebe Innigkeit vollendet. Las, Vater, uns nun auch die Seligkeit, zu welcher du uns durch Jammer führteſt, genieſſen, und ſtärke meine Geſundheit wieder, daß ich den für ſeine Treue lohnen könne, dem die Nachricht von meinem To ſchon einmahl die Erdhälfte verleidete, welch mein Grab hätte. Doch, du wirſt Alles or nen, wie es für unſere höhere Beſtimmun am ſeligſten iſt ... (ſteht auf und reich Robert den Arm) Nun komm, Lieber, kom eilends von Gott zum Vater.“

Robert nahm, in Gedanken vertief ſeinen Mantel um und wanderte mit Eliſe queer über die Wieſe nach der Bergkirche zu Er lies ſie faſt ganz allein reden und ſprac nur dann und wann abgebrochene Worte.

Eliſe. Wie biſt du denn mit eine mahle? So ſei doch, wie ich. Oder — fürchteſt du den Anblick meines Vaters?

Robert. Das nicht. Aber was beteteſt du dann zuletzt Deintwegen? Leideſt du denn am Körper?

Eliſe. Das kannſt du wohl denken, daß die Kloſterfolgen nun erſt nachkommen. Der unruhige Geiſt hat den Körper zerrüttet; der ruhige wird ihn wieder herſtellen.

Robert. Man ſieht dir aber doch nichts an?

Eliſe. Ich glaube, dein Wiederſehen würde mich von neuem belebt haben, und wenn ich ſchon eine Sterbende geweſen wäre. Jetzt bin ich alſo wirklich in einem unnatürlichen Zuſtande und das Lebhafte in meinen Augen ſowohl, als im ganzen Geſicht und in der Maſchine überall, hat blos der Affekt erkünſtelt.

Robert. Worüber klagſt du denn eigentlich?

Eliſe. Ich habe täglich gegen Abend Fieberanfälle.

Robert. Brauchſt du denn nichts dagegen?

Eliſe. Vor der Hand nicht. Der Arzt ſagt, er wolle erſt die Unruhe vorüberlaſſen, in welche meines Vaters Krankheit und Tod mich verſetzten, und dann wolle er auch die Wirkungen abwarten, welche die Freude über unſere Wiedervereinigung auf mich machen würde. Dann würde ich wohl eine ernſthafte Kur gebrauchen und hernach in ein Bad gehen müſſen. Wenn nur der Sommer ſo nahe wäre, als der Winter iſt!

Robert, unter innigem Armdruck, und Thränen in den Augen. Ach Gott! Eliſe, du nimmſt mir Alles wieder, was du mir gabſt. Das wäre mehr, als *Leiden für Menſchen*, wenn am Ende nach aller unverhoft- und ungeglaubt geſchehenen Wiedervereinigung — —

Eliſe. Mußt nicht gleich das Aeuſerſte denken, Lieber. Ich baue ſehr auf die guten Wirkungen, welche *du* auf mich machen werdeſt. — Der Arzt ſprach mit einer ſehr verſtändlichen Mine, er werde uns auf die erſte Zeit *gewiſſe* Vorſchriften machen. Ich erwiederte ihm aber, daß wir *als Eingeweihete in den Orden der Freuden der höheren Liebe* ſie uns ſchon ſelbſt gemacht hätten.

Robert, durch dieſe Anekdote in ſein Lieblingsfach und ſofort-auch wieder in Leben verſetzt. Daß die Menſchen und auch ſogar ihre Doktors doch gar nichts weiter wiſſen und an gar nichts weiter denken, als — daran!

Eliſe, als es bergauf nach ihrem Hauſe geht. Weiſſ'ſt du noch, wie wir den erſten Gang hieher thaten?

Robert. Ach ia.

Eliſe. Denke einmahl — erſt zwei Gänge, und einer ſo wichtig, wie der andere. Den erſten thaten wir zum Krankenſtuhle der Mutter; den zweiten thun wir zum Krankenbette des Vaters. "

Robert. Ja, und weiſſ'ſt du noch, was du am Morgen drauf für einen gehabten Traum erzählteſt?

Eliſe. Ja, warlich, ia; ich träumte, wir ſäſſen Beide am Sterbebette des Vaters. Ich bitte dich — welch ein Traum nun!'

Robert. Er war wohl ebenſo natürlich, als ſonderbar. Deine Mutter war eine Sterbende; wir beide ſaſſen bei ihr; der Gedanke an den Vater ging dir im Kopfe herum; ſo verwechſelteſt du im Traume die Mutter mit dem Vater. Ueberhaupt ſcheinſt du auch von Anfang an darauf gebauet zu haben, daß dein Vater wenigſtens auf ſeinem Sterbebette noch uns ſeine Einwilligung geben werde.

Eliſe. Das iſt der wahre Schlüſſel zu dieſem Traumſchloſſe.

Dis ſprach Eliſe, als ſie die Hausthüre öfnete. Robert entfärbte ſich, als er an die Stäte kam, wo der alte Pachter nach ihm geſchoſſen, und bat nur um eine Viertelſtunde Zeit, ſich zu erholen. Eliſe führte ihn auf den Erker, wo er eine weite Ausſicht hatte, lief zum Vater, meldete ihn vorläufig an, kam aber eilends wieder und ſeufzte — ich bitte dich um Alles, komm; mein Vater iſt äuſerſt ſchwach und erlebt den Abend nicht. Robert folgte ihr in einem Gemiſch von Gefühlen, deren iedes einzeln zur Ueberwältigung Kraft genug hatte.

Der alte Pachter lag in derſelben Stube, in welcher Agneſe geſtorben war. In Roberts Seele erneuerten ſich beim Eintritte alle die Eindrücke wieder, welche die abſcheulichen Aeuſerungen des Barbaren daſelbſt auf ihn gemacht hatten. Was ihn ſelbſt davon betraf, ſuchte er zu vergeſſen; aber die Erinnerung daran, wie der Vater Eliſen von ſich geſtoſſen und ſie eine lüderliche Seele genannt, brachte ſein ganzes Blut in Wallung. Eliſe bemerkte dis, nahm ihn ſchnell beim Arm und führte ihn ans Sterbebette.

Welch ein Anblick für Robert hier! In geſunden Tagen ſchon abſchreckend geweſen, war der alte Pachter iezt Schaudererregend. Scheusliche Verzerrungen aller Geſichtszüge zeigten ſich, von welchen ein Theil dem Geitze, ein anderer dem Verdruſſe, ſterben zu ſollen, und noch ein anderer den heftigſten Konvulſionen angehörte, mit denen er täglich zehenmahl zu kämpfen hatte. Dabei war er ſo entkräftet, daß er kaum noch eine Hand regen konnte. Robert entſetzte ſich und trat zurück. Robert trat wieder näher und — bemitleidete ihn. Er ſah zwar Qualen eines ehemaligen Menſchenquälers; aber es waren doch Qualen, fürchterliche Qualen, und ſo ward ſein ganzes Herz Erbarmen.

„Ach Vater, Vater — wie ich höre, ſo darf ich Sie nun ſo nennen — — “

Pachter. Meintwegen — weil 's einmahl nicht anders ſein ſoll. (Innerer Unwille läſſet ihn die Lippen zuſammenbeiſſen) Weh, weh, mein Krampf kommt. (heftige Verzuckungen erfolgen)

Eliſe, als er wieder ruhig wird. Nun Vater, lieber Vater — (nimmt ſeine linke Hand)

Robert, die rechte nehmend. Vater — Vater, nun — —

Pachter, ſo ſtark ſeufzend, als er noch kann. Alles bleibet hinter dir, wenn du trittſt ans Grabes Thür.

Eliſe. Lieber Vater, denken Sie doch nicht mehr ans Irdiſche. Ihren Vaterſegen ertheilen Sie uns!

Pachter. Den hinterlaſſe ich euch reichlich. Haltet ihn nur bei einander, wie ich.

Eliſe. Nicht doch, Väterchen, dieſen meine ich ia nicht. Ihr Herz ſoll unſere Liebe iezt laut einſegnen.

Pachter, nachdem er erſt noch heftigere Verzuckungen gehabt. Nun ia doch; Gott ſegne euch, meine Kinder! Eliſe, du haſt mir ſchon vergeben — nicht wahr?

Eliſe. Ach — tauſendmahl, Vater, tauſendmahl!

Pachter. Und Sie, Herr Sohn, vergeben mir auch!

Robert. Mit einem Herzen, worin auch nicht der geringſte Groll zurückbleibt!

Pachter. Nun, ſo iſts gut. (nickt ſtark mit dem Kopfe und ſieht Robert dazu recht ſtier an) Hunderttauſend Thaler ſind auch keine taube Nus. (bekommt die allerheftigſten Konvulſionen und bleibt darin)

Robert, der die aufgezuckten Achſeln jetzt ſchaudernd niderfallen läſſet. Er iſt dahin.

Eliſe, die niderknieet, dem Vater erſt lange in die gebrochenen Augen ſieht und dann gen Himmel blickt. „Du haſt ihn erlöſet, Herr, du getreuer Gott! Hart war ſein Kampf, wie ſein Sinn; zu ſeinem Heile aber lieſſeſt du ihn ſo hart kämpfen. Das Todbette fing wenigſtens die Herzensänderung an ihm an; die Ewigkeit wird ſie vollenden. Lehre uns Alles, Alles vergeſſen, Robert und mich! Dafür, daß ich meinen beiden Eltern die Augen zudrückte, drücke mir einſt Robert die Augen zu! Zuvor aber las ſeine Augen noch lange, lange in die meinigen blicken, und dann, dann folge er mir bald nach und ſei ewig mein zweites Ich!“

Damit ſtand Eliſe auf und drückte ihrem Vater die Augen zu. Robert war die ganze Zeit über mit herabhangenden Armen ganz unbewegt ſtehen geblieben. Als ſie das tragiſche Geſchäft verrichtet hatte, reichte ſie ihm die Hand, welche es vollbracht. „Nimm ſie nun, die Zudrückerin, und ſcheue dich nicht vor ihr. Nun gehört ſie dir allein; nun hat ſie Alles verrichtet, was ſie als eine Kindeshand zu thun hatte. Robert, Robert, du haſt nun eine treue Gattin an mir, wie mein Vater eine treue Tochter an mir hatte. Ach — du haſt ihm doch gewis verziehen?“ Robert ſtos mit Heftigkeit Ja heraus. Beide ſetzten ſich noch einmahl ans Sterbebette.

Eliſe. Wie er da nun liegt! Unglücklich im Leben — noch unglücklicher im Sterben — ſein Geſicht verkündigt jämmerlich, wie viel er gelitten. Wer ihm noch nicht vergeben hätte, der müſte ihm nun vergeben. Er konnte doch nicht eher ſterben, bis er ſich mit dir ausgeſöhnt hatte, und ſo, wie er dis gethan, ging er aus.

Robert, mit geſenktem Blick. Den Fall hat man öfter.

Eliſe. Du biſt ia ſo kalt bei dem ganzen Vorgange. Zweifelſt du etwa an ſeiner Aufrichtigkeit gegen dich?

Robert. Liebe, überhebe mich der Antwort.

Eliſe. Nein, ſag mir Alles, was du denkſt; ich will dir auch ſagen, was ich denke.

Robert. Wir unterlaſſen das — ich bitte dich nochmals. Er iſt zur Ruhe.

Eliſe. Ihn ſtört es weiter nicht, und auf uns macht es keinen feindſeligen Eindruck gegen ihn. Es iſt auch beſſer, daß wir uns ein- für allemahl darüber verſtändigen; er war ia doch mein Vater. — Du meinſt vieleicht, daß die ganze Ausſöhnung mit dir blos das Werk ſeiner Todesangſt geweſen ſei?

Robert nickte und ſeufzte gen Himmel.

Eliſe. Das iſt wahr, als er dich ſah, ging eine Veränderung in ihm vor; aber bedenke — er war auch ein Menſch, und zwar ein alter Menſch. Alles auf einmahl vermochte er wohl nicht über ſich.

Robert. Bemerkteſt du nicht, daß ſeine beſſer klingenden Aeuſerungen nur allemahl auf vorhergegangenen Krampf erfolgten?

Eliſe. Das iſt wahr.

Robert. Und denke an ſeine letzten Worte — was lag darin?

Eliſe. Ach das war das leidige Geld, woran ſein Herz ſo hing und worauf er ſo groſſen Werth ſetzte. Betrachte ihn aber, wer er war. Ohne alle Bildung erwachſen, hatte er ein halbes Jahrhundert hindurch nach hieſiger Landesart als Pachter den Quäler der Bauern gemacht und nichts gethan, als Geld zuſammengeſcharrt. So waren alle menſchliche und edlere Gefühle in ihm völlig erſtickt worden und er liebte nichts, als ſeinen Reichthum. Nimm ihn alſo, wie er war. Ich erwartete nicht einmahl ſo viel von ihm, als er that; Mehr war ihm wohl unmöglich.

Robert. Darum, wie geſagt, l
ruhen!

Eliſe. Aber — kannſt du ihn den
auch wohl lieb haben?

Robert. Nein, das bin ich ni
Stande.

Eliſe, die überlautweinend ihm u
Hals fällt. Ach, habe doch m
Vater lieb; ich bitte dich bei un
Liebe.

Robert. Himmliſche Seele, ſ
dich zum erſten mahle täuſchen? B
dich; du verlangſt eine Unmöglichkei
mir.

Eliſe. Wenn das auch wäre; die
mus dir auch Unmöglichkeiten möglic
chen.

Robert, ſehr herzlich. Du gute,
Tochter! Ich habe ihm verziehen und
warlich nichts wider ihn; für ihn
kann ich auch nichts haben, denn es iſt n
da für ihn, als ſein hinterlaſſenes Gel

Eliſe. Damit können wir doch nun Gutes ſtiften.

Robert. Das wollen wir auch.

Eliſe. So iſt er doch der Mann, der uns dazu in den Stand ſetzte. Und würdeſt du ihn nicht lieb haben, wenn er bei ſeinem Reichthum menſchlichere Geſinnungen gehabt und damit Wohlthaten ausgeübt hätte?

Robert. O — wie meinen leiblichen Vater alsdann!

Eliſe. Nun, ſo höre mich einmahl an. *Für ihn* war alſo ſein Vermögen allerdings weiter nichts, als eine *taube* Nus; *für uns* aber ſoll es eine ſchöne *volle* Kernnus ſein, und wir wollen ihren Kern herausſchälen und damit Segen ſtiften, wo und wie wir nur können. Da wollen wir dann thun, als hätte er, weil er ſich auf das Segenſtiften nicht verſtanden, uns den Reichthum dazu hinterlaſſen, daß wir, die wir uns drauf verſtehen, es davon betreiben, in ſeinem Nahmen betreiben ſollten. Thun wollen wir, als verrichtete er, der Erwerber,

iede gute That ſelbſt, die wir von ſein
Erworbenen verrichten. Wenn er dann a
ein reicher Mann auch im Tode als e
guter Mann da ſtehen wird, dann m
du ihn auch lieb haben.

Robert. Recht; ſo wollen wir's n
chen.

Eliſe. Wenn er auch noch ſprach, n
ſollten ſein Vermögen zuſammen halten, n
er: ſo wird er doch gewis bald anders da
über denken.

Robert. Das gebe Gott! Dann wo
len wir ihn dort auch, wie deine Mutte
freudig wiederſehen.

Eliſe. Und nun, lieber Robert, b
ich deine Gattin. Kopuliren, wie g
wöhnlich, laſſen wir uns doch nicht erſt?

Robert. Bewahre! Deine Mutt
hat uns ſchon kopulirt, und zwar
feierlich, daß wir keiner prieſterlich
Einſegnung weiter bedürfen.

Der Arzt kam und Beide gingen mit ih
in die Nebenſtube. Er faſſte ſich kurz in d

Kondolenz, ward länger in der Gratulation und hielt ſich am allerlängſten beim Geſpräch über Eliſens Zuſtand auf. Robert hörte aufmerkſam zu und fand an ihm einen Mann, der ſehr gründlich urtheilte und von aller Scharlatanerie entfernt war.

„Was rathen ſie denn nun aber meiner Gattin?“

Arzt. Gattin ſchon? — Ich wollte eben ſagen, das Erſte, was ich riethe, wäre Aufſchub der Kopulation.

Robert. Wir ſetzen uns über alle Ceremonie weg und haben uns von dem Augenblick an, da der Vater einwilligte, als Mann und Frau betrachtet.

Arzt. Nun, ſo rathe ich wenigſtens Aufſchub deſſen, was auf die Kopulation zu erfolgen pflegt.

Robert. Herr Doktor, Sie finden an uns ein Paar Eheleute, die über dieſen Punkt nicht gewöhnlich denken. Längſt waren wir darüber einverſtanden, daß das Thieriſche bei der Liebe das Letzte ſei.

Und wenns die Geſundheit meiner Frau
fordert, ſo thun wir auf immer dar
Verzicht; denn wir betrachten ſolches b
als Etwas, das nur zur Beförderung
groſſen Naturgeſetzes, der Zeugung
unſersgleichen, beſtimmt iſt. Eine krä
liche Frau aber iſt als ſolche von
allgemeinen Gebote der Natur diſpenſirt.

Eliſe, die der Arzt von der Seite z
deutig anſieht. Ja, ja, alter Herr, das
unſere beiderſeitige Meinung, in der
uns aus Gründen längſt ſchon feſtge
haben.

Arzt. So mus ich um Vergebung
ten. In der gewöhnlichen Praxis fällt
nicht leicht vor. — Dieſes alſo als ab
macht betrachtet, will ich Ihnen wei
meinen Rath ſagen. Daß Sie, Mad
wirklich krank ſind, iſt kein Zweifel.
kann allerdings dazu ſchon die ſchlechte
im Kloſter beigetragen haben; vorzügl
aber ſuche ich die Urſache Ihres körperlic
Verfalls im Mangel an allen Freuden u

in den langen heftigen Gemüthsunruhen. Da nun auf der einen Seite alle Quellen des Grams verſiegt ſind und auf der andern alle Quellen der Wonne ſich für Sie öfnen: ſo hoffe ich, daß Ihr Geiſt nun auch ebenſo wohlthätig auf die Maſchine wirken werde; wie er zerſtörend auf ſie gewirkt hat. Vor der Hand würde ich Ihnen alſo blos den Vorſchlag thun, Ihren Aufenthalt zu verändern.

Eliſe. Nein, aus meinem lieben Thale und von meiner lieben Eiche ziehe ich nicht weg.

Arzt. Gut, ſo machen Sie wenigſtens eine Reiſe. Was wollen Sie den Winter über hier? Da hat die Eiche kein Laub und das Thal keinen Reitz. Die Luft auf der Reiſe wird auch das wieder gut machen, was die Luft im Kloſter verdarb. Hier, wo Alles die alten traurigen Eindrücke immer wieder auffriſcht, iſt für Sie kein Geſundwerden. Wenn Sie erſt wieder geſund ſind, dann kommen Sie wieder hieher. Ich an Ihrer Stelle reiſete morgen.

Eliſe, als ſie lange nachgedacht. Erſt mus ich meinen Vater begraben.

Arzt. Das ſollen Sie eben nicht. Laſſen Sie das den alten Chriſtoph verrichten. Folgen Sie mir. Sie haben dem Vater die Augen zugedrückt; damit haben Sie in Ihrer Lage Ihre Kindespflichten überſchwenglich erfüllt. Nun ſorgen Sie für ſich und erfüllen Ihre Pflichten gegen Ihren Mann. Alles, was Sie für Ihren Vater weiter thun, iſt Sünde gegen Ihren Mann. Jenem hilfts nicht; dieſemſchadets. Sein Sie auf beiden Seiten brav.

Robert. Seine Tochter — meine Gattin — höre, was ein wackerer Dritter ſpricht.

Arzt, während daß Eliſe auf die Erde blickt. Machen Sie von morgen früh an gleich eine Reiſe von vierzehn Tagen und bleiben dann den Winter über in einer groſſen Stadt, wo es gute Aerzte gibt. Vieleicht bedürfen Sie keiner Kur; iſt ſie aber nöthig, ſo wird ſie von der Art ſein, daß Sie ſie da beſſer anſtellen können, als hier. Sobald das Frühiahr beſtändig, werden Sie auf ieden Fall ins Bad gehen müſſen.

Eliſe verſprach, in allen Stücken dem Arzte zu folgen, der ſich den alten Pachter noch einmahl zeigen lies und dann Abſchied nahm. Chriſteph war unterdeſſen über ſeinen todten Herrn hergefallen, wollte nicht wieder weichen noch wanken von ihm, hatte die Augen voll Thränen und bebte allemahl, wenn er Robert ſah. Robert ſprach mit Eliſen über ihn und lies ihn rufen. Zitternd erſchien er, ſein Urtheil zu empfangen.

Robert. Sei gutes Muths! Wir haben keinen Has gegen dich. Du biſt aus Treue gegen deinen Herrn falſch gegen uns geweſen. Wir reiſen nun auf einige Zeit weg und du ſollſt den Alten begraben. Von nun an bekommſt du von uns eine Penſion lebenslang, die du in Zukunft verzehren kannſt, wo du willſt. Bis zu unſerer

Wiederkunft aber bleibſt du hier im Hauſe und gibſt auf Alles Acht.

Chriſtoph ward wie ein zum Tode Verurtheilter, wenn ihm das Leben geſchenkt wird, neigte ſich tief, verſprach die treueſte Aufſicht über Alles und empfing die Vorſchrift, wie er ſeinen alten Herrn begraben ſollte. Robert ließ ſeinen Koffer holen; half Eliſen einpacken und begab ſich Abends mit ihr in das gemeinſchaftliche Schlafzimmer. Da ſchütteten ſie zum erſten mahle ihre Herzen recht frei gegen einander aus und ſaßen traut, wie ein Paar Selige, die über Sonne und Mond erhoben ſind, tief in die Nacht hinein.

Eliſe. Sieh, Braver, nun ſind die Tage da, mit welchen Gott unſere Treue lohnt. Ich will auch Alles thun, um die Reihe derſelben recht lang für uns zu machen.

Robert. Ach, das thu' doch ja, Gute!

Eliſe. Du ſiehſt ja, wie ich gleich im erſten ſchwereſten Punkt nachgebe. Verlaſſe ich nicht meinen Vater, ohne ihn zu begraben? — Sag mir nur, bliebſt du denn immer bei dem Glauben, daß uns die Erde noch einmahl wieder vereinigen würde?

Robert. Ja, bis auf den Augenblick, da ich die Nachricht von deinem Tode las. Da war's freilich im Hui um ihn geſchehen.

Eliſe. Kamſt du denn aber gar nicht auf den Gedanken, daß es eine bloſſe Gegenliſt von meinem Vater ſein könne?

Robert. Nein; ein Dritter, der bei kälterem Blute geweſen wäre, ſollte mich wohl darauf gebracht haben, wenn er von meiner geſpielten Liſt gewuſt hätte; ſo aber hatte ich mich Keinem entdeckt.

Eliſe. Wirſt du denn nun aber, da du mich haſt, auch immer genug haben an deiner dich über Alles liebenden Eliſe?

Robert. O wie beugſt du mich! wie ſchlägſt du mich tief zur Erde nider! Himmliſche, wer iſt dir gleich?

Eliſe. Auch genug haben an deiner Eliſe, wenn ſie kränklich bliebe?

Robert, ſich um ſie ſchmiegend. Du zerreiſſeſt mir das Herz — frag nie wieder ſo.

Eliſe. Ach ia, ia, ich glaube es dir auch, du Einziger in deiner Art, du allertreueſter Robert! — Höre, es iſt doch ein ganz eigener Gang, den das Schickſal unſerer Liebe nahm; er hat wohl wenig ſeines gleichen. Ueberdenke einmahl Alles — von deiner erſten Wanderung unter die Eiche an bis auf die lezte.

Robert. Ja wohl, ia wohl! Unausſprechlichviel iſt für uns geſchehen, und darum wird uns auch Gott ſo bald nicht wieder trennen.

Eliſe. Nun wollen wir auch recht einander ausſpähen, uns einander mittheilen, Einer in den Andern übergehen. Bald ſei ganz ſtill, und ſieh mir tief ins Auge und lies darin ieden Gedanken, auch den allergeheimſten, wie ich in dem deinigen; bald ſprich und ſprich recht hinreiſſend und gib mir iede groſſe und gute Idee, die du ſchafſt, oder die dir dein Genius zuführt. Ich will dir auch immer geben, was ich davon habe, und wir wollen einander recht ausbilden und uns ſo moraliſch vollkommen machen, als möglich.

Robert. Ja, und wenn wir erſt zur völligen Ruhe in deinem Thale ſind, dann wollen wir auch thätig ſein und Gutes um uns her ſtiften. Ich reſtire noch groſſe alte Schulden an die Geſellſchaft, deren Abtrag mich drückt.

Eliſe. Dabei darf ich dir doch zur Hand gehen? O du edler Mann, Alles, was du willſt, das thu. Die Quelle dazu flieſſt; du kannſt aus ihr ſchöpfen. — Ich weis noch gar nicht recht, wie mir iſt. Ich bin in einem Zuſtande, in dem ich noch gar nicht war. Alles mit einem mahle abgemacht — Alles, Alles. Gar kein Wunſch mehr in mir, der noch zu erfüllen wäre. Eine Stille, eine Ruhe, ſo, daß ſich gar nichts regt. Und doch dabei eine Genüge, eine Fülle, die wahre Unermeslichkeit iſt.

Robert. Sobald ich nicht daran denke, daß du nicht ſo geſund biſt, wie ich, iſt mir gerade ebenſo. Unnenbare Seligkeit iſt alsdann mein Zuſtand. Der Gedanke aber, der Gedanke macht mir allemahl einen Queerſchnitt über die Bruſt.

Eliſe. Schlag dir den Gedanken aus den Gedanken. Die Reiſe wird gewis eine gute Kur für mich ſein.

Robert. Wohin meinſt du denn wohl, daß wir reiſeten?

Eliſe. Wohin du willſt. Eliſe reiſet mit ihrem Robert. Wären wir's aber der Frau von R. nicht faſt ſchuldig, daß du mich, da wir einmahl reiſen, bei ihr einführteſt?

Robert. Dieſe iſt alleweile nicht zu Hauſe und kommt vor Oſtern nicht wieder. Ach, las dir ſagen, ich habe Henrietten und Angelika wiedergeſehen und — — —

Nun erzählte Robert und erzählte Alles ſo grundehrlich, wie es ſein ärgſter Feind nur an Eliſen hätte ausplaudern können.

Eliſe, als er fertig war. Du Treuer? Ja doch, du Treuer! (lächelnd) Etwas blickte der Mann dabei doch hervor. Nun, ich wäre doch auch begierig, Beide in der Welt noch kennen zu lernen. Ein Paar gute Seelen müſſen es gewis auch ſein. (die Uhr ſchlägt Eins) Wir wollen ia reiſen, heute, heiſſts nun gar ſchon, reiſen. Komm, Lieber, komm zu Bette!

Zwei Betten ſtanden dicht neben einander. Eliſe ſtieg von der einen Seite in das ihrige, Robert von der andern in das ſeinige. Robert, als er lag, erinnerte ſich an dieſelbe Lage neben Henrietten, da die Decke herunter fiel. Nein, dachte er, dieſe iſt Mehr, als erſte Freundin, und ſchlang ſeinen Arm um Eliſens Hals. Eliſe that daſſelbe, und ſo — ſchliefen ſie unter Küſſen ein.

Eliſe erwachte am hellen Tage zuerſt. Der ſchöne Schläfer erinnerte ſie daran, daß ſie ein Weib ſei. Sie öfnete ihren wallenden Buſen und legte ſeinen Kopf in ſelbigen.

Da lag er wie auf Wogen. Die immer höher ſteigenden, immer ſchneller wogenden Wogen erweckten ihn. Ach Seligkeit, Seligkeit, rief er aus, ſo liegen im Buſen der Ewiggeliebten! . . . O Himmel, Himmel, rief ſie nach, ſo liegen haben den Ewiggeliebten an ſich im Buſen der Liebe! . . . So lagen ſie lange und immer länger. Eliſe küſſte Roberts Stirn — Robert Eliſens Bruſt.

Eliſe, ſeinen Kopf aufhebend. Nun iſts genug.

Robert, ihren Buſen ſchnell bedeckend. So iſts genug.

Die iungen Eheleute ſtanden auf und ſchickten ſich zur Abreiſe an. Eliſe beſtand darauf, ihren Vater noch einmahl zu ſehen. Robert begleitete ſie zu ihm. Chriſtoph nahm dem Todten den Tuch ab, worein man ſeinen Kopf gewickelt hatte. Eliſe, als ſie das fürchterlichſte aller Menſchengeſichter erblickte, ſchauderte vom Leichnam zurück in Roberts Arme. Noch nicht volle vier und zwanzig Stunden hatten das gräsliche Bild ſchon vollendet, wozu nun der Tod nur die erſten Züge hingeworfen zu haben ſchien, und auch nicht die geringſte Linie von Menſchheit war übrig gelaſſen. Ein wahres Scheuſal von Todten! Chriſtoph bekam einen Wink von Robert, den Tuch wieder überzubreiten. Eliſe nahm ſich das Herz, noch einmahl hinan zu gehen und drückte ihrem Vater die Hand. Sogleich führte ſie Robert heraus und zu Wagen. Unter Strömen von Thränen verlies ſie das Leichenhaus.

Der Winter war recht zum Reiſen gemacht; nicht ſehr ſtrenge, aber doch ſo, daß der Boden allenthalben Roſſe und Räder trug. Die Zeit ward den Reiſenden unterwegs durch die herzlichſten Ausſchüttungen verkürzt. Hier und da hielten ſie bald einzelne, bald mehrere Raſttage. Zu Weinachten kamen ſie nach Y., wo Robert ſtudirt hatte. Eliſe ſchien ſich beſſer zu befinden.

Robert hatte zu Y. nicht nur
Freunde, ſondern auch alte Plätze, de
er noch mehr zu verdanken zu haben glau
als ienen. So führte er Eliſen zu di
zuerſt. In einer milden Mittagsſtu
wanderte er mit ihr zuförderſt auf eine H
vor dem Thore und bat ſie, ſich da r
umzuſehen.

»Sieh, ſo ſah ich mich hier auch
mahl um, als ein mehr als gewöhnlic
Mädchen den erſten mehr als gewöhnlic
Eindruck auf mich gemacht hatte. H
vergas ich das Mädchen und legte
Grund zu meinem Siſtem von höheren F
den der Liebe. Hier fragte ich die Erde,
ſie nicht in irgend einem ihrer Thäler
weibliche Seele für mich hätte, die g
meine Zeichnung in Natur wäre, und
war, als antwortete ſie mir — Ja.
ſie hat Recht gehabt — Recht; im Th
aller Thäler fand ich — **dich**. (ſchl
ſie in ſeine Arme) Sieh, das verdiente d
Höhe der Natur, daß ich dich, die du

hier verſprochen wardſt, auf ſie führte. Nun komm weiter mit mir!“

Von der Anhöhe führte Robert Eliſen unter ſeine ihm unvergesliche Silberpappel.

„Hier ſetze dich mit mir! das iſt der merkwürdige Baum, von dem ich dir erzählte und der eine Art von Vorliebe gegen alle ſeines gleichen an mir erzeugte, ſo oft ich hernach davon einen auch nur erblickte. Hieher führte mich kein Zufall, kein Ohngefähr, ſondern Gott ſelbſt, als mein fürſtlicher Wohlthäter ſtarb und das Leben ohne Vater für mich anhub. Hier beſchlos ich damals, keine Plane ſelbſt für mich zu machen, und als ich dis gethan, ſäuſelte mir die heilige Pappel Beifall zu. Von der Zeit an war hier mein Lieblingsſitz und nie ging ich von hier weg, ohne mich auf ieder edlern Seite meines Herzens geſtärkt zu fühlen. Auch feierte ich hier Mitternacht, als mir Luiſe von ihrem Vater angeboten ward. Ach Eliſe, das war eine Mitternacht! An Heiligkeit kam ihr keine

wieder gleich, als die, welche wir iüng
am Todestage deines Vaters beiſammen
lebten. Da, da ſtritte ich hier lange
mir ſelbſt, ob der Antrag Luiſens nicht
Veranſtaltung der Vorſehung für mich
Da ward ich endlich mit mir darüber e
daß er dis nicht ſei, und da faſſte ich en
den feſten Entſchlus, zu reiſen und ſo l
zu ſuchen, bis ich fände. O Eliſe,
dieſen Baum lieb; aus ſeinen Schatten
ich zu dir. Zwar nahm ich in iener N
Abſchied von ihm auf immer; aber wie h
unſere Reiſe, da ich gefunden und wie
gefunden, die ich unter ihm zu ſuchen
ſchlos, uns nicht dankbar unter ihn fü
ſollen? O, beſeelte ihn irgend ein höh
Weſen, wie die Alten von ihren geheili
Bäumen erwähnten: ſo wollten wir es
reden und es würde ſimpathiſiren mit u
Es würde mehr Sinn haben für mein
füllten Wünſche, als alle meine Frei
Menſchen hier, die du kennen le
wirſt und die meine hochgeſpannten J

von Liebe und von ſuchen und finden für Schwärmerei erklärten. Doch, bewohnt dieſen Baum auch keine Driade, ſo iſt doch Gott ſelbſt, der alleinwahre Gott, hier bei uns unter der Pappel. Komm, komm, Eliſe, einen recht anbetungsvollen, allerheiligſten vereinten Blick zu ihm auf!“

Beide legten die Arme um einander, ſenkten die Köpfe ſeitwärts an einander und blickten ſo zugleich in feierlichſter Stille lange und unter Freudenthränen auf zum Allvater.

Eliſe. Du Edelſter, wie danke ich dir für dieſe köſtliche Mittagsſtunde! Hier wollen wir recht oft ſein, ſo lange wir uns in dieſer Gegend aufhalten. Im Winter ſchon, ſobald es Sonnenblicke gibt, und im Frühjahre, bis wir zurückreiſen, täglich.

Robert. Es liegt unausſprechlichviel Angenehmes darin, auf Stellen und an Plätzen zu ſein, wo man vor Jahren war und ſeine wichtigſten Ereigniſſe hatte oder die wichtigſten Vorſätze faſſte. Könnte ich dich nur an alle die Oerter führen, welche mir von dieſen Seiten ſo unvergeslich ſin Ach die Erde hat deren noch viel mehrere f mich, beſonders aus den Zeiten meiner e ſten Jugend.

Eliſe. Hierin liegt auch wohl d Grund der Vaterlandsliebe und der Vorlie zu dem kleinſten Dorfe, wo man erwuch Und eben darum ſehne ich mich auch einſt mein liebes Thal zurück. Las uns dahin zurückkehren ſo bald, als möglich.

Robert. Sobald es deine Geſundhe verſtatten wird.

Auf die alten Plätze folgten die alt Freunde, und die erſte Bekanntſchaf welche Eliſe zu Y. nach der Silberpapp machte, war Luiſe. Der Banquier ſchi äuſerſt betreten, als Robert zu ihm kam weil er der Meinung ſein mochte, daß ſelb ger ſich eines Andern beſonnen haben un nun um ſeine Tochter anhalten würde. S bald er aber gehört, daß Robert gefunden was er ſuchte, war er ganz wieder der Alt »Meine Tochter hat auch gefunden, ve ſetzte er, und zwar ohne zu ſuchen. Morgen hat ſie Hochzeit mit meinem Aſſocie, der auch ein braver junger Mann iſt.“ Robert nahm, als wenn er zur Familie gehörte, den herzlichſten Antheil daran und erzählte ſofort, wie ihm die Banknote, welche er unwiſſend erhalten, einſt unſtreitig das Leben gerettet habe. Der Banquier ward darüber ſo freudiggerührt, daß er ihn an ſein Herz drückte und zu Luiſen führte. Er lies Eliſen holen und all ihr Gepäck aus dem Gaſthofe in ſein Haus bringen.

Eliſe hatte kaum eine Stunde in Luiſens Geſellſchaft zugebracht, ſo bekräftigte ſie das Urtheil, welches Robert über ſie gefällt. „Nein, das wäre keine Frau für dich geweſen. Gut iſt ſie wohl; ſo, wie ihr Vater einer der beſten Menſchen. Ihr Bräutigam iſt auch gut, und ſie werden hoffentlich in ihrer Art recht glücklich ſein. Beide paſſen für einander; ſie ſcheinen Beide keine hohen Ideen und Wünſche zu haben. Nun, wer dieſe einmahl nicht hat, dem geſchieht keine Ueberlaſt, wenn er ſie bei dem Andern nicht findet. Mit uns war's ein Anderes. Wohl uns, daß wir unſern Weg fortgingen!"

Der Hochzeittag im Hauſe des reichen Banquiers war ein übermäſſigfeſtlicher Tag. Eliſe bekam an ſelbigem Gelegenheit, ſogleich das ganze vornehmere und gebildetere Publikum zu Y. kennen zu lernen, und ſich von Seiten des Umgang mit ihrem eigenen Geſchlechte daſelbſt ihr Schickſal zu propheceihen. Nach aufgehobener Tafel gab es einen poſſirlichen Auftritt. Roberts Freunde, der Philoſoph und der Aeſthetiker, waren von der Geſellſchaft. Robert führte ihnen Eliſen zu.

„Meine Herren, ich verſprach Ihnen einſt, daß Sie es erfaren ſollten, wenn mein Glaube in Schauen verwandelt würde. Sie haben nicht mit mir glauben wollen; ſo ſchauen Sie nun mit mir! Hier iſt ſie."

Der Philoſoph und der Aeſtthetiker wurden roth, ſahen ſich von ihrer Alltagsſuade verlaſſen und wuſten in aller Angſt nichts weiter zu thun, als daß ſie Eliſen kleinſtädtiſch die Hand küſſten; worauf dieſe Robert auf die Seite rief und ſich über den närriſchen Auftritt Erklärung von ihm geben lies.

Gegen Abend wurden die Spieltiſche geſetzt und Alles ſpielte. Eliſe ward ebenfalls dazu eingeladen; ich ſpiele gar nicht, erwiederte ſie. Die Nacht hindurch ward getanzt. Eliſe ward auch aufgefodert; ich darf iezt nicht tanzen, verſetzte ſie. Der Theil der Geſellſchaft, welcher nicht tanzte, verfügte ſich an den Faraotiſch, wo Herren und Damen pointirten. Robert und Eliſe ſetzten ſich in einen Winkel.

Eliſe. Sieh, ſo wirds uns hier immer gehen. Wir ſind mitten in der Welt allein.

Robert. Las gut ſein! 's iſt Alltagsvolk. Sie wiſſen nichts zu reden. — Morgen wollen wir mit den Aerzten ſprechen.

Verſchidene der daſigen berühmteſt
Aerzte wurden erſt einzeln beſprochen. Al
ſobald ſie Eliſens Schickſal im Kloſter
furen, urtheilten gleich und erklärten ſie f
kränker, als ſie ſcheine. Darauf ward Ko
ſilium medikum gehalten, und darin einſti
mig die Kur feſtgeſetzt, welche ſie den Wi
ter über gebrauchen ſollte, um mit der erſt
guten Jahreszeit hernach ins Bad zu St.
gehen, wodurch ihre völlige Wiederherſte
lung bewirkt werden würde.

Robert ſtudirte nun die ganze Kur e
und machte es ſich zu ſeinem einzigen G
ſchäfte, ſelbſt die genaueſte Obſorge dafü
zu tragen, daß ſie auf das pünktlichſte b
trieben würde. Der Aufenthalt im Hau
des Banquiers ward Eliſen zu rauſchend
denn die groſſen leeren Geſellſchaften un
Schmauſereien nahmen kein Ende. D
Aerzte ſelbſt riethen ihr mehr Ruhe an, un
ſo räumte ihr der edle Banquier ſein ſchöne
Sommerhaus vor dem Thore ein, wo ma
die Ausſicht nach der Silberpappel hatt

Hier ging Eliſens Kur auf das beſte von ſtatten. In Roberts Armen und durch Hülfe der Kunſt ward ſie zum Frühiahre ſo weit wiederhergeſtellt, daß nun das Bad ihrer Geſundheit die Vollendung geben ſollte. Dankbar trennten ſie ſich von ihrem grosmüthigen Wirthe; feierlich trennten ſie ſich von der heiligen Silberpappel, und ſo kamen ſie nach einigen Tagen unter falſchen Nahmen im Bade zu St. an.

Die erſteren vierzehen Tage waren herrlich und ſchön. Robert hatte ſich die Liſte der Badegäſte geben laſſen und unter ihnen auch nicht einen einzigen Bekannten angetroffen. Einſam und traut wandelte er auf der öffentlichen Promenade mit Eliſen umher, und beide kehrten ſich nicht an das Gewühl der ſich daſelbſt herumtreibenden Menge. Sie ſpeiſeten auf ihrem Zimmer und nahmen an den gewöhnlichen Abendsvergnügungen keinen Theil, ſondern waren ſich auch im Bade die ganze Welt. Die letzteren vierzehen Tage aber waren ſtürmiſche Regentage und hatten nur in den Nachmittagsſtunden einzelne Sonnenblicke, die kaum zu benutzen waren.

Endlich, da Eliſens Badezeit vorüber war, erſchien wieder einer der heiterſten Tage. „Dieſen wollen wir auch hier noch im Freien verleben, ſprach ſie, und dann morgen zu meinem lieben Thale. Ich bin nun völlig wieder geſund.“

Die ſchöne längſt erwartete und nicht gekommene Witterung lockte alle menſchliche Figuren, die ſich daſelbſt aufhielten, ſelbſt die Krüppel, unter die Alleen, Bosquets, Berceaus und Lauben. Alles, was im Bade lebte und webte, freuete ſich ſeines Daſeins einmahl wieder im Schoſſe der Natur. Robert und Eliſe waren zur Theilnahme hieran ſo hoch aufgeſtimmt, wie noch nie während ihres ganzen hieſigen Aufenthalts. Robert ging, um etwas zu beſtellen.

Als er zurückkam, fand er Eliſen nicht wieder. Er durchging und durchkreuzte die ganze Promenade, guckte in alle Bosquets, ſpähete in alle Lauben; Eliſe war nicht zu ſehen. Seine Fantaſie miſchte ſich ins Spiel und er glaubte ſie ſchon zum zweiten mahle verlohren. Bei der letzten Laube ſpielten einige Kinder. Eins davon kam auf ihn zugelaufen und reichte ihm die Hand.

Robert, als er das Kind recht angeſehen. J Karl — nicht wahr, du biſt der liebe Karl?

„Ja, Karl Reinwald.“

Robert, ihn in die Höhe nehmend und küſſend. Sag um Alles, wie kommſt du hieher? Wo iſt deine Mutter?

„Dort geht ſie.“

Auſſer der Allee, auf einem Feldwege, zwiſchen den grünenden Saaten wandelten drei Damen mit Sonnenſchirmen. Robert ſetzte ſchnell den kleinen Karl wieder auf die Erde und eilte ihnen geräuſchmachend nach. Die Mittelſte hörte ihn zuerſt kommen, ſah ſich zuerſt um und war — Eliſe.

Robert. Ach Eliſe, ſchon glaubt' ich, ich wäre abermals um dich.

Eliſe lief auf ihn zu; die beiden übrigen Damen, ſobald ſie ſich auch umgeſehen, traten zurück.

Robert, von Eliſen auch zurücktretend. Ach da — da —

Eliſe. Was denn — was denn?

Robert, dem's für Freude an Athem gebricht. Die da iſt ia Henriette — und die da Angelika.

Frau von R., die, als ſie von Karln die Neuigkeit gehört, auch herzu geeilt war. Nun, das iſt doch ſchön, daß es Bäder gibt, wo man ſich ſo unerwartet wiedertrift. Willkommen abermals, alter Geſelſchafter! So wären wir ia Alle wieder beiſammen, wie ehemals. (zu Henrietten und zu Angelika) Und was haben Sie denn da für eine neue Bekantſchaft gemacht?

Henriette und Angelika zugleich, das erſte Wort wieder ſprechend. Eliſen.

Frau von R., Eliſen mit immer zunehmender Hochachtung betrachtend. Eliſen? — Ja warlich nach der Silhouette iſt ſie's.

Aber — was hat denn der Amtmann vom Tode geſchrieben?

Robert, noch wie im Taumel. Es war dumm Zeug.

Unterdeſſen umarmten ſich ſchon Eliſe, Henriette und Angelika auf das zärtlichſte und ſchwuren einander ewige Freundſchaft.

Frau von N. Sagen Sie mir aber nur, wie haben Sie Drei ſich an einander gefunden? Sie kannten einander ja gar nicht, und doch ſah ich ſie gleich ſo traut ins Feld abbeugen.

Eliſe. Sobald ich ſie beide ſah, war's, als ſagte mir mein Herz etwas, ohne daß ich's verſtand.

Angelika. So ging mir's auch. Ich hatte dich gleich auf den erſten Anblick lieb.

Henriette. Ich desgleichen. Ich weis noch gar nicht, wie mir ward, als ich dich ſah.

Robert, Henrietten die rechte Hand und Angelika die linke reichend. Ach liebe erſte Freundin — ach liebe zweite Freundin —

welch Zuſammenkommen! welche Seligkeit! (Karl kommt auch nachgeſprungen).

Frau von R. Meine Lieben, wir werden hier zu ſehr beobachtet. Laſſen Sie uns in mein Quartier gehen.

Angelika und Henriette nahmen Eliſen gleich wieder ſo in die Mitte, wie vorher, und gingen voraus. Frau von R. ſchlos ſich an Robert an, der den kleinen Karl an der Hand hatte und unterwegs noch Nachrichten von ſeinen beiden Freundinnen einſamlete. Weder Henriette, noch Angelika, hatten das Bad gebraucht, ſondern waren Beide nur zu ihrem Vergnügen auf einige Tage hieher gereiſet. Angelika, die ſich übrigens nicht näher zu erkennen gegeben, war um einige Tage ſpäter gekommen und nun im Begrif, ihre Reiſe zu beſchlieſſen und zu den Gräbern ihrer Eltern zurückzukehren. Henriette hatte ſie mit alter Freundſchaft aufgenommen, weil ſie durch den Amtmann Roberts Zurückkunft und die Urſache der Verſpätung derſelben erfaren;

auch war ſie durch die Reiſe zu ihrer völligen Gemüthsruhe wieder gelangt und hatte ſich entſchloſſen, die Geſelſchafterin der Frau von R. lebenslang zu bleiben. Der morgende Tag war zur Abreiſe ſämtlicher Damen beſtimmt. Robert erzählte der Frau von R., daß er gleichfals morgen mit Eliſen von hier abgehen werde; worauf ſie erwiederte, daß ſie im Quartier erſt noch einen Vorſchlag zu thun habe.

Sobald man daſelbſt angekommen war, ſetzten ſich Angelika, Henriette und Eliſe zuſammen, vereinigten ſich noch inniger und wetteiferten in Herzlichkeit der Ausdrücke ihrer Freundſchaft für einander. Robert ſah ſich dabei ganz linker Hand liegen gelaſſen und ward blos von Eliſen, die den letztern Theil ihrer Geſchichte herausgeben muſte, zuweilen als ein gleichzeitiger Autor citirt. Als dieſe des Briefs, den ſie ihm aus dem Kloſter geſchrieben, gedachte, ſahen ihn Henriette und Angelika zu gleicher Zeit blos bedeutend darauf an. Er verſtand den

Blick und ſchlug die Augen nider. Seine beiden Freundinnen ſegneten Eliſen, als ſie ihre Erzählung beſchloſſen hatte, und den Ausgang ihres Schickſals und nannten ſie eine der Glücklichſten ihres Geſchlechts. Der feſten Angelika ſchien der Segen noch mehr von Herzen zu gehen, als der beweglichern Henriette.

Frau von R. Nun will ich reden, meine Damen. Ich habe einen Vorſchlag zur Güte. Reiſen wollen wir morgen Alle von hier; aber ſtatt, daß ein Theil nach Oſten, der andere nach Weſten reiſet, wollen wir alle einen Weg nehmen und nach meinem Park fahren. Was könnte mir glücklicheres begegnen, als wenn Sie ſich Allerſeits bei mir häuslich niederlieſſen? Es iſt ia auch ſo ſchön alleweile mit uns; laſſen Sie es uns immer ſo haben!

Eliſe. Sie ſind ſehr gütig, edle Frau; aber ich mus in mein Thal zurück. Da will ich mit Robert leben; da will ich bei Robert ſterben.

Angelika. Und ich kehre zu den Gräbern meiner Eltern zurück.

Henriette. Ich bin die, welche mit Ihnen reiſet.

Robert. So nehmet, da Eliſe auf ihr Thal beſteht, meinen Vorſchlag an, ihr Freundinnen, und kommet mit uns unter die heilige Eiche.

Eliſe. Ach ia, das wäre ſchön. So laſſet es uns machen!

Frau von R. Dagegen proteſtire ich von Seiten Henriettens.

Angelika, feſt, wie ein Fels. Mich erwarten die Gräber meiner Eltern und auch deine Einladung, erſter Freund, ſoll mich nicht länger von ihnen trennen.

Robert, wie zurückgeſtoſſen. Du Unerweichliche! — Aber Henriette, ſo reiſe du doch mit mir. Weiſſ'ſt du, du haſts verſprochen?

Henriette. Ja, mit dir verſprach ichs, aber nicht mit euch. Suchen wollte ich mit dir Eliſen, nun aber haſt du

ſie ia gefunden. Und — ich bin ei
verſagt.

Es entſtand eine tiefe Stille. D
ſah nun ganz die Veränderung durch,
mit ſeinen beiden Freundinnen vorgeg
war, und glaubte die wahre Urſache de
nicht zu verfehlen. Angelika ſelbſt
über die Veränderung an ſich Betracht
anzuſtellen; Henriette aber noch tiefer

Angelika, die als die Feſteſte zum
wieder das Wort nimmt. Ja, ia,
erſter Freund, du weiſſ'ſt, was ich
meinen Abſchiedsbriefe geſchrieben.
muſte damals ſo handeln; wie vi
mus ich nun in dieſer Handlun
fortfahren! (bei dem Nun ſah ſi
Eliſen)

Robert, der auf ſie zu läuft. A
haſt mich nicht mehr lieb.

Angelika. O gewis recht herzli
ſchöner, guter Mann. (Robert w
küſſen) Nein, einen Kus bekommſt d
wieder. Ich habe dir bei Ferdinands

warlich den letzten gegeben. Dabei bleibts. Du weiſſ'ſt wohl, daß ich dich auf der Erde nie wieder ſehen wollte. Dieſes unglaubliche Zuſammentreffen am Ende meiner Reiſe hats doch bewirkt; nun aber ſoll's platterdings unmöglich werden, daß es ie wieder geſchehe. Sieh, ſo gehts recht ſtufenweiſe. Erſt ſaheſt und küſteſt du mich; ietzt ſieheſt du mich, ohne mich zu küſſen; von nun an ſollſt du mich weder wieder küſſen, noch wieder ſehen. Denke doch nur, wenn wir uns hier nicht wieder trafen ... Nicht wahr, dann bliebeſt du ſo ruhig, wie ich? Sei Mann und las dich von einem Weibe nicht übertreffen!

Henriette, als Robert bald Angelika, bald Eliſen anblickt. Und ich habe mich geſammelt und möchte nicht gern wieder aus einander geſtreuet ſein. Mein erſter Freund aber ſollſt du ſein und bleiben; ich bitte dich, las mich auch deine erſte Freundin bleiben. Ueber deine Theorie von Liebhaben und von verſchiedenen

ſehr hohen Graden des Liebh
bens hatte ich gleich anfangs Zweif
wenns zur Praxis kommen ſollte; nun ab
noch weit mehr.

Robert, am rechten Orte angegriffe
Nein, das laſſ' ich nicht auf mich komme
meine Theorie iſt richtig und ich bin i
Stande, ſie durch die Praxis zu beweiſen.

Henriette. Wir wollen den Beweis a
ſich beruhen laſſen. Du haſt nun Eliſe
las ſie dir Alles ſein. *Lieb aber b*
halte ich dich gewis. (Drückt ih
herzlich die Hand)

Robert. Wie angezogen und in B
grif, ſie zu küſſen. Ach Henriette — a
erſte Freundin —

Henriette, wie abgeſtoſſen. Nein, k
nen Kus! Weiſſ'ſt du, was wir bei Rei
walds Grabe angelobten? Da gab ich d
den erſten und den letzten Kus.

Robert, Mit *faſt* unwiderſtehlich
Herzlichkeit. Aber doch — doch einen A
ſchiedskus.

Henriette. Willſt du mich verleiten, mein Gelübde zu brechen? Haſt du vergeſſen all mein Büſſen?

Robert, ganz unwiderſtehlich bittend. Das war Gelübde aufs Beiſammenſein. Nun erfolgt Trennung — gib mir den letzten Kus für dieſe Welt. (Henriette näherte ſich an)

Angelika, wie ein Held, der ſeinen Mithelden in Gefar, beſiegt zu werden, erblickt. Wortgehalten Henriette — Wortgehalten! (Henriette beſann ſich und hielt Robert von ſich ab)

Robert, zu Angelika. Du Unerweichliche und du Hartmachende zugleich! Verſagſt mir ſelbſt erſt den letzten Kus und bringſt mich hernach auch um Henriettens letzten Kus.

Angelika. So iſts recht, ſchöner Schwärmer.

Robert. Ach ſo kalt nun — Beide nun ſo kalt gegen mich!

Angelika. Nicht kalt, ſondern g
ſo warm, wie es nun ſein mus.

Henriette. Ich geſtehe es dir, ich
damals des feſten Glaubens, du wi
Eliſen nicht wiederfinden. Darum n
mein Herz die Richtung und ich glaubte
der Simpathie mit mir fähig. Du k
teſt aber ſchon damals nicht ganz mit
ſimpathiſiren, weil du Eliſen noch in
diſſeits wiederzufinden hofteſt;
würdeſt du's nun können, da du ſie w
dergefunden haſt!

Robert. Ach ihr Freundinnen 1.
2., wie habt ihr euch verwandelt gegen m
ſeitdem ihr Eliſen ſahet! (E
blickt ihn an, als ſpräche ſie — ich will
Beide erſetzen)

Angelika. Thu' uns kein Unrecht. A
ſuchs auch nicht, Einer von Beiden den
ſchied etwa ſchwer machen zu wollen. J
als geweſene Räuberin, biete dir mit m
nem Herzen Troz, du ſchöner Rett
Es iſt Ruhe uns Allen nöthig; ſtöre

Keinem wieder. Aber, — noch recht unterhalten wollen wir uns bis in die Nacht hinein, wie einſt auf ienem Schloſſe, und dann — dann morgen im Hui aus einander für dieſe Welt!

Frau von R. hatte ihren Vorſchlag in der That nur aus einem Uebermaſſe von Herzensgüte gethan; ietzt, da er verworfen ward und ſie mehr über ihn nachdachte, ward ſie ſelbſt die Zufriedenſte unter Allen mit der morgenden Trennung. Sie nahm allen ihren Humor zuſammen und ſuchte die Geſellſchaft aufgeräumt zu machen; der Erfolg davon aber entſprach nicht ihren Wünſchen. Angelika unterhielt ſich lieber mit Robert über ſehr ernſthafte Gegenſtände; beſonders über die Beſchäftigungen, mit welchen er in Eliſens Thale ſein Leben auch für die Welt nützlich zu machen gedenke. Robert erzählte ihr ſein groſſes Proiekt, das er vorhabe, und ſie fand es ſo brav, daß ſie ihn für einen der dankbarſten Menſchen gegen Gott und gegen ſein Schickſal erklärte.

Henriette ſprach mit Eliſen über ihr
und über die Eiche nach den Zeichnun
die ſie davon geſehen, und blickte dab
auf Robert, ſich ſelbſtvergeſſend, hin.
ſich der erſte neue Seufzer aus ihrer B
loswand, wünſchte Frau von R. da
ſchon morgen ſein möchte. Zuletzt
anſtaltete Angelika noch eine ſtundenl
Unterredung zwiſchen ſich, Henrietten
Eliſen, von welcher Robert mit allen F
malitäten ausgeſchloſſen ward, ſo, daſ
ſeine Zuflucht zur Frau von R. zu neh
ſich genöthigt ſah.

Angelika, mit dem Schlag Zwölfe a
ſtehend. Nun war Alles ab- und au
ſchwatzt. Nun — zu Bette, und d
— zu Wagen!

Als Robert Eliſen mit ſich fortnehm
wollte, proteſtirte Angelika dagegen. „E
ſchläft heute bei uns. Du haſt ſie h
nach immer und kannſt ſie ſchon die le
Nacht uns überlaſſen.“

Robert ging, aber nicht, um anderswo zu ſchlafen, ſondern um in ſeinem Logis noch alles Nöthige zu verfügen. Um ein Uhr war er ſchon wieder da und lies ſich, wie er mit dem Wirthe verabredet, das Schlafzimmer der Damen öfnen. Er ſchlich leiſe hinein und, als er ſie alle drei feſtſchlafend gefunden, zündete er das Licht an der Nachtlampe an und beleuchtete damit erſt Eine nach der Andern und dann Alle zugleich.

„Schön — Jede ſchön — Eine immer ſchöner, als die Andere. — O ihr heiligen ſchönen Drei! — Mit Jeder von euch würde ich glücklich gelebt haben; mit Eliſen aber doch am glücklichſten. — Ihr ſeid alle drei ſchön; Eliſe aber iſt die ſchönſte unter euch. — Bleib du da rechter Hand treu deinem Reinwald — du da linker Hand treu deinem Ferdinand — du in der Mitte da treu deinem Robert!

Darauf löſchte er das Licht wieder aus, gab Jeder einen Kus, ſetzte ſich an Eliſens Fusende und — ſchlief auch ein.

Angelika wachte in der Nacht einmal auf, erblickte ihn, richtete ſich in die Hö und erkannte ihn. „Du Schwärmer, ſprac ſie, ſo ſchwärme dich nur noch einmahl rec ſatt“ legte ſich wieder nider und ſchlief for

Am Morgen erwachte Robert zuerſt un bald nachher eine von den drei Damen nac der andern. Henriette ſchlug ihre Händ zuſammen. Eliſe winkte ihn zu ſich un küſſte ihn. Angelika ſprach — ich hab dich doch wohl geſehen.

„Laſſet mir doch das Letzte noch! E war ia das Einzige in ſeiner Art. Nie ſeh ich es wieder. Sehet, ſo könnten wir im mer beiſammenſchlafen.“

Angelika. Ja doch! — Geh du nun nur und beſorge Frühſtück für uns Alle in der Allee. Dahin kommen wir dir nach, da ſoll die Trennung geſchehen.

Der Morgen war erſt hell. Man frühſtückte und ſprach. Angelika führte das Wort und bewies, daß ieder gute Menſch nicht nur durch ſeine Freundſchaft oder Liebe einen einzigen Andern glücklich machen, ſondern auch noch irgend einen **Kreis**, ſei gros oder klein, haben müſſe, in welchem er auch für die Geſelſchaft nützlich würde. Robert und Eliſe hörten faſt blos zu. Henriette hörete nicht einmahl zu, ſondern hatte die Augen voll Thränen. Angelika ging an ſie hin, wiſchte ihr die Thränen ab und ſprach — wer wollte ſich wieder ſo aus einander ſtreuen! Die Wagen fuhren vor. Die Schläge wurden geöfnet. Es entſtand ein Nebel.

Angelika, die in den Nebel hinſieht. Du kommſt ia wie beſtellt. (ſteht ſchnell auf) Nun kurz von der Sache — es mus geſchieden ſein. Die erſte Freundin macht den Anfang. (nimt Henrietten, küſſt ſie und führt ſie zu Eliſen, die ihr um den Hals fällt) Nur kurz — nur kurz! (Henriette windet ſich von Eliſen los und gibt Robert, der eine ganz ſtumme Perſon macht, den letzten Handſchlag. Angelika bringt ſie in den Wagen, packt den kleinen Karl ein, hilft der Frau von R., die ſie umarmt, nach und wirft den Schlag zu) Nun komt die zweite Freundin dran. (flieht an Eliſen) Adieu — Glückſelige! (fliegt Handreichend neben Robert vorbei) So ſcheiden feſte Seelen. (ſieht ſich noch einmahl um) Jenſeits mehr! (ſpringt in den Wagen)

Robert nahm Eliſen und brachte ſie auch zu Wagen. Als er nachgeſtiegen war, nahm er ſie in den Arm und küſſte ſie. „Bravo — braviſſimo —“ rief Angelika und klatſchte mit den Händen dazu. Dahin fuhr ſie und weg war der Wagen im Nebel. Henriette hielt ſich den Tuch vor die Augen; Frau von R. lies fahren und weg war der Wagen im Nebel. „Nun fahr' auch, was du kannſt, Schwager,“ ſprach Robert und ſo trabeten ſeine Roſſe nach Eliſens Thale zu.

Robert, als er lange in den Nebel hingeſehen und Eliſe ihn mit Fleis nicht hatte ſtören wollen. Das war doch wie aus einander geſchleudert.

Eliſe. 's war ſo am beſten. Angelika hat ihre Sache gut gemacht. Ich kann dir nicht ſagen, um wie viel ich es nun nicht hingäbe, daß ich deine beiden Freundinnen noch kennen gelernt habe. Das waren ein Paar andere Geſchöpfe, als Luiſe. Ich glaub' es dir, daß du ſie liebhaben muſteſt. Es ging mir ſelbſt gleich ſo; wie vielmehr dir! Gewis wäreſt du an der Hand einer Jeden von ihnen auch ein Glücklicher geworden.

Robert. Wenn ich dich nie ſah — gewis!

Eliſe. Welche von Beiden dich nur am meiſten liebhaben mag — was meinſt du? Dem Final nach zu urtheilen und überhaupt dem Aeuſerlichen nach ſchien es wohl Henriette zu ſein.

Robert. Ich glaube, daß mich eine ſo lieb hat, wie die Andere. Der Schein von Mehr und Weniger liegt nur in der Verſchidenheit ihrer Karaktere. Angelika iſt feſter und ſetzt durch, was ſie ſich einmahl vornimmt. Das Raiſonnement ſiegt bei ihr über das Gefühl. Henriette wankt leichter und unterliegt am Ende ihren Gefühlen.

Eliſe. Es iſt wahr, Angelika hat einen groſſen Karakter und ich habe ſie nicht genug bewundern können. — Höre, in der letzten Stunde geſtern Abends ging 's recht über dich her.

Robert. Das konnt' ich mir wohl denken; weil ihr mich exkludirtet.

Eliſe. Was man zergliedern nennen kann, das iſt dir geſchehen. Angelika hat dich durch und durch geſehen und es mus kein Pünktchen in dir ſein, das ſie nicht kennt. Beide haben die gröſſeſten Begriffe von dir und nannten mich faſt nicht anders, als — liebe Beneidenswerthe. Beide geſtanden mir auch frei, daß ſie, wenn ihre Todten und ich nicht geweſen wären, dir ſelbſt ihre Hand angeboten haben würden. Angelika machte gar kein Geheimnis daraus, wie es ihr in der letztern Zeit mit dir gegangen wäre. Sie haben mir ordentlich Lehren gegeben, wie ich dich behandeln müſſe, und haben mich bei allen Freuden der höheren Liebe beſchwooren, daß ich dich ia recht glücklich machen möchte.

Robert. Das hätten ſie nicht nöthig gehabt. In deinen Armen ſollen mich Könige beneiden.

Eliſe. Deine Eliſe iſt dir nach dieſem allen doch noch ſo Viel, wie vorher?

Robert. Wenn es möglich wäre, noch Mehr. Ich habe euch alle drei ia nun recht in Natur gegen einander halten können. — Biſt'n nun aber auch recht vollkommen geſund?

Eliſe. Ja, mein beſter Mann, vollkommen, ganz vollkommen. Wenn wir nun in unſerem Thale ſind, dann wollen wir auch denken an den groſſen Punkt.

Robert. Wie du willſt, meine Ewiggeliebte!

Eliſe. Auf der Reiſe las uns nun noch recht darüber ſprechen! Wir ſind Beide noch ein Paar Unwiſſende in dieſer Art von Ge-

müſſen; nach der Uebermaſſe aber zu urth
len, in welcher ſie gewöhnliche Menſch
an einander ſchöpfen, müſſen ſie mehr a
magiſche Reitze haben. Las uns ia a
unſerer Hut ſein, daß der Nervenzauber u
nicht um die Hoheit unſerer Seelen bringe.
Robert. Dafür bürgt uns Beiden u
ſer gemeinſchaftliches Siſtem von den höh
ren, d. h. wahren Freuden der Liebe.

In der That ward dieſe Materie f
der einzige Gegenſtand ihrer zuſammenha
genderen Unterhaltungen die ganze no
übrige Reiſe hindurch. Täglich konnten
unzurückhaltender, freier und näher davo
reden, und als ſie die heilige Eiche erblic
ten, war Alles beſprochen. „Als ein Pa
Menſchen im eigentlichen Verſtande wolle
wir beiſammen leben, waren Eliſens letz
Worte darüber; als ein Paar Menſchen i
eigentlichen Verſtande wollen wir Unſers
gleichen zeugen, wenn uns der oberſte Schäp
ſer dieſer Ehre würdigen will.“ Das wir
er gewis, erwiederte Robert und lies de

Wagen auf der nächſten Höhe im Thale halten. Da ſtiegen ſie aus und begaben ſich zuerſt unter die ehrwürdige Eiche, die ſchon in ihrem grünen Waldſchmucke prangte. Der Wagen fuhr voraus ins Bergdorf.

Robert, als er Eliſen lange an ſein Herz gedrückt. Du meine Eliſe — du nun ganz und auf lange, lange meine Eliſe — nun iſt Alles überſtanden, auch die letzte Furcht, die ich deintwegen noch hatte. Was hält uns nun weiter ab, das, was dein Vater hinterlies und zu genieſſen nicht verſtand, in aller Fülle zu genieſſen? Es iſt zwar das Deinige; aber Vorſchläge darf ich dir doch thun?

Eliſe. O ſprich — ſprich Alles, ehe wir noch nach Hauſe kommen. Las uns hier gleich Alles abreden.

Robert. Dieſe Eiche, unter welcher wir uns fanden und wiederfanden, müſſen wir haben, und einen Theil vom Thale umher, es koſte, was es wolle. Dann bauen wir hier unten ein kleines Haus für uns,

und dort auf der Höhe ein groſſes zum Beſ
des verlaſſenſten Theils der Menſchheit.
dieſem will ich meinen thätigen Da
der Vorſehung für mein erſtes ſonderba
und günſtiges Schickſal bringen, welch
den Grund zu allen folgenden legte.
bin als eine arme fremde Waiſe in ein
wackern Waiſenhauſe erzogen worden;
uns da lebenslang auch wenigſtens ein
fremde verlaſſene Waiſen erziehen und zu g
ten Menſchen bilden.

Eliſe. Da haſt du meine Hand.
les, wie du's ſagteſt! Ich freue mich, d
du durch mich in den Stand geſetzt wir
ſo zu thun, und es iſt Pflicht für dich, a
zu thun.

Robert. Nun iſt mir gar nichts me
zu wünſchen übrig. (umarmt ſie dankba
— Ach ſieh einmahl in das holde Thal hi
Wie allſelig wollen wir hier leben und
alles Geräuſch der Welt unbekümmert u
weit davon entfernt, in dieſen ſtillen r
zenden Vertiefungen der Natur die Abb

dung von dem Leben der Vollendeten in höheren Regionen finden! Gott ſegne, Gott ſtärke uns dabei!

Eliſe. Er ſtärke dich und mich!

Die Edlen gingen nun über die Wieſe hin ins Bergdorf. Während daß Eliſe die Gräber ihrer Eltern beſuchte, übergab Chriſtoph an Robert Alles wieder, wie ſie es gelaſſen hatten, und zog hernach in eine benachbarte Stadt, wo er ſeine Penſion in Ruhe verzehrte. Robert machte in den erſten Tagen gleich eine Reiſe zu dem Fürſten des Landes und legte ihm ſeine Proiekte vor. Der brave Fürſt genehmigte ſie ſo ſehr, daß er ihm die Eiche ſchenkte, einen Theil vom Thale um einen mäſſigen Preis überlies und noch obendrein beim Bau weitere landesväterliche Unterſtützung verſprach.

Freudig kehrte Robert mit dieſen Nachrichten in die Arme ſeiner Eliſe zurück, die ihn nun ſelbſt zum Vaterwerden einlud.

Das gab eine Nacht. — —

Wollüſtling, wenn du an dieſe Ste
kommſt, ſpöttle nicht! Entferne dich lie
im Geiſte von den erſten allerinnigſten U
ſchlieſſungen keuſcher Gatten; dein bloſſer G
dankenblick auf ſie entweihet ihr Bette. —

Noch unbefleckte, noch himmelrei
Seele, ſchlag nicht erſchrocken dieſes Bl
um! Lis getroſt weiter; du findeſt nicht
worüber du erröthen müſteſt. — —

Hohes Bewuſtſein, daß ſie ein Schäp
ferwerk vorhätten, das nur in ei
thieriſches Gewand gekleidet sei
führte die Edlen einander in die Arme –
heilige keuſche Liebe deckte ihren Schleier übe
ſie — unter dieſem Schleier ſchlieſen ſie ei
und ſchlieſen den ſeligſten aller Schläfe
Als Eliſe am Morgen erwachte, ſah ſie Rober
freimüthig an und ſprach — „Nun, liebe
Mann, haſt du mich nun weniger lieb?“

Robert. Es iſt gar, als hätte ich dic
noch mehr lieb.

Eliſe. Ach ſei ia ſtille, ſo iſt auch mir.
Beſter, las uns recht über uns wachen,

daß wir unſerem Siſtem nicht untreu werden! Nun warten wir erſt den Erfolg dieſer Nacht ab — nicht wahr?

Robert. Wie du willſt, liebes Weib.

Der Erfolg zeigte ſich bald und Eliſe ward von der Natur für Mutter erklärt. Wonnetrunken drückte ſie Robert an ſein Herz und vergegenwärtigte ſich ſchon die nun noch dreimahl ſeligeren häuslichen Zukünfte. Alle die Stunden, welche ihm nun von ſeinem Anlagegeſchäften übrig blieben, wurden dazu angewendet, daß ſie ſich über das allerwichtigſte Kapitel von Kindererziehung fromm beſprachen, und ſo traten ernſthaftere und weſentlichere Unterhaltungen allmählich immer mehr und mehr an die Stelle ſüſſer Schwärmereien.

Noch im erſten Jahre ſtand das kleinere Haus im Thale ſchon fertig da; im folgenden Frühiahre aber erſt ward es bezogen. Eliſe weihete es auf das ſchönſte ein, kam in der erſten Nacht daſelbſt mit einem Sohne nider und reichte ihn ihrem Manne mit den Worten — da haſt du dein Bild. „Dieſe Stunde geht doch über alle übrigen Stunden meines Lebens“ ſprach Robert, ſegnete ſein Kind, legte es in Eliſens Schos zurück, kniete nider, dankte ihr knieend und weinte ein Freudenthränengebet zum Himmel.

Im zweiten Jahre noch ward der Grund zum gröſſeren Hauſe auf der Höhe gelegt; im dritten ſtand es gleichfals fertig da. Im vierten Jahre hielt Eliſe mit einer Tochter Niderkunft und reichte ſie Robert mit den Worten — da haſt du mein Bild. „Schön, ſchön! Sieh, wie Gott unſere Liebe ſegnet; nun ſind wir Beide zum zweitenmahle da. Sobald du aus den Wochen, wollen wir auch für fremde Kinder ſorgen.

Die Einrichtung ſeines kleinern Waiſenhauſes traf Robert verhältnismäſſig ganz nach dem Model des gröſſeren, worin er erzogen worden war. Er ſah ſich nach einem guten iungen Manne um, den er zum Unteraufſeher darüber beſtellte und machte in der Gegend umher bekannt, daß Jeder, wer eine fremde herumirrende Waiſe ihm zuführte, von ihm eine Belohnung erhalten ſollte.

Der neue Waiſenvater und die erſte Waiſe kamen zugleich an.

Robert ſas eben mit Eliſen unter der Eiche und lies ein kleines Monument errichten, das die Inſchrift hatte — Suchet, ſo werdet ihr finden — als ein fremder Wanderer einen armen Knaben, der faſt ohne alle Bedeckung war, ihm zuführte, und ihn fragte, ob er der Menſchenfreund ſei, der ſich ſolcher unglücklichen Kinder anzunehmen verſprochen. Kaum hatte Robert Ja geſagt, als der Fremde beide Arme über die Bruſt ſchlug und aufſchriee — ach, ach, nun kenne ich Sie wieder. Kennen Sie mich denn nicht mehr?

Robert. Nein, junger Fremdling, ich kenne Ihn nicht.

Fremder. Wiſſen Sie nicht mehr — Gott wird dich nicht verlaſſen, noch verſäumen —?

Robert, der aufſpringt. Ach ia, ach ia! Biſt du der? (reicht ihm die Hand) Sei willkommen hier! Hier iſt Himmel gegen iene Hölle. Du biſt mir ganz aus den Augen gewachſen. Du wanderſt wohl iezt?

»Ja; und da begegnete mir dieſer Knabe, den ſeine Mutter, ein fremdes Soldatenweib, gottloſer Weiſe mitten im Felde ſchlafend verlaſſen hatte. Ich nahm ihn mit, um ihn in die nächſte Stadt zu bringen, weil ich auch ſo ein Elender geweſen bin, und da ward mir dort im Winzerhauſe von Ihnen hier geſagt. Sonſt wäre ich hieher gar nicht zugekommen.«

Robert, zum weinenden Knaben. Weine nicht mehr; du biſt mein. (nimmt den Wandernden bei der Hand und führt ihn an Eliſen) Das iſt der geweſene Waiſenknabe, der mich einſt ſo ſchön tröſtete, als ich mich in der Gewalt des barbariſchen Lazaretvaters befand.

»Und das iſt der wackere Herr, der mich von ihm erlöſete und mich hernach bei meinem Lehrherrn frei hielt, ſo, daß ich nun mein Brod verdienen kann.“

Eliſe. Auch ein ſonderbares Zuſammenfinden wieder unter dieſer Eiche. Der Nachtrag zu dem unſrigen, lieber Mann. Frag ihn doch, ob er nicht auch hier bleiben will. Dankbarkeit ſchuf von ieher die treueſten Menſchen; ſo könnteſt du ihn ia brauchen.

Der iunge Menſch ging recht ordentlich in Kleidung, war ſehr gut gewachſen und hatte eine blühende Geſichtsfarbe. Sein ganzes Aeuſeres ſprach dafür, daß er ein Tugendhafter und ein guter Anwender erhaltener Wohlthaten ſei. „Ach, wenn ich ſo glücklich ſein könnte, fügte er zu Eliſens Fürſprache hinzu, Zeit meines Lebens wollte ich Ihr treueſter Diener ſein.“ Robert nahm ihn auf der Stelle, wie das mitgebrachte Kind, an, beſtimmte ihn zum künftigen Waiſenvater, ermahnte ihn, das Gegenſtück zu ienem Lazaretvater zu werden und unterrichtete ihn eine Zeitlang über ſeine Funktion.

Der Plan, nur fremde verlaſſene und herumirrende Waiſen aufzunehmen, ward genau befolgt. So oft daher ein Kind gebracht ward, examinirte es Robert erſt, und ſobald es inländiſch war, verwies er den Ueberbringer damit an das Waiſenhaus in der Reſidenz. Mit zwölf ſchlos ſich die Zahl der unglücklichen Kleinen, welche iederzeit zugleich in ſeinem menſchenfreundlichen Inſtitute erzogen werden ſollten. Sobald ſie voll war, nahm er ſeine Bekanntmachung zurück und erneuert ſie nun nur alsdann immer wieder, ſo oft er einen Erzogenen aus ſeiner Anſtalt in die Welt gehen läſſet. Der Tag, an welchem dergleichen geſchieht, iſt für ihn und für Eliſen iederzeit ein feſtlicher Tag. Beide ſind ſelbſt fleiſſig im Waiſenhauſe und ſehen genau darauf, daß nicht nur ihre eigenen Kinder, ſondern auch die angenommenen fremden zu guten Menſchen erzogen werden. — —

Und ſo leben dieſe zwei Edlen nun noch auf den heutigen Tag das nützlichſte und ſeligſte Menſchenleben zugleich, das ie gelebt worden, in ihrem heiligen Thale fort. Natur, Liebe und Gemeinnützigkeit beſtreuen iede ihre Stunde mit Roſen und gewähren ihnen noch die ſanfteſten Ausſichten in ein ſpätes Alter. Der Siz unter der Eiche bleibt ihr Lieblingsſiz; da erziehen ſie größtentheils ihre Kinder, deren ſie ſchon ſechs haben, und die alle ihren Eltern an Geſundheit und Güte gleichen; da will der Eine einſt vom Andern und der Zulezt bleibende von ſeinem erſten Sohne begraben ſein. Ruhe von auſſen und von innen iſt iezt der Stempel ihres Daſeins. Feinere Sinnlichkeit bleibt ihnen auch nach einer Reihe von Jahren noch die alleinſchäzbare, und öftereres Elternwerden hat ſie in ihrem Siſtem von Liebe und von Genüſſen der Liebe nicht wankend gemacht. Daher dann auch ihre feſte Geſundheit und ihr heiterer Muth; daher die Kraft noch, einander Alles zu ſein, wie am Tage des Findens und am Tage des Wiederfindens — eine Kraft, die noch ihr Theil ſein wird, wenn ihre Scheitel einſt längſt das Silberhaar deckt. Zwar haben ſie aufgehört, von Freuden der höheren Liebe zu ſchwärmen, und genieſſen ſie nun wirklich mit ſtillerem Herzen; es iſt ihnen aber nicht leid, darüber geſchwärmt zu haben, weil ſie feſt überzeugt ſind, daß nur das hohe Schwärmen über ſie ihnen die ſelige Fülle verſchaft habe, in welcher ſie ſie iezt in der That genieſſen. Heil ihnen noch einſt auf der Abneige ihres Jahrhunderts! Dann werden ſie, die ſich ſuchten und fanden, die ſich verlohren und wiederfanden, ſich diſſeits noch einmahl auf eine kurze Zeit wiederverliehren, um ſich ienſeits ungeſucht auf ewig wiederzufinden. — —

Junge Leſer und Leſerinnen, zweierlei wollte euch der Verfaſſer dieſes Buchs ans Herz legen. Das Erſte — daß ihr mehr ſuchen möchtet, als gewöhnlich geſchieht; das Zweite — daß ihr das Thieriſche der Liebe nicht höher würdigtet, als ſichs für Menſchen geziemt und gebührt. Glaubet, ach glaubet, Beides zuſammen iſt der einzige Weg zu fortdaurendglücklichen Ehen!

Ende des zweiten Theils.

Yp 9813

Deutsche
Literatu